


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1855.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1855.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 1. —— 1. Januar 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Die Kritik und die producirenden Talente.

Solange producirt und kritisirt wird, haben, wie es den Anschein hat, die producirenden Talente mit den kritisirenden Geistern stets auf einem feindlichen Fuß gestanden. Jene scheinen sich immer als die unverletzlichen, durch Himmelsspeise genährten und Himmelsspeise spendenden Götter des Olymps betrachtet zu haben, denen die Kritiker wie boshafte, hämische und neidische Dämonen ihren erhabenen Sitz und ihre Ausnahmestellung nicht gönnen wollen. Kaum Einer wußte sich zu einer Höhe olympischer Seelenruhe zu erheben, die, wenn auch nur im entferntesten Abstande, derjenigen gliche, welche der Weltschöpfer, an dessen Werken die Menschen nun schon so viele Tausende von Jahren zu mäkeln und allerlei auszusetzen haben, gegen seine unzufriedenen Recensenten beobachtet, ohne sich in der consequenten Fortführung seiner Weltepen und Welttragödien irgend stören zu lassen. Die irdischen Dichter, die eben nur einzelne Capitel aus der großen Weltdichtung nachdichten und oft auch sie nachpfuschen, ja im Grunde auch nur zur Staffage dieses Weltpoems gehören, sind eben nur Menschen und mit allen Attributen menschlicher Schwäche ausgestattet, so wenig sie dies oft auch zugeben wollen. Aber selbst Goethe, der noch am meisten mit der einem Dichter geziemenden olympischen Ruhe ausgestattet war, blieb nicht immer seiner Gereiztheit Herr und rieth einmal in einem schwachen Augenblick menschlicher Aufwallung, einen Recensenten wie einen Hund todtzuschlagen, und ähnlich dachte Bürger bei seinem „Hunde aus der Pfennigschänke" an einen jener kleinen Kläffer, die ihn aus dem Versteck irgend eines der damaligen Literaturblätter angebellt und nach seinem wohlverdienten Dichterlorber geschnappt hatten.

Auffallenderweise ist es nun aber in unserer Zeit schwer zu sagen, wo der Dichter anfängt und der Kritiker aufhört, und umgekehrt. Fast alle unsere Dichter haben zu Zeiten kritisirt und recensirt und, ihren eigenen Lorber in Ehren haltend, den Ehrenlorber des einen oder des andern Collegen zu zerpflücken gesucht. So that Schiller an Bürger, und auch Goethe folgte den Eingebungen echter Recensentenlaune, als er in den Jahren 1772 und 1773 eine ganze Reihe von Recensionen in die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" lieferte. Damals, in der vor-Götz'schen und vor-Werther'schen Periode, gährte es noch in ihm; er wußte noch nicht recht, was und wie er dichten sollte; aber er erkannte die Mittelmäßigkeiten, die auf dem deutschen Parnaß häufig unverdient die Ehrenplätze eingenommen hatten, und was er gegen sie auf dem Herzen hatte, mußte er aussprechen. Zu der Zeit nannte er sich mit einem gewissen Selbstgefühl selbst einen „Recensenten", ja an einer Stelle sogar einen „Polizeibedienten des Literaturgerichts". Erst nachdem er sich von dieser Schärfe oder um so zu sagen kritischen Magensäure befreit, fühlte er sich in jene productive Stimmung versetzt, die es ihm möglich machte, den „Götz von Berlichingen" und bald auch den „Werther" zu schaffen. Doch griff er auch später zu Zeiten wieder zum Recensirhandwerke, wie namentlich in den Jahren 1804—6, wo er eine große Zahl Recensionen in die „Allgemeine Jenaische Literaturzeitung" einrücken ließ. Auch die Goethe-Schiller'schen „Xenien" sind im Grunde nur Recensionen, und zwar die galligsten, im kleinsten Rahmen. Ebenso sind Herder und Wieland, Letzterer im „Deutschen Merkur", ihren Antipoden oft genug mit dem Scalpirmesser der Kritik in die Perücken gefahren. Bei Lessing war die kritische Thätigkeit sogar

überwiegend, obschon man dessenungeachtet den Dichter der „Emilia Galotti", des „Nathan" und der „Minna von Barnhelm" zu unsern Dichtern ersten Ranges wird rechnen müssen. Die Koryphäen der romantischen Schule, die beiden Schlegel, Tieck u. s. w. führten ein wahrhaftes kritisches Schreckensregiment und etablirten einen Wohlfahrtsausschuß der Romantik, der, wenn er kritische Hinrichtungen zu decretiren hatte, gar nicht so sentimental und weichlich war, als wenn er die Klänge blühen und die Blumen klingen ließ.

So ist es denn auch bis auf die jüngste Zeit in Deutschland geblieben und diejenigen unter unsern Dichtern und producirenden Schriftstellern, welche nicht zu Zeiten auch das kritische Handwerk geübt hätten, sind in der That zu zählen. Den verhältnißmäßig Wenigen, die sich dieser kritischen Thätigkeit gänzlich enthielten, fehlte es nicht etwa an dem nöthigen Quantum Gift und Galle und dem guten oder bösen Willen zu kritischer Thätigkeit, sondern sie waren sich bewußt, die zur Ausübung der Kritik gehörende geistige Ausbildung und die genügende Reife des Urtheils nicht zu besitzen; sie befürchteten, sich zu compromittiren in dem richtigen Instinct, daß zur Abfassung einer ordentlichen Kritik mehr Geisteskraft, gewiß aber mehr Logik gehört als zur Abfassung eines Gedichts in der vulgären Virtuosenmanier. Gedanken wollen geordnet sein und fliegen nicht so in der Luft umher, wie Gefühle, Empfindungen und phantastische Vorstellungen. Es gibt jetzt in der That genug Dichter, die keine Prosa schreiben, weil sie dies, ganz abweichend von unsern Dichtern ersten Ranges, angeblich unter ihrer Würde halten; aber man wird wol der Wahrheit näher kommen, wenn man behauptet, sie schreiben keine Prosa, weil sie keine schreiben können. Nichtsdestoweniger sind sie gerade die schärfsten Kritiker (wir erinnern z. B. an Nikolaus Lenau), nur daß sie zu ihren abfälligen Urtheilen die Zunge statt der Feder spitzen. Schnelldichter wie Raupach, dem es nicht an kritischer Schärfe fehlte, verzichteten auf die Ausübung der Kritik vielleicht nur aus Gewerbsrücksichten. Ihre Verse brachten ihnen eben mehr ein. Diese in letzter Zeit allerdings häufiger gewordenen Beispiele stoßen jedoch die Regel nicht um, daß gerade unsere bedeutendern Dichter auch dem kritischen Handwerk nicht abhold waren, in vielen Fällen und zu gewissen Zeiten ihm sogar mit großem Eifer und selbst mit Vorliebe oblagen.

Hier drängt sich nun die Frage dazwischen, ob es von Vortheil sei, daß producirende Dichter zugleich auch im kritischen Gerichtshof mitsitzen, mitstimmen und ihr Urtheil öffentlich abgeben, oder ob es vorzuziehen sei, daß nur Nichtproducenten das kritische Richteramt üben. Man könnte gegen die Vereinigung beider Functionen in einer Hand einwenden, daß der Dichter und producirende Schriftsteller gewissermaßen in eigener Angelegenheit nicht zugleich Richter sein könne, daß er der Gefahr ausgesetzt sei, im eigenen Interesse und zur Aufrechterhaltung seiner eigenen Kunstprincipien ein parteiisches, selbstliebiges Urtheil abzugeben. Diese Gefahr ist vorhanden, aber sie ist bei weitem nicht so groß als die Gefahren, die mit der Ausübung der Kritik von Seiten eines nichtproducirenden und der Production gänzlich unfähigen Autors drohen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Kritiker, die aus einem Uebermaß an kritischer Schärfe und verständiger Nüchternheit niemals dazu gelangt sind, etwas Poetisches zu schaffen, entweder schon von Hause aus nicht fähig und naiv genug waren, die ruhige Schönheit eines Dicht- und Kunstwerks zu genießen, oder diese Fähigkeit bei längerer Ausübung des kritischen Amts allmälig ganz einbüßten, bis sie aller Production überhaupt abweisend und negirend gegenüberstanden. Der producirende Dichter, der zugleich Kritiker ist, wird wenigstens die ihm verwandte Richtung jederzeit gelten lassen, obschon er gewisse Mängel auch hier mit feinerm Tastsinn erkennen wird als Andere; und dann kennt er die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Production so genau, er ist so in die Geheimnisse der Technik eingeweiht, er übersieht die Mittel, die ihr zugebote stehen, in so weitem Umfange und er hat ein so leises Gehör für innern wie äußern Wohllaut, einen so scharfen sich nichts entgehenlassenden Blick für verborgene, dem Laien weniger in die Augen fallende Schönheiten, daß er gewiß auch Talente, die in anderer ihm weniger zusagender Richtung produciren, bei aller Strenge billig beurtheilen und die verschiedenen Schönheiten in ihren Leistungen anerkennen wird. Jedenfalls ist es ein Erfahrungssatz, daß unsere größten Dichter im Allgemeinen zugleich auch unsere billigsten und der Sache der Kritik wie der Poesie fördersamsten Kritiker waren. Wir berufen uns hier auf die Worte, die der junge Goethe bei Gelegenheit einer Besprechung von Sulzer's „Allgemeiner Theorie der Kunst" in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" aussprach:

> Es enthält dieses Buch Nachrichten von einem Manne, der in das Land der Kunst gereist ist, allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker und nicht Thukydides und Xenophon der General, Hume der Scribent und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt.

Wie aber vereinbart man die eine Thatsache, daß unsere bedeutendsten Dichter an ihren Arbeitspflug neben den geflügelten Pegasus auch den breitstirnigen und hartnackigen Stier der Kritik ins Joch zu spannen pflegten, mit der andern Thatsache, daß sie trotzdem auf alle Kritiker und Recensenten zu Zeiten sehr schlecht zu sprechen waren? Einmal ist es ganz etwas Anderes, selbst an Andern Kritik zu üben, und etwas Anderes, sie an sich ausüben lassen zu müssen. Auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben gibt es sehr Wenige, welche nicht Diesem oder Jenem Uebles nachsagen, aber sehr böse werden, wenn sie zufällig in Erfahrung bringen, daß dieses durch sie in den Mund der Leute gebrachte Individuum von ihnen selbst schlecht gesprochen hat. „Ja, Bauer, das ist ganz was Ander's!" ist eine Fabelmoral, die in diesen und unzähligen andern Fällen stets ihre Geltung behalten wird. Alsdann ist auch nicht zu leugnen, daß nicht

leicht auf einem andern Felde als dem der Kritik so viele Unberufene mit Hand ans Werk legen — Leute, die ebenso wenig Wohlwollen für den einzelnen Autor haben als sie sich das Gedeihen der Literatur überhaupt am Herzen liegen lassen, die kein Gerechtigkeitsgefühl, keine genügende ästhetische Bildung, keine Einsicht in die Literaturentwickelung im Ganzen und Großen besitzen, weil sie sich nie die Mühe gaben, den Gang der Literatur mitschaffend oder auch nur mitfühlend und mitgenießend zu verfolgen, denen die Literatur mithin nur als ein Conglomerat vereinzelter, unzusammenhängender und zufälliger Facten erscheint und die daher die literarische Erscheinung, über die sie zu urtheilen sich herausnehmen, ebenfalls nur wie etwas Vereinzeltes und Zufälliges besprechen, und zwar nur zu oft vom Standpunkt der Animosität, Privatgehässigkeit oder des gerade waltenden Tagesgeschmacks aus, möge er auch noch so verderbt, falsch und verwerflich sein. Ist nun das literarische Product, welches das Object ihrer Kritik bildet, ein so unbedeutendes, daß es gleichgültig erscheint, ob es überhaupt in der Literatur existirt oder nicht, so mag man sich auch diese Art der Kritik gefallen lassen, weil dann wenigstens das Product nicht höher steht als die Kritik, die an ihm geübt wird; aber nicht selten erheben solche Kritiker oder Recensenten — denn zwischen beiden wird man wol einen Unterschied gelten lassen dürfen — gerade das Mittelmäßige, für das sie allein ein Verständniß haben, während sie das Bessere und Gute zu sich in den Staub, in dem sie selbst geboren sind und leben, herabzuziehen lieben. Da sie keine eigenen Gedanken haben und sich nicht einmal die Mühe geben, die Gedanken höherer Geister sich zueigen zu machen, so helfen sie sich mit jenen hohlen Phrasen, welche die Menge blenden und vom eigentlichen Kern ableiten und von denen es, heute mehr morgen weniger, gerade in der deutschen Journalistik wimmelt. Unselbständig und haltlos wie sie sind, bilden sie nicht selten den trompetenden und posaunenden Musiktrupp irgend eines industriösen Autors, der ihre Gunst zu gewinnen weiß; denn dieses Geschlecht läßt sich leicht imponiren. Auf ihre Treue wird der Gefeierte jedoch niemals für die Dauer rechnen können, wie sie nicht auf seine. Es sind die Winkelkritiker, die, oft in persönlicher Weise, zu kleinlich persönlichen oder zu Winkelcliquenzwecken in Winkeljournalen ihr Wesen treiben, sich aber auch nicht selten durch Correspondenzen, kleine Privatmittheilungen, gelegentliche Recensionen und Notizen auch in geachtetere und einflußreichere Blätter durch irgend ein Hinterpförtchen einzuschleichen wissen. Wie sehr sie trotz ihrer eigenen Unbedeutendheit, die sie durch Bosheit wie durch ihre Menge ersetzen, Schaden und Aergerniß zu stiften im Stande sind, erkennt man ja am besten aus den gelegentlichen Ausfällen selbst unserer größten Dichter gegen diese Art Recensententhums.

Man handelt aber sehr unrecht, wenn man für die Sünden dieser kritischen Buschklepperei auch die ernste einem höhern Ziele nachstrebende Kritik büßen lassen will, wenn Dichter, Künstler, Schauspieler, die sich nicht selten um das Lob dieser allerdings Lärm genug machenden Pseudokritik sehr eifrig bemühen und ihr dadurch eine Pflege und eine Art Anerkennung verschaffen, durch die sie allein am Leben erhalten wird, die höhere Kritik misachten, ignoriren, verunglimpfen und sich anstellen, als sei gerade sie der systematische und geschworene Todfeind aller Production und als würde es mit dieser viel besser stehen, wenn alle Kritik aufhörte, d. h. diejenige, die sich zu selbständig fühlt, um den producirenden Talenten in Allem zu Munde zu reden. Wobei noch dies zu beachten, daß fast Jeder den Tadel ebenso gern als das Lob ungern an des Nächsten Thür anklopfen hört. Das Lob, das man dem Einen spendet, empfinden Andere leicht als eine gegen sie gemünzte Rüge und Zurücksetzung, und im Grunde betrachtet Jeder nur die Kritik als die wahre, die ihm ebenso viel Lob spendet als dem Andern entzieht. Für das Lob ist Jeder zu jeder Zeit zuhause; rückt aber den Tadel an, so heißt es: bemühe dich doch hier in das Haus rechts nebenan; da wohnt Der, den du zu suchen kommst!

Von der unter den producirenden Talenten herrschenden Abneigung und blinden Wuth gegen alle und jede Kritik ist ein recht wunderliches Zeugniß eine außerhalb der Künstlerkreise sehr wenig bekannt gewordene Broschüre, eine gegen die „Kunstschreiber" in Form eines Sendschreibens erlassene Kriegserklärung, zu der sich 1833 die bedeutendsten römischen Künstler: J. Koch, P. Veit, F. Catel, J. Ch. Reinhart, die beiden Riepenhausen, F. R. Meyer und selbst Thorwaldsen zusammengethan hatten. Thorwaldsen bereute es freilich bald, sich zur Mitunterzeichnung bequemt zu haben, und der Bildhauer Wagner kreuzte sogleich den Jubel, womit die Broschüre bei ihrer Ankunft in Rom begrüßt wurde, mit seiner entschiedensten Misbilligung. Es gibt ja unter einer Zahl unbesonnener und wild gewordener Männer immer Einzelne, welche bei Vernunft bleiben und zur Vernunft reden, und ein Mann wie Cornelius hätte sich niemals die Unterschrift zu einer solchen Schmähschrift abnöthigen lassen. Besagtes Pamphlet gibt uns seinem Inhalte wie seinem Ton nach an dieser Stelle zu ergiebigen Stoff, als daß wir uns versagen könnten, auf dasselbe mit einigen Worten zurückzukommen, zumal die Broschüre bei der ihr von ihren Verfassern später selbst gewünschten Unterdrückung ohne Zweifel eine große Seltenheit und Curiosität geworden ist, deren vorübergehende Bekanntschaft zu machen uns selbst in München nicht ohne Schwierigkeit gelang. Es ist ganz unbegreiflich, wie so namhafte Künstler ein solches Machwerk nicht nur zusammenschreiben, sondern selbst unter der Flagge ihrer geachteten Namen vom Stapel laufen lassen konnten. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß selbst gebildete Deutsche, wenn sie ihrem Aerger Luft machen wollen, in einen Ton verfallen, der ihrer Stellung und Bildung wenig würdig ist und dessen sie sich auch meist sehr bald zu schämen Ursache haben. Auf dem von Reinhart erfundenen Titelblatt

jener sehr schlecht stilisirten Broschüre erblickt man einen „Kunstschreiber" mit seinem von einem Affen bedienten „Recensirkasten" und darunter das Motto:

> Der Doctor allhier sich präparirt,
> Daß er sein kritische Blätter schmiert.

In dieser Broschüre wird unter Anderm den Kunstschriftstellern gerathen, nach Rom zu gehen und dort zu hören, „mit welcher Geringschätzung und Herabwürdigung die gesammten Künstler zu Rom von deren Journalartikeln reden", und weiter heißt es:

> Auf alle Weise sucht man die Kunstschreiber lächerlich zu machen, man betrachtet sie insgesammt als eine einzige Person, die man nicht genug erniedrigen könne. Jeder, der Geringste wie der Größte, verbraucht seinen Witz an ihnen. Kaum haben die Künstler nur die Vermuthung von einem hier ankommenden Gelehrten, daß er über Kunst schreibt, so wird er gleich mit schelen Augen angesehen und Jeder hält sich fern von ihm.

Diese Stelle wird hinreichen, um die Tonart, aus welcher diese Broschüre geschrieben ist, zu kennzeichnen. Jeder „verbraucht" seinen Witz an den „Kunstschreibern!" Das thut man auch jetzt noch in München wie in Düsseldorf; doch ist dieser Witz, soviel man davon hatte, längst schon aufgebraucht. Schade nur, daß man ohne diese „Kunstschreiber" nicht existiren kann, daß man immer wieder zu ihnen seine Zuflucht nehmen muß, wenn man das Bedürfniß fühlt, ein eben vollendetes Bild dem Publicum und den Kunstfreunden empfehlen oder seine Richtung gegen den verderbten Geschmack des Publicums oder gegen die drohende Concurrenz eines Nachbartalents in Schutz genommen zu sehen. Die ausübenden Künstler (Wenige wie Schnorr, Schadow, E. Förster, welcher Letztere früher wenigstens seinen Pinsel geführt hat, ausgenommen) besitzen nicht in hinlänglichem Grade schriftstellerische Fähigkeit oder zu wenig philosophische oder auch nur allgemeine Bildung, um die Feder führen zu können, man muß sich also an die verhaßten „Kunstschreiber" wenden, wobei wir übrigens bemerken, daß es zu einem richtigen und gediegenen Kunsturtheil durchaus nicht nöthig ist, ausübender Künstler zu sein oder gewesen zu sein. Es würde uns zu weit von dem Gegenstande dieser Betrachtung abführen, wenn wir diese Behauptung näher motiviren wollten; wir heben daher nur die Thatsache hervor, daß die Malerei und die Bildhauerkunst wie die Musik in vielen Familien vom Großvater bis zum Enkel und zwar in steigender Zunahme der Meisterschaft erblich gewesen sind, daß man häufig von Künstlerfamilien aber niemals von Dichterfamilien gehört hat. Jene Künste lassen sich also erlernen, und über etwas Erlernbares läßt sich von einem Laien, vorausgesetzt daß er das erfoderliche ursprüngliche Gefühl für das Schöne besitzt, die nöthigen kunstgeschichtlichen Studien gemacht und seinen Blick durch vergleichende Anschauung zahlreicher Kunstwerke geschärft hat, mit größerer Sicherheit ein richtiges Urtheil fällen als über ein Unerlernbares. Denn wennschon die Dichtkunst auch ihre Technik hat, die erlernt werden muß, so hat sie zuvörderst auch ein Inneres, ein unnennbares Etwas, das von Keinem erlernt werden, das Keiner sich geben, Keiner erben kann. Daher auch die Erscheinung, daß Winckelmann, der die Kunst nicht praktisch ausübte und daher, wenn er jetzt noch lebte, von unsern Künstlern sehr wahrscheinlich zu den „Kunstschreibern" gerechnet werden würde, auf die Kunst einen reformatorischen Einfluß gehabt hat, wie niemals ein bloßer Aesthetiker ihn auf die Entwickelung der Dichtkunst geübt hat und üben konnte.*) Wir haben heutzutage keinen Winckelmann mehr, aber wir haben doch eine Menge Federn, die auf dem Gebiete der Kunstschriftstellerei Tüchtiges leisten und fortdauernd bemüht sind dem Publicum den Schlüssel zu dem genauern Verständniß der von unsern Künstlern geschaffenen Werke an die Hand zu geben. Ohne diesen kritischen Schlüssel würden der Menge die Compositionen von Cornelius wie Kaulbach nur ein unverständliches Durcheinander sein, aus dem sie wol einzelne Schönheiten herausfühlen würden, ohne jedoch zu wissen, was mit ihnen anfangen. Dem modernen Geschlecht ist ein so geringer Grad von Farben- und Formensinn angeboren, daß — zumal bei der sich in den Vordergrund drängenden Menge von Fratzen und Caricaturen — mit dem bloßen blöden Anschauen von Kunstwerken noch sehr wenig gethan ist. Die Zahl Derer ist bei uns ungemein groß, denen, wie Schiller sagt, die Kunstgebilde wie den Vandalen „Stein" sind, denen sie „ewig schweigen", denen sie nie von den Gestellen steigen „in des Lebens frischen Reih'n", die, wie Shakspeare sagt, „keine Musik haben in sich selbst", die, wie Goethe sagt, „die echten reinen Gesunden krank nennen, damit nur sie, die Kranken, gesund heißen". Hölderlin nannte uns sammt und sonders „hyperboreische Barbaren". Nun, wenn wir das sind, so sollten unsere ausübenden Künstler noch dem Himmel Dank wissen, wenn sich Leute finden, welche das Publicum an der Hand der Kritik wenigstens in die Vorhallen des Kunstverständnisses einführen. Wir leben einmal nicht mehr in den naiven Zeiten der Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Rafael und Albrecht Dürer; aber auch diese waren Gelehrte und kritischer und allseitiger gebildet als manche Künstler, die, wie früher beim Stubenvollbräu, so jetzt im Kaffeehause Schaffroth für ihre künstlerische Bildung genug gethan zu haben glauben, wenn sie gegen die „Kunstschreiber" in der „Allgemeinen Zeitung" und in andern Zeitungen ihrer Zunge freien Lauf lassen.

Auch von Seiten seiner schriftstellerischen Collegen möge der Kritiker, wie von Seiten der Künstler, Componisten oder gar Schauspieler und Virtuosen keinen Dank erwarten, er möge dafür Ersatz beim Publicum suchen, insofern ihm dieses die Anerkennung nicht versagt, ehrlich gestrebt und gesprochen und nach den Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit sein schwieriges

*) Diese Behauptungen könnten allerdings mit dem weiter oben angeführten Ausspruch des jungen Goethe im Widerspruche zu stehen scheinen; aber es ist nicht außer Augen zu lassen, daß Winckelmann in seiner Kunstkritik eben productiv war und Sulzer nicht. Winckelmann war nicht blos ins Land der Kunst „gereist", er war darin „geboren", hatte darin „gelebt, gelitten und genossen", mehr als irgend ein ausübender Künstler.

Amt verwaltet zu haben. Der Kritiker ist, praktisch ausgedrückt, nur der Vermittler zwischen dem Producenten und Consumenten; er ist dazu da nach bestem Gewissen und Dafürhalten dem consumirenden Publicum zu sagen, ob das von dem Producenten auf den Markt gelieferte Product etwas und wie viel es werth sei. Weiter geht seine Verpflichtung fürs erste nicht, und mehr haben Verleger und Producent nicht von ihm zu fodern, obgleich sie meist auch in den Fällen erwarten, das Product als ein preiswürdiges von ihm empfohlen zu sehen, wenn es seines Preises nicht würdig ist. Der Kritiker, vorausgesetzt daß er ehrlich und richtig zu urtheilen fähig ist — und wenn er beides nicht ist, verdient er eben nicht Kritiker zu sein —, hat also nach zwei Seiten hin die Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen: er darf das literarische Product eines Autors nicht unter seinem Werthe anschlagen, was den Autor, aber auch nicht über seinem Werthe, was das Publicum benachtheiligen hieße. Die Aufgabe, Publicum und Autor zu belehren und namentlich diesen auf seine Fehler aufmerksam zu machen, kömmt, genau genommen, erst in zweiter Reihe. Jenes Verhältniß ist aber das einfache und ursprüngliche, nur daß es häufig verkannt und dann ohne Rücksicht auf Das, was das Publicum zu fodern hat, das Product aus dieser oder jener unreinen Nebenabsicht bald weit über seinen Werth angeschlagen, bald ungebührlich unterschätzt wird. Literarische Producte, an denen gar nichts lobend hervorzuheben wäre, sind vielleicht ebenso selten als Producte, an denen Alles ohne Ausnahme preiswürdig und tadellos wäre, und es hieße gegen den nach beiden Seiten festzuhaltenden Grundsatz der Gerechtigkeit verstoßen, wenn man im ersten Falle das Lobenswerthe, im zweiten das Tadelnswerthe verschweigen wollte. Nun gibt es aber freilich Autoren, welche anzunehmen scheinen, daß der Kritiker nicht um der Literatur und des Publicums, sondern allein um ihretwillen, am allerwenigsten aber um seiner selbst willen da sei, sodaß sie, seine Persönlichkeit für nichts achtend, zu verlangen scheinen, er solle allein ihren eigenen Vortheil vor Augen haben, selbst auf die Gefahr hin, seine Urtheilsfähigkeit bloßzustellen und sich in der Meinung des Publicums zugrunde zu richten. Sie verkennen in ihrer Blindheit, daß, nachdem der Kritiker sich so discreditirt, auch sein Lob keinen Werth und für sie selbst keinen Nutzen hat. Wenn irgend etwas die bei Kritikern häufig hervortretende Gereiztheit entschuldigen kann, so sind es gerade diese zudringlichen Zumuthungen, die ihn erkennen lassen, daß er es mit bloßen Egoisten zu thun hat, die von ihm Opfer verlangen — selbst das Opfer der eigenen persönlichen Würde und Selbständigkeit —, ohne selbst Gegenopfer zu bieten und bieten zu können.

Freilich würden die Leiter der Kritik in Deutschland eine ganz andere Stellung einnehmen, wenn sie mehr zueinander hielten, wenn sie weniger einander ignorirten und mehr Einer auf den Andern Bezug nähmen, wenn sie sich als Außenwerke an einer gemeinsam zu vertheidigenden Festung betrachteten, die so construirt sind, daß jedes das andere mit vertheidigt. Abweichende Meinungen in Nebenfragen gibt es ja überall, und es sollte, meine ich, genügen, wenn man in den Hauptfragen, auf die es zumeist ankommt, miteinander übereinstimmt. Aber man vergißt diese über jene, entfremdet sich und geht immer weiter auseinander, bis man sich oft plötzlich sogar in feindlicher Stellung einander gegenüber erblickt. Mit dem den Deutschen eigenen individuellen Hochmuth und der Sucht, allein Recht zu haben, sucht man seinen Stolz in einer isolirten Stellung, inmitten seines kleinen Publicums. Allerlei kleinliche Nebenrücksichten und Bedenken kommen hinzu, um diese Spaltungen hundertfältig zu machen, und aus bloßem Widerspruchsgeist, der mit dem nothwendigen „Aufeinanderplatzen der Geister", wie Luther sich ausdrückt, nichts gemein hat, nennt der Eine ein Ding krumm, wenn der Andere es gerade nannte, selbst wenn Dieser Recht hatte. Findet sich nun auch einmal ein Kritiker und Leiter eines kritischen Instituts, der seinen Collegen durch häufige Citate und Worte der Anerkennung seine Achtung und seinen guten Willen, mit ihnen zu halten, an den Tag legt, so verliert doch auch er allmälig hierzu die Lust, wenn er zu seiner Betrübniß wahrnimmt, daß ihm sein freundliches Entgegenkommen nicht vergolten wird, daß man von allen Seiten darauf hinarbeitet, ihn so zu isoliren, wie man selbst isolirt ist. Den Geist der Kamaraderie habe ich hierbei natürlich nicht vor Augen, sondern nur die würdevolle Stellung der kritischen Streitkräfte im Allgemeinen, ihren Einfluß auf die Gesammtheit, ihr Zusammenwirken in den Hauptfragen. Die Kamaraderie, bei der es sich nicht um literarische Interessen als solche, sondern um einzelne Persönlichkeiten handelt, ist beim Publicum so in Verruf gekommen, daß kein ehrlicher Leiter eines kritischen Instituts sich zu ihrer Förderung mehr offen hergeben mag, daß sie genöthigt ist sehr im Dunkeln zu schleichen und ihr Spinnengewebe anonymer Correspondenzen bald an dieses bald an jenes Blatt anzuknüpfen. Indeß pflegt sie glücklicherweise an ihren geheimen Machinationen sehr bald erkannt zu werden.

Wenn der Kritiker sich einbilden wollte, die Schriftsteller und, insofern er sich ein weiteres Ziel setzt, die Menschen zu bekehren und von ihren mancherlei Gebrechen zu heilen, so möchte dies wol ein bloßer Wahn sein und bleiben, ganz abgesehen davon, daß man an ihn die Frage stellen könnte, wer ihn dazu berufen habe. Gegen die Leidenschaft, den Eigensinn und den Egoismus ist im Allgemeinen sehr wenig auszurichten. Der Leidenschaftliche gesteht sich: „Sehr schön gesagt; aber die Befriedigung meiner Leidenschaft bedünkt mich noch schöner." Der Eigensinnige gesteht sich: „Sehr wahr gesagt; aber ich will einmal vor der Welt Recht behalten, ich darf mir nichts vergeben." Der Egoistische gesteht sich: „Sehr treffend gesagt; aber was habe ich davon, wenn ich danach handele?" Trotzdem hat die Kritik auch in unsern der höhern Literatur vielfach, wenn auch vielleicht nur scheinbar und vorübergehend ungünstigen Tagen immer noch eine bedeutende Aufgabe zu erfüllen; sie hat die

Verausgabungen der Talente zu controliren, damit sie sich nicht zu bald erschöpfen; sie hat dafür zu sorgen, daß der geistige Verkehr zwischen Publicum und Schriftstellern in möglichster Unmittelbarkeit erhalten bleibe; sie hat hier anzuspornen, dort zu zügeln, damit die literarische Production weder in Schlaffheit und Kraftlosigkeit versinke, noch sich künstlich zu einem ungesunden Schwulst aufpuste; sie hat die Lüge in allen ihren Masken zu enthüllen, damit der Wahrheit und der Ehrlichkeit in der Literatur doch auch noch ein Plätzchen bleibe; sie hat die Arroganz zu kennzeichnen, damit dem bescheidenen Talente doch noch einige Aussicht bleibe sich geltend zu machen; sie hat fortdauernd über die früher durch unsere großen Geister gehobenen Culturschätze ihre sichernde Hand zu breiten, damit dem Andrang barbarischer Elemente, wie sie gewöhnlich unmittelbar nach glänzenden Literatur- und Civilisationsepochen das gewonnene und geklärte Culturland zu überschwemmen drohen, möglichst Einhalt gethan werde. Und bei aller ihr nicht mit Unrecht vorgeworfenen Anarchie sind die Leistungen der Kritik durchaus nicht gering anzuschlagen. Man blicke beispielsweise auf das Theater, das zwar bei weitem nicht ist, was es sein könnte und sollte, das aber, wenn die Kritik die Willkürherrschaft der Directionen, die Gelüste der Schauspieler und des Publicums und die unliterarische Fabrikthätigkeit der gewöhnlichen Theaterschreiber nicht fortdauernd unter Controle gehalten hätte, sich ganz gewiß auf einer noch tiefern Stufe der Entartung befinden würde. Die Kritiker selbst haben zwar von ihren Bestrebungen gerade den geringsten Lohn; Andere ernten die Früchte davon, ohne ihnen den ihnen gebührenden Dank zu zollen.

Was der Kritik für den Augenblick zumeist zu wünschen sein dürfte, wäre eine mehr sachliche Haltung im Sinne der englischen Kritik. Mit der sogenannten principiellen Kritik sind wir deshalb nicht viel weiter gekommen, weil Jeder seinen individuellen und subjectiven Standpunkt für das Princip ausgab, das die Kritik zu dem ihrigen zu machen habe. Daher die Anarchie, die unzähligen Widersprüche, der chaotische Wirrwarr! Wenn man über Dickens in dem einen Blatte wörtlich las: „Dies Brüsten mit unserer Literatur muß ein Ende nehmen, die Romane der Sue, der Boz — auch die schlechtesten darunter — sind noch immer so beschaffen, daß sie in Deutschland gar nicht hervorgebracht werden können, interessanter und wirksamer als alle deutschen Romane zusammengenommen, die Goethe'schen (die der Kritiker gleich darauf „sanfte mit souveräner Langweiligkeit behaftete Allgemeinmenschlichkeiten" nannte) an der Spitze. Darum fein zu Kreuze gekrochen!" und wenn gleichzeitig ein anderes ebenso angesehenes Blatt in dem genannten Boz nur „die gemeinste Kotzebue'sche Wirklichkeit, versoffene Kutscher, schwefelpurgirende Schuljungen, aufgestelzte Tugendhelden, die nur Ekel erregen können, aber keinen diese Tendenzen durchbrechenden Strahl eines höhern Lichts" zu erkennen vermochte, so muß man fragen, wie soll sich das Publicum zwischen beiden einander aufhebenden Widersprüchen hindurchhelfen, ohne den Verstand zu verlieren oder alle Kritik zum Henker zu wünschen. Jeder der beiden Kritiker, mit eingelegter Lanze im scharfen Rennen gegeneinander losfahrend, ritt eben sein „Princip". Solche Widersprüche, die ebenso wohl auf ein Uebermaß individuellen Eigensinns als auf einen empfindlichen Mangel an nationaler Durchbildung in allen ästhetischen Fragen schließen lassen und nirgends häufiger angetroffen werden als auf dem Gebiete der Dramen- und Bühnenkritik, sind bei einer mehr sachlichen Kritik gar nicht möglich; wer sich an die Sache hält, wird niemals das Gute verkennen, das sich dem Schlimmen, und niemals das Schlimme, das sich dem Guten gesellt. Und wahrlich, es gibt ewige Principien, die heute noch so jung und frisch sind wie zu den Zeiten der alten Psalmisten und Propheten, der griechischen Tragödiendichter, Historiker und Philosophen, Dante's und Shakspeare's, Lessing's und Schiller's — Principien, die nicht nur mit der sachlichen Kritik verträglich, sondern ihr sogar wesentlich und nothwendig sind wie dem Giebel eines Tempels die Säulen, auf denen er ruht.

Hermann Marggraff.

Ein Blick in die romanische Literatur Siciliens.

Trotz der unglücklichen politischen Verhältnisse hat Sicilien niemals aufgehört die Wissenschaften zu pflegen; man kann sagen, daß die Vaterlandsliebe ihre alleinige Quelle war. Denn während in den Städten Italiens mächtige Fürsten, welche Kunst und Wissenschaft aus eigenem Triebe oder aus Ruhmsucht liebten, zu allen Zeiten Akademien glänzender Geister um sich versammelten, und so der Literatur wirksame Impulse gaben, war dies in Sicilien nach der Zeit des Kaisers Friedrich II. kaum oder gar nicht der Fall. Und hier zeigt sich denn, was eine ehrwürdige Geschichte und eine alte Cultur für wohlthätige Nachwirkungen auf eine Nation fortdauernd ausüben. Der Sicilier betrachtet sich gleichsam als den Erben der Griechen von Syrakus und von Agrigent, und schon der einzige Gedanke an den Ruhm eines Archimedes, eines Empedokles, eines Stesichorus und Theokrit, ja der Blick auf die großen Tempeltrümmer der dorischen Städte schützt den Sicilier vor dem gänzlichen Verfall, wie Rom den Römer selbst unter der traurigsten Pfaffenherrschaft vor gänzlicher Entsittlichung bewahrt.

So ist bis auf den heutigen Tag dieser classische Boden Siciliens der wahre Schirmvogt und der akademische Lehrmeister der sicilischen Literatur geblieben, welche ein ganz und gar nationelles und patriotisches Gepräge hat und darum die größte Theilnahme und Achtung verdient. Diese Blätter sollen dazu dienen, den Entwickelungsgang und die hervorragendsten Erscheinungen der romanischen Literatur Siciliens anzudeuten.

Das Zeitalter der Normannen und Schwaben war für die Cultur Siciliens zunächst das bedeutendste, durch

die Baukunst, die Anfänge der romanischen Poesie und die erste Pflege griechischer Literatur, welche man aus den Händen der Araber empfing. Diese Periode ist uns bekannter, als die folgenden es sind. Denn die nächstfolgenden Jahrhunderte waren rauh und kriegerisch; nach der Sicilischen Vesper war das Haus Aragon auf den Thron Siciliens gekommen und hatte sich unter unablässigen Kämpfen mit Neapel befestigen müssen. Sicilien wurde damals zu einer gefürchteten Seemacht und entwickelte nach außen seine höchste nationelle Kraft, aber für die Wissenschaften geschah nichts Namhaftes. Erst als unter den Castiliern seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts die Insel zu einer von Vicekönigen regierten Provinz herabsank und das Nationalgefühl zu reagiren begann, erwachte gleichzeitig mit der Literatur Italiens auch dort ein wissenschaftlicher Eifer. Unter Alfonso dem Großherzigen (1416—58), dem ritterlichen Eroberer von Neapel, dessen Minister, Antonio Beccadelli, genannt Panormita, durch Pflege der Wissenschaften sich große Verdienste erwarb, begann für Sicilien ein neuer Aufschwung. Man wandte sich wieder wie zur Zeit Friedrich's II. an die Griechen, sammelte viele Manuscripte und Codices, und vertiefte sich in die classische Literatur. Antonio Casserino von Noto übersetzte den Platon, und der berühmte Giovanni Aurispa den Plutarch in das Lateinische, Tommaso Schifaldo von Alcamo commentirte den Horaz und den Persius.

Von jetzt ab nahm Sicilien an der Literatur Italiens eifrig Antheil; eine Menge literarischer Akademien bildete sich wie hier so dort unter den wunderlichen Namen und Einrichtungen jenes geschmacklosen Zeitalters. Auf die Dichter des 16. Jahrhunderts, die in Sicilien blühten, komme ich später zu sprechen; es gab ihrer viele und nicht unbeachtenswerthe; aber noch bedeutender waren die Leistungen der Siciler in der Geschichtschreibung. Sie begannen mit dem 16. Jahrhundert, da die Herrschaft der spanischen Vicekönige das Vaterlandsgefühl zu einem kräftigen Widerstande wachrief. Nun entstanden zahllose Einzelgeschichten sicilischer Städte, wie in Italien, und es gibt keine nur irgend namhafte Stadt Siciliens, welche nicht ihre Specialgeschichte besorgt hätte. Zugleich wurden damit die Anfänge der Alterthumswissenschaft gemacht, die Aufmerksamkeit der Forscher begann sich da zuerst den dorischen Denkmälern zuzuwenden und auch ein Licht auf die Urgeschichte Siciliens zu verbreiten.

Hier tritt ein Geistlicher höchst bedeutend auf als eigentlicher Schöpfer der sicilischen Geschichte und Alterthumskunde. Es ist Tommaso Fagello von Sciacca. Dieser seltene Mann war im Jahre 1498 geboren und starb 1570; er war Dominicaner und hätte General dieses Ordens werden können, wenn er es gewollt hätte. Sein Wissen war von großer Ausdehnung, sein Fleiß riesig; als Philosoph, Theolog, Dichter und Redner suchte er seines Gleichen. Er faßte den Plan eine allgemeine Geschichte und Geographie Siciliens zu schreiben, und während er 20 Jahre seines Lebens auf dieses Werk „De rebus Siculis decades duae" verwandte, durchwanderte er einmal ganz Sicilien, die Lage und die Alterthümer der Städte zu ergründen. Er beschrieb in der ersten Decade seines Werks die geographische Beschaffenheit der Insel und die Lage wie die Alterthümer der Städte; in der zweiten Decade gab er eine vollständige Geschichte des Landes von der fabelhaften Zeit bis auf das 16. Jahrhundert. Dieses hochwichtige Werk von großer Gründlichkeit und Sorgsamkeit ist nun die bleibende Grundlage der Geschichte, Geographie und Alterthumskunde Siciliens und ein wahrer Schatz seiner Literatur.

In derselben Zeit schrieb auch Claudio Mario Arezzo von Syrakus, Historiograph Karl's V., sein geographisches Werk über die Lage Siciliens, und der berühmte Mathematiker Francesco Maurolico von Messina sein „Sicanarum rerum compendium", eine Ergänzung des Fagello. Und so wurde die vaterländische Geschichtschreibung in Sicilien geschaffen. Sie blühte seitdem in allen ihren Zweigen durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert und hat in dem unserigen Palmeri's „Geschichte Siciliens" und Amari's treffliches Werk über die Sicilische Vesper hervorgebracht.

Im 17. Jahrhundert hatte Paruta auch den Grund zur sicilischen Numismatik gelegt und Pirri seine „Sicilia sacra" geschrieben. Die höchste wissenschaftliche Blüte aber entwickelte sich im 18. Jahrhundert gleichzeitig mit dem Aufschwunge, welchen Neapel unter der Herrschaft des aufgeklärten Karl III. von Bourbon und seines Ministers Tanucci nahm. Sicilien blieb hier nicht hinter Italien zurück und hat Männer aufzuweisen, welche Maffei, Muratori und Tiraboschi würdig zur Seite stehen und ihrem beklagenswerthen Vaterlande zum höchsten Ruhme und zum besten Troste gereichen. Welch ein Verdienst erwarb sich nicht Giovanni Battista Caruso (1673—1724) durch seine „Bibliotheca historica regni Siciliae", in welcher er 23 historische Werke über die Periode der Araber, der Normannen und Hohenstaufen zu einer Sammlung vereinigte. Nun entstand ein rechter Wetteifer in der Forschung über vaterländische Dinge, und bis auf die neueste Zeit gingen daraus die schätzenswerthesten Arbeiten hervor, welche nach allen Seiten Aufklärung verbreitet haben; die politische Geschichte, die Kirchengeschichte, die Geographie, Diplomatik, Münzkunde, arabische Sprache, Antiquitäten haben zahlreiche Bearbeiter gefunden, und Sicilien gewährt den erfreulichen Anblick eines Volks, welches alle seine geistigen Kräfte einzig und allein der Durchforschung des Vaterlandes gewidmet hat.

Es ist nun eine eigenthümliche Wahrnehmung, daß die sicilische Wissenschaft fast ausschließlich von den beiden Ständen gepflegt wird, von denen man in andern Ländern am wenigsten literarischen Eifer erwarten würde: von der Geistlichkeit und von dem hohen Adel. Ihnen allein verdankt das gedrückte Land eine wissenschaftliche Cultur, deren Reichthum erstaunlich ist, und ihre Werke zeigen eine Gelehrsamkeit und einen Fleiß, welcher eher

dem deutschen als dem sicilischen Klima anzugehören scheint.

Der Grund, warum Geistlichkeit und Adel dort die alleinigen Träger der Wissenschaft sind, liegt in den politischen und socialen Verhältnissen der Insel. Beide sind auch die Träger der Geschichte Siciliens, seine alten politischen Stände; das bürgerliche Leben fehlt, die höhern geistigen Interessen werden nur durch die Kirche und die Baronie vertreten; der Patriotismus, der Haß gegen Neapel ist beiden Ständen gemein. Sie selbst sind wiederum meistentheils Zweige eines Stammes, weil die höchsten Kirchenstellen, weil die angesehensten Benedictinerklöster Adelspfründen oder Adelsinstitute sind.

So geschieht es denn, daß in Sicilien Kirche und Baronie, wie sie das politische Leben repräsentirt, so auch alle Intelligenzen vertreten muß. Beide Stände theilten sich gleichsam stillschweigend und ihrer Natur gemäß in die Pflege der Wissenschaften. Die classische Insel hat nothwendig solche von selbst erwecken müssen, welche als die einheimischen Producte ihres Bodens anzusehen sind: die Naturwissenschaft, die Geschichte, die Alterthumskunde in weitester Ausdehnung. Es nahm denn die Geistlichkeit für sich größtentheils die Geschichte und die Naturwissenschaft in Beschlag, der land- und städtebesitzende Adel aber im Allgemeinen das Studium der Alterthümer.

Die wichtigsten Werke über Sicilien sind so nach und nach aus den Klöstern der Benedictiner und Dominicaner und aus den Pfarreien hervorgegangen, und um von ältern Zeiten zu schweigen, wollen wir nur Hauptwerke aus der neuern Blütezeit sicilischer Literatur, aus dem 18. und 19. Jahrhundert anführen, welche alle von Geistlichen verfaßt sind: des berühmten Kanonicus Don Antonio Mongitore „Bibliotheca Sicula", das Hauptwerk sicilischer Literaturgeschichte; die „Capitula regni Siciliae" von Francesco Testa, dem Erzbischof von Monreale, Hauptwerk sicilischer Gesetzkunde; Rosario's di Gregorio Geschichtswerke über die arabische und normännische Epoche; Caruso's „Bibliotheca historica regni Siciliae"; die Werke Domenico Schiavo's über verschiedene Gebiete sicilischer Geschichte und Diplomatik; de Blasi's „Geschichte der Vicekönige Siciliens" und „Bürgerliche Geschichte Siciliens"; des Kanonicus Alessi „Kritische Geschichte Siciliens"; Pirri's kirchengeschichtliche Werke über Sicilien; endlich Domenico Scinà's naturwissenschaftliche Werke und seine „Literaturgeschichte der griechischen Periode und des 18. Jahrhunderts von Sicilien".

Wetteifernd mit der Geistlichkeit hat nun auch der Adel Siciliens vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit sich der Wissenschaften angenommen. Seine einsame Lage auf der Insel, seine feindselige Stellung zu dem Hofe von Neapel, endlich das Glück der Entfernung von dem Hofleben selbst hat dazu beigetragen, den Baronen Siciliens die Wissenschaften lieb zu machen. Man denke sich nun diese Herren auf ihren einsamen Landschlössern oder in den ebenso einsamen, herabgekommenen Städten der Insel lebend, und man wird begreifen, daß bei dem Mangel an Zerstreuung geistige Beschäftigung unerlaßlich werden mußte. Die ländlichen Besitzungen bieten wenig Thätigkeit dar, kaum das Vergnügen der Jagd, und der Ackerbau liegt danieder; in den Städten fehlt der Reiz einer großen Gesellschaft. So sehen wir denn in einem Lande, welches durch den crassesten Feudalismus verrufen ist, in eben diesen Feudalherren, wie in dem Adel Englands, die Triebfedern nationaler Bewegungen und die Beförderer nationaler Wissenschaft zugleich.

Viel und Herrliches hat dieser patriotische Adel Siciliens für das Vaterland gethan, und diese Erscheinung, welche ihn mehr als den Adel jedes andern Landes ehrt, versöhnt mit ihm und gibt die Bürgschaft wie den Beweis von der noch unzerstörten Lebenskraft Siciliens. Die Wissenschaft ist dort wahrlich die Waffe, welche der Patriotismus gegen die neapolitanische Unterjochung in die Hand genommen, und sie schützt als ein heiliges Palladium den Volksgeist vor dem Untergange. Denn was hätte dieses arme Land wol an andern Schutzwehren übrig, wenn nicht seine nationale Wissenschaft und seine von den Dichtern gepflegte und unsterblich gemachte Nationalsprache?

Viele Namen sicilischer Großen, ja die ersten des Landes, haben sich durch literarische Verdienste einen neuen und dauernden Glanz gegeben. Meist sind es die Alterthümer, mit deren Erforschung sich diese Marchese, Grafen und Prinzen fleißig beschäftigt haben, weniger die andern Fächer der Gelehrsamkeit, obwol sie auch darin nicht unthätig gewesen sind. Und so mögen auch hier die Hauptwerke genannt sein, welche sicilische Adelige zu Verfassern haben: vom Prinzen Torremuzza die „Siciliae urbium et regum numismata", das Hauptwerk für die Numismatik Siciliens; des Prinzen Enea Jordano Biscari Schriften über Catania und sein „Viaggio per tutte le antichità di Sicilia"; des Grafen Cesare Gaetani archäologische Schriften und „Sicilia nobile"; des Marchese Gargallo vortreffliche und beste Uebersetzung des Horaz, welche die Italiener haben; des Grafen Villabianca großes Werk „Sicilia nobile"; die vielseitigen Schriften des Marchese di Villarena über Kunst, Alterthümer, Geschichte, Literatur, Mathematik; endlich das große Prachtwerk des Prinzen Serra di Falco über die Monumente Siciliens, welches in ganz Europa bekannt ist.

Es wird uns belehrend sein, in das Leben eines sicilischen Großen des 18. Jahrhunderts hineinzublicken und zu erfahren, auf welche Art ein solcher Feudalherr in der abgeschiedenen Einsamkeit seiner Insel erzogen wird, sich in der Stille zu einer wissenschaftlichen Richtung entschließt und endlich zu einem bedeutenden und Epoche machenden Gelehrten wird. Ich gebe deshalb eine Mittheilung von dem Leben des Prinzen Torremuzza, des berühmten Verfassers der sicilischen Inschriften und Münzen, welcher die Blütezeit der neuern sicilischen Literatur gleichsam einleitet und zu einer bedeutungsvollen Wissenschaft in seinem Vaterlande mehr als die Fundamente gelegt hat. Er hat in einer kleinen,

selten gewordenen Schrift: „Memorie della vita letteraria di Gabriele Lancillotto Castello principe di Torremuzza, scritte da lui stesso“ (Palermo 1804) sein Leben selbst herausgegeben, sodaß wir schon aus den ersten Blättern derselben Wesen und Charakter des seltenen Mannes erkennen. Er beginnt so:

Nicht aus hohler Prahlerei oder aus dem Geiste der Eitelkeit bin ich darangegangen, die Denkwürdigkeiten meines literarischen Lebens zu schreiben, sondern aus gerechtem Pflichtgefühl gegen die Wahrheit, und um den Nachkommen die Mühe zu ersparen, hier und dort Notizen über mich aufzusuchen. Ich bin Autor verschiedener Werke gewesen, welche, mögen sie gut oder schlecht sein, gedruckt durch die Welt wandern. Die Lebensgeschichte der Schriftsteller ist immer der Gegenstand der größten Neugierde und der sorgsamsten Nachforschungen der Gelehrten gewesen, und es gibt keine gebildete Nation, welche nicht die Nachrichten von dem Leben aller ihrer Schriftsteller in jenen Büchern gesammelt hätte, die man gewöhnlich Bibliotheken betitelt. Auch wir haben solche in Sicilien mit dem größten Fleiße und Mühsal von dem berühmten Antonio Mongitore, Kanonicus der Metropolitankirche von Palermo, gesammelt, ein ausgezeichnetes Werk, welches im Verlauf der Zeit mehr als einen Zuwachs erhalten wird. Einst wird man darin sicherlich auch von mir reden, und nun — das ist denn der Gegenstand dieser Denkwürdigkeiten. Ich will, daß man sich nicht mit Nachforschungen über mich bemühe, daß man, ohne Furcht in Irrthümer und Falschheiten zu verfallen, schreibe, und daß die Nachwelt in Betreff meiner ungetäuscht bleibe. Ich habe also selbst die Denkwürdigkeiten meines literarischen Lebens geschrieben; ich lasse diese Schrift verschlossen und gesiegelt in meinem Hause mit dem Befehle, sie zu öffnen und zu lesen, und durch den Druck zu veröffentlichen, nach meinem Tode.

Torremuzza wurde am 21. Januar 1727 in Palermo geboren. Mit sieben Jahren gab ihn sein Vater in das königliche Collegium Borbonicum der Theatiner, wo die Kinder des höchsten Adels unterrichtet wurden. Er lernte hier, wie er sagt, die lateinische und italienische Grammatik, blieb aber nur drei Jahre in der Anstalt, da sein Vater für einige Jahre auf eine Feudalbesitzung ins innere Land hinüberzog. Geistliche besorgten dort die Erziehung des jungen Prinzen, und man höre nun, was der zehnjährige Knabe in vier Jahren an Wissenschaften absolviren muß: Rhetorik, Logik, Metaphysik, Physik, Geographie, Geschichte, römische Alterthümer und die Elemente der griechischen Sprache. Sein Vater starb aber im Jahre 1741 und ließ den Sohn als Erben reicher Feudale und großer Titel zurück, denn nun wurde er Prinz von Torremuzza, Marchese di Capizzi und Motta d'Affermo und Graf von Gugliano. Seine Mutter bestand darauf, daß der junge Erbe auch die Institutionen des Civilrechts studire, die für Den unerläßlich seien, welcher Feudalgüter mit Vasallenschaften verwalten müsse, denn oft genug gäben diese zu Processen Veranlassung. In weniger als einem Jahre vollendete Torremuzza auch dieses Studium, und wie bei unsern Prinzen Alles recht schnell vonstatten ging, so vermählte ihn seine Mutter schon in seinem sechzehnten Jahre mit Donna Anna Maria lo Faso, Tochter des Herzogs von Serra di Falco. Kann man sich nun Lebensverhältnisse denken, welche der Wissenschaft ungünstiger wären als diese: mit sechzehn Jahren Ehemann, Feudalherr, im Besitze der größten Reichthümer? und möchte es nicht widersinnig scheinen, zu denken, daß aus einem solchen Prinzen ein Gelehrter hervorgehen werde, der Werke verfassen und mit unermüdlichem Fleiße sammeln sollte, welche nur die Aufgabe und Bestimmung eines im Bücherstaube geborenen und vom Bücherwust verdeckten Schulmannes sein können? Aber so wunderbar ist die Natur der menschlichen Anlagen, daß sie ebensowol die goldenen Fesseln des Reichthums als die eisernen Ketten der Armuth zersprengt, um sich zu entwickeln; und so mußte im umgekehrten Falle ein Winckelmann der Schulstube entspringen und aus der Gesellschaft schmuziger Jungen in die der Cardinäle und Fürsten versetzt werden, um seine Schicksalsanlage zu erfüllen.

Die Verhältnisse wollten, daß der junge Prinz Palermo verließ, um auf einem seiner Feudalgüter, Motta d'Affermo, zu wohnen. Hier war er eben im Begriffe aus Langerweile botanischen Studien sich in die Arme zu werfen, als ein Zufall sein ganzes Leben bestimmte. Ein Bauer, welcher in den nahe gelegenen Ruinen von Alesa ein Gefäß voll alter Kupfermünzen gefunden hatte, brachte dem Lehnsherrn diese zum Verkauf. Der junge Torremuzza kaufte sie aus Neugierde und ergötzte sich damit die Namen einiger römischer Kaiser in lateinischer Schrift und die griechischen Namen einiger Städte herauszulesen. Plötzlich erwachte in ihm die Lust, sich mit den Alterthümern zu beschäftigen. Ein Geistlicher brachte ihm ein schlechtes Buch über die Trümmer des alten Catania, er verschlang es, und von diesem Augenblick an begann er sich in das Studium der Antiquitäten zu versenken. Er fand in jenem Buche einige Münzen abgedruckt, welche mit solchen übereinstimmten, die er gekauft hatte; seine Begierde wuchs, er gab nun Aufträge, ihm Münzen zu besorgen, er schickte Boten auf alle Märkte Siciliens; man trug ihm von allen Seiten Münzen in das Haus.

Er eilte nach Palermo und knüpfte eine Bekanntschaft mit einigen Gelehrten an, mit Domenico Schiavo, di Blasi, Francesco Caruso, Francesco Testa. Von diesen Männern empfing er den ersten Unterricht in der Alterthumswissenschaft und Bücher dieses Faches, und begann nun seine Studien mit der Leidenschaft eines Mannes, der die Bestimmung seiner Natur gefunden hat. Die wissenschaftlichen Freunde, deren größte Zahl aus Geistlichen bestand, stifteten in Palermo in der Wohnung eines Klosterpriors eine literarische Union; eifrig lernte hier Torremuzza von den ältern Männern und machte nun auch Fortschritte in der griechischen Sprache. Es bestand damals schon die palermitanische Akademie del Buon Gusto, welche regelmäßig zwei mal im Monat im Palast zu S.-Flavia zusammenkam. Hier las Torremuzza, damals 22 Jahr alt, sein erstes Product vor, eine Dissertation über eine römische Marmorstatue, die in den Ruinen von Alesa gefunden worden war. Bald darauf mischte er sich in den wunderlichen

Streit der Städte Palermo und Catania, ob die heilige Agatha hier oder dort geboren sei, mit einer witzigen Broschüre, und 1753 folgte sein erstes eigentliches Werk: „Storia di Alesa, antica città di Sicilia, col rapporto de' suoi antichi monumenti."

Von Zeit zu Zeit durch Familienangelegenheiten oder durch Staatsämter abgezogen, hörte Torremuzza doch nicht auf, sein Studium zu verfolgen und über Alterthümer und sicilische Geschichte zu schreiben. Er sammelte die alten Inschriften von Palermo und gab sie in einem Bande heraus. Pedantisch und mit Gelehrsamkeit prunkend waren noch alle diese Schriften des Autodidakten, wie er selbst bekennt; aber mit kühnem Geiste vorschreitend faßte er schon die Idee zu einem Thesaurus, einem Sammelwerke, welches alle Alterthümer Siciliens umfassen und wozu alle Literaten seines Vaterlandes beitragen sollten.

Unterdessen foderten ihn seine literarischen Freunde auf, seinen Münzkatalog zu veröffentlichen; so entstand im Jahre 1767 das Werk: „Siciliae populorum et urbium regum quoque et tyrannorum numismata." Dasselbe gab Torremuzza vermehrt heraus im Jahre 1781 und zum dritten male im Jahre 1789, und leistete damit der Wissenschaft einen höchst wichtigen Dienst, denn was vor ihm im Fache der sicilischen Münzkunde gethan worden war, von Filippo Paruta und andern Gelehrten, wurde hier nun vervollständigt.

Im Jahre 1769 erschien denn auch Torremuzza's Werk: „Siciliae et objacentium insularum veterum inscriptionum nova collectio." Diese beiden Werke sind es denn, welche dem Prinzen einen bleibenden Namen in der Literatur Siciliens und die Dankbarkeit auch der Wissenschaft überhaupt gesichert haben. Kleinere Schriften, die er verfaßte, seien hier übergangen.

Nicht geringer als die wissenschaftliche Thätigkeit des ungewöhnlichen Mannes war auch seine bürgerliche. Denn viele Aemter bekleidete er, die ihm die Gelegenheit gaben, in verschiedenen Richtungen höchst wohlthätig zu wirken. Er war nach und nach Gouverneur des großen Armenhauses von Palermo, Administrator der königlichen Münze in Sicilien, Director der öffentlichen Schulen von Palermo, Präsident der Alterthümer, und nachdem er in ruhmvoller Thätigkeit für das Vaterland sein Leben vollendet hatte, starb er am 27. Februar 1792 zu Palermo in einem Alter 65 Jahren, von ganz Sicilien beklagt und als einer seiner würdigsten Bürger geehrt.

Ein Mann wie Torremuzza glänzt doppelt in der Sphäre seines Standes, wo ihm gleiche Erscheinungen überall selten sind; denn wo fänden sich unter reichen Fürsten und Feudalherren leicht Männer von dieser stillen, starken Natur, von dieser uneigennützigen Liebe zu den Wissenschaften und zum Vaterlande, von dieser bürgerlichen Thätigkeit.

Doch hat Sicilien noch mehr Große dieser Art aufzuweisen, welche ihre Verstandeskräfte und ihre Reichthümer zum Wohle der Gesellschaft rühmlich verwendet haben, anstatt sie in eitelm Schein und nutzlosem Prunke zu vergeuden. Ich darf nur an Torremuzza's edeln Zeitgenossen den Prinzen Biscari in Catania erinnern.

Neben Torremuzza stelle ich nun die Erscheinung eines in andern Richtungen thätigen und hochgefeierten Gelehrten Siciliens aus neuerer Zeit, des Domenico Scinnà, eines Mannes von unermüdlicher Arbeit, von vielumfassendem Geiste und von so hohem Patriotismus, daß er eine der besten Zierden seines Vaterlands bleiben wird.

Ich benutze hier eine ausführliche Abhandlung des Marchese von Villarena, welche nach dem Tode Scinnà's geschrieben wurde.

Domenico Scinnà wurde am 25. Februar 1765 in Palermo geboren. Sein Vater, dessen Stand nicht bezeichnet ist, ließ den Knaben in frühen Jahren als Waise zurück; die Mutter Rosaria Romano bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Nach vollendeter Schule ging Domenico auf die Akademie der Studien, welche zu Palermo in dem ehemaligen Jesuitercollegium nach Vertreibung der Väter Jesu gestiftet worden war. Obwol er hier Theologie studirte, trieb ihn doch die innere Neigung zur Geometrie und zur Physik. Die Mathematik und Naturwissenschaft ist das älteste wissenschaftliche Erzeugniß des sicilischen Bodens und muß in dem Vaterlande des Empedokles und Archimedes mit Nothwendigkeit fort und fort die Geister beschäftigen. Der Kanonicus Rosario di Gregorio, ein berühmter sicilischer Gelehrter, erkannte in seinem Zöglinge bald einen eminenten Kopf, den er auf alle Weise zu fördern sich bemühte. Unglaublich war die Lernbegierde und der Fleiß des Jünglings. Leibniz, Wolf und Hume, damals auch in Sicilien die Philosophen des Tages, waren sein erstes speculatives Studium, aus welchem er jedoch, wie sein Lebensbeschreiber sagt, den bestimmten Entschluß faßte, sich fortan an die Naturwissenschaften als die einzigen positiven Resultate der Forschung zu wenden.

Es hatte damals der gelehrte Erzbischof von Heraclea, Alfonso Airoldi, königlicher Giudice, einen Literatenverein in seinem Hause versammelt, in welchen auch der junge Scinnà eintrat. In mathematischem Wissen bereits ausgezeichnet, fing er an die Augen der Gelehrten auf sich zu ziehen. Im Jahre 1796 wurde er Secretär der Recettoria di Malta in Palermo, nachdem er bereits mehre Jahre als interimistischer Professor der Mathematik an der Akademie gelehrt hatte. Zugleich wurde er Professor der Experimentalphysik mit einem Gehalte von 120 Scudi jährlich. Seine Vorlesungen verschafften ihm bald einen solchen Ruf, daß von allen Seiten ihm Zuhörer zuströmten und er als die Zierde der jungen Akademie angesehen wurde.

Scinnà schrieb nun im Jahre 1803 sein erstes Werk: „Introduzione alla fisica sperimentale", welches seinen Ruf sicherte. Es war wegen dieser Einleitung, sagt Villarena, daß ganz Italien ihn feierte, daß Toscana ihn an sich ziehen wollte, daß er beim Großherzog Leopold in höchste Gunst kam, der sich ein Vergnügen

daraus machte, ihn um die damals noch nicht gedruckten Institutionen der Physik zu bitten, und daß er ihm die prächtige Ausgabe aller Poesien des Lorenzo Medici schickte.

Gleich darauf gab nun Scinnà seine Elemente der allgemeinen Physik und im Jahre 1809 die der besondern Physik heraus. Scinnà war überzeugt, sagt Villarena, und er sagte sich wol, daß ein Mann, der in Sicilien mit wenig Mitteln lebt und fern von jenen Völkern, bei denen die Naturwissenschaften in großer Bewegung sind, sich schwer jenen Männern der Wissenschaft beigesellen und mit ihnen den Ruhm und die Freude neuer Entdeckungen theilen kann; deshalb nahm er sich von nun an vor, sich an vaterländische und sicilische Stoffe zu machen, um mit der Mühe, die er auf diese verwandte, das Vaterländische aufzuklären und zugleich damit Ruhm einzuernten. Wie er nun ganz und gar in den Wissenschaften der Natur lebte, beschloß er den großen sicilischen Mathematiker Francesco Maurolico von Messina zu erläutern, und so schrieb er im Jahre 1808 sein „Elogio di Francesco Maurolico".

Auf dieses Werk folgten seine Denkwürdigkeiten über das Leben und die Philosophie des Empedokles, eine höchst verdienstvolle Arbeit, welche ihm die Ehre eintrug, daß er im Jahre 1815 zum königlichen Historiographen ernannt wurde. Um diesem Titel nun auch wirklich Genüge zu thun, schrieb er im Jahre 1818 seine Topographie von Palermo, eine naturwissenschaftliche Untersuchung über den Boden Palermos, über die Höhe der die Stadt umgebenden Berge, über die Flüsse der Ebene und die Vegetation.

Es folgten im Jahre 1823 sein Discurs über Archimedes und im Jahre 1827 seine Fragmente des sicilischen Astronomen Archestratus. Nicht ohne das fleißigste Studium auch der griechischen Philologie vermochte der rastlose Mann solche Werke zustande zu bringen. „So viele Arbeiten", sagt hier sein Lobredner, „hatten Scinnà's Ruf hoch erhoben, und so viele Werke hätten wol unsern berühmten Autor ermüden und so großes Lob ihn sättigen und gleichsam zu einer ehrenvollen Ruhe auffodern mögen, aber sein unbezwungener Fleiß zog neue Kraft aus der Mühe und neue Glut aus dem Ruhm; und deshalb rüstete er sich trotz alledem zu dem schwierigen Unternehmen, die gesammte Geschichte der Literatur Siciliens zu schreiben. Nun gehet und laßt euch sagen, daß das Klima Siciliens durch seine Hitze unsere Kräfte lähmt, und uns zu großen Werken der Arbeit und des Genies unfähig mache. Möge man denn auf unsere großen Männer und unter ihnen auf Scinnà sehen und den Schluß ziehen, daß die Ursachen, welche unsere Fortschritte aufhalten, wol ganz anderer Natur sind."

Wahrhaft schöpferisch und original betrat hier Scinnà ein Gebiet seiner vaterländischen Wissenschaft, welches kaum vorher einen Bearbeiter gefunden hatte, und er sicherte sich mehr, als er es durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten vermochte, die Unsterblichkeit und die dauernde Dankbarkeit seiner Nation. Ehe sich Scinnà der Literaturgeschichte Siciliens annahm, lag sie sehr im Argen, oder es gab vielmehr nur die Grundlagen dazu, nämlich den ältesten Versuch einer Geschichte sicilischer Literatur von Giovanni Ventimiglia in drei Büchern (1663) und das wichtige Sammelwerk des Giovanni Galeani „Le muse siciliane" (Palermo 1645), welches die besten antiken und modernen Dichter der Insel in vier Büchern zusammenfaßt und eine unentbehrliche Hülfsquelle ist. Was man übrigens noch im 18. Jahrhundert in Sicilien in die Literaturgeschichte mit einbegriff, zeigte mir auf das ergötzlichste ein Buch vom Jahre 1756, betitelt: „Memorie per servire alla storia letteraria di Sicilia", wo das Titelkupfer eine zweiköpfige Misgeburt vorstellt, die im Jahre 1755 in Palermo geboren wurde (Humanum monstrum natum Panhormi pridie nonas Decembr. an. 1755).

Mit einem erstaunlichen Fleiße hatte schon Mongitore seine „Bibliotheca Sicula" zusammengestellt (1707—14), ein Lexikon der sicilischen Schriftsteller von den Griechen bis auf das 18. Jahrhundert in alphabetischer Ordnung; aber dieses wichtige Werk ist keine Literaturgeschichte. Nun unternahm es Scinnà zunächst, die Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts, die Blütezeit des neuern literarischen Siciliens, zu behandeln, und gab vom Jahre 1824—27 seine drei Bände „Prospetto della storia letteraria di Sicilia nel secolo decimottavo" heraus. Er gab in diesem vortrefflichen Werke, welches ihm und Sicilien zu großer Ehre gereichte, die Entwickelung der geistigen Cultur seines Landes in diesem Abschnitte nach allen Richtungen und schuf eigentlich eine neue Wissenschaft für sein Vaterland. Ohne Zweifel schwebte ihm als Muster die große Literaturgeschichte Italiens von Tiraboschi vor, und sein ungeheures Wissen in vaterländischer Literatur hätte ihn wol befähigt, Das für Sicilien zu sein, was jener Gelehrte für Italien geworden ist, wenn ihm der Tod Zeit gelassen hätte, seinen Plan vollständig auszuführen.

Denn nachdem er jenes Werk beendigt hatte, beschloß er nun die Geschichte der sicilischen Literatur von dem Zeitalter der Griechen zu beginnen und über die Araber und das Mittelalter hinweg bis zum 18. Jahrhundert fortzuführen, um das Ganze also zu vollenden. Er schrieb demnach seine „Storia letteraria di Sicilia nei tempi greci", von welcher er noch bei seinem Leben die erste und zweite Periode veröffentlichte, und die dritte eben bis auf Archimedes gebracht hatte, als ihn am 13. Juli 1837 die Cholera hinwegraffte, in einem Alter von 72 Jahren.

Das Werk, welches sich durch seine schon vorher beschriebene Abhandlung über Archimedes glücklich vervollständigt, wurde im Jahre 1840 in Neapel in einem Bande gedruckt.

Dies also sind Domenico Scinnà's Werke und seine Verdienste um die wissenschaftliche Cultur Siciliens. Darf ich, der ich erst den kleinern Theil seiner literarischen Arbeiten kenne, mir ein Urtheil über ihren Geist und Charakter erlauben, so ist es dieses: sie zeigen uns

einen Gelehrten von ungeheurer Kenntniß seines umfassenden Gegenstandes, von einer schlichten Einfachheit der Behandlung, von angenehmer Darstellungsgabe; ein klares Denken und einen überschauenden Verstand, einen logisch ordnenden Kopf; aber es springen auch unleugbare Mängel in die Augen: nicht immer philosophische Auffassung, oftmals Mangel an tieferer Kritik, welcher vollends eine zu hitzige Vaterlandsliebe häufig schadet; endlich breite und oft bis zur Langeweile ausgesponnene Wiederholungen schon gesagter Gedanken, ein Fehler, welchen Scinnà mit vielen italienischen Gelehrten und zumal mit denen theilt, welche im Rock des Abbate schreiben.

Sein Plan zu einer vollständigen Literaturgeschichte Siciliens ist übrigens wiederaufgenommen worden, und man kündigt uns das umfassende Werk des Jesuiten Narbone an, von dem die bibliographische Einleitung in diesem Jahre bereits erschienen ist.

Ich will nun meinen Lesern das Bild des größten Nationaldichters der Sicilier, des Giovanni Meli von Palermo geben, welcher Scinnà's Zeitgenosse war. Die locale wie sprachliche Abgeschiedenheit Siciliens ist schuld, daß Meli und die moderne Poesie der Sicilier, so auf dem italienischen Festlande wie bei uns, wenig gekannt ist; die großen Literaturwerke Italiens haben auf sie nur in der oberflächlichsten Weise Rücksicht genommen und fast nur das 12. und 13. Jahrhundert behandelt. Weil nun Meli der Gipfelpunkt und die nationale Blüte der Poesie Siciliens ist, ist es nothwendig, in der Kürze auch seine Vorgänger zu betrachten.

Die romanische Poesie der Sicilier hat drei Blüteperioden gehabt, im 12. und 13. Jahrhundert; im 16. und 17. Jahrhundert; endlich im 18. und 19. Jahrhundert, welchem Giovanni Meli angehört.

Die erste Periode ist die der normännischen und der schwäbischen Herrschaft auf jener schönen Insel, und wir wissen Alle, daß damals am Hofe Palermos, zumal unter dem Schutze des jungen Friedrich II., die poesia volgare der Italiener sich entwickelte. Der Hof von Palermo wurde wie einst Syrakus zur Zeit des Hieron ein Sammelpunkt der glänzendsten Geister. Aber wie seltsam anders waren die Zeiten geworden. Araber, Stammverwandte der Punier, waren nun die Hüter, ja die Erklärer griechischer Literatur; die Weisheit der Hellenen lernte nachstammelnd ein unwissendes Geschlecht; die Poesie war erstorben, der Begriff von einer Tragödie des Aeschylos, Sophokles und Euripides, von einem Epos des Homer, von einer Erhabenheit des Pindar'schen Gesanges, der Begriff von dem Höchsten der Poesie war geschwunden. Die große Ordnung der natürlichen und sittlichen Dinge, welche den Griechen zum Gesang entzückte, ward nicht mehr begriffen. Der Mensch fing gleichsam von vorn an sich zu bilden, und begann seine innere Welt, sein lyrisches Gemüth in künstlichen Formen auszusprechen. Die Liebe hat ihn wie der platonische Eros wieder zur Kunst geführt, und die erotische Poesie der Sonette und Canzonen hebt eine neue Periode innerer Cultur an. Die arabische Dichtkunst, die Madonna und Platon haben, so möchte ich sagen, die romantische Poesie erzogen.

Es ist nun allgemein bekannt, daß der Hof Friedrich's II. in Palermo die Wiege der italienischen Poesie wurde, daß Sicilier die ersten Dichter waren, welche es wagten in der italienischen Volksmundart zu dichten, welche deshalb auch die sicilische oder die höfische (aulico) hieß, weil sie durch die Aula von Palermo zuerst geadelt ward. Das haben alle Schriftsteller über die Geschichte der italienischen Literatur längst zugestanden, von Dante bis Tiraboschi und Maffei. Dante spricht darüber in seiner Schrift „De volgari eloquentia“:

Alles, was die Italiener dichten, wird sicilisch genannt. Aber dieser Ruhm des Landes Trinacria scheint, wenn wir recht seine Bedeutung beachten, nur den italienischen Fürsten zur Schmach sich erhalten zu haben, welche nicht auf heroische, sondern auf plebejische Weise ihrer Hoffahrt folgen. Weil doch die berühmten Heroen der Kaiser Friedrich und sein wohlgeborener Manfred dem Adel und der Gerechtigkeit ihrer Art huldigend, solange das Glück es erlaubte, der Menschlichkeit nachlebten und das Brutale verabscheuten, weshalb Alle, die mit einem edeln Herzen und mit Gaben der Grazien beschenkt waren, der Majestät so großer Fürsten nachzugehen sich bemühten. Weil nun Alles, worin zu ihrer Zeit ausgezeichnete Lateiner glänzten, zu allererst aus der Aula so großer gekrönter Herren hervorging, und weil Sicilien ein königlicher Boden war, so geschah es, daß Alles, was unsere Vorfahren in der Volkssprache (vulgariter) hervorbrachten, sicilisch genannt wird; und das haben wir beibehalten und auch unsere Nachkommen werden es nicht ändern können.

In derselben Schrift führte Dante einmal Verse des Siciliers Ciullo an, ohne ihn zu nennen, nur um an ihnen die Verderbtheit dieser Sprache aufzuweisen. Und trotzdem singen doch Friedrich, Manfred, Enzius, Pier delle Vigne, die höchsten und weisesten Männer und der ganze Schwarm sicilischer Dichter in dieser lingua volgare! Jenes alte Sicilisch scheint übrigens dem heutigen Volksdialekt und der Sprache Meli's sehr nahe stehend, wenn man nämlich auch aus alten Urkunden den Schluß ziehen darf. Ich gebe eine der ältesten Urkunden, vom Jahre 1143, ein Document über den Verkauf von vier sarazenischen Bauern durch Pietro Marchesi an Teodorus Antiochenus für das Kloster des S. Niccolò, aus dem Archive der Kathedrale von Palermo (Mongitore, „Bullae“, 26, und Morso, „Palermo antico“, N. 6. 344). Der Urkunde geht der Text in griechischer und lateinischer Sprache voran, dann folgt ein Transumptum in die lingua rustica:

Eo petro de marchesi videndo chi lu nobili misser Theodoro anthiocu edificao et fundao la ecclesia et monasterio, et per devotioni et servitio di lo omni potenti deo: et dilo glorioso sacerdoto santto nicola fora la citati di palermo a la via di Corleoni et misichi abbati et devotissimi monachi per servitio di lo ditto monasterio. et eu petro di Marchesi per devottioni de quisto santto nicola et per servitio di la ditta ecclesia dugno et lasso di li mey servituri et scavj quattro scavi massili, li quali si chamano luno yoas, et laltro si chama benenj: e laltro chasen; et laltro abdelaxa tutti quisti li dugno et lasso ala supraditta ecclesia di santto nicola preditta per serviri sempri per parti mia et di la mia eredi in vita loro, chi non si possano

mai dimandari ne eu ne alcunu di li mei heredi;' e tutti quilli chi volissiro chercari et livari li ditti scavi di la supraditta ecclesia pozana haviri la maledittioni di lo omnipotenti deo, et di tutti li santi patri, et di lo glorioso sancto nicola, scripto ej lu presenti testamento innanti li nobili soprascritti testimonj.

Folgen die Zeugenunterschriften und das Zeichen des Kreuzes für die nicht schreibekundigen vier Araber. Diese Urkunde lehrt zugleich, daß man damals noch Leibeigene aus der freien Hand verkaufen konnte. Im griechischen Text ist die Verkaufssumme angegeben, nämlich 200 Tarenei und ein Pferd.

Die Verwandtschaft dieser Sprache mit dem heutigen Sicilisch ist augenscheinlich, wie es auch interessant genug ist, sie mit der Sprache der ältesten sicilischen Dichter zu vergleichen. Es ist bei uns in Deutschland auch neuerdings, in den verwichenen Decennien, Manches für die altsicilische Literatur geschehen, und jene Gesänge sind auch besonders in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart herausgegeben, wie sie sich in Leon Attacci's und Crescimbeni's Sammlung und in den „Discorsi" des Rosario di Gregorio finden. Von diesen ältesten sicilischen Sängern kennen wir also den Notar Arigo Testa da Lentini, den Ciullo von Alcamo, den Richter Guido delle Colonne von Messina, Odo delle Colonne, den Notar Giacomo von Lentini, Inghilfredi, Mazeo di Ricco von Messina, Ranieri und Rugierone von Palermo, Stefano Protonotar von Messina, Tomaso Saxo von Messina und die Monna Nina. Palermo, Messina und Lentini sind hier allein vertreten, aber weder aus Syrakus noch aus Agrigent läßt sich mehr eine Sangesstimme hören. Der fruchtbarste und lieblichste Sänger von ihnen ist der Notar Giacomo von Lentini, von dem mehre Canzonen und 15 Sonette übrig sind, welche alle andern an Grazie und Naivetät übertreffen. Sie bringen eine Wirkung hervor wie Bilder von Masaccio und Sandro Botticelli. Ich kann es mir nicht versagen, eins seiner Sonette (aus dem 13. Jahrhundert) hier zu übersetzen.

Ich hab's gelobt, von Herzen Gott zu ehren,
Auf daß ins Paradies ich möcht' gelangen,
Zum heil'gen Ort, von dem ich sagen hören,
Daß eitel Lust und Wonne darin prangen.

Doch sollt' ich meine Herrin dort entbehren,
Ihr blondes Köpfchen und die lichten Wangen,
Von ihr getrennt in jenen sel'gen Sphären,
Trüg' nach dem Paradies ich kein Verlangen.

Doch sag' ich dieses nicht mit solchem Weinen,
Als wollt' ich eine Sünde dort begehen,
Nur möcht' ich ihrer Augen holdes Scheinen,

Den süßen Leib, das klare Antlitz sehen;
In diesem Blick würd' alle Lust sich einen,
Säh' ich in Wonne meine Herrin stehen.

Der Gesang, den die helle Stimme Friedrich's und Manfred's von Sicilien, von dem leider kein Lied auf uns gekommen ist, geweckt hatte, schwand bald mit der Jugendblüte Siciliens und erstarb in den fürchterlichen Zeiten der Anjou und jener Kriege, welche die Sicilische Vesper über das schöne Land brachte. Die Poesie schwang sich über die Meerenge nach Italien, erweckte dort zuerst die Bologneser und Toscaner zum Gesange und vollendete sich im Petrarca. Sicilien hat den großen Ruhm, die neuitalienische Sprache und Poesie zuerst in höherm Geiste geadelt zu haben, aber es blieb dann hinter Italien zurück und trat in dasselbe secundäre Verhältniß zu seinem großen romanischen Mutterlande, wie einst zu seinem ältern Mutterlande Hellas; und wie in der dorischen Periode der eigenartige sikeliotische Dialekt Sicilien von den Hellenen trennte, trennt die Sicilier heute noch viel mehr von Italien der jetzige platte sicilische Dialekt. Wir werden bald sehen, daß die nationale Poesie Siciliens, welche ihre italienische Periode ebenso mit dem erotischen Liede und der künstlichen Strophe begann, wie sie ihre griechische Periode einst mit dem Strophensänger Stesichorus begonnen hatte, wiederum auch in der Lyrik und dem Hirtenliede das Höchste geleistet hat, was sie überhaupt zu leisten vermochte, und dies eben in Giovanni Meli, dem Zeitgenossen Alfieri's.

Die zweite Blütenperiode sicilischer Poesie begann mit dem 16. Jahrhundert; die Anregung ging nun von Italien aus, wo die Dichtkunst ihr goldenes Zeitalter begonnen hatte. In dem nahen Neapel dichtete eben der berühmte Sannazar seine „Arcadia" und schuf die bukolische Gattung, welche durch Theokrit Sicilien eigenthümlich angehörte. Auch daß Sannazar es nicht verschmähte im Dialekte Calabriens zu singen, war für die Sicilier bedeutungsvoll. Er übte eine nachhaltige Wirkung aus, und Guarini, Tasso, Molza, Baldi fanden in Sicilien zahllose Nachahmer. Die bukolische Dichtung, die Canzone, das Melodrama wurden nun eifrig gepflegt, und wiederum mußte Berni mit der poesia giocosa einen dauernden Einfluß auf den Charakter einer Nation gewinnen, welche schon zur Zeit Cicero's in dem Rufe scharfsinnigen Witzes stand und wegen ihrer Neigung zum Burlesken allgemein bekannt war.

Die poetische Entwickelung Siciliens in jener Periode hat daher ganz dieselben Erscheinungen wie jene Italiens, nur ohne dessen Größen. Die Akademien wurden auch dort die Pflanzschulen der Rimatori, und vor allen war es die Academia degli Accesi, welche in Palermo um das Jahr 1568 gestiftet wurde unter der Regierung des Vicekönigs Don Fernando de Avalos. Ihr Symbol war der wachsende Mond mit der Umschrift „Revertens colligit ignes". Die Sammlung ihrer Dichter ist nicht minder zahlreich wie die der Reimkünstler der römischen Arkadia.

Hier nun erhob sich ein bedeutender, für Sicilien Epoche machender Dichter, welcher den Ehrentitel Poesis Siculae Magister et Princeps führt. Es war Antonio Veneziano von Monreale, aus dem edeln Geschlecht der Mor, im Jahre 1593 geboren. Das Leben dieses genialen Mannes gleicht einem Romane und könnte wol reichen Stoff zu einer romantischen Behandlung geben. Seine wissenschaftliche Ausbreitung und seine Talente machten ihn zu einem Wunder, und in allen italienischen Landen war er berühmt und gefeiert. Er dichtete in vier Sprachen: toscanisch, spanisch, lateinisch und sici-

lisch. Es ist eine im Charakter jener Zeit wohlbegründete Erscheinung, daß die Dichter Siciliens, obwol ihr Vaterland einst die lingua volgare Italiens zur Sprache der Poesie erhoben hatte, doch aufhörten in ihr zu dichten und jenen Weg verließen, welchen Ciullo von Alcamo und Giacomo von Lentini betreten hatten, und sich lieber an die lateinische, ja selbst an die spanische Sprache hielten. Denn nur äußerst selten sind vor Veneziano Gedichte in sicilischer Mundart. Er nun hat das große Verdienst um Sicilien, den einheimischen Dialekt fortan wieder zur nationalen Dichtersprache gemacht zu haben. Nachdem er lange in andern Sprachen gesungen hatte, ergriff er glücklich die sicilische Mundart, reinigte sie, machte sie poetisch dehnbar und wurde die bleibende Sprachquelle aller sicilischen Dichter der Folgezeit, selbst noch des Giovanni Meli.

Veneziano dichtete viele Epigramme und Canzonen, weltliche, geistliche, burleske Lieder, schrieb eine Sammlung von sicilischen Sprüchwörtern in Ottavreimen, in Terzinen eine Symbolik der Farben, und andere Gedichte, wie die „Coronaria" und „Il puttanismo". Mongitore und Crescimbeni sind voll seines Lobes und rühmen namentlich seinen geistreichen Witz, seine genialen Motive, die ihm andere Dichter abborgten, seine Majestät wie seine liebliche Grazie. Seine Satire war allgemein gefürchtet, und indem er sie auch an der Regierung ausließ, büßte er seinen Witz mehrmals im Gefängnisse. Er starb auch in Ketten und Banden. Eben wollte Torquato Tasso nach Sicilien hinüberschiffen, um die persönliche Bekanntschaft des berühmten Poeten zu machen, als er hörte, daß ihn der beleidigte Vicekönig, Graf Albedelista in den Thurm von Castellamare bei Palermo geworfen habe. Eines Tages nun fiel Feuer in die Pulverkammer dieses Castells, wo der Dichter gefangen saß, und unter den Trümmern der zerspringenden Mauern fand Veneziano seinen Tod, zwei Jahre vor Tasso, 1593. Man sagt, er selbst habe sein Ende prophezeit. Als man den Todten hervorzog, weinte der Vicekönig vor seiner Leiche, aber die Thränen weckten sie nicht mehr auf. Der Schädel des Poeten stand lange Zeit in der Kirche Santo-Viti in Monreale öffentlich aus mit der Inschrift: „Hoc est caput bonae memoriae Antonii Venetiani de civitate Montis Regalis." Er selbst aber hatte sich diese stolze Grabschrift gedichtet:

> Exanimem tumulo sculptum qui cernis Olorem
> Hanc tumbam vates Vinitianus habet.
> At cum vate jacet bona Musa et docta Minerva,
> Tres vixere simul, tres tegit urna simul.
> Obiit longiori aevo non indignis XIX Augusti anno ab orbe repar. MDXCIII.

Veneziano machte also in derselben Zeit für die Poesie Siciliens Epoche, in welcher Tommaso Fazello die geographische, historische und antiquarische Wissenschaft seines Vaterlandes schuf.

Neben ihm blühten auch noch andere Dichter, von denen einige bedeutend waren, wie Mariano Bonincontro, Sebastiano Bagolino, Giovanni Vitale und Francesco Potentiano, Maler und Dichter zugleich wie Salvator Rosa, von Marc Antonio Colonna, dem Vicekönige Siciliens in Palermo, feierlich gekrönt, und von Philipp von Spanien berufen, die Säle des Escurial auszumalen. Er schrieb ein Heldengedicht: „La destruzione di Gerusalemme dall' imperatore Tito Vespasiano"; ich nenne es nur deshalb, um zu zeigen, daß Tasso auf die Sicilier eingewirkt hatte. Potenziano schrieb es in toscanischer Sprache.

Nach Veneziano wurde nun der Parnaß Siciliens von einer zahllosen Schar von Rimatori in sicilischer Mundart bevölkert, und das 17. Jahrhundert ist in Sicilien so reich an Poeten wie es Italien ist. Es sind lyrische Poesien in dem Charakter jener Zeit, Pindar'sche Hymnen, bukolische Gedichte, Anakreontisches, Fischerlieder, burleske Canzonen, Melodramen, geistliche Tragödien, Pastoralkomödien. Wohl uns, daß wir sie nicht zu lesen brauchen. An den Höfen der Vicekönige in Palermo, wo es an übertriebenem Pomp und schwelgerischen Festen niemals fehlte, wurden spanische, italienische, nationalsicilische Melodramen und Komödien aufgeführt; der einst berühmte Lorenzo Arpo dichtete für die Hochzeit des Vicekönigs Carlo d'Oria di Tursi im Jahre 1650 seine Pastoralkomödie „La pellegrina d'amore", und man sah damals die Rollen von den höchsten Baronen des Landes und den edelsten Frauen vorgestellt, wie es eben an allen andern Höfen jener Zeit Sitte war.

Besonders berühmt als Dichter solcher Komödien war der Syrakusaner Francesco Antonio Arezzo (gest. 1672), von welchem „Amurat", „Corinna", „Lo schiavo" und andere Dramen herrühren, die sich in nichts von dem Charakter der italienischen dieser Periode unterscheiden. Aber auch nationale Stoffe machten sich bemerklich: so Chiarenza's „L'incendio del monte Etna", ein allegorisches Gedicht in Ottavreimen; so Spatafora's Heldengedicht „Rogiero in Sicilia", von Ariosto angeregt; so endlich des Pier Fulloni von Palermo episches Gedicht „La Rosalia" in Ottavreimen und seine vielen andern Hymnen auf diese gefeierte Nationalheilige von Monte Pellegrino. Fulloni war ein berühmter Naturdichter, ursprünglich ein Steinhauer, mit einer unerschöpflichen poetischen Ader begabt und einer der fruchtbarsten Poeten Siciliens, welchen auch Giovanni Meli in einem seiner Gedichte rühmend nennt. Er starb 1670.

Pier. Fulloni theilte den Ruhm mit seinem berühmten Zeitgenossen Simon Marchese Rao und Requesenz, einem edeln Palermitaner, der 1609 geboren war und 1659 als Bischof starb. Er war ausgezeichnet als Gelehrter, als Mathematiker, Astronom, Mediciner, Theolog und Redner, und dichtete zugleich toscanisch, lateinisch und sicilisch. Seine Canzonen in sicilischer Mundart haben ihn unsterblich gemacht, und wie Veneziano wurde auch Rao eine classische Sprachquelle des Dialekts, woraus Meli schöpfte. Seine „Rime" wurden vollständig herausgegeben in Neapel 1781.

Dies waren also die namhaftesten Dichter, welche Giovanni Meli vorausgingen, dem eigentlichen Natio-

naldichter Siciliens im vollen Sinne des Worts, der für jene Insel Das ist, was Dante, Tasso, Ariosto und Petrarca für das italienische Festland bedeuten. Wie die Verse dieser großen Dichter überall in Italien im Munde des Volks leben, leben die Gesänge Meli's in allen Thälern und Bergen Siciliens. Die Stanzen des Tasso hört man freilich kaum mehr wie ehedem am Lido und Rialto von Venedig, aber wo man auch in Sicilien sein mag, auf dem Golf von Palermo, oder im Hafen von Syrakus, überall kann man die reizenden Fischerlieder Meli's singen hören. Seine in wohlfeilen Ausgaben gedruckten Poesien sind das allgemeine Erbauungsbuch des sicilischen Volks, in dem es sein nationales Wesen, seine Natur und seine Cultur von den Hellenen bis auf das 19. Jahrhundert, seinen Ruhm wie sein Elend in einem poetischen Spiegelbilde wiedererkennt, und worin es zugleich des Reichthums seiner eigenen Sprache sich bewußt wird. Man kann sagen, daß Meli's Gesänge ein wahrer Tempel der sicilischen Nationalität sind, und daß Sicilien in ihnen wie seinen Ausdruck so seine Schutzwehr gegen die Zwingherrschaft Neapels gefunden hat; denn die Dichtungen des Giovanni Meli sind in ihrer populären Verbreitung, mehr noch als es die patriotische Wissenschaft sein kann, ein ideeller Act der nationalen Befreiung und Absonderung Siciliens von dem verhaßten Neapel.

Dieser Mann nun wurde in Palermo am 4. März 1740 geboren. Seine Jugend fiel in jene denkwürdige Epoche, wo unter Karl III. von Bourbon und Ferdinand seinem Sohne die Geister Neapels aus einer langen Lethargie mit einem male zu einem bewundernswerth rüstigen Leben aufwachten. Wie wir schon gesehen haben, regte sich da auch in Sicilien ein neuer patriotischer Sinn, ein wissenschaftlich allgemeinthätiger Geist. Von dieser Strömung wurde Meli in den empfänglichsten Jugendjahren wohlthätig mit ergriffen. Er studirte in Palermo die Medicin und beschäftigte sich eifrig mit der Philosophie Wolf's, welche damals auch in das heiße Sicilien eingedrungen war. Seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien schimmern deshalb in vielen seiner Gedichte durch, in denen er im Sinne der damaligen Zeit moralische Fragen didaktisch oder scherzhaft abgehandelt hat. Bald entschied sich sein dichterisches Talent, das später in ewigem Kampfe mit seinem Berufe und mit seinen ärmlichen Lebensverhältnissen lag. Mit leidenschaftlichem Eifer wandte er sich an die italienischen Classiker, von denen seinem heitern Naturell Ariosto am meisten zusagte. Seine ersten Gedichte schrieb er auch in toscanischer Sprache; sie erwarben ihm Beifall und Gönner, und zu seinem Glücke die Aufmerksamkeit des Prinzen Antonio Lucchesi Palli von Campofranco, eines glühenden Patrioten, welcher den jungen Poeten in die literarische Akademie hineinzog, die er in seinem Hause zu Palermo um sich versammelte. Seinem Gönner zu gefallen stand nun Meli von der Poesie in italienischer Sprache ab und entschloß sich zu seinem und Siciliens bleibenden Ruhme fortan nur im Dialekt des Volks zu dichten.

Die sicilische Mundart hat für ein toscanisch gewöhntes Ohr etwas durchaus Fremdes und Verwildertes, sie steht von dem Hochitalienischen noch weiter entfernt als der Dialekt von Neapel und der von Calabrien, welcher zwischen dem Neapolitanischen und Sicilischen die gerade Mitte einnimmt. Alle drei Mundarten sind sich nahe verschwistert, sie sind eben die drei größern Sprachzweige von Süditalien, Mischlinge aus dem Italienischen, Griechischen, Arabischen und Spanischen, wie die Völker eben selbst, die vom Liris herab bis zum Kanal von Afrika ansässig sind. In allen diesen Dialekten hat das Italienische eine große Ueberwältigungskraft und Assimilationsfähigkeit über die fremden Zusätze bewiesen, und namentlich ist es auffallend, daß trotz Jahrhunderte langer Herrschaft der Spanier diese Dialekte dem Spanischen so kräftigen Widerstand geleistet haben, während doch die Sprache der Sarden sehr stark hispanisirt worden ist. Ich nehme irgend einen Vers Meli's, um zu beweisen, daß sich das Italienische darin noch immer voll heraushört:

'Nargintata l'acquazzina'
'Ntra li pampini spicchia
Lu so lumi, o Dori mia,
Nesci prestu, e vinci tù.
Jamuninni a lu to gratu
Fertilissimu jardinu,
Tu lu sai quann' è mattinu
La campagna piaci cchiù.

Einen auffallenden Contrast von Rauheit und Sanftheit zeigt eben dieser sicilische Dialekt; er ist ebenso hartklingend als wieder ungemein weich und graziös, sodaß er bisweilen sogar an die lieblichste Mundart Italiens, an das Venetianische erinnert. Die Sicilier verdoppeln gern einige Consonanten, wie die Calabresen und manche Stämme Sardiniens; sie haben sehr häufig das dd, welches ihnen nicht nachzusprechen ist, das nn, mm und cc. Wo der Italiener bb hat, verwandelt es der Sicilier in gg; das glia wird in das harte gghia verwandelt; und wiederum wird das harte italienische gg in ein j, das nd in nn erweicht, das ll durchweg in dd abgeplattet. Viele Wörter, die im Italienischen mit pi beginnen, lauten im Sicilischen wie im Neapolitanischen mit chi, z. B. chiantu statt pianto, più lautet stets cchiù in ganz Süditalien. Vorherrschend ist endlich die Abdumpfung des Stammvocals o in u, und die Verbalendung ari, iri, weil der Sicilier nur zwei, nicht wie der Italiener drei Conjugationen hat.

Die sprachliche Fülle und schöpferische Bildungskraft des Sicilischen ist ungemein groß, wie die des neapolitanisch-calabresischen Dialekts. Diese Mundarten sprudeln über von geistreichen, humoristischen, phantastischen Wendungen und Tropen, wie man sie im Munde der Lazzaroni alle Tage hören kann; sie sind in charakteristischen Idiotismen unerschöpflich, welche keine Cultursprache nachzuempfinden vermag. Sie sind die wahrhaft komischen oder vielmehr mimischen Sprachen Italiens, und ich nenne das Sicilische eine mimische Sprache hauptsächlich auch in Erinnerung an jene alten Mimen des Syrakusaners Sophron,

des Schöpfers der Volkskomödie. Sophron's komödienartige Scenen oder Dialoge, welche Handlungen aus der gewöhnlichen Häuslichkeit und dem öffentlichen Verkehr darstellten, ahmten bekanntlich die dorische Redeweise des gemeinen Mannes nach. Ihre Lebhaftigkeit, Laune und poetische Kraft machten sie zu einer allgemein beliebten Ergötzung des Volks, und Platon selbst war, als er nach Syrakus kam, von ihnen so sehr betroffen, daß er es nicht verschmähte sie zu studiren und für seinen Dialog zu benutzen. Nach seinem Tode fand man sogar die Mimen Sophron's unter seinem Kopfkissen. Es ist unbezweifelt, daß diese dorische Volkssprache sich zum Hochgriechischen des Platon und Euripides damals gerade so verhielt, wie sich der heutige Dialekt von Sicilien und Neapel zum Hochitalienischen des Tasso und Ariosto verhält, und daß jene Mimen im vollen Sinne Das waren, was heutzutage das Pulcinellatheater in Jalien ist.

Nun griff Giovanni Meli mit dem allergrößten Glücke in die Sprachfülle des Volksdialekts von Sicilien. Er studirte seine berühmtesten Vorgänger Veneziano und Rao, und noch mehr lernte er von dem Volke selbst auf der Gasse und dem Markte. Er nahm die ausdrucksvollsten Sprachwendungen des gemeinen Mannes kühn in die Poesie auf, das Sprüchwortliche, Sentenziöse, Bilderartige; er veredelte zugleich die Sprache, und gab den Beweis, daß sie für alle poetischen Gattungen und Stile wohlgeeignet sei, daß sich der melodiöseste Zauber des Liedes, der Ernst des Didaktischen und die Feierlichkeit selbst des Hymnischen in ihr wiedergeben lasse. So ist der Genius der Sprache in Meli ganz und vollständig, und das allein macht ihn schon zu einem großen Poeten und nun gar zu einem unsterblichen Nationaldichter Siciliens, denn der Sicilier findet in Meli's Poesien seine Sprache und Denkweise zu einer idealen Form gleichsam über sich erhöht. Die Sphäre, in der er sich bewegt, bleibt immer durchaus volksthümlich; seine Poesie wurzelt in der Natur und der Sitte des Landes, und die beiden großen Culturhälften, in welche Sicilien zerfällt, die griechische und die italienische, erscheinen in Meli in einer nationalen Einheit. Dies aber würde vom philosophischen Standpunkte aus die charakteristische Stellung Meli's sein; so würden wir Deutsche sie etwa bezeichnen, wenn wir eine Literaturgeschichte Siciliens schrieben. Es ist gewiß merkwürdig wie in Giovanni Meli Theokrit und selbst auch Sophron, endlich Anakreon wieder in romanischem Gewande ganz lebendig geworden sind, nicht als hohle arkadische Spielereien und Nachgeklingel, wie sie in Italien seit dem 16. Jahrhundert allgemein poetische Manier waren, sondern als wirkliche Lebensäußerungen des sicilischen Wesens, welche im Charakter der Landesnatur ihren dauernden Bestand haben müssen.

Das bukolische Gedicht hat in dem einsamen, schönen Insellande seine Entstehung und classische Vollendung gefunden. Die Hirtengesänge der Sicaner und Siculer waren uralt; bei ländlichen Festen sang man sie zur begleitenden Sackpfeife und beim Tanz; da figurirte beständig die Geschichte des schönen Daphnis, der in grauen Zeiten die bukolische Dichtung selbst soll erfunden haben. Wie sich nun aus den rohen ländlichen Possen der Bacchusfeste die Komödie des Epicharmos zu einer Kunstgattung erhob, so bildete sich auch das Hirtengedicht künstlerisch aus. Seine kunstgemäße Gestalt aber schrieb man dem Stesichorus von Himera zu, dem größten lyrischen Dichter Siciliens, welcher zuerst die Liebe des Daphnis in bukolischen Liedern soll besungen haben. Endlich gab Theokrit von Syrakus den Hirtengedichten ihre classische Form, und er wurde sowol für die Römer als für das Mittelalter und die neuere Zeit, für Virgil, Tasso, Guarini, Sannazar, für Voß und Geßner und für Meli von Palermo das bleibende Muster.

Als Giovanni Meli geboren wurde, blühte die Schäferpoesie noch in aller Welt, zumal in Italien. Daphnis, Meliboeus, Tirsis, Doris und Phyllis und wie alle diese verliebten Schäferinnen heißen mögen, füllten die Hoftheater und die Almanache; die Welt war zum Arkadien geworden. Wir wissen, wie lächerlich dies Arkadien war, wie Unschuld und Natur in gepuderten Haaren, im Reifrock, mit geschminkten Wangen und Schönpflästerchen und mit den geistreichsten Phrasen in diesen Schäfereien umherliefen. Man dichtete damals „polyphemische Sonette". Weil nun der Schäferpoesie aller Grund und Boden in der Wirklichkeit fehlte, wurde sie lächerlich, und das Publicum endlich übersättigt, wie das unserige es nächster Tage von den Dorfgeschichten sein wird, die freilich eine andere Realität für sich haben.

Aber ganz anders war es und ist es in Sicilien, und wenn je ein Dichter das Recht gehabt hat, theokritische Idyllen zu dichten und seinem Volke zur Erquickung anzubieten, so meine ich, war es ein Dichter in Sicilien, in dem Vaterlande der Hirtenpoesie. Wenn man heute dieses wonnige Eiland durchwandert, wenn man jene braunen Berge und Thäler von Enna und von Segesta, und wenn man die umgrünten Abhänge des Aetna durchstreift, so sieht man dort die Hirten unter ihren Heerden in derselben Gestalt wieder, wie sie Theokrit beschreibt, und horcht dem kunstlosen Spiel ihrer Flöte und ihrem Gesange. Im Angesicht solcher idyllischen Insellandschaften und im Anblick der griechischen Tempeltrümmer „schauend die wimmelnden Schaf' und das sikelische Meer" muß man den Theokrit, muß man den theokritischen Gesang Meli's vernehmen, um zu erfahren, daß diese altdorische Dichtungsart Sicilien ewig angehört. Denn wer kann wandern an dem „schlängelnden Fluß Himera" oder am Aetnageklüft und an Acis heiliger Quelle, ohne jauchzend in die idyllische Landschaft hinauszurufen: „Stimmet Gesang, o Musen, Geliebteste, Hirtengesang an!"

Meli's bukolische Gesänge, in Frühling, Sommer, Herbst und Winter getheilt, sind vortrefflich. Sie schweben nicht in der Luft; bis auf die althergebrachten theokritischen Namen sind sie sicilische Natur. Durch das leicht umgeworfene Gewand der alten Mythologie erscheint doch das volle natürliche Leben der Wirklichkeit

in allen seinen frischen Zügen; diese Hirten und Fischer leben wirklich; und Daphisis, Amor und Venus, Apollo nehmen sich in diesem Wildgarten der Poesie gerade so heimisch altehrwürdig aus, wie die griechischen von Lianen umschlungenen Säulen in der Landschaft Siciliens. Meli verläßt niemals den Boden der Realität; die ewigen Genrezustände auf dem Felde, im Hirtenhaus, wo das Schwein zum Mahle geschlachtet wird, und in der Fischerhütte, wo das Netz bei Gesang ausgeflickt wird, zeichnet er mit der derbsten Natürlichkeit und der rauhen, strotzenden Lebenskraft der Natur. Es gibt unter seinen Idyllen solche von einer so drastischen Naturwahrheit, daß eine feine Cultursprache verzagt, sie nachzusagen. An Theokrit reicht Meli nicht. Mit der durchsichtigen Schönheit und classischen Form des Syrakusaners hat er nichts gemein, und er darf danach auch gar nicht gemessen werden; denn wie sollte auch die italienische Sprache, nun gar der platte Dialekt des Siciliers hellenischer Formen und Maße fähig sein? Meli's Eklogen sind lose und gemischt in den Formen, entweder sind die Terzinen oder versi sciolti für Dialog und Erzählung, dann folgt der Gesang in den lyrischen Weisen der Italiener. Von Seiten der Form genügen sie schwerlich strenger Anfoderung, auch haben sie oft den Fehler des Weitschweifigen, der leider zum Jammer aller Freunde italienischer Literatur bei den Italienern unausrottbar scheint.

Wie gern sich sonst Meli an Theokrit anschloß, beweist auch seine Farsetta „Li Palermitani in festa", welche an Theokrit's Syrakusanerinnen beim Adonisfeste erinnert. Hier ist er sehr glücklich in komischer Redeweise und in drastischen Motiven, und zeichnet Art und Wesen des Palermitaners so trefflich charaktervoll, wie Theokrit das der Syrakusaner in seiner Mime. Und diese Gattung wäre denn die der Mimen Sophron's, welcher ja auch eine Farce „Die Zuschauerinnen bei den isthmischen Spielen" gedichtet hatte. Eine Mime ist auch Meli's „Didiramma", ein dithyrambisches, höchst ergötzliches Gedicht, das Trunkenbolde in einer Weinschenke reden und gestiren läßt, und schon allein hinreichen könnte, den sprachlichen Sprudel des sicilischen Dialekts anschaulich zu machen. Als Vorbild diente Meli in diesem Stücke Redi's berühmte Dithyrambe „Bacchus in Toscana". Francesco Redi, ebenfalls Arzt (er starb 1694) und Paolo Rolli waren überhaupt diejenigen Italiener, bei welchen Meli seine ersten Studien machte, und selbst seine lyrischen Maße stimmen mit den ihrigen meist überein, wie er überhaupt die üblichen Formen für Ode und Canzone von Italienern aufnahm. Aber Meli übertrifft seine Vorgänger weit an Melodie und Grazie, und wo er durchaus lyrische Gesänge dichtete, ist er oft von einer bezaubernden Schönheit. Auch hier erscheint in ihm Anakreon wirklicher und lebendiger wieder als in allen jenen Anakreontisten, wovon der italienische Parnaß wimmelt. Die Grille des Anakreon hat er so herrlich neu und eigen wieder umgedichtet, daß sie zu einem echt sicilischen Liede geworden ist; auch ist ja die Cicade in der sicilischen Landschaft die wahre Musenkönigin, deren Lied in Berg und Haide unaufhaltsam, ich möchte fast sagen, flimmert, wie die sonnigschimmernde Luft jener himmlischen Zone.

In den Oden und Canzonen ist Meli am größten; da erreicht er eine Süßigkeit und einen Wohllaut, der dem Petrarca gleichkommt, und da wird auch der sicilische Dialekt in seiner reizenden Lieblichkeit schön. Weniger glückte Meli das Sonett, worin die Italiener unerreichbare Muster sind; seine Elegien dagegen sind oft sinnvoll und ansprechend; seine Capitel, Gedichte vermischten Inhalts, belehrend, heiter, komisch und burlesk, sind durch Mannichfaltigkeit und witziges Spiel der Phantasie anziehend. Nicht ohne Lachen wird man sein Lob auf den Floh und auf die Fliege lesen. In der poetischen Literatur Italiens sind Flöhe und Muskiten mehrmals Gegenstand humoristischer Behandlung gewesen, was Den nicht Wunder nehmen wird, der im Süden lebt, wo diese kleinen Plagegeister unentrinnbare Dämonen des Klimas sind. Giulio Cordara hatte schon vor Meli solche Capitoli: „La pulce", „La mosca" und „La zanzara", gedichtet, wie man es im „Parnasso italiano" finden kann, wo die sehr zierliche Vignette dazu Herren und Damen in den graziösesten Entflöhungsattituden dem Leser vorführt. Der heitere Sinn Meli's verschmähte auch solche Possen nicht. Ueberhaupt nimmt er das Leben wie ein echter Südländer; er ist leicht, heiter und natürlich. Selbst in seinen Satiren herrscht der heitere Humor vor, und so sind auch seine „Moralischen Fabeln" leicht und heiter, die sich jedoch nicht über das Gewöhnliche erheben, was in dieser breitgetretenen Gattung vor ihm auch in Italien gedichtet worden ist.

Ich begnüge mich hier, drei Lieder Meli's meinen Lesern vorzutragen.

Fischerlied.

Es flattert die Möve
Ueber die Riffe,
Kommet zu Schiffe,
Der Morgen bricht an.
Liebliche Mädchen,
Seht wie die Wellen
Sich rosig erhellen,
Nun steigt in den Kahn.

Stoßt in die Muscheln
Kräftige Töne,
Oceans Söhne,
Tritonen . . . Halloh!
Wölbige Grotten,
Laßt aus den Hallen
Dröhnend erschallen
Das Echo . . . Halloh!

Himmlische Klarheit
Weithin entzündet,
Seht, sie verkündet
Den heitersten Tag.
Ein frisches Lüftchen
Wie kaum es säuselt,
Die Welle sich kräuselt
Und flutet gemach.

Komm, komm, o Doris,
Reizende Holde,
Stimmchen von Golde,
Neues Peru.
Auf nun und sing' uns
Deine Canzone,
„Ein Ring, eine Krone,
Und ach! was dazu."

Nice, wohin doch?
Mit diebischen Blicken,
Wen willst du berücken,
Vollbusiges Kind?
Ihr Antlitz erwecket
Die Herzen zur Wonne,
Weckt doch die Sonne
Die Blumen geschwind.

Was soll ihr von Binsen
Das Kränzlein in Haaren,
Wenn sie zu fahren
Mit uns verschmäht?
Sie läßt uns schiffen,
Sie läßt uns wandern,
Mit einem Andern
Zum Fischfang sie geht.

Hauptmann Andrea
Ist unser Führer,
Der Klippendurchspürer,
Da kommt er herbei.
Er handhabt die Netze
Von sauberen Maschen,
Den Aal kann er haschen
So schlank er auch sei.

Kommt denn zu schauen,
Ob in den Reusen
Sich Fischlein erweisen,
Ein wimmelnder Wust.
Da glitzern und flitzern
Grundeln, Granelen,
Krabben, Makrelen,
O herrliche Lust!

Es locken die Wogen,
Es lockt uns die Kühle
Nach nächtlicher Schwüle,
Der Morgen bricht an.
Liebliche Mädchen,
Seht wie die Wellen
Sich rosig erhellen —
Nun steigt in den Kahn.

Die Philosophie des Anakreon.

Der ist weise, der sich nimmer
Ueber seinen Stand erhebt,
Und nicht buhlt um Glückes Lächeln,
Vor dem Wechsel nicht erbebt.

Der die süßesten Minuten,
Die das Leben uns geschenkt,
Schnell genießt und alle andern
In dem Malaga ertränkt.

In dem Saft des Syrakuser,
Der die Wangen taucht in Glut
Und die Grillen und die Sorgen
Niederschwemmt mit gold'ner Flut.

Ist das Schicksal unerbittlich,
Was gewinn' ich denn dabei?
Sei es gnädig, sei es grausam,
Immer leb' ich frank und frei.

Einen Schild für seine Schläge,
Blank geschliffen, stark und fein,
Wehr und Waffen führ' ich bei mir,
Flaschen, Becher und den Wein.

Selten ist die Lebensfreude
Und die Seligkeit der Welt,
Wie im Januar die Sonne,
Wenn der Hagel niederfällt.

Weil nicht Menschenwitz genüget,
Böser Sterne böse Wuth
Zu bezähmen, liebe Seele,
Bleibe frisch und wohlgemuth.

Eh' man keinen Trank erfunden,
Keine beſſ're Arzenei,
Gram und Traurigkeit zu heilen,
Bleib' ich dir, mein Bacchus, treu.

Und mit euch, ihr Hochgelahrten,
Geh' ich gleich die Wette ein,
Ob euch Bücher froher machen,
Oder mich ein Becher Wein.

Die Stimme.

In den Lüften fliegt ein Stimmchen,
Also lieblich, also linde,
Daß das Herz es sanft empfinde,
Leise, leise schwebt es auf.
Auf der Amorinen Flügeln
Wie's im Gleichgewichte schaukelt,
Steigt und fällt und zierlich gaukelt,
Wieder stillehält im Lauf.

Gleich als hätte es den Schlüssel
Aller Herzen und Gefühle,
Oeffnet, schließt es sie im Spiele
Mit der Anmuth Zauberbann.
Bis hinab zur Seele schlüpft es,
Hebt empor sie schmeichelnd leise,
In so liebesüßer Weise,
Die man nicht beschreiben kann.

Wenn es wehmuthsvoll und klagend
Körper leiht dem tiefem Grame,
Gibt selbst Amor's wonnesame
Harfe nicht so bangen Schall.
Wenn es lustig dann entflattert,
Wenn es ruht und wenn es trillert,
Scheint die Luft, als ob sie schillert,
Glanz und Jubel überall.

Wenn es abbricht eine Note,
Von den Grazien verführet,
Wird's dem Hörer als verlieret
Er den Odem auch dazu.
Wenn es endlich schwach und schwächer
Schwindet, stirbt im leisen Halle,
Reißt es um die Herzen alle,
Sag' es, Amor, sag' es du!

Ein so hochbegabter Geist wie Meli, der die menschliche Seele und die Natur der Leidenschaft wohl ergründet hatte und die positivsten Lebenserfahrungen besaß, mußte sich wol auch über das Lyrische hinaus zu größern Compositionen berufen fühlen. Da zeigt sich nun zum Drama bei ihm kein einziger Ansatz als in der mimischen Posse. Die Sicilier sind über das Melodrama und die Volkskomödie nicht hinausgekommen, soviel sie an Tragödiendichtern auch in alter wie in neuer Zeit

aufzuweisen hatten. Selbst nicht zur Zeit des Gelon und Hieron, als die Sikelioten durch den Sieg bei Himera sich in ihrer höchsten Nationalblüte entwickelten und ihr Land mit den herrlichsten Tempeln bedeckten, entstand dort eine nationale Tragödie. Sie waren für die tragische Poesie gleichwol sehr empfänglich, das beweist ihre Verehrung des Aeschylos, an dessen Grabe zu Gela noch lange sikelische Trauerspieldichter ihre Wettkämpfe hielten, und das beweist auch ihre leidenschaftliche Bewunderung des Euripides. Aber schon in dieser Liebe zum Euripides und seiner sentenziösen Rhetorik liegt das Wesen eines Volks ausgesprochen, welches den Gorgias und die geistreiche Redekunst der Sophisten überhaupt geschaffen hatte; natürlich mußte es sich der Poesie des Euripides nahe verwandt fühlen.

So sind, darf man sagen, die geistreichen Sicilier noch bis auf den heutigen Tag geartet; auch heute sind sie, und nicht allein aus Gründen des Dialekts, des höhern Dramas unfähig; die Idylle, das Lied und die Mime sind wie im Alterthum so heute die Dichtungsarten, welche ihnen die Natur geschenkt hat.

Aber zu epischen Gesängen entschloß sich Meli. Er dichtete deren folgende in Ottavreimen: „Die Fee Galanti"; „Der Ursprung der Welt"; „Don Chisciotti e Sanciu Panza." Alle drei sind scherzhafte Gesänge, oder vielmehr nur Stanzen, denn ihre innere Composition ist nicht strenge genug, um ein wahrhaftes Epos zu machen. Im ersten Gedichte schildert Meli seine Entwickelung zum Poeten in phantastisch-allegorischer Weise mit vielen Beziehungen auf griechisch-sicilische Mythen, unter denen er eine überaus komische, prächtige Schilderung des Polyphem entwirft. Die witzige Lebendigkeit der Sprache zeigt sich hier glänzend. Im zweiten Gedichte behandelt er scherzhaft in der Weise Berni's einige Philosopheme über die Kosmogonie. Das dritte Gedicht endlich in zwölf Gesängen ist schon darum merkwürdig, weil es die Beziehung Siciliens zu Spanien beweist, mit welchem die Insel so lange Zeit politisch verbunden war. In einer burlesken Manier werden da Sancho Pansa und Don Quixote in neue Abenteuer verflochten, welche oft sehr unterhaltend sind. Es lebt und wimmelt dieser sicilische Don Quixote von Burlesken, Fratzen, derb volksthümlichen Zoten, und ist eigentlich ein Don Quixote für das Pulcinellatheater.

Meli hat so den Ruhm, vollkommen und nach jeder Richtung hin das Wesen seiner Nationalität ausgesprochen zu haben, und deshalb hat er für das moderne Sicilien eine höhere Bedeutung als jeder andere Dichter seiner Zeit. Denn gleichzeitig mit ihm und wenig später hat Sicilien noch Dichter hervorgebracht, die aller Ehre werth sind, so Giuseppe Vitali da Gangi, welcher den glücklichen Gedanken hatte ein Epos „La Sicilia liberata dai Saraceni" zu dichten, ferner Ignazio Scimonelli und den herrlichen Domenico Templo von Catania, einen hochbegabten Dichter, dessen Gesänge denen des Meli gleich geschätzt werden und mit dem die östliche Hälfte der Insel aus Localpatriotismus ausnehmend stolz thut. Er starb vor etwa zwanzig Jahren; seine Gedichte sind noch nicht alle gedruckt.

Meli selbst starb am 20. December 1815 zu Palermo. Seine lateinische Grabschrift in der Kirche des heiligen Franciscus nennt ihn mit vollem Recht den Ruhm und die Lust der sicilischen Musen und den zweiten Theokrit und Anakreon. In dem seinen Werken vorgedruckten Lebensabriß heißt es sehr wahr: „Der Stolz des dankbaren Vaterlandes auf einen solchen Sohn ist um so größer, je trauriger das Elend der Gegenwart ist." Armes Sicilien, unglückliches, schönes Land! Wahrlich, wenn irgendwo unter der Sonne das Streben irgend eines Volks in Kunst und Wissenschaft zu ehren ist, ist es hier in Sicilien. Ich habe eine tiefe Achtung vor dieser Nation, seitdem ich die Bettelarmuth ihrer Städte und den Reichthum ihrer patriotischen Literatur gesehen habe, mit der sie sich gegen Neapel zur Wehre setzt.

Männer wie Giovanni Meli sind ein wahrer Herzenstrost für jenes Volk. Was Wunder, wenn sie auf den Dichter so stolz sind! hat doch Sicilien seinen Nationaldichter, und das verhaßte Neapel hat keinen!

Man errichtet jetzt Meli ein Denkmal in Palermo. Der Poet sitzt, um sich von Apollo krönen zu lassen, die Musen kommen herbei, Erato und Euterpe werden von Amor geführt; an einem Baumstamm aber ist die Zeit zu sehen, gefesselt und ihre Sichel zerbrechend.

Ferdinand Gregorovius.

Ein Jesuit. Roman in zwei Bänden von Oswald Tiedemann. Leipzig, O. Wigand. 1854. 8. 2 Thlr.

Wenn es Jemand geflissentlich darauf anlegte, einen zu einem Romane in mancher Beziehung wohlgeeigneten Stoff durch die Art der Darstellung und Einkleidung um alle Wirkung zu bringen: so möchte er dieses Ziel schwerlich so leicht und so vollständig erreichen, als es der Verfasser des vorliegenden Romans gerade dadurch erreicht hat, daß es ihm vor allem darum zu thun gewesen ist, die Wirkung seiner Erfindung durch die Darstellung zu steigern und zu potenziren. Zeugt auch der Stoff nicht gerade von einer besonders reichen und ursprünglichen Erfindungsgabe, noch auch von einer treuen, unmittelbar aus dem Leben schöpfenden Beobachtung, sondern trägt vielmehr den Charakter eines dem Verstande abgewonnenen Gespinnstes oder einer nach Vorzeichnungen entworfenen Nachzeichnung: so enthält doch derselbe manche neue oder so noch nicht zusammengestellte Elemente und eine Reihe von Verwickelungen und Conflicten, die als solche ganz dazu angethan sind, das Interesse und die Spannung des Lesers in höherm Grade zu erwecken. Besonders gilt dies von derjenigen Verwickelung, die als der ursprüngliche Knoten des ganzen Gewirrs anzusehen ist. Ein deutscher Maler, Reinau, gebraucht zu Rom eine junge Römerin, Maria Santini, als Modell und pflegt mit ihr noch vertrautern Umgang, dessen Frucht ein Sohn ist, welcher, fern von Vater und Mutter, zum Jesuiten erzogen wird. Als solcher erscheint er bei seiner Mutter in deren Todesstunde und versagt ihr, da sie ihm den Namen des Vaters nicht nennen will, die Absolution. Um seines befleckten Namens, um seiner entehrenden Geburt willen fühlt er sich zum Haß und zur Rachlust gegen die ganze Welt und namentlich gegen seinen Vater berechtigt, er eilt daher nach Deutschland, wo derselbe in einer Residenz als Director einer Kunstakademie lebt und sich eben als hochbejahrter Greis mit

einer jungen schönen Frau verheirathet hat, und häuft nun hier durch allerhand jesuitische Machinationen Jammer und Elend über ihn, seine junge Frau und andere ihm in den Weg kommende Persönlichkeiten, bis er zuletzt selbst darüber zugrunde geht.

Daß sich auf dieses Fundament ein ganz wirksamer Roman hätte bauen lassen, wird Niemand leugnen können; denn dem Jesuitismus war hier eine Seite abzugewinnen, von welcher aus er als eine wenn auch nicht moralisch, doch physisch berechtigte Reaction gegen die Verleugnung der natürlichen Verhältnisse, als ein Kampf der secundären Unnatur gegen die primitive Unnatur angesehen werden konnte, und dies mußte nothwendig nicht nur die Theilnahme für den Verlauf des Kampfes beleben, sondern auch einen tiefer ergreifenden tragischen Abschluß des Ganzen möglich machen. Der Verfasser hat aber diese ursprünglich gute Anlage nicht nur nicht zu benutzen verstanden, sondern sie durch die Art seiner Ausführung ganz und gar aus den Fugen gerissen und seinen in unnatürlichen Verhältnissen und Gefühlen sich bewegenden Personen durch eine ebenso unnatürliche Darstellung dergestalt den Stempel der entschiedensten Unnatur aufgedrückt, daß an eine Sympathie mit denselben nicht mehr zu denken ist. Je schneidender die Dissonanz, die man zu schildern unternimmt, an und für sich schon ist, umsomehr muß man sich hüten, dieselbe durch allerhand künstliche Mittel noch zu steigern; denn es entsteht sonst nur ein ohrzerreißendes Jammergeschrei oder Charivari daraus, das am wenigsten geeignet ist, wirkliches Mitgefühl zu erwecken. So wirkt denn auch hier die ganze Art und Weise, wie der Sohn erst gegen seine Mutter und später gegen seinen Vater verfährt, gerade darum, weil der Verfasser zu seinem Bilde die grellsten und schreiendsten Farben nimmt, auf den gebildeten Sinn schlechthin gar nicht mehr, sondern nöthigt ihm, wie die outrirten Gräuelscenen auf den Gemälden der Marktschreier, gerade umgekehrt ein Lächeln ab. Dazu kommt, daß die Mittel, deren sich der Jesuit bedient, gar zu roh und plump erscheinen und ganz und gar jener Feinheit und Geistesüberlegenheit ermangeln, um derenwillen wir den Schülern Loyola's bis zu einem gewissen Grade das Recht zu einer Beherrschung der Verhältnisse einräumen und ihnen wenigstens von dieser Seite unsere Anerkennung zollen müssen. Das uns hier vorgeführte Exemplar besitzt aber nur eine gehörige Portion Unverschämtheit, und wenn auch diese unter Umständen ein ganz wirksames Mittel zur Erreichung jesuitischer Zwecke sein mag, so tritt sie doch hier meistentheils in sehr ungeschickter und rein brutaler Weise auf, dergestalt, daß man nicht begreift, warum eine Person, die sich dergleichen erlaubt, nicht ohne weiteres zur Thür hinausgeworfen wird. Unter diesen Umständen vermag denn auch all das Unglück und Elend, das durch den Jesuiten herbeigeführt wird, keinen wirklichen Eindruck auf uns zu machen; denn wir sehen von vornherein seine Nothwendigkeit nicht ein, vermögen nicht daran zu glauben, und ebenso wenig fühlen wir uns durch die letzte glückliche Wendung der Dinge sonderlich erfreut; denn wir wundern uns nur, warum man mit einem so frechen Gesellen nicht schon lange kurzen Proceß gemacht hat.

Nicht ganz so outrirt als die Hauptfigur erscheinen die übrigen Personen; doch stehen auch sie zur Grundidee theils im Widerspruch, theils in gar zu loser und zufälliger Beziehung. Der Maler Reinau ist offenbar viel zu ideal gehalten, was sich weder mit seinem Verhältniß zu des Jesuiten Mutter, woraus der ganze traurige Conflict hervorgegangen, noch mit seinem Ende verträgt. Auf der einen Seite schlüpft der Dichter gar zu leicht über seine Schuld hinweg, auf der andern Seite läßt er ihn zu schwer dafür büßen. Außerdem läßt er ihn viel zu sehr als Nebenperson erscheinen, während er ihn, wenn die ursprüngliche Anlage festgehalten werden sollte, als die zweite Hauptfigur innerhalb des tragischen Conflicts hinstellen mußte. Zufolge dieser Behandlungsweise hat er sich gerade die interessantesten und ausbeutungsfähigsten Elemente seines Stoffs, nämlich die Entwickelung eines an sich reinen und edeln Charakters, den aber doch die Glut seiner der Sinnlichkeit nicht entbehrenden Künstlernatur zu einer an sich unsittlichen Handlung fortgerissen und in eine tragische Katastrophe verwickelt hat, entgehen lassen und dafür die Schilderung anderer Persönlichkeiten in den Vordergrund gestellt, welche auf eine solche Bevorzugung weder von Seiten ihres Verhältnisses zur Grundidee, noch von Seiten ihres eigenen Wesens irgend einen Anspruch haben. Die traurigste Rolle spielt unter diesen offenbar Eugen Wallor; denn Alles, was er im Roman treibt und thut, zeigt ihn uns als einen völlig charakterlosen, schlotterigen, verächtlichen Menschen, und daß er daneben auch als eine edle, feurige Künstlernatur bezeichnet wird, kann uns über die Erbärmlichkeit seiner Erscheinung nicht hinweghelfen, da wir davon auch nicht das Geringste zu sehen bekommen. Die Verächtlichkeit dieser Figur ist aber für die Wirkung des Ganzen um so zerstörender, als sie gewissermaßen als der Erbe und Repräsentant des geopferten Reinau und hiermit als der Mittelpunkt des Interesses, ja als der zuletzt den Sieg davontragende Held des Romans hingestellt wird und als mit ihr auch alle diejenigen Personen in unserer Achtung sinken müssen, die sich, wie Clarissa und Therese, um seinetwillen in Liebesqualen verzehren, oder ihn, wie Reinau und Torneden, einer aufopfernden Freundschaft für würdig achten. Den größten Anspruch auf unser Interesse hat noch Torneden; denn er weiß doch noch in gewissem Maße sich, seine Gefühle und Verhältnisse zu beherrschen, und je dann und wann handelnd in die Sache einzugreifen, aber eben darum sagt es dem sittlichen Gefühle gar wenig zu, daß gerade er sich mit einer von Eugen Wallor stehen gelassenen und ziemlich abgestandenen Reige begnügen soll.

So unerquicklich wie die Personen und deren Geschichte ist nun auch der Stil und die ganze Darstellungsweise des Verfassers. Mit Ausnahme einiger Partien, welche natürlicher und lebendiger gezeichnet sind, erscheint Alles geschraubt und gequält; man merkt überall durch, der Verfasser will das Gewöhnliche vermeiden und fällt darüber in das Gesuchte. Dabei fehlt seiner Ausdrucksweise durchaus das leicht Eindringende, sich scharf Markirende. Man liest zuweilen Seiten lang und weiß zuletzt nicht, was man gelesen. Liest man es dann noch einmal und analysirt sich den Inhalt, so findet man in der Regel, daß man die Mühe hätte sparen können. Aus allen diesen und noch vielen andern Gründen, auf deren Erörterung wir hier verzichten müssen, können wir diesem Roman kein erfreuliches Prognostikon stellen, und wir fühlen uns umsomehr veranlaßt, dies dem Verfasser zum Bewußtsein zu bringen, damit er sich entschließen möge, seinem Talente so früh als möglich eine andere Richtung zu geben. 17.

Indische Dichtkunst.

Wir modernen Europäer bilden uns so unendlich viel ein auf unsere Civilisation, auf unsere aus den Schatzkammern aller Jahrtausende und aller Völker zusammengescharrte Bildung, auf unsere Aesthetik, Philosophie und Kritik, und doch müssen wir, wenn wir ehrlich sein wollen, gestehen, daß wir nichts hervorgebracht haben, was an reiner Auffassung und Darstellung zartesten Liebesgefühls jener Dichtung von der „Sakuntala“ gleichkommt, welche der indische Dichter Kalidasas vor wol schon zweitausend Jahren geschaffen hat. Man muß in der That Ehrfurcht haben vor der sittlichen und poetischen Bildung eines Volks, welches einen solchen Dichter aus seinem Schoose hervorgehen sah. Die edelsten Geister deutscher Nation haben denn auch die Dichtung, als sie zuerst in Europa bekannt wurde, mit Erstaunen und aufrichtiger Freude begrüßt, unter ihnen namentlich Goethe und Herder. „Mit Blumenketten“, sagt Letzterer, „sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst, natürlich. Eine Menge erhabener sowol als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen

vergebens suchen würde; denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht." Und an einer andern Stelle sagt derselbe feine, für die Aufspürung alles Schönen, wo er es auch fand, mit so wunderbarem Tastgefühl begabte, jetzt so häufig verkannte Aesthetiker: „Die Sprache ist geschmückt blumenreich und doch nie übertrieben, das Betragen der Personen, seien sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, daß in allem Diesen das Stück seines Gleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen." So coulissengerecht als die modernen Stücke aus der Scribe'schen Schule ist diese Dichtung freilich nicht und vor dem Tribunale unserer Theaterdirectoren und ihren Lesecomités würde es keine Gnade finden, aber dem Wesen nach weist es auf einen Bildungszustand hin, der den unsern an feinen, zarten und milden Elementen überragte. Leider waren die bisherigen deutschen Bearbeitungen, so dankenswerth sie in anderer Hinsicht auch sein mochten, meistens doch nicht oder doch nur wenig geeignet, die Dichtung dem größern Publicum genießbar und zugänglich zu machen. Diesem Ziel strebt mit entschiedenem Glück folgende neue Bearbeitung nach:

1. Sakuntala. Nach dem Indischen des Kalidasas von Edmund Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 1854. 16. 24 Ngr.

Eine eingehende Kritik, die begreiflicherweise nicht ohne Herbeiziehung des Originaltextes oder wenigstens der frühern deutschen Bearbeitungen geschrieben werden könnte, liegt uns hier fern; statt dessen wollen wir hier als Probe, mit welcher Zartheit und in welcher fließenden Sprache Lobedanz das Original wiederzugeben weiß, die Schilderung mittheilen, welche der König von Sakuntala entwirft, als er ihrer zum ersten male ansichtig wird:

> . . . eingehüllt
> In das Gewand von Bast, das auf den Schultern
> Befestigt ist, sieht man den Busen nicht,
> Der schamhaft jedem Blicke sich entzieht.
> Die Pracht des schönen Körpers ist verdeckt,
> Der Blume gleich, inmitten welker Blätter.
> Der Jugend kaum entspricht solch grobes Kleid
> Und dennoch steht's ihr schön; denn lieblich bleibt
> Die Lotusblume, die gemein Gestrüpp
> Des Sumpfs bedeckt . . .

Gleichzeitig erschien von „Sakuntala" folgende, wie aus dem etwas schwülstigen Vorwort hervorgeht, namentlich als Geschenk für Frauen und Jungfrauen bestimmte Bearbeitung:

2. Sakontala. Lyrisches Drama von Christian Hoeppl. Wiesbaden, Ritter. 1854. 16. 24 Ngr.

Es war nicht des Bearbeiters Zweck, das ganze vielartige Drama des Kalidasas wiederzugeben, sondern allein „die unendlich zarte und reine Gestalt Sakontala, wie sie Kalidasas geschaffen, allen für Reines und Schönes empfänglichen Seelen vorzuführen". Der Bearbeiter hat eigentlich nur den Stoff herausgegriffen und ein selbständiges Drama daraus gemacht, welches statt der sieben Acte bei Lobedanz nur drei Acte enthält.

Wer sich sonst über die eigenthümlich zarte, in späterer Zeit, wie dies allen Literaturen geht, freilich etwas in Künstlichkeit und Lüsternheit ausgeartete Poesie der Inder unterrichten will, dem bietet sich dar:

3. Indisches Liederbuch in Proben aus alter und späterer Zeit von 1200 vor bis 1200 nach Christus. Aus dem Sanskrit übersetzt und erläutert von Ernst Meier. Stuttgart, Metzler. 1853. 16. 20 Ngr.

Diese indische Anthologie bildet den dritten Theil von desselben Verfassers „Die classischen Dichtungen der Inder", deren beide erste Theile die Verdeutschung des „Nal" und ebenfalls der „Sakuntala" enthalten. Das „Indische Liederbuch" bringt „Hymnen aus dem Rig-Veda", „Sinnsprüche aus dem Hitopadeça", „Sprüche des Bhartrihari", Proben aus dem „Wolkenboten" (dem Kalidasas zugeschrieben), aus „Gita-Govinda" und aus „Somadeva's Märchensammlung", außerdem Anmerkungen und Erläuterungen. **H. M.**

Amerikanische Romane.

Die treffliche „Revue contemporaine" bringt in ihrer dreiundfunfzigsten Lieferung (15. November) einen Artikel „Les romans américans", worin folgende Romane besprochen werden: „The lamplighter"; „Speculation, or, the Glen-Luna family", von Amy Lothrop; „The sunny side" von H. Trusta; „The rifle rangers"; endlich „The scalp hunters", vom Capitän Mayne Reid. Wenn James Fenimore Cooper mit großem Glück die classische Form des Romans cultivirte, wie Amerika ihn von Europa erhalten hatte, so haben die neuamerikanischen Romanschriftsteller diesen Weg fast ganz verlassen und mit den europäischen Traditionen gebrochen. Es handelt sich in ihren Romanen durchaus nicht mehr um ein Kunstprincip und Kunstwerk, sondern um einen moralischen Zweck; sie arbeiten dahin, die Menschheit oder zunächst ihre eigenen Landsleute zu bessern, aufzuklären, von ihren schädlichen Irrthümern abzubringen. Eine religiöse, selbst sektirerische Absicht bricht, ehe man sich denkt, durch das Gewebe der Romanthatsachen hindurch und stellt sich prädominirend in den Vordergrund. Der Geist der Proselytenmacherei steigert sich oft bis zur Leidenschaft, wenigstens in den Romanen der gegenwärtig den Büchermarkt fast beherrschenden weiblichen Autoren. Der Harriet Beecher Stowe berühmter Roman: „Uncle Tom's cabin", die Romane der pseudonymen Elisabeth Wetherell (Miß Suzan Warner): „Queechy" und „The wide, wide world" und der socialistische, in Nr. 48 d. Bl. f. 1854 unter London näher charakterisirte Roman „Fashion and famine" sind Tendenzromane im eigentlichsten Sinne, wenn auch von sehr ungleichem künstlerischen und moralischen Werth. Der seit „Onkel Tom's Hütte" fast das meiste Aufsehen erregende Roman „The lamplighter", von Miß Cumming, spielt schon ins Allegorische hinüber, was auch im Titel angedeutet ist; dieser Lampenputzer ist nicht blos ein Lichtverbreiter seinem Metier nach, er ist es auch symbolisch genommen, nämlich Einer der die Seelen erleuchtet. Von diesem Romane sollen in Nordamerika selbst im Laufe von drei Wochen nicht weniger als 40,000 und in London von einer der verschiedenen zehn Ausgaben an einem einzigen Tage 15,000 abgesetzt sein. So wird uns wenigstens in dem Prospect versichert, welchen die Buchhandlung von Voigt und Günther der bei ihr erschienenen deutschen Uebersetzung beigegeben hat.*) Der „Atlas" sagt davon: „Der «Lampenputzer» verkündigt große Wahrheiten, die nicht oft genug wiederholt werden können, und seine belehrenden und unterhaltenden Schilderungen wird Niemand lesen, ohne durch ihren milden Einfluß gebessert zu werden." Es ist also die didaktische Tendenz, die hier ausdrücklich hervorgehoben wird. Auch der zweite der von der „Revue contemporaine" besprochenen Romane, die „Glen-Luna family", theilt mit dem „Lamplighter" dieselbe moralische Tendenz, wenn auch nicht dasselbe Talent, und zeigt in Memoirenform, daß und wie man in christlicher Weise Armuth und Unglück zu ertragen habe. Unter dem pseudonymen Autornamen Amy Lothrop verbirgt sich eine nahe Verwandte der Verfasserin von „The wide, wide world". Der Roman „The sunny side", ebenfalls aus einer weiblichen Feder, trägt ein noch entschiedeneres religiöses Colorit. Aus der civilisirten Welt mit ihren geheim zehrenden Leiden, gegen

*) Der Lampenputzer. Deutsch von Treumund Welp. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. — Außerdem erschien eine andere Uebersetzung unter dem Titel: Der Laternenmann. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. Vier Theile. Leipzig, Otto Wigand. 1854. 8. 2 Thlr.

die sehr häufig nur mit zähester Passivität anzukämpfen ist, versetzen uns die beiden zuletzt genannten in Nordamerika vielgelesenen Romane des Capitän Reid mitten in jene uncultivirte Welt der mexicanischen Einöden, der Prairien und Urwälder, wo noch das Faustrecht herrscht, wo es muthigen und oft verzweifelten Faustkampf gilt, um die wilde Natur unter des civilisirten Menschen Fuß zu bringen und wilden und verwilderten Menschen obzusiegen. Es sind abenteuerliche und oft blutige und furchtbare Scenen, die uns der Verfasser mit energischer Darstellungskraft vor Augen führt. Nichtsdestoweniger muß auch er der religiösen Richtung des nordamerikanischen Publicums Zugeständnisse machen, die er in folgenden Worten ausspricht: „Ich habe rauhe und wilde Sitten beschrieben; rauh war daher auch meine Darstellungsweise. Doch habe ich meine Helden so viel als möglich zu christianisiren gesucht.“

H. M.

Notizen.

Zur populär-belletristischen und populär-wissenschaftlichen Journalistik.

Popularisirung der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, der Literatur und aller Zeitfragen, wie sie auch heißen mögen, scheint jetzt an der Tagesordnung zu sein. Es liegt uns unter Andern ein Vierteljahrsheft einer bereits Anfang vorigen Jahres ins Leben getretenen und vom Professor E. H. Hassenstein in Gotha geleiteten Zeitschrift vor, welche den Titel trägt: „Natur und Kunst. Illustrirte Zeitschrift für allgemein wissenschaftliche und gemeinnützige Mittheilungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendung für das Leben“ (Langensalza, Schulbuchhandlung). Der Titel spricht die Tendenz und Bestimmung des Blattes so deutlich aus, daß wir wol nichts weiter hinzuzufügen brauchen. Die dankenswerthen Illustrationen bestehen theils in dem Texte beigedruckten Holzschnitten, theils in besondern lithographirten und wo es erfoderlich ist illuminirten Beilagen. — Der wegen ihres vielfach belehrend unterhaltenden Inhalts schon früher in d. Bl. empfohlenen und ihrer Tendenz durchaus entsprechend geleiteten „Gartenlaube“ einigermaßen verwandt ist das im Verlage der Literarisch-Artistischen Anstalt zu Stuttgart erscheinende „Kunst- und Unterhaltungsblatt“, das jedoch, abgesehen von dem vorzugsweise auf süddeutschen Geschmack berechneten Inhalt, mehr als die „Gartenlaube“ die reinnovellistische Unterhaltung bevorzugt, aber außer Novellen und Gedichten auch literarische Besprechungen und eine regelmäßige „Bücherschau“ liefert. Interessant war uns in den uns vorliegenden Lieferungen namentlich ein Artikel von Hermann Kurz über ein handschriftlich vorhandenes altdeutsches Gedicht „Der Minne Lehre“, dessen Verfasser der Küchenmeister eines Grafen von Hohenlohe, genannt Klein Henzelin von Kostenz, war. Jede Lieferung ist mit zwei Stahlstichen geschmückt und in jedem Jahre erhalten die pränumerandozahlenden Abonnenten des Blatts einen Stich als Prämie. Die Prämie für vergangenes Jahr bestand in einem wirklich recht schön, wirksam und sauber ausgeführten Stich: „Columbus im Gefängniß“, gemalt von Wappers, gestochen von F. Wagner. — Eine neue Unternehmung ist die seit einem halben Jahre in Basel gedruckte, von Johannes Gihr redigirte „Glocke der Gegenwart. Zeitschrift für Bildung und Humanität“, deren mannichfaltiger Inhalt aus meist kleinern Aufsätzen und Notizen besteht und deren Tendenz es ist, die wichtigsten Fragen der Zeit und Wissenschaft „mit dem Leben zu vermitteln“ und so auf Haus und Schule zu wirken. Ob nicht übrigens dies ewige „Vermitteln“, wie es in unsern Tagen getrieben wird, doch auch sein Bedenkliches hat, möchte wenigstens gefragt werden dürfen. Gerade das die Schweiz Betreffende war uns in den uns eingesandten Nummern das Interessanteste, z. B. die Aufsätze „Das Armenwesen in Basel-Land“, „Die Schweiz und die Erziehungsausstellung in London“, „Das schweizerische Polytechnicum“ (dasselbe soll 1855 in Zürich eröffnet werden), „Zur Charakteristik Ludwig Snell's“ u. s. w. — Zu den neuern periodischen Schriften gehören die bei Krabbe in Stuttgart seit Anfang dieses Jahrs erscheinenden „Hausblätter“, herausgegeben von F. W. Hackländer und Edmund Hoefer, deren Zweck jedoch über die Unterhaltung, wie Novellen, Reiseskizzen u. s. w. sie bieten, nicht hinausgehen zu sollen scheint. In diesem Bereiche versprechen sie jedoch Gutes und den Freunden solcher Lectüre Willkommenes zu leisten. Die Beiträge in der vorliegenden ersten Lieferung sind von Hackländer, Edmund Hoefer, Gerstäcker und Adolf Stahr. — Gleichzeitig hat Joseph Rank in Weimar ein „Weimarisches Sonntagsblatt“ begründet, in welchem die höhern Interessen der Kunst und Literatur ihre Vertretung finden sollen. Die leipziger Journalistik hat einige Aenderungen erfahren, indem sowol die „Novellenzeitung“ als die „Europa“ in andern Verlag übergegangen sind; erstere erscheint fortan unter der Redaction Robert Giseke's, die „Europa“ zu einem um die Hälfte ermäßigten Preise und in geringerm Umfang. Endlich machen wir noch auf die Preisausschreibung aufmerksam, welche die Redaction des so beliebten vom Oestreichischen Lloyd in Triest herausgegebenen „Illustrirten Familienbuch“ neuerdings erlassen hat, und zwar diesmal für die zwei besten naturwissenschaftlichen Originalaufsätze, welche, in allgemein ansprechender und faßlicher Form, Darstellungen aus der gesammelten theoretischen und angewandten Naturwissenschaft enthalten sollen.

Gobineau über den Untergang der Völker.

Von M. A. de Gobineau erschien vor einiger Zeit ein „Essai sur l'inégalité des races humaines“ in zwei Bänden, worin es unter Anderm heißt: „Wenn man wahrnimmt, wie nach der Zeit der Kraft und der Herrlichkeit alle menschlichen Verbände dem Untergang und der Auflösung verfallen, alle, nicht etwa dieser oder jener; wenn man wahrnimmt, wie beredt die Erde im fürchterlichen Schweigen uns auf ihrer Oberfläche die Trümmer der Civilisationen zeigt, die vor uns gewesen sind, und zwar nicht blos der uns bekannten Civilisationen, sondern auch anderer, für die wir keine Namen haben, und solcher, deren Steingerippe in Wäldern liegen fast so alt als die Welt und von denen in unsere Erinnerungen nicht einmal ein Schatten hineinfällt; wenn der Blick sich sodann auf unsere Staaten richtet, ihr geringes Alter erwägt und sich sagen muß, daß, obwol erst gestern geworden, heute mehre aus ihnen schon hinfällig sind: dann durchdringt uns, nicht ohne philosophischen Schauder, die strenge Wahrheit, die in den Worten der Propheten über die Hinfälligkeit alles Irdischen, aller Civilisationen, Staaten, Völker und Individuen liegt, und wir beugen uns vor der Erkenntniß, daß jeder menschliche Verband, wie geschützt er durch die klügsten Verknotungen der gesellschaftlichen Einrichtungen auch sein möge, schon am Tage seines Entstehens und innerhalb seiner Lebenselemente selbst bereits den Keim des unvermeidlichen Todes mit in sich aufnimmt.“ Der Verfasser sucht nun in seiner jedenfalls interessanten und beachtenswerthen Schrift nachzuweisen, worin der Keim dieses Todes bestehe. Ursachen, wie man sie sonst angegeben hat: Verweichlichung, Sittenverfall, religiöser Fanatismus und sein Gegensatz, Versinken in Gott- und Religionslosigkeit, unsittliche Genußsucht u. s. w. erkennt er zwar als höchst verderblich an, aber sie gelten ihm nur als Zeichen und Folgen eines mächtigern zerstörenden Princips. Die Ursache aller Entartung erblickt er in der Heterogeneität der Menschenracen, also in ihrer Vermischung; er sagt: „Das Volk entartet in dem Verhältniß als es nicht mehr das Blut seiner Urväter in den Adern hat; wird die Natur dieses Bluts durch die vervielfältigten Mischungen eine andere, so bildet sich auch eine andere Nationalität heraus; es stirbt und seine Civilisation mit ihm, sobald sein ursprüngliches ethnisches Element im Zusatz der fremden ethnischen Elemente untergegangen ist.“ In man-

chen Fällen trifft diese Behauptung allerdings zu, in andern aber wieder nicht. Die Germanen haben, um in nächster Nähe stehen zu bleiben, im Norden die Wenden bis auf wenige wie Inseln zersprengte Reste und im Süden die keltischen Stämme weggezehrt, obschon sich, beiläufig gesagt, manche Temperamentseigenthümlichkeiten, durch die sich der Süddeutsche vom Norddeutschen so wesentlich unterscheidet, noch jetzt auf die Kelten zurückführen lassen dürften. Diese Völkerstämme sind allerdings daran gestorben, daß „ihr ursprüngliches ethnisches Element im Zusatz der fremden ethnischen Elemente unterging". Dagegen hat im englischen Volke weder das normannische das angelsächsische, noch das angelsächsische Element das normannische vollkommen bemeistern können, sondern sie haben sich zu einer höhern gesündern Nationalität fruchtbar durchdrungen und verschmolzen. In den meisten, wenn nicht in allen Fällen wird sich aber nachweisen lassen, daß ein Volk in einem andern erst dann unterging, wenn es sich in sich selbst abgelebt hatte und durch eigene Schuld bereits im Verwesungsproceß begriffen war. So die untergegangenen Völker des Alterthums. Etwas Auffallendes hat es, wie gerade in den letzten Decennien so viele geistreiche Männer sowol in Frankreich als in England (z. B. Carlyle und die Carlylisten) und in Deutschland (z. B. Niebuhr, Anselm von Feuerbach, selbst Goethe und der Freiherr vom Stein) Symptome der Hinfälligkeit und des Untergangs auch am lebenden Geschlecht wahrzunehmen glaubten und keinen Anstand nahmen, uns aus unserer Gemüthsruhe mit ihren düstern Prophetien aufzuschrecken. **H. M.**

Bibliographie.

Balfour, Clara Lucas, Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. Mittheilungen aus ihrem Leben. Aus dem Englischen. Zwei Hälften. Berlin, Schlawitz. 1854. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Blüthen aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Leipzig, Barth. 32. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. 2te gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brückner, B. B., Predigten gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Brüel, K., Dichtungen. Gratz, Damian u. Sorge. 32. 25 Ngr.

Büdinger, M., Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich. Wien, Braumüller. 1854. Lex.-8. 5 Ngr.

Caspari, K. H., Erzählungen für das deutsche Volk. Schmuck-Ausgabe. I. Mit 1 Stahlstich und Musik-Beilagen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 27 Ngr.

Constant, W., Der Page des Kaisers. Ein Gedicht von der Treue. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1854. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Des Bordes, L. Freifrau v., Kinderlieder. Mit Illustrationen. Regensburg, Manz. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Edel, E., Untersuchungen über das intellectuelle Leben. Mit einer Nachschrift vom Ober-Medicinal-Rath Bergmann. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 15 Ngr.

Frenzel, J. G. A., Die Kupferstich-Sammlung Friedrich August II. König von Sachsen, beschrieben und mit einem historischen Ueberblick der Kupferstecherkunst bearbeitet. Nebst einer chromolithographirten Abbildung. Leipzig, R. Weigel. 1854. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Görling, A., Don Quixote der Kleine. Wunderbare Fahrten und Abenteuer des edlen Baronets Sir Arthur Oddrock genannt der „Ritter vom Pony" und seines getreuen Billy Trim genannt der „Knappe vom Esel". Leipzig, Naumburg. 1854. 4. 24 Ngr.

Göschel, C. F., Der Croy-Teppich in Greifswald. Ein Bild aus dem 17. Jahrhundert zur Erinnerung an das sechszehnte. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Hertz. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, C., Die Geschichte des Volkes Gottes, als Antwort auf die sociale Frage dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 20 Ngr.

Ifleib, L., Hermanfried. Gedicht. Jena, Mauke. 1854. 16. 20 Ngr.

Klencke, Gleim. Historischer Roman in drei Büchern. Cöthen, Schettler. 8. 4 Thlr.

Das Leben im Ernst. Sechs Vorlesungen über christliche Thätigkeit und christlichen Eifer. Nach dem Englischen. Berlin, Schlawitz. 1854. 16. 15 Ngr.

Mommsen, Tycho, der Perkins-Shakspeare. Berlin, G. Reimer. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Pfaff, C. H., Lebenserinnerungen. Mit G. G. Nitzschii memoria Christophori Henrici Pfaffii und mit Auszügen aus Briefen von C. F. Kielmeyer, Fried. Brun geb. Münter, dem Grafen Fr. Reventlow auf Emkendorf und Chr. H. Pfaff. Kiel, Schwers. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Schloenbach, A., Weltseele. Dichtungen. Leipzig, W. Engelmann. 8. 22⅔ Ngr.

Schuselka, F., Rußland's Politik in geschichtlichen Bildern. 2ter Bund. — A. u. d. T.: Rußland im Joche der Tataren, im Kampf gegen und um die Krim, in Demüthigung und Uebermuth gegen die Türkei. Geschichtliche Bilder. Dresden, R. Schaefer. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, J., Zions-Klänge. Religiöse Dichtungen. Leipzig, Hunger. 16. 12 Ngr.

Soden, F. Freih. v., Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderm Hinblick auf Christoph Scheurl II. Nach archivarischen und andern handschriftlichen Quellen bearbeitet. Mit Scheurls Bildniß nach Lucas Cranach und 1 Fac Simile. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Spieß, A., Goethe's Leben und Dichtungen. Im Zusammenhange dargestellt. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Stoy, C. V., Haus-Pädagogik in Monologen und Ansprachen. Eine Neujahrsgabe an die Mütter. Leipzig, W. Engelmann. 8. 22⅔ Ngr.

Trautmann, F., Die gute, alte Zeit. Münchner Geschichten. Drin frohe und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Sarazin und dem Wettermacher von Frankfurt; vom Rathsschreiber Wurzel in der Schwedenzeit; vom gottlosen Rechtsfreund Calomälus; nächst vom Löwen Albertus des V. und allerletzt, was sich mit dem frommen, blinden Meister von Nürnberg zugetragen &c. Für Alt und Jung erzählt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. 8. 24 Ngr.

Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen von E. R. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. 8. 14 Ngr.

Wauer, Minna, Der Tod der Mackabäer. Eine alttestamentliche Dichtung. Wriezen, Roeder. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Fabri, E. F. W., Predigt bei der Trauerfeier für Ihre Majestät die Königin Mutter Therese gehalten am 7. Novbr. 1854 zu Würzburg. Würzburg, Kellner. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

Frankl, L. A., Hippokrates und die Cholera. Trimeter und Knittelvers. Wien, Sallmayer u. Comp. 1854. 16. 8 Ngr.

Arnold von Winkelried. Eine Blüthenlese der schönsten Dichtungen. Bei Gelegenheit der Errichtung des Winkelried-Denkmals herausgegeben von **S. Liechti**. Thun. 1854. 16. 9 Ngr.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff**.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 2. —— 11. Januar 1855.

Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts.

Im Jahre 1849 brachten die Nrn. 221 und 222 d. Bl. einen Artikel unter derselben Ueberschrift, welche auch für die nachfolgenden Mittheilungen in Anspruch zu nehmen ist. Beiden wurde nämlich die Aufgabe, über ein Werk zu berichten, dessen inmittels vom Tode abgerufener Verfasser an den Namen „Königsmark" die sorgfältigsten Studien knüpfte, um das Hofleben des 17. Jahrhunderts in einem figurenreichen Gemälde voll Leben und Bewegung vor uns aufzurollen. Es ist dies das nunmehr in sechs Theilen vollständig vorliegende Werk:

Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von Wilhelm Friedrich Palmblad. Aus dem Schwedischen. Sechs Theile. Leipzig, Brockhaus. 1848—53. 12. 9 Thlr.

Den Inhalt der beiden ersten Bände hat bereits der oben gedachte Artikel gegeben, und die nachfolgenden Zeilen könnten sich lediglich auf die vier letzten Bände beschränken. Allein im zweiten Theile wird ein Ereigniß dargestellt, welches überhaupt wol als das bedeutendste des ganzen Werkes betrachtet werden darf und, obgleich Cabinets- und Justizmord in jenen Zeiten nicht eben zu den seltenen Ausnahmen gehörten, dennoch vom Beginn bis in unsere Tage viele Federn in Bewegung gesetzt hat, ohne daß damit alle Fragen vollständige Lösung gefunden hätten. Wir müssen daher nothwendig bei diesem Ereignisse noch einige Augenblicke verweilen. Es ist der Mord des Grafen Königsmark im kurfürstlichen Schlosse zu Hannover, welcher zuletzt auch noch die Druckschrift eines bekannten Ungenannten unter dem Titel:

Die Herzogin von Ahlden, Stammmutter der königlichen Häuser Hannover und Preußen. Leipzig, T. O. Weigel. 1852. 8. 24 Ngr.

veranlaßt hat. Sie stellt sich die Aufgabe, alle bisher über das düstere Ereigniß erschienenen Druckschriften kritisch zu sichten, und in Verbindung mit sonstigen dem Verfasser zugänglich gewordenen Nachrichten Zweifel und Unklarheiten zu beseitigen, um damit das Ganze, soweit das möglich war, zu historischer Wahrheit zu erheben.

Man kann dem Verfasser darin beistimmen, daß Königsmark's Mord nicht beabsichtigt, sondern zufällig herbeigeführt wurde. Aber was wollte man? Wollte man sich seiner bemächtigen, so konnte das nur auf Befehl des Kurfürsten geschehen, denn der Gräfin Platen, mochte sie übrigens auch über Vieles zu gebieten haben, war sicher nicht die Befugniß eingeräumt, selbständig über die Schloßwache zu verfügen. Der Verfasser sagt (S. 59): „Auf Wessen Befehl die Trabanten aufgestellt, bleibt ein unauflösliches Problem." Das scheint nur gesagt zu sein, um auf den Kurfürsten, weil die Hellebarde des Trabanten Königsmark, noch vorhandenen, Schädel zerschmetterte, keinen Schatten fallen zu lassen. Allein eben dies an sich edle Bemühen erweckt, was es abwenden wollte, den Verdacht, und die Parallele, der Mord des französischen Gesandten zu Rastatt, ist nur geeignet, ihn zu verstärken. Bleiben wir daher schlichtweg dabei: Königsmark's Mord war nicht beabsichtigt, vielmehr wollte man, da das Verhältniß desselben zur Kurprinzessin die Schranken des Erlaubten zu überschreiten schien, sich seiner Person und seiner Papiere versichern, um gegen die Kurprinzessin mit evidenten Beweismitteln auftreten zu können. Für diesen Zweck schlug man gegen die Kammerdame derselben, Fräulein von dem Knesebeck, ein Verfahren ein, welches kaum anders als „unerhört" genannt werden kann. Man drohte mit der Tortur, um Aussagen zu erpressen, die einen Ehebruch außer Frage zu stellen geeignet wären. Die Kurprinzessin kam den Absichten, mochten sie übrigens sein, welche sie wollten, mit der Erklärung zuvor: daß sie zu ihrem Gemahl nicht zurückkehren, nicht mit ihm leben wolle, denn sei sie schuldig, so sei sie seiner nicht werth; sei sie unschuldig, so sei er nicht werth, daß sie ihm sein hartes und rücksichtsloses Betragen verzeihe. Daß ihr Verhältniß zu Königsmark die eheliche Treue nicht verletzte, darauf nahm sie das Abendmahl. Man versuchte durch geistlichen Zuspruch sie zu bewegen, nicht weiter auf der Ehescheidung zu bestehen, und das vom Abt Molan aus den Paulinischen Briefen an die Korinther gewählte Thema seiner Ansprache konnte kaum einen andern Erfolg haben, als die Prinzessin in ihrer einmal abgegebenen Er-

klärung zu bestärken. Von Ehebruch konnte und durfte nun nicht weiter die Rede sein, und so ward denn die Scheidung mit dem Argument der „böslichen Verlassung“ motivirt. Die Acten des Processes sind bisjetzt unzugänglich geblieben; wir können daher nur das bekanntgegebene Erkenntniß vom 28. December 1694 einigen Bemerkungen zum Grunde legen. Da heißt es: Versuche friedlicher Ausgleichung seien mislungen; die Kurprinzessin bestehe auf ihrer Weigerung, mit dem Gemahle pflichtmäßig und gütlich vereinigt zu leben; diese Weigerung müsse als beabsichtigte bösliche Verlassung erkannt werden. Demgemäß werde die Ehe aufgelöst und für nichtig erklärt, ihr, dem schuldigen Theile, die Wiedervermählung untersagt, dagegen dem Kurprinzen, als dem unschuldigen Theile, solche gestattet.

Die Prinzessin ward darauf nach dem Schlosse zu Ahlden gebracht und hier 32 Jahr lang gefangen gehalten. Selbst der Gottesdienst war unfrei. Man hat darüber verschiedentlich einige sentimentale Klagen lautwerden lassen; soviel jedoch Referent bekannt werden wollte, ist bisjetzt noch nirgend nach der Berechtigung gefragt worden, eine Frau, welche durch die Scheidung bis auf den Punkt der Wiederverheirathung durchaus selbständig geworden war, der Freiheit zu berauben. Ihre ganze Umgebung, auch die militärische, war von Hannover aus ihr mitgegeben, obgleich die Scheidung jedes Verhältniß zu Hannover aufhob; und der Vater der Prinzessin, Herzog Georg Wilhelm von Celle, ließ sich fremdes Militär auf seinem Territorium gefallen. Darüber mochte besondere Uebereinkunft getroffen sein; immer aber ist auch diese, wie so vieles Andere, ein Document der Schwäche dieses Fürsten, die um nichts besser durch den Zorn erscheint, welchem er bis zum Tode gegen seine Tochter sich hingab.

Man könnte sagen: Es lohnt sich der Mühe nicht mehr, über dergleichen längst begrabene Dinge noch ein Wort zu verlieren, vorzüglich, da sich gegenwärtig nach der auch in d. Bl. theilweise veröffentlichten Correspondenz der Kurprinzessin mit Königsmark ein gesetzlich strafbarer Ehebruch unwiderleglich herausstellt. Allein die Kurprinzessin hatte die eheliche Treue durch die heiligste kirchliche Handlung besiegelt, und das Scheidungserkenntniß sagt nichts vom Ehebruch, der allenfalls mit Entziehung der Freiheit zu bestrafen gewesen wäre. Solange daher die Acten des Scheidungsprocesses und wol auch noch sonstige Documente der Einsicht und Prüfung entzogen bleiben, ist die Beschuldigung durchaus ungerechter Gewaltausübung nicht zurückzuweisen, und diese erscheint um so kleinlicher, als es doch Mittel und Wege genug gibt, eine Frau, eine Verlassene zu überwachen, wenn man das für unumgänglich nothwendig hält. Das ganze Verfahren ist nichts als ein Act der unbefugtesten Willkür, ein Car tel est notre plaisir, so weit gehend, daß man es selbst für überflüssig hielt, auch nur einmal den Schein der Gerechtigkeit, oder mindestens einer absoluten Nothwendigkeit zu retten. Das ist es, was hier hervorgehoben werden mußte als neuer Beleg für die Nichtsnutzigkeit jener „guten alten Zeit“, und damit können wir der andern Seite dieses Lebensbildes einige Blicke zuwenden.

Es ist eben der Correspondenz der Kurprinzessin mit Königsmark gedacht worden. Der Verfasser der oben angezeigten Schrift bemüht sich, die eheliche Treue dieser Correspondenz gegenüber dennoch zu retten. Er legt ein vorzügliches Gewicht auf das Abendmahl, welches die Prinzessin vor Zeugen mit der eidlichen Versicherung genommen, sie habe die Pflichten gegen ihren Gemahl nie aus den Augen gesetzt, und schließt den Abschnitt VIII (S. 85) mit den Worten: „Wer anderer Meinung ist, der werfe den ersten Stein.“ Das zeugt von edler Gesinnung. Referent glaubt jedoch, es handle sich gar nicht darum, die Kurprinzessin zu verdammen, vielmehr einfach den Thatbestand zu ermitteln.

Der Ton dieser Correspondenz ist der Art, daß wir bei der Prinzessin leicht einen höhern Bildungsgrad erkennen, gegen welchen Königsmark tief herabsinkt. Dabei ergeht er sich mit einer Frivolität, die selbst das vertrauteste Verhältniß bei dem hier in Frage kommenden Standesunterschiede nicht gestattet. Eine Frau, die über die Blütezeit der Jugend hinaus ist; die sehr wohl weiß, daß an einem Hofe stets Ohr und Auge des Verraths offenstehen; die, weil ihr das anerzogen ist, keinen Augenblick ihre höhere Stellung vergessen kann; die einsichtig genug ist, sich sagen zu müssen, daß wenig zu gewinnen wol aber Alles zu verlieren sei — eine solche Frau wird immer von äußerster Vorsicht sich leiten lassen. Sie wird wissen, daß Briefe aufgefangen werden, daß Chiffren und eine verstellte Handschrift sie nicht zu schützen vermögen. Die Kurprinzessin mußte daher ihrer Neigung zu Königsmark schon ein großes Opfer gebracht haben, wofür denn auch so manche Stelle ihrer Briefe und die Thatsache spricht, daß er sie heimlich in später Abendstunde besuchen durfte.

Beiläufig! Wenn Königsmark wirklich, wie S. 54, Anmerkung ** glauben läßt, das nachmalige Hotel de Strelitz am Neustädter Markte bewohnte, so ist der Besuch der Kurprinzessin, dessen man sie verdächtigte, schon aus dem Grunde sehr unwahrscheinlich, weil, obgleich der Weg vom Schlosse dahin nur kurz ist, doch das Leinthor dazwischenlag, welches Abends verschlossen wurde, und ein weiter Umweg nicht füglich vorausgesetzt werden kann. Die Aussage der Fräulein Knesebeck: „Wenn nun ein Soldat auf dem Markt ihr (der Prinzessin) das Laken vom Kopfe gerissen, so wäre sie in Ewigkeit verloren gewesen“, erscheint nur dann weniger wunderlich, wenn etwa mit dem Soldaten eine Schildwache vor Königsmark's Quartier gemeint war. Aber auch in diesem Falle durfte die Aussage dem Inquirenten wenig befriedigend erscheinen, denn eine Schildwache ist leicht zu instruiren. Wurde übrigens mit dem „Markt“ schlichtweg wie noch heute nur der auf der Altstadt verstanden, so konnte Königsmark nicht in dem oben bezeichneten Hause wohnen, und die Möglichkeit eines Solda-

tenanfalls lag näher, weil auf diesem Markt eine Wache war. Der Verfasser sagt (S. 83 fg.):

Ohne uns auf den ausschließlichen Standpunkt eines der beiden Geschlechter zu versetzen, und ohne dem Einen oder dem Andern einen moralischen Vorzug beilegen zu wollen, stellen wir denjenigen Männern, die das Glück gehabt haben, eindringende Blicke in das gelungenste und edelste Werk der Schöpfung, wir meinen, in das weibliche Herz zu thun, die Frage: Ist ihnen nie ein Frauenherz, das dem Geliebten vollständig angehörte, vorgekommen, welches von jenem tiefen Gefühle, das im Leben nur einmal eintritt, getroffen war, und welches sich dennoch auf jener Grenze zu erhalten wußte, wo die eingegangenen ehelichen Verpflichtungen nicht überschritten werden?

Referent hat den reinmenschlichen Standpunkt des Verfassers, legt also durchaus kein Gewicht darauf, daß auch in dem angedeuteten Falle nach strenger Christenlehre die Ehe doch schon gebrochen ist. Allein dieser Standpunkt ist für jene materialistische Zeit, für das Hofleben im Allgemeinen, zunächst für den hier in Frage kommenden hannoverschen Hof, und für die Verhältnisse zwischen dem Kurprinzen und seiner Gemahlin nicht füglich einzunehmen. Ueber jene Zeit und das Hofleben in derselben soll hier kein Wort verloren werden. Man lernt sie zunächst schon aus Palmblad's vorliegendem Werke, aus den Briefen der Herzogin von Orléans, oder aus Vehse's Schilderungen hinreichend kennen. Behalten wir daher nur das Verhältniß des Kurprinzen und seiner Gemahlin im Auge. Die Heirath war, wie gewöhnlich, eine politische, sodaß der Kurfürst Ernst August sogar sich herabließ, die Mesalliance, welche der Prinzessin das Dasein gegeben, zu ignoriren. Den Liebhabereien des Kurprinzen und seiner starren Complexion war die Heirath als solche gleichgültig. Er begegnete der schönen Gemahlin wol mit einigem hergebrachten Anstande, der ihn jedoch an sonstigen Begehrlichkeiten in keiner Weise hinderte, den er sogar in manchen Augenblicken vergaß. Das Weib verachtet den Mann, der seine Würde vergißt. Die Prinzessin fühlte sich vereinsamt, verlassen, und ihre Jugend, ihr französisches Blut, das Beispiel ihrer ganzen Umgebung mußten das Verhältniß nach und nach bis zur Unerträglichkeit spannen. Der Gemahl wollte, konnte ihr nichts sein; die Kurfürstin Sophie hatte andere Dinge zu thun, als Familienmishelligkeiten auszugleichen; der Vater in Celle wies Rath, Schutz, Hülfe zurück. Die Verlassene glaubte in Königsmark einen rettenden Freund gefunden zu haben. Dieser war nach Allem, was wir von ihm wissen, dreist genug, um einen schwachen Augenblick, wo sie unter Thränen des Schmerzes, selbst des Zornes über die unwürdige Behandlung des Gemahls Rettung um jeden Preis ansprach, zu benutzen, und die Voraussetzung ist gar nicht nothwendig, daß ihr aufgeregter Zustand ihr das volle Bewußtsein ihres Falles bewahrt habe. Nimmt man von diesem Standpunkte aus die Correspondenz zur Hand, so wird man es aufgeben müssen, eine Thatsache ungeschehen machen zu wollen, die hier weder gerechtfertigt noch entschuldigt, aber auch nicht verdammt werden soll. Die Druckschrift „Herzog Georg Wilhelm" von Heimbürger (Celle 1852) macht es sich bequem. Sie weiß kurzweg von der ganzen Correspondenz gar nichts, und da ist es eine wohlfeile Procedur, die Prinzessin so rein darzustellen, als es bei dem Umstande, daß der Verfasser Unterthan des regierenden Hauses und sogar Pastor ist, nur möglich zu machen steht. Heimbürger mag daher wirklich ein ganz guter Historiker sein, nur muß er keine Geschichte schreiben. Daß es dem Referenten nicht darum zu thun war, der Unglücklichen eine Schuld aufzubürden, darf er von unbefangenem Sinne wol anerkannt sehen, wenigstens weiß er sich nur von der Absicht geleitet, ein möglichst klares Verständniß zu vermitteln. Wie steht es dann aber um die durch das Abendmahl besiegelte Unschuldsbetheuerung?

Die gleich anfänglich sehr entschieden ausgesprochene Erklärung, mit dem Gemahl ferner nicht leben zu wollen, hatte die Kurprinzessin fein und gut begründet. Diese Begründung reichte jedoch da nicht aus, wo es um eine Ehescheidung zu thun war, und natürlich durfte der Kurprinz nicht der schuldige Theil sein. Damit stand sie allein, und der Einzelne hat bekanntlich Mehren gegenüber niemals Recht. Was von dem Versuche gütlicher Ausgleichung zu halten war, ist oben schon angedeutet; vor der Welt mußte der Schein gerettet werden. Die Prinzessin begriff sehr gut, daß jedes andere Loos besser sei als das, mit einem Manne zu leben, den sie nicht achten konnte, in einer Umgebung, die sie verachten mußte. Sollte sie dieser gegenüber sich schuldig bekennen? Sie, die jedenfalls trotz einer Verirrung sich besser fühlen konnte als alle Jene, deren ganzes Dasein vergoldeter Schmuz war? als alle Jene, die gewiß niemals an das Evangelium von der Sünderin dachten? Darauf aber konnte die Kurprinzessin sich berufen; sie konnte der Gnade Gottes und des Erlösers gedenken, welche für die Bedrängniß des schwachen Weibes einen andern Maßstab hat als Jene, die in Gottvergessenheit nur strafende Richter sein wollten. Damit ist ein strenges Moralgesetz allerdings nicht zum Schweigen gebracht, und wie vor diesem das ganze vergiftete Hofleben des 17. Jahrhunderts nicht zu bestehen vermag, so gestattet es auch keine Ausnahme zu Gunsten der Einzelnen. Ebenso streng ist auch die Geschichte, welche Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit will, dann aber auch nicht so spröde ist, um leugnen zu wollen, daß der Einzelnen, welcher nicht einmal der eigene Vater eine stützende Hand bot, gegenüber der Menge nur die Wahl blieb, dieser die ganze Kraft des verlassenen Weibes entgegenzustellen. Man kann das Trotz nennen, jedenfalls ist der Kurprinzessin jene Kraft, die nur ein entschiedener Wille, ein Charakter zu verleihen vermag, nicht abzusprechen. Eine Heldin konnte, wollte sie nicht sein: sie wollte nur Jenen nicht unterliegen, die wahrlich auch keine Helden waren, und da blieb ihr keine andere Wahl als die Gnade Gottes. Wer weiß auch, wie vielen Einfluß die Mutter, die von der katholischen zur lutherischen Kirche übergetreten sein muß, und die Einzige war, welche der Verlassenen getreu blieb, auf

die Anschauungsweise der Kurprinzessin hatte? Ob also nicht Manches von der weitschichtigen Absolutionsscholastik der katholischen Kirche sich als ein rettender Anker bot? Und endlich: Recht hatte man auf der andern Seite nicht! Das muß solange behauptet werden, als die Proceßacten verschlossen bleiben und daher lediglich nur eine Art Cabinetsjustiz angenommen werden kann. Die zu Führung des Processes berufenen Commissarien, geistliche und weltliche, waren angestellte Diener der beiden Fürstenhöfe Hannover und Celle, die allenfalls wol instruiren, schwerlich aber ein streng zu Recht bestehendes Urtheil sprechen konnten. Da dies aber einmal geschehen ist, und dieses Urtheil in keiner Weise eine Berechtigung gewährt, die persönliche Freiheit der Geschiedenen in dem Maße zu beschränken, wie es 32 Jahre lang geschehen ist, so bleiben wir bei unserm Ausspruch, daß hier lediglich unbefugte Willkür eingegriffen habe, um mindestens dem Recht des Stärkern eben da zu huldigen, wo es einer einzelnen Frau gegenüber kleinlich und kläglich erscheint.

Damit nehmen wir Abschied von der „Herzogin von Ahlden", dem Verfasser dieser Denkschrift die aufrichtigste Achtung für das in würdigster Weise an den Tag gelegte Bestreben bezeugend, die Verhältnisse historisch festzustellen und des Weibes Ehre aufrechtzuerhalten.

Nehmen wir nun Palmblad's Werk wieder zur Hand, so zeigt selbst schon ein flüchtiger Blick auf das Ganze, daß dem Hofleben zu Osnabrück und Hannover das angelegentlichste Studium, und der Personalzeichnung ein Eifer gewidmet war, dessen Ergebniß fast überall Bedauern, Widerwillen, Abscheu erwecken muß. Allerdings stehen dieses Hofleben, diese Personen eben wegen Königsmark's Mord im Vorgrunde des ganzen Lebensbildes; allein es war mit der absoluten Sittenlosigkeit an andern Höfen, die wir nun auch noch zu besuchen haben, um nichts besser bestellt, und obgleich Palmblad auch ihnen keine Lorbern streut, so scheint doch eine vorwiegende Misstimmung, und vorzugsweise die Annahme, daß Königsmark absichtlich ermordet sei, nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Dadurch ist den kleinen Höfen zu Osnabrück und Hannover den Höfen zu London, Paris, Madrid, selbst dem dresdener Abgrunde gegenüber ein Relief gegeben, worauf ein Anspruch auch schon aus dem Grunde nicht eigentlich vorliegt, als die Familie Königsmark, und aus derselben die Hauptperson des ganzen Werkes, Aurora, in Hannover nur selten und stets für kurze Zeit erscheint; ein Relief, welches um so schroffer hervortritt, als ein in der Kurfürstin Sophie und Leibniz sich darbietender Gegensatz, wie es scheint, geflissentlich ignorirt ist. Das ist um so auffallender, als mehrfach unbedeutenden Personen Raum geschenkt wird, als Leibniz; wenigstens in Deutschland einzig dastand in seiner Zeit, und als seine Neigung für das weibliche Geschlecht, in welcher er sich selbst durch den Besuch vornehmer Personen oder namhafter Gelehrten nicht stören ließ, von selbst Anlaß zu einer trefflichen Episode bot.

Das blutige Drama im Schlosse zu Hannover, der unmittelbar ihm folgende Proceß, welcher die Mutter der Könige von Preußen und Hannover ins Exil brachte, gehören einer spätern Zeit an als diejenigen, mit welcher der dritte Band von Palmblad's Zeitbildern beginnt. Doch wie sie hier bereits abgeschlossen wurden, um für die Schicksale der Familie Königsmark Raum zu gewinnen, so sind sie auch in gegenwärtiger Relation vorangestellt worden, ohne eben ein Wort über die Frage zu verlieren, ob ein solches Verschieben historischer Facta vielleicht den Foderungen der Kunst geopfert sei? Denn der Verfasser hat weder einen Roman noch ein streng-historisches Werk geben wollen, um die Freiheit der Darstellung nicht zu beschränken, und darum auch das Ganze unter dem bescheidenen Titel „Zeitbilder" vorgelegt. Einem Referenten bleibt daher kaum ein Anderes übrig, als neben dem Bericht über die vorgeführten Ereignisse darauf zu achten, ob die handelnden Personen und die in und mit denselben aufgestellten Lebensbilder der Zeit angemessen sind, in welche ihre Thätigkeit eingerahmt ist. Jene unbeschränkte Freiheit der Darstellung, welche der Verfasser sich vorbehalten, muß dann aber auch dem Referenten für seinen Bericht zugute kommen, wenn er mit dem gebotenen überreichen Material nicht über alle Grenzen, und den Leser ermüdend, hinausgehen will. Mit der bereits im Eingange gedachten Relation des frühern Referenten und Demjenigen, was oben über den Proceß am hannoverschen Hofe mitgetheilt wurde, kann daher von den beiden ersten Bänden der Zeitbilder Abschied genommen und zu den folgenden übergegangen werden, wenn wir aus dem dritten Buche des ersten Bandes uns nur erinnern wollen, daß der Familie Königsmark von Schweden herüber bedeutende Verluste drohten, und daher in Stade der Beschluß gefaßt wurde, unmittelbar am schwedischen Hofe die gemeinsamen Angelegenheiten der Familie zu überwachen.

Wir betreten nun ein Land, welches zunächst vom Dreißigjährigen Kriege her die eigenthümlichsten Schicksale erfahren sollte. Dieser Krieg hatte den Länderbesitz erweitert, ohne das Land reicher und kräftiger zu machen. Der Reichthum war nur einem Stande, dem Adel, zugute gekommen, theils in Kriegsbeute, theils in königlichen Belohnungen und Geschenken, die zusammen dem Einzelnen fürstlichen Glanz gestatteten. So unterhielt unter Anderm allein der dem königlichen Hause verwandte Reichsdrost de la Gardie, dessen Tochter mit Aurora's Oheim verheirathet war, für seine weitläufigen Grundbesitzungen einen Hofrath, drei Hofprediger, Bibliothekare, Assessoren, Hofmeister, Stallmeister, Amtleute, ein zahlreiches Kanzleipersonal, Geometer, Bildhauer, Maler, Musiker. Er hatte 37 Kirchen erbaut oder doch wiederhergestellt, Schulen, Hospitäler und ein Krankenhaus gegründet, und die Königin mochte nicht Unrecht haben, wenn sie einmal äußerte: Im Nothfall könne er dem Könige die Krone vom Kopfe wegkaufen.

Der Adel hatte Karl's XI. Minderjährigkeit benutzt, an Gütern und Rechten zu erwerben, was noch zu erlangen war. Freilich war schon während der Vormund-

schaft verschiedentlich von einer Reduction der seit der verschwenderischen Königin Christine verschleuderten Krongüter die Rede gewesen, allein das geschah nur, um die übrigen drei Stände zu beschwichtigen. Karl XI. erwarb sich den Beinamen „Bauernkönig", indem er mit Hülfe dieser drei Stände auf dem Reichstage von 1680 die den Adel schon 30 Jahre lang bedrohende Reduction, damit aber auch ein Verfahren ins Leben rief, welches einem Raubsysteme nahe genug verwandt war. Den Adel hatte er sich abwendig gemacht, und, wie wenig er auch einem glänzenden Hofe geneigt war, so kann doch kein Fürst einer ihm huldigenden Umgebung entbehren. Was daher die Reduction dem Adel entzog, ward zum Theil niedrigen, nichtswürdigen Creaturen mit vollen Händen zugewendet, und das Land stand sich um nichts besser, wenn auch der König nach außen hin den Schein einer gewichtigen Macht zu erhalten wußte.

So etwa standen die Sachen, als der Feldmarschall Otto Wilhelm von Königsmark mit seiner Schwägerin und ihren beiden Töchtern den schwedischen Boden betrat, und damit führt Palmblad uns in eine so zahlreiche Gesellschaft und in so vielfache Verhältnisse, daß wir uns nur auf das Nothwendigste beschränken dürfen, um nicht den Faden zu verlieren.

Zuerst die Reductionsangelegenheit. Die für dieselbe niedergesetzte Commission scheute weder Verjährung noch rechtlich erworbenen Besitz, noch dachte sie auf irgend eine Entschädigung in Fällen, wo ein Gut durch bedeudeutende Geldmittel einen Werth erhalten hatte, welcher den ursprünglichen weit überwog. Das Reductionsprincip entschied, indem man aus demselben Consequenzen zu entwickeln verstand, die man ja überhaupt nicht eben selten da, wo es sich um Mein und Dein handelt, in Thätigkeit gesetzt sieht, und die dann als Machtspruch erscheinen. Viele der durch solchen Machtspruch mittellos gewordenen Edelleute wanderten aus, um in fremden Diensten ihre Existenz zu sichern; Andere, die durch besondere Verhältnisse an den schwedischen Boden gefesselt waren, versuchten sich aufrechtzuerhalten, oder wieder zu heben, wie sie konnten und mochten, und unter diesen stand Herzog Johann Adolf, Oheim des Königs, obenan. Als Königin Christine die Krone niederlegte, berief sie ihren Vetter, den Prinzen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, auf den schwedischen Thron. Sein Bruder, jener Herzog Johann Adolf, wird von Palmblad als einer der wunderlichsten Charaktere, als ein nordischer Don Quixote geschildert. Dem Throne nahe verwandt, war er von Souveränetätsideen erfüllt, die er in allen Verhältnissen zu verwirklichen strebte. Sein Schloß Stegeborg war eine förmliche Festung und etliche als Soldaten dressirte Diener mußten sich zum strengsten Festungsdienst bequemen. Da er nach außen hin nicht zu wirken vermochte, gefiel er sich im Niederschreiben weitläufiger Deductionen, die seine militärischen Talente ins Licht stellen, vorzüglich aber die Rechtsansprüche auf seine Besitzthümer darlegen sollten. Dabei blieb es nicht. Er versuchte, Bekannte und Befreundete, welche durch die Reduction vorzugsweise bedroht wurden, in einer eigens berufenen Zusammenkunft aufzurütteln, um Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen. Daß dies nicht gelang, mag vielleicht darin begründet sein, daß der Verlauf einer Revolution möglicherweise die Krone auf ein Haupt setzen konnte, dessen Starrsinn wenig beliebt war und kaum Ersatz für den jetzt durch die Reduction bedrohten Besitz bot. Der Prinz zog sich daher auf seine Festung zurück, die er gegen die Reduction behauptet zu haben scheint. Hier mußten, während er sein Archiv mit immer umfangreichern Deductionen und vielfältigen Proceßschriften zu füllen bemüht war, alle Formalitäten eines souveränen Hofes streng innegehalten werden, indeß er seiner Gemahlin, einer mürrischen, abstoßenden, frommen Frau, das knappe Haus- und Wirthschaftsregiment überließ, und darunter hatten die beiden Töchter Katharine und Anna am meisten zu leiden. Sie sollten durch eine Art Hungercur zu Sylphiden herangebildet werden, und die Aelteste blieb wirklich knochendürr, während jedoch Anna, die Jüngere, allem Hunger zum Trotz täglich mehr zu einem fabelhaften Umfange sich ausgedehnt sah. Ihren fortwährenden Appetit suchte die Frau vom Kapellmeister des Herzogs, die ihre Amme gewesen, mit Allem zu befriedigen, was ihr beschränktes Besitzthum darbot. Doch geschah das nur selten, weil es den Prinzessinnen schwer wurde, die strenge Aufsicht durch heimliches Verlassen des Schlosses und Parkes zu täuschen.

Die armen Kinder sollten noch von einer andern Seite her gequält werden. Schweden suchte sich gegen den Einfluß der römischen Propaganda hermetisch zu verschließen. Diese aber wußte wie immer so auch damals Rath. Unverfänglich, unbeachtet bestand in Linz, also weit genug von Schweden, ein eigenes Collegium, welches vorzugsweise die Aufgabe hatte, Söhne schwedischer Edelleute standesmäßig auszubilden und nebenher in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Die Anstalt hatte zu leichterer Förderung ihrer humanen Intentionen einen verlorenen Posten weit vorgeschoben. In Schwerin, wo dergleichen Niemand suchte, hatte sie ein Seminar gegründet, welches theils die Correspondenz vermittelte, theils den jungen Schlachtopfern als Vorschule diente. Man findet über das ganze Institut weitere Nachrichten in einem oft belächelten, weitschweifigen und jetzt wol ziemlich vergessenen Buche, nämlich in Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781". Der wackere Nicolai ward damals in Scherz und Ernst vielfältig angezapft und mit dem Stichnamen „Jesuitenriecher" beehrt. Alles aber, was er und die Herausgeber der „Berliner Monatsschrift" als Warnungszeichen aushingen, muß doch gut begründet gewesen sein, denn wir sehen heutzutage genau dieselben bedrohlichen Erscheinungen auftauchen und sogar von einer blinden lutherischen Propaganda schwesterlichst unterstützt. Es ist natürlich, daß man eifrig Bedacht nahm, unmittelbar in Schweden selbst sich zu bethätigen, und da die Frömmigkeit der Herzo-

gin, die strenge Abgeschiedenheit der Prinzessinnen einen ertragfähigen Boden versprachen, so erschien auf Stegeborg denn auch unter dem vielversprechenden Namen „Melanchthon" ein geistlicher Herr, welcher von der Herzogin als von Gott gesandt aufgenommen wurde. Die Prinzessinnen wurden nun förmlich gefangen gehalten, mußten Tag aus Tag ein salbungsreiche Predigten anhören, auf den Knien ewig lange Gebete hersagen, sich kasteien und noch mehr hungern als früher. Dabei wurde die Aeltere noch immer magerer, die Jüngere immer dicker. Der Herzog durchschaute bald genug das ganze trügerische Gewebe, und, wie unerhört es scheinen mag, er ließ den Pseudo-Melanchthon aus keinem andern Grunde gewähren, als um seinerzeit der Gemahlin mit diabolischem Hohn zu deduciren, sie sei ohne es zu wissen durch und durch katholisch geworden.

Ein weniger schroffes, immer aber betrübendes Bild entwickelt Palmblad in den letzten Lebenstagen des alten Reichskanzlers Magnus de la Gardie. Von dem Umfange seines Reichthums ist bereits oben Einiges angedeutet. Die Reduction hatte ihm bis auf ein kaum nennenswerthes Gütchen, welches seiner Gemahlin gelassen wurde, Alles genommen, und da nicht wenige Geldangelegenheiten, die bei ungeschmälertem Besitzthum sich gewissermaßen von selbst ausgeglichen haben würden, devote Clienten in drängende Gläubiger verwandelten, so mußte zu deren Befriedigung auch das bewegliche Vermögen dreingegeben werden. Damit gerieth der alte Herr in wirklichen Nothstand. So drückend dieser aber auch war, so wenig wußte der Graf sich den Gedanken geläufig zu machen, daß er ein armer Mann sei. Er wollte den Abschied von der Herrlichkeit der Welt am 1. Mai celebriren und lud Befreundete zu einem Festmahl. Der Diener zeigt an, daß Küche und Keller nichts darbieten wollten. Der Graf sendet zur Stadt, um dem Mangel bei Kaufleuten auf Credit abzuhelfen. Der Credit wird verweigert und der Festtag ist gekommen; jeden Augenblick müssen die Gäste erwartet werden. Da erscheint der alte gelehrte Professor Olov Rudbeck als Helfer in der Noth. Er hat dem König ein Prachtexemplar seiner „Atlantica" überreicht und von diesem 100 Stück Karolinen empfangen. Damit geht er zu einem Kaufmann, der eben des Grafen Diener abweist. Rudbeck, der früher vom Grafen vielfältige Beweise von Anerkennung empfing, kauft den Wein, den er nun selbst bringen muß, weil des Grafen Diener Stockholm bereits verlassen hat. So kommt denn ein Fest zustande, bei welchem sogar poetischer Scherz nicht fehlt. Aber es ist der letzte Lichtblick des alten Reichskanzlers. Seine Witwe verlebt kümmerliche Tage auf dem ihr übriggelassenen Gütchen.

Betrachten wir nun den König, so begegnen wir einem tristen Leben. Von den versailler Herrlichkeiten, die in Deutschland bereits vieler Orten Rauschgoldschimmer hervorgetrieben, war noch kein Strahl in die kimmerische Nacht gedrungen, und wenn das als ein Glück betrachtet werden konnte, so blickte doch aus dem eigenen Geiste kein Licht hervor, welches den König und seine Umgebung zur Freude am Dasein emporgehoben hätte. Von lebendiger Freiheit der Kunst und Poesie war keine Rede; wo etwas der Art auftauchte, bewegte es sich ebenso schwerfällig-lateinisch, wie die Wissenschaft in Upsala oder im Kopfe der Staatsmänner. Der König gefiel sich in einer seltsamen Sentimentalität. Er wies jede Vorstellung, jede Bitte, die durch die Gewaltmaßregeln der Reductionscommission veranlaßt waren, mit Entschiedenheit zurück; er hatte kein Ohr für die nächsten Verwandten, für die bedeutendsten Persönlichkeiten, für die gewichtigsten Rechtsgründe; er schien keinen Begriff davon zu haben, daß die Betroffenen durch jene Maßregeln wirklich bettelarm wurden, überhaupt nur etwas verloren, oder daß mindestens die königliche Gnade, welche doch Landstreichern mit vollen Händen spendete, der vermeintlichen Gerechtigkeit, in welche das königliche Gewissen störend einzugreifen fürchtete, einigermaßen die Wage halten könne. Dagegen führte er ein Tagebuch, worin er Klagen notirte über das harte Geschick, welches Diesen und Jenen traf. Wahrscheinlich glaubte er damit vor einem höhern Richterstuhle das heimliche Behagen an den auf unreinen Wegen ihm zufallenden Glücksgütern in das Kleid der Demuth hüllen zu können.

Die Königin Ulrike Eleonore war eine gute stille Frau, die außerhalb der Kinderstube selten sichtbar wurde, und die Königin-Mutter Hedwig Eleonore fand in der ihr gebührend erwiesenen Achtung und einigen Spieltischabenden ihre Ansprüche befriedigt. Da selbst der einst so mächtige Reichskanzler de la Gardie so wenig geschont wurde, daß der Tod ihm als Erlöser von tiefster Dürftigkeit willkommen sein mußte, so durfte die Familie Königsmark noch weniger auf irgend eine günstige Wendung ihres Reductionsprocesses hoffen. Wie überall, so fielen auch in Schweden selbst die wichtigsten Dienste aus früherer Zeit der Vergessenheit, wenigstens gleichgültiger Nichtbeachtung anheim, denn die Gegenwart ist an neue Interessen verpfändet, die, mögen sie auch Kinder jener Dienste sein, doch nun einmal auf das Recht ihres Daseins trotzen, und wie die Wendensöhne ihre altersschwachen Väter lebendig begruben, so drängen auch die neuen Interessen die alten gewaltsam ins Grab. Wenn man den alten Adel der Armuth preisgab, so mußte neuer creirt werden, und dieser versagt der Vergangenheit, wenn sie nicht etwa seinen Ansprüchen schmeichelt, jede Anerkennung, da er selbst nur eine Zukunft sicher für sich zu gründen hat. Der Feldmarschall Otto Wilhelm von Königsmark durfte umsoweniger einen günstigen Erfolg für seine Ansprüche hoffen, als er persönlich beim Könige nicht beliebt war, da er den ungünstigen Ausgang des Feldzugs in Pommern verschuldet haben sollte, und er mochte es als ein prophetisches Vorzeichen betrachten, daß Nacht und winterlich stürmendes Unwetter den Schiffer zwang, möglichst schnell Land zu erreichen.

Die Reisenden finden Obdach bei einem alten Waldwärter im Thiergarten des Königs, und hier knüpft

Palmblad die Fäden für die Zukunft Aurora's. Sie ward uns früher schon als eine Ausnahme von der Regel geschildert, indem das Kind bereits als Jungfrau und der ältern Schwester geistig überlegen erscheint. Ein solcher Fall ist nicht selten, und kann hier umsomehr zugegeben werden, als von der ältern Schwester besondere geistige Capacität nicht bekannt geworden ist. Dann aber erwarten wir, sogar gestützt auf den alten Spruch: „Kluge Kinder werden nicht alt", frühen Untergang, oder ein Leben, welches Voltaire's Ausspruch über Aurora, der sie zu einem Wunder ihrer Zeit macht, rechtfertigt. Wir würden einem Franzosen und Dichter, der in diesen beiden Eigenschaften vielleicht nur der Schönheit eine Huldigung widmete, wol nur bedingte Autorität zuerkennen, wenn ihm nicht die Bürgschaft des allgemeinsten Rufs zur Seite stände, und wollen daher sehen, inwiefern er gerechtfertigt ist.

Bei dem Waldwärter sehen die Reisenden einen jungen Mann, dessen unbekümmertes Gehaben auffällig, sogar als ungehobelter Trotz erscheint, da seine Kleidung auf bäuerlichen Stand, auf ein untergeordnetes Verhältniß zum Waldwärter deutet. Es ist Patkul, dessen tragisches Ende schon manche Feder beschäftigte und der Gegenwart auch von Gutzkow dramatisch vorgeführt ist. Unbekümmert darum, daß das an Schweden gefallene Livland eigene Stände hatte, unterwarf ein Beschluß schwedischer Stände die Güter des livländischen Adels der Abalienation. Patkul's Vater gerieth in den Verdacht revolutionärer Opposition gegen diesen Beschluß. Sein Proceß ward freilich niedergeschlagen und ihm die Freiheit geschenkt, allein die Güter blieben verfallen. Der Sohn, Lieutenant im Hastfer'schen Regiment, ist heimlich nach Schweden gekommen, um für den Proceß des Verbannten eine Revision zu erwirken und die Güter, wenigstens als ein Geschenk, wiederzuerlangen. Der Waldwärter ist ein geborener Livländer und steht in der Gunst des Königs, der bei Besuchen des Thiergartens gewöhnlich bei dem Alten einmal einzusprechen pflegt. Die Vermittelung des Alten, bei welchem Patkul jedenfalls sicheres Versteck findet, soll diesem geneigtes Gehör verschaffen. Damit ist seine Gegenwart in bäuerlicher Kleidung erklärt. In der Nacht treffen Patkul und Aurora zusammen. Diese will 14 Jahr alt sein, obgleich Palmblad sie ein Jahr jünger annimmt. Da ihr Alter, wenn wir nicht etwa Cramer's „Denkwürdigkeiten" diesen weiblichen Ehrenpunkt entscheiden lassen, überhaupt immer etwas zweifelhaft bleibt, so kann der Unterschied eines Jahrs hier nur insofern in Betracht kommen, als Aurora's Angabe halbbewußten Verrath aufkeimender Liebe zu dem jungen Mann bethätigt, und nun finden wir uns in einem eigenthümlichen Falle.

Palmblad's Darstellungsweise bekundet überall die Neigung zu geschichtlicher Begründung der Personen und Thatsachen, und demgemäß ein sorgfältiges Durchmustern der ihm zugänglich gewesenen historischen Quellen. So versäumt er es auch niemals, oft unbedeutend Scheinendes in einer Anmerkung als „historisch" zu bezeichnen. Dagegen findet sich nirgends eine solche Andeutung in Bezug auf die von ihm vorgeführten Situationen zwischen Aurora und Patkul. Das Liebesverhältniß muß daher allein als Palmblad's Conception betrachtet werden, und es fragt sich, welchem Zweck es dienen soll? Werfen wir einen Blick auf Aurora's Leben, wie es schon in Cramer's „Denkwürdigkeiten" aufgeblättert ist, so kann es kaum anders denn als ein verlorenes bezeichnet werden. Die Bildung, welche sie über viele Gleichgestellte erhebt und sich in einigen französischen Poesien, später auch in geistlichen Liedern kundgibt, war nur Emanation einer scharfen Fassungsgabe, nicht Eigenthum der Seele, des Herzens, nicht ein Durchdrungensein von geistiger Ueberzeugung. Wir wollen nicht behaupten, daß sie stolz auf ihre Talente, ihre Schönheit, ihre Geburtsstellung gewesen sei, und darum auf die Mehrzahl des Männerkreises kalt herabgesehen habe. Wol aber sehen wir uns zu der Annahme gedrungen, daß es ihr versagt sein sollte, das Verhältniß von Mann und Weib in seiner Tiefe, seinem ganzen Umfange zu erkennen, zu würdigen. So mag es gekommen sein, daß sie es zu nichts brachte, als einige flüchtige Wochen lang die Mätresse des weiberverachtenden Kurfürsten von Sachsen zu sein, in dem Marschall Moritz von Sachsen einem ausschweifenden undeutschen Helden das Dasein gegeben zu haben und nach jahrelangem unstäten und erfolglosen Wanderleben bis zu ihrem Tode vergebens nach der Stelle der Aebtissin im Stift Quedlinburg zu ringen.

Daß sonach ihre ganze Existenz in der Luft stand, konnte Palmblad nicht entgehen. Ein Stützpunkt war unabwendliche Nothwendigkeit, und die Wahl desselben in dem jungen Patkul ergibt sich als eine durchaus zweckmäßige, denn da Palmblad der Geschichte möglichst getreu zu bleiben bestrebt ist, so mußte schon aus diesem Grunde die Liebe eine verlorene sein. Sie durfte Aurora's bekanntem Lebensweg nicht widersprechen, und Patkul's politische Thätigkeit legte demselben kein Hinderniß in den Weg; sein tragisches Ende steigert die Theilnahme für Aurora, weil sie, obgleich in dem bunten Gewirr ihres Lebens nur langsam, doch die wahrhafte Liebe erkannt hat, die eben mit Patkul's Tode wie ein Silberblick sie durchleuchtet.

So etwa denkt Referent sich Palmblad's Wahl eines Mannes, der, soweit das bekannt ist, mit Aurora in keinem nähern Verhältnisse stand. Wir wollen damit auch Abschied von Patkul nehmen. Freilich gelang es ihm, durch den Waldwärter Audienz beim Könige zu finden; dieser aber verwies ihn an den Minister, den Grafen Bengt Oxenstjerna, der die Kunst verstand, mit diplomatischem Geflüster scheinbar viel zu sagen, übrigens nichts eiliger zu thun hatte als sich von dem Eindringling loszumachen. Seine weitern Bestrebungen, von denen Aurora ihn einige male vergebens abzulenken sucht, sind bekannt, und treten in dem vorliegenden Werke nur hin und wieder so aphoristisch, so flüchtig verloren hervor, daß sie als einflußlos nur noch so weit in Betracht

kommen, als er seine Ansprüche mit einer Unermüdlichkeit verfolgt, die der Gegenseite natürlich als gefährlicher Trotz erscheint und sogar seine Hinrichtung in effigie veranlaßt.

Wie vorauszusehen war, kam die Familie Königsmark auch mit persönlicher und Jahre hindurch fortgesetzter Betreibung ihrer Ansprüche keinen Schritt weiter, doch ward sie an den Hof gezogen, und ein Geburtstag des Königs gibt Aurora Veranlassung, zum ersten mal ihre poetischen Talente zu bethätigen. Sie entwirft ein mythologisches Festspiel, in welchem sie selbst eine Rolle übernimmt. Ihr Costüm widerspricht allen stabilen Vorstellungen des Schicklichen und das Stück macht Fiasco, vorzüglich, da ein mit besonderm Wohlwollen der königlichen Familie bedachtes Hoffräulein Ingeborg, schon über die Jugendfrische hinausgehöfelt und von der Göttin der Schönheit ziemlich unbeachtet gelassen, durch Costüm und Action sich bei den jungen Hofleuten den Spitznamen „die Ratte" erwirbt. Sie verliert dabei nichts in der Gunst der königlichen Familie, die ihren Geist, mit welchem sie es sogar bis zum Prophetenthum bringt, sehr hochstellt. Da hierüber historisch nichts fest steht, so wird es dem Verfasser leicht genug, sie Dinge voraussagen zu lassen, die er recht gut wissen konnte. Doch dient diese Erscheinung, die in dem ebenfalls prophetischen Oldenkopf während eines von der Königin-Mutter eingeleiteten Besuchs der fürstlichen Grabkapelle einen hervorhebenden Hintergrund findet, das Bild der Zeit zu vervollständigen. Ueberhaupt hat man in Schweden das Prophetenthum, in mystischer Religionsanschauung wurzelnd, wie der etwas später auftretende Swedenborg bezeugen mag, lange mit gläubig vertrauender Scheu geachtet. Es gehört im Allgemeinen ja zu der nicht kleinen Gruppe menschlicher Schwächen, die sich aller Orten und solange noch bemerkbar zu machen weiß, als dem menschlichen Geiste Räthsel zu lösen übrigbleiben.

Wir heben, da aus der den dritten und vierten Band umfassenden Zeit der Anwesenheit Aurora's in Schweden das Meiste und Wichtigste bereits oben besprochen ist, nur noch eine, von Patkul eingeleitete, Doppelentführung besonders heraus, da hierbei briefliches Misverständniß eine seltsame Verwechselung mit dem glücklichen Erfolge herbeiführt, daß die beiden hungernden Prinzessinnen, welche durch die Königsmark in dem ihnen vom König aufgetragenen gütlichen Wege nicht von der Stelle zu bringen sind, nun gewaltsam einem bessern Schicksal zugeführt werden. Die Entführung galt eigentlich Aurora. Wäre sie geglückt, so mußten die Geschicke der beiden Liebenden enger verflochten und damit die Geschichte verletzt werden. Palmblad scheint daher ein der Zeitrichtung entsprechendes Abenteuer nur deshalb für nothwendig gehalten haben, um Aurora's Neigung für Patkul das möglichste Relief zu geben, und nebenher die Geschichte der beiden Prinzessinnen, welcher ein bedeutender Raum im Buche angewiesen ist, zu Ende zu führen. Beiläufig zeigt der Verfasser auch den nachmaligen König Karl XII. schon im Kinde, und läßt den Achtjährigen unter Anderm drei Hirsche im Thiergarten erlegen. Das ist möglich, indessen weiß man wol, daß bei dergleichen Extraordinarien, die sogleich ihren Weg in die Zeitungen zu finden wissen, gewöhnlich ältere Talente im Spiele sind.

Während des mehrjährigen Aufenthalts in Schweden erscheint auch ein hamburger Rathsherr de Lastrop, welcher als Haupt eines Bankierhauses in Geldgeschäften mit Aurora's Mutter steht. Er ist wahrscheinlich ein Jude, viel gereist, und scheint sich mit Naturwissenschaften zu beschäftigen, die ihn nun auch nach Schweden geführt haben. Indessen hindert das Alles ihn nicht, Aurora schön und gebildet zu finden und als das Ziel ehrenhafter Bestrebungen zu betrachten, die freilich auch in den durch die Reduction sehr geschmälerten Vermögensverhältnissen einen Stützpunkt finden, vielleicht stark genug, den Standesunterschied zu nivelliren. Er bleibt hier unbeachtet, denn „Patkul oder Keiner!" ist bereits Aurora's heimlicher Wahlspruch (IV, 223), und als der Geliebte nur durch schnelle Flucht der wirklichen Hinrichtung entgeht, ist Schweden für sie das Land des Grauens. Sie betreibt die Abreise und findet bei der Mutter und beim Oheim leicht Gehör, da die Familie hier kaum noch etwas zu verlieren und nichts zu gewinnen hat. Sie gehen nach Hamburg.

Hier feiert Aurora ihren ersten Triumph. Einer von den perückengeschmückten Vereinen jener Zeit, die Fruchtbringende Gesellschaft, deren Glieder sich die Aufgabe stellten, Kunst, Poesie und Wissenschaft zu pflegen, und wenn eines derselben ein opus zustande gebracht, dasselbe mit lobenden Sonetten und sonstigen Versen in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache vielseitig aufzuputzen, damit das Geisteskind ebenfalls, wie sein Vater in zierlich gekräuselter Perücke mit würdevollem Anstande sich irgend einem Mäcen und der Welt zeige, hatte einen poetischen Wettkampf in Hamburg veranstaltet. Man hat dergleichen Gesellschaften vielfältig bespöttelt, und den Epigonen können sie auch kaum anders als lächerlich, mindestens einseitig und verkehrt in ihrer Thätigkeit, die lediglich in französischem Boden wurzelt, sich darstellen. Zu ihrer Ehrenrettung kann jedoch auch wol hervorgehoben werden, daß sie jedenfalls echte Kinder ihrer Zeit waren, und immerhin auch mitwirkten, den deutschen Geist aus langjährigem Schlaf aufzurütteln. Daß die Schriftsteller jener Zeit nicht unmittelbar auf deutschem Boden Früchte zu erzielen versuchten, ist leicht erklärlich. Wenn es sich einmal um Aeußerung einer Thätigkeit handelt, greift der Mensch überall nach dem Nächsten, was diese zu fördern geeignet scheint. Die Franzosen hielten Rom und Griechenland für das Nächste und holten von daher ihr Material; die Deutschen, die mindestens seit dem Westfälischen Frieden kein Vaterland mehr hatten und von den Schätzen ihrer verschlossenen Bibliotheken nichts wußten, fanden das Material, sogar schon in diensame Form gebracht, näher gleich jenseit des Rheins, wie das bekanntlich auch nach dem Jahre 1848 noch bemerkbar wird.

Aurora war gewiß keine schlechtere Dichterin als

Andere ihrer Zeit, und so mag es ihrer von der Schönheit gefesselten Jugend, über die sie nun eigentlich schon hinaus ist, wol gegönnt sein, wenn der durch seine weitschweifigen Romane bekannte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, welcher das poetische Fest hauptsächlich eingeleitet, es sich angelegen sein läßt, als ein chevaleresker Herr der Jugend und Schönheit mindestens ebenso sehr zu huldigen als dem Gott der Poesie. Aurora wird gekrönt und es findet ein pomphafter Aufzug statt.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, ein seufzender Seladon, den man hinter dem mecklenburger Wappenschild nicht erwartet, und ein ostfriesischer Graf, ein den Trunk liebender Raufer, haben sich zu dem Feste eingefunden, und wie Aurora Siegerin im poetischen Wettkampf ist, so werden die beiden Herren von ihrer Schönheit besiegt. Sie aber löst ihre Fesseln nicht. Der, dem sie Alles sein wollte, ist für sie verloren, und Andere können ihr nichts mehr sein. Ihre Schwester Amalie, nun eine Gräfin Löwenhaupt, ist anderer Ansicht. Jener de Lastrop, der schon in Schweden einmal Aurora sich zu nähern suchte, macht sich in Hamburg wieder bemerkbar. Er nimmt sogar an Aurora's Triumphzuge theil und zwar in so glänzender Weise, daß sie vollgültiges Zeugniß kaum geahnten Reichthums abgibt. Amalie, die sich in beschränkten Umständen bewegen muß, ist der Ansicht, daß ein solcher Reichthum Vieles vergessen lasse, und ein Stück Pergament sei einem Bankier leicht erreichbar, um seinen Geldsäcken auch als ein Mann von „Familie" vorzustehen. Dann sei ihrer Familie geholfen und alle Noth zu Ende. Nun ja, Amalie ist eine kluge Frau, sie braucht ja nicht selbst den Bankier zu heirathen, und Aurora hat nicht viele Zeit mehr zu verlieren, wenn sie noch unter die Haube will. Aber sie will um einen Wechsel nicht verkauft sein, obgleich Hildebrand, der Secretär ihres Bruders in Hannover, mit der Nachricht von dem unenträthselten Verschwinden des Herrn das Gesuch um schleunige Geldhülfe für zahlreiche Dienerschaft und den Marstall verbindet.

Hier also erst, im fünften Bande, kommt Königsmark's Tod, welchen der Leser bereits im zweiten Bande mit allen wirklichen und muthmaßlichen Umständen erfahren, als unsichere Kunde nach Hamburg. Wir müssen uns das gefallen lassen, da, wie schon früher angemerkt wurde, die Kunst ihre strengen Ansprüche aufzugeben genöthigt ist, und daher auch nicht nach dem gleichzeitigen Fortschritt der Handlung zu fragen hat. Ueberdies gewinnt der Verfasser mit der gewählten Anordnung den Vortheil ruhiger Entwickelung und den nothwendigen Raum für Darstellung eines nicht unwesentlichen Zwischenfalls.

Fritz Steinbeck nämlich, ein junger Commis auf Lastrop's Comtoir, ist der großen Zahl Derer eingereiht, die Aurora's Schönheit in Fesseln schlug. Wie soll der unbedeutende Mensch, obgleich vielleicht der Einzige, der wahrhaft liebt, wie soll er jemals nur dahin gelangen, sich ihr nahen zu dürfen? Dennoch geschieht es durch die Hand des Verbrechens, durch Lastrop's steinalten Vater. Dieser waltet im Hause wie ein unheimliches Gespenst und wird vielfältig von Convulsionen heimgesucht, während welcher er Worte ausstößt, die auf irgend ein verbrecherisches Etwas hinzudeuten scheinen. Während eines solchen, sonst immer vom Sohn allein sorglich überwachten Zustands ist nur Steinbeck anwesend. Dem Alten entfällt ein Papier und Steinbeck erkennt mit flüchtigem Blick Königsmark's Handschrift. Er nimmt schnell Abschrift davon und drückt das Original dem noch immer bewußtlosen Alten wieder in die Hand. Nach diesem Briefe soll Königsmark dem Hause Lastrop fast eine halbe Million an Geld und Juwelen zugewendet haben, worüber in den Rechnungsbüchern nichts zu finden ist. Steinbeck's Kampf zwischen Liebe und Pflicht ist für die Liebe bald entschieden, da der junge Mann sich einredet, es lasse sich schon machen, daß die Ehre des Lastrop'schen Hauses und des jüngern Lastrop, den er unbetheiligt glaubt, der ihn stets mit freundlichem Wohlwollen behandelt, ungefährdet bleibe. Steinbeck gibt seine Abschrift in Aurora's Hände; er ist beglückt, daß sie ihm eines ihrer kleinen Landschaftsbilder schenkt; er ist beseligt, daß sie einen Kuß auf seine Lippen haucht. Die Scenen zwischen ihm, Aurora und dem Grafen Löwenhaupt, zwischen diesem und dem jungen Lastrop, zwischen Lastrop Vater und Sohn gehören zu den gelungensten. Sie enden demüthigend für Steinbeck; der Verblendete fällt in convulsivische Zuckungen und wird in das Haus seiner Mutter gebracht. Zugleich aber erheben diese Scenen die Absicht des alten, während derselben vom Tode hinweggerafften Lastrop, jene bedeutenden Summen, welche Eigenthum der Kurprinzessin von Hannover gewesen sein müssen, und wol der beabsichtigten Flucht mit Königsmark dienen sollten, zu unterschlagen, zu mehr als moralischer Ueberzeugung. Sie geben ferner Anlaß, das frühere Leben des alten Lastrop aufzublättern.

Die Geschichte desselben füllt fast das ganze zweite Buch im fünften Bande und entrollt ein reiches Gemälde hartnäckigen Kampfs um Reichthum, eines Kampfs, dem keine Tugend, kein Gesetz, kein menschliches, überhaupt kein Lebensverhältniß heilig ist. Lastrop ist ein portugiesischer Jude. Sein Vater, von Afrika herübergekommen, hat mühsam erworbenes Vermögen in einem Augenblicke wieder verloren und ist spurlos verschwunden. Der Sohn beschließt, kräftig mit dem Unglück zu ringen, und verläßt Lissabon. Er ist guter edler Eindrücke fähig, aber im Vorgrunde steht der unerschütterlich zähe Vorsatz, Reichthum zu erwerben, der endlich in den wenigen Worten: „Reichthum um jeden Preis!" sich abschließt. Palmblad wählt für die Entwickelung dieses Thema den kürzesten Weg, der aber zugleich zu den entsetzlichsten Scenen führt, die ihren Gipfelpunkt in der Ostsee und auf schwedischem Grund und Boden erreichen, wo Lastrop große Geldsummen verscharrt. Es kann hier, wo es sich lediglich um eine Episode handelt, die nur locker und flüchtig die Hauptaufgabe berührt, auch zu vielen

Raum hinnehmen würde, nicht darauf ankommen, ihr näher zu treten. Die Anzeige genügt vollkommen, daß Palmblad die Freibeuterei der Boucaniers und die davon unzertrennlichen Morde und Gräuelscenen benutzt, um Lastrop's Streben nach Reichthum auf den Punkt nichts achtender, nichts schonender Habgier hinzuführen. Der Gewinn bleibt hinter seinen Erwartungen zurück; selbst die vergrabenen Schätze werden nicht wiedergefunden. Dennoch hat er genug erbeutet, um in Hamburg auf dem gewöhnlichen Wege der Geldspeculationen bedeutenden Reichthum zu gewinnen und als ein geachteter Mann dazustehen. Er liebt seinen Sohn über Alles, und diese Liebe soll ihn mit dem Gewissen und der Welt versöhnen. Der junge Lastrop erfährt nichts von der blutigen Quelle seiner glänzenden Stellung in der Gesellschaft; er kommt der Sorgfalt, die der Vater seiner Ausbildung widmet, dankbar entgegen. Nur gelingt es diesem nicht, den innern Richter zum Schweigen zu bringen, und am Schlusse seines langen Lebens erwacht die alte Gier noch einmal, um Königsmark's bedeutende Geldsendung zu unterschlagen.

Die Familie des Letztern ist indessen bestrebt gewesen, über den Verschwundenen sichere Nachrichten zu erlangen. Warum Löwenhaupt nicht unmittelbar nach Hannover geht, ist nicht füglich anders als durch die Furcht erklärbar, in ein noch unentwirrtes Gewebe selbst verwickelt zu werden. Man will die Hülfe des Kurfürsten von Sachsen anrufen, da Königsmark zu diesem in einem vertrauten Verhältnisse stand. Dazwischen sucht vorzüglich Löwenhaupt Aurora einem entschiedenen Schritte aus ihrem jungfräulichen Stande heraus geneigt zu machen, und entwickelt neben einer getreuen Charakteristik der Zeit Lebensansichten, wie sie überall und zu allen Zeiten aus dem Boden nobler Ungebundenheit hervorwuchern. Ein glänzend lockender Schößling ist dann auch eine morganatische Ehe, mindestens ein Mätressenthron, und für Eines wie das Andere dienen Ludwig XIV. und die Maintenon als vorleuchtendes Beispiel. Ueberall schimmert Löwenhaupt's Absicht, sogar ein Einverständniß mit seiner Gemahlin, Aurora's Schwester Amalie, jene an den dresdener Hof zu verlocken, um dann durch ihre Stellung die eigene, die im holländischen Militärdienste nur unzureichende Mittel für seine Lebensansprüche bietet, möglichst emporzuheben. Aurora's bestimmter Entschluß, nicht nach Dresden zu gehen, wird endlich durch einen Brief rasch aufgehoben, welchen die frühere Hofdame der Kurprinzessin von Hannover, Fräulein von dem Knesebeck, aus ihrem Gefängniß zu Herzberg geschrieben haben soll. Er enthält die mit Ruß auf grobes Papier geschriebene Nachricht, daß Königsmark noch lebe, daß der Kurfürst von Sachsen allein die Mittel besitze, auch, wenn man ihn persönlich darum anspreche, gewiß in Thätigkeit setzen werde, den Bruder zu befreien. Aurora begleitete nun ihre Schwester nach Dresden, und jetzt, mit dem sechsten und letzten Bande, tritt sie eigentlich erst in den Vorgrund.

Wie reichhaltig dieser Band auch ist, fast reicher als irgend einer der frühern, so kann die Relation vom Inhalte desselben sich doch füglich beschränken, um für die Hauptperson den noch nöthigen Raum zu gewinnen. Es sei daher nur kurz angeführt, daß der Oheim der beiden nun in Dresden auftretenden Schwestern, dem in Schweden und Deutschland Alles verlorengegangen ist, in venetianische Dienste tritt, um ein Armeecorps in Morea gegen die Türken zu befehligen. Er erwirbt sich Ruhm aber auch den Tod, und Venedig widmet seinem Andenken ein Marmorepitaph. Es ist bekannt, daß an dem Kriegszuge auf Morea auch deutsche Truppen theilnahmen, indem unter Anderm die Herzoge von Hannover und Celle Soldaten an Venedig gegen lockende Geldsummen überließen. Dieser Handelszweig mochte leicht einigen Ersatz für die in frühern Jahren an Italiens Reize verschwendeten Summen gewähren. Er ist später noch von andern Fürsten als ergiebig erkannt und benutzt, z. B. im nodamerikanischen Freiheitskriege, wogegen ihre Vorgänger doch mindestens den einen Rechtfertigungsgrund für sich geltend machen konnten, daß es dem gefürchteten Erbfeind der Christenheit galt. Weniger bekannt ist es, und auch Palmblad wußte das nicht, daß der Herzog Georg Wilhelm von Celle sich bei dem Handel in eigenthümlicher Weise seiner fernen Landeskinder väterlich annahm. Diese nämlich wußten recht gut plattdeutsch sich verständlich zu machen, dagegen fiel ihnen das Neugriechische so schwer, daß alle ihre Versuche den Griechinnen barbarisch klangen: sie nahmen die Flucht vor ihren Rettern aus türkischem Joche. Da ordnete man in einigen Aemtern des Herzogthums Celle eine Art Conscription an, die jedoch nur frische und gesunde Haidemädchen traf, und den schmachtenden Helden auf Morea ward eine gute Schiffsladung dieses so schätzbaren als unentbehrlichen Lebensartikels zugesendet.

Man mag darüber urtheilen wie man will und kann, ehrlicher, unschuldiger erscheint diese Fürsorge, die vielleicht ihre Quelle noch aus dem Dreißigjährigen Kriege herleitet, wo wenigstens bei den Truppen unter Tilly und Wallenstein Aehnliches, disciplinarisch geordnet, vorkommt, — ehrlicher als der von Löwenhaupt eingefädelte Schacher, der Aurora unrettbar umgarnt, ihm dagegen erwünschten Nutzen gewährt, indem er in sächsischen Diensten beschäftigt wird. Ob die ganze Intrigue, welche Aurora dem Kurfürsten August zuführt, oder auch nur ein Theil derselben historisch begründet ist, darüber wagt Referent kein entschiedenes Urtheil. Es läßt sich nur sagen, daß gegen ihre Möglichkeit wol nichts eingewendet werden mag, daß ferner Palmblad, der es als seine Aufgabe betrachten mußte, Aurora möglichst rein darzustellen, die Intrigue mit einem Aufwande von Scharfsinn, mit einem Geschick anlegt und durchführt, denen volle Anerkennung nicht fehlen kann. Der verschmitzte Grand Maître de plaisir Beichlingen und der zwischen den eigenen Achseln, wie in jeder Umgebung unter allen Umständen als echtes diplomatisches Musterbild sich unverrückt wagerecht haltende Fürst Egon von Fürstenberg sind meisterhaft gezeichnet. Dem Erstern ist jedes Mittel recht,

wenn es nur zum Ziele führt. Er fängt klein an. Zuerst eine den beiden Damen zur Verfügung gestellte Equipage; eine Ausfahrt, um ihnen Dresdens Herrlichkeiten zu zeigen; dann ein mit allem Nothwendigen und Wünschenswerthen ausgestattetes Haus; in demselben geschickt eingeleitete Verhandlungen, um Aurora's Widerstreben zu besiegen. Im Laufe dieser Verhandlungen werden auch Papiere sichtbar, welche des Kurfürsten Entschluß bezeugen, Aurora's Stellung zu ihm vor der Welt das Ansehen möglichster Rechtmäßigkeit durch das von den unberechenbaren Anstrengungen menschlicher Weisheit so glücklich entdeckte Auskunftsmittel einer morganatischen Ehe zu geben, und diese rechtfertigt vor dem Gewissen wie vor Gott eine Deduction, welche der hochwürdige Spener eigens für sie und den Kurfürsten niedergeschrieben, dabei auch sogar sich bereiterklärt haben soll, den Act einer solchen Verbindung selbst einzusegnen. Großartige, feenhafte Festlichkeiten werden veranstaltet, deren Königin natürlich Aurora ist, und der rauschende betäubende Schluß ist ihr Fall. Der Verfasser läßt den Kurfürsten August überall in einem solchen Lichte erscheinen, daß er den schlauesten aber auch schlechtesten Machinationen Beichlingen's unbetheiligt gegenübersteht. Er will nur seine Lust büßen: das ist geschehen, und nun ist Aurora ihm nichts mehr. Er vernachlässigt sie; er hat überhaupt mehr zu thun; er verläßt Dresden, um dem Kriegsruhme gegen die Türken nachzujagen; dann muß er auch die polnische Krone erringen und kurz — er hat nicht Zeit weder für sie noch für ihren in Hannover verschwundenen Bruder. Wenn man dem in seinem Benehmen gegen die Gefallene kundgegebenen Leichtsinn auch ein möglichst großes Feld einräumt, so sollte man doch glauben, daß der um jene Zeit noch fortwirkende chevalereske Geist mindestens nicht zugelassen hätte, die Betrogene so schnell wegzuwerfen und nur mit Widerstreben die Mittel ihrer Existenz zu gewähren. Es scheint daher ein noch fortlebendes Gerücht einigen Grund zu haben, welches andeutet, daß der Kurfürst durch einen natürlichen Widerwillen verscheucht sei.

Aurora's Unglück erreicht das volle Maß, indem Fräulein von dem Knesebeck, dem Gefängniß auf dem Schlosse zu Herzberg auf dem halsbrechenden Wege eines durch das Fenster herabgelassenen Strickes glücklich entflohen, sich bei ihr einfindet, Königsmark's gewaltsamen Tod verkündet, von einem an Aurora nach Hamburg geschriebenen Briefe nichts weiß, dagegen einen vom alten Lastrop ausgestellten Empfangschein über die oben schon erwähnten Gelder und Juwelen mit der Erklärung übergibt, daß dieselben von der unglücklichen Kurprinzessin von Hannover Königsmark's Schwestern überwiesen seien. Das erscheint wie ein Hohn des Schicksals! Und was soll Aurora mit dem Papier eines Verstorbenen, welches der Ueberlebende so leicht ableugnen kann? Aber dieser Hohn erreicht erst seinen Gipfelpunkt, als nun auch der Ueberlebende, der jüngere Lastrop auftritt, die beim Umbau eines Zimmers in seinem Hause aufgefundenen Schätze mit einer Abrechnung, die etwa ein Viertel derselben als Königsmark's Schuld bezeichnen, an Aurora mit der kühlsten kaufmännischen Gemessenheit übergibt, mit sichtbarer Genugthuung Steinbeck's Wiederherstellung verkündet und unter kalter Verbeugung sich entfernt. Er also, der in ehrenhaftem Wege nach ihrem Besitze strebte, sieht jetzt in ihr nur eine Dame, bei welcher Ehre und Liebe nicht mehr in Frage kommen können, mit welcher nur noch ein Geschäft abgethan werden muß. Auch der junge Steinbeck, den die Liebe bethörte, hat sich wieder aufgerafft! Der Kurfürst hat einer Andern eine weniger flüchtige Neigung zugewendet, und Aurora ist vernichtet. Sie, die schon ein Diadem auf ihrer Stirn funkeln sah, muß sogar die Folge ihres Falls wie ein gemeines Bürgermädchen verbergen, um heimlich in Goslar einem Knaben das Dasein zu geben, für den der Kurfürst nur zögernd einige Geldmittel anweist, der nichts von ihm erbt als außergewöhnliche Körperkraft, den Namen eines Marschalls von Sachsen und eine ausschweifende Lebensweise. Es ist ein tragisches Epos, welches Palmblad zum Theil mit fast dramatischer Lebendigkeit entwickelt. Es findet seinen Schluß in Aurora's unstäten und ihres äußern Zwecks verfehlenden Reisen, die, ihr selbst ziemlich unbewußt, in dem beständigen Wechsel betäubendes Vergessen eines zerschlagenen Lebens, innere Ruhe gewähren sollen. Diese Ruhe ist ihr nicht beschieden. Selbst ihre erste Jugendliebe lodert bei der Nachricht von Patkul's wirklicher Hinrichtung nur noch einmal leuchtend auf, um sie mit dem Gedanken, daß nun Alles verloren sei, noch tiefer herabzudrücken. Ruhe findet sie selbst nicht im quedlinburger Stifte: ihr Trachten nach dem Stuhle der Aebtissin, dem letzten Strohhalm für den Ehrgeiz, ist ein vergebliches; vergeblich ist das Mühen, das heranschreitende Alter durch Toilettenkünste zurückzudrängen. Es ist Flitterstaat, denn nach ihrem Tode am 16. Februar 1728 gebrach es sogar an Geld für ihr Begräbniß, und ein Jahr später erst konnte es beschafft werden. Von allen Reizen, welche die Zeitgenossen mit Entzücken priesen, ist nichts geblieben als eine kleine zusammengetrocknete Mumie, in der nur mühsam einige Spuren der bewunderten Schönheit zu entdecken sind.

Referent muß zum Schlusse eilen, wie Manches auch noch zu sagen wäre. Denn selbst an geringfügig scheinende Scenen, an Personen, die nur vorübergehend einmal aus dem Hintergrunde hervortreten, würden Relationen zur Charakteristik des Lebens jener Zeit, welche das ganze Buch umfaßt, zu knüpfen sein. Doch sind der Scenen, der Personen überhaupt so viele, daß man sich beim Hervorheben des Wesentlichsten nothwendig nur auf Andeutungen solcher Einzelheiten beschränken müßte, welche die bedeutendsten Momente anschaulicher zu machen geeignet scheinen, und auch dabei durfte man sich von den Königsmark nicht allzu weit entfernen. Ueberdies ist das Buch bereits vom Publicum mit so lebhaftem Antheil empfangen, daß es wenig Vertrauen zu dem Geiste des Lesers verriethe, wollte man — und das müßte so ziemlich bei jeder Blattseite geschehen — die vom Leser schon

selbst gewonnene Ansicht als erläuternder Cicerone vorlaut störend durchkreuzen.

Nur auf Eins möchte Referent noch hinweisen. Palmblad hat, getreu der Wirklichkeit, die durch ihre Schicksale am bedeutendsten hervortretenden beiden Königsmark'schen Familienglieder in der Weise vorgeführt, daß die beiden Höfe zu Hannover und Dresden die Pole bilden, an denen sie zugrunde gehen. Das Verweilen beim hannoverschen Hofe, welches ein ämsiges Ausmalen aller Persönlichkeiten möglich machte — es nimmt ein gutes Drittel des ganzen Werks ein —, dringt die Wahrscheinlichkeit auf, daß Palmblad anfänglich mit seinem Plane noch nicht ganz im Reinen war und daher sich gehen ließ, um nichts von Allem zurückzulassen, was ein sichtbar sorgsames Studium aufgespeichert hatte. Allein bei näherer Betrachtung des ganzen Werks lassen sich die beiden ersten Theile desselben als ein selbständiges Werk ansprechen, mit welchem alles Folgende nur zufällig, willkürlich in einige Verbindung gebracht ist. Sodann drängt sich beim Abwägen des vollständig Gegebenen mit dem nur in weitern Umrissen Vorübergeführten doch auch der Verdacht hervor, daß Palmblad nicht so ganz frei von einem tiefen Groll bei der Farbenmischung war, welche den Persönlichkeiten des hannoverschen Hofs Leben und Bewegung gegeben hat. Stellen wir eine Vergleichung mit dem dresdener Hofe, wie er von Palmblad geschildert wird, an, so könnte man wol von Ungerechtigkeit reden. Soll hier wie in nicht wenigen andern Partien des dritten bis sechsten Bandes Alles befriedigend verständlich werden, so ist der Leser in dem Falle, sich nach anderweiten historischen Hülfsmitteln umzusehen, was in Bezug auf die ersten beiden Bände kaum nothwendig ist. Bleiben wir jedoch nur bei Hannover und Dresden stehen!

Das hannoversche Hofleben jener Zeit, sowie der Charakter einzelner Persönlichkeiten sind, wie die Geschichte bezeugt, allerdings nicht sonderlich zu loben. Auch sind Kunst und Wissenschaft so wenig gepflegt, daß sie die Hand der Versöhnung nicht bieten können. Freilich war Leibniz da: allein es fragt sich, ob er Hannover jemals gesehen haben würde, wenn nicht schon Herzog Johannes Friedrich ihn berufen hätte. Freilich wurden italienische Opern aufgeführt: allein auch diese hatte Johannes Friedrich veranlaßt, und das Personal ward anfänglich von ihm und seinen Brüdern in Celle und Osnabrück wechselsweise unterhalten. Freilich kaufte Ernst August ein Dutzend Büsten römischer Imperatoren von Ludwig XIV.: allein, obgleich sie theuer genug bezahlt wurden, der Zweifel an ihrer Echtheit scheint begründet bleiben zu wollen. Kunst und Wissenschaft waren also wenig geeignet, Misliebiges auszugleichen, und endlich wirft Königsmark's Mord einen tiefdüstern Schatten auf das Ganze.

Stand es darum irgend besser am Hofe zu Dresden? Die französische Frivolität hatte sich auch hier in einem Grad eingenistet, der Palmblad keine Relation über die äußerste Tiefe desselben gestattet zu haben scheint. Nur als vorübergleitende Episode beschäftigt ihn die Wirthschaft der Neidschütz und ihrer kupplerischen Mutter, sowie der für die geistige Armseligkeit der Richter zeugende Proceß gegen dieselben, wonach die Tochter eine Hexe war, die den Kurfürsten selbst nach ihrem Tode noch mit Zauberbanden umstrickt hält. Der Nachfolger, Kurfürst August, an dessen flüchtiger Laune Aurora scheiterte, war um nichts besser als irgend ein Anderer seiner Zeit, und seine an sich schon unbedeutenden Kriegsthaten fallen nur noch leichter ins Gewicht, da sie für Sachsen lediglich die Folge hatten, daß es mit schweren Opfern den Polen einen König geben mußte, der seinem Vaterlande ein Fremdling blieb. Von Kunst und Wissenschaft konnte hier noch weniger die Rede sein als in Hannover, denn Alles, was Dresden den Namen Elb-Athen erwarb, gehört späterer Zeit an. Damals kannte man nicht viel mehr als das „Galante Sachsen", und was dieses „galant" sagen will, das weiß man ja wol.

Diese flüchtigen Andeutungen sollen nichts weiter bezwecken, als eine ungleichmäßige Darstellungsweise hervorzuheben, die immerhin den hannoverschen Hof in seiner misliebigen Gestalt richtig zeichnen mag, aber insofern als eine ungerechte angesprochen werden muß, als ihr kein Gegensatz gegeben und das ganze Lebensbild im Vergleich zum dresdener — nebenher bemerkt selbst zum stockholmer — Hofe mit weit über die Nothwendigkeit hinausreichenden Nebendingen überladet. Mindestens wäre in den politischen Bezügen immer wol einmal des Guten zu gedenken gewesen, welches ohne Frage Hannover seinem ersten Kurfürsten zu verdanken hat und worüber unter Andern Spittler's Geschichte weitere Auskunft gibt.

Referent, der sich frei von allem Voreingenommensein weiß, und seine Unbefangenheit schon im Anfange dieser Relation bethätigt zu haben glaubt, wollte mit dem eben Gesagten daran erinnern, daß ein Schriftsteller selbst bei Darstellung der tiefsten Versunkenheit auch die nie und nirgends ganz fehlende andere Seite nicht vergessen dürfe, von welcher ein milderndes Licht in die Nacht fällt. Im Allgemeinen hat Palmblad gerecht sein wollen; nur waren die Thorheiten, die Schiefheiten, das Schlechte ein zu mächtiger Reiz, und die Kehrseite wurde vergessen. Bekanntlich ist auch Alles, was aus dem tiefen Borne der Leidenschaften zutage tritt, leichter zu zeichnen als das Gegentheil, wie unter Anderm Milton's „Verlorenes Paradies" bezeugen mag, in welchem der Himmel ziemlich nüchtern und farblos seinen Auserkorenen winkt, während die Hölle sich des buntesten Lebens in deutlicher Anschaulichkeit erfreut.

Wie dem aber auch in Bezug auf Palmblad's Werk sein mag, immer kann die Relation über dasselbe in voller Ueberzeugung dahin abgeschlossen werden, daß der Reichthum an Lebensbildern, an den verschiedenartigsten Charakteren auf allen Stufen der Gesellschaft dem Leser nicht allein einen seltenen Genuß, sondern auch eine kaum zu erschöpfende Fundgrube sowol zu ernsten und heitern Betrachtungen, als auch zu weiter orientirenden Studien darbietet. Auch die Uebersetzung kann, soweit sich das

beurtheilen läßt, und jedenfalls insofern als gelungen angesprochen werden, als sie, wie man das sonst häufig genug findet, das Original nicht vermissen läßt und damit der deutschen Literatur ein Werk einbürgert, welches höher als die gewöhnlichen historischen Romane zu schätzen ist.*)

Friedrich Voigts.

Marguerite. Roman von Christian Birch. Drei Theile. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1854. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Dies Buch gehört jedenfalls zu den bessern Erscheinungen der neuesten deutschen Romanliteratur. Es zeichnet sich nicht allein durch eine sehr geschickte und das Interesse des Lesers fortwährend spannende Entwickelung, sondern auch durch Reichthum und psychologische Motivirung der Charaktere und durch blühende lebendige Schilderung sehr vortheilhaft aus. In Bezug auf die Anlage hatte der Verfasser die Schwierigkeit zu überwinden, daß er die Handlung, die in den beiden ersten Theilen in Westindien spielt, im dritten Theile nach Frankreich verlegen mußte, er also geschickt alle die Bindemittel aufzusuchen hatte, wodurch die Einheit der Darstellung nicht verlorenging, und seine Charaktere gleich von vornherein so anzulegen genöthigt war, daß er sie auf einem neuen Boden weiter entwickeln konnte und mit ihrer Vergangenheit nicht zu brechen brauchte, ohne dem Ganzen den Schein der höhern poetischen Wahrscheinlichkeit zu nehmen. Die Anlage und Entwickelung trägt daher im Allgemeinen (auf Einzelnes werden wir noch aufmerksam machen) den Stempel der Wahrheit, des Ungesuchten, was um so wohler zu empfinden ist, als gerade das manierirte, geschraubte Wesen durch das Vorwalten des französischen Romans auch bei uns sich gar oft in den Vordergrund drängt und bei einem gewissen Theile des Publicums zur Lieblingslectüre sich heraufgearbeitet hat. Wir haben schon mehrmals bei Besprechung von neuen Romanen in d. Bl. darauf aufmerksam gemacht, wie der Stil der französischen Romane von Sue und Dumas bei einer großen Menge der deutschen Productionen sichtbar, fast möchte es scheinen, absichtlich, nachgeahmt wird, um dadurch sich einen größern Lesekreis zu verschaffen. Wir können auch bei diesem Buche wieder, sowie bei „Der Irre von St.-James" von Philipp Galen, worüber wir in Nr. 47 d. Bl. f. 1854 berichteten, den, wir möchten sagen unwillkürlichen Einfluß des Stils erkennen. Wir sagen „unwillkürlich", weil wir allerdings weit entfernt sind, bei beiden Büchern eine solche absichtliche Speculation anzunehmen, weil wir im Gegentheil die Selbständigkeit der Erfindung, das vorwaltende deutsche Element in Gefühlen und Empfindungen rühmlichst anerkennen, aber dennoch uns nicht verhehlen können, daß die Verfasser uns Situationen vorführen, in denen wir nicht den reinen einfachen Geist des deutschen Lebens zu erkennen vermögen, sondern das gleißende, schimmernde, aber nebelartige Gewebe überspannter Phantasiegebilde. Der Verfasser von „Marguerite" hat zwar überall die Entwickelungsphasen, welche wir hierbei gerade im Auge haben, auf alle Weise zu motiviren gesucht, durch die Zeiten, Umstände, Charaktere zu erklären sich bestrebt, also das Maßlose der phantastischen Erfindung auf bestimmte Gesetze der Natürlichkeit zurückzuführen versucht, aber dennoch schlägt das kühne Wagniß solcher dichterischen Combinationen immer wieder das Gewand der Verhüllung auseinander und wir sehen den gähnenden Abgrund, über welchen der Verfasser mit einem kühnen Sprunge uns versetzt hat. Wir wollen hier, um die Leser d. Bl. in den Stand zu setzen, selbst urtheilen zu können, den kurzen Inhalt dieses Romans anführen, nur in der Absicht, daß diese knappe Inhaltsangabe das Publicum auf das Buch selbst aufmerksam mache.

Auf der Insel Guadeloupe lebte der Franzose Gericourt als reicher Pflanzer und stand mit einem Schiffscapitän, Don Diego, der für ihn den verbotenen Sklavenhandel trieb, in geheimgehaltener Verbindung. Gericourt war schon bei Jahren, als er sich entschloß zu heirathen; seine Wahl fiel auf die reiche Witwe Laboulaie, Herrin von Montrichard, die seine Bewerbung um deswillen annahm, weil sie zugab, „daß eine Verbindung mit ihm in manchen Beziehungen eine nicht unangenehme Erleichterung in ihrer Lage darbieten könne." Der Tag der Civilehe vor dem Maire von Anglade und seinem Schreiber Pivot war herangekommen. Es erschien zu gleicher Zeit noch ein anderes Paar, Sulpice Gray und Marguerite Donose. Sulpice war der Sohn eines französischen Emigranten, der, aus seinem Vaterlande entflohen, im Innern der Insel sich angesiedelt hatte, Marguerite galt als die Schwester Bertrand's, Sohns des alten Donose, Gutsbesitzer im Bezirk Laval. Schon vor der Schließung der Civilehe hat uns der Dichter Blicke in das Innere und die Charaktere der beiden Brautpaare thun lassen, die zu der Ueberzeugung führen, daß die Paare nicht recht eigentlich zueinanderpassen — namentlich ist dies zwischen Sulpice und Marguerite der Fall —, aber dennoch kommt es zum Schlusse der Civilehe. Da erhebt sich plötzlich einer jener tropischen Stürme, die, ehe sie ausbrechen, undurchdringliche Wolken von Staub vor sich aufregen, wiederholte Erdstöße wurden gefühlt, Alles eilte voller Bestürzung aus dem Hause nach den Pferden, die Damen dicht und unkenntlich in ihre Staubmäntel gehüllt, in Hast und Angst sprengt Alles durcheinander und die Begleiter sowie die Paare verlassen entsetzt, um noch vor Ausbruch des entsetzlichen Regens die Höhen zu erreichen, die Mairie; Niemand spricht, in stummer Flucht eilen sie ihrem Ziele zu. Am Ziele angelangt gewahrt man, daß Marguerite im Hause Gericourt's und Madame Olympia Laboulaie mit Sulpice angelangt ist. Der heftige mistrauische Sulpice vermuthet eine Intrigue Gericourt's und hegt Argwohn gegen Marguerite, worin er in seiner leidenschaftlichen Verblendung umsomehr Bestätigung zu finden glaubt, als Gericourt vor geraumer Zeit auf Fürbitte Marguerite's einer entlaufenen Sklavin Kleopatra die Freiheit geschenkt hat und als er sie im Hause Gericourt's antrifft, während sie von ihrer Begleiterin und Freundin Jeannette, die neidisch auf das Glück Marguerite's ist, mit den Schmucksachen und Kostbarkeiten spielend und neckend behängt wurde. Das Mistrauen Sulpice's glaubte darin Bestätigung der Untreue Marguerite's gefunden zu haben, der Bruch war vollendet; Marguerite wurde selbst von ihrem Vater, der die Ansicht Sulpice's theilte, verstoßen und irrte flüchtend aus dem Hause, auch Madame Olympia war nicht frei von dem Argwohn und so war die Doppelheirath mit dem Tage ihrer Schließung schon wieder getrennt. Marguerite, mit dem Fluche ihres vermeintlichen Vaters beladen, findet Aufnahme bei dem Statthalter des Saulsayes, wo sie denn auch von ihrer seitherigen Mutter erfährt, daß sie nicht ihr Kind sei, sondern daß sie durch einen französischen Seemann, der sie als Schiffbrüchige gerettet, dem Abte von St.-Lazarus übergeben worden sei; da gerade ihr ein Mädchen gestorben sei, so habe sie dies Kind mitgenommen, und in Abwesenheit ihres Mannes, der vom Tode seines Kindes nichts erfahren habe, großgezogen; nach der Rückkehr habe sie die angenehme Täuschung ihrem Manne nicht nehmen wollen und so sei sie als ihre Tochter erwachsen. Mit Beginn des zweiten Theiles erhalten wir nun weitere Aufschlüsse über die Herkunft Marguerite's; durch die Schwester Seraphine erfahren wir, daß sie als Erzieherin Marguerite's, nachdem ihr Großvater, der Admiral und Grande von Spanien, Don Diego Ramirez, seine Schwiegertochter, ihre Mutter, geborene Marquisin von Varialva, um in Besitz ihrer Reichthümer zu kommen, hatte umbringen lassen, mit diesen geflüchtet sei und

---

*) Ueber eine einschlägige Schrift von Heinrich Franke „Die Prinzessin von Ahlden" werden wir aus der Feder des Verfassers obigen Aufsatzes noch besonders berichten. D. Red.

ſie durch Schiffbruch verloren habe. Der Admiral, der auf dieſe Weiſe ſeine Anſprüche auf die großen Güter vereitelt ſah, und der ſo heruntergekommen war, daß er Seeräuberei trieb und Alles aufbot, die Documente, welche Schweſter Seraphine über die Rechtsanſprüche ſeiner Enkelin verwahrte, in ſeine Hände zu bekommen, hatte endlich mit Hülfe ſeines ſchlauen Dieners, eines Indianers Kotague, den Aufenthalt Seraphinens erfahren, aber alle ſeine Nachſtellungen, um die Documente zu erhalten, waren vergeblich geweſen; Seraphine war bei dem Statthalter mit Marguerite zuſammengetroffen und hatte ihr daſelbſt Auskunft über ihr Herkommen gegeben und ihr die Documente eingehändigt. Der Statthalter, ſowie deſſen Gattin, die ſich für das Schickſal Marguerite's intereſſirten, boten nun Alles auf, die Rechtsanſprüche derſelben zu Geltung zu bringen; ſie hielten es aber durchaus für nothwendig, daß ſie zu dieſem Zwecke die Inſel verlaſſe, um in Paris wirkſamer ihre Angelegenheit betreiben zu können. Dazu bot ſich nun als zweckdienliches Mittel eine Verbindung mit Gericourt, der ebenfalls im Begriffe ſtand, die Inſel zu verlaſſen, um ſich in Paris um die Pairswürde zu bewerben. Bald ſchifften ſich die Neuvermählten ein. Sulpice hatte unterdeſſen auf der Inſel Vereine geſtiftet, um die Abſchaffung der Sklaverei zu betreiben und eine beſſere Organiſation der Verwaltung zu erzielen. Madame Laboulaie hatte nach dem Bruche mit Gericourt alle ihre Sklaven freigegeben, und hatte ſich ſpäter, als das Gelbe Fieber auf der Inſel ausgebrochen war, an die Spitze von Unterſtützungscomités geſtellt; ſie war ſo mit Sulpice näher bekannt geworden und Beide wurden ein Paar. Sulpice trieb der Ehrgeiz, in Paris ſeine Plane wirkſamer zu verfechten, ebenfalls zur Reiſe, und ſeine neue Gattin folgte ihm dorthin. Aus Furcht vor dem Gelben Fieber, das entſetzlich wüthete, entſchloß ſich Pivot ebenfalls zur Auswanderung und ihm ſchloß ſich als Gattin Jeannette an.

Mit dem dritten Theile verſetzt uns der Verfaſſer in das rege Treiben von Paris, wo ſich denn das Schickſal ſämmtlicher Perſonen, deren Leben unſere Aufmerkſamkeit erregt hat, weiter entwickelt. Wir wollen ihm hier nicht in die einzelnen oft trefflichen Schilderungen weiter folgen, es genüge nur zu ſagen, daß die Entwickelung eine dem poetiſchen Intereſſe entſprechende iſt; Marguerite erlangt Anerkennung ihrer ſpaniſchen Abkunft und ihrer Güter, Sulpice wird Deputirter und ſtirbt ſpäter auf den Barrikaden, nachdem ſeine Gattin ſich von ihm vorher losgeſagt hat. Gericourt ſtirbt und Marguerite wird die Gattin Arthur's von Manfredonia. Die Entwickelung und Schilderung dieſer Liebe iſt gelungen, ſowie man überhaupt alles Das, was man von dieſem Buche lobend oder tadelnd ſagen kann, vorzugsweiſe auf den auch ſeinem äußern Umfange nach ſtärkſten dritten Theil anwenden kann. Das Intereſſe der Handlung iſt gleichmäßig vertheilt, die Sprache friſch und namentlich in einigen Scenen, wo der Converſationston vorherrſcht, gehoben und blühend. Rechnet man die trotz Sturm, Staub und Erdbeben immerhin etwas wunderbar klingende Trennung der Ehepaare in der Mairie zu Anglade, die eigenthümliche Sue'ſche Figur des Kotague, die drehende Wand in der Wohnung Seraphinens, die Fiakerverwechſelung in Paris und einige andere Scenen und Zwiſchenvorfälle, die ihre Berechtigung in einem allzu ſtarken Suchen nach Schlageffecten haben, hinweg, ſo wird man immerhin das Buch dem leſenden Publicum empfehlen können. 25.

Aus London.

Die Palmerſton'ſche Agitation gegen das Tabackrauchen; Abnahme des altengliſchen Humors; die Schlacht an der Alma als Theaterſcene; dramatiſche Poeſie; Ueberſetzungen aus dem Deutſchen; Todesfälle; literariſche Neuigkeiten.

Lord Palmerſton, der, nach den Anſichten der damaligen Conſervativen, in den Jahren 1848 und 1849 alle Emeuten und Revolutionen, auf dem Continente entweder angezettelt oder doch in jeder Weiſe gefördert und unterſtützt haben ſollte und gehaßter war, als es Mazzini ſelbſt je ſein konnte, muß es ſich nun ſelbſt gefallen laſſen, daß gegen ihn vor kurzem in Cambridge eine bedenkliche Emeute losbrach, deren Folgen, obſchon für den Augenblick durch Entfaltung polizeilicher Streitkräfte unterdrückt, ſich nicht vorausſehen noch vorausſagen laſſen. Lord Palmerſton, der, wie weiter behauptet wird, hauptſächlich dazu beigetragen hat, die Flamme des jetzigen Kriegs, deſſen Ende noch nicht abzuſehen iſt, zu entzünden, dieſer „Lord Feuerbrand" hat ſich nämlich im eigenen Lande zur Aufgabe gemacht, ſoviel an ihm liegt, das Feuer brennender Cigarren und Pfeifenköpfe im Vereinigten Königreiche am Umſichgreifen zu hindern oder womöglich auszulöſchen. Er hat den Bauern von Romſey und Umgegend bei einer Preisvertheilung, bei welcher er den Vorſitz führte, erklärt: der Menſch ſei von Geburt aus gut (welcher Satz ihm übrigens die Ungnade der orthodoxen Geiſtlichkeit zugezogen hat), ſchlecht werde er erſt mit dem Tage, wo er den Anfang mit Biertrinken und Tabackrauchen mache. Selbſtverſtändlich würde hiernach das weibliche Geſchlecht, das wenig Bier trinkt und noch ſeltener Taback raucht, immer gut bleiben müſſen, wenn es auch nicht wollte. Indeß verſteht hier Palmerſton gut und böſe auch gar nicht im ſtrict moraliſchen Sinne, ſondern im ökonomiſchen. Er nennt die neugeborenen Kinder deshalb „gut", weil ſie nichts verzehren und ſehr wenig oder nichts koſten. Er will ſagen, ein guter Hausvater lege, was Andere für Bier und Taback ausgeben, zurück, und darum ſei er gut, wie, wer das Gegentheil thue, ſchlecht ſei. Aber etwas will der Menſch für ſeine Mühe und Arbeit doch haben und da die Bauern von Romſey ſchwerlich von dem edlen Lord zu den Genüſſen ſeiner diplomatiſchen Diners zugelaſſen werden dürften, ſo würden ſie vermuthlich, wenn ſie dem Bier- und Tabacksgenuß auch wirklich entſagten, zu dem Stimulationsmittel der ſtädtiſchen Fabrikbevölkerung, dem noch viel verderblichern Branntwein ihre Zuflucht nehmen. Wie dem auch ſei, ein londoner Gentleman und zelotiſcher Tabacksfeind hatte nun jenes von ſo hoher Autorität ſtammende Dogma aufgegriffen und war nach Cambridge gekommen, um den Studenten eine Vorleſung über die verderblichen Folgen des Tabackrauchens zu halten. Die Studenten erſchienen in der Vorleſung mit Cigarren und Pfeifen, führten auch in ihren Taſchen Raketen und Schwärmer mit ſich, und begrüßten den Redner mit dem Rufe: „Ein dreimaliges Hoch für Sir Walter Raleigh." Der londoner Gentleman erklärte, als der Lärm immer ärger wurde, die Studenten ſeien „Blackguards" und keine Gentlemen, worauf die jungen Herren ihre Cigarren und Pfeifen anzündeten, den Saal mit dichten Rauchwolken füllten und gegen die Plätze, wo die Honoratioren der Stadt ſaßen, Schwärmer und Raketen platzen und ſteigen ließen. Endlich erſtürmten die Studenten die Tribüne und einer derſelben ſchlug ein Amendement des Inhalts vor, daß das „Kraut" nichts weniger als ſchädlich ſei. Als die Studenten nun auch anfingen, die Bänke zu zerbrechen und andern bedenklichen Unfug zu treiben, auch die hinzukommenden Polizeimänner mit Fauſtſchlägen zu tractiren, griffen dieſe zu ihren „Staves", ließen ſie auf die Köpfe der Studenten etwas unſanft niederfallen und nahmen, nachdem ſie Verſtärkung erhalten, einige der Aufſtändiſchen mit ſich, die nun in dem zugleich als Gefängniß dienenden Keller des Stadthauſes in Verwahrung gebracht und aus dieſem wenig lieblichen Aufenthalt erſt auf Verwendung des Senior Proctor befreit wurden. Aber wie Revolutionen ihren regelmäßigen Verlauf von drei Tagen zu haben pflegen, entweder in zunehmender oder abnehmender Progreſſion, ſo auch hier. Der Fauſtkampf erneuerte ſich am folgenden wie am dritten Tage auf den Straßen und Plätzen der Stadt, obſchon die Proctors und Magiſtri artium einen Umzug durch die Straßen in voller Amtstracht hielten. Wie ſchon bemerkt, die Emeute iſt unterdrückt, die Anſtifter ſind vom Polizeigericht zu einer Geldſtrafe von fünf Pf. Sterl. verurtheilt worden und der Senior Proctor hat für ihr künftiges gutes Betragen Bürgſchaft ge-

leistet. Die Sache ist soweit in Ordnung, aber es ist Palmerston ebenso wenig gelungen, das Tabacksfeuer zum Schweigen zu bringen, als bisjetzt wenigstens das russische Geschützfeuer von Sewastopol zum Schweigen gebracht ist.

Die ganze Geschichte würde, wie uns dünkt, einen ganz guten Stoff für ein komisches Epos geben, vorausgesetzt, daß dieser Stoff in die rechten Hände käme. Leider aber scheint der altenglische Humor ganz am Versiegen zu sein, und die „Pickwicker" waren im Grunde seine letzte glückliche und bedeutende Offenbarung. Nur in einzelnen Wasserblasen der Witzblätter, namentlich des „Punch", dringt er noch an die Oberfläche; sie können aber nicht Ersatz leisten für das ersichtliche Aussterben des humoristischen Epos und namentlich des humoristischen englischen Romans, der eine so ganz eigenthümliche und erfrischende Erscheinung in der Literatur bildete. Von dem berühmten „Old merry England" kann heutzutage noch weniger die Rede sein als früher. Auch die englischen Romanautoren ergeben sich immer mehr dem intimen Genre, der Darstellung unheimlich düsterer Nachtseiten des socialen Lebens und der Durchführung abnorm psychologischer Probleme und Räthsel, deren versuchte Lösung zu einem neuen Räthsel wird. Schon seit geraumer Zeit hat kein englischer Roman entschiedenes Glück gemacht, und selbst Dickens' „Hard times" entbehrt, bei manchen trefflichen Einzelheiten, des gesunden frischen Lebens, das unmittelbar packt und ergreift. Der nordamerikanische Roman hat für den Augenblick den englischen überflügelt; denn obschon auch er sich meist bestimmte Themata stellt, die er tendenzmäßig durchführt, so geschieht dies mit einer gewissen anziehenden Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit und Naivetät, die nichts gemein haben mit jenem kühlen und abkühlenden künstlichen Calcul, der uns in den Compositionen der europäischen Romanautoren nur zu häufig und zu deutlich entgegentritt. Als classisches Muster wollen wir damit den neuamerikanischen Roman keineswegs empfohlen haben. Cooper und Washington Irving sind von keinem Landsmann und keiner Landsmännin später erreicht worden. In Beiden lebte noch ein literarisches Bewußtsein, welches den nordamerikanischen Romanschriftstellern und Romanschriftstellerinnen der Gegenwart fast gänzlich fehlt.

Wenigstens fristete der altenglische Humor bisjetzt noch in den Farcen und Burlesken, die auf den londoner Theatern zur Aufführung kamen, sein Dasein; aber gegenwärtig scheint auch in ihnen der alte englische Geist nicht mehr lebendig zu sein. Ende November kam auf dem Haymarkettheater eine Burleske unter dem Titel „The sentinel of Alma" von S. Leer zur Darstellung, worin die ernste blutige Tragödie, welche gegenwärtig auf der taurischen Halbinsel spielt, in Form einer Reihe burlesker Soldatenscenen parodirt ist. Das „Athenaeum" sagt bei dieser Gelegenheit: „Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Burleske eine die ihr geziemende Grenze weit überschreitende Ausdehnung gegeben worden ist. Die innigste Poesie, die tiefsten Gefühle, die heiligsten Empfindungen sind in Form von Farcen carikirt worden. Die komische Muse hat lernen müssen, über Alles und Jedes zu lachen. Je ernster der Künstler, der Dichter und der Weise ihren Beruf aufgefaßt und erfüllt haben, umsoeher konnten sie darauf rechnen, das Ziel schonungslosen Spottes zu werden. Welchen Schaden die Bühne und das Drama unter diesem Misbrauch genommen haben, davon ist der Zustand beider auf den Westendtheatern der nur zu traurige Beweis. Der Geschmack hat eine plebejische Richtung genommen, alles edle Streben ist in den Staub herabgezogen und Alles, was in der Kunst ein höheres Ziel im Auge hatte, in höchst bedenklicher Weise entmuthigt worden. Immoralische Producte wurden von den pariser Theatern herübergeschleppt, und jeder selbständigen mit dem Nationalgefühl und den Nationalgewohnheiten in Uebereinstimmung stehenden Richtung ist selbst die Aussicht genommen, auch nur möglicherweise sich auf den Beifall des Publicums Rechnung machen zu dürfen. Man hat sich so sehr aller Scheu begeben, daß gewisse Witzlinge mit dem Plane zu einem «Comic prayer-book» grade wie man etwa «comic histories» hat, ganz ernstlich umgehen." Diese nur zu gerechten Klagen passen ganz gewiß ebenso gut und vielleicht noch mehr auf Deutschland als auf England.

Da wir gerade bei dem Theater und der dramatischen Poesie stehen, so erwähnen wir hier zwei Curiositäten, von denen es die eine unwillkürlich ist, die andere es zu sein ziemlich beabsichtigt. Henry Bliß, der sich auf dem Titel „one of Her Majesty's counsel" nennt, gab heraus: „Robespierre, a tragedy." Die Wahl des Stoffs und des Helden war schon an sich eine unglückliche. Der unheimlich düstere, aller Anmuth und allen höhern Seelenadels bare Robespierre eignet sich sehr wenig dazu, der Held einer Tragödie zu sein. Was er allerdings besaß, war eine große Fülle und Schärfe sophistisch-advocatischer Rhetorik, mit der man aber in der dramatischen Poesie nicht ausreicht. Henry Bliß aber läßt ihn nur in den allergewöhnlichsten Gemeinplätzen sprechen, die um so trivialer erscheinen, da der Verfasser, ohne sich durch Otway's mislungenen Versuch abschrecken zu lassen, seine Tragödie durchweg gereimt hat. Alles in Allem genommen, bemerkt das „Athenaeum" zum Schluß seiner Kritik, ist diese Tragödie eine literarische Curiosität. Eine Art Curiosum ist auch folgende Dichtung: „Firmilian, or the student of Badajoz; a spasmodic tragedy", von T. Percy Jones. Diese Dichtung ist eine nicht ganz mislungene Satire auf eine gewisse modern-poetische Richtung, die in übertriebenen Emotionen, in Ungeheuerlichkeiten und Abnormitäten ihren Schwerpunkt und Ersatz darin für ihre Hohlheit und innere Talentlosigkeit sucht. Firmilian ist ein junger Dichter, der gern ein großes poetisches Werk, eine Tragödie, schreiben möchte, zu der ihm aber der Stoff, die Thatsachen und die Erfahrungen fehlen. Um diese zu erhalten, stürzt er sich in einen wahren Ocean von Frevelthaten, er ermordet seine Geliebte, seinen Oheim, mehre seiner Freunde, deren einen er von der Säule des heiligen Simeon Stylites herabstürzt, unterminirt eine Kirche und sprengt sie mit allen darin zum Gottesdienste Versammelten in die Luft, und nachdem er dies Alles gethan und nun weiß, wie es einem Verbrecher im großen Stil zumuthe ist, hält er sich erst befähigt, die beabsichtigte Tragödie zu schreiben, womit die Satire schließt.

In letzter Zeit sind wieder mehre deutsche Werke ins Englische übertragen worden; wir nennen sie hier mit ihren englischen Titeln: „Athens and the Peloponnese; with sketches of Northern Greece. From the German of *Hermann Hettner*", worüber die englische Kritik ein sehr beifälliges Urtheil fällt; „The popular works of *J. G. Fichte*, 2 vols. Comprising the Vocation of the scholar; the Nature of the scholar; the Vocation of the man; the Characteristics of the present age; the Way towards the blessed life; and in addition a memoir of Fichte, by *William Smith*" (die in dieser Sammlung übersetzten Schriften sind auch einzeln im Buchhandel zu haben); „The history of Magic. By *Joseph Ennemoser*. Translated from the German by *William Howitt*. To which is added an appendix of the most remarkable and best authenticated stories of apparitions etc. Selected by *Mary Howitt*" (2 Bde.); „The sphere and duties of government. Translated from the German of Baron *Wilhelm von Humboldt*, by *Joseph Coulthard* jun." Ferner erschien aus dem Französischen übersetzt: „The philosophy of *Kant*. Lectures by *Victor Cousin*. Translated from the French. To which is added a biographical and critical sketch of Kant's life and writings. By *A. G. Henderson*."

Aus dem Gebiete der deutschen Roman- und Dramenpoesie geht, was wenigstens die nachclassische oder die sogenannte Epigonenperiode betrifft, auffallend wenig durch Uebertragung in die englische Sprache über, und namentlich scheint die moderne deutsche Bühne von Gutzkow, Hebbel, Laube und Ludwig an bis zur Birch-Pfeiffer und zu Benedix herab für die Engländer sowol als Franzosen gar nicht vorhanden zu sein, obschon doch früher selbst Kotzebue und Iffland viel übersetzt, nachge-

ahmt und nachgebildet wurden. Der Grund davon liegt entweder sehr tief oder sehr auf der Oberfläche. Von deutschen Romanen jüngern Datums ist Mügge's „Afraja" unter dem Titel „Afraja; or life and love in Norway: a Norwegian and Lapland tale. Translated from the German of *Theodor Mügge*" englisch erschienen. Daß dieser Roman ausnahmsweise übersetzt wurde, hat vielleicht seinen Grund zum Theil in der interessanten Localität, auf der er spielt, zumal gerade Norwegen unter den englischen Touristen und Sportsmen viele enthusiastische Verehrer zählt.

Mehr ist man bemüht, die Blüten moderner deutscher Lyrik durch Bearbeitungen dem englischen Publicum zugänglich zu machen. Davon zeugen unter Andern zwei fast gleichzeitig erschienene Anthologien: „The poetry of Germany: consisting of selections from upwards of seventy of the most celebrated poets. Translated into English verse, with the original text on the opposite page, by *Alfred Baskerville*" (Leipzig, G. Mayer; London, Williams und Norgate), und die von Miß Mary Anne Burt in Zürich herausgegebenen und bereits in d. Bl. besprochenen „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets". Ueber die letztere erinnern wir uns noch in keinem englischen Blatte etwas gelesen zu haben, so erwünscht uns auch ein Bericht darüber aus der Feder eines competenten englischen Reviewer sein würde; über die erstere bringt das „Athenaeum" eine Kritik, aus der jedoch für uns Deutsche nicht gerade sehr viel Neues und Interessantes zu entnehmen ist. Der Berichterstatter empfiehlt die Baskerville'sche Anthologie im Ganzen, obschon er einige kleine Ausstellungen daran macht. Wir hätten bei diesem Anlaß gern die Ansichten eines Engländers über die Entwickelung der deutschen Lyrik und über die Eigenthümlichkeit der verschiedenen deutschen Lyriker kennengelernt; darauf läßt sich jedoch der Berichterstatter nicht ein, aber wol benutzt er diese Gelegenheit, im Sinne des „Athenaeum" gegen die Versuche, den antiken Hexameter in englischer Sprache nachzubilden, Opposition zu machen, und er freut sich, daß Baskerville wenigstens soviel zugestanden habe, daß die deutschen Hexameter in Deutschland nicht so populär seien als Bürger's und Schiller's Balladen. Manche Bürger'sche Balladen, namentlich „Lenore", sind allerdings im eigentlichsten Sinne populär, aber Schiller's Balladen sind dies in keinem höhern Grade als etwa Voß' Idylle „Der siebenzigste Geburtstag" und manche Distichen von Schiller selbst, die als Citate in aller Gebildeten Munde sind. Als am besten wiedergegeben und überhaupt als ein in seiner Art vorzügliches Stück scheint dem Berichterstatter in der Baskerville'schen Sammlung namentlich Seume's Erzählung „Der Wilde" („The Indian") gefallen zu haben. *)

Englands Kunst, Literatur und Wissenschaft haben in der letzten Zeit wieder mehre ihrer angesehensten Vertreter verloren: Charles Kemble, der berühmte Schauspieler, starb am 12. November in dem hohen Alter von neunundsiebenzig Jahren; die Schauspielerin Mrs. Warner, die vor ihrer Verheirathung Miß Huddart hieß und auch wegen ihres Charakters beim Publicum in allgemeiner Achtung stand, ging, etwa 50 Jahre alt, im Monat September mit Tode ab; John Gibson Lockhart, nach Gifford's Tode (seit 1825) bis noch vor wenigen Jahren Herausgeber des „Quarterly review", Verfasser der „Spanish ballads", des „Reginald Dalton", des „Valerius" und einer im Ganzen preiswürdigen, doch nicht mit genügender Unparteilichkeit geschriebenen Biographie seines berühmten Schwiegervaters Walter Scott, verstarb auf Abbotsford im einundsechzigsten Lebensjahre; John Kitto, Kind armer Aeltern, der, infolge des Sturzes von einer Leiter früh seines Gehörs beraubt, eine traurige Kindheit theils im Arbeitshause, theils als Lehrling bei einem hartherzigen Schuster verlebte, bekannt durch seine auf die Schriften der Bibel bezüglichen Arbeiten und eine Reihe von Artikeln: „The deaf traveller" im „Penny magazine", welche die Aufmerksamkeit auf sich zogen, verstarb am 25. November in Kanstadt, wo er Genesung suchte; Edward Forbes, berühmt sowol als Geolog wie als Botaniker, zumeist aber durch seine Epoche machenden Untersuchungen über die Mollusken, starb als Nachfolger des ebenfalls erst vor kurzem dahingegangenen Jameson an der edinburger Universität im neununddreißigsten Lebensjahre; Frederick Knight Hunt, in seiner Jugend Druckergehülfe, früher zweiter Redacteur von „Illustrated London News", dann der „Pictorial Times", endlich (von Dickens dazu auserwählt) von „Daily News", Verfasser der bekannten Schrift: „The fourth estate: a history of the English newspaper", war erst 40 Jahre alt, als ihn am 18. November der Tod ereilte.

Von Lord Brougham's Schriften wird bei den Herren Griffin in Edinburg eine gleichmäßige Gesammtausgabe mit des Verfassers Verbesserungen letzter Hand vorbereitet; Kossuth beabsichtigt, seine Briefe aus der Türkei, welche manche geheime Aufschlüsse enthalten dürften, und eine durchgesehene Auflage seiner Reden herauszugeben, und Mazzini benutzt, dem „Athenaeum" zufolge, seine Mußestunden, welche ihm seine politische Agitation und seine unstäte Lebensweise übriglassen, dazu, eine Geschichte der religiösen Frage in Italien und ihrer Entwickelung auszuarbeiten. Eine italienische Kirchengeschichte aus solcher Feder und nun gar in einer Zeit, wo man, katholischer als in Gregor's VII. und Leo's IX. Tagen, den Satz von der unbefleckten Empfängniß Mariä zu einem Dogma erhebt, an das

*) Auch die französischen Journale kommen, wenn auch nicht sehr häufig, doch häufiger als wol früher, auf die deutsche Lyrik zu sprechen. So enthält das „Athenaeum français" in Nr. 45 einen mit J. P. (J. Perez?) unterzeichneten Bericht über Gruppe's vorjährigen Musenalmanach, und wir möchten fast vermuthen, daß dem Franzosen, insofern der Bericht nicht aus deutscher Feder oder Vorlage stammt, nicht unbekannt geblieben sei, was wir selbst bei Gelegenheit einer Besprechung desselben Almanachs im vorigen Jahrgang d. Bl. (Nr. 28) gesagt haben. Nicht nur werden wir zu dieser Vermuthung durch einzelne Wendungen, die jedoch nur zufällig sein können, geführt (z. B. wenn wir die Musenalmanache „Rendezvousplätze der lyrischen Talente" nannten und in der französischen Kritik ganz entsprechend gesagt ist: „Ces recueils sont pour ainsi dire, des rendezvous-poétiques"), sondern noch mehr durch den Umstand, daß der französische Berichterstatter mit uns Gruppe's „Sulamith" als das vorzüglichste Stück des Almanachs bezeichnet und außer ihm noch des Mailänders Cajetan Cerri Gedicht: „Herr bleib bei uns, denn es will Abend werden", unter Ausdrücken, die fast ganz die unsern sind, besonders hervorhebt. Wir sagten dort: „Man kann als geborener Deutscher unsere Sprache kaum gewandter und ausdrucksvoller handhaben als dieser Lombarde", und an einer andern Stelle bei Erwähnung des Jacowlew'schen „Melodien" (Nr. 24) bemerkten wir: „Jacowlew gehört also, wie der Franzose Chamisso, wie der Italiener Cajetan Cerri, wie der Ungar Bakody, wie so manche Dänen, zu jener Zahl von Ausländern, die sich in die Art deutschen Fühlens und Empfindens und in die Formen deutscher Lyrik so hineingelebt haben u. s. w." Dafür liest man im „Athenaeum français": „Ce poëte, Italien de naissance, n'en manie pas moins la langue de Goethe avec une supériorité que pourraient lui envier beaucoup d'Allemands; mais ce n'est pas là un fait isolé dans la littérature allemande, car parmi les plus célèbres poëtes qui aient écrit en cette langue dès le commencement de ce siècle on compte le Danois Adam Oehlenschlaeger et le Français Adalbert de Chamisso; dans le dernier temps le Hongrois *Bakody* et le Russe Jacowlew, qui se sont tellement inspirés du génie allemand qu'on ne retrouve presque plus chez eux aucune trace de leur génie national." Zu den „les plus célèbres poëtes" gehören freilich weder Bakody noch Jacowlew. Auch was J. P. über Heine's Obscönitäten sagt, scheint er unserm Bericht zu verdanken, nur daß er fälschlich, wahrscheinlich weil er den Schad'schen „Musenalmanach" nicht kennt, Heine's in letzterm abgedrucktes „Hohes Lied" als ein Seitenstück zu Gruppe's „Sulamith" betrachtet, was es im entferntesten nicht ist.

jeder Katholik glauben muß, wo das Ablaßwesen wieder in Schwung kommt und die mit Sündenvergebniß hausiren gehenden Zettel wol nicht lange mehr auf sich warten lassen werden, wo die wunderthätigen Marienbilder wieder die Augen zu verdrehen und Thränen zu vergießen belieben — diese Kirchengeschichte aus der Feder des unermüdlichsten Blutpriesters und Vorkämpfers der Revolution und des Radicalismus wird eine jedenfalls höchst merkwürdige Erscheinung sein und ein sehr wunderliches Gegenstück zu den Kirchengeschichten im Veuillot'schen Geschmacke bilden. **H. M.**

Bücherschau.

Zur Verfassungsgeschichte Baierns.

Die Sache der constitutionellen Repräsentativmonarchie ist durchaus noch nicht so aller Streiter entblößt, als ihre principiellen Gegner oder mehr zufälligen, d. h. der augenblicklichen, einer gesunden Entwickelung des Verfassungswesens freilich nicht sehr günstigen Weltlage Rechnung tragenden Widersacher glauben. Der Geist der Völker trat aus seinen Ufern; von der andern Seite führte man künstliche Dämme und Wehren dagegen auf — kein Wunder, wenn da das Verfassungswesen sein natürliches Bett noch nicht wiedergefunden hat, zumal da ihm durch die große Kriegsfrage eine Vielen vielleicht sehr willkommene Ableitung gegeben wurde. Gelingt jedoch die Demüthigung Rußlands, so werden sich gerade vielleicht alle Diejenigen am meisten getäuscht finden, welche den zeitweiligen Stillstand in der Entwickelung des Verfassungswesens für deren seliges Ende ansahen; die Früchte der gemeinsamen Anstrengungen werden vielleicht zumeist gerade den Constitutionellen zufallen. Unter diesen Umständen begrüßen wir mit Freude folgende Schrift:

Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungsurkunde. Von Gustav Freiherr von Lerchenfeld. Berlin, Veit und Comp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lerchenfeld gehört zu den unermüdlichsten und unerschrockensten Vorkämpfern der constitutionellen Repräsentativmonarchie in Deutschland, und als solcher hat er es unternommen, die Geschichte Baierns in jener denkwürdigen Zeit zu erzählen, in welcher König Max I. die Verheißung einer Verfassung erfüllte, die er selbst als den Anfang einer neuen bessern Zeit bezeichnete — einer Zeit, welche, wie der Verfasser bemerkt, „mit der Entwickelung Baierns auf das innigste zusammenhängt, daß die Geschichte jener Entwickelung nicht ohne jene Verfassung selbst geschrieben werden kann". Der Verfasser spricht in der Vorrede von seiner Befähigung für diese Aufgabe mit einer Bescheidenheit, die unser Zutrauen zu ihm nur erhöhen kann. Er ergreift das Wort, weil, wie er bemerkt, „die Zahl der Zeitgenossen, welche von jener denkwürdigen Zeit Zeugniß abzulegen vermögen, von Jahr zu Jahr mehr zusammenschmilzt, und die Männer, denen tüchtigere Bildung und umfassendere Hülfsmittel zugebote stehen, sich fortwährend in unverbrüchliches Schweigen hüllen". Er fährt dann fort: „Zwei Umstände waren es besonders, welche ihm (dem Verfasser) eine genauere Einsicht in die Verfassungsgeschichte Baierns möglich machten. Erstlich war sein Vater einer der Männer, welchen König Max die Ausführung seiner Beschlüsse hinsichtlich der Verfassungsfrage übertragen hatte, und in dessen Papieren fanden sich vielfache Notizen und Correspondenzen, welche Licht auf einzelne, bisher unbekannt gebliebene Verhältnisse werfen. Dann fiel seine erste Jugendzeit in jene Jahre und er erinnert sich aus seines Vaters und anderer Zeitgenossen Munde gar mancher Mittheilung, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen dürfte." Mit diesen wenigen Andeutungen möge das inhaltreiche Werk den Verfassungsfreunden in Deutschland bestens empfohlen sein — und auch den Verfassungsfeinden.

Die Lyrik im Treibhause.

Daß die Lyrik nicht mehr in durchaus naturgemäßer Weise wächst und gedeiht, sondern zum Theil durch künstliche Mittel unter den Händen künstlich gewordener Dichter zu einer wuchernden Fülle getrieben wird, mit der sie den Boden der Literatur, viele ihrer edeln Keime erstickend, queckenartig überzieht, wird Niemand leugnen wollen. Die Lyriker müssen sich nun mit ihren eigenen Waffen schlagen lassen. Schon R. Rodt hat in seinen „Gedichten in allerlei Humoren" ihre Manieren und oft recht glücklich parodirt. Dasselbe geschieht jetzt von einem Anonymus in dem Schriftchen:

Blüten aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Leipzig, Barth. 1855. 32. 15 Ngr.

Auch hier werden die Manieren unserer Lyriker in oft recht ergötzlich parodirender Weise, wenn auch nicht immer mit sehr geistreichem Witz nachgebildet. Freiligrathisch ist z. B. das Gedicht „Träume sind Schäume" mit dem Anfange:

> Gedankenvoll für mich saß ich im Kaffeehause,
> Der Diener trat herzu: schwarz war sein Haar, das krause,
> Und seinen Hals umschlang ein scharlachrother Shawl.
> Er, dem in bess'rer Zeit daheim die Kalabasse
> In Ehrfurcht ward kredenzt, jetzt reicht' er mir die Tasse
> Zum Trank, der Mohr vom Senegal.

Der Dichter versetzt sich nun in die Zeit, als dieser Mohr noch Führer schwarzer Scharen war, als er von den weichen Armen der Sultanin umschlungen ruhte und die schwarzen Krieger ihm zuriefen: „Dem Djagga Heil von Sackatu!" Da plötzlich:

> Da grinzt der Mohr mich an: „Wie hier im Trank, dem heißen,
> Der Zucker schmilzt, so wird dereinst das Volk der Weißen
> Im schwarzen Volke untergeh'n!"
>
> Er sprach's; und mit Getös entfiel dem schwarzen Manne,
> Als wie von ungefähr, die schwere Silberkanne,
> Der edle Mokkasaft beschwemmte rings den Raum.
> Erschreckt wandt' ich zum Tisch mein Angesicht, das blasse,
> Der weiße Zucker schmolz mit Macht im braunen Nasse:
> „O Mohr, erfüllt sich schon dein Traum?"

Possirlich ist ein Scherzgedicht auf die halbkindischen, ein Nichts in bloße Wortklänge hüllenden lyrischen Spielereien, denen man jetzt so häufig begegnet, unter der Ueberschrift: „An die Sterne", dessen letzte Strophe lautet:

> Sie hat mich nie geliebet,
> Geliebt hat sie mich nie;
> Mich hat sie nie geliebet;
> Mich hat geliebt sie nie!

Wenn es nun einerseits eigenthümlich ist, daß die moderne deutsche Lyrik so viele bequeme Handhaben für die Parodie und Persifflage bietet, so ist es doch auch ebenso eigenthümlich, daß sich Jemand die Zeit nimmt oder besser sie verliert, ein ganzes Bändchen mit Scherz- und Spottgedichten zu füllen, von denen doch keine Frucht übrigbleibt, weil sie meistens auf taube Blüten gepfropft sind. Unter allen Dichtgattungen ist ohnehin die Parodie unzweifelhaft die alleruntergeordnetste. **H. M.**

Notizen.

Iwan Turgenjew und sein französischer Uebersetzer.

In Nr. 34 d. Bl. hatten wir in einem Artikel über russische Literatur auch der dem Russischen des Iwan Turgenjew nachgebildeten „Mémoires d'un seigneur russe" Erwähnung gethan und schon damals bemerkt, wie wenig es einzusehen sei, daß der französische Bearbeiter, E. Charrière, den ursprünglichen Titel „Memoiren eines Jägers" so willkürlich verändert habe. Turgenjew hat nun im „Journal de St.-

Petersbourg" gegen die ganze Charrière'sche Bearbeitung förmlichen Protest eingelegt und in seinem Protest unter Anderm bemerkt: „Was die Uebersetzung des Herrn E. Charrière betrifft, wonach man sein Urtheil über mich gefällt hat, so glaube ich, daß es nicht viele Beispiele einer derartigen literarischen Mystification gibt. Es ist in der That nicht möglich, sich alle die Aenderungen, die Zusätze, die Einschiebsel vorzustellen, denen man dort auf jeder Seite begegnet. Es ist für mich unmöglich, mich darin wiederzuerkennen. Ich versichere, daß in den «Mémoires d'un seigneur russe» nicht vier Zeilen hintereinander treu wiedergegeben sind. Außerdem hat auch Charrière sich die Mühe genommen, meinen Stil, der ihm wahrscheinlich zu trocken und mager war, auszuschmücken." Charrière hat sich unter Anderm erlaubt, eine ganz neue Person in den Roman einzuführen und sie mit besonderer Sorgfalt zu schildern, einen Händler, der mit chemischen Feuerzeugen hausiren geht. „Von einer solchen Person", sagt Turgenjew in seinem Protest, „steht in meinem Buche kein Wort, aus dem einfachen Grunde, weil es ein solches Individuum überhaupt in Rußland nicht gibt." Noch ein Beispiel: Charrière läßt an einer Stelle seines Buchs im tiefsten und entlegensten Innern von Rußland Schwarze als Dienerschaft auftreten, was dort nirgends vorkommt. Charrière hatte nämlich das Wort arapnik, Jagdpeitsche, mit dem Worte arap, Neger, verwechselt. Turgenjew führt noch andere solche grobe Irrthümer und Fälschungen an, unter Anderm, daß Charrière einen Geistlichen einem General die Hand zum Kusse reichen läßt. Wenn man übrigens in dem Dickicht unserer deutschen fabrikmäßig hergestellten Uebersetzungen nach solchen von den Uebersetzern geschossenen Böcken suchen wollte, so würde man deren dutzend- und schockweise antreffen, arge und noch ärgere als Charrière sie geschossen hat. **H. M.**

Schiller als Aesthetiker.

Schiller ist der Liebling des deutschen Volks. Aber was er als Aesthetiker geleistet, ist noch wenig in allgemeinere Kreise gedrungen, obschon diese Leistungen nicht zu seinen werthlosesten gehören. Der Grund dieser Erscheinung liegt jedenfalls nicht in einer allzu esoterischen, den Laien zurückstoßenden Form; denn sie sind in einer nicht blos populären und leichtverständlichen, sondern auch in einer anziehenden Sprache geschrieben. Vielmehr muß er darin gesucht werden, daß ihnen eine feste, einheitliche, systematische Entwickelung fehlt, sodaß es nicht ganz leicht ist, sich aus ihnen ein Gesammtresultat zu entnehmen. Daher wird es Manchem angenehm sein, durch eine kleine Schrift von Wilhelm Hemsen: „Schiller's Ansichten über Schönheit und Kunst im Zusammenhange gewürdigt" (Göttingen, Huth, 1854) hierauf hingeleitet zu werden, welche die hierher schlagenden Arbeiten Schiller's in übersichtlichem Zusammenhange charakterisirt, die leitenden Ideen scharf hervorhebt und zugleich ihr Verhältniß zu den Leistungen Kant's, Solger's, Schelling's u. A. in Erwägung zieht. Wir wollen daher hiermit auf dieses empfehlenswerthe Schriftchen aufmerksam gemacht haben. 17.

Bibliographie.

Abu Nuwâs', des grössten lyrischen Dichters der Araber, Divan. Zum ersten Male deutsch bearbeitet von A. v. Kremer. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Bär und der Mond. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1854. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Original-Romane. VI. Die Familie Ammer. Deutscher Sittenroman von E. Willkomm. Drei Abtheilungen. Frankfurt a. M., Meidinger u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Phönix oder Rapport der Seelen zwischen dem Diesseit und dem Jenseit. Beleuchtet durch S. v. F. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. 8. 16 Ngr.

Tschudi, F. v., Das Thierleben der Alpenwelt. 24 Illustrationen in Holzschnitten und Tondruck. Leipzig, Weber. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Villemain, Geist der altchristlichen Literatur im vierten Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von J. Köhler. Mit einer Vorrede vom Geh. Hofrath Zell. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. 17ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen. Von F. W. Barthold. 1ster Theil. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr.

Deutsche Volkslieder. Sammlung von F. L. Mittler. Marburg, Elwert. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Mit einer Musikbeilage. Herausgegeben von H. Pröhle. Aschersleben, Fokke. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Walther, P. A. F., Das Großherzogthum Hessen nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Oertlichkeit beschrieben. Darmstadt, Jonghaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Welcker, P. H., Vogelherd-Klänge aus dem Thüringer Wald. Sonette. Gotha, Stollberg. 1854. 16. 10 Ngr.

Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten. Herausgegeben von L. Schücking. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.

Wessely, A. F., Berlin von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Historisch, topographisch und statistisch nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt. Mit dem neuesten Plane von Berlin und einer Uebersichtskarte der Eintheilung der Residenz ꝛc. 1ster Band. 1stes Heft. Berlin, Lindow. Gr. 8. 4 Ngr.

Wickede, J. v., Erzählungen eines österreichischen Veteranen. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. à 1 Thlr.

Wuttke, H., Die Aechtheit des Auszuges aus der Kosmographie des Aithikos geprüft. Leipzig, Dyk. 1854. 4. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Abtretung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn an den Staat nach einer unbefangenen Ansicht besprochen von keinem Actionair. Zittau, Pahl. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutschlands Aussichten im J. 1855 und in den nächsten zehn Jahren. Eine Verkündigung aus der Vergangenheit. Schw. Hall, Haspel. 8. $3^1/_2$ Ngr.

Fischer, M., Die Sonne und das Zündhölzchen, ein Brief über die unbefleckte Empfängniß Maria. Luzern, Gebr. Räber. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Gengler, H. G. P., Ueber den Einfluß des Christenthums auf das altgermanische Rechtsleben. Akademischer Vortrag. Erlangen, Blaesing. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

Knesebeck, General von dem, Denkschrift, betreffend die Gleichgewichts-Lage Europa's, beim Zusammentritte des Wiener Congresses verfaßt. Berlin, G. Reimer. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Krieg des Oesterreichischen Kaiserstaates ein Deutscher Krieg. 2te Auflage. Leipzig, Remmelmann. Lex.-8. 10 Ngr.

Krieg oder Frieden? 1855. Leipzig, E. H. Mayer. 1854. 8. 5 Ngr.

Ming, J., Die unbefleckte Empfängniß der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Schaffhausen, Hurter. 8. 10 Ngr.

Robbe, K. F. A., Friedrich August der Vertrauensvolle, König von Sachsen. Eine biographische Skizze. Nebst einem poetischen Anhang. Leipzig, Brandstetter. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Redner, L., Ueber den falschen und wahren Communismus. Vier Vorträge gehalten im St. Vincenz-Verein zu Danzig. Danzig, Weber. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Zeitungen und Zeitschriften,

die im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**
auch für 1855 erscheinen und durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden können.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ic., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. $9\frac{1}{2}$ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf das mit dem 1. Januar 1855 beginnende neue Abonnement werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Die Redaction dieser bekannten Zeitschrift hat seit vorigem Jahre **Hermann Marggraff**, ein langjähriger Mitarbeiter derselben, übernommen. Die Blätter für literarische Unterhaltung haben damit in Inhalt, Richtung und Erscheinungsweise keine wesentliche Aenderung erlitten; sie bestreben sich vielmehr, die Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der **Preis** beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit $2\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf **einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften** erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die **gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.**

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln ic. kann das Deutsche Museum als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Das **Deutsche Museum** beginnt jetzt seinen fünften Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit $2\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

In einer großen Auflage erscheinend, ist **diese vierteljährlich nur 16 Ngr. kostende** Unterhaltungsschrift ihrem Ziele, **ein deutsches Haus- und Familienbuch** zu werden, immer näher gerückt. Zwei Jahrgänge liegen vollendet vor. Es sind Sammelwerke der gediegensten und geistreichsten Lectüre. Ausgezeichnete Namen, wie **Auerbach, Cotta, Förster, Fortlage, Frankl, Frenzel, Hebbel,**



Hettner, Klemm, Kohl, Masius, Müller, Orges, Schoedler, Steub, Strauß und viele Andere, besonders auch jüngere Kräfte fördern durch den lebhaftesten Beistand das Unternehmen Gutzkow's, der als Herausgeber auch für den neuen dritten Jahrgang denselben regen Eifer zeigt, welcher die beiden ersten Jahrgänge bereits zu einer Lieblingslectüre aller Gebildeten machte. Jeder der bisher erschienenen beiden Bände (von dem ersten Band ist bereits eine unveränderte zweite Auflage nöthig geworden) kostet geheftet 2 Thlr 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer, es findet aber auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Alle Buchhandlungen können Probenummern und Monatshefte zur Ansicht liefern. Inserate werden nicht aufgenommen. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. Dritte Folge. Dritter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus**.

Neunter Jahrgang. 4 Hefte. 8. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

In meinem Verlage erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen kön. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze erhält sie auf telegraphischem Wege. Außerdem versucht die Zeitung die allgemeine Bildung des Volkes, so weit es in ihren Kräften steht, zu fördern, indem sie täglich einen klar geschriebenen naturwissenschaftlichen Artikel enthält und sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich zieht. A. Diesterweg urtheilte in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: „Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engern Sinne des Wortes Aehnliches geleistet; aber auch der gebildetste Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht; denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewußtseins, die Versittlichung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwickelung und Steigerung seiner geistigen Befähigung."

Anzeigen finden durch die Volkszeitung die weiteste Verbreitung, da sie unter der berliner Zeitungspresse in Betreff der Abonnentenzahl eine der ersten Stellen einnimmt.

Berlin, im December 1854.

Franz Duncker.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Preyer (Johann N.), **Die Sulioten.** Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Canova. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. 1853. 16 Ngr.

Bei J. C. B. Mohr in Heidelberg sind folgende zu Festgeschenken geeignete Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schmezer, C., Die Himmelsräume und ihre Welten. Ein Lesebuch zum Selbstunterricht in der Astronomie. Mit 7 Tafeln. Elegant gebunden. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Thibaut, A. F. J., Ueber Reinheit der Tonkunst. 3te Auflage mit einem Vorworte von Dr. Bähr. Mit Paläſtrina's Portrait. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Raumer (Karl von), **Beschreibung der Erdoberfläche.** Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Das Erscheinen einer fünften Auflage eines solchen Schulbuchs ist gewiß der beste Beweis seines Werths und seiner Brauchbarkeit. Dasselbe wird bereits in vielen Schulen dem geographischen Unterrichte zu Grunde gelegt.

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1848. 1 Thlr. 18 Ngr.

Palästina. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. 8 1850. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser hat in dieser dritten Auflage seines classischen „Palästina" die Werke von Robinson, Schubert, Williams, Wilson, Schultz, Kraft u. A. sorgfältig benutzt. Eine sehr anerkennende Charakteristik des Raumer'schen Werks lieferte Karl Ritter in dem 15. Bande seiner „Erdkunde".

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 3. —— 18. Januar 1855.

Kuno Fischer contra Schenkel.

Wir haben bereits früher mitgetheilt (in Nr. 30 d. Bl. f. 1854), wie Kuno Fischer in der Vorrede zu seiner „Geschichte der neuern Philosophie" sich über das Interdict seiner Vorlesungen geäußert hat. Mit Beziehung auf diese Vorrede nun veröffentlichte die in Darmstadt unter der Mitredaction Schenkel's erscheinende „Allgemeine Kirchenzeitung" (Nr. 12, Jahrgang 1854) einen anonymen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Das Christenthum und modernes Philosophenthum", der den Charakter des Fischer'schen Buchs, das Interdict seiner Vorlesungen und den Inhalt seiner Lehre im Tone einer Schmähschrift behandelte.

Der invective Charakter des erwähnten Aufsatzes nun, sowie die in demselben angegebenen Motive, die das Interdict der Fischer'schen Vorlesungen unterstützt haben, endlich die Gewißheit, daß der anonyme Autor des erwähnten Aufsatzes derselbe Mann sei, den Fischer in der Vorrede seines Buchs als Denjenigen bezeichnet hatte, „der zuerst die geheime Anklage gegen ihn privatim insinuirt", nämlich Schenkel, alles Dieses hat Fischer veranlaßt, sich aufs neue über das Interdict seiner Vorlesungen und die Motive, die demselben zugrunde gelegen, zu äußern, in einer Streitschrift, die den Titel führt: „Das Interdict meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn Schenkel, Director des heidelberger Predigerseminars, in der darmstädtischen Kirchenzeitung."*)

Diese Streitschrift Fischer's wirft ein helles Licht auf die Taktik, deren sich manche moderne Theologen bedienen, um den ihnen und ihrer Sache gefährlich scheinenden Einfluß der freien, von der kirchlichen Autorität sich emancipirenden Philosophie zu hemmen und womöglich zu vernichten. Nicht wissenschaftliche Gründe und Beweise sind es, die sie in Reihe und Glied stellen, um ihren Gegner zu überwinden, sondern — womit sie sich in wissenschaftlicher Hinsicht ein testimonium paupertatis ausstellen — Denunciationen, Verdrehungen, Verfälschungen und gehässige Consequenzmacherei. Es ist unglaublich, in welche Widersprüche sich Schenkel — wie ihm Fischer Schwarz auf Weiß nachgewiesen — verwickelt hat, um die Anklage zu rechtfertigen, die er in seiner Beschaffenheit als Director des heidelberger Predigerseminars gegen Fischer anzustellen für gut gefunden. Sie machen die unglückliche Zahl dreizehn aus, wie aus Fischer's Schlußzusammenstellung zu ersehen ist.

Wir wollen nur einige der crassesten aus diesen dreizehn Widersprüchen hervorheben. Schenkel beginnt seinen anonymen Aufsatz in der darmstädtischen „Kirchenzeitung" mit den Worten:

> Als seiner Zeit in Heidelberg dem dortigen Privatdocenten der Philosophie Dr. K. Fischer infolge höherer Anordnung die venia legendi entzogen wurde, haben wir uns, obwol der Gegenstand, um den es sich handelte, für unser Blatt ein nicht geringes Interesse darbot, dennoch jedes Urtheils enthalten. Es hatte dies seinen Grund theils in der leidenschaftlichen Gereiztheit, womit die Parteien den Vorgang auszubeuten suchten, theils in dem Umstande, daß die Druckschrift, welche so unangenehme Folgen für Dr. Fischer gehabt hatte, damals noch nicht vollendet vorlag und ein vollständiges Urtheil mithin noch nicht möglich war.

Nun gesteht aber Schenkel im weitern Verlauf seines Aufsatzes ein, daß er bald nach dem ersten Erscheinen der Fischer'schen Schrift [also als dieselbe noch unvollendet vorlag *)] in einem Privatgespräche gegen ein ihm befreundetes Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths das Bedürfniß der Berufung eines entschieden christlich gesinnten Philosophen nach Heidelberg lebhaft ausgesprochen und dieses Bedürfniß durch die pantheistische Färbung der Fischer'schen gedruckten Vorlesungen motivirt habe. Er habe ein kräftiges Gegengewicht gegen den ihm als nachtheilig, ja als verderblich erscheinenden Einfluß Fischer's gewünscht. Und die Folge dieser ersten Anregung von Seiten Schenkel's war die vom Oberkirchenrath gegen Fischer erhobene Anklage und alsdann das Interdict seiner Vorlesungen durch das Ministerium. Fischer ruft hier aus:

*) Mannheim, Bassermann und Mathy. 1854. Gr. 8. 9 Ngr.

*) Es war nämlich 1852 nur erst eine Abtheilung des jetzt ganz vorliegenden ersten Bandes erschienen.

Höre ich recht? Ein vollständiges Urtheil sei damals nicht möglich gewesen und dennoch sei das vollständigste aller Urtheile, die Verurtheilung erfolgt? Um einen Zeitungsartikel in einem Blatte von sehr beschränkter Oeffentlichkeit zu schreiben, dazu sei die Sache nicht reif, dazu sei das Material nicht ausreichend gewesen, und es hätte ausgereicht, um ein verdammendes Urtheil an mir zu vollziehen, welches mein Leben angreift und vor aller Welt dem Glaubenshaß preisgibt? Das wohlfeilste aller Urtheile, einen Leitartikel, mußte man sorgfältig zurückhalten, aber das gewichtigste Urtheil, nämlich die öffentliche und thatsächliche Verdammung, durfte man ohne weiteres aussprechen? Ich bin überzeugt, daß der Minister, der den Befehl des Interdicts unterzeichnet hat, sicher war, daß ein solches vollständiges Urtheil vorliege, sonst hätte der Minister einer gerechten Regierung den vernichtenden Befehl nicht unterzeichnet. Und nur der Mann, der die geheime Anklage zuerst gegen mich machinirt, der ein geheimes Votum (ich kann mir denken in welchen Ausdrücken) gegen mich ausgefertigt, der jetzt öffentlich das Interdict und mehr als dieses vertheidigt, nur dieser Mann war davon nicht überzeugt? Einen Artikel konnte er nicht schreiben; dazu war er zu gewissenhaft! aber anklagen, richten, verdammen, das konnte er; dazu war sein Urtheil vollständig und sein Gewissen nicht peinlich genug. O über den vorsichtigsten aller Zeitungsschreiber! Ueber den gewissenlosesten aller Glaubensrichter, die sich jemals an dem „Richtet nicht! verdammet nicht!" versündigt haben!

Obgleich Schenkel, wie oben angeführt, gegen ein ihm befreundetes Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths gleich anfangs das Bedürfniß der Berufung eines entschieden christlich gesinnten Philosophen nach Heidelberg lebhaft ausgesprochen hatte, weil er Fischer's pantheistische Lehre für nachtheilig, ja verderblich hielt und gegen seinen Einfluß auf der Universität ein kräftiges Gegengewicht wünschte: so fährt er doch jetzt fort, als ob er und die andern heidelberger Theologen keineswegs Fischer's Einfluß für so bedeutend und gefährlich angesehen hätten:

„Keiner unter den heidelberger Theologen, so sehr dieselben alle Fischer's Richtung misbilligten, hat einen Schritt zum Zwecke seiner Entfernung von der Universität gethan. Ganz abgesehen von der Frage nach der Zulässigkeit einer pantheistischen Richtung auf dem philosophischen Katheder, haben die heidelberger Theologen ihrer evangelisch-christlichen Glaubensüberzeugung und Wissenschaft noch soviel Kraft zugetraut, um Fischer's Einfluß auf die Theologen von sich aus unschädlich zu machen; sie waren auch überzeugt, daß der bereits sinkende Beifall in kurzer Zeit noch viel mehr sinken werde, und daß es eines ziemlich wohlfeilen Märtyrerthums nicht bedürfe, um einer philosophischen Richtung entgegenzutreten, die jetzt nur noch für den Fall einigen Effect hervorzubringen im Stande ist, daß sie sich mit der Phraseologie unsers modernen Literatenthums aufputzt.

Also erst hält es Schenkel für nothwendig, eine neue philosophische Lehrkraft zu berufen, die dem nachtheiligen und verderblichen Einfluß Fischer's das Gegengewicht halte, und dann spricht er so verächtlich und geringschätzig von Fischer's Einfluß, daß es den Theologen auch von sich aus eine Kleinigkeit gewesen wäre, denselben, der überhaupt schon im Sinken begriffen gewesen sei, zu lähmen.

Ein weiterer neuer Widerspruch ist, daß Schenkel, obgleich er, wie oben angeführt, mit den andern heidelberger Theologen es nicht für der Mühe werth hielt, ernstlich auf Entfernung Fischer's vom Katheder anzutragen, da sie sich selbst und aus eigenen Mitteln mit ihm fertig zu werden zutrauten, nun dennoch ausführlich die Anklage des Oberkirchenraths gegen Fischer als eine wohlbegründete rechtfertigt. Schenkel führt nämlich eine Stelle aus Fischer's Buche an, auf welche der Oberkirchenrath seine Anklage gestützt habe, und führt dann fort:

Uns ist keine Stelle eines neuern philosophischen Schriftstellers bekannt, in welcher der den lebendigen Gott des Christenthums verleugnende Pantheismus nackter, crasser, hochfahrender und absprechender zu Markte getragen wurde. In der angeführten Stelle wird wie vom Dreifuß herab im Orakeltone gesagt: 1) Daß es gar keine andere Philosophie gebe als pantheistische; jedes nichtpantheistische, also theistisch-christliche System wird verhöhnt und unter die vernunftlosen Geschöpfe gezählt, die man gar nicht zu bemerken habe. 2) Die Welt, d. h. der Zusammenhang der Welterscheinungen, wird als absolut betrachtet; die Welt regiert sich selbst und ist mündig. Eine überweltliche göttliche Regierung, wie das Christenthum sie lehrt, wird wieder verhöhnt mit den Worten: „man sei in diesem Falle freilich genöthigt, die Welt als eine Creatur und die Creatur als ein Mirakel zu nehmen". 3) Die theistische Anschauung, wonach die Welt von Gott geschaffen und regiert, also Creatur ist, wird als unvernünftig bezeichnet, als ein Verleugnen der menschlichen Vernunft. 4) Jede Unterscheidung zwischen Welt und Gott wird damit als begriffswidrig und dem Vorwurfe der Vernunftlosigkeit anheimfallend dargestellt.

Nach diesen vier Anklagepunkten, meint Schenkel, nach solcher offenen Weltvergötterung habe Fischer kein Recht, in der Vorrede seines Buchs zu sagen: „Man möge mir doch einen Satz, ein Wort aufzeigen, womit ich das religiöse Gefühl oder die Würde der Wissenschaft verletzt habe." Er könne nicht leugnen, daß die Welt sein Gott sei; „und kann er sich denn in der That einbilden, an seinen Sätzen werde ein christliches Gemüth keinen Anstoß nehmen, an Sätzen, welche nicht etwa in strenger, ernster, wissenschaftlicher Form vorgetragen, sondern welche die vom Staate geschützte christliche Religionslehre undeutlich sammt Denen, die sie bekennen, zu verhöhnen bestimmt sind?"

Fischer rechtfertigt sich gegen diese Anklagen in einer ausführlichen Darlegung des wahren Sinnes der inculpirten Stelle seines Werks. Fischer hatte nämlich dort gesagt: „Eine Philosophie, welche damit anfängt, nicht begreifen zu wollen, also die menschliche Vernunft verleugnet, ist vernunftlos." Er fügt jetzt erläuternd hinzu:

Ich sage, es gibt eine Philosophie, die mit dem Irrationalen aufhört; es gibt eine andere, die mit dem Irrationalen anfängt; beide sind nicht pantheistisch. Von der ersten heißt es, sie höre auf Philosophie zu sein; von der andern, sie sei vernunftlos oder ungereimt. Ist es jetzt wahr, was mein Ankläger mir Schuld gibt, daß ich alle nicht pantheistische Philosophie vernunftlos genannt habe? Der peinlichste Richter muß sagen: Nein, das ist nicht wahr! Jenes Prädicat gilt nur von einer gewissen Philosophie und, setze ich hinzu, von einer solchen, die sich kaum seit gestern datirt und also noch kein geschichtliches Dasein behauptet, dem wir eine Art von historischem Rechte zugestehen könnten. Gewisse Materialisten, gewisse Sophisten, gewisse Rechtsphilosophen von heute, deren Namen und Schriften anzuführen ich augenblicklich bereit wäre, habe ich unter jener Philosophie verstanden, die damit anfange, nicht begreifen zu wollen. Es stünde mir nicht frei, diese Richtungen als vernunftwidrig zu bezeichnen, Richtungen, die Jeder-

man kennt, der mit den Tageschriften der philosophischen Literatur von ferne vertraut ist, Richtungen, deren pathologischer oder vernunftwidriger Charakter Jedem einleuchtet, der sich mit dem geschichtlichen Bildungsgange unserer Philosophie in eine geringe Bekanntschaft gesetzt hat? Wenn mein Ankläger z. B. die Einleitung einer berühmten Rechtsphilosophie, die Vorrede eines noch berühmtern Mannes zu den Fragmenten eines französischen Philosophen, wenn er die Programme heutiger Materialisten über die Philosophie der Zukunft gekannt hätte, so würde ihm ohne Zweifel mehr als ein Beispiel eingefallen sein für die Philosophie, die damit anfange, nicht begreifen zu wollen. Eine solche Philosophie ist unter uns aufgetreten, sie redet hier die Sprache des äußersten Materialismus, dort die einer sogenannten neuen Offenbarung, sie spielt bald den Sophisten, bald den Propheten, und so viele Zungen für sie reden, so viele bekennen es wie eine neue Lehre, daß alle bisherige Philosophie Rationalismus gewesen, daß die rationalistische Weltperiode abgelaufen sei und jetzt eine neue Philosophie auftreten müsse, die mit dem Irrationalen beginnen oder die Wahrheit als ein Irrationales auffassen solle, welches Irrationale dann Jeder nach seinem Interesse feststellt. In diesem Punkte existirt gegenwärtig eine merkwürdige Harmonie zwischen den äußersten Gegenfüßlern.

Nach dieser Erklärung, welche Richtungen der Philosophie er vernunftlos genannt habe, vergleicht nun Fischer damit die Anklage seines Gegners, daß von ihm als vernunftlos bezeichnet worden sei: 1) jedes nicht pantheistische, also theistisch-christliche System („wohlgemerkt, dieses jedes und dieses also sind seine Erfindungen!"); 2) die theistische Anschauung; 3) die Unterscheidung zwischen Gott und Welt; 4) alle philosophischen und theologischen Systeme, welche einen von der Welt unterschiedenen lebendigen Gott annehmen; 5) der Glaube an den lebendigen Gott u. s. w. Fischer widerlegt diese Consequenzmacherei ausführlich und sagt:

> So ist die Anklage des Mannes beschaffen, um derentwillen (nach Schenkel's Erklärung) meine Vorlesungen das Interdict betroffen, um dieser Anklage willen, die erst meine deutlichen Worte geflissentlich verfälscht, dann die verfälschten Worte nach Willkür erklärt, zuletzt diese verfälschten und nach Willkür erklärten Worte verdächtigt, in ihren Absichten verdächtigt, in ihren undeutlichen Absichten verdächtigt.

Man mag über den Fischer'schen Pantheismus vom philosophischen Standpunkte aus urtheilen, wie man will, so viel ist gewiß, daß Schenkel's Urtheil über denselben kein philosophisches, kein vernünftiges, kein wahres ist, und daß Fischer Recht hat, wenn er sagt:

> Das sind keine Urtheile, weder vollständige noch unvollständige; das ist die allzeit fertige Sprache der Verdammung, die ihr Opfer sucht und um das Wort nicht verlegen ist, womit sie es anpackt.

Es kann wol kaum eine ungerechtfertigtere, unwürdigere Anklage gegen ein strengwissenschaftliches Buch, wie das Fischer'sche ist, das auf gründlichen Studien beruht und nie auch nur mit einer Silbe den Ernst und die Würde der Wissenschaft verleugnet, geben als die Schenkel'sche, daß es die Religion und ihre Bekenner verhöhne. Mit weit größerm Rechte könnte man sagen, daß Schenkel und seine Genossen die Philosophie verhöhnen und eben damit den menschlichen Geist lästern.

Wie wenig Schenkel's Taktik von erleuchteten Theologen gebilligt wird, geht unter Anderm aus dem Urtheil der berliner „Protestantischen Kirchenzeitung" (Nr. 14) hervor. Dort heißt es in einer Besprechung der Fischer'schen Streitschrift:

> Daß Fischer in ernstem, wissenschaftlichem Tone lehrt, ist nirgends bestritten. Wir haben nie vernommen, daß er mit erbaulichem oder polemischem Salbadern, daß er mit dem banalen Kathederwitz, daß er mit abgegriffenen Kapuzinerspäßen oder gar mit gewöhnlichem Skandal sich ein genügsames und dankbares Publicum herangezogen hätte. Dergleichen geht aber bekanntlich noch auf vielen Hochschulen um und ist nach unserm Dafürhalten unendlich viel bedenklicher als das am weitesten vorgeschrittene philosophische System. Das letztere wird anregen, vielleicht aufregen, in jedem Falle zum Denken reizen; jenes andere verflacht die Köpfe und vergiftet die Gemüther. Gehörten wir zu Denen, die bei Allem, was ihnen als akademisches Unkraut erscheint, sofort die Polizei zu Hülfe rufen, wir würden vor allem darauf antragen, die selbstgenügsamen Phrasenmacher, die Gewohnheitswitzbolde, die Anekdoten- und Zotenliebhaber aus dem akademischen Heiligthum gründlich herauszustäupen. Die schaden in jedem Falle mehr als alle Hegel'schen Docenten zusammengenommen.

Wenn Schenkel Fischer die „Phraseologie des modernen Literatenthums" vorwirft, ihn mit der Jugend, die über Alles ohne Einsicht abspricht, zusammenwirft und ihn zu Denjenigen rechnet, die in der neuesten Zeit die Philosophie immer mehr in Verfall und Verruf gebracht, so beruht das Alles auf dem „Eindruck", den die Lectüre des Fischer'schen Buchs auf ihn gemacht. Denn er sagt wörtlich:

> Sollen wir nach dem Eindruck urtheilen, den wir von der Lectüre des Buchs erhalten haben, so hat es uns vorkommen wollen: es werde uns hier eine Geschichte der neuern Philosophie im modernen, etwas oberflächlichen, geistreichseinwollenden Literatentone geboten, und es bestrebe sich der Verfasser weit mehr, pikant als wissenschaftlich streng und quellenmäßig gründlich zu sein.

Aber, wie Fischer richtig dagegen replicirt, nach dem Eindruck soll Niemand urtheilen, am wenigsten ein philosophisch und christlich gebildeter Mann, der wissen muß, wie unsicher und trügerisch die Eindrücke der menschlichen Natur sind, und wie die Eindrücke allemal mehr von der Beschaffenheit ihrer Person als von der ihres Objects abhängen.

In der That ist Schenkel's ganzes Urtheil über Fischer nicht sowol ein objectives als vielmehr ein höchst subjectives, persönliches, das eine Sache anschwärzt und eine Person verdächtigt, weil beide dem Ego des Urtheilers unbequem und zuwider sind.

Julius Frauenstädt.

Karl Barth.

Schon Plutarch bemerkt, daß man die Palmen mit Steinen beschwere, weil alsdann dieser Baum desto kräftiger und gerader in die Luft steige. Daß es ähnlich mit manchen Menschen gehe, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen. Manches Talent, das in der Jugend gegen Druck und Hemmnisse mancherlei Art ankämpfen und sich mit Mühe und Noth die Mittel zu seiner Ausbildung beschaffen mußte, entfaltet seine Schwingen nur um so lebendiger und kräftiger und läßt oft Andere, denen die Mittel zur Vervollkommnung gleichsam im

Schlafe kamen und denen von der Wiege an jede Hülfe und Unterstützung zur Belebung und Erweckung ihrer geistigen Kräfte zugebote stand, weit hinter sich. Ich will damit nicht behaupten, daß Menschen, die in ihrer Jugend ohne Noth der Ausbildung ihrer geistigen Thätigkeiten entgegengeführt, die darin durch ein glückliches Geschick und durch Andere gefördert wurden, nicht auch tüchtig und brauchbar fürs Leben, ja selbst in ihrem Fache ausgezeichnete Männer werden könnten, aber noch häufiger wird man finden, daß Talente, die sich mühsam durch die auf ihrem Lebenswege liegenden Klippen und Schlinggewächse hindurchwinden mußten, sich ihre eigenen Bahnen brachen und in dem Streben per aspera ad astra eine Originalität bewahrten, die Manchem von jenen abgeht.

Auf diese Gedanken bringen mich die Lebensschicksale des im Jahre 1853 verstorbenen Kupferstechers Karl Barth, und wenn auch nicht diese selbst ein merkwürdiges Bild menschlichen Ringens und Strebens unter dem Drucke eines unerbittlichen Verhängnisses, dessen schwere Hand selbst bis zum Tode auf seinem Opfer ruht, darstellen sollten, so hoffe ich doch vielen seiner Bekannten und Freunde in der Nähe und Ferne, namentlich unter den ältern Künstlern, einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihnen in diesem weitverbreiteten Blatte einige skizzenhafte Züge aus seinem Leben mittheile und namentlich über seinen tragischen Tod Bericht erstatte.

Barth wurde im October 1787 zu Eisfeld, einem kleinen Landstädtchen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Goldschmied war, geboren. Schon in seinem zweiten Lebensjahre aber siedelten seine Aeltern nach dem nahen Hildburghausen über. Nachdem er hier die Stadtschule besucht und die dazu erfoderliche körperliche Tauglichkeit erlangt hatte, wurde er von seinem Vater als Goldschmiedslehrling aufgenommen. Indessen zeigte er nur geringe Neigung zu diesem Geschäft, vielmehr erwachte schon damals in ihm die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, und er benutzte jeden freien Augenblick, um sich mit Zeichnen, Malen, Lesen und poetischen Versuchen zu beschäftigen. Sehr zustatten kam ihm dabei sein freundschaftliches Verhältniß zu einem jungen Manne, Namens Kümmelmann, der sich ganz der Malerkunst gewidmet hatte und mit dem er sich häufig zu gemeinsamen Arbeiten verband. Aber sein Vater, ein strenger Mann, der diese Beschäftigungen nur als Spielereien betrachtete, die ihn seinem Berufe entzögen, suchte ihn auf alle mögliche Weise daran zu verhindern, sodaß ihm nichts Anderes übrigblieb, als sein kleines Atelier auf den Boden oder an irgend einen andern verborgenen Ort des Hauses zu verlegen, wo ihn der Vater nicht erspähen konnte. Im Jahre 1803, als in Weimar die vorletzte jener von Goethe veranlaßten und vom Herzog Karl August dotirten Preisbewerbungsausstellungen nach geschichtlichen Aufgaben gehalten wurde, begab sich auch Barth in Begleitung seines Freundes Kümmelmann mit einem Theil seiner Zeichnungen dahin. Er legte die letztern dem Professor Johann Heinrich Meyer vor, der sich zwar günstig darüber äußerte, aber, in der Meinung, daß es ihm an Farbensinn gebreche, ihm rieth, sich der Kupferstecherei zuzuwenden. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt ein zwar an sich unbedeutendes Ereigniß, welches aber für Barth's ganzes künftiges Lebensgeschick von der höchsten Bedeutung geworden ist. Barth wurde dem Hofmarschall des damaligen hildburghausischen Hofs, von W., bekannt und von ihm, der wol die Fähigkeiten des jungen Mannes erkennen mochte, auf mannichfache Weise durch Mittheilungen von Zeichnenmaterial, Kupferstichen, Kritisiren seiner Arbeiten u. s. w. unterstützt. Einst amüsirte man sich bei einer Theegesellschaft am Hofe mit Auflösen von Räthseln, unter denen sich eines (von Kosegarten) befand, das Allen sehr gefiel, aber von Niemand gelöst werden konnte. Von W. sagte darauf, er wisse Jemand, der es wol lösen würde, nahm es mit sich, legte es unserm Barth vor, und schon am darauf folgenden Tage kam dieser, ihm die Auflösung einzuhändigen. Alle am Hofe interessirten sich nun für Barth und von W. empfahl ihn bei dieser Gelegenheit sehr warm der damals zufällig anwesenden Fürstin Therese von Thurn und Taxis und erhielt von ihr die Zusicherung, daß sie für den jungen Mann Sorge tragen und ihm in der Ausbildung seines Talents behülflich sein wolle.

Die wohlwollende Fürstin hielt treulich ihre Zusage: sie schickte Barth zu dem berühmten Johann Gottlieb von Müller nach Stuttgart, unter dessen Leitung damals noch eine Schule für Kupferstecher, ein Ausläufer der berühmten Karlsakademie, bestand. Obschon der in dieser Schule herrschende Geist nicht eben der beste gewesen zu sein scheint und neben der Arbeit manche Allotria getrieben wurden, von denen die hinterlassenen Papiere des Verstorbenen noch manchen ergötzlichen Zug aufbewahrt haben, so rückte doch Barth in seiner Kunst merklich vorwärts, eignete sich die nöthigen technischen Fertigkeiten an und suchte schon damals die übliche breite französische Manier des Stichs zu verlassen und sich neue und freiere Bahnen zu brechen. Nachdem er hier von 1805—12 verweilt, begab er sich nach Frankfurt a. M., wo zu jener Zeit Peter Cornelius von Düsseldorf, Xeller von Berlin und Mosler sich befanden und wo bereits damals die neue Kunstrichtung hervorzubrechen begann, welche auf die Vermählung der ältern deutschen mit der italienischen Malerei hinarbeitete.

Als Cornelius und Xeller nach Rom gingen, zog Barth nach Stuttgart zurück. Hier übertrugen ihm Cotta und der Kaufmann Rapp den Stich einer in Bildern nach den berühmtesten Meistern bis auf Rafael dargestellten Kunstgeschichte. Von dieser ehrenvollen Arbeit waren erst zwei Hefte erschienen, als die Ereignisse der Zeit störend dazwischen traten: 24 schon vollendete Platten Barth's nach Werken der nächsten großen Meister nach Giotto, sowie die sämmtlichen Zeichnungen von den Gebrüdern Riepenhausen (12 Hefte, jedes Heft zu 12 Zeichnungen) gingen spurlos verloren.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Hildburghausen und Nürnberg begab sich Barth gegen Ende des Jahres

1814 nach München, wo er im Verein mit Mosler, Amsler, Riß, Fohr, H. Müller u. A. sich an der immer mehr sich entwickelnden neuen Kunstrichtung betheiligte, die dort zusammengebrachten reichen Kunstschätze fleißig benutzte, insbesondere aber die ihm noch mangelnde Fertigkeit in der Anatomie und im Zeichnen nachholte und sich in Nachahmung der Stechweisen theils gleichzeitiger, theils älterer Künstler übte. Auf diese Weise hinreichend vorbereitet, erhielt er von seiner Beschützerin, der Fürstin von Thurn und Taxis, die Erlaubniß und die Mittel, im Frühjahre 1817 nach Italien zu reisen. In Rom, wohin ihm Amsler bereits ein Jahr zuvor vorausgeeilt war, fand er, außer Cornelius, Overbeck, Thorwaldsen u. A., auch die Dichter F. Rückert, W. Müller, A. Atterbom. Mit Rückert schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß, das auch noch über die Jahre des Zusammenlebens in Rom, ja bis zu seinem Tode sich fortsetzte. Der belebende und belehrende Umgang mit den obengenannten Männern war für ihn ein heilsames Gegengewicht für die Entmuthigung, die sich seiner beim Anschauen der ergreifenden und riesenhaften Werke des Alterthums bemeisterte, eine Entmuthigung, zu welcher ungünstige ökonomische Verhältnisse nicht wenig beitrugen, die aber bald heiterern Gefühlen Platz machte, als ihm Thorwaldsen den Stich seiner Statue des Ganymedes, der den Adler tränkt, nach eigener Zeichnung übertrug. Die Ausführung dieses Kunstwerks und der Stich des Porträts von F. Schlegel, sowie die Zeichnung des Porträts seines Freundes Fohr (später von Amsler gestochen) verschafften ihm Anerkennung und eröffneten ihm frohe Blicke in die Zukunft.

An die letztere Arbeit knüpften sich manche traurige Erinnerungen. Der hoffnungsvolle Künstler war kurz zuvor in der Tiber ertrunken und zwar im Beisein Barth's, der mit ihm gemeinschaftlich ins Bad gegangen war und ihn trotz der alleräußersten Anstrengungen nicht hatte retten können. Vergebens waren alle seine Bemühungen, ihn über dem Wasserspiegel zu halten und ihn so dem Ufer zuzuführen, ja er mußte ihn, der sich fortwährend bemühte, sich an Barth's Füße anzuklammern, endlich, bis aufs äußerste erschöpft, gewaltsam von sich stoßen, um mit Noth noch sein eigenes Leben zu retten. In jene Zeit fällt auch ein Ereigniß, das Barth meines Wissens nur einem seiner vertrautern Freunde erzählt hat, das aber nichtsdestoweniger den Stempel der Wahrheit an sich trägt und zur Charakteristik zweier dabei Betheiligten wol hier erwähnt zu werden verdient. Barth ging mit einigen seiner Freunde in den Straßen Roms spazieren. Auf einmal ertönt der Ruf: „Der Papst!" und schon sehen sie diesen in gerader Linie auf sich zukommen. Alles fällt auf die Knie, nur Barth geht aufrecht ihm entgegen, im jugendlichen Uebermuthe seinen Begleitern zurufend: „Ein H — —, wer vor dem Papst den Hut abnimmt!" Die Freunde fliehen, er aber geht unbeirrt weiter. Der Papst bleibt vor ihm stehen und sagt, ihm den Segen ertheilend: „Junger Mann, wenn auch der Segen des Oberhaupts der Christenheit nichts gilt, so gilt doch wol der eines alten Mannes." Das erschüttert Barth's weiches Gemüth, er zieht den Hut, sinkt auf die Knie und Thränen rollen ihm über die Wangen.

In Rom begann auch Barth mit Amsler den gemeinschaftlichen Stich des Titelblatts von Cornelius' Compositionen zum Nibelungenliede, ein Unternehmen, das nur dadurch möglich wurde, daß beide Künstler schon seit vier Jahren nach denselben Grundsätzen, in gleicher Manier und in einem Locale zusammen zu arbeiten gewohnt waren. Barth hatte zuerst begonnen und bereits zwei Felder seines Antheils radirt, als er sich am Grabe des alten Fugger in Monte Fiascone ein Fieber holte, das ihn aufs Lager warf und vier Monate untüchtig zu aller Arbeit machte. Alle Mittel, dieses Fieber los zu werden, waren vergeblich und er mußte sich endlich entschliessen, im November die Rückreise nach Deutschland zu wagen. So kam es, daß Amsler seinen Antheil zuerst in Rom vollendete, dann die Platte nach Deutschland an Barth sandte, der in Hildburghausen erst am Ende des folgenden Jahres auch seinen Antheil vollenden und auf Amsler's eigenes Verlangen auch dessen vordere Figuren, um ihnen mehr Kraft zu verleihen und sie mit dem Ganzen in Einklang zu setzen, überarbeiten konnte. Je größer der Fleiß, die Mühe und Ausdauer gewesen waren, die Barth auf dieses schöne Kunstwerk verwendet hatte, um so schmerzlicher mußte es für ihn sein, kurz nach Erscheinung des Stichs im „Morgenblatt" eine Recension zu finden, welche Amsler auf Kosten Barth's belobte und ihn verunglimpfte, während sich doch herausstellte, daß der Recensent mehre von ihm gestochene Felder für von Amsler gestochen hielt und umgekehrt der damalige Redacteur des Blattes in einer Anmerkung ebenso irrig berichtigte, aus dem einfachen Grunde, weil beide Berichterstatter nur Probedrucke gesehen, auf welchen die später eingestochenen Monogramme der beiden Künstler in den ihnen angehörigen Feldern noch fehlten.

Nach Vollendung dieser Arbeit und nach einem längern Aufenthalt in Nürnberg und Frankfurt a. M. folgte Barth einem Rufe als Director und Lehrer sämmtlicher Eleven an der Herder'schen Kunstanstalt nach Freiburg, fand sich jedoch in seinen Erwartungen, seine Kräfte und Kenntnisse zur Förderung der Kunst und des Unterrichts zu verwerthen, getäuscht und verließ schon nach einem Jahre diese Anstalt wieder, nachdem er zuvor noch eine Zeichnung von einem durch ihn in der Hauskapelle eines adeligen Ritterschlosses entdeckten Christusbilde nach Holbein genommen hatte, die er später im Stich ausführte. Von da an verweilte Barth abwechselnd in Heidelberg, Frankfurt a. M., Darmstadt und Hildburghausen (1826—30). In Frankfurt vollendete er eine seiner zierlichsten Arbeiten, die schwebende Charitas, nach einem Deckengemälde in Pillnitz von Vogel von Vogelstein. In Darmstadt brachte er längere Zeit in freundschaftlichem Verkehr mit den beiden Felsing, den beiden Rauch, Schilbach, Dr. Kaup u. A. zu. Im Winter des Jahres 1843 ging er mit seinem

Freunde Rückert nach Berlin, kehrte aber schon 1844 von da wieder nach Hildburghausen zurück, um fortan hier seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Hier lebte er still und eingezogen, nur mit wenigen Freunden verkehrend; sein Verkehr nach außen war fast ganz abgebrochen, die Welt schien ihn vergessen zu haben, was wol theils in seinem herannahenden Alter, theils darin seinen Grund haben mochte, daß ihn andere, jüngere Kräfte überflügelt hatten. Nur sein Freund Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts, hielt treu bei ihm aus, ließ ihn nie ohne Arbeit und schützte ihn vor Mangel, der ohne seine Unterstützung wol nicht ausgeblieben sein würde. Dennoch zeigten sich jetzt schon hier und da Spuren des Trübsinns und der Unzufriedenheit mit der Welt, die, wie wir sehen werden, in der Folge eine solche Höhe erreichten, daß sie seinen Untergang nach sich zogen.

So kam das Jahr 1848 herbei. Barth war kein eingefleischter Demokrat und nahm an öffentlichen Demonstrationen, Volksversammlungen u. s. w. wenig oder keinen Antheil, aber er genoß das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger und wurde deshalb nach dem Sturze des alten Magistrats zum Mitgliede der Stadtverordneten gewählt. Unter mancherlei Arbeiten, die hier zur Erledigung vorlagen, befand sich auch die Revision der alten Rechnungen, die sofort an Barth übertragen wurde. Gewohnt, nichts halb zu thun, und im Vertrauen auf seine bewährte Kraft, warf er sich auf das ihm gänzlich fremde Feld, rechnete Tag und Nacht und wähnte sich bald so bügelfest im mathematischen Sattel, daß er sich sogar erkühnte, es mit einem anerkannt tüchtigen Professor der Mathematik aufzunehmen, und Behauptungen aufstellte, die dieser nicht besser abzuweisen wußte, als daß er Barth auffoderte, ihm die Beweise dafür schriftlich vorzulegen. Dieser versprach es, rechnete und rechnete mit solcher Anstrengung, bis er sich endlich über die Grenzen alles vernünftigen Denkens hinaus in das Gebiet des Wahns verirrte. Worte und Handlungen zeigten, daß es die höchste Zeit sei, ihn mit aller Kraft vom Rande des Abgrundes, an dem seine Seele stand, zurückzureißen. Dies gelang glücklicherweise einem Arzte, der zugleich sein Freund war und auf den er großes Vertrauen setzte. Bestimmt und energisch untersagte ihm dieser jegliche Beschäftigung mit mathematischen Gegenständen, schaffte ihm die Acten vom Halse, löste sein Verhältniß zu den Stadtverordneten und suchte ihn durch öfteres Zureden wieder zu seiner Arbeit mit dem Grabstichel zurückzubringen. Seine Bemühungen waren nicht umsonst, Barth fügte sich und nach kurzer Zeit war er wieder im alten Geleise, in welchem er ruhig verblieb bis zum Jahre 1853.

Ohne daß besondere nachtheilige Einflüsse auf ihn eingewirkt hätten, wurde er nun verschlossener, leicht unzufrieden und gereizt; dabei bemerkten mehre seiner Freunde, daß er oft von den Jesuiten sprach und manche Zeitereignisse in der Nähe und Ferne, die nicht in der entferntesten Beziehung zu diesen standen, ihrem Einflusse zuschrieb. In dieser gedrückten Seelenstimmung beschloß er endlich wieder eine zeitlang bei seinem Freunde, dem Kupferdrucker Felsing in Darmstadt, zu leben. Dort angekommen, machten sich wieder die alte Unzufriedenheit und Gereiztheit, die Jesuitenfurcht und das Mistrauen gegen seine Umgebungen bemerklich; ja er behauptete, schon auf der Reise fortwährend von einem Manne scharf beobachtet worden zu sein, und bald trug er sein Mistrauen selbst auf seinen Freund Felsing über. Er kam nicht mehr zu ihm, verschloß sich in sein Zimmer, ließ die Gardinen herunter, verweigerte die Nahrung und schlief oft sitzend ein. Da sein Zustand Felsing bedenklich wurde, schützte dieser eine nothwendige Reise nach Hildburghausen vor und beredete ihn, mit ihm zu reisen. Anfangs verweigerte er dies hartnäckig, schützte vor, er werde keinen Reisepaß bekommen, und da dieser herbeigeschafft wurde, behauptete er, er werde auf dem Bahnhofe festgenommen werden. Endlich gelang es doch dem vereinten Zureden seiner Freunde, ihn zum Bahnhofe zu bringen und zum Einsteigen zu bewegen. Auf dem Wege klagte er über Unwohlsein und heftiges Kopfweh, sodaß sich Felsing bewogen fand, mit ihm in Guntershausen zu übernachten. Kaum im Gasthofe angekommen, benutzte er die augenblickliche Abwesenheit Felsing's, der das Zimmer verlassen hatte, um eine Bestellung zu machen, riß das Fenster auf und stürzte sich zwei Stockwerke hinab auf die Straße. Blutend und schwer am Kopfe verwundet, wurde er aufgehoben, auf eine Tragbahre gelegt und in das Landkrankenhaus in Kassel gebracht, wo Felsing väterlich für gute Behandlung und Pflege desselben Sorge trug. Schweigsam, mit geschlossenen Augen, ohne auf irgend eine Frage Antwort zu geben, lag er da, mit stoischem Gleichmuthe alle Schmerzen und jede für ihn nöthige wundärztliche Behandlung ertragend. Nur wenn man seine Beine bewegen wollte, schrie er laut auf vor Schmerz. Als ihn Felsing bat, nur noch ein mal ihm in die Augen sehen zu dürfen, riß er diese weit auf und fragte, wahrscheinlich in seinem Wahn irgend einen feindlichen Dämon vor sich sehend: „Kannst du diesen Blick ertragen?" Dies waren die einzigen und letzten Worte, die Felsing von ihm vernahm. Anfangs schien seine Kopfwunde keinen tödtlichen Ausgang fürchten zu lassen, bald aber gesellte sich zu ihr ein weitverbreitetes Geschwür am untern Theil des Rückgrats und in dessen Folge Fieber, Delirien u. s. w., bis ihn am 11. September Morgens ein sanfter Tod von seinen Leiden befreite. Er starb in den Armen seines treuen Felsing, und noch ein alter Freund, Müller, geleitete ihn zu Grabe. Die Section hatte den Bruch des ersten Bauchwirbels und eine starke Verletzung des nächst angrenzenden ergeben.

Meine Kenntnisse im Kunstfache reichen nicht so weit, daß ich mir anmaßen dürfte, über Barth's Verdienste als Kupferstecher ein vollgültiges Urtheil abgeben zu können; indeß dürfte ich doch kaum einen Widerspruch zu erwarten haben, wenn ich behaupte, daß er zu seiner Zeit mit zu den vorzüglichsten dieses Kunstzweigs gezählt

habe. „Ein Berichterstatter in dem „Conversations-Lexikon der Literatur-, Völker- und Staatengeschichte" (Leipzig 1839) sagt über seine Stechweise:

Die Stechweise, welche Barth bei dem Titelblatte von Cornelius' „Nibelungenlied" befolgte, hat er später noch zu größerer Vollendung ausgebildet: es ist die enge und scharfe Behandlungsweise, wie wir sie, jedoch nicht mit solcher Fertigkeit und Vollendung, von den ältesten Kupferstechern, namentlich von Albrecht Dürer und Marc Anton, angewendet sehen. Viele Kupferstecher verwerfen diese Manier als hart und völlig unbrauchbar, um die weichen Fleischpartien und den Farbenschmelz wiederzugeben; dagegen haben Amsler, Stölzel und mehre neuere Stecher durch die That bewiesen, daß auch Gemälde von vielem Helldunkel, Farbenschmelz und Weichheit durch diese engen und geradlinigen Taillen sehr trefflich und treu wiedergegeben werden können, und dann ist nicht zu leugnen, daß der Künstler durch diese einfache und anspruchslose Manier dem Ausdruck und den eigentlichen Zügen des Originals oft weit näher kommt, als es in jener glanzvollen und durch die Lage, den Schwung und durch die Stärke ihrer Linien weit mehr imponirenden Manier der neuern Franzosen geschehen kann. Eben diese Manier hat Barth in seinem Christuskopfe und in dem Brustbilde der Maria, beide nach Holbein, befolgt, und Niemand wird sich hier weder über Härte noch Abweichung vom Original zu beklagen haben; in mehren Porträts (Chamisso, Alexander, Fürst von Thurn und Taxis u. A.) und besonders in dem großen Blatt von Overbeck, die sieben magern Jahre darstellend, hat Barth hinsichtlich der Stechweise die Mitte gehalten zwischen der altdeutschen und altitalienischen und zwischen der breiten, eleganten Manier der neuern Kupferstecher.

Unter den Kunstwerken, welche Barth hervorgebracht, sind außer den schon oben genannten noch folgende hier zu nennen: 1) Im historischen Fache: Abschied Rafael's von Perugino und seinen Mitschülern, zum „Leben Rafael's" von Riepenhausen; 10 Blätter zu einer altkölnischen Kunstgeschichte, Zeichnungen und Texte vom Professor Mosler; die Mutter mit dem Kinde, nach Correggio; Magdalena, nach eigener Zeichnung und Erfindung, Seitenstück zu F. Müller's Johannes; Mater amabilis, nach Andrea del Sarto. 2) 24 Vignetten und Titelblatt nach eigenen und Zeichnungen von Cornelius, Xeller, Mosler, Kolbe, Anschütz, Heideloff u. A. 3) Gestochene und radirte Porträts: Rafael, nach dem von ihm selbst gemalten Bilde in München; P. Champagne, Maler, nach ihm selbst; A. W. Schlegel; F. Rückert, in verschiedenen Lebensaltern, eigene Zeichnung; Goethe nach eigener Zeichnung; Rotteck, Platen, Hegel, Voß, Liebig u. A., im Ganzen gegen 60. 4) Steinzeichnung zur kölner Kunstgeschichte. 5) Porträts in Kreidemanier: Händel; Palestrina; Rhigos u. s. w. 6) Radirungen auf Kupfer und Stahl: Hirtenmädchen in einer Landschaft; mehre Porträts und Titelblätter. 7) Viele ausgeführte Kreidezeichnungen auf Pergament und Papier. 8) Gegen 400 in Oel, Pastell, Aquarell, Miniatur gemalte, mit der Feder, dem Pinsel oder Bleistift nach der Natur ausgeführte Porträts. Zu seinen letzten Arbeiten gehören einzelne Stiche zu einer noch nicht veröffentlichten Reihe der Reformatoren, nach alten Originalgemälden und Holbein'schen Zeichnungen, für den Verlag des Bibliographischen Instituts; vortreffliche Zeichnungen biblischer Gegenstände in verkleinertem Maßstabe und für den Stich bestimmt, nach Eberhardt's Cartons; endlich eine noch unvollendete Madonna mit dem Kinde, nach einem alten Gemälde im Besitze des Herzogs von Meiningen. In diesen seinen letzten Werken fällt es auf, wie er noch, gleich einem Jüngling, mit scharfem Auge und sicherer Hand Feder und Grabstichel zu handhaben und die zartesten Linien auszuführen fähig war.

Nicht geringer als seine künstlerischen Verdienste waren die als Dichter und Schriftsteller. Unter seinen Freunden war sein ausgezeichnetes Talent als Erzähler und Vorleser allgemein anerkannt. Alles, was er vortrug, zeichnete sich durch Einfachheit, Wahrheit und Leben aus, ohne daß er sich bemühte, seine Vorträge durch künstlichen Schmuck und oratorischen Prunk zu verschönern. Er zeigte sich auch hier als einfacher Sohn der Natur, der er sein ganzes Leben hindurch geblieben war. Als Schriftsteller hat sich Barth durch seine vortrefflichen Erzählungen in den ersten Jahrgängen der „Dorfzeitung", von denen manche in viele Jugendschriften übergegangen sind, durch mehre Beiträge in Winter's „Rheinischen Hausfreund", das „Ausland" und das „Morgenblatt" rühmlich bekannt gemacht, sowie auch durch seine Uebersetzung von Longhi's Werk über die Kupferstecherkunst (Hildburghausen 1837), wozu Barth den praktischen Theil sowie seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen selbständig hinzufügte. Was Barth's Beruf zum Dichter betrifft, so glaube ich mich auf eine Stelle eines Gedichts seines Freundes Rückert beziehen zu dürfen, die dessen Ueberraschung ausdrückt, während er von Barth gezeichnet wurde und in dessen Gedichten las:

Als ich regungslos nun dir genüber
Mußte sitzen und die Unterhaltung
Ausging, gabst du zur Entlangweilung,
Daß sich nicht entspannte Züge dehnten,
Mir in Handschrift die gesammten Werke
Eines mir ganz unbekannten Dichters,
Deine eig'nen; und ich las und staunte.
Welche Haltung soll ich dir genüber
Nun behaupten? Wo ich dir, dem Maler,
Kühn die Stirn als Dichter bot, erkenn' ich,
Daß du selbst ein Meister meiner Kunst bist,
Ich in deiner nicht einmal ein Pfuscher.

Ein nicht minder günstiges Urtheil fällt Künzel in den „Fliegenden Blättern" (Frankfurt a. M. 1839), wo es heißt:

In Barth's Gedichten hat sich sein innerstes Wesen rein abgeprägt, und er hätte gewiß bei früherer Aufmunterung und Entwickelung seines Talents Ausgezeichnetes geleistet. Eine tiefe, ernste Weltanschauung, die sich zwar oft ins Düstere verliert, aber nicht durchaus des Zarten und Minniglichen ermangelt, ist Barth eigenthümlich. Sein poetisches Naturell hat einige Aehnlichkeit mit dem des Maler Müller.

Bisjetzt sind nur einzelne Gedichte abgedruckt: in Menzel's Taschenbuch „Moosrosen" für 1826, im „Frauentaschenbuch" von 1821, im „Musenalmanach" für 1834 und 1840 und im „Weihnachtsbaum" für 1848 und den folgenden Jahrgängen. Meyer hat eine kleine Samm-

lung derselben in seiner „Groschenbibliothek der deutschen Classiker für alle Stände" (Bdchn. 285; Hildburghausen) mit einem ziemlich ähnlichen Bildniß des Verstorbenen nach einem Daguerreotyp zusammengebracht, unter denen sich einige ausgezeichnete befinden. Bedeutungsvoll und die sich durch das ganze Leben Barth's ziehende melancholische Stimmung desselben bezeichnend ist das kleine Gedicht „Vorgefühl" am Schlusse:

Ich fühl's, es klopft der Tod nun an,
Und gerne wird ihm aufgethan.
O, einst versprach mir viel ein reiches Leben,
Doch hat es weniger zuletzt als wenig mir gegeben;
Ich sah durch Wolkenschleier Paradieses Pracht,
Doch trieben Stürme nur zur Lebensschlacht,
Und selbst im Sieg fand ich nur neues Kämpfen.
Doch mochte nichts den Muth, die Hoffnung dämpfen.

In der That war Barth's ganzes Leben ein stetes Ringen mit der Noth; denn wenn er sich auch immer soviel erwarb, um bei mäßigen Ansprüchen und bei sehr geringen Bedürfnissen vor Mangel geschützt zu sein, so hatte er doch selten etwas übrig. Er war fleißig, arbeitete aber nur langsam und mit großer Gewissenhaftigkeit, sowie ihn denn auch seine große Liebe zu den Wissenschaften nur zu häufig seinen Berufsarbeiten entzog. In den erstern hatte er sehr gründliche Studien gemacht und war besonders in den Fächern der schönen Literatur und der ältern und neuern Geschichte wohl bewandert, wobei ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr zu statten kam. Noch in seinen alten Tagen hatte er ohne alle Unterweisung es in dem Spiel des Pianoforte so weit gebracht, daß er Choräle zu spielen vermochte, und sich soviel Kenntnisse in der französischen und englischen Sprache erworben, daß er J. J. Rousseau's, Corneille's, Racine's, Shakspeare's, Byron's u. A. Werke in der Ursprache lesen konnte.

Barth besaß einen sehr edeln Charakter, war, wie man zu sagen pflegt, ein echter, ehrlicher Deutscher, beseelt von dem Gefühle des Rechts und der Wahrheit, ohne Furcht, wo es galt, diese gegen Beeinträchtigungen zu vertheidigen, ein warmer Freund seiner Freunde, religiös im wahren und eigentlichen Sinne des Worts, frei von allen niedern Neigungen und Leidenschaften, mitleidig und wohlthätig, oft weit über seine Kräfte. Soll ich einen Fehler an ihm rügen, so war es eine Art von Rechthaberei und Kampfslust, die ihm oft bei Andern falsche Beurtheilungen und bittere Stunden zuzog. Sie bestand nicht eigentlich in der Sucht, Streit hervorzurufen, sondern gründete sich zumeist auf eine eigenthümliche, originelle Anschauungsweise der Dinge, verschieden von der aller andern Menschen, wobei er sich indeß oft in der Hitze des Streits zu weit fortreißen ließ. Bei kühler Ueberlegung kam er jedoch bald von seiner Verirrung zurück.

Während ich noch mit der Aufzeichnung dieser Lebensskizze beschäftigt war, hatte ich einen seltsamen, sehr lebendigen Traum. Barth trat plötzlich in seiner alten, mir wohlbekannten Gestalt, nur etwas abgemagert und mit bleichen Gesichtszügen, in mein Zimmer. Ich erschrak, ermannte mich aber bald, befühlte ihn mit meinen Händen und fragte: „Sind Sie es und haben Sie Fleisch und Bein, oder ist es Ihr Geist?" „Ich bin es", erwiderte er. „Aber", sagte ich, „ich weiß doch aus Ihres Freundes Felsing Munde, daß Sie in seinen Armen gestorben sind?" „Ja, das war eben nur in der Narrheit!" „Aber der Todtenschein der Behörden?" „Nun, die haben sich eben auch getäuscht!" Ich erwachte, froh, ihn, wenn auch nur im Spiegelbilde des Traums, noch ein mal gesehen und seine Stimme gehört zu haben, aber trauernd über die mir aus dem wachen Leben nur zu gewisse Ueberzeugung, daß er in Kassel in kühler Erde schlummere. Also auch im Traume der Geist des Widerspruchs, der ihn im Leben charakterisirte! In meinem Herzen wird sein Bild fortleben; möge dieser kurze Lebensabriß dazu beitragen, es auch in den Herzen seiner Freunde aufzufrischen, und sie dem unglücklichen Manne die Liebe bewahren, der er so würdig war!

Karl Hohnbaum.

Zur neumusikalischen Literatur.

1. Die Musik der Gegenwart und die Gesammtkunst der Zukunft. Von Franz Brendel. Leipzig, Hinze. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Richard Wagner und die neuere Musik. Eine kritische Skizze aus der musikalischen Gegenwart von Friedrich Hinrichs. Halle, Knapp. 1854. 8. 15 Ngr.

Außer der großen Anzahl Derer, welche das Gute und Schöne in Richard Wagner's Kunstschöpfungen genießen und schätzen und dieselben einreihen in die Zahl anderer erfreulicher Werke der Kunst, gibt es bekanntermaßen eine kleine, aber rührige Schar, die Richard Wagner für das einzig würdige Object des Interesses hält und ihn als den ersten Menschen in einer „ganz neuen" Kunstwelt fast paradiesisch isolirt. Es ist dieses Häuflein in Weimar, Dresden, Leipzig, Königsberg und einigen andern Orten verstreut und in den Selbstempfehlungen der „Neuen Zeitschrift für Musik" ziemlich vollständig verzeichnet. Jedenfalls ist damit ein Zug in der Culturgeschichte der Gegenwart, vielleicht auch ein Symptom der „Zukunft" (nur nicht in dem Sinne, wie es die Herren meinen) gegeben. Zweierlei zur psychologischen Erläuterung dieser Erscheinung möge hier zuvörderst gesagt werden.

Jedermann weiß, welch eine Fülle poetischer und künstlerischer Werke in der Gegenwart aufgespeichert vorliegt, wieviel Fleiß dazu gehört, um dieselben kritisch zu bewältigen und sie zu seinem wahren Eigenthum zu machen. Was gibt es da nicht Alles zu sehen und zu hören, zu lesen und zu denken, zu sitzen und zu wachen! Der unbedingte Glaube an das „Gesammtkunstwerk der Zukunft" überhebt uns mit einem male aller dieser Mühen. Wir verzichten auf die theuer zu erkaufende „Aristokratie des Geistes" und halten uns an das „Urschöpferische im Volke"; wir hüten uns sorgfältig vor aller „Einseitigkeit der Intelligenz" und vor aller „Gelehrtenkunst", und unsere Trägheit wird zur Tugend. Wir lesen Wagner's kritische Schriften; alle übrigen mögen verbrannt werden, wenn wir nur diese haben, als unsern Koran. Ohne Anstrengung mag es dabei nicht abgehen, aber nun sind wir auch fertig, und keine schlaflosen Studiennächte gibt es mehr für uns. Rasch können wir nun mit „unmittelbarem Gefühlsverständniß" über Alles absprechen, was die „überwundenen Sonderkünste" geschaffen, und indem wir auf dem rasirten Naturboden uns mit bescheidenem Selbstgefühl herumtummeln, schwärmen wir über Das, was da kommen wird; wer möchte uns in diesem luftigen Fache corrigiren? Auch haben wir ganz treffliche Autoritäten für uns; dem weltberühmten Doctor Faust „ekelte vor allem Wissen" und wei-

und Professor Karlstadt in Wittenberg trat den Doctorhut in den Staub und bat die Leute inständigst, ihn künftig nur „Nachbar Andreas“ zu nennen.

Außerdem war es einmal ein Zug der Zeit, Alles herunterzumachen, ja das Größte selbst mit unerbittlicher Kritik auf menschliche Schranken zurückzuführen. Mit fieberischer Hast überstürzte sich diese Zeitstimmung: Erschöpfung mußte folgen. Man fühlte das Bewußtsein zu bewundern, zu verehren, staunend niederzufallen und anzubeten. Verschwinde, bleiches Gespenst der Kritik, rothwangiger Enthusiasmus, tritt hervor! Ich kannte einen blutjungen Mann, der bei Bruno Bauer und Max Stirner in die Schule gegangen war und sich angewöhnt hatte, nur noch zu lächeln über alle Versuche, künstlerisch etwas zu schaffen, — ich habe diesen Vertreter des kaustischen Berlinismus bei einer Vorstellung von Wagner's „Lohengrin“ heiße Thränen der Rührung vergießen sehen. Er sah so rührend kindlich aus, als er weinte, und jede Spur verfrühter Männlichkeit war von seinem bartlosen Gesicht verschwunden. Als man ihm am andern Tage die oder jene Ausstellung gegen das Stück machen wollte, rief er, im schönen Zorn erglühend: „Nicht kalt kritisiren soll man, sondern warm sich hingeben und genießen!“

Zu den unbedingten Verehrern und Verfechtern Richard Wagner's gehört bekanntermaßen Franz Brendel, Redacteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“ und Verfasser einer „Geschichte der Musik“. Neuerdings hat Brendel ein Buch „Die Musik der Gegenwart und die Gesammtkunst der Zukunft“ herausgegeben, das fast ganz wie ein Excerpt der letzten Jahrgänge der obengenannten Zeitschrift aussieht. Auffallend ist darin die Anordnung des Stoffs. Nach einigen Raisonnements über die „Periode unserer classischen Poesie“, in denen von allem Andern, nur nicht von classischer Poesie die Rede ist, macht der Verfasser einen kühnen Uebergang zu Bemerkungen über unsern Musikalienhandel, über Conservatorien, Concerte und Opernbühnen; dann erhebt er sich zu einem noch nicht volle dreißig Seiten umfassenden Ueberblick über alle möglichen Zukunftsbestrebungen der Gegenwart auf allen erdenkbaren Gebieten, steigert sich dann zu einer Apotheose Richard Wagner's, um sich schließlich wieder mit seinen nächsten Bekannten, den Musikalienhändlern, den Concertgebern und Opernsängern, abzufinden. Damit der große Stil des Werks im Schlußeindrucke nicht verlorengehe, ist noch eine allerletzte Appellation „an den Staat“ beigegeben. Brendel ist eigentlich gar kein unverständiger und gar kein übelwollender Mann. Er klagt unter Andern über die unglücklichen Ehebündnisse, welche so viele Musiker mit ungebildeten Frauen schließen; Andern wirft er ihren geistlosen Salonschlendrian vor; noch Andern liest er ganz gehörig den Text über ihr versumpfendes Kneipenleben. Aber muß man denn gleich Himmel, Erde und Hölle in Bewegung setzen, um alle diese ganz vernünftigen Dinge zu sagen? Konnte der Verfasser denn nicht den ersten und letzten Abschnitt seines Buchs zu einer lehrreichen und ergötzlichen Kapuzinerpredigt vereinigen, mit dem Motto: „Merkt's euch!“ Mußte er unklare Bemerkungen über das Christenthum, die Götter Griechenlands, die Hegel'sche Philosophie, das Jahr 1848 u. s. w. dazwischenkeilen, die gar nicht hineingehören? Wie so oft, hat auch hier Jemand die Schranken des Kreises verkannt, in dem er allein Tüchtiges zu leisten im Stande war.

Mit einem gewissen Selbstgefühle läßt uns Brendel merken, daß er zu den Kritikern zähle, deren Berechtigung Richard Wagner anerkennt. Leider ein Hinweis auf eine etwas kleinliche Seite des bedeutenden Mannes! Sich gern loben zu hören ist eine alte Künstlerschwäche, und wenn man „Liebe“ statt Lob verlangt, so ist das eben nur ein anderer, keineswegs ein besserer Ausdruck. Nützlicher wäre für Wagner, er gäbe seinen besonnenen Gegnern das Recht, auf ihn zu wirken, und dächte in Bezug auf Brendel: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Denn diese Freunde haben seine Kunstphilosophie, indem sie dieselbe in komische Appetitsbissen zerbrockten, zu einem Gegenstande allgemeinen Spottes gemacht, und es ist ein Zeugniß für den Werth und Gehalt der Kunstwerke Wagner's, daß trotz der unpassenden und danebenschießenden Lobeserhebungen eine unbefangene Theilnahme und Anerkennung im Publicum ihnen verblieben ist. Sinn und Unsinn erscheinen in Wagner's ästhetischen Revolutionsschriften dicht nebeneinander; man schneide den kleinsten Satz heraus, und man hat etwas von beiden. Aber dieses sonderbare Gemisch fließt aus von einem elastischen Esprit und wird durcheinandergejagt von der Hast und Hitze eines leidenschaftlichen Gemüths; daraus entsteht ein seltsames Ganzes, dem es nicht an einer gewissen Größe fehlt, aus dem auch Mancherlei zu lernen ist und das man immerhin einmal zwischen klarern und bessern Büchern lesen mag, wenn man Muße dazu findet. Aber Brendel und die Schar der „Neuen Zeitschrift für Musik“ haben Wagner den schlimmen Dienst erwiesen, aus einem Ganzen, das nur als solches den Eindruck eines Kraftstücks voll des modernsten Sturms und Drangs zu machen geeignet ist, gewisse trivialisirte Merkworte herauszureißen, um sie als Scheidemünze ihres literarischen Verkehrs zu gebrauchen. Diese Merkworte cursiren sehr eifrig unter diesen Herren, und längst wären sie abgegriffen, hätte nicht dann und wann das Scheidewasser der Satire sie wieder aufgefrischt.

Die Musikschule der Zukunft ist sehr übel auf die Kritik und auf die „Literaten“ zu sprechen, und es blickt diese Verstimmung ziemlich deutlich auch aus Brendel's neuester Schrift hervor. Wir könnten boshaft sein und sagen: Ihr habt nicht nöthig, es so stark zu betonen, daß ihr keine Literaten von Fach seid; euere Schriften verrathen es ohnedies. Aber erkundigen wir uns vielmehr, was man eigentlich wünscht. Die Kunstwerke Wagner's, verlangt man, sollen durchaus nur „von seinem Standpunkte aus“ und „in seinem Sinne“, oder, wie es an andern Orten heißt, „aus sich selbst“ und „nach sich selbst“ beurtheilt werden. Die Foderung ist confus ausgedrückt und schmeckt deshalb sehr stark nach lächerlicher Anmaßung. Sie enthält indeß etwas ganz Richtiges, das freilich nicht allein auf Wagner's Kunstwerke, sondern auf alle Schöpfungen der Poesie und Kunst seine Anwendung findet. Wir sollen nämlich — die Foderung ist im Grunde uralt, wie alles Vernünftige — ein Werk vollständig kennengelernt haben, ehe wir über dasselbe urtheilen. Dazu gehört die Empfänglichkeit des Gemüths, das leicht auf sich wirken läßt; dazu gehört ferner der energische Fleiß des Kopfs, der alle Tiefen und Feinheiten des Werks aufsucht; die wachsende Erkenntniß reagirt auf das Gefühl, und es entsteht aus dieser Wechselwirkung eine Progression innerer Zustände, die wir insgesammt als das Erleben eines Kunstwerks bezeichnen möchten. Mit Recht hat man dem großen Haufen unserer Tageskritik vorgeworfen, daß ihm die Pietät, die innere Ruhe und Keuschheit, der Ernst, die Beharrlichkeit zu diesem geistig-sittlichen Acte fehle; aber die Partei der „Neuen Zeitschrift für Musik“ ist am allerwenigsten befugt, in die allgemeine Anklage einzustimmen. Denn wenn man über Goethe und Schiller abspricht mit einer Sachkenntniß, wie sie etwa ein Flötist sich erwirbt, der in Schauspielzwischenacten Musik machen hilft; wenn man die Stirn hat, den Stolz des Vaterlandes leichtfertig zu verleugnen und die ideale Aristokratie des Geistes zu schmähen, welcher anzugehören man niemals befähigt war; wenn man aus Unlust, anzufangen mit Lernen, behauptet, man sei mit Allem fertig; wenn man Leerheit für Licht, Fernstehen für Darüberstehen, Sprachverwirrung für Philosophie ausgibt: so hat man doch wahrhaftig alle Sünden des „alten Literatenthums“. Man könnte nachweisen, daß die Prätension des „Neuen par excellence“ in der vielerwähnten Schule auch nach einer andern Seite, nach der musikalischen nämlich, eine nur äußerliche ist: es haben sich die Herren recht hübsch in den viel angefochtenen Apparat des Alten hineingefunden, und gar viele von ihnen beuten im Schatten eines großen Namens das Evangelium von Zürich als eine Modesache aus; die Fehler und Gebrechen, welche Brendel, wie schon ge-

sagt, recht treffend charakterisirt, erscheinen an den Virtuosen und Tagescomponisten der Zukunft durchaus nicht als „überwunden“. Doch das bei Seite. Kehren wir zu unserer Kritik der Kritik zurück. Eine Art von Selbstverleugnung, das geben wir zu, ist zu jeder Aneignung von Fremdem nothwendig. Aber es folgt derselben auf dem Fuße ein erhöhtes Selbstgefühl, eine energische Thätigkeit des Selbst. Um dahin zu kommen, muß man ein tüchtiges, in sich selbst klares und festes Selbst mitbringen; es geht uns hier mit Kunstwerken, wie sonst mit Menschen, deren Freunde wir werden wollen. Aus einem Kunstwerke kann man nicht Alles lernen, ja die gesammte künstlerische Erfahrung — und wäre sie noch so vollständig — befähigt uns für sich allein noch nicht, den Act der Kritik abzuschließen. Die ewigen und allgemeingültigen Kunstgesetze sind kein Resultat der Erfahrung; sie sind vielmehr Postulate der Vernunft, die in abstracter Reinheit von der Speculation gewonnen werden, um von der Erfahrung ihre Bestätigung und ihr lebendiges Leben zu erhalten. Man mag mit Recht über jene Dutzendkategorien sich ereifern, mit denen gewisse jugendliche Kritiker an Kunstwerke herantreten, um sie darauf zu beziehen, mag es sich schicken oder nicht; man mag über den Vorrath steifer Formeln zürnen, deren sich so viele Helden des Feuilleton ohne alle Wahl bedienen und in die sie eine Fülle poetischen Lebens mit Gewalt eingezwängt zu haben wähnen, obwol ihnen dieselbe längst aus den knöchernen Händen entschlüpft ist. Damit ist aber nicht das Geringste gesagt gegen die berechtigte Macht des Systems, zu dem sich eine jede Philosophie abzurunden pflegt, nicht das Geringste gegen die vernünftigen Sätze und Wahrheiten, die ein Kritiker von praktischer Sachkenntniß und von feinem, leicht rührbarem Gefühle mit weiser Auswahl anwendet. Hier haben wir den kranken Punkt unsers zweiten Gegenstandes:

Friedrich Hinrichs in Halle, dessen kleine Schrift über „Richard Wagner und die neuere Musik“ uns vorliegt, gehört zu den „wohlmeinenden Feinden“ des vielbesprochenen Componisten. Das Buch hat ungefähr eine Stimmung, wie sie der König im „Hamlet“ bei seiner Hochzeit zu haben vorgibt. Wir haben es hier mit einem Beispiele zu thun, wie man der Sache ein allzu großes Recht einräumen, wie man in der vortrefflichen Absicht, recht Vieles zu entdecken und zu finden, in die Gefahr kommen kann, sich selbst zu verlieren. Der Gegenstand wird von allen Seiten, von allen Gesichtspunkten aus beleuchtet und betrachtet, und darüber schwindet die Einheit der Betrachtung. Es werden alle Register gezogen und alle Töne angeschlagen, freundliche und feindliche, lobpreisende und anklagende, und vor lauter Contrasten weiß man gar nicht mehr, was der Verfasser eigentlich will. Kurz, es ist eine misverstandene Objectivität, eine verirrte Gerechtigkeitsliebe. In dem circa hundert Seiten umfassenden Büchlein steht, wie man sich nach dem eben Gesagten denken kann, Vielerlei und die Fülle des Stoffs ist noch vergrößert durch zahlreiche Aperçus über entlegene Dinge. Es findet sich darunter manches ganz Vortreffliche und Anregende, wie die Polemik gegen den Misbegriff der „tiefen“ und „geistreichen“ Musik, S. 44, das Raisonnement über das Verhältniß der Poesie und Tonkunst in der Oper, S. 70—76; aber auch Verfehltes nnd Halbwahres (was bekanntermaßen schlimmer und gefährlicher ist als das Grundfalsche), wie die lobende Auslassung über den Text des „Lohengrin“, von S. 26 an, und die als ein glücklicher und kühner Griff gepriesene Parallele zwischen Schiller und Wagner, S. 26. Durch solche Partien, die ganz in das Brendel'sche Fach schlagen, wird auch der Eindruck des Richtigen geschwächt, und die Stimmung des Verfassers ist am Ende seiner Schrift durch das stete Hinüber- und Herüberschwanken dermaßen deprimirt, daß er sich damit begnügen muß, über alle Kritik hinaus Wagner „als eine historische Größe anzuerkennen, der er sich beugt“. Für jene Phantasten, welche der neuern Musik eine weltbezwingende Gewalt zutrauen, mag der Anblick eines Kritikers, der sich in Demuth beugt, sehr rührend sein, für uns hat er etwas sehr Komisches. Der Kritiker hat sich vor Niemandem zu beugen, wenn er nicht aus der Rolle fallen will: ganz wie der Dichter, solange er an einem Werke schafft, muß auch er mit der Illusion der Unfehlbarkeit reden und schreiben, welche ihm der feste Glaube an seine Grundsätze eingibt. Freilich wird man ihm dann Einseitigkeit vorwerfen, aber man wird klar erkennen, was er will, und seine Entschiedenheit wird fremde Entschiedenheit wachrufen. Damit ist die Bedingung für einen ehrlichen Kampf gegeben; aus diesem werden Resultate für die allgemeine Bildung gewonnen, die allerdings alle Einseitigkeiten abgestreift haben, die parteilos und ganz gerecht sind, die aber dafür auch nicht in Einem Kopfe, sondern in vielen Köpfen verbreitet sind und des Niederschreibens oder gar des Druckens nicht bedürfen.

Gustav Liebert.

Unterhaltungsliteratur.

1. Ein Diplomat. Roman von Ottilie. Leipzig, O. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman gehört unstreitig zu den bessern und beachtungswerthern Erzeugnissen der weiblichen Muse. Zwar gibt er sich in Stoff und Darstellung sofort als ein Frauenproduct zu erkennen; denn das Gebiet, auf dem er sich bewegt, ist das der höhern Gesellschaft, das Thema, um welches er sich dreht, bilden vorzugsweise die Leiden und Freuden, die Bestrebungen und Kämpfe des menschlichen Herzens, und die Form, in welcher die Verfasserin ihre Gedanken über diese Gegenstände niederlegt, ist in vorherrschendem Maße die der Reflexion und Expectoration. Dies aber gereicht, wie mich dünkt, dem Buche nicht sowol zum Vorwurfe als zum Lobe; denn das Gepräge der Ungezwungenheit und Natürlichkeit können eben nur diejenigen Dichtungen tragen, die der Natur des Dichters angemessen sind, und es deutet stets schon auf einen gewissen Reichthum, wenn der Schaffende nicht das Bedürfniß fühlt, über die Grenzen seines ihm eigenthümlichen Gebiets hinauszugehen, oder es ist ein Beweis von Einsicht und Kraft, wenn er den Drang ins Weite zu bemeistern und die von der Natur ihm gesteckten Grenzen innezuhalten weiß. Alles Dies bewährt sich auch an der vorliegenden Dichtung. Mag immerhin die Handlung in derselben nicht allzu rasch fortschreiten, mag überhaupt die Summe des Factischen und Drastischen in ihr nicht allzu groß sein und das Ganze mehr den Eindruck eines innerlichen Gewebes von Nerven und Adern als den einer plastisch ausgebildeten und scharf umrissenen Gestalt machen: man fühlt sich darum doch durchweg von ihr angezogen und gefesselt, weil uns aus Allem der Hauch eines echt weiblichen Denkens und Empfindens entgegenweht, und man folgt selbst den allzu subtilen Gefühlsausspinnungen gern, wie man sich ja auch der in finnigen Betrachtungen sich vertiefenden Unterhaltung einer geistreichen Frau gern hingibt, ohne dabei ein Bedürfniß nach derberer Geistesnahrung zu empfinden. In der That stellt sich aber auch der innere Fonds, aus welchem die Verfasserin schöpfte, als ein so reicher dar, daß sie nicht aus fremder Sphäre zu borgen brauchte, und gerade dadurch, daß sie sich nicht verführen ließ, mehr leisten zu wollen, als dem wirklichen Naturell entsprechend ist, hat sie mehr geleistet, als sonst die Frauen in künstlerischer Beziehung zu leisten pflegen, d. h. sie hat ihrem Roman eine Einheit, planmäßige Durchführung und Abrundung zu geben verstanden, wie sie in Frauenarbeiten fast nie und selbst in männlichen Producten nur selten angetroffen wird.

Das hier abgegebene Urtheil scheint mit dem Titel des Romans in Widerspruch zu stehen, denn die Diplomatie — obschon gerade ihre feinsten Fäden gar nicht selten von Frauenhänden gesponnen werden — dürfte nicht gerade als das der weiblichen Darstellungsgabe besonders naheliegende Feld erscheinen; in der That läßt sich aber auch die Verfasserin in das Innere der Diplomatie nicht ein, sondern schildert ihren Diplo-

nalen nur von Seiten seines in Herzensangelegenheiten sich kundgebenden Verhaltens, also in jenen Regungen und Bewegungen, die gerade den innersten Pulsschlag und das eigentliche Lebenselement des Weibes ausmachen und für die es eine Feinheit der Beobachtungsgabe und einen natürlichen Takt der Darstellungsgabe besitzt, wie man sie bei Männern nur ausnahmsweise findet. Daher ist denn auch der Selbstvernichtungsproceß, in welchem sie uns ihren Diplomaten vorführt, mit einem tief ins Innere dringenden Blicke in allen Stadien seines Verlaufs verfolgt und mit ebenso scharfer als treuer Feder nachgezeichnet, und der die ganze Entwickelung durchdringende Grundgedanke, daß die kalte, egoistische, mit dem heiligsten Gefühl nur ein verrätherisches Spiel treibende Berechnung des Verstandes dem reinen und wahren Gefühl gegenüber zuletzt an sich selbst irre werden und verzweifeln, dadurch in eine Art Verstandesparoxysmus, so verzehrend als der hitzigste Gefühlsparoxismus, verfallen und in demselben endlich zugrunde gehen müsse — dieser von Anfang bis zu Ende consequent festgehaltene Grundgedanke des Romans liefert den Beweis, daß die Verfasserin ihre einzelnen Beobachtungen auch um einen einheitlichen Mittelpunkt zu concentriren und zu einem den ethischen wie den ästhetischen Anfoderungen genugthuenden Ganzen zu gestalten verstanden hat.

Nicht ganz so gut als diese Schilderung des negativen, tragisch endigenden Entwickelungsprocesses des Diplomaten ist ihr die Darstellung des ihm gegenübergestellten positiven, harmonisch beschließenden Entwickelungsgangs der von ihm verlassenen Geliebten Florentine und des Mannes ihrer zweiten Liebe, des Rechtsdocenten Rudolf, gelungen, denn sie leidet, wie dies bei der Zeichnung von Persönlichkeiten, die als Muster hingestellt werden, gewöhnlich der Fall ist, etwas an jener allzu merklich hervortretenden Idealität, und die allerdings sehr fein angelegte Complication, wonach ihrer Liebe gerade dadurch Gefahr droht, daß sie allzu wenig egoistisch, allzu sehr nur auf das Heil des Andern bedacht und deshalb wieder und wieder in nicht blos selbstquälerischen, sondern unwillkürlich auch dem Andern zur Qual gereichenden Skrupeln befangen ist, macht gerade durch die allzu große Feinheit ihrer Fäden einen nicht ganz befriedigenden Eindruck; denn man kann sich nicht von dem Gefühl losreißen, daß eine so weit getriebene Skrupulosität der echten und wahren Liebe fremd sei, weil dieselbe nie ganz ihren instinctiven Charakter verleugnet und im festen Glauben, etwas Prädestinirtes zu sein, alle Zweifel und Reflexionsideen von sich fernhält. Trotzdem enthält auch die Darstellung dieses Verhältnisses viele höchst treffende, dem innern Gemüthsleben abgelauschte Züge; ja selbst die Stadien im äußern Lebensgange Rudolf's, der erst als idealistischer Rechtsdocent, dann als kleinstädtischer Rechtspraktikant, endlich aber als Rechtsanwalt in freiern und größern Verhältnissen erscheint, sind mit richtigem Sinne, ja fast mit dialektischem Feingefühl entwickelt, wodurch auch diese Partie den Charakter einer einheitlichen, organischen Gliederung erhalten hat.

In sehr vortheilhaftem Lichte zeigt sich endlich das Talent der Verfasserin auch in der Zeichnung der Nebenpersonen und der ganzen Sphäre, in welcher sich die Geschichte bewegt. Besonders gelungen ist ihr unter diesen erstens Isabelle, die Verlobte des Diplomaten, an welcher derselbe aus dem eiteln Drange, die von ihm verlassene Florentine zu neuer Liebe zu reizen, seinen zweiten Verrath begeht; denn sie besitzt ganz jene rührende Unschuld und Lieblichkeit, welche dazu geeignet ist, diesen Verrath einerseits als motivirt, andererseits als doppelt empörend erscheinen zu lassen. Zweitens der Lieutenant Max, der Cousin Florentinens, der vorzugsweise dazu dient, dieselbe im schönsten Lichte zu zeigen. Denn wenn uns derselbe anfangs als ein schon zum Reue sich neigender Libertin entgegentritt, sehen wir ihn sich an der sittlich-schönen Erscheinung Florentinens sowie an der Milde, mit der sie ihn behandelt und doch stets sich gegenüber in den gebührigen Schranken hält, nach und nach unter schweren Kämpfen emporarbeiten, dann ganz und gar von seinen bisherigen Verhältnissen sich losreißen und endlich in einer nützlichen, Geist und Gemüth befriedigenden Lebensthätigkeit sittlichen Halt und innere Festigkeit gewinnen. Die übrigen Personen, eine Weltdame, Gräfin Lisca, ein alter Major, in dessen Hause Florentine lebt, dessen zwei des Bräutigams harrende Töchter u. s. w., werden von der Verfasserin vorzugsweise im Lichte der Ironie gezeichnet, und auch hierfür zeigt sie eine glückliche Begabung, indem sie stets der Schärfe jenen Zusatz von Milde gibt, durch den, wie schon Jean Paul sagt, die Satire allein poetisch wird. Diese ironischen Partien bringen in die sonst ernst gehaltene Erzählung eine wohlthuende Abwechselung, ja nehmen ihr fast gänzlich jenen Charakter einer gar zu sehr vorherrschenden Sentimentalität, an welcher Frauenromane, die sich um Herzensinteressen drehen, sonst so häufig leiden.

2. Der Tannenschütz. Weihnachtsnovelle für 1851 von Otto Müller. Bremen, Schlodtmann. 1852. 16. 22½ Ngr.

Dem Dornstrauch entwächst die Rose, dem Haß entkeimt die Liebe — aber die Dornen und der Haß wuchern so mächtig empor, daß auch die Rose und die Liebe von ihnen erstickt und zerdrückt oder mit ihnen ausgereutet und der verzehrenden Flamme preisgegeben wird. Das ist die alte Geschichte von Pyramus und Thisbe, von Romeo und Julie — eine Geschichte, die in hundert Formen und Gestalten, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen wiederkehrt, aber überall, wo sie uns entgegentritt, gleich rührend, gleich erschütternd auf uns wirkt, weil wir fühlen, daß keine Harmonie so rein und dauernd ist, daß nicht auch in ihr eine gleiche Dissonanz, die jeden Augenblick wach werden kann, schlummerte. Auch die vorliegende Weihnachtsnovelle vom Verfasser der „Charlotte Ackermann“ ist eine solche Variation auf das Märchen von Verona; aber diesmal ist es, wie er selbst sagt, nicht das Haus fürstlicher Ahnen, nicht der stolze Palast des Nobili, in welchem das tragische Geschick der dem Haß entkeimten Liebe einkehrt, sondern es baut sich unter dem niedern Dache einer ländlichen Hütte, in dem beschränkten Kreise schlichter Beziehungen an, es stellt sich uns nicht in der Form eines auf der Bühne des Welttheaters spielenden Dramas, sondern im Gewande einer einfachen, bisher der Welt verborgen gebliebenen Dorfgeschichte dar. Natürlich erscheint in dieser Sphäre die Tragik von minder idealem, minder veredeltem Charakter, sie tritt uns noch in derber, herber Naturwüchsigkeit, ja nicht ohne Spuren einer nur vom Dichter gemilderten Roheit entgegen; aber hierdurch geschieht ihrer erschütternden Wirkung keineswegs ein Abbruch; ja sie packt uns mit doppelter Gewalt, weil uns leider die Erfahrung sagt, daß die Verhältnisse, die hier geschildert werden, der Wirklichkeit, in der wir leben und weben, nur allzu nahe liegen.

Die Geschichte spielt im Vogelsberge, dessen öder, düsterromantischer Charakter, von dem uns der Dichter eine anschauliche, lebendige Schilderung gibt, nicht wenig dazu beiträgt, die Wirkung der tragischen Geschichte zu erhöhen. Als die beiden feindlichen, sich mit tödtlichem Haß verfolgenden Elemente erscheinen hier zwei Bauern: der eine, Konrad Wahl, eine verstockte, boshafte, tückisch-rohe Natur, der andere, Heinrich Falk, ein sonst braver, friedliebender, gottesfürchtiger Mann und nur in dem einen Punkte, im Haß gegen jenen Konrad, von gleicher Halsstarrigkeit und Hartnäckigkeit. Die Feindschaft zwischen ihnen theilt sich dem ganzen Dorfe mit und zerspaltet dasselbe in zwei sich meidende oder verfolgende Parteien. Nur zwei ihrer Kinder, Falk's Sohn und Wahl's Tochter, werden nicht von ihr ergriffen, sondern fassen im Gegentheil eine innige heiße Liebe zueinander; aber sie vermögen mit dieser Liebe den Haß ihrer Väter nicht zu überwältigen und müssen um ihretwillen einerseits die Qualen stummer, herzzerreißender Vorwürfe, andererseits die Schmerzen roher Mishandlungen ertragen. Woher die Feindschaft zwischen den beiden Alten stammt, weiß Niemand im Dorfe. Einst waren sie gute Freunde, wie zwei Brüder, und hielten zusammen, wie es recht ist. Später

erst kam der Hader zwischen sie, der bald soweit geht, daß sie und ihre Parteien sich sogar beim Abendmahl scheiden und ihre Giftblicke in den Kelch werfen. In seiner Jugend war auch Konrad Wahl ein braver, friedliebender Mann; aber mit dem Alter kam der böse Feind über ihn, er wurde ein Streiter, ein Trinker und ein unbarmherziger Mensch dazu, gleich grausam gegen Knecht, Kind und Frau, dergestalt, daß er sein Weib vor der Zeit ins Grab ärgerte. Woher dies Alles, war lange Zeit ein unerklärliches Geheimniß, bis die Liebe der Kinder zur Entdeckung führt. Da sie sich offen nicht sehen dürfen, so kommen sie zur Nachtzeit beim Tannenstein zusammen, einem verrufenen Orte im Walde, wo einst ein junger Förster, der „Tannenschütz“ genannt, erschlagen gefunden ward und wo derselbe, wie man im Dorfe glaubte, noch jetzt als ein dem Dorfe Unheil verkündender Geist umging. Die Erscheinung der Liebenden an diesem Orte wird für die Erscheinung des Tannenschützen gehalten; das Gerücht hiervon verbreitet Schrecken im Dorfe, der insbesondere Konrad Wahl ergreift und ihn veranlaßt, einen alten Hirschfänger, den er bisjetzt auf einer Bodenkammer verborgen gehalten, im Kuhstalle zu vergraben. Ammy, seine Tochter, sieht dies unwillkürlich mit an und theilt es in ihrer Herzensangst ihrem Geliebten Rudolf mit. Dieser, von einer dunkeln Ahnung und einem dämonischen Drange ergriffen, hat nicht eher Ruhe, bis er das geheimnißvolle Ereigniß weiter verfolgt hat. Er gräbt den Hirschfänger wieder aus und überliefert ihn dem Gerichte. Konrad Wahl wird, als der Ermordung des Tannenschützen verdächtig, gefänglich eingezogen, er leugnet auch die That nicht, gibt aber seinen Feind als Mitschuldigen an, und auch dieser legt das Geständniß ab, dereinst mit Konrad den Tannenschützen, der ihnen bei der Bewerbung um ein von ihnen Beiden geliebtes Mädchen als begünstigter Nebenbuhler im Wege stand, gemeinschaftlich ermordet und dann um den Besitz des Mädchens gelost zu haben. So enthüllt und zerstört die Liebe der Kinder den in einer Blutschuld wurzelnden Haß der Väter. Aber mit der Vernichtung des Hasses geht auch die Liebe zugrunde. Zwar gehen Ammy und Rudolf noch miteinander, aber von Liebe ist unter ihnen nicht mehr die Rede. Ihr Einverständniß trägt einen unheimlichen Charakter und endigt damit, daß Rudolf sich selbst ermordet und Ammy bald darauf am gebrochenen Herzen stirbt.

Die contrastirenden Elemente dieser tiefeinschneidenden Geschichte hat der Autor mit Meisterhand gezeichnet, sodaß man nicht sagen kann, ob ihm die Darstellung der beiden sich hassenden Alten oder die Schilderung der beiden sich liebenden Kinder besser gelungen ist; denn die eine macht einen ebenso erschütternden als die andere einen tiefrührenden Eindruck, und beide Elemente sind so geschickt miteinander verflochten und verwoben, daß sich die Gegensätze, je nachdem es das Stadium der Erzählung mit sich bringt, einerseits ebenso sehr heben und steigern, als andererseits mildern und beschatten. Ganz freilich hat er der Sage ihren für die Poesie fast allzu dissonirenden Charakter nicht ganz nehmen können, und namentlich erscheint die That Rudolf's bei seiner Liebe zu Ammy als gar zu herzlos und unnatürlich, sodaß man wünscht, es möchte dieselbe noch in anderer Weise motivirt, durch Zwischenglieder vermittelt oder noch mehr aus dem Zustande eines bewußtlosen, fatalistischen Handelns hergeleitet sein; aber trotzdem weht über dem ganzen Gemälde, wie es der Verfasser vor uns aufgerollt hat, ein milder, versöhnender Hauch, und namentlich ist dadurch sein düsteres Colorit in eine freundlichere Beleuchtung gestellt, daß ihm der Dichter durch Randzeichnungen aus dem traulich-heitern Leben einer der Geschichte nahestehenden, aber frei über ihr schwebenden Pfarrersfamilie eine in lichtern Farben ausgeführte Einrahmung gegeben hat, wodurch er es sich zugleich möglich macht, die Geschichte der Betrachtungsweise des dem Dorfleben ferner stehenden Lesers näherzurücken und je dann und wann mit einer feinen, wohlthuenden Ironie über dem Objecte seiner Darstellung zu schweben.

3. Die Marquesas-Insel. Eine Weihnachtsgabe von Elise von Hohenhausen. Bremen, Heyse. 1852. Gr. 16. 15 Ngr.

Diese kleine lyrisch-epische Dichtung würde vielleicht mehr befriedigen, wenn nicht ihr Anfang mehr verspräche, als Verlauf und Ende gewähren.

> Fort aus Europa, in die Neue Welt,
> Hier werd' ich nimmer, was ich will — ein Held.
> Wo fänd' ich hier für meine Thatkraft Raum,
> Wo würde Wahrheit meiner Liebe Traum?

Mit diesen und ähnlichen Worten, die „ein Jüngling voller Kraft und Muth“ spricht, beginnt das Gedicht; es ist also natürlich, daß man sich auf ein Gemälde von Heldenthaten, größer als sie in der Alten Welt möglich sind, gefaßt macht und daß man sich enttäuscht fühlt, wenn Alles, was dieser Jüngling in der Neuen Welt thut, darauf hinausläuft, daß er sich auf der Marquesasinsel in die schöne Fajaweh verliebt, mit dieser entfliehen will, vorher aber das Götzenbild der Wilden zerstört, auf der Flucht mit ihr getödtet wird und dadurch ohne sein Wissen und Willen Anlaß gibt, daß sich der Häuptling der Wilden zum Christenthum bekehrt. Abgesehen von der Geschichte, die als solche unbedeutend ist, enthält das Gedicht einige lebendige Schilderungen der südseeländischen Natur und des dortigen Lebens; doch tragen auch sie mehr den Charakter leicht hingeworfener Skizzen als künstlerisch ausgeführter Gemälde. Vom Standpunkte der Kritik ist daher gar Manches daran auszusetzen; vom Standpunkte des Dilettantismus aber kann man sich die kleine Weihnachtsgabe schon gefallen lassen; denn was eine geistreiche Dame aus dem Aermel schüttelt, ist immer noch anziehender, als was ein geistloser Pedant mit Mühe und Anstrengung aus den Fingern saugt. 17.

Die Idee eines nordischen Patriarchats im 11. Jahrhundert.

Das deutsche Volk, selbst der Theil, welcher sich sein gebildeter nennt, kennt die großen Männer seiner Vorzeit lange nicht in dem Grade als der Franzose, der Engländer, der Spanier, der Schwede, ja ich glaube selbst der Türke und Russe die seinigen. Der Deutsche weiß im Grunde sehr wenig von seinen alten Kaisern, selbst den mächtigsten, wie sollte er von andern großen Männern etwas wissen, die nicht Kaiser waren? Die Aufmerksamkeit wurde künstlich, geflissentlich und mit großem Erfolge im particulären Interesse von ihnen auf die Dynastien der einzelnen Volksstämme und Staaten abzuleiten gesucht, und was in dieser Hinsicht seit Jahrhunderten gesündigt wurde, das haftet uns selbst jetzt noch an, obschon seit einigen Decennien patriotische Geschichtschreiber, und im Einzelnen nicht ohne Glück, bemüht gewesen sind, den Blicken des deutschen Volks die mächtigen Heroengestalten seiner Vorzeit näherzubringen. Zu den großen deutschen Männern, die von Wenigen gekannt und selbst von Manchen unter diesen Wenigen, indem sie zu viel auf die Uebertreibungen von Parteischriftstellern geben, auch wol mehr verkannt als gekannt sind, gehört Adalbert, Erzbischof von Hamburg und Bremen, vielgenannt in Kaiser Heinrich's IV. Jugendzeit, ein Mann, der allerdings mit manchen menschlichen Gebrechen, mit einem übertriebenen Hochmuth und unersättlichem Ehrgeiz behaftet war, dabei aber auch große und seltene Eigenschaften des Geistes und Charakters besaß und sich mit hochfliegenden Planen trug, welche, wenn es ihm gelungen wäre, sie auszuführen, der ganzen Weltlage und namentlich den kirchlichen Verhältnissen eine entschieden andere Richtung gegeben haben würden. Die größte Idee, der er nachjagte, war die Idee eines nordischen Patriarchats, und es freut uns daher, dem Publicum eine Schrift anzeigen zu können, die vortrefflich geeignet ist, es mit diesem merkwürdigen Manne und seinem weittragenden Plane näher bekannt zu machen; wir meinen die Schrift:

Adalbert Erzbischof von Hamburg, und die Idee eines nordischen Patriarchats. Von Colmar Grünhagen. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Adalbert's Patriarchatsidee wurde mit ihm zugrabe getragen und von keinem Spätern wieder aufgenommen. Warum und woran sie scheitern mußte, wird von Grünhagen weiter ausgeführt und mag bei ihm nachgelesen werden. Wäre er damit durchgedrungen, das Patriarchat zu erlangen, oder was dasselbe ist, wäre Kaiser Heinrich III. ein längeres Leben beschieden gewesen, so würden, wie Grünhagen mit Recht hervorhebt, die Folgen für die Gestaltung der ganzen europäischen Geschichte unabsehbar gewesen sein. Der „Patriarch des Nordens" würde sehr wahrscheinlich vom Kaiser während der Conflicte in den nächsten Jahrzehnden zum Gegenpapst gewählt, Süd- und Nordeuropa damit auseinandergefallen, dem deutschen Gegenpapste würde, wenn nicht das ganze Deutschland, doch der größte Theil von Deutschland sich unterworfen haben, die in fortwährender Christianisirung und Germanisirung begriffenen Slawen würden, wie die skandinavischen Reiche, die den Patriarchen schon anerkannten, in das Bereich des Patriarchats mit eingetreten und endlich die Idee einer allgemein germanischen Kirche schon damals ausgeführt und dadurch die Reformation und die Zersplitterung Deutschlands verhindert worden sein. Denn unter einem deutschen und zwar norddeutschen Papst oder Patriarchen würde sich das Kirchenthum in ganz anderer Weise haben fortentwickeln und reinigen können, als in der Abhängigkeit vom römischen Papst und Klerus. Doch auch von dieser Hauptseite der Grünhagen'schen Schrift abgesehen, gewährt sie auch ein hohes biographisches Interesse. Das Leben des stolzen Adalbert schließt wie eine echte Tragödie: unter dem Zusammenbruch seiner hochfliegenden Plane stürzt zuletzt auch der ganze Mensch zusammen, der Gewalt des selbst hervorgerufenen Schicksals erliegend, das doch mächtiger war als er. Adalbert's innerer und äußerer Verfall wirkt in der einfachen Darstellung des Adam von Bremen, welche Grünhagen mit Recht der seinigen vorzugsweise zugrunde gelegt hat, wahrhaft ergreifend und erschütternd, und in der That können die Lamartine, Thiers und andere moderne Geschichtschreiber, die mit sich wie mit ihrem Publicum zu kokettiren lieben, von dem alten Geschichtschreiber des hamburger Erzbisthums in den wesentlichsten Stücken historischer und biographischer Kunst noch sehr viel lernen.

H. M.

Notizen.

Eine Schutzrede für die Philosophie.

Die von Braniß beim Antritt seines Rectorats gehaltene Rede hat wegen des darin enthaltenen Protests gegen die Vorrede zur dritten Auflage der Stahl'schen „Rechtsphilosophie", nicht verfehlt, in den Kreisen der Universitätsbildung einiges Aufsehen zu erregen. Sie ist seitdem dem größern Publicum zugänglich gemacht worden und unter folgendem Titel im Buchhandel erschienen:

Ueber die Würde der Philosophie und ihr Recht im Leben der Zeit. Rede beim Antritt des Rectorats von C. J. Braniß. Berlin, Guttentag. 1854. 8. 5 Ngr.

Der Verfasser sucht in seiner sehr klar und präcis stilisirten Rede nachzuweisen, einmal daß die Philosophie, wenn auch für den Augenblick etwas in den Hintergrund getreten, doch nicht, wie man von gewissen Seiten behaupte, vergessen und verschwunden sei, sodann was sie für die geistige Entwickelung des deutschen Volks und der Menschheit geleistet und welche Aufgabe sie überhaupt zu erfüllen habe. Gegenüber der Versicherung Stahl's, daß, nachdem die öffentliche Religion selbst die Wahrheit geworden, die Philosophie nur dann ein Nationalgut sein könne, wenn sie in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Religion, wenn sie im Dienste der Kirche stehe — dieser Versicherung gegenüber fragt Braniß: ob denn die Kluft zwischen Naturbewußtsein und Gottesbewußtsein ausgefüllt, ob sie nicht vielmehr größer, klaffender geworden sei? Ob zwischen den realen Wissenschaften und der Theologie tiefer Friede bestehe? Ob unsere Naturwissenschaft, unsere Geologie und Astronomie etwa mit der biblischen Naturanschauung übereinstimmten, oder ob auch sie vielleicht in den Dienst der Kirche zu treten hätten? Ebenso wenig als die Naturwissenschaft könne aber die Philosophie den ihr ertheilten Rath befolgen, in den Dienst der Kirche zu treten oder nach Stahl'schem Ausdruck „umzukehren". Braniß fragt mit Recht: ob es denn nöthig sein sollte, den Beweis zu führen, daß Lessing in der deutschen Nation mehr für echte Frömmigkeit gewirkt habe als z. B. der Pastor Götze. Zum Schluß fodert der Redner seine Zuhörer auf, es dereinst in ihrem Manneswirken durch die That zu bekunden, daß in ihrem Bildungsgange die Philosophie für sie nicht stumm geblieben sei, und erinnert sie daran, daß sie einem Staate angehören, welcher das Geburtsland Wolf's und Kant's und der Schauplatz ihrer Thätigkeit gewesen, in welchem Fichte und Hegel ihre zweite Heimat gefunden hätten und dem zuletzt selbst noch Schelling in seinen letzten Lebensjahren angehört habe. Wir sind ebenfalls der Ansicht, daß die Philosophie ewig sein werde, daß ohne ihr Alles vergeistigendes und durchdringendes Princip ein wahrhafter Fortschritt nicht gedacht werden könne; wir bedauern mit Braniß, daß auch von anderer Seite, von der der realen Wissenschaften, sich jetzt ein Widerstand gegen die Einwirkung aller und jeder Philosophie wahrnehmbar macht, der ebenfalls sein Bedenkliches hat, indem er sie einer zu materialistischen Richtung in die Arme zu führen droht; wir können uns aber auch nicht verhehlen, daß die Philosophie eine zeitlang nach allen Seiten hin einen Druck auszuüben und mit ihren die reale Anschauung und die unmittelbare gesunde Schöpfungskraft nicht wenig beengenden Kategorien und Terminologien alle Gebiete der Geistesthätigkeit, der Kunst, der Wissenschaft, selbst die Theologie und den Staat in einer Weise zu beherrschen suchte, daß ein Rückschlag unvermeidlich war. Wenn sie sich von diesem erst erholt hat, wird sie den rechten Weg, wie wir hoffen, schon zu finden, zu wandeln und Andern vorzuzeichnen wissen.

Publicationen des Evangelischen Vereins.

Es liegt uns eine ganze Anzahl von den Publicationen des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke (Berlin, W. Schultze) vor, in denen zum Theil sehr wichtige oder wenigstens interessante Gegenstände besprochen werden, natürlich vom Standpunkte des Vereins, in dessen Dienste sie verfaßt sind. Doch wird auch Derjenige, der sich mit dem religiösen Vereinswesen nicht befreunden kann oder kein bedeutendes Resultat davon erwartet, Vieles daraus lernen können, was ihm von Nutzen sein oder zur Anregung dienen wird. Ohne uns auf eine gründlichere Prüfung oder ausführlichere Inhaltsangabe einzulassen, nennen wir die Titel der Schriften, die auf dem Titel sämmtlich als Vorträge bezeichnet sind, welche auf Veranstaltung des Vereins vor dem betreffenden Publicum gehalten wurden: „Das religiöse Leben im Islam", von H. Abeken, worin der Verfasser einerseits die günstigen Wirkungen des Islam auf seine Anhänger hervorhebt, dann aber auch seine Schattenseiten beleuchtet und unter Anderm interessante Bemerkungen darüber macht, woran es liegt, daß die bildenden Künste außer der Baukunst gar keinen Vortheil und keine Befruchtung vom Islam gehabt haben, und daß außer bei den Persern nirgends die alte Heldensage in die Dichtungen des Islam übergegangen ist. Ferner: „Jerusalem, seine Vorzeit, Gegenwart und Zukunft in der Zeit und nach der Zeit und des evangelischen Christen Stellung zu ihr", von Friedrich Liebetrut; „Die göttliche Stufenordnung im Alten Testament" (aus der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" besonders abgedruckt und erweitert), von dem Generalsuperintendenten und Hof- und Domprediger W. Hoffmann; „Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und

in der christlichen Zeit"; von dem durch seine Briefe über englisches Schul- und Erziehungswesen bekannt gewordenen L. Wiese; „Das Gedächtniß der Gerechten bleibt in Segen", ein Rückblick auf das Leben des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und seiner Gemahlin Sibylla, von K. F. Göschel; „Die Bewohner der Ostküste Südafrikas", vom Missionar Schultheiß, wobei wir bemerken, daß wir überhaupt die bleibendsten Früchte des Missionswesens, wenigstens des deutschen, in dem mancherlei Material erkennen, welches dadurch unsern ethnographischen, geographischen und linguistischen Kenntnissen fortdauernd zugeführt wird; „Das Handwerk und die Zünfte in der christlichen Gesellschaft vornehmlich in Deutschland", von S. Hirsch. In demselben Verlage erschien, sich durch Inhalt wie durch Format und Ausstattung jenen Vorträgen anschließend: „Die katholischen Widerlegungen. Eine Begleitungsschrift zur vierten Auflage meiner Vorträge über den Protestantismus als politisches Princip", von F. J. Stahl. Der berühmte Verfasser widerlegt darin namentlich einen Artikel der „Volkshalle" und zwei Schriften von Rintel und Reinkens, die gegen seine Vorträge „Ueber den Protestantismus als politisches Princip" gerichtet waren. Unter Anderm bleibt Stahl auf seiner Behauptung bestehen, daß in der katholischen Theologie und ganz besonders im Jesuitenorden der Tyrannenmord gelehrt wurde und daß das Decret des Ordensgenerals Aquaviva diese Lehre nicht unbedingt, sondern nur in ihrem Extrem verbiete. **H. M.**

Bibliographie.

Baader's, F. v., sämmtliche Werke. 7ter Band. — A. u. d. T.: Gesammelte Schriften zur Religionsphilosophie. 1ster Band. Herausgegeben von F. Hoffmann. Leipzig, Bethmann. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Bayer, J., Aesthetik für weitere Kreise. 1stes Heft. Prag, Mercy. Gr. 8. 8 Ngr.

Bodemann, F. W., Gesammelte Briefe von, an und über Martin Boos nebst Auszügen aus seinen Tagebüchern und sonstigem schriftlichen Nachlasse. Ein Nachtrag zu seiner Lebensgeschichte. Frankfurt a. M., Hermann. 1854. 8. 10 Ngr.

Brunner, S., Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Zwei Bände. Wien, Greß. 8. 2 Thlr.

Bucher, L., Der Parlamentarismus wie er ist. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen". 5te sorgfältig erläuterte Original-Auflage. Zwölf Bände. Stuttgart, Rieger. 1854. Gr. 16. 7 Thlr.

Egli, E., Wilde und zahme Rosen. Zürich, Kiesling. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feger, J., Der katholische Pilger in Rom. Regensburg, Manz. 8. 22½ Ngr.

Genée, R., Das Wunder. Eine Komödie in vier Akten. Berlin, Besser. 1854. 8. 20 Ngr.

Gengenbach, Pamphilus. Ein beitrag zur deutschen literaturgeschichte der reformationszeit. Herausgegeben von K. Gödeke. 1ste Lieferung. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirsch, R., Lieder ohne Weltschmerz. 2te vermehrte Auflage. Wien, Greß. 32. 1 Thlr.

Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Kugler, F., Handbuch der Kunstgeschichte. 3te vom Verfasser ganz umgearbeitete Auflage. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Marinelli, E., Des Sängers Pilgerfahrt. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marx, A. B., Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege. Methode der Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Meßmer, A., Reiseblätter gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam. Zwei Bändchen. Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Petersen, C., Ueber die Bedeutung mythologischer Darstellungen an Geschenken bei den Griechen. Eine Festgabe. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 8 Ngr.

Polko, Elise, Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. Mit Illustrationen in Holzschnitten nach Zeichnungen von J. C. Lödel und G. Schlick. 2te neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Barth. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Raumer, R. v., Die doppelte Recension des Textes von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Einige philologische Bemerkungen. Programm. Erlangen, Bläsing. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Reuter, F., Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. 2te durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Anclam, Dietze. 1854. Gr. 12. 1 Thlr.

Reich, L., Wanderblüthen aus dem Gedenkbuche eines Malers. Mit 1 Titelblatt von R. Gleichauf und Bildern von L. Reich, auf Stein gezeichnet von J. N. Heinemann. Karlsruhe, Geßner. Br. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Reinkens, J., Clemens von Rom. Nebst drei kleineren Legenden. Breslau, Aderholz. 8. 1 Thlr.

Schefer, L., Laienbrevier. 10te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. 16. 2 Thlr.

Schleiden, M. J., Studien. Populäre Vorträge. Mit 1 Ansicht der Porta del popolo in Rom, 1 Karte und 3 lithographirten Tafeln. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Schlichtkrull, Aline v., Chapell Gaugain. Roman in zwei Abtheilungen. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Der Cardinal von Richelieu. Roman. Vier Bände. Görlitz, Heyn. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Schwerin, **Franziska** Gräfin, Geachtet und Geächtet. Roman. Zwei Theile. Berlin, Huber. 8. 3 Thlr.

Siegert, C., Grundlagen zur ältesten Geschichte des bayerischen Hauptvolksstammes und seiner Fürsten. Mit 1 Karte. München, Franz. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Strauß, V. v., Erzählungen. Gesammeltes und Neues. 2ter und 3ter Band. — A. u. d. T.: Lebensfragen in Erzählungen und Gesprächen. Zwei Bände. Heidelberg, K. Winter. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Erklärung der theologischen Facultät zu Göttingen in Veranlassung ihrer Denkschrift „über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens". Göttingen, Dieterich. 1854. Hoch 4. 12 Ngr.

Die polnische Frage vom deutschen Standpunkt betrachtet. Von einem deutschen Staatsmann. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die katholischen Interessen in den preußischen Kammern des Jahres 1853—54. Düsseldorf, Engels u. Lensch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Scheurl, C. G. A. v., Rede beim Antritte des Prorektorats der kön. bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1854 gehalten. Erlangen, Bläsing. 1854. Gr. 4. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Neue im Jahre 1854 erschienene Verlagsbücher

der **Dieterich**'schen Buchhandlung in **Göttingen**.

Ewald, H., Die Alterthümer des Volkes Israel. 2te Ausgabe. (Anhang zum 2ten und 3ten Bande der Geschichte des Volkes Israel bis Christus.) Gr.-8. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ewald's Geschichte Israels. 2te Ausgabe. Band 1—4. 10 Thlr. 15 Ngr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel. Band V. 2 Thlr.

Grimm, J., Deutsche Mythologie. Zwei Theile. 3te Ausgabe. Gr. 8. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr.

Philologus. Zeitschrift für das klassische Alterthum. Herausgegeben von **F. W. Schneidewin.** Jahrgang IX. Heft 1—4. 5 Thlr.

Ibn Doreid's genealogisch-etymologisches Handbuch. Herausgegeben von **F. Wüstenfeld.** Theil II. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Düsterdieck, Fr., Die drei Johanneischen Briefe. Mit einem vollständigen theologischen Commentar. Band II. Lieferung 1, den Commentar zu 1. Joh. II, 29—V, 5 enthaltend. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dasselbe. Band I. 2 Thlr.

Erxleben, A., Lehrbuch des Römischen Rechts. 1ster Band. Einleitung in das Römische Privatrecht. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dies Werk ist für Juristen, namentlich auch **für Studirende** von großer Bedeutung.

Grimm, J., Deutsche Rechtsalterthümer. 2te unveränderte Ausgabe. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Haug, M., Ueber die Pehlewi-Sprache und den Bundehesh. 8. Geh. 6 Ngr.

Hausmann, J. F. L., Beiträge zur Kenntniß der Eisenhohofen-Schlacken nebst einem geologischen Anhange. (Aus den Studien des Göttingschen Vereins rc.) Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde, herausgegeben von **J. F. L. Hausmann.** Band VI. Heft 3. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausgegeben von **J. W. Wolf.** Band II. Heft 1—4. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenbilder, herausgegeben von **R. Focker.** 16. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Recueil nouveau général de traités, conventions et autres transactions remarquables etc. par **Ch. Murhard** et **J. Pinhas.** Vol. XII. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

(Martens Recueil, 40 Bände, 143 Thlr. 20 Ngr. kosten im herabgesetztem Preis 80 Thlr.)

Berthold, A. A., Der Heerwurm, gebildet von Larven der Thomas-Trauermücke, Sciara Thomae. Mit 1 Kupfertafel. Gr. 4. 20 Ngr.

Schneidewin, F. W., Ueber die Trachinierinnen des Sophocles. Gr. 4. 12 Ngr.

Waitz, G., Ueber die altdeutsche Hufe. Gr. 4. 16 Ngr.

Conradi, J. W. H., Bemerkungen über die gastrischen Fieber. Gr. 4. 10 Ngr.

Ewald, H., Abhandlung über des Aethiopischen Buches Henokh Entstehung, Sinn und Zusammensetzung. Gr. 4. 24 Ngr.

Grotefend, G. F., Erläuterung zweier Ausschreiben des Königes Nebukadnezar in einfacher babylonischer Keilschrift mit Zugaben. Nebst 1 Steindrucktafel. Gr. 4. 20 Ngr.

— — Erläuterung der babylonischen Keilinschriften aus Behisun. Mit 1 Steindrucktafel. Gr. 4. 15 Ngr.

Schneidewin, F. G., De hypothesibus tragoediarum graecarum Aristophani Byzantio vindicandis commentatio. Gr. 4. 12 Ngr.

Wöhler, F., Ueber das Telluräthyl. Gr. 4. 5 Ngr.

Denkmäler der alten Kunst, nach Auswahl und Anordnung von **C. O. Müller.** Zweite Bearbeitung durch **Friedr. Wieseler.** Band I. 5 Thlr.

(Band II. Lieferung 1—4. 1ste Auflage. 4 Thlr.)

Raff, G. Chr., Naturgeschichte für Kinder. 15te Auflage. Gr. 8. Geheftet mit schwarzen Kupfern 1 Thlr. Gebunden mit illuminirten Kupfern 1 Thlr. 16 Ngr.

Dorner, J. A., Abwehr ungerechter Angriffe des Herrn Prof. Dr. Hengstenberg gegen zwei Mitglieder der theologischen Facultät der Georgia Augusta. Gr. 8. Geh. 5 Ngr.

Grisebach, A., Grundriss der systematischen Botanik. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Uhlhorn, G., Die Homilien und Recognitionen des Clemens Romanus, nach ihrem Ursprung und Inhalt dargestellt. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Waitz, G., Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern. 2ter Band. 2tes Buch. 2te Hälfte. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Jahrbücher der Biblischen Wissenschaft. Herausgegeben von **H. Ewald.** 6tes Jahrbuch. 1853—54. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Thöl, H., Das Handelsrecht. Band I. Auflage 3. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Voigtmann, Prof., Das Gesetz der Polarität der Sprache. Ein Versuch, schwierige etymologische Fragen auf Grundlage dieses Gesetzes naturgemäß zu lösen. 4. Geh. 12 Ngr.

Glossarium latinum bibliothecae Parisinae antiquissimum primum ed. et adnotationibus illustravit Prof. Dr. **G. F. Hildebrand.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Ueber die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens. Eine Denkschrift der theologischen Facultät in Göttingen. Lex.-8. Geh. 7½ Ngr.

Erklärung der theologischen Facultät zu Göttingen in Veranlassung ihrer Denkschrift „Ueber die gegenwärtige Krisis" etc. Lex.-8. Geh. 12 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1855 bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften **Probenummern** oder **Prospecte** zu erhalten:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

4. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

Werden in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

Wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Werden in wöchentlichen Nummern zu 1 Bogen oder in monatlichen Heften zu 4—5 Bogen ausgegeben. 8. Vierteljährlich 16 Ngr. **Inserate** werden nicht aufgenommen. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding.

Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Für das lesende Publicum.

Im Verlage von **Paul Schettler** in **Köthen** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie in allen guten Leihbibliotheken vorräthig:

„Gleim."

Historischer Roman in drei Büchern von Klencke.

8. **Drei Bände.** Eleg. broch. Preis 4 Thlr.

Dieser Roman reihet sich den von demselben Verfasser früher erschienenen literar-historischen Romanen: „Lessing", „Herder", „A. L. Karschin" „Parnaß zu Braunschweig", an und schildert das freundschaftliche Zusammenwirken des Halberstädter Freundschaftsbundes. Uz, Kleist, Ramler, Weiße, Sulzer, Lessing, Klopstock, Lange, Gellert, Jacobi, Michaelis, Klamer Schmidt, Stolberg, Heinse, Lavater, der Naturdichter Hiller und Gleim als Mittelpunkt dieser Gruppe treten darin auf. Das Ganze ist mit interessanten Episoden aus dem Siebenjährigen Kriege durchwebt und mit der dem Verfasser eigenthümlichen Lebendigkeit der Anschauung lebenswahr und technisch vollendet erzählt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Carriere (Moriz), **Das Wesen und die Formen der Poesie.** Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der als philosophischer und besonders ästhetischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser versucht in diesem Werke, aus der Blüte der deutschen Poesie die wissenschaftlichen Resultate zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen und so Das, was Gervinus, Ottfried Müller, Jakob und Wilhelm Grimm u. A. erbeutet haben, für die Poetik fruchtbar zu machen. Zur Erläuterung sind einige literarische Charakteristiken beigefügt und die drei Beilagen berühren das Epos, die Lyrik (Goethe) und das Drama (Schiller), sodaß sich Alles zu einem planvollen Ganzen abrundet. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Carriere's vor andern ähnlichen Werken besteht noch darin, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu halten sucht, daß die wissenschaftliche Gediegenheit zugleich in gefälliger Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk dem größern Publicum noch willkommener machen wird.

Das Deutsche Kunstblatt

unter Mitwirkung von **Kugler** in Berlin — **Passavant** in Frankfurt — **Waagen** in Berlin — **Wiegmann** in Düsseldorf — **Schnaase** in Berlin — **Förster** in München — **Eitelberger v. Edelberg** in Wien.

Redigirt von F. Eggers in Berlin.

hat den sechsten Jahrgang seiner Wirksamkeit begonnen. Es verfolgt die Bewegungen auf dem Kunstgebiete der Gegenwart, sowie die Einwirkung der Kunst auf das Gewerbe, gibt die Resultate der mittelalterlichen Forschungen, bespricht die neuen Erscheinungen und ist das Central-Organ der deutschen Kunstvereine. Das mit ihm verbundene Literaturblatt, welches bisher eine eingehende Kritik der neuern poetischen Erscheinungen in bestimmter, charaktervoller Richtung verfolgte, wird im neuen Jahre auch gehaltvolle Aufsätze in Bezug auf frühere Entwickelungsperioden der schönen Literatur und die literar-ästhetischen Fragen der Gegenwart bringen. Artistische Beigaben begleiten den Text je nach Bedürfniß. Der Preis des Quartals ist 1 Thlr. 20 Sgr., und kann das Blatt dafür durch jede Buchhandlung, wie auf allen Postämtern bezogen werden. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Heinrich Schindler in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 25. Januar 1855.

Moritz Carriere.

Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. Von Moritz Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ebenso bedeutend durch seinen Gehalt als anziehend durch seine Form, ist das vorliegende Werk eine für die Wissenschaft als solche wie für die Verbreitung derselben in weitern Kreisen gleich werth- und verdienstvolle Erscheinung. Dies hier von vornherein mit aller Bestimmtheit und Entschiedenheit auszusprechen, fühle ich mich umsomehr veranlaßt, als ihm ein Urtheil in den „Grenzboten" nur die Bedeutung einer popularisirenden Schrift beigelegt, ja geradezu erklärt hat, daß sein wissenschaftlicher Werth gleich Null sei. Carriere hat hierauf in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (1854, Nr. 289) bereits selbst gebührend geantwortet und auf mehre der Punkte hingewiesen, die allein schon hinreichen, dem Buche eine wissenschaftliche Bedeutung zu geben; nichtsdestoweniger wird es zweckmäßig sein, wenn auch ein Dritter in dieser Angelegenheit das Wort ergreift, einmal weil jene Erwiderung nur sehr kurz gehalten ist und sich nur auf Andeutungen beschränkt, sodann weil ein Urtheil in eigener Sache leicht der Bemistrauung ausgesetzt ist.

Auf eine eigentliche Begründung ihrer Ansicht lassen sich die „Grenzboten" nicht ein. Sie hätte in dem Nachweis bestehen müssen, daß die wissenschaftliche Erkenntniß der Poesie durch alles Das, was Carriere darüber bringt, auf keine Weise gefördert werde, daß seine Ansichten sowol von Seiten ihres Inhalts als auch von Seiten ihrer Entwickelung und Darstellung sämmtlich bereits ausgesprochen und schon Gemeingut geworden, oder, sofern sie über das Bekannte hinausgingen, falsch und unhaltbar seien, daß Alles, was vom Verfasser ausgehe, blos als vage Behauptung hingestellt, durch keine innern Gründe unterstützt, durch keine Thatsachen der Erfahrung und Beobachtung bewahrheitet werde, daß in seinen Ideen keine Einheit, in seinem Vortrage keine Klarheit, in seinem Entwickelungsgange keine Planmäßigkeit herrsche u. s. w. Von einem solchen Nachweis findet sich in dem Urtheil der „Grenzboten" nichts, oder sie müßten denn etwa darin eine Motivirung ihrer Ansicht geliefert zu haben glauben, wenn sie unter Anderm, um auf den Ideengang des Verfassers den Schein der Planlosigkeit zu werfen, die von der oberflächlichsten Kenntnißnahme zeugende, durch nichts zu rechtfertigende Behauptung aufstellen, der Verfasser habe sich bei dem Fortschritt seiner Entwickelung durch zufällig ihm einfallende Stellen von Dichtern oder andern Aesthetikern leiten lassen, während in Wahrheit die angezogenen Stellen nur als Unterstützungen und Belege für eigene Ansichten und zwar stets an solchen Orten eingefügt sind, wo sie dem wissenschaftlichen Gedankengange des Verfassers entsprechen und nicht wenig zur Veranschaulichung und Belebung desselben beitragen. Allerdings ist die Einkleidung der Ideen nicht gerade eine schulgemäße oder strengdialektische. Der Autor hat, weil er nicht blos für esoterische, sondern auch für exoterische Kreise schreiben wollte, darauf verzichtet, die Ergebnisse seiner ästhetischen Forschungen und Untersuchungen in derjenigen Form und Reihenfolge zu geben, wie sie sich innerhalb des Denkprocesses nach Satz, Gegensatz und Vermittelung entwickeln; er hat darauf verzichtet, seine Gedanken zu denen seiner Vorgänger in scharfe Opposition zu setzen und zu einem einseitig für sich bestehenden System abzuschließen; er hat darauf verzichtet, die Fortschritte, welche die Aesthetik ihm zu verdanken hat, besonders hervorzuheben und dieselben durch ausführliche Raisonnements und Beweisführungen zu erhärten. Aber darum behaupten zu wollen, der Entwickelungsgang seiner Schrift sei ein zufälliger und planloser und die ganze Form derselben sei eine unwissenschaftliche, kann nur Dem einfallen, der mit pedantischer Engherzigkeit und Einseitigkeit in jenen schulgemäßen Formen befangen ist und nicht die Fähigkeit besitzt, auch in der freiern Bewegung das ihr zugrunde liegende Gesetz und unter dem verhüllenden Fleisch die strengern und festern Fügungen des Knochenbaus zu erkennen, oder wer sich so sehr in die Lust zur Negation verloren hat, daß er, bewußt oder unbewußt, an allen

Erscheinungen gerade nur diejenige Seite ins Auge faßt, welche uns zum Bewußtsein bringt, was die Erscheinung als solche nicht ist. Eine solche Seite muß natürlich jede einzelne Erscheinung haben, weil sie eben als solche nicht Alles ist und nicht Alles sein kann. Vermag sie doch ohne eine solche Selbstbegrenzung, ohne eine solche Verzichtleistung auf alles Andere gar nicht dazu zu gelangen, auch für sich etwas zu sein und das Gepräge der Einzelvollkommenheit zu tragen. Wer also aus Lust zur Negation nur darauf ausgeht, die Kehr- oder Schattenseiten der Erscheinungen hervorzuheben, hat das leichteste Spiel von der Welt, und es gehört dazu bei weitem nicht soviel Scharfsinn, als manche Leute dahinter suchen. Braucht man doch z. B. von einem Sommerrock nur zu fodern, daß er auch die Dienste eines Winterrocks leiste, oder von ein paar Tanzschuhen, daß sie als Wasserstiefeln dienen, so wird man mit Leichtigkeit die Unbrauchbarkeit dieser Dinge, wenn sie auch der Bestimmung, der sie ihr Dasein verdanken, noch so gut entsprechen sollten, beweisen können. Viel anders ist aber das Verfahren der „Grenzboten" dem Carriere'schen Werke gegenüber durchaus nicht. Obschon es auf der Hand liegt, daß der Autor auf die strengere Form selbstbewußt und freiwillig verzichtet hat und daß ihn hierbei nicht etwa ein Haschen nach seichter Popularität, sondern das anerkennungswerthe Bestreben, die Darstellung mit dem Object der Darstellung in Einklang zu bringen, geleitet hat, so beurtheilen die „Grenzboten" doch die von ihm gewählte Form gerade so, als sei er nur aus Unvermögen in dieselbe verfallen oder als sei die freiere Einkleidung wissenschaftlicher Ideen überhaupt eine schlechthin unberechtigte oder wenigstens nur für einen sehr untergeordneten Zweck arbeitende, und fertigen sie mit der angenommenen Miene strenger Wissenschaftlichkeit ab. Daß es ihnen dabei um die Strenge der Wissenschaft wirklich und aufrichtig zu thun gewesen sei, diesen Eindruck gewinnt man aus der höchst saloppen Haltung der Recension wenigstens nicht; vielmehr fühlt man sich durch dieselbe zu der Meinung hingedrängt, daß sie im umgekehrten Falle wahrscheinlich gerade umgekehrt geurtheilt, nämlich von dem Buche, wenn es in schulgemäßer oder strengdialektischer Form geschrieben wäre, eine freiere, dem Schönen angemessenere und allgemein zugänglichere Darstellung verlangt haben würden; zu dieser Vermuthung wird man aber unter Anderm auch dadurch veranlaßt, daß sie sich vor kurzem in einer Besprechung der Vischer'schen „Aesthetik", welche sich in jener strengen Form bewegt, vorzugsweise mit der Aufmutzung kleiner stilistischer Mängel befaßt und der wissenschaftlichen Entwickelung gar wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Unter solchen Umständen ist es denn freilich nicht leicht, dem Verdammungsurtheil der „Grenzboten" zu entgehen, desto leichter aber, dieses Urtheil selbst umzustoßen und seine Richtigkeit zu erweisen. Im vorliegenden Falle aber wird ohne Zweifel die allgemeine Stimme selbst als höhere Instanz die Nullification desselben übernehmen, da die unter allen Verhältnissen höchst schwierige Aufgabe, dem Bedürfniß des Schönheitsgefühls und dem Begriffskreise der allgemeinen Bildung zu genügen, und zugleich auch die Foderungen der Wissenschaft im Auge zu behalten und wesentlich zu ihrer Förderung und Bereicherung beizutragen, kaum von einem ästhetischen Werke glücklicher und vollkommener gelöst werden kann als von dem hier in Rede stehenden. Um freilich nicht blos die für die weitern Kreise darin niedergelegten Belehrungen daraus zu schöpfen, sondern auch Schritt für Schritt die speculative Bedeutung und die philosophische Entwickelung der Ideen herauszuerkennen und überall zu durchschauen, worin der Verfasser über die frühern Systeme hinausgeht und zur Lösung bisher ungelöster Probleme wesentlich beiträgt, muß man mit allen den Anstrengungen und Kämpfen, welche die Wissenschaft des Schönen von Platon ab bis jetzt durchzumachen gehabt hat, und mit den Gegensätzen und Widersprüchen, deren Ueberwindung ihr namentlich in neuerer Zeit als Ziel vorgeschwebt hat, auf das innigste vertraut sein, weil man sonst leicht eine von der Wissenschaft erst nach schweren Kämpfen errungene Wahrheit gerade darum, weil sie dem unmittelbaren Gefühle entspricht, als etwas längst Erkanntes und Begriffenes ansehen kann, während es bis dahin doch nur ein dunkel Geahntes, mit den Principien der Erkenntniß aber noch nicht in Einklang Gebrachtes war. Diese Verkennung wissenschaftlicher Errungenschaften ist aber für den Uneingeweihten um so eher dann möglich, wenn dieselben, wie in dem vorliegenden Buche, in einer dem unmittelbaren Gefühl näherliegenden und zugänglichern Form mitgetheilt werden, weil der altkluge Verstand durch diese ihre entgegenkommende Form verführt wird, sich einzubilden, daß er Das, was ihm hier gesagt wird, schon lange gewußt habe, während er es in der That nicht wußte, sondern es nur dem Gefühl papagaienartig nachsagte oder allenfalls aphoristisch darüber raisonnirte. Der einseitige, in sich selbst befangene Verstand wird vielleicht geneigt sein, hiergegen zu erwidern: wenn die letzten Errungenschaften der Wissenschaft doch zuletzt nur auf Wahrheiten hinausliefen, die das Gefühl und er selbst mit ihm von Anfang an innegehabt hätten, so sei die ganze Wissenschaft etwas Unnützes, Entbehrliches; hiermit aber bricht der Verstand zugleich über sich selbst den Stab; denn indem er vom unmittelbaren Genuß des Schönen zum Raisonnement fortschreitet, reißt auch er sich bereits vom Gefühl los; und gerade, um diesen Bruch von Verstand und Gefühl zu überwinden und beiden gerecht zu werden, ist die Wissenschaft nothwendig, und es ist daher auch ganz natürlich, daß die Wissenschaft, nachdem sie anfangs mit dem Verstande sich immer weiter vom unmittelbaren Gefühl entfernt, zuletzt wieder zu demselben zurückkehren und darthun muß, daß Dasjenige, was das Gefühl nur dunkel ahnte, auch vor dem Forum des klaren, selbstbewußten Geistes stichhaltig ist. Daher schließt denn auch jede wissenschaftliche Periode zuletzt stets mit solchen Arbeiten ab, welche das Bestreben haben, die Resultate der Speculation wie der Empirie

wieder mit dem Gemeinbewußtsein zu vermitteln und zugleich die letzten Gegensätze und Widersprüche innerhalb der herrschenden Systeme selbst zu überwinden, ähnlich wie das Wachsthum der Pflanze die Kreisläufe seiner Entwickelung damit beschließt, daß es zuletzt aus dem System des Stamms und des Gezweigs wieder die Blüten, Früchte und Samenkörner heraustreibt und somit zu derjenigen Form zurückkehrt, von welcher es ausgegangen ist, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß diese Form jetzt nicht mehr an den Schoos der dunkeln Erde gebunden ist, sondern in den freien Regionen des Lichts erhöht und vervielfältigt ins Dasein tritt.

In diesem Sinne ist auch die vorliegende Schrift aufzufassen. Sie gehört durch und durch dem Baum der Wissenschaft an, die wir die Philosophie des Schönen nennen, aber sie repräsentirt uns nicht sowol einen einzelnen Zweig derselben, sondern sie ist gewissermaßen über das Entwickelungsstadium der dialektischen Gezweig- und fundamentalen Holzbildung hinaus, stellt sich uns mithin nicht als trockenes Gerüst, sondern als die anmuthige Bekleidung desselben, nicht als das Zusammenwirken der Factoren innerhalb der Genesis, sondern als das schließliche Product, als Blüte und Frucht des vorangegangenen Processes dar. Sofern nun während der letzten Entwickelungsperiode der Aesthetik vorzugsweise die Ausgleichung zweier Gegensätze angestrebt ist, nämlich einerseits der Kant'schen Ansicht, daß das Schöne etwas blos Subjectives, nicht dem Dinge an sich Anhaftendes, sondern blos innerhalb der Empfindung des anschauenden Geistes Existirendes sei, und andererseits der von Schelling ausgehenden Theorie, daß es den Gegenständen selbst innwohne und also eine objective Bedeutung habe: so bewährt sich denn auch der abschließende Charakter der Carriere'schen Schrift hauptsächlich darin, daß in derselben mit einer Entschiedenheit und Klarheit wie in keinem frühern System die Nothwendigkeit einer Mitthätigkeit des Subjects und des Objects zur Erzeugung des Schönen anerkannt wird, indem der Verfasser entwickelt, wie das Schöne „im Zusammenwirken von Erscheinungen, welche eine Idee völlig ausdrücken, mit unsern auffassenden Sinnen und mit unserm Geist" hervorgebracht werde. So einfach und einleuchtend dies scheint, so war es doch innerhalb der Philosophie eine bisher noch nicht ganz zum Durchbruch gekommene Wahrheit; denn selbst Hegel und seine Schule faßten das Schöne im Gegensatz zu Kant noch zu objectiv, indem sie sich die das Wesen des Schönen ausmachende Einheit des Realen mit dem Idealen zunächst und vorzugsweise nur als die im Object selbst sich vollziehende Identität der Erscheinung mit der Idee vorstellten, dergestalt, daß noch der „Aesthetik" Vischer's von einem Recensenten der „Literarischen Zeitung" der allerdings nicht ganz gerechtfertigte Vorwurf gemacht werden konnte, daß er die nachträglich von ihm zur Sprache gebrachte Mitwirkung des Subjects bei der Erzeugung des Schönen nicht aus seiner Grundansicht wirklich entwickele, sondern blos erschlichen habe. Ist nun auch, wie gesagt, dieser Vorwurf kein ganz gerechter, weil allerdings die Vischer'sche Grundbestimmung des Schönen die Anerkennung des subjectiven Elements bereits involvirt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Vischer diesem Elemente eine viel zu geringe Bedeutung beilegt und es in seinem System viel zu spät zur Entwickelung bringt, während Carriere von vornherein die ihm gebührende Wichtigkeit hervorhebt und auf diese Weise beiden Elementen, dem subjectiven wie dem objectiven, sogleich am Ausgangspunkt seines Systems gerecht wird. Die ersten Worte seines Werks lauten:

Wir werden unter den Empfindungen von den Zuständen unsers eigenen Wesens auch eines Lustgefühls inne, in welchem unser Dasein erhöht, unser ganzes Gemüth durch ein sinnlich-geistiges Wohlbehagen im Genusse voller Gesundheit befriedigt wird; wir gewahren, daß solch eine Freude im Zusammenwirken bestimmter Gedanken und Eindrücke mit unserer Seele entspringt, wir ahnen, suchen und finden in dem Gegenstande, der sie erregt, dieselbe Harmonie des Geistes und der Natur, dieselbe Ineinsbildung des Idealen und Realen und nennen ihn schön. In der That aber ist die Schönheit weder eine Eigenschaft, die den Dingen an sich zukäme, noch eine Vorstellung, die allein von unserm Bewußtsein erzeugt würde, sondern sie entsteht im fühlenden Geiste, wenn in einem Gegenstande das volle mangellose Sein durch die innigste Vermählung von Gesetz und Erscheinung, von Idee und äußerer Wirklichkeit, von Seele und Materie uns entgegenleuchtet, von unsern Sinnen wahrgenommen, von unsern Gedanken erfaßt wird und mit unserm eigenen Selbst verschmilzt.

Da haben wir sogleich von vornherein eine die bisherigen Schwankungen so vollkommen ausgleichende und beruhigende Grundbestimmung des Schönen, wie sie kein bisheriges System geliefert hat, und zwar in einer Form, welche trotzdem daß sie mehr den Charakter einer Description als Definition trägt, doch ebenso durch ihre wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit wie durch ihre Wohlgefälligkeit und edle Popularität befriedigt. Ist nun der wissenschaftliche Werth eines Werks, das sich sogleich in seinen ersten Sätzen als ein wesentlicher Fortschritt über die bisherigen Leistungen hinaus, als die reife Frucht einer hundertjährigen wissenschaftlichen Entwickelung documentirt und das mithin auf einer von der Geschichte der Wissenschaft selbst gebauten und daher auf einer ebenso festen als wohlgefügten Grundlage ruht, auf Null anzuschlagen?

Ganz ebenso bedeutend ist aber auch der auf dieser Basis aufgeführte Bau selbst, sowol in seinem allgemeinern Theil, der sich über das Schöne und die Kunst überhaupt verbreitet, als auch in denjenigen Abschnitten, welche den eigentlichen Gegenstand des Buchs, das Wesen und die Formen der Poesie, speciell ins Auge fassen. In jenem Theil gibt er zunächst eine nähere Darlegung des oben mitgetheilten Grundgedankens; er entwickelt daraus die für die Erzeugung des Schönen einerseits vom Subject, andererseits vom Object zu erfüllenden Bedingungen, z. B. dort die Formen der äußern und innern Wahrnehmung, hier die Eigenschaften der Einheit und Mannichfaltigkeit, der Nothwendigkeit und Freiheit, der Regelmäßigkeit, der Ordnung, des Ebenmaßes, der Zweckmäßigkeit, der Verhältnißmäßig-

keit, der Geschlossenheit u. s. w., die er alle unter dem Namen der Harmonie zusammenfaßt; er deutet sodann auf die verschiedenen Modificationen des Schönen hin, welche aus einer verschiedenartigen Combination dieser Eigenschaften hervorgehen können, z. B. auf die Gegensätze von Anmuth und Würde; er erörtert sodann die Unterschiede des Naturschönen und Kunstschönen und findet auch hier die glückliche Lösung des Streits über den ästhetischen Werth beider; er geht weiter zur nähern Betrachtung der Kunst insbesondere über, bestimmt sie als die Thätigkeit der Phantasie und diese als die Gottesgabe des Menschen, eigene Ideen in Formen der Sinneswahrnehmung zu kleiden und dadurch zu offenbaren, oder als die Geisteskraft, im Einzelbild den Gedanken des Ganzen anzuschauen und auszusprechen; erörtert sodann den Gegensatz der idealisirenden und charakteristischen Darstellungsweise und das Wesen des Kunststils überhaupt und wendet sich hierauf zu einer Eintheilung, Charakteristik und Vergleichung der einzelnen Künste, um endlich bei der Poesie als seinem eigentlichen Thema stehen zu bleiben.

Niemand, der überhaupt einen Plan zu verfolgen im Stande ist, wird in diesem Entwickelungsgange einen klaren, naturgemäßen und folgerichtigen Fortschritt vom Allgemeinen zum Speciellen verkennen; ebenso befriedigend wie die Anordnung ist aber auch der Inhalt und der Werth der einzelnen Bestimmungen. Da alles in dieser Abtheilung Zusammengestellte nur die Bedeutung und den Umfang einer grundlegenden Einleitung hat, so kann natürlich das Meiste nur kurz berührt und angedeutet sein. Aber gerade in dieser kurzen Zusammenstellung zeigt sich, wie sehr der Autor Herr seines Stoffs ist, wie er aus der Masse des sich darbietenden Materials gerade die wesentlichsten und wichtigsten Punkte herausgehoben, wie er mit wenigen, aber bezeichnenden Worten über diese Punkte das Angemessenste und Stichhaltigste gesagt und seiner Darstellung zugleich durch glücklich gewählte Beispiele und stete Beziehung auf wirkliche Erscheinungen den Charakter der Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit verliehen hat. Eine besondere Hervorhebung verdient die Art und Weise, wie er die Künste gliedert, und er hat vollkommen Recht, wenn er seinem Kritiker in den „Grenzboten", der hierüber völlig schweigt, den Vorwurf macht, es könne derselbe gar nicht verstanden haben, um was es sich hier handle; denn sonst würde er die Sache entweder bekämpft oder anerkannt haben; für wissenschaftlich werthlos könne jene Erörterung nur Derjenige halten, der nicht einmal wisse, wie schwankend und unbefriedigend auch noch Hegel und Vischer in dieser Frage seien. In der That ist dem so, und Carriere betritt wirklich in der von den bisherigen ästhetischen Systemen noch immer nicht befriedigend gelösten Frage über die Gliederung der Künste einen neuen Weg, dem ich umsomehr Veranlassung habe im Allgemeinen meine Zustimmung zu geben, als ich über diesen Gegenstand schon seit längerer Zeit dieselbe Grundansicht gehegt und dieselbe auch bereits in einem besondern Aufsatze: „Ideen zu einer Classification und Charakteristik der schönen Künste", in Noack's „Jahrbüchern für speculative Philosophie" (1846), der dem Autor wahrscheinlich entgangen ist, niedergelegt habe. Der Gedankengang, welcher der Carriere'schen Gliederung zugrunde liegt, ist folgender. Wenn die Kunst die Verklärung der Natur, die Darstellung der Wahrheit des Wirklichen sei, so müsse auch das ganze innere wie äußere Sein, so müsse die Welt so gut wie das Reich des Geistes von ihr umfaßt werden. Nun breite aber die Natur ihr Wesen in den Formen von Raum und Zeit aus, der Geist hingegen vermittle die äußere Anschauung und die innere Empfindung im Selbstbewußtsein. Die Kunst müsse also ein mal die Dinge in ihrem räumlichen Nebeneinanderbestehen, sie müsse das Nacheinander in der Zeitfolge und das in Raum und Zeit sich entfaltende Leben ergreifen, und sie müsse ebenso die Anschauungsbilder der Seele, ihre Gefühle und ihre Gedankenwelt auffassen. Da aber Natur und Geist füreinander da seien und in der Schönheit gerade der Ausdruck ihrer Harmonie erkannt werde, so entsprächen auch beide Regionen einander und es ergebe sich eine Dreiheit von Künsten: die Offenbarung geistiger Anschauung durch die Gestaltung der Materie im Raume, oder die bildende Kunst, die Offenbarung der innern Gefühle durch die Töne und ihre rhythmische, melodische Folge in der Zeit, oder die Musik, die Offenbarung des Lebens der Welt und der Gedanken des Selbstbewußtseins durch das Wort, oder die Poesie. Im Raume aber gewahre man wieder Dreierlei: die anorganische Materie, die freie organische Individualgestalt und die Wechselwirkung beider im Naturleben; und demgemäß erhalte man drei bildende Künste: Architektur, Sculptur, Malerei.

Jedem, der mit den bisherigen Systemen genau bekannt ist, muß der Gewinn, den die Wissenschaft insbesondere durch die zuletzt erwähnte Eintheilung der bildenden Künste nach den natürlichen Kategorien des Anorganischen, des Organisch-Individuellen und der Wechselwirkung beider gemacht hat, einleuchten; denn es wird daraus deutlich, daß die Auseinanderlegung der bildenden Kunst in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei keineswegs auf einem bloßen Zufall, sondern auf einem Gegensatze und dessen Vermittelung beruht, der ganz ebenso, wie in der künstlerischen, auch in der wirklichen Welt existirt. Ganz auf denselben Gegensatz habe auch ich die Gliederung der Kunst, soweit sie auf einer verschiedenen Fassung der Schönheitsidee beruht, basirt, nur daß ich ihn als den Gegensatz des Makrokosmos und des Mikrokosmos bezeichnet, die Vermittelung in dem aus dem Mikrokosmos sich entfaltenden Makrokosmos, d. h. in der Geschichte des Menschenlebens oder der Weltgeschichte gesehen und demgemäß die Architektur als die makrokosmische, die Sculptur als die mikrokosmische und die Malerei als die geschichtliche Plastik charakterisirt habe.

Weniger im Einklange befinde ich mich mit dem Verfasser rücksichtlich der von ihm als Haupteintheilung vorangestellten Gliederung der Kunst überhaupt in bil-

bende Kunst, Musik und Poesie. Zwar den Gegensatz von Raum und Zeit und dessen Vermittelung nehme auch ich als Eintheilungsprincip an, wie denn seit Lessing's evidenter Entwickelung im „Laokoon" über die Bedeutung dieser Grundformen der Erscheinungswelt für die Kunst kein Zweifel mehr obwalten kann. Aber ich weiche darin vom Verfasser ab, daß ich in der Poesie nicht schon eine Vermittelung dieses Gegensatzes, sondern nur eine an die Zeitform geknüpfte, also noch innerhalb des Gegensatzes verharrende Darstellung zu sehen vermag. Allerdings erweckt die Poesie auch räumliche Vorstellungen, aber doch immer nur in successiver zeitlicher Reihenfolge, gerade sowie uns die Malerei auch zeitliche Vorstellungen, jedoch immer nur im räumlichen Nebeneinander vergegenwärtigen kann. Die Poesie wirkt, ebenso wie die Musik und der Gesang, direct nur auf das Ohr, während die drei bildenden Künste direct nur auf das Auge wirken, sie steht also von Seiten des Materials, durch welches sie ihre Ideen zur Erscheinung bringt, durchaus auf Seiten der tonischen oder akustischen Künste und bildet mit ihnen gemeinsam einen Gegensatz zu den plastischen oder optischen Künsten. Halten wir aber dies fest, so gewinnen wir damit zugleich die Erkenntniß, daß sich die akustischen Künste ebenso wie die optischen in eine Trias, nämlich in die Instrumentalmusik, den Gesang und die Dichtkunst, auseinanderlegen und daß dieser Trias ganz das nämliche Eintheilungsprincip wie jener zugrunde liegt, dergestalt, daß die Instrumentalmusik in Analogie mit der Architektur als die makrokosmische, anorganische, der Gesang dagegen in Correspondenz mit der Sculptur als die mikrokosmische, organische, individuelle und endlich die Poesie in Uebereinstimmung mit der Malerei als die weltgeschichtliche, die Wechselwirkung des Individuums mit der Außenwelt zur Darstellung bringende Kunst zu fassen ist, und mithin der Unterschied dieser drei Künste von jenen nur darin besteht, daß sie diese verschiedenen Entwickelungsformen der Schönheits- oder Kosmosidee nicht wie jene innerhalb des Raums und sichtbar für das Auge, sondern innerhalb der Zeit und hörbar für das Ohr zur Erscheinung bringen. Die Analogie zwischen der Architektur und der Instrumentalmusik einerseits und zwischen der Sculptur und dem Gesange andererseits hat bereits Carriere selbst erkannt und treffend entwickelt; umsomehr aber wird er mit mir das Bedürfniß empfinden, auch der dritten bildenden Kunst, der Malerei, ein Analogon unter den akustischen Künsten gegenüberzustellen. Als ein solches bietet sich aber in jedweder Beziehung die Poesie dar, denn beide harmoniren darin, daß ihnen die Darstellung des aus dem Menschen sich entfaltenden oder mit ihm in Wechselverkehr tretenden Lebens als die eigentliche Aufgabe gilt, und ihr Unterschied besteht nur darin, daß jene dies durch optische, simultan sich darstellende Farbenbilder, diese dagegen durch akustische, successiv sich entwickelnde Lautgebilde zu erreichen sucht, von denen jene die anschaulichen Reflexe, diese die vernehmbaren Wiederhalle der Welt- und Lebenselemente sind. Die Neigung, in der Poesie eine Kunst von allgemeinerm Charakter zu sehen, die als solche den Gegensatz von Raum und Zeit bereits überwunden habe, ist zuerst von Solger ausgegangen und hat sich seitdem fast in allen ästhetischen Systemen erhalten; man braucht sich aber nur die von Lessing im „Laokoon" entwickelten Grenzen der Malerei und Poesie recht lebendig zu vergegenwärtigen, um sofort einzusehen, daß sie ein ebenso bestimmtes und besonderes Gepräge trägt wie die übrigen der genannten Künste; und dies ist im Bereiche der Kunst, wo Alles nach Besonderung und eigenthümlicher Gestaltung hindrängt, nicht etwa als ein Mangel, sondern im Gegentheil als ein Vorzug anzusehen. Die Erkenntniß des spezifischen Charakters der Poesie spricht sich auch in Allem, was Carriere über dieselbe insbesondere sagt, mit völliger Klarheit aus, und es ist daher der Gedanke, die Poesie als Vermittelung der bildenden und tonischen Künste hinzustellen, wahrscheinlich nur aus dem Bedürfniß hervorgegangen, innerhalb der Kunstsphäre auch die Vermittelung des Gegensatzes von Raum und Zeit repräsentirt zu sehen. Und an einer solchen Repräsentation fehlt es in der That auch nicht, sie ist aber nicht in der Poesie, sondern in den mimischen Künsten enthalten, welche die drei Kosmosformen durch räumlich-zeitliche, optisch-akustische Körperbewegungen darzustellen suchen und demgemäß in der Tanzkunst die tonischen Formen der Instrumentalmusik nach dem Typus der Architektur, in der Meloplastik (Oper) die tonischen Formen des Gesangs nach dem Typus der Sculptur und endlich in der Schauspielkunst die tonischen Formen der Poesie nach dem Typus der Malerei auch optisch und plastisch zur Erscheinung bringen. Diese Künste sind es daher, in denen die Sonderung der Künste wieder nach der Vereinigung zurückverlangt, und die Bühne, auf der sie sich darstellen, gilt uns daher nicht mehr als die Repräsentation einer einzelnen jener drei Kosmosformen, sondern als das Bild der Welt überhaupt und als diejenige Sphäre, in welcher sich zuletzt sämmtliche Künste begegnen und sich zu einer gemeinsamen Totalwirkung gegenseitig die Hand reichen.

Noch weit unverkennbarer und handgreiflicher, weil entwickelter und ausgeführter als in dem bisher betrachteten fundamentalen Theil stellen sich die vielfältigen Bereicherungen, welche die Wissenschaft des Schönen durch diese Schrift erhalten hat, in den folgenden, der Poesie speciell gewidmeten Abschnitten dar. Mußten wir dort als eine Haupterrungenschaft hervorheben, daß Carriere den Gegensatz der Kant'schen und Schelling-Hegel'schen Auffassung des Schönen so vollkommen wie noch Keiner vor ihm zur Versöhnung gebracht, so müssen wir hier eine wesentliche Förderung der Poetik darin erblicken, daß der Verfasser in seine Darstellung nicht blos die Resultate der philosophischen Speculation, sondern auch die der historischen Forschung aufgenommen, beide auf das innigste miteinander verwebt und so den sonst oft so grell und störend hervortretenden Widerspruch der apriorischen und der empirischen Anschauung auf das

befriedigendste versöhnt hat. Da er hierbei keineswegs blos die unmittelbar auf die Geschichte der Poesie gerichteten Forschungen eines Herder, F. A. Wolf, Lachmann, Grimm, Gervinus, O. Müller, Ulrici u. A. berücksichtigte, sondern auch die reichhaltigen Ergebnisse der Sprach- und Naturwissenschaft, soweit sie für die Erkenntniß der Poesie ersprießlich sind, mit umfassendem Blicke in das Bereich seiner Thätigkeit zog: so ruht seine Entwickelung durch und durch auf einer soliden Basis und hält sich von jeder Nebelei und Schwebelei des Gefühls, sowie von allen einseitig-nüchternen Verstandesabstractionen mit gleich richtigem Takte fern. Ebenso befriedigend ist der den Entwickelungen zugrunde liegende Gedankengang, denn der Autor handelt zunächst von der Sprache als dem Körper der Poesie, von der dichtenden Phantasie als dem Geiste derselben und von der Vermählung dieser beiden Elemente im poetischen Kunstwerk durch die Bildlichkeit der Rede und die rhythmisch-harmonische Gestaltung derselben in der Versification. Sodann erörtert er die auf der historischen Entwickelung des Menschen beruhenden Unterschiede der Volks- und Kunstpoesie, wobei er eine ebenso große Empfänglichkeit für jene als für diese bekundet und beider Vorzüge mit gleicher Anerkennung und Liebe nachweist; und endlich wendet er sich zur Deduction und Charakteristik der drei Grundformen der Dichtkunst, der Lyrik, Epik und Dramatik, zeigt, wie diese wiederum auf natur- und vernunftgemäßen Gegensätzen beruhen, und verfolgt sie sodann mit gleicher Wissenschaftlichkeit in ihre innere Gestaltung und Gliederung, indem er die Erörterung über das Drama mit einer besondern Charakteristik der Tragödie, der Komödie und des Schauspiels beschließt. Ihm auf alle diese Gebiete zu folgen und den Leser mit allen darin enthaltenen aufschlußreichen Entwickelungen und seinen ästhetischen Beobachtungen bekannt zu machen, ist uns hier nicht möglich, und wir begnügen uns daher, einige seiner allgemeinern Bestimmungen mitzutheilen, aus deren Inhalt und Fassung man sich am besten einen Begriff von dem wissenschaftlichen Charakter und gesunden Sinne des Buchs wird bilden können.

Ueber die Bedeutung des Worts und der Sprache als des lebendigen Stoffs der Poesie sagt er:

Unser Bewußtsein umgibt sich nicht blos mit Anschauungsbildern der Dinge, sondern es ist in ihnen thätig, es unterscheidet sie voneinander, es achtet auch auf die Unterschiede, und indem es gewahrt, daß ein Eichbaum von einer Linde anders unterschieden ist als von einer Rose oder einer Nachtigall, von einem Hause oder einem Jäger, ordnet es das Wesengleiche zusammen und bildet sich Schemata, bildet sich allgemeine Begriffe, die uns durch keinen besondern Gegenstand veranschaulicht werden können, die nun einen andern Träger und Ausdruck bedürfen, und diesen finden sie im Wort. Das Gefühl legt ursprünglich seine ganze Intensität, seinen ganzen Inhalt in Einen Laut, will aber das Bewußtsein sich dasselbe klar machen, es in seine mannichfaltigen Elemente zerlegen, so wird schon eine Reihe von Lauten erfoderlich, deren gegliederte Fülle sich zu einem Ganzen zusammenschließt. So entsteht die Sprache als die fortwährende That des Geistes, den Laut zu articuliren und ihn zum Ausdruck nicht blos der Empfindung, sondern auch zum Symbole der Anschauung, damit zum Leibe, zur organischen Offenbarung des Gedankens zu machen. Das Bewußtsein äußert und vernimmt sich durch das Wort; so wird es Selbst- und Weltbewußtsein, und das dunkle Weben seiner Unerschlossenheit kommt zur freientfalteten Klarheit des Gedankens durch die Sprache. Im Wort und seinem Verständniß haben wir das stets sich wirkende Band der Menschen untereinander, die Besiegelung ihrer gattungsmäßigen Einheit: der Sprechende gibt durch Luftschwingungen dem Ohr und durch dessen Erbebung der Seele des Hörenden die Anregung, um denselben Gedanken in sich zu erzeugen, der ihn selbst erfüllt; dies wäre nicht möglich, wenn nicht die gleiche Vernunft das Wesen beider wäre, beide in Einem Gottesgeiste lebten, von welchem sie das Gesetz der Sprachbildung und geschichtlichen Sprachentwickelung eingegeben haben, von welchem die Organe des Leibes mit vorschauendem Blicke dem Dienste der Seele entsprechend gebildet sind.

Ueber die im Dichter waltende geistig-göttliche Kraft, welche die Sprache zur Poesie gestaltet, spricht er sich unter Anderm folgendermaßen aus:

Die Kunst bedarf der göttlichen Begeisterung, weil sie nicht Nachahmung der Natur, sondern Neuschöpfung, Ideengestaltung ist und den Erscheinungen der Welt weniger ihr Nachbild als ihr Urbild zur Seite stellt. Wie aber ist diese göttliche Einwirkung zu erklären? Nicht auf dem Wege des Pantheismus, dessen Gott das persönliche Selbstbewußtsein entbehrt, sodaß sein Ich in die Vielheit der Welt aufgelöst ist und er nur insofern etwas von sich selbst weiß, als der Mensch, ein Glied seines Lebens, ihn denkt, weshalb auch hier folgerichtig Gott allerdings nur ein Gedanke des Menschen ist. Nur weist dagegen die Verwirklichung von Zwecken und zusammenstimmenden Gesetzen in der Natur auf einen zwecksetzenden und gesetzgebenden Geist hin; aber ich stelle ihn nicht neben die Welt, nicht außer uns hin, wie der dualistische Deismus, der dann nur einen Stoß von außen annehmen kann und die Brücke von dem Menschengeist zu dem göttlichen noch nicht geschlagen hat; sondern ich fasse Gott, den wahrhaft Unendlichen und Allgegenwärtigen, als das innerste Lebensprincip und die alldurchdringende Seele des Kosmos selbst, als das ewige Ich, in welchem die einzelnen Geister wie die Gedanken in unserm Gemüthe geboren werden, der sein unsichtbares Wesen durch die Schöpfung offenbart wie der Dichter im Werke, der in Allem waltet und über Allem er selbst bleibt, der Quell und das Meer aller Lebensströme als sich selbst erfassende Einheit, Freiheit, Liebe, Persönlichkeit!

Zur Charakteristik der epischen Poesie sagt er:

Der Epiker stellt also nicht die Innerlichkeit des Menschen oder das Seelenleben als solches dar, sondern er schildert den Weltzustand, in dem dasselbe sich ausgeprägt hat, und die Thaten, durch die es sich ein äußeres Dasein gibt; er malt die Natur nicht wie sie in den Stimmungen des Herzens sich spiegelt, sondern wie sie in ihrer eigenen Wesenheit uns in festem Umriß vor Augen steht; er entwickelt Gedanken, aber nicht, wie der Geist des Menschen von ihnen im Wechsel der Gefühle erfüllt ist, sondern wie sie als allgemein gültige Ideen in ihrem eigenen innern Zusammenhange sich selbst tragen und bewähren.

Der denkende Leser wird schon hierin den weitern Begriff, den der Verfasser mit der Epik verbindet, und die Art und Weise, wie sich ihm die epische Poesie gliedert, zu erkennen vermögen; noch deutlicher aber erfährt er dies aus der weitern Ausführung, aus welcher hervorgeht, daß er neben dem Epos der That und des Ereignisses, welches das eigentliche Heldengedicht, die Götter- und Thiersage, die poetische Erzählung, die Ballade und

Romanze, das Idyll, den Roman und die Novelle umfaßt, auch ein Epos der objectiven Naturschilderung und der objectiven Gedankendichtung annimmt, also die sogenannte didaktische Poesie, wie sie sich im Epigramm, im größern Lehrgedichte, in der Allegorie, in der Fabel, in der Parabel u. s. w. darstellt, aus ihrer verlorenen Stellung befreit und der Epik einverleibt, hierdurch aber zugleich der Epik eine Gliederung verleiht, die genau mit derjenigen harmonirt, welche er der Kunst überhaupt gegeben hat. Ganz in derselben Weise gliedert er denn auch die Lyrik, wenn er von ihr als der Poesie der Subjectivität oder Innerlichkeit sagt, sie könne erstens das innere Empfindungsleben unmittelbar aussprechen; sie könne zweitens eine objectivere Form annehmen und die Stimmungen der Seele in Bildern der Natur und der Geschichte symbolisiren und deren eigenen musikalischen Gehalt offenbaren; endlich könne sie die Ideenwelt des Geistes darstellen, wie dieselbe zugleich das Eigenthum und die bewegende Macht des Gemüths sei; es sei demgemäß eine Lyrik des Gefühls, der Anschauung und des Gedankens zu unterscheiden. Das Drama endlich gilt ihm als die innige Durchdringung und Verschmelzung der epischen und lyrischen Poesie. Er sagt:

Erst nach Homer und Alkäus treten Aeschylus und Sophokles auf, und in ihren Tragödien lagern sich die epischen Erzählungen in den Botenreden neben den lyrischen Chorgesängen. Das Drama ist objectiv wie das Epos, es stellt Begebenheiten dar, ebenso wie dieselben aus der Innerlichkeit der Charaktere hervorgehen; es ist subjectiv wie die Lyrik, es entschleiert uns die Tiefe des Gemüths, aber so, daß wir sehen, wie dasselbe sich zu Thaten erschließt und in die Außenwelt bestimmend eingreift. Jede einzelne Gestalt wird zum lyrischen Dichter, um sich selbst auszusprechen und die Welt im Spiegel ihrer Seele zu zeigen, der Schöpfer des Ganzen aber tritt hinter sein Werk zurück und läßt sich dasselbe in völliger Objectivität selbständig vor uns entwickeln.

Indem wir auf eine auch nur andeutende Berührung des vielen Schlagenden und Trefflichen, was über die innern Elemente des Dramas, über die sogenannten drei Einheiten, über die Peripetien, über die charakteristischen Unterschiede der Tragödie, der Komödie und des Schauspiels u. s. w. gesagt ist, hier gänzlich Verzicht leisten müssen, machen wir schließlich nur noch auf die höchst werthvollen und interessanten „literarhistorischen Erläuterungen", die der obigen Entwickelung beigefügt sind, aufmerksam. Sie bestehen aus einer ebenso tief- als scharfsinnigen „vergleichenden Darstellung des indischen, persischen, griechischen und germanischen Volksepos", einer „Denkrede auf Goethe" und einer längern Abhandlung „Zur Würdigung Friedrich Schiller's", die uns die Gesammtthätigkeit dieses Dichters nach allen Seiten und Richtungen hin in einem trefflichen Charakterbilde abspiegelt und namentlich auch über seine philosophisch-ästhetischen Leistungen eine höchst dankenswerthe Uebersicht gibt. Hiermit schließt das Buch und es kehrt also am seinem Ende zur wissenschaftlichen Erforschung des Schönen als zu seinem Anfangspunkte zurück und rundet sich damit zu einem Kreise von Betrachtungen ab, die der Absicht des Verfassers, durch dieselben „den einsichtsvollen Genuß der Poesie zu fördern und zu dem Studium der Philosophie, das allzu sehr dem jetzigen Geschlecht in den Hintergrund getreten ist, eine neue Anregung zu geben", auf das vollkommenste entsprechen und die daher Keiner, dem es überhaupt um eine denkende Auffassung des Schönen zu thun ist, ohne das lebhafteste Interesse lesen und ohne die innigste Befriedigung aus der Hand legen wird.

Adolf Zeising.

Sprichwörter der Krimschen Tataren.

Die Bibliothek des Heiligen Synod in Moskau bewahrt unter ihren typographischen und handschriftlichen Schätzen auch mehre seltene Werke, die sich auf den alten Taurischen Chersones, die heutige Halbinsel Krim, beziehen. Einige der im Manuscript daselbst aufgehobenen Schriften — deren Einsicht dem Verfasser dieser Zeilen vor Jahr und Tag durch die Gunst der Verhältnisse gestattet war — mögen nur in wenigen Exemplaren zum Drucke gelangt sein, andere sind, weil in früherer Zeit der Unternehmungsgeist der russischen Buchhändler kein eben besonders reger war, vielleicht gar nie edirt worden. Unter diese ἀνέκδοτα gehört zweifelsohne die handschriftliche Beschreibung der Krim von einem gewissen Parmen Petrowitsch Boldyrew, die auf sehr vergilbtem, wurmstichigem Papier *), ohne Orts- und Jahresangabe, auf 95 paginirten Folioseiten in russischer Sprache abgefaßt ist und an sich wenige Daten enthalten dürfte, die nicht durch spätere Reisebeschreiber gleichfalls und vielleicht in verbesserter Gestalt mitgetheilt worden sind, die aber dennoch in einer Beziehung einen ihr unbestreitbar eigenen Werth in Anspruch nimmt. Nachdem sich Boldyrew nämlich in sehr nüchterner und langspuriger Weise über den Charakter des Landes und die Physiognomie der Bewohner (die er ganz allgemein Tataren nennt, ohne den wichtigen Unterschied zwischen eigentlich Krimschen Tataren und Nogaier Tataren auch nur flüchtig ins Auge zu fassen), über ihre Feste, Bräuche und Sitten ausgelassen, theilt er als Belege dafür eine nicht kleine Zahl von Sprüchen und Sprichwörtern mit, die er daselbst will vernommen haben. Wie er zu denselben gelangt, gibt er leider nicht genauer an, obgleich

*) Das Manuscript ist gleichwol nicht alt. Aus einigen historischen Andeutungen im Texte darf man sich zu dem Schlusse berechtigt halten, daß der russische Reisende gegen das Ende der Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. die Krim besucht habe. Im Jahre 1792 unternahm Johann Böber von Petersburg aus seine Reise nach der Krim, deren Georgi und Pallas gedenken („Neue nordische Beiträge", VI, 236 fg.); 1793—94 machte Pallas selbst seine wichtige Reise nach dem südlichen Rußland, die ihn auch nach der Taurischen Halbinsel führte, und 1793—95 untersuchte gleichzeitig der Baron F. A. Marschall von Biberstein die Flora der Krim. Möglich, daß auch Parmen Petrowitsch Boldyrew um dieselbe Zeit die Krim, jenen Zielpunkt aller russischen Reisenden in damaliger Zeit, sah und zu erforschen sich bemühte. Da er jedenfalls nur ein sehr mittelmäßiger Gelehrter war, so geschieht seiner bei keinem der genannten ausgezeichnetern Reisenden Erwähnung, wie mir denn überhaupt sein Name sonst nirgendswo aufgestoßen ist.

es wichtig gewesen wäre, in Erfahrung zu bringen, ob er soweit des tatarischen Idioms kundig gewesen sei, daß er seine Sammlung an Ort und Stelle nach Mittheilungen aus dem eigenen Munde der Bewohner der Krim habe aufsetzen können, oder ob er einen Dragoman zur Seite gehabt habe, der ihm das Verständniß jener Sprichwörter erst vermittelte. Im letztern Falle dürfte manche Eigenthümlichkeit verwischt worden sein, da der Tatar, wie bekannt, zwar eine große Sprachfertigkeit besitzt, aber neben allen grammatischen Regeln auch alle feinern Begriffsunterscheidungen beiseite läßt, wenn er in fremden Zungen redet. Der Verfasser dieser Zeilen weiß dies aus eigener Erfahrung, da er einst einen Tataren zur Seite gehabt, als er auf der großen Völkermesse von Nishnij-Nowgorod die bunten Reihen asiatischer Stämme durchmusterte, wo ihm sein Führer, der deutsch, französisch, russisch, tatarisch, tscheremissisch, bucharisch und noch verschiedene andere in sprachlicher Hinsicht himmelweit voneinander divergirende Idiome kauderwelschte, stets nur als halb genügender Vermittler diente, wo es sich darum handelte, die geistigen Eigenthümlichkeiten einzelner Völker schärfer zu erfassen.

Kehren wir zu Boldyrew zurück, so steht fest, daß, gleichviel auf welche Weise derselbe zu jenen tatarischen Parömien gekommen ist, diese Geistesblüten eines der russischen Sitte so fern stehenden Volkes immerhin ein Hauch individueller Auffassung umwehen werde, der schon durch die Uebertragung ins Russische nothwendig hinzugekommen sein muß. Wenn der Unterzeichnete nun eine Verdolmetschung aus dem Russischen ins Deutsche übernimmt, so haben jene tatarischen Sprüche somit eine doppelte Wiedertaufe erfahren und müssen auf den Anspruch ihrer Jungfräulichkeit durchaus verzichten, da dem Verfasser dieser Zeilen sehr wohl bewußt ist, daß das Wesen und die eigentlichste Bedeutung eines Sprichworts oft in einer gar besondern, originellen, aller Uebersetzbarkeit spottenden Spracheigenthümlichkeit und Sprachwendung beruht, die gewissermaßen die Pointe des ganzen Sprichworts ist. Freilich ist dies nicht unbedingt und nicht immer der Fall. Es gibt Sprichwörter in Menge, die in jedes Volk und in jede Sprache übergehen könnten, ohne daß sie an Werth und Wichtigkeit verlören. Ich rechne dahin namentlich die moralischen und sententiösen Sprichwörter, die die Wiedertaufe von zehn Sprachen aushalten würden und hier sogar vielleicht manchen Läuterungsproceß bestehen möchten, je nachdem die Sprache, in die sie zu übertragen wären, als eine auf einer sehr hohen geistigen Stufe stehende sich documentirte. So mögen manche Sprichwörter, die wir aus dem Russischen, Lettischen, Esthnischen u. s. w. zu uns herübergenommen haben, in der deutschen Sprache sich durch feinere und schärfere Beziehungen, durch poetischere Bilder, durch überraschendere Wendungen kundgeben, als dies bei jenen minder cultivirten Völkern, wo sie zuerst auftraten, möglich war.

Boldyrew theilt im Ganzen gegen 300 Sprichwörter mit, und der sechste Theil seines ganzen Werks ist mit der Aufzählung derselben gefüllt. Es sind manche darunter, denen nur eine geringe orientalische Originalität anklebt, die fast ebenso wol russische, deutsche, spanische Parömien sein könnten als tatarische. Ich lasse bei meinem Vorhaben, einige dieser Boldyrew'schen Sprichwörter mitzutheilen, jene allgemeiner gehaltenen beiseite liegen. Ebenso übergehe ich die, wo mir zweifelhaft ist, ob die russische Paraphrase im Stande gewesen sei, den tatarischen Wortlaut zu treffen. Ich werde mich fast nur lediglich an die oben angedeutete Classe von Sprichwörtern halten, die man als moralische, sententiöse oder auch als solche bezeichnen kann, denen das Floskulöse der orientalischen Dichtweise nicht abgeht, die also einen originellen Typus besitzen. Ein Theil dieser Sprichwörter ist ohne allen Zweifel aus einer sehr nahen Berührung der Krimschen Tataren mit Türken, Persern, Armeniern und andern Völkern des Orients hervorgegangen; manche erinnern sogar halbversteckt an Fit Arari, des Habessiniers, goldene Sprüche. *)

Hier aber befinden wir uns an den Grenzen eines Gebiets, wo alle die feinen Fäden der Kritik, die wir anspinnen möchten, in ein so verschlungenes Gewebe zusammenlaufen würden, daß dasselbe nicht anders als durch ein gorgonisches Schwert zu durchhauen, keineswegs aber einer Lösung entgegenzuführen sein möchte. Wer sieht selbst einem deutschen Sprichwort an, wofern es nicht ein historisches oder echt locales ist, aus dem die Geburtsstunde und die Geburtsstätte hervorleuchten, — wer von den Deutschen sieht selbst einem deutschen Sprichwort an, ob es echt deutsch sei, d. h. ob es ähnlichen Sprichwörtern in andern germanischen Sprachen den Ursprung gegeben, oder ob es selbst seinen Ursprung von ähnlichen Sprichwörtern in andern germanischen Sprachen herzuleiten habe? Und was liegt zuletzt auch daran! Gewisse Untersuchungen haben etwas Ermüdendes und haben dies allezeit da, wo bei allem Aufwand von Zeit, Kraft und Gelehrsamkeit, bei der Herbeischaffung von unzähligen Citaten, Parallelstellen, Controversien und gelehrten Eteceteras der Kern der Ermittelung dennoch in eine dubiöse und unauflösbare Schale gehüllt bleibt.

So wollen wir in Erinnerung dessen, daß die Krim einst ein türkisches Besitzthum war, daß die Tataren und insonderheit die krimschen (vgl. Bopp, Schott, Klaproth, Eichhoff u. A.) einen mit den Türken völkergeschlechtlich und sprachlich sehr nahe verwandten Menschenschlag bilden, daß vielfache historische Beziehungen die Tataren und Türken aneinanderketteten und gegenwärtig von neuem aneinanderketten, uns auch nicht über Gebühr verwundern, daß wir oft aus diesen tatarischen Sprichwörtern Bilder und Gedanken herausla-

*) Ich hoffe für diese interessante, aus fünf vollständigen und mehren fragmentarischen Centurien bestehende Sammlung, von der ich in einer russischen Klosterbibliothek eine Abschrift nahm, noch einen Verleger zu gewinnen, da diese Anthologie orientalischer Geistesblüten, die sich gleich sehr durch den Schwung der Poesie wie durch die Erhabenheit der Gedanken auszeichnen, der Veröffentlichung wol werth sein dürfte.

sen, die wir Neigung tragen möchten, einem Türken selbst unterzuschieben. Daß wir unter den vielen von Boldyrew mitgetheilten Sprichwörtern nicht ein einziges finden, welches sich mit der Schärfe des Witzes gegen die Russen als Feinde des Glaubens und Unterjocher des Landes waffnet, darf nicht befremden, da der Mittheiler selbst ein Russe ist. Daß dergleichen antirussische Sprichwörter vorhanden sind, ist nicht zu bezweifeln, wie ja dem Verfasser dieser Zeilen auch unter Letten und Esthen genug solcher russenfeindlicher und unter den Russen selbst genug antizarischer Parömien aufgestoßen sind, die freilich innerhalb des russischen Reichs selbst keine Veröffentlichung dulden würden, und wäre es selbst in den gelehrten Organen der literarischen Gesellschaften Lettlands, Esthlands oder Rußlands. Hält man sich einfach daran, daß der Tatar in der Krim sich der Redeweise „Sen Orus" (Du bist ein Russe) oder „Sen Kosak" (Du bist ein Kosack) zur Bezeichnung eines herben Schimpfs bedient, so läßt sich hieraus schon allein ahnen, mit welchen Blicken der Russe von dem Tataren betrachtet wird.

Es möge nun unmittelbar die kleine Lese tatarischer Sprichwörter, die ich aus der Boldyrew'schen größern zur Mittheilung bringen will, folgen. Die Sprichwörter lauten:

Gestern aßest du noch Arbusen; heute, wo du die Melone speisest, hast du den Geschmack der Arbuse vergessen. — Wer durch die Furt will, darf das Waten nicht scheuen. — Was fragt der Kranke nach dem Kumis (Stutenmilch), was der Verschmachtende nach der Bosa (Hirsebier), wenn er von der Quelle trinkt. — Allah läßt Dem das Saattheil mißrathen, der den Armen nicht das Erntetheil läßt. — Lamm, begib dich nicht zur Wohnung des Wolfs; Hahn, geh' nicht zum Hause des Falken. — Das Haus des Sultans lebt im Munde Dessen, der einen Blick nach Stambul geworfen hat. — Willst du, daß der Orkan blase, dann lobe die Windstille. — Von der Schönheit des Meers spricht nie mehr, wer einmal nahe daran war, Schiffbruch zu leiden. — Erst fällt man die Platane: danach rühmt man ihren Schatten. — Im Hause des Gepfählten darfst du selbst nicht der Gartenstäbe erwähnen. — Kahl ist der Fels und doch bläht er sich. — Heulen gehört zur Stimme des Windes. — Die Junge mit den schwarzen Locken verlor den Kamm, die Alte mit dem kahlen Haupte fand ihn. — Wenn dir der Stock fehlt, um die Pfirsich herabzuwerfen, sagst du: Ihr Geschmack ist herbe. — Nicht jede Tanne ist eine Ceder, jede aber hält sich dafür. — Die Trommel klingt nur angenehm für der Tänzer Ohr. — Mit seiner Mannheit prahlt am meisten der Verschnittene. — Wenn der Arme Dorfrichter wird, dann ist es für den Reichen Zeit, aus der Gemeine zu wandern. — Die Nachbarschaft der Palme, in welcher der Pilz wächst, wird in den Augen desselben zur Blutsverwandtschaft. — Der Eine bohrt mit dem Messer in die Terebinthe, der Andere zapft das Oel in den Krug. — Weiß ist auch die Ale im Garten des Gottesverächters. — Dem ersten Wunsche genügt das Kameel, dem zweiten nicht die Kameelheerde. — Wenn der Fisch nicht nach dem Wurm schnappte, ließe Allah ihn nicht in den Hamen beißen. — Es ist nicht immer ein schönes Frauengesicht, welches durch den Schleier verdeckt wird. — Sich beugen ist keine Unehre, aber sich beugen lassen. — Wenn die Hummel auch am Jasmin saugt, sie bereitet doch bittern Honig. — Veilchen wachsen nicht so hoch als Nesseln. — Schafe würgt auch der satte Tiger. — Laß den Gebrannten an die Straße gehen, wenn du willst, daß die Sonne scheine. — Der schönen Jungfrau hebt nicht einmal der Orkan den Schleier hinweg, der häßlichen Alten nimmt schon das Lüftchen den Turban vom Haupt. — Wir loben den Rasen und wissen nicht, wie bald er uns bedecken wird. — Lege dein Geheimniß nicht in den Mund des Bosporus, sonst verräth er es den Ohren des Schwarzen Meeres. — Der Marmorblock nennt den Bildhauer Bruder. — Duft entsteigt auch dem Kelch der zertretenen Rose. — Sprich nicht sammetne Worte, wofern du steinerne Thaten vollführen willst. — Nach dem Ramadan folgt der Beiram.*) — Erbrich nicht die Thore eines fremden Harems, wenn du willst, daß die deinigen unerbrochen bleiben. — Wenn der Sklave Sultan wird, geht das Serail zugrunde (vgl. oben: Wenn der Arme Dorfrichter wird u. s. w.) — Höher steht die Welle nicht im Golf als im Meere. — Von des Reichen Shepta (Schilfmatte) wird mehr Geschrei gemacht als von des Armen Kis (Wollteppich). — Wenn der Arme zum Kis gelangt, so weiß er sich nicht darauf zu strecken. — Größer als der Zeltberg hält sich das Sandkorn am Fuße des Maulwurfhügels. — Noth lehrt den Hasen springen.**) — Die Trappe wollte der Narr fangen: die Schlinge ließ er zu Haus. — Wirf nicht den Stock, sondern den Knochen unter die Hunde, dann kannst du ruhig des Weges ziehen. — Der Schreckhafte sieht jeden Erdfloh für eine Tarantel an. — Laß nicht die Bewohnerin deines Harems unbesucht, denn sie wird deine Enthaltsamkeit zu keiner ihrer Gefährtinnen rühmen. — Weich wird dir das Fleisch des alten Pelikans schmecken, wenn du zwei Tage hast hungern müssen. — Einmal aß der Narr von der Leber des Schnäpels: heute noch rühmt er den Geschmack des Fischfleisches. — Nicht aus jeder Quelle rinnt Naphtha. — Einmal nannte der Blinde den Sklaven Efendi: heute noch wirft er den Kopf in die Höhe. — Dem Diebe ist selbst das Schilfrohr verhaßt.***) — Der Schalma †) verräth wol das Wallfahrerthum, aber nicht die Frömmigkeit. — Nenne deinen Nachbar nicht Seß (Narr), damit er dich nicht Schaitan (Satan) heiße. — Weiß wird das Gefieder der Taube bleiben, die mit den Raben fliegt, aber schwarz wird ihr Herz werden. — Mit dem letzten Schritt ist erst der Tschatyr-Dag erstiegen.

Mit diesem Sprichwort beschließen wir unsere kleine Sammlung von Documenten tatarischer Volksweisheit. Sollte jener „letzte Schritt" vielleicht bald geschehen, sollte „der Tschatyr-Dag" vielleicht in Kürze der Zeit von dem Fuße der Engländer oder Franzosen erstiegen und der uralte Taurische Chersones mit seinen Denkmälern aus heiliger Vorzeit, mit seiner Bevölkerung aus der goldenen Zeit des tatarischen Reichs westeuropäischer Forschung und westeuropäischer Cultur zugänglich werden: dann dürfen wir hoffen, daß noch so manche werthvolle Geistesblüte im Garten der tatarischen Volkspoesie gepflückt werden wird und wir vielleicht Schätze heben, die heute von uns nicht geahnt werden.

Wer die Erscheinungen der Volksdichtung im Auge hat und sich bewußt ist, wie dieselben anfangs meist un-

*) D. h.: Auf Regen folgt Sonnenschein, auf Trauer Freude. Der Ramadan ist die Zeit der großen Fasten, der Beiram das Schmausefest, welches unmittelbar darauf folgt. Aehnlich reiht sich bei den Russen die Ueppigkeit des Osterfestes an die Enthaltsamkeit der Fastenzeit und besonders der Marterwoche.

**) Anspielung auf den Jerboa oder Springhasen, der in der Krim häufig ist.

***) Mit einer Schilfrohrfeder kann sein Urtheil geschrieben werden.

†) Schalma, auch Dulbend genannt, ist ein weißleinener Turban, den Die zur Auszeichnung tragen dürfen, welche die Pilgerreise nach Mekka gemacht haben.

merklich und spärlich, dann oft in überraschendster Fülle ans Licht treten — man denke an die ersten Lieder der Finnen, die unserer Kunde vorlagen, und an das neue nun zutage geförderte Nationalepos der Finnen, die „Kalewala“, in 50 Runen und 22,793 Versen*) — der wird den Verfasser dieser kleinen Abhandlung keiner Uebertreibung zeihen, wenn er im Rückblick auf die mitgetheilten Proben die Möglichkeit derartiger Entdeckungen auch im Gebiete der tatarischen Poesie, die ja überhaupt, wenn nicht eine ebenbürtige, so doch eine Milchschwester der finnischen ist, vorläufig nicht in Frage stellt.

Einstweilen möge dieser Erstversuch, die tatarische Parömiosophie zur Kenntniß zu bringen, eine freundliche Aufnahme finden. [illegible]

Bühnenpoesie und Bühnenkritik.

Wir haben im vorigen Jahrgang d. Bl. die Behauptung aufgestellt und sie bei mehrfachen Gelegenheiten wiederholt, daß das Theater bei den modernen Völkern für den Augenblick aufgehört habe, eine nationalliterarische Anstalt zu sein, und daß es gegenwärtig fast ausschließlich den Zwecken der bloßen Unterhaltung und der Ausfüllung müßiger Stunden diene. Wir machen keinen Anspruch darauf, mit dieser Behauptung etwas wesentlich Neues und Originelles gesagt zu haben, denn die Zahl Derer, welchen das Theater als fortdauernd und bis auf Weiteres unaufhaltsam im Verfall begriffen erscheint, ist seit einigen Decennien sowol unter Schriftstellern als Nichtschriftstellern in Deutschland nicht gering. Trotzdem könnte diese Behauptung Manchem als unbegründet und gewagt erscheinen, da ja gar nicht zu leugnen ist, daß sich der Theaterdichtung fortdauernd mehr Talente von wirklich literarischer Bedeutung zuwenden, als dies noch vor etwa 20 oder 30 Jahren der Fall war, und daß wir dieser Thätigkeit allerdings eine Zahl von Productionen verdanken, welche einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen dramatischen Poesie einzunehmen den Anspruch haben. Auch der Umstand, daß die Theaterkritik in unsern Journalen noch immer einen bedeutenden Raum einnimmt, könnte Manchem geeignet scheinen, jene Behauptung Lügen zu strafen. Wir glauben daher uns und unsern Lesern schuldig zu sein, jene Behauptung nicht in der Luft stehen zu lassen, sondern sie möglichst zu motiviren und dadurch auf einen festern Boden zu stellen.

Man kann einer Bühne nur dann einen nationalliterarischen Charakter beilegen, wenn sie, statt in die Gewalt der wechselnden Capricen des Tagesgeschmacks gegeben zu sein, aus dem Vollen und Ganzen des Nationallebens selbst aufgewachsen ist, ein bleibendes Bedürfniß der Nation zur Grundlage hat und sich in dieser Richtung consequent fortentwickelt; wenn die Dichter, die ihr ihre Kräfte widmen, nicht genöthigt sind, nach allen Seiten und den verschiedensten Richtungen hin zu experimentiren, wenn Keiner von ihnen mehr daran denken darf, ihr Producte von rein subjectiver Färbung, Haltung und Form aufzudrängen, sondern eine feste Form und selbst gewisse nationale Charaktertypen vorfindet, denen er sich bis zu einem gewissen Grade zu fügen hat, die jedoch eine freie dichterische Behandlung innerhalb dieser Grenzen und Bedingungen keineswegs ausschließen. Einen solchen nationalen Rahmen hatte die griechische Bühne zur Zeit ihrer Blüte, obschon Niemandem die große Verschiedenheit entgehen wird, die zwischen den dramatischen Schöpfungen eines Aeschylus, Sophokles und Euripides obwaltet. Jene alten halb oder ganz mythischen Heroen, Könige oder Königinnen, welche die griechischen Tragiker behandelten, und jene feststehenden nationalen Begebenheiten, wie sie Aeschylus z. B. in seinen „Persern“ zum Vorwurf nahm, entrückten die griechische Bühne, die ohnehin nicht an der Veränderlichkeit des modernen Decorations- und Coulissenwesens litt, den zersplitterten und zersplitternden Einwirkungen der Gegenwart. Jeder Athenienser, der ein neues Stück besuchte, wußte, was er, abgesehen von der größern oder geringern Eigenthümlichkeit der Behandlung, in der Hauptsache zu finden haben werde: nationale Geschichten und Sagen, die er kannte, und ewig gültige Charaktere, bei deren Zeichnung die strengste Beobachtung nationaler Pietät unerlaßlich war. Als Euripides diese Charaktere und typisch gewordenen Begebenheiten mehr und mehr in den Bereich seiner eigenen Subjectivität rückte und dem Geiste seines mitlebenden Geschlechts, dem modern-athenienischen, Zugeständnisse machte, und als Aristophanes, seiner Genialität den Zügel schießen lassend, Personen und Zustände der nächsten Gegenwart auf die Bühne brachte, da war der Untergang der altathenienischen Bühne auch schon besiegelt. Es war eben ein anderer Geist in die Menschen gekommen, der sich auf die Dichter überpflanzte und in ihnen einen lockern Boden findend mehr und mehr ausbreitete. Der Geist der Männer von Marathon und Salamis lebte nicht mehr in dem elegant-geistreichen, witzelnden, sophistischen und wetterwendischen Geschlecht der Perikleischen Aera, in dem Geschlecht, welches den Peloponnesischen Krieg im Allgemeinen elend genug führte, sich von Kleon und dem Lampenmacher Hyperbolos hudeln ließ, in die Abhängigkeit der Rabulisten und Sophisten gerieth und sich mit der Emancipation der Weiber zu beschäftigen anfing. Aristophanes geißelte diese Ausschreitungen und Corruptionselemente und stand insofern und seinem Wesen nach auf einem durchaus ethischen Standpunkte; aber wie es Satirikern zu gehen pflegt, konnte er dem Gelüst nicht widerstehen, auch edlere Charaktere, die denen in dieser Zeit noch der einzige Halt war, z. B. einen Sokrates, zum Gegenstande seines Nichts schonenden, Alles zerbeißenden Spotts zu machen. Die Bühne war in unserm Sinn modern geworden und wurde es in der sogenannten neuern Komödie immer mehr; sie war auf den Horizont der Gegenwart und ihrer Schwächen und Gebrechen gestellt, sie schmeichelte den Gelüsten eines sinkenden Geschlechts; sie war in die Strudel und Wirbel des allgemeinen Verderbens hineingerissen und ging wie das athenienische Volk selbst und mit ihm unter. An die Stelle des erhabenen Schicksals, welches in der alten Tragödie waltete, trat der kleintückische, boshafte oder neckische Zufall, dem auch in unserer jüngsten Zeit auf der Bühne ein so großer Spielraum geöffnet worden ist. Doch es liegt uns hier fern, Parallelen ziehen zu wollen, obschon sie sich dem Auge fast ungesucht darstellen. Denn auch wir leben in einer Zeit, wo nur die Wenigsten, welche für die Bühne dichten oder auf der Bühne agiren, an das Allgemeine, an die Zukunft und daran denken, daß wir durch unser Verhalten das Loos künftiger Geschlechter mitbestimmen und daß insofern eine große Verantwortung auf uns lastet. Die aus sehr gemischten Elementen und den verschiedensten Bildungsstufen zusammengesetzte Menge, welche man Publicum nennt, will für ihr gutes Geld genießen und sich unterhalten, und da die Geltung, die Wirksamkeit, ja selbst die Existenz eines Bühnendichters von dem Beifall abhängt, den seine Stücke finden, und ihm wenig daran liegen kann, sie vor leeren Bänken aufgeführt zu sehen, so sieht er sich fast in die Nothwendigkeit versetzt, vor allem den zeitweiligen Geschmack des Publicums zu berücksichtigen. Bliebe es freilich nur bei dieser Berücksichtigung, so wäre schon viel gewonnen, denn selbst unter dieser Bedingung ließe sich noch Vieles thun,

*) Nach dem von Lönnroth (Helsingfors 1849) edirten finnischen vollständigen Original ins Deutsche übersetzt von Anton Schiefner (Helsingfors 1852; Leipzig, Brockhaus). Vgl. Jakob Grimm: „Ueber das finnische Epos“ in Höfer's „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache“, I, 13 — 55 (1846), und Castrén im „Bulletin hist.-phil.“ der k. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, VII, Nr. 20 und 21.

um den Geschmack zu veredeln und zu erhöhen; aber es finden sich stets solche in großer Zahl, welche sich diesem Geschmacke dienstbar machen und noch unter sein Niveau stellen, welche mit wahrhaft diabolischer Kunst und Beflissenheit den Hang zur Gemeinheit bis zur Passion für alles Gemeine zu steigern wissen. Warum, fragen sie, sollen wir uns den Zwecken der Kunst opfern, da es ja für unsern Vortheil viel ersprießlicher ist, die Kunst unsern Zwecken zu opfern? Arnold von Winkelried, denken sie, hatte es gut, sich in die Speere der Feinde zu stürzen, da er ja wußte, daß gleich tapfere Männer, die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, hinter ihm standen; wer aber steht denn hinter uns?

Doch wir lassen hier einen Gewährsmann über dasselbe Thema sprechen, indem wir die Worte einfügen, womit Joseph von Eichendorff eine von ihm jüngst herausgekommene Schrift über das Drama*) schließt. Nachdem er bemerkt, daß schlechte Intendanzen und schlechte Schauspieler nicht die Ursache, sondern die Folge des Verfalls seien, was zwar bis zu einem gewissen Grade wahr ist, aber weder Intendanzen noch Schauspieler von der Anklage der Mitschuld freisprechen kann, fährt Eichendorff sehr richtig fort: „Nicht auf den Bretern also, sondern unter den Theaterdichtern fehlt der rechte Held, ein durchgreifender Genius, der, unbeirrt von den kleinlichen Sympathien und Antipathien, in den Staubwirbeln, welche sie aufwühlen, die sich leise formirende nationale Gestalt der Zukunft divinatorisch zu erkennen und herauszubilden vermöchte. Er würde aber schwerlich fehlen, wenn wirklich das rechte dringende Bedürfniß, d. h. ein Publicum zu solchem Verständniß schon vorhanden wäre. Denn das Publicum wird nicht durch die Bühne, sondern durch ein tüchtiges Leben für eine tüchtige Bühne gebildet. Die dramatische Poesie spricht nicht mit den Gelehrten und Gebildeten allein, sondern unmittelbar zum Volke, sie kann mithin eine höhere Bildung der Zukunft nur bis zu einem gewissen Grade anticipiren und ist mehr als jede andere Dichtungsart ein Kind ihrer Zeit, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Wahrheiten und Irrthümer. Solange daher unsere Zeit nicht von großen Gedanken, die jetzt nur erst blitzartig hin und herfahren, wieder dauernd durchleuchtet und die grobe Abgötterei mit dem Materialismus gebrochen wird, solange wir in Religion und Politik nur noch experimentiren, solange wird auch unser Drama ein bloßes Experiment bleiben."

Eichendorff scheint mir hier das richtige Wort getroffen zu haben: Experimente! Ja, was wir in der Politik, Religion, Kunst und dramatischen Poesie zu schaffen scheinen und [illegible], sind nichts als Experimente, als ungewisse Versuche, von denen wir nicht wissen, wie sie ausfallen werden. Der experimentirende Charakter der Zeit erstreckt sich selbst auf die größten historischen Begebenheiten der Gegenwart. Wir gehen nicht bis auf das Jahr 1848 und noch früher zurück, [illegible] nicht auf die schwachen Versuche, im Deutschkatholicismus eine neue religiöse Gemeinschaft herzustellen, nicht auf das Experiment einer Republik jenseit und eines Erbkaiserthums [illegible] des Rhein und zahlreiche andere Experimente jenes [illegible]reichen Jahrs; wir wollen jedoch nur im Vorübergehen nur darauf hinweisen, wie der Zar im Orient auch ein Experiment und wie die Westmächte darauf in der Ostsee und auf der Krim ein Gegenexperiment machten. Von dem [illegible]altischen Experiment wissen wir, daß es im Ganzen und [illegible] mißglückte, und von dem taurischen Experiment wissen wir noch immer nicht, wie es ausschlagen wird. Wenn auf der [illegible], welche die Welt ist, nur Experimente gemacht werden, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn auf den Bretern, welche die Welt nur bedeuten, auch nur Experimente gemacht werden.

[illegible] Schrift, die wir hiermit der Beachtung des Publicums empfohlen haben wollen, da sie vorzüglich in den das spanische Drama und die romantische Schule in Deutschland betreffenden Partien viel Bemerkenswerthes enthält — beleuchtet die Bühne und die Bühnenpoesie vom Standpunkte der Religiosität und des Katholicismus. Von diesem Standpunkt aus erkennt er besonders in Calderon sein Ideal und Shakspeare weiß er im Grunde nur dadurch vor seinem poetischem Gewissen zu rechtfertigen, daß er die Ansichten Derer zu widerlegen sucht, welche ihn zu einem Dichter des Protestantismus machen. Dagegen behauptet Eichendorff, Shakspeare's religiöse Weltansicht sei keine specifisch-protestantische, vielmehr repräsentire er durch das bei ihm überall recht wunderbar hervortretende Naturgefühl recht eigentlich „jene Naturseite des Christenthums, die in der alten Kirche von jeher in ihren Traditionen, Bildern und Legenden vertreten war und dem damaligen starr orthodoxen Dogmatismus der Protestanten geradezu entgegenstand". Sein Princip drängt Eichendorff zu Consequenzen, die bei ihm ganz naturgemäß erscheinen, sonst aber auf vielen Widerspruch stoßen dürften. Schiller hat, wie Eichendorff behauptet, bei aller hergebrachten Bewunderung, gleich Klopstock, nie recht lebendig ins Volk gegriffen. Eichendorff sucht diese Behauptung in weiterer Ausführung wie folgt zu motiviren:

„Seine Stücke gehen nur noch selten und vor meist leeren Bänken über die Bühne. Er war und ist in Wahrheit nicht ein Liebling des Volks, sondern nur der sogenannten Gebildeten. Und dies ist er nicht durch seine Poesie, sondern dadurch geworden, daß diese Poesie die eben gangbaren und allgemein faßlichen Zeitideen, den politischen Liberalismus und den religiösen Rationalismus zu idealisiren unternahm, noch mehr aber, wie wir gern und freudig anerkennen, durch die hochgestimmte Gesinnung und die sittliche Gewalt der eigenen Ueberzeugung, womit er überall nur Das, was er für das Wahre und Herrliche hielt, ehrlich zu verherrlichen strebte."

Das Princip, von welchem Eichendorff auch in dieser Schrift, wie in seiner frühern über den deutschen Roman, ausgeht, ist eins, welches die Welt jahrhundertelang in Bewegung gesetzt oder beherrscht hat und welches immer wieder, bald hier bald dort, bald in dieser bald in jener Erscheinungsform zum Durchbruch kommt. Ein solches Princip muß wenigstens ein sehr gewaltiges sein, mit dem man nicht so leicht fertig wird, als Viele zu glauben scheinen; ja es ist ein Princip, welchem selbst Schiller, nach Eichendorff der Dichter des Liberalismus und Rationalismus, in der „Maria Stuart" wie in der „Jungfrau von Orleans" sehr bedeutende Zugeständnisse gemacht hat, was nicht erst weiter nachgewiesen zu werden braucht. Geschah dies nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern nur der bestechenden Wirkung und des Theatereffects wegen, dann um so schlimmer. Bei Eichendorff, der durchaus nicht, wie Schiller, Kantianer ist, beruht aber die Verfechtung dieses Princips auf dem festen Grunde innerster Ueberzeugung, die sein ganzes Wesen durchdringt und zusammenhält. Er begehrt einen Vollgehalt des gesammten Nationallebens, aus dem der Dichter schöpfen könne. Dieser Vollgehalt ist ihm der religiöse, und überall, [illegible] bei den spanischen Dramendichtern am besten gelang und gelingen konnte, sucht er die Zusammenhänge nachzuweisen, die zwischen den Anfängen der Bühne und dem christlichen Cultus bestanden. Darüber, daß sich dies wirklich so verhielt, kann oder sollte uns die gegenwärtige, alles religiösen Inhalts völlig entkleidete Gestalt des modernen Bühnendrama nicht täuschen. Ein Strom, nachdem er eine Menge Nebenflüsse in sich aufgenommen und über Bodenbestandtheile der verschiedensten Art hinweggegangen, sieht dann freilich ganz anders aus als am Quell, von dem nur noch wenige Tropfen, im Verhältniß zu den zugeflossenen Wassern, in ihm fließen. Nichtsdestoweniger nimmt der Strom mit dem Quell seinen Anfang und nicht mit diesem oder jenem Nebenwasser, das ihm seine Hauptfülle zuführt und ihm eine andere Färbung ertheilt. Andererseits ist es freilich nicht möglich und wol auch nicht

*) [illegible] des Dramas. Von Joseph Freiherrn von [illegible]. Leipzig, Brockhaus. 1854. 12. 1 Thlr. [illegible] Ngr.

wünschenswerth, den Strom zu seinem Quell zurückziehen zu machen. Der Quell mag wol einen frischen Labetrank gewähren, aber er trägt keine Schiffe, er fördert nicht den allgemeinen Verkehr.

Des religiösen Vollgehalts entbehrt also unsere Bühne, sie entbehrt aber leider auch jedes andern, sowol des vaterländischen als des philosophischen und des national-ethischen. Ihr vaterländischer Inhalt ist so gering, daß Dramen, welche diese Saite anklingen lassen, sofort als bloße Tendenzstücke in Verruf gebracht werden. In gewisser Hinsicht mit Recht, denn wo diese Saite angeschlagen wird, ist sie eine einzelne, die meist einen dürftigen Laut gibt. Man ist verstimmt, weil man die Absicht merkt. Der Klang findet keinen Gesammtwiederhall im Publicum. Daß dem aber so ist, das beweist ja eben, daß es überhaupt an einer vaterländischen Grundstimmung fehlt, deren Hauch in die Seele des Dichters und aus dieser wieder, zum Alles mit sich fortreißenden Sturme angefacht, in die Herzen der Zuschauer überströmt. Soll ein solches Stück bei uns einen vorübergehenden Anklang finden, so muß es mit einer augenblicklichen, durch Zeitungsartikel vorbereiteten Stimmung kokettiren, sich zumeist aber gegen unsere Nationalität wenden, d. h. in elegisch-sentimentalem oder bitter-hämischem Tone diejenigen Eigenschaften hervorheben, welche es verhindert haben oder noch verhindern, daß wir nicht geworden sind, was wir unter andern Bedingungen und im Besitze anderer Eigenschaften geworden sein könnten. In dieser sonderbaren und doch nicht unveranlaßten Weise hat sich freilich der Patriotismus wol noch bei keinem andern Volke gezeigt, und nichts beweist für Das, was wir oben gesagt haben, mehr als gerade dieser Umstand. Das vaterländische Element würde aber bei uns nicht so in den Hintergrund treten, wenn nicht in den Massen des deutschen Volks der historische Sinn überhaupt sehr wenig entwickelt wäre; denn wo wirklich historischer Sinn lebt, wird er sich vorzugsweise in vaterländischer Form zeigen, und wo sich vaterländischer Sinn regt, wird man wieder auf ein reichlich vorhandenes Maß historischen Geistes oder wenigstens historischen Instincts überhaupt schließen können. Was von der Zeitungspolitik in dieser Hinsicht für das Publicum abfällt, bietet für diesen Mangel keinen Ersatz und ist nur Nothbehelf, nur die Meinung des Tags, die mit der Constellation charakterlos wechselt. Nun ist es aber eine Thatsache, daß Stücke von ausgeprägt historischem Inhalt und streng historischer Behandlung zu denen gehören, die bei unserm Publicum den geringsten Anklang finden; es sei denn, daß man irgend eine historische Anekdote zu einem Genregemälde in kleinem Rahmen dramatisirt. Die historischen Personen müssen dann gerade so schlicht bürgerlich, abgeschmackt, nüchtern oder leichtsinnig aussehen wie wir selbst.

Daß das Publicum Stücke nicht sehen mag, in denen eine philosophische Idee mit dialektischer Kunst durchgeführt ist, wollen wir ihm durchaus nicht verdenken. Die Speculation und die philosophische Dialektik vertragen sich schlecht mit der Bühne, die Gestalten haben will, und unsere größten Philosophen, ein Kant oder Hegel, würden als dramatische Dichter eine sehr traurige Figur gespielt haben. Leider ist aber auch der ethische Gehalt unserer modernen Bühnenpoesie ein sehr zweifelhafter oder geringer. Ich spreche hier nicht einmal von den offenbar und unzweideutig lasciven Stücken, denn in diesen liegt das Gift offen, und Jeder kann sich vor ihnen hüten. Aber in unsern modernen Lustspielen fließt im Geheimen ein sehr fein destillirtes Gift, das kaum noch von Jemand dafür erkannt wird, so sehr hat sich Jeder daran gewöhnt. Man findet es ganz in der Ordnung, wenn Verhältnisse, für die man im bürgerlichen Leben doch auch jetzt noch Pietät fodert, wenigstens Jeder für seine eigene Person, auf der Bühne allabendlich verspottet und ins Lächerliche gezogen werden, das Verhältniß zwischen Mann und Weib, Sohn und Vater, Oheim und Neffen, Bruder und Bruder, Freund und Freund. Das moderne Lustspiel läuft — mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen — so recht darauf hinaus, zu zeigen, wie Einer den Andern aufs feinste mystificirt, täuscht und überlistet; der siegende Intriguant ist der bewunderte und beklatschte Held des Publicums, und der Gefoppte und Ueberlistete wird verhöhnt und ausgelacht. Die Franzosen haben die Komödie in dieser Richtung am raffinirtesten ausgebildet, kein Wunder, wenn bei ihnen auch das bürgerliche Leben und die Politik im Grunde nichts weiter sind als ein solches Intriguenstück, dessen Spannung, Rollenfächer und Verwickelungen denen der Bühnenkomödie oft ziemlich genau entsprechen.

Aber dieses frivole Element schleicht sich auch verderblich in die höhern Gattungen der dramatischen Poesie ein. Unsere modernen Dichter jagen nach Stoff. Alles ist ihnen Stoff, Alles verwandelt sich ihnen zu Stoff. Ohne Ehrfurcht vor der Geschichte, ohne Pietät für geschichtliche Personen verfälschen sie jene und misbrauchen sie diese. Wir glauben nicht pedantisch zu sein, und wir beabsichtigen nicht, den Dichter zu geniren und ungebührlich zu beschränken; wir gestehen ihm ausgedehnte Privilegien zu. Aber er soll mit diesen Privilegien, gerade weil sie in zarte Verhältnisse eingreifen, nicht Misbrauch treiben, was immer vom Uebel ist und schon häufig dahin geführt hat, daß die öffentliche Meinung selbst zuletzt auf Abschaffung dieser Privilegien drang. Der Geschichtschreiber ist kein Poet, aber er soll auch nicht das Gegentheil eines Poeten sein; der Poet ist kein Geschichtschreiber, aber er soll auch nicht das Gegentheil eines Geschichtschreibers sein. Er ist, wenn er historische Stücke schreibt, nicht verpflichtet, die historische Wirklichkeit zu geben, aber er ist verpflichtet, die historische Wahrheit zu respectiren. Dies fodern wir von ihm, und es muß von ihm gefodert werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch unsere classischen Dichter mit der Geschichte etwas willkürlich verfahren sind. Goethe's Egmont, der Liebhaber Klärchen's, ist nicht der Egmont der Geschichte, der ein gewissenhafter Familienvater war, und Schiller's Don Carlos und König Philipp haben mit den Personen, deren Namen sie tragen, sehr wenig gemein. Unter Schiller's Tragödien hat „Maria Stuart“, und gewiß mit Recht, bei den Briten am wenigsten Anklang gefunden, weil darin die politische Bedeutung ihrer großen Königin Elisabeth, welcher England so Vieles und Großes verdankt, geopfert wird, um ihre romantische Gegnerin auf ihre Kosten zu heben. Schiller hatte, wie die meisten Süddeutschen, trotz seiner Bewunderung Shakspeare's wenig Gemüth für die Engländer als Nation, wie sich auch aus der Zeichnung und Verzeichnung der britischen Heerführer im Gegensatz zu der liebenswürdigen Auffassung altfranzösischer Ritterlichkeit in der „Jungfrau von Orleans“ deutlich erkennen läßt. Aber bei Goethe wie bei Schiller versöhnt mit diesen Fälschungen der Geschichte die allgemein menschliche, humane und liebenswürdige Gesinnung, von der sie dabei ausgingen; sie sühnten diese Vergehen gegen die Geschichte durch Tugenden, welche der Poesie und der Humanität zugutekamen. Bei den Neuern ist dies sehr häufig nicht der Fall; sie springen mit der Geschichte wie mit der Poesie zugleich aufs willkürlichste und herzloseste um; sie verzerren jene und beleidigen diese, ohne eine höhere menschliche Tendenz; die Geschichte ist ihnen eben nur roher Theaterstoff, und das Publicum gewöhnt sich unter diesen schädlichen Einflüssen an eine ganz frivole, gewissenlose Anschauung der Geschichte und geschichtlichen Personen.

Wie verhält sich nun bei dieser Sachlage die Kritik? Sie geht in zwei ganz entgegengesetzte Richtungen auseinander, zwischen denen eine Vermittelung gar nicht möglich ist. Die eine nimmt ihren Standpunkt zu hoch; schreibt, als ob unser Publicum aus lauter Commentatoren und Interpreten der griechischen Tragiker, Shakspeareverehrern und Kennern der Hegel'schen Aesthetik bestände, und begibt sich somit alles Einflusses auf die Bühne, wie sie ist, und deren Mitglieder, wie sie sind; die andere nimmt ihren Standpunkt zu niedrig, stellt sich auf ein und dasselbe Niveau mit den Bretern der Bühne und bleibt

sie ohne allen Zusammenhang mit der Literatur, deren Interessen sie vielfach sogar entgegenarbeitet. Diese letztere Gattung ist das eigentlich verlorene Viertel im Weichbilde der Kritik. Von ihr sagten neulich die „Jahreszeiten", die gegenwärtig E. Willkomm leitet: „Das Unwesen in der Theaterkritik hat eine höchst bedenkliche Verbreitung gewonnen, und ebenso wahr ist es, daß sich der wirkliche Kritiker nur ungern mit dieser Branche der Kritik beschäftigt. Selbst die größte Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe geräth auf Glatteis, sowie sie mit theatralischen Angelegenheiten sich beschäftigt." Das hamburger Blatt sprach dies aus auf Veranlassung eines soeben in Hamburg unter dem Titel „Der Bühnenwächter" ins Leben getretenen Blattes, dessen Aufgabe es sein soll, der gesunkenen Theaterkritik ein Rettungsanker zu werden. Willkomm verspricht sich keine bedeutenden Erfolge von dem Blatte, und in der That, wenn es welche hätte, so könnten sie bei der eigenthümlichen Zersplitterung der deutschen Theaterverhältnisse höchstens partiell hamburgische sein.

An der chaotischen Verwirrung des Theatergeschmacks sind nun freilich die dramatischen Dichter selbst nicht ohne Schuld, indem sie, die immer das Ziel vor sich haben, die Bühne, wie man es im modernen Jargon nennt, zu „erobern", in der Regel sich sehr beflissen zeigen, ihre eigene Richtung und ihre eigenen Seiten von ihren Herolden als die allein gültigen und maßgebenden empfehlen zu lassen. Statt das Gebiet der dramatischen Poesie möglichst weit offen zu halten, was zuletzt Jedem zum Vortheil gereichen würde, sucht es vielmehr Jeder auf die enge Feldmark zu beschränken, die er selbst bewirthschaftet. Wir haben daher die wunderlichsten Recepte und Vorschriften und die wirrigsten Schwankungen und Metamorphosen erleben müssen. Noch in der Mitte der dreißiger Jahre suchte man den „dramatischen Messias" in den Kreisen der shakspearisirenden Richtung; plötzlich kam aber, wie nach Verabredung, das elegante, pikante, fein geschliffene, in Situationen wie in der Charakteristik und der Sprache zugespitzte moderne Drama im französischen Geschmacke auf, und in denselben Blättern, die im shakspearisirenden Stil bis dahin den eigentlich dramatischen erkannt hatten, wurde nun auf Geheimbefehl Jeder, der in der Shakspeare'schen Schule wurzelte, wie im Ansehen als ein Verderber des Geschmacks in theatralischen Dingen gekennzeichnet und verworfen. Eigenschaften, in denen man früher einen Zug von Größe erkannt zu haben glaubte, galten nun plötzlich als Plumpheiten, Geschmacklosigkeiten und unbegreifliche Ungeschicklichkeiten. Die Shakspearianer rieben sich die Augen, sie wußten nicht, was mit ihnen geschah und ob sie träumten oder wachten, aber sie thaten, was sie nicht lassen konnten, sie hörten auf zu dichten. Immermann war es, wenn ich mich recht erinnere, der den Grundsatz aufstellte, daß man seinen dramatischen Stoff niemals in Zeiten suchen müsse, die über die Zeit der Reformation hinauslägen. Dieser Ausspruch machte sich im Munde eines Dichters, der selbst Shakspearianer war, sonderbar genug, da ja Shakspeare seine dramatische Größe gerade Stoffen verdankte, die weit in alte Zeiten, bis in die mythische und altrömische hinaufreichten; und so war denn auch sein Ausspruch gerade den Anhängern der modernen, antishakspeare'schen Richtung höchlichst willkommen und kam ihnen zugute. Der Bann dieses engherzigen Ausspruchs ist denn auch gebrochen, aber nicht von Deutschland aus, sondern namentlich durch den Franzosen Ponsard. Da seine „Lucretia" in Paris Aufsehen erregte, so begriffen plötzlich auch die deutschen Theaterdirectoren und Schauspieler, auf die es ja doch zumeist ankommt, daß man nicht gerade im Rococozopfe und im Frack auftreten dürfe, um einem civilisirten Publicum zu gefallen, dem der verstümmelte und corrumpirte Rock, Frack genannt, als Ehrenkleid und höchstes Ideal des modernen Costüms vorschwebt. Seitdem haben auch wieder altrömische und altdeutsche und selbst altjüdische Stücke vor den Augen unserer Bühnendynasten Gnade gefunden, und neben dem Frack und der Rococotracht dürfen sich die Tunica, Toga und andere sehr alte Kleidungsstücke zu Zeiten wieder sehen lassen.

Diese und viele andere Schwankungen, bei denen die Rücksichtnahme auf den pariser Geschmack immer in erster Linie steht, wären eben nicht möglich, wenn die Bühne mit unserm innersten Nationalleben verwachsen wäre und sich mit ihr fortentwickelt hätte, oder wenn unser Nationalleben eine plastische Form erlangt hätte, welche den Dichter in ihre Grenzen unwillkürlich bannte und ihm keinerlei Ausschreitungen gestattete. Wir schreiten aber nach allen Seiten aus, nur nach der nationalen nicht; dieser gegenüber halten wir uns, wie einem vorsichtigen Deutschen geziemt, in angemessenen Schranken. Es gibt noch zwei Umstände, welche mir zu beweisen scheinen, daß bei uns die Bühne keine nationale Bedeutung mehr hat, wenn sie überhaupt je eine solche gehabt hat. In ganz Deutschland besteht kein einziges Theaterjournal von wirklich literarischer Bedeutung, von maßgebendem kritischen Einfluß. Wäre unsere Bühne ein wirklich nationales Institut, so würde sich auch ein solches Organ von selbst erzeugen. Ein kleines gewähltes Publicum wäre dafür vielleicht da, aber es ist gewiß nicht groß genug, um auch nur die Auslagen zu decken. Unsere zur Zeit bestehenden Theaterjournale fristen ihr Dasein bekanntlich von einem ganz andern Bedürfniß als dem ästhetischen und literarischen. Wenn ferner zu Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts die im Drucke erschienenen Theaterstücke mit Begierde verschlungen wurden, so ist dies jetzt in dem Maße bei weitem nicht der Fall. Man läßt sie sich wol vorspielen, um einen müßigen Abend auszufüllen, aber sie zu lesen, nachdem sie im Druck erschienen sind, fällt nur sehr Wenigen ein. Ganz anders müßte es sich in dieser Hinsicht verhalten, wenn sie wirklich einem nationalen Bedürfniß entgegenkämen und es befriedigten. Gedruckte, aber nicht zur Aufführung gekommene Stücke sind nun vollends in den Händen nicht sehr angesehener Buchhändlerfirmen, um so zu sagen, geborene Maculatur.

Ein besseres Schicksal wünschen wir einer neuen dramatischen Dichtung: „Die Katzensteiner", von Hermann von Bequignolles.*) Nicht etwa, als ob wir an ihr nicht viel auszusetzen hätten! Der Dichter ist kein weiser Haushalter mit seinen Gaben, er verschwendet sie und überläßt sich vielfach einer übertriebenen excentrischen Rhetorik. Die Charaktere reichen über das Maß der Wahrscheinlichkeit meist weit hinaus, und eine Gestalt, wie die fulminante Sidonia, ist so abenteuerlich, daß sie an ihre Realität keinen Glauben zu erwecken vermag, sondern sich vor uns wie ein riesenhafter Schatten der Nacht aufund niederreckt. Die Charakteristik der Feldherren und Offiziere erinnert vielfach an die Zeichnung der militärischen Welt in den „Piccolomini", unwillkürlich denkt man, trotz aller übrigen Verschiedenheiten, bei dem alten Grafen Katzenstein an Octavio, bei dem jungen Grafen an Max Piccolomini, bei dem Grafen Lodron an Questenberg u. s. w., während in der Schilderung der türkischen Heerführer Reminiscenzen aus der reflectirten rauschenden Janitscharenpoesie im „Zriny" und wieder im Geheimschreiber Jobst Schnurre stark aufgetragene Züge aus der Shakspeare'schen Narrenwelt auftauchen. Diese Elemente liegen in der Charakteristik wie in der Sprache ziemlich unvermittelt beieinander. Aber hinter allen diesen Fehlern steckt ein nicht unbedeutendes Talent, dem das Straucheln nothwendig ist, um auf der glatten Eisbahn der Bühnenpoesie gehen zu lernen — ein Talent, das noch in der Gährung begriffen ist, aus der, wir hoffen es, süßer Most abfließen wird, um später guten Wein zu geben. Es kommt eben Alles darauf an, daß sich dieses Talent abklärt und nicht in der Gährung so verschiedenartiger Elemente stecken bleibt. Zuckerstoff ist genug in ihm. Hier nur eine Probe. Lodron sagt einmal:

*) Die Katzensteiner. Drama in fünf Aufzügen von Hermann von Bequignolles. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr.

Und bin ich denn in Wahrheit
So ganz verstoßen? Lebt Ermuda nicht?
Du Morgenlüftchen meiner Wüstenschwüle,
Du Perle Himmelsthau auf meiner Brust,
Tiefglüh'nde Wunde, liebliches Vergessen
All meiner Pein — den Himmel, Tochter, träume —
Ach, — ein mal noch dem Greise in die Brust,
Und hüge ihn aus dieser dumpfen Nacht
Ins Sonnenland des Friedens und der Liebe.

Wenn diese Dichtung eine poetische Verirrung ist, so ist sie wenigstens eine Verirrung in deutscher Richtung, nicht eine des kalt berechnenden und sich verrechnenden Verstandes, sondern des warmen Gefühls, der enthusiastischen Empfindung, der edeln, reinmenschlichen Gesinnung. Dem Geschmack wird vielleicht wehe gethan, aber das deutsche Gemüth nicht mit feingiftigen Stoffen inficirt. Der Figur des Jobst liegt wenigstens der Versuch zugrunde, der deutschen dramatischen Poesie wieder ein humoristisches Element zuzuführen; denn wie Jobst selbst mit Recht einmal bemerkt: „Es kommt eine Zeit herauf, wo man den Humor mit der Laterne wird suchen und doch nicht finden. Ich wittere Schwindsuchtsluft in der Welt."

Wird die deutsche Bühnenpoesie dieses Stadium angehender oder schon vorgerückter Schwindsucht überstehen? Wir sind nicht so anmaßend, wie andere weise Männer, voraussagen zu wollen, was das deutsche Drama in der Zukunft „sein wird", wir haben vollkommen genug und übergenug daran, zu wissen, wie es ist. Die Zukunft kümmert uns nicht, die Gegenwart macht uns vollauf zu schaffen. Die Bühne der Zukunft wird eben sein, wie die deutsche Nation sein wird, und anders nicht. An Namen haften wir nicht, auch wenn man uns jetzt unter den „dramatischen Messias" so gewaltige Dichter nennt, wie May, Heydrich, Prechtler u. s. w. Wer 20 Jahre und länger an der Entwickelung der deutschen Literatur nach Maßgabe seiner Kräfte mitgearbeitet und an ihren Freuden und Leiden, an ihren Hoffnungen und Täuschungen innigst theilgenommen hat, wer während dieser Zeit am Theaterhimmel neu auftauchende Sterne, neue Shakspeares und neue Garricks zu Dutzenden plötzlich wieder verschwinden sah, nachdem man sie kurz vorher als Sterne erster Größe in die astronomischen Tafeln der Tagesliteratur eingezeichnet hatte, der hat wol ein Recht, auf alle Namen und Prophezeiungen nichts zu geben, sich mit Gleichmuth zu wappnen und die kommenden Dinge in Geduld abzuwarten.

Hermann Marggraff.

Bücherschau.

Die Kunst Betreffendes.

Kunstfreunde, die sich namentlich mit den Anfängen und Ursprüngen der christlichen Kunst beschäftigen und denen es von Wichtigkeit ist, Aufschluß zu erhalten über den Einfluß der byzantinischen Kunst auf die Bildwerke der germanischen Völker, machen wir auf folgendes Werk aufmerksam:

1. Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, aus dem handschriftlichen neugriechischen Urtext übersetzt, mit Anmerkungen von Didron dem Aeltern und eigenen von Godeh. Schäfer. Trier, Lintz. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der deutsche Uebersetzer und Bearbeiter dieses Codex byzantinischer Malerei hatte schon vor einigen Jahren, als er das „Manuel d'iconographie chrétienne grecque et latine" von Didron (Paris 1845) gelesen, den Entschluß gefaßt, dies durch seinen Text und die reichen ihm beigefügten Noten so interessante Werk dem deutschen Publicum zugänglich zu machen; doch fand er bald, daß zu einer richtigen Uebersetzung des Werks ihm das neugriechische Manuscript nothwendig sei. Auf Verwendung des Alterthumsfreundes Baron F. von Roisin auf Schloß Kürenz hatte Didron die große Gefälligkeit, dem Verfasser, welcher Stadtdechant in Trier ist, das Manuscript selbst zu überbringen und zu dem Zwecke der Uebersetzung auf eine Zeit zu überlassen. Diese liegt uns hier vor. Wenn der erste Band freundliche Aufnahme findet, soll noch ein zweiter Band erscheinen, welcher 500 durch Didron vom Berge Athos mitgebrachte Zeichnungen in Holzschnitt und außerdem die seit 1845 in der Ikonographie gemachten Entdeckungen u. s. w. enthalten soll.

Diejenigen, denen es um ein tieferes Verständniß der berühmten Kaulbach'schen Wandgemälde und um einen gründlichen Kommentar zu den von Alex. Duncker herausgegebenen, nach den Gemälden ausgeführten Stichen zu thun ist, verweisen wir auf nachstehende Schrift:

2. Die Wandgemälde Wilhelm von Kaulbach's im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin. Von Max Schasler. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagshandlung. 1854. Gr. 8. 28 Ngr.

Sehr dankenswerth ist ein beigegebener Grundriß des Neuen Museums nebst der Disposition der südöstlichen Wand.

Gewissermaßen im Anschlusse an die im gleichen Verlage herauskommenden „Denkmäler der Kunst" und das Kugler'sche „Handbuch der Kunstgeschichte" erscheint:

3. Geschichte der Baukunst von Franz Kugler. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Die erste Lieferung dieses Werks liegt uns vor. Es gilt die Aufgabe, von der künstlerischen Bauthätigkeit der Völker seit den frühesten uns bekannten Anfängen geschichtlichen Lebens eine historische Uebersicht zu geben und die Weise darzulegen, in welcher die Völker je nach ihren Eigenthümlichkeiten an diesem monumentalen Schaffen theilgenommen, die Sonderzwecke, welche sie dabei verfolgt, die Ziele, welche sie erreicht haben. Jeder Abschnitt beginnt mit einer allgemeinen, den Gesammtcharakter der Gruppe zusammenfassenden Uebersicht, worauf stets die Bewährung durch das Einzelne folgt. Unter dem Texte enthaltene Citate führen auf die Quellenschriften zurück, auch sind dem Texte zur unmittelbaren Erläuterung bildliche Illustrationen eingereiht.

Ebenfalls in Lieferungen erscheint folgendes Werk:

4. Gothische Briefe von ****. I—III. Wien, 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Diese „Gothischen Briefe" haben den doppelten Zweck, dem Verlauf der Vorbereitungen und Arbeiten zur Herstellung der zum Andenken an das Mislingen des Attentats vom 18. Februar 1853 zu errichtenden Votivkirche im gothischen Stile berichtend und erörternd zu folgen und damit, wie nämlich von dem Verfasser versichert wird, „eine wahrheitsgetreue, ungeschminkte Darstellung unserer künstlerischen und der damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Einrichtungen und Zustände natürlich zu verbinden". Diese Briefe sind nicht blos der Form wegen fingirt, sondern an bekannte Personen gerichtet.

Ein Prachtwerk im eigentlichen Sinne des Worts ist folgendes:

5. Alterthümer und Kunstdenkmale des bairischen Herrscherhauses. Herausgegeben auf allerhöchsten Befehl Sr. Maj. des Königs Maximilian II. Erste Lieferung. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. Gr. Folio. 12 Thlr.

Außer einem Vorwort und einer genealogischen Tafel des Hauses Scheyern-Wittelsbach enthält diese erste Lieferung an Abbildungen: die erste Seite aus dem Rechtsbuch Kaiser Ludwig's IV. vom Jahre 1346, Schloß Trausnitz zu Landshut, die St.-Georgskapelle auf der Trausnitz, Grabmal Herzog Lud-

nes in Heiligenthal, Bildniß des Herzogs Albrecht V. und Bildniß des Kurfürsten Maximilian I. Die Abbildungen sind nach Zeichnungen von A. Petz und von Hefner in wahrhaft meisterhafter Vollendung lithochromisch ausgeführt und mit Text begleitet.

Mit der Kunst oder bestimmten Kunstgegenständen in Verbindung stehen folgende zwei vorliegende Schriften:

6. Die deutschen Kaiser in erzählenden Dichtungen zu den Gemälden des frankfurter Kaisersaals. Von Friedrich Bauer. Frankfurt a. M., Brönner. 1854. 12. 15 Ngr.

7. Ein Kunstgespräch in Versen von Emil Freiburger. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. 8. 10 Ngr.

Die erste Schrift knüpft an die Kaiserbilder im frankfurter Römer gereimte Berichte über die Hauptthaten der einzelnen Kaiser und die Hauptmomente in dem Leben derselben. Ehrende deutsch-patriotische Gesinnung ist das Beste daran; auch sind die historischen Notizen, die als Anmerkungen unter den Text gestellt sind, dankenswerth. In der zweiten Schrift unterhalten sich Petrus, Paulus, Nimrod, Cajus, Ignatius, Solaris, Raoul und Chor in der Knittelversweise Goethe's, wenn auch nicht mit der gedanklichen Klarheit und sprachlichen Reinheit Goethe's, über die Principien der Kunst, und ein erster, zweiter und dritter Genius und ein Chor von Genien singen in kürzern Versmaßen dazwischen. Es mag sich manches Wahre und Treffende darin befinden, aber es wird nur wenigen mit besonderer Witterung begabten Sterblichen das Glück beschieden sein, es aus der chaotischen Form des Ganzen herauszufinden. **H. M.**

Aus Paris.

Der angebliche Walter Scott'sche Roman „Moredun". — Heinrich Heine, Des Adler und Friedrich Gerstäcker in der Betrachtung der französischen Kritik. — Leon Faucher. — Todesfälle.

Ein merkwürdiger Fund, von dem man nicht recht weiß, was man davon halten soll, setzt die literarische Welt in Bewegung. Es handelt sich dabei um nichts weniger als um einen bisher ungedruckt gebliebenen Walter Scott'schen Roman, der nun ans Licht der Oeffentlichkeit treten soll. Vorsicht ist zwar zu allen Dingen gut, namentlich in unserer Zeit der Puffs, der literarischen Mystificationen und der nachgemachten Handschriften berühmter Männer, durch welche sogar deren eigene Nachkommen sich täuschen lassen; dennoch wollen wir auf die Sache etwas näher eingehen, denn sie ist interessant und charakteristisch. E. de St.-Maurice Cabany, wohnhaft Boulevard Beaumarchais 91, Directeur général de la Société des archivistes de France et des Archives générales de la noblesse, membre de plusieurs académies et sociétés savantes, artistiques et littéraires de la France, de l'Angleterre et de l'étranger, directeur-rédacteur en chef du Nécrologe universel du 19me siècle etc., dieses vielfache Mitglied verschiedener nicht genannter Akademien und gelehrter, artistischer und literarischer Gesellschaften des Auslandes, hat einen auch der Redaction d. Bl. zugeschickten Druckbogen in die Welt ausgehen lassen, welcher an seinem Kopfe die überraschende Ueberschrift trägt: „Découverte inattendue d'un roman posthume et inédit de Sir Walter Scott." In einer Note unter dem Text wird allen Redacteuren französischer und auswärtiger Journale großmüthigerweise die Erlaubniß ertheilt, diesen Druckbogen in extenso und „ohne Weglassung einer Stelle" in den Spalten ihrer Journale, in welcher Sprache es auch sei, wieder abzudrucken. Wir können von dieser Erlaubniß in ihrem ganzen Umfange leider nicht Gebrauch machen, sondern sind genöthigt, uns nur auf das Wesentlichste der ganzen langen Erzählung zu beschränken.

St.-Maurice Cabany findet selbst für erfoderlich, seine Erzählung mit den Worten einzuleiten: „Die Entdeckung, auf die wir die Aufmerksamkeit des europäischen Publicums, der französischen und auswärtigen Journale und Verleger leiten möchten, ist so außerordentlich, daß sie das Ansehen einer Fabel hat." Der Leser urtheile selbst: Ein Hr. X... (soll dies der Anfangsbuchstabe seines Namens sein oder nur eine unbekannte Größe anzeigen?), der in der „haute industrie" große Erfolge gehabt hatte, kam im Jahre 1823 nach Paris, um sich hier in Bezug auf Meubles, Equipagen und Pferde fürstlich einzurichten. Dieser Fabelmann gehörte dem Fabellande Deutschland an, sprach außer seiner deutschen Muttersprache noch französisch, englisch, spanisch und italienisch und zwar „avec élégance" und richtete eine Räumlichkeit für eine Bibliothek ein, die jedoch nur aus den Werken zweier Dichter, Goethe's und Walter Scott's, bestehen, von diesen aber alle vorhandenen oder irgendwie aufzutreibenden Ausgaben umfassen sollte. Cabany's Vater erhielt den Auftrag, die nöthigen Bücher aufzutreiben und es wurden ihm dazu sechs Monate Zeit gelassen. Zugleich wünschte der excentrische deutsche Industrielle ein Manuscript von Walter Scott zu besitzen (eins von Goethe besaß er schon), und es traf sich so merkwürdig, daß zu der Zeit gerade Walter Scott nach Paris kam, um hier Studien zu seiner „Geschichte Napoleon's" zu machen; ja noch merkwürdiger, er hatte gerade einen Roman liegen unter dem Titel „Moredun", der zwar seiner ihn nach Paris begleitenden Tochter sehr lieb war, den er aber nicht zu veröffentlichen beabsichtigte. Ein Engländer, William Spencer mit Namen, ein alter Freund Walter Scott's und selbst Dichter und Schriftsteller, wußte das Interesse der Miß Anne Scott für den wunderlichen Deutschen zu gewinnen, und so kam das Manuscript in die Hände des Hrn. X. und nach dessen Tode (die unbekannte Größe X. starb angeblich 1830 aus Gram über ihre durch die politische Katastrophe von 1830 zerrütteten Finanzen) unter ebenfalls etwas romanhaften, ausführlicher erzählten Umständen in die Hände ihres jetzigen Besitzers. Es wird uns auch ein in dieser Angelegenheit von Walter Scott an William Spencer gerichteter Brief in französischer Uebersetzung mitgetheilt, worin Scott von dem Romane „Moredun" sagt: es sei dies der erste einer Reihe von Romanen gewesen, denen er Momente aus der schottischen Geschichte zugrunde legen gewollt hätte; später habe er aber dieses Project aufgegeben. Er habe den Roman in den Händen seiner Tochter gelassen, weil er geglaubt habe, daß eine einfache Erzählung, welche nur Begebenheiten und eine Intrigue enthalte, sich unter Werken, in denen die Charakterzeichnung der höhere Zweck sei, nicht vortheilhaft ausnehmen werde. „Dies würde", heißt es im Briefe weiter, „ein Schritt nach rückwärts sein, was nicht der Fall sein darf. Zudem habe ich mir darin, soviel ich mich erinnere, zahlreiche Anachronismen und Freiheiten mit Personen und Localitäten erlaubt, was nicht im Einklang steht mit dem Charakter eines Geschichtschreibers, dem ich jetzt nachstrebe."

Dieser Brief gab in seiner französischen Uebersetzung dem bekannten Philarète Chasles Anlaß, die ganze Geschichte und namentlich auch die Existenz des Briefs zu bezweifeln. Infolge davon hat Cabany das Publicum seitdem auch mit dem englischen Text bekannt gemacht, und Philarète Chasles hat nun im „Journal des débats" zahlreiche Uebersetzungssünden dem Veröffentlicher nachgewiesen. Er übersetzte z. B. constrained mit contrarié, amongst mit à la suite, ridiculously mit vivement u. s. w., was wenigstens kein günstiges Vorurtheil erweckt für die Uebersetzung, welche Cabany von dem Roman selbst zu veranstalten gedenkt und mit der er seiner Versicherung nach beschäftigt ist, bei welcher Arbeit er, je mehr er darin fortschreitet, auch immer mehr zu erkennen versichert, „daß dieses interessante Werk im höchsten Grade alle Merkmale des dem berühmten Romanschriftsteller eigenthümlichen Talents trägt". Trotz dieser Veröffentlichung des Briefs im englischen Original fährt, wie wir hier bemerken, das londoner „Athenaeum" aus äußern und innern Gründen fort, das Ganze für einen Puff zu halten und zu fragen: „Kann irgendwer diesen

Brief ohne das Gefühl lesen, daß die Geschichte ein ebenso plumper Versuch auf die Leichtgläubigkeit des Publicums ist als «Vortigern» oder «Walladmor»?"

Es war vorauszusehen, daß sich auch in Frankreich Stimmen gegen den politischen Libertinismus Heine's erheben würden. Eine solche hat sich unter Anderm in der „Revue de Paris" gefunden, in deren erster Jahreslieferung der Pole Julian Klaczko, dessen Geist in den Bildungszuständen dreier Nationalitäten, der slawischen, deutschen und französischen, man kann selbst sagen auch der italienischen, wurzelt, die „Vermischten Schriften" Heine's mit Schärfe, Geist und einem in diesem Falle nur zu gerechtem Unwillen beleuchtet. Die Klaczko'sche Kritik läuft im Grunde darauf hinaus, daß Heine nichts weiter liebe als sich selbst; „sogar das französische Kaiserreich", sagt Klaczko, „liebt Heine nur darum, weil es sein eigenes Vaterland gedemüthigt hat". Und weiter: „Bei Licht besehen misachtet Heine Deutschland und Frankreich in gleichem Grade und der Unterschied ist nur der, daß er Deutschland sowol in französischer als in deutscher, Frankreich aber nur in deutscher Sprache insultirt." Klaczko geißelt auch die Nuditäten, Cynismen und die schamlosen Klatschereien Heine's. „Man kann sich eines Gefühls von Ekel", sagt Klaczko, „bei gewissen Späßen nicht erwehren, die alle Grenzen des Erlaubten überschreiten und einen vollständigen Mangel an Takt und Geschmack offenbaren." Klaczko fährt fort: „Ich bin Dichter, ich, das wiederholt uns Heine in jedem Augenblick; ich bin ein Sohn Jupiter's, ich bin der Liebling der Musen! .... Wir könnten dem Verfasser der «Reisebilder» antworten, daß man nur Dichter ist, wenn man einen ehrlichen Glauben und eine erhabene Leidenschaft besitzt; daß man die Menge nur erhebt, wenn die Seele aufschwillt von einer großherzigen Empfindung, und daß es der Liebe allein möglich ist, den unendlichen und guten Gott nachzuahmen und nach seinem Vorbilde zu schaffen. Aber Heine wird eine solche Sprache nicht verstehen und wird vielleicht sein Gespött mit Dem treiben, was er unsern Romantismus nennen dürfte. Vielleicht wird er uns besser verstehen, wenn wir ihm sagen, daß er mehr und mehr aufhört ein Dichter zu sein, und daß das geliebte Kind der Musen zuweilen nichts weiter ist als ein ungezogener Gassenbube." Zuletzt wendet sich Klaczko gegen die Franzosen selbst, denen er vorwirft, daß der bloße Esprit bei ihnen eine zu große Herrschaft übe, und er schließt: „Können wir nicht mehr einfachen Geistes sein, nun so laßt uns wenigstens ehrlichen Geistes sein. Und weil man doch heutzutage von allen Seiten soviel von dem Bedürfniß einer sittlichen Autorität und der Heiligkeit der Pflichten spricht, so laßt uns nicht dulden, daß das Talent charakterlos sei, so laßt uns selbst von den Schriftstellern Gewissenhaftigkeit fodern!"

Einen bessern Begriff als durch Heine's neuere wüste Schriften werden die Franzosen von deutschem Gemüth und deutscher Sittlichkeit durch den von J. J. Porchat ins Französische übertragenen neuesten Roman Otto Müller's erhalten. Die französische Bearbeitung erschien in Paris unter dem Titel: „Charlotte Ackermann. Souvenirs du théâtre de Hambourg au 18me siècle." Eine Kritik im „Athenaeum français" rühmt an dem Verfasser, er sei ein „esprit fin, curieux et savant", strebe selbst in einem Werke der Phantasie nach historischer Wahrheit und sei somit der Schule der Alfred de Vigny und Mérimée anzureihen. „In diesem Roman", heißt es weiter, „hat Otto Müller eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens offenbart. Auf der einen Seite eine Schauspielerin, welche auf der Bühne ihre Empfindungen und Leidenschaften zu beherrschen weiß, aber im gewöhnlichen Leben sich ganz dem naiven Enthusiasmus ihrer Seele hingibt und sich von ihm fortreißen läßt; auf der andern Seite ein weltmännisch gebildeter Egoist, ein Roué, welcher die Empfindungen besser spielt als Charlotte die Olivia, Minna von Barnhelm oder Emilia Galotti. Das war ein Stoff für eine schöne psychologische Studie und sie ist Müller vollkommen gelungen." Die Uebersetzung wird als eine so treffliche gerühmt, als man sie von dem Uebersetzer von Ranke's „Französischer Geschichte" erwarten durfte. Auch des Gerstäcker'schen Buchs „Nach Amerika!" gedenkt das „Athenaeum français" mit vielem Lobe und wünscht ihm eine französische Uebersetzung, die es so gut verdiene als die jüngst übersetzten Romane des Nordamerikaners Reid. Gerstäcker's Gemälde seien ebenso lebendig und farbenreich, aber wahrer und in eine interessantere und wahrscheinlichere Handlung verflochten. Dabei besitze er eine Laune sui generis, die sich weder mit dem britischen Humor, noch mit der französischen Munterkeit, noch selbst mit dem „gros rire allemand" vergleichen lasse, sondern eine glückliche Mischung der naiven Bonhommie des deutschen Michel und der energischen Finesse des Yankee darstelle. Einige deutsche Ueberschwänglichkeiten im Stil werden gerügt und dann einige Bemerkungen über die deutsche Auswanderungslust gemacht, zu deren Schlusse es heißt, das deutsche Sprichwort „Alle Wege führen nach Rom" sei jetzt nicht mehr am Platz, die Deutschen könnten heutzutage sagen: Alle Wege führen nach Amerika!

Die „Revue des deux mondes" bringt in ihrer ersten Jahreslieferung einen Nekrolog des frühern Ministers des Innern und Mitglieds der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, Leon Faucher, an welchem die „Revue des deux mondes" einen ihrer hervorragendsten Mitarbeiter verloren hat. Faucher war am 8. September 1803 zu Limoges geboren, also kaum 51 Jahre alt, als er starb. Seine Aeltern lebten in keinen großen Glücksumständen, und Faucher sah sich daher ausschließlich auf seine eigene geistige und moralische Kraft angewiesen. Nachdem er seine Studien in Toulouse gemacht, ging er nach Paris, um sich durch Unterricht zu ernähren, und wurde Erzieher der beiden Söhne des Postmeisters Dailly, der ihn fast wie seinen eigenen Sohn behandelte. Die Julirevolution begrüßte er, jung und regsam wie er war, mit wärmstem Enthusiasmus. Bald wurde er Mitarbeiter und Redacteur am „Temps" und gründete das Sonntagsblatt „Le bien public", das jedoch keinen Erfolg hatte und einging. Ehrenhaft wie er war, verpflichtete er sich gegen die Actionäre, ihnen ihre Auslagen wiederzuerstatten; die Actionäre waren ungroßmüthig genug, das Anerbieten anzunehmen und alle Verluste auf dem Einzelnen haften zu lassen. Diese freiwillige Verpflichtung lastete freilich lange Jahre schwer auf ihm und nöthigte ihn zu verdoppelter Arbeit und Geistesanstrengung. Nach dem Tode Chatelain's übernahm er im Jahre 1839 die Oberleitung des „Courrier français". Als jedoch dies Journal in andere Hände überging und die neuen Eigenthümer anzeigten, daß an der Farbe desselben eine kleine Aenderung vorgenommen werden sollte, trat Faucher sofort ab und widmete sich hierauf fast ausschließlich nationalökonomischen Arbeiten, welche meist in der „Revue des deux mondes" erschienen und ihm einen großen Ruf als nationalökonomischem und finanziellem Schriftsteller verschafften. Eine seiner vorzüglichsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind seine „Recherches sur l'or et l'argent considérés comme étalons de la valeur", die er im Institut vorlas. Inzwischen nahm er auch an der Redaction des „Journal des économistes" und an den Bestrebungen des Freihandelsvereins theil und gehörte zu den eifrigsten und thätigsten Mitgliedern des letztern, ohne die Uebertreibungen zu billigen, in die manche Freihandelsmänner verfielen. Im Jahre 1846 wurde er von der Stadt Rheims zum Deputirten gewählt. Den Feldzug der patriotischen Bankete misbilligte er, weil derselbe seiner Meinung nach die revolutionären Leidenschaften zu heftig aufrege, aber er war inconsequent genug, die Anklageacte gegen die Minister zu unterzeichnen. Nach der Februarrevolution wurde er, bald nachdem er in der „Revue des deux mondes" einen Artikel über die Organisation der Arbeit veröffentlicht hatte, in die Constituirende Versammlung gewählt, in welcher er sich als eifriger Vertheidiger der Ordnung bemerkbar machte und zu deren Vicepräsidenten er wiederholt gewählt wurde. Im ersten Cabinet des neuen Präsi-

benen, saß er als Minister der öffentlichen Arbeiten und dann als Minister des Innern. Ein mißbilligendes Votum nöthigte ihn bekanntlich, sein Portefeuille niederzulegen, doch trat er im April 1851 in das Cabinet des Präsidenten wieder zurück, um für immer abermals daraus zu scheiden, nachdem er erkannt hatte, daß mit den Regierungsgrundsätzen Napoleon's sich eine parlamentarische Regierung nicht vertrüge. Sechs Wochen später rechtfertigte der 2. December 1852 seine Befürchtungen im vollsten Maße. Seitdem bemächtigte sich tiefer zehrender Kummer seines Gemüths, aber an Thätigkeit gewöhnt, gründete er die Société de crédit foncier und fuhr fort, die „Revue des deux mondes" mit Artikeln zu bereichern, deren letzten, über die Kriegsfinanzen, er schon unter den Leiden seiner letzten Krankheit schrieb. Dieser Artikel, eine Antwort an Tegoborski, erschien in der Lieferung vom 15. November, und am 14. December war Faucher nicht mehr. Er starb auf der Reise nach Italien in Marseille an einem furchtbaren Anfall seiner Krankheit. Faucher war stets ein unerschütterlicher Anhänger der Repräsentativregierung. Zu Denen, die ihn während seines zweiten Ministeriums beschuldigten, an der Vernichtung der Freiheit mitzuarbeiten, sagte er: „Nur durch die Presse und das Wort bin ich etwas, und wenn je die Rednerbühne umgestürzt werden sollte, werde ich mich unter ihren Trümmern begraben." Dabei war er ein Freund der schönen Künste, wie die Unterstützungen beweisen, die er von der Constituirenden Versammlung behufs der Entdeckungen in Ninive und der Ausgrabungen in Rom auszuwirken wußte. Mitglied des Instituts war Faucher seit 1849, an Stelle des Grafen Rossi.

Ein anderes Mitglied der Akademie, Baour-Lormian, ist ebenfalls in den jüngsten Tagen mit Tode abgegangen. Er war 1779 in Toulouse geboren, Mitglied der Akademie seit 1815, als Nachfolger des Chevalier Boufflers, und hat sich seiner Zeit durch seine „Poésies galliques", seine Tragödien „Omasis" und „Mahomet", seine Uebersetzung der „Gerusalemme liberata" und seine Xenienfehde mit Lebrun bekannt gemacht. Das londoner „Athenaeum" theilt ein beißendes Epigramm Lebrun's auf ihn mit, von dem das Blatt sagt, daß es unübersetzbar sei. Wir versuchen trotzdem eine Wiedergabe desselben in deutscher Sprache:

Der Tasso von Toulouse schläft hier den ew'gen Schlaf:
Er starb in Quart, in Duodez alsdann,
Und als er Leben wieder d'rauf gewann,
Starb er von neuem in Octav.

(Ci-gît le Tasse de Toulouse,
Qui mourut in-quarto, puis remourut in-douze,
Et qui, ressuscité par un effort nouveau,
Vient de mourir in-octavo).

Auch der frühere Deputirte Victor Hennequin ist gestorben. Sonst ein verständiger Mann, ließ er sich in den letzten Jahren vom Dämon der Tischrückerei und Geisterklopferei beherrschen und erregte Aufsehen durch ein wunderliches Buch unter dem Titel „Sauvons le genre humain", worin die magnetisirten Tische die Retter der Menschheit spielen, und ein Werk „Religion", wovon jedoch nur der erste Band erschienen ist. H. M.

Notiz.

Eine Bright'sche Broschüre.

Unter dem Poststempel „Homburg" erhielt die Redaction zwei Exemplare einer Broschüre zugesandt, welche den Titel trägt „La vérité sur la question d'Orient. Lettre de M. Bright, membre du parlament anglais." Diese Broschüre ist die im Dienste der Friedenspropaganda veranstaltete französische Uebersetzung des bekannten Antwortschreibens, welches Bright an Absalon Watkin auf dessen Auffoderung, seine Meinung abzugeben, unterm 29. October aus Rhyl ergehen ließ. Dieses Schreiben wurde, wenn wir nicht irren, auf einem Meeting vorgelesen, welches behufs einer Subscription für die durch den Krieg zu Witwen und Waisen gewordenen Personen in Manchester zusammengetreten war, und hatte zur Folge, daß der englische Mob den Friedensapostel in effigie öffentlich verbrannte, womit seine Ansichten freilich nicht widerlegt sind. Es ist hier begreiflicherweise nicht der Ort, auf die politischen Excursionen Bright's tiefer einzugehen, wir erwähnen nur, daß er ausführt, England habe sich in einen Krieg eingelassen, der durch nichts gerechtfertigt werde. Habe doch Rußland die durch die wiener Conferenz angenommene und von den Cabineten von London und Paris ratificirte berühmte Note seinerseits bereitwillig acceptirt, und Jedermann habe mit Recht geglaubt, nun sei Alles zu Ende. Da habe die Türkei die durch ihre eigenen Freunde redigirte Note verworfen und nun habe die englische Regierung plötzlich Linksum gemacht, die wiener Note, seine eigene Note, als unannehmbar erklärt und den Krieg, zu welchem die Türkei wider den Rath Frankreichs und Englands geschritten sei, gutgeheißen. Bright findet in dem Verfahren der englischen Regierung eine Confusion und eine Schwäche, die ohne Beispiel seien, und man muß sagen, daß er von seinem Standpunkt aus die Frage mit der schlagkräftigen Präcision, Klarheit und populären Kürze behandelt, welche den englischen Politikern immer eigen ist, von welcher Seite sie auch eine Frage auffassen mögen. Begreiflicherweise nimmt Bright von den Schrecken, Gräueln und nachtheiligen Folgen des Kriegs Anlaß, gegen den Krieg überhaupt als eine Barbarei zu protestiren, und er thut dies mit derselben Energie, womit er im Verlauf seines Schreibens vorher gegen die in England soviel geltende Autorität Vattel's protestirt hat. Der Krieg ist allerdings an sich eine Barbarei, und solange man sich seiner als Mittel bedient, um gewisse Zwecke zu erreichen, solange es sogar noch Personen in großer Zahl gibt, die an ihm ihre Lust haben, solange wird von einer wirklich human durchgebildeten, ideal-vernünftigen Menschheit nicht die Rede sein können. Aber Krankheit und Tod sind für jeden Einzelnen auch vom Uebel, und doch bestehen sie und sind für das große Ganze nothwendig. Ebenso mag es sich innerhalb unsers unvollkommenen irdischen Zustandes mit dem Kriege verhalten, obschon trotz dieser Wahrheit der aufrichtige Cultur- und Menschenfreund mehr auf Seiten der Friedensfreunde als der Haudegen wird stehen müssen, in deren Brust übrigens oft noch ein humaneres Herz schlägt als in der Brust manches Philisters, dem die Erzählungen von Kriegsgräueln Freude machen, weil und solange er sich selbst außer Schußlinie befindet. Wer den Bright'schen Brief übrigens deutsch lesen will, findet ihn vollständig übersetzt in Nr. 90 vorigen Jahres der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter". Was nun die von Bright vorausgesetzte aufrichtige Friedensliebe des russischen Autokraten betrifft, so wird diese gerade ebenso aufrichtig sein wie die des Kaisers von Frankreich, von dem jüngst in einer berühmten Zeitung versichert wurde: er wünsche aufrichtig den Frieden, aber er sei auch davon überzeugt, daß Rußland den Frieden unter den Bedingungen, unter welchen er ihm geboten würde, unmöglich annehmen könne. Wir erwähnen dies nicht, um in unserm Blatte etwas Politisches zu geben, sondern nur um einen kleinen charakteristischen Beitrag zur Sophismengeschichte unserer Zeit zu liefern. H. M.

Bibliographie.

Abenteuer zur See. Ein Taschenbuch für Freunde des Seewesens auf das Jahr 1852, mit Beiträgen von Harro-Harring, Clement, G. Blum u. A. Hamburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Almanach zum Lachen für 1855. Von E. Dohm. Illustrirt von L. Loeffler. 5ter Jahrgang. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Blum, G., Meerblumen. Liederkranz für Seeleute. 3te Auflage. Hamburg. 12. 12 Ngr.

Bruhin, C. A., Der Skalde. Nordlands-Sagen. Glarus. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Cassel, S., Irene. Eine sprachlich-exegetische Skizze. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsche Familien-Blätter. Erzählungen, Geschichten und Bilder aus dem Leben, der Natur und der Gesellschaft. Mit artistischen Beilagen. Neue Folge. 1ster und 2ter Band. Zwölf Hefte. Leipzig, A. Dürr. Gr. 4. à Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Frankl, L. A., Hippokrates und die moderne Medizin. Trimeter und Knittelvers. 3ter Theil: Hippokrates und die Cholera. 2te stark vermehrte Auflage. Wien, Sallmayer u. Comp. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Goldschmidt, J., Die gesellschaftliche Stellung der Aerzte sonst und jetzt. Oldenburg, Schulze. 8. 12 Ngr.

Heusler, A., Der Bauernkrieg von 1653 in der Landschaft Basel. Basel, Neukirch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Hessisches Jahrbuch für 1855. Mit Beiträgen von K. Bernhardi, H. C. Bezzenberger, O. Braun, W. Falckenheiner, H. Grimm u. a. Cassel, Bertram. Br. 8. 1 Thlr.

Kaiser, F., Theater-Director Carl. Sein Leben und Wirken — in München und Wien, mit einer entwickelten Schilderung seines Charakters und seiner Stellung zur Volksbühne. 2te Auflage. Wien, Sallmayer u. Comp. 1854. 8. 15 Ngr.

Kirchhoff, A., Weitere Beiträge zur Geschichte des Handschriftenhandels im Mittelalter. Halle, Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Köppen, F. v., Die Freiheitskriege. 1ster Gesang. — A. u. d. T.: Preußens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht. Berlin, Herbig. Gr. 8. 20 Ngr.

Koßarski, L., Hier und Dort. Lieder eines Erdenpilgers. Berlin, Adolf u. Comp. 24. 22½ Ngr.

Krahmer, L., Die Mortalitätsverhältnisse der Stadt Halle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit Rücksicht auf den Einfluss, welchen Jahreszeiten und epidemische Verhältnisse auf die Mortalitätsgesetze, auf wahrscheinliche und durchschnittliche Lebensdauer ausüben. Halle, Schmidt. Gr. 4. 24 Ngr.

Die Lieder des dreißigjährigen Krieges nach den Originalen abgedruckt. Zum ersten Male gesammelt von E. Weller. Mit einer Einleitung von W. Wackernagel. Basel, Neukirch. Gr. 8. 2 Thlr.

Neubürger, E., Gedichte. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 18 Ngr.

Pinamonti, J. P., Die Stellung der Reichen. Oder: Pflicht und Frucht des Almosens. Aus dem Italienischen übersetzt von F. Ehmig. Regensburg, Manz. 1854. 24. 6 Ngr.

Prechtler, O., Zeitlosen. Neue Gedichte. Wien, Grund. Gr. 16. 27 Ngr.

Reinöhl, F. v., Herzensklänge. Lyrische Gedichte. Jena, Mauke. 16. 1 Thlr.

Ribbeck, F., Glockentöne von Golgatha. Eine Pilgergabe für Mitpilger nach dem himmlischen Jerusalem. Elberfeld, Bädeker. Gr. 12. 15 Ngr.

Schenkel, D., Der Unionsberuf des evangelischen Protestantismus, aus der principiellen Einheit, der confessionellen Sonderung und der unionsgeschichtlichen Entwickelung desselben nachgewiesen. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ein Schriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle (Frau Henriette Paalzow) an ihren Verleger. Mit dem Porträt der Verfasserin. Breslau, Max u. Comp. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sève, M., Erinnerungen eines Militärgeistlichen. Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Baumgart. Drei Theile. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Souvestre, E., Der König der Welt oder das Geld und seine Macht. Ein Roman der Vergangenheit und Gegenwart. Deutsch von A. Kretzschmar. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Spruner, K. v., Pfalzgraf Rupert der Cavalier. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Festrede zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II., gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 28. November 1854. München. 1854. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stiasny, C., Syphilis. Humoristisch-didactisches Gedicht. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. 8. 15 Ngr.

Stobwasser, C. H., Johann Heinrich Stobwasser's Lebensgeschichte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 3 Ngr.

Szápary, Graf v., Das Tischrücken. [Fortsetzung.] Geistige Agapen. Psychographische Mittheilungen der Pariser Deutsch-Magnetischen-Schule. Paris. 1854. Ler. 8. 2 Thlr.

Weber, M. M. Freih. v., Ein Ausflug nach dem französischen Nordafrika. Leipzig, C. H. Mayer. 8. 20 Ngr.

Willkomm, M., Die Halbinsel der Pyrenäen, eine geographisch-statistische Monographie, nach den neuesten Quellen und nach eigener Anschauung bearbeitet. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bahr, C., Der Heiland zieht in Zion ein! Predigt am 1. Advent 1854 in Woldegk gehalten. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Unseres Königs Advent oder Ankunft am Ende der Tage. Predigt für Zeit und Ewigkeit gehalten am 2. Advent 1854 in Woldegk und Pasenow. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Böse, C. B., Zwei Predigten als eine Weihnachtsgabe seinen lieben Gemeinden und als Liebesscherflein den armen Ueberschwemmten dargebracht. Schwiebus, Wagner. 1854. 8. 4 Ngr.

Hegewald, L., Der Kreislauf des Verkehrs. Mannheim. 1854. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Kampf um die freie Hand. Berlin, Herbig. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Lubojatzky, F., Johann König von Sachsen und Sein bisheriges Wirken als Erster des Sachsenvolkes. Historische Skizze. Löbau, Walde. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Der Weltkampf gegen Rußland und seine großen Ereignisse. Verbunden mit den Schilderungen der Oertlichkeiten, der Sitten und Lebensweisen der verschiedenen bei dem Kampfe betheiligten Völker, nebst den Biographien der hervorragendsten Persönlichkeiten aller Krieg führenden Parteien. Ein geschichtliches Gedenkbuch für alle Volksklassen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Ebendaselbst. 1854. Gr. 4. 2½ Ngr.

Preußen und seine Welt-Bedeutung im J. 1855. Denkschrift eines Deutschen Staatsmannes. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkwürdige Prophezeihungen aus der Schrift über Gegenwart und Zukunft. Leipzig, Roßberg. 16. 5 Ngr.

Die Stellung der Hansestädte. II. In näherer Beziehung auf Hamburg. Hamburg, Herald. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Stier, R., Vertheidigung der unlutherischen Thesen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Berny, Ein Zeugniß im Tode. Letzte Predigt zu Paris, bei deren Haltung er auf der Kanzel sterbend niedersank. Aus dem Französischen. Nebst: Vorwort des General-Superintendent Dr. Hoffmann und Brief mit Nekrolog des Pfarrer Kreiß. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Druckschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien.

In **WILHELM BRAUMÜLLER'S** Buchhandlung
des k. k. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien ist zu haben:

Auer, Alois, Director der k. k. Staatsdruckerei, *Tafeln zu dem Vortrage: der polygraphische Apparat.* 15 Ngr.

Boué, Ami, *Recueil d'Itinéraires dans la Turquie d'Europe.* Détails géographiques et statistiques sur cet empire. 2 Volumes. 4 Thlr. 20 Ngr.

Schmidl, Dr. Adolf, Actuar der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, *Die Grotten und Höhlen von Adelsberg, Lueg, Planina und Laas.* Mit 1 Hefte von 15 Tafeln in Quer-Folio. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die feierliche Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1854. Enthaltend den Vortrag der Herren Dr. *Andreas Ritter v. Baumgartner*, Dr. *Anton Schrötter*, *Theodor Georg v. Karajan*, Dr. *Ernst Brücke.* 12 Ngr.

A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe:

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. VII. Band mit 56 Tafeln. 16 Thlr.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. XII. Band. 1. Heft mit 9 Tafeln. 1 Thlr. 2 Ngr. 2. Heft mit 7 Tafeln. 1 Thlr. 3. Heft mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 20 Ngr. 4. Heft mit 28 Tafeln. 2 Thlr. 7 Ngr. 5. Heft mit 8 Tafeln. 1 Thlr. 24 Ngr.

— **Register zu den ersten zehn Bänden.** 8 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) *Aus den Denkschriften:*

Fritsch, *Karl*, Ueber das Steigen und Fallen der Lufttemperatur binnen einer analogen eilfjährigen Periode, in welcher sich die Sonnenflecken vermindern und vermehren. 7 Ngr.

Grunert, J. A., Theorie der Sonnenfinsternisse, der Durchgänge der untern Planeten vor der Sonne und der Sternbedeckungen für einen gegebenen Ort der Erde. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kner, Prof. Dr. *R.*, Die Hypostomiden. Zweite Hauptgruppe die Familie der Panzerfische. (Loricata v. Goniodontes.) Mit 5 Tafeln. 2 Thlr. 10 Ngr.

Reuss, Prof. Dr. *W. E.*, Beiträge der Kreideschichten in den Ostalpen, besonders im Gosauthale und am Wolfgangsee. Mit 30 Tafeln und einer geognostischen Karte des Gosauthales und des angrenzenden Theiles des Russbachthales. 8 Thlr.

Schmarda, Dr. *Ludw. K.*, Zur Naturgeschichte Ägyptens. Mit 7 Tafeln in Farbendruck. 2 Thlr.

Suess, *Eduard*, Ueber die Brachiopoden der Kössener Schichten. Mit 4 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unger, Prof. Dr. *Josef*, Beiträge zur Kenntniss der niedersten Algenformen. Nebst Versuchen, ihre Entstehung betreffend. Mit 1 color. Tafel. 20 Ngr.

— Fossile Flora von Gleichenberg. Mit 8 Tafeln. 2 Thlr. 10 Ngr.

b) *Aus den Sitzungsberichten:*

Brücke, Prof., Ueber die Farben, welche trübe Medien im auffallenden und durchfallenden Lichte zeigen. 4 Ngr.

Czermak, Dr. *Joh.*, Physiologische Studien. Erste Abtheilung. Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

Cžjžek, *Joh.*, k. k. Bergrath, Erläuterungen zur geologischen Karte der Umgebungen von Krems und vom Manhartsberg. Mit color. Karte. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ettingshausen, Dr. *C. v.*, Ueber die Nervation der Blätter. Mit 22 Tafeln in Natur-Selbstdruck. 2 Thlr.

— Ueber die Nervation der Blätter und blattartigen Organe bei den Euphorbiaceen. Mit besonderer Rücksicht auf die vorweltlichen Formen. Mit 8 Tafeln in Natur-Selbstdruck. 24 Ngr.

Fitzinger, Dr. *L. J.*, Bericht über die Untersuchung eines angeblichen Bastard-Kalbes von Hirsch und Kuh. 2 Ngr.

Grunert, *J. A.*, Ueber die Proximitäten der Bahnen der Planeten und Kometen. 10 Ngr.

Haidinger, *W.*, Der Partschin von Olahpian. 4 Ngr.

Hauer, *Franz Ritter von*, Beiträge zur Kenntniss der Capricornier der österreichischen Alpen. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

Hornstein, *Karl*, Adjunct der k. k. Sternwarte zu Wien, Bestimmung der Bahn des ersten Kometen vom Jahre 1847. Nebst Bemerkungen über den Uebergang von der Parabel zur Ellipse oder Hyperbel. 4 Ngr.

Hyrtl, Prof., Bericht an die kaiserl. Akademie. 4 Ngr.

Kenngott, Dr. *Adolf*, Mineralogische Notizen. Zweite Folge. 4 Ngr.

Kollar, *V.*, Bericht über die Abhandlung des Dr. Schneider, betreffend ein Insect, welches die Kartoffelkrankheit verursacht. 2 Ngr.

Schweiger, Prof. in Halle, Ueber die Auffindung der zwei ersten Uranustrabanten durch Lassell. 4 Nge.

Skoda, Prof., Geschichte einer durch mehrere Monate anhaltenden Katalepsis. 4 Ngr.

Spitzer, *Simon*, Ueber die Kriterien des Grössten und Kleinsten bei den Problemen der Variationsrechnung. 10 Ngr.

B. Schriften der historisch-philosophischen Classe:

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. XII. 1. Heft mit 1 Tafel. 25 Ngr. 12. Band, 2. Heft mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr. 13. Band. 1. Heft. 20 Ngr.

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. V. Band mit 8 Tafeln. 7 Thlr.

Notizenblatt. Beilage zum Archiv für Geschichte österreichischer Geschichtsquellen. 1854. 24 Nummern. 2 Thlr.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 12. Band. 1. Heft mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 5 Ngr. 2. Heft. 1 Thlr. 3. Heft mit 2 Tafeln. 17 Ngr. 4. Heft. 15 Ngr. 5. Heft. 20 Ngr. — Complet 3 Thlr. 27 Ngr. — XIII. Band. 1. Heft mit 2 Tafeln. 17 Ngr. — **Register zu den ersten zehn Bänden.** 4 Ngr.

Fassel, Hirsch B. משפטי אל *Das mosaisch-rabbinische Civilrecht*, bearbeitet nach Anordnung und Eintheilung der neueren Gesetzbücher und erläutert mit Angabe der Quellen. I. II. Band. 4 Thlr. 20 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) *Aus den Denkschriften:*

Bergmann, Josef, Necrologium Augiae Majoris Brigantinae ordinis S. Benedicti Anno 1728 renovatum calamo P. Pauli Popelin ejusdem loci professi, quo die semet scritat nescii. († 2. Junii 1768.) Mit Einleitung, historisch-topographischen Anmerkungen und Erläuterungen, wie auch Personen-Verzeichnissen. — De Monasterio Tubrensi. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kremer, A. v., Topographie von Damascus. Im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pfizmaier, Aug., Vocabularium der Aino-Sprache. 1 Thlr. 26 Ngr.

Prokesch-Osten, Anton Freiherr v., Inedita meiner Sammlung altgriechischer Münzen. Mit 4 Tafeln. 2 Thlr.

Stülz, Jodok, reg. Chorherr von St. Florian, Das Leben des Bischofes Altmann von Passau. 1 Thlr. 14 Ngr.

b) *Aus den Sitzungsberichten und dem Archive:*

Arneth, Jos., Archaeologische Analekten. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

Boller, Prof., Die Declination in den finnischen Sprachen. 14 Ngr.

— Die interessantesten Schätze der egyptischen Sammlung des k. k. Antiken-Cabinetes. Nach ihrem inschriftlichen Gehalte. Mit 4 Tafeln. 17 Ngr.

Bergmann, Jos., Leibnitz in Wien, nebst fünf ungedruckten Briefen desselben über die Gründung einer kaiserl. Akademie der Wissenschaften an Karl Gust. Heräus in Wien. Mit Anmerkungen. 4 Ngr.

Bonitz, Prof., Beiträge zur Erklärung des Thukydides. 5 Ngr.

Chmel, Josef, Beiträge zur Lösung akademischer Aufgaben. II. 15 Ngr.

Diemer, Josef, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek, Kleine Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Literatur. II. Theil. 20 Ngr.

Dudik, Prof., Ueber die alten heidnischen Begräbnissplätze in Mähren. Mit 2 Tafeln. 12 Ngr.

Firnhaber, F., Actenstücke der Aufhellung der ungarischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Aus Privat-Archiven. 12 Ngr.

Grysar, Prof. Dr. *C. J.*, Der römische Mimus. Eine literarisch-historische Abhandlung. 16 Ngr.

Jäger, Prof. *Albert*, Ueber Kaiser Maximilian I. Verhältniss zum Papstthum. 14 Ngr.

Karajan, Th. G. v., Bericht über die Leistungen der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften während des akademischen Verwaltungsjahres 1852 auf 1853, erstattet in der Classensitzung vom 10. Mai 1854. 4 Ngr.

— Ueber zwei Bruchstücke eines deutschen Gedichtes aus dem 13. Jahrhundert. 4 Ngr.

— Ueber eine bisher unerklärte Inschrift. Ein akademischer Vortrag. 6 Ngr.

Schleicher, Prof., Lituanica. 14 Ngr.

Seidl, Joh. Gabr., Beiträge zur Chronik der archaeologischen Funde in der österreichischen Monarchie. IV. 15 Ngr.

— Ueber den Dolichenus-Cult. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

— Das Alt-Italische Schwergeld im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete zu Wien beschrieben. 16 Ngr.

Schweigger, Dr. *J. S. C.*, Prof. der Physik in Halle, Ueber eine Cista Mystica, die bei Praeneste gefunden wurde. Ein die alte mysteriöse Bilderwelt betreffender Anhang zur Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

Wolf, Dr. *Ferd.*, Vierundzwanzig eigenhändige Briefe der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Kaiser Karl's VI., an den Staats-Secretär Marquis de Rialp. 6 Ngr.

Wolny, P. Gregor, Excommunication des Markgrafen von Mähren Prokop und seines Anhanges im Jahre 1399, und was damit zusammenhängt. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Mähren. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 1. Februar 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Aesthetik des Häßlichen.

Aesthetik des Häßlichen. Von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebrüder Bornträger. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

„Eine Aesthetik des Häßlichen? und warum nicht?" fragt Rosenkranz, wie es scheint, einer zustimmenden Antwort gewiß. Wir erwidern indeß: darum nicht, weil diese Bezeichnung, wenn sie auch vielleicht keinen Widerspruch enthält, doch jedenfalls ganz unpassend ist. Ihre Anwendung kann unsers Erachtens durch den Nachweis, daß der Begriff des Häßlichen von dem des Schönen untrennbar sei und deshalb auch in der Aesthetik eine Stelle finden müsse, nicht gerechtfertigt werden. Zugegeben, daß das Häßliche einen vollkommen begründeten Anspruch darauf hat, in der Aesthetik zur Sprache gebracht zu werden, so folgt daraus doch keineswegs, daß es als ein unmittelbares Object dieser Wissenschaft bezeichnet werden darf. Die Aesthetik ist ihrem Begriffe nach die Lehre vom Schönen und hat als solche das Schöne in allen seinen Beziehungen, daher auch die Begriffe und Erscheinungen, mit welchen es in einem nähern oder entferntern Zusammenhange steht, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Aber eben weil sie das Schöne in seinem ganzen Umfange behandelt, ist es unzulässig, sie auf irgend ein einzelnes Moment desselben zu beschränken.

Die Lehre vom Guten kann allerdings nicht umhin, auch auf das Böse Rücksicht zu nehmen. Dennoch ist, soviel wir wissen, von einer Ethik des Bösen noch nicht die Rede gewesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Untersuchungen über das Wesen der Gottheit auch auf die Natur ihres negativen Gegensatzes eingehen müssen. Dennoch hat, soviel uns bekannt geworden, bis jetzt noch Niemand daran gedacht, eine Theologie des Teufels aufzustellen. Die Bedenken aber, welche in diesen und ähnlichen Fällen rege werden, lassen sich mit gleichem Rechte gegen die Aesthetik des Häßlichen geltend machen. Selbst wenn das Häßliche nicht blos, wie in der Regel angenommen wird, dem Schönen als dessen Verneinung äußerlich gegenübersteht, sondern zugleich, wie der Verfasser zu zeigen sucht, innerlich mit ihm verknüpft ist, sodaß es in das Schöne übergehen, als eine besondere Form desselben auftreten kann, darf die ihm gewidmete Theorie nicht mit dem Namen Aesthetik bezeichnet werden. Denn der Name einer Gattung paßt eben nur für diese selbst, nicht auf die einzelnen Arten oder Formen, in welchen sie sich individualisirt. Wenigstens ist er nur da anwendbar, wo die Art lediglich als solche, d. h. in ihrem Verhältniß zur Gattung, der sie angehört, in Betracht gezogen wird. Eine solche Beschränkung aber wird durch die Tendenz der vorliegenden Schrift ausgeschlossen. Ihr Zweck ist die Erörterung des Häßlichen überhaupt, und wenn sie, um diese ihre Aufgabe zu lösen, dasselbe vorzugsweise in seiner Beziehung zum Schönen ins Auge faßt, so geschieht das nur, weil der Verfasser überzeugt ist, daß es sowol in seinem Begriffe wie in seinen mannichfachen Erscheinungsformen durch das Schöne bedingt wird. Was uns Rosenkranz bietet, ist nichts mehr und nichts weniger als eine vollständig durchgeführte Theorie und eben deshalb keine Aesthetik des Häßlichen.

Doch wichtiger wie das Wort ist die Sache, zu deren Bezeichnung es verwandt wird. Man kann nicht leugnen, daß das Häßliche im Leben wie in der Kunst eine höchst bedeutsame Rolle spielt, und wird daher keinen Anstand nehmen, eine specielle Untersuchung desselben für durchaus berechtigt zu halten. Ist es ja doch gerade für unsere Zeit charakteristisch, daß die negativen Erscheinungen des Lebens, welche man früher, falls es nicht möglich war, ihnen ganz auszuweichen, nur im Vorbeigehen obenhin zu berühren pflegte, gegenwärtig mit ganz besonderm Interesse verfolgt und selbst mit einer gewissen Vorliebe besprochen werden. Sehr möglich, daß Mancher geneigt ist, diese Thatsache aus dem steigenden Einflusse des Geistes der Verneinung abzuleiten. Nach unserm Dafürhalten beweist sie gerade

umgekehrt, daß die Macht desselben im Abnehmen begriffen ist. In der That, scheint es, beschäftigt man sich mit dem Negativen nur deshalb so angelegentlich, weil man es gründlich und für immer beseitigen möchte. Die scharfe Analyse, der es in seinen vielfachen Gestaltungen unterworfen wird, geht überall darauf aus, seine innere Gehaltlosigkeit ans Licht zu ziehen. Indem sie bis zu den Grundlagen seiner Existenz vordringt, liefert sie den Beweis, daß diese Basis hohl und gebrechlich und das Dasein, dem sie zur Stütze dient, nur ein scheinbares ist. Ihr letztes Resultat ist immer die Einsicht, daß das Negative seinem Wesen nach mit dem Nichtigen zusammenfällt, und daß, sofern es auf eine gewisse Realität Anspruch hat, diese Wirklichkeit nicht ihm selbst, sondern dem Positiven angehört, zu dem es im Gegensatze steht. Man überzeugt sich leicht, wie auf diesem Wege das Negative seiner vollständigen Auflösung zugeführt wird. Denn einerseits verliert es mit dem Scheine der Realität, den es bis dahin zu behaupten wußte, alle selbständige Bedeutung; andererseits wird durch den Nachweis, daß es nur insofern auf Wahrheit Anspruch hat, als es in sein Gegentheil übergeht, dieser Uebergang selbst nicht blos als möglich und nothwendig dargestellt, sondern zugleich in directer Weise vorbereitet.

Wer an Gespensterfurcht leidet, dem gibt man bekanntlich den Rath, an die ihm schreckbaren Erscheinungen näher heranzutreten, um sie scharf und unbefangen ins Auge zu fassen; er werde dann finden, daß das Scheinwesen, vor dem er sich geängstigt, in Wahrheit nichts sei als ein dem bekannten Kreise der natürlichen Dinge angehöriger Gegenstand. Das sicherste Mittel, um sich vom Nichtsein der Gespenster zu überzeugen, ist die Erkenntniß Dessen, was sie sind. Und was von dieser, das gilt ebenso von allen andern Formen, in welchen das Negative sich verwirklicht. Auf welchem Gebiete es auch auftritt, welchen Namen es auch tragen mag, vor dem Blicke des forschenden Geistes sinkt die trügerische Hülle, in die es sich zu kleiden pflegt, um es in seiner einfachen Wahrheit hervortreten zu lassen. Der Irrthum verliert seinen Reiz, sobald er als solcher erkannt wird. Die Macht des Bösen ist da gebrochen, wo die Einsicht sich festgestellt hat, daß es sie vom Guten zu Lehen trägt. Man söhnt sich mit der Krankheit und selbst mit dem Tode aus, wenn man weiß, daß auch in ihnen die Kraft des Lebens, welche sie zu hemmen oder aufzuheben scheinen, noch wirksam ist. Ueberhaupt hat jedes Uebel nur so lange einen gesicherten Bestand, als es eine unabhängige Geltung bewahrt, der Grund seiner Existenz in ihm selbst gesucht wird. Die Erkenntniß seines negativen Charakters ist nicht blos die Voraussetzung, sondern zugleich der Anfang seiner Heilung. Die theoretische Einsicht hat die praktische Ueberwindung zur unmittelbaren Folge. Man darf sogar behaupten, daß sie dieselbe einschließt.

Die sorgfältige Beachtung, welche gegenwärtig der negativen Seite zutheil wird, wurzelt in dem Streben, die positiven Elemente desselben zur ausschließlichen Herrschaft zu bringen. Nachdem der Geist der Verneinung aus dem Jenseits vertrieben worden, möchte man ihn auch aus dem Diesseits verbannen. Das Reich des Teufels mußte ein Ende nehmen, als das Wesen der Gottheit tiefer erkannt, lebendiger empfunden wurde. Indem sich die Gegenwart der Wahrheit des Lebens mehr und mehr bewußt wird, fühlt sie sich gedrängt, den Schein, wo immer er sich findet, zu zerstören. Erfüllt und getragen von einem reichen positiven Inhalte hat sie die Kraft und den Muth, von der bloßen Abwehr des Negativen, worauf die frühere Zeit sich beschränkte, zum directen Angriffe desselben überzugehen. Die realen Mächte des Lebens sind in einem Grade erstarkt, daß sie es wagen dürfen, den Gegner auf seinem eigenen Grund und Boden zu bekämpfen. Nur von einem sichern Standorte aus blickt das Auge fest und ruhig in die Tiefe des Abgrunds, der sich vor ihm öffnet. Wer sich der Betrachtung des Todes unbefangen hingeben will, bedarf eines reichen Maßes gesunder Lebenskraft. Man muß ein sehr lebendiges Bewußtsein des Guten in sich tragen, wenn man es unternimmt, die furchtbaren Geheimnisse des Bösen ans Licht zu ziehen. Auch wird Niemand im Stande sein, sich in die Anschauung des Häßlichen rückhaltlos zu vertiefen, der sich nicht zuvor mit dem Schönen vertraut gemacht, es als ein untrennbares Element seines Wesens in sich aufgenommen hat.

Die deutsche Philosophie hat unstreitig das Verdienst, durch ihre neuern ebenso tiefen wie umfassenden Forschungen die wissenschaftliche Erkenntniß des Schönen in hohem Grade gefördert und selbst zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben. Man darf sich nicht wundern, daß sie, nachdem es ihr gelungen war, sich das Wesen des Schönen anzueignen, nun auch den Versuch machte, in die Natur und Wirkungsweise seines bis dahin wenig beachteten Gegensatzes einzudringen. In der That „gebührte ihr“, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, „der Ruhm, zuerst den Muth gehabt zu haben, das Häßliche als die ästhetische Unidee, als ein integrirendes Moment der Aesthetik anzuerkennen“. Namentlich war es Weiße, der in seinem „System der Aesthetik“ (Leipzig 1830) auch dem Begriffe des Häßlichen eine bestimmte Stelle anwies, indem er zu zeigen suchte, wie derselbe einerseits mit dem Begriffe des Schönen, andererseits mit dem des Komischen in einem unmittelbaren innern Zusammenhange stehe. Rosenkranz trägt kein Bedenken, den Bestimmungen seines Vorgängers in den Hauptpunkten beizutreten. Er glaubt indeß, daß „die Behandlung des Begriffs des Häßlichen bisher theils bei einer zu kurzen, wenig eingehenden Allgemeinheit, theils bei einer zu einseitigen, spiritualistischen Fassung stehen geblieben ist“, und hat sich eben deshalb entschlossen, die Untersuchung von neuem aufzunehmen, um sie in einem weitern Umfange und auf einer breitern Basis fortzuführen.

Wie das Negative überhaupt, so ist auch das Häßliche sowol in seiner Existenz wie in seinen wesentlichen

Merkmalen von dem Positiven abhängig, als dessen Negation es auftritt. Der Verfasser gibt dieser Bedingtheit des Häßlichen einen sehr entschiedenen Ausdruck, wenn er sagt:

> Das Häßliche ist nur, sofern das Schöne ist, das seine positive Voraussetzung ausmacht. Wäre das Schöne nicht, so wäre das Häßliche gar nicht, denn es existirt nur als die Negation desselben. . . . Das Schöne ist die göttliche, ursprüngliche Idee und das Häßliche, seine Negation, hat eben als solche nur ein secundäres Dasein. Es erzeugt sich an und aus dem Schönen . . . indem dieselben Bestimmungen, welche die Nothwendigkeit des Schönen ausmachen, sich in ihr Gegentheil verkehren.

Rosenkranz macht wiederholt darauf aufmerksam, daß das Häßliche keineswegs als die bloße Negation des Schönen — so bestimmt würde es einfach mit dem Nichtschönen zusammenfallen —, vielmehr als dessen negativer Gegensatz aufzufassen sei. Dieser Unterschied ist allerdings von großer Bedeutung; hält man ihn fest im Auge, so kann die genetische Erklärung des Häßlichen, wie sie vom Verfasser an der eben mitgetheilten Stelle versucht wird, nicht befriedigen. Es ist unsers Erachtens nicht möglich, daß von zwei Begriffen, die in einem wirklichen Gegensatze stehen, der Inhalt des einen aus dem Inhalte des andern vollständig abgeleitet werde. Die Glieder eines Gegensatzes können sich nicht wie Ursache und Wirkung oder wie Grund und Folge verhalten. Auch ist es unstatthaft, dem einen ein primäres, dem andern ein secundäres Dasein zuzuschreiben. Man mag ihnen immerhin, da eine Unterscheidung doch einmal nothwendig ist, die Merkmale des Positiven und Negativen beilegen. Nur darf man nicht vergessen, daß diese Bezeichnungen durchaus willkürlich sind und eben darum, sofern lediglich die bezeichneten Objecte in Frage kommen, recht wohl miteinander vertauscht werden können. Streng genommen hat jedes Glied eines Gegensatzes in seiner Beziehung zu dem andern sowol einen negativen wie einen positiven Charakter. Es verhält sich negativ, sofern es die charakteristischen Bestimmungen der Gegenseite aufhebt. Es verhält sich positiv, sofern seine eigenen wesentlichen Merkmale in dem andern Gliede negirt oder „in ihr Gegentheil verkehrt" werden. So ist auch das Häßliche nicht blos der negative, sondern zugleich der positive Gegensatz des Schönen oder, was auf Dasselbe hinausläuft, das Schöne ist zwar einerseits der positive, aber andererseits auch der negative Gegensatz des Häßlichen. Wenn dem aber so ist, so sieht man leicht, daß mit demselben Rechte, mit welchem der Ursprung des Häßlichen in das Schöne gesetzt wird, auch das Schöne aus dem Häßlichen erklärt und abgeleitet werden kann. Entsteht das Häßliche dadurch, daß die unterscheidenden Momente des Schönen sich in ihr Gegentheil verwandeln, so tritt andererseits das Schöne überall da hervor, wo die eigenthümlichen Momente des Häßlichen in die entgegengesetzten Bestimmungen umschlagen.

Die Erklärung des Häßlichen, wenn sie lediglich von seinem Gegensatze zum Schönen ausgeht, bestimmt dasselbe nur insofern, als sie eben diesen seinen Unterschied vom Schönen feststellt. Sie gibt aber keineswegs Aufschluß über Das, was es an sich selbst ist. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß die Glieder eines Gegensatzes sich wechselseitig bedingen, so zwar, daß jedes derselben nur durch das andere und keines von ihnen ohne das andere zu bestehen vermag. Es ist indeß nicht minder gewiß, daß sie trotz dieser durchgreifenden Abhängigkeit doch zugleich eine ganz unabhängige Stellung behaupten, indem sie beide den Grund ihres Daseins in sich selbst tragen. Auch das Häßliche existirt nicht blos, weil es außer oder neben ihm ein Schönes gibt, sondern ebenso sehr kraft seiner eigenen, ihm als solchem angehörigen Natur. Es ist daher unschwer einzusehen, daß der Versuch, es aus dem Schönen abzuleiten, nur einen scheinbaren Erfolg haben kann. Wie sehr man sich auch bemüht, bei der Erklärung des Häßlichen das Schöne ausschließlich im Auge zu behalten, man wird doch immer wieder auf das Häßliche selbst, wenn auch vielleicht auf einem Umwege, zurückkommen müssen.

Rosenkranz sagt uns, daß das Häßliche entsteht, wenn die nothwendigen Bestimmungen des Schönen sich in ihr Gegentheil verkehren. Zugegeben, daß dem wirklich so sei, so fragt sich doch, wie denn diese Verkehrung zustande komme. Offenbar ist sie nicht die Folge eines äußern Einflusses, vielmehr die Wirkung einer Kraft, die dem Schönen selbst einwohnt. Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß das Schöne als solches, sofern es eben das Schöne ist, sich nicht in sein Gegentheil verwandeln kann. Geht es dennoch in das Häßliche über, so ist das nur unter der Voraussetzung denkbar, daß es das Princip des letztern, seine virtuelle Möglichkeit bereits in sich enthält. Wenn somit das Häßliche aus dem Schönen vermöge einer Umbildung desselben hervorgeht, so hat es seinen Ursprung darum doch nicht in diesem, sondern in seinem eigenen Wesen, das sich aus dem Schönen heraus in selbständigen Formen verwirklicht. Man hat vielleicht nicht Unrecht, sich die Bildung des Häßlichen durch eine Verkehrung des Schönen vermittelt zu denken. Doch ist diese Verkehrung jedenfalls nur die Weise, in der das Häßliche zur Erscheinung kommt, keineswegs das Häßliche selbst. Wer die eine mit dem andern identificirt, wird uns zwar das Häßliche beschreiben, nicht aber es erklären können. Er mag im Stande sein, die äußere Beschaffenheit des Häßlichen treu und anschaulich zu schildern; eine Einsicht in das Wesen desselben wird er nicht zu gewähren vermögen. Die eigenste Natur der Dinge hat immer und überall einen positiven Charakter. Es ist daher unmöglich, sie durch negative Bestimmungen in adäquater Weise auszudrücken. Wird aber das Häßliche im Sinne des Verfassers als die „Selbstvernichtung" des Schönen aufgefaßt, so hat diese Erklärung einen wesentlich negativen Inhalt.

Wir sagten schon, daß die Selbstverneinung des Schönen, wenn man sie einer schärfern Prüfung unterwerfe, sich als die Selbstbejahung des Häßlichen erweise. Das Häßliche bildet sich nur deshalb aus dem Schönen heraus, weil es in diesem bereits enthalten ist. Sofern aber das Schöne zugleich das Häßliche in sich begreift,

ist es weder das Schöne als solches noch auch das Häßliche, vielmehr die Einheit beider, welche als ein Drittes von ihnen unterschieden werden muß. Was für den wirklichen Gegensatz überhaupt, das gilt auch hier: die reale Einheit desselben, in welcher die Differenz seiner Glieder aufgehoben oder versöhnt erscheint, existirt zwar einerseits unabhängig von diesen ihren Momenten; zugleich aber ist sie in jedem von ihnen, unbeschadet seiner charakteristischen Bestimmtheit, rein und vollständig gegenwärtig. Die Möglichkeit, je eine von zwei entgegengesetzten Bestimmungen aus der andern herzuleiten, beruht eben darauf, daß sie beide die gemeinsame Wurzel, aus der sie entsprungen sind, das sie verknüpfende einheitliche Band in sich enthalten. Auf diese ihre Einheit muß zurückgegangen werden, wenn es gilt, Ursprung und Wesen der Glieder eines Gegensatzes zu ermitteln. Der Begriff des Häßlichen läßt sich weder aus dem des Schönen vollständig entwickeln noch auch kann er durch eine ganz isolirte Betrachtung genau und allseitig festgestellt werden. Vielmehr muß die Untersuchung desselben, falls sie zu einem befriedigenden Resultate führen soll, jenen höhern Begriff, in welchem die Momente des Schönen und Häßlichen zu einer realen Einheit verbunden sind, zum Ausgangspunkte nehmen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Begriff, zu welchem die Begriffe des Schönen und Häßlichen sich etwa ebenso verhalten wie die der Arten zu dem ihrer Gattung, näher zu bestimmen. Wir beschränken uns auf die allgemeine Bemerkung, daß er seinem wesentlichen Inhalte nach mit der Idee des concreten, sinnlich-lebendigen Daseins zusammenfallen dürfte. Schön und Häßlich sind nichts weiter als unterschiedene oder, wenn man will, einander entgegengesetzte Erscheinungsformen des Wirklichen. Als solche aber werden sie durch die qualitative Bestimmtheit der Realität, an welcher sie hervortreten, bedingt. Das Wesen beider kann in letzter Instanz nur aus dem Wesen des Seins, in dem es seine Wurzel hat, begriffen werden.

Daß Rosenkranz nicht so weit zurückgeht, versteht sich bei der Beschränktheit des Standpunkts, den er für seine Untersuchung wählen zu müssen geglaubt hat, von selbst. Geht die Betrachtung des Häßlichen vom Schönen aus und gilt das Schöne von vornherein als das einzig Wahre und Positive, so muß das Häßliche nothwendig als das Unwahre erscheinen und die Erklärung desselben bei der Hervorhebung seiner negativen Merkmale stehen bleiben. Vom Gesichtspunkte des Schönen aus kann der Begriff des Häßlichen nicht füglich anders bestimmt werden wie es vom Verfasser geschehen ist. Wol aber, scheint uns, hätte er ihn, ohne sich selbst untreu zu werden, etwas genauer ausführen, seiner durchaus negativen Definition einen positiven Ausdruck geben mögen. Wenn das Häßliche dahin erklärt wird, daß es der negative Gegensatz des Schönen sei, so sieht man leicht, daß diese Bestimmung noch ohne allen wirklichen Inhalt, eine rein formelle Bestimmung ist. Rosenkranz hat sich da, wo er auf die einzelnen Arten oder Gattungen des Häßlichen näher eingeht, keineswegs damit begnügt, sie den correspondirenden Formen des Schönen einfach gegenüberzustellen. Vielmehr ist er zugleich bestrebt, ihren eigenthümlichen Inhalt, soweit derselbe aus diesem ihrem gegensätzlichen Verhältnisse erschlossen werden kann, möglichst scharf und bestimmt anzugeben. Er sagt uns z. B. nicht blos, daß das Gemeine der negative Gegensatz des Erhabenen, sondern auch, was es als dieser Gegensatz an sich selbst sei. Wir erkennen gern an, daß damit das Verständniß der mannichfachen Formen, in welchen das Häßliche aufzutreten pflegt, in hohem Grade gefördert worden ist. Eben deshalb müssen wir es bedauern, daß der Verfasser sich nicht veranlaßt gesehen hat, bei der Erörterung des Häßlichen überhaupt, da wo er den allgemeinen Begriff desselben feststellt, ein gleiches Verfahren einzuhalten. Offenbar bleibt er hier auf halbem Wege stehen, wenn er das Häßliche lediglich als den negativen Gegensatz des Schönen bezeichnet, ohne die ihm in dieser Eigenschaft zukommenden bestimmten Merkmale genauer zu entwickeln. Und doch wäre es, scheint uns, nicht eben schwer gewesen, sie hinzuzufügen. Ist das Häßliche der Gegensatz des Schönen, das Schöne aber nach der Erklärung des Verfassers „die Idee, wie sie im Elemente der Sinnlichkeit als die freie Gestaltung einer harmonischen Totalität sich auswirkt“, so hat man, um den Begriff des Häßlichen in seiner abstracten Allgemeinheit festzustellen, diese den Begriff des Schönen constituirenden Momente nur „in ihr Gegentheil zu verkehren“. Was Rosenkranz bewogen hat, diese Verwandlung nicht vorzunehmen, kann füglich dahingestellt bleiben. Wir wenden uns zu einem zweiten, nicht minder wichtigen Punkte seiner Erörterungen, zu dem Verhältnisse, in welchem der Begriff des Häßlichen mit dem des Komischen steht.

> Der innere Zusammenhang des Schönen mit dem Häßlichen als seiner Selbstvernichtung begründet die Möglichkeit, daß das Häßliche sich wieder aufhebt, in die Einheit mit dem Schönen zurückgeht. Das Schöne wird in diesem Proceß als die Macht offenbar, welche die Empörung des Häßlichen ihrer Herrschaft wieder unterwirft. In dieser Versöhnung entsteht eine unendliche Heiterkeit, die uns zum Lächeln, zum Lachen erregt. Das Häßliche befreit sich in dieser Bewegung von seiner hybriden, selbstischen Natur. Es gesteht seine Ohnmacht ein und wird komisch. (S. 7.)

Es wurde schon oben bemerkt, daß neben seiner untrennbaren Verbindung mit dem Schönen dieser Uebergang des Häßlichen in das Komische es ist, der ihm eine Stelle in der Aesthetik zuweist, den Rang eines ästhetischen Objects verleiht. Unsers Erachtens kann die Gültigkeit dieses Rechtstitels, falls die Principien, auf welche der Verfasser seine ästhetische Doctrin basirt, richtig sind, nicht ohne Grund beanstandet werden. Ist die Aesthetik, wie Rosenkranz behauptet, die Lehre vom Schönen, und kann eben nur das Schöne den Inhalt der ästhetischen Anschauung bilden, so scheint es nicht zweifelhaft, daß das Häßliche, wenn es in der Form des Komischen auftritt, nur unter der Voraussetzung, daß das Komische unter den Begriff des Schönen falle, als ein Gegen-

stand der ästhetischen Betrachtung gelten darf. Der Verfasser aber hat nirgendwo den Beweis geliefert, daß das Komische, ähnlich dem Erhabenen, Gefälligen u. s. w., eine besondere Form oder Gattung des Schönen ausmache. Im Gegentheil erklärt er ausdrücklich, daß es nicht eigentlich für schön zu achten, sondern eben nur als „die Schönheit des Häßlichen" aufzufassen sei, womit ihm denn freilich nichts weiter als die äußere Form oder der Schein der Schönheit zugesprochen wird.

Räumen wir indeß ein, daß das Häßliche in der That durch den Uebergang in das Komische dem Gebiete des Schönen oder der Aesthetik anheimfällt, so können wir Rosenkranz doch nicht beistimmen, wenn er diese Weise der Selbstaufhebung des Häßlichen für die einzig mögliche ausgibt. Es bedarf, scheint uns, nicht gerade des Lachens, um uns mit dem Häßlichen auszusöhnen; die Thränen des Mitleids oder das Gefühl der Bewunderung, die es unter Umständen hervorzurufen vermag, sind mindestens in gleichem Maße geeignet, seine eigenthümliche Natur vergessen zu lassen. Das Häßliche erscheint keineswegs blos in der Form des Komischen; es kann ebenso wol in der des Rührenden, ja selbst des Erhabenen auftreten. Man erinnere sich unter Anderm der hervorragenden Rolle, welche das Böse oder moralisch Häßliche auf dem Gebiete des Tragischen zu spielen pflegt. Wollte Jemand einwenden, daß es in diesem Falle nicht das Häßliche als solches, sondern ein anderes zu ihm hinzutretendes Moment sei, wodurch die in Rede stehende Wirkung hervorgebracht werde, so würde er vielleicht nicht ganz Unrecht haben. Nur könnte dieser Einwurf mit gleichem Rechte auch bei der Umbildung des Häßlichen in das Komische geltend gemacht werden. Der Verfasser meint zwar, daß das Komische an das Häßliche durchgängig gebunden sei, so zwar, daß es dasselbe zu seiner nothwendigen Voraussetzung habe und nur aus ihm hervorgehen könne. Diese Ansicht dürfte sich indeß schwerlich rechtfertigen lassen. Es ist keine Frage, daß auch das Schöne in jeder seiner Formen komisch wirken kann, ohne daß es zuvor den Durchgang durch das Häßliche zu nehmen hätte. Das Komische, wie das Tragische, unterscheidet sich vom Schönen und Häßlichen dadurch, daß es nicht wie diese eine den Dingen inhärirende Eigenschaft bezeichnet, sondern eine bestimmte Beziehung derselben ausdrückt. Eben darum verhält es sich gleichgültig gegen die besondere ästhetische Qualität der Erscheinungen. Ob sie schön oder häßlich sind, das hat auf ihre Befähigung für das Komische keinen entscheidenden Einfluß. Vielmehr hängt diese lediglich von dem Charakter der Beziehung ab, in welche sie gestellt werden.

Die innige Verbindung, welche das Häßliche einerseits mit dem Schönen und andererseits mit dem Komischen eingeht, gibt ihm gerechten Anspruch darauf, von der wissenschaftlichen Aesthetik in den Kreis ihrer Untersuchungen aufgenommen zu werden. Sie ist es auch, welche die Stelle, die es innerhalb dieser Erörterungen einzunehmen hat, schärfer umgrenzen, Form und Gang der ihm gewidmeten Darstellung genauer bestimmen muß.

Das Schöne und Komische sind die Grenzen des Häßlichen. Seine Aesthetik muß anfangen mit einer Erinnerung an den Begriff des Schönen, insoweit als die Grundbestimmungen des Schönen anzugeben sind, aus und als deren Negation das Häßliche sich erzeugt. Enden aber muß diese Untersuchung mit der Umbildung, welche das Häßliche dadurch erfährt, daß es ein Mittel der Komik wird. Das Komische selbst ist hierbei insoweit zu berühren, als der Nachweis dieses Uebergangs es erfodert. (S. 11.)

Man kann nicht leugnen, daß der Verfasser an dieser auf seinem Standpunkte allerdings ganz angemessenen Norm der Behandlung im Allgemeinen consequent festgehalten hat. Wenn er hin und wieder über die selbstgesteckten Grenzen hinausschweift und namentlich da, wo er die der Sphäre des Schönen angehörigen Begriffe und Erscheinungen zur Sprache bringt, die Darstellung zuweilen den Charakter einer selbständigen Untersuchung annimmt, so werden solche an sich ungehörige Excurse doch meist durch die unklare oder gar unrichtige Fassung der überlieferten Bestimmungen gerechtfertigt. Wir sehen uns nicht veranlaßt, den Verfasser aus dem Zuviel, das er etwa bietet, einen Vorwurf zu machen. Dagegen müssen wir auf ein Zuwenig, an dem uns seine Auseinandersetzung zu leiden scheint, umsomehr mit einigen Worten eingehen, als dieser Mangel unsers Erachtens von nicht geringer Bedeutung ist.

Rosenkranz hat sich, wie im Obigen bereits anerkannt wurde, mit gutem Erfolge bemüht, die mannichfachen Formen und Arten des Häßlichen genauer zu bestimmen. Diese Erläuterungen sind um so werthvoller, da die begrifflichen Bestimmungen, welche ihren wesentlichen Inhalt ausmachen, überall durch eine Reihe von meist sehr passend gewählten Beispielen begründet und verdeutlicht werden. Aber wie lehrreich und interessant die Darstellung des Verfassers auch sein mag, man kann doch nicht übersehen, daß sie nur die eine objective Seite des Häßlichen zum Gegenstande hat, während die subjective Bedeutung desselben so gut wie gar nicht berücksichtigt wird. Um das Wesen einer ästhetischen Erscheinung vollständig zu begreifen, genügt es nicht, ihre charakteristischen Merkmale zu kennen. Man muß zugleich mit dem Eindrucke vertraut sein, den sie auf Sinn und Gemüth des betrachtenden Menschen zu machen pflegt. Schön und häßlich sind nicht blos Eigenschaften an den äußern, selbständig existirenden Objecten. Sie bezeichnen nicht minder eine eigenthümliche Bestimmtheit der subjectiven Empfindung, die zwar durch den ästhetischen Charakter des sie anregenden Gegenstands bedingt ist, doch aber mit diesem nicht verwechselt oder vermischt werden darf. Nun sagt uns Rosenkranz wol, wie das häßliche Object beschaffen sei, welche Merkmale ein Gegenstand an sich tragen müsse, damit der Begriff des Häßlichen auf ihn Anwendung finde. Darüber aber, worin die Empfindung des Häßlichen sich von andern Empfindungen unterscheide, über ihre allgemeine Natur wie über die besondern Modificationen, welche dieselbe durch die verschiedenen Gattungen des Häßlichen erfährt, gibt er nicht den mindesten Aufschluß.

Die kurze Erörterung des Verhältnisses, in welchem die Begriffe des „Negativen" und „Unvollkommenen" zu dem des Häßlichen stehen, kann hier füglich übergangen werden. Dagegen wollen wir aus den folgenden Abschnitten, welche eine allgemeine Charakteristik des „Natur-, Geist- und Kunsthäßlichen" enthalten, die eine oder andere unsers Erachtens minder richtige Bemerkung herausheben. So ist es, glauben wir, eine nicht zu rechtfertigende Unterscheidung, wenn der Verfasser von den Pflanzen behauptet, daß sie „ihrem Begriffe nach schön sind", während das Thier seiner Ansicht nach „schon in seinem unmittelbaren Typus häßlich sein kann". Zwar gibt Rosenkranz zu, daß es auch an häßlichen Pflanzen nicht fehle. Bei ihnen aber, meint er, sei die Häßlichkeit stets eine Folge äußerer Einflüsse oder innerer Verbildung; die Natur, welche manchen Thiergattungen von Hause aus den Stempel der Häßlichkeit aufdrücke, erzeuge keine an sich häßlichen Pflanzenarten. Wahr ist allerdings, daß wir das Epitheton häßlich den Erscheinungen der Pflanzenwelt nur sehr selten beizulegen pflegen. Auch kann man nicht leugnen, daß, sofern wir lediglich ihre Gestalt und Farbe ins Auge fassen, sie nur ausnahmsweise den Eindruck des Häßlichen in uns zurücklassen. Aber Gestalt und Farbe sind nicht die einzigen Momente, welche bei der ästhetischen Würdigung einer sinnlichen Erscheinung in Betracht kommen. Ebenso wenig ist das Auge das einzige Organ der sinnlichen Wahrnehmung, die über den ästhetischen Charakter ihrer Objecte zu entscheiden hat. Es scheint uns daher unzweifelhaft, daß wir vollkommen befugt sind, diejenigen Pflanzen häßlich zu nennen, welche durch ihre Einwirkung auf unsern Geruchs- oder Tastsinn eine diesem Begriffe entsprechende Empfindung hervorrufen.

Ueberdies ist es, fürchten wir, nur ein grundloses Vorurtheil, wenn man die äußere Bildung der Pflanzen unbedingt und ohne alle Einschränkung für schön hält. Diese Ansicht geht von der Betrachtung solcher Pflanzen aus, welche den höhern Arten oder Gattungen angehören. Nur bei diesen pflegen die einzelnen Individuen eine so selbständige Haltung zu gewinnen, daß sie unserer Anschauung gesondert, abgelöst aus ihrer Umgebung entgegentreten. Es versteht sich aber von selbst, daß die höhern Entwickelungsstufen sich durch eine relativ größere Vollendung der äußern Form auszeichnen. Rosenkranz macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Häßliche in der Natur vorzugsweise den Organismen niederer Art, sodann auch denjenigen, welche den Uebergang von einer minder entwickelten Gattung zu einer höhern darstellen, eigen sei. Nur gilt das nicht blos, wie er zu glauben scheint, von der Thierwelt; dieselbe Erscheinung dürfte sich auch im Pflanzenreiche nachweisen lassen. Wenn sie hier weniger auffallend ist, so liegt dies zunächst daran, daß die in Rede stehenden Bildungen sich unserer Beachtung entziehen oder auch einer solchen nicht werth gehalten werden. Dazu kommt, daß, wo wir sie einmal schärfer ins Auge fassen, unser Blick sie nicht zu isoliren, sondern in größern Massen und in enger Verbindung mit den umgebenden Erscheinungen der unorganischen und organischen Natur zu ergreifen pflegt. Rosenkranz bemerkt sehr richtig, daß uns die Thiere häßlich erscheinen, sei nicht selten eine bloße Folge der abstracten Isolirung, in der sie uns in der Regel vorgeführt werden. Umgekehrt läßt sich von den Pflanzen behaupten, daß sie gar oft nur deshalb für schön gelten, weil sie uns nicht isolirt, sondern als Theile eines größern Ganzen entgegentreten.

Indeß soll damit diese Betrachtungsweise der Pflanzen nicht als ungehörig bezeichnet werden. Die Pflanze ist im Unterschiede vom Thiere Gattungswesen im prägnanten Sinne des Worts. Man würde sie daher in ein falsches Licht stellen, wenn man sie als ein isolirtes Individuum vorführen wollte. Ebenso wenig ist es zulässig, sie von dem Boden abzulösen, auf dem sie emporsprießt, denn sie bildet, weil sie der freien Bewegung entbehrt, einen untrennbaren Bestandtheil desselben. Es gehört zum Wesen der Pflanze, mit ihrer organischen Umgebung wie mit ihrer unorganischen Grund- oder Unterlage in einem genauen Zusammenhange zu stehen. Eben deshalb aber darf dieser zwiefache Zusammenhang nicht außer Acht gelassen werden, wenn es gilt den ästhetischen Werth der Pflanzenwelt festzustellen. Nimmt man auf ihn die erfoderliche Rücksicht, so wird man sich leicht überzeugen, daß das Pflanzenreich in ästhetischer Beziehung nicht jene privilegirte Stellung einnimmt, die ihm Rosenkranz vindiciren möchte. Unsererseits zweifeln wir nicht im mindesten daran, daß auch das Thier, ganz ebenso wie die Pflanze, „seinem Begriffe nach schön" ist. Es kommt eben nur darauf an, daß dieser Begriff richtig bestimmt werde.

Der Abschnitt über „das Geisthäßliche" trägt seinen Namen eigentlich mit Unrecht. Er beschäftigt sich, wenn man etwa von der Erörterung des Wahnsinns und der ihm verwandten Erscheinungen absieht, nicht sowol mit dem Geiste als mit dem Körper, der als solcher streng genommen noch dem Gebiet der Natur anheimfällt. Namentlich ist die Sphäre des objectiven Geistes, das Gebiet des Staats, der Religion u. s. w. vom Verfasser ganz übergangen worden. Und doch wird er nicht leugnen wollen, daß sie eine reiche Fülle häßlicher Bildungen darbieten. Die Betrachtung des „Kunsthäßlichen" beginnt mit dem Versuche, die Existenz desselben zu rechtfertigen. Daß die Kunst, welche doch das Schöne zu ihrem eigentlichen und einzigen Gegenstande hat, auch das Häßliche in den Kreis ihrer Darstellung zieht, erscheint auf den ersten Blick allerdings als ein unbegreiflicher Widerspruch. Es ist daher ganz am Orte, wenn Rosenkranz diese höchst auffallende Thatsache zu erklären unternimmt. Ob er aber seinen Zweck erreicht hat, ist eine weitere Frage, die wir nicht unbedingt bejahen möchten. Unsers Erachtens löst er das Räthsel nur dadurch, daß er ein anderes an dessen Stelle setzt.

Brachten wir wol, daß die Kunst, nach der Ansicht des Verfassers, berufen ist, „das Schöne an und für sich, ohne Beimischung des Häßlichen, hervorzubringen".

Entspringt sie doch aus dem Bedürfnisse des Geistes, das Schöne in seiner ungetrübten Reinheit zu genießen, ein Bedürfniß, das die Welt der Wirklichkeit nicht zu befriedigen vermag, weil hier das Schöne selten oder nie ohne irgend welche Beimischung des Häßlichen auftritt. Ist dem aber so, fodert das Wesen der Kunst, daß sie die Schönheit in reiner, fleckenloser Gestalt zur Darstellung bringt, und kann sie diese ihre Aufgabe nur dadurch lösen, daß sie das Häßliche unbedingt von sich ausschließt, so sieht man nicht ab, wie sie dem letztern, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten, innerhalb ihrer Sphäre einen wenn auch nur beschränkten Spielraum gestatten kann. Dennoch ist sie dazu nicht blos berechtigt, sondern selbst verpflichtet. „Die Kunst", sagt Rosenkranz, „muß das Häßliche in sich aufnehmen, weil sie die Erscheinung der Idee in ihrer Totalität zu schildern hat."

Wir sind weit davon entfernt, gegen diese Definition der Kunst Einsprache erheben zu wollen. Im Gegentheil scheint sie uns den wahren Zweck derselben weit angemessener auszudrücken wie die vorhin mitgetheilte Erklärung. Aber eben deshalb möchten wir bezweifeln, daß sie dieser ohne weiteres substituirt werden darf. Wenigstens vermissen wir in der Erörterung des Verfassers einen überzeugenden Beweis dafür, daß die beiden von ihm gegebenen Bestimmungen, wiewol sie sich gegenseitig auszuschließen scheinen, doch in Wahrheit miteinander übereinstimmen. Auch anderwärts hat sich uns die Vermuthung aufgedrängt, daß Rosenkranz vom Wesen des Schönen oder vielmehr von der Form, in welcher es sich verwirklicht, keine ganz klare Vorstellung haben möchte. Gewiß ist, daß es ihm nicht gelingt, das Verhältniß der Idee überhaupt, die sich seiner Ansicht nach im Schönen realisiren soll, zum schönen Ideal, dessen Verwirklichung die Kunst anzustreben hat, in unzweideutiger Weise festzustellen. Die eine wird mit der andern fort und fort verwechselt, sodaß es den Anschein gewinnt, als handle es sich nur von zwei verschiedenen Ausdrücken für ein und dieselbe Sache. Zugleich aber werden sie doch auch wieder so scharf und bestimmt gesondert, daß man sich zu der Annahme genöthigt sieht, es bestehe unter ihnen ein wesentlicher Unterschied.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Grund dieses Schwankens in dem Umstande erblicken, daß der Verfasser sich nicht entschließen kann, das „einfach Schöne", wie es den Inhalt des schönen Ideals ausmacht, als Das hinzunehmen, was es in der That ist, als eine einzelne Form des Schönen überhaupt. Indem er darauf besteht, eine besondere Art des Schönen mit der Gattung desselben zu identificiren, doch aber zugleich anerkennen muß, daß die letztere über die erstere hinausreicht, wird er nothwendig zu Bestimmungen gedrängt, die einander geradezu widersprechen oder doch der nothwendigen Vermittelung entbehren. Auch die beiden vorhin erwähnten Definitionen haben in diesem Dualismus ihre nächste Quelle, während die eine der Kunst das einfach Schöne zuweist, legt ihr die andere die Verpflichtung auf, das Schöne schlechthin darzustellen.

Nachdem Rosenkranz noch „das Verhältniß des Häßlichen zu den einzelnen Künsten" in Kürze besprochen und das „Wohlgefallen" an ihm mit einigen Worten berührt hat, wendet er sich zu einem wichtigern Punkte, der Gliederung des überaus reichen und vielseitigen Stoffs, dessen Behandlung er sich zur Aufgabe gemacht hat. Daß diese Eintheilung einen genetischen Charakter trage, d. h. mit der nothwendigen Entwickelung des ihrem Gegenstande zugrunde liegenden Begriffs identisch sein werde, ließ sich erwarten. Ist ja doch der Verfasser einer der rüstigsten Vorkämpfer der Hegel'schen Schule, welche bekanntlich die genetische Methode zu der ihr gebührenden Anerkennung gebracht hat. Ebenso ist es bei der durchgreifenden Abhängigkeit des Häßlichen vom Schönen natürlich, daß die Gliederung des einen sich der des andern auf das engste anschließt.

„Das erste Erfoderniß des Schönen ist das Bedürfniß der Grenze. Es muß sich als Einheit in sich setzen und seine Unterschiede als organische Momente derselben." Die Negation dieser allgemeinen Einheit der Form ist die Formlosigkeit, die zwar an sich weder schön noch häßlich ist, aber überall da den Charakter der Häßlichkeit annimmt, „wo ein Inhalt eine Form haben sollte und derselben noch ermangelt oder wo zwar schon eine Form, aber noch nicht so gestaltet ist, wie sie in dem Begriffe des Inhalts gemäß sein sollte".

Das Schöne erfodert Einheit des Inhalts und der Form in bestimmten Verhältnissen, die abstract genommen Maßverhältnisse sind. Aber

das Schöne hat wesentlich auch ein sinnliche Seite an sich, denn gerade als Form fällt es in die Natur. Die Natur enthält die Wahrheit der concreten Individualität, in welche die Existenz des Schönen eingehen muß. . . . Die Wahrheit der Naturformen gibt dem Schönen Correctheit. Sie besteht darin, daß in der Darstellung der nothwendigen Naturformen keine Fehler gemacht werden. Verstößt eine Gestalt gegen die Gesetze der Natur, so wird sie incorrect und damit häßlich. (S. 57.)

Eine dritte Form des Häßlichen, die man als den eigentlichen Grund der beiden andern betrachten darf, ist die innere Verbildung, welche „in äußere Disharmonie und Unnatur ausschlägt". Um sie richtig zu verstehen, ist es nothwendig, auf das Wesen des Schönen und seine innere Entwickelung zurückzugehen.

Die Freiheit als die sich selbst bestimmende Nothwendigkeit macht den ideellen Gehalt des Schönen aus. Sie hat die Möglichkeit einer doppelten Bewegung, indem sie über das mittlere Maß der Erscheinung ins Unendliche hinaus oder unter ihm in das Endliche hineingehen kann. An und für sich ist sie die Einheit des Unendlichen ihres Inhalts und des Endlichen ihrer Form und als solche Einheit schön. Hebt sie aber die Endlichkeit ihrer Selbstbegrenzung auf, so wird sie erhaben; setzt sie ihre Verendlichung, beschränkt sie sich, so wird sie mit solcher Faßlichkeit gefällig. (S. 61.)

Bekanntlich weichen die Ansichten der neuern Aesthetiker über das Verhältniß der individuellen Formen, in

welchen der allgemeine Begriff des Schönen sich verwirklicht, sehr voneinander ab. So wird dem Erhabenen von Einigen das Häßliche, von Andern, wie z. B. von Vischer, das Komische gegenübergestellt. Rosenkranz setzt ihm, wie wir eben hörten, das Gefällige entgegen, eine Bestimmung, die unsers Erachtens den beiden andern vorzuziehen ist. Wie übrigens das Wesen des Schönen in der Freiheit, so wurzelt das des Häßlichen in der Unfreiheit. „Die Unfreiheit als Mangel der Selbstbestimmung oder als der Widerspruch der Selbstbestimmung gegen die Nothwendigkeit des Wesens erzeugt das an sich Häßliche, das dann auch äußerlich so erscheint." Auch darin entspricht sie ihrem Gegensatze, daß ihre Wirksamkeit eine zwiefache ist. Entweder setzt sie da eine Schranke, wo nach dem Begriffe der Freiheit keine sein sollte, oder hebt eine Schranke da auf, wo eine solche erfodert wird. So erzeugt sich einerseits die Gemeinheit und andererseits das Widrige. Die Unfreiheit endlich, wie sie in der Form eines apodiktischen Urtheils sich mit ihrem Wesen, das sie freilich zum Unwesen verkehrt, mit der Nothwendigkeit der Freiheit selbst vergleicht, wird zur Verzerrung der Freiheit und Schönheit, zur Caricatur. (S. 64.)

Die nähern Bestimmungen des Begriffs der Caricatur dürften zu manchen Ausstellungen Anlaß bieten, auf die wir jedoch hier nicht weiter eingehen wollen, wie wir uns auch versagen müssen, eine Uebersicht der Rubriken und Unterrubriken anzufügen, obschon sie in die Reichhaltigkeit der Schrift und ihre speciellere Gliederung einen nicht uninteressanten Blick eröffnen würde.

F. Broekerhoff.

Duodezlyrik.

Wieder einmal erhebt sich da vor uns eine Schicht jener niedlichen Bändchen, denen zu einem großen, wenn nicht größten Theile (denn die wenigen Ausnahmen zählen kaum) das Zeichen der „Maculatur" schon auf die Stirn gedrückt ist. Was nicht der Einband verkauft, was sich nicht in die Hände von Verwandten, Bekannten oder der Kritiker verläuft, wird meist ungekannt, ungelesen dahin zurückkehren, von wo es ausging. Und das ist fast noch ein Glück. Denn würden alle diese meist so inhaltlosen Producte mehrfach gelesen, so würde bald auch der letzte Rest des guten Geschmacks und der Achtung vor der Lyrik, den die sogenannte Buchbinderliteratur noch übriggelassen, bei dem größern Publicum ausgetilgt sein. Es steht so schon nicht zum allerbesten um diesen guten Geschmack, um einen gesunden, kräftigen Sinn für das wirklich Edle und Schöne. Wer die mancherlei Evolutionen ansieht, die dieser in den letzten Jahrzehnden gemacht, die Richtungen prüft, in die er hineingehetzt ist, muß für ein baldiges Sicherholen bangen. Die Verirrungen gehen zu weit vom richtigen Wege ab. Darum sollte es eine ernste Pflicht aller Kritik sein, immer und immer wieder auf den richtigen Weg zu einer Besserung und Kräftigung des guten Geschmacks und Sinnes hinzuweisen, und der führt zurück zu den Producten unserer classischen Zeit, und den verhältnißmäßig Wenigen, die sich aus ihr und nach ihr gebildet haben.

„Weise Männer trauen der Dichtkunst das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edlen zu schmeicheln, sondern auch manche wichtige Kraft der Menschennatur zum Anbau und zum Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen." So sagt Bürger in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte im Jahre 1789. Und daß die Dichtkunst diese ihr zugeschriebene Kraft wirklich besitzt, bezeugen tausend Thatsachen aus allen menschlichen Verhältnissen, kann noch heute Jeder empfinden, der einmal wieder einen Ausflug in die dichterischen Producte jener Periode macht. Geht er anders mit gesundem Sinn daran, so wird er ein gehobenes Gefühl, eine ernstere und reinere Stimmung mit zurückbringen. Die Sorgen des Tags, der Druck der Lebensverhältnisse haben ihre verstimmende Kraft verloren, mit freierm Blick und frischem erstarktem Streben wendet man sich dem Cultus des Edlen und Schönen zu — der Zauber des Geistes, der in jenen Schöpfungen weht, hat sein Werk vollbracht und jene genannte Kraft geltend gemacht.

Warum ist das jetzt so ganz anders? Warum finden wir unter hundert Producten unserer Lyriker von heute so wenige, an denen wir uns erfreuen, während die große Mehrzahl uns ermüdet und verstimmt? Und warum gelang es jenen frühern Dichtern, welche wir die classischen nennen, solch einen wirksamen Geist in ihre Dichtungen zu übertragen? Sie haben oft mehr gelitten, größeres Ungemach ausgestanden als unsere heutigen Lyriker, deren drittes Gedicht dennoch meistens ein Klagelied ist. Aber jene benutzten die Dichtkunst als ein Zaubermittel, um das Elend der Welt zu vergessen, sie sahen zu ihr auf, als zu der Göttin, die mit heilsamer Hand ihren Kummer milderte. Es wird so oft zur Entschuldigung des heutigen Zustandes unserer Lyrik auf das Drückende der Zeitverhältnisse hingewiesen, denen unsere Dichter unterliegen. Es hat das etwas Wahres. Die Zerfahrenheit der ganzen socialen Verhältnisse wirkt auf Jeden, der ein noch einigermaßen warmes Herz in sich trägt, drückend, fast vernichtend. Aber dieser Grund ist nicht genügend, um alle diese Auswüchse, dieses hohle Phrasenwesen, diese trostlose Unbedeutendheit zu entschuldigen. Beispiele, wie z. B. Uhland und einige Andere, die wie mächtige Eichen in diesen Stürmen stehen, widerlegen factisch schon, und beweisen, daß die Dichtkunst eine heilige, über dem Staub der Welt stehende ist. Leider ist es aber eine ansteckende Krankheit unserer Zeit, daß fast ein Jeder, der nur einen leidlichen Vers zu machen glaubt, sich auch berufen fühlt, mit plumper Hand die Saiten der Apolloleier zu rühren, unbekümmert darum, wie es stimmt, noch unbekümmerter aber darum, ob er der Menschheit dadurch einen Dienst erweist, ob er irgendwie etwas damit nützt oder nicht. Wer von ihnen hat jenes edle Streben vor Augen, dem wir in dem angeführten Bürger'schen Ausspruche und, noch schärfer pointirt, in folgendem Ausspruche desselben Dichters begegnen:

„Es ist gewiß keine Grimasse, sondern hoher und ungeheuchelter Ernst, wenn ich um die strengste, wiewol freilich auch besonnenste Beurtheilung, und für kein einziges dieser Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Person hingegen wünsche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich selbst mit Verdruß und Unwillen ansehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten irgendwo beleidigt haben sollte. Der Wunsch, meinem Vaterlande in diesem Zweige der Literatur, sei er nun viel oder wenig werth, keine Schande zu machen, ja womöglich es dahin zu bringen, daß die Edlen sich meiner ein wenig freuen dürften, dieser Wunsch wird erst mit meinem Leben erkalten. Von ihm beseelt, werde ich der Erste und Eifrigste sein, in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit hinabzutreten Alles, was deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte."

Hierin liegt der wahre Typus des echten deutschen Dichters ausgesprochen. Jene Dichter und die wenigen Heroen der Jetztzeit besaßen oder besitzen, getragen durch eine vielseitige und tiefgehende geistige Bildung, durch ein ernstes, sittlich-ästhetisches Künstlerbewußtsein, einen edlen nationalen Stolz, einen gesunden und kernigen Volkssinn, aus dem heraus und für den sie schaffen und wirken. Jener Schwarm der andern dagegen kennt keine andere Größe als sein eigenes, ausgehöhltes Ich, welches er je nach Kräften, entweder im augenblicklich

bestehenden Brillantfeuerwerk der Phrase, oder im spärlichen Lampenschimmer totaler Nichtigkeit auf der Bühne des Tages zu beleuchten strebt. Das Resultat wird immer dasselbe bleiben — traurige Vergessenheit.

Einen bedeutenden Stolz freilich besitzen unsere neuen Lyriker auch. Aber leider ist es nicht jener schöne nationale Stolz, der unsern ältern Dichtern erst die wahre Weihe verlieh, der ihrem Streben ein gewaltiger Sporn war, der sie befähigte, eine schonungslose Selbstkritik auszuüben, „denn es galt, dem Vaterlande keine Schande zu machen“. Dieser Stolz ist uns jetzt zum Märchen geworden. Wir haben ein viel wichtigeres, bedeutenderes Feld zu beackern, aus dem wir die schönste Frucht unsers Stolzes ziehen — die Anerkennung und Bewunderung der Frau Basen und Herren Vettern, ja des ganzen Philisteriums, welches auf der winzigen Erdscholle klebt, die wir unsere Heimat zu nennen pflegen. Und mit diesem armseligen Stolze, der bei einer so kümmerlichen Nahrung groß geworden, treten wir vor die Welt, verlangend, daß auch sie bewundere, vergöttere, daß sie die Hände erhebe, um uns unter die Glanzgestirne der Nation zu setzen. Und erhebt sich eine Stimme, um in gerechter Entrüstung diese Anmaßungen in ihre Schranken zurückzuweisen, so gibt's ein großes Geschrei, und ein ganzes Meer von Gift und Galle wird gegen die unglückliche Kritik ergossen, die entweder bestochen oder in Neid und Bosheit verkommen sein müsse.

Möge doch Jeder singen, soviel er will, möge er keine Gelegenheit dazu vorübergehen lassen und alle Feier- und Festtage seiner Verwandten und Bekannten mit Sang und Klang gebührend feiern, ja möge er sich selbst so oft besingen, wie ihn seines Herzens Drang dazu antreibt: — aber warum nun diese reinen Gelegenheitsgedichte, diese fade Vergötterungspoesie des lieben Ich, für die sich Niemand, der außerhalb des persönlichen Verkehrs mit dem Dichter steht, interessiren kann, in ganzen Bänden gedruckt in die Welt schleudern? Alle diese Dichtungen haben ja ihren Zweck vollkommen erfüllt, wenn sie von den Angehörigen gehörig bewundert, von den Freunden, so oft wie es ihnen die Freundschaft derselben und die Rücksicht für sich selbst erlaubt, gehört, declamirt, gesungen und componirt sind. Es ist doch traurig, wenn man sich der Bemerkung nicht erwehren kann, daß alle Beispiele der Dichterheroen unserer und anderer Nationen so spurlos an diesen Epigonen vorübergegangen sind, wenn wir sehen, wie alles Mahnen unserer Literaturgeschichte so gänzlich fruchtlos ist. Denn wie eifrig warnt dieselbe überall vor der verderbten Geschmacksrichtung jener Lohenstein'schen Periode, dem Gipfelpunkte aller lyrischen Nichtigkeit und Fadheit, wie scharf spricht sie ihr Verdammungsurtheil darüber aus — und sind wir nichtsdestoweniger jetzt nicht auf dem besten Wege, eine Periode zu erleben, die jener nicht nachsteht, ja werden jene Producte von vielen der jetzigen nicht geradezu an Sinnlosigkeit übertroffen! Aber gestehen wir es uns nur, so fabelhaft es klingt, es gibt leider so viele unserer jungen Lyriker, für die weder Classiker noch Literaturgeschichte existiren, die ja auch gar nicht einmal Zeit haben, an dergleichen Dinge zu denken; sie haben ja selbst so unendlich viel zu thun — sie müssen dichten, immer dichten — nulla dies sine linea!

1. Blutende Lieder von Eduard Maria Oettinger. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blutende Lieder! Mit Schrecken nimmt man das Buch in die Hand; es wäre doch möglich, daß beim Aufschlagen des eleganten Einbandes ein geheimer Mechanismus dem Leser einige Tropfen Blut spendete, um ihm die zum Lesen nothwendige Weihe zu verleihen. Weshalb sonst der blutige Titel? Der Verfasser gibt uns in der Vorrede darüber Aufschluß:

„Ich übergebe hier meine letzten Lieder. Sie klopfen bescheiden an die Herzen Derer, welche noch nicht verlernt haben, was Liebe ist. Diese Verse sind Akkorde schmerzerfüllter Seelen, Melodien gebrochener Herzen. Alle Phasen der Liebe und Treue, alle Uebergänge und Dissonanzen der Falschheit und des Verraths finden in diesem Buche ihr Echo und ihr Spiegelbild .... sie wollen nichts Anderes sein als einfache Weisen, hervorgerieselt aus blutenden Herzen, die in den Liedern, welche sie ausströmen lassen, ihren Trost, ihren Balsam suchen. Wenn auch nur eins dieser Lieder so glücklich wäre, eine Thräne stiller Wehmuth zu löschen oder wachzuküssen, dann würde Der, welcher sie schrieb, sich reicher belohnt fühlen als durch alle Fanfaren wohlwollender oder feindlichgesinnter Kritik.“

Was diese phrasenhafte Vorrede verspricht, wird in den folgenden achtundneunzig Liedern glänzend gehalten. Kaum auch nur eine Strophe, die nicht eine Trivialität oder dergleichen enthielte, kaum auch nur ein Lied, welches nicht in jedem Caricaturblatte zur Erheiterung abgedruckt werden könnte. Wir geben übrigens eine Probe, um nicht ungerecht zu scheinen. Möge Jeder danach selbst urtheilen. Es ist das „Erste Lied“, welches wir nehmen, weil die Wahl zu schwer sein würde, versichern aber, daß viele andere noch bessere Dienste für unsern Zweck geleistet haben würden, keines aber einen höhern Rang einnimmt.

Eine liebestrunkne Mücke
Flattert um ein helles Licht,
Das so mild wie Mondenschimmer
Durch den Wolkenschleier bricht.

Sie umkreist die lichte Flamme
Und verbrennt die Flügel sich;
Sterbend summt sie das Geständniß:
„Holdes Licht, ich liebe dich!“

Gönne der verbrannten Mücke
Dieses süßen Todes Ruh ...
Frage nicht: Wer ist die Mücke?
Wisse, dieses Licht bist du!

Das Versmaß ist beinahe stehend dasselbe, bis zur Verzweiflung ermüdend. Doch genug.

2. Gedankenbilder von Theodor Laubach. Hamburg, Herold. 1854. 8. 20 Ngr.

Es ist viel mehr Ernst und guter Wille in diesen Producten als in den vorigen. Oettinger, der routinirte Schriftsteller, weiß sicherlich, wie leicht er sich's gemacht hat und wie er über das lesende Publicum denkt; er glaubt das Recht zu haben, sich demselben gegenüber Alles erlauben zu können. Theodor Laubach hat ersichtlich mehr guten Willen, aber ihm fehlt das Talent, die gestaltende Kraft. Er ist der Sprache und des Reims nicht Herr, ebenso wenig auch der Gedanken, die sehr häufig an Unklarheit leiden. Viele Lieder sind völlig nichtssagend. Am schlimmsten aber steht es um die Originalität. Wir finden viel Heine, Chamisso, Rückert, Nikolaus Lenau u. s. w. Fast jeder unserer hervorragenden Lyriker hat sein Contingent stellen müssen, nur haben sie ihre Schönheiten im matten Abklatsch eingebüßt und häufig wird, was bei ihnen Wahrheit ist, hier zur Phrase. Auch von diesem Dichter eine ergötzliche Probe:

Das Kind vor dem Spiegel.

Im Saale auf dem Teppich das Kindlein sitzt,
Ein Trümeau ihm gegenüber blitzt;

Die Mutter sich knieend zu ihm beugt,
Zum Spiel ihm eine Orange reicht.

Der Kleine sie auf den Teppich rollt,
Da sieht er im Spiegel hell schimmern ihr Gold,

Und schaut gar verständig länger hinein,
Sieht hell sich selber im Tagesschein,

Die Mutter und auch die Wärterin
Im Grunde des Saales als Bilder darin,

Er wendet sich drauf nach der Mutter zurück,
Es findet die Wärterin dann sein Blick.

Doch ein Kindlein zeigt auch des Spiegels Licht,
Und das Kindlein das sieht er doppelt nicht;

Das sucht er nun rückwärts und überall,
Und findet es nicht im großen Saal.

Und erstaunt er auf den Spiegel weist,
Es wird ihm verwirrt sein kleiner Geist.

Es wird ihm so ängstlich das kleine Herz,
Und er weint in des Geistes erstem Schmerz.

Schnell trägt da die Mutter hinweg das Kind,
Und gleich versiegt seine Thränen sind.

3. Eine Taube aus der Arche Noah. Gedichte von Edmund Lobedanz. Altona, Lehmkuhl und Comp. 1854. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lyriker und Novellisten haben nun bereits alle Naturreiche ausgeplündert, um ihren Sammlungen recht pikante, vorzüglich aber noch nie dagewesene Namen zu geben. Es scheint fast, als wollten sie durch den Titel ihren Werken einen gewissen Werth verleihen; denn oft wenigstens ist er das Originellste am ganzen Buch. Diese Spielereien sind aber nicht allein lächerlich, sie sind auch das Zeichen einer traurigen Geschmacklosigkeit, die sich jetzt nur zu häufig recht breit macht. Fangen wir jedoch die Lobedanz'sche Taube (der Dichter hat vergessen anzugeben, welche von den drei ausgesandten Tauben der Arche es eigentlich ist) ein und betrachten sie näher, so gewinnt sie übrigens an Ansehen. Lobedanz, ein Däne, hat Talent und Frische. Es sind manche schöne Sachen in der Sammlung, die vorzüglich dem Componisten hübsche Stoffe liefern würden. Auch steht er an Reichthum der Gedanken, Mannichfaltigkeit der Ausführung und Sprachfertigkeit bei weitem über den vorher besprochenen Dichtern. Freilich laufen nebenbei manche werthlose Gedichte, deren Ausmärzung dem Buche sehr zum Vortheil gereicht haben würde. Aber die Selbstkritik fehlt durchweg, auch liebt Lobedanz noch gar zu sehr den unverarbeiteten Bilderschwulst.

4. Erinnerungen. Gedichte von Ferdinand Schellenberg. Leipzig, H. Fritzsche. 1853. 8. 7½ Ngr.

Eine Sammlung von solchen Gelegenheitsgedichten, Freundinnen und Freunden, Abreisenden und Hochzeitern gewidmet, die höchstens für diese, aber nicht für Fremde ein Interesse haben können. Es befinden sich darunter auch einige Uebersetzungen, unter denen wir der Sonderbarkeit wegen einen versificirten Dialog des Livius nennen, die als Schulaufsätze gemacht zu sein scheinen.

5. Lyrische Klänge. Gedichte von Robert Ritzsche. Altona, Lehmkuhl und Comp. 1853. 16. 1 Thlr.

Man darf die Producte des Dichters nicht mit der ganzen Strenge der Kritik behandeln, da derselbe als sogenannter Naturdichter mancherlei Rücksicht verdient. Es ist auch manches recht hübsches Liedchen in der Sammlung; Natur und Frische neben einem gewissen humoristisch-naiven Wesen sprechen sich häufig darin aus. Wäre die Sammlung etwas weniger zahlreich, wären vorzüglich viele längere Gedichte, Romanzen u. s. w. ausgemärzt, so würde sie offenbar sehr gewonnen haben. Zu poetischen Werken, die einen Fonds großer und mannichfacher Anschauungen oder eine starke plastisch gestaltende Kraft beanspruchen, fehlt dem Dichter die höhere Vorbildung. Er muß sich auf dem Felde des Liedes halten, wo sein natürliches Talent genügt. Uebrigens verdient ein gewisser Dünkel, der, wie es scheint, bei den Lyrikern epidemisch und auch über Ritzsche gekommen ist, ernsthaft gerügt zu werden. Dies ewige Herausstreichen der eigenen Sachen, diese Selbstvergötterung, die hier hoffentlich noch auf einer gewissen Naivetät basirt, läßt wirklich nicht schön. Diese Empfindlichkeit gegen guten Rath, der ihm gegeben zu sein scheint und gegen den er polemisirt, geziemt einem zum ersten male auftretenden Autodidakten nicht. Leider sprechen diese kleinen Ausfälle mehr gegen als für ihn. Wir setzen einige derselben her:

Kleine Geister.

Ach, die kleinen Geister
Dünken sich so große Meister:
Sehen sie ein Blümlein sprießen,
Statt es liebreich zu begießen,
Treten sie's mit plumpen Füßen.

Ach, ihr kleinen Geister,
Dünkt euch so große Meister!
Wolltet jüngst mich gar verscharren,
Aber seht nun, sonder Harren
Steh' ich auf und ruf': „Ihr Narren!"

Oder:

Daß ich noch Mängel habe,
Ich zweifle nicht daran;
Wol aber, daß ein Rabe
Mir singen lehren kann.

Wollt ich Jedem Folge schenken,
Müßt' ich wahrlich schweigen still;
Superkluge, wollt bedenken,
Daß ich eben auch was will!

Wie sehr sich der Verfasser hüten muß, einer modernen bis zum Ekel geschmacklosen Richtung zu verfallen, der auch er hier und da zu huldigen scheint, bezeugt folgendes Gedicht:

Die Galgenbraut.

Mein Liebster hängt am Galgen —
Ich sing' es frei, und ruf' es laut:
Ich bleibe des Erwürgten
Versproch'ne und verlobte Braut —
Mein Liebster hängt am Galgen!

Was brauch' ich's zu verschweigen,
Daß mir der Liebste ward gehenkt,
Der nie sich mein geschämet
Und nie im Leben mich gekränkt? —
Mein Liebster hängt am Galgen!

Mein Liebster hängt am Galgen,
Was kümmert's mich, was er gethan?
Und hat er was verbrochen,
Verbrachen's noch viel Tausend Mann —
Mein Liebster hängt am Galgen!

Heut' Morgen in der Frühe,
Ich kann es Jedem frei gesteh'n:
Am Strom auf kahler Höhe
Hab' ich ihn jach erwürgen seh'n —
Mein Liebster hängt am Galgen!

Mein Liebster hoch am Galgen,
Was starrst du wild zur tiefen Flut?
Mein Liebster, ich verstehe,
Drum rasch ins Brautbett wohlgemuth —
Ins Wasser unterm Galgen!

Ins Wasser unterm Galgen,
Draus sing' und ruf' ich sterbend laut:
Ich bleibe des Erwürgten
Versproch'ne und getreue Braut —
Mein Liebster hängt am Galgen!

6. Leierklänge. Gedichte von Friedrich Fettinger. Nürnberg, von Ebner. 1853. 16. 10 Ngr.

Es ist in der That eine Qual, sich durch einen solchen

Wust, wie der hier gebotene, hindurcharbeiten zu müssen, zumal wenn man auf der ersten Seite schon wie folgt empfangen wird:

> Der Sänger saß im gold'nen Abendscheine,
> Die süße Leier in der sanften Hand:

und weiter:

> Dem nahm er aus des blassen Sängers Händen
> Die Leier sanft, und schlug sie hell und klar,
> Die Leier schlug er lang und konnt' nicht enden u. s. w.

7. Gedichte von Johann Pfeifer. Innsbruck, Wagner. 1853. Gr. 16. 10 Ngr.
8. Gedichte von Ignaz V. Zingerle. Innsbruck, Wagner. 1853. 16. 22½ Ngr.

Diese Sammlungen enthalten in ihren Elementen viel Gleichartiges durch die katholisch-religiöse Richtung, die in den meisten Gedichten stark ausgeprägt ist. Nur hat Pfeifer dieselbe mehr durch das reinlyrische Lied zur Geltung zu bringen versucht, während Zingerle sich vorzüglich der poetischen Erzählung, der Legende, zugewendet hat. In den Pfeifer'schen Gedichten ist viel Frische und Sprachgewandtheit und manche recht schöne poetische Gedanken sind darin ausgesprochen. Das Lied ist übrigens sein eigentliches Feld, während die größern Gedichte, deren indeß nur wenige sind, den eigentlich lyrischen Ergüssen bedeutend nachstehen. Zingerle ist ein geringeres Talent. Seine Erzählungen sind breit und wirkungslos. Die Lieder, weniger frisch und originell als die Pfeifer's, erheben sich nicht über das Alltägliche.

9. Die Alpenzither aus Tirol. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848 und 1850. Von Ritter von Alzenburg. Innsbruck, Witting. 1853. 16. 21 Ngr.

In diesem Dichter, der sich „Ritter von Alzenburg" nennt und seine Sammlung Justinus Kerner gewidmet hat, ist etwas merkwürdig Einseitiges. Manche Schönheiten finden sich oft bei dem sinnlosesten Wortgeklingel, und es scheint fast, als hätten sich diese Schönheiten nur zufällig in diesen trivialen Schwulst verloren. Eine nicht unbedeutende Formgewandtheit ist zu rühmen; einige Schützenlieder zeichnen sich durch Frische und Melodie aus. Statt aber immer so recht vom Herzen weg zu schreiben, gibt er sich einer besondern Vorliebe zu einem hochtrabenden Pathos hin, die ihn in Sphären geführt hat, wo er völlig die Zügel aus der Hand verliert und Sinn und Verständniß einem bombastischen Wortpomp zum Opfer fallen. Der Dichter hat sicherlich selbst nicht gewußt, was er geschrieben, sondern aus Freude über die erfundenen tönenden Worte alles Uebrige vergessen, z. B.:

Auf der Grenzwacht 1848.

> Felsenbau zerfall'ner Größe Trümmer,
> Verweltraumgestalten todt und kalt;
> Ach der Morgenstrahl erweckt euch nimmer,
> Nicht des Frühlings schaffende Gewalt.
>
> Einsam schwirrend, wie die Grabgedanken,
> Kreist ein Geier dort im Wolkenmeer,
> Todtenblumen blüh'n bei Epheuranken
> Und — da denk' ich an das treue Heer.
>
> Drüben, über Firn- und Felsenwildniß
> Stürzt vielleicht der kühne Eisenbau,
> Oestreich schützend, und der Helden Bildniß
> Halten stumm die letzte Todtenschau!
>
> Horch! ein Schuß! der Geier fällt bedächtig,
> Fröhlich jauchzt der Schütz durchs Alpenfeld,
> Klar ist's: kühne Thatkraft ist allmächtig
> Muth und Treu' besiegt die ganze Welt!

10. Des Invaliden Liederbuch von W. von Chappuis. Schweidnitz, Weigmann. 1853. 16. 1 Thlr.

Patriotische, specifisch preußische Lieder eines gedienten Kriegers, von denen eine Anzahl schon früher in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt waren. Die Sammlung sollte erst nach dem Tode des Verfassers erscheinen, ist aber jetzt veröffentlicht, weil der Verfasser „der nur an Kindern reich ist, durch das Büchlein einen ansehnlichern Beitrag zur Unterstützung armer, erwerbsunfähiger Kriegskameraden zu liefern gedachte, als er ihn in anderer Weise erschwingen könnte". Der Reinertrag ist nämlich zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, vorzüglich zur Unterstützung verdienter Veteranen. Hat das Buch schon deshalb Anspruch darauf, empfohlen zu werden, abgesehen von seinem dichterischen Gehalt, so erfreut es umsomehr, auch diesem gerechte Anerkennung widmen zu können. Ist auch der Rahmen, der die Gedichte umschließt, durch die Wahl des Stoffs in gewisser Weise ein begrenzter, und wird dadurch das Interesse ein beschränkteres, so erfreut der frische, kräftige Geist, der sich in einfachen Worten gibt, doch auch jeden Nichtpreußen. Selbst wo der Verfasser von seinem Standpunkte aus mit den historischen Thatsachen der Neuzeit in Conflict geräth, läßt er sich nie zu solch unedlem zelotischem Eifer hinreißen, dem wir sonst wol leider haben begegnen müssen.

Adolf zum Berge.

Das Leben und Treiben der Deutschen im fernen Westen.

Es kamen uns dieser Tage drei Decembernummern einer in Oshkosh am Winnebago-See (Wisconsin) erscheinenden, von Gustav Grahl herausgegebenen deutschen Zeitung zu, welche den Titel trägt: „Phoenix aus Nordwesten. Eine Fortschrittszeitung am Winnebago-See." Schon dieser letzte Zusatz klingt naiv genug. Ehe wir jedoch weiter von den Naivetäten dieser Zeitung sprechen, wollen wir daraus einige namentlich für uns Deutsche im Heimatlande anziehende Nachrichten über deutsche Flüchtlinge und ihr literarisches Wirken im fernen Westen mittheilen. Selbstverständlich begegnen wir auch in dieser Zeitung zu wiederholten malen dem aufdringlichen Namen Karl Heinzen's, wenn auch nicht gerade in sehr freundschaftlichem Sinne. Der „Phoenix" theilt über ihn Folgendes mit: „Heinzen's «Pionier» ist in Cincinnati gänzlich zu Tode gestorben. Der «Hochwächter» setzt ihm folgendes Denkmal: Hier ruht der «Janus», eine «deutsche Zeitung». Er war ein «Pionier» des «Völkerbundes», der mit der «Schnellpost» abgefahren. So hießen nämlich die im Laufe von drei Jahren durch Heinzen redigirten Zeitungen." Heinzen hat, wie wir weiter aus dem „Phoenix" erfahren, sich mit allen Koryphäen der deutschen politischen Flüchtlingschaft, mit Struve, Dulon, Kinkel und Hecker überworfen und es werden vom „Phoenix" Heinzen'sche „Unteroffiziersworte" gegen Dulon angeführt, die so unsauber sind, daß wir die weiße Stelle im Papier, die sie bedecken würden, damit nicht beflecken wollen. Der „Phoenix" sagt: „Heinzen hat seine Talente unverantwortlich misbraucht. Der Neid war sein Tod. Sein letzter Duellakt mit Hassaureck in Cincinnati und seine Herausfoderung zu — man weiß selbst nicht zu was — drückt so viel Hinterlist und Tergiversation und Feigheit und Cavalierunfähigkeit aus, daß man wirklich an Heinzen's gesunden Sinnen zweifeln muß." Wenige Zeilen darauf finden wir mitgetheilt, daß ein Herr v. d. Heydten in Cleveland, „der den armen Heinzen in seinen blätterabfallenden Nöthen verließ", alle Schriftsteller vom „radicalen Fache" auffodert ihm ihre Verlagswerke zum Kaufe und zum Drucke zuzuwenden. Die radicale Schriftstellerei scheint hiernach in Nordamerika förmlich als ein „Fach" angesehen und betrieben zu werden. Der „Phoenix" berichtet ferner, daß Struve's „Weltgeschichte" fortschreite, und ist der Ansicht, daß er damit mehr geleistet habe als Heinzen mit seinen Verfeindungen und daß, was nun eben eine Privatmeinung des „Phoenix" ist, jeder Vater eine solche Weltgeschichte für seine Kinder im Hause haben müsse. Großes Lob erfahren auch ein von den „Milwaukieschulen" herausgegebenes „Deutsches Lese-

buch", und Fröhlich's „Geschichte der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten", deren zweites Heft den Zeitraum vor und während der Colonialkriege enthält. Bedauert wird, daß Meier's „Monatshefte" eingegangen seien. Das sei ein großer Verlust für die „Damenwelt", da außer dem Thomas'schen Verlage in Philadelphia und außer den besagten Monatsheften in Neuyork „noch keine eigentliche Bücher- und anständige Novellenliteratur für die Damenwelt erschienen sei". Rauchfuß, der Herausgeber der „Abendzeitung" in Neuyork, hat, wie weiter mitgetheilt wird, den spannenden Roman „Empire City oder Neuyork bei Tag und Nacht" von G. Lippard, deutsch von A. Strodtmann, in 32 Lieferungen à 10 Cents zum größern buchhändlerischen Vertriebe vorbereitet.

Ueber die Thätigkeit der Deutschen auf journalistischem Gebiete theilen wir aus dem „Phoenix" noch folgende Nachrichten mit: Das von J. P. Stibolt redigirte und von ihm und J. Mayer herausgegebene Journal „Vorwärts" hat sich von Alton hinweg nach dem „vorwärtsschreitenden" Gallena, ebenfalls in Illinois, gewendet. Der „Dawenport Demokrat" in Iowa hat sich bedeutend vergrößert, „nur bittet er um ordentliche Bezahlung und sucht einen Compagnon". Die „Milwaukie Flugblätter" werden von nun an in Neuyork erscheinen, „wo für artistische Ausstattung mehr gethan werden kann." Die Deutschen in Ohio haben ein englisches Blatt unter dem Titel „American liberal" ins Leben gerufen, welches von Klippart, dem bisherigen Herausgeber des „Canton Transcript" und von Essellen, der sein Zeitungsengagement in Dubuque aufgegeben hat, redigirt werden soll, „um den Amerikanern Achtung vor unserm wissenschaftlichen Geiste abzunöthigen". Ferner erscheint seit kurzem eine „Sauk City Zeitung", welche ein „Blatt für Alle" und der Politik, den Tagesneuigkeiten und der Unterhaltung gewidmet sein soll. Einige dunkle Anspielungen für uns enthält folgende Mittheilung: „Die «Quincy Tribune» Rösler's macht sich gleichzeitig über den amerikanischen Typus «Dr. Cadman» und über den «durchgeplumpten Senator» Schöffler vom Wisconsin-Banner sowie über den «unrepublikanischen Republikaner und Assemblyhelden» Marschner lustig. Der Letztere ist spaßig. Er fodert das Sheboygan Co. auf, seine nunmehr bis zur asinianischen Länge erweiterte Zeitung, die sich ganz «respectabel» ausnehme, Mann für Mann zu halten."

Somit enthält der „Phoenix" manches Interessante für uns. Was seine Tendenz betrifft, so erscheint diese uns europäischen Deutschen immer noch radical genug, obschon der „Phoenix" selbst, wie es den Anschein hat, nicht für radical gelten will, d. h. nicht für Heinzenisch. Heinzen ist ja den Deutsch-Amerikanern der Inbegriff alles Radicalismus, der Sündenbock Aller, und so radical sie auch sein mögen, schlagen sie doch an ihre Brust und danken dem Himmel, daß sie nicht sind wie dieser. Der Radicalismus des „Phoenix" ist aber in einem Grade naiv und kindlich, daß dadurch unser Widerwille fast entwaffnet wird. So würden bei uns ungefähr Gymnasialschüler schreiben, wenn ihnen gestuttet wäre, politische Journale zu redigiren. Eine Goethe'sche oder Herder'sche Prosa darf man in diesem „Phoenix" nicht suchen. Eine Stelle wie die: „Das ist starker Toback, scheint fast Portorico zu sein. Aus einer gemüthlichen deutschen Pfeife ließe der sich nicht rauchen", oder Ausdrücke wie „Hundegesetzgebungspack" (mit Beziehung auf deutsche Kammern), „Prügelpack", „es kam zur Keilerei", „der türkische Gesandte ließ den Aegyptern noch extra die Hosen stramm ziehen" — solche und unzählige andere Ausdrücke erinnern nicht gerade an die Classiker, deren Einfluß auf die Masse des deutschen Volks und die unzähligen Halbgebildeten leider bei weitem nicht so groß gewesen ist, als man sich einzubilden scheint. Der Radicalismus hat seine eigene Sprache, und diese ist diejenige, in welcher man sich am leichtesten den Massen verständlich macht, wenigstens bei uns, bei denen die Kluft zwischen hoher und niederer Bildung eine so ungeheure ist. „Hohe Beamte stehlen wie die Raben", sagt der „Phoenix" — so sprachen bei uns die radicalen Blätter im Jahre 1848 auch, und die Schattirungen dieser Sprache reichen oft weit in die für höhere Bildung bestimmten Organe hinüber. Adam nimmt wol ein Feigenblatt vor seine Blößen, aber der alte Adam steckt doch immer dahinter.

Indeß darf man auch nicht außer Augen lassen, daß die Leute von dem bischen deutsch, was sie daheim etwa gelernt haben, in der Fremde allmälig noch viel vergessen. Die Inserate zeigen, was man dort für ein Deutsch schreibt und spricht, z. B. „Ihr deutsches Bitters ist hier sehr beliebt", oder „Deutsches Medicin-Store", oder „gänzlich zü Tode gestorben", oder das „gepolizeierte" Bremen u. s. w. Von Deutschlands Gegenwart und Zukunft erhalten die Leute da drüben ganz eigene Begriffe. Sie erwarten die Freiheit, d. h. wie sie sich die Freiheit denken, von dem Uebermaß des Militärdespotismus und den Folgen eines allgemeinen europäischen Krieges. „Was das Volk 1848 nicht durchsetzte", sagt der „Phoenix", „vollendet der monarchische Egoismus. Die Welt wird nicht durch Liebe, sondern durch Egoismus regiert. Lasset eure Angehörigen bei Zeiten herüberkommen, denn Deutschlands Gefilde werden zum Trauerplatze des Krieges, Mordes und Raubes werden. Und die Schweiz wird ebenso wenig davon verschont bleiben." Die Nachrichten aus Deutschland sind denn oft auch ganz eigenthümlicher Art, oder wenigstens sehr eigenthümlich ausgedrückt. So liest man im „Phoenix" unter der Rubrik Würtemberg: „Der bekannte Dr. Eisner hat es bis zum Irrenhaus in Winnenthal gebracht. Mit dem St.-Paulskirchen-Römer, dem Volksverräther, redet kein ordentlicher Mensch mehr" u. s. w. In der Nummer vom 19. December des „Phoenix" wird sogar schon des „Fechter von Ravenna" mit folgenden Worten gedacht: „Großes Aufsehen macht eine Tragödie «Der Fechter von Ravenna», ein Stück, worin selbst in Wien über die Zerrissenheit Deutschlands geklagt werden darf. Der Verfasser nennt sich nicht. Eine ungewöhnliche Bescheidenheit! Man schloß auf die Herren Halm, Grillparzer, Weber, Mosing (?). Sie Alle sind es nicht. Wir wollen den Schleier lüften: Kruer in Madison ist der Bescheidene!" Was für ein Patron mag dieser Kruer sein, daß ihn ein amerikanischer Witzbold in diese Gesellschaft bringt? Interessant sind auch einige Proben amerikanischer Ruhmredigkeit, die der „Phoenix" citirt, wie die aus der „Washington Union", welche, wie der „Phoenix" versichert, kürzlich behauptete, „der mericanische Feldzug sei das genialste, größte und gelungenste Kriegsunternehmen seit Julius Cäsar gewesen und die Schlacht von Buena Vista seit zehn Jahrhunderten nirgends, auch nicht durch die Schlacht an der Alma übertroffen worden".

Auch in dem entlegenen Californien sucht sich das deutsche Element in seiner Weise durch journalistische Unternehmungen und durch die Stiftung von Bierkellern und Vergnügungsorten geltend zu machen. So haben J. A. Lafontaine und J. Behrends in S.-Francisco eine „Abendzeitung" gegründet, aus der wir unter Anderm erfahren, daß es in S.-Francisco sogar ein deutsches Theater gibt, auf dem mitten zwischen Lustspielen am 30. Sept. die Kerkerscene aus dem fünften Act des „Don Carlos" gegeben wurde, worin Herr Flour vom Stadttheater zu Breslau den Don Carlos und Herr Viereck den Posa spielte. Dann gibt es noch andere vaterländische Vergnügungen: im Nußgarten; im Wein- und Billardsalon zur Felsenburg; im Dianasalon; im Gambrinussalon. Namentlich lassen es sich die Mitglieder des Turnvereins angelegen sein, den Amerikanern Begriffe von deutscher Sprung- und Kletterfertigkeit beizubringen. Wir ersehen dies aus dem „California chronicle" vom 16. Mai 1854. Die deutschen Turner hatten das Maifest nach deutscher Gewohnheit gefeiert. Das „California chronicle" erlaubte sich darüber einige Bemerkungen, die, wie es fürchtete, misverstanden werden könnten und die es in der uns vorliegenden Nummer wieder gut zu machen suchte, wie dies gleich aus dem Anfange des betreffenden Artikels hervorgeht. „Wir sind etwas besorgt", beginnt

der „German May festival" überschriebene Artikel, „daß einige unserer guten deutschen Brüder vielleicht den Sinn unserer gestern über ihr großes Jahresfest gemachten Bemerkungen misdeuten könnten. Um Himmelswillen, mögen sie doch die ihnen etwa anstößigen Stellen noch einmal lesen. Sollte nicht Jemandem, der brüderlich mit ihnen fühlt, dessenungeachtet ein kleiner Scherz über ihre nationalen Besonderheiten gestattet sein? Sollen wir etwa sagen, die Deutschen seien das witzigste, lebhafteste, glänzendste und schönste Volk? Was wir aber in Wahrheit sagen können, ist, daß wir sie für das leutseligste, ehrenhafteste, freundlichste und zutraulichste Volk halten. Was wollen sie mehr?... Lagerbier ist ein rechtschaffenes, solides und angenehmes Getränk und die Deutschen sind wie ihr Nationalgetränk." Der Berichterstatter erzählt nun, wie er am gestrigen Tage wieder im Nußgarten war, wo die Turner und ihre Landsleute ihre Spiele und Vergnügungen vom Sonntage wiederholt hätten. Bald habe er sich unter einem Trupp befreundeter Deutschen befunden, die ihn herzlich bewillkommt hätten und mit denen er bald tief ins Lagerbier gerathen sei. Kurz es scheint dem Amerikaner sehr wohl unter diesen gemüthlichen Turnern behagt zu haben und er drückt den Wunsch aus, daß sich seine eigenen Landsleute mehr als bisher in so angenehme, gesunde und unschuldige Erholungen mischen möchten, wie diejenigen waren, die am Tage vorher und am Sonntage im Nußgarten stattfanden.

Was nun den Bericht über das Hauptfest betrifft, so ist dieser allerdings in etwas scherzendem Tone gehalten, der für die Turner, die bekanntlich ihre Kunst wie eine Art Cultus pflegen und in dieser Hinsicht keinen Spaß verstehen, hier und da etwas Verletzendes haben mochte. Sie glaubten den Amerikanern mit ihren Leibesbewegungen zu imponiren, und diese schüttelten den Kopf und begriffen nicht, wie ernsthafte Leute sich in solchen Künsten vor der Welt produciren und Geld, d. h. ihre Zeit, denn Zeit ist Geld, so verschwenden könnten. Ueber die Deutschen im Allgemeinen sagt das „California chronicle": „Die Deutschen sind ein gemüthliches, geselliges Volk und mehr als andere Völker dazu geneigt, sich zu dem Zwecke bloßen persönlichen Amusements von einfacher Art zusammenzuthun. Ihre Nationalbesonderheiten tragen sie in die Fremde mit hinüber, und führen hier die Gebräuche und Vergnügungen ihres theuren Vaterlandes ein." Und an einer andern Stelle: „Andere Völker mögen wir wegen ihres größern Witzes und ihrer größern Lebhaftigkeit bewundern, aber für den deutschen Stamm hegen wir, wir bekennen es, herzliche Liebe; sie mögen langsam sein, aber sie haben etwas Sicheres; sie mögen nicht glänzenden Geistes sein, aber sie haben gesunden Menschenverstand; ihren Gesichtern mag es an vollendeter Schönheit fehlen und ihre Formen mögen nicht die des Apollo und der Juno sein, aber es sind gedrungene Gestalten mit freundlichen Gesichtern, die stets von Gutmüthigkeit und guter Laune strahlen." Der Anblick der Turnprocession selbst gibt dem Berichterstatter Anlaß zu folgender Bemerkung: „Niemand konnte diesen kleinen Trupp für etwas Anderes als Deutsche ansehen. Franzosen, Spanier, Amerikaner und selbst Engländer sind nicht mit ihnen zu verwechseln. Sie sind so ziemlich das letztgenannte Volk (wie schmeichelhaft!) und sind doch so ganz besonderer Art. Im Allgemeinen sind sie von Gesicht hübscher und an Gestalt weniger hoch als die Engländer. Gewiß sind sie aber artiger und höflicher und zugleich langsamer, dickköpfiger und einfacher als diese." Aehnlich lautet das Urtheil über die anwesenden deutschen Frauenzimmer. Sie hätten nicht schön, aber freundlich, harmlos und ehrbar ausgesehen und ihre bescheidenen Sitten und wenig auffallenden Anzüge hätten im Ganzen einen wohlthuendern Eindruck gemacht als die Toilettenkünste schönerer Weiber. In Betreff der Turndarstellung selbst heißt es: die Turner hätten ihre Uebungen im ernsthaftesten Schweigen vollbracht; kein religiöser Gottesdienst könne in feierlicherer Weise geübt werden; ohne Zweifel seien sie dabei im Innern ganz fröhlich gewesen, aber nur ein sorgsamer Beobachter habe davon eine Spur auf ihren Gesichtern wahrnehmen können. Von einer der dabei gehaltenen Turnreden gibt das Blatt eine englische Uebersetzung. Im Allgemeinen haben wir wol wenig Grund, uns als Nation durch die Schilderung des amerikanischen Berichterstatters sehr geschmeichelt zu fühlen, obschon sie manches Treffende und Wahre enthält. Indeß mag die Elite der deutschen Nation auch gerade nicht in S.-Francisco beisammen sein und was sich davon bei der Turnerei betheiligt, mag sich durch die Anwesenheit der über dieses Springen und Klettern sehr verwunderten Amerikaner auch wol gedrückt gefühlt haben. Wer heißt sie aber auch, diesem geschäftsthätigen Volke unrentable Schauturnen zum Besten zu geben?

Vom fernen Westen auf den Osten der Vereinigten Staaten übergehend, bemerken wir, daß ein Deutscher, L. Held, in Neuyork das Problem gelöst hat, das vulkanisirte Kautschuk aufzulösen und durch einen einfachen und wohlfeilen chemischen Proceß die vulkanischen Bestandtheile so auszuscheiden, daß der Gummi aufs neue gewalzt und verarbeitet werden kann, wodurch für Fabriken in diesem Artikel wesentliche Ersparnisse erzielt werden. In neuyorker Fabriken sollen Versuche mit diesem Verfahren bereits vorgenommen worden sein und das zufriedenstellendste Resultat ergeben haben. Für Deutschland ist C. Hartmann in Neuyork, ein geborener Leipziger, beauftragt, die Erfindung zu verwerthen. Für dergleichen Dinge, wenn sie sich als praktisch bewähren, hat man bei den Yankees auf größere Anerkennung zu rechnen als für Schaugerichte und Schauturnen.

H. M.

Eine Friedensstimme in Angelegenheit der Kirche.

Bei der bedauerlichen Schroffheit, mit welcher in der neuesten Zeit die Symbolgläubigen, oft ganz gegen das einfache, Allen verständliche und darum allein gültige Wort des Evangeliums, auftreten und ihre auf Umkehr zu veralteten Glaubensformeln hinauslaufenden Ansichten geltend zu machen versuchen; ist es dem „einfältigen" Christen in Luther's Sinne doppelt dringendes Bedürfniß, sich aus dem unerquicklichen Gezänke auf den sichern Boden der einfachen lautern Schriftlehre zurückzuziehen und sich den Zustand der christlichen Kirche in der apostolischen Zeit zu vergegenwärtigen. Dazu aber bedarf es eines sichern, im Glauben und im Wissen gleich festen Führers, wenn wir uns nicht von Irrthum in Irrthum flüchten wollen, und wir freuen uns als einen solchen den deutschen Professor am Predigerseminar in Mercersburg in Pennsylvanien, Philipp Schaff und seine, soeben in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienene Schrift:

Geschichte der apostolischen Kirche, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Kirchengeschichte. Leipzig, Holtze. 1854. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

bezeichnen zu können. Das Buch ist durch und durch von echt christlichem Geiste durchweht, wie es das Ergebniß der allerernstesten und gründlichsten Studien ist, frei von Phrasenmacherei, voll von Gedanken, durch welche hindurch, wie ein goldener Faden, der felsenfeste Glaube an den endlichen Sieg der evangelischen Wahrheit durch die Alles überwindende Kraft der Liebe hindurchgeht. Gerade dieser Vorzug des Buchs aber ist es, welcher uns die Veranlassung gibt, ja, die Verpflichtung auferlegt, es in den Spalten dieser Blätter zur Sprache zu bringen, weil das Bedürfniß des Friedens in der Kirche auf jenem Grunde ein allgemeines Bedürfniß ist, das sich inmitten des Schulgezänks der Theologen immer wieder aufs neue geltend macht. Hören wir darüber zum Beleg unsers Urtheils über das Buch den Verfasser selbst: „Die Wahrheit kann nur Eine sein, wie Gott; das Christenthum ist wesentlich Liebe, also einigend; die Kirche wurde immer gedacht als eine Gemein-

schaft der Heiligen; im Neuen Testament nimmt die Ermahnung zur Erhaltung der Eintracht im Geiste durch das Band des Friedens eine hervorragende Stelle ein, und die letzte hohepriesterliche Fürbitte unsers Erlösers galt der vollkommenen Vereinigung aller Gläubigen. Angesichts dieser vielen theoretischen und praktischen Gebrechen und der zunehmenden Confusion des Protestantismus auf dem Gebiete der Lehre, des Cultus und der Verfassung wird wol Niemand behaupten wollen, daß derselbe schon vollendet und keiner neuen Reformation bedürftig sei. Die Reformation aber suchen wir nicht in einem Rückschritt auf einen bereits überwundenen Standpunkt — denn die Geschichte kann niemals rückwärts gehen, so wenig als ein Strom —, sondern in der endlichen Versöhnung zwischen Katholicismus und Protestantismus (hört! hört!), wo ihre beiderseitigen Wahrheiten und Tugenden, aber ohne ihre entsprechenden Irrthümer und Gebrechen, sich vermählen werden zur idealen Kirche der Zukunft, die aber keine neue Kirche, sondern das Endresultat und die reife Frucht der Kirche der Gegenwart und Vergangenheit sein wird. Als Vorläufer dieses dritten Zeitalters gilt uns Johannes, der Apostel der Liebe und der Vollendung..... Und was dasselbe herbeiführen wird, ist das vollständige Verständniß des Johanneischen Christusbildes und die Ausgießung des Geistes der Liebe, dieses sichersten Zeichens der echten Jüngerschaft, dieser Cardinaltugend, die da nimmer aufhört." Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wir aber freuen uns, auf diese Friedensstimme aufmerksam machen zu können, während wir die wissenschaftliche Beurtheilung des Buchs Andern überlassen. 47.

Notizen.

Ungarische Bibliographie.

K. Kertbeny, der sich bereits vielfache Verdienste um die ungarische Nationalliteratur erworben hat, projectirt in Verbindung mit Julius Számwald ein in seiner Art grosartiges Unternehmen, eine „Ungarische Bibliographie" (oder wie der Verfasser schreibt „Bibliografie") nämlich ein Verzeichniß aller, in irgendwelcher Sprache, sowol in Ungarn selbst gedruckten als im Auslande erschienenen, doch durch ihren Stoff, Autor, Verleger u. s. w. auf Ungarn Bezug habenden Bücher, ferner aller in Ungarn ausgegebenen Journale, Wochen- und Monatsschriften, mit detaillirter Angabe des Inhalts der einzelnen Jahrgänge, endlich aller Musikalien, Kunstartikel und Landkarten. Das Verzeichniß wird alphabetisch geordnet und mit deutscher danebenstehender Uebersetzung der ungarischen und slawischen Titel, mit genauem Nachweis der Druckorte, Verleger, Formate, Seitenzahlen und Verkaufspreise, sowie mit vierfachen Registern über Autoren, Uebersetzer und die einzelnen wissenschaftlichen Fächer versehen sein. Das Werk soll ferner eine Uebersicht der Literaturproduction der ungarischen Akademie der Kisfaludy-Gesellschaft und des Vereins zur Herausgabe guter und wohlfeiler Bücher, eine Bibliographie aller fremden Uebersetzungen ungarischer Belletristik, eine Bibliographie aller ungarischen Uebersetzungen griechischer und römischer Classiker (von Jankowicz und Toldy), eine Bibliographie aller Werke über ungarische Bäder, Heilquellen u. s. w. (von Török und Lengyel), eine Bibliographie der ungarischen Sprüchwörtersammlungen (von J. Erdélyi) u. s. w. enthalten. 6000 Titel sind bisjetzt bereits constatirt, und K. Kertbeny als Redacteur und Julius Számwald als Herausgeber versichern in ihrem Programm, daß hier von einem Werke die Rede ist, wie die ungarische Literatur noch keines besitzt, und die europäische kaum in dieser Vollständigkeit. In diesem Programm werden die Verleger, Buchdrucker, Gelehrten und Institute dringend aufgefodert, der Redaction ein genaues Verzeichniß der in ihrem Verlage erschienenen oder von ihnen verfaßten Drucksachen einzusenden, mit genauer Angabe der Druckorte, der Jahres- und Seitenzahlen, Formate u. s. w. Die Emich'sche Buchhandlung in Pesth wird das Werk, sobald 300 Pränumeranten beisammen sind, spätestens bis März 1855 ins Leben treten lassen. H. M.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Katechismuspredigten. 1ster Band. 2te Auflage. — A. u. d. T.: Predigten über das erste Hauptstück, gehalten zu Leipzig in den Mittwochsgottesdiensten der Jahre 1851 und 1852. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1855. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Aus allen Wissenschaften das Interessanteste zur Belehrung für das gebildete Publicum. Herausgegeben von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern unter der Redaction von J. A. Romberg 1ster Band. Zwölf Hefte. Leipzig, Romberg. Lex.-8. 3 Thlr.

Ein empfindsamer Besuch im Invaliden-Hotel zu Paris. Nebst historischen Notizen über dessen Entstehung, Fortgang und gegenwärtigen Zustand. Vom Verfasser von Frankreich unter dem Neffen seines Onkels rc. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Enslin, A., Ueber internationale Verlagsverträge mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 6 Ngr.

Griesheim, G. v., Vorlesungen über die Taktik. Hinterlassenes Werk. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hase, K., Die Tübinger Schule. Ein Sendschreiben an Hrn. Dr. Ferd. Chrn. v. Baur, erstem Professor der evangelischen Theologie an der Universität Tübingen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 12 Ngr.

Holtzmann, A., Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung. Stuttgart, Krabbe. 4. 1 Thlr. 26 Ngr.

Merr, C., Ein Seelengemälde. Drei Bände. Königsberg, Samter. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Waldau, Mar, Cordula. Graubündner Sage. Frühlingslied. 2te veränderte Auflage. Mit 1 Stahlstich. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Laboulaye, E., Die Frage der unbefleckten Empfängniß. Nach dem Französischen bearbeitet. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 Ngr.

Müller, J., Unsterblichkeitsglaube und Auferstehungshoffnung. Ein Vortrag gehalten in einem Verein zu wohlthätigen Zwecken. Halle, Mühlmann. 16. 6 Ngr.

Rüstow, W., Der Angriff auf die Krim und der Kampf um Sebastopol. Uebersichtlich dargestellt. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 8 Ngr.

Sachsens Klage und Trost. Sammlung von Gedächtnißpredigten, auf weiland Se. Maj. Friedrich August II. König von Sachsen rc. am 2. Septbr. 1854 gehalten. Mit Genehmigung des Königl. Hohen Ministerii des Cultus und öffentlichen Unterrichts herausgegeben von F. O. Stichart. Freiberg, Wolf. Gr. 8. 20 Ngr.

Schuselka, F., Oesterreich und Rußland. Ein Memorandum zur Beseitigung von Besorgnissen und zur Abwehr von Vorwürfen. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 15 Ngr.

Seyffarth, W., Die Universal-Ausstellung in Paris Mai bis October 1855. Gotha, Scheube. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber den Bekenntnißstand der reformirten Kirche in Churhessen. Nachtrag zu dem Bericht über die reformirte Conferenz in Frankfurt a. M. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 Ngr.

Wurm, C. F., Vier Briefe über die freie Donau-Schifffahrt. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

In Miniatur-Ausgabe erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Byron (Lord), Kain. Ein Mysterium. — Mazeppa. Aus dem Englischen von Friederike Friedmann. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Uebersetzung dieser beiden berühmten Dichtungen Byron's erscheint hier aus dem Nachlaß der talentvollen Dichterin, deren bekannte frühere Uebersetzungen aus dem Englischen von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden sind. Die letztern erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

Byron (Lord), Der Korsar. Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1852. Gebunden 20 Ngr.

———, **Der Giaur. — Hebräische Gesänge.** Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Scott (Walter), Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kunst und Literatur.

Bei dem Nachlasse des als Kunstkenner wohlbekannten Commerzienraths J. P. B. Hüllesheim in Emden sind folgende Gegenstände der gedachten Art entweder einzeln oder en bloc zu verkaufen, worunter als vorzüglich bemerkenswerth herausgehoben werden:

1. Kunstwerke.

Die bekannten Stanzen von Rafael (Vulpato), Leonardo's Abendmahl, Murillo's Magdalena, dieselbe nach Correggio, 2 Christusköpfe nach Caracci und Guido Reni, Madonna von Rafael (sämmtlich von den besten Kupferstechern).

2. Musikalien.

Violinconcerte von Viotti, Rode, Kreutzer, Mestrino, Beethoven &c. Streichquartette von Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Spohr, Rode &c. Opern, Sinfonien en quat., Etuden, Duos &c.

3. Musikalische Instrumente.

1 Violine von Ant. Stradivarius 1736, 1 desgleichen von Nic. Amati 1612, 1 desgleichen von Franc. Guarinus; 1 desgleichen von Jakob Rainer in Absum prope Venigentum (Tirol), 1 desgleichen unbekannter Meister.

4. Literatur.

Eine Bibliothek, bestehend aus etwa 2500 Bänden, meistens Prachtausgaben in elegantem Lederband, vollständig erhalten. — Alte Classiker, englische, französische und deutsche, desgleichen Geschichte, Uebersetzungen, Philosophie, Rechtskunde, Staatsrecht, Criminalrecht, französisches Recht, Literaturgeschichte, Bibliographien &c.

Die oben angeführten Gegenstände sind bei den Erben einzusehen. Verzeichnisse derselben werden verabfolgt.

Preis-Herabsetzung.

In der Absicht, die Verbreitung der nachfolgenden wissenschaftlichen Organe zu fördern und dem gelehrten Publicum und den Bibliotheken deren Anschaffung zu erleichtern, beehrt sich die unterzeichnete Verlagshandlung folgende Preisherabsetzung derselben anzuzeigen:

Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von Dr. **E. G. Gersdorf.**

Jahrgang 1849—1854. Preis jedes Jahrgangs von 24 Heften 10 Thlr.

Herabgesetzter Preis für diese 6 Jahrgänge statt 60 Thlr.: **30 Thlr.**

Serapeum.

Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur.

Herausgegeben von **Dr. Rob. Naumann.**

1. bis 15. Jahrgang: 1840—1854. Preis jedes Jahrgangs von 24 Nummern 4⅓ Thlr.

Herabgesetzter Preis für diese 15 Jahrgänge statt 67½ Thlr.: **36 Thlr.**

Die Verlagshandlung erlaubt sich indess hinzuzufügen, dass diese Preisherabsetzungen **nur bis 30. Juni 1855 gültig** sind und dass nach dieser Zeit die frühern Ladenpreise wieder eintreten.

Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, Exemplare zu diesem herabgesetzten Preise zu liefern.

Beide Zeitschriften werden auch fernerhin fortfahren, ihre geachtete Stellung in der periodischen Literatur Deutschlands einzunehmen; geeignete Mittheilungen werden erbeten und mit vielem Danke entgegengenommen.

Leipzig, 31. December 1854.

T. O. Weigel.

Soeben erschien im Verlage der **v. Ebner**'schen Buchhandlung in **Nürnberg**:

Die Juden in Franken.

Ein unparteiischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte Frankens von Dr. L. Heffner. Mit 29 Urkundenbeilagen. 5 Bogen. 8. Preis 10 Ngr.

Abgesehen von seiner Bedeutung an sich für die Rechts- und Culturgeschichte, hat dieses Schriftchen noch besondern Werth durch die vielen beigegebenen, größtentheils hier zum ersten male gedruckten Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 6. —— 8. Februar 1855.

Deutsche Taschenbücher für 1855.

Erster Artikel.

Die Almanache, diese chronologisch aufwachsenden Pilze, vergessen nie im Spätherbst pflichtschuldigst im deutschen Dichterwald zwischen dem Wurzelwerk der Epik und den Dornenranken der Lyrik ihre breiten, sich gern bemerkbar machenden Köpfe zu heben. So ein Pilz wird dazu geboren zu figuriren; dies ist sein höchster Lebenszweck, daher kleidet er sich gewöhnlich auffallend in Roth, Goldgelb oder Himmelblau. Dieser bunte Farbenstaub ist ganz natürlich leichte Waare. Geht Frau Tante Kritik spazieren im Unterholz der jüngsten deutschen Poesie, und tritt trotz ihrer scharfen Brille unversehens auf solch einen theatralisch geschminkten Pilz, o weh! dann stäubt all seine Herrlichkeit luftwärts auseinander. Dies fürchterliche Schicksal schreckt jedoch die andern wohlgeborenen Pilze durchaus nicht ab, jährlich nach allen Regeln des Decorum ihren Familiencongreß zu halten. Es sind sogar einige darunter, welche zum alten Adel gehören, denn sie weisen stolz ihre 16 Jahrgänge, wie 16 Ahnen, auf. Diese edeln Geschlechter jedoch sind theilweise leider durch Vermischung mit plebejischen Elementen degenerirt — das Vollblut ist bei einigen sehr wässerig geworden, die „Iris" ist sogar an der Wassersucht gestorben. Die Hauptfrage auf dem Familiencongreß der Pilze ist also immer ihre eigene Lebensfrage, denn die Schrecken der Jahre 1848 und 1849 haben das Blätterwerk ihres Stammbaums dermaßen gelichtet, daß der Gedanke, ihr altes ehrenwerthes Geschlecht könnte bald ganz aussterben, die Gemüther der Pilze sehr beunruhigt. Dies wäre auch für ganz Deutschland ein sehr harter Schlag.

Es gibt nämlich eine Unzahl Damen, die ohne Almanache und Taschenbücher ebenso wenig als ohne Flacon leben können. Es hat also die Existenzfrage der Almanache einen sehr großen Hintergrund — der Fall ist denkbar, daß plötzlich halb Deutschland in Ohnmacht fiele; was hätte dann nicht die andere, die männliche Hälfte in die Arme aufzufangen?! Es benehmen sich daher alle jene Kritiker, welche ihre Bannstrahlen grimmig gegen die Almanachsliteratur schleudern, nicht nur höchst ungalant, sondern auch undiplomatisch; denn würde das Almanachfieber plötzlich gewaltsam unterdrückt, so ignorirte die schmollende Damenwelt aus Rache den ganzen belletristischen Buchhandel. Man lasse daher schon aus Galanterie gegen das schöne Geschlecht die Taschenbücher dutzendweise wie die Taschentücher, nach allen Regeln der höhern Waschkunst geglättet, sich häufen. Man gönne so einem Salondämchen die Seligkeit, ihrer Nachbarin zuflüstern zu dürfen: à propos! wissen Sie schon, mein Julius ist geheimer Mitarbeiter der „Iduna", und im nächsten Jahrgang hat ihm der Herausgeber versprochen seinen Namen durchschossen unter seine Sonette zu drucken — aber, ma chère, machen Sie vor der Hand keinen Gebrauch davon, junge Autoren lieben das Geheimnißvolle. Wo sollte auch die Schar unserer Poetlein ihre Musenkinder noch unterbringen, wenn plötzlich die Schleußen der Almanache zuklappten? Auf Ehre: Deutschland ist nicht Aegypten! Wo gleich andere Abzugskanäle für „Thränen und Sehnen", für „Herzen und Schmerzen" finden? Der so zartfühlend angesungenen Damenwelt bliebe nichts übrig, als diese Legion schmachtender Stoßseufzer: „An die Entfernte!" diese Bataillone Ständchen mit obligater Mandolinebegleitung: „Unter ihrem Fenster!" diese selbstmörderischen Drohungen einer „platonischen" oder plutonischen Liebe auf eigene Kosten drucken zu lassen. Das wäre mehr als grausam. Keine Neuerungen! Respect vor dem alten spätherbstlichen Adel der Pilze! Keine Revolution gegen deutsche Damengefühle! Keine Umwälzung der Almanachliteratur! Poetische Freiheit und Gleichheit mit Rosaeinband — geistige Gütergemeinschaft in Goldschnitt! Californien ist eine Bettelanstalt dagegen! Ja, noch einmal: poetische Freiheit und Gleichheit! es glänze der Name des kleinsten Lyrikers in vertraulicher Nachbarschaft mit Emanuel Geibel, nur ein Octavblättchen scheide sie von der Tafel der Unsterblichkeit! Welche Leserin wollte einem Herausgeber nicht dafür dankbar sein, wenn sie, noch berauscht von den rhythmischen Fluten eines Freiligrath, die Seite umschlägt, und bei der ersten Strophe des jungen Poeten N. N. einschläft? Nun kann sie doch

sans gène im Fauteuil von Freiligrath süß weiterträumen; wäre das folgende Gedicht nur mittelmäßig gewesen, so wäre sie wach geblieben. Man muß auf derartige Verdienste obscurer Lyriker nie mit Geringschätzung herabblicken, ja wir schlagen sogar vor, sämmtliche Salondamen Deutschlands möchten einmal eine Dankadresse der vollsten Anerkennung an alle jene begeisterten Jünglinge richten, die das erste mal im Phantasiefrack der Pseudonymität bescheiden in einem Almanach erscheinen. Man spotte darüber nicht — nur praktisch! aus dieser Dankadresse könnten die Herausgeber ganz sicher ihren Absatz berechnen; so viele Damenunterschriften, so viele Exemplare! das gäbe beim nächsten Jahrgang einen nicht zu verschmähenden Anhaltspunkt. Die Sicherheit der Speculation böte den Damen die Garantie, daß die Almanache von Jahr zu Jahr besser werden — welch hohes Ziel: Veredelung der Pilze! welcher Gewinn für die deutsche Nation in spe! welche Perspective für die Literarhistoriker! Wir sagen es rund heraus: die Taschenbücher würden wahre Schatzkästlein werden! die großen und kleinen Geister sammt und sonders spukten darin herum, und die Blaustrümpfe, als ätherische Flügelhauptleute der Damenliteratur, hielten über die Gespensterarmee eine nächtliche Heerschau. Wer hat etwas einzuwenden? ist diese Idee nicht groß? nicht echt national? Wie armselig nähme sich dann neben dieser geschlossenen Phalanx der deutschen Almanache das zerstreute Häuflein französischer und englischer Taschenbücher aus! Wie höbe unsere metallerzeugte Schar von geistreichen, außerordentlich herrlichen Bildern die Kupferstiche von der Seine und die Stahlstiche von der Themse aus dem Sattel! Die Westmächte würden total geschlagen. Bei allen Göttern! es wäre ein niedagewesener Nationaltriumph! In den Händen der Frauen liegt das Heil. Die Losung sei: Almanache mit Allerlei! Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß dieses Walhallaunternehmen, wenn die Damenwelt mit gutem Beispiel vorangeht und die Männerwelt ins Schlepptau nimmt, gewiß zustande kommt. Nur keine kleinliche Bedenklichkeiten — aller Anfang ist schwer. Wir sind der Meinung, man sollte zur Aneiferung Prämien aussetzen, z. B. wer einen neuen Almanach herausgibt, dem wird vom Damencomité, was sich natürlich bilden müßte, eine Entrékarte zu allen Soiréen in ganz Deutschland eingehändigt. Dadurch böte sich den Herausgebern die schönste Gelegenheit, selbst jene bescheidenen Jünglinge, welche die Geliebte nur in der Stille ansingen, und nicht den Muth haben, dem General-en-Chef eines Taschenbuchs ihre poetischen Erstlinge anzubieten, für das großartige Unternehmen zu gewinnen. Dieser Punkt allein verdient bei dem jetzigen Mangel an Lyrikern die höchste Beachtung. Jede Dame, welche auf diese Weise zur Entdeckung eines solchen stillen Lyrikers die erste Anregung gibt, bekommt mindestens den Orden pour le mérite. Nur so kann noch unsere Literatur gehoben werden — Almanache mit Allerlei! auf diese Grundsteine laßt uns weiterbauen. Also, meine Damen, thun Sie das Ihrige, wir haben das Unserige gethan. Hoffentlich wird 1856 die Sache in vollem Gange sein.

Dies Jahr müssen wir jedoch nach alter hergebrachter Weise die beträchtlich zusammengeschmolzene Schar der Taschenbücher besprechen. Da sie ihrer charakteristischen Haltung nach doch sehr verschieden sind, so glauben wir am besten zu thun, um Jenen, die sich dafür interessiren, die Uebersicht zu erleichtern, zwei Abtheilungen zu machen. Die erste derselben führen wir heute unsern Lesern vor:

1. Thalia. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Johann Nepomuk Vogl. Zweiundvierzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 1854. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Gedenke mein. Taschenbuch für 1855. Vierundzwanzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch und Voß. 1854. Gr. 16. 2 Thlr.
3. Iduna. Taschenbuch für 1855. Fünfunddreißigster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Lienhart. 1854. 16. 1 Thlr.
4. Aurora. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Einundzwanzigster Jahrgang. Wien, Lienhart. 1854. 8. 2 Thlr.
5. Aurora. Herausgegeben von Reding von Biberegg. Freiburg im Breisgau, Herder. 1854. 16. 21 Ngr.
6. Vielliebchen. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Theodor Mügge. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. 1854. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Nr. 1. „Thalia" verknüpft mit ihrer diesjährigen Erscheinung einen wohlthätigen Zweck: zum Besten der Witwe des Schauspielers Ziegelhauser. Dies allein dürfte vielleicht manchen Beschützer der Musensöhne bestimmen, durch den Ankauf dieses Taschenbuchs sein Schärflein auf dem Altar der Kunst zu opfern. Unter den Gedichten begegnen wir einigen Namen guten Klangs. Wir heben den Matador Grillparzer füglich zuerst aus der Masse heraus. Er hat diesmal nur ein Gelegenheitsgedicht gespendet — also Etwas, was durch äußere Anregung, nicht durch innere, echtdichterische Begeisterung den Weg ins Leben fand. Das sind eben nur Verse, wie sie jeder Poet machen kann; jedoch von einem Grillparzer erwartet man etwas Anderes. Bauernfeld gibt ein historisches Gedicht, das sich auf die Wartburg bezieht — dahin versteigen sich Oestreicher selten. Johann Gabriel Seidl, der Allgegenwärtige, läßt, als Almanachsplatzcommandant, fünf französische Volkslieder aufmarschiren, worunter uns das zweite (bretonisch) das beste zu sein scheint. Johann Nepomuk Vogl hat in „Donna Anna", „Vom Kloster Corvei", „Das erste Bündel" wieder den Balladenton in seiner bekannten Manier angeschlagen. Unter den novellistischen Beiträgen dürfte „Die schwarze Höhle" von Isidor Proschko der gelungenste sein. Zwar ist der Inhalt so grauenerregend, daß sich diese Geschichte eher zur Lectüre für Männer als für Damen eignet; doch versöhnt vielleicht auch die letztern die heldenmüthige Liebe der Miß Arabella mit dem Ganzen. Der Ton der Erzählung ist schwungvoll, die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten ohne Fehl, aber mit der Fiction, daß Lieutenant Hollwell, um sich in den Qualen des Durstes Erleichterung zu verschaffen, den Schweiß aus seinem Hemde gesogen habe, schoß der Verfasser einen ästhetischen Bock. Wir wollen ihm selbst die detaillirte Schilderung der fürchterlichen Marter, unter welcher der gewaltige Nabob Surajah-Dowla den Geist aufgibt, nicht übelnehmen; denn wo die Nemesis gerecht auftritt, dagegen hat der Leser sicherlich nichts einzuwenden, jedoch mit einem ekelerregenden Bilde wie das: mit Schweiß den Durst zu löschen, kann sich der gute Geschmack durchaus nicht befreunden. Recht artig erzählt

ist auch der Schwank: „Leicht gebessert" von Rudolf Puff. Der „Steinbauerfinemerl" und der bramarbasirende Pandurenhauptmann, der einmal ausruft: „Bei St. Ivan, mich durstet wie einen Haifisch, der eine Alpenreise macht!" sind ergötzliche Figuren. Die Scene, wo alle Bauern die Gespensterfurcht befällt, wäre wol noch wirkungsreicher gerathen, wenn sie der Verfasser kürzer behandelt hätte; denn zieht man den Leser längere Zeit hindurch in solch spukhaften Kreis, so zwingt man ihn gleichsam dazu, auszurufen: Gespenster gibt es nicht! Noch findet sich unter den Erzählungen: „Was man nicht mit Gold kaufen kann" von J. F. Castelli, „Ein Theaterabend in einem Gebirgsdorfe" von Ludwig Scheyrer, „Ein Staatsgefängniß" von Wilhelm Chezy u. s. w.

Nr. 2. Wir begegnen hier einer Biographie Johann Ludwig Deinhardstein's von J. G. Seidl. Nach einer kurzen Schilderung der ersten Periode seiner literarischen Laufbahn wird besonders auf seinen „Hans Sachs" hingewiesen, dem Goethe bei der ersten Aufführung auf der Hofbühne zu Berlin die Ehre erwies, ihn mit einem Prologe einzuleiten, worin er sein Urtheil in folgender Strophe aussprach:

> Er hat hingeschrieben mit leichter Hand,
> Als ständ' es farbig an der Wand,
> Und zwar mit Worten so verständig,
> Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Hierauf werden Deinhardstein's Verdienste um das Burgtheater in Wien hervorgehoben, das er bekanntlich als Nachfolger Schreyvogel's eine Reihe von Jahren hindurch leitete. Sein Porträt ist der Biographie beigegeben. Unter den drei poetischen Erzeugnissen, die aus seiner Feder flossen, dürfte das erste: „Vor dem Dichten", das beste sein. Auch hier reiht Seidl zum zweiten male in dem nichtssagenden Gedichte „Ein Fläumchen" seinen Namen an Deinhardstein an. Es sieht beinahe so aus, als ob er sich nicht genug gedruckt sehen könnte. Einem Dichterjüngling, der die ersten Sporen zu verdienen sucht, verzeiht man so etwas, jedoch ein reifer Mann bringt sich dadurch mindestens in den üblen Ruf der Eitelkeit. Unter den Spenden Draxler-Manfred's befindet sich ein originelles, epigrammatisch zugespitztes Gedichtchen, das wir als ein narkotisches Sträußchen aus Arabien im Vorübergehen unsern Lesern zuwerfen wollen:

> Der Araber sagt:
> „Wer niemals gejagt,
> Sich nie der Liebe hingegeben,
> Nie bei Musik gefühlt ein Beben
> Und nie die Blumendüfte
> Einschlürfend prüfte, —
> Ein Esel mehr
> Als Mensch ist der."

W. Constant lieferte: „Ein Fastnachtmärchen." Wir erinnern uns in diesem Augenblick, von diesem Musensohn vor mehren Jahren ein sehr schwaches Product besprochen zu haben, und ergreifen daher mit Vergnügen die Gelegenheit, seine diesjährige Gabe als die beste des ganzen Almanachs hervorzuheben. Das Reinmenschliche spricht sich in diesem „Fastnachtmärchen" so einfach, so schön, so rührend aus, daß jeder Dichter ersten Ranges darauf stolz sein dürfte, es geschrieben zu haben. Der Gegensatz zwischen der im Genusse schwelgenden Gesellschaftsklasse und der in tiefster Armuth lebenden Volksclasse ist in dieser kleinen Blumenverkäuferin und in diesem vom Schicksal geschlagenen Sohn der Karpaten, der auf den Gedanken verfällt, Südfrüchte im Tragkorbe öffentlich feilzubieten, meisterhaft durchgeführt. Wir können nicht umhin, wenigstens die herrliche Stelle, nach welcher Beide in der strengen Winterkälte der Nacht erfrieren und auf diese Weise von ihrem Elend erlöst werden, zu citiren:

> Und an dem prächt'gen Marmormonument,
> An seinen Stufen fröstelnd hingekauert,
> Wo stumm der Sohn der Berge düster lehnt,
> Das arme Mägdlein ihm zur Seite trauert.
> Wen kümmern in dem Frost die Veilchen blau,
> Ob d'rauf die Perlen Reif, ob Thränenthau?
> Mit vorgehalt'nem Hute trägt der Mann
> Fruchtlos zum Kaufe seine Früchte an;
> Das Mägdlein ruft die Veilchen aus, vergebens,
> Das Mitleid selbst hat sich verkühlt im Frost;
> So steh'n die Beiden da ein Bild des Lebens,
> Der ew'gen Wand'rung ohne Herz und Trost:
> Das Kind mit seinen Veilchen duftig frisch
> Mag noch auf alle Hoffnung nicht verzichten;
> Der schwer geprüfte Mann mit dürren Früchten
> Ein Gast an der Entsagung blankem Tisch.

Unter den prosaischen Beiträgen ist des Erwähnens werth: „Walpi" von Friedrich Steinebach. Die Hauptfigur kann man eine gelungene nennen, was von ihrer Umgebung keineswegs gilt. Das Hereinragen hochgestellter Personen ist in einer „Dorfgeschichte", wie der Verfasser selbst sein Product betitelt, durchaus nicht am Platze, der Leser wird durch sie aus der ländlichen Stimmung, in die ihn Landschaft und Staffage versetzt, plötzlich herausgerissen. Der Verfasser möge übrigens darauf bedacht sein, die Unebenheiten seines stark provinziell gefärbten Stils zu glätten. Die Bauern haben in einer solchen Geschichte natürlich das Recht, ihren Dialekt zu sprechen, jedoch wenn der Dichter vortritt, muß er zeigen, daß ihm die deutsche Grammatik kein mit sieben rothen Siegeln verschlossenes Buch sei — eine Bemerkung, die alle östreichischen Schriftsteller beherzigen sollten.

Nr. 3. Hier gibt derselbe eben genannte Novellist „Silhouetten aus dem Künstlerleben", worunter sich Anekdoten von Demoiselle Lemaure, Haydn, Beethoven und der Catalani befinden. A. L. Lisching macht seinem mitunter recht gesunden Humor in einer „Somnambülengeschichte" Luft. Johann Gabriel Seidl, der Allgegenwärtige, wendet diesmal seiner Geliebten, der Lyrik, den Rücken zu, und liefert in frei gewählten Versmaßen ein Dramalet: „Bertha Bellincioni", die Kaiser Otto's IV. Kuß verschmähte, als er sich ums Jahr 1209 in der Nähe von Florenz von dem deutschen Ritter Guido (?) verlocken ließ, auf romantische Liebesabenteuer auszugehen. Noch enthält „Iduna" eine von Herzen langweilige Novelle von J. A. Moshammer, betitelt „Liebesopfer", die er füglich hätte „Leseropfer" nennen sollen. Die Gedichte stehen sämmtlich unter dem Niveau der Kritik; einige derselben sind so ungewöhnlich albern, daß man nicht weiß, was man sich von einem Leserkreise zu denken hat, dem ein Herausgeber solche Todsünden gegen den guten Geschmack aufzutischen wagt. Doch jedenfalls die Krone aller erotischen Lieder der gesammten deutschen Classiker ist „Der Trompeter" von Theodor Klein — der Liebeselige tutet auf diesem sanften Instrumente aus allen Leibeskräften, um die Entfernte zu einem Kusse herbeizulocken —; so etwas Herrliches ist uns noch nie vorgekommen! Das verdiente in der That zur Warnung für unberufene Dichter und schwachbrüstige Regimentstrompeter an jedem Baum und an jede Straßenecke in Deutschland angeschlagen zu werden. O Iduna! laß dir die Retraite blasen!

Nr. 4. „Aurora" geht bereits 31 Jahre in Oestreich auf, dessenungeachtet ist es dort noch nicht in allen Köpfen Licht geworden. Von bedeutenden Namen erblicken wir einen einzigen: Hammer-Purgstall. Der berühmte Orientalist gab als Spende 20 persische Sprüche; der originellste darunter dünkt uns folgender zu sein:

> Wären Flügel Katzen angemessen,
> Würden sie die Vögel alle fressen;
> Niedriger, der hoch aufstieg zu Ehren,
> Wird die Hand der Niedrigen versehren.

Ida Meves, geborene Lappe, flocht mit zarter Frauenhand ein Kränzchen von fünf Liedern, die schwedischen Dichtern nachgebildet sind. Darunter hat uns am meisten angesprochen: „Der Frühlingsmorgen" (nach Runeberg). Auch hier haspelt Theodor Klein fünf Gedichte ab, die etwas besser sind als das Lied vom sehnsüchtigen „Trompeter". R. A. Kaltenbrunner hält eine Selbstschau in sieben Leitartikeln in Versen, die dem Idealismus die Cour machen; sehr naiv ist das Geständniß, daß „seinem reichen Herzen nicht bald ein anderes an tiefer Bewegung gleichkommt", worauf er die „gedankenknechtende" Strophe losläßt:

> Und was ich im Innern auch berge,
> Ich geb' es nach außen nicht kund;
> Nie spricht den geliebten Namen
> Der Knecht der Gedanken, der Mund.

J. G. Seidl gibt unter mehren Beiträgen auch eine Ballade in niederöstreichischer Mundart: „Da Busch'n". Er hat auf diesem Felde sowol in Versen als auch in Prosa bereits Treffliches geleistet, ich erinnere hier nur im Vorübergehen, um ein einziges Beispiel zu geben, an den köstlichen, ausgezeichneten Schwank: „Dö Mana ohne Kopf." Ludwig August Frankl hat unter allen poetischen Gaben des Almanachs mit dem Gedichte „Während des Gewitters" den Preis davongetragen. Hätte er sich nicht verleiten lassen, in jeder Strophe den Blitz in einem Bilde, das manchmal gesucht ist, wiederzubringen: das Gedicht wäre ein Meisterstück zu nennen. So ist es unbedingt zu lang. Besonders schön ist der Schluß (S. 134):

> Sowie der Blitz zu sein, das wäre Leben!
> Ein kühner, göttergleicher Athemzug:
> Ein Leuchten, ein Verklären, ein Verschweben,
> Ein voller Pulsschlag Dasein und — genug!

Moritz Reich ergeht sich in einem etwas schwülstigen Panegyrikus: „Goethe's Schatten." C. Cerri spendet ein Bruchstück aus einem dramatischen Gedichte „Byron in Venedig", worin auch die bekannte Gräfin Guiccioli eine Rolle spielt. Unter den Novellisten begegnen wir zuerst dem gewandten C. Paul. Sein „Spanischer Grande" ist ein interessanter Stoff, der von der Schürzung bis zur Lösung des Knotens in Spannung versetzt; nur möchten wir dem Verfasser rathen, in der Zukunft „historische Novellen" nicht mit einer Moralsentenz abzuschließen wie eine Fabel. Castelli erzählt eine einfache Geschichte: „Der Empfehlungsbrief."

Franz Stelzhammer, der geniale Natursohn, dessen herrliche, fast an Goethe'sche Tiefe mahnende Lieder in obderensischer Mundart ins Herz des Volks gedrungen sind, steuerte der „Aurora" ein Märchen bei: „Die drei Boten." Stelzhammer besitzt neben einer — wie sollen wir sagen? — Ungenirtheit noch eine gewisse geschäftige Unverdrossenheit, den einmal gewählten Stoff, mag er nun der Wirklichkeit entnommen sein, oder poetischer Fiction seinen Ursprung verdanken, rasch zu bewältigen. Dies gelingt ihm jedoch nicht immer. Er hat zu viel in seinem gemüthlichen Gebirgsdialekt gesungen und sich dadurch dem Hochdeutschen entfremdet — er fühlt das selbst am besten. Er sinnt, sucht, ringt manchmal nach Ausdrücken, die er nicht finden kann, oder bemüht sich selbst, einem Satze, der ihm nicht gefällt, eine bessere Wendung zu geben. Diese Unsicherheit, diese sich selbst verrathende Wankelmüthigkeit benimmt seinem Stile den Fluß, zuweilen schleichen sich sogar grammatikalische Unrichtigkeiten ein. Wir rathen ihm Lessing's oder Heinrich von Kleist's Prosa zu studiren; bei seinen äußerst glücklichen Naturanlagen müßte er solche formellen Schwierigkeiten spielend überwinden. Bei dem ebengenannten Märchen hat er sich jedenfalls auf einen zu subjectiven Standpunkt gestellt, abgesehen davon, daß die Pointe nicht neu, sondern nur eine Variation der Faust-Sage ist. Wir sprechen dies Alles ganz unumwunden aus, weil wir Stelzhammer für ein bedeutendes Talent halten, dem nur der feinere Schliff und einige Kunststudien fehlen, die Niemandem erlassen werden können, der als Schriftsteller aufzutreten die Absicht hat. Bei seinen Volksgesängen mag er sans gêne Naturbursche bleiben, doch anderwärts geht das nicht. Noch ist seines humoristischen Anstrichs wegen erwähnungswürdig: „Ein Bräutigamsspuk", Capriccio von A. L. Lisching, allen Junggesellen und Brautleuten zu empfehlen.

Nr. 5. Deutschland hat mit einer „Aurora" nicht genug; Reding von Biberegg hat im Breisgau eine zweite aufgehen lassen. Glückliches Vaterland! Im Vorwort heißt es, „hätten die Mitarbeiter, sämmtlich unbekannte Größen, die sich zu einer Sängerfahrt zusammengethan, leicht einen berühmten Capitano erhalten können" — ja wol ganz unbekannte Größen! als solche hätten sie jedoch füglich mit etwas mehr Bescheidenheit auftreten sollen. Freiherr von Rachwitz, der das Buch mit einer Reihe von Gedichten betitelt: „Lavagluten", gewidmet Karl Beck, Alfred Meißner und Ferdinand Freiligrath, eröffnet, hat in einer sehr bombastischen Vorrede für nöthig befunden, mit ungewöhnlich groß gedruckten Buchstaben auf sich selbst aufmerksam zu machen. Dieser Messias der von nun an auf Stelzen gehenden Verse läßt sich unter Anderm also vernehmen: „Was jene Titanen begonnen, diese bergthürmende Erhöhung der Gedanken, habe ich zum Gipfel der Vollendung gebracht. Meine «Lavagluten» sind die höchste Vollendung des Inhalts in der Form, sie sind das Ende aller Poesie." Apollo, merke dir es: mit dem Freiherrn von Rachwitz hört Alles auf! In diesen „Lavagluten" offenbart sich eine fast wahnsinnige Sucht die schwülstigsten Bilder aufeinanderzupfropfen. Theils um unsern Lesern ein Gelächter abzunöthigen, theils damit sie sich nach dieser seiner außerordentlichen Vorrede ungefähr eine Vorstellung von der freiherrlich Rachwitz'schen Muse zu bilden im Stande sind, citiren wir als Curiosum eine jener angeschwollenen „Lavagluten":

Dem Weltgeist.

II.

> Ihr Ströme seid des Weltgeists Riesenthränen,
> Er weint auch in der Nächte stillem Wallen,
> Kaum mag er länger mit den Felsenzähnen
> Des Himmels lange Wolkenfetzen halten.
>
> Er wühlt sich in des Waldes Tannenhaare
> Mit seiner Hände stürmendem Orkane,
> Dann aber mit dem wallenden Talare
> Erscheint er auf der Sterne Goldaltane.
>
> Der Mond ist seines Turbans Lichtagraffe,
> Der Erde Blumen Stickerei am Saume;
> Der Dichter aber ist des Weltgeists Waffe,
> Mit der er fuchtelt, wie der Held im Traume.

Keine Widerrede! das heißt wie der Held im Traum fuchteln. Noch absurder ist folgende Stelle:

> Dir aber blieb
> Der Wald der Empfindung!
> Lege hinweg
> Die Büchse des Wortes
> Und jage
> Heim den schnaubenden
> Jagdhund der Verse
> Und Reime!

Da kann man wol dem Verfasser seine eigenen Worte zurufen: „Ja, das ist das Ende aller Poesie!" denn da fängt die Tollhäuslerei an. *)

---

*) Uns will es nach den von unserm Berichterstatter mitgetheilten Proben bedünken, als ob diese „Lavagluten" durchweg eine satirische oder parodische Tendenz hätten. Eine ernsthaft gemeinte Verherrlichung und Feier Beck's, Meißner's und Freiligrath's würde wol auch von den Herausgebern eines, wie es scheint, vielfach mit strengkatholisch oder doch frommgesinnten Gaben ausgestatteten und bei Herder in Freiburg erschienenen Almanachs nicht zulässig gefun-

Die zweite dieser „unbekannten Größen", Franz Bonn, führt eine „Symphonie in Wehmoll" auf, bei der man nicht weiß, ob die „Introduction" oder das „Adagio", ob das „Scherzo" oder das „Finale" am langweiligsten ist. Die dritte dieser „unbekannten Größen" ist ein pietistischer Mucker, die vierte ein Sonettenfabrikant, der in diesem Damenartikel nur en gros Geschäfte macht, und daher ein furchtbarer Rival des Herrn Julius von Rodenberg zu werden droht; die fünfte bramarbasirt in „Landsknechtliedern" folgendermaßen:

> Zu Amor's Fahne schwör' ich nie,
> Mich treibt viel höheres Minnen,
> Bin ein zu ehrenvest Genie,
> Um so trockene Lieb' zu gewinnen.

Die sechste dieser „unbekannten Größen" hat jedoch zu Amor's Fahne geschworen, und lebt in dem seligen Wahne, daß alle diese verliebten Stoßseufzer, genannt „Lose Blätter aus meinem Tagebuche" das Publicum interessiren können. Die siebente ist zur Abwechselung wieder ein pietistischer Mucker der feinsten Qualität, das Dutzend zu 1 Fl. 24 Kr. Die achte zur Abwechselung ein Mucker gröbern Korns, der in einer Trauerrede Lamennais so anschnauzt:

> Ach über den Mann, der sich selber zu schwer!
> Denn was er nur war, das war er zu sehr:
> Ein zu herber Prophet, ein zu schrecklicher Christ,
> Ein zu kühner Poet, ein zu starker Sophist!

Hierauf folgen „Botanische Studien" vom Herausgeber, jedenfalls das Beste, was wir bisjetzt in der ganzen Sammlung entdeckt haben; doch ist diese lang „sprechende Eiche" und diese auch etwas muckerische „Linde", die ebenfalls eine Rede hält, so etwas Extravantes, daß der Verfasser, um die schwachnervige Almanachsleserin darauf vorzubereiten, lieber hätte als Titel nicht botanische, sondern: „Hyperromantische Studien" wählen sollen. Freiherr von Rachwitz sattelt zuguterletzt noch einmal den Pegasus, und gibt dem Buche mit einer „Schlußparabase" den Geleitschein in die Welt hinaus — der Pegasus wollte zwar nicht pariren, er bockte bei jeder zweiten Zeile, jedoch der Mann der „Lavagluten" ist sattelfest. Begeistert ruft er am Ende seines Ritts aus: „Leucht' froh nun hinein in die dämmernde Welt, Aurora!" Umdämmertes Vaterland, erblinde nicht vor diesem Glanzmeer! Deutscher Michel, drücke die Augen fester zu als die Winterfenster; mit Blindheit geschlagen sein ist etwas Schreckliches! Jungfer Germania, lassen Sie sich von diesen „Lavagluten" nicht verführen; hüten Sie sich vor „unbekannten Größen!"

Nr. 6. Wenn sich überhaupt ein Almanach in unsern Tagen noch halten soll, so muß sein Inhalt ein sehr mannichfaltiger sein; denn unsere Salondamen, deren Wesen in tausend Förmlichkeiten besteht, haben keinen Sinn für ein Ganzes. Sie wollen alle Minuten etwas Anderes, eine Kleinigkeit, die ihnen ein paar Augenblicke die Zeit vertreibt, die edle todtschlagen hilft. Der Nipptisch ist der Grundstein dieses außerordentlich guten Geschmacks; die Herausgeber der Taschenbücher müssen darauf weiterbauen, oder die schönen Leserinnen schwören lieber der Leihbibliothek ewige Treue. Je mehr buntes Zeug darin zusammengewürfelt wird, desto besser, je mehr Autoren, desto mehr Abwechselung. Das „Vielliebchen" trifft also der gerechte Vorwurf der Eintönigkeit, denn es bringt immer nur von einem und demselben Autor, Theodor Mügge, ein paar Novellen. Die wenigen, gewöhnlich sehr schlechten Gedichte zu den koketten Gesichtern der Stahlstiche können gegen unsere obige Bemerkung nicht in die Wagschale fallen. Dieses „Ansingen" weiblicher Porträts ist überhaupt eine Beleidigung für die lebendigen Originale; gegen diesen idealblöden Götzendienst sollte das schöne Geschlecht öffentlich auf das schärfste protestiren, sollten die jungen Frauen das Panier erheben, die alten Jungfern, amazonenhaft geschart, die Zeiten der Bilderstürmung zurückrufen. Ueber die zwei Erzählungen: „Schuld und Strafe" und „Erinnerungen eines Diplomaten", bemerken wir blos, daß Mügge bereits bessere Novellen geschrieben hat. **Emanuel Raulf.**

[illegible] sein. Auch der Name des angeblichen Verfassers, „Freiherr von Rachwitz", wol eine Verstümmelung aus dem Namen „Radowitz", bestärkt uns in dieser Vermuthung. D. Red.

F. G. Kühne's neuester Memoiren-Roman.

Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von F. Gustav Kühne. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Je größer leider von Jahr zu Jahr im Gebiet der schönwissenschaftlichen Literatur und namentlich des Romans die Zahl der fabrikmäßig oder salopp hingearbeiteten Producte wird, weil die große Masse Derer, welche sich dieser Thätigkeit zuwenden, hierzu nicht sowol durch echte Begeisterung für die Poesie und durch die unwiderstehliche Gewalt des innern Berufs, als vielmehr durch eine Scheu vor ernstern Studien und anstrengendern Arbeiten angetrieben wird, um so wohlthuender und erfreulicher ist es, unter der Schar derartiger Erscheinungen auch einmal einem Erzeugniß zu begegnen, welches, wie das vorliegende Werk Gustav Kühne's, durch und durch den Charakter der Gediegenheit trägt und auf denjenigen Leser, der das Gediegene zu würdigen weiß, den befriedigenden Eindruck macht, daß der Verfasser bei Ausarbeitung desselben ununterbrochen von Liebe und Begeisterung für dasselbe, von Achtung für seinen Stoff, von Achtung für die Kunst und von Achtung für das ihm vorschwebende Publicum durchdrungen gewesen ist. An ein Publicum freilich, das nur liest, um mit dem Lesen jeder ernstern Beschäftigung, jedem Denken, jeder wirklichen Geistesthätigkeit zu entgehen oder um eine abgestumpfte Phantasie mit geistigen Opiaten aufzuregen, an ein Publicum, das nur liest, nicht um sich beim Lesen des Dufts und Wohlgeschmacks, der Kraft und Würze Dessen, was ihm der Dichter nach und nach für Zunge, Gaumen und Geist bietet, auch nach und nach mit Zunge, Gaumen und Geist zu erfreuen, sondern um nur so rasch wie möglich das ihm vorgesetzte Gericht in den Magen zu bekommen und es alsdann seine Wege weitergehen zu lassen, an ein solches Publicum freilich hat der Verfasser wol schwerlich gedacht, vielmehr solche Leser vor Augen gehabt, denen es in und mit der Unterhaltung zugleich um eine nachhaltige Nahrung und Kräftigung ihres Geistes, um eine Erweiterung ihres Gesichts- und Gedankenkreises, um eine Bereicherung und Läuterung ihrer Anschauungen zu thun ist; und solche Leser werden denn auch in seiner Schöpfung eine Quelle des reichhaltigsten Genusses und der vielseitigsten Belehrung finden und ihm wie der Redaction der „Deutschen Bibliothek", die durch die Aufnahme dieser Arbeit aufs neue ihren Sinn für das Gediegene bewährt hat, umsomehr dankbar sein, als die Zahl gleich werthvoller Producte der Flut der ephemeren Erscheinungen gegenüber eine verhältnißmäßig ziemlich geringe ist.

Mit einem Roman im gewöhnlichen Sinne des Worts haben wir es also hier nicht zu thun; auch legt der Verfasser selbst seiner Arbeit diesen Namen nicht bei, sondern nennt es eine „Familiengeschichte". Und eine solche ist es allerdings auch, nur darf man dabei nicht etwa an die Familienromane von Lafontaine und seiner Schule denken, denn mit diesen hat es schlechterdings gar keine Aehnlichkeit. Eher schon läßt es sich mit den „Lebensläufen in aufsteigender Linie" von Hippel, mit einer Familiengeschichte wie sie Jean Paul im „Titan" und „Hesperus" und Steffens in der „Familie Walseth und Leith" behandelt, vergleichen, namentlich insofern, als hier die Familie, ähnlich wie die der Pelopiden und Kadmeionen im griechischen Alterthum für die Tragödie, als Trägerin und Fortbilderin einer in ihr waltenden Idee oder eines über ihr waltenden Geschicks aufgefaßt wird. Jedoch geht die Kühne'sche „Familiengeschichte" über die eben genannten darin hinaus, daß sie, wenn auch nicht im Einzelnen, doch im Großen und Ganzen weit entschiedener als jene auf einer historischen Unterlage ruht, und in und mit einer Familiengeschichte zugleich ein großartiges culturgeschichtliches Zeit- und Sittengemälde ist, in welchem uns eine der interessantesten und merkwürdigsten Seiten des vorigen Jahrhunderts, nämlich seine als Reaction gegen die nüchterne Aufklärerei sich geltendmachende Neigung zur Mystik, zur Magie, zu kosmopolitisch-religiösen Geheimbünden u. s. w. nach den verschiedensten Richtungen hin mit einer ebenso gründlichen, die sorgfältigsten Studien voraussetzenden Kenntniß des Detail als mit unbefangener, geistigfreier Auffassung abgespiegelt wird. Bietet die Verfolgung dieser Richtung, die in den Logen der „Freimaurer" und namentlich der Rosenkreuzer den eigentlichen Tummelplatz ihres esoterischen Treibens fand, schon in rein anthropologischer und psychologischer Beziehung eine Masse höchst interessanter Gesichtspunkte dar, so steigert sich das Interesse dafür bedeutend noch dadurch, daß die verschiedenen kirchlichen Fractionen und Confessionen, und zwar auf der einen Seite ebenso sehr der Protestantismus und Rationalismus wie auf der andern Seite der Katholicismus und Jesuitismus, ja neben, zwischen und über beiden auch das Judenthum, die Naturreligion der Waldenser, der Kosmopolitismus und das reine Menschenthum in innigsten Zusammenhang damit traten und die Macht und Bedeutung, welche jene geheimen Gesellschaften auf eine zeitlang sich errungen hatten, in ihrem Sinne zu gestalten und sie für ihre Tendenzen auszubeuten suchten. Hierdurch erhalten jene für uns scheinbar in dunklem Hintergrunde liegenden Regionen des Lebens die nächste und unmittelbarste Beziehung zu denjenigen Fragen des Geistes und Herzens, welche den Menschen zu allen Zeiten am tiefsten ergreifen und am lebendigsten beschäftigen, um derentwillen er das Bitterste erträgt, das Süßeste preisgibt, um die er seine Freiheit verkauft und sich in Gefahren stürzt, für die er kämpft, leidet und selbst den Tod nicht scheut.

Dieser innige Zusammenhang der Religion einerseits mit jenen geheimnißvollen Richtungen der Gesellschaft, andererseits mit dem unmittelbaren Wohl und Wehe des menschlichen Herzens, ihre Macht über die Gestaltung der natürlichen und socialen Verhältnisse, ihre Eingriffe in alle Angelegenheiten und Lebensbeziehungen, sowie die aus ihr selbst sich entwickelnden Gegensätze und Conflicte, das sind denn auch die eigentlichen Elemente und Grundbestandtheile des hier vor uns aufgerollten Zeit-, Sitten- und Lebensgemäldes, und sie erhalten in ihm eine um so größere Wirkung und Bedeutung, als der Verfasser einerseits auf vollkommen freiem Standpunkte darüber schwebt, sodaß er sämmtlichen Richtungen und Parteiungen, welche sich darin bekämpfen, gleich sehr gerecht wird, andererseits sich als Dichter und Künstler ganz in dieselben versenkt, und nicht von sich aus, sondern aus dem Innern seiner Schöpfung heraus sich Alles entfalten und gestalten läßt. An dieser Einkleidung des Ganzen in die Form dreier Selbstbiographien — zuerst zweier Brüder und dann ihres Vaters — wird vielleicht Einer oder der Andere Anstoß nehmen; und für den Standpunkt derjenigen Leser, denen es einzig und allein um Neugier und Spannung zu thun ist und welche die Verwickelungen und Gefahren einer Persönlichkeit nur dann spannend finden, wenn sie nicht wissen, ob dieselbe wol glücklich davonkommen werde, wäre vielleicht auch die gewöhnliche Form der Erzählung zusagender gewesen; dagegen vom höhern Gesichtspunkt aus betrachtet muß die gewählte Einkleidung gerade als die allein für den Stoff passende, ja fast allein mögliche angesehen werden: denn wo es sich nicht blos um Mittheilung äußerer Ereignisse und Handlungen, sondern ebenso sehr um eine Darlegung und Entfaltung innerer Seelenzustände und Lebensentwickelungen handelt, stellt sich die Erzählung in dritter Person stets als unwahr und unnatürlich dar, weil kein Dritter die rein innerlichen Bewegungen und Regungen so ins Einzelste und Feinste hinein zu verfolgen vermag wie Derjenige, welcher sie in sich selbst erlebt oder wenigstens mit der Person, die sie erlebte, in unmittelbarer, lebendiger Wechselbeziehung gestanden und das Erlebte mit durchempfunden hat. Freilich gehört zur künstlerischen Handhabung einer aus einem andern Geist sich entfaltenden Form eine ganz besondere Begabung: denn man muß einerseits im Stande sein, sich mit seiner Phantasie ganz und gar in die Seele derjenigen Person, in deren Namen man schreibt oder erzählt, zu versenken und Alles mit ihren Augen anzusehen, mit ihrem Herzen zu empfinden und vom Standpunkte ihrer Zeit und Lebensstufe aus zu beurtheilen; andererseits muß man auch die Sprache und den stilistischen Ausdruck der Gedanken dergestalt in der Gewalt haben, daß der Leser wirklich nicht den Autor, sondern den Träger der Geschichte reden zu hören glaubt und sich ganz in seine Anschauungs- und Darstellungsweise versetzt fühlt. Das hat aber gerade der Verfasser des vorliegenden Werks meisterhaft verstanden, und es zeichnet sich daher dasselbe nicht blos durch die allgemeinen Eigenschaften eines in schönem Ebenmaß

wohlgefälliger Gliederung und rhythmischer Bewegung dahinfließenden Stils, wie man ihn von Gustav Kühne nicht anders gewohnt ist, sondern auch durch einen ganz eigenthümlichen, charakteristischen Typus aus, der die Fähigkeit besitzt, uns sogleich mitten in die Sphäre der Geschichte und in den Seelenzustand Dessen, der sie niedergeschrieben, hineinzuversetzen.

Ueber diese jetzt sehr selten zu findende dramatische Färbung des in diesen Biographien angewandten Stils habe ich mich bereits vor mehren Jahren einmal, als der Verfasser in einem Taschenbuche ein Bruchstück dieses Romans unter dem Titel „Mormona die Waldenserin", welches jetzt den Anfang des dritten Buchs bildet, mitgetheilt hatte, auszusprechen Gelegenheit gehabt und schon damals nicht umhingekonnt, ihm meine aufrichtige Bewunderung zu zollen. Es gibt, sage ich dort, einen gewissen Stil von ganz besonderm, eigenthümlich wirkendem Charakter, den ich nicht besser glaube bezeichnen zu können, als wenn ich ihn den Stil der Resignation nenne. Er ist kurz, ohne doch coupirt zu erscheinen, ja er macht selbst da den Eindruck der Kürze, wo er sich gehen läßt, wo er sich ausbreitet. Er stellt sich zugleich als hastig und als ruhig dar. Wer ihn schreibt, betrachtet den Stoff, den er behandelt, als etwas der Vergangenheit Verfallenes, Verlorenes, Abgethanes. Er hält es nicht der Mühe werth, lange dabei zu verweilen, großen Schmuck darauf zu verwenden, viel Kunst daran zu setzen. Kann ja das Vergangene damit doch nicht zurückgerufen werden! Darum eilt er mit einer gewissen Hast darüber hin; er sputet sich, als sei es ihm nur darum zu thun, so schnell als möglich davon loszukommen, als ängstige es ihn, sich mit einem Todten, Abgestorbenen zu befassen. Aber bei alledem behauptet er seine Ruhe. Weiß er doch auch, daß ihm die Vergangenheit nichts mehr anhaben kann. Es liegt ja Alles im Rücken, es ist ja Alles vorüber, es ist ja nur noch der Schatten der Erinnerung, der vor ihn tritt; er kann also mit größter Gelassenheit darüber reden, er kann selbst darüber scherzen, darüber lächeln; er kann mit einer gewissen Ironie, mit einem gewissen Gefühl der Ueberlegenheit darüber schweben, und eben weil er dessen gewiß ist, darf er denn auch die Vergangenheit mit all ihrer Lust und Pein im kleinsten Detail, im sorgfältigst ausgemalten Bilde vor sich hinstellen, sich in dasselbe versenken und endlich — sich mit all seiner Ruhe und Ueberlegenheit in demselben vergessen. Wer diesen Stil schreibt, muß viel erlebt haben. Es müssen heiße Kämpfe durch sein Herz gezogen sein, aber sie sind nun ausgekämpft, es ist der Friede eingekehrt, oder wenn nicht der Friede, doch die Ermattung, und mit der Ermattung die Resignation. Man schreibt diesen Stil nur aus der ersten Hand, in der ersten Person. Es ist kein Schriftstellerstil. Es ist ein Stil für hinterlassene Papiere, Selbstbekenntnisse, Memoiren. Man schreibt ihn nicht für einen Andern, nicht der Mittheilung halber, sondern nur, um die Sache loszuwerden, um einem rastlosen Denken endlich ein Gedachtes abzugewinnen. Man schreibt ihn, weil man Das, was man schreibt, schreiben muß. Es ist keine freiwillige Handlung. Es ist ein Naturproceß, eine Entbindung von Dem, was man nicht mehr bei sich behalten kann. Er läßt sich schwer nachahmen; vollkommen nur von einem Dichter, der soviel Phantasie besitzt, sich ganz in eine solche Situation, aus welcher heraus er ursprünglich allein geschrieben wird, hineinzuversetzen, und der zugleich so sehr Meister der Sprache ist, daß er die von der Phantasie erzeugten und wiedergegebenen Vorgänge in seinem Innern mit photographischer Schnelligkeit und Treue wiedergeben kann. Es ist daher ein treffliches Zeugniß für Den, der ihn vom künstlerischen Standpunkte nachzubilden versteht, und wir würden daher den Verfasser der vorliegenden Selbstbiographie, die in diesem Stil geschrieben, unbedenklich zu den besten unserer Autoren zählen, auch wenn der Name Gustav Kühne noch völlig unbekannt und diese Arbeit das Erste wäre, was er veröffentlicht hat.

In diesem Stil hat der Graf Giuseppe della Torre, der Vater, die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufgezeichnet, eines Lebens, so reich an Erlebnissen, so reich an innern und äußern Kämpfen, so reich an herben und bittern Erfahrungen, daß nothwendig die Darstellung desselben jenen resignirt ruhigen, die lebendigste Beweglichkeit des Herzens und die geheimnißvollste Gemüthstiefe klar und plastisch zur Anschauung bringenden Charakter annehmen mußte. Bewegter, jugendlicher, wechselnder ist die Darstellung in den Bekenntnissen seiner Söhne: denn sie werden — vom ältern mündlich, vom jüngern schriftlich — von einer Lebensstufe aus gegeben, auf der man noch nicht mit dem Leben abgerechnet, sondern sich zuerst eine feste Stellung und dem Schicksal die Gewährung der Foderung des Archimedes: Δός μοι ποῦ στῶ! abgerungen hat, wo man also, wie Einer, der eben das Schiff verlassen, die Wankungen und Schwankungen eines dem natürlichen Boden entrissenen, dem Element der Ungewißheit preisgegebenen Lebens nicht blos treu in der Erinnerung bewahrt, sondern noch in voller Lebendigkeit wirklich nachempfindet.

Wir haben es also hier mit den unmittelbaren, naturgemäßen Selbstabspiegelungen dreier Menschenleben zu thun — dreier Menschenleben, die durch die Bande der Natur auf das engste verkettet waren, aber durch das Schicksal, oder richtiger durch den Dämon des Dualismus, der gerade aus dem religiösen Drange der Menschen nach absoluter Einigung unter sich und mit Gott, aus dem Triebe nach Einem Hirten und Einer Heerde am mächtigsten emporschießt, auseinandergerissen und so lange in vereinsamter Trennung gehalten wurden, bis der in der Geschichte der Völker und der Individuen waltende Geist der Einheit und Ordnung sie wieder zusammenführte und mit dieser äußern Vereinigung zugleich den Zwiespalt im Innern jedes Einzelnen tilgte. Die Darstellung dieses aus dem Boden der Religion sich entwickelnden Zwiespalts im Schoose einer Familie und der endlichen Ueberwindung derselben einerseits durch Abschleifung der Gegensätze, andererseits durch Losreißung von einseitigen, beschränkten Gesichtspunkten ist dann of-

fenbar auch als die vom Autor dem Ganzen zugrunde gelegte Idee anzusehen, und sobald man sich dieses klar gemacht hat, gewinnt man zugleich über die einzelnen Elemente der Geschichte, über die in ihr sich bewegenden und sich durchkreuzenden Persönlichkeiten und Charaktere, über die Erlebnisse und Handlungen derselben, über den historischen und geographischen Hintergrund der Begebenheiten, sowie auch über die ganze Anlage und über die Construction der einzelnen Bestandtheile zu einem Ganzen den befriedigendsten Aufschluß.

Als der eigentliche Mittelpunkt und einheitliche Keim des Ganzen erscheint der bereits erwähnte Graf Giuseppe della Torre, alle übrigen Elemente lassen sich gewissermaßen entweder einerseits als Radien oder Sprößlinge seines von innen nach außen sich entfaltenden Wesens, oder andererseits als die verschiedenen Seiten der ihn umschließenden und von außenher auf sein Inneres einwirkenden Außenwelt betrachten. Sein eigentliches Selbst erscheint als der reine und in dieser Reinheit sich erhalten wollende Mensch, als das Geschöpf, an dem Natur und Geist gleichen Antheil haben, das sich daher als die Einheit dieser Gegensätze fühlt und das Bedürfniß empfindet, in seiner Entwickelung sie gleich und ebenmäßig zur Entfaltung kommen zu lassen und eben hierdurch die dem Menschen eingeborene Gottesidee zu realisiren und seinen Trieb nach dem Göttlichen hin zu befriedigen. Aber dieses sein eigentliches Selbst erscheint schon in seinen frühesten Anfängen durch den Einfluß der besondern Verhältnisse getrübt. Sein Vater ist nicht der reine, freie Geist, sondern der einseitige, vom Wechselverhältniß mit der Natur losgerissene, die Natur verwerfende Geist des strengen Katholicismus; und so ist auch seine Mutter nicht die reine, freie Natur, sondern die vom Geist verleugnete, auf sich verwiesene und in sich verwildernde Natur des waldensischen Christenthums. Zwar haben Natur und Geist nicht immer in diesem Verhältniß zueinander gestanden. Die Natur hat vielmehr von jeher wieder und wieder auf den Geist ihre Macht ausgeübt und ihn genöthigt, eine Verbindung mit ihr einzugehen, die Vorväter della Torre's haben von alten Zeiten her trotz ihrer katholischen Strenggläubigkeit nicht umhingekonnt, sich ihre Frauen aus den Bergen der waldensischen Ketzer zu holen, und die Frucht einer solchen Verbindung ist auch unser Giuseppe. Aber hinterher ist der Bruch und Zwiespalt stets nur um so größer geworden, weil der Geist die Gleichberechtigung der Natur nicht anerkennen wollte und die Natur, selbst wenn sie dem Geist sich unterworfen zu haben schien, doch stets wieder zum Durchbruch kam. Dieser Doppeleinfluß zweier sich suchender und dann wieder sich fliehender Elemente macht sich nun durch die ganze Entwickelung della Torre's geltend. Er empfängt eine strengkatholische, jesuitische Erziehung; der Vater glaubt ihn damit für immer gegen die verführerische Macht der Natur sichergestellt zu haben. Aber kaum ist er wieder auf dem Schlosse seiner Väter in Piemont, das an die Berge der Waldenser grenzt, so führt ihn das Verhängniß sofort mit Mormona, einer reizenden Tochter der Berge zusammen, und er schließt mit ihr, während sein Vater in Rom weilt und nachdem sie sich zum Katholicismus bekannt, seine Vermählung. Eine zeitlang ist diese Verbindung eine Quelle des reinsten Glücks und selbst der zurückgekehrte Vater nimmt daran theil, weil ihm die waldensische Abkunft Mormona's verheimlicht ist. Aber im Zustande der Hoffnung kehren in ihr die natürlichen Regungen und Gelüste zurück, ihr Bruder Pirrho, der Repräsentant der verwilderten, in sich verbissenen Natur, drängt sich dazwischen, und Mormona fällt, nachdem sie einen Sohn, Saverio, geboren, dem Rigorismus des strenggläubigen Vaters und eines finstern Dominicanermönchs zum Opfer. Der reine Mensch in Giuseppe möchte sich dem einseitigen Despotismus der Kirche entziehen und zugleich die einseitige Wildheit der Naturreligion überwinden; aber beide Gegensätze stehen einander zu schroff gegenüber, als daß sie ihn zu verstehen, als daß er sie einander zu nähern vermöchte. Indem er den Verfolgungen der Dominicaner zu entgehen sucht, fällt er den Jesuiten in die Hände, und indem er Pirrho der Kirche näher zu führen hofft, raubt er ihm all seinen Halt, muß ihn zugrunde gehen sehen und läuft Gefahr, selbst der Kirche zum Opfer zu fallen. Durch die Kirche des Genusses seiner Güter und seines — ihm als gestorben bezeichneten — Sohnes Saverio beraubt und bei der Inquisition der Ketzerei angeklagt, vermag er doch nur Heil und Rettung bei den Jesuiten zu finden, die wenigstens die Welt nicht schlechthin verdammten, sondern sich mit einer gewissen Freiheit über Kirche und Welt zu erheben suchten, ja selbst der Richtung zum reinen Menschenthum hin, wie es sich damals besonders in den Logen der Freimaurer, namentlich der Rosenkreuzer geltend zu machen begann, nicht ganz fern standen. Indem er daher Missionen des Ordens nach der Schweiz, Frankreich und Deutschland übernimmt, fühlt er sich besonders von der Idee des Maurerthums, das unter der Fahne der Menschheitsbeglückung Protestanten und Katholiken, ja selbst Juden und Heiden umfaßt, angezogen, ohne sich jedoch von dem mysteriösen Treiben derselben etwas Anderes anzueignen als den Glauben an die wunder- und heilkräftige Macht der im Magnetismus sich zusammenfassenden Menschennatur. So gelangt er nach Deutschland an den Hof eines protestantischen Reichsgrafen, der auf ihn durch die Urkräftigkeit, Naturwüchsigkeit und Gesundheit seines Wesens einerseits eine große Anziehungskraft ausübt, andererseits aber durch die Einseitigkeit und Schroffheit, mit der er die Bedürfnisse des Gemüths zurückweist, und durch die Vorurtheile, die er gegen jeden Andersgläubigen hat, ihn wieder von sich zurückstößt, mit dem er aber doch ohne seinen und gegen dessen Willen indirect in Verbindung tritt, dadurch, daß er sich mit des Reichsgrafen somnambüler, von ihm aber durch magnetische Kraft geheilter Tochter vermählt und mit ihr einen Sohn erzielt, der dem Reichsgrafen zur Erziehung in strengprotestantischer Confession überlassen wird.

So sind also aus dem reinmenschlichen Bestreben della Torre's, die Einseitigkeit und Exclusivität der katholischen Kirche einerseits mit dem naturwüchsigen Waldenserthum, andererseits mit dem Rationalismus des Protestantismus auszusöhnen, zwei Triebe oder Sprößlinge hervorgewachsen, einmal Saverio, der Sohn der waldensischen Mormona, und sodann Joseph, der Sohn der protestantischen Justine; beide Triebe aber sind weder untereinander noch mit ihm selbst von vornherein im Einklange, sie kommen ihm daher bald nach der Geburt wieder abhanden, Saverio, indem er ihm heimlich von der Kirche geraubt und strengkatholisch erzogen wird, Joseph, indem er ihn freiwillig freigibt und einer exclusiv-protestantischen Erziehung überläßt. So erscheint, was von Natur Eins war und zusammengehörte, nach drei verschiedenen Richtungen hin durch den schismatischen Dämon der Confessionen auseinandergerissen und isolirt, die Zweige sind vom Stamme, der Stamm von den Zweigen getrennt und auch den beiden Zweigen ist Halt und Zusammenhang genommen. In diesem unnatürlichen, verlorenen Zustande vermögen sie natürlich nicht zu verharren und die naturgemäße Entwickelung selbst muß sie wieder zusammenführen. Daher entwickelt sich in Joseph gerade infolge seiner einseitig und schroff protestantischen Erziehung auf Commando des Reichsgrafen Justus Erich erst in einem abgelegenen Jagdhause, dann unter seiner speciellen Aufsicht eine geheime Neigung zum Katholicismus, als der Religion seines Vaters, und umgekehrt in Saverio zufolge seiner streng-klösterlichen katholischen Erziehung unter den Jesuiten ein unwiderstehliches Verlangen nach einem freien Menschenthum, als der Religion seiner Mutter, während ihnen Beiden gegenüber der Vater Giuseppe fort und fort von dem Drange beseelt ist, diese beiden widerstrebenden Richtungen miteinander und in sich zu vereinigen.

Diesen in allen drei voneinandergerissenen Theilen eines Ganzen sich bethätigenden Ergänzungsdrang und Wiedervereinigungsproceß hat nun der Autor zum eigentlichen Object seiner Darstellung gemacht, und hierin findet zugleich die Manchem vielleicht als Hysteron Proteron erscheinende Anordnung des Stoffs ihre ästhetische Begründung und Rechtfertigung. Jedes Kunstwerk soll einen Punkt in sich haben, nach welchem Alles drängt und hinstrebt. Dieser Punkt ist hier der End- und Zielpunkt eines jeden der drei anfänglich isolirt erscheinenden Elemente, und zwar zuerst der beiden sich einander zuneigenden und zuletzt verschlingenden Zweige Joseph und Saverio, sodann des einheitlichen Stamms Giuseppe, dergestalt, daß Dieser in jenen die ihm abhandengekommene Entfaltung und Ausbreitung seiner ursprünglichen Einheit, Jene aber in Diesem den einheitlichen Quell und Ursprung ihrer anfänglichen Zweiheit wiederfinden. Um uns also den Einheits- und Concentrationspunkt des Stammbaums, dessen Bild er uns ausmalt, recht scharf und deutlich ins Auge fassen zu lassen, lenkt er unsern Blick zuerst auf die äußersten Enden des jüngsten Zweigs hin, läßt uns dann durch diesen zum ältern Zweige gelangen, der seinerseits vom entgegengesetzten Extrem aus demselben Punkte zustrebt, und endlich führt er unser Auge von den Wurzeln den Stamm hinauf, damit wir erkennen, daß die Zweiheit der Verzweigung und die Einheit des Stamms wirklich in einem gemeinsamen Punkte zusammentreffen. Ist daher auch die Construction der vorliegenden Geschichte keine, wie wir sie gewohnt sind, so beruht sie doch keineswegs auf einer willkürlichen Umkehrung und Durcheinanderwürfelung des Vorher und Nachher, sondern auf einem wohl angelegten, den Einheits- und Zielpunkt fest im Auge behaltenden Plane; denn es kam dem Verfasser nicht darauf an, zu zeigen, wie sich aus einer ursprünglichen Einheit das Verschiedenartige entwickelt, sondern wie das Zerstreute und Getrennte wieder nach Einheit verlangt.

Dieser allgemeinen Anlage gemäß ist nun auch das Einzelne in ebenso reicher und mannichfaltiger als zusammenwirkender Ausführung gestaltet. Die Charakteristik des Reichsgrafen — nächst della Torre mit seinen beiden Söhnen die hervorragendste Persönlichkeit im Roman — ist meisterhaft. Es ist eine Figur, die wie in Erz gegossen vor uns steht, und die man trotz ihrer schroffen Ecken und Kanten, trotz der despotischen Einseitigkeit, mit der sie schaltet und waltet, von Herzen lieb gewinnen muß. Wie prächtig erscheint er unter Anderm bei Lavater dem Grafen St.-Germain gegenüber, wie prächtig in der Schenke, wo er über die katholischen Bauern triumphirt, denen er mit Gewalt einen Blitzableiter auf ihre Kirche gesetzt und diese dadurch vor den verderblichen Wirkungen eines sechs Kirchen in der Runde zerstörenden Gewitters gerettet hatte; wie prächtig in der Loge zu Nürnberg, wo er, zum würdigen Beschluß seines Lebens, die Gaukeleien und Charlatanerien der Rosenkreuzerei auseinanderbläst. Nicht minder gelungen ist die Schilderung Mormona's. Sie ist das echte Bild der reinen, unverfälschten, den Geist in sich abspiegelnden, sich für den Geist hingebenden und doch niemals sich treulos werdenden Natur, mit einem äußern Liebreiz und einer Tiefe des Gemüths ausgestattet, worin sich das lauterste Ideal des „Ewig-Weiblichen" ausprägt, und doch auch wieder so individuell und charakteristisch, daß ich mich keiner andern ihr ähnlichen Figur zu erinnern wüßte. Und neben diesen Hauptfiguren — welch ein Reichthum von mitwirkenden Gestalten, immer in lebendigen, scharf individualisirenden Zügen vor uns hingestellt, mögen sie aus der Phantasie oder aus der Geschichte geschöpft sein. So, um nur einige zu nennen, das alte Pfarrerspaar im Walde Philemon und Baucis, der Magister Peterhagen, Wieland, die Oberhofmeisterin Fräulein Ninon, Lavater, Sommerlotte, Graf St.-Germain, Carlotta, der Jude Lasse, Pater Eusebio, Pirrho, Papst Benedict XIV., der „braune Professor", nachmaliger Papst Clemens Ganganelli, der deutsche Pater Burkhart u. s. w. Unter den Hauptpersonen dürfte die des Saverio am wenigsten befriedigen. Zwar verleugnet sich der Sohn Mormona's nicht in ihm, da er sich

aus dem Jesuitismus herausarbeitet und dem Calvinismus zuwendet. Aber trotzdem wünscht man ihn etwas derber, naturwüchsiger, und namentlich zum Schluß möchte man gern eine That von ihm haben, die den Erwartungen, die er von seinem ersten Auftreten an erweckt, entspricht und irgendwie zur Lösung des Knotens mit beiträgt. Weit befriedigender wirkt in dieser Beziehung Joseph, obschon man von ihm, dem Sohn einer so krankhaften, nervösen Mutter und eines damals schon nicht mehr ganz lebensfrischen Vaters, eher als von Saverio ein gewisses träumerisches Wesen erwarten sollte. Aber allerdings hat er sich unter ganz andern Einflüssen entwickelt; und daß diese Verhältnisse so auf ihn gewirkt haben, daß er trotz der Vorurtheile, die er anfangs gegen den Reichsgrafen hegte und hierzu in vielem Betracht berechtigt war, zuletzt doch mit ganzem Herzen auf seine Seite trat, muß als ein ebenso feiner als charakteristischer Zug zu Gunsten des alten Herrn und des Protestantismus überhaupt angesehen werden. Leser, die sich vorzugsweise für den Roman als solchen interessiren, werden vielleicht hier und da etwas zu viel historische und culturgeschichtliche Elemente in dem Buche finden; andere dagegen, denen diese von besonderm Interesse sind, werden vielleicht das Familiengeschichtliche ein wenig beschränkt wünschen. Dies aber beweist nur, daß das Buch mehr als bloße Unterhaltungslectüre und mehr als trockene Geschichte ist, daß es sich jenen Werken anreiht, die zugleich den denkenden Geist und das empfindende Gemüth zu befriedigen wissen. Was der Autor selbst dabei im Sinne gehabt hat, legt er am Schluß den Herausgebern der Memoiren, Saverio und Joseph, in den Mund. Es heißt hier unter Anderm:

Leser dieser Zeilen, Kind einer spätern Zeit, Sohn und Genosse eines andern Geschlechts, wenn du vielleicht nicht ohne mitbewegt zu sein, diese Blätter prüfest, diese Geständnisse nach dem Maße deiner eigenen Erfahrungen und Erkenntniß abwägst: wirf in die Schale, die hier über Recht und Unrecht entscheiden soll, keinen Stein des Grolls, findest du, sei's hüben, sei's drüben, je nachdem du selber in deiner Lebensstellung Partei nimmst, Irrthum mitten in der Wahrheit, Wahn unter die heiligsten Ueberzeugungen gemischt! Was ist Wahrheit? An der Lösung dieser Frage arbeiten die gesammten Jahrhunderte; jedes Geschlecht hat sie von neuem sich zu stellen, sie mit seinem eigenen Thun und Denken, oft mit seinem Blut und Leben zu beantworten. Lassen wir uns genügen, wenn ein Menschenleben den heiligen Drang verräth, das Wahre vom Falschen zu sondern, die Erscheinungen der Welt ihrer Selbsttäuschungen zu entkleiden!

Und weiter unten heißt es:

Diese Familienschicksale lassen dich hinter die Coulissen der Weltgeschichte blicken. Sie helfen dir im Kleinen die großen Actionen ergänzen, die Vorarbeiten begreifen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts den gesammten Umsturz unserer Gefühle und Meinungen, unserer Staaten und Religionen hervorriefen.

In diesem Sinne ist das Buch geschrieben, und wer es in demselben Sinne liest, wird es sicherlich bereichert und befriedigt aus der Hand legen.

Adolf Zeising.

Größe und Verfall der deutschen Handelsherrschaft in Norwegen, Schweden und Dänemark.

Es gab eine Zeit, in welcher deutsche Seefahrer und Kaufleute eine fast unumschränkte Gewalt über den skandinavischen Norden ausübten; der Stralsunder Friede vom 24. Mai 1370 enthielt unter Anderm die Bestimmung, daß ohne Zustimmung der Hansestädte und ohne Bestätigung ihrer Privilegien Niemand als rechtmäßiger König von Dänemark anerkannt werden solle. Gleichzeitig begründete die deutsche Hansa auch in Schweden und Norwegen ihre Handelsherrschaft: sie war die entscheidende Macht in den drei Reichen geworden. Seitdem hat sich Vieles geändert. In den Jahren 1848 und 1849 hat Dänemark Revanche genommen; mit zwei oder drei Kriegsschiffen sperrte es den deutschen Seehandel, kaperte die wehrlosen Kauffahrer, und die gemüthlichen Kopenhagener ergötzten sich nicht wenig an der guten Prise, die fleißig bei ihnen eingebracht wurde. Zwar nahm sich das gesammte Deutschland in derselben Zeit die Sache sehr zu Herzen; mit edler Begeisterung erfaßte es die Idee, eine deutsche Kriegsflotte zu schaffen; bereitwillig flossen von Reichen und Armen die Geldspenden zu diesem Zwecke, augenblicklich wurde Hand ans Werk gelegt; die Arbeit nahm einen rüstigen Fortgang und bald schwammen Kriegsfahrzeuge verschiedener Art auf den deutschen Gewässern. Das patriotische Unternehmen schien vortrefflich zu gedeihen und es war gegründete Aussicht vorhanden, daß wir binnen wenigen Jahren im Stande sein würden, zur See auch ein Wort mitzureden und wenigstens unser Eigenthum mit Erfolg zu schützen. Ehe aber diese Jahre abliefen, war schon wieder Alles vorbei; der junge Meeradler, kaum aus dem Ei gekrochen, ward gerupft und in den Kochtopf geworfen; ein Bundescommissar hielt deutsche Flottenauction, die angehende Marine kam stückweise unter den Hammer und — ein Sarg, als letzter Ueberrest derselben, wurde dem Meistbietenden zugeschlagen. Der schöne Traum war mit eingesargt, und wer das Vaterland liebte, mochte sich wol bitter darüber härmen. Aber damit ist nichts gewonnen; frisches Handeln zu neuem Erwerbe ist nützlicher, als über das Verlorene zu seufzen; besser, die Sache noch einmal von vorn anfangen, als sie in unmuthigem Verzagen für immer aufgeben. Darum sollte die Erbauung des Kriegshafens an der Jahde mit dem freudigen Vertrauen begrüßt werden, daß, was bei der deutschen Vielstaaterei unmöglich war und an der Ungunst der Zeiten zugrunde ging, glücklich zustande gebracht werden kann, wenn es von einem einzigen Staate mit ernstem Willen und kräftigen Mitteln in die Hand genommen wird. Die Ausführung dieses Plans würde nicht nur dem preußischen Staate, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande zum Heil gereichen; der deutsche Name, im großen Weltverkehr, jetzt bedeutungslos und fast verachtet, würde wieder zu Ehren kommen; statt der fesselnden Abhängigkeit, in die wir von allen Seiten gerathen sind, würden wir einen selbständigen, das wahre Volkswohl fördernden Standpunkt gewinnen und ein neues, kräftiges Leben würde die ganze Nation durchdringen.

Gedanken dieser Art mochten wol in der letzten Zeit bei Jedem auftauchen, der überhaupt noch nicht an der Zukunft unsers Volks verzagt; sie werden um so lebhafter erregt, wenn sich Veranlassung findet, einen Blick auf Das zu werfen, was die deutsche Seemacht in der Vergangenheit gewesen, wie sie einst mit siegender Gewalt aufgetreten ist und zur Zeit ihrer höchsten Macht auf den nordischen Meeren geherrscht hat. Eine solche Veranlassung bietet eine unlängst erschienene Schrift*), welche die Erinnerung an eine der interessantesten Seiten der deutschen Geschichte auffrischt und zu klarer Anschauung bringt, was der Muth und die Thatkraft unserer

*) Die letzten Zeiten hansischer Uebermacht im skandinavischen Norden. Von Heinrich Handelmann. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.



Väter in verflossenen Jahrhunderten geleistet, als der skandinavische Norden dem Gebot der Hansa unterworfen war. Diese hansische Uebermacht, ihr Verfall und Untergang ist ein historisches Drama, welches an Merkwürdigkeit der Ereignisse und Situationen sowie der darin auftretenden Charaktere wenige seines Gleichen hat, daher ein ergiebiger Stoff für Geschichtschreiber. Obgleich nun derselbe schon häufig bearbeitet worden ist, so läßt sich doch nicht sagen, daß der Verfasser des genannten Buchs damit etwas Ueberflüssiges geschrieben habe; denn er fußt nicht nur auf den schon vorhandenen Untersuchungen und Beschreibungen, sondern hat auch manche bisher noch unbeachtete Quelle (Urkunden und Briefe aus dem lübecker Archiv, Handschriften der göttinger Universitätsbibliothek) benutzt; auch hat er die Thatsachen und Personen überall mit unbefangenem Urtheil gewürdigt, was um so wichtiger ist, als die von den Genossen jener Zeit überlieferten Darstellungen fast durchgängig vom Parteigeiste gefärbt sind. Das Werk kann mithin als ein dankenswerther Beitrag zur historischen Literatur bezeichnet werden. Als besonderes Verdienst des Verfassers ist hervorzuheben, daß von ihm ein Moment, welches in frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes zu wenig Berücksichtigung gefunden hat, gehörig ins Auge gefaßt und zur Geltung gebracht worden ist, nämlich die handelspolitische Thätigkeit Christian's II. und Gustav Adolf's, und die Bestrebungen der skandinavischen Könige während der Jahre 1513—40, ihre bisher wesentlich ackerbautreibenden Völker auf die höhere Culturstufe industrieller und commercieller Thätigkeit zu heben. Hierdurch erlangt die Geschichte der Kämpfe zwischen der Hansa und den nordischen Reichen eine Vervollständigung, die um so wesentlicher ist, als daraus erhellt, daß die aus der richtigen Erkenntniß des Landesbedürfnisse hervorgegangene Sorgfalt der skandinavischen Könige für das Wohl ihrer Völker der kräftigste Hebel für deren Befreiung von fremdem Joch und allen schädlichen Einflüssen der Ausländer gewesen ist, eine Wahrnehmung, die eine für alle Zeiten und alle Fürsten beachtungswerthe Lehre in sich trägt.

Die deutsche Hansa hatte sich um das Jahr 1370 zur Gebieterin des skandinavischen Nordens erhoben; in ihren Händen lag der innere und ausländische Handel der drei Reiche; durch ihre Kriegsmacht schrieb sie den dortigen Königen Gesetze vor; sie war die Schiedsrichterin Schwedens, Dänemarks und Norwegens geworden. Zwar schien ihre entscheidende Stellung bedroht, als Margaretha, Waldemar's Tochter, die drei Reiche unter ihrer Herrschaft vereinigte; jedoch fanden die Lübecker und ihre Bundesgenossen in den innern Zwistigkeiten Skandinaviens die beste Gelegenheit, ihre Handelsherrschaft zu bewahren und zu befestigen, indem sie je nach der Lage der Dinge der einen oder andern Partei ihren mächtigen Beistand zuwendeten. Auch im Laufe des 15. Jahrhunderts behauptete sich der hanseatische Handel in diesen Reichen auf der glänzenden Höhe, auf die er durch die großen Freiheitsbriefe im 14. Jahrhundert gestellt worden war.

Das Verfahren und die eigenthümliche Organisation, durch welche diese Handelsherrschaft mitten unter Ausländern fest zusammenhielt, lassen sich aus der Einrichtung des Contors zu Bergen erkennen. Nirgends hatte sich das hansische Monopol so stark ausgebildet wie in Norwegen; hier hatte das Contor zu Bergen den Handel des ganzen Landes in Händen, und eben dieses war das glänzendste Zeugniß deutscher Zähigkeit und Macht. Denn Bergen war von jeher wie noch jetzt der Stapelplatz der ganzen norwegischen Fischerei; seine Bewohner, früher reich und geschäftskundig, versorgten einen großen Theil von Europa mit ihrer damals als Fastenspeise doppelt wichtigen Waare, handelten mit Isländern, Grönländern, Engländern, Deutschen, Dänen und Schweden. Daher fanden die Hanseaten, als sie eine bleibende Niederlassung zu gründen versuchten, hier einen Widerstand wie nirgendwo; strenge Bestimmungen wurden gegen sie gegeben und deren Beobachtung von den Bürgern eifersüchtig überwacht; wiederholt wurden sie ganz aus der Stadt gewiesen. Aber immer kamen sie wieder, und der zweimalige Ueberfall Bergens durch den deutschen Freibeuter Bartholomäus Vot 1428 und 1429 schaffte ihnen endlich das Uebergewicht; denn die Fremden wurden von dem Schrecken seines Namens weggescheucht, den Bürgern aber, deren Eigenthum durch Plünderung und Brand vernichtet war, der Muth gebrochen. Durch Kauf und Pfand kam jetzt die Brücke, der Mittelpunkt des hufeisenförmigen Bergens, in die Hände der Hansa; dort wurden jene 22 Höfe gegründet, aus denen von 1435 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts das Contor bestand, und an welchen die meisten Bundesstädte Antheil hatten, aber Lübeck, wie immer, den größten. Hier wohnten die Factoren der hansischen Kaufherren, Wirthe oder Meister genannt, mit ihren Gesellen, Boots- oder Stubenjungen in strenger klösterlicher Zucht; Niemand durfte — bei Todesstrafe, heißt es — verheirathet sein, kein Weib sich auf der Brücke sehen lassen, damit kein Familienband den fremden Kaufmann an den Eingeborenen knüpfe oder Letzterm sogar den Eintritt in die Gesellschaft öffne. Die Regierung dieses Brückenstaats führte der große Kaufmannsrath, 18 aus der Zahl der Factoren erwählte Männer mit einem oder zwei Aeltermännern an der Spitze, von dessen Entscheidungen aber weiter appellirt werden konnte, in Rechtssachen an den lübecker Rath und den Hansetag, in kaufmännischen Angelegenheiten an das lübecker Bergenfahrercollegium. Eifersüchtig blickten die Bürger Bergens auf diesen Staat in ihrer Stadt; die Schimpfworte „Pfefferjunge" und „Garp" wurden zur gewöhnlichen Benennung der Hansischen; oft kam es zu blutigen Raufereien; aber die Contorischen zählten an 3000 Mann und waren ein kräftiges Geschlecht, denn die grausamen Proben, denen jeder Junge während der acht Jahre seiner Lehrzeit sich alljährlich unterwerfen mußte, dienten nicht nur dazu, den übermäßigen Andrang zu verhindern, sondern auch jeden Schwächling auszuschließen; und wer jene Proben überstanden, ward durch die schwere Arbeit und die rauhe Lebensweise nur noch mehr gekräftigt. Außerdem fanden die Contorischen an den deutschen Schustern Landsleute und Bundesgenossen; diese waren schon seit längerer Zeit dort angesiedelt und im Besitz der Schustergasse, hielten sich aber von den Eingeborenen ebenso fremd wie die Hansischen und unterwarfen ihre Jungen ähnlichen, ja noch härtern Prüfungen. Diesen vereinten Fremdlingen vermochten die Bürger nicht zu widerstehen; ebenso wenig der königliche Lehnsmann, der auf dem Schlosse Bergenhuus saß; das hatte sich im Jahre 1455 gezeigt, als die Deutschen, von dem Lehnsmann Olaf Nielsen beleidigt, nicht nur diesen, sondern auch den Bischof Torlef, der ihnen mit dem Sacrament entgegentrat, erschlugen und ein Kloster niederbrannten. So machten denn die Deutschen den schonungslosesten Gebrauch von ihrer Uebermacht und banden sich nicht mehr an die Beschränkungen, welche etwa noch in den Privilegien enthalten waren.

Das waren die Zustände in der wichtigsten Stadt Norwegens und ihre Abhängigkeit von den Deutschen. In Schweden bestand zwar keine privilegirte Factorei; aber ein Recht, welches den Lübeckern vor 1251 zugesichert und theils durch Urkunden, theils durch den Gebrauch auf die andern Hansestädte ausgedehnt ward, gab dafür reichlichen Ersatz. Es ward den Kaufleuten nämlich gestattet, sich dort niederzulassen und nach schwedischem Gesetz zu leben, also alle Rechte der Eingeborenen zu genießen: sie sollten Sueni genannt werden, was (nach Sartorius' Vermuthung) Svenar, Knappen, die unterste Stufe des Adels, bedeuten soll. Früh schon machten die Deutschen von diesem Rechte Gebrauch; Wisby war mehr eine deutsche als eine schwedische Stadt, und überhaupt wurden in allen schwedischen Handelsstädten die deutschen Bürger nach und nach so zahlreich, daß sie dort, namentlich in Stockholm, das Recht errangen, die Hälfte des Raths mit Deutschen zu besetzen. Dies und die große Zahl der ehelosen Kaufgesellen, welche die Geschäfte der Kaufherren vom Groß- bis zum Hausirhandel besorgten, gab der deutschen Bevölkerung von Stock-

holm, die hier ebenso wie an andern Orten jede Vermischung mit den Eingeborenen vermied, eine ansehnliche Macht, die unter günstigen Umständen sogar in Tyrannei gegen ihre schwedischen Mitbürger ausartete. Unter diesen Umständen war die Herrschaft über den Handel den Hansischen ebenso gesichert als durch ein Contor. Doch ihr Unternehmungsgeist beschränkte sich nicht darauf; sie suchten sich Antheil an der Ausbeutung von Schwedens reichen Naturschätzen zu verschaffen; früh war ihnen das im Kupferberg bei Falun gelungen, denn schon 1344 bestätigte ihnen Magnus Erichson alles Besitzthum und Einkommen, das sie dort „mit altem Recht" innehatten.

Was die Verhältnisse in Dänemark betrifft, „wo der deutsche Kaufmann ebenso frei sein sollte wie der Eingeborene" (Worte Christian's II.), so sind es wesentlich dieselben wie in Norwegen und Schweden. In den beiden wichtigsten Städten des Reichs, Kopenhagen und Malmöe, sowie in einigen kleinern waren die Hansischen so zahlreich, daß sie dort deutsche Campagnien stifteten, welche zwar vorzugsweise einen geselligen Charakter trugen, aber auch gemeinsames Zusammenhalten gegen jeden Fremden, gegenseitigen Schutz und Vermeidung alles Zwiespalts zum Zwecke hatten; jede Vermischung mit Eingeborenen ward vermieden, wer sich mit einer Dänin verheirathete oder bleibend niederließ, aus dem Bunde gestoßen.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts traten jedoch manche Umstände ein, welche die Macht der Hansa schwächten. Es lockerte sich das Band der Hansestädte (deren größte Zahl 85 betragen hatte) und infolge der Zwistigkeiten fielen mehre vom Bunde ab; auch brachte die Zunahme der fürstlichen Macht die Städte in größere Abhängigkeit; viele verloren ihre Selbständigkeit; ihre Privilegien wurden beschränkt, die Bündnisse mit andern Städten, die Appellation nach Lübeck wurde verboten und die Verbindung mit der Hansa dadurch aufgehoben, so z. B. in der Mark Brandenburg. Andere, vornehmlich Landstädte, wie z. B. Krakau und Breslau um 1474, sagten sich freiwillig von dem Bunde los. Trotzdem bildete Lübeck mit den wenigen treu zu ihm haltenden Städten noch immer eine furchtbare Macht, wie die langjährigen und endlich siegreichen Kämpfe gegen den König Hans, den Vater Christian's II., beweisen. Als der Letztere den Thron bestieg, war es für seine ganze Stellung von entscheidender Wichtigkeit, wie er sich gegen die Hansa verhielt. Sein Vater, der sein Lebelang einen fruchtlosen Krieg gegen diese geführt hatte, soll ihm auf dem Sterbebette den Rath gegeben haben, mit den deutschen Seestädten Friede und Freundschaft zu halten. Doch war es kaum zu erwarten, daß Christian dem Rathe folgen würde; denn wenn schon die fortwährenden Fehden seines Vaters mit der Hansa sein jugendliches Gemüth mit Abneigung gegen diese erfüllen mußten, so hatte er später während seiner Statthalterschaft in Norwegen Gelegenheit gehabt, den Druck kennenzulernen, mit dem ihr Monopol auf den Eingeborenen lastete, ja er hatte selbst den Uebermuth des deutschen Kaufmanns erfahren. Während seines ersten Aufenthalts in Bergen ward bei einem Auflauf der Contorischen sein Hofnarr erschlagen, und als er sich an Ort und Stelle begab, um die Sache zu untersuchen, schlossen die deutschen Schuster das Thor ihrer Gasse vor ihm zu, sodaß er unverrichteter Sache wieder umkehren mußte. Die Abneigung gegen die Hansischen, welche alles Dieses in ihm hervorrufen mußte, ist denn auch durch seine Regierungshandlungen genügend bewährt. Zunächst suchte er das deutsche Monopol durch Begünstigung der Holländer und Schotten zu brechen. Sodann verlieh Christian den unterdrückten Bürgern von Bergen nicht nur das Vorkaufsrecht vor den Contorischen auf dem Markte, sondern auch das ausschließliche Recht zum Handel mit fremden Schiffen während der ersten 14 Tage nach deren Ankunft. Des Königs Bestrebungen, seine Unterthanen zu Concurrenten der Hansischen zu machen, unterlag freilich großen Schwierigkeiten, denn Dänemarks Städte und Kaufmannsstand waren unselbständig und bedeutungslos; von dem Großhandel der Hansa unterdrückt, entbehrten sie selbst den Vortheil des Klein- und Zwischenhandels, denn Bauern, Klerus und Adel verkehrten direct mit dem deutschen Kaufmann, und den beiden bevorrechteten Ständen hatte der König in seiner Handfeste ausdrücklich versprechen müssen, sie nicht daran zu hindern. Christian setzte sich jedoch über dieses Versprechen hinweg und untersagte den Hansischen den Kleinhandel und das Hausiren auf dem Lande bei Strafe der Confiscation aller Waaren. Diese Maßregeln, durch welche Christian strebte sich von der deutschen Handelsherrschaft zu emancipiren, erbitterten zwar die Hansischen in hohem Grade; doch vermieden sie den offenen Bruch; die Erinnerung an die schweren Kriege mit König Hans war noch zu frisch, die Nachwehen davon noch allzu fühlbar, als daß man sich gern in eine neue Fehde begeben hätte.

Der beschränkte Raum gestattet uns nicht, über die durch Christian II. und dessen Nachfolger bewirkte Schwächung und endliche Vernichtung der hansischen Macht ins Einzelne zu gehen. Wie in Norwegen und Schweden, wo Gustav Wasa unablässig bemüht war, dem Volke Handelsklugheit beizubringen, wobei er freilich mit dem ABC anfangen mußte*), kam es auch in Dänemark durch das kluge Verfahren der Könige, welche die inländische Industrie und Handelsthätigkeit zu erwecken und die fremde Concurrenz zu verdrängen wußten, allmälig dahin, daß die Gewalt der Hansa gebrochen wurde; ihre ehemals so furchtbare Macht sank immer mehr und endlich war Christian IV. stark genug, auf die Beschwerden der Deutschen im Jahre 1622 den Bescheid geben zu können: „Die Privilegien seien seit etlichen dreißig Jahren gänzlich erloschen; von ihm hätten sie keine Confirmation aufzuweisen und er werde sich darauf niemals einlassen, ebenso wenig wie die Regenten von Schweden, England und Niederland, wo sie ja auch ihre Rechte verloren. Die Zeiten hätten sich eben geändert; man bedürfe ihrer nicht mehr; zur Versorgung seiner Reiche mit Waaren, wofür sie nach ihrem eigenen Geständniß vormals die Freiheiten erhalten, fänden sich jetzt außer ihnen Kaufleute genug." Dies ist die letzte und entscheidende Antwort gewesen, welche die Hansa von Christian IV. erhalten hat; er selbst und seine Nachfolger haben ernstlich dabei beharrt, und wenn auch einzelne Städte, namentlich Lübeck, Hamburg und Bremen, einige der frühern Freiheiten wiedererhalten und zum Theil bis auf die neueste Zeit bewahrt haben, so konnte doch von den alten allgemein hansischen Privilegien in Dänemark fortan nicht mehr die Rede sein.

Somit war die Handelsherrschaft der Hansa im skandinavischen Norden zu Grabe geleitet; die einzelnen Plätze, an welchen der deutsche Kaufmann dort festen Fuß gefaßt hatte und welche die Centralpunkte seines frühern Monopols und die Denkmäler seiner vorigen Macht waren, gingen nacheinander verloren. Am längsten unter allen hansischen Institutionen hatte das Contor zu Bergen fortgedauert; doch auch dies verlor mehr und mehr die alte Bedeutung, während zugleich wiederholte Feuersbrünste, namentlich am 6. April 1623 und 19. Mai 1702, seine äußere Gestalt veränderten. Die Zahl seiner Höfe sank von 22 auf 17 herab, seiner offenen Staven von 200 auf 9, seiner Vorsteher von 18 auf 8, zuletzt auf 2, seiner Mitglieder von 3000 auf 100. Der Bürger Bergens drängte Schritt für Schritt, wie seine Vorfahren von der Brücke gewichen, sich wieder auf derselben ein; durch Kauf oder Verpfändung erwarb der eingeborene Gläubiger oder der Factor des deutschen Kaufmanns, welcher sich in Norwegen niederließ, einen Theil nach dem andern, sodaß im Anfange des 18. Jahrhunderts von den 59 Handelsstuben 42 in den Händen der

*) So z. B. bewiesen sich Lödeses Bürger zum Handel sehr ungeschickt, sodaß ihnen Gustav schrieb: „Wenn einige Schiffe an eure Stadt kommen, fallet ihr Alle über sie her, wie ein Haufen Schweine, ausschnüffelnd, was da einkommt." Er belehrte sie darauf, wie sie es besser zu machen hätten, um die Ausländer nicht durch übermäßigen Andrang zur Preissteigerung zu reizen.



Bürger waren und nur noch 17 dem Contor gehörten, darunter den Bremern 15, den Hamburgern und Lübeckern je eine. Doch blieb der alte Name, der Schatten des Besitzes, bis im Jahre 1763 die drei Städte, der nutzlosen Unkosten müde, auch diesen Rest aufgaben und sich somit des letzten Denkmals der vormaligen deutschen Handelsherrschaft im skandinavischen Norden freiwillig entäußerten. 29.

Aus London.

Memoiren Barnum's. Eine amerikanische Touristin. Deutschland im Jahre 1848. Schadow's „Moderner Vasari". Gelehrte Hinduzeitung. Todesfälle.

Barnum ist jetzt sogar als Gesetzgeber der von ihm mit so großem Erfolg praktisch geübten Kunst des Humbug aufgetreten und zwar in seinen Memoiren, die soeben unter dem Titel erschienen: „The life of P. F. Barnum. Written by himself." Die englische Presse beschäftigt sich mit dieser Curiosität ämsiger als mit irgend einem Product einheimischer Schriftstellerei. Und in der That, diese Memoiren sind in ihrer Art so lehrreich, unterhaltend und interessant, als in höherer Richtung die Memoiren Goethe's waren und die von George Sand zu werden versprechen. Sie sind charakteristisch für unsere Zeit, denn Barnum repräsentirt eine ganze Gattung, vielleicht ein Drittel oder Viertel seines Volks, ein gutes Theil der gesammten mitlebenden Generation. Der Puff, der Humbug, die Aufschneiderei, das Schwindelwesen, die Kunst, sich und seine Waare ausposaunen zu lassen und an den Mann zu bringen, die Virtuosität, sich durch geschickte Benutzung der Seh- und Hörlust und der Leichtgläubigkeit ohne viel Arbeit zu bereichern, die Geschicklichkeit, die Menschen zu dupiren und ihnen auf schlaue Weise und so, daß es ihnen selbst vielleicht Spaß macht, das Geld aus der Tasche zu ziehen — diese Künste verstand man wol zu keiner Zeit besser als heutzutage und bei keinem Volke besser als bei den Yankees. Es hat früher auch Goldmacher, Quacksalber, Schwindler und Charlatane mancherlei Art gegeben, aber diese trieben ihr Wesen entweder auf offenem Markt, den die ganze Quacksalberei persiflirenden Pickelhäring zur Seite, oder ganz im Geheimen und in kleinern Kreisen, fast immer aber so, daß der wahrhaft Gebildete wußte, was er von ihnen zu halten und wie sich vor ihnen in Acht zu nehmen hatte, zumal sie sich auch meist schon durch ihr auffallendes Costüm kenntlich machten; heutzutage sieht so ein Charlatan ganz so gebildet aus wie diese Gebildeten selbst, er trägt kein Abzeichen an sich, er spricht so vernünftig, er lebt so fein bürgerlich und äußerlich ehrbar, er weiß sich so gentlemännisch aufzuführen, er ist so solide in geschäftlichen Dingen, daß er in der Societät nicht nur gelitten, sondern oft auch gesucht ist. Renommée hat er sich zu verschaffen gewußt; er ist bis zu einem gewissen Grade geistreich, läßt sogar zuweilen etwas von Tiefe und Genialität durchblicken; er ist gewandt, unterhaltend, liebenswürdig, sogar mit einem Anstrich von Gutmüthigkeit und Wohlwollen; seine Unternehmungen haben Erfolg; er steht bei den Capitalisten in Gunst; oft gelingt es ihm, wie dem Dr. Véron — der nur ein feinerer Barnum ist — seine Hand sogar in die Politik zu mischen, wie sollte da die Gesellschaft gegen ihn spröde sein? Nichtsdestoweniger beutet er sie im Geheimen auf schlaueste aus, wobei nur das bemerkenswerth ist, daß sich die Menschen jetzt für so ungemein klug halten, sich aber doch mystificiren und überlisten lassen und Machinationen zum Opfer fallen, die zwar sehr fein angelegt zu sein scheinen, aber bei Licht besehen sehr grober Natur sind. Während die Goldmacher früherer Zeiten häufig liefen, ihre abenteuerliche Laufbahn am Galgen zu beschließen, der durch die Goldschaumflitter, womit er überklebt zu sein pflegte, um nichts von seinen Schrecken verlor, haben die modernen Goldmacher einen solchen Ausgang nicht zu fürchten. Unser Publicum ist nicht so grausam, wie die großen Herren in frühern Zeiten, die ihre Leichtgläubigkeit getäuscht sahen; es wendet gegen Die, von welchen es gehumbugt wurde, nicht einmal eine kleine Lynchung an. Das Humbuggeschäft ist in unsern Tagen ein ganz ungefährliches, in gewissem Sinne solides Geschäft, wie der Lebenslauf Barnum's beweist. In der That, man fühlt sich oft versucht, die Frage an sich zu richten: wozu überhaupt noch die Weltdinge ernst nehmen? Es ist ja doch Alles Humbug und Spaß; der Moralist ändert daran nichts und spielt gerade durch seinen Ernst in der großen Komödie die eigentlich lustige Person.

Wenn die Charlatane, Gaukler, Schwindler und Humbugpraktikanten früherer Zeit den Kern ihres Treibens, ihre Person und ihre Lebensverhältnisse in mystisches Dunkel hüllten und sogar häufig falsche Namen annahmen und mit diesen wechselten, wenn sie nicht daran dachten, ihre Lebensläufe zu schreiben, mit ihren Geheimnissen vor das Publicum zu treten oder gar ihr Treiben auf Grundsätze der praktischen Moral zurückzuführen, so findet bei den Gauklern und Schwindlern unserer Zeit gerade das Umgekehrte statt. Sich auf ihre Person und ihren Namen nicht wenig zugute thuend, treten sie mit edler Dreistigkeit vor das Publicum und legen ihm Rechenschaft von ihrem Leben und Treiben ab, gerade als ob ihr Geschäft das solideste, ehrenvollste und nützlichste von der Welt gewesen. Und gerade dies ist die eigentliche Schattenseite der ganzen Erscheinung, denn Leute dieser Art müssen von dem Zustande der öffentlichen Moral eine ganz besondere Ansicht und in dieser Beziehung ganz eigenthümliche Erfahrungen gemacht haben, wenn sie, statt sich mit dem Ertrage ihrer Gaukeleien in die Stille zurückzuziehen, schließlich noch als Schriftsteller auftreten, theils um ihr Leben in ein glänzendes Licht zu stellen und mit ihren Verbindungen, Erfolgen und Grundsätzen zu prahlen, theils um noch einen Autornamen und literarischen Nimbus zu gewinnen. Der Schwarzkünstler Faust hielt den allgemeinen Glauben, daß er mit den Mächten der Hölle im Einvernehmen stehe, geflissentlich aufrecht. Ganz anders Barnum. Dieser moderne Taschenspieler, welcher Meermädchen und Monstra aller Art aus dem Nichts hervorrief, thut sich sogar mit seinem Christenthum breit und will als eine Art Heiliger gelten. Er sagt an einer Stelle: „Ich habe stets meine Zeiten der Einsamkeit und selbst des ernsten Nachdenkens gehabt (vielleicht wenn ihm irgend eine Speculation nicht recht glücken wollte), und ich hoffe, daß ich sie immer haben werde, und obgleich Viele nicht werden einsehen wollen, wie mein Handwerk als showman hiermit verträglich sei, muß ich doch auf meinem Anspruch beharren, immer die christliche Religion respectirt zu haben. Dem Christenthum verdanke ich die glücklichsten Stunden meines Lebens und ich möchte seine Tröstungen mit nichts Anderm in der Welt vertauschen. Auf allen meinen Hin- und Herzügen als showman war die Bibel stets meine Begleiterin und ich habe sie wiederholt aufmerksam gelesen von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende."

Freilich, eine steinalte Negerin als Amme Washington's, einen fünfjährigen nicht recht ausgewachsenen Knirps als elfjährigen Zwerg, ein Pferd mit Schafwolle, ein aus einem halben Affen und einem halben Fisch zusammengeflicktes Meerungeheuer und andere künstliche Monstra zu zeigen, das Publicum dadurch zu täuschen und zu betrügen, den Aberglauben zu nähren, die Presse zu corrumpiren und Alles, selbst die renommirtesten Künstler und Künstlerinnen für käuflich zu halten und käuflich zu machen — das gehört ja nur zum Handwerk eines „showman", und jedes Handwerk hat seine eigenen Kniffe und Pfiffe. Barnum hatte schon frühe gelernt (wie er selbst erzählt) gebrannte Bohnen unter den Kaffee zu mischen, baumwollene Waaren für wollene und wollene für leinene zu verkaufen. „Fast Alles", sagt er von seiner Lehrlingzeit bei einem Magaziner, „war ganz etwas Anderes, als was es seinem Namen nach vorstellte." Der Magaziner wurde ja von seinen Lieferanten auch betrogen, um zu seinem Schaden zu kommen, mußte er also seinerseits seine Abnehmer betrügen. „Jede

Partei erwartete, betrogen zu werden, wenn dies möglich wäre", sagt Barnum. Die Abnehmer werden sich ja wieder an Andern schadlos gehalten haben. Und Alle hatten, wie Barnum, dabei ohne Zweifel großen „Respect" vor dem Christenthum und vor der Bibel. Wer einen Affen und einen Fisch zu einem Seeungeheuer zusammenzunähen versteht, der wird auch die Bibel und die einträgliche Marktbudengaukelei zu einem Monstrum zusammenzuflicken wissen. Indeß hat ja Barnum seine Landsleute so oft und in so großartiger Weise gehumbugt, daß seine Versicherung, ein Bibelgläubiger zu sein und in christlicher Erbauung seinen besten Trost gefunden zu haben, vielleicht auch nur ein Barnum'scher Humbug ist, von dem Jeder glauben mag, was er will.

Barnum hat in seinem Buche zehn Grundsätze praktischer Geschäftsmoral aufgestellt; es sind folgende: 1) Wähle immer nur ein solches Geschäft, welches deinen natürlichen Neigungen und deiner Gemüthsart entsprechend ist. 2) Dein verpfändetes Wort lasse dir heilig sein. (Das heißt wol, wenn man sich das Wort gegeben hat einen Humbug zu machen, so führe man ihn auch aus!) 3) Was du auch thust, das thue mit all deiner Macht. 4) Enthalte dich des Genusses jeder Art von geistigen Getränken. 5) Lasse die Hoffnung bei dir vorherrschend sein, aber gib dich keinen visionären Erwartungen hin. 6) Zersplittere deine Kräfte nicht. 7) Engagire geeignete Gehülfen (employés). 8) Annoncire dein Geschäft. Stelle dein Licht nicht unter den Scheffel. 9) Vermeide die Extravaganz und lebe deinem Einkommen gemäß, soweit du es ohne zu darben vermagst. 10) Halte dich in Unabhängigkeit von Andern. Das sind die Barnum'schen Grundsätze, deren Befolgung den glücklichen Erfolg jedes Geschäfts sichern müssen; es sind die zehn, wohlgemerkt die zehn Barnum'schen Gebote, welche an die Stelle der zehn Gebote im christlichen Katechismus zu treten haben. Andere Götter anbeten, vor allem das goldene Kalb, ehebrechen, falsch Zeugniß reden, des Nächsten Haus, Knecht, Magd und Vieh begehren u. s. w., das verbietet der Barnum'sche Katechismus nicht, mit solchen Vorschriften darf man es so genau nicht nehmen, denn ihre zu gewissenhafte Beachtung könnte sogar zuweilen geschäftsstörend sein. Und wie im christlichen Katechismus ist auch im Barnum'schen jedem Gebote ein „Was ist das?" hinzugefügt, eine genauere Erläuterung jedes Gebots. Das siebente Barnum'sche Gebot wird z. B. von dem Moses des modernen Geschäftshumbug dahin erläutert, daß, wenn man einen „employé" engagirt hat, der sich in das Geschäft nicht gleich finden kann, man keine Zeit damit verliere, ihm die nöthige Geschäftskenntniß beizubringen, sondern ihn auf der Stelle laufen lasse. Das achte Gebot scheint sehr unverfänglich und unschuldig zu sein und wird auch von den englischen und amerikanischen Geschäftsleuten im umfassendsten Sinne respectirt und befolgt, während es bei den deutschen Geschäftsleuten nicht die Beachtung findet, die es in der That verdient. Nur durch die zahlreichen Annoncen und Inserate werden der englischen und amerikanischen Presse jene unerschöpflichen pecuniären Hülfsquellen zugeführt, durch die sie in der ihr eigenthümlichen Macht, Größe und Fülle besteht. Anders in Deutschland, wo die Geschäftsleute der ihnen eigenen Bescheidenheit, Beschränktheit und Knauserei gemäß sich meist damit begnügen, blos in den kleinen Localblättern zu annonciren, woraus von selbst folgt, daß sie nur auf einen Localabsatz rechnen und mit diesem vollkommen zufrieden sind. Barnum bemerkt dagegen: „Es gibt Geschäftsleute, welche euch sagen werden, das Annonciren mache sich nicht bezahlt. Allerdings wenn man dabei spart und knausert. Homöopathische Dosen helfen da freilich nichts." Und er fährt fort: „Bedenkt nur, daß wenn ihr schlaft oder eßt oder euch unterhaltet, eure Annonce für euch arbeitet und von Hunderten oder Tausenden gelesen wird, die euch niemals sahen, niemals von eurem Geschäft etwas hörten und auch niemals etwas hören würden, wenn nicht die Annonce sie aufmerksam machte." Dies ist ganz unverfänglich, aber der Humbuggeist Barnum's macht sich gleich wieder in folgendem Zusatz geltend: „Stellt den Schein des Geschäfts ans Licht und gemeinhin wird die Reellität die Folge davon sein."

In welchem Sinne Barnum das Annonciren betreibt und betrieben wissen will, davon erzählt er in seiner dreisten Naivetät selbst folgendes Beispiel. Als die hundertjährige Negerin, welche er als die Amme Washington's sehen ließ, nicht mehr den rechten Zuspruch fand, ließ er in die Zeitungen ein „A visitor" unterzeichnetes Inserat einrücken, worin dieser Besucher, der eben kein Anderer als Barnum selbst war, das Publicum davon unterrichtete, er habe eine interessante Entdeckung gemacht; jene angebliche Negerin und Amme Washington's sei nämlich nichts als ein höchst künstliches Automat und was sie spreche, werde von einem Bauchredner gesprochen. Diese Annonce, erzählt Barnum weiter, habe sofort die erwartete Wirkung gethan; Hunderte, die Joice Heth noch nicht besucht, hätten sich beeilt, das merkwürdige Automat in Augenschein zu nehmen, während Viele von Denen, die sie bereits gesehen, zum zweiten male gekommen seien, um sich womöglich durch abermalige Anschauung zu überzeugen, ob sie wirklich getäuscht worden seien oder ob nicht.

Wir können von diesem jedenfalls merkwürdigen Faxenmacher nicht scheiden, ohne noch mit einigen Worten seines Verhältnisses zu Jenny Lind zu gedenken, zu jener „schwedischen Nachtigal", die er, um so zu sagen, in die Vereinigten Staaten importirte. Der von ihm angegebene Grund, warum er gerade diese Sängerin für Amerika engagirte, macht sich in einem solchen Munde allerliebst; er sagt, er würde sie nicht engagirt haben, wenn es ihm nicht bekannt gewesen wäre, welchen außerordentlich wohlwollenden und generösen Charakter sie besitze. O, solche Leute wie Barnum lassen sich immer nur mit ehrenwerthen Personen ein; in ihrer Atmosphäre darf nur athmen, was tugendhaft, naiv und uneigennützig ist. An Naivetät freilich fehlt es auch Barnum nicht. So erzählt er mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit, daß als eines Abends in Philadelphia die Verehrer der Sängerin dieser zu ihrem Hotel folgten und sie auf dem Balcon zu sehen wünschten, deren Begleiterin, mit dem Shawl und Kopfaufputz der Künstlerin ausstaffirt, den Enthusiasten als Jenny Lind vorgeführt und von diesen als solche applaudirt wurde. Jenny Lind fühlte sich nämlich an diesem Abende zu leidend und angegriffen und hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen. In andern Fällen mußte Miß Caroline Barnum diese Rolle übernehmen. Gewiß, dieser Barnum ist ein Prachtstück! Aber die Reisen mit der Sängerin griffen ihn doch allzu sehr an, namentlich sein Aufenthalt in Havana, wo das Volk ihn einen „Yankee-Seeräuber" nannte, wofür die Liebenswürdigkeit der Sängerin, die ihn, den Nichttänzer, am Neujahrsabend nöthigte, einen Cotillon mitzumachen und ihn ein ander mal freundlich scherzend „fat" und „lazy" nannte, nicht die genügende Entschädigung bot. Er gesteht daher, einigermaßen froh gewesen zu sein, als sich der Contract endlich auflöste, und er zeigte nun dem Publicum „Capitän Fremont's wolliges Pferd", bei welcher Schaustellung seine Leidenschaften weniger in Belagerungszustand und Aufregung versetzt waren. Barnum's Buch wird ohne Zweifel unter dem gehumbugten Publicum starken Absatz finden und mithin unter Barnum's Humbugspeculationen schwerlich den untersten Rang einnehmen.

Die Erwähnung der Jenny Lind bringt uns auf eine Schrift von einer Landsmännin Barnum's, die sich Grace Greenwood und ihr Buch „Haps and mishaps of a tour in Europe" nennt. Das Buch ist einigermaßen den „Sunny memoirs" der Mrs. Stowe verwandt, wodurch diese ihren literarischen Ruf bekanntlich gerade nicht erhöht hat. Wie Mrs. Stowe macht Grace Greenwood namentlich Jagd auf berühmte Personen, die sie dann von Kopf bis zu Füßen mit echt weiblicher Geschwätzigkeit bespricht. Mit diesen Personal-

beschreibungen wird jetzt überhaupt ein häßlicher Misbrauch getrieben, und gewiß kann man fragen: wer gibt Jemandem das Recht, sich in meine Häuslichkeit einzudrängen, um dann meine Person und meine Umgebungen und Häuslichkeit in Journalen oder einem Buche haarklein zu beschreiben? Ueber solche zarte Bedenklichkeiten sind jedoch unsere modernen Büchermacher und Büchermacherinnen hinaus, und es gibt gegen solche Einbrüche in die Häuslichkeit zuletzt kein anderes Mittel, als daß man nach dem Grundsatz, mein Haus ist meine Burg, solchen literarischen Freibeutern den Eintritt versagt. Freilich wird auch dieses nicht immer helfen; denn auch auf offener Straße, auf Dampfschiffen, Dampfwagen und an der Table d'hôte der Gasthöfe „erster Classe" kann eine literarische oder künstlerische Berühmtheit mit solchen literarischen Wegelagerern zusammengerathen und von ihnen zudringlich gemustert werden, um dann später in einem Buche oder Journale eine Personalbeschreibung über sich lesen zu müssen, mit welcher der Autor ein paar Kreuzer Honorar verdient hat. So trifft die (pseudonyme?) Grace Greenwood an der Mittagstafel auf einem Dampfschiffe mit Jenny Lind und ihrem Gatten zusammen, und rasch ist das Porträt fertig, freilich in den schmeichelhaftesten Farben ausgeführt, die überhaupt in den von der Verfasserin entworfenen Porträts vorwalten. Es kann der Welt ziemlich gleichgültig sein, zu erfahren, wie Hr. Otto Goldschmidt aussieht, aber das hilft nichts, Goldschmidt muß porträtirt werden, die Welt muß erfahren, daß er der Verfasserin „not only as a man of genius, but of rare refinement and nobility of character" erschien, daß er „gute Formen", einen „bemerkenswerth schönen Kopf", ein „im besten Sinne schönes Antlitz", ein „sanftes braunes melancholisches Auge" u. s. w. hat, ja sie vergleicht ihn zum Schluß mit einer „korinthischen Säule". Sollte Jenny Lind, die sich jetzt als Frau Goldschmidt an diese „korinthische Säule" anlehnt, hierüber nicht eifersüchtig werden? Zum Troste mag ihr gereichen, daß die amerikanische Dame auch andere Männer mit demselben Blicke der Liebe und Bewunderung betrachtet und daß sie, wo ihr eine Tasse Thee gereicht wird, sich auch gegen deren Frauen durch ähnliche Liebenswürdigkeiten dankbar beweist. Am bequemsten hat sie es bei Dickens, wo sie gleich eine ganze Tischgesellschaft zu schildern Gelegenheit hatte, darunter den seitdem verstorbenen Charles Kemble mit seiner Tochter Adelaide, verehelichten Satori, Barry Cornwall und seine Gattin, Walter Savage Landor und „Herr Devrient, the great German actor". Von Letzterm sagt sie: „Herr Devrient ist ein schöner, hamletischer Mann (Hamlet-ish man), mit einem melancholischen Anstrich in Stirne, Antlitz und Benehmen, in gewissem Grade rührend und poetisch, obschon für eine vergnügliche Abendgesellschaft nicht ganz geeignet." Dickens mit seinen „von Geist und Humor strahlenden Augen", in denen sie freilich pathetische Tiefe und tragischen Schatten vermißte, mag allerdings ein vergnüglicheres Glied einer solchen Abendgesellschaft sein als ein deutscher Dichter, Künstler oder Schauspieler. Die Amerikanerin zeigt sich übrigens auch in diesem Falle für genossene Speisen und für die Aussicht auf das aus der Abendgesellschaft zu schlagende Honorar sehr dankbar, denn sie beehrt nicht nur Dickens selbst, sondern auch seine Frau und Kinder mit enthusiastischem Lobe. „Kinder, wie diese", sagt sie, „scheinen würdig, auf künftige Jahre die Schönheit der Mutter und den Namen des Vaters fortzupflanzen."

Ohne den Namen des Verfassers (oder der Verfasserin) erschien in London: „Germany during the insurrections of 1848." Der Titel verspricht viel, was der Inhalt jedoch nicht hält. Das „Athenaeum" sagt davon: „Der Verfasser durchreist blos das Land in ereignißvoller Zeit, durchreist es, wie es uns scheint, etwas aufs Gerathewohl. Die Revolution wird als Gegenstand kaum berührt, und Deutschland ist nicht das einzige Sujet des Buchs. Es beginnt mit Frankreich und geht dann auf Rom und Neapel über." Aus dem vielen „small talk" des Buchs zieht das genannte Blatt als eine nicht uninteressante Episode einen Besuch des Verfassers bei Alexander von Humboldt in Potsdam aus. Der Verfasser (oder die Verfasserin) schildert die spartanische Einfachheit in den Einrichtungen seines Arbeitszimmers und bemerkt, daß auf dem Tische Humboldt's, des „high priest of modern science", ein Buch gelegen habe — ein alter Bekannter des Touristen, das „Edinburgh review", aufgeschlagen bei einem Artikel über den „Kosmos" und am Rande mit zahlreichen Noten in Humboldt's kleiner Handschrift versehen. Humboldt erzählte dem Verfasser, wie in der Nacht vom 18. März einige böse Buben in sein Zimmer gedrungen seien, ohne ihm jedoch etwas Schlimmes zuzufügen; „sie hatten Achtung vor meinem grauen Haar, obschon sie vom «Kosmos» nichts wußten", habe er hinzugesetzt. Dann sei er auf frühere Lebenserinnerungen zu sprechen gekommen, habe erzählt, wie er Pitt und Sheridan in derselben Abendsitzung im Hause der Gemeinen sprechen gehört, wie er der Einführung Talleyrand's in das Directorium beigewohnt, wie er noch Franklin gekannt, wie er Lafayette zuerst an der Tafel Friedrich's des Großen, der den jungen von seinen Erfolgen in Amerika noch trunkenen Franzosen viel nach Washington gefragt, kennengelernt habe. „Ich befand mich wie im Traum" meint der Verfasser. In derselben Nummer des „Athenaeum" werden aus Schadow's Buch „Der moderne Vasari" mehre längere Auszüge mitgetheilt, denen der Berichterstatter das Lob beifügt, daß ihm dies Buch ein Vergnügen gewährt habe, wie es ihm bei der Lectüre deutscher Prosa nicht gerade oft zutheil geworden sei. In einer frühern Nummer hatte das „Athenaeum" noch einen deutschen Prosaisten neuerer Zeit mit besonderm Lobe hervorgehoben, Friedrich Jacobs, den es auf Veranlassung des von Wüstemann herausgegebenen „Hellas" einen Philologen ersten Ranges nennt, welcher damit zugleich das Verdienst verbunden habe, ein sehr geschmackvoller Prosaist zu sein.

In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft vom 11. Dec. zeigte Professor Wilson eine Hinduzeitung vor, welche den Titel „Sudhakar" führt und in Benares erscheint. Wilson bemerkte, daß zwar in den hindostanischen Dialekten viele Zeitungenen erschienen und auch zur Aufklärung der Eingeborenen Manches beitrügen, aber daß diese Zeitung durch einen gewissen wissenschaftlichen Geist sich besonders hervorthue, wie namentlich der Artikel eines gelehrten Hindu über einen alten Steinpfeiler beweise, der durch den Major Kitton von Ghaspur nach Benares gebracht und hier dem Neuen Collegium gegenüber aufgerichtet worden sei. Bis dahin hatten sich die Hindu um die Alterthümer des Landes noch wenig gekümmert und die Fürsorge dafür den Engländern überlassen.

Man meldet den Tod einiger Schriftsteller zweiten oder dritten Ranges. Es starben in den letzten Wochen L. M. Morgan, der mehre auf sociale Verbesserungen abzweckende Schriften, z. B. „The revolt of the bees", „The reproof of Brutus" und „Hampden in the nineteenth century", geschrieben, auch unter den enthusiastischen Anhängern socialer Reform sich durch den Plan eines sich selbst erhaltenden Dorfes einen Namen gesichert hat; Lord Robertson, der in Edinburg einen ziemlich glänzenden Cirkel unterhielt, mehre Bände Gedichte in anmuthiger Form verfaßt hat und dem eine jüngst in der „Times" erschienene Lobrede auf Lockhart zugeschrieben wird; endlich W. R. Macdonald, Verfasser mehrer Kinder- und Controversschriften, früherer Miteigenthümer und Herausgeber von „Bell's life in London", „The Sunday-Herald", „The British drama" und „The literary humourist". H. M.

Die Kritiker und das Publicum.

In einem aus der Feder des Herausgebers geflossenen „Die Kritik und die producirenden Talente" überschriebenen, längern Aufsatze in Nr. 1 d. Bl. erörtert der Verfasser mit Sachkenntniß und Schärfe das Verhältniß beider zueinander und gibt der einen wie den andern vortreffliche Winke. *) Während ich nun, wie aus dem Vorhergegangenen leicht ersichtlich, in Allem was der Verfasser in jenem Aufsatze ausgesprochen, vollkommen mit ihm übereinstimme, bedünkt es mich doch, als habe er einen Punkt übersehen. Er hat zwar das Verhältniß der Kritik zum Publicum berührt, hat aber vergessen, das des Publicums zur Kritik zu berücksichtigen, und so sei es mir gestattet dieses letztere hier in einigen Worten zu beleuchten.

Wer liest Kritiken oder Recensionen, und wie werden sie gelesen? Unbedingt nur das gebildete Publicum, wird man sich auf das Wer antworten müssen. Das Wie bedarf einer nähern Auseinandersetzung. Man liest eine Kritik entweder mit oder ohne Bekanntschaft mit dem besprochenen Werke (sei dies nun ein Bühnenstück, Kunst- oder Druckwerk). Im letztern Falle hat der Kritiker freies Spiel, insofern der Leser durchaus unbefangen ihm gegenübersteht und Alles auf guten Glauben hinnehmen muß. Ob das Lesen in diesem Falle überhaupt ersprießlich sein kann, lasse ich dahingestellt sein. Es wird hier lediglich darauf ankommen, ob die Abhandlung lehrreich geschrieben, ob der Kritiker von bestimmten ästhetischen Grundsätzen ausgeht und das vorliegende Werk danach beurtheilt, und ob er selbst mit dem Gegenstand vertraut ist oder ob er nur mit Unkenntniß desselben ins Blaue hinein schreibt und mit hohlen Phrasen um sich wirft.

Im erstern Falle indessen verhält es sich ganz anders. Hier hat der Leser in der Regel sein Urtheil bereits fertig und bringt es zur Lectüre der Kritik mit. Er liest sie jetzt zwar mit Interesse, aber in den meisten Fällen doch nur um zu sehen, ob das Urtheil des Recensenten mit dem seinigen übereinstimmt. Ist das der Fall, so wird man sicher dem Kritiker Beifall zollen, ihn für einen urtheilsfähigen Mann erklären, seinen Geschmack richtig finden und loben. Weicht sein Urtheil aber von dem des Lesers ab, so tritt fast ebenso sicher das Entgegengesetzte von alledem ein. Die menschliche Natur verleugnet sich nicht, und Recht haben wollen, trotz Allem, ist ja ein in derselben nur zu fest gewurzelter Fehler. Und wie sollte es auch anders sein? Ist der Leser wirklich ein Mann von tüchtiger, wissenschaftlicher und allgemeiner Bildung, so wird er nicht leicht seine Meinung zu Gunsten des Recensenten aufgeben, denn auch die seinige ist auf Einsicht begründet; hält er sich aber blos für einen Gelehrten, d. h. ist er einer von Denen, die zum Gelehrtenstande zählen, ohne jedoch ein selbständiges Urtheil zu haben, und ohne eines tiefern Eindringens in die Wissenschaften, mit denen er sich beschäftigt, fähig zu sein, so stößt der Kritiker gerade bei diesem auf etwas der Ueberzeugung weit weniger Zugängliches und noch weit schwerer zu Ueberwindendes, nämlich auf Dünkel. Nicht besser ergeht es dem Kritiker bei der großen Classe von Halb- und Viertelgebildeten, deren Zahl unter uns jetzt leider Legion ist. Indessen kann bei diesen wie die Pilze wuchernden und aus den scholastischen Treibhäusern hervorgegangenen Civilisationsmenschen von einer eigentlichen Meinung die Rede gar nicht sein; wie sie ihre geistige Nahrung aus Leihbibliotheken ziehen und oft nicht ein einziges Buch in ihrem eigenen Besitze haben, so borgen sie auch ihre Meinungen und Urtheile, wenigstens insoweit sie dieselben aussprechen, von der Zeitung die sie lesen, oder von demjenigen mehrwissenden Freunde, der in ihrem Kreise als das Orakel gilt. Hier also fände der Recensent wol Nachbeter, hier stieße er auf eine Classe, die sich gern mit fremden „Federn" schmückt. Im Grunde aber haben sie schon vorher nach ihrem Gefühle abgestimmt, lassen sich von diesem allein in ihrem Beifall oder Tadel leiten, und somit bilden sie den Uebergang zu der dritten Classe, zu den Naturmenschen, wenn ich sie so nennen darf, die bei weitem den gesündern Theil der Bevölkerung bilden. Daß bei diesen Menschen das Gefühl allein bestimmend ist, und die Stelle des Urtheils vertritt, wird mir Niemand absprechen, umsoweniger als wir ja Alle bei irgend einer oder der andern künstlerischen Leistung, der wir als Laien gegenüberstehen und zu deren tieferm Verständniß und Durchdringung uns die nöthige Ausbildung abgeht, dem unmittelbaren Eindruck, dem Gefühle uns überlassen müssen. Wo dieses aber abgestimmt hat, da läßt man sich schwerlich vom Kritiker eine andere Meinung octroyiren, da läßt man sich nicht durch die Phrasen eines Andern belehren, da ist selbst die feinste, wohldurchdachte Analyse, sei sie auch mit noch so schönen Worten ausgeschmückt, umsonst.

Wenn es so um das Schicksal der Kritik steht, was für eine Lehre ließe sich denn wol aus dieser Betrachtung für den Kritiker ziehen? Schon der Verfasser jenes oben erwähnten Aufsatzes erinnert mit Recht daran, daß die Kritiker sich mehr nach Art der englischen an das Sachliche halten sollten. Auch hierin stimme ich vollkommen mit ihm überein, und wünsche nur der Anempfehlung etwas mehr Nachdruck zu geben, indem ich auf ein Beispiel zur Erläuterung hinweise. Ich habe nämlich, während ich diese Zeilen schreibe, Macaulay vor Augen. Es ist dieser große Schriftsteller den Deutschen noch immer mehr als Historiker denn als Kritiker bekannt, und doch gehören gerade seine Leistungen auf dem letztern Gebiete zu dem Glänzendsten, was nicht nur die englische sondern irgend eine Literatur aufzuweisen hat. Während aber seine „Geschichte von England" sofort nach ihrem Erscheinen in Deutschland zu Tausenden verbreitet und sogar drei oder vier mal übersetzt worden, befinden sich seine „Essays", denn von diesen rede ich hier, gewiß nur in den Händen der Minderzahl, der „happy few" möchte ich sie mit dem Vicar nennen, obschon das allgemeine Interesse, welches sie unstreitig haben, das Gegentheil vermuthen lassen sollte. Bekanntlich erschienen diese „Essays" ursprünglich in der „Edinburgh review", und sollten, wenigstens dem Scheine nach (denn die Titel der besprochenen Werke bildeten die Ueberschrift) Recensionen oder Kritiken sein. In der Hand Macaulay's aber (und überhaupt ist dies der Charakter fast aller Recensionen in den englischen größern Reviews) wurden sie Abhandlungen. Der Kritiker stand hier nämlich entweder auf gleicher Höhe mit dem Verfasser der zu besprechenden Werke, oder wol oft noch über ihm; in jedem Falle aber hatte er den Gegenstand vollständig bemeistert und war mit der Sache innigst vertraut. Daher die Meisterschaft seiner Kritiken, die als vollgültiges Muster hingestellt zu werden verdienen. Wir haben zwar auch, und der Verfasser jenes Aufsatzes in diesen Blättern hat nicht unterlassen sie zu erwähnen, unsern Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller, Börne und einige andere ihnen ähnliche Kritiker, aber mit nur wenigen Ausnahmen muß man, mit Hinblick auf die gewöhnlichen Leistungen unserer heutigen Kritik, mit Bedauern sagen, wir haben sie gehabt. Entweder man hebt in den Himmel, oder man zieht in den Staub. Bei solchen Extremen wird der Leser bald die Parteilichkeit, sei es nun für die Person des Autors oder für seine Ansichten, herausfühlen, und natürlich verliert die Kritik dann fast allen Werth. Außer diesem Uebel der Parteilichkeit ist die heutige Kritik aber noch mit einem andern behaftet, dem einigermaßen zu steuern es wahrlich noththat. Zu reichlich gespendetes Lob widert uns an und droht, nach einem Gesetze oder vielmehr einem Fehler der mensch-

---

*) Diese Worte hat der Herausgeber d. Bl. nicht geglaubt unterdrücken zu sollen, da das Lob mehr sachlicher Art ist und der beabsichtigten Wirkung seines Artikels „Die Kritik und die producirenden Talente" zu Hülfe kommt. Für die nun im Manuscript weiter folgenden Zeilen ist der Verfasser dem Einsender obigen Aufsatzes persönlich dankbar, er hat sich aber aus naheliegenden Gründen versagen müssen, sie in d. Bl. zum Abdruck zu bringen.

lichen Natur, uns gerade gegen Denjenigen einzunehmen, dem zu huldigen wir aufgefodert werden; hingegen bewirkt verunglimpfender Tadel leicht das Gegentheil, selbst die verdiente Herbe erzeugt zuweilen eine Stimmung zu Gunsten des Getadelten, der edlere Theil in uns wird angeregt, und der Stein, den der Kritiker auf den Autor geworfen, wälzt sich auf ihn selbst zurück. Es war besonders dieser letztere Punkt, der mich veranlaßte, diese Betrachtungen niederzuschreiben und sie den Kritikern zur Erwägung anheimzustellen, und ich kann nicht schließen, ohne ihnen dringendst dasjenige Motto anzuempfehlen, welches eben die „Edinburgh review" nach langem Suchen, wie uns die Geschichte der Entstehung derselben berichtet, sich gewählt, und welches jeder Kritiker zu seinem eigenen Nutz und Frommen treu im Gedächtniß bewahren sollte. Es ist dem Publius Syrus entnommen und lautet: „Judex damnatur, cum nocens absolvitur."

David Asher.

Notizen.

Napoleon und Cathcart über den militärischen Geist der Völker.

Es ist noch nicht lange her, wo alles Napoleonische in England sehr unbeliebt war. Die Zeiten haben sich geändert; die Nationaltraditionen und Reminiscenzen von Waterloo sind in den Hintergrund getreten; man ist auf dem besten Wege, den ehemals so hochgefeierten Wellington über Napoleon zu vergessen und in diesem einen Nationalheros zu verehren. Da hat ein Ungenannter, der sich auf dem Titel den Verfasser von „Blondelle" nennt, in London eine Schrift herausgegeben, die den Titel führt: „The island empire; or the scenes of the first exile of the Emperor Napoleon I. Together with a narrative of his residence on the island of Elba, taken from the local information, the papers of the British resident and other authentic sources." Es werden darin viele Aeußerungen angeführt, welche Napoleon gethan hat oder gethan haben soll, und die das „Athenaeum" kurzweg für Prophetien erklärt, mit dem Beifügen, daß Napoleon, wenn ihn die Leidenschaften nicht blind machten, immer wie ein Orakel gesprochen habe und der fernsichtigste Mann seines Zeitalters gewesen sei. Hier nur Einiges: Napoleon rühmte die Italiener, indem er sie mit den Deutschen verglich und behauptete, er wolle sich verpflichten, stets mit 20,000 Italienern 30,000 Deutsche zu schlagen. Die Deutschen seien einfältig, träge und hätten kein Gefühl des Stolzes; die Italiener, lebhaft und stolz, seien jetzt auch kriegerisch geworden. Wenn wir nun daran zurückdenken, daß das ganze vereinte Italien, an ein so wohldisciplinirtes Heer wie das sardinische sich anlehnend, des unter den ungünstigsten Umständen kämpfenden östreichischen Heeres nicht Herr werden konnte, sondern von diesem aufs Haupt geschlagen wurde, so wissen wir nicht, wie man noch jetzt den Muth haben kann, den Worten Napoleon's eine besondere prophetische Tragweite beizulegen. Von den Franzosen sagte er auf Elba: das Hauptgefühl der Franzosen sei Stolz und Ruhm, und es sei ihnen unmöglich, bei dem Hinblick auf die vielen ihnen auferlegten Opfer ruhig zu bleiben. Sie seien durch die Uebermacht erdrückt, aber nicht gedemüthigt worden und sie hätten nicht in dem Grade, wie man wol glaube, gelitten, da ein großer Theil des Verlusts auf die italienischen, deutschen und andern Hülfsvölker gefallen sei. Man erkennt hieraus, wie sehr diese als bloßes Kanonenfutter gebraucht wurden. Die Deutschen verachtete Napoleon, wie man sieht, gründlich, obschon er unter ihnen zumeist wol die Oestreicher verstand, im Gegensatz zu den Italienern, zu denen er sich vermöge seiner Abstammung im Grunde seines Herzens immer noch mehr hingezogen fühlte als zu den Franzosen. Sprach er doch gelegentlich auf Elba von dem Plane, Italien als selbständiges Königreich unabhängig von Frankreich hinzustellen, und sein Sohn hieß schon in der Wiege „König von Rom". Da wir oben Napoleon's Aeußerungen über die Oestreicher citirten, so mögen hier noch einige Aeußerungen des jüngst bei Inkerman gebliebenen Generals Cathcart erwähnt sein, die in seinen „Commentaries on the war in Russia and Germany in 1813 and 1814" enthalten sind. Er meint, die eigentlichen Oestreicher seien vortrefflich disciplinirt und auch tapfer, aber der Infanterie dieser Nation scheine es im Vergleich mit den Franzosen und Preußen an Energie zu fehlen. Die Böhmen schienen etwas gesünder und stärker zu sein, wichen jedoch in ihrem Charakter nicht sehr von ihren östreichischen Waffenbrüdern ab. Dies scheint uns gänzlich falsch; die Tiroler, die Steiermärker und selbst die Niederöstreicher gehören wol zu den gesündesten und stärksten Volksstämmen, und wenn es ihnen früher an Energie fehlte, so mag dies wol an ganz andern Verhältnissen gelegen haben. Die gesunde Gesichtsfarbe der östreichischen Gebirgsvölker findet man bei den Böhmen lange nicht in dem Grade, wie Jeder weiß, der Regimenter aus beiden Nationalitäten zu sehen und zu vergleichen Gelegenheit hatte. Vielleicht hat Cathcart beide verwechselt, was bei dem Völkergemisch Oestreichs einem Ausländer wol geschehen kann. Interessant ist unter gegenwärtigen Umständen das Urtheil Cathcart's über die Russen, gegen die er, was er wol zur Zeit der Abfassung seines Buchs nicht ahnte, den Tod finden sollte. Cathcart meinte, die Russen seien weniger erregbar als die Franzosen, gleichwol würden sie beim Angriff an Tapferkeit und Ausdauer von den Truppen keiner andern europäischen Nation übertroffen, wobei sie den Vortheil hätten, daß sie des Schreckens unfähig schienen, und obgleich geworfen und geschlagen, niemals dahin gebracht werden könnten, in Verwirrung vom Schlachtfeld zu fliehen.

Australische Journalistik.

Man liest in englischen Blättern, daß die Eigenthümer des „Sydney Morning Herald", „Sydney Empire" und „Melbourne Argus" und anderer australischen Zeitungen sich veranlaßt gesehen haben, den Abonnementspreis auf das Doppelte zu erhöhen, weil bei der nöthig gewordenen Vergrößerung dieser Zeitungen sich auch die Productionskosten beträchtlich steigerten und die Ansprüche immer größer würden. Wir haben eine Nummer des in Sydney erscheinenden „Empire" vor uns. Es ist ein Blatt von so stattlichem Format und solchem Umfange, daß selbst die größten in Deutschland dagegen nur klein erscheinen. Schon in diesem kolossalen Zeitungsformat und der zu einer solchen Zeitung täglich nöthigen Papiermasse spricht sich der großartige politische und handelspolitische Charakter der Briten aus. Und doch vertritt der „Empire" zunächst nur die Bedürfnisse einer weitentlegenen Colonie, die freilich berufen sein dürfte, einst der Kern eines großen Reichs zu sein; denn jedenfalls steht der indo-australischen Inselwelt dereinst eine glänzende Zukunft bevor. Der „Empire" bringt wie alle großen englischen Zeitungen zuvörderst Leitartikel, und zwar deren drei bis vier an Zahl, welche zum größten Theil innere Angelegenheiten und Fragen der Colonie betreffen, sodann Correspondenzen aus der Nähe und Ferne, aus Kiama, Bendigo, Bathurst, Tahiti u. s. w., dann Mittheilungen aus dem Mutterland, meist Auszüge aus englischen Journalen, politischen und handelspolitischen, aber auch literarischen Inhalts (z. B. in der vor uns liegenden Nummer über den Dichter Robert Montgomery), und in reicher Fülle Polizeiberichte und Berichte aus den Hallen der australischen Gerichtshöfe. Daß es in Sydney nicht an Stoff hieran fehlt, läßt sich denken. Wir finden an einem Tage folgende Ueberschriften: „Drunkards list" (11 Personen), „A juvenile offender" „Street-robbery", „Indecency" (ein Mann, Namens Archibald Henry Austin, ließ sich nämlich in den Straßen der Stadt in fast völlig nacktem Zustande sehen und wurde dafür zu 14 Tagen Einsperrung verurtheilt), „Assaults", „Ill-using a horse", „Polygamy" u. s. w.; am nächstfolgenden Tage: „Murder", „Drunk and disorderly", „Violent assault", „Street-robbery" u. s. w. Besonders häufig sind in Australien Rinder- und

Pferdediebstähle. Unter den sehr zahlreichen Inseraten befinden sich mehre längere, in welchen Mitglieder der Mormonengemeinde die Moralität dieser Sekte wider die gegen sie erhobenen Anklagen in Schutz nehmen, den blühenden Zustand der Salt-Lake-City mit verführerischen Worten schildern und sich über den „Sydney Morning Herald" beschweren, welcher den Beschuldigungen ihrer Gegner, aber nicht den mormonischen Erwiderungen Eingang gestattete. Wie wenig der Engländer ohne Zeitungen leben kann, die sein nächstes tägliches Bedürfniß befriedigen, dafür zeugt der Umstand, daß selbst in den Diggings zwei Zeitungen erscheinen, die „Ballarat Times" und das „Mount Alexander Mail". Der in Melbourne erscheinende „Argus", der, wie oben bemerkt, ebenfalls den Abonnementspreis verdoppelt hat, läßt das Publicum bei dieser Gelegenheit einen Blick in seine Ausgabebücher thun und behauptet, daß seine laufenden Ausgaben täglich 300 Pf. St. betrügen. Für Setzerlohn seien 27,000, für Bedienung und Abnutzung der Maschinen 12,000, für die Zeitungexpedition 5000, für die verschiedenen Honorare 10,000 und für das zum Druck nöthige Papier 30,000 Pf. St. im Jahresbudget angesetzt.

Ein Brite über die münchener Kunst.

Das „Athenaeum" enthielt vor einiger Zeit aus der Feder eines reisenden englischen Kunstbeflissenen unter der Ueberschrift „Modern buildings and monuments in Munich" einen Artikel, worin über die modernen Bauwerke in München sehr misgünstige Urtheile gefällt werden. Der Brite bespricht namentlich diejenigen Bau- und Kunstwerke, welche er bei einem frühern Aufenthalt im Entstehen und bei einem Besuche Münchens im vergangenen Jahre vollendet sah. Er bedauert den großen Aufwand an Intelligenz, Kunstgeschicklichkeit und Handarbeit, weil doch „so wenig, so sehr wenig" dabei herausgekommen sei, „was den Geist befriedige oder zum Herzen spreche" („which satisfies the mind or touches the heart"). Nichts kann ihn befriedigen, weder die Ziebland'sche Basilika als Ganzes, obschon er vieles Detail daran als sehr schön anerkennt, noch die Bibliothek, die er „flach" nennt, noch die „Ruhmeshalle", noch die kolossale „Bavaria" davor. Er findet diese Kolossalstatue, deren massige Größe allerdings mit der Größe und geschichtlichen Bedeutung Baierns in keinem ganz richtigen Verhältniß steht, mehr schwer als würdig in ihrer Form, mehr akademisch als national im Wurf ihrer Gewänder und mehr theatralisch als feierlich in ihrer Stellung. Er meint, die Bavaria habe eine gefährliche Nachbarschaft, gegen deren Concurrenz sie nicht bestehen könne, die der südbairischen Alpen. Ihm wie etwa noch 50 oder 60 Beschauern sei es so gegangen, daß sie über die prächtige blaue Gebirgskette dieses „schwerfällige ausdruckslose" Erzbild vergessen hätten, daß Aller Augen der Bavaria treulos geworden seien, um sich dem Anblick des erhabenen Gebirgspanoramas zuzuwenden. Am ungünstigsten lautet sein Urtheil über die neue Pinakothek, namentlich aber über die daran angebrachten Fresken, die er jedoch nicht sowol vom moralischen Standpunkt, wie Schnorr, sondern einzig und allein vom künstlerischen Standpunkt bekämpft. „Längs der Fronte", sagt der Brite, „sind sieben ungeheure Fresken angebracht, in denen die Entwickelung der bairischen Kunst dargestellt ist. Sie sind gezeichnet in jenem halb historischen halb allegorischen Stil, in welchem sich die deutschen Maler verrannt haben, ein Stil, worin es so leicht ist etwas zu leisten, der aber dem Laien das Verständniß so ungemein erschwert. Die Bilder selbst sind ohne Wirkung und erinnern in sonderbarer Weise an die Malereien, welche an den Außenseiten der Breterbuden auf Jahrmärkten angebracht zu sein pflegen, aber ohne die von letztern gewährte tröstliche Aussicht, daß, wenn der Davorstehende es müde ist, den Pegasus und den an der Pforte des Tempels Stellung nehmenden Herold länger anzustarren, der Vorhang aufgehen und etwas wie ein wirkliches Mysterium und ein wirklich Erholung bietendes Schauspiel sich vor ihm aufthun wird. . . . Die Wirkung einer solchen langen Reihe von Gestalten längs einer weißen Wand, mit Fenstern dazwischen und Liebesgöttern und Kränzen darüber, muß, von welchem nähern oder fernern Standpunkt man sie auch in Augenschein nimmt, mehr arkadisch als künstlerisch, mehr grotesk als grandios sein." Derselbe Brite, der sich mit C unterzeichnet, ergriff später die Flucht, zwar nicht vor diesen Fresken, aber vor der Cholera und nahm einen Aufenthalt in Lindau, über dessen landschaftliche Umgebungen er entzückte Briefe an das „Athenaeum" schreibt.

H. M.

Bibliographie.

Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von A. Heinrich. 19ter Jahrgang. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Byron, Lord, Kain. Ein Mysterium. Mazeppa. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Carlyle's, T., ausgewählte Schriften. Deutsch von A. Kretzschmar. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Der Versailler Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Deutsche Original-Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diez, Katharina, Joseph. Gedicht nach dem Alten Testamente. Mit 1 Titelbilde. Berlin, Decker. Gr. 16. 1 Thlr.

Heffner, L., Die Juden in Franken. Ein unpartheiischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte Frankens. Mit 20 Urkunden-Beilagen. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 8. 10 Ngr.

Palleske, E., Achilles. Drama. Göttingen, Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Röder, K. D. A., Grundgedanken und Bedeutung des römischen und germanischen Rechts. Zur Vermittlung der historischen und filosofischen Rechtsansicht und zur Empfehlung rechtsvergleichender Vorträge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 20 Ngr.

Sämmtliche Romane der Verfasserin von Godwie-Castle (Henriette Paalzow). 1ste Lieferung. Breslau, Max u. Comp. Gr. 16. 5 Ngr.

Stern, A., Poetische Erzählungen. Leipzig, Matthes. 16. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Denzinger, H., Die Lehre von der Unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria. Dargestellt für gebildete Katholiken. Mit einem Liederkranz zu Ehren der Unbefleckten Empfängniß. Würzburg, Stahel. 8. 6 Ngr.

Dorner, J. A., Abwehr ungerechter Angriffe des Hrn. Professor Dr. Hengstenberg gegen zwei Mitglieder der theologischen Facultät der Georgia Augusta. Göttingen, Dieterich. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Heffter, E. W., Der Christ und sein König. Schulrede, gehalten in Berlin am 15. Oktbr. 1854. Berlin, W. Schultze. 1854. 16. 4 Ngr.

Die Isolirung. Berlin, Herbig. Br. gr. 8. 5 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Was darf ein christliches Volk von seiner Landesversammlung erwarten? Predigt vor der feierlichen Eröffnung des Landtages am 5. Jan. 1855 zu Dresden gehalten. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rangabé, A., Rizo, Ausgrabung beim Tempel der Hera unweit Argos. Ein Brief an Prof. Ross in Halle. Mit einem Plane des Heraeon. Halle, C. E. M. Pfeffer. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate October, November und December enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19—22 d. Bl. f. 1854; Nr. II. die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 32 und 33; Nr. III. die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend, in Nr. 45—47 und 49.)

91. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Geh. **Premier cours.** 7me édition. 8 Ngr.

Der zweite Cursus, (1854) bereits in vierter Auflage erschienen, kostet 10 Ngr.; der dritte Cursus (1852) 8 Ngr.

Zu dem ersten und zweiten Cursus erschien:

Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande. Traduction des thèmes français. Premier et second cours. In-8. 1854. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

A new, practical and easy method of learning the German language. 8vo. First course. 6th edition. 1854. 10 Ngr. — Second course. 5th edition. 1854. 12 Ngr. — Third course. 1854. 10 Ngr.

Zu dem ersten und zweiten Cursus erschien:

A key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Second edition. 8vo. 1853. 5 Ngr.

92. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Sechster Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden.** **Morgen-Wachen.**

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

93. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Fünfter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis vierte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

94. **Burow (Julie), Bilder aus dem Leben.** 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin, durch mehre Romane und Erzählungen rasch zu bedeutendem Rufe gelangt, bietet in diesem Werke dem deutschen Publicum vier Novellen: „Ein Pfarrhaus in Rathangen. Novelle aus der jüngsten Vergangenheit" (bekanntlich von dem „Illustrirten Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd" unter allen ihm eingesandten Novellen für die beste erklärt und mit dem ersten Preise gekrönt); ferner: „Ein Grab an der Kirchhofsmauer. Eine Jugenderinnerung"; „Im Walde. Novelle"; „Der Weg in den Himmel. Novelle." Das Bändchen verdient als unterhaltende und anregende Lectüre die allgemeinste Beachtung, besonders der Frauenwelt.

95. **Carriere (Moriz), Das Wesen und die Formen der Poesie.** Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der als philosophischer und besonders ästhetischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser versucht in diesem Werke, aus der Blüte der deutschen Poesie die wissenschaftlichen Resultate zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen und so Das, was Gervinus, Ottfried Müller, Jakob und Wilhelm Grimm u. A. erbeutet haben, für die **Poetik** fruchtbar zu machen. Zur Erläuterung sind einige literarische Charakteristiken beigefügt und die drei Beilagen berühren das Epos, die Lyrik (Goethe) und das Drama (Schiller), sodaß sich Alles zu einem planvollen Ganzen abrundet. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Carriere's vor andern ähnlichen Werken besteht noch darin, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu halten sucht, daß die wissenschaftliche Gediegenheit zugleich in gefälliger Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk dem größern Publicum noch willkommener machen wird.

96. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundsiebentes bis hundertundfunfzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Der Reichthum des Materials, das sich in allen Kreisen des Lebens und der Wissenschaft seit dem Erscheinen der vorigen neunten Auflage des **Conversations-Lexikon** aufgehäuft, hat es der Redaction der **zehnten Auflage** unmöglich gemacht, dasselbe in den ursprünglich gezogenen Grenzen zu bewältigen. Die Verlagshandlung sieht sich dadurch genöthigt, eine nicht unbedeutende Anzahl von Bogen mehr zu geben, wird dieses Mehr aber allen bisherigen Abnehmern des Werks **gratis** liefern, da sie beim Beginn desselben garantirt hat, daß der Preis des ganzen Werks 20 Thlr. nicht übersteigen werde. Ebenso wird sie ein **Universal-Register**, das sie zwar nicht versprochen hat, zur Vollständigkeit des Werks aber für nöthig hält, **gratis** zugeben.

Der funfzehnte Band erscheint in **zwei Abtheilungen**, damit er durch die mehr zu gebenden Bogen für den Gebrauch nicht unbequem

wird. Dagegen werden die Hefte 113—120 (um die garantirte Anzahl 120 festzuhalten) in entsprechender Weise um mehrere Bogen stärker gemacht werden.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

97. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Einundzwanzigstes bis vierundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

98. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertunddreizehntes bis hundertundfunfzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Noch etwa **drei Bände** werden erforderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen und bis Ende 1855 in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

99. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **M. H. E. Meier.** Achtundfunfzigster und neunundfunfzigster Theil. (Genf—Georg III. König von England.)

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

100. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss,** praktischen Aerzten in Leipzig. Zweiter Band. Zweite und dritte Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte,** der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werk ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Der dritte Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Das bisher Erschienene (Band 1 und 2, Abbinden—Muskeln) ist nebst ausführlichen Prospecten in allen Buchhandlungen zu erhalten.

101. **Giseke (R.), Johannes Rathenow.** Ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. 1853. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten **zweiten Auflage** verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. 1853. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der neueste Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erweckt hat.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. **Zweite** durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen", zuerst bei F. Schlodtmann in Bremen erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden **zweiten Auflage,** in beliebtem Miniaturformat, gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 15. Februar 1855.

Max Waldau und sein Schwanengesang.

Wir beabsichtigen nicht, in Folgendem eine eigentliche Charakteristik Max Waldau's (Spiller von Hauenschild), den der unerbittliche Tod zu früh für die deutsche Poesie wie für seine eigene Vollendung uns entrissen hat, zu liefern, noch eine erschöpfende Biographie des Verstorbenen zu schreiben. Zu diesem Zweck wäre es erforderlich, seine Schriften einem gründlichern Studium zu unterwerfen, als die kurze seit seinem Ableben verflossene Zeit gestattete. Aber der Eindruck seines Dahinscheidens ist noch frisch und diesem Eindruck glaubten wir entgegenkommen und, an seine letzte erst jüngst erschienene Dichtung anknüpfend, dem Dahingegangenen einige Worte der Erinnerung widmen zu sollen, zumal da er in d. Bl. seit Jahren eine Reihe von Aufsätzen niedergelegt hat, die ihm neben seiner Ehrenstellung als Dichter auch als Vertreter einer principiellen, genetischen Kritik einen nicht unbedeutenden Platz anweisen und sichern. Ja, wenn man von einer Schwanenkritik sprechen könnte, wie man von einem Schwanengesange spricht, so könnten wir sagen, er habe sein kritisches Schwanenlied in d. Bl. gesungen. Sein Artikel in Nr. 40 d. Bl. f. 1854: „Neuere epische Dichtung und Rudolf Gottschall", war, soviel wir wissen, seine letzte bei seinen Lebzeiten veröffentlichte kritische Arbeit.

Wenn es nun, wie oben bemerkt, nicht im Plane dieses Aufsatzes liegt, eine erschöpfende und umfassende Charakteristik und Biographie des uns Entrissenen zu schreiben, so freut es uns, wenigstens in Stand gesetzt zu sein, aus uns vorliegenden Briefschaften und handschriftlichen Papieren seinem künftigen Biographen mit einigen charakteristischen Beiträgen zu Hülfe zu kommen. Der Verstorbene stand mit der Verlagshandlung d. Bl. in längerm literargeschäftlichem Verkehr, und wenn im Allgemeinen Geschäftsbriefe zwischen Verleger und Autor nicht gerade diejenigen sind, welche vorzugsweise Material, wir meinen öffentlich benutzbares Material, zur Kenntniß eines Autors liefern, so gibt es doch auch Ausnahmen, zu denen die Max Waldau'sche Correspondenz entschieden gehört. Max Waldau schrieb gern lange und gründliche Briefe; er war ebenso gewissenhaft gegen sich als Andere; er war zu voll, zu warm in seinem Innern, als daß er sich in Geschäftsbriefen mit dem Nothwendigen hätte begnügen können; ein rein geschäftsmäßiger Stil lag ihm gänzlich fern; der Autor, der Dichter, der Mensch führte seine Feder; er motivirte, er drückte menschliche Empfindungen aus, er schweifte auf literarische Fragen ab, ja er lieferte, wenn ihm das Herz voll war, förmliche Charakteristiken von Autoren, die er liebte, die ihm befreundet waren.

Wir haben gesagt, daß wir keine Biographie des Verstorbenen liefern wollten, und doch ist das Erste, was wir aus seinen uns vorliegenden Papieren mittheilen, eine biographische Notiz über sich selbst, die er auf Ersuchen der Verlagshandlung zur Benutzung für die zehnte Auflage des „Conversations-Lexikon" einsandte. Zwar knapp und gedrängt, war sie doch selbst in dieser Kürze so individuell gefärbt, daß sie, wie dies freilich bei solchen von den Autoren selbst ausgegangenen biographischen Notizen wol immer der Fall ist, nur als thatsächliche Grundlage bei der Anfertigung des ihn betreffenden Artikels im „Conversations-Lexikon" benutzt, aber nicht vollständig mitgetheilt werden konnte. Allein die kleinen individuellen Züge darin sind so charakteristisch, daß wir uns nicht versagen können, sie hier vollständig zur Oeffentlichkeit zu bringen. Sie lautet:

Ich heiße Richard Georg Spiller von Hauenschild und bin am 24. März 1822 zu Breslau geboren.*) Mein Vater wie mein Großvater waren Militärs und ich selbst sollte meine Erziehung im Cadettenhause erhalten. Inzwischen starb mein Vater noch vor Ausführung dieses Plans, und meine Mutter, eine überaus gemüth- und phantasiereiche, lebhafte Frau, konnte sich nicht dazu entschließen, sich von mir zu trennen. Sie zog

*) Dies war ein eigenthümlicher Irrthum, in welchem der Verstorbene lebte. Der Todesanzeige seiner Hinterbliebenen zufolge war Max Waldau, wie man uns aus Breslau schreibt, erst 1825 geboren, mithin noch nicht volle 30 Jahre alt, als er starb.

mit mir und meinen beiden Schwestern nach Katscher, einem sehr kleinen schlesischen Landstädtchen, in dem ihr Schwiegervater, mein Großvater, ansässig war. Unsere Verhältnisse waren sehr mäßig; einer der Ortsgeistlichen versah die Stelle eines ersten Lehrers bei mir, und als dieser zum Pfarrer eines nahegelegenen Dorfs vocirt wurde, zog ich mit ihm. Ich lernte in den drei Jahren, die ich in Dirschel zubrachte, so viel, daß ich nach der Quarta kam, nebenbei aber auch eine unglaubliche Masse theologischer Specialitäten, Dogmatik und Patristik dergestalt auswendig, daß ich noch heute ins Fabelhafte Citate aus jenen Feldern schleudern kann. Inzwischen hob sich unsere Lage. Infolge einer Erbauseinandersetzung erwarb meine Mutter mit einer unverheiratheten Schwester, die mir stets eine zweite Mutter war, die bis dahin vier Geschwistern gehörigen Güter zu alleinigem Eigenthume, und bedeutende Verbesserungen, die alsbald erstrebt wurden, mehrten die Einkünfte und machten mir die Aussicht in die Zukunft freier. Geschichte war mein Lieblingsstudium auf der Schule; ich betrieb es so eifrig, daß viel Anderes vernachlässigt wurde. Latein lernte ich erst, als ich den Tacitus lesen wollte; bis dahin schleppte ich mich eben nur von Classe zu Classe durch; Griechisch trieb ich nur Thucydides zu lieb, denn der Homer wurde uns ungenießbar gemacht. So galt ich im Allgemeinen gerade meiner Anlagen wegen für nichts weniger als einen Musterschüler, und erst im letzten Jahre meiner Gymnasialzeit besiegte ich den noch dazu durch ein gewisses hochfahrendes Wesen gereizten Widerwillen der meisten meiner Lehrer so weit, daß einer derselben, ein sehr alter Mann, auf das lebhafteste für mich eintrat, als ein anderer mir die Freude über das glänzend bestandene Abiturientenexamen durch eine Recapitulation alter Sünden vergällen wollte. Ich war inzwischen auf drei Gymnasien gewesen, wurde nicht gerade fortgejagt, aber als eine Art Lucifer überall mit Vergnügen entlassen. Ich bezog die Universität Breslau, um Jurisprudenz und Kameralwissenschaften zu studiren; nebenbei trieb ich neue Sprachen, da ich eine diplomatische Carriere einzuschlagen gedachte. Indeß that ich in Breslau nicht viel und mochte bald mit Pandekten und Institutionen nichts zu thun haben. Dagegen las ich viel und namentlich philosophische und historische Schriften; außerdem machte ich viele Verse, von denen leider später mehr als genug gedruckt worden. Erst in Heidelberg begann ich ein geregeltes Studium, das für die positive Kenntniß der Geschichte der Philosophie durch ein Privatissimum (täglich zwei Stunden) bei Reichlin-Meldegg und für die Alten durch ein Privatissimum bei Bähr unterstützt wurde. Ich arbeitete so unausgesetzt und angestrengt, daß ich mitunter plötzlich umsank und stundenlang besinnungslos war. Anzeichen eines Herzübels und später anhaltende Schlaflosigkeit waren die Folgen der Spannung, aber ich hatte das Rigorosum nun doch auch summa cum laude gemacht, und die Idee, mich als Docent der Kunstgeschichte in Heidelberg zu habilitiren, nachdem ich erst in Italien meine Studien in dieser Richtung fortgesetzt, hob mich im Augenblicke über das physische Leiden hinweg. Ich hatte den wissenschaftlichen Hang in mir zum Fanatismus geschürt. Familienverhältnisse machten indeß diesen Plan unausführbar. Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien und Italien stärkten und erfrischten mich, aber der nochmals aufgegriffene Gedanke, in Breslau neuerdings juristische Studien zu treiben und eine diplomatische Laufbahn anzustreben, erwies sich bald und diesmal zum Theil aus politischen Antipathien haltlos. Nachdem ich einige Zeit in der Heimat verbracht, bezog ich die neuerrichtete landwirthschaftliche Akademie zu Proskau, wo ich in freundschaftlichem Verkehre mit dem Director der Anstalt, Geheimrath Heinrich, und seinem Schwiegersohne Dr. Krocker ein Jahr zubrachte und das Material für „Nach der Natur" aus meinen Diarien zusammenstellte. Der Märzsturm und der gleichzeitige Tod meines Großvaters rief mich in das Haus meiner Mutter zurück und seitdem lebe ich mit geringen Unterbrechungen fast einsiedlerisch auf einem Familiengute Tscheidt nächst Bauerwitz in Oberschlesien. Erschienen sind von mir „Ein Elfenmärchen" (Heidelberg, J. Groos, 1846), gänzlich unbedeutende Spielerei mit politischen Reflexen; „Blätter im Winde", Gedichte, die von der Kritik gelobt wurden, die aber dies Lob nur sehr bedingt und stellenweise verdienen. Ich selbst nannte das Buch eine Musterkarte von Geschmacklosigkeiten. „Sirvente von Peyre Cardinal", Wiederdichtung nach dem Provenzalischen (mein bestes Gedicht); „Canzonen"; „O diese Zeit", politische Canzone; „Cordula", graubündtner Sage; Uebersetzung von Silvio Pellico's „Francesca da Rimini"; „Nach der Natur", lebende Bilder aus der Zeit (3 Theile, zweite Auflage, 1851); „Aus der Junkerwelt" (2 Theile, 1852). Alle diese Sachen mit Ausschluß des nicht mehr im Buchhandel existirenden kleinen „Elfenmärchen" sind unter dem Pseudonym Max Waldau erschienen und zwar im Verlage oder Besitze von Hoffmann und Campe in Hamburg. Campe wollte durchaus meinen Namen auf die erste Ausgabe von „Nach der Natur" und basirte auf den Mangel eines Namens allerhand Einwendungen. Ich schrieb ihm damals: „Lassen Sie es nur ohne Namen laufen, der Verfasser von «Nach der Natur» wird dafür sogar ein guter Name sein!" Ich habe zum Glücke Recht behalten, sonst schriebe ich Ihnen ja nicht jetzt diese Zeilen auf. Außer diesen selbständigen Arbeiten nahm ich theil an verschiedenen politischen Zeitungen, namentlich der „Neuen Oderzeitung", ferner durch belletristische Aufsätze, Novellen und kritische Arbeiten am „Deutschen Museum", den „Blättern für literarische Unterhaltung" und den „Hamburger Jahreszeiten". Seit Jahren beschäftige ich mich fast ausschließlich mit einer „Geschichte des Troubadourzeitalters" nach den Quellen, ein Werk, für welches mir der bereits vielfach angezeigte historische Roman „Aimery der Jongleur", welcher eben jetzt bei Hoffmann und Campe in fünf Bänden erscheint, auch in den Kreisen Leser werben soll, die sonst nicht nach strengwissenschaftlicher Lectüre greifen. Der Roman stellt die culturhistorischen Elemente jenes Zeitalters plastisch dar.*)

Das Beste, was mir meine literarischen Bestrebungen eingetragen haben, ist die Neigung und das Vertrauen einer großen Zahl viel älterer und bedeutender Autoren. Durch meine Hände gehen oft die Fäden von Verhandlungen zwischen Autor und Buchhändler; nicht blos mein Freund Campe, sondern viele Andere wenden sich mit Vertrauen an mich, und Autor und Verleger sind durch meinen Rath noch nie zu Schaden gekommen. Geholfen habe ich Vielen, geschadet Keinem! Und darauf bin ich stolz. Mein Wahlspruch ist Goethe's: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!" — Und nun nehmen Sie davon, was Sie brauchen können!

Er überschickte diese biographischen Notizen mit einem vom 25. September 1852 datirten Briefe, an dessen Schluß es heißt: „Endlich füge ich auch die gewünschten Notizen über mein Leben bei. Mein Leben ist sehr reich gewesen, so jung ich auch bin; schade nur, daß von alle Dem sich nichts erzählen läßt." Seine mit der Brockhaus'schen Verlagshandlung gewechselten Geschäftsbriefe, die freilich nur in beschränktem Sinne diesen Namen verdienen, gehören den Jahren 1852—54 an. Der erste der uns vorliegenden Briefe ist vom 2. Mai 1852, der letzte vom 17. November 1854; sämmtlich sind sie aus seinem Wohnsitze Tscheidt datirt. Die interessantesten Mitthei-

*) Diese vom Verfasser selbst damals gegebene Notiz, daß jener Roman „eben jetzt" erscheine, veranlaßte (und entschuldigt wol eben auch) die irrthümliche Angabe in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon", daß dieser Roman bereits erschienen sei, ein Irrthum, der unter Anderm auch kürzlich in einen Artikel der „Grenzboten" überging. Der Roman ist auch jetzt noch nicht erschienen, soll aber, wie wir hören, nunmehr veröffentlicht werden.

lungen enthält ein als Privatbrief bezeichnetes Schreiben vom 24. Januar 1854, worin der Verstorbene sich für die in gewissen zugesagten Arbeiten eingetretene Verzögerung entschuldigt. Er schreibt der Verlagshandlung:

Als meine Frau Ihnen mein Gesunden meldete, begann die Krankheit erst recht. Erst Anfang September schaffte eine Operation mir das Uebel vom Halse, dessen Nachwehen ich jedoch heute noch spüre. Ebenso war ich so streng vom Schreibtische abgesperrt, daß ich thatsächlich erst seit Weihnacht wieder ganz meine eigenen dringendsten Geschäfte zu führen und die aufgelaufenen Briefe zu beantworten begonnen habe. Wie sollte es auch anders sein, nachdem ich über vier Monate von den wahnsinnigen Schmerzen einer Knochenentzündung und Knochenzersetzung am Kopfe gefoltert, unfähig geworden war, nur über die Stube zu gehen? Gottschall, der mich nur eine Stunde lang und nur von der Fahrt aufgeregt gesehen, als ich Mitte September nothgedrungen nach Breslau mußte, krähte zu früh, ich blieb noch lange denk- und arbeitsunfähig. Zum Ueberfluß starb am 15. December 1853 in Ratibor unser Arzt, Dr. Pelko, dessen Frau eine Schwester meiner Mutter ist, und ich sah mich als einziger Mann der Familie mit den ganzen Wirren und Mühen belastet, die ein bedeutender zu ordnender Nachlaß im Gefolge führt, wenn lauter minorenne Kinder vorhanden sind. Sie sehen, daß das Jahr 1853 für mich alle Schleußen gezogen hatte. Es wäre mir ein dauernder Schmerz, wenn zu dieser Reihe wahrer und schwerer Unglücksfälle, die mich selbst an den Rand des Grabes gebracht hatten und mir einen treuen, bewährten Freund geraubt haben, sich nun auch noch nachträglich eine entschiedene Trübung meines Verhältnisses zu Ihren literarischen Unternehmungen gesellen sollte.... Ich habe keinen Grund, 1854 für ein specifisches Glücksjahr zu halten, hoffe aber, wie die Menschen nun einmal hoffnungsvoll sind.

Zweierlei mag man aus der hier mitgetheilten Stelle erkennen, einmal, daß auch Max Waldau wie so viele höher Begabte fortdauernd mit körperlichen Leiden und Schicksalen mancherlei Art zu kämpfen hatte, was denn auch vielleicht so manches Trübe in seinen Dichtungen erklärt; sodann, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Umständlichkeit er zu Werke geht, wo es gilt, sich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Immer ist er besorgt, daß man ihn in Verdacht haben könnte, sich hinter irgend eine „der Literatenwelt anhängende und bei ihr herkömmliche Leichtfertigkeit" verschanzen zu wollen, wobei jedoch zur Entschuldigung dieser „Leichtfertigkeit" angeführt werden darf, daß die Schriftsteller immer nur mit dem eigenen Kopfe arbeiten und der Beihülfe eines Geschäftsbureaus entbehren müssen.

In demselben Schreiben macht Max Waldau das Verlagsanerbieten zu einer (jedoch nicht erschienenen und wahrscheinlich auch nicht fertig geschriebenen) Schrift in 25—30 Bogen: „Drei Briefe über Schrift und Kunst. Revue neuer und neuester Literatur." Auch hier ist er in der Motivirung sehr gründlich. Er schreibt:

Ein Vorbrief dazu, der etwa an Prutz zu adressiren wäre, bespräche die Gründe, welche die Kritik in unsern Tagen fast um allen Einfluß auf das Publicum wie auf die Autoren gebracht haben, und ich verhehle Ihnen im voraus nicht, daß es dabei nicht wenig auf das unter dem Namen einer Literaturgeschichte sich brüstende Pamphlet gegen die neueste Literatur abgesehen ist, das Julian Schmidt hinausgeschleudert hat.... Pikant würde das Buch überhaupt werden, obgleich ich nicht die Absicht habe, „jenen um gestohlener Kirschen zu schelten und sie selbst zu fressen".

Aus dem übrigen Theile des Briefs, soweit er dieses Verlagsanerbieten betrifft, fügen wir nur noch hinzu, daß der dritte Brief sich ausschließlich mit Richard Wagner beschäftigen und das Ganze nicht streng wissenschaftlich, sondern ausdrücklich wie ein Feuilleton für das große Publicum gehalten sein sollte, „ohne darüber den ersten und ernsten Zweck aus den Augen zu setzen".

In einigen Briefen an die Verlagshandlung geht Max Waldau förmlich auf die Erörterung literarischer Fragen und, wie schon weiter oben angedeutet, auf die Charakteristik ihm bedeutend erscheinender oder befreundeter Autoren ein. In dem schon erwähnten Schreiben vom 25. September 1852 spricht er sich über Gutzkow's „Ritter vom Geiste" aus auf Veranlassung eines Artikels, den er darüber für die „Neue Oderzeitung" zu schreiben beabsichtigte. Er erwähnt: die ersten beiden Bände hätten ihn kalt gelassen, und erst als mehre seiner Correspondenten sehr gegen das Buch geeifert, habe er es weiter und dann bis zu Ende gelesen. Er setzt dann seine Ansicht auseinander, daß die Deutschen unter dem Titel „Roman" immer nur ausgeführte, interpretirte und interpolirte Novellen geschaffen, daß sie überhaupt gar keinen Roman gehabt hätten, soviel sie auch von der Kunstform „gesalbadert"; daß aber die „Ritter vom Geiste" in allem Ernste ein „veritabler Roman" seien, und er fährt dann fort:

Einen Roman mit „großartigen" Verhältnissen haben die weisen Herren Ritter der Tradition und des angestammten Zopfes das Werk genannt. Dies Epitheton zeigt eben, daß ihnen das Wesen des Romans fremd ist, denn gerade die Großartigkeit, die möglichst lückenlose Darstellung einer Zeit durch alle Phasen und Sphären sind erst die Bedingungen des Romans. Es ist gar kein Roman möglich, ohne großartig zu sein. Ich will den Aufsatz für die „Oderzeitung" schreiben und mir nebenbei den Spaß machen, die heimlichen Gegner ein wenig zu schrauben. A tout prix verehre ich Gutzkow nicht, aber es liegt in meiner Natur ehrliche und freudige Anerkennung alles Bedeutenden. Ich freue mich, wenn etwas Gutes kommt, ich erwärme mich daran und trete dafür ein. Zum Glück stehe ich auch jeder cliquenhaften Verbindung so fern und so selbständig, daß selbst mein nächster Freund Stahr ohne Einfluß auf meine Anschauung bleibt.

In dieser Auslassung treten uns allerdings einige Ansichten entgegen, deren Haltbarkeit wir von unserm Standpunkt wenigstens bezweifeln müssen und die, wir glauben dies behaupten zu dürfen, dem Dichter selbst nicht wenig nachtheilig gewesen sind. Das ist erstens und vor allem seine Abneigung gegen alle Tradition, die ihm nur als „angestammter Zopf" erschien. Aber die Tradition, richtig verstanden, hat auch etwas Heiliges, Ehrwürdiges, Sicheres, Festes; es gibt keine Kunst, keine Poesie, keine Sitte, keine Geschichte ohne Tradition, es gibt im ganzen unendlichen Reiche alles Lebendigen nichts, was ohne Tradition wäre, was ohne seine Tradition nicht sofort seine Lebenskraft verlieren und in ein bedeutungsloses Nichts hinschwinden würde. Jeder Mensch hat seine Traditionen, und Niemand wird ungestraft mit ihnen brechen. Man tilge alle Traditionen im Weltall, und wir haben das Chaos. Die zweite bestreitbare An-

sicht ist seine Ansicht vom „Großartigen“, wie Max Waldau nämlich das Großartige verstand. Der Charakter des Großartigen knüpft sich aber nicht blos an die großen kosmischen, an die großen geschichtlichen und socialen Verhältnisse, sondern auch an den kleinsten in sich vollendeten Organismus innerhalb derselben, er drückt sich nicht blos in gewaltigen Leidenschaften, in massenhaften Verhältnissen, im geräuschvollen Ueber- und Durcheinandersturz aus, sondern auch im redlich errungenen Frieden des Herzens, in der Ruhe der auf feste Grundlage gestützten sittlichen Ordnung, in der Einfachheit eines harmonischen Daseins. Von seinem rigoristischen Standpunkt des „Großartigen“ sah Max Waldau weder den „Werther“, noch den „Wilhelm Meister“, noch die „Wahlverwandtschaften“ für Romane, sondern nur für „interpretirte und interpolirte Novellen“ an. Wie sehr diese Ansicht seiner eigenen Production schädlich gewesen, glauben wir bei der Betrachtung seiner „Nahab“ nachweisen zu können.

Anerkennenswerth ist aber immer das warme enthusiastische Gefühl, womit er Alles begrüßt, was ihm den Stempel der Großartigkeit zu tragen scheint, unter Anderm Leopold Schefer's Dichtungen, die er nicht mit dem Auge des Kritikers, sondern dem des schwärmerischen Liebhabers betrachtet. Am 30. März 1854 schreibt er:

Vorläufig nur die Notiz, daß ich Schefer's literarischer Plenipotentiär bin und die Verzögerung meines Schreibens allein durch den Umstand herbeigeführt worden ist, daß Schefer mich total und für ihn dringend in Anspruch nahm, um zu gleicher Zeit drei Werke druckfertig zu machen, die meines Erachtens an Erhabenheit und Großartigkeit, Klarheit der Weltanschauung und Bestimmtheit des Wollens, aber auch an praktischer Bedeutung ihres Gleichen nicht haben. Daß Schefer auch formell so rein und frei von Saloperie arbeiten könnte, hat schwerlich Jemand für möglich gehalten. Thatsache ist, daß er wie bei der Hochzeit von Kana den besten Wein zuletzt gibt, daß er das Symposion seines Lebens mit den reichsten, klarsten und fertigsten Spenden seiner Habe schließt. War „Hafis in Hellas“, den der Aufsatz in Nr. 10 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ (Jahrgang 1854) so schön gelobt, ein Funkengeknister vielartig neckischer und schalkischer Natur, so condensiren sich jetzt Gefühle und Anschauungen mehr und mehr bis zur großartigsten, reinsten Flamme, die über Schönheit und Liebe, Leben und Tod sonnenhaft leuchtend ihre Scheine ergießt. So edel hat noch kein Lyriker das Leben erfaßt, so mächtig resolut kein Mensch jemals den Tod besungen! Wie spricht da Scherz und Leid, wie unendlich tief und doch wie greifbar einfach und wahr ist hier eine Welt, ja die ganze Welt gezeichnet. Ich glaube behaupten zu können, daß der „Koran der Liebe“, „Heitere Andacht“ und die „Skolien des Todes“ berufen sind, nicht blos in der Literatur Epoche zu machen, sondern nachhaltig in das Leben hinauszuwirken. ... Distichen sind darunter, von einer Kraft des Gedankens, Pracht der Diction und Vollendung der Form, daß sie Keiner vergessen kann, der sie nur ein mal gehört. Diese Bücher sind in der That Niedagewesenes!

In dieser Apotheose Schefer's fährt er in einem am 9. April 1854 geschriebenen Briefe fort. Zwar gibt er zu, in künstlerischer Beziehung habe Schefer so wenig Selbstkritik als möglich, Schefer begreife sogar nicht recht, wie man das Lebenswichtige, Nutzbare irgend einer seiner Schöpfungen der unfertigen Form wegen überhaupt beachten könne, wenn der Inhalt nur schlagend sei. Die Schuld davon trage seine lange Isolirung und der Mangel eines treuen kritisirenden Freundes. Aber er erkennt in Schefer „ein deutsches Culturmoment und Culturmonument“, und dies werde sich erst aus einer geordneten, gesäuberten und endgültig durchgefeilten Ausgabe seiner Werke mit ganzem Gewicht ergeben. Er fährt fort:

Mir ist es rührend, daß Schefer alles Altgedruckte für eine neue Gesammtausgabe, die er mir zum Besten seiner Töchter zu veranstalten anvertraut, klärt und vom Ueberwuchs reinigt und nebenher noch immer neue Schätze hervorsucht. Ich wiederhole Ihnen, daß Mächtiges, Wunderschönes in seinen neuen Bänden steckt, und wie enorm viel Stoff liegt noch ungedruckt da! Ich werde zu thun bekommen, denn meiner Ueberzeugung nach ist Schefer eine der großartigst befähigten Naturen aller Zeit, ein Ding für sich, ein wahrer Dichter trotz mancher künstlerischen Unvollkommenheit. Ist nach Goethe's Wort Poesie ein holder Wahnsinn, so ist Niemand holder wahnsinnig als der alte Jüngling, der jugendliche Greis von Muskau.

Wir haben diese dithyrambischen Ergüsse über Schefer mitgetheilt, weil sie für Max Waldau's schönen Enthusiasmus, da wo er liebte, wie für seine Darstellungsweise charakteristisch sind.

Seine Briefe gewähren ferner Einblicke in die mancherlei Intriguen, wie sie unter der Decke der Briefcouverts in den Kreisen der schriftstellerischen Welt gesponnen werden, und gleicherweise in die Ehrenhaftigkeit, mit der er ihnen Widerstand leistete. So erzählt er, wie der Redacteur eines großen Feuilletons mehre seiner Freunde angegangen habe, einem geachteten Autor das Romanschreiben zu verleiden, „da er doch so gar kein Talent dafür habe“, und er fügt hinzu:

Bisjetzt hat Niemand die Hand dazu geboten, den gewünschten Artikel für sein Blatt zu liefern, und da ich seine Ansicht durchaus nicht theile, läßt sich vielleicht der Möglichkeit eines solchen Artikels gänzlich vorbeugen (nämlich, wie dies Max Waldau beabsichtigte, durch Veröffentlichung eines Artikels im entgegengesetzten Sinne in den „Blättern für literarische Unterhaltung“).

Noch in seinem letzten Briefe vom 17. November 1854 klagt Max Waldau über die „nie geschriebene, aber zehn mal ausgesprochene“ Animosität, welche ein Schriftsteller von bedeutendem Namen gegen ihn (Max Waldau) gefaßt habe und die ihm „natürlich“ wieder geklatscht worden sei. So hat auch Max Waldau die Erfahrung machen müssen, daß es keine größern Klatschgevattern gibt als die Schriftsteller und Schriftstellergenossen, unsere „Dichter“ mit inbegriffen, die immer so erhabene und großartige Zielpunkte haben, immer so selbstbewußt über den Niedrigkeiten des Lebens stehen und doch sehr häufig den Frau Basen im Fache des Klatsch- und Intriguenwesens den Rang ablaufen. In demselben Briefe schreibt er: „Von mir erhalten Sie in Kürze eine Reihe von Ketzereien.“ Welche „Ketzereien“ hier gemeint sind, wissen wir nicht, da die in Aussicht gestellten Arbeiten der Verlagshandlung nicht zugegangen sind, auch wol ebenso wenig wie ein Aufsatz über Jordan's „Demiurgos“, zu dem er sich selbst erbot, zustande gekommen sein dürften.

Auch der Herausgeber d. Bl. hatte sich eines Schreibens von Max Waldau zu erfreuen, womit derselbe seinen schon im Eingange dieses Aufsatzes erwähnten Artikel über epische Dichtung und Rudolf Gottschall begleitete. Der Verstorbene wünschte eine Mittheilung, die er in Betreff seines Gedichts „Cordula" dem Publicum zu machen hatte, in Form einer Redactionsnote gebracht und am geeigneten Stelle eingeschaltet zu sehen, was denn auch geschah (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1854). Vielleicht hat aber die Auslassung, womit er dieses Anliegen motivirte, für das Publicum und seine Freunde einiges Interesse, weshalb wir das Wesentlichste daraus hier mittheilen wollen. Max Waldau schreibt:

Da ich nur durchaus die Praxis, die Anwendbarkeit des Gesagten im Auge hatte, ist es von Wichtigkeit, daß man nicht meine Theorie durch Hinweis auf eine verfehlte Arbeit von mir selbst todtschlage oder gar als eine oratio pro domo verdächtigen könne. Ich hatte demnach auf S. 7 des Manuscripts eine Note beigefügt, in der ich bat, die Beispiele für alle mögliche überwuchernde, unrichtige Geltendmachung des lyrischen Elements im epischen Gedichte aus meiner „Cordula" von 1851 zu nehmen, und zur Erklärung, daß ich trotz bessern Wissens das Unrichtige gethan, die Thatsache erzählt, daß ich die „Cordula" unter dem Druck zugleich geschrieben und nicht eher als jeder Leser als Ganzes gesehen. Wenn man Bogen für Bogen zur Post zu geben hat, damit der Druck nicht stockt, verpfuscht man auch den besten Plan; das Grün wuchert über, denn es geht rascher, einen ganzen Wald zusammenzu[illegible], als den Helden nur mit ein Paar Hosen zu bekleiden. Daher Landschaft und lyrische Träumerei, aber nicht Plastik und Individualisirung der Gestalten. Niemand kann mehr über das Gedicht erstaunt gewesen sein, als ich, denn es hatte nichts als den Schatten des Gerüstes von jener Arbeit, die ich geben wollte. Ich führe die Raschheit und den Leichtsinn des Entstehens nicht zur Entschuldigung, sondern zur Erklärung der Erscheinung an; die Sache selbst ist gar nicht zu entschuldigen, denn ich durfte eben so nicht arbeiten, wenn ich mich auch (im besondern Falle) durch ein zu erfüllendes Versprechen dazu gezwungen sah. Die Kritik nahm sichtlich persönliche Rücksichten und machte eine Art succès d'estime möglich. Der Eine dachte, Hauenschild ist ein guter Kerl, der Zweite — er steht auf unserer Seite, der Dritte kannte mich vielleicht nach Stahr's Wort als „lebendiges Nachschlagebuch für gute Freunde", kurz, man wollte das Gedicht nicht gerade schroff mitnehmen, zumal da es so anspruchslos auftrat. Ich bin, wie ich offen gestehe, übrigens dankbar für diese Schonung, denn ohne dieselbe hätte Campe nicht seine 2500 Exemplare angebracht und ich hätte die Gelegenheit gefunden, den Fehler wiedergutzumachen und mich jener Schonung würdig zu zeigen.

Es ist richtig, daß Max Waldau zu Zeiten sehr [illegible] producirt hat. Er entschuldigt selbst einmal eine Verzögerung gegen die Verlagshandlung d. Bl. mit seinem „Productionsfieber", das ihn im Laufe von nur zwei Monaten nicht weniger als vier Bände und vier Bändchen hervorbringen ließ. Wenn dieses „Productionsfieber" sich auch der Hauptsache nach auf seine [illegible] phantasiebelebte, feingeistige Organisation zurückführen läßt, so gesellte sich dieser Grundursache auch eine Gelegenheitsursache, das Bewußtsein, daß ihm nur ein kurzes Leben beschieden sei. In einem Schreiben an Prutz (vgl. „Deutsches Museum", Nr. 5 f. 1855) bemerkte er, daß er sich beeilen müsse, etwas zu leisten, da seine Tage gezählt seien und er in jedem Augenblick sich bereithalten müsse, von dieser Stätte des Wirkens abgerufen zu werden. Die schmerzenfreien Stunden, die ihm gewährt waren, benutzte er, um seine Bände rasch hintereinander hinauszuwerfen; aber an den Productionen, welche ihm die liebsten waren und die ihm doch zu sehr den Stempel dieser flüchtigen Hervorbringung zu tragen schienen, besserte er dann nachträglich mit unendlicher Sorgfalt, wie die zweite Auflage der „Cordula" beweist, in die verhältnißmäßig nur wenige Verse der ersten Auflage unangetastet übergegangen sind. Vollendung der Form, rhythmischer Wohllaut und Sauberkeit der Detailausführung zeichnen seine Dichtungen vortheilhaft aus und sind auch die Hauptvorzüge der letzten Dichtung, die bei seinen Lebzeiten gedruckt wurde, der „Rahab" *), an deren plastischen Gliedern die Falten des Versgewandes aufs sauberste in Ordnung gelegt sind. Sein feuriges, üppiges Darstellungstalent strahlt auch aus dieser Dichtung siegreich hervor; was aber ihre grundsätzliche Tendenz und ihr Lebensprincip betrifft, denen sie ihr Dasein und ihre Gestalt verdankt, so erregen diese in uns mehrfache Bedenken, die wir nicht zurückhalten wollen, weil sie einer ganzen Richtung unserer modernen Poesie und nicht blos dem Verstorbenen als einem einzelnen Repräsentanten dieser Richtung gelten.

Um unsern Lesern das Nachschlagen der Bibelstellen zu ersparen, welche den Stoff zu der Dichtung hergaben, führen wir sie hier an. Sie finden sich im sechsten Capitel des Buchs Josua, in welchem die Eroberung und Zerstörung Jericho's beschrieben sind. Josua sprach zu dem Volke:

Diese Stadt und Alles was darinnen ist, soll dem Herrn verbannet sein. Allein die Hure Rahab soll leben bleiben und Alle, die mit ihr im Hause sind; denn sie hat die Boten verborgen, die wir aussandten.

Das siegende Volk Josua's vertilgte nun Alles, was in der Stadt war, mit der Schärfe des Schwerts, Beide, Mann und Weib, Jung und Alt. Es heißt weiter:

Aber Josua sprach zu den zween Männern, die das Land verkundschaftet hatten: Gehet in das Haus der Hure und führet das Weib von dannen heraus mit Allem was sie hat, wie ihr geschworen habt. Da gingen die Jünglinge, die Kundschafter, hinein und führeten Rahab heraus, sammt ihrem Vater und Mutter und Brüdern und Alles, was sie hatte, und alle ihre Geschlechter und ließen sie draußen, außer dem Lager Israels. (Die Stadt wurde nun mit Feuer vertilgt.) Rahab aber, die Hure sammt dem Hause ihres Vaters, und Alles was sie hatte, ließ Josua leben. Und sie wohnet in Israel bis auf diesen Tag, darum, daß sie die Boten verborgen hatte, die Josua zu verkundschaften gesandt hatte gen Jericho.

Wir wollen durchaus nicht sagen, daß Max Waldau durch seine poetische Behandlung dieses Stoffs ein heiliges Capitel der Bibel entweiht und entheiligt habe. Selbst der Orthodoxeste wird zugeben müssen, daß die Geschichte von der Rahab zu jenen nicht sehr heiligen Episoden gehört, denen man in den Schriften des Alten Testaments nicht selten begegnet und die es jedem wohl-

*) Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Dichtung von Max Waldau. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. 16. 24 Ngr.

meinenden und verständigen Lehrer der Jugend zur Gewissenssache machen, die mit seinen Zöglingen zu tractirende Bibellectüre nur auf vorsichtig gewählte Auszüge zu beschränken. Man muß selbst einmal in einer Volks- und Elementarschule unterrichtet haben, um zu wissen, wie wenig das Unheilige in solchen Episoden den Kindern entgeht und wie verderblich sie mitunter auf ihr Gemüth wirken. Schädliche Stoffe bleiben schädliche Stoffe, ob sie auch von einer heiligen Kapsel umschlossen sind. Der triviale Satz, daß den Reinen auch das Unreine rein sei, ist ein sehr bedenklicher; denn zuletzt müssen durch unreine Zuflüsse auch die reinsten Herzen verunreinigt werden. Man kann die höchste Ehrfurcht vor den Zeugnissen der Bibel haben und doch zugeben, daß sie sehr zahlreiche Elemente barbarischer Moral und Anschauung in sich schließe. Nicht diese Traditionen sind es, die wir im Sinne hatten, als wir weiter oben von dem hohen Werth der Tradition und des Traditionellen sprachen. Weder war Rahab eine Heilige, noch handelte der Eroberer Jerichos im Sinne der Heiligkeit. Er rottete die Bevölkerung der Stadt Jericho, unter der sich ohne Zweifel auch sehr viele Gerechte und Unschuldige befanden, erbarmungslos mit Feuer und Schwert aus, aber das anrüchige Weib, das ihm die Stadt in die Hand geliefert hatte, ließ er zum Lohne für ihren schmählichen Verrath sammt ihrer ganzen Sippschaft am Leben. Es ist schwer, es ist unmöglich, für diesen ganzen Vorgang eine moralische Rechtfertigung zu finden, oder man müßte zu einer Sophistik seine Zuflucht nehmen, die ärgerlicher und verderblicher wäre als selbst das Verfahren Rahab's und des Helden der Israeliten.

Wir stehen mithin bei der Beurtheilung der Max Waldau'schen Dichtung durchaus nicht auf jenem orthodoxen Standpunkt, den sich der Dichter selbst verbittet, wenn er in seinem der Freifrau von Seherr-Thoß-Olbersdorf gewidmeten Prologe sagt:

Was innerlichst vollendet ward vom Dichter,
Hat außerhalb des Werkes keinen Richter.

Verwirf mein Lied, das dich zu freu'n geschaffen,
Verwirf's, wenn Lücken gähnen im Gefüge,
Doch taste nicht daran mit fremden Waffen,
Leih' nicht vom Exegeten deine Rüge,
Laß nicht „historisch" dir den Bogen straffen,
Das Bild trägt einzig meiner Rahab Züge,
Mir wuchs das Lied mit Wurzel, Kelch und Ranken —
Der Bibel will's nicht Lob noch Tadel danken.

In Prosa motivirt er denselben Gedanken in einer der Dichtung angehängten „Notiz" wie folgt:

Der Dichter ist der Exeget der Natur und des Menschenherzens, mit der Interpretation confessioneller Actenstücke hat er nichts gemein. Als solches existirt für ihn die Bibel gar nicht.

Also die Bibel existirt für den Dichter nur als Magazin, um daraus Stoffe zu entnehmen. Diese Stoffjägerei unserer Dichter hat ihr sehr Bedenkliches. Sie sind nicht erfüllt von einem großen allgemeingültigen Stoffe, wie ehemals Milton oder Klopstock waren, die, so langweilig sie auch den Neuern erscheinen mögen, doch wenigstens mit hoher, aufrichtiger Begeisterung sich des ihnen liebgewordenen Gegenstandes bemächtigten. Die modernen Dichter suchen nach Stoff und blättern zu diesem Zwecke zu Zeiten wol auch in der Bibel, die sonst keinen Werth für sie hat. Sie finden ein Thema, das sie interessirt. Sie treten zu ihm heran, ohne Begeisterung, ohne Naivetät und Unmittelbarkeit der Empfindung, sondern mit dem Raffinement der Neuern; sie haschen nach pikanter Motivirung und kneten den Stoff und die Personen im Backtrog ihrer Subjectivität willkürlich um. Von Pietät ist da nicht die Rede, sondern um so zu sagen von einem bloßen „Stoffwechsel". Wir wissen nicht, ob man dem Dichter der „Rahab" die Behauptung, daß ein Dichtwerk „außerhalb des Werks" keinen Richter habe, so ohne weiteres gelten lassen dürfe. Die Geschichte, die Chronik, selbst die Legende und Mythe haben etwas so Ehrwürdiges, daß der Grundsatz, der Dichter dürfe mit ihnen nach Belieben schalten und (wie Max Waldau sagt) „Barren und Schlagbäume seien für ihn nur dazu da, daß er sie überschreite", nur in einer Zeit der vollkommenen Libertinage aufkommen konnte, in einer Zeit, wo es jeder Dichter für eine strafwürdige Verletzung seiner Majestät ansieht, wenn man ihn als Autorität nicht anerkennt, selbst aber jedes Autoritätsglaubens bar ist und sich über jede Autorität mit genialem Koboldsprunge hinwegsetzt. Einen Heiligen als Lasterhaften, einen Lasterhaften als Heiligen schildern, ist ihnen ganz dasselbe Ding. Es ist ihnen ja Alles nur Stoff und, wie gesagt, „Stoffwechsel", der ja gerade jetzt eine so maßgebende Rolle spielt.

Was nun freilich Max Waldau's Dichtung speciell betrifft, so lag in dem von ihm gewählten Stoffe selbst gerade keine Auffoderung zu besonderer Pietät, denn er hatte weder mit einer Heiligen noch mit einem Heiligen zu thun. Für die Motivirung war ihm freier Raum gegeben, denn die Bibel sagt nicht, wie Rahab Das wurde, was sie war. Es reizte ihn, „eine rein menschliche Erklärung für einen in seiner grausen Großartigkeit durchaus vereinzelt stehenden Verrath zu suchen", wie er selbst sagt. Also „zu suchen". Die Dichtung ist mithin ein bloßes psychologisches Experiment; sie „sucht" einen Charakter, den der Rahab, psychologisch zu entwickeln und eine That zu motiviren und dadurch zu rechtfertigen, die eine ganze Stadt ins Verderben stürzte. Es kann so zugegangen sein, wie der Dichter schildert, aber noch wahrscheinlicher ist es ganz anders zugegangen. Indeß hierauf kommt es uns fürs erste nicht an; der Dichter wollte ja, daß die Kritik die Dichtung nur nach Gesetzen, die sie in sich selbst trägt, entwickele und beurtheile. Stellen wir uns also auf den Boden der Dichtung.

Was wir zu unserm Zweck von der Dichtung brauchen können, wird sich in wenige Worte zusammenfassen lassen. Rahab verräth die Stadt aus Rache. Ein hochgestellter Mann, der sich später als das Haupt der Stadt und als den Anführer ihrer Streiter ausweist und bei der Erstürmung der Stadt bleibt, hat sie verführt, entehrt,

geschändet, verlassen; er hat sie nicht nur verlassen, er hat sie sogar noch vorher den Lüsten und der Kurzweil seiner Zechgenossen preisgegeben. Wir erfahren dies aus einer Art Monolog, welchen Rahab hält und der nicht weniger als ein ganzes Drittel des Buchs, über 40 Seiten füllt. Sie wurde von ihrem schändlichen Verführer trunken gemacht, fand sich am andern Morgen bei ihrem Erwachen „nackt bei den Sklaven", von „viehischem Lachen" begrüßt:

Und es war kein Traum, wahrhaftig, es war kein Traumbild;
Man warf mir, besudelt, zerrissen, die Kleider zur Thüre.
Man jagte die Dirne hinaus in die sonnigen Straßen,
Und ich eilte mit schlotternden Gliedern, gehetzt von Verzweiflung,
An scheu nachblickenden Menschen vorüber zum Stadtthor,
Weit fort in die Felder und fiel und verlor das Bewußtsein.

Als sie endlich zur Hütte ihrer Aeltern zurückkehrt, findet sie — wahrscheinlich infolge ihrer eigenen Hast und Nachlässigkeit, indem sie bei ihrer schleunigen Entfernung vom Hause die Lampe umstürzen ließ — die Wohnung niedergebrannt und in dem Schutt die verkohlten Gebeine ihrer Aeltern. Ganz Jericho bezeichnet sie als absichtliche Brandstifterin und Mordbrennerin, und wo sie sich blicken läßt, wird sie verhöhnt, ausgezischt, mit Steinen geworfen. Nur um ihres kleinern Bruders willen, der ihr von den Ihrigen allein übriggeblieben, beschließt sie zu leben — und zu betteln. Sie erzählt weiter:

Die Knechte des Königs ergriffen die schwankende Dirne,
Das verrufenste Haus in verrufener Ecke befahl man
Bei äußerster Pön der Verruf'nen zu bleibender Wohnung,
Gab preis mich den Lüsten und gab mir zur Ehre die Schande.

Sie brütet Rache und verräth die Stadt. Ihr eigener Bruder, selbst zum Tode getroffen, flucht ihr, als er erkennen muß, daß sie die Stadt verrathen. Nach der Eroberung und Ausrottung Jerichos verfällt sie in Wahnsinn:

In scheuer Entfernung verharrten die Weiber des Lagers
Und kamen und gingen, denn allen gefiel's zu betrachten
Die prachtvoll schöne Gestalt und das Antlitz, das stille,
Die rührende Blätterkrone der lebenden Blume,
In deren Blättern ein ewig Vergessen geträumt lag.

Dies ist die Geschichte nicht der biblischen, sondern der Max Waldau'schen Rahab. Das Gedicht hat im Plan und in der Anlage große Aehnlichkeit mit Adolf Böttger's „Habana". In der Böttger'schen Dichtung unterhält die Heldin ein Liebesverhältniß mit dem Spanier Sanchez da Ribeira, sie wird Mutter und wegen ihres Fehltritts von ihren Landsleuten, den Indianern, so schmählich und schimpflich behandelt, daß sie aus Rache diese verräth und den Spaniern in die Hände liefert, wonach sie wie Max Waldau's Rahab in Wahnsinn verfällt. Nur berührt Böttger's Dichtung nicht das dunkle Gebiet der Prostitution; das Colorit ist milder und das Ganze darum schon ansprechender, weil der Verführer das Mädchen wirklich liebt und nicht verläßt, während in der Max Waldau'schen Dichtung der Verführer dem Opfer seiner Lust noch die beispielloseste und brutalste Gewaltthat und Beschimpfung zufügt. Auch ist in Böttger's Dichtung die Mutterliebe mit ins Spiel gezogen, indem der Heldin ihr Kind, die Frucht jenes Verhältnisses, entrissen und getödtet wird.

Wir glauben, daß die oben mitgetheilte kurze Inhaltsangabe für den Leser hinreichen wird, sich selbst sein Urtheil zu bilden und zu bestimmen, inwieweit Max Waldau ein Recht hatte, seine Dichtung „ein Frauenbild aus der Bibel" zu nennen. Es ist nicht ein Frauenbild „aus der Bibel", sondern ein Frauenbild aus der Phantasieküche Max Waldau's. Die Eroberung Jerichos ist für den Epiker kein ganz unergiebiger Stoff; dann aber mußte sich der Dichter streng an die Traditionen der Bibel halten, sogar bis auf den Mauerumsturz durch den Hall der Posaunen, er mußte Josua und die Eroberung der Stadt in den Vordergrund treten und die Episode von der Rahab Episode sein lassen, wobei es dem Dichter unbenommen bliebe, das moralisch Nichtzurechtfertigende in den stärksten Zügen zu kennzeichnen. Die Geschichte der Rahab gibt den Stoff zu einer selbständigen Dichtung nicht her, und indem Max Waldau sie zur Hauptheldin und zum Mittelpunkt seiner Dichtung erhob, mußte er auf Abwege gerathen, auf denen die echte Poesie nicht zu wandeln gewohnt ist. Die modernen Dichter lieben aber solche Stoffe, solche Frauenbilder, die sie nicht wie Mahadöh gereinigt zum Himmel emporheben, sondern in wilder Leidenschaft, oder um doch eine Art Versöhnung zu haben, im Wahnsinne vergehen lassen. Wir könnten eine ganze Reihe moderner Dichtungen nennen, in denen das Weib unter dem Vorgeben, es zu feiern und als ein ganz wunderbar begabtes Wesen zu schildern, eine Rolle spielt, wie sie es zu diesem Zwecke in den Dichtungen keiner andern Nation und keiner andern Zeit gespielt hat.

Max Waldau's Dichtung ist in einer Art anapästischer Verse geschrieben, die sich aber nur wie corrumpirte Hexameter ausnehmen und anhören und die wir der Nachahmung keineswegs empfehlen möchten. Der Dichter hat sich in dem öfter erwähnten Artikel über neuere epische Dichtung, also erst im vergangenen September, gegen den deutschen Hexameter erklärt, weil er „klappere" und dem Genius der deutschen Sprache zuwider sei; wir müssen aber gestehen, daß selbst ein mittelmäßig gebauter Hexameter auf die Dauer angenehmer für unser Ohr sein würde als diese hüpfenden, springenden, ruhelosen Anapäste, die allerdings von dem Dichter mit Virtuosität behandelt sind und einigermaßen mit dem durchaus stürmischen, ruhelosen Inhalt der Dichtung übereinstimmen. Das glänzende Talent des Dichters für die Darstellung schnell sich ablösender, wilder Leidenschaften und düsterer Scenen, die in dieser Dichtung nur zu vorherrschend sind und keinen Lichtblick aufkommen lassen, beurkundet sich ebenso wol im Ganzen wie namentlich in den mit sauberm und zugleich kräftigem Pinsel ausgeführten Details. Nur thut der Dichter in seinem Streben nach „Großartigkeit" häufig zu viel; die Malerei ist nicht selten zu luxuriös und der Ausdruck nicht einfach genug, sogar bis zum Krampfhaften ge-

spannt. Schon die Schilderung der Rahab, welche den Eingang des Gedichts bildet, bezeugt dies.

Um zu wandern gerüstet seit lang und in Starrheit geduldlos —
Als wäre versteinert ein unruhzuckendes Leben
Und zeigte für immer gebannt in den ewigen Marmor:
Verbrandete Sturmflut, jetzt noch Wogen verrollend,
Versprühte Gewitter, die jetzt noch Blitze verzischen —
Lehnt über des offenen Daches geschwungene Brüstung
Ein jugendlich Weib u. s. w.

Dahin gehören auch die mancherlei gesuchten Zeitwörter und Epitheta, wie „fiebergestraffte" Gelenke, sie „giert" nach Betäubung, und unzählige andere. Wir würden diesen Tadel unterdrücken, da wir dem Dichter in seiner jetzigen Behausung doch nicht mehr nützlich sein können, ebenso wenig als wir ihm damit wehe thun, hätten wir nur den Einzelnen und nicht eine ganze Richtung dabei im Auge. Das Streben nach dem Effectvollen, Ungewöhnlichen, Hochtrabenden, Pikant-Gräßlichen läßt auch Andere gegen den Geschmack und den einfachen gesunden Menschenverstand sündigen und ist um so auffallender, da es mit unserm gesammten blasirten, geleckten, großen Leidenschaften den Durchbruch nicht gestattenden Bildungs- und Gesellschaftszustande und mit dem meist kühlen, reservirten und weichlichen Wesen unserer Dichter selbst im Widerspruche zu stehen scheint, jedenfalls aber nur die Folge künstlicher Erhitzung, raffinirten Genußlebens in geistiger wie leiblicher Hinsicht und daraus hervorgehender Nervenabgespanntheit und Nervengereiztheit zugleich ist.

Hermann Marggraff.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wie ein gebildeter Bürger sich auf den neuen Kalender freut, den er als mit gutem Schrot und Korn ausgestattet seit einer längern Reihe von Jahren kennengelernt und seiner kleinen Hausbibliothek einverleibt hat, und ihn erwartungsvoll zur Hand nimmt, wenn er erscheint; so geht es dem Freunde der Geschichtswissenschaft und geschichtlicher Lectüre mit dem Raumer'schen „Historischen Taschenbuch", wenn er dessen sämmtliche Jahrgänge zu beobachten Veranlassung gehabt und darüber Musterung hält, wieviel sein historisches Wissen jenen Jahrgängen verdankt und was er aus ihnen in seine eigenen historischen Notizbücher eingetragen hat. Und wenn auch das „Historische Taschenbuch" seiner ursprünglichen Anlage nach für den wissenschaftlich gebildeten Freund der Geschichte bestimmt ist, so gibt es doch in fast allen einzelnen Jahrgängen Arbeiten, welche für die Geschichte als selbständige Wissenschaft einen mehr oder minder bedeutenden Werth besitzen, namentlich seit der Zeit, wo bei den einzelnen Monographien Quellen und Hülfsschriften verzeichnet sind. Und wer selbst als historischer Schriftsteller aufgetreten ist, wird in Erfahrung gebracht haben, daß er in dem einen und dem andern der 24 Jahrgänge — der fünfundzwanzigste liegt eben vor — unsers Taschenbuchs gar manches Goldkorn gefunden: wir sprechen nicht minder aus voller Ueberzeugung als aus Erfahrung, daß kein Band des Taschenbuchs solcher Goldkörner entbehrt, daß aber das Ganze bis auf die Gegenwart eine gewisse Frische behalten und vor Einseitigkeit und Einförmigkeit sich zu bewahren vermocht hat, verdankt es dem Umstande, daß die Redaction immer neue Kräfte zu gewinnen im Stande gewesen ist, immer solche Männer herbeigezogen hat, die auf verschiedenen Gebieten der historischen Wissenschaft heimisch sind. Und gelingt dies der Redaction auch fernerhin, was wir ebenso aufrichtig als dringend wünschen, so hat das „Historische Taschenbuch" namentlich auch aus dem Grunde eine aussichtsvolle Zukunft zu erwarten, als historisches Wissen in gebildeten Kreisen eine immer größere Anerkennung finden und für dieselben ein immer unabweisbareres Bedürfniß werden dürfte. Wenigstens ist soviel gewiß: wer von der Vergangenheit, d. h. von der Geschichte nichts weiß, warf leichtsinnig oder gedankenlos den Schlüssel weg, der die meisten Räthsel der Gegenwart löst. Lassen wir jedoch den Gegenstand fallen, der reichhaltig genug wäre, den ganzen Raum auszufüllen, der uns zugebote steht, und geben wir unsern Lesern zuvörderst im Allgemeinen die Monographien an, die in dem neuesten Jahrgange unsers Taschenbuchs enthalten sind:

1. Geschichte des Congresses von Verona. Von Adolf Friedrich Heinrich Schaumann.
2. Die neuern Forschungen über das alte Indien. Dargestellt von Albrecht Weber.
3. Sir Frederick Adam. Ein Lebensbild aus neuester Zeit. Von Alfred von Reumont.
4. England im Jahrzehnd 1830—40. Von Adolf Schmidt.
5. Persien seit dem Niedergang der Sefi. Von Karl Friedrich Neumann.
6. Die orientalische Frage in ihrer Kindheit. Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von Johann Wilhelm Zinkeisen.

Schaumann, der sich zuerst als tüchtiger Historiker durch seine „Geschichte des niedersächsischen Volks" (1837) und dann durch seine „Geschichte des zweiten Pariser Friedens" (Göttingen 1844) beurkundete, dem wir aber auch in unserm „Historischen Taschenbuch" bereits mehr als ein mal begegnet sind, besitzt namentlich die Fähigkeit, schwierige historische Aufgaben, insbesondere die Windungen diplomatischer Verhandlungen in ein klares Licht zu stellen und dem nicht eingeweihten Leser gleichsam den Faden der Ariadne in die Hand zu geben. Gelehrte Historiker werden dies wissen, die Schaumann's ebengenanntes Werk mit des ältern von Gagern „Der zweite Pariser Frieden" (2 Thle., Leipzig 1844) zu vergleichen Gelegenheit gehabt haben. Eine ähnliche Erfahrung macht der kundige Leser bei der in Rede stehenden Monographie. Denn zur Vergleichung liegt vor: „Congrès de Vérona, guerre d'Espagne, Négociations, Colonies espagnoles par *M. de Châteaubriand*" (2 Bde., Paris 1838). Nicht als ob der allbekannte poetische, mitunter phantastisch gestimmte Diplomat, der nach Montmorency's Abgange von Verona die diplomatischen Unterhandlungen im Namen und Interesse Frankreichs leitete, nicht klar zu schreiben vermocht hätte, wir können und müssen nur behaupten, daß Schaumann, der die französische Quelle vorzugsweise zu berücksichtigen genöthigt war, den ganzen Gang der Verhandlungen und die diplomatische Scenerie so klar und anschaulich geschildert hat, daß auch der gebildete Laie die wünschenswerthe Einsicht in das ganze Treiben jenes Congresses erhält und von der Erzählung ununterbrochen gefesselt wird. Wir halten sie für eine der gelungensten Abhandlungen in dem vorliegenden Jahrgange unsers „Historischen Taschenbuch" und empfehlen sie deshalb der ganz besondern Aufmerksamkeit derjenigen Geschichtsfreunde, denen eine wahrhaft belehrende und zugleich anziehende Darstellung merkwürdiger Thatsachen aus der neuern Geschichte am Herzen liegt. Wir könnten damit über die Geschichte des Congresses zu Verona schließen. Allein im Interesse unserer Leser müssen wir noch eine besondere Erscheinung, die mit jenem Fürsten- und Diplomatentage der Heiligen Allianz in Verbindung gebracht wird, zur Sprache bringen. Das Revolutionsprincip stand seit 1820 in vollster Blüte: Griechenland, Neapel, Piemont, Portugal und Spanien liefern die

Beweise. Sollten denn die Fürsten und Diplomaten des Heiligen Bundes — und sein Haupt war Alexander von Rußland — die Grundsätze und Besorgnisse, die bereits auf den Tagen zu Karlsbad und Laibach so lebhaft sich kundgegeben hatten, auf dem Congresse zu Verona gänzlich in Vergessenheit begraben haben? Mit nichten, sagt Capefigue in seiner „Histoire de la Restauration" (VII, 396) „quant aux questions de gouvernement, telles que la licence de la presse, l'agitation des esprits, elles furent plutôt le sujet des conversations que des délibérations précises du congrès". Man schwebte eine Reihe von Jahren ganz im Dunkeln über diese Sache; da gab sich auf einmal 1834 Elliot in dem „American diplomatic code" durch Mittheilung eines Secret treaty of Verona das Ansehen, als ob er dadurch jenes Dunkel zu zerstreuen vermöge. Wir glauben dieses merkwürdige, unfehlbar aus dem Französischen ins Englische übersetzte Actenstück unsern Lesern darum nicht vorenthalten zu dürfen, weil es selbst nur wenigen Historikern von Fach vollständig bekannt sein möchte:

„The Undersigned, specially authorized to make some additions to the treaty of the Holy Alliance, after having exchanged their respective credentials, have agreed as follows: Art. 1. The high contracting powers being convinced that the system of representative government is equally as incompatible with the monarchical principles as the maxim of the sovereignty of the people with the divine right, engage mutually, in the most solemn manner, to use all their efforts to put an end to the system of representative governments, in what ever country it may exist in Europe, and to prevent its being introduced in those countries where it is not yet known. Art. 2. As it cannot be doubted that the liberty of the press is the most powerfull means used by the pretended supporters of the right of nations, to the detriment of those of Princes, the high contracting parties promise reciprocally to adopt all proper measures, to suppress it, not only in their own states, but also in the rest of Europe. Art. 3. Convinced that the principles of religion contribute most powerfull to keep nations in the state of passive obedience which they owe to their Princes, the high contracting parties declare it to be their intention to sustain, in their respective states, those measures which the clergy may adopt, with the aim of ameliorating their own interests, so intimately connected with the preservation of the authority of Princes; and the contracting powers join in offering their thanks to the Pope, for what he has already done for them, and solicit his constant cooperation in their views of submitting the nations. Art. 4. The situation of Spain and Portugal unite unhappily all the circumstances to which this treaty has particulary reference. The high contracting parties in confiding to France the care of putting an end to them, engage to assist her in the manner, which may the least compromise them with their own people and the people of France, by means of a subsidy on the part of two empires, of twenty millions of francs every year, from the date of the signature of this treaty to the end of the war. Art. 5. In order to establish in the Peninsula the order of things which existed before the revolution of Cadiz, and to insure the entire execution of the articles of the present treaty, the high contracting parties give to each other the reciprocal assurance, that as long as their views are not fulfilled, rejecting all other ideas of utility, or other measures to be taken, they will address themselves with the shortest possible delay, to all the authorities existing in their states, and to all their agents in foreign countries, with the view of establish connections tending towards the accomplishment of the objects proposed by this treaty. Art. 6. This treaty shall be renewed with such changes as new circumstances may give occasion for, either at a new Congress or at the Court of one of the contracting parties, as soon as the war with Spain shall be terminated. Art. 7. The present treaty shall be ratified and the ratifications exchanged at Paris within the space of six months. Made at Verona the 22d Nov. 1822. Metternich. Châteaubriand. Bernsted (Bernstorff). Nesselrode.

Ist dieses Actenstück echt? Schaumann bezweifelt es aus innern und äußern Gründen und auch der amerikanische Historiker Bancroft erklärt es für eine Schöpfung von Elliot's eigener Phantasie. Doch möchten wir unter den Beweisen für die Unechtheit den Umstand, daß Bernsted statt Bernstorff geschrieben ist, nicht für so ganz unbedeutend halten, als Schaumann annehmen zu dürfen glaubt, man müßte denn Undeutlichkeit der Handschrift im Originale voraussetzen, wenn ein solches wirklich vorhanden gewesen sein sollte.

Was nun die nächstfolgende Arbeit „Die neuern Forschungen über das alte Indien" betrifft — die deutsche Wissenschaft hat sich seit etwas länger als einem Menschenalter mit dem alten Indien beschäftigt, England dagegen seit ungefähr 70 Jahren —, so wird sie dem gebildeten Laien genügen, am meisten und verständlichsten allerdings Dem, der sich mit Duncker's „Geschichte des Alterthums" (Berlin 1853) vertraut zu machen Gelegenheit gehabt hat. Uebrigens ist durch Weber's Monographie wenigstens ein kleiner Theil des Wunsches erfüllt, den wir an Duncker zu richten Veranlassung genommen haben: eine Geschichte der Entwickelung und Resultate der indischen Studien in England, Frankreich und Deutschland zu schreiben; die wissenschaftliche Welt würde gewiß sehr dankbar dafür sein.

Sir Frederick Adam, der von 1798—1815 die gewaltigen Zeitereignisse an sich vorübergehen sah († 1853) und als Soldat auf dem Kriegsschauplatze jener Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielt — in dem heißesten Moment der Schlacht bei Waterloo tritt er sogar in die Reihen der Männer des Vordergrundes — war ein Beispiel, wie unter glücklichen äußern Verhältnissen ein gesunder und sittlicher Charakter auch ohne ungewöhnlich glänzende Geistesgaben sich zu schöner, nach allen Seiten hin wohlthuender Reife entwickelt, und wie ein reiches thätiges Leben unter dem unmittelbaren Eindruck großer welthistorischer Ereignisse, in der Jugend nicht gehemmt noch verkümmert durch kleinliche Hindernisse, zu jenem Gleichmaß der Eigenschaften führt, von dem man oft geglaubt hat, daß es schwer sei, es inmitten aufregender Thätigkeit zu erlangen oder zu bewahren, dessen wahrer Prüfstein aber eine mächtige, Alles in Anspruch nehmende und beherrschende Gegenwart ist. Und das Bild dieses Mannes hat Alfred von Reumont gezeichnet, eine Empfehlung, die für Alle genügend sein wird, die entweder überhaupt gern Biographien lesen oder der Specialgeschichte Englands ihre Aufmerksamkeit zuwenden. An der Bekanntschaft mit Quellen und Hülfsschriften fehlt es dem gelehrten Verfasser auch hier nicht.

Wenn Adolf Schmidt England im Jahrzehnd 1830—40 charakterisirt, so hat er folgende Punkte in besondere Betrachtung gezogen: die Reformbewegungen, die sociale Bewegung, die Colonialpolitik und den Antagonismus der englischen und russischen Politik in Asien. Der Verfasser beabsichtigte nur schon Bekanntes oder auch schon Vergessenes zu einer möglichst klaren Anschauung zu bringen: gleichzeitige Berichte, zusammenhängende und periodische dienten zur Grundlage. Wir haben die Arbeit mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen und empfehlen sie nicht blos Denen, welche gern bei dem Studium der politischen Entwickelungsphasen unserer Culturstaaten verweilen, sondern insbesondere auch Denen, welche als Geschichtschreiber einen klaren Ueberblick über die Geschichte Englands in dem genannten Zeitabschnitt zu geben nöthig haben. Beide werden ein Bild, einen Eindruck von dem merkwürdigen Weltstaate empfangen, der ebenso befriedigend als der historischen Wahrheit entsprechend ist.

In der Monographie „Persien seit dem Niedergang der Sefi" begegnen wir Neumann mit seinen ebenso ausgebreiteten

als gründlichen Kenntnissen der orientalischen Verhältnisse und Zustände; wir wenigstens kennen in Deutschland keinen Mann der Wissenschaft, der sich auf diesem Gebiete mit ihm messen könnte. Seine Arbeit hat aber gerade jetzt ein besonderes Interesse, weil sie hereingreifend und erklärend ist für den Kampf, der im Augenblicke die Augen aller Culturvölker der Erde auf sich lenkt. Und sehr wahr sagt der Verfasser: „Die Geschichte Asiens hatte in frühern Zeiten ein blos gelehrtes Interesse; nur von diesem Standpunkte aus ist sie betrachtet, ist sie behandelt worden. Dies änderte sich vollkommen im Verlaufe unsers Jahrhunderts, vorzüglich der letzten Jahrzehnde. Asien ward in die Weltbewegung, in das europäische Staatensystem hineingezogen. Seine Geschichte, im höhern Grade die neuere, hat für den Staatsmann, für alle denkenden Classen eine praktische Bedeutung; das europäische Gleichgewicht hängt an der Weltstellung der östlichen Länder. Macht und Bedeutung der europäischen Reiche, die Hebel ihrer Industrie und Handelsbewegung können nur mittels einer genauen Kenntniß der asiatischen Staaten und Völkerverhältnisse begriffen werden. Im Gegentheil finden die Stellung und Verhältnisse der Völker und Fürsten Asiens nur in Beziehungen zu Europa ihre Erklärung.“ An welche Quellen hat sich nun der Staatsmann wie der Historiker in der soeben besprochenen hochwichtigen Angelegenheit zu wenden? Zumeist an die englische Parlamentsliteratur, namentlich an die von ihrem Einbande so genannten Blauen Bücher; sie bilden seit 1803—52 nicht weniger als 1721 Folianten. Und aus ihnen, „aus denen man die Einsicht der westöstlichen Völker- und Staatenverschlingung erlangt, welche der Geschichtschreiber des neuen Morgen- und Abendlandes niemals aus den Augen verlieren darf“, hat der Verfasser gründlich und umfänglich geschöpft. Außerdem verweist derselbe noch auf viele andere Schriftwerke des Orients und Occidents, sodaß seine Abhandlung eine Bedeutung, einen Werth erhält, den auch der Historiker von Fach sehr hoch anschlagen muß. Uebrigens wird sowol dem Staatsmann als dem Geschichtsforscher aus des Verfassers Darstellung das Verhältniß recht klar werden, in welchem Persien zu Rußland und England steht, und daß die Perser selbst sich darüber keineswegs so unklar sind, als man bei uns wol anzunehmen gewohnt ist.

Richten wir endlich unsere Aufmerksamkeit auf die letzte Monographie: „Die orientalische Frage in ihrer Kindheit“, so sehen wir uns auf ein Gebiet versetzt, das dem soeben besprochenen ganz nahe liegt, haben aber auch Gelegenheit, einen Historiker zu beobachten, der auf seinem europäischen Felde nicht weniger zu Hause ist als Neumann auf seinem asiatischen. Wir müssen offen bekennen, daß wir uns in gleichem Grade über die gesunden politischen Ansichten gefreut haben, die Zinkeisen ausspricht, als über den Fleiß der Forschung, aus welcher das Ganze hervorgegangen ist; die zahlreichen angeführten Quellen und Hülfsschriften legen Zeugniß dafür ab. Es ist aber, um auf die Sache selbst wenigstens etwas näher und zwar mit den Worten des Verfassers einzugehen, „die orientalische Frage kein Erzeugniß moderner Cabinetspolitik oder der europäischen Verwickelungen neuerer und neuester Zeiten. Sie ist mit den Jahrhunderten entstanden, ist durch Jahrhunderte großgezogen worden, hat Jahrhunderte überlebt und wird sie noch ferner überleben bis ans Ende menschlicher Geschicke und europäischer Weltgeschichte. Denn sie zählt nicht zu jenen Fragen des Tags, die mit dem Tage kommen und mit der Nacht verschwinden wie leichte Traumgebilde. Sie war niemals eine jener müßigen politischen Phantasien, woran sich Witz und Wahn der Väter übten, damit sie von ihren Kindern desto besser als Thoren belacht werden konnten. Die orientalische Frage gehört, wie sie ist, zu den großen weltgeschichtlichen Momenten, an die sich die Geschicke von Staaten und Nationen knüpfen, welche mit ihrem ganzen Ernste, in ihrer tiefeinschneidenden Wahrheit als schweres, unveräußerliches Erbtheil auf den Geschlechtern lasten und welche, so oft auch schon die Weisheit der Weisesten daran zuschanden geworden, am Ende doch immer wieder ihr altes verjährtes Recht behaupten in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit.“ Daß die türkische Frage, die nur einen Theil der heutigen orientalischen bildet, schon im 16. Jahrhundert der Stein des Sisyphus war, an dem die Diplomaten und Fürsten ihre Kräfte vergebens versuchten, daß schon damals Theilungsgedanken auftauchten, ohne sich aus Eifersucht verständigen zu können, sodaß nicht nur keine gemeinschaftlichen Angriffe seitens der christlichen Mächte auf die Türkei erfolgten, sondern sogar Allianzen mit derselben geschlossen wurden, wie z. B. von Franz I., oder daß man aus Handelsinteresse sich so gut wie möglich mit dem Erbfeinde der christlichen Welt zu verständigen suchte, wie dies insbesondere die Venetianer lange Zeit gethan haben, das ist aus den Geschichtsbüchern bekannt, und Zinkeisen hat der Beweise dafür genug zusammengestellt. Ueberhaupt aber theilen wir mit dem Verfasser die Hoffnung, daß seine Abhandlung geeignet sein werde, „die Einsicht in Verhältnisse und Zustände zu erleichtern, welche die früheste Entwickelung der orientalischen Frage bedingten und folglich auch für ihre spätere Gestaltung, selbst bis auf unsere Tage herab, nicht ohne bedeutenden nachwirkenden Einfluß bleiben konnten“.

Karl Zimmer.

Ohne Schule keine Bücher.

Sowie die Universitätsjahre jedem Gebildeten für sein ganzes Leben einen gewissen Stempel aufdrücken, der Jenem fehlt, welcher nie eine Hochschule besuchte, mag er diesen Mangel auch noch so schlau mit moderner Salonbildung bemänteln, so sieht man es auch jenen Dichtern zweiten und dritten Rangs der classischen, romantischen und selbst noch jungdeutschen Periode an, daß sie eine Schule durchgemacht, sich an hervorragenden Mustern gebildet haben, ehe sie wagten ein Buch zu veröffentlichen. Sich ihrer eigenen Schwäche bewußt, schaarten sie sich bescheiden um das Panier eines Genies, von dem eben die ganze Richtung den Namen erhielt, und so errangen sie nicht selten einen mehr als gewöhnlichen Erfolg gerade dadurch, daß sie an den Principien einer Schule festhielten. Unsere jungen Lyriker von heute jedoch finden es meist durchaus nicht nothwendig, ja viele sogar höchst überflüssig, bei den Heroen der Nationalliteratur in die Lehre zu gehen. In dieser großen Schar ist jeder sein Privatgenie, genügt sich vollkommen selbst. Sie verschmähen jeden gutgemeinten Rath, glauben, ihr liebes Selbst anbetend, unfehlbar zu sein, überschreiten in ihrer wilden Arroganz die Grenzen des Anstandes, bespötteln nicht nur die „naseweise“ Kritik, sondern stoßen mit brutalen Gedichten, wovon wir weiter unten eines citiren werden, die öffentliche Meinung geradezu vor den Kopf. Wir wollten allenfalls diesen kampflustigen Epigonen sogar die Kritik noch preisgeben, wenn sie uns zurufen: „Kritik? Kritik! Was ist eine Kritik? die subjective Ansicht desjenigen, der sie geschrieben, also immerhin noch kein Orakelspruch!“ Gut, jedoch die öffentliche Meinung darf man nie insultiren. Selbst ein Goethe würde es nicht wagen, über seinen bekannten Zuruf: „Schlagt ihn todt, den Hund!“ die Variation zu machen: „Schlagt sie todt, die Hündin!“ Die öffentliche Meinung ist allein die „souveräne Kritik“, Niemand anders in der Welt. Wenn man bedenkt, wie sich vor diesem Tribunal die größten Geister aller Jahrtausende beugten, so ist es mehr als lächerlich, wenn so ein neugebackenes Poetlein ein Spottgedicht dagegen wie einen Handschuh hinzuschleudern wagt, um gleichsam die öffentliche Meinung zu einem Duell herauszufodern.

Der Leser merkt wol schon, daß wir heute ein kleines Auto-da-Fé halten und das damnatur zum Flammentode über ein paar dieser sporenlosen Schildknappen aussprechen werden. Wir glauben, daß es seine gute Seite hat, wenn man von Zeit zu Zeit zur allgemeinen Warnung ein Exempel statuirt, denn wenn dies so fortschritte, so müßte die Kritik es sich am Ende noch als eine Gnade annehmen, die Dienstmagd der Unpoesie sein zu dürfen. Sie hat

[illegible] geblieben, um auf einigen Dank Anspruch machen zu können, und es ist für sie gerade kein Vergnügen, [illegible] die Rolle der Lehrmeisterin zu spielen; [illegible] des Eigendünkels, der Hohlköpfigkeit [illegible] zu sein; für diesen Posten bedankt sich die Kritik [illegible] des Guten zu viel. Mustert man die Reihen dieser namenlosen Dichterlein, so zeigt sich überall das [illegible] der Intuition über die Production, dasselbe [illegible] der Unsterblichkeit, dasselbe Zurschautragen ihrer Geringschätzung aller Regel, dasselbe planlose Umherirren im [illegible] der Phantasie, dasselbe plumpe Tappen nach einem Etwas, das nur das Talent zu finden weiß. Wollen ist noch lange nicht Können. Wir rathen daher diesen Dichterlingen, [illegible] in die Schule zu gehen, sich lieber die Tintenfinger [illegible] zu lecken, als im Hochgefühle ihrer [illegible] Jamben und [illegible] ganze Bogen kostbaren Papiers zu verderben. [illegible] lernen, muß doch jeder Handwerker [illegible] Lehrling sein, bis er unter die Gesellen aufgenommen wird, nur die dichtende Jugend unserer Zeit tritt gleich mit der Bestimmtheit, mit dem Bewußtsein des Meisters auf. [illegible] fehlen leider alle Eigenschaften der Jugend, dieses Altklugthun, womit sie einen auf allen Wegen und Stegen belästigt, wird zur Selbstcaricatur. Wir wollen nun einige solche Lächerlichkeiten unsern Lesern auftischen.

1. Gedichte von [illegible]. Leipzig, Thomas. 1854. [illegible] Thlr. 7½ Ngr.
2. Gedichte von August Clever. Mainz, Kupferberg. 1854. [illegible] 24 Ngr.
3. Gedichte von Eduard Siegel. Leipzig, Hedenstreit. 1854. 16. 22½ Ngr.
4. [illegible] und Welt. Gedichte von Emil [illegible]. Posen, Merzbach. 1854. 8. 25 Ngr.

Nr. 1. Diese Lieder leiden, so gut sie gemeint sein mögen, an einer Verschwommenheit, Hohlheit und Gedankenarmuth, daß wir der Verfasserin alle poetische Gestaltungskraft absprechen müssen; auf der andern Seite macht sich eine wirklich [illegible] Wortmacherei so breit, daß man oft dem Gelüste [illegible] kaum zu widerstehen im Stande ist. „Der Vater an den scheidenden Sohn" ist z. B. eine so wässerige [illegible], daß selbst der langweiligste Novellist sie in einem [illegible] Roman anzubringen sich nicht getrauen würde. [illegible] bis zur Abgeschmacktheit enthalten „Der [illegible] Traum" und „Die deutsche Jungfrau". In dem [illegible] „Heimliches Wehe" gipfelt sich diese Abgeschmacktheit [illegible] zum Zerrbild. Wie oft die Worte Herz und Schmerz, [illegible] und Sehnen in dem 300 Seiten langen Band vorkommen, haben wir während der Durchlesung leider zu zählen vergessen, doch die schwärmerische Verfasserin könnte das allenfalls in einer zweiten Auflage auf der Rückseite des Titelblatts [illegible] für die „Gefühls- und Thränenseligen" angeben. Hier eine Probe davon, die wol des Lesers Lachmuskeln in Bewegung setzen dürfte.

[illegible] Schmerzen.

[illegible], ach, du weinest
[illegible] an Geist und Herzen!
Sag', wie lang noch weinest
Du in bittern Schmerzen?

„Frag', wie lang' die Rose
[illegible] hinsiechet,
Wie die heimatlose
[illegible] im Staube liegend,

Kann ich doch die Thränen
Dir, o Holder, stillen?
Dein geheimes Sehnen
[illegible] erfüllen!

„Wer wird Labung spenden?
Kann das Herz vergessen
All den Zauberschimmer,
Den es einst besessen!

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

„Willst mit Lustergüssen
Mir den Schmerz versüßen!
Meine Thränen müssen
Nur noch stärker fließen." (?)

[illegible]
[illegible]
[illegible]
Schmücken goldne Früchte.

„Dem gebroch'nen Herzen
Grünes Leben spenden?
Ach, der Untreu' Schmerzen
Kann das Grab nur enden!"

Nr. 2. Wenn wir auch keineswegs zu den Verehrern des Herrn von Redwitz gehören, so nehmen wir doch keinen Anstand zu bekennen, daß er mit einigen schönen Waldliedern in „Amaranth" seine poetische Begabung dargethan hat. Seine pietistische Richtung erwähnen wir nebenbei hier, weil sie offenbar das Vorbild Clever's war; nur sucht er es womöglich noch zu überbieten. Wenn er wirklich so oft in brünstiger Andacht auf den Knieen lag, als er es uns in diesen Gedichten versichert, dann muß Clever viele Hosen durchgekniet haben. Sein Schneider kann ihm dafür dankbar sein, die Kritik jedoch nicht. Der ganze starke Band ist eine jesuitische Kriecherei und falschsüßliche Winselei, daß einem gesunden Hirn darüber schwindlig wird. Wer in unserm Jahrhundert solche Lieder wie das folgende singen kann, der vergrabe sich lieber sofort in ein Kloster, lasse aber die Leier Apollo's ungetastet:

Thut es mich zum Knieen mahnen (?!)
Vor dem Muttergottesschrein,
Sagt es mir ein heilig Ahnen,
Sie gedacht in Liebe mein.

Und ich sollt' nur nicht verzagen,
Wenn ich auch was Leides hab',
Sollt' es Dem zuliebe tragen,
Der ja Alles für mich gab.

O du heilige süße [illegible],
Bist doch allzu [illegible] (?)
[illegible] auf dich ich ganz vertraue,
Bist mein Mütterlein, nicht wahr?

Nr. 3. Der Verfasser scheint sämmtliche Eindrücke und Ausdrücke, die er auf einer größern Reise gesammelt, versificirt, ins Reine geschrieben und wohlgepackt in einem saffianledernen Koffer zurückgebracht zu haben. Das Reisen hat seine poetische Seite; jedoch wer nicht die Kraft hat, seine Erlebnisse mit dem Zaubergürtel der Metrik zu umschlingen, der sollte sich lieber bescheiden, sein poetisches oder vielmehr unpoetisches Tagebuch gemüthlichen Vettern und wißbegierigen Basen am Ofen vorzulesen, statt solches Zeug zu veröffentlichen. Vielleicht würde dem Verfasser eine Beschreibung einer Reise in den Mond mehr glücken, denn mit Schilderungen irdischer Scenen ist er sehr unglücklich. So fängt er z. B. „Die Nacht auf dem Leuchtthurm", also ein an und für sich wirklich poetisches Thema, folgendermaßen mit dem ärgsten Misgriff an:

Um einem langweiligen Thee zu entfliehen
Und fader Gesellschaft mich zu entziehen,
Stieg ich mit dem nöthigen Erlaubnißschein
Vom Hafeninspector ins Segelboot ein
Und fuhr — zu vertilgen des Mißmuths Drang —
Zum Leuchtthurm hinüber, den Molo entlang.

Ein solch langweiliges Präambulum schlüge selbst das beste sich daranreihende Gedicht todt. Um jedoch den „langweiligen Thee“ nicht ferner kritisch zu berühren, so ist der „nöthige Erlaubnißschein vom Hafeninspector“ in einer poetischen Erzählung eine Trivialität sondergleichen. Der echte Poet braucht keinen Erlaubnißschein und keinen Hafeninspector, er stürmt auf dem beflügelten Pegasus mit dem Leser auf die Höhe des Leuchtthurms und läßt ihn hinabblicken in das wilde aufwogende Meer. Man müßte förmlich studiren, um bei der Schilderung einer großartigen Elementarscene einen noch unpassendern Anfang zu finden als den, welchen der Verfasser erwählte. An Fadheit wetteifert damit durch ihren erzprosaischen Anstrich die Introduction des Gedichts „Der blinde Greis“:

Mit einer Arbeit, die mich wochenlang
Ans Schreibepult gefesselt, eben fertig,
Beschloß ich noch den Abend zu genießen.

Schade, daß der Verfasser nicht fortfuhr zu beschließen:

Mit Butterbrot und einer Portion Wurst
Die matte Dichterseele mir zu stärken,
Mit bairisch Bier zu löschen meinen Durst.

Nr. 4. Durchgehends saft- und kraftlose Reflexionspoesie. Der Verfasser wiegt sich selig in den schalsten Gedanken mit einer epischen Breite, die den Leser zur Verzweiflung bringt. Wie Emil George darauf verfiel, all dies zwecklose Reimgeklingel „Gemüth und Welt“ zu tituliren, das suchten wir vergeblich zu enträthseln. Die Kritik muß ihm schon einige male die Wahrheit gesagt haben, denn er spreizt sich und bläht sich gegen sie ingrimmig auf in dem Gedichte:

Ein Zeitungsschreiber möcht' ich sein.

Ein Zeitungsschreiber möcht' ich sein,
Mein [illegible] zu machen!
Dann zög' ich in die Welt hinein
Die unverschämtesten Sachen
Und lachte des Volkes, welches dumm,
Als wär's ein Evangelium,
Voll Andacht lauschend auf mich höret
Und steif auf meine Worte schwöret u. s. w.

Das heißt nicht nur sackgrob der Kritik, sondern auch dem Publicum ins Gesicht schlagen und verdient daher die strengste öffentliche Rüge. Wir haben uns vergebens bemüht, in der ganzen Sammlung etwas zu entdecken, was des Hervorhebens werth wäre. Wenn der Dichter auch manchmal aus seiner Schläfrigkeit erwacht, so stellt er sich dabei so linkisch an, daß der Leser, die Consequenzen ziehend, versucht wird, George zu persifliren. Er singt z. B.:

Die Sprache ist des Dichters Instrument.

Bald darauf heißt eine Variation:

Die Sprache ist des Dichters holde Braut.

Wenn der Leser nur ein bischen zur Schelmerei aufgelegt ist, so wird er folgern: ergo ist George's Braut ein Instrument. Der Verfasser scheint es auch nicht zu verschmähen, bei andern Dichtern poetische Darlehen zu machen; man vergleiche sein Gedicht „Eins von Beiden“ mit dem „So oder So“ von Karl Lappe („Sämmtliche poetische Werke“, I, 10), das ihm freilich nicht ein mal, sondern zwanzig mal den Rang abläuft. Insbesondere vergleiche man George's Schlußstrophe „Roth oder todt“ mit Lappe's Strophe „Blaß oder roth“.

Wenn solche Lyriker, wie wir sie heute besprochen haben, nicht freiwillig darauf verzichten, die Bahn der Kunst zu wandeln, so bleibt der Kritik in der Zukunft nichts Anderes übrig, als sie gänzlich zu ignoriren; denn der Ausruf: „Quousque tandem abutere patientia nostra?“ ist solchen Aftererzeugnissen gegenüber noch viel zu wenig. Der Mangel an innerer Wärme läßt sich bei was immer für Kunstproducten durch nichts ersetzen, am allerwenigsten durch geschraubtes Wesen und raffinirte Unnatur. In der ewigen Unruhe des Umherschwärmens, weil sie in sich selbst keinen Halt finden, führen unsere jungen Lyriker ein Leben wie Abenteurer. Auf gut Glück wird jeder Stoff, der ihnen in einer alltäglichen, wenn nicht gar gemeinen Situation unterläuft, augenblicklich zu einem Gedichte benutzt — was soll da herauskommen? Fratzenhaftigkeit! Jedes Object an und für sich ist weder schön noch häßlich, es ist schon bloß, es existirt; der Begriff der Schönheit wurzelt erst im Subject; dieses muß durch poetische Verklärung das Object künstlerisch adeln. Davon haben jedoch unsere lyrischen Abenteurer keine Ahnung. Verliert die Alten nicht aus dem Auge, sie hielten fester an den Schönheitsregeln als die Neuern; singt also wieder einmal andächtig das Lied: „Plato, Cicero, summus Aristoteles!“

Emanuel [illegible].

Grillparzer's „Sappho“ und „Der Fechter von Ravenna“ in England und Frankreich.

Schon bei mehrfachen Gelegenheiten ist in d. Bl. auf den eigenthümlichen Umstand aufmerksam gemacht worden, daß zwar die bedeutendern wissenschaftlichen Werke der Deutschen auf dem Uebersetzungswege ziemlich schnell in das Englische überzugehen pflegen und daß auch die bessern deutschen Lyriker sich einer ähnlichen Bevorzugung zu erfreuen haben, daß dagegen die Beispiele von Bearbeitungen moderner deutscher Romane und namentlich Dramen nur sehr vereinzelt dastehen, ja daß von letztern in den englischen Journalen selten auch nur die Rede ist. Im vergangenen Jahre ist jedoch Oehlenschläger's „Correggio“ (vgl. Nr. 27 d. Bl. f. 1854) und jetzt auch Grillparzer's „Sappho“ in englischer Uebersetzung erschienen, letztere unter dem Titel: „Sappho: a tragedy. By *Franz Grillparzer*. Translated by L. C. C.“ (Edinburg und London). Grillparzer's „Sappho“ war diejenige Dichtung, deren Lectüre in einer italienischen Bearbeitung Byron zu dem Ausspruche hinriß, der Name des Dichters sei zwar sehr schwer auszusprechen, künftige Jahrhunderte würden ihn aber auszusprechen lernen müssen. Auch zeigt sich die englische Kritik, während sie Oehlenschläger's „Correggio“ nur mit sehr bedingtem Lobe als zu weichlich abfertigte, von der Grillparzer'schen „Sappho“ sehr befriedigt. Der Kritiker im „Athenaeum“ meint zwar, daß diese deutsche Sappho mit der griechischen wol wenig gemein habe, daß man, um die Grillparzer'sche Dichtung zu genießen, sich die griechischen Tragödiendichter aus dem Gedächtniß schlagen müsse und daß Einzelnes zu weit ausgesponnen und zu rethorisch sei; dann aber fährt er fort: „Es ist etwas wie von einer Seelenoffenbarung in dem Charakter der Heldin, wie Grillparzer ihn aufgefaßt hat, etwas wie von einer ursprünglichen Schöpfung, und der Leser, der genöthigt war, bis zum Ueberdrusse oft mit Phantomen und Puppen, mit modernen Farben und galvanischen Schattenbildern zu verkehren, er wird, wenn er plötzlich auf ein solches Werk stößt, sich von ihm unwillkürlich hingerissen fühlen, möge er auch, einer kühlern Beurtheilung Raum gebend, von der Schule, zu welcher das Drama gehört, denken, was er wolle.“ Bemerkenswerth scheint dem Kritiker namentlich die Kraft, womit von Grillparzer das Anwachsen der Leidenschaft gezeichnet sei. Der Kritiker vergleicht die „Sappho“ mit Ponsard's „Lucrèce“ und sagt: „Das französische Stück mag wegen seiner Uebereinstimmung mit den Gesetzen des pariser Theaters unsere Zustimmung finden; aber das Drama des Herrn Grill-

[illegible] wird man als ein keinem speciellen Lande angehörendes «charm of powerfull trouble» anerkennen."

„Der Fechter von Ravenna", das neueste Beispiel jener Mischung von antiken und modern romantischen Elementen, wie wir ihnen in der „Sappho" begegnen, wird sehr wahrscheinlich in kürzester Frist das Glück einer Uebersetzung erleben, als es der „Sappho" zutheil geworden ist. Sein Ruf hat sich mit beispielloser Schnelligkeit auch nach England und Frankreich verbreitet, und für das ungarische Nationaltheater in Pesth ist er in ungarischer Sprache zurechtgesetzt worden. Wir begrüßen die Erscheinung als einen neuen Beweis, daß deutsche Literatur, Poesie und Kunst ihre volle europäische Bedeutung erlangt haben und daß, was sich bei uns wirklich Bahn bricht, in welcher Weise und durch welche Mittel dies auch geschehe, jetzt im Auslande ebenso gut seine Beachtung findet, als irgend ein pariser und londoner Succeß bei uns. Das „Athenaeum" bringt eine vollständige Inhaltsangabe, accentuirt namentlich den Ausruf Thusnelda's: „Die Schande Deutschlands darf mein Sohn nicht sein!" („His country's shame my son shall never be!"), meint, das Stück müsse wol von einem wahrhaften Poeten herrühren, und schließt: „Kein Wunder, daß das Stück gerade im jetzigen Augenblick ein großes und tiefes Interesse erregt, und daß viele der in ihm vorkommenden markigen Aussprüche (pithy speeches) ein unmittelbares Echo in der Lage des Landes finden. Die Zeit wird am besten lehren, ob es außerdem noch Verdienste hat und ob es von einem solchen Stoffe ist, um for[illegible] seinen Platz unter den classischen Werken der deutschen dramatischen Poesie einzunehmen. Wir wollen hoffen, daß dies der Fall sei." Auch die „Revue contemporaine" beschäftigt sich in einem mit A. de Calonne und L. Enault unterzeichneten Artikel sowol mit dem Inhalt und der Tendenz wie mit der Autorschaft des Stücks, von dem sogar die Hoffnung ausgesprochen wird, daß es nicht nur durch Deutschland, sondern selbst durch Europa seine Rundreise machen werde. Zur Ergötzung des Lesers theilen wir schließlich noch eine Reihe der komischsten Sprachverstümmelungen mit, welche in diesem auch andere Erscheinungen der deutschen Literatur betreffenden Artikel vorkommen: „Baurgtheater", „Der Sohn der Weldnesicle", „Baron de Wunsch-[illegible]" (Münch-Bellinghausen), „M. Kleuke" (Klenke), „Die [illegible]wegenschaften der letzten fünfzig Jahre und ihr [illegible] auf der menschenleben", „Hafiz in Hellae von einem [illegible]" („Hafis in Hellas von einem Hadschi"). In Berlin [illegible] „Der Fechter von Ravenna" demselben Artikel zufolge im „Théâtre de la rue des Tilleuls (unter den Lindenn)" [illegible].

H. M.

Englisch und deutsch.

Als vor einiger Zeit in einer londoner Bücherauction auch die Originalhandschrift von Gray's berühmter „Elegie auf einem Dorfkirchhofe" zur Versteigerung kam, war es ein Dichter und Journalist, der sie erstand: Robert Charles Wrightson, Verfasser einer poetischen Erzählung und Mitarbeiter an der „Birmingham Gazette". Er zahlte dafür 131 Pf. St., ungefähr [illegible] Thlr.! Das klingt für deutsche Schriftsteller gerade, als ob die Kunde aus Utopien käme! Im Uebrigen besitzen wir in Deutschland überhaupt nicht diese Pietät für Reliquien berühmter Landsleute. Unsern Autographensammlern kommt es mehr auf die Menge als auf die historische und literarische Bedeutung der einzelnen Handschriften an. Der Werth, welchen er an Gray's berühmter Elegie besitzt, und Wrightson wußte, daß dieses eine Stück mehr Werth hat als hundert [illegible], [illegible], an denen oft die Namenunterschrift das Schönste ist. Dieser Fall bringt uns noch auf ein anderes Thema. Wenn man Gray's Elegie mit der bekannten Matthisson'schen, „In den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben", vergleicht, so stellt sich zwischen beiden derselbe Unterschied heraus, der uns im Allgemeinen, wenn wir vielleicht die einfach lyrische Gattung, das eigentlich sangbare Lied und die im volksthümlichen Tone gehaltene Ballade ausnehmen, zwischen der deutschen und englischen Poesie obzuwalten scheint. In der Gray'schen Elegie herrscht das einfachste, gesundeste, wahrste, natürlichste Gefühl, wie es jeden Empfindenden bei dem Besuche eines Dorfkirchhofs überkommen kann, in der Matthisson'schen stoßen wir auf viel falsches, gekünsteltes, vornehmes und zweifelhaftes Sentiment, zu dem sich nur eine krankhafte Nervenüberreizung zu stimuliren vermag. Auf einer Stelle, von wo aus der Burgherr vielleicht ins Land schaute, um eine Razzia gegen harmlose Kaufleute auszuführen, wo er sich mit seinen Kumpanen vielleicht bis zur brutalen Trunkenheit bezechte, vielleicht unmittelbar über dem Burgverließ, in welchem die Opfer seiner Grausamkeit bei lebendigem Leibe verschmachteten und vermoderten — auf einer solchen Stelle sitzen und eine Elegie von dem Inhalt und Gepräge der Matthisson'schen dichten, dazu gehört der Alles verhimmelnde und verdammende Sinn eines Deutschen. Freilich haben wir Gott sei Dank auch einzelne kerngesunde Dichter und Schriftsteller gehabt, an denen nichts Zweifelhaftes und Zwitterhaftes, kein falsches Pathos oder Sentiment zu entdecken ist: einen Bürger und Goethe, einen Lessing, Justus Möser, Claudius, Lichtenberg; aber wenn wir die Mehrzahl unserer Dramendichter mit Shakspeare, unsere Romanschriftsteller mit Goldsmith, Walter Scott und Dickens, unsere deutschen Byronianer mit Byron vergleichen, so werden wir nur zu häufig auf Spuren des oben berührten Unterschieds zwischen beiden Literaturen stoßen und davon unangenehm berührt werden. Die „Edinburgh review" brachte vor einigen Jahren einen Artikel über Lessing, behauptete, daß dieser der einzige unter allen deutschen Schriftstellern, der in seiner Art zu denken und das Gedachte auszusprechen vollkommen klar und gesund gewesen, und fuhr dann fort: „Seltsam erscheint es, daß die Deutschen ein so vortreffliches Muster hatten und doch so schwerfällig zu schreiben fortfuhren. Man gestand Lessing's Mustergültigkeit zu, ohne ihn zum Muster zu nehmen. Die Folge davon war, daß, etwa ein oder zwei Autoren ausgenommen, die deutsche Literatur hinsichtlich des Stils unter allen ausgebildeten Literaturen die stümperhafteste blieb." Dieses dreiste Urtheil ist demüthigend, es ist, wir geben es zu, zu hart, maßlos und einseitig; aber etwas Wahres, was wir uns zu Herzen nehmen sollten, liegt dieser Behauptung jedenfalls zugrunde. Der eigenthümlichen Tiefe des deutschen Geistes und der deutschen Literatur nach andern Richtungen soll, auch wol im Sinne des Kritikers, hiermit nicht zunahegetreten werden. Es ist aber etwas Anderes, wenn die „Edinburgh review", die zur Zeit Coleridge's und auch später soviel gethan hat, der deutschen Literatur in England Geltung und Anerkennung zu verschaffen, Behauptungen wie die obigen aufstellt, als wenn der junkerisch flunkernde, bis zum Cynismus arrogant aristokratische „Standard", wie er vor einiger Zeit gethan, die deutsche Literatur in Bausch und Bogen beschuldigt, eine „oberflächliche und phantastische" zu sein. Die deutsche Sprache, die Sprache, in der Goethe und Schiller, Uhland und Platen dichteten, nannte der „Standard" zu gleicher Zeit eine „barbarische" Sprache, ohne zu bedenken, daß er selbst in einer Sprache schreibt, welche eine Tochter dieser Barbarin ist und gerade derselben ihr Bestes und Stolzestes verdankt.

H. M.

Miscellen.

Reichsstädtischer Zwist.

Die Parteikämpfe oder vielmehr die Zänkereien, welche das schicksalsschwere Jahr 1848 beinahe in allen vier Freien Städten Deutschlands mit sich brachte und die noch zur Stunde nicht überall unterdrückt sind, erinnern uns einigermaßen an ähnliche Händel im vorigen Jahrhundert. Schubart gibt in seiner „Vaterlandschronik" (die als Fortsetzung seiner „Deutschen Chronik" in den Jahren 1787—91 erschien) von 1788 eine

kurze Mittheilung darüber, die unwillkürlich zu Vergleichen auffodert.

„Fast in allen großen und kleinen Reichsstädten“, schreibt er in dem Blatte vom 13. Mai 1788, „herrschen jetzo Parteien. Der Geist der Eintracht, dieser Pfleger ihrer Ruhe, ihrer altdeutschen Einfalt und Sicherheit, scheint von ihnen gewichen zu sein. Bürgerschaft und Rath trennen sich immer mehr voneinander. Auf dem hagern Rumpfe steht ein monströser Oligarchenkopf, der die ehemaligen [illegible] reichsstädtischen Formen zu Misgeburten umgestaltet. Auch in Aachen spukt der Geist der Uneinigkeit und spaltet die Stadt in zwei Parteien, — in Altgesinnte und Neugesinnte. Jene hält ob den alten Gesetzen und Verträgen der Stadt mannlich und standhaft; diese hält's mit der neuen, die die Rechte der Bürger merklich einschränkt.

Ueberall richtet diese traurige Parteisucht Hader an. Jüngst warf ein altgesinnter Ehemann seine junge, neugesinnte Ehefrau zum Fenster hinaus; alt- und neugesinnte Bengels raufen sich auf den Straßen der Stadt. So bereiten sich die Freien Städte unsers Vaterlandes selbst zum traurigen Augenblicke vor, wo ihnen ein [illegible] Reiter Zaum und Gebiß ins Maul legt.

Wer selber seine Fesseln flicht,
Verdient des Weisen Mitleid nicht.“

Eigenthümliche Wirkungen von Dichterwerken.

Ein eigenes Capitel in der Geschichte der Seelenkrankheiten und Geistesverirrungen ließe sich den Wirkungen widmen, welche gewisse Dichterwerke bei einzelnen Individuen hervorbrachten. Man hat in der That die sonderbarsten Beispiele solcher Wirkungen. Nachdem Schiller mit seinem wilden und kraftgenialischen Erstlingswurfe hervorgetreten war, zogen leipziger Musensöhne im Jahr 1785 in den Böhmerwald, um großmüthige Wegelagerer zu werden, gleich jenem Helden, dem vor dem „tintenklecksenden Säculum“ ekelte. Auch wiederholte sich ein solches Nachspielen von Schiller's „Räubern“ noch ein mal im Jahr 1836. Die Folgen des „Werther“ sind bekannt. Was Jean Jacques Rousseau betrifft, so erhängte sich einst ein dreizehnjähriger Knabe mit Hinterlassung eines Briefs, der anfing: „Meine Seele vermache ich Rousseau, meinen Körper der Erde.“ So versichert Esquirol, Arzt am Hôtel de Dieu in seinem Buche „Les maladies mentales, considérées sous les rapports médical, hygiénique et médico-legal“ (2 Bde., 1838), und vor etwa 18 Jahren berichteten die pariser Tagesblätter den Tod eines Unteroffiziers, der sich erschossen hatte, und in seinem letzten Willen um die Grabschrift bat: „Hier liegt ein Mensch, der an Victor Hugo geglaubt hat.“

48.

Bibliographie.

Bockel, F., Gedichtesammlung. 2te veränderte Auflage. Rendsburg. 1854. 8. 12 Ngr.

Candidus, K., Einleitende Grundlegungen zu einem Neubau der Religionsphilosophie. Leipzig, Hirzel. 8. 12 Ngr.

Dischinger, M., Witzchronik in heitern Memoiren aus dem Leben berühmter und berüchtigter Personen seit Vater Adam bis auf die Zeitgenossen. „Eine Weltgeschichte in Anekdoten“. III. — A. u. d. T.: Entstehung der Erde und des Menschen, Ursprung der Sprache und Bildung der Staaten. München, Finsterlin. 16. 3 Ngr.

Fortlage, K., System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Freiligrath, F., Gedichte. Wohlfeile Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Gerlach, H., Das Präsentationsrecht auf Pfarreien. Regensburg, Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

Hagen, A., Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben. 2te durchgesehene Auflage. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn's, R., Liebhaber-Theater. Mit besonderer Rücksicht auf Gesellschafts- und Privat-Theater herausgegeben. [illegible] Band. Berlin, Faudel's Verlag. 8. 1 Thlr.

Heller, F., Ueber Ernährung und Stoffwechsel, so wie über einige der vorzüglichsten Nahrungsmittel. Breslau, Aland. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hesekiel, G., Patronentaschenbuch. Neue Soldaten-Geschichten. Berlin, Grobe. 8. 15 Ngr.

K[illegible], Marie Gabrielle, [illegible]-Adelman. Leipzig, Hübner. Gr. 16. [illegible] Ngr.

Kruger, J., Urgeschichte des Indogermanischen Völkerstammes in [illegible] dargestellt. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die Eroberung von Vorderasien, Egypten und Griechenland durch die Indogermanen. Bonn, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Krumhaar, K., Die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf die Reformationsgeschichte aus den Quellen dargestellt. Eisleben, Reichardt. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lingg, H., Gedichte, herausgegeben durch E. Geibel. 2te unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. 8. [illegible] Ngr.

Müllenhoff, K., Zur Geschichte der Nibelunge Not. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 4. 1 Thlr.

Müller von Königswinter, W., Das Rheinbuch, Landschaft, Geschichte, Sage, Volksleben. Illustrationen mit Holzschnitten und Aquarellen. 1ste Lieferung. Brüssel und Leipzig, Muquardt. Ver. 8. 6 Ngr.

Rendtorff, H., Die evangelische Diaspora der preußischen Monarchie und die neuesten Arbeiten in ihr. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Sangesblüthen. Aus den Papieren einer Dame vom Stande. Mit einer Vorrede von W. Böhmer. Breslau, Aland. Gr. 16. 20 Ngr.

Stern, S., Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 6te Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, A., Meine Reise im Orient. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, C., Die Ablösung der geistlichen Gefälle im Königreich Sachsen. Ein pastorales Bedenken. Plauen, Schröter. Gr. 8. 6 Ngr.

Jubelpredigten zweier evangelischen Geistlichen in Augsburg im Jahre 1854. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Ngr.

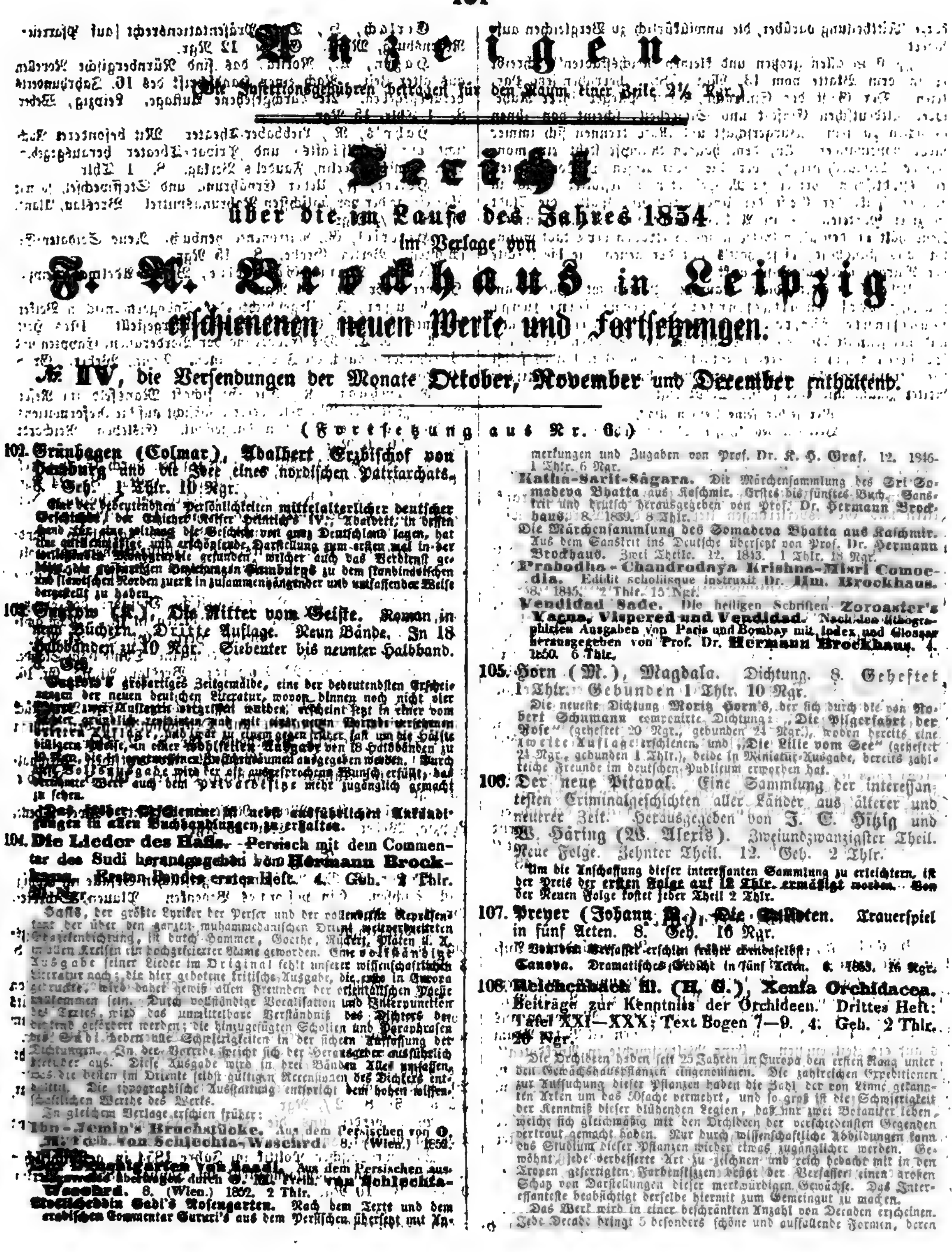
Vier Monate der Belagerung von Sebastopol. Von —**. Mit Ansicht und Plan von Sebastopol, den Porträts von Mentschikoff, Raglan und Canrobert, den Karten der Krim und des Schwarzen Meeres. Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Sc[illegible], G., Die ernste Mahnung der Weihnacht, als eines geweihten Kinderfestes. Predigt über Luc. 2, 15—20, gehalten am 2. Weihnachtstage 1854 zu Weimar. Weimar, Kühn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Was werden uns die Jahre 1855 und 1856 bringen? Von einem alten Invaliden. Hamburg, Grob. 8. [illegible] Ngr.

Zur europäischen Politik im Jahre 1854 in geschichtlichen Ueberblicken zusammengestellt im Januar 1855. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.



Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate Oktober, November und December enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

102. Grünhagen (Colmar), Adalbert Erzbischof von Hamburg und die Idee eines nordischen Patriarchats. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten mittelalterlicher deutscher Geschichte, der Erzieher Kaiser Heinrich's IV., Adalbert, in dessen Hand [illegible] die Geschicke fast von ganz Deutschland lagen, hat eine [illegible] und erschöpfende Darstellung zum ersten mal in der [illegible] Monographie gefunden, welcher auch das Verdienst gebührt, die [illegible] Beziehungen Hamburgs zu dem skandinavischen und slawischen Norden zuerst in zusammenhängender und umfassender Weise dargestellt zu haben.

103. Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Siebenter bis neunter Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom [illegible] gründlich revidirten und mit einem neuen Vorwort versehenen dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer wohlfeilen Ausgabe von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in [illegible] Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch die Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das [illegible] Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

104. Die Lieder des Hafis. Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** Ersten Bandes erstes Heft. 4. Geh. 2 Thlr. [illegible] Ngr.

Hafis, der größte Lyriker der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen muhammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Hammer, Goethe, Rückert, Platen u. A. in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlt unserer wissenschaftlichen Literatur noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wird daher gewiß allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen sein. Durch vollständige Vocalisation und Unterpunctiren des Textes wird das unmittelbare Verständniß des Dichters bedeutend gefördert werden; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. In der Vorrede spricht sich der Herausgeber ausführlich darüber aus. Diese Ausgabe wird in drei Bänden Alles umfassen, was die besten im Oriente selbst gültigen Recensionen des Dichters enthalten. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

In gleichem Verlage erschien früher:

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd. 8. (Wien.) 1852. [illegible]

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd. 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. K. H. Graf. 12. 1846. 1 Thlr. 6 Ngr.

Katha-Sarit-Sâgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. 8. 1839. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. Zwei Theile. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit Dr. **Hm. Brockhaus.** 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften **Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad.** Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** 4. 1850. 6 Thlr.

105. Horn (M.), Magdala. Dichtung. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neueste Dichtung Moritz Horn's, der sich durch die von Robert Schumann componirte Dichtung: „Die Pilgerfahrt der Rose“ (geheftet 20 Ngr., gebunden 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, und „Die Lilie vom See“ (geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.), beide in Miniatur-Ausgabe, bereits zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben hat.

106. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Zweiundzwanzigster Theil. Neue Folge. Zehnter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

107. Preyer (Johann N.), Die [illegible]. Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Canova. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. 1853. 16 Ngr.

108. Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea. Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Drittes Heft: Tafel XXI—XXX; Text Bogen 7—9. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 30fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren

Blüten gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

109. **Rellstab (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Siebente bis neunte Lieferung. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage.** Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab.** Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die **erste Folge** (12 Bände, 1843—44) enthält: **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die **zweite Folge** (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

110. **Rellstab, (L.), Garten und Wald.** Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab bietet in diesen vier Bändchen der deutschen Lesewelt, zu deren beliebtesten Erzählern er gehört, theils Erdichtetes, theils selbst Erlebtes: eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Biographien bedeutender Personen, mit denen der Dichter in nähere Berührung kam. Die drei ersten Theile enthalten: (I.) „Vergeltung. Novelle"; „Der Deserteur. Novelle"; „Die Blume des Gebirgs. Ein Reisebildchen"; „Habakuk oder die große Sonnenfinsterniß des 12. Mai 1836. (Ein sehr sonderliches Abenteuer.)" (II.) „Das diamantene Kreuz. Novelle"; „Familienschicksale. Novelle"; „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Eine novellistische Skizze nach einer wirklichen Begebenheit." (III.) „Die Geschwister. Novelle"; „Die leichtsinnige Ehe. Eine Skizze nach dem Leben"; „Nachbar Stalactitius. Eine Skizze"; „Eine Skizze aus Johannes Kreißler's Tagebuch"; „Reise durchs Tarthal. Herbstreisebild." Der vierte Theil enthält folgende Biographien: „Jean Paul. Mein persönliches Bekanntwerden mit demselben"; „Beethoven. Ein Bild der Erinnerung aus meinem Leben"; „Ludwig Berger. Ein Denkmal"; Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Erinnerungsblatt."

111. **Rosenkranz (K.), Aus einem Tagebuch.** Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Karl Rosenkranz veröffentlicht in dieser Schrift einen Theil seiner Tagebücher: ein buntfarbiges, oft pikantes, stets aber interessantes Gemälde, kleine Annalen der deutschen Philosophie und in epigrammatischen Miscellen eine Art Chronik königsberger allgemein interessirender Zustände. Die Schrift hat gleich bei ihrem Erscheinen viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt.

(Der Beschluß folgt.)

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1854 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **M. H. E. Meier.** Achtundfunfzigster und neunundfunfzigster Theil.

Diese zwei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Genf von *Escher;* Genie, Genius von *Scheidler;* Genista, Genisteen, Gentiana, Gentianeen von *Garcke;* Gennadius, Gentilis, Geoponica von *Baehr;* Genoveva von *Zacher;* Gent, Genua von *v. Woyna;* Gentilität von *Rein;* Gentz von *Haym;* Geodäsie von *Wiegand;* Geognosie, Geologie von *Giebel;* Geographie von *Hasemann;* Geometrie von *Buchbinder;* Geometrie (descriptive) von *Schlömilch;* Georg (Könige, Kurfürsten, Herzöge, Fürsten und Markgrafen dieses Namens) von *Bell, Döring, Kölb* und *Röse.*

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.**

Leipzig, im Februar 1855.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Der Parlamentarismus wie er ist.

Von **L. Bucher.**

Kl. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine Schilderung der Entwickelung des Englischen Parlamentarismus und eine Kritik desselben von diesem geistreichen und scharfen Beobachter wird nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen; sie bietet zugleich eine mit wenigen, aber klaren Strichen entworfene Darstellung der englischen Rechts- und Verfassungsgeschichte.

Berlin, Januar 1855.

Franz Duncker
(W. Besser's Verlagshandlung).

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Magdala.

Dichtung

von

Moritz Horn.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neueste Dichtung **Moritz Horn's**, der sich durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: „**Die Pilgerfahrt der Rose**" (geh. 20 Ngr., geb. 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, und „**Die Lilie vom See**" (geh. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.), beide in Miniatur-Ausgaben, bereits zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben hat.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 8. —— 22. Februar 1855.

„Militärische Briefe eines Verstorbenen.“

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Drei Bände. Herausgegeben von Pz. Neueste Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Das Aufsehen, welches die „Militärischen Briefe“ sowol ihrer originellen Grundidee als auch ihres gediegenen Inhalts wegen bei ihrem ersten Erscheinen machten, wird unserm militärischen Publicum noch in gutem Andenken sein. Man erschöpfte sich damals in Vermuthungen, wer der unbekannte Verfasser sein könne, und suchte ihn fast nur unter den höhern Offizieren der preußischen Armee, wo man abwechselnd den Herzog Karl von Mecklenburg, commandirenden General des Gardecorps, den General von Radowitz, den General von Canitz, Verfasser der „Betrachtungen über die Thaten der Reiterei“, und noch Andere dafür hielt. Es verführte dazu die gründliche Kenntniß und Beurtheilung des preußischen Heers und seiner Vergangenheit, vor allem aber, daß König Friedrich II. als Feldherr über Napoleon gestellt wurde, welcher Ansicht unsere deutschen Bundesgenossen, die dem Fremden gern auf eigene Unkosten Bewunderung und leider mehr noch schenken, bekanntlich abhold sind. Referent selbst glaubte damals an gewissen Eigenthümlichkeiten unzweifelhaft den Verfasser errathen zu haben und war sehr überrascht, als er bald eines Bessern belehrt wurde.

Seitdem ist von dem trefflichen Werke, dessen starker Umfang Vielen die Anschaffung erschwerte, von dem aber einzelne Theile schon neue Auflagen erlebt haben, eine ganz neue Ausgabe nöthig geworden. Sie erscheint jetzt in wahrhaft splendider Ausstattung, vom Verfasser mit Benutzung aller seitdem zugänglich gewordenen Quellen und neu erschienenen bedeutendern Werke revidirt und theilweise neu bearbeitet, allen Freunden wahrer Erkenntniß im Kriegswesen eine hochwillkommene Erscheinung.

Der Name des Verfassers ist kein Geheimniß mehr, wir haben ihn schon mit Freuden in der dritten Auflage seiner vielbenutzten „Taktik der Infanterie und Cavalerie“ (dritte, verbesserte Auflage, zwei Bände. Adorf, Verlagsbureau. 1852), in seiner von keinem andern Werke an praktischer Brauchbarkeit übertroffenen „Anleitung zur Recognoscirung und Beschreibung des Terrains“ und neuerdings wieder in der neuen Auflage seiner „Eisenbahnen als militärische Operationslinien“ (zweite Ausgabe. Adorf, Verlagsbureau. 1853) begrüßt, welches letztere auch für die Zukunft wichtige Werk anfangs von den Weisen als Phantasiestück vornehm belächelt, bald aber durch die Riesenfortschritte der Zeit glänzend gerechtfertigt worden ist.

Die „Militärischen Briefe“ stehen auf einer höhern Stufe, sie sind vorherrschend strategischen Inhalts. Wie aber die Strategie, die wir kurz als höhere Kriegsleitung bezeichnen möchten, das ganze Gebiet des Kriegs beherrscht, die Kriegsmittel und ihre Organisation zur Kriegsmacht, deren Verwendung zum Zweck des Kriegs, welcher die Niederwerfung des Gegners ist, wobei wieder der Truppengebrauch, die Taktik, den Schlag ausführt, wie sie endlich auch von der Staatskunst getragen sein muß, wenn sie günstige Erfolge erringen und dauernd sichern will, so finden wir in dem vorliegenden Werke die reichhaltigsten Aufschlüsse und Bemerkungen über alle diese Elemente, welche von so wesentlichem Einfluß auf die Kriegskunst sind. Daß der Verfasser dabei nicht für ein exclusiv militärisches Publicum, sondern auch für „Laien im Kriegswesen zur unterhaltenden Belehrung“ geschrieben hat, können wir ihm nur zum Verdienst anrechnen und seinem Werke daraus einen neuen weit verbreiteten Erfolg vorhersagen. Möchte derselbe auch auf das erstere recht heilsam wirken! Es ist theilweise nur noch zu sehr in jenen Theorien befangen, deren Nichtigkeit der Verfasser so schlagend darthut.

Wenn wir auf den ebenso reichhaltigen als interessanten Inhalt des Werks, wie dasselbe es verdient, näher eingehen, so werden wir seinen zahlreichen ältern Freunden schwerlich etwas Neues sagen; einem großen Theile des Publicums, namentlich des jüngern, ist es

aber nicht näher bekannt geworden, und wir hoffen ihm durch unsere Mittheilungen neue Freunde — möchten es recht viele sein! — zu gewinnen.

Die Grundidee des Ganzen ist dem Wesen nach dieselbe, welche in den hinterlassenen Werken des Generals von Clausewitz vorwaltet: das Streben, richtige Ansichten über die Natur des Kriegs zu verbreiten, daraus Folgerungen für dessen zweckmäßige Führung zu ziehen, zugleich aber einseitigen Theorien durch die siegende Beweiskraft der Thatsachen entgegenzutreten. Der Verfasser, der Clausewitz' Verdienste als Militärschriftsteller mit seltener Klarheit erkannte und sie noch immer in gewissen Kreisen nicht in ihrem ganzen Werthe gewürdigt sah, faßte den Gedanken, „die in seinen Schriften enthaltenen Goldkörner in gangbare Münzsorten auszuprägen", wozu er eine Form wählte, an sich schon geeignet, die Phantasie und den Geist der Leser anzuregen. Er führte daher Clausewitz als „Verstorbenen" ein, der nach seinem irdischen Abscheiden in einen höhern Weltenkreis, den Olymp, versetzt, von dort aus, wie ihm durch besondere Vergünstigung und auf räthselhaftem Wege gestattet ist, Mittheilungen, „Briefe", an seine noch lebenden Freunde richtet, um darin die großen Fragen über den Krieg und die Kriegführung, deren Lösung seine Lebensaufgabe gewesen, im geläuterten Lichte des Jenseits, nach den Aufschlüssen, welche er hier von den Feldherren und Trägern früherer Kriege selbst gewonnen, ausführlicher und freier von Rücksichten zu besprechen, als es ihm auf Erden vergönnt war. Zwei Elemente hat der Verfasser in diesen Briefen walten lassen: ein ernstes, wissenschaftliches und ein humoristisches; er hat es mit guter Absicht gethan, denn er wollte, sein doppeltes Publicum im Auge, unterhaltend belehren. Mit seltenem Talent ist es ihm gelungen, diese beiden einander oft genug widerstrebenden Elemente auf die glücklichste Weise, ohne schroffe Uebergänge, harmonisch zu verbinden. Das nichtmilitärische Publicum, wie er ganz richtig erkannte, interessirt sich neben den Thatsachen auch noch für andere Dinge, welche ohne ein solches Auskunftsmittel gar nicht hätten besprochen werden können, und gestehen wir es nur ehrlich, auch die ältern, strengern Militärs (die jüngern haben sich ohnehin köstlich bei der Lectüre amüsirt!) sind oft genug, so sehr sie die „Allotria" schalten, von ihnen ergötzt worden, weil es ein gesunder Humor war und sich manche ernste Wahrheit darin aussprach. Auch diente er manchmal dazu, wie man zu sagen pflegt, bittere Pillen für Diesen und Jenen zu versilbern. Kein anderer translunarischer Schauplatz eignete sich aber für die angedeuteten Zwecke besser als der Olymp mit seinen allbekannten, plastisch ausgeprägten Göttergestalten, denen schon die antike Welt unbewußt ein ironisches Element gegeben: der Verfasser hat auch darin den glücklichsten Takt bewiesen. So haben wir die eingestreuten olympischen Phantasmagorien niemals für ein überflüssiges Beiwerk angesehen, sondern uns ihrer stets wahrhaft erfreut.

In einem Punkte müssen wir jedoch dem Verfasser widersprechen. Er glaubt nicht in seinen Mittheilungen eine Bereicherung der Kriegsgeschichte gegeben zu haben; wir sind anderer Meinung: wir halten sie nicht allein für eine Bereicherung der Militärliteratur im Allgemeinen, sondern auch ganz besonders der Kriegsgeschichte. Denn was kann für letztere wichtiger sein, als wenn die Beweggründe der Kriegshandlungen, der Einfluß, welchen die Charaktere der Feldherren auf dieselben haben, und noch viel andere Momente, die von den Geschichtschreibern selten in das rechte Licht gestellt werden, weil die meisten von einseitigem Standpunkt ausgehen, so klar, oft so überzeugend vorgetragen sind, wie es in den „Militärischen Briefen" geschehen ist? Ferner halten wir es jederzeit für ein verdienstliches Werk, „der Afterweisheit die Larve vom Gesicht zu ziehen oder ihr einen Spiegel der Erkenntniß vorzuhalten". Der würdigen Tendenz endlich, ebenso wol die Zukunft als die Gegenwart und Vergangenheit in politischer und militärischer Beziehung im Auge zu behalten und als höchstes Ziel seiner Wünsche ein in Fürsten und Volk einiges, großes und mächtiges Deutschland zu bezeichnen, wird wol Jeder, dem des gemeinsamen Vaterlandes Ehre und Glück am Herzen liegt, seine volle Anerkennung zollen.

Die erste Sammlung enthält 28 Briefe. Der „Verstorbene" schildert im Eingange seine Ankunft im Olymp, wo er am äußern Thore die Lützower Jäger als Ehrenwache findet und durch den dienstthuenden Generaladjutanten, in welchem er mit Entzücken seinen Freund Scharnhorst erkennt, bei Jupiter vorgestellt wird. Dieser ertheilt ihm den Befehl, allen den Feldherren, über welche er sich in seinen Werken günstig oder ungünstig ausgesprochen hat, seine Aufwartung zu machen. So läßt er sich zuerst bei Friedrich dem Großen einführen. Charakteristisch für den Geist des ganzen Werks ist hier gleich die Aeußerung, welche der Verfasser dem großen Könige in den Mund legt.

Ueber meine Feldzüge haben viele Leute geschrieben und mir hinterher gute Lehren geben wollen, wie ich es hätte besser machen sollen. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß diese Herren an meiner Stelle, obschon mit denselben Gewaltmitteln ausgerüstet, nicht halb so viel ausgerichtet haben würden, ungeachtet ihrer vielgepriesenen Operationssysteme. Meine ganze Kriegführung war im Grunde sehr einfach, hatte nur die Sicherung Schlesiens und meiner Erbländer zum Zweck. Daß ich nicht warten durfte, bis alle meine Gegner sich gegen mich vereinigt haben würden, lag in dem großen Misverhältniß der Streitkräfte, die wir gegeneinander aufbieten konnten; ich mußte also einen nach dem andern angreifen, schlagen, zurückwerfen. Das war mein Kriegssystem, und meine vielgepriesene Weisheit bestand darin, daß ich dabei weder über meine Kräfte ging, noch im Siegeslaufe die Grenzen überschritt, die ich mir selbst gesteckt hatte.

Man hat mich oft getadelt, wo ich Lob verdiente, und oft gepriesen, wo man mich hätte tadeln sollen. Nur Er allein hat mich verstanden, weil es Ihm mehr darum zu thun war, die Beweggründe meines Thuns und Lassens zu erforschen, als sich vor den Leuten das Ansehen zu geben, Er verstehe das Kriegführen noch besser als ich.

In diesen Worten spricht sich die Ansicht des Verfassers aus, wonach die Kritik bei Beurtheilung der

Feldherren und ihrer Strategie forschen müsse, und wir können ihm darin nur beipflichten.

Der „Verstorbene" trifft hierauf mit Seydlitz zusammen, macht Turenne, Luxembourg und Gustav Adolf seinen Besuch und berichtet des schwedischen Helden Aussprüche über philosophische Kriegstheorien. Es ist unschwer zu errathen, auf welche „Theorie des großen Kriegs" diese Aussprüche besonders gemünzt sind. Die Systematiker werden darin Tanzmeistern verglichen, welche ihren Zöglingen die Touren mit Kreide auf dem Fußboden vorzeichnen; es wird ihnen vorgehalten, daß streng philosophisch gebildete Köpfe den Irrthümern noch mehr ausgesetzt sind als die Naturmenschen, daß das Streben der philosophischen Kriegsgelehrten, ihre Wissenschaft auf positive Wahrheiten zu gründen, eitel und nutzlos bleiben wird, solange der Krieg aus denselben Elementen zusammengesetzt ist, welche seine Verhältnisse stets in der größten Mannichfaltigkeit gestalten und sie dadurch aller Berechnung entziehen, daß man sich daher mit Andeutungen begnügen und die wenigen haltbaren Grundsätze als Themata bezeichnen müsse, auf welche jeder Handelnde nach Maßgabe der ihm zugebote stehenden geistigen und materiellen Hülfsmittel beliebige Variationen zu machen habe. „Eher wird man die Bellona am Spinnrocken sitzen", schließt der Angriff beißend, „oder mit dem deutschen Strickstrumpfe in der Hand lustwandeln sehen, als daß der wilde Mars sich bequemen werde, nach der Melodie zu tanzen, die schlechte Musiker mit verstimmten Instrumenten ihm aufspielen." Der Verfasser hat in dem ersten Briefe damit sein Programm gegeben.

Ergötzlich beginnt der zweite Brief mit einer Schilderung des geselligen Lebens im Olymp, wobei wieder mehre renommirte Strategen, nach ihren Systemen durch farbige Käppchen unterschieden, zwar nicht genannt, aber treffend bezeichnet werden. Ihrem Spiel mit Steckenpferden macht endlich Mars ein Ende, indem er sie durch den Cerberus nach dem Stalle des Augias treiben läßt, der ihnen zum Sommeraufenthalt angewiesen ist. Nach dieser scharfen Satire kommen ernste Fragen zur Erörterung. Ob der Angriff stärker sei als die Vertheidigung, ist zu verschiedenen Zeiten ein Streitpunkt in der Kriegführung gewesen; das Verhältniß beider wird hier von allen Seiten wiederholt beleuchtet, ihr Begriff in politischer, strategischer und taktischer Beziehung festgestellt und die Wahl einer dieser Kriegsformen von wesentlichen Bestimmungsgründen abhängig gemacht: eine der gründlichsten und belehrendsten Abhandlungen, durch viele historische Thatsachen belegt, welche zum Studium nicht genug empfohlen werden kann.

Der Empfang bei Napoleon gibt Gelegenheit, auch diesen Meister sich über sein Kriegssystem aussprechen zu lassen:

> Den gelehrten Formenmenschen da unten war meine Kriegführung völlig unbegreiflich, denn sie zeichnete sich durch nichts weniger aus als durch künstliche Formen. Alles war höchst einfach darin. Mein Geheimniß bestand vornehmlich in der bessern Oekonomie mit Zeit und Kräften, ein Gegenstand, der gar nicht ins Auge fällt und doch von entscheidender Wichtigkeit ist. Ich kam zu rechter Zeit auf den entscheidenden Punkt und siegte im entscheidenden Momente durch meine Uebermacht. In strategischer Beziehung haben das andere Feldherren zuweilen auch gethan, die Oekonomisirung mit den Kräften in meinen großen Entscheidungsschlachten, durch welche ich ganze Königreiche mit Einem Schlage zertrümmerte, ist mir aber eigenthümlich und von dem Nutzen starker Reserven hatte vor mir kein Mensch eine Ahnung.

Man kann Napoleon's Kriegführung nicht kürzer und treffender charakterisiren.

Zu den ergötzlichsten Figuren des phantastischen Theils gehört Münchhausen, der bekannte lügenhafte Baron, den der Verfasser nicht ohne Grund auftreten und in seiner Weise auch für das Kriegsmaterial experimentiren läßt. Seine Jagdpillen, sowie die sich daran knüpfenden Lucubrationen über den Einfluß von Ingredienzien auf Geist und Gemüth des Menschen enthalten die schärfste Kritik unhaltbarer Kriegssysteme. Es heißt hier:

> Wenn diese großen Geheimnisse erst ergründet sind, dann werde sich auch die Kriegführung jener Einfachheit erfreuen, welche ihr einige neuere Kriegskünstler schon jetzt andichten; man brauche sich blos in Besitz jener Fässer und Kisten zu setzen, welche den ganzen Inbegriff aller guten, physischen, moralischen und intellectuellen Eigenschaften einer Truppe enthalten; das ganze Geheimniß der Strategie, welches bisjetzt nur Wenige ergründet und die Wenigsten zur klaren Anschauung gebracht haben, werde alsdann darin bestehen: die Verbindung des Feindes mit seiner Feldapotheke zu unterbrechen, und die Strategie selbst werde sich auf den einfachen Begriff einer Lehre von der Verbindung reduciren, während sie in unsern Tagen noch das Erhabenste der Kriegführung enthalte.

Hier fühlt der Verfasser in einer Anmerkung selbst, daß er den Schriftsteller, welcher die letzterwähnte Definition gegeben und dem überhaupt die Polemik des Werks vorzüglich gilt, mit zu scharfer Lauge begossen hat, denn sein System, wie sehr es auch gleich allen Systemen in dieser irrationalen Region an Einseitigkeit und Widersprüchen mit der Erfahrung der Kriege leidet, verdient wol um seines Scharfsinns willen eine andere Würdigung als herbe Persiflage. Diese ernstere Würdigung wird ihm denn auch im elften Briefe zutheil, wo das Wesen und der Zweck einer Kriegstheorie, wie sie allein möglich ist, erläutert wird. Die Hauptschwierigkeit derselben findet der Verfasser mit Recht in den Eigenthümlichkeiten der Natur des Kriegs, deren bemerkenswertheste aufgeführt werden, woraus dann wieder eine Reihe von Sätzen, unwandelbar an Geltung, und damit die Möglichkeit hervorgeht, wenn auch keine positive Lehre, was geradezu unmöglich, wol aber eine Anweisung zum Handeln, mit aller Freiheit der Combination, aufzustellen. Der Verfasser gibt hier in nuce die Lehren des Verstorbenen wieder, weil sich schwerlich etwas Gediegeneres über den Gegenstand sagen läßt.

Eine Reihe von Betrachtungen über die kriegerischen Verhältnisse der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts füllt die folgenden Briefe. Die Feldherren der Zeit, Derfflinger, Turenne, Condé, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, Prinz Eugen, werden charakterisirt, einzelne

Kriegsbegebenheiten ausführlich dargestellt, besonders die Türkenkriege, welche durch die neuesten Ereignisse wieder ein großes Interesse gewinnen. Dazwischen werden Verhältnisse von allgemeiner Wichtigkeit mit klarer Auffassung besprochen: die gegenseitigen Beziehungen der Politik und der Kriegskunst, die Verschiedenheit der Kriegszwecke, Frankreichs Uebergewicht in jener Zeit und Deutschlands politische Bedeutungslosigkeit — schmerzlich zu lesen! — auch einzelne taktisch-strategische Fragen, z. B. über die Vertheidigung großer Flüsse. Der Verfasser hat diesem Thema seine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet und in der höchst objectiv gehaltenen Discussion seine eigene Ansicht in der des neunten Sprechers dargelegt, dabei auch der Eisenbahnen als Verstärkungsmittel der Flußvertheidigung gedacht. Vortrefflich ist der Rath, den er zum Schlusse gibt:

Legt die Hände nicht müßig in den Schoos, sondern rüstet euch zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind mit allen Waffen, die Natur und Kunst, Wissenschaft und Industrie euch mit so großer Freigebigkeit darbieten. Das jetzige Jahrhundert macht Ansprüche auf Großartigkeit, vergeßt das nicht und meßt die Gegenwart nicht mit der Krämerelle!

Wohl zu beherzigen, besonders die letzte Ermahnung!

Wenn sich in den „Militärischen Briefen“ überall ein selbständiges Urtheil, unbeirrt durch bisher geltende Meinungen, kundgibt, so ist das ganz besonders der Fall in Bezug auf die Kriegführung Karl's XII. Der Verfasser findet diesen Helden in den meisten Geschichtsbüchern nur als Zerrbild gezeichnet, sein Verfahren nach dem Erfolge, also ganz schief beurtheilt und übernimmt es, die Richtigkeit dieser Urtheile zu beweisen. Allerdings hat man dem „Eisenkopfe“, der nach eigenem Willen, ohne fremden Rath zu suchen oder seiner zu bedürfen, handelte, der keinen Vertrauten besaß, welcher über die Beweggründe seines Handelns, wenn auch erst nach seinem Tode, Aufschluß geben konnte, vielfach Unrecht gethan und ein sonst gediegener Historiker seine ganze Kriegführung geradezu in das Gebiet des Abenteuers verwiesen. Der Verfasser läßt auf ihn nicht blos, wie er in der Vorrede sagt, Streiflichter fallen, sondern übernimmt es, aus seinem Charakter und seiner Anschauung der Weltlage, die er eine großartige nennt, seine Handlungen zu erklären und ihm in der Meinung der Nachwelt diejenige Gerechtigkeit zu verschaffen, welche sie ihm bisjetzt versagt hat. Aus diesem Streben geht eine ganz neue Auffassung des wechselvollen Nordischen Kriegs hervor, welche dazu dienen wird, das Urtheil über den Schwedenkönig vielfach zu läutern. Der bemerkbare Widerspruch zwischen seiner außerordentlichen Thätigkeit im Kleinen und auffallenden Unthätigkeit im Großen, welcher zu dem Schluß verführt hat, daß er nur nach augenblicklicher ritterlicher Laune, sonst aber ohne Plan und Zweck gehandelt habe, wird aus der Nothwendigkeit erklärt und gelöst, für den großartigen Plan, das russische Reich an seinem Fortschreiten gen Westen zu hindern, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen und doch zuweilen durch gewaltige Stöße in irgend einer Richtung die Kraft dazu zu bekunden, um die öffentliche Meinung für jenen Plan zu gewinnen. Diesen Gesichtspunkt festgehalten, den der Verfasser durch ein tieferes Eingehen in die Kriegsbegebenheiten als den einzig richtigen darstellt, wird man Plan und Zusammenhang nirgends vermissen und die ungeheuere Consequenz bewundern, mit welcher der König seinem fernen Ziele zustrebte. Karl XII. war ein Mitglied des Deutschen Reichs — wie verschieden würde sich, wenn er siegte, auch Deutschlands Geschichte gestaltet haben! Wir machen unsere Leser auf diesen Theil der Sammlung vorzüglich aufmerksam. Ein natürlicher Anknüpfungspunkt findet sich hier für den Angriff Napoleon's auf Rußland, dessen Besprechung die letzten Briefe der ersten Sammlung füllt.

Der zweite Band enthält deren 24. Die ersten fünf sind der Beleuchtung des Spanischen Erbfolgekriegs gewidmet, sie enthalten, 1840 geschrieben, zeitgemäße Mahnungen für Gegenwart und Zukunft. Auch über Coalitionen wird ein wahres Wort gesprochen. Die Charakteristik der französischen Feldherren, welche in jenem Kriege eine Rolle gespielt haben, ist scharf und treffend, nur ist Tallard etwas zu hart nach seinem allerdings verschuldeten Unglücke von Hochstädt beurtheilt, vorher hat er sich doch besser gezeigt, z. B. bei Speier. Was über den Werth des dreifachen Festungsgürtels an Frankreichs Nordgrenze gesagt wird, hat seine Bestätigung in unserm Jahrhundert erfahren. Hier möchten wir, den Werth und die richtige Anlage von Festungen betreffend, auf den Abschnitt in der vielbesprochenen „Theorie des großen Kriegs“ von Willisen, aufmerksammachen, welcher dies Thema — und zwar diesmal in gleichem Sinne — behandelt. Was Festungen als Hauptstützen der Landesvertheidigung leisten sollen, wo und wie sie anzulegen sind, der Werth der Festungsgruppen, der verschanzten Linien und Lager wird in einem ganzen Briefe ausführlich besprochen, und es ist interessant, damit zu vergleichen, was Willisen sowol als General Brese, der Chef des preußischen Ingenieurcorps und Generalinspector der Festungen, darüber sagen. Die Abhandlung des Letztern, zu Berlin in der Militärischen Gesellschaft vorgetragen, ist leider nur als Manuscript gedruckt und sehr selten geworden, sie enthält Ausgezeichnetes auch über die neuern Befestigungen und die Motive, welche sie, abweichend von dem Bastionärsystem, hervorgerufen haben. Die Ansichten des „Verstorbenen“ über die Befestigung der Hauptstädte wird man, selbst abgesehen von den Erfahrungen der neuesten Zeit, welche noch einen andern Grund in die Wagschale geworfen haben, nur theilen können, und allzu wahr ist, was er von der übeln Gewohnheit der Ingenieure und Artilleristen sagt, ihren Blick selten über das Operationsfeld ihrer eigenen Thätigkeit hinausstreifen zu lassen. Geistreiche und vorurtheilsfreie Offiziere dieser Specialwaffen haben selbst darüber geklagt, daß auch in maßgebenden Regionen diese technische Einmauerung eher befördert als bekämpft worden sei, und die sehr übelgenommene Schrift eines „Artilleristen, der Soldat geworden“, bekundet jene Klage ebenfalls. Im weitern Verlaufe der Betrachtun-

gen über den Spanischen Erbfolgekrieg lesen wir eine klare Darstellung und Kritik der Schlacht von Hochstädt, an welche sich lehrreiche Bemerkungen, in welcher Art ein Sieg zu benutzen sei, knüpfen. Napoleon stellt dem Feldzuge von 1704 dann seinen eigenen von 1805 gegenüber, um die Größe des Einflusses zu ermessen, welchen die Einheit der Idee und der Macht auf den Krieg übt. Dieser Feldzug ist neuerdings in einem auch in d. Bl. besprochenen Werke von Rüstow trefflich dargestellt worden und die neue Ausgabe der „Militärischen Briefe" nimmt auf dasselbe Bezug; die glänzenden Resultate, welche Napoleon gewonnen, werden auch hier der geschickten Combination der Bewegungen und vor allem der Präcision ihrer Ausführung, Früchte der Uebungslager, zugeschrieben. Gewiß ist dieser Feldzug einer der kunstvollsten, welche je geführt worden, und Referent wählt ihn stets, wenn seine Vorträge ihn zu dem Versuche führen, Napoleon's Kriegssystem, durch Thatsachen belegt, darzustellen.

Mit sehr gemischten Gefühlen liest man, was im siebenunddreißigsten Briefe über die wissenschaftliche Bildung der Offiziere gesagt wird. Die Vorurtheile, mit denen hier zu kämpfen ist, sind nur allzu richtig erkannt, und der satirische Rath, den hier der alte Berenhorst gibt, geradezu das Lesen und Schreiben militär-wissenschaftlicher Werke zu verbieten, weil es dann erst geschehen würde, klingt sehr bitter. Leider ist die Gleichgültigkeit und das Vorurtheil gegen jenen „Luxusartikel" auch da zu finden, wo man es nicht suchen sollte, und trotz aller Mahnungen, welche die unbestrittene Erfahrung über die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Bildung gibt, der Zeitpunkt noch sehr fern, wo sie als Ehrensache gelten wird. Der Verfasser kommt auf dies wichtige Thema und die nöthige Reform der Militärbildungsanstalten noch öfter zurück.

Nach einem Vergleiche zwischen Gustav Adolf, Friedrich II. und Napoleon, in welchem dem Preußenkönige der Ehrenpreis als Feldherr gereicht wird, wählt dann der „Verstorbene" den Feldzug von 1705, um zu beweisen, daß Politik, Strategie und Taktik im vollsten Einklange stehen müssen, wenn das Endresultat befriedigen soll. In gleicher Weise wird hierauf der Feldzug von 1706 behandelt und daran von Napoleon wiederum ein Vergleich mit seinem eigenen von 1796 angeknüpft, dessen Charakteristik ebenso scharfsinnig als gediegen ist. Bei der fortgesetzten Besprechung des Spanischen Erbfolgekriegs kommt der Verfasser auf die „gelehrte" Kriegführung des vorigen Jahrhunderts, welche den Positions- und Festungskrieg in erste Reihe setzte und selbst den berühmten Marschall von Sachsen zu dem Ausspruch verführte: „Schlachten sind nur ein Auskunftsmittel für solche Generale, welche nicht zu manoeuvriren verstehen." Die Wichtigkeit entscheidender Schlachten ist seitdem unwiderruflich bewiesen worden, ohne eine solche wird keine Operation mit vollem Erfolg gekrönt und gesichert: wir werden davon vielleicht in kürzester Frist einen neuen Beweis erhalten. In jenem Kriege war die Schlacht von Malplaquet die letzte thatkräftige Handlung, nach ihr hörte alle Energie, durch die Politik gelähmt, auf; von ihr lesen wir eine auch in taktischen Details, wofür wir dem Verfasser sehr dankbar sind, ausführliche Beschreibung. Sie ist eine der blutigsten gewesen, wie denn überhaupt viele Schlachten des vorigen Jahrhunderts weit blutiger waren als die größten der neuern Zeit, trotz aller Verbesserung der Feuerwaffen und des Schießens. Der Verfasser beweist es durch die Verlustangaben im Verhältniß der Truppenzahl und Dauer des Kampfs. Die Ursache liegt in der damaligen Taktik. Ganze zusammenhängende Linien beschossen sich ohne alle Deckung des Terrains, welches jetzt, nächst dem vorwaltenden Gefecht in geöffneter Ordnung, viel Pulver unnütz verknallen läßt. Zorndorf und Kunersdorf sind weit blutiger gewesen als selbst Borodino, obgleich hier auf die Gefechtsstunde 6000 Menschen Verlust kommen.

Des Verfassers hochherzige Gesinnung, sein warmes Gefühl für das große gemeinsame Vaterland der Deutschen tritt überall hervor, wo sich ihm Analogien in der Geschichte mit den Verhältnissen der Gegenwart bieten, wie es in dem letzten Stadium des Spanischen Erbfolgekriegs der Fall ist. Möchten die Worte, welche er im achtundvierzigsten Briefe so warm und überzeugend über das feste Zusammenhalten der deutschen Bundesstaaten und das gegenseitige Vertrauen, über die Eifersucht auf Oestreich und Preußen und das Verhältniß dieser beiden Mächte unter sich spricht, rechten Eingang und wahre Beherzigung finden!

Die letzten Briefe dieser zweiten Sammlung beschäftigen sich mit dem Oestreichischen Erbfolgekriege, welchem eine Beleuchtung des Feldzugs von 1741 und eine treffliche Parallele zwischen der ältern und neuern Kampfweise der Infanterie vorangeht. Die Lineartaktik im Gegensatze der Tirailleur- und Colonnentaktik kann nicht besser gewürdigt werden. In der Fortsetzung heben wir besonders die Darstellung des zweiten Feldzugs Friedrich's des Großen und die der Schlacht von Czaslau hervor. Der zweite Band schließt mit dem Rückzuge des Marschalls Belleisle aus Böhmen und den gegenseitigen Rüstungen während des Winters, um den Krieg fortzusetzen. Im Ganzen tritt das phantastische Element in dem zweiten Bande mehr in den Hintergrund als im ersten, was dem aufmerksamen Leser auch leicht erklärlich sein wird; doch finden sich noch Intermezzi vom köstlichsten Humor genug, wie der Besuch auf Tenare, wo Münchhausen's Experimente, alle literarische Speise in „Blut und Saft" zu verwandeln und dann auf ganz eigenthümliche Weise andere Menschen im eigentlichen Sinne mit Weisheit zu füttern. Wir versagen uns ungern, den Lesern dieser der literarischen „Unterhaltung" gewidmeten Blätter Stellen solcher Art mitzutheilen, hoffen jedoch, daß sie sich durch unsere Mittheilungen angeregt fühlen werden, das Werk selbst, wenn sie es noch nicht kennen, baldigst zur Hand zu nehmen, und verbürgen auch Denen, die nicht Militärs von Fach, wol

aber Freunde geschichtlicher Aufklärung sind, die ansprechendste Lectüre.

Der dritte Band bringt noch 25 Briefe und steht den beiden ersten weder an Reichhaltigkeit des Materials noch an Werth nach. Daß der Verfasser den Oestreichischen Erbfolgekrieg nicht bis zu seinem Schlusse behandelt hat, ist nur zu bedauern, wir würden über die Feldzüge des Marschalls von Sachsen gern seine Analysen gehört haben; indessen lagen dieselben nun einmal nicht in seinem Plane und er hat dafür den zweiten Schlesischen und den Siebenjährigen Krieg, also die ganze Kriegslaufbahn Friedrich's II. (denn wir erachten diese mit 1763 trotz des Bairischen Erbfolgekriegs für abgeschlossen), um so erschöpfender betrachtet. In dies Hauptthema sind wieder belehrende und erheiternde Artikel eingeflochten, diesmal auch persönlich-polemische, wie der Federkrieg mit Herrn Bade, welchen der Verfasser wol nur deshalb den Lesern, deren jetzige Generation wahrscheinlich gar nichts davon weiß, neuerdings mittheilt, weil sein Gegner aus dem wohlmotivirten Schweigen, durch welches Pz. die unersprießlichen Re- und Dupliken abbrach, öffentlich den Schluß zu ziehen sich erlaubte, Pz. sei besiegt vom Kampfplatze abgetreten. Jenes Hauptthema betreffend, möchten wir des Verfassers eigene Worte wiederholen: „Was uns in den Mittheilungen über Friedrich's des Großen Feldzüge am meisten angesprochen hat, ist die stufenweise Entwickelung seines Feldherrntalents." Diese wird uns in dem Werke besonders durch die strategischen Discussionen, in welche alle einstigen Führer verflochten werden, anschaulich gemacht. Doch ist der Verfasser nicht blind für seinen Helden eingenommen, er deckt auch seine Fehler auf, denn ihm war es ja nicht um eine Apotheose zu thun, sondern er wollte über Krieg und Kriegführung belehren; darum eifert er vor allem um historische Wahrheit. Daß er Friedrich höher als Napoleon stellt, wissen wir bereits; im achtundfunfzigsten Briefe findet sich noch eine höchst interessante Parallele, in welcher auch über das Project einer Ehe zwischen Friedrich und Maria Theresia und deren mögliche Folgen für Deutschland gesprochen wird. Diese wären allerdings noch bedeutender gewesen, als wenn einst die Verbindung zwischen dem Erben von Brandenburg, dem nachmaligen Großen Kurfürsten, und der Erbin von Schweden, Gustav Adolf's Tochter, zustande gekommen wäre. Wichtiger für uns als diese nicht eingetretenen Fälle sind die folgenden militärischen Betrachtungen, in denen jetzt nicht allein die Operationen des Siebenjährigen Kriegs beleuchtet, sondern auch die bedeutendsten Schlachten in ihren taktischen Hauptmomenten geschildert werden. Ueberall (und das ist ein Hauptverdienst des Verfassers) werden uns die bewegenden Motive der erstern, zu deren Erkenntniß neuerdings das Werk von Schöning durch die Originalcorrespondenz zwischen dem Könige und Prinzen Heinrich so viel beigetragen hat, und die Ursachen des Gelingens oder Scheiterns in der taktischen Ausführung gezeigt. Sehr dankenswerth ist in dieser Beziehung der vierundsechzigste Brief, der, gleichsam als eine Station in den historischen, eine rein wissenschaftliche Abhandlung über die zweckmäßige Verwendung der Cavalerie, namentlich in größern Massen und in Verbindung mit reitender Artillerie gibt. Die letztere Frage, ein Lieblingsthema der Zeit, ist mit großem Scharfsinn betrachtet. Der Verfasser unterscheidet zwischen Cavaleriereserve, Cavaleriecorps und der Reservecavalerie einer großen Armee und erklärt es für unnöthig, der erstern Artillerie beizugeben, weil sie bestimmt ist, die Entscheidung gegen bereits erschütterte Truppen zu geben, diese Erschütterung aber nicht durch ihre Batterien bewirkt zu werden braucht und ein Gebrauch derselben den günstigen Moment, der mit Blitzesschnelle zum Angriff benutzt werden muß, nur vorübergehen lassen könnte, ohne den Zweck zu erreichen. In der ganzen Auseinandersetzung zeigt sich, daß der Verfasser selbst in der Cavalerie gedient und seine praktischen Erfahrungen in der überzeugendsten Weise wissenschaftlich ausgebaut hat. Wie trefflich weiß er den wahren Sinn der Lehre von der gegenseitigen Unterstützung der Waffen zu geben, wie klar beweist er die Wichtigkeit der Cavalerie auf dem Gebiete strategischer Operationen, eine Wichtigkeit, welche unsere modernen Theoretiker eine zeitlang stark bezweifelten, bis sie die allerneuesten Erfahrungen doch über ihre vornehme Ueberflüssigkeitserklärung der Cavalerie in künftigen Kriegen beschämt haben. Ueberraschend für sie wird vielleicht auch die Behauptung sein, daß die Eisenbahnen eine Verwendung starker Reiterscharen nothwendig machen werden.

Einer andern Partei wird es wieder sehr anstößig sein, was im folgenden Briefe über das Ansehen der Regierungen gesagt ist, sobald Ständeversammlungen das Recht haben, sie über jede Verwaltungsmaßregel zur Verantwortung zu ziehen und wol gar noch die Mittel zu beschneiden oder ganz zu verweigern, welche der Staat zu seiner Existenz bedarf. Wer kann aber des Verfassers klaren Blick in die Natur der Verhältnisse und deren nothwendige Folgen bezweifeln, wenn er den fünfundsiebzigsten Brief liest, der 1845 geschrieben, in einer prophetischen Phantasmagorie Scenen schildert, wie sie sich drei Jahre später in der merkwürdigsten Uebereinstimmung mit jenen in vielen Hauptstädten zugetragen, Zustände, die wir, seit uns jene Schilderung bei erster Lectüre frappirte, selbst erlebt haben!

Wer aber daraus den Schluß auf eine Parteistellung des Verfassers ziehen wollte und darin vielleicht durch seine neuesten in der „Allgemeinen Militärzeitung" veröffentlichten Betrachtungen über die Operationen in der Krim bestärkt würde, der lese nur, was im achtundsechzigsten Briefe über Rußlands Bestrebungen, sich zum Schutzherrn Deutschlands aufzuwerfen, gesagt ist, und er wird des Verfassers vollkommene Unabhängigkeit der Ueberzeugung anerkennen. Vor allem aber, wir wiederholen es, ehren wir seine edle, für Deutschlands, unsers großen gemeinsamen Vaterlandes, Einigkeit, Macht und Ehre mit wärmstem Pulsschlage belebte Gesinnung, die sich überall bekundet.

Wir schließen hiermit unsere Besprechung und empfehlen das ausgezeichnete Werk, dessen Besitz in vieler Beziehung eine kleine Bibliothek, einen wahren Thesaurus militaris ausmacht, unserm Leserkreise aufs wärmste.

Karl Gustav von Berneck.

Friederike Friedmann.

In Friederike Friedmann, deren Uebersetzungen aus dem Englischen in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf erlangt haben, ist unserm Literaturkreise in Königsberg, zumal was die Seite der Gebenden und nicht blos Empfangenden angeht, eine der trefflichsten Persönlichkeiten durch den Tod entrissen worden. Wir wollen die erwähnte Oertlichkeit erst etwas näher in Betracht ziehen, um über die Verstorbene deutlicher zu werden. Sehr wünschenswerth wäre es, daß es Jemand unternehmen wollte — wie wir bereits Vorarbeiten dazu besitzen, z. B. in den so geist- und lebensvollen „Königsberger Skizzen" von Karl Rosenkranz — die verschiedenen literarischen Abschnitte, Entwickelungen, Charaktere, welche sich seit Kant in Königsberg in Preußen geltendgemacht haben, in einem besondern Buche darzustellen. Es wäre auf jenem Gebiete mehr des Eigenthümlichen, Einflußreichen nachzuweisen, als Mancher vielleicht meinen sollte. Eine gründlich durchgeführte, zugleich frisch gehaltene Monographie solcher Art würde die Uebersicht über die Gesammtcultur Deutschlands um ein nicht Geringes bereichern und abrunden.

Königsberg vereinigt in sich die seltsamsten Contraste, welche selbst dem überlegensten Topographen und Kritiker, dem es um vollständige Orientirung zu thun wäre, etwas zu schaffen machen könnten. Dürfte es schon schwierig sein, die Gegensätze alle zu bezeichnen, so würde die Aufgabe, den Grundcharakter anzugeben; noch Bedenklicheres entgegenbringen. Seewärts geöffnet durch weltweite Handelsverbindungen, die dem Orte ein großstädtisches, vielerfahrenes Gepräge aufdrücken, ist er landeinwärts trotz Universität und Eisenbahn zu sehr zurückgedrängt, um seine Absonderung nicht misbehaglich zu empfinden. Gewähren uns nächste Umgebung und Stadt, ungeachtet aller unternommenen Bauten, wenig Abwechselung, so sind im Gegentheil Klima und Temperatur sogar in den kleinsten Zeitfristen einem Wechsel, einer Veränderlichkeit unterworfen, auf die selbst mitten im Sommer kaum Verlaß ist. Die Wettergläser steigen und fallen in Königsberg in jäher Abfolge mit den Papieren der Börse und den Preisen des Korns um die Wette, überflügeln diese aber bei weitem; ein Umstand, der feiner organisirten Naturen immer einige Störung bereitet und Misstimmungen veranlaßt.

Was nun den intelligenten Theil der Einwohner überhaupt betrifft, so geben sich in ihm die sich kreuzenden Interessen, die entgegengesetzten Richtungen, bis zu den Extremen von hartnäckigster Abgeschlossenheit und Auswanderungslust, überall kund, mag immerhin eine gewisse, nur auf das Praktische bedachte Verständigkeit, die sich nur im Mittlern, Nächsten hält, vorherrschen. Zwei Stände jedoch, die sonst nicht eben häufig in unmittelbare Berührung miteinander kommen, der Kaufmanns- und Gelehrtenstand, haben in Königsberg seit dem vorigen Jahrhundert sehr vortheilhaft aufeinander gewirkt; sie haben sich vor Einseitigkeit bewahrt, sie haben auch nach andern Seiten hin reiche Bildungselemente abgesetzt. Schon Kant verkehrte am liebsten mit Kaufleuten, wie er von diesen sehr geflissentlich aufgesucht wurde. Der königsberger Universität hat es an ausgezeichneten Persönlichkeiten nie gefehlt. Andere Literaten reihten sich ihnen an, deren Leistungen bereits vorlagen, oder welche doch, an Johann Georg Hamann gemahnend, aus tiefer Verborgenheit, auch wol bei rastlosem Umschweifen — man denke an Zacharias Werner — Bedeutendes erwarten ließen. Solche kamen später dazu, die sich hier ansässig machten und entweder einen Namen schon mitbrachten, oder ihn sich schnell hier erwarben. Aehnlich verhält es sich mit dem Kaufmannsstande. Er hatte hier immer einige Häuser aufzuweisen, einzelne Repräsentanten zu nennen, die nicht blos durch kühne Handelsspeculationen, sondern auch durch geistige Aufgeschlossenheit, durch vielseitige Bildung hervorragten. Wurde von der Universität her vorherrschend die Pflege der alten Sprachen mit dem Geiste der Wissenschaft als solcher auf die Wirklichkeit von Einfluß, so wurden von der mercantilen Welt die neuern Sprachen, zumal die englische, nicht blos aus Nothwendigkeit betrieben, sondern auch als Schmuck des Lebens betrachtet, angeeignet und in Umlauf gesetzt.

Im Fortgange der neuesten Zeit sollte sich Vieles anders gestalten, um es auf beiden Seiten und auch anderweitig als Ungunst zu erfahren. Mit der steigenden Concurrenz auf allen Gebieten, mit der zunehmenden Parteiung und dem damit verbundenen Mistrauen wurde die Herbigkeit der Zeit an einem Orte wie Königsberg doppelt und dreifach empfunden. Man fühlte die Isolirtheit wie noch nie. Selbst die vierziger Jahre, in denen eine publicistisch-sociale wie literarische Rührigkeit bei vielfachen Verirrungen Königsberg mehr hervortreten ließ, konnten die Tieferblickenden über den Rückstand nicht täuschen. Empfand es der Kaufmann nur schmerzlich, daß die Handelsverbindungen mit Polen und Rußland so gut wie abgeschnitten waren, so mußte es dem Freunde der Literatur ebenso fühlbar werden, daß man sich zu dem übrigen Deutschland meist nur aufnehmend verhalte, daß die wenigen Producenten von der deutschen Kritik nicht immer genugsam beachtet würden, daß es zu keiner rechten Gegenseitigkeit zwischen dort und hier kommen wolle. Verständig reflectirende und eben nur praktische Individualitäten fanden in der nüchternen Atmosphäre des gewöhnlichen Tageslaufs ihre Genugthuung, Gemüthsmenschen flüchteten sich zu größerer Erquickung in die Treuherzigkeit des Familienlebens oder gar in eine trübe Mystik, poetisch Geartete fanden schon schwerer ihr Unterkommen, sie litten an der Eintönigkeit und phantasielosen Oede der städtischen Localität und Umgebung, der gesellschaftlichen Zustände und flüchteten sich wäh-

rend des kurzen Sommers an den Ostseestrand oder in die Fernsicht einer Reise oder gar der Auswanderung. Wir könnten hier manchen poetisch Gestimmten namhaft machen, welchen das Heimweh des Geistes in ein wärmeres Klima gezogen, ja einen unserer wackersten Genossen, der in Rom jetzt alles Das hat, was er hier so lange vermißte, heitern Himmel, weichern Sprachton und die Werke der bildenden Kunst.

In jener dem höher bedürftigen Menschen nicht gerade günstigen Umgebung zu Königsberg wurde Anna Auguste Friederike Friedmann am 20. März 1793 geboren. Ihre Aeltern gehörten der jüdischen Confession an, sie selbst trat später zum Christenthum über und wurde in die deutsch-reformirte Gemeinde aufgenommen. Durch glückliche kaufmännische Speculation wurden die Aeltern in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt, sodaß auch ihr Geschäft an Umfang gewann. Man stand mit England in lebhafter Verbindung. Engländer verkehrten im älterlichen Hause, und schon damals mochte das vielfach begabte Kind manches von englischer Art in sich aufnehmen, die englische Sprache mit Vorliebe sich aneignen. Auch verwandtschaftliche Beziehungen reichten nach England und trugen das Ihrige dazu bei, die rege Phatasie des Kindes auf englische Zustände zu lenken. Ein Bruder des Vaters, in London ansässig, ebenfalls durch mercantilen Betrieb reich geworden, setzte durch Testament Friederike und ihren Geschwistern ein beträchtliches Legat aus, welches indessen ehestens 1830 gehoben werden sollte. Nach des Vaters Tode unternahm die Mutter 1817 mit unserer Freundin und deren ältestem Bruder eine Reise; man besuchte Berlin, Dresden, Prag und Leipzig. Der Aufenthalt in Berlin mußte besonders fesseln, man erfreute sich hier mancher geselligen Verbindung und stand unter Anderm mit dem damaligen Finanzminister Herrn von Klewitz in freundschaftlichem Verhältniß. Auch den Winter von 1819—20 brachten Mutter und Tochter in Berlin zu, lebten im Sommer in Karlsbad, im Herbste in Dresden und begaben sich dann nach Königsberg zurück, um diesen Ort nicht wieder zu verlassen. Die Mutter war während des ersten Verweilens in Dresden auch Christin geworden und hatte sich ebenfalls der reformirten Gemeinde einverleibt, wie dieselbe Stadt dem Kunstsinne der Tochter Erhebungen und Annehmlichkeiten gewährte, welche für ihr ganzes Leben entscheidend gewesen sind.

Echt patriotische Gesinnung, nicht blos für Deutschland im Allgemeinen, sondern auch für Preußen im Besondern, war das Familienelement, in dem Friederike Friedmann erzogen worden war. Man bewies solches unter Anderm in jener unglücklichen Zeit von 1806 und 1807; man bewies es durch Opfer, durch patriotische Darbringungen. Infolge dessen erhielt Friederike 1827 den Luisenorden. Während der Anwesenheit des königlichen Hofs zu Königsberg, in der Zeit von 1808—10, überreichte die Familie Friedmann der hochseligen Königin Luise einen „englischen Kleiderstoff von seltener Feinheit, der huldreich von der hohen Frau angenommen wurde“. Die andere Hälfte dieses werthvollen Stoffs wurde im September 1840, bei Gelegenheit der Huldigung, Ihrer Majestät der jetzigen Königin von Preußen überreicht, worauf Dieselbe vom 11. September 1840 folgende Worte an Friederike Friedmann ergehen ließ:

Durch den Mir übersandten schönen Stoff haben Sie Mir eine Aufmerksamkeit erwiesen, deren Werth Ich hoch anerkenne, da sich daran so merkwürdige und wehmüthige Erinnerungen knüpfen, die ein Zeichen treuer Anhänglichkeit sind, welche Sie und die Ihrigen für das königliche Haus empfinden. Empfangen Sie mit Meinem herzlichen Danke die Zusicherung Meines Wohlwollens. Gez. Elisabeth.

Auch im Jahre 1848 offenbarte Friederike Friedmann für Preußen dieselbe patriotische Gesinnung.

Wenden wir uns jetzt mehr der eigentlichen Bildungsgeschichte der Verstorbenen, mehr denjenigen Veränderungen zu, durch welche sie zu Dem gelangte, was sie im Innersten war, was ihre Eigenthümlichkeit ausmachte, was sie aber auch sonst noch Andern zu erkennen gab, was sie in der Literatur geleistet hat.

Friederike Friedmann hatte ihre Bildung mehr ihrer natürlichen Aufgewecktheit, ihrer vielseitigen Begabung, mehr der häuslichen Erziehung und dem Umgange mit ausgezeichneten Menschen zu verdanken als der Schule. Der Unterricht, den sie anderweitig in der Jugend erhalten hatte, war durchaus mangelhaft gewesen. Ihre Anlagen richteten sich selbstthätig schon früh auf Handarbeit und Geistiges. In den feinern weiblichen Arbeiten erlangte sie schnell eine Geschicklichkeit, eine Kunstfertigkeit, die ihr darin sogar den Ruf entschiedener Virtuosität bereiteten; sie galt in ihrem Kreise auf dem Gebiete des Decorums, des guten Geschmacks als Autorität. Als sie sich später dem Uebersetzen aus dem Englischen zuwandte, bedauerten es ihre Freundinnen gar sehr, indem sie fürchteten, sie für obige Thätigkeit ganz und gar verloren zu haben. Auch in der Kochkunst, wie geistig auch ihr Wesen organisirt war, wurde sie in dem weitreichenden Kreise ihrer Bekanntschaft als Meisterin gepriesen, wie sie denn trotz aller Geistigkeit und Genüge das Behagen an feinerer Nahrung, an schmackhaft Zubereitetem zumal in spätern Jahren nicht leugnen mochte. Ueberhaupt gefiel sie sich in der schönen Zusammenstimmung des Ideellen mit der Erscheinung, des Innern mit dem Aeußern. Sie hatte sich ihre Zimmer so heiter und anmuthig ausgestattet, daß diese kleine Welt ihrer häuslichen Umgebung, noch dazu mit der Aussicht auf eine reizende Garten- und Landpartie mitten in der Stadt, Jeden anmuthen mußte, der die Schwelle ihrer Wohnung betrat, umsomehr als Friederike die liebenswürdigste Gesellschafterin war.

In frühern Jahren betrieb sie Musik mit ganz besonderer Vorliebe. Ihr Klavierspiel, ihr Gesang wurden überaus gern gehört. Sie nahm an vielen größern Ausführungen im Oeffentlichen, z. B. von Oratorien, ausübenden Antheil. Ihre Lieblinge waren Händel, Gluck, Mozart, Beethoven und Weber. Von jetzt ab ereigneten sich in ihrem Leben Mißfälle härtester Art.

Sie sollte auch durch den Wechsel ihrer Vermögensumstände arge Prüfungen erleiden. Ihr väterliches Erbe wie jenes von einem Onkel ihr zugedachte Legat gingen durch unglückliche Ereignisse verloren. Man fürchtete, da Friederike leicht im Gemüth zu erschüttern war, wie denn andere bittere Erfahrungen eine gewisse Schwermuth bereits in ihr hervorgerufen hatten, für Friederike in hohem Grade. Wider jede Erwartung besiegte sie ihr Misgeschick mit aller Umsicht und Tapferkeit. Hatte die Musik ihrem Seelenleben bis dahin die edelste Nahrung zugeführt, so kam dieselbe Kunst nun auch ihrem leiblichen Dasein zu Hülfe. Friederike unterrichtete von jetzt ab in der Musik mit großem Erfolge. Sie war als Lehrerin überall gesucht. In der Eigenart ihres Unterrichts bewunderte man besonders, wie sie zeitig darauf hinlenkte, die Stimme mit Oekonomie zu verwalten und auch an dem Texte jene Kunst auszuüben, die man so selten findet, jedes Wort, jede Silbe mit Deutlichkeit hören zu lassen. Diese Genauigkeit, Sauberkeit im Musikalischen ist später der Uebersetzerin aufs ergiebigste zustatten gekommen. So führt ein Vorzug den andern herbei.

Den Unterricht in der Musik mußte unsere Freundin sehr bald meiden, ja ihre zunehmende Kränklichkeit duldete selbst die eigene Ausübung zum Genusse der so geliebten Kunst immer seltener. Auch hier wußte sie sich, wenn auch unter Kämpfen, zu fassen. Aber auch ihre Schwermuth steigerte sich, eine gewisse Leere wurde fühlbar, die gerade der gehaltvolle Mensch unter Umständen am ersten und tiefsten empfinden wird, da er innere Welt besitzt und sie auch äußerlich bilden und fortbilden möchte.

Es war ein Glück, daß damals ihre äußere Lage durch Familienvorgänge sich verbesserte. Sie durfte so um so leichter den Unterricht aufgeben, aber wie sollten die Anfoderungen eines so reichen Gemüths beschwichtigt werden? Wehmuthsvolle Erinnerungen hatten die Leidende im Geiste oft nach England gezogen, vielleicht sogar eine stille Herzensangelegenheit. Wie lieb und vertraut waren englische Sprache und Literatur ihr schon längst geworden! Hier fand der weise Arzt eine glückliche Abhülfe. Er lenkte seine Patientin auf die Thätigkeit des Uebersetzens hin. Sie erfaßte auch dieses mit ganzer Seele, mit Begeisterung, aber auch mit Gründlichkeit. Sie nahm noch in dieser Zeit eigens Unterricht in der Metrik, um englischen Dichtern und deutscher Sprache um so gerechter zu werden. Nun betrieb sie die Arbeit des Uebersetzens mit aller Lust und leistete in kurzer Abfolge darin Unglaubliches. Sie verfuhr unendlich genau und doch mit so vielem Geschmack, daß Freunde, Kenner, denen sie Stücke vorlas, in seltenster Weise befriedigt waren. Da sie Kränklichkeit halber ihr Zimmer wenig verlassen konnte, so ließ der Mangel an Bewegung neue Uebel fürchten. Der Arzt half ihr und sich auch jetzt durch die früher schon empfohlene Thätigkeit. Er ermunterte sie zu immer häufigerm Vorlesen ihrer Uebersetzungen. So verschaffte er durch das Sprachorgan ihrem Körper Motion, die ihm trefflich bekommen sollte. Nun gewann sie wieder Frische, ihre Arbeiten um so ämsiger fortzusetzen. Noch dachte sie nicht an Veröffentlichung. Endlich befriedigte und überraschte das Geleistete Kenner in einem solchen Grade, daß sie auf Veröffentlichung drangen. Die wiederholt Aufgefoderte scheint sich nur schwer dazu entschlossen zu haben, wol aber unternahm sie nochmals die genaueste Feile. Schwer konnte sie sich genügen. Eine und dieselbe Stelle übersetzte sie wieder und wieder, dann verglich sie ihre verschiedenen Weisen der Uebersetzung mit dem Original wie untereinander, prüfte grammatikalisch und musikalisch, prüfte mit dem feinhörigsten Ohre, bis sie sich endlich genug gethan hatte. Ihre erste größere Leistung war „Manfred" von Byron. Außer den der Oeffentlichkeit vorliegenden Arbeiten, auf die wir sogleich zu sprechen kommen, übersetzte unsere Freundin Byron's „Sardanapal", „Marino Faliero", „Der Traum" und einzelne Sachen anderer englischer und amerikanischer Dichter.

Die ihr außer ihren Uebersetzungen noch übrige Zeit widmete Friederike Friedmann der Vervollständigung von Sammlungen sehr mannichfaltiger Gegenstände, wie der sorgsamen Pflege ihrer Blumen. Den Sammlerfleiß theilte sie mit ihren Brüdern. Gern und oft sah sie sich umgeben von zahlreichen Freunden, unter denen wir auch Gelehrte und Kaufleute finden, sodaß dieser Kreis auch hier Dasjenige vertrat, dessen wir oben als charakteristisch für Königsberg erwähnten. Das innigste Wohlwollen war ein Hauptzug in Friederikens Persönlichkeit. Sie empfand die lauterste Freude über die Anerkennung, die Andern zutheil wurde. Sie achtete aber auch sorgsam auf die Kritik, welche ihre eigenen Arbeiten, ihre Uebersetzungen erfuhren. Sie lautete fast immer überaus günstig. Gegen eine ungerechte Beurtheilung war Friederike sehr empfindlich. Was ihre Lebensansichten betrifft, so huldigten diese durchaus dem conservativen Princip. Die Familienpietät, in der sie erzogen worden war, der aufrichtige Patriotismus für Preußen, welcher sie im Innersten beseelte, begründeten solches tief. Dennoch faßte sie keine Vorurtheile und pflog auch mit Solchen Umgang, die, bei edelm Sinne, von ihren Ansichten abwichen.

Wie sie nach der Erholung von Arbeiten am liebsten gelebt hatte, so starb sie auch: im Kreise ihrer Freunde. Eines jeden hatte sie in ihrem Testamente gedacht, zu dessen Vollstreckung sie ihren „ältesten und vertrautesten Freund Sieburger" ernannte. Sie endete am 23. December 1853.

Ihre Uebersetzungen aus dem Englischen erwarben ihr, wie bereits erwähnt worden,[1] in kurzer Zeit einen ungewöhnlichen Beifall, einen weitreichenden Leserkreis. Bisjetzt erschienen davon folgende:

1. Der Korsar. Erzählung von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1852. 16. 20 Ngr.

2. Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht von Walter Scott. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 1 Thlr.
3. Der Giaur. — Hebräische Gesänge. Von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1854. 16. 20 Ngr.
4. Kain. Ein Mysterium. — Mazeppa. Von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1855. 16. 24 Ngr.

Wir erlauben uns noch Einiges darüber zu sagen, wie diese Friedmann'schen Uebersetzungen auf unser Gemüth und Ohr gewirkt haben, welche Stelle wir ihnen unter den verschiedenen Uebersetzungsweisen zuerkennen, und wie sich in der Wahl der Gegenstände zugleich die ganze Eigenthümlichkeit der Verfasserin mit ausdrückt. Das speciellere Urtheil überlassen wir gern Männern von Fach. Uns ist die Genugthuung zutheil geworden, daß die Uebersetzerin selbst unserm Urtheil beistimmte und Freude darüber empfand.

Ein mitdichtender Geist, ein nicht blos das Original richtig auffassender, wiedergebender, sondern ein in alle Lebenskämpfe des Dichters eingeweihter gibt sich darin kund, in einer Weise der Mitleidenschaft, der weiblichen Treue und Hingebung, daß man über das Naturwahre dieser Sprache erstaunt. Nirgends tritt die Verfasserin so stark hervor, daß man eine unwillkürliche Umdichtung vermuthen sollte, überall will sie eben nur übertragen, aber mit der ganzen Sinnigkeit ihres Wesens, mit der ganzen Wärme ihres Gefühls und zu voller Befriedigung ihres und unsers musikalischen Gehörs. Man möchte aus dieser Art des Uebersetzens den Schluß ziehen, daß das weibliche Wesen seiner Natur nach, wenn es anderweitig gebildet genug ist, ganz besonders dazu berufen sei, Uebersetzungen zu geben, zumal aus neuern lebenden Sprachen, eben weil beim Uebersetzen so viel auf Treue der Hingebung und Verwaltung des Vorhandenen ankommt. Man mache uns keinen Einwurf mit Frau Dacier und Frau Gottsched, denn die Zeit der Perücken und Reifröcke und so vieler Unwahrheiten des Zeitalters mußte auch beim Uebersetzen hindern.

Nun aber ganz abgesehen von Weib oder Mann. Es ist bekannt, daß nirgends mehr Misbrauch mit der Sprache getrieben wird, daß sie nirgends in eine entschiedenere Geistlosigkeit ausartet als gerade auf dem Gebiete schlechter Uebersetzungen. Wir drücken den Mechanismus eines solchen Verfahrens, den Maschinendienst desselben sehr bezeichnend mit dem Worte Fabrikarbeit aus. Dieses Fabrikwesen, diese Thätigkeit der Maschine, mit allem Grausenerregen der Concurrenz, mit aller Dampfhast des Expedirens, hat nirgends mehr um sich gegriffen als unter den Uebersetzern Deutschlands. Höchstens könnte jene Eilfertigkeit noch überboten werden, wenn man ganze Romane des Auslands durch Telegraphen übersetzen lernte. Es ist aber gar keine Frage, daß selbst die reichste Sprache eines Volks auf die Länge darunter leidet, wenn schlechte Uebersetzer, unbekümmert um den Genius des fremden wie ihres eigenen Idioms und nun noch gar um den Genius, dessen Werk es gilt, höchstens nur kundgeben, daß sie für den nothdürftigsten Tagesbedarf dolmetschen können, um in kürzester Frist Lesefutter zu schaffen. Auf der andern Seite jedoch ist es auch gewiß, daß die Sprache, in welche übertragen wird, an Mündigkeit, an Herrschaft noch gewinnt, wenn der Uebersetzer in dem Grade geistvoll verfährt, daß er sogar schöpferisch wird, ohne der Treue des Originals auch nur das Geringste schuldig zu bleiben. Wir Deutschen sind reich auch an schöpferischen Uebersetzungen. Luther, Voß, F. A. Wolf, Schleiermacher, die Schlegel, Kannegießer, Gries, Adolf Böttger u. A. haben darin Außerordentliches geleistet. Dennoch gibt es noch eine dritte Art des übertragenden Verfahrens, welches, ohne überraschende Neubildung der Sprachformen, mehr in dem bereits bekannten Gleise der gebildeten Sprache sich bewegt und gleichwol durch Richtigkeit und Feinheit poetischer Anempfindung, durch Klarheit des Wiedergebens, durch Gewandtheit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks bis auf die Uebergänge in verschiedene Tonarten und den Wohllaut des Verses Ausgezeichnetes zu leisten vermag.

Dieser letzten Weise der Uebertragungen gehören auch die Uebersetzungen aus dem Englischen von Friederike Friedmann an. Sogleich fühlt und hört man es der Diction dieser Arbeiten im Allgemeinen und im Einzelnen an, daß die Uebersetzerin mit Hingebung, Liebe und Treue, mit musikalischem Gehör, mit frischer Empfänglichkeit für alle Schönheiten die Werke der Dichter durchdrungen, daß sie deren Eigenthümlichkeit überhaupt, aber auch des jedesmaligen Gedichts im Besondern aufs tiefste erfaßt hat, und man freut sich, wie sie das Alles mit den bereits vorhandenen Mitteln unserer Sprache wiederzugeben weiß. Es verdient höchste Anerkennung eben dieses, etwas so Tüchtiges ohne einen neuen Aufwand von Spracherfindungen geleistet zu haben. Man lernt wiederum daraus, wie viel man mit einfachen Mitteln vermag, auch wird Das, was von Sprachelement einer gebildeten Nation bereits geläufig ist, auch in neuen Figurationen ihr um so schneller mundrecht; es wird populär. Friederike Friedmann ist in ihren Uebersetzungen gleich geschickt in der Wiedergebung des Kräftigen wie des Zarten. Ihre Uebertragungen vermögen uns glauben zu machen, daß wir deutsche Originale lesen, eine künstlerische Illusion, die stets der Beweis einer gelungenen Uebersetzung sein wird, zumal wenn, wie es hier der Fall ist, dem Feinhörigen doch immer auch die Grundeigenthümlichkeit des ursprünglichen Werks mitklingt.

So machen wir hiermit die Lesewelt auf diese Friedmann'schen Uebersetzungen aufmerksam, welche sich mit den besten Arbeiten der Art in gleicher Linie behaupten.

Fragen wir noch zu einiger Abrundung des hier Gegebenen, in dem wir es nicht blos mit dem Talente einer Uebersetzerin, sondern auch mit dem Lebensschicksale eines der edelsten Wesen zu thun haben, ob es einen tie-

fen Grund hatte, daß Friederike Friedmann besonders gern bei Lord Byron, dann auch bei Walter Scott verweilte, so müssen wir dieses durchaus bejahen. Schon nach der Oertlichkeit ihrer Geburt, schon nach ihrem älterlichen Herkommen, nach Friederikens ersten Jugendeindrücken, nach ihrem spätern Erfahren und der Seelenstimmung, die bei ihr die vorherrschende war, ist die Wahl der Dichter, welche sie übersetzte, mit denen sie besonders gern umging, charakteristisch. Wir haben gesehen, daß Königsberg in sich selbst eine Menge Contraste darbietet, wie es auch in seiner Abgeschlossenheit landeinwärts, was lebhaftern Verkehr betrifft, mit andern Großstädten Deutschlands vielfach contrastirt. Die Wechselfälle des Glücks, von blühendem Handel bis zu gänzlichem Darniederliegen fast jedes ausgebreitetern Geschäfts, trafen Friederikens Geburtsort ebenso, wie sie in ihrer Art jene auch selbst erfuhr. Der tiefere Mensch wird nie seines Herkommens uneingedenk bleiben, ob er noch so viele Wandelungen der Bildung durchmachte. Sogar die Traditionen, die über sein Erfahren hinausreichen, vollends die altehrwürdigen Gebräuche, in denen er aufwuchs, bezeichnen ein Allerheiligés der Erinnerung, welches durch nichts Späteres verdrängt wird. Lassen nun Zeit und Oertlichkeit mehrfach das Höhere vermissen, so verbreitet sich über ein ganzes Menschenleben leicht die Stimmung der Wehmuth, die vor allem solche Dichter heimsucht, die Ausdruck dafür enthalten, die selbst im Contrast sich sattsam ergehen und das Ringen des edlern, idealischen Menschen mit der Alltäglichkeit oder gar mit dämonischen Mächten besonders erfolgreich darstellen. Niemand kann den Contrast zwischen Alt und Neu stärker empfinden als Der, welcher im 18. oder 19. Jahrhundert von israelitischen Aeltern geboren ward. Das Leben der Väter klingt fort in seiner patriarchalischen Großartigkeit, in seinen einfach erhabenen Grundtönen, wie unruhig, aber auch wie complicirt und forcirt die Lebensmusik der Modernen sein mag. Auch dafür hat Lord Byron einen unvergleichlichen, gerade in seiner grandiosen Einfachheit höchst ergreifenden Ausdruck gefunden in seinen „Hebräischen Gesängen", welche Friederike mit ganz besonderer Innigkeit wiedergegeben hat. In diesen Gesängen Byron's ist Einsamkeit und Wehmuth, Kampf und Contrast mit der Weltwirklichkeit in Fülle. Da klingt es wunderbar wieder: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die drinnen sind." Aber noch mehr als das. Byron stellt mit seiner Poesie den Contrast überhaupt dar wie noch nie ein Anderer, nicht blos von religiösen Culten, sondern den des antiken und modernen Zeitalters im umfassendsten Sinne (er selbst im Zwiespalte beider), den Contrast von Qual und Genuß, Freiheit und Knechtschaft, Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle. Es pflegt uns aber zu beruhigen, wenn wir einen Stärkern, als wir sind, ebenfalls ringen sehen, und zwar auch mit stärkern Mächten, als wir zu bekämpfen haben. Und ist dieses Ringen des Menschen mit dem Schicksale, mit Gott selbst, wie es Byron im Beginne des modernen Zeitalters wiederbringt und hinreißend ausgestaltet, nicht schon im Alten Testamente in der mannichfaltigsten Weise unwiderstehlich ergreifend uns vor Augen gebracht, in Jakob, vor allem in Hiob — in dessen Abgründen für Byron'sche Dichtungen ein ganzer Schöpfungsquell sprudelt — endlich in den Psalmen David's? So gehen die Vermittelungsglieder der ringenden Menschheit stetig fort von der frühesten bis auf unsere Zeit, und wenn für das Gesetz der Geschichte Salomo Recht hat, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, so geschieht doch innerhalb des Gesetzes in jedem Augenblicke etwas Neues.

Auch Friederike Friedmann wurde auf richtiger Fährte geleitet und folgte dem feinsten Anempfindungsvermögen, indem sie aus ihren alttestamentlichen Jugenderinnerungen, an welche sich der Umgang mit Engländern knüpfte, für ihre Herzensbetheiligungen und Lebenskämpfe, um diese zu überwinden, unter den Dichtern Byron zum Führer sich wählte. In ihrer selbständigen Art zu übersetzen übte sie sogar eine Art Production aus und genügte sich so umsomehr. Der moderne Mensch hat Zweifel zu bestehen, die sich nicht gewaltsam niederschlagen lassen, die ein glücklicher Ausdruck des Dichters oft entschiedener besiegt als alle Weisheit der Schule. Das hatte Friederike Friedmann bei der Zartheit und Tiefe ihres Gemüths gewiß vielfach erfahren. Darum liebte sie Byron so und übersetzte ihn mit solcher Liebe und solchem Glücke. Und nun Walter Scott und gerade die „Jungfrau vom See"? Wie farbenreich und lebensfrisch diese Welt auch sein mag, wie spannend die Geschichte, wie munter an die Gegenwart fesselnd die Scenen der Jagd und der Vorüberflug der Gestalten, Wehmuth und Sehnsucht werden dennoch vorherrschend durch diese herrlichen Strophen in uns angeregt. Es sind die Geister Ossian's und Fingal's, die in dieser Oertlichkeit, im Schmettern der Hörner in uns wach gerufen werden mit dem aufgestörten Wilde. Wir gedenken des Frühern wie noch nie, des Lebens, der Thaten der Väter, und wie dennoch hierorts ihrer kein Bleiben war. Ob es die Harfe David's oder die Ossian's oder jetzt die Walter Scott's ist, es klingt aus ihr gleich ergreifend hervor die ewige Geschichte der Menschen und dennoch der Vergänglichkeit alles Irdischen. Wie wohl mußte auch das einem Gemüthe thun wie dem unserer Freundin! Sie machte sich dadurch stark, in ihren eigenen Leiden zu überwinden und das Leben unter allen Umständen als preiswürdig zu nehmen. So sprach sie das Alles aus mit vielberedter deutscher Zunge. Möchten auch nach ihrem Tode Viele bei ihr einkehren und sich durch ihre Uebersetzungen erheben lassen!

Alexander Jung.

Wilhelm von Schadow's „Moderner Vasari".

Der moderne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben. Novelle von Wilhelm von Schadow. Berlin, Hertz. Lex.-8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Der Haupttitel des Buchs und der Name des Verfassers erregten die freudige Hoffnung, es sollte hier endlich von einem mitlebenden Genossen der Aufschwung der bildenden Kunst in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts nach eigenen Anschauungen in der reizenden Detailfülle geschildert werden, wie sie die Mitwelt oder das Memoire der Nachwelt überliefern muß. Aber schon der Zusatz „Novelle" machte uns stutzig, und in der That ist das Werk weder Fisch noch Fleisch. Für eine freie Dichtung sind die Erzählungen von lebenden Bildern, Liebesintriguen und Wanderungen einiger Maler nicht poesiereich, nicht anziehend genug, und die Einkleidung der biographischen Notizen und Urtheile über die Künstler unserer Zeit in die Gespräche zwischen zwei alten Herren, dem Maler und dem Inspector, ist mitunter recht hölzern und erinnert an Frage und Anwort im Katechismus, die Mittheilungen halten sich meist zu sehr im Allgemeinen und verweisen dann noch auf Nagler's „Künstlerlexikon", und wir hätten dem Autor gern seine Tabackspfeife und deren blauen Dunst geschenkt, wenn er uns seine Erinnerungen an das Wiedererwachen der christlichen Kunst in Rom um das Jahr 1810, sowie seine Erfahrungen aus dem düsseldorfer Leben treu und schlicht erzählt hätte.

Damit soll das Buch nicht als werthlos bezeichnet sein. „Ich bin wie ein alter Invalide, der die Kriegsereignisse vor und zu seiner Zeit erzählt und der Helden gedenkt, welche theils schon im Grabe ruhen, theils noch auf dem Kampfplatz nach dem Siegespreise ringen", sagt Schadow, und so nehmen wir dankbar an, was er für uns dictirt, während ein Augenleiden ihn am Malen hindert, und bedauern nur, daß wir nicht einfach seine Memoiren erhalten haben. Neben Dem, was Gott und der Geist der Zeit dem Künstler verliehen, ist in der Kunst auch Vieles lernbar und lehrbar; wer sollte nicht gern hören, was ein Mann, welcher ein Menschenalter lang Akademiedirector war, über die beste Weise des Lehrens und Lernens erörtert? Wer sollte ihm nicht beistimmen, daß eine Versöhnung von Glauben und Wissen für das Gedeihen der neuern Kunst noththut? Wer nicht mit ihm freudig anerkennen, wie viel jene jungen Maler in Rom, die Cornelius, Overbeck, Veit, Schadow, Schnorr für die Erweckung des christlich-deutschen Sinnes gethan, auch wenn er sich mit uns wundert, daß der Letztere, der Protestant, von dem convertirten Genossen gar nicht mitgenannt wird? Der Jugendbegeisterung getreu erkennt Schadow in der poetischen Idee immer die Seele und das Wesen des Kunstwerks, aber er gibt jetzt zu, daß im Gegensatz gegen die Aeußerlichkeit ihrer Vorgänger jene Männer auf die Verleiblichung des Gedankens, auf das Naturstudim, auf den Glanz der Darstellung durch den Zauber der Farbe zu wenig Gewicht gelegt und dies ein Mangel für viele ihrer Werke geworden sei. Sehr sinnig ist auch ein Wort, welches der Alte zu seiner Tochter sagt:

„Ehe der Mensch durch Ungehorsam gegen die Gebote Gottes in den sündigen Zustand verfiel, lebte er in jenem Lande, wo die Poesie und Kunst heimisch sind. Seine angeborene Natur war das Leben im Guten und Schönen; erst als er durch die Schuld des Ungehorsams aus diesem seligen Orte vertrieben wurde, erkannte er den unendlichen Werth des verlorenen Schatzes, durch die Sünde die Tugend, durch die Häßlichkeit die Schönheit, durch das innere Elend den innern Frieden. Seit jener Zeit lebt in dem Herzen des Menschen eine unbefriedigte Sehnsucht, in diesen seligen Zustand zurückzukehren, und wenn du ein schönes Kunstwerk siehst, ein schönes Gedicht oder eine schöne Musik vernimmst, so sind alle diese Dinge Klänge aus jener ursprünglichen Heimat, welche in der begeisterten Seele des Menschen wiedertönen. Der Baum der Poesie blüht zwar immerfort im Paradiese, doch neigen sich zuweilen bei günstigem Wind einige Zweige desselben so tief zur Erde, um ihren Blütenduft auf besonders begabte Seelen auszuhauchen. Dann entstehen die classischen Werke von ewigem Gehalt."

Unter den Charakteristiken von Künstlern ist die ausführlichste und liebevollste die von Overbeck. Weniger homogen war ein Thorwaldsen für Schadow. Er sieht in demselben den Typus des Naturmenschen, eine Mischung großer und kleinlicher Eigenschaften, die er ganz unvermittelt aufzählt, statt sie durch Erzählung von Thaten oder Ereignissen recht zu veranschaulichen, statt uns den schöpferischen Künstlergeist in seiner Eigenthümlichkeit zu zeichnen und den Zusammenhang von Licht und Schatten, von Glanz und Flecken in demselben nachzuweisen. Mengs, Carstens, Flaxman, David, Schick, Gottfried und Rudolf Schadow, Rauch und Tieck, Schwanthaler und Cornelius werden bald kürzer, bald ausführlicher besprochen; Schadow sucht ihnen allen gerecht zu werden; auch wo sein Urtheil ins Allgemeine geht, fühlt der Kundige wohl, daß es keine leere Phrase ist, sondern auf Anschauungen ruht; aber ich hätte eben gewünscht, daß uns Schadow nach Künstlerart mehr die Fülle des Concreten aus dem Schatze seiner Erinnerungen geboten und statt der Reflexionen uns lebensvolle Bilder gegeben hätte.

Unter den das Buch schmückenden Hübner'schen Illustrationen sind die Künstlerbildnisse eine sehr willkommene und wohlgelungene Zugabe. 49.

Aus Paris.

Literatur über russische Zustände und russische Celebritäten. Scribe's „Czarine". Neue Oper von Adam und neue Theaterstücke. Berlioz. Der St.-Cäcilienverein. Leichte Literatur. J. Michelet's „Frauen der Französischen Revolution". Geschmiedete altgriechische Manuscripte.

Ueberall stößt man jetzt auf die Russen. Es gibt kein stilles Plätzchen mehr, wohin ein gemüthlicher Deutscher sich zurückziehen könnte, um sich selbst zu leben und sich selbst zu denken, ohne durch ein dazwischentretendes russisches Phantom gestört zu werden. Hinter jedem Busche lauert ein Russe; an jeder Straßenecke erblickt man russische „Anschläge". Russen hier und Russen dort; Russen zum Frühstück und Russen zum Abendbrot! Die Namen auf ow, ew und in sind gangbar geworden in Europa und es gibt keinen populärern Namen als den Namen Menschikow. Nicht blos die Gelehrten des Kladderadatsch, auch jedes Kind weiß ihn auswendig.

Seiner Zeit war dies gerade ebenso mit dem Namen Rostoptschin der Fall; er war ebenso populär in Europa als der Name Blücher, den die Franzosen le plus cher zu nennen pflegten. Noch heutzutage ist Rostoptschin's Name in Frankreich nicht vergessen, ja er tritt lebhafter in den Vordergrund als jemals. Die Franzosen fragen sich: ist es möglich, daß er es gewesen, welcher Moskau in Schutt und Asche verwandelte? Und wäre es dann nicht denkbar, daß, wenn wir (die Franzosen nämlich, nicht die Deutschen) von Moskau Besitz ergreifen, sich ein neuer Rostoptschin fände, der uns die Häuser und die Paläste Moskaus, den Kremlin mit inbegriffen, über unsern Köpfen anzündete, nachdem er die Spritzen und Spritzenleute entfernt hat? Einem französischen Gouverneur, und wäre er der fanatischste Patriot, würde es ja niemals einfallen können, Paris, wenn es von dem Feinde besetzt wäre, in Brand aufgehen zu lassen, denn mit Paris ginge ganz Frankreich in Flammen auf, weil Paris Frankreich und Frankreich Paris ist. Man bewundert die That des Moskowiters, aber man entsetzt sich auch vor ihr.

Indeß ist es ja noch gar nicht so ausgemacht, daß Moskau wirklich auf Befehl Rostoptschin's eingeäschert wurde. Er selbst hat dies bekanntlich in Abrede gestellt; doch vielleicht nur, um nicht in den Kreisen, in denen er sich bewegte, als Barbar zu gelten, oder auch aus andern Rücksichten, die wir nicht

können. Aber noch eine andere bedeutende Autorität hat sich gegen die Urheberschaft Rostoptschin's ausgesprochen, und zwar Admiral Tschitschagow, der sich, wie durch seine Kriegsthaten im Jahre 1812, so namentlich auch durch seine heftige und männliche Opposition gegen das Regierungssystem des jetzigen Zaren, welche ihm sogar seine Güter kostete, einen Namen gemacht hat. Das „Athenaeum français" bringt unter dem Titel „L'incendie de Moscou et le comte Rostoptchine" Auszüge aus einer Geschichte des russischen Kriegs, welche Tschitschagow geschrieben hat und die, wie uns von dem französischen Blatte in Aussicht gestellt wird, seinerzeit veröffentlicht werden wird. Tschitschagow behauptet, daß es durchaus keinen haltbaren Grund für Rostoptschin gegeben habe, Moskau einzuäschern, da sich die Franzosen auch außerdem in Moskau nicht hätten halten können. Er führt für letztere Behauptung mehre Gründe an, unter andern den, daß die Stadt auf Befehl Rostoptschin's vor der Ankunft von der Bevölkerung geräumt worden und von den 240,000 Einwohnern der Stadt nur etwa 12—15,000 Menschen, meist aus der Hefe des Volks, zurückgeblieben seien. In einer so geleerten, fast aller Lebens- und sonstigen Hülfsmittel beraubten Stadt würden, nach der Ansicht Tschitschagow's, die Franzosen sich nicht haben halten können, auch wenn die Einäscherung der Stadt nicht dazu gekommen wäre. Man würde, behauptet Tschitschagow ferner, von einer etwa beabsichtigten Brandlegung sich durchaus nicht die Ausdehnung haben versprechen können, welche unter Hinzutritt besonderer Umstände die Feuersbrunst wirklich gehabt hat, denn die Häuser, Straßen und Quartiere Moskaus seien meist durch Gärten, weit gedehnte unbebaute Räume und Boulevards getrennt, und es habe einer der heftigsten Stürme hinzukommen müssen, um dem Brande eine Ausdehnung zu geben, welche außer aller menschlichen Berechnung lag. Trotzdem sei ein Viertheil der Häuser vom Brande verschont geblieben und diese würden hingereicht haben, der französischen Armee, wenn nicht andere Umstände und Beweggründe ihr das Verlassen Moskaus zur Nothwendigkeit gemacht hätten, Obdach und Unterkunft zu gewähren. Man habe als Beweis für die populär gewordene Ansicht, daß die Stadt auf Rostoptschin's Befehl in Brand gesteckt worden, namentlich den Umstand geltend gemacht, daß Rostoptschin die Spritzen und Spritzenleute mit weggeführt habe. Diese Maßregel erkläre sich jedoch einfach daraus, daß Rostoptschin alle Civil- und Militärbehörden, um die Franzosen möglichst zu isoliren, aus der Stadt entfernt habe; warum hätte er nun gerade die Spritzen und Spritzenmannschaften in der Stadt zurück und zur Verfügung Napoleon's lassen sollen? Auch eine andere Version, daß die Einwohnerschaft Moskaus selbst, ohne dazu Befehl erhalten zu haben, die Stadt angezündet habe, läßt Tschitschagow nicht gelten. So weit gehe der russische Patriotismus nicht. Der Russe habe wol eine angeborene Liebe zu seinem heimatlichen Herde, aber der Patriotismus in seiner höchsten Bedeutung sei ein zu erhabenes Gefühl, als daß es sich unter einer despotischen Regierung entwickeln könne. Die Feuersbrunst ist, nach Tschitschagow's Ansicht, durch Zufall oder dadurch entstanden, daß die eilig abziehenden Russen, wie sie dies immer gethan, einzelne Magazine in Brand gesteckt hätten, damit die darin noch befindlichen Vorräthe den Franzosen nicht in die Hände fielen. Das Feuer sei auch anfangs ganz isolirt und partial gewesen. Nun aber habe sich ein außerordentlich heftiger Sturm erhoben und die Flammen hier- und dorthin getragen; die Franzosen, auf Plünderung versessen, hätten an Löschen nicht gedacht; die Zucht und Ordnung, alle Behörden, die Spritzen und ihre Mannschaften, die genügende Zahl bürgerlicher Personen, um Hülfe zu leisten, hätten gefehlt, und so habe sich der Brand nach und nach über den größten Theil der Stadt ausgedehnt. Tschitschagow erwähnt übrigens, daß Moskau schon mehrmals abgebrannt sei, so unter Iwan dem Schrecklichen, wobei auch der Kremlin in Flammen aufgegangen sei, und unter Iwan IV. Zu den Zeiten Godunow's seien bei einer abermaligen furchtbaren Feuersbrunst nur der Kremlin und das Quartier der Adeligen vom Brande verschont worden.

Mit Bezug auf denselben famosen Rostoptschin kamen uns ohne weiteres Begleitschreiben zwei französisch geschriebene Druckconvolute zu, von denen die größere, 56 Seiten umfassend und mit der Bleistiftnotiz „Projet d'article en placard. Bruxelles" versehen, den Titel führt: „Rostoptchine (le comte Théodore). Notice littéraire et bibliographique sur ses ouvrages." Wir erfahren daraus unter Anderm, daß Graf Rostoptschin handschriftliche Memoiren hinterlassen hat, von denen jedoch gesagt wird, daß es zweifelhaft sei, ob sie jemals veröffentlicht werden würden. Dies wäre nun freilich sehr zu bedauern, da diese Memoiren ohne Zweifel für die Geschichte des französisch-russischen Kriegs von höchstem Interesse sein würden. Weiter führt unsere Quelle die vom Grafen Rostoptschin verfaßten Schriften und Proclamationen auf; es sind folgende: 1) „Myssli valoukh" („Réflexions à haute voix sur le Perron rouge", wie der Titel französisch übersetzt oder paraphrasirt ist), zuerst im J. 1807 in Moskau gedruckt und in demselben Jahre in Petersburg zum zweiten male aufgelegt. Als Verfasser dieses Pamphlets legte sich Rostoptschin den Namen Sila Andreievitch Bogatirew bei. In dieser Schrift geißelte Rostoptschin die Vorliebe der Russen für alles Ausländische und verflocht in diese Strafpredigt die heftigsten Ausfälle gegen die Franzosen, wobei ihm nur die seltsame Inconsequenz begegnet, daß er selbst sich in der Schule des französischen Esprit gebildet hatte und sich später mit Vorliebe der französischen Sprache bediente. Von der Heftigkeit seiner Ausfälle gegen die Franzosen mag folgende Stelle eine Probe sein: „Großer Gott! Was für ein Volk, diese Franzosen! Sie sind keinen Centime werth. Es ist ein Unglück, daß unsere Jugend den Faublas liest und nicht die Geschichte; sonst würde sie erkannt haben, daß in jedem französischen Kopfe eine Windmühle, ein Hospital und ein Narrenhaus beieinander sind." Von dieser Schrift sollen seit ihrem ersten Erscheinen in Moskau allein 7000 Exemplare verbreitet worden sein. 2) „Vesti ili oubitoi givol" („Les faux bruits, ou l'homme vivant tué par les colporteurs de nouvelles"), ein einactiges Lustspiel, 1808 auf dem kaiserlichen Theater zu Moskau aufgeführt und in demselben Jahre gedruckt. Die erste Ausgabe ist sehr selten geworden; doch wurde das Lustspiel zwei mal wieder aufgelegt, das letzte mal im Jahre 1853 in der von dem Buchhändler Smirdin zu Petersburg veranstalteten Gesammtausgabe der Schriften Rostoptschin's. Die Tendenz des Lustspiels, welches Bulgarin „ein ganz von russischem Geiste durchathmetes kleines goldenes Buch" nannte, ist ungefähr dieselbe wie in den „Myssli valoukh". Uebrigens hatte Graf Rostoptschin, wie A. Bulgakow erzählt, noch zahlreiche andere Komödien geschrieben, die er in vertrauten Kreisen vorlas, dann aber stets ins Feuer warf, was ohne Zweifel sehr zu bedauern ist. Rostoptschin pflegte in diesen Komödien seine Galle gegen verschiedene zeitgenössische Personen auszulassen und sie lächerlich zu machen. 3) Proclamationen und Briefe aus dem Jahre 1812, die unter seiner Leitung ins Französische übersetzt und später öfter in russischen Journalen gesammelt und veröffentlicht wurden. Der Ton der Proclamationen ist höchst originell und einzig in seiner Art. Hier eine Probe. Er ließ im August 1812 eine Zahl ihm verdächtig erscheinender Franzosen aus Moskau auf einer Barke fortschaffen und gab ihnen einen Nachruf mit auf den Weg, dessen Schluß lautet: „Von jetzt an sollt ihr an den Ufern der Wolga wohnen, unter einer friedlichen, ihren Eiden getreuen Bevölkerung, die euch zu sehr verachtet, um euch Böses zu thun. Ihr werdet für einige Zeit Europa verlassen und nach Asien gehen. Hört auf, schlechte Unterthanen zu sein, und werdet gute! Schafft euch, die ihr bisjetzt französische Citoyens waret, in gute russische Bürger um! Verhaltet euch ruhig und unterthänig, oder fürchtet ein strenges Gericht! Besteigt die Barke, besteigt sie und hütet euch, daß sie euch nicht zum Charonsnachen werde! Gruß und glückliche Reise!" In einer an-

dem an die Russen gerichteten Augustproclamation heißt es: „Man hat die Gerichtshöfe geschlossen, aber macht euch darüber keine Sorge; wir brauchen keine Gerichtshöfe, um dem Bösewicht (Napoleon) den Proceß zu machen." In einer Anrede an die Bewohner Moskaus bedient er sich einer unzweifelhaft bei den Russen sehr populären Ausdrucksweise, ja er verschmäht selbst den Gebrauch russischer Sprichwörter nicht. Der Stil ist oft ungemein schlagend, kurz und lakonisch kräftig. „Muß gehandelt werden", sagt er an einer Stelle, „so werde ich mit euch sein; muß in den Kampf gezogen werden, so werde ich der Erste sein; handelt es sich darum, auszuruhen, so werde ich der Letzte sein." Rostoptschin wußte, wie man zum Volke, wie man zum russischen Volke sprechen muß. 4) „La vérité sur l'incendie de Moscou" (Paris 1823; ins Russische übersetzt von A. Volkow; Moskau 1824). Ueber diese Schrift lauteten die Urtheile in Rußland selbst sehr verschieden; die Meisten vereinigten sich dahin, sowol die Tendenz der Schrift als ihre Veröffentlichung zu misbilligen. Der Verfasser der vor uns liegenden Druckschriften erinnert bei dieser Gelegenheit an einen Artikel „d'un haut intérêt", welchen die „Blätter für literarische Unterhaltung" in Nr. 120 f. 1851 über Wolzogen's Mittheilungen in Betreff des moskauer Brandes brachten. 5) „Quatrain français inédit." Rostoptschin machte folgendes Quatrain:

Je suis né Tartare,
Et je voulais être Romain;
Les Français m'ont fait barbare,
Et les Russes George Dandin.

Jouy verfertigte als Gegenantwort ein Quatrain, das aber ziemlich fade ausgefallen ist. 6) „Mémoires du comte Rostoptchine, écrits en dix minutes." Die lakonischen, pikanten Epigramme, welche diese sogenannten Memoiren bilden, wie die Art ihrer Entstehung sind den Lesern d. Bl., insofern ihre Erinnerung oder ihre Bekanntschaft mit d. Bl. so weit reicht, bereits bekannt, indem die „Blätter für literarische Unterhaltung", wie auch in den diesen Notizen zugrunde liegenden Druckschriften erwähnt ist, zwei Uebersetzungen davon gebracht haben, die eine in Nr. 290 f. 1839, die andere in Nr. 191 f. 1849. Der Verfasser der Druckschrift bemerkt: „Les rédacteurs des Feuilles littéraires de Leipzig en sont encore aujourd'hui à douter de l'authenticité de ces Mémoires, et à ne pas croire que le comte Rostoptchine en soit l'auteur!" Ein Zweifel an der Authenticität dieser Memoiren, die wie gesagt nichts weiter sind als epigrammatische Einfälle, war wohl erlaubt in einer Zeit, wo mit dem Humbug so viele Geschäfte gemacht werden und man Grund zu allem möglichen Mistrauen hat. Man erkennt zugleich aus jener Bemerkung wie überhaupt aus den zahlreichen Notizen, aus denen diese Druckschrift besteht, wie aufmerksam und gewissenhaft, ja wie peinlich ihr Verfasser Alles beachtet und registrirt hat, was je in Bezug auf Rostoptschin's literarische Productionen erschienen und geschrieben ist. Die zweite Druckschrift, mit S. P. 1854 bezeichnet, bringt einen Wiederabdruck dieser Memoiren-Epigramme mit einigen Urtheilen darüber und unter Anderm folgende Notiz: „M. Oettinger, dans son excellent ouvrage «Bibliographie biographique», fait mention de la vérité sur l'incendie de Moscou (qui n'est pas précisément un ouvrage spécial de biographie) et qualifie de curiosité les Mémoires écrits en dix minutes." Im Ganzen macht uns Rostoptschin, der sich, beiläufig bemerkt, sehr gern seiner tatarischen Abstammung rühmte, den Eindruck, den sehr viele bedeutende russische Männer auf uns machen: ein großes Maß asiatischer Barbarei (man lese nur in den Druckschriften von S. P. den mit einer wahrhaft ekelhaft cynischen Phrase schließenden Brief Rostoptschin's an Ballay, welcher in einem satirischen Gedichte den Fürsten Kraputkin verspottet hatte), viel Kaustik, viel bissige Menschen- und Lebensverachtung, viel Energie, viel Originalität oder Sonderbarkeit und dann wieder viel Feinheit, Glätte, äußere Eleganz und Espritfirniß. Selbst Ségur ließ übrigens dem Moskowiter Gerechtigkeit widerfahren, indem er von ihm sagt: „C'est un homme rangé, bon époux, excellent père; son esprit est supérieur et cultivé, sa société est douce et pleine d'agrément; mais comme quelques uns de ses compatriotes il joint à la civilisation des temps modernes une énergie antique." Das Lob, welches Ségur dem Charakter und der Bildung dieses Paschas von Moskau angedeihen läßt, nimmt sich zwar im Munde eines Franzosen sehr edel aus, steht aber gar sehr im Widerspruch mit Dem, was man sonst von Rostoptschin erzählt, namentlich mit den Mittheilungen Varnhagen von Ense's in dessen „Biographischen Denkmalen". Dieser erzählt, wie Graf Rostoptschin einen vierundzwanzigjährigen jungen Mann, Werischalin, welcher die Unklugheit beging, einer Gruppe von Leuten eine Proclamation Napoleon's ins Russische zu übersetzen, erst mit Stockstreichen zu bestrafen und dann dem moskauer Pöbel auszuliefern befahl, der den Unglücklichen förmlich in Stücke riß. Dieses brutale Verfahren sei denn auch die Ursache gewesen, daß Kaiser Alexander den Grafen später seines Dienstes entlassen habe. Rostoptschin sei seitdem von Gewissensbissen gefoltert gewesen, die er in Paris in einem Strudel von Vergnügungen und sinnlichen Genüssen zu betäuben gesucht habe, aber vergebens; namentlich habe er sich beim Anbruch der Nacht von düstern Phantasiegebilden geschreckt und geängstigt gefühlt. In Nr. 3 des diesjährigen „Athenaeum français" hat J. Plachta diese Varnhagen'sche Erzählung in französischer Uebersetzung mitgetheilt.

Dasselbe französische Blatt bringt aus einer neuerschienenen Schrift von Ach. Gallet de Kulture: „Le Tzar Nicolas et la Sainte Russie", interessante Auszüge, namentlich in Betreff Puschkin's und sodann der fürchterlichen Prügelexpedition, welche auf einem öffentlichen Platze Petersburgs an Reimann, dem Mörder des Fürsten Gagarin, vollzogen wurde. Wir gedenken auf dieses Buch ausführlicher zurückzukommen und bemerken hier nur vorläufig, daß nach der Versicherung des Verfassers, welcher den Vorfall ausführlich erzählt, General Miloradowitsch den damals noch jungen, eben erst in die Literatur eingetretenen Puschkin in sein Hôtel bescheiden und ihn für eine Ode politischen Inhalts, deren poetischen Werth Miloradowitsch übrigens offen selbst anerkannte, sofort in einem Nebenzimmer mit 30 Ruthenstreichen abstrafen ließ.

Alles ist russisch, so wenig man es sein will! Auch im Haß kann sich eine gewisse Zuneigung offenbaren, wenigstens ein Interesse, denn man haßt nur, wofür man sich mindestens interessirt. Mit dieser Manie für oder gegen alles Russische hängt es auch wol zusammen, daß die französischen Schauspieldichter gegenwärtig ihre Stoffe so gern aus der russischen Geschichte und namentlich dem russischen Hofleben entlehnen. So Scribe, dessen Stück „La Czarine" jüngst zur Aufführung kam. Es sind darin Momente aus dem Leben der Kaiserin Katharina zugrunde gelegt und zu sehr frivolen, Einige sagen unsittlichen Situationen benutzt. Diese Frivolität, auf altfranzösische Gewohnheiten und Privilegien sich stützend, geht ihren Weg, was auch die Ultramontanen für Versittlichung thun und wie sehr sie sich auch für das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä ereifern mögen. Von dem Scribe'schen Product sagt die „Illustration" unter Anderm: „Das Stück ist ein Gemeinplatz in fünf Acten, ein mehr oder weniger dramatisches, aber keineswegs literarisches trompe-l'oeil, welches der Autor nach alter Gewohnheit mit historischen Namen ausgestattet hat. Man weiß ja, daß Scribe in allen seinen Stücken die Geschichte herabgewürdigt hat, eine bloße Comparsenrolle zu spielen." Der Berichterstatter wirft Scribe mit Recht vor, daß er zwar sehr geschickt sei in dem Hin- und Herwerfen einer Intrigue, daß er aber niemals verstanden habe, einen Charakter zu zeichnen; überhaupt sei auf der modernen französischen Bühne kaum noch von Charakteren die Rede, sondern nur von Zufällen, Glückslaunen und Combinationen. Man erkennt aus dieser Bemerkung wenigstens, daß sich in Frankreich selbst Opposition erhebt gegen eine Richtung, welche auch bei uns in den letzten Jahren nicht we-

zig cultivirt und geflissentlich protegirt wurde. Die Scribe'sche „Mache", wie man es nannte, galt auch bei uns Vielen als das höchste Ideal moderner Bühnenpoesie. Indeß leben sich solche Richtungen stets von selbst aus, früher oder später, ohne daß, wenn dieser Zeitpunkt einmal gekommen ist, die Kritik noch viel dazu zu thun braucht.

Im Théâtre français wurde vor kurzem ein in Alexandrinern geschriebenes Lustspiel „La dot de ma fille" von Samson aufgeführt, welches für uns einiges Interesse dadurch hat, daß es in Deutschland spielt und die darin auftretenden Personen deutsche Namen tragen. Der Handlung fehlt es freilich an spannendem Interesse und den Personen an realem Lebensinhalt, aber die Verse sind, wie ihnen die Kritik nachrühmt, leicht und fließend, die Haltung ist sittlich und das Sentiment von einer Keuschheit, wie man ihr jetzt in französischen Bühnenstücken selten begegnet. Unter den übrigen Stücken, welche in letzter Zeit auf pariser Bühnen zur Aufführung kamen, sind noch zu nennen: „Le chapeau de l'horloger" von Frau Girardin, ein Stück im leichten Vaudevillestil, doch ohne Couplets, „L'école des agneaux", von Dumanoir, ein liebenswürdiges Product, auf dem Théâtre du Gymnase (welches jetzt auch zur Aufführung von vier- bis fünfactigen Komödien ermächtigt ist) mit Erfolg aufgeführt, und das Lustspiel „Un conseil d'ami" von Pourchel, welches auf dem Odéon gegeben wurde.

Zur Musik übergehend, bemerken wir, daß die im Théâtre lyrique zur Darstellung gekommene neue komische Oper „Le muletier du Tolède" mit Text von Dennery und Clairville und mit Musik von A. Adam sehr angesprochen zu haben scheint; man findet die Partitur in hohem Grade melodisch und die Instrumentirung außerordentlich geschickt. Im Herz'schen Salon kam das neue Oratorium von Berlioz: „L'enfance du Christ", zur Aufführung. Es besteht aus drei Theilen: „Le songe d'Herode", „La fuite en Égypte" (auch in Deutschland, z. B. im leipziger Gewandhause bei der Anwesenheit des Componisten aufgeführt) und „L'arrivée à Saïs". Die Meinungen lauten sehr verschieden. Berlioz gehört zu denjenigen Componisten, welche, wie Wagner in Deutschland, von den Einen entschieden verworfen, von den Andern als ein Non plus ultra gefeiert werden. Während es in der „Illustration" heißt: „Den Erfolg, den Berlioz damit gehabt hat, wird diesmal Niemand im Stande sein ihm zu bestreiten", sagt dagegen P. Scudo in der „Revue des deux Mondes", daß, ein Duett zwischen Joseph und Maria ausgenommen, alles Uebrige nur ein kindisches und sinnloses, von gänzlicher Unfähigkeit zeugendes Tonchaos sei. „Wenn wir", fährt P. Scudo fort, „öfters auf Berlioz zu sprechen kommen, so geschieht dies darum, weil dieser Mann so recht jene industrielle Kunst versteht, die in hohem Grade unsere Epoche charakterisirt, die Kunst, sich herausstreichen zu lassen (de se faire prôner). Es sind schon 20 Jahre her, daß er mittels seines Feuilletons die Fiction eines angemaßten musikalischen Ruhms aufrecht erhält, der nur in einem halben Dutzend närrischer Köpfe wirkliche Existenz hat" u. s. w. Seghers, der dem Publicum ein zu einseitiger Verehrer und Förderer der Wagner-Schumann'schen Richtung war, hat die Direction des von ihm ins Leben gerufenen und sonst trefflich geleiteten Cäcilienvereins infolge innerer Zwistigkeiten nun wirklich aufgegeben. Sein Nachfolger ist Barberaux, unter dessen Leitung die diesmalige Wintersaison durch ein Concert eröffnet wurde, in dem abermals Weber's Preciosa-Musik den Glanzpunkt bildete. Dieses Werk („cette oeuvre exquise, pleine d'imagination, de tendresse et de charme", sagt Scudo) reißt das Publicum des Cäcilienvereins bei jeder Aufführung zu gesteigerten Beifallsbezeigungen hin. Camilla Berg sang diesmal darin die Arie „Einsam bin ich, nicht alleine" („Jusqu'ici ta douce image" in französischer Nachbildung), welche Scudo eine „ballade adorable" nennt, ganz ausgezeichnet. Sie ist Schülerin von G. Héquet, von dem Scudo sagt, er sei einer jener Mitarbeiter an dem musikalischen Theile der pariser Presse, welche von Dem, was sie verstehen, gut zu sprechen wissen.

Die Franzosen haben seit langem eine Befriedigung ihrer Nationaleitelkeit darin gefunden, daß sie sich rühmten, die besten Soldaten zu sein. Jedenfalls können sie sich nebenbei noch rühmen, die besten Tanzmeister, Koch- und Kleiderkünstler und die galantesten Liebhaber des weiblichen Geschlechts zu sein. Auch werden diese Richtungen in keinem Lande mit solchem Erfolge literarisch cultivirt als in Frankreich. Wir nennen einige dieser Literatur angehörende, in neuester Zeit erschienene Schriften: „Histoire anecdotique et pittoresque de la danse", von F. Fertiault, und eine Schrift über die Cravatte und den Stock von Gr. de M., deren genauer französischer Titel uns gerade nicht gegenwärtig ist; wir erinnern uns nur, daß sich die Schrift eine „histoire philosophique" dieser Gegenstände nennt. An einzelnen interessanten Angaben fehlt es dieser Schrift nicht, wohin wir z. B. die Untersuchung über den Ursprung des Worts cravate rechnen. Die Meinungen sind hierüber getheilt. Einige führen das Wort auf carabatte, eine Art Koller, welchen die Carabiniers nach dem Muster des deutschen Reiterkollers trugen, Andere sogar auf die Kroaten zurück. Es sei nämlich nach dem Muster der während des Dreißigjährigen Kriegs im kaiserlichen Heere dienenden kroatischen Regimenter um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Corps gebildet worden, bei dessen Uniform selbst die kroatische Tracht zum Modell genommen worden sei. Diese Kriegsschar, die erst zur Zeit der Revolution aufgelöst wurde, sei vom Volke „Cravates" genannt worden. Ein Capitel des Buchs ist den Bärten gewidmet. Ein echt französisches Product ist auch die Schrift von E. Deschanel, welche unter dem Titel „Le mal qu'on a dit des femmes" in Brüssel und Leipzig erschien. Der Autor, Sohn eines beliebten, bereits vor Jahren verstorbenen Mitglieds der ehemaligen französischen Schauspielertruppe in Berlin, hat darin eine Auswahl giftiger, boshafter, witziger und geistreicher Sottisen zusammengestellt, welche von Salomo an bis auf unsere Tage über das weibliche Geschlecht gemacht worden sind. Unter den citirten Pointen befindet sich jedoch keine einzige, welche einem deutschen Autor entnommen wäre. Entweder kennt Deschanel die deutsche Literatur nicht, oder sie hat ihm — glücklicherweise — kein Material in seinem Sinne geboten. Die meisten der hier gesammelten Pointen rühren von französischen Schriftstellern her und sind wol auch vorzugsweise an das reizend-kokette, anmuthig-frivole Geschlecht der Pariserinnen adressirt, denen die Liebe nicht viel mehr als ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel ist.

Dies bringt uns auf ein Buch von J. Michelet über die Frauen der Revolution, welches von E. M. Oettinger gewandt und fließend ins Deutsche übersetzt worden ist.*) Michelet schildert uns sowol ganze Gattungen und Gruppen, z. B. die Frauen der Fédération, die Jakobinerinnen, die Vendéerinnen, die Frauen der Gesellschaftssäle, der Salons, der Frauenclubs, als auch einzelne Repräsentanten dieser verschiedenen Gattungen, wie Frau von Staël als Repräsentantin der Gesellschaftssäle, Frau von Condorcet als Repräsentantin der Salons, ferner Frau Roland, Théroigne de Mericourt, Rose Lacombe, Charlotte Corday, Danton's erste und zweite Frau, Lucile Desmoulins, die Göttin der Vernunft u. s. w. Obschon Stil und Auffassung wesentlich französisch sind, verdient J. Michelet's Buch jedenfalls auch in Deutschland gelesen zu werden, weil man, wenn man dies nicht auch sonst schon wüßte, aus ihm den ungemein großen vorwärtstreibenden Einfluß erkennt, welchen die französischen Frauen auf den Gang der Revolution und selbst auf ihre tollsten Ausschreitungen ausgeübt haben. Ebenso sehr waren auch sie es wieder, welche, der vielen Würgescenen überdrüssig, dazu behülflich waren, die Reaction ins Leben zu

*) Die Frauen der Französischen Revolution von Jules Michelet. Frei bearbeitet und mit geschichtlichen Anmerkungen von Eduard Maria Oettinger. Brüssel, Schnée. 1854. 8. 1 Thlr.

Soll dein Name verweh'n? Willst du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosacken, Kalmucken
Pulsschlag fröhnen? Ermunt're dich!

Ist diese Ode, die mit der Mahnung an ein preußisch-östreichisches Bündniß schließt, aus einem „kosmopolitischen Wahne" hervorgegangen? In einem Epigramme „Die gepriesene Freiheit" schildert Herder, wie jetzt freilich jede Feder schreiben dürfe, was ihr gefalle; aber, fährt er fort:

Eins nur wagen wir nicht, rein aus zu sagen die Wahrheit,
Weihrauch liebet man wol, aber kein würziges Salz.
Hört, ihr Mächtigen, hört! Die hochgepriesene Freiheit
Unserer Feder sie ist knechtischer, schmeichelnder Dienst.

Herder war somit nicht blos ein deutschgesinnter, sondern auch ein freigesinnter Mann, und es heißt sich an seinem Genius, an Deutschland, an der Wahrheit versündigen, wenn man keck das Gegentheil versichert und einen ehrenwerthen Patrioten dadurch vor der Welt verleumdet, daß man leichtsinnig behauptet, er habe Gedichte „wider Deutschlands Ehre" geschrieben.

Heinrich Heine.

Man liest in den „Archives du judaisme" einen aus einem andern Blatte (einem deutschen?) entlehnten hamburger Brief vom 9. November, der den Zweck hat, zu beweisen, daß Heinrich Heine, der immer von seinen jüdischen Vorfahren spreche, bis zu seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre selbst Jude war. Es heißt darin: „Ich habe ihn gekannt, als er noch in englischen Waaren Geschäfte machte. Er brachte den ganzen Tag im Alsterpavillon zu, und ich weiß nicht zu sagen, ob er zuletzt mit Hülfe seines Oheims Salomon Heine sich aus dem Staube gemacht hat. Ein Makler, Joseph Friedländer, hatte eine Klage gegen ihn eingereicht; dafür rächte er sich an dem Makler dadurch, daß er ihn in seinen «Reisebildern» als den hamburger Waarenmakler darstellte, der noch nicht gehangen sei. Später studirte er, und ich erinnere mich, daß der ihm wohlgesinnte verstorbene Wohlwill unter Thränen erzählte (etwa kurz vor oder nach seiner Promotion), daß Heine sich habe taufen lassen. Lange Zeit betrachtete man ihn in Hamburg als nichts weiter als einen witzigen Gamin. Seine Mutter, wenn sie noch lebt, ist unzweifelhaft noch Jüdin, und seine Schwester, Frau Charlotte Moritz-Embden, ist gleichermaßen noch Jüdin, ebenso wie ihre zahlreichen Kinder." Sollte diese Notiz einer deutschen Zeitung für die Judenwelt entlehnt gewesen sein und unsere Wiedergabe nicht wörtlich mit dem deutschen Originaltext übereinstimmen, so vergesse man nicht, daß wir, wie schon bemerkt, sie aus einem französischen Blatte entlehnt haben.

H. M.

Bibliographie.

Denkwürdiger und nützlicher, rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms rc. darstellt. Von einem Nachforscher in historischen Dingen (C. v. Stramberg). Mittelrhein. 3te Abtheilung. 2ter Band. 5te Lieferung. Coblenz, Hergt. 1854. 8. 20 Ngr.

Brugsch, H., Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale. Mit 1 Karte, 3 Schrifttafeln und 3 Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Cunibert, B.-S., Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'a 1850. 2 vols. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman. Drei Bände. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 4 Thlr.

Fechner, G. T., Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Felice, G. D., Geschichte der Protestanten Frankreichs, seit dem Anfange der Reformation bis zur Gegenwart. Aus dem Französischen übertragen von K. T. Pabst. Leipzig, F. Fleischer. 8. 2 Thlr.

Grieben, H., Liebfraue. Kleines Liederbuch. 16. Stettin, Saunier. 7½ Ngr.

Heinzelmann, F., Sanct Johannes auf Patmos. Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen. Leipzig, F. Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krutzsch, C. B., Arion. Schauspiel in vier Acten. Leipzig, C. L. Fritzsche. 16. 20 Ngr.

Kürnberger, F., Catilina. Drama in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Lemcke, L., Handbuch der Spanischen Litteratur. Auswahl von Musterstücken aus den Werken der klassischen Spanischen Prosaisten und Dichter von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, mit biographisch-litterarischen Einleitungen. 1ster Band: Die Prosa. Leipzig, F. Fleischer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Riendorf, M. A., Das Gudrun-Lied. Berlin, Barthol. 16. 10 Ngr.

Pocci, F., Gevatter Tod. Dramatisches Gedicht. München, Braun u. Schneider. 16. 20 Ngr.

Reuter, F., Polterabendgedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart. Treptow. 8. 20 Ngr.

— — Die Reis' nach Belligen, poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart. Ebendaselbst. 8. 12½ Ngr.

Schroeder, K., Die Krethiplethiade. Ein heroisch-komisch-romantisch-idyllisches Epos. Berlin, Barthol. 16. 10 Ngr.

— — Die Verschwörung des Catilina. Drama. Ebendaselbst. 16. 1 Thlr.

Soldan, W. G., Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Thlr.

Strauß, V. v., Ein Obolus zur Philosophie der Geschichte. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Waise von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfasser des „Schief-Levinche" und der „Luftschlösser" (Isaak Bernays). Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, K., Grabbe's Leben und Charakter. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Offener Brief eines Geistlichen an seine Tochter, die für ihn eine verlorene ist, seit sie der durch die herkömmliche Theologie verfälschten Religions-Anschauung sich zugewendet. Eine Warnungstafel für die Zeitgenossen. Hamburg, G. W. Niemeyer. 8. 4 Ngr.

Heinlein, H., Ein Reis in Sachsens Rautenkranz. Gedicht. Leipzig, C. L. Fritzsche. Hoch 4. 10 Ngr.

Napoleon III. und die gegenwärtige Weltkrisis. Leipzig, Remmelmann. 8. 12 Ngr.

Wer ist ein Jude? Gespräche zwischen einem Namen- und einem wahren Juden. Hamburg, Herold. Gr. 12. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 7.)

112. **Schoedler (F.)**, Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der durch sein weitverbreitetes „Buch der Natur" so vortheilhaft bekannt gewordene Verfasser bietet in diesem Werk dem deutschen Publicum eine populäre Darstellung des neuesten Zustandes der Chemie. Bei der Wichtigkeit dieser Wissenschaft für alle Lebenskreise und bei der anerkannten Tüchtigkeit des Verfassers wird diese Schrift den Gebildeten aller Stände gewiß willkommen sein und sich bald in allen Familienbibliotheken einbürgern.

113. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Sechster Jahrgang. 12. 1855. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

I. Geschichte des Congresses von Verona. Von **A. F. H. Schaumann.** — II. Die neuern Forschungen über das alte Indien. Dargestellt von **A. Weber.** — III. Sir Frederick Adam. Ein Lebensbild aus neuester Zeit. Von **A. von Reumont.** — IV. England im Jahrzehnd 1830—40. Von **A. Schmidt.** — V. Persien seit dem Niedergang der Sefi. Von **K. F. Neumann.** — VI. Die orientalische Frage in ihrer Kindheit. Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von **J. W. Zinkeisen.**

Die erste und zweite Folge des Historischen Taschenbuch (20 Jahrgänge, 1830—49) zusammengenommen kosten im ermäßigten Preise 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis fünfter Jahrgang (1850—54) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Strecker (A.), Das chemische Laboratorium der Universität Christiania und die darin ausgeführten chemischen Untersuchungen. 4. Christiania. 1854. 1 Thlr.

Dictionarium linguae Thaï sive Siamensis, interpretatione latina, gallica et anglica illustratum auctore **J. B. Pallegoix.** Parisiis, 1854. 20 Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXV. (1853.) 8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1853. 8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1853. Folio. Roma. Pränumerationspreis 14 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch Nachträge bis Ende 1854.
2. **Catalogue de Livres au rabais**, qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig.
3. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig. Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.
4. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen**, welche von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen sind. XIX — XXIV.

Preisermässigungen.

Nachstehende bei **F. A. Brockhaus** *in* **Leipzig** *erschienene Taschenbücher,* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

—— Jahrgänge 1837 und 1838. à **6 Ngr.**
Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* 6 Jahrgänge. 1837 – 42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**
I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I.—X., 1840—49) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Wohlfeile Zeitschriften.

Pfennig-Magazin für Kinder. Erster, zweiter, vierter, fünfter Band. 4. Jeder Band (1 Thlr.) 10 Ngr.

Sonntags-Magazin. Erster und zweiter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 8 Ngr.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Erster, zweiter, vierter, achter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 1 Thlr.

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in **Ellwangen**

durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das Wunder.

Eine Komödie in vier Akten

von

Rudolph Genée.

8. Eleg. geh. 20 Sgr.

Der Nordstern — L'Étoile du Nord

von **Meyerbeer.**

Oper in 3 Akten von *Scribe,* deutsch von *Rellstab.*

Vollständiger Clavierauszug mit deutschem und französischem Text 12 Thlr., für Piano allein 5½ Thlr., für Piano zu 4 Händen arrangirt von Enke 8⅔ Thlr., für Violinquartett 4 Lieferungen à 1⅓ Thlr., für Flötenquartett 4 Lieferungen à 1⅓ Thlr., für 2 Violinen 4 Lieferungen à ¾ Thlr., für Violine allein 4 Lieferungen à 20 Sgr., für 2 Flöten 4 Lieferungen à ¾ Thlr., für 1 Flöte 4 Lieferungen à ⅔ Thlr. Partitur und Orchesterstimmen. Französisches und deutsches Textbuch à 10 Sgr.

Ouvertüre in allen Arrangements (auch für Piano zum Concertvortrag von Ehrlich, für 2 Pianos zu 8 Händen, für Orchester etc.), der beliebte *Walzer* in allen Arrangements und *24 Gesangsnummern* einzeln.

Compositionen über Lieblingsthemas des *„Nordstern"* für *Piano* von Billet, *Kullak*, Diabelli, Goldbeck, Lecarpentier, Ch. Voss, Oesten, Ch. Wehle, Musard, Haslinger, Conradi à 5 — 25 Sgr. *Compositionen* für *Violine* und *Piano* von Vieuxtemps und Kullak, von Leonard und Gregoir, von Dancla, von Louis à ⅚ — 1⅓ Thlr. *Comp.* für *Violoncelle* mit Piano von Kummer, Ganz. *Comp.* für *Flöte* mit Piano von Remusat.

Durch alle solide Musikalienhandlungen zu haben.

In Paris ist die Oper bereits mit grösstem Beifall 100 Mal gegeben.

Verlag und Eigenthum der **Schlesinger**'schen Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilde (F. A.), **Lesebuch** für die Schulen Deutschlands. Zusammengestellt. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Diese zweite Auflage des anerkanntmaßen seinem Zweck vollständig entsprechenden Wilde'schen Lesebuchs kann allen Lehrern zur Einführung in Schulen angelegentlich empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 9. —— 1. März 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue historische Dichtungen.

1. Johannes Huß. Ein Gedicht in neun Abtheilungen von H. Frantz. Schwelm, Scherz. 1854. 16. 1 Thlr.
2. Sickingen. Eine Landsknechtsgeschichte von Albert Türcke. Berlin, Wohlgemuth. 1855. 32. 8 Ngr.
3. Historische Gedichte, Lebensskizzen und Naturbilder von Edwygrau. Frankfurt a. M., Kettembeil. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Die Gründung von Kloster-Neuburg. Ein Gedicht von Julius von der Traun. Leipzig, Herbig. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Jung Friedel der Spielmann. Ein lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts von August Becker. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr.

Die Geschichte ist gewiß schon durch die Größe ihrer Perspectiven und durch die Energie sittlicher Freiheit und Thatkraft, die sich in ihr offenbart, ein Verjüngungsquell für die Poesie, wenn diese durch die fortwährenden Congestionen der Empfindungen hektisch zu werden droht. Unsere Empfindungslyrik bietet einen allzu monotonen Anblick dar. Ueberdies reflectiren wir zu sehr in unsere Empfindungen hinein, sodaß ihr klarer Ausdruck fortwährend getrübt wird. Doch die Geschichte bedarf auch der poetischen Spiegelung; sie muß in die künstlerische Form hineingepaßt, von der Größe der Gesinnung und der Weltweite der Anschauung getragen, von den Schlacken particularistischer Elemente geläutert werden, um überhaupt im Reiche der Kunst Zulaß zu finden. Der Dichter muß den Instinct haben für das menschlich Bedeutsame, das er zur künstlerischen Freiheit loslöst. Es gibt keinen größern Misgriff, als uns die Geschichte ganz roh vorzusetzen und diesen stoffartigen Eindruck allein wirken zu lassen. Das Recept zu solchen Dichtungen ist sehr einfach. Man nimmt einen Abschnitt aus Becker's „Weltgeschichte", etwa Johannes Huß oder Johanna Gray, setzt einige eigene Betrachtungen und Empfindungen hinzu, schlägt das Ganze zu Phrasenschaum und bringt die Mischung in irgend eine metrische Terrine. So kann man mit Grazie in infinitum fortdichten und von Adam und Eva bis zur Belagerung von Sewastopol eine Weltgeschichte in Versen liefern, deren Bändezahl nicht abzusehen ist. Der Einzelne ist freilich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, aber es kommt dabei auch gar nicht auf die dichterische Individualität an. Das ist ein massenhaftes Produciren, und wenn es damit so fortgeht wie in jüngster Zeit, so wird es kaum eine Lücke in der Weltgeschichte geben, die nicht von den poetischen Schlafmützen deutscher Autoren ausgestopft ist. Die geschichtliche Treue wird freilich von diesen Poeten mit großer Aengstlichkeit gewahrt; aber das ist nur die Angst einer verzagten Talentlosigkeit, welche sich gleich zu verirren fürchtet, wenn sie nur einige Schritte vom geraden Wege abweicht; das ist nur der Mangel an jeder dichterischen Erfindungskraft, welche ihre schönsten Blüten nicht auf der breitgetretenen historischen Heerstraße pflückt. In der Empfindungslyrik kann sich eher ein Diminutivtalent mit seinen poetischen Nipptischsächelchen hervorwagen; die Geschichte erfodert stets einen großen gestaltungskräftigen Dichter, voll Weihe, Schwung und Energie in Gebilden und Gedanken. Sonst erhalten wir nur ein historisches Wachsfigurencabinet, und der Poet geht mit dem Stäbchen umher, zeigt und erläutert mit hochtrabenden eingelernten Worten, und die Gestalten mit den gläsernen Augen sehen uns leichenhaft an.

Von unsern geschichtlichen Dichtungen liefern die drei erstern nur Wachsfiguren, in den beiden letztern ist etwas frischeres poetisches Leben.

Wer sich über das Leben und Wirken des Johannes Huß näher unterrichten und es vorziehen sollte, die ge-

schichtlichen Belehrungen in Versen, mit Goldschnitt und in eleganter Miniaturausgabe zu erhalten, dem empfehlen wir das Gedicht von Frantz. Es ist durchaus vollständig; denn es beginnt auf der ersten Seite mit der Geburt des Helden und endet auf der letzten mit seinem Tode. Schon die erste Strophe zeigt, wie der Dichter an die geschichtlichen Daten erbauliche Betrachtungen anzuknüpfen weiß:

Wie mancher Mann, zum Werkzeug auserkoren —
Der Gnade wie des Zorns — in Gottes Hand,
War Johann Huß in Dunkelheit geboren,
Der Aeltern Name selbst wird nicht genannt.
Sein Vater, ein Holzträger, hat im Schweiß
Des Angesichts sein täglich Brot gegessen,
Und spärlich war dies Brot ihm zugemessen,
Und kärglich nährt' ihn seiner Hände Fleiß.
Die Armuth ist ein Fluch, der in den Röhren
Das Mark ausdorrt und Geist und Herz verheert,
Den Muth versehrt,
Wie loher Waldesbrand das Leben frißt der Föhren.

Man achte auf diese Strophe, welcher im vorletzten Vers der Athem ausgeht; sie verschnauft in einem Zweifüßler, um dann auf den letzten sechs Füßen sich gemüthlich auszutraben. In solchen Strophen ist das ganze Gedicht geschrieben. Aehnliche Reflexionen, wie hier über die Armuth, sind überall ausgestreut und gähnen uns auf jeder Seite entgegen, z. B.:

Der Beifall dieser Welt, wie bald zerronnen!
Und Ehr' und Ruhm, wie blüh'n sie kurze Zeit!
Du hast dir Gunst und Neigung schon gewonnen,
So naht schon gift'ge Misgunst, blasser Neid.

Die folgende Strophe klingt wie ein versificirtes Protokoll, und besonders der cäsurlose Sechsfüßler am Schluß macht einen überaus gewichtigen Eindruck:

Darauf besuchten Huß in seiner Zelle
Drei Commissarien, vom Concil ernannt,
Der Bischof von Lebus, der von Castelle,
Wie auch der Patriarch von Griechenland.
Die Drei erklärten, daß in ihrer Hand
Die Klagartikel, eidlich aufgenommen;
Doch zum Verhör ist's wieder nicht gekommen,
Denn Huß begehrte einen Rechtsbeistand,
Und das Concil entschied nach altem frommen
Gewohnheitsrecht: wer einer Ketzerei
Verdächtig sei,
Der dürfe keinen Rechtsbeistand gewährt bekommen.

Nach dieser Strophe sehen wir den Dichter aufathmen, die zerkaute Feder ausspritzen und die göttliche Muse preisen, welche ihm half, diese Ungethüme von Worten, die nach vorn und hinten ausschlagen, ins Strophenjoch zu spannen. Die „Klagartikel" und „Rechtsbeistände" aber sehen sich verwundert an und begreifen gar nicht, auf welchen Füßen sie laufen, da sie sich bisher noch nie vom metrischen Standpunkte aus betrachtet und über die Kürze oder Länge ihrer Silben gänzlich im Dunkeln lebten. Die geschichtliche Treue unsers Autors grenzt bisweilen ans Komische. So wird von Huß' Zurichtung zum Scheiterhaufen erzählt: Sieben Bischöfe nahmen ihn in Empfang; der erste nahm ihm den Kelch aus der Hand:

Die andern zieh'n das Kleid ihm aus; sie scheeren
Von seinem Haupt die Stelle der Tonsur;
Man glaubt die Spur
Der Salbung mit der Haut der Finger zu versehren.
Doch im Begriff, die Platte zu enthären,
Gerathen sie beinah' in großen Streit;
Die Frage, ob des Ketzers Haupt zu scheeren
Mit Messer oder Scheer', hat sie entzweit.

Bei dieser für den künftigen Exegeten schwierigen Stelle verliert der Dichter sogar die Klarheit, die ihn sonst überall begleitet. Er ist besser zu Hause in der juristischen und theologischen Terminologie als in den Kunstausdrücken der Friseurs, denn sonst würde er dem armen Märtyrer nicht eine ganze Stelle vom Kopf scheeren und dann sogar noch die Platte enthären lassen, ein Experiment, zu welchem selbst die neuesten orientalischen Enthaarungsmittel nicht ausreichen dürften; denn wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Die Metaphern in unserer Dichtung sind oft dem Thierreich entnommen. Illustrationen zu Raff's „Naturgeschichte" enthält folgende Strophe:

Sie glichen nicht dem Löwen, der mit Toben
Nach jäh entriss'ner Beute rast und brüllt;
Sie wandten lammesfromm den Blick nach oben,
Gleich wie der Wolf, in Schafsgewand gehüllt,
Dem Füchslein gleich, das durch die Dämm'rung streicht rc.

Die Gesinnung, in welcher das ganze Werk gedichtet ist, mag lobenswerth sein; sie gibt sogar der letzten Strophe dichterischen Schwung und dichterische Färbung. Dennoch bleibt solche historische Holzschnittpoesie ohne alle Berechtigung. *)

In absichtlicher derber Holzschnittmanier ist die Landsknechtsgeschichte „Sickingen" von Albert Türcke gehalten; aber der Standpunkt eines Landsknechts ist weder für die historische Auffassung des Helden noch für seine poetische Gestaltung ausreichend. Einzelne Striche sind recht markig und kräftig, selbst einzelne poetische Streiflichter fallen auf die im Ganzen rohen Bilder; doch entbehrt diese Volksthümlichkeit trotz ihres treuherzigen Anflugs zu sehr der künstlerischen Erhebung. Solche Verse und Constructionen wie:

Auch gab bald sunder Klage d'rauf,
Als wie ein müdes Kindlein nieder
Allmälig schlägt die Augenlider,
Sein' tapf're Seel' Herr Sicking' auf.

oder:

Der Herr im Himmel sei gepreist!

oder:

Womit die G'schicht dann schließen thut
Von deutscher Treu' und deutschem Muth
Von Sicking' und dem Landsknecht gut.

---

*) Wer sich über die Schicksale des Johann Huß im Zusammenhange unterrichten will, den verweisen wir, statt auf die oben besprochene Reimchronik, auf folgende vor kurzem herausgekommene Schrift: Johann Huß. Dargestellt von Gustav Adolf Lüders. Küstrin, Massute. 1854. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser ließ sich durch die freundliche Aufnahme, welche seinen auf Veranlassung und Veranstaltung des küstriner Gustav-Adolf-Vereins gehaltenen Vorträgen über denselben Gegenstand zutheil wurde, zur Veröffentlichung seiner Arbeit bewegen. Der Ertrag ist zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins bestimmt. D. Red.

sind doch zu geschraubt und übellautend, um für ein musikalisch gebildetes Ohr erträglich zu sein. Doch als curiose poetische Kleinigkeit, als Rococoschnitzwerk ohne weitere Ansprüche kann man sich das Heftlein gefallen lassen.

Im gelehrten Format, etwa wie das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon", treten die „Historischen Gedichte" von Edwygrau auf und wollen offenbar durch ihr eigenes Gewicht wirken, indem sie auf jede einschmeichelnde Miniaturelegantz verzichten. Der Verleger schreibt statt des pseudonymen Verfassers die Vorrede. Herr G. F. Kettembeil theilt uns mit, „daß ihn die dichterische Weihe und wahrhaft religiöse Erhebung, von der diese Gedichte sämmtlich durchdrungen sind, so sehr angesprochen habe, daß er es nicht für unverdienstlich hielt, das deutsche Publicum mit diesem neuen reichbegabten Dichter bekannt zu machen". Auch deutet er an, daß eine den höhern Ständen angehörende oder wenigstens „eine in höhern Kreisen lebende Dame" (vielleicht eine Gouvernante?) diese Gedichte verfaßt habe. Herrn Kettembeil's Urtheil in Ehren — das Urtheil eines Verlegers ist sehr wichtig, mindestens für seine Kasse — können wir doch nicht ganz mit ihm übereinstimmen, obgleich die Spuren dichterischer Begabung unverkennbar hier und dort hervorleuchten. Das Ganze sind nur Studien in einer oft barocken Form, und man muß sich tüchtig durchs Gestrüpp hauen, ehe man eine poetische Lichtung findet.

„Lady Jane Gray", ein historisches Gemälde, eröffnet die Reihe der Dichtungen. Eine junge und schöne Königin, die hingerichtet wird, ist jedenfalls eine interessante Erscheinung. Lady Jane Gray ist daher öfter hingerichtet worden von ihren Poeten. Edwygrau wagt sich noch ein mal an diesen Stoff, nachdem er in einem poetisch und rhythmisch stillosen Vorwort den leidenschaftlichen Wunsch ausgesprochen, ein Dichter zu sein, und damit dieser Wunsch desto eher vom gütigen Schicksal erfüllt werde, zugleich all das Gute und Liebenswürdige angeführt, was er dann als Poet singen würde. Unser optativer Dichter hat eine Eigenthümlichkeit, durch welche er sich von den Sangesgenossen unterscheidet. Er schickt jedem Gesang eine Fülle von Mottos voraus, die seine genaue Kenntniß der englischen Literatur bekunden und überdies für seine umfangreiche Belesenheit und vielseitige Bildung ein rühmliches Zeugniß ablegen. Das Schlimme dabei ist nur, daß der Gedankeninhalt der Gesänge durch die vorausgeschickten Mottos in erschöpfender Weise ausgesprochen wird, und daß hinter Shakspeare, Young u. A., hinter den mächtigen Tönen der Geistesgewaltigen Edwygrau's eigenes Stimmchen spurlos zu verhallen droht. Die Geschichte von Jane Gray wird uns nun mit vollkommener Treue theils in vierfüßigen Trochäen, theils in Hexametern, theils in anapästischen Versmaßen, theils in Jamben, Daktylen oder gar in Distichen erzählt, in denen die Pentameter durch ihre vollkommene Cäsurlosigkeit einen befremdenden Eindruck machen. Was überhaupt die metrische Seite der Dichtung betrifft, so macht Edwygrau von der Entdeckung, daß die deutsche Sprache keine quantitirende sei, eine extravagante Anwendung. Daktylen wie „Flügelthür'n", oder „Handschuh' nimm", „Frühlingskleid" oder ähnliche kolossale Molossen treten uns überall entgegen. Ein Beispiel dieser unscandirbaren Distichen, über welche sich der selige Manso im Grabe umdrehen würde, bieten folgende Verse:

> Zitternd folgt nun das Weib dem Führer durch bogige Gänge,
>
> Endlich halten sie ein; weit thun sich Flügelthür'n auf —
>
> Und im glänzenden Saal gar finster und kalt sitzt die Kön'gin;
> Bei ihr Gardiner steht und der Gesandte Renard.
> Ihre Feder scheint stumpf von blutiger Arbeit geworden,
> Just versagt sie den Strich zu fernerem Todesurtheil.

Hier läßt sich nicht einmal annäherungsweise die metrische Absicht des Verfassers errathen. Jedenfalls erspart dieser monströse Pentameter, dem die ganze Montur schief sitzt und alle Knöpfe am Rocke bammeln, die weitere Inspection seiner Kameraden. Die Metrik des Verfassers laborirt daran, daß ihm der Begriff eines Daktylus nicht klar geworden. Die Geschichte der Johanna Gray ist bekannt genug; neue Enthüllungen gibt der Verfasser nicht, etwa den volksthümlich gehaltenen Monolog des Henkers und den Gesang der Engel im Kerker ausgenommen. Das Andere verläuft so rührend wie möglich, hin und wieder nicht ohne poetischen Anflug und überraschenden Ausdruck wahrer Empfindung, aber durch die Formlosigkeit überall anstößig und unbefriedigend.

Die protestantische Gesinnung und aufgeklärte Frömmigkeit des Verfassers spricht sich in dieser Dichtung deutlich genug aus, noch deutlicher aber in der nächstfolgenden: „Der Renegat. Lebensskizze aus dem 19. Jahrhundert." Ein so moderner Stoff gibt über Dicht- und Denkweise stets die beste Aufklärung. Wir wollen daher den Inhalt des Gedichts angeben, wenn auch in etwas anderer Weise als der Autor selbst, welcher der Dichtung eine genaue Inhaltsangabe vorausschickt, die sich von den Streckversen des Gedichts selbst nur durch ihre Ungereimtheit unterscheidet. „Vorklänge aus dem 16. Jahrhundert" leiten die Dichtung mit einer Verherrlichung Martin Luther's ein. Daß Edwygrau eine Dame ist, geht aus diesen Vorklängen deutlich hervor. Denn nachdem sie die mächtigen Wirkungen des reformatorischen Worts geschildert und sie näher „specificiren" will, ruft sie aus:

> Das Weib legt die Hand dann auf's Herze
> Und betet: „Herr, mach' mich so rein
> Wie das unverfälschte Wort Luther's,
> Mit der Wahrheit hellstrahlendem Schein."
>
> Der Mann schlägt sich fest an den Busen
> Und spricht: „O erforsche mich, Gott!
> Das männliche Wort ew'ger Wahrheit
> Zerschmett're Trug', Lüge und Spott!

Ein männlicher Autor hätte schwerlich zuerst die Wirkungen Luther's auf das Weib geschildert; nur die protestantische Begeisterung einer Frau dachte zuerst an sich selbst. Nach diesem „Prolog im Himmel" tritt unser „Faust" selbst auf, ein Theolog des 19. Jahrhun-

derts. Er beginnt mit einer Elegie über die geistige Verwirrung unserer Zeit, über ihren wilden Gedankenstrudel — doch er tröstet sich damit, daß er weder überspannt noch indifferent ist.

— Doch mein Gehirn durchzucken and're Wehen:
Ist es ein Wunder, wenn die heut'gen Zeiten
Den zweiten Faust in ihrem Schooße bergen?
Ich — zweiter Faust? — nein — trüg' ich mich doch selber.
Ich hasse dies Verlieren der Gedanken,
Das mich und And're in den Abgrund zöge.
Grund muß ich unter'n Geistesfüßen haben,
Damit sie nicht auf Wahneswogen schwanken.

So läuft er immer weiter auf seinen „Geistesfüßen", bis er anfängt, an Luther's Verdiensten zu zweifeln — was den Inhalt dieser zweiten Faustiade bildet. Er fragt:

Was hat der Aermste Gutes just verrichtet?
Zu dem ungläub'gen Philosophentreiben
Wär' ohne ihn vielleicht nie Bahn gebrochen!
Und Sitte, Glauben wäre nicht gesunken;
Ja, ohne ihn — — ha — schauerlich — mir grauet — — —

Die schauerlichen Gedankenstriche zeigen an, daß unser Faust sich jetzt darauf besinnt, der Zeitpunkt sei gekommen, wo „der Mond sein Licht verbergen" und die „Lampe schwinden" muß, um die nöthige Geistererscheinung vorzubereiten.

Der Wind heult drauß' — — — ich glaub', ich bin im Fieber,
Mein Haar sträubt sich — — — auf welchen Bahnen geh' ich? — —
Mein Auge düstert — wirr wird's mir im Haupte! —
Wer klopft da?!! — — Fort! — — bleibt draußen, sag' ich — Himmel!

Es erscheint also ein Geist, an dessen ganzem Benehmen man bald entdeckt, daß er „in höhern Kreisen" lebt und sich einer guten Erziehung erfreut; denn ein Geist, der „anklopft", ehe er hereintritt, um nicht zu sehr in Schrecken zu versetzen, hat offenbar Alberti's „Complimentirbuch" studirt und keine Gemeinschaft mit den geharnischten Geistern Shakspeare's oder dem Erdgeist Goethe's, die durch die Winde kommen oder aus dem Boden aufsteigen, was freilich im civilisirten 19. Jahrhundert seine Schwierigkeiten hat. Und welcher Geist könnte einem aufgeklärten protestantischen Theologen erscheinen? Vielleicht der Geist Luther's oder Melanchthon's oder Hengstenberg's? O nein, „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", ihm erscheint der Geist seiner verstorbenen Braut. Für arme Theologen, die keine Stelle finden können, pflegt dieser Geist bei Lebzeiten ein Quälgeist zu sein; die arme „Klotilde" sucht indeß nach dem Tode den Zweifelnden zu beruhigen, zu versöhnen. Sie singt ihm etwas vor:

O Zweifel,
Du Teufel,
Was schleichst du um das Herz? — —
Nahen Zweifel auch unzählig,
O selig, selig, selig
Wird das Besiegen sein.

Alles vergebens! Der Unglückliche zweifelt fort, nachdem er die „entnervten Arme" nach ihr ausgestreckt. Wir sehen also, unser armer Renegat ist durch seine aufreibenden Zweifel „entnervt" und fleischlos geworden, was weder einem Friedrich von Gentz noch einem Friedrich von Schlegel passirt ist. Ich weiß nicht, wie es kommt, dies arme kleine Wort „entnervt" flößt eine Theilnahme für den Zweifler ein, welche seine Reflexionen nicht zu erwerben verstehen.

O Mannesstärke, Ironie im Leben,
Wort, das sein ganzes Selbst kalt parodirt —

Das ist die Rache für Shakspeare's „Frailty, thy name is woman!" Wer zweifelt noch, daß Edwygran eine Dame ist? Kaum hat indeß der Theolog des 19. Jahrhunderts an der Mannesstärke gezweifelt, so erscheint der Geist wieder, diesmal ohne anzuklopfen, und belehrt ihn, daß nur Demuth Stärke gibt. Das ruft in unserm Helden wieder eine lebhafte Opposition hervor, die nur dadurch beschwichtigt wird, daß er sich das Bild seiner Klotilde in einer langen Antistrophe ausmalt. Dabei vergißt er seinen Uebergang zum Katholicismus so gänzlich, daß er anfängt, sich mit Heirathsgedanken zu beschäftigen.

Doch „Keine find' ich, die dir Engel gliche".
Die Einen, mit der Tünche der Verbildung
Ekel bestrichen, widern an den Willen.
Die Andern mit dem hausback'nen Verstande
Befried'gen ärmlich nur des Leibs Bedürfniß.

Für diese Wunden gibt nur die Kirche Balsam, heißt es dann weiter.

Luther'sche Kirche, kalter, ernster Glaube!
Fast sollte man sich Romas Mutterkirche,
Die glühend auf die Phantasie einwirket,
Zurücke wünschen!

Diese allzu bescheidene Wendung, die selbst einen „Wunsch" noch mit einem „fast" einführt, läßt nicht vermuthen, welche Katastrophe in ihrem Schooße schlummert; denn nun geht es plötzlich mit Siebenmeilenstiefeln zum Ziele, indem sich unmittelbar an den schüchternen Stoßseufzer die Verse anschließen:

Der Luther'sche Glaube
Läßt kalt mich — und ich dürste nach der Wärme —
Ich lasse dich! wohlan, ich bin entschlossen! —
Empfange deinen Sohn, Roms Mutterkirche!

Nun erscheint aber der Geist „mit thränengefurchtem Antlitz" und hält ihm eine Strafpredigt über den Wankelmuth. Der Theolog ist zwar „durch das schöne gramgefurchte Antlitz" gerührt, verbittet sich aber doch jeden fernern Besuch mit einem höchst schlagenden Grunde:

Kehre nicht wieder, du bist ja gestorben!

Noch schlagender ist aber folgende Argumentation:

Ich will dich fliehen, muß dein Bild entkränken;
Denn And're müssen diesen Geist beseelen.
Sichtbares muß, Sichtbares will ich haben —

als ob ihm die arme Klotilde mit ihrem thränengefurchten Antlitz nicht sichtbar gewesen wäre! Wie kann ein Theolog seine arme verstorbene Braut, die sich die Mühe gegeben hat, ihm unter so erschwerenden Umständen sichtbar zu werden, mit so bitterm Hohne kränken? Sie kommt indeß noch ein mal wieder:

O Schmerzen
Im Herzen,
Wenn, was wir liebten, uns verstößt.
Der trübe Arme
In bitt'rem Harme
Von seinem heil'gen Glück entblößt,

Phantastisch,
Sarkastisch,
Sagt er vom treuen Brauch sich los,
Wird sich erst zum Sklav' erniedern
Und sich später selbst anwidern:
Vor sich selbst steht er ja bloß.

Nach diesem Monolog, der von metaphorischen Nuditäten wimmelt, nimmt die Braut Abschied von ihrem sarkastischen Bräutigam, und gutmüthig, wie verstorbene Bräute zu sein pflegen, gibt sie ihm noch einen Glückwunsch mit auf den Weg. Leider hilft das nicht viel; denn aus dem Epilog, der einige Jahre später spielt, erfahren wir, daß ihm sein Renegatenthum weniger gut bekommen ist als einigen deutschen Romantikern:

O könnt' ich doch erblassen!
Hast, Hölle, du nicht Rath?
Ich muß mich selber hassen!
Ich heiße — — — Renegat!

Nach dieser ausführlichen Berücksichtigung des zweiten Faust können wir „Die Nonne im irischen Kloster" ihren Gedanken und Phantasien überlassen, von denen wir nur zwei hervorheben, zunächst ihre Ergebung in den geheimnißvollen Rathschluß Gottes in Betreff der Fledermäuse:

Die Fledermäuse fliegen; die Gesellschaft
Gefällt mir nicht; doch Gott hat sie erschaffen —
Und nicht umsonst — das wolle mir genügen.

und dann folgende rebusartige Sentenz:

O wenn sich mit der echten Poesie
Solide Kräfte des Verstandes einen,
So fehlt trotz Einsamkeit nie Sympathie,
Und uns're Augen hören auf zu weinen.

Daß die Verfasserin diese „soliden Kräfte des Verstandes" besitzt, zeigt die verhältnißmäßig beste Dichtung: „Anna von Kleve", ein historisches Gemälde. Diese Prinzessin Anna von Kleve wird durch eine Intrigue Thomas Cromwell's und durch ein Schmeichelbild, das der Maler Holbein von ihr entwirft, mit dem königlichen Blaubart Heinrich VIII. von England getraut. Ueber die Motive des intriganten Cromwell gibt uns nur der folgende Monolog eine diplomatisch-geheimnißvolle Aufklärung:

Thomas Cromwell, Graf von Essex,
Lehnt am marmornen Kamine;
In politischem Getriebe
Wälzen sich in seinem Geiste,
Wie in einem guten Uhrwerk,
Diplomatische Gedanken.
Halblaut spricht er mit sich selber:
„England — Kleve — Reformirung —
Schutz nach innen und nach außen —
Wicht'ge Gründe — Staateneinheit —
So — Verträge und Contracte."

Anna von Kleve erfreut sich nun einer soliden Häßlichkeit. Heinrich VIII. ist bitter enttäuscht, als er das Original mit Holbein's Copie vergleicht. Er tröstet sich indeß bald durch den Umgang mit dem Hoffräulein Katharina Howard, läßt sich von der ihm angemalten und angetrauten Gattin scheiden und heirathet die Katharina. Anna tröstet sich mit gesunder, religiöser Resignation. Das Ganze ist eine Theodicee der Häßlichkeit. Denn als Anna eines Tags mit Gobelinstich eine reiche perlstrahlende Arbeit durchstickt hat und anfängt in ihren Büchern zu lesen, erfährt sie die Schreckenskunde, daß die neue Königin Katharina auf offenem Markte hingerichtet worden. Besser häßlich und geschieden als schön und hingerichtet!

Was uns bei dieser Dichtung anspricht, ist ein oft naiver und ungenirter Ton, ein Reichthum an kleinen materiellen Zügen, die oft wirklich humoristisch sind und für die wir gern die langweiligen erbaulichen Betrachtungen in den Kauf geben. Die Schilderung Englands durch den Maler Holbein hat, trotz der oft holperigen Verse, poetischen Reiz, wie überhaupt Edwygrau in England zu Hause ist und sich an britischer Poesie genährt hat. Das deutsche „Maßliebchen" Anna ist von Holbein porträtirt; die Ehrenfräulein drängen sich mit ihrer Kritik heran:

Und näher trat ein zimperliches Fräulein
Mit blondem Haar und hellem, großem Aug',
Ein echter Backfisch — — doch nicht gar gebacken.
Sie blinzelt mit gezwängtem Augenlid,
Streicht zwei mal langsam über ihre Haare,
Dann spitzt sie leicht den aufgeworf'nen Mund,
Die weiße Haut zieht sich in kleine Falten,
Und gleich dem jungen dürstenden Kameel
Streckt sie den von Natur schon langen Hals u. s. w.

Die Begegnung des Königs mit seiner Braut ist ebenfalls echt humoristisch geschildert:

Doch die Thüre ward geschlossen.
Anna steht im reichen Zimmer,
Sie ist's selbst — er muß sie kennen,
Hat er doch ihr Bild gesehen.
Doch er steht wie festgemauert,
Starrt in grobe, breite Züge,
Die fremdartig, unbehaglich
Jenem süßen Bilde gleichen,
Das durch Cromwell er erhalten
Und das er so oft bewundert.
Schwerfällig und langsam geht sie,
Sieht umher mit stillem Lächeln,
Spricht dann ohne jeden Wohlklang
Wen'ge fremde, rauhe Worte,
Streckt am wärmenden Kamine
Sich bequem auf einen Stuhl hin,
Und zwei ungeheure Füße
Dehnen sich so wohlbehaglich,
Daß der König unwillkürlich
Seine eig'nen vorwärts strecket,
Die in schweigender Betrachtung
Im Vergleich ihm klein erscheinen.

Diese realistischen Züge sind ganz gut angebracht. Ebenso ist Heinrich VIII. in seinem Behaben mit Katharina Howard anschaulich geschildert. Wir sehen den fetten, alten König, der die Abendluft und die Themsenebel nicht mehr vertragen kann, und die kokette Schön-

heit, welche „mit den schneeigweißen Fingerspitzen" Trauben auf die Purpurlippen drückt.

Die übrigen Gedichte sind von geringer Bedeutung. Die Frauenbilder, keine Galerie Heine'scher Salonschönheiten, sind zu sentimental verblaßt; in den „Amerikanischen Bildern" spukt „Onkel Tom"; die Naturbilder sind zu kühn und formlos. Das ganze Werk ist „Frauen aus den höhern Lebenskreisen" zu empfehlen, die eine behagliche Sittlichkeit und Religiosität lieben, unter der Voraussetzung, daß sie es mit der Metrik nicht zu genau nehmen und auch nicht ärgerlich werden, wenn ihnen ein Gedanke, der ihnen aus den „Stunden der Andacht" bereits bekannt ist, in jedem Versmaß wieder begegnet.

„Die Gründung von Kloster-Neuburg" ist eigentlich ein dramatisches Gedicht aus der östreichischen Geschichte. Der Verfasser beklagt sich in der Vorrede, daß die „Babenberger" bisjetzt so wenig von der Kunst berücksichtigt worden sind, und sucht diesem Mangel durch sein Gedicht abzuhelfen. Das Interesse dieser Dichtung concentrirt sich indeß um den Kampf zwischen dem greisen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohne, der mit einzelnen dramatisch kräftigen Zügen gezeichnet ist, während der babenberger Held Leopold nur eine passive, im Ganzen klägliche Rolle spielt. Die tragische Collision, in welcher er sich befindet, wird uns vom Verfasser gar nicht mit dramatischer Schärfe klar gemacht. So mangelhaft das Werk in dramatischer Beziehung ist, so hat es doch einzelne poetische Schönheiten, die allerdings in ihrer Art und Weise der östreichischen Dichterschule angehören. Hr. von der Traun theilt uns in der Vorrede mit, daß er einen ganzen Cyklus von babenberger Tragödien zutage fördern wird. Dann beklagt er sich über Heinrich Laube:

> In dieser Richtung könnte freilich die Leitung der ersten Bühne Oestreichs, in wahrhaft künstlerischer und vaterländischer Richtung wirkend, die folgenreichste Unterstützung bieten. Doch haben uns vielfache Erfahrungen belehrt, daß von dieser Seite nichts zu hoffen ist, ja daß es den Anschein hat, als wäre dort der Grundsatz beliebt worden, das höhere Drama, wenn es aus der Feder eines Oestreichers geflossen ist, beharrlich unter Anwendung stereotyper Phrasen wegzuweisen. So viel ist gewiß, daß durch Persönlichkeiten, die ebenso wenig unter Apollo's als unter Oestreichs Söhne zählen, die Zeichen des Handwerks statt der Symbole der Kunst auf mit früherm Ruhme bedeckte Fahnen gesetzt worden sind. Und so ist thatsächlich für die dramatische Dichtkunst eine Epoche eingetreten, ganz gleich derjenigen, welche die lyrische Dichtkunst damals erlebte, als das Lied aus dem Herzen der Minnesänger in die Hände der Schuster, Seifensieder, Küper und anderer ehrlicher Handwerker, in die Hände der zunftmäßigen Meistersänger überging.

Zu welchen Resultaten ein Dichter kommt, dessen Stücke zur Aufführung nicht angenommen werden! Unser Sohn Apollo's und Oestreichs bricht gleich über die ganze Epoche unserer dramatischen Dichtkunst den Stab, weil Heinrich Laube von seinen Babenbergern nichts wissen will. Auf der andern Seite wird dieser Autor von Norddeutschland aus angegriffen, daß er die östreichischen „romantischen" Poeten auf Unkosten der „modernen" Dichter protegire. Es wird ihm deshalb wol nichts Anderes übrigbleiben, als wie bisher seiner eigenen resoluten Einsicht zu folgen, wenn er nicht, wie jener Mann der Fabel, den Esel auf den Rücken nehmen will. Uebrigens verstanden die Minnesänger noch weniger von dramatischer Composition als ihre modernen Nachfolger, während die geschmähten Meistersänger sich zuerst dem Drama und der Bühne zuwendeten.

„Jungfriedel der Spielmann" ist Minnesänger und Meistersänger zugleich; er zieht durch die Lande mit seiner Fiedel, und Alles, was ihm begegnet, wird ein Liedel. Dies lyrisch-epische Gedicht ist weniger historisch als culturhistorisch und führt uns in alle Kreise des deutschen Volkslebens. Der Bauernstand, der Bürgerstand, der Kriegerstand, die Ritter, Kaiser und Hof werden uns vorgeführt und mit allen ihren Interessen durchgesungen. Die epische Handlung ist sehr dürftig, besonders für die ausnehmende Breite des Gedichts; sie gibt nur den Faden für die Perlen einer volksthümlichen Liederpoesie, die sich daran reihen. Der Stil der Dichtung ist einfach, oft anmuthig, oft trivial, im Ganzen aber zu seicht für ein so umfangreiches Werk. Die Lieder sind meistens sangbar, oft ganz niedlich; aber „Des Knaben Wunderhorn" tönt jeden Augenblick aus ihnen hervor und mit ihm die ganze unreife Poesie der Naturlaute. Eine Kritik läßt sich über das Werk weiter nicht schreiben. Freunde der sogenannten Volkspoesie werden sich an manchem frischen Klang gesunder Empfindung, an mancher gelungenen Schilderung, an manchem lieblichen Genrebild erbauen und sich auch durch die Längen und Wiederholungen nicht abschrecken lassen, auf diesen Oasen auszuruhen. Andere, die weniger Geduld haben, werden die unermüdliche Geige Jungfriedel's lange vor dem Schlusse des Werks beiseite werfen und dem harmlosen Jungen im Uebrigen glückliche Wanderschaft wünschen. Denn eine Poesie ohne Gedankeninhalt ist mit ihren süßen lyrischen Baisers nicht auf die Länge zu ertragen. Der Hauch der Empfindung ist recht kühl und erquickend, wenn er uns aus dem Schoos der Natur entgegenweht; doch er wird lästig, wenn er künstlich wie durch einen Fächer erzeugt wird, der uns fortwährend ins Gesicht und um die Ohren geschwenkt wird.

Rudolf Gottschall.

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius).

Erlebnisse eines Schuldenbauers. Von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer. 1854. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Dies Buch zeigt die alten Tugenden und alten Fehler des unerschöpflichen Bitzius im alten vollen Maße. Er bleibt sich immer gleich, und wenn man sein neuestes Werk liest, so hat man nicht mehr noch weniger als bei dem frühesten seiner Bücher. Es ist aber ein mächtiger Beweis von der Echtheit und Dauerbarkeit der Gotthelf'schen Muse, daß trotz aller Wiederholung, aller Einseitigkeit und Eintönigkeit man seine Werke, seien

sie noch so breit und geschwätzig, immer mit der alten Lust fortließt; sie werden mit Ausnahme einzelner wirklich kopfloser Tiraden (welche von dem sophistischen Tendenzfanatismus herrühren) nie langweilig, weil die Natur und die wahre Poesie selbst eben nie langweilig werden. Die ethische und politische Grundlage, auf welcher auch dies Buch aufgebaut ist, ist falsch und gedankenlos, da sich wieder die Frage um den irdischen Besitz mit christlichen Redensarten und mit der Verleumdung der Liberalen verbindet. Doch eigentlich gedankenlos nicht, denn es ist ein tiefgreifender Parteikunstgriff Gotthelf's, daß er in das leichte Geplänkel seiner frömmelnden und conservativen Schnurren und Ungezogenheiten immer diesen schweren Klotz des materiellen Besitzes, der Scholle und des Thalers hüllt: dieser ist es, welcher auf den Bauersmann wirkt, die wahre christliche Seligkeit der Gemeinde und ihres Herrn Pfarrers. Sieht man von diesem unsittlichen Parteikniff ab, welcher die Grundlage bildet, so wird die üble Absicht sogleich im Einzelnen zur trefflichsten und wahrsten Ausführung; Werth und Heiligkeit von Arbeit, Ordnung und Ausdauer, den Haupttugenden der Ackerbauer, werden so dichterisch verklärt, wie wir es nur in wenigen besten Werken der ganzen Literatur finden können, und vorzüglich die Ehe, das Zusammenleben und Wirken von Mann und Frau, ihr gemeinschaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen und Genießen weiß Gotthelf mit unübertrefflichem Reize zu schildern.

Auch in den „Erlebnissen eines Schuldenbauers" ist wieder solch ein trefflich gezeichnetes Ehepaar in dem Aufbau seiner irdischen Welt, seines leiblichen Glücks mit jener Bedeutung und Schönheit geschildert, welche jüngst Hermann Hettner mit Recht als den Schwerpunkt in Defoe's Urbild des „Robinson" und als den ersten Reiz aller Robinsonaden nachgewiesen hat. Schon „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter" besitzt seinen Hauptreiz in diesem Schauspiele, welches uns das Entstehen, Anwachsen und Gedeihen einer Familienexistenz fast aus dem Nichts unter günstigen und schlimmen Einflüssen vorführt, und das sittliche Gelingen der Arbeit im unmittelbaren Boden, die sich sammelnden Vorräthe, der schließliche Besitz eines wohlbestandenen, in allen Ecken belebten und angefüllten Bauernhofs verursachen dem Leser das gleiche ursprüngliche Behagen wie jenes glückliche Gedeihen der Robinsone. Im „Schuldenbauer" ist wieder der ganz gleiche Vorgang; indem ein Knecht und eine Magd sich heirathen und von unten auf anfangen, jedes mit einem individuellen hinzugebrachten Charakter; allein der Verlauf ist ein verschiedener, indem der Verfasser hier zeigen wollte, wie sich die Kenntniß und Liebe der Arbeit und Ordnung — welche nichts weiter will und zu wissen glaubt, als sich selbst genügen und ehrlich durch sich selbst bestehen, welche nicht begreifen kann, wie sie dabei nicht bestehen sollte, während ein Anderer, der nichts thut und eigentlich auch nichts versteht, den Gewinn dessen jetzt durch ganz einfältig und thöricht scheinenden Schwindel — zu eben diesem Schwindel, d. h. zur Speculation mit müßigen Händen, verhält. Der Bauer arbeitet mit seiner Frau, ist betriebsam, kenntnißreich und fleißig von früh bis spät, Alles gelingt ihm, aber nicht für ihn, sondern für die Güterkäufer, Agenten, Speculanten und Hallunken, in deren Händen er ist und welche alle Radicale und liberale Lumpe sind, bis ein alter adeliger Grundbesitzer und Patricier ihn rettet. Die wilden Bestien und Kannibalen, mit welchen Robinson sich herumschlägt, sind hier die civilisirten Menschen, die Elemente die Menschenkniffe und gesellschaftlichen Verhältnisse und das Schauspiel mitten im alten Festlande, in der alten Republik Bern das gleiche wie auf jener Insel des Weltmeers, bis auf die innere Moral, durch welche Gotthelf's Schriften zu großartigen Parteipamphleten werden.

„Das Buch Hiob" bestreitet in seinem prachtvollen und majestätischen Rhythmus und dialektischen Wogenschlag den althebräischen Glaubenssatz, daß Gott ausschließlich und zum Kennzeichen die Rechtschaffenen, Frommen auf Erden glücklich mache und mit Besitz und leiblichem Gedeihen ausdrücklich vor den Schlechten auszeichne, welchen es auch schlecht ergehe. Alle Gotthelf'schen Werke nehmen eben diesen Mosaischen Glaubenssatz in ihrem Kerne gegen das tapfere „Buch Hiob" in Schutz mit einer kleinen Modification. Nach ihnen sind alle Frommen und Gerechten entweder schon mit Wohlstand und Glück gesegnet und sind zugleich gut conservativ, oder sie verdienen es zu werden, und es ist ersichtlich, daß dies Gottes Absicht ist; aber die Schlechten, die Sünder, die Lumpenhunde, welche alle liberal, aufgeklärt, zugleich aber höchst miserabel, ärmlich, bettelhaft und unglücklich sind, hindern die conservativen Gerechten an ihrem irdischen Floriren und bringen sie fortwährend um das Ihrige. Während also die drei zänkischen und kritischen Freunde im „Buch Hiob" diesen grausamerweise damit trösten wollen, daß er schlechtweg an seinem Unglücke als Lump und Sünder zu erkennen sei, gibt die linnengeschürzte Muse Gotthelf's zu, daß allerdings auch der Gerechte zuweilen unglücklich sein könne, daß aber hieran nur die Aufgeklärten und Liberalen schuld seien. Sehen wir ab von dieser Modification, welche wir mit der apokryphischen Einmischung des Teufels im „Hiob" vergleichen können, so stellen Bitzius' Werke vollkommen ein umgekehrtes „Buch Hiob" dar, worin die drei streitenden Freunde mit ihrer Kritik Recht behalten, und zwar zu dem Zwecke, die liberale Hälfte der specifisch bernerischen Bevölkerung mit ihren Führern zu verdammen und zu stempeln. Aber der Weg, auf welchem der Dichter an dies komische kleine Zielchen gelangt, ist ein so schöner und reicher, daß er ein Genuß und Gewinn für uns Alle ist, und darum sei ihm verziehen.

Seit obige Zeilen geschrieben sind, ist die unerwartete Nachricht von dem schnellen Tode Jeremias Gotthelf's (22. Oct. 1854) eingetroffen. Obgleich wir die aufrichtigste Theilnahme empfinden an diesem unersetzlichen Verluste und obschon man über einen Todten anders spricht wie über

den rüstig Lebenden, so mag doch obige Expectoration unverändert stehen bleiben, da das Buch, gegen welches sie zum Theil gerichtet ist, mit seiner vehementen, muntern Polemik ja auch noch da ist und vermöge seiner Vorzüge wol länger bestehen wird als unsere flüchtigen Tadelzeilen. Wer sich bewüßt ist, unparteiisch zu sein, der braucht weder gegen Todte noch gegen Lebende eine wohlfeile Pietät hervorzukehren.

Einen Nekrolog können und wollen wir nicht schreiben, da uns dies nicht zukommt. Alles was wir von dem äußern Leben des verstorbenen Dichters wissen, ist, daß er am 4. October 1797 geboren, Theologie studirte und in der Gemeinde Lützelflüh in seinem Heimatcanton Bern als Pfarrer lebte*); daß er erst gegen sein vierzigstes Jahr hin als Schriftsteller auftrat, aber dann eine solche Bedeutung gewann, daß sein berliner Verleger ihm schon vor einiger Zeit 10,000 Thaler für das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Werke anbot, nach seinem Tode aber seiner Witwe, wie wir hören, eine große süddeutsche Buchhandlung sogar 50,000 Gulden für das gleiche Recht.

Dagegen wollen wir versuchen, noch ein mal den Gesammteindruck zusammenzufassen, welchen Gotthelf und sein Wirken auf uns machte, und da müssen wir sogleich bekennen, daß er ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte. Jeder, der noch gut und recht zu lesen versteht und nicht zu der leider gerade jetzt so großen Zahl Derer gehört, die nicht einmal mehr richtig lesen können vor lauter Alexandrinerthum und oft das Gegentheil von Dem herauslesen, was in einem Buche steht, wird dies zugeben müssen. Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Copisten der Natur, bald Dies, bald Das, immer in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wol mögen Dickens und Andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Thun sein: die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Alterthum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht Keiner. In jeder Erzählung Gotthelf's liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea", aber in keiner nimmt er auch nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. Und hierin liegt die andere Seite seines Wesens. Kein bekannter Dichter oder Schriftsteller lebt gegenwärtig, welcher so sein Licht unter den Scheffel stellt und in solchem Maße Das verachtet, was man Technik, Kritik, Literaturgeschichte, Aesthetik, kurz Rechenschaft von seinem Thun und Lassen nennt in künstlerischer Beziehung. Und wenn wir uns nicht gänzlich irren, so liegt der Grund dieser seltsamen widerspruchsvollen Erscheinung weniger in einem unglückseligen Cynismus als in der religiösen Weltanschauung des Verstorbenen. In der That scheint es mehr eine Art ascetischer Demuth und Entsagung gewesen zu sein, welche die weltliche äußere Kunstmäßigkeit und Zierde verachten ließ, ein herber puritanischer Barbarismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf. Es hängt damit zusammen, daß er nie die geringste Concession machte an die Allgemeingenießbarkeit und seine Werke unverwüstlich in dem Dialekte und Witze schrieb, welcher nur in dem engen alemannischen Gebiete ganz genossen werden kann. Er schien nichts davon nehmen noch hinzuthun zu wollen zu Dem, was ihm sein Gott gegeben hatte, und alles künstlerische Bestreben für eine weltliche Zuthat zu halten, welche weniger in die Kirche als vor die heidnische Orchestra führe. Aber der gleiche Gott, der den Menschen die Poesie gab, gab ihnen ohne Zweifel auch den künstlerischen Trieb und das Bedürfniß der Vollendung, und wenn er schon in der Blume, die er zunächst selbst machte, Symmetrie und Wohlgeruch liebt, warum sollte er sie nicht auch im Menschenwerke lieben? Da müssen wir jene katholischen Dichter loben, welche ihren geistlichen Dichtwerken alle erdenkliche irdische Liebenswürdigkeit zu verleihen suchten ad majorem dei gloriam!

Es wäre hier noch auszuführen, wie diese übelangebrachte Ascese doch nur zum Theil der Grund von Gotthelf's äußerer Formlosigkeit gewesen, wie dieser Grund sich vervollständigte in einer nicht durchgebildeten, kurzathmigen Weltanschauung, insofern diese unser heutiges Thun und Lassen betrifft; wie aus diesem mangelhaften, vernagelten Bewußtsein von selbst ein mangelhaftes Formgefühl hervorgehen muß, da wir heutzutage zu tief mitleidend darin sterben, als daß ein schiefes und widersprechendes ethisch-politisches Princip nicht auf alle geistige Thätigkeit einwirken sollte. Es wäre ferner auszuführen, inwiefern manche der Uebelstände, welche Gotthelf der Zeit zuschrieb, allerdings in dieser vorhanden sind, wie aber gerade die Ungeheuerlichkeiten und Auswüchse, welche er in allen seinen Schriften als das Unglück des Bernervolks und als Liberalismus zeichnet, nicht sowol die Kennzeichen und Attribute des Liberalismus als eben die Art und Weise sind, wie das kräftige, derbe, aber etwas ungeschickte Bernervolk in seinem Parteileben den Liberalismus handhabte, verfocht und *bekämpfte*; wie also in dem Umstande, daß Gotthelf dies nicht auseinanderzuhalten wußte, der Zeit zuschrieb, was im gährenden und ringenden Charakter gerade seines auserwählten Volks lag, und daß er neulich noch zu den leidenschaftlichen Gegnern der sogenannten Fusion gehörte, d. h. der wahrhaft bewußten und im antiken Sinne tugendhaften Versöhnungsbewegung der bernischen Parteien,

*) Nähere Angaben über das Leben und die Schriften des Verstorbenen, nach dem von ihm selbst gelieferten Material bearbeitet, findet man in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" in dem ihn betreffenden Artikel. D. Red.

welche in jedem Falle ein großer Fortschritt im dialektischen Parteileben der Schweizer ist; wie also in allem Diesem der beste Beweis liegt, daß Gotthelf als Seher und Dichter nicht über den Gegensätzen stand, sondern tief in ihnen und unter ihnen steckte, dies Alles wäre zu lehrreichem Beispiel zu untersuchen; aber in diesen Dingen wollen wir dem geehrten Todten das letzte Wort lassen.

Wir können dies um so eher thun, als Jeremias Gotthelf bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reactionär im schlechtern Sinne des Worts und mit allen gangbaren Nebenbedeutungen war. Trotzdem er in seinem Genie und in seiner gewonnenen Verbreitung die besten Mittel dazu hatte, that er nie den unschuldigsten Schritt, jenen schlechten Kreisen der großen Welt, welche für so viele literarische Reactionärlinge die Lebensluft liefern, entgegenzukommen; keinen einzigen derben oder unästhetischen Ausdruck strich er, um sich für den Salon der hochmögenden Residenzdame möglicher zu machen; nie schielte er mit servilem Blicke nach fremder Gunst und nie verleugnete er seinen angeborenen Republikanismus und das Schweizerthum, welches er meinte, und nie lobte er Anderes auf dessen Kosten. Was er sündigte, sündigte er vollständig en famille und mit dem Wahlspruch: Euch Andern geht es nichts an!

Er monärchelte nicht, er katholisirte nicht, jesuiterte nicht, pietisterte nicht (denn sein Frömmeln war wieder etwas Anderes und ungleich Frischeres und Reineres, gewissermaßen etwas handwerklich Praktisches), er brummte und grunzte manchmal, aber er pfiff und näselte nie.

Sehen wir nun davon ab, daß seine Werke für ihr ganzes Dialektgebiet eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens bleiben und durch zweckmäßige Anwendung und Uebertragung, welche die Zeit früher oder später erlauben wird, auch für die weitesten Grenzen sein werden, betrachten wir dagegen, was dieselben uns Literaturmenschen insbesondere für ein bleibendes Gut darbieten, so dürfen wir uns freudig sagen, daß wir daran ein ganz solides und werthvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung; denn nichts Geringeres haben wir daran als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffs, wie er dem Menschengeschlechte angeboren und nicht angeschustert ist, und gegenüber diesem positiven Gute das negative solcher Mängel, welche in der Leidenschaft, im tiefern Volksgeschick wurzeln und in ihrem charakteristischen Hervorragen neben den Vorzügen von selbst in die Augen springen und so mit diesen zusammen uns recht eigentlich und lebendig predigen, was wir thun und lassen sollen, viel mehr als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens.

Um anzudeuten, was wir mit der Bezeichnung eines großen epischen Talents oder, wie man will, Genies eigentlich verstehen, mögen hier statt einer theoretischen Abhandlung nur ein paar empirische Aphorismen stehen. Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der registrirten Schilderung und der Geschichte hin- und hergeschoben zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende ineinander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den düsseldorfer oder Adalbert Stifter'schen Malermitteln (welche uns andern Allen mehr oder weniger ankleben und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen), und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Thäler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe hereinziehen. Und wo er das Naturereigniß an sich selbst zum Gegenstande epischer Dichtung macht, wie in der „Wassernoth im Emmenthal", da wird es zur lebendigen Person und in seinem gewaltigen Einherbrausen eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht, sowie überhaupt dies kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein zu nennen ist für unsere heutigen Pfuscher und Producenten aller Art; denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffs selbst mit trefflich eingestreutem sachgemäßen Humor, und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum classischen, mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es und man wird uns Recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma.

Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Hausthiere, der fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Trinkens weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen sattsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen.

Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen thun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rath, Hülfe in der Noth oder Theilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert.

Ueberhaupt ist es der seltene Vorzug unsers Mannes, daß er seinen Stoff immer erschöpft und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung zu krönen versteht, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglichen, beseligenden Tiefe, daß sie mit der Erkennungsscene zwischen Odysseus

und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheint.

Welch rüstiges und liebliches Gestaltungsvermögen dem Verstorbenen zugebote stand, zeigt er fast mehr noch als in seinen größern Sachen in kleinern Erzählungen und Bildern aus der Schweiz. Wie durchaus werth, an innerem Gehalt „Hermann und Dorothea" an die Seite gesetzt zu werden, nur einen tragischen Verlauf nehmend, ist seine schöne Erzählung „Elsi die seltsame Magd". In der aufgährenden Zeit der neunziger Jahre, als die Französische Revolution auch die Sitten und die Verhältnisse des Schweizervolks von Grund aus aufwühlt, in dieser Uebergangszeit geht auch ein hundertjähriges Besitzthum zugrunde und der letzte der bäuerlichen Dynasten zieht als ein Lump in die Welt hinaus; mit ihm aber verläßt, eine andere Straße ziehend, seine Tochter das verlorene Ahnenhaus; deren Vorfahrinnen alle gewaltet, gesorgt und geherrscht haben, geehrt im Land, wandert die erste als Magd ihre Straße, ihr Bündelchen unter dem Arme, alle guten Eigenschaften, alles Ehrgefühl und allen Besitzesstolz der Mütter in der Brust, aber ohne Erbe und Vaterhaus, die Tochter eines Heruntergekommenen, eines Landstreichers. Daher beschließt sie in stolzem Sinne, den Namen des alten Hofs untergehen zu lassen, und Niemand ist im Stande ihre Herkunft zu erfragen. Alles ihr entgegenkommende Wohlwollen, alle Liebe weist sie zurück und hält ihr Geheimniß fest verschlossen, bis der sie liebende und wiedergeliebte Mann den Tod sucht in dem Feuer der andrängenden Neufranzosen, welche die alte morsche Bernerrepublik mit blutiger Anstrengung über den Haufen werfen und das neurepublikanische Wesen darauf pflanzen. Im Landsturme zogen bekanntlich Greise, Weiber und Kinder gegen die Franzosen aus, und so fand es seine angemessenste Begründung in diesem „historischen Hintergrunde", daß das edle Mädchen in seinem Leide mit auszog und den Geliebten im Gefecht aufsuchte, um an seiner Seite zu sterben. Will man die Echtheit des Gotthelf'schen Stoffs recht schätzen lernen, so vergleiche man damit den „Sonnenwendhof", welchen Mosenthal daraus gemacht hat. Nachdem er erst die Geschichte in steirische Jodelei übersetzt hat, trug er mit eifrigster Wegwerfung aller guten und begründeten Gotthelf'schen Motive ein melodramatisches Effectsammelsurium zusammen, wie es nur der Kram des gewinnlüsternsten und verschmitztesten Schacherjuden aufweist.

Auch die heitern Erzählungen Gotthelf's haben schon zur dramatischen Bearbeitung angeregt und mit Recht. Um aber die unsagliche Niaiserie der Herren Modedramatiker bei dieser Gelegenheit einmal recht deutlich zu sehen, müssen wir auf besagten „Sonnenwendhof" und seinen Hauptspaß zurückkommen. In den Gotthelf'schen Schriften kommt im Dialoge oft die bernerische Redensart „He nu sode" vor, welches ein Ausruf ist, den die Berner mit vieler Anmuth in ihrer Rede verwenden; in allen möglichen Fällen rufen sie „He nu sode." Bald hat es den Sinn von „also", „gut denn", „nun denn", bald von „ei ei", „à la bonne heure", „allons", „vorwärts", kurz, es ist ein an sich sinnloses Wörtchen, welches vollkommen so gebraucht wird wie etwa das „Na nu" der Berliner. Manchmal hat Gotthelf die Laune, es hochdeutsch zu geben, nämlich „Je nun so dann" und zwar ohne Komma nach dem „nun", und dieser vollkommen sinn- und bedeutungslose Ausruf, wenn er nicht mit einer Rede verbunden ist, ist es, welchen Mosenthal herausgegriffen hat aus all den guten und bessern Dingen der Erzählung, und aus welchem er das Motto, die Pointe und Moral seines Dramas machte. Wie staunten wir, beim Aufzuge des Vorhangs das unschuldige bernerische „He nu sode" als „je nun, so dann" groß über der Thür des steirischen Bauernhofs geschrieben zu sehen. Es war gerade, als ob man über einem Rathhause die Inschrift „Na nu!" angebracht hätte. Aus diesem „Je nun, so dann" fließt die Lebensweisheit, die Maxime der Bäuerin und das Stück schließt bedeutsam mit dem gleichen Wörtchen. Das heißt im Gebirge eine jener zierlich geschnitzten hölzernen Salatgabeln kaufen und auf dem flachen Lande dieselbe als Theaterdolch verwenden und ist ein hinreichendes Beispiel von dem Geist und Geblüt unserer Propheten.

Wenn wir in diesen Zeilen alle Bedeutung des Gegenstandes in einer poetisch allgemeinern und höhern Bezeichnung suchten, so wollen wir damit nicht den Charakter Gotthelf's auch als Volksschriftsteller im engern und gewöhnlichen Sinne des Worts verkennen, denn er hat zu absichtlich und zu ausdrücklich in diesem Sinne gewirkt, als daß es irgend zu verkennen wäre. Aber er war nur darum ein guter Volksschriftsteller, weil er ein guter, von innen heraus productiver Dichter war.

Gottfried Keller.

Friedrich von Schiller nach seinen Selbstbekenntnissen.

Der Dichter erklärt am besten sich selbst durch sich selbst. Von dieser richtigen Ansicht ging A. Diezmann aus, als er es unternahm, in einem Supplement zu Schiller's „Sämmtlichen Werken"*) dieses Dichters Bekenntnisse, Geständnisse und Urtheile über sich, seine Lebensverhältnisse, seine Werke und diejenigen Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, zusammenzustellen. Somit enthält diese dankenswerthe Schrift eine Biographie Schiller's, die gewissermaßen von diesem selbst geschrieben und in der jedes Wort aus Schiller's eigener Feder geflossen ist. Diese Schrift ist in hohem Grade dazu geeignet, des Dichters Bild von den vielen störenden Uebermalungen zu reinigen, mit denen es von Commentatoren, Biographen und Literargeschichtschreibern überpinselt und verdorben wurde; denn nicht leicht sind über einen Dichter so viele falsche und schiefe Phrasen gemacht worden als über Schiller, Phrasen die sehr häufig mit Schiller's eigenen Ansichten über sich im entschiedensten Widerspruch stehen und von ihm, könnte er in die Angelegenheiten und Wirrnisse dieser Welt noch ein Wort mit drein reden, mit Entrüstung verworfen werden würden. Namentlich gilt dies von den Urtheilen Derer, welche aus Schiller einen Parteimann zu machen bemüht sind, was er doch nie-

*) Friedrich von Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften. Geschrieben von ihm selbst. Geordnet von A. Diezmann. Leipzig, Baumgärtner. 1864. 16. 24 Ngr.



mals gewesen ist. Wenn diejenige politische Coterie, welche noch immer gerade in den Extremen der Französischen Revolution das Heil der Welt erblickt, sich diesen Dichter als ihren Dichter zueignen möchte, so versündigt sie sich damit an Schiller's Manen. Im Jahre 1793 dachte Schiller daran, eine Schrift für Ludwig XVI. auszuarbeiten, und hatte sie bereits angefangen, er ließ sie aber liegen, weil ihm dabei „nicht wohl" wurde. Dieser Mittheilung fügt er hinzu: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese elenden Schinderknechte an." (8. Februar 1793.) Es war ein ganz anderes Ideal von Freiheit, welchem Schiller's freimenschlicher, von Parteidunst ungetrübter Blick sich zuwandte. Um nach dieser Richtung hin über Schiller's Charakter, Wesen und Wollen Aufklärung zu erhalten, darf man sich getrost an Diezmann's Schrift wenden. Die darin (aber nicht in Schiller's „Werken") enthaltenen reichhaltigen Geständnisse Schiller's über sich selbst wirken um so schlagender, da sie durch eigene Reflexionen des Sammlers nicht unterbrochen, geschwächt oder in ein verwirrendes, schiefes Licht gestellt sind.

Uns war es immer von größerm Interesse, bei einem Dichter zu beobachten nicht was er geworden ist, sondern wie er geworden ist. In dieser Hinsicht ist Schiller's Dichterlaufbahn von höchstem und lehrreichstem Interesse. Namentlich sollten sich die Dichter unserer Zeit an ihm ein Beispiel nehmen, wie man arbeiten muß, um etwas zu leisten und Werke aufzustellen, welche den Anspruch darauf haben, den heutigen Tag zu überdauern. Unsere Dichter von heute produciren oft mit unglaublicher Hast, und nicht selten sind die Fälle, wo ein Bogen mit noch nasser Tinte in die Druckerei wandert und, ehe der nächste Bogen fertig ist, der Mahnbote aus der Druckerei schon wieder an der Thüre steht, nicht begreifend, wie das Dichten bei aller Hast und Dampfeile doch immer noch langsamer von statten geht als das Setzen in der Druckerei. Indeß mag es allerdings auch Fälle geben, wo Dichten und Setzen miteinander gleichen Schritt halten, wie Kneten und Backen in einer Dampfbäckerei. Wer heutzutage bei der Verfertigung einer fünfactigen Tragödie ein Vierteljahr zubringt, muß schon ein sehr langsamer, gründlicher Dichter sein, der nur Mitleid verdient. Ist doch eine der namhaftesten Tragödien neuester Zeit, wie uns ein Herold des betreffenden Dichters bewundernd erzählt, infolge einer Wette in vierzehn Tagen fix und fertig geworden. Und solche Geschwindstückchen sollen wir sogar noch als ein Zeichen von Genialität anstaunen!

Weit saurer ließ es sich Schiller werden. Das Dichten war ihm kein Improvisiren, kein aus dem Aermel Schütteln, sondern ein allmäliges überdachtes Aufbauen nach einem bestimmten Plane, nach bewußten Principien. Der Erfolg seiner Erstlingswerke hätte ihn wol zum Schnellarbeiten verleiten können, denn es ist verführerisch für einen Dichter, namentlich einen Theaterdichter, immer auf dem Platze zu sein; je mehr aber Schiller in den Jahren fortschritt, desto gewissenhafter nahm er die Aufgabe seines Lebens und Dichtens, desto weniger genügte er sich, desto gründlicher arbeitete er, desto mehr feilte er. Zu seinem „Wilhelm Tell" machte er nicht nur die umfassendsten geschichtlichen, sondern selbst geographischen Studien, und nur dadurch wurde es ihm, der die Schweiz niemals mit einem Fuße betreten hatte, möglich, ein Stück Schweiz auf die Bühne zu pflanzen, welches mit der wirklichen in den meisten Punkten eine vielbewunderte, fast täuschende Aehnlichkeit hat. Die erste Idee zum „Wallenstein" faßte Schiller bereits im Jahre 1792, aber noch zwei Jahre später gesteht er, daß ihm vor dem Plane ordentlich angst und bange sei; im März 1796 ist er noch bei dem „Knochengebäude" des Stücks und in „sonderbarer Bewegung"; wenige Tage später schreibt er, daß er nun wirklich und in allem Ernste bei seinem „Wallenstein" sei und die letzten fünf Tage dazu angewendet habe, die von ihm in verschiedenen Perioden darüber niedergeschriebenen Ideen zu revidiren; im October 1796 beschäftigt ihn „Wallenstein" „ernstlich und ausschließlich", aber nur wenige Tage darauf, am 5. November schreibt er, daß er die Quellen zum „Wallenstein" fleißig studire und daß er „ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst" schwerlich würde fortfahren können. In dieser Weise geht es mit Studien der Geschichtsquellen und selbst kabbalistischer und astrologischer Schriften fort, und erst im November 1797, nachdem er sich im April vorher ein detaillirtes Scenarium entworfen, entscheidet er sich dafür, nun den „Wallenstein" in Jamben zu machen, und im December spricht er die Hoffnung aus, daß, obschon er bei seiner Kränklichkeit gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf bis sechs Tagen des Drucks und Leidens büßen müsse, er doch die Hoffnung nicht aufgebe, den „Wallenstein" im nächsten Sommer spielen zu sehen. Am 9. März 1798 schreibt er: „Das Schwerste liegt hinter mir und drei Viertel der ganzen Arbeit sind absolvirt." Aber noch mehrmals gesteht er, das Werk aus Unmuth wieder zurückgelegt zu haben, und noch ein ganzes Jahr bedurfte es, ehe es in allen Theilen fest und als vollendetes Ganzes dastand. Diese höchst interessanten Mittheilungen über das Entstehen und Werden des „Wallenstein" umfassen in der Diezmann'schen Schrift nicht weniger als 30 Seiten. Einem solchen Arbeiter kann man den Ausspruch, daß der „Fleiß" das Genie sei, wol gelten lassen, nur muß man diesen Ausspruch auch im richtigen Schiller'schen Sinne verstehen.

Und unter welchen oft qualvollen Störungen verfolgte Schiller die große Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte! In der Jugend bedrängten ihn Schulden; denn er war, wie Dichter wenigstens in der Jugend zu sein pflegen, sorglos und kein guter Haushalter, worüber er auch von seinem Vater tüchtige Lectionen erhielt. Der Frau von Wolzogen schuldete er im Jahre 1788 die Summe von 540 Gulden Rh., und man kann sich denken, wie drückend ihm diese Last war. Im September 1788 erbietet er sich, diese Summe in Terminen und zwar in den Büchermessen nach und nach abzutragen. Es war aber jedenfalls ein Glück für die Literatur und die Nation, daß, während die Nation selbst für Schiller nichts that, doch einzelne Gönner sich fanden, die ihm in seiner Noth beistanden und Credit gewährten. Ohne Frau von Wolzogen und ohne die spätere durchaus uneigennützige Hülfe von Seiten seiner leipziger Freunde, namentlich Körner's, würde sich Schiller vielleicht, trotz seines großen Talents, doch an der fortgesetzten Ungunst seiner äußern Lage und seiner dadurch heftiger und zerstörender wirkenden Kränklichkeit aufgerieben haben und zu der Classe derjenigen Dichter gerechnet werden müssen, die wie Lenz u. A. geniale Anläufe nahmen, ohne es zu dichterischer Vollendung zu bringen. Ein guter Stern, das Wohlwollen einzelner guter Menschen retteten ihn und die Nation vor diesem Misgeschick. Aber auch noch später bedrängten ihn Noth und Sorgen, und es ist wahrhaft rührend zu lesen, wenn er einmal schreibt: er erinnere sich, daß ihm einmal in Weimar alles Geld bis auf zwei Groschen Porto ausgegangen sei. Wie leicht denkbar ist es, daß dieser „Lieblingsdichter der deutschen Nation" damals zuweilen einen Brief, von dem eine wichtige Entscheidung für sein Schicksal abhing, deshalb nicht zu rechter Zeit schreiben oder abschicken konnte, weil es ihm an dem nöthigen Gelde fehlte, auch nur das Porto dafür zu erlegen. Später freilich steigerten sich seine Ansprüche, und wir finden in einem Brief vom Jahre 1804 zu unserer Verwunderung die Bemerkung, daß, wenn er einem Ruf nach Berlin folgen solle, er in dieser so theuern Stadt unter 600 Friedrichsdor nicht mit Bequemlichkeit leben könnte, ja daß diese nicht einmal für seinen Haushalt hinreichen würden.

Ein Capitel in der Diezmann'schen Schrift ist überschrieben: „Kränklichkeit, kleine Leiden, Krankheiten und — Tod." Diezmann kann nicht umhin, diesem Capitel unter dem Texte die Anmerkung beizufügen: „Niemand wird diese fast ununterbrochene Kette von großen und kleinen Leiden überblicken können, ohne das innigste Mitleiden für den großen Dichter zu empfinden und zu-

gleicher Zeit ihn zu bewundern, weil er trotz alledem so Vieles und so Herrliches zu schaffen vermochte." Schon im Jahre 1783 fingen Schiller's Leiden mit Fieberanfällen an. In den folgenden Jahren litt Schiller häufig an Unterleibsbeschwerden, Zahnschmerzen, Gesichtsgeschwulsten, Kopf- und Halsschmerzen, Husten und Katarrhen, die öfters zurücktraten und den Grund zu dem leidenreichen Jahre 1791 legten. Vom Januar bis Ende October des genannten Jahres litt er fast ununterbrochen, abwechselnd an Lungenentzündung, Blutspeien, Husten, Asthma und Fieber. Kein Jahr war seitdem leidenfrei, sodaß er im Februar 1797 von seiner „Fertigkeit im Uebelbefinden" spricht, die den Zustand weniger unerträglich mache. Sehr schlimme Jahre waren namentlich die Jahre 1797, 1798 und 1799, also gerade diejenigen Jahre, in denen er an seiner größten Dichtung, dem „Wallenstein", arbeitete. Jede Witterungsveränderung zog ihm während dieser Jahre peinigende katarrhalische Zustände, Verschleimungen, „Cholera", Fieber, Krämpfe und andere Leiden und in Folge davon schlaflose Nächte zu.

Zum Theil der durch diese unablässige Kränklichkeit erzeugten oder gesteigerten Reizbarkeit darf man es auch wol zuschreiben, daß Schiller's Urtheile über die Menschen und oft sehr bedeutende Persönlichkeiten und ihre Productionen nicht selten äußerst bitter und auch wol ungerecht lauteten. Goethe war in dieser Hinsicht viel milder, hielt sich auf einem höhern, unparteiischern Standpunkt, und es ist bekannt, daß unter den „Xenien" gerade die stachlichsten meist von Schiller herrühren. Diezmann hat in seiner Schrift einige solcher Schiller'schen Urtheile mitgetheilt, die Jedermann frappiren müssen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man z. B. folgendes Schiller'sche Urtheil aus dem Jahre 1797 über Alexander von Humboldt liest: „Ueber ihn habe ich noch kein rechtes Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Ich kann ihm keinen Funken eines rein objectiven Interesses anmerken, und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern Reichthum des Stoffs, eine Dürftigkeit des Sinns, die bei dem Gegenstand, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft und so fehlt ihm nach meinem Urtheile das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft" u. s. w. Noch niemals ist wol von einem großen Schriftsteller über einen auf anderm Gebiete gleich großen Schriftsteller ein so schiefes, befangenes und herbes Urtheil gefällt worden. Hiermit vergleiche man Schiller's ebenfalls sehr gallige Bemerkungen über Bürger, Klopstock's „Hermannsschlacht" (von der er „indignirt" ist und die er ein „kaltes, herzloses, fratzenhaftes" Product nennt, während doch diese Dichtung, obschon als Drama freilich gänzlich verfehlt, aus dem Geiste des reinsten Patriotismus hervorgegangen ist und wenigstens in dieser Hinsicht eigenthümlich kräftigend gewirkt und den Nationalsinn wohlthätig befruchtet hat), ferner über Tieck und namentlich über Herder. Er verliert sich über diesen in recht gehässige und philiströse Klatschereien, wie sie in der deutschen Schriftstellerwelt von jeher nur zu sehr im Schwange gewesen sind und die wir schon deshalb lieber unterdrückt gesehen hätten, weil es leider so Viele gibt, welchen es erklecklichen Spaß gewährt, eine literarische Größe durch eine andere in den Staub herabgezogen zu sehen. Von Jean Paul weiß Schiller, dem freilich der Humor fast gänzlich fehlte und seiner ganzen Organisation nach fehlen mußte, nur zu sagen, daß er „manchmal einen recht tollen Einfall hat, sodaß er eine lustige Lectüre für die langen Nächte ist". Wohlthuend sticht dagegen Schiller's Urtheil über Lessing ab, von dem er im Jahre 1799 urtheilt: „Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei, denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen!"

Die Bitterkeit, womit Schiller Andere beurtheilte, erscheint freilich im mildern Lichte, wenn wir sehen, einen wie strengen Maßstab er an sich legte und wie geneigt er war, seine frühern Leistungen zu verwerfen. Während er noch am „Geisterseher" arbeitete, schrieb er (im Jahre 1788): „Der «Geisterseher», den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen. Es gibt wenige Beschäftigungen, bei welchen ich mir eines sündlichern Zeitaufwandes so bewußt war wie bei dieser Schmiererei." Die beliebte und noch immer viel gesungene „Ode an die Freude" nennt er im Jahre 1800 ein „schlechtes" Gedicht und meint, sie habe die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden, weil sie einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegengekommen sei. Im Gebiete des „natürlichen" Dramas, wie er es nennt, erkennt er (1789) die Ueberlegenheit Goethe's und anderer Dichter über ihn an, und in Bezug auf die Lyrik bemerkt er in demselben Jahre: „Das lyrische Feld sehe ich eher für ein Exil als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht, das lasse ich mir gefallen." Möchten sich unsere modernen Lyriker, die sich auf die Producte ihrer lyrischen Wassersucht so viel einbilden, diese Worte eines der größten unter unsern Lyrikern zu Herzen nehmen!

Wie über Personen, waren auch über ganze Localitäten und deren Bevölkerungen die Urtheile Schiller's in hohem Grade herb und schneidend. Nirgends will es ihm so recht behagen, überall findet er die Menschen im Widerspruch mit seinen idealistischen Ansichten. Aus Manheim schreibt er im Jahre 1785: „Ich kann nicht mehr hier bleiben. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider"; aus Jena 1789: „Ich mache doch täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volke hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht"; aus Gohlis 1789: „Mein bisheriges Dasein in Gohlis war einsiedlerisch, traurig und leer"; aus Weimar 1804: „Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden selbst nach dem Norden ziehen." Berlin gefällt ihm besser als er erwartete, aber schließlich zieht er doch Weimar vor, weil er hier in absoluter Freiheit leben könne. Von seinen eigenen Landsleuten will er auch nicht viel wissen, aber noch weniger gefallen ihm die Kursachsen und nun gar die Dresdner; er nennt diese ein „seichtes, zusammengeschrumpftes, unleidliches Volk, bei dem es Einem nie wohl wird. Sie schleppen sich in eigennützigen Verhältnissen herum" u. s. w. Doch genug von diesen gereizt-kränklichen, hypochondrischen Stimmungen, über die sich in ein freies Gebiet zu erheben Schiller in seinen Productionen eine Kraft zeigte, die im Gegensatze zu jenen trüben Gemüthszuständen nur umsomehr Bewunderung verdient. Den Idealismus Schiller's hat noch jüngst E. W. Weber, Professor am Gymnasium zu Weimar, in begeisterten Worten gewürdigt in einer Broschüre *), in welcher Schiller und Goethe nebeneinander gestellt werden. Wir möchten hierbei bemerken, daß das Bild des Freundschaftsbündnisses zwischen Goethe und Schiller vielleicht nicht in so reiner Beleuchtung vor uns stehen würde, wenn diesem ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Mit der Verheirathung und überhaupt mit der spätern Haltung Goethe's würde, wie wir Schiller kennen, sehr wahrscheinlich eine Trübung in das schöne Verhältniß beider Männer gekommen sein. Solche Verhältnisse halten in der modernen Welt in voller Reinheit selten bis zuletzt, bis zur Stunde der eigentlichen Prüfung aus, da fort-

*) Der Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's. Rede zur Feier des 2. Februar von E. W. Weber. Weimar, Böhlau. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

dauernd feindselige Einflüsse daran zu arbeiten pflegen. Schiller und noch mehr Goethe standen lange Zeit mit Herder auf dem besten Fuße; dennoch blieb die Spannung, der Zwiespalt nicht aus. Was die Weber'sche Broschüre betrifft, so läßt sich in räsonnirender Weise freilich über Goethe und Schiller kaum noch etwas Neues sagen, dagegen möchten wir alle Schulmänner auf die vorangestellte Widmung an den Professor Kunze, Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Weimar, aus Anlaß der fünfundzwanzigjährigen Amtsführung desselben aufmerksam machen, worin Weber ein sehr wichtiges Thema der pädagogischen Erziehungskunst in sehr verständiger und beherzigenswerther Weise abhandelt, das Thema von der Nothwendigkeit, bei der Erziehung möglichst auf die Verschiedenheit der Charaktere und Gemüthseigenthümlichkeiten wie auf die Verhältnisse, unter denen der Einzelne aufwuchs, Rücksicht zu nehmen und jener „tyrannischen Bequemlichkeitsmanier" zu entsagen, wonach Alle nach einer Form zugerichtet werden. Indirect wird man dadurch auch an Schiller's Erziehung erinnert, welche auf die Individualität dieses genialischen Menschen sehr wenig Rücksicht nahm.

Hermann Marggraff.

Zur Chirogrammatomantie.

Im Fache der „Chirogrammatomantie" erschien von dem namentlich als „Grammaturg" der „Illustrirten Zeitung" bekannten Hauptrepräsentanten dieser Wissenschaft oder Liebhaberei:

Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen mit 305 Facsimiles, kurzen Biographien und Schriftcharakteristiken. Ein Beitrag zu allen Classikern. Von Adolf Henze. Leipzig, Schlicke. 1855. 16. 22½ Ngr.

Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit die Chirogrammatomantie auf Zuverlässigkeit und Untrüglichkeit Anspruch hat. Die Diagnose der Aerzte geht häufig fehl, dennoch besteht sie und wird mit allem Fug und Recht angewendet. Auch mit der Kunst, den Charakter von Personen aus ihren Handschriften zu deuten, mag es sich ähnlich verhalten. Jedenfalls haben die Schriftzüge berühmter und bedeutender Personen ihr ganz eigenthümliches Interesse, und gern verweilt auf solchen monumentalen Zügen unser Blick. Liebhaber von Facsimiles haben hier nun 305 Facsimiles der namhaftesten deutschen Dichter älterer und neuerer Zeit beisammen, und da nur vollkommen beglaubigte aufgenommen sind, ist Autographensammlern hier Gelegenheit geboten, die in ihren Sammlungen befindlichen Autographen mit diesen Facsimiles zu vergleichen und ihre Authenticität zu prüfen. Henze hat jedem Facsimile kurze biographische und bibliographische Notizen über den betreffenden Dichter und außerdem „Schriftcharakteristiken" beigefügt, bei denen er sich oft mit Witz und gutem Humor herausgeholfen hat; denn leicht war die Aufgabe nicht, zumal da ihrer Lösung eine genaue Kenntniß der literarischen Eigenschaften und gewisser Charaktereigenthümlichkeiten der facsimilirten Dichter vorausgegangen sein mußte. Wir führen zur Erbauung des Lesers und als Proben von des Verfassers Art zu charakterisiren einige der launigsten oder frappantesten an: Elisabeth von Arnim (Bettina): „Eine im höchsten Grade ungenirte, emancipirte, bloßhalsige Handschrift." Chamisso: „Curiose Schrift, Brille mit scharfen Gläsern, Geschmack am Absonderlichen." Deinhardstein: „An der ist doch eine Regentenschrift verdorben!" Eichendorff: „Frischer Bergquell, aufsprudelnd, von Hängebirken überschattet, im Hintergrunde Mühlen und Musikanten." Freiligrath: „Züge mit Feuer und Raketen." Gaudy: „Züge, die wie Blitze durch die Saaten fahren." Geibel: „Lautere, milchbärtige Schrift, die den Frauen zusagt." Glaßbrenner: „Kleine, witzige, zugekniffene Augen, die durch Brillen beobachten." Jeremias Gotthelf: „Verständige Dorfschulzenschrift." W. Häring: „Romantische Schrift, sie hat gewiß ein Schweizerhäuschen in dem anmuthigen Ostseebade Heringsdorf." Georg Spiller von Hauenschild: „So etwas ganz Apartes!" W. Hauff: „Eine sich gemüthlich anlehnende Schrift, und sei es an einen Pfeiler im Rathskeller zu Bremen!" Amalie von Helwig: „Züge, die selbst einen General unter dem Pantoffel haben." Herloßsohn: „Gegen Jedermann freundliche Züge, das n schweift wol zu viel aus!" Hippel: „Reichbegabte, ungezügelte, überspringende Plan- und Centralschrift." Hölderlin (oder Scardanelli, wie er sich im Wahnsinne schrieb): „Zerrissene, stierblickende Züge, ein zertrümmertes Capitol!" Kästner: „Starre, trockene Züge, ohne alle Toilette." F. Kind: „Echt sächsische Kinder, diese Buchstaben!" E. von Kleist: „Mehr Major, oder mehr Dichter?" H. Laube: „Zwar burschikose, aber elegante Form." Freiherr von Miltitz: „Viel Stammschloß!" Adolf Müllner: „Zu viel Qualm!" Oettinger: „Schöne Züge, aber noch schöner, wenn sie sich nicht so spreizten." Peucer: „Schmeichelkätzchen." Raupach: „Elasticität mit Quasten und hofräthlichen Schnüren." G. Schilling: „Spalierbaumzweige." Spindler: „Viel Coulissen und Schminke." Witzleben: „Mehr Apollo als Mars." Zuweilen erscheinen die Charakteristiken wie Ironie auf die Schriftzüge selbst; der Verfasser findet z. B. in der krakelfüßigen Handschrift W. von Humboldt's „Klarheit und Abrundung und griechische Glätte". Auch aus der geheimnißvoll mönchischen, orakel- und runenhaften Schrift Luther's ist, wenn auch nicht das „einfach und kräftig", doch das „häuslich und klar" schwer herauszulesen.

Eine andere von Henze herausgegebene Schrift trägt den Titel:

Das Handschriften-Lesebuch. Sammlung von 202 der interessantesten Handschriften. Für die Schulen bearbeitet und herausgegeben von Adolf Henze. Leipzig, Hübner. 1854. Br. 8. 10 Ngr.

Ueber die praktische Brauchbarkeit dieses sonst auch für Laien interessanten Buchs, welches eine Anleitung geben soll, die verschiedensten Handschriften aller Länder und Nationen u. s. w. lesen zu lernen, mögen eigentliche Fachmänner ihr Urtheil abgeben; wir verzichten darauf aus guten Gründen.

H. M.

Notizen.

Wuttke über Hammer-Purgstall's Literaturgeschichte der Araber und die Kosmographie des Aithikos.

Aus der Feder H. Wuttke's brachte die „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Ueber Hammer-Purgstall's Literaturgeschichte der Araber." Das Hammer-Purgstall'sche Werk ist so weitschichtig und daher so Wenigen zugänglich, daß man es dem Verfasser nur Dank wissen kann, wenn er sich der Mühe unterzogen hat, aus dem voluminösen Werke einen auf selbständiger Kritik ruhenden räsonnirenden Auszug zu geben, in welchem die Hauptmomente der arabischen Literatur lichtvoll zusammengefaßt und ihr Verlauf und ihre besondern Eigenschaften charakterisirt sind. Es wird dem Laien hier eine ganz neue Welt aufgethan und ein Blick in einen bisher nicht gekannten Reichthum geistiger Entwickelung eröffnet, bei dem wir von Staunen ergriffen werden. Hammer's „Literaturgeschichte der Araber" führt uns bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts nicht weniger als 5218 Lehrer, Dichter und Schriftsteller vor, und diese hohe Zahl ist noch zu niedrig, weil ein paar Hundert Uebersetzer und viele von Hammer gelegentlich erwähnte Schriftsteller in dieser Zählung nicht mit eingerechnet wurden. Wuttke bemerkt mit Recht: „Wie armselig muß uns dagegen (selbst abgesehen vom Gehalte der Leistungen) das gleichzeitige Schriftthum des christlichen Abendlandes erscheinen!" Wuttke steht überhaupt nicht auf Seite Derjenigen, welche der Ansicht sind, daß der Islam der

höhern Ausbildung der Völker im Wege stehe; er bemerkt z. B.: „Der Koran und die Sunna enthalten, was dem Evangelium und den apostolischen Briefen mangelt, das Lob der Wissenschaften und die Anempfehlung des Landbaus." Bei manchem Anstößigen im Koran, meint er, komme es nur darauf an, daß eine geschickte Auslegung Hülfe bringe, wie dies ja auch der Bibel vornehmlich von Seiten der Rationalisten widerfahren sei. Die Araber waren von dem Element der Poesie viel inniger und lebhafter durchdrungen, als je eine christliche Bevölkerung des Abendlandes gewesen ist. Mohammed werden von den Arabern folgende Aussprüche zugeschrieben: „Lehret eure Kinder die Dichtkunst, denn sie schließt den Verstand auf und macht die Tapferkeit erblich", und: „Von der Dichtkunst kommt die Weisheit." Auf die Gefälligkeit des Ausdrucks wurde großer Werth gelegt, und Wuttke bemerkt: „Während im Deutschen Reiche bis auf den heutigen Tag der Beamten-, Gerichts- oder Kanzleistil sich durch seine Ungelenkigkeit, Unreinheit und Unklarheit hervorthut, waren die Würdenträger der Araber beflissen, sich auch durch Sprachgewandtheit auszuzeichnen..... Die Vollkommenheit des Mannes, hatte der Prophet geäußert, besteht in der Wohlredenheit." Diese Richtung mußte später freilich auch zu Ausartungen führen, indem man auf das blos Aeußerliche, auf die Künstlichkeit, die Virtuosität und das Machen zu viel Werth legte. Die Poesie fing an zu Hofe zu gehen. Es war die Zeit, wo man auf der einen Seite die Dichter verschwenderisch belohnte, die nicht gefügigen aber aufs härteste verfolgte, in den Kerker warf, in die Verbannung schickte, aushauen oder in ein Wasserfaß tauchen ließ u. s. w.

Von dem Verfasser des besprochenen Aufsatzes liegt uns eine Broschüre vor: „Die Aechtheit des Auszugs aus der Kosmographie des Aithikos geprüft" (Leipzig, Dyk). Sie enthält eine Widerlegung Friedrich Kunstmann's in München und Roth's in Basel, welche den von Wuttke 1853 herausgegebenen Auszug aus der Kosmographie des Aithikos nicht als echt gelten lassen wollen, und gelegentlich auch einen Ausfall gegen das Zarncke'sche „Centralblatt". Auf die Substanz des Streits können wir in d. Bl. nicht weiter eingehen; wir wollen das gelehrte Publicum hiermit nur auf diese Broschüre aufmerksam gemacht haben. Wuttke erwähnt unter Anderm auch einschlagender Erörterungen, „welche seitens der Finnisch-Kenner stattgefunden und ein schätzenswerthes Ergebniß geliefert haben".

Zur Goethe-Literatur.

Ueber Goethe hat Saupe neuerdings eine fleißige Arbeit veröffentlicht unter dem Titel:

Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln für gebildete Verehrer des Dichters bearbeitet von Ernst Julius Saupe. Supplementband zu sämmtlichen Ausgaben von Goethe's Werken. Gera, Kanitz. 1854. 8. 12 Ngr. *)

Saupe's Schrift hat die Bestimmung, dem weitern Kreise gebildeter Leser Goethe's Werke, insbesondere seine Dichtungen, als „Confessionen" aus seinem Leben in chronologischen Tafeln vor Augen zu stellen, und kann als interessant und brauchbar empfohlen werden. Die gleichzeitigen Weltbegebenheiten und literarischen Erscheinungen sind nur insoweit in der biographischen Abtheilung berücksichtigt worden, als sie Goethe's besonderes Interesse in Anspruch nahmen oder auf seine Productivität irgend welchen Einfluß übten. Willkommene Zugaben sind die Tafeln des Anhangs: eine Genealogie des großherzoglich sächsischen Hauses während Goethe's Lebenszeit, eine Geschlechtstafel der Familie Textor, eine Geschlechtstafel der Familie Goethe und eine Zeittafel der Entstehung von Goethe's „Faust". Auch hier gewinnen wir, wie bei Diezmann's Mittheilungen über Schiller's „Wallenstein" (s. oben S. 162), einen interessanten und lehrreichen Einblick in die Art, wie unsere großen Dichter arbeiteten, und in das allmälige Werden und Sichgestalten ihrer gewaltigsten Schöpfungen. Goethe's Arbeiten am „Faust" war zwar insofern ein mehr fragmentarisches, als darin oft jahrelange Ruhepausen eintraten, wie in den Jahren 1790—96; dagegen umfaßt diese Schöpfung, die größte poetische neuerer Zeit, fast das ganze Leben Goethe's, indem die Anregung dazu schon in seiner Kindheit entstand, in Leipzig, Strasburg und Wetzlar genährt und unterhalten wurde und in den Jahren 1774 und 1775 zur Ausarbeitung der ersten Scenen führte, während der erste Theil erst 1806 und der zweite 1831 zur Vollendung kam.

*) Als Pendant hierzu erschien soeben:

Schiller's Leben und Werke in chronologischen Tafeln für gebildete Verehrer des Dichters bearbeitet von Ernst Julius Saupe. Supplementband zu sämmtlichen Ausgaben von Schiller's Werken. Leipzig, Fr. Fleischer. 1855. Gr. 16. 8 Ngr.

Max Waldau.

Mit Bezug auf unsern in Nr. 7 d. Bl. veröffentlichten Artikel über Max Waldau (Hauenschildt) erhielten wir von einem der vertrauteren Freunde des Verstorbenen eine Zuschrift, die von Liebe und Verehrung für den Geschiedenen überquillt und aus der wir zur Ergänzung unsers Artikels folgende Bemerkungen und Mittheilungen zu entlehnen uns gestatten. „Was an dem unvergeßlichen Todten Schlacke war", schreibt Max Waldau's Freund, „ist gewiß dem Tode, den er stündlich in sich pochen fühlte, zuzuschreiben; sein Leben war in den letzten Jahren ein ununterbrochenes Ringen des Geistes mit dem Todesdämon, und rührend war es, wie Hauenschildt jede erträgliche Stunde dem Dienste seines Dichterberufs widmete — nicht für sich, sondern in Andern und für Andere.... Wir hätten ihn noch lebendig unter uns, wenn er mehr an sich gedacht, wenn er gewußt hätte, was Egoismus heißt.... Schon im Sommer 1853 schrieb er mir: «Ich erkaufe jede Secunde Halbruhe (ganze gibt es mir nicht) mit Morphium.» Und so ist das nun mit wenig Unterbrechungen fortgegangen. Ich bewahre einen mit zitternder, wankender Hand an mich geschriebenen Jammerbrief wie eine heilige Reliquie auf, worin er unter andern Klagen — und er klagte selten — stöhnt: «Mein Leben kriecht zwischen Bett und Sopha, überall begleitet von entsetzlichen, rastlosen Schmerzen. Es ist ein furchtbares Leiden.» Und doch so liebevoll, so hülfreich, so voll Leben und That! Es ist ein bitter schmerzliches Wesen um so einen zerronnenen Morgentraum, so ein Frühroth, das keine Sonne werden durfte." Es ist selten, es ist im hohen Grade selten, daß ein Dichter und Schriftsteller so viele warm-, enthusiastische Freunde zählt, welche sich an seiner Liebe in einer Zeit, die an Liebe gerade nicht sehr reich ist, wieder aufrichten, wie der verstorbene Hauenschildt sich dessen rühmen durfte. Prutz theilt in Nr. 7 des „Deutschen Museum" mit, es seien ihm so zahlreiche poetische Nachrufe an den Verstorbenen zugesandt worden, daß er sie nicht alle zum Abdruck bringen könne; er müsse sich daher auf nur wenige beschränken, die „hoffentlich den Freunden des Geschiedenen eine wehmüthige Freude, der Aesthetik aber wenigstens kein Aergerniß bereiten würden". Es ist doch schön und nicht nutzlos, im Leben goldene Meinungen für sich eingesammelt zu haben; sie bilden einen Schatz, der über dem Grabe noch fortwuchert und Zinsen trägt. **H. M.**

Bibliographie.

Elsäßer, K., Afrika. 1stes Bändchen. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Geisler, A., Geographisch-statistische Uebersicht und Weltstellung des russischen Reichs. Riga, v. Boetticher. Lex.-8. 9 Ngr.

Raschig, G., Blüten vom Lebensbaum. Vier Gaben. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Conversations-Lexikon.

Von der zehnten umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben die

erste Abtheilung des funfzehnten Bandes (113.—116. Heft).

Theiner — Vulpius.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im März 1855.

F. A. Brockhaus.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Der standhafte Gabriel.

Eine Erzählung für die Jugend von Mary Howitt.

Aus dem Englischen von J. Walburg.

Mit Titelkupfer. Sehr elegant cart. 25 Sgr.

Jeder Knabe wird diese soeben erschienene Erzählung mit dem größten Interesse und Nutzen lesen, da sie alle edlen Anlagen seines Geistes, Muth, Entschlossenheit, Selbstständigkeit, Rechtsgefühl und Sinn für Freundschaft anzufeuern geeignet ist.

Verlag von Franz Duncker (W. Besser's Verlag) in Berlin.

Georg Forster's Schriften.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus. Neun Bände. 12. 1843. 9 Thlr.

Durch Gervinus, Heinrich Koenig und in jüngster Zeit durch Moleschott ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wieder mehr auf Georg Forster gelenkt worden, der jetzt gerade vor 100 Jahren das Licht der Welt erblickte. Am besten aber lernt man ihn aus seinen eigenen Schriften kennen. Dieselben erschienen in neun Bänden und enthalten: seine und seines Vaters „Reise um die Welt in den Jahren 1772—75" (Band 1 und 2); „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich" (Band 3); „Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens" (Band 4, 5 und 6); Forster's reichhaltigen Briefwechsel nebst einer Charakteristik Forster's von Gervinus, endlich eine Uebersetzung der von ihm auf deutschen Boden verpflanzten indischen Dichtung „Sakontala" (Band 7, 8 und 9).

Forster verbindet in seiner Prosa französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht und wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Die im vorigen Jahre neu gegründete Zeitschrift:

Deutschlands Mundarten.

Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik,

von welcher bereits sechs Lieferungen vorliegen, erscheint auch im Jahre 1855 in monatlichen Heften à 3 Bogen Lex.-8., und abwechselnd, um bei größeren Aufsätzen und Abhandlungen die oftmalige Unterbrechung zu vermeiden, in Doppellieferungen à 6 Bogen.

Abonnementspreis halbjährlich 1 Thlr. 15 Ngr. oder 2 Fl. 42 Kr. Rh.

Die Voraussetzung, daß eine Zeitschrift wie die vorliegende ein Bedürfniß unserer Zeit sei, hat sich bereits durch vielseitige, thätige Theilnahme mittels Einsendung von Beiträgen, theils in mundartlichen Sprachproben, theils in wissenschaftlichen Abhandlungen und Mittheilungen bestehend, als richtig bewährt. Wir glauben auf immer regere Theilnahme rechnen zu dürfen, da Jedermann, der die bisher erschienenen sechs Hefte mit Aufmerksamkeit durchsieht, sich überzeugen wird, daß die fragliche Zeitschrift von praktisch-wissenschaftlichem Standpunkte aus geleitet wird. Es bürgt dafür auch der Name des dermaligen Herausgebers, Herrn Dr. Frommann's, Archivar und Bibliothekar des Germanischen Museums hier.

Nürnberg, im Januar 1855.

v. Ebner'sche Buchhandlung.

Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon soeben bereits eine vierte Auflage nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 10. —— 8. März 1855.

Lebensläufe deutscher Gelehrten.

1. Georg Forster.

Wenn wir uns unter die alten Germanen, wie Tacitus sie schildert, zurückversetzen, so finden wir da keine Anzeichen und Symptome, die es sehr wahrscheinlich machten, daß aus diesem handfesten Waldgeschlechte im Laufe der Jahrhunderte ein Volk hervorgehen sollte, welches mehr als jedes andere ein Volk der Bureau-, der Polizeistuben- und der Contorschreiberei, der Bücher-, Kanzel- und Kathedergelehrsamkeit ist. Wir Deutschen wollen nicht umsonst den Bücherdruck erfunden haben und beuten wenigstens diese unsere nationalste Erfindung redlich aus. Der deutsche Gelehrte wächst unter einem Wal von Büchern auf, welcher ihn gegen die Außenwelt absperrt; er lebt und stirbt unter Büchern und hinterläßt, wenn nichts sonst, doch wenigstens Bücher, die er selbst gemacht und mit denen er den Ocean des deutschen Schriftthums um einige Tropfen vermehrt hat. Er ist sogar dazu genöthigt, da bei seiner Besoldung meist schon im voraus darauf gerechnet ist, daß er sich das Uebrige durch Bücherschreiberei verdienen werde. Unsere jungen Docenten müssen Bücherschreiber und Mitarbeiter an Journalen, Zeitungen und gelehrten Zeitschriften werden, sie mögen wollen oder nicht. Die Grenze zwischen einem Universitätslehrer und dem eigentlichen sogenannten Literaten ist daher in den meisten Fällen nur eine sehr schmale, und sie gleichen sich auch sehr häufig darin, daß sie nur zu oft zuletzt ganz in der papiernen Welt aufgehen, daß sie in gewissem Sinne verlernen, Bürger und selbst Menschen zu sein, daß für sie nichts weiter in der Welt mehr Werth hat als die kleine Scholle Schriftstellerei, die sie selbst pflügen und bebauen. Mit dieser Scholle verwachsen sie dann oft so, daß sie selbst hartschollig werden und den Fernblick in die Höhen und Tiefen der weiten, reichen und schönen Gotteswelt verlieren. Freilich kann man dies, und gerade in Deutschland, auch von andern Berufszweigen mit demselben Rechte sagen, und es gibt bei uns Geistliche, Beamte, Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Künstler in nur zu großer Zahl, die nichts weiter sind als Geistliche, Beamte, Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Künstler, deren Ohr taub ist für die Mahnungen allgemeinern Humanitätssinns, deren Auge blind ist für höhere und freiere Gesichtspunkte, die sich wie der Seidenwurm in ihre eigene Seide einspinnen, aber nicht wie der Seidenwurm ihre Seide für Andere hergeben.

Der Lebenslauf eines deutschen Gelehrten ist meist der, daß er, wenn er aufgehört hat auf der Zuhörerbank zuzuhören, ohne weitern Uebergang das Katheder besteigt, um selbst vor mehr oder weniger gefüllten Zuhörerbänken zu lehren. Er wird anfangs vielleicht von einer Universität zur andern hin- und hergeworfen, gewiß aber findet er endlich eine, an der er hängen bleibt, um nun mit einigen gleichgesinnten Professoren und Gelehrten intimer zu verkehren, mit den andern aber in einem offenen oder geheimen Kriege zu leben. Den Verkehr mit Leuten aus andern Ständen meidet er, namentlich in kleinen Universitätsstädten, und es ist richtig, daß er unter ihnen selten Jemand trifft, mit dem er sich verständigen könnte, der für seine Interessen Sinn und Empfänglichkeit hätte. Denn die gelehrte Bildung recrutirt sich bei uns immer aus sich selbst und so ins Unendliche fort.

Zu verschiedenen Zeiten haben freilich auch unsere Gelehrten in das öffentliche Leben eingegriffen, und zwar zu keiner Zeit mehr als zur Zeit der Reformation, wo die deutschen Gottesgelehrten die theologische Welt sowol als wenigstens mittelbar die sociale und politische in Bewegung setzten und aus den Angeln hoben. Es war damals in ihnen ein mächtiger Impuls, der sie keine Gefahr, kein Unternehmen scheuen und sie instinctartig fühlen ließ, daß sie eine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen hätten. Seitdem aber haben die deutschen Gelehrten (nur sehr wenige, z. B. Leibniz, ausgenommen) lange Zeit ein sehr isolirtes akademisches Leben geführt und durch ihre Beschränktheit, geistlose Pedanterie und plumpe Zanksucht nicht wenig dazu beigetragen, daß der Franzose Bouhours allen Ernstes die Frage aufwerfen konnte, ob

es denn überhaupt möglich sei, daß ein Deutscher Geist haben könne? Mit dem Erwachen der deutschen Nation in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schlug auch die akademische Gelehrsamkeit ihr Auge auf, und es war ein großes wundersames Auge, dessen scharfe Blicke blitzartig alle Tiefen und Höhen der Wissenschaft und der philosophischen Speculation durchdrangen. Aber das Leben dieser Gelehrten blieb doch unbewegt, wie Wasser, die tief, aber still sind. Der große Immanuel Kant kam nicht über zehn Meilen weit über das Weichbild Königsbergs hinaus. Er wie die Andern begehrten gar nicht, in eine andere Oeffentlichkeit zu treten als in die der Bücherwelt, die ihre Heimat war; jede andere würde ihnen peinlich gewesen sein. Von ihrer einsamen Studirstube aus erschütterten und revolutionirten sie die Welt des Gedankens, und selbst wo sie auf praktische Fragen und Bedürfnisse Bezug nahmen, geschah dies von dem hohen, luftigen Standpunkte der philosophischen Speculation aus, ohne daß sie je auf den Markt des öffentlichen Lebens hinabgestiegen wären, wo diese Bedürfnisse in leibhafter Gestalt einherschreiten und sich tummeln. Zur Zeit der Franzosenherrschaft allerdings haben deutsche Gelehrte muthig und unerschrocken nicht blos zündende Worte zum Volk oder, was ihr Volk ist, zur akademischen Jugend gesprochen; einzelne haben selbst das Schwert angethan und sind mit in den Krieg gezogen. Galt es doch, die ideale Welt des deutschen Gedankens vor Zwang, Unterdrückung und Knechtung zu schützen! Als aber das große Werk vollendet und deutsche Wissenschaft und deutsches Denken sichergestellt schienen, zogen sie sich wieder bescheiden in ihre Hörsäle und Studirzimmer zurück und versorgten die Welt von neuem mit Büchern. Die Theilnahme unserer Universitätsgelehrten an den Ereignissen der jüngsten Jahre ist bekannt; es sind sogar einige Minister aus ihren Reihen hervorgegangen — was allerdings eine ganz neue Erscheinung in Deutschland ist — und einer und der andere ist sogar bis auf den heutigen Tag Minister geblieben; aber im Ganzen haben sie kein Glück gehabt; sie stehen wieder auf dem Katheder und dociren und schreiben Bücher oder Journalaufsätze wie Unsereiner. Vielen mag, was ihre Person betrifft, diese Wendung auch ganz willkommen sein, denn sie befinden sich wieder in ihrem ruhigen Fahrwasser und haben ihre Stellung innerhalb der deutschen „Gelehrtenrepublik“, die ihrem Wesen so sehr entspricht, wieder eingenommen.

Ein trotz aller scheinbaren Abweichungen und Anomalien echt deutsches Gelehrtenleben ist das des Naturforschers Georg Forster, das uns früher schon Gervinus in der neunbändigen Gesammtausgabe von Forster's Schriften (von dessen Tochter herausgegeben; Leipzig, Brockhaus, 1843) und neuerdings Moleschott in einer besondern Schrift beschrieben hat.*) Wir nennen Forster's Leben gerade deshalb ein echt deutsches Gelehrtenleben, weil Niemand so sehr danach rang, aus diesem Zauberkreise herauszutreten und zu öffentlichen und Staatszwecken thätig zu sein, weil Niemand so geringschätzig und wegwerfend von der Schriftstellerei als solcher dachte als Forster, und weil er doch immer wieder und gegen Willen und Absicht genöthigt war, das Leben eines deutschen Gelehrten zu führen und zu schriftstellern, ja aus Erwerbsrücksichten selbst literarische Fabrikarbeiten zu liefern und seinen so reichbegabten Geist in das Joch aufreibender Uebersetzungspensa zu spannen. Als er sich zuletzt in die Flut nationalconventlicher Sturmpolitik stürzte, ging er darin unter; dieser vulkanischen Politik war er nicht gewachsen, in dieser gährenden Brandung konnte er nicht schwimmen, denn er war und blieb doch immer ein deutscher Gelehrter. Theoretisch begeisterte er sich für die Tendenzen des pariser Nationalconvents; er hielt vor ihm unter dem Beifall der Versammlung am 30. März 1793 jene bei den deutschen Patrioten wir möchten sagen berüchtigte Rede, in welcher er den Wunsch der Rheinprovinz aussprach, mit Frankreich vereinigt zu werden; als er aber nur kurze Zeit in Paris geweilt hatte, erschienen ihm die dortigen Zustände und Personen in ganz anderm Lichte, als er, der deutsche Gelehrte, in der Fremde geahnt hatte. Er erklärte, nicht weiter gehen zu können „mit Teufeln, mit herzlosen Teufeln, wie sie hier sind“, es würde dies, meint er, „eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne sein“; er sagt:

> Die schmuzigen unterirdischen Kanäle nachzugraben, in welchen diese Molche wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenschaft, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?

Wäre Georg Forster nicht in den eigenthümlichen, wenn auch aus ehrenwerther Quelle stammenden Illusionen und Sinnentäuschungen, wie sie so vielen deutschen Gelehrten eigen waren und sind, befangen gewesen, so hätte er schon im voraus und in der Ferne wissen können, was ihm in Paris bevorstände. Er würde dann diesen bittern Enttäuschungen entgangen sein, welche seine letzten Lebenstage umdüsterten und vielleicht selbst seinen Tod beschleunigten. Sein Ende war tragischer als das mancher Revolutionsmänner, die durch die Guillotine endeten. Diese erlitten, was sie erleiden mußten; sie gaben Blut für Blut. In Georg Forster ging ein Charakter an seiner eigenen Reinheit, Naivetät und Idealität zugrunde.

Merkwürdige Abweichungen von dem gewöhnlichen Richtweg deutscher Gelehrtenexistenzen bezeichnen schon seine frühe Jugendperiode. Als achtjähriger Knabe begleitete Georg bereits seinen Vater nach den Ufern der Wolga und soll diesen schon damals in seinen literarischen Erwerbsquellen und Uebersetzungsarbeiten unterstützt haben; jedenfalls hatte er sich unter seines Vaters Leitung schon damals zu einem tüchtigen Botaniker ausgebildet. Dann folgte er seinem bis zum Eigensinn charakterfesten Vater nach England, widmete sich auf einem Comtor eine zeit-

*) Georg Forster, der Naturforscher des Volks. Zur Feier des 26. November 1854. Von J. Moleschott. Mit Forster's Porträt in Stahl gestochen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

lang der Handlung und half dann wieder seinem Vater an der Uebersetzung schwedischer, französischer und russischer Werke. Als siebzehnjähriger Jüngling nahm er als Begleiter seines Vaters an Cook's zweiten Entdeckungsreise theil und in einem Alter von 22 Jahren beschrieb er diese Reise in englischer Sprache (London 1777) und zwei Jahre später in deutscher (zuerst Berlin 1779). Man hätte nun erwarten sollen, daß Deutschland sich beeifert haben würde, einem so talentvollen, geistreichen und vielerfahrenen jungen Manne, der im frühem Alter schon so Außerordentliches geleistet und die Blicke der Welt auf sich gelenkt hatte, einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis zu eröffnen. Man betrachtete ihn bei seiner Rückkehr allerdings als ein Wunder, man bewunderte und beschäftigte ihn mit neugierigen Fragen, man lud ihn in Wien und Berlin zu Kaffe, Mittags und Abends, man fütterte ihn fast zu Tode. Dabei blieb es aber auch; im Uebrigen überließ man ihn seinem Schicksale und kümmerte sich weiter um ihn nicht. Man liebte solche kometenartige Naturen damals in Deutschland nicht, und auch jetzt noch unterliegen sie manchen Vorurtheilen; sie passen nicht recht in die Registratur des deutschen Lebens, wo Alles numerirt ist, wo die Erfüllung reglementmäßiger Vorschriften im Bildungsgange, wo Dressur und Einschulung die nothwendigen Erfordernisse für Denjenigen sind, der eine „Carrière" machen will. Georg Forster hatte ja unsers Wissens niemals auch nur die Feuer- und Wasserprobe eines deutschen Examens bestanden!

Seine Anstellung in Kassel genügte seinem durch so große Weltanschauungen über den gewöhnlichen Kreis erweiterten und über das gewöhnliche Niveau erhöhten Geiste nicht. Er nahm einen Ruf als Professor nach dem fernen Wilna an, und hier stieß er mit Entsetzen auf einen „Mischmasch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Rohheit und französischer Superfeinheit", auf ein Volk, dessen höchste Stände in „Luxus, Spielsucht, Liebe und äußeres Clinquant" versunken waren, auf die Contraste despotisch-brutalen Uebermuths auf der einen und „unbeschreiblichster Faulheit, stockdummer Unwissenheit, Aberglaube und Fühllosigkeit" auf der andern Seite. Man denke sich einen Georg Forster in solcher Umgebung! Dabei hielt man ihm nicht einmal seine Versprechungen und auch für seinen Lebensbedarf nicht sorgenfrei. Die Erziehungskommission in Kassel hatte zwar seine in Kassel hinterlassenen Schulden getilgt, aber in jährlichen Abzügen von seinem Gehalt mußte er diese Verbindlichkeit ablösen. Schon die erste Reise nach Wilna hatte neue Schulden herbeigeführt, die kostspielige Hochzeitsreise, die Herstellung des Haushaltes vermehrten sie. So machte er alle Leiden und Bedrängnisse redlich durch, wie sie in der Regel ein deutscher Gelehrter durchzumachen hat, dessen Existenz von Hause aus auf keine genügende pecuniäre Basis gestellt ist oder der sie nicht durch einen besondern Glücksfall, oder eine reiche Heirath gewonnen hat.

Forster konnte es in Wilna — was ihm auch schwerlich Jemand verdenken wird — auf die Dauer nicht aushalten. Er folgte mit Freuden einem Rufe nach Mainz um dort die Stelle eines Bibliothekars auszufüllen. Bücher hat er jetzt in Deutschland niemals gebraucht. Bücher ordnen und unter Büchern kramen war gerade kein rechtes Geschäft für einen Weltwanderer wie Georg Forster. Indem reichte seine Besoldung zur anständigen Erhaltung seines Hausstandes nicht hin; er war genöthigt, nebenbei das Geschäft eines Literaten und Uebersetzers fort zu betreiben, wozu ihm sein Amt glücklicherweise noch hinlängliche Zeit übrig ließ. Da wurde Mainz von Custine genommen. Aber schon vorher hatte der Kurfürst in einem Wagen mit abgekratztem Wappen (wie Moleschott erzählt) sammt dem Adel in athemloser Hast Leib und Habe den Rhein hinunter gerettet und sogar die Pupillen- und Wittwenkasse mit sich geschleppt. Forster blieb, nützte der Stadt vielfach und wurde als ein Mann des öffentlichen Vertrauens in den Verwaltungsrath gewählt und 1793 mit Lux und Potocki nach Paris gesandt, wo er die schon erwähnte Rede vor dem Nationalconvent hielt. Man hat ihm diesen Schritt als Verrath am deutschen Vaterlande ausgelegt. Rechtfertigen läßt er sich allerdings nicht, aber doch entschuldigen. Wir wollen kein großes Gewicht darauf legen, daß in Forster's Adern noch von seinen Vorfahren schottisches Blut floß und daß er in einer zur Zeit seiner Geburt polnischen Provinz geboren war, aber wol darauf, daß er durch sein hin- und hergeworfenes Leben und durch seine Betheiligung an der Cook'schen Expedition mehr und mehr Kosmopolit geworden war und in England das Bild eines großen politischen Gemeinwesens empfangen hatte, gegen welches die deutschen Verhältnisse aufs traurigste in den Schatten traten; noch mehr darauf, daß er in Mainz unter einer für Frankreich und seine Revolution enthusiasmirten Bevölkerung lebte, die durch die Flucht des Kurfürsten, des Adels, der Behörden vollständig preisgegeben war; am meisten darauf, daß Forster, zum Enthusiasmus geneigt, ein Ideal von Freiheitsbegriff in sich genährt hatte, der nicht ein oder das andere Volk, sondern die ganze Menschheit in sich schloß. Er glaubte nun die Zeit gekommen, in welcher sich mit Hülfe der pariser Revolutionshäupter dieses Ideal in Wirklichkeit verwandeln sollte. Sein Schritt war eine Verblendung, wenn man will eine Thorheit, aber, alle entschuldigenden Umstände erwogen, kein Verbrechen! Deutschland hatte ihm nichts oder wenig gegeben; es hatte ihn in die sarmatische Wüste hinauswandern lassen, und endlich hatte er am Westrande Deutschlands ein Asyl gefunden, aber nur um als Augenzeuge einer Auflösung aller politischen Autoritäten beizuwohnen, die ihm einen schreckenvollen Blick in einen Abgrund eröffnete.

Dieser Fall, dieses ganze Leben Forster's — sagt Gervinus — ist ein herber und bitterer Spott auf die Kümmerlichkeit und Jämmerlichkeit der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland, die alle Männer von handelnder Natur auf eine schmähliche Weise abnutzen und die wirkenden Kräfte des Menschen durch Unthätigkeit und Nichtachtung ungebraucht consumiren.

Diese Klage ist auch schon von vielen Andern ausgesprochen worden. Die Frage ist nur die: Woran liegt

es denn, daß diese in Deutschland so weit verbreitete Nichtachtung der „wirkenden Kräfte im Menschen" überhaupt möglich ist? Liegt es an den Verhältnissen oder den Menschen? Liegt es nicht auch an den Klagenden selbst? Und hat es nicht Fälle genug gegeben, wo sie selbst, die so klagten, die ihnen gebotene Gelegenheit, ein besseres Beispiel zu geben und zu zeigen, daß dieser egoistische Indifferentismus kein Nationalfehler sei, ungenutzt ließen? Das, worauf Forster drang und wozu er das deutsche Wort erst schuf, der „Gemeingeist", insofern dabei an etwas Höheres als den bloßen Local-, Standes- und Zunftgemeingeist gedacht wird, fehlt uns noch heutzutage, und aus diesem Mangel entspringen so manche Erscheinungen, über die man sich zwar mit Recht, aber auch umsonst beklagt, solange die Wurzel des Uebels nicht ausgerottet ist, was freilich deshalb schwierig erscheint, weil es nicht leicht einen Deutschen gibt, der nicht wenigstens an einer Faser mit dieser Grundwurzel zusammenhinge.

Nicht blos Gervinus und Moleschott haben Forster's Bild wieder in dem Andenken der mitlebenden Generation aufgefrischt, auch Kühne und Heinrich Koenig, jener in seiner Schrift „Deutsche Männer und Frauen" und dieser in „Die Clubisten in Mainz" und „Haus und Welt", haben sich bestrebt, die Verdienste und die Gestalt dieses jedenfalls seltenen Mannes den Deutschen wieder in Erinnerung zu bringen. Es müssen also Elemente in Forster vorhanden gewesen sein, durch die er uns verwandt ist, er muß Zielpunkte vor Augen gehabt haben, die auch die unserigen sind. Er strebte nach politischer Freiheit und Bewegung, nach Begründung des Gemeinsinns und Gemeingeistes in Deutschland, und er that dies zu einer Zeit, wo ihm nur wenige Mitkämpfer zur Seite standen und diese wenigen noch seltener mit der Klarheit und Schärfe begabt waren, die Forster zugebote standen. Dies allein schon führt ihn uns nahe und regt uns dazu an, wieder an ihn anzuknüpfen. Diese Seite ist es auch, welche Gervinus hauptsächlich an Forster hervorhebt, obschon Forster sich die Freiheit, der er nachstrebte, in etwas anderm, mehr menschlichen Sinne vorstellte als die Anhänger des politischen Rigorismus von heute. Politik zu machen durch künstliche Cliquen und Coterien, durch künstliche Combinationen und Majoritäten, lag ihm, soweit wir ihn zu kennen glauben, gänzlich fern.

Eine andere an ihm mächtig hervortretende Seite war die des Naturforschers, welche wieder Moleschott in seiner Schrift besonders hervorhebt, ohne darüber die andern Richtungen, in welche sich Forster's vielgestaltiger Geist ausfächerte, zu vernachlässigen. Die Verdienste Forster's um die Naturwissenschaft beruhen freilich wol weniger auf einzelnen wichtigen Entdeckungen, mit denen er sie bereicherte, als in der Auffassung des Naturlebens im Ganzen und Großen, in seiner „Naturweisheit", wie Moleschott dies sehr treffend bezeichnet. Forster hatte etwas Vorausschauendes. Er schuf das Wort „Gemeingeist", weil er meinte, mit dem Namen werde die Sache schon kommen, und in seiner Naturforschung und Naturanschauung entwickelte er Ansichten, die sich in letzter Zeit, nur wissenschaftlicher begründet, mehr als je geltend zu machen und zur Herrschaft zu gelangen suchen. Bei Forster war dieser Standpunkt aber um so berechtigter, weil er sich durch alle Stadien des Glaubens, dann des Zweifelns und Verzweifelns an seinem Glauben durchgearbeitet hatte, ehe er zum Wissen gelangte. Der Standpunkt, den er zuletzt einnahm, beruhte auf einer Reihe überwundener Standpunkte und war daher mühsam und qualvoll erworben, nicht ihm zugebracht und angeflogen. Alles Moralische hatte für ihn irgendwo seinen sichern Grund im Physischen, alles Geistige in einer „Operation des Gehirns". Er kam zuletzt dahin, zu versichern: „Ich verstehe nichts von Dingen, die über die Materie hinaus sind." Allerdings, wenn es auf das bloße „Verstehen" ankommt; dies schließt aber, selbstverständlich im Sinne Forster's, doch nicht aus, daß es etwas über die Materie Hinausliegendes gibt, was sich unserm Verständniß entzieht. Ueberhaupt wissen wir nicht, ob Forster bei längerm Leben nicht auch diesen materialistischen Standpunkt überwunden haben würde; denn er war eine zu künstlerische Natur, als daß wir glauben könnten, er würde bei diesem materialistischen Rohbegriff stehen geblieben sein. Auch nach der theologischen Richtung griff Forster in die Zukunft vorahnend hinaus und sprach von einer „Mythologie der Schöpfungsgeschichte", von einer „Mythologie des Christenthums". Dabei hat er aber schwerlich das Ewige und absolut Wahre verkannt, was im Urbegriff des Christenthums liegt; er hat über der mythologischen Schale gewiß den unzerstörbaren Lebenskern des Christenthums nicht übersehen. Daß wir uns so gegen alles Mythische sträuben und nichts Mythisches hervorzubringen im Stande sind — außer etwa höchst lustige Tatarennachrichten — zeugt übrigens, beiläufig bemerkt, jedenfalls für das Absterben einer Kraft, die nur der Jugend eigenthümlich ist und der wir in Kunst und Poesie viele der herrlichsten Gebilde verdanken. Wenn wir das Gebiet des Verstandes und der realistischen Auffassung verlassen und uns auf dem Wege der Erinnerung unserer greisenhaften Phantasie hingeben, bringen wir es kaum noch zu etwas Anmuthigem, Sinnigem und Schönem, um so öfter aber zum Barocken, Widrigen, Häßlichen und selbst Abscheulichen. Auch die moderne Ansicht, daß das Individuum dem Untergange verfallen und für nichts zu rechnen sei (obschon jeder Einzelne vielleicht niemals sein Individuum so wichtig genommen hat als heutzutage, wo dieser Satz doch sehr allgemein geworden), und daß nur die Gattung ein Recht auf ewige Dauer habe (obschon die Erfahrung beweist, daß auch Gattungen aussterben), auch diese Ansicht war schon von Forster ausgesprochen und aufs entschiedenste und bestimmteste formulirt worden. Wir werden übrigens gerade Forster seine materialistischen Ansichten gern nachsehen, da sie seinem Humanitätssinne vielfach zugute kamen, indem er sie mit der durchaus wohlwollenden und toleranten Grundbildung seines Charakters eigenthümlich zu verschmelzen wußte. „Die Men-

schen", sagt er, „erscheinen in ihren Handlungen, wie sie sind; jeder thut, was er nicht lassen kann, und trägt die unausbleibliche Folge." „Darum", heißt es, „thäten wir am besten, Niemand zu richten und zu verdammen."

Moleschott [illegible] dafür sind wir ihm besonders dankbar [illegible] nach einer Seite an Georg Forster hervor, seine lebensvolle, naturwüchsige als sinnige Auffassung der Kunst, seinen Schönheitssinn, wie er sich namentlich in seiner Charakteristik der düsseldorfer Sammlung bekundet. Forster war überhaupt von einem Schönheitsgefühl, von einer künstlerischen Gestaltungsgabe erfüllt, welche seine ganze Prosa durchdringt und verklärt. Er war Meister des Stils und steht in dieser Hinsicht in der Vorderreihe unserer classischen Autoren. Er wußte Alles in das Gewand der Schönheit zu hüllen, selbst die trockensten Objecte. Die Worte, die er wählte, sprechen immer genau, ungekünstelt und ungezwungen Das aus, was er sagen wollte, und zwar in der klarsten und anmuthigsten Form. In der Gewandung seines Stils gibt es keine brüchige, eckige Falte, kein Zuviel und kein Zuwenig, keinen müßigen Schmuck, keinen luxuriösen Zierath. Er schrieb nächst Goethe und Lessing vielleicht das reinste, durch Fremdwörter nicht verunstaltete Deutsch, was zugleich beweist, daß er auch vollkommen deutsch dachte und empfand. Die deutsche Prosa hat seitdem diese Höhe nicht wieder erreicht. Denn Forster's Ausdruck war nicht blos schön und klar, er war auch stets bedeutungsvoll und charakteristisch. Das Oekonomische, Einfache und Reine hatte er vielleicht von den Engländern, aber den Schwung, die innere Seele, den enthusiastischen warmen Hauch von den Deutschen. In dieser Hinsicht möchten wir unserer jetzigen schriftstellerischen Generation, deren Schreibweise entweder hart, schwer, knöchern und verwildert, oder glatt, eben salopp, kokett und leichtsinnig, oder gekünstelt, schwülstig und phrasenhaft erscheint, das Studium der Forster'schen Schriften ganz besonders anempfehlen. Land und Leute wußte Forster in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten vortrefflich und mit dem höchsten Grade von Anschaulichkeit darzustellen. Dies bewies er schon in der Schilderung jener paradiesischen Inseln in der Südsee und ihrer Bewohner, die uns Alle wol in unserer Jugend nächst dem „Robinson Crusoe" am meisten gefesselt und am dauerndsten sich unserm Gedächtniß einverleibt hat, und noch meisterhafter und vollendeter in seinen „Ansichten vom Niederrhein" („Sämmtliche Schriften", Bd. 3).

Man hat an Moleschott's Buche Manches ausgesetzt, unter Anderm den zu großen Enthusiasmus für den Dargestellten, aus dem dieses Buch durchweg hervorgegangen ist. Dieser Enthusiasmus, ohnehin jetzt eine Seltenheit, macht aber dem Herzen des Verfassers alle Ehre, und dann gehört auch Georg Forster zu jenen seltenen Persönlichkeiten, für welche man sich wol [illegible] und die die Liebe aufzuglühen [illegible] Schande macht. Wo Forster einen Irrthum beging, war dies die Folge seiner enthusiastischen Natur, oder wie er am Abend seines leider nur kurzen Lebens schrieb: „Mein Unglück ist das Werk meiner Grundsätze, nicht meiner Leidenschaften. Ich konnte nicht anders handeln, und wäre es noch ein mal anzufangen." Wie rührend und innig spricht sich noch in seinen Briefen von seinem letzten Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte, die Liebe zu seinen Kindern aus, trotz des feindseligen Dämons, der sich zwischen ihn und seine Frau, von der er immer noch im Tone höchster Achtung und Zuneigung spricht, bereits eingedrängt hatte! Was wir eher tadeln möchten, wäre das Fragmentarische in einzelnen Partien des Buchs. Die Hindeutung auf die in Forster's Ehe eingetretene Trübung hätte entweder ganz wegbleiben oder die Veranlassung dazu rund und offen herausgesagt werden sollen, zumal da sie hinlänglich bekannt ist. Wir wissen das edle Motiv, welches Moleschott dabei leitete, sehr wohl zu würdigen; dann aber hätte er, wie schon bemerkt, diesen tragischen Punkt in Forster's Leben lieber gar nicht berühren sollen. Auch hätten wir gewünscht, daß Moleschott auf seinen Vorgänger Gervinus, von dem wir eine treffliche, in der ihm so eigenthümlichen pragmatischen, kernigen und scharf eingehenden Weise geschriebene Charakteristik Forster's besitzen (Forster's „Sämmtliche Schriften", Bd. 7), mehr Bezug genommen und ihn nicht in so auffallender Weise ignorirt hätte. Wie dem auch sei, Moleschott's Schrift ist ein liebenswürdiges Buch, an dem wir auch das lobend hervorheben müssen, daß der Verfasser mit großer Selbstverleugnung bestrebt gewesen ist, sich gegen den Geschilderten in den Hintergrund treten und mehr diesen als sich selbst sprechen zu lassen. Alles in Allem genommen, scheint Moleschott's Schrift vorzüglich geeignet zu sein, Forster auch in weitern Kreisen, als bisher der Fall war, bekannt zu machen, womit der Hauptzweck des Verfassers ohne Zweifel erreicht wäre. Forster, eines der vielen Opfer, die den deutschen Verhältnissen gefallen sind, verdient populär zu sein — Forster, der Politiker, der trotzdem Mensch blieb, Forster, der Schriftsteller, der trotzdem Bürger blieb. Oder wie er selbst von sich sagte: „Man hat nicht aufgehört, Mensch und Bürger zu sein, weil man Schriftsteller war und es wieder werden kann."

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Naturwissenschaftliches.

Humboldt. Junghuhn. Gruson.

1. Kleinere Schriften von Alexander von Humboldt. Erster Band. Geognostische und physikalische Erinnerungen. Mit einem Atlas, enthaltend Umrisse von Vulkanen aus den Cordilleren von Quito und Mexico in gr. 4. Stuttgart, Cotta. 1853. Gr. 8. 4 Thlr.

So oft Humboldt auf dem Felde der wissenschaftlichen Oeffentlichkeit das Wort ergreift, so fehlt ihm auch nie eine allgemeine bewundernde Beachtung. Das ist ein Erfahrungssatz, der sich schon mehr als ein halbes Jahrhundert immer neu, immer entschiedener bewahrheitet hat und auch hier wieder zur vollen Geltung kommt.

Die vorliegende literarische Arbeit ist eine dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften entsprechende zweite Herausgabe derjenigen vermischten Schriften des Verfassers, welche epochemachend für das Aufblühen der physischen Erdbeschreibung gewesen sind und daher auch Anspruch auf Erhaltung und Verjüngung machen können. Der Verfasser will durch eine eigene Bearbeitung das Erscheinen von unerfreulichen Compilationen verhindern. Das ist vortrefflich, und das rüstige Zugreifen des großen Gelehrten erweckt ein sicheres Vertrauen auf die Möglichkeit der Durchführung des Ganzen. Wer das Werk zur Hand nimmt, muß staunen über die Geistesfrische und Gemüthstiefe, über die Fülle und Sicherheit des Wissens, welche Humboldt, der fünfundachtzigjährige Mann, noch jetzt in derselben Kraft besitzt wie vor 30, 40 Jahren. Der gütige Himmel walte ferner so gnädig über dem Leben dieses von der ganzen Welt bewunderten Verfassers des „Kosmos“!

Der Inhalt des Buchs schließt sich sowol dem Wesen als der Darstellungsweise nach den „Ansichten der Natur“ des Verfassers an, sodaß ebenso gut das gebildete große Publicum lebhaft davon gefesselt werden kann, wie die Männer von Fach ihm eine beifällige ernste Beachtung nicht versagen können. Daneben läßt sich das Werk aber auch noch als Commentar zum „Kosmos“ betrachten. Es faßt manche dort nur in genereller Kürze berührte Gegenstände besonders ins Auge und gibt Fingerzeige, welche Niemand unbeachtet lassen sollte, dem es wahrhaft Ernst ist, einen denkenden Blick in das All der Schöpfung zu thun. Poetische Anmuth und streng wissenschaftliche Verstandesschärfe gehen hier wieder Hand in Hand, wie wir es von unserm Alexander von Humboldt nicht anders gewohnt sind.

Der ehrwürdige Verfasser reiht in dieser Sammlung kleiner Schriften Neues an Altes, Fremdes an Eigenes und bewährt dadurch eine meisterhafte Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes aller Naturwissenschaften. Ganz neu sind die Abbildungen der vulkanischen Bergriesen der Andeskette, welche nach Humboldt's Reiseskizzen von J. Stack's genialer Hand gezeichnet und von J. Poppel ebenso ausgezeichnet gestochen sind. Das Auge weilt mit Wohlgefallen auf diesen Meisterwerken der Kunst.

Der vorliegende erste Theil besteht aus einer geognostischen und einer physikalischen Hälfte, von denen jede aus drei Abhandlungen zusammengesetzt ist. Fast Alles ist als die Frucht der denkwürdigen Reise des Verfassers zu den Höhen der Cordilleren Südamerikas anzusehen. Zuerst wird des Lesers Aufmerksamkeit auf den Vulkan Pichincha gelenkt, den der Verfasser vor 50 Jahren selbst erstiegen und erforscht hat, der aber in neuester Zeit von Sebastian Wisse durch ein kühnes Hinabsteigen in den Krater und durch ein noch kühneres tagelanges Verweilen in dem feuerspeienden Innern noch viel genauer bekannt geworden ist. Daran schließt sich die Besprechung der so vielfach interessanten Hochebene von Bogota in Neugranada, wo in dem Schuttlande fossile Riesenknochen von Elephanten und Mastodonten aufgefunden sind. Dann kommen Erinnerungen an die weltberühmten Versuche, den Gipfel des Chimborasso zu ersteigen, wobei auch Mittheilungen aus der Chimborassoersteigung Boussingault's zur Sprache gebracht werden. Alles liest sich vortrefflich und ist voll der interessantesten wissenschaftlichen Beziehungen. In der zweiten Hälfte bildet eine geistreich durchgeführte Abhandlung über des Verfassers Theorie der Isothermen den Anfang; hieran schließen sich die Untersuchungen über die Zusammensetzung der Atmosphäre, welche der Verfasser mit Gay-Lussac durchgeführt hat; den Beschluß bildet eine sehr interessante Untersuchung über die bei Nacht stark zunehmende Intensität des Schalls.

Obschon nun alle diese Gegenstände bekannt als Grundpfeiler der Berühmtheit Humboldt's sind und sicher nie der Vergessenheit verfallen könnten, so tragen sie dennoch schon vielfach Spuren der Veraltung und entsprachen der gegenwärtigen Wissenschaftlichkeit nur noch als wichtige historische Grundlagen. Daher kann man sich freuen, daß sie eine nochmalige Durcharbeitung und eine Vergleichung mit der Gegenwart von ihrem ersten Begründer erlebt haben. Das ist ein Gewinn für die berühmten Arbeiten selbst, ganz vorzugsweise aber auch für die betreffenden Wissenschaften.

Die Vulkane des Hochlandes von Quito, mit denen sich der Verfasser in der ersten Abhandlung beschäftigt, gehören zu denen, welche schon vor einem Jahrhundert durch La Condamine, Bouguer und Pedro Maldonado geographisch genau bestimmt, später aber auch geognostisch sehr sorgfältig untersucht worden sind. Wir dürfen hier also schon Vieles als bekannt voraussetzen und wollen nur einen charakteristischen Moment aus Humboldt's Beschreibung der Ersteigung des Rucu-Pichincha.

Groß war meine Aufregung, als ich zufällig dicht vor mir auf einen Felsblock blickte, der frei in einer Kluft hing, und als zugleich zwischen dem Steine und dem äußersten Rande der Schneedecke, welche uns trug, in ungeheurer Tiefe ein Licht erschien, wie eine kleine sich fortbewegende Flamme. Unwillkürlich zog ich den Indianer bei seinem Poncho (so heißt ein Hemd aus Lamawolle) zurückwärts, und zwang ihn, sich mit mir zur Linken platt auf den Boden zu werfen. Es war ein schneefreies Felsenstück mit horizontaler Oberfläche von kaum 12 Fuß Länge und 7 Fuß Breite. Der Indianer schien schnell zu errathen, was die Vorsicht erheischt hatte. Wir lagen nun Beide ausgestreckt auf einer Steinplatte, die altanartig über den Krater gewölbt schien. Das furchtbar tiefe schwarze Becken lag wie ausgebreitet vor unsern Augen, in schauderhafter Nähe. Ein Theil des hier senkrecht abgestürzten Schlundes war mit wirbelnden Dampfsäulen erfüllt. Gesichert über unsere Lage, fingen wir bald an zu untersuchen, wo wir uns befanden.

Der Verfasser hat den Kraterrand des Pichincha dreimal zu erklimmen gesucht; hat eine Zeichnung von dem gefahrvollen Wege gegeben und in wissenschaftlicher Hinsicht Alles gethan, was in seinen Kräften lag. Das flammende Licht in der grausigen Tiefe des Berges war nicht Täuschung, sondern eine traurige, ernste Wahrheit, welche besonders erschreckend auf die Bewohner Quitos einwirkte, da sie bis dahin die sichere Meinung gehegt hatten, daß der Pichincha, ihr allernächster Nachbar, eine

[illegible] der Vulkane sei. An diese eigenen Versuche, den Pichincha zu ersteigen, schließt der Verfasser auch noch die von Condamine und Bouguer (1742) und die von Wisse und Moreno (1845) an. Von ganz besonderm Interesse sind die letztern. Die beiden kühnen Reisenden begnügten sich nicht blos damit, den lebensgefährlichen Weg zum Kraterrande zu machen und von hier aus in die feurige Tiefe hinabzuschauen, sondern sie wagten sich sogar hinab in den 1000 Fuß tiefen Schlund des Kraters und übernachteten darin zu wiederholten malen. Die erste Expedition führten sie am 14. Januar 1845 aus, wo ihr Verweilen im Innern des Vulkans infolge von anhaltendem Regenwetter und Mangel an Lebensmitteln nur kurze Zeit währte. Sie kamen an demselben Tage um 7 Uhr Abends in dunkler Nacht wieder oben am Kraterrande an und stiegen nun mit großer Lebensgefahr vom Berge herab bis zu ihrer Behausung. Die zweite Expedition begann den 11. August 1845 von der Hütte Corral, die 11,368 Fuß über der Meeresfläche gelegen ist. Wisse sagt bei dem Berichterstatten vom 13. August: [illegible]

„Ich stieg von dem Rande in den östlichen Krater hinab, blos begleitet von einem Indianer, der einige Lebensmittel, Wein und Eis trug, das wir an den Fumarolen schmelzen lassen wollten, um uns reines Trinkwasser zu verschaffen. Ich war um 2½ Uhr Nachmittags auf der Sohle des östlichen Kraters. Meine Reisegefährten, nachdem sie Wege versucht hatten, die sie bald unfahrbar fanden, schlugen endlich den Weg ein, welchen ich eben gegangen war, und langten um 4½ Uhr bei mir an. Wir waren so 320 Mètres herabgestiegen. Dieser östliche Krater ist jetzt eine große Schlucht, deren Boden ein kleines Flußbette durchschneidet, das, wenn es nicht regnet, ganz trocken ist. An diesem ausgetrockneten Flußbett, in [illegible] Mètres absoluter Höhe, fanden wir einen 12 Fuß hohen überhangenden Fels, den wir zu unserm Nachtlager unter freiem Himmel auswählten. Wir bedeckten den Boden mit Moos und Kräutern und schliefen, in unsere wollenen Obermäntel gehüllt."

Den 14. und 15. August benutzten sie zu genauen Forschungen, zu chemischen und physikalischen Untersuchungen des Innern ihrer unheimlichen Behausung. Das eine mal wurde Wisse während seiner Arbeit von einem sonderbaren Schwindel befallen, sodaß er sich nur mit Mühe auf den Beinen erhalten konnte. Er war ungewiß, ob dies blos Folge der großen Anstrengung oder der beständig sich wiederholenden Erschütterungen des Bodens zuzuschreiben sei. Den schwefligen Ausdünstungen wollte er den sonderbaren Vorfall nicht zuschreiben, weil sie die aus den vulkanischen Spalten aufsteigenden Dämpfe ohne Beschwerde eingeathmet hatten.

Die Versuche, den Gipfel des Chimborasso zu ersteigen, bilden einen nicht minder interessanten, belehrenden Beitrag des Buches. Sie sind von Humboldt (1802) und von Boussingault (1831) ausgeführt.

„Wir fingen nun nach und nach an — erzählt Humboldt, als er mit seinen Reisegefährten Bonpland und Montufar bereits eine Höhe von 17,300 Fuß erstiegen hatte — Alle an großer Übelkeit zu leiden. Der Drang zum Erbrechen war mit einem Schwindel verbunden und weit lästiger als die Schwierigkeit zu athmen. Ein farbiger Mensch (Mestize von San-Juan) hatte blos aus Gutmüthigkeit, keineswegs aber in eigennütziger Absicht, uns nicht verlassen wollen. Es war ein kräftiger armer Landmann, der mehr litt als wir. Wir bluteten aus dem Zahnfleisch und aus den Lippen. Die Bindehaut der Augen war bei Allen ebenfalls mit Blut unterlaufen. Diese Symptome der Extravasate in den Augen, des Blutausschwitzens am Zahnfleisch und an den Lippen hatten für uns nichts Beunruhigendes, da wir aus mehrmaliger früherer Erfahrung damit bekannt waren. In Europa hat Hr. Zumstein schon auf einer weit geringern Höhe am Monte-Rosa zu bluten angefangen. Spanische Krieger kamen bei Eroberung der Aequinoctialregion von Amerika (während der Conquista) nicht über die untere Grenze des ewigen Schnees, also wenig über die Höhe des Montblanc hinaus, und doch spricht schon Acosta in seiner „Historia natural de las Indias", einer Art physischer Erdbeschreibung, die man ein Meisterwerk des 16. Jahrhunderts nennen kann, umständlich von „Uebelkeit und Magenkrampf" als schmerzhaften Symptomen der Bergkrankheit, welche darin der Seekrankheit analog ist. ... Alle diese Erscheinungen sind nach Beschaffenheit des Alters, der Constitution, der Zartheit der Haut, der vorhergegangenen Anstrengung der Muskelkraft sehr verschieden; doch für einzelne Individuen sind sie eine Art Maß der Luftverdünnung und absoluten Höhe, zu welcher man gelangt ist. Nach meinen Beobachtungen in den Cordilleren zeigen sie sich an weißen Menschen in einer Höhe, wo der Barometerstand zwischen 14 Zoll und 15 Zoll 10 Linien gelegen ist. Es ist bekannt, daß die Angabe der Höhen, zu denen die Luftschiffer behaupten, sich erhoben zu haben, gewöhnlich wenig Glauben verdienen; und wenn ein sicherer und überall genauer Beobachter, Hr. Gay-Lussac, der am 16. September 1804 die ungeheure Höhe von 21,600 Fuß erreichte (also zwischen den Höhen des Chimborasso und des chilenischen Aconcagua), kein Bluten erlitt, so ist dies vielleicht dem Mangel an Muskelbewegung zuzuschreiben. Nach dem jetzigen Stande der Eudiometrie erscheint die Luft in jenen hohen Regionen ebenso sauerstoffreich als in den untern; aber da in dieser dünnen Luft, bei der Hälfte des Barometerdrucks, dem wir gewöhnlich in den Ebenen ausgesetzt sind, bei jedem Athemzuge eine geringere Menge Sauerstoff von dem Blute aufgenommen wird, so ist allerdings begreiflich, wie ein allgemeines Gefühl der Schwäche eintreten kann."

Humboldt ist übrigens der Ansicht, daß das Ausschwitzen des Blutes aus Lippen, Zahnfleisch, Augen keineswegs allein durch Verminderung des Luftdrucks zu erklären sei, daß dabei noch andere, uns aber noch nicht gehörig bekannte Ursachen mitwirken. Die starke Ermüdung in den Beinen bei dem Erklimmen großer Höhen sucht er mit der Verminderung des Luftdrucks allein zu erklären und erinnert dabei an die denkwürdige Entdeckung der beiden geistreichen Forscher Wilhelm und Eduard Weber, daß das schwebende Bein blos durch den Druck der Luft am Rumpfe getragen werde. Um 1 Uhr Mittags erreichten sie die Höhe von 18,096 Fuß, fanden den Barometerstand 13 Zoll 11½ Linien, die Temperatur $1^{0}/_{8}$ unter Null. Eine schroffe Thalschlucht von 400 Fuß Tiefe und 60 Fuß Breite stellte sich ihrem Weitersteigen entgegen. Sie hätten nur noch eine Höhe von 1224 Fuß zu erringen gehabt. Der große Reisende war einst eine ganze Stunde in der Taucherglocke unter dem Meere bei einem Barometerstande von 45 Zoll und nach der eben gegebenen Schilderung unter dem noch nicht ganz 14 Zoll hohen Barometerstande. Die Flexibilität der menschlichen Organisation erträgt also Veränderungen im Barometerstande von 31 Zoll. Boussingault's Besteigung des Chimborasso theilt der Verfasser

auch mit; sie ist ebenfalls sehr kühn durchgeführt und interessant beschrieben.

In den Anmerkungen zu diesem zweiten Aufsatze ziehen ganz vorzugsweise einige hypsometrische Neuigkeiten die Aufmerksamkeit auf sich. Nach den neuesten Messungen sollen die drei größten Bergriesen des Himalayagebirgs, Dhawalagiri, Kinchinjinga und Deodangha, einen so geringen Höhenunterschied besitzen, daß man ungewiß ist, ob derselbe nicht dem Fehler der Messung zuzuschreiben sei; alle drei sind gewiß etwas über 28,000 engl. Fuß (26,272 par. Fuß) hoch. Dr. Joseph Hooker schrieb den 16. April 1849 an Humboldt: „Mr. Waugh concludes that there can be but little difference between Dhawalagiri, Kinchinjinga and Deodangha, that no other Peaks approach these." Dann theilt der Verfasser mit, daß man seit 1830 18 Jahre lang den Chimborasso für niedriger gehalten habe als den Nevada de Sorata und den Nevada de Illimani. Diese Bestimmung rührt von dem berühmten Reisenden Pentland her, ist aber 1848 bei der Herausgabe seines classischen Werks über Peru und Bolivia von Pentland selbst als irrthümlich bezeichnet. Eine sorgfältige Revision seiner Höhenberechnung ergab den Sorata um 3716 und den Illimani um 2675 par. Fuß niedriger als 1830, wo der Chimborasso (nach Humboldt 20,100 par. Fuß) um volle 3592 par. Fuß niedriger sein sollte als der Sorata. Obgleich aber auch der Sorata und der Illimani dem Chimborasso an Höhe nachstehen, so kann dieser wahrscheinlich doch nicht mehr als der Culminationspunkt des ganzen neuen Continents betrachtet werden. Die Offiziere der Expedition der Adventure und des Beagle unter Anführung des Capitäns Fitz-Roy haben im August 1835 den Nevada Aconcagua im Nordosten von Valparaiso zwischen 23,000 und 23,400 engl. Fuß gefunden, sodaß dieser 21,767 par. Fuß hoch ist. Auch gibt Pentland's schöne Karte östlich von Arica noch vier andere Pics an, welche alle die Höhe des Chimborasso übersteigen sollen.

Der Aufsatz „Von den isothermen Linien und der Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper" enthält sehr viele beherzigenswerthe Wahrheiten, welche aber schon lange der aufmerksamsten Berücksichtigung gewürdigt und ganz vorzugsweise von Dove und Kämtz weiter verarbeitet worden sind. Wir können die Arbeit Allen zum Nachlesen empfehlen, welche in Bezug auf die Wärmeverhältnisse unserer Erde eine klare Erkenntniß suchen und dabei nicht gerade den blos wissenschaftlichen Weg gehen mögen. Dasselbe ist auch von den „Untersuchungen über die eudiometrischen Mittel und über das Verhältniß der wesentlichen Bestandtheile der Atmosphäre" zu sagen. Beide sind reich an Ideen, welche für die Wissenschaften Epoche gemacht haben, beide sind mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Forschung neu bearbeitet, darum lesen sie sich vortrefflich und sind überall belehrend, nur eignen sie sich hier weniger gut zu weiterer Besprechung. Der Aufsatz über nächtliche Verstärkung des Schalls ist auch ein ein alter Bekannter. Der Verfasser hat diesen Gegenstand mit ganz besonderer Vorliebe sein ganzes Leben hindurch verfolgt, und auch hier behandelt er denselben mit der größten Aufmerksamkeit; die neu hinzugekommenen Zusätze schließen sogar mehr Raum in sich als der Aufsatz selbst. Der Verfasser hat über diesen Gegenstand recht viel selbst geforscht und daneben auch sorgfältig Anderer Erfahrungen und Ansichten mit berücksichtigt. Es geht indeß aus der ganzen Betrachtung des Verfassers klar hervor, daß die Sache noch nicht ganz so ins Licht gestellt ist, wie sie es verdient, und dies besonders wegen der großen Aehnlichkeit zwischen den Bewegungen der Schallwellen und Lichtwellen. Wir theilen etwas davon mit.

Capitän Parry bemerkte auf seiner dritten Reise nach dem Nordpol mit den Schiffen Hecla und Fury (1824 und 1825), wie bei heftiger Kälte über einer einförmigen Eisfläche, die keine Luftströme ungleicher Dichte veranlaßte, der Schall sich in sehr großen Entfernungen auf eine außerordentliche Weise fortpflanzte. In Port Bowen hatte Lieutenant Forster von seinem Observatorium aus einen Matrosen auf die entgegengesetzte Seite des Hafens geschickt, um ein Meridiansignal aufzustellen. Da nun die wohlgemessene Entfernung 6696 engl. F. betrug, so stellte er, um diesem ersten Matrosen Befehle durch Zurufen zu ertheilen, einen zweiten auf die Hälfte des Wegs, damit dieser das Gesprochene wiederhole. Nach dem ersten Versuche fand sich, daß die Zwischenperson (der Wiederholer) völlig unnöthig war. Capitän Forster konnte sich mit dem ersten Matrosen in 6696 engl. F. Entfernung bequem unterhalten. Die Kälte war 18° Fahr. (— 7°,5 Cent.), der Luftdruck 30,14 engl. Zoll. Bei zunehmendem Luftdrucke und zunehmender Kälte nahm in Port Bowen die Geschwindigkeit des Schalls in merkwürdiger Weise ab. Sie wurde bei einem Barometerstande von 30,118 engl. Zoll und 33°,5 Fahr. (+ 0°,8 C.) 1098 feet; bei 30,018 Zoll und — 38°,6 Fahr. (— 39°,2 C.) 1014 feet gefunden. Nach der Analogie anderer Versuche ist hier der wirksamere Einfluß nicht der veränderte Luftdruck, sondern die Erniedrigung der Temperatur gewesen. Alleinige Veränderung des Luftdrucks ohne gleichzeitige Veränderung der Temperatur scheint kaum bemerkbar auf die Geschwindigkeit des Schalls zu wirken. Diese nahm auf Franklin's merkwürdiger Reise in Kendall's Versuchen am Bärensee mit der zunehmenden Kälte dergestalt ab, daß sie bei — 2° ½ Cent. 331m,2, bei — 40° aber nur 313m,9 betrug, ganz die Versuche von Melville's Insel und Port Bowen bekräftigend.

Der Verfasser gedenkt auch der Biot'schen schönen Versuche über die Fortpflanzung des Schalls in Röhren von 3000 Fuß Länge, wobei die leisesten Flüsterworte ganz ungeschwächt an das entgegengesetzte Ende gelangten. Das ist ein Gegenstand von praktischem Werthe, der bei weitem noch nicht so beachtet ist, wie er es in der That verdient.

Was der nächste Band dieser „Kleinern Schriften" enthalten wird, läßt der Verfasser noch ganz dahingestellt sein. Vielleicht bringt er auch wie dieser Reiseerinnerungen, in geognostischer und geographischer Beziehung wissenschaftlich fruchtbar gemacht, und redet daneben auch noch über Erdmagnetismus, über das Polarlicht und über die ältern galvanischen Versuche; wenigstens sind dies lauter Themata, in denen Humboldt bedeutend angeregt hat. Mag aber kommen, was da will, immer wird es uns willkommen sein.

---

2. Java. Seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. Von Franz Junghuhn. Nach der zweiten, verbesserten Auflage des holländischen Originals ins Deutsche übersetzt von J. K. Hasskarl. Zwei Bände in drei Abtheilungen. Mit Atlas in Grossfolio. Leipzig, Arnold. 1854. Gr. 8. 20 Thlr.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen und umfaßt 100 Bogen. Als artistische Beilagen enthält dasselbe zwölf Höhenkarten, Profile, Situationsskizzen, sowie einen Atlas von zwölf großen Landschaftsansichten in Buntdruck. Die erste Auflage kam 1849 heraus und wurde so rasch vergriffen, daß 1851 schon eine zweite erschien. Nach dieser ist die deutsche Uebersetzung veranstaltet, welche dem Originalwerke in Hinsicht der eleganten Ausstattung gewiß nichts nachgeben wird. Das Ganze macht überhaupt den Eindruck, als wäre es durch und durch eine einheimische deutsche Pflanze. Es ist eine große Summe von geographischen, ethnographischen, geognostischen, botanischen und zoologischen Merkwürdigkeiten der Insel Java. Jedes Einzelne ist sehr gründlich erforscht, sehr klar dargestellt und mit besonderer Liebe für den Gegenstand behandelt; aber gerade diese starke Vertiefung in das Einzelne hat dem Ueberblicke über das Ganze oft Abbruch gethan. Das Werk macht den Eindruck einer nur vorläufig geordneten guten Sammlung von Reisenotizen, welche noch auf eine spätere gründliche Verarbeitung harrt. Aber, auch in dieser, wie es scheint, nicht ganz vollendeten Form ist das Werk doch sehr willkommen; es füllt eine schon längst gefühlte geographische Lücke würdig aus.

Der Verfasser kam nach Java als Officier van Gezondheid der holländischen indischen Armee. Er lebte unter besonderer Begünstigung zwölf Jahre hindurch der wissenschaftlichen Erforschung der Natur der Insel und ihrer Nachbarinnen. Durch diese anstrengende Lebensweise in dem tropischen Indien war die Gesundheit des Verfassers stark angegriffen. Er sehnte sich nach seiner nordischen Heimat zurück, um seinen Körper zu kräftigen und seinem Geiste die Ruhe zu verschaffen, welche zum Ordnen und Verarbeiten des Materials seiner Forschung nöthig war. Ein dreijähriger Urlaub ward bewilligt. Im Jahre 1848 machte der Verfasser die Rückreise von Java nach Europa, deren interessante Beschreibung in d. Bl. schon besprochen ist. Jetzt weilt der Verfasser schon wieder seit beinahe drei Jahren in seiner geliebten Tropenwelt.

Alles, was der Verfasser in seinem Werke zur Sprache bringt, zeugt von einem umfangreichen sichern Wissen im Reiche der Natur und von einer begeisterten Liebe zu der ewig großen und erhabenen Tropenwelt. Verbindet man damit das jahrelange Verweilen des Verfassers in jener schönen indischen Welt, so läßt sich leicht denken, wie reich und gründlich das Werk ausfallen mußte und wie der Verfasser auch mit poetischem Feuer die Bilder Javas anschaulicher und plastisch darzustellen versteht. In der sehr regen Phantasie des Verfassers erhielt sich das Bild der unablässig blühenden und duftenden immergrünen Flure in beständiger Lebendigkeit. In seiner niederländischen winterlichen Studirstube ruft der Verfasser aus:

„Ich höre mit dem Sinne meines Geistes den Seewind rauschen durch die Bananen und die Wipfel der Palmen, — die Wasserfälle donnern, die von den hohen Bergwänden des Innern herabstürzen, — ich athme die kühle Morgenluft und trete vor die gastfreie Hütte der Javanen, während noch ein tiefes Schweigen auf den weiten Urwäldern rings herum liegt, — hoch in der Luft ziehen die Scharen der Kalongs nach Haus, — allmälig fängt das Laubgewölbe an sich zu regen, — die Pfaue kreischen, — die Affen werden munter, das Echo der Berge wird wach von ihrem Morgenlied, — Tausende von Vögeln fangen an zu zwitschern — und noch ehe die Sonne den östlichen Himmel färbt, erglüht schon der majestätische Gipfel jenes Berges in Gold und Purpur, — er blickt aus seiner Höhe zu mir herab wie zu einem alten Bekannten, meine Sehnsucht wächst und ich verlange nach dem Tage, an welchem ich sagen kann: Seid mir gegrüßt, ihr Berge!

Auf Java richtet der Verfasser sein Hauptaugenmerk, verbindet aber damit einen beständig vergleichenden Hinblick auf Sumatra, sodaß das Werk eigentlich die Verhältnisse beider Inseln klar ins Licht stellt. In der Einleitung gibt das Buch eine Uebersicht der politischen und administrativen Eintheilung des Landes und bespricht dann den Zweck, die Einrichtung und den Gang der ganzen Darstellungsweise. Der erste hierauf folgende Abschnitt handelt von der Gestalt und Bekleidung des Landes, der zweite beschäftigt sich mit den Vulkanen und den vulkanischen Erscheinungen, der dritte mit den neptunischen Gebirgen.

Die Höhenkarten, welche dem Werke beigegeben sind, lassen den großen Reichthum der Insel Java an Kegelbergen so recht klar ins Auge fallen. Viele von diesen Bergen erreichen eine Höhe von 9—11,000 Fuß und sind thätige Vulkane. Zwischen diesen Erhebungen dehnen sich sehr fruchtbare cultivirte Ebenen aus, auf denen vorzugsweise viel Reis gebaut wird.

Die Ebene von Tobah ist in eine Grasflur verwandelt, in ein Weideland für Pferde und Rinder, das sich unabsehbar weit vor den Blicken des Reisenden ausdehnt. Eine kühle Luft athmet man dort ein, und gern bleibt der Battaër in seiner Hütte am wärmenden Feuer, wenn des Morgens früh sich eine Nebeldecke weiß wie Schnee auf dem Plateau gelagert hat... Nur kleine Dörfer liegen einsam in diesem Plateau zerstreut. Ihre schwarzen Hütten mit spitz zulaufenden Giebeln bilden einen grellen Contrast mit dem lichtfahlen Grün der Ebenen und gewähren einen düstern Anblick. Ein bläulicher Rauch schwebt über ihren Hütten. Kein Baum beschattet sie. Keine Cocos-, keine Pinang- oder Arengpalme erhebt hier ihre Wipfel. Kahl, im schwarzen Colorit der Arengfaser (Idju), die ihre Dächer deckt, und öde wie die Hochebene selbst liegen sie da. Nur von Palissaden umrammelt und von Gräben umzogen halten sich ihre Bewohner gesichert, und nur bewaffnet wagen sie es ihre Felder zu betreten, die sich fast einzig und allein im Grunde der kanalförmigen Bachklüfte befinden. Einsam, abgesondert, mistrauisch und fast ohne Verkehr miteinander bringen die Battaër ihr Dasein hin. Sie bauen nur eine sehr geringe Menge Reis in Sawahs, die sie im Boden der kanalförmigen Plateauströme anlegen. Im Plateau selbst bearbeiten sie höchstens ein kleines Godungfeld (Convolvulus Batatas) und lassen alle andern Räume der weiten Grasfläche unbebaut liegen als einen freien Tummelplatz für ihre Pferde und Rinder, deren Milch sie trinken und die sie nur des Nachts zwi-

schen die Palissaden der Dörfer zusammentreiben, die dann ängstlich verrammelt werden. Das Schmauchen von Taback aus langen kupfernen Pfeifen ist fast der einzige Genuß ihres Lebens, das sie in trauriger, einförmiger Stille verbringen. Nur wenn die lange genährte Eifersucht zwischen den Radjas in offene Fehde ausgebrochen ist, dann kommt der Battaër mit seinen Nachbarn in Berührung, dann entsteht Leben und Bewegung im Hochlande, dann gibt es Krieg, — dann lodert die Flamme auf über brennende Dörfer und färbt den Himmel mit unheimlicher Glut, dann hallen die Schläge der Trommeln und Gonggongs an den Bergwänden wieder, während ein armer Gefangener, an den Pfahl gebunden, seinen Brüdern zur schrecklichen Mahlzeit dient.

Das ist ein trauriges Bild von den freien Bergbewohnern dieses übrigens so reichbegabten Landes. Jedes Dorf ist hier eine Republik mit einem Radja, einem König, an der Spitze. Ganz anders fällt dagegen die Schilderung der Tieflande und ihrer Bewohner aus. Es herrscht hier keine republikanische Freiheit und dabei ist Alles unendlich viel glücklicher als dort.

Wenn dort in Tobah die Gonggongs nur bei der schrecklichen Feier kannibalischer Feste erschallen, so ertönen hier, an einem sanften Abend, wenn kein Lüftchen mehr in den Cocospalmen und andern Fruchtbäumen des Dorfs rauscht, die harmonischen Klänge des Gamelan, — Kuwekuwe (Gebäck aus Reismehl) bedeckt die Matten, die mitten im Dorfe auf dem Grunde ausgebreitet sind, — ein Jeder mag nahen, ein Jeder wird gastfrei empfangen, und Alt und Jung, in festliche Gewänder gehüllt, strömt herbei, um unter fröhlichem Geplauder sich am Spiele der Tanzmädchen (Ronggengs) zu ergötzen.

Mit ganz besonderer Gründlichkeit behandelt der Verfasser die Beschreibung der Vulkane auf Java. Die Insel ist bekanntlich sehr reich an feuerspeienden Bergen. Der Verfasser gibt fast von jedem dieser Vulkane einen topographischen Ueberblick, eine Geschichte der Eruptionen, der Besuche von Reisenden und der Umgestaltungen. Die meisten hat er selbst erstiegen und gar oft mit großer Lebensgefahr. Als er 1839 den 1. April den Gipfel des 9326 Fuß hohen Gunung Mandala wangi zum ersten male erstieg, war er ganz ohne Begleiter. Nach der Versicherung der Javaner ist er der erste Europäer gewesen, welcher seinen Fuß auf die Höhe dieses Bergs gesetzt hat. Auf Rhinocerospfaden in dichtbelaubten Gewölben eines Urwaldes schritt er bis zu dem kahlen Grunde in der Mitte des Gipfels empor. Da lag ein Rhinoceros am Bache und ein anderes am Saume des Waldes. Schnaubend flogen sie davon. Diese kolossalen Thiere und die kleinen Tigerkatzen waren die einzigen vierfüßigen Thiere, von denen er auf dieser viertägigen Bergreise eine Spur bekam. Er hatte die große Freude, hier eine bisher noch nicht gekannte Blume zu entdecken, welche er Primula imperialis nannte. Bei diesen Beschreibungen erwähnt der Verfasser auch zu wiederholten malen J. K. Haßkarl's als Augenzeugen von Eruptionen, woraus hervorgeht, daß der Uebersetzer des Werks auch ein Holländer ist, der Java genau kennt. Von einigen Eruptionen theilt uns der Verfasser eine ebenso ausführliche als schöne Beschreibung mit. Dies ist z. B. mit der am 8. October 1822 erfolgten Eruption des Gunung Gelungung der Fall. Es war Mittagszeit, wo die ganze belebte Schöpfung in tiefer Ruhe und Zurückgezogenheit lebte, um vor den brennenden Strahlen der senkrechten Tropensonne geschützt zu sein. Die Arbeiter hatten ihre Felder verlassen und lagen sorglos auf den Decken in ihren Hütten ausgestreckt. In den Vorhallen der Häuptlinge verstummten allmälig die Schläge des Gamelan, unter deren sanftem, melodischem Getöne die javaschen Großen gewohnt sind einzuschlummern. Es war 1 Uhr. Da weckte der Gunung Gelungung die Bewohner durch plötzliche Erdstöße aus ihrem Schlummer. Alles entfloh den Hütten.

Ein donnerndes, brüllendes Getöse traf ihr Ohr, und Entsetzen bemächtigte sich ihrer, als sie ihre Blicke zum Gunung Gelungung wandten und eine schwarze Rauchsäule von ungeheuerm Umfange emporschießen, sich mit Blitzesschnelle ausbreiten, den ganzen Himmel überziehen und im Nu den noch eben hellsten Sonnenschein in die finsterste Nacht verwandeln sahen. Noch einige Secunden später und ein paar Tausend waren begraben. Sie wurden theils bedeckt von Schlamm, der, vom Krater ausgeschleudert, in ungeheuern Massen aus der Luft herabfiel, theils kamen sie in den Fluten von heißem Wasser um, das, mit Schlamm und Steintrümmern vermengt, dem Krater in ungeheuerer Menge entquoll, das zehn Minuten weit im Umkreise Alles überströmte, alle Dörfer, Felder und Wälder vernichtete und in einen dampfenden Pfuhl von bläulichgrauer Farbe verwandelte, der mit Cadavern von Menschen und Thieren, mit Häusertrümmern und zerbrochenen Baumstämmen übersäet war.

Diese furchtbare Vernichtungsscene dauerte bis 5 Uhr Abends, und vier Tage später, am 12. October, wiederholte sie sich von neuem. Die Kraft der Erderschütterung war so groß, daß sie durch ganz Java hindurch stark verspürt worden ist. Merkwürdigerweise sind auch einige Dörfer, die ganz nahe am Fuße des Bergs liegen, der Vernichtung ganz entgangen, während andere, zehn Minuten weiter entfernte unter dem Schlamme begraben wurden. Das donnernde Gebrüll des Ausbruchs ist von der Sundastraße bis zur Ostspitze der Insel gehört worden.

Aus dem Mitgetheilten läßt sich zur Genüge erkennen, daß das Werk in der Literatur der Länder- und Völkerkunde einen hervorragenden Platz einnimmt. Die Art der Darstellung und die Verarbeitung des Einzelnen zum Ganzen läßt wol noch einige Wünsche unbefriedigt. Das ist aber eine Eigenschaft, welche dasselbe mit vielen ähnlichen Werken gemein hat.

---

3. Blicke in das Universum, mit specieller Beziehung auf unsere Erde. Bearbeitet von L. Gruson. Mit 42 Holzschnitten und 3 lithographirten Tafeln. Magdeburg, Baensch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift hat seine literarische Thätigkeit lange ruhen lassen, zeigt aber dennoch eine gar nicht geschwächte Sicherheit und Gewandtheit im Führen der Feder. Die inductiven Naturwissenschaften sind ihm seit vielen Jahren die liebste Beschäftigungsquelle gewesen. Er hat alle wichtigen Erscheinungen in diesem Zweige der Literatur sorgfältig beachtet und ist besonders durch das Erscheinen des „Kosmos“ Alexander von Humboldt's zu einem selbständigen Forschen veranlaßt worden.

Das vorliegende Werk enthält nun die Resultate dieser Lieblingsbeschäftigung, welche ursprünglich nur Manuscript für die ihm nahestehenden Familienglieder, Freunde und Bekannte waren, später aber so bearbeitet wurden, daß sie auch für das gebildete große Publicum zu einer angenehmen, leichtfaßlichen Belehrung und Unterhaltung paßten.

Unter den vielen populären Werken, welche zum „Kosmos“ eine vorbereitende und erklärende Stellung einnehmen, gehört das vorliegende unstreitig mit zu den bessern. Das will viel sagen, wenn man bedenkt, wie viel und wie ausgezeichnet gerade in dieser Kosmosliteratur geschrieben worden ist. Es wählt sich nur einzelne Punkte aus der großen physischen Weltbeschreibung heraus und concentrirt darauf das ganze Nachdenken mit kurzen, nur zur Sache gehörenden würdigen Worten. Hier und da kommen auch mathematische Untersuchungen der Naturwissenschaften vor, welche aber nicht mehr voraussetzen, als man heutzutage bei jedem gebildeten Mann wohlbegründet anzutreffen pflegt, und übrigens den Zusammenhang des Ganzen nicht stören, wenn sie von dem einen oder dem andern Leser nicht benutzt werden sollten. Die Sprache ist gut, sie sagt mit wenigen Worten das Wichtigste des betreffenden Gegenstandes und sagt es klar und würdig; sie nimmt sogar auch manchmal eine begeisterte Färbung an, aber nie anders als da, wo dies durch die Natur der Sache nothwendig ist. Ueberhaupt besitzt das Buch viele Eigenschaften, welche das denkende Publicum sehr hoch schätzt und womit es sich einen großen Kreis von Freunden verschaffen wird.

In der Einleitung lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Leser auf unsere Erde als Ganzes, als den Theil vom Universum, welcher unserm geistigen Blicke am nächsten liegt. Er hat Recht, wenn er der Ansicht ist, daß Millionen von Menschen in völliger Unkenntniß über die Verhältnisse der Erde zum Weltenganzen blieben und sich damit begnügten, daß die Erde ihnen Wiege und Grab sei, daß dieselbe ihnen durch ihre Natur Speise und Trank, Schmerz und Freude und mancherlei andere irdische Glückseligkeiten gewähre, daß sie aber alle höhern Beziehungen derselben, welche durch den Scharfsinn eines Kopernicus, Kepler, Galilei, Newton, Laplace, Humboldt, Buch, Ritter u. A. herausgefunden seien, gar nicht kennten. Dies sei nicht gut. Daß es besser werde, sei das Streben von vielen Seiten und der Verfasser wolle auch das Seinige dazu thun. Er will Anbetung und Verehrung Gottes, aber aus der richtigen und klaren Erkenntniß der Weltenschöpfung des Schöpfers, aus der richtigen und klaren Erkenntniß des Waltens im Universum nach ewigen, göttlichen Gesetzen. Er ist ein entschiedener Feind von bloßer Wortmacherei über Gottes Schöpfung, wie sie so oft dem großen Haufen als nahrhafte geistige Speise aufgedrängt werde, wobei aber der denkende Geist wie ein arger Sünder in Fesseln geschmiedet verkümmern solle.

Nach der Einleitung handelt der Verfasser in 20 Capiteln über Anordnung und Bewegung der Welten unsers Sonnensystems, über die Wahrscheinlichkeit, wie jeder Planet, wie die Erde entstanden ist, und schließt das Ganze mit allgemeinen Betrachtungen.

Wir wollen nun irgend einen Gegenstand des Buchs speciell ins Auge fassen und dem Verfasser dabei das Wort geben. Im dreizehnten Capitel werden die astronomischen Verhältnisse des Mondes besprochen, wobei auch die Theorie der Ebbe und Flut mit wenigen, aber durchaus befriedigenden Grundzügen zur Sprache kommt. Zuerst wird diese Naturerscheinung auf das Meer bezogen, dann auf unsere Atmosphäre.

Wenn nun, wie wir bei den Betrachtungen der Ebbe und Flut des Wassers gesehen haben, der Einfluß des Mondes und der Sonne auf dieses Element schon so bedeutend ist, um wie viel mehr muß sich dieser Einfluß auf das noch ungleich beweglichere Element der Luft, besonders in den höhern Regionen, durch Erhebungen von Luftfluten und Zuströmen von den Seiten her äußern. Doch haben wir bisjetzt von solchen Erscheinungen keine ganz genaue Kenntniß gewinnen können, indem wir uns auf dem Grunde dieses Luftmeers befinden; und wie die Bewohner der Meere auf dem Grunde derselben nichts von der über sie anströmenden Wasserflut merken, so ist es auch uns nicht möglich, von den Flutbewegungen der Lüfte sinnlich etwas wahrzunehmen, da diese immer nur in sehr weiten Entfernungen von uns vor sich gehen können. Neuere, seit einigen Jahren zu St.-Helena angestellte Barometerbeobachtungen haben Thatsachen ergeben, die das Eintreten einer atmosphärischen Mondflut ganz außer Zweifel setzen. Die Anziehung des Mondes übte nämlich zu Singapore 1° 19′ eine etwas größere Wirkung auf das Barometer aus als zu St.-Helena 15° 57′ Breite. Das Barometer am Aequator steht zur Zeit der Culmination des Mondes um 0,006 Zoll höher als zur Zeit, wenn er sich 6 Stunden vom Meridian entfernt befindet.

Ueber diesen Gegenstand scheint sich der Verfasser fast zu kurz ausgesprochen zu haben, indeß darf dabei auch nicht außer Acht gelassen werden, wie ein tieferes Eingehen das Verlassen des populären und elementaren Grund und Bodens zur unmittelbaren Folge gehabt hätte. Die Untersuchungen Laplace's und Dove's über diesen Gegenstand sind Glanzpunkte der Wissenschaft, aber sehr schwer zugänglich zu machen für Alle, welche nicht Astronomen und Meteorologen von Fach sind; auch geben die vieljährigen Beobachtungen von Schübler, Eisenlohr, Bouvard u. m. A. so kleine Barometerdifferenzen in Bezug auf den Mond, daß es sehr schwer fällt, daraus schon auf ein regelmäßig wiederkehrendes Schwanken des Luftmeers zurückzuschließen. Die Streitfrage über die Mondatmosphäre und über das Mondwasser bejaht der Verfasser. Ueber Meteorsteine bringt das Buch auch einen interessanten Artikel, wobei ganz vorzugsweise die Ansicht bekämpft wird, daß dieselben vom Monde fallen könnten. Die Entfernung vom Monde bis zu dem Punkte, wo zwischen Mond und Erde ganz gleiche Anziehung herrscht, wird auf dem Wege eines elementaren Calculs 4970 Meilen gefunden, es müßte also die Kraft, welche Steine vom Monde zu uns werfen könnte, dieselben erst 4970 Meilen hoch emporwerfen, ehe sie in die vorwaltende Anziehungssphäre der Erde gelangten. „Mag die vulkanische Kraft des Mon-

des auch noch so groß sein, so würde sie doch so etwas nicht vermögen."

Den Schluß des Buchs bilden allgemeine Betrachtungen über das Weltall. Es wird hier auf Manches die Rede gebracht, was den denkenden Geist anzieht und bei dem er gern einige Augenblicke verweilt, aber auch Einiges besprochen, das am besten mit Stillschweigen hätte übergangen werden können. So wird z. B. die Frage zu beantworten gesucht, ob die ewig thätigen Einflüsse der Verwitterung auf Erden nicht endlich allen Oberflächenunterschied so verwischen würden, daß ein vegetabilisches und animalisches Leben auf Erden nicht mehr möglich wäre. Wir wollen einige Worte Antwort aus des Verfassers eigenem Munde vernehmen.

Der bisjetzt erhärtete Theil der Erde ist in seinen Zwischenräumen bis zu einer unbestimmten Tiefe mit Wasser angefüllt, welches die ursprünglich und auf ihr vorhanden gewesene Wassermasse nach und nach je nach dem Fortschritt der Erstarrung hat abgeben müssen. Der augenblickliche Verdunstungsproceß, wovon Wasser und Wärme die beiden Factoren sind, ist, wie uns Augenschein und Erfahrung lehren, dem Unterhalt der jetzt lebenden Organismen aufs genaueste angepaßt, ohne einen nachtheiligen Einfluß auf diese auszuüben, dürfte er daher weder größer noch geringer sein. Wir sind daher auch zu der Annahme berechtigt, die jetzt auf der Erdoberfläche vorhandene Wassermasse sei durch das in die Erde eingedrungene Wasser genau auf das richtige, für die jetzigen Organismen nothwendige Maß hingeführt. ... Gewähren die anfänglichen Folgerungen auch keine sonderliche Beruhigung, so sind sie doch keineswegs bedenklicher Art. Wissen wir doch, daß lange vor uns, unter ganz andern Einflüssen als den jetzigen, gleichfalls Wesen, wenn auch anderer und zwar unvollkommenerer Art als jetzt, existirten. Aus gleichen Gründen kann ja auch die jetzige organische Welt noch Umformungen entgegengehen, die den künftigen Einflüssen ganz gut zusagen. Sehen wir daher freudigen Herzens und vertrauensvoll solchen künftigen Zuständen entgegen!

Wir kennen das großartige Walten der Naturgesetze auf der Erde noch so wenig und mit so geringer Zuverlässigkeit, daß es Unrecht wäre, auf die sorgenvollen Schreckensträume über den einstigen sichern Untergang alles Lebens auf Erden viel Gewicht zu legen. Man kann es beklagen, daß vernünftige Leute auch nur ein Wort verlieren, um die haltlosen Phantasmen überspannter Schwätzer zu bekämpfen. Die Leute, welche einmal an solchen finstern Bildern Geschmack finden, behalten ihre Liebhaberei trotz aller vernünftigen Gegengründe. Die Welt, sagen sie, ist durch das gottlose Treiben der Menschen ein Aergerniß Gottes geworden, darum schickte der allmächtige Schöpfer die drohende Aussicht auf die Vertilgungsstrafe. Eine lichtvolle Logik voll christlicher Ehrfurcht Gottes!

Heinrich Birnbaum.

Unterhaltungsliteratur.

1. König Jérôme Napoleon und sein Capri. Historisch-humoristischer Roman von E. M. Oettinger. Drei Bände. Dresden, Schäfer. 1852. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Durch die Wiedergeburt eines französischen Kaiserthrons ist der jetzt lebenden Generation neben sonstigen Napoleoniden auch eine Persönlichkeit von neuem vorgeführt, die bis auf einige gelegentlich hier und da einmal wiederauftauchende Anekdoten längst schon der Vergessenheit verfallen war. In den Jahren 1813—15 kam der tiefbegründete allgemeine Franzosenhaß dem Eifer der Regierenden, welcher zu verwischen, zu vernichten sich angelegen sein ließ, was an die Herrschaft eines Parvenu erinnern konnte, trefflich zustatten, und der Parvenu selbst wurde so schnell verwischt, daß selbst einige um jene Zeit erschienene Flugschriften voll skandalöser Anekdoten sein Andenken nicht zu erhalten vermochten. Der Verfasser des vorliegenden Romans war nicht Zeitgenosse. Sollte daher das Buch einmal geschrieben werden, so blieb nichts Anderes übrig als die Vermittelung jener Flugschriften und einiger sonst etwa noch erreichbaren Actenstücke. Das ist denn auch geschehen, und die bekannte Belesenheit des als tüchtiger Bibliograph ebenso bekannten Verfassers bot seiner humoristischen Feder reiches Material. Nach Titel und Inhalt des Buchs kam es dem Verfasser lediglich darauf an, den jüngsten Bruder Napoleon's in seinem unruhigen Treiben mit Industrierittern und Weibern vorübergaukeln zu lassen. Wir werden zuerst nach Tilsit geführt, wo Preußen gerupft, Hessen und Braunschweig vernichtet, Hannover zerstückelt werden muß, um für den Helden des Romans Grund und Boden in dem neugeschaffenen Königreiche Westfalen zu gewinnen. Dann sehen wir diesen Helden in Baltimore die Nachricht empfangen, daß sein Bruder sich zum Kaiser gemacht habe und ihn nach Paris berufe. Seine Frau, die bekannte Elisabeth Patterson, ist ihm nun im Wege; doch kann er es nicht vermeiden, sie bis Lissabon mitzunehmen, wo sein Factotum, le Camus, es möglich macht, daß er sie zurücklassen und nach Paris eilen kann. Das Verhältniß zu Elisabeth ist so dargestellt, als habe eine förmliche Ehescheidung nicht stattgefunden, der König von Westfalen also als nachmaliger Gemahl der Würtembergerin Katharina etwas Bigamie getrieben. Das würde nun bei diesem König eben nichts verschlagen; indessen war wenigstens sein kaiserlicher Bruder klug genug, das Decorum zu beobachten und die kirchliche Scheidung zu befehlen. Wir sind nun in Kassel und auf der Wilhelmshöhe, jetzt Napoleonshöhe, im Roman „Capri". Wir müssen wohl oder übel den ganzen Copran der Tänzerinnen und Sängerinnen, der neugebackenen Minister und ihrer Frauen mit durchmachen, um am Ende Alles zerstäuben zu sehen wie Seifenblasen.

Welche Entschädigung wird uns dafür? Sehen wir irgend einen ehrenhaften Franzosen? Es gab deren doch auch. Sehen wir wackere Deutsche, die den in der Gaunerwirthschaft bodenloser Liederlichkeit immer höher anschwellenden Strom des Verderbens abzudämmen versuchen? Sehen wir wenigstens nur einen ehrlichen Mann? Es gab deren doch auch. Nichts als Gesindel gaukelt an uns vorüber, und es ist dem Buche vielleicht als ein Verdienst anzurechnen, daß es z. B. jene Weiber der deutschen Aristokratie nicht vorführt, die nichts besser waren als die französischen und italienischen Ballet- und Opernhetären, nach dem Zerpuffen des westfälischen Feuerwerks aber an deutschen Höfen sich rasch wieder auf ihren alten Dünkel besannen. Dennoch ist dem Verfasser sehr dringend die Nothwendigkeit eines einigermaßen nivellirenden Gegensatzes erschienen. Er wird durch eine junge Göttingerin vertreten, die Tochter eines Hospitalwärters, die es in der französischen Sprache so weit gebracht hat, daß sie dem Könige, welcher von der deutschen kaum mehr als die seine Orgien regelmäßig schließenden drei Worte „morgen wieder lustig" papageienartig eingelernt hatte, die Geschichte ihrer ersten Liebe erzählt. Und diese Geschichte! Ist irgend Wahres an der schaudererregenden Rohheit, die wir hier in einem jungen aristokratischen Mediciner am Secirtische kennen lernen müssen, so möchte man zweifeln, daß es eben damals wirklich eine romantische Poesie gegeben habe, deren Weichlichkeit doch die Gegenwart einen so großen Einfluß auf die Bildung jener Zeit zuschreiben will. Der König nimmt eben keinen besondern Anstoß an der G

nicht; im Gegentheil, er findet sich in das junge hektische Mädchen geschickt, er erfährt einigermaßen, was Liebe eigentlich bedeuten will, es ergibt sich sogar eine Sentimentalität, wie der Südländer, der Franzose sie nicht kennt und wie sie namentlich bei ihm eine Unmöglichkeit sein sollte. Wie damals von seinen Zeitgenossen, so wird er auch im Buche als ein solcher dargestellt, der eines wahrhaft reinen Gefühls nicht fähig ist, der heuchelt, der ein Schwärmer werden kann, aber nur um sich selbst den kleinen Ersatz für die verlorene Genußfähigkeit vorzugaukeln, und kommt ihm dabei irgend einmal ein wirklich guter Gedanke, so ist er nicht vermögend, ihn nur drei Tage lang festzuhalten. Es ist auch nicht Liebe, die ihn an das Mädchen fesselt.

Indessen müssen wir es damit wie mit manchen andern Dingen bei unserm Verfasser nicht so genau nehmen. In dem Schattenkönige von Westfalen und seinem Kometenschweife nichtsnutzigen Volks bot sich ihm reicher Stoff dar, seine seltene Belesenheit, seine allbekannten bibliographischen Kenntnisse, seine Witzfunken einmal so recht con amore leuchten zu lassen. Mit deutschen Persönlichkeiten wäre das Alles auf fabelhaft hölzerne Gardinen hinausgelaufen, wogegen mit einem französischen Poeten wie Pigault Lebrun, und mit ephemeren Emporkömmlingen Alles möglich zu machen ist, was gut construirte Marionetten unter geschickter Hand nur immer leisten können. Wie Marionetten aber nicht selbst reden, sondern den unsichtbaren Leiter und Lenker für sich sprechen lassen, so ist es auch mit den Figuren dieses historisch-humoristischen Romans bestellt: sie [illegible] Oettinger's [illegible], sie entfalten Kenntnisse, von denen den meisten nicht einmal geträumt hat, und selbst der Poet und gute Romanschreiber Lebrun müßte, wenn er noch lebte, sich unserm Oettinger dankbar verpflichtet erkennen, daß er ihn so überreich ausgestattet, als hätte er einmal mit deutsch-eherner Beharrlichkeit den mannichfachsten Studien obgelegen.

Was haben wir denn nun eigentlich von dem Buche? wird man fragen. Ja, das ist nun so ein eigen Ding! Bekanntlich hat ein Recensent auch die Verpflichtung, die Geschichte des jener Feder unterliegenden armen Sünders kurz und klar vor Augen zu stellen. Aber wie soll man das hier anfangen? Hier, wo kaum ein anderes Resultat sich ergibt, als daß es gegenwärtig einen alten Marschall in Frankreich gibt, der einmal König von Westfalen hieß und nur insofern ein Held genannt werden mag, als es ihm vergönnt sein sollte, bei seiner bodenlosen Ausschweifungen die dritte Frau zu heirathen, deren das Buch als unwesentlich nicht gedenkt, alle seine Frauen und Geschwister zu überleben und bisjetzt dem Tode ein Schnippchen zu schlagen. Flieht etwa der Tod erschreckt vor seinem Ebenbilde, seinem Doppelgänger? Eins muß noch herausgehoben werden. Der Bruder der Geliebten hat als theologischer Studens ein Pasquill auf den König geschrieben. Dieser läßt ihn großmüthig laufen. Der Student geht nach Amerika, was damals seine Schwierigkeiten hatte, und heirathet die Tochter eines Quäkers. Sie sind die einzigen Glücklichen im Buche. Außerdem aber bietet das Buch eine reiche Fundgrube für alle Jene, die in unserer [illegible] Zeit die Gefahr zu fürchten haben, einer philiströsen [illegible] zu unterliegen. Im Vertrauen gesagt, werden sie auch hier und da Pillen oder eigentlich Pechkuchen geschickt in den Weg gelegt sehen, nur einer Hand wartend, welche sie dem einen und andern modernen Bel in den Rachen schiebt. Nebenher sei angemerkt, daß, wie schon die Gott weiß von wem redigirte Constitution des Königreichs Westfalen in jener [illegible] ein Wunder genannt werden kann, so auch die [illegible]ionsform mancher andern ein Muster sein könnte. Mit dem Auseinanderfallen des Königreichs hatte man jedoch nichts eiliger zu thun, als jede Spur desselben zu verwischen und das liebe schwerfällige unübersehbare Alte mit seinen [illegible] von kurzen und langen Zöpfen wieder herbeizuziehen. Ihren Formen dienten die französischen allerdings als Grundlage, allein augenscheinlich waren es Deutsche, welche sie dem neuen Staate mit anerkennungswerthem Geschick anzupassen wußten. Daß jene Constitution nicht innegehalten wurde, ist ein Schicksal, welches sie mit vielen frühern und spätern Schwestern theilt; daß die Administration sich Unterschleife gefallen lassen mußte, desgleichen; daß man nach der leipziger Schlacht von beiden nichts mehr wissen wollte, ist eine Schwäche, die noch heute fühlbar nachwirkt; daß der Verfasser beide fast ganz ignorirt, ist eine Selbstverleugnung, die ihm an betreffender Stelle gewiß sehr gut angerechnet werden wird, wenn man bedenkt, wie unendlich viel ein Humorist damit aufgibt. Zum Schluß aber noch die Bemerkung, daß, da der Roman ein „humoristischer" genannt ist, darunter nicht der bekannte deutsche oder englische, sondern der französische verstanden werden muß. Wir haben es ja hier auch nur mit Franzosen zu thun, und da es sich heute oder morgen wol einmal ereignen kann, uns von dem jetzigen überrheinischen Humor heimgesucht zu sehen, so kann es gar nicht schaden, au fait zu sein.

Das ungefähr hat man von dem Buche. Und wie es in Deutschland Leute gibt, die unter leichtem Champagnerrausche tiefsinnig gelehrte Glossen ins Gespräch werfen, so ist zu wünschen, daß mit derselben Leichtigkeit die reichen Gaben dankbar entgegengenommen werden, die das Buch wie im Fluge vor den Augen ausbreitet.*)

2. Aus der Geschichte und dem Familienleben. Wahre Begebenheiten in Erzählungen von A. Sartorius. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erzählungen, Novellen in buntem Wechsel der Verfasser und Formen, wie Zeitschriften und Taschenbücher sie geben, läßt sich das Publicum gern gefallen, und namentlich haben sie für den großen Kreis lesender Damen vielen Reiz. Sind dagegen dergleichen Lebensbilder aus der Feder eines und desselben Verfassers in der Sammlung eines oder mehrer Bände dem Publicum ausgestellt, so mag man die Zeit nicht daran wenden und verlangt nach größern Romanen, wo man überall aufhören und gelegentlich einmal wieder weiter lesen kann. Jenen Lebensbildern geht es daher wie den Genre- und kleinern Landschaftsbildern der Maler. Wer nur die Wände seines Zimmers ausschmücken will, wird so leicht nicht zwei oder gar mehre solcher Bilder eines und desselben Malers in demselben Raum vereinigen: er will nur Mannichfaltigkeit im Schmuck, nichts an System Erinnerndes, und wenn von Erzählungen irgend eines Schriftstellers die Rede ist, so begegnet man nicht selten der Aeußerung: „Habe ich eine gelesen, so kenne ich sie alle!" Darin liegt entweder für den Schriftsteller der Vorwurf der Manier oder für den Urtheilssprecher das Geständniß der Einseitigkeit, denn mit viel größerm Recht könnte er z. B. sagen: „Habe ich eine Flasche Champagner getrunken, so ist es genug fürs Leben, ich kenne sie alle!" Das wird er jedoch so leicht nicht sagen. Aber wozu in aller Welt die offenbare Philippika? Sie ist beleidigend und unnütz! Letzteres gewiß. Allein sie ist auch wenigstens nicht ungerecht gegen so manchen Schriftsteller, der voll Ernst und Eifer kleinere Lebensbilder mit Fleiß und Geschick ausführt und dann die Erfahrung machen muß, daß das Publicum den Genrebildern des Malers mit lebhaftem Antheil Geld und Zeit opfert und die Zimmer damit ausschmückt, dagegen jenen Lebensbildern im Kopf und Herzen kaum einen Winkel gestatten mag. Ob das hier vorliegende Büchlein glücklicher sein wird? Es ist ihm zu wünschen. Die sechs Erzählungen, die es bietet, sind auf dem Titel als „wahre Begebenheiten" bezeichnet. Das allein schon ist Reiz für Viele, die nur darum von Romanen und Novellen

*) Derselbe historische Stoff liegt einem neuen Roman von Heinrich Koenig zugrunde, der sich unter der Presse befindet und demnächst in der Verlagshandlung d. Bl. erscheinen wird.

D. Red.

nichts wissen wollen, weil das, wie sie sagen, doch nur Erfindungen seien. Diesen engen Glauben ist man bei vorliegendem Buche sogar noch durch die Anzeige zu unterstützen genöthigt, daß die Bezeichnung auf dem Titel wirklich nicht zur Gattung der Lockvögel gehört. Schon die ganze äußere Haltung spricht für Benutzung wirklicher Begebenheiten. Sie ist knapp, fast chronikartig und hält alles nicht unbedingt Nothwendige mit eiserner Strenge fern, sodaß z. B. „Die Emancipirte" kaum über die Anekdote hinausreicht. Dennoch gewähren die Sicherheit und Ruhe, mit denen Personen und Ereignisse vor- und durchgeführt werden, den Lebensbildern einen um so mehr fesselnden Reiz, als meistens eine wol nicht unerwartete, doch eigenthümlich herbeigeführte Ueberraschung den Schluß bildet. Die Erzählung bewegt sich nämlich in gleichmäßigem Fortschreiten bis zu einem kaum beachteten Punkte, den wir jedoch mit den nächsten ihm folgenden drei, vier Worten schon als den entscheidenden Moment erkennen müssen. Die hier angedeutete Darstellungsform ist insofern nicht neu, als ältere Schriftsteller, z. B. Ludwig Friedrich Huber, in fast gleicher Weise verfuhren und damit eine dem ruhigen deutschen Sinn analoge epische Form bereits anbahnten, die nur „Erzählung" genannt werden konnte. Als die „Novelle" der Spanier und Italiener allgemeiner bekannt und beliebt wurde und die jährlichen Taschenbücher sich gegenseitig zu überbieten hatten, genügte das schlichte Lebensbild nicht mehr: man suchte nach künstlichern Formen, denen die dramatische Haltung am willigsten entgegenkam, und für diese Darstellungsweise wird Tieck wol lange noch Muster bleiben. Gegenwärtig, wo von einem vorzugsweise hervorragenden Novellisten kaum die Rede sein kann und überhaupt der Roman, welcher in Gutzkow's „Die Ritter vom Geiste" seinen Gipfelpunkt erreicht zu haben scheint, bei der Lesewelt in erster Reihe steht, gegenwärtig bleibt dem Novellisten kaum Anderes übrig, als im Einlenken nach der schlichtern Erzählungsform den Deutschen wieder an die ruhige, trauliche Betrachtungsweise zu erinnern, die ihm doch eigentlich angeboren ist. Das wollen die vielen und mancherlei, von allen Seiten hervortretenden Bücher und Zeitschriften bethätigen, welche eigens dem Familienleben gewidmet sind, und das deutsche Familienleben ist ohne ruhigen, traulichen Sinn kaum denkbar. Dazu mögen denn auch die vorliegenden Erzählungen eine Stufe bilden, und es ist ihnen zugleich als besonderer Vorzug anzurechnen, daß sie es durchaus nicht im Sinne haben, jene Beschaulichkeit zu dem schlaffen Gehenlassen und resignirten Seitenlassen herabzuziehen, in welchem eine frühere Zeit das eigentliche Lebenselement finden wollte. Man betrachte nur die zweite Erzählung: „Der Page", die es mit einer wahrlich nicht beneidenswerthen Zeit zu thun hat, wo jeder Duodezfürst nur in seinen Launen zu Hause war. Zum Schluß noch die Bemerkung: daß außer den schon genannten beiden Erzählungen noch „Johanna" und „Zwei Sylvestertage" dem deutschen Grund und Boden angehören. „Die gefahrvolle Vermählung" führt uns in das 17. Jahrhundert nach Toul, wo es einem Cardinal und Bischof gelingt, die Fesseln des Cölibatgesetzes und der politischen Nothwendigkeit glücklich zu brechen. „Die neue Kassandra" gehört Frankreich und der Zeit Ludwig's XV. an, die bekanntlich mit ihrem unerschöpflichen Stoffreichthum auch nicht beneidenswerth ist, eben deswegen aber nicht oft und nicht vielseitig genug vor Augen geführt werden kann. 50.

Untersuchungen über die Organisation der Heere. Von W. Rüstow. Basel, Schweighauser. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben es hier mit einem bedeutenden Werke zu thun, dem Ergebniß ernster Forschung und Ueberlegung. Referent gesteht, es nicht ohne Mistrauen in die Hand genommen zu haben; denn bei aller Anerkennung, die er den frühern Werken des Verfassers auch in d. Bl. schuldig war und ausgesprochen hat, was konnte von ihm, bei dem bekannten politischen Standpunkte desselben, über Heeresorganisation zu erwarten sein als eine wenn auch noch so geistreiche Apotheose der Volksbewaffnung? Allerdings findet man nun zwar in dem Werke das Milizsystem als die natürliche Heerform für die civilisirten Staaten der Neuzeit aufgestellt, so weit konnte der Verfasser seiner Stellung, die er eingenommen, nicht untreu werden, um eine andere gelten zu lassen, und von vornherein mag hier die Bemerkung stehen, daß ich darin wie in manchem andern Punkte seine Ueberzeugung nicht theile; aber jede wirkliche Ueberzeugung ist zu ehren, und ich bekenne gern, daß ich das obenerwähnte Mistrauen, jemehr ich in das Werk eindrang, schwinden gesehen und mich an der Gründlichkeit und dem möglichst objectiven Ernst seiner Untersuchungen wahrhaft erfreut habe. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, der auf das unzertrennlichste mit dem ganzen Staats- und Volksleben verwachsen ist, wird eine Besprechung des reichen Inhalts für Jeden, der sich um mehr als sein Haus kümmert, von Interesse sein, da das Werk selbst allerdings nur von Wenigen gekauft werden dürfte, wie es nun einmal das Loos ähnlicher ernster Bestrebungen ist.

Was der Verfasser in der Vorrede über gewisse Recensenten und eine gewisse Militärliteraturzeitung sagt, ist lesenswerth; wir übergehen es aber hier, obschon sich mancher Commentar dazu geben ließe, besonders über den „glücklich machenden Ton geistiger Ueberlegenheit", den jene anschlagen. Wenden wir uns lieber gleich zu dem Inhalte selbst, im offenen und ehrlichen Austausch der Gedanken, wo es sich um abweichende Ansichten handelt.

Der Stoff ist in zehn Capitel getheilt und in jedem der Gegenstand unter bestimmte Punkte gebracht, welche schon im Inhaltsverzeichniß kurz erläutert sind, Alles in der scharf durchdachten Systematik, welche diesen Schriftsteller charakterisirt. Hierdurch wird die Uebersicht ungemein erleichtert, was bei einem so weitverzweigten Gebiete, in dem es sonst schwer sein würde sich zu orientiren, als ein großer Vorzug zu rühmen ist, besonders für Laien, die über irgend einen besondern Theil der Organisation Auskunft suchen. Vielleicht wäre die Anordnung noch zu vereinfachen gewesen, auch die Reihenfolge noch consequenter zu stellen (z. B. hätte wol die Ausrüstung als drittes Capitel stehen müssen, weil diese doch der Gliederung nach Waffengattungen vorangeht); aber der Verfasser hat immer seine Gründe, und wer ihn mit Bedacht liest, wird sie auch erkennen. Jedenfalls kann ein Schriftsteller von Dem, der sein Buch beurtheilen will, verlangen, daß er sich wenigstens die Mühe gibt, in seine Gedankenfolge einzugehen, wenn er selbst auch eine andere haben würde.

Im ersten Capitel wird von der Truppenbeschaffung und den Heeresformen gesprochen, wobei der Verfasser auf den Gegensatz demokratischer und aristokratischer Staaten zurückgeht (die reine Monarchie hält er für gar nicht existirend) und danach drei Formen der Truppenbeschaffung auf das Rechtsverhältniß zur Staatsgewalt begründet, die durch Waffenrecht, Waffenpflicht oder Vertrag. Das erstere bringt in demokratischen Verfassungen Volksheere, in aristokratischen Bürgerheere, ergänzt durch die zum Waffendienst gezwungenen Unterthanen (Conscription), hervor. Der Vertrag läßt Lehns- und Soldheere entstehen. Hören wir, was der Verfasser über die Conscription sagt, es bekundet zugleich den Standpunkt, den er selbst in der Anschauung unserer Verhältnisse eingenommen hat:

„Ob diese Art der Truppenbeschaffung zur Vergrößerung des Bürgerheeres anwendbar sei, hängt von den besondern Verhältnissen der Unterthanen zu den Regierenden ab. Wo sich die socialen Unterschiede von Herr und Sklave bereits sehr verflacht haben, wie es in allen neuern civilisirten Staaten der Fall ist, läuft man dabei keine Gefahr. Obgleich die regierende Kaste überall vorwiegt, ist ihr Einfluß doch nicht sehr drückend, drängt sich nicht bei Schritt und Tritt den Regierten störend auf, und obgleich bei diesen ein wahres Interesse für

die Erhaltung des Staats, an dessen Constituirung sie keinen Theil haben, nicht vorhanden sein kann, ist doch ein fictives, anerzogenes gewöhnlich da. Deshalb ist in allen neuern civilisirten Staaten die Conscription vorherrschend und gilt als etwas ganz Natürliches. Gefahr für die herrschende Classe ist nur selten aus ihr hervorgegangen; sie droht freilich bisweilen in aufgeregten Zeiten und kann dann nur durch alle Kunstmittel der Organisation beseitigt werden."

Ohne hier eine Polemik, welche auf dem Gebiete der Politik nie zur Verständigung führt, zu beginnen, erklärt Referent nur ehrlich, daß er in den neuern civilisirten Staaten den Unterschied von Herr und Sklave nicht blos verflacht, sondern überhaupt aufgehoben findet, regierende Kasten nicht zugeben kann, wo Jedem der Weg, an der Constituirung des Staats theilzunehmen, wie zu allen Staatsämtern offensteht, und endlich, daß er das warme Interesse an der Erhaltung des Staats, das Gefühl für des Vaterlandes Ehre und Gedeihen, das selbst in den besitzlosen, einer miserabeln Existenz verfallenen Schichten des Volks herrscht, kein fictives, anerzogenes nennen kann. Ich dächte, wenn der Verfasser nicht von der „Zinne der Partei", sondern von seinen freien Bergen mit unbefangenem Auge in die von ihm verurtheilten Zustände manches monarchischen Staats schaute, wie sie sich z. B. in dem jetzigen Kriege kundgeben, er könnte jenes Gefühl nicht so herabwürdigend bezeichnen.

Viel erfreulicher als dies Manifest sind die gleich darauf folgenden geschichtlichen Beispiele, besonders die Lacedämonier betreffend. Ueber die germanischen Urzustände und das Lehnwesen haben die neuern Forschungen noch bessere Aufschlüsse gegeben; klar und anschaulich ist dagegen die Schilderung des slawischen Wehrdienstes. Der Conflict der Germanen und Slawen, das Aufblühen der Städte und der Söldnerei wird mit historischem Blick dargestellt, ebenso, wie im Feldlager der eidgenössischen Heergemeinden die schweizerische Demokratie geboren und herangewachsen ist. Den Ordonnanzcompagnien thut aber der Verfasser schreiendes Unrecht, wenn er sie kein anderes Interesse als ihren Sold haben läßt — hier umschleiert ihm die politische Abneigung den klaren Blick, sonst würde er jene Hommes d'armes, unter welchen auch der Hochadel seine Ehre suchte, richtiger beurtheilen. Wir verweisen auf Barthold. Daß er die stehenden Heere verwirft und der Miliz, wie schon bemerkt, alle Vorzüge vindicirt, kann nicht befremden. Wenn er aber einen Ausspruch thut wie folgenden: „Wer Achtung vor Menschenwürde, Unabhängigkeit der Völker und Staaten, politischer und nationaler Freiheit hat, muß, wie es scheint, für Milizheere stimmen", so thut er sich selbst nur Schaden, denn viele Leser, die nicht mit ihm einverstanden, sich aber jener Achtung bewußt sind, welche ihnen hier ohne Weiteres abgesprochen wird, möchten wol das Buch, in welchem so schroffe und extreme Behauptungen stehen, gleich beiseite legen. Referent weiß aber entgegengesetzte Ansichten zu dulden und hat darum — vielleicht um so mehr bewogen! — mit ruhiger Erwägung das Werk gründlich verfolgt, was er Allen, auch den strengsten Gegnern des Verfassers anräth: sie werden einigen Aerger zu überwinden haben, aber sich dennoch dafür belohnt finden durch die reiche und fast mathematisch gesichtete Fülle des Materials, welche das Werk zu einem in seiner Art einzigen und höchst verdienstlichen macht. Wenn der Verfasser über die stehenden Heere den Stab bricht, weil sie eine üble Vorgeschichte haben und nichts auf der Welt seinen Ursprung verleugne, so erweist sich der letztere Satz durch tägliche Erfahrung schon im Individuellen falsch, und was jene Vorgeschichte betrifft, so hat der Verfasser in seinem Fürstenhaß ignorirt, daß die Art ihrer Entstehung keineswegs diejenige gewesen, wie er sie schildert. Gerade Ludwig XIV. entließ jene verwilderte Soldatesca oder schickte sie nach Portugal und Candia, um sie loszuwerden, und andere Fürsten, z. B. der Große Kurfürst, hatten es schon vor ihm gethan. Die Kriege des französischen [illegible] aber waren es, welche zu stehenden Heeren geführt haben, nicht jene ironisch dargestellte Säuberung von der Landplage. Es würde weit über den Zweck d. Bl. und den zugemessenen Raum hinausgehen, wenn wir dem Verfasser auf das Gebiet der „Freiheit, welche den Volkswillen zur Geltung bringt", folgen wollten. Die daraus abgeleitete Verwerfung der stehenden Heere, welche der Staatsgewalt das Mittel geben, sich über den Volkswillen zu erheben, begreifen wir als eine Consequenz des Republikaners, und wenn der Verfasser gesagt hätte: Für rein demokratische Staaten ist das Milizheer die beste Form, so würde nichts dagegen einzuwenden sein. In der allgemeinen Fassung aber hat Alles, was der Verfasser für sein System sagt, trotz der gewandten Dialektik weder meine politischen noch militärischen Ansichten gewinnen können, weil diese nicht auf blinden Autoritätsglauben noch auf Kastenvorurtheil, von dem ich mich frei weiß, sondern auf selbständiges Urtheil basirt sind, und ich frage, was z. B. aus Oestreich 1848 mit einem Milizheere geworden wäre? Der Verfasser wird freilich darauf antworten: „Das, was wir wünschten! Dies Beispiel beweist gerade meinen Satz von der Schädlichkeit der stehenden Heere!" So sehen wir, auf diesem Gebiete ist keine Verständigung möglich; wir verlassen es daher ein für alle mal, um letztere desto mehr auf andern Gebieten zu finden.

Das zweite Capitel gibt die Eintheilung der streitbaren Mannschaft nach der Art des Dienstes und unterscheidet hier das Operationsheer und den Landsturm, ersteres wieder in Auszug und Reserve, letztern in Provinzialtruppen und eigentlichen Landsturm getheilt. Der Verfasser stellt hier Untersuchungen über Stärke, Bestimmung u. s. w. dieser einzelnen Theile an und vergleicht die Wehrverfassung seines jetzigen Asyls, der Schweiz, mit der seines ehemaligen Vaterlandes, Preußen, wobei allerdings jene bei geringern Kosten ein bedeutend stärkeres Heer (verhältnißmäßig) aufbringen kann. Daß die Wehrverfassung der Schweiz den dortigen Verhältnissen entsprechend eine gute ist, wird man gewiß anerkennen, aber für Preußen würde sie in keiner Beziehung passen. Das dritte Capitel handelt von der Gliederung des Heers im Allgemeinen und von der nach Waffengattungen im Besondern, das vierte von der taktischen und administrativen Gliederung der einzelnen Waffengattungen, das fünfte von der strategischen der Heere (in Divisionen und Armeecorps). Wir können mit dieser Unterscheidung nur einverstanden sein; die Charakteristik der einzelnen Waffen ist historisch entwickelt, und was der Verfasser namentlich über die weittragenden Gewehre sagt, verdient volle Beherzigung, auch bin ich vollkommen damit einverstanden, daß mit ihnen wie mit der Verwendung der Compagniecolonnen zu weit gegangen wird. Doch läßt sich dem weiten Schießen vorbeugen, was durch die neuesten preußischen Bestimmungen (über Führung des zerstreuten Gefechts und das System der Feuergruppen), die dem Verfasser vielleicht noch nicht bekannt sind, erreicht wird. Ebenso theile ich entschieden seine Meinung über den Werth der Linienstellung; gerade jene weittragenden Gewehre werden sie bald wieder zu Ehren bringen, zum Theil ist es schon in der Krim geschehen. Die Cavalerie beurtheilt aber der Verfasser etwas einseitig; ihren Hauptwerth, der ihr auf immer den Platz sichert: daß sie allein den Sieg zur vollkommenen Niederlage des Gegners machen kann, berührt er gar nicht; auch dürften die Eisenbahnen keineswegs eine Verminderung der Cavalerie herbeiführen, worüber das bekannte vortreffliche Werk von Pz. sich ebenso klar als überzeugend ausspricht. Mit großer Aufmerksamkeit verdienen dagegen die statistischen Untersuchungen studirt zu werden, vorzüglich im fünften Capitel die auf strategische und taktische Nothwendigkeit basirte Heereseintheilung in selbstständige Körper: es werden hier Armeedivisionen (wo keine Corps zusammengestellt sind) und Corpsdivisionen unterschieden und letztere schwächer bestimmt. Der Verfasser will ein Corps in drei Liniendivisionen von acht Bataillonen in zwei Brigaden (keine Regimenter) mit höchstens zwei Escadrons, einer Batterie von sechs Geschützen und einer halben Sapeurcompagnie thei-

len, außerdem die Reiter- und Artilleriereserve, vielleicht theilweise eine solche aus Scharfschützen und jedenfalls vier Guidencompagnien zum Ordonnanzdienst, wovon jeder Division eine beigegeben ist. Diese Eintheilung hat allerdings den Vortheil, eine selbständige Avantgardendivision zu haben, welche nach Bedürfniß durch Hülfswaffen zu verstärken ist. Die Dreizahl erscheint überhaupt in vieler Beziehung zweckmäßig, daher der Verfasser auch die Brigaden der Reservecavalerie aus drei Regimentern zusammensetzt. Die neueste preußische Ordre de bataille hat dieselbe Eintheilung.

Das sechste Capitel berührt einen der wichtigsten Gegenstände der Organisation: die Führung und deren Haupt- und Hülfsorgane. Der Verfasser gibt eine sehr eigenthümliche Eintheilung der Truppenführer in drei Kreise, von denen er den ersten, der nur handwerksmäßige Fachbildung braucht, Unteroffiziere nennt; den zweiten, der kriegswissenschaftliche Bildung verlangt (Bataillonscommandeure, Batterie- und Cavalerieregiments- und Brigadecommandeure), ausschließlich Offiziere, und endlich den dritten (Divisionsführer und Oberfeldherren), der die höchste militärische, politische und allgemeine Bildung mit überlegenem Talent verbinden soll, Generale. Er ist aber selbst überzeugt, daß man sich schwer zur Anerkennung dieser Eintheilung verstehen werde, weil sie allen herrschenden Ansichten so sehr widerspreche; vom Standpunkte der Vernunft lasse sich aber nichts gegen sie einwenden. Trotz dieser apodiktischen Behauptung dürfte sich doch wol vernunftgemäß bezweifeln lassen, ob handwerksmäßige Fachbildung auch nur für einen Lieutenant, der beispielsweise mit einer selbständigen Flankenabtheilung (wohl zu unterscheiden von bloßen Seitendeckungen!) zur Sicherung einer Operation detachirt ist, ausreichen wird, ob er nicht kriegswissenschaftlicher Bildung bedarf, um alles Das richtig zu beurtheilen, wozu man ihn weggeschickt hat. Und dennoch wirft der Verfasser alle Subalternoffiziere und Hauptleute in die Handwerkerclasse der Unteroffiziere! Die heutige Kriegführung macht höhere Ansprüche selbst an Führer der untersten Grade. Eine Kasteneintheilung von demokratischer Seite muß daher überraschen, umsomehr als der Verfasser alles Hinausstreben über den angewiesenen Kreis verwirft. Diese Lieblingsidee abgerechnet, welche schon in einem frühern Werke Rüstow's ausgesprochen ist, nimmt aber gerade dies Capitel durch seine geschichtliche Ueberschau und die bis ins Detail gehende Erörterung über die Organisation der Stäbe, vorzüglich des Generalstabs, ein hohes Interesse in Anspruch. Das siebente bespricht die Vorbereitung des Heers für den Krieg, die Ergänzung, Uebung und Ausbildung der Truppen, ihrer Führer und der Militärbeamten. Besonders was von der Uebung und Ausbildung gesagt wird, ist vortrefflich; dem theoretischen Unterrichte, der leider noch allzu mechanisch und eher geisttödtend als, was er doch soll, Intelligenz weckend betrieben wird, ist der rechte Weg gezeigt, und über die Entwickelung der höhern Soldateneigenschaften durch die Jugenderziehung kann man nicht gesundere Ideen hören, als sie hier entwickelt sind. Wer könnte auch leugnen, daß die Schule des Volks allein eine gute Schule für das Heer sei! Nur über Gehorsam und Disciplin könnte man mit dem Verfasser in manchem Punkte rechten, namentlich über die Leichtigkeit, in Milizheeren eine scharfe Disciplin aufrecht zu erhalten: die Erfahrung widerspricht dem. Was dagegen die wissenschaftliche Ausbildung der Führer betrifft, so wird man gewiß mit ihm einverstanden sein, auch über das gewöhnliche Gebrechen der meisten Offizierprüfungen, daß diese auf positives Wissen, oft reinen Gedächtnißkram, zu viel Werth legen und nicht vielmehr auf die formale Gesammtbildung der Aspiranten. Sehr wahr und treffend hebt der Verfasser den Uebelstand hervor, daß die militärwissenschaftliche Bildung meist in sehr kurzer Zeit erworben werden soll — ich könnte hierzu einen reichen Commentar liefern! Fast alle militärischen Cursus sind der Zeit nach zu kurz bemessen und gar erst die Privatvorbereitungsanstalten, wo oft in wenigen Wochen das ganze Pensum für das Offiziersexamen eingepaukt wird, um, nach dürftigem Bestehen, in viel kürzerer Zeit radical wieder vergessen zu werden! Und was fodert der Krieg an Wissen und Können! — auch an Wissen, ihr Herren, die ihr glaubt, mit bloßem Draufgehen sei es genug!

Die drei letzten Capitel umfassen die Ausrüstung, die Vorbereitung des Bodens für den Krieg, die Leistungspflichtigkeit der Landesbevölkerung, die Rechtsverhältnisse des Heers und im Heere, endlich die Kosten der militärischen Organisation und des Kriegs: Gegenstände genug noch von durchgreifender Wichtigkeit. Es genügt aber hier, auf ihren reichen Inhalt hinzuweisen, da derselbe vorherrschend technischer und materieller Art ist. Den Leser wird darin wiederum das historische Material interessiren, das der Verfasser zusammengetragen hat, er wird überall den praktischen Sinn, die mathematisch gebildete Verstandesschärfe desselben wiederfinden, die sich nicht mit allgemeinen Redensarten begnügt, sondern immer bestimmte Thatsachen und Zahlen setzt und dadurch allerdings mehr nützt, als durch rein theoretische Erörterungen geschehen könnte. Die Rechtsverhältnisse sind vom militärischen Standpunkte aufgefaßt; der Verfasser wünscht die Disciplinarstrafgewalt beschränkt und das Spruchgericht erweitert; wir sind mit ihm einverstanden, daß damit keine Gefahr verbunden sei. Sehr oft, wie Referent als Beisitzer eines Kriegsgerichts erfahren, lautet das Erkenntniß der Gemeinen viel strenger als das der Offiziere. Von dem Hinblick auf 1848 und den Ausfall auf Preußen, dessen Vermehrung des Offiziercorps er wahrlich falsche Motive unterschiebt, kann billig ein Absehen genommen werden.

Das Werk ist jedenfalls, wir wiederholen es, von Bedeutung und verdient von Jedem, dessen Beruf ihn an der Heeresorganisation betheiligt oder der sich für diesen Lebensnerv der Staaten interessirt, mit ernster Aufmerksamkeit gelesen zu werden; wie sehr auch die Ansichten von denen des Verfassers in vielen Hauptpunkten abweichen mögen, man wird ihm zugestehen müssen, daß er seinen überreichen Stoff zu bewältigen und geistreich zu behandeln verstanden hat. Mehr Nutzen würde er freilich bei größerer Selbstüberwindung dadurch erreicht haben.

Karl Gustav von Berneck.

Genrebilder aus dem russischen Volksleben.

Aus dem Tagebuche eines Jägers, von Iwan Turghenew. Deutsch von August Viedert. Berlin, Schindler. 1854. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Titel dieses Buchs ist durchaus unglücklich gewählt, er offenbart nicht blos nicht, er verhüllt, was in ihm enthalten ist, stellt es mindestens in Schatten. Wir erwarten „Jagdgeschichten", die bei vollen Humpen erzählt ganz erträglich sein mögen, wo die Wahrheit, welche ihnen fehlt, im Weine ist; aber in einem Tagebuche? Ein Tagebuch bei einem Waidmann ist wol ein seltener Vogel und klingt selbst schon wie eine Jagdgeschichte. Es ist in der That kein Jäger, sondern nur ein jagdliebender Gutsbesitzer in Rußland, dem die Mittheilungen dieses Tagebuchs in die Feder gelegt werden; auch enthält dies nicht, wie sonst üblich, ein inneres Spiegelbild Dessen, der es führt, ist keine Selbstbiographie oder Seelenzustandsgeschichte eines Einzelnen. Es ist viel mehr und Besseres, was der Verfasser oder Dichter dieses Tagebuchs uns bringt: es sind Naturschilderungen, Charakterzeichnungen, Erlebnisse, Reflexionen, kleine novellenartige Geschichten, die der Erfahrung und Beobachtung eines denkenden Mannes aus dem ihn umgebenden Lebenskreis in den Wurf kommen. Am besten könnten wir diese Aufzeichnungen als culturhistorische Genrebilder aus dem höhern und niedern Volksleben Rußlands bezeichnen. Es bedarf des durch die augenblickliche Weltlage und politischen Kämpfe erhöhten Interesses für (oder gegen) diese Nation nicht, um in diesem Werkchen einen höchst willkommenen Beitrag zur Verbreitung genauerer Kenntniß dieses Nationallebens zu erblicken, wodurch sein blos poetisches Verdienst einen eigenthümlich bestimmten höhern Werth erhält.

Die unter elf verschiedenen Ueberschriften gegebenen Mittheilungen eröffnen auf eine höchst lichtvolle und prägnante Weise einen Einblick in das mannichfaltige, meist sehr grell voneinander abstechende Leben und Treiben der verschiedenen Stände. Wir begegnen hier theils den aus täglichen Nachrichten wie aus Reisebeschreibungen bekannten Zügen, z. B. der durch das Verhältniß der Leibeigenschaft selbst und besonders durch die bedrückende Gewaltherrschaft der über die Unglücklichen eingesetzten Voigte und „Burmister" entsetzlichen und empörend bedrängten Lage einer großen Anzahl vom Anfang bis zum Ende des Lebens geknechteter, von keinem Lichtstrahl einer höhern Unterweisung erleuchteter, durch keine freie Bewegung des Gemüths in höherer sittlicher Freude veredelter Menschen; oder der aus der epidemischen Bestechlichkeit aller Communal- und Staatsbeamten bis zur Verzweiflung qualvollen Bedrängniß und zumal Unsicherheit des Lebens fast aller friedlichen und thätigen Staatsbürger; theils aber auch weniger bekannten und psychologisch tiefer bedeutsamen Verhältnissen der öffentlichen Bildung und Lebensrichtung, z. B. einer in den höhern Ständen grassirenden Sucht nach conventioneller Feinheit des Tons, nach dem glanzvollen Schein westeuropäisch gebildeter Conversation, welche, auf unnatürlichem, treibhausmäßigem Wege erworben, das im Keime schon kränkelnde Wachsthum nur bis zu dem Schein der Blüte, aber nicht bis zur Reife einer geisternährenden Frucht treiben können. In dieser Beziehung ist die letzte Geschichte: „Der Hamlet des Stschigrowschen Kreises", ein in seiner Art ausgezeichnetes Beispiel, wie die sonst nur an dem äußersten Ende einer Culturepoche eintretende Blasirtheit schon am Anfange oder eigentlich vor einer solchen da nothwendig erscheint, wo die Bildung des Individuums, von fernher gewonnen, weder mit dem ihm eigenen Kern des nationalen Geistes vermittelt ist, noch auch in dem heimischen Leben und Streben seiner Umgebung, welcher die Uebergangsstufen fehlen, eine lebenskräftige Anknüpfung oder einen vorbereiteten Boden thätiger Mittheilung findet.

Die Darstellung zeichnet sich dadurch aus, daß sie, obwol so allgemeine Charakterzüge zur Anschauung bringend, dennoch durchaus individuell gehalten und gestaltet ist. Es sind nicht allgemeine Schilderungen, sondern in echt poetischer Weise entworfene, ganz individuell gezeichnete Zustände, Charaktere und Ereignisse. Die Form ist streng realistisch, die Situationen, Reden, Verhältnisse sind genau nach dem Leben dargestellt. Dies erhöht den Werth derselben in Bezug auf den belehrenden Zweck ganz ungemein; auch in ästhetischer Hinsicht ist diese streng realistische Form höchst wirksam und ergreifend; es ist aber nicht zu übersehen, daß sie in ihrer Art zu weit getrieben ist. Indem nämlich der Verfasser die ideal-poetische Gestaltung vermeiden und nur eine naturgetreue Zeichnung geben will, unterläßt er es, die begonnenen Bilder zu vollenden. Wenn dies in Bezug auf bloße Schilderung von einzelnen Charakteren auch erträglich und gestattet sein mag, so wird es doch da sicherlich unangenehm und die Lectüre unbefriedigend, wo ein Anlauf zu einer Geschichte, zu einer Erzählung von Ereignissen genommen ist; wählt der Verfasser, und er hat offenbar, weil das Geschick, auch das Recht dazu, für seine Darstellungen die Form der Novelle, so muß er sich auch den Gesetzen derselben unterwerfen und dem an- und aufgeregten Gemüth des Lesers durch Abrundung der Ereignisse wiederum Ruhe und Befriedigung gewähren. Allerdings würde dadurch die realistische Schilderung eine ideale Gestalt gewinnen; da sie aber hierdurch von der Treue und Wahrheit der Charakteristik durchaus nichts einzubüßen genöthigt ist, so ist kein erheblicher Grund vorhanden, weshalb der Verfasser bei der fragmentarischen Form verharrt, welche er, freilich mehr als bescheiden, selbst mit der des Tagebuchs bezeichnet. Selbst die Charaktere, oft mit interessanten und spannenden Eigenthümlichkeiten begabt, verschwinden nach flüchtig skizzirtem Auftreten wieder vor den Augen des Lesers, wie dies schon daraus erhellt, daß über 50 solcher in dem Büchlein auftauchen.

Neben dieser rein realistischen Schilderung des Verfassers tritt freilich auch die idealistische Richtung seiner persönlichen Anschauung zutage; indem er zeigt, wie die Russen sind, weiß und läßt er auch merken, wie sie sein sollten. Dies zeigt sich nicht blos in der Darlegung der Lichtseiten des russischen Lebens in einzelnen Gestalten, sondern auch in der beiläufigen Enthüllung Dessen, was in der russischen Nationalität, der er mit ganzer Liebe hingegeben scheint, Großes, Kräftiges und Hohes liegt und besonders dann erscheinen würde, wenn sie eine natürliche, regelmäßige und selbsteigene Entwickelung erlangte. Einzelne Züge sind psychologisch höchst interessant, mit feiner Beobachtung entdeckt und an einzelnen Fällen treffend zur Anschauung gebracht. So heißt es unter Anderm: „Merkwürdig stirbt der russische Bauer! Sein Zustand vor dem Ende ist weder Gleichmuth noch Stumpfsinn.... Er stirbt, als ob er eine Ceremonie vollzöge, kalt und einfach." Ueber die russische Kunstliebe in den höhern Ständen schließt der Verfasser eine ausführliche Charakteristik mit den Worten: „Denn bei uns in Rußland ist es nun einmal Herkommen: an einer Kunst hat ein Mensch nicht genug: her mit allen zusammen!"

Wir dürfen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Verfasser mit allen literarischen und Culturverhältnissen des gebildeten Europa, besonders Deutschlands, genau vertraut ist (selbst die Hegel'sche Philosophie scheint er an der Quelle geschöpft zu haben, und der verschiedene, aufklärende und verwirrende Einfluß derselben auf die mangelhaft vorgebildeten russischen Geister wird mehrfach auf charakteristische und belehrende Weise dargestellt) und daß er umsomehr befähigt erscheint, die Zustände und kennzeichnenden Eigenthümlichkeiten seiner eigenen Nationalität bei der psychologischen Beobachtungsgabe und poetischen Phantasie, welche ihm gleichmäßig zustehen, treu sowol vom poetischen als kritischen Standpunkte zu schildern und zu vergegenwärtigen. Mit Vergnügen haben wir am Schlusse des Buchs die Worte gelesen: „Ende des ersten Bandes", denn wir begrüßen die darin liegende Hoffnung sowie die vorliegende Erscheinung selbst mit theilnahmsvoller Freude. 51.

Tyll Ulenspiegel.

Man kann wol sagen, daß der Charakter der hervorleuchtendsten literarischen Erscheinungen in Deutschland am Ausgang des 15. Jahrhunderts der der Opposition sei. „Reineke Fuchs", „Ulenspiegel", Sebastian Brant machen Opposition gegen das bisherige Leben, gegen den bisherigen Geschmack. Man darf freilich Männer wie Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg u. A. nicht geradezu Vorläufer der Reformation nennen, sie stehen vielmehr noch ganz im Papstthum, sie vertheidigen mit Ernst die absolute Herrschaft des römischen Bischofs, den Ablaß, den Mariencultus; aber indem auch sie die einzelnen Sünden des geistlichen Standes angreifen, lenken sie den Blick des Menschen auf sein Inneres und helfen so unabsichtlich die gewaltige Gährung herbeiführen. Dazu kommt, daß in ihrem Kreise das Studium des classischen Alterthums Pflege fand, dessen Geist, als er in ihren Schülern sich mit den reformatorischen Ideen verband, sie nicht mehr zu bannen vermochten. Die Unnatur, welche in dem Gebiete der Religion den Menschen von Gott entfernt hatte, die statt wahrer Frömmigkeit ihn unverstandene Ceremonien lehrte, hatte auch in Sitte und Literatur um sich gegriffen, und gegen sie machen die Volksbücher Chorus. Sie gehen darauf aus, die Natur wieder zu Ehren zu bringen, und thun dies mit dem Uebermaß, mit dem jede neue Richtung sich ankündigt. Die ritterlichen Abenteurer verwandeln sich in Landstreicher, der übernatürliche feierliche Ernst in die tollste Laune. Sie spotten des Aberglaubens und Aberwitzes, der Alltäglichkeit, der Phantasterei, sie wollen umstürzen, ohne zu wissen, was sie aufbauen sollen. Und diese satirische Kraft, dieser Muthwille verjüngte die deutsche Nation, weckte sie aus dem Schlafe der Abgeschiedenheit, des Alters,

sie tilgte Scholastik und Papismus. Die Thorheit schaffte die Klugheit. Die Ironie, welche über alle Stände, über das ganze Leben ausgegossen wird, das ist es besonders, was das Glück des „Ulenspiegel" gemacht hat, nicht blos der traditionelle Witz der Handwerksgesellen, der in dieser Form schon längst bekannt war. Es gibt kein Volksbuch, welches sich einer größern Theilnahme erfreut hat als die Historie des Ulenspiegel. Kein Held ist so bekannt als er. Wer und wo man den Namen hört, Jeder versteht ihn und verbindet einen bestimmten Begriff damit, den des heitern Spottes und mehr oder minder harmloser Schalkhaftigkeit. Seit Jahrhunderten bezeichnen wir mit dem Namen Eulenspiegel, welcha hochdeutsche Benennung die ursprüngliche niederdeutsche zurückgedrängt hat, einen gewissen Charakter; der Name ist mit dem Buche in mehre Sprachen übergegangen, und wie bei uns die Eulenspiegeleien, haben bei den Franzosen die espiègleries und ein Haupt- und Beiwort espiègle ihr Bürgerrecht längst erworben.

Und trotz aller dieser Beweise der Verbreitung, der Beliebtheit, des Einflusses des Volksbuchs ist uns über den Helden so Weniges bekannt und in Bezug auf seine Epopöe so Manches noch unsicher. Selbst der neueste Herausgeber Lappenberg *) hat nicht jedes Dunkel zu erhellen vermocht, so zahlreich auch die neuen Aufschlüsse sind, die wir seiner ausgebreiteten Belesenheit und seinem Scharfsinn verdanken.

Die Schwänke Ulenspiegel's haben ihr Local alle in Niedersachsen, und den ersten Druck haben wir nach manchen Anzeichen wol in der niedersächsischen Sprache zu suchen. Und nun ist es merkwürdig, daß wir doch keinen plattdeutschen Druck haben, daß sogar in Norddeutschland der „Ulenspiegel" nicht vor dem Jahre 1714 gedruckt worden ist. Daß dies nicht geschah, das verschuldete wol die strenge lutherische Lehre und geregelte Kirchenzucht, welche die Buchhändler abschreckte, so anstößige Geschichten drucken zu lassen. Das älteste erhaltene Exemplar einer Ausgabe des „Ulenspiegel" ist die strasburger von 1519, und diese ist, da die bessern Erzählungen, welche das Buch erst werthvoll und beliebt machten, von ihm hinzugefügt sind, nicht blos für eine Bearbeitung, sondern für ein eigenes Werk des bekannten Gegners Luther's Dr. Thomas Murner zu halten, sodaß der neueste Herausgeber geradezu den „Ulenspiegel" diesem Gelehrten vindicirt hat; jenes einzig erhaltene Exemplar aber befindet sich auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Es ist angegeben, daß schon 1483 eine Sammlung der Schwänke Ulenspiegel's in niedersächsischer Mundart gedruckt war; diese beschränkte sich jedenfalls aber nur auf einen kleinen Theil des uns jetzt vorliegenden Buchs, nämlich auf die Erzählungen von der Jugend, den Handwerkerschwänken und den letzten Tagen des Volksnarren; unsers „Ulenspiegel" Verfasser ist und bleibt Thomas Murner.

Schon Luther bediente sich des Namens Eulenspiegel als eines bekannten Begriffs, Hans Sachs benutzte einige Schwänke zu seinen dramatischen Arbeiten, die größte Auszeichnung aber, die Tyll Eulenspiegel je widerfahren ist, ist wunderbarerweise die unbekannteste geblieben, nämlich die unzweifelhafte Bearbeitung in deutschen Versen durch Fischart unter dem Namen Menzer, welche Uebersetzung in das Jahr 1571 gesetzt wird. Früh kommen dann mehr oder minder treue Uebersetzungen in lateinischer, englischer, französischer, holländischer, vlämischer, dänischer, polnischer Sprache vor; es gibt wenigstens 50 Ausgaben des „Ulenspiegel".

Der Held der Geschichte wird bekanntlich als zu Mölln gestorben genannt und sein Grabstein dort noch gezeigt; der jetzt dort befindliche ist übrigens eine Erneuerung des alten, welcher wieder älter als 1519 gewesen sein muß. Dieser Stein wurde lange Zeit viel von reisenden Handwerksburschen besucht, da Tyll zum Heiligen, nämlich zum Patron gegen Zahnschmerzen gestempelt war, und deshalb wurde er in wohlgemeinter Absicht von Magistrats wegen auch wieder erneuert. Später haben die Niederländer, nach der Ehre trachtend, den wunderlichen Heiligen zu ihrem Landsmann zu machen, angegeben, daß er in der Stadt Damme begraben sei, aber das auf ihn gedeutete Grab war nach alten beglaubigten Nachrichten das des Dichters Jakob von Maerlant, Stadtschreibers zu Damme.

Der Name Ulenspiegel kommt als Familiennamen öfters vor, sowol in Westfalen als im Braunschweigischen. Der Schauplatz der Thaten unsers Helden ist Deutschland, und mit Ausnahme von Nürnberg, Frankfurt und Marburg liegen die Städte und Dörfer in Sachsen, alle kleinern Orte unsern Braunschweig. Rechnen wir dazu, daß aus andern Quellen nachher schon von Murner Mehres auf Ulenspiegel übertragen ist, daß verschiedene Namen von Personen, die im Buche vorkommen, sich für das 14. Jahrhundert nachweisen lassen, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß, wenn auch nicht der Tyll Ulenspiegel wirklich gelebt haben sollte, doch ein wandernder Sänger im Anfang des 14. Jahrhunderts die Gegend des Harzes bereist und ihre Oertlichkeiten genau durchforscht habe, um sie possenhaften Erzählungen zugrunde zu legen; jene Zeit, der Anfang des 14. Jahrhunderts, war gerade die Zeit der wandernden Handwerker.

Daß ein niedersächsischer Text, der für uns verloren ist, 1483 geschrieben sei, hat, wie gesagt, nichts Unwahrscheinliches. In die alten Erzählungen trug schon Murner mehre neue Fabeln, zum Theil die besten ein, sodaß jetzt zu den Quellen unsers „Tyll Ulenspiegel" gehören der „Pfaff Amis" des Strickers, der „Pfaff vom Kalenberg" (welcher auch den Franzosen bekannt gewesen sein muß, denn von ihm schreibt sich das Wort Calembourg her), der Italiener Gonella, Hofnarr des Markgrafen Niccolo von Este und des Herzogs Borso von Ferrara (1430—70), Poggio von Florenz (gest. 1459), vielleicht auch die „Cento novelle antiche" (aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammend), die Novellen des Morlini (1520 zu Neapel gedruckt), die Schwänke von Heinrich Bebel (1497—1514 Professor zu Tübingen, dessen „Facetiae" 1505 zu Strasburg gedruckt sind), der Dichter François Villon zu Paris (geb. 1431). Verwandt mit „Ulenspiegel" sind Johann Pauli's (geb. 1455, Barfüßer zu Strasburg, starb zu Thann um 1530) „Schimpff und Ernst", diese beliebte Sammlung kleiner Erzählungen, die 1522 gedruckt ist und Einiges aus Murner's „Ulenspiegel" entlehnt hat, der „Bruder Rausch", von dessen niedersächsischer Bearbeitung ein Abdruck vom Jahre 1500 existirt, „Claus Narr" (1496—153[illegible] Hofnarr der Kurfürsten von Sachsen), verfaßt von M. Wolfgang Buttner, Pfarrer zu Wolfferstat im Mansfeldischen, gedruckt 1572, und „Hans Clawert" vom Stadtschreiber Bartholomäus Krüger zu Trebin 1587. 9.

Notizen.

„Mythen aus der Zeit der Dämmerung."

In Deutschland erscheinen häufiger als in jedem andern Lande aus der Feder von Leuten, die geistreich sind bis zur Verworrenheit, wie im Traum geschriebene Schriften, welche es durch ihre subjective, confuse und wahrhaft chaotische Form recht darauf abgesehen zu haben scheinen, keine oder doch möglichst wenige Käufer und Leser zu finden. Dahin gehört folgende:

Sylvester und Herr von Polymar. Geschichten und Mythen aus der Zeit der Dämmerung. Ein Roman, geschrieben im Herbste 1847 von J. C. Blackert. Kassel, Raabé u. Comp. 1853. 12. 2 Thlr.

Es ist schon ein Mißgriff, ein im Jahre 1847 geschriebenes Buch sechs Jahre später erscheinen zu lassen. Wenn wir auch nicht gerade sagen wollen, daß in unserer flüchtigen, Geschmackswandelungen außerordentlich ausgesetzten Zeit der Geschmack alljährlich eine andere Richtung einschlage, so thut er dies doch gewiß nach dem Verlaufe eines Lustrums. Vorliegendes Buch

*) Dr. Thomas Murner's Ulenspiegel. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Leipzig, T. O. Weigel. 1854. 8. 4 Thlr.

kommt uns jetzt fast spukhaft vor, und der Zusatz auf dem Titel „Mythen aus der Zeit der Dämmerung" bereitet diesen Eindruck vor. Das Buch ist ein Gemisch von Lebenserinnerungen, Genrebildern, Erzählungen und Unterhaltungen über Gegenstände der verschiedensten Art. Durch dieses Gemengsel bricht aber der Geist des Verfassers zuweilen in eigenthümlicher Weise durch und manche goldhaltige Sentenz wird von der dunkeln Welle ans Ufer gespült. Wir rechnen hierher folgenden Gedanken: „In das Herz, welches liebt, darf nur der Liebende und die Geliebte blicken. Die Liebe muß ein Geheimniß bleiben, wenn auch alle Welt darum weiß. So ist es ebenfalls mit der Religion; viel reden und schwatzen soll man darüber nicht; und die alten Völker haben ganz Recht, wenn bei den heiligen Handlungen nichts geredet werden durfte; diese Vorsicht, dieses Schweigen ist kein Aberglaube." Ein alter Kriegsmann sagt: „Besser, viel besser würde das Gras grünen, schöner würden die Bäume blühen und markiger würden unsere Knochen werden, wenn unser Boden einmal mehr Leben durch eingesogenes Blut in sich zöge: du weißt, daß der Kriegsmann aus Liebe stirbt. Höre also, durch die Liebe wird, wie alle Welt, so auch die matte Erde stark. Heldenblut ist frisch, ist kein todtes Todtenblut. Wie der Leu, der Thiere König, des Blutes bedürftig ist, auf daß sein edles Leben in ritterlicher Kraft erstarke, so bedürfen wir des heiligen Blutes im Opfertod der Krieger: denn im Blut ist Stahl und Leben". Vom Standpunkte der Jünger Elihu Burritt's läßt sich hiergegen ohne Zweifel Manches einwenden, aber der Gedanke ist kräftig und anschaulich bilderreich ausgedrückt. Trotz solcher einzelnen lichten Blicke und Augenblicke macht doch das Buch als Ganzes den Eindruck eines Traumbuchs.

Die schriftstellernden Frauen und der Humor.

Wir lasen soeben ein Urtheil der Paalzow über Immermann's „Münchhausen", in welchem die Verfasserin von „Godwie-Castle" kurzweg die „Gemeinheit einer Studentenlaune" erblickt. Doch wir setzen die ganze Stelle her: „Wohin seine (Tieck's) Schule, seine Ermunterung führen kann, sehen wir an dem reichen Geiste des verführten Immermann; doch selbst «Münchhausen» wird Tieck die Binde nicht von den Augen reißen; er, der den göttlichen Humor Shakspeare's anbetet, wird in der glatten (platten?) Gemeinheit dieser Studentenlaune noch einen gewissen Reiz finden und sich daran erfreuen können, und darum — nicht weil es seinem höhern Geiste genügte — sondern weil der übel berauschte Spötter sein Schüler ist." Man würde seinen Augen nicht trauen, wenn man dieses Urtheil liest, wüßte man nicht, daß es von einer Dame herrührt, die gewohnt war, in vornehmen und höchst vornehmen Kreisen zu verkehren, in denen es zum guten Ton gehört, officiell den aus natürlichem Quell strömenden Humor de haut en bas anzusehen, während man im Geheimen seinen „Kladderadatsch" mit größtem Behagen liest und sich Abends im Theater eine Posse oder ein frivol zweideutiges französisches Lustspiel recht gern gefallen läßt. In den Romanen unserer schriftstellernden Frauen (aber auch in fast allen der Männer) nimmt man gegenwärtig eine fast gänzliche Abwesenheit aller humoristischen und naiv-komischen Auffassung wahr, obschon diese Auffassung, obgleich in der germanischen Natur tief und ursprünglich wurzelnd, vielleicht nie eine solche Berechtigung hatte als gerade jetzt. Uebrigens können wir nicht zugeben, daß, wie Manche behaupten, der Humor ein den Frauen von Natur widerstrebendes Element sei; den germanischen Frauen wenigstens ist er es nicht; das Schalkhafte und Naiv-Spöttische ist ihnen von Hause aus eigen und hat sich auch in der Darstellungsweise mancher Schauspielerinnen, denen man erlaubt, die conventionellen Schranken zu durchbrechen, in unwiderleglichster und unwiderstehlich liebenswürdigster Weise beurkundet. Es muß also an ganz andern, von außen hinzutretenden, conventionellen Bedingungen, grämlichen Gouvernanteneinflüssen und künstlichen Salonschnörkeleien liegen, wenn unsere schriftstellernden Frauen dieses offenen schalkhaft-naiven Elements so gänzlich bar und ledig erscheinen, daß man meist nur der nach allen Seiten hin Eingeschnürten und in Reflexionen und sentimentalen Redensarten Eingesponnenen oder der geistreichen geschminkten Koketten oder der künstlich Schaufsirten begegnet, wo man ein natürliches, seiner fünf gesunden Sinne mächtiges naives Weib zu finden hofft.

H. M.

Bibliographie.

Aristophanes, Die Ritter. Deutsch und griechisch von E. Born. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 28 Ngr.

Arndt's, E. M., Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. 4ter Theil. Berlin, Weidmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 1ste Abtheilung: Erläuterungen zu Goethes Werken von H. Düntzer. 1. Goethes Hermann und Dorothea, erläutert. Jena, Hochhausen. Gr. 16. 4 Ngr.

Galle, L., Katechismus der elektrischen Telegraphie. Mit 107 in den Text gedruckten Abbildungen. [Weber's illustrirte Katechismen. Nr. 21.] Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Göschel, K. F., Die Sage von Parcival und vom Gral nach Wolfram von Eschenbach. Ein Vortrag auf Veranlassung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 8. Januar 1855. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 9 Ngr.

Sand's, George, sämmtliche Werke. 27ster Theil. — A. u. d. T.: Geschichte meines Lebens. Deutsch von Claire v. Glümer. 4ter Theil. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Wie das Volk spricht. 524 sprichwörtliche Redensarten (herausgegeben von E. Hoefer. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

An der Schwelle deutscher Fragen. Berlin, Herbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Arneth, A., Trauerrede auf den am 26. Oktbr. 1854 zu München erfolgten Hintritt I. Maj. Therese, Königin von Bayern. In der königlichen Hofkapelle zu Athen gehalten. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 2½ Ngr.

Baumgarten, M., Eine theologische Nothwehr. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Bulle Sr. Heiligkeit Pabst Pius IX., über die dogmatische Definition der Unbefleckten Empfängniß der Jungfräulichen Gottesmutter. Anhang zur 1. Auflage der Lehre von der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria. Von Denzinger. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 2 Ngr.

Das himmlische Bürgerrecht, eine Predigt über Philippen 3, 20. 21. gehalten zu Lotte im Tecklenburgischen 1809. Aufs Neue gedruckt zum Besten des Deutschen Hospitals auf dem Berge Zion in Jerusalem. Bremen, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Civiltà cattolica. Deutsche Ausgabe. Bearbeitet und herausgegeben von einem Kreise katholischer Gelehrten. 1ster Jahrgang 1855. Zehn Lieferungen. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die napoleonischen Ideen. Zeitgemäßer Auszug aus dem gleichnamigen Buche des jetzigen Kaisers der Franzosen. Als Beitrag zur „preußischen Neutralität". Quedlinburg, Franke. Gr. 12. 5 Ngr.

Kramer, G., A. H. Francke, J. J. Rousseau, H. Pestalozzi. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke zu Berlin am 20. Febr. 1854 gehalten. Berlin, W. Schultze. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Resultate des ersten Kriegsjahres und ein Blick in die nächste Zukunft. Wien. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 11. —— 15. März 1855.

Ueber christliche Kunst.

1. Ueber Kunst. (Fragmente aus Briefen.) Eine Vorlesung. Von Alfred Graffunder. Berlin, Ernst und Korn. 1854. Lex.-8. 7½ Ngr.
2. Christus und die Kunst. Eingeleitet durch Worte der Erinnerung an Ludwig Tieck. Von Albert Peip. Berlin, G. Reimer. 1853. 8. 7½ Ngr.
3. Ueber die verschiedene Auffassung des Madonnenideals bei den ältern deutschen und italienischen Malern. Von H. Ulrici. Halle, Mühlmann. 1854. 16. 5 Ngr.
4. Ueber den Ursprung, die Entwickelung und Bedeutung der Basilika in der christlichen Baukunst. Von Joseph Anton Meßmer. Leipzig, T. O. Weigel. 1854. 8. 24 Ngr.
5. Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. Von G. M. Dursch. Tübingen, Laupp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Nürnbergs Kunstleben in seinen Denkmalen dargestellt. Ein Führer für Einheimische und Fremde. Von R. von Rettberg. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
7. Die christliche Kunst in Spanien. Von J. D. Passavant. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.
8. Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, R. Weigel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
9. Ludwig Gallait und die Malerei in Deutschland. Nebst einer Abhandlung über den Begriff des Malerischen und der Malerei. Von A. Teichlein. München, Kaiser. 1853. 8. 10 Ngr.

Ich verstehe unter christlicher Kunst nicht blos eine solche, die sich streng und ausschließlich an biblische Stoffe hält oder in ihrer Auffassungs- und Behandlungsweise eine bestimmte Kirchensatzung im Auge hat und mit dieser übereinstimmt; vielmehr wie ich im Christenthum ein neues Lebensprincip und in Christus den Mittelpunkt der Geschichte erkenne, so gilt mir auch als christliche Kunst diejenige, welche sich unter dem Einflusse seines Geistes unter den Völkern, die ihn bekennen, entwickelt hat und von der Kraft dieses Geistes wie von ihrem freien Bunde mit ihm auch dadurch Zeugniß gibt, daß sie die ganze Welt in den Kreis ihrer Darstellungen zieht, um kund zu machen, daß die Erde, daß Natur wie Geschichte überall des Herrn sei; nicht in dem Aussprechen einzelner Dogmen oder im Hangen am Buchstaben, sondern an dem Licht, das ihr scheint, an dem Sinne, mit welchem sie arbeitet, an der ganzen Auffassungsweise müssen wir den Charakter der Kunst erkennen. Das Christenthum ist als Religion vor allem That und Leben, gottinniges Leben der Liebe; als Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes oder des verlorenen Urbildes der Menschheit ist es nicht naturfeindlich, sondern naturverklärend, nicht weltflüchtig, sondern weltüberwindend und weltdurchdringend und dadurch dem Wesen der Kunst ebenso innig verwandt als durch seine Wahrheitsoffenbarung und Lehre in unmittelbarem Zusammenhange mit der Philosophie und ihrer Geschichte; ohne Kunst und Philosophie kann es empfunden und erlebt, aber nicht allseitig begriffen und wissenschaftlich verstanden werden.

Eine Reihe von Schriften, die uns zugleich ein reges Interesse bei vielen Zeitgenossen für die Frage nach dem Verhältniß von Kunst und Christenthum beweisen, wird uns zur nähern Beantwortung derselben Gelegenheit geben.

Die Sammlung für die weimarer Dichterdenkmäler war die Veranlassung, daß Alfred Graffunder eine Vorlesung in Erfurt hielt, die allerdings sehr wenig den Charakter einer zusammenhängenden Rede trägt, sondern wirklich wie eine Mittheilung aus Brieffragmenten dadurch erscheint, daß sie geistvolle Aphorismen gibt, die zwischen unausgesprochenen Voraussetzungen und Folgerungen in der Mitte schweben bleiben, aber oft durch ein einziges Wort, wie bei Menschen, die miteinander umgehen, ganze Gedankenreihen anzuregen hoffen und die freundliche Theilnahme erwarten, die sie selbst weiterspinnt. Sie enden und gipfeln im Begriff der christlichen Kunst und ihrer Zukunft. Wenn das Denken, so möchten wir den ersten Brief zusammenfassen, vorzugsweise die männliche, das Empfinden die weibliche Seite unserer Natur ausmacht, so genießen wir der Befriedigung, den Menschen in uns in seiner vollen Wesenheit zu erfassen, wenn der Dichter seine Gedanken empfindet, seine Empfindungen denkt. Ein zweiter scheidet die epische Erzählung, die das in der Zeit nacheinander Fol-

gende gleich dem Relief aneinanderreiht, und das Schauspiel, welches den Raum zu Hülfe nimmt und die Gestalten der Gruppe in ungleicher Entfernung perspectivisch zeigt. Wie dann der Raum sich theilt zwischen seine Füllungen und das Licht, das sie umfließt und sichtbar macht, so soll die Plastik die Kunst der Körperlichkeit, die Malerei die des Lichts sein. Nach mancherlei sinnigen Bemerkungen über das Pathetische und Ethische, die ihm den Weg bahnen zur Charakteristik der antiken und christlichen Welt, sagt er dann: „Die antike stellt die Erscheinung des Geistes dar, die christliche sucht den Geist der Erscheinung", ein Wort, das zu den mehr blendenden Antithesen gehört, da es gerade die christliche Kunst unmöglich machen würde, weil sie kein bloßes Suchen, sondern ein Können und Darstellen sein muß, und umgekehrt gerade die Entwickelungsgeschichte beweist, daß die Griechen von dem Leibe, von der Natur ausgingen und sich in den Geist und zum Ausdruck desselben erst erhoben, was namentlich des Phidias epochemachende That war, während die Körper der äginetischen Statuen schon meisterhaft durchgebildet sind; daß umgekehrt die christliche Kunst mit dem Geistigen, mit dem Gedanken beginnt und ihn zuerst durch Sinnbilder andeutet, dann aber das Seelenleben im Ausdruck des Auges, im Gesicht darstellen lernt und erst allmälig zur vollendeten Körperschönheit vorangeht. Das Sinnbild hält Alfred Graffunder gerade für die zukünftige Weise der christlichen Kunst; vielmehr wird solche die Verkörperung der Idee in der menschlichen Gestalt und dem geschichtlichen Ereigniß sein. Auch möchte ich nicht behaupten, daß die Darstellung Gott-Vaters ebenso unmöglich sei, als sie verboten werde, weil sie zur Abgötterei führe. Der Mensch ist nach seinem Ebenbilde geschaffen, so kann in dem Urbilde der menschlichen Natur seine Erscheinung dargestellt werden, wie dies Michel Angelo, Rafael, Cornelius gethan haben, sie Alle unter dem Einflusse des Phidias und seines Zeus. Aber der hellenische Zeus, der Vater der Götter und Menschen, der Künstler des Alls, der in den andern Göttern die einzelnen Seiten seines Wesens ausstrahlen läßt und der Träger einer sittlichen Weltordnung ist, der dünkt mir auch kein absolut falscher Gott, sondern eine Offenbarung des wahren Gottes im Spiegel des hellenischen Gemüths. Auch das Heidenthum ist Religion, die Griechen namentlich hatten in ihrer Mythologie kein leeres Phantasiespiel, sondern eine Fülle tiefsinniger Ideen, die der Glaube des Volks ehrfurchtsvoll sich aneignete und nach ihnen das Leben richtete. Graffunder scheint mir das Wesen des Christenthums und seiner Kunst zu sehr in das Transscendentale, in die romantische Sehnsucht zu setzen; auch die Immanenz kommt jenem zu, denn das ewige Wort ist Fleisch geworden und die Natur soll verklärt werden.

Mit Albert Peip fühle ich mich auf gleichem Boden, wenn seine Wissenschaft den ewigen göttlichen Gehalt des Christenthums in die Formen je gegenwärtiger menschlichen Bildung gießen will. Das, meint er freilich, werde Denen misfallen, die dermalen das Vorrecht der Gläubigkeit und Bekenntnißtreue für sich ansprechen, der alten so ungenügsamen als selbstgenügsamen tyrannischen Schule, über die Hieronymus klagt, die aus dem Glauben ein Klauben an Worten und Wörtern, ein Wissen der Historien macht. Sein Schriftchen „Christus und die Kunst" bespricht zunächst die Einsprüche, die sich von jüdischer wie von heidnischer Seite aus gegen die christliche Kunst erheben, zumal ja das Christenthum als das wiederhergestellte Menschenthum älter sei als Juden- und Heidenthum. Die Einen verwerfen die Kunst, die Andern das Christenthum. Buße und Gnade, göttliche Traurigkeit und Freude in Gott sind ernste Dinge und haben nichts zu thun mit dem Spiele der Kunst, sagen die Einen. Sie trennen Christenthum und Welt und eifern gegen die Sinnlichkeit und Natürlichkeit, die der Kunst anhaftet; sie klagen einen Mozart oder Goethe der Unchristlichkeit an, nicht nach dem Gebote der Erkenntniß an den Früchten, sondern nach der Uebereinstimmung mit Formeln und Formen. Eine mildere Richtung gestattet Kunst, aber nur insofern sie im Dienste der Kirche steht und für deren Zwecke wirkt, deren Gedanken und Thatsachen schildert. Aber ein Anderes ist christliche Kunst, ein Anderes Darstellung des Christenthums. Das Christenthum ist der Sauerteig, welcher das ganze Leben durchdringt, und wo immer das Schöne aufleuchtet, da ist es eine Wiederherstellung der Natur zu voller Reinheit, eine Versöhnung des Geistes mit ihr. Und wenn man die jetzt so vorzugsweise als christliche Künstler in den Zeitungen ausgerufenen Poeten ansieht und mit Shakspeare oder Schiller vergleicht, die doch Kunstwerke hervorgebracht, welche sich vor Gott und Menschen können sehen lassen, so wären die Künstler dieser Welt besser als die Künstler des Lichts, wenn wir unsere Heroen nicht zu den letztern zählen dürfen. Recht gut entwickelt Peip, daß sich die Kunstlehre Schiller's nur mit dem Christenthume festhalten, nur in seiner Kunst begründen lasse:

> Das in Einem Uebersinnliche und Sinnliche, Unendliche und Endliche, Schöpferische und Geschöpfliche, das Gestalt und Leben in sich Einende, oder wie sonst die Begriffsbestimmung der Schönheit laute, ist ur- und vorbildlich in Christus gegeben.

Und ebenso wahr sagt er von den Theaterstücken, welche die Idee der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade verloren haben und die Harmonie durch Freigeisterei ersetzen wollen:

> Ehedem flüchtete sich das Schöne, aus der Wirklichkeit verdrängt, gedichtet auf die Bühne, und der entzückte Zuschauer seufzte und sehnte sich danach wie in enger Hütte der kranke Schweizer nach Alpenluft; der Gegenwart geht es umgekehrt: ihre Fabeln sind häßlicher als die Wirklichkeit.

Das Schöne bezeichnet Peip als das vom Wahren und Guten durchschienene Natürliche. Wenn er zu dieser Bestimmung hinzufügt, das Wahre sei das Reich des Vaters, das Schöne das Reich des Sohnes, das Gute das Reich des Heiligen Geistes, so ist dies schon etwas spielendes Theologisiren, das sich dann noch steigert in folgenden Sätzen:

Die Schönheit ist die Thür, durch die der Vater zum Geiste geht; das Schöne weder das Erste noch das Letzte, sondern der morgenrothe Durchgangspunkt zum Ziele, das Phönixfeuer, worin das Unendliche den Scheintod erduldet, das Sinnbild und Denkmal, dem Ewigen in der Zeitlichkeit errichtet zu seiner Verewigung.

Endlich machen wir den Verfasser darauf aufmerksam, daß die deutsche Wissenschaft so gut als die mittelalterliche oder kirchenväterliche das Recht haben muß, die Thatsachen des Christenthums auf ihre Art im Zusammenhang der Weltgeschichte wie der eigenen innern Erfahrung des Menschen zu begreifen, auf die Worte Christi in ihrer Art die weitere theoretische Entwickelung der Religionslehre zu gründen. Die Kritik ist in unsern Tagen weit weniger widerlegt als beiseite geschoben worden, die theologische Jugend findet es bequemer, mit einem salto mortale sich in die Orthodoxie zu stürzen, als mit dem Zweifel mannhaft zu ringen und durch seine Ueberwindung den begründeten Frieden zu finden, sie findet es bequemer, die Natur- und Geschichtswissenschaften unbeachtet zu lassen, als nach einer Fassung und Auslegung der Schrift zu suchen, die sowol für diese selbst richtig als auch mit jenen in Harmonie sei. Wenn keine gründliche Versöhnung von Glauben und Wissen eingeleitet wird, dann wiederholt sich in der nächsten Generation die Ausbreitung des glaubenslosen Wissens im Gegensatz des wissenschaftslosen Glaubens.

Hermann Ulrici gehört zu den Männern, die der Religion wie der Philosophie mit gleicher Treue anhangen und zugleich der Kunst ein begeistertes Herz zuwenden, zu den Männern, in deren Geist die freie Forschung, das sittliche Gewissen, ohne das die Philosophie Sophistik wird, und die Lust am Schönen gemeinsam walten und einander durchdringen. Sein kleines Schriftchen über das Madonnenideal einiger großer Maler, der Abdruck eines Vortrags, hebt einleitend hervor, wie schon die älteste Zeit bei allem sonstigen Anschluß an die griechisch-römische Kunstübung doch in den von ihr bereits für alle Zeit festgestellten typischen Zügen von Christus und Maria ein ganz neues und eigenthümliches Gebilde schuf, und bemerkt, wie seit dem 9. Jahrhundert die Darstellung der Mutter mit dem Kind ein Lieblingsgegenstand der Künstler wie des Volks geworden. Die Menschwerdung Gottes in Christo, dies war die religiöse Wahrheit, deren Anschauung die Malerei gewähren sollte; Maria ist ursprünglich dabei nur die Trägerin des fleischgewordenen Worts, durch das auch wir wieder das Bewußtsein der Kindschaft haben. Wenn Goethe einmal sagt, die Mutter mit dem Kind sei der lieblichste Ausdruck reiner, einfacher Menschlichkeit, und daraus erkläre sich der allgemeine Anklang, den diese Darstellung früher gefunden habe und noch immer finde, so behauptet Ulrici dagegen mit Recht, daß sich bis tief ins Mittelalter hinein nichts von mütterlicher Zärtlichkeit finde, vielmehr throne das Kind wie ein junger König, die Weltkugel in der Linken, die Rechte segnend erhoben, auf dem Schoose der Maria, die ernst und still als Werkzeug der göttlichen Gnade, als lebendiger Thron für den Fürsten des Lebens aufgefaßt sei. Vom 15. Jahrhundert an hob man das Kindliche in Christus neben dem tiefen göttlichen Ausdruck hervor und gab dem Antlitz der Mutter mehr theilnehmende Innigkeit und Hingebung. Das 15. Jahrhundert suchte in der Maria das Ideal der reinen Jungfräulichkeit darzustellen, und dies erreichte durch Leonardo da Vinci und durch Jugendwerke Rafael's (Ulrici hebt la belle Jardinière im Louvre hervor) seine Vollendung. Nun möchte ich behaupten, daß es doch eine Reihe von Madonnenbildern gibt, in welchen die mütterliche Zärtlichkeit zwar nicht allein waltet, aber doch mit edler Beseligung hervortritt, indem Maria in ihrem Kinde doch immer zugleich ihren Herrn und Erlöser liebevoll umfaßt, wie auf dem Bilde aus dem Hause Tempi in München und der florentiner Madonna della sedia, die das Herrlichste dieser Auffassungsweise darstellt. Dann reiht sich das dresdener Bild als ein drittes und höchstes an: es kehrt zu dem Ursprung und zu der religiösen Weihe des altchristlichen Typus zurück, Maria ist die Trägerin des Heils, sie ist reine Jungfrau, aber sie, die als Mutter des Heilands ihn unter ihrem Herzen trug, hat ihn auch in ihre Seele aufgenommen, ist verklärt von seinem Geiste und durch ihn zugleich die Himmelskönigin. In Christus ist dabei die unergründliche Tiefe des Geistes, besonders im weltdurchschauenden Blick, mit den Formen und Zügen des Kinderantlitzes auf eine ganz einzige Weise verschmolzen: der göttliche Geist ist Kind geworden, um uns in die Kindschaft wiedereinzusetzen, Kind und Jungfrau selbst sind das Sinnbild der göttlichen Liebe und der sie aufnehmenden, durch sie verklärten Menschheit. Ulrici erinnert an die Transfiguration, die Verklärung Christi, und stellt ihr diese Maria in der Verklärung oder Glorie zur Seite, indem er in ihr das Ideal der vom Christenthum ergriffenen und damit über das irdische Dasein erhobenen und geläuterten Menschenseele sieht. Der Himmel ist uns aber aufgethan, und die Bedingung, in ihn einzugehen, ist der Glaube, die rückhaltlose Hingabe an Gott. Doch hören wir ihn selbst die Composition des allbekannten Bildes weiter entwickeln. Er sagt:

Darum erscheint die Hauptgruppe von denjenigen Gestalten umgeben, in denen vorzugsweise der christliche Glaube zu seinem vollen Ausdruck auf Erden gelangt. Die erste derselben ist die Form, in der die Kindesseele noch ohne Verständniß, ja noch ohne bestimmtes Gefühl für die Wahrheit des Christenthums, nur in unmittelbarer ahnender Hingebung von der göttlichen Gnade ergriffen und verklärt wird; sie ist durch die beiden zu Engeln verklärten Kindergestalten repräsentirt, die auf die Schwelle der Himmelspforte sich stützen. Die zweite Form ist diejenige, in welcher das Jünglingsalter und das weibliche Geschlecht das Heil empfangen. Das Weib, das innerhalb seiner natürlichen Bestimmung sich hält, nimmt das Christenthum ebenfalls auf, ohne es mit dem Verstand erkennend zu durchdringen, aber auch nicht blos in kindlich instinctiver Hingebung, sondern in der Reinheit, Zartheit und Tiefe des Gefühls. Dasselbe gilt vom Jüngling, nur daß bei ihm das Gefühl mehr im Drange der Seele nach dem Idealen, in der Begeisterung für das Schöne, Edle, Große sich äußert. Nur die jungfräulichen Seelen unter den Frauen und die ihnen

gleichenden Johannesseelen unter den Jünglingen werden diese Gestalt des Glaubens in höchster Vollkommenheit zeigen. Ihre Repräsentantin ist die heilige Barbara, in welcher der Künstler offenbar weniger eine Heilige im engern Sinne des Worts als eine zarte, keusche, gefühlsinnige, vom Schmuz des Lebens unberührte, in die Huld und Schönheit der eigenen Seele gleichsam noch versenkte Jungfrau hat darstellen wollen. Im entschiedenen Gegensatz zu diesen beiden Gestalten des Glaubens ergreift der Mann das Christenthum mit den höchsten Kräften des Geistes: er durchlebt es mit dem forschenden Gedanken, mit dem schaffenden und kämpfenden Willen. Aber je länger er strebt und ringt, umsomehr erkennt er, daß die Fülle des Göttlichen nicht wollend und erkennend, sondern nur in rückhaltsloser Hingebung zu gewinnen ist: der Greis wird zum Kinde, er läßt das Streben und Ringen und hebt liebend und vertrauend den Blick zum Himmel, um in stiller Erwartung das Heil von oben und damit den Schlüssel des Räthsels der Welt zu empfangen. Der Repräsentant dieser dritten Form ist Papst Sixtus IV., dessen schöner zum Kind emporgehobener Kopf ganz den oben bezeichneten Ausdruck trägt. Diesen Formen gegenüber, welche sonach die besondern Formen des vollendet christlichen Glaubens und Lebens darstellen, bezeichnet die Madonna selbst jene allgemeine schlechthin ideale Gestalt, die unser Glaube annehmen wird, nachdem er durch die göttliche Liebe und Gnade, durch das Kind auf ihrem Arme zum Schauen der Herrlichkeit Gottes gelangt ist. Sonach aber ruht die ganze Darstellung auf der festen Geschlossenheit eines einigen, ebenso tiefsinnigen als reichhaltigen und schöngegliederten Gedankens. Und wie formell alle Figuren die vollendete Schönheit an sich tragen, in der jede Linie, jeder Zug schlechthin nothwendig erscheint, sodaß keine Aenderung erdenkbar ist, die nicht eine Entstellung wäre, so prägt auch nach der Seite des Inhalts jene geschlossene Einheit der Grundidee dem Ganzen denselben Charakter innerer unveränderlicher Nothwendigkeit auf, der das Kennzeichen höchster künstlerischer Meisterschaft ist.

Neben dies Meisterwerk Rafael's stellt Ulrici das kölner Dombild. Da ist Maria wie das jungfräuliche Abbild des Kindes auf ihrem Schoos gestaltet und mit dem Ausdruck reinster Kindlichkeit die schönste Versinnlichung vom Worte des Herrn, das als Kern seiner Lehre wie als Angelpunkt unsers Lebens betrachtet werden kann, die Bezeichnung der Wiedergeburt durch den Spruch: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Die Einigung der Seele mit Gott in lauterer Kindlichkeit hat Meister Stephan vollendet dargestellt.

Das wunderbare Werk Hans Holbein's, das in der dresdener Galerie auch die Nachbarschaft der Sixtina aushält, faßt Ulrici so, daß es eine Theophanie sei: Maria erscheint in der Familie des Bürgermeisters Meier zu Basel, um dieser das jüngste zu Tod erkrankte Söhnlein als von ihr gerettet wiederzugeben. Hier ist sie Frau und Mutter, aber zugleich die Mutter der ganzen Christenheit, die besonders wie ein Genius des Familienlebens über ihm waltet; die Verbindung mit der porträtmäßig realistisch aufgefaßten Familie und dabei die ideale Schönheit der Maria gibt dem Bild ein eigenthümlich deutsches Gepräge, das Ulrici wol hätte erwähnen und näher erörtern können. Die Nacht Correggio's ist in den Gestalten der Hirten noch naturalistischer, auch die Maria hat in ihren Zügen das Ansehen gewöhnlicher Wirklichkeit; aber die Verklärung des Angesichts durch das von Christus ausgehende Licht und die Entzückung der Seele läßt uns dies Bild als die Darstellung der heilsbedürftigen, nach dem Heil sich sehnenden und mit staunender Freude es aufnehmenden Menschheit betrachten. In altvenetianischen Bildern sieht Ulrici einen hierarchischen Zug, Madonna erscheint wie die höchste Würdenträgerin im Staate Gottes, und solch ein hochherziger Adel, solche selbstbewußte Würde bleibt ihr bei Tizian und seinen Zeitgenossen, die sie dabei mit der körperlichen Schönheit und Pracht des venetianischen Lebens umgeben. Bei Murillo findet er mehr das Pathos der Ekstase, ein vorübergehendes Feuer des Affects, als die gedankenklare Tiefe des Gemüths. Sein Büchlein gibt eine willkommene Anregung für das liebevolle Eindringen in Geist und Sinn der christlichen Kunst.

Meßmer behandelt die kirchliche Architektur. Im Widerspruch mit Denen, welche die ganze Gestaltung der Kirche aus dem christlichen Cultus allein ableiten und jeden Anschluß an das Heidnische ablehnen wollen, weist er mit vieler Quellengelehrsamkeit nach, daß allerdings die römischen Basiliken vorhanden waren und zu gottesdienstlichen Zwecken der Christen benutzt wurden, wodurch sie allerdings sogleich Modificationen erhielten, indem der neue Geist sich allmälig den neuen Leib baute. Aber die antike Technik, die antiken Formen waren vorhanden, und es war das Christenthum auch dem Heidenthum nichts absolut Fremdes, sondern wie prophetische Ahnungen und Weissagungen nach ihm hin die ganze alte Geschichte durchziehen, so hatten sich die Kunstformen der Griechen in Rom selbst für einen neuen Inhalt zugebildet. Wie das Christenthum in die Welt einging, um sie zum Gottesreich zu gestalten, ebenso der baumeisterliche Geist der Kunst: er verwendete das vom Alterthum Gewonnene für seine Zwecke, und aus der für den Gottesdienst umgestalteten Gerichtshalle entwickelte sich in freier Entfaltung des neuen Lebens die romanische und gothische Architektur. Diese universale Kraft des Christenthums, in der jede Potenz des Menschen ihre Vollendung und Freiheit findet und die auf die mannichfaltigste Weise sich offenbart, ist von dem Verfasser richtig erkannt, und das treffliche Schriftchen gibt ebenso von gediegenen Kenntnissen als von echtreligiösem wie echtwissenschaftlichem Sinne ein erfreuliches Zeugniß.

Der „Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland“ von Dursch liegt zunächst der zeitgemäße Gedanke zugrunde, die Principien der Kunstthätigkeit und Kunstwerke einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Volks an der Hand der Geschichte zu entwickeln, und man möchte vermuthen, der Verfasser werde im Unterschied von den blos subjectiven philosophischen Systemen einen Beitrag zu der objectiven oder geschichtlichen Philosophie liefern wollen, die das Wirkliche im Zusammenhange zu begreifen und aus der Natur des Geistes es abzuleiten, von dem Gegebenen aus

ihre Schlüsse auf die Wesenheit Gottes als des Grundes aller Dinge zu machen strebt. Allein dazu fehlt dem Verfasser das eigene Forschen im Reich der Erfahrung, die eigene Anschauungsfülle und die nothwendige Energie des Gedankens. Man kann die Kritik Lessing's wiederholen: „Dies Buch enthält viel Gutes und Neues, nur schade, daß das Gute nicht neu und das Neue nicht gut ist." Es gehört in eine Reihe mit den vielen Literaturgeschichten, die seit Gervinus, Vilmar und Wackernagel erschienen sind, indem hier ein Gymnasial-, dort ein Mädchenlehrer das vorhandene Material auf seine Art sich zustutzte, aus den vorhandenen Urtheilen ein neues zusammenzubrauen sich bemühte. So hat auch Dursch die Forschungen auf dem Feld der Kunstgeschichte ausgebeutet, und zwar etwas freibeuterisch: was Schnaase, Ernst Förster, Kugler gesagt, dem begegnet man überall, aber nur selten oder ganz beiläufig wird einer dieser Männer genannt. Daß solche Bücher entstehen, zeigt eine erfreuliche Theilnahme des Publicums an der Kunstgeschichte, zumal der vaterländischen; und wenn der Verfasser des vorliegenden Werks einfach angegeben hätte, er wolle für die katholische Geistlichkeit und die von ihr geleiteten Kunstvereine eine Uebersicht der gegenwärtigen Kenntnisse und Ansichten über die Kunst des christlichen Mittelalters geben und dabei die Bücher von Schnaase, Ernst Förster, Kugler möglichst treu ausziehen, hin und wieder diese Brocken mit einer erbaulichen Brühe übergießen und damit sein Scherflein für die Förderung der Kunst und des Kunstverständnisses unserer Zeit beitragen, so wäre gegen sein Buch nichts zu erinnern gewesen. So aber müssen wir Mancherlei erinnern. Zuvörderst ein mal, daß er von der Kunst der neuern Zeit gar keine Vorstellung hat und beständig thut, als ob Cornelius, Overbeck, Kaulbach, Heß, Schraudolph, Dreger u. A. gar nicht existirten, sondern die Malerei noch völlig im Verfall der Zopfzeit sei, denn er will dahin wirken, „daß für die Kirche edlere und würdigere Werke geschaffen werden, als womit in der letztern Zeit christliche Kirchen geschmückt wurden". Das waren aber doch wol die Ludwigskirche und Basilika in München, die Apollinariskirche am Rhein, der Dom zu Speier, die Entwürfe für das Camposanto in Berlin! Wo aber ist das Unwürdige oder Unedle dieser Werke? Was jene Männer längst gethan, die Rückkehr zur altchristlichen Kunst und die Erneuerung derselben im gegenwärtigen Geiste, das gibt Dursch den Künstlern als einen Rath für die Zukunft. Freilich fehlte noch der Schlußband von Förster's „Deutscher Kunstgeschichte", sonst würde Dursch wol auch von der Wiederbelebung unserer Kunst in diesem Jahrhundert etwas wissen.

Sodann muß ich die allgemeine Einleitung für durchaus ungenügend erklären. Die Frage, ob das Schöne objectiv als solches vorhanden, ob es blos subjectiv sei, oder im Zusammenwirken des äußern und innern Lebens erzeugt werde, die ich in der Einleitung meiner Schrift über „Das Wesen und die Formen der Poesie" beantwortet habe, diese Frage hat er gar nicht verstanden. Er trennt Wissenschaft und Aesthetik voneinander, als ob die Aesthetik keine Wissenschaft wäre, und unterscheidet sich als christlicher Aesthetiker von dem heidnischen und philosophischen. Dadurch ist er allerdings auch recht unphilosophisch geworden; aber liegt denn das Christliche in solchen Verkehrtheiten, die allerdings die Heiden und Philosophen sich nicht zuschulden kommen lassen, in solchen Gedankenlosigkeiten, wie wir sie hier zahlreich finden? Zum Beispiel folgende: „Wahr ist, was existirt." Nun existirt die Lüge, leider, aber sie existirt, also ist die Lüge wahr. „Mit dem Unorganischen der Natur beginnt das sichtbare Reich der Wahrheit, mit dem Organischen das der Schönheit." Wir Andern haben auch wol im Sternenhimmel oder im Meer Schönheit gefunden, das Reich der Wahrheit aber im Geiste gesucht. „Die Kunst ist die Realisirung der subjectiven Kunstthätigkeit." Gewiß, Oel ist ausgepreßter Oelsamen, aber was ist mit dieser Definition per idem gewonnen? „Weil die wahre Kunst keine Naturnachahmung im engern Sinne des Worts ist, ist die Architektur eine wahre Kunst, da ihr die Natur nirgends ein Vorbild bietet." Aus diesem Grund würde auch folgen, daß die Schneiderei, die Töpferei wahre Künste seien, zumal sie nach Dursch das Wahre darstellen! Die Architektur soll die unorganische Natur zum Abbild einer mathematischen Anschauung der Phantasie gestalten und doch die mathematische Figur verdecken. Dies mag genügen für das Philosophische; vom Heidnischen hat der Verfasser die Ansicht, daß seine Mythen „absurd", seine Vorstellungen von den Göttern „rohsinnlich und unwürdig" sind; und doch sagt er anderswo selbst, daß Zeus als Vater der Götter und Menschen, als gerechter Regent der Welt, dessen Macht durch Milde gemäßigt ist, als der Erhalter der moralischen Weltordnung gedacht und dargestellt worden sei. Ist das absurd, rohsinnlich, unwürdig? Den griechischen Tempel nennt er so eitel und bedeutungslos, wie die Vorstellung von dem Gotte nichtig und unrichtig gewesen sei; hernach gibt er eine Charakteristik der griechischen Architektur nach Schnaase, die ganz anders lautet, nur daß er Manches nicht versteht, wie wenn er den Hypäthraltempel für eine unbedeckte Cella hält, — aber das Götterbild war stets überdacht und in größern Tempeln im Mittelraume vor ihm das Dach für das Licht und die Luft offen; — oder wenn er vom Theseustempel behauptet, die Höhe der Säulen habe 17, ihr Abstand 3 Durchmesser betragen, — aber das Maß der Säulenproportion (der Modulus) ist nicht der Durchmesser, sondern der Halbmesser, und die Höhe beträgt nicht 17, sondern 11 Halbmesser.

Wenn dann Dursch sich anschickt, die bildende Kunst des christlichen Alterthums, des romanischen und gothischen Stils zu charakterisiren, und nach der historischen Darstellung die ästhetische und die religiöse Bedeutung erörtert, so folgen wir ihm gern, denn hier folgt er seinen guten Gewährsmännern, und das warme Interesse an der Sache, der religiöse Geist, die Einsicht, daß das Christenthum nicht blos Lehre, sondern sittliches Heil und

Wiedergeburt des ganzen Menschen, Verklärung des ganzen Lebens sei, macht einen durchaus wohlthätigen Eindruck, und ich kann alle diese Partien als eine erste Einführung in das Studium der mittelalterlichen Kunst oder als eine zusammenhängende Uebersicht ihrer Leistungen wie des Geistes ihrer Werke und seiner Entwickelung empfehlen. Je weniger der Verfasser vom Seinen hinzuthut, je mehr er bald die Wahrheiten des Christenthums, bald die Resultate der Forscher und geistvoller Geschichtschreiber oder Aesthetiker treu und klar wiedergibt, desto gelungener ist seine Arbeit.

Dagegen ist die Schrift von Rettberg die Monographie eines gründlichen Kenners, die ihrerseits die allgemeine Kunstgeschichte fördert und zugleich in dem ausführlichen und treuen Bilde vom Kunstleben Nürnbergs, dieser vorzugsweise deutschen Stadt, eine Schilderung vom Wesen deutscher Kunst und ihrer Entwickelung gibt. Auch Rettberg ist von christlichem Sinne beseelt, aber dieser ist nicht der exclusiv confessionelle, sondern das Mittelalter wie die Reformationszeit und die protestantischen Künstler erhalten ihre gleich liebevolle und gerechte Würdigung, und wenn er um des Vaterländischen willen auch einmal der Antike oder den italienischen Meistern nicht ihre volle Ehre gibt, so ist das nur der Rückschlag gegen die frühere ausschließliche Hervorhebung derselben, und die warme Begeisterung, welche sich namentlich für Dürer ausspricht, wirkt durchaus kräftig und wohlthätig auf das Gemüth des Lesers. Das Buch ist mit einer Reihe trefflicher Holzschnitte geziert, die von der Architektur, Sculptur und Malerei für die Darstellungen des Textes eine erwünschte Veranschaulichung gewähren, zugleich aber die Brauchbarkeit der Schrift für das Studium der heimischen Kunstgeschichte erhöhen. Der innige Zusammenhang von Kunst und Handwerk während der Blütezeit des Mittelalters bis ins 16. Jahrhundert tritt überall hervor und zeigt, wie förderlich derselbe war, um eine das Volk durchdringende Lust am Schönen zu nähren, um den Künstlern die Beziehung auf das Leben zu erhalten und die nationale Richtung auszuprägen und zu bewahren.

Ueber die christliche Kunst in Spanien gibt die Schrift von Passavant in gedrängter Uebersicht ihrer Entwickelung eine auf die eigene Anschauung des Kenners gegründete Auskunft. Er hat vor einigen Jahren das Land bereist und verspricht uns eine ausführliche Darstellung dieser seiner Kunstreise, indem er die Kunstwerke im Zusammenhang mit der Natur und Geschichte des Landes schildern will. Aber auch der Ueberblick der historischen Aufeinanderfolge der bedeutendsten Werke und Meister, den er hier gibt, ist sehr dankenswerth. Abgesehen von dem Nationalen der Spanier, ist für uns die Verfolgung der Spuren deutscher Meister und deutschen Einflusses bei der Architektur wie in der Sculptur und Malerei von Interesse; bei den Domen im gothischen Stil waren hier wie in Italien deutsche Baumeister thätig, und die kirchlichen plastischen Werke gingen unter ihrer Leitung vielfach aus den Bauhütten hervor; die Schule van Eyck's endlich war für Spanien ebenso von Bedeutung als das Studium seiner Maler in Italien oder die Arbeiten von Italienern in jenem Lande. In der Architektur kam das Arabeskenspiel der maurischen Ornamentik hinzu, das von der Neigung der Spanier zu Pomp und Pracht ergriffen und mit den gothischen Formen verbunden wurde, sodaß das Rankenwerk ganze Flächen phantastisch überspinnen und mit schwerfälliger Ueppigkeit auch die Bogen belasten konnte. Holzschnitzereien wurden bemalt, aber so fein, daß in der guten Zeit der gebildetste Kunstsinn befriedigt wird, während im 17. Jahrhundert der den Spaniern eigene Naturalismus bei einem Juan de Valdes Leal so stark hervortritt, daß dieser einen Christusleichnam wie in halbverwestem Zustand colorirte. Unter den Malern erhält Murillo den Preis. Ich theile das Allgemeine seiner Charakteristik mit.

Mit Velasquez fühlten wir uns bei männlicher Würde behaglich auf der Erde, Zurbaran riß uns in die hohen Regionen der Ekstase, Alonso Cano erfreute uns durch würdevolle Schönheit und Milde. Bartolommeo Esteban Murillo, von sanfterm Temperament, vereinigte in sich einigermaßen alle diese Eigenschaften und verklärte sie durch seinen frommen poetischen Sinn, sein tiefes Gemüth und den Zauber seines unübertroffenen Colorits. Betrachten wir das harmlose Leben seiner sevillaner Gassenjungen, das er uns aufs naivste vergegenwärtigt, so erfreuen wir uns an dieser glücklichen Genügsamkeit unter dem schönen Himmel Andalusiens. Beobachten wir das milde Walten seiner von göttlicher Liebe erfüllten Heiligen auf Erden, so stimmt er unsere Seele zu frommer Theilnahme. Gelangen wir zu seinen in heiliger Glut dem Irdischen entrückten Heiligen, wie in seinem, heiligen Franciscus, den gekreuzigten Heiland umfassend, so werden wir hingerissen zu der edelsten Erhebung, die jedoch den höchsten Aufschwung in seinen Darstellungen der Conception findet, wo die reinste Jungfrau, in demuthsvoller Gottergebung der Erde nicht mehr angehörend, uns gleichwie die Engel, die sie umgeben, zu freudigem Jubel stimmt. Auf diese Weise finden wir in seinen Werken stets Friede und Erhebung, wie dieselben in seiner frommen Seele gewaltet. Als Spanier konnte er sich indessen nicht über einen gewissen Naturalismus erheben, und die höchste Blüte idealer Schönheit, wie wir sie bei Rafael verehren, blieb ihm verschlossen; selbst seine schönsten, geistig so überirdischen Marien erreichen nicht einmal die Schönheit, die er in dem ihn umgebenden Leben hätte finden können. Dagegen hat wol nie ein Künstler die bis zum Ueberschwänglichen gesteigerte Ekstase mit einem so reinen Adel bekleidet wie Murillo. Und überhaupt finden wir allen seinen Schöpfungen das Siegel einer edeln Seele aufgedrückt, wie denn auch in dem Zauber seines Helldunkels sich die tiefe Harmonie seiner Seele offenbart.

Wolfgang Müller's Briefe über die düsseldorfer Künstler in den letzten 25 Jahren führen uns in die vaterländische Gegenwart. Der treffliche Mann, der unter den Malern gelebt, ihnen als Dichter und Kritiker zur Seite gestanden, faßte den Entschluß, als jüngst Wilhelm Schadow's fünfundzwanzigjähriges Directorjubiläum gefeiert wurde, ein Bild Dessen zu entwerfen, was unter der Leitung des Gefeierten in jenem Vierteljahrhundert geworden, und es ward ihm dies dadurch erleichtert, daß er selbst so viele einzelne Kunstwerke und mit ihnen ihre Urheber bei deren Erscheinen in öffentlichen

Blättern besprochen hatte; er ordnete und ergänzte das Zerstreute und schrieb ein Buch, wie wir für München ein ähnliches von der Hand Ernst Förster's oder Teichlein's wünschen müssen; möge es wie das Müller'sche ein Denkmal der Freundschaft sein und die Kritik, mit Wohlwollen und Milde geübt, mehr sich bestreben, das wirklich Gute auszulegen und anzuerkennen, als das Mangelhafte zu zersetzen und das Verkehrte zu zerstören, aber ihm das Salz nicht fehlen, das im Künstlerleben selbst durch einzelne Kernworte, durch einschlagende Witze geboten wird, scharfe Urtheile eines Meisters über den andern, die vielleicht ein Selbstgefühl der Persönlichkeit kränken, für die Einsicht der Mit- und Nachwelt aber belehrend und fördernd wirken. Dies haben wir bei Müller vermißt. Sein Buch bespricht eine große Schar von Künstlern, eine bunte Reihe von Bildern; wir können nicht sagen, daß er irgend in seiner Bewunderung das Maß überschritten, in seinem Tadel das Recht verletzt habe; eine strengere Durcharbeitung des Ganzen, der Stil des Geschichtwerks statt der Darstellungsweise der Zeitung würde der Schrift ein anderes Gepräge gegeben haben, aber auch so ist sie uns willkommen. Müller schildert die erste romantische Periode der Düsseldorfer, dann die Scheidung in eine mehr kirchlich-religiöse Richtung und in eine dem unmittelbaren Leben durch Genre und Landschaft zugewandte, die dann in Lessing, Rethel, Leutze sich zur Darstellung auch des Weltgeschichtlichen erhebt, aber den genremäßig realistischen Ausgangspunkt nicht verleugnet. So stehen die Düsseldorfer in einer Art von Mitte zwischen den Münchnern und dem großen aufs Ideale und die Composition gerichteten Stile derselben und den Belgiern und ihrer frischen Lebensauffassung und glänzenden Farbe.

Das Wechselverhältniß der Münchner und Belgier hat uns A. Teichlein in der Broschüre über Gallait und die Malerei in Deutschland geschildert. Es ist der Gegensatz des Realismus und des Idealismus in der Kunst und die Nothwendigkeit, daß beide ineinander eingehen und voneinander lernen, ohne ihr Wesen aufzugeben, was uns hier einsichtsvoll auseinandergesetzt wird. Teichlein sagt:

> Wenn Franzosen und Belgier den leibhaftigen Menschen nicht allein mit äußerer Naturtreue, sondern den beseelten Menschen in der Schärfe individueller Charakterbildung und mit aller Feinheit des Ausdrucks malen, so werden wir uns hüten, ihre Kunst gehaltlos zu nennen, solange sie dabei, sei es in Darstellung einzelner Personen oder ganzer Versammlungen, nicht über die Ansprüche des Porträtmalers hinausgehen. Greifen aber unsere verehrten Nachbarn nach Gegenständen, bei welchen es darauf ankommt, mit innerlich und äußerlich bewegten Menschen eine gehaltvolle Handlung, d. h. eine Handlung, in welcher eine bedeutende Idee enthalten ist, darzustellen, dann wird es erlaubt sein zu fragen, ob sie auch die vollendete und ausdrucksvolle Realität ihrer Gestalten zur Darstellung des ideellen Kunstgehalts der Handlung zweckmäßig verwenden, oder etwa nur eine malerische Außenseite des Vorgangs übermalerfeien.

Teichlein findet nun, daß die Seele des Gegenstandes, das innere Wesen und die Bedeutung der Sache bei den Belgiern zu wenig ans Licht trete, aber bei Cornelius und seinen Jüngern das Erste und Höchste sei, während diese über dem Componiren das Malen, über dem Zeichnen der Umrisse das Modelliren hintangesetzt hätten und in dieser Hinsicht bei jenen in die Schule gehen könnten, daß es aber ein viel zu großer Verlust wäre, wenn sie für die Nachahmung des Fremden die eigene Stärke opfern wollten. Einen ähnlichen Anschluß an die deutsche Malerei hat Karl Grün von Belgien aus für die Belgier verlangt. Nicht die Verwischung der Eigenthümlichkeiten haben wir im Auge, aber einen Freundschaftsbund wie bei Schiller und Goethe: die Sättigung der Idee mit historischer Lebensfülle und Lebenswahrheit, die Verklärung der Wirklichkeit zur harmonischen Darstellung des göttlichen Gedankens, der sie beseelt.

Moritz Carriere.

Lebensläufe deutscher Gelehrten.

(Beschluß aus Nr. 10.)

2. Mykonius.

Der Leser muß sich in eine Zeit von ganz anderm Typus als die Georg Forster'sche versetzen, wenn er einen Charakter begreifen und richtig auffassen will, den wir ihm jetzt in kurzen Zügen vorzuführen gedenken. Ledderhose hat das Leben des Friedrich Mykonius geschildert *), der zu Luther's Zeit als Pfarrherr und Superintendent in Gotha wirkte und starb und einen so beträchtlichen Antheil am Werke der Reformation nahm, daß Ledderhose ihn den „Apostel Thüringens" nennt.

Einem Gelehrten der Reformationszeit gegenüber müssen wir allen Ansprüchen entsagen, die wir an einen modernen Gelehrten zu machen gewohnt sind. Im Verhältniß zu der Starrheit und Einseitigkeit eines Gelehrten aus dem Anfange und der Mitte des 16. Jahrhunderts erscheint der moderne Gelehrte, selbst der in unsern Augen in Einer Richtung verfessenste und abgeschlossenste, noch vielseitig, flüssig, beweglich und ohne jene festen bestimmten Umrisse, wie sie einem Manne nöthig sind, um Anspruch auf das Prädicat eines Charakters zu haben. Der Rücksichten, die der Gelehrte heutzutage zu nehmen, der Zugeständnisse, zu denen er sich herbeizulassen, der Gegenstände, mit denen er sich vertraut oder bekannt zu machen, der Bücher, die er zu lesen oder in die er wenigstens zu blicken hat, sind so viele und verschiedenartige, daß darunter die Einheit der Anschauung wie des Charakters selbst bei der entschiedensten Charakteranlage beträchtlich zu leiden hat. Alle Schroffheiten und Einseitigkeiten schleifen sich nur zu bald in dem Wellengetriebe des modernen Lebens kieselartig ab. Unsere diplomatisirende Gesellschaft verträgt keine Ecken, Schroffheiten und Einseitigkeiten, sie will den Menschen und auch den Gelehrten glatt, eben, weltmännisch, geschmeidig, und fügsam. Das Rauhe mag dieser wol herauskehren, aber beileibe nicht gegen Personen, die sich in höherer

---

*) Friedrich Mykonius, Pfarrherr und Superintendent von Gotha. Ein Leben aus der Reformationszeit von Karl Friedrich Ledderhose. Gotha, Perthes. 1854. Gr. 12. 24 Ngr.

Position befinden; eigensinnig darf er bis zu einem gewissen Grade wol sein, aber nur im Festhalten von Theorien, die einmal zu seinem wissenschaftlichen Systeme gehören, und selbst hier wird er veränderten Strömungen oft genug (um einen für unsere Zeit charakteristischen Ausdruck zu wählen) „Rechnung tragen" müssen. Es kann nicht anders sein — denn auch der Gelehrte ist ein Product seiner Zeit — und wir sind weit davon entfernt, auch die vielen Lichtseiten in Abrede zu stellen, die sich mit dieser großen Beweglichkeit und Vielseitigkeit, mit diesem mehr auf geistreiche als charaktervolle Ausprägung ihres Wesens gerichteten Trachten unserer modernen Gelehrten verbinden. Etwas Einseitiges wird man dabei in ihnen freilich immer noch erkennen, indem sie häufig nur zu leicht geneigt sind, die allgemein menschlichen Zielpunkte über ihren wissenschaftlichen aus den Augen zu verlieren, ihre Lebensaufgabe in den engen Kreis ihrer Katheder- und Schriftgelehrsamkeit zu bannen und sich dadurch mit dem praktischen Leben, das von ihnen im Allgemeinen wol nur wenig Befruchtung zu erwarten hat, außer Verbindung zu setzen.

Ganz andere Naturen waren die gelehrten Theologen des 16. Jahrhunderts, welche das schwierige Werk der Reformation unternahmen und durchsetzten. Sie waren bis zum Extrem einseitig, knorrig und knochig, starr und fanatisch; sie nahmen sehr wenig Rücksichten, sondern gingen gerade auf ihr Ziel los; sie waren Charaktere und die Willensthätigkeit daher bei ihnen bis zu einem außerordentlichen Grade entwickelt. Meist traten sie, voll Haß gegen das damals so verlotterte und faul gewordene Leben in den Klöstern, unmittelbar aus der Mönchszelle in die Welt, der sie nichts schuldig waren, die nichts an ihnen abgeschliffen hatte, die sie nur von der einen Seite kannten, daß sie Rettung und Erlösung von dem Truggewebe herbeisehne, in welches sie eingesponnen war. Sie traten mit der ganzen Energie des mönchischen Fanatismus auf den Kampfplatz, nur daß sie ihn dazu anwandten, dem Mönchthum selbst ein Ende zu machen und die Kirche von den schreienden Misbräuchen zu erlösen, die sie, welche am meisten darunter gelitten hatten, auch am besten kennen mußten. Es war ihnen bei all ihrer Gelehrsamkeit nicht um die Gelehrsamkeit zu thun; sie war ihnen nur Mittel zum Zweck und nur so viel werth, als sie ihnen behülflich war, diesen Zweck durchzusetzen. So wirkten sie auch praktisch und griffen unmittelbar in das Leben, in die Neugestaltung der kirchlichen und damit der politischen und socialen Verhältnisse ein. Menschenfurcht kannten sie nicht, vielleicht gerade deshalb, weil sie so viel Gottesfurcht besaßen; jetzt ist's häufig umgekehrt. Nicht wer das größte Talent, die bedeutendsten Kenntnisse, die geistreichste Auffassung, die diplomatischste Gewandtheit besaß, galt als der beste Kämpfer, sondern wer den unbeugsamsten Muth, die zäheste Energie, das entschiedenste Wollen, die größte, namentlich zu den Disputationen nöthige Schlagfertigkeit des Geistes und die populärste, auf die Massen wirkende Redegabe besaß. Diese Eigenschaften fanden sich in Luther am glänzendsten ausgebildet und vereinigt, aber auch die meisten übrigen Reformatoren hatten etwas von Luther.

So unser Mykonius. Sein Leben sieht fast wie das Abbild des Luther'schen in kleinerm Rahmen aus. Er gehörte nicht zu den in der Weltgeschichte überhaupt seltenen Menschen der Initiative wie Luther, aber unter seinen Mitkämpfern und Schildknappen war er einer der thätigsten, rührigsten, kräftigsten und ausdauerndsten. Geschrieben hat er Weniges, aber doch Einiges; so im Jahre 1524 in Zwickau ein Büchlein: „Eine freundliche Ermahnung" (an die Annaberger gerichtet), und namentlich im Jahr 1540 ein Schriftchen: „Wie man die Einfältigen und sonderlich die Kranken im Christenthum unterrichten soll", welches in Leipzig bei Wolrab erschien. Ledderhose sagt von ihm:

> Er war mehr ein Mann der That, der unermüdlichen That. Die Schriftstellerei lag ihm ferner. Wo er aber das Wort ergriffen hat, da spiegelt sich auch der ganze Mykonius in seiner Kraft und Gemüthlichkeit ab.

Mykonius selbst nennt sich einmal „der Allergeringsten Einer".

Mykonius war am 26. December 1491 im Städtchen Lichtenfels geboren und der Sohn frommer und ehrbarer Bürgersleute, die den Namen Mecum führten, den der Sohn später nach damaligem häufigen Gebrauch in Mykonius umtaufte. In seinem dreizehnten Lebensjahre kam er auf die Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg. Er war in seiner Jugend katholisch gläubig; er glaubte selbst an den Ablaßkram. Aber gerade eine Begegnung mit Tetzel erweckte in ihm, wenn auch nicht sofort Zweifel, doch die erste Unruhe. Tetzel war auf seinen Hausirreisen auch nach Annaberg gekommen und verkaufte hier Ablaßzettel, an deren Schluß bemerkt war: „Die Armen mögen es umsonst empfangen um Gottes Willen." Der damals in seinem Gewissen beunruhigte Mykonius begab sich in Tetzel's Wohnung (im Pflock'schen Hause), um Sündenvergebung zu empfangen, und berief sich dabei auf jene Schlußbemerkung. Man entgegnete ihm: Sündenvergebung könne nicht erlangt werden, man zahle denn Geld. Tetzel und die Seinigen befürchteten nämlich, daß, wenn sie dem jungen Mecum einen Ablaßzettel umsonst gewährten, alle Gymnasiasten Dasselbe verlangen würden. Mecum sagte, er habe kein Geld, verlange aber trotzdem einen Ablaßzettel. Nun fingen die Tetzelianer an zu handeln: er solle nur einen Groschen geben. Er habe keinen, erwiderte der Jüngling. Nur sechs Pfennige! Er besitze nicht einen Pfennig, war seine Antwort. Man wollte ihm nun sechs Pfennige schenken, damit er sich einen Zettel kaufen könne; auch das schlug Mecum aus, und er mußte nun fortgehen ohne Zettel, in Thränen gebadet, mit vermehrten Gewissensqualen. Von diesem berüchtigten Ablaßschacherer Tetzel und dem abscheulichen Humbug, den er trieb, erzählt Mecum oder Mykonius die unglaublichsten Dinge. Tetzel lehrte in Annaberg unter Anderm, daß der Papst Gewalt im Himmel und

auf Erden habe, auch die gräulichsten Sünden zu vergeben, z. B. wenn Einer Christi Mutter schände, so befreie ihn das Ablaßgeld davon. Und wer war dieser Tetzel? Er war früher schon vom Kaiser Maximilian I. wegen Ehebruchs verurtheilt worden, in einen Sack genäht und im Innfluß ersäuft zu werden. Nur die Fürbitte des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der sich gerade zu der Zeit in Innsbruck befand, hatte ihn gerettet.

Das Licht, welches Luther in Wittenberg angezündet hatte, fiel auch in Mykonius' Zelle im Kloster zu Annaberg und in seinen verdüsterten Geist. Mykonius, im Jahre 1516 zum Priester geweiht, bekannte sich sofort zu Luther und blieb trotz aller Bedrückungen und Mishandlungen von Seiten der Mönche fest in der erkannten Wahrheit. Man steckte ihn in das Kloster zu Eisenach, aber er ließ nicht ab, die neue Lehre zu predigen. Er bezeugt selbst:

> Sechs Jahre lang bekannte ich das Evangelium unter den Mönchen, und wo es anging, Christum zu verkündigen, predigte ich, daß Sündenvergebung und ewiges Leben allein durch den Glauben gefunden werde, und ergriff so von Anfang den Mittelpunkt dieser Lehre.

Im Jahre 1524 wurde er wieder in das Kloster von Annaberg gethan, floh jedoch von hier, als er merkte, daß man ihn in die Hände des Herzogs Georg, des grimmigen Verfolgers der Evangelischen, zu liefern im Sinne hatte, nach Zwickau und folgte dann einem Rufe als Pfarrherr und Superintendent nach Gotha, wo er bei der gründlichen Verderbniß der Reichen und Vornehmen viel zu thun und aufzuräumen fand. Zu Mykonius' Zeit übten die Geistlichen eine viel größere praktische Wirksamkeit aus als heutzutage; sie waren zugleich Censoren und Sittenbildner und verwalteten diesen Theil ihrer Amtsthätigkeit oft mit unerbittlicher Strenge.

Mykonius hat seitdem an vielen bedeutsamen Vorgängen theilgenommen. Im Bauernaufstande bewog er einen Haufen Aufständischer, welche die Schlösser Gleichen und andere Herrenburgen zu schleifen beabsichtigten, durch eine kraftvolle Rede, daß sie wieder auseinandergingen, ohne Schaden zu stiften. Im Jahre 1527 hielt er in Düsseldorf eine merkwürdige Disputation mit dem Franciscaner Johann Korbach, den er durch seine gründliche Bibelkenntniß gewaltig in die Enge trieb. Im Jahr 1534 nahm er persönlich an den Disputationen theil, welche mit den strasburger Theologen, namentlich Bucer, wegen Vergleichung in der Lehre vom Abendmahle in Wittenberg stattfanden (die sogenannte „Wittenberger Concordia"). Luther ragte hier wie immer durch die Macht seiner concentrirten Persönlichkeit und die Gewalt seiner Rede über Alle hervor. Mykonius schreibt von ihm unter Anderm:

> Zur Vesper (am 24. Mai, am Tage der Himmelfahrt Christi) hat Luther geprediget ganz herrlich und geistreich von den Worten Marci: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur u. s. w. Ich habe Luther zwar einmals predigen hören, aber dazumal war mir nicht anders zumuthe, denn als redete er nicht allein, sondern donnerte aus dem Himmel selbst im Namen Christi.

Von Luther wird uns auch folgendes urkräftige Gebet aufbewahrt, mit dem er sich dem Herrn empfahl, als er auf dem Tage von Schmalkalden von schwerer, schmerzlicher Krankheit befallen wurde und zu sterben meinte:

> Herr Gott, siehe, ich sterbe, ein Feind deiner Feinde, ein Fluch und Verbannter deines Feindes und Antichrists, des Papstes, auf daß dein Feind wieder sterbe in deinem Bann, und wir beide an jenem Tage gerichtet werden, dieser zwar, dein Feind und Widersacher, zur ewigen Schmach und Pein, ich aber, deine arme Creatur, die deinen Namen und Majestät öffentlich bekannt, zur ewigen Glorie und Herrlichkeit.

Von welchem Kriegsgeist und zugleich Siegesmuth dieser Mann erfüllt war, selbst noch unter schrecklichen Leiden und Angesichts des Todes, davon zeugen diese Worte.

Im Jahre 1536 schickte König Heinrich VIII. von England Gesandte nach Wittenberg, um eine Vereinigung mit den Protestanten zu erzielen, und Fox, einer der englischen Gesandten, drang auf Absendung einer Gesandtschaft nach England, dann werde sein König der Lehre der Wittenberger gewiß zufallen. Die Gesandschaft der Protestanten kam aber erst im Jahre 1538 zustande. Sie war gebildet aus dem kursächsischen Vicekanzler Franz Burckardt, dem Juristen und hessischen Edelmann Georg von Boyneburg und unserm Friedrich Mykonius. „König Heinz" verordnete drei Bischöfe und vier Doctoren der Theologie, welche mit den protestantischen Gesandten die Confessio Augustana artikelweise verhandelten, und entließ später die Gesandten sehr freundlich mit einem Schreiben an den Kurfürsten, worin er ihre ausgezeichnete Klugheit und Gelehrsamkeit, ihre ungemeine Redlichkeit und ihren hohen Eifer für die christliche Religion anerkannte. Das spätere entgegengesetzte Verhalten des Königs, seine wollüstig-blutige Regierung und die Bannsprüche, die Luther gegen ihn schleuderte, kennt man. Indeß waren Heinrich's Brutalität, Herrschsucht, Sinnenlust und Heuchelei schon vorher bekannt, und es fragt sich, ob sich die deutschen Protestanten mit diesem unreinen Manne überhaupt hätten einlassen sollen.

Auch an dem Reformationswerk in Leipzig nahm Mykonius lebhaften Antheil. Hier wüthete Herzog Georg der Bärtige gegen die evangelisch Gesinnten, vertrieb sie in Massen aus der Stadt (800 Köpfe), verordnete, daß, wer das Abendmahl nach Art der römischen Kirche zu empfangen sich weigere, nicht auf dem Gottesacker, sondern an einem unehrlichen Orte begraben werden solle, ja den Buchhändler Herrgott, welcher allerlei Schriften von Luther heimlich verkauft hatte, ließ er hinrichten und die bei ihm vorgefundenen Luther'schen Schriften öffentlich verbrennen. Aber Herzog Georg starb, nachdem ihn, wie Mykonius bemerkt, „die Ruthe des Herrn in seiner Familie schwer gezüchtigt". Herzog Heinrich, des Verstorbenen Bruder, traf am Abend des 17. April 1539 in Leipzig ein. Mykonius erzählt:

> Wie das Aprilwetter veränderlich ist, so war es auch mit der Dienerschaft des Verewigten. Alle drängten sich unter Freudenbezeugungen zu dem Wagen des Herzogs. Morgens

waren sie noch Anhänger der römischen Kirche und Abends fielen sie dem neuen Herrn zu. Manche hatten früher gesagt, sie wollten lieber aus dem Lande ziehen, ehe sie lutherisch würden, jetzt sprachen sie sich ganz anders aus. Es hieß nun, sie hätten das Evangelium schon längst begehrt und darauf gewartet.

Pfingsten 1539 wurde die Reformation in Leipzig eingeführt. Luther selbst predigte in deutscher Sprache in der St.-Thomaskirche, welche die Andächtigen nicht fassen konnte. Viele legten Leitern an die Kirchenfenster und hörten durch die zerbrochenen Fensterscheiben zu. Die Zuhörer waren von Freude und Dank so bewegt, daß sie auf ihre Knie sanken und reichliche Thränen vergossen. Unter den Männern, welche die Reformation der Kirche und Klöster zu besorgen hatten, befand sich auch Mykonius, dem Jonas das Zeugniß ausstellt, er sei „ein rechter und nützlicher Apostel der Leipziger". Nichtsdestoweniger dauerte der Widerstand von Seiten der Römlinge, namentlich der Universität fort; doch auch diese wurde im August desselben Jahres reformirt. Vorher hatten die fanatischen Römlinge Cochläus und der abtrünnige Witzel die Flucht ergriffen; ebenso Melchior Rüdel, welchen Mykonius einen Betrüger nennt und von dem Dr. Camitz im Scherze sagte, daß er um seiner Leibesstärke willen geschickter sei, Holz zur Verbrennung der Ketzer zusammenzuschleppen als zu disputiren.

Im Jahre 1541 wurde Mykonius von einer schweren Krankheit befallen und erhielt einen trostreichen Brief von Luther, in welchem es unter Anderm heißt: „Der Herr lasse mich ja nicht hören, solange ich lebe, daß Ihr gestorben seid, sondern schaff's, daß Ihr mich überlebt." Mykonius gesteht, es sei ihm, als er diesen Brief gelesen, zumuthe gewesen, als hörte er Christum selbst zu ihm sagen: Lazare, komm heraus! Mykonius genas und schrieb seine Genesung dem Briefe Luther's zu, den er auch in der That überlebte: Luther starb am 18. Februar 1546 und Mykonius bald darauf, am 7. April desselben Jahres. Hatte Luther doch auch schon früher prophezeit: „Ich will's erleben, daß Herzog Georg und sein ganzer Stamm untergehen soll, und ich will noch Gottes Wort in Leipzig predigen", was ja auch eingetroffen war. Ledderhose theilt in seinem Buche mehre Briefe mit, welche Mykonius in seinen letzten siechen Tagen geschrieben hat und die an charakteristischen Stellen reich sind. Am 25. Januar 1546 schreibt er an Rörer:

O Herr Jesu, wie können wir dir, wie können wir deinem treuen und klugen Knecht Luther, welchen du über dein Gesinde gesetzt hast, daß du uns also weidetest, für diese deine zahllosen Wohlthaten danken. Wir sagen dir Dank, nichts Anderes vermögen wir und nichts Anderes verlangst du. Lebt wohl, lieber Rörer, und wenn Ihr hört von meinem Begräbniß, so wisset, daß nichts als Knochen und Haut, Sünde und Ungehorsam und jener widerspenstige alte Mensch begraben worden ist, auf daß auch er vollkommen befreit werde von Satans Gift, von Sünde und Tod.

Man erkennt aus diesen Briefen wenigstens, daß jene Gläubigen auf ihrem Krankenbette über etwas Anderes nachsannen als über die verlorenen Stunden der Lust und des Genusses, wie jener deutsche Poet auf seinem Krankenlager in Paris.

Wenn wir nun dieses Buch nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht für den Dargestellten aus der Hand legen, wenn wir einem so erfolgreichen Lebenslauf und einem so consequenten, wie aus Einem Guß dastehenden Charakter unsere Anerkennung nicht versagen können, ja wenn wir uns davon, auf gewisse mitzeitige Erscheinungen blickend, in vieler Hinsicht fast gedemühigt fühlen, so können wir doch nicht leugnen, daß wir auch manchen Zügen an diesem Bilde begegnet haben, die uns weniger anmutheten. Stark, tapfer und kräftig waren die Charaktere jener Zeit, aber es fehlte ihnen dabei an jener Anmuth, Humanität und Liebenswürdigkeit, die zu einem wahrhaft ritterlichen Charakter doch auch gehören. Wir begreifen bei dem Anschauen dieses Bildes, daß, als die schwungvolle Zeit des Kampfs und naiven Heroismus vorbei war, die Nachfolger dieser Theologen so gänzlich entarten und verdumpfen konnten, um nur noch ein dogmatisches Geripp ohne lebendiges Fleisch und ohne Seele darzustellen. Wo diese Reformatoren haßten, haßten sie mit aller Gründlichkeit, und der Gott, den sie über sich anerkannten, war mehr der zornige, leidenschaftliche Gott der alten Juden als der Gott der Liebe und Versöhnung, den Christus verkündigte. Und Ledderhose schreibt fast in demselben Geist. Ein Geistlicher in Leipzig, Johannes Koß, hatte gegen Luther „lästerliche" Predigten gehalten und einer der Reformatoren, Urbanus Rhegius, wider ihn geschrieben. Ledderhose erzählt nun:

Koß kehrte sich nicht daran, sondern fuhr fort, in seinen Predigten Dr. Luther den schwarzen Teufel, seine Lehre das schwarze Evangelium und seine Anhänger die schwarze Rotte zu nennen. Einstmals wüthete er auch in solcher Weise auf der Kanzel, da fiel er plötzlich nieder und brüllte wie ein Ochs. In diesem Zustande nach Hause gebracht, fuhr er aus der Zeit in die Ewigkeit.

Um kräftig zu reden, braucht man nicht zu so derben Ausdrücken seine Zuflucht zu nehmen, wie man ihnen häufig in den Schriften der Reformatoren begegnet. So sagt einmal Mykonius: „Da fiel des Papsts und des Teufels, der ihn reitet, Kram in Dreck." Diese Sprache mochte damals in Deutschland populär sein, aber geschmackvoll oder auch nur anständig ist sie nicht. Das dem Buche beigegebene Bildniß von Mykonius tritt uns ebenfalls in etwas harten, finstern, wenig anmuthenden Zügen entgegen.

3. Paulus.

Wir gehen nun von diesem Gottesgelehrten des 16. Jahrhunderts zu einem Theologen unserer Zeit über, zu Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, dessen Leben nach einem reichhaltigen literarischen Nachlasse desselben und persönlichem Verkehr mit ihm Reichlin-Meldegg beschrieben hat.*) Wir haben es hier mit einer ganz

*) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt von Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Zwei Bände. Stuttgart, Verlags-Magazin. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

andern Erscheinung zu thun, das begreift sich. Von der Christus-, Bibel- und Symbolgläubigkeit im Sinne der alten Reformatoren ist bei Paulus wie bekannt nicht die Rede; er stand ganz auf dem Niveau des modernen Verstandes, der zu prüfen und zu wissen, nicht zu glauben begehrt; doch erkannte er, auf dem Boden des Urchristenthums stehend, die Thatsachen als Thatsachen an, er suchte das Wunderbare an ihnen nur zu erklären, er löste sie nicht in Mythen auf wie David Strauß. Er war auch ein Kämpfer, aber sein Kampf war mit keinerlei Gefahr verbunden, wie der, den die Reformatoren zu bestehen hatten, noch bedurfte es zur Verfechtung seiner Ansichten so vieler Mühsale und Geist und Körper aufreibender Anstrengungen und Aufregungen. Die literarischen Fehden, die er sich etwa zuzog, dienten nur zur Würze seines Lebens, das, wenn auch in der ersten Hälfte etwas unstät, doch im Ganzen äußerst behaglich dahinfloß, ohne besondere Trübungen und Störungen, welche eine Folge seiner wissenschaftlichen Richtung gewesen wären; denn seine Ausweisung aus Würtemberg 1819 hing nicht damit zusammen, sondern mit dem Verdacht, in den er gerieth, sich politische Einmischungen in die ständischen Händel erlaubt zu haben. Seine praktische Wirksamkeit läßt sich mit der der Reformatoren nicht vergleichen, selbst nicht zu der Zeit, als er Oberschul- und Studiencommissar in Bamberg war. Aber selbst diese Thätigkeit, so wenig umfangreich sie im Verhältniß zu der eines der alten Reformatoren war (freilich auch viel weniger segensreich und belohnend), dünkte ihm zu viel, machte ihm zu viele Unruhe, störte ihn zu sehr in seinen wissenschaftlichen Studien. Er war daher froh, als sich ihm die Gelegenheit bot, bei der heidelberger Universität anzukommen, bei der er fortan bis zu dem fast an die Grenzen aller menschlichen Lebensfähigkeit hinausgeschobenen Schluß seiner Tage das ruhige und gleichmäßige Leben eines deutschen Universitätsprofessors führte, das er mit allen jenen modernen ästhetischen Genüssen verschönte, die einem Reformator des 16. Jahrhunderts als eine Entheiligung seines Standes, ja nahezu als teuflisches Werk erschienen sein würden. Sein Umgang beschränkte sich nicht wie bei den Reformatoren auf den Verkehr mit theologischen Genossen zum Zweck gemeinsamer theologischer Arbeit, sondern griff weit darüber hinaus in die Kreise von Schriftstellern, Dichtern und geistreichen Männern, deren Richtung mit der Theologie nichts zu thun hatte, ja ihr sogar nicht selten feindlich war.

Paulus war gerade nicht reich an eigentlich fruchtbaren und befruchtenden, dem idealen Inhalt der Menschheit einen Zuwachs zuführenden Ideen, er war kein productiver Geist, weil es ihm hierzu an dem genügenden Maß von Phantasie und künstlerischem Gestaltungsdrang fehlte *); er war aber ein sehr verständiger, klarer, kritischer Kopf, fast nüchtern, und dabei aufrichtig und wahrheitsliebend und zum Auslegen und Ausdeuten, zum Erklären und Aufklären wie geboren. Als Exeget, Orientalist und vielseitiger Kopf, der auch über andere Gegenstände als blos theologische ein gesundes Urtheil abzugeben wußte, nimmt er denn auch eine wissenschaftliche Stellung ein, die man wol als eine centralliterarische bezeichnen kann und die ihn mit fast allen bedeutenden Schriftstellern Deutschlands und auch mit mehren des Auslands in persönlichen oder brieflichen Verkehr brachte. Davon liefert diese von Reichlin-Meldegg, der ihm jahrelang durch persönlichen Umgang nahe stand, zusammengestellte Lebensbeschreibung die zahlreichsten Beweise. Sie enthält Briefe von Goethe, Schiller, Jean Paul, Herder, den beiden Schlegel, Voß, Lavater, Fichte, Hegel, W. von Humboldt, Daub, Karl von Dalberg, Feuerbach, von Wessenberg, F. A. Wolf, Thibaut, de Wette, Bischof Grégoire, Uhland, Hufeland, Gesenius, Rotteck, Ladislaus Pyrker und sehr vielen andern bedeutenden Männern, deren Namen hier nur aufzuführen einen ansehnlichen Raum in Anspruch nehmen würde. Schiller und Goethe verkehrten bekanntlich gern im Paulus'schen Hause, wozu freilich die außerordentliche Liebenswürdigkeit der Gattin Paulus' das Ihrige beigetragen zu haben scheint. Goethe besuchte noch in den Jahren 1814 und 1815, als er in Heidelberg war, jeden Abend das Paulus'sche Haus, und immer stand für ihn, wie Reichlin-Meldegg erzählt, auf dem runden Tische des freundlichen Empfangszimmers eine Flasche guten alten Rheinweins bereit, den der Dichter am liebsten trank. Der an persönlichen Bezügen so reichen Stellung unsers Paulus kam der Umstand wesentlich zu Hülfe, daß seine frühere Wirksamkeit in eine Periode fiel, in welcher der Aufklärungseifer officiell und unter allen Gebildeten verbreitet war. An interessanten Mittheilungen ist daher diese Biographie und Nachlaßsammlung sehr reich, doch befindet sich darunter auch mancher Ballast, der das Buch unnöthig verdickt und besser über Bord geworfen worden wäre.

Wir wollen uns hier nicht auf einen ausführlichen Auszug einlassen, zumal da das Werk nicht mehr zu den eigentlichen Neuigkeiten des Buchhandels zu zählen ist, sondern nur einige der interessantesten Momente hervorheben. Dahin gehört die Mittheilung über seinen Vater, der Diakonus war und ein gegen den bekannten oder berüchtigten General Rieger gerichtetes Pamphlet unter dem Titel „Der würtembergische Solon" verfaßt hat. Seitdem der Diakonus an der Leiche seiner Gattin eine Wundererscheinung wahrzunehmen geglaubt hatte, ergab er sich der Mystik im äußersten Grade, hielt Conventikel und hatte die wunderlichsten Visionen, die, seinem Vater zu gefallen, der siebenjährige Sohn nun auch zu haben vorgab. Durch die spätere, vielleicht gerade hierdurch geförderte ganz entgegengesetzte theologische Richtung unsers Paulus wurde ein Meinungsspalt zwischen ihm und seinem Vater hervorgerufen, der sich immer bitterer und schneidender gestaltete, als der Sohn in die eigene

*) Schiller schrieb einmal: „Paulus könnte mir viel sein, wenn er sich selbst mehr angehörte, aber er ist von Geschäften zerstreut und gedrückt wie ich, und mit freiwilliger Kraft sproßt nichts aus seinem Kopf."

Verwandtschaft hinein heirathete, was nach des Vaters christlichen Begriffen unzulässig war.

In den Jahren 1787 und 1788 machte Paulus eine Reise nach England und Holland, wozu ihm Freiherr von Palm zu Kirchheim an der Teck ein Stipendium bewilligt, der junge Paulus dagegen die Verpflichtung übernommen hatte, alles Merkwürdige, was ihm auf seiner Reise an jedem Tage zustoßen würde, aufzuzeichnen. Aus diesem Reisetagebuche, welches manche anziehende Mittheilungen über damalige namhafte Gelehrte und Professoren, die nur hier und da etwas ins Klatschhafte übergehen, und recht anschauliche Schilderungen des geselligen Lebens in England zu jener Zeit enthalten, sind ausführliche Auszüge in diesem Buche mitgetheilt. Merkwürdig sind auch die darin enthaltenen Nachrichten über den Markgrafen von Ansbach, der, gleich dem Landgrafen von Hessen, mit dem Verkauf seiner Landestruppen nach Amerika gute Geschäfte machte, in Paris ein eigenes Etablissement hatte, hier jährlich vier Monate zubrachte und sich 18,000 Fl. „Reisekosten" von seinen Unterthanen zahlen ließ.

Das größte Interesse erregt in dem ersten Bande die Schilderung der jenaer Periode, namentlich durch die Mittheilungen über die Koryphäen der deutschen Poesie und Kritik, über Goethe, Schiller, Herder und Wieland. Daß Paulus mit den beiden ersten in einem innigen geselligen Verkehr stand, ist schon oben bemerkt. Goethe genoß seiner besondern Verehrung. „Es kommt Keiner mehr wie Goethe", pflegte Paulus später nach Goethe's Tode zu sagen, „ich habe Keinen wie Goethe kennen gelernt. Er war ganz anders als wir Andere. Bei ihm konnte ich mir denken, was Das sein muß, was man Inspiration nennt." Von Herder ist ein vortreffliches Gutachten mitgetheilt, welches er als Vorsitzender des weimarischen Oberconsistoriums abgab, als Paulus durch die orthodoxe Partei verketzert und bei der Regierung denuncirt worden war. Herder spricht sich darin aufs entschiedenste für die Principien der Lehrfreiheit und mit großem Freimuth dahin aus, daß die Gleichgültigkeit gegen die Religion ursprünglich nicht von den Lehrern der Religion herrühre, sondern von der Verderbniß der höhern Stände, „der Obrigkeiten, Vorgesetzten, Leuten von Rang, Stand und Ansehen", wie im Allgemeinen von dem Verfall der Sitten und des Familienlebens. Dem Umsichgreifen dieses Verderbens könne nur durch „nützliche und reelle Anstalten, durch Abschaffung alter Misbräuche zu rechter Zeit, durch stille Verbesserung öffentlicher Institute, durch Beförderung, Unterstützung und Begünstigung erprobt guter Lehrer und allgemein durch ein gutes Beispiel" nach und nach entgegengearbeitet werden. In Betreff Wieland's bemerkte Paulus gelegentlich: „Wieland ist überzeugt, daß mit ihm die Musen Europa verlassen."

Aus seiner bairischen Periode wollen wir nur einiger interessanten Punkte gedenken. Zu Montgelas' Zeit war, wenn auch nicht das Volk, doch die Regierung in Baiern in einem Grade freisinnig und rationalistisch, daß Paulus, der selbst an der Universität eines protestantischen Landes der Denunciation und Verketzerung nicht entgangen war, an die würzburger Universität berufen wurde, um hier vor katholischen Studenten Vorträge zu halten. Die Ultramontanen schürten freilich den Fanatismus gegen ihn, der auch sofort zum Ausbruch kam, als Würzburg wieder für eine Weile von Baiern weggenommen und dem Großherzog von Toscana zugetheilt wurde. Die Studenten sammelten sich Abends vor Paulus' Wohnung und lärmten: „Bairische Sauschwänze, lutherisches Lumpenpack, fort!" Baiern damals bei den Würzburgern im Geruche der Lichtfreundlichkeit und der lutherischen Ketzerei stehend, welche Ironie! Hierauf kam Paulus als protestantischer Oberschul- und Studiencommissar nach Bamberg, dann nach Ansbach und von hier nach Nürnberg. Man intriguirte gegen ihn auch hier, und selbst der Graf von Thürheim, der an seiner Berufung nach Würzburg eifrig mitgearbeitet hatte, entzog ihm seine Gunst und gab unter Anderm vor Paulus' Versetzung nach Nürnberg ein sehr feindseliges Gutachten über sein Verhalten an der würzburger Universität ab. Er habe, hieß es darin, sich in Würzburg keineswegs als einen fleißigen Docenten documentirt, seine Prätensionen seien schwer zu befriedigen, sein collegialisches Verhalten nicht das verträglichste und uneigennützigste gewesen, und trotz seines großen Gehalts habe er beinahe alle seine Muße auf literarische Arbeiten verwendet. Wäre Paulus in den Stunden seiner „Muße" zu irgend einem Bräu gegangen, so würde ihm das schwerlich so übel gedeutet worden sein.

Im zweiten Bande sind namentlich die Mittheilungen über das Verhältniß seiner mit vielen Talenten ausgestatteten hochbegabten Tochter Sophie zu August Wilhelm Schlegel von allgemeinstem Interesse. Beider Ehe war bekanntlich eine sehr unglückliche; Sophie verlebte nur einige Wochen mit Schlegel und trennte sich dann von ihm. Schlegel ging auf den Vorschlag einer freiwilligen Scheidung nicht ein, man übergab die unangenehme Sache einem Advocaten, mußte aber den anfangs gehegten Gedanken, sie vor die badischen Gerichte zu bringen, aufgeben, und so blieben Beide, wenn auch nicht geschieden, doch für immer getrennt. Dies war einer der härtesten Schläge, welche Paulus' Leben verdüsterten. Die Briefe, welche Schlegel nach seiner Verheirathung auf einer gleich darauf angetretenen Reise in die Rheinlande an Sophie schrieb, machen einen für ihn sehr ungünstigen, fast peinlichen Eindruck. So würde etwa ein verliebter und doch nicht liebender Commis schreiben. Die trivialsten Redensarten drängen sich darin: „Lieber Engel! es ist eine grausame Sache mit diesem Auseinanderreisen. Ich finde es so traurig, wieder allein zu sein und nicht auf den Sonnenschein deiner Blicke hoffen zu können."... „Ich sehne mich unaussprechlich nach dir, süßer Engel! Durch welche Sünden habe ich nur diese grausame Strafe verdient?"... „Dein Bild schwebt Nachts vor mir und läßt mich nicht ruhen. Wann wird mir wieder der Blick deiner himmlischen Augen

begegnen?" u. s. w. Dann erzählt er wieder von den Bewirthungen, die er an vornehmer Herren Tafeln genossen. So schreibt er aus Frankfurt, den 11. September 1818:

> Gestern habe ich mit ein Stücker dreißig Ordenssternen getafelt, heute werden wir ein lustiges Mittagsmahl bei dem hamburgischen Syndicus Gries haben, morgen bei Reichard.... Gestern Vormittag habe ich ein langes und interessantes Gespräch mit Gentz gehabt, der zum Aachener Congresse geht. Heute soll ich dem Fürsten Metternich aufwarten.

Auf diese Ehescheidungsgeschichte bezieht sich ein Brief Friedrich von Schlegel's, worin er als einzigen Rechtfertigungsgrund für seinen Bruder anführt, daß dieser selbst Paulus und Sophie oft genug an sein Alter erinnert habe. Uebrigens gehören Friedrich von Schlegel's und seiner Gattin Dorothea Briefe zu den interessantesten und charakteristischsten in diesem zweiten Bande. Von Werth sind auch die mitgetheilten Betrachtungen, die Paulus noch in seinen letzten Jahren über die politischen Wirren in Deutschland anstellte. Er zeigt sich darin ebenso erbittert gegen die Demokratie als gegen die Politik der Gothaner und der „Deutschen Zeitung". Das, was damals in den Massen stürmte und gährte, führte er auf sehr materialistische Motive zurück, wie folgende sonderbare Zeilen beweisen:

> Zwei Lustgenüsse sind die Weltbeherrscher,
> Die Nahrungslust und die Begattungslust.
> So ist der Unterleib der Herr der Massen,
> Zweck sind die beiderlei Gelüste u. s. w.

Eine Weltgeschichte, von diesem Paulus'schen Standpunkt geschrieben, müßte sich ohne Zweifel sehr eigenthümlich lesen lassen. In unserer einer rein materialistischen Auffassung aller Dinge immer mehr und, wie es scheint, unaufhaltsam zusteuernden Zeit wird es künftig dieser Lehre nicht einmal an Anhängern fehlen, und es fehlt ihr vielleicht schon jetzt nicht daran.

---

4. Cannabich. 5. Baumgarten-Crusius.

Zwei uns vorliegende biographische Schriften betreffen Gelehrte, die sich auf einem speciellern Gebiete der Wissenschaft und der praktischen Thätigkeit durch allgemein anerkannte Tüchtigkeit ausgezeichnet haben, den Geographen Cannabich *), der, obschon bereits 1777 geboren, noch jetzt in seinem hohen Lebensalter rüstig genug ist, täglich seinen Mittagsspaziergang im fürstlichen Parke zu Sondershausen, seiner Vaterstadt, zu machen, nachdem er bis zum Jahre 1848 das stille, segensreiche Leben eines Pfarrers geführt hat, und den als Rector der Landesschule in Meißen verstorbenen Baumgarten-Crusius **), als Schriftsteller und durch seine pädagogische Wirksamkeit bekannt, die über das sächsische Land vielen fruchtbaren Samen ausgestreut hat. Wir empfehlen beide Schriften den zahlreichen Freunden der Dargestellten; doch enthalten sie, namentlich die über Baumgarten-Crusius, auch Mittheilungen genug, die für ein weiteres Publicum Interesse haben. Dahin gehören besonders die Scenen aus des Letztern Jugendzeit und aus den Kriegen von 1806 und 1813. Baumgarten-Crusius erzählt, wie sich nach der Schlacht von Jena das merseburger Domcapitel, darunter sein Großvater, auf das Schloß begab, um dem Kaiser Napoleon seine Aufwartung zu machen. Er fährt fort:

> Die Herren mußten, ganz gegen ihre Gewohnheit, lange in einem großen Vorzimmer warten, wo eine Menge Offiziere, namentlich von der Reiterei, die Helme mit Streifen von Tigerfell verbrämt und nickenden Roßschweifen, um einen Kachelofen herumstanden und sich höchst ungenirt bei dem kalten Octobertage den Hintern wärmten, sich auch sonst ziemlich unanständig expectorirten und manches kränkende Wort über das bestandene, nun aber durch die Schlacht gestörte Bündniß der Sachsen mit Preußen fallen ließen. Dieses beleidigende Benehmen konnten viele der Capitelsherren auch in der Folge nicht wieder vergessen. Sie erkannten nur zu gut den Uebermuth der Sieger und den Druck der Besiegten.

Wie ganz anders sahen Die aus, welche der Herrschaft dieser übermüthigen Herren in ihren prächtigen Helmen und Roßschweifen ein Ende machen sollten! Die preußische Wehrmannschaft rückte 1813 in Merseburg ein. Baumgarten-Crusius bemerkt:

> Wie waren sie anders als die, welche zur jenaer Schlacht zogen! Leute aus allen Ständen waren in die Regimenter eingereiht, junge und alte, schöne und krummgewachsene; Manche trugen bloße Jacken, Manche Nachtmützen auf dem Kopfe, aber Alle waren todesmuthig und gottergeben, von einem Enthusiasmus erfaßt, wie er schwerlich wieder vorkommen dürfte.

Das Interesse für biographische Schriften scheint fortdauernd im Zunehmen zu sein und, wenigstens bei dem männlichen Bestandtheile des Publicums, dem Interesse an Werken der Fiction Abbruch zu thun, die leider freilich nur noch selten einen kräftigen Nahrungsstoff in sich, einen erhebenden und veredelnden Charakter an sich tragen. Diesen Ansprüchen wird in den Biographien bedeutender Persönlichkeiten in viel höherm Grade genügt. In Bezug auf poetische Production, wenn man von der geschmeidigen Virtuosität und dem Formtalent absieht, mag unsere mitzeitige Literatur der frühern classischen weit nachstehen; aber in Betreff der Biographie, der psychologischen Charakteristik und des hierzu nöthigen liebevollen und sorgfältigen Eingehens und Vertiefens in die Eigenschaften, das Werden und Wachsen der geschilderten Persönlichkeiten haben wir offenbar Fortschritte gemacht. Auf den Besitz, den wir uns auf diesem Gebiete gesichert haben, können wir mit einem Gefühle der Befriedigung hinweisen und dreist sagen, daß er unser eigen ist.

Hermann Marggraff.

---

*) J. G. F. Cannabich in seinem Leben und in seiner literarischen Wirksamkeit. Ein biographisches Denkmal für die Schüler, Freunde und Verehrer desselben von T. E. Keyser. Nordhausen, Förstemann. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

**) Leben des Rectors und ersten Professors der königlich sächsischen Landesschule zu Meißen, Dr. Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius, beschrieben und nach den von ihm hinterlassenen Mittheilungen zusammengestellt von seinem Sohne Arthur Baumgarten-Crusius. Oschatz, Oldecop's Erben. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Zur polnischen Literatur.

1. **Epistolae**, legationes, responsa, actiones, res gestae Ser. principis *Sigismundi*, ejus nominis primi, regis Poloniae. Posen 1853—54. Erster bis dritter Theil.

Der Graf Titus Dzialynski, der auf seinem Gute Kurnik bei Posen eine für die polnische Geschichte höchst bedeutende Bibliothek gesammelt hat, ist nach dem Tode des bekannten Grafen Eduard Raczynski der eifrigste Förderer des literarischen Lebens unter den preußischen Polen geworden. Aus seinen zahlreichen Manuscriptensammlungen zur polnischen Literatur und Geschichte hat derselbe in dem oben angegebenen Werke eine der wichtigsten Quellen der polnischen Geschichte zu veröffentlichen begonnen. Es sind die sogenannten „Acta Tomiciana". Der Kanoniker von Krakau und Plock Stanislaw Górski, welcher das Amt eines Secretärs bei dem polnischen Kanzler Peter Tomicki unter der Regierung des Königs Sigismund I., später ebendasselbe bei des Königs Gemahlin Bona Sforza bekleidete, sammelte nämlich auf Anregung Tomicki's in Abschrift alle Briefe, Berichte, Erlasse, Verordnungen u. s. w., welche zu seiner Zeit aus der königlichen Kanzlei hervorgingen, und so entstand eine für die polnische Geschichte unschätzbare Actensammlung, welche die ganze Regierungszeit des Königs Sigismund I. (1506—48) umfaßt. Sie wird zwar gewöhnlich mit „Acta Tomiciana" bezeichnet, enthält aber nicht allein vollständige Mittheilungen aus der Amtsthätigkeit Tomicki's, sondern auch aus der des Amtsvorgängers Tomicki's, Matth. Drzewiecki, und der Amtsnachfolger desselben, Johann Chojenski und des Bischofs von Krakau, Sam. Maciejowski. Die Documente sind sämmtlich in lateinischer Sprache, der damaligen Sprache der Diplomatie, abgefaßt. Diese aus 27 großen Folianten bestehende Sammlung war bisher nur handschriftlich vorhanden. Nachdem nun Graf Titus Dzialynski die in seiner Bibliothek befindliche Handschrift mit andern in polnischen Bibliotheken aufbewahrten hat vergleichen, aus denselben ergänzen und berichtigen lassen, veranstaltet er jetzt mit größter Sorgfalt den ersten Abdruck des großen Werks. Es sind bereits drei starke Theile in splendidem Drucke in Folio erschienen. Der vierte Theil wird sicher 1855 ausgegeben. Der erste Theil umfaßt die Jahre 1507—11, der zweite 1512—13, der dritte 1514—15. Das Werk wird auch im Abdruck mit der Zeit eine Seltenheit werden, da der Graf nur 300 Exemplare abziehen läßt.

2. Teka *Gabryela Junoszy Podoskiego*, Arcybiskupa Gnieznieńskiego. Erster Theil. Posen 1854.

Dieses Werk enthält eine gleichwichtige Sammlung von Quellen zur polnischen Geschichte aus neuerer Zeit. Der Erzbischof von Gnesen Podoski, welcher diese Würde von 1767—77 bekleidete, hinterließ in Manuscript eine Sammlung von Documenten, die er sich wahrscheinlich, als er das Amt eines Kronreferendarius bekleidete, zu seinem Gebrauche angelegt hat. Sie ward von einem Erben dem Literaten Kasimir Jarochowski übergeben, der sie unter obigem Titel zu veröffentlichen begonnen hat. In ganz vollständiger Reihenfolge werden hier sämmtliche öffentliche Verhandlungen der polnischen Reichstage vom Jahre 1717—33 mitgetheilt, insbesondere findet man die Diarien dieser Reichstage, die Correspondenzen des Königs August II. mit den höchsten Staatsbeamten und dieser miteinander, den Briefwechsel der polnischen Großkanzler mit den ausländischen Gesandten, die Berichte der bei den fremden Höfen accreditirten polnischen Botschafter, ferner viele Verordnungen des Königs und der höchsten Würdenträger über innere Staatsverhältnisse und sogenannte Gazetki, d. h. Nachrichten über verschiedene Ereignisse im Lande, insbesondere in Betreff des Königs und des Hofs. Alle diese Documente, welche theils in polnischer, theis in lateinischer, französischer und deutscher Sprache verfaßt sind, gelangen hier zum ersten male zum Abdrucke. Das Werk kann demnach als eine würdige Fortsetzung der berühmten und kostbaren Documentensammlung von Zaluski, welche mit dem Jahre 1710 abbricht, angesehen werden; nach seiner Vollendung wird ihm dieselbe Wichtigkeit für die zweite Hälfte der Regierungszeit des ersten polnischen Königs aus dem sächsischen Hause zugesprochen werden müssen, welche das Zaluski'sche Werk für die erste Hälfte derselben erlangt hat, sodaß auch jener Theil der polnischen Geschichte nicht mehr blos nach den mehr oder weniger einseitigen Schriften eines Parthenay, Faßmann, Nordberg u. A., sondern aus den Quellen selbst wird dargestellt werden können. Die ganze Sammlung ist auf sechs Theile berechnet.

3. Monumenta regum Poloniae Cracoviensia. Petersburg 1853.

Dieselbe Bedeutung, welche die Westminsterabtei für den Engländer hat, hat die krakauer Domkirche für den Polen. Wie der Engländer dort die Denkmäler seiner großen Männer zusammen findet, so findet der Pole im krakauer Dom die Denkmäler seiner Könige und berühmten Landsleute beisammen. So großen Werth nun auch diese Erinnerungen an des Vaterlandes Vorzeit für den Polen haben müssen, so sind doch bisher noch keine genauen, in größerm Maßstab entworfenen und der Gegenstände würdigen Abbildungen derselben vorhanden gewesen. Solche werden zuerst in dem genannten Werke dargeboten, welches nach vieljährigen Vorbereitungen und nach Ueberwindung mannichfacher Schwierigkeiten veröffentlicht worden ist. Den ersten Gedanken zu demselben faßte Michael Stachowicz, ein tüchtiger polnischer Maler, indem er in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts Zeichnungen nach den krakauer Denkmälern zu entwerfen begann. Da er die selbständige Vollendung des Unternehmens sich nicht zutraute, so wählte er den trefflichen Maler und Zeichner Jakob Sokolowski zu seinem Mitarbeiter. Nachdem nun beide Künstler die Zeichnungen vollendet hatten, wollte dieselben schon im Jahre 1818 der Buchhändler Matecki in Krakau auf Subscription herausgeben, aber seine Absicht fand damals sehr geringen Anklang bei den Polen und die Veröffentlichung unterblieb. Einige Jahre später erregte das Werk das Interesse des polnischen Staatsministers Grafen Stanislaw Potocki in Warschau; dieser übertrug die Veröffentlichung einer besondern Commission, bestehend aus dem Bischof Prazmowski, dem Grafen Sierakowski und dem berühmten slawischen Sprachforscher Linde, von welcher der deutsche Künstler Friedrich Christoph Dietrich für das Werk gewonnen ward. Nach fünfjähriger angestrengter Arbeit hatte derselbe im Jahre 1827 die Zeichnungen auf 27 große Kupferplatten sorgsam übertragen. Jedoch die Veröffentlichung unterblieb abermals, die politischen Verhältnisse Polens traten hemmend entgegen, und so kamen die gestochenen Platten zuletzt in den Besitz der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. Da gestattete der Vorsteher derselben, Baron Korff, die Herausgabe dem Buchhändler Wolff in Petersburg. Letzterer reiste deshalb 1851 eigens nach Paris und hier erfolgte endlich der Abdruck der Platten in dem renommirten Lemercier'schen Institut. So ist ein gemeinsames Werk polnischen, deutschen und französischen Fleißes entstanden. Es enthält, wie bereits erwähnt ist, 24 große Kupferstiche. Auf den beiden ersten sind als die ältesten krakauer Denkmäler die der Herzoge Boleslaw des Frommen und Leszek des Schwarzen dargestellt; sie sind durch den Brand vom Jahre 1850 vernichtet worden, um so wichtiger sind daher ihre Abbildungen. Weiter wird das Innere der krakauer Domkirche vorgeführt, worauf der Reihe nach sämmtliche Grabkapellen des Wladislaw Lokietek, der Jagellonen, des Stephan Bathori, Sigismund's III., seiner Söhne und Johann Sobieski's folgen. Den Schluß macht ein Kupferstich, auf welchem der letzte polnische König Stanislaw August bei seinem Besuche dieser Denkmäler im Jahre 1787 dargestellt ist. Der Ernst des Augenblicks ist hier auf die würdigste Weise erfaßt.

4. Wzory sztuki średniowiecznéj. Warschau 1853—54.

In diesem kostbaren, für die polnische Kunstgeschichte wichtigen Werke wollen die Herausgeber Alexander Przezdziecki und

Eduard Rastawiecki in Abbildungen und Beschreibungen eine Uebersicht Dessen geben, was an kirchlichen und anderweitigen merkwürdigen Kunstsachen aus dem Mittelalter und dem 16. und 17. Jahrhundert in Polen noch vorhanden ist. Das Werk soll 24 Hefte, jedes im Preise von 1 Rubel, umfassen. Die Abbildungen in Quart sind sämmtlich in Golddruck, getreu nach den Originalen und höchst sorgsam angefertigt. In den bereits erschienenen sechs Heften findet man zuvörderst einen einer Trinkschale ähnlichen Kelch nebst Patene, welchen Herzog Konrad von Masovien der Kathedrale in Plock geschenkt hat und welcher für den einzigen in Polen befindlichen Ueberrest von der Goldarbeiterkunst aus dem 13. Jahrhunderte gilt. Wie weit es diese Kunst in Polen gebracht hat, ersieht man besonders aus einer Monstranz von sehr schöner Arbeit, die Stephan Bathori 1583 den Jesuiten in Riga geschenkt haben soll, die aber bei Besetzung der Stadt durch die Schweden von den Jesuiten nach Polock gebracht und im Jahre 1850 von dem Fürsten Paskewitsch dem Kapuzinerkloster in Leck übergeben wurde. Neben den Abbildungen kirchlicher Geräthe sind die Abbildungen der Commandostäbe (bulawy) der berühmtesten polnischen Großhetmans bemerkenswerth, welche meist mit Edelsteinen reich verziert und oben mit großen goldenen runden Knöpfen versehen sind. Die frommen Hetmans haben sie dem czenstochauer Kloster vermacht, aus dessen reichem Schatze überhaupt manche Abbildungen sich hier finden. Von besonderm Interesse ist das Grabmal des polnischen Herzogs Boleslaw des Kühnen, des Mörders des heiligen Stanislaw, welches in einer Benedictinerabtei zwischen Feldkirchen und Villach sich befindet. Dort beschloß Boleslaw als Büßender sein Leben. Es ist ein Pferd in Basrelief auf einer Tafel von cerrarischem Marmor mit der Inschrift: „Rex Boleslaus occisor Sti. Stanislai", welche die Mönche nach der Kanonisation des Stanislaw im Jahre 1253 setzen ließen. 52.

Notiz.

Ultramontane Literatur.

Man kann nicht leugnen, daß sich in neuerer Zeit dem Katholicismus oder vielmehr dem Ultramontanismus sehr talentvolle Schriftsteller, die auch beredt und glänzend zu schreiben wissen, zugewandt haben. In Deutschland sind namentlich Görres, der eine förmliche Schule stiftete, sein Sohn Guido Görres, Phillips, Jarcke, Alban Stolz u. A., in Frankreich Montalembert, der sich aber in politischer Hinsicht einer freiern Richtung zuneigt, als sich mit den Tendenzen des Ultramontanismus verträgt, und Veuillot, der dagegen die Sache auf die Spitze treibt, wo sie brechen muß, in England vorzüglich Cardinal Wiseman und Newman, in Nordamerika Brawnson, Herausgeber der angesehensten katholischen Zeitschrift in Nordamerika, der „Quarterly review", zu nennen. Eine kölnische Buchhandlung hat es unternommen, aus der neukatholischen Literatur Englands eine Auswahl von Schriften in Uebersetzung erscheinen zu lassen unter dem Titel:

Sammlung von classischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. Erstes und zweites Bändchen. Köln, Bachem. 1854. Gr. 12.

Das erste Bändchen enthielt:

Die Türken in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit, von J. H. Newman. Aus dem Englischen von G. Schündelen. Mit 1 Karte. 18 Ngr.

Das zweite Bändchen erschien unter dem Titel:

Vermischte Schriften von Sr. Eminenz Nikolaus Cardinal Wiseman Erzbischof von Westminster. Erste Abtheilung. 22½ Ngr.

Diese erste Abtheilung der Wiseman'schen Schriften enthält die Abhandlungen: „Spanien"; „Spanische Kunst"; „Die Agitation gegen die Frauenklöster in England"; „Die Madiai" u. s. w. Die zweite Abtheilung wird unter Anderm die Aufsätze über das Lesen der Heiligen Schrift in der Volkssprache über alten und neuen Katholicismus und über die Wunder und die Handlungen des Neuen Testaments als Erklärung der katholischen Lehre bringen. Bezeichnend für den Standpunkt dieser Vorkämpfer des Katholicismus zur Kunst ist Wiseman's Urtheil über die spanische Kunst, die er besonders deshalb rühmt, weil sie eine Tochter der Religion sei und niemals, wie die italienische und die vlämische Schule, der Mutter den Rücken gewendet habe, sondern stets ihr Kind und ihre „Magd" geblieben sei. „Es hat in Spanien (fährt Wiseman fort) nie eine profane oder, milder ausgedrückt, eine classische Kunstschule gegeben, das heißt: eine Schule der Nuditäten, der Mythologie, des Heidenthums und des Lasters." Diese keusche Manier der spanischen Maler, bemerkt er weiter, sei hauptsächlich dem beschränkenden Einfluß der Inquisition zuzuschreiben. So sei durch ein Decret dieses Tribunals die Verfertigung und Ausstellung unsittlicher Gemälde und Sculpturen unter Androhung der Excommunication, einer Geldstrafe von 1500 Dukaten und der Verbannung für ein Jahr untersagt worden. Da hätten wir ja das Mittel, unsere Maler im ultramontanen Sinne sittlich zu machen; denn darauf, daß die Sittlichkeit und die Scheu vor mythologischen „Nuditäten" ein Act ihres freien Willens ist, kommt es ja nicht an. Bekanntlich befürwortet auch Veuillot in Frankreich ganz offen die Wiedereinführung der Inquisition. Wer weiß, was im Laufe der Jahre noch geschieht! Diese kölnische Sammlung katholischer Schriften erscheint übrigens, wie auf dem Titel bemerkt ist, „mit Gutheißung hoher geistlicher Obrigkeit". Dieser Zusatz muß doch auch das zarteste Gewissen beruhigen!

H. M.

Bibliographie.

Gutzkow, K., Die Diakonissin. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Henze, A., Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen mit 305 Facsimile's, kurzen Biographien und Schrift-Characteristiken. Leipzig, Schlicke. Gr. 16. 22½ Ngr.

Hildebrand. Ein historisches Drama. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 26 Ngr.

Pfeil, Clementine Gräfin, Gedichte. Zwei Theile. Breslau, Dülfer. 16. 22 Ngr.

Prutz, R., Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Seyffarth, W. Wahrnehmungen in Paris 1853 und 1854. Gotha, Scheube. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ungár, S., Kalifornien oder: das Mädchen und sein Kind. Roman. Drei Bände. Wien, Wenedikt. 8. 2 Thlr.

Werner, K., Grundlinien der Philosophie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Cooper, C. F., Die Lehrfreiheit einer theologischen Facultät der evangelisch-lutherischen Kirche, veranlaßt durch die Göttinger Denkschrift und ihre Vertheidiger. Verden, Tressan. Gr. 8. 5 Ngr.

Crusius, F., Der Selbstmord eine Thorheit und ein Verbrechen. Zwei Predigten vor der Militairgemeinde im Dom zu Magdeburg am 3. und 5. Sonntag nach Epiphan. 1854 gehalten und mit einem Nachwort zur Warnung und zum Trost für Jedermann herausgegeben. Magdeburg, Gebr. Baensch. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann, W., Ueber den rechten Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus. Ein Vortrag gehalten am 7. evangelischen Kirchentage zu Frankfurt a. M. [Septbr. 1854.] Berlin, Hertz. 12. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 12. —— 22. März 1855.

Barante's Geschichte des Nationalconvents.

Histoire de la Convention Nationale, par *M. de Barante.* Sechs Bände. Paris 1849—53.

An der Stelle, wo Tacitus in seinen „Annalen" den Tod so vieler berühmten Römer beschreibt, welche die Grausamkeit Tiber's hinopferte, klagt er mit beredten Worten über die schauerliche Einförmigkeit seines Gegenstandes. Immerfort schnöde Angeberei, immerfort ein niederträchtiger Senat, der seine eigenen Mitglieder dem Blutdurste des Kaisers ausliefert! Kaum ist eine Mordgeschichte auserzählt, so drängt sich eine andere in die Feder des Geschichtschreibers. Der Muth des großen Soldatenvolks, welches die Welt erobert, äußert sich nur noch in der Gleichgültigkeit gegen den Tod. Die Nachkommen des Camillus und der Scipionen wissen noch auf stoische Weise sich die Adern zu öffnen, wenn sie sterben müssen; das ist der letzte Schimmer ihres alten Heldensinns. Hofschranzen und Feiglinge im Senat, finden sie in der Todesstunde noch einen Funken antiker Seelengröße, und selbst der berüchtigte Epikuräer Petronius (ein Liebling und Schlachtopfer Nero's) verlebt seine letzten Augenblicke unter Rosen und Buhlerinnen mit einer Gelassenheit, die manchen Heldenmuth verdunkelt.

Wie es damit auch sein mag und wie groß auch das Genie, welches Tacitus auf die Schilderung dieser entsetzlichen Zeiten und Zustände verwendet, er hat Grund zu klagen. Seine Klage ist keine hohle rhetorische Floskel, er empfand gewiß den Widerwillen und Ekel, welchen er ausspricht. Auch der Leser wird müde und verstimmt; das Buch fällt ihm aus der Hand. Man kann den Tacitus nicht zu viel lesen; nur muß man nicht in einem Zuge, sondern stück- und absatzweise lesen, wenn man will, daß die Phantasie etwas Anderes behalten soll als die verworrene Erinnerung einer Unmasse von gräßlichem Einerlei, ein schwarzes und zerflossenes Bild von Knechtschaft und Tyrannei.

Der Geschichtschreiber des französischen Nationalconvents ist noch übler daran, zumal wenn er bis zu dem traurigen Augenblick gelangt, wo durch die Niederlage der Girondisten das letzte Hinderniß, welches dem tollen Vernichtungssystem der Jakobiner entgegenstand, aus dem Wege geräumt ist und der pariser Pöbel sich täglich mit der Posaunenstimme des Lebens und des Todes als das souveräne Volk von Frankreich ankündigt, auf welchem alle Herrlichkeit der Nation und alles Glück der Welt ruhe. Wie Paris der Focus war, der seine Flammen allenthalben hinschickte, woher er die einzelnen Strahlen erhielt, so fühlte es den Brand auch am heißesten, und nirgends vielleicht sind bei den Bürgern des Staats die Einwirkungen der verschiedenen politischen Umwälzungen wol größer gewesen. Jedes Schlimme zeigte hier seine teuflische Energie am thätigsten und ließ Spuren in den Gemüthern zurück, die bei Schwachen und Gebeugten unauslöschlich waren und noch jetzt ihren Kindern anhängen; der stärkere Mensch steht und besteht mehr durch sein Eigenes und handelt und leidet mit andern Ursachen und Wirkungen. Hier in dieser feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven sehr aufgelöst und die Gemüther selbst verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen sandten ihre markigen Ungeheuer, die Million von Weichlingen zu beherrschen, welche sonst nur Vergnügen geliebt und in der neuen Freiheit, wie sie Europa in ihrem schönen Anfange ehrte und bewunderte, die mildeste und sanfteste Tochter des Himmels angebetet hatte. Die Pariser fühlten sich verloren, als man nach Köpfen und blutigen Opfern schrie. Sie ließen das Schwert fallen, das die Mörder von Avignon und Marseille ergriffen, nebst dem niedrigsten Pöbel, der so gern meint, weil er nichts besitzt, ein Recht zu haben, Andere aus ihrem Besitz zu jagen. Das Volk, das im jungen Frühlingssonnenschein seiner gepriesenen Freiheit aufzustreben anfing, das harmlos und fröhlich der ganzen Welt seinen süßen Traum erzählte, ward leider des Rausches inne, der hier unterm Monde nichts festhält, und sah sich ohne die Bande der alten Gesetze und ohne die Ketten, woran ein mehr als hundertjähriger Despotismus es geschmiedet hatte, jedem Schurken und Schwärmer preisgegeben.

Die böse Gottheit siegte im ungleichen Kampfe über die gute, die Schranken fielen, die den König und die Repräsentanten schieden; Ludwig XVI. war, vielleicht ebensosehr, weil er zu gut, als weil er zu schwach war, den höllischen Waffen nicht gewachsen und verlor mit größerm Muthe und Ruhme das Diadem und den Kopf, als er sie getragen hatte. Sein Sturz riß Tausende ins Verderben. Nicht blos seine Freunde fielen, sondern selbst diejenigen seiner Feinde, die bei dem blinden Parteihaß doch noch nicht Menschenblut wie Wasser fließen sehen konnten. Es folgte Danton's und Robespierre's Regiment mit Septembernächten und -Mordtagen, mit Pulver- und Wasserhochzeiten, die unter dem Namen der republikanischen von den Ungeheuern gefeiert wurden. Jetzt haben wir nur noch eine ungeheuere Metzelei, in welche die Verschiedenheit der Mordmittel ganz allein einige Abwechselung und Mannichfaltigkeit hineinbringt. In Paris wird guillotinirt, in Bordeaux füsilirt, in Lyon mitraillirt, in Nantes ersäuft. Wer die gefährlichen Dinge Adel, Reichthum und Menschlichkeit besitzt, muß wie ein Raubmörder für sein Leben zittern; denn es ist ein Verbrechen, ein Mensch zu sein, und ein größeres, ein reicher und edler Mensch zu sein. Man spielt mit Menschenleben wie mit Nüssen oder Aepfeln und läßt Menschenköpfe wie Mohnköpfe abhauen, ohne eben etwas Schlimmes dabei zu denken. Es ist ein fabelhaftes Blutbad, ein sinn- und namenloses Rasen. Die Worte sind noch scheußlicher als die Thaten. Schwelgen und Morden halten gleichen Schritt. Wer, ich sage nicht einige Menschlichkeit, sondern nur einigen Menschenverstand in der Handhabung revolutionärer Mittel behält, wird verdächtig und bahnt sich den Weg zum Schaffot. In den historischen Schilderungen herrscht von nun an eine fürchterliche Einförmigkeit; es gibt keine Ruhe und Rast mehr, weder für den Geschichtschreiber noch für den Leser; man muß durch ein Meer von Blut hindurch und über einen schmuzigen Strom hinüber, wo Leichen wie Eisschollen umhertreiben. Man kann sich nicht losreißen von diesem entsetzlichen Schauspiel, das uns durch seine Schauderhaftigkeit selbst fesselt, und steht Qualen aus, wie sie Diejenigen ausstehen, die einmal in ihrem Leben eine Hinrichtung haben mit ansehen wollen, wenn sie dem Blutgerüste gegenüber weder rück- noch vorwärts und die Augen weder wegwenden noch zumachen können, gebannt und geblendet von dem blutigen Auftritte.

Trotz der kunst- und geschmackvollen Darstellung des Historikers ist es schwer, nicht etwas Derartiges zu empfinden, wenn man den dritten Band des vorliegenden Geschichtswerks liest. Die beiden ersten Bände umfassen die Zeit, die gleichsam ein unheilvolles Vorspiel des Nationalconvents war. Die Gesetzgebende Versammlung und ihre für das Königthum so demüthigenden Verhandlungen, die Aufstände vom 21. Juni und 10. August und die Mordnacht vom 2. September füllen den ersten Band. Der Proceß und der Tod des Königs, welchem so viele innere Debatten im Convent voran- und zur Seite gingen, bilden den Inhalt des zweiten Bandes. In diesen zwei ersten Bänden sind wenigstens noch einige Lichtblicke und Ruhepunkte. Es braust und stürmt zwar oft schrecklich und zerstörend, aber es ist doch noch zuweilen Kampf und Leben darin. Die Schandthaten und Verbrechen folgen nicht ununterbrochen aufeinander; Gerechtigkeit und Billigkeit finden noch Vertheidiger; etwas mehr Nachdruck, und es läßt sich manchmal an, als ob der teuflische Geist des Bösen der göttlichen Kraft des Guten weichen und die Hölle den Waffen des Himmels unterliegen solle. Das entsetzte Gemüth hat solche Anhalts- und Anknüpfungspunkte nöthig. Die Hast und Gier, womit man sich damals an den geringsten Schimmer von Hoffnung anklammerte, ist wahrlich nicht zu verwundern. Selbst wir, für die das Alles doch nur Geschichte ist, wie sich ein ruhiger Moment in dem gräßlichen All der Verwirrung darbietet, so greifen wir danach und verweilen dabei mit einer Art von Behagen; wir bilden uns fast ein zu meinen, was man damals meinte, die Revolution werde da einhalten und entweder in der Constitution von 1791 oder in der Republik der Girondisten ihre Hütten bauen. Solange wir einen Ueberrest von Mäßigung und Besinnung schimmern sehen, hoffen wir. Wir treten unwillkürlich auf die Seite Derer, welche die letzten Dämme der Cultur und gesellschaftlichen Ordnung gegen den brandenden Andrang der revolutionären Wellen vertheidigen, und die Girondisten, die sich am 10. August so abscheulich und jämmerlich, am 2. September und 21. Januar meist so schwach und schnöde benehmen, wir ergreifen hitzig ihre Partei, wenn sie sich am Ende gegen Robespierre erheben; wir wünschen, daß sie ihre Sache durchsetzen, wir stimmen mit ihnen und hätten mit ihnen sterben mögen, wenn sie nur nicht gar zu schauspielermäßig gestorben wären. So wurden damals die Leute von Illusion zu Illusion fortgezogen, immer in der Hoffnung, das Ende der Revolution zu erleben, bis zu dem fatalen Augenblick, wo Schrecken und Mord allein in Frankreich herrschten. Und doch hatte man noch eine gewisse Ruhe, eine verhältnißmäßig freie Bewegung zwischen dem 10. August und 2. September, zwischen dem 2. September und 21. Januar und zwischen dem 21. Januar und 21. Mai, dem letzten Datum des Widerstands, von welchem Tage an die besiegten und aus dem Convent vertriebenen Girondisten den Jakobinern freies Spiel ließen und starres Grausen alle Gemüther ergriff! Erst am 9. Thermidor sollte Frankreich wieder Athem schöpfen.

Wenn man die Revolution in die Hände der tollsten und verruchtesten Menschen, eines Carrier, eines Collot d'Herbois, eines Couthon und Consorten fallen und eine kleine Bande von Rasenden zwei Jahr lang und länger eine große Nation knechten und deciminen sieht, so staunt und fragt man, wie die honetten Leute, die gewiß nicht blos Recht und Vernunft, sondern auch die bedeutendsten Mittel und Kräfte auf ihrer Seite hatten, sich so feig entwaffnen ließen, um ihre Köpfe dieser blutigen Bande und ihren Guillotinen preiszugeben, de



sie durch vereinte Kraft sie hätten erdrücken sollen. Ich meine nicht die träge und gedankenlose Masse von Capitalisten, Bankiers und sorglosen Rentiers, die Kaufleute, Fabrikanten, die städtischen Grundbesitzer, die Händler und Schacherer mit eingezogenen Ritter- und Kirchengütern, welche die Revolution als eine Quelle von Speculationen für ihre Habsucht und Eitelkeit betrachteten: man darf diese Menschenclassen, die durch ihren Charakter oder vielmehr ihre Charakterlosigkeit verdammt sind, allen Parteien zum Spielzeug zu dienen, nicht in Rechnung bringen, wenn von handelnden Wesen die Rede ist; man muß sie nur bis zum völligen Saldo ad notam beischreiben. Ich meine die von Ideen und Leidenschaften bewegten Bürger, die aufrichtigen Freiheitsfreunde, und deren gab es damals in allen Ständen viele, die eine constitutionsmäßige Regierung für etwas Schönes hielten und zwar für die neuen Wirren und Unordnungen keine sonderliche Sympathie, aber gegen die alte Wirthschaft und Ordnung der Dinge eine entschiedene, leidenschaftliche Abneigung hatten. Wie ging es zu, daß diese große Menge von rechtlich gesinnten Bürgern aus allen Classen, die mit dem Kopfe und den Armen steuern helfen konnten und sollten, einer Rotte von Bösewichtern erlaubten, ungestraft und ungestört ihr entsetzliches Henkeramt auszuüben?

Die Ursache davon ist leider nur zu einfach und tritt besonders in dem letzten Kampfe der Girondisten, welchen Hr. von Barante meisterhaft schildert, nur allzu deutlich hervor. Die Einsichtsvollsten und Wohlmeinendsten waren in heillosen Doctrinen viel zu sehr verstrickt und befangen, um nicht auf das Lerchenfeld zu gerathen und sich in die Netze zu verwickeln, die sie selbst gestellt. Das Dogma von der Volkssouveränetät, welches den König zu einem besoldeten, jederzeit absetzbaren Beamten der Nation macht, die Uebertragung der höchsten gesetzgebenden Gewalt an den sogenannten allgemeinen Volkswillen, der das Recht hat, in jedem Augenblick den politischen Körper umzuwerfen; eine Freiheit, die in das Recht gesetzt wird, kein Recht zu achten; die Ränke einiger Umtriebestifter, die als Ausfluß des Nationalwillens dargestellt werden; eine Staatswirthschaft, welche die Eigenthümer zu Sklaven besitzloser Massen erniedrigt; eine Staatsverwaltung, deren Grundlage Aufruhr und wo die Herrschaft des Gesetzes eine Ausnahme von der öffentlichen Ordnung ist, dieser ganze politische Afterweisheitskram des 18. Jahrhunderts, der für unumstößliche Wahrheit galt, dieser ganze anarchische Ideenkreis, worin die Gemüther wie von einem bösen Zauber festgebannt waren, schließt jede gesellschaftliche Organisation, selbst eine organisirte Demokratie aus, und es lag in der Natur der Sache, in der Falschheit und Unwahrheit der zum Ausgangspunkte dienenden Theorien, Grund- und Lehrsätze, daß das revolutionäre Experiment, die Erschaffung eines auf Volkssouveränetät basirten Vernunft- und Normalstaats, mislingen und seine Urheber verderben mußte. Eben infolge dieser unglückseligen Lehren hatten sich die ehrlichen Leute viel zu tief mit dem Bösen eingelassen, als daß sie noch wagen konnten, ihm gerade ins Gesicht zu sehen und es offen bei seinem Namen zu nennen. Selbst indem sie dagegen ankämpften, waren sie gezwungen, ihm noch zu viel einzuräumen, bei Strafe sich selbst das Verdammungsurtheil zu sprechen. Man foderte die Unterdrückung der Jakobiner, indem man zugleich ihren Stil, ihre Maximen, ihre Lästerungen gegen die Könige borgte. So versuchten die Girondisten den 2. September zu brandmarken und bestanden darauf, sich aus ihrem schmählichen Antheil am 10. August eine Ehre zu machen. Sie eiferten gegen die Demagogen und schalten Ludwig XVI. einen Tyrannen! Sie räumten den Jakobinern die Gültigkeit ihrer Grundsätze ein und sträubten sich blos gegen die Anwendung! Wenn es ihnen um diese Principien noch warm im Herzen gewesen! Es gibt, ich weiß wohl, hochsinnige Inconsequenzen, und verschrobene Köpfe müssen, glaube ich, nicht unfehlbar verruchte Köpfe sein. Leider ist schwer zu glauben, daß bei der anarchischen Verstocktheit der Girondisten nicht mehr eitler Hochmuth und schlechte Politik als wirkliche, ernstliche Ueberzeugung war. Der Geist, der sie trieb, war ein Geist des vermessensten Dünkels und Aufruhrs. Sie stürzten den König, fast ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, aus bloßer Rhetornarrheit und Rabulistensucht. Ihr ganzes Leben ist ein Prunken mit Redensarten, ein Declamiren, ein Schauspielen, kurz ein Theaterleben; selbst ihr Tod ist ein Komödiantentod. Ihre bessern Vorgänger, Bailly, Barnave, Lafayette, hatten sich übrigens ebenso unklug benommen. Auch sie behandelten die öffentlichen Angelegenheiten nicht sowol als Staats- und Geschäftsmänner, sondern als Männer einer Sekte und Schule. Wie sie endlich einsahen, es sei hohe Zeit, den wankenden Thron zu stützen, bewiesen sie unstreitig Muth und Entschlossenheit. Bei der Meuterei auf dem Marsfelde bedachten sich Bailly und Lafayette nicht, die rothe Fahne aufrollen und auf die Meuterer schießen zu lassen. Wenn sie früher ebenso entschieden gehandelt, wenn sie in ihrer ausschließlichen Angst vor Hofcabalen die vorhergehenden Volksaufstände nicht allzu sehr geschont, so hätten sie vielleicht das Königthum gerettet, und ich glaube, die Freiheit wäre nicht so schlecht dabei weggekommen.

Aber unklugerweise hatte man aus Aufruhr und Meuterei ein constitutionelles und legales Princip gemacht; wie konnte man sie als Verbrechen behandeln? Das Volk hatte keine Vorstellung davon, und ich bin überzeugt, die Nichtswürdigen, die den unglücklichen Bailly auf dem Schaffot marterten, waren nicht blos von Barbarei und Grausamkeit beseelt; sie meinten wirklich, daß Bailly, weil er den Aufstand des Marsfelds mit Waffengewalt unterdrückte, das heiligste Recht des Volks angetastet habe. Unvernünftig hatten gar viele Leute aus den höhern Ständen alle Begriffe von Recht und Ordnung verwirren und verwischen helfen in jener verwirrten und aus den Angeln gerissenen Zeit, und das gemeine Volk war gelehriger, als man wünschte und erwartete, auf die vornehme Politik eingegangen. Die Schmach der Frevelthaten und des bösen

Gerüchts jener Zeit, die ganz Paris trifft, sollte man also nicht auf das gemeine Volk allein werfen. Die Meisten seiner Classe litten und zitterten dabei eben nicht weniger als die andern ehrlichen Leute höhern Standes, und man sollte also nicht Einem beilegen, was Alle litten und sündigten. Aus allen Classen mischten sich Menschen in jenen unreinen Strom, der bald aus Leichen blutig floß. Man kennt die Octobertage zu Versailles und in Paris, wobei die Fischweiber und ihr Anhang eine so große Rolle spielten, man kennt die Septembernächte und den 10. August, ewig bejammernswerthe Tage der Anarchie und der Volkswuth. Aber war denn bei diesen Vorgängen der pariser Pöbel der einzige handelnde? Traten nicht die Truppen, ja selbst die Leibgarden des Königs zum Theil mit hinzu? Eiferten nicht wohlhabende und angesehene Bürger mit um die Ehre, für die Freiheit und Constition, wovon man noch so hohe Hoffnungen nährte, selbst in diesem unedeln Kampfe ihr Blut zu vergießen?

Die Oppositionsmänner dieser ersten Revolutionsepoche, allerdings meist von den aufrichtigsten Gesinnungen, aber von den kläglichsten Ideen geleitet, bildeten sich ein, es werde ihnen möglich sein, dem Schlechten sein Theil zu geben und es auf die Seite zu werfen, wenn sie es gebraucht und ausgenutzt hätten. Nur heute ein wenig Gewalt und Aufruhr; morgen soll Alles wieder hübsch ordentlich und fein gesetzlich zugehen. Laßt uns nur die Bastille stürmen, und damit ist Alles vorbei. Verzeiht noch die Auftritte in Versailles, man muß dem Hofe Angst einjagen; nachher soll nichts mehr angerührt und verbrochen werden. Menschlicher Aberwitz! unselige Verblendung! Uebermächtig fiel das Schlechte zurück auf Die, welche es mit strafbarer Schadenfreude gelitten, und zermalmte sie mit der Gewalt eines Strafgerichts. Der Erste, der ungestraft den Kopf seines Mitbürgers auf die Spitze einer Pike steckte, rechtfertigte im voraus die Ströme Bluts, die später vergossen wurden. Heimlicher Vorbehalt und heimtückische Duldung erzeugen über kurz oder lang offenes Verbrechen und rücksichtslose Verfolgung. Wie Schade! In der Theorie verwirft Jeder den abscheulichen jesuitischen Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, und in der Praxis macht fast Jeder davon Gebrauch. Vermöge welcher seltsamen Geistesverwirrung hat man aus der Geschichte der Französischen Revolution eine Apologie des Verbrechens herausziehen wollen? Nie, im Gegentheil, folgte die Strafe schneller auf das Vergehen. Alle dabei Betheiligten wurden bestraft, wie sie es verdient hatten; die Einen für ihre Schwäche und Nachsicht, die Andern für ihren Hochmuth und Starrsinn, und Die, so das Herz wenigstens auf dem rechten Fleck behalten hatten, büßten ihre Sünden mit einem edeln Tode; Manche sogar starben als Märtyrer, Ludwig XVI. an ihrer Spitze. Das ist die Lichtseite der französischen Revolutionsgeschichte, die Ehrenrettung Frankreichs in den blutigen Jahren 1792 und 1793! Die Hallunken sind auch umgekommen und einer von der Hand des andern gefallen. Gott allein weiß, ob sie als reuige oder verstockte Sünder gestorben!

Der vierte Band bringt uns bis zum 9. Thermidor. Das Gemälde, welches er vorführt, ist, wenn man sich so ausdrücken kann, das Bild der stillen Schreckensregierung, — ein bestialisches Bild voll triefender Eiterwunden und Geschwüre. Vielleicht hat das alte Rom in den Tagen, wo ein Tiber, Nero, Caligula, Heliogabal mit ihres Gleichen die Schicksale der Welt lenkten und sie zu einem großen Capreä ihrer viehischen und blutdürstigen Lüste machten, auch nicht viel menschlicher ausgesehen als Paris zur Zeit, wo Robespierre, Couthon, Saint-Just mit ihren Spießgesellen über Frankreich herrschten und es in eine große Pest- und Mordgrube verwandelten. Die überwundenen Girondisten sind todt oder landesflüchtig. Im Convent selbst ist kein Widerstand mehr. Henkersknechte füllen die Verwaltung und haben keine andere Verrichtung als die „Stummen" im Convent. Ausgesuchte Commissare hausen als Würgengel in den Provinzen. Lyon und Nantes sind mit Sturm eingenommen und ihre elenden Bewohner in Blut und Wasser ersäuft worden. In der Vendée dauert der Krieg noch, aber die Aussicht, auf Paris loszumarschiren und dort die Revolution im Herzen ihrer Macht zu überrumpeln, ist hin. Die Menschen der Hauptstadt sind ruhig und dürfen vor dem schwülen Siroccowind des Terrorismus den Mund nicht aufthun: es ist ein Haufe zitternder Sklaven, der, allenthalben von Peitschenvoigten umgeben, kein leises Wörtchen zu äußern wagt und zwischen Kerker und Schaffot mitten inne steht. Je weniger der Schrecken nothwendig scheint, desto ärger wird er. Je mehr die Leute zittern und kriechen, desto mehr häufen sich die Hinrichtungen und Verhaftungen. Die Männer vom Berge verbluten ihrerseits unter dem Henkerbeile, Ronsin und Vincent, die höllischen Quälgeister der Vendée, der Kapuziner Chabot, Hébert und Chaumette, die von Robespierre's höchstem Wesen nichts wissen und den Atheismus unter dem Namen des „Cultus der Vernunft" einführen wollten, ja sogar Camille Desmoulins und Danton, die ein Ende des revolutionären Regierungssystems verlangten. Eine letzte Fehde entspinnt sich, und auch dabei kommt es nur darauf an zu entscheiden, wer fallen soll, ob Fouché, Tallien, Collot d'Herbois, Billaud-Varenne und andere als die wüthendsten Terroristen verrufene Jakobiner, oder Robespierre, dessen Namen diese ganze Blut- und Schreckenszeit resumirt!

Der Convent hatte, wie gesagt, weder von innen noch außen Feinde mehr zu fürchten; er hatte sie alle überwältigt. Nur eine Frage bleibt zu lösen, nämlich wie man, nachdem das Schreckenssystem einmal im Gange ist, aus ihm herauskommen, wie man, nachdem einmal Verbrechen und Wahnsinn an der Tagesordnung sind, etwas Gerechtigkeit und Menschenverstand in die tolle Wirthschaft hineinbringen soll, und um diese Fragen werden die letzten Gefechte geliefert, wobei Ströme von Blut fließen. Das Problem, ohne den Anschein einer rückgängigen Bewegung und reuigen Umkehr wieder in ein gemäßigtes Regiment einzulenken und einige Ord-

nung wiederherzustellen, war für die Männer des 10. August, des 2. September und 21. Januar ein unauflösliches Problem. Da wo sie standen, konnten sie keinen Schritt zurückgehen, ohne sich ins Verderben zu bringen. Die öffentliche Meinung, wie man ihr nur einigermaßen freie Aeußerung gelassen, mußte sie unfehlbar unter der unermeßlichen Wucht ihres Hasses und Abscheus begraben. Gewiß fühlten das auch instinctmäßig Diejenigen, die sich am tiefsten mit dem Schreckenssystem eingelassen, und Robespierre klarer und deutlicher als Alle. Läßt sich bei soviel verbrecherischem Un- und Wahnsinn überhaupt ein politischer Plan oder Gedanke annehmen, so kann man sich allenfalls vorstellen, daß Robespierre die ärgsten Mittel nicht verschmähte, um bis zu dem Ziele zu kommen, wo er einhalten wollte, nämlich dann, wenn er alle Parteien so geschwächt und heruntergebracht, daß er ihnen seine Gnade angedeihen ließ und die ihrige nicht nöthig hatte. Einstweilen tödtete er kategorienweise, sowol Die, welche des Blutvergießens müde oder überdrüssig zu früh gemäßigt sein wollten, wie Danton und Camille Desmoulins, als auch Die, welche ihrem Temperament und Charakter nach es nie hätten sein können, wie Hébert, Chaumette, Ronsin und Vincent. Und je mehr er sich dem Zeitpunkte näherte, wo, wie er sich selbst einbildete, die Mäßigung unfehlbar eintreten sollte, desto mehr versteckte er aus Furcht davor, daß ihm der Verdacht des Moderantismus an den Hals komme und der Scepter des Terrorismus aus der Hand gleite, seine Absicht hinter einem gräulich übertriebenen Rigorismus, indem er den Schreckensmännern die Köpfe von einigen der Verworfensten und Rasendsten ihrer Sippschaft mit Strömen unschuldigen Bluts abkaufte! Bei diesem Plane, welchen Robespierre mit dem engherzigen Starr- und Eigensinn seines pedantischen Wesens verfolgte, hätten am Ende alle an die Reihe kommen müssen. Nach den Girondisten hatte er Danton und seine Anhänger aus dem Wege räumen müssen; nach den Dantonisten mußten Fouché, Tallien, Collot d'Herbois noch beseitigt werden. Die ganze Bergpartei merkte, daß sie unter dem Messer der Guillotine verbluten sollte, und darum fiel Robespierre. Mit ihm schwand der Schrecken, und mit seinem Blute zerfloß das Regiment, welches mit seiner Person verwachsen war. Was von der Bergpartei übrigblieb, hatte wol Lust, aber nicht Muth genug, die Schreckenswirthschaft fortzusetzen. Bis zu einem gewissen Grade hatte Robespierre Recht, als er bei seiner Verhaftung ausrief: „Die Schufte siegen; die Republik ist hin!" Allerdings war es mit der Republik aus, weil zwei Jahre von Mord und Verbrechen ihr Schicksal an das Schicksal des Schreckenssystems geknüpft hatten und ein gemäßigteres Regiment endlich wieder angehen sollte mit der Niederlage der Männer von 1793, die von ihrem Siege über Robespierre sich gerade das Gegentheil versprochen hatten. In dem Augenblick, wo der Kopf Robespierre's fiel, erscholl auf dem Revolutionsplatze lautes Jubelgeschrei. Der Schrecken hatte ein Ende. Die Flut der Revolution war gebrochen; mit dem 9. Thermidor beginnt die Reaction, die Ebbe.

Das ist im Allgemeinen die Geschichte der acht oder zehn letzten Monate der Schreckenszeit, eine schauderhafte Geschichte, wobei der Geschichtschreiber nicht etwa die Farben stark aufzutragen braucht, sondern sie beständig dämpfen und abtönen muß. Wer die Männer dieser kläglichen Zeit darstellen will, thut am besten, wenn er ihnen, nach dem Beispiel des Hrn. von Barante, durchweg die Sorge überläßt, sich selbst zu schildern. Keine Darstellung kann so sprechend sein als der Cynismus ihrer Reden und Geständnisse. Nur ist es schwer, daß man die Geschichte bis zu ihrer Sprache herabsteigen läßt, ohne sie herabzuwürdigen und zu besudeln. Dennoch ist einem die wüste Gemeinheit und Niederträchtigkeit der Terroristen zweiten Rangs und ihre Sprache von Leuten, die aus Zuchthäusern oder Bordells weggelaufen sind, weit lieber als die künstlich abgemessene Prosa von Barrère, der in drei Abschnitten den Convent belobt, daß er den König zum Tode verurtheilt, die Girondisten aufs Schaffot geschickt habe und jetzt den Danton an das Revolutionstribunal ausliefern wolle, oder die kalte, herzlose Phraseologie Robespierre's, der ebenso sehr darauf ausgeht, seinen Stil nach dem Stil Jean Jacques Rousseau's zu modeln, als seine Feinde köpfen zu lassen. Die belletristischen Terroristen sind die schlimmsten von der ganzen Rotte. Will man sich das Muster grenzenloser Bosheit, das Ideal revolutionärer Verruchtheit vorstellen, so darf man es nicht in der Kneipe der Septembermörder aufsuchen, sondern muß sich in Robespierre's Arbeitsstube versetzen, wenn er am andern Tage eine schöne Rede im Convent zu halten und von diesem einige ungewöhnlich hervorragende Köpfe, z. B. den seines Freundes Camille Desmoulins oder den seines Collegen Danton zu fodern hatte. Man denke sich ihn an seinem Schreibpulte, zierlich gepudert und sorgsam gekleidet, wie er seinen Rousseau liest und über eine Stelle im „Emile" oder in der „Héloise" bis zu Thränen gerührt das Buch aus der Hand legt, zur Feder greift und seine ewigen Phrasen über die ewige Verschwörung zurechtdrechselt, in die er nach und nach Alle verwickelte, welche ihm mit ihrem Leben im Wege standen. Liebhaber des schönen Stils, wie sie sich leider selbst in den Jahren 1793 und 1794 zu Paris fanden, bemerkten an diesen menschenmörderischen Reden eine glückliche Nachahmung der Rousseau'schen Schreibart und entschiedene Zunahme eines nicht unerheblichen Schriftsteller- und Rednertalents, so sehr schmückte sich unter Robespierre's Feder das Blutgerüst mit feinen Redensarten und gestaltete sich die Schreckenszeit zum Morgenroth eines goldenen Zeitalters!

Saint-Just ging aphoristisch zuwerke. Seine Reden und die von Robespierre, welche Hr. von Barante sorgfältig zergliedert, schildern jene Zeit besser, als 100 Seiten voll Betrachtungen und Verwünschungen es thun würden. Großer Gott! was ging in der Seele dieser Männer vor? Glaubten sie auch nur ein einziges Wort

von Allem, was sie sagten? Ließen sie sich etwa von diesem schauderhaften Gaukelspiel bethören? Meinten sie, daß so etwas dauern könne? Was gedachten sie durchzusetzen und zu erreichen? Wenn Robespierre und Saint-Just von Tugend, Gerechtigkeit, Menschlichkeit sprachen in dem Augenblick, wo sie alle Laster, Gräuel und Verbrechen losließen, was konnten jene Worte in ihrem Munde für eine Bedeutung haben? War es bei ihnen ein Fieberwahn, ein Rausch, der sie unvermeidlich und unentfliehbar zog? Waren sie mehr Thoren und Wahnsinnige als Bösewichter und Schurken, die planmäßig und absichtlich das Böse einfädeln und weben? Stürzten sie, von dem Verhängniß ihrer ersten Verbrechen fortgerissen, blindlings vorwärts, ohne zu wissen, wo sie stehen bleiben und festen Fuß fassen sollten? Saint-Just hatte kein heißes Fieber wie mehre von seinen Collegen. Seine Reden sind kalt und sentenzenreich. Robespierre war kein Tollhäusler. Wenn er Ludwig XVI. und Hébert, Pitt und Danton, Chaumette und den Prinzen von Koburg in einen Tiegel warf und in eine Verschwörung hineinmengte, so machte er sich über seine eigenen Lügen keine Illusion. Er kannte die Geschichte und wußte, daß vergossenes Blut nach Blut und immer nach Blut schreit. Wo wollte er hinaus? was hoffte er? Seine Herrschaft auf Vertilgung zu gründen? Für mich ist da ein psychologisches Problem, dessen Knoten mir entgeht. Ich weiß wohl, selbst bei seinen Lebzeiten hat Robespierre für einen großen Staatsmann, für einen moralischen Hercules gegolten und auf viele Leute im In- und Auslande diesen verwunderlichen Eindruck gemacht. Noch kurz vor dem 9. Thermidor, wo der feige Convent nur eine Minute Muth und Entschiedenheit nöthig hatte, um den ganzen Bau von Tyrannei und Schreckensherrschaft umzustürzen, hieß es, Robespierre hege tiefe Plane und weite Absichten; ja es gibt bis auf diesen Tag Menschen, und zwar Menschen, die kein Kind traurig machen könnten, welche meinen, auch Robespierre's Zeit und Regiment seien nothwendig gewesen, um die französische Nation zu retten; aber man kann, meine ich, nur so von der Hyäne sprechen, wenn sie auf fremden Feldern brüllt und fremde Kinder verschlingt: zu einer so schwindelnden Höhe historischer Anschauung reicht mein schwaches Begriffsvermögen nicht hinan.

Die Schlachtopfer sind freilich nicht weniger unbegreiflich als die Henker. Ich verwundere mich ebenso sehr über Die, welche sich tödten lassen, als über Die, welche tödten. Es hat etwas Betäubendes, sich vorzustellen, daß ein ganzes Land sich von einigen Banditen, die selbst voreinander Angst hatten, so widerstands- und besinnungslos schlachten und umbringen ließ. Um diesem anhaltenden Morden ein Ende zu machen, brauchte man gewissermaßen nur nicht einzuwilligen und sich zu dem Spott von Gesetzlichkeit, Justiz und Gerichtsprocedur nur nicht herzugeben. Von dem Tage an, wo die 400 Memmen der Ebene den Muth gehabt hätten, den Männern des Bergs zu sagen: „Wir sind nicht frei, ihr seid Tyrannen!" von dem Tage an, wo die Verurtheilten, die scharenweise nach dem Schaffot gebracht wurden, nur nicht mit sich hätten machen lassen, was man wollte, nur ihre Hände zum Binden nicht bereitwillig hingehalten und den Scharfrichterknechten blos passiven Widerstand geleistet, von dem Tage an wäre das Schreckensregiment von selbst zusammengefallen. Aber nein. Man erschien vor dem Revolutionstribunal und that, als hätte man mit ehrlichen Richtern und nicht mit feilen Bütteln im Solde des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses zu schaffen gehabt; man antwortete ganz ernsthaft dem Fouquier-Tinville, als ob Fouquier-Tinville ein Justizbeamter und kein Blutscherge Robespierre's gewesen: er selbst nahm es mit sich nicht so ernst, wie seine grausamen Späße nur zu deutlich beweisen. Blos ein sehr kleiner Theil der Angeklagten wagte ihn zu behandeln, wie er es verdiente. Zum Tode verurtheilt, ließ man sich, ohne ein Wörtchen zu sagen, alle Anstalten zur Reise nach dem Richtplatz gefallen, und hatte sozusagen schon den Kopf verloren, ehe man ihn der Guillotine ablieferte: denn sonst hätte man, da doch einmal das Messer an der Kehle stand, gewiß daran gedacht, unterwegs auf dem Schinderkarren selbst mit den Gendarmen, die oft nicht so zahlreich waren als die Schlachtopfer, sich in einen Kampf einzulassen, der wenigstens einigen zur Flucht verholfen und bei öfterer Wiederholung das Morden bald unmöglich gemacht haben würde.

Will man daher diese unerhörte Phase der französischen Revolutionsgeschichte studiren, so muß man sich vor die Schranken des Blutgerüstes und in den Umkreis des Blutgerüstes versetzen, wo man nach und nach alle Parteien, die ganze Generation des 18. Jahrhunderts, Sieger und Besiegte, gleich geduldig und gelassen ihre Sünden oder Verbrechen mit dem Tode büßen sieht. In dieser Unmasse von Schlachtopfern repräsentiren die einen — und man muß gestehen, das sind die rührendsten — die alten Sitten und Zustände, die alte katholisch-royalistische Gesellschaft und Bildung. Ein mal sind es 14 arme Nonnen, die ihr Salve Regina singend dem Tode entgegengehen, und der schnöde Pöbel, der bezahlt war, die Sterbenden zu schmähen, staunt und schweigt. Ein ander mal ist es ein katholischer Bischof, welchen diese Elenden höhnisch um seinen Segen bitten und der segnend für ihr Seelenheil betet. Nächst diesen christlichen Märtyrertoden interessiren besonders die stoischen Heldentode, unter andern der des Malesherbes, so standhaft, so sanft, fast heiter. Am häufigsten sind die frivolen Tode. Sorgenfreier Muth und schnippische Todesverachtung waren damals etwas sehr Gewöhnliches. Der alte Herzog von Biron bat, man solle ihn erst sein Frühstück verzehren lassen, ehe er zum Richtplatz reise. Man wird unempfindlich gegen den Gedanken an Hinrichtungen und gewaltsame Todesarten. In den Gefängnissen, wo sich damals so ziemlich Alles was reich, vornehm und gebildet ist, kurz die gute Gesellschaft beisammen findet, kommen allmälig die feinen und leichten Umgangssitten wieder auf. Man scherzt, plaudert, soupirt, musicirt und

macht Verse, bis der Schließermeister kommt und die Namen der Schlachtopfer des Tags abliest. Die Weggehenden kommen nicht wieder und die Zurückbleibenden setzen das unterbrochene Spiel oder Gespräch fort. Die Ernsthaftesten unterhalten sich über philosophische Gegenstände und trösten sich lieber mit dem Gedanken des Nichtseins als mit der Hoffnung der Unsterblichkeit. Der Unglaube war der echte Glaube der Zeit. Man geht zum Tode, eine Rose im Munde, macht sich Complimente vor dem Schaffot, stirbt mit Anstand, Grazie, Geschmack, Einige sogar mit poetischen Reminiscenzen, und der Dichter Roucher, der auf dem Schinderkarren mit einem andern Dichter, seinem Freunde André Chénier zusammentrifft, citirt ihm um den Hals fallend zwei Verse von Racine.

Zuletzt kommen die theatralischen Tode, gewiß die unschönsten von allen. Im Allgemeinen sterben so die crassen Revolutionäre. Wenn diese entsetzlichen Menschen in ihrer Verblüffung darüber, daß auch ihr Stündlein gekommen, nicht eiskalt und starr vor Ueberraschung waren; wenn sie nicht zitterten und bebten wie Hébert und Chaumette, oder nicht klagten und jammerten wie Camille Desmoulins, so äußerte sich ihr Muth oder ihre Wuth in Tiraden oder Effectphrasen. Einige, z. B. Saint-Just, starben jedoch mit hartnäckigem Stillschweigen. Danton stirbt wie ein Declamator oder ein Gladiator. Uebrigens benahmen sich diese Schreckensmänner im Angesichte des Todes meist nicht feige; es ist überflüssig, ihrem ohnehin schon so schwer beladenen Andenken auch noch diese Niederträchtigkeit aufzubürden. Sie wußten zu sterben. Im Convent fehlte es ihnen an Herz; Danton, der mit so schauerlicher Energie darauf hingearbeitet hatte, die Revolution in alle Verbrechen hineinzustoßen, fand keine Kraft mehr, als es galt, seine Freunde und sich selbst zu retten. Camille Desmoulins allein wagte in dem „Vieux Cordelier" die Stimme für Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu erheben, und die Nachwelt hat ihm diese vielleicht nicht ganz uneigennützige Aufwallung sehr hoch angerechnet. Sein Name ist von allen Namen jener Schreckensmänner der einzige, an den sich ein gewisses rührendes Interesse knüpft, und ein paar Tage Muth und Entrüstung gegen die fürchterliche Mordwirthschaft haben ihm für mehre Jahre strafflichen Unfugs beinahe Verzeihung ausgewirkt.

Soll ich es sagen? Ich gestehe, daß selbst diese Blutmenschen mir am Ende eine Art Mitleid einflößen. Ich erblicke in ihnen mit Schrecken das Verhängniß der Revolutionen. Ich finde sie mehr wahnsinnig und unglücklich als verrucht und schuldig. Sie haben ihre Verbrechen schwer gebüßt durch die qualvolle Unruhe ihres Lebens und den grauenvollen Schauder ihres Todes! So ist leider die Menschheit, wenn gewaltsame Leidenschaften sie aus ihrer gewöhnlichen Bahn herausreißen. Robespierre ist der gehässigste von allen wegen seiner planmäßigen Grausamkeit; er war ein Mann von Bildung und Talent. Aber welche Todesqual! welches Ende! Was mich anbetrifft, wenn ich ihn stundenlang regungslos und bluttriefend, mit zerschmettertem Kinnbacken und festgeschlossenen Augen, in dem Saal des Sicherheitsausschusses auf einen Tisch niedergelegt, dem Anblick der zuströmenden Menge preisgegeben und von zahllosen Menschen umringt sehe, welche dem Mörder so vieler Unschuldigen fluchen und untereinander streiten, ob er sterbend oder todt sei; wenn ich ihn plötzlich aus der Betäubung erwachend mit einer zuckenden Bewegung des aufgehobenen Arms um sich schlagen und bei diesem Schlage den dicht um ihn gedrängten Haufen bebend zurückweichen und der Thür zustürzen sehe, um sich nach und nach wieder zu nähern und ihn aufs neue mit schrecklichen Verwünschungen zu überschütten, während er, den starren Blick auf seine Peiniger geheftet und alle Gedanken auf sein trauriges Schicksal gerichtet, unter den Qualen der Höllen athmet; wenn ich endlich den entsetzlichen Schrei höre, den er auf dem Blutgerüste ausstößt, als ihm der Henker den Verband seiner Wunde abreißt und die grausamsten Schmerzen verursacht, bis das fallende Beil den schwachen Rest seines Lebens vertilgt — so vergesse ich den abscheulichen Tyrannen und denke nur noch an den jämmerlich leidenden, elenden Menschen, der um so beklagens- und bemitleidenswerther, als er ohne Trost und Hoffnung stirbt!

Etwas noch Kläglicheres als das Schauspiel der Auftritte des Revolutionsgerichts und des Revolutionsplatzes ist bei dieser Geschichte, dünkt mich, das Schauspiel der Sitzungen des Convents zu der Zeit, wo Menschenblut wie Wasser floß. Man beschäftigte sich hier ganz ruhig mit philanthropischen Planen. Hier herrschte anscheinend die größte Stille und Heiterkeit, ausgenommen an den Tagen, wo man Robespierre oder Saint-Just mit einer frisch ausgearbeiteten Rede ankommen sah, ein sicheres Zeichen, daß von den Mitgliedern der Versammlung wieder einige ausgemerzt werden sollten. An solchen Tagen zitterte Alles, und man wartete schaudernd, bis der Dictator die Böcke bezeichnet, die er von den Schafen absondern wollte. War das Menschenopfer vollbracht, so begann der Convent mit stoischer Gelassenheit von neuem seine menschenfreundlichen Arbeiten. Einmal votirte er ein herrliches Gesetz über Wohlthätigkeitsanstalten, ohne sich, wie sich von selbst versteht, darum zu bekümmern, ob das Angeordnete auch ausführbar sei. Ein ander mal beschäftigte er sich mit dem öffentlichen Unterrichtswesen, aus welchem alle classischen Studien verbannt wurden. Endlich stellte die Versammlung im Namen der Natur die unehelichen Kinder den ehelichen ganz gleich und verlieh dem Gesetze eine rückwirkende Kraft auf die Erbschaften, die seit dem Anfange der Revolution fällig geworden. Traurig zu sagen ist, daß der Berichterstatter Cambacérès, der doch gewiß ein zu verständiger Mann war, um solchen Ideen die geringste Gültigkeit einzuräumen, sich anstellte, als ob er bedauere, daß, nachdem einmal die unehelichen und ehelichen Kinder gleichgestellt seien, dieselbe Vergünstigung nicht auch auf die im Ehebruch erzeugten Kinder ausgedehnt werde, was ganz einfach die Ehe aufgehoben und die bestialische

Freiheit bei den Menschen eingeführt hätte. Zwei Schritte von der Rednerbühne, wo die Naturrechte so äußerst humane Fürsprecher fanden, mordete man achtzigjährige Frauen und altersschwache Greise, weil sie Verschwörungen gegen die Republik angestiftet!

Alle diese wunderlichen oder schrecklichen Verhandlungen, alle diese rührenden oder schauderhaften Mordgeschichten, die den größten Theil des vierten Bandes ausfüllen, erzählt Hr. von Barante ganz vortrefflich. Er versteht zu wählen, einzuhalten; er erregt blos Abscheu und Ekel, wenn die Gerechtigkeit der Geschichte es verlangt, ohne je den guten Geschmack und Wohlanstand zu verletzen. Es hält schwer, wenn man diesen Band einmal angefangen hat, ihn wegzulegen, ehe man ihn zu Ende gelesen. Der fünfte und sechste Band schildern die letzten Zeiten des Convents vom 9. Thermidor bis zum 13. Vendémiaire, wo zwar noch viel böses Blut in Umlauf war, aber doch so ganz ungestraft nicht mehr aufsprudeln durfte. Nach Robespierre's Sturz hielt sich der Staat durch den Anstoß, den einzelne kräftige Männer in Kriegs- und Friedensgeschäften ihm gaben. Das Rad, das einige Jahre durch Blut rund getrieben war, konnte nun von sanftern Händen desto bequemer umgeschwungen werden; das Volk war froh, nur nicht ersäuft und guillotinirt zu werden, und ließ sich die äußerste Anspannung gefallen, weil man ihm in der Ferne immer Ruhe und Frieden zeigte. Im Convent ward mit dem herabgestimmten Revolutionsschwindel der Ton immer sanfter und demüthiger. Die Menschen der Hauptstadt waren ruhig und lernten wieder schweigen und gehorchen, wie unter dem alten Regimente. Nur in den Vorstädten gährte der alte revolutionäre Sauerteig noch fort und veranlaßte zuweilen Aufwallungen des unbändigen Freiheitsgeistes, die jedoch leicht gedämpft wurden, und die Meuterei der Sectionen zerschmetterte der General Bonaparte mit wirksamem Kartätschenfeuer.

Hr. von Barante gehört bekanntlich als Historiker zu der descriptiven historischen Schule, die den Ausspruch Quinctilian's: „Ad narrandum, non ad probandum scribitur", zum Motto hat und in der Geschichte nichts sieht als eben die Geschichte oder richtiger Geschichten, historische Facta, welche sie ohne alle räsonnirende Zuthat und Beimischung zu geben sucht. Seine „Histoire des ducs de Bourgogne" ist ein Werk, das mit Recht gleich bei seinem Erscheinen europäischen Ruf erlangt hat. Die Gelehrsamkeit, welche viele Geschichtswerke so trocken macht, gibt diesem seinen besondern Reiz. Barante erzählt nach den alten Chroniken, ja er geht noch etwas weiter und schildert die Dinge mit den Farben und in dem naiven Tone eines Zeitgenossen. Das vorliegende Geschichtswerk, obwol infolge und unter dem Eindruck der Februarrevolution verfaßt, ist darum doch keine Partei- und Gelegenheitsschrift. Sehr selten finden sich Anspielungen und Seitenblicke in seinem Buche, welches durchweg blos den Gegenstand wirken läßt. Nach den Grundsätzen seiner Schule glaubte der Verfasser, daß die treue und gerade Schilderung der Vergangenheit belehrend genug für die Gegenwart sein würde. Er ist so unparteiisch, als der Historiker sein muß, aber nicht von jener Unparteilichkeit, die nichts fühlt oder nicht auszusprechen wagt, was sie fühlt, und sich häufig anläßt, als moralische Complicität und eine geheime Lust die Begriffe von Recht und Unrecht zu verwirren. Hr. von Barante ist weder Girondist noch Montagnard, aber er ist von der Partei der ehrlichen Leute gegen die Schufte und für die Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Wenn er in der Schilderung der crassen Auftritte und Vorgänge bisweilen nicht ausreicht, so kommt es daher, weil es fast nicht möglich ist, sich als dramatischer Erzähler mit der Gräßlichkeit der Dinge und Menschen auf eine Höhe zu stellen.

Als edler und besonnener Geist verabscheut er die Verbrechen und Nichtswürdigkeiten der Revolution, läßt aber dabei als freisinniger Politiker ihre Principien bis zu einem gewissen Grade gelten. Von einem Staatsmanne, der eine so bedeutende Rolle gespielt als Hr. von Barante, ist es muth- und ehrenvoll, in jetziger Zeit die so arg verschriene und gedemüthigte Sache von 1789 nicht zu verleugnen. Hr. von Barante gehörte mit Guizot, Royer-Collard, Villemain und andern Notabilitäten unserer Zeit zu denjenigen Staatsmännern, welche unter der Restauration sich zwischen die liberale Opposition und die royalische Reaction auf ein mittleres Gebiet stellten und nach der Julirevolution der constitutionellen Monarchie beitraten: er wirkte für sie als Diplomat und glaubte an ihre Dauer; aber zum zweiten mal überflutete die Anarchie, alle Dämme durchbrechend, das unglückliche Frankreich. Die constitutionelle Monarchie brach zusammen, und ihr Sturz entfernte aus den Staatsgeschäften alle Die, welche sich als die eifrigsten Freunde und Begünstiger dieser Monarchie bewiesen hatten. Hr. von Barante, als Schriftsteller ohnehin schon bekannter denn als Staatsmann, greift wieder zur Feder und schreibt im Angesicht der siegreichen Republik, als die Doctrinen und Männer von 1793 aus dem Grabe wieder aufzustehen scheinen, die Geschichte des Convents. Er schreibt sie ohne Haß, ohne Leidenschaft, als treuer und gewissenhafter Berichterstatter, der seinen Zeitgenossen das wahre Gemälde einer uns noch so nahen und doch schon so verdrehten Epoche vorführen will. Seine Geschichte ist weder ein Roman noch eine Declamation, sondern eine möglichst getreue Darstellung der Menschen und Dinge. Wenn man dem Verfasser anmerkt, daß er ein abgesagter Feind der Zügellosigkeit ist, so merkt man an ihm ebenso sehr den aufrichtigen, herzhaften Freund geregelter Freiheit, und sieht man auch durchweg entschieden den Vorsatz, die reine, pure Thatsächlichkeit darzustellen, so spürt man doch an der Haltung des Ganzen eine gewisse Absicht, die von falschen historischen Systemen gehöhnte Moral und Gerechtigkeit zu rächen. In der That ist in dieser Geschichte nichts belehrender als die einfache und treue Erzählung der Thatsachen, die der gute Geschmack kaum in ihrer ganzen Schauderhaftigkeit zu schildern gestattet. Es gibt Blut- und

Nachtschauspiele, die man selbst den Augen des Geistes vorenthalten muß, und man kann dem Verfasser nur Dank dafür wissen, daß er sich so wenig als möglich ausläßt über individuelle Jämmerlichkeiten der Zeit und der Personen, womit die Feder eines ehrlichen Mannes sich nur sträubend befaßt.

Hr. von Barante mischt in seine Erzählung keine weitläufigen Betrachtungen und bekämpft die falschen Ideen nicht durch prunkvolle Darlegung eigener Theorien: ein kerngesundes Kraftwort, an der rechten Stelle angebracht und mit dem gehörigen Nachdruck betont, ist für ihn genug, das Schiefste wieder gerade zu machen. Nichts ist von seiner Darstellungsart so entfernt als der Misbrauch von Farben und das Haschen nach Effect. Deutlichkeit, gediegener Stil, geistreiche Bestimmtheit sind die Vorzüge, die zunächst an seinem Buche auffallen. Aber bei dieser Einfachheit und Schmucklosigkeit ist Beredtsamkeit und Feuer, wovon der Leser zuletzt sich ebenso erwärmt und ergriffen fühlt. Man weiß, bis zu welchem hohen Grade von Vollkommenheit der Geschichtschreiber der burgundischen Herzoge die Kunst des Erzählens gebracht hat. In der „Histoire de la Convention" haben die Vorgänge allerdings etwas Erdrückendes; es ist schwer, an die Größe eines Gemäldes, wie es in der Leidensgeschichte Ludwig's XVI. sich darstellt, hinanzureichen. Auch scheint mir der militärische Theil der Begebenheiten von dem Verfasser etwas vernachlässigt zu sein, und ich mache ihm daraus eben keinen Vorwurf. Hr. von Barante wollte besonders die innere Geschichte des Convents schreiben und das ist ihm wunderbar gelungen. Er läßt den Debatten dieser Versammlung ihr ganzes dramatisches Interesse, und in der Art, wie er sie zergliedert und schildert, entwickelt er die ganze Schärfe und Feinheit seines Talents. Hat man sein Buch gelesen, so kennt man den Convent. Man ist mit bei den Verhandlungen gewesen, hat die Hauptredner gehört und mit eigenen Augen das Wogen und Brausen des vom Sturm empörten Meers gesehen, welches man damals eine Sitzung nannte. Um diese abscheulichen und wunderlichen Zeiten vollends zu schildern, hat der Verfasser den glücklichsten Gebrauch gemacht von einzelnen Zügen, die er aus dem Munde von Zeitgenossen gesammelt oder in ihren gedruckten Memoiren vorgefunden und mit der Umsicht eines geistreichen Geschichtschreibers so ausgewählt hat, daß sie die damaligen Zeiten, Personen und Zustände in schlagender Anschaulichkeit und Kürze aussprechen. Seine Erzählungen sind einfach und bündig, seine Urtheile gemäßigt und rücksichtsvoll; er vergißt nicht, und er hat Recht, die mildernden Umstände in einer Zeit, wo es so unendlich schwer war, keine Fehler zu begehen; auch weiß er mit kräftigen Worten die Verruchtheit zu brandmarken. Der vorherrschende Ton in seinem Buche ist jedoch der Ton einer beredten Wehmuth, die eine solche Unmasse von Thorheiten mehr bejammert und anstaunt, als über eine solche Unmasse von Verbrechen eifert und tobt. Gewiß wird man auch nach Hrn. von Barante noch die Geschichte der Französischen Revolution und des Nationalconvents schreiben; ich glaube sogar, daß die Zeit und Möglichkeit, über alle Punkte dieser Geschichte ein Endurtheil zu fällen, noch nicht da sind. Einstweilen ist das Werk des Hrn. von Barante sicher dasjenige, welches man lesen muß und allen Leuten getrost in die Hände geben kann. Man liest diese Geschichte mit dem größten Interesse, und wenn man auch mit ebenso hinreißender Theilnahme und Spannung schon andere Geschichten der Französischen Revolution gelesen hatte, so ist doch die des Hrn. von Barante die einzige, die durch die latente Wärme und Moral, die sich durch das Ganze hindurchzieht, unserm Gefühle am vollkommensten entspricht.*)

Eduard Kolloff.

Ein Streifzug durch die deutsche Lyrik.

Wie es unter den lebensfeurigen, sich mehr zur That hinneigenden Franzosen heutzutage beinahe zur Manie geworden ist, für das Theater zu schreiben, so ist es unter den gemüthlichern, sich gern Träumereien hingebenden Deutschen jetzt Mode, Gedichte zu machen, oder bezeichnender ausgedrückt Verse zu schmieden.**) Ob die erstern oder die zweiten besser fahren, das wollen wir dahingestellt sein lassen; denn hier ist nicht der Ort, über nationale Charakterunterschiede einen Excurs zu machen; dies jedoch haben beide literarhistorische Erscheinungen gemein, daß sich hierbei der Dilettantismus in einer Art und Weise breit macht, wie er in keiner der frühern Perioden aufzutreten wagte. Auch ein nicht zu verschmähendes Zeichen unsers papierenen Zeitalters! Zöge sich dieser in seiner Wirkung ansteckende Dilettantismus noch dann und wann selbst Schranken, so könnte man ihn, von seiner bessern Seite betrachtet, noch für eine gewisse Elasticität des Nationalgeistes halten; da er jedoch ins Maßlose, wie eine Ueberschwemmung ihre Gewässer, seine in der That nur allzu oft wässerigen Poesien hinaussendet, so kann man ihn wol als eine moderne Krankheit betrachten, die aus der nervösen Ueberspannung der jüngsten Generation hervorwuchert. Für manches Uebel gibt es keinen Arzt, weil auch der erfahrenste, der klügste derselben dabei ganz ruhig ausruft: Hier muß sich die Natur selbst helfen! Dieser Dilettantismus scheint auch ein solches Uebel zu sein, welches nur der gesunde Sinn des deutschen Volks, den man ihm trotz aller bedenklichen Anzeichen in den letzten Decennien nicht ableugnen kann, ohne künstliches Einschreiten zu curiren im Stande ist. Ein kranker oder wenigstens kränkelnder Organismus kann keine gesunden Früchte tragen; daher meistens bei einer Aehrenlese viel unpoetisches Stroh und wenig gehaltreiches Korn. Das verlockende Ausbeuten der bis auf die Spitze getriebenen Technik trägt keinen geringen Theil der Schuld bei den Sünden der Dilettantenlyrik. Seitdem man dahinter kam, daß es gerade keine Hexerei ist, einen armseligen oder gar nichtssagenden Gedanken in den Mantel der pomphaften, metrisch gefalteten Phrase zu hüllen, um ihn so über die öffentliche Promenade stolziren zu lassen, seitdem hat sich auch eine Unzahl

---

*) Dem obigen Werke sich als Fortsetzung anschließend erschien seitdem desselben Verfassers „Histoire du Directoire de la république française" (3 Bde., 1855), die, wie Barante in der Vorrede hervorhebt, auch wesentlich eine Geschichte des Generals Bonaparte werden mußte. Wir hoffen aus derselben Feder, welche uns den obigen Bericht lieferte, auch eine Anzeige dieses neuesten Geschichtswerks Barante's bringen zu können. D. Red.

**) Wenn übrigens aus der Neigung zur Theaterpoesie ein Schluß auf die Thatlust eines Volks gezogen werden dürfte, so würde man auch uns Deutschen diese Neigung zur That nicht absprechen können; denn die Sucht, für das Theater zu schreiben, hat auch bei uns in jüngster Zeit einen hohen, fast bedenklichen Grad erreicht. D. Red.

Poeten eingefunden, die lieber den Redacteuren sämmtlicher deutscher Zeitungen die Stiefel wichsen sollten, statt dem Publicum mit glanzreichen Sonetten einen blauen Dunst vor die Nase zu machen. Der Geist muß wieder in seine alten angestammten Rechte eingesetzt und alle irrationellen Empfindungen, die nur der hohlen Form Vorschub leisten, ins Exil gejagt werden. Da sitzt der wunde Fleck der modernen Lyrik. Was soll uns alle Correctheit des Versbaus, was soll uns alle Grazie des Rhythmus, wenn sich darin nur blasirte Seelen oder gar Salongespenster in geschniegelten Manschetten bewegen? Wir gehören keineswegs zu jenen griesgrämigen Aesthetikern, die den Erscheinungen der feinsten Culturepoche geradezu die Lebensfähigkeit absprechen, Stoffe zu liefern, die sich poetisch ausbeuten lassen. Jedoch eine Linie muß da gezogen werden, die der Dichter unter keiner Bedingung zu überschreiten sich erlauben darf; denn an jenem Punkte, wo die Schalheit unserer falschen modernen Salonbildung anfängt, da hört auch das Gebiet der Poesie auf, die es nur mit der echten, reinmenschlichen Bildung zu thun hat, wenn sie sich einmal bescheidet, ihre größern Reiche, den Boden der Geschichte und den allebendigen Tummelplatz des Universums, beiseite liegen zu lassen.

Wir stellen heute den Lesern unserer Blätter eine Gruppe von Dichtungen vor, worunter sich manches Gute befindet, und lassen die beste derselben den Zug anführen:

1. Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr.
2. Das weiße Buch. Dichtungen eines Laien. Berlin, Löw. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Seelenwanderung. Episches Gedicht von A. E. Brachvogel. Berlin, Lassar. 1854. Gr. 16. 20 Ngr.
4. Haideblüten. Gedichte von Arnold von Weyhe. Bremen, Heyse. 1854. 16. 15 Ngr.
5. Lyrische Kleinigkeiten. Von ****. Oppeln, Clar. 1854. 16. 5 Ngr.
6. Alphabet des Lebens. Von Franziska Gräfin Schwerin. Breslau, Kern. 1854. Gr. 16. 18 Ngr.
7. Mathilde. Ein Gedicht von Jakob Mähly. Basel, Schweighauser. 1854. Br. 8. 6 Ngr.

Nr. 1. Schon das kleine lebensfrohe Liedchen „Knabenfrühling" war uns bei der Durchlesung dieser Liedersammlung hinreichende Bürgschaft für des Dichters Befähigung. Es ist so reizend, daß wir uns nicht enthalten können, es zu citiren — gewiß, das führt jedes Männerherz in seinen eigenen Knabenfrühling zurück.

Knabenfrühling.

Horch, Märzenwind und Lerchenschlag,,
Und keine Schule den Nachmittag!
Die Füße ohne Strumpf und Schuh
Auf trocknem Weg den Wiesen zu!
Zum Nesterbau'n und Veilchenblüh'n,
Zu Palmenweiden und Ostergrün!
Und spielende Mägdlein an dem Rain,
Die möchten wol uns're Gesellen sein. —
Die Felsen empor! wo der Wildbach braust,
Daß den Mägdlein vor Schrecken und Freude graust!

Ueberhaupt ist der Verfasser mit der Durchführung eines just an sich nicht neuen Gedankens in kurzen, niedlich zugespitzten erotischen Liedern äußerst glücklich, wie z. B. „Der Preis", „Gottesgabe", „Mein und Dein", und in dem etwas längern: „Ueber Nacht", „Feuer und Flamme". Besonders schön, das tiefste Gefühl verrathend, ist das Gedicht: „Ein Gott auf Erden"; ungemein zart darin die Stelle:

Wie leis', wie stille ist's umher!
Und keine Seele kann uns lauschen.
Ich höre wie ein süßes Meer
Die Säume deines Kleides rauschen. *)

worauf nach dem schönen Vergleich vom „hohen [illegible]" die pantheistische Schlußstrophe:

Ja wo des Lebens höchste Lust
Ein Gott erfahren will auf Erden,
Ein Mann der Liebe muß er werden
Du Erdenkind an deiner Brust!

das ganze, aus einem Guß strömende Liebeslied künstlerisch abrundet. Recht artig ist auch das humoristisch gehaltene „Finkenlied". Zuweilen jedoch ist der talentvolle Verfasser etwas gesucht, auch manchmal, wenigstens uns, nicht ganz klar, wie z. B. in dem Gedicht „Lerchenfesttag". Doch kommt das selten vor; in der Regel durchweht diese Lieder ein kerngesunder Sinn, ein offen-deutsches Gemüth, zu welchen Vorzügen sich noch ein fließender Versbau gesellt. Als die Krone der ganzen Sammlung bezeichnen wir das herrliche Gedicht „Sonnenwende"; in unsern Tagen der farb- und gestaltlosen Lyrik ist so etwas eine Seltenheit geworden, und wir wollen es daher unsern Lesern nicht vorenthalten:

Sonnenwende.

Es hat die Sonne im Glutenkranz
Den höchsten Himmel erstiegen,
Die Auen im Tausendfarbenglanz
Und grünend die Berge liegen.

Hoch quillt die trunkene Erde jetzt
Von schaffendem Leben über;
Wär' ihrem Blühen kein Ziel gesetzt,
Sie thäte noch Vieles drüber.

Es rühret der Wald so voll, so weich,
Wie eine Jungfrau, die Glieder;
Die Welt durchtönet ein ganzes Reich
Unsagbar mächtiger Lieder.

Und höher immer die Sänger reißt
Des eigenen Liedes Klingen,
Als wollten sie, voll vom tiefsten Geist,
Ihr Herz in die Lüfte singen!

Aufwogen in hoher Mittagsflut
Die glüh'nden, sprühenden Rosen;
Wer dächte zurück bei solcher Glut
An der Veilchen schüchternes Kosen?

Es streckt, was heute auf Erden lebt,
Zum Lichte die höchsten Ranken,
Und zwischen Erde und Himmel schwebt
Der Mensch mit den hohen Gedanken:

Dein ist, o Seele, dies Wonnemeer
Und all die unendlichen Räume,
Dein ist der Frühling, so blütenschwer,
Und die irdisch-himmlischen Träume;

Und ewiges Grün und unendliches Blau
Wird Erde und Himmel dir färben,
Und irdische Blüte und himmlischer Thau
Läßt nie deine Jugend sterben! —

Stärk', heilige Sonne, mir diesen Traum,
Eh' du dem Abend begegnest,
Und eh' du anderer Lande Saum,
Rückwandelnde, wieder segnest!

Laß nicht dein liebendes Kind nach dir
Ausstrecken die Hand vergebens,
Und halte, du Ewige, fern von mir
Die Sonnenwende des Lebens,

*) Der Vergleich zwischen dem Rauschen der Säume eines Kleides mit dem Rauschen eines freilich „süßen" Meeres ist doch wol etwas im Lohenstein'schen Geschmack, der sich überhaupt wieder in der modernen Lyrik einbürgern zu wollen scheint. D. Red.

Wo die Erde umher so seltsam schweigt,
An des Baches verblühten Borden
Die Seele ihr Antlitz wundernd neigt,
Wie es so stille geworden. —

So lang mir der Scheitel von Rosen glänzt,
Und in vollen goldenen Güssen
Der Lieblichsten Haar mein Haupt umkränzt
Unter warmen, lebendigen Küssen;

Im Maien des Lebens laß mich schon
Um die Krone des Liedes werben,
Und eh' ich gesungen den letzten Ton,
Am duftigen Morgen sterben!

Da wir hier einem Dichter nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken können, so bemerken wir schließlich nur noch, daß der Verfasser wol besser gethan hätte, das größere Gedicht „Bilder vom Bodensee", worin uns der neunte Gesang der gelungenste scheint, dieser Sammlung nicht anzureihen.

Nr. 2. Ganz anders verhält es sich mit diesen Gedichten. Die Verse klingen häufig hart, unmelodisch, streifen zuweilen an das Unschöne an. Der Verfasser gibt sich ferner einer Bequemlichkeit hin, welche die schärfste Rüge verdient. Wir wollen in dieser Beziehung nur eine Stelle hervorheben. Er singt:

Ihr Hüttchen steht nun öde und leer,
Sie wohnt jetzt einsam und ferne,
Ihr Herzchen klingt vom Sange nicht mehr,
Hat Freude und Liebe verlernet.

Daß sich „ferne" und „verlernet" nicht reimt, dies mußte selbst ein Schulknabe merken; der Verfasser hätte es sich also füglich ersparen können, auf das Titelblatt zu setzen: „Dichtungen eines Laien." Das erste Heft enthält größtentheils trübsinnige Liebeslieder, worunter das Gedicht „Himmel Kreuz Element!" sehr trivial ist. Warum er mit zwei Bildern „Die Liebe" und „Die Hoffnung" die Reihe in Prosa schließt, sieht man nicht ein. Im zweiten Heft schlägt der Verfasser einen heitern Ton an, der ihm mehr zuzusagen scheint und den er sogar bis zur gefälligen Schelmerei zu treiben weiß, wie z. B. in „Lehre aus Erfahrung". Zu den bessern Producten gehören noch: „Sommernacht", „Am See", „Dämmerstunde", „Des Auswanderers Lebewohl", „Das flüsternde Laub".

Nr. 3. Das Ganze mahnt zwar etwas an „Queen Mab" von Shelley, doch wollen wir damit keineswegs dem Verfasser seine poetische Ader absprechen, im Gegentheil, wir gestehen gern, daß wir dies Buch mit vielem Vergnügen gelesen haben. Nach einer der Exposition im „Faust" nicht unähnlichen Klage über die Erbärmlichkeit alles menschlichen Wissens begibt sich der tiefsinnige Verfasser auf das unermeßliche Gebiet der altindischen Lehre und ruft wie ein strenggläubiger Anhänger des Buddha aus:

Vergangenheit wie Jetzt sind mir zuwider,
Dem Nichts, dem ich entsprungen, drängt mich's zu;
O senkt ihr Schwestern zwei euch auf mich nieder,
Vergessenheit und unbedingte Ruh'.

Es würde uns hier zu weit führen, den naturphilosophischen Inhalt des auch den ägyptischen und griechischen Cultus berührenden Epos wiederzugeben, mit welchen Religionsformen überdies Jedermann in seinen Universitätsjahren mehr oder weniger vertraut wurde. Die Phantasie des Verfassers ergeht sich dabei in kühnen Bildern, die oft überraschend sind, ja sie schreckt sogar vor den kühnsten nicht zurück, z. B.:

Hinweg! in dem Planetsysteme
Ist jeder Stern ein Jammerkloß;
Der ewigen Entbehrung Feme
Durchschleichet aller Welten Schoos.

Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser den Kampf des Vulkanismus mit dem Neptunismus geschildert, wobei er nicht nur an vielen Stellen beweist, daß es ihm nicht an jener Kraft fehle, welche dieser gewaltige, urwüchsige Stoff fodert, sondern auch im Ueberschwänglichen — so seltsam dies auch Manchem klingen mag — besser Maß zu halten verstehe als der zügel- und bügellos hinausstürmende Shelley. Z. B.:

Schon erhält viel hundert Risse
Starrer Felsendecke Wucht,
Die noch ein mal den gefang'nen
Feuergott zu zähmen sucht.
Ha vorbei! — die Wunden klaffen
Meilentief mit jähem Schlund,
Und entfesselt, siegesjubelnd,
Donnernd, zischend, aus dem Grund
Hebt zu schwindelnd wilden Höhen
Pluto ries'ger Berge Last,
Schiebet Schicht auf Felsenschichte
Mit fanatisch wilder Hast,
Schießt mit glüh'ndem Lavastrudel
Feuergarben hoch empor,
Bis von Mordeslust ermüdet
Er verschließt sein flammend Thor.

Hiermit empfehlen wir das Buch allen Freunden der Natur und orientalischen Mythologie, für welche zum bessern Verständniß der Verfasser am Ende 32 Noten hinzugefügt hat.

Nr. 4. In der ersten Abtheilung hat es der wahrscheinlich noch jugendliche Verfasser mit den Ereignissen von 1848 und 1849 zu thun, wobei er jede Gelegenheit benutzt, seinen Loyalitätsgefühlen in langweiligen Versen Luft zu machen. Wir begreifen nicht, wie der Verfasser den Muth haben konnte, diese durchaus schwachen Producte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Für das politische Gedicht hat er viel zu wenig poetische Schlagkraft; in erotischen Gesängen wird er süßlich-sentimental, und in der Ballade erlahmt er gänzlich. Wie langweilig z. B. hat er die bekannte launige Geschichte, daß Ziethen einst an der Tafel Friedrich's des Großen eingeschlafen, behandelt! Der Verfasser schlage einmal die „Liederchronik deutscher Helden" herausgegeben von Adolf Böttger auf und lese das gleichartige schöne Gedicht „Der alte Ziethen" von Fontane, der überhaupt in der Behandlung kürzerer historischer Stoffe eine seltene Meisterschaft an den Tag legt.

Nr. 5. Der anonyme Barde dieser Gesänge entfaltet eine heitere, wenngleich nicht tiefe Weltanschauung, die sich mehr zum Idealismus als Realismus hinneigt, was jedoch nur im Hinblick auf das Ganze gesagt ist; denn einige dieser Lieder und gerade jene, die wir zu den besten der Sammlung zählen, könnten eher das Gegentheil unserer eben ausgesprochenen Ansicht beweisen. Wir lassen eines der so gestimmten, dem man einen gewissen originellen Anstrich nicht absprechen kann, hier folgen:

Der Becher.

Die Welt ist ein Becher
Und wir sind die Zecher,
Ob jung oder alt;
Wenn's Herz nicht mehr klopfet,
Wenn's Blut nicht mehr tropfet,
So machen wir Halt.

Aus Liebe und Tänzen,
Aus Liedern und Kränzen,
Aus Hoffen und Schein,
Aus Sehen und Scheiden,
Aus Sehnen und Meiden
Besteht unser Wein.

Wir trinken in Eile,
Wir trinken mit Weile,

Wir trinken im Traum;
Daß Zecher oft sinken
Zur Rechten und Linken,
Wir ahnen es kaum.

Doch muthig, ihr Zecher,
Die Welt ist der Becher
Für Jung und für Alt;
Wenn's Herz nicht mehr klopfet,
Wenn's Blut nicht mehr tropfet,
So machen wir Halt!

Schön und zart ist das Gedicht „Nach Sonnenuntergang", sowie auch in Frühlingsliedern, die er der Natur abgelauscht, sich einzelne Stellen finden, die des Verfassers lyrisches Talent bekunden. Er ist sehr bescheiden; denn er glaubte das niedliche Büchlein, dessen Ertrag den Ueberschwemmten in der Provinz Schlesien zufällt, dem Wohlwollen der Recensenten in einem Gedichtchen besonders empfehlen zu müssen. Da ihm dieses Liedchen gelungen ist — er schlägt darin mit vielem Glück einen kindlich-unschuldigen Ton an —, so werden uns nicht nur der Verleger und der alle Aufmunterung verdienende Verfasser, sondern auch die Nothleidenden in Schlesien gewiß dafür sehr dankbar sein, wenn wir es hier allen Kritikern Deutschlands ans Herz legen:

Der Blumentopf.

Zerrissen die Blume,
Zerbrochen der Topf!
Es faßte der Sturmwind
Die Armen beim Schopf.

O Sturmwind, du Censor
Im schrecklichen Wahn,
Was hat dir dies Heftchen
Voll Lieder gethan?

Nr. 6. Ein Stück didaktische Poesie. Es bleibt fast immer etwas Unersprießliches, den Ton der Moral in Versen anzustimmen; denn auf der einen Seite ist es kaum zu vermeiden, auf die Länge hin nicht trocken oder gar pedantisch zu werden, und auf der andern Seite kommt dem Dichter ein undankbares Publicum entgegen, da die Jugend, für die gewöhnlich derartige Bücher geschrieben werden, in der Schule von Lehrern und zu Hause von Aeltern so viel Moral predigen hört, daß sie nicht ein mal, sondern zehn mal lieber ein Märchen oder eine Erzählung liest. Die Verfasserin, welche die Absicht hatte, mit diesem Buche „eine ernste Weihnachtsspende den großen Kindern" zu liefern, benutzt bei den Initialen ein Schlagwort, z. B. Arbeit, Freiheit, Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe u. s. w., das den Grundgedanken jedes einzelnen Gedichts abgibt. Bei X und Y ist ihr, wie im voraus zu erwarten stand, der poetische Faden ausgegangen. Wir wollen hier als Probe, da ein ganzer „Buchstabe" zu lang ist, wenigstens ein Bruchstück der Letter S einschalten, nicht nur, weil es uns seinem poetischen Gehalt nach eins der besten der ganzen Sammlung zu sein dünkt, sondern auch, weil darin die altadelige Verfasserin ihre Gesinnung über echt ritterliches Wesen in einer Weise ausspricht, daß nur zu wünschen wäre, es möchten alle Aristokraten solche Gesinnungen hegen. Aus dem Gedichte „Seelenadel":

Stolz auf des Wappenschildes Glanz und Schimmer,
Stolz auf sein Ritterblut, auf Kreuz und Stern,
Stolz auf der Ahnherrn Ruhm, so hab' ich immer
Den Edelmann gedacht und beug' mich gern
Vor solchem alten angestammten Adel!
So spricht der Mensch, doch der Gedanke sieht
Gar ernst darein und mahnt mit leisem Tadel,
Fragt erst: Ist denn auch edel sein Gemüth?
Ist echt sein Herz, ist ritterlich sein Wollen?
Ist auch sein Wappenschild von Flecken rein?
Und wird, wenn des Gerichtes Donner rollen,
Er werth der ew'gen Adelskrone sein?
Und spricht der Gott in eurer eig'nen Seele
Und in der Brüder Blick ein Ja! o dann,
Daß auch der Ehrfurcht Aeußerung nicht fehle,
Beugt euch vor diesem echten Edelmann.
Sein Wappenschild — am Throne Gottes steht's,
Denn göttlich ist dies S des Alphabets!

Nr. 7. Der Verfasser behandelt in diesem Gedicht, wozu er die freie achtzeilige Strophe als Versmaß gewählt, eine jener Episoden der Französischen Revolution, in der keine einzige historische Gestalt thatkräftig auftritt, sondern nur Privatpersonen in allerdings nicht gewöhnlichen Situationen dem Leser vorgeführt werden. Hierin mag wol der Grund zu suchen sein, daß es dem kleinen, seiner ganzen Haltung nach sehr modernen Epos an jener Plastik fehlt, ohne die ein derartiges Gedicht, wenigstens für uns gilt diese Richtschnur, nicht nachhaltig wirken kann. Dem Verfasser fehlte schon der Muth, einen modern-pikanten Anlauf zu nehmen; revolutionäre Stoffe muß der Dichter keck anpacken, den Leser überrumpeln und mit ihm wie von einer Barrikade in medias res hineinspringen, damit er ihm augenblicklich für seine Leute ein Interesse einflößt. Dagegen kommt uns Mähly mit einer blassen Reflexionspoesie in den Schuß, die unbedingt ein zu langes Präambulum bildet. Ferner, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind, die an einem andern Platze ihre Berechtigung haben, so wirken sie hier doch störend ein. Wir wollen nur auf eine derselben aufmerksam machen: Worte wie Marquis und Hôtel machen sich in deutschen Versen nie gut und sind ja leicht zu vermeiden; bei Hôtel hat der Leser unwillkürlich auch Kellner und Hausknechte vor Augen — wahrlich keine poetischen Gestalten! Damit der Verfasser jedoch nach dieser Rüge nicht glaube, daß wir in unserm kritischen Eifer so weit gehen, gar nichts Gutes in seinem Werke zu finden, so lassen wir jetzt eine artige Probe seines Talents folgen:

Um eines Gartens üppig reichen Raum,
Nicht fern vom Louvre, zog sich eine Mauer;
Im Hintergrunde bot ein Haus sich kaum,
Beschirmt vom Blätterwerke, dem Beschauer.
Und drinnen war es still, es regte sich
Kein Laut, nur spärlich durch die Zweige strich
Die Luft und säuselte herab vom Baum
Zum Boden nieder ihre Abendschauer.

Wer hört sie? — Unter einem Laubenzelt,
Umsponnen rings von farbenbunten Blättern
Und Bilderreihen, die hier aufgestellt,
Von Marmor, sie zu schützen vor den Wettern,
Saß eine Frau'ngestalt, schwarz von Gewand,
Von Haaren blond, ein Buch in ihrer Hand;
Doch scheint ihr Geist, indem das Haupt sie hält,
Entfernt von Abendluft und Marmorgöttern.

Auf einen Tisch von blendend weißem Stein
Lehnt sie den Arm, worauf ihr Haupt in Träumen
Sich stützt — geschlossen scheint ihr Aug' zu sein;
Still weht's herüber von Gebüsch und Bäumen.
Geöffnet hält das Buch sie auf dem Schoos,
Doch riß ihr Geist sich von den Blättern los
Und stürzte sich in ein Gewühl hinein,
Wo sturmerregt und wild die Wellen schäumen.

Ist's Ernst der Zeit? — Der Frauen Herz begreift
Ihn oft mit des Gefühles heil'gem Ahnen.
Die Fluren auch, wo keine Liebe reift,
Wo Haß und Wuth sich ihre Furchen bahnen,
Die seh'n sie ihre blut'ge Saat ans Licht
Erheben mit Prophetenangesicht;
Und sollt' es jetzt, wo Schuld auf Schuld sich häuft,
Nicht auch an nahendes Verderben mahnen?

Ueberblicken wir schließlich noch ein mal flüchtig die ganze Dichterreihe, so ergibt sich daraus, daß sich jeder wohl vor Allem hütete, was in den höhern Kreisen der Gesellschaft Anstoß erregen könnte. So beugt sich heutzutage selbst der Musensohn nicht mehr vor den Musen, sondern vor den Göttinnen des Salons, als wären sie die letzte, die höchste Instanz, welche alleinherrscherisch die öffentliche Meinung aller andern Schichten der Gesellschaft in Pacht genommen hat. Und wie wir unsern Bericht mit einem Blick auf Frankreich begonnen, so wollen wir ihn auch mit einer Parallele schließen: der französische Dichter huldigt der souveränen Mode, ohne sich als geborener Galanteriemensch dabei viel zu vergeben; der tiefsinnigere Deutsche ohne Tournure huldigt ihr nur, weil sie einmal souverän ist, und läuft dabei Gefahr, als geborener Universalmensch sein besseres, edleres Selbst zu opfern.

Emanuel Raulf.

Drei Reisen um die Welt.

1. Reise um die Welt in den Jahren 1844—47. Von Karl Grafen von Görtz. Drei Bände. Mit einer Karte. Stuttgart, Cotta. 1852—53. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Reise um die Welt und drei Fahrten der königlich britischen Fregatte Herald nach dem nördlichen Polarmeere zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1845—51. Von Berthold Seemann. Zwei Bände. Mit 4 Lithographien in Tondruck. Hannover, Rümpler. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Eine Weltumsegelung mit der schwedischen Kriegsfregatte Eugenie. (1851—53.) Von N. J. Andersson. Deutsch von K. L. Kannegießer. Leipzig, Lorck. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Begierde fast des gesammten europäischen Publicums, von den Dingen und Personen und Zuständen des schnell erschlossenen Westens wie des nicht länger verschließbaren Ostens immer mehr zu hören, ist beständig im Wachsen und unterstützt das Erscheinen immer neuer Reisewerke in nicht geringem Grade. Aber nicht jeder Reisende ist zum Reiseschriftsteller geboren. Möchten sich das in Zukunft Verlagsbuchhandlungen wie Reisende gesagt sein lassen, sonst wird der Markt zu voll von nicht immer guter und tauglicher Waare. Daß aller Anfang schwer ist und auch der im geschickten Darstellen von Erlebnissen, sehen wir an dem ersten der obengenannten Werke. Das ist eine compendiöse Schrift von drei starken Bänden. Sie behandelt eine Reise in Nordamerika, in Westindien und Südamerika, in China, Java, Indien und die Heimkehr über Suez und das Mittelmeer nach Deutschland. Der Verfasser ist ein Deutscher, ein junger reicher Privatmann, der, von reiner, zweckloser Wanderlust getrieben, von dem aller Jugend eingeborenen mächtigen Drange nach der weiten Welt beherrscht, durch nichts gebunden und gehindert, im Gegentheil von einer vollen Kasse unterstützt, sich aufmacht, um nach der Weise englischer Lords hinein in die Welt zu reisen, nach Lust und Laune, zum eigenen Vergnügen, zur eigenen Ausbildung. Kein wissenschaftlicher Zweck und kein mercantilischer treibt ihn, eine diplomatische Sendung ebenso wenig wie eine industrielle Unternehmung. „Ich bin nicht selten gefragt worden", erzählt er im zweiten Bande, „was mich zu so ausgedehnten Reisen ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck bewogen habe, und wenn ich mir selbst darüber klar zu werden suchte, so kam ich meist auf ganz geringfügige Anstöße zurück, die den entscheidendsten Einfluß auf meine Plane gehabt haben: nach China mag mich der ererbte Besitz einiger chinesischen Kleinigkeiten halb unbewußt getrieben haben, nach Westindien und vielleicht überhaupt nach Amerika trieb mich der eigenthümliche Reiz, den die Insel Martinique (scil. der Schlangen halber) für mich besaß" u. s. w. So zieht er von Ort zu Ort, von Meer zu Meer, wie's ihm beliebt und seinem guten Genius.

Jedenfalls wäre es wünschenswerth gewesen, wenn ihn dieser bei Abfassung des ersten Bandes mehr unterstützt hätte als es geschehen ist. Der Verfasser sagt zwar in der Vorrede, daß das Buch keine Lücke in der Literatur ausfüllen und keinem Bedürfniß abhelfen solle und nur für seine Familie und Freunde geschrieben sei, wie für Die, welche sich durch dasselbe mit ihm zu befreunden vermögen. Er gesteht auch, daß es ihm aus mehren einleuchtenden Gründen nicht angenehm gewesen sei, mit der Schilderung seiner Reise in den Vereinigten Staaten zu beginnen. Dies offene Geständniß bricht einer scharfen Kritik die Spitze. Aber die Schrift liegt einmal einem größern Publicum vor und ist auch für dasselbe geschrieben. Warum auch nicht demselben aus dem großen Schatze einer langjährigen erfahrungsreichen Reise übergeben, was vielfach und Vielen dienen kann! Der Beginn der Reise datirt sich bis ins Jahr 1844 zurück. Wie reißend aber gerade Nordamerika von der besagten Zeit an bis zum Jahre 1852, in welchem der erste Band geschrieben ist, sich verändert und geradezu umgewandelt hat, ist bekannt, ebenso wie nicht wenige ganz vorzügliche Schriften von Deutschen erschienen sind, die gerade diesen Welttheil auf das ausführlichste und seine Eigenthümlichkeiten auf das gründlichste geschildert haben. Wäre der Verfasser mehr auf die Eigenheiten des damaligen amerikanischen Lebens eingegangen, hätte er sich mehr in die verschiedenen Schichten und Weisen des Nordamerika, wie es zu seiner Zeit war, eingelebt, überhaupt mehr geschildert und gezeichnet, als gewisse Dinge im Ganzen abgehandelt und im Allgemeinen besprochen, so hätte die Schrift mehr als ein Spiegel des damaligen amerikanischen Lebens in dem heutigen und umgekehrt gelten können und jedenfalls dadurch an Reiz gewonnen. Die Vereinigten Staaten sind jedoch überhaupt nicht das Land unsers Verfassers. Er ist ein Tory, ein scharf ausgeprägter, aber ein keineswegs fanatisch einseitiger Aristokrat; er liebt Romantik und wol auch Abenteuer; er sucht das dem europäischen Leben Fremde und Entgegengesetzte, das nationell Eigenthümliche, das noch naturwüchsig Ausländische; aber gleichwol liebt er es nicht, sich zu demselben seine Bahn mit eigener Faust durch Urwelt und Urwald zu brechen. Er reist nur auf den bequemsten Dampfschiffen, er logirt nur in den fashionabelsten Hôtels, er speist nur an den besten Tables d'hôte, er liebt nur den ausschließlichen Umgang der sogenannten guten Gesellschaft — was Wunder, daß er da gerade in Nordamerika nicht rechte Behaglichkeit und Befriedigung findet! Land und Leute bleiben ihm aber auch deshalb zum großen Theile unbekannt, und seine Beschreibung der Vereinigten Staaten entbehrt damit und zumal jetzt des besondern stofflichen Interesses. Der Verfasser wiederholt oft Gesagtes. In solchem Falle kann eine glückliche Form wol ersetzen, was dem Inhalte abgeht; wer da den rechten Ton trifft, kann längst bekannte Sachen noch ein mal erzählen und wird immer wieder seinen Hörerkreis finden. Unserm Reiseschriftsteller ist das im ersten Bande nicht besonders geglückt. Ihm mangeln Leben und Unmittelbarkeit, Beweglichkeit und Frische, Schwung und die Gabe fortzureißen und zu bannen. Dies liegt mit daran, daß er erst spät nach Vollendung seiner Reise die Tagebücher gesichtet und umgearbeitet, den uns vorliegenden Bericht aus mannichfachen Notizen und Skizzen zu einem Ganzen componirt hat. Damit ist der belebende Hauch, der ein Reisewerk, zumal wenn es kein wissenschaftliches ist, so angenehm überweht, verloren gegangen und damit der Reiz, der uns unwiderstehlich anzieht. Auch stört es oft unangenehm, daß der Verfasser bei einer glücklich eingeleiteten Schilderung von Dingen und Personen gemäß den ersten Eindrücken und Erlebnissen sich plötzlich darin unterbricht und auf Auseinandersetzungen eingeht, die zwar in das Capitel gehören, aber nicht an die betreffende Stelle. Jedes ins rechte Licht zu stellen und passend zu verflechten und das Verschiedene anschaulich und gehörig zu gruppiren, verräth aber den geschickten Zeichner, mag er sich nun des Pinsels oder der Feder bedienen.

Der zweite Band ist besser geschrieben. Sein Inhalt selbst

bietet einen interessanten Stoff. Er und der dritte sind schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte des außerafrikanischen Negervolks, wie zu der des gegenwärtigen Lebens der malayischen Race auf Java und der gemischten Bevölkerung Angloindiens. Westindien mit seinen verschiedenen französischen und englischen Besitzungen, mit seinen unabhängigen Neger- und seinen Mischlingsstaaten, seinen Inseln und Städten, seinen Märkten und Producten, seiner Natur und seinen Bewohnern, dann das britische und holländische Guiana, ferner die Tour quer über den Isthmus von Panama, endlich ein längerer Aufenthalt an der Westküste des nördlichen Südamerika, eine Reise in die Anden — sie bilden die mannichfachen Gruppen, in denen der Verfasser seine Reise zusammenstellt. Mit Vorliebe hat er darin die Sklavenfrage abgehandelt und mit nicht zu verkennender Gründlichkeit und vorurtheilsloser Ruhe all die mannichfachen Thatsachen und Belege gesammelt und erörtert, welche uns den Charakter, die Sitten und Manieren, die Geistes- und Bildungsfähigkeit, das gesammte äußere und innere Leben der Negerbevölkerung vor Augen führen und uns zu einem Urtheil über diese schwierigste aller amerikanischen Fragen befähigen. Daß Mrs. Beecher-Stowe's „Onkel Tom's Hütte" nicht für alle Fälle gilt und daß ihr Raisonnement nicht überall stichhaltig ist, wird hieraus wie aus den meisten Berichten neuerer und competenter Reisender immer klarer. Görtz hat an dieser Stelle mehre sehr anziehende kleine historische Skizzen aus der jüngsten Geschichte der amerikanischen Negerstaaten, vorzüglich des haitischen eingeflochten, und diese sind jedenfalls nicht unwichtige Blätter für die Kenntniß des außerafrikanischen Negervolks. Ihr Werth sticht umsomehr ins Auge, als die aus dem darin Niedergelegten gezogenen Schlüsse zum großen Theil in den spätern geschichtlichen Vorgängen sich bewahrheitet haben.

Der eigentlich interessante, der am meisten lesens- und lobenswerthe Band ist der dritte, und durch ihn namentlich scheint es gerechtfertigt, wenn der Verfasser es unternahm, das Werk überhaupt zu schreiben und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der anziehende Stoff, eine Schilderung des chinesischen, javanischen und indischen Lebens der Gegenwart, die immer tiefer eingreifende Beziehung dieser Welttheile zu dem europäischen, die Wichtigkeit, welche einzelne der dargestellten Völker und Gegenden gerade heutzutage haben und immer mehr in nächster Zukunft erlangen werden, das gewisse mysteriöse Dunkel, was über einzelnen dieser Land- und Völkerstriche noch schwebt, die Unbekanntschaft der Deutschen gerade mit den meisten derselben, weil Werke hierüber von deutschen Reisenden bisher sehr wenige geschrieben sind und unser Staatsleben uns Deutsche in verhältnißmäßig geringe Verbindung mit den auswärtigen Völkern bringt — das Alles macht das Buch schon an und für sich anziehend. Der hohe gesellschaftliche Rang des Verfassers aber, der ihm und dem Leser hierbei ungemein zustatten kommt, hat ihn durch die leichte Verbindung mit all den verschiedenen Residenten, Gouverneuren, Präsidenten, Fürsten, Moguls, Sultans u. s. w. in den Stand gesetzt, eine Menge von Dingen und Personen und Einrichtungen in ihrem echt nationalen Typus zu sehen und zu beobachten, wie solches nur selten dem gewöhnlichen, wenn auch noch so wißbegierigen Reisenden trotz großer Gastfreundlichkeit und Zuvorkommenheit europäischer und nichteuropäischer Großen in den besagten Ländern zutheil werden möchte. Das Leben des jetzigen China in und an den englischen Plätzen der Ostküste, des gegenwärtigen Java fast in der ganzen Länge und Breite der an eigenthümlichen Producten und Bewohnern so reichen Insel, des heutigen Süd- und Nordindien unter der Oberherrschaft der Engländer und dem Mischmasch hindu-mohammedanischen Lebens — das Alles enthüllt sich hier unsern staunenden Blicken und wir glauben manchmal ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" zu lesen oder uns in die Zeiten Timur-Tamerlan's und seiner Zeitgenossen versetzt. Gerstäcker hat uns schon in dem letzten Theile seiner neuesten Reisebeschreibungen mit dem freundlichen Java bekannt gemacht. Durch das Werk des Grafen Görtz gewinnen wir ein noch innigeres Verständniß. Und als hätte der Verfasser mit den neuen, fremden, schönen, wunderbaren Ländern neue Augen zum Sehen, neue Sinne zum Beobachten, neuen Mund zum Sprechen bekommen: seine Weise zu schauen, zu merken, zu berichten ist damit eine ganz andere geworden. Seine Darstellung ist besser, ausführlicher, sinnlicher, plastischer. Jedenfalls ist dieser letzte Band einer der reichhaltigsten und lesenswerthesten, den wir von einem Deutschen über diesen Theil des heutigen ost- und südasiatischen Lebens besitzen.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß sich in dem ganzen Werke der Charakter großer Gewissenhaftigkeit und Wahrheitstreue ausspricht.

Kein größeres Lob für eine Schrift, als wenn der Leser nur mit einem gewissen Zögern den letzten Zeilen folgt, wie um sich den gehabten Genuß noch im letzten Momente zu verlängern, und mit Bedauern, schon am Ende zu sein, das Buch beiseitelegt. Wir müssen gestehen, daß es uns mit dem obigen Werke Nr. 2 nicht anders gegangen ist. Dem regen Interesse an dem reichhaltigen Stoffe, der uns aus dem Schatze der Natur vorgelegt wird, mischt sich ein anderes bei, das tiefe Gefühl der Theilnahme an den Schicksalen des kühnen, wahrscheinlich Mühen und Drangsalen schon längst erlegenen Sir John Franklin.

Der bekannte vermißte englische Seefahrer ist am 19. Mai 1845 mit zwei Schiffen und 138 Mann von der Themse ausgelaufen. Die letzte directe Nachricht von ihm datirt vom 26. Juli desselben Jahres, Melville-Bai. Drei Winter verstrichen und auch nicht die mindeste Mittheilung von ihm oder über ihn drang nach England. Das britische Ministerium rüstete demzufolge die verschiedensten Expeditionen nach den Gegenden des polarischen Amerika und dem nördlichen Polarmeere aus, um den Verlorenen aufzusuchen, wie bekannt, bisher vergeblich. Das erste dieser Schiffe verließ die Themse am 1. Januar 1848 und vereinigte sich mit der im Stillen Meere stationirten Fregatte Herald zu der ersten sogenannten Behringsstraßen-Expedition. Diese drang von der genannten Straße nach Norden und Osten vor, unternahm bis zum Jahre 1850 drei Untersuchungsfahrten und kehrte 1851 nach England zurück, unverrichteter Sache mit Bezug auf Franklin. Sonst hat sie bezüglich der Erweiterung geographischer Kenntnisse ganz Ungemeines geleistet. Der Grund zu dem letztern liegt in der frühern Bestimmung des Herald wie in den Persönlichkeiten, die sich auf der Fregatte befanden.

Der Herald war ursprünglich ein sogenanntes Inspectionsschiff an den Westküsten Amerikas und mit der hydrographischen Verfassung dieses Erd- und Wasserstrichs vom Jahre 1845 an beschäftigt, vorzüglich was den Theil der Südsee von Chile bis hinauf zur Straße Juan de Fuca anbelangt. Der Capitän des Schiffs wie die übrigen Offiziere sind wissenschaftlich höchst gebildete Männer. Von ihnen ist Mr. Kellett, der Capitän, als eine nautische Notabilität zu erwähnen und neben ihm Lieutenant Bedford Pim, der in der neuesten Zeit viel von sich in den Zeitungen reden machte, als er in Petersburg bei dem Zaren vergeblich um die Erlaubniß nachsuchte, von den russischen Besitzungen aus eine Expedition zur Aufsuchung Franklin's unternehmen zu dürfen. Auch mehre Naturforscher finden wir auf der Fregatte. Infolge des unglücklichen Endes, was den jungen Botaniker Thomas Edmonston an der Küste Perus ereilte, ward Berthold Seemann aus Kew bei London als Naturforscher bei der Expedition angestellt und hat dieselbe auf jeder ihrer Fahrten nach dem Polarmeer begleitet. B. Seemann der Botaniker ist in der wissenschaftlichen Welt zu bekannt, als daß wir über ihn noch ein Wort verlieren sollten. Von ihm rührt die vorliegende Beschreibung der „Reise um die Welt" im Großen und Ganzen her. Wir sagen im Großen und Ganzen, weil nicht das ganze Werk aus seiner Feder ursprünglich geflossen ist, sondern nur ein Theil, freilich der

größte und dem Gehalte nach werthvollste. Das Uebrige ist theils eine Ueberarbeitung vorliegender Reise- und Tagebücher, die von den Offizieren des Schiffs geführt wurden, theils eine wörtliche Benutzung ganzer Hauptstellen derselben. Dies mußte umsomehr geschehen, als die Mannschaft der Expedition nicht selten getheilt war und der Verfasser selbst an den betreffenden Stellen keine bessere Beschreibung als die ihm von seinen Reisegenossen vorliegende geben zu können sich im Stande erklärt.

Je bescheidener aber der berühmte Botaniker das Werk dem Publicum in der Vorrede übergibt, desto unverhohlener will es die Kritik demselben empfohlen haben. Und je verführerischer es für den in England lebenden und angestellten Schriftsteller war, das Werk neben andern die Reise betreffenden, bereits erschienenen und in englischer Sprache abgefaßten wissenschaftlichen Schriften gleichfalls englisch niederzuschreiben, desto anerkennenswerther ist es, daß er dasselbe in deutscher Sprache abgefaßt und damit um ein bedeutungsvolles Buch die neueste deutsche Reiseliteratur bereichert hat. Diese ist in diesem Genre, wo sich wissenschaftliche Forschungen in anziehendem Gewande vereint mit interessanten Reiseerlebnissen in gewinnender Sprache und glücklicher Auswahl vorfinden, nicht gerade reich. Entweder mangelt das Eine, oder das Andere läßt viel zu wünschen übrig. Der „bestechende Reiz erdichteter Schilderungen" und eine Menge bedeutender Abenteuer sind es nicht immer, die für eine gewisse Classe des Publicums eine Schrift anziehend und empfehlenswerth machen. Wo es sich um Thatsachen und Erlebnisse, um Fahrten und Forschungen, um Männer und Unternehmungen handelt, wie die in dem vorliegenden Werke besprochenen, da würde es den Leser nur unangenehm berühren, Thatsachen mit Erdichtungen, einen kurzen, gemessenen, wissenschaftlichen Stil mit einem breiten Reisegeschwätz, Mühen und Drangsale, im Dienste der Menschheit erlitten, mit der Schilderung von kleinen individuellen Affairen und angehenden Münchhausiaden verflochten oder vertauscht zu sehen. Das Buch ist in der Gestalt, wie es der Oeffentlichkeit übergeben ist, und mit seinem Inhalte gleich geeignet, das specifisch-wissenschaftliche Publicum zu befriedigen, wie das sogenannte gebildete Publicum im Allgemeinen, natürlich den einen und den andern Theil mehr oder minder in den einzelnen Partien. Vorzüglich aber werden Geographen, Botaniker, Geologen und zum Theil auch Ethnographen dieses Werk Seemann's mit Befriedigung als eine Bereicherung ihrer speciellen Studien zu rühmen wissen

Abgesehen von den hydrographischen und statistisch-geographischen Notizen über einzelne Theile der Westküste Süd-, Mittel- und des californischen Amerika bis hinauf zu den Vancouvers-Inseln und der daran stoßenden Meerestheile, wollen wir mehre Berichte und Beschreibungen hervorheben, die sich durch ihre Genauigkeit und Reichhaltigkeit auszeichnen, wie dadurch, daß über die bezüglichen Landestheile in deutschen und wir glauben auch in ausländischen Werken nirgends etwas so Vollständiges geliefert ist. Physische Beschaffenheit des Landes, Menschenschlag, Flora und Fauna sind darin ungemein ausführlich behandelt, oft, was die beiden letzten Punkte anbelangt, so erschöpfend, daß darüber für den gegenwärtigen Status der Länder überhaupt nichts Anderes gesagt werden kann. Hierher gehören: 1) Die Beschreibung des nordwestlichen Theils von Peru und des daranstoßenden südwestlichen Theils von Ecuador. 2) Die in jeder Hinsicht vorzügliche allgemeine Uebersicht des Isthmus von Panama. Der Verfasser hat sich mehre Monate daselbst aufgehalten und hatte den erwähnten Abschnitt eigentlich für ein selbständiges Werk geschrieben, für seine „Geschichte des Isthmus von Panama". Wegen der neu angebahnten interoceanischen Verbindung und der Bedeutung dieses kleinen Weltflecks für alle Zukunft ist ein wissenschaftlicher Bericht aus der Feder unsers Verfassers um so wichtiger und verdienstvoller. 3) Eine detaillirte Schilderung des bisher noch sehr unbekannten westlichen Eskimolandes (seine Geographie, Klima, Pflanzen, Thiere, die Eskimos selber, ihre Kleidung, Waffen, Nahrung, Sitten, Sprache u. s. w.), nebst einer Beschreibung der Eisklippen in der Nähe der Behringsstraße und der in ihnen aufgefundenen fossilen Ueberreste. Auch eine Skizze über die russischen Forts und Handelsstationen an dem nordwestlichen Zipfel Amerikas ist hier nach den Berichten Pim's beigefügt. 4) Ein wenn auch nicht durchgängig gleich ausführlicher Bericht über die Fauna und Flora des ehemalig nördlichsten Theils von Mexico, der Sandwichinseln (Oahu), der Inseln Hongkong und Singapore, des Caps der guten Hoffnung und schließlich von St.-Helena und Ascension. Welche Reichthümer hier niedergelegt sind, kann Jeder schon nach dem Angeführten beurtheilen. Im Eskimolande, in Panama und Veraguas, auf Hongkong und den beiden letztgenannten Meeresfelsen wächst keine Pflanze und lebt fast kein größeres charakteristisches Thier, das dem Verfasser entgangen wäre und dessen Erwähnung er verabsäumt hätte. Es geschieht das freilich nicht auf die Weise Tschudi's, aber ebenso wenig ermüdend und langweilig.

Auch über die Auswanderungsfrage, was Mittel- und Südamerika anbetrifft, sowie über das Indianer- und Negerleben, endlich über medicinische und Handelspflanzen der verschiedenen Erdtheile finden sich an den betreffenden Stellen schätzenswerthe Beiträge.

In das Werk selbst ist die Aufzählung sämmtlicher Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's und ihrer Resultate von dem 1. Januar 1848 an, von dem bekannten Geographen A. Petermann zusammengestellt, sehr passend aufgenommen. Ueber die hier in Rede stehende Expedition äußert sich diese competente Stimme: „Die geographischen Entdeckungen dürfen zu den wichtigsten gezählt werden, welche durch die verschiedenen Aufsuchungsexpeditionen gewonnen sind; denn die Südspitze des oft von den Russen berührten Polarlandes wurde entdeckt und auf der Karte festgestellt. Es war am 17. August 1849 unter 71° 20′ n. Br. und 175° 20′ w. L., als Capitän Kellett an eine beinahe ganz unzugängliche Granitinsel gelangte, die später den Namen Herald bekam und sich gegen 200 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt. Jenseit dieser Insel, in Westen und Norden, zeigte sich ein ausgedehntes Hochland, «über dem die Wolken in dichtgekränzten Massen zogen, von Zeit zu Zeit aus ihrem zerrissenen Schleier sehr hohe Gipfel zeigend, die deutlich als Säulen und Pfeiler zu erkennen waren»."

Das Buch Nr. 3 ist von dem Schweden N. J. Andersson, ins Deutsche übersetzt von Kannegießer. Der Verfasser ist auch ein Naturforscher und gleichfalls ein Botaniker. Auch er reist auf höhere Veranlassung, nämlich ausersehen von der Akademie der Wissenschaften seines Landes, die schwedische Fregatte Eugenie auf ihrer Weltumsegelung zu begleiten. Die Tour, welche das Schiff dabei nimmt und von welcher demgemäß der Verfasser in ihren Hauptstationen zu berichten hat, ist ziemlich die nämliche, die neuerdings von allen Weltumseglern eingeschlagen wird und schon manchem wissenschaftlichen oder abenteuernden Reisenden den Stoff zu einer Reisebeschreibung hergegeben hat. Das Atlantische Meer, Rio, Montevideo und Buenos-Ayres, Südamerikas Westküste mit den nahe gelegenen Inselgruppen, Mittelamerika, S.-Francisco und das Goldlandleben, die Inseln der Südsee, Neuholland, China, Java, das Capland und schließlich die Heimkehr über Englands Küsten, das ist der Cyklus, in dem sich die Weltumsegelung mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren Erfahrungen und Abenteuern, mit ihren mannichfach wechselnden Physiognomien des Landes und der Menschen in dem Berichte des Reisenden abspiegelt.

Die Beschreibung selbst zeichnet sich vor mancher andern ihrer Art höchst vortheilhaft aus. Sie ist während der Reise selbst, noch unter dem Einflusse der jüngsten Erlebnisse entworfen und die Feder in all die verschiedenen Farbentöne getaucht, mit denen die Natur so reichlich allüberall anders sich und die Menschen zeichnet und schmückt. Die Schrift hat darum etwas

Frisches und Munteres, Flüssiges und leicht Bewegliches. Zugleich ist sie aus einer glücklich heitern Stimmung geflossen, die des Lesers Gemüth beim Lesen fesselnd überkommt. Sie hat nebenbei den Reiz der sinnlich vergegenwärtigenden Zeichnung. Strengwissenschaftliche, das botanische Fach angehende Auseinandersetzungen, trockene Raisonnements, aber auch das Eingehen auf tiefere, weitgreifende Fragen, z. B. über Geschichte und Reiche der einzelnen Völker, über Regierungsverhältnisse und Entwickelungsstufen der einzelnen Länder, sind dem Verfasser fremd, obgleich er kurze historische und interessante Skizzen dieses und jenes Volks an mancher guten Stelle keineswegs vermieden hat. „Nur einen verstohlenen Blick habe ich in ihr (der Völker) sociales, religiöses und häusliches Leben werfen können." Aber trotz des flüchtigen Blicks sieht unser Reisender gut, schnell und scharf, die Eindrücke prägen sich auf seine Seele lebendig ab, und da er gibt, was er gesehen und gesammelt, so gibt er nicht wenig und zugleich Genaues. Er liebt die Naturschilderungen, und wer in engem Rahmen, in leicht lesbarer Schrift eine lebendige Anschauung, ein recht hübsches Bild von den verschiedensten Gegenden, Küsten, Städten, Völkerschaften der oben erwähnten Land- und Meerestheile haben will, die ja fast alle in der heutigen Zeit Knotenpunkte des riesig wachsenden Welthandels und des immer enger werdenden Völkerverkehrs sind oder noch zu werden versprechen, dem ist das Buch sehr zu empfehlen. Wir können uns nicht erinnern, in den neuern Reisebeschreibungen ein genaueres Bild gefunden zu haben, als es Andersson z. B. von den Städten Montevideo, Buenos-Ayres, Valparaiso, S.-Francisco, Honolulu, Papiti und deren Umgebung entworfen hat. Das Ganze ist um so anziehender, als die Reise selbst bis in die Jahre 1852 und 1853 hineinreicht. Die Berichte über Californien und Australien haben auch darum ihren ganz eigenen Werth, zumal für Auswanderer. Als ein größerer Reichthum andern Reisewerken gegenüber und als weniger bekannt sind anzuführen die Beschreibungen der Natur und des Lebens und Treibens auf Madeira, den Guano- und Galapagos-, den Sandwich-, Freundschafts- und andern Südseeinseln, auf den Philippinen und Carolinen, auf Isle-de-France und auf der Ostküste Neuhollands. Wer aber Interesse an der vergleichenden Culturgeschichte nimmt, der wird manche höchst anziehende Vergleichungspunkte finden, wenn er dieses Werk mit dem unmittelbar ihm vorangehenden Seemann's oder andern ähnlichen zusammenhält. Seemann schreibt 1847 von dem Wege zwischen Callao und Lima, er sei trotz der Kürze einer der gefährlichsten und unangenehmsten an der peruanischen Küste und durch Räuber sehr unsicher gemacht, Andersson legt ihn in 20 Minuten im bequemen Waggon auf der Eisenbahn zurück. In des Erstern Werke heißt es vom 18. September 1846: „Wir liefen in die Bai von S.-Francisco ein ... Ein Lieutenant kam an Bord und brachte uns die Nachricht, daß die Amerikaner von Californien Besitz genommen hätten und mehre Offiziere und Gemeine an der Küste beschäftigt wären, die Vertheidigung des Landes zu organisiren.... Einige von uns machten einen Besuch nach der Mission von S.-Francisco. Ungefähr 20 zerstreut liegende Häuser waren in der Ebene, und das Einzige, was ein Anzeichen von Leben gab, war ein junger Ochs, der eingebracht wurde. Der Weg war ermüdend und eintönig, er führte durch Dickichte von niedrigen Bäumen und tiefem Sand." In dem Werke des Zweiten lesen wir von demselben Orte: „Hier liegt eine Stadt mit 70—80,000 Einwohnern, eine Stadt, strahlend in des Goldes und gewerblichen Reichthums Pracht ... und Alles darbietend, was menschlicher Kunstfleiß und Erfindungsgeist als das am meisten Raffinirte und Kostbarste hervorzubringen vermocht hat." 3.

Aus London.

John Mitchel's Kerkermemoiren. Caricaturenliteratur. Eine Geschichte des Chartismus. Romanliteratur und Theater.

Gegenwärtig denkt wol noch kaum Jemand in Deutschland an den misrathenen Versuch der Herren Smith O'Brien, Meagher, John Mitchell, M'Manus und Donoghue, das „grüne Erin" von dem vereinigten Königreiche loszureißen und eine irische Republik auf eigene Faust und eigene Kosten zu gründen. Ach, das grüne Erin war auch einmal in der Literatur und in der Zeitungspolitik Mode, wie Alles einmal Mode ist, um dann vergessen und beiseitegelegt zu werden. Es wimmelte in der Literatur von irischen Romanen, Erzählungen und Skizzen und in den Zeitungen von höchst grauslichen Mordgeschichten, agrarischen Freveln und Hungersterbescenen aus Irland. Es gab Zeiten, wo diese irischen Jammerscenen das einzige Salz und Pfeffer waren, um damit die dünnen Zeitungssuppen zu würzen und schmackhaft zu machen. Jetzt ist von Irland kaum noch die Rede, gerade als ob der von der „Times" einmal ausgesprochene höchst christliche Wunsch (denn die „Times" fließt immer von christlicher Gesinnung über), es sei für beide Theile, für England sowol als Irland das Beste, daß das grüne Erin in den Schoos des Oceans versänke, in Erfüllung gegangen wäre. Irland ist jedoch, wie wir zur Beruhigung des Lesers hinzufügen, nicht vom Meere verschlungen worden; es ist auf den Landkarten noch immer verzeichnet; nur zählt es, mindestens gerechnet, 1,600,000 Einwohner weniger als vor 14 Jahren. Doch um solche Thatsachen und das bischen Leid und Gram, was daran hängt, kümmert sich das Publicum nicht viel; solche Thatsachen sind nicht drastisch und pikant genug. Das Stück ist zu Ende; der Vorhang ist niedergelassen und verbirgt die Opfer, die einem grausen Verhängniß gefallen sind; das Schauspielhaus sieht öde und langweilig aus; das Publicum geht Späße machend nach Hause und erkundigt sich höchstens nur im Vorbeigehen beim Logenschließer, welche Tragödie etwa morgen in Scene gehen wird.

Die Art, wie die Erwartungen, welche man auf die Acteure der irischen Insurrection setzte, getäuscht wurden, war auch gar zu grob. Wenn man John Mitchell's „United Irishman" oder die „Nation" las, so mußte man glauben, Jung-Irland stehe wie Ein Mann unter den Waffen und werde England einen furchtbar blutigen Tanz aufführen. Als es nun zum Schlagen kam, war das Schlachtfeld, auf welchem sich die Geschicke Irlands entschieden, nicht größer als der Gemüsegarten der Witwe Kormak, die durch diesen Zufall eine Stelle in den Annalen der Weltgeschichte erhielt, auf die sie ohne Zweifel in ihren stolzesten Träumen nicht gerechnet hatte. Der Generalissimus der insurgirten Irländer, Herr Smith O'Brien, duckte sich hinter die Kohlköpfe, nicht etwa um die Truppenaufstellung der Feinde besser zu observiren, sondern um selbst nicht gesehen zu werden. Die ganze Geschichte war aus. Das Jahr 1848 hat manches Windei gelegt, aber kein solches wie die irische Insurrection. Die Häupter derselben wurden bekanntlich zum Tode verurtheilt, dann aber, um sie möglichst noch unschädlicher zu machen, zur Deportation und Kerkerhaft begnadigt.

Einer derselben, und zwar nicht der talentloseste, John Mitchell, dem es gelang, sich nach fünfjähriger Haft und Verbannung zu ranzioniren und als freier Ire den freien Boden Nordamerikas zu betreten, hat seine Verbannungsleiden und sonstigen Erfahrungen in einer Schrift geschildert, welche in Neuyork unter dem Titel „Jail journal, or five years in British prisons" herausgekommen ist. An schweren gewichtigen Thatsachen hat das Buch gerade keinen Ueberfluß, aber merkwürdig ist der Stil, in dem es geschrieben ist. Der jungirische Stil, wie wir ihn seiner Zeit aus dem „United Irishman" und der „Nation" kennengelernt haben, geht darin als Spuk um, grauslich wilde, fluchähnliche Worte und schauerliche Klagetöne hervorstoßend. Mitchell wurde aus Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit von den Bermudasinseln nach dem

Cap versetzt. Er schildert die Ueberfahrt, die er in Gesellschaft von noch etwa 200 irischen (nicht politischen) Gefangenen vollbrachte. Er hört sie Nachts auf dem Verdeck ihre vaterländischen Lieder singen. „Welch ein Schicksal", ruft er aus, „welch ein trauriges Loos ist euch gewebt und gesponnen, meine Landsleute! Ach, diese Männer wurden geboren zu der Erbschaft unauslöschlichen Hungers, mitten unter der quellenden Ueberfülle ihres Mutterlandes; sie wurden hinweggescheucht wie schädliche Bestien von jedem Obdach, den des Mutterlandes Busen ihnen bot; sie wurden fortgetrieben, damit ihr schnappender Feind sich von Dem mäste, was gewisse respectable wohlgenährte Leute ihr Eigenthum nennen. Und jetzt werden sie mit Gewalt der Bayonnete über Meer geschafft, um wie Auskehricht an einem fernen Strande ausgeladen zu werden." So geht es fort, und John Mitchell schließt diese Schilderung mit den Worten: „Solche Gedanken kommen mir oft, wenn ich vom Vordercastell des Schiffs her irische Lieder singen höre, die mich in jene frühern Tage zurückversetzen, wo ich sie als summende Begleitung des schnurrenden Spinnrades vernahm; und dann verfluche ich, o wie glühend, die britische Herrschaft. Reich der Hölle! wann wird dein Frevelkelch voll sein?" Eine gewisse wilde Beredsamkeit wird man in diesen Worten nicht verkennen. John Mitchell hat aber auch eine Art wild gewachsenen Humors, den er unter Anderm auch gegen Kossuth spielen läßt, welchem er es nicht vergeben kann, daß er sich mit den Liberalen Englands verband, mit ihnen frühstückte, dinirte, Thee trank und sich von Lord Dudley Stuart bei ihnen herumführen ließ; sie alle sind ihm nur ein „rascal crew". Er beschreibt das Aeußere Kossuth's, mit dem er in Nordamerika eine Zusammenkunft hatte, mit guter Laune, nennt ihn einen „most intellectual Kalmuck" und schildert die Unterredung als eine sehr komische. „Seinem Dixi stellte ich einfach und rund mein Dixi entgegen. Herr! wenn Ihr ihn da hättet sehen können! Zehnhundert Urquharts, in einen zusammengerollt, waren nichts gegen ihn. Ich bat ihn, die Sache Europas seinet- und seines Landes wegen nicht zu überstürzen. Nicht? hatte er doch Briefe, die ihm keinen Zweifel ließen, daß in drei Monaten in Frankreich Revolution sein würde und eine wahrhafte Republik. Ich drückte, mich auf meine Erfahrung berufend, meinen Zweifel in Betreff solcher Programme aus, namentlich was Datums anlangt. Wie John Martin stützte er sich auf das orthodoxe Dogma, daß ich ein «junger Mann» sei — meine Erfahrung gelte ihm nichts. Habe er doch mit dem Blute von Nationen auf dem Schlachtfelde gespielt!" *)

Dies ist eine Probe jungirischen Humors. Vom altenglischen erhalten wir Proben durch ein in London erschienenes, mit 500 Holzschnitten ausgestattetes Buch: „Pictures of life and character. By *John Leech*. From the collection of Mr. Punch." Das „Athenaeum" bemerkt auf Anlaß dieses Buchs: „Die Caricaturmalerei hat nur einen großen Repräsentanten gehabt, Hogarth; denn die gemalten Späße von Teniers und Jan Steen sind mehr durch die Vortrefflichkeit der Ausführung als durch die Tiefe ihres Humors bedeutend. (?) Hogarth war zugleich Satiriker und Maler. Leech ist eine zu gemüthliche Natur, um sich bei den Schlägen, die er austheilt, einer schärfern Waffe zu bedienen als einer Harlekinspritsche, die keine größere Wunde verursacht als der Backenstreich von der Hand eines herzlichen Freundes vom Lande. Doch was er zeichnet, trägt den Stempel eines geborenen Humoristen." Welche gewichtige Stellung der Caricaturenzeichner in England einnimmt, davon zeugen noch folgende Worte: „Ein Caricaturist ist noch mehr ein Lehrer zu nennen als selbst ein Maler in einer höhern Kunstgattung"; und: „In unserm Lande übt der Caricaturist eine politische Macht aus, und er, der sich an das Auge wendet, ist der populärste Sprecher. Die mächtigste Partei ist diejenige, welche, mit Recht oder Unrecht, die Lacher auf ihrer Seite hat, und das laute Gelächter, welches eine gelungene Caricatur erregt, kann ein Ministerium zu Falle bringen. Diese Macht vermag die Wahrheit, aber auch den Irrthum zu kräftigen — unglücklich das Zeitalter, wo die Lacher Unrecht haben."

Eine ähnliche verunglückte Unternehmung wie die oben erwähnte Jung-Irlands war die chartistische Bewegung in England. Gedächtnißstarke Leser erinnern sich vielleicht noch an jenen 10. April 1848, wo die Chartisten in London einen großen Monsterumzug hielten, um bei dem Parlament eine Riesenpetition einzureichen und ihre Kräfte paradiren zu lassen. Ganz London war auf den Beinen. Die Wohlgesinnten, die Besitzenden, die londoner Epiciers zitterten nicht wenig, denn die chartistischen Führer hatten vorher wochenlang fürchterliche Reden gehalten von den unveräußerlichen Rechten der Menschheit, von der Nothwendigkeit des Umsturzes alles Bestehenden und von ihrem eigenen besten Willen, diesen Umsturz herbeizuführen. Eine englische Republik mit einem chartistischen Präsidenten und einem chartistischen Nationalconvent — das war wol eine fürchterliche Perspective, die Allen, welche noch etwas in der Tasche hatten, das Blut in den Adern gerinnen machen mußte. Der 10. April ging indeß ohne Abschaffung der Monarchie und ohne allgemeinen Straßenkampf vorüber, obschon es einige Privatraufereien und infolge davon auch einige blutige Köpfe gab. Kurz, die große chartistische Demonstration nahm ein fast ebenso klägliches Ende als die Insurrection Jung-Irlands. Aber es waren doch immer etwa 100,000 Köpfe und mehr beisammen gewesen, und eine solche Massenentfaltung hat immer etwas Imponirendes. Ueberhaupt kann man der chartistischen Doctrin, die freilich jetzt fast nur noch im Geheimen spukt und sich seit dem 10. April 1848 nicht offen an das Tageslicht wagt, nicht eine gewisse Bedeutung absprechen. O'Connor, der „Chartistenkönig", ist freilich eine lächerliche oder vielmehr bemitleidenswerthe Figur geworden, denn sein Verstand hat unter Curatel gestellt werden müssen, und solange nur Habe- und vielleicht auch Taugenichtse an der Spitze dieser Doctrin stehen, hat man von ihr keinerlei Gefahr zu befürchten. Man lasse aber zur Zeit einer jener großen innern Katastrophen, wie sie in dem Leben keiner Nation auf die Dauer auszubleiben pflegen, mächtigere Factoren hinzutreten und ehrgeizige Männer von Gewicht, Reichthum und Einfluß sich dieser Bewegung bemächtigen, um irgend einen politischen Zweck zu erreichen; man lasse das Parlament dann für einen Augenblick den Kopf verlieren und die Autoritäten nur für kurze Zeit gelähmt sein, und man wird nicht leugnen wollen, daß der jetzt über die Achsel angesehene Chartismus bei der eigenthümlichen Lage Englands zu einem drohenden und gefährlichen Ungeheuer anschwellen könnte. Unter diesen Umständen wird man folgende Schrift über den Chartismus: „The history of the chartist movement, from the commencement down to the present time, by *R. G. Grammont*", nur willkommen heißen. Grammont gehört, soviel wir wissen, selbst der arbeitenden Classe, aber ihrer intellectuellen Schicht an und ist mit jenem natürlichen politischen Instinct begabt, welcher die Männer dieser Schicht in England auszeichnet. Das „Athenaeum", welches es tadelt, daß man diese Bewegung nur zu sehr gewohnt sei de haut en bas anzusehen, rühmt die Ruhe, selbst das oft überraschend verständige Urtheil, womit dieses Buch geschrieben sei, und meint, es sei dies die einzige leidenschaftslose Schrift über diesen Gegenstand; es sei darin nicht auf eine Apologie, sondern blos auf eine geschichtliche Entwickelung der Bewegung abgesehen.

Während vor noch nicht langer Zeit die Romanproduction in England in hoher Blüte stand und die auf diesem Gebiete thätigen Schriftsteller berühmten Namens wetteiferten, der

*) Auch Samuel Warren, der bekannte Verfasser des „Tagebuch eines Arztes", hat die Erinnerung an Jung-Irland wieder aufgefrischt, und zwar in seinen jüngst erschienenen zwei Bänden „Miscellanies, critical, imaginative and juridical", worin sich unter Anderm ein Aufsatz „Trials of Daniel O'Connell and William Smith O'Brien" befindet.

Welt Schlag auf Schlag Producte zu liefern, welche man gelesen haben mußte, um für einen leidlich gebildeten Menschen zu gelten, liegt diese Literaturgattung jetzt fast gänzlich darnieder. Der englische Roman wartet wol auf eine neue Gestaltung des öffentlichen Lebens und der Gesellschaft, denn den Kreis der Erscheinungen, welchen die bisherigen Zustände ihm boten, scheint er in der That durchlaufen zu haben. Die Koryphäen feiern, oder ihre Producte, wie die von Dickens, erscheinen gegen die frühern vergleichsweise matt, und ein neues Aufsehen erregendes Talent ist neben und nach ihnen nicht aufgetaucht. Neue Romane, von meist unbedeutenden oder unbekannten Autoren, werden zwar fortdauernd in großer Zahl angekündigt, aber sie sind gewöhnliches Lesefutter und es würde die Mühe nicht lohnen, die Titel auch nur der bessern aufzuführen. Man überläßt den Amerikanern das Feld und ergötzt sich inzwischen an den Memoiren Barnum's (vgl. Nr. 6 d. Bl.) der, wir wollen nicht sagen, den Muth, aber die Dreistigkeit gehabt hat, dem Publicum ins Gesicht zu sagen, wie leicht und durch welche Mittel es sich betrügen läßt. Die Geschäftsleute wollen zwar mit ihm nicht auf gleiche Linie gestellt sein, was ihnen auch nicht gerade zu verdenken ist; aber ein großer Theil derselben muß sich im Geheimen doch gestehen, daß, was wenigstens seine Geschäftstheorie betrifft, Barnum vollkommen ihr Mann ist und ihre Grundsätze ausgeplaudert hat. Sonst verhält er sich freilich zu ihnen, wie etwa der Affe zum Menschen — als Caricatur. Ein londoner Correspondent des „Magazin für die Literatur des Auslandes" versichert, daß von dem Barnum'schen Buche bald nach seinem Erscheinen in Nordamerika und England 66,000 Exemplare vergriffen worden seien, und meint, man solle ja Barnum studiren, wenn man amerikanische und englische Zeitungen und Ereignisse besser verstehen wolle; Barnum gehöre zu dem Beweise, „daß die westliche Civilisation verschiedenen Bankrotten nahe sei".

Bei der Stagnation, in welche auch die dramatische Production in England verfallen ist, scheint man, aber erst in den letzten Tagen, den Theatervorgängen in Deutschland wieder einmal größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ueber die rhythmische Uebersetzung der Grillparzer'schen „Sappho" und über die Auszüge, welche englische Blätter aus dem „Fechter von Ravenna" gebracht haben, ist von uns bereits berichtet worden. Das „Athenaeum" bringt in der Nummer vom 10. Februar folgende Notiz: „Herr Gutzkow, der unermüdliche deutsche Dramatiker, hat ein neues Lustspiel «Lenz und Söhne» vom Stapel laufen lassen, welches bei seiner ersten Aufführung in Dresden beträchtlichen Beifall fand, wozu jedoch die meisterhafte Darstellung einer der Rollen durch Emil Devrient sehr viel beigetragen haben soll. Nach seiner ersten erfolgreichen Aufführung wurde jedoch das Stück untersagt, wie man munkelt, auf Befehl des Monarchen selbst... Hat der Erfolg des «Fechter von Ravenna» («The gladiator of Ravenna») die Hofkreise darauf aufmerksam gemacht, daß es gefährlich sei, wenn man patriotischen Gefühlen gestatte, sich auf der Bühne Luft zu machen?" Der Verfasser der Notiz scheint hiernach freilich den Inhalt des Gutzkow'schen Lustspiels nicht zu kennen. Dasselbe londoner Blatt gab neulich ein Wochenrepertoire des wiener Hofburgtheaters zum besten und knüpfte daran die Bemerkung: „Man vergleiche diese Mannichfaltigkeit, wie sie dem Einwohner Wiens oder Dem, der die Stadt für eine Woche besucht, geboten ist, mit dem Repertoire unserer besten londoner Theater in gleicher Frist, und man wird sich nicht mehr wundern, wenn gebildete Deutsche und Enthusiasten wie Eduard Devrient, die nur kurze Zeit in London zubrachten, über den gegenwärtigen Zustand der Bühne im Vaterlande Shakspeare's Briefe voll Staunen und Verzweiflung nach Hause schreiben. Um den Vergleich zu vervollständigen, möge der Leser sich erinnern, daß das Ensemble des Hofburgtheaters immer eins vom höchsten Range war." Welche Genugthuung, daß man uns wenigstens um unsere Theaterzustände beneidet! **H. M.**

Notizen.

Literarische Unsterblichkeit.

Washington Irving's „Sketch-book" enthält unter Anderm eine Skizze unter der Ueberschrift „The mutability of literature". Der Verfasser schildert darin, wie er sich in der Capitelbibliothek der Westminsterabtei (in welcher unter Anderm auch das „Dooms-day book" aufbewahrt wird) befindet und an die dort aufgestapelten alten Scharteken Betrachtungen über die Vergänglichkeit literarischen Rufs knüpft. Er fragt: Was man noch von jenem Robert Groteste von Lincoln wisse, der wie kein Anderer für die Unsterblichkeit gearbeitet und fast 200 Bände geschrieben habe? Davon hätten sich aber in einigen Büchersammlungen nur wenige Bruchstücke erhalten, nach denen selbst kein Antiquar mehr Nachfrage thue. Was wisse man noch von Geraldus Cambrensis, dem Geschichtschreiber, Alterthumsforscher, Philosophen, Theologen und Poeten, der zwei Bischofsitze ausgeschlagen habe, um sich ganz der literarischen Thätigkeit widmen zu können und seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen? Was von jenem Henry von Huntingdon, der außer einer gelehrten Geschichte Englands einen Tractat über die Verachtung der Weltdinge verfaßte, wofür sich die Welt an ihm dadurch rächte, daß sie ihn vergaß? Was von Joseph von Exeter, der in Bezug auf classische Schreibweise das Wunder seiner Zeit genannt wurde? Von seinen drei großen (lateinisch geschriebenen) Epopöen sei die eine bis auf ein bloßes Fragment für immer verloren, die zwei andern nur wenigen Curiositätenliebhabern bekannt, während seine Liebesgedichte und Epigramme gänzlich verschwunden seien. Was von John Wallis, dem Franciscaner, der seiner Zeit den Beinamen „der Baum des Lebens" erhielt? Was von William von Malmesbury, Simeon von Durham, John Hanvel von St.-Albans? — Ach, wenn wir auch nur einen Rückblick auf die letzten hundert Jahre der deutschen Poesie und Literatur werfen, so haben wir den Eindruck eines Todtenfeldes. Wie viele Dichter und Schriftsteller, die zu ihrer Zeit einen bedeutenden Namen hatten und viel gepriesen und gelesen wurden, sind zu den Todten geworfen, sodaß ihr Name sich nur durch die Grabsteine fortpflanzt, welche ihnen die Literargeschichtschreiber in ihren Büchern setzen und auf denen Geburts- und Todesjahr gewissenhaft verzeichnet sind. Wer liest noch die Dichtungen von Denis, Mastalier, Kretschmann, Nicolay, Alxinger? Wer die Schriften, Romane oder Schauspiele von Hermes, Sophie La Roche, Iselin, Jerusalem, Gotter, Jünger, Stephani, Krüger, Abbt, Garve? Wer manche der gefeiertsten Romane Wieland's? Wer Klopstock's „Messiade", die, und zwar mit Recht, epochemachend war? Wer die „Idyllen" Geßner's, die in alle Sprachen übersetzt wurden, oder die „Fischergedichte" Bronner's? Wer die „Satiren" Rabener's, die für ihre Zeit so bedeutsam und charakteristisch waren? Ganze Gattungen, wie die Ode, die Hymne, die Fabel, das gereimte Epigramm, sind vom modernen Geschmack verdrängt. Romane und Dramen, die im Laufe unsers Jahrhunderts auftauchten und bei ihrem Erscheinen verschlungen oder wenigstens als etwas ganz Besonderes gepriesen wurden, sind zu Hunderten totaler Vergessenheit anheimgefallen. Fouqué, der Verfasser der „Undine", des „Zauberring" u. s. w., hatte mindestens ein eben so großes Maß poetischer Naturbegabung als die Gepriesensten jetzt, und man nennt ihn kaum noch. Es gab eine Zeit, wo man Grabbe vorschriftsmäßig als Genie bewundern mußte, dem die Unsterblichkeit sicher sei — wie Wenige mögen es sein, die ihn jetzt noch lesen. O über diese literarische Unsterblichkeit, um die sich noch heutzutage so unzählige Aspiranten abquälen trotz des hohlen Warnungsrufs: Memento mori! der eigentlich als Motto jedem literargeschichtlichen Werke vorgedruckt sein sollte!

Fliegende Gedanken über Kritik.

Georg Forster schrieb im Jahre 1792: „Meine Art zu recensiren war immer, daß ich mich bemühte, den Geist des

Autors darzustellen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber sowol in der «Allgemeinen Literaturzeitung» als in bessern gelehrten Zeitungen schleicht sich immer mehr der pedantische Ton ein. Man glaubt, man müsse im Tadeln seine Weisheit zeigen, oder man lobt blindlings; Beides ist freilich leichter als gewissenhaft recensiren und darlegen." Forster hielt es für die Aufgabe der schriftstellerischen Beurtheilung, „über die Richtung, welche die Schriftstellerei im Ganzen nimmt, mit Strenge zu wachen, den Fortschritt oder den Verfall ganzer Zweige der Wissenschaften anzuzeigen, das Subjective vom Materiellen, den Geist vom todten Buchstaben zu unterscheiden, im Buche den Menschen, nicht im Menschen das Buch aufzusuchen". Wäre die Kritik immer in diesem Forster'schen Sinne geübt werden, wäre man nicht zu nachsichtig gewesen gegen die Verderbniß, welche sich ganzer Richtungen bemächtigt, hätte man nicht im Schriftsteller nur zu oft blos die Person und seine persönliche Stellung vor Augen gehabt und überhaupt nicht das Amt der Kritik zu einseitig zu blos persönlichen Zwecken verwaltet, hätte man nicht das Maß der Kritik sich nur zu häufig bald durch diese, bald durch jene Rücksichten, die man auf den Schriftsteller, auf die Clique, auf den Tagesgeschmack, selbst den Verleger nahm, beugen und krümmen lassen, so würde es besser um den Credit und den Einfluß der Kritik stehen. Nach Braniß hat die Kritik den Zweck, „das Unwahre zu entdecken und den schönen Schein zu zerstören". Aber nur zu oft hat die Kritik dem schönen Schein gehuldigt und das Unwahre auf Kosten der Wahrheit gefeiert. Hierzu kommt in unsern Tagen die Parteikritik, die im Grunde gar keine Kritik mehr ist. Wenn man vorher weiß, daß man in einer Zeitung von einer bestimmten politischen Richtung das Werk eines Schriftstellers, welcher dieser Richtung angehört, unter allen Umständen gelobt, desjenigen aber, der nicht dieser Richtung angehört, unter allen Umständen getadelt finden wird, dann ist es ja überhaupt gar nicht mehr nöthig, eine Kritik zu lesen. Wir hörten jüngst einen Schriftsteller ganz naiv seine Verwunderung darüber aussprechen, daß ein Blatt seiner politischen Richtung sein Buch nicht gehörig herausgestrichen habe, denn das verstehe sich von einem Organ der Partei, der er angehöre, ja von selbst und es sei eine aller Parteitaktik zuwiderlaufende Perfidie, daß dies nicht geschehen.

Der deutsche Gelehrten-, Künstler-, Schauspieler- und Dichterdünkel ist in aller Welt verrufen genug; der Recensentendünkel kommt aus derselben Quelle; liegt es aber nicht im eigenen Interesse der Kritiker, ihre Meinung ohne verletzende Anmaßung und in den Formen einer Urbanität auszusprechen, welche der kritischen Gerechtigkeitspflege ihre zu herbe Schärfe nimmt und ihre Wirkung erhöht? Ausgenommen freilich die nicht seltenen Fälle, wo die Kritik die nur zu häufig mit Talentlosigkeit und Gehaltlosigkeit Hand in Hand gehende Anmaßung oder eine dem Gemeinbesten und dem öffentlichen Anstand offenbar verderbliche Richtung zu bekämpfen hat.

Man kann im Herzen Liebe tragen
Und doch mit Schwertern drunter schlagen.

Dieser Wahlspruch Wrangel's sollte auch das Motto jedes Kritikers sein. Der Geist der Ritterlichkeit, wie er in diesem Motto charakterisirt ist, würde der Kritik nur zum Vortheil gereichen.

H. M.

Bibliographie.

Die noch vorhandenen Abzeichen Nürnberger Häuser. Zusammengetragen und geordnet von einem Forscher in alten Dingen. Nürnberg, v. Ebner. 12. 9 Ngr.

Berthold von Zähringen. Trauerspiel in fünf Akten. Mannheim, Löffler. 8. 28 Ngr.

Beyttenmiller, T., Maiglöckchen. Zweiter Liederstrauß. Cannstatt, Bosheuyer. 1854. 24. 15 Ngr.

Busse, F., Irrthum und Liebe. Lustspiel in vier Akten. Bremen, Strack. 8. 10 Ngr.

Curtius, E., Zur Geschichte des Wegebaus bei den Griechen. Ein Beitrag zur Alterthumswissenschaft. Berlin, Hertz. 4. 1 Thlr.

Die Familienstube, eine illustrirte Monatschrift für Eltern und Kinder, unter Mitwirkung von Freihofer, Klumpp, A. Knapp u. A. herausgegeben von P. Pressel. 1ster Jahrgang. 1855. 12 Hefte. Reutlingen, Rupp u. Bauer. 8. 1 Thlr.

Faust und Hamlet. Blätter an Varnhagen von Ense zu seinem 70. Geburtstage. Berlin, Stargardt. 8. 5 Ngr.

Fenzl, E., Bericht über die von Constantin Reitz, k. k. österreichischem Vice-Consul für Inner-Afrika, auf seiner Reise von Chartum nach Gondàr in Abyssinien gesammelten geographisch-statistischen Notizen. Mit 1 Karte. Wien. Gr. 4. 16 Ngr.

Friedrich, E, Die Heilgymnastik in Schweden und Norwegen. Nach eigener Anschauung für Aerzte und Turnlehrer dargestellt. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 10 Ngr.

Goldhann, L., Aesthetische Wanderungen in Sicilien. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Hoffmann, K., Glauben, Wissen, Leben. Ein Sonettenkranz. Regensburg, Pustet. 1854. 8. 15 Ngr.

Jost, E., Gedichte. Frankfurt a. M., Jäger. 8. 1 Thlr.

Mahon's, Lord, Geschichte von England. Vom Frieden von Utrecht bis zum Frieden von Versailles 1713—1783. Deusch von F. Steger. 1ster Halbband. Braunschweig, Westermann. 8. 12½ Ngr.

Marr, P. J., Der Eid und die jetzige Eidespraxis. Theologisch-juristische Abhandlung. Eine gekrönte Preisschrift. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 18 Ngr.

Moriggl, A., Einfall der Franzosen in Tirol bei Martinsbruck und Nauders im Jahre 1799. Aus verläßlichen Quellen geschöpft und nach Urkunden bearbeitet. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.

Rieger, M., Zur kritik der Nibelunge. Giessen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr.

Riehl, W. H., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Familie. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1854. Für Leser aus allen Ständen. Von *r*. Leipzig, Fest. 8. 18 Ngr.

Stelzhamer, F., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. Gießen, Ricker. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beust, F. C. Freih. v., Die Bedeutung des Freiberger Berg- und Hüttenwesens gegenüber der dasigen Eisenbahnfrage. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Eduard, D., Dem Friedensfürsten sein unveräußerlicher Vorzug bewahrt. Offenes Sendschreiben an den Hrn. Ober-Rabbiner Dr. Frankel mit Beziehung auf seinen jüngst gehaltenen Festvortrag. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 3 Ngr.

Erhard, J., Das Gehör und die Schwerhörigkeit. Offener Brief an das Publikum gegen den Charlatanismus. Mit 1 Abbildung. Berlin, Förstner. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Reform der Ohrenheilkunde. Sendschreiben an seine Collegen. Ebendaselbt. Gr. 8. 3 Ngr.

Meding, H. L., Fest-Bericht der zehnjährigen Stiftungsfeier des Vereins deutscher Aerzte in Paris. Breslau. 1854. Gr. 4. 27 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 13. —— 29. März 1855.

Hermann Lingg.

Gedichte von Hermann Lingg, herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1854. 8. 24 Ngr.

Es liegt etwas peinlich Schmerzliches darin, und es dürfte wol kaum unsern krankhaften geselligen Zuständen allein zuzuschreiben sein, wenn unter uns jahrzehndelang ein geniales, schöpferisches Talent leben konnte, ohne von Jemand beachtet oder auch nur gekannt zu sein, und wenn der Zufall dazwischentreten mußte, um dies Talent aus seiner Verborgenheit zu reißen und der Oeffentlichkeit, der es angehört, zurückzugeben; es liegt etwas peinlich Schmerzliches darin, wenn dann dieser Dichter, der ganz das Zeug dazu hat, auf eigenen Füßen zu stehen und mit dem Ausruf: „Hier habt ihr mich!" Anerkennung und Kritik zugleich herausfodernd vor das Publicum zu treten, der Empfehlung eines schon bekannten Dichters bedarf, um sich bei ihm einführen zu lassen. Jede derartige Einführung bleibt stets etwas Misliches, ein Stab für den Hinkenden, ein Zeugniß eigener Unzulänglichkeit, und selbst wenn Der, welcher sich ihrer bediente, diese Krücke zuletzt von sich wirft, wird die Erinnerung daran noch als Ballast an seinen Fersen hängen bleiben. Selten indeß war vielleicht ein Dichter einer solchen Empfehlung in dem Maße würdig, eben deshalb aber auch vielleicht so wenig benöthigt als Hermann Lingg, und wir können es daher nur bedauern, daß er nicht zur rechten Zeit jene Mahnung, die er sich in einem seiner „Nachtgedanken" zuruft:

> Ungebrochen
> Erhebe selbst die Hand zu deiner Krönung!

muthig befolgte, daß er vielmehr schon die Hand ausgestreckt hatte, um Alles, was er je producirt, der reinigenden, aber auch zerstörenden Flamme zu übergeben, und es nur halb willenlos geschehen ließ, als der Freund den köstlichen Schatz ihm entriß, um ihn der Welt zu zeigen. Umsomehr fühlen wir uns daher Letzterm zu Dank verpflichtet, da wir hier vor der Betrachtung einer Persönlichkeit stehen, die durch sich selbst sich nicht hätte emporbringen können, einer passiven, unentschlossenen, thatenlosen Natur, die entgegentretende Hemmnisse nicht zu durchbrechen, Widerwärtigkeiten zum Trotz nicht Bahn zu gewinnen und sich vor der Welt Geltung zu verschaffen vermochte. In seinen „Nachtgedanken" sagt er von sich:

> Nie, nie beging ich unumschränkt und heiter
> Die großen, meines Lebens Kaiserwahlen.

Zu Thaten schreitet er nicht einen Tritt weiter, wo nicht

> Zufälle den Erfolg ihm stahlen.

Das Schicksal begünstigte ihn nicht:

> Kein Schutzgeist unterband mir Goldsandalen.

Im Gegentheil, mit sich und der Welt zerfallen, war sein Leben und Streben stets nur

> Ein Kampf mit Säulen eines Felsenbaues.

Er steht einsam und verlassen, sich in sich selbst verschließend:

> Für meinen Durst, für meine Fieberbrände
> Fiel nie das Manna jenes Seelenthaues,
> Des Trostes, daß ein Herz mit mir empfände.

In dieser schwermüthigen, menschenfeindlichen Stimmung wähnt er sich von allen Seiten verkannt, für ihn gibt es keine Vertheidigung, jede That wird ihm zum Verbrechen, und wo er hintritt, gleitet er aus:

> Wüthend nagt an mir der Geier,
> Tief im Marke brennt der Speer.
> Fernhin fliegt ein blauer Schleier,
> Flattert und versinkt im Meer.

So entschwindet ihm auch das letzte Glück. Es ist aber ein räthselhaftes Leid, ein unbekannter Schmerz, eines Grams nur leiser Duft, namenlos und schattenhaft, der den Frieden seiner Seele stört, der seine besten Kräfte aussaugt und den kein Lied in Schlummer singt („Stanzen", S. 89):

> Nie zu rasten, nie zu ruh'n,
> Und doch nie ins volle Leben
> Einen festen Schritt zu thun;
> Zu erglühen im Bestreben,
> Zu erliegen im Versuch,
> Weh dir, Herz, das ist dein Fluch.

Und während nun so unter Schmerzen und Klagen „ein Strom von heißen Glutgesängen“ in seiner Brust unglücklich fortrollt, fühlt er, gleichwie an einem lange verschleierten Gemälde die Farben endlich bleichen und die Blüte welkt, die sich umsonst nach Licht und Sonne sehnt, seine Kraft ruhmlos versiegen, und mit Verhöhnung flüstert ihm des Nachts ein Geist zu („Nachtgedanken“, I):

Titanen nur sind nicht zu unterjochen.

Vergebens sehnt er sich aus dem lastenden Jammer des veralteten Europa in eine neue Welt, auf eine Insel milder Zonen im fernsten stillen Ocean („Lied“, S. 94):

Dort aber an den holden Brüsten
Blickt lächelnd in den Lichtazur
Die Zeit, ein Kind noch an den Brüsten
Der unentweihten Gottnatur.

Doch verläßt ihn die Hoffnung nicht („Stanzen“, S. 91):

Vielleicht nur kurz, bevor es dunkelt,
Daß auch noch mir ein Abend glüht,
Ein müder letzter Strahl, und funkelt
Auf Tage, denen nichts mehr blüht.

Ja seine Brust durchleuchtet sogar ein Strahl dichterischen Ruhms, der ihm vorbehalten sei („Nachtgedanken“, III):

Es kommt die Zeit noch, die erfüllungsvolle,
Sie kommt, wo du emporgerichtet mitten
Durch deine Feinde gehst mit freien Schritten
Und fragest, wer dich noch misachten wolle.

Die Härte, welche dieses von Dichtersang und Dichterruhm erglühende Herz sich vorwirft, ist nur eine scheinbare. Lingg ist eine weiche, mitempfindsame Natur, die den Puls des Sterbenden mitfühlt und daher umsoweniger glücklich sein kann, als ihn sein Lebensberuf — er war bairischer Militärarzt — häufig mit Leidenden und Sterbenden zusammenführte. Doch war seine Isolirung mitten in einer mannichfach belebten und bewegten Gesellschaft ebenso sehr eine selbstgewählte und in seinem Gemüth liegende als eine nicht ganz unverschuldete. Wir ahnen etwas dergleichen, wenn wir im „Frühlied“ lesen:

Die Blume meiner Freuden
War irdisch ja, ich trank
Vom gold'nen Kelch der Heiden
Und trotzte, bis ich sank.

Ich war ein wilder Jäger,
Mein Haupt von Schuld nicht rein,
Soll nie ein Würdeträger
Der Silberlocke sein.

Doch haben wir hier nicht nach Anekdoten zu haschen, die über sein Leben und seine Schicksale umgehen; wir nehmen ihn, wie er uns in seinen Gedichten erscheint, und da tritt uns, entschlackt vom Rost gemeiner Wirklichkeit, das Bild einer edeln Persönlichkeit entgegen, die auf der Höhe idealer Welt- und Lebensanschauung stehen würde, hätte nicht das vergebliche Ringen mit den sittlichen Lebensmächten seinem Gemüth die bleibenden Spuren der Verbitterung eingedrückt.

Wir billigen die von Geibel getroffene strenge Auswahl, die, soviel wir wissen, nur einen kleinen Theil eines viel größern Vorraths bildet, und können dem Herausgeber nur beistimmen, wenn er darin weder ein blos äußerliches, der Originalität entbehrendes Formtalent noch jenen leicht befriedigten Dilettantismus erblickt, der schon poetisch zu schaffen meint, wenn er willkürlich ergriffene Stoffe in die erste beste Gewandung kleidet, sondern jene Vollberechtigung des Talents, die der nothwendige Ausfluß und Ausdruck einer ursprünglichen Dichternatur ist und über die massenhaft wuchernde Mittelmäßigkeit durch Eigenthümlichkeit des Schaffens nach Form und Inhalt glänzend hinausragt.

Es däuchte den Griechen eine wunderbare Erscheinung, ihre Lieblingsgöttin, die olympische Vertreterin kunstreicher Werke, gewappnet aus des obersten Gottes Haupt hervorgehen zu sehen. Etwas Aehnliches bietet die Lingg'sche Muse; auch sie sehen wir urplötzlich aus dem Haupte des Dichters hervorgehen in fast vollendeter Reife und Schöne, in so fester Ausprägung nach Wahl des Stoffs, nach Auffassung und sprachlicher Einkleidung, daß in diesen Beziehungen an einen weitern wesentlichen Entwickelungsfortschritt des Dichters nicht zu denken ist. Innerhalb seiner Anschauungssphäre wird er jedoch neue Gegenstände und Ausdrucksweisen, neue Versmaße und Rhythmen noch viele erfinden; und er unterscheidet sich von jeder dilettantischen Richtung eben dadurch, daß die Stoffe, die er wählt, ihm nicht zufällig angeflogen, sondern aus dem Innern seines Gemüths und seiner gesammten Welt- und Lebensanschauung zugleich mit der Form in nothwendiger Einheit erwachsen sind.

Lingg's Lyrik ist eine durchaus objective; selbst da, wo er in lyrischer Aufgeregtheit oder elegischer Ruhe sich mit seinem eigenen Innern oder seinem Geschick beschäftigt, steht er seinem Gegenstande mit bewußter Freiheit gegenüber. Am liebsten jedoch wählt er geschichtliche Stoffe, und der geschichtliche Geist, das Interesse für menschliches und menschheitliches Streben, Wirken und Schaffen hat in solchem Maße sein lyrisches Denken und Empfinden durchdrungen, daß selbst in seinen Liebesliedern, wo er rein subjective Gefühle und Gemüthslagen zeichnet, mehr noch in seinen Naturschilderungen dieser Antheil am Allgemeinen, am Geschick der Menschheit vernehmlich hindurchklingt.

Seine Weltanschauung ist wie sein ganzes Wesen eine tiefmelancholische, und es sind daher vorzugsweise die pathologischen Zustände der Völker, die seine dichterische Theilnahme erregen. Was als zerstörender Geist in Natur und Menschheit waltet, jene wilden finstern Mächte, die mit den Windsbräuten über Wrack und Leichen, über zerstörte Thürme, zerfallene Burgen, beschneite Alpenklausen einherfahren, oder mit wandernden Völkern, Raupen und Heuschrecken Hunger, Mord und Seuchen über die Länder ausstreuen und an wüsten Haiden und Steppen, an rauchendem Städteschutt und Menschenjammer ihre Freude haben, all Das bietet ihm willkommenen Stoff, und darum schildert er auch lieber Könige und Helden, welche die Geißel, als diejenigen, welche die Freude des Menschengeschlechts sind, darum schildert er lieber

den Verfall als die Erhebung der Völker, darum strömen ihm, wenn er Zustände des Verfalls besingt, Bilder in unerschöpflicher Fülle und die vollsten Töne seiner Leier ungesucht zu, und darum tritt, gleichwie in Bezug auf sein eigenes Seelenleben die Hoffnung das Geringste und Letzte ist, wofür er Stimmung und Worte findet, seine tröstliche Ansicht, den Völkern und der Natur gegenüber, auch nur wie verloren und schüchtern auf. Ein so vereinzeltes freudigeres Lied ist sein Sonett „Ersatz der Natur", und auch hier muß ein bloßer Gemeinplatz:

> Hat jahrelanger Krieg ein Land durchwüthet
> Und Noth verzehrt und Hagelschlag geschlagen,
> Dann kommt doch ein mal noch von Segenstagen
> Ein Sonnenjahr, das jeden Schmerz vergütet.

tiefere Gedanken ersetzen.

Man kann im Grunde nicht sagen, der Dichter flüchte in die Geschichte, um sich über Das auszusprechen, was er von der Menschheit und ihren letzten Schicksalen erwartet und verlangt; seine gesammte Lebens- und Naturanschauung ist eine geschichtliche; er lebt und webt darin mit seinen Gedanken, seinen Empfindungen, seinen Phantasien, aber er benutzt die geschichtlichen Stoffe, um seine religiösen und sittlichen Ansichten in objectiver Weise daran zu knüpfen, und so gestalten sich seine poetischen Schilderungen aus dem Leben der Völker oft zu wirklichen Allegorien.

Was er will, in dem Geschichtsbilde „Dodona" läßt er es die dortigen Eingeweihten und Glaubensboten aussprechen:

> Von Aegyptens Pyramiden
> Bis zu Delphis Priesterin,
> Bis zu Ganges Tempelfrieden
> Herrsche Einer Lehre Sinn:
> Trost zu spenden, Schmerz zu lindern,
> Licht zu wecken weit und breit,
> Freiheit allen Erdenkindern,
> Freiheit, Liebe, Menschlichkeit.

Um das Haupt der Todten wünscht er Blumen, Blumen um Pokal und Schwert, und wie hier die Liebe, verherrlicht er anderwärts die Kraft. In dem schönen Gedichte „An der Ostsee" steht ihm der hünenmäßige Skalde offenbar höher als das Heergesind siegreicher Christenboten:

> Da brach der drachengeflügelte Helm,
> Ins Meer sank Hertha's Wagen,
> Den Starken zwang der kluge Schelm,
> Die Helden wurden erschlagen.

In „Mycerin", einem der vermischten Gedichte, schildert er die wohlthätigen Folgen fürstlicher Gerechtigkeit, Milde und Weisheit im Gegensatz zu den erdrückenden Foderungen fanatischer Priester, die für den Schuldigen nur Strafe und Verdammniß, für das Volk nur Fesseln, für den Geist nur Finsterniß haben; und in „Atlantis" träumt er von einem ewigen Frieden und dauernder, auf Tugend und Recht gegründeter Völkerbeglückung und erblickt in Amerika das große Rettungsboot, zu welchem alle Völker mit zerrissener Fahne hoffnungsvoll im Abendroth blicken. Dann wird auch die Erlösungsstunde für den „Schwarzen" schlagen. Im Sonett „Die großen Stämme" spricht er also zu ihm:

> Den Sand wirst du mit heißer Sohle küssen,
> O Schwarzer, knieend vor dem weißen Manne,
> Doch einst wird auch dein Elend enden müssen.

Von einem Dichter, der mit der gesammten leidenden Menschheit sympathisirt, der für die Letzten vom Aturenstamme, für den letzten Skalden und den verschmachtenden Schwarzen heißes Mitgefühl im Herzen und im Munde trägt, konnte man billigerweise gleich kräftig gestählte und geschliffene vaterländische Gesänge erwarten. Aber entweder ist Lingg als guter Deutscher zu sehr Kosmopolitiker, oder was er Patriotisches gedichtet, hat man in die Sammlung nicht mit aufgenommen. Von deutscher Einheit, Macht und Größe konnte er nicht singen, und darum zog er es lieber vor zu schweigen. Wir finden in der ganzen Sammlung nur ein einziges Gedicht, das an Deutschland erinnert, und dies Gedicht ist ein bloßes „Fragment", seinem Inhalt nach aber nichts als ein elegischer Weheruf über den Zerfall des Landes. Was die christlichen Sendboten dereinst in Deutschlands Gauen für den neuen Weltentraum einer reinern Sitte thaten:

> All Dies — ach, wie längst verschollen!
> Wald und Stärke sind gefällt,
> Unser Denken, unser Wollen
> Ist vergiftet, ist vergällt;
> Welch ein Drängen und Verkümmern!
> Ach, und aus den neuen Trümmern
> Hebt sich keine neue Welt!

Die der ersten Abtheilung „Geschichte" einverleibten Dichtungen sind wahrhafte Geschichtsbilder, national und zeitgemäß in der Färbung und von einer Anschaulichkeit in der Darstellung, die uns Personen und Sachen lebendig verkörpert vor Augen stellt. Lingg schildert, nicht aber wie andere moderne Dichter nur an die Oberfläche der Erscheinungen sich haltend und behaglich ins Breite malend, sondern Form und Farbe ins Enge zusammenziehend und mit dem Herzblut seelenvoller Empfindung belebend und durchdringend, und nirgends lernen wir die Tiefe seiner Anschauung, den Reichthum seiner Phantasie, den Schwung seiner Rhythmen, die edle und erhabene Schönheit seiner Sprache in dem Maße kennen und bewundern als hier, in diesen Gedichten, die uns die hauptsächlichsten Momente aus dem Geschichts- und Culturleben der Völker von Dodonas Priesterweihen an bis zur Seeschlacht von Lepanto in wenigen dichterischen Zügen vergegenwärtigen.

Eins der vorzüglichsten: „Dodona", haben wir bereits erwähnt; ihm reiht sich in noch höherer Eigenthümlichkeit „Salamis" an, ein Gedicht, das uns den Siegestaumel des befreiten Griechenland aufs lebendigste veranschaulicht und in der zweiten Strophe sich machtvoll zu der überwältigenden Kraft dithyrambischen Gedanken- und Rhythmenschwungs erhebt:

> Wir zerbrachen, o Meer, wir zerbrachen das Band,
> Das der persische Fürst um den Nacken dir wand;

Du entwollst nun befreit, dich erbittert nicht mehr
Das verhaßte Gestampf von den Rossen, die schwer
Dein wogender Bug,
Dein brückengefesselter Zorn ertrug.

Könnte es aber von dem völkerknechtenden, mitleidslosen Uebermuth der Römer ein grausenhafteres, in tief erschütternden Gegensätzen sich entfaltendes Bild geben, als der „Römische Triumphgesang" ist? Die den Triumphator begleitenden Soldaten singen hier:

Wir werfen den Kranz und wir jauchzen dir zu,
Wir umjauchzen dich laut, der die Könige du,
Die gefangenen, bringst; sie folgen dir schon.
An den Wagen geschirrt, Diademe zum Hohn
Um den Stolz der geknechteten Häupter.

Sie schreiten einher nach zertrümmerter Macht,
Noch vom blutigen Staub der verlorenen Schlacht
Die Gewänder bespritzt, die Sandalen bestäubt
Und die Locken zerrauft und von Schmerzen betäubt,
Wie Schatten zum stygischen Eingang.

Heil Cäsar und Herr! Wenn das Volk du erhörst,
O so gib in den Kampf, gib die Parther zuerst
In den Kampf mit dem Leu'n, denn es dürstet nach Blut
Die Arena schon lang' in des Mittags Glut,
Und der Löwe gedenkt, von Erinn'rung erfüllt,
Manch libyscher Jagd, er erhebt und brüllt
Sein blutdurstlechzendes Heimweh.

In kräftigen, ergreifenden Farben ist der Aufstand der Sklaven in „Spartacus" und ihr lang unterdrückter Schrei nach blutiger Rache geschildert, zu welchem das „Lied der Städte" im deutschen Mittelalter einen entsprechenden, nicht minder eigenthümlichen und bezeichnenden Gegensatz bildet.

Am „Schwert Attila's" sehen wir bereits das St. Elmsfeuer germanisch-celtischer Sagenpoesie leuchten, während der Dichter im „Normannenzug" ein überaus anmuthiges Bild von dem lebensfrohen, gesangreichen Süden gegenüber dem träumerischen Mondscheinleben der nordischen schneeigen Heimat vor unsern Blicken enthüllt.

In der Reihe dieser meisterhaften geschichtlichen Bilder, die, wie wir sehen, mit einem Pinsel gemalt sind, den der Dichter jedesmal in die Farben der Zeit und des Volks tauchte, die er uns schildern wollte, ragt aber als ein großartiges Gemälde „Der schwarze Tod" durch sein markiges, düsteres Colorit tiefergreifend hervor. Da dieses Gedicht jedoch bereits die Runde durch eine beträchtliche Zahl von Blättern gemacht hat, so versagen wir es uns, es hier vollständig zum Abdruck zu bringen, und theilen nur den Schluß mit, um eine Bemerkung daran zu knüpfen. Dieser Schluß lautet:

An Nordlands letztem Felsenriff,
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorb'nes Schiff,
Und Alles was mein Haupt ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag' und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Todten finden.

Wir müssen gestehen, daß uns dieser Schluß, der Manchem vielleicht als das Originellste am Gedicht erscheint, vom ersten Lesen an nicht gefallen hat. Bei dem großen, gewaltigen Anlauf, den die Pest nahm, konnte und durfte sie nicht in einem „kleinen" Hafen an Nordlands „letzem" unwirthlichen Felsenriff, wo schon vor der Seuche nicht viel mehr gewesen sein kann als Oede und Leerheit, endigen, sondern eher inmitten einer großen volkreichen Stadt, was die Wirkung des Ganzen sehr erhöht haben würde. So aber läuft das Gedicht aus wie ein gewaltiger Strom, der sich zuletzt im Sande verliert.

Die „Vermischten Gedichte", welche die zweite Abtheilung bringt, behandeln zum Theil auch noch geschichtliche Stoffe, jedoch in mehr allgemeiner Fassung, sonst Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, insbesondere Gemüthszustände und Stimmungen des Dichters selbst. Wie angedeutet, fehlt auch hier die Beziehung zum menschheitlichen, geschichtlichen Leben nicht, und das Individuelle, Subjective ist so sehr in seiner Wahrheit und geistigen Tiefe erfaßt, daß es zum Spiegel, ja zum Träger des Allgemeinen wird. Bei diesem vorherrschend geschichtlichen Sinne vermag daher der Dichter selbst die Natur nicht rein und heiter in ihrer naiven Schönheit zu genießen; es sind elegische, traurige Stimmungen, in die er sich bei ihrem Anblick versetzt fühlt, hervorgerufen durch geschichtliche Erinnerungen, die ihm das Einst schöner erscheinen lassen als das Jetzt. Beim aufgehenden

Mondgesicht,
Lieblich, ein schlafendes Sonnenlicht,

gedenkt er der herrlichen Zeit, wo in Delphis Hainen und an der Isis Tempelthor der Mond gläubig verehrt wurde, Bäume und Steine tönten, Laub und Rohr flüsterten und die ganze Natur mit uns lebte und redete, mit uns jauchzte und weinte. Jetzt ist der Natur ihre Lippe verstummt:

Fern am tauben Himmel zieh'n
Die entseelten Thiergerippe
Leerer Sternenbilder hin,

und so ruft er dem Mond wehmuthsvoll zu:

Wandle dahin in erloschener Pracht,
Klagende Seele der einsamen Nacht,
Deine Geschlechter versanken.

Auf den öden ausgebrannten und verschlackten Lavafeldern des Vesuvs wie zwischen den vom Abendroth angestrahlten Tempelruinen Pästums findet diese elegische Stimmung ihre volle Nahrung. Aber selbst in dem anmuthsvollen, zierlichen Pompeji ist es nicht die Lust an Dem, was untergegangene Geschlechter Schönes erschufen, nicht die heitere Illusion, mitten unter ihnen zu leben und uns mit ihnen ihrer Kunst und Sitte zu erfreuen, sondern wehmüthiges, klagendes Empfinden, was seinen Busen durchzittert:

Eine and're Menschheit baute
Dieser Tempel heitern Raum,
Und nur fremd sieht die ergraute
Ihrer Jugend fernen Traum.

Wir können nicht leugnen, daß in diesem wie in einigen andern Gedichten des Verfassers die auffallend

nahe Ideenverwandtschaft mit dem Schiller'schen Thema: „Schöne Welt, wo bist du?" uns den Genuß ein wenig getrübt hat; die Klagen nehmen kein Ende, und wie eine Oase in der Wüste begrüßen wir daher freudig das „Lied im Süden", wo der Dichter gesteht, in dem tiefen stillen Frieden einer südlichen Sommernacht, unter Ruinen und Cicadengetön sich ganz wohl, ganz glücklich gefühlt zu haben.

Zu den schönsten Hervorbringungen seiner Muse gehören aber unstreitig jene zarten, einfach als „Lied" bezeichneten Naturlaute, die wie hingehauchte Empfindungen sich aus sich selbst erzeugt zu haben scheinen. Das ist der wahre Ton und die rechte Haltung des Liedes; in wenigen Zeilen entwickelt und schließt sich der Gedanke aus dem tieferregten Gemüthe zu einem wohlgefälligen, harmonischen Ganzen, zu einer kleinen, rhythmisch und sprachlich vollendeten Gefühlswelt in sich ab. Man höre nur das eine:

Kalt und schneidend
Weht der Wind,
Und mein Herz ist bang und leidend
Deinetwegen, schönes Kind!
Deinetwegen,
Süße Macht,
Ist mein Tagwerk ohne Segen
Und ist schlaflos meine Nacht.
Stürme tosen
Winterlich,
Aber blühten auch schon Rosen,
Was sind Rosen ohne dich?

Das schöne Gedicht „An meine Mutter" ist von tiefempfundener kindlicher Liebe mild durchglüht; nur Schade, daß der Schluß durch vernachlässigten Rhythmus und durch Anwendung von lauter kleingehackten Wörtern sehr unmusikalisch geworden ist:

Schlaf' wohl, o Mutter, mein Trost ist,
Daß, wie's auch kommt, nach kurzer Frist,
Wo du jetzt bist, auch ich sein werde.

Im „Tanhäuser" hat der Dichter den Ton des deutschen Volksliedes bei eigenthümlicher Benutzung meisterhaft getroffen. Das Lied der Schiffersfrau, die sich um ihren in See gegangenen Gatten härmt, ist durch die vollendete Ausmalung der Situation, „Der junge Invalide", welcher früh verwundet ohne das treue Roß ins Spital wandern muß und zum letzten mal die Trompete blasen hört, durch die schön und gefühlvoll ausklingende Stimmung am Schluß äußerst trefflich.

Für die eigenthümlich psychologische Lebensanschauung des Dichters aber und für die Art, wie er menschliche Seelenzustände bis in ihr feinstes Geäder zu verfolgen und rhythmisch zu schildern versteht, ist vorzüglich ein Gedicht bezeichnend, das wir eben deshalb nicht umhin können seinem ganzen Umfange nach hier mitzutheilen:

Gesang der Blinden.

Horch, aus tiefstem Lebensabgrund,
D'rin kein Lichtstrahl je hinabtaucht,
Sucht die Stimme frommer Blinden
Aufzutönen
Nach dem Schönen,
Im Gesang ein Licht zu finden.

Klaglos in der dunklen Wohnung,
Wo kein Bild die kahle Wand schmückt,
Träumen sie hinab die Stunden
Still genügsam,
Fromm und fügsam
Und in Eintracht gramverbunden.

Lichtlos sitzen sie beim Nachtmahl,
Wie die Schatten in der Grabnacht,
Keiner Lampe trautes Leuchten
Kann der Kranken
Nachtgedanken
Mit der Hoffnung Thau befeuchten.

Nirmals können sie sich selig
Blick in Blick und liebend anseh'n,
Nur im Hauch, nur im Berühren
Nahen süße
Seelengrüße,
Wenn sie Hand an Hand sich führen.

Steigt vor ihrem Geist die Schöpfung
Als ein Tönemeteor auf,
Schmerzlich ringen sie nach Bildern,
Ihr Entzücken
Auszudrücken,
Ewiges im Wort zu schildern.

Wie im Sturm der Nacht durchathmet's
Ihre Brust in wilder Andacht,
Drängt ihr Herz, ein Wonnetoben
Auszuweinen
Vor dem Einen,
Den auch Sterne tönend loben.

In den Gedichten, die unter der Ueberschrift „Weltleben" zusammengefaßt sind, entfaltet der Dichter eine großartige Naturanschauung, die traulich mit den Geistern des Universums und den Wundern an Himmel und an Erde verkehrt und uns das Werdeleben junger, aus der Tiefe des Meeresschooses aufsprossender Koralleneilande wie das Treiben der Menschenstämme in allen Zonen und Breiten der Erde schildert. Auch von diesen Gedichten würde eins oder das andere seine entsprechendere Stelle unter „Geschichte" finden.

Das erste darunter: „Windsbräute", ist originell, aber langweilig, noch eigenthümlicher, in gleichem Grade aber auch langweiliger der Gesang der „Weltumsegler". Der Dichter hat namentlich in letzterm gar zu viel aussprechen wollen und eine Menge thatsächlicher Beziehungen gehäuft, die sich einer harmonischen Behandlung durch das Gefühl entwinden. Der einheitliche lyrische Faden fehlt; der zu häufige Wechsel des Subjects in den Sätzen ist der Klarheit und Sicherheit der Mitempfindung hinderlich und der Vergleich mit der Sonne, daß die Weltumsegler wie sie alle Länder und Meere durchschweifen, nicht ganz glücklich und consequent durchgeführt. Auch im „Meergesang" bemerken wir das Ueberspringen von einem angeklungenen Gedanken zu einem davon ganz verschiedenen. Wir lassen es uns gefallen, daß statt des Meers der Sturm spricht, welcher über das Meer her Blütenstaub und Pflanzensamen nach der Koralleninsel trägt, gefallen, daß auch die Vögel, welche die Felsenzacken umflattern, statt des Meers ihren Gesang anstimmen, aber tadeln müssen wir es, daß nun das Gedicht plötzlich in einen erzählenden Ton umschlägt und

berichtet, es seien Schiffer gelandet und hätten von der Insel Besitz genommen; wir müssen es tadeln, weil hierdurch Anschauung und Empfindung in eine andere Richtung gelenkt werden, die im Gedichte durch nichts formell vermittelt ist. In ähnlicher Weise beginnt der Dichter in der „Atlantis“ mit dem Jubel über die Herrlichkeit der friedlichen Palmeninseln im Stillen Ocean und endigt zu gleicher Zeit mit einer Rüge und mit einem Lobe des amerikanischen Freistaatenlebens.

Aus dem „Nomadenzug“ mögen nachfolgende sehr charakteristische Strophen hier ihre Stelle finden:

Wir gehen nicht hinter dem Pflug einher,
Wir pflügen die Länder mit unserm Speer;
Wir kommen wie Geier und Raupenschwarm,
Ein siegreich Volk, ein rächender Arm;
Wir bringen auf rauchendem Städteschutt
Der Freiheit den ewigen Schlachtentribut.

Und wenn wir gesiegt und die Beute erjagt,
Und wenn der Feind die Gefall'nen beklagt,
Wir klagen nicht, wir erbauen
Nicht Hügel und Särge den Helden der Schlacht,
Es decke der Schnee, es verhülle die Nacht
Die Leichen mit heiligem Grauen.

Wo früher es blühte, jetzt wirbelt der Sand,
Es rauschen die Meere, wo früher das Land:
Wo ruhen auf Erden die Todten?
Sie ruhen im Liede, sie wohnen im Sang,
Im Ruhme der Zeiten die Länder entlang,
Und wir sind ihre Boten.

Die fest ausgeprägte Originalität des Dichters macht sich auch in seinen Sonetten geltend. Es sind kleine Meisterstücke, charakteristische Bilder aus dem Geschichts- und Naturleben der Völker, eigenthümlich in Gegenstand, Auffassung und Durchführung und ganz in dem vollen pathetisch-elegischen Ton gehalten, der ihm eigen und den die Sonettenform so sehr begünstigt. Welch ein lebenswahres, schreckliches, doch zuletzt versöhnendes Bild rollt „Mexico“ vor uns auf, wenn es hier heißt:

Auf Tempeln Mexicos glüht im Versinken
Die Sonne noch, was zaudert sie so lange?
Sie lauscht der Priester blutigem Gesange
Zum Opferfest beim Schall der hellen Zinken.

Auf die Gefang'nen scheint sie. Federn winken
Von ihrem Haupt, man hat mit gold'ner Spange,
Mit Blumen sie geschmückt zum letzten Gange;
Jetzt nah'n sie, wo die Todesmesser blinken.

Wild jauchzt das Volk — des Opferaltars Kerzen
Glüh'n höher auf, man hält die blut'gen Herzen
Der Sonne hin; was zaudert sie noch immer?

Des Cortez Schiffe sieht sie längs der Hügel
Tabascos nah'n, der Waffen heller Schimmer
Blitzt durch der Segel weiße Racheflügel.

Doch wecken hier die in der Ferne blitzenden Waffen keine mit dem blutigen Götzendienst der Mexicaner ästhetisch contrastirende Empfindung, die doch der Dichter beabsichtigte, und wir hätten daher hier lieber „des Kreuzes hellen Schimmer“ als aufleuchtendes Mahnungszeichen und Sinnbild der Liebe dem Ocean enttauchen sehen.

Wie gewichtige Schwertesschläge fallen die Gedanken, die er in dem Sonett „Verfall“ schildert. Hier nur die Schlußstrophen:

Die Sitten kranken, todt sind Ruhm und Ehre,
Die Kraft versiegt, man schlägt die freie Wehre,
Man schlägt voll Furcht das freie Wort in Bande.

Entschleiert durch die Gassen wallt die Schande,
Der Schönheit Blüte reift gemeinen Lüsten,
Und schuldig ist das Kind schon an den Brüsten.

An Shakspeare's zauberhafte Sonette werden wir aufs anmuthigste erinnert in der „Kürzesten Nacht“:

Noch sprüht des längsten Tages warme Quelle
Lebendig fort, es wagen sich verstohlen
Die Träume nur und nur mit scheuen Sohlen
Die Stern' auf dieser Nacht sapphirne Schwelle.

Kaum sank der Abend in die Dämmerwelle,
Da sucht ihn schon der Morgen einzuholen;
Kaum öffnen ihren Kelch die Nachtviolen,
Da hebt die Sonnenblume sich zur Helle.

In Furcht, daß sich schon hell die Berge schmücken,
Singt schöner jetzt aus thaugenetzter Kehle
Die Nachtigal ihr klagendes Entzücken.

In Furcht, daß bald das süße Dunkel fehle,
Eilt Liebe, heißer Brust an Brust zu drücken,
Und tauscht im Kusse lechzend Seel' um Seele.

Die der Lingg'schen Sammlung zum Schluß beigegebenen drei Proben aus dem „epischen“ Gedicht „Die Völkerwanderung“, nämlich „Der Aufbruch der Hunnen“, „Eudoxia“ und „Gaiserich's Aufbruch von Rom“, machen auf weitere Mittheilungen begierig, doch vermögen wir aus den vorliegenden drei Fragmenten nicht abzusehen, wie bei einer solchen abgerissenen Behandlung die einzelnen Gedichte zu einem „Epos“ verwachsen und sich abrunden können. Eine durchgehende Idee mag vorhanden sein; uns scheinen sie jedoch nur auf Vereinzelung angelegt zu sein. Uebrigens tragen diese Proben in allen Beziehungen den Stempel des Lingg'schen Geistes und der eigenthümlichen Art und Weise, wie er geschichtliche Stoffe aufzufassen und mit der Fülle lebensvoller, anschaulicher Bilder im entsprechenden Silbenmaße und Strophenbau zu umkleiden pflegt.

Die wunderbar fesselnde Wirkung verdanken die Lingg'schen Poesien, wie schon angedeutet, allerdings zumeist dem Gegenstande, den sie behandeln, und dessen eigenthümlicher Auffassung und Verarbeitung in Phantasie, Empfindung und Sprache, wodurch der Dichter jedem seiner Gedanken und Gefühle den voll entsprechenden Ausdruck in Worten, Bild und Ton zu geben vermag. Doch beruht ein vorzüglicher Theil dieser zauberhaften Wirkung in der glücklichen Wahl und Behandlung der Versarten und Silbenmaße, die überall den innigsten Einklang mit dem Gegenstande und seiner Auffassung bekunden. Hierin herrscht unverkennbar eine große Abwechselung und Mannichfaltigkeit, jedoch liegt es in der vorwaltend melancholischen, tief- und trübsinnigen Gemüthsrichtung des Dichters begründet, wenn durch alle seine Dichtungen ein gleichmäßig pathetischer Ton hindurchgeht, der selbst auf ihren rhythmischen Charakter seinen ausgleichenden Einfluß ausübt.

Lingg kennt den leichtern Sockengang nicht; er wandelt stets auf hohem Kothurn und erhebt sich nicht selten bithyrambischen Schwungs zur höchsten Erhabenheit des rhythmisch-sprachlichen Ausdrucks. Worte und Rhythmen legen sich gleich mächtigen, plastisch gefalteten Gewändern um den stolzen Leib seiner Gedanken und Empfindungen, daß sie wie aus weichem Marmor geformt zu sein scheinen. Der Gang seiner Rhythmen ist allezeit rasch und bewegt; doch im Auftritt schwer und gewichtig, und diese Eigenschaft verleiht seinen Gedichten in Verbindung mit der Aehnlichkeit des Stoffinhalts und der sprachlichen Ausdrucksweise ein dergestalt verwandtes und in Ton und Stimmung gleichartiges Gepräge, daß man sie sämmtlich für Theile eines einzigen größern Gedichts halten könnte. Lingg kennt und achtet die Nothwendigkeit der Bindung durch ein bestimmtes Versmaß, aber nicht in dem Grade, daß er nicht, wo der Gegenstand es gestattet oder fodert, in einem und demselben Gedichte verschiedene Rhythmen und verschiedenen Strophenbau anwendete. Dabei liebt er seltene und ungewöhnliche, doch stets bedeutungsvolle Reime, hierin an Freiligrath erinnernd, wiewol dieser selbst mit den volltönendsten und schwersten Reimen nur ein äußerliches, ästhetisches Spiel zu treiben pflegt, ohne damit einen höhern dichterischen Zweck erreichen zu wollen, wie dies jedoch durchgängig bei Lingg der Fall ist, der nicht wie der andere genannte Dichter nur ein Sklave seiner Phantasie, sondern mehr noch seiner Empfindung ist, weshalb er auch nicht in dem Maße wie jener von der Oberfläche, sondern aus der Tiefe seiner Anschauungen schöpft. Seine Phantasie gibt ihm rasch den rechten Reim, wie er dem Gedanken und dem Wohllaut entspricht.

Die Versmaße und Rhythmen, welche Lingg gebraucht, sind großentheils die schon bekanntern, wie wir sie namentlich bei Schiller, Bürger, Freiligrath u. A. finden, und wohl mag es zum Theil hiervon kommen, daß man Einzelnes schon ein mal glaubt gehört oder gelesen zu haben.

Aehnliche Rhythmen und Versmaße können aus ähnlichen Anschauungen und Empfindungen entspringen. Darum wäre es thöricht, uns durch weiteres Vergleichen die Freude und Bewunderung für diese Gedichte verleiden zu wollen. Eher möchten wir fragen, ob es nicht für unsere poetische Sprache und deren Einwirkung auf das Publicum ein Gewinn wäre, wenn wir uns lieber bekannter ausdrucksvoller und bedeutsamer Rhythmen bedienen und ihre Weiteranwendung und Vervollkommnung uns angelegen sein lassen, als auf neue, vielleicht schwächere und nichtssagende Jagd zu machen, und wir können in dieser Beziehung nur Dem beistimmen, was Herder in Bezug auf Klopstock's freiere, von den stereotypen antiken Formen abweichende Silbenmaße sagt, daß nämlich, wie gewisse Formen in der Sculptur und gewisse Proportionen in der Baukunst wiederkehren, wiederkehren müssen, solches auch bei den Silbenmaßen der Fall sei, und daß es für den Ausdruck gewisser Gedanken und Gefühle nur eine gewisse Anzahl Bewegarten und Melodien der Silben gebe, die ausschließend die schönsten zu nennen wären. Wir müssen es aber gerade als einen wesentlichen Vorzug der Lingg'schen Gedichte rühmen, daß in ihnen Silbenmaß und Strophenbau überall in vollkommenster Angemessenheit zu Gedanken und Empfindungen stehen, von dem leisesten Blütenduft des Gefühls bis zu den stürmischsten Aufwallungen der Leidenschaft, und daß darin ebenso überall das Wort musikalisch zum Silbenmaß stimmt.

Sonach hat sich Lingg durch diese ersten Proben seiner Muse als einen echten lyrischen Dichter bewährt, als einen Dichter, der, begabt mit einer jedes Eindrucks fähigen Empfindung, für das eigene wie für das fremde und allgemeine Leiden in jedem seiner dichterischen Ergüsse ein voll ergriffenes Herz, eine reiche Phantasie und einen lebendigen, frischkräftigen und reinen Sinn für Harmonie und Gesangeswohllaut mitbringt, die ihm Worte und Bilder und Melodien, wie er sie braucht, ungesucht auf die zuckende Lippe legen; und gern winden wir ihm hier jenen Lorber um das Haupt, der es einst zufällig umrankte, als er, umringt von alter Tempelpracht, wo ein gestürztes Capitäl sein Kissen bildete, in südlicher Sommernacht von künftigem Glück und Ruhme träumte.

Rudolf Marggraff.

Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Die Drangsale des nassauischen Volks und der angrenzenden Nachbarländer in den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, seine Helden, Staatsmänner und andere berühmte Zeitgenossen. Ein Beitrag zur innern Geschichte jener Zeit, nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet von C. F. Keller. Gotha, F. A. Perthes. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Ist der Titel des Buchs etwas umständlich, so ist er doch bezeichnend. Obwol die Werbetrommel und das Gewehrgeknatter während der ganzen Darstellung fast nie verstummen, wir beständig über rauchende Trümmer, zertretene Saaten, zerrissene Meßgewänder, gestohlene Kelche, verstümmelte, geschändete, theilweis verbrannte, oft nur halb begrabene Leichen schreiten und nur selten einem menschlich fühlenden Feldherrn, einem Fürsten oder einer Fürstin, welche für ihre Unterthanen mit Aufopferung sorgen, selten einem liebenswürdigen, milden, gottergebenen Prediger begegnen und nur wenig ausharrende Treue und Redlichkeit finden, sind wir dem Verfasser gleichwol zu Dank verpflichtet, indem er außer den allgemein zugänglichen Quellen mit Sorgfalt aus den Archiven, aus aufbewahrten Tagebüchern, Briefen und Rechnungen, auch mit Glück aus den Kirchenbüchern und Predigten jener Zeit schöpfte und eine sich durch Unparteilichkeit, kritische Sorgfalt und geschickte Verwerthung des Fundes auszeichnende Specialgeschichte lieferte. Dieselbe bereichert uns um ein anschauliches Bild, vermehrt die Behaglichkeit der gegenwärtig gewonnenen Sicherheit und enthält manches Material, auf den Entstehungsgrund bürgerlicher und kirchlicher Gebrechen zu gelangen, um deren Abstellung sich das lebende Geschlecht abmüht.

Das Kriegsgetöse begann um den Westerwald, als Herzog Christian von Braunschweig in Westfalen das Silber sammelte, woraus er die Thaler mit der Umschrift „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" prägen ließ, und gegenüber die ligistischen Truppen des Grafen Anhalt im Dillenburgischen und Siegenschen lagerten. Die Stürme wiederholten sich in steter Folge unter Werner von Tilly, dem Vetter des berühmten Generals,

wie unter Herzog Adolf von Holstein, unter den Spaniern sowol wie unter den Schweden, als ihre Mannszucht sich nach dem Tode ihres großen Königs lockerte, unter dem wegen unerhörter Bedrückungen später kriegsrechtlich hingerichteten Freiherrn von Görzenich wie unter den Truppen Bernhard's von Weimar und den Franzosen, welche Turenne hereinführte. Hungersnoth und Seuchen wirkten mit, das Elend zu vervollständigen.

Wie in diesen Zeiten unglaublicher Noth selbst unmündige Kinder ohne Führer, weit entfernt von ihrer Heimat, umherirrten und elend umkamen, wie aber auch ganze Familien in kurzer Zeit von der Pest hingerafft wurden, das werden wir aus den Sterberegistern zu Dillenburg, von dem Pfarrer Gottlebius geführt, gewahr. Da heißt es vom 31. Mai 1635: „Sind zwei Knaben, Gebrüder, ungefähr von zwölf und acht Jahren, arme Kinder, die keine Aeltern mehr hatten und aus dem Thüringer Lande zu Hause gewesen, hierher gekommen, in drei Stunden nacheinander an der Pest gestorben; auch noch an demselben Tage ein Mägdlein, so der zweien Knaben Schwester gewesen." Pfarrer Gottlebius selbst hatte acht Kinder, die ihm alle nebst seiner Frau und zwar diese nebst drei Kindern innerhalb drei Wochen hingerafft wurden. Sein letztverstorbenes Kind hat er mit diesen rührenden Worten in das Sterbeprotokoll eingeschrieben: „Den 17. October 1635, Abends 5 Uhr, ist mein noch übriges einziges herzliebes Töchterlein, Marie Magdalene, so sich den vorigen Tag eben in der Stunde, in welcher mein Sohn Johann Philipp verschieden, gelegt und schwach worden, sanft und selig verschieden. Gott, der getreu ist und die Seinigen nicht will lassen versucht werden über ihr Vermögen, sondern der Versuchung also ein Ende machen, daß sie dieselbe sollen ertragen können; wolle dieser seiner Verheißung nach auch väterlich mit mir handeln, mich trösten und stärken, mir Geduld und auch fröhliche Ueberwindung verleihen, um meines lieben Herrn und Heilandes Jesu Christi willen." Bald darauf folgt eine andere Hand in den Sterberegistern und wird unter dem 29. October 1635 auch Gottlebius' Tod gemeldet.

Ein Geistlicher aus Miehlen im Amte Nastätten, mit Namen Plebanus (Bölker), erzählt, wie er, alle bereits bestandenen Bedrückungen abgerechnet, im November 1635 um seine beiden Pferde, Rind-, Schaf- und Schweinevieh, zwei Scheuern mit Früchten, darinnen allein über 30 Fuder Korn waren, und andere Nahrungsmittel gekommen; „auch haben mich", fährt er fort, „die Bönninghausischen Völker an ein Pferd gebunden, mich jämmerlich geschleift, und habe ich mich mit 100 Thlrn., ohne in dem Haus erlittene Spolia, lösen müssen. Ich bin daher genöthigt worden, mich mit Weib und Kind und was ich mitbringen können, aus Miehlen nach St.-Goar zu begeben, da sich auch viele nassauische Leute aus der Herrschaft Wiesbaden und Idstein aufhielten".

Später heißt es weiter: „In meinem Hinübergehen bin ich auch nach Endlichhofen gekommen, darinnen nicht ein lebendiger Mensch gewesen, allein zwei starke Hunde vor Michelgen's Haus angetroffen, welche mich gräßlich angesehen, worüber ich mir die Gedanken gemacht, es würden todte Menschen in diesem Hause liegen, bin hinein, jedoch mit Furcht gegangen, da ich gleich vornen im Hause einen Menschen gefunden, dem der Hals, Achseln, Arme u. dgl. m. abgefressen waren, auch der Kopf nicht zu finden gewesen. In der Stube haben etliche Bücher auf der Erde, alte Kleider, Lumpen, dergleichen auch etliche Bein und Knochen von Kindern gelegen. Und sollen in diesem Hause drei Kinder von den Hunden sein gefressen worden; sind also in dem Dörflein acht Menschen in ihr bestialisches Gedärm begraben worden. Waren diesmal nur ein einiger Mann W. Spitz und zwei Weiber, davon eine in Miehlen mit den andern Kranken communicirt, am Leben."

So kam es, daß die Anzahl der Bürger in den Herrschaften Wiesbaden, Idstein und Wehen, die vor dem Kriege an 3000 betragen hatte, sich 1647 kaum noch auf 450 belief, 60—70 Witwen mitgerechnet.

Mit den Plünderungen und dem Gemetzel mischten sich die gewaltsamen und listigen Bekehrungsversuche der Jesuiten. Als Graf Johann der Jüngere von Nassau-Siegen, den die katholische Kirche dem Protestantismus wieder abgewann, es mit seinen Unterthanen glimpflich zu machen gedachte und, um eine Uebergangsstufe zu finden, sie zu bewegen suchte, vom Calvinismus zum lutherischen Bekenntniß überzutreten, verlangten dieselben, um der nicht ausbleibenden weitern Beunruhigung und dem fernern Wechsel zu entgehen, sogleich zum katholischen Glauben überzutreten. Wie zerrüttet die Familienverhältnisse waren, mag man daraus sehen, daß derselbe Graf Johann der Jüngere von Nassau-Siegen den Grafen Pappenheim auffoderte, ins Nassauische einzudringen. Johann der Jüngere schrieb an Pappenheim: der Kaiser Ferdinand habe ihm (Johann) Schloß und Herrschaft Dillenburg zum Geschenk gemacht, weil der Besitzer, sein Bruder Graf Ludwig Heinrich, in schwedische Dienste getreten sei. Pappenheim möge sich des Schlosses bemächtigen: er werde dort viel Artillerie und Vorräthe finden, die dem kaiserlichen Heere zustatten kommen könnten.

Sehr merkwürdig ist, wie Kaiser Ferdinand II., der die größte Freude empfand, wenn er Hoch und Gering zur katholischen Kirche zurückführen konnte, den ursprünglich der reformirten Kirche eifrig ergebenen Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar bei der schwachen Seite, dem Ehrgeiz und der Prachtliebe zu fassen wußte, um ihn für die katholische Kirche zu gewinnen. Graf Johann Ludwig mußte vor dem Reichshofrath in Wien erscheinen, um sich wegen seiner Parteinahme für Kurpfalz im Anfange des Kriegs zu verantworten. Er wurde in der Kaiserburg mit Zuvorkommenheit aufgenommen. Zur Grundsteinlegung eines neuen Mönchsklosters eingeladen, hatte er nach der Feierlichkeit die Ehre, mit dem Beichtvater Ferdinand's, Lämmermann (Lamormain), allein zur kaiserlichen Tafel gezogen zu werden. Bei Tafel war bald eine Disputation über den Glauben, welche der Graf sehr liebte, im vollen Gange, die Unterredung dauerte nicht weniger als sieben Stunden und Lämmermann vertrieb zur Freude seines hohen Herrn den Grafen aus einer Glaubensposition nach der andern. Nun wurde der Graf nicht mehr in sein Logis in Wien, sondern geradezu in das Profeßhaus geführt, damit er sich im dasigen „Fürstenzimmer", fern vom Hof und der Welt, den Glaubenssachen ausschließlich widmen könne. Dort empfing ihn nicht zufällig der Jesuit Kaspar Wiltheim, ein geborener Nassauer, der die weitere Bekehrung besorgte. Geeignete Lectüre und Disputation wechselten ab. Der Eifer zur theologischen Unterhaltung war so groß, daß dieselbe auch während der Tafel geführt wurde, und als sich der Pater Wiltheim auf Befehl des Propstes während des Essens zurückziehen mußte, geschah dies nur, um den Eifer des Grafen mehr und mehr zu entflammen. Nachdem derselbe sieben Tage im Profeßhause verweilt, traf ihn Pater Wiltheim Morgens sehr niedergeschlagen. Seine Gesichtszüge waren verändert und er war unverkennbar in großer innerer Aufregung. Auf Befragen brach er in die Worte aus: „Ich habe kein geringes Bedenken, denn ich weiß wohl, daß die katholische Religion die wahre ist, und erkenne im Calvinismus viele Irrthümer, und doch ist es mir so schrecklich wie der Tod, zu einer fremden, meinen Brüdern und Verwandten verhaßten Religion überzutreten." Er ließ darauf Messen für sich lesen, und schon nach der zweiten rief er dem vom Altare zu ihm auf den hohen Chor tretenden Priester zu: „Mein Vater, ich bin katholisch, ich bin katholisch und so will ich leben und sterben." Als er nach der Ursache seiner plötzlichen Entschließung gefragt wurde, schrieb er dieselbe einer unmittelbaren Gnadenwirkung Gottes zu, die er sich während der Wandelung durch ein äußeres und inneres Zeichen erfleht habe. Denn nachdem er inbrünstig gebetet, erzählt er, „überfiel mich ein Schauer am ganzen Leibe, alle meine Glieder wankten vor heiligem Zittern, ich wurde warm und von solchem Licht durchflossen, daß ich mich frei von allen Zweifeln über das Geheimniß fühlte und den gegenwärtigen Gott gleich-

sam mit Händen fühlte". Der Graf beichtete und legte das katholische Glaubensbekenntniß ab. Bei Hofe wurde er nun mit solchen Ehren empfangen, als wenn eine Siegesnachricht eingetroffen wäre. Alle Gesandten der katholischen Höfe, viele Reichsmagnaten und der päpstliche Legat wünschten ihm Glück, und letzterer konnte nicht Worte genug finden, des Grafen Schritt zu loben. Zum kaiserlichen Kämmerer ernannt zu werden, mußte von dem kleinen nassauischen Reichsstande als eine vorzügliche Ehre betrachtet werden. Bei der Firmelung übernahm der Kaiser selbst Pathenstelle. So gefiel sich Graf Johann Ludwig ausnehmend in Wien, ohne daß Gemahlin oder sonst wer in der Heimat die wahre Ursache des langen Ausbleibens erfuhr. Endlich schrieb ein gräflicher Bedienter an einen Prediger im Lande, daß der Graf katholisch geworden sei. Die dortige Geistlichkeit berieth darauf, was zu thun sei und wie man der Gemahlin Johann Ludwig's, einer „eifrigen Liebhaberin der Ehre Gottes, seines Worts und der wahren Religion", die wichtige Nachricht mittheile. Da erbot sich Jakob Riesener, reformirter Pfarrer zu Rennerod, „ein cordater Mann", die Gräfin allmälig einzuweihen. So vorsichtig Riesener jedoch seine Mittheilung vorbrachte, so fiel die Gräfin doch in Ohnmacht. Da sie sich erholte, ermahnte sie der Pfarrer zur Standhaftigkeit, und sie gab die Versicherung, Niemand in der Welt solle erleben, daß sie ihrem Glauben untreu werde, lieber wolle sie sich von ihrem Eheherrn scheiden und das Land verlassen. Riesener dürfe sich ihres Schutzes gewiß halten, und sollten er und die übrigen reformirten Geistlichen ihrer Pfarre entsetzt werden, so werde sie bei ihrem Bruder, dem Grafen von Lippe, für sie sorgen. Sie fand bald Gelegenheit, ihr Wort zu halten, und hielt es. Denn als Johann Ludwig endlich an die Rückkehr denken mußte, schrieb er seiner Gemahlin über den gethanen Schritt; er gab die Versicherung, sie dürfe ihren Hofprediger beibehalten und die Töchter in der protestantischen Religion erziehen lassen; bei seinem persönlichen Eintreffen besaß er Beredtsamkeit genug, die Gräfin zu beschwichtigen; aber zum Bekehrungswerke mußte geschritten werden: aus Koblenz trafen zwei Jesuiten ein, welche auf dem Schlosse Logis und Tisch erhielten, und für den Fall, daß militärische Hülfe nöthig sei, hatte der Kurfürst von Baiern dem Grafen Tilly Weisung ertheilt, zur Unterstützung bereit zu sein, übrigens aber das Land Hadamar mit Einquartierung und Kriegspressuren zu verschonen. Zwölf reformirte Pfarrer mußten das Land verlassen, doch wurden zur Bekehrung des Volks selbst noch ziemlich milde Mittel, gegen die Hofleute zum Theil feine Mittel angewendet, wie sie gegen den Grafen selbst gebraucht worden waren.

Eine eigenthümliche Kriegserscheinung ist der berühmte Melander, der um 1633 als Generallieutenant und Geheimrath in Landgraf Wilhelm's von Hessen-Kassel Dienste trat. Er hieß eigentlich Peter Eppelmann und war 1585 von geringer Herkunft zu Niederhadamar geboren. Peter Melander machte unter Moritz von Oranien seine Kriegsschule durch; dann nahm er in Basel und Venedig Dienste. In den kleinen Kriegen von Friaul bewies er sich sehr tapfer gegen die Kaiserlichen und Uskoken und maß sich mit Glück vor Mantua 1629 mit Pappenheim. Auf deutschen Boden zurückgekehrt, trat er überall seiner kirchlich-politischen Richtung gemäß gegen Oestreich und Spanien auf. Sein erster Sieg in hessischen Diensten war die Schlacht vor Oldendorf in Westfalen, worin hauptsächlich durch seine Tapferkeit die Kaiserlichen und Ligisten unter Merode und Gronsfeld geschlagen wurden. Später schlug er die kaiserlichen Obersten Osterhold und Ermitt, besetzte einen großen Theil von Westfalen, stand dann mit 42 Compagnien unter Weilburg bis Mengerskirchen, bis er von Oxenstierna die Auffoderung erhielt, an den Main vorzurücken.

Ueber den Generalmajor Jakob von Ramsay, der, Schotte von Geburt, 1630 in schwedische Dienste getreten war, nach der Eroberung der Festung Hanau in Gefangenschaft gerieth und in Dillenburg als Kriegsgefangener starb, war der Verfasser nach sorgfältiger Untersuchung der Archivalacten im Stande, mildere Ansichten aufzustellen, als bisher galten, und er tritt in dieser Hinsicht namentlich den Schriften von Wachs, Barthold und Wolfgang Menzel entgegen.

Ramsay befehligte seit der Schlacht bei Nördlingen in der Festung Hanau und war geraume Zeit eine Geißel der dortigen Umgegend. Seine List fügte Kurmainz und Trier viel Schaden zu und das von ihm geplünderte Aschaffenburg weiß davon zu sagen. Endlich gelang es Johann von Werth, Hanau mit bairischen Truppen einzuschließen; doch da sich der Kurfürst von Mainz auf Unterhandlungen mit Ramsay einließ, wurde die Belagerung wieder aufgehoben. Herzog Bernhard von Weimar misbilligte diese Unterhandlungen, ohne jedoch Hanau Hülfe schicken zu können, und Ramsay erlangte höchst günstige Bedingungen. Er erhielt das Versprechen, daß er in den Besitz der ihm vom König von Schweden in Mecklenburg geschenkten Güter gelangen solle; sei es unthunlich, so werde er andere im Reiche gelegene Güter bekommen. Außerdem sollten ihm 50,000 Thlr. als Entschädigung für die in Hanau persönlich geleisteten Auslagen an jedem Orte und an jede Person, die er bezeichne, ausgezahlt und dafür, daß er selbst unangefochten in das schwedische Lager gelange, katholischerseits Geißeln gestellt werden. Der Vertrag wurde, da es den Gegnern mislang, falsche Urkunden unterzuschieben, rechtsgültig vollzogen und vom Kaiser bestätigt; allein Kurmainz hatte nicht vor, die Versprechen zu erfüllen. Der Graf von Hanau kehrte ohne weiteres in seine Stadt zurück, um alle Regierungsrechte zu beanspruchen, und Ramsay nahm ihn deshalb gefangen. Man beeilte sich darauf in Mainz, den General wissen zu lassen, die ihm zugesprochenen 50,000 Thlr. lägen in Amsterdam für ihn bereit; allein er lehnte dies Anerbieten ab, weil es im Vertrage hieß, daß er Ort und Person zu bestimmen habe, an welche ausgezahlt werden solle. Inzwischen rüstete sich Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, kaiserlicher Generalwachtmeister, Hanau mit Gewalt zu nehmen; er gelangte in die Stadt und es kam dort zu einem erbitterten Kampfe, in welchem Ramsay verwundet und sich zu ergeben genöthigt wurde. Graf Ludwig Heinrich, Oberst Metternich und andere Offiziere erschienen am Bett des tapfern Generals, um ihm ihre Hochachtung zu bezeugen; aber als er genesen, wurde er als Kriegsgefangener nach Dillenburg gebracht. Er wurde dort in anständiger Haft gehalten, und sein Aufenthalt auf dem dortigen Schlosse ist durch manchen Zug damaliger Sitte charakterisirt. Ueber seine Freilassung wurde vielfach unterhandelt, aber der zur Unthätigkeit verurtheilte Krieger zehrte sich auf und erlag dem Gram der Gefangenschaft.

Adolf Bock.

Poesie des Glaubens.

Bilder aus dem innern Leben. Gesammeltes und Neues in Erzählungen von C. G. Barth. Heidelberg, K. Winter. 1853. 8. 24 Ngr.

Das besondere Gebiet der Novellistik, dem sich der Verfasser des vorliegenden Werks zuwendet, ist unter uns so wenig angebaut, daß es füglich für eine fast neue Entdeckung gelten kann. Die deutsche Novellistik hat die sogenannten historischen Stoffe reichlich ausgebeutet, die Charakternovelle (Tieck) zu hoher Ehre gebracht, die Kunstnovelle hat eine zeitlang reiche Blüten getragen, die pantastische Erzählung im Geiste Hoffmann's und Weißflog's, zwischen der Wirklichkeit und der Märchenwelt in der Schwebe erhalten, und die Tromlitz, van der Velde, Blumenhagen, Brentano, Eichendorff, Spindler, Arnim, Hoffmann, Tieck und Fouqué haben ihre Ehrentage gehabt, an denen sie so ziemlich alle Gestaltungen des Novellenstoffs, welche zwischen jenen Hauptrichtungen noch liegen möchten, versucht und mit Glück bearbeitet haben. Nur eine Materie hat sich ihnen allen entzogen, wol eben nur deshalb, weil ihre Zeit an diesem Stoff nicht gerade fruchtbar war: wir meinen das innere Glaubensleben in der Brust der Zeitgenossen. Diesen Stoff nun hat der Verfasser zum Gegenstand seiner Darstellungen gewählt.

Bevor wir jedoch auf eine nähere Beleuchtung dieser eigenthümlichen Leistungen eingehen können, haben wir uns mit dem Leser über einige Präliminarien zu einigen, ohne deren vorgängige Erörterung wir einander unverständlich bleiben würden. Der Glaube gehört allerdings als ein untrennbares Glied in die himmlische Trias Glaube, Liebe, Hoffnung, die er gewissermaßen erst erzeugt, mindestens aber vermittelt. Allein wir nehmen einen zweifachen Glauben an, einen Kindesglauben, der da glaubt, weil er glauben will, und einen Mannesglauben, der da glaubt, weil er muß, oder besser, weil er weiß. Der letztere ist für uns der höhere, weil er unabhängig von der Empfindung, also von der Sinnenwelt ist; dem Verfasser aber scheint der erstere, der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprossene, also blos sinnlich vermittelte Glaube höher zu stehen. An und für sich ist diese Differenz der Auffassung ohne objective Wichtigkeit: die subjective Bedeutung und Wirkung des Glaubens ist in beiden Fällen, in beiden Formen dieselbe. In der concreten Anwendung jedoch, bei unserm Urtheil über die einzelne Situation des Individuums, über seine Bestimmungsgründe, über den Werth seiner geistigen That, wird sich der große Unterschied herausstellen, daß wir tadeln, wo der Verfasser zu loben scheint, und umgekehrt, daß wir unsere Zustimmung aussprechen, wo er sie zurückhalten muß. Alles Dies spricht aber an sich weder gegen sein System, noch gegen seine Kunst, noch endlich gegen seine Situation, sondern es gibt nur einen andern Gesichtspunkt her für die Auffassung seiner „Bilder aus dem innern Leben".

Worin beruht nun die ästhetische Aufgabe dieser Bilder? Was macht ihre Eigenthümlichkeit aus? Und worin sind sie neu? Das dem Verfasser angehörige Neue dieser Novellenbilder besteht zunächst darin, daß er den Grundstoff der Novellen, die Begebenheit, obwol er auch diese meistens mit Geschick und glücklich behandelt, doch nur als eine Nebensache hinstellt, die Wirkung auf den Seelenzustand der handelnden Personen aber als die Hauptsache und zwar eben im Besondern die Wirkung auf ihre lebendige, gesunde oder kranke Glaubensfähigkeit. Das innere Drama ,also, die Thaten der Seele gleichsam sind recht eigentlich sein novellistischer Stoff, und darin ist er neu: die äußere Begebenheit ist nur ihre Umhüllung. Dies nun vorausgeschickt, können wir unsern Lesern sowol den Verfasser selbst als unser Urtheil über seine Erzählungen verständlich zu machen hoffen, ohne der Hochachtung zunahezutreten, die wir auch da für ihn nicht verleugnen, wo wir ihn für etwas allzu ascetisch oder für übergläubig halten möchten. Es ist eben eine neue Bahn, die er uns eröffnet: die ganze unübersehbar reiche deutsche Novellistik hat kaum etwas dem Wesen dieser Erzählungen Verwandtes aufzuweisen, und auf neuen Wegen ist es leicht, zu irren. Aber er hat, wie dem auch sei, den ernstgestimmten Seelen, den leidenden und trauernden Gemüthern, den gebrochenen Herzen ein Buch des Trostes und der Erhebung in die Hand gegeben, den Ringenden und Irrenden einen Weg des Siegs und der Wahrheit gezeigt, den Wankenden eine Stütze geboten, die ihnen allen nicht genug empfohlen werden kann. Indem er die zartesten Saiten unsers Gemüthslebens anschlägt und die arbeitenden Kräfte des Geistes zur Ruhe bringt oder ihnen doch den Hafen zeigt, sänftigt und beschwichtigt er die schiffbrüchige Seele und bringt harmonische Bewegung in die Wogen der arbeitenden Gemüthskräfte. Sein Ziel liegt hoch, ja so hoch, als dies in der Literatur überhaupt liegen kann, aber er verfehlt es nicht leicht; der Totaleindruck fast aller seiner Bilder ist vielmehr der Art, daß er uns in eine sanfte Träumerei versenkt, in der wir den Faden seiner Geschichte fortspinnen und ihn zu einem mindestens befriedigenden Abschluß bringen, indem er uns läutert und über uns selbst erhöht. Daß wir es hiernach mit ganz eigenthümlichen Leistungen zu thun haben, wird der Leser schon aus dem Vorstehenden erkennen: es fragt sich nun, wie das ästhetische und das Kunstinteresse bei diesem an sich gewiß sehr achtbaren Bestreben des Verfassers zu stehen kommt.

Wir übergehen die beiden ersten Erzählungen des Bandes: „Der Pfarrer von Irongray" und „Dienst und Gegendienst", nicht deshalb, weil sie der nähern Erwähnung unwerth, sondern deshalb, weil sie dem Verfasser nicht selbst angehören, vielmehr aus englischen oder amerikanischen Quellen entlehnt zu sein scheinen. Beide Erzählungen zeigen einfach, wie verirrte oder verwilderte Seelen durch die Wege der Vorsehung — Schicksale — zur Frömmigkeit geführt werden, und haben, obgleich anziehend vorgetragen, hierin doch nichts Neues oder Hervorstechendes. In der Erzählung „Hinauf und Herab" aus der Zeit Ludwig's XIV. läßt der Verfasser schon einen großen Fortschritt wahrnehmen. Die äußern Ereignisse sind ungemein spannend und wirkungsvoll vorgetragen, und die innere Gestaltung, das psychologische Drama, das sie umhüllen, gewinnt von Blatt zu Blatt ein höheres Interesse. Es ist schwer, dies reiche Doppelgemälde in einem Auszug zusammenzufassen; denn das „Hinauf und Herab" bezieht sich ebenso wol auf den Wechsel wunderbarer Geschicke, die zwischen Hoch und Tief, Glück und Leid auf- und abwogen, als auf den Glaubenszustand der Seelen, welche Beides erfahren. Hiervon nur so viel, daß uns die seltsamen Schicksale Remy Millet's und Annettens mit allem Reiz einer wirklichen und in allen Details thatsächlichen Begebenheit ansprechen, ohne den poetischen Blütenstaub jemals von sich abzustreifen, und daß eben diese Begebenheit uns in hohem Grade spannt und unterhält, während sie über die höchsten Interessen unsers unsterblichen Theils Aufschluß und Lehren gibt, die kein denkender Geist geringschätzen kann. Von den beiden Hauptpersonen der Geschichte heißt es dann am Schluß: „Sein Glaube ward der der Freigeister; sein Wandel, obgleich vor Menschen untadelhaft, geführt in dem stolzen Geiste, der nichts nach Gott fragt, wiewol er insgeheim noch manchmal vor ihm zittert. Während es mit Annette immer höher hinaufging zu dem Ziele der Lichtreinheit und Seligkeit, sank Remy immer tiefer hinab in die Wege des natürlichen Menschen, der ohne Gott fertig zu werden meint. Was ferner aus ihm geworden, weiß ich nicht, wol aber, wohin der Weg führen muß, den er damals ging. Es gibt kein wahres Unglück als die Sonnenferne und kein wahres Glück als die Sonnennähe. Der Weg ins Perihelium ist der Weg hinauf, zur Seligkeit; der Weg ins Aphelium ist der Weg hinab, ins Verderben. Wohl Denen, die der Herr nicht läßt, die ihn nicht lassen können." Dieser Schluß hat einen etwas grellen Klang, der Leser wird aber mit wirklichem Vergnügen sehen, wie die ganze reiche Ausstattung der Erzählung ihn sanft vermittelt und ihn nothwendig macht, indem sie zugleich die ungebührlichen Foderungen des strengen Katholicismus leidenschaftlos und mild, aber mit sicherer Hand zurückweist. Wir haben hierbei zu bemerken, daß überhaupt kein einzelner dogmatischer Standpunkt den Gesichtskreis des Verfassers ausfüllt und daß vielmehr das Gemeinsame aller Kirchen und aller Lehren, die Glaubenskraft überhaupt, sein Thema, und zu zeigen, welche Wirkungen von ihr ausgehen, seine Aufgabe ist.

Die Erzählung „Die Reise in den Krebs" trägt eine Jean Paul'sche Farbe und schildert uns zwei Gottesgelehrte, von welchen der eine immer höher in gläubiger Kraft emporsteigt, weil er diese Kraft in dem Gesetz der Selbstbeschränkung bindet, während der zweite, welcher anfangs als der Erleuchtetere erscheint, im Reiche des Glaubens den Krebsgang geht gerade durch die Anstrengungen, welche er macht, den Rationalismus und Kriticismus gründlich zu überwinden. Auf diesem Wege, der uns an Schiller's Julius in den „Philosophischen Briefen" erinnert, verstrickt er sich endlich in so vollendeter Skepsis, daß er bei eintretender Seegefahr in treulosester Feigheit seinen geistlichen Stand verleugnet, seine Berufspflichten, zu welchen er aufgerufen wird, von einem glaubensvollen Laien erfüllen läßt und somit in die äußerste Verachtung seiner selbst versinkt, während der Andere, der das Glaubenwollen allein auf sich wirken läßt, zu der seligen Ruhe gelangt, welche das Bewußtsein des Besitzes der Wahrheit gibt, soweit ein solcher Besitz schon hier möglich ist. Eine zweite

abenteuerliche Begebenheit ist dieser ersten Erzählung eingewebt, wir übergehen sie aber, da diese Erfindung eben keine glückliche ist. Die folgende Erzählung „Die Feuertaufe" ist bestimmt, die Frage von der Nothwendigkeit der Taufe der Kinder ins Licht zu stellen. Die Lehre lautet bekanntlich: „Wer da glaubet und getauft wird u. s. w.", und hiermit scheint die Taufe der Kinder so gut wie ausgeschlossen. Die Deutung des Verfassers stellt die Frage jedoch etwas anders und wir lassen uns seinen Satz, daß die Taufe der Kinder mehr um der Aeltern willen, der Bildner des Kindesgeistes, denen sie zum Segen gereicht, erfoderlich sei, gern gefallen. Die ausgeführteste und die gelungenste unter allen ist die Schlußerzählung „Ein Stück Leben aus den christlichen Kreisen unserer Zeit". Die Begebenheit selbst ist durchaus prägnant und wirkungsvoll vorgetragen: sie stellt in sich selbst eine reiche Galerie von Seelenbildern auf, von der seligsten Sicherheit und Ruhe im Glauben bis zum verzweiflungsvollsten Seelenkrampf, und läßt fast keine der mittlern Temperaturen, Zweifelsucht, Pietismus, Ringen nach höherer Zuversicht, Quietismus, fatalistische und providentielle Richtung, unerörtert. Diese Gegensätze sind trefflich ins Spiel gesetzt und erwecken durch sich selbst lebhaftes Interesse. Dem Pietismus mit seiner halb fatalistischen Sicherheit scheint der Verfasser im Ganzen keineswegs hold zu sein, abgleich sein Ideal, glaubensvolle Hingebung, feststeht; dagegen spricht er in entschiedener Weise seine Ueberzeugung aus, daß der Goethe'sche Satz umgekehrt zu fassen sei, und daß die Bäume, welche Gott gepflanzt hat, allerdings in den Himmel wachsen sollen, ja daß sie gar nicht anders können, als in den Himmel wachsen. Die Gräfin Allwine z. B. in dieser Erzählung gehört zu den Wesen, die, nachdem sie einmal die Macht des Glaubens an einer gefährlichen Stelle ihrer Lebensbahn erprobt haben, ihr durch nichts in der Welt mehr entzogen werden können, wenn auch rauhe Schicksale sie auf Augenblicke der Gewalt, der sie einmal geweiht sind, zu entreißen drohen möchten. Sie fallen ihr immer wieder zu, sowie der äußere Druck nur nachläßt. Andererseits aber finden solche Seelen eben in der Festigkeit ihres Glaubens Schutz und Sicherheit gegen jede fanatische Inflammation, die nichts Anderes ist als Atonie und geistige Abspannung. An dem Glaubensideal Allwinens aber mißt der Verfasser den Werth aller übrigen Personen in den verschiedensten Abschattungen der Glaubensfähigkeit und weist ihnen hiernach ihre Stelle richtig an.

Man kann diese Erzählung nicht, ohne eine große Hochachtung vor dem Streben des Verfassers zu empfinden, durchlesen: er erscheint hier als ein voll ausgebildeter, fertiger Geist, als ein trefflicher Führer im Glaubensgebiete. Die Fremden, vor allen die Engländer, haben uns Norddeutschen oft den Vorwurf gemacht, daß der Kriticismus in Glaubenssachen bei uns zu der Höhe gediehen sei, daß wir ein vollständiges Bewußtsein davon hätten, was sich gegen jeden dogmatischen Standpunkt, gegen jede Glaubensform sagen lasse, ohne jedoch im Stande zu sein, irgend einen Standpunkt für uns selbst zu wählen oder ihn zu behaupten. Dieser Vorwurf trifft wenigstens den Verfasser nicht, der einen ganz bestimmten, höchst positiven und sehr berechtigten Standpunkt im Glaubensgebiet einnimmt, festhält und mit aller Kraft einer hohen geistigen Begabung vertheidigt. Ueberzeugt er nicht alle seine Leser, so überzeugt er doch einige und versucht oder befestigt viele, und das ist ihm genug! „Eine vollständige Lebensgeschichte", sagt er, „vermag Niemand zu geben: bei Allen reicht die zweite integrirende Hälfte des Lebens hinter den Vorhang der unsichtbaren Welt hinüber, und allen Biographien, die ein Mensch schreiben kann, fehlt der zweite Band, der nicht geschrieben, nur gelebt wird. Um so wichtiger muß uns Das sein, was wir im Allgemeinen von dem Inhalt seiner Capitel wissen können. Wer etwas mehr davon weiß als andere Leute, der soll es sagen." Indem der Verfasser seinen Beruf so auffaßt, gibt er zugleich eine Probe seiner Bescheidenheit, und in der That begegnen wir nirgends in seinem Buch zelotischem Eifer oder Dünkel, und alle Fragen, die er aufwirft und seiner Erörterung unterzieht, werden als offene Fragen von ihm behandelt, wenn auch präcis abgeschlossen. In dieser Weise versucht er auf dem Gebiete der Novelle Dasselbe, was Uechtritz mit seinem großen Werke „Albrecht Holm" auf dem weitern Gebiete des Romans versucht hat, mit dem Unterschied jedoch, daß hier das innere Drama des Kampfes zwischen den Kräften des prüfenden Geistes und des unmittelbaren Glaubens noch viel mehr das Wesentliche der erzählten Begebenheit ist wie dort, wo die Begebenheit an sich ihre besondern Ansprüche geltend macht. Die gleichzeitige Erscheinung beider verwandter und doch verschiedener Arbeiten deutet doch darauf hin, daß nach soviel Schaum und Dunst, wie ihn die deutsche Novellistik aufwirft und versprüht, wieder einmal ein etwas ernsteres und würdigeres Ziel von ihr ins Auge gefaßt werden möchte.

Der Stil unsers Autors ist nicht frei von Mängeln und namentlich leidet er an gehäuften Bildern und Gleichnissen, die nicht immer zutreffen. Allein er ist auch reich an erhabenen und schönen Stellen, an begeisterten und poetischen Wendungen, die uns ungesucht entgegentreten. Wir glauben das Werk mit der Gewißheit empfehlen zu können, eine der besten Gaben der jüngsten Zeit für Gemüth und Geist in die Hand der Leser gegeben zu haben. Möge der Verfasser, wie er denn in der That von dem Abschlusse seiner Gedankenreihe noch ziemlich weit entfernt zu sein scheint, diesem ersten Bande seiner Erzählungen recht bald einen zweiten folgen lassen. *)

2.

Schottische Lieder von einem Schotten verdeutscht.

Aus Schottland wurde uns vom Verfasser folgendes, mit englischer Gediegenheit gedrucktes und ausgestattetes Buch zugeschickt: „Ten Scottish songs rendered into German. By *W. B. Macdonald* of Rammerscales. Scottish and German" (Edinburgh 1854), und mit dem gegenübergedruckten deutschen Titel: „Zehn schottische Lieder verdeutscht von W. B. Macdonald von Rammerscales." Dieses kleine interessante Buch liefert einen neuen, recht schlagenden Beweis dafür, wie die Theilnahme unserer sprachverwandten englischen und schottischen Vettern für das centralgermanische Idiom, dem das ihrige sein Bestes und Schönstes verdankt, noch immer im Wachsen ist, und welches eindringliche Studium die schottischen Germanisten der gemeinsamen Ursprache widmen. Die Schotten mit ihrem gemüthvollen, innerlichen, ruhigen, für poetische Eindrücke empfänglichen Wesen, das sich noch ursprünglicher und reiner germanisch gehalten hat als das englische oder doch weniger als dieses in einseitiger Gewerbsthätigkeit und pecuniärer Gewinnsucht aufgegangen ist, eignen sich für den Anschluß an deutsche Literatur ganz besonders, und schottische Autoren und Dichter, Walter Scott und Carlyle voran, waren es auch zumeist, welche den Engländern und ihren nähern Landsleuten die Tiefen der zu neuem echt germanischen Leben erwachten deutschen Literatur aufschlossen. Die „Edinburgh review", die jetzt freilich nicht mehr den regen Geist besitzt wie früher, hat sich namentlich in dieser Hinsicht große und anerkennenswerthe Verdienste erworben. Der so gepflanzte Geist hat Früchte getragen, und Macdonald's Buch ist eine derselben. Ist es nicht wunderbar, daß ein Schotte in Schottland selbst Lieder aus seiner Muttersprache ins Deutsche übersetzt, und zwar in einer so gewandten, verständigen Weise, wie schwerlich ein Deutscher

*) Der Wunsch unsers Berichterstatters hat bereits seine Erfüllung gefunden. Der zweite Band ist erschienen und enthält: „Biographisches", darunter: „Züge aus dem Leben der seligen Marya Isabella Legge in Hongkong"; „Ein Besuch bei Oberlin im Jahre 18[illegible]"; „Aus dem Leben des Grafen Galeazzo Caraccioli, Marquis von Vico"; „Züge aus dem Leben der Lady Johanna Grey; „Die Knechte Christi auf den Nikobarischen Inseln" u. A. m. Die meisten dieser biographischen Mittheilungen sind früher schon in Knapp's „Christoterpe" mitgetheilt worden. D. Red.

im Stande sein würde, Lieder seiner Muttersprache ins Englische oder Schottische zu übersetzen? Auch verdient bemerkt zu werden, daß die dem schottischen Originaltext gegenübergestellte deutsche Uebersetzung in Edinburgh mit deutschen Typen gedruckt ist. Was die Uebersetzung betrifft, so gibt sie im Ganzen sehr gut den Geist, die Rhythmik und die Eigenthümlichkeit der Originale wieder, und selbst einzelne Scotticismen und Naivetäten verleihen ihr einen ganz eigenen Reiz. Die zehn von Macdonald verdeutschten schottischen Lieder sind von Burns, Hogg, M'Neil, Mrs. Grant und Mrs. Adam, außerdem ein altschottisches Lied. Hinzugefügt sind noch Heber's „Christmas hymn" (englisch) und das seltsame Gedicht „The raven" („Der Rabe") von dem Amerikaner Poe. Hier einige Proben. Die erste Strophe des altschottischen Liedes „Our gudeman came home at e'en" übersetzt Macdonald:

Nach Hause spät kam der Gutmann
Und kehrt' im Stalle ein,
Und da fand er ein Reitpferd,
Wo sollte keines sein.
Und was gibt's nun, Gutweib?
Was fällt ins Auge mir?
Und wie kam denn mir unbewußt
Das Pferd gesattelt hier?
Ein Pferd dünkt's dich?
Ja, ein Pferd dünkt's mich.
Du alter, blinder, dummer Kerl
(You auld, blind, donner'd carle),
Es fehlt das Auge dir,
Es ist die schöne Milchkuh,
Die Mutter schenkt' sie mir.
Eine Kuh, fürwahr!
Ja, offenbar!
Nun, weit und breit bin ich gereist
Zu Fuße und zu Pferd',
Doch eine Kuh gesattelt sah
Ich noch nicht auf der Erd'.

Der „gudeman" findet darauf einen Ueberrock, einen Krämpenhut, ein Schwert, ein paar Stiefel, eine Perücke, eine silberne Uhr, endlich einen Cavalier im Hause. Die Frau gibt den Ueberrock für ein Deckbett, den Krämpenhut für einen Suppentopf, das Schwert für einen Bratspieß, die Stiefel für ein paar Milcheimer, die Perücke für eine Henne, die Uhr für ein Nadelkissen, den schnurrbärtigen Cavalier für ein junges Mädchen aus. Der Schluß lautet:

Nun leise, leise guter Mann,
Ach zürne nicht so sehr,
Es ist nur Vetter Macintosh
Aus dem Hochlande her.
Macintosh dünkt's dich?
Ja, Macintosh dünkt's mich!
Du sagst, ich bin ein blinder Mann,
Doch hab' ich klar entdeckt,
Du hast den Fürsten Karl im Haus
Mir unbewußt versteckt.

Es gibt ein deutsches Volkslied, offenbar aus dem vorigen Jahrhundert, welches auch in Simrock's „Deutschen Volksliedern" (S. 375) abgedruckt ist, mit dem Anfange:

Ich ging in meinen Stall, da sah ich, ei, ei!
An Krippen standen Pferde, eins, zwei, drei;
Herzliebes Weibchen, rief ich; was will mein Schatz? sprach sie;
Wo kommen diese Pferde her? ich weiß nicht wie.
„Potz Gimpel und kein Ende, wer sieht denn Pferde hier?
Milchkühe sind es, die Mutter schickt sie mir."
Milchkühe? mit Sätteln? Wind über Wind!
Ich bin ein Mann, Gott besser's, wie and're Männer sind u. s. w.

Dieses deutsche Volkslied ist wol ohne Zweifel dem schottischen Gesange nachgeahmt und ein echtes Schelmenlied in der Weise deutschen Volkssangs, der sich gern ein kleines Zötchen erlaubt. Im deutschen Volksliede erhält das buhlerische Weib, das mehre Reitersleute zugleich eingelassen hat, zuletzt von ihrem erboßten Ehemanne eine Tracht Prügel.

Die erste Strophe von dem Liede „I canna, mauna marry yet" lautet in Macdonald's Verdeutschung:

So lieb du bist mir, Hans, mein Herz,
Die Heirath hat nicht Eile noch,
Die alte Mutter hat viel Schmerz,
D'rum warten wir 'ne Weile noch.
Nie schlummert sie in Ruhe ein,
Die Nacht ist eine Nacht voll Pein
(Nicht's just a lang lang nicht o' pain),
Kann nicht sie lassen ganz allein —
Heirathen darf und kann ich nicht.

Poe's wundersames Gedicht mit seinen eigenthümlichen Reimverschlingungen wiederzugeben war keine leichte Aufgabe; zur Probe, wie Macdonald sie gelöst hat, setzen wir die erste Strophe englisch und deutsch hierher:

Once upon a midnight dreary, while I pondered, weak and weary,
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore.
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a tapping,
As of some one gently rapping, rapping at my chamber door.
„Tis some visitor", I muttered, „tapping at my chamber door —
Only this and nothing more."

Einst um Mitternacht so trübe, brütet' ich, recht matt und müde,
Ueber manchem Bande seltsam, voll der lang vergess'nen Lehr'.
Schläfrig nickt' ich mit dem Kopfe; plötzlich hört' ich ein Geklopfe,
Als käm' Jemand nach dem Knopfe meiner Thüre tappend her.
„Kommt ein Freund wol", murrt' ich, „klopfend an die Stubenthüre her —
Das allein ist's und nichts mehr."

Im Vorworte bemerkt der Verfasser, daß einige dieser Lieder, nachdem sie in verschiedenen Zeitschriften erschienen, unter seinen Freunden circulirt hätten und von diesen gesungen worden seien. Diesen Freunden (unter denen sich vielleicht auch Deutsche befunden haben mögen) verdanke er manche richtige Kritik und gütige Verbesserungen. Er habe diese „Kleinigkeiten" hauptsächlich herausgegeben, um die nahe Verwandtschaft in Klang, Rhythmus und Musik zwischen der schottischen und deutschen Sprache zu beweisen, und er wage zu hoffen, daß diese Versuche für den Philologen nicht ohne Interesse sein würden. Datirt ist das Vorwort: „Rammerscales, Lockerby, Juli 1854."

H. M.

Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Briten haben mit ihrem praktischen Blicke zuerst begriffen (oder wenigstens sind sie zuerst mit der Realisirung dieses Gedankens hervorgetreten), daß die Eisenbahnen und Dampfschiffe, die in so erstaunlichem Grade zur Förderung und Beschleunigung des Personen- und Güterkehrs beitragen, auch ein neues vorzügliches Communicationsmittel für Ausbreitung und Förderung geistiger und literarischer Bildung abgeben könnten. War das Bedürfniß schon vorhanden oder wurde es erst durch sie hervorgerufen — kurz, die wohlfeilen „Traveller's libraries" und „Railway libraries", zunächst durch den Scharfblick eines Mannes wie Macaulay angeregt, fanden sehr bald ein zahlreiches und dankbares Publicum und in Belgien wie Frankreich Nachahmung. In der That scheint auch zur Handhabe, die Kenntniß gewisser wissenschaftlicher Fächer, der Völker- und Länderkunde, der Statistik und Nationalökonomie, der Naturwissenschaften, der Geschichtskunde, namentlich der vaterländischen, der Culturgeschichte, des Auswanderungswesens und gleichzeitig auch die Neigung zu geschmackvoller novellistischer und überhaupt unterhaltender Lectüre in weitesten Kreisen zu verbreiten, nichts so sehr geeignet als diese wahrhafte Völker-

wanderung, welche unablässig und ununterbrochen sich auf den Linien bewegt, die ihr durch Eisenbahnen und Dampfschiffe gezeichnet und vorgezeichnet sind.

Die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus hat soeben ein ähnliches, aber speciell für deutsche Verhältnisse und die Bedürfnisse des deutschen Publicums berechnetes Unternehmen vorbereitet und in Angriff genommen, über dessen Tendenz und Einrichtung wir durch einen uns vorliegenden Prospect unterrichtet werden. Die Verlagshandlung macht sich darauf gefaßt, daß sie dem Einwurfe begegnen werde, ein Unternehmen ins Leben rufen zu wollen, für das eigentlich in Deutschland gar kein Bedürfniß vorhanden sei. Allerdings, heißt es im Prospect, lasse sich die Thatsache nicht in Abrede stellen, daß man in Deutschland nur selten Reisende finde, die selbst in wenig anregender Gesellschaft oder interesseloser Gegend sich die Zeit durch Lectüre zu vertreiben suchen; der Grund davon liege jedoch sicher nur in zufälligen äußern Umständen. Nachdem diese Umstände namhaft gemacht worden, wird dann im Prospect weiter nachgewiesen, daß das Erwachen des Lesebedürfnisses auf Reisen sich auch in England, Frankreich und Belgien erst in neuester Zeit gezeigt habe, infolge der veränderten Art des Reisens und der gegen früher in kaum geahnter Weise vermehrten Anzahl der Reisenden. So sei denn in England Longman's „Traveller's library“, von der bereits 73 Theile erschienen, und Murray's (bis 1854 26 Werke umfassende) „Railway reading“ entstanden, in Frankreich L. Hachette's „Bibliothèque des chemins de fer“, die auf 500 Bände berechnet sei und es bereits auf 150 gebracht habe, und in Belgien das gleichnamige Unternehmen von Vanderauwera in Brüssel. Mit Recht wird weiter im Prospect gefragt, ob man nicht voraussetzen dürfe, daß bei dem reisenden Publicum in Deutschland das Bedürniß nach geeigneter Reiselectüre jetzt mindestens in demselben Grade vorhanden sein müsse als bei dem Publicum jener Länder? daß das deutsche Publicum, das sich mit Recht vorzugsweise seiner literarischen Bildung, seines unablässigen Strebens nach Bereicherung seiner Kenntnisse rühme, ein derartiges für Deutschland berechnetes und von den besten deutschen Schriftstellern unterstütztes Unternehmen mit lebhafter Theilnahme begrüßen und fördern werde? Die Verlagshandlung erklärt dieser Ueberzeugung zu sein und verwahrt sich sodann gegen die mögliche Beschuldigung des Nachahmungstriebes und der Nachbildung einer fremden Idee. Vielmehr habe sie sich mit dieser Idee schon längst beschäftigt, ja schon bald nach Erfindung der Eisenbahnen und noch bevor ähnliche literarische Unternehmungen im Auslande begannen, habe sie daran gedacht. Nur sei sie damals vor andern wichtigen Unternehmungen nicht zur Ausführung ihres Plans gekommen, und es liege nur in der Natur äußerer Verhältnisse, daß diese Idee in Deutschland später als in andern Ländern, deren Verkehrsverhältnisse sich rascher steigerten, realisirt werde.

Die Brockhaus'sche „Reise-Bibliothek“ wird in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, nämlich in solche topographisch-ethnographische Schriften,[1] welche, ohne je in eine bloße trockene Aneinanderreihung von Notizen zu verfallen, dem Publicum während der Reise gleichzeitig den Dienst von Reisehandbüchern leisten können, dabei aber auch für dasselbe noch später als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte ihren Werth behalten werden; sodann in Schriften allgemein belehrenden und unterhaltenden, theils populär-wissenschaftlichen, theils novellistischen Charakters. Die Verlagshandlung hat die nöthigen Schritte zur Begründung dieser „Reise-Bibliothek“ bereits gethan und wird schon in nächster Zeit mehre von bekannten Schriftstellern bearbeitete Bücher von jeder der beiden Hauptabtheilungen erscheinen lassen.

Wir von unserm Standpunkt heißen das Unternehmen willkommen als ein neues Beförderungsmittel der Cultur und literarischen Bildung wie als Abhülfsmittel und Präservativ gegen drohende Geistes- und Gemüthsverflachung, welche bei der jetzigen Art zu reisen leicht um sich greifen könnte, wenn ihr nicht bei Zeiten — und gerade diese Wirkung versprechen wir uns von diesem Unternehmen — Kanäle geöffnet werden, um sie auf ernstere Gegenstände abzuleiten. H. M.

Notiz.

Die Industrie als weltherrschende Macht.

Die „Revue des deux mondes“ brachte in einem ihrer letzten Hefte einen von E. Montégut verfaßten Artikel unter der Ueberschrift: „Perspectives sur le temps présent. De la toute-puissance de l'industrie.“ Die bevorstehende Eröffnung der großen pariser Industrieausstellung scheint den Verfasser hauptsächlich zu seiner Betrachtung angeregt zu haben; er will nicht, daß mit der Industrie Götzendienst getrieben werde und es dahin komme, daß alle Tempel, in denen bisher ein Ideal verehrt wurde, vor dem Industriepalast in Staub sinken müßten. Für uns Deutsche ist namentlich die Anknüpfung an Goethe's „Wilhelm Meister“ interessant. „Es gibt ein Buch“, sagt E. Montégut im Eingange, „dessen Lectüre ich gern allen intelligenten jungen Leuten unserer Zeit empfehlen möchte; dieses Buch ist Goethe's «Wilhelm Meister».“ Montégut nennt dieses Werk ein „livre merveilleux“, das Gegenstück des „Werther“, und weist auf die darin ausgesprochene Lehre hin, daß, wenn wir gelernt haben werden, stillthätig und arbeitsam zu sein, wenn wir Vertrauen fassen zu uns selbst wie zu dem göttlichen Geiste, der das Weltall erhält, wir auch unsererseits Wunderthäter sein werden: „Des roses écloront dans nos mains, des lis jailliront sous nos pas.“ Goethe habe sich von der beginnenden Herrschaft der Industrie nicht schrecken lassen; er habe geglaubt, daß sich die alten Gottheiten, welche die Menschheit bis dahin verehrt, in diese Herrschaft theilen würden, aber wider sein Ahnen seien diese alten Gottheiten zu Gottheiten zweiten Rangs erniedrigt worden, und der Gott, der den modernen Olymp beherrsche, sei das Nutzbare und Nutzenbringende. Er erinnert warnend an das alte Rom, in welchem zuletzt auch Industrie und Luxus herrschend geworden, aber nicht als Werkzeuge des Fortschritts, sondern des Ruins. Montégut stellt uns die Möglichkeit eines gleichen Schicksals vor Augen, wenn wir dieser Macht die Alleinherrschaft gestatten wollten. „Wir sind“, sagt er, „an der äußersten Grenze angekommen, welche dieses Fieber der Interessen ohne ernstliche Gefährde für das sittliche Leben nicht überschreiten darf.“ Er charakterisirt das moderne Leben wie folgt: „Die ganze moderne Gesellschaft lebt nur von einem Tag zum andern und in einer überaus precären Lage; sie erhält sich nur durch Speculationen, Pfiffe und künstliche Combinationen vielfältigster Art. In dieser Gesellschaft ist das Leben schwieriger als in irgend einer andern, denn kraft der neuen Vorurtheile, welche viel bedenklicherer Natur sind als die Formen des alten Aberglaubens, wird die Armuth allgemein als eine schändende Lebenslage betrachtet. Jeder trachtet daher danach, reich zu werden oder wenigstens zu scheinen, und Glauben und Vertrauen, ja selbst die Ehre sind um diesen Preis feil. Die Industrie hat den modernen Luxus erzeugt, über welchen alle gedankenlosen Flaneure in Bewunderung ausbrechen und der doch eine der bejammernswerthesten Erfindungen ist, die man sich vorstellen kann. Dieser Luxus hat nichts Menschliches mehr. Unsere modernen Wohnungen haben nichts Edles in ihrer Erscheinung, sind ohne Geschmack und ohne alle Kunst. Ihr ganzer Reichthum besteht in ihrem Ameublement und ihrer innern Decoration. Da sitzt der Mensch ganz vergraben in einem Wust von Draperien, Vorhängen, Tapeten und Kronleuchtern, unter denen er selbst verschwindet. Es ist eine Verschwendung von Reichthum, eine insolente Vergeudung, wodurch unserm Luxus jedes Kennzeichen des Schönen genommen wird.“ Montégut ruft den jetzt herrschenden mittlern Classen zu, daß sie nicht im Stande sein werden, die Gesellschaft zu retten, wenn sie nicht begreifen wollen, daß sie die Repräsentanten einer mora-

lischen Idee und nicht blos einer materiellen Thatsache sind, wenn sich der öffentliche Geist nicht dahin richtet, über diese Macht der Luxusindustrie eine strenge Controle auszuüben, damit sie nicht eine Ausdehnung erlange, welche verhängnißvoll werden könne. Was werden die „classes moyennes" thun? Sie werden als Antwort auf die Montégut'sche Frage fortfahren, soweit es ihnen möglich ist, sich mit noch mehr Luxus zu umgeben und noch tiefer in Draperien, Vorhänge und Tapeten zu vergraben. Folgt einmal eine Zeit in ihrem frivolen Egoismus einer solchen dämonischen Richtung, so helfen auch die edelsten Warnungen nichts, bis sich die Zeit erfüllt hat und aus dem Chaos der Materie, wenn auch unter Schmerzen, sich wieder die Idee des Guten, Wahren und Schönen losringt und zur Herrschaft gelangt. Als ein Zeichen der Zeit bleibt es aber immer von Interesse, wenn sich mitten aus dem Strudel des assyrisch üppigen pariser Lebens in der „Revue des deux mondes", diesem literarischen Organ der „classes moyennes", eine solche Stimme vernehmen läßt. **H. M.**

Bibliographie.

Amphitheatrow, Ueber das Verhältniß der Kirche zu den Christen. Predigten. Aus dem Russischen, nach der 2ten Ausgabe übersetzt von Janyschew. Wiesbaden, Ritter. Gr. 8. 20 Ngr.

Barnum, der Kaufmann, Journalist und Raritätenmann. Oder: So macht man Geschäfte und so wird man reich. Eine Selbstbiographie. Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Breier, E., Die beiden Grafel. Roman. Zwei Bände. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 1854. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bruch, C., Zur Physiologie der Sprache. Academische Einladungsschrift. Basel. 1854. Gr. 4. 15 Ngr.

Calmet, D. A., Ueber Geistererscheinungen. Nach dem Französischen bearbeitet. Zweite sehr vermehrte Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deschanel, E., Was man den Frauen Böses nachgesagt hat. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Gießen, G. L., Harfentöne christlicher Dichtung. Mainz, Kunze. 8. 1 Thlr.

Gutzkow's, K., Dramatische Werke. 8ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Lenz und Söhne oder die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 25 Ngr.

Hackländer's, F. W., Werke. 1ste Gesammt-Ausgabe. Mit dem Portrait des Verfassers. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 4 Ngr.

Hefele, C. J., Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Altdeutsche und altnordische Helden-Sagen. Uebersetzt durch F. H. v. d. Hagen. 2te verbesserte Auflage. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Wilkina- und Niflunga-Saga oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 2te verbesserte Auflage. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 Thlr.

Herold, W., Ueber die Stellung der bildenden Kunst in der Gegenwart. Ein Beitrag zur Kultur und Kunstgeschichte. Zwei Vorträge. Halle, Berner. 8. 12 Ngr.

Holtzmann, A., Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 8 Ngr.

Horn, Otto, Therese Krones. Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. Fünf Bände. 2te Auflage. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Ferdinand Raimund. Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. Drei Bände. Ebendaselbst. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Pfeiffer, F., Zur deutschen litteraturgeschichte. Drei untersuchungen. Stuttgart, F. Köhler. Gr. 8. 20 Ngr.

Leben und Wirken Sr. Majestät Friedrich Wilhelm des Vierten, Königes von Preußen. 1ster Theil. Leipzig, Herbig. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, E., Elisabeth. Ein erzählendes Gedicht. Einbeck, Eggeling. Gr. 16. 12½ Ngr.

Münchmeyer, A. F. O., Harfenklänge. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 12. 10 Ngr.

Schambach, G., und W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Severus, Der Eidgenossen Heldentage. Epische Bilder. Mit einer lyrischen Zugabe. St. Gallen, Huber u. Comp. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

Stier, R., Vertheidigung meiner Thesen über Veränderungen im Kirchenliede gegen Hrn. Herm. Scholz. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Waldstein, M., Gedichte. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 16. 1 Thlr.

Zunz, Die synagogale Poesie des Mittelalters. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der Königl. Hannoverschen Denkschrift überreicht in der Sitzung der Hohen Bundesversammlung am 16. Novbr. 1854 betreffend die Beschwerden einiger Ritter- und Landschaften über Entziehung ihrer Rechte. Bremen, Strack. Gr. 8. 10 Ngr.

Czerski, J., Offenes Sendschreiben an Papst Pius IX. Schneidemühl, Eichstädt. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutschlands sociale Noth und der Orient. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Orientalische Frage und die Deutsch-Babylonische Sprachverwirrung. Für Zeitungsleser, nicht für Staatsmänner. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 4 Ngr.

Hurter, F., Rom. Eine Skizze. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 9 Ngr.

Ist die katholische Kirche in Preußen durch Staatszuschüsse bevorzugt? Beleuchtet an dem Ausgabe-Etat der Provinzial-Geistlichen und Unterrichts-Verwaltung im Regierungsbezirk Münster. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Krause, H., Der rußische Krieg vom Beginn der Verwickelungen 1852 bis zum Schluß des Jahres 1854. Nebst einer chronologischen Tabelle der übrigen Ereignisse des letzten Jahres. Stade. 8. 10 Ngr.

Prolog und Epilog zum Festspiel: Die Huldigung der Künste. Am 50jährigen Erinnerungsfeste des feierlichen Einzugs Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Grossherzogin Grossfürstin Maria Paulowna. 9. Nov. 1854. Weimar. Gr. 4. 4 Ngr.

Sausse, Die Freimaurerei und Prof. p. o. et Dr. theol. SS. Hengstenberg in Berlin. Offene Antwort auf dessen Angriffe gegen den Orden der Freimaurer. Leipzig, Deckmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Schick, G. S., Herr Rudolph Wirsing und das Leipziger Stadttheater. Ein statistisch-humoristischer Rückblick. Dessau. 8. 3 Ngr.

Der alte Schulmeister und der in der Pädagogik vorherrschende Geist. Duisburg, Ewich. Gr. 16. 5 Ngr.

Veit, M., Die Erweiterung des Schutzes gegen Nachdruck zu Gunsten der Erben verdienter Autoren. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Von Stammbüchern und Rebus. Festschrift zum 17. Februar 1855. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Zur europäischen Politik im Jahre 1854 in geschichtlichen Ueberlieferungen zusammengestellt im Januar 1855. 2te Auflage. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)



Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen**. Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. April beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im März 1855.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Franz Duncker** in **Berlin** erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen k. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Mit Recht darf diese Zeitung als in ihrer Art einzig dastehend bezeichnet werden. Kein anderes Blatt gibt auf so gedrängtem Raume und für so geringen Preis eine gleiche Menge von Stoff. In Leitartikeln werden vom volksthümlichen Standpunkte aus klar und scharf die Tagesfragen besprochen; die gedrängte Kürze der politischen und Kriegsnachrichten machen es dem Geschäftsmann, dem Handwerker, dem Bauer, dem Arbeiter möglich, sich täglich ohne großen Zeitverlust über den Stand der Weltbegebenheiten zu unterrichten. Außerdem versucht die Volkszeitung in unausgesetztem Streben für die Verbreitung allgemeiner Bildung täglich durch klar geschriebene naturwissenschaftliche Artikel, so wie durch literarische, historische oder anderweitig belehrende Erzählungen und Aufsätze ihre Leser nützlich zu unterhalten. Zur gegenwärtigen Zeit, wo Alles gespannt dem Gang der Weltbegebenheiten folgt, muß ein solches Blatt doppelt willkommen sein. Die Bewohner der Provinzialstädte und des flachen Landes machen wir daher ganz besonders auf diese Zeitung aufmerksam und ersuchen sie, die Artikel derselben doch lieber aus erster Hand zu lesen, statt aus zweiter, da sehr viele Provinzialblätter die Leitartikel, sowie die naturwissenschaftlichen Aufsätze der Volkszeitung meist ohne Angabe der Quelle nachdrucken.

Bestellungen auf das zweite Quartal 1855 werden schleunigst durch die löbl. Postämter erbeten.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aesthetische Wanderungen in Sicilien.

Von **Dr. Ludwig Goldhann.** 8. Geh. 2 Thlr.

Sicilien wird in den zahlreichen Schilderungen Italiens meist nur kurz und flüchtig behandelt, weil das übrige Italien zu reichen Stoff darbietet oder die Reisenden Sicilien nur wenig Zeit widmen konnten. Die vorliegende Schrift beschränkt sich ganz auf Sicilien und bietet dem deutschen Publicum eine umfassende Schilderung der merkwürdigen Insel in geistreicher Auffassung und lebendiger Darstellung. Die ästhetische Betrachtungsweise waltet vor, doch finden auch alle übrigen Seiten gebührende Beachtung. Die Wanderungen haben zwei Centralpunkte: Palermo und den Aetna. Von Palermo aus werden die Umgebungen der Stadt, der Monte Pellegrino, La Favorita, La Bagaria, Selinunt, Segeste, La Flora geschildert; vom Aetna aus: das innere Land und Syrakus, die Ostküste mit Catania, Taormina, Messina. Die Schrift bildet somit eine wesentliche Ergänzung der berühmtesten Werke über Italien und wird allen Freunden der Kunst und Natur dieses Landes wahrhaften Genuß gewähren.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilde (F. A.), Lesebuch für die Schulen Deutschlands. Zusammengestellt. **Zweite** verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Diese **zweite** Auflage des anerkanntmaßen seinem Zweck vollständig entsprechenden Wilde'schen Lesebuchs kann allen Lehrern zur Einführung in Schulen angelegentlich empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1855.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Das antike Element in der deutschen Poesie.

Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen von Karl Leo Cholevius. Erster Theil: Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichtschreibung unserer deutschen Literatur rückt langsam vorwärts. Das große, bewundernswürdige Werk von Gervinus hatte so sehr alles vorhandene Material in ebenso gründlicher als geistvoller Weise erschöpft, daß mit ihm eine gewisse Ruhe unvermeidlich eintreten mußte. Es begann für die Abfassung der Compendien damit allerdings eine neue Epoche. Die Resultate der Gervinus'schen Forschung mußten für die verschiedensten pädagogischen Bedürfnisse handgerecht gemacht werden, und die Anzahl von Lehrbüchern der deutschen Literatur, welche sich diese Accommadation zum Zweck machten, ist im letzten Decennium zu einer mit jedem Jahr größern Menge angewachsen. Es liegt in der Natur solcher Abrisse, daß sie die Auffassung der Sache selbst wenig verändern. Dazu bedarf es eines tiefern Eingehens, einer selbständigern Erkenntniß, als ihre Tendenz erheischt, der es nur darum zu thun ist, das anerkannt Richtige in einer leichtfaßlichen Uebersicht darzubieten. Nunmehr scheint aber wieder ein größerer Fortschritt sich vorzubereiten. Wir rechnen dahin die neueste Ausgabe, die Koberstein von seinem Lehrbuch macht und die es aus dem Kreise der Compendien weit heraushebt. Wir rechnen dahin das treffliche Buch von H. Kurz, das, vollkommen selbständig in seinem gediegenen Urtheil, Geschichte und Beispielsammlung in einer musterhaften Weise verbindet. Wir rechnen dahin auch das vorliegende Buch von Cholevius, welches unsere Literatur von einem besondern Gesichtspunkt aus durchzuarbeiten begonnen hat. Es sucht einen Wunsch zu erfüllen, den Herder, F. Schlegel und Tieck lebhaft geäußert haben. Es sucht Rechenschaft zu legen von einem der merkwürdigsten Processe, denen wir in der Literaturgeschichte begegnen. Es ist dies mit so gründlicher, umfassender Gelehrsamkeit, mit einer so treffenden, anspruchslosen Darstellung, mit einem so unbestochenen, stets der Sache mächtigen Urtheil geschehen, daß dies Werk immer einen bleibenden und ehrenvollen Platz in der Literatur behaupten wird.

Wie der Verfasser dazu gekommen, sich seine Aufgabe zu stellen, hat er in seinem Vorwort selbst gerechtfertigt. Er hat eine Schuld abtragen wollen, welche die literarische Kritik noch einzufodern hatte. Die deutsche Literatur befindet sich in einer andern Lage als die anderer Nationen. Andere Literaturen sind entweder vollkommen selbständig oder für die Aufnahme des Fremden in einer Weise empfänglich, die dasselbe leichter mit dem Eigenen verschmilzt. Vollkommen selbständig ist die chinesische, die indische, die altarabische und die griechische Poesie. Die Verarbeitung fremder Elemente beginnt mit Rom, welches die oscische, etruskische und griechische Poesie in sich aufnahm, in dieser Assimilation aber durch die Analogie seines Paganismus mit der griechischen Mythologie, sowie durch die Verwandtschaft seiner Sprache mit der griechischen unterstützt ward. Die romanischen Völker, die aus der Mischung celtischer, römischer und germanischer Elemente hervorgingen, hatten an der römischen Sprache und Literatur ein natürliches Band, das sie mit dem Alterthum verknüpfte. Spanien, Gallien, Britannien waren gänzlich romanisirt. Zahllose Erinnerungen des antiken Lebens ragten in diesen Ländern aus Bauwerken, Ortsbenennun-

gen, bürgerlichen Einrichtungen, geselligen Gebräuchen auch noch in die Periode hinüber, welche durch die Einwanderung der Gothen, Sueven, Franken, Angelsachsen begründet ward. Die Gesetzbücher der Longobarden, der Sueven, Westgothen, Burgundionen und Franken wurden lateinisch abgefaßt. Anders war es mit Deutschland selbst. Auch hier hatte die römische Macht tief eingegriffen. Den Rhein und die Donau entlang hatte sie aus stationären Feldlagern allmälig Städte begründet, die römischen Markteinrichtungen eingebürgert, römisches Kriegswesen und römische Sprache verbreitet. Aber die Eigenart der deutschen Sprache erhielt die nationale Selbständigkeit, und die Reaction des Deutschthums blieb fortdauernd lebendig, wie Arminius zwar selbst die Schule römischer Kriegskunst durchmachte, aber um die Römer zu schlagen.

Betrachtet man nun die geographisch-historische Lage der Deutschen, so erkennt man in der Centralität derselben eine natürliche Vorausbestimmung zu einem universellen Verkehr mit allen übrigen europäischen Völkern. Nach Süden hin sind sie von Italien durch die Alpen abgeschieden; allein schon die Cimbern und Teutonen überschritten diese mächtige Naturgrenze, und die Römer gewöhnten sich daran, in ihr kein Hinderniß des Verkehrs zu sehen. Mit der geographischen Centralität im Herzen Europas war das Schicksal der deutschen Literatur von vornherein gegeben, sich nur durch Aneignung der nachbarlichen Literaturen selbständig erhalten zu können. Der Deutsche kann sich der Anregung nicht verschließen, die ihm von außen her zutheil wird. Er kann es nicht, weil er der unmittelbaren Berührung mit dem Fremden nicht auszuweichen vermag, aber er will es auch nicht, weil das Fremde für seine auf das Universelle angelegte Natur einen großen Reiz hat. Es lockt ihn als ein Wunder, bis er durch gänzliche Hingabe an dasselbe es sich eingelebt hat. Er unterwirft sich dem Fremden zunächst als einem gegen Das, was er selbst ist und hat, Höherm. Hat er aber dasselbe durch seine passive Entäußerung sich angeeignet, so geht er keineswegs, wie es den Anschein hatte, schlechthin darin auf, sondern dann tritt bei ihm die Enttäuschung ein. Das, was er gewonnen hat, genügt ihm nicht. Er hat noch Kraft genug übrigbehalten, nunmehr in die eigene Tiefe hinabzusteigen und eine eigenthümliche, wesentlich deutsche Production hervorzubringen.

Dieser Proceß ist der allgemeine deutsche Bildungsgang. Während desselben hat es oft das Aussehen, als würde der Deutsche sich gänzlich an das Fremde verlieren, und wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir in unserer Verausländerung nur zu oft unsere Nationalität in die äußerste Gefahr gebracht und uns zum Spott der andern Nationen herabgewürdigt haben. Allein wie Arminius, schon römischer Hauptmann, endlich doch das Schwert gegen die Römer wendete, so kommt der Deutsche aus dem italienischen, gallischen, britischen Wesen endlich doch wieder in sich zurück, wiederum nicht ohne in seiner Reaction bis zur Affectation eines für ihn unmöglich gewordenen Purismus auszuschweifen.

Nun haben wir Deutsche mit den romanischen und slawischen Völkern folgende Voraussetzungen unserer Bildung gemeinsam: 1) die hebräische, wie sie in den Schriften des Alten Testaments, 2) die christliche, wie sie in den Schriften des Neuen Testaments gegeben ist; 3) die griechische und 4) die römische, wie sie sich uns in den Bauwerken, Bild- und Schriftwerken dieser Völker erhalten hat.

Die Art und Weise, wie diese Schriften auf uns einwirken, ist eine ganz verschiedene von derjenigen, welche aus der Wechselwirkung mit einem noch lebenden Volk entspringt. Als eine fertige, in sich abgeschlossene Welt, als Vermächtniß einer in ihrer Wirklichkeit untergegangenen Cultur haben sie sofort einen idealen Charakter, der über alle Beziehungen des Egoismus hinausliegt. Die Schriften des Alten und Neuen Testaments wirken auf uns vorzüglich durch die Universalität ihres Inhalts, die der Griechen und Römer durch die Universalität ihrer Form, welche wir vorzugsweise die classische nennen. Das Verhältniß, welches die modernen Nationen dazu haben, ist im Allgemeinen dasselbe. Die absolute Wahrheit des Inhalts soll auch die absolute Schönheit der Form gewinnen. Im Besondern aber bedürfen die Deutschen der stets wiederholten Anschauung der antiken Formschönheit, weil sie durch die energische Innerlichkeit, die ihnen stammthümlich einwohnt, eine große Neigung zur Maßlosigkeit haben. Ganz instinctiv haben die Germanen in dieser Hinsicht von jeher schon dem Romanischen sich zugewendet, das formenklarer ist als das gährende Gemüth des Deutschen, welches in seiner Sehnsüchtigkeit nur zu leicht in das Gestaltlose und Unbestimmte verfällt. Noch bis diesen Augenblick, vom Mittelalter ab, imponirt daher dem Deutschen die französische Literatur durch die verständige Abgeschlossenheit ihrer Formen, sowie dies auch der Grund ist, weshalb eine Untersuchung über den Einfluß des Antiken auf das Deutsche gar nicht zu trennen ist von einer Untersuchung des Einflusses des Französischen auf das Deutsche.

Cholevius ist sich dieser allgemeinen Verhältnisse bei Abfassung seines Werks vollkommen bewußt gewesen. Er hat aber als strenger Historiker sich aller Deductionen enthalten, die ihm irgendwie das Urtheil zuziehen könnten, nach philosophischen Constructionen verfahren zu sein. Er schließt Betrachtungen allgemeiner Art nicht aus, allein er sucht sie nicht und er geht auch nicht von ihnen aus. Er läßt vor allem die Thatsachen selbst sprechen und begnügt sich, dieselben übersichtlich zu gruppiren. Gewiß wird ihm der Beifall der Historiker deshalb nicht entgehen, allein leugnen wollen wir nicht, daß wir zuweilen ein schärferes Zusammenfassen der Resultate, ein stärkeres Accentuiren der Wendepunkte gewünscht hätten. Cholevius hat nämlich eine Aufgabe zu lösen, die ihn von der Verfolgung eines als particulär erscheinenden Elements beständig in die allgemeine Geschichte hinüberführt. Es ist unendlich schwer, hierbei die nöthigen Schranken einzuhalten. In der europäischen Literatur herrscht ein so großer, so weitreichen-

der Zusammenhang, daß die Untersuchung eines einzigen Punkts den Forscher bald durch die verschiedensten Zeiten und Völker hindurchführt. Es ist unmöglich, das antike Element in der deutschen Poesie zu betrachten, ohne nicht auch auf die Literatur der übrigen Völker einen Blick zu werfen. Soll nun die besondere Hervorhebung des Antiken innerhalb des Deutschen recht interessant und lehrreich werden, so muß der Historiker uns deutlich machen, worin sich die deutsche Assimilation des Antiken von derjenigen Reproduction desselben unterscheidet, die wir bei den andern europäischen Völkern finden. Eine solche Vergleichung wird die rechte Würze solcher Untersuchungen. Nicht weniger aber muß nun innerhalb des Deutschen gezeigt werden, wie die verschiedenen Momente in der Entwickelung des antiken Elements untereinander in Verhältniß stehen. Das ist ja der unendliche Reiz des Geschichtstudiums, daß es uns da, wo wir zuerst nur zerstreute Einzelheiten erblicken, bei tiefern Eindringen das Auge schärft, den Zusammenhang zu entdecken, in welchem die Thatsachen miteinander stehen und in dem zunächst zufällig scheinenden Gange des Geschehens das Walten einer höhern Nothwendigkeit erkennen lassen. Der Proceß der Aneignung des Antiken bildet im Deutschen eine bestimmte Stufenfolge, und die Einsicht in das Verhältniß, worin die einzelnen Stufen zueinander stehen, versöhnt uns einigermaßen mit dem Widrigen, Häßlichen und Unnatürlichen der Erscheinungen, die bei uns oft damit verbunden waren. Cholevius versäumt nun keineswegs, die individuelle Modification anzudeuten, welche das antike Element bei uns empfangen hat, sowie er auch die Unterschiede der besondern Epochen sehr wohl kennt und charakteristisch zu schildern versteht. Aber man thut ihm gewiß nicht Unrecht, wenn man, bei aller Anerkennung seiner Forschung wie seiner Darstellung, den Wunsch hegt, daß jene doppelte comparative Anatomie bei ihm lebendiger und häufiger zum Vorschein kommen möchte. Im Detail ist Cholevius jedesmal vortrefflich, aber das Herausgehen zu allgemeinern Resultaten wird ihm schwieriger. Selbst wo er allgemeine Betrachtungen anstellen will, z. B. über den Unterschied der antiken und der deutschen Mythologie, des antiken und des deutschen Epos, zeichnet er mehr durch eine Fülle gleichartiger Einzelheiten, als daß er es zu einfachern, begrifflichern Bestimmungen brächte.

Dies ist es wol eigentlich, was bei Cholevius gewünscht worden ist, wenn man seine Methode getadelt und gesagt hat, daß er lieber monographisch hätte verfahren sollen. Cholevius hat sein Buch „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" genannt. Dies hat er unstreitig in dem Bewußtsein gethan, daß die Darstellung des Antiken als eines besondern Ferments sich gar nicht von der der allgemeinen Entwickelung trennen läßt. Es fragt sich aber, ob er das Problem, das er lösen wollte, nicht richtiger bezeichnet hätte, wenn von ihm gesagt wäre: „Das antike Element in der Geschichte der deutschen Poesie." Gegenwärtig tritt im Titel die deutsche Poesie zu sehr in den Vordergrund und das Antike wird in einen unbestimmten Plural aufgelöst. Es wird dieser kleine Mangel an Präcision der Wirksamkeit des vorzüglichen Buchs keinen Eintrag thun, allein eine correctere Fassung seines eigentlichen Inhalts würde es vielleicht vor mancher äußerlichen Misauffassung geschützt haben, namentlich vor der, als ob es mit Gervinus rivalisiren wolle, zu welchem es eher in dem Verhältniß eines Supplements und einer Revision steht. Daß Cholevius dem allgemeinen Gange der Geschichte folgte, kann man ihm wol nicht zum Vorwurf machen. Wie sollte er seinen Stoff monographisch behandeln? Sollte er z. B. ein Capitel schreiben von der Einwirkung des antiken Epos auf das deutsche, so konnte er dabei nicht vermeiden, alle Perioden unserer Poesie durchzugehen. Dasselbe hätte er aber bei der Lyrik, Didaktik und Dramatik thun müssen. So wäre er in unabwendbare, höchst lästige Wiederholungen verfallen. Oder man denke sich, daß er einen speciellern Punkt, z. B. die Metrik, hätte monographisch darlegen wollen, so würde sich der nämliche Uebelstand fühlbar gemacht haben. Wir glauben daher, daß von dieser Seite die Methode des Verfassers keinen Tadel verdient und daß, was mit demselben eigentlich hat ausgesprochen werden sollen, darauf zurückkommt, daß die specifische Thätigkeit des antiken Elements von Cholevius nicht genug nach ihren Resultaten und Stufen auch für die Reflexion hervorgehoben ist, denn thatsächlich ist dies von ihm auf die ausreichendste Weise geschehen. Was Cholevius für die Aufdeckung des wahren Verhältnisses unserer Fabel mit der der Alten, unserer Behandlungen der Alexander-Sage zu Kallisthenes und Curtius, der Veldeke'schen „Eneit" zur Virgilianischen „Aeneis", unserer Gedichte vom Trojanischen Kriege zu Homer, Dares, Virgil und Statius, unsers Dramas im 16. Jahrhundert zu Terenz und Plautus, unserer Erotik in der zweiten Schlesischen Schule zu den römischen Elegikern gethan hat, solche und ähnliche Untersuchungen wird jeder Literaturfreund mit dem größten Vergnügen lesen.

Cholevius hat in diesem ersten Bande das antike Element von den ersten Anfängen im Mittelalter bis zur französischen Gräcität Wieland's hin in folgenden Perioden abgehandelt. Erste Periode bis 1180: „Anschluß an die römische Literatur und Dichtungen in lateinischer Sprache." Zweite Periode bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts: „Behandlung antiker Dichtungsstoffe im Geist der Romantik." Dritte Periode, das 16. Jahrhundert: „Einfluß des Alterthums auf die geistige und sittliche Bildung im Zeitalter der Humanisten." Vierte Periode, das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts: „Die antike Poesie als Muster für die Form mit der Beschränkung auf das Technische. Die stoisch-christliche Moral als Kern der Humanitätsbildung. Der frivole Anakreontismus." Fünfte Periode seit 1740: „Vollendetere Dichtungen im antiken Stil. Theoretische Forschungen bis zur Entdeckung des Kunstschönen. Der Paganismus und die Sokratische Moral."



Die Aufgabe für die in diesen Perioden enthaltene Geschichte besteht nun darin, den allgemeinen Proceß, der ganz Europa mehr oder weniger in den nämlichen Phasen durchlief, nach seiner deutschen Gestaltung aufzuzeigen. Tausend Jahre verflossen, bevor die deutsche Sprache sich des Inhalts wie der Form des Alterthums in dem Grade bemächtigt hatte, daß sie deutsche Stoffe mit griechischer Idealität und Freiheit behandeln konnte! Die Wandelungen, welche in diesem Proceß vorkommen, lassen sich kurz so ausdrücken: 1) Der unbefangene Gebrauch der noch sehr lebendigen lateinischen Sprache auch für nationale, nicht blos für kirchliche Gegenstände; 2) die Auffassung antiker epischer Stoffe in den Formen der mittelalterlichen Romantik; 3) die technisch correcte Nachbildung antiker Formen in lateinischer Sprache; 4) die Nachahmung der antiken Poesie zwar nach den Gesetzen ihrer Formen, allein in modernen Stoffen und moderner Sprache; 5) die Reproduction der antiken Formen in modernen Stoffen; 6) die Reproduction des antiken Geistes in freien Nachbildungen.

Die erste Gestalt entsprang noch aus dem unmittelbaren Uebergange der römischen Sprache und Literatur in das germanische Mittelalter. Das Lateinische war nicht nur die Sprache der römischen Kirche, sondern auch noch auf lange hin die Sprache der Bildung überhaupt, auch der diplomatischen. Als die Kirche bei den Celten und Germanen erst befestigt war, nahmen die Geistlichen mit der Volksgeschichte auch Volkssagen in ihre Schriften auf, wie Jornandes, Paul Warnefrid, Saxo Grammaticus u. A. Sie dichteten auch wol die epische Sage in lateinischer Sprache metrisch aus. Saxo Grammaticus in den ersten acht Büchern hat seiner Prosaerzählung viele Verse in sehr verschiedenen Versmaßen eingemischt. Das schönste Denkmal unserer Poesie aus dieser Zeit wird immer der Waltharius bleiben, weil er in seinen lateinischen Herametern den Geist der alten Heldensagen am treuesten bewahrt hat. Die Analyse, die Cholevius gibt, weist auch die Eigenthümlichkeit, Unentlehntheit vieler seiner Bilder für die Kampfschilderung nach. Man könnte diese Periode die lateinisch-nationale nennen.

Im Gegensatz zu ihr dichtete die zweite Periode nicht mehr lateinisch, sondern deutsch und eignete sich in dieser Form die epischen Traditionen der Alten Welt an, indem sie dieselben jedoch zugleich ihrem eigenen Standpunkt gemäß organisirte. Ward also in der ersten Periode der einheimische Sagenstoff ziemlich harmlos lateinisch erzählt, blieb der Inhalt der Sagen dabei mehr oder weniger in seiner Integrität erhalten, so veränderte man jetzt die aus der antiken Welt aufgenommenen Stoffe nach dem romantischen Typus, um sie damit der ritterlichen Welt, in der man lebte, völlig adäquat zu machen. Die Byzantiner machen ein wichtiges, noch nicht völlig erkanntes Uebergangsglied in dieser Metamorphose aus, die für Deutschland von Frankreich ausging. Wir Deutsche haben hier den Franzosen nur nachgedichtet, was sich immer mehr herausstellt, je mehr wir die nordfranzösische Epik kennen lernen. Einer der wichtigsten und fruchtbarsten Dichter war hier Chretien de Troyes, wie uns die gründliche Monographie über denselben von Dr. Holland erst letzthin von neuem dargethan hat. Unsere deutschen Dichter, Lamprecht, Veldeke, Herbort von Fritzlar, Konrad von Würzburg, haben bei der Alexander-Sage, bei der „Aeneis“ und bei dem Trojanischen Kriege beständig, wie sie dessen auch ganz aufrichtig selbst eingeständig sind, welsche Medien vor sich gehabt. Antike Stoffe sind uns also zuerst durch französische Vermittelung zugeflößt worden, und wir können diese zweite Periode die romantisch-antike nennen. Cholevius hat ihr eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, namentlich dem Virgil und Homer und der Art und Weise, wie die antike Mythologie in unserm Mittelalter zur Erscheinung kommt. Cholevius bringt zu solchen Untersuchungen außer der unerlaßlichen Gelehrsamkeit eine phantasievolle Auffassung und gesunde Verständigkeit mit, die in der Combination des Verwandten die rechten Grenzen zu wahren weiß.

Die dritte Periode wird zwar, wie auch Cholevius hervorhebt, die humanistische geheißen, weil sich in der That an das damals entstehende philologische Studium eine größere Humanität anknüpft. Was indessen bei uns Deutschen die Einwirkung desselben auf die Poesie betrifft, so war dieselbe zunächst die einer völligen Entfremdung der Gebildeten von unserer nationalen Literatur. Man dichtete in den Formen, in der Mythologie und in der Sprache der Römer, denn das Studium des Griechischen wurde zwar nicht vernachlässigt, allein für die Dichtung darin beschränkte man sich doch auf Epigramme. Die Italiener fühlten sich damals ganz in die antike Sinnesart zurück. Ihnen gelang in ihrer dem Lateinischen zunächst stehenden Sprache der poetische Ausdruck, auch der zärtliche, am meisten. Ein Polizian und ein Pontan, ein Sannazar und G. Bruno schienen ganz aus dem Alterthum wiedergeborene Menschen zu sein. Die Deutschen blieben schwerfälliger und ließen sich in dem Schwunge der Latinität von den nachbarlichen Holländern und Polen übertreffen. Die reformatorische Polemik hinderte die poetische Erhebung, und selbst das Drama, welches man dem Terenz nachahmte, mußte, wie bei Frischlin, der Polemik gegen Rom dienen. Cholevius hätte hier vielleicht mehr auf das deutsche Element in den lateinischen Dichtungen der damaligen Deutschen eingehen können. Der Aesopischen Fabel, aber mehr nach der Seite ihres orientalischen Ursprungs als nach der Genesis der deutschen aus der griechischen und lateinischen Formation, ist eine ziemlich erschöpfende Analyse gewidmet. Die Darstellung der „Gesta Romanorum“ hat uns nicht befriedigt. Nach dem Material, welches Keller 1837 seiner Ausgabe hinzugefügt hat, konnte dieselbe anders ausfallen. Dagegen ist Das, was Cholevius über die Uebersetzungen und Nachbildungen des Plautinischen und Terentianischen Lustspiels sagt, vortrefflich. Der Fortschritt, den diese Periode machte, bestand hauptsächlich darin, daß die Nachahmung der antiken Poesie

als eine gelehrte Kunstdichtung, auch in der Sprache, von der volksthümlichen sich trennte und hierdurch einerseits ebenso wol die trübe Vermischung des Antiken mit dem Romantischen, die in der vorangehenden Periode geherrscht hatte, aufhob, als auch andererseits eine höhere Vereinigung des antiken ästhetischen Ideals mit dem modernen Geist anbahnte. Man kann diese Periode auch als die philologische bezeichnen.

Die vierte Periode enthält diejenige Formation des antiken Elements in unserer Poesie, die hauptsächlich durch die Franzosen hervorgerufen wurde und lange Zeit das gebildete Europa beherrschte. Die Franzosen wähnten die Gesetze erkannt zu haben, nach welchen die Griechen und Römer in ihren poetischen Compositionen zu werke gingen. Sie stellten eine Theorie der dichterischen Production auf, durch deren Praxis sie sich den Meisterschöpfungen des Alterthums glaubten an die Seite stellen zu können. Die Regeln des Aristoteles und Horaz, des Longin und Quintilian wurden von ihnen als kanonische proclamirt und mit misverstehender Einseitigkeit interpretirt. Dennoch gewann ihre Literatur hierdurch eine solche Klarheit und Festigkeit der Formen, daß ihre Werke allen europäischen Nationen imponirten und von diesen als Muster nachgeahmt wurden. Doch behielten die Franzosen eine gewisse Freiheit, die Boileau geschickt zu rechtfertigen wußte. Sie konnten sich in der Metrik den Alten nicht anschließen; sie blieben stolz auf ihre eigene Sprache; sie entnahmen viele Stoffe ihrer eigenen Geschichte und ihrem eigenen Leben. Was der unseligen Zerrissenheit der Deutschen nie möglich gewesen wäre, gelang ihnen. Sie popularisirten die antiken Formen in einer ihnen gemäßen, nationalen Weise und hoben die Trennung auf, die zwischen der Volksdichtung und der antik gelehrten Kunstpoesie bestand. Wie sie im Mittelalter den Inhalt der antiken epischen Traditionen romantisirt und damit ihrem Standpunkt homogen gemacht hatten, so verfuhren sie nun auch mit der Form. Und wie die Deutschen ihnen damals nachgedichtet hatten, so geschah es auch jetzt wieder. Man glaubte in der Nachahmung der Franzosen die Alten selbst nachzuahmen. Es war das Verdienst von Opitz, vom ältern Gryphius, von Haller und von dem schon attisch gestimmten Hagedorn, selbständiger durch ein Zurückgehen auf die Quellen in das Wesen der antiken Poesie einzudringen, allein bis auf den Sturz Gottsched's durch die Schweizer herrschten die französischen Ansichten als Autorität vor. Cholevius hat Opitz und Gryphius in die volle, ihnen gebührende Beleuchtung gestellt und vieles Merkwürdige, das bisher weniger beachtet worden, hervorgehoben. Diese Periode kann man die pseudoantike nennen.

Die fünfte Periode würde vielleicht besser in zwei zerlegt sein, in eine kritische und in eine productive. Die kritische, die in Lessing culminirte, setzte die Bestrebungen von Opitz und Hagedorn fort, eine richtigere Erkenntniß des Antiken im Unterschied von der französischen Pseudoantike zu erlangen; die productive wurde einerseits durch Klopstock, andererseits durch Wieland repräsentirt. Jener hatte es mit der Form, dieser mit dem Inhalt des hellenischen Geistes zu thun. Jener, in der Form völlig antik, war im Inhalt völlig national, denn auch seine Christlichkeit hatte, als protestantische, eine nationale Physiognomie. Dieser, in der Form französisch geschwätzig, war dagegen im Inhalt antik, aber nicht mehr im Sinne der stoischen Herbheit der ersten Schlesischen Schule und auch nicht in dem frivol Anakreontischen, eigentlich Martialischen der zweiten, vielmehr im Sinn wirklicher hellenischer Grazie. Wieland ist seiner Lüsternheit und Schwatzhaftigkeit halber leicht zu verurtheilen, und manche unserer neuern Literatoren haben sich aus seiner Verdammung ein rechtes Fest gemacht. Allein er ist schwerer zu fassen. Als der Gegensatz zur Erhabenheit Klopstock'scher Verhimmelung konnte er sich oft der zweideutigen Komik der Crébillon'schen und Grécourt'schen Frivolität nicht erwehren und statt zum Cultus der uranischen Aphrodite brachte er es oft nur zur Huldigung einer geistreich-wollüstigen Hetäre. Dies zu sehen und ihn deshalb zu tadeln ist, wie gesagt, leicht, zumal heutzutage, wo wir ganz andere Maßstäbe in Händen haben. Aber man muß auch das Positive in ihm nicht verkennen wollen, wodurch er seine Zeit entzückte. Dies bestand darin, daß er gegen die Plumpheit, mit welcher das sinnliche Element im 16. Jahrhundert, gegen die Unnatur, mit welcher es im 17. Jahrhundert bei uns behandelt war, ahnen ließ, mit welcher Wahrheit und Anmuth die Griechen die Natur erfaßt hatten. Bis auf Wieland hin herrschte im Begriff des Antiken das römische Moment vor; er machte die Deutschen mit der Weichheit und Feinheit des hellenischen Geistes vertraut, wenn er auch von der sittlichen Zartheit und Hoheit desselben noch keinen Begriff hatte und die Grazie Sokratischer Ironie noch häufig mit der Kahlheit schadenfroher Skepsis verwechselte. Cholevius hat zwischen Klopstock und Wieland Lessing in die Mitte geschoben, was uns nicht zweckmäßig scheint, da Klopstock und Wieland eine wesentliche Antithese bilden. Die äußerliche Chronologie sagt uns freilich, daß Klopstock 1724, Lessing 1729, Wieland 1733 geboren worden, allein diese Abfolge kann eine andere Anordnung nicht hindern, welche den sachlichen Zusammenhang besser übersehen läßt. Oder Lessing hätte auch nach Klopstock und Wieland behandelt werden können, wenn man seine weitreichende Einwirkung auf das Theater ins Auge faßt. Von diesen Dreien hat, unserer Meinung nach, Cholevius Klopstock am besten dargestellt. Die Wärme, mit welcher er seine auf das Große gerichtete Natur anerkennt, hat hier seine Darstellung sehr vortheilhaft gehoben. Der specielle Nachweis des Zusammenhangs, in welchem Klopstock's Odendichtung mit der Horazischen steht, ist äußerst interessant. Wieland ist mit Gerechtigkeit behandelt, Lessing aber nicht tief genug gegriffen, wenn auch nichts Wesentliches übergangen und die ungeschminkte Darstellung bei unserm Autor uns viel angenehmer ist als die bombastische Phrase, mit welcher

man seit längerer Zeit schon den einfachen Lessing glaubt schildern zu müssen, um das schöne Bild, das Gervinus von ihm gezeichnet hat, scheinbar zu übertreffen.

Blicken wir nun von hier noch ein mal zurück, so hätten sich folgende Stufen ergeben: 1) die lateinisch-nationale; 2) die romantisch-antike; 3) die philologisch-humanistische; 4) die pseudoantike; 5) die antik-kritische; 6) die einerseits in der Form, andererseits im Inhalt hellenische. Für die erste war die Geistlichkeit der römischen Kirche, für die zweite die höfische Aristokratie, für die dritte der Stand der Gelehrten, für die vierte der pariser Hof, für die fünfte die in Deutschland sich entwickelnde ästhetische Kritik, für die sechste die Humanität der protestantischen Aufklärung der Mittelpunkt.

Man erkennt in diesen Stufen einen progressiven Gang des antiken Elements. Schritt für Schritt mußte die eigentliche Wahrheit seines Wesens erobert, es selbst von mannichfacher Verkennung befreit und der deutsche Geist von den Verirrungen emancipirt werden, denen er für jene Assimilation bis dahin sich nicht hatte entziehen können. Die ersten drei Perioden bilden unter sich wieder ein Ganzes. Sie fangen lateinisch an und hören lateinisch auf. Immer ist es bei ihnen ein besonderer Stand, der dem antiken Element seine Gestaltung gibt: die Geistlichkeit, der Adel, die Schulgelehrten. Die drei letzten Perioden machen unter sich abermals ein Ganzes, denn es ist immer das nationale Moment, was darin hervortritt: das französische, das deutsche, das hellenische.

In den drei ersten Perioden verhält sich die deutsche Poesie passiv, in den drei letzten activ, denn gerade an der Verarbeitung der französischen Pseudoantike wird sie, in Verbindung mit einem gründlichern Zurückgehen auf die Classiker selbst, der Erhebung zu einem nationalen Selbstgefühl mächtig und erst hiermit fähig, das Antike nicht mehr nur im römischen, sondern im ursprünglich griechischen Sinn zu verstehen. Sehr merkwürdig ist in diesem Proceß auch der Umstand, daß die Deutschen vom Antiken, solange sie es noch im römischen Sinn erfassen, immer auch in das Romanische zurückgehen. Auf den Latinismus der römischen Geistlichkeit folgen die welschen, d. i. französischen Epen. Auf die lateinische Poesie der Humanisten folgt die Nachahmung der Formen der französischen Poetik. Auf die an die Alten selbst schon sich anschließende Kritik derselben folgt die Nachahmung des französischen frivolen Romans und der Natürlichkeit des Diderot'schen Theaters, wenn auch schon wesentlich gebrochen durch eine tiefere Anschauung des hellenischen Geistes, die von Lessing und Winckelmann ausging.

Wer will nun leugnen, daß eine Untersuchung dieses Bildungsgangs unserer Poesie nicht ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen dürfte? Eine solche Untersuchung hat so viele Seiten, daß es an Mängeln im Einzelnen nicht fehlen kann. Namentlich wird man im Detail über das Zuviel oder Zuwenig streiten können. Cholevius hat in steter Rücksicht auf Gervinus gearbeitet, wie das unerlaßlich war, wenn er nicht Dasselbe wiederholen wollte. In dieser Rücksicht aber hat er da, wo Gervinus nur Andeutungen gibt oder allgemeine Voraussetzungen macht, aus den Werken selbst instructive Auszüge gegeben, theils als Ergänzung, theils, z. B. bei S. Dach, zur Berichtigung. Sein Werk ist an sich ein durchaus selbständiges. Vergleichen wir es aber mit dem von Gervinus, so ist es für das antike Element in unserer Poesie eine kritische Erweiterung desselben. In dem folgenden Bande wird Cholevius jedoch weit über den Zeitraum hinausgehen, mit welchem Gervinus seine Geschichte abschließt. Er wird zeigen, wie sehr wir des wahrhaften hellenischen Wesens zur ästhetisch-ethischen Befreiung unsers Geistes bedurften und wie es doch unserm an sich universellern Standpunkt nicht zu genügen vermochte. Mit großer Erwartung sehen wir gerade diesem Bande entgegen. **Karl Rosenkranz.**

Dramatische Bücherschau.

1. Die Portenser, dramatisches Gedicht von Albert Türk. Berlin, Wohlgemuth. 1853. 8. 24 Ngr.

Gen Pforta zieht des Herrn Eobanus Hessius, Magnificenz zu Erfurt, Schwestersohn Justus Hergott, allda als Scholar der Gelahrtheit sich zu befleißigen und eine Leuchte des jungen protestantischen Glaubens zu werden, wie einst sein Vater es war, der den Märtyrertod für des muthigen wittenberger Mönchs evangelische Lehre starb. Frisch und fröhlich, wie der himmelansteigenden Lerche, ist dem jungen Scholar ums Herz, denn ihm durchleuchtet die Sonne des verjüngten Christenthums die reine, kindliche Seele, und all seine geistigen Fibern dehnen sich gewaltig nach voller freudiger Mannesthat im Kampf des Wissens und des Lebens. Im Ränzlein trägt er als kräftigen Schild die verdeutschte Bibel und an der Hand ein gülden Ringlein, das einst Luther's Käthchen seiner Mutter schenkte und von dieser dem Sohne beim Abschiede angesteckt worden war. Auf dem Wege nach dem Tempel der Weisheit zu Pforta geräth Justus mit seinem Geleitsmann Pharetratus, des Herrn Eobanus getreuem Famulus, zu Kösen in eine gar lustige Soldatenwirthschaft: da feiern die evangelischen Kriegsleute von Kurfürst Moritz nicht eben allzu apostolisch der Pfingsten freundlichen Feiertag — aber der gestrenge Herr Wachtmeister meint, gut luthersch könne man so gut in der Kirchen als im Kruge sein, und trotz des Herrn Pharetratus bedenklichem Kopfschütteln spricht Justus ein kräftiges Ja zu dieser Soldatenmoral. Bald aber gibt's Streit: der pfortaische Herrschaftsjäger Konrad, ein eifriger Katholik und heimlicher Söldling des ehemaligen, nunmehr abgesetzten Abts von Memleben, schmäht die Kriegsleute und das neue Evangelium und würde von den erbitterten Soldaten getödtet worden sein, wenn nicht Justus die Wüthenden zurückgehalten hätte. Nun aber zieht der Herr Scholar seine Straße fürbaß gen Pforta und verabschiedet den ehrlichen Famulus. So kommt Justus in den Wald zu Pforta, und wie er so des grünen Laubdoms Herrlichkeit bewundert, fährt ihm ein Schuß hart an dem Lockenkopfe vorbei und — ins Herz, d. h. in das unsichtbare seelische Herz. Denn ein holdes Mägdlein — Cölestine, des Abts von Memleben Mündel und des katholischen Försters Hildebrand Verwandte — steht mit dem noch dampfenden Rohre, dessen Blei einem stattlichen Hirsche galt, vor dem Betroffenen, und wie sie ihn so lieblich um Verzeihung bittet und so ämsig um ihn besorgt ist, da hat der arme Junge den Pfeil Amor's so tief in der Brust, wie ihn ein frisches Blut nur immer haben kann, und es ist bei so bewandten Umständen sehr natürlich, daß er, der nun doppelt

Mittheilungsbedürftige, sich inniger denn je nach einem mitfühlenden Freunde sehnt, der ihm noch fehlt. Sein guter Engel führt den Ersehnten ihm bald entgegen: dem Fritz von Trotha ist's zu eng geworden unten zwischen den Bücherschränken und Tintenfässern; drum hat er sich hinausgemacht in den freien, fröhlichen Wald, seines Vaters gewaltiges Ritterschwert zu schwingen und abzuschütteln den Schreibstubenwust. Das ist ein Bursche nach Ritter Götzens Art, — ganz Feuer und ganz Schwert. That! nur That, und zwar die frische, lustige Reiterthat! das ist sein Dichten und Trachten. Denn — meint er — das Vaterland braucht Männer. Aber Justus fragt ihn, ob Luther und Hutten und Reuchlin nicht auch Männer seien. „Ja!" — sagt Trotha — „die fochten schreibend! das waren Männer!" Und die Bruderhand reichen sich beide Jünglinge und Eine Sehnsucht begeistert ihre Herzen: Männer zu sein im Kampf für des Glaubens Licht und des deutschen Vaterlandes Ehre.

Zu Pforta wird der Justus bald die Krone der Scholaren, die Ehre der Prima, ein Muster in Sittlichkeit und Geistesschwung, der Stolz seiner Lehrer und die Liebe seiner Mitschüler. Aber unter dem scheinbaren Frieden des traulichen Schullebens zu Pforta wühlt der Verrath und brütet die Tücke. Denn der abgesetzte Abt von Memleben weilt in der Nähe, und seine Creaturen, der Förster Hildebrand und dessen Jagdbub Konrad, der Pater Urban und der Pfortenpförtner mit seiner Magd, helfen ihm insgeheim treulichst zur Wiedererlangung alles Dessen, was er und sie verloren haben. Zu diesem Zwecke ist es dem Abt gelungen, den Pfortenscholar Detwin von Altenburg zur Rückkehr in den Schoos der katholischen Kirche zu bewegen. Detwin's Vater, der, einst ein gewaltiger Degen, alt und gichtbrüchig auf seiner Burg zu Almerich sitzt, hat des Abts Rache dadurch sich zugezogen, daß er das Weib als Gattin heimführte, das dieser leidenschaftlich liebte, und so genügt der stolze Priester diesem seinem Rachedurste, indem er den einzigen Sohn des greisen Ritters abtrünnig macht vom protestantischen Glauben, welchem dieser Letztere sein ganzes Leben geweiht hat und mit vollster Ueberzeugungsfreudigkeit angehört; zugleich wird durch den Uebertritt Detwin's der einzige Sproß und Erbe eines ebenso reichen als vornehmen und angesehenen Geschlechts — die Altenburg sind mit dem kurfürstlich sächsischen Hause verwandt — dem „alleinseligmachenden Glauben" mit all seiner Macht und seinem Einfluß gewonnen: eben kein unbedeutender Fang. Um diese seine tückischen Plane zu verwirklichen, hat der Abt durch des Pfortenpförtners schmucke und lüsterne Dirne den leicht erregbaren Detwin in das Netz der Wollust verstricken und ihm, nachdem er um den Frieden seiner Unschuld gebracht war, durch zugesteckte Schriften katholischer Beredtsamkeit den Zweifel an Luther's Lehre einimpfen und die römische Kirche als eine Macht erscheinen lassen, die allein den innerlich und äußerlich Befleckten wieder zu Ehren bringen könne. Da nun so der Boden gehörig bereitet war in dem gutmüthigen und durchaus nicht unedeln, aber schwachen und sinnlichen Gemüthe des Junkers, wird ihm ein Muttergottesbild als Gegenstand seiner Andacht zugesteckt, das die lieblichen Züge von des Abts im nahen Försterhause weilendem Mündel Cölestine trägt, und die aufgeregte Phantasie des Jünglings zu wilder Leidenschaft für das schöne Mädchen entflammt. Ihre Hand nun sagt ihm der Abt als den Erdenlohn der Rückkehr zum Glauben Roms förmlich zu, nachdem der schnöde Priester ihre hohe Abkunft bestätigt und Detwin's Tante Jutta und der gleich dieser heimlich zum Katholicismus zurückgetretene Hauskaplan der Altenburg Detwin's Gemüth vollends den Planen des rachesüchtigen und ehrgeizigen Pfaffen verkuppelt haben.

Aber Cölestine, bei einer protestantischen Muhme erzogen und der neuen Lehre im tiefsten Innern zugethan, durchschaut ihres Vormunds lichtscheue Zwecke, beschließt, Detwin — den sie zwar nicht liebt, aber aufrichtig bemitleidet — zu retten, und nimmt sich vor, Justus, der mit Trotha des Verführten Stubengenosse ist, um Hülfe bei diesem Christenwerke anzugehen. Der sitzt gerade in der Nähe des Forsthauses, mit Zeichnen beschäftigt, und Cölestine bebt freudig zusammen, als sie ihr Bild unter des jungen Scholaren gewandtem Griffel entstehen sieht. Sie trägt nun dem freundlichen Zeichner ihr Anliegen vor, und gern verspricht er, ihr treulichst zu willfahren und fortzusetzen, was er bereits kräftig, wenn auch erfolglos begonnen hat; denn auch ihm ist über Detwin längst Klarheit aufgegangen. Wie aber Justus und das Mädchen so traulich kosen, löst sich das Geheimniß ihrer Herzen, und daß sie sich lieben, sagt ein Auge dem Andern und würde eine Lippe der andern bekannt haben, wenn nicht ihr Gespräch durch den Förster und den Abt gestört worden wäre. Es kommt nun die Nacht heran, in welcher Detwin das förmliche Gelöbniß seiner Rückkehr zu Rom ablegen soll. Kurz vorher führt ihn sein guter Engel noch ein mal zu Justus, und schon dringt dessen ernstes, überzeugendes Wort tief in seine leidenschaftlich hin- und hergerissene Seele, da hört er die Pfortenuhr Zehn schlagen. Elf ist die verabredete Stunde einer heimlichen Zusammenkunft des Junkers mit dem Pater Urban in der Pfortenkapelle; zu kommen hat Detwin als Edelmann versprochen und sein Versprechen will er nicht brechen — er geht. Justus hat Gelegenheit, diese Zusammenkunft zu belauschen; er sieht, wie sich eine verborgene Thüre im Fußboden öffnet und den Pater Urban einläßt, erfährt so die Stunde, welche Detwin auf immer zum Katholiken machen soll, und entdeckt zugleich, daß diese Mönchserscheinung den alleinigen Grund zu düstern Spukgeschichten gegeben hat, mit welchen die jüngern Scholaren geängstigt wurden. Nun beredet er sich mit seinem Trotha und noch einigen wackern Genossen, mit bewaffneter Hand dem Pfaffenverrathe zu begegnen und die Ehre der Pforta zu wahren. Zu diesem Zwecke versteckt sich Trotha mit den Andern in der Kapelle, um Detwin's sich zu bemächtigen, während Justus in einer Blende des untern Kirchgangs, der zu der von Pater Urban benutzten geheimen Thüre führt, auf den Mönch lauert. Als dieser nun hereintritt, wirft sich ihm Justus mit gezogenem Schwerte entgegen; aber der Priester drückt auf ein nur ihm von alter Klosterzeit her bekanntes Werk in der Mauer: ein eisernes Gitterthor rasselt nieder und Justus ist abgeschnitten von den weitern Räumen der Kirche. Was hilft es, daß Trotha, der inzwischen Detwin's sich bemeistert hat, mit den Genossen die Treppe in den untern Gang hinabstürzt: das wohlberechnete Eisengatter trennt ihn von dem Freunde, der von dem mit seinen Helfershelfern herbeigeeilten Abte in wilder Hast als Gefangener zunächst ins Forsthaus abgeführt wird, von wo ihn die Priester gen Naumburg schleppen wollen. Aber Cölestine fliegt bei der Kunde von dem traurigen Ereignisse nach Pforta und berichtet an Trotha, wohin man den kühnen Scholar zu bringen gedenke; ihr folgt das Aufgebot von ganz Pforta, den theuern Genossen mit der Waffe in der Hand zu befreien.

Inzwischen ist Kurfürst Moritz in die Altenburg eingezogen und nicht eben gar freundlich vom Herrn der Veste, seinem Verwandten, empfangen worden; denn dem schneidet's tief ins Herz, daß der Sachsenherzog abgefallen ist von der evangelischen Sache und das schnöde Amt übernommen hat, gegen das protestantische Magdeburg die kaiserlich katholische Acht zu vollstrecken. Als jedoch Moritz dem Greise enthüllt, daß er nur zum Schein diesem Auftrage sich unterzogen habe, um, ohne Verdacht zu erregen, sein Volk an sich zu ziehen und um so sicherer nun den Feinden der evangelischen Sache auf den Leib zu rücken — da lebt der alte kranke Ritter noch ein mal zu neuer Jugend auf. Ein Reitender bringt einen Brief des Pfortenrectors Mehlhorn, worin dieser von dem Priestercomplot berichtet und Detwin's Theilnahme daran, sowie des Justus Gefangennehmung durch die Pfaffen meldet. Armer Ritter von Altenburg, das ist ein Donnerschlag aus dem heitern Himmel deiner Glaubensfreude! Und wüßtest du gar noch, daß mitten in deiner Luthervеste der römische Tiger seine Zuflucht gefunden und sein Opfer zu zerreißen im Begriff ist! Denn der Herr Abt von Memleben hat, gedrängt von den ringsum schwärmenden

Reitern des Kurfürsten, seinen Plan, gen Naumburg zu ziehen, geändert und hat sich mit dem gefangenen Justus und mit Konrad, dem Jagdbuben, geradewegs in die Altenburg zu seinem Confrater und Mitverschworenen, dem Hauskaplan dieser Veste, begeben, indem er sicher schloß, daß man hier im Neste des alten Glaubenshelden ihn und sein Gelichter am wenigsten vermuthen werde; unter dem Vorwande, altenburgische Reiter brächten einen entsprungenen Dienstmann in die Veste zurück, war denn auch das Bubenstück wohl gelungen. Auf der Burg nun in einem alten entlegenen Thurme von dem Kaplan gut geborgen, stellt der Abt Justus die Wahl, zu sterben oder römisch zu werden. Justus wählt natürlich das erstere und bereitet sich zum letzten schweren Gange für seinen Glauben und seine Ehre. Schon hebt Konrad, der Jagdbub, der für Cölestinen glüht und deshalb Justus den glücklichen Nebenbuhler haßt, auf des Abts Geheiß die Hellebarde gegen den muthigen Bekenner des Evangeliums, da bricht dieser vom alten Mauerwerke einen wuchtigen Stein los und schmettert mit verzweifeltem Wurfe den Abt todt zu Boden; wieder aber schwingt zum letzten Stoße der Jagdbub die Partisane — da fährt Trotha's Schwert dem Schurken durch den Leib und Justus ist gerettet. Der Kaplan nämlich, von Gewissensangst getrieben, hatte Jutta, der Schwester des Herrn von Altenburg, des Abts gräßlichen Plan verrathen und diese gab sofort dem Kurfürsten davon Kunde; indessen war auch Trotha mit Cölestinen und den Portensern angelangt, um des Sachsenherzogs Hülfe zu ihrem Zuge gen Naumburg, dem vermeintlichen Hafterte ihres Freundes, zu erflehen, und wurde so der Retter seines Justus. Ueber den Leichen aber der von Gottes Gericht getroffenen Bösewichter reicht Cölestine dem Geliebten die Hand der Treue, und reuig sinkt Detwin zu seines versöhnten Vaters Füßen. Moritz jedoch ruft Justus und Trotha an seine Seite, mit ihm auszukämpfen den heiligen Kampf des Glaubens und des deutschen Vaterlandes und nach gethaner Eisenarbeit auf seiner hohen Schule zu Wittenberg den Oelzweig der Wissenschaft zu pflegen:

> Der Lober grünt, der Oelbaum ist im Treiben!
> Zum Siege! Ja! — Durch jeden Wall hindurch,
> Den Fürstenwitz und Pfaffentrug geschaffen!
> Zum Siege! Ja! — Denn gar ein' feste Burg
> Ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!

Es ist keineswegs blos das Einzelschicksal einzelner Menschen, sondern das Schicksal einer ganzen Zeit und eines ganzen Volks, das in diesen so harmlos und bescheiden gebotenen „Portensern" vor unsern Blicken vorüberzieht. Wir sehen die Versuche der aus ihrem Nimbus herabgestürzten Priesterschaft des alten Dunkelthums, von neuem das verlorene Jerusalem sich zu gewinnen, und diese Versuche sind nicht kleinlich und nicht leichtsinnig angelegt, vielmehr von der schlauesten Berechnung und weitreichendsten Intention; auch werden Mittel dazu ins Werk gesetzt, vor deren Scheußlichkeit jede menschliche Regung erstarrt: natürlich, wo man im Kampfe das Vertrauen in den Adel und die Reinheit seiner Absichten verloren hat und sich, wie hier, bewußt ist, daß man nur der eigenen Selbstsucht dient — da versagt sich die Sittlichkeit jede Mitwirkung und nur die Bosheit findet ein freundliches Gehör. Aber es waltet eine ewige göttliche Macht über der Menschheit edelsten Gütern, die sich immer und immer wieder der blutenden, leidenden, ringenden Kämpfer annimmt und ihre Kräfte stählt, ihr Auge schärft. Diese Macht ist eben nichts Anderes als die reine sittliche Ueberzeugung des edeln Wollens, und ihr unterliegt endlich doch der finstere Feind des Lichts und der Wahrheit. Das ist die historische, das die sittliche Moral dieses trefflichen Schauspiels. Wem vor der Deutschheit dieses Justus Hergott, dieses Trotha, des greisen Glaubenshelden auf Altenburg, dieser gelehrten Herren von Erfurt und Pforta, des alten Kriegsmanns Wiprecht, des Wachtmeisters, der Cölestine — dieser lieblichsten Mädchengestalt — das Herz nicht aufgeht, als wenn er in die trauliche Lenzesfrische einer deutschen Landschaft blickt, der möchte wol für immer den deutschen und den poetischen Pulsschlag verlernt haben.

Daß unser Dichter in seinem Moritz, unbeschadet des deutschen Kerns, dennoch den Witz der die nationale Eigenthümlichkeit nicht eben im edeln Sinne auflösenden und verallgemeinernden Staatsweisheit des 16. und aller weitern Jahrhunderte zur Geltung bringt, in Justus und Trotha den Geist der neuern Zeit in seiner ganzen unverschatteten Sonnenpracht sich verwerthen läßt, in den meisten der gelehrten Notabilitäten den verpedantisirten, noch immer etwas mittelalterlich verclausulirten Protestantismus, im alten Burgherrn das im Gegensatz zu Moritz', ich möchte sagen, modernem diplomatisch-politischen S t a a t s thume d e u t s c h mittelalterliche Reformations-Ritterthum dramatisch verklärt, — all Das gibt dem schon durch den Gang seiner Fabel an und für sich genugsam interessanten Schauspiele nur noch kräftigere, mannichfachere und charakteristischere Lebendigkeit und Wahrheit. Der Humor, der diese tiefernsten Begebenheiten durchweht, ist keineswegs aus der Rumpelkammer längst verbrauchter Wortdreschereien und langweiliger Narrenstreiche hervorgeholt, sondern voll frischen und gesunden Athems und durchaus in die Handlung des Stücks als *integrirender*, unentbehrlicher Mitarbeiter verwebt. Zwar wird man einwenden, er erinnere zu sehr an Shakspeare: mag sich der junge Poet diese Vorwürfe recht freudig gefallen lassen; denn er ist nirgends zum bloßen nachäffenden Handlanger des großen Briten geworden. Möchte allen Dichtern durch des unerreichten Heros gründliches Studium so viel Eigenartiges in ihrer Künstlerbrust geweckt werden, wie dies hier der Fall ist — sie dürften sich wahrlich nicht schämen, auf jeder Seite an Shakspeare zu erinnern.

Und überhaupt: wo sollen denn die deutschen Poeten gesunden Stoff für Volksscenen und humoristische Volkscharaktere höherer als blos possenhafter Natur hernehmen, sonderlich da sich's — wie hier — um historisch nationelle Verhältnisse handelt, wenn sie nicht aus dem Wunderborne schöpfen, aus welchem auch Goethe und Schiller schöpfen mußten und gern schöpften — aus Shakspeare? Solange bei uns jeder Keim volksthümlicher Gestaltung von Staats, Religions und Polizei wegen unterdrückt wird, solange die deutsche Wissenschaft und Kunst sich aristokratisch einpuppt, oder besser, wolle sie oder wolle sie nicht, in majorem dei gloriam einpuppen m u ß, solange mit einem Werte bei uns Volk und Dichter zwei Dinge sind, die sich einander gar nichts angehen, gar nichts angehen dürfen — nun, solange bleibt für den deutschen Poeten Shakspeare eben die einzige Fundgrube und das einzige Studium für Volksscenen. Darum hat der Verfasser der „Portenser" Recht gethan, sich an diese unversiegbare Schatzkammer zu wenden, und die Art, wie er von diesem Rechte Gebrauch macht, stellt sein unstreitbar sehr bedeutendes poetisches und dramatisches Talent nur in noch helleres Licht: man lese die prächtigen charakteristischen Soldatenscenen des ersten Acts, die überaus ergötzlichen Unterredungen zwischen dem Pfortencastellan und seiner Dirne, die Würfelscene der portenser Scholaren u. s. w.; will man sich aber an so recht echter deutscher Herzenspoesie erquicken, dann schlage man die lieblichen Gespräche zwischen Cölestine und Justus auf. Einzelne Charaktergestalten unter den mehr oder weniger als Nebenfiguren auftretenden Persönlichkeiten sind dem wirklichen Leben mit frappanter Treue abgelauscht. Rector Mehlhorn — dieser mit seinem „Was geht uns Deutschland an? Wir sind Weltbürger!" und mit seinen lateinischen Floskeln und Wendungen so recht deutsche Schulpedant; der grundehrliche Pharetratus, einem vergilbten Pergamente gleichend, das alt und räucherig ausschaut, aber viel köstliche Dinge in seinen Hieroglyphen birgt; der alte Knappe Wiprecht, der rechte Mustertypus so eines alten Hausguts und Erbstücks von treuem Diener, der spiritus familiaris des gesammten Hauses, der sich ohne seinen Herrn nicht denken kann und der daher, wenn er von ihm oder sich redet, nie anders als „wir" sagt; Hans Dümmling, der Wachtmeister, der Fahnenjunker, der Corporal

und endlich der greise Freiherr von Altenburg, der körperlich zwar ergraute und zusammengebrochene, aber innerlich durch die Macht seiner begeisterten Ueberzeugung jugendfrische „alte Glaubensheld", dem der dankbare Blick in Gottes lachende Natur ein Gebet gilt und „dessen treues, gottergeb'nes Herz die Lutherschlacht fortschlägt bis in den Tod": — in all diesen Gestalten ist eine überraschende Fülle sprudelnden Lebens und echter Menschenempfindung.

Verkannt aber darf hierbei nicht werden, daß die Nebenfiguren dem Helden entschieden über den Kopf wachsen und daß sonderlich die mit großer Liebe angelegte Natur Trotha's das Interesse, welches sich in Justus, der offenbar der persönliche Mittelpunkt des Stücks sein soll, mit einer gewissen Ausschließlichkeit concentriren müßte, schon deshalb lebhaft beeinträchtigt, weil Trotha's Charakter viel realer und plastischer ausgearbeitet ist als Justus, der zuweilen in eine gewisse declamatorische Monotonie verfällt. Auch Oetwin entzieht dem Helden des Dramas insofern dramatischen Antheil, als er ebenfalls dessen zu viel für sich selbst in Anspruch nimmt; denn es ist — und in dem Tadel liegt allerdings zugleich ein Lob — dem Poeten die düstere, unheimliche, grauenhafte Verwilderung, die in Oetwin's ursprünglich edelm Gemüthe die Leidenschaft angerichtet hat, so kräftig gelungen, daß man dem wilden Processe in des unglücklichen Junkers Brust mehr, als gut für das Interesse an Justus, nachhängt. Endlich müssen wir das noch tadeln, daß unsern Dichter, dem es offenbar darum zu thun gewesen ist, die geistigen Hauptfactoren jener Phase der Reformationszeit dramatisch zu fixiren und aufeinander wirken zu lassen, die historische Treue und eine gewisse sittlich-poetische Gerechtigkeit nicht dahin geführt hat, auch dem Katholicismus einen edeln Vertreter zu gewähren und damit in der That das Thema zu erschöpfen, soweit das in fünf Acten möglich. Wir können den Poeten, da dieser Mangel seines Werks zu sehr auf der Hand liegt, um von ihm übersehen worden zu sein, von einer gewissen Parteilichkeit nicht freisprechen und warnen ihn ernstlich vor derartigen präoccupirten Stimmungen, die der freien, unbefangenen Künstlerschaffung sofort eine Fessel anlegen und um so gefährlicher sind, weil diese Fessel nur selten rechtzeitig erkannt wird.

2. Josephe. Tragödie in fünf Acten von Rudolf Menger. Stettin, Saunier. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Das ist ein schauerliches Ritter- und Pfaffen-Nachtstück, in welchem der Dichter allen möglichen Graus und Jammer Himmels und der Erde recht absichtlich zusammengehäuft hat und alle Teufeleien vollständigst zu überteufeln sucht. Ein armes Judenmädchen wird in dem Stücke ohne jegliche Schuld ihrerseits — denn daß sie dem Einziggeliebten an die Brust sinkt, ist keine menschliche Schuld, sondern ein menschliches Recht — von aller Welt, sogar vom eigenen Bruder mit Flüchen und Grausamkeiten jeder Art förmlich zu Tode gehetzt, und beim Halali dieser Parforcejagd schließt über ihrer Leiche der bis dahin im wüthendsten Hasse gegen jeglichen Menschen rasende Bruder mit dem Geliebten des armen Opferlamms, den er noch eben in Stücke reißen wollte, einen erhabenen Freundschaftsbund. Nein, das ist nichts als krankhafte Ausartung einer überhitzten, in crassen Bildern schwelgenden Phantasie und ein Mordspectakel, wie es für die Kunizer, Reibehand und Haßkarl unserer vormaligen Bühne ein gutes Zug- und Kassenstück gewesen wäre. Und dennoch: wir hätten wahrlich dieser „Josephe" höchstens mit einem „Apage!" gedacht, wenn nicht die stellenweise hochpoetische Sprache, der nicht selten erhabene Schwung der Empfindung und einzelne ganz charakteristisch gestaltete Nebenfiguren Grund böten, dem Verfasser, wenn auch nicht gerade dramatisches, so doch lyrisches Talent entschieden zuzuerkennen. Der hoffentlich noch junge Dichter möge sich am classischen Griechenthum seine verdüsterte Phantasie abklären und nicht eher wieder den Pegasus besteigen, als bis er über die Mittel, mit welchen er wirkt, einigermaßen Herr ist und nicht mehr in Gefahr kommt, Nachtgespenster eines aufgeregten Hirns für wirkliche Menschen auszugeben. Nonum prematur in annum, lieber Autor!

3. Die Sulioten. Trauerspiel in fünf Acten von Johann R. Preyer. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 16 Ngr.

Wir freuen uns, über diese Arbeit Preyer's uns günstiger äußern zu dürfen als über sein Drama „Canova". Unstreitig ist in den „Sulioten" von der undramatischen Verinnerlichung des „Canova" zum Frommen einer kräftigen äußern Handlung Abstand genommen worden und das Bestreben, zu individualisiren, tritt unverkennbar vor, sodaß hier und da so Handlung als Charakteristik dramatisch recht brav zusammengreifen. Allein es ist das eben doch nur hier und da, und während „Canova" zu innerlich, sind die „Sulioten" zu äußerlich ausgefallen; die Hauptpersonen entwickeln zu wenig innere Bedeutsamkeit und die Handlung geht nur zu oft ins völlig Breite und Verschwommene. Auch scheint der Autor seine Charaktere nicht eben allzu gründlich durchdacht und in sich selbst motivirt zu haben; sonderlich leiden die beiden Hauptfiguren, Zavellas und Georg Botzaris, an innerer Unklarheit, die zur Phrase als zum Helfer in der Noth greift und kein rechtes Interesse an der betreffenden Persönlichkeit aufkommen läßt. Möchte Preyer, dessen poetisches Talent wir nicht leugnen, zur epischen Leier greifen; alles Zuständliche, Alles was zum Terrain gehört, gelingt ihm offenbar; doch scheint das dramatische Motiviren und scharfe Individualisiren außerhalb seiner Begabung zu liegen. Es wäre zu bedauern, wenn dieses an und für sich erfreuliche Talent sich länger auf einem Gebiete abarbeitete, wo es doch stets im Kreise sich bewegen dürfte, statt auf dem ihm angemessenern Felde der Lyrik und Epik zu gesunder Entwickelung zu gelangen. Der Dichter spricht überall aus den „Sulioten", der Dramatiker kaum hier und da, und endlich trägt die ganze Arbeit insofern einen etwas leichtfertigen Charakter an sich, als sie einen solid durchgesonnenen Plan vermissen läßt; man fühlt den künstlerischen Grundgedanken nicht kräftig heraus, und ohne diesen ist beim heutigen Stande der Cultur ein Kunstwerk nicht recht möglich.

4. Der Wettlauf. Lustspiel in einem Aufzug von Heinrich Kruse. Bremen, Heyse. 1854. Gr. 16. 6 Ngr.

Es bietet Einer drei jungen Mädchen, unter welchen ihm die Wahl schwer wird, seine Hand an, und obwol alle drei Nein sagen, merkt er doch, daß das Nein der Einen nicht eben allzu ernst gemeint, sondern nur jüngferliche Prüderie sei. Da kommt er auf den originellen Einfall, den Mädchen einen Wettlauf auf einem Gartengange anzubieten, an welchem ein Rosenstock etwas vorsteht: diejenige der Damen, die er im Laufe überwinde, müsse seine Frau werden. Die Mädchen nehmen den Vorschlag, heiter wie sind, um so lieber an, als der Vorschlagende lahm ist und also zuversichtlich der Besiegte sein wird. Zwei der Damen bleiben denn auch Siegerinnen, nur die mit dem schwachen Nein stolpert und fällt über den Rosenstrauch und muß nun des Siegers Frau werden, der ihren Fall mit ziemlicher Zuversicht vorausgesehen hatte. Der Papa des besiegten Dirnchens wittert das Richtige und fragt ganz naiv: „Sage 'mal, Klärchen, ist der Rosenstrauch zu Dir gekommen oder bist Du zum Rosenstrauch — —"

Dies der heitere Inhalt des muntern, frischen Schwanks, der ebenso seiner kecken und lebendigen Charakteristik wegen als um seiner harmlosen Fröhlichkeit willen bestens zu empfehlen ist. Nur das denn doch wol endlich in seiner verwerflichen Koketterie gebrandmarkte Reden ad spectatores streiche der Autor, wenn er sein Stückchen nicht für das Puppentheater bestimmt hat.

5. Hölty. Dramatisches Gedicht in drei Acten von einem Hammelburger. Augsburg, von Jenisch und Stage. 1854. 16. 8 Ngr.

Edler Hammelburger, entschuldigen Sie: das ist denn doch

zu arger Knaster, der sich in anständiger Gesellschaft nicht wohl rauchen läßt und den die Kritik daher ungebraucht dem hammelburger Poesie-Verschleißamte mit bestem Danke zurückerstattet.

6. Der spanische Student. Ein Schauspiel in drei Acten von Henry Wadsworth Longfellow. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Bemerkungen versehen von Karl Böttger. Dessau, Baumgarten u. Comp. 1854. 8. 15 Ngr.

Es ist gewiß viel Schönes und Poetisches, viel lyrisch Gelungenes in diesem „Spanischen Studenten", allein besondere charakteristische Persönlichkeiten in den Hauptträgern des Stücks, welche durch ihre innere Bedeutsamkeit fesseln, und eine anziehende, eigenartige Fabel sucht man vergeblich darin, vielmehr sind die Hauptfiguren nicht mehr und nicht weniger, als wie man sie eben auf der Alltagsstraße der Sentimentalität antrifft, und die Handlung gibt ein sehr gewöhnliches Räuber- und Zigeunermärchen ab, wie wir es in unserer „Preciosa" der Begebenheit nach bereits ebenso gut oder ebenso mittelmäßig haben. Einige Nebenfiguren, wie der Padre Cura, der Alcalde Crespo, Chispa der Studentendiener, sind dem Autor jedenfalls ganz brav gelungen, bekunden, daß es ihm an Individualisirungstalent gar nicht gebricht, und sind in der That ganz spanisch charakteristisch gehalten; sie beherrschen daher die Handlung, die keine einigermaßen bedeutende Fabel entwickelt. Und weil nun der Autor um jeden Preis spanisch sein will, so überladet er seine Dialoge mit spanischen Provinzialismen, die doch eben nur dem tiefern Kenner des Castilischen geläufig sind und das Stück gewaltig stören und hemmen.

7. Herodes der Große. Trauerspiel in fünf Acten von Rudolf Neumeister. Leipzig, Gebhardt und Reißland. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist auffallend, daß seit längerer Zeit unsere Poeten, und zumeist begabtere, ihre dramatischen Stoffe mit einer gewissen Absichtlichkeit in der vorchristlichen Zeit oder doch in Kreisen suchen, die dem Christenthum fremd und feindlich geblieben sind. Wir möchten darin eine theils bewußte, theils mehr unbewußte Opposition erkennen, einer Richtung gegenüber, die auch auf dem Gebiete der Poesie durch ihre zelotischen Machinationen manch hoffnungsvolles Talent zu blenden und für ihre Zwecke zu benutzen wußte. So griffen die Gegner dieser Richtung, theils um damit eine Demonstration ins Werk zu richten, theils um widerlichen Controversen auszuweichen, zu Stoffen, die schon an und für sich der christlichen Anschauung entrückt waren, und gefielen sich in einer tendenziösen Ignorirung des christlichen Princips, das ihnen durch jene pfäffische Dogmatik gleichsam verleidet worden war. An und für sich ist in dieser Taktik, die mehr oder weniger bewußt geschah, eine gesunde Reaction anzuerkennen und die Intention zu würdigen, dem poetischen Schaffen die vollkommenste Unabhängigkeit in Wahl des zu verarbeitenden Stoffs zu sichern. Allein hierbei wird vergessen, daß, wenn der dramatische Dichter seine Handlung in Zeiten, Anschauungen und Zustände verlegt, die, unsern Auffassungen völlig fremd, außer jeder innigen seelischen Beziehung zu uns stehen, sein Stück uns eben auch fremd und kalt bleiben wird. Denn um in ganz heterogenen Existenzen auch für unser Verständniß und Gefühl den menschlichen Pulsschlag recht warm und voll schlagen zu lassen, ist eine großartige Kraft, wie sie eben nur einem Genie zugebote steht, erforderlich; Talente — und wir leben in einer Zeit der Talente — thun wohl, vom Ufer ihrer Zeitanschauungen nicht allzu weit fortzuschwimmen, denn sie können sich derselben doch nicht entschlagen, und was sie uns dann von den Völkern ferner Inseln erzählen, das sind eben nicht jene Völker, sondern sie selbst mit einer Löwenhaut behangen und mit seltsamen Farben bestrichen. So manche gepriesene und nach vielen Beziehungen hin mit Recht gepriesene Dramen der Neuzeit rechtfertigen diese Behauptung und lassen uns entweder ganz kalt und kritisch oder finden nur deshalb einen Weg in unser Herz, weil es eben unsere Anschauungen und Empfindungen sind, von Menschen ausgesprochen, die der historischen Wahrheit nach doch nimmermehr so sprechen konnten.

Der Verfasser des Trauerspiels „Herodes", das uns zu diesen Reflexionen veranlaßte, scheint die Bedrängniß, in welche bei der Wahl so entlegener und isolirter Stoffe, wie der seinige ist, ein Poet, der kein Genie, offenbar gerathen muß, richtig vorausgesehen zu haben und war bei seiner Arbeit unzweifelhaft von dem ernsten Streben beseelt, ohne der Zeit, Sitte, Auffassung und Nationalität seiner Gestalten zunahezutreten, sie unserm ich möchte sagen „herzlichen" Verständnisse zu assimiliren. Zuweilen ist ihm dies sehr glücklich gelungen, im Allgemeinen aber läßt er da, wo er dem historischen Geiste treubleibt, kalt, oder er wird zu Motiven und Consequenzen hingerissen, die zwar unsern vollen menschlichen Antheil erregen, aber eben in jener Zeit und in jenen Persönlichkeiten durchaus unmöglich sind. Deshalb macht eine sehr merkbare Zerrissenheit und Zerfahrenheit in dem Stücke sich fühlbar — es fehlt die harmonische Seele und man wird weder zum Glauben an die Dichtung und ihre Gestalten noch zu einer befriedigenden ethischen Lösung der dramatischen Verwickelung geführt. Es ist eine gewisse althebräische Herbigkeit und Zähigkeit in dem Helden dieses Dramas — und diese Momente stoßen, da sie menschlich unvermittelt in historischnationeller Nacktheit dastehen, entschieden ab; es ist aber auch eine sentimentale Romantik in diesem Charakter, die, offenbar dazu bestimmt, ihn zu vermenschlichen und unserm Empfinden näherzurücken, seine innere Wahrheit und Möglichkeit auflöst und ihn nach Art des ganzen Dramas in zwei Hälften zerlegt, die auch nicht in Einem Punkte sich harmonisch verschmelzen. Im Anfange seines Auftretens gewinnt das chevalereske Wesen dieses Herodes und seine romantische Liebe zu Mariamne offenbar die Herzen, allein bald erkennt man, daß dieser Herodes keine in sich wahrhafte Persönlichkeit, sondern nur ein personificirtes Experiment ist, den mittelalterlichen Ritter mit dem altjüdischen Despoten zu einer einigen Individualität zu verschmelzen. Ebenso unselbständig erweist sich Mariamne. Diese schwärmende, schmelzende deutsche Mädchenhaftigkeit macht einen fast komischen Eindruck inmitten dieser Makkabäer, dieser Römer und Pharisäer; man vermeint, eine Maskerade vor sich zu sehen, wo alle Zeiten, Sitten und Völker in buntem Wirrwarr durcheinandertreiben, und da versteht es sich denn von selbst, daß all das Schöne, Liebliche und echt Menschliche, was an und für sich in unsers Dichters' Mariamne sich versinnlicht findet und mit poetischem Schimmer überhaucht ist, unbeachtet bleibt und nur umsomehr dazu dient, die Unmöglichkeit dieser Gestalt auf solchem Grunde ans Licht zu stellen. Glücklicher ist unser Autor in seinen andern Persönlichkeiten gewesen; der greise Oberpriester Hyrkanus, Josephus und Costobarius, diese dienstbereiten Sklaven jeder Laune des jüdisch-römischen Despoten, die Pharisäer Pollio und Samias, sehr gelungene Vertreter des jüdischen Stoicismus, und der hebräische Platoniker Manachemus, Mariamnens Bruder Aristobul mit dem stolzen, unversöhnlichen Makkabäerherzen, Alexandra, seine Mutter, an Geschlechtsstolz ihm gleich, an ränkesüchtiger Schlauheit ihm weit überlegen, und des Herodes Schwester Salome, die falsche lauernde Schlange, die dennoch ein wenn auch nur schwacher Hauch von Geschwister- und Gattenliebe vermenschlicht: das Alles sind Persönlichkeiten, in welchen unser Autor eine reiche und sichere Gestaltungskraft und ein tüchtiges historisches Studium verwerthet hat, wie denn das Stück an trefflichen, echt dramatischen Scenen nicht eben Mangel leidet. Der Conflict des Stücks, der Kampf zwischen freier Herzensliebe und altem haßgeschwängerten Familienvorurtheil wird mit dramatischer und tragischer Kraft und Würde durchgekämpft, und dieser Vorzug läßt um so lebhafter bedauern, daß der Verfasser in unglückseliger Anwandelung weiß Gott welcher närrischen Grille seine Dichtung opern-

artig schließt und himmlische Heerscharen Choräle singen läßt, die in ihrer schwächlichen Fassung recht widerlich mit der sonst kräftigen Sprache der Dichtung contrastiren. Abgesehen indessen von diesem Schlusse und den Ausstellungen, die wir vorhin an dieser Dichtung zu machen nicht umhin konnten, spricht sie offenbar eine dramatisch-poetische Begabung aus, die bei glücklicherer Wahl des Stoffs unfehlbar Gelungenes und Erfreuliches zu schaffen in jeder Beziehung befähigt ist.

8. Bernhard von Weimar. Ein Trauerspiel von M. Grohe. Berlin, Schneider und Comp. 1853. 8. 15 Ngr.

Sehnsuchtsvoll erharren die Truppen des Herzogs Bernhard im Lager zu Hüningen den Marschbefehl ins Innere Deutschlands, denn Pest und mancherlei seltsame beunruhigende Gerüchte über des Heerführers Verhältniß zu Frankreich ängstigen die Herzen der Obersten und Soldaten. Dem offenen Bundesvertrage mit Ludwig XIII. ist mit Bernhard's Wissen ein Geheimvertrag angeschlossen worden, wonach der Letztere Elsaß und Hochburgund zum Eigenthum erhalten soll, und nun fodert Frankreich gegen neuen Beistand mit Geld und Truppen vom Herzoge den schriftlichen Verzicht auf diese Lande und die Anerkennung gallischer Oberherrschaft. Richelieu hat schlau genug operirt, denn jene Clausel, die er, scheinbar um Bernhard zu schonen, als Geheimartikel behandelt hatte, gibt den Herzog völlig in seine Hand, weil mit der Veröffentlichung dieses Punkts Bernhard als offenbarer Reichsfeind proclamirt und seiner deutschen Fürstenehre verlustig gehen würde. Man weiß in Paris sehr gut, wie sehnsüchtig der Fürst die Zeit herbeiwünscht, diese Ketten zu brechen und sich als deutscher Mann zu rechtfertigen; und nicht allein politische Gründe bewegen den Cardinal Richelieu, dem in seinem Sold befindlichen weimarischen General Erlach, welcher Bernhard's Vollvertrauen besitzt, unter verkappter Weisung die Ermordung des Herzogs aufzugeben, sondern auch persönlicher Haß gegen den deutschen Fürsten, der die Hand seiner Nichte ausgeschlagen hat und das Haupt der französischen Hugenotten, den geächteten Rohan, nebst dessen Tochter, gastfreundlich in seinem Schutze beherbergt. Schwer und qualvoll lastet auf Bernhard die Schuld, durch jenen Geheimartikel seine Ehre an Frankreich verkauft zu haben und damit ein Räuber an seinem Vaterlande geworden zu sein. Zwar beruhigt er sich mit dem Gedanken, Elsaß und Burgund ja eben nur als deutscher Reichsfürst beherrschen zu wollen; allein das Ansinnen Frankreichs, auf diese Kronen zu verzichten, wälzt ihm die volle Wucht seiner Schuld aufs Herz und wühlt in ihm zugleich den wilden Brand tief beleidigten Stolzes auf. Da erscheint der hessische Gesandte und bietet dem Herzoge zugleich mit der Hand seiner Gebieterin deren Land und die Hauptmannschaft des deutschen evangelischen Fürstenbundes. Aber Bernhard liebt Marie, die Tochter Rohan's — Rohan's, der für sein Kind den Opfertod stirbt, weil er meinte, nur seine Person sei der Grund, warum Richelieu einer Verbindung seiner Marie mit dem Weimaraner entgegen sei. Liebe und Politik kämpfen in Bernhard; aber Marie führt ihn als Sieger aus diesem Kampfe, indem sie, ihre Liebe zu ihm verbergend, in ihm den Glauben erweckt, als erwidere sie seine Gefühle nicht, und kräftig das Wort redet für seine Verbindung mit der hessischen Fürstin, eine Verbindung, die seine Ehre und das Heil der deutschen und evangelischen Sache fodere. Es gelingt ihr, den Herzog umzustimmen, und indem er vor seinen Heervölkern offen und demüthig die Schuld bekennt, die er durch jenen unseligen Geheimartikel auf sich geladen, fühlt er sich hierdurch entsühnt, gewinnt aufs neue die begeisterte Liebe seiner Truppen und zerreißt jedes Band, das ihn etwa noch an Frankreich fesseln könnte. Aber Erlach — der Vollstrecker des tragischen Geschicks — zögert nicht: sein Gift findet den Herzog, dieser stirbt in den Armen Mariens — an der „Pest" und Richelieu triumphirt über den deutschen Helden.

Wir fragen zunächst: Ist dieser Grohe'sche Bernhard wirklich ein historischer Held, der, indem er ein großartiges Stück Geschichte in sich vertritt, das Geschick seiner Zeit und seines Volks in sich erlebt, in sich auskämpft und unter diesem Geschicke in energischem Ringen tragisch zusammenbricht? Ist dieser Herzog selbst nur ein Charakter, der als solcher unsern innigen Antheil und unser lebhaftes Mitleid aufregt? Wir müssen die Frage verneinen; denn Grohe's Bernhard ist keine dem Herzen ihrer Nation und Zeit organisch entwachsene, thatgewaltige Persönlichkeit, welche sich aus sich selbst heraus bestimmt und wirklich eine rechte bewußte Schuld aus der eigenen Machtvollkommenheit sich tragisch erzeugt. Dieser Herzog ist ursprünglich nichts weiter als ein ehrgeiziger Abenteurer, der einen gewissen Anflug von Ritterlichkeit und Romantik an sich trägt, dessen Patriotismus aber eben nur so weit reicht, als sein Ehrgeiz nicht tangirt wird. Dieser Bernhard muß es erst Schwarz auf Weiß sehen, daß seine sogenannten Bundesgenossen ein schmähliches Spiel mit ihm getrieben haben, um sich scharf bewußt zu werden, daß auch er ein solches Spiel mit diesen, mit seinem Vaterlande, seinem Glauben und sich selbst gespielt habe; er schwankt von einem Rathgeber zum andern und hat seinen Centralpunkt gänzlich an die Umstände und die äußern Zufälligkeiten verloren. Ja, so wenig Kraft trägt er in sich, so todt sind in ihm, dem vaterländisch und historisch sein sollenden Helden, alle Gefühle für Ehre, Pflicht, Glauben, für sein Volk und seinen eigenen Ruhm, daß erst ein französisches Mädchen ihm sagen muß, was seiner, des deutschen Fürsten, würdig ist. Durch diese unwürdige Lenksamkeit bringt sich der Herzog um alle ethische Reputation, und da wir zu seiner eigenen selbständigen Reactionskraft hierdurch jegliches Vertrauen verlieren, sind wir auch außer Stande, in dem offenen Bekenntnisse seiner Schuld vor allem Volke und in seinem Bruche mit Frankreich eine wahrhaftige und durchgreifende Entsühnung seiner Schuld anzuerkennen; denn es ist eben nicht seine selbständige originelle That, sondern eine Art Rausch, in welchen das begeisterte Mädchen ihn hineingeschwatzt hat; wir glauben der Ehrlichkeit und Dauerhaftigkeit seines neuen Entschlusses nicht, weil wir keine Zuversicht in das Motiv haben, das ihn dazu bewegt. Seine Declamationen beschwichtigen diese Zweifel und Befürchtungen nicht, sondern stempeln ihn nur noch mehr zum Maulhelden. So, unsers Mitleids unwürdig, stirbt er durchaus untragisch. In dem einfach schönen Prologe seines Dramas verspricht unser Dichter nicht eben Kleines, und doch ist der Held seiner Tragödie nur eine kleinliche Gestalt, die, wie die gesammte Arbeit, den Anfänger erkennen läßt. Die poetische Behandlung des Ganzen, das Geschick, welches einzelne Scenen und Nebenpersonen verrathen, und eben jene offenbare Anfängerschaft lassen uns indeß nicht ohne lebhafte Hoffnung für dieses junge Talent, dem sein Dichterberuf Ernst zu sein scheint.

9. Dramatische Schriften von Hermann Th. Schmid. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1853. 8. 3 Thlr.

Von eigentlich dramatischem Werthe sind diese Arbeiten gerade nicht, denn es fehlt ihnen die edle Sinnlichkeit, das unmittelbare Leben und die individuelle Gestaltungsfrische, ohne welche die Bühnendichtung sich in einen bald matten, bald schwülstigen Declamationston verliert. Ernst mag es der Verfasser mit seinen Arbeiten im Sinne gehabt haben, aber seine Natur ist ohne alle dramatische Ursprünglichkeit. Das Kernige fehlt seinen Farben durchaus, und wenn er einmal im Gefühle dieser Schwäche versucht, eine festere und markigere Pinselführung in Anwendung zu bringen, dann verfällt er leicht in Uebertreibung und sündigt gegen alle und jede Natur. Lyrische Empfindung gelingt ihm am ersten und ist ihm poetische Anmuth und Innigkeit, die auch der Sprache einen höhern Schwung verleiht, nicht abzusprechen; wo aber die eigentliche Arbeit des schöpferischen Gedankens und des praktischen künstlerischen Verstandes in Kraft treten soll, erinnert er an eine dramatische Manier, die vom gegenwärtigen Culturstande längst

überwunden ist und uns — die wir bisjetzt von H. Schmid nichts wußten — zunächst glauben machte, es finde hier eine Art Mystification statt, unter deren Mantel man alte Gespenster aus ihrem Grabe wieder ans Tageslicht citirt habe. Sehen wir nun die einzelnen Stücke mit raschem Blicke durch.

In dem Trauerspiel „Camoens" herrscht lyrische Empfindung und viel Declamation, aber von echter Handlung und Charakteristik sind darin nur sehr oberflächliche Spuren. Die Sprache ist zuweilen schön, meist aber schwülstig und exaltirt. Liegt der Gedanke, daß Pegasus nicht gedeihe in der feinen Giftluft des höfischen Treibens — wie wir zum Lobe des Dichters vermuthen — der Arbeit zugrunde, so hätte das tiefer gefaßt und nicht lediglich auf Grund einer gewöhnlichen diplomatischen Intrigue und einer sentimentalen Liebelei zur Anschauung gebracht werden müssen. Mit dem Namen Camoens verbindet sich für jeden gebildeten Geist sofort viel zu lebhaft der Begriff des Poeten, als daß man sich mit dem bloßen Phantasten abspeisen ließe. Wenn dieses Stück in München vor einem kunstverständigen Publicum wirklich Beifall gefunden hat, so verdienen die Darsteller das Prädicat der höchsten Meisterschaft, denn sie mußten aus Worten und Gefühlen wirkliche Menschen machen; in der Dichtung selbst sind eben keine.

„Bretislav" ist eine Schauer- und Gräueltragödie, vollgehäuft mit Romantik vom reinsten Wasser. Dieser „blutdürstige Wüthrich" Sobieslav und Wlasta, der Henkersknecht in optima forma, verleugnen ihre Blutsverwandtschaft mit Hinko dem Freiknechte seligen Andenkens in keinem Zuge. Dennoch ist dieses Stück insofern gegen das vorige ein Fortschritt, als darin wenigstens Persönlichkeiten auftreten, an deren Existenz sich glauben läßt, und als sich darin Scenen, wie das Gelage auf Horka's Burg, finden, die nicht ohne Leben und poetische Wahrheit sind. Die mislungenste Gestalt ist offenbar der Held des Stücks selbst in seiner romanhaften, unklaren Verschwommenheit, während als gelungenere Figuren die böhmischen Vladiken zu nennen sind. Die Fabel der Dichtung bietet dramatischen Conflict genug, aber der Autor hat sich seiner nicht energisch zu bemächtigen gewußt und die natürliche Tragik der historischen Fabel in ein verzerrtes Mordspectakel verdreht.

„Karl Stuart." Nein! so barbarisch mit der Geschichte umzugehen und aus dem wollüstigen, charakterlosen und launischen Karl Stuart, der freilich kein Teufel war, einen schwärmerischen Werther und einen martyrisirten Heiligen zu machen und Cromwell, der freilich kein Engel war, als ganz gemeinen, niederträchtigen Betrüger und Schuft auftreten zu lassen, das überbietet denn doch Alles, was sich jemals poetische Licenz erlaubt hat. Und auch in dieser seiner völlig unhistorischen Gestalt ist Schmid's Stuart schon an und für sich eine in sich selbst unmotivirte, nur declamatorisch angelegte Persönlichkeit, die in ihrer ewigen Passivität, in ihrer langweiligen Sucht, die lange Liste der Märtyrer zu vermehren, in ihrer völligen Unfähigkeit, sich zu einer recht kräftigen, wahrhaften Leidenschaft zusammenzufassen, weder dramatisches noch menschliches Interesse für sich zu beleben versteht. Gestalten wie die Stafford's, die aller echten Natur ins Gesicht schlagen, Tomlieson's, dessen dieses Cromwell plumpe Künste nicht sofort durchschauende Dummheit wirklich kolossal ist, sind vollends ganz geeignet, ein Stück zur Caricatur zu machen und in ihm jede freiere Bewegung zu ersticken.

„Rafael" ist nichts als ein Declamatorium, das nicht ohne lyrischen Schwung und sprachliche Schönheit ist, aber von dramatischer Handlung keine Spur aufzuweisen hat.

In „Herzog Christoph der Kämpfer" erhebt sich der Poet offenbar über die vorigen Arbeiten, und es gelingt ihm, im Anfange seines Stücks die Hoffnung zu erregen, als werde man endlich ein Drama zu lesen bekommen. Allein schon in der Mitte verliert er, vom romantischen Schwindel erfaßt, den frischen Wind und fährt gründlichst auf den Sand. Der Kampf zweier fürstlichen Brüder, von welchen der eine aus der Ferne — ein stattlicher Kämpe — heimgekehrt ist, um sein ihm vertragsmäßig zustehendes Recht an der Mitregierung des Landes vom Bruder zu fodern, und nun, da ihm dieser dies Recht theils aus Herrschsucht, theils aus anerkennungswerthen politischen Gründen verweigert, mit dem Schwerte sich es erringen will — ein solcher Kampf rechtfertigt die Erwartung, daß man hier einem kräftigen, männlichen Stile und einer sichern und festen Charakteristik begegnen werde. Aber statt dessen bemächtigt sich gar bald eine schwächliche Sentimentalität der rüstig und tüchtig begonnenen Handlung, und statt eines gesunden historischen Lebens verläuft sich das Ganze in hohles Pathos und endet geradezu trivial, so rührend vielleicht für gewisse empfindsame Seelen der gesuchte und kränkliche Schluß sein mag.

Wäre der Verfasser dem einfach-natürlichen, gesunden und humorfrischen Tone treu geblieben, den er in den ersten Scenen anzuschlagen so glücklich war, so hätte er ein recht wackeres grunddeutsches Drama liefern können; statt dessen aber hat er eine ganz gewöhnliche antediluvianische Ritterkomödie zusammenconstruirt und seinen schönen Stoff von der romantisirenden Aftermuse sich verhunzen lassen, ein Schicksal, das die Tragödie „Strasburg" zu theilen sich angelegen sein läßt. Es macht einen entschieden unangenehmen Eindruck, in einem Drama, das den Fall von Strasburg, Deutschlands westlichem Bollwerke, und die Erniedrigung des germanischen Adlers vor dem gallischen Hahne verlebendigt, in einem Drama, das demnach in jeder deutschen Brust den brennendsten Schmerz und die bitterste Scham erweckt, so viel beisächliches Nebenwerk, soviel engherzigen unbedeutenden Wust angebracht und zwar so angebracht zu sehen, daß die Haupthandlung dadurch an allen Ecken gehemmt und in das kleinliche Treiben allergewöhnlichster Trivialität gezerrt wird. War in des deutschen Dichters Brust nicht soviel deutsches Feuer, um den Fall seines Vaterlandes mit Würde zu verschaulichen und denselben an und für sich als so bedeutend zu erachten, daß ihn mit Nipptischzuthat aufzuputzen ihn entwürdigen heißt? Liegt denn nicht in jener traurigen Begebenheit Tragik genug, um für sich selbst eine Tragödie zu füllen? Es ist manches Gute im Einzelnen an dieser Arbeit, ja wir tragen kein Bedenken, eine und die andere Scene vortrefflich zu nennen; allein es fehlt der edle, sichere, würdevolle Tritt der historischen Tragik, und in Momenten, wo der Poet Miene macht, sich zu dieser Höhe aufzuschwingen, zieht ihn seine Schwäche wieder in den gewöhnlichen Komödienhandwerksbrauch hinab, den alle Sentimentalität und alle Declamationsparade aus seiner Trivialität nicht herausschwatzt. Zudem scheint eine rechte Klarheit, eine tüchtige Disposition in Behandlung seines Stoffs dem Autor nicht eben eigen zu sein; sein Drama würde sonst nicht so wüst zusammengeschichtet und nicht so locker in seinen einzelnen Persönlichkeiten und Situationen motivirt sein.

Um endlich noch von dem Lustspiele der vorliegenden Bändchen ein Wort zu reden, so ist dieser „Theuerdank", welcher Kaiser Max I. auf natürlich sehr romantische Manier — und aufs Romantische hat es der Autor in diesem Stücke ganz besonders und eingeständlich abgesehen — in einer schwarzwälder Dorfgeschichte als Troubadour und Eheprocurator auftreten läßt, zwar nicht ohne eine und die andere halbwegs ergötzliche Scene und hier und da nicht ohne poetische Anmuth, bringt es aber nicht über einige magere Körnchen Spaß und hat dem echten Humore jeglichen Eintritt in seine heiligen Hallen versagt; das wäre ja auch gar zu unromantisch! 19.

Ein Erziehungsroman.

Anfänge. Zwei Bände. Berlin, Gärtner. 1853. 8. 2 Thlr.

Die „Anfänge" sind halb Erziehungs-, halb Andachtsbuch, mehr aber letzteres, da auch die der Erziehung gewidmeten Abschnitte zumeist die religiöse Erziehung ins Auge fassen und die in denselben gegebenen Vorschriften zum größten Theil in Form erbaulicher Betrachtungen dem Leser ans Herz gelegt

werden. Der Titel „Anfänge" scheint im Hinblick auf den am Schlusse des Werks ausgesprochenen Satz gewählt zu sein, daß bei Heiligung des Herzens in echtchristlichem Sinne nie ein Abschluß gewonnen werden könne, sondern daß jeden Tag, jede Stunde von neuem angefangen werden müsse. Die Herausgeber, die, wie die Verfasserin, nicht genannt sind, erklären im Vorworte, daß das Werk von letzterer nicht zum Drucke bestimmt gewesen sei und erst Jahre lang nach deren Tode erscheine. Sie bemerken weiter: „Geschrieben ward es als geistige Zerstreuung in anhaltenden körperlichen Leiden und in dem immer regen Trieb nach eigener Bildung und innerer Verklärung; zur Mittheilung war es nur an einige jüngere geliebte Freundinnen bestimmt. Zum Vorlesen im gesellschaftlichen Kreise eignen diese «Anfänge» sich nur theilweise; besser schließen sie sich unmittelbar dem Gebete im stillen Kämmerlein an. Wie man sie aber auch betrachten möge, ob mehr als Erziehungswerk oder als Andachtsbuch, dürften sie wol in jeder Sammlung weiblicher Schriften eine würdige Stelle einnehmen. Das Manuscript ist umfangreicher, als es hier erscheint, weil die Hand sorgender und prüfender Liebe es vielleicht zu ängstlich beschnitt." Wir wollen dem Urtheile der Herausgeber über den Werth des Buchs nicht unbedingt entgegentreten, denn es hat viele Lichtseiten; dagegen können wir nicht sagen, daß die Hand sorgender und prüfender Liebe zu ängstlich beschnitten habe. Vielmehr würde das Werk bedeutend gewonnen haben, wenn die Herausgeber dieser Pflicht noch in weit größerm Maßstabe nachgekommen wären, da es nicht frei von häufigen Wiederholungen und ermüdenden Ausführungen ist, welche letztere häufig die Betrachtung an Stellen, wo das Thema bereits erschöpft und der Kern gefunden ist, noch weiter fortspinnen, den richtigen Abschluß verwischen und somit den Eindruck schwächen.

Die Form des Vortrags ist theils die der Erzählung, theils die des Dialogs oder der Reflexion in Tagebuchsniederschriften, und die Verfasserin führt uns zu diesem Zwecke in zwei Familien ein, deren Glieder nebst einigen Nebenpersonen die Träger ihrer Ideen sind. Die eine ist die eines preußischen Grafen und Gutsbesitzers, die andere die des Ortspfarrers. Der Graf ist Oberst, hat an den Befreiungskriegen theilgenommen und wird während des Verlaufs der Erzählung zu einer wichtigen militärisch-diplomatischen Mission in den russisch-griechischen Kämpfen gegen die Türken berufen, von der er ruhmgekrönt heimkehrt. Die übrigen Familienglieder sind die alte Gräfin, seine Mutter, die junge Gräfin, seine Gemahlin, die beiden Kinder, Moritz und Leonore, und die Nichte Marie, die Tochter eines bei Ligny gebliebenen Bruders und vater- und mutterlose Waise. Die Trennung der Familie vom Gatten, Sohn und Vater infolge jener Mission und später eintretende Vermögensverluste geben Gelegenheit, die hierdurch bedingten Pflichten in christlicher Auffassung zur Anschauung zu bringen und zugleich das liebenswürdige Stillleben der gräflichen Familie zu schildern, die sich auf ein kleineres Gut zurückgezogen hat, was sie selbst bewirthschaftet. Im Pfarrhause finden wir den Pfarrer und seine Gattin, Adelheid, seine Tochter, Suschen, seine Pflegetochter, und ein paar kleinere Kinder. Die Confirmation Leonorens und Mariens ist der Schlußpunkt der Erzählung. Eine Episode bildet das Auftreten der Gouvernante, Fräulein Dubois, im gräflichen Hause. Sie offenbart sich im Verlaufe der Handlung als Jesuitenemissarin, die den Auftrag hat, Leonore und Marie in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen. Sie hofft, die Mädchen, namentlich die etwas schwärmerische Leonore, durch augenblickliche Ueberraschung zu gewinnen, und bringt sie bei Gelegenheit einer katholischen Feierlichkeit, der Firmelung einer größern Anzahl von Kindern, zu ihrem Oheim, dem die feierliche Handlung vollziehenden Bischof, der in der Meinung steht, daß die Mädchen aus freiem Antriebe ihren Glauben ändern wollen, und der von seiner Nichte selbst getäuscht ist. Die Bemühungen der Gouvernante sind aber völlig erfolglos, und der Bischof dringt nicht weiter in die zu Bekehrenden, nachdem er sich von ihrer wahren Herzensmeinung überzeugt hat.

Mit Ausnahme der Dubois und Adelheid sind alle erwähnten Charaktere in christlicher und menschlich edler Gesinnung durchaus ideal gehalten und schier über das Maß idealisirt. Der Oberst ist das Muster eines Vaters und Gatten und eines für Humanität in der Verklärung des Christenthums begeisterten Mannes, Gräfin Clara und die alte Gräfin, von welchen die letztere hauptsächlich Mariens Erziehung übernommen hat und hier und da auch das weltliche Element im Erziehungswerke, unter Citirung mannichfacher Aussprüche Friedrich's des Großen, in ansprechender Weise vertritt, sind selbst vollendete Vorbilder ihrer Lehre, und der Pfarrer ist ein trefflicher Hirte seiner Gemeinde in Wort und That und zur Ausübung praktischer Liebespflichten durch das große Vermögen seiner Gattin im weitesten Umfange befähigt. Nur Adelheid, seine Tochter, die mit Leonore und Marie im gleichen Alter steht, bildet einen Contrast. Sie ist als selbstsüchtiges, lieb- und gefühlloses Kind geschildert, das seine Religion im Gedächtnisse, nicht im Herzen hat.

Die Einkleidung, in welcher die Verfasserin in der angedeuteten Weise ihre Ideen entwickelt, bietet allerdings den großen Vortheil dar, daß sie frisch und lebendig und gleichsam in körperlicher Veranschaulichung vor die Seele des Lesers treten. Sie hat aber auch manche und zwar nicht geringe Schattenseiten im Gefolge. Hierher rechnen wir zunächst eine gewisse, den Stoff gummiartig ausdehnende Breite, die namentlich in den Gesprächen, wie wir bereits oben bemerkt haben, oft auf sehr ermüdende Weise hervortritt. Wir erinnern nur an die Katechisation des Pfarrers mit sämmtlichen Schulkindern, wo alle Kinder zusammen oft Antworten eine Viertel- und eine halbe Seite lang geben, und an die Unterredung des Pfarrers mit Adelheid, wo es bei den Paraphrasen des Pfarrers zu den von Adelheid citirten Schriftstellen fast den Anschein gewinnt, als ob Beide die Rollen miteinander verwechselt hätten, und wo, nachdem das Thema: „Wie führt Gott die Menschen zum Glück?" in dem Satze: „Mache glücklich, so wirst du glücklich sein!" einen schönen Abschluß gewonnen hat, von diesem Grund- und Schlußgedanken wieder abgegangen und so die Bemerkung Adelheid's möglich gemacht wird: „Dachte ich mir es doch gleich, daß wir die Anweisung zum Glücklichsein nicht finden würden."

Ein anderer Uebelstand ist der, daß den Kindern hier und da Auseinandersetzungen und Entwickelungen von Ideen in den Mund gelegt werden, die in solcher Form und Ausdehnung über den Horizont des Kindes hinausgehen. Das schlagendste Beispiel hierfür ist die Unterredung Leonorens und Mariens mit dem katholischen Bischof, wobei Leonore hauptsächlich das Wort führt. Ein noch nicht confirmirtes Mädchen, wenn es auch als geistig sehr befähigt und als heranreifende Jungfrau dargestellt wird, ist kein passendes Organ, um einem greisen katholischen Bischof gegenüber die protestantische Confession zu vertreten, und wenn es, wie hier, in einer auf der Seite des Mädchens und des protestantischen Lehrbegriffs sehr überwiegenden Weise, zugleich aber einem Manne gegenüber geschieht, der so geschildert ist, daß man ihm die vollste Achtung nicht versagen kann, so tritt der Misgriff in der für den Zweck gewählten Form noch deutlicher hervor. Ja, als ob es die Verfasserin ganz eigen darauf angelegt hätte, diesen Mangel recht fühlbar zu machen, lesen wir unmittelbar nach Schluß jenes Abschnitts im nächst darauffolgenden als ersten Satz: „Die alte Gräfin hatte es vor, sich heute über den nun festzustellenden Religionsunterricht der Kinder mit dem Pfarrer zu besprechen."

Von wenig Takt zeugt die Art und Weise, wie die Pflichten einer Ehefrau abgehandelt werden. Nach der Trauung führt die Mutter der jungen Frau diese hinweg aus dem Kreise der Hochzeitsgäste, schickt den Pfarrer zu ihr, und nun beginnt zwischen vier Augen eine förmliche Katechisation über den

Beruf des Weibes, welche sich 19 Seiten hindurch fortspinnt!

Takt- und geschmacklos möchten wir es nennen, wenn der Geistliche der Verheiratheten schreibt: „Sie haben nicht anders sich zu betrachten, denn als die Magd ihrer Schwiegermutter, die Dienerin ihres Willens, die geschäftige Ausführerin ihrer Winke. Läßt Ihre Frau Schwiegermutter Ihnen scheinbar Macht und Gewalt im Hause, so ist das eine Gnade."

Endlich findet man Ideen, die in Gesprächen verhandelt worden waren, in Tagebuchsniederschriften und umgekehrt Reflexionen, die hier niedergelegt waren, in Gesprächen anderweit in Erörterung gezogen, ohne daß man dabei zu wesentlich neuen Gesichtspunkten oder zu schlagenderer Beleuchtung gelangte; ja, man stößt wol rücksichtlich einzelner Punkte hier und da auf verschiedene Auffassungsweisen, ohne daß schließlich eine Entscheidung über die vorzuziehende gegeben wäre.

Der störendste Mangel in der Einkleidung ist aber der, daß gerade der einzige Charakter, dessen vollständige Entwickelung für den Zweck des Buchs unerlaßliche Foderung war, nämlich der Adelheid's, völlig abgebrochen liegen gelassen worden ist, sodaß er mitten aus der Handlung heraus geradezu verschwindet. Das letzte Wesentliche, was wir von ihr hören, ist die Aeußerung des Pfarrers gegen die alte Gräfin: „Ich neide Sie um der zwei frischen Blüten willen, die das Leben Ihnen erschließt, und — Gott helfe meinem eigenen armen Kinde!" Wenn es nicht möglich wäre, unter Verhältnissen und Umgebungen, wie den hier geschilderten, das Gemüth eines Kindes, auch wenn sein Charakter noch so viele Schwierigkeiten darbietet, vollständig zu gewinnen, so wäre Erziehung und christliche Erziehung ein Wort ohne Inhalt, ein eitler, hohler Schein, und es verlohnte sich nicht der Mühe, sich damit zu befassen. Bot das Manuscript für diese Lücke keine Aushülfe dar, so war es Pflicht der Herausgeber, die ganze Adelheid und Alles, was sie betrifft, zu streichen. Allerdings ist es leichter, die Kraft christlicher Erziehung an idealisirten Kindescharakteren zu veranschaulichen, aber immerhin war es für ein Erziehungswerk besser, sich blos diese Aufgabe zu stellen, als die schwere Aufgabe, die Kunst der Erziehung an einem unliebenswürdigen Charakter zu versuchen, in Angriff zu nehmen und — diese Aufgabe völlig ungelöst zu lassen.

Den religiösen Standpunkt der Verfasserin glauben wir durch die Bemerkung, daß sie mit Vorliebe der Schriften von Therese von Jesu, Scupoli, François de Sales, Fénélon, Vinet, Kempis, Sailer, Tauler, Baxter rc. gedenkt und häufig daraus citirt, am besten veranschaulichen zu können. Die Tendenz, überall „dem Sinn und dem Buchstaben nach" auf den Grund der Heiligen Schrift zu fußen, zieht sich sichtbar durch das ganze Werk hindurch. Ziel und Zweck des Evangeliums ist der Verfasserin, uns zu beseligen und zu erneuern.

Sie verlangt aber, daß das Dogma bei dem Religionsunterrichte der Kinder in den Hintergrund trete. „Das Dogma", sagt sie, „wird stets für die Jugend nichts Anderes sein als auswendiggelernte Religion, als ein Schall ohne Begriff; und nichts tödtet so unerweckbar des Spruches Geist als dies Festhalten des Buchstabens, sobald es ein unfreiwilliges, ein knechtisches Festhalten ist. Noch nehmen diese kindlichen Gemüther ihres Gottes Wort als persönlich und direct zu ihnen geredet einfach hin, noch liegen Glaubenslehre und Sittenlehre ungetrennt und unzertrennbar für sie da. Soll ich methodisch sie auseinanderreißen? dem göttlichen Glauben, der lebendig des Gottes Lippe entströmt, unter der Aufschrift «Moral» die untere Stelle anweisen und des Menschen eigenmächtiger Classification des inhaltschweren Bibelworts unter der Aufschrift «Glaube» die höhere? Soll ich des Theologen todtes Dogma, abgelöst von dem innern religiösen Leben, ihnen darreichen an der Stelle des ganzen, ungetrennten Christus, des lebendigen, wahrhaften Christus, dessen warmen Hauch des Geistes unsichtbares Wesen auf jedem Blatt der Bibel ihnen zuführt?"

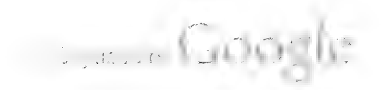
Und ebenso spricht sie sich mit großer Entschiedenheit gegen allen Autoritätsglauben aus. „Wer minder der religiösen Wahrheit glaubt als dem Menschen oder der Gesellschaft, die ihm den Glauben aufbewahrt, hat keinen wahrhaftigen, keinen lebendigen Glauben: er hat den Autoritätsglauben. Solch ein Glaube vernachlässigt stets die innerlichen, die eigentlich religiösen Wahrheiten, die er aufheben soll, und hängt sich an das äußere Dogma, das ihm Lehre und Vorschrift an die Hand gibt, ihn befähigt, auszusprechen, was er gelernt hat. Bald ist die Unterwerfung unter die Autorität sein ganzer Glaube, die Nothwendigkeit der Autorität seine ganze Philosophie, die Demonstration der Autorität seine ganze Theologie; und der Mensch, unaufhörlich von der Hauptsache durch das Zufällige zerstreut, bringt sein Leben hin, ein Haus zu bauen, das er niemals bewohnen wird. Laßt uns wiederholen: das Evangelium wird erst alsdann geglaubt, wenn es für uns von der blos äußern Wahrheit zum Rang der innern übergegangen ist, wenn es uns kaum mehr möglich ist, ihre Offenbarung von des Gewissens Offenbarungen zu unterscheiden."

Wie nun dieses innerlich empfundene und in Fleisch und Blut übergangene Christenthum mit seiner Kraft alle Lebensverhältnisse, auch die kleinsten und geringsten durchdringen und unsere gesammte Thätigkeit in Beruf und Familie und im Verkehre mit dem Nächsten regeln müsse, darüber ergeht sich die Verfasserin an verschiedenen Orten in recht treffenden und praktischen Erörterungen, die sich bis auf das Detail der alltäglichen Dinge erstrecken, und die um so beherzigenswerther sind, weil wir, wie die Verfasserin richtig bemerkt, gerade in diesen kleinen Dingen oft so unchristlich handeln und „in unserm gefährlichen Wahne meinen, dennoch nicht unser Gelübde gebrochen zu haben, das wir nur mit dem großen, unbestimmten Namen Tugend, Glaube, Frömmigkeit, Heiligung bezeichnen". Der Raum gestattet es nicht, hierzu Belege anzuführen; nur aus des Pfarrers „Tagebuch" wollen wir noch eine Blumenlese geben:

„Wollt Ihr eine Grenzlinie ziehen zwischen dem Irdischen und dem Himmlischen, so habt Ihr zuvor schon Beides in seinen Grundfesten zerstört."

„Ich war ein Knabe, als ich in einer der Kirchen Berlins einen berühmten Geistlichen, den man fast heilig sprach, das Abendmahl austheilen sah am Altar. «So brach der Herr das Brot den Jüngern zu Emmaus!» rief es mir aus der Seele heraus, und ich erbebte im gewissen Gefühl des nahen Zugegenseins Gottes. Da tritt, nach dem Hinwallen der besternten Männer und der Frauen in verbrämten Gewändern, ein Weib schlichten Anzugs heran, hinter sich ein Weiberhäuflein in gleich unscheinbarer Kleidung, — und plötzlich ist des Geistlichen Art und Wesen verwandelt; sein Auge sieht Christum nicht mehr; seine Seele ist nicht länger bei der Handlung zugegen; sein friedevoll verklärter Blick ist in Gleichgültigkeit zusammengesunken; sein Geist herausgerissen aus der göttlichen Himmelsarbeit zu dem ermüdenden Erdengeschäft herab. Er eilt; er spricht eintönig und dumpf die hochheiligen Worte; er sagt es deutlich und laut: «Was seid ihr gegen die!» Ich verhüllte das Antlitz; ich rannte hinaus ins Freie; ich nahm als schauerliches Geheimniß mit, was ich gesehen, und trug schwer an der fürchterlichen Erfahrung. Ward ich doch Jahre lang noch blutroth, wenn ich meinen Vater den Mann loben hörte. O, kann es so leicht geschehen, von der Liebe zu weichen; kann es geschehen, den Herrn zu verlassen am Tische des Herrn; kann es geschehen, ihn zu verleugnen mitten im Darreichen seines Leibes und Blutes, — so laßt uns keiner trügerischen Sicherheit ferner jemals uns hingeben, so laßt uns nicht ruhen, nicht rasten, nicht essen, nicht schlafen, bis wir Alles aufgeboten haben, uns ein menschlich Bruderherz im Leibe zu schaffen, und dann laßt uns an die Brust schlagen und sprechen: Gott sei mir Sünder gnädig!"

„Gestern wollten die Leute Anstoß daran nehmen, daß ich der einsamen Leiche folgte, der außer mir Niemand das letzte Geleit gab. «Sehen Sie genauer zu, was Sie thun, Herr Pfarrer», rief der Amtmann von der Hausthür mir nach, «es



ist ein arger Mensch gewesen, und Sie thun ihm noch eine Ehre an!» Eine Ehre! Thut doch Gott mir die Ehre an, daß er, kraft meines Amts, es mir gestattet, den Leib zur Erde zu legen, dessen Seele eben vor ihn tritt, und mein armes Gebet durch das Schmettern der Gerichtsposaunen hindurch noch hörbar machen zu dürfen. O, daß ich der schwerbeladenen, der theuer erlösten Seele nicht weiter zu folgen vermag, bis an des Richters Thron! daß ich nach Geleitung der Hülle an ihren Ort nur mit dem Bangen der Sehnsucht, nicht mit dem entschlossenen Fußtritt weiter noch folgen darf und nichts mehr kann, als nur noch emporschauen und bittend ihr nachblicken! Nein, das geschehe nimmer, daß ein Gemeindeglied den letzten Gang gehe ohne mich! Wenn es mir verboten würde von Amts wegen, wenn die Leidtragenden mich nicht dulden wollten im Zuge, — ich müßte, müßte dennoch mit, müßte in der Befriedigung dieses letzten, tiefen Herzenszugs zu dem theuern Bruder hin die Besänftigung suchen für die tiefe Reue, ihm im Leben zu fern geblieben zu sein! War es ein «arger Mensch», war es ein unbußfertiger Sünder: nun, so bedurfte er ja des Gebets mehr denn der Gerechte. Wer aber jene lange Nacht über betete mit dem «argen Mann», wer in fester Zuversicht ihn rufen hörte: «Gott nimmt die Sünder an!» der weiß es, daß es kein arger Mann, daß es ein reuiger Petrus war, der hinausgeht und bitterlich weint, wenn mitten in der Verleugnung der Herr ihn nun anblickt."

„Nein, das ist nicht Unglaube, sondern Glaube, daß ich die Ewigkeit der Hölle nicht glaube! O, seid gewiß: Gott ruhet nicht, bis er auch den letzten Sünder heraus hat! — Selig sein, während auch eine Seele nur noch in Qualen ränge und verloren auf immer in der Finsterniß da läge, — das können Menschen vielleicht, Gott kann es nimmer."

„Ob ich etwa zur römischen Kirche übergetreten sei? fragte mich heute spottend der Amtsbruder, als beim Oeffnen des Bücherschranks sein Blick auf den Kempis, den Sailer und die „Trutznachtigall" fiel. Das eben, meine ich, ist Frucht und Blüte des Protestantismus, daß wir Evangelischen die Gaben des Geistes nicht theilweis, nicht bedingt und einsilbig, zerstückelt nur einnehmen, wie der Katholik, sondern daß keine Erden- noch Himmelsgewalt uns verbietet, sie ganz und ungetheilt dahin zu nehmen, ein heilig unbestrittenes Erbtheil."

„Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? sprachen zu den Jüngern die Engel in glänzenden Kleidern. Was suchen wir Christum in starrer, beengender Form, während sein Geist, der lebendige, lebt und lebendig macht Jeden, der ihn faßt! Nein, bei den Lebendigen lasset uns suchen das Leben des Lichts, das Leben der Kraft, das Leben der Wahrheit!"

Dann und wann verliert sich die Verfasserin etwas zu sehr in Gefühlen; auch fehlt es nicht an Uebertreibungen in Betreff zu großer Strenge in sittlichen Anfoderungen, wie z. B. das Verlangen, dem ersten besten Fremden einen Einblick in unsere geistigen Beschäftigungen zu verstatten, indem es als ein Verstoß gegen die Wahrhaftigkeit dargestellt wird, wenn man ihm den Anblick derselben entzieht; oder das Verlangen, sich auch auf ungerechte Anklage nicht zu rechtfertigen, weil, wenn man auch in dem Einen unschuldig sei, man doch in andern Dingen Schuld habe. Wir wiederholen es jedoch, daß das Werk bei allen gerügten Mängeln viel Treffliches enthält.

30.

Die Prinzessin von Ahlden.

Als Nachtrag zu dem in Nr. 2 enthaltenen Artikel „Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts"*) möge man die Anzeige folgender Schrift betrachten:

*) Diesem Artikel lagen, wie man sich erinnern wird, Palmblad's „Aurora Königsmark und ihre Verwandten" und die Schrift „Die Herzogin von Ahlden" zugrunde. D. Red.

Die Prinzessin von Ahlden, oder drei Prophezeiungen. Ein Roman der Weltgeschichte von Heinrich Freese. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, welcher in seiner Rodogüne die hannoverische Mordgeschichte in Romanform beim Publicum einführte, war der Erste, welcher den Versuch wagte, seinem Gegenstande ein künstlerisches Interesse abzugewinnen. Er hatte trotz des wegen der von der jüngern Welfenlinie vorweg genommenen Kurwürde zwischen Braunschweig und Hannover fortbestehenden gespannten Verhältnisses doch manche Rücksichten zu nehmen, die ihm in freier Bewegung sehr zustattenkamen, sodaß er weder sich selbst noch den Verwandten etwas vergab, diesen dagegen einen Spiegel vorhalten konnte, ohne sich irgend einer Verantwortung bloßzustellen. Anders stand die Sache mit ungekrönten Schriftstellern, und überdem war das Ereigniß zu neu, zu roh selbst für die im Laufe des vorigen Jahrhunderts zahlreich auftauchenden Fabrikanten von Mord- und Ritterromanen. Für die Bühne war der Stoff schon deshalb nicht zu verwenden, weil wol keine Direction ihre Existenz an die Darstellung gewagt haben würde. Ließ man doch in Hannover einmal den bekannten Schauspieldirector Großmann durch Soldaten von offener Bühne abführen, weil er in einer Rolle einige misliebige Worte improvisirte, und ein Trauerspiel, welches im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts aus der Feder eines dem Adelstande angehörenden Schriftstellers den Mord im hannoverischen Schlosse darzustellen versuchte, ist so spurlos verschwunden, daß dem Referenten weder der Titel des Stücks noch der Name des Verfassers ins Gedächtniß zurückkommen will.

Die in das Gebiet der Geschichte gehörenden Relationen verzeichnet die bereits in Nr. 2 besprochene Druckschrift: „Die Herzogin von Ahlden." Sie alle führen so wenig zu vollgenügendem Abschluß, daß der schaffenden Phantasie immer noch ein großes Feld bleibt. Palmblad hat es zuerst wieder versucht, an der Hand der Geschichte die Phantasie ein Bild herstellen zu lassen, dem das Publicum gerechte Anerkennung zollen kann, und ein vor diesem fast ganz in Vergessenheit versunkenes Ereigniß ist damit wieder zu frischem Leben erweckt.

Das hat denn auch der Verfasser der eben gedachten Schrift nicht unbenutzt vorübergehen lassen können, und die Bezeichnung derselben als „Roman der Weltgeschichte" weckt Erwartungen, die zu bedeutenden Ansprüchen berechtigen. Indessen scheinen manche Schriftsteller für die Wahl der Titel ihrer Emanationen ein eigenthümliches Talent zu besitzen, denn leider sind die Erwartungen, dem Referenten wenigstens, unerfüllt geblieben. Das Einzige, dem Anerkennung nicht versagt werden kann, ist das Geständniß am Schlusse der „Geschichtlichen Einleitung", wo es heißt: „Das Verdienst des Verfassers bei diesen Schilderungen ist weniger die Originalität und die eigene Erfindung, als das Verschmelzen vieler Bücher in ein einziges." Nun ja, das pflegt man „ein Buch machen" zu nennen, und bethätigt der Verschmelzer Einsicht und Geschick in Wahl und Mischung seines Materials, so weiß man ja, daß das Publicum, dem das Lesen nun einmal „eine süße freundliche Gewohnheit des Daseins" geworden, sich leicht und gern befriedigt findet. Sehen wir nun das Schmelzproduct einmal etwas näher an.

Die „Geschichtliche Einleitung" wollen wir, obgleich sie im Grunde nicht zur Sache gehört, doch in der Hoffnung auf sich beruhen lassen, daß Niemand sie sich einprägen werde, um als Kenner der Welfengeschichte aufzutreten. Der „Roman der Weltgeschichte" selbst wird in den beiden ersten Abtheilungen: „Das Abenteuer in Venedig"; „Die Prinzessin von Ahlden" entwickelt. Indessen zerfallen diese doch wieder in mancherlei Bruchstücke, die durch Zahlen, Striche und besondere Ueberschriften markirt sind, wie es eben aus der Feder kommen wollte; und wie diese Außendinge schon bezeugen, daß dem Buche kein einigermaßen durchdachter Plan zugrunde liegen könne, so überzeugt man beim Durchlesen selbst sich gar bald, es handle sich

bei den XXIV Seiten Einleitung und 346 Seiten Text lediglich darum, ein Buch zu machen; ohne Wahl und Prüfung Personen vorzuführen, von denen man nicht erfährt, was sie sollen und wollen; ebenso ohne Wahl und Prüfung Dies und Jenes als geschichtliches Factum aufzugreifen, was näher besehen sich als unrichtig, oberflächlich oder gar schief ausweist. So soll z. B. gleich nach S. 23 Ernst August's Vorgänger, der Herzog Johannes Friedrich, kinderlos gestorben sein. Sind etwa Prinzessinnen keine Kinder? Die jüngste Tochter war Gemahlin Kaiser Joseph's I. und starb 1741. Doch nehmen wir die beiden Hauptabtheilungen in möglichster Kürze durch.

„Das Abenteuer in Venedig" kann den Glauben erwecken, dem Buche liege doch wirklich eine durchdachte Disposition zugrunde. Kurfürst Ernst August, seine Tochter, die nachmalige Königin von Preußen, der Kurprinz und dessen junge Gemahlin Sophie Dorothea werden einem unter jesuitischem Einflusse stehenden Abenteurer zugeführt, der Jedem sein künftiges Geschick verkündet. Die „drei Prophezeiungen" werden einer Clairvoyante in den Mund gelegt. Wir wollen nicht weiter untersuchen, ob sich das so ganz unbedingt mit der Zeit vereinbaren läßt. Kurz, der große San-Gennaro, an dessen Statt der vielbewanderte Verfasser füglich einen gleichzeitigen und noch lange Jahre, auch als Adept, fortspukenden Vorläufer des Grafen St.-Germain, Namens Pietro Gualdo, benutzen konnte, prophezeit durch den Mund der Hellseherin den Kurhut und die englische Königskrone und fertigt die Kurprinzessin Sophie Dorothea mit einem Wortspiel ab, vor dem sie erschrickt: „Anmuthiges Mark englischer und deutscher Könige, hüte dich vor schwedischem Königsmark!" Referent erschrickt ebenfalls davor. Indessen sind das die drei auf dem Titel des Buchs angekündigten Prophezeiungen, die, unverrückt im Auge behalten, immer schon ein ganz leidliches Romangebäude ergeben konnten. Allein wie wir als überflüssige Beilage noch eine vierte Prophezeiung uns gefallen lassen müssen, um in Ernst August's Tochter die nachmalige Großmutter König Friedrich's II. von Preußen verehren zu können, und wie das Wortspiel in einer Note kurzweg erklärt wird, so ist die Hoffnung auf den Anblick eines solchen Gebäudes schon zum Problem abgeschwächt.

Was wir nun soeben mit einer kurzen Note abgethan hielten, nämlich das Verhältniß der Prinzessin Sophie Dorothea zu Philipp von Königsmark, wird aber doch in der zweiten Abtheilung: „Die Prinzessin von Ahlden", ab ovo vor Augen geführt, und nun macht der Verfasser sich es möglichst bequem. Warum auch nicht? Wir begegnen in dieser Abtheilung denselben Scenen, welche das Publicum längst schon durch Palmblad kennen gelernt und lieb gewonnen hat. Es ist dabei nur an pragmatischen Organismus gar nicht zu denken, und manche Scenen unterscheiden sich von denen Palmblad's lediglich dadurch, daß die dramatische Darstellung des Letztern gehörig abgeschwächt oder geradezu in dürre Relation umgewandelt ist. Und nun geht Alles bunt durcheinander. Von S. 86—173 müssen wir die Abenteuer von Königsmark's Bruder Karl Johann, die mit der Prinzessin von Ahlden gar nichts zu schaffen haben, uns gefallen lassen, und dann finden wir uns 1682 mit Königsmark wieder am celler Hofe ein, wo eine chevalereske Nebenbuhlerfreundschaft mit dem Erbprinzen August von Wolfenbüttel, der, beiläufig bemerkt, schon 1676 vor Philippsburg den Tod fand, anknüpft. Nach dem Buche scheint dieser Erbprinz noch heute wohlgemuth fortzuleben. Nach S. 86 fg. ist die Familie Königsmark einmal sehr reich gewesen; S. 189 erfahren wir aus einer Note, daß sie es noch sei. Das hilft aber dem jungen schönen Mann nichts: Ernst August schickt seine Gemahlin als Brautbewerberin nach Celle und Sophie Dorothea wird Gemahlin des Erbprinzen Georg Ludwig, der hier ebenso bronzestarr und kalt vorgeführt wird wie bei Palmblad. Die Reise nach Venedig und die Prophezeiungen haben wir schon vorweg, sonst wäre es nun eben die rechte Zeit dazu.

Bei dem Leben und Treiben am Hofe zu Hannover wollen wir uns nicht aufhalten; wir haben es uns schon von Palmblad erzählen lassen. Nur Einzelnes, wie es eben sich findet, mag kurz angemerkt werden. S. 196 wird in einer Note auf eine Beilage über das Reichskammergericht in Wetzlar Hoffnung gemacht. Der Setzer scheint sie vergessen zu haben: sie findet sich nicht, und es mag auch wol nichts daran verloren sein. Was soll auch ein Roman der Weltgeschichte sich mit dergleichen Dingen schleppen? S. 233 erfahren wir, daß die Fenster einiger Gemächer im Platen'schen Hause nach dem Schloßhofe hinausgingen. Richtig! Nur war das zufällig nicht der Hof, wo noch heute der Haupteingang ins Schloß, wo also die junge Gemahlin des Kurprinzen abgestiegen sein muß, sich befindet. Die Gräfin Platen und ihre Schwester müssen daher anderswo hinter Jalousien gelauscht und geplaudert haben. S. 239 soll eine Mondfinsterniß von der Plateforme des Schlosses aus beobachtet sein, obgleich eine solche gar nicht vorhanden war. S. 255 kehrt die Kurprinzessin von Celle über Herrnhausen zurück. Das ging ohne einen sehr bedeutenden und beschwerlichen Umweg durch Moor und Sand durchaus nicht. S. 276 soll Königsmark im Hôtel d'Hanovre an der Kalenberger Straße abgestiegen sein. Ein Hôtel dieses Namens gibt es dort erst seit 1803. Nach der in Nr. 2 d. Bl. bereits besprochenen Druckschrift „Die Herzogin von Ahlden" soll Königsmark in einem nachmaligen Hôtel de Strelitz am Neustädter Markte, also in unmittelbarer Nähe des ebengenannten Hauses gewohnt haben, und wie Referent nachzuweisen versuchte, daß in diesem Falle ein der Kurprinzessin zur Last gelegter Besuch beim Geliebten kaum einmal wahrscheinlich sei, so hört derselbe nun auch zufällig von einer Tradition, welche Königsmark's Wohnung auf die Altstadt und nach einer Straße verlegt, die auf den Markt geht, sodaß die Aussage der Knesebeck auf die richterliche Frage gar nichts Auffälliges hat.

Dergleichen Dinge wären mehre noch nachzuweisen. Es sind an sich nichtsbedeutende Kleinigkeiten in einem Roman. Wenn dieser aber überall ein historisches Ansehen zu behaupten trachtet, so verlangt man auch gehörige Bekanntschaft mit den Oertlichkeiten, vorzüglich wenn der Titel desselben ein Lesepublicum anlockt, welches dergleichen Dinge controliren kann. Uebrigens kann man, wie schon erwähnt, alle Scenen, die hier bunt durcheinander gewürfelt sind, in Palmblad's Werke wiederfinden. Nur die Hinrichtung Moltke's hat der Verfasser eingelegt, ohne daß man von ihrer Nothwendigkeit in diesem Buche irgend Verläßliches erfährt, oder sich selbst construiren kann, es müßte denn als Rechtfertigungsgrund betrachtet werden, daß die Nothwendigkeit des ganzen Buchs auf gebrechlichen Füßen steht, wo es dann auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht ankommen kann.

Königsmark, ein Schönheitswunder, von den edelsten Sitten (!), überhaupt ein glänzender Cavalier, wird schnell der Günstling des Hofs, aber seine Jugendgefühle und Schwärmereien sind längst von ihm gewichen. Und nun heißt es S. 296 wörtlich: „Indessen litt er damals an einer Krankheit, die an allen Höfen stark grassirte und von der selbst fürstliche Personen nicht frei blieben; eine Krankheit, die ihn wol in den Stand setzte, eine Dame zu compromittiren, ihn aber völlig unfähig machte, sich auf ein zärtliches Verhältniß mit einer Prinzessin einzulassen, die von ihrem Gemahl vernachlässigt und gedrückt ward. Sophie Dorothea mochte ihm immer noch theuer sein. Vielleicht auch erinnerte er sich mit Freuden, was er als Knabe einst für sie gefühlt hatte. Jetzt aber war sie ihm eine sehr nützliche Freundin, denn sie war die reichste Prinzessin in Deutschland, und er befand sich in der entsetzlichsten Geldnoth."

Referent hält Alles zurück, was zu und über diesen horribeln Passus, der alle bisherigen historischen und romantischen Consequenzen über den Haufen wirft, zu sagen ist. Möge der Leser sehen, wie er sich wenigstens mit Königsmark's „edelsten Sitten" abfinden kann. Und die Leserin? Frauen pflegen Bücher dieser Art schon nach den ersten 50 Seiten langweilig

zu finden und gelangen daher nicht bis zu dieser das ganze Buch in die Luft schleudernden Explosion.

Wenden wir uns zu der blutigen Katastrophe und damit zum Schluß dieser unerquicklichen Relation. Mit gezogenem Säbel betritt Königsmark den Rittersaal. Vier verlarvte Bewaffnete treten ihm entgegen. Er vertheidigt sich gegen drei Säbel und einen Stoßdegen. Vom Antlitz des Stoßdegenfechters fällt die Maske. Es ist der Kurprinz. Kurz, dieser ist eigentlich der Mörder und bethätigt im Stoßfechten — denn ein Prinz kann mehr als andere Leute — die absonderliche Geschicklichkeit, einen Schädel einzuschlagen, wie noch heute gesehen werden kann. Uebrigens wird der vom Kurprinzen Verwundete in ein Faß gelegt, mit Wasser erstickt und in eine Kloake geworfen. Das Alles ist wol nur so dargestellt, um doch einmal etwas Anderes zu sagen als historisch Feststehendes und von Palmblad bereits Gesagtes. Nur darin hat der Verfasser sich zu einer gewaltigen Kühnheit erhoben, daß er den Kurprinzen zu einem beabsichtigten und vorbereiteten Morde herbeizerrt. Was auch gegen den Kurprinzen zu sagen sein mag, so kann Referent sich doch der Meinung nicht entschlagen, daß der Prinz doch wol etliche Grade klüger gewesen sein dürfte, als hier den vierten Hellebardirer, denn deren waren es, abzugeben. Oder sollte seine Reise nach Italien so nutzlos gewesen sein, daß er nicht einmal gelernt hätte, wie Leute von Distinction nur insofern eine Hand zum Meuchelmorde haben, als sie Geld in die andere Hand legt? Sollte er — doch genug! Daß Königsmark's Tod nicht beabsichtigt war, vernünftigerweise nicht beabsichtigt sein konnte, ist an einer frühern Stelle dieser Relation bereits angemerkt, und jedenfalls war der Kurprinz umsichtiger als ein Schriftsteller, der weiter nichts will, als, möge es reißen oder brechen, aus andern Büchern ein Buch zusammenwerfen; und wirklich zeugt es für einen unbestimmbaren Grad von Kühnheit, auch ein Buch zu plündern, das unsern Tagen angehört und in Jedermanns Händen ist, wie Palmblad's Werk. Der einzige Entschuldigungsgrund für diese Piraterie wäre etwa, daß die Freese'sche Compilation doch sehr instructiv für Alle sei, welche sich unterrichten wollen, wie ein Buch nicht gemacht werden darf.

Friedrich Voigts.

Aus Paris.

Gérard de Nerval's tragisches Ende. Die Rachel, Legouvé und Dr. [illegible]. Literarische Miscellen. Die französische Ausgabe der Heine'schen Werke. Das „Athenaeum français" und die deutsche Literatur.

An einem traurigen kalten Januartage (26. Januar) wurde die literarische Welt von Paris durch die erschütternde Kunde in Bewegung gesetzt, daß ein geachteter talentvoller Schriftsteller, Gérard de Nerval, bei frühem Morgengraun in einer verlorenen Gasse an einem Fenstergitter, außerhalb des Gebäudes, erhängt gefunden worden sei. Der Unselige war nicht einmal in der Lage, sich innerhalb seiner vier Pfähle zu erhängen, denn er hatte, wie es scheint, zuletzt keine Wohnung, und sein Freund F. Mornard, der ihm in der „Illustration" einen Nachruf widmete, vergleicht ihn daher mit einem herrenlosen Hunde, der zur Nachtzeit in den Gassen umherirrt. Mornard versichert, daß Gérard zuletzt sein Nachlager meist in den schmuzigsten Spelunken und unter Individuen der gefährlichsten Sorte aufgeschlagen habe.

Ein anderer Freund Gérard's, Millot, hat in der „Indépendance" sein letztes Zusammentreffen mit dem Unglücklichen am 24. Januar geschildert in einer Skizze, die sich sehr traurig lesen läßt. Gérard war als Obdachloser von der Polizeimannschaft aufgegriffen und im Châtelet in Gewahrsam gebracht worden. Von hier schrieb er an Millot und bat ihn, ihn sofort im Châtelet zu besuchen. Millot kam, Gérard wurde unter der Verwarnung, sich nicht wieder aufgreifen zu lassen, aus dem Gefängniß freigegeben — er ging leicht gekleidet wie zur Sommerzeit, denn er hatte sich genöthigt gesehen, seinen Mantel ins Versetzamt zu tragen. Was that nun Millot? Statt die Freunde Gérard's und die Redacteure der Blätter, für die er arbeitete, von der entsetzlichen Lage Gérard's in Kenntniß zu setzen, führte er ihn in eine Restauration der Rue des Prouvaires, bewirthete ihn mit einem Frühstück und glaubte damit seiner Freundespflicht Genüge gethan zu haben. Allerdings bot ihm Millot an, mit ihm nach seiner Wohnung zu kommen und hier von ihm Geld in Empfang zu nehmen, aber es drängt sich hierbei die Frage auf, warum er nicht gleich Geld ins Châtelet mitnahm, da er voraussetzen konnte, daß Gérard gerade hieran Mangel leiden werde. Gérard schlug dies aus und bemerkte, er werde ins Théâtre français gehen und dort ohne Zweifel von Verteuil Geld erhalten. Er gestand übrigens auch, daß Houssaye (Director dieses Theaters) und Théophile Gauthier schon öfter ihm denselben Dienst geleistet und durch ihre Fürsprache ihn aus polizeilichem Gewahrsam befreit hätten, sonst würde er an einen von diesen geschrieben haben. Wie es scheint, war Millot ein entfernterer Bekannter von Gérard, und daß ihm die Sache peinlich und unangenehm war, läßt sich begreifen.

Während des Frühstücks sprach Gérard in der exaltirten Weise, die ihm schon seit einiger Zeit eigen und seinen Freunden bereits auffallend geworden war; denn sonst war Gérard mehr still und in sich gekehrt. Er plauderte namentlich und fast unausgesetzt von einer angefangenen Dichtung über Traum und Leben und bemerkte, er sei trostlos, sich in eine Idee eingelassen zu haben, in der er sich verliere. Er werde damit nie zustande kommen, denn er bedürfe oft ganzer Stunden, um sich wieder zu sammeln, und vermöge in einem Tage kaum zwanzig Zeilen zu schreiben; und als er dieses sagte, nahm sein Gesicht wie sein ganzes Wesen den Ausdruck der tiefsten Hoffnungslosigkeit an. Nach dem Frühstücke verließen sie die Restauration, Gérard begleitete seinen Freund noch eine Strecke Wegs und sagte dann, er wolle noch einen Augenblick ins Kaffeehaus eintreten und dann ins Lesecabinet gehen, um dort zu arbeiten. Er trat ins Kaffeehaus, und Millot verließ ihn.

Was nun Gérard bis zu dem Augenblicke, wo er Hand an sich selbst legte, getrieben hat, davon hat Niemand etwas erfahren. Wahrscheinlich trat infolge der Noth, der Hoffnungslosigkeit, der Verlassenheit, der Verzweiflung an seinem Talent und seiner Zukunft eine Art Geistesverwirrung ein, die ihn von Straße zu Straße und von Cabaret zu Cabaret jagte. Der Stolz der Verzweiflung mochte ihn abhalten, sich abermals einem literarischen Freunde anzuvertrauen. So legte er Hand an sich selbst, nachdem er seine letzten drei Francs, die er am Mittwoch noch besaß, ausgegeben hatte. Er entleibte sich in demselben Ballcostüm, das er sich (angeblich) vorlängst in München zu den Hoffesten angeschafft hatte, an denen er dann Arm in Arm mit deutschen Notabilitäten und mit dem französischen Gesandten, Marquis von Ferrière, gewandelt war. In der Tasche des Fracks befand sich der Entwurf zu dem zweiten Theile seiner bereits zur Hälfte im Druck erschienenen letzten Dichtung.

Das war das Ende Gérard's. So ging dieser geist- und talentvolle Mann unter mitten in der Stadt des Luxus, des Genusses, des Zusammenflusses aller bedeutenden Geister Frankreichs. Es ist nicht unsers Amts, zu untersuchen, ob und inwieweit Gérard an seiner verzweifelten Lage Schuld war. Er fühlte, daß es mit seinem Talent zu Ende ging, daß es erschöpft oder daß es nicht von der Art war, um dem Geschmack der jetzigen Generation zu genügen. Wenn dieser Zeitpunkt bei einem Schriftsteller eintritt, so tritt mit ihm auch die Verzweiflung oder die gänzliche Resignation ein. Die ganze Vergangenheit erscheint wie ein unnützes Stück Papier, nur werth, es zu zerreißen; man hat ein Grauen vor sich selbst, wie vor der Menschheit und ihrem egoistischen Treiben; man fühlt sich von ihr abgestoßen und stößt sie wieder ab. Gérard's Skizzen aus dem pariser Leben, die in der „Illustration" erschienen, fanden zwar Beifall, aber Gérard, scheint es, war von

der Einbildung besessen, ein tiefsinniger Dichter zu sein, oder er war von zwar erhabenen, aber unklaren poetischen Vorstellungen erfüllt, welche in eine geordnete Form zu bringen es ihm an Gestaltungskraft fehlte. Die Literatur blos zu seinem Subsistenzzweck zu betreiben, dazu war er nicht der Mann; hierzu arbeitete er viel zu gewissenhaft. Außerdem fehlten ihm alle jene Eigenschaften, die gerade einem pariser Schriftsteller nöthig sind, um sein Glück zu machen. Sein gerader, offener Charakter hinderte ihn daran, Hintertreppenschliche einzuschlagen; er buhlte nicht um Auszeichnung; er wußte nicht sich hervorzuthun und den großen Mann zu spielen; er war, wie seine Freunde ihn schildern, von Herzen ein sehr braver Mensch, uneigennützig, mied die tonangebenden Gesellschaftskreise und blieb stets seinen Ueberzeugungen treu. Damit macht man in Paris sein Glück nicht — und anderswo vielleicht auch nicht. Wo die Véron Erfolg haben, konnte Gérard keinen haben.

Das „Athenaeum français" widmete ihm einen Nachruf, dem wir Folgendes entnehmen: „Die Kunde von diesem Tode wurde von ganz Paris wie eine gemeinsame Trauerkunde aufgenommen, und in der That, seit Balzac's Tode hat kein härterer Schlag die Literatur treffen können. Die ernsten, hohen Eigenschaften Gérard's de Nerval, seine uneigennützige Liebe zum Schönen und Vollendeten, die ihn die Früchte seiner Erfolge einzusammeln vergessen und immer nur seinem Ideal nachstreben ließ; seine Ehrfurcht vor der Kunst, die sich in der Sorgfalt zeigte, womit er seine kleinsten Productionen ausarbeitete; sein so ausgezeichnet würdiges und bescheidenes Verhalten in einer Zeit, wo die Kunst sich selbst herauszustreichen einen so hohen Grad von Unverschämtheit erreicht hat, oder wo so Viele, um nur nicht in der Dunkelheit zu bleiben, es vorziehen, sich auf den Skandal zu werfen; endlich der Anstand, womit er über seine Lage schwieg, sodaß seine Freunde gar nicht ahnten, wie verzweifelt sie sei: alles Dies steigerte den wachsenden Ruf Gérard's zu einem Grade ganz besonderer Hochschätzung. Er starb mitten in der Arbeit und hinterließ zwei Werke unvollendet, von denen das eine in der „Revue de Paris", das andere in der „Illustration" in Fortsetzungen erschien. In Gemeinschaft mit Maquet bereitete er ein Drama für die Porte Saint-Martin vor. Man fragt vielleicht verwundert, wie ein Mann, dessen Talent und Bestrebungen seit langem mit dem Nimbus des Rufs umgeben waren, so plötzlich muthlos werden und zu gleicher Zeit seinen Freunden, seinen Hoffnungen und seinen begonnenen Arbeiten entsagen konnte. Gérard de Nerval war 47 Jahre alt. Siebenundvierzig Jahre! Das ist sonst das Lebensalter der Belohnungen und Resultate, der in Ruhe geordneten Arbeit, des Gefühls der Sicherheit beim Blick auf die Zukunft. Aber diese Resultate waren, man muß es sagen, ausgeblieben. Gérard de Nerval hatte, es ist wahr, sich um sie nicht bemüht, aber man muß es doch bedauernswerth finden, daß sie ihm trotzdem nicht zufielen. Die Leichenfeier Gérard's war die eines Mannes, der sich im Besitz der öffentlichen Hochachtung befindet. Zahlreich war die Begleitung, die von der Morgue ausging, und religiöses, gemessenes Schweigen herrschte dabei. Unter der Menge, welche seinen Resten das Geleit gab, befand sich mehr als ein unbekannter Verehrer, welcher sich freiwillig dem Zuge anschloß, um öffentlich die Achtung zu bezeugen, die dem Schriftsteller gebührt. Den von Francis Wey am Grabe gesprochenen Worten horchte man in feierlicher Stimmung. Und der Eifer, mit dem man sich um dies Grab drängte, gewährte wenigstens den trostreichen Gedanken, daß sich in Frankreich immer ein Publicum findet, welches bereit ist, reine Charaktere und edle Bestrebungen zu verherrlichen." Auch Alphonse Karr nannte ihn im „Siècle" einen Mann vom unabhängigsten Charakter und außerordentlichster Herzensgüte, der seinen Freunden unverbrüchlich treu gewesen. Unter den niedern Ständen soll er sehr beliebt gewesen sein, und nie sollen die Damen der Halle ein Fest gegeben haben, ohne ihn dazu einzuladen. Ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" versichert, Gérard habe niemals mehr als nur ein Hemd besessen. Das stimmt freilich nicht sehr zu dem münchener Ballfrack. Vielleicht ist Beides, jenes einzige Hemd und dieser hoffestliche Frack, eine Fabel. Der „Illustration" zufolge waren Gérard's Gesichtszüge von ausnehmend sanftem, offenem und intelligentem Ausdruck. Schon bei seinen Lebzeiten war unter seinen nähern Freunden, die ihn sehr lieb hatten, davon die Rede, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, um seiner Lage aufzuhelfen. Ohne Zweifel wird dieser Plan nach Gérard's Tode um so gewisser zur Ausführung kommen.

Bei uns Deutschen muß Gérard's Schicksal ein um so tieferes Bedauern und Mitgefühl erwecken, da er zu denjenigen Franzosen gehörte, welche am meisten mit deutschen Bildungselementen versetzt waren und das Meiste dazu beitrugen, den Franzosen Empfänglichkeit und Verständniß für deutsche Literatur und Poesie beizubringen. Schon in sehr jungen Jahren, noch zu Lebzeiten Goethe's, übersetzte er den „Faust" und namentlich die lyrischen Partien darin in einer im Ganzen so gelungenen Weise, daß Goethe ihm in einem eigenhändigen Schreiben seinen Dank und seine Anerkennung aussprach. Diese deutsche Grundrichtung Gérard's veranlaßte das „Pays" zu folgender Bemerkung: „Gérard ging in früher Jugend nach Deutschland und machte später wiederholte Reisen dahin, und es war dies einer der unglücklichsten Einflüsse auf die Gestaltung seines Schicksals. Man muß einen starken Kopf und ein festes Gleichgewicht haben, um ungestraft in den Born der germanischen Wissenschaft hinabzutauchen, da aus ihm berauschende und umnebelnde Dünste emporsteigen. Deutschland ist das Land der Geisteshallucinationen. Noch immer umdüstert der Schatten der alten Wälder, von denen Tacitus spricht, seinen Genius, indem er in ihm noch tiefe Spuren von Schwindel und Finsterniß zurückgelassen hat." Diese Worte rühren von Paul de St.-Victor her, der, wie es heißt, ohne Deutsch zu verstehen, der Einladung der münchener Theaterintendanz Folge leistend, nach München ging, um über die „Gesammtgastvorstellungen" in französischen Blättern Bericht zu erstatten.

Gérard war allerdings in seiner ganzen Erscheinung mehr Deutscher als Franzose, ein speculativer Träumer, welcher sich in seinem Kopfe eine Welt aufgebaut hatte, die mit der wirklichen sehr wenig im Einklang stand. Es ist auch richtig, daß in der deutschen Speculationsweise viel Berauschendes liegt, wie denn auch wol in keinem andern Lande die Beispiele von Talenten, welche an dem Conflict ihrer innern Welt mit der äußern untergingen, so zahlreich sind als in Deutschland. Ephraim Moses Kuh, Lenz, Wezel (seine Aufschrift „Opera Dei Wezelii" auf seinen Manuscripten ist bekannt), Hölderlin, Nikolaus Lenau, welche in Wahnsinn und zum Theil in thierähnliche Stumpfheit versanken; Freiherr von Sonnenberg, Heinrich von Kleist, der Novellist Lehmann, Enk von der Burg, der Mönch, Aesthetiker und Dichter, Ferdinand Raimund, Alexander Fischer, der Dichter des „Masaniello" und der „Nausikaa", Julius Minding, talentvoller Lyriker (er vergiftete sich in Neuyork), die Günderode, Luise Brachmann, Charlotte Stieglitz, welche sämmtlich ihrem Leben freiwillig ein Ende machten; Günther, Grabbe und mehr Andere, die durch ein wüstes Leben Körper und Geist fast systematisch zugrunde richteten und ihre Tage abkürzten — stehen als warnende Beispiele vor uns und bezeugen, daß an den oben citirten Worten des Franzosen etwas Wahres ist. Dagegen haben gerade unsere größten Dichter und Denker es nicht nöthig gefunden, sich ihres für Deutschland und die Menschheit so kostbaren Lebens zu berauben. Es sind also immer nur schwächere Geister, welche sich von den Dünsten germanischer Speculation bis zur Geistesstörung berauschen und betäuben lassen. Aber es scheint fast so, als ob dann und wann solche beklagenswerthe Opfer fallen müßten, um die Uebrigen von äußerer Frivolität auch ernstere Betrachtungen abzuleiten und so auf die dämonischen Mächte aufmerksam zu machen, welche allerdings auf dem tiefen Grunde des so vielfach zerklüfteten, unharmonischen und da-

bei so geräuschvollen modernen Lebens lauern. Wie Paris jetzt durch Gérard's That, wurde London vor nahe einem Decennium durch den Selbstmord des bejahrten Historienmalers Haydon erschreckt. Haydon, der in den höchsten aristokratischen Cirkeln verkehrte, hatte mit dem Franzosen Gérard das gemein, daß er ebenfalls einer Richtung huldigte, die in ihren höchsten Spitzen mit der Gesammtrichtung und dem Geschmacke seiner Nation nicht im Einklang stand; sie war mehr deutsch-idealistisch als englisch-realistisch.

Der „Morning post" zufolge wird Fräulein Rachel auf ihrer Durchreise nach Amerika auch in London einige Vorstellungen geben. Bisjetzt scheint sie noch in Paris durch ihren Proceß mit Ernest Legouvé zurückgehalten worden zu sein, da derselbe sie bekanntlich wegen ihrer Weigerung, in seiner auf ihre Anregung gedichteten und jetzt im Druck erschienenen Tragödie „Médée" aufzutreten, auf eine Entschädigungssumme von 40,000 Francs verklagt hatte. Der Proceß wurde von beiden Seiten mit Aufbietung aller nur immer möglichen Rechtschicanen geführt und ist erst ganz kürzlich dahin entschieden worden, daß die Rachel zwar nicht die volle eingeklagte Summe, aber eine Entschädigungssumme von 5000 Francs zu zahlen habe und außerdem in die Kosten zu verurtheilen sei. Wir wissen nicht, bezweifeln es aber, ob es in Deutschland einem dramatischen Dichter möglich sein würde, auf dem Rechtswege ein solches Resultat zu erzielen, gegenüber einer Schauspielerin, welche sich weigerte, in einem seiner Stücke aufzutreten, und möchte es tausend mal auf ihre Anregung entstanden sein. In Deutschland, wo der Schriftsteller nur sehr mäßigen Rechtsschutz genießt, kommen vielleicht täglich ganz andere Beeinträchtigungen der Autoreninteressen vor, ohne daß der betroffene Autor daran denken dürfte, den Rechtsweg einzuschlagen, wie er dies in Frankreich thun würde, wo das Gesetz, eines civilisirten Staats würdiger, sich in viel entschiedenerm Grade auf Seiten des geistigen Producenten gestellt hat.

Da wir gerade bei der Rachel stehen, so wollen wir bemerken, daß die Kritik fortfährt, ihre Leistungen mit scharfer Lauge zu begießen. Ihre Anmaßung schien zuletzt auch in der That unerträglich geworden zu sein. Die Kritik hat sich dies freilich selbst zuzuschreiben, denn sie hat früher Alles gethan, um diese Künstlerin zu verwöhnen. In ihrer Weise mag damals auch die Rachel, wenn auch nicht für die Kritik, doch für die Kritiker sehr viel gethan haben, was sie noch ferner zu thun für sehr überflüssig halten mag. Aber auch das Publicum hat allmälig eingesehen, daß die Rachel, ähnlich unsern deutschen Schauspielern, die auf Gastrollen reisen, sich ein Dutzend oder auch nur ein halb Dutzend Paraderollen eingelernt hat, in denen sie allerdings Meisterin ist, wie irgend ein Virtuose in seinen Halbdutzend einstudirten Paradecompositionen, daß ihr Talent aber nicht Productionskraft und Beweglichkeit genug besitzt, auch neuere Rollen dazu zu schaffen. Das Publicum ist daher der Monotonie und der outrirten Manier in ihren Darstellungen ziemlich überdrüssig, und es hilft ihr nichts, wenn sie eine organisirte Parterreclaque für sich hat, welche unermüdlich noch jetzt dieselben Effectstellen beklatscht, die sie schon vor 15 oder 18 Jahren beklatscht hat. Diese Claque thut ihre Dienste, wo es gilt, einen Künstler oder eine Künstlerin beliebt zu machen, aber sie in der Gunst des Publicums zu erhalten, das vermag sie nicht. Für die Rachel hat diese förmlich disciplinirte Claque vordem ihr Aeußerstes gethan, und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn ein Deutscher bei einem bekannten und einflußreichen Chef dieser Claque außer Briefen von Meyerbeer, Scribe, Dumas und Auber auch Billets von der Rachel fand, worin sie ihn entweder um seine Unterstützung bittet oder ihm aufs verbindlichste für geleistete Dienste dankt. Nur hört man in Frankreich nicht jene in Deutschland so gebräuchlichen moralischen Phrasen von „reiner Kunstbegeisterung", „Opfern für die Kunst" u. s. w.; man weiß recht wohl, daß die Rachel nicht in das Land der Dollars geht, um der Kunst Opfer zu bringen und den Leuten dort Begriffe von europäischer Schauspielkunst und dem französischen classischen Drama beizubringen; zu einem solchen Zweck, wenn dabei nicht noch ein anderer zu erreichen wäre, würde die Rachel nicht einen Fuß aus dem Hause setzen. Uebrigens war es Véron oder besser „Dr. Véron", der für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, zu dem Emporkommen der Rachel das Meiste beigetragen zu haben. Er erzählt in seinen Memoiren, daß die Rachel anfangs, um uns eines deutschen Kunstausdrucks zu bedienen, gar nicht recht „ziehen" wollte. Um nun die anderthalbtausend Leute, die nach Véron's Versicherung die öffentliche Meinung in Paris machen und leiten, für die Rachel zu gewinnen, fing er es so an: bevor er seinen Bekannten guten Tag bot, fragte er sie: „Habt ihr sie (die Rachel) in den «Horatiern», in der «Andromache» gesehen?" Die Meisten wußten gar nicht, wovon er sprach, dann wurde er zornig und sparte weder Vorwürfe noch selbst Beleidigungen. Die Leute mußten nun schon das Theater besuchen, um die Rachel zu sehen, die ihnen von Véron als etwas noch nie Dagewesenes geschildert worden war. Die kleinen Véron in Deutschland bedienen sich ganz derselben Manoeuvres.

Von dieses Mannes „Mémoires d'un bourgeois de Paris" sind soeben der fünfte und sechste Band erschienen und damit das Werk geschlossen. Sie reichen über das Jahr 1848 hinaus bis zur Katastrophe vom 2. December. Auf das politische Urtheil eines im Schlamm der Theaterfrivolität aufgewachsenen Mannes wie Véron wird man begreiflicherweise nicht viel geben können, aber er läßt uns hinter die Coulissen, wo ja ein großer Theil unsers sogenannten öffentlichen Lebens spielt, oft interessante Blicke thun, auch theilt er manche bisher nicht veröffentlichte Details und Briefe mit, z. B. einen Brief des Herzogs von Orléans und die Correspondenz de Morny's aus den Decembertagen. Bekanntlich hat sich Véron durch seine indiscreten Veröffentlichungen mit Thiers in eine Fehde verwickelt, die in Paris nicht geringe Aufmerksamkeit erregt. Interessante literarische Erscheinungen sind ferner Dupin's „Mémoires", wovon der erste Band erschienen ist, die drei andern demnächst folgen werden, ohne Zweifel interessant als die Bekenntnisse eines Mannes, der 25 Jahre lang an der innern Politik Frankreichs und den parlamentarischen Kämpfen lebhaften Antheil genommen; „Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Lunéville et d'Amiens, faisant suite aux Mémoires du roi Joseph"; „Sur les hommes d'état d'Angleterre au 19me siècle" und „Sur la politique de la Russie", von Alfred de la Guerronière; „Correspondance inédite de Stendhal", zwei Bände, mit Erinnerungen an Stendhal von Prosper Mérimée; „Etudes sur l'histoire du gouvernement représentatif en France, de 1789 à 1848", von Louis de Carné; „Louis David, son école et son temps, souvenirs", von E. J. Delécluze; „Histoire d'Alsace", von Boyer (erster Theil); „Mélanges historiques et littéraires", von Prosper Mérimée; „Le bien qu'on a dit des femmes", von E. Deschanel. Letztere Schrift bildet das interessante Seiten- und Gegenstück zu desselben Verfassers „Le mal qu'on a dit des femmes", welches wir bereits in Nr. 8 d. Bl. besprochen haben.

Von der französischen Ausgabe der Heine'schen Werke sind bereits zwei Bände „De l'Allemagne", worin die frühere Schrift Heine's über Deutschland gänzlich umgearbeitet und mit mehren bisher nicht gedruckten Fragmenten bereichert ist, und „Lutèce" erschienen, welche Schrift V. de Cinq-Mars in der „Revue des deux mondes" nicht besser zu empfehlen weiß, als mit den Worten: „M. Heine aime la France." „Les Reisebilder", „La France", „Les ballades et légendes" u. s. w., werden rasch folgen. In der „Bibliographie" der „Revue des deux mondes" hüllt Jacques Olivier unsern Landsmann bei dieser Gelegenheit förmlich in eine Wolke von Weihrauch ein; es heißt darin unter Anderm: man habe gesagt, Heine sei ein deutscher Voltaire, doch das sei nicht hinreichend; er habe ebenso viel von Byron als von Voltaire. Wie sich aber Voltaire und Byron in Einer Person vereinigen sollen, ist schwer zu sagen; jedenfalls ist jedoch damit constatirt, daß Heine wenig Deutsches

hat. In einem größern Artikel der „Revue des deux mondes“ von V. de Mars wird ihm zwar auch alles mögliche Lob gespendet und von ihm gesagt, er sei „le plus Français de tous les Allemands, le plus Allemand de tous les Français“, aber doch bemerkt: Heine sei nicht hinlänglich dem guten Geschmack entgegengekommen, er habe, statt die Spuren so mancher alten Zügellosigkeiten zu vertilgen, noch neue hinzugefügt. Bekanntlich ist Heine seit langem ein Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“ und von ihr protegirt. Auch das „Athenaeum français“ kommt auf diese französische Ausgabe in der Nummer vom 3. Febr. zu sprechen, thut uns dabei die Ehre an, einige Stellen aus unsern Aufsätzen über Heine's „Aveux“ und „Vermischte Schriften“ (Nr. 43 und Nr. 50 d. Bl. für 1854) in französischer Uebersetzung mitzutheilen und bemerkt dann: „Die Deutschen beklagen sich besonders über die ewigen Spöttereien, welche Heine über sein Vaterland und seine Landsleute ausgieße, und versichern, daß der deutsche Poet, aus Interesse Franzose geworden, Deutschland verspotte, um sich in Frankreich beliebt zu machen. Sie irren sich hierin. Das geistreiche und poetische Talent Heine's behagt sicherlich dem französischen Publicum, aber seine antipatriotischen Schnurren werden in Paris nicht mehr bewundert als in Berlin.“ Der Berichterstatter spricht dann von Heine's Lazzi, „dont le goût est toujours contestable, la malignité jamais“, von seinen „mauvaises plaisanteries“ und „anecdotes suspectes“ und bemerkt dann, daß in der französischen Ausgabe nicht nur die mancherlei boshaften Ausfälle gegen die Franzosen unterdrückt, sondern auch die allzu cynischen Stellen dem französischen Geschmack zuliebe gemäßigt oder weggelassen seien.

Das „Athenaeum français“ fährt übrigens in dankenswerther Weise fort, der deutschen Literatur seine Theilnahme zu schenken, und selten geht eine Nummer vorüber, worin nicht eine oder mehre neue deutsche literarische Erscheinungen in unparteiischem, verständigem Tone besprochen würden. In derselben Nummer vom 3. Febr. gedenkt das französische Blatt der Uebersetzung der Racine'schen „Phèdre“ von Adolf Böttger, „poète original honorablement connu en Allemagne“, mit großem Lobe und rühmt namentlich Böttger's Meisterschaft in der Handhabung des Verses; in der darauffolgenden Nummer kommen Heinrich Leo's Schrift „Des deutschen Volks und Reichs Ursprung und Werden“ und Rehlen's „Geschichte der Gewerbe“ zur Besprechung; auch wird darin Max Waldau's Tod angezeigt mit dem Bemerken: „Il était l'un des principaux rédacteurs de l'excellente revue publiée à Leipzig sous le titre de Blätter für literarische Unterhaltung.“ Hervorragende Mitarbeiter von Journalen scheinen in Frankreich überhaupt in die Kategorie der Redactionsmitglieder mit eingereiht zu werden.

H. M.

Eine theologische Beweisführung.

Im Jahre 1773 kam zu Schwabach eine Schrift heraus unter dem Titel: „Versuch eines Beweises, daß der reiche Mann gegen den Lazarus nicht unbarmherzig gewesen, daß er vielmehr gegen ihn barmherzig gewesen, und daß er folglich wegen einer Unbarmherzigkeit könne nicht verdammt worden sein, mitgetheilt von Samuel Wilhelm Oetter. Gedruckt und verlegt von J. G. Mizler.“ Gewiß ein eigenthümlicher Gegenstand! Noch eigenthümlicher aber ist die Beweisführung des erleuchteten Verfassers; sie ist einzig in ihrer Art, und wir können uns nicht versagen, den Lesern einige Stellen aus diesem Curiosum mitzutheilen. „Wer hat aber“, sagt der Verfasser unter Anderm, „den armen Lazarus hintragen lassen? Gewiß Niemand als der reiche Mann. Dieser hat ihn aus Barmherzigkeit vor seine Thür tragen lassen. Woraus kann man dies schließen? Aus folgenden Umständen: Wie lange lag er da? Nicht einen Tag, nicht etliche Tage lag er vor der Thür des reichen Mannes. Zeitlebens lag er da. Woraus ist dies zu schließen? Aus diesen Umständen: Wovon hat Lazarus gelebt, solange er vor der Thür des Reichen lag? Er konnte weder gehen noch stehen. Er konnte also auch nicht betteln. Wovon hat er dann gelebt? Hungers ist er nicht gestorben. Davon sagt der Heiland kein Wort. Dies wäre aber wirklich geschehen, wenn ihm der reiche Mann nichts hätte geben lassen. Der Heiland würde sodann diese große Unbarmherzigkeit nicht verschwiegen haben. Und wenn auch der Lazarus hätte gehen können, so hätte er sich doch dem Tische des reichen Mannes nicht nahen dürfen. Sein Anblick hätte den Gästen Ekel erweckt. Lazarus ist also eines natürlichen Todes gestorben. Andere Menschen haben ihm nichts zugetragen. Denn hiervon sagt der Heiland auch nichts. Wäre dies geschehen, hätten ihm andere Menschen etwas zu essen gebracht, so würde es der Heiland gesagt haben.... Wovon hat denn also Lazarus gelebt? Nothwendig von den Brocken, die von dem Tische des reichen Mannes fielen. Diese hat ihm der reiche Mann nicht versagt. Ja er hat sie ihm noch dazu hintragen lassen. Der Lazarus konnte sie nicht selbst nehmen oder selbst holen. Er lag vor dem Thor und nicht unter dem Tische des reichen Mannes. Wenn sie ihm hätte der reiche Mann nicht zutragen lassen, so wäre ja Lazarus Hungers gestorben. Dies geschah aber nicht. Folglich sind ihm die Brocken nicht versagt, sondern noch dazu hingetragen worden. Es können auch keine schlechten Brocken gewesen sein. Denn auf dem Tische eines reichen Mannes und noch mehr auf dem Tische eines Königs werden keine schlechten Speisen aufgetragen. Es werden auch nicht wenige Speisen aufgetragen. Es können also auch keine kleinen Brocken gewesen sein. Folglich hat Lazarus dabei keinen Hunger leiden dürfen. Sowie nun der reiche Mann alle Tage herrlich und in Freuden gelebt hat: eben so hat sich der arme Lazarus alle Tage mit den Brocken gesättigt, welche von dem Tische fielen und ihm zugetragen wurden. Dies muß viele Tage, dies muß eine lange Zeit geschehen sein. Denn Lazarus sturb (sic!) vor den Thoren des reichen Mannes. Sonst wären die Hunde mit dem armen Lazarus nicht so bekannt geworden, wie unten wird zu vernehmen sein.“

Ferner heißt es: „Ein Mann, welcher alle Tage Gastmahle anstellt, ein Mann, welcher alle Tage soviel auf seine Gäste verwendet hat, kann ein solcher Mann unbarmherzig gewesen sein? Und noch mehr. Ein Mann, welcher so viele kostbare Speisen auftragen lassen, der kann einem Armen unmöglich Das versagt haben, was er und seine Gäste unter den Tisch fallen lassen, und was man also nicht geachtet hat..... Der reiche Mann kann unmöglich unbarmherzig gewesen sein, dies veroffenbart sich ferner aus den Brocken, welche er unter seinen Tisch fallen lassen. Was man unter den Tisch fallen läßt, das achtet man nicht. Was man nicht achtet, damit kann man unmöglich geizig umgehen, oder das kann man Niemand versagen. Man ist gleichgültig, es mag selbiges bekommen, wer da will.“

In einer Anmerkung wird auch die Frage entschieden, warum Herodes Deutsche unter seiner Garde gehabt habe: „Es geschah gewiß durch Gottes wunderbare Schickung, daß der König Herodes und auch seine Söhne deutsche Soldaten in ihrem Dienst hatten. Diese Deutschen haben den jüdischen Gottesdienst kennen lernen. Sie haben auch Alles gehört, was sich mit unserm Heilande zugetragen hat. Unfehlbar sind einige davon nach Deutschland zurückgekommen und haben ihren Landsleuten erzählt, was sie im jüdischen Lande gehört und gesehen haben. Desto ehender fand nachgehends die Lehre von Christo bei ihnen Eingang. Wienach die Deutschen in das jüdische Land gekommen, das ist leicht zu begreifen. Zu Rom konnte der Herodes genug Deutsche bekommen, denn er kam in diese Stadt.“

Ein merkwürdiger Ausspruch ist noch folgender: „Lazarus' Seele ist getragen worden von den Engeln in Abraham's Schoos. Was bedeutet dies? Was bedeutet das Liegen in Abraham's Schoos? In einigen Büchern, in welchen Abraham und Lazarus in Kupfer abgebildet worden, sitzet Abraham auf einem

Stuhl und hält den Lazarus in Lebensgröße in seinem Schoos, wie ein kleines Kind. Eine große Unbequemlichkeit für den Abraham! Eine schlechte Erquickung für den Lazarus nach dem Tode! Man muß die Sache anders verstehen."

Der Verfasser sandte auch noch zwei andere Schriften in die Welt: „Versuch eines Beweises, daß der Heiland nicht könne mit einem verklärten Leibe auferstanden sein, angestellt von Samuel Wilhelm Oetter", sowie „Fortsetzung des Beweises, daß der Heiland nicht könne mit einem verklärten Leibe auferstanden sein, in einem Schreiben an Se. Hochehrwürden Herrn M. Wilhelm Bernhard Chriestlieb, hochverdienten Superintendenten der Herrschaft Heydenheim."

F. W. Appell.

Uebersetzungen aus dem Lateinischen und ins Lateinische.

Professor F. W. Newman hat den Versuch gemacht, die „Oden" des Horaz in nicht gereimter metrischer Bearbeitung ins Englische zu übertragen. Seine Uebersetzung trägt den Titel: „The odes of Horace translated in unrhymed metres, with introductions and notes." Der Uebersetzer hat von vornherein darauf verzichtet, die Metra des Originals streng nachzubilden, sondern sich damit begnügt, gewissermaßen nur ein Echo derselben zu geben und sie durch rhythmischen Tonfall nur leise anzudeuten und anklingen zu lassen. Es ist mehr das Gefühl als das Gehör, wodurch er sich dabei leiten ließ. Ein Beispiel wird dies am besten darthun. Die Ode „Quis desiderio sit pudor aut modus" gibt er folgendermaßen wieder:

Who for one so dear would measure sorrow!
Who's asham'd to weep? Melpomene teach us
Mournful chants; oh thou, on whom the father
Melting voice with the harp bestow'd.
So! Quintilius slumber never-ending
Crushes. Ah, shall ever truth unvarnish'd,
Noble bashfulness, and, justice sister,
Faith unsullied, his equal find? u. s. w.

Im Allgemeinen sind ihm die Bearbeitungen der Oden im sapphischen Versmaß besser als derjenigen im choriambischen, alcäischen und andern Versmaßen gelungen. Man erkennt aber sehr bald, daß der gelehrte Herr kein Dichter ist und daß bei ihm nicht nur die metrischen Eigenthümlichkeiten des Originals, sondern, was schlimmer ist, auch dessen dichterische Vorzüge, die Grazie, die „curiosa felicitas" der Horazischen Diction verwischt und zum Theil gänzlich verloren gegangen sind. Und bei aller Freiheit, womit Newman die Horazischen Versmaße behandelt, stößt man bei ihm doch auf zahlreiche häßliche Inversionen, Härten und Verrenkungen, womit er dem englischen Idiom Gewalt anthut und ihm Mancherlei zumuthet, was es nicht leisten kann. Die oft hervortretende Kraft und Fülle des Ausdrucks kann für die mangelnde Eleganz, welche ein Hauptvorzug der Horazischen Diction ist, keinen entsprechenden Ersatz leisten. Zu bemerken ist noch, daß Professor Newman seine Methode an Stelle der namentlich durch Voß ausgebildeten deutschen Uebertragungsweise empfiehlt. Er sagt von letzterer in der Einleitung: „Deutsche Uebersetzer griechischer und lateinischer Dichtungen versichern häufig, das Metrum der Alten vollständig reproducirt zu haben, während sie doch in der That nur ein ganz neues (?) rhythmisches System erfanden, welches höchstens eine gewisse Analogie mit demjenigen hat, von dem es abgeleitet ist. Dieses Experiment mag sein Verdienst haben, aber es sollte nur nach seinen besondern Verdiensten gewürdigt und acceptirt werden; es kann nicht beanspruchen, zu sein, was das Original ist." Um die Vorzüge der deutschen Uebersetzungen vollkommen zu würdigen, fehlt es dem britischen Professor sehr wahrscheinlich an dem dazu nöthigen tiefern Verständniß der deutschen Sprache, obschon es allerdings (seit und durch Voß) in Deutschland bisher nur die epischen, namentlich die Homerischen Dichtungen in einer Weise zu übertragen gelungen ist, daß diese Nachbildungen allenfalls den Eindruck des Originals gewähren, wogegen die Verdeutschungen antiker Dramen und Oden bei allen Verdiensten noch immer viel zu wünschen übriglassen.

In dieser Ansicht kann mich auch die sonst vielfach dankens- und anerkennenswerthe Uebersetzung des Horaz von Ernst Günther (Ausgabe letzter Hand von K. F. Günther; Leipzig, Voigt und Günther, 1854, 16., 1 Thlr. 15 Ngr.) nicht wankend machen, wenigstens was denjenigen bei weitem zahlreichern Theil der Horazischen Oden betrifft, welche der Uebersetzer in deutschen Reimversen nachgebildet hat. Diese mit großer Gewandtheit und vielem Geschmack versificirten Uebertragungen lesen sich zwar glatt, geben aber doch nur einen sehr abgeschwächten Eindruck des Originals, obschon einzelne wie Ode XXV des ersten Buchs („Ständchen") verhältnißmäßig mit sehr großem Geschick nachgebildet sind. Ein gereimter Horaz kann von dem antiken immer nur ein schwaches oder falsches Abbild geben, ähnlich wie in antiken Versmaßen abgefaßte Nachbildungen von den kleinen zarten Goethe'schen Liedern geben würden. Die wenigen Oden, welche Günther im Versmaße des Originals wiedergegeben hat, machen auf den Kenner einen ganz andern Eindruck. Man vergleiche z. B. die Ode an Mäcen:

Sprößling edelen Stamms tuskischer Könige,
Du mein schützender Hort, wonniger Stolz, Mäcen!

mit der Ode an Glycera:

Der thebischen Semele Sohn,
Die grausame Mutter der Liebe,
Und üppige Fröhlichkeit droh'n
Zu wecken erstorbene Triebe.

Die Satiren und Briefe hat der Uebersetzer im Versmaße des Originals wiedergegeben, und zwar ebenso gewandt als charakteristisch, sodaß wir hier, soweit dies möglich, den vollen Eindruck des Originals haben. Auch kann man es nur billigen, daß Günther diese hexametrischen Bearbeitungen nicht mit gezwungenen Spondeen und Molossen beladen hat, welche, bei der Consonantenhäufung im Deutschen, der Leichtigkeit und dem Wohllaut in empfindlicher Weise Abbruch zu thun pflegen.

Eine dankenswerthe Arbeit ist folgende:

Des D. Junius Juvenalis sechste Satire. Mit Einleitung und Uebersetzung von Eduard Kaspar Jakob von Siebold. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. Lex.-8. 15 Ngr.

Wir haben hier im Originaltext und in deutscher Uebersetzung (im Versmaß des Originals) jene berühmte Satire Juvenal's vor uns, in welcher er die Zuchtlosigkeit der römischen Weiber zur Kaiserzeit geißelt und in aller Nacktheit schildert. Wer einen Einblick in die gräßliche Sittenverderbniß des kaiserlichen Rom gewinnen will, mag und muß diese Satire lesen, obschon wir der Ansicht Niebuhr's beistimmen müssen, wonach Jünglingen die Lectüre und das Studium dieses wirklich furchtbaren Sittengemäldes möglichst vorzuenthalten sei; denn die Lectüre ist selbst für Männer ein ziemlich starkes Stück. Wer erklärt uns aber das Räthsel, daß ein großartiges Volk, das noch kurz zuvor an großen Staatsmännern, Feldherren und Rednern, welche die Bewunderung und das Muster von Jahrtausenden sind, und edeln Frauen so reich gewesen war, das sich durch Patriotismus, moralische Kraft und Charakterstärke ausgezeichnet hatte, und zur Kaiserzeit selbst noch eine so hohe Stufe in den Künsten, in der Sculptur, im Bauwesen, in der Mechanik und in verschiedenen Zweigen der Schriftstellerei einnahm, in sittlicher Hinsicht einer so wahnsinnigen, fast bestialischen Verderbniß anheimfallen konnte? Unsere Geschichtschreiber haben uns dieses Räthsel, wie überhaupt den Untergang aller antiken Völker und Culturen noch nicht hinlänglich und im Zusammenhange erklärt, obschon Juvenal selbst uns einen Schlüssel dazu gibt, indem sich in ihm die höchste

geistige Bildung, die raffinirteste Cultur und die glühendste Bewunderung für die alte bessere Zeit mit den Elementen einer wahrhaften Barbarei und entsetzlich cynischen Schamlosigkeit mischen.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit eines dicken Buchs von 26 Duodezbogen, welches man in mancher Hinsicht als eine Art Curiosum bezeichnen könnte. Es trägt den Titel:

Varia Variorum Carmina latinis modis aptata adjectis archetypis offert Henricus Stadelmann. Ansbach, Gummi. 1854. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es sind darin, außer einigen altgriechischen und englischen Originalien, namentlich eine große Menge deutscher Gedichte in die Sprache und die Metra des Horaz übertragen und, wie wir zugeben dürfen, mit großer Gewandtheit und Feinheit des echt römischen Ausdrucks. Aber obschon wir uns recht gern gefallen lassen, wenn Goethe'sche, Hölderlin'sche und Ernst Schulze'sche Elegien, wenn Schiller'sche, Herder'sche und Platen'sche Distichen in lateinische Hexameter, wenn Klopstock'sche, Voß'sche und Hölty'sche Oden in entsprechende Horazische Odenversmaße übertragen werden, so macht es doch einen fast wunderlichen Eindruck, Goethe'sche, Schiller'sche und Uhland'sche Balladen oder gar spielende Liebeslieder von Bürger oder Rückert oder Heine, die oft nur wie hingehaucht sind, im schweren Tritt lateinischer Hexameter daherstampfen zu hören. Namentlich wunderlich nehmen sich Heine's salopppe Strophen in dieser majestätischen Gewandung aus; z. B.:

> Gekommen ist der Maye,
> Die Blumen und Bäume blüh'n,
> Und durch die Himmelsbläue
> Die rosigen Wolken zieh'n.

> Majus adest: laeto pubescunt pascua flore,
> Arbor et a Zephyris jam rediviva viret.

H. M.

Notizen.

Schiller und die Jugend seiner Zeit.

Daß die Jugend zur Zeit unserer Classiker für wahrhaft poetische Eindrücke empfänglicher war als in unsern Tagen, wo die junge Welt schon vor der Zeit der nur erst beginnenden Reife infolge der ihr zugänglich gemachten ästhetischen und geselligen Genüsse und der gemischtesten Lectüre meist zerstreut, kritteInd und blasirt erscheint, dürfte wol eine ausgemachte Sache sein. Wir erinnern uns einer Schrift von dem schon vor Jahren als Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin verstorbenen Köpke (wir glauben, es war ein Schulprogramm), worin er den warmen, reinen, hingebenden Enthusiasmus schildert, womit die Jugend zur Zeit, als er jung war, jede neue Offenbarung des Genius unserer großen Dichter aufgenommen und welche schwunghafte, gehobene Stimmung überhaupt damals unter ihr geherrscht habe. Er klagt dann über das Erlöschen dieses Geistes bei der Jugend unserer Tage, die er ja vermöge seiner Stellung als Schulmann durch fortdauernden Verkehr mit ihr genau kennen mußte. In der in Nr. 11 d. Bl. angezeigten Schrift über Baumgarten-Crusius begegnen wir Mittheilungen, welche diese Wahrnehmung bestätigen und in einem Briefe enthalten sind, den Baumgarten-Crusius im November 1802 an einen schon vor ihm auf die Universität gegangenen Freund geschrieben hat. Er erinnert ihn darin an die schönen Tage, als sie einige Jahre früher auf der Fürstenschule zu Grimma die Dichtungen Schiller's und Goethe's lasen, was freilich meist heimlich geschehen mußte, da das Lesen deutscher Bücher damals auf dieser Schule so gut wie verpönt war. Diese heimliche Lectüre war, wenn man zu ihr gelangen konnte, gewissermaßen eine verbotene Frucht und schmeckte daher nur um so süßer. Schiller's „Räuber" las Baumgarten-Crusius, da ein gedrucktes Exemplar in keiner Weise zu erlangen war, in einer Abschrift, welche ein Mitschüler während eines Reiseurlaubs mit Aufopferung mancher erwünschten Erholung für sich und seine Freunde gefertigt hatte. „Noch ein Jahr lang", schreibt dann Baumgarten-Crusius, „blieb es Tag, Schiller's Gedichte, soviel wir davon erhalten konnten, abzuschreiben und zu sprechen, verstanden und nicht verstanden, ohne Unterschied der Zeit und des Orts, der Veranlassung und Verhältnisse ... wir wußten und erfuhren nicht, ob der Dichter und wo er lebe; für uns war er gestorben bis auf die Erinnerung an die mächtigen Eindrücke, die er auf uns gemacht hatte. Vor einigen Monaten bekamen wir nun Kunde von ihm, und welche Kunde. Einer unserer Mitschüler brachte den «Wallenstein» mit von der Reise in die Vaterstadt, und selbst ein Vorleser, wie sie wol selten sein mögen, mit einem Feuer, das sich leicht und glühend in eigenen Dichtungen ausströmt, mit dem einzigen Verlangen, für die Bühne oder auf der Bühne sich einst den Preis der Auszeichnung zu verdienen, versammelte er nun in allen Erholungsstunden einen erwählten Kreis von Zuhörern um sich, die an seinen Lippen hingen, wie Griechenland an den Vorträgen der Rhapsoden. Der Genuß war so schön, die Aufmerksamkeit der Hörer so dankbar und ermunternd, und aus den Vorlesungen selbst entwickelten sich so angenehme und zum Weiterforschen anregende Unterhaltungen, daß nun bald «Maria Stuart», dann die «Jungfrau von Orléans» herbeigeschafft und in gleicher Weise vorgetragen wurden. Während der ersten Begeisterung wurde alles Andere auf die Seite geschoben, und es dauerte lange, bis irgend etwas Gedichtetes und Geschriebenes galt und geduldet wurde, als was von Schiller ausgegangen war." Dieser Enthusiasmus litt an Uebertreibung, jedenfalls aber wird der „Wallenstein" für die damaligen Zöglinge der grimmaischen Fürstenschule ein reinerer und nachhaltigerer Quell der Begeisterung gewesen sein als die Liebestándeleien des Catull, Tibull und Properz oder die „Metamorphosen" Ovid's. Jener Vorleser war übrigens kein Anderer als der jetzige Hofschauspieler Anschütz in Wien.

H. M.

Englisches Urtheil über ein zur Goethe-Literatur gehöriges Werk.

Indem das „Athenaeum" (Nr. 1404) „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" von Lehmann einer ausführlichen Besprechung unterwirft und besonders darauf hinweist, daß jene köstlichen kleinen Gedichte, „die, selbst ohne Bekanntschaft mit ihren speciellen Beziehungen, so glänzend vor unsern Augen funkeln, doppelt reizend sind, wenn wir die Veranlassung zu ihrer Entstehung wissen", äußert es sich anerkennend über die Verdienste der Männer, welchen wir Aufklärungen über die bezüglichen Privatverhältnisse Goethe's verdanken. Das „Athenaeum" sagt unter Anderm über das Werk Lehmann's, daß die Nebeneinanderstellung der verschiedenen Liebesverhältnisse des großen Dichters dem Buche in den Augen der Mehrzahl der Leser den größten Reiz verleihe, während Der, welcher mehr auf specielles Studium bedacht ist, es hauptsächlich als eine wohl commentirte Anthologie classischer Gedichte schätzen werde. Es findet, daß der Verfasser in den erklärenden Noten, welche er den Gedichten beifügt, sich als tüchtiger Sprachforscher zeigt. „Mancher fashionable Leser unter den Deutschen, der sich einbildet, Goethe's kleine Gedichte vollständig zu verstehen, dürfte in schwere Verlegenheit gerathen, wenn er aufgefodert würde, gewisse Stellen auf dem Wege der grammatischen Analyse zu erklären. Nun aber hat Lehmann nicht nur offenbar schwierige Stellen erläutert, sondern auch jene tiefer verborgenen Schwierigkeiten hervorgehoben, welche der Beobachtung des sorglosen Lesers entschlüpfen."

N.

Bibliographie.

Auer, J. E., Kaiser Julian der Abtrünnige im Kampfe mit den Kirchenvätern seiner Zeit. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Blüthen aus dem cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius: herausgegeben von J. W. J. Braun. Trier, Braun. Gr. 16. 20 Ngr.

Beckel, F., Polterabendgedichte und Stammbuchverse. Prietz. 8. 6 Ngr.

Schloß Carrow. Roman vom Verfasser von Minnigrey, Dingley Manor rc. Dem Englischen frei nacherzählt von G. Cleeves. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Eberty, F., Ueber Gut und Böse. Zwei Vorträge gehalten am 7. und 21. Jan. 1855. Berlin, Hahn u. Faudel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eduard, Sechs humoristische Vorlesungen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Wengler. 16. 3¾ Ngr.

Etzel, A. v., Das Kaiser Alexander Grenadier-Regiment. Darstellung seiner Entstehung als Regiment, Entwickelung seiner Stämme, Geschichte derselben und seiner Friedens- und Kriegsthätigkeit als Regiment. Zwei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Das Evangelium der Natur. V. Das Reich der Physik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 14 Ngr.

Goehlert, J. V., Die Ergebnisse der in Oesterreich im vorigen Jahrhundert ausgeführten Volkszählungen im Vergleiche mit jenen der neuern Zeit. Wien. Lex.-8. 4 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 4te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Hammer-Purgstall, Freih., Ueber die arabischen Wörter im Spanischen. Wien. Lex.-8. 8 Ngr.

Hasert, J. J. C. R., War ich vom Satan verblendet da ich katholisch wurde? Ein Beitrag zur Symbolik von einem ehemaligen lutherischen Geistlichen, jetzt katholischen Laien. Bunzlau. 1854. Gr. 8. 25 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Kaleidoskop. Novellen, Erzählungen und Gedichte. 1ster Band. Hannover. 8. 25 Ngr.

Heyden, F. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. 5te Auflage. Leipzig, Brandstetter. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, W., Die letzten Dinge des Menschen. Eine Reihe von Predigten und Betrachtungen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1854. Gr. 8. 25 Ngr.

Huhn, A. F., Friedensklänge aus dem Evangelio in Kriegszeit. Zwölf Predigten. Reval, Kluge. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Jamin, N., Gedanken über die Irrthümer der Zeit. Aus dem Französischen frei übersetzt von B. F. Brust. Coesfeld, Wittneven Sohn. 8. 16 Ngr.

Kapff, Erziehung und Ehe, behandelt in vier Predigten. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 4 Ngr.

Köhler, H. C., Der Weg zum Leben. Predigten. Wiesbaden, Roth. Gr. 8. 24 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 9te Auflage. Berlin, Dümmler. 16. 12 Ngr.

Lutze's, A., Gedichte. Neue Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Dichters, nach der Pariser Photographie, in Stahlstich. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 1 Thlr.

Maassen, F., Civilistische Erörterungen. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Zur Lehre von den Bedingungen. Bonn, Henry u. Cohen. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Martensen, H., Die christliche Dogmatik. Aus dem Dänischen. 3te verbesserte Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Mayer, G. K., Der Mensch nach der Glaubenslehre der allgemeinen Kirche und im spekulativen Systeme Günther's. Theologische und philosophische Studien. I. und II. Gr. 8. Bamberg, Züberlein. 1854. 8 Ngr.

Mittler, F. L., Herzog Heinrichs von Braunschweig Klagelied. Mit einem Nachworte über das Leben und die Dichtungen des Burkard Waldis. Cassel, Bertram. Gr. 8. 10 Ngr.

Mönnich, Herder's Cid und die spanischen Cidromanzen. Tübingen, Fues. 1854. Gr. 4. 15 Ngr.

Mühling, E. J. J., Christliches Denkmal 25jähriger pfarramtlichen Wirksamkeit zu Handschuhsheim. Vierter homiletischer Beitrag zur weiteren Beantwortung der gegenwärtigen Zeitfragen. Heidelberg, E. Mohr. Gr. 8. 17 Ngr.

Mund, A., Gedichte. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Sartori, A., Die christlichen und mit der christlichen Kirche zusammenhängenden Secten. Lübeck, Boldemann. Folio. 2 Thlr.

Schliephake, F. W. T., Die Grundlagen des sittlichen Lebens. Ein Beitrag zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 15 Ngr.

Scholl, C., Auf dem Wege zur Wahrheit. Gedichte. Zürich, Kiesling. 12. 24 Ngr.

Schubart, J. H. C., Bruchstücke zu einer Methodologie der diplomatischen Kritik. Cassel, Bertram. Gr. 8. 20 Ngr.

Schulze, E., Sämmtliche poetische Werke. 3te Auflage. Fünf Bände. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Thlr.

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von H. Marggraff. Mit dem Bildniß E. Schulze's. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Simrock, K., Legenden. Bonn, Weber. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Ueber christliches Familienleben. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 16. 20 Ngr.

Ustrialow, N., Historische Uebersicht der Regierung Kaiser Nicolaus I. Aus dem Russischen übersetzt von A. Andrejanoff. Mitau, Reyher. Gr. 8. 20 Ngr.

Warnofrid, Das Roß des Schlosses zu Tannawurf. Historisch-romantische Erzählung. Nebst einem Anhang: Questenberg. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Coldiß. 8. 15 Ngr.

Wildenhahn, A., Evangelisches Laienbrevier. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 16. 20 Ngr.

Zöpfl, H., Grundsätze des allgemeinen und deutschen Staatsrechts, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Zeitverhältnisse. 1ster Theil. 4te durchaus umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Heidelberg und Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Geiger, J. R., Sendschreiben an Hrn. Dekan Lutz in Oberroth über die Gefahren unserer Zeit, die Wiederkunft unsers Herrn und die Ankunft des Antichrist. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Geiger, L., Predigten bei dem Falle der Synagoge zu Frankfurt a. M. I. Frankfurt a. M., Auffarth. 1854. 8. 4 Ngr.

Köller, E., Der Sächsische Prinzenraub. 2te verbesserte und vermehrte, dem 400jährigen Andenken gewidmete Auflage. Leipzig, H. Fritzsche. 8. 5 Ngr.

Krabbe, C. F., Wem steht das Eigenthum der vormaligen Jesuiten-Güter, beziehungsweise das Recht zu, sie zu verwalten und zu den stiftungsmäßigen Zwecken zu verwenden? Münster, Theissing. Gr. 8. 10 Ngr.

Die deutsche Politik Preußens und das Berliner Central-Preßbüreau. Hildesheim, Finck. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Gutzkow's „Lenz und Söhne".

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Gutzkow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Es bildet zugleich die zweite Abtheilung des achten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow**. Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in **besonderer Ausgabe** zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Magdala. Dichtung von **Moritz Horn.** 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neueste Dichtung **Moritz Horn's**, der sich durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: „**Die Pilgerfahrt der Rose**" (geh. 20 Ngr., geb. 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, und „**Die Lilie vom See**" (geh. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.) beide in Miniatur-Ausgaben, bereits zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben hat.

Ein neuer Roman von Robert Prutz.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Prutz (R.), Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Robert Prutz, dem deutschen Publicum durch die vielseitigste literarische und dichterische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich bereits durch seine frühern Romane:

Das Engelchen (3 Theile, 5 Thlr.) und
Felix (2 Theile, 3 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanschriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: „**Der Musikantenthurm**", mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Verwickelungen, mit seinen an ergreifenden Contrasten reichen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niedern Stände und seiner energischen Auffassung der eigenthümlichen Conflicte, wie sie die gegenseitige Reibung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur dazu dienen, ihm die alten Freunde unter den Liebhabern gediegener Romanlectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Raumer (F. v.), Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen dritten Bande sind die „Vermischten Schriften" Friedrich von Raumer's geschlossen. Dieselben enthalten: Reden, staatswissenschaftliche Aufsätze, Erzählungen, geschichtliche Scenen (erster Band); geschichtliche und kritische Aufsätze, darunter zwei Aufsätze über Polen, wovon der zweite im Auftrage König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen verfaßt und jetzt zum ersten male veröffentlicht (zweiter Band); Recensionen, „Theater und Musik" (Briefe, Berichte, Beurtheilungen) und die unter dem Titel „Spree" 1848 anonym erschienenen Aphorismen (dritter Band). Nicht blos die zahlreichen Freunde und Verehrer Friedrich von Raumer's, sondern auch weitere Kreise werden aus seinen „Vermischten Schriften" mannichfache Anregung schöpfen.

In demselben Verlage erschienen folgende bekannte

Geschichtswerke von Friedrich von Raumer:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1840—42. 12 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 15. —— 12. April 1855.

Autobiographien und Lebenserinnerungen.

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Christoph von Schmid. Zwei Bändchen. Augsburg, Wolff. 1853. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
2. Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich von Schubert. Erster und zweiter Band erste Abtheilung. Erlangen, Palm und Enke. 1854–55. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.
3. Lebenserinnerungen von Christoph Heinrich Pfaff. Mit Gregorii Guilielmi Nitzschii memoria Christophori Henrici Pfaffii und mit Auszügen aus Briefen von C. F. Kielmeyer, Friederike Brun, geb. Münter, dem Grafen F. Reventlow und Chr. H. Pfaff. Kiel, Schwers. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Von Sebastian Brunner. Zwei Bände. Wien, Greß. 1855. 8. 2 Thlr.
5. Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anderswoher. Zusammengesucht von F. Tietz. Berlin, Lassar. 1854. 8. 1 Thlr.
6. Barnum der Kaufmann, Journalist und Raritätenmann. Oder so macht man Geschäfte und so wird man reich. Eine Selbstbiographie. Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig, O. Wigand. 1855. 8. 20 Ngr.

Homer hat bekanntlich keine Memoiren hinterlassen. Und das ist Schade, denn da es zu seiner Zeit keine Geburts-, Trau-, Verhaltungs-, Gestellungsscheine und andere Scheine gab, ohne die heutzutage kein ehrlicher und selbst kein unehrlicher Mensch ehrlich durchs Leben kommen kann, so wußten schon die alten Griechen von seinem Leben so gut wie gar nichts, nicht ob er verheirathet und mit wem er verheirathet war, ob er Schulden gemacht hat, ob er Kinder hinterließ, ob er ein gutes Glas Wein liebte, wer seine Vettern und Muhmen waren und mit wem er Umgang pflog. Auch Aeschylus, Sophokles und Pindar, Ossian und Shakspeare haben der Nachwelt nicht erzählt, ob sie in ihrer Jugend ungerathene Buben waren und die Schule schwänzten, wie schnell oder langsam sie buchstabiren lernten, wie oft sie sich verliebten oder wie ihre ersten poetischen Versuche vom Publicum aufgenommen wurden. Daher haben sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn man von ihrem Leben nicht so viel weiß als von dem Leben Vidocq's, Barnum's oder Herrn Sebastian Brunner's, des Verfassers der berühmten Werke: „Das deutsche Reichsvieh", „Die Prinzenschule zu Möpselglück", „Geschichte von Wiener Neustadt", „Die katholischen Festtage", und anderer schönen Schriften, die in Wien und Regensburg erschienen sind und ohne Zweifel Denjenigen, welche sie nicht gelesen haben, mehr Unterhaltung oder Belehrung gewähren als Denjenigen, welche sie gelesen haben.

In unserer Zeit ist aber die Memoirenmanie oder, wie ein pariser Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" auf Anlaß der George Sand'schen Memoiren sich ausdrückte, „die Wuth der Selbstbeschauung und Selbstbesprechung" so gemein und epidemisch geworden, daß sie grassirt wie der Schnupfen bei naßkaltem Wetter. Diese Epidemie beruht ohne Zweifel bei den Meisten in einer krankhaften Reizung der Schleimhäute der Eitelkeit und Selbstvergötterung, viel seltener in der löblichen Absicht, den Mitmenschen dadurch nützlich zu werden und ihnen an dem eigenen Beispiel zu zeigen, wie man es anzufangen hat, um etwas zu werden und etwas zu leisten, oder was man zu vermeiden hat, um seine Lebensaufgabe nicht zu verfehlen. So sehr auch gerade jetzt — und dies wird im Laufe der Zeit immer mehr der Fall sein — der einzelne Mensch gegen die Summe der Menschheit verschwindet wie der Tropfen im Ocean, so nimmt sich doch jeder Tropfen ungemein wichtig, als ob gerade er es sei, der den Ocean erst vollmache und ohne den es einen Ocean nicht gebe. Und vorzugsweise ist dies in Deutschland der Fall, wo die ganze Erziehungs- und Lebensweise, die gesellschaftlichen Verhältnisse den Einzelnen so leicht dazu verführen, in sich hinein zu grübeln und zu brüten, sich selbst von unten

nach oben, von hinten nach vorn zu beschauen und sich darauf etwas zugute zu thun, daß er es unter seiner Vetterschaft so herrlich weit gebracht. Ausländer haben die Beobachtung gemacht und ausgesprochen, daß der Deutsche, mag er anfangs auch noch so bescheiden aussehen, doch ungemein gern von sich und seinen Leistungen, seinem Berufe, seinen Verdiensten oder seinen Familienangelegenheiten spricht, seine selbsteigene Meinung paradiren läßt und jede Wendung des Gesprächs mit Eifer ergreift, die es ihm gestattet, das Gespräch auf seine eigene Person zu lenken. Bei andern Völkern gilt dies als ein Verstoß gegen die gute Sitte. Man sitze aber in Deutschland nur zwei oder drei Stunden mit einem Schuster oder Schneider zusammen und man kann zehn gegen eins wetten, daß der Schneider sehr bald von seinen erhabenen Leistungen mit Nadel und Schere und der Schuster von Pech und Kalbleder sprechen wird, sogar noch lieber als von den Operationen der Alliirten und Russen und über die politische Weltlage überhaupt, obschon er sich auch über diese eine sehr entschiedene und unumstößliche Meinung gebildet hat. Er hat sie zwar anderswoher, aber das thut nichts. Das Kalbleder, das er verarbeitet, hat er ja auch nicht gemacht, und doch ist es sein Stolz. Mutatis mutandis begegnet man solchen Erscheinungen auch unter den andern Ständen in Deutschland und nicht blos unter Schustern und Schneidern. Die Wichtigthuerei, das Renommistische und Großsprecherische gehört zu den Erbübeln des Deutschen. In einer Charakteristik der Deutschen aus der Feder eines Engländers fand ich jüngst angeführt, daß der Deutsche „boastful" (prahlhansig) sei. Er kann allerdings auch bescheiden, ja ein wahres Ideal von Bescheidenheit sein, aber man bringe ihn nur unter die richtigen Leute, denen er sich gewachsen oder überlegen zu sein glaubt, und man wird Wunderdinge an ihm erleben.

Unter den männlichsten Völkern Europas — wir nennen beispielsweise die Engländer und Spanier — sind Autobiographien sehr selten, um so häufiger unter den Franzosen (namentlich seit Rousseau's „Confessions"), den Deutschen und Dänen, welche Letztere es bekanntlich in Betreff der Eitelkeit mit allen Völkern der Erde aufnehmen. Wir verkennen auch das bedeutende Interesse und den großen Nutzen nicht, den Autobiographien haben können; wir verwerfen überhaupt keine Gattung; jede Gattung ist uns vielmehr willkommen, wenn in ihr etwas Löbliches, Gesundes und Tüchtiges geleistet wird. Wenn Goethe seine Memoiren schrieb, so wünschen wir uns dazu Glück, denn Niemand hätte sie so schreiben können. Dann gibt es auch wunderliche und lehrreiche Lebensläufe, im Zickzack von unten auf, durch Dick und Dünn, über alle nur immer denkbaren Hindernisse hinweg. Auch diese möge uns Derjenige, der sie durchgemacht hat, selbst beschreiben; denn diese Lebensläufe sind oft interessanter, immer aber lehrreicher als jeder Roman, vorausgesetzt, daß der Autobiograph wahrheitsliebend und ehrlich genug ist, nichts zu beschönigen und an sich und den Verhältnissen, in denen er lebte, nicht zu idealisiren. Mehre Autobiographien des vorigen Jahrhunderts, wo man freilich aufrichtiger gegen sich und Andere zu sein pflegte als heutzutage, können hierin als Muster gelten, z. B. die des Dichters Schubart, des Professors Moritz (Anton Reiser), des Schauspielers und Schauspieldichters Brandes u. A. Grabbe gehört zu Denjenigen, welche ihr Leben nicht beschrieben haben und welche es doch hätten beschreiben sollen, um Andern zur Warnung die abschüssigen, in dunkle Tiefen führenden Wege bloßzulegen, auf denen auch ein reichbegabtes Talent untergehen kann oder, hat es sie einmal betreten, untergehen muß. Freilich hätte er zu diesem Zwecke mehr Momente jener Ruhe, Selbstverleugnung und Gemüthssammlung haben müssen, die dazu nöthig sind, um sich selbst mit der pathologischen Strenge eines Selbstarztes zu beobachten und zu behandeln, die aber ihm, dem bis zur tiefsten Wurzel seiner Seele Verstörten und Zerrissenen, gänzlich fehlten. Auch verlangen wir nicht, ja wir halten es nicht einmal für ganz taktvoll, daß Männer, welchen es daran liegt, ihr Leben selbst zu beschreiben, damit noch bei Lebzeiten vor das Publicum treten; es erscheint viel schicklicher, wenn sie die Materialien gesammelt und geordnet ihrem literarischen Testamentsvollstrecker hinterlassen und es diesem anheimstellen, sie nach ihrem Tode zu veröffentlichen, falls der Testamentsvollstrecker der Meinung sein sollte, daß das Publicum daran Interesse nehmen werde und der Welt damit ein Dienst geschehe. Auch wenn Männer von reicher Erfahrung und eigenthümlicher Lebensstellung und Lebensanschauung wie die Verfasser von Nr. 1 und 2 im hohen Alter, also in einem Augenblick, wo sie mit ihrem Leben abschließen zu können glauben, ihre Geständnisse veröffentlichen, werden wir dies nicht geradezu misbilligen, ja unter Umständen willkommenheißen; wenn aber ein vergleichsweise noch junger Mann, wie der Verfasser der Schrift Nr. 4, der wenig zu erzählen hat, was nicht auch tausend Andere aus ihrem Leben erzählen könnten, mit seinen Memoiren sich dem Publicum aufdrängt, so erscheint uns dies als das Symptom einer maßlosen Selbstschätzung und Selbstüberhebung, die allem literarischen Anstand zuwiderläuft und die schärfste Rüge verdient.

Der Verfasser von Nr. 1, der als liebenswürdiger Jugendschriftsteller bekannte Domherr Christoph von Schmid, schrieb seine Lebenserinnerungen noch in seinen letzten Lebensjahren und zwar auf Veranlassung des Cardinals von Diepenbrock. Sie bilden den Abschluß, das letztwillige literarische Vermächtniß Schmid's, denn bald nach ihrer Abfassung erlag er einem Choleraanfall. Das erste Bändchen beschäftigt sich mit seiner Jugendzeit, das zweite ist einzig dem Andenken seines verehrten Lehrers Sailer gewidmet. Nur dem ersten Bändchen wollen wir hier einige Worte widmen. Es führt uns in das Leben einer Familie des vorigen Jahrhunderts, wo, wenigstens in entlegenern Städten, noch alte Sitte

und Zucht und christlicher Glaube dem Familienleben eine feste Form und Haltung gaben, die ihm jetzt fast überall entwichen sind. Die innere Unruhe und um so zu sagen psychische Angst der Neuern waren den Menschen der damaligen Zeit noch unbekannt; sie führten ein beschränktes, aber in sich sicheres, auf Gottvertrauen begründetes und auf gesundem Menschenverstand ruhendes, wohlgeordnetes Dasein. Und doch sind gerade aus diesen enggezogenen Verhältnissen unsere größten Geister, denen unsere Wissenschaft, Poesie und Philosophie ihr Bestes verdanken, hervorgegangen. Auf den kleinen Christoph Schmid scheint gerade der Vater und nicht, wie dies sonst häufig der Fall ist, die Mutter den größten Einfluß gehabt zu haben. Dieser Vater, Friedrich Schmid, Beamter in Dinkelsbühl, scheint auch in der That ein in seiner Art vortrefflicher Mann gewesen zu sein, und mit wahrhafter Bewunderung stehen wir namentlich an seinem Sterbebette. Als er sein Ende nahen fühlte, brachte er mit größter Seelenstärke und Gewissenhaftigkeit seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung, erklärte dann, es sei dieser Welt nun genug geschehen, und verbrachte seine letzten Tage bis zur endlichen Auflösung unter ernsten und religiösen Betrachtungen. Diesem trefflichen Manne verdankte unser Schmid jene Grundsätze christlicher Humanität und gemüthvoller Verständigkeit, die dieser später unter Sailer's Leitung weiter ausbildete, durch sein ganzes Leben bekundete und in seinen Jugendschriften ausprägte. Es wurde dem jungen Schmid von seinem Vater stets aufs nachdrücklichste eingeschärft, nichts zu verspotten und zu verlachen, vielmehr zu achten, was einem Menschen heilig und ehrwürdig sei, welcher Confession er auch angehöre. Schmid hat sich diese Lehre zunutze gemacht und immer zu den liberal und human denkenden Katholiken älterer Richtung gehört, gegen welche die jüngere fanatische, zu hierarchischen Propagandazwecken agitirende, der man aber das künstliche Echauffement sehr deutlich ansieht, einen höchst unerfreulichen Contrast bildet. Diese ganze Kindheitsgeschichte liest sich selbst wie eine lehrreiche, eng umrahmte, speciell für die Jugend geschriebene, in sich abgerundete und abgeschlossene Erzählung und ist reich an den liebenswürdigsten und gemüthvollsten Zügen, in die sich auch viele erheiternde hineinverflechten. Es gab zu der Zeit noch viele originelle, humoristische, harmlos witzige Käuze, welche den alten deutschen Schalk, aber im bessern Sinne, im Nacken hatten. Ein solcher Schalk war ein Bruder von Christoph's Mutter, welcher Blechwaaren aller Art verfertigte und seine Stärke namentlich in getriebenen Arbeiten aus Kupfer oder Messing hatte. Schmid erzählt:

Einst kam eine Nachbarin in die Werkstätte und sagte: „Ich habe da eine Ampel, welche rinnt. Ich bitte sie zu verlöthen." Der Meister untersuchte die Ampel und fand, daß sie nirgends eine Oeffnung hatte, durch die das Oel ausrinnen könne. Er bemerkte aber, daß das Röhrchen, das für den Docht bestimmt ist, auf dem Rande der Ampel aufliege, und bog, ohne daß die Bäuerin es bemerkte, das Röhrchen in die Hände. In seiner heitern Laune sagte er: „Die Ampel braucht nichts, als daß man sie ein paar mal überspringe." Er stellte die Lampe auf den Boden und sprang darüber hinüber und wieder herüber. „So", sagte er, „jetzt rinnt sie nicht mehr." Die Bäuerin wollte dieses nicht glauben. Er aber sprach: „Wenn sie noch rinnt, so bringt sie mir wieder und ich gebe Euch eine ganz neue dafür." Das Weib fragte etwas ungläubig: „Was habe ich für die Mühe zu bezahlen?" Er sagte: „Das kostet nichts", und sie ging. Nach einiger Zeit kam sie wieder mit der Ampel und sagte: „Einige Wochen hat das Hin- und Herspringen schon gut gethan; aber jetzt rinnt sie wieder. Mein Mann und ich und meine Kinder und Knechte und Mägde sind auch darüber hin- und hergesprungen; aber es half Alles nichts." Nun erklärte ihr der Vetter: das Röhrchen mit dem Dochte dürfe auf dem Ampelrande nicht aufliegen, sonst rinne das Oel am Rande herab. „So gibt es", sagte er, „noch viele kleine Vortheile, die man, wenn man aufmerksam ist, leicht entdecken und manchen Nachtheil in der Haushaltung verhüten kann."

Da haben wir einen köstlichen Hans Sachs'schen Schwank nebst der dazu gehörigen hausbackenen Moral. Aehnliche Stückchen finden sich noch viele im Buche, und da Schmid gewohnt war, auf solche Züge von Klein auf zu merken, lernte er, wie man für die Jugend und das Volk und überhaupt im Dienste des gesunden praktischen Menschenverstandes schreiben müsse. Schon früh richtete sich sein Sinn auf diese Gattung der Schriftstellerei. Er erzählt, wie er in einer ansehnlichen Familie, deren Kinder er unterrichtete, Campe's „Robinson" und mehre Stücke aus Weiße's „Kinderfreund" vorlas, woran die Mutter (welche Mutter dieses Standes thäte dies noch jetzt!) und Kinder gleichen Antheil nahmen, und fügt dann hinzu: „Ich bedauerte, daß wir Katholiken damals an zweckmäßigen Schriften für die Jugend noch Mangel hatten." Schmid hat diese Lücke ausgefüllt. Seine bescheidenen, einfachen, schlichten Bücher werden nicht in den Bücherschränken der Gelehrten und auf den Toilettentischen vornehmer Damen prunken, nicht in den Literaturgeschichten eine hervorragende Stellung angewiesen erhalten, aber sie werden fortfahren, im Stillen segensreicher zu wirken als so manche vielgepriesene Werke, in denen eine Unsumme von Geist oder unendlich viel Gelehrsamkeit, aber sehr wenig praktischer Menschenverstand und gesunder, nutzbar zu machender Lebensstoff enthalten ist.

Die Richtung des Verfassers der Schrift Nr. 2 ist bekannt und spiegelt sich auch in dem Buche getreulich wieder. Es ist Schubert's Lehrer und Vorbild Schelling gewidmet, welcher der einzige unter den akademischen Lehrern Schubert's war, der zur Zeit der Abfassung des Buchs noch lebte, seitdem aber auch heimgegangen ist. Schubert beabsichtigt die „Hauptstationen seines Lebens in ebenso vielen Bänden" dieses Buchs zu beschreiben, davon der erste die Geschichte seiner Jugend umfaßt, während die übrigen über die spätere Lebenszeit berichten sollen. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes schließt mit Schubert's Berufung nach Nürnberg als Director am dortigen Realinstitute, welche er der Fürsprache Schelling's verdankte.

In sittlicher Hinsicht und in Bezug auf didaktische Tendenz ist diese Autobiographie der Schmid'schen verwandt, aber in Bezug auf Form, innerliches Leben und Verarbeitungsweise des Materials von ihr sehr abweichend. Schmid reiht in populär-naivem Tone ganz objectiv Thatsache an Thatsache, Anekdote an Anekdote, etwa wie man ein Buch für gute, verständige Kinder schreibt; Schubert verarbeitet sein Leben philosophisch und innerlich und deutet, was ihm geschah, sogar allegorisch und symbolisch, sodaß selbst mystische Tiefblicke durchschlagen. Schmid ist gedrängt und ökonomisch, gibt nur das Nöthigste und Schlagendste, vermeidet alle und jede Spur prunkender Gelehrsamkeit und rundet sein Leben zu einem Bilde im kleinen Rahmen, das auf uns als ein Ganzes, Fertiges wirkt; Schubert verliert sich bisweilen in ziemlich weitläufige, wenn auch in geistreicher und eigenthümlicher Weise anregende und mit Kenntnissen aller Art reich beladene Excursionen, auf Nebenpfade, die vom geraden Wege abliegen, und zu Nebengruppen, und so leidet seine Biographie an dem gewöhnlichen Fehler der Autobiographien, an Breite und Weitschweifigkeit. Wer aber sein Leben beschreibt, sollte bedenken, daß dem Leser nicht Alles interessant, was für Den, der es erlebte, sein hohes Interesse haben konnte. Trotzdem kann man das anregende, inhaltsreiche und psychologisch bedeutsame Werk strebenden Jünglingen und wohlgesitteten Familienkreisen zur Lectüre mit gutem Gewissen empfehlen. Auch sind diese Selbstbekenntnisse mit jener Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit geschrieben, die wir von Autobiographien verlangen, wenn sie Gutes wirken wollen oder sollen.

Wir wollen, da uns für unsern Bericht noch soviel Stoff vorliegt, hier nicht von dem Lebensgange des Verfassers sprechen, sondern uns nur auf Mittheilungen über einige bedeutende Männer beschränken, mit denen Schubert in Berührung kam. Die hervorragendsten unter ihnen und zugleich diejenigen, denen Schubert seine innigste Verehrung bewahrt, sind Herder, Schelling und Werner der Mineralog. Schubert war Schüler am Gymnasium zu Weimar, dem Herder als Ephorus vorstand; er wurde Herder's Tischgenoß und hatte so Gelegenheit, diesen seltenen, jetzt häufig absichtlich verkannten Genius aus unmittelbarster Nähe auf seinen pietätsvollen jugendlichen Geist wirken zu lassen. Wir geben hier nur einen Theil seiner Schilderung:

Man sagt von einzelnen Fürsten und Gewaltigen: dieser war, dieser ist zum Herrschen geboren, denn selbst im Aeußern hat ihnen die Natur das Gepräge einer Hoheit, einer Würde gegeben, das schon den jungen Cyrus unter den Hirtenknaben, die von dem Adel seiner Geburt so wenig Kunde hatten als er selbst, zum gebietenden Herrscher erhob. Ein solcher Adel des Geistes war in Herder's ganzem Wesen in einem so augenfälligen Maße ausgeprägt, wie ich es bei keinem andern Menschen gesehen. Es war nicht die gewaltthätige Naturkraft eines Herrschers, wie sie an Goethe sich aussprach, sondern es war die stille Größe und Würde eines Fürsten, der, was er ist, von Gottes Gnaden geworden. In seiner Stellung, seiner Stimme, seinen Mienen, wenn er auf der Kanzel oder als Ephorus zu uns in der Schule sprach, war eine Macht, welche Schweigen und Ehrfurcht gebot; sie war verwandt mit jener Macht, welche in dem Wesen eines andächtig betenden Menschen liegt, denn Herder's vorherrschende Stimmung und Stellung des Geistes und Gemüths war, so scheint es mir, die der Ehrfurcht vor einem Etwas, das seinem Geiste nahe, aber höher als dieser war.

Diese Worte, kurz zusammengefaßt, besagen, daß Herder eine priesterliche Natur war, und gerade solche priesterliche Naturen sind es, welche in unserer sehr weltlich gewordenen Zeit auf Würdigung kaum noch rechnen dürfen. Im Herder'schen Hause lernte der junge Schubert auch Jean Paul kennen, der um 18 Jahre jünger als Herder, wie Schubert wieder 18 Jahre jünger als Jean Paul war. Jean Paul, von der ehrfurchtsvollsten Liebe zu Herder durchdrungen, zeigte sich zunächst nur als dankbarer Hörer, verstand es aber, „durch bescheidene Fragen und durch Worte der warmen Theilnahme die Thüre zu der geistigen Schatzkammer seines reichen Wirths aufzuthun und diesen zu bewegen, daß er daraus hervorlangte, Altes und Neues". Diese Kunst zuzuhören ist jetzt leider ziemlich verloren gegangen; unsere jungen Leute sind so entsetzlich klug geworden, daß sie mit ihrer durch Debauchen vor der Zeit alt gewordenen blassen Weisheit aufs ungeschickteste und arroganteste überall dreinfahren und die alte spartanische Vorschrift, daß die Jugend unter allen Umständen vor dem Alter Ehrfurcht zu bezeigen habe, dahin abändern, daß im Gegentheil das Alter vor der Jugend den Hut ziehen und auf ihre Worte wie auf Orakelsprüche hören müsse.

Auch die Mittheilungen Schubert's über seine Universitätszeit in Leipzig und Jena bieten vieles Interessante. Dort lebte er in engerm Freundschaftsbunde mit dem wackern patriotischen F. G. Wetzel, dessen schönes Talent unter dem Druck seiner Lebensverhältnisse nicht zur vollen Entfaltung gedeihen sollte. Auch die Charakteristik des originellen Prälaten Burscher wird man mit Vergnügen lesen, ebenso die Mittheilungen über mancherlei renommistische Erscheinungen auf der jenaer Universität. Der letztern gedenkt er übrigens mit großem Lobe. Im Gegensatze zur leipziger Universität fand er hier etwas Naturwüchsiges, Ursprüngliches und Unverdorbenes. Der herrschende Ton sei ein ehrenwerth wissenschaftlicher, das Studentenleben, im Vergleich mit andern Universitäten, im Ganzen ein sittlich-keusches, nüchternes und mäßiges gewesen, und von Kleiderstaat und Zierlichkeit, wie etwa in Leipzig, habe man nicht viel wahrgenommen, eher von allerhand phantastischem Aufputze. Seine Haupterinnerung gilt seinem Lehrer und Meister Schelling, der seinen Jahren nach ein Jüngling unter den seinen Worten lauschenden Jünglingen war, der aber durch eine in seinem ganzen Wesen liegende Würde, durch den mächtigen Inhalt seiner „wie mit mathematischer Schärfe im Lapidarstil abgemessenen" Rede den Jünglingen imponirte. Schubert gesteht, es sei ihm öfters so zumuthe geworden, als ob er „Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte".

Im zweiten Bande sind namentlich interessant: aus

Schubert's eigenem Leben die Schilderungen seiner bedrängten häuslichen Lage in Altenburg, wo er Armenarzt war und seine Baarschaft bisweilen so zusammenschmolz, daß er nicht wußte, wovon er andern Tags das für seinen Haushalt nöthige Quantum Holz und Brot bezahlen sollte; aus seiner freiberger Periode die oft sehr dankenswerthen Mittheilungen über den berühmten Mineralogen Werner, A. W. von Herder, Lampadius, M. von Engelhardt und Karl von Raumer; aus seiner gesellschaftlich recht bewegten dresdener Periode die über den originellen Landschaftsmaler Friedrich, von dessen glühendem Patriotismus und Franzosenhaß hier manche interessante Züge mitgetheilt werden, über Karl Dippold, Heinrich von Kleist, die Gebrüder Schlegel, Gerhard von Kügelgen, der seinem Zwillingsbruder, ebenfalls Maler, so täuschend ähnlich sah, daß er in Petersburg, wenn er gerade in voller Arbeit vor der Staffelei saß, diesen in Uniform zu Hofe sendete, wo derselbe die Rolle seines Bruders vor dem Kaiser zur vollkommenen Befriedigung spielte.

Schubert gehört zu den jetzt immer seltener werdenden Männern älterer Zeit, die unablässig an ihrer moralischen Vervollkommnung arbeiteten und in dieser Hinsicht nicht streng genug gegen sich sein konnten. Neigungen zum Schlimmern waren auch in ihm, wie in jedem Menschen, vorhanden, aber er strebte danach, sie zu erkennen, und hatte er sie erkannt, so ging er auch mit heiligem Eifer daran, ihrer Herr zu werden. Alle frühern Bedrängnisse des Lebens konnten ihn gegen die Menschheit nicht verbittern, sondern wurden von ihm nur als Prüfungen betrachtet, die zu seiner Selbstreinigung dienen sollten. Christliche Pietät und Milde bezeichnen sein ganzes Wesen wie sein Buch, welches ein reiner Ausfluß dieses Wesens ist. Man kann vielleicht sagen, daß er wie Christoph von Schmid in dieser Richtung zu weit gehe, daß er zu ängstlich vermeide, die Schlechtigkeiten und Unvollkommenheiten der menschlichen Verhältnisse aufzudecken und zu bekämpfen; dies kann jedoch unserer persönlichen Achtung vor ihm keinen Eintrag thun, sie vielmehr nur erhöhen. Zudem darf man nicht außer Acht lassen, daß Schubert sowol als Schmid in einer Zeit jung waren, wo die Menschen einander mehr Glauben und Vertrauen schenkten und dazu auch mehr Grund hatten, als dies jetzt unter zerrissenern Verhältnissen und entwickeltern Impulsen des Egoismus der Fall ist und sein kann.

Einen schon ganz andern Eindruck macht Christoph Heinrich Pfaff's Selbstbiographie, die er in der ihm durch Erblindung auferlegten Muße dictirte und kurz vor seinem Ende vollendete, deren Veröffentlichung er aber nicht mehr erleben sollte. Die Herausgabe besorgte nach Pfaff's am 23. April 1852 erfolgten Tode H. Ratjen in Kiel.

Wenn die Entstehung irgend einer Autobiographie durch besondere Umstände motivirt war, so gewiß die Entstehung dieser von Pfaff in die Feder dictirten. Im hohen Alter und erblindet suchte der gesellig wie wissenschaftlich ungemein rührige Mann seinem immer noch thätigen Geiste dadurch Beschäftigung zu geben. Sein lebhaftes Gedächtniß kam ihm dabei zustatten, sodaß die Personen, mit denen er auf seinem langen Lebenswege zusammentraf und die er in seinen Memoiren schildert, wie recht lebendig ausgeführte Porträts uns aus dem Rahmen seines Buchs entgegentreten. Und diese Porträts bilden eine sehr ansehnliche Reihe, da Pfaff auf seinen Reisen in Deutschland, der Schweiz, Italien, Dänemark, Frankreich, den Niederlanden und England als Mann von allgemeiner und vieler jovial-geselligen, mit politischen Elementen durchwirkten Bildung wie als einer der Hauptrepräsentanten seiner speciellen Wissenschaft, der Natur- und Arzneiwissenschaft und besonders der Chemie, Gelegenheit hatte, die zahlreichsten Bekanntschaften zu machen, zumal er sie nicht einfach an sich kommen ließ, sondern sie mit großer Betriebsamkeit aufsuchte und überall das Handwerk zu begrüßen liebte. Daher sind auch Pfaff's Memoiren nach dieser Seite hin für den Höhergebildeten interessanter und stoffhaltiger als diejenigen Schmid's und selbst Schubert's, aber sie sind dafür auch professorenmäßiger und zugleich weltmännischer, sie sind nicht so naiv und einfach treuherzig wie die des Erstern und nicht so in die Tiefe dringend, psychologisch motivirend und auf allgemein menschlichen Gefühlen ruhend wie diejenigen Schubert's. Von einem gewissen Anfluge von Eitelkeit ist diese Autobiographie wol nicht frei zu sprechen; der Verfasser wiegt sich, namentlich im letzten Drittel des Buchs, mit sichtlichem Behagen in dem Genuß der mancherlei Anerkennungen, die ihm in seinen höhern Jahren für seine akademische Wirksamkeit zutheil wurden; doch wollen wir dies, sowie die auch hier nicht selten hervortretende und ermüdende, Autobiographien meist anhaftende Breite und Umständlichkeit dem hohen Alter zuguterechnen, in dem er sie verfaßte.

Auf die wirklich große hier aufgehäufte Fülle von Material, wie namentlich auf Pfaff's eigenen Entwickelungsgang, der gerade nicht viele Momente von frappant psychologischer Bedeutung bietet, können wir hier nicht ausführlicher eingehen. Die langen Mittheilungen über seine Familie von väterlicher wie mütterlicher Seite hätte Pfaff dem Publicum jedenfalls erlassen oder auf wenige Punkte beschränken sollen. Interessant war es uns wahrzunehmen, wie sich die verschiedenen Phasen, welche die sittliche und geistige Bildung des deutschen Volks während der Zeit, in der Pfaff lebte, durchgemacht hat, an den Wandelungen seiner Empfindungs- und Anschauungsweise deutlich wahrnehmen lassen, wie der noch den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eigene, vielleicht überschwängliche, aber schöne und reine Enthusiasmus sich verliert, um der verstandeskühlen Ausdrucksweise der neuern Zeit Platz zu machen. Im Jahre 1794 schrieb er an Kielmeyer in Göttingen aus Kiel:

Entfliehen Sie den steifen, ceremoniösen Cirkeln von Göttingen, um ganz die Wonne des Umgangs, in dem sich die

Seelen liebreich miteinander vermischen und die Unterredung sich nur über Gegenstände von höherm Interesse, über das Glück der Menschheit, Aufklärung und Freiheit ausbreitet, genießen zu können u. s. w.

Diese Sprache war damals allgemein; jetzt kommt sie ohne Zweifel nur noch selten vor, aber auch schwerlich die Empfindung, deren Ausdruck sie war. Auf uneigennützige Sympathien gegründete Freundschaften gab es damals ohne Zweifel in größerer Zahl als jetzt; man hätte sonst auch so Großes nicht leisten, noch hätte jener Literaturperiode ein so gemeinsamer Grundcharakter aufgedrückt sein können.

Aus Pfaff's Jugendzeit sind namentlich die Mittheilungen über die Karlsschule, über die revolutionären Kundgebungen und Sympathien, denen sich infolge der Französischen Revolution die Karlsschüler trotz oder wegen der über sie verhängten scharfen Disciplin hingaben, über des wegen dieser Sympathien bedrohten Landschaftsmalers Koch heimliche Flucht und über Pfaff's Umgang mit Cuvier von besonderm Interesse. Cuvier war damals ganz deutsch gebildet; als Pfaff ihn später, im Jahre 1829, in Paris besuchte, fand er ihn ganz zum Franzosen und Baron geworden und alles deutschen Gemüths bar und ledig. Auch an andern Franzosen seiner Bekanntschaft, die emigrirt waren, z. B. an dem ältern Portalis, hatte Pfaff Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, wie leicht der Franzose sich durch äußere Ehren, Vortheile und Decorationen bewegen läßt, aus dem Anhänger des einen Systems zu dem willigen Diener und Handlanger des ganz entgegengesetzten zu werden. Ueberhaupt möchten wir auf die Mittheilungen aus dem Auslande, aus Kopenhagen, das Pfaff 1795 und 1798 besuchte, aus Paris, wo er zwei mal, 1801 und dann wieder 1829 war, und aus London besonders aufmerksam machen. In allen diesen Hauptstädten verkehrte er mit den bedeutendsten Notabilitäten namentlich seiner speciellen Wissenschaft. Hier aus Paris nur folgende charakteristische Anekdote. Portalis, der Vater, bekam den Auftrag, das Concordat für Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes durch seine Beredtsamkeit vor dem Gesetzgebenden Körper zu vertreten. Seine Rede wurde in vielen Exemplaren gedruckt und im Lande unentgeltlich vertheilt. Eines Tags fand Portalis den Portier in der Lectüre dieser Rede begriffen und vertraulich fragte er ihn: „Qu'en dis-tu?" „Ah, monsieur!" antwortete der Portier, „ce n'est ni pour vous, ni pour moi, c'est bon pour le peuple."

Unter Pfaff's Mittheilungen über deutsche Gelehrte und Notabilitäten sind namentlich die über Baggesen, der ja mehr in deutscher als dänischer Bildung wurzelte, über Schelling und Jacobi interessant. Von Jacobi sagt er:

Die Persönlichkeit Jacobi's mußte den angenehmsten Eindruck auf Jeden machen; er stellte den Philosophen und feinen Weltmann in harmonischer Verbindung dar, ohne Pedanterie wie ohne Arroganz, in Allem, in seinem Auftreten, seinen Bewegungen, seinen Gesprächen das richtige Maß, wie durch den Eros geleitet, haltend, mir wie ein moderner Plato erscheinend, von der edelsten Physiognomie im schönsten Ebenmaß aller Theile u. s. w.

Mit Schelling, den er zuerst in Leipzig kennen lernte, dauerte sein freundschaftliches Verhältniß nicht lange; es trat ein tiefer Riß zwischen ihnen in Pfaff's Herzen ein durch Schelling's feindseligen Angriff gegen Jacobi, den Pfaff, wie er selbst sagte, „so unendlich verehrte" und für welchen Schelling früher eine gleiche Verehrung ausprach. Ueberhaupt trugen die Dichter, Kritiker und Philosophen, welche mehr oder weniger der romantischen Richtung angehörten, einen feindseligen, capriciösen und zänkischen Geist in die Literatur hinüber, der auf diese einen zersetzenden Einfluß ausübte und sie durch Mäkeln und eigenliebiges Besserwissenwollen ihres bis dahin großen Charakters beraubte. Pfaff lernte auch noch Schiller, der übrigens sein Lieblingsdichter bis zum Ende seiner Tage blieb, persönlich kennen, fand sich aber durch die Art seines Auftretens überrascht, indem sich in seinem ganzen Benehmen eine gewisse Verlegenheit kundgab und Schiller bei Pfaff's Besuche beständig die Augen senkte.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß aus dieser Autobiographie eine gewisse, wir möchten sagen etwas professorlich gefärbte Eitelkeit hervorschimmere, obschon Pfaff sich dagegen vorsorglich verwahrt, indem er selbst in den Einleitungsworten bemerkt:

Wenn Autobiographien nur zu leicht der Verlockung der Eitelkeit anheimfallen, ihren Werth, ihre Bedeutung und Anerkennung in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen — ein Vorwurf, an den man bei der Durchlesung der dahingehörigen Erinnerungen Steffens' und Oehlenschläger's nur zu sehr gemahnt wird —, so soll mich das Bewußtsein dieser Gefahr bei Niederschreibung der folgenden Blätter hoffentlich nie verlassen.

Indeß scheint ihn dieses Bewußtsein doch ein wenig verlassen zu haben, als er das Capitel über sein funfzigjähriges Doctorjubiläum, worin auch ein an ihn, „den Imponderabeln", gerichtetes Festgedicht mitgetheilt ist, und die langen Capitel über seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer und Schriftsteller und die ihm gewordenen literarischen Auszeichnungen verfaßte. Dergleichen mitzutheilen sollte man billigerweise einem Andern überlassen.

Noch einen auffallenden Schnitzer wollen wir hier citiren. Pfaff kam auf einer längern Reise im Jahre 1838 auch durch München und erzählt hier unter Anderm:

Einen zauberischen Eindruck machte auf uns die mit der Residenz in Verbindung stehende Heilige-Geist-Kapelle im byzantinischen Stile mit ihren unnachahmlichen Frescogemälden auf mattem Goldgrunde rund um den Fries der Kuppeln von Cornelius.

Unter dieser Heiligen-Geist-Kapelle ist die Allerheiligen-Hofkirche zu verstehen, deren Frescogemälde aber nicht von Cornelius, sondern, wie allbekannt, von Heinrich Heß herrühren. Nun, ein Professor kann nicht Alles wissen; aber zwei Professoren, Pfaff und sein Herausgeber, zusammen sollten doch wissen, was Jedermann weiß, auch ohne Professor zu sein, daß Heinrich Heß und nicht Meister Cornelius die Allerheiligen-Hofkirche mit Fresken geschmückt hat, zumal die Manier beider Meister voneinander sehr verschieden ist.

Das Taufbuch der wiener Pfarre zu St.-Laurenz am Schottenfeld enthält folgende wichtige Notiz: „Sebastian Brunner, ehelicher Sohn des Jakob Brunner, Hausinhabers und bürgerlichen Seidenzeugfabrikantens, und seiner Gattin Anna, geborenen Stetter. Geboren wurde derselbe am 10. December 1814 und getauft durch den Herrn Pfarrcuraten Cölestin Hauer; zu Pathe gestanden ist der Hausinhaber und Seidenzeugfabrikant Sebastian Kargl." Hierdurch beweist der Verfasser der Schrift Nr. 4, daß er nicht allein und zwar ehelich geboren, sondern sogar getauft ist. Der Verfasser steht diesem Taufzeugniß zufolge in einem Lebensalter, in welchem Schriftsteller an alles Andere eher als an die Abfassung ihrer Memoiren zu denken pflegen. Und wer ist Sebastian Brunner? Wir haben bereits in den Einleitungsworten zu dieser Betrachtung einige seiner Schriften erwähnt, unter denen namentlich die mit dem Titel „Das deutsche Reichsvieh" (zweite Auflage, Wien 1849) geschmückte sehr viel Schönes und Anmuthiges verspricht. Brunner hat aber noch viel mehr geschrieben, gegen 30 Schriften, die alle auf dem Umschlage des zweiten Bandes verzeichnet sind, darunter „Der Nebeljungen-Lied" (dritte Auflage, Regensburg 1852), eine gegen die Junghegelianer gerichtete Satire; „Blöde Ritter, Galerie deutscher Staatspfiffe"; „Des Genies Malheur und Glück"; „Schreiberknechte" (worunter er, wie es scheint, Recensenten und vorzugsweise unglückliche Theaterrecensenten versteht), außerdem sogar Predigten; auch redigirt er die „Wiener Kirchenzeitung" seit 1848. Wir erwähnen dies, damit der Leser im protestantischen Deutschland doch etwas von ihm weiß und vor seiner literarischen und polemischen Fruchtbarkeit einigen Respect bekommt; denn bei der ultramontanen Propaganda scheint er allerdings sich einiges Rufs zu erfreuen, und ihr beifälliges Kopfnicken mag ihn wol auch in die Täuschung gewiegt haben, daß er ein Mann von großem Gewicht sei, daß er es vielleicht gewesen, der den östreichischen Kaiserstaat und mit ihm die katholische Kirche beim letzten Haare aus dem Sündflutwasser von 1848 gezogen hat.

Indeß müssen wir uns den Mann doch etwas näher ansehen; als Verfasser von 30 Schriften (ungerechnet vorliegendes Buch und mehre kleinere Pamphlete, mit denen er im Jahre 1848 die Revolution in Wien bekämpfte) und als ein Mann, der bei lebendigem Leibe seine Memoiren geschrieben hat, erweckt er jedenfalls unser Interesse. Wir schlagen den ersten Band S. 226 auf und finden da einen Erguß über Goethe, worin es z. B. heißt:

Wie großartig sind seine Dichtungen, was für ein nobler, freilich eiskalter, neuheidnischer Geist durchweht sie! Wie jämmerlich ist hingegen Goethe als Mensch; er war gemein, neidisch gegen Jeden, von dessen Talent er für seine Glorie Besorgniß hegte ... er war ekelhaft undankbar; sein Benehmen, als ihm der Tod des Großherzogs von Weimar, seines Gönners und Wohlthäters, gemeldet wurde, zeigt ihn als einen Menschen ebenso herz- als gesinnungslos, ebenso gemein als niedrig.

Aber auch Schiller ist ein verlorener Mensch; Schiller hat einmal im Jahre 1788 in sein Tagebuch die Worte geschrieben: „Ach, wenn ich beten könnte!" Dieser augenblickliche Einfall und einige andere Geständnisse, daß er niemals recht glücklich gewesen, reichen hin, auch Schiller unter die Heiden zu werfen; denn er fühlte wohl das Bedürfniß zu beten, aber er konnte nicht beten. Shelley, dessen herzloses Benehmen gegen seine (erste) Frau, welches diese ins Wasser jagte, von uns keineswegs auch nur entfernt entschuldigt werden soll, Byron, Nikolaus Lenau müssen weiter zum Beweise herhalten, daß nur Männer vom Gepräge Franz Assisi's oder Ponce's de Leon der Welt zum Heile gereichen können. Gewiß, wir wissen diese Männer ebenso gut in ihrer christlichen wie Goethe in seiner „heidnischen" Erhabenheit zu würdigen, aber Franz Assisi und Ponce de Leon waren Männer, die nicht wie Sebastian Brunner sich darauf etwas zugute gethan haben würden, dem Fürsten und der Fürstin von Metternich und andern erlauchten Personen vorgestellt zu werden und auf dem Landgute des Barons Hügel öfters zu Mittag zu speisen und, auf dem Balcon eine Cigarre schmauchend, mit einiger Verachtung auf das unten wandelnde plebejische Volk herabzuschauen. Der Verfasser erzählt, daß ein „genialer" Schriftsteller, früher Israelit und Verfasser des „trefflichen", 1848 in Wien erschienenen Buchs „Der Jude mit dem Barte", ihm gestanden habe, „daß es besonders ein wesentlicher Theil des Typus des modernen Judenthums sei, auf eine ganz wüthende Weise sich mit der Freundschaft und Bekanntschaft hoher und höchster Herrschaften ein Ansehen zu verschaffen". Nun, diese „ganz wüthende Weise", finden wir im höchsten Grade bei diesem Sebastian Brunner ausgeprägt. Er führt ein Geständniß Nikolaus Lenau's an, das dieser während seines Wahnsinns in einem lichten Augenblick ablegte: daß Gott ihn sehr barmherzig behandelt, indem er ihn durch die Natur und nicht durch das Gesetz bestrafen ließ, denn er habe gegen Beides gefehlt, er habe das Talent über das Sittengesetz gestellt, und dieses sei doch das höchste. O gewiß, wir fühlen tief das Gewicht dieser Selbstanklage, aber wir können einem Sebastian Brunner, der in seinem Buche selbst das Gesetz der Liebe und Humanität und mithin auch das Sittengesetz vielfach verletzt, keineswegs gestatten, sich dieser Selbstanklage zu seinen Beweisführungen zu bedienen, zumal sein Fanatismus und sittlicher Rigorismus uns ein etwas erkünstelter und echauffirter zu sein und hauptsächlich auf moderner Bissigkeit und Scheelsucht zu beruhen scheint. Wollt ihr uns Franz Assisi und Ponce de Leon zum Muster aufstellen, nun so scherwenzelt nicht bei vornehmen Leuten herum, so lebt selbst wie sie, handelt wie sie und schreibt, wie diese Männer in jetziger Zeit schreiben würden. Wer aber auf buchhändlerische Bestellung wie Sebastian Brunner (und er erzählt dies selbst) als „Schreiberknecht" seine literarische Laufbahn damit beginnt, gegen Honorar ein katholisches Gebetbuch zusammenzuschreiben, wer darin eine Befriedigung seiner Eitelkeit sucht, daß er seine Person am Pranger einer von Selbstüberschätzung aufgequollenen Autobiographie dem Publicum bloßstellt, der hat kein Recht, solche Ge-

stalten heraufzubeschwören und sie Goethe und Schiller gegenüber als Muster aufzustellen.

Wir können von Sebastian Brunner noch nicht loskommen; er ist uns in gewisser Hinsicht wichtiger als Schmid, Schubert und Pfaff, weil an ihm eine Menge Erscheinungen zutage kommen, welche Vielen in unsern Tagen anhaften. Er ist, um so zu sagen, ein ultramontaner Heinrich Heine. Nicht als ob er dasselbe poetische Talent, denselben graciösen Stil und denselben Witz hätte, obschon er leidlich zu schreiben weiß und auch wol alle 50 Seiten einmal einen beachtenswerthen Gedanken ausspricht; aber wir finden in ihm dasselbe liederliche Hin- und Herfahren von einem Gegenstande zum andern, denselben Hang zu Persönlichkeiten, dieselbe Lieb- und Rücksichtslosigkeit, denselben Hohn über das Misgeschick seiner Gegner. Hat doch auch Heine dem Atheismus abgesagt und in seinen letzten Schriften mehrfach vor der katholischen Kirche seinen Respect ausgesprochen, ja selbst die Jesuiten in Schutz genommen. Also auch in dieser Beziehung gibt es zwischen Beiden Berührungspunkte. Um von der Schadenfreude Brunner's einen Begriff zu bekommen, lese man nur seine Mittheilungen über Füster, über den deutschkatholischen Geistlichen Pauli, von dem er mit sichtlicher Genugthuung in gesperrten Lettern meldet, daß er „total verrückt" geworden; über das Misgeschick des jüdischen Redacteurs des radicalen „Freimüthigen", als diesem eine Abordnung conservativer wiener Bürger auf die Stube rückte und ihn mit den Worten anredete: „Elender, nichtsnutziger Schurke, verworfener Jude!" und ihm eine Ohrfeige applicirte; über Ronge, von dem er folgendes Bild entwirft: „Kleine Gestalt, ein Wald von kohlschwarzem Haar und Bart um sein Gesicht, welches eine wahre Saharawüste von geistiger Leerheit und Unbedeutendheit darstellt" u. s. w. Wenn man von der wohlthuenden Lectüre der Memoiren Schmid's, Pfaff's und Schubert's kommt, so fallen diese Gehässigkeiten nur um so peinlicher auf; man erkennt, daß doch wol so manche köstliche innere Güter verloren gegangen sind, für die alle Vortheile der modernen Welt vielleicht keinen genügenden Ersatz bieten, und daß jetzt in Vielen eine Fülle von häßlichen Stoffen vorhanden ist, die, wenn ihnen nicht Einhalt geschieht, uns einer vollständigen Gemüthsentartung in die Arme zu führen drohen.

Der erste Band, der sich mit des Verfassers Jugend- und Studienjahren beschäftigt, ist außerordentlich leer an Stoff und Inhalt. Einige gute Andeutungen enthält jedoch dieser Band über die bedenklichen Gefahren und Folgen jener bunten, ungeregelten Lectüre, welcher sich unsere Jugend hinzugeben pflegt. Ein trauriges Ergebniß dieser Lectüre war ein Dichterclub, welchen die Mitzöglinge Brunner's bildeten und dessen Mitglieder sämmtlich Genies sein und nichts lernen wollten. Solche Dichterclubs sind meist die rechten Pflanzstätten maßloser, ins Wilde schießender und mit Faulheit gepaarter Eitelkeit und Geniesucht. Ein Clubmitglied, Namens K., der später Theatersänger geworden ist, verfertigte mühsam ein dickleibiges Heldengedicht, schrieb es sauber ab und äußerte ganz ernsthaft zu Brunner: „Mit diesem Gedichte muß ich unsterblich werden!"

Der zweite Band ist interessanter. Wir rechnen dahin nicht einmal Brunner's Verkehr mit dem Fürsten Metternich, der ihm unter Anderm den General von Radowitz mit den Worten empfahl: „Ich will, Sie sollen den Mann näher kennen lernen. Sie werden an ihm große Freude haben. Er ist ein sehr gescheiter und sehr braver Mann, dabei auch Preuße und das letztere bisweilen zuerst." Auch rechnen wir dahin nicht seine sehr lakonischen Berichte über eine Reise nach Norddeutschland, worin er über Berlin nichts weiter zu sagen weiß, als daß es sehr geradlinige Straßen hat, während er Leipzig wie folgt abfertigt: „Auch ergötzte mich Leipzig, die Stadt, die ihren Papier- und Druckerschwärzegeruch über das ganze uneinige Deutschland seit einem Jahrhundert verbreitet." Dagegen enthalten die Mittheilungen über die wiener Octoberrevolution in der That recht viel Interessantes, und wir würden dem Verfasser dafür uns zum Dank verpflichtet fühlen, wenn er einen anständigern Ton beobachtet und uns nicht genöthigt hätte, so entsetzlich viel über seine eigene werthe Person mit in den Kauf nehmen zu müssen. Auch wollen wir ihm die Anerkennung für den Muth nicht versagen, womit er zur Bekämpfung der Revolution die „Wiener Kirchenzeitung" gründete, obschon diese sogenannte Kirchenzeitung in ihrer burschikosen, grob witzelnden Haltung ihren revolutionären Ursprung selbst nicht verleugnete. Ergreifend schildert Brunner einen Besuch im Allgemeinen Krankenhause, in dessen Leichenhofe er ein halb Tausend Leichname gefallener Revolutionskämpfer in Reihen liegen sah, nur nothdürftig mit Lumpen bedeckt, mit klaffenden Wunden, meist mit geöffneten Augen, oft mit geballten Fäusten oder wie zum Ringen ausgebreiteten Armen, die stehen gebliebenen Zuckungen des Todesschmerzes um den geöffneten Mund. Anderes ist ergötzlich, z. B. die Aufzählung der meist höchst burlesken Titel der zahlreichen im Jahr 1848 in Wien herausgekommenen radicalen Blätter und Blättchen. Wir nennen nur einige der schlagendsten: „Der Stadttrompeter", „Der Satan", „Schwefeläther", „Kaiser Joseph" (als Titel eines radicalen Gassenblatts!), „Der wiener Krakehler", der es jedoch, obschon spaßiger- und unverschämterweise dazu geschrieben war: „Redigirt von Pius IX.", nur bis auf zwei Nummern brachte, „Der Höllenstein", „Der Barbier von Krazendorf", „Die Dampfpfeife", „Der politische Esel", „Der wiener Flegel", „Der Wäschertonerl". Der Redacteur des „Freimüthigen" besaß die eiserne Stirn, im Programm zu seinem Blatte mit großen Lettern drucken zu lassen: „Wir müssen von gestern auf morgen leben. Was wir heute erwerben, muß morgen verpraßt werden. Hoch lebe die Lumperei!" Niemals hat sich eine städtische Bevölkerung, niemals eine so hoch entwickelte Civilisation wie die unserige ein entwürdigenderes Armuthszeugniß ausgestellt. Auf der einen Seite die Repräsentanten der radicalen

Lumperei, auf der andern Verfechter der conservativen Interessen wie dieser Brunner, Böhringer und Ebersberg! Die Conservativen waren froh, auch nur Bäuerle's „Theaterzeitung" einigermaßen zu ihren Organen rechnen zu dürfen. Wie sehr ist auf solche Zustände die Frage anzuwenden, welche Brunner zum Titel seines Buchs gewählt hat: Woher? Wohin?

Die Schrift Nr. 5 gehört nicht im eigentlichen Sinne hierher, da sie weit davon entfernt ist, eine Autobiographie zu sein, sondern nur aus einzelnen Gedenkblättern aus dem Leben des Verfassers besteht, welche ohne alles gemeinsame Band nebeneinander gestellt sind. Aber diese Lebenserinnerungen sind meist recht interessant und wenn auch etwas flüchtig, doch auch anspruchslos und dabei lebendig geschrieben. Die meisten derselben betreffen Berlin, als es noch das „lustige Berlin" war, was es jetzt nicht mehr ist, und namentlich jene Periode, als sich um Devrient in der Weinstube bei Lutter und Wegener jener muntere Kreis gebildet hatte, dem auch F. Tietz angehörte und von dem die Berliner noch zu erzählen wissen. Den Berlinern empfehlen wir daher die Schrift besonders, sie werden, wenigstens die ältere Generation, mit Vergnügen von so manchen ehemals vielgenannten Stadtfiguren lesen, von dem Oberstlieutenant von Treskow in seinen stadtkundigen gräulich-grünen Pantalons, von Billy, „der Mensch" genannt, von dem „Lindenläufer" (auch „Demoiselle Fischer" genannt), von der originellen Madame du Titre, sie werden mit dem Verfasser gern noch ein mal den alten anspruchslosen Schulgarten besuchen, der freilich neben dem unfernen Kroll'schen Palast jetzt eine heruntergekommene Größe ist, und sich gern über die Entstehung des Namens „Otto Bellmann" unterrichten lassen. Wir erfahren ferner aus diesem Buche, daß Lorenz Kindlein, der arme Poet, wirklich gelebt hat, und zwar in Berlin, wo ihn der Verfasser durch Zufall aufgefunden haben will; ob und inwieweit des Verfassers Phantasie das Begebniß ausgeschmückt hat, sind wir freilich nicht im Stande, ihm nachzuweisen. Von vorzüglichem Interesse sind die Mittheilungen über Das, was während der Schlacht bei Großbeeren in Berlin vorging, die der Verfasser seinem Vater verdankt, dann die über den Besitzer von Großbeeren, Rudolf von Beyer, den Erfinder der „Schafsköpfe", jener kurzgeschorenen Frisur, die bei den Herren in den Jahren 1841—42 unter der Bezeichnung à la brebis Mode war. Der abenteuerlich-unstäte Elegant verschleuderte sein Vermögen, heirathete später in Ungarn eine reiche Erbin, betheiligte sich an der ungarischen Insurrection und starb in Brüssel als politischer Flüchtling in Armuth und Elend. Lebensskizzen, die Beyer unter dem Namen Rupertus in mehre wiener Blätter lieferte, wurden seiner Zeit gern gelesen. Eine münchener Erinnerung betrifft den unenträthselt gebliebenen Mordanfall auf den Komiker Lang, und eine russische Reiseerinnerung: „Die Nacht an der Beresina", beweist, daß der Verfasser auch auszuführen und spannend zu erzählen weiß. Sie war ursprünglich in des Verfassers „Bunten Skizzen aus Ost und West" mitgetheilt und ist hier auf eingeholte Erlaubniß des Verlegers, F. A. Brockhaus, aus dem 1838 erschienenen Buche wieder abgedruckt.

Ueber die Memoiren des Raritätenmanns Barnum haben wir bereits in Nr. 6 d. Bl. einige Mittheilungen gemacht. Damals lagen uns jedoch nur erst einige Auszüge in englischen Journalen vor, und diesem Umstande möchten wir es zuschreiben, wenn wir diese Wundergeschichte vielleicht mit einem Tone größerer Bitterkeit besprachen, als sie in der That verdient. Liest man sie im Zusammenhange, so wird man für den durchtriebenen „showman" günstiger gestimmt, da er seine pfiffigen Unternehmungen mit einem gewissen ergötzlichen Humor und der Hauptsache nach auch mit genügender Offenherzigkeit und Ehrlichkeit behandelt. Nachmachen wird es ihm so leicht Keiner, denn Barnum ist ohne Zweifel ein Genie im Fache des Humbug, das nicht wohl zu erreichen ist. Dagegen könnte sein Buch das Gute haben, das Publicum gegen Schaustellungen der Barnum'schen Art vorsichtiger zu machen, und dazu beitragen, daß es sich seiner Leichtgläubigkeit und seinem Hange zum Aberglauben fortan nicht mehr so blindlings überläßt wie bisher. Die „showmen" werden es nach Barnum schwer haben; er verdirbt ihnen das Handwerk; er deckt rücksichtslos die Kniffe und Pfiffe aller Taschenspieler, Charlatane und Raritätenmänner auf; er ist durch dieselben Kniffe und Pfiffe reich geworden; ob es noch Einer nach ihm durch sie wird, ist ihm gleichgültig, ja er warnt sogar vor ihnen. Was ihn selbst betrifft, so sucht er sich dadurch zu rechtfertigen, daß ja in der Welt so ziemlich Alles nichts als Humbug, Gaukelei und gegenseitiger Schwindel sei, daß die Welt betrogen sein wolle und daß sie froh sei, wenn sie in einer Weise betrogen werde, die ihr wenigstens Spaß mache. Er hat sich in das Studium des Schwindels so vertieft, daß er, wie er in einer Anmerkung ankündigt, mit der Abfassung eines Werks beschäftigt ist, worin er den Humbug durch das ganze Gebiet der Geschichte zu verfolgen und eine vollständige und unparteiische Darstellung dieser „allgemeinen Wissenschaft" zu geben beabsichtigt. Dieses Werk dürfte ohne Zweifel interessant werden, wenn Barnum ehrlich genug wäre, den Humbug auch bis in seine geheimsten Schlupfwinkel auf dem Gebiete der Politik und Religion, der Literatur und Kunst zu verfolgen.

Aber es ist anzunehmen und zu fürchten, daß er diese Ehrlichkeit nicht besitzt. Denn Barnum — und dies ist uns die widerliche Seite an seinem Buche — hat doch einige Gegenstände, die er mit großem, fast sittlichem Ernste behandelt, was ein Mann von seinem Handwerk und seiner Richtung nicht thun sollte. Es ist dies freilich auch eine Art Humbug, aber kein harmloser Schwindel mehr. Barnum beabsichtigt hiermit wirklich dem Publicum Sand in die Augen zu streuen. Er scheint ganz ernstlich zu wollen, daß die Welt ihn für einen Bibelgläubigen und einen echt religiösen Menschen halte, der

nicht zum Schein, sondern aus wirklichem Bedürfnisse zur Kirche geht und in der Bibel liest; er zählt mit großer Ernsthaftigkeit und mit stolzem Selbstgefühl die Wohlthaten auf, die er seinen Landsleuten „als Beförderer ihrer Ausbildung und ihres Lebensglücks" erwiesen haben will; er hört einen Mäßigkeitsvereinler eine Rede halten, die ihn so ergreift, daß er des Nachts nicht schlafen kann, daß er nächsten Morgens seinen Champagnerflaschen die Hälse abschlägt und ihren Inhalt auslaufen läßt, daß er verschwört, je noch einen Tropfen geistigen Getränks über die Lippen zu bringen, und daß er sich fortan mit größtem Eifer an dieser Propaganda betheiligt, auf seine Kosten in verschiedenen Städten Mäßigkeitsapostel Reden halten läßt u. s. w. Hiermit fällt Barnum aus seiner Rolle und schmälert die Anerkennung, die wir der Consequenz, in welchem Fache es auch sei, zu zollen uns immer gedrungen fühlen. Wir sehen nicht ein, zu welchem Zweck er diesen neuen Humbug mit sich und mit der Welt treibt. Seinen Hauptzweck, Geld zu verdienen, hat er im vollsten Maße erreicht; von seinem prächtigen Landsitze „Iranistan" kann er mit erhabenster Verachtung auf die Lächerlichkeiten dieser Welt niederblicken; in einer solchen Lage muß einem Manne wie Barnum Alles Humbug sein. Indem er den Vorurtheilen seiner Nation in Bezug auf Bibelgläubigkeit, Kirchengängerei, Mäßigkeitsvereinswesen u. s. w. schmeichelt, kurz allen jenen Convenienzen, hinter deren Vorhang der Yankeeschwindel seine Kunststückchen und Gaukeleien um so schamloser betreibt, sinkt Barnum in unsern Augen gerade ebenso tief, als er sich dadurch in unserer Achtung zu heben meint. Mit einer angeblich hunderteinundsechzigjährigen Negerin, die aber nur 80 Jahre alt ist, mit einem Knaben, dessen Alter, um ihn als echten Zwerg produciren zu können, um sechs Jahre höher angegeben wird, mit zusammengeflickten Seejungfern und dergleichen läßt sich das Publicum wol täuschen, denn es hat dafür seine paar Kreuzer ausgegeben; aber von dem Humbug erheuchelter Frömmigkeit und Uneigennützigkeit, für den es nichts bezahlt hat, an den es um seinetselbst willen glauben soll, von diesem läßt es sich nicht irre führen. Wenn uns ein „showman" wie Barnum seinen Spaß vormacht und das Becken an die Eingangsthür setzt, dann drängen wir uns in seine Bude und zahlen gern unsern Groschen, aber wenn er uns Moral predigen will und sogar den Anspruch erhebt, als Förderer der öffentlichen Moral angesehen zu werden, dann wenden wir ihm verächtlich und gelangweilt den Rücken. Von einem Manne, welcher sich selbst mit genialer Keckheit den Titel „Fürst des Humbug" beilegte, hätten wir einen solchen trivialen, für Jedermann durchsichtigen Humbug nicht erwartet. Auch der Franzose Véron hat seinen Humbug getrieben, namentlich auf dem Gebiete des Theaterwesens und der politischen Journalistik, und es ist ihm sogar gelungen, sich eine Art von politischem Nimbus anzugaukeln; aber er kokettirt in seinen Memoiren nirgends mit der Bibel, noch erklärt er den Champagnerflaschen den Krieg, und wenn er ihnen die Hälse abschlägt, so geschieht dies zu ganz andern Zwecken, als um ihren Inhalt auslaufen zu lassen.

Auf die Einzelheiten des Barnum'schen Buchs, mit dem, beiläufig gesagt, Barnum seine 75,000 Dollars verdient haben soll, wollen wir nicht ausführlicher eingehen, sondern uns nur noch auf wenige Bemerkungen beschränken. Jedermann wird das Buch, obschon es auch seine zahlreichen Breiten und Langweiligkeiten wie alle Autobiographien hat, mit großem Vergnügen lesen, namentlich da es so reich an Zügen ist, welche uns die Yankees als Masse in ihrer ganzen Charaktereigenthümlichkeit kennen lehren. In dem Dorfe Bethel, wo Barnum geboren wurde, war der bewunderte Hauptheld Der, welcher den Andern am besten und schlauesten beschwindeln oder auf gut münchhausensch anlügen konnte. Barnum's Großvater war namentlich eine echte Eulenspiegelnatur. Es will uns fast scheinen, als sei das Münchhausen-Eulenspiegel'sche niedersächsische Element, in England selbst durch besondere Umstände und durch das normannische Element zurückgehalten, in jenen Breiten wieder in seiner ganzen Humoristik aufgetaucht, weil es dort zu seiner Entfaltung Alles vorfindet, was es bedarf. In dieser Schule wuchs unser Phineas Barnum auf und gedieh zum Hauptmeister in allen Yankeekünsten, auch den journalistischen, obschon der Schulunterricht, den er genoß, gleich Null war. Nur ein mal ließ er sich hinter's Licht führen, und zwar von einem Deutschen, Namens Proler, den Barnum als einen schönen Mann von angenehmen Manieren, aber als einen Taugenichts ersten Grades schildert. Barnum entrirte mit ihm irgend ein Compagniegeschäft, aber Proler ging ihm mit einer bedeutenden Summe durch und ließ ihm als Schadloshaltung vier Recepte zur Anfertigung von Eau de Cologne, Stiefelwichse, wasserdichtem Lack und Bärenfett zurück. Zur Gemüthsergötzung der Leser theilen wir die Nachschrift zu dem letztern Recepte mit (nämlich Bärenfett ohne Bären zu machen):

Dies ist das wirkliche, echte Bärenfett, welches einen kahlen Kopf mit schönem, glänzendem, lockigem Haar bedeckt — wenigstens ebenso rasch als irgend eine andere bisjetzt entdeckte Composition. NB. Um den Kunden die Sache noch plausibler zu machen, stelle man einen lebenden Bär vor dem Kaufladen aus und versehe den Käfig mit der Ueberschrift: „Wird nächstens geschlachtet." Folgenden Tags stellt man wieder dasselbe Thier hin. Dann und wann versehe man die Ankündigungen mit der Ueberschrift: „Gestern wieder zwei Bären geschlachtet."

Barnum erzählt uns nicht, ob er von diesem Recept jemals Gebrauch gemacht hat.

Wir wissen nicht, ob wir uns in politisch-respectabler Gesellschaft auf Karl Heinzen berufen dürfen; indeß können wir nicht umhin, folgende charakteristische Bemerkung mitzutheilen, die wir in seinem in Cincinnati erscheinenden „Pionier" vom 1. Januar gefunden haben:

In Frankreich konnte ein Vidocq Geschäfte mit seinen Memoiren machen, aber aus einem Spitzbuben zu einem Spitzbubenfänger geworden, nützte er mit seinem Buche wenigstens durch Aufdeckung des Diebs- und Banditenlebens; in Amerika kann ein Barnum, nachdem er durch Humbug schon zum Krösus und großen Manne geworden, mit seinen Memoiren nicht blos ein besseres Geschäft machen als alle Classiker der Welt, sondern

er kann auch, aus einem Prakticus des Humbug zu einem Professor des Humbug geworden, unter dem Applaus der Nation den Betrug zur öffentlichen Moral erheben. Barnum als Präsidentschaftscandidat würde den Gipfel der hiesigen Entwickelung bezeichnen, und die Majorität der Deutschen würde für ihn stimmen, wenn er ein Demokrat wäre.

Erst unserer Zeit war das Beispiel eines Mannes vorbehalten, der durch fortgesetzten, als Gewerbe öffentlich betriebenen und offen eingestandenen Schwindel nicht nur aus den Taschen seiner Landsleute und europäischer Nationen Reichthümer zusammenscharrt, um fortan zur Belohnung seiner Gaukeleien wie ein Fürst leben zu können, sondern der auch einen von Vielen fast angestaunten, durch den Verkehr mit illustren und angesehenen Personen sanctionirten Namen und als Jounalist und Memoirenschreiber eine Art literarischen Rufs erwirbt und sich in seinen Bekenntnissen auf die Verdienste berufen darf, die er seiner Nation geleistet haben will. Gewiß ein verführerisches Beispiel für die Vielen, die sich das Leben sauer werden lassen, ohne Aussicht zu haben, für ihre arbeitsvollen oder in Sorgen durchwachten Nächte jemals durch sorgenlose Feiertage entschädigt zu werden. Vielleicht erleben unsere Nachkommen noch die Zeit, wo man auf den Betrieb des Schwindels einen Gewerbschein lösen kann und Privatdocenten und Professoren des Humbug in dieser „allgemeinen Wissenschaft" Unterricht ertheilen. **Hermann Marggraff.**

Reiseerinnerungen aus Spanien und Italien.

Die moderne Reiseliteratur ist in der Regel sehr monoton; sie folgt den Wegen der Bequemlichkeit und des Amusements, häuft sich auf diesen zur Ungebühr und bietet mit Wohlgefallen Altes im neuen Kleid, Gelesenes mit Erlebtem vermischt. Paris und London, London und Paris und höchstens zur Abwechselung einmal ein Stück Schweiz und Italien sind die beliebten Zielpunkte unserer literarischen Reisenden. Von ihnen ab verirrt sich nur ausnahmsweise Einer, am seltensten ein Solcher, der das Reisen versteht und seine Erfahrungen den Zeitgenossen wirklich nutzbar zu machen weiß. Besonders vernachlässigt ist und bleibt aber das Land der maurischen Romantik, obwol es von fern mit allen Reizen und Genüssen der Natur, der Kunst und geschichtlichen Erinnerung lockt, Spanien; und wer es zu studiren auszog, wer es schildert und malt mit all dem Licht und Schatten, in dem es ihm in eigenen Eindrücken erschienen, der sollte heute von vornherein und schon um der Ungewöhnlichkeit seines Unternehmens halber mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme bei unserm Lesepublicum finden als die Vergnügungsreisenden nach Paris, die (nicht immer dem gebildeten Literaturfreunde zum Vergnügen), gleich als müßten sie eine Pflicht erfüllen, so beiher ein Buch über die bekannten Schablonen: Boulevards, Louvre, Tuilerien, Champs élysées, Marsfeld, Damen der Halle, Grisetten, Chiffoniers u. s. w., aus dem Aermel schütteln. Wenn aber das Land der Alhambra und der Stiergefechte, des süßen Weins und der Guerrillas durch eine so überaus anziehende, an neuem Material reiche, die Kenntniß wesentlich erweiternde und dabei dem Gemüth überall wohlthuende Durchforschung und Beschreibung, wie sie in den

1. Reise-Erinnerungen aus Spanien von E. A. Roßmäßler. Mit zwei nach der Natur aufgenommenen Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1854. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

geboten ist, unserm Interesse nähergerückt wird, dann ist die seiten des Kritikers und seiten des Lesers laut kundgegebene beifällige Theilnahme eine Pflicht, bei deren Erfüllung im Grunde Diejenigen, welche sie üben, nur am meisten gewinnen können. Ich habe mich in diesen Tagen sehr anhaltend mit der Lectüre neuer Reiseschilderungen beschäftigt und bin, da ich meine Stubenwanderung im Norden mit Schottland begann, nach all den zierlichen Genüssen des englischen und französischen großstädtischen Lebens sehr matt und müde an den Pyrenäen angelangt. Aber das Roßmäßler'sche Buch verjüngt und hat mich, wie auf einem Zaubermantel ruhend, weitergetragen, sodaß ich dem Führer zu innigstem Danke verpflichtet bleibe. Es ist eine vortreffliche Arbeit, deren Reiz durch die gesunde Geradheit des Autors, durch seine tiefe Bewunderung und Begeisterung für Spaniens Natur, durch seine warme Liebe für das spanische Volksleben wesentlich erhöht wird. Was andern Reisebeschreibern groß und interessant und also der Mittheilung werth erschien, erschien Roßmäßler nach seinem eigenen Bekenntnisse oft nicht so oder er wollte nicht schon Gekanntes wiederholen. Deshalb vermied er geflissentlich, Fremdes zu entlehnen; vielmehr beschrieb er nur Das, was seine Reise an ihm bemerkenswerth erscheinenden Eindrücken in ihm zurückgelassen hat, und Manches war hier seiner Beachtung und Mittheilung werth, das Andere unerwähnt gelassen. Abbildungen von Kathedralen und Schlössern, Beschreibungen von Bibliotheken und Gemäldegalerien, Aufzählung von Heeresmacht und Handelsstatistik wollte er nicht geben, alles Dies lag dem Plane seines Buchs fern; wer aber davon etwas wissen möchte, wie es auf einem spanischen Wochenmarkte, in einer schmuzigen Venta, mit einem Worte im spanischen Alltagsleben aussieht; wer die staunenswerthen Contraste zwischen den spanischen Steppen und den Vegas kennen lernen will; wer sich überhaupt gern und recht lebhaft an die Stelle eines schlichten, mit offenem Auge und Herzen beobachtenden Reisenden versetzt sehen möchte, dem wird das Roßmäßler'sche Werk, das sich vorzugsweise mit Spaniens Natur und Volksleben beschäftigt, wie eine Wohlthat erscheinen. Die Schilderung einer Besteigung des Montserrat bildet in ihrer Einfachheit einen Glanzpunkt des ersten Bandes und entzückt namentlich durch die prunklosen Naturbilder, die in den kleinen Reisemühen und Abenteuern eine anmuthige Belebung des Vordergrundes erhalten. Was aber den Beschreibungen Roßmäßler's einen besondern Werth verleiht, ist der bedeutsame Umstand, daß der Autor nicht blos Naturenthusiast, sondern auch Naturforscher, Gelehrter ist und nicht blos Angenehmes, sondern Nützliches angenehm vorträgt. Sein Reisezweck war zunächst ein streng wissenschaftlicher; er wollte für ein seit langen Jahren vorbereitetes Werk über die europäischen Land- und Süßwasser-Mollusken in einem südlichen Lande Materialien und Beobachtungen sammeln. Man wird an diese wissenschaftliche Tendenz durch die saubern Abbildungen in Holzschnitt erinnert, welche in den Text eingedruckt sind und neben einigen lithographirten, nach der Natur von E. Wodich aufgenommenen Landschaften in Tondruck und einer Bewässerungskarte das Werk zieren.

Das gegenwärtige Reisen in Spanien anlangend, versichert der Autor, daß, wenngleich es sich nicht so bequem als in Italien reise, die Unbequemlichkeiten doch nur solche für verwöhnte Männer und für zaghafte Frauen seien. Die Gefahr, von Straßenräubern angefallen zu werden, sei kaum so groß, ja viel geringer als in Deutschland die Gefahr, auf der Eisenbahn zu verunglücken. Die Wanderung selbst hält er für Jeden lohnend, da Spanien den unnennbaren Reiz einer Paradoxe hat, den der wunderbarsten Verschmelzung hoher Verfeinerung und kunstloser, fast wilder Natürlichkeit sowol in der Natur wie im Volksleben. Deshalb empfiehlt er, um den Genuß der Reise zu erhöhen, man möge vorher Cervantes' Meisterwerk lesen; denn man komme oft in Situationen, wo man jeden Augenblick glaube, Don Quixote müsse ganz in der Nähe sein. Hauptsächlich aber wünscht er, sein Werk möge dazu beitragen, „das majestätische Spanien und sein kernhaftes

Volk", welches eines bessern Looses würdig sei, näher in das Bereich deutscher Beachtung zu ziehen, da keine europäische Nation den spanischen Sympathien näher stehe als die deutsche, und zwar ohne daß dort Deutschland gekannt sei. „Uns Deutschen fehlt Beides, Sympathie und Kenntniß, Spanien gegenüber, noch gar sehr. Beides würde sich aber lohnen."

Ich gehe auf Einzelheiten des Buchs nicht ein, da ich dem Leser die Lectüre nicht sparen, sondern ihn vielmehr zu ihr anregen möchte. Eine Bemerkung aber kann ich nicht unterlassen: die untern Classen des spanischen Volks finden bei Roßmäßler eine überraschend günstige Beurtheilung — überraschend nicht blos, weil sie mit den gewöhnlich verbreiteten Ansichten, sondern auch weil sie mit den eigenen thatsächlichen Mittheilungen des Verfassers zu contrastiren scheint. Trotzdem beharrt Letzterer bei seinem Urtheile und unterscheidet die Ausnahmen von der Regel. Eine gute Anzahl solcher Ausnahmen sind in dem **Presidio correccional** von Valencia versammelt, das Roßmäßler zu besuchen leider unterlassen hat. Die Lücke seines Buchs ergänzt er indeß durch Auszüge aus einer bisher in Deutschland in weitern Kreisen wol kaum bekannt gewordenen kenntnißreichen Schrift: „**Sistema penitenciario del Presidio correccional de Valencia por D. Vicente Boix.**" Don Manuel Montesinos ist der große Reformator der spanischen Gefängnißwissenschaft und Vorstand des Gefangenenhauses in Valencia, dessen Insassen Boix selbst als einen gefährlichen Bundesgenossen, einen furchtbaren und unversöhnlichen Feind, einen Zänker in seinem Dorfe, einen ausgelernten Räuber und ein theueres Werkzeug für Den bezeichnet, der sich für ein gutes Geld seiner zu geheimer Rache an einem Feinde bedient. Befand sich ein Freund oder ein Jünger eines solchen Mörders im Anklageproceß und wurden an die betreffenden Gemeinden die obrigkeitlichen Anzeigen gesandt, so erschien derselbe im selben Augenblicke im Schatten der Nacht bei dem angegebenen Zeugen, blickte mit drohendem Auge den entsetzten Spießbürger an, zeigte ihm sein Messer, und sein Gruß war hinreichend, eine jener Drohungen auszudrücken, auf welche nichts zu antworten und an deren Wahrmachung kein Zweifel zulässig ist, und verschwand dann in der Luft der Nacht. Die Zeugen wissen dann natürlich nichts Gewisses; sie haben nichts auszusagen. Unter den Ursachen des Verfalls der Sittlichkeit ist die übergroße Anzahl der kirchlichen Festtage mit zu nennen. Es gehen mit ihnen eine Menge Arbeitstage und ein großer Theil des Arbeitserzeugnisses für die Nation verloren: „zahlreiche Festtage vermehren die Versuchungen des Volks." Eine stete Pflanzschule für kühne, zu jedem Verbrechen bereite Abenteurer ist aber vor allem das Schmugglerwesen, für das ganz Spanien Hehler zu sein scheint. Ein frappantes Curiosum ist in dieser Beziehung, daß 1845 in Barcelona ein Spengler ein fast 200 Ellen langes unterirdisches Bleirohr legte, wobei er die dicke Stadtmauer durchbrechen mußte, um — Weingeist darin in die Stadt fließen zu lassen. Gegenüber alle Dem sieht Roßmäßler gleichwol sein mildes Urtheil durch die glänzenden Erfolge des Montesinos bestätigt, dessen Verdienst um sein Volk in um so hellerm Lichte strahlt, je tiefer die Armen gefallen zu sein scheinen, die er gebessert der Gesellschaft zurückgegeben hat. Das große Gebäude des Presidio steht auf einem freien Platze der Stadt, und kein einziger Soldat, kein Ueberfluß von bewaffneten Wachen, keine schweren Riegel wehren den Eintritt in dasselbe. Im Vorhof hält sich blos ein alter grauköpfiger Sergeant und ein Aufseher, der selbst Sträfling ist, auf. Durch das Gitterthor sieht man die freundliche Halle des Innern; nichts hört der Besucher als das Geräusch von Werkzeugen und den Gesang der Vögel. Vorhanden sind: eine Zimmermannswerkstatt, eine Guitarrenfabrik, eine Holz- und Metalldreherei, Werkstätten für Stuhlmacher und Matratzengewebe, eine Schuhmacherei, eine Werkstatt für Bürsten und Fangbälle, eine andere für Wagen und Gewichte, ferner für Fächer, für Riemerwaaren, für Sattlerarbeit, für Sandalen, für Leistenschneiderei, für Koffer, für Sommerzeuge, für Lein- und Baumwollenspinnerei, für Korbmacherwaaren, eine Espartoflechterei, eine Schneiderei, eine Fabrik von Silberarbeiten, eine Waffenschmiede und Schlosserei, eine Weberei für wollene Decken, 28 große und drei kleine Spinnstühle mit zwölf Paar Wollkrämpeln, 40 Spinnstühle für Hanf, 84 Webstühle und 36 Spinnstühle, eine Buchbinderei, eine Fabrik seidener Strümpfe und Mützen, eine Posamentirerwerkstatt, 18 größere Werkstätten für Fabrikation von Velpel, Sammt, Damast, Weberbäume für die Seidenweberei, eine Hutmacherei, zwei geräumige Schmieden, eine Böttcherei und Wagenbauerei, eine Vergolderei, Werkstätten für Möbelmaler, eine Chocoladenfabrik, eine Bäckerei, eine Färberei, eine Buchdruckerei. Die kleinen Kinder der Sträflinge werden in der Anstalt erzogen und der Vater darf vor dem Schlafengehen „ihre Küsse genießen". Aus ihnen macht die Menschenliebe Montesinos' ehrenfeste Bürger, während er ihre Väter bessert. Ein großer Theil des Erlöses aus den Arbeiten wird, beim Austritt aus dem Presidio den Leuten ausgehändigt, stets ausreichen, um den Grund zu einem ehrenhaften Gewerbe zu legen. Bei seiner Aufnahme wird jeder Sträfling einzeln vor Montesinos geführt, der sich durch eine ruhige Unterredung über den Bildungsstand des Ankömmlings unterrichtet. Dann kommt er in eine saubere Barbierstube, wo er rasirt und sein Haar verschnitten wird; darauf erfolgt die Einkleidung. Man führt den Ankömmling durch die schweigende Menge von mehr als 1000 arbeitenden Genossen an sein Lager; einen Tag bleibt er so ohne Arbeit, aber ohne sprechen zu dürfen. Dann kommt er einige Zeit in die nummerlose brigada de deposito, die für die Ordnung und Reinigung der Anstalt zu sorgen hat, und trägt solange eine Kette oder Eisenstange. So erwacht in ihm das Bedürfniß, das minder unglückliche Loos der Andern zu theilen, welche ein Handwerk lernen, arbeiten und verdienen. Endlich kommt er in eine numerirte Brigade, deren Glieder bereits Reue und gute Aufführung zeigten. Es erwacht in ihm wieder die Hoffnung der ersten Nacht, aus diesem nur wenig befestigten Gefängnisse zu entfliehen. Aber sie verschwindet, Dank der unveränderlichen Disciplin der Anstalt, bald wieder; denn Niemand mag ihm beistehen, „da Niemand dem Commandanten diesen Kummer bereiten will". Die Hausordnung athmet neben unerbittlicher militärischer Strenge die sorgsamste Rücksicht für das leibliche und sittliche Wohl der Sträflinge, die von dem nach dem Abendessen stattfindenden gemeinsamen Gebete bis zum Schlafengehen miteinander sich unterhalten dürfen. Durch die unfehlbarste Beachtung auch der geringfügigsten, vom Uebertreter vielleicht selbst kaum bemerkten Uebertretung der Ordnung erreicht es Montesinos, daß die Sträflinge dann umsoweniger sich größere Uebertretungen zuschulden kommen lassen. Die Einheit und Unausgesetztheit des Regiments aber war nur dadurch zu erzielen, daß Montesinos von Morgens früh noch vor der Reveille bis nach dem Niederlegen der Sträflinge immer und überall persönlich gegenwärtig ist. Alle Befehle gehen nur von ihm selbst aus; dabei vermeidet er in der Behandlung jede Bevorzugung und — er tadelt nie öffentlich. Das Verbot, miteinander zu sprechen, läßt die Sträflinge einander gleich, d. h. eben nur als fleißige Arbeiter erscheinen. Keiner kennt die Schuld des Andern. Nur die Verworfensten werden als zu besorgender Ansteckungsstoff abgesondert und ihnen eine besondere Sorgsamkeit in der sittlichen Behandlung gewidmet; ebenso sind die Jünglinge von den ältern Verbrechern getrennt. Bemerkenswerthe Vergehen innerhalb der Anstalt kommen äußerst selten vor. Nur ein mal fand ein Diebstahl von einer Unze (22 Thlr.) im Presidio statt; nach wenigen Minuten indeß hatte der Inspector von der That und dem Namen des Thäters Kunde. Sicher, daß Niemand erfahren werde, wer der Dieb sei, lieferte derselbe alsbald selbst dem Director die Unze ab. Damit aber auch Niemand hierüber etwas erfahre, ward der Dieb zu einem kleinen Vergehen gegen die Zeitordnung verlockt und deswegen mit Einsperrung bestraft: nach vier Jahren kehrte dieser Räuber als ehrlicher Mann in den Schoos seiner Familie zurück. Die Grundpfeiler des Systems von Montesinos sind: 1) Absonderung der

Bessern und der Schlechtern voneinander; 2) unverbrüchliches Festhalten an der Disciplin; 3) ununterbrochene Beschäftigung; 4) unausgesetzte Ueberwachung; 5) Belohnungen und Strafen. Letztere bestehen in Arresttagen, Entziehung des Frühstücks auf einen Tag, Behinderung, die Seinigen zu sehen oder zu sprechen. Die höhere Belohnung besteht in der Erhebung zum Meister, der eine Blouse trägt und materielle Vortheile hat. Seit Montesinos gibt es im Presidio kaum mehr Rückfällige. Früher betrug deren Zahl 40 %, 1836 10 %, 1849 ½ %. Im Jahre 1844 war unter 1466 Eingelieferten ein Rückfälliger.

Ich habe mir nicht versagen können, bei dieser merkwürdigen und beachtenswerthen Institution ausführlich zu verweilen, und ich meine, daß mein juristisches Interesse an derselben nicht größer sein werde als das humane jeden Menschenfreundes.

Von minderm Werthe als Roßmäßler's Buch, aber elegant und fesselnd geschrieben ist ein gleichfalls einen spanischen Stoff behandelndes Heft:

2. Sevilla von Wilhelm Wackernagel. Basel, Schweighauser. 1854. 8. 27 Ngr.

Dasselbe enthält drei öffentliche Vorträge, die vom Verfasser „im Jenner und Hornung" zu Basel gehalten wurden, und trägt die Spuren dieser Veranlassung an sich. Mit Vorliebe versenkt sich Wackernagel in die Vergangenheit der stolzen spanischen Stadt und verfolgt andeutend die Reihe der wechselnden Geschicke, denen Sevilla unterlegen ist, von der Zeit an, da die Römer hier geherrscht haben, bis auf unsere Tage, und deren kenntlich ausgeprägte Spuren in den großen und öffentlichen Bauwerken. Seine Beschreibung der letztern zeigt das gründlichste Verständniß und eine auf eigenem Studium ruhende Sachkenntniß. Die Seite der Vergangenheit ist für Sevilla wie für Rom die bedeutungsvollere, für die Betrachtung ergiebigere; es gilt von Andalusiens Hauptstadt, was Schlegel von der Hauptstadt der Welt gesagt hat: „gewesen" ist Roms Wahlspruch, nennt welches Bestreben ihr wollt. Aber dies Wort gilt, wie von Rom, auch von Sevilla nur mit Einschränkung. Soviel des Alten, des Großen vorübergegangen ist, immer neue Geschlechter sind in die halbverwischten Spuren der frühern eingetreten, und bis auf heute entrollt sich auch in Sevilla ein Bild von weltgeschichtlicher Inhaltsfülle, und immer schimmert dabei durch das neue Leben der altarabische Grund. Dies zeigt Wilhelm Wackernagel, und mit einer Schilderung des Volkscharakters und der Volksvergnügungen schließt er seine mit sichtlicher Liebe gepflegte Studie.

Von Sevilla sagen die Spanier: „Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla" („Wer Sevilla nicht gesehen hat, hat keine Wunder gesehen"). Dies stolze Sprichwort erinnert an das italienische „Napoli vedere e poi morire", wie ja schon die Hauptstadt Andalusiens in ihrem Verfall und den Trümmern ihrer Größe an Rom erinnerte. Es bedarf deshalb keines Sprungs, wenn an den Italien so vielfach verwandten spanischen Stoff

3. Bilder aus Italien von Gisbert Freiherrn Vincke. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. 16. 16 Ngr.

hier noch in Kürze angeschlossen werden. Auch diese kurzcapiteligen, niedlichen Reiseerinnerungen sind anmuthig gezeichnet, eher mehr Skizze als Studie; ohne wissenschaftlichen Ausdruck, aber nicht ohne poetischen Anflug; nicht geistreich, aber munter lebendig; weniger durch scharfe Beobachtung als durch frische Schilderung interessirend; eine Sammlung von Feuilletonartikeln, die als solche auf Beifall Anspruch haben. Ein hübscher Beitrag für die Charakterisirung der italienischen Volkszustände wird bei Erwähnung des erstaunlich ausgebildeten Bettelwesens gegeben. Unser deutscher Freiherr unterscheidet zwei Hauptclassen der italienischen Bettler, von denen die Mitglieder der ersten eben nichts als betteln, während die in der andern Classe zwar etwas, aber möglichst wenig thun, um auf Grund dessen zu betteln. Die erste Classe lebt, um zu betteln, die zweite bettelt, um zu leben. Jene sind die Professionisten, diese die Künstler, jene vertreten die Prosa, diese die Poesie des Bettellebens. Voll tiefen Mitleids sah Vincke eines Morgens vor San-Agostino einen Armen, welcher auf Händen und Füßen fortkriechen mußte, weil ihm die verkrüppelten Beine nur diese Bewegung gestatteten, und verabreichte ihm einige Bajocchi. Nachmittags auf der Spanischen Stiege kam derselbe Unglückliche wieder herangekrochen, aber plötzlich, den Fremden erkennend, zog er sich bescheiden zurück mit den Worten: „Verzeihung! Excellenza waren heute in San-Agostino." Diese höfliche Wendung verfehlte nicht ihre Wirkung; später aber ward unser Autor über die Verhältnisse unsers diplomatischen Bettlers unterrichtet. Kein geborener Römer, sollte er unter dem neuen Regiment Pius' IX. wie viele Andere in seine Heimat zurückgewiesen werden. Allein dagegen ward von ihm begründeter Protest erhoben, indem er sich auswies als ansässiger Bürger, als Besitzer dreier Häuser in Rom. Zu seinem Gewerbsbetrieb hielt er sich einen Esel, welcher ihn täglich nach der Spanischen Stiege trug. Dort wartete bereits ein dienstbarer Geist, half ihm aus dem Sattel und brachte den Langohr im Stall unter, der reitende Bettler aber lag nun auf den Stufen und sonnte sich und machte namentlich bei den Engländern glänzende Geschäfte. Inmitten der Trümmer seiner großen Vergangenheit hütet Rom seine privilegirte Bettlerromantik! 22.

Zur musikalischen Literatur.

Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Von Eduard Hanslick. Leipzig, R. Weigel. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Relativität der Musik hat von jeher den Leuten viel Kopfzerbrechens gemacht; die Unfaßbarkeit des Materials einerseits und die Unfähigkeit zur begrifflichen Bestimmtheit andererseits haben in der Tonkunst einem bloßen Symbolisiren und traumdeuterischen Construiren Thür und Thor geöffnet, und die Anfoderungen an die Wirkung und Möglichkeit des durch Töne Darzustellenden sind über alle Beschreibung widersprechend und von keiner Norm gebändigt. Ein Theil der Componisten will z. B. dem Mangel an Concretion unter die Arme greifen und sagt: man muß beim Produciren immer eine bestimmte Situation vor Augen haben, die man in Tönen abschildern soll; oder anders ausgedrückt: man muß von einem außer der Tonkunst Liegenden ausgehen und die Erscheinungswelt zum Ausgang seines Schaffens machen. Andere wieder verdammen dieses Verfahren als materialistisch und grobsinnlich; sie flüchten sich in die Welt der Ahnungen und Träume, huldigen einer transscendenten und spiritualistischen Richtung und hüllen sich in einen Schleier von Gemüthsmysticismus und grauem Weltschmerz. Eine dritte Partei erhebt das blos äußerlich Gefällige und sinnlich Reizende aufs Schild und verlacht alle Bestrebungen, die nicht auf den reinen Effect hinzielen.

Das Verhältniß des Genießenden gegenüber dem musikalischen Kunstwerk gestaltet sich nun natürlich ebenso vielfältig zersplittert und zerspalten: ein Theil der Hörer hat nur Sinn für das Descriptive; er freut sich kindisch über das wohlnachgeahmte Rauschen der Meereswogen, das Flöten der Nachtigall und überhaupt über die gelungene Schilderung dieses oder jenes Naturereignisses, das ihm im Programm verheißen worden. Wieder eine Masse zermartert sich mit Hineintragungen in das Gehörte und mit geistreichen Hypothesen über Das, was wol der Componist im Allgemeinen und Besondern hat ausdrücken wollen, und so geht es fort in unendlichen Schattirungen und Begriffsverwirrungen. Das eigentliche Musikalisch-Schöne ist bei diesem geistigen und materiellen Experimentiren immer am schlechtesten weggekommen; man hat über die Verkörperungs- und Veranschaulichungsfrage der Schönheit diese letztere selbst fast immer vernachlässigt, und unsere Aesthetiken declamiren zwar viel über die Schönheit an sich, aber die musika-

lische Schönheit wird mehr oder weniger mit der Schönheit in den andern Künsten zusammengeworfen. Zwar gibt es nur eine Schönheit und unter deren Joch müssen sich alle Künste beugen; aber es gibt auch Schönheiten, die durch das Matrial jeder einzelnen Kunst bedingt sind und deren Zusammenfluß und Vereinigung, je nach den Gesetzen der jeder Kunst eignenden speciellen Darstellbarkeit, der Ausgangs- und Zielpunkt für den schönen Inhalt sein muß. Der Verfasser des obengenannten Werks zieht nun gegen die bisjetzt gäng und gäbe gewesene Ansicht zu Felde: daß neben dem Zweck und der Bestimmung die musikalische Kunst auch ihren Inhalt in der Darstellung „schöner Gefühle" suchen müsse. Er setzt sehr scharfsinnig auseinander, daß die ältern Schriftsteller über Musik den Unterschied zwischen Gefühl und Empfindung nicht festgehalten und beide Begriffe in einem fort verwechselt haben; dann weist er nach, daß nicht das Gefühl, sondern die Phantasie, als die Thätigkeit des reinen Schauens, das Organ sei, mit dem das Schöne aufgenommen werde. Unter Anderm sagt er in dieser Beziehung: „Aus der Phantasie des Künstlers entsteigt das Tonstück für die Phantasie des Hörers. Freilich ist die Phantasie gegenüber dem Schönen nicht blos ein Schauen, sondern ein Schauen mit Verstand, d. i. Vorstellen und Urtheilen, letzteres natürlich mit solcher Schnelligkeit, daß die einzelnen Vorgänge uns gar nicht zum Bewußtsein kommen und die Täuschung entsteht, es geschehe unmittelbar, was doch in Wahrheit von vielfach vermittelnden Geistesprocessen abhängt." Ueber die Haltlosigkeit der bloßen Gefühlsbasis bei musikalischen Kunstwerken ist wol folgende Stelle hervorzuheben: „Jede Zeit und Gesittung bringt ein verschiedenes Hören, ein verschiedenes Fühlen mit sich. Die Musik bleibt dieselbe; allein es wechselt ihre Wirkung mit dem wechselnden Standpunkt conventioneller Befangenheit."

Im zweiten Capitel leugnet der Verfasser geradezu, daß die Tonkunst Gefühle oder Affecte aus eigenstem Vermögen darstellen könne, indem „die Bestimmtheit der Gefühle von concreten Vorstellungen und Begriffen nicht getrennt werden kann, welche letztere außer dem Gestaltungsbereich der Musik liegen". „Die Musik kann von den Gefühlen nur das Dynamische darstellen. Sie vermag die Bewegung eines psychischen Vorgangs nach den Momenten: schnell, langsam, stark, schwach, steigernd, fallend nachzubilden. Bewegung ist aber nur eine Eigenschaft, ein Moment des Gefühls, nicht dieses selbst." Es ist dieses Capitel überhaupt jener in unserer Einleitung angeführten Partei von somnambülen Musikern sehr zum Studium anzuempfehlen; vielleicht lernen sie daraus, daß die subjective Verhimmelung und zugespitzteste Empfindelei beileibe nicht Endzweck der Musik sei; ebenso können die Materialisten und ewig nach Concretion Strebenden daraus ersehen, daß sie übrr ein bloßes Symbolisiren doch nicht hinauskommen und ewig der Relativität wieder in die Hände fallen müssen. Das bisherige negative Verfahren vertauscht nun der Verfasser im dritten Capitel mit einem positiven und stellt die Natur des Musikalisch-Schönen als ein specifisch Musikalisches hin. Er versteht darunter ein Schönes, das, „unbedürftig und unabhängig eines von außen her kommenden Inhalts, einzig in den Tönen und ihrer künstlerischen Verbindung liegt". Es ist dieses Capitel wol der Cardinalpunkt des ganzen Buchs und am meisten geeignet, darüber aufzuklären, was die musikalische Kunst eigentlich bieten soll und kann, und widerlegt am siegendsten und methodischsten die verrotteten Vorurtheile und nebulosen Ansichten, die in den musikalischen Ansichten noch ihr Wesen treiben. Hier finden Die ihre schärfste Züchtigung, die hinter jeder etwas ungewöhnlichern Accordverbindung oder Melodiewendung gleich die sublimsten Motive in der Seele des Compositeurs wittern, die jede Scurrilität und Unform mit geistreichen Wendungen vertheidigen und plausibel machen, und die, weil sie nicht richtig musikalisch hören können, zu allerhand außermusikalischen Hülfsmitteln greifen, um nur ihre dialektische Escamotage nicht aufgeben zu müssen.

Einige Stellen über das rein Musikalisch-Schöne mögen hier noch Platz finden. „Wenn man die Fülle von Schönheit nicht zu erkennen verstand, die im rein Musikalischen lebt, so trägt die Unterschätzung des Sinnlichen viel Schuld, welcher wir in ältern Aesthetiken zu Gunsten der Moral und des Gemüths, in Hegel zu Gunsten der «Idee» begegnen. Jede Kunst geht vom Sinnlichen aus und webt darin. Die «Gefühlstheorie» verkennt dies, sie übersieht das Hören gänzlich und geht unmittelbar ans Fühlen. Die Musik schaffe für das Herz, meinen sie, das Ohr aber sei ein triviales Ding; — ju, was sie eben Ohr nennen; — für das «Labyrinth» oder die «Eustachische Trompete» dichtet kein Beethoven. Aber die Phantasie, die auf Gehörempfindungen organisirt ist und welcher der Sinn etwas ganz Anderes bedeutet als ein bloßer Trichter an der Oberfläche der Erscheinungen, sie genießt in bewußter Sinnlichkeit die klingenden Figuren, die sich aufbauenden Töne und lebt frei unmittelbar in deren Anschauung." — „Ein bestimmter musikalischer Gedanke ist ohne weiteres durch sich geistvoll, der andere gemein. Mit voller Richtigkeit bezeichnen wir ein musikalisches Thema als großartig, graziös, innig, geistlos, trivial u. s. w.; all diese Ausdrücke bezeichnen aber den musikalischen Charakter der Stelle." — „Was unterscheidet eine Beethoven'sche Symphonie von einer Verdi'schen Musik? Etwa, daß die eine höhere Gefühle oder dieselben Gefühle richtiger darstellt? Nein, sondern daß sie schönere Tonformen bildet."

Von den noch übrigen vier Capiteln wollen wir blos noch die Ueberschriften geben, da es nicht in der Absicht dieser kurzen Besprechung liegen kann, dem Verfasser in alle Abzweigungen seiner Abhandlungen Schritt für Schritt zu folgen; zudem sind diese vier letzten Capitel gleichsam nur ausgeführtere Erläuterungen der drei erstern und kommen nach verschiedenen Abschweifungen in verschiebene Gebiete doch immer wieder auf das specifisch Musikalische und auf das Verwerfen der Gefühlsästhetik zurück. Die Ueberschriften lauten also: „Analyse des subjectiven Eindrucks der Musik"; „Das ästhetische Aufnehmen der Musik, gegenüber dem pathologischen"; „Die Beziehungen der Tonkunst zur Natur"; „Die Begriffe Inhalt und Form in der Musik".

Zum Schluß können wir nicht anders, als den lebhaften Wunsch ausdrücken: das vorliegende Buch möge von Vielen, Musikern und Kunstfreunden, recht aufmerksam gelesen werden, damit doch endlich einmal die vage Begriffslosigkeit und das Umhertappen im Nebel bei der Beurtheilung musikalischer Kunstwerke aufhöre. Vom Verfasser scheiden wir mit der dankbarsten Anerkennung und Hochachtung für Das, was er ausgesprochen, und für die Art, wie er es ausgesprochen hat, und hoffen, daß er es nicht bei dem bloßen „Zutragen einiger Grundsteine" — wie er in seiner Vorrede sagt — bewenden lassen, sondern daß er bis zur Vollendung des musikalisch-ästhetischen Neubaus nicht aufhören wird, Hand und Auge dem Werke fortwährend zu schenken. 53.

Erinnerungen eines Militärarztes.

Erinnerungen aus den Feldzügen 1806—15. Aus den hinterlassenen Papieren eines Militärarztes. Karlsruhe, Müller. 1854. Gr. 8. 18 Ngr.

Das Vorwort belehrt uns, daß der Verfasser dieses in mancher Beziehung interessanten Werks der im Juni 1853 verstorbene großherzoglich badische Generalstabsarzt Dr. Wilhelm Meier gewesen ist, welcher darin die reichen, schwererkauften Erfahrungen aus sechs Napoleon'schen Feldzügen, denen er beigewohnt, niedergelegt und ausdrücklich bestimmt hat, daß sie erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten.

Noch immer strömen die Beiträge zur Geschichte jener großen Zeit von Denen, die sie als Mithandelnde oder Mitleidende durchlebt haben, reichlich zu; wir werden Gelegenheit haben, in diesen Blättern noch mehre kürzlich erschienene Werke solcher Art zu besprechen. Das vorliegende gibt seinen Theil

zu dem Feldzuge des badischen Contingents gegen Preußen (1806 und 1807), gegen Oestreich (1809), zu dem russischen Feldzuge (1812), zu dem von 1813, endlich zu denen von 1814 und 1815 gegen Frankreich und schließt mit einigen Bemerkungen zur Charakteristik Napoleon's.

Eine Bereicherung der Kriegsgeschichte wird man billigerweise in den Erinnerungen eines Militärarztes nicht suchen; die kriegerischen Ereignisse werden darin nur kurz in ihrem Verlaufe als leitender Faden für die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers fortgeführt. Aber sehr interessant und lehrreich ist die Darstellung des Sanitätswesens jener Zeit, und die daran geknüpften Bemerkungen über die im Kriege vorkommenden Krankheitserscheinungen, ihre Ursachen und ihre Behandlung verdienen gewiß alle Beachtung. Für den Laien ist nur das Verständniß zuweilen durch die allzu strenggehaltene medicinische Sprache erschwert. In allen Schilderungen aber bekundet sich nicht nur der denkende und erfahrene Arzt, sondern auch der von tiefem Gefühl für die Leidenden durchdrungene Mensch. Viele haben gesagt, das weiche Mitgefühl sei ein Unglück für den Arzt, es müsse unterdrückt werden — wir sind nicht dieser Meinung. Mag es dem Arzt seinen edeln und schweren Beruf auch erschweren, so ist es doch eine Wohlthat für den Kranken, wenn an dessen Schmerzenslager ein theilnehmender Helfer tritt und nicht blos ein kalter Receptmensch, welcher den Fall höchstens interessant für die Wissenschaft findet und vielleicht noch darüber schlechten Spaß machen kann.

Einer besondern Krankheit, welche der Verfasser namentlich im sächsischen Feldzug 1813 Gelegenheit gehabt zu beobachten und kennen zu lernen, widmet er vor andern seine Aufmerksamkeit: es ist die Bivouac- oder Feldlagerkrankheit. Thatsache sind die großen Verluste, welche die Heere neuerer Zeit außer dem Gefecht durch die Anstrengung infolge der raschern Operationen und namentlich durch die fast zur Regel gewordenen Lager unter freiem Himmel erleiden. Bivouacs sind durch die Art der neuern Kriegführung bedingt, sie haben ihre großen taktischen und strategischen Vorzüge, aber bei längerer Dauer auf den Gesundheitszustand der Truppen den übelsten Einfluß. Hören wir, was der Verfasser darüber sagt: „Sowie der Mensch durch lange Entbehrung der freien Luft die Zimmerfarbe und ein kränkliches Ansehen bekommt und bei der Einsperrung und Einzwängung vieler Menschen in engen Räumen eigenthümliche Krankheiten, die unter dem Namen der Kerker-, Schiffsfieber u. s. w. bekannt sind, — so umgekehrt durch das andere Extrem die sogenannte Bivouac- oder Feldlagerkrankheit. Die Krankheit charakterisirt sich durch ein blasses, erdfahles, schmuziges Ansehen, einen kläglichen, mitleiderregenden Blick der tief in ihren Höhlen liegenden, halb erstorbenen Augen, hohle Wangen, weit hervorstehende Jochbeine, heisere, oft unverständliche Sprache, rauhe, trockene, pergamentartige Beschaffenheit des Hautorgans, wankenden Gang mit zitternden Knien, aashaften Geruch, besonders beim Lüften der über das wandernde Gerippe herabhängenden Kleidung, colliquativen Durchfall — allgemeinen Collapsus der Kräfte und des ganzen Körpers."

So entsetzlich diese Schilderung ist, so wahr werden sie unsere ältern Leser finden, die sich noch der Jammergestalten im französischen Heere von 1813, besonders unter dessen Traineurs, erinnern. Mit dieser Krankheit, welche unter freiem Himmel durch feuchte Kälte und Nachtluft entsteht, vergleicht der Verfasser dann eine zweite, die Kriegspest, und nennt sie eine Treibhauspflanze, in engen, eingeschlossenen Räumen durch die verdorbene Luft und Ofenwärme unter gedrängt zusammenwohnenden Menschen erzeugt.

Aber der Verfasser weiß auch andere Scenen gut zu schildern, und wenn das Erschütternde allerdings vorwaltet, so bringt es sein Stoff mit sich. Für das badische Militär, dessen Leistungen das Werk natürlich folgt, wird dasselbe ein besonderes Interesse haben, aber auch andere Leser werden sich von dem warmen, edeln Gefühl, von der tüchtigen deutschen Gesinnung, welche darin waltet, und mancher gelungenen Schilderung des Augenzeugen angesprochen finden. 54.

Berliner literarische Zustände.

Die norddeutsche Hauptstadt an der Spree ist trotz der geringen Aufmunterung, Unterstützung und Hülfe, die ihnen dort geboten wird, von einer ziemlich bedeutenden Anzahl literarischer Geister bewohnt. Sie nennen sich alle Deutsche und schreiben, denken und dichten durchweg deutsch; das dürfte genügen, um die Eintracht und Einigkeit unter ihnen zu begreifen, welche ganz genau derjenigen des weiland römischen Reichs entspricht. Ueberall Coterie, Particularismus, Sonderinteresse und Sonderbündnisse, welche selbst bis in den von Saphir gegründeten Tunnelverein gedrungen sind und diesen einzigen Vereinigungsort der literarischen Geister nach und nach verpönt und verlassen gemacht haben. Es ist, als sollten deutsche Kunst und Literatur keine Eintracht finden und dadurch einen national imponirenden Charakter gewinnen; es hängt ihnen im Gegensatze zu der Wissenschaft immer etwas von Egoismus und uncollegialischem Geiste an, welchen die Literatur nicht eher abstreift als im Studirstübchen, beim Tintenfaß und beim Brennpunkt eines Capitels, wo sie Worte hervorzaubert, um die Eintracht und die Einigkeit zu — romantisiren. Man erblickt deshalb auch die meisten der berliner Schöngeister nur inmitten engbrüstiger Coterien oder gänzlich abgesondert untereinander. Nur hin und wieder nehmen jene Particularvereinigungen den Charakter eines geselligen Zusammenseins an, der indessen immer Clique und Privatgemüthlichkeit bleibt. Dieser Mangel des Bindungselements unter den Trägern der Literatur selbst findet sich indessen fast in ganz Deutschland und womöglich in noch höherm Grade als in Berlin. Es ist dies ohne Zweifel der Grund, weshalb die productive deutsche Nationalliteratur ewig nur Splitterwerk, einseitig und richtungslos bleibt; oder diese zersplitterte Nationalliteratur ist Ursache der Isolirung unter den literarischen Factoren. So fehlt uns eine Grundidee, eine Schule, eine Krystallisation der mannichfachen Kräfte in der literarischen Welt, welche dem Backwerk der leichten und mit starkem Pfeffer überzogenen Literatur des Auslandes Eingang, Vorzug und Verbreitung gewährte.

So heilsam demnach eine stabile Einigkeit unter den Schriftstellern wäre, so wenig Erfolg würde sie trotzdem im Ganzen und Großen haben, da eine Gesammtidee der heutigen Literatur fremd ist. Alles ist mannichfaltig, theils originell, theils dem alten Principe huldigend, welches Form und Regeln nach althergebrachter Weise beobachtet wissen will. In diese Kategorie der Aufrechthaltung des Princips muß man Wilibald Alexis vor Allen hinstellen. Der berühmte Romanschreiber hat, indem er volksthümlich und geschichtlich zugleich alle strengen Formen und Regeln der classischen Schule bewahrte und sichtete, eine Lücke in der literarischen Administration in einer Weise ausgefüllt, die dankbar anerkannt werden muß. Aber man sieht auch diesen Mann isolirt und wenn auch nachgeahmt, copirt und von der ganzen deutschen Lesewelt als Autorität und Celebrität anerkannt, dennoch ohne Schüler, ohne Jünger, denen er seine Kunst einhauchen könnte. Indessen scheint die Schwierigkeit dabei an dem Mangel geduldiger Kräfte zu liegen. Die Literatur ist heute kein Ackerfeld mehr, wo man säet und erntet, sie ist Speculation, eine Börse mit Baisse und Hausse, und die Speculanten haben keinen Muth, den Gewinn abzuwarten. Wilibald Alexis zeigte sich jedoch fast zuvorkommend gegen das Publicum, indem er den Volkskalender im vorigen Jahre begründete, welcher, mit so großem Beifall aufgenommen, eine Schule für junge Talente zu werden berufen ist. Die Kalender waren bei ihrem alten Publicum nach und nach in Miscredit gekommen; die Concurrenz trieb sie schon sechs Monate vorher aus der Offizin des ungeduldigen Buchhändlers, und Niemand glaubte mehr, daß die Kalender der Paradeplatz für junge Talente sein sollten. Unter der Firma

Wilibald Alexis stellte sich der Kalender diesen alten eigentlichen und edeln Zweck.

Der Roman in Berlin hat noch das elegante Salonparfum des Freiherrn A. von Sternberg aufzuweisen. Diese Eleganz und dieser Salonduft sind das Element, in welchem sich der russische Emigrant bewegt. Alles Uebrige ist Kosmopolitismus, bald Politik, bald Skandal, bald Märchen, bald Geistergeschichte; eine politische Windfahne, welche das Tintenfaß bezeichnet, aus welchem ein neuer Roman geschrieben werden soll. Isolirter als fast jeder Andere, fast menschenfeindlich, sieht man diesen großen und schönen Mann in seiner Wohnung, welche halb traulich, halb elegant und im phantastischen Künstlergeschmack sich darbietet. Der Herr derselben entspricht selbst diesem fremdartigen Eindruck, und wenn man diesen Mann in seinem halb modern-eleganten, halb orientalischen Morgencostüm gesehen hat, findet man es ganz natürlich, daß seine Romane den ihnen eigenthümlichen Charakter tragen.

Sowie Sternberg den Eindruck des Vornehmen und Ueppigen hervorruft, zeigt Scherenberg vollständig das Gegentheil davon. Der Dichter von „Waterloo" ist die Einfachheit selbst, und wenn man ihn sieht in seinem tagtäglichen Rock, so möchte man wol, ohne ihn zu kennen, ausrufen: „Das ist ein Poet!" Wahrhaftig, das deutsche Poetenleben besitzt in ihm einen aufrichtigen Repräsentanten, das heißt, mit seiner Armuth, Zurücksetzung und Bagatellbehandlung. Es ist ein Stolz, diesen Becher des deutschen Wermuths geleert und einen muntern, frischen und lebendigen Geist bewahrt zu haben. Von einer ziemlich zahlreichen Familie umgeben, fristete er ein wahres Patriarchenleben, indem er, ohne Namen, ohne Geld und ohne Brot, oft bei einem qualmenden Kienspan seine Dichtungen schrieb, welche er damals in Ballen zusammenschnürte und dem Staube einen Schleier darüber zu decken befahl. Die Welle von 1848 hob ihn endlich empor. „Waterloo", vorher ein Gedicht, ward jetzt ein Feldgeschrei, ein Triumph und ein Lohn. Seit der Zeit datirt sich auch eine Sinecure königlicher Munificenz für ihn, und fern jeder Speculation, genügt seine Arbeit jetzt, ihn vor Noth zu schützen. Seine Arbeiten sind originell, zugleich aber nicht minder gediegen. Die Verstöße gegen die Form der gebundenen Rede verschwinden bei Scherenberg fast in der reichen Fülle der Worte, die, wie die Krieger beim Sturmlauf, sich häufig gegenseitig zu überstürzen scheinen. Seine kleinern Gedichte zeigen noch mehr die Originalität seiner Auffassungsweise. Ganz so ungezwungen und gemüthlich, wie in letztern, ist er im Umgange. Tritt Jemand in seine bescheidene Wohnung, so empfängt er ihn im solidesten Négligée eines Poeten, und stört man ihn in seiner Arbeit, so bittet er seine intimsten Freunde mit der offenherzigsten Freundlichkeit, ihn in Frieden zu lassen. Niemand nimmt es ihm übel, denn diese Offenherzigkeit ist eine aufrichtige Liebenswürdigkeit; aber dieser Zug charakterisirt vollständig den Mann, welcher erst in den letzten Jahren die Anerkennung fand, die er schon längst verdient hatte.

Ich erlaube mir nach diesen halb biographischen Notizen von einem Zweige der modernen Literatur zu sprechen, welcher mehr und mehr in den letzten Jahren an Ausdehnung gewann. Es ist das Feuilleton. Die leichte Literatur, die Kritiken und Tagesbesprechungen riefen es zuerst in Paris ins Leben, um nach den langweiligen, verwirrenden und verknoteten politischen Artikeln, Nachrichten und Geheimnissen dem erschöpften Leser den Genuß einer ruhigen und abglättenden Lectüre zu verschaffen. Deutschland ergriff diesen Zweig anfangs mit Vorliebe und bezeichnete ihn als eine Pflanzschule der jungen Literatur und als einen Tummelplatz der schreiblustigen Talente. Mit der Zeit ist indessen diese schöne Absicht theilweise untergraben und vernichtet worden und hauptsächlich durch die Schuld der Zeitungen. Die Feuilletonliteratur ist weit entfernt dem Buchhandel Schaden zuzufügen; das Feuilleton soll dazu dienen, den Sinn für Lectüre und Kunst zu heben, und bei richtiger Behandlung ist dasselbe berufen, eine wichtige Stelle in der Nationalliteratur auszufüllen. Diese Stelle hat es in Deutschland indessen nicht erreicht, auch in Berlin nicht; nur hin und wieder ist es den politisch geleitartikelten Berlinern möglich, einen Lichtstrahl angenehmer und leichter Feuilletonliteratur zu erhaschen; aber der Geiz spendet ihnen eben nur so viel, daß sie nie satt davon werden. Liegt dies an zu weit getriebener Honorarökonomie, oder ist es der Glaube an den Genuß ewig polemisirender, doctrinärer und am Ende ermüdender, dreispaltenlanger Leitartikel, welchem die Redactionen dabei huldigen?

Die Zahl der Feuilletonisten ist deshalb auch nur eine sehr kleine in Berlin. Außer E. Kossak, dem Redacteur der „Berliner Morgenpost", dürfte schwerlich noch einer von Fach gefunden werden. Adolf Stahr und F. Ullrich sind an der „Nationalzeitung"; aber Beide beschränken sich leider nur auf ganz seltene Kunstberichte oder kurze Recensionen. Lestoq flattert bald hierhin, bald dorthin und theilt seine Berichte zwischen der „Berliner Feuerspritze" und „Nationalzeitung". Rellstab schreibt ewig von seinen Reisen und kann vor lauter Büchern nie zu Recensionen kommen; die Spener'sche Zeitung bringt nur kurze Notizen und die Kreuzzeitung macht Reisen. Die Zeitungen haben keine Feuilletonisten und die Feuilletonisten keine Zeitungen; die Politik erstickt und apoplexirt Alles, die Politik, welche von den Zeitungen selbst oft zum Henker gewünscht wird, die Abonnenten verwirrt macht und ihnen die gesunde Ansicht wegpolemisirt, die sie noch gehabt haben. Es ist schlimm, wenn man des Guten zu viel thut, aber ebenso schlimm ist: des Guten zu wenig. Das Feuilleton ist nicht wie in Paris eine Fundgrube, eine Goldquelle für die Autoren; und doch könnte es, wenn man es richtig anzufangen wüßte, eine Schule für die Schriftsteller, ein Kampf- und Ringplatz junger Talente werden und sowol den Autoren als den Redactionen nur von Vortheil sein.

Eduard Schmidt.

Schriften über die Liebe.

Ein Anonymus hat es unternommen, in einem Schriftchen:

Aphorismen über die Liebe. Von einem Greise. Liegnitz, Kuhlmey. 1854. 16. 6 Ngr.

den Liebenden seinen Rath zu ertheilen, wie sie und nach welchen Grundsätzen sie lieben und was sie dabei vermeiden sollen. Der „Greis" theilt seine Aphorismen in die Rubriken: „Wesen der Liebe", „Entstehung der Liebe", „Nahrung der Liebe", „Verkümmerung, Ersterben der Liebe", „Eifersucht", „Seltenheit wahrer Liebe" und „Täuschungen der Liebe". Es wird mit den von unserm gutmeinenden „Greise" ertheilten Rathschlägen Wenigen gedient sein, denn die Liebe ist gerade diejenige Angelegenheit, in welche sich die Menschen am wenigsten dreinreden lassen.

Eine andere gründlichere Schrift über die Liebe trägt den Titel:

Geschichte der Liebe, oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen. Eine Festgabe an die Schönen von Friedrich von Sontheim. Stuttgart, Hallberger. 1855. 16. 21 Ngr.

Der Verfasser knüpft seine Betrachtung an die (im höhern Sinne) erotische Literatur an, die er bis auf die neueste Zeit verfolgt. Wir vermissen darin die Bezugnahme auf mehre Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die in der Philosophie und Dialektik der Liebe eine hervorragende Stelle einnehmen; aber in Dem, was der Verfasser gibt, ist vieles richtig Gedachte und sinnig Empfundene. Sehr treffend charakterisirt er unter Anderm jene Periode, wo „jeder junge Mann von leidlichem Aeußern, von einigem formellen Talent sich zu einem geistreichen Heine, zu

einem interessanten Byron aufblähte, sich mit dem philosophischen Tiefsinn Hegel's oder mit der aristokratischen Lebenskunst Goethe's brüsten wollte". Auch die Liebe ist jetzt — Dank namentlich der Sündflut von Romanen und Theaterstücken — insofern ein demokratisches Gemeingut geworden, daß das Bürgermädchen heutzutage sich in Stand gesetzt sieht, gerade mit eben solchen subjectiven oder raffinirten Gefühlen zu lieben wie eine Baronesse oder Comtesse. Dies ahnt der Verfasser, aber er geht auf diese sehr besprechenswerthe Seite seines Themas nicht gründlich genug ein; dafür verliert er sich zum Schlusse in philosophische Redensarten, wie die, „daß der abstracte Idealismus und die raffinirte Sinnlichkeit, die bis zur Vernichtung aller Objectivität sich geltend machende Subjectivität und die jede Individualität aufhebende Gleichförmigkeit der praktischen Tendenz zu überwinden seien", und daß, wenn dies geschehen und wenn es dahin gekommen, daß alle Lebensverhältnisse ihre unentbehrliche äußerliche, materielle Grundlage erhalten und von dem ebenso nothwendigen Hauch der selbstbewußten geistigen Bildung getragen werden, „das ganze Leben unter das Gesetz der Schönheit fallen, überall das Geistig-Sinnliche realisirt sein und Liebe und Schönheit ihre höchsten Feste feiern würden". Was fangen wir mit diesem Ende seines Buchs an? Sontheim faßt Ehe und Liebe immer noch zu sehr von der blos ästhetischen Seite und als bloßes artistisches Ornament des Lebens auf. Diese Auffassung kommt aber den zahlreichsten Volksclassen nicht zugute und hält nicht Stand gegen die Nöthe und bösen Wetter des modernen Daseins. **H. M.**

Notizen.

Störtebeker.

Die Bemerkungen, mit denen die Redaction in Nr. 35 d. Bl. f. 1854 die Bedeutsamkeit dieses von der Sage gefeierten Seehelden hervorhob, standen noch frisch in meinem Gedächtnisse, als ich zufällig bei Lessing (XI, 354) die Angabe fand, daß auf der hamburger Bühne im Jahre 1701 eine Oper aufgeführt sei, die sich mit Störtebeker und seinem Genossen Jödge Michaels beschäftigte. Außer der kurzen Notiz, die Lessing über das Leben der beiden Seeräuber beibringt, fand ich ähnliche Angaben bei Raabe: „Allgemeines plattdeutsches Volksbuch" (Wismar 1854), wo unter der Ueberschrift „Klaus Störtebeker un Göde Michael" ihr Leben und Ende kurz geschildert werden. Da Raabe seinem Zwecke gemäß seine Quellen nicht nennt, ist es mir auch nicht möglich, von der am Eingang stehenden plattdeutschen Strophe*), in der sich unter Anderm eine Anspielung auf die Bezeichnung Liekendeiler — ein Ausdruck, der im Verlauf der Erzählung selbst auf die gleiche Theilung der Beute gedeutet wird — findet, irgend Näheres zu berichten. Einen Bänkelsängerton verräth eine hochdeutsche ebendaselbst gegen den Schluß mitgetheilte Strophe, die mit den Worten beginnt: „Der Büttel, der hieß Rosenfeld." Vielleicht, daß Raabe seine Angaben aus der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte" (II, 43, 93, 594) schöpfte. Dort finden sich nämlich nach Koner's „Repertorium" (I, 1, 157) — das citirte Heft des verdienstvollen Werks behandelt unter den Hülfswissenschaften der Geschichte insbesondere auch die Biographie — Mittheilungen von Laurent über Klaus Störtebeker mit Zusätzen von Lappenberg.

Wenn übrigens Lessing die citirte Stelle mit den Worten beginnt: „Störtebecker und Jödge Michaels, erster und zweiter Theil. Gottsched hat diese beiden Stücke erst unter dem Jahre 1707; sie sind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden", so findet sich diese richtige Angabe auch bei Gottsched selbst. In der von ihm herausgegebenen „Deutschen Schaubühne" nämlich findet sich Band 2 (1741) auch ein Register der in Hamburg aufgeführten Opern und daselbst unter dem Jahre 1701 das Stück: „Störtebeck und Jodge Michel", zwei Theile (Nr. 88 und 89).**) Was ihn etwa bestimmt haben mag, diese Angabe in dem von Lessing angezogenen, später (1757) herausgegebenen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst" zu modificiren, wird vielleicht, aber auch nur vielleicht, aus Einsicht des betreffenden Werks erhellen, das ich selbst augenblicklich nicht habe vergleichen können. Voraussetzlich wird sich aber ein solcher Grund gar nicht finden lassen, braucht wenigstens nicht gesucht zu werden. Die verschiedene Schreibweise des Namens Störtebeker bei Lessing und Gottsched einerseits, wie bei Raabe und Koner andererseits ist jedenfalls ohne tiefere Bedeutung. 55.

*) Sie lautet vollständig, theilweise wol mit dialektischer, aus dem Zwecke des Buchs erklärlicher Umgestaltung:

Störtebek un Göd Micheel
Rowten beid tau glike deil
Tau Water un tau Landen.
Sei rowten so lang, dat't Gott verdröt,
Da würren sei tau Schanden.

**) Im Jahre 1852 kam eine Oper in Hamburg zur Aufführung, die ebenfalls den berühmten Flibustier zum Gegenstand hatte. Wir müssen jedoch offen gestehen, daß uns der Name des Componisten, dem wir seitdem nirgends wieder begegnet sind, entfallen ist, obschon er in Hamburg selbst ziemlich bekannt ist. D. Red.

Die Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's.

In einem von Sasonoff unterzeichneten Artikel spricht sich das „Athenaeum français" über eine jüngst erschienene deutsche Uebersetzung der Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's***), was die Einleitung betrifft, sehr anerkennend, was aber die Uebersetzung selbst betrifft, misbilligend aus. Der Uebersetzer, sagt Sasonoff, offenbare die besten und löblichsten Absichten; er erkläre in einer sehr lesbar geschriebenen Einleitung, daß ihm die Lectüre der Denkwürdigkeiten d'Aubigné's in dieser Zeit des Mismuths und der Beklemmung vielen Trost gewährt und daß er es daher für zweckmäßig erachtet habe, eine deutsche Uebersetzung zu veranstalten und dadurch dazu beizutragen, daß das Jahrhundert sich von dem Zustande der Muthlosigkeit, in welchen es versunken sei, wieder erhebe. Der Uebersetzer, J. W. Baum, würdige nicht ohne Richtigkeit das Verdienst d'Aubigné's als Geschichtschreiber und charakterisire selbst sehr glücklich den hugenottischen Poeten und Kriegsobersten, indem er an dessen Person den deutlich erkennbaren Uebergang aus der Ritterzeit zur neuern Kriegskunst zeige. „Dies Alles", fügt der französische Kritiker hinzu, „ist sehr gut und man kann solche gute Gesinnungen und solche richtige Ideen nicht genug loben. Unglücklicherweise ist aber das Verdienst dieses Buchs mit den ersten 30 Seiten erschöpft." Was nämlich die Uebersetzung betrifft, so erklärt Sasonoff, daß dieselbe in hohem Grade ungenügend sei, den Text entstelle und häufig sogar Sinnlosigkeiten enthalte, was zum Theil daher rühre, daß Baum mit dem Französischen des 16. Jahrhunderts nicht genügend vertraut zu sein scheine. Auch die von dem Uebersetzer beliebte künstliche Eintheilung in Capitel vermag Sasonoff nicht zu billigen. „Kurz, die Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's (schließt der französische Kritiker) sind noch nicht ins Deutsche übersetzt, und das ist für die deutsche Literatur ein glücklicher Zufall; denn der künftige Uebersetzer wird den neuen Text und die Noten der soeben bei Charpentier erschienenen Ausgabe zu seiner Verfügung haben." **H. M.**

***) Denkwürdigkeiten Theodor Agrippa d'Aubigné's. Der Hugenott von altem Schrot und Korn. Deutsch mit Erläuterungen, Zusätzen und einer Einleitung über d'Aubigné als Geschichtschreiber von Johann Wilhelm Baum. Leipzig, Weidmann. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Stellung der Frauen.

Bei der an und für sich und nach einzelnen geschichtlichen Beispielen besonders einleuchtenden Wichtigkeit der Frauen für die Bildung und Entwickelung des Menschengeschlechts mag es umsomehr gestattet sein, auf den am 6. März 1854 auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke in Berlin von L. Wiese gehaltenen Vortrag: „Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und in der christlichen Zeit" (Berlin 1854), mit einigen Worten hinzuweisen. Der Verfasser läßt der Stellung der Frauen bei den Griechen und Römern die gebührende Gerechtigkeit widerfahren; aber er weist zugleich aus dem Wesen des Christenthums selbst klar und deutlich nach, daß die Stellung der christlichen Frau eine ganz andere und naturgemäßere, vornehmlich aber eine auf das Leben in der Familie und dadurch auch auf die Kreise außerhalb der Familie weit einflußreichere geworden sei, als sie im alten Griechenland und Rom war und sein konnte. Was in dieser Hinsicht und namentlich, unter Bezugnahme auf Luther's treffliche Ansichten über die Ehe und über die Frauen, von der germanischen Frau gesagt und gerühmt wird, ist vorzugsweise für unsere Zeit von tiefer Bedeutung; für unsere Zeit, die auch auf dem Gebiete des Frauenlebens und der Ehe, wie auf dem der Familie, die traurigsten Erscheinungen nicht nur grundsätzlich, sondern auch in thatsächlicher Wirklichkeit, ganz im Widerspruche mit dem christlichen Ideale, erlebt hat. Denn es bleibt wahr, was gesagt worden, und es gilt auch namentlich für unsere Gegenwart: „Deutsche Frauen werden die deutschen Männer bessern und unsere Geschichte retten müssen, nicht durch Amazonenzüge, aber durch die Macht edler Herzen und gewaltiger Weiblichkeit. In dem Leben der Familie, in der Ehe liegt unsere Hoffnung, welche Wahnsinnige zerstören möchten"; und „alle Volkskraft und alle Volkswohlfahrt wurzelt in der Familie", schon nach der deutsch-nationalen, der urdeutschen Ansicht, als Glaube und Sitte, aber das Christenthum verklärt das Nationale und bringt es erst zu voller Wirksamkeit. 5.

In Angelegenheiten der „Blätter für literarische Unterhaltung".

Die deutsche Presse gefällt sich häufig in der Aufstellung von Muthmaßungen und Verdächtigungen, die mit einer Raschheit in die Welt geschleudert werden, welche deutlich zeigt, daß man sich nicht die Mühe genommen hat oder nehmen will, die eigenthümlichen Verhältnisse, die man dabei berührt und beziehungsweise verletzt, genauer zu prüfen.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes", dessen Werth und geschickte redactionelle Anordnung wie den auf Bearbeitung des Stoffs verwendeten Fleiß wir gewiß zu schätzen wissen, läßt in Nr. 21 in einem Artikel „Palmblad's romantisirte Geschichte" die Vermuthung durchblicken, als ob die in Nr. 2 der „Blätter für literarische Unterhaltung" veröffentlichte Recension des Palmblad'schen Werks mit Rücksicht auf die Verlagshandlung geschrieben und daher nicht ganz unbefangen sei. Wir glauben dreist alle Mitarbeiter an diesen Blättern auffodern zu können, öffentlich zu erklären, ob von Seiten der Verlagshandlung jemals ihrem Urtheil irgend Zwang angethan, oder auch nur durch Andeutungen auf ihre Kritiken einzuwirken gesucht worden sei. Sämmtlich werden sie bekräftigen müssen, daß ihnen von jeher bei ihren kritischen Besprechungen vollkommene Unabhängigkeit gewährt war. In demselben Artikel wird gesagt, daß sich die „Blätter für literarische Unterhaltung" unter der gegenwärtigen Leitung verjüngten und vom Einflusse des Verlegers möglichst emancipirten. Es kann aber davon, daß der gegenwärtige Herausgeber diese von ihm geleitete Zeitschrift von dem Einfluß der Verlagshandlung möglichst emancipire, gar nicht die Rede sein, denn dieser Einfluß in dem Sinne, wie er in dem genannten Artikel verstanden zu sein scheint, ist nichts weiter als eine Fiction; eine Einwirkung auf des Herausgebers kritisches Urtheil oder auf das der Mitarbeiter besteht nicht. Zwischen dem Herausgeber und dem Verleger waltet vielmehr das Verhältniß des vollkommensten gegenseitigen Vertrauens ob. Aber allerdings hat jedes ältere Blatt (und ohne Zweifel auch das „Magazin für die Literatur des Auslandes") seine besondern, aus seiner historischen Entwickelung hervorgegangenen Verhältnisse, seine eigenthümliche, mit seiner Existenz selbst verflochtene, technische und geschäftliche Organisation, seinen mehr oder weniger festen Kreis von richtungs- und gesinnungsverwandten Mitarbeitern. Diese Bedingungen müssen respectirt werden, wenn nicht statt der Organisation die Desorganisation eintreten, das Blatt seinen Richtweg verlieren und das Publicum an dem Blatte irrewerden soll. Man vergesse doch nicht, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung" seit länger als 30 Jahren Eigenthum der Buchhandlung F. A. Brockhaus sind und sich vermittels der reichen schriftstellerischen Kräfte, mit denen sie in Verbindung steht, im Grunde fortdauernd verjüngt, aber freilich auch gewisse feste Normen angebildet haben, von denen sie nicht ablassen können, möge ihr Leiter sein wer er wolle.

Auf noch einen Vorwurf, den wir wol bisweilen hören mußten, möchten wir hier zu sprechen kommen, nämlich auf den, daß die Besprechung der Verlagswerke der Buchhandlung Brockhaus in diesen Blättern einen zu großen Raum beanspruche. Bei diesem Vorwurfe scheint man aber gänzlich außer Augen zu lassen, daß die genannte Verlagshandlung gerade in großer Zahl solche Werke verlegt, die durch Inhalt und Form ganz eigentlich in die kritische Sphäre dieser Blätter fallen. Sollen nun zum Schaden der Literatur und Literaturfreunde und zur Beeinträchtigung der betreffenden Autoren gerade diese Werke in unsern Blättern unbesprochen bleiben oder zurückgesetzt werden, weil die Verlagshandlung dieser Blätter und jener Werke zufällig eine und dieselbe ist? Die Redaction kann gewiß mit bestem Rechte von sich sagen, daß sie es sich von jeher angelegen sein ließ, eine möglichst vollständige Uebersicht aller literarischen Erscheinungen von allgemeinerer Bedeutung zu bringen, daß sie sich nicht wie die Redactionen der meisten übrigen kritischen Institute mit der Anzeige blos derjenigen Bücher und mit der Aufnahme blos derjenigen Recensionen begnügt, die ihr eingeschickt werden, und daß, wenn trotzdem ein und das andere Buch unbesprochen bleiben sollte, dies gewiß an Umständen und Zufälligkeiten liegt, die nicht von der Redaction abhängen. Den Brockhaus'schen Verlagswerken geht es ja infolge solcher von der Redaction selbst nicht verschuldeten Hindernisse oft nicht besser, wie denn z. B. die beiden frühern Romane von Robert Prutz: „Das Engelchen" und „Felix", denen man doch gewiß ein allgemeineres Interesse nicht wird absprechen wollen, bisher in unsern Blättern keine kritische Besprechung gefunden haben.

Eine andere, von der „Revue des deux mondes" erhobene Beschwerde geht eigentlich den gegenwärtigen Herausgeber direct nichts an, denn sie betrifft eine Periode unserer Blätter, wo er noch nicht in seinem jetzigen Verhältniß zu ihnen stand. Das französische Journal beklagt in seiner Nummer vom 15. Januar, daß im Jahrgange 1852 dieser Blätter einige der „Revue" entlehnten Artikel mitgetheilt wurden, ohne Angabe der Quelle und des Namens der betreffenden Verfasser, ja daß einer dieser Artikel in die „Allgemeine Zeitung" überging und hier statt des französischen Blatts die „Blätter für literarische Unterhaltung" als Quelle genannt wurden. V. de Cinq-Mars, der Verfasser der Reclamation, fügt seiner Beschwerde einige für den gegenwärtigen Herausgeber schmeichelhafte Bemerkungen hinzu und sagt dann: „Ce nom-là nous est garant que nous n'aurons plus à l'avenir de pareilles réclamations à faire." Wir danken dem französischen Kritiker und Reclamanten für seine gute Meinung, müssen aber gestehen, daß es für uns

etwas Peinliches hat, unsere Leitung in dieser besondern Hinsicht auf Kosten der frühern gelobt zu sehen. Das Verhältniß ist jetzt eben ein anderes; die Bearbeitung und Ausbeutung der ausländischen Zeitschriften liegt jetzt einzig und allein in den Händen des gegenwärtigen Herausgebers; darum können und werden solche Quellenverschweigungen, die auch dem Princip der frühern Leitung durchaus zuwiderliefen und ganz gewiß von ihr nicht beabsichtigt waren, allerdings nicht mehr vorkommen. Sollten einzelne Fälle dieser Art wirklich stattgefunden haben, so erklärt sich dies wol einfach daraus, daß die betreffenden Mitarbeiter die Anweisung erhielten, aus der „Revue des deux mondes" nicht blos einfach zu übersetzen, sondern sie in Verbindung mit andern Zeitschriften und selbst den einschlägigen Werken als Material zu selbständigen Artikeln über den betreffenden Gegenstand zu benutzen. Es kann nun wol bisweilen geschehen sein, daß die damit beauftragten Mitarbeiter die richtige Grenze zwischen selbständiger Benutzung und bloßer Reproduction nicht eingehalten haben, wofür jedoch die Redaction nicht verantwortlich zu machen ist. Es ist auch uns schon begegnet, daß französische Blätter, freilich noch häufiger deutsche, namentlich östreichische, Mittheilungen der „Blätter für literarische Unterhaltung" benutzt haben, ohne die Quelle zu nennen; aber es fiel uns nicht ein, die Redaction jener Blätter als solche dafür verantwortlich zu machen. Mit herzlicher Freude heißen wir aber die Bemerkung willkommen, womit B. de Cinq-Mars seine Reclamation schließt: „Die europäischen Literaturen haben sich mehr und mehr zu einem gemeinsamen Werke verbrüdert: es ist ihre Pflicht einander zu controliren, aufzuklären, eine der andern den Weg zu weisen. Mögen sie daher vor allem den Respect beobachten, den sie der Arbeit Anderer schuldig sind; es ist dies die erste Bedingung des Bündnisses; es ist dies das erste Gesetz der literarischen Verbrüderung." Wir hoffen — und wir glauben Beweise dafür zu haben —, daß unsere französischen Freunde erkennen und mehr und mehr erkennen werden, wie sehr gerade diese „fraternité littéraire", diese Wechselwirkungen der europäischen Literaturen aufeinander uns am Herzen liegen. Wir können sagen, daß nichts uns größere Ermunterung gewährt als die mancherlei Zeugnisse, daß unsere Bemühungen in dieser Richtung bei gleichgesinnten ausländischen Literaturgenossen Beachtung finden, nichts einen größern Trost in dieser trostbedürftigen Zeit, als die belohnende und angenehme Mühe, die wir uns geben, die Spuren jener literarischen Wechselwirkungen mit Liebe und Aufmerksamkeit zu verfolgen.

H. M.

Bibliographie.

Album der Schüler zu Kloster Roßleben von 1742 bis 1854. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 4. 20 Ngr.

Atharva Veda Sanhita, herausgegeben von R. Roth und W. D. Whitney. 1ste Abtheilung. Berlin, Dümmler. Hoch 4. 8 Thlr.

Bluntschli, J. C., Ueber den Unterschied der mittelalterlichen und der modernen Staatsidee. Ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten zu München am 5. Febr. 1855. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 8 Ngr.

Busch, G. F., Maria von Kahlenburg und Leuthold von Questenberg, oder: Das blutende Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt. Eine Schaudergeschichte aus der alten Ritterzeit nach einer vaterländischen Volkssage. Zwei Theile. Mit 2 Titelkupfern. Leipzig, Colditz. 8. 1 Thlr.

Dittmar, H., Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt. 1ster Band. 3te Auflage. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dudumi, D., Klänge aus dem Osten. Ungarische Dichtungen frei übersetzt. Pesth, Geibel. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duncker, M., Geschichte des Alterthums. 1ster Band. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Francke, H., Blüthen im Winter. Eine einfache Gabe. Querfurth, Schmid. 8. 15 Ngr.

Gebets-Winke für das Arbeitsfeld der innern Mission, insbesondere zu gesegnetem Gebrauch vor, bei und nach den Berathungen des Kirchenältesten-Collegiums. Nach älteren und neueren Quellen bearbeitet; und eingeleitet durch ein Vorwort von C. Blumhardt. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 9 Ngr.

Gedichte von einem Kurländer. Mitau, Reyher. 1854. 16. 20 Ngr.

Grimm, J., Ueber die namen des donners. Eine academische abhandlung vorgelesen am 12. mai 1853. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. Im Staatsgefängniß und in Sibiren. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Herold, L., Geschichte der von der Familie von Witzleben gestifteten Klosterschule Roßleben von 1554 bis 1854. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 4. 20 Ngr.

Hessel, J., Der Inspector Unger. Düsselthal, Rettungs-Anstalt. Br. 12. 10 Ngr.

Liefde J. de, Die Diligenze, oder: Die Reise nach der Stadt der Erbschaft. Aus dem Holländischen. Düsselthal, Rettungs-Anstalt. 1854. 8. 2½ Ngr.

Miklosich, F., Ueber die Sprache der ältesten russischen Chronisten, vorzüglich Nestor's. Wien, Braumüller. Lex.-8. 8 Ngr.

Milton's, J., Abhandlung über Lehre und Wesen der Ehescheidung mit der Zueignung an das Parlament vom J. 1644. Nach der abgekürzten Form des George Burnett deutsch von F. v. Holtzendorff. Berlin, Jonas. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Denkwürdigkeiten zur Regierungs- und Lebensgeschichte Kaiser Nikolaus I. 1stes Heft. Berlin, Gebr. Scherk. Gr. 8. 6 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Predigt bei Vollendung der 25jährigen Amtswirksamkeit an der evangelischen Hofkirche zu Dresden den 4. März 1855 am Sonntag Reminiscere gehalten. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kohlschütter, E. V., Zwei Predigten bei seiner Amts-Veränderung in Glauchau und Dresden gehalten. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Kriegsführung im Orient. Der Feldzug in der Krimm. Denkschrift, der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Napoleon III. überreicht von einem hohen Offizier. Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Schuselka, F., Preußen als Großmacht und die Nondum meridies-Politik beleuchtet. Anhang: Der Tod des Kaisers Nikolaus. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 12 Ngr.

Ueber die Kriegführung im Orient. Krim-Expedition. Denkschrift an die Regierung Sr. Majestät des Kaiser Napoleon III. Von einem General. Aus dem Französischen vom Grafen von D***. Dresden, R. Schaefer. Gr. 8. 10 Ngr.

Wickede, J. v., Die militärischen Kräfte Deutschlands und ihre Fortschritte in der neueren Zeit. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Ernst Schulze's sämmtliche poetische Werke.

Soeben erschienen bei F. A. Brockhaus in Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sämmtliche poetische Werke von Ernst Schulze. Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.

Der fünfte Theil auch unter dem Titel:

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraff.** 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Ernst Schulze ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes Lieblingsdichter geworden. Dies beweisen die zahlreichen Auflagen, welche namentlich seine „Bezauberte Rose", aber auch seine „Cäcilie", die als phantasiebelebte, in sich geschlossene romantische Epopöe in der neuern deutschen Literatur bis auf den heutigen Tag noch unübertroffen geblieben ist, wie seine zarten, anmuthigen und melodischen „Gedichte" erlebt haben. Die fortdauernd lebhafte Theilnahme für Ernst Schulze hat jetzt auch eine **dritte Auflage** seiner „Sämmtlichen poetischen Werke" nöthig gemacht. Diese tritt vor das Publicum in Begleitung einer erschöpfenden **Biographie** des Dichters, von Hermann Marggraff verfaßt, welchem zu diesem Zwecke ein sehr reichhaltiges Material: das eigene ausführliche Tagebuch des Dichters, seine nachgelassenen Briefschaften und höchst dankenswerthe Mittheilungen seiner nächsten Verwandten und Freunde, zur Verfügung gestellt waren. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hier über des Dichters Bildungsgang und innere Entwickelung, über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid, über seine kurze aber interessante Kriegsperiode und über seine letzten Lebenstage ausführliche und meist ganz neue Aufschlüsse, die auch zum Theil als interessante Beiträge zur Kenntniß des damals unter dem deutschen Volke so energisch auflebenden nationalen Geistes, der Kriegsereignisse und namentlich auch des göttinger Gelehrtenkreises (Bunsen, Lachmann, Brandis, Lücke u. s. w.) zu betrachten sind. Die Verehrer des Dichters werden diesen aus seinem Tagebuche und seinen Briefen von mancher ganz neuen Seite und vornehmlich auch als glänzenden Prosaisten kennen lernen.

Von einzelnen Dichtungen **Ernst Schulze's** erschienen in demselben Verlage folgende **elegante Ausgaben:**

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht.
Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.
Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Benfey, Kurze Sanskrit-Grammatik

zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh. 3 Thlr.

Dem Verfasser ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, eine **kürzere Bearbeitung** seiner „Vollständigen Grammatik der Sanskritsprache" **für Anfänger** zu veranstalten. Er hat dies in dem vorliegenden Werke gethan, das sich in Allem an seine grössere Grammatik genau anschliesst.

Letztere bildet einen Theil des nachstehenden in demselben Verlage erschienenen Werks:

Handbuch der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von **Theodor Benfey.** Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 14 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besondern Titeln:
Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.
Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.**
Erster Theil: *Text, Anmerkungen, Metra.* 1853. 4 Thlr.
Zweiter Theil: *Glossar.* 1854. 5 Thlr.

Ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen der **Sanskritsprache** von dem berühmten Orientalisten. Die **Grammatik** wird in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen. Die **Chrestomathie,** nebst **Glossar,** lehrt alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet somit für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der Sanskritsprache.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Von **Dr. W. G. Soldan.** Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein ausgezeichneter Historiker schrieb der Verlagshandlung über dieses Werk unter Anderm:

„Nach meiner innigen Ueberzeugung ist das Werk ein höchst werthvolles, ja bedeutendes: werthvoll und bedeutend zuerst als das Resultat gründlicher und ganz eigener Forschung, womit ein tüchtiges Quellenstudium verbunden ist, wie dieses wieder mit einer Kritik, die, weit davon entfernt, eine ins Blaue gehende und umstürzende zu sein, manches stereotyp gewordene Unwahre, Halbwahre und Unsichere theils ausscheidet und sichtet, theils als ungewiß der künftigen Forschung und genauern Erörterung überläßt und empfiehlt. Die Darstellung ist dem Ernste und der Würde der Geschichte angemessen. Der Verfasser ist überall seines reichen Materials so sehr Herr geworden, daß er die Darstellung keineswegs schleppend und ermüdend macht und ihr nirgends die Beschwerde der Untersuchungen anmerken läßt."

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung. 8. 1845. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 19. April 1855.

Der Goethe-Kestner'sche Briefwechsel.

Dritter Artikel.*)

Wenn ein Buch innerhalb weniger Monate zwei Auflagen erlebt, so ist das ein Zeichen, daß es von dem Publicum freudig aufgenommen, daß seine Erscheinung etwas Bedeutendes ist. Und so darf auch der Verfasser der gegenwärtigen Anzeige hoffen, daß ein dritter Artikel, den ersten beiden zugegeben, den Lesern d. Bl. nicht unwillkommen sein werde.

Als Goethe im Frühling 1787 in Neapel verweilte, ersuchte ihn eine Dame, von der er schon früher Begünstigung erfahren, sich Abends Punkt 5 Uhr bei ihr einzufinden. Es wolle ihn ein Engländer sprechen, der ihm über den „Werther" etwas zu sagen habe. Goethe folgte dem Ruf, kam aber bei der Länge des Wegs eine Viertelstunde zu spät und fand den Engländer, einen schönen Mann in mittlern Jahren, schon an der Schwelle, im Begriff das Haus zu verlassen. Er sagte:

> Ich konnte keinen Augenblick länger warten. Was ich Ihnen aber zu sagen habe, ist ganz kurz und kann ebenso gut hier auf der Schilfmatte geschehen. Ich will nicht wiederholen, was Sie von Tausenden gehört; auch hat das Werk nicht so heftig auf mich gewirkt als auf Andere. So oft ich aber daran denke, was dazu gehörte, um es zu schreiben, muß ich mich immer aufs neue verwundern.

Auch wir fragen, und zwar durch unser Büchlein angeregt, wie der Engländer: Was gehörte dazu?

Das Erste und Letzte freilich ist das Genie; und daß dieses sich in der Zeit, da der „Werther" empfangen und geboren ward, in vollem Maße bei Goethe offenbarte, darüber kann kein Zweifel stattfinden. Er selbst spricht sich im sechzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" so mächtig als anmuthig aus:

> Die Ausübung der Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden, aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor. Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finstern, durch das Gefühl, Das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren.

Man wird nicht ohne Erbauung das Folgende lesen. Einen etwas rohen, deshalb aber kräftigen und bedeutenden Ausdruck dieser Eigenthümlichkeit haben wir in den ersten Zeilen des Fragments vom „Ewigen Juden":

> Um Mitternacht wol fang' ich an,
> Spring' aus dem Bette wie ein Toller.
> Nie war mein Busen seelenvoller,
> Zu singen den gereisten Mann.
> — — — —
> Und hab' ich auch die Gabe nicht
> Von wohlgeschliff'nen, leichten Reimen,
> So darf ich doch mich nicht versäumen;
> Denn es ist Drang; und so ist's Pflicht.
> Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne —
> Den ich von Herzen Bruder nenne —
> Willst gern vom Fleck und bist so faul,
> Nimmst wol auch einen Ludergaul;
> Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
> Ergreif' wol einen Besenstiel.

Dieses Gedicht fällt in die Periode des „Werther", dem „Götz von Berlichingen" schon vorausgegangen war. Und wer, wenn er in jenem die Briefe vom 10. Mai, vom 18. und 30. August 1771, vom 15. November des nächsten Jahres gelesen, wird nicht in tiefster Seele empfinden, daß hier der lebendige Quell ursprünglicher Dichtung sich ergießt, daß hier das Genie waltet?

Ein Zweites, was dazu gehörte, um ein Werk wie den „Werther" zu schaffen, war Erfahrung. Zwar erkennt Goethe eine Anticipation im Dichter an; er thut dieses bei Gelegenheit der Ueberarbeitung seines „Egmont", da es ihm auffallend ist, „daß man eben jetzt in Brüssel die Scene spiele, wie er sie vor zwölf Jahren aufgeschrieben" (Brief aus Rom vom 9. Juli 1787). Aber mit der Liebe ist es ein Anderes. Wie will ein Dichter eine Leidenschaft schildern, die er selbst nicht empfunden hat? Und von Liebe ist das Herz, die Seele des Dichters, namentlich unsers Dichters, so durchdrungen, daß er an Frau von Stein, der er das Innerste seiner Seele

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 43 u. 48 d. Bl. f. 1854. D. Red.

darzulegen gewohnt war, schreibt: „Wenn ich nur leben könnte, ohne zu lieben!“ und: „Die Liebe gibt mir Alles, und wo die nicht ist, dresch' ich Stroh“ (17. und 22. Juli 1776). In demselben Briefe heißt es: „Einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter.“ Da spricht Goethe aus Erfahrung; er hatte sie gemacht, um Käthchen's nicht zu gedenken, in höherm Grade, in vollerm Maße bei Friederike; und daß die Liebe zu Lotte eine mächtige, eine leidenschaftliche war, das sagen uns so manche Briefe unsers Buchs, so manche im „Werther“, die nicht zweifeln lassen, daß sie Ergüsse eigener Empfindung, des eigenen Herzens sind, eines Herzens, das von Dem, in welchem es schlägt, ein „liebebedürftiges“ genannt wird.

Aber auch von andern Erfahrungen zeugt der „Werther“. Goethe erzählt in seiner Selbstbiographie, daß auch ihn, wie das die damalige empfindsame Zeit mit sich brachte, ein Todesgelüst angewandelt, wie er, der völlige Contrast von Werther, dasselbe abgeschüttelt habe. Davon war schon im ersten Artikel die Rede. Mit diesem Gelüste verwandt ist die Ansicht von der Natur, die Werther in dem Briefe vom 18. August ausdrückt, die auch Goethe in trüben Stunden mag getheilt haben. Den „Werther“ schreiben zu können, kostete ihn etwas. Im Herbst 1779, als ihm in Genf von Franzosen viele Complimente über den Roman gemacht wurden, sagte er: „Gott möge mich behüten, daß ich je wieder in den Fall komme, einen zu schreiben und schreiben zu können“ (Brief an Frau von Stein vom 2. November). Beiläufig bemerken wir, welche Stufen Goethe hinter sich zu lassen hatte von einer Zeit an, wo er in der Natur „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“ fand, bis zu der, da er seiner „Morphologie“ das Motto aus dem Buche Hiob vorsetzte: „Siehe, er geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke.“ Doch konnten auch in jener Zeit Ansichten wie die im „Werther“ ausgedrückten in einer von Haus aus so gesunden Seele nicht lange haften.

Wenn, um auf das liebebedürftige Herz zurückzukommen, der Dichter die Liebe in ihrer Fülle genoß, wenn das Bedürfniß immerfort Nahrung und Stillung verlangte, so können wir freilich auch die Schattenseite nicht übersehen. Die Treue ist nicht immer Begleiterin der Liebe, und auch unser Dichter erfuhr, was er in seinen „Maximen und Reflexionen“ bemerkt: „L'amour est un vrai recommenceur.“ Die Liebe zu Lotte trat ein, nachdem er kaum vor einem Jahre Friederike verlassen, und das Verhältniß zu Lili, das in eine Verlobung ausging, begann in demselben Jahre, da er den „Werther“ schrieb. Wir loben das nicht, indem wir es in der Natur des Dichters liegend finden; die Natur und das Sittliche sind zwei Welten, die wol oft congruiren, oft aber auch nicht. Selbst der Dichter Dante, der ernste, gewaltige — wiewol seine eigentliche Liebe himmelweit von der Liebe Goethe's verschieden war — mußte eine Strafrede Beatrice's im Paradiese hinnehmen, und Goethe sang gewiß auch aus seiner Seele:

> Wie entgleitet schnell der Fuß
> Schiefem, glattem Boden?
> Wen bethört nicht Blick und Gruß,
> Schmeichelhafter Odem?

Doch vergessen wir hier auch nicht, daß Goethe tief empfand und bereute, was er an Friederike gethan; und freuen wir uns — hier kommen wir auf Das zurück, was uns das Nächste ist, was uns beschäftigt —, „daß er, wenn auch nicht ohne Schmerz von Lotte sich trennte, doch mit reinerm Gewissen als von Friederike“ („Wahrheit und Dichtung“, Buch 12), ja beseligt von dem edelsten Bewußtsein.

Wir haben oben von der leidenschaftlichen, auf Einen Gegenstand gerichteten Liebe geredet. Aber noch eine andere Liebe, eine allgemeinere, gehörte dazu, um ein Buch wie den „Werther“ schaffen zu können, und diese ist das Dritte, was hier in Betrachtung kommt. Wir meinen die Liebe, mit der die Seele die Welt und ihre Erscheinungen mit der Freude in sich aufnimmt, in der, wie der ernste Dante sich ausdrückt, der ewige Schöpfer sie schuf.

> Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken,
> Und Welt und ich wir schwelgten im Entzücken.

So Goethe; und wer kann den zweiten Brief im „Werther“ lesen, ohne in ihm den lebendigsten Ausdruck dieses Entzückens zu finden? Und so umfaßt diese Liebe nicht blos die leblose Natur, wenn hier von einer leblosen die Rede sein kann; auch die Menschen werden mit dieser Liebe, mit der gesunden Gemüthern natürlichen Gutmüthigkeit umfaßt. Die Briefe an Lottens Bruder, die Anhänglichkeit an die ganze Familie, die Weise des Umgangs mit den frankfurter Freundinnen, Alles zeugt von ihr; und selbst aus leicht hingeworfenen Worten, wie aus denen, mit welchen er ein von Sesenheim an Salzmann geschicktes Billet schließt:

> Behüt' mir Gott meine lieben Aeltern,
> Behüt' mir Gott meine liebe Schwester,
> Behüt' mir Gott meinen lieben Actuarius
> Und alle frommen Herzen.
> Amen.

leuchtet sie hervor.

So möchte denn das Hauptsächliche Dessen, was dazu gehörte, ein Werk wie den „Werther“ zu schaffen, aufgeführt sein. Und für alles Dieses finden wir Belege in unserm Buche. Kommen in ihm auch keine Ergießungen vor, die recht eigentlich das Genie zum Gegenstande haben, oder die Thätigkeit desselben bei der Schaffung des Romans — wer verkennt das Genie in dem in seiner einfachen Werkstatt von heitern Götterbildern umgebenen, den Augenblick ergreifenden, sich ihm hingebenden und ihn auf das Papier zaubernden Jüngling? in dem frohen Selbstbewußtsein, womit er auf seinen „Götz“ blickt und erkennt, „daß er gut ist“? in seinem Genuß der Natur und dem Ausdruck desselben, wenn der Tag sich in die Nacht verliert? in so manchen Zügen, an denen seine Briefe so reich sind? Von seinen Erfahrungen zeugen

eben dieselben; sind sie doch recht eigentlich das Document für seine Liebe zu dem im Roman gefeierten Mädchen. So findet Das, was wir über die allgemeinere Liebe, die in Goethe's Seele waltete, sagten, in ihnen die reichste Bestätigung.

Hier müssen wir noch besonders der Freundschaft, die ihn mit Kestner verband, gedenken, dieser aufrichtigen, neidlosen, von Argwohn und Unmuth entfernten, dieser, nach den schönen Worten des Herausgebers, „reinen und hohen Freundschaft, welche Kestner mit dem Vollgehalt seines dafür empfänglichen Herzens dem jüngern Goethe entgegentrug, von diesem in seinem großen Seelenvermögen erwidert wurde und in Beiden einen so seltenen Edelmuth entwickelte". Wir erinnern an die Stelle des im ersten Artikel mitgetheilten Briefs: „Und was thut dieser? (Goethe, da ihm Kestner's über die Veröffentlichung des «Werther» zürnender Brief zugekommen ist.) Weist er übermüthig die Vorwürfe ab und tröstet sich über dieselben in dem Gefühl über sein gelungenes Werk?" Wie viele Dichter, besonders unserer Zeit, hätten diese Probe bestanden? Wie manche hätten wol, ohne Gefühl für das Edle, was auch in diesen Vorwürfen lag, Kestner einen Philister genannt! Nicht so Goethe.

Ich muß auch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist gethan; verzeiht mir, wenn ihr könnt. Ich schweige; nur die frohe Ahnung muß ich euch hinhalten; ich mag gern wähnen, und ich hoffe, daß das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester aneinanderzuknüpfen. Wie ich in deinem letzten Briefe dich ganz erkenne, Kestner, dich ganz erkenne, Lotte, so bitt' ich, bleibt! Gott im Himmel! man sagt von dir, du kehrest Alles zum Besten."

Und nun den folgenden Brief, von dem in unserm zweiten Artikel die Rede gewesen ist. Daß die Freunde fest aneinandergeknüpft blieben, das beweisen die spätern Briefe Goethe's, die uns deshalb so lieb sind, die so durchaus zu dem Buche gehören. Das Große in dem ganzen Ereigniß ist die Selbstüberwindung, die Entsagung Goethe's; aber das Schönste das dauernde, ungetrübte, neidlose Verhältniß der betheiligten Personen. Sehr schön beschließt die Reihe der Briefe der Vers, den Goethe in ein von ihm Kestner geschenktes Exemplar des „Deserted village", dieses geliebten Gedichts, schrieb:

Wenn einst nach überstand'nen Lebensmüh' und Schmerzen
Das Glück dir Ruh' und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht Den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich und mit dir geliebt.

Was die zweite Auflage des Buchs betrifft, so bestehen die Veränderungen nur in anders geordneter Reihenfolge einiger Briefe und in Zufügung weniger Anmerkungen. Sollte eine dritte folgen — und das ist wol zu erwarten —, so würden wir vorschlagen, daß man die Briefe aus den Jahren 1768—70, die in der gegenwärtigen Redaction einen Anhang bilden, gleich auf die Einleitung folgen ließe. Sie würden dann das Folgende sehr passend und schön vorbereiten, man würde mit der Familie bekannt und vertraut werden, in der so Interessantes und Schönes sich ereignen sollte; auch scheint dies, dem in unserm ersten Artikel mitgetheilten Briefe zufolge, der ursprüngliche Plan gewesen zu sein.

Der Familie Kestner haben wir für die Veröffentlichung dieses Schatzes gedankt, mit dem schmerzlichen Bedauern freilich, daß der treffliche Redacteur der Sammlung das Erscheinen derselben nicht erleben, die Freude und den Dank des Publicums nicht genießen sollte.

Bernhard Rudolf Abeken.

Deutsche Taschenbücher für 1855.

Zweiter Artikel.*)

Da wir die unten folgende Reihe mit den sogenannten Musenalmanachen zu eröffnen gedenken, so dürfte es wol nicht überflüssig sein, diesen Rekruten „mit sehr viel Furcht und noch mehr Tadel", die aus allen Länderwinkeln zur Stellung auf dem Parnaß zusammengetrieben werden, vor Eröffnung des eigentlichen Feldzugs einige Worte als Vorpostenordonnanzen vorauszuschicken. Lieber den Sisyphusfelsen wälzen als einen Musenalmanach herausgeben! Dies ist das undankbarste Geschäft, was je ein Sterblicher unternommen hat. Das waren andere, schönere, bessere Zeiten, als der Göttinger Dichterbund mit jugendlich-kecker Zuversicht seinen Erstgeborenen auf gut Glück in die Welt hinausschickte; denn damals hatten die Musen noch nicht die Misère wiederzukäuen. Der Herausgeber eines Musenalmanachs ist eigentlich ein Marsyas, der zwar nicht von Apollo geschunden, jedoch von allen deutschen Verseschmieden so lange gequält wird, ihre unpoetischen Findelkinder und misgeburtartigen Wechselbälge in seiner Versorgungsanstalt unterzubringen, bis er endlich aus Verzweiflung Ja sagt. Um sich natürlich vor dem Publicum nicht gänzlich zu blamiren, sucht er so viele Namen guten Klangs für sein Unternehmen zu gewinnen und steckt sie, wie die größten Rosinen in einem Pudding, mit so echt väterlicher Umsicht in den Vorbau, in die Mitte und an das Ende, daß sich der fertige Rosinenkloß wenigstens seiner Außenseite nach nicht vor der Welt zu schämen braucht. Der ästhetische Geschmack ist dabei Nebensache, also hier Sauce. So ehrenvoll es für die Verseschmiede bleibt, sich in so guter Gesellschaft blicken lassen zu dürfen, ebenso nachtheilig wirkt ihre Umgebung auf die Namen ersten oder zweiten Rangs ein; denn um ein gutes Gedicht zu würdigen, muß man sich in einer gewissen Stimmung befinden; wenn man jedoch schon ein paar Dutzend schlechte Gedichte durchgeackert hat, daß es einem im Hirn wüst herumholpert, dann macht auch ein gutes Lied keinen Eindruck mehr, — man ist schon stumpf. Uebrigens kommt auch der Fall gerade nicht selten vor, daß die Matadore schwache Producte liefern. Adolf Böttger — also ein gefeierter Sänger — brachte es, als er das „Buch deutscher Lyrik", nur Originalgedichte enthaltend, herausgab, nur durch große Anstrengung, durch

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 6 d. Bl. D. Red.

bedeutende Zeitopfer dahin, dasselbe über das Niveau der gewöhnlichen Sammlungen zu erheben. Man begreift nicht, warum solch ein Beispiel nicht abschreckend wirkt. Die Herren scheinen zu glauben, daß Deutschland ohne Musenalmanache nicht existiren könne. Es ist wirklich schmerzlich zu sehen, welch eine Flut von mittelmäßigen Gedichten da dem Publicum für sein gutes Geld hingegeben wird. Man könnte ja doch so leicht einem derartigen Werke wenigstens eine halbwegs erträgliche Haltung geben, wenn man bei der Anordnung mit kunstgeübtem Censorblicke das Schlechteste beiseite räumte und statt 400 Druckseiten nur 200 gäbe. Dieses Verfahren wäre doch gewiß höchst einfach. Kerntruppen muß ein Musenalmanach haben, Kerntruppen des schönsten Schlags, welche die Rekruten in die Mitte nehmen müssen; dann kann der Dichterzug vor dem geistigen Auge des Lesers vorbeidefiliren; wenn jedoch Rekruten allein daherhinken, da verliert man die Geduld. Jede Halbheit ist ein Meilenzeiger, der auf den Krummpfad der Caricatur hinweist. Wenn der „Kladderadatsch" wüßte, welcher Fonds für ihn in diesen Musenalmanachen steckt, er würde sich darüber hermachen, um all diese Schätze mit den Spitzschaufeln und Fangzangen der Persiflage für sich zu gewinnen. Es hat sich, wie auf allen Gebieten des geistigen Lebens, so auch im Rundbereich der Poesie eine schale Mittelmäßigkeit breitgemacht, und diese sich gegenseitig lobhudelnde Dilettantenclique, die ohne Begeisterung dichtet, ist es, welche dem Ansehen der deutschen Literatur so empfindlichen Schaden bringt. Oder sollte sie sich — wovor uns ein günstiges Schicksal behüte — erst ganz ins Wüste verlieren müssen, damit erst dann Hoffnung vorhanden sei, daß es zum Processe der Regeneration komme, wie auch oft aus Fäulniß ein neues Leben entsteht? Der Wahnsinn des Eigendünkels hat in unsern Tagen den Culminationspunkt erreicht, der Hoffartsteufel ist in alle Gemüther gefahren; wenn sich so ein obscures Dichterlein nirgends anderswo gedruckt sehen kann, so schwänzelt es so lange um einen Musenalmanach herum, bis es sein liebes Ich in diese papierenen Pforten der Unsterblichkeit einschmuggelt — denn für unsterblich hält sich das Dichterlein dann. *) Genug! wir schreiten zum Einzelnen.

*) Die bessern Dichter, welche zu den beiden Musenalmanachen Beiträge lieferten, dürfen sich durch diese mörderische Einleitung, aus der wir noch einige der grimmigsten Kraftstellen wegzulassen uns erlaubt haben, nicht bange machen lassen, unser Berichterstatter entzieht diesen Wenigen seine Anerkennung nicht, wie man bei seiner Besprechung der einzelnen Almanache sehen wird. Das Todesurtheil, welches unser Berichterstatter im Allgemeinen über die Musenalmanache fällt, steht freilich mit der von uns im vorigen Jahre ausgesprochenen Ansicht einigermaßen im Widerspruch, indem wir in unserer Anzeige der vorjährigen Musenalmanache sie wenigstens als harmlose Rendezvousplätze der Lyriker gelten ließen und an ihnen das interessant fanden, daß sie einen Ueberblick über die vorhandenen lyrischen Kräfte und zugleich ihre geographische Vertheilung über Deutschlands Boden gewähren; es war jedoch immer Princip der Redaction d. Bl., ihre Mitarbeiter, jeden nach seinem Standpunkt, frei sich aussprechen zu lassen und ihrem Urtheil in keiner Weise Zwang anzuthun. D. Red.

1. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1855. Herausgegeben von Christian Schad. Fünfter Jahrgang. Mit dem Bildniß Leopold Schefer's und einer Musikbeilage von Andreas Zöllner. Würzburg, Stahel. 1855. 16. 28 Ngr.
2. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1855. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1855. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1854. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.
4. Hessisches Jahrbuch für 1855. Mit Beiträgen von Mehreren. Kassel, Bertram. 1855. Br. 8. 1 Thlr.
5. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1855. Herausgegeben von J. W. Appell. Vierzigster Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 1854. Gr. 16. 2 Thlr.
6. Libussa. Jahrbuch für 1855. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Vierzehnter Jahrgang, mit dem Porträt Alfred Meißner's und drei gestochenen Kunstblättern. Leipzig, Hübner. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nr. 1. Bekanntlich geben die Musenalmanache nie Erzählungen und Novellen, sondern nur Gedichte. Möge uns der Leser auf einer Rundschau begleiten; wenn wir auch zuweilen auf lyrische Sandbänke stoßen oder gar momentan sitzen bleiben sollten, wir werden unser Schifflein doch bald wieder flottmachen. Wir steuern auch hier zuerst deshalb an dem unermüdlichen J. N. Vogl, der Balladen aus dem Aermel schüttelt, dem immer sanglustigen J. G. Seidl und dem gewandten L. A. Frankl ganz flüchtig vorüber, da wir diesen östreichischen Dichtern in unserm ersten Artikel größere Aufmerksamkeit schenkten. Es mag daher diesmal blos bei der Erwähnung ihrer Namen bleiben. Hierauf beutet Karl Meier seine Schweizerreise poetisch aus. Einige dieser Gedichte an die berner Alpen sind nicht übel; sie verrathen einen warmen Herzschlag für Naturschönheit, doch möge sich der Verfasser vor Lächerlichkeiten hüten; denn wenn er von einem „an das Hofthor angenagelten Falken" singt:

> Die Luft, die diesen Starken trug,
> Vermißt mit Wehmuth seinen Flug —

sympathisirt der Leser mit dieser lustigen Wehmuth durchaus nicht. Das Uebertragen menschlicher Gefühle auf Elemente dürfte wol überhaupt nur zulässig sein, wenn die letztern personificirt vom Dichter eingeführt werden. Wie Ludwig Storch einen „Nonnengürtel" zehn Seiten lang besingen kann, das einzusehen war uns nicht möglich, unserer lichtbefreundeten Zeit sind alle Nonnengürtel und Klosterjungfern der Welt höchst gleichgültig. Julius von Rodenberg winselt auch 14 Sonette, worunter „Die schöne Sünderin", „Gesang der Nonnen", „Chor der Engel" u. s. w. schon durch ihre Ueberschriften andeuten, welcher Geistesrichtung sie angehören. Solche Stoffe, und dazu die Form des Sonetts! Unter den Beiträgen Günther Nicol's zeichnet sich besonders aus „Der alte Matrose". Dieses schöne Lied voll Kraft und Frische ist eins der besten im ganzen Buche. Das „Lied" von Heinrich Pröhle ist in der Form läppisch; solche gedankenarme Wortklappereien gehen aus übertriebener Neuerungssucht hervor, erzielen nicht einmal einen Knalleffect, umsoweniger eine nachhaltige Wirkung. In dem Gedichte „Die Eisinsel" übt sich ebenfalls ein Herr A. X. Schurz in neuen Wortbildungen, z. B. „Oceandurchwaten, Jubelüberschwang, Wogenwurfgepoch" u. s. w. Unter den Gedichten, die Julius Sturm gespendet, hat uns „Das Winterfest in Husum" angesprochen; diese hübsche Anekdote wurde glücklich von ihm behandelt. Hoffmann von Fallersleben bewegt sich in Gemeinplätzen, die schon hundert mal dagewesen. Julius Krais zeigt in seinen „Vaterländischen Gedichten" echtdeutsche Kraft, biedern Sinn und, was



seinen Versbau betrifft, einen schweren, volltönigen Wortlaut. Luise Otto's „Rukensturm“ ist nicht übel, der „Freihut“ ist ihr minder gelungen. Ernst Minneburg gibt 18 „Sinesische Volkslieder aus dem Schi-king des Confucius“, worunter sich „Das Frühlingsfest“ und „Die heilige Linde“ durch eine große, antike Einfachheit auszeichnen. Daran reiht Minneburg noch zwei „Altarabische Lieder“, deren erstes schön zu nennen ist. Friedrich Otto hat den interessanten Stoff „Das Henkersmahl“ zwar nicht durchweg künstlerisch bemeistert, doch bewegt sich seine poetische Erzählung vom treuen Knecht flott fort auf der Woge des Rhythmus. Der Erwähnung würdig ist auch Ludwig Scheyrer's Ballade „Die Heimkehr von Kreta“. Jegór von Sivers spendete zwei Lieder, deren erstes uns wegen seines zu idealen Schlusses nicht recht behagen wollte, während wir das zweite „Soldatenlust“ für sehr gelungen halten; es ist ein kerngesunder Erguß, als ob er wirklich aus einer muthigen Soldatenbrust, im Hui des Augenblicks gezeugt, hervorspränge. Johannes Minckwitz hat mit seinem prachtvollen Gedichte „Titus“ den Preis erobert; es ist wol unbedingt das beste historische Product der ganzen Sammlung; er entwickelt darin beinahe eine hellenische Wortplastik. Da das ganze Gedicht zu lang ist, um es hier einzuschalten, so wollen wir wenigstens unsere Leser mit folgender herrlichen Strophe erfreuen:

Staubgeborener römischer Cäsar, Herr der größten Erdenmacht,
Mordhyänen sind Eroberer, Tiger nur in Menschentracht!
Was sie bau'n, stürzt jach zusammen, wie ein buntes Kartenhaus,
Ihre leichte Spur im Sande löschen Völkerthränen aus.

Von dem leider zu früh in den drückendsten Verhältnissen gestorbenen echten Poeten August Schnezler finden wir, aus seinem von Ignaz Hub mitgetheilten Nachlasse, noch mehre schöne Blüten seines sinnigen Dichtergemüths. Folgender kurzer, ihn selbst ganz charakterisirender Ausruf aus seinem tiefen Herzen klingt wie sein Sterbeseufzer:

Ich sterbe.

Ich sterbe aus Sehnsucht
Nach lebendigem Leben;
Ich sterbe am Heimweh
Nach ewiger Schönheit!

Von Ignaz Hub ist „Der Schutzgeist“ ein gutes Gedicht; so gehört auch das Trinklied „Der Kreislauf“ von Braun von Braunthal zu den bessern Producten der Sammlung. Wenn C. Cerri singt: „Ich küßte deiner Haare Goldgewinde“, wird man unwillkürlich an Pomade erinnert; die Stirne der Geliebten darf in solchen Situationen der Dichter küssen lassen, die Haare jedoch nie. Unter den Beiträgen Leopold Schefer's dünkt uns der werthvollste zu sein: „Am Morgen und zu Nacht.“ Schefer ist nur deshalb nicht einer der größten Dichter unserer ganzen modernen Zeitrechnung geworden, weil er zu viel Philosoph ist und zu wenig Sinn für Formenschönheit hat. Uebrigens gehören wir zu Denen, die sein „Laienbrevier“ sehr hoch stellen. Adolf Doerr gibt einige anmuthige Reisebilder aus seinem „Album aus Italien“.

Nr. 2 eröffnet „Die Wettfahrt“ von Achim von Arnim, mitgetheilt aus seinem handschriftlichen Nachlaß. Wir enthalten uns hier absichtlich, ein Urtheil über dieses längere Gedicht abzugeben — die Literaturgeschichte ist das Feld der Todten, in einem Journal kann man sie nicht sanft begraben. Herman Grimm führt eine „Violinphantasie“ in Versen auf — ein seltsames Vorhaben! Friedrich Otte singt ein hübsches, frisches Lied „Auf dem Zürchersee“. Balthasar Reber ruft Freiligrath zu:

Doch, Freiligrath, ich schwur es, nie,
Das Lesen deiner Poesie
Bis Nachts mehr auszudehnen.

Unter den drei schönen Liedern des Livländers Jegór von Sivers verdient einer besondern Erwähnung der tiefgefühlte erotische Erguß „Seitdem“. Die talentvolle Gertrude von Hohenhausen, geb. Hartung, lieferte unter Anderm ein kleines Gedichtchen, dessen Stimmung jedoch so objectiv groß ist, daß es in jedes Epos eingeschaltet werden könnte. Es ist unter den zahlreichen kürzern Spenden des Almanachs ohne Frage das beste; ein hoher reinweiblicher Adel durchweht das Ganze. Es ist ein natürlich-heiliges Gebet von seltener Schönheit. Der Leser urtheile selbst:

An die Natur.

O nimm mich an dein Herz so reich,
Erhab'ne Weltenmutter du!
Daß ich an Größe, Milde, Ruh',
An heil'ger Schöpferkraft dir gleich.
Wie nach der innern Stürme Drang
Geläutert und verschönt du stehst,
In stillem Walten vorwärts gehst:
Sei ruhig auch fortan mein Gang!

Friedrich Stromberg wird nicht müde, die Welt mit seinen Epigrammen zu beglücken; er scheint nicht zu wissen, was Selbstironie ist, denn sonst hätte er schwerlich folgendes, seine eigene Muse treffendes Epigramm veröffentlicht:

Heiseres Lied.

Wollt ihr denn Alles nur erzwingen?
Soll auch der Rabe endlich singen?

In dem Liede „Der Flüchtling“ von Julius Schanz spiegelt sich Kindesliebe schön ab; mit seinen Sonetten jedoch können wir uns nicht befreunden; diese jungen Dichter treten mit Platen und Adolf Böttger in die Schranken, als ob das gar nichts wäre. Hermann Kette sollte in der Wahl seiner Titel etwas vorsichtiger sein, denn z. B. die Ueberschrift „Eine Hundegeschichte“ kann doppelt gedeutet werden und den Leser gleich vornweg in eine ungünstige Stimmung versetzen. Günther Nicol's Lied „Von der treuen Lampe“ gehört unstreitig zu den bessern Producten des Almanachs, dessen mittelmäßige und schlechte Waare wir größtentheils mit Stillschweigen übergehen, um unsere Leser nicht zu ermüden. Erwähnenswerth ist die lübische Sage „Der Becher“ von Karl Esmarch. Unter den schönen Beiträgen Heinrich Zeise's zeichnet sich ganz besonders aus das gewaltig tönende, wogenartig rauschende Lied „Ich hörte einst von Nordlandsrecken“. Es thut einem wohl, doch wenigstens manchmal auf kerngesunde Producte zu stoßen, die beweisen, daß es in unserer verweichlichten Generation noch Kraftnaturen gibt. Wunderschön ist die Schlußstrophe:

Hochherzig waren Nordlands Fechter,
Die Söhne hehren Schlachtenruhms,
Sie waren die erhab'nen Wächter
Des freien, stolzen Heldenthums.

Wilhelm Dönniges gibt in geglätteter Form „Dänische Volkslieder“, deren poetische Stimmungen bekanntlich Herder glücklich in der Uebersetzung abzuspiegeln wußte; jedoch hat er „diese Lieder nicht genau, ja mit einigen Fehlern und Auslassungen wiedergegeben“, wie sich Dönniges ausdrückt. Unter den historischen Gedichten von O. F. Gruppe dünkt uns „Attila's Grab“ das bedeutendste zu sein, nur ist es zu lang. Wie kurz dagegen, wie plastisch abgerundet ist das einen ähnlichen Gegenstand (des Gothenführers Alarich Grab) in demselben Versmaße behandelnde Gedicht von Platen: „Das Grab im Busento“.

Nr. 3. Das „Rheinische Taschenbuch“ eröffnet die biographische Skizze des trefflichen Malers Ludwig Richter, dessen Porträt das Titelblatt ziert, worauf sein schönes Bild: Die Ueberfahrt nach dem Schreckenstein, sehr nett gestochen von L. Sichling, folgt. Noch ist unter den Bildern bemerkenswerth: Der junge Goethe, das Märchen „Der neue Paris“ erzählend, von W. von Kaulbach, gestochen von O. Bolz. Gedichte sind in diesem Almanach gar nicht enthalten, wor-

über wir nach diesem lyrischen Waldgeranke, durch das wir uns soeben mit dem Leser durcharbeiteten, herzlich froh sind. Unter den prosaischen Beiträgen steht obenan „Ein Wappenfleck", Familiengeschichte, von C. Dräxler-Manfred fließend erzählt. Daran reiht sich „Das Turnier im Spessart", Novelle von F. J. Englerth. Die schriftstellernden Damen, die 1855 bedeutend mehr in den deutschen Almanachen als in den östreichischen mit Apollo kokettiren, sind im „Rheinischen Taschenbuch" durch Cläre von Glümer und Auguste Linden vertreten. Erstere spendete die Novelle „Berufen, aber nicht auserwählt", Letztere „Belle-Grande", dem Leser in diesem stolzen Schloß der Normandie ein Stück Geschichte vor Augen aufrollend. Noch finden wir „Die Verwandelten", Novelle von Eduard Ziehen, und „Der Deutsche und der Pole", historische Erzählung von Wilhelm Müller, welche in die Zeiten des alten Fritz und der Kaiserin Maria Theresia zurückgeht. Das „Rheinische Taschenbuch" dürfte also seines überwiegend historischen Inhalts wegen allen Freundinnen der Geschichte eine willkommene Gabe sein.

Nr. 4. K. Bernhardi gibt eine culturgeschichtliche Skizze: „Kassel ums Jahr 1580", worin er nach einer interessanten Einleitung mit schriftstellerischer Gewandtheit „Kassel als Festung und als Residenz" schildert, und zwar bis ins kleinste Detail, denn „zum Beschlusse", sagt Bernhardi, „lassen wir noch für unsere verehrten Leserinnen — die Herren Leser dürfen es überschlagen — ein genaues Verzeichniß aller derjenigen Suppen, Gemüse, Beiessen, Braten, Salate und Backwerke folgen, welche vor 300 Jahren in der Hofküche zu Kassel bereits bekannt und in Uebung waren." Wir empfehlen dieses sehr ausführliche Register insbesondere allen deutschen Hausfrauen und — Gourmands. Karl Lynker setzt seine im vorigen Jahrgang dieses Taschenbuchs begonnenen historischen Skizzen aus den Zeiten des Königreichs Westfalen fort mit „Jérôme's Leben bis zu seiner Thronbesteigung (1784—1807)", worin C. M. Oettinger von Lynker einen derben Hieb bekommt wegen seines Romans „König Jérôme Napoleon und sein Capri". H. L. Bezzenberger erzählt „Konrad von Boineburg (Kurt vom Bemmelberg) der kleine Hesse", W. Falkenheimer „Sprienfängers Aennlischen", eine Dorfgeschichte aus Niederhessen, die mit den bessern Auerbach'schen nicht in die Schranken treten kann. Dagegen spenden wir unbedingtes Lob dem ausgezeichneten Aufsatz „Blicke in die altgermanischen Zustände" von G. Landau. Der müßte kein Deutscher sein, der das in diesem Buche überblättern könnte. Unter den poetischen Beiträgen übertrifft alle andern an Werth der herrliche „Gesang des Piraten", den Otto Braun aus dem Spanischen im Versmaße der Originaldichtung des Don José de Espronceda meisterhaft übertrug. Prachtvoll ist die mit dem feinsten Sinn für Schönheit fünf mal in das längere Gedicht eingeflochtene Strophe, die auch das Ganze trefflich beschließt:

> Ja, mein Schifflein ist mir Alles —
> Freiheit schirmt's mit starker Hand, —
> Mein Gesetz sind Wind und Wellen
> Und das Meer mein Vaterland!

Von Bedeutung ist ebenfalls das armenische Volkslied „Assli und Kyarem" von Hermann Grimm; weniger wollte uns sein „Trost in Einsamkeit" behagen. Ein eigenthümliches Interesse gewährt der Vorbericht zu „Hans Hoose und der Landgraf Karl", eine schwälmer Dorfgeschichte in Versen von Karl Schmitt. Es heißt unter Anderm darin: „An der obern Schwalm, in der Umgegend der althessischen Festung Ziegenhain, siedelt ein Bauerstamm, der durch eigenthümliche Tracht und Sitte, durch ein besonderes Gepräge des Charakters vor den angrenzenden ober- und niederhessischen Bauern sich scharf auszeichnet. Dies sind die nach dem eben erwähnten Flusse genannten Schwälmer. Sie schließen in der Regel nur unter sich Ehen. Im Ganzen mag der Stamm der Schwälmer etwa 10,000 Köpfe haben", u. s. w. Wir können hier nur flüchtig darauf hinweisen. Was jedoch diese oben genannten schwälmer Gedichte anbelangt, glauben wir nicht zu irren, wenn wir dem Verfasser die Rüge vorhalten, daß er sie zu breit behandelt habe. Einzelnes Schöne erkennen wir gern darin an, z. B. das originelle Liedchen „Wo seid ihr hin, ihr Sternelein?" Uebrigens stellt der Verfasser in Aussicht, daß „er vielleicht später eine besondere Arbeit über den Stamm der Schwälmer" veröffentlichen werde, wofür ihm gewiß Jeder, der sich für Culturgeschichte und vaterländische Volksweisen interessirt, dankbar sein wird.

Nr. 5. Die „Cornelia", diesmal ihren vierzigsten Jahrgang feiernd, bewährte auch damit ihren alten wohlverdienten Ruf. Sie trifft stets eine gute Auswahl unter den Novellen und wird sich dadurch sicherlich die Gewogenheit ihres Leserkreises zu erhalten wissen, selbst dann noch, wenn die Mehrzahl der deutschen Taschenbücher, eines blassen Todes verblichen, im Strome der Zeit spurlos verschwunden sein wird. Wir finden zuerst „Ein Herz von Stahl", Novelle von Bernd von Guseck. Die erste Hälfte dieser historischen Erzählung, die auf dem Schlosse Altenreiff in Altbaiern spielt, hat der Verfasser ihrem gerade nicht reichen stofflichen Gehalt nach zu gedehnt behandelt. Der versteckte Hauptzug des Ganzen, daß Albrecht der Arge ist und nicht Max, genannt „der Schwarze", hätte mehr zur Seelenmalerei Gelegenheit geboten, als sie vom Verfasser in dieser Hinsicht ausgebeutet wurde. Wer zuletzt einem Heuchler die Maske abnimmt, muß ihn doch früher schon so hinstellen, daß der Leser etwas mehr Verdacht gegen diese Persönlichkeit schöpft, als er es hier zu thun geneigt ist. Dagegen bemüht sich der Verfasser ängstlich, alles Mögliche zu Max' Nachtheil in die Wagschale zu werfen. Ob dieses „Herz von Stahl" selbst das Aeußerste, die Beschuldigung, einen Mord verübt zu haben, ohne seine männliche Ehre mindestens mit Worten, wenn auch nicht durch die That zu retten, auf sich als schwarzen Flecken sitzen lassen darf, darüber wollen wir hier, um nicht zu weitläufig zu werden, mit dem Verfasser nicht rechten. Doch diese Gerichtsscene, wo Herzog Wilhelm voreilig das Urtheil über den Unschuldigen fällt, hat stark den Anstrich eines theatralischen Coups. Bernd von Guseck wäre freilich in Verlegenheit gekommen, ohne diesen Coup seine Geschichte so weit hinauszuspinnen. Mehre schöne Episoden verwischten uns jedoch diesen unangenehmen Eindruck. Im Allgemeinen sind dem Verfasser die Männergestalten besser gelungen als die Frauen. Uebrigens hat er als gewandter Novellist seinen Stoff bewältigt und in formeller Hinsicht künstlerisch abgerundet. Hierauf folgt „Es ist nichts so fein gesponnen", Novelle in zwei Abtheilungen, von L. Rellstab. Diese sonderbare Criminalgeschichte hat sehr viel Spannung. Die volksthümlich gehaltene Eingangsscene ist trefflich charakterisirend, so plastisch wirksam, daß wir uns nicht des Gedankens erwehren konnten, der Verfasser habe sie aus dem Leben gegriffen. Die Fortentwickelung ist ebenfalls gut, nur fiel uns dabei eine Unwahrscheinlichkeit auf, die ohne Motivirung wol Niemand hinnehmen möchte. Oberst Schulz, mit Extrapost vor einem Gasthofe anhaltend, dessen sämmtliche Räumlichkeiten zu einem Balle benutzt werden, willigt ein auf den Vorschlag des Wirths, ein paar kleine Stübchen, welche unmittelbar in der Nähe des Orchesters freiständen, zu beziehen, trotz der unangenehmen Perspective, die ganze Nacht schlaflos zubringen zu müssen. Jeder Reisende hätte da wol geantwortet: „Nein, unter diesen Umständen fahre ich bei einem andern Hôtel vor." Der Verfasser ist uns also den triftigen Grund anzugeben, warum Oberst Schulz seine Nachtruhe so bereitwillig opferte, schuldig geblieben. Dies ist jedoch der einzige schwache Punkt der Erzählung, welche die ganze Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt und durch die Ueberraschung eines versöhnenden Schlusses, den man bereits für unmöglich hält, vollkommene Befriedigung gewährt. Rellstab hat damit neuer-

dings glänzend gezeigt, wie tief er in die geheime Werkstätte der menschlichen Seele blickt. Seine Novelle ist ohne alle Frage das beste Product dieses Almanachs. Einzelne Dialoge sind meisterhaft, das Fortschreiten der Handlung bis zum Gipfelpunkt, das Zerhauen des Knotens von beinahe dramatischer Schlagkraft. Da uns die Spalten d. Bl. nicht gönnen, jede Erzählung speciell kritisch zu beleuchten, so begnügen wir uns, schließlich blos die Andeutung zu geben, daß die allen Damen warm zu empfehlende „Cornelia“ für 1855 noch eine Novelle von Jeanne Marie: „Form und Geist“, enthält.

Nr. 6. Eingedenk des alten Spruchs: Das Letzte ist das Beste! wiesen wir der „Libussa“ diesen Ehrenplatz an; denn sie hat, wie es uns scheint, bei dem diesjährigen ästhetischen Wettlauf nicht nur unter den östreichischen, sondern auch unter sämmtlichen deutschen Almanachen den Preis gewonnen. Isidor Proschko's Erzählung ist eine sehr nette Anekdote aus den Zeiten Kaiser Joseph's II. Unter den „Nordböhmischen Volksmärchen“ von J. Virgil Grohman heben wir besonders hervor „Das Laubgeld“ und das durch seine schlagende Kürze orginelle „Schreckaugerl“. Friedrich, Fürst von Schwarzenberg, als Schriftsteller schon lange vortheilhaft bekannt unter dem Namen: der Landsknecht, macht witzige Bemerkungen über das „Rauchen“ und entscheidet sich selbst nicht für die moderne Cigarre, sondern für die alte treue Husarenpfeife, die, nach Pfeffel, vom Kriegersmann getragen wird:

> . . . wie ein Heiligthum,
> Wir mögen weichen oder siegen,
> Im Stiefel mit herum!

Uffo Horn lieferte einen ausgezeichneten Beitrag zur Geschichte des deutschen Humors, betitelt „Drei Schälke“. Diese sind Tyll Eulenspiegel, Eppelein und Thomas Murner, der Franciscanermönch, Doctor der Gottgelahrtheit und poeta laureatus, geb. 1475. Uffo Horn stellt diesen Murner hinsichtlich des Verdienstes, den Hauptanstoß zur Läuterung der deutschen Sprache gegeben zu haben, dem großen Reformator Luther an die Seite. Wilhelm Kandler gibt aus seinem Tagebuche ein paar lebendige Skizzen: „Eine Stunde in der Sixtina“, und „Der Carneval in Rom“. Karl Hugo Rößler spendete einen humoristischen Reisebericht aus dem Tagebuche eines Fremden, und macht unter Anderm bei den Falklandsinseln, nach der Bemerkung, daß alle französischen, spanischen und englischen Colonien auf diesen unwirthbaren Eilanden spurlos verschwunden seien, den guten Witz: „Auch das zahme Schwein ist dort wieder zur ursprünglichen Jean-Jacques-Rousseau'schen Glückseligkeit zurückgekehrt.“ Der Herausgeber Paul Aloys Klar theilt aus dem Wanderbuche eines Künstlers mit „Die Tscherkessen“, eine sehr interessante Skizze, der wir zur Charakterisirung dieses merkwürdigen Bergvolks folgende Stelle entlehnen, in der sich der tiefste Schlagschatten der Gemeinheit mit dem grellsten Lichte der Moral seltsam paart: „Es ist unter den Tscherkessen der bitterste Hohn, sofern es von einem heißt, er sei nicht fähig, eine Kuh zu stehlen. Eine schöne Einrichtung, welche die Schrecknisse der Blutrache mildert, ist bei ihnen das Gesetz der Gastfreiheit; es ist genug, daß ein Fremder den Namen einer Person angebe, unter deren Schutz er sich stellt, so wird er gut behandelt; sein Beschützer nimmt den Titel Kunak an und ist bei Strafe der Ehrlosigkeit und körperlicher Züchtigung verpflichtet, denselben wie seinen eigenen Sohn zu vertheidigen.“ Von P. A. Labsky finden wir eine biographische Skizze: „Alfred Meißner“, dessen gelungenes Porträt das Titelblatt der „Libussa“ ziert. Legis-Glückselig [illegible] einen trefflichen Artikel ein, betreffend „Das Faustische Haus [?] in Prag und die Quellen der Faustsage in Böhmen nebst [?] einem nekromantischen Anhange“. Es ist eine solche Masse [?] von größtentheils guten Prosaisten da, daß wir uns begnügen müssen, nur noch einige Namen anzugeben: Friedrich Steinbach [?], Ferdinand Siegmund, „Reminiscenzen an Wenzel Tanascheck“ von Karl Victor Hansgirg, „Das Pfingstfest in der Tropfsteingrotte zu Adelsberg“ von J. von Vogelstein und endlich Eduard Pokorny. Unter den poetischen Beiträgen dürften die besten sein, und zwar vor allen andern das herrliche Gedicht „Auf den Bergen“ von Joseph Bayer, „Sonnengruß“ von Wurzbach, der köstliche ausgezeichnete Schwank „Der erlöste Protokollist“ von Karl Hugo Rößler, und allenfalls noch „Kreislauf“ von Holzer, „In der Laube“ von J. G. Seidl und „Thau“ von L. A. Frankl. So wie die Libussa muß ein Almanach redigirt werden, wenn er auch denkenden Männern ein Interesse einflößen soll. Klar, der unter mehren Beiträgen auch die „Darstellung der Karolinischen Stiftungsbulle der prager Universität“ geliefert, scheint ein sehr trefflicher Mann zu sein, den sich alle Herausgeber von Almanachen zum Vorbild nehmen sollten. Wir glauben unsern Bericht über die „Libussa“ nicht besser schließen zu können als mit seinen eigenen Worten: „Der Ertrag ist der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen gewidmet.“

Emanuel Raulf.

Naturwissenschaftliches.

1. Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Friedrich Schoedler. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr

Wir eröffnen unsere literarische Revue zunächst mit einer vortrefflichen Schrift. Sie enthält einen reichen Schatz von Wahrheiten, wofür sich jeder Denkende lebhaft interessirt. Und dabei ist Alles in eine so anmuthig schöne Form gebracht, mit so edler Freimüthigkeit und Heiterkeit durchwoben, daß man dem Buche seine ganze Zuneigung schenken muß.

Unsere Literatur hat in neuerer Zeit schon oft das Glück gehabt, mit Werken bereichert zu werden, welche so recht eigentlich dazu befähigt waren, den Sinn des gebildeten großen Publicums für das Aufblühen der Naturwissenschaften anzuregen und dauernd wach zu erhalten. Dürfen wir dies im Allgemeinen von allen Richtungen der Naturwissenschaften dankbar anerkennen, so gilt dies doch ganz besonders von der Chemie. Sie verdient es aber auch am allermeisten. Ihre zauberartig rasche Entwickelung hat jetzt die ganze Welt begeistert. Chemie ist das Losungswort für jeden denkenden Freund der Natur, in ihr reichen sich Gelehrte und Ungelehrte einander die Hand und bilden eine innig zusammenhaltende Gemeinschaft. Das ist eine schöne Einigkeit, und diese verdankt sie hauptsächlich ihrer allseitig praktischen Tendenz, wodurch sie sich Ansehen und Vertrauen erworben hat in Fabrik und Küche, in Staat und Haus, bei Gesunden und Kranken, bei Bauer, Bürger und Edelmann. Sie ist stolz darauf, im Dienste des ganzen Volks zu stehen, ohne ihrer höhern reinwissenschaftlichen Geltung etwas zu vergeben. Und sie steht jetzt nicht mehr allein auf diesem das Wohl aller Menschen im Auge behaltenden Standpunkte, sie hat den ganzen Kreis ihrer gesammten naturwissenschaftlichen Schwestern thatkräftig zur Seite. Dies Alles macht die vorliegende Schrift zum Gegenstande ihrer Betrachtung. Sie ist voll Begeisterung für die Chemie, aber mit Würde und tiefgefühlter innerer Ueberzeugung geschrieben, schmälert jedoch die wahren Verdienste der andern Wissenschaften nie, sondern stellt sie, wo es sein muß, immer in das offene Licht der Unparteilichkeit.

Das Buch ist für Alle geschrieben, welche sich mit den Naturwissenschaften befreundet haben. Und wer könnte jetzt zu den Gebildeten gehören, ohne ein Herz zu haben für den naturwissenschaftlichen Aufschwung unserer Zeit! — Das Buch gibt Stoff zum Denken. Es führt ein in die Wissenschaft, zeigt mit gewinnender Sprache ihren vielseitigen praktischen Entwickelungsgang und macht aufmerksam auf ihre Bedeutung für

alle Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft. Es ist voll feuriger Liebe für die edle große Sache und bleibt dabei doch schlicht und gerade und ehrlich. Es spannt und fesselt seine Leser, aber nicht durch Kunstgriff und Absicht, sondern blos dadurch, daß es mittheilt, wofür sich Jeder interessirt, daß es sich kurz faßt und scharf und präcis ausspricht, was zu sagen ist. Solche Bücher sind Perlen für die Wissenschaft, für das Volk. Ihre Hülfe ist viel werth. Sie befruchten und bestellen zugleich den Boden zu einer allgemein gesegneten Ernte. Sie geben Geistesfrucht für den Mann vom Fach und für den denkenden Praktiker.

Daß der Verfasser dazu berufen ist, eine populäre Darstellung der Chemie als Wissenschaft und in ihrer Beziehung zum Leben gründlich und allgemein befriedigend durchführen zu können, hat er vielfach an den Tag gelegt, ganz besonders aber durch sein „Buch der Natur", welches so sehr der Liebling des Volks geworden ist, daß es in kurzer Zeit acht Auflagen erlebt hat. Bei der vorliegenden Schrift steht der Verfasser ganz ausschließlich auf dem Boden seines eigentlichen Fachs, auch ist er ein Mann von reiferer Erfahrung geworden; das Alles wird dazu beigetragen haben, den Anfoderungen genügen zu können.

Wer es noch nicht wissen sollte, daß Schoedler ein Schüler Liebig's ist, dem bleibt es bei der vorliegenden Schrift sicher nicht verborgen. Das ganze Buch lebt und webt im Geiste und in der Verehrung des großen Meisters. Diesem ist es gewidmet, und jede Seite gibt Zeugniß von der innigen Befreundung zwischen Schüler und Lehrer. Das chemische Laboratorium zu München sowol seiner äußern schönen Ausstattung als seiner innern zweckmäßigen Einrichtung nach dient bildlich dem Buche als Schmuck.

Nach der Einleitung, welche sich über den Werth und Einfluß der heutigen Chemie im Allgemeinen ausspricht, bringt das Buch zunächst die Wissenschaft in ihren Grundzügen selbst. Darauf werden die epochemachenden Entwickelungsmomente der Geschichte der Chemie gegeben, woran sich das Hauptthema des Buchs schließt, nämlich die Beziehungen der Chemie zu den andern Wissenschaften, zur Kunst, zu den Gewerben, zum Ackerbau und zur Schule.

Wir wollen nun zur bessern Würdigung des Buchs selbst einige Mittheilungen aus demselben machen und wählen dazu den Abschnitt, welcher die Ueberschrift trägt: „Die Chemie in ihrem Einflusse auf Kunst, Gewerbe und Ackerbau." „Ich stand an der Ecke von Trafalgar-Square und wartete auf eins der vielen Fuhrwerke, die in London zur Glorienzeit des Krystallpalastes in mehr als gewöhnlicher Zahl ihre Richtung nach Hydepark nahmen." So munter und gleich tief in die Sache einführend leitet der Verfasser seinen Vortrag ein. Der erwartete Omnibus kommt, nimmt den Harrenden auf seiner Außenseite auf und fährt dann im Trabe weiter. Der Wagen ist gedrängt voll Menschen. „Verkehr mit dem Nachbar ist der Natur der Sache nach eben nicht ein Reiz jener Außenfahrten, denn jeder Fahrende achtet mit mehr oder weniger Spannung auf den Punkt, wo er den Wagen wieder zu verlassen gedenkt. Den Fremden macht die Neugierde, den Einheimischen das Geschäft stumm oder einsilbig. Zu jener Zeit war jedoch in dieser Beziehung eine Abweichung herrschend geworden, die «Ausstellung» war das Quecksilber, das die sprödesten Metalle rasch amalgamirte. Der Krystallpalast erschien als das allgemeine Menstruum, in welchem selbst die zähesten Geschäftsseelen sich auflösten und redselig wurden. Kaum hatte ich daher dem Kutscher, meinen Bestimmungsort bezeichnend, jene Zauberformel ausgesprochen, als die Zungen gelöst waren und es sogleich sich herausstellte, daß meine nächsten Nachbarn demselben Ziele zueilten. «Ist denn wol», fragte der Eine, «dieser Krystallpalast kein londoner Puff, sondern wirklich das erstaunliche Wunder der Gegenwart?» «Gewiß, das ist er», erwiderte lebhaft der Andere; «Sie werden die allgemeine Bewunderung, mit welcher ein Jeder von diesem Gebäude erfüllt wird, umsomehr theilen, je mehr Sie dasselbe zum Gegenstand wiederholter und sorgfältiger Betrachtung machen.» — «Sie kennen, wie es scheint, bereits den Glaspalast?» fragte ich. «Sehr genau», fuhr mein Nachbar fort, «und ich betrachte denselben als den triumphirenden Beweis, daß die Mechanik es ist, die eine neue culturgeschichtliche Epoche begründet und der Welt eine andere Physiognomie verleiht!» — «Und glauben Sie nicht, daß es eine Wissenschaft gibt, welche diesen Beruf zu theilen, ja der Mechanik die soeben zuerkannte Palme streitig zu machen berechtigt ist?» warf ich ein. — «Unmöglich, Herr, was wollen Sie damit sagen?» — «Nun, ich denke, daß zum Beispiel die heutige Chemie .....» «Die Chemie? Herr», unterbrach mich der Mechaniker mit einer so ironischen Betonung, daß ich eine große Versuchung verspürte, denselben mit einem Ruck auf die Straße zu beförden, — «ich bitte, was hat die Chemie mit dem Glaspalast zu thun?» — «Nicht mehr und nicht weniger, als daß ohne ihren Einfluß, ohne ihre Entwickelung die ganze Erreichung des Wunderbaus eine Unmöglichkeit geblieben wäre.» — «Ich begreife nicht.» — «Lassen Sie mich erklären. Sie werden zugeben, daß ohne Glas ....» «Der Glaspalast eine Chimäre wäre», fiel der Mechaniker in seinem frühern Tone ein; «sicherlich, das wäre er. Aber Sie halten doch wol das Glas nicht für eine Entdeckung der heutigen Chemie? Ein Material, so alt, daß man es in den Ruinen von Ninive gefunden hat, daß auf Wandgemälden des alten Theben schon Glasbläser abgebildet sich finden.» — «Und gerade in diesem Lande (England) von jeher so theuer», erwiderte ich, «daß noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts Englands reichster Fürst, der Herzog von Northumberland, die Fenster seines Schlosses zur Schonung herausnehmen ließ, so oft er verreiste; daß zu Ende des 17. Jahrhunderts nur die Hauptgebäude der königlichen Paläste mit Fensterscheiben versehen waren; daß noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts derselbe Mechaniker, der den Plan zur Aufführung eines solchen Gebäudes entworfen und zu dessen Ausführung in derselben Zeit sich verbindlich gemacht hätte, unfehlbar reif für Bedlam erklärt worden wäre. Ich wiederhole Ihnen, nur unter dem Einflusse der Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte war es möglich, dieser Aufgabe zu genügen.» — «Es scheint, Herr, Sie sind Chemiker und sprechen pro domo!» — «Wie Sie als Mechaniker Dasselbe zu thun scheinen. Aber da sind wir. Lassen Sie uns sofort einen Vergleich anstellen. Es wird mir ein Leichtes sein, überall den erstaunlichen Aufschwung nachzuweisen, welchen die Gewerbe der Chemie verdanken, überall zu zeigen, wie die Producte der Chemie an Reichthum, Glanz und Fülle hervorstrahlen!» — «Angenommen», rief mein Gegner lebhaft einschlagend, «und da Ihre Aussprache den Deutschen nicht verkennen läßt, so werde ich Sie sogleich zu der chemischen Ausstellung Ihres Landes führen.» — Sie traten nun ein in die Räume des Krystallpalastes. Der Eindruck war bewältigend groß. Der Mechaniker führt den Chemiker ohne Aufenthalt zunächst zu dem Saale, in welchem die Chemikalien aufgestellt waren. Auf flachen Tischchen steht dicht zusammengedrängt ein Chaos von Gläsern, Flaschen, Glocken, Vasen, Cylindern, Büchsen, Kästchen und Schachteln, groß und klein bunt durcheinander. Damit ließ sich nicht imponiren. Alles, was dem Chemiker von Fach in seinem Studirzimmer, in seinem Laboratorium das Herz erfreute, stand da übersehen und verschwindend klein im Vergleich der im prächtigsten Glanze strahlenden unendlichen Menge der großartigsten Maschinen, im Vergleich der bezaubernd schönen Stoffe von Lyon, der Bronzen von Paris, der Vasen von Sèvres, der Waffen von Lüttich ... Jeder Andere hätte den Streit für beendigt erklärt und dem Mechaniker ohne weiteres den Preis zuerkannt. Der Chemiker war aber zähe und hatte weit tiefer liegende Gründe, als der Glaspalast sie in oberflächlicher Beschauung seiner Schätze ahnen läßt. «Geht nur durch diese ungeheuern Räume», ruft er aus, «angefüllt mit den Schätzen der Welt, bewundert den Glanz und die Farbenpracht jener Stoffe von Seide, Wolle und Baumwolle, betrachtet diese farbigen Papiere und Tapeten, diese Malereien von Sèvres,

Berlin und Dresden, die Krystalle aus Böhmen, jene Tempel und Statuetten aus Stearin, diese Pyramiden und Krystalle von Zucker — weit ab von den Tischchen der chemischen Präparate. Erforscht sodann, was diese Gegenstände so herrlich, so brauchbar, so wohlfeil, so verbreitet und so zugänglich gemacht hat, und die Antwort wird euch zurückführen ins stille Cabinet, wo der Chemiker seine Stunden verbringt, die Oscillationen der Zunge seiner Wage mit hingebender Geduld beobachtet!»"

Nach einer solchen die Aufmerksamkeit des Lesers spannenden Einleitung schreitet nun das Werk zu einer genauern Darstellung der Beziehung der Chemie als Wissenschaft zum praktischen Leben; es zeigt dann den Einfluß der gegenwärtigen chemischen Theorie auf das Denken über die Natur, auf Vertilgung des Aberglaubens, auf Blosstellung der Betrüger und Verbrecher und auf die Fabriken und Gewerbe; es bespricht speciell die chemischen Fabriken und besonders die des Deutschen Zollvereins. Und erst nachdem dies Alles erwogen, wendet sich der Verfasser wieder an die gründliche Beantwortung der oben einstweilen verlassenen Streitfrage über den Werth der Chemie im Glaspalaste. Er führt dies auf eine sehr befriedigende Weise durch, läßt aber den nicht gut passenden Vergleich mit der Mechanik fallen, woran er sehr wohl thut, da ein solches Abwägen der Verdienste zweier ganz ungleichartigen Wissenschaften immer resultatlos bleiben muß und gar leicht heißes Blut setzen kann zwischen den betreffenden Parteien. Ohnehin ist Chemie in ihrer Anwendung auf das praktische Leben ein ohnmächtig Kleines, wenn sie der Mechanik entbehren sollte, sowie die Mechanik in ihrer praktischen Lebensbeziehung verkümmern müßte, wenn sie an der Chemie nicht eine treue, mit Rath und That zur Seite stehende Lebensgefährtin hätte. Vergessen wir nicht, daß alle Naturwissenschaften ein innig zusammengehöriges Ganzes ausmachen, welches der Mensch nur getheilt hat, weil er zu beschränkt ist, Alles in sich aufzunehmen, weil er, vom praktischen Standpunkte geleitet, nur Einzelnes brauchen kann. Den Beschluß dieses Abschnitts bildet „Die Chemie und der Ackerbau". Da ist der Verfasser als Schüler Liebig's so recht in seinem Elemente. Damit soll aber ja nicht angedeutet sein, daß hier über alle andern Ansichten und Erfahrungen der Stab gebrochen wird, im Gegentheil berücksichtigt der Verfasser in dieser Abhandlung, wie überhaupt in seinem ganzen Buche, auch fremde Leistungen mit Würde und Unparteilichkeit; nur eifert er sich da, wo man in der Landwirthschaft gar nichts von Chemie wissen will, und da ist er im vollen Rechte.

Den Beschluß des Buchs macht ein Aufsatz, der „Die Chemie und die Schule" überschrieben ist. Unter Schule werden hier alle Lehranstalten, die Universität nicht ausgeschlossen, verstanden. Danach könnte man glauben, daß die Arbeit auch ziemlich umfangreich auftreten müßte; dies thut sie aber nicht, sie schließt nur sieben Seiten in sich und berührt blos die allernothwendigsten Punkte. Wahrscheinlich geht der Verfasser von dem ganz richtigen Gesichtspunkte aus, daß den Schulmännern, welche sich für Chemie interessiren, das ganze Buch gehört. Wer die Jugend fürs Leben bilden will, darf nichts unberücksichtigt lassen, was die Thätigkeit der Menschen beseelt, und da steht denn die Chemie obenan.

2. Chemische Bilder aus dem Alltagsleben. Von James Johnston. Aus dem Englischen. Leipzig, Lorck. 1854. 8.
Die Chemie des täglichen Lebens von James F. W. Johnston. Deutsch bearbeitet von Th. O. G. Wolff. Berlin, F. Duncker. 1854. 8.
Chemische Bilder aus dem täglichen Leben. Nach Johnston's Chemistry of common life von Wilhelm Hamm. Leipzig, Weber. 1854. 8.

Der hohe Werth des Johnston'schen Werks hat rasch hintereinander obige drei Uebersetzungen hervorgerufen, deren Preis, um ihnen eine recht weite Verbreitung im Volke zu sichern, möglichst niedrig gestellt ist. Der Inhalt der Johnston'schen Schrift ist sehr praktisch gewählt und so recht mundgerecht für das denkende große Publicum verarbeitet. Fehlt es nun auch unserer deutschen Volksliteratur nicht an ganz gleichen Werken, so läßt sich doch nicht leugnen, daß wir von den Engländern noch Vieles lernen können, so oft es sich darum handelt, unser Wissen praktisch zu machen und tief einzuführen in den großen Haufen. Das Buch bespricht „die Luft die wir athmen", „das Wasser das wir trinken", „den Boden den wir bebauen", „die Pflanzen die wir ziehen", „das Brot das wir essen", „das Fleisch das wir kochen", „die Aufgußgetränke (Thee, Kaffee, Chocolade)", „die Zuckerstoffe", „die geistigen Getränke", „die narkotischen Stoffe", „die Wohlgerüche", „die übeln Gerüche", „den Athmungsproceß", „die Verdauung", „den menschlichen Leib", „den Stoffwechsel". Schon das bloße Durchlesen des Inhaltsverzeichnisses fesselt und erweckt die Lust zu einer nähern Prüfung des Ganzen. Noch mehr wird aber das Interesse rege, sobald man angefangen hat, das Buch selbst zu lesen. Ueberall bringt es nur Das zur Sprache, wofür sich Jedermann interessirt, Alles ist kurz gefaßt und dabei doch sachverständig gründlich, Alles ist ausgeschlossen, was für das alltägliche Leben nicht unmittelbar Nutzen bringen kann.

Man wird den Geist des Buchs am besten durch einige Mittheilungen kennen lernen. Wir wählen zunächst eine Stelle des fünften Capitels, welches die Ueberschrift „Unser tägliches Brot" führt. „Frischgebackenes Brot besitzt eine eigene Weichheit und Zähigkeit, welche den meisten Menschen bekannt ist, und wird von Vielen geliebt, obgleich man es als weniger verdaulich zu betrachten pflegt. Nach zwei bis drei Tagen verliert es diese Weichheit, wird kurz und krümelig und dem Anscheine nach trockener. In dieser Zeit pflegt man es altbacken zu nennen. Man nimmt allgemein an, daß diese Veränderung daher rühre, daß das Brot durch den allmäligen Verlust von Wasser wirklich trockener werde; dem ist aber nicht so. Altbackenes Brot enthält fast genau dieselbe Wassermenge wie frisches Brot nach vollkommenem Erkalten; die Veränderung liegt nur in der innern Anordnung der Atomtheilchen des Brots. Der Beweis dafür läßt sich leicht dadurch führen, daß man einen altbackenen Brotlaib in einen festverschlossenen Blechbehälter legt, ihn eine halbe bis eine ganze Stunde lang einer Hitze aussetzt, welche die des siedenden Wassers nicht übersteigt, und ihn darauf aus der Blechform nimmt. Sobald das Brot erkaltet ist, wird man finden, daß es das Aussehen und die Eigenschaft des frischen Brots vollständig wieder erlangt hat." — Der Verfasser faßt den Begriff des täglichen Brots etwas allgemein und versteht darunter auch alle Gemüsearten, wie Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Rüben, Kohl u. s. w. Von der Zwiebel wünscht der Verfasser, daß man dieselbe mehr als dies bisjetzt der Fall gewesen ist als Nahrungsmittel benutzen möchte, sie besitze ungewöhnlich viel ernährende Kraft, fast vier mal so viel als die Kartoffel. „Die getrocknete Zwiebelwurzel", sagt der Verfasser, „enthält nach meinen Analysen 25—30 Procent Kleber und steht in dieser Beziehung mit der nahrhaften Erbse und dem Gram des Morgenlandes auf gleicher Stufe. Der wandernde Spanier verzehrt daher seine Zwiebel nicht blos als Würze zu seiner bescheidenen Brotrinde, wenn er sich zum Ausruhen an die erfrischende Quelle setzt, sondern weil eine lange Erfahrung erwiesen hat, daß sie, wie der Käse des englischen Handarbeiters, auch seine Kräfte erhalten hilft und mehr als ihr Umfang schließen lassen würde zu der Nahrungsquantität beiträgt, welche ihm seine einfache Mahlzeit liefert." — Auch auf den Kohl wird in Hinsicht seiner Nahrungsfülle ein sehr großes Gewicht gelegt. „Das getrocknete Blatt enthält, meiner Analyse nach, 30—35 Procent Kleber und ist daher in dieser Beziehung nährender als irgend eine andere Pflanzenspeise, welche in größerer Quantität von Menschen und Thieren verzehrt wird. Mir sind hiervon nur zwei Ausnahmen bekannt, — der Pilz, welcher in getrocknetem Zustande zuweilen bis 56 Procent Kleber enthält, und der getrocknete Blumenkohl, in welchem

der Klebergehalt mitunter bis auf 64 Procent steigt. Kohl ist eine von denjenigen Pflanzen, aus deren Blättern wir durch das Kochen den größten Theil des für den Geschmack Unangenehmen entfernen und die wir dadurch in eine schmackhafte Speise verwandeln können, ohne ihre Ernährungsfähigkeit merklich zu vermindern. Ich habe gefunden, daß nach dem Kochen getrockneter Kohl immer noch 33 Procent Kleber enthielt. Wenn diese Blätter jedoch häufig und in großer Menge gegessen werden, so haben sie, wie fast alle kleberreichen Nahrungsmittel, einen verdauungshemmenden Einfluß auf die menschliche Constitution und sind daher vorzugsweise geeignet, mit fetten Speisen gegessen zu werden. Kohl mit Speck ist ebenso wie Schweinefleisch mit Erbsen eine Zusammenstellung der Speisen, welche ihre Beliebtheit weder dem Herkommen noch blos dem Geschmacke des Epikuräers verdankt, — sie ist in Wirklichkeit eine Verbindung, welche die Erfahrung als für das nachfolgende Wohlbefinden des Nahrungskanals jedes gesunden Individuums passender, wie eine Art von diesen Speisen allein gegessen, vorgeschrieben hat."

Solche Bücher zu besprechen ist ein Genuß. Man rechnet ihn um so höher an, je seltener er geboten wird. Die Herren Schriftsteller sorgen aber sehr für Abwechselung. So ist das nächstfolgende Schriftchen ein Machwerk, worüber man sich herzlich betrüben kann.

3. Enthüllungen. I. Tischrücken, Elektromagnetismus und Rotation der Himmelskörper. Neues System der physischen Astronomie, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft. Von Ribet. Dresden, Adler u. Dietze. 8 Ngr.

Auf der Rückseite des Titelblatts steht noch folgende Verwahrung als Lockfutter für die Käufer: „Der Verfasser wird demnächst diese Schrift in französischer und eine Uebersetzung derselben in englischer und italienischer Sprache in den betreffenden Ländern erscheinen lassen, behält sich daher als Autor das alleinige Recht dazu hiermit ausdrücklich vor." Wir möchten am liebsten ganz von der Sache schweigen; zur Abwehr ähnlicher Verschrobenheiten liegt uns aber die Pflicht ob, noch Einiges hinzuzufügen.

Der Autor dieser Enthüllungen, wahrscheinlich ein französischer Sprachmeister, gehört ganz in die Classe unserer deutschen Herren Schmitz und Schöpffer, welche mit dem Stande und den Resultaten unserer heutigen, durch Kopernicus, Kepler, Newton und Laplace ins Leben gerufenen Astronomie unzufrieden sind. Er hat mit ihnen denselben widerlichen Hochmuth, dieselbe Eigenliebe und höchst wahrscheinlich auch dieselbe zähe Zudringlichkeit gemein. Sie haben die Gabe zu schwatzen, finden ihren Kreis offener Ohren, denen Wortgeklingel ein Labsal ist, sobald dasselbe nur hübsch abweicht von Dem, was die vernünftige Welt für einen Geistesgenuß hält; auch brauchen sie nicht in Sorge zu sein um Verleger, Setzer und Drucker, da diese gern zugreifen, wo mit Ungewöhnlichem ungewöhnlich leicht Geld zu verdienen ist.

Nach dem Titel des Buchs sollte man glauben, es enthielte wieder eine Reihe von den Wunderlügen des Tischrückens und Tischklopfens; indeß man irrt sich, das Phänomen dieser Tischgeschichte wird wenig oder gar nicht besprochen; die Rotation der Himmelskörper bildet den Kernpunkt, von ihr wird die Ursache enthüllt und von dieser meisterhaften „Enthüllung" eine gelegentliche Anwendung auf das Tischrücken gemacht. Der Autor hat aber zwei Gründe, den Titel seiner Schrift mit jener Wunderbewegung zu schmücken. „Erstens deshalb, weil die Sonne, wie hier an den Hauptbewegungen der Erde umständlich nachgewiesen wird, auf die Himmelskörper eine Wirkung ausübt, welche mit der des Magnetismus in der Erscheinung des sogenannten Tischrückens nicht ohne Aehnlichkeit ist. Ein zweiter Grund lag darin, daß eben dieses seltsame Phänomen des Tags den Verfasser zu dem Gedanken leitete, daß alle Weltkörper sich, sowie die Atome der einzelnen Körper, je nach ihren Temperaturzuständen, vermöge besonderer Polaritätsverhältnisse nicht nur einander anziehen, sondern auch abstoßen können." — „In dem weitern Verfolg dieses Gedankens ergab sich denn auch, daß sich auf diese Art sowol diejenigen Hauptbewegungen und Erscheinungen, welche nach der Newton'schen Theorie auf künstliche Weise und nur mit Hülfe zahlreicher grundloser Hypothesen erklärt werden, als auch wichtige Phänomene, welche bisher als unauflösliche Räthsel betrachtet worden, ohne weitere Hypothesen in ihrem innigsten Zusammenhange erklären lassen."

So, das sei genug von dieser literarischen Verschrobenheit. Wer mehr davon wünscht, wird das Buch selbst lesen müssen. Wir wünschen guten Appetit dazu.

4. Skizzen aus der Mappe eines Arztes. — A. u. d. T.: Volksmedicin im nordwestlichen Deutschland. Von Goldschmidt. Bremen, Heyse. 1854. Gr. 12. 18 Ngr.

Im Laufe des Jahres 1853 hatte der Verfasser in der „Weserzeitung" eine Reihe von Aufsätzen über Volksmedicin im Herzogthume Oldenburg drucken lassen, welche so viel Beifall gefunden haben sollen, daß man von allen Seiten ihre Fortsetzung gewünscht hat. Der Verfasser war aber der Meinung, daß Das, was er noch zu geben hatte, für kein politisches Blatt passe, und er entschloß sich daher, das Ganze zu einem selbständigen Schriftchen zusammenzustellen. Er macht sich nun die Hoffnung, daß sein Büchelchen auch außer Oldenburg sich Freunde erwerben könne. Wir wünschen ihm Glück dazu, haben aber wenig Glauben zu ihrer Verwirklichung. Die Arbeit hat wenig bleibenden Werth.

Der Inhalt des Buchs ist eine Darstellung der ärztlichen Selbsthülfe des oldenburgischen Bauers, wobei aber hauptsächlich viel Gewicht gelegt wird auf den plattdeutschen Dialekt des Herzogthums. Es läßt sich nun denken, wie dadurch mancherlei komische Unterhaltung zugekommen kann. Auf dies komische Element ist aber vielleicht etwas zu viel Gewicht gelegt. Man erwartet von einem solchen Buche nicht blos Spaß, sondern vielmehr den geistigen Ernst, welchen ein ruhiges Denken über den Werth und den Nachtheil der Volksmedicin in jedem Menschenfreunde erwecken muß. Das Volk zu schildern in seinen rohen Sitten und Gebräuchen ist gut, aber bei weitem noch nicht Zweck eines Mannes, der es wahrhaft ehrlich meint mit der Veredelung seiner Mitmenschen.

„Fühlt Jemand, dessen «Hart» gesund ist", sagt der Verfasser in einem Abschnitte, der die Ueberschrift «Verhohlen Geblöd» führt, „das heißt, dessen Appetit ungestört ist, «Mödigkeit in alle Knaken» (Schwere und Abgeschlagenheit in allen Gliedern) und ist er «trillhaftig» (von trillen, leicht zittern), dann ist das «Geblöd» bei ihm zu dick und «swart», oder «verhohlen», letzteres namentlich dann, wenn eine gewohnte Blutung ausgeblieben ist, wenn z. B. die «Verännerung, Geschichte, Geblöd up slaan is». Treten zu den obengenannten Krankheitserscheinungen noch Schwere des Kopfs, wird Patient «düsig, dwillisch, triselhaft», d. i. schwindelig, dann ist «de Brägen» (wie das englische brain, Gehirn, auch Schädel) mit «Blood beloopen». Diese «Dick- und Swartblödigkeit» ist auch objectiv erkennbar an den aufgetriebenen «swarten» Adern auf dem Handrücken und «de Doorns» (Blutadern am Unterschenkel). Das Hauptmittel bei diesem Uebel ist, die schlechte Blutmasse durch Schröpfköpfe und Aderlässe zu mindern. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Aderlässe sowol als Präservativ wie als Heilmittel bei den meisten chronischen Krankheiten angewandt; doch sind sie seitdem fast ganz und gar aus der Mode gekommen. Seitdem durch das Brown'sche System am Ende des vergangenen Jahrhunderts die wissenschaftliche Medicin weniger blutgierig geworden ist, begnügt sich die Volksmedicin auch mit viel wenigerm Blute." In ähnlicher Weise ist das ganze Buch durchwoben mit plattdeutschen Ausdrücken und hochdeutschen ärztlichen Bemerkungen. Für Freunde der niederdeutschen Mundart ist es vielleicht eine willkommene Gabe.

5. P. Harting's Skizzen aus der Natur. Aus dem Holländischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit einem Vorworte von M. J. Schleiden. Nebst 18 Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Engelmann. 1854. Gr. 8. 22½ Ngr.

Von demselben Verfasser hat uns Schleiden selbst schon ein Schriftchen: „Die Macht des Kleinen", deutsch bearbeitet, welches mit sehr großem Beifall aufgenommen worden ist. Die später erschienene Reihe populärer naturwissenschaftlicher Aufsätze Harting's sollte nun auf demselben Wege beim deutschen Publicum eingeführt werden, als Herr Martin mit demselben Plane umging und denselben gegen den Professor Schleiden, den berühmten Verfasser der deutschen Musterschrift über „Die Pflanze und ihr Leben", aussprach. Dieser war froh, die Arbeit in wackern Händen zu wissen und ließ sich gern geneigt finden, dieselbe mit einem empfehlenden Vorworte einzuführen. Schleiden glaubt versichern zu können, „daß die Aufsätze allerdings durch diese Uebersetzung nichts von ihrem ursprünglichen Reize eingebüßt haben". Uebrigens benutzt er in dem Vorwort die Gelegenheit, sich darüber zu freuen, daß von allen Seiten der Sinn für die Natur und ihre Wissenschaft lebendig werde, bemerkt aber zugleich, daß noch viel daran fehle, bis unser Wissen in der Natur ebenso allgemein und gründlich sei wie in der classischen Zeit der alten Griechen. Darin hat er vollkommen Recht.

Das Buch selbst ist nun eine sehr glücklich ausgestattete literarische Erscheinung, welche alle die Eigenschaften besitzt, ein Liebling des gebildeten großen Leserkreises zu werden. Mit niederländischer Gemüthlichkeit versenkt es sich in die einzelnen Themata und theilt mit, was es über den betreffenden Gegenstand weiß und denkt; es fesselt seine Leser durch seine eigene Liebe zur Sache und durch die vortreffliche Wahl des Stoffs selbst. Die Sprache ist einfach und geräuschlos, wie ein langsam fortgleitender tiefer Wiesenbach; Alles ist klar und scharf gedacht und lieblich in Worte gefaßt. Man merkt es dem Verfasser an, daß er die Natur nicht blos genau kennt, sondern daß er sie auch von ganzem Herzen liebt, und daß ihm die Natur die Gabe verliehen hat, das Gemüth Anderer zur Mitfreude und geistigem Mitgenuß zu bewegen. Diese Wirkung macht die deutsche Bearbeitung auf den Leser, und man wird durch Nichts daran erinnert, das Original nicht selbst vor Augen zu haben.

Der Inhalt ist rasch angegeben; er besteht nur aus vier Abhandlungen. Den Anfang bildet ein Naturgemälde: „Der Pflanzenwuchs in den Tropengegenden"; darauf ein Gegenstand aus der Naturlehre: „Der Hagel"; „Das Leuchten der Thiere" und „Etwas über Fischzucht" sind die beiden letzten Beiträge des Buchs. Man sieht, die Wahl ist bunt, wie Gelegenheitsvorträge; mehr sollen sie aber auch nicht sein, der Verfasser benennt sie ja selbst Skizzen.

Um nun noch Einiges zur Unterhaltung aus dem Buche mitzutheilen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf den zweiten Aufsatz. Er enthält eine Jedem verständliche wissenschaftliche Untersuchung über Wesen und Entstehungsweise des Hagels und kommt zuletzt auf die Versuche der Anlegung von Hagelableitern. „Nach dem Vorangehenden werde ich kaum nöthig haben", sagt der Verfasser am Ausgange seiner Betrachtung, „daß mir alle diese und ähnliche Vorschläge, die sich auf die Ansicht gründen, daß der elektrische Zustand der Wolken die vorzüglichste Ursache der Hagelbildung sei, völlig zwecklos erscheinen. Das Hagelwetter, das am 6. September 1852 Utrecht traf, liefert gewiß den sprechendsten Beweis dafür. Kaum volle zehn Minuten im Südosten der Stadt war es trocknes und gutes Wetter; etwas näher nach der Stadt hin regnete es, im südlichen und südöstlichen Theile der Stadt fielen Hagelsteine von 2⅓—4½ Linien im Durchmesser, aber in der Mitte und vornehmlich im nördlichen Theile und darüber hinaus fielen weit größere Hagelsteine, manche von 9 Linien im Durchmesser. Obendrein entlud sich das Wetter nicht allein über der mit zahlreichen hervorragenden Spitzen versehenen Stadt, während das benachbarte platte Land verschont blieb, sondern es war gerade in der Nähe des 100 Ellen oder 318 rheinische Fuß hohen und mit einem Blitzableiter versehenen Domthurms, wo viel große und schwere Hagelsteine fielen, sodaß ich selbst die Meinung aussprechen hörte, der Dom könne wol das Wetter angezogen haben. Dafür ist nun sicherlich ebenso wenig Grund vorhanden, als für die entgegengesetzte Ansicht, daß durch einen hohen Thurm ein Wetter sollte abgehalten und die Hagelbildung verhindert werden können. Aber aus dem angeführten Beispiele, dem man gewiß noch viele andere hinzufügen könnte, geht deutlich hervor, daß von sogenannten Hagelableitern durchaus keine Hülfe zu erwarten ist. Ich füge selbst hinzu, daß nach Allem, was wir vom Hagel wissen, zu urtheilen, gar keine Aussicht vorhanden ist, daß jemals Mittel sollten gefunden werden, um seine Bildung zu verhindern." Darin liegt nicht viel Trost für den Landwirth, aber auch durchaus kein Grund, der Wissenschaft darüber einen Vorwurf machen zu wollen, daß sie nicht helfen kann. Allerdings bleibt es hart für den Einzelnen, den das Hagelwetter trifft; „aber", fügt der Verfasser hinzu, „vergessen wir nicht, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen ist und daß er in einer Gesellschaft lebt. Versäumt er, von diesem ihm verliehenen Vorrechte Gebrauch zu machen, wer trägt dann die Schuld? Schon seit vielen Jahren ist ihm die Gelegenheit geboten, seine im Felde stehenden Früchte für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis gegen Hagelschaden zu versichern. Thut er dies, so kann der Schaden dadurch, daß er unter sehr Viele vertheilt wird, fast auf Nichts zurückgeführt werden."

Der Aufsatz über das Leuchten der Thiere bringt manches längst Bekannte, aber auch Vieles was ganz neu ist. Besonders ist die Untersuchung über die wahrscheinliche Ursache des Leuchtens interessant durch des Verfassers eigene Ansichten. Er ist geneigt, dieses merkwürdige Licht der Thiere im Meere und auf dem Lande aus einer sogenannten langsamen, oder dunkeln, oder halben Verbrennung zu erklären, wie sie bei faulendem Holze, beim Phosphor, bei stark erwärmtem Fette vorkomme, und verbindet damit eine elektrische Thätigkeit. „Stützt man sich auf derartige Thatsachen, so ist die Vermuthung nicht unbegründet, daß eine ähnliche langsame Verbrennung auch die Ursache des lichtgebenden Vermögens der Thiere sein kann, und dies umsoweniger, da schon das Athemholen, wodurch die Luft mit dem Blute in Berührung kommt, eine Art langsamer Verbrennung ist, durch welche die thierische Wärme hervorgebracht und unterhalten wird. Daß es gleichwol das Athemholen selbst nicht ist, welches das Licht verursacht, wird durch die schon oben mitgetheilte Thatsache bewiesen, daß man bei den Insekten die lichtgebenden Organe vom Körper trennen kann, ohne daß sie dieses Vermögen verlieren. Es ist daher in solchen Fällen ein besonderer durch das Thier abgeschiedener Stoff, der, wenn er mit der Luft in Berührung kommt, sich mit dem in ihr wohnenden Sauerstoff verbindet und auf diese Weise langsam verbrennt, und zwar so langsam, daß die gleichzeitig entwickelte Wärme zu gering ist, um dem Thiere zu schaden. Und daß diese Erklärung wenigstens in Hinsicht auf manche der lichtgebenden Insekten wirklich die wahre ist, haben die Versuche verschiedener Naturforscher (Spallanzoni, Humboldt, Macaire, Mattrucci) fast außer Zweifel gestellt. Besonders sind es die zuerst von mir erwähnten Lampyrisarten gewesen, die diesen Versuchen unterworfen worden sind, und dabei hat es sich im Allgemeinen gezeigt, daß das Licht im Sauerstoff stärker wird, aber in Kohlenstoffsäuregas, Wasserstoffgas, Stickstoffgas aufhört, um wieder zum Vorschein zu kommen, wenn die Thiere aus diesen Gasen in die Luft gebracht werden."

Der letzte Aufsatz über Fischzucht verdient ganz vorzugsweise Beachtung. Er enthält mehrere historische Notizen, die Jedermann interessiren, zugleich aber auch praktische Winke,

die wichtig sind für die Männer, denen die Fürsorge für das Wohl des Volks anvertraut ist. Es kann durch die neue Fischzüchterei die Wohlfahrt der Menschen um ein Bedeutendes erhöht werden, das lassen die glücklich durchgeführten Versuche in Frankreich und England mit Bestimmtheit voraussehen! Darum ist es wünschenswerth, daß von allen Seiten Hand angelegt wird, damit diese Angelegenheit wirklich eine Sache des Volks werde. „Daß selbst die Eier von Lachsen und Forellen über große Entfernungen verführt werden können, mag daraus erhellen, daß Coste am 26. Januar 1852 der französischen Akademie junge Lachse vorzeigte, die er aus Eiern erlangt hatte, welche ihm von Mühlhausen durch Berthot und Detzem zugesandt worden waren. Das Folgende aber beweist, daß es möglich ist, die Eier von Fischen noch über viel größere Entfernungen zu verführen. Berthot und Detzem hatten nämlich schon vorher künstlich befruchtete Eier von Lachsen in hölzerne Schachteln zwischen dünnen Lagen nassen Sandes gebracht. Die Schachtel wurde zwei Monate lang in einem kalten Zimmer aufbewahrt, wo es jedoch nicht gefror. Nach Verlauf dieser Zeit zeigten sich die Eierchen runzelig, und bevor man sie aus der Schachtel nahm, stellte man diese in Wasser, um die Eier durch den Sand hin langsam wieder feucht werden zu lassen. Coste, der auch dieses mittheilte, brachte dieselben in seinen oben erwähnten Apparat und sah die jungen Lachse daraus geboren werden."

6. Die Bergkrankheit oder der Einfluß des Ersteigens großer Höhen auf den thierischen Organismus. Von Conrad Meyer-Ahrens. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Eine mit sehr vielem Fleiße zusammengestellte Sammlung der Erfahrungen über einen Gegenstand, wofür sich die Naturforscher schon seit einer Reihe von Jahren lebhaft interessiren. Diesen wird sie eine sehr willkommene Erscheinung sein. Aber auch für das denkende große Publicum fehlen die Anknüpfungspunkte zur Belehrung und Unterhaltung nicht. Wer ein Freund der Natur im Allgemeinen ist, und wer könnte jetzt zu den Gebildeten gezählt werden ohne dies zu sein, der wird das Buch gern zur Hand nehmen und mit Freuden lesen. Gerade für den Kreis der Gebildeten überhaupt hat das Lesen der Bergreisen immer das anregendste Interesse gehabt. Das Besteigen großer Höhen ist Das, was Wenige selbst ausgeführt haben, was aber von den Wenigen mit dem höchsten Triumphe erzählt wird. Das Ungewöhnliche reizt am meisten zur allgemeinen Beachtung.

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Im ersten werden die Beobachtungen mitgetheilt, während der zweite Theil die Resultate gibt, zu denen die wissenschaftlichen Untersuchungen geführt haben. Dabei werden die Wirkungen auf den Menschen ganz vorzugsweise ins Auge gefaßt, indeß bleiben auch die auf die Thiere nicht unbeachtet. Das Ersteigen der Höhen bezieht sich auch nicht blos auf Berge, sondern auch auf die Luftfahrten. Auch bleiben die Erfahrungen beim Steigen in die Tiefe nicht unberücksichtigt, sodaß das Tauchen mit der Taucherglocke und das Hinabfahren in tiefe Schachten interessante Vergleichpunkte abgeben.

Sehr merkwürdig sind die krankhaften Zustände der Reisenden, welche zuerst auf den peruanischen Hochebenen ankommen und daselbst einige Zeit verweilen. Nach Pöppig fühlen sie sich von einer unerklärlichen Müdigkeit ergriffen, dann folgt eine peinliche Beschränkung des Athmens, Kopfschmerz und Congestion, lauter sichere Zeichen, daß man sich der Puna nicht mehr entziehen kann. „Versucht man auch, sich durch einen festen Entschluß gegen das zunehmende Uebelbefinden gleichgültig zu machen, so gewinnt doch bald der Körper die Obergewalt und unter seinem mächtigen Einfluß erliegt auch die stärkste Willenskraft. Wie in den heftigsten Anfällen der Seekrankheit leidet der Geist in dem Maße, daß Abstumpfung, üble Laune und hypochondrischer Kleinmuth den Rüstigen, Lebhaften und Muthigen zu einem sich selbst höchst unähnlichen Wesen umschaffen. Beim Gehen ist man genöthigt, fast bei jedem einzelnen Schritte auszuruhen, und man versucht vergeblich, durch tiefe Inspirationen und möglichste Erweiterung der Brust die Lungen mit Luft zu füllen. Man glaubt sich im leeren Raume zu befinden und das Gefühl der Angst steigert sich mit dem Mislingen aller Versuche, die Kraftlosigkeit zu bekämpfen. Kaum vermögen die Füße die Last des Körpers zu tragen; die Kniee knicken ein und jede Gelegenheit auszuruhen, selbst wenn sie sich nach wenigen Schritten zeigt, ist willkommen." In ähnlicher Weise werden nun alle die Leiden aufgezählt, welche diese Art von Bergkrankheit, die den Namen Puna führt, zur Folge hat. Merkwürdig ist die große Aehnlichkeit derselben mit der Seekrankheit. Nur kommen noch mehre andere Uebel hinzu, z. B. die ungemeine Reizbarkeit der Augen, das Aufspringen und Bluten und Entzünden der feinen Haut an den Lippen, Augen, dem Zahnfleische. Auch weiß man, daß diese Krankheit sogar den Tod zur Folge haben kann.

„Die nächste Ursache der Bergkrankheit", sagt der Verfasser", suche ich in der, infolge der absoluten Abnahme der Sauerstoffmenge und der starken Wasserverdünstung gestörten Blutumwandelung, Blutbildung und veränderten Blutmischung und einer gleichzeitigen, durch die Einwirkung des Lichts bedingten Störung der Gehirnfunction, welche ihrerseits wiederum auf den Blutbildungs- und Blutumwandelungsproceß zurückwirken kann... Man hat, gestützt auf das Weber'sche Experiment, jene merkwürdige Ermattung der Bergsteiger auf Rechnung der unmittelbaren Wirkung des verminderten Luftdrucks setzen wollen; allein abgesehen davon, daß nicht nur die großen Muskeln, welche große Knochen bewegen und in ihren Gelenken halten helfen, ermüden, sondern auch kleine Muskeln, wie diejenigen der Zunge und vielleicht auch des Kehlkopfs (Parrot und Hamel), so wäre wahrscheinlich, wie K. Vogt andeutet, das Phänomen noch allgemeiner und allgemein stärker, wenn der verminderte Luftdruck die directe Ursache davon wäre, als es wirklich der Fall ist." Uebrigens ist der Verfasser der Meinung, daß der verminderte Luftdruck recht gut eine stark mitwirkende Ursache abgeben könne.

Heinrich Birnbaum.

Aus Amerika.

Der Know-Nothingismus und die amerikanisch-deutsche Presse. Heinzen und Struve als dramatische Dichter. Die Bull's Académie de musique. Gerhard's „Wegweiser für deutsche Einwanderer". Die Amerikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik.

Wie man auch von den Excentricitäten Karl Heinzen's denken mag, so muß man doch den Muth anerkennen, womit er den Know-Nothingismus, jene neueste Ausgeburt des Nativismus, bekämpft und die deutschen Einwanderer auffodert, am Palladium deutscher Sprache festzuhalten, sich stolz zu fühlen im Hinblick auf die großen Leistungen deutscher Literatur und Wissenschaft und sich jener aggressiven Bewegung gegenüber fest zusammenzuschließen. Dabei hat er auch den Muth, der freilich wenig Dank und Lohn einträgt, den deutschen „Philistern" die schärfsten und, wie wir fürchten, auch die verdientesten Wahrheiten zu sagen, in der ohne Zweifel richtigen Annahme, daß dieser verrufene Know-Nothingismus zu gar keinem Einfluß gelangen und nicht die geringste Gefahr befürchten lassen könnte, wenn nicht unter den in Amerika so zahlreichen Deutschen die philisterhafteste Engherzigkeit und das blos an der Scholle klebende schwung- und ehrlose Pfahl- und Spießbürgerthum so weit verbreitet wären. Sie kommen freilich meist als gedrückte, beschränkte und kleingeistige Menschen hinüber; was sollen sie auch dort anders sein? Sie sind arbeitsam und sparsam, bringen auch wol unter Umständen etwas vor sich; aber damit allein erringt man die Achtung der Angloamerikaner nicht; denn es fehlt den deutschen Einwanderern

das praktische, freie, frische, energische, rücksichtslos darauf und zufahrende Element, welches die Art des Yankee ist. Dieses bei uns, weil es sehr disciplinirbar ist, freilich beliebte zahme, zäh-duldwillige Wesen, das nicht durch kräftige That, sondern nur durch schleichenden, mühevollen Fleiß zu etwas gelangt und sich dann häufig doch wieder mit hohler, ungesunder Renommage und lächerlicher geckenhafter Prahlhansigkeit paart, gefällt einmal dem Amerikaner nicht. Man muß auch billig sein und zugeben, daß der Amerikaner im Allgemeinen an seiner Einwanderung wenig Freude hat. Denn wenn die einwandernden Deutschen mit einzelnen trefflichen Ausnahmen etwa so sind, wie wir sie oben geschildert haben, zeigen sich die Iren, die nächst oder neben den Deutschen den Hauptbestandtheil der Einwanderung bilden, faul, leichtsinnig, schmuzig, zänkisch, trunk-, händel-, zerstörungs- und emeutesüchtig und ohne allen Sinn für Gesetz, Ordnung, Disciplin und geregelte Arbeit.

Wenn wir den von Heinzen in Cincinnati herausgegebenen „Pionier" lesen und darin den deutschen „Philister" in den derbsten Zügen charakterisirt finden, so begreifen wir vollkommen, daß dieser „Philister", wenn er schon einem Deutschen widerwärtig ist, dies einem Angloamerikaner in noch viel höherm Grade sein muß; wir begreifen aber auch zu gleicher Zeit, warum Heinzen von den sogenannten deutschen Demokraten in Amerika selbst so viel angefeindet wird, mit allen Koryphäen der deutschen Einwanderung zerfallen ist und kein journalistisches Unternehmen recht in Gang bringen kann. Heinzen's antichristlicher und materialistischer Standpunkt ist es nicht, der ihnen misbehagt, denn diesen theilen sie mit ihm, er kann ihnen also kein Stein des Anstoßes sein; aber was sie verdrießt, ist der Umstand, daß er ihnen selbst die Wahrheit sagt und in ihnen die Philister richtig erkennt die sie sind. Der „Philister", um bei Heinzen's Bezeichnung stehen zu bleiben, ist eben ein ganz eigenes Geschöpf; es ist ihm nichts recht, denn er ist außerordentlich gescheit; er räsonnirt über Alles, er weiß Alles besser; aber gerade daraus folgt, daß, wenn ihn Jemand in diesem Bewußtsein stört, er im höchsten Grade borstig wird. Die Monarchen, sagt man, könnten keine Wahrheit vertragen, aber der deutsche Philister (diesen immer im Heinzen'schen Sinne aufgefaßt) kann dies noch viel weniger, und Niemand will so wie er seinen Vorurtheilen geschmeichelt sehen. Nun sagt aber Heinzen selbst: „Zwischen hier und drüben besteht unter Anderm der bemerkenswerthe Unterschied, daß es dort doch ein Publicum neben den Philistern gibt, hier aber die Philister zum Publicum emancipirt sind. Hier bilden die Philister nicht blos die Majorität, sondern auch die herrschende Classe und die öffentliche Meinung. Man kann sie ebenso wenig umgehen wie verdrängen." Er schreibt also für ein Publicum, welches aus lauter „Philistern" besteht, und er macht sie doch unausgesetzt schlecht. Kein Wunder, wenn die „Philister" ein Blatt nicht halten oder sobald als möglich aufkündigen, in welchem sie täglich ein so unisenes Lob über sich lesen müssen. Die Aristokratie läßt sich noch viel eher die Wahrheit sagen als der „Philister", denn sie steht auf einem höhern, unbefangenern Standpunkte. Nur muß man es recht anzufangen wissen, man muß dabei elegante Toilette machen und die Wahrheit pomadisiren und parfümiren, wie dies z. B. der Freiherr von Sternberg zu thun weiß; wollte jedoch Jemand ein blos für Aristokraten bestimmtes Blatt schreiben, aber jeder Nummer ein nacktes Sünden- und Verbrechenregister der Aristokratie vorausschicken und ihr rund und nett erklären: sie sammt und sonders tauge nichts, so möchte das Blatt in aristokratischen Kreisen sehr wenig und bald gar nicht gelesen werden und seines Zwecks verfehlen. Auch der „Philister" ist der Wahrheit nicht ganz unzugänglich, wenn sie nur in die rechte Form gekleidet wird; aber hierzu ist Heinzen nicht der Mann.

Der „Pionier" bemerkt weniger neu als richtig: „Die Schmeichelei ist das Universalgift, von dem die Völker leben wie die Fürsten. Diesen wird es gereicht von den Höflingen und jenen von den Demagogen", obschon es für uns eine Ueberraschung ist, aus der Feder Karl Heinzen's, welcher in Europa aus der Demagogie ein Geschäft machte, einem solchen Ausspruch zu begegnen. Er ist also jetzt selbst „Demagogenriecher" geworden und betrachtet Jeden, der an seiner Autorität zweifelt und den „Pionier" nicht liest und hält, als einen Demagogen. So sehr liegt dergleichen im deutschen Blute. Es ist in Heinzen's Ansichten sehr häufig eine einseitige Wahrheit, z. B. wenn er in einem „Die deutsche Sprache im Auslande" überschriebenen und eine schöne Betrachtung von Philarète Chasles über die Herrlichkeit der deutschen Sprache zugrunde legenden Artikel sagt: „Jetzt, wo das patriotische Vandalenthum der Know-Nothings Miene macht, in selbstmörderischer Blindheit alle die Schätze mit Füßen zu treten, welche die Einwanderung Amerika zugebracht hat, um dessen rohe, einseitig materielle Entwickelung zu veredeln, wäre vielleicht eine günstige Zeit, die gebildetern und humaner denkenden Amerikaner umsomehr für die geistige Bereicherung zu interessiren, welche sie namentlich aus einer würdigen Schätzung der deutschen Sprache und des deutschen Geistes schöpfen könnten." Aber man muß auch billig sein. Neben einer Masse tüchtiger und gediegener Arbeitskräfte werden auch sehr viele verdorbene nichtsnutzige Elemente fortdauernd aus Europa an der amerikanischen Küste ausgeladen, welche den Amerikanern zur Last fallen und namentlich in den großen betriebsamen Städten des Ostens verderblichen Corruptionsstoff anhäufen. Wenn schon in Europa selbst Land gegen Land, ja Gemeinde gegen Gemeinde sich mehr als billig absperren und der Freizügigkeit und Ansässigmachung Hindernisse auf Hindernisse in den Weg zu legen suchen, wer kann es da den Amerikanern im Grunde so ganz verdenken, wenn sie endlich anfangen, über diese unausgesetzte Einschleppung von Corruption, Unglauben und Massenelend bedenklich zu werden?*) Es heißt im „Pionier": „Ein Vaterland haben wir nicht, Ansehen haben wir nicht, Macht haben wir nicht, Reichthümer haben wir nicht, aber wir haben die Wahrheit. Geben wir auch sie preis, so sind wir nichts mehr als der Fußwisch der Nationen." Es ist allerdings richtig, daß es in Amerika sehr vielen Humbug und sehr viele Lüge gibt, aber die Amerikaner betreiben diesen Humbug und diese Lüge wenigstens mit einer Art Genialität und Humor, während jene „Wahrheit", soweit sie von dem größten Theil der deutschen Presse in Amerika repräsentirt wird, in abschreckend nackter, widerwärtiger Gestalt auftritt. Man gewinnt die Amerikaner nicht, man stößt sie ab, wenn man ihnen zuruft: „Wenn sie (die Amerikaner) bedenken, daß ihr Protestantismus kein Nativ-Amerikaner, sondern ein deutscher Emigrant ist, werden sie es für weniger schrecklich halten, daß ihm auch sein Sohn, der deutsche Unglaube oder Radicalismus, nachwandert, und sie werden ihm vielleicht dankbar sein, daß er ihnen die Mühe spart, ihn selbst zu holen. Wenn ihr Luther acceptirt, dürft ihr Feuerbach nicht zurückweisen." Kein Wunder, wenn bei solchen Ansichten sich der Redacteur des „Pionier" gestehen muß, daß er sich nie in Amerika heimisch gefühlt habe. Für Leute mit solchen Ansichten gibt es auf der ganzen weiten Erde keinen Punkt, auf dem sie sich jemals heimisch fühlen könnten. Und welch ein erbauliches Beispiel geben die Vertreter der deutschen Presse den Amerikanern durch ihre journalistischen Klopffechtereien! Die Fehde zwischen dem „Hochwächter" und dem „Pionier" zu Anfang dieses Jahres bietet ein schauerliches Muster von dieser barbarischen Art zu polemisiren. Dabei beruft man sich aber nichtsdestoweniger den Amerikanern gegenüber auf die Schätze deutscher Literatur, Wissenschaft und Sprache.

Ein rechtes Curiosum ist das im Feuilleton des „Pionier"

*) Auch die „Times" erkennt im Know-Nothingismus eine Art Nothwehr und in den Ausschreitungen des nichtsnutzigen irischen Journalismus, in der papistischen Agitation und in den Extravaganzen der Kossuth-Reden die zunächst liegenden Ursachen dieser Bewegung.

abgedruckte fünfactige Lustspiel von Karl Heinzen: „Der deutsche Professor und das Leben." Es treten darin unter andern folgende Figuren auf: Dr. Gift, Philologe, „klein und bucklig, lange, geröthete Nase"; Polizeidiener Nasenloch; Gertrud Winterkohl, „die biedere Haushälterin des Professors, früher Viehmagd gewesen" u. s. w. Heinzen glaubt ganz ernsthaft an die Aufführbarkeit des Lustspiels, denn er fodert in einer Anmerkung solche Theaterdirectionen, welche das Stück zur Aufführung für geeignet halten, auf, mit ihm in Verbindung zu treten, und erbietet sich zu Aenderungen, falls diese für nöthig erachtet werden sollten. Die Manie, Theaterstücke zu schreiben, scheint überhaupt unter den deutschen Flüchtlingen einzureißen; auch Gustav Struve hat in Compagnie mit seiner Frau Amalie ein Stück verfaßt: „Abälard und Heloise", welches auf einem deutschen Theater in Neuyork zur Aufführung gekommen ist. Man lobt die Sprache des Stücks, tadelt aber, daß es zu wenig Handlung enthalte. Es kann wol nichts Wunderlicheres gedacht werden, als einen so sanftmüthigen Stoff von dem ehemaligen Freischarenführer Struve und der Amazone Amalie behandelt zu sehen. Struve's Ehrgeiz scheint somit sehr herabgestimmt zu sein. Man gebe ihm ein Engagement als Theaterdichter an einer deutschen Bühne, und Deutschland wird ein glückliches und friedliches Ehepaar mehr haben.

Ole Bull hat es in seiner von ihm gegründeten norwegischen Colonie Oleana nicht lange aushalten können und sich ebenfalls dem Theater zugewendet; er hat sich mit dem böhmischen Kapellmeister Maretzek verbunden, um in Neuyork unter dem Namen „Académie de musique" ein Opernunternehmen zu begründen, auch hat er einen Preis von 1000 Dollars für die beste, ein streng amerikanisches Sujet behandelnde Originaloper von einem amerikanischen Componisten ausgesetzt. Die Concurrenzopern müssen bis zum 1. August d. J. eingereicht sein. Wir meinen, daß eine oder die andere Episode aus Barnum's Leben hierzu ein sehr passendes Sujet sein würde.

Ein in seiner Art eigenthümliches, aber empfehlenswerthes Unternehmen ist Friedrich Gerhard's in Neuyork gedruckter „Unentgeltlicher Wegweiser, Adreßanzeiger und Geschäftsempfehler für deutsche Einwanderer in die Vereinigten Staaten", wovon uns die erste Nummer vorliegt. Dieses Blatt wird jährlich in 150,000 Exemplaren gedruckt und unentgeltlich ausgetheilt; die Basis seiner Existenz ist einzig und allein der Gewinn an den Inseraten. Es hat den Zweck, die Einwanderer, die bisher meist ohne alle Kenntniß des amerikanischen Wesens und der amerikanischen Verhältnisse hinüberkamen, in populärer Weise darüber zu unterrichten, was sie in Amerika zu erwarten, zu vermeiden und zu thun haben. Der Unternehmer war selbst vor einiger Zeit wieder in Europa und stellte in denjenigen europäischen Häfen, welche direct oder über England deutsche Auswanderer nach Amerika senden, nämlich in Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen und Havre, Agenten an, welche von ihm einen festen Gehalt beziehen und verpflichtet sind, den „Wegweiser", den er von Neuyork immer mit den Steamern hinübersendet, vor der Abreise persönlich und unentgeltlich zu behändigen.

Die erst vor wenigen Jahren gegründete Amerikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik hat für dieses Jahr den durch seinen Eifer für die geographischen Wissenschaften rühmlich bekannten Geistlichen Hawks zu ihrem Präsidenten gewählt, nachdem Bancroft auf die Ehre der Wiederwahl Verzicht geleistet hatte. Der neue Präsident eröffnete die erste Jahressitzung (am 4. Januar) mit einem Vortrage, worin er sich über die Fortschritte der geographischen Wissenschaft im vorigen Jahre verbreitete. Interessant waren darin namentlich die Angaben über die auf Kosten der Regierung veranstaltete Expedition des Lieutenant Gilliss und des Herrn Mac Rae nach Chile. Für die Kosten waren ursprünglich nur 18,000 Dollars ausgesetzt, die jedoch allmälig bis auf 200,000 Dollars erhöht wurden. Dafür sind aber auch die Resultate, die in mehren starken Quartbänden veröffentlicht werden, sehr bedeutend. Edmond Rouel Smith, welcher der Expedition beigegeben war, hat später auf eigene Kosten das bis dahin wenig bekannte Gebiet der Araukaner durchforscht. Schröter, der Kartograph der Gesellschaft, hat zwei Karten in Arbeit, von denen die eine aufs genaueste alle neuern Entdeckungen in den arktischen Regionen, die andere die bisher aufgestellten drei Projecte zur Verbindung beider Oceane mitten durch die Rocky-Mountains hindurch verdeutlichen wird. Von Wichtigkeit ist auch der auf Veranstaltung und auf Kosten der Regierung veröffentlichte Bericht des Capitäns Stansbury über seine Erforschung des Thals und des großen Sees Salé d'Utah. Der Reisende hatte auf seinen Wanderungen durch unermeßliche Einöden, die vielleicht noch nie ein menschlicher Fuß vor ihm betreten hatte, viele und große Gefahren zu bestehen. In der Hauptstadt der Mormonen brachte er einen ganzen Winter zu und lernte hier die Sitten und Gebräuche dieser merkwürdigen Sekte gründlich kennen. Die beigegebenen Karten sind von bewundernswerther Ausführung.

H. M.

Notiz.

Robert Giseke's „Pfarr-Röschen" englisch.

Bei Parry und M'Millan in Philadelphia erschien eine englische Uebersetzung von Robert Giseke's „Pfarr-Röschen" unter dem Titel: „The rose of the parsonage: an idyll of our own times. Translated from the German of *Robert Giseke*, author of the romance «Moderne Titanen». Der Uebersetzer (oder die Uebersetzerin) spricht sich in der Vorrede über deutsche Novellistik und Romanliteratur im Allgemeinen aus und bemerkt: die deutschen Schriftsteller zeichneten sich entweder vermöge einer besondern geistigen Eigenthümlichkeit oder vermöge des großen Reichthums ihrer Sprache gemeinhin als Wortmaler aus und besäßen in seltenem Grade die Fähigkeit, in einigen kurzen Sentenzen eine Scene darzustellen, deren kleinste Details durch die in den Worten selbst liegenden Grundelemente ausgemalt würden. Der bewundernde Leser finde oft in einem einzigen dieser dehnbaren Worte, welche zugleich der Reiz und der Reichthum der deutschen Sprache seien, Ideen verkörpert, deren Fülle im Englischen durch weitschweifige, verwickelte Phrasen kaum auch nur annähernd wiedergegeben werden könne. Die Vortheile, welche die Romandichtung von dieser Eigenthümlichkeit deutscher Sprache und deutschen Geistes habe, seien so bedeutend, daß die deutschen Autoren ebenso sehr auf diesem Gebiete wie im Gebiete der Wissenschaften in erster Reihe stehen würden, wenn diese Vortheile nicht an gewissen dem deutschen Geiste ebenso tief anhaftenden Mängeln ihr Gegengewicht hätten. Der Deutsche habe aber einen zu überwiegenden Hang zur kleinlichen und peinlichen Motivirung, eine krankhafte Neigung zur Sentimentalität, einen ungeläuterten Geschmack und eine fast ehrfurchtslose Kühnheit in der Aufdeckung solcher heiligen Geheimnisse, welche das Herz in seinem unentweihtern Zustande in sein Innerstes zu verschließen und vor jeder unsaubern Berührung zu schützen liebe. Daher könnten deutsche Romanschriftsteller nicht darauf rechnen, die Gunst amerikanischer Leser zu erwerben. Nur zwei nimmt der Uebersetzer hiervon aus: Tschocke (Zschokke) und de la Motte Fouqué, die beide, namentlich aber der letztere (wegen der „Undine"?), bei dem amerikanischen Publicum beliebt seien. Zu Denen, welche auf diese Popularität in Amerika Anspruch haben, scheint der Uebersetzer nun auch Robert Giseke zu rechnen, dessen Name, obschon selbst in Deutschland erst seit kurzem bekannt, „occupies already a distinguished position". In „Pfarr-Röschen" fänden sich, bemerkt der Uebersetzer weiter, die der deutschen Feder eigenthümlichen Reize und Liebenswürdigkeiten in reicher Fülle, freilich auch manche ihrer Deformitäten, obschon doch gerade nicht viele. Die Scenerie, die Charaktere, die Landeseigenthümlichkeiten seien gleich einfach und der Natur getreu; die Begebenheiten seien weniger

künstlich, als dies sonst in deutschen Romanen der Fall zu sein pflege, und hätten eine dramatische Kraft und Lebendigkeit, wie man sie bei einem solchen dem gewöhnlichen Leben entnommenen Stoffe nicht erwarten sollte. Die umgestaltende Wirkung, welche eine große Leidenschaft auf verschiedene Charaktertypen ausübe, sei bewundernswerth dargelegt. Kurz, der Roman enthalte nicht wenige Züge, welche einen Künstler vom ersten Range, einen Mann bekundeten, dessen Stimme zum Herzen sprechen müsse, da sie frisch vom Herzen komme („a man, whose voice must reach the heart, since it comes freshly from it").

H. M.

Bibliographie.

Abel, D., Theodat, König der Ostgothen. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 4 Ngr.

Andersen, H. C., Gesammelte Märchen. Vollständige vom Verfasser besorgte Ausgabe. 6te Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers nach Prof. Grahl. Leipzig, Lorck. 1854. 8. 1 Thlr.

Arndt, E. M., Geistliche Lieder. Berlin, Weidmann. 12. 12 Ngr.

Augier, E., Gift! Lustspiel in zwei Acten und in Versen, bearbeitet von A. Echard. Leipzig, Wagner. 8. 16 Ngr.

Bäuerle, A., Wien vor zwanzig Jahren, oder: Baron Rothschild und die Tischlerstochter. Roman. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Baumgarten, M., Ein Denkmal für Claus Harms. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Bleibtreu, K., Lebensbilder aus der Geschichte der christlichen Kirche vor und nach der Reformation. Duisburg, Ewich. Gr. 16. 8 Ngr.

Cappe, H. P., Die Münzen der Stadt und des Bisthums Hildesheim, nach der Zeitfolge geordnet und beschrieben. Mit 20 Kupfertafeln. Dresden. Gr. 8. 4 Thlr.

Charpentier, J. P., Studien über die Kirchenväter. Aus dem Französischen frei übersetzt und herausgegeben von Bittner. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Conscience, H., Die Dorf-Plage. Aus dem Flämischen von A. Scheler. Mit 4 Original-Illustrationen von J. Bertou. Autorisirte Ausgabe. Brüssel, A. Schnee. Gr. 8. 15 Ngr.

Cornelius, C. S., Die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus. Versuch einer theoretischen Ableitung der gesammten magnetischen und elektrischen Erscheinungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Sieben Bücher französischer Geschichte. Nach gedruckten handschriftlichen, theilweise unbenutzten Quellen. 1ster Band. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, W., Die christliche Litteratur als Werkzeug der Mission unter den Heiden. 1. Die Bibelübersetzung. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 12. Febr. 1855. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Kinderherberge. Eine wahre Dorfgeschichte aus dem schlesischen Volksleben. Breslau, Dülfer. 16. 5 Ngr.

Künstler, W., Dorfgeheimnisse aus dem nord-östlichen Thüringen. Zerbst, Wallerstein. 8. 24 Ngr.

la Guéronnière, Graf A. de, England's Staatsmänner des 19. Jahrhunderts. Sir Robert Peel, Lord Aberdeen, Benjamin D'Israeli, Lord Palmerston, Sir James Graham, Lord John Russel, William Gladstone. Mit einem Seitenblick auf Rußland und seine Politik. Nach dem Französischen von F. Freih. von Biedenfeld. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Lilienfeld, A., Eine Reise um die Welt. Marburg, Koch. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Mitgabe auf die Lebensreise. Blüthen christlicher Dichtung aus allen Zeiten der Kirche. In einem Gedicht auf jeden Tag des Jahres. 3te umgearbeitete Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 15 Ngr.

Monod, A., Könnt ihr ruhig sterben? Frankfurt a. M., Brönner. 24. 4 Ngr.

Musenalmanach der Ostseeprovinzen Rußlands. 2ter Jahrgang. Für das Jahr 1855. Herausgegeben von R. Graf Rehbinder. Mitau, Reyher. 16. 18 Ngr.

Normann, F., Eldorado oder das Goldland. Schauspiel in 4 Aufzügen. Hamburg, O. Meißner. 8. 20 Ngr.

Otto, B., Die Sprache der Verstorbenen oder das Geisterklopfen. Stimmen aus dem Jenseits und enthüllte Geheimnisse des Grabes. Ein unumstößlicher Beweis für die Fortdauer der Seele nach dem Tode und deren Wiedervereinigung mit ihren Lieben. Nach gesammelten authentischen Thatsachen dargestellt. Leipzig, C. G. Schmidt. 8. 18 Ngr.

Frische Quellen. Schönwissenschaftliche Jahrbücher. Unter Mitwirkung vieler Literaturkräfte herausgegeben von K. Beck. 1ster Jahrgang 1855. Zehn Lieferungen. Pest, Edelmann. Hoch 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Scherenberg, C. F., Abukir die Schlacht am Nil. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 20 Ngr.

Steinthal, H., Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniss zu einander. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wartburg-Bibliothek herausgegeben von L. Bechstein. I. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 20 Ngr.

Weber, A., Ueber den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen. Eine kritische Abhandlung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Wickede, J. v., Die französische Armee im Jahre 1854—55. Ergänzung der Schrift „Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen." Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Wohlmuth, L., Der Kaiserdom zu Speier. Ein deutsches Lied. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 16. 10 Ngr.

Zugschwerdt, J. B., Das Bankwesen und die privilegirte österreichische Nationalbank. Wien, Braumüller. Lex.-8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Blick auf Schlesiens Wassernoth. Zwei Familienbriefe aus Schlesien. Zum Besten der unglücklichen Armen Schlesiens herausgegeben. Leipzig, Dürr. 1854. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Politische Briefe. Nr. 1. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Lex.-8. 6 Ngr.

Dittrich, J. A. W., Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! Drei Predigten vom christlichen Hausstande, gehalten, und christlichen Häusern dargeboten in einer Zeit, wo es Noth thut. Breslau, Dülfer. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Eberlin, Die Integrität der Pfarrpfründen und des Pfarrpfründe-Genusses vom kanonischen und öconomischen Standpuncte beleuchtet. Manheim, Bensheimer. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Schrift und Bekenntniß oder die Grundbedingung der Kirchenvereinigung in Baden und ihrer Befestigung. Der Generalsynode von 1855 zur Berücksichtigung und Jedermann zur Prüfung vorgelegt. Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Hesekiel, G., Wie die von Witzleben'sche Klosterschule zu Roßleben das 300jährige Jubelfest feierte. Im Auftrage der am 5. und 6. Juli zu Kloster Roßleben versammelt gewesenen Commilitonen herausgegeben. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 8. 20 Ngr.

Heßlein, B., Kaiser Nikolaus I. Dreißig Jahre aus der Geschichte Rußlands. Berlin, Sacco. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Niederlassung des Lehrer Wander in Löwenberg. Ein Beitrag zur Kenntniß der preußischen konstitutionellen Rechtszustände. Hamburg. Gr. 12. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Erster bis achter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Leipzig, im April 1855.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie

depuis 1804 jusqu'à 1850. Par le Docteur **Barthélemy-Sylvestre Cunibert.** 2 volumes. In-8. Broché. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten **Milosch Obrenowitsch** war, gibt eine lichtvolle Darstellung der politischen Zustände Serbiens unter der Regierung dieses Fürsten, und hellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei der wichtigen Stellung, die Serbien in den gegenwärtigen Verwickelungen im Oriente einnimmt, wird das Werk nicht verfehlen, überall Aufsehen zu erregen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brugsch (H.), Reiseberichte aus Aegypten.

Geschrieben während einer auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser — den das „Ausland" in einer höchst anerkennenden Besprechung (1855, Nr. 11) „einen der grössten Aegyptologen diesseit und jenseit des Rheins" nennt — bietet in vorliegender Schrift dem grössern deutschen Publicum die Frucht seiner unter Humboldt's Auspicien begonnenen und von den werthvollsten wissenschaftlichen Erfolgen gekrönten Reise nach Aegypten. Das Ziel seiner Wanderungen war nicht das jetzige Aegypten, sondern das alte monumentale Nilthal, und er gibt in dieser Schrift dem Nichtgelehrten eine getreue und allgemein verständliche Schilderung des alten Aegypten.

Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon soeben bereits eine **vierte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stein und sein Zeitalter.

Ein Bruchstück aus der Geschichte Preussens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. Von **Dr. S. Stern.** 8. Geh. 2 Thlr.

Eine populär gehaltene Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Ministers Freiherrn vom Stein und seiner für Deutschland so verhängnißvollen Zeit; ein **Volksbuch**, das die weiteste Verbreitung im deutschen Volke beansprucht und gewiß auch in vollem Maße verdient.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 17. —— 26. April 1855.

Bunsen's „Hippolytus und seine Zeit".

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Von Christian Karl Josias Bunsen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852—53. Gr. 8. 7 Thlr.

Zweiter Artikel.*)

(Zweiter Band: Die Herstellung.)

Es ist eine geraume Zeit verflossen, seit wir in einem ersten Artikel das Buch Bunsen's über den Hippolyt besprachen. Wenn wir so spät noch ein mal darauf zurückkommen, so mag das seine Rechtfertigung darin finden, daß das genannte Buch wahrlich nicht blos ein vorübergehendes, temporäres, ebenso wenig wie ein blos kritisch-gelehrtes oder literarhistorisches Interesse in Anspruch nimmt, sondern weit über seinen Titel hinaus ein lebendiges kirchengeschichtliches Bild als ein bleibendes Ganzes aufstellt und zugleich in die tiefsten und wichtigsten Fragen nicht nur der Gegenwart, sondern der ganzen Entwickelung der Kirche vielfach anregend eingreift. Blos kritische Untersuchungen — wenngleich sie von zu Vielen in Deutschland als der letzte Zweck behandelt werden — dürfen in Wahrheit immer nur Mittel sein und darum, wenn sie zu einem Resultate geführt haben, als abgethan gelten, sodaß sie höchstens für den Fachgelehrten nur noch als eine Stufe, die er auch überschritten haben muß, gelten können — gelten sollten, während eine in sich abgeschlossene und vollendete Darstellung von auch nur einem Stück Leben aus der Welt- oder Kirchengeschichte zu einer bleibenden Bedeutung und Geltung berechtigt ist. Leider pflegt es in Deutschlands geistiger Welt und Literatur nicht immer so gehalten zu werden. Jeder neue Autor, der über irgend einen Gegenstand schreibt, glaubt immer ganz von vorn wieder anfangen zu müssen; seine Vorgänger sind, selbst wenn er schließlich zu demselben Resultat wie sie kommt, nur zum Widerlegen für ihn da; ihr ganzes Gewebe, ja jeder einzelne Faden muß bis in alle seine Fasern aufgedröselt und zerlegt werden, oft nur um zuletzt dasselbe Gewebe mit einer ein klein wenig nach einer andern Seite hin schillernden Farbe wieder zusammenzusetzen.*) Wir möchten dies eine Caricatur von Lessing's tiefem und wahrem Wort vom Wege zur Wahrheit und der Wahrheit selbst nennen.

Ein solches unerquickliches Schauspiel bieten, wir müssen es leider gestehen, die bisherigen Untersuchungen über den Verfasser des neu aufgefundenen Buchs der „Philosophumena" dar. Bunsen war der Erste, der die Frage — nach vorläufigen kürzern Untersuchungen Anderer in wissenschaftlichen Zeitschriften — zum Gegenstande einer umfassenden und gründlichen Behandlung machte. Wir glaubten in unserm ersten Artikel das Resultat seiner Untersuchungen, soweit es den Hippolytus als Verfasser der Schrift betrifft, im Wesentlichen als feststehend und gesichert ansehen zu dürfen. Wir haben uns, was die gelehrten Theologen angeht, geirrt. Seitdem schon ist eine ganze Anzahl neuer Bearbeitungen erschienen, welche die Sache immer ganz von vorn anfangen und Alles wieder in Frage stellen. Zwar daß Diejenigen, welche von vornherein anderer Ansicht waren, ihre Meinung nicht änderten, begreift sich; daß z. B. Baur seine Hypothese vom Presbyter Cajus als dem Verfasser nicht aufgibt, sondern seinen ganzen, wirklich bewundernswerthen Scharfsinn und sein gründliches Wissen zu ihrer Befestigung, obwol fruchtlos, aufbietet, ist natürlich, umsomehr als es ihm wirklich an Argumenten nicht fehlt. Aber eines kleinen Lächelns kann man sich nicht erwehren, wenn man andere Gelehrte mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn Bunsen in eigenen Werken bestreiten sieht, um schließlich zu demselben Resultat über den Verfasser zu gelangen, wie Bunsen! Nur ja nicht aus denselben

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 31 d. Bl. f. 1853. D. Red.

*) Eine so richtige, zutreffende, die deutsche Manie des Mäkelns blos um des Mäkelns willen so scharf kennzeichnende Bemerkung, daß wir nicht umhinkönnen, sie unsererseits auch den Kritikern auf anderm als blos gelehrt-theologischem Gebiete ans Herz zu legen. D. Red.

Gründen, umsomehr als Bunsen kein theologischer Fachgelehrter ist! Hat er auch das Rechte gefunden, so darf er es doch nicht auf dem rechten Weg gefunden haben; das wäre ja der Ehre der Fachgelehrten zunahegetreten, bei denen der Apparat wichtiger ist als Das, was durch den Apparat erzielt werden soll!

Diese Betrachtungen wurden uns hauptsächlich durch zwei seither erschienene Bücher erweckt: Döllinger's in München „Hippolytus und Kallistus, oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts" (Regensburg 1853) und Volkmar's in Zürich „Hippolytus und die römischen Zeitgenossen" (Zürich 1855).

Döllinger zwar hat noch ein anderes Interesse als das der Gelehrsamkeit und ein auf seinem Standpunkt allerdings höheres und berechtigteres: das Interesse der katholischen Kirche, welche es allerdings nicht gleichgültig mitansehen konnte, einen ihrer heiligen Päpste von einem andern Heiligen so schmählich blosgestellt und die tiefen und frühen Schäden im Centrum der katholischen Christenheit so scharf und offen dargelegt zu finden. Unsere Leser wollen sich freundlich (nach so langer Zeit vielleicht eine etwas starke Zumuthung) des kurzen Ueberblicks erinnern, den wir in unserm ersten Artikel über das Verhältniß von Hippolytus und Kallistus gegeben haben. Für den katholischen Theologen lag hier die schwere Aufgabe vor, den einen zu rechtfertigen, ohne den andern zu verurtheilen. Sein kritisches Gewissen — und das ist höchlich anzuerkennen — macht es Döllinger unmöglich, die unbequeme antipäpstliche Schrift dem Hippolytus abzusprechen; es bleibt ihm also nur übrig, den Verfasser selbst zu einer Art von Gegenpapst zu machen, natürlich jedoch so, daß derselbe erstlich in dem damals noch unentwickelten Zustande des Dogmas und der Disciplin einige Entschuldigung finde und sich dann auch mit der Kirche versöhne, die in seinem Märtyrerthum die hinreichende Buße und Sühne finden konnte. Döllinger nämlich nimmt an, daß damals in Rom Differenzen über die Trinitätslehre, welche bekanntlich von der Kirche noch nicht festgestellt war und in der sich daher eigenthümliche und auseinandergehende Ansichten, sofern sie nicht die Grundlage selbst betrafen, noch ohne Häresie nebeneinander bewegen konnten — und über strengere oder laxere kirchliche Disciplin, namentlich in Betreff der Wiederaufnahme der nach der Taufe Gefallenen — welcher Punkt ebenfalls erst durch Sitte und Gewohnheit der einzelnen Gemeinden, noch nicht durch kirchliche Autorität entschieden war — stattgefunden hätten. Hippolyt vertrat in beiden Punkten die strengere Auffassung und klagte den Kallistus als Sabellianer und Zerrütter der kirchlichen Disciplin an; Beide waren von ihren Anhängern zum Bischof gewählt, und so entstand eine förmliche Spaltung, welche auch gegen des Kallistus Nachfolger, Urban I. und Pontianus, fortdauerte. Letzterer wurde, nach Döllinger, zugleich mit Hippolyt 235 nach Sardinien verbannt; dort wurde die Versöhnung durch Abdankung Beider und hierauf durch die Wahl des Anteros in Rom bewirkt. Pontian und Hippolyt starben Beide in Sardinien; um die Versöhnung zu besiegeln, wurden die Leichname Beider zusammen nach Rom gebracht und dort am selben Tage, wenn auch an verschiedenen Orten beigesetzt und ihr Gedächtniß am selben Tage (13. August) gefeiert. So die Darstellung Döllinger's; und es ist in der That unterhaltend — wenngleich wir unsere nichttheologischen Leser damit verschonen müssen — wie er diese ganze Reihe von Hypothesen scharfsinnig zu begründen und immer eine durch die andere wahrscheinlich zu machen versucht. Denn bis auf das Factum, daß in der ältesten römischen liturgischen Sammlung im Natale Sanctorum Hippolyt und Pontian auf denselben Tag verzeichnet ist, ist eben Alles Hypothese; geistreiche und scharfsinnig durchgeführte Hypothese, aber „man merkt die Absicht und man ist verstimmt".

Daß Döllinger seinem Gegner einige Fehler nachgewiesen hat, wollen wir gern zugeben. Wir rechnen aber nicht dazu Bunsen's Ansicht von den Suburban-Bischöfen als Presbytern der römischen Kirche; diese Ansicht ist in der allgemeinen und richtigen Auffassung von dem Verhältniß des Episkopats und Presbyterats und der ganzen Verfassung der alten Kirche so wohl begründet und durch manche einzelne Notizen, die Bunsen aus seiner genauen Kenntniß der ältern römischen Verhältnisse, deren Spuren sich noch jetzt in dem Collegium der Cardinäle finden, geschöpft, so gut gestützt, daß wir sie für ganz unzweifelhaft halten. In das spätere hierarchische System, welches Döllinger nothwendig in die älteste Zeit hineintragen muß, paßt sie freilich nicht.

Anerkennen aber müssen wir, daß in dem Buche Döllinger's sich eine gründliche Gelehrsamkeit (namentlich eine nur bei einem katholischen Theologen mögliche und nur einem solchen hinreichenden Lohn darbietende Belesenheit in dem Wust von Martyrologien und Legendarien, in dem doch manches Goldkörnchen steckt), eine oft höchst unbefangene und vorurtheilsfreie Auffassung, die man von Rom aus schwerlich billigen, nur ignoriren kann, und eine ganze Reihe von werthvollen Untersuchungen und Erläuterungen aus der ältern Kirchen- und Dogmengeschichte findet. Wir sprechen gern unsere große Achtung vor dem Verfasser aus und können der katholischen Kirche nur viele solcher Theologen wünschen! Wenn wir oben der deutschen Fachgelehrsamkeit manches Böse nachsagen mochten, so wollen wir hier gern den Werth deutscher Wissenschaft auch auf dem Gebiete der römischen Kirche anerkennen.

Weniger von allgemeinem Interesse ist das zweite der oben angeführten Bücher von Volkmar. An Gelehrsamkeit und Scharfsinn fehlt es dem Verfasser auch nicht, welcher wesentlich auf dem Standpunkt der tübinger Schule in Betreff des Urchristenthums steht, aber eine unbefangene und unparteiische Forschung zeigt, die sich nur zum großen Theil in kritischen Minutien bewegt und sich selten zu einer allgemeinen Anschauung und zu einem geschichtlichen Bilde erhebt, sodaß es oft schwer ist, seine eigentliche Meinung von der Wirklichkeit der Dinge zu entdecken. Was die Stellung des

Hippolytus betrifft, so scheint er Döllinger's Ansicht über sein schismatisches Bisthum von Rom anzunehmen; es ist ihm hauptsächlich nur um die Frage von dem Verfasser der „Philosophumena" zu thun und um dessen Verhältniß zu andern Schriftstellern jener Zeit, namentlich dem vielbesprochenen und wenig aufgeklärten Presbyter Cajus, der fast zu einer mythischen Person geworden war, dem man Alles aufbürdete, und über den Volkmar nüchterne und verständige Untersuchungen gibt, die sehr dankenswerth sind, sowie die Untersuchungen über Theodoret's Schrift gegen die Häretiker und ihr Verhältniß zu den „Philosophumena". Wir können ihm hier natürlich nicht in diese philologisch-historischen Irrgänge folgen, die nur für den gelehrten Theologen von Werth sind, und bemerken nur, daß, nachdem er Bunsen's und Döllinger's Gründe zerstört hat, er doch schließlich auch den Hippolytus für den Verfasser erklärt — aus einem einzigen Grunde, der aber von Kennern der leider zu sehr vernachlässigten Archäologie christlicher Kunst schwerlich anerkannt werden wird. Er hält nämlich das Zeugniß der Statue des Hippolyt in Rom, auf deren Sessel das Buch verzeichnet ist, für durchschlagend, ein Zeugniß, auf welches allerdings auch Bunsen und Döllinger Gewicht legen, ohne sich jedoch allein darauf zu stützen. Leider aber ist diese Statue fast ganz Restauration und nur der Sockel alt; es läßt sich also gar kein Urtheil über ihr Alter und ihre Herkunft fällen, somit auch nicht über den Werth des an ihrem Sessel angeschriebenen Zeugnisses. Wir können auch Bunsen nicht von dem Vorwurf freisprechen, dies übersehen zu haben; bei ihm ist aber die Statue nur ein einzelnes Moment in der Reihe der vielen andern, wie das überhaupt Bunsen's Vorzug ist, daß er von einer lebendigen Gesammtanschauung ausgeht, in welcher einzelne Fehler vorkommen, einzelne Stützen dem Bau entzogen werden mögen, ohne daß das Ganze darum zusammenfällt.

Mögen unsere Leser uns diese Rückblicke auf den ersten kritischen Theil verzeihen und uns freundlich zu dem zweiten Band des Bunsen'schen Werks folgen, welcher das allgemeine Interesse in erhöhtem Grade in Anspruch nimmt, da er aus den Untersuchungen des ersten Bandes nur die Resultate zieht, um ein anschauliches Bild der christlichen Kirche selbst in jenen ersten Jahrhunderten zu geben.

Der vorliegende deutsche Band umfaßt Band 3 und 4 des englischen Werks, hier zu Abtheilung 3 und 4 geworden.

Die dritte Abtheilung macht es sich zur Aufgabe, ein urkundliches Bild des gemeindlichen Lebens der Hippolytischen Zeit, also der zweiten Hälfte des 2. und der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts darzustellen, durch Vorlegung eines zusammengedrängten volksmäßigen Textes der Denkmäler des Urchristenthums, in welchen sich das Gesammtbewußtsein und das gemeindliche Leben jener Zeit abspiegelt, in Schule und Gemeinde, im Gottesdienst und in den geselligen Verhältnissen des Lebens. Diese Bilder selbst machen den ersten Abschnitt aus; die Auslegung und Anwendung derselben versucht der zweite Abschnitt zu geben. Er führt zu dem Zwecke zuerst jedes der vier aufgestellten Bilder erklärend vor Augen, läßt dann die anderthalbtausendjährige Geschichte sich darin spiegeln, welche uns von jener Urzeit trennt, und beleuchtet hierauf unsere Gegenwart mit dem ausgesprochenen Zwecke, aus jenem Bilde eine praktische Anwendung für die Verbesserung unserer Zustände zu geben.

In dem ersten Abschnitt bietet uns der Verfasser zwei Texte dar, die er als urkundlich zu bezeichnen sich berechtigt hält: „Das Kirchen- und Hausbuch der alten Christen" und das „Gesetzbuch der vornicänischen Kirche". Die Untersuchungen des ersten Bandes hatten hierfür den festen Boden gewonnen. Er hatte in dem verworrenen Wust der apostolischen Constitutionen und Kanones als Grundlage die Sammlung der Gewohnheitsrechte der ältesten Kirche erkannt, wie sie in jeder einzelnen Gemeinde, zurückgeführt auf apostolische Anordnungen und Ueberlieferungen, aber nach localem Bedürfniß in Einem Geiste ausgebildet und individualisirt, daher in allem Wesentlichen überall gleich und vielleicht nur hier und da ein wenig abweichend, aufgezeichnet, aufbewahrt und zuletzt als eine heilige Urkunde geehrt waren. Spätere absichtliche Ueberarbeitung hatte sie entstellt und mit hierarchischem Putz überkleidet. Von diesen Zuthaten sie zu befreien, das Echte, Ursprüngliche herauszusondern, war des Verfassers kritisches Bemühen, wobei ihm für die Kanones besonders die koptische Sammlung zu Hülfe gekommen war. Er hatte sich bei dem kritischen Ergebniß aber nicht begnügt, sondern sucht nur die echte Ursammlung, wie sie eben in allen Gemeinden wesentlich dieselbe sein mußte, als ein Ganzes vor Augen zu führen, und das ist es eben, was sein Buch auch für den Laien so interessant macht. Denn, sagt er mit Recht,

> welcher klar und redlich forschende Geist, dem das Christenthum ein Leben und die Wiederbelebung desselben die Bedingung aller Hoffnungen für die Zukunft der europäischen Menschheit ist, fühlte in unsern schweren und fast apokalyptischen Zeiten nicht das Bedürfniß, sich wo möglich in Lebensgemeinschaft zu setzen mit dem Geiste jenes Urchristenthums? Wer wäre so an die kanonischen Formen seiner Kirche gebannt, daß er nicht deren angebliches Vorbild in seiner Wirklichkeit anschauen möchte?

Er ist dabei weit davon entfernt, den Buchstaben dieser alten und ehrwürdigen Ordnungen zu knechtischer Dienstbarkeit als ein allein maßgebendes Vorbild aufzustellen; im Gegentheil besteht für ihn gerade darin hauptsächlich ihre große Bedeutung, daß sie neben dem positiv evangelischen Geist in seiner ersten Anwendung auf das Leben zugleich auch das Princip der evangelischen Freiheit in seiner ersten Anwendung entfalten; sie sind ihm wichtig durch Das, was sie enthalten als apostolische Anschauung, und nicht weniger wichtig durch Das, was sie nicht enthalten, sondern im Glauben an die Wirkung des Geistes in der Gemeinde der evangelischen Freiheit überlassen. Er will also keine Uebertragung jener Formen und Ordnungen auf unsere Zeit.

> Denn kein noch so ursprüngliches Zeitalter, nicht einmal das der Apostel selbst (das 1. Jahrhundert oder die beiden ersten Geschlechter), ist in seiner Erscheinung, in seinen Einrich-

tungen und Formen vollkommen und maßgebend für alle Zeiten. Erstlich deswegen, weil es mit zu dem Guten und Musterhaften desselben gehört, Ausdruck der Bedürfnisse jener Zeit zu sein; zweitens, weil kein Zeitalter ohne seine Schwächen und Gebrechen ist.

Wir müssen nun freilich unsern Lesern überlassen, sich aus dem Buche selbst mit diesem anziehenden Bilde der Sitten und Gewohnheiten der ältesten Kirche vertraut zu machen, und können hier nur eine kurze Andeutung des Inhalts geben, gleichsam die Capitelüberschriften, aus denen doch hinreichend ersichtlich werden wird, wie reich und umfassend dieses Bild ist. Das können wir ihnen versprechen, daß sie aus diesem Büchlein eine lebendigere und wirklichere Anschauung des urchristlichen Lebens gewinnen werden, als aus vielen frommen und weitläufigen Kirchengeschichten.

Dies „Kirchen- und Hausbuch der alten Christen" nun zerfällt in vier Bücher. Das erste betrifft die Schule und enthält Verordnungen über Aufnahme, Unterweisung, Gelübde und Zulassung der Katechumenen, nebst der Taufordnung der alten Kirche. Wir finden in diesen Verordnungen viel einfältige christlich-pädagogische Weisheit und in schlichter Sprache unter andern einen „Moralischen Katechismus", den man, sowie das „Alte Gebet der Kirche zu Antiochien für die Katechumenen" nicht ohne Erbauung lesen wird. Wir weisen dabei sogleich auf die „Nutzanwendung für die Kirche der Zukunft" hin, bei welcher der Verfasser von der historisch gewordenen und berechtigten kirchlichen Entwickelung der Kindertaufe ausgeht, wonach die Taufe jetzt der Schule vorangehen muß, zugleich aber eine Umgestaltung fodert, wodurch die Beibehaltung der Kindertaufe mit dem Bedürfniß der Heranbildung der Jugend zu bewußten, bekennenden Christen und der Auferbauung der Kirche aus dieser letztern ausgeglichen werde. Er legt dabei das Hauptgewicht auf die Confirmation, welche ausgebildet zu haben das besondere Verdienst der deutschen evangelischen Kirchen ist. Wir können seine sehr beherzigungswerthen und nicht unpraktischen Vorschläge hier nicht im Einzelnen verfolgen; unsers Bedünkens geht er etwas zu weit, wenn er „die Taufhandlung als ein Ganzes auffassen will, dessen Anfang die Besprengung und Namengebung des Kindes, dessen Ende das durch den Segen besiegelte Gelöbniß der erwachsenen und unterwiesenen jungen Christen ausmacht". Die Taufhandlung, als ein Act der Kirche und des Heiligen Geistes, ist auch ohne dieses Gelöbniß ein Ganzes; und wie wichtig jenes Gelöbniß oder der Segen der Confirmation auch sein mag, als Ende oder Ergänzung der Taufe können sie nicht aufgefaßt werden, ohne der Würde und Bedeutung derselben Eintrag zu thun.

Das zweite Buch enthält die Verfassung der alten Kirche, zunächst die der Kirche in Aegypten und den mit ihm zusammenhängenden Ländern, denn es hat hier die koptische und äthiopische Sammlung zugrunde gelegt werden müssen, aus welchen die Verordnungen über die Gemeindeämter, Bischöfe, Presbyter, Diakonen, Vorleser und auch Jungfrauen und Witwen, sowie mit Heilkraft Begabten entnommen sind. Der Verfasser bemerkt dazu mit Recht:

> Die christliche Kirchenverfassung ist, wie die politische der germanischen Stämme, ausgegangen von der Gemeinde; aber das Grundbewußtsein dieser Gemeinde ist, daß sie sich unter einer göttlich-sittlichen Ordnung weiß und eben deshalb sich frei und zur Freiheit berufen fühlt.

Die Thätigkeit der Gemeinde aber, obwol sie ihren Bischof noch selbst wählt und nur die Bischöfe der benachbarten Orte einladet, ihn zu weihen, d. h. mit Gebet und Handauflegung einzuführen in sein Amt, ist schon bedeutend zurückgetreten; es hat sich schon entschieden ein geistlicher Stand gebildet. Auch haben sich schon um die Mittelpunkte der Provinzen Sammelgemeinden gebildet. Mit Recht behauptet der Verfasser, daß die hier vorliegenden Data sowol die Hypothese, der Bischof sei nur als primus inter pares aus den Presbytern hervorgegangen, als die ganz den modernen Zuständen entlehnte Ansicht ausschließen, daß die Geistlichkeit ursprünglich der Lehrstand der alten Kirche gewesen sei. Daß die Geistlichen verheirathet sind, bedarf kaum der Erwähnung, doch hatte man schon aus dem Brief an Timotheus (III, 2) den Widerspruch gegen eine zweite Ehe des Bischofs und Presbyters, ja schon den Gedanken abgeleitet, daß, wer einmal ledig in den geistlichen Stand getreten, in demselben nicht heirathen dürfe, welchen Hippolytus im Widerspruch gegen den römischen Bischof Kallistus als Kirchengesetz geltend machen wollte. In der Nutzanwendung des Verfassers können wir es nur billigen, daß derselbe in unserer viel zu sehr nach Formen der Verfassung strebenden Zeit nur die großen Principien des Bisthums (nicht im hierarchischen Sinne einer mystischen Weihe, sondern im evangelischen Sinne persönlich lebendiger Regierung) und des Gemeinderechts festhält und die einzelnen Formen freier Entwickelung überläßt.

Das dritte Buch, die Liturgie oder die allgemeine Ordnung des Gottesdienstes enthaltend, gibt, wie sich erwarten läßt, nur das wesentliche Schema desselben, mit den feststehenden Formeln und der Ordnung der Handlung, welche durch die freien Gebete des Bischofs oder Presbyters noch eine reiche Ausfüllung erhielt. Wir werden darauf bei Besprechung der vierten Abtheilung noch zurückkommen müssen und erwähnen hier nur, daß gerade in dieser Uebersicht der Charakter des alten Gottesdienstes als wesentliche Handlung der Gemeinde, That der Anbetung, besonders deutlich und klar hervortritt. Von besonders großem Interesse ist hier die „Spiegelung" oder die Vergleichung der verschiedenen im Laufe der Zeit historisch entwickelten Gottesdienstordnungen mit diesem uralten Bilde, worin sich ein reiches und sorgfältig zusammengestelltes, sowie einsichtig gewürdigtes Material, namentlich auch über die unter den protestantischen Kirchen am reichsten ausgebildete englische Liturgie findet. Für die Nutzanwendung stellt Bunsen „die alte Kirche als apostolisches Vorbild und Muster hin durch zwei

Ideen: die eine ist, daß das geistige Opfer des Christen der Gipfel- und Zielpunkt der christlichen Anbetung und die leitende Idee der Liturgie sei, die andere, daß der christliche Gottesdienst nicht eine Lehre oder Betrachtung, sondern eine Handlung sei, und zwar eine gemeinsame des Geistlichen und der Gemeinde". Daß Bunsen diese Principien in eigenen liturgischen Entwürfen bereits angewandt hat, dürfen wir als bekannt voraussetzen und können nur den Wunsch aussprechen, daß dieselben (wie sie namentlich in dem im Rauhen Hause erschienenen Gesang- und Gebetbuch zusammengestellt sind) immer mehr Beachtung und Beherzigung finden mögen bei Geistlichen und bei Laien, und daß namentlich die letztern immer mehr zu dem Bewußtsein kommen mögen, daß sie im evangelischen Gottesdienst selbst etwas zu thun haben, daß der rechte Gottesdienst nicht für sie, sondern durch sie geschehen müsse!

Im vierten Buche würde man sich etwas getäuscht finden, wenn man nach dem Titel: „Allgemeine Verhaltungsregeln für alle Glieder der Gemeinde, oder das Haus-, Gemeinde- und Gesellschaftsleben der alten Christen", darin irgendwie bemerkenswerthe Anfänge einer christlichen Ethik erwarten wollte. Diese sind eher in dem schon oben erwähnten „Moralischen Katechismus oder Lehre von den zwei Wegen" des ersten Buchs zu suchen, in freilich sehr unentwickelter Gestalt, aber reiner, tiefer Gesinnung und schönem, einfachem Ausdruck. Die Verhaltungsregeln des vierten Buchs beziehen sich mehr auf das gemeindliche Leben und sind zum Theil äußerlicher und formaler Art; es zeigt sich darin sehr das dringende Bedürfniß, die Gemeinde als eine der Welt entgegengesetzte zusammenzuhalten, sowol durch positive Uebungen als eine strenge Negation des Fremdartigen. Der Verfasser sagt mit Recht:

> Das Gemeindeleben bildete für jene Christen nicht sowol die Vermittelung des häuslichen und öffentlichen Lebens, sondern es war recht eigentlich das erweiterte häusliche und das einzige dem Christen werthe oder zugängliche öffentliche Leben.

So finden wir Regeln über die Sonntagsfeier, die Fasten, die Theilnahme am Gottesdienst, über die häusliche Andacht in ihrer Verbindung mit der öffentlichen, über die Liebesmahle, über die dem Andenken der Todten zu widmenden Feiern und nur wenige Andeutungen über die ehelichen Verhältnisse und das ganze häusliche Familienleben. Die ehelichen Verhältnisse werden sehr streng aufgefaßt, in bedeutsamem Gegensatz gegen die heidnische und jüdische Sittenlosigkeit jener Zeit; der oft anerkannte Segen des Christenthums, daß es selbst erst die Frau zu der Ehre gebracht, die ihr gebührt „als Miterbin des Himmelreichs, als gleiche Verantwortlichkeit wie gleiche Hoffnung in sich tragend", bestätigt sich auch hier in diesen Andeutungen. Im Allgemeinen aber findet sich in der Sitte, wie dies Buch sie darstellt, eine noch unklare Mischung von reiner, sittlicher Tiefe und von Resten einer alten, ja auch von Anfängen einer neuen, hierarchischen Gesetzlichkeit, die zum Theil selbst „den Charakter der alten, von Dämonenfurcht besessenen Welt trägt, welche in Angst vor dem Zauber auch nach äußerlichen Bewahrungsmitteln vor dem Bösen suchte und dem Gebete äußere Zeichen und Geberden beifügte". Diese Elemente sind im Laufe der Zeiten nebeneinander fortgegangen, und weder in der alten noch in der mittelalterlichen Kirche ganz zur Scheidung gekommen; vollzogen hat diese Scheidung auch die Reformation noch nicht ganz, sondern sie der Entwickelung der evangelisch-protestantischen Kirchen vorbehalten. Den Grund aber zu dieser Entwickelung hat die Reformation gelegt, indem sie den Menschen wieder in Dasjenige zurückführt, was der Verfasser mit Recht bezeichnet als „den innersten Mittelpunkt der geistigen Kraft des Christenthums, das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit, der geistigen Selbständigkeit aller seiner Mitglieder, Armer und Reicher, Gebildeter und Ungebildeter, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen".

Von demselben Gesichtspunkte aus ist das sich unmittelbar an das vierte Buch des „Kirchen- und Hausbuch der alten Christen" anschließende „Gesetzbuch der vornicänischen Kirche" oder die kirchenrechtlichen Kanones der Apostel zu betrachten. Was dieser letztere Name bedeutet, hat der Verfasser bereits im ersten Bande festgestellt: geistliche und ethische Rechtsbestimmungen, welche ihrem wesentlichen Inhalt, wenn auch nicht ihrer Form und Entwickelung im Einzelnen nach auf die Apostel zurückgeführt werden konnten. Er unterscheidet zwei Sammlungen, von denen die älteste etwa dreißig solcher Bestimmungen enthielt, welche von einem Kundigen im 2. Jahrhundert zusammengestellt wurden, als Zusammenfassung Dessen, was im Bewußtsein und der Erfahrung der Christen als leitende Norm sich herausgestellt hatte. Die zweite Sammlung, welche von der römischen Kirche nicht anerkannt, aber für die kirchliche Entwickelung des Orients besonders wichtig geworden ist, trägt schon mehr entschieden den Charakter eines Rechtsbuchs für die innere Zucht der Geistlichkeit, mit Strafbestimmungen; in ihr finden sich denn auch schon die Anfänge einer hierarchischen Entwickelung der Priesterkirche — eines eigentlich kanonischen Rechts.

Wir haben bei Darlegung des Inhalts des ersten Abschnitts dieser dritten Abtheilung des ganzen Werks schon immer auf die Gegenwart und Zukunft beleuchtenden Andeutungen des zweiten Abschnitts Rücksicht genommen. Was die specielle theologische Gelehrsamkeit berührt, so den präsumtiven griechischen Urtext der erwähnten Kanones, die Formulare des Glaubensbekenntnisses, die Originale einzelner liturgischer Formeln u. s. w., hat der Verfasser mit Recht in die Anmerkungen verwiesen. Wichtig wie diese sind, nehmen sie in dieser Abtheilung doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil ein. Wir wünschen unsern Lesern durch unsere kurze Darstellung die Ueberzeugung gegeben zu haben, welchen reichen, weit über jedes speciell theologische Interesse hinausgehenden Inhalt das Buch für jeden wahrhaft gebildeten und nach kirchlicher und christlicher Bildung strebenden Laien darbietet, und hoffen gern, daß gerade unter

diesem Kreise, der sich nicht mit Unrecht vor theologischen Discussionen fürchtet, Bunsen's Werk eine weite Verbreitung finden möge. Dasselbe gilt in ebenso hohem Maße von der vierten Abtheilung (dem vierten Bande der englischen Ausgabe), welche zwei Abschnitte enthält, von denen der letzte das Interesse einer gründlichen und gelehrten Forschung und für den Forscher ein reiches Material darbietet, der erste dagegen ganz vorzugsweise ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt.

Mögen unsere Leser zunächst einen flüchtigen Blick auf den letzten Abschnitt werfen, der doch keineswegs nur gelehrt ist, sondern von tiefeingreifender Wichtigkeit und Bedeutung für das lebendigste Leben der Kirche. Die Kritik, die sich vorzugsweise mit des Verfassers Ansicht über Hippolyt beschäftigt hat, scheint sich unsers Wissens an diesen inhaltreichen Theil noch nicht herangewagt zu haben. Er behandelt die echten Liturgien der alten Kirche, und zwar nach des Verfassers schaffender und constructiver Weise nicht nur mit der negirenden Kritik, welche von protestantischer Seite zu sehr gegen diese ehrwürdigen Denkmäler des christlichen Alterthums geübt worden, sondern mit der Ueberzeugung, daß aus dem uns vorliegenden Material sich noch ein treues und wahrhaftiges Bild des Gottesdienstes der Kirche des 3., selbst des 2. Jahrhunderts herstellen und in demselben nicht nur manches köstliche Goldkorn christlichen Lebens, sondern auch die rechten Anknüpfungs- und Haltpunkte für eine liebevolle und besonnene Reformation und Restauration unsers evangelischen Gottesdienstes finden lassen, deren Bedürfniß von so vielen Seiten so lebhaft empfunden wird.

Die Sichtung und Kritik des reichlich genug vorliegenden Materials war allerdings die erste Aufgabe des Herstellens. Sie wird von Grundsätzen der historischen Kritik geleitet, welche, wir dürfen es wol sagen, bisher schon fast auf allen Gebieten der Historie, dem der Kirchengeschichte leider ausgenommen, sich Anerkennung und feste Geltung gewonnen haben. Der Verfasser hatte sie schon vor 35 Jahren einem Codex liturgicus ecclesiae universae zugrunde gelegt, an dessen Vervollständigung und Verbesserung er seit jener Zeit unablässig gearbeitet hat, während die Grundsätze sich im Lauf der Jahre ihm durchgängig bestätigt haben. Diesen Codex bietet er nun hier unter dem Titel „Reliquiae liturgicae" dar; er enthält fünf Capitel, von denen das erste die Liturgie der alexandrinischen, das zweite die der antiochenischen, das dritte die der konstantinopolitanischen Kirche enthält, das vierte die Liturgien der afrikanischen, mailändischen, gallischen und spanischen Kirche, das fünfte endlich die der römischen Kirche, welche in ihrer spätern Entwickelung als römische Messe alle übrigen abendländischen Liturgien verdrängt oder verschlungen hat. Der Text dieser Liturgien darf in der vom Verfasser gereinigten Gestalt wol unbedenklich als das 4. und 5. Jahrhundert repräsentirend angesehen werden, während die Ordnung und die Grundzüge desselben ganz unzweifelhaft viel weiter hinaufreichen, ja auch bestimmte Formulare, z. B. die Fürbittegebete der alexandrinischen Kirche, fast mit Sicherheit für das 3., vielleicht für das 2. Jahrhundert in Anspruch genommen werden können. Wenn die hier gegebenen griechischen und lateinischen Texte zunächst für den gelehrten Theologen bestimmt sind und eine Analyse derselben dem Zweck d. Bl. schon an und für sich ferner liegen würde, so können wir es uns nur schwer versagen, näher auf die geschichtlichen und principiellen Einleitungen des Verfassers zu diesem Abschnitt einzugehen. Da uns dies aber der Raum verbietet, so müssen wir umsomehr gerade unsere Leser dringend bitten, diesen Theil des Werks selbst nachzulesen. Sie werden in demselben namentlich auch eine Uebersetzung des wichtigsten und ältesten Stücks finden, nämlich die „Abendmahlsordnung der Kirche von Alexandrien oder die Liturgie des heiligen Marcus", welche Bunsen, wie wir glauben, mit voller Berechtigung als „eine urkundliche Probe der Abendmahlsordnung in der alexandrinischen Kirche im Zeitalter des Polykarp um die Mitte des 2. Jahrhunderts" bezeichnet. Die apostolische Schönheit und Einfachheit der alten ursprünglichen Form spricht am besten für sich selbst, und wir glauben, daß Niemand diesen Ausdruck uralter gemeinsamer Frömmigkeit der Christen ohne tiefe Rührung und Erbauung aus der Hand legen wird, Niemand vielleicht ohne einige Sehnsucht, aus dem Kanzelunwesen unserer Zeit zu dieser einfachen That der Anbetung der Gemeinde zurückzukehren.

Soviel uns bekannt ist, gebührt Bunsen das Verdienst, zuerst wieder auf die rechte Bedeutung des christlichen Gottesdienstes als einer gemeinsamen That der Anbetung hingewiesen und dieselbe nicht nur historisch und ideell begründet, sondern auch in seinen eigenen liturgischen Entwürfen durchgeführt zu haben. An dem Verlust dieser Idee, welche sich in unsern Bekenntnißschriften doch noch deutlich genug vorfindet, ist der Gottesdienst der protestantischen Kirchen erkrankt; vergebens hat man sie durch die Beredtsamkeit der Kanzel (welche wir übrigens in ihrem wahren Werth der Belehrung und Erbauung keineswegs anzufechten gemeint sind und gegen deren Alles verschlingenden Misbrauch wir nur protestiren müssen) und in neuerer Zeit durch ästhetische Zuthaten und musikalische Kunstgenüsse zu ersetzen gesucht. Die letztern namentlich haben vielfach die sogenannten liturgischen Andachten auf gefährliche Abwege geführt und sie geistlichen Concerten nahegebracht. Eine wahrhafte Restauration des evangelischen Gottesdienstes kann nur dadurch herbeigeführt werden, daß man auf dem von Bunsen vielfach angedeuteten Wege die Idee der Anbetung oder des Opfers, wie Bunsen sie mit einem freilich vielfach gemisdeuteten, aber an sich ganz richtigen Namen bezeichnet, der Kirche wieder zu lebendigem Bewußtsein bringt und sie jeglicher Gottesdienstordnung zugrundelegt. Dann wird das Uebermaß des Redens, in welchem sich die Persönlichkeit vieler Prediger so sehr gefällt, ebenso bald verschwinden wie die unnützen Spielereien der Aesthetik und wie jede Gefahr, mit der katholischen Kirche bald in eine (von den Jesu-

ten besonders ausgebildete) Wirkung auf die Sinne, bald in den todten Aberglauben eines ex opere operato mechanisch für die blos Assistirenden wirkenden Meßopfers zu verfallen. Ernst und Würde, Erbauung und Erhebung, Vollständigkeit und Befriedigung sind nur auf diesem Wege zu finden, und die Kirchen werden sich von selbst dann füllen, wenn die Gemeinde erst wieder erkennt, daß der Gottesdienst ihre eigene That, die höchste That ihres gemeinsamen Lebens ist.

Wir haben uns durch das Interesse an dieser Sache, die billig jedem Gliede der christlichen Gemeinde am Herzen liegen sollte, weiter führen lassen, als wir gewollt, und müssen unsere Leser nun noch in den ersten Abschnitt dieser zweiten Abtheilung führen und sie einladen, in einen „Kreis von Freunden zu treten, versammelt in London an den Iden des August 1851“, um „eine Vertheidigungsrede des Hippolyt, gerichtet an das englische Volk“, aber auch vom deutschen Volke wohl zu beherzigen, anzuhören. Die hier gewählte Form der Darstellung mag wol Manchen auf den ersten Blick stutzig machen. Um sie zu begreifen, müssen wir uns suchen in den Gedankengang des Verfassers hineinzuversetzen, in welchem sich ihm seine Aufgabe darstellte. Wir haben hier eine Dichtung vor uns, bestimmt, anschaulich zu machen, welches Bild unsere eigene Zeit in dem persönlichen Bewußtsein des Hippolytus abwerfen würde, wenn man ihn ihr gegenüberstellt. In dem Spiegel, welchen uns in der dritten Abtheilung das Kirchen- und Hausbuch der apostolischen Zeit vorhielt, sahen wir die christliche Schule und die christliche Gemeinde, die christliche Anbetung und das christliche Leben: vier kindlich einfache Bilder, welche doch nichts Geringeres darstellten als das Vorbild fast alles Großen, Edeln und Heilsamen, welches aus dem Grabe der Alten Welt neu verjüngt und veredelt hervorgeblüht ist und das Angesicht der Erde erneut hat. Es fehlten in diesem Bilde nur noch die christliche Wissenschaft und Weltanschauung der alten Kirche. Denn neben dem vom tiefsten Grunde der gesellschaftlichen Verhältnisse heraus die neue Welt vorbildenden und vorbereitenden häuslichen und Gemeindeleben geht durch die alte Kirche eine tiefe Gedankenentwickelung her, ohne deren Darstellung das Bild jener Zeit nicht allein unvollständig, sondern in seinem tiefsten Grunde unverständlich bleiben würde; und den innern Zusammenhang der christlichen Anschauungen und der theologischen Gedanken der alten Kirche in dem Gegensatz zu unserer Zeit und zu unsern Zuständen hervortreten zu lassen, ist die Aufgabe dieser Dichtung, welche die vierte Abtheilung eröffnet.

Der Zweck des Verfassers ist dadurch klar genug gezeichnet; er ist, wie in seinem ganzen Werk, ein doppelter: einmal, das vollständige Bild jener alten Zeit in sich abgerundet und unserm Bewußtsein verständlich darzustellen; sodann, zugleich den Reflex davon auf unsere Zeit fallen zu lassen und unser Bewußtsein in dem Bewußtsein der alten Kirche zu messen, nicht in sklavischer Verehrung und Uebertragung des letztern, sondern um das Gemeinsame des christlichen Geistes in beiden und in diesem Geiste die Begründung wie das Regulativ der christlichen Freiheit in der Gestaltung des jeder besondern Zeit Angemessenen und Eigenthümlichen zu finden.

Er wünscht zwei Fragen zu beantworten: „Was würden wir zu diesem christlichen Zeitalter sagen, wenn wir es mit unsern Augen sähen? Und was würde Hippolyt von unserer Zeit sagen, wenn sie ihm vorgeführt würde?“ (Band 1, Vorrede zur englischen Ausgabe, S. XLVII). Auf solche Fragen könne man ohne einen gewissen Grad von Erdichtung keine Antwort geben; denn wer wirklich redete und schrieb, sprach und schrieb für sein Zeitalter; und es muß sich ein Act der dichterischen Anschauung mit dem combinirenden Denken verbinden, um zu ahnen, was Hippolyt für unser Zeitalter gesagt haben würde.

Lassen wir den Verfasser zur Vertheidigung seiner Vertheidigungsrede des Hippolyt selbst reden:

Sie beruht auf der Annahme, daß Hippolyt nach England gekommen wäre, um sich zu beklagen, daß man ihm die Verfasserschaft des jüngst entdeckten Buchs entzogen, und daß er fodere anerkannt zu werden, als was er in Wahrheit war, Bischof der Hafenstadt von Rom und Mitglied des Presbyteriums der Hauptstadt, vor allem aber als ein denkender Christ und rechtgläubiger Theolog in einer Zeit, die noch unverfälschte Ueberlieferungen hatte und deren Helden und zahllose Blutzeugen für das Christenthum lebten und starben. Ich nehme an, daß Hippolyt diese Selbstvertheidigung vor einer ausgewählten englischen Versammlung nach einigen Monaten der Bekanntschaft und Erörterung mit gelehrten Theologen halte. In der Durchführung dieser Dichtung habe ich versucht, mich so eng wie möglich der Form der platonischen Vertheidigungsrede des Sokrates anzuschließen und in aller Bescheidenheit jene Mischung der Ironie und des sittlichen Ernstes nachzuahmen, die vom Namen des Sokrates unzertrennlich ist. Ich fühle wohl, daß Hippolyt kein Sokrates war, und noch weniger mache ich den Anspruch, ein Plato zu sein. Doch habe ich versucht, etwas von seinem Charakter als Denker und Schriftsteller zur Anschauung zu bringen.

Daneben verwahrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf, als habe er versuchen wollen, seinen religiösen Ueberzeugungen und philosophischen Meinungen unter der Maske des Hippolyt Eingang zu verschaffen, und erklärt sich nur dafür verantwortlich, „daß er den Hippolyt, was seine Zeit betrifft, nach seinen bekannten Meinungen und Grundsätzen reden lasse, über die unsrige in seinem Geiste, wiewol mit dichterischer Freiheit“.

Wieweit ihm das gelungen sei, müssen wir dem Leser selbst überlassen zu beurtheilen. Wir glauben genug gesagt zu haben, um sein Interesse für diese eigenthümliche Form der Darstellung rege zu machen. Einen Auszug läßt die Vertheidigungsrede nicht wohl zu; wir bemerken nur, daß in derselben in der That die wichtigsten Fragen der Gegenwart besprochen werden, von dem Standpunkte einer Zeit und eines Geistes aus, welcher, in lebendiger Gemeinschaft mit dem apostolischen Geiste, noch unberührt ist von den mannichfachen conventionellen und conventionell nöthigen Formeln und Gewändern, welche die einfache Wahrheit im Laufe der Zeit angezo-

gen hat, und sich darum im Stande fühlt, das Conventionelle und Formale, welches uns zu oft beherrscht, auf seinen wahren Werth zurückzuführen.

Daß die Apologie dadurch hier und da zu einer Polemik wird, ist unter diesen Umständen natürlich. Diese Polemik ist zum Theil gegen englische starre Auffassungsweise gerichtet, welcher gegenüber der alte Kirchenvater in seiner hellenischen Gedankenbildung oft auf dem Standpunkt des tiefern deutschen Geistes zu stehen und diesen gegen die englische Beschränktheit zu vertreten scheint. Aber wir dürfen dem Verfasser zugestehen, daß er dabei nicht aus der Rolle fällt, sondern daß diese Erscheinung in einer realen Geistesverwandtschaft begründet ist. Wir machen unter Anderm nur auf die schöne Erörterung über Inspiration, inspirirte Männer und inspirirte Bücher aufmerksam. Für den deutschen Leser, namentlich für den einigermaßen mit englischen Zuständen bekannten, dürfte die Apologie des Hippolyt durch dies Wesen des deutschen Geistes ein besonderes Interesse und einen besondern Reiz bekommen.

Dies Wesen des deutschen Geistes zeigt sich, wie in dem ganzen Buche in dem edeln Streben nach lebendiger Geistesfreiheit und dem Kampf gegen jeden äußerlichen und innerlichen Gewissenszwang eines todten Formelglaubens, so besonders in dem prophetischen Aufblick am Schluß der Apologie, wo der Verfasser in begeisterter Rede gegen die scheinbar so mächtige Reaction in Kirche und Staat protestirt und das Heil der Zukunft in treuem Festhalten an Wahrheit und Freiheit erkennt. Wir können uns nicht versagen, einige Worte daraus anzuführen, die als Probe dazu dienen mögen, den Leser zum aufmerksamen Studium des Ganzen einzuladen:

So bleibet denn würdig eurer Väter und euch selbst treu und fürchtet nicht den Ausgang des großen religiösen und gesellschaftlichen Kampfes, der da herannaht. Die Feinde der Gewissensfreiheit, die eure so theuer erkauften bürgerlichen Freiheiten benutzen wollen, um priesterliche Anmaßung und Tyrannei einzuführen, sind ohnmächtig, wenn ihr sie mit den Waffen des Lichts und des Geistes bekämpft.... Ihre Niederlage und Gericht ist mit blutiger Schrift in der Geschichte bis auf den heutigen Tag geschrieben.... Sie säeten die Gegenreformation vor 300 Jahren, und sie haben Revolutionen geerntet, wo nur immer der Same Wurzel faßte.... Sie unterdrückten oder verdarben die erste Reformation, die sich in der Nothwendigkeit befand, sie mit dem spärlichen Lichte zu bekämpfen, das sie geschaffen, und mit den verkümmerten Hülfsmitteln, die sie dem Menschengeist gelassen hatten. So blieb die erste Reformation selbst verkümmert und krüppelhaft, bei euch wie überall.... Aber die Zeiten haben sich geändert. Die Apostel der Finsterniß können der zweiten Reformation nicht Stand halten, die da naht in der Rüstung des göttlichen Lichts und mit den Waffen der ewigen, ihrer selbst bewußten Vernunft; die sich verstärkt hat mit Wissenschaft, Philosophie und zuverlässiger Geschichte, und deren Nahen vorempfunden und jauchzend begrüßt wird von der allgemeinen Sehnsucht der Völker, die da nach Christus und evangelischer Wahrheit und Freiheit schmachten.... Ihr aber, Kinder des Lichts, schreitet furchtlos voran! Von einer Rückkehr der Menschheit zu träumen in den Kinderzustand, in welchem Ueberlieferung und Offenbarung als dem Menschen äußerliche Dinge angenommen werden, heißt Christus in der Wüste suchen, der bei euch und in euch ist. Solch eine Rückkehr ist weder wünschenswerth noch möglich. Ihr habt nicht zu wählen zwischen Glauben und Vernunft, noch zwischen Aberglauben und Unglauben, sondern ihr habt die Wahl zu treffen zwischen Licht und Finsterniß. Auf der einen Seite ist Gleichgültigkeit, Zweifelsucht und Knechtschaft, auf der andern sittliche Würde, treue Forschung, Freiheit und alle sie begleitenden Geister des Lichts.

Ein Seitenstück zu dieser Vertheidigungsrede des Hippolyt bildet das den ersten Band eröffnende „Vorwort des Verfassers zur deutschen Ausgabe", welches in dem englischen Werk natürlich fehlt und als eine höchst wichtige Zugabe für die deutsche Uebersetzung zu betrachten ist. Es kann in der That als eine Rede des Verfassers an die Gebildeten deutscher Nation bezeichnet werden, in welcher derselbe sein Herz ausschüttet und mit all der Wärme eines glühenden Patriotismus und eines gläubigen Gemüths seine Hoffnungen und seine Wünsche, seinen Schmerz und seine Befürchtungen, sein Vertrauen und seine Zuversicht ausspricht. Wenn er in den Worten selbst wesentlich als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber auftritt, so spricht er hier als Deutscher und als evangelischer Christ, als Staatsmann und als praktischer Philosoph, mit tiefem Ernst, mit dem offensten Freimuth, mit jener Liebe, die auch die bittere Wahrheit nicht scheut und nie das Vertrauen zu seinem Volke verliert. Wir können nur flüchtig seine Gedanken andeuten und müssen diesem Theile des Buchs vor allem wünschen, daß er in den weitesten und höchsten Kreisen gelesen und beherzigt werde.

Bunsen, den vollständige Unkenntniß seines Charakters und seiner Bestrebungen in früherer Zeit wol der Förderung hierarchischer Tendenzen beschuldigt hatte (!), tritt hier auf als unermüdlicher Kämpe für geistige Freiheit, in welcher allein er das Heil der jetzigen und der kommenden Geschlechter erblickt und deren Verwirklichung er als den eigentlichen Beruf des deutschen Volks erkennt, welches er um dieses Berufs willen „das Bundesvolk der Neuzeit" nennt. In drei großen Lebensäußerungen hat dieser deutsche Geist in der Vergangenheit die Welt umgestaltet. Diese sind der Umsturz des römischen Weltreichs und die Verjüngung Europas im Mittelalter; die Abschüttelung des priesterlichen Jochs Roms und die kirchliche Reformation im 16. Jahrhundert; endlich die Herstellung einer lebendigen Poesie, einer freien Philosophie des Geistes und einer aufbauenden Forschung in den letzten 80 Jahren. Diese letzte Bewegung, wie Großes sie schon erreicht, glaubt der Verfasser noch in lebendigem Fortschreiten begriffen zu sehen, und für innig verbunden erachtet er mit ihr das Streben nach nationaler und politischer Freiheit, welche er als unzertrennlich von der geistigen Freiheit ansieht. Niemand kann schärfer als er die Frevel der revolutionären Umstürzung jenes Jahres, das alle schönen Hoffnungen so schmählich getäuscht hat, verdammen; aber er gehört nicht zu den Verzagten und Kleinmüthigen, die im Schreck darüber den Glauben an die politische Zukunft des Volks verloren haben, das sich im Anfang dieses Jahrhunderts im Kampf gegen fremde Gewalt, soldatische Usurpation und imperialistische Willkürherrschaft so groß und stark

bewährt hat. Er ist fest überzeugt, „daß von der Nation, und namentlich in Preußen, kein romantischer Luftbau von oben, kein selbstsüchtiges Spiel streitender Persönlichkeiten angestrebt wird, sondern eine naturgemäß von unten durch Selbstregierung in den städtischen und landschaftlichen Sphären begründete germanische Monarchie, welche die einzige redliche Abfindung mit der Republik ist". Diese Erkenntniß, in welcher ihn, den Protestanten, die reife Erfahrung eines langen und bewegten Lebens auf dem politischen Gebiet mit dem edeln Katholiken Radowitz zusammengeführt, aber freilich von manchen frühern Freunden getrennt hat, bezeichnet seinen politischen Standpunkt. Dies Zusammentreffen des protestantischen und katholischen Staatsmannes in den nationalen und politischen Bestrebungen und Hoffnungen ist ein glückliches Charakterzeichen des deutschen Wesens; wir dürfen darin eine Bürgschaft dafür sehen, daß die deutsche Nation bei aller confessionellen Trennung dennoch im innersten Mittelpunkt ihres nationalen Lebens sich immer wieder zusammenfinden wird. Und auch den Katholiken Radowitz dürfen wir unter die Kämpfer für geistige Freiheit zählen; sein Katholicismus war nicht Priesterthum und Hierarchie, sondern innerliches Leben; und wenn wir mit Bunsen fest überzeugt sind, daß der innerste Kern und der Beruf der deutschen Nation auf dem Gebiet der evangelisch-protestantischen Kirche liegen, so ist es eben ein schönes Vorrecht dieser freien, sichtbar-unsichtbaren Kirche, daß sie Alles, was auch auf dem Gebiet ihrer Gegner der Wahrheit und Freiheit dient, sich selbst zurechnen und annehmen darf.

Man verzeihe uns diese doch nicht ganz seitab liegende Erwähnung eines edeln Todten, über den so viele verschiedenartige Stimmen laut geworden sind und bei dessen unwillkürlich sich aufdrängendem Gedächtniß wir uns nicht versagen konnten, unsere Bewunderung und Verehrung für einen der besten und reinsten Männer deutscher Nation, dem nur der treuste Glaube das zu früh gebrochene Herz heilen konnte, auszusprechen.

Den rechten Mittelpunkt aller nationalen Lebensäußerungen in Deutschland hält Bunsen im höchsten Sinne nicht für einen blos politischen; er findet ihn vielmehr in dem sittlichen Bedürfniß, die Wirklichkeit mit der Idee der aufrichtig geglaubten sittlichen Weltordnung zu versöhnen. Er erkennt an, daß die Wissenschaft sich zeitweilig dieser Aufgabe entfremdet habe, und kann den Vorwurf, der unserm Volk so oft gemacht wird, nicht als ganz unbegründet abweisen: „daß wir Deutschen über dem Denken so oft das Leben vergessen, über Theorien das Handeln, über Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft, daß wir träumend der Wissenschaft das Leben opfern, der Menschheit die Gemeinde." Aber er ist weit entfernt davon, nun, gleich Andern, die durch diesen Vorwurf erschreckt sind, der Forschung, der Wissenschaft, der Kunst den Abschied geben zu wollen. Er will im Gegentheil der Wissenschaft wie der Kunst die freieste, selbständigste Entfaltung gesichert wissen, nur will er ihr die nothwendige Ergänzung des Lebens zur Seite stellen; er ist überzeugt, daß die innigste Verbindung des Gedankens und der Forschung mit der religiös-kirchlichen Verwirklichung als einem Theile des öffentlichen Lebens uns jetzt mehr als je nothwendig sei.

Wie mangelhaft es mit dieser Verwirklichung noch stehe auf allen Lebensgebieten, das weist er nach in einer nur kurzen, aber scharf einschneidenden Betrachtung unserer Zustände auf dem Gebiete der Kirche, der Kunst, der Schule und der Wissenschaft selbst. Mit edelm Freimuth sagt er Regierenden und Regierten bittere Wahrheiten, nicht ohne das Heilmittel anzudeuten, welches er überall in der wahren geistigen Freiheit findet.

Wir hören hier harte Worte, wie wenn er von der Kirche sagt: „Polizei und Cäsaropapismus sind die Grundelemente des bisherigen Kirchenregiments und Polizeidruck und Verfolgung seine unvermeidlichen Folgen"; oder von den jetzigen Poeten das geistreiche Wort Goethe's: „Oberleder bringen sie, aber keine Sohlen", gebraucht; von unserm vielgerühmten und von uns selbst mit Stolz, von Fremden mit Neid bewunderten nationalen Unterrichts- und Erziehungswesen „mit Schmerz, aber wohl überlegt" behauptet, „wir seien darin augenblicklich entschieden im Rückschritt". Wir können unserm Autor nicht in die einzelne Schilderung der Mängel und Gebrechen auf diesen verschiedenen Gebieten folgen; seine kurze und gedrängte, aber beredte und von dem Unwillen der Liebe durchwärmte Darstellung läßt keinen Auszug zu. In manchem Einzelnen mag er vielleicht etwas zu stark auftragen, im Unmuthe, der große Geister bei den Gebrechen des geliebten Vaterlandes am meisten beschleicht; aber können wir ihm Unrecht geben, wenn er zusammenfassend sagt:

> Wir haben mehr ausgezeichnete philologische Schulmänner als das übrige Europa zusammengenommen, aber eine ins Leben dringende classische Erziehung, die bei den gebildeten Engländern so allgemein ist und den englischen Staatsmann vor allen andern auszeichnet, empfängt bei uns nur der Philolog von Fach; dieser aber nicht wie jener zum Leben, sondern um sich damit in seinen Büchern und Forschungen zu vergraben. Unsere ersten Gymnasien sind eingerichtet, als wären öffentliche Erziehungsanstalten nur da, um Schulmänner zu bilden, und classische Bildung nur, um sie im Augenblicke zu vergessen, wo die Universität bezogen wird. Die Begeisterung für das Alterthum macht mehr und mehr einer tödtenden Gleichgültigkeit, ja einem Widerwillen Platz. Die Junker hassen und die reichen Bürgerlichen verachten die classischen Studien. Die Universitäten entsprechen so wenig dem Bedürfniß und dem Verlangen der Zeit als die gelehrten Schulen, und so ist es nicht zu verwundern, daß die Nation sich hinsichtlich des Lesens mehr und mehr den Literaten zuwendet statt den Professoren und hinsichtlich der Erziehung den Realschulen statt den classischen. Darin liegt aber eine entschiedene Gefahr der Barbarei und also der Sklaverei und des Untergangs.

Möchten Schulmänner und Leiter des Schulwesens, Gelehrte und Staatsmänner diese ernsten Worte beherzigen! Wer etwa fürchten möchte, der Verfasser überschätze hier die nur angedeutete englische Erziehung und unterschätze die unserige, den verweisen wir auf Wiese's „Deutsche Briefe über englische Erziehung" (von wel-

chem trefflichen Buche die längst ersehnte zweite Ausgabe, wie wir hören, nun endlich zu erwarten steht); er wird darin, mit Milde und Unparteilichkeit zusammengestellt und in echt deutschem Geiste aufgefaßt, die Mittel finden, sich ein eigenes Urtheil zu bilden.

Wir haben unsern Lesern hier die Klagen und den Tadel unsers Autors vorgeführt; seine Hoffnungen und deren Begründung müssen wir sie bitten bei ihm selbst nachzulesen. Denn daß er durch das trübe Bild, welches er furchtlos sich und uns vor Augen stellt, sich nicht entmuthigen läßt, das brauchen wir wol kaum erst auszusprechen. Unerschüttert steht seine Hoffnung auf das deutsche Volk, in dessen Herzen er den geistigen Altar des Tempels Gottes in der Menschheit aufgerichtet sieht und von dessen treuem Dienst in diesem Tempel er die Versöhnung aller Gegensätze, die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben, die Verwirklichung der Idee und damit die höchste Blüte des Christenthums erwartet.

Die bürgerliche Freiheit christlich zu weihen, das Christenthum volksthümlich und menschheitlich, also staatlich auszubilden und zu vervollständigen, das ist die Aufgabe der Gegenwart und vorzugsweise der Beruf der germanischen Völker. Für dieses Werk haben die Deutschen wiederum den ersten Beruf und die tüchtigste Vorbereitung.

Wir schließen hiermit unsere Anzeige des merkwürdigen und inhaltreichen Buchs, deren Zweck erreicht ist, wenn sie unsern Lesern Lust macht, sich selbst näher mit demselben vertraut und bekannt zu machen. Zur Charakteristik desselben wollen wir noch kurz die Namen bezeichnen, denen Bunsen die einzelnen Theile seines Werks gewidmet hat: Julius Hare, an den die kritischen Briefe des ersten Theils gerichtet sind, der englische Uebersetzer Niebuhr's und vielleicht der geistig freieste Theolog Englands; Richard Rothe, der philosophische deutsche Theolog, der Begründer christlicher Ethik, einst auf dem Capitol Bunsen's erster Genosse in dessen liturgischen Arbeiten; Thomas Arnold*), der größte englische Schulmann, der mehr als irgend ein Anderer jene Vereinigung der Wissenschaft und des Lebens in sich darstellte und der wie kaum irgend ein anderer Name in England von der Verehrung aller Parteien und aller Stände mit einem Nimbus der Verklärung umgeben ist; Christian August Brandis, der bonner Philosoph und früheste römische Freund Bunsen's; endlich „der große Name Niebuhr's", der keines Beinamens noch weitern Worts bedarf. 56.

„Der neue Rath" des Smil von Pardubitz.

Skizze aus der böhmischen Literatur des 14. Jahrhunderts.

Wie furchtbar auch die Zeit und der Mensch in der alten böhmischen Literatur gewaltet, es sind noch genug Ueberreste des merkwürdigen Gebäudes vorhanden, um Zeugniß zu geben von dem Geiste und der Kraft der Erbauer, und so mancher glückliche neue Fund hilft die Lücken ausfüllen, das Fehlende hier und da ergänzen. Das Interesse wächst, wenn das Bauwerk mit ähnlichen Bauwerken anderer Länder und Völker in Vergleich gebracht wird; auch wird es nur durch solche fortgesetzte Forschungen und Vergleichungen möglich sein, die europäische Literaturgeschichte zu vervollkommnen, die, sowie die Geschichte überhaupt, noch gar manchen leeren Raum und noch Vieles enthält, was nicht an seinem rechten Platze steht. Ich begnüge mich vor der Hand, bevor meine wenn auch schon ziemlich ausgebreiteten Arbeiten in diesem Fache nicht noch weiter gediehen sind, eine böhmische Dichtung aus dem 14. Jahrhundert: „Der neue Rath" des Smil von Pardubitz, für sich allein, ohne weitere Beziehungen hinzustellen, indem ich den deutschen Lesern hiermit keinen unangenehmen Dienst zu erweisen hoffe, da ihnen von der alten böhmischen poetischen Literatur kaum mehr als die Königinhofer Handschrift bekannt sein dürfte.

Smil von Pardubitz, mit dem Beinamen Flaška, dem böhmischen Herrenstande angehörig, ein Neffe des berühmten prager Erzbischofs Arnošt, Freundes Karl's IV., wird in der Geschichte von Böhmen (vgl. „Vybor 'z literatury české", I, 839, und Palacky's „Geschichte von Böhmen", III, 1) schon 1384 als gereifter Mann erwähnt. Im Jahre 1396 trat er dem Herrenbunde gegen König Wenzel bei und wurde später zum Oberstlandesschreiber ernannt, welches hohe Amt er, obwol nicht ohne Unterbrechung, bis zu seinem Tode versah. In den stürmischen Kämpfen der damaligen Zeit war er auf der Seite Sigmund's, wodurch er in häufige Fehden mit den böhmischen Städten gerieth. In einer solchen Fehde, und zwar mit den Bürgern von Kuttenberg, die König Wenzel auch während seiner Gefangenschaft zu Wien ergeben blieben, fand er 1403 sein Ende zwischen Kuttenberg und Časlau. Seine Bildung verbürgt nebst dem hohen Amte, das er bekleidete, auch der Titel eines Baccalaureus, den er an der prager Hochschule sich erworben hatte. Es haben sich mehre Werke von ihm erhalten, von denen ich hier eins besprechen will.

„Der neue Rath" ist eine Dichtung, in welcher nebst dem Löwen 44 Thiere redend auftreten. Sie sollte wahrscheinlich ein Rath sein für den jungen König Wenzel, als er, mit natürlichen Fähigkeiten reichlich ausgestattet, sodaß sich damals noch, trotz seiner schon bemerkbaren Fehler, Bedeutendes von ihm hoffen ließ, nach dem Tode seines Vaters, Karl's IV. (1378), die Regierung antrat. Andeutungen von Wenzel's Charakter, sowie Anspielungen auf Karl IV. und dessen Vorgänger Johann von Luxemburg sind in der Dichtung unverkennbar. Warum aber die Dichtung gerade den Titel „Der neue Rath" führe, ob in Bezug auf eine andere Arbeit desselben Verfassers, welche „Der Rath des Vaters für den Sohn" überschrieben ist, oder in Bezug auf eine ähnliche Arbeit eines andern Verfassers, läßt sich, sowie die nähern Umstände der Dichtung überhaupt, wol nicht mehr ermitteln.

Um zuerst den Kunstwerth dieses literarischen Products aus dem 14. Jahrhundert zu bestimmen, will ich den Stoff in treuer Erzählung wiedergeben und, da ich das Ganze nach dem im „Vybor z literatury české" (Th. 1) vorliegenden böhmischen Originale deutsch bearbeitet habe, der größern Klarheit wegen einige Stellen meiner deutschen Bearbeitung einflechten.

Der junge Löwe, als er nach dem Hinscheiden seines Vaters zur Regierung gelangt, findet es angemessen, die Großwürdenträger seines weiten Reichs zu berufen, um mit ihnen Rath zu pflegen, wie er nach dem Beispiele seines erlauchten Vorfahren glorreich und ersprießlich herrschen könne. Auf sein Wort versammeln sich Thiere, Vierfüßler und Vögel, in Haufen aus allen Enden der Welt. Der Löwe zeichnet am meisten den edeln Aar aus, zu dem er in einem besondern Freundschaftsverhältnisse steht, und fodert ihn zuerst zum Sprechen auf. Doch dieser, mehr ein Bewohner der himmlischen lustigen

*) Wir ergreifen gern diese Gelegenheit, um auf das ebenso interessante als lehrreiche „Leben Th. Arnold's" von seinem Schüler Arthur Stanley, in der deutschen Bearbeitung von Heintz, hinzuweisen.

Höhen als der festen Erde unten, zögert, indem er vorgibt, zu wenig Welterfahrung zu besitzen, bis er, von neuem gedrängt, kühn und unbefangen beginnt:

Der Adler.

Mein Herr und König! Weil du's begehrst
Und gnädig meine Worte hörst,
So sei darauf vor allem bedacht
Und sorgsam nimm es stets in Acht,
Es sei im Glück, in Trübsals Schmerzen:
Daß du bewahrest Gott im Herzen.
Denn er vor so Vielen in der Welt
Hat dich auf solche Höh' gestellt
Und Güter dir und Ehren geschenkt,
Weil seine Macht das Ganze lenkt;
Denn er kann geben und nehmen wieder,
Lebendig machen und tödten die Glieder,
Dich führen zu Himmels Seligkeit
Und auch verderben für alle Zeit.
D'rum fürcht' und ehr' ihn mit frommem Sinn,
Furcht Gottes ist der Weisheit Beginn.
Doch fürcht' ihn nicht nach Art der Thoren,
Der Knechte, die feig den Muth verloren,
Der Sünder gar: — nein, thu's in Liebe!
So liegt's ja in des Menschen Triebe,
Daß, ob er Greis sei oder Kind,
Wo einen holden Freund er gewinnt,
Er ohne Falsch aufrichtig ihn liebt,
Für Gutes Dank zurück ihm gibt;
Und welch' Geschöpf hätt' aus Gottes Händen
Erhalten nicht die reichsten Spenden!
Wie bist du selbst durch ihn beglückt!
Doch weil er mit Gaben dich so geschmückt,
So sei nicht karg mit Dem, was du hast,
Und hüt's nicht ängstlich als todte Last:
Von Dem, was dir zufällt, gib auch Andern,
Laß deine Fülle die Länder durchwandern;
Denn Geiz nicht stehet dem Herrscher an,
Besser, freigebig wohlgethan!
Und hast du Ehre vor Gottes Thron,
Ist ja der größte Reichthum dein Lohn.
Dies, König, wollt' ich kurz dir sagen.
Verzeih' mir solches kühne Wagen!
Und was ich in schlichter Einfalt rieth,
Führ' es in Gnaden dir zu Gemüth!

Der Löwe ist von dem Rathe des Adlers sehr erbaut, ja er bietet ihm den Sitz neben sich und wendet sich nun zu dem ihm gleichfalls hochwerthen Leoparden, dem treuen Schützer seines Gutes und Lebens, wie er ihn nennt.

Der Leopard.

Mein König, ich lobe vom Herzensgrund,
Was du gehört aus des Adlers Mund.
An deinem Beispiel Alles liegt,
Das jedes and're überwiegt,
Und darum mußt an Gott du halten,
Um aller Tugenden Flor zu entfalten.
Doch dir's zu erleichtern, sei's dein Streben,
Nicht mit schlimmen Räthen dich zu umgeben;
Sie bringen dich in Verruf bei den Leuten,
Die dir's dann und nicht ihnen deuten!
Die bösen Rather, halt' sie fern,
Nach seinem Diener nimmt man den Herrn.
Auch wähle der Rather dir nicht viele,
Laß Fremde und Pagen aus dem Spiele;
Wo viele Köpfe, da gibt's viel Streit,
Ist keine rechte Einigkeit,
Und Unheil wächst früh oder spat:
Ein weites Reich, 'nen engen Rath!
Doch nach der Berathung, dann magst im Saale
Du sitzen beim königlichen Mahle,
Wo edle Gäste sich um dich reih'n;
Lad' auch der Kirche Prälaten ein;
Und verlangt dann Jemand bei dir Gehör,
Sei freundlich, daß sich die Welt nicht beschwer',
Und nie sei, was du einmal versprochen,
Nach Kaufmannsart von dir gebrochen:
Ueber jedes Wort sei Königswort,
Im Schwanken der Ding' ein fester Hort!
Dies mein' ich, o König, zum Heil dir und Frommen;
Doch sind viel' And're auch gekommen
Und harren, bisjetzt noch unvernommen.

Da hat der flinke, muthige, hoch- und weitstrebende Falke keine Ruhe.

Der Falke.

Es meldete sich der Falk sogleich:
Ja, König, sei hold und gnadenreich
Und laß die Deinen nicht bedrücken;
Doch mußt d'rum über die Grenze blicken.
Wenn die Bedrückung von dorther droht,
Gewalt sie üben mit Feuer und Tod,
Wenn sie durch Hochm'uth es verschulden,
Dann darfst du's bei deiner Ehr' nicht dulden.
Fall' über sie her in deiner Macht
Und bezwinge sie, noch eh' sie's gedacht;
Doch wenn sie dir willfährig sich beugen,
Mögst wieder hold dich ihnen bezeigen.
So greif' stets weiter in Zorn und Gnad'
Rundum bis zu des Meers Gestad'!

Es meldet sich auch in sehr charakteristischer Art und Weise der Bär.

Der Bär.

Aus jedem sein eigen Wesen spricht,
Es trifft die Andern mein Tadel nicht.
Ich, König! kann dir den Rath nur geben,
Nach deinem Gefallen stets zu leben.
Süß getrunken und süß gegessen dazu,
Auch fleißig gepflegt der süßen Ruh',
Und wem's von den Deinen nicht recht sein mag,
Versetz' ihm einen derben Schlag,
Daß er schweige oder zerschell' zu Splittern;
Vor deinem Willen sollen sie zittern,
Und was du thust, das sei gelobt:
Dadurch sich ein tüchtiger König erprobt.

Hiermit hat der Dichter eine Verschiedenheit der Parteien in der berathenden Versammlung angedeutet und führt nun das Gemälde immer weiter aus. Vorerst läßt er den weisen Kranich mit seiner Stimme einfallen:

Der Kranich.

Mein Rath ist: Sei mehr zum Hören bereit,
Als zum Sprechen in Voreiligkeit!
Das Sprechen hat schon viel Schaden gemacht,
Das Schweigen selten noch Reu' gebracht.
Wer die Kunst zu reden lernen will,
Der übe sich früher zu schweigen still.
Zwei Ohren hat Jeder, nur einen Mund;
Er höre mehr, als er spricht! — ist der Grund.
Laß And're lärmen, wie's ihnen gefällt,
Du schweig' und merk', was die Red' enthält.
Kitzlich Ding vom König gesproch'nes Wort,
Es klingt noch nach Jahrhunderten fort,
Es wandert bis in das zehnte Land,
Bleibt selbst in Rom nicht unbekannt.
Sprich wenig, aber handle viel!
Das fördert dich zu deinem Ziel.

Sieh' nach, wie's an deinem Hof hergeht,
Bei den Aemtern dort in Ordnung steht;
Denn nah' betrifft das deine Ehre,
Mußt sorgen, daß dein Ruhm sich mehre,
Und seh'n sie, du sehest fleißig nach,
Trägt's gute Früchte mannichfach.
Mögst weiter forschen und nicht leiden,
Daß ungerecht die Richter entscheiden,
Damit nicht die Witwen und Waisen und Armen
Gekränket aufschrei'n um Erbarmen,
Und die Schuld mit ihrer Schwere sich
Nicht wälze, mein junger König, auf dich;
Denn zumeist durch deiner Gerichte Walten
Uebst du die Macht, die von Gott du erhalten.

Allein trotzdem daß der Löwe den Kranich außerordentlich belobt und dadurch deutlich zu erkennen gibt, wie sehr er sich zur guten Seite hinneige, wagen der Wolf und der Geier dennoch den Versuch, ihn für ihre Ansichten zu gewinnen.

Der Wolf.

Wer Tüchtiges möcht' in der Welt vollbringen,
Leid' Hunger nicht vor allen Dingen;
Kann's aus der eig'nen Erfahrung sagen,
Der Muth, die Kraft kommt von dem Magen.
Und was, o König, hindert dich?
Kein größerer Herr ist sicherlich,
Kannst überall nehmen, was dir beliebt.
D'rum wink' nur, wo's zu thun was gibt,
In Höfe brech' ich, in Kammern ein
Und bringe dir Bissen, die dich freu'n.
Komm' dann, wer mag, um Klage zu führen,
Du weis' ihn weg von deinen Thüren;
Wer den Schaden hat, trägt die Schuld,
Verschwend' an ihn nicht deine Geduld.
Auch sind wir Wölf' im ärgsten Falle
Zum off'nen Kampf gerüstet alle,
Und wen wir umschweifen, den faßt Graus,
Seh'n furchtbar in unsern Kapuzen aus.

Der Geier.

So lob' ich mir's! Auch forsch' umher
Nach Todten in die Läng' und Quer',
In welchem Hause wer verstorben,
Der groß Besitzthum sich erworben.
Dazu taug' ich und thu' es gern,
Witt're die Leich' schon aus der Fern'
Und zeig' es an mit grellem Pfeifen:
Da gilt's bei der Erbschaft zuzugreifen.
In der Landtafel ohnehin
Verwirrung herrscht, uns zum Gewinn,
Wenn vieles Gut wird hinterlassen:
Wir können erraffen und verprassen.

Doch der junge Löwe ist zu edel, um auf solche frevelhafte, erbärmliche Vorschläge einzugehen, er hat genug vernommen, und erzürnt wehrt er dem Geier weiter zu sprechen. Da bekommen auch die sanftern, furchtsamern Thiere Muth, ihre Stimme zu erheben. Es räth der Hirsch zur Friedfertigkeit und erinnert den König, wie herrlich so manche von dessen Ahnen gerade durch Werke des Friedens geworden. Der Hase benutzt gleichfalls die Gelegenheit sich geltend zu machen, durch seine Bemerkung die reiche Ader von Witz und Laune verrathend, die in des Dichters Werken überhaupt fließt.

Der Hase.

Wo nicht Gefecht und Balgerei,
Da bin auch ich recht gern dabei,
Und König merk': der kluge Held
Sich auch den Rückzug offen hält,
Und wer am Ende nicht siegen kann,
Bei dem kommt's doch aufs Laufen an.

Der geschmeidige Papagai widerräth den Eigensinn. Auch der Esel, ungeachtet seiner langen Ohren, getraut sich zu sprechen.

Das Eselein.

Wo hohe Herren zu tagen beschlossen,
Bin ich mit Vettern und Genossen
Zu solcher Ehre selten erkoren,
Man spottet uns'rer langen Ohren.
Nun, meine Last, wenn sie auch nicht klein,
Zu tragen, muß gefaßt ich sein.
Auch, König, du hast auf deinen Rücken
Eine Last genommen, schwer zum Erdrücken;
So trage sie geduldig auch
Nach meiner Sitt' und meinem Brauch.
Die große Würden auf sich nehmen,
Müssen sich alle dazu bequemen;
Nur daß sie's manchmal bequem sich machen,
Des Leibes pflegen vor andern Sachen
Und nicht d'rauf achten, wo Jemand schon
Gestolpert unter Feindeshohn,
Sodaß sie Schaden dadurch erfahren.
Davor, gleich mir, mögst du dich wahren!

Die Taube warnt vor Jähzorn, das Lamm vor Hochmuth. Der schlaue durchtriebene Fuchs ist nicht weit von ihnen. Ihm sagen weder die letzten Rathschläge noch die frühern zu; er hat sich ein eigenes Plänchen ersonnen, mit dem er zu seinem und seines Anhangs Vortheil die Plane der ganzen übrigen Versammlung zu durchkreuzen hofft. Wie vortrefflich schildert ihn der Dichter!

Der Fuchs.

Mein theurer König, in Ruhmes Prangen
Aus Königsblut hervorgegangen,
Bist schön, bist jung, hast im Ueberfluß,
Was nur das Herz begehrt zum Genuß;
Bist auch so klug, so gelehrt und weise,
Wozu da die vielen Rather im Kreise?
Die großen Herren, die du berufen
Vor deines erhabenen Thrones Stufen,
Sie wollen ja nur ohnehin,
Du sollest handeln nach ihrem Sinn,
Und belügen dich noch obendrein.
Wozu soll diese Fessel sein?
Entlaß sie und handle, wie dir's beliebt!
Und brauchst du just wen, der Rath dir gibt,
So hast du uns Kleine. Wir wollen späh'n
Und genau dir berichten, was gescheh'n;
Und vertraust du uns was, wir wollen's bewahren,
Es keiner Seele offenbaren,
Und spähen von neuem willig nach,
Und vertrau'n dir's wieder im stillen Gemach.
Da gab dem Fuchse das Mardergeschlecht
Und die Otter und mancher And're noch Recht.

Allein die Partei des Kriegs und der Gewalt hat ihren Muth noch nicht verloren. Sie sucht den Löwen nach der Rede des Fuchses, dessen Hinterlist ihr nicht entgangen sein mag, abermals, nur durch andere Motive, für sich zu gewinnen. Die Weihe fodert ihn, solange er noch Jugendkraft besitze, zum ritterlichen Heldenthume auf; der Pfau räth ihm äußerliche Pracht an, damit er durch sie dem Volke gehörig imponire; das Roß ergießt sich in das Lob glanzreicher Turniere; auch macht ihn der Igel in Kürze aufmerksam, daß er seine Burgen und Vesten mit dem Nöthigen verproviantiren möge, und der kluge Luchs ertheilt ihm eine Anweisung, wie er seinen Angriff auf den Feind einzurichten habe. Nach Kriegsstrapazen ist Erquickung nöthig; daher ladet ihn der Biber zu Bädern ein und räth ihm, zu diesem Behufe seine Schlösser lieber im Thal, am Wasser zu bauen, und zwar aus Holz, da sie dann, wenn beschädigt, leicht wiederhergestellt werden kön-

ten, wogegen jedoch die Schwalbe bemerkt, mit Mörtel und Stein zu bauen sei besser. Hiermit aber erhält die Sache eine andere Wendung. Die friedlichen, gemüthlichen Thiere beginnen sich wieder zu regen. So zuerst die behagliche Gans:

Die Gans.

Ich rathe dir, dich umzuschau'n
In den Gärten und auf den Au'n.
Es ist ergötzlich, so zu spazieren,
Nur darfst du dich nicht zu weit verlieren;
Eine Meil' aufs höchste dich entfern',
Dann kehre wieder nach Hause gern,
Und daß auf dem Weg kein Durst dich plage,
Ein Fläschchen Wein stets bei dir trage.

Aber wie schön lassen sich die Lerche und die Nachtigal vernehmen, um dem Könige in dem betäubenden Gewirr von Rathschlägen Trost und Muth in die Seele zu stoßen!

Die Lerche.

Sei heiter und bleibe bei frischem Muth,
Ergeht es dir auch nicht immer gut;
Es kann auf der Erde nicht anders sein,
Da wechselt Regen mit Sonnenschein.
Tief unter uns die Hölle klafft,
Wo das Elend waltet grausenhaft;
Hoch über uns breitet der Himmel sich,
Wo die Freude wohnt gar wonniglich,
Und zwischen die Höllen- und Himmelswelt
Ist uns're Erd' in die Mitte gestellt.
Es ist auf ihr nicht so wonnig und schön
Wie dort in des Himmels gold'nen Höh'n;
Doch ist's auf ihr auch so traurig nicht
Wie dort in der Hölle ohne Licht.
Sei heiter d'rum und nimm vorlieb,
Und nicht über's Kleinste dich gleich betrüb';
Und wird dir zu bang' im Weltgetümmel,
So blick' empor zum blauen Himmel!

Die Nachtigal.

Hab' immer gern um dich Gesang
Und süßer Instrumente Klang,
Wo sich zum Ganzen bunter Art
Einig ein Ton mit dem andern paart;
Besonders wenn die Frühlingszeit
Den Strauch belebt, den Menschen erfreut,
Und wenn mit Blumen allerlei
Das ganze Land verklärt der Mai;
Wenn der Wind in sanftem Fluge zieht
Und hold erschallt der Vögel Lied,
Des Tags, bei Nacht, im Morgengrau,
In Wald und Hain, auf Feld und Au.
Das spricht gewiß auch zu deinem Herzen
Und lindert deine Sorgen und Schmerzen.
Und wenn dein Herz erleichtert schlägt
Und froher sich dein Blut bewegt,
Vergiß nicht, Dem auch Dank zu bringen,
Der dich erquickt mit dem Blühen und Klingen! —
Die Nachtigal hatte kaum geendet,
Ward vom Stieglitz und Zeisig Lob ihr gespendet,
Und lustig schmetternd stimmten die Reih'n
Der sämmtlichen kleinen Vögelein
In das Lob und den Preis der Nachtigal ein.

Allein noch ist eine höchst gefährliche Partei vorhanden, die, um zu ihrem Ziele zu gelangen, auf den von der Gans angeregten Gedanken der Behaglichkeit eingeht und den jungen unerfahrenen König zu schnödem Sinnenvergnügen zu reizen trachtet. Diese Partei wird durch den einsamen, verbuhlten Auerhahn, durch die des Nachts schwärmende Eule, durch das unflätige Schwein repräsentirt, bei dessen Rede jedoch der bei aller Lebenslust und Fröhlichkeit tugendfeste Dichter, in eigener Person hervortretend, verschämt abkürzt, gleichwie der edle Königsjüngling früher dem Geier das Wort genommen. Da erheben das fleckenreine Einhorn und das nette Turteltäubchen ihre Stimme und ermahnen den König zu Zucht und Keuschheit. Es sagt der muntere Hahn:

Der Hahn.

Ich rathe dir, König, schlaf' nicht lang,
Und fröhne nicht des Leibes Hang;
Im langen Schlaf ist Teufels Fint',
Er führt dich im Traum von Sünd' zu Sünd'!
Früh auf, früh auf und ans Geschäfte,
Daß dich die Trägheit nicht entkräfte;
Und all' die Schläfer, weck' sie auf
Und bringe sie in Gang und Lauf,
Mit Wort und That, durch gute Zucht:
Das trägt dem ganzen Reiche Frucht.

Der gesellige, sprechlustige Staar räth ihm, nicht zu viel für sich allein zu bleiben, sondern sich lieber unter die Menschen zu mischen, um mit ihnen recht bekannt zu werden; auch möge er in der Gesellschaft lernen, seine Worte gehörig zu stellen. Das auf Wintervorrath denkende Eichhorn ermahnt ihn, dauerhafte, bleibende Schätze zu sammeln, bis sich der vorwitzige Affe mit seinem Rathe herandrängt.

Der Affe.

Mußt dich umtreiben in allen Sachen,
Auch lernen zaubern und Gold machen
Und allerlei Sprachen, die unbekannt,
Das Wappen von jedem fremden Land;
Mußt dich in alle Ding' einlassen,
Mit jedem Handwerk dich befassen;
Und sagen sie, du verstündest's nicht, —
Dich kümm're nicht, was ein And'rer spricht.
Auch Kleider von neuem Stoff und Schnitt,
Gleich schaff' sie dir an und putz' dich damit.

Noch ein mal erhebt sich im goldhütenden Greif das böse Princip und stachelt den Löwen zur Habsucht; allein das gute Princip scheint immer mehr und mehr die Oberhand zu erlangen. Die genügsame Meise widerlegt den Greif und preist den als den Glücklichsten, der am wenigsten begehrt. Es läßt sich auch das getreue Hausthier, der Ochs, vernehmen.

Das Ochslein.

Erwäge zuvor gewissenhaft,
Dann aber setz' es durch mit Kraft,
Und keiner Macht soll es gelingen,
Von solchem Beschluß dich abzubringen.
Nur gute Absicht stets dich leit',
Sei laut're Wahrheit und Redlichkeit!
Doch dem Lobe Aller mußt entsagen,
Kannst Guten und Schlechten nicht gleich behagen.

Die im Lande überwinternde Krähe, welcher der Rabe, die Elster, der Spatz und die Ammer beistimmen, ermahnt den Löwen, wohl auf die Zukunft Bedacht zu nehmen, doch zuerst das Nächste ins Auge zu fassen und seine Angelegenheiten daheim gehörig zu besorgen; der Hund empfiehlt ihm, sich überall mit treuen Wächtern zu umgeben, auch beim Schmause, wo der Rathgeber natürlich selbst Manches zu erhaschen hofft, sowie der Jagd als eines herrlichen Vergnügens zu pflegen; die Katze fodert ihn auf, den besonders gern bei Nacht umherschleichenden Uebelthätern nachzuspüren, indem der gravitätische Storch auf die Wichtigkeit hinweist, daß das Strafrichteramt nur tüchtigen Männern von gediegenem Charakter anvertraut werde.

Der Storch.

Doch sorge, daß des Gesetzes Rächer
Selbst ärger nicht als die Verbrecher;

Daß sie, statt nach des Gutes Dieben,
Nicht nach dem Gut zu haschen belieben,
Und statt den Schuldigen zu stäupen,
Aufs Blut nicht den Unschuld'gen kneipen.
Wähl' Leute aus zu solchem Amt,
Die ehrlich und wacker insgesammt,
Daß sie die Räuber auf den Wegen,
Brandstifter und Mörder tilgen zum Segen
Und ahnden jeglicher Bosheit Wüthen;
Gib Wölfen nicht die Schafe zu hüten!

Noch legt dem Löwen das geduldige Kameel Mitleid und Mäßigung, der gegen seine Jungen zärtliche Elefant die Sorge für dessen Kinder ans Herz, damit diese gottesfürchtig aufwachsen, worauf der Dichter in seiner Laune nicht umhinkann, im Gegensatze zu dem riesigen Elefanten auch das kleine Wiesel ein paar passende Worte sprechen zu lassen.

Das Wiesel.

Mögst nur noch Eines nicht vergessen
Und nicht nach der Elle Alles messen.
Es ist so mancher kleine Mann,
Der auch was versteht, der auch was kann
Und, fehlt es ihm an Leibesgröße,
Durch seine Gewandtheit deckt die Blöße.
D'rum sei der Kleine auch geehrt,
Besitzt er irgend einen Werth.

Zum Schlusse singt der Schwan sein inhaltschweres Schwanenlied:

Der Schwan.

O König, o König, sieh' vorwärts hin
Mit prüfendem Geist, mit ernstem Sinn:
Wohin dein Leben, wohin es fließt,
Wie's plötzlich vielleicht ins Grab sich ergießt,
Und wie jenseit des Grabs ein zweites Leben,
Wo du vom ersten mußt Rechenschaft geben:
O König, o König, sieh' rückwärts hin
Mit prüfendem Geist, mit ernstem Sinn:
Ob du die unersetzliche Zeit
Auch immer dem wahren Guten geweiht;
Und hast du's nicht, so wein', so wein'
Und beginn' ein and'res Wesen zu sein;
Wein' später noch oft, bis du's begonnen:
Wer in Thränen sä't, wird ernten in Wonnen.

Dies in gedrängter Uebersicht die ganze Dichtung. Ich setze ihren Kunstwerth, der, wie der aufmerksame Leser blos nach dem hier Gebotenen wol selbst zugeben wird, nicht gering anzuschlagen ist, nicht sowol in die Erfindung als vielmehr in die Zusammenstellung, Behandlung und Ausführung. Was die Erfindung betrifft, so mochte diese dem Dichter durch die Fabel, welche, wie aus der vom Fuchs und dem Kruge (vgl. „Vybor z literatury české", I, 227) zu schließen, schon im 13. Jahrhunderte gepflegt wurde, und durch die weitverbreitete Thiersage dargeboten sein. Aber wie schön ist die Arbeit angelegt! Wie interessant entfaltet sich allmälig das Ganze und schürzen und lösen sich die einzelnen Knoten! Welch lebendiger Kampf der Parteien von wahrhaft dramatischer Wirkung! Wie mannichfaltig sind die Rollen, wie zweckmäßig zur Durchführung der Idee vertheilt, wie psychologisch wahr die Charaktere, oft nur mit einigen Strichen, und wie fest und sicher gezeichnet! Wie weiß der Dichter die verschiedensten Töne des Scherzes und Ernstes, vom spielend leichten bis zum tragisch gewichtigen, zu beherrschen! Wie sinnig und gemüthlich ist er, und wie witzig und satirisch dabei! Wie fügsam und willig gehorcht ihm die Sprache, von der Ausmalung bis zur sprichwörtlichen Kürze! Und nirgends etwas Gesuchtes, Gezwungenes, Geschraubtes; überall, im Zarten wie im Derben, unverdorbene, kerngesunde Natur.

Nebst ihrem Kunstwerthe besitzt aber die Dichtung auch historische Bedeutung. Ich meine nicht jene historische Bedeutung, die oft auch unerheblichen Schriften zukommt, inwiefern sie ohne alles Zuthun des Verfassers, da sich kein Schriftsteller den Einflüssen seiner Zeit ganz entziehen kann, ein gewisses Zeitgepräge an sich tragen, sondern jene historische Bedeutung, die der Verfasser mit Bewußtsein und Absicht in sein Werk legt. Dazu war unserm Smil von Pardubitz auf seinem hohen Posten allerdings die Möglichkeit geboten. Er hatte da hinlängliche Gelegenheit, seine Mitwelt genau kennen zu lernen, mit ihr in die mannichfaltigsten Berührungen zu kommen, sich eine vollkommene Ein- und Uebersicht zu verschaffen. Für seine Zeitgenossen mußte in dieser Hinsicht sein literarisches Product natürlich noch größeres Interesse haben als für uns; denn wie unter dem Löwen der junge König Wenzel vorgestellt wird, so stecken vermuthlich unter den übrigen Thieren andere damals lebende Personen verborgen, und Smil's Zeitgenossen mögen so manche Beziehungen bekannt gewesen sein, die uns gegenwärtig nicht mehr klar sind. Allein dessenungeachtet besitzt „Der neue Rath" auch für uns des historischen Interesses noch genug: wir sehen Böhmen in seiner ganzen damaligen Verfassung, in seinen äußern und innern Beziehungen, seine Aemter und Stände, seine Sitten und Gebräuche, die Vorzüge und Mängel des Zeitalters; das Werk liefert ein sprechendes, in allen seinen Zügen, Linien und Punkten bedeutsames Geschichtsbild.

Womit aber der Dichter seinem Werke die Krone aufsetzte, das ist dessen sittliche Tüchtigkeit, die sich mit reifer Lebensklugheit paart; denn welchen selbständigen Werth auch ein Kunstwerk für sich als schöngeistiges Product besitze, das unterliegt doch keinem Zweifel, daß jedes Menschenwerk, je mehr Vorzüge es in sich vereint, um desto vollkommener ist, und daß sittliche Bedeutung der höchste Vorzug ist, den es mit seinen übrigen Vorzügen vereinen kann. Das Horazische Sprüchlein: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci", bleibt unwiderlegbar, wenn es gehörig aufgefaßt wird. Doch ist die Sittlichkeit, die sich in dem Gedichte ausprägt, keine metaphysisch-ideale, sondern mehr eine verständig-praktische, die sich daher auch gern in kernigen Sprichwörtern äußert, aber gleichwol eine voll tiefer Wahrheit, aus des Herzens Grunde geschöpft nach bestandener Feuerprobe der Erfahrung. Es sind in dem Gedichte Grundsätze und Ansichten zu einer Perlenschnur aneinandergereiht, Grundsätze und Ansichten, die von Regenten und Jedermann sonst alle Beherzigung verdienen.

Wie weit nun mußte die böhmische Literatur im 14. Jahrhundert schon gediehen sein, um ein solches Werk hervorbringen zu können, da es beim Werden überhaupt keine Sprünge gibt, da stufenweise Entwickelung in der Literatur wol ebenso nothwendig bedingt erscheint als z. B. bei der Erdbildung!

Joseph Wenzig.

Ein literarhistorischer Roman.

Der Parnaß zu Braunschweig. Historischer Roman in drei Büchern von Klencke. Köthen, Schettler. 1854. 8. 4 Thlr.

Es ist bekannt, daß der Verfasser seit einigen Jahren Personen, welche in der Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts eine bemerkbare Stelle einnehmen, als Material zu mehrbändigen Romanen benutzt. Eine wesentliche Unterstützung bei dieser Arbeit gewähren ihm ältere und neuere Biographien, aus denen dann nach Erfoderniß ganze Seiten in den Roman übergehen, wie ihm z. B. in seinem „Lessing" Danzel sehr zustatten kam. Anekdoten, wie deren meistens von bedeutenden oder sonst auffälligen Persönlichkeiten umzugehen pflegen, werden eingeschoben, und da diese leicht ein Moment bieten, woran episodisches Beiwerk zu knüpfen ist, so steht im Umsehen ein Buch da, welches als historischer Roman Geltung haben will. Nach einem dem

dritten Buche des vorliegenden Romans beigefügten Anzeigeblatte soll es mit dieser Geltung sogar so weit gekommen sein, daß dergleichen Bücher in Gymnasialbibliotheken eingeführt sind und in Prima empfohlen werden. Die Vorsteher solcher Gymnasien werden wissen, was sie zu thun haben; wenden wir uns daher dem „Parnaß“ zu.

Jedes der drei Bücher führt noch einen besondern Titel an der Stirn, nämlich: 1) „Die Arkadier an der Oker“; 2) „Die Titanen“; 3) „Der Abzug der Götter“. Selbst Derjenige, welcher mit der Geschichte deutscher Literatur einigermaßen vertraut ist, wird bei Betrachtung dieser Titel einen Augenblick lang stutzen und nach Momenten in Braunschweig umhersuchen, die so bedeutenden Titeln das Wort reden könnten. Es wird ihm vielleicht gar Tieck's „Die verkehrte Welt“ mit ihrer Parnaßbierbrauerei von einem neckischen Dämon vor die Augen geschoben. Er denkt auch wol an die Zeiten des poetischen Herzogs Anton Ulrich, welcher gar wunderbare Stücke in Salzdahlum der Noblesse vorstellen ließ; Salzdahlum selbst war ja eine parnaßartige Anlage, mit französischer Schere zugeschnitten. Wir haben jedoch nicht nöthig, uns so weit zu versteigen. Schon in der zweiten Zeile des ersten Capitels im ersten Buche ist klar und deutlich „Collegium Carolinum“ und etliche Zeilen weiterhin das Jahr 1771 zu lesen. Wir finden uns also in einer Zeit, die der Verfasser überhaupt als ergiebige Fundgrube für seine Feder auserkoren hat. Da tauchen denn auch richtig allerlei literarische Namen auf, wie Jerusalem, Gärtner, Ebert, Leisewitz, Heddersen, Zachariä, Eschenburg u. A., und vom nahen Wolfenbüttel muß nothwendig auch Lessing dann und wann herbeigeholt werden, um, als eine bekannte Tarokfigur kommend und verschwindend, sich zu manifestiren.

Fragen wir nun, was das Buch eigentlich will oder soll, so versetzt uns das in einige Verlegenheit. Wir müssen zugeben, daß mit den genannten und den übrigen Personen im Buche immer schon etwas anzufangen war. Ihre literarische Thätigkeit, ihr Einfluß auf den Flor des obengenannten Instituts, ihr freundliches Verhältniß zum herzoglichen Hofe, ihr Einfluß auf die Gesellschaft bieten Stoff genug für eine ansprechende, befriedigende Darstellung. Allein von Demjenigen, was diese Personen auf dem Felde der Literatur und damit auf die Bildungsentwickelung der Gesellschaft gewirkt, erfährt der Leser so blutwenig, daß er an die stolze Behauptung, von Braunschweig sei das Licht über Deutschland ausgegangen, nicht recht glauben kann, wenn er auch zugeben muß, daß die Herzogin Amalia von Weimar eine braunschweigische Prinzessin und Gönnerin von Wieland, Goethe, Herder u. A. war. Dagegen sehen wir Ebert, den Uebersetzer von Young's „Nachtgedanken“, überall und bis zum Ueberdruß als Feinschmecker und Galanthomme umherzüngeln und -schwänzeln; wir sehen Gärtner als trockenen lateinischen Folianten, und Jerusalem thut nie den Mund auf, ohne daß nicht eigens vorgemerkt wäre, er thue das mit feinem Takt. Ob Eschenburg zuerst den Shakspeare übersetzte oder nicht, kommt nicht weiter in Frage. So geht es mit allen Uebrigen. Beireis, den der Verfasser bekanntlich als Adepten von Helmstedt auch durch einen Roman hindurchgezerrt hat, muß expreß nach Braunschweig herüberkommen, um an der herzoglichen Tafel Hocuspocus zu machen und dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Nebenher sei angemerkt, daß nirgends im Buche getafelt wird, wo nicht ein Brief gebracht würde. Wie das Historische aussieht, mag ein Beispiel zeigen. Als die Nachricht von Wetzlar nach Braunschweig kommt, daß der junge Jerusalem sich erschossen, wußte man auch sogleich, die Liebe zu Charlotte Buff sei Schuld daran. Es kömmt also nun endlich an den Tag, wo der Goethe dieses Verhältniß erfahren, und was der kürzlich veröffentlichte Kestner'sche Briefwechsel darlegt, kann nur rein aus der Luft gegriffen sein. Ehe noch, außer etwa Goethe, irgend Jemand in Deutschland eine Ahnung von den Leiden des jungen Werther haben konnte, hat die Hypersentimentalität in Braunschweig schon mächtig Wurzel geschlagen, und ein junger Edelmannssohn schießt sich aus purer nachahmungssüchtiger Liebesverzweiflung geradezu todt. Es ist daher Verleumdung, daß Goethe's „Werther“ so manche Blutschuld auf sich geladen habe. Die englischen Nachtgedanken und empfindsamen Reisen und Lorenzodosen hatten allerdings bereits die sentimentale Richtung in Deutschland hervorgelockt, die durch Miller's Romane bedeutend gefördert wurde; davon aber sagt der Verfasser kein Wort.

Aber — wo bleibt der Parnaß? Gut, daß daran erinnert wird! Im Jahre 1745 hatte Herzog Karl das Collegium Carolinum als eine Art Zwischenglied zwischen die Universität Helmstedt und die Gymnasien eingeschoben, um zunächst jungen Edelmannssöhnen Gelegenheit zu verschaffen, sich standesmäßig auszubilden; doch waren Nichtadelige nicht ausgeschlossen. Das Institut war lobwürdig und wirkte bald in weitern Kreisen wohlthätig ein. Unter den Edelleuten jener Zeit war Dasjenige, was wir heutzutage Bildung nennen, noch ziemlich selten. Die Mehrzahl derselben residenzte auf den Landgütern, oder war dem Porteépée verfallen, und wenn ihre Jugend einen Informator gesehen, so war dieser in den Augen der Väter und Mütter kaum mehr als ein Livreebedienter. Man kann darüber in Rabener's „Satiren“ weitere Auskunft finden und darf nicht glauben, daß hier die Farben zu dick aufgetragen seien. Die Informatoren selbst traten aus einem Dunstkreise hervor, wie Zachariä's „Renommist“ ihn schildert, und mochten sie wirklich auch etwas gelernt, mochten sie sich sittlich reiner erhalten haben als viele ihrer Commilitonen, so hatten sie doch in jenem Dunstkreise drei Jahre lang athmen müssen, und das blieb nicht ohne Folgen. Laukhard's Leben weiß viel davon zu erzählen. Jenes Collegium diente nun dem Zwecke, Jünglinge mit Kenntnissen auszustatten, welche ihnen eine angemessene Stellung im Leben, in der Gesellschaft erwerben und sichern konnten. Sollten oder wollten sie sodann noch irgend einer besondern Fachwissenschaft sich widmen, so waren sie dazu mit reichen Mitteln versehen und mochten dann auf der Universität den Cursus leichter und rascher durchmachen. Das war im Allgemeinen die Grundidee, welche das Carolinum ins Leben rief, und da man für den Ausbau derselben geachtete Lehrer zu gewinnen wußte, so konnte es nicht fehlen, daß das Institut ehrenvoll bekannt und für die strebsame Jugend benutzt wurde.

Da konnte es denn aber auch nicht fehlen, daß diese Jugend sich höher hielt als die gewöhnlichen Gymnasiasten, daß sie sogar den helmstedter Studenten sich gleichstellte; und da diese zur Anerkennung einer solchen Gleichheit nicht geneigt waren, so entwickelte sich eine Rivalität, die sich nicht anders Luft zu verschaffen wußte als durch gelegentliche Paukereien. Mit einer solchen glaubte denn auch der Verfasser seinen Roman eröffnen zu müssen. Der hier zugemessene Raum, sowie Werth und Haltung des Buchs selbst verstatten keine pragmatische Darlegung seines Gangs und Verlaufs. Nur im Allgemeinen sei angemerkt, daß wir von Scene zu Scene, meistens in langweilender dialogischer Form, fortgezogen werden, ohne die Nothwendigkeit derselben zu klarer Ueberzeugung aufleuchten zu sehen; und wenn auch manche Einzelheit ein ganz gutes Lebensbild abgibt, so steht sie doch immer nur als Einzelnes da, etwa wie in einer Musterkarte tausend grobe und feine, helle und dunkle, einfarbige und bunte Fetzen aneinandergereiht sind. Bei einem Roman jedoch, der doch immer als ein Kunstwerk gegeben wird, jedenfalls als ein solches betrachtet werden muß, führt ein so buntscheckiges Durcheinander nur zu dem Resultate, daß man sich für nichts interessiren kann. Man will eine Einheit, zu welcher alle Einzelheiten zurückführen; man will damit zugleich einen Standpunkt, von welchem aus man das ganze Lebensgemälde ruhig und klar übersehen kann. An dem Allen gebricht es hier. Nur mühsam construiren wir uns die Zeit von 1771 bis zum Ende des Jahrhunderts zusammen, und wer mit dieser Zeit nicht sonst schon einigermaßen bekannt ist, tappt von einem Räthsel zum andern. Hat er noch dazu Einiges von den Richtungen der Philosophie, von den Kämpfen auf

dem Gebiete der Theologie unserer Tage erfahren und begegnet nun im Buche denselben Gedanken, Worten und Figuren, so muß er nothwendig nicht wissen, wo in der Welt er eigentlich ist. Aehnliches finden wir freilich damals bei Mauvillon, Lessing u. A.; allein Aehnliches ist nicht das Gleiche, und jene Männer wollten auch etwas Anderes als die Kämpfer unserer Tage. Daß es übrigens dem Verfasser auf Anachronismen und dergleichen nicht ankommt, ist oben schon nachgewiesen, und da es ihm, wie seine sogenannten historischen Romane klar genug darthun, hauptsächlich nur darauf ankommt, unter allen Umständen ein Buch in mehren Bänden herzustellen, so ist über dergleichen Dinge kein Wort weiter zu verlieren.

Wie endlich das Buch von Druckfehlern strotzt, so begegnen wir neben denselben auch jener nachlässigen Schreibart wieder, wie man sie aus den frühern Werken des Verfassers schon kennt. Gleich Seite 9 im ersten Bande sehen wir einen „mächtigen Knochenbau bleicher Gesichtszüge und eines fahlen Bartes", und wie lange auch schon ein Sopha in Deutschland neutrius generis gewesen sein mag, so steht es in diesem Buche doch als ehrenfestes masculinum. Dergleichen Sachen könnten zu Dutzenden aufgewiesen werden. Ueberhaupt, sollte auch dieses Buch in eine Gymnasialbibliothek gerathen und Primanern empfohlen werden, so könnte das etwa nur in der löblichen Absicht geschehen, um ein Muster, wie man nicht deutsch schreiben soll, zur Hand zu haben. 50.

Aus London.

Der „Royal literary fund" und andere literarische Unterstützungsvereine. Irving's neueste Skizzensammlung. Der apokryphe Walter Scott'sche Roman „Moredun". Uebersetzungen aus dem Deutschen und deutsches Theater. Shakspeare's Dramen nicht von Shakspeare.

Am 14. März hielt der von David Williams gestiftete, unter dem Namen „Royal literary fund" bekannte Verein seine jährliche Generalversammlung, welcher diesmal eine so große Zahl literarischer Celebritäten beiwohnte wie niemals früher. Anwesend waren unter Andern E. Bulwer-Lytton, Charles Dickens, Sir J. Forbes, Sir H. Ellis, der Dechant der Paulskirche, Dr. Arnott, dann eine Anzahl der angesehensten Buchhändler, unter denen wir nur Murray, Longman, Chapman, Bentley, Colbourn und Bohn nennen. Die Ueberzeugung, daß die Verwaltung und die Verfassung dieses Unterstützungsvereins dringender Reformen benöthigt sei, hatte sich schon längst fühlbar gemacht, und die längere Zeit vorher zu diesem Zwecke in den öffentlichen Blättern betriebene Agitation drang an diesem Tage in den Schoos der Gesellschaft selbst. Namentlich scheint diese Agitation durch Bulwer und Dickens, die Stifter eines andern literarischen Unterstützungsvereins, der „Guild of literature and art", und die Männer ihrer Färbung betrieben und geleitet worden zu sein. Zuvörderst wurde der Versammlung Rechnung über die Finanzen abgelegt, und man erfuhr, daß die Einkünfte der Gesellschaft, die hauptsächlich in den Zinsen eines Capitals von 45,000 Pf. St. bestehen, im vergangenen Jahre etwas über 2119 Pf. St. betrugen, wozu noch der Ueberschuß von 1853 mit etwas mehr als 452 Pf. St. kam. Die Ausgaben an Unterstützungen für hülfsbedürftige Autoren und Gelehrte beliefen sich im vergangenen Jahre auf 1470 Pf. St. und an Verwaltungs- und andern Ausgaben auf nicht weniger als 643 Pf. St. Die Opposition galt namentlich dieser kostspieligen Verwaltung, die außerdem in unliterarischen Händen ist, sodaß die davon verschlungene Summe, ganz dem Zwecke der Stiftung entgegen, verdienten Schriftstellern und Gelehrten entzogen wird und Männern zugute kommt, welche nichts für die Literatur gethan haben.

Dilke stellte den ersten Antrag: „Die Versammlung wolle erklären, daß die Verwaltungskosten des «Literary fund» ungerechtfertigt und übermäßig groß seien und daß in der Verwaltung große Aenderungen getroffen werden müßten." Er wies darauf hin, daß im Jahre 1802 fast alle Beamte des Vereins ihre Dienste umsonst geleistet hätten, daß dann später ein „clerk" mit 40 Pf. St. Gehalt dabei angestellt, daß aber aus diesem „clerk" jetzt ein Secretär geworden sei, welcher ein Jahrgehalt von 200 Pf. St. erhalte, während dasselbe Amt bei dem „Artist's general benevolent fund" jahrelang für 50 Pf. St. verwaltet worden sei. Im Laufe der zehn Jahre 1844—53 hätten aus diesem Fonds 429 Individuen Unterstützungen erhalten, wofür die Kosten (ungerechnet die Kosten für Annoncen und für das jährliche Festmahl) nicht weniger als 5094 Pf. St., die Kosten des „Artist's general benevolent fund" dagegen, aus welchem 559 Individuen Unterstützungen erhalten hätten, in denselben Jahren nur 904 Pf. St. betrügen (wobei wir bemerken, daß, wie es scheint, beide Stiftungen miteinander im Zusammenhange stehen). Dilke's Antrag, welchen Edward Bulwer unterstützte, wurde zwar verworfen, aber nur mit der geringen Mehrheit von vier (32 gegen 28) Stimmen. Auch ein weiterer Antrag, daß man einen Mann schriftstellerischen Charakters zum Präsidenten wählen müsse, wozu von Seiten der Opposition Hallam vorgeschlagen wurde, ging nicht durch, nachdem der Dechant der Paulskirche bemerkt hatte, er glaube nicht, daß die Verwaltung des Vereins ausschließlich Solchen anzuvertrauen sei, welche Bücher geschrieben hätten.

Hierauf ergriff Dickens das Wort und beantragte: es möge ein Ausschuß ernannt werden, welcher den Auftrag haben solle, eine neue Verfassung für den Verein zu berathen, zu entwerfen und einer zu diesem Zwecke auszuschreibenden allgemeinen Versammlung vorzulegen. Unter den von ihm als Mitglieder dieses Ausschusses Vorgeschlagenen befindet sich Dickens selbst, dann Bulwer, Thackeray, Bell, Gleig, Ellis u. A. Dieser Antrag wurde nach kurzer Discussion einstimmig angenommen und somit der eigentliche Zweck der Bulwer-Dickens'schen Opposition, eine durchgreifende Verwaltungsreform des Vereins herbeizuführen, im Wesentlichen durchgesetzt. Was uns bei diesen Verhandlungen namentlich wohlthuend war, ist das einmüthige Hand in Hand Gehen der Verleger mit den Schriftstellern, die Ruhe und Mäßigung, womit die Debatten geführt wurden, und die durchaus praktische Weise, womit sich die Redner aller unnützen und hohlen Redensarten enthielten und sich allein an die Sache hielten.

Erwägen wir überhaupt die zahlreichen Vereine, welche in England zur Unterstützung von Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern bestehen, wie die Pensionen, welche jährlich von Parlaments und Staats wegen an verdiente Männer und ihre Hinterlassenen vergeben werden, so müssen wir mit Beschämung gestehen, daß wir auch in diesem Punkte hinter England weit, sehr weit zurückstehen. Im vorigen Jahre wurden vom Parlament an solchen Pensionen 1200 Pf. St. bewilligt, z. B. 50 Pf. St. an Mrs. Glen, Witwe des Dr. Glen, der das Alte Testament ins Englische übersetzt hat; 100 Pf. St. an Mrs. Moir, Witwe des Chirurgen Moir, in Anbetracht seiner Verdienste um die Chirurgie, seiner poetischen Talente und der unglücklichen Lage seiner Witwe mit acht Kindern; 50 Pf. St. an Mrs. Hogg, Witwe des bekannten Ettrick-Schäfers; 40 Pf. St. an die Tochter des verstorbenen James Kenney, in Anbetracht seines literarischen Talents u. s. w. Auch die „Royal society of literature" und fast alle Vereine „for the advancement of science", wie der in Liverpool, verbinden mit ihrer sonstigen Aufgabe ebenfalls Unterstützungszwecke. Die „Artist's benevolent fund society" nahm bei ihrem letzten Festessen an freiwilligen Beiträgen 332 Pf. St. ein, und ihr Präsident, Lord Yarborough, theilte mit, daß im vergangenen Jahre 769 Pf. St. an Witwen und 162 Pf. St. an Waisen in der Form von Dividenden vertheilt worden seien. Hierzu kommt die in jüngster Zeit bekanntlich von Bulwer, Dickens und Jerrold ins Leben gerufene „Guild of literature and art", welche jetzt Corporationsrecht erlangt hat und für die mit jenem schönen Gemeinsinn, welcher die Briten auszeichnet, sich namentlich auch viele Verleger interessiren. Unter

Andern haben sich folgende Buchhändler bereit erklärt, Subscriptionen in Empfang zu nehmen: Murray und Sohn in Glasgow, S. Simms in Manchester, Webb und Hunt in Liverpool, Evans und Arrowsmith in Bristol, M'Glarhan in Dublin, dann mehre Buchhändler in Newcastle, Sheffield und Edinburg. Man hat eben in England andere Begriffe von Gemeinsinn, Nationalehrgefühl und Nationaldankbarkeit als anderwärts. Und doch hat man auch in Deutschland einen schwachen aber erfreulichen Anfang mit dem leipziger Unterstützungsfonds gemacht, der im Stillen nach Maßgabe seiner Kräfte manches Gute gewirkt hat, und noch kürzlich schlug Dingelstedt die Stiftung eines Fonds vor zur Unterstützung der Nachgelassenen dramatischer Autoren; aber meist bleibt dergleichen in Deutschland bei bloßen Anläufen, Anfängen und selbst nur Vorschlägen, die in der Nation selbst keinen genügenden Wiederhall finden, nicht einmal in ihrem gebildetern Theile. „Kalt wie ihr Himmel" nannte der Franzose Escudier die Deutschen, indem er sie an das peinvolle Leben erinnerte, welches sie Beethoven führen ließen. O ja, man fühlt zuweilen etwas von dieser Kälte. Indeß haben uns die Franzosen nicht viel vorzuwerfen. Man muß auch bei ihnen den Salon-, Literatur- und Staatsschwindel verstehen, um etwas vor sich zu bringen, und talentvolle Männer wie Gérard de Nerval, welche Nichts aus sich zu machen wissen, verkommen bei ihnen auch. Eigentlichen Gemeingeist im Sinne des englischen gibt es unter den Franzosen vielleicht in noch geringerm Grade als unter den Deutschen. Der wäre verloren, der ihn bei den Repräsentanten der pariser Presse suchen wollte!

Bei der gegenwärtigen Dürre auf dem Gebiete der Novellistik ist es kein Wunder, wenn des greisen Washington Irving letzte Skizzensammlung „Chronicles of Wolfert's Roost and other papers" von der englischen Kritik mit herzlicher Freude begrüßt wird. „Man kann diese amerikanische Skizzensammlung kaum genug loben," meint das „Athenaeum". Und in der That bilden Washington Irving und Fenimore Cooper mit einigen Lyrikern, wie Longfellow, die eigentliche classische Literatur der Nordamerikaner. Die Beecher-Stowe, die pseudonyme Wetherell und wie sie alle heißen mögen diese geschwätzigen Muhmen der nordamerikanischen Neuromantik, haben von dieser Classicität kaum noch eine Spur. Den Irving'schen Skizzen ist in der That ein fast unbeschreiblicher Reiz eigen. Ihr Inhalt läuft oft fast auf nichts hinaus, aber die Kunst der holländischen humoristischen Genremalerie bis ins Kleinste, mit dem sorgfältigsten Pinsel und im classischsten Sprachcolorit ausgeführt, besitzt auf literarischem Gebiete wol Keiner in solchem Grade als Washington Irving.*)

Mit derselben und mit noch größerer Freude würde man den von Cabany angekündigten angeblichen Walter Scott'schen Roman „Moredun" begrüßen, wenn man sich irgend der Ueberzeugung hingeben könnte, daß es sich dabei um mehr als um einen literarischen Puff handle. Wir haben die wunderliche Weise, wie Cabany in den Besitz des Manuscripts gelangt sein will, bereits in Nr. 4 d. Bl. erzählt. Personen, die noch mit Scott in vertrautem Verhältniß standen, fahren in englischen Blättern fort, die Authenticität des Manuscripts und die Möglichkeit, daß es auf diese Weise in Cabany's Hände gelangt sein könne, aufs entschiedenste zu bestreiten. James Skene in Oxford, der mit Walter Scott sehr intim bekannt war, versichert, daß Walter Scott durchaus nicht in der Lage gewesen, ein Manuscript zu verschenken. Er erzählt bei dieser Gelegenheit, wie ihn eines Tages Walter Scott nach Constable's Bankrott zu sich habe rufen lassen und ihn dann angeredet habe: „Skene, ich bin an den Bettelstab gebracht." „Wie und durch wen?" habe Skene gefragt und Walter Scott geantwortet: „Durch Drucker und Buchhändler und Bankrottirer, die uns arme Autoren opfern." Dann habe er auf Stöße von Manuscripten hingewiesen, die auf dem Tische lagen, und gesagt: vermittels dieser hoffe er sich seiner Verpflichtungen zu erledigen. Dies sei ihm denn auch gelungen, und schon im Laufe des ersten Jahres habe er 20,000 Pf. St. einzahlen können. Unter diesen Umständen sei ihm aber jedes Manuscript zu kostbar gewesen, um es in so lächerlicher Weise zu verschenken. James Skene citirt in seiner Erklärung ein Schreiben der noch lebenden Nichte Walter Scott's vom 17. Februar 1855, worin diese versichert, mit Walter Scott's Tochter Anna unmittelbar vor deren Reise nach Paris in Abbotsford zusammengewesen zu sein und genau zu wissen, daß sie ein solches Manuscript nicht besessen habe. Niemals, versichert Skene ferner, habe sich Walter Scott in der Unterschrift seiner Briefe der bloßen Initialen W. S. bedient, wie in dem angeblichen Walter Scott'schen Schreiben, worauf sich Cabany beruft. Immer habe er seinen Namen ausgeschrieben. Wie dem auch sei, so dürfen wir doch auf das Erscheinen des Romans gespannt sein, wäre es auch nur, um zu sehen, wie es dem Verfasser gelungen sein wird, die Romanmanier Walter Scott's nachzuahmen, und ob sein Fabrikat in dieser Hinsicht mit „Walladmor" in die Schranken treten kann.

Großes Glück scheint in England Gregorovius' Buch über Corsica zu machen. Es ist unter dem Titel „Wanderings in Corsica; its history and its heroes" von Alexander Muir übersetzt worden, und die Journale bringen aus dieser englischen Bearbeitung lange Auszüge und ertheilen dem Buche ein so gutes Zeugniß, wie sie es selten einem deutschen Buche dieser Art ausstellen. Mit ähnlichem und wo möglich noch größerm Beifall begrüßt man „Hellas, or the home, history, literature and art of the Greeks. Translated from the German of *Friedrich Jacobs*, by *John Oxenford*." Der Uebersetzer ist einer der gründlichsten Kenner des Deutschen in England, und seine Uebertragung wird als ausgezeichnet gerühmt. Hackländer's „Der geheime Agent" ist in einer Nachbildung unter dem Titel „The secret agent" auf dem Haymarkettheater aufgeführt worden; doch scheint der Bearbeiter nicht das Stück selbst vor sich gehabt, sondern nur die Inhaltsangabe, wie sie „Blackwood's magazine" von Hackländer's Lustspiel enthielt, zugrunde gelegt zu haben. Die englische Bearbeitung soll scenisch sehr geschickt arrangirt, aber auch fast ohne allen Witz, ohne alle Poesie und tiefern Gedankeninhalt sein. Wir haben schon früher erwähnt, daß man seit dem Erfolge des „Fechter von Ravenna" in England der deutschen Bühne wieder größere Aufmerksamkeit schenkt als früher. Das „Athenaeum" erwähnt die Aufführung des neuen Geibel'schen Lustspiels und beginnt seinen kurzen Bericht mit den Worten: „Another star at the dramatic horizon of Germany!" meint aber doch, das Stück habe nur einen succès d'estime gehabt und könne die jüngst von ihm, dem „Athenaeum", über den Zustand der deutschen Bühne ausgesprochene Meinung nicht umstoßen. In seiner Nummer vom 17. Februar hatte das englische Blatt nämlich bemerkt, es sei eine merkwürdige Erscheinung, daß seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs von Preußen (welchen Zusammenhang hat aber jene „merkwürdige Erscheinung" mit dieser Begebenheit?) fast alle jüngern deutschen Dichter sich dem Drama gewidmet hätten, in der lobenswürdigen Absicht (blos in dieser?), diesen lange Zeit vernachlässigten Zweig der Literatur wieder zu Ehren zu bringen und in ihrem Vaterlande eine wahrhaft nationale Bühne zu gründen. „Doch", fährt das englische Blatt fort, „wie wenig ist im Verhältniß zu der vergeudeten Zeit und dem vergeudeten Talent durch all diese wohlgemeinten Bestrebungen erreicht worden! Diese Tragödien und Komödien kommen und verschwinden wie die Sternschnuppen,

*) Demnächst erscheint bei F. A. Brockhaus eine neue Uebersetzung der ausgewähltesten Irving'schen Erzählungen aus dem „Sketch book", „Bracebridge-Hall" u. s. w. mit Illustrationen von Henry Ritter, aus dem Nachlaß dieses in Canada geborenen düsseldorfer Genremalers, und von W. Camphausen.

mit vollen Backen ausposaunt, sind sie ebenso schnell vergessen als gesehen, und «der Stuhl, den Schiller leer gelassen» («the chair which Schiller left vacant»), wartet noch immer auf Den, der ihn besetzen soll. Und doch ist erst ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Schiller todt ist!" Die Mühe, den Deutschen eine Nationalbühne zu schaffen, werde (meint das „Athenaeum") vergeblich sein, solange die Deutschen keine große Nation seien.

Wir schließen unsern heutigen Bericht mit einem literarischen Curiosum. Eine amerikanische Dame, Miß Bacon, hat die Behauptung aufgestellt, daß ein Mann von Shakspeare's Geburt und Erziehung die Stücke, die seinen Namen tragen, unmöglich geschrieben haben könne; die meisten derselben rühren ihrer Behauptung zufolge von Lord Francis Bacon (die Verfasserin führt denselben Namen!) und Sir Walter Raleigh her. Uebrigens soll es ihr gelungen sein, ihre Behauptung in recht sinnreicher Weise mit den allbekannten Lebensmomenten beider Männer in Zusammenhang zu bringen und ihr dadurch einen Schein von Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit zu geben. **H. M.**

Notizen.

Hamburg sonst und jetzt.

Wir erhielten in diesen Tagen eine Correspondenz aus Hamburg, die wir jedoch aus mehrfachen Gründen nicht zum Abdruck bringen können. Die Tendenz dieser Correspondenz, in welcher unter Anderm auch der hamburger Journalistik ein nicht sehr schmeichelhafter Spiegel vorgehalten wird, läuft darauf hinaus, daß sich Hamburg vorzüglich eigne, um kaufmännische Geschäfte zu machen, gut zu essen und zu trinken, kurz in Hamburg zu leben, wie Gott selbst in Frankreich nicht lebt, daß aber der geistig strebende Mensch dort sehr, sehr einsam stehe und nothwendig verkümmern oder, falls er die nöthigen pecuniären Mittel dazu besitze, sehr dickbäuchig werden müsse, was ja auch vom Uebel ist. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit diese Charakteristik zutreffend ist, so viel ist aber richtig, daß Hamburg die Stelle innerhalb der geistigen Entwickelung Deutschlands gegenwärtig nicht einnimmt, welche es im vorigen Jahrhundert behauptete. Auf diese Thatsache hat schon der „Hamburger Correspondent" im Jahre 1853 aufmerksam gemacht. Barthold H. Brockes, Friedrich von Hagedorn, vor Allen Klopstock, der in Hamburg dreißig Jahre lang lebte und wirkte und hier den französischen Bürgerbrief empfing, sind ohne Zweifel Namen, die sich in der Geschichte der deutschen Literatur ganz stattlich ausnehmen. Die Hamburger begruben auch ihren Klopstock unter Feierlichkeiten, wie sie sonst nur einem gekrönten Haupte widerfahren. Es wurde mit allen Glocken geläutet, alle Geschäfte standen still und Alles, was in Hamburg Bildung besaß oder darauf Anspruch machte, nahm an dem Leichenzuge theil. Einem der jetzt in Hamburg lebenden Dichter würde eine solche Ehre schwerlich geschehen; wir wissen freilich auch nicht, ob sich ein Klopstock unter ihnen befindet. Auch Matthias Claudius, der in dem nahen Wandsbeck seinen berühmten „Wandsbecker Boten" schrieb, und Gerstenberg, der Verfasser des „Ugolino", der lange Zeit in dem angrenzenden Altona lebte und dichtete, kann man wohl zu den Hamburgern rechnen. Eine ebenso bedeutende Stellung nahm Hamburg im Gebiete der Musik, Dramaturgie und Schauspielkunst ein. Die hamburger Oper, welcher der große Händel fünf Jahre lang vorstand, zeichnete sich seiner Zeit durch eine in Deutschland unerhörte Pracht aus, während die große reiche Stadt nur mit Mühe ihr Theater aufrechterhalten kann. Auch Mattheson, der die Theorie der Musik umgestaltete, war ein Hamburger. In Hamburg schrieb Lessing seine „Dramaturgie", und durch die Ackermann, Eckhof, Borchers und Schröder wurde Hamburg die Hauptpflanzstätte der deutschen Schauspielkunst. Diese Traditionen, namentlich von dem frühern Theaterdirector Schmidt fortgepflanzt, sind noch jetzt so mächtig, daß von Hamburg die bedeutendsten Hoftheater sich zu rekrutiren pflegen und daß viele der namhaftesten deutschen Schauspieler selbst der neuesten Zeit in Hamburg ihre Schule machten; wir nennen nur, weil sie uns gerade einfallen, Emil Devrient, die beiden Dahn, Jost, Dawison, Fräulein Seebach. Friedrich Voigts theilte vor einigen Jahren im Prutz'schen „Deutschen Museum" einige Briefe Hölty's mit, in deren einem an seinen Vater geschriebenen es unter Anderm heißt: „Ich halte Hamburg für den bequemsten Ort, mich daselbst so lange aufzuhalten, bis sich eine Gelegenheit zur Beförderung bietet. Der Gelehrte wird daselbst sehr geehrt und findet Zutritt zu angenehmen Gesellschaften, wo er Menschenkenntniß einsammeln kann." Gegenwärtig zeichnet sich Hamburg hauptsächlich nur durch seine berühmten Reisenden aus, unter denen vor allen Barth und Overweg, dann Gerstäcker zu nennen sind. Es ist eigenthümlich, wie die Herrschaft in Ton, Geschmack, Bildung und Literatur in Deutschland niemals an einem Orte haftet, sondern in raschem Wechsel von einem zum andern überspringt, von Nürnberg nach Leipzig oder Hamburg, von hier nach Weimar und dann wieder nach Dresden oder Berlin; bald wählt sie eine große, bald eine sehr kleine Stadt, bald eine im Mittelpunkte, bald eine am entferntesten Rande gelegene. In theologischer Hinsicht bot einmal selbst das unansehnliche Wittenberg dem mächtigen Rom Trotz und sah Gesandtschaften mächtiger ferner Reiche in seinen Mauern.

Die turiner Presse.

Die in Mailand erscheinende Wochenschrift „Il Crepuscolo" enthält über die in Turin erscheinenden Revüen und Journale folgende interessante Angaben. In der Hauptstadt von Piemont erscheinen vier politische und literarische Revüen: 1) „La Rivista contemporanea." Dieses Journal wird von Chiala redigirt und hat mehre der bedeutendsten Schriftsteller Italiens zu Mitarbeitern, unter Andern Rosmini, Tommaseo und Rovere, der darin unter der Ueberschrift „Proccaccio di Torino" und mit der Unterschrift Cecco d'Ascoli geistreiche Monatsübersichten veröffentlicht. Das Blatt beschäftigt sich auch viel mit auswärtiger, namentlich französischer Literatur und soll gegen 2000 Abonnenten zählen. 2) „La Rivista enciclopedica italiana", von Predari geleitet, doch bisjetzt ohne sonderlichen Erfolg, obschon Männer bekannten politischen Namens, wie die Sicilier Amari und La Farina und die Toscaner Montanelli und Mazzoni Beiträge liefern.*) 3) „Il Cimento", geleitet von Cesari und eine Tummelstätte junger, gut vaterländisch gesinnter, nach Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens in Italien trachtender Gelehrten. Hauptmitarbeiter sind Bertrando Spaventa, ein junger, in Hegel's Schule gebildeter Philosoph, der ein größeres Werk über Giordano Bruno zum Druck vorbereitet; Antonio Gallenga, Mitglied der Deputirtenkammer, der lange Zeit in England gelebt hat; Constantino Negro, beachtenswerther Dichter, welcher mit einer Sammlung piemontesischer Volkslieder beschäftigt ist. 4) „La Ragione", vor erst kurzer Zeit von Ausonio Franchi, einem frühern Mitarbeiter des „Cimento", gegründet und, wie man aus dem beredt geschriebenen Programm erfährt, ausschließlich für Fragen der philosophischen Wissenschaften bestimmt. Viel zahlreicher als die Revüen sind die eigentlichen Journale, und zwar: 1) „Il Piemonte", ministerielles Journal, welches seit Anfang des Jahres den „Parlamento" ersetzt hat, mit nahe 2000 Abonnenten; 2) „L'Opinione", gemäßigtes Journal, mit 800 Abonnenten; 3) „La

---

*) Die erste Jahresnummer dieser Revue, die gegenwärtig einen erhöhten Aufschwung nimmt, liegt uns vor, und wir bemerken vorläufig als für uns Deutsche besonders interessant, daß in der Rubrik „Bibliografia straniera" auch mehre deutsche Schriften, z. B. Mommsen's „Römische Geschichte", Schmitz' „Die Religion und die Naturforschung", Diez' „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprache" und Neigebaur's „Die Insel Sardinien" kurz aber empfehlend besprochen sind.



Gazetta del popolo", Volkszeitung, mit 7000 Abonnenten; 4) „L'Armonia", klerikal; 5) „L'Unione", Organ Bianchi Giovini's; 6) „La Voce della libertà", von La Cecilia und Brofferio redigirt, mit etwa 500 Abonnenten; 7) „Goffredo Mameli", mit 300 Abonnenten; 8) „L'Espero" mit 500 Abonnenten; 9) „Il Diritto", von jungen unabhängigen Schriftstellern geleitet, mit fast 500 Abonnenten; 10) „Il Fischietto", der piemontesische „Kladderadatsch", mit 850 Abonnenten; 11) „Il Campanone", eine Art klerikaler „Kladderadatsch", mit 2800 Abonnenten, wie wenigstens die richtungsverwandte „Armonia" behauptet.

H. M.

Bibliographie.

Aktenstücke zur orientalischen Frage. Nebst chronologischer Uebersicht zusammengestellt von J. von Jasmund. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Biberhofer, C., Der Unbekannte. Große Oper in drei Aufzügen, mit Zugrundlegung eines Dramas, nach dem Französischen. Musik von J. J. Bott. Cassel, Hotop. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Elben, O., Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Erdmann, Ernste Spiele. Vorträge, theils neu theils längst vergessen. Berlin, Hertz. 16. 1 Thlr.

Jane Eyre, die Waise von Lowood. Nach dem Englischen der Currer Bell. Zwei Bände. 2te Auflage. Altona, Heilbutt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Flourens, P., Das menschliche Leben in seiner Dauer von mehr als hundert Jahren. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 9 Ngr.

Forbes, J. D., Norwegen und seine Gletscher. Nebst Reisen in den Hochalpen der Dauphiné, von Bern und Savoyen. Aus dem Englischen von E. A. Zuchold. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten, 2 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Abel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Neuester Fremden-Führer in Paris. Mit Plan von Paris. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 36ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Uebersetzt von K. Simrock. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hamberger, J., Die Cardinalpunkte der Franz Baader'schen Philosophie. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 6te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 15 Ngr.

Kompert, L., Am Pflug. Eine Geschichte. Zwei Bände. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Landgrebe, G., Naturgeschichte der Vulcane und der damit in Verbindung stehenden Erscheinungen. Zwei Bände. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Lau, T., Lucius Cornelius Sulla. Eine Biografie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Lewell-Weiden. Von dem Verfasser von „Sir Frederick Derwent", „Fabians Thurm" rc. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Lobstein, F., Die Geheimnisse des Herzens. Fünfzehn Betrachtungen über biblische Texte. Bern und Paris. Gr. 12. 20 Ngr.

Molière, Die Plagegeister. Lustspiel mit Ballet in drei Acten nach dessen Facheux. Oldenburg, Schulze. Gr. 16. 12 Ngr.

Norton, Caroline, Die Frauen in England unter dem Gesetze unseres Jahrhunderts. Aus dem Englischen. Berlin, Besser. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ranke, W., Die Verirrungen der christlichen Kunst. Breslau, Geiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Riffel, C., Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Eine Beleuchtung der alten und neuen Anklagen wider denselben. 3te vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 26 Ngr.

Schultheß, J. H., Reise in's Morgenland, unternommen im Jahre 1847. Schaffhausen, Schalch. 1854. 8. 24 Ngr.

Storm, T., Immensee. 3te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. 4te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 15 Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Thierry, A., Erzählungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Veilchen. Taschenbuch für das Jahr 1855. Mit Beiträgen von G. F. Daumer, C. Ebersberger, C. Weiß und C. v. Westerhagen. Herausgegeben von M. Reck. Nürnberg, Stein. Gr. 16. 18 Ngr.

Viehoff, H., Schiller's Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese. 1ster Theil. Neue, größtentheils umgearbeitete Auflage in drei Bänden. Stuttgart, Becher. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Auswanderung nach Hoch-Texas. 1ster und 2ter Theil. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 9 Ngr.

Beust, F. C. Freih. v., Der sächsische Metallbergbau in seiner Beziehung zu den Staatsfinanzen. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Bodemer, H., Die Abhilfe des Nothstandes im Erzgebirge. Ein Beitrag. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Bruns, K., Der Festungskrieg. Mit Bezug auf die gegenwärtige Belagerung von Sebastopol. Allgemein faßlich dargestellt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Guhl, E., Der Krystallpalast zu Sydenham und dessen Kunstsammlungen in geschichtlicher Uebersicht. Ein Vortrag, gehalten am 24. März 1855 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Guttentag. 8. 6 Ngr.

Härter, F., Gesetz und Evangelium. Eine Betrachtung über Matth. 22, 34—46. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Hase, K., Die Entwicklung des Protestantismus. Eine akademische Rede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 Ngr.

Mahr, C. C., Denkschrift zur Jubelfeier des funfzigjährigen Doctorats des Königlich Dänischen Staatsraths und Herzoglich Oldenburgischen Leibarztes Franz Hermann Hegewisch, Honorar-Professor rc. Begleitet von einigen Erinnerungsworten an den schwarzen Tod in den Herzogthümern Schleswig und Holstein vor nunmehr 500 Jahren. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 12 Ngr.

Roeder, A., Die Theuerung, ihre Ursachen und Abhilfen, land- und staatswirthschaftlich beleuchtet. Wriezen, Roeder. Lex.-8. 10 Ngr.

Steffann, E., Des Herrn Gaben für die Großen durch die Kleinen. Predigt über Ev. Matth. 18, 2—6. Berlin, W. Schultze. 1854. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Thut Buße! Predigt über Jak. 1, 13—16. Auf Veranlassung eines vierfachen Kindermordes zu Berlin gehalten. Ebendaselbst. 1854. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Biographie des Dichters der „Bezauberten Rose".

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraff.** Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Biographie **Ernst Schulze's**, der ein Lieblingsdichter des deutschen Volks geworden ist. Dem Verfasser stand ein reichhaltiges Material zugebote: das eigene Tagebuch des Dichters, aus dem bisher noch nie etwas veröffentlicht wurde, sowie zahlreiche Briefe desselben und werthvolle Mittheilungen seiner Freunde. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hierdurch ganz neue Aufschlüsse über den Dichter, namentlich auch über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid.

Diese Biographie Ernst Schulze's bildet zugleich den fünften Theil der eben erschienenen **dritten Auflage** seiner **„Sämmtlichen poetischen Werke"** (5 Theile, geheftet 6 Thlr., gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.).

Von einzelnen Dichtungen **Ernst Schulze's** erschienen in demselben Verlage folgende **elegante Ausgaben:**

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht.
Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.
Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

Graeser (Charles), **The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

Ahn (F.), **A new, practical and easy method of learning the German language.**
First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.
Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen.

Von **Carl Leo Cholevius.**

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Gervinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er dasselbe in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von **Cholevius** (auf zwei Theile berechnet) wird eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausfüllen, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe — noch nie behandelt worden ist, obgleich oft auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. Ueber viele wichtige Punkte gibt der Verfasser ebenso neue als gründliche Aufschlüsse, wie es ihm z. B. gelungen ist, die Quellen von einem großen Epos des Mittelalters zu entdecken, denen bisjetzt Niemand auf die Spur gekommen. **Rosenkranz**, der das Manuscript des (in Königsberg lebenden) Verfassers gelesen, erklärt das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publicum fesseln werde.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tristan und Isolde.

Von **Gottfried von Straßburg.**

Uebersetzt von Karl Simrock.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

„Tristan und Isolde", das berühmte Liebesepos **Gottfried's von Straßburg**, eine der reichsten und lebensvollsten dichterischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in einer für die weitesten Kreise des deutschen Publicums bestimmten (elegant ausgestatteten) Uebersetzung von **Karl Simrock**, dem unübertroffenen Uebersetzer und Wiederhersteller älterer deutscher Dichtungen. Bisjetzt war dieses Meisterwerk der ersten Blütezeit unserer Poesie der heutigen Sprache noch in keiner Uebersetzung wieder angeeignet, die darauf Anspruch machen durfte, den natürlichen leichten Fluß des Originals zu erreichen. Mit Recht sagt Simrock in einem Schlußwort zu dem Werke: „Gottfried hat zuerst von der Minne mit jener Inbrunst des seelenvollsten Gefühls und in der naiven Sprache auch mit dem hohen Schwunge gesprochen, welche des Tiefsinns der Liebessage würdig sind und für die ihm der Kranz gebührt, den ihm seine Zeit gereicht hat und den ihm auch die Nachwelt nicht versagen wird."

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 3. Mai 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Erster Artikel.

Ernst Schulze.

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen, sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraff. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. — Auch als fünfter Band der „Sämmtlichen poetischen Werke" von Ernst Schulze. Dritte Auflage. Fünf Theile. 6 Thlr.

In Deutschland und auch wol anderwärts kommt nicht selten die merkwürdige Erscheinung vor, daß das Publicum oder wenigstens ein sehr beträchtlicher Theil desselben gerade solche Dichter und Autoren zu seinen Lieblingen macht, welche bei der Kritik in Ungnade stehen oder von ihr ignorirt werden. Romane, welche die Kritik vernichtet und todtgeschlagen hat oder todtgeschlagen zu haben glaubt, führen hinter dem Rücken der Kritik das flotteste Leben in den Leihbibliotheken; und Kotzebue, Iffland, Müllner, Raupach und die Birch-Pfeiffer übten über die Bühne gerade dann am unbestrittensten ihre Herrschaft aus, wenn sie aus den Lauf- und Schanzgräben der Kritik am heftigsten und von allen Seiten mit Brandraketen, Granaten, Voll- und Hohlkugeln überschüttet wurden.

Ich bin nicht gemeint, Ernst Schulze mit der Birch-Pfeiffer und sein Publicum mit dem Birch-Pfeiffer'schen Publicum auf eine und dieselbe Linie zu stellen; denn es ist ein ganz anderer Geist, der uns aus seinen Dichtungen anweht, und es ist ein ganz anderes Publicum, welches von seinen beliebtesten Dichtungen immer neue Auflagen und jetzt von seinen sämmtlichen Poesien die dritte Auflage nöthig gemacht hat. Das Publicum, dessen Liebling Ernst Schulze bis auf den heutigen Tag geblieben ist, fragt und hascht am wenigsten nach Birch-Pfeiffer'schen Theatereffecten und Coulissenmalereien. Es ist im Gegentheil ein Publicum, welches von leidenschaftlichen Emotionen und drastischen Nerven- und Muskelerschütterungen nichts wissen, sondern nur seine zartern Gemüthsaffecte leise angeregt und zugleich gestillt und beschwichtigt wissen will. Aber das Loos theilt Ernst Schulze mit den oben Genannten und nicht Genannten, daß die moderne Kritik ihn entweder vornehm von oben herab oder sogar feindselig behandelt und ihm selbst einen schädlichen Einfluß auf den Geschmack des Publicums und die Literatur beigemessen hat.

Aber Dichter, welche eine verderbliche und mit dem Geist und dem Charakter ihrer Nation im vollkommenen Widerspruch stehende Richtung einschlugen, haben sehr selten oder nie über eine sehr beschränkte Zeitfrist und über ihren Tod hinaus Bestand gehabt. Befriedigten sie nur einen gewissen Zeitgeschmack, so vergaß man sie in der Regel sehr bald und warf sie zu den Todten. Hier aber haben wir die Thatsache, die wie jede Thatsache nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die sämmtlichen Werke eines Dichters beinahe vierzig Jahre nach seinem Tode in dritter Auflage vor das Publicum treten, und zwar zum ersten mal in Begleitung einer ausführlichen Biographie, die nur in der Voraussetzung geschrieben werden konnte, daß für den Dichter ein hinreichendes Interesse vorhanden sei, um dieser Biographie beim Publicum Eingang zu verschaffen. In dieser einfachen Thatsache scheint mir der Beweis zu liegen, daß dieser Dichter eine Seite seiner Nation aufgefaßt und angebaut hat, die zu ihrem innersten Wesen gehört und eine Seite ihres Charakters und ihres geistigen Lebens selbst bildet. Wäre diese Seite eine vergängliche, eine der Nation blos durch den Tagesgeschmack angeflogene, so würden auch diese Dichtungen, welche sie widerspiegeln, schon längst vergangen und vergessen sein. In Schulze's Dichtungen drückt sich aber jene weiche, zarte, die Naturobjecte selbst vergeistigende, auch wol träumerische und phantastische lyrische Grundstimmung aus, die den Deut-

schen eigen ist und neben den kräftigern Aeußerungen ihres Nationalcharakters zu Recht besteht. Von den Minnesängern bis Flemming, von Flemming bis Hölty, von Hölty bis Goethe, von Goethe bis Matthisson oder Ernst Schulze und von Matthisson oder Ernst Schulze bis Geibel, ganz abgesehen von manchen wehmüthig-zartern Liebesliedern, die im Munde des Volks leben, können wir diese weiche lyrische Grundstimmung genau verfolgen. Oder man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß Schulze im deutschen Volke erst die Stimmung hervorgerufen habe, die zum Genusse seiner Dichtungen nöthig ist? Wollte man dies behaupten, dann freilich legte man ihm einen Einfluß und eine Bedeutung bei, wie man sie selbst Dichtern vom ersten Rang zuzuerkennen kaum wird wagen dürfen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß diese weiche lyrische Stimmung bei Schulze des Gegengewichts einer gesunden Sinnlichkeit und eines plastischen Realismus zu sehr entbehrt, daß das Gefühl zu sehr in Einem Tone, statt in wechselnden vollen Accorden fortklingt, daß er in seinen Dichtungen fast ebenso häufig die Schaumünze verschwimmender Empfindung, als die vollgültige Goldmünze des Gedankens ausprägte, und daß er, wo er Gestalten schaffen wollte — und das wußte er selbst am besten —, nicht selten bloße Nebelgebilde, denen nicht der Umriß der Gestalt, aber wol der greifbare Körper fehlte, zutageförderte. Indeß sind dies Gebrechen, aber kein Verbrechen am Heiligen Geist der Poesie, als welche man sie wol bisweilen ausgegeben hat. Es sind doch ästhetisch zarte Formen, es ist doch eine edle gehobene Sprache, es sind doch reine lautere Stimmungen, denen wir bei ihm fast in ununterbrochener Folge begegnen. Wie diese verderblich wirken können, sehe ich nicht wohl ein. Denn verderblich wirken kann doch nur eine gemeine Gesinnung, eine unlautere Lüsternheit, ein rohes Haschen nach Effecten blos des Effects wegen, ein wildes Sturmlaufen gegen Takt und Geschmack, ein diabolisches Gelüst, das Reinste und Edelste im Menschen zu verspotten. Diesen Elementen begegnen wir aber in Schulze's Dichtungen nicht; es ist in ihnen nichts Boshaftes, nichts Neidisches, nichts Hämisches; er dichtete nicht aus Speculation auf den Beifall des Publicums im gewöhnlichen Sinne, es fiel ihm sogar fast schwer, etwas drucken zu lassen, er dichtete, wie es ihm ums Herz war.

Durch die Frage, ob Schulze zu den Dichtern zweiten oder gar nur dritten Rangs zu zählen ist, will ich mir die Freude, welche mir diese Lauterkeit seiner Motive gewährt, nicht verkümmern lassen. Ueberhaupt will mir diese jetzt so beliebte, aber im Grunde zu nichts führende Rangeintheilung der Dichter in Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3 u. s. w. nicht recht gefallen. Dieses Numeriren hat immer etwas Schwankendes, richtet sich gar sehr nach Zeit und Nationalität und hat manche Unbilligkeiten im Gefolge. Ein Dichter zweiten oder selbst dritten Rangs kann vor einem Dichter ersten Rangs oft Vortrefflichkeiten voraushaben, die deshalb nicht minder schätzenswerth sind, weil ein Dichter geringerer Ordnung sie besitzt. Die Partien in unsern Mittelgebirgen, in der Sächsischen oder Fränkischen Schweiz, im Thüringerwalde, im Taunus, im Harz, können sich mit den Alpenlandschaften an Erhabenheit und Majestät entfernt nicht vergleichen, und doch besitzen sie Reize und Schönheiten, welche diesen fehlen, und sind manchen Stimmungen viel zusagender; ja, wenn man längere Zeit in einem noch so großartigen, aber eng umschlossenen Alpenthal geweilt hat, thut sogar der Anblick der Ebene, etwa einer holländischen Flachlandschaft, wohl und spricht eigenthümlich zu unserm Gemüth. Seiner Zeit war Opitz Nummer Eins in Deutschland; der jetzige Zeitgeschmack zieht ihm als Lyriker Flemming bei weitem vor. Im vorigen Jahrhundert galt, bis zum Auftreten Goethe's, Klopstock als der erste und genialste Dichter Deutschlands, und er wurde in einer Weise gefeiert, verehrt und bewundert, wie später kaum Goethe oder Schiller. Die beiden Letztern nennt man jetzt nebeneinander, vielleicht zum Theil nur aus Convenienz; denn es gibt gewiß nur Wenige, welche Beide in gleicher Weise bewunderten und nicht entweder den Einen oder den Andern von Beiden für Nummer Eins hielten. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber doch immer möglich, daß im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einfluß besonders günstiger Zeitverhältnisse ein deutscher Dichter auftauchen wird, gegen welchen nach dem Geschmack der dann lebenden Deutschen beide Dichter in den Schatten treten und mehr oder weniger veraltet erscheinen werden. Die Opitz-Verehrer hätten seiner Zeit auch nicht geglaubt, daß dieser Dichter jemals in Deutschland übertroffen werden könne. Die Anhänger der classischen Richtung in Frankreich halten Corneille und Racine auch jetzt noch für unübertrefflich und unübertroffen, während der echte katholische Spanier seinen Calderon Allen voranstellen und der Perser seinen Hafis für den ersten Dichter halten, Shakspeare und Schiller aber höchst ungenießbar finden wird.*)

Ich kann mir übrigens vorstellen, daß wenn Ernst Schulze, der mit den schwäbischen Romantikern ja manche Verwandtschaft zeigt, statt in Celle etwa in Tübingen oder Plochingen oder Geißlingen geboren worden wäre, die Kritik ihm mehr den Hof gemacht haben würde. Denn der norddeutsche Dichter hat schon als solcher den norddeutschen Kritikern gegenüber einen schweren Standpunkt und den süddeutschen gegenüber eigentlich gar keinen. Auch die kritischen Angriffe gegen Matthisson gingen trotz

*) Gesprächsweise äußerte einmal Chamisso zu A. Rebenstein (vgl. das jüngst in Berlin erschienene Buch: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen", Bd. 1): „Da war der Goeth, das ist Nummer Eins; nun kamen die Schlegel, und was haben die gelärmt! und es kam doch kein Nummer Eins bis auf den Uhlang (Uhland). Und was war der Uhlang? Ein unbekannter junger Mann, aber ein Dichter Nummer Eins. . . . Und nun kommt der Schwab und der Kerner, und Alle, worunter ich auch, Alle kein Nummer Eins, und das ging so fort. Da kam der Heen (Heine). Ja, der Heen, der Heen, es ist ein Dichter, ein Dichter." Man sieht schon aus dieser Stelle, wie schlimm es mit dem Numeriren der Dichter aussieht; denn Nummer Eins, Primus omnium, kann doch immer nur Einer sein, und wenn Goethe es ist, so kann es nicht neben und mit ihm Uhland oder Heine sein.

des ihm von Schiller, also einem Schwaben, gespendeten Lobes hauptsächlich von dem Sitze der schwäbischen Dichterschule aus. Nun will ich Matthisson's oft kränkliche oder schwächliche Sentimentalität durchaus nicht rechtfertigen, aber als gefälliger sauberer Landschaftsmaler hat er ohne Zweifel seine eigenthümlichen Verdienste, die ihm eine Stellung in der Literatur sichern müssen. In einem ehemals berühmten schwäbischen Literaturblatte nannte man ihn „ein Schwein, welches sich mit einem Battisttuch die Thränen trocknet". Gewiß hat Matthisson durch seine Sentimentalität der deutschen Poesie weniger geschadet, als Kritiker, welche sich einen solchen Ton zuschulden kommen ließen, der Kritik und dadurch dem poetischen Empfindungsvermögen überhaupt geschadet haben.

Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich allein schon vor den Dimensionen eines Epos in zwanzig Gesängen wie „Cäcilie" einige Ehrfurcht habe. Man muß wissen oder doch sich einigermaßen vorstellen können, welche Energie, welcher Fleiß, welche Liebe zur Sache, welche Zähigkeit dazu gehören, um zwanzig Gesänge eines Epos zu schreiben, die von Anfang bis Ende mit gleicher Sorgfalt und in gleicher liebevoller Stimmung ausgeführt sind. Ich habe umsomehr Achtung davor, weil Schulze dieses Epos nicht unmittelbar für die Veröffentlichung durch den Druck, für Honorar oder mit Rücksicht auf andere Vortheile schrieb, sondern um einem Herzensbedürfnisse zu genügen und das Manuscript als Liebesdenkmal in die Hände der Tychsen'schen Familie niederzulegen. Schon in dieser Entstehungsweise des Gedichts glaube ich ein echtpoetisches Motiv zu erkennen, das unter allen Umständen Achtung verdient. Nun ist aber dieses Epos, was man gegen dasselbe als Ganzes auch einwenden möge, sehr reich an einzelnen Schönheiten, und es hat Episoden von solcher Rundung, solcher Kraft der Schilderung und des Colorits aufzuweisen, daß wenigstens die spätere romantische Epik ihnen nichts an die Seite zu stellen hat. Das Ganze mag etwas verschwommen im Nebel liegen, aber diese einzelnen poetischen Gebilde treten doch mächtig hervor und bezeugen die Hand des Künstlers und Poeten, der zu Größerm und Großem berufen war, wenn es ihm gelungen wäre, endlich einmal aus den beschränkten Gesellschaftskreisen von Celle und Göttingen fortzukommen und dadurch seinen Gesichtskreis zu erweitern. In der „Cäcilie" behandelte er übrigens den Sieg des Christenthums über das Heidenthum (und beziehentlich des Deutschthums über das Dänenthum) als Factum, wie es ja in der Geschichte feststeht, nicht aber zu Tendenz- und Agitationszwecken; er trug den christlichen Sinn, der seine geliebte Cäcilie Tychsen beseelte, gewissermaßen als ihr Mandatar auf seine Dichtung über. Was seine „Bezauberte Rose" betrifft, so muß ich, obschon Ernst Schulze's Biograph, doch offen gestehen, daß sie mir im Laufe der Jahre allmälig fernergerückt ist, wiewol ich nicht verkenne, daß der lebhafte und bestechende Glanz ihres Colorits und die Musik ihres Verses für Alle, welche noch nicht durch das Fegefeuer der Kritik gegangen sind, also für alle empfänglichen Leserinnen und für jugendliche Leser etwas Berauschendes haben. Dabei vergesse man nicht, daß Schulze diese Dichtung bei hinsiechendem Körper und zunehmenden Leiden schrieb; in einem Zustande, aus dessen Druck sich in das freie Reich der Poesie schaffend zu erheben bei Dem, der dieses vermag, ein nicht geringes Maß Seelenstärke und einen nicht gewöhnlichen Schaffensdrang voraussetzen läßt. Daß diese Dichtung eine eigenthümliche Stellung in der deutschen Poesie einnimmt und ein eigenartiges Werk ist, beweisen die vielen Nachahmungen, die sie hervorgerufen hat und fortdauernd noch hervorruft, beweist der Umstand, daß sie ins Englische und vielleicht auch in andere Sprachen übersetzt und als Sujet einer Operncomposition benutzt wurde.

Die stärkste Seite an Schulze's Talent war und blieb allerdings die reinlyrische; wie denn auch Robert Prutz, der in Nr. 15 des „Deutschen Museum" ein strenges Urtheil über die epischen Gedichte Schulze's fällt, willig anerkennt, daß seine lyrischen Gedichte, wiewol im Publicum weniger bekannt und beliebt, ungleich reicher an Poesie und lebensvollern und kräftigern Charakters seien, daß man sie kennen müsse, um den Dichter wahrhaft lieb zu gewinnen. In der That haben seine Lieder, in denen er Liebe und Natur feiert und den einfachsten Stimmungen des Herzens Worte leiht, so viel innere wie äußere Melodie, so viel Zartheit in Gefühl und Ausdruck, so viel ungezierte Naivetät und einen so natürlichen leichten Gang, sie sind mit einem Worte so wenig gemacht, daß sie sich dem Schönsten und Besten, was auf lyrischem Gebiete in Deutschland geleistet worden ist — und die deutsche Poesie ist gerade in dieser Gattung sehr reich — getrost zur Seite stellen dürfen. Den Preis möchte ich aber seinen in vollen, runden und wohllautenden Distichen geformten und anmuthig und zart empfundenen Elegien ertheilen. Für den Ausdruck männlicher und kräftiger Gedanken eignete sich seine Art und Weise weniger. Was Schulze im kriegerischen Geiste der Zeit dichtete, reicht nicht an den muthigen und feurigen martialischen Geist der Kriegsmuse Körner's und Arndt's oder an die patriotische Tiefe Max von Schenkendorf's. Schulze war kein kriegerischer Geist, obschon ihm im schildernden Genre manche Schlachtgemälde in der „Cäcilie" ganz vortrefflich gelungen sind; er war der Dichter der Keuschheit, Lieblichkeit und Anmuth. Seine Gedichte sind frei von allen gehässigen polemischen Anklängen, von aller koketten Zerrissenheit, von aller cynischen Roheit, von allem das Schöne und Edle begeifernden und ironisirenden Hohn, von aller geschmacklosen Verzerrung und Uebertreibung, die dadurch, daß sie die Linie des einfach und natürlich Schönen unter convulsivischer Anspannung aller Kräfte überschreitet, für genial gelten will.

Ich begnüge mich mit diesen kurzen Andeutungen und wende mich nun zu dem Leben des Dichters, das man kennen muß, um seine poetischen Productionen ganz zu verstehen und in richtigem Sinne aufzufassen. Denn es ist mir — um mich meiner eigenen Worte aus der Vor-

rede zu der von mir verfaßten Biographie zu bedienen — „kaum ein Dichter neuerer Zeit bekannt (Goethe selbst nicht ausgenommen), dessen Dichtungen so sehr aus Gelegenheitsursachen hervorgegangen sind und dessen dichterische Entwickelung so innig mit seinen Lebensschicksalen und innern und äußern Erfahrungen zusammenhängt, als Ernst Schulze". Dies gilt nicht nur fast ohne Ausnahme von allen seinen kleinern lyrischen Gedichten, sondern selbst von seinen größern Epen. Seine „Cäcilie" ging ursprünglich einzig und allein aus dem Wunsche und der Absicht hervor, Cäcilie Tychsen ein Denkmal zu setzen und ihre Erscheinung, wie sie im Leben wandelte, wie das Bild ihrer Schwester Adelheid, im Gedichte festzuhalten und zu feiern, und selbst die „Bezauberte Rose" war, wie Freiherr von Schleinitz in einer handschriftlichen Mittheilung bemerkt, „ein letzter Versuch, in sein Verhältniß zum Tychsen'schen Hause Klarheit zu bringen".

Zur Abfassung der Biographie war mir ein sehr reichhaltiges Material zur Verfügung gestellt: zuvörderst die „biographische Vorrede" Bouterwek's, die allen bisherigen Ausgaben der Schulze'schen Werke vorangestellt und auch durch Einfügung an den betreffenden Stellen in meine Biographie fast vollständig übergegangen ist, die aber, so Dankenswerthes sie enthält, doch nur eine bloße biographische Skizze genannt werden muß, welche nur das Nothwendigste und selbst dieses oft nur in bloßen Andeutungen gibt; sodann ein kurzer Lebensabriß des Dichters, eine handschriftliche Hinterlassenschaft seines ältern als Obersteuerrath in Hannover verstorbenen Bruders August; briefliche Mittheilungen von Schulze's Schwester, der Frau Superintendentin Hornbostel, geborene Schulze, im Kloster Wienhausen; Briefe seines Vaters auf Anlaß der „Bezauberten Rose", an den Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus gerichtet; ein Convolut von Briefen des Dichters an Karoline Gräfin von Egloffstein und den Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay, damaligen Oberstlieutenant; namentlich aber, außer fragmentarischen Mittheilungen seines Freundes, des jetzigen Obermedicinalraths Bergmann in Hildesheim, ein reicher Vorrath von Briefen an diesen, welche für die frühere Dichterperiode Schulze's von besonderm Interesse sind; und als Hauptquelle das voluminöse Tagebuch des Dichters, aus dem bis dahin noch nichts mitgetheilt wurde und in welchem auch die Briefe an Cäciliens Schwester Adelheid aufbewahrt sind. Ich kann also durchaus nicht sagen, daß ich durch die Kärglichkeit und Lückenhaftigkeit des mir zugebotegestellten Materials, eher durch seinen Reichthum und seine Fülle in Verlegenheit gesetzt worden bin — nämlich in die für einen Biographen freilich nur angenehme Verlegenheit, bei der Auswahl nichts Wesentliches und Charakteristisches auszulassen, und doch auch nicht zu ausführlich und dadurch ermüdend zu sein.

Bei den folgenden Mittheilungen halte ich es für zweckmäßig, mich vornehmlich auf solche Momente seines Lebens zu beschränken, die Bouterwek entweder gar nicht berührt oder nur in einer Weise angedeutet hat, die dem Leser zu rathen gibt und zwar ein Streiflicht auf die Stimmungen wirft, welche durch dieses oder jenes Lebensverhältniß in dem Dichter hervorgerufen wurden, dieses Verhältniß selbst aber im Dunkeln läßt. Bei der Auswahl der aus seinen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen mitzutheilenden Auszüge werde ich namentlich solche im Auge behalten, welche geeignet sind, den Dichter in einem neuen und oft unerwarteten Lichte erscheinen zu lassen, oder von seiner vorzüglichen Art zu stilisiren und zu schildern einen Begriff zu geben, oder seine Ansichten über Leben, Gesellschaft und sich selbst zu enthüllen, oder zur Kenntniß der damaligen allgemeinern Zustände beizutragen.

Ueber seine früheste Knaben- und Jugendzeit enthalten seine Briefe an Adelheid, Cäciliens Schwester, eine Reihe von Mittheilungen, denen ich hier Folgendes entnehme:

Ungefähr bis in mein vierzehntes Jahr wurde ich zu Hause für ein ganz gutmüthiges, aber höchst unnützes und zu allen Dingen unbrauchbares Geschöpf gehalten, weil meine Kleider immer in den ersten Tagen zerrissen, meine Bücher, sobald ich sie erhalten hatte, verloren waren, weil ich alle Aufträge verkehrt besorgte, nie etwas Neues wußte, das Rechnen nicht lernen konnte und über keine Sache im gewöhnlichen Leben vernünftig zu reden verstand, ausgenommen über die Kochkunst, deren großer Verehrer ich von jeher war.... Da ich allgemein für so ganz unbedeutend gehalten wurde, glaubte ich am Ende selbst, die Leute müßten doch wol Recht haben, und betrachtete mich immer als einen Menschen, aus dem nie etwas werden würde. Diese Idee gab mir eine gewisse Scheu und ein linkisches Wesen, das mich nie verließ, solange ich nicht bei meinen Spießgesellen, sondern in der Gesellschaft meiner Hausgenossen war.

Von meiner Gutmüthigkeit hatte man deswegen einen großen Begriff erhalten, weil ich die jüngere Schwester meiner jetzigen Mutter, ein sehr geistreiches, gebildetes, aber durchaus unpoetisches Mädchen, die mich ewig zur Zielscheibe ihres sehr pikanten Witzes machte, dennoch aufs zärtlichste liebte und ihr jeden Gefallen erzeigte, wenn es auch auf eine halsbrechende Art geschehen mußte. Unter meinen Bekannten genoß ich aber im Gegentheil ein großes Ansehen, theils weil ich die meisten an geistiger Bildung, die ich zu Hause verbarg, übertraf, theils weil ich immer der Erste auf dem Eise war, wenn es nur mit Mühe hielt, der Höchste auf den Bäumen und Dächern, und der Letzte, der fortlief, wenn wir Fenster einwarfen oder den Jungfern und Bedienten der alten Damen, die von einem Thee zu Hause kamen, die Laternen ausbliesen. Ueberhaupt reizte mich Alles, womit ich Gefahr verbunden sah, und viele alte Matronen schalten mich oft einen heillosen Buben und tollkühnen Waghals, während man in meiner Aeltern Hause nichts davon ahnte. Dort saß ich gewöhnlich ganz ruhig und las entweder Romane und Gedichte oder träumte von Dem, was ich gelesen hatte. Man glaubte, ich sei höchstens zum Pastor gut, der auf dem Lande die Hände in den Schoos legen und im erbaulichen Müßiggang die schöne Natur betrachten könne.

Indessen erwachte zwischen meinem funfzehnten und sechszehnten Jahre eine mir ganz neue poetische Welt in mir, über deren ordnungslose Gebilde ich nicht Herr werden konnte und mich deshalb mehr als je in die Einsamkeit zurückzog. Ich brachte oft ganze Monate auf einem abgelegenen Landgute, einige Meilen von Celle, zu. Das Herrenhaus, worauf ich ganz allein wohnte, lag weit von dem Wirthschaftsgebäude entfernt in einem verwilderten Park, den ein Fluß durchschnitt, der mehre kleine Teiche und Inselchen bildete. Das Haus selbst war groß, öde und fast ganz verfallen und wurde seit 30 Jahren nicht bewohnt. So oft der Pachter mir auch ein Zimmer in seinem Hause anbot, ließ ich mir doch nie meinen großen Saal mit dem hohen Kamin, den kleinen Scheiben und den vielen Ritterbildern in Lebensgröße nehmen, obgleich man fast bei jedem heftigen Schritt den vermoderten Fußboden durchtrat und kaum

einen Tisch finden konnte, der nicht längst zu den Invaliden gehört hätte. Wenn ich in dem großen Himmelbette von rothem Tuch mit gelber Stickerei lag, oder an einem stürmischen Abend mitten im Zimmer an dem wackeligen Tische mit Drachenbeinen und dem getäfelten Schachbret auf der Platte bei einem Buche oder in Gedanken saß, dann war es mir ein so schauerlich-angenehmes Gefühl, ganz allein zu sein in der Nacht und der Furcht zu trotzen, die mich oft grausig genug beschlich. Selbst während des Winters war ich dort einmal 14 Tage und fror lieber am Kamin, als daß ich mich an den warmen Ofen in der Pachterwohnung gesetzt hätte. Am Tage war ich gewöhnlich in der kleinen französischen Bibliothek, die sich dort befand, oder ich streifte durch Moor und Haide und lag unter den Tannen, an den wüstesten Oertern. Seit jener Zeit sind mir solche nach der gewöhnlichen Ansicht trostlose Gegenden unbeschreiblich theuer geblieben, und ich kann nie ohne Wehmuth und Sehnsucht an ein wildes, mit Fichten bewachsenes Moor, oder an eine weite Haide, worauf die Luft so schauerlich säuselt, zurückdenken. Ich schrieb damals nie etwas nieder, aber ich lebte ganz in meinen Phantasien und war auf dem Wege, ein ganz unheilbarer Schwärmer zu werden.

Für die Zeit seiner frischesten naiven Jugendkraft ist namentlich der mit seinem Freunde Bergmann geführte Briefwechsel interessant, der im Jahre 1810, als der Dichter im einundzwanzigsten Lebensjahre stand, am lebhaftesten war, aber schon im Jahre 1811 spärlicher fließt und endlich ganz aufhört. Diese Briefe haben einen durchweg muntern frischen Ton, und sind oft mit einem Anfluge von Humor geschrieben, von dem seine Dichtungen selbst nicht die geringste Spur verrathen. Der Stil, in welchem diese Briefe geschrieben sind, ist fließend und ungezwungen, die Schilderung lebhaft, und ein Vorrath gelehrter Anspielungen, die jedoch ohne alle Pedanterie auftreten, gibt Zeugniß, daß es ihm auf der Universität nicht an Fleiß und diesem Fleiß nicht an Früchten fehlte. Doch betrieb er die philologischen Studien ohne Wärme und Liebe zu ihnen und nur, weil es so sein mußte; er erklärt mehrmals, daß es nichts Trockeneres und Unfruchtbareres geben könne als diese grammatikalischen Subtilitäten; er sei durch sie kalt geworden wie gefrorenes Quecksilber, und werde, wenn dies so fortgehe, „einen höhern Grad von Stupidität erreichen als ein Lexikograph". Auch als er bereits Docent war und vor den Studenten, ohne jedoch gerade viel Beifall und Zuspruch zu finden, griechische Dichter interpretirte, war er nicht ganz bei der Sache. Er beneidet z. B. in einer am 24. Juli 1812 niedergeschriebenen Tagebuchbemerkung J. und N., die sich mit T. im G.... Holze amüsirten, während er auf dem Katheder stehe und seinen Zuhörern den „Prometheus" und die Metrik vielleicht ebenso langweilig mache, als sie ihm sei. Doch galt diese Abneigung eben nur den eigentlichen philologischen Spitzfindigkeiten; denn die griechischen Dichter konnten keinen größern Verehrer haben als Ernst Schulze. Die „Iliade" trug er während des kurzen Feldzugs, den er mitmachte, in der Tasche, in Stunden des Kummers und Unglücks suchte er Trost bei dem Stoiker Seneca, und seine Briefe an Bergmann sind vielfach mit Citaten aus Horaz und Virgil durchwebt.

Seine Lebensweise scheint jedoch damals nicht ganz die geregeltste gewesen zu sein, indem er bald nach der einen, bald nach der andern Seite zu viel that, oft wochenlang keinen Fuß aus dem Hause setzte und über den Büchern brütete, während die Woche darauf wieder, wie er schreibt, „lustig gezecht und gezehrt ward". Als er im Jahre 1811 ein Verhältniß mit einer verheiratheten adeligen Dame anknüpfte und dieses Verhältniß, obschon es die Grenzen einer bloßen Tändelei nicht überschritt, ihn zu ängstigen anfing, suchte er seine Unruhe durch häufigen und starken Genuß von Punsch und Champagner zu betäuben. Später, nachdem er Cäcilie kennen gelernt hatte, scheint er sich dieser Debauchen gänzlich enthalten zu haben. Seine Lebens- und Arbeitsweise und seine literarischen Projecte im Jahre 1810 lernt man am besten aus einem Briefe kennen, den er am 22. Januar desselben Jahres an Bergmann schrieb.

Sollte es dich vielleicht interessiren, etwas Näheres von mir zu erfahren, so melde ich dir, daß ich mich bei ganz gutem Geistes- und Körperzustande befinde, nach meiner Weise faul und fleißig bin, alle Sonntage tanze, alle Wochen zwei mal in verschiedene Thees gehe, die griechische Grammatik mit vielem Widerwillen und vieler Gründlichkeit studire, alle Abende eine französische Komödie statt des Schnupftabacks zur Aufheiterung der Geisteskräfte lese und an der lateinischen Literaturgeschichte, an dem romantischen Heldengedicht, an einem orientalischen Heldengedicht (welche Stoffe beiden Gedichten zugrundelagen, erfährt man nicht), an einer poetischen Reise nach dem Brocken, an einer Comédie larmoyante von zwei Personen und einer Sammlung von Elegien an die W. arbeite.

Er meint dann, so heterogen auch alle diese Beschäftigungen seien, gingen sie doch recht gut nebeneinander.

Wie man aus den Briefen von Bergmann erkennt, war Ernst Schulze durchaus nicht sehr eingenommen für die abenteuerlichen Uebertreibungen der romantischen Dichterschule; denn er empfiehlt seinem Freunde angelegentlich, Baggesen's „Klingklingel-Almanach" zu lesen. Er schreibt:

Hier findest du Alles, was mystischer Unsinn und romantische Raserei in ihrem äußersten Paroxismus hervorgebracht haben, übertroffen. Es ist wahrlich ein Meisterstück der Parodie.... Wenn dieses Helleborum nicht hilft, so sind die Kranken ohne Rettung verloren.

Uebrigens kommt Ernst Schulze in seinen so zahlreichen Briefen äußerst selten auf mitzeitige literarische Erscheinungen und Fragen zu sprechen, obschon es ihm keineswegs an einer kritischen Ader und scharfem Urtheil fehlte. Dies beweist unter Anderm eine interessante Kritik der Goethe'schen „Wahlverwandtschaften", die in einem Briefe an Bergmann vom 19. März 1810 enthalten ist und in der es z. B. heißt:

Ich glaube, daß nur Goethe so etwas schreiben konnte, daß aber Goethe auch etwas Besseres hätte schreiben können. Der Stil ist noch reiner als in irgend einem Werke von Goethe, viele Reflexionen vortrefflich, die psychologische Tiefe der Bemerkungen göttlich, viele Charaktere höchst anziehend, aber der Eindruck des Ganzen für mich wenigstens schwach, unbefriedigend und gar zurückstoßend.

Dieses Urtheil motivirt er dann in längerer Ausführung.

Was man am wenigsten bei Ernst Schulze anzutreffen meinen wird, indem es in seinen Dichtungen nirgends anzutreffen ist, ist eine gewisse sarkastische Laune,

mit der er gegen die Flachheit der göttinger Gesellschaften, denen er sich zu entziehen doch wieder nicht Kraft genug hatte, zufeldezieht. Wie dieser Sarkasmus sich gerade bei solchen sonst zart empfindenden und bescheidenen Naturen wie Ernst Schulze ausbilden kann, ist nicht eben schwer zu sagen. Man gilt vielleicht als Mann von Geist, Kenntnissen und Talent; aber in den Gesellschaften, wie sie einmal in der Regel sind (denn auch hier gibt es Ausnahmen wie überall), wird von wissenschaftlichen Fragen, von höhern Menschheitszwecken, von Philosophie, Geschichte und Kunst, sobald diese über Theater und Concert hinausgeht, nicht oder in meist höchst flacher conventioneller Weise gesprochen. Oberflächliches Geschwätz über die gewöhnlichsten Dinge waltet vor. Ein Mann von Geist und Kenntnissen kann sich hierzu nicht hergeben; schweigt er aber, so spielt er eine sehr traurige Rolle, und die Mitgliederinnen der Theeassemblée sehen einander schnippisch an und fragen: dieser simple Mensch soll nun ein Mann von Geist sein und wagt kaum den Mund aufzuthun; er hat ja nicht einmal soviel Geist als wir. Man legt sich also, um nicht eine stumme verachtete Rolle zu spielen, auf die Sottise, auf maliciöse und sarkastische Bemerkungen über Dies und Jenes, und plötzlich ist man ein Mann von Geist, gefürchtet und bewundert. Die zarten sanftäugigen Theeschlürferinnen merken dabei gar nicht, wie dies eigentlich nur Nothwehr gegen ihre Flachheit und Seichtigkeit ist und welche boshafte, schadenfrohe und auf Verachtung gegründete Rache darin liegt. Ernst Schulze schreibt an Bergmann:

Man nennt mich überall in Göttingen den Dichter aus Caprice, und ich ertheile den Schönen wieder den Namen der Pfahlbürgerinnen auf der Maskerade. Wenn sie mich kennten, wie ich eigentlich bin, so würde ich ein höchst langweiliges Leben führen. Jede würde mit mir von Kunst, von Gefühl, von Poesie u. s. w. reden wollen, und bei Gott, so gern ich mich über solche Sachen mit Menschen von Geschmack und Empfindung unterhalte, so unausstehlich ist es mir, wenn mir Jemand einen Katalog von Nachdrücken und eine Probekarte von soi-disant englischen Zeuchen vorlegen will. Meine Fertigkeit in sarkastischen Ausfällen, die, wie ich glaube, mir nicht natürlich sondern erworben ist, kommt mir hier vortrefflich zustatten, und wenn man mich auch nicht liebt, so habe ich doch den Vortheil, gefürchtet zu werden.

Und ein andermal:

Wenn einmal die Abneigung vor dem Guten, Großen und Schönen zur Wasserscheu geworden ist, da kann man wol schwerlich mehr auf Besserung denken, und es bleibt nichts übrig, als dem Heraklit oder dem Demokrit nachzuahmen. Die letztere Partie ist doch amüsanter, und da in den hiesigen Gesellschaften ein Jeder einen stehenden Charakter haben muß, um etwas zu gelten, so habe ich den des zügellosen Spötters angenommen, der alles Heilige unter die Füße tritt, um nur seine Laune zu befriedigen und sich lieber die Daumenschrauben anlegen lassen als eine boshafte Bemerkung verschweigen will.

Solche Worte wird von dem Dichter der „Cäcilie" Niemand erwartet haben, und doch ist diese Erscheinung psychologisch motivirt. Der moderne Gesellschaftscharakter bei all seinem Scheinflitter von Tournüre und conventionellem Anstand treibt diesen schadenfrohen Hohn, diesen beißenden, zuweilen fast giftigen Spott, der wie Rost zuletzt auch den Stahl des edelsten Charakters befleckt und zerfrißt, aus seinem Schoose heraus, und Mephistopheles, der den Idealismus Faust's in den Schlamm herabzieht, ist sowol eine Lieblingsfigur als ein Erzeugniß neuerer Zeit, und zwar ein deutsches. Schulze kannte die Gefahren dieser Richtung sehr genau und lernte sie später noch besser kennen. Am 23. September 1813 schreibt er an Cäciliens Schwester:

Ich habe diese ganze erbärmliche Schule durchgemacht und wenigstens Das dadurch gewonnen, daß ich mich nicht leicht in einer solchen Beurtheilung (von Gesellschaftscharakteren) täusche. Manches scheint eine Thorheit und hat doch schlimmere Folgen auf das Herz als ein Verbrechen.

Keine Bemerkung kann wahrer, treffender und beherzigenswerther sein.

Zwar kehrte er in diese Gesellschaftskreise, die er so sehr geringschätzte, immer wieder zurück, aber von Zeit zu Zeit machte er doch kleine Ausflüge in den Harz, in die Wesergegenden oder in die ihm liebgewordenen Einöden der Lüneburger Haide, deren poetischen Reiz er verstand und öfters in seinen spätern Briefen schildert und in denen er namentlich gern zur Nachtzeit umherstreifte. Auf einer seiner Harztouren lernte er ein junges reizendes Geschöpf kennen, das in seiner Biographie als „Brockenmädchen" auftritt und von ihm nach seiner Art in Liedern und Elegien gefeiert wurde. Tochter eines vornehmen adeligen Herrn und Sprößling einer Seitenliebschaft wurde sie hier in prächtiger Bergwildniß im Hause eines Försters erzogen. Die anmuthige Erscheinung verfehlte auf den Erregbaren nicht ihres Eindrucks, und nur um ihn nicht zu mächtig werden und sich fesseln zu lassen, scheint er den Aufenthalt in dem einsamen Hause früher abgebrochen zu haben, als er wol anfangs beabsichtigte. Doch gesteht er in einem Briefe an Bergmann vom 26. Juli 1810, durch dieses romantische Verhältniß besser geworden zu sein. Die Schilderung dieser Begegnung bildet in seinem Briefwechsel mit Bergmann eine sehr reizende Episode, eine wahre Harzidylle. Wir können uns daher nicht versagen, einige Stellen hier mitzutheilen. Ernst Schulze schreibt aus dem Harz an Bergmann (7. Juli 1810):

Wir saßen so traulich um den runden Tisch; ich zwischen dem Alten und seiner Frau, Adelheid mir gegenüber. Der Alte erzählte von Holzschäden und Wilddieben und Rehböcken und Tannen[illegible]pen und der Himmel weiß es wovon noch. Er hatte gewiß nie einen ruhigern, aber auch gewiß nie einen unaufmerksamern Zuhörer gehabt. Ich antwortete wechselweise So! und Ja! und hatte meine Blicke unverwandt auf die schönen Augen gerichtet, die mir gegenüber funkelten.

Nach Tische zündeten wir unsere Pfeifen an und gingen noch etwas hinaus, weil der Mond so herrlich schien. Von einem wunderbaren Zauber umflossen lag die wilde Einöde vor uns da. Gigantisch hoben sich die Felsen gleich den Geistern alter Helden, die Berge lagen halb dunkel halb erhellt da; grausige Sagen der Vorzeit um uns her; schaurig rauschten die Tannen, schaurig säuselte der West, der ungewisse Schimmer machte die ganze Gegend zum wüsten Chaos, dem der belebende Athem des Schöpfers noch kein Leben eingehaucht, dem seine Hand noch keine Form gegeben hatte; es schien [illegible]

sei ich so ganz allein in diese gestaltlose Oede geworfen, und ich hätte zittern können, wäre das holde Mädchen nicht an meiner Seite gewesen.

Am 9. Juli 1810.

Hu, wie der Sturm braust und der Regen niederprasselt. Draußen ist es fürchterlich und kalt, aber drinnen warm und freundlich und heimlich. Es ist doch hier eine phantastische Wohnung; hoch im Walde zwischen Felsen und Bergen, fern von der Stimme, von der Hülfe der Menschen. Ich komme mir wie Robinson in seiner Hütte vor, oder wie ein Räuber in seiner Berghöhle. Sturm und Regen sind rechte Beförderer der Geselligkeit. Wir saßen nach Tisch um den warmen Ofen und erzählten Märchen. Der Alte erzählte von dem Kaiser Friedrich Rothbart, ich erzählte von den vier Haimonskindern und Adelheid von der Melusine. Als sie an die Stelle kam, wo Melusine von dem Grafen Abschied nahm mit den Worten: „Ach, nun soll ich dich nicht wiedersehen, mein lieber Gemahl, und meine kleinen Kindlein nicht und deinen Mund nicht mehr küssen und nicht mehr an deiner Seite ruhen!" ach, da fuhr es mir so süß und so schaurig durchs Herz.

Am bekanntesten ist aus des Dichters Leben sein Verhältniß zu Cäcilie Tychsen geworden, über dessen Anknüpfung und Fortgang man aus diesem Buche Neues und Ausführlicheres erfahren wird, da der Darstellung dieses Verhältnisses des Dichters eigenhändige Mittheilungen zugrundegelegt sind. Cäcilie war dem Dichter bei der ersten flüchtigen Begegnung in einem Theecirkel zwar als ein sehr reizendes Wesen erschienen, aber er glaubte damals Grund zu der Annahme zu haben, daß die Mehrzahl der Frauen kokett, flüchtig und selbstsüchtig sei, und er meinte, auch Cäcile nicht unter die Ausnahmen rechnen zu dürfen; ja er begegnete ihr bei seinem ersten Zusammentreffen mit verletzender Bitterkeit. Bei näherer Bekanntschaft hatte er sehr bald Grund, sein Benehmen und sein anfangs über sie ausgesprochenes Urtheil bitter zu bereuen. Eine tiefe Neigung nahm in seinem Herzen Platz. „Cäcilie ist ein himmlisches Mädchen", schreibt er am 22. August 1812, „o warum mußte ich sie erst spät so ganz kennen lernen!" Und ein andermal gesteht er: sein Gefühl habe sich in dieser Liebe erschöpft, alle seine frühern Verbindungen hätten nur auf Sinnenreiz und Eitelkeit beruht. Cäcilie scheint allerdings ein edles, hochbegabtes Geschöpf gewesen zu sein. Sie las Französisch, Englisch und Italienisch und erst das Spanische angefangen, als ihre Krankheit sie befiel. Sie spielte mit Fertigkeit und Ausdruck Klavier und Harfe, verstand sogar vollkommen die Theorie der Musik und besaß auch Talent für die Malerei. Dabei ging ihre Richtung nach dem Hohen und Ernsten. Sie malte Heiligenbilder und verehrte unter den Dichtern am meisten Klopstock und unter den Componisten den tieffrommen Bach. Sie war eine schwärmerische Patriotin und haßte die Franzosen aufs glühendste. Schulze, in der kosmopolitischen Schule der Bouterwek'schen Aesthetik herangebildet, scheint sich bis dahin den Druck, unter welchem Deutschland damals schmachtete, nicht sehr zu Herzen genommen zu haben und hatte deshalb mit Cäcilie mancherlei Kämpfe zu bestehen, indem sie ihm wiederholt seinen Geschmack für das Ausländische vorwarf und seine Ansicht, daß die Idee des Schönen an keine Zeit und kein Land gebunden sei, von ihrem patriotischen Standpunkt aufs lebhafteste bestritt. Ernst Schulze lernte erst jetzt wahrhaft deutsch fühlen und sich vor diesem edeln Wesen seines Indifferentismus schämen; sein ganzes Wesen vertiefte sich, sein poetisches Talent nahm eine ernstere Richtung und trachtete nach erhabenern Gegenständen.

Es möge gleich hier bemerkt sein, daß es zweifelhaft ist, ob Das, was Cäcilie für den Dichter empfand, wirklich das Gefühl der Liebe war, oder nur das der Achtung, die sie seinem Talent, seinem Geist und seinen Kenntnissen zollte, oder das der Dankbarkeit, welches sie ihm für die zarte Sorgfalt schuldig zu sein glaubte, mit der er die letzten Lebenstage der mehr und mehr Hinsiechenden durch Lectüre und anregendes Gespräch zu erheitern und ihr Gemüth aufzurichten suchte. Zu einer Erklärung zwischen Beiden ist es nicht gekommen. Vielleicht trat der Tod dazwischen, der die Dulderin am 3. December 1812 von ihren langen Leiden erlöste. Der Dichter stand wie vernichtet an der entseelten Hülle und sah mit Schaudern, „wie die ewige Einsamkeit des finstern Grabes schon jetzt ihre Züge härter gemacht hatte". Drei Monate lang war er unfähig, an seinem Tagebuche etwas zu schreiben, nur in einzelnen Briefen an Freunde und in einem durch seine Einfachheit rührenden, hier zum ersten mal aus seinem Tagebuche abgedruckten Gedichte ergoß er seinen Schmerz. „Das Schöne ist nur ein Traum, ein muthwilliger Spott des Zufalls", ruft er in einem acht Tage nach Cäciliens Tode geschriebenen Briefe aus.

Nur an dem Gedanken, ein Werk zu dichten, in dem er seine Geliebte auf dieselbe Weise feiern will, „wie Dante seine Beatrice oder Petrarca seine Laura", richtete sich sein Geist wieder auf, und an einer neuen Liebe, der Liebe zu Cäciliens Schwester Adelheid. Schulze hatte ein zu liebebedürftiges Herz, als daß er hätte leben können ohne zu lieben, ohne einen körperlichen Gegenstand für seine Liebessehnsucht. Drei Jahre hindurch bestürmte er Adelheid in zahlreichen, in seinem Tagebuche aufbewahrten und zum Theil gar nicht übergebenen Briefen, von denen in unserer Biographie nur die charakteristischsten mitgetheilt sind, mit den glühendsten Bitten, ihm ihre Neigung und Gunst zu schenken, und obschon wiederholt abgewiesen, erneuerte er sie immer wieder, indem er sich an jedes kleine Hoffnungszeichen mit wahrhaft verzweifelter Hast klammerte. Ich will offen gestehen, daß diese Briefe — die übrigens sehr vieles Anziehende und namentlich auch manche herrliche Naturschilderungen, manche treffende Bemerkungen und Beobachtungen enthalten — für mich zum Theil etwas Peinliches hatten, und ich verdenke es dem Leser nicht, wenn sie auch für ihn hier und da etwas Peinliches haben sollten. Sie sind indeß psychologisch interessant und bilden ein wichtiges Moment im Leben des Dichters; auch darf ihr aufgeregter Ton wol mit der krankhaften Reizbarkeit entschuldigt werden, welcher der Dichter bei seiner schon längst untergrabenen Gesundheit immer mehr verfiel.

Andererseits sind wir auch dieser Liebe großen Dank schuldig; denn solange er noch glaubte hoffen zu dürfen, verlieh sie seinem Wesen höhern Schwung und richtete ihn aus seinem dumpfen verzweiflungsvollen Zustande wieder auf. Nur unter dem Einfluß dieser Liebe und der durch sie anfangs angeregten Hoffnungen konnte sein großes Heldengedicht mit dieser Raschheit fortschreiten, denn er dichtete es zum Theil mit Hinblick auf Adelheid, die er neben Cäcilie darin feiert, ja die manchmal ihrer schwesterlichen Rivalin den Platz scheint streitig machen zu wollen.

Mit größerer Befriedigung wenden wir uns von dieser Episode zu der seines freilich nur kurzen Kriegsdienstes. Schulze war kein sehr kriegerischer Geist, und der Entschluß, dem Vaterlande statt mit der Leier auch mit dem Schwerte zu dienen, scheint ihm manche Kämpfe gekostet zu haben. Der vaterländische Sinn war zwar in ihm durch Cäciliens Einfluß erweckt und der allgemeine Kriegseifer riß auch ihn hin, als er bei der siegreichen Annäherung der Alliirten mit eigenen Augen wahrnehmen konnte, wie nach und nach Jedermann von ihm ergriffen wurde; aber zu seinem Entschluß scheint ihn doch auch die sich ihm immer mehr aufdrängende Hoffnungslosigkeit seiner Liebe getrieben zu haben, vielleicht auch der Wahn, sich dadurch die Dame seines Herzens geneigter zu stimmen und mit ihrer Achtung auch ihre Liebe zu gewinnen. Doch hören wir den Dichter selbst. Er schrieb aus Celle nach dessen Besetzung durch die Alliirten an Adelheid:

Es muß ein schönes Gefühl sein, für sein Vaterland zu fechten; ich würde außerdem noch für Cäciliens Wünsche und für Ihren Beifall gefochten haben. Sie wundern sich vielleicht, daß ich jetzt so lebhaft an den politischen Angelegenheiten theilnehme, da ich mich vorher nie darum zu bekümmern schien. Aber ich verdiente ja nicht ein Mensch zu sein, wenn mir das Schicksal der ganzen Menschheit gleichgültig gewesen wäre. Nie würde ich mich geweigert haben, meine ganze Existenz zum Opfer zu bringen, wenn ich der gerechten Sache dadurch hätte nützen können; aber es schien mir der Wichtigkeit des Gegenstandes zu wenig angemessen, mich zu den gewöhnlichen Politikern zu gesellen, die, nach Art der Puppenspieler, Kaiser und Könige auf einem sehr unsichern Theater aus Zeitungspapier gegeneinander auftreten lassen, und sich bemühen, das dunkele allgewaltige Schicksal an dem zerbrechlichen Zwirnsfaden ihrer kurzsichtigen Meinungen zu lenken. Auch hatte ich noch einen andern Grund, alle solche Unterhaltungen zu vermeiden. Es gibt zwei Dinge auf der Welt, die ich für die schrecklichsten und empörendsten halte: Unrecht dulden und Unrecht sehen. Warum sollte ich diese vernichtenden Gefühle täglich mit Vorsatz und doch zwecklos in mir zu erregen suchen? In einem Zeitalter, wo die Menschheit auf eine immer tiefere Stufe der Verächtlichkeit und Erniedrigung herabsinkt, wo es Mode wird, fremden Uebermuth geduldig oder sogar lächelnd zu ertragen, wo man sich die Sklaverei gern gefallen läßt, wenn sie mehr zu verdienen gibt als die Freiheit, wo die schändlichsten Beispiele der Tyrannei, die zerreißendsten des Elends nur zur größern Furcht, nicht zum kräftigen Widerstande reizen — ist es für jeden Einzelnen eine heilige Pflicht, das wenige Schöne, das sich aus der allgemeinen Zerstörung noch erretten läßt, sorgfältig in seinem Innern zu bewahren und den Samen für künftige bessere Tage nicht ausgehen zu lassen. Nichts aber macht den Geist so feig und so schlaff, nichts untergräbt mehr die Wurzel aller heiligen und großen Gefühle, als die Erbitterung gegen die Welt und der Hader mit dem Schicksale. Das weiß ich zu gut aus eigener Erfahrung.

Von Schulze's Talent für frische und lebendige Schilderung, ja selbst für humoristische Auffassung bewegter Volksscenen mag folgender noch vor der Einnahme Celles durch die Alliirten geschriebener Brief eine Probe sein (Celle, am 24. September 1813):

Es ist ein recht lustiges und betäubendes Leben hier. Am Montag, als gerade Jahrmarkt gehalten wurde, überfielen die Westfalen einen Trupp Alliirter, die sich etwas zu gütlich gethan hatten und an allen Ecken umher schliefen. Das Gefecht in den Straßen dauerte einige Stunden mit gegenseitigem Verlust, bis endlich die Alliirten aus der Stadt gejagt wurden. Am andern Tage zogen die Westfalen ab, und die englischen Truppen kommen jetzt täglich in kleinen Haufen von zehn bis zwölf Mann in die Stadt, um verdächtige Personen aufzuheben oder auch blos um ihre Bekannten und Verwandten zu besuchen; denn sehr viele sind aus Celle selbst. Dann streift wieder ein feindlicher Zug vorbei und man ist oft am Morgen Französisch, am Abend Englisch. Dieser Wechsel erstreckt sich sogar auf den Schattenspielmann, der vom Markte hier noch zurückgeblieben ist. Bald zeigt er mit vielem Pathos in der Erklärung den Eintritt der Königin von Preußen ins Elysium, wie sie von ihren Ahnen und den großen Feldherren ihrer Nation empfangen wird und ihnen den wiederauflebenden Ruhm des preußischen Volks und den Sturz Frankreichs prophezeit; bald läßt er mit ebenso vieler Beredtsamkeit den König von Preußen wegen seiner Bundbrüchigkeit zur Hölle fahren und auf eine sehr appetitliche Weise in einem großen Schmortopf von den Küchenteufeln zur Mahlzeit Satans appretirt werden. Bald liegt der Adler in der Gosse, bald wird das R mit Füßen getreten. Indeß hofft man in diesen Tagen auf eine Entscheidung, weil einige Tausend Mann verbündeter Truppen hier erwartet werden. Uebrigens machen alle diese Umstände in dem hiesigen Leben wenigstens keine unangenehme Veränderung. Man geht nach wie vor in die Thees und besucht die Belustigungsörter vor der Stadt, als wenn ein allgemeiner Friede im Lande wäre. Doch ist es dann ein sehr lustiger Anblick, wenn sich eine plötzliche Nachricht von der Erscheinung feindlicher oder freundlicher Truppen verbreitet, oder wenn man gar in der Nähe einige Schüsse vernimmt. Dann sieht man große Heerden von Damen und Herren gleich den Kranichen mit langgestreckten Beinen und wehenden Kleidern über die große Allerbrücke ins Thor ziehen und überall schnarrt einem das unharmonische Gekrächz der durcheinander Fragenden und Rufenden ins Ohr. An allen Ecken wird politisirt, aus allen Wirthshäusern schallt das Geschrei betrunkener Patrioten, die sich ihrem König zu Ehren unter den Tischen und Bänken umherwälzen; die geschäftigen Müßiggänger rennen von Thor zu Thor, von Straße zu Straße, und die gaffenden Tagediebe finden am Markte auf der Rathhaustreppe ihr pays de Cocagne. Besonders ist unser Haus ein wahrer Taubenschlag, wo fast die ganze Bürgerschaft täglich aus- und einzieht, um Rath und Befehle zu holen oder Nachrichten zu bringen und Anerbietungen zu thun. Einige können sich dann in ihrer Freude bei einer guten Nachricht nicht enthalten, meinem Vater um den Hals zu fallen und ihn mit patriotischen Küssen und Händedrücken aus einer Ecke in die andere zu treiben. Andere, die nichts zu berichten [illegible] und gierig nach Neuigkeiten schnappen, schleichen mit [illegible] Halse und lauernden Blicken ums Haus herum und [illegible] auf Jeden, der heraustritt, wie der Tiger auf seine Beute [illegible] Auch hat hier das Zeitalter der Poesie und Beredtsamkeit nie so sehr geblüht als jetzt. Jeder Einzelne wird zum Dichter und sucht die uninteressante Wahrheit durch ein idealisches Gewand zu verschönern. Freilich schütteln einige alte Freunde

der ungeschminkten Natur bei solchen poetischen Ausschmückungen bedenklich den Kopf und sagen: Alles Dichten und Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf; aber die Mehrzahl ruft, wenn von funfzig Mann die Rede ist, indem sie sich gleichfalls auf die Bibel bezieht: Setze dich flugs und schreibe funfzehn! Nicht so allgemein, aber mit größerm Kraftaufwande des Genies und der Lunge, wird die Beredtsamkeit getrieben. In jeder Schenke wird Der zum Volksredner, der sich durch seine Posaunenstimme und besonders vermöge seiner kräftigen Fäuste das Recht zu unwiderleglichen Demonstrationen erworben hat. Häufig eignen sich aber auch die Wirthe selbst dieses Amt zu, weil es ausgemacht ist, daß der Redner die Herzen der Zuhörer lenken kann, wie er will, und sich oft eine Gelegenheit darbietet, in der Beschreibung kriegerischer Scenen einen feinen Uebergang zu einem allgemeinen Ehrentrunk auf das Wohl des Vaterlandes zu machen. Ich hatte gestern das Vergnügen, einer solchen Versammlung von ferne beizuwohnen. Der Redner, ein vierschrötiger, dickbäuchiger und rothnasiger Branntweinbrenner, hatte sich den Tisch zur Tribüne erwählt. In der einen Hand hielt er das Glas, in der andern ein Zeitungsblatt und einen Privatbrief, der die neuesten Nachrichten von der Elbe enthielt. Um ihn her saß eine Menge halbbetrunkenen Gesindels, das mit einem unaufhörlichen wüsten Gelärm Stille gebot. Als aber der Demosthenes auf dem Tische mit einer wahren Löwenstimme anfing: „Hört, meine Herren! Etwas Extraneues!" da schwieg Alles wie bei einem plötzlich daherrollenden Donner. Jetzt las er die Neuigkeiten vor, begleitete jede wichtige Stelle mit weitläufigen Digressionen über den Stand der Armeen, mit politischen und historischen Bemerkungen und mit Kernsprüchen aus der Bibel, und unterbrach seine Rede alle Augenblicke mit dem Ausrufe: „Jetzt ein Glas für unsern allergnädigsten König! Jetzt eins für unsere braven Landsleute! Jetzt eins für unsern Herrn Maire!" Dann klopfte er an die große Flasche, die neben ihm auf dem Tische stand, und fuhr nicht eher fort, bis alles Volk mit einem lauten Vivat die Mützen in die Höhe warf und dem Vaterlande und seinem Kellervorrathe den geziemenden Tribut bezahlte. Endlich schloß er seine Rede mit den Worten: „Darum haltet einträchtig zusammen, so wird euch der Teufel nichts anhaben"; gerieth aber gleich darauf mit einem seiner Zuhörer wegen eines unbezahlten Groschens in einen so handgreiflichen Hader, daß ich mich in der größten Eile entfernte.

Es war Schulze vergönnt, an einigen Gefechten, welche bei der Cernirung Hamburgs stattfanden, theilzunehmen, bis die Einnahme von Paris dem nur in Scharmützeln bestehenden kurzen Feldzug ein Ende machte. Der Dichter kehrte nun nach Göttingen zurück und wurde hier Mitglied eines schönen, aus den besten jugendlichen Kräften gebildeten Cirkels, dem Lachmann, Lücke, Reck, Bunsen, Brandis, Jacobs, Klenze und Ulrich angehörten. Schulze erzählt in seinem Tagebuche, wie an einem fröhlichen, bei Wein und Gesang verbrachten Abend Alle auf seine Anregung geschworen hätten, etwas Großes in ihrem Leben zu vollbringen, und fährt dann fort:

Unser Kreis wurde in der Mitte des März durch das achttägige Hiersein des liebenswürdigen und genialischen Hey verschönert. Eine allgemeine Offenherzigkeit belebte jene herrliche Zeit, die tiefsten Geheimnisse des Herzens traten verschämt entschleiert hervor und erschienen in Gedichten und traulichen Mittheilungen als die Grazien der heitern Feste. Es war ein herrlicher Cirkel, worin ein zerdrücktes Herz wol wieder ein wenig aufathmen konnte: Bunsen mit dem königlichen, herrschenden Geiste, der alle Zweige des Lebens und der Erkenntniß nur als Mittel ansah, um zu einem einzigen großen Ziele zu gelangen, der, für jeden Eindruck zu jeder Zeit empfänglich, mit unbeschreiblicher Kraft auch das Widersprechendste sich zuzueignen wußte, der mit der höchsten, zuweilen schauderhaften Klarheit das tiefste Gemüth verband und bei unaufhörlicher, getheilter Regsamkeit dennoch nie seinen Zweck aus den Augen verlor; Brandis, dem das treue, fröhliche Herz aus dem Gesichte blickte, und der bei soviel Scharfsinn und Wissen doch einen so schönen Sinn für behagliche Gefälligkeit bewahrt hatte; Lachmann, fein, kritisch, spöttisch und witzig, und doch bei dem unbestimmten und sehnsüchtigen Schwanken seines erwachenden Herzens äußerst zart und beinahe fieberhaft gestimmt; Lücke, in der Glorie der glücklichen Liebe und der religiösen Begeisterung, gerade, fest nach einem großen Ziel des Wirkens strebend, aber auch sinnig und beinahe mystisch; endlich der treue Reck, der ewig für seine Freunde sorgte, ewig guten Rath gab, eine sehr klare, verständige, aber immer politische Ansicht vom Leben hatte und seinen Mangel an Empfänglichkeit für manche Art des Schönen und seine Entfernung von der Grazie des Lebens durch vielen Eifer und durch die treueste Anhänglichkeit ersetzte. Der Bund unter uns Allen ward in dieser Zeit auch für immer geschlossen, und ich hoffe, daß unser Vaterland die Verbindung empfinden wird.

Auf Lachmann kommt der Dichter später noch ein mal zu sprechen und erzählt, wie derselbe Göttingen verlassen habe, um als preußischer Volontär den Krieg von 1815 mitzumachen, nachdem er eine zeitlang in eine träumerische Schlaffheit versunken gewesen, in ein Schmachten und Schwanken, in eine krankhafte Reizbarkeit, die ihn zu jedem Geschäft untauglich gemacht habe. Wir erwähnen diesen Charakterzug, weil wol nur Wenige, welche Lachmann später kennen lernten, ihn dieser träumerischen Weichheit für fähig gehalten haben mögen.

Im Herbst desselben Jahres nahm Schulze einen Aufenthalt in der ihm liebgewordenen Lüneburger Haide und machte dann einen Ausflug nach Hamburg, von wo er am 20. October folgenden kurzen aber charakteristischen Brief schrieb:

In Hamburg ist ein recht regsames Leben und Treiben. Man drängt und stößt sich auf allen Gassen, um zu gewinnen und zu schaffen, und die Gedanken gehen freilich wol weit genug durch Land und Meer umher, aber nicht höher darüber als ein belasteter Fruchtwagen oder der volle Raum eines Schiffs. Unsereiner, dessen Geist wenigstens über den sieben Stockwerk hohen Häusern der engen Straßen sich zu ergehen gewohnt ist, läuft daher oft Gefahr, auf der Erde über den Haufen geworfen zu werden, während er in der Luft keinen Stein des Anstoßes zu finden fürchtet. Aber beide Arten des Lebens sind nothwendig, wenn das große Leben recht zusammengehalten werden soll; deshalb tröstet man sich über solche Stöße ebenso gern, als über die Erschütterung, wenn einem ein Apfel von einem recht reichen Fruchtbaume auf den Kopf fällt, während man unten im Schatten träumt und dichtet. Heute war ich zum Frühstück auf ein Schiff eingeladen, welches morgen nach Amerika absegelt. Wir wurden nach der gewöhnlichen Sitte anfangs mit Schiffszwieback und Branntwein, nachher aber mit einer sehr köstlichen Mahlzeit beschenkt. Jeder war so geschäftig, so lebendig, so hoffnungsvoll, daß auch mich die fröhliche Lust des Reisens und Wagens ergriff. Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgegangen über das Meer und in ferne Länder; aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn wiedergekommen sein würde, denn der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenclasse bleiben, und es gehört auch Shakspeare's Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden.

Um nicht zu ausführlich zu werden, übergehe ich den Rest: seine Abschiedsbriefe an Adelheid Tychsen und

sein Zerwürfniß mit dem Tychsen'schen Hause, worüber uns hier seine eigenen Geständnisse und Klagen vorliegen; seine ergreifende Schilderung eines Todesfalls, durch den ein ihm neuerdings liebgewordenes Mädchen, Thekla S., den Ihren aufs plötzlichste und unter sehr merkwürdigen Umständen entrissen, in ihm aber manche düstere Ahnung hervorgerufen wurde; seine Reise in die Rhein- und Maingegenden im Herbst 1816, die vielleicht, da er seiner Gesundheit dabei wenig Acht hatte, seine Todeskrankheit beschleunigte; sein italienisches Reiseproject; seine letzte Krankheit, in die noch die Kunde, daß seine „Bezauberte Rose" unter den Concurrenzgedichten für Brockhaus' „Urania" den Preis erhalten habe, als letzter Lichtstrahl fiel; und seinen Heimgang am 29. Juni 1817. Ueber alle diese Momente wird man hier neue Aufschlüsse erhalten, die sich theils auf Schulze's eigene Geständnisse, theils auf Mittheilungen seiner Freunde gründen, welche, wie Bergmann und Freiherr von Schleinitz, ihm in gesunden und kranken Tagen treulich zur Seite standen.

In diesem Bericht so wenig wie im Buche selbst habe ich geglaubt, die Schwächen, mit denen Schulze eben auch wie jeder Sterbliche behaftet war, verschweigen zu dürfen. Doch werden sie von seinen liebenswürdigen Seiten bei weitem überwogen. Auch haben wir die Zeugnisse seiner Freunde, die ihn als einen durchaus treuen, freigesinnten, Lüge und Heuchelei hassenden, im höchsten Grade uneigennützigen, edeln Menschen schildern. Sein Lebenslauf macht einen so ganz andern Eindruck als die Lebensläufe fast aller andern deutschen Poeten, die mir vor Augen gekommen sind. Er lebte nur nach innen, nicht nach außen; er verschmähte gänzlich die gewöhnlichen Mittel, sich bekannt und seinen Namen genannt zu machen; er bewarb sich nicht um den Beifall der Literaturblätter; er hielt sich — unerhört in Deutschland! — außer allem Verkehr mit literarischen Vettern, er ging weder um, noch correspondirte er mit den mitlebenden Dichtern und Autoren, die zu seiner Zeit an der Tagesordnung waren; er hielt sich fern von Neid, Gehässigkeit und literarischer Intrigue. Ein literarisches Gewerbe aus der Dichterei zu machen, fiel ihm nicht ein; er sprach sich gegen Freiherrn von Schleinitz dahin aus, daß nichts gefährlicher sei als dieses. Es erzeuge sich dann eine äußere, und, was noch schlimmer, eine innere Unwahrheit, und wie alles Unwahre nicht dauern könne, sondern den Keim des Untergangs in sich trage, so entstehe bald zwischen Leben und Dichtung ein Zwiespalt, für den keine Versöhnung zu finden sei, der immer schneidender werde und das Individuum in einen Kampf mit sich selbst verwickele, in welchem es untergehe oder doch den innern Frieden für immer oder auf längere Zeit einbüße. Wir werden schon im nächsten Artikel Gelegenheit haben, den schauerlichen Lebensgang eines mit den ursprünglich genialsten Anlagen begabten Dichters zu verfolgen, welcher an diesem Zwiespalt zugrundeging, weil dieser Zwiespalt bei ihm nicht bei unschädlichen gelegentlichen Sarkasmen stehen blieb, sondern sich gegen die sittlichen Bedingungen und Grundlagen alles Seins und Lebens überhaupt richtete — ein fortdauernder Zerstörungsproceß, der, weil er gegen die Welt nicht gewonnen werden konnte, sich in den Menschen selbst verlegte und ihn von innen heraus aufrieb und vernichtete.

Die Behandlung, welche dieser neuesten Biographie Ernst Schulze's von Seiten der meisten deutschen Blätter zutheil werden wird, ist unschwer vorauszusehen. Die wenigsten werden sich die Mühe geben, ihre Leser davon zu unterrichten, was in ihr wirklich steht, sie auf die mancherlei interessanten psychologischen Momente, an denen Schulze's Leben ohne Zweifel sehr reich war, aufmerksam zu machen und seine geistige und dichterische Entwickelung auf ihre tiefern Motive und auf die Gesellschaftsbildung der Zeit, in welcher Schulze lebte, zurückzuführen. Die meisten werden sich damit begnügen, ihre auswendig gelernte Lection über Ernst Schulze aufzusagen und an ihm wie an einem Popanz ihr Müthchen zu kühlen; denn einen Popanz müssen die Menschen ebenso wie auf dem Gebiete der Religion und Politik auch auf dem der Literatur und Poesie immer und unter allen Umständen haben, um die unselbständigen Kinder dieser Welt mit ihm schrecken und ihm die Sünden Anderer bequem aufladen zu können.*)

Hermann Marggraff.

*) Einen Vorschmack gibt uns ein flüchtig hingeworfener Bericht im Feuilleton der „Mainzer Zeitung", deren Urtheilen freilich wol Niemand eine kritische Autorität wird beilegen wollen. Nachdem darin zuerst gesagt worden, daß ein Dichter wie Ernst Schulze, „mehr eine dichterische Persönlichkeit als ein Dichter", neben Lessing, Jean Paul, Goethe und Nikolaus Lenau, eine Biographie im Grunde gar nicht verdiene, wird dann doch wieder gesagt, daß eine Schilderung seines Lebens allerdings „nothwendig" gewesen, um zu erklären, „wie seine Dichtungen wenigstens eine zeitlang ein solches Renommée in der Lesewelt genießen konnten". Daß sie es aber noch genießen, geht wol aufs unzweideutigste aus der Thatsache hervor, daß es möglich und nöthig geworden ist, eine dritte Auflage von ihnen zu veranstalten, und daß Schulze's einzelne Dichtungen fortdauernd neue Auflagen erleben. Freilich muß der Lessing der „Mainzer Zeitung" doch wieder zugeben, daß Schulze's Lesepublikum noch immer ein „ziemlich zahlreiches" sei, selbst heute, „wo ein Heine, ein Lenau, Kerner, Geibel die Seele mit ihren tiefpoetischen, ursprünglichen Poesien entzückt und für wahre Empfindungen empfänglich gemacht haben". Sollten hierunter jene, bei Ernst Schulze allerdings nicht anzutreffenden „wahren" Empfindungen gemeint sein, wie sie in Heine's „Wintermärchen", „Romanzero" und noch in seinen jüngsten, in den „Vermischten Schriften" enthaltenen Gedichten so zahlreich angetroffen werden und der Art sind, daß Heine sie in der französischen Ausgabe zu unterdrücken für nöthig findet, weil er wußte, daß man einem gebildeten französischen Publicum nicht wie dem deutschen solche Cynismen und Nuditäten zumuthen darf? Wenn ferner Ernst Schulze mit Redwitz zusammengestellt wird, so vergißt man ganz, daß Redwitz ein Tendenzdichter im katholisirenden Genre ist, während Schulze von nichts so fern war als von Tendenzen. Was die von mir verfaßte Biographie betrifft, so möchte ich nur bemerken, daß es anfangs allerdings nur auf eine ausführlichere biographische Einleitung, nicht auf ein Buch abgesehen war, daß mir inzwischen das so reichhaltige Tagebuch Schulze's, welches nicht ohne Mühe zu erlangen war, zur Benutzung übergeben wurde, und daß ich es nun für das Zweckmäßigste hielt, selbst nur soviel hinzuzuthun als nöthig war, um durch den fortlaufenden biographi-

Die hussitische Bewegung und die europäische Revolution.

Huß und Hieronymus. Studie von Joseph Alexander Helfer. Prag, Calve. 1853. Ler.-8. 2 Thlr.

Der historische Grund und Boden, auf welchem sich das Buch des Verfassers bewegt, ist in der neuesten Zeit vorzüglich biographisch angebaut worden. Indem wir die größern Werke von Aschbach und Palacky als allgemein bekannt und ihrem Werthe nach als richtig gewürdigt voraussetzen, glauben wir hier im Interesse unserer Leser folgende Schriften verzeichnen zu müssen: „Johann Huß auf dem Concil zu Kostnitz, nebst einem Anhange enthaltend Hussens denkwürdigste Briefe geschrieben während seiner Gefangenschaft. Herausgegeben von Zürn" (Leipzig 1836); „Hieronymus von Prag. Dargestellt von Heller" (Lübeck 1835), eine Schrift, die aus Quellen geschöpft ist; „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" (Innsbruck 1850), ein Werk, das namentlich eine lesenswerthe Charakteristik des Treibens und Thuns in Kostnitz enthält; „Johann Huß. Dargestellt von G. A. Lüders" (Küstrin 1854); „Die deutsche Politik Friedrich's I., Kurfürsten von Brandenburg. Aus den Quellen dargestellt von Otto Franklin. Eine gekrönte Preisschrift" (Berlin 1851). Friedrich spielte in Kostnitz eine hervorragende Rolle; er stimmte gegen die Hinrichtung von Huß. Daran knüpfen wir die auf eine aufmerksame Beobachtung unserer neuesten Geschichtsliteratur sich stützende Bemerkung, daß man katholischerseits — wir erinnern an Höfele, Hefeler, Hurter, Gfrörer; Barthold als Protestant steht vereinsamt da — vielfache Anstrengungen gemacht hat, protestantische Urtheile über Thatsachen und hervorragende Männer entweder zu reformiren oder auch gänzlich zu beseitigen. Und an diese Anstrengungen reiht sich der Verfasser mit seiner „Studie" an; die kirchlichen Reformationsbestrebungen fallen auch ihm unter das Revolutionsprincip und Johann Huß starb als „Märtyrer für Lüge und Ungehorsam". Dessenungeachtet aber würden wir dem Verfasser Unrecht thun, wenn wir ihn unbedingt in die Reihe der vorhergenannten katholischen Historiker stellen wollten; er hat das audiatur et altera pars vom katholischen Standpunkte aus mit ungleich größerer Mäßigung und Besonnenheit zur Geltung zu bringen gesucht; seine Urtheile sind nicht Ausflüsse einer kirchlich-religiösen Parteileidenschaft, sondern Ergebnisse der individuellen Interpretation und Auffassung geschichtlicher Quellen und der Zeit, der jene böhmischen Reformatoren angehörten; er ist nicht blind gegen die Tugenden dieser Männer und findet ihre Verbrechen nicht sowol in Dem was sie wollten, als vielmehr in der Ueberschreitung des richtigen Maßes und in dem Mangel an Berechtigung zu einer Stellung, die sie der Kirche gegenüber einnehmen zu dürfen glaubten; daher der Verfasser ebenso wie Aschbach den Kaiser gegen die Schuld der Wortbrüchigkeit auch von diesem Gesichtspunkte aus vertheidigt; er verschweigt endlich nicht die Gebrechen der Kirche, und zwar ebenso wenig als die Fehler, die man kirchlicher- und weltlicherseits beging. Sehr gut hat der Verfasser die Rolle hervorgehoben und gezeichnet, welche die czechische Antipathie und Reaction gegen das Deutschthum in dem ganzen Kampfe spielte; er bespricht zu diesem Zwecke in ebenso interessanter als aufklärender Weise Männer und Thatsachen, die als Vorläufer des hussitischen Dramas betrachtet werden müssen. Daß Huß' Verhältniß zu Wicliffe mehrfach und ausführlicher bei dieser Gelegenheit zur Sprache gebracht wird, versteht sich von selbst; der Verfasser stellt übrigens dieses Verhältniß als ein ursprünglicheres und einflußreicheres dar, wie wir wenigstens in Bezug auf Huß selbst in der deutschen Geschichtschreibung nicht anzunehmen gewohnt sind. Die Vertheilung des historischen Stoffs in 42 Abschnitte erleichtert den Ueberblick über das Ganze in erwünschter Weise; die sprachliche Darstellung ist sehr gut. Mit einem Worte: der Verfasser hat der Geschichtswissenschaft ein höchst nützliches Buch geliefert, und trotz seiner im Wesentlichen doch gegen den Protestantismus polemisirenden Tendenz wird der ruhigprüfende protestantische Historiker es mit größerer Anerkennung und Befriedigung lesen als diejenigen Katholiken, welche der Fahne Hurter's und Genossen entweder blindlings zu folgen gewohnt sind oder sich dazu aus Ueberzeugung für verpflichtet ansehen. Heben wir jetzt einige Stellen hervor, die theils unser ausgesprochenes Urtheil zu begründen, theils unsere Leser zu interessiren und zu belehren vermögen.

Bekanntlich waren die Angriffe der frühern Reformatoren anfangs weniger gegen das kirchliche Dogma als gegen die sittliche Verderbniß der Kirche und ihrer Diener gerichtet. Darum hatte auch „die religiöse Bewegung in Böhmen eine reine Quelle. Sie nahm ihren Anfang mit jenem Rufe nach Verbesserung der sittlichen und nach Reform der kirchlichen Zustände, welcher in dieser Zeit von den frömmsten und gelehrtesten Männern, von den treuesten und gehorsamsten Söhnen der Kirche erhoben wurde. Der Oestreicher Konrad Waldhauser und der aus Mähren gebürtige Milicz von Kremsier ließen in diesem Geiste von den Kanzeln Prags herab ihre gewaltigen und eindringlichen Reden erschallen. Der kräftige und feurige Konrad zog gegen den Hochmuth, gegen die Eitelkeit und Verschwendung, gegen den Leichtsinn und die Genußsucht der Prager los. Je heftiger er eiferte und donnerte, je unnachgiebiger er tadelte und strafte, desto mehr strömte ihm das Volk zu, desto höher stieg er in der allgemeinen Achtung und Verehrung, desto zahlreicher und erstaunlicher werden die Zeichen von Besserung und Buße, die seine Feuerreden zuwege brachten. Wie einst der heidnische Pythagoras durch Lehren und Beispiel die verweichlichten Einwohner von Kroton zur Einfachheit und Sittenstrenge zurückführte, sodaß selbst die Weiber allen Schmuck ablegten und der Göttin Juno zum Opfer darbrachten, so bewirkten die Sittenpredigten des christlichen Konrad, daß die Frauen Prags ihre kostbaren Schleier, ihre reichgezierten Kleider, ihr Geschmeide an Gold und Perlen ablegten und in einfachen Gewändern einhergingen. Dagegen wendete der gefühlvolle und schwärmerische Milicz dem Verfalle der öffentlichen Sittlichkeit seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu und erzielte hier nicht geringere Erfolge. Der verrufenste Winkel in Prag, das sogenannte Venedig, verödete infolge seiner eifrigen Sittenpredigten ganz und gar, und wo früher die feile Schamlosigkeit der **sündhaften Magdalena** ihren Tempel aufgeschlagen hatte, da erhob sich jetzt ein Haus frommer Büßerinnen mit einer Kapelle der **heiligen Magdalena**; der berüchtigte Name «Venedig» verschwand und wurde in den biblischen Namen «Jerusalem» umgeschaffen." Wie aber diese Sittenprediger auf die große Menge zu wirken suchten, so bestrebten sich Matthias von Janov und der Ritter Thomas von Stitny durch wissenschaftliche Schriften auf den kleinern Kreis der Höhergebildeten in reformatorischem Sinne zu wirken und über die bedenkliche Lage der Dinge Aufklärung zu verbreiten; man kann sie die kirchlichen Publicisten des 15. Jahrhunderts nennen.

In dem hussitischen Kampfe drängte sich unverkennbar sehr bald das beleidigte und nach und nach selbst mit Ingrimm er-

---

[...]chen Faden die einzelnen Theile in Verbindung zu setzen, während [...] für die Kenntniß seines Charakters wie seiner Zeit und Umgebungen so interessanten eigenen Mittheilungen und Geständnissen des Dichters den Vortritt ließ. Der erste Biograph eines Dichters — und als solcher darf ich mich in Betreff Schulze's trotz der frühern Bouterwek'schen Mittheilungen wol ansehen — scheint mir überhaupt mehr die Aufgabe zu haben, auf gewissenhafte Mittheilung und klare Anordnung eines reichhaltigen Materials, als auf Anfertigung eines „Kunstwerks" Bedacht zu nehmen, wenn auch nicht die Erfahrung lehrte, daß Das, was man heutzutage „Kunstwerk" nennt, nur zu häufig mit der Kunst sehr wenig oder nichts gemein hat. Diezmann's biographische Arbeit über Schiller besteht aus nichts weiter als aus eigenen Bekenntnissen Schiller's, und doch fühlte sich ein französisches Blatt, das „Athenaeum français", veranlaßt davon zu sagen: „C'est la première biographie *vraie* de Schiller."

füllte Nationalgefühl der Czechen in den Vordergrund; dieser Ingrimm bedeckte Böhmen mit Trümmern des lateinisch-italienischen Wesens und des Deutschthums und brachte Verheerung und Jammer aus Rache selbst über die benachbarten Länder unsers Vaterlandes; die letzten Könige des nationalen Königshauses hatten nicht minder als nachher die deutschen Luxemburger das Fremdenthum befördert und endlich zu einer Herrschaft gebracht, die in alle Verhältnisse eingriff. „Denn wenngleich der glorreiche Karl IV. der böhmischen Nation aufrichtig zugethan war, so waren doch einerseits die römische Kaiserkrone, deren Glanz Prag zur zeitweiligen Hauptstadt des deutschen Reichs machte, andererseits die zu Prag neugestiftete Hochschule (1347), welche als die erste Mitteleuropas über alle umliegenden Länder ihre Anziehungskraft wirken ließ, nichts weniger als geeignet, die Verbreitung der fremdländischen Elemente in Böhmen zu hemmen. So ward um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Zustand herbeigeführt, der, was das öffentliche Leben betraf, den Zuständen nach der Josephinischen Zeit wenig nachgab, und wenn ihm durch die folgenden Ereignisse nicht eine Schranke gesetzt worden wäre, das nationale Element sicher auch im Privatleben durch alle Schichten der Gesellschaft mehr und mehr verdrängt hätte. In allen Städten des Landes waltete mit Uebermacht das Deutschthum vor; das prager Stadtbuch war in deutscher Sprache abgefaßt, die städtischen Urkunden wurden in deutscher Sprache aufgesetzt, die städtischen Einrichtungen ließen fast nur Deutsche zu dem Amte der Schöppen und in den Ausschuß der Gemeinde gelangen. Die Verhandlungen vor Gericht und in den Aemtern wurden nach deutscher Weise gepflogen, deutsche Prediger ließen sich von den Kanzeln der Stadtkirchen herab vernehmen, deutsche Sitten und Formen, deutsche Namen und Wahlsprüche beherrschten die bessere städtische Gesellschaft. Und wie in den Städten überhaupt, so hatten an der Universität zu Prag die deutschen Elemente entschieden die Oberhand gewonnen. Die drei fremden Nationen, die sächsische, bairische und polnische, machten beinahe fünf Sechstel, die einheimische böhmische wenig mehr als ein Sechstel von der Zahl der Studenten, Baccalaure und Magister aus; und da jede der vier Nationen eine Stimme hatte, befanden sich die Eingeborenen des Landes mit einer gegen drei Stimmen beständig im Nachtheil. Die Folge davon war selbst in materieller Beziehung empfindlich, da die fremden Nationen nicht nur die Universitätswürden fast ausschließlich an ihre Glieder vergaben, sondern auch Pfründen und Stiftungsplätze, deren Vergebung der gelehrten Schule zustand, mit rücksichtsloser Verkürzung der Landessöhne einander zutheilten."

Wir bemerkten oben, daß dem Verfasser die reformatorischen Bestrebungen und Bewegungen unter das Princip der Revolution fielen. In dem zweiundvierzigsten Abschnitte, der überschrieben ist: „Welche Stellung nimmt die hussitische Bewegung in der Geschichte des neuern Europa ein", hat der Verfasser, wir dürfen uns dieses Ausdrucks wol bedienen, seinem Herzen gleichsam Luft gemacht, doch keineswegs ohne die Mäßigung, die durch sein ganzes Buch hindurchgeht. Es ist nicht ohne Interesse ihn zu hören. So heißt es S. 260: „Die Zeit der hussitischen Unruhen steht nicht blos chronologisch als das erste der furchtbaren und in ihrer Furchtbarkeit bedeutungsvollen Revolutionsschauspiele da: der innere Zusammenhang, in welchem die Erschütterungen der spätern Jahrhunderte sich aneinander anreihen und auf ihre Vorläufer zurückweisen, stellt sie vielmehr als den eigentlichen Ursprung und Anfang derselben hin. Das Auftreten Luther's in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bietet in äußerlichen Momenten so viel Anknüpfungspunkte und Aehnlichkeiten mit dem Auftreten Huß' zu Anfang des 15. Jahrhunderts dar, daß man dem Letztern in späterer Zeit die vorherverkündenden Worte in den Mund legte: «Jetzt verbrennt ihr eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet vernichten können.» Während sich in Böhmen der Faden der in noch fortdauernder Gährung befindlichen Ereignisse fortspinnt und wiederholte Katastrophen herbeiführt, werden Deutschland und die angrenzenden Länder durch die Reformation in einen Zustand der Aufregung und Parteiung, des Kampfs und Bürgerkriegs hineingetrieben. Zu gleicher Zeit finden die Ideen, die vor anderthalb Jahrhunderten aus England nach Böhmen getragen worden waren, ihren Weg von da über Deutschland zurück nach England, und ein lüsterner und eigenmächtiger Herrscher gibt in kurzsichtiger Verblendung durch einen Machtspruch selbst den Anstoß zur kirchlichen Revolution." Genug, der Kreislauf der Revolutionsgeschichte des neuern Europa, meint der Verfasser, führt uns, wenn wir von der gewaltigen Erschütterung des Jahres 1848 nach Ursachen und Analogien forschend rückwärtsgehen, durch eine Reihe von Umwälzungen bis hinauf zu jener Revolution, deren Urheber Huß und seine Gesinnungsgenossen waren.

Während wir noch beiläufig bemerken, daß der Verfasser seinem Buche 22 urkundliche Mittheilungen beigegeben hat, die theils noch nicht bekannt waren, theils wenigstens nicht in deutscher Sprache eine Veröffentlichung erfahren haben, müssen wir schließlich noch über einen Punkt mit dem Verfasser in kurzen Worten rechten. Er beklagt sich nämlich darüber, daß Palacky's bekanntes Werk über die böhmische Geschichte in Deutschland weder allgemein genug bekannt sei, noch diejenige Würdigung und Benutzung erfahren habe, die es verdiene, und aus seinem Munde müsse diese Klage wol um so parteiloser und begründeter erscheinen, da er nicht auf gleichem kirchlichen Standpunkte mit Palacky stehe. Die vom Verfasser beklagte Erscheinung erklärt sich ziemlich leicht aus des böhmischen Geschichtschreibers Schroffheit, mit der er besonders für König Ottokar gegen Rudolf von Habsburg in die Schranken tritt; und der Schweizer Kopp in seiner „Geschichte der eidgenössischen Bünde" (1845, Bd. 1) hat denn doch nachgewiesen, daß der böhmische Historiker nicht ohne Parteilichkeit gegen die Deutschen zuwerkegegangen sei; die ziemlich empfindliche Vertheidigung, die Palacky gegen diese Anschuldigung in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1846, Beil. Nr. 123) erscheinen ließ, ist nicht im Stande gewesen, ein gewisses Mistrauen der deutschen Historiker gegen den czechischen Geschichtschreiber völlig zu bewältigen, obschon es keinem Deutschen, welcher der Geschichtskunst mächtig ist, einfällt, Palacky's Tüchtigkeit und Verdienste in Zweifel zu ziehen.

Karl Zimmer.

Empfindsame Reisende in Paris.

„Aus dem heutigen Paris" hat eine begabte deutsche Schriftstellerin ein ziemlich enggedrucktes Zwanzig-Bogen-Buch in die Welt gesandt, das den Glauben an ihre Begabung ziemlich hart auf die Probe stellt und kaum das Loos erfahren wird, von einem Landsmann „durchgelesen" zu werden — ich meine Blatt um Blatt und mit dem vollen Bewußtsein eines Wachenden. Ob es plauderhafte, neugierige Landsmänninnen gibt, die der Verfasserin des abenteuerlich zusammengesetzten Feuilletonwerks

Aus dem heutigen Paris von Emma Niendorf. Stuttgart, Mäcken. 1854. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

durch dick und dünn und über die unzähligen Hemmnisse eines dem guten Geschmack Schrauben ansetzenden Tagebuchstils zu folgen vermögen, will ich dahingestellt sein lassen; gewiß aber weiß ich, daß Emma Niendorf diejenigen ihrer Freunde zu den treuesten wird zählen dürfen, die ihre pariser Selbstbekenntnisse nicht näher kennen gelernt haben. Ein Kritiker muß offen sein, und so verhehle ich es nicht: ich habe aus purer Gewissenhaftigkeit nicht unternommen, was ich andern Leuten nicht zutrauen und zumuthen würde, nämlich das ganze Buch nach Zeilen zu lesen. An Geduld hätte es mir nicht fehlen sollen, wol aber an ruhigem Blute. Es gibt trübselige Thauwetter-Nachmittage, an denen man eine amüsante Plauderei selbst dann mit Wohlgefallen hinnimmt, wenn das einzig verbotene Genre des Langweiligen breitspurig durch dieselbe sich hindurchzieht. Das Eine aber bleibt dann Bedingung: die

erträgliche Unterhaltung; das kleine Verdienst muß sich einfach und schlicht, ohne Prätension, ohne die hölzernen Stelzenbeine anscheinender Genialität geben. Emma Niendorf würde ein höchst liebenswürdiges Buch geschrieben haben, wenn sie das rohe Material des jetzigen Druckwerks mit Geschmack gesichtet, die Haufen Spreu resignirend in den Kamin gelegt und den Rest aus dem Stile nachlässig hingeworfener Reisenotizen in den Rahmen einer gebildeten Buchsprache gefaßt hätte. Ein kleines Heft von vier bis fünf Bogen hätte dann die beifälligste Aufnahme verdient, und wenn dasselbe durchaus im Sommer erscheinen sollte, konnte das Beseitigte ja nöthigenfalls seinen Weg zum Kamin anfhältlicherweise durch die Hände einiger theetrinkenden Freundinnen nehmen, denen dann wenigstens der Genuß zutheilgeworden wäre, im Stillen zu erfahren, wie weise die Verfasserin Selbsterkenntniß zu üben verstehe. Es ist indeß anders gekommen, und das Lesepublicum, das sich für die gemüth- und talentvolle Schriftstellerin interessirt, befindet sich in der Lage, selbiger eine literarische Uebereilung vergeben zu müssen, die indeß Manchem doch noch eine interessante Seite, ein charakteristisches Bild lebhaften, halb dem Sentimentalen halb dem Uebermuth zugeneigten, rasch urtheilenden und ohne Auswahl jedes Vorkommniß als Erlebniß aufnehmenden weiblichen Temperaments bieten wird. Je geneigter ich bin, das Talent und die literarische Thätigkeit der Emma Niendorf mit verdienter Anerkennung zu betrachten, umsomehr befürworte ich jene Vergebung und lösche aus meinem Schuldregister die Bekümmerniß, welche die aufmerksame Lectüre von nahe zwei Drittheilen ihres pariser Buchs mir verursacht hat.

Ein Beispiel, wie Emma Niendorf reist, auffaßt, beschreibt! Sie ist auf dem Wege nach Paris: „Die kleinen Häuser von Meaux glichen in der Dämmerung hölzernen aus der Spielwaarenschachtel. Seltsame Bäume, Wolken, Aurora. Auch der Himmel, möchte man sagen, großartiger ausgespannt über der einen Nationalität. Jetzt Gold und Rosenflocken: die Sonne von Paris! Ein Horizont von Häusern. Ein Gewitter von Häusern." So steht es im Buch zu lesen. Hat Emma Niendorf in dem modernen Babylon ihre Muttersprache verlernt? Den kleinen Unvorsichtigkeiten der im Reisen unpraktischen Poetin werden unendlich viele Worte gewidmet, aus deren Labyrinth sich der Leser mit Sehnsucht in das Atelier der Gräfin d'Agoult flüchtet. Wir empfangen von dieser unter dem Namen Daniel Stern schriftstellernden Dame ein Bild in superlativ Lamartine'schen Farben: „Im blaßgrünen Kleide; kräftige Gestalt, strenger Stil, freie und gemäßigte Bewegungen; immer gewissermaßen schön, wenn auch matronenhaft, mit silbernem, schlichtem Haar, auf welchem Edelsteine einen Schleier befestigten. Uebergewicht in der Erscheinung, doch nicht erdrückend. Man fühlt, daß sie gekämpft, geblutet, aber auch überwunden hat; indeß zu der ganz männlichen Tüchtigkeit, wie wir sie auch aus einigen ihrer Werke kennen, nun noch sänftigend «das ewig Weibliche» tritt."

Als das Eigenthümlichste und Merkwürdigste von Paris erschienen der deutschen Dichterin die Straßen und ihr Treiben. Ein Wahrzeichen dieser Straßen sind die Schuhmagazine; „jeder Schuh ein Meisterstück. Ein solcher unbeschreiblich leichter, graziöser Schuh ist eigentlich schon Paris, die ganze Pariserin. Man sieht ihren Fuß, ihren unnachahmlichen Gang. Noch mehr, dieser Schuh gibt den Rhythmus der französischen Beweglichkeit und ist historische Studie. Die kleinsten Dinge erläutern uns oft die großen. Feenschuhe bis zu den Atlaspuppenschühlein herab, die in einer Nußschale Raum haben. Daß man jetzt vorzugsweise wieder Schuhe trägt, charakterisirt die Epoche im Gegensatze zu der des Stiefelchens." Ein anderes Wahrzeichen von Paris sind die Puppen. „Jede ein Modejournal, wie jede Dame eine Puppe. Puppen in der Straße, Puppen hinter den Spiegelscheiben der Magazine. Kinder in ihrem weißen Ruchehäubchen wie Puppen." ... „Wie lustig überhaupt die Laden voll Kinderspielzeug! Auch charakteristisch. Alles hier nach etwas weiterem Zuschnitte wie bei uns, nicht so kleinlich, liebevoll; aber mehr Stil, launiger, mehr Luxus. Lebensgroße Papagaien aus farbiger Wolle. Geschmackvolle Bilderbogen, gleich spanischen Wänden oder gothischen Altarbildern. Komische Scenen ebenfalls in einer Art buntem Relief. Caricaturen fast. Kurz, Alles ungemüthlicher, aber mit einer gewissen Vollendung." Und Beschreibungen dieses Genres 315 Seiten lang!?

Emma Niendorf verleugnet natürlich nicht überall die liebenswürdige deutsche Frau. Nach dem Louvre lenkt sie „zu ersehnter Heimat" die Schritte und erzählt aus den Museen manches Anmuthige, Fesselnde. Der Stoff beherrscht sie hier vielleicht noch mehr, als umgekehrt sie ihn. Aber sie ist eine geschmackvolle Interpretin und denkt im Plaudern, regt im Plaudern Gedanken an. Auch die historischen Erinnerungen sind ihr ein günstiges Terrain; ein Terrain, das freilich nicht zu verderben ist, wie es in Theaterstücken Rollen gibt, die auch der mittelmäßige Schauspieler effectvoll und mit Glück spielen muß. In Paris reden die Steine eine stumme Sprache, die für eine phantasievolle Deutsche, der die erfoderlichen historischen Notizen zur Hand sind, wohl verständlich und leicht zu paraphrasiren ist. Aber auch hier bleiben die Anschauungen, wo sie auf eine Charakteristik der Gegenwart überspringen, bedenklich subjectiv: „Paris ist ein Ball, tanzt, jagt vorüber. Die Leute sind hungerig neugierig. Sie werfen ihre Augen ordentlich an einen hin. Und jede Spur von Rücksicht, ja man möchte sagen Menschlichkeit verschwindet. Das rohste Puffen. Neid, zumal bei Männern, selbst bei Knaben, die sich in Schuluniformen brüsten. Ein verächtliches Volk; historische Hefe, und selbst als Sauerteig jetzt schlecht."

Mit den Berühmtheiten von Paris hatte Emma Niendorf wenig Glück. Aber sie hat die George Sand gesehen und Heine die Hand gedrückt; das lohnt der Erinnerung. Da sie die pariser Celebritäten „außer der Saison" zu besuchen versuchte, hatte sie sich theilweise mit einer Sammlung von verschlossenen Thüren und von Portierlogen zu begnügen. So lernte sie den Concierge von Alfred de Vigny kennen, der ihr erzählte, der Graf bewohne sein Schloß Maine-Giraud und werde seit drei Jahren vergebens in Paris erwartet. Bei Béranger fand sie gleichfalls nur dessen Concierge: der Dichter war in Valence und ward erst in ein paar Monaten zurückerwartet. „Glück genug, wenn man den Concierge von Notabilitäten nur noch findet; wie viele haben keinen mehr in Paris, nicht Fuß breit Absteigequartier." Auch Lamartine war fern und hatte in seiner ehemaligen Wohnung einen Concierge hinterlassen, der, während er von Lamartine redete, Thränen vergoß und auf seine Klage: „Cet homme est tout ce qu'il y a de bon et de grand, mais on n'a pas su l'apprécier", von unserer deutschen Dichterin mit der Bemerkung getröstet ward, l'Europe würdige ihn, wenn auch la France sich ihm entfremde. „Dem Menschen sprach die Treue aus dem Gesicht. Eine Wehmuth faßte mich. Nicht blos, daß ich Lamartine nicht erblicken soll, auch über die Geschicke. Wehmuth um das Ideal, das auf der Erde keine bleibende Stätte haben darf. Lamartine war sein Repräsentant, nicht blos des Genies, auch des Charakters im Genie. Der wackere alte Mann aus dem Volke, mit dem ich mich unterhielt, aus der bonne bourgeoisie, däuchte mir fast wie eine symbolische Figur — Allegorie von Frankreich, der Menschheit. Schade, daß ich kein Album für Portiers angelegt habe.... Lamartine und George Sand, Beide hausen bei ihren Bauern, Wiesen, Wäldern, finden nur da Treue, Wahrheit, Poesie. Es bleibt nichts übrig, als auf die Alpen unter die Kühe zu gehen." Cousin traf sie mit der guten alten Höflichkeit, für Deutschland lebhaft interessirt und in diesem Interesse unangenehm naiv. Er fragte einmal: „Madame, de quoi s'occupe l'Allemagne à présent?" Unsere Dichterin aber saß verblüfft und erzählt uns nichts von ihrer Antwort, indem sie entschuldigend ihrem Leser nur bemerkt, die Frage lasse sich nicht so rund für Deutschland beantworten, als etwa für Frankreich, das heißt für Paris; denn wir haben keine solchen centralen und absorbirenden Interessen.

George Sand fand Emma Niendorf viel kleiner als sie gedacht, doch nicht sehr stark, die kurze untersetzte Gestalt älterer Französinnen. „Alle Bilder von ihr sind zu kolossal, zu pathetisch. Sie sieht weiblicher aus. Dunkele große Augen, aber bleich, trauernd. Ernst und Ruhe im Wesen, vollkommen schlicht und natürlich. Ganz bekannt, als hätte ich sie schon hundert mal gesehen. Das geschieht uns immer mit dem Genius. Vor lauter Heimatlichkeit erscheint er uns fast alltäglich." Auf den glattgescheitelten Haaren trug sie ein schwarzes Schleiertüchlein; den graugrünen Damast des Gewandes mit etwas groteskem Rococodessin verzierte schwarzer Sammet. Sie war verdrießlich, abgehetzt von häuslichen Geschäften, „maussade", und als ihre deutsche Besucherin ihr von unsern Thälern erzählte und sich selbst eine paysanne de la Forêt noire genannt hatte, legte sie das Gesicht in die Hand, strich darüber, als wollte sie etwas verwischen und sprach wie eine recht müde Frau: „Il y a longtemps que je ne m'amuse plus." Heinrich Heine sah Emma Niendorf nur einen Augenblick. „Ich kann nicht sprechen vor Schmerzen", sagte er, aber im ruhigsten, gleichgültigsten Tone, wie wenn ein Anderer von ihm redete oder vom Wetter; „ich bin außer Stande, mich zu unterhalten, etwas zu hören; besuchen Sie mich ein andermal." Zu dieser Scene commentirt Emma Niendorf: „Auch er ein Blutzeuge der Wahrheit, wie Lenau. Auf seinem Golgatha hat Heine beten gelernt. Der jetzige Heine ist größer als der frühere. Wie in einer Gruft von Stein liegt er..... Es gehört mit in das heißblutende Weh dieser Epoche, jener Herbst- und Scheidetage, den Melodienzauberer so zu erblicken, und doch ist es etwas Erhabenes, der Geistessieg."

Ich habe hier von der Art des Niendorf'schen Buchs, von Dem, was es Amüsantes und Unerquickliches enthält, ein kleines Abbild geben wollen. Als die Verfasserin dasselbe abschloß, scheint ihr ein kritischer Strahl, ein flüchtiges Leuchten der Selbsterkenntniß durch die Seele gedrungen zu sein. Sie sagt entschuldigend: „Ich wollte nur Denen, die nicht Zeit haben, nach Paris zu reisen, ein Kleines von der Mühe abnehmen." Sei es drum. In Jahr und Tag wird von dem Buche Niemand mehr etwas wissen, und um doch mit einem höflichen und guten Wort darüber zu schließen, hebe ich hervor, daß die Beschreibungen auch da, wo sie frauenhaft breit sind, ein Colorit der Frische, des unmittelbaren Eindrucks an sich tragen, welches selbst bessere und werthvollere Darstellungen als die der Emma Niendorf vermissen lassen.

Aus den hier gegebenen Citaten wird sich entnehmen lassen, daß Emma Niendorf eine „empfindsame" Reisende ist. Es bedarf deshalb keines Sprungs, wenn ich noch mit einigen Worten eines weniger voluminösen, im Stoff begrenzten, aber interessanten Schriftchens gedenke, das den Titel führt:

Ein empfindsamer Besuch im Invalidenhôtel zu Paris. Nebst historischen Notizen über dessen Entstehung, Fortgang und gegenwärtigen Zustand. Vom Verfasser von „Frankreich unter dem Neffen seines Onkels", „Frankreich immer das Alte" u. s. w. Berlin, A. Duncker. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit der Empfindsamkeit ist es hier allerdings nicht weit her; sie ist kokett und umsoweniger am Mann einnehmend. Der gewandte, pikant schreibende anonyme Verfasser hat mit einer anonymen Marquise, deren Pächterin in Richemont ihren Sohn, einen in Afrika schwerblessirten jungen Soldaten, im Invalidenhôtel liegen hatte, diesem Hause einen Besuch abgestattet, der durch ein für den Leser sehr gleichgültiges Wagen-Tête-à-Tête mit der schönen Freundin eingeleitet ward. Bemerkenswerth ist, daß ein Veteran, der mit dem General Bonaparte in Aegypten gewesen war, in dem bonapartistischen Frankreich ohne Gêne gegen die Besucher zu äußern wagte: „Freilich liebte der Kaiser den Soldaten, aber blos solange es gut ging; fragen Sie nur Die, welche ihn bei der débâcle in Rußland gesehen haben, ob er damals den Soldaten liebte? Ich weiß sehr gut, daß man heute, wo er nicht mehr die Zähne zeigen kann, Vive l'empereur laut ausruft; aber bei Lebzeiten schimpfte man oft genug auf ihn, an der Spitze wir vieux de la vieille. Wir schimpften am heftigsten, und meiner Treu, er verdiente es; denn ich wiederhole es, er liebte nur solange den Soldaten, als es gut ging, und mit allen seinen Siegen hat er uns doch am Ende die Kosacken nach Paris gebracht." Die Hauptsache bei dieser Schrift sind die historischen Notizen, die in der That dankenswerth erscheinen. Ludwig XIV. war es, der die definitive Stiftung des Invalidenhauses 1674 feststellte, und nach den gemachten Berechnungen sind für dasselbe bis 1715 aus dem Fonds des Kriegsministeriums 60 Millionen Livres verwendet worden, welche Summe jedoch noch nicht hinreichte. Für den Bau interessirte sich der König aufs lebhafteste. Als er einst denselben in strengem Incognito besichtigte, redete Mansard den König mit dem Titel Majestät an. „Die Gewohnheit der Ehrerbietung ist so mächtig", entschuldigte der Künstler sein Versehen, „aber da Sie es wollen, so gibt es hier fernerhin keine Majestät." „Que dites-vous", rief da Ludwig, „au contraire, mes yeux sont frappés de la Majesté du génie qui a conçu et qui exécute ce Dome à jamais majestueux." Der Uebersiedelung der kleinen Militärcolonie aus dem Hause der Croix rouge nach dem neuen Hôtel wohnte Ludwig bei; unter den Invaliden befanden sich damals zwei beinahe hundertjährige Greise, die fast noch als Kinder den Treffen beigewohnt hatten, in welchen Heinrich IV. sein eigenes Königreich sich eroberte. Das Hôtel der Invaliden war die erste Merkwürdigkeit, die Peter der Große bei seiner Anwesenheit in Paris 1717 aufsuchte und nach allen Richtungen in Augenschein nahm. Inmitten der alten Krieger ergriff er das in den Speisesälen übliche Trinkgefäß und leerte auf ihre Gesundheit ein halbes Quart Wein in einem Zuge. In der Revolution dachte man an Auflösung der Stiftung, aber der Abbé Maury besiegte am 27. Mai 1791 den Auflösungsantrag und sicherte die Erhaltung der Institution des großen Königs. Napoleon besuchte jedesmal nach Beendigung eines Feldzugs das Invalidenhaus und bestimmte gern dessen Kirche für die Abhaltung hoher Feierlichkeiten. Einer der interessantesten Bewohner des Hôtels ist gegenwärtig die Witwe Brulon, die kürzlich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt ward. Geboren 1771 und mit 21 Jahren in das vierzigste Infanterieregiment eingetreten, in welchem ihr Mann stand und auch ihr Vater noch diente, zeichnete sie sich durch ihr ehrenvolles Betragen als Frau wie als Militär so aus, daß sie trotz ihres Geschlechts ermächtigt wurde, im Dienst zu bleiben. Sie hat sieben Jahre als Füselier, Corporal, Fourriercorporal und Sergeantmajor gedient und sieben Feldzüge unter dem Kriegsnamen Liberté mitgemacht. Bei mehren Gelegenheiten bewies sie eine wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit. Bei der Vertheidigung einer Bastion ward sie durch das Stück einer Bombe am linken Bein schwer verwundet und am 14. Prairial des Jahres VII in das Hôtel der Invaliden aufgenommen. Im Jahre 1822 erhielt sie den Charakter eines Unterlieutenants. Unser ebenso neugieriger als empfindsamer Anonymus fand die Witwe Brulon, über 80 Jahre alt, mit ihrer zweiundsechzigjährigen Tochter. „Alles, was ich that", sagte sie zu ihm, „that ich rasch. Mit 17 Jahren heirathete ich; mit 18 bekam ich ein Kind. Kaum war mein armer Mann geblieben, so trat ich sofort an seiner ein, und zwar nicht aus Patriotismus oder Heldenmuth, sondern weil ich ihn rächen wollte. Mit 28 Jahren hatte ich meine ganze militärische Laufbahn vollendet und mir durch meine Blessuren eine Stelle in dem Invalidenhause erworben, wo ich seit 52 Jahren geblieben bin, aber Gott sei Dank nicht unthätig." Unter Anderm erzählte der weibliche Chevalier Brulon, daß er, oder vielmehr daß sie dem Gouverneur des Invalidenhauses, Jérôme Napoleon, in Corsica als siebenjährigem Knaben Unterricht im Lesen ertheilt habe. Da er sich aber seiner jungen damaligen Lehrerin jetzt nicht mehr zu erinnern geschienen, so habe sie es schicklich gefunden, darüber zu schweigen. Eine interessante Erinnerung an ihr Geschlecht bildeten die neben ihr liegenden Kinderstrümpfchen, die sie für ihre

Urenkel strickte. Diese Beschäftigung und die zarten und liebevollen Ausdrücke, in denen sie von ihren Anverwandten sprach, zeigten auf eine sehr wohlthuende Weise, daß sie sich in ihrer männlichen Kleidung, umgeben von allen Spuren einer militärischen Laufbahn, ein schönes weibliches Gemüth zu erhalten gewußt hatte.

Wenn der Anonymus seine Besuche historisch denkwürdiger Gebäude in Paris fortsetzen wollte, würden wir ihm im voraus unsere Aufmerksamkeit zusagen. 22.

Ein Tourist des 17. Jahrhunderts.

Ein durch alterthümliche Naivetät recht anziehendes, interessant zu lesendes Buch liegt uns vor unter dem Titel:

Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach einer von ihm selbst hinterlassenen Handschrift bearbeitet und mit Anmerkungen nebst einem Anhange versehen von Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner. 1854. 8. 1 Thlr.

In einer Ansprache an die Leser sagt der Herausgeber, ein Abkömmling des Chronisten: „Einhundertundfunfzig Jahre sind vorübergegangen, und diese Aufzeichnungen kamen nur einigen Wenigen zur Kenntniß. Im bescheidenen Kreise der Familie vererbte sich die Handschrift fünf mal vom Vater auf den Sohn." Der Schreiber des Tagebuchs gehörte, wie der Herausgeber bemerkt, seiner Zeit zu den bedeutendern Gelehrten des Vaterlandes und hat sich zumal als Statistiker, Genealog, Theolog und Chronist durch eine Reihe geschätzter, zum Theil noch jetzt bekannter Werke einen Namen gemacht. Er hat auch im Jahre 1691 mit Leibniz in einem lateinisch geführten Briefwechsel gestanden, veranlaßt durch das Project Lucä's, eine deutsche Kirchengeschichte zu schreiben. Lucä war Theologe, scheint aber ein etwas unruhiges Blut gewesen zu sein, wie seine vielen Reisen in jüngern Jahren und der häufige Stellenwechsel in spätern darzuthun scheinen. Er war erst zweiter Hofprediger zu Brieg, dann erster Hofprediger in Liegnitz, sodann Oberpfarrer und Metropolitan in der Neustadt Kassel, behagte sich hier jedoch nicht, scheint auch die Gunst des Landesherrn verloren zu haben, ging als Geistlicher nach Siegen, dann als Metropolitan nach Spangenberg, endlich als Oberpfarrer nach Rotenburg, wo er 1708 im vierundsechzigsten Jahre seines Lebens starb. Er war zu Brieg geboren, studirte in Heidelberg, dann in Nimwegen, Utrecht und Leyden, machte von hier einen Ausflug über Amsterdam nach Hamburg und setzte sodann seine Universitätsstudien in Frankfurt an der Oder fort. Was er auf diesen für die damalige Zeit bedeutenden Reisen, wie auf seinen spätern Ausflügen von Liegnitz nach Lissa und ins Riesengebirge und auf seiner Reise von Liegnitz über Leipzig nach Kassel sah und erlebte, hat er mit der derben Naivetät seiner Zeit und mit einem gesunden Blick für städtische Merkwürdigkeiten und Volkseigenthümlichkeiten in seinem Tagebuch geschildert. So sagt er von Hamburg: „Die Stadt ist über die Maßen volkreich, präsentirt die köstlichsten Kramladen und hat wegen der großen Zufuhren zu Wasser und Land großen Ueberfluß an Allem. Doch ist es in den Wirthshäusern zu Amsterdam wohlfeiler leben als hier, wie denn die Hamburger in vielen Dingen mehr auf den unbilligen Gewinn beflissen sind als die Holländer, sintemal ihr Pracht, Stolz und Ueppigkeit gar viel erfordert. Bei manchem Prahl hingegen, den man hier siehet, heißet es freilich: sachte! denn da man hier Alles für Geld lehnen kann, so präsentiret Mancher dem Fremden gegenüber einen reichen Mann oder vornehme Dame und ist andern Tags ein Bettler. Von der Hamburger Sonntagsfeier machen sie selbst kein sonderlich Werk. Das öffentliche Arbeiten unter der Predigt in Läden und Werkstätten ist gar gemein. Auch wird in den Wirthshäusern des Herrn Tag schändlich profaniret, sintemalen die vielen Bierbrauereien dazu leicht auffodern. Das Bier derselben ist übrigens sehr fett, und da die meisten an den Kanälen stehen, da die Cloaken hineinfließen und daraus ihr Wasser nehmen, so kann dies einem ekelhaften Zärtling leicht den Appetit benehmen." Ueber Leipzig, über welches ihn als jungen Mann der Weg nach der Universität Heidelberg führte, faßt er sich sehr kurz: „In Leipzig gefiel es uns schon besser (als in Strehlen nämlich); nur daß wir bei dem dort herrschenden Pennalismus, weil wir keine Tractamente geben wollten, auf der Straße Manches durch Schimpfreden der Herren Pennäler zu dulden hatten. Unter andern Merkwürdigkeiten besuchten wir daselbst der Curiosität wegen auch den Auerbacher Rathskeller." In Betreff Berlins heißt es in diesem Tagebuche: „Die Bürgerschaft Berlins bekennt sich zum Lutherthum, und sind die Meisten mit ihren Predigern ziemlich grob und ungesalzen" u. s. w. Der Herausgeber erbietet sich, Allen, welche etwa an der Authenticität des Manuscripts zweifeln möchten, Einsicht in das Original zu gewähren, auch könne er sich auf das Zeugniß der Bibliothek zu Kassel berufen, welche eine wörtliche alte Abschrift des Originals besitze. Unsertwegen darf der Herausgeber unbesorgt sein; wir werden weder zu ihm nach Frankfurt noch nach Kassel reisen, um die Echtheit der Handschrift zu prüfen; wir glauben ihm aufs Wort, denn so etwas macht sich nicht so leicht wie eine fingirte Handschrift rein novellistischen Charakters, wovon wir ja in Deutschland mehre Beispiele gehabt haben. Wie viel der Herausgeber an dem Manuscript geändert, ausgelassen oder vielleicht selbst zugesetzt hat, können wir freilich nicht wissen. Er selbst versichert, mit seinen Neuerungen so sparsam als möglich gewesen zu sein, aber doch bei der Bearbeitung des Manuscripts dem Standpunkte der heutigen Bildung „einige Rechnung" getragen zu haben.

H. M.

Bibliographie.

Freitag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Friedhoff, F., Katholische Dogmatik. 1ster Band. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Herausgegeben vom Schiller-Verein in Leipzig am 9. Mai 1855. 1ste Lieferung. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 6 Ngr.

Loewe, J. H., Das speculative System des René Descartes, seine Vorzüge und Mängel. Wien. Lex. 8. 10 Ngr.

Mühlbach, L., Historisches Bilderbuch. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Vinet, A., Ueber die Aufgabe der weiblichen Bildung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von R. Koenig. Oldenburg, Stalling. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Beckers, H., Frdr. Wilh. Joseph von Schelling. Denkrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feier ihres 96. Stiftungstages am 28. März 1855. München. Gr. 4. 17 Ngr.

Begräbnißfeier des theuren Gottesmannes Dr. Claus Harms Oberconsistorialrath Probsten und Pastors emer. an der Nicolaikirche zu Kiel, R. v. D. und D. M. geboren den 27. Mai 1778, gestorben den 1. Februar 1855. Kiel, Schwers. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Corps der Zuaven im französischen Heere. Seine Entstehung, Ausbildung und Kriegsthaten. Eine Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux Mondes. Berlin, Springer. 8. 7½ Ngr.

Scheele, E., Die Apocryphen und die Wupperthaler Bibelgesellschaft. Barmen, Langewiesche. Gr. 12. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des Protestantismus
in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Von **Dr. W. G. Soldan.** Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein ausgezeichneter Historiker schrieb der Verlagshandlung über dieses Werk unter Anderm:

„Nach meiner innigen Ueberzeugung ist das Werk ein höchst werthvolles, ja bedeutendes: werthvoll und bedeutend zuerst als das Resultat gründlicher und ganz eigener Forschung, womit ein tüchtiges Quellenstudium verbunden ist, wie dieses wieder mit einer Kritik, die, weit davon entfernt, eine ins Blaue gehende und umstürzende zu sein, manches stereotyp gewordene Unwahre, Halbwahre und Unsichere theils ausscheidet und sichtet, theils als ungewiß der künftigen Forschung und genauern Erörterung überläßt und empfiehlt. Die Darstellung ist dem Ernste und der Würde der Geschichte angemessen. Der Verfasser ist überall seines reichen Materials so sehr Herr geworden, daß er die Darstellung keineswegs schleppend und ermüdend macht und ihr nirgends die Beschwerde der Untersuchungen anmerken läßt."

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung. 8. 1845. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **Franz Duncker (W. Besser's** Verlagshandlung) in **Berlin** sind soeben erschienen:

Am Pflug.
Eine Geschichte
von
Leopold Kompert.

Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 2 Thlr. 22½ Sgr.

Die Frauen in England
unter
dem Gesetze unseres Jahrhunderts.
Von
Karoline Norton.

Aus dem Englischen. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore disquisitio.

Scripsit **Richardus Adelbertus Lipsius,**
Theol. lic. phil. d. aa. ll. mag. theologiam in academia Lipsiensi privatim docens.

8. Geh. 1 Thlr.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Sammlung englischer Schriftsteller
mit deutschen Anmerkungen herausgegeben
von
Ludwig Herrig.

Neuntes Bändchen: **Byron's** Childe Harold. Dritter und vierter Gesang, erklärt von *Fr. Brockerhoff.* 16 Ngr.

Die früher erschienenen acht Bändchen enthalten:

I. Band: **Shakspeare's** Macbeth, erklärt von *Herrig.* 10 Sgr.
II. Band: **Byron's** Marino Faliero, erklärt von *Brockerhoff.* 15 Sgr.
III. Band: **Shakspeare's** Romeo and Juliet, erklärt von *Sievers.* 10 Sgr.
IV. Band: **Shakspeare's** Othello, erklärt von *Sievers.* 10 Sgr.
V. Band: **Shakspeare's** Merchant of Venice, erklärt von *Herrig.* 10 Sgr.
VI. Band: **Tennyson's** Gedichte, erklärt von *Fischer.* 10 Sgr.
VII. Band: **Byron's** Childe Harold, 1. 2., erklärt von *Brockerhoff.* 12 Sgr.
VIII. Band: **Shakspeare's** Julius Caesar, erklärt von *Sievers.* 10 Sgr.

Die obige unter der Redaction des Professors Herrig erscheinende Sammlung ist von allen Freunden der englischen Sprache mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommen worden. Die zahlreichen erklärenden Anmerkungen erleichtern das Verständniss sowol des Inhalts wie der sprachlichen Eigenthümlichkeiten, und sind obige Ausgaben deshalb ganz besonders für das Privatstudium geeignet.

Der Verleger hat für eine elegante Ausstattung und wohlfeilen Preis Sorge getragen und empfiehlt allen Denjenigen, welche sich mit englischer Sprache und Literatur beschäftigen, die *Herrig*'sche Sammlung angelegentlich.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
der
Englischen Umgangssprache.

Eine ausgewählte und umfassende Sammlung von Redensarten über die gewöhnlichsten Begriffe und Gegenstände des Lebens. Nach einem neuen und vereinfachten Plane bearbeitet von Oscar Busch und Henry Skelton. 8. In englischem Einband. 1 Thlr.

Dieses Handbuch, welches in einer Auswahl von ungefähr 10,000 Redensarten und Wörtern den ganzen Reichthum der englischen Sprache und die Feinheiten derselben in einer neuen und systematischen Anordnung umfaßt, bildet ein unentbehrliches Hülfsmittel das Englische in kürzester Zeit richtig und geläufig sprechen und schreiben zu lernen, und wird auch Denen, die der englischen Sprache bereits mächtig sind, behufs der Repetition wesentliche Dienste leisten.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 19. —— 10. Mai 1855.

Anselm Feuerbach's Nachlaß.

Nachgelassene Schriften von Anselm Feuerbach. Vier Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1853. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Wenn jene Bücher die längste Lebensdauer hoffen dürfen, welche den gleichen Eindruck tüchtiger harmonischer Durchbildung zurücklassen, mag man in einem Anlaufe sie durchlesen oder mit bedächtigem Sinne bei den Einzelheiten verweilen, so werden Anselm Feuerbach's „Nachgelassene Schriften", durch deren Herausgabe H. Hettner sich die deutschen Kunstfreunde in hohem Maße verpflichtet, kein geringes Alter erreichen. Ich hatte dieselben gleich nach ihrer Veröffentlichung zur Hand genommen und eifrig gelesen. Unter dem mächtigen Eindrucke, welchen die Schilderung der Lebensgeschicke Feuerbach's auf mich übte, verlor sich die Lust zur kritischen Zergliederung seiner Schriften. Damals konnte die Theilnahme für den Verfasser den Beifall für seine Werke gefangennehmen und das Urtheil über die letztern trüben; doch nachdem Monate verflossen sind und der psychologische Reiz viel von seiner frischen Kraft verloren hat, nehme ich, an ein längst gegebenes Versprechen gemahnt, die Bände wieder vor, prüfe und grüble, und finde, daß viele Ostermessen vorübergehen werden, ehe Feuerbach's Schriften an neuere Erscheinungen ihre Anziehungskraft abgeben. Mit dieser Ansicht scheint das geringe Geräusch, welches ihre Veröffentlichung machte, das gleichgültige Verhalten des größten Theils der Presse in Widerspruch zu stehen. Nach diesem Stillschweigen zu schließen, besäßen Feuerbach's Werke nur den Werth des einfachen Grabsteins. Für Freunde reicht ein bloßes Zeichen hin, die Erinnerung an den Verstorbenen zu wecken; der humane Fremde aber geht mit achtungsvollem Schweigen an dem Denkmale der Pietät vorüber. Wer unsere kunstliterarischen Zustände näher kennt, wird an diesem Schicksale Feuerbach's nichts Befremdendes gewahren. Wir haben die goldene Regel: „Ueber die Kunst mit Kunst zu schreiben", längst vergessen und seit Jahren die Fähigkeit, das Schöne mit den Augen der Phantasie zu betrachten, verloren; wir sind grimmige Geschichtsgelehrte, aber jämmerliche ästhetische Stümper geworden. Einer überdies nur halbbegründeten gelehrten Grille zuliebe möchten wir die griechischen Tempel am liebsten von der Sima bis zum Stylobate herab mit schreienden Farben übertünchen, und weil wir gründlichere Kenntnisse über die Kunstbestrebungen des tiefern Mittelalters besitzen, glauben wir uns berechtigt, Alles, was diesseit der Trecentisten liegt, Rafael und Michel Angelo mit eingeschlossen, zu verachten. Solchen Bestrebungen gegenüber konnte Feuerbach's gediegen-einfache und ästhetisch-reine Anschauungsweise nur mühsam Eingang gewinnen. Er hat keine neue Hypothese über die Zusammenstellung des amykläischen Throns in Bereitschaft; er kennt nicht den pomphaften Namen des „Responsionsschema" für die einfache Thatsache, daß wenn drei Figuren nebeneinander gestellt werden, die eine die Mitte einnimmt, die andern ihr zur Seite bleiben; er zieht gegen die Mysterienmarotte zahlreicher Archäologen scharf zufelde, und spottet der Ansicht, welche aus jedem Topfmaler einen tiefsinnigen Religionsphilosophen macht; ihm ist die Schönheit der Antike „das Organ seines poetischen Gefühls, welches durch Natur und äußere Verhältnisse nach innen gedrängt, nicht als ausschließendes Kunsttalent durch wirkliche Dichterwerke an das Licht treten konnte": lauter Dinge, die heutzutage ungewöhnlich, in einzelnen Kreisen sogar unwissenschaftlich erscheinen.

Die in den letzten Zeilen angeführten Worte, so vortrefflich Feuerbach's Sinnesweise bezeichnend, entlehnte ich der kurzen biographischen Abhandlung, welche dem ersten Bande der „Nachgelassenen Schriften" vorgedruckt ist. Ihr Verfasser ist die Witwe Feuerbach's. Der Liebe scharfes Auge, des Schmerzes Tiefsinn machten sie zur Lösung der Aufgabe trefflich befähigt; mit feiner Beobachtungsgabe werden des Verstorbenen seltsam verschlungene Seelenzustände zergliedert, mit Verständniß ist seine wissenschaftliche Wirksamkeit geschildert, mit ergreifender Wehmuth der herbe Ausgang des Lebens uns vorgeführt. Wo jeder Andere zur unmuthigen Zornesklage gegen die Zeitverhältnisse, gegen die empörende Unterdrückung der

besten Talente sich hätte hinreißen lassen, da wird mit edler Zartheit ein mildernder Schleier vorgezogen; wo Jedermann die volle Berechtigung, derbe Geißelhiebe zu führen, zugegeben hätte, da wird nur die geläuterte Resignation laut. Bewunderungswürdiger als die formengewandte Behandlung der Sprache erscheint die klare harmonische Stimmung der Seele, die hier zum Ausdrucke kommt und sich mit Kraft alles Pathologischen in den Gedanken wie im Stile erwehrt. Von einem so sinnig und poetisch organisirten Wesen geschrieben, verliert die Lebensgeschichte Anselm Feuerbach's alles Bittere; sie bleibt tragisch auch in dem einen Merkmale, daß sie schließlich einen ruhigen, versöhnenden Eindruck zurückläßt. Es konnte ja diese gewaltsam verkümmerte Lebenskraft doch nicht aller Früchte beraubt werden; des Verstorbenen wissenschaftliche Thätigkeit strahlt um so glänzender, je mehr die Widerwärtigkeiten im persönlichen Leben sich häufen, je geringere Anregungen das letztere bot.

Feuerbach's Biographie ist eine ununterbrochene Leidensgeschichte, ein stetiger Kampf gegen ungünstige äußere Verhältnisse. Daß dieselben an einer eigenthümlichen Seelenverfassung unsers Helden den besten Bundesgenossen fanden, steigert nur unser Mitleiden.

Zwei Jahre vor dem Beginn unsers Jahrhunderts geboren, als Kind und Knabe vielfach wandernd, vom Ufer der Nordsee plötzlich auf die flache münchener Ebene geworfen, entwickelte Anselm Feuerbach zwar frühzeitig den wissenschaftlichen Sinn und die künstlerische Anlage, gewann aber nicht die kindliche Harmlosigkeit, die ungetrübte Sicherheit der Anschauungen, welche nur dort von der Kinderseele Besitz nehmen kann, wo ein festbegründetes Haus, ein altehrwürdiger Herd für das Kinderauge von seiner Stelle unverrückbar vorhanden ist. Schon in den Kinderjahren zeigten sich die Spuren einer krankhaft erhitzten Einbildungskraft, einer seltsamen Mischung von Trotz und Weichheit. Sie wurden durch die Studien des Jünglings leider nicht beseitigt. Er bezog 1817 die Universität Erlangen; des bekannten Professors Kanne, der sich persönlicher Erscheinungen des Heilandes rühmte, „Giftmischereien“ zerstörten Anselm's geistige Gesundheit und legten den Keim zu spätern trüben Stimmungen. Er nennt sich, indem er dem Vater seinen Entschluß, Theologie zu studiren, verkündigt, den „Wiedergefundenen, dessen Herz vor unendlicher Liebe glüht“, verliert sich aber in Wahrheit so weit, daß er „die Nächte in wahnsinnigen Gebeten durchwacht“, einer Offenbarung entgegenharrend, und die Selbstquälerei zur höchsten Spitze treibt. Seine Tagebuchblätter aus dem Jahre 1819 lassen ihn als einen gänzlich Verirrten, schwer Kranken erscheinen und beleuchten schauerlich den Abgrund, in welchen reizbare Jünglinge durch verbrecherischen Kathederunverstand herabgezogen werden. Eine schwere Krankheit, die ihn Erlangen zu verlassen zwang, die darauf folgende Reise nach Dresden, wo er im Kreise Elisa's von der Recke lebte, sowie die wiederaufgenommene Pflege der archäologischen und ästhetischen Studien führten ihn langsam vom Rande des Verderbens ab; aber noch in Heidelberg regten sich zeitweilig die Spuren des alten Uebels und zeigten sich leise Rückfälle. Der Eintritt in große Verhältnisse allein hätte den Selbstmarterer retten können; wo sind aber die großen Verhältnisse, die einem deutschen Gelehrten zugänglich wären? Ein „Schulfuchservicariat“ am anspacher Lyceum bezeichnet Feuerbach's Eintritt in das praktische Leben. Kein Wunder, daß auch die Liebe ihre Wunderkraft hier scheitern sah, gerade der Liebende an der krankhaften Reizbarkeit des Gemüths heftig litt. Von Frankfurt aus, wohin er sich, den innern bösen Geist fliehend, plötzlich geflüchtet hatte, schildert er in einem von der Witwe mitgetheilten Briefe dem Vater die durchlebte Vergangenheit, die verkehrte Behandlung, die ihm zutheil wurde, die Selbstmordgedanken, mit welchen er umging, aber er läßt die Hoffnung zu gesunden am Schlusse noch durchblicken. Gleichzeitig gab er der Geliebten das bindende Wort und faßte den Plan, den Apollo vom Belvedere zum Mittelpunkte einer literarischen Arbeit zu machen. Die Liebe und die Wissenschaft wurden seine Heilmittel. Armer Feuerbach! Das Schicksal hatte es mit der Wirkung dieser Arzneien anders bestimmt. Kaum vier Jahre vermählt, im Himmel des häuslichen Glücks sich wiegend, sieht er seine Gefährtin sterben, alle Träume einer seligen Zukunft grausam vernichtet. Der Altar aber, an welchem er der Wissenschaft opfern sollte, waren die untern Classen am speierer Gymnasium.

Warum das? Warum es nicht wagen, an einer Universität die Laufbahn beginnen, für die Natur und Geist ihn bestimmt hatten? Er mußte versorgt werden. Dies die traurige Antwort, welche die Grabschrift so manches jugendlich frischen Geistes geworden ist.

Nothwendig verzögerte sich die Vollendung des „Vaticanischen Apollo“; daß Feuerbach überhaupt den Plan durchführte und trotz aller äußern Hemmnisse und innern Trübung nicht allein eine wissenschaftlich tüchtige Arbeit, sondern ein reines Kunstwerk, auf die Anregung der Phantasie des Lesers kaum weniger berechnet als auf verständige Belehrung, schuf, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Er bewies so durch die That, daß der Trostspruch des Vaters an den Hartgetroffenen: „Dignum deorum spectaculum vir fortis malis cum fortuna“, auf den rechten Mann angewendet war.

Mehr als 20 Jahre sind seit der Veröffentlichung des „Vaticanischen Apollo“ verflossen. Zahllose Werke haben seit dieser Zeit den kunsthistorischen Bücherkatalog gefüllt, andere und neue Größen in den Vordergrund sich gestellt. Wir sind gewohnt, auf die frühern Jahrzehnde mit Mitleid herabzublicken und sie als das Kindesalter der überhaupt noch jungen kunstgeschichtlichen Erkenntniß zu betrachten; die Grundidee des Feuerbach'schen Werks selbst, die Auffassung der Statue, als des Helden der Aeschyleischen „Eumeniden“, gilt gegenwärtig und nicht mit Unrecht als veraltet. Und dennoch lebt Feuerbach's Buch noch heute als ein Fundamentalwerk unserer Wissenschaft. Die gewaltigen Fortschritte, welche die Kunstgeschichte in der letzten Zeit gemacht, wegleugnen zu wollen, wäre lächer-

liche Thorheit. Man braucht nur O. Jahn's Katalog der münchener Vasensammlung oder Schnaase's jüngsten Band über die romanische Architektur zur Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen, daß unsere Erkenntniß nicht blos in die Breite, sondern auch nach der Tiefe unglaublich gewachsen ist. Die Darstellung der Kunstgeschichte vom weltgeschichtlichen Standpunkt ist überhaupt erst das Resultat jüngster Forschungen. Doch fehlt es auch nicht an Dämpfern, unsern Stolz vor Uebermuth zu bewahren. Eine Zeit, deren Kunstindustrie dem Rococo ihre Formen abbettelt, wo Kunstschreiner, Metallarbeiter u. s. w. zum Stile Ludwig's XIV. wie zu einem classischen Ideale emporblicken und wahrlich alle Ursache haben, die Vergleichung zu scheuen, wo in der gelehrtesten Körperschaft desjenigen Landes, welches die Wissenschaftlichkeit zu seinen höchsten Nationalgütern zählt, dem gothischen Stile die Façade abgesprochen werden kann, ohne daß ein energischer Widerspruch dagegen erhoben wird, eine solche Zeit kann in der That von ihrer Kunstbildung wenig Rühmliches sagen. Ja selbst gegen die herrschende Weise, das vergangene Kunstleben wissenschaftlich zu begreifen, ließen sich manche gegründete Bedenken vorbringen. Man spottet der Symboliker, die z. B. in Correggio's Heiliger Nacht den geblendeten Hirten die Bedeutung der alten ungläubigen Zeit zuschreiben, welche das Licht der Welt nicht schauen wollten, und verlacht die frühern Kunstfreunde, die dem Kunstwerke gegenüber vor lauter Empfindungen zu keinem Urtheile gelangten. Ganz gut. Führte aber die Methode, bei jeder Gestalt eines antiken Bildes an berechnende Reflexion und strenge Absichtlichkeit zu denken und das berechtigte Walten des freien Phantasiespiels abzuleugnen — ich erinnere an die Schale des Kodrus —, oder neben dem Inhalte, der Vorstellung eines Kunstwerks die Form in den Hintergrund zu stellen, als ob der erstere nicht erst durch die formelle Vollendung Werth und Gültigkeit erzielte, führte diese Methode rascher zum Ziele? Der feine ästhetische Sinn, der sich durch Feuerbach's „Vaticanischen Apollo" hindurchzieht, das energische Festhalten an dem künstlerischen Standpunkte im Gegensatz zum materiellen archäologischen können auch gegenwärtig nicht hoch genug angepriesen werden.

Dem Verfasser bereitete das Werk keineswegs eine ungetrübte Freude. Zwar konnte er sich des ehrenden Beifalls seiner Fachgenossen rühmen, neben Lessing und Winckelmann wurde Feuerbach's Name genannt, aber die vielen sinnentstellenden Druckfehler machten ihn förmlich krank, verdarben ihm den Genuß des Buchs, der Vater starb nach kurzer Krankheit unerwartet, die äußern drückenden Verhältnisse, die Schulknechtung änderten sich nicht. Erst im Jahre 1836 erhielt er einen Ruf an die kleine freiburger Universität. Sein Biograph sagt:

Leider war Feuerbach's beste Kraft schon gebrochen, als er Speier verließ, und der traurige Ort am Rhein, die große deutsche Grabstätte, bleibt auch das Grab seiner schönsten Hoffnungen wie seines schönsten Glücks.

Wenn nicht zu spät, doch sehr spät kam die Erfüllung seines Lieblingswunsches, Italien zu sehen. Zehn Monate (1839—1840) verlebte er im Kreise seiner Helden, im reinen Genuß seiner Berufsstudien. Die italienischen Reisebriefe finden wir gleichfalls im Nachlasse veröffentlicht. Sie sind nicht reich an Zahl, auch nicht bedeutend durch die Fülle der daselbst niedergelegten wissenschaftlichen Entdeckungen. Anspruchslose, einfache Ergüsse augenblicklicher Stimmungen, wollen sie durchaus nicht den gemachten Reisebildern angereiht sein. Sie geben scharfgefaßte Localfarben, aber verschmähen Lasuren und Firniß. Doch spricht aus jeder Zeile der feinsinnige, künstlerisch angeregte Denker. Mit Parallelen zwischen dem Geschauten und der modernen Kunst plagt er sich nicht. Zwei Zeilen genügen, dem modernen Parnaß, der „mit wenigen Ausnahmen von lauter Handwerksburschengesichtern bevölkert ist", seine Stelle anzuweisen und die neueste Kunst zu charakterisiren, welche „aus dem Paradiese vertrieben, im Schweiße ihres Angesichts sich abquäle, durch eitele Frivolität oder kränkliche Ascetik auch noch den letzten Rest der Heimat, ich meine die Sehnsucht danach, zu verlieren". Ungestört, unverwandten Blicks genießt Feuerbach die Schöpfungen der alten Zeit, mit ungeschwächtem Behagen athmet er die neue Luft. Am meisten spannte Feuerbach die Begegnung mit dem Helden des Werks, dem er seinen Ruhm, seine ganze wissenschaftliche Stellung verdankte. Als er den „Vaticanischen Apollo" schrieb, hatte er natürlich nur den Gypsabguß vor sich; mit diesem kargen Ersatze mußte er sich begnügen, trotzdem daß das feine Kunstgefühl Niemand besser als ihn über den mächtigen Unterschied des lebenswarmen Marmor und des schwatzhaften giftigen Gypses belehrt hatte. Wie mußte ihm das Herz pochen, als er zum ersten mal das vaticanische Belvedere betrat und sich der gefeierten Statue gegenübersah.

Um $1/_2 3$ Uhr stand ich plötzlich vor dem Apollo. Es ist schön, daß er ein eigenes Gemach hat, eine Art Kapelle. Wie längst vorbereitet war ich — und doch überrascht; denn dieser Marmor hat Leben und Wärme und eine Leichtigkeit der Bewegung, von welcher der Gyps nicht die leiseste Ahnung gibt. Der Kopf ist überirdisch schön, von Geist strömend. So stand ich vor dem Bilde, das mir die besten Jahre meines Lebens gekostet hat. Es freute mich, das Zimmer stets gefüllt zu sehen; und Alle verweilten lange, ruhten auf einer der Bänke und Niemand wagte laut zu sprechen!

Geistig erfrischt, das Gemüth neu belebt, schied Feuerbach von Italien. Er schreibt an die Lebensgefährtin, die ihm ein guter Stern nach dem Tode der ersten Gattin zugeführt:

Der Kreis meiner Anschauungen hat sich abermals erweitert, der Sinn für das Alterthum geschärft, und an so manchem reizenden erhabenen Bilde wirst du dich, so Gott will, bald mit mir erquicken.

Die Heimatluft verdarb nur allzu bald die guten Wirkungen der Reise. So wenig als Feuerbach's Project, die Resultate derselben in einer Reihe von Abhandlungen unter dem Titel „Archäologische Spaziergänge" zu verarbeiten, zur Reife gedieh, so wenig wurden auch Frieden und Gesundheit in seinem Organismus heimisch. Die Art und Weise, wie sich die sehnlich gewünschte und sicher erwartete Berufung nach Heidelberg schließlich zerschlug,

trug viel dazu bei, die ohnehin nur schlummernden bösen Geister wieder zu wecken. Schweres Nervenleiden, theilweise Lähmungen begannen seit 1847 auch seine geistige Lebendigkeit zu untergraben. Es linderten zwar verständige Heilmittel und liebevolle Pflege auf kurze Zeit das arge Siechthum, doch nur schlimmer kehrte die Krankheit zurück. Sie brach den Hartgeprüften am 7. September 1851.

Einmal, als Feuerbach während seiner Krankheit von Trost- und Hoffnungslosigkeit übermannt wurde, gab er seiner Stimmung in folgenden Worten Raum:

Als ich ein Knabe war, da legte ich meine Zeichnungen einem Maler vor; der sprach: das wird ein großer Künstler. Als Jüngling las ich meine Gedichte vor; er wird ein großer Dichter, sagte man. Als ich den „Apollo" geschrieben hatte, hieß es: er ist ein großer Gelehrter. Was bin ich nun? ein elender kranker Mensch!

Diese Worte werden hier nicht angeführt, weil wir mit dem trübsinnigen Mann, der sie aussprach, den Glauben an sein verlorenes Leben theilen. In einer andern Weise bilden sie den Schlüssel zum Verständnisse Feuerbach's. Jene Freunde, welche seine künstlerische Anlage bewunderten, trafen ebenso sehr das Rechte, wie die andern, welche seine wissenschaftliche Bedeutung priesen. Selten findet sich in der Gegenwart tüchtige Gelehrsamkeit mit einem feinen Künstlersinne so innig gepaart wie bei Feuerbach. Welchen Werth gerade durch diese Vereinigung Feuerbach's kunsthistorische Arbeiten gewinnen, wurde bereits früher erwähnt. Auch die „Geschichte der griechischen Plastik", welche, von Hettner besorgt, den zweiten und dritten Band der „Nachgelassenen Schriften" bildet (der vierte Band wird durch mehre kleine Abhandlungen über einzelne Marmorwerke und Vasen ausgefüllt), erscheint namentlich durch die durchgebildete künstlerische Fassung verdienstlich. Von strenghistorischem Standpunkte beleuchtet, macht das Werk nur auf den Titel einer Skizze Anspruch. Es fehlt Vieles zur Vollständigkeit, die man bei einer die Forschungen vorläufig abschließenden Geschichte der griechischen Plastik voraussetzen darf (so sind z. B. die wichtigen lycischen Monumente vom Verfasser unerwähnt geblieben), und auch sonst werden nicht wenige Fragen der historischen Kritik nur nebenbei berührt. Desto gründlicher und sorgfältiger sind die ästhetischen Partien, jedenfalls mit die anziehendsten des Buchs, gearbeitet. Gleich die ersten Capitel, dem allgemeinen Wesen der griechischen Plastik gewidmet, gehören zu dem Besten, was über die Kunstanschauung der Alten geschrieben wurde, und orientiren vortrefflich in dem Kreise der antiken Phantasie. Man erkennt, wie der Verfasser feinsinnig auseinandersetzt, ihre Richtung auf das rein Plastische aus der Art und Weise, wie bei den untergeordneten mythischen Gestalten Menschliches und Thierisches vereinigt wird, aus dem Festhalten am bekannten griechischen Profil, das allerdings nicht erst von Künstlerhand erfunden zu werden brauchte, aber durch sein kanonisches Ansehen über den ästhetischen Sinn der Hellenen wichtige Aufklärungen gibt, und schließlich aus der üblichen Form der Bekleidung.

Nichts oder sehr wenig ist vom ehrsamen Schneiderhandwerk zu erblicken. Dem Stoff ist blos der einfachste, gleichsam natürlich architektonische Umriß gegeben oder vielmehr gelassen, das Viereck, die Kreislinie. Er ist nicht erst zu vielfachen Fetzen zerrissen, zerschnitten und dann erst wieder zu conventioneller Form zusammengeflickt, gespannt, gebauscht, durchlöchert, geknöpft; er wird nicht eine Art technisches Kunstproduct oder in der Zunftsprache eine Art Meisterstück für sich, sondern er wird erst etwas in dem Momente, für den er bestimmt ist, er wird erst durch den Gebrauch, die Anwendung.

Bei der griechischen Gewandung kann der bloße einfache Act des Ankleidens und Auskleidens, welcher durchaus freie anmuthige Bewegungen des Körpers zuläßt, nicht selten sie begünstigt, der Gegenstand eines gefälligen, sinnlich und gemüthlich befriedigenden Bildes werden. Wie lieblich ist die kleine Statue einer Nymphe in Neapel, welche den Fuß mit der Sandale bekleidet, wie reizend die Bewegung der Arme an jener Tänzerin ebendaselbst, welche eben den Chiton über der Schulter zusammenheftet u. s. w. Bei unserer modernen Gewandung kann Aehnliches nur vorkommen, wo ihre Theile mehr oder weniger an Antikes erinnern, beim Umwurfe des männlichen Mantels oder des weiblichen Shawls. Dagegen stelle man sich die Vollziehung der Schnurrbartfolter, das Ziehen und Glätten eines Strumpfs in Marmor gemeißelt vor, oder einen Helden, der mit gestreckten Beinen in die hohlen Hosenstände fährt, stöhnend und fluchend die Stiefel an den Ohren, den Stulpen emporzieht, und Abends den treuen Stiefelknecht nicht zu vergessen! Man sage nicht, dergleichen hat mit der Kunst nichts zu thun, es hat keine Bedeutung, keinen Sinn. Spricht sich nicht aus der Mühe und Noth des bloßen lumpigen Bekleidens und Entkleidens vollständig das Gekünstelte, mühselig Gemachte, Beengende unserer Zustände aus, und dort die freie natürliche Behaglichkeit des antiken Lebens.

Diese Stellen mögen hinreichen, das Beziehungsvolle, Frische und Anregende in Feuerbach's Schreibweise zu charakterisiren. Einem kleinen Kreise ist allerdings das Gesagte selbstverständlich; Andern jedoch, und ihre Zahl ist leider nicht gering, können ähnliche Bemerkungen nicht oft, nicht eindringlich genug wiederholt werden. Auch Jene thun wohl daran, sich die Verschiedenheit des modernen und antiken Lebens zu Gemüthe zu führen, welche nicht aufhören, uns die Antike als das absolute, unbedingt nachzuahmende Vorbild in allen Gattungen der bildenden Kunst vorzuhalten. Bei aller Anerkennung derselben muß man sich fragen: was sollen die Künstler mit einem Ideale, welches dem wirklichen Leben gegenüber todt und vollkommen fremd erscheint, welches sie daher vielleicht mit glücklichem Erfolge äußerlich nachahmen, niemals aber mit unbefangener Freiheit nachschaffen können? Man kann über das Unkünstlerische in der modernen [illegible] klagen, man soll aber nicht einen Weg des Heils empfehlen, welcher den Hauptmangel der modernen Kunst, das Beziehungslose zum wirklichen Leben, nur verewigt.

Am Schlusse des allgemeinen Theils berührt Feuerbach ein Thema, welches nach einzelnen Anzeichen eine praktische Bedeutung zu gewinnen drohe: die Polychromie der Plastik. Bekanntlich hat der englische Bildhauer Gibson zu Rom zu wiederholten malen die Wiederbelebung derselben versucht und seine [illegible] mit farbigem Schmucke versehen. Ob dies Beispiel [illegible] jetzt eine weitere Nachahmung gefunden, ist [illegible] bekannt, steht aber bei dem Umstande, daß in der [illegible]

Kunst ein viel kürzerer Weg zum Irrthum als zur einfachen Wahrheit führt, immerhin zu fürchten.

Von jener seltsamen Anschauungsweise, welche die plastischen Kunstwerke nur für den Tastsinn geschaffen sein ließ, kann natürlich bei Feuerbach nicht die Rede sein; ebenso streng hält er sich von einer neuern Ansicht entfernt, welche eine ziemlich ausführliche Bemalung der antiken Statuen annimmt. Immerhin hätte die Summe alter Zeugnisse und untrüglicher Monumentenreste, welche für die Anwendung der Polychromie in der alten Kunst sprechen, bedeutend vermehrt werden können. Außer den bekannten Akrolithen und Chryselephantinen verdienen namentlich die selinuntischen Bildwerke einer besondern Erwähnung. Die nackten Theile der Frauen an denselben sind aus Marmor, die Frauengewänder dagegen, wie die männlichen nackten Körper aus gröberm Steine gearbeitet.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie sehr die antike Kunst auf die Individualisirung des Stofflichen, sei es organischer oder unorganischer Natur, auch bei der Wahl des Materials Bedacht nahm und kann den weitern Schluß auf die Bestimmung der Farbe an Sculpturen mühelos ziehen. Eigentlich malerische Wirkungen, eine eingehende Naturnachahmung im Sinne der mittelalterlichen Holzschnitzerei wurde nicht beabsichtigt; wo nicht die Farbe als Schmuck, wie bei den Waffen, auftrat, oder durch die Natur des dargestellten Gegenstandes, wie bei Armspangen, Agraffen, bedingt war, da dient sie zur bestimmteren Sonderung der Formen, ohne das Maß des Plastischen zu überschreiten. Wer das in der antiken Malerei befolgte Farbensystem, so gänzlich verschieden von den modernen Anfoderungen an das Colorit, kennt, kann keinen Zweifel über die gänzliche Unterordnung des Malerischen unter die reine Formschönheit hegen. Wäre ihm aber auch in der antiken Kunst eine ausgedehntere Wirksamkeit gegönnt, darin hat Feuerbach vollkommen Recht, wenn er der modernen Bildnerei die Farblosigkeit als ihr eigenstes Lebenselement zuspricht. Gerade die unaufhörliche Gefahr, von der uns ungleich befreundetern und [illegible] Malerei auf ihrem eigenen Gebiete bedrängt und überflügelt zu werden, zwingt die Plastik, sich schärfer [illegible] und ihre Wirkungsmittel vorsichtig zu gebrauchen. Bei den mannichfachen malerischen Motiven, welche unwillkürlich in die neuern Sculpturwerke sich einschleichen, wäre das Hinzufügen von Farbe nur vom Uebel, eine Vermehrung des ohnehin schon allzu mächtigen malerischen Effects, während die festbegrenzte griechische Kunst [illegible] ohne Schaden für die Rechte des Plastischen be[illegible] konnte.

Den Uebergang zur Geschichte der Plastik bilden Betrachtungen über die Composition, zunächst über die Verhältnisse der Composition bei einer einzelnen Statue, [illegible] einem Reliefbilde, dann über das allgemeine [illegible] Gesetz, welches den schöpferischen Sinn der [illegible] die durchgängige Klarheit und Anschaulichkeit. Auch hier dienen Beispiele der modernen Plastik [illegible]'s Grabmonument für den Herzog von Leuchtenberg) dazu, durch den Gegensatz zu antiken Werken die Eigenthümlichkeit der letztern in ein scharfes Licht zu stellen.

In den formlosen symbolischen Zeichen, an welche der fromme Glaube der Vorzeit die Gegenwart der Götter knüpfte, liegt der erste, allerdings ärmliche, kaum bewußte Anfang der künstlerischen Thätigkeit der Griechen gegeben. Wie aber ist die weitere Stufenfolge zu denken bis zur Enthüllung der reinen Menschengestalt aus den mannichfachen symbolischen Schleiern? So etwa, daß man an den rohen Pfeiler einen Kopf ansetzte (Herme), mit Stumpfen zur Seite, um daran Kränze anzuhängen, die Stumpfe später in Arme verwandelte und schließlich das untere Pfeilerstück in Beine theilte, anfangs festgeschlossen, später fortschreitend? Feuerbach ist anderer Meinung.

Die Kunstgeschichte überhaupt schreitet nicht vor nach den Regeln einer Zeichnenschule, wo man auch erst Nasen und Augen, dann Köpfe, dann Füße und Hände und endlich ganze Figuren machen lernt. Die Kindheit der Kunst ist eben Kindheit; in ihrer Unbefangenheit kennt sie keine Schwierigkeiten, die nicht nur in der Führung der Hand und der Instrumente liegen. Hier waltet noch der richtige Glaube, Alles zu können, und die kindische Lust, Alles zu wollen. Das Kind fängt mit ganzen Figuren an und hat Götter gebildet, wenn es auch nur Fratzen zustandebringt. Jene Hermen ferner sind bloße Abstractionen; alles Abstracte aber ist später als das Concrete. Ihre Symbolik ist endlich eine bloße Abbreviatur; aber man fängt nicht mit Abbreviaturen zu schreiben an. Die Kürze eines Tacitus ist das späteste Product.

Offenbar hat der Eifer gegen die Systemsucht in der Geschichte den Verfasser zu weit geführt und den Hermen eine Stellung angewiesen, gegen welche sich ähnliche Einwendungen vorbringen lassen, wie gegen die denselben bisjetzt zugeeignete am Anfange der Kunstbildung, zumal als die Abstraction auch den einfachen symbolischen Pfeilern, den 30 Pfeilern zu Pharä, den durch Querhölzer verbundenen Balken zu Sparta, welche die Dioskuren bedeuten, vorgeworfen werden kann. Dennoch hält auch Feuerbach dieselben für echte untrügliche Kunstanfänge. Mit Recht, denn abstract sind sie nur vom Standpunkte einer spätern, ausgebildeten ästhetischen Anschauung, welche sich nicht mehr in die Möglichkeit, lebendige Gedanken mit formlosen Gestalten zu verknüpfen, hineindenken kann. Gerade so könnten wir auch die uralte symbolische Kunst aus dem Anfange in das Ende der Kunstentwickelung versetzen, weil für uns alle Symbolik in eine nüchterne berechnete Allegorie sich aufgelöst hat, die Allegorie aber regelmäßig nur in der Verfallzeit der Kunst herrscht. Deshalb soll aber durchaus nicht das Irrige der Annahme bestritten werden, die Hermen seien eine allgemeine, unbedingt nothwendige Durchgangsform der griechischen Kunst, welche die symbolischen Steinpfeiler vor sich, die Holzpuppen als nächste Entwickelungsstufe hinter sich hat. Namentlich die letztern fallen zweifellos noch in den Kreis primitiver Kunstbildung und erfüllen den Kreis der streng kirchlichen Kunst. Auf ihre Erscheinung, wie überhaupt auf die altgriechische Kunst, nimmt Feuerbach den ägyptischen Einfluß maßgebend an. Daß alle Streitlust, welche die Archäologen in sich bergen, in der Behandlung der

Frage nach dem heimischen oder fremdländischen Ursprunge der griechischen Kunst zur höchsten Steigerung aufflammt, und die Sache trotz endlosen Untersuchungen noch immer nicht eine allgemein befriedigende Entscheidung gefunden hat, ist bekannt genug. Röth's Schülerkreis, des Worts mächtiger als des Gedankens und in der Aufstellung neuer Hypothesen vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend, hat allerdings das Ziel überschossen und nur dazu beigetragen, daß die Gegner mit doppelter Hartnäckigkeit an der entgegengesetzten Meinung festhalten. Auf der andern Seite ist es aber wahrhaft kindisch zu nennen, wenn die Anhänger der Aboriginercultur jede Hinweisung auf orientalische Einflüsse für eine frevelnde Beleidigung der griechischen Größe nehmen und an uns die Zumuthung stellen, die Hellenen als erhaben über die gewöhnlichen Entwickelungsgesetze der Geschichte, als ein Kunstvolk von Gottes Gnaden zu verehren. Die ägyptische oder im Allgemeinen die orientalische Frage ist für die antike Kunst derselbe Quälgeist, den die byzantinische Frage für die mittelalterliche Kunst abgab. Nur hat sich die letztere, trotzdem daß sie angeblich meist nur von Dilettanten durchforscht wird, rascher von ihm zu befreien verstanden als die classische Archäologie. Auch dort galt lange Zeit alles Frühmittelalterliche, Alles, was sich sonst nicht unterbringen und einordnen ließ, als Ausfluß der byzantinischen Kunst. So sprach man von einer byzantinischen Architektur im Norden, welche erst von der gothischen Baukunst abgelöst wurde; so entdeckte man einen byzantinisch-niederrheinischen Stil in der deutschen Malerei (und wenn ich nicht irre, hat derselbe noch immer die Ehre, in dem Kataloge der münchener Pinakothek als eine historische Thatsache zu leben); so fand man, daß Italien Jahrhunderte lang seinen Kunstbedarf von Byzanz bezog. Auf dem Wege des allgemeinen Raisonnements ließ sich die Sache nicht zur Entscheidung bringen. Man traf aber sogleich das Richtige, als man die Untersuchung auf specielle Gebiete verlegte, nicht alle Kuppelkirchen und dunkelgebräunten Bilder als byzantinisch zusammenwarf, sondern Kuppel gegen Kuppel abwog, die Unterschiede in der technischen Ausführung studirte, die Composition der Gemälde, die Zeichnung, den Farbenauftrag sorgfältig auseinanderlegte. Gegenwärtig gehört die byzantinische Frage zu den am wenigsten räthselhaften Erscheinungen in der Kunst des Mittelalters. Eine so rasche Lösung hat aber die Frage nach dem orientalischen Elemente in der griechischen Kunst nicht zu hoffen, solange man sich mit der abstracten Erörterung begnügt, ob die Werke des Dädalus ein griechisches oder ein ägyptisches Aussehen hatten, und die undeutlichen, oft widersprechenden Zeugnisse alter Schriftsteller, die im Geiste ihrer Zeit über die vergangene Kunstbildung dachten, nicht durch eine eingehende Kritik der Monumente ergänzt. Jedes Volk construirt sich nachträglich auf die ihm zusagendste Weise die Entwickelungsgeschichte seiner Bildung; eine besonders strenge objective Auffassung darf man von dieser Unternehmung nicht erwarten, muß vielmehr neben zahlreichen, den historischen Kern treffenden Sagen auch mannichfache Anekdoten, die die Bildung der Zeit, in welcher sie erzählt worden, richtiger charakterisiren als jene, auf welche sie sich beziehen, mit in den Kauf nehmen. Daß in dieser Hinsicht die literarischen Quellen der alten Kunstgeschichte häufig noch einer allzu unbedingten Autorität genießen, haben einzelne neuere Werke sattsam dargethan.

Es ist hier nicht der Ort, schrittweise die Schilderung der Schicksale der griechischen Bildnerei, wie sie Feuerbach in gedrängten Zügen gibt, zu verfolgen. An Gelegenheit würde es nicht fehlen, Bemerkungen und Gegenbemerkungen anzubringen, versuchte Emendationen streitiger Lesearten, z. B. die berühmte Stelle im Plinius über Myron, nach welcher derselbe allen übrigen Zeugnissen zum Trotze im Ebenmaße noch über Polyklet gesetzt wird, zu erwägen; chronologische Bedenken zu äußern, z. B. über Phidias' Berühmtheit bereits zur Zeit der marathonischen Schlacht; Einzelheiten zu berichtigen, z. B. die Angabe, daß die sitzende Minervastatue des Dädaliden Endöus aus einem Oelbaume geschnitzt war, welchen Feuerbach übrigens in eine viel zu frühe Zeit versetzt, falls es mit der Bemerkung Rangabé's seine Richtigkeit hat, daß die Buchstabenform einer erhaltenen Inschrift von einem Werke Endöus' in die siebzigste Olympiade falle; schließlich auch Druckfehler zu verbessern, wie z. B. nicht die spitze Form des **Kinns**, sondern des **Knies** ein charakteristisches Merkmal des äginetischen Stils bildet u. s. w.

Es wurde aber bereits früher erwähnt, daß Feuerbach's Buch keineswegs mit dem Anspruche auftritt, die Geschichte der griechischen Plastik in einer fertig abgeschlossenen Gestalt zu liefern, daß es sich bescheidet, die Entwickelung der antiken Kunst in großen Zügen zu zeichnen und die ästhetische Bedeutung der hervorragendsten Werke zu erörtern. Beides ist ihm in vortrefflicher Weise gelungen. Werden wir auch nicht durch sachliche Ueberschriften über den verschiedenen Kunstcharakter der einzelnen Zeitalter orientirt, so lesen wir doch denselben aus den Schilderungen selbst ganz deutlich heraus und werden mit wünschenswerther Klarheit über den natürlichen Gang der Kunstentwickelung von dem strengen typischen Tempelstil bis zur virtuosen Handhabung der Formen und zu dem mächtig wirkenden Naturalismus in der letzten Periode der griechischen Kunst belehrt. Gerade daran müssen wir aber festhalten, daß auch in der griechischen Kunst im Allgemeinen und Ganzen jene Gesetze sichtbar werden, mit welchen das kunstgeschichtliche Leben jedes andern Weltalters einstimmen. Bei den mannichfachen Gesichtspunkten, unter welchen die antike Kunst stets mit dem gleichen Genuß betrachtet wurde, war es begreiflich, daß sie eine verhältnißmäßig isolirte Stellung einnahm und ihre Einordnung in die allgemeine Kunstgeschichte einem gewissen zähen Widerstreben begegnete. Seitdem auch das Studium der mittelalterlichen Kunst, zu mächtiger Ausdehnung emporgewachsen, die gesammte Kraft des einzelnen Forschers in Anspruch nimmt und ihn in ihrem Kreise fast ausschließlich festbannt, ist die Absonderung nur noch größer, der gleichmäßige Ueberblick des ganzen Kunstgebiets schwieriger

und seltener geworden. Uns über diese Zustände zu beklagen, liegt kein Grund vor, da dieselben durch den Gang der wissenschaftlichen Entwickelung bedingt werden. Nur durch eine einseitige Beschränkung konnte die tiefe Durchdringung der einzelnen Gebiete erzielt werden. Doch darf das letzte Ziel darüber nicht vergessen bleiben, der Weg, der die verschiedenen Disciplinen zu einer Wissenschaft wieder vereinigt, nicht versperrt werden. Es wird noch lange währen, daß man an unsern höhern Lehranstalten die Kunstgeschichte nur als ein pikantes hors d'oeuvre duldet; im Kreise der allgemeinen Bildungsfächer jedoch nimmt dieselbe von Tag zu Tag eine hervorragendere Stellung ein. Gerade hier aber gilt es, den Wald nicht vor lauter Bäumen zu verbergen und die tiefere gesetzmäßige Einheit aller Kunstformen in den Vordergrund zu stellen.

Wenn ein Wunsch während der Lesung des Feuerbach'schen Werks laut wurde, so war es der, den Anmerkungen des geistvollen Herausgebers unter dem Texte, namentlich mit Bezugnahme auf die neuesten Entdeckungen, häufiger zu begegnen. Jedenfalls ist Feuerbach's „Geschichte der griechischen Plastik" zur Einführung in das Studium der Kunstgeschichte und zur Belebung des ästhetischen Sinns im höchsten Grade empfehlenswerth.

Anton Springer.

Jordan's „Demiurgos".

Demiurgos. Ein Mysterium von Wilhelm Jordan. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 6 Thlr.

Die Franzosen haben Mysterien von Paris; unsere deutschen Mysterien sind himmlische Hof- und Staatsactionen. Die vorliegende Dichtung in drei Theilen, deren erster bereits in Nr. 19 d. Bl. f. 1853 in eingehender Weise besprochen wurde, ist ein echtdeutsches Mysterium, welches sich nicht, wie die französischen, mit den Sackgassen verlorener Stadtviertel beschäftigt, sondern mit der absoluten Sackgasse des Bösen in dieser Welt, und mit der Frage, wie diese Sackgasse in den [illegible] Grundriß des himmlischen Jerusalem [illegible]. Wir haben es also mit einem metaphysischen Problem zu thun, das seit uralten Zeiten denkende Weise und priesterliche Denker beschäftigt hat und das hier, zu einer umfangreichen Dichtung ausgesponnen, Farbe und Gestalt zu gewinnen sucht. Auch ist die [illegible] des Gedichts keineswegs eine künstlerische; der Dichter sagt selbst im „Vorgesang":

> Fürwahr, es scheint ein kühnes Unterfangen
> In solcher Zeit, so durch und durch verstimmt,
> Gehör für eine Dichtung zu verlangen,
> Die sich zum Ziel das schwerste Räthsel nimmt,
> Nach dessen Lösung jemals Menschen rangen,
> Die [illegible] mit dem Strom der Meinung schwimmt
> Und frei bekennt, es bildet ihre Sendung
> [illegible] fördern eine große Geisterwendung!

Der Dichter tritt also mit der Reformatorenmiene vor uns hin; er will einen Umsturz der Denkweise des Jahrhunderts hervorbringen; er will dies Problem nicht blos dichterisch verklären, er will es in einer befriedigenden Weise auch als Denker lösen; kurz, wir haben nach der eigenen Ankündigung des Autors, eine metaphysische Tendenzdichtung vor uns, eine optimistische Theodicee, deren äußerlicher Umfang schon über das triviale Maß der Alltagspoesie hinauswächst, deren Inhalt aber bedeutend und commentarbedürftig genug ist, um zunächst ein ausführliches Eingehen auf den Zusammenhang der Dichtung zu rechtfertigen, ohne welches jede Kritik derselben unverständlich bleiben müßte. Schon der Ernst dieses großen poetischen Unternehmens und das philosophische Piedestal, auf das sich der Dichter stellt und von dem er auf die Liliputer der Duodezbände als ein Brognobuker des Gedankens vornehm herabsieht und sich als jüngster Dichter einer Divina commedia an die Prometheus-, Hiob- und Faustpoeten, an alle die geistigen Granden der Menschheit mit möglichster Ebenbürtigkeit anzuschließen sucht, machen, abgesehen von der hervorragenden Befähigung und Originalität des Dichters, eine genauer eingehende Analyse seines Werks wünschenswerth.

Mit Freuden liest man zunächst die Zueignung an den ritterlichen und edeldenkenden Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, der nach der ruhmvollen That von Eckernförde bei seiner Begegnung mit dem Dichter den schlummernden Gedanken dieser großen Dichtung in ihm weckte und durch den rechten Blick und die rechte Frage zur vollen Form und ins Leben hervorlockte. So knüpft das Poem an eine bestimmte historische Begebenheit an; Färbung und Stimmung jener Zeit sind treu wiedergegeben, und die Bedeutung jener fürstlichen Erscheinung tritt in das schönste Licht:

> Die schwarzrothgold'ne Flagge wehte
> Hoch über mir so hoffnungsreich!
> Mein Fühlen wurde zum Gebete:
> Erneue, Herr, das deutsche Reich!
> So fühlend trieb es mich zu dir
> Nach Altenhof ins Hauptquartier.
>
> Doch was ich dort in dir geschaut,
> Als dich mein erster Blick getroffen,
> Das mach' ich nie in Worten laut;
> Es war, es bleibt ein schönes Hoffen.
>
> Ein Lichtblick war dein schöner Sieg,
> Der einzige in tiefer Nacht.
> Schon hoch vom Horizonte stieg
> Das Wetter auf, durch dessen Macht,
> Was damals unser Herz erweitert
> Verheißungsvoll, so rasch gescheitert.
>
> Gemeinsam suchten wir den Trost,
> Den kein Orkan danieder tost,
> Gemeinsam wollten wir „errathen
> Aus den zertret'nen Hoffnungssaaten
> Den Gottesschritt im Weltgeschick",
> Den ew'gen Werth im Augenblick.
> Da thatest du die rechte Frage,
> Da warst du mir der rechte Mann;
> Da war es mir mit einem Schlage
> Entschleiert, was ich soll und kann.
> Ich wünschte damals dir vor Allen
> Durch klare Worte zu gefallen;
> Dein Auge wurde mir zum Sporn —
> Und sprudelnd floß der Dichtung Born.

Schon lange spann' ich zwar die Fäden —
Sie schienen hoffnungslos verwirrt:
Nach jener Stunde Wechselreden
Verwob ich Alles unbeirrt.

Was ist aus jener Zeit geblieben?
Mir wenig mehr als jener Span*)
Und was ich hier von ihr geschrieben:
Nimm, was du wecktest, freundlich an!

Dir blieb, o Herr, was du gethan.
Im Volke lebt es unvergessen,
Daß du mit seinem Herzen zogst,
Weil du mit deinem Herzen wogst,
Statt kalt zu rechnen und bemessen.
D'rum weiß der Dichter sich entschuldigt,
Indem er nicht für sich allein
Dir, edler Herzog, dankbar huldigt;
Denn Millionen stimmen ein!

Nach der schönen und kräftigen Widmung folgt der gleich kräftige „Vorgesang", der ebenfalls an jene Zeit und ihre schönen Hoffnungen anknüpft:

Wir sah'n uns schon zur altureig'nen Sitte,
Zur alten Form, vom neuen Geist verklärt,
Zum alten Ruhm als Herrschervolk der Mitte
Nach langem Zwischenreich zurückgekehrt,
Der halben Welt zum Trotz mit ew'gem Kitte
Geeinigt durch ein mächtig Kaiserschwert
Und meergewaltig wie die edeln Ahnen
Im Hansabund auf allen Oceanen.

Die optimistische Tendenz des ganzen „Demiurgos" spricht der Dichter mit vollkommener Klarheit in den beiden stolztönenden Schlußstrophen aus:

So geh' denn hin, du Schöpfung sel'ger Nächte,
In denen ich das reinste Glück empfand,
Als alles Böse, alles Ungerechte
Im Weltenplan vor meinem Blick verschwand,
Und eben Das am sterblichen Geschlechte
Als höchsten Gnadenquell mein Geist erkannt,
Was man verwünscht als Keim von allen Qualen
Und blind vertauschen will mit Idealen.

Geh' hin und hilf den Widerspruch verklären:
Der Lauf der Welt geht stets die beste Bahn,
Und jeder Wunsch, den wir dagegen nähren,
Erwiese sich, erfüllt, gewiß als Wahn;
Doch wenn wir thätlich dieses Glaubens wären,
Dann wär's um unser Menschenthum gethan:
Es muß die Menschheit ringen nach dem Ziele,
An welchem angelangt die Welt zerfiele.

Nach dieser klaren Angabe des Inhalts rauscht der Vorhang des Mysteriums in die Höhe, und es beginnt der Prolog im Himmel oder vielmehr der Prolog auf der neuentstandenen Erde. Der Geist des Guten und der Geist des Bösen, Agathodämon und Lucifer, fahren auf einem Stern mit langen Strahlenruthen zum Erdenrund. Lucifer, der Geist der Verneinung, der Beschränkung, des Maßes, der dem „Ocean von Gnade", den Agathodämon ausströmt, Grund, Becken und Gestade gibt, wettet mit Agathodämon, daß er weit eher noch eine in sich zusammenhaltende Welt zustandebringen würde als jener, und wünscht mit dieser Erde eine Probe seiner Schöpfungskunst zu machen, nur müsse Agathodämon von diesem Stern sich selbst und seine Liebe fern halten:

Denn was davon ich brauchen kann,
Enthält er schon von Anfang an.

Nach dem ersten Acte der Schöpfung soll dann Agathodämon entscheiden, wer die Wette gewonnen hat, und der Verlierer soll dem Andern ein Götterjahr als Vasall dienen. Agathodämon geht darauf ein, und ist nur höchst begierig, „wie die Vernichtung schaffen sollte!" Lucifer aber erscheint als ein Riesengeier, der mit seinen gewaltigen Flügeln über dem Weltenei brütet, und hier geschieht:

Das uns in alle Ewigkeit Geheime,
Der Werdensanstoß für des Lebens Keime.

Er erscheint als der Demiurgos.

Nachdem die Zeit um ist, sitzen Beide auf dem höchsten Grate einer Alp und beschauen die Erde, das Werk des Demiurgos, die in außerordentlich schönen Strophen geschildert wird. Lucifer rühmt sich fein lächelnd seiner Arbeit. Agathodämon sagt zwar:

Dein Werk, das muß ich eingesteh'n,
Ist schön und herrlich anzuseh'n.
Doch schau'n wir hinter die Coulissen!
Da gibt's gewiß zerbroch'ne Töpfe.
Mir kommt dies Wimmeln der Geschöpfe
Von vornherein verdächtig vor.
Wie anmuthsvoll für Aug' und Ohr
Das Alles auch erscheint und klingt,
Ich weiß doch, es ist deine Brut
Und fürcht', ich finde minder gut,
Was sie zu ihrem Treiben zwingt.
Auch scheint mir Manches ganz verkehrt
Und klein des Bessermachens Mühe.
Wozu zum Beispiel wird das Gras verheert
Durch jene ungeschlachten Kühe?

Lucifer theilt ihm mit, er werde noch ganz andere Dinge sehen. Nun beginnt eine kräftige Schilderung der zerstörenden Naturgewalten. Agathodämon fährt in hellem Zorn auf, und erklärt, gegenüber dieser sich selbst verschlingenden Welt, diesem Machwerke von Lucifer's List, seine Wette für gewonnen. Lucifer protestirt dagegen; er will ihm vom Leben der Menschen den Schleier heben, ihn mit treuer Auswahl durch Glück und Unglück führen, und erst nach dieser Erdenfahrt will er als Vasall dem Agathodämon dienen, wenn er dann noch im Stande ist, diesem Sterne zu fluchen. Damit er aber selbst fühle, „wie dies Dasein schmeckt", will er bald ein passendes Subject als irdisches Kleid für den Geist Agathodämon's ermitteln, in welchem dieser seine Erdenwallfahrt antreten könne. Schön und erhaben ist die Schilderung von Lucifer's Fahrt:

Er sprach's und gab der Wolke einen Wink,
Die dunkel über einem Gletscher hing.

*) Diese Worte beziehen sich auf folgende vorhergehende Verse:
Dann war es mir ein freud'ger Schreck,
Der Gefion zerschoss'ne Bohlen
Nunmehr als deutsches Kriegsverdeck
Zu fühlen unter meinen Sohlen.
Ich träumte schön, ich träumte stolz
Von meines Vaterlandes Ruhm
Und barg ein Stück von ihrem Holz
Auf meiner Brust als Heiligthum.

Sie hüllt ihn ein; ihr blitzeschwang'rer Schoos
Reißt sich vom Alpenhaupte los.
Und wie sie die schwarzen Fittiche regt,
Knarren und seufzen die Tannen,
Mit wachsender Sturmeseile fegt
Sie über die Lande vondannen.
Wälder liegen wie Halme gemäht,
Wo die Windsbraut gegangen,
Umzuckt in flammender Majestät
Von den brüllenden (?) Himmelsschlangen.
Doch rieselt und rauscht es hinterdrein
Erquickend, segnend, beglückend,
Und juwelisch durchfunkelt vom Sonnenschein
Den Bogen des Friedens brückend.

Wir werden nun mitten ins Menschenleben hineingeführt, in ein gräfliches Schloß, in welchem der junge Graf Heinrich im Sterben liegt. Heinrich ist ein verzogenes Muttersöhnchen, das nur lernt und betet. Lucifer tritt auf als Doctor Lucas aus der Residenz, vertreibt durch einige Sarkasmen den Arzt, der den Kranken behandelt, und beschwört Agathodämon herbei, der bisher auf eigene Faust die Erde durchschweift und dies fluchbeladene Werk kennen gelernt hat. Die Schilderung des Verderbens, das auf ihr waltet, ist wieder meisterhaft; ebenso schwunghaft werden die in der Menschenbrust lebendigen Ahnungen des Guten dargestellt, welche den Agathodämon bestimmen, die Erde von den Fesseln des Bösen zu erlösen und selbst zum Erdengenossen zu werden. Doch als Agathodämon gleich das Regiment verlangt, sträubt sich Lucifer dagegen, indem er bisjetzt noch im klaren Vortheil sei.

Nein, Bruderherz, das geht mitnichten!
Auch willst du ja den Stern erst dann,
Wenn er durch nichts genesen kann,
Aus Mitleid schnell zugrunde richten.
Doch eben das geschähe gleich,
Ich will's mit jedem Eid beschwören,
Versuchtest du auf einen Streich
Das Böse völlig zu zerstören.
Die Wurzeln sind so weit verwebt,
Daß, wenn man sie mit einem Ruck enthebt,
Ein kolossaler Erdenklos
An ihnen mitgerissen klebt;
Und gar in diesem unserm Fall
Weiß ich, er wäre ganz genau so groß
Wie der gesammte Erdenball.
Es frommte nie, dem ersten Eifer
Zu übertragen volle Macht.
Du schenkst gewiß die Frucht des Glückes reifer,
Hast du zuvor das Leiden durchgemacht.

Agathodämon entschließt sich dazu und fährt in die Larve des sterbenden Grafen Heinrich, mit dessen Wesen er ganz und gar in Eins verwächst. Der gute sanfterzogene Heinrich, von dem eine zarte mütterliche Hand alles Gefährliche und Bedenkliche, alles nicht anmuthig Streifende ferngehalten hat, ist allerdings ganz geeignet, als leibliches Gefäß für Agathodämon's Menschwerdung zu dienen. Vortrefflich sind die pädagogischen Ermahnungen Lucifer's, welcher der verzärtelnden Erziehung der Mutter Schuld an der gefährlichen Krankheit des Sohnes gibt:

Ihr selber habt ihn siech gemacht
Und ihn im Treibhaus schlaff emporgetrieben,
Und was ihn dicht ans Grab gebracht,
War nichts als euer maßlos Lieben.

Hierauf folgt eine Art „Spaziergang" und dann ein moderner Faust-Monolog. Während im Goethe'schen Spaziergang das tendenzlose Behagen der harmlosen Sonntagswaller ausgesprochen ist, gähren hier im Bürger- und Bauernstand die modernen socialen Tendenzen. Der alte Bauer spricht die engherzig conservative Gesinnung dieses Standes mit einem derbtüchtigen Humor aus. Heinrich tritt auf, von Universitäten heimgekehrt, als der vollendete Idealist, der in der Welt vergebens das Vollkommene sucht, überall Heuchelei und grelle Misgestalt erblickt, sobald man dem Schein der Anmuth näherrückt. Alle schönen Träume der Phantasie erbleichen in der Wirklichkeit. Er hat die Welt sich angesehen: auf den Universitäten herrscht ein rohes oder ganz seelenloses Leben; die Kunst geht nach Brot; aus allen Ständen ist die Freude am Dasein verschwunden; Glaube und Lebenskraft sind von der Wissenschaft verschmäht worden. Aber Heinrich fühlt mit aller Klarheit, daß er nur ein Faust-Epigone ist und seine Qual mit den Leiden jenes Riesengeistes nicht vergleichen könne. Kein unerhörter Geist, keine Magie, keine Zauberzeichen gibt es mehr; überall nur „müssende Atome", vom Einmaleins regiert, nach Pfund und Pferdekraft begriffen. Der fessellose Menschengeist hat die Glaubensform aufgelöst; dafür herrscht in der räthsellosen Welt nur eine prosaisch-platte Entdeckungs- und Erfindungswuth. In Heinrich's Brust ist nun das heiße Verlangen „nach Dem, was nirgends wirklich ist", lebendig, der leere Idealismus. Doch dies Verlangen muß irgend eine tiefere Begründung haben; vielleicht offenbart sich ihm doch die Vollendung im Jenseits. So versucht er sich das Leben zu nehmen, woran er indeß von Lucifer verhindert wird. Dieser deutet ihm zunächst an, daß das „grellgeschminkte" Ideal von der Wirklichkeit lernen könne und daß gerade die Sehnsucht nach den Idealen die mächtige Triebfeder der menschlichen Entwickelung sei, während in der Thierwelt die rasch zugreifende, stets sorglose Kraft jede Entwickelung ausschließt. Das weibliche Ideal, das in Heinrich lebt, weil es ihm Lucifer selbst während des Genesungsschlummers vor Augen geführt, existirt indeß auch in der Wirklichkeit; Lucifer verspricht, den lebensmüden Blasirten zu diesem Ideal von Fleisch und Blut zu führen.

Helene, die Tochter eines Fürsten, der dies Kind in kunstgeschaffenen Zaubergärten auferzogen, ist eine naive Blüte der hellenischen Cultur und ihrer harmonischen Gestaltung; das weltfremde Wesen des Idealismus versteht sie nicht; ihre Gedanken schweifen nicht über das Vorhandene hinaus, die Thätigkeit und Regsamkeit im häuslichen Alltagsleben, das rührige Schaffen und Pflegen nimmt ihr ganzes Interesse in Anspruch. Heinrich erblickt sie zuerst im Bade wie eine Marmorgöttin, von allem Zauber der schönen Sinnlichkeit umgeben. Seine Sinne, seine Seele werden gefangen und gefesselt; bald schlägt ihm

ein Herz voll Liebe entgegen; aber mitten in ihren Freuden quälen ihn idealistische Lebensfragen, auf welche die harmlose Geliebte keine Antwort weiß. Die olympische Heiterkeit des unbefangenen Daseins wird durch eine schwunghafte und schöne Dichterdithyrambe gefeiert, die wie eine Parabase den Rausch der feurigen Liebe austönt. Denn nur zu bald erblaßt das Ideal der Geliebten in Heinrich's Seele; sie genügt nicht seinem idealen Streben; sie kommt ihm prosaisch und nüchtern vor und versteht nicht den Schwung seiner Seele. Sie findet Gefallen am Tanz, „am dargestellten Sinnenbrand“, und an „den hausbackensten Erbärmlichkeiten“; ja ihre menschliche Natur und irdische Bedürftigkeit tritt ihr selbst in derbeynischen Consequenzen entgegen, die der Dichter nach dem Muster der Walpurgisnacht nur durch Punkte anzudeuten wagt. Lucifer entführt ihn daher aus diesem unbefriedigenden Liebesleben, in welchem er nur versauern könnte.

Nach einer etwas mystisch-dunkeltönenden Allegorie, in welcher die Versöhnung der irdischen und göttlichen Liebe, der Venus und Madonna, in speculativen Orgeltönen anklingt, führt Lucifer nun Heinrich in die sociale Welt, in das von den Tendenzen der Weltverbesserung aufgeregte Leben. Zuerst sehen wir ein kleinbürgerliches tragisches Genrebild, die Familie des Tischlers Hobelmann, zerrüttet durch das Streben nach materiellem Genuß, welches von dem Meister mit der principiellen Begeisterung der modernen Socialisten erfaßt wird. Durch das andächtige Versenken in dies Evangelium, das allabendlich in den Bierschenken gepredigt wird, hat der Meister sein Geschäft versäumt und verträumt und sich in Schulden gestürzt. Das Elend der Familie, die Wechselschulden, Execution, Arrest, die Aufopferung der Tochter, die den Vater zu retten sucht, indem sie sich einem einflußreichen Mann hingibt — das sind Alles mit Rembrandt'schen Farben aufgetragene Familienbilder. Heinrich hat diese Scenen des socialen Elends belauscht; es erglüht in ihm ein revolutionäres Feuer:

> Fort, laß uns geh'n in die Spelunken,
> Das Elend suchen grausig nackt,
> Und schüren jeden Zornesfunken,
> Damit das Feuer endlich packt!

Lucifer führt ihn in die Kreise Derer, welche bereits beschäftigt sind, den Funken zu schüren, in die Kreise der modernen Atheisten, Egoisten, Socialisten und Radicalen. Die geistigen Richtungen der vorrevolutionären Epoche, der modernen deutschen Encyklopädisten, werden aufs schärfste in allen ihren Nüancen enthüllt; auf keine dieser geistigen Champagner- und Liqueurflaschen wird ein verkehrtes Etikette aufgeklebt. Der Kosmopolit Arnold (Ruge) verspottet das Deutschthum und die engherzigen Nationalitätsschranken; die heilige Familie, das Trifolium der drei Gebrüder (Bauer), die charlottenburger Kritik kramt ihre absolute Weisheit in derbeynischen Ausdrücken aus; der „Einzige“ (Max Stirner), der seine Sache auf nichts, oder vielmehr auf sich selbst gestellt hat, kokettirt mit seiner Systemlosigkeit und mit der erhabenen Gleichgültigkeit gegen „den Spuk und den Sparren“:

> Denn wie wir eine Cigarre schmauchen,
> So müssen wir uns selbst verbrauchen.
> Zum Stehlen bin ich nur zu schlau,
> Sonst nähm' ich's damit nicht so genau,
> Das Morden macht mir keinen Spaß,
> Sonst würd' ich mir's gewähren.
> Betrachte Alles als einen Fraß,
> Wovon ich gedenke zu zehren
> Soviel ich irgend bewältigen kann
> An Speise, Plaisir und Leuten,
> Und bin ich satt — nun, ein todter Mann
> Hört nicht sein Grabesläuten.

Darauf tritt Floskelreich auf, ein radicaler Volksredner, „mit ungeheuerm Beifall“, da er gewaltige Stichwörter wie Granitblöcke herniederdonnern läßt. Lucifer verhöhnt dies schale Zeug!

> Das Schwurgericht, die freie Presse,
> Die Bürgerwehr, ein Unterhaus!
> Das ist die ganze Freiheitsmesse,
> Die pred'gen sie tagein, tagaus.

Dann tritt der Europamüde mit der Sehnsucht nach Amerikas unentweihten Urwäldern auf; der Enttäuschte, der auch dort in der Republik nur schnöde Geldgier und Pöbelwillkür entdeckt hat und daher nur im Untergange der Erde ein radicales Heilmittel sucht; der Frater Ignaticus, der die undämonistischen Theorien des Bruderbundes, des allgemeinen Menschheitfriedens, die Organisation der Arbeit predigt. Heinrich fühlt sich von diesen Lehren am meisten angezogen. Ein Volksauflauf stört die weltverbessernden Betrachtungen. Die Tochter des Tischlers Hobelmann hat sich einem hohen Herrn hingegeben, um durch sein Geld und seinen Einfluß den Vater zu erretten; der Bräutigam überrascht sie und wird dafür von dem hohen Herrn erstochen. Dies zündet auch in Heinrich's Gemüth:

> Hinaus zum Kampf, das Volk wird frei,
> Ein Schuft, wer nicht zum Schwerte greift!

Am Schlusse erscheinen die Gendarmen.

Wir haben jetzt den ersten Theil, die Hölle der neuen Divina commedia hinter uns, treten nun in den zweiten Theil, das Purgatorium, während der dritte, als das Paradies, in der Ferne steht. Zuerst wehrt sich der Dichter gegen die Misverständnisse der Kritik und wahrt die Rechte der Gedankenpoesie, tritt den Alltagsbeurtheilern mit dem gelehrten Aplomb einer aus der Gnose stammenden Mysterienweisheit gegenüber, obgleich seine Vertheidigung gegen die Anklage der Commentarbedürftigkeit offenbar mangelhaft ist. Denn eine Dichtung mag noch so viele gelehrte Voraussetzungen haben, es wird immer ein großer Fehler bleiben, wenn sie sich nicht selbst ohne Kommentar klar zu machen versteht. Mit der Berufung auf den zweiten Theil von Goethe's „Faust“ ist wenig ausgerichtet; denn der grübelnden Weisheit der Exegese und dem Bombast der Apotheose zum Trotz hat der gesunde Geschmack der Nation ihn mit vollem Rechte verworfen. Am Schluß der einleitenden Parabase bekennt der Dichter seine eigene Läuterung aus

„einem Jünger der Titanenschule“ zu einem Anhänger des Wunderwaltens im Laufe dieser Welt; er belächelt, daß man seinen Lebenswandel excentrisch schilt und meint, je größer die Sonnenferne, desto größer die Sonnennähe, wenn der Trieb der Umkehr erwacht ist.

Nachdem der Dichter durch diesen Fegefeuerprolog sich mit dem Publicum vom hohen Pferde der Gnose herab auseinandergesetzt und einige biographische Aufhellungen über das Aphelium und Perihelium seiner kometarischen Geistesbahn gegeben, fühlt er das Bedürfniß, auch die Biographie seines Helden, des Demiurgos, etwas zu erläutern. Dieser beklagt in einer Elegie seine verlorene Seligkeit. Daß es dieselbe dramatic person ist, die sich im ersten Theile als Lucifer einführte, wird uns aus der Angabe des Dichters klar. Doch paßt der weinerliche Ton und der den Nachtwächter nach der Zeit fragende Erlösungsjammer wenig zur Gestalt „des Fürsten dieser Welt“. Heinrich hat indeß im Kerker eine mythologische Vision, welche ihm die Göttergestalten aller Zeiten vorführt, die altägyptischen und altdeutschen Götter und den heiligen Gral der Templeisen. „Ein ganz unsäglich schönes Paar“, das aus unerreichter Höhe herabsteigt, gibt dem Gefangenen die Ahnung, daß er genesen wird, wenn er das himmlische Wesen dieser Dioskuren zur Führung seines Lebens wählt.

> Ich weiß es, euer Bild bezwänge
> Die Neue Welt, wenn's mir gelänge,
> Es Andern deutlich vorzumalen
> Im vollen Zauber dieser Strahlen.

Der Revolutionär Heinrich also fühlt auf ein mal nach dieser visionären Beglückung den Trieb in sich, Religionsstifter zu werden. Auch die Heidin Helene, abgesperrt durch ihren Vater in ein hellenisches Reich des Sinnengenusses, wird, nach der Zerstörung des Schlosses durch anarchische Volksmassen, durch die Heidenpforte über die Grenzen ihres Gebiets hinausgeführt, beim Anblick einer Kathedrale wunderbar ergriffen, ein Eindruck, der sich bei dem Eintreten in den Dom durch die priesterliche Feier und den Kirchengesang noch mächtig steigert. Wir verlassen also das schöne Heidenkind in den ersten Buß- und Gnadedämmerungen des Christenthums.

Das folgende Buch führt uns nach Frankfurt in der Epoche des Parlaments. Heinrich, ein Radicaler und Kaiserlicher, wird durch den Fürsten Felix (Lichnowsky), seinen Freund, für das conservative Interesse gewonnen. Der Dichter entrollt uns nun Lebensbilder aus jener Zeit; Gesellen, Dienstmädchen, Schreiber, Soldaten beginnen den Reigen; dann werden uns Brustbilder aus der Paulskirche vorgeführt, deren Unterschriften in etwas grobem Stile abgefaßt sind. Der Ausgang des frankfurter Parlaments, die Ermordung seines Freundes Felix haben unsern Idealisten wieder um eine schöne Hoffnung, um die Wiedergeburt des Deutschen Reichs betrogen. Müde von diesem babylonischen Thurmbau, angeekelt von dem Einerlei der Existenz, will er sich wieder das Leben nehmen. Lucifer erinnert ihn an seine Vision im Kerker, an das „unsäglich schöne Paar“; Heinrich hatte ganz darauf vergessen; jetzt geht ihm wieder die lichtvolle Ahnung auf:

> Halt ein! Ich will noch einmal ringen;
> Ja nur ein Gottesbild kann unser Volk verjüngen.

Jetzt gilt es indeß zuvor einen geistigen Kampf mit den „Titanen des Gedankens“, die ihre Waffen aus dem Arsenal der Wissenschaft entnommen. Ein berühmter Gelehrter, Alexander, theilt dem Fürsten, Helenens Vater, der nach dem Zaum des Bösen, nach dem Damm für die losgebundenen Volksgeister fragt, seine naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen mit, in denen der Fürst zu wenig ethische Elemente und allgemeingültige Volksmoral findet. Die Rede Alexander's ist außerordentlich schön und gedankenreich, die poetische Paraphrase eines Aufsatzes, den Jordan einmal für die „Epigonen“ schrieb, und in welchem er die Auflösung der Philosophie in die Naturwissenschaften proclamirte. Das Disputatorium nimmt indeß seinen Fortgang; Heinrich und Lucifer betheiligen sich daran; Heinrich findet die kosmische Harmonie langweilig, und geräth auf einmal in eine so verzweiflungsvolle Stimmung, daß er diesen Stern und seinen Schöpfer verflucht. Donner rollen, Heinrich sinkt betäubt in eine Wolke, aus der Agathodämon hervortritt und sein Spiel für gewonnen erklärt. Lucifer läßt indeß einen wilden Pöbelhaufen in das Zimmer des Gelehrten stürmen, um ihn zu morden. Da ertönt Agathodämon's Machtwort; er entfesselt den Geist des Guten und lähmt die bösen Kräfte. Jetzt will er zwar noch in Heinrich's Gestalt, aber als Herrscher auf Erden weilen. Der Versuch dieser Herrschaft des Reinen und Guten wird in Nirgendheim gemacht, eine humoristische Parodie aller Utopien, die zu den anmuthigsten, dem Grundgedanken am meisten entsprechenden Partien des Werks gehört. Agathodämon wird des selbstgeschaffenen Glücks rasch müde:

> Es hungert ihn nach einer Lebenslust.

Heinrich-Agathodämon sehnt sich nach dem holden lieben Bilde seiner Helene; da tritt sie ihm bleich, arm mit einem Kinde entgegen:

> Hinweg zu ihr — fahr' hin, o Welt!

Zu dem erscheinenden Lucifer sagt er:

> Die Welt ist dein,
> Du siegtest; laß mich schnell von dannen.

Und Lucifer entgegnet:

> Ich will, daß du als reiner Geist
> Am Ziele mir begegnest,
> Und frei von Leidenschaften seist,
> Wenn du die Erde segnest!
> Du sollst mich kennen, hochbejahrt;
> Wenn dir die Augen brechen,
> Im Rückblick auf die Pilgerfahrt
> Und frei dein Urtheil sprechen.
> Empfange nochmals nun die Schenkung,
> Die deine Ungeduld zerriß;
> Daß du unendlich bist, vergiß,
> Und freue dich der menschlichen Beschränkung.

So soll denn Heinrich-Agathodämon, nachdem er in Schlaf gefallen, zum Glück, durch Sorg' und Noth

und auf Helenens Spur erwachen. Lucifer stiftet indeß etwas Ordnung bei den Nirgendheimern, die in Platen'schen Anapästen über ihr langweiliges Paradies jammern, aber doch Einiges davon gern behalten möchten:

> Wir sehnen uns freilich nicht durchaus in der alten Weise zu schwitzen,
> Nur möchten wir lieber auf dem Gaul und rittlings im Sattel sitzen,
> Nachdem wir, erhöret im Uebermaß, statt hinauf, hinüber gekegelt,
> Und manches Geschenk behielten wir gern, nur ein bischen gemäßigt, geregelt.

Lucifer verlangt, daß sie mit Stimmeneinheit beschließen sollen, was sie zu behalten wünschen. Als sich darauf ein ungeheueres allgemeines Geschrei erhebt, eint sie Lucifer rasch ohne große Kunst, indem er eine Feuersbrunst entstehen läßt.

Einer aus der Menge.

Ein Haus am Markte steht in Flammen.

Ein Anderer.

Ihr Bürger, helfet, rettet schnell!

Ein Dritter.

Der Pöbel rafft das Geld und Gut zusammen.

Ein Vierter.

Schon bläst man Bürgerwehrappell.

(Alle strömen hinaus.)

Lucifer.

Sie sind bekehrt. Doch wird es lange dauern?
Ob sich wol je so hoch die Menschheit schwingt,
Nicht mehr als Fluch die Quelle zu betrauern,
Aus der das Leben selbst entspringt?

Der dritte Theil des „Demiurgos" beginnt mit arkadischen Klängen, welche sich in ihm öfters wiederholen und dem Ganzen eine paradiesische versöhnende Färbung geben. Wir verlieren immer mehr den festen Boden unter unsern Füßen und bewegen uns in einer phantasmagorischen Traumwelt, welche große Gedankendramen in kunstvoller Neudichtung vor uns enthüllt. Heinrich liegt träumend in einer von idyllischem Zauber überflogenen Gegend; das Bild der Geliebten erfüllt ihn ganz:

Hinweg, hinweg aus meinem Geiste,
Verführerischer Irrwischglanz!
Ich folgte dir, mein Herz vereiste,
Du fliehst — es fühlt sich warm und ganz.

Hinweg mit euch, ihr Bilder alle,
An denen ich das Leben maß,
Daß mir durchaus die Welt gefalle,
Sobald ich ganz von euch genaß.

Hinweg, du Traum vom Vaterlande,
Hinweg, du Freiheitsgötzenbild,
Das unter strahlendem Gewande
Mit Blut den Molochshunger stillt.

Mein Glück, mein Lieben sind die Pole,
Um die fortan mein Leben schwingt,
Nun jene lockenden Idole
Ersehnte Finsterniß verschlingt.

Nun will ich lieben und genießen
An ihrer Brust, an ihrer Hand,
Und bis ich sterbe fest verschließen
Die Aussicht in das Geisterland.

Er will allem idealistischen Streben entsagen und sich nur einem beschränkten selbstgenügsamen Glücke weihen. Eine Vision belehrt ihn indeß eines Bessern. Das weibliche Ideal, das er in Helene gefunden zu haben glaubte, sieht er durch einen Schwarm scheußlicher Dämonen in den Abgrund hinuntergezerrt: ein Schauspiel, auf das ihn mahnend die Gestalten der großen Offenbarer und Gotteslehrer hinwiesen. Es ruft ihm zu:

Kannst du mich lassen? Wie willst du leben?
Wie willst du leben ohne zu streben?

Er aber ruft:

Himmlische, hab' Erbarmen,
Du ja nur bist meine Seligkeit!
Willst du mich denn auf ewig verdammen?
Bin ich denn unwiederbringlich verflucht,
Weil ich, berauscht von irdischen Flammen,
Dich in der sterblichen Hülle gesucht?
O neige dich wieder
Erdenwärts,
Steig' hernieder
Ins reinere Herz!
Leihe mir lebenslang
Weihe zum Strebensdrang,
Daß ich dich echter
Und echter gewinne,
Daß die Geschlechter,
Die meiner Minne
Künftig entspringen,
Höher und reiner
Immer nach deiner
Vollendung ringen.

Da fliehen die Dämonen und seine Heilige ruht als fernes unerreichtes Ideal im Kreise der Edeln, ähnlich der Madonna. Nach dem Verschwinden dieser Vision erscheint Lucifer in einer Luftgondel und schwebt mit ihm, um ihn vom Herüber- und Hinüberschwanken in die Extreme zu heilen, zu einer elysischen Gedankenbühne, von der Heinrich die rechte Art lernen soll.

Nun wird uns in drei Abtheilungen die Divina commedia vorgeführt. Die Muse spricht den Prolog, voll Begeisterung für Homer und Hesiod, Dante und Milton, und mit einem achselzuckenden Seitenblick auf „den großen Briten", der dies ganze Streben nach Handgreiflichkeit, nach dem getreuen Konterfei der Alltagswelt verursacht. Die Muse ist, da sie mit den „großen Unsterblichen" spricht, des Beifalls sicher, den ihr ein gleichgestimmtes Publicum spendet. Die große Gedanken- und Glaubenspoesie nenne man heutzutage ein Schattenspiel, ein Nebelbild, doch kein Gedicht:

Ihr lächelt, ihr Unsterblichen, daß euern Ruhm,
Der leuchtend schon Jahrtausende durchdauert hat,
Ein blöder Sinn mit solchem Qualm verdunkeln will;
Daß Einer, der naturgetreu Loretten malt,
Die Achseln zuckt bei Rafael's Madonnenbild;
Daß Einer, der 'ne Misgeburt in Wachs poussirt,
Sich aufgeblasen reiben mag an Pheidias,
Der seinem Zeus ein hundertgrätig Stirnbein gab.

Ja, lächeln dürft ihr wohlgemuth. Ihr wißt ja, wer
Als Götterbildner vorbestimmt der Menschheit Bahn,
Durch Nebelbild und Schattenspiel in diesem Sinn.

Doch lasset nun vor Einem, der Verlangen trägt,
Einhalt zu thun dem Bildersturm der Gegenwart
Vorübergeh'n, was dienen mag, das letzte Grau
Des Staares, der sein Auge trübt, herauszuglüh'n.

Nun intonirt der Chor der Unsterblichkeit ein Lied von der ewigen Einheit des Glaubens in Vergangenheit und Zukunft. Die Ahnungslichter vom Gottessohn spielen schon in den Sang des Aeschylos hinein und in die Theodicee des Mannes von Uz, während Goethe als Doctor Marianus die Verklärung der Zukunft preist. Es geht durch den Prometheus, der zum Theil in antiker Form dramatisch neugedichtet uns vorgeführt wird, und durch das Buch Hiob, dessen poetische Paraphrase dem Gange des Originals genau folgt, dies Sehnen nach Erlösung, dies Ringen mit Schmerz und Qual, mit der Macht des Negativen, das rastlose ideale Streben, das, nach den Offenbarungen Faust's des Jüngern, im Christenthum seinen ewigen, den Fortschritt der Menschheit verbürgenden Ausdruck gefunden hat. Alle diese Blüten des Gedankens vereinigt die neue Divina commedia zum Kranze und der Chor der Unsterblichen beschließt sie mit einer Apotheose des Christenthums:

Wenn dereinst mit allem Fleische dieser Erdenstern verglüht
Und in ries'gem Flammengleische den metall'nen Kern versprüht,
Möge durch die Himmelsweiten zu des Welteneilands Grenzen
Meldend siegbelohntes Streiten hell das Kreuz des Heilands glänzen.

Die folgenden Bücher sind nicht viel mehr als das idyllische Austönen der ganzen Dichtung. Heinrich, mit Helene vereint, lebt glücklich und Gutes wirkend im Kreise seiner Familie. Märchen und Visionen umschlingen das arkadische Gemälde mit ihren Arabeskenranken. Heinrich stirbt versöhnt, nachdem ihm die künftige Herrlichkeit des Deutschen Reichs noch ein mal in einem Traumbilde vor Augen getreten und segnet die Erde:

Von allen Millionen Sonnen
Beleuchtet keine solchen Stern.
Das Spiel ist aus, du hast gewonnen,
Du stehst gerecht vor Gott dem Herrn!

Agathodämon entpuppt sich aus der irdischen Chrysalide und will sich dem Herrscher Lucifer beugen; doch dieser begrüßt ihn als sein Zwillingswesen; Beide strahlen nun in gleicher Verklärung. Sie waren früher eins; doch als Lucifer fiel, wurde auch Agathodämon wunderbarerweise mitbestraft:

Auf Gottes Spruch
Geschah der Bruch,
Der uns in Zwei geschieden,
Aeonenlang
Verschied'nen Gang
Und fern vom alten Frieden
Durchs All zu zieh'n,
Zu meiden ihn
Und uns zu flieh'n
Ward uns zur Pön beschieden.

Doch die Entzweiung soll aufhören, sobald

Eines Kraft
Den Stern erschafft,
In dessen Creaturen
Der Widerpart
Nach kurzer Fahrt
Von seiner Art
Erkennen muß die Spuren.

Mit dieser Versöhnung schließt das Mysterium und unsere getreue Inhaltsangabe. Wir müssen aber zur Dichtung und zum Dichter zurückkehren, nicht um einen Commentar zu liefern, sondern um eine Dichtung, deren unleugbare Bedeutung noch von den Prätensionen, mit denen sie auftritt, überwogen wird, einer eingehenden Kritik zu unterwerfen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Rudolf Gottschall.

Kober's Romanbibliothek.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. Herausgegeben von J. L. Kober. Prag, Gerzabek. 1854—55. 16. Jeder Band 20 Ngr.

Für die Mühen des Recensenten gibt es einen schönen Ersatz, der in der Verfolgung und Beobachtung einzelner sich mehr und mehr entwickelnder Talente liegt. Nichts ist erhebender und erfreulicher, als eine geistige Potenz, eine Größe, sich aus kleinen Anfängen wie aus einem unscheinbaren Keim entwickeln, eine Seele ihre Schwingen allgemach entfalten, ihre Kräfte prüfen und wachsen zu sehen. Es ist dies derselbe Reiz, der die Erziehung des Kindes oder die Naturforschung begleitet. Diese Freude wird dem Recensenten durch die Verfasserin der ersten in der vorliegenden Reihe von Erzählungen *)

---

*) Die vorstehende Recension bezieht sich nur auf den ersten bis fünften Band des neunten Jahrgangs des „Album". Der neunte Jahrgang ist seitdem mit dem vierundzwanzigsten Bande geschlossen und von dem zehnten Jahrgang sind bereits sieben Bände erschienen. Diese weitern Bände enthalten unter Anderm: „Die Freunde", von J. Rank, eine der besten und einfachst stilisirten Erzählungen dieses durch Keuschheit und Reinheit der Empfindung sich vortheilhaft auszeichnenden Schriftstellers; die spannende Handlung spielt zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Wiedererhebung Deutschlands, und der Verfasser hat dadurch Gelegenheit, seiner echtdeutschen Gesinnung Ausdruck zu geben. Ferner nennen wir noch „Nemesis", Roman von Johannes Scherr, mit offenbarem Talent, namentlich in den Naturschilderungen, geschrieben, auch voll interessanter Reflexionen über Zeit- und Literaturfragen, die nur mit den etwas materialistischen Effecten der wilddüstern und dabei nicht gerade sehr wahrscheinlichen Haupthandlung wenig im Einklang stehen; „Familienbilder", von Levin Schücking und Luise von Gall; „Der Held der Zukunft", Roman von Levin Schücking; „Ein Mord in Riga", Erzählung von Karl von Holtei, zugleich ein interessanter Beitrag zur Charakteristik russischer Sittenzustände; „Das Forsthaus", von Amely Bölte; „Aus der See", drei Erzählungen von Friedrich Gerstäcker; „Vorleben eines Künstlers", nach dessen Erinnerungen herausgegeben von Siegfried Kapper u. s. w. Unter den letzterschienenen Bänden erwähnen wir noch besonders: „Ein französisches Landschloß", Novelle von Theodor Mundt, die mit der Sicherheit eines noch in einer literarischen Schule aufgewachsenen Autors erzählt ist und gewissermaßen die schauerliche Ansicht einer der Hauptpersonen der Novelle, „daß es in der Welt und Gesellschaft nichts gebe, was nicht in seiner innersten Faser mit dem Verbrechen zusammenhinge, daß die heutige gesellschaftliche Bildung keinen gesunden Ausweg mehr kenne und nur noch im Laster ihre Thatkraft zu beweisen vermöge, daß unsere Verbrecher zugrundegegangene oder in ihrem Keim verdorbene Helden seien und unsere Helden zu Verbrechern würden, weil sie jetzt nur noch durch eine Empörung gegen das bestehende Gesetz zur That und zum Handeln gelangen könnten", an dem dunkeln Lebensschicksale eines Verbrechers und seiner in sein

geboten, welche durch glückliche Auswahl, Originalität und andere Vorzüge sich ihren Platz auf dem deutschen Büchermarkte erobert haben. „Ein Arzt in einer kleinen Stadt", Roman von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt), welcher den ersten und zweiten Band dieser Reihe erfüllt, ist eine neue Probe von dem nach allen Seiten hin sich entwickelnden und immer freiere Gestaltungen annehmenden Talent der Verfasserin, welche die psychologische Aufgabe des Novellisten dermalen unter allen ihren Mitschwestern wol am besten löst. Bisher kannten wir sie als eine ausgezeichnete, tiefe und kunstgerechte Darstellerin stiller, in den engen Familienkreis eingeschränkter Verhältnisse, voll wahren Gemüths, voll echter Religiosität. Diese sinnige, milde, tiefe und echtmenschliche Auffassung kleiner aber poetischer Familienverhältnisse hat neben großer Kunst der Darstellung ihrem „Leben eines Glücklichen" einen Werth und einen Reiz gegeben, wie ihn wenige Frauenromane ansprechen können, die englischen nicht ausgenommen. Hier nun geht die Verfasserin aus ihrem engern Kreise heraus; in „Ein Arzt in einer kleinen Stadt" versucht sie sich in der phantasievollen, außerordentliche Verhältnisse umspannenden Erzählung, freilich immer mit dem Grundton an der psychologischen Aufgabe festhaltend. Eine zweite kleine Erzählung: „Der Weg in den Himmel", gehört aber ganz dem Gebiete des Phantastischen an. Dieser neue Versuch der Dichterin ist gelungen, obwol wir nicht behaupten möchten, daß sie wohl daran thun würde, ihr früheres Gebiet für ein geringeres zu achten oder gar es ganz aufzugeben. Sie ergreift und fesselt auch hier durch schöne und kräftige Darstellung an sich bedeutender Verhältnisse; allein die natürliche ruhige Klarheit ihrer Seele scheint sich doch nur unwillig und mit Zwang gewissen dunkeln Beziehungen zu fügen und dem Walten dämonischer Charaktere, wie sie hier vorkommen, nicht mit voller Freiheit zu folgen. Es ist dies kein Vorwurf, vielmehr gereicht es einer Seele, wie die unserer Erzählerin ist, nur zur Ehre, daß sie nicht alle Abgründe und Finsternisse des Verbrechens durchblickt; allein es folgt hieraus, daß sie eine solche Schilderung nicht zu ihrer Aufgabe machen sollte. Das Bedeutende und das Rührende ringen auch in dieser Erzählung wieder um den Vorrang. Die Verfasserin verlegt in den engen, stillen und anfangs so einfach erscheinenden Kreis eines kleinen Bürgerhauses in einer kleinen Provinzialstadt einen so mächtigen, anziehenden, ergreifenden Kampf von Charakteren und Leidenschaften; sie weiß diesen mit so neuen und gewaltigen Zügen zu bekleiden, Tiefes und Bedeutendes so einfach und naturwahr zu berichten, daß uns ihre Kunst von neuem lauten Beifall abgewinnt. Ergreifend tritt uns von vornherein die wahrhaft poetische Gestalt der unglücklichen Jakobine, der Schwester des Bürgers Franke, entgegen, bei dem der Arzt seine Wohnung nimmt. Die Arme gilt der ganzen Stadt, ja ihrem eigenen Bruder, trotz ihrer Freisprechung nach langer Kerkerhaft, für eine Giftmischerin an ihren Stiefältern, während, wie der Verlauf der Erzählung uns eben entwickelt, sie nur die Schuld eines geliebten Bruders zu offenbaren nicht über sich gewinnen kann. Wir geben zu, daß das Ereigniß selbst an einiger Unwahrscheinlichkeit leidet und anders herbeigeführt werden konnte; allein, den Gang der Begebenheit einmal zugegeben, ist die Zeichnung Jakobinens in jedem ihrer Züge originell und ein Meisterstück feiner Charakteristik. Diese stille, meist lautlos dahinschleichende, herrnhutische Jungfraumatrone hat im Orte nur eine Freundin, Maria, die Gattin eines Beamten, die Mitwisserin ihres Geheimnisses, in allem Uebrigen ihr Gegentheil. Maria, schön, fein, geistig belebt, scheint glücklich als Gattin und Mutter und ist doch namenlos elend. Auf das Herz des jungen Arztes macht sie einen tiefen Eindruck; im Kampf für ihre schwere Pflicht entwickelt sich vor uns die reinste Seele, nie wankend, das Laster ihres Gemahls bis zum letzten Augenblick der Welt zu verbergen. Als dieser endlich erliegt, wahrt sie die Witwenpflicht und verweist den Liebenden an ihre Tochter. So schließt sich diese Erzählung, da auch Jakobinens Unschuld glänzend an den Tag tritt, in ihrem psychologischen Theile vollkommen befriedigend und unter immer wachsendem Reize ab. In dem andern Theile der Erzählung dagegen, in der dämonischen Verirrung ihres Bruders und ihrer mütterlichen Familie geht es für die Kräfte der Verfasserin zu wild und maßlos zu, um ein vollkommenes Bild künstlerischer Gestaltung und Beherrschung darzubieten. Auch das Phantastische hat seine Regel; hier aber stoßen wir auf Unglaubliches, wenn auch nicht Unmögliches. Auf Schönheit hat dieser ganze Theil der Erfindung keinen Anspruch, und ein so weicher und feiner Pinsel wie der der Verfasserin wird wol schwerlich jemals mit einem Gemälde im Stil Salvator Rosa's gut zustandekommen. Wie dem aber auch sei, die im Ganzen treffliche Erzählung dient dazu, das Kunstgebiet der Verfasserin zu erweitern und dem Beifall, den ihre Begabung schnell gewonnen hat, ein neues Motiv hinzuzufügen. So humoristische Gestalten, wie die des Registrators und Astronomen Semmler und seiner Schwester Sabine, bildet nicht leicht eine andere Frauenhand.

Die kleine und ganz phantastische Erzählung: „Der Weg in den Himmel", ist eine zweite Probe von dem wachsenden Talent unserer Verfasserin. Da, wo die Sonne über dem Meeresspiegel zwischen beiden Horizonten in Gold und Purpur verschwindet, da denkt sich das verwaiste lithauische Lootsenkind den Eingang zum Himmelspalaste, da will es eintreten zu seinem verstorbenen Vater, um seine Sehnsucht nach ihm zu stillen, dahin endlich schifft es in ruderlosem Kahn! Ist das nicht eine poetische Vorstellung von seltener Schönheit? Und diese Vorstellung versinnlicht jene kleine phantastische Erzählung. Es fehlt ihr blos, daß sie nicht in Versen ist, so reizend ist dies poetische Lebensbild, von dem wir uns, zu Andern gedrängt, mit Mühe losreißen. Wir vermuthen hiermit das Beste zu verlassen, was die fünf Bände des „Album" uns darbieten können. Die Gestalten der Dichterin hoffen nicht und fürchten nicht den Tod; denn sie kennen den „Weg in den Himmel!"

Eine Sammlung wie die vorliegende fodert unwillkürlich zu Vergleichungen auf. Kommt eine der nachfolgenden Arbeiten den vorangegangenen an Kunstwerth gleich? Wir glauben nicht — womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß die Arbeiten J. Rank's, L. Schücking's und Luise von Gall's, welche die folgenden Bände einnehmen, auf den Beifall des Lesers keinen Anspruch hätten. Der Novellist hat vor allem die Aufgabe, uns in das Leben der Erscheinung einzuführen und Rank's „Sage von Lauffen" erfüllt diese Aufgabe. Nur soll das Leben ein wahres, die Bilder sollen schön oder doch bedeutend sein. Mit beiden Foderungen nimmt Rank es nicht so genau, wie wir oft wünschen möchten; er sucht uns zu oft für das Unbedeutende zu fesseln und zu gewinnen. Hiernächst ist von vornherein viel gegen eine Darstellung zu sagen, welche Bauern, Kärrner, Wilddiebe, Köhler zu Trägern von Gedanken und Gesinnungen macht, die den denkenden, lesenden Schichten der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten sollen. Der Versuch ist gewagt, die Grenzlinie fein, das Misglücken leicht; nichtsdestoweniger haben fast alle Arbeiten Rank's männliche Kraft der Erfindung und viel Plastik der Bilder als entschiedene Vorzüge aufzuweisen. Mit der Motivirung seiner Charaktere steht es schwächer, und gewöhnlich muß irgend ein Eigensinn, eine Caprice oder auch eine nicht weiter erklärte Naturanlage als Charakter seiner Helden gelten. So denn auch hier in der

Schicksal mitverwickelten, indeß schuldlosen Tochter geistreich commentirt, während doch versöhnende Sonnenblicke genug durch das düstere Gewebe fallen und das Problem auch in ein anderes Licht rücken. Man begegnet, wie man sieht, in diesem „Album" einer Reihe ganz geachteter Namen und interessanter Arbeiten, die jedoch in der Mehrzahl mehr die Physiognomie der Novelle und der Erzählung als des Romans an sich tragen.

D. Red.

„Sage von Lauffen“, wo der Hauptcharakter, der alte Welff, als auf einem bloßen Eigensinn basirt erscheint, während es so leicht gewesen wäre, ihm eine tiefere Begründung dadurch zu geben, daß der alte Mann etwa sein Klärchen dem armen Anton, seinem Pflegling, zugedacht hätte. Oder soll der Leser dies vermuthen? Wie dem auch sei, die Geschichte ist unterhaltend und wie gewöhnlich bei Rank trefflich erzählt, wennschon wir das etwas gewaltsame Bild in der Einleitung von dem „laufenden Städtchen“ nicht loben können. Ein gewisser Ernst und tüchtige Lebensstudien fehlen in keiner Arbeit dieses Erzählers, und so gibt er auch hier unter Spiel und Neckerei zu vielfacher ernster Betrachtung Stoff und Rahmen. Gegenüber dem Bilde, wie Neid und Laune uns um viel Lebensfreude bringen können, stellt er in der Skizze „Behäbige Menschen“ dar, wie das übergroße Streben nach Ruhe und die Scheu vor einer kleinen Mühe, geringer Anstrengung und kurzem Kampf Unheil und Trostlosigkeit über ein ganzes Leben bringen können; eine Lehre, ganz in dem praktischen Geiste dieses Novellisten, der uns besonders dadurch anzieht, daß er stets mit selbsterfundenem Stil seinen selbstgewählten Weg geht, auf dem er wie im Spiele Gedanken ausstreut!

Es ist eben nicht ganz leicht, mit und neben Erzählern, wie die hier genannten, gleichen Schritt zu halten; inzwischen eine Sammlung wie die vorliegende ist gerade eine Art geistigen Turnierplatzes, in dem jedem verdienstvollen Streiter sein Preis, größer oder geringer, gebührt. Um solchen Preis ringen denn auch die nachfolgenden Arbeiten L. Schücking's und Luise von Gall's nicht ohne Erfolg. Als kräftigen, erfindungsreichen und in dem Zauber spannender Situationen ungemein erfahrenen Erzähler zeigt sich der Erstere in der reizenden Novelle: „Die Wilddiebin“, die zugleich ein treffliches Zeitbild liefert. Zwar misbehagt uns in der ersten Hälfte die seltsame Bereitwilligkeit, mit der sich alle Handelnden ohne Ausnahme zu einer großen und wunderlichen Lüge vereinigen, um den verkommenen Erben der Barone Windschrot glauben zu machen, er sei noch im Besitz seiner Baronie; indeß ist die Lösung der Verwickelung doch gelungen und das ganze spannende Ereigniß hinterläßt einen befriedigenden Eindruck, den die charaktervollen Porträts der flüchtigen französischen Prinzen verstärken und bedeutend machen. Nicht minder schätzbar ist „Die Ahnfrau“ von Luise von Gall im vierten Bande. Doch sagt die Verfasserin einmal: „Die Männer begreifen nicht, daß eine Frau alle Gefühle errathen kann; weil sie Alles durchleben, mit Händen greifen müssen, dünkt es ihnen unmöglich, daß ein begabtes weibliches Gemüth durch Divination reich an Erfahrung sein kann, ohne selbst in das Meer des Lebens untergetaucht zu sein. Die Frauen sind wie die Dichter: sie wissen auch von Dem, was sie nie geschaut haben.“ Nun wohl, das heißt denn doch sich einer gründlichen Selbsttäuschung hingeben! Die Sache ist die, daß die Frauen mitunter zu wissen, zu begreifen g l a u b e n, was sie nicht wissen und nicht begreifen. Doch diese Einbildungen und dies Aristokratenthum in Patchouliwolken abgerechnet, ist auch Luise von Gall eine angenehme Erzählerin. Zwar zieht sich durch alle Arbeiten dieser Schriftstellerin eine überaus bittere Stimmung gegen das Geschlecht der Männer hin und ihr Hauptthema ist recht eigentlich, die geistige Ueberlegenheit der Frauen über das erste Geschlecht zu verkünden und darzuthun. Ja, sie bringt in dieser Beziehung wirklich sehr seltsame und merkwürdige Sachen dar, von denen wir nur noch eine erwähnen wollen. Der Uebermuth der Männer und ihre Selbstüberhebung geht so weit, meint sie, daß sie annehmen, keine Frau könne sie beleidigen. Da sie uns nur als Geschöpfe zweiten Rangs betrachten, so glauben sie von uns gar nicht beleidigt werden zu können; sie lächeln nur zu unserm Zorn. Das ist empörend! meint Lucinde in der „Künstlerlaufbahn“. Nun fragen wir den Leser oder die Leserin, ob das nicht ein seltsames Axiom sei? Wenn ein Mann einen Mann beleidigt hat, so weiß der Beleidigte, wie und von wem er seine Satisfaction zu begehren hat. Allein wir bitten die verehrte Verfasserin *), uns doch belehren zu wollen, wie ein von einer Frau beleidigter Mann zu seiner Genugthuung gelangen soll, falls er die Beleidigung wirklich als solche empfände? Soll er sich schießen oder schlagen und mit wem? Mit der Beleidigerin, ihrem Ehemann, ihrem Liebhaber? Oder, was soll er sonst thun, die Beleidigung zu sühnen? Nein, eben weil die von einer Frau ausgehende Beleidigung keiner Sühne fähig ist, darum bringt die Natur der Dinge es mit sich, daß wir annehmen müssen, von einer Frau nicht beleidigt werden zu können. Ihre „Künstlerlaufbahn“ hat uns wegen ihrer Gespreiztheit nur wenig gefallen, obgleich sie Proben eines denkenden Geistes und Stil enthält.

Eine kleine Perle wirkungsvoller und spannender Novellistik endlich ist im fünften Bande L. Schücking's Erzählung: „Die Kegelbahn“, der ein tiefer Gedanke poetischer Gerechtigkeit zugrundeliegt. Die Erfindung ist im hohen Grade reizvoll und die Charakteristik der Hauptperson, Gräfin Juliane, überaus tief, sicher und maßvoll; kurz, die kleine Arbeit erscheint als eine der gelungensten dieses glücklichen Erzählers, dem Ernst und Tiefe vor vielen Nebenbuhlern den Vorrang sichern.

Die Verlagshandlung des „Album“ hat das Verdienst, zu einem sehr mäßigen Preise uns eine Reihe bedeutender und anziehender Originalien deutscher Novellistik zu bieten; möge es ihr gelingen, immer oder doch recht oft auf so werthvolle Arbeiten zu treffen, wie „Die Wilddiebin“, „Ein Arzt in einer kleinen Stadt“ oder Schücking's gespenstige „Kegelbahn“ sind, dann wird ihre Unternehmung des dauernden Beifalls der Lesewelt sicher nicht entbehren.

2.

Aus Paris.

Dupin's und Villemain's Memoiren. Erbliche Schriftstellerei in der Guizot'schen Familie. Die Jury für die Kunstausstellung. „Le demi-monde“. Das Czechenthum. George Sand.

Im Mai.

Zwei Erscheinungen, beide von Männern ausgehend, die sowol in der Politik als in der Literatur einen Namen haben, sind das Ereigniß der letzten 14 Tage: „Les cent jours“ von Villemain und der Anfang der „Mémoires“ von Dupin.

Niemand ist den großen Persönlichkeiten der französischen Magistratur des 17. Jahrhunderts, einem de Thou, L'Hôpital, Pasquier, Loisel ähnlicher als Dupin. Unter ernsten Studien aufgewachsen, von unermüdlicher Thätigkeit, alle Arten wissenschaftlicher Thätigkeit vereinigend, mit gründlicher Gesetzkenntniß ausgestattet, Schriftsteller, Magistrat, Advocat, Politiker, hat er wie jene großen Männer eine überaus thätige und glänzende Laufbahn hinter sich. Nachdem er sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, erweist er dem Publicum einen großen Dienst, indem er dieser Arbeit seine Zeit widmet. Dupin schickt dem ersten Bande seiner Arbeit „De vita sua“ die Bemerkung voraus, daß er nicht beabsichtige, historische Memoiren zu schreiben, sondern daß er nur seine Erinnerungen aufzeichne. Das ist bescheiden — aber unmöglich. In allen Phasen seines vielseitigen Wirkens hat der Verfasser in das politische Leben eingegriffen, und auf jedem Schritt werden seine Werke zu historischen Documenten. Er stellt sich zuerst als Advocat dar, und erinnert an die zahlreichen Processe, denen er soviel Ansehen verdankt. Die Mehrzahl derselben sind politische, z. B. der des Marschall Ney, de Pradt's, Béranger's und Montlosier's.

---

*) Die Verfasserin ist inzwischen bekanntlich ihrem Gatten, Levin Schücking, und der Literatur durch einen zu frühen Tod entrissen worden. Die Bitte kommt mithin zu spät, wie auch mancherlei Rathschläge, die unser Mitarbeiter im Laufe seiner Kritik der Verfasserin zu ertheilen für gut befand, und die wir deshalb weggelassen haben, weil Diejenige, an die sie speciell gerichtet waren, leider nicht mehr in der Lage ist, sie befolgen zu können.

D. Red.

Auch wo er von den Privatgeschäften des Hauses Orléans spricht, tritt in dem Rechtsgelehrten zugleich der Staatsmann hervor, und er zeigt sich bis zum letzten Augenblick seinen königlichen Freunden treu ergeben.*) Nach dem Advocaten werden wir nun den Deputirten, den Präsidenten berathender Versammlungen erscheinen sehen, der nach seinem eigenen Ausdruck „portait sa robe d'avocat sous celle de magistrat", und der in der Republik wie in der Monarchie eine bedeutende Theilnahme der berathenden Versammlungen an der Gesetzgebung verlangte. Durch einen sonderbaren Zufall trifft es sich, daß die beiden Kammern, in denen die parlamentarische Laufbahn Dupin's begonnen und geendet, gewaltsamen Todes gestorben sind. Seine Muße hat der Verfasser seitdem wohl angewendet, die „Mémoires" beweisen es.

Villemain's „Les cent jours" sind eine Fortsetzung, hoffentlich nicht der Schluß der „Souvenirs", deren erster Theil, vor nicht eben langer Zeit veröffentlicht, den Leser bis zum Fall des ersten Kaiserreichs führt. Hier verlassen wir die Literaturgeschichte gänzlich; der elegante und geistreiche „discoureur" macht hier dem ebenso eleganten Erzähler Platz, der uns mit Ruhe und Leichtigkeit die bewegteste Epoche der Geschichte des 19. Jahrhunderts schildert. Die Darstellung oder vielmehr das Bild dieser kurzen Periode füllt den ganzen Band und beginnt mit dem 20. März; im Salon der Witwe des großen Lavoisier, die jetzt Madame de Rumfort geworden, sind durch einen Zufall, der eben nur Männern wie Villemain begegnet, alle ersten Größen der damaligen Gesellschaft versammelt: Lafayette, Benjamin Constant, Sismondi, Lemercier, Cuvier, der Philosoph Maine de Biron, W. Ramond, Madame de Staël u. s. w. Die letzte Scene spielt am Bord des Northumberland, der den hohen Gefangenen von Europa fort nach seiner einsamen Insel führt. Vom Tage nach jenem 20. März, vom Verfasser „une révolution prétorienne" genannt, geht die Handlung schnell und mächtig vorwärts. Zuerst öffnet uns der Verfasser einen Blick in den Wiener Congreß und zeigt uns den Sturm, der von außen her das neue Kaiserreich bedroht, indem er so den Anfang und den Schluß geschickt nebeneinanderstellt. Nach der Rückkehr von Waterloo, während jener acht Tage, die der Todeskampf der zweiten Kaiserherrschaft sind, ist die belehrende und sittliche Wirkung am vollkommensten. Wir bedauern nur, daß der beredte Erzähler selbst sowenig von seinem Stoffe ergriffen zu sein scheint. Was den Stil betrifft, so ist es wie immer jene herrliche Sprache des 18. Jahrhunderts, deren Traditionen Villemain treu geblieben, sowie Cousin die des 17. Jahrhunderts wieder aufgefunden hat. Einige Phrasen des Villemain'schen Buchs jedoch tragen ein wenig den Stempel der Effecthascherei und des Gesuchten.

Es gibt Familien, in denen Wissenschaft und Talent erblich zu sein scheinen. Zu diesen gehört die Familie Guizot. Obgleich noch sehr jung tritt Guillaume Guizot bereits in die Fußstapfen seines Vaters. Und ihnen hat sich soeben Cornelis de Witt, Schwiegersohn Guizot's, angeschlossen, der durch eigenes literarisches Talent den historischen, von seinen Ahnen ererbten Glanz noch erhöhen will. Aus diesem Kreise sind seit kurzem mehre Erscheinungen ausgegangen, die, obgleich verschiedener Natur, jede einzeln auf Beachtung Anspruch haben.

Zuerst Guizot der ältere. Er bietet uns eine neue Ausgabe seiner „Étude historique sur Washington" als Einleitung zur „Histoire de Washington" seines Schwiegersohns Cornelis de Witt. Der Werth dieser zu rechter Zeit wieder erscheinenden Arbeit ist bereits im Jahre 1840 allgemein gewürdigt worden, als sie der Briefsammlung Washington's beigegeben ward, zu deren Veröffentlichung der Congreß selbst Guizot aufgefodert hatte. Das Werk de Witt's ist in größerm Stil ausgeführt als die Guizot'sche Arbeit, die man ein Medaillonportrait nennen möchte, und beruht auf der fleißigsten und gewissenhaftesten Quellenbenutzung. Die Darstellung des Verfassers ist durchgehends von größtem Interesse. Die Begebenheiten sind in einfacher und natürlicher Weise entwickelt und der Stil paßt zu dem Helden: mehr Klarheit als Wärme, mehr Hoheit als dramatische Bewegung, mehr Scharfsinn als Gemüth. Wo de Witt die Kämpfe zwischen England und Amerika erzählt, ergreift er zwar entschlossen für das Recht und gegen die Usurpation Partei; aber in der Darstellung der Parteikämpfe zeigt er eine gewisse Vorliebe für die eine Seite. Hamilton, der Aristokrat und fast Royalist genannt werden darf, erscheint bei ihm immer in einem günstigen Lichte, während Jefferson, der Führer der demokratischen Partei, oft mit übermäßiger Strenge behandelt wird. Trotzdem ist das Buch de Witt's die beste französische Arbeit über den Gegenstand.

Guillaume Guizot, Schwager des letztgenannten Verfassers und Sohn des berühmten Staatsmanns, hat seine Studien einem ganz andern Gegenstande zugewandt. Im Jahre 1852 setzte die Académie française einen Preis aus für die beste Arbeit über die Komödien des Menander. Guizot der Sohn sandte eine Arbeit ein, die zugleich mit der Renoit's, Decan der philosophischen Facultät in Nancy, den Preis erhielt. Der junge Schriftsteller hat mit seltenem Glücke allen Anfoderungen des Programms entsprochen.

Inzwischen überläßt der Vater dem Sohn nicht allein das Feld. Der Minister Ludwig Philipp's beschäftigt sich namentlich mit seinen Memoiren. (Wir sind wieder bei der Memoirenzeit angelangt! Wir sprachen bereits von den Memoiren Dupin's und Villemain's. Auch der Graf Ségur hat seine Memoiren beendet und es sollen dieselben nächstens erscheinen.)

Während Guizot, wie bemerkt, an seinen Memoiren arbeitet, hat er einen Roman herausgegeben — der Verfasser der „Histoire de la civilisation" einen Roman! Wer sollte es glauben? Warum nicht; wenn der Roman auch ein Geschichtswerk ist! Der Verfasser sagt: „Man will Romane; warum betrachtet man die Geschichte der Menschen nicht genauer? Dort auch findet man das menschliche Leben in seiner Innigkeit, die mannichfachsten und ergreifendsten Begebenheiten, das menschliche Herz mit seinen gewaltsamen Leidenschaften und mit seinen feinsten Empfindungen, und alles dies beseelt von dem unendlichen Reiz der Wirklichkeit." Die Geschichte, die Guizot in „L'amour dans le mariage" erzählt, ist die einer berühmten Frau, Lady Russell, deren Gatte (der Ahnherr des Ministers Lord John Russell) im Jahre 1683 unter Karl II. enthauptet ward. Indem er mit innigem Antheil, das der Leser theilt, jene Frau darstellt, „die, so rein in ihrer Leidenschaft, mit gleichem Eifer ihren Empfindungen und ihren Pflichten ergeben war", ist es Guizot gelungen, eine anziehende und moralische Erzählung zu liefern.

Die Rede, mit der Prinz Jérôme Napoleon die Sitzungen der Jury für die Kunstausstellung eröffnete, hat die Künstler mit Schrecken erfüllt. Er sagte, man würde streng sein. Man ist dem Versprechen treugeblieben. Wenn auch die Conferenzen so geheim sein sollten als die des neuen Wiener Congresses, so sind sie doch wie das Geheimniß in der Komödie, das Niemand ausplaudert und das alle Welt kennt. Ich kann sagen, daß die Geschworenen selbst gegen renommirte Künstler äußerst streng gewesen sind, und daß nur wenige Maler alle die von ihnen eingesendeten Bilder aufgenommen sehen werden. Die Bilder, die von den ausländischen Commissionen zugelassen wurden, sind keiner neuen Prüfung unterworfen worden. Man hat nur über die Zusendungen der Länder berathen, in denen keine Commissionen ernannt worden sind. Die Thätigkeit der Jury hat sogar damit begonnen. Es sind sehr viele verworfen worden.

Die französische Administration wird die Zusendungen fremder Länder nur in Gegenwart eigener, von diesen dazu ernann-

*) So zeigt sich auch Véron in seinen „Mémoires d'un bourgeois de Paris", und es ist dies eine liebens- und lobenswürdige Seite seines bändereichen Buchs, die mit dem vielen leichten und eiteln Geplauder und Theatergeschwätz Véron's einigermaßen versöhnt.
D. Red.



ten Commissäre in Empfang nehmen. Die Kisten werden in dessen Gegenwart geöffnet, und die Gegenstände in einem demselben zur Disposition gestellten Saale niedergelegt. Eine Anzahl Arbeiter, die nur von den fremden Commissaren Weisungen zu empfangen haben, werden ihnen bei der Aufstellung der Gegenstände behülflich sein. 57.

Die obige Correspondenz, die wir fortan öfter direct aus Paris zu erhalten gedenken, beschäftigt sich, wie man aus dieser Probe erkennen wird, namentlich mit Erscheinungen der erstern Literatur. Es bleibt uns jedoch noch eine kleine Nachlese übrig, die wir auf dem Felde der Journalistik halten und die zum Theil Erscheinungen betrifft, welche für das sittliche Leben von Bedeutung sind.

Seit langem hat kein Theaterstück ein so großes Aufsehen erregt als die Komödie „Le demi-monde" von Dumas dem Sohn, die auf dem Théâtre Gymnase zur Aufführung kam. Ist dies Stück ein unsittliches, wie deutsche Blätter es genannt haben? Wir wagen dies nicht geradezu zu behaupten, theils weil uns nur die dürftige Inhaltsangabe, wie sie französische Blätter geben, vorliegt und der unmittelbare Eindruck der Aufführung uns fehlt, theils weil man sich erst über die Frage verständigen müßte, wie weit der Lustspieldichter als Sittenschilderer in der Auffassung gegebener Zustände gehen darf. Das Stück ist ein Griff in das pariser Leben. Der Verfasser schildert eine Anzahl jener Existenzen, deren moralische Basis mehr als zweifelhaft und deren Eldorado die Hauptstadt an der Seine ist; aber es mag richtig sein, daß der Verfasser den Kern der Frage in eine frivole Schale, den an sich häßlichen Körper in ein mehr verführerisches als abschreckendes Gewand gekleidet hat und daß es somit die Moral in seinem Stücke ebenfalls nur zu derselben zweideutigen Existenz bringt, an der die Hauptpersonen des Stücks leiden. Indeß man hat an der Seine andere Begriffe von Moral als an der Elbe; die vornehme Welt, die freilich nicht immer sehr vornehmen Impulsen folgt, hat sich prächtig an dieser Zweideutigkeit unterhalten; Prinz Napoleon hat dem Verfasser zum Zeichen seiner Anerkennung einen kostbaren Diamantschmuck zugesendet, und es hätte nicht viel gefehlt, so würde der Verfasser mit dem Orden der Ehrenlegion beschenkt worden sein. Wenn dies nicht eine Ermuthigung für die Dichter Frankreichs ist, auf dem von Dumas dem Sohn eingeschlagenen Wege fortzufahren, so gibt es keine! Auch die Kritik, selbst in so ernsten Blättern wie die „Revue contemporaine" und „Athenaeum français", drückt dem Verfasser die Hand. In dem erstern heißt es: „«Le demi-monde» bezeichnet einen neuen Wende- und Ausgangspunkt in des Verfassers Talent; er hat damit das paradoxe Genre verlassen und sich frank und frei der Wahrheit zugewendet. Es ist dies eine Komödie der Epoche selbst; der Verfasser legt unsere Finger in die Wunde, welche die moderne Gesellschaft zerfrißt, und wenn er auch nicht das Mittel angibt, sie zu heilen, so untersagt er doch dem Moralisten nicht, es zu finden." Im „Athenaeum français" heißt es: „Das Publicum hat dem Stücke einen enthusiastischen Beifall zutheil werden lassen; der Verfasser, wie die Interpreten seiner Intentionen auf die Scene gerufen, mußte mit diesen erscheinen. Es bekundet sich in seinem Werke eine mächtige Lebensfülle, ein bedeutendes Bühnenverständniß und eine vollkommene Beherrschung aller dramatischen Hülfsmittel. Es ist eine nach dem Leben gemachte Sittenstudie, von einer überraschenden Genauigkeit der Beobachtung; sie daguerreotypirt das Leben. Der lebhafte, geistreiche, aus dem Leben geschöpfte Dialog ist nichtsdestoweniger nüchtern, verliert sich nirgends in unnütze Weitschweifigkeiten, und wenn er auch hier und da über den Bildungsstand der Personen hinausreicht, so ist er doch immer der Situation entsprechend, ja er selbst ist die Situation." Jedoch vermißt der Kritiker an dem Dumas'schen Stücke Herz und Gefühl: es sei glänzend, aber kalt, geistreich, aber erbarmungslos. Zugleich meint der Kritiker, daß ein Weib, mit dem man nur einige Worte der Liebe gewechselt, dem Manne für immer heilig sein müsse u. s. w. Anders und mehr vom Standpunkt germanischen Moralitätsbegriffs spricht sich die englische Kritik aus. Der pariser Correspondent des londoner „Athenaeum" nennt das Stück eine „Tragi-comedy of corrupt manners", eine „exhibition of ill fame struggling to arrive at a social position", lobt zwar den Dialog und das geschickte Arrangement, bemerkt aber weiter: „Der Eindruck, den das Stück auf uns selbst hervorbrachte, war mehr widerwärtiger und melancholischer als ansprechender Art, und wir kamen aus dem Stück mit dem Gefühl, als hätten wir einen Abend in jener schlechtesten aller Gesellschaften zugebracht, in welcher Rohheit und Grausamkeit des Herzens und Barbarei mit dem Firniß nobeln Scheins übertüncht werden."

Die „Revue des deux mondes"*) enthält in der Nummer vom 15. April einen interessanten Aufsatz von Saint-René Taillandier unter der Ueberschrift: „L'histoire et l'historien de la Bohème", dem die Schriften des „Historien de la Bohème", Franz Palacky, zugrundegelegt sind. Wir können hier auf diesen Artikel nicht ausführlich eingehen, weil wir uns damit in ein Labyrinth verfänglicher politischer Fragen verwickeln würden, aus denen wir uns selbst an Taillandier's Hand nicht wieder ans Tageslicht hinauszufinden wüßten. Wir erwähnen nur, daß der Franzose Oestreich beschwört, den nationalen Ansprüchen der Böhmen gerecht zu werden (etwa ein czechisches Nationalparlament zu constituiren?), weil sonst der Tag nicht ausbleiben werde, wo den Czechen „Rußland als eine befreiende Macht erscheinen wird", und wenn dieser Tag gekommen, „dann würde weder die Autorität der östreichischen Regierung noch würden die Ermahnungen Palacky's im Stande sein, dem Strom der öffentlichen Meinung einen Damm entgegenzusetzen; das Oberhaupt des russischen Volks würde dann bald genug der Suzerän Böhmens sein". Das sind ungefähr dieselben Ansichten, wie sie in einer Denkschrift ausgesprochen wurden, welche in dem im Jahre 1849 zu Paris erschienenen Werke „Politique et moyens d'action de la Russie, par *P. de B.*" veröffentlicht wurde. Sie war von einem Beamten im russischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verfaßt und nach der Februarrevolution dem Kaiser überreicht worden. Sagte doch Hanka schon im Jahre 1841: „Böhmen wird nicht eher im Besitz seiner selbst sein, bis Rußland wieder in den Besitz Galiziens getreten ist." Schmeicheln sich etwa die Wortführer des Czechenthums damit, von Rußland ein nationalböhmisches Parlament als Morgengabe zu erhalten?

Außer den von unserm pariser Correspondenten oben aufgeführten literarischen Arbeiten Guizot's hat dieser jedenfalls merkwürdige, wenn auch verunglückte Staatsmann eine interessante Beichte in einem Artikel abgelegt, welcher unter dem Titel „Nos mécomptes et nos espérances" in der „Revue contemporaine" veröffentlicht ist. Guizot stellt sich an, als ob kein Grund vorhanden sei, den Hoffnungen auf einen politischen und moralischen Fortschritt in Europa entsagen zu müssen, und er findet Spuren davon selbst in Rußland, dessen verstorbener Herrscher sich zur Lebensaufgabe gemacht habe, den socialen Zustand im Innern seines Reichs zu entwickeln und zu verbessern, die stufenweise Emancipation der Leibeigenen zu bewirken u. s. w. Den Irrthum der Männer der Julieregierung findet Guizot darin, daß sie den ewigen, von Gott ausgegangenen Gesetzen nicht hinlänglich Rechnung getragen und sich eingebildet hätten, ihre eigenen Gesetze an deren Stelle zu setzen, daß sie die Menschheit für besser und auf dem Wege der Civilisation und der wahren Freiheit für fortgeschrittener gehalten hätten als dies der Fall sei, und daß sie blind gewesen seien gegen die „ignorance générale" und die Anarchie, welche an die Pforten klopfte. Es würde ein interessantes Schauspiel sein, Guizot wieder als ersten Minister Frankreichs zu erblicken und

*) Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß der Redacteur dieses Blattes der Vicomte de Mars ist (nicht V. de Cinq-Mars, wie wir ihn einmal früher infolge eines Gedächtnißfehlers nannten).

zu beobachten, in welcher Weise er seine jetzigen Grundsätze mit seinen noch immer zur Schau getragenen constitutionellen Principien verbinden würde. Die Aufgabe ist verwickelter, als sie ihm in diesem Augenblicke unfreiwilliger Muße erscheinen mag.

George Sand scheint die Süßigkeiten buchhändlerischen Honorars sehr gut zu würdigen; ihre Memoiren haben schon ein halb Dutzend Bände und mehr erreicht, und doch ist darin nur erst von ihren Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern die Rede. Jetzt ist sie im Begriff, eine „Histoire des amants illustres" in 30 Bänden zu schreiben, wofür sie bereits im voraus von einem Verleger 80,000 Francs erhalten hat.

H. M.

Die dresdener Schillerstiftung.

In Dresden ist in den letzten Tagen auf Anregung des rühmlich bekannten Dichters Julius Hammer und im Hinblick auf den funfzigjährigen Todestag Schiller's (9. Mai) eine Schillerstiftung gegründet worden, die wie die Guild of literature and art und der Royal literary fund in England den Zweck hat, den verlassenen darbenden Angehörigen eines würdigen Dichters und diesem selbst in Fällen unverschuldeter Noth Unterstützung und Zuflucht zu gewähren. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" hat in Nr. 102 und 103 über die Vorverhandlungen, an denen sich namentlich die Herren von Langenn, Carus, Major Serre, Redacteur Siegel, Hofrath Winkler, Gutzkow, Hammer, Auerbach betheiligten, längere Berichte gebracht. Wir freuen uns umsomehr von unsern dresdener Collegen in so energischer Weise die Initiative zu einer solchen wohlthätigen Stiftung ergriffen zu sehen, da auf unsern (damals von Ernst Willkomm unterstützten) Antrag vor mehr als einem Decennium der leipziger Hülfsfonds zustande kam und wir seitdem wiederholt — namentlich in ziemlich zahlreichen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Artikeln — für die Stiftung eines literarischen Unterstützungsfonds auf breiterer Basis das Wort geführt haben. Mit Betrübniß glaubten wir wahrzunehmen, daß wir mit unsern Ansichten und Vorschlägen ziemlich vereinzelt ständen, denn sie schienen in der Presse wenig Anklang zu finden und wurden sogar hier und da bitter bemäkelt und bekämpft. Hauptsächlich wurde dagegen eingewendet, daß es der schriftstellerischen Ehre zuwider sei, diese Frage vor dem Forum der öffentlichen Meinung zu besprechen und an die große Glocke zu hängen. Als ob wir deutsche Autoren uns einer Discussion schämen müßten, deren sich zu schämen einem Bulwer, einem Dickens, einem Douglas Jerrold nicht in den Sinn kommt! Als ob diese Nachtseite des literarischen Lebens nicht hinlänglich bekannt sei und als ob nicht die Achtung vor dem schriftstellerischen Stande einen wesentlichen Zuwachs erhalten muß, wenn man weiß, daß er in seinem eigenen Kreise die Mittel findet, würdige Schriftsteller und Dichter wie ihre Hinterlassenen wenigstens vor dem Aergsten sicher zu stellen. Oder könnte es wol dem Ansehen eines Cornelius, eines Kaulbach, eines Schnorr oder Schadow Eintrag thun, wenn sie sich an einem Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Collegen und deren Hinterlassenen betheiligten? Wir freuen uns, daß wir, wie wir jetzt erkennen, mit unsern Bestrebungen nicht vereinzelt standen; wir freuen uns aufrichtig, daß unsern Worten die That gefolgt ist; wir freuen uns über die dresdener Stiftung, selbst wenn man uns jetzt sagen sollte, daß unsere unablässige Discussion der Frage keinerlei Einfluß darauf gehabt hätte, obschon wir glauben, daß eine beharrliche Discussion stets vorangehen muß, um für solche Stiftungen die Gemüther offen und empfänglich zu machen.

Nur einige Bemerkungen wollen wir uns noch gestatten. Wir von unserm Standpunkte wünschen, daß der Bereich der Schillerstiftung nicht auf Poeten beschränkt bleibe, sondern überhaupt auf verdiente Schriftsteller ausgedehnt werde, und wir geben zu bedenken, ob man nicht einen Anschluß an den leipziger Unterstützungsfonds erstreben, andererseits aber auch mit Dingelstedt sich in Verbindung setzen sollte, der vor einiger Zeit die Gründung eines Unterstützungsfonds für die Angehörigen hülfsbedürftiger dramatischer Autoren in Vorschlag brachte und als Theaterintendant in der Lage ist, diesen Zweck wesentlich zu fördern. Auch in der schriftstellerischen Welt Oestreichs würde man, wie wir aus Privatbriefen wissen, Anknüpfungspunkte finden. Freilich kann es andererseits auch sehr bedeutende, wahrscheinlich sogar überwiegende Vortheile bieten und ist vielleicht überhaupt dem parcellirten Zustande Deutschlands angemessener, wenn mehr Vereine dieser oder ähnlicher Art nebeneinander bestehen und wirken.

H. M.

Bibliographie.

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, nebst einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Schreiben von Goethe's Collegen, Geh. Rath v. Voigt. Zum 50sten Jahrestage des Todes Schillers herausgegeben von A. Diezmann. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 15 Ngr.

Blanqui, A., Grundzüge der politischen Oekonomie. Aus dem Französischen. Luzern, J. u. A. Stocker. 8. 20 Ngr.

Bodemeyer, H., Die Zahlen des römischen Rechts. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Castrén's, M. A., Wörterverzeichnisse aus den Samojedischen Sprachen. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften bearbeitet von A. Schiefner. Petersburg. Lex.-8. 2 Thlr.

Considerant, V., Ueber die Erlösung der Menschheit in ihrem wahren Sinn. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 12 Ngr.

Edner, J. P., Lied und Leben. Vermischte Gedichte. Halle, Schmidt. 16. 7½ Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Robert und Guiscard. Leipzig, Voigt und Günther. 16. 15 Ngr.

Gruppe, O. F., Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Helmholtz, H., Ueber das Sehen des Menschen; ein populär wissenschaftlicher Vortrag gehalten zu Königsberg in Preussen am 27. Febr. 1855. Leipzig, Voss. Gr. 8. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Gräfin Louise Danner, geb. Rasmussen, Dänemarks Genius. (Februar 1855.) Aus dem Dänischen. Hamburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Kriegführung im Orient. Der Feldzug in der Krimm. Denkschrift, der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Napoleon III. überreicht von einem hohen Offizier. 2te, durchgesehene Auflage, vermehrt mit der Erwiderung der Französischen Regierung im Moniteur. Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Lamont, Denkrede auf die Akademiker Dr. Thaddäus Siber und Dr. Georg Simon Ohm. Im Auszuge vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 96. Stiftungstages am 28. März 1855. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Oppermann, H. A., Zur Geschichte des hannöverschen Verfassungsgesetzes vom 5. Septbr. 1848 namentlich in Beziehung auf die Anträge des Reclamationsausschusses vom 15. März betreffend die §. 33 und 36 dieses Gesetzes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Unmaßgeblicher Vorschlag, wie die Staatsschulden, ein Grundübel unserer Zeit, sicher und ohne besondere Lasten der Völker getilgt werden können. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1855. 4.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin rc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9⅙ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

Bestellungen werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgegeben von **Hermann Marggraff.** Jahrgang 1855. 4.

Die Redaction dieser bekannten Zeitschrift hat seit 1854 **Hermann Marggraff**, ein langjähriger Mitarbeiter derselben, übernommen. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben damit in Inhalt, Richtung und Erscheinungsweise keine wesentliche Aenderung erlitten; sie bestreben sich vielmehr, die Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Diese Wochenschrift erscheint in Lieferungen von 2—3 Bogen und werden von allen Buchhandlungen und Postämtern Bestellungen darauf angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

3. **Deutsches Museum.** Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von **Robert Prutz.** Jahrgang 1855. 8.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln rc. kann das „Deutsche Museum" als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Das „Deutsche Museum" wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Bestellungen auf dasselbe werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

4. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Wöchentlich 1 Bogen. 8. Vierteljährlich 16 Ngr.

In einer großen Auflage erscheinend, ist **diese vierteljährlich nur 16 Ngr. kostende** Unterhaltungsschrift ihrem Ziele, **ein deutsches Haus- und Familienbuch** zu werden, immer nähergerückt. Zwei Jahrgänge liegen vollendet vor. Es sind Sammelwerke der gediegensten und geistreichsten Lectüre. Ausgezeichnete Namen, wie **Auerbach, Cotta, Förster, Fortlage, Frankl, Frenzel, Hebbel, Hettner, Klemm, Kohl, Masius, Müller, Orges, Schoedler, Steub, Strauß** und viele Andere, besonders auch jüngere Kräfte fördern durch den lebhaftesten Beistand das Unternehmen **Gutzkow's**, der als Herausgeber auch für den **neuen dritten Jahrgang** denselben regen Eifer gezeigt hat, welcher die beiden ersten Jahrgänge bereits zu einer Lieblingslectüre aller Gebildeten machte. Jeder der bisher erschienenen beiden Bände (von dem ersten Band ist bereits eine unveränderte **zweite Auflage** nöthig geworden) kostet geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer, es findet aber auch eine **Ausgabe in Monatsheften** statt. Inserate werden nicht aufgenommen. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

5. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Dritte Folge. Dritter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser von M. J. E. Volbeding redigirten Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der XVI.—XX. Band (Neue Folge VI.—X. Band, 1848—52) 4 Thlr.; der I.—XX. Band zusammengenommen 13 Thlr. 10 Ngr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Dritten Folge erster und zweiter Jahrgang (1853 und 1854) kosten jeder 2 Thlr.

---

6. **Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** 8. Geh.

First course. 7th edition. 1855. 10 Ngr.
Second course. 6th edition. 1855. 12 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. 8vo. Geh.
First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. In-8. Geh.
Premier cours. 7me édition. 1854. 8 Ngr.
Second cours. 4me édition. 1854. 10 Ngr.
Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français. In-8. Geh.
Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.

7. **Benfey (T.), Kurze Sanskrit-Grammatik** zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geb. 3 Thlr.

Dem Verfasser ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, eine kürzere **Bearbeitung** seiner „Vollständigen Grammatik der Sanskritsprache" für **Anfänger** zu veranstalten. Er hat dies in dem vorliegendem Werke gethan, das sich in Allem an seine größere Grammatik genau anschließt.

Letztere bildet einen Theil des nachstehenden in demselben Verlage erschienenen Werks:

Handbuch der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von **Theodor Benfey.** Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 14 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besondern Titeln:

Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil: Text, Anmerkungen, Metra. 1853. 4 Thlr. Zweiter Theil: Glossar. 1854. 5 Thlr.

Ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen der **Sanskritsprache** von dem berühmten Orientalisten. Die **Grammatik** wird in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen. Die **Chrestomathie,** nebst **Glossar,** lehrt alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmäßig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet somit für den Lernenden wie für den Kenner gleichmäßig einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der Sanskritsprache.

8. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Siebenter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. Frederike **Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 17. Mai 1855.

Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege.

Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Von Heinrich Beitzke. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Seit den letzterschienenen, die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche im Ganzen behandelnden Werken sind eine Menge von neuen Materialien zugeflossen, welche bisher unbekannte Aufschlüsse, Bereicherungen und Berichtigungen der Thatsachen geben: es kann daher eine neue Bearbeitung des großen nationalen Stoffs nur willkommen genannt werden.

Merkwürdig ist es und leider wahr, was der Verfasser in der Vorrede sagt, daß der gewaltige Kampf, der die Befreiung unsers Vaterlandes herbeiführte, dem Volke auffallend wenig bekannt ist. Vom großen Fritz und dem Siebenjährigen Krieg weiß dasselbe im Ganzen noch weit mehr. Ich kann dazu aus eigener, sich oft wiederholender Erfahrung hinzufügen, daß die meisten jungen Leute, welche die Gymnasien aus Secunda verlassen, von der vaterländischen Geschichte überhaupt fast gar nichts wissen, eine Folge der stiefmütterlichen und unbegreiflich zerstückelten Behandlung, welche die Geschichte dort zu erdulden hat. Alte Geschichte und immer wieder alte Geschichte — da sind Docenten und Schüler auf ihrem Terrain, da können besonders erstere aus dem Vollen schöpfen, ohne erst Studien zu machen. So wird einer der wirksamsten Hebel zur Erweckung eines vaterländischen Sinns, eines Nationalgefühls und echten Patriotismus in der Jugend ganz vernachlässigt. Wir begrüßen daher auch in dieser Beziehung mit Freuden ein Werk, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, die herrliche Zeit deutschen Aufschwungs und glorreichen Kampfs gegen Fremdherrschaft in einer allgemein faßlichen und ansprechenden Darstellung zu schildern. Unserer Zeit der Zersplitterung, der eigensüchtigsten und engherzigsten Interessen thut es noth, daß ihr zur Beschämung wie zur Erstarkung ein Spiegel vorgehalten werde, in welchem sie sehen kann, wie es einst anders war und wie es auch jetzt anders sein könnte! Vollste Anerkennung verdient des Verfassers warmes Gefühl für Deutschlands Macht und Wohl; leider ist es hier und da so weit gekommen, daß ein solches für des allgemeinen Vaterlandes Ehre und Einigkeit wie ein halb revolutionärer Makel betrachtet wird, ohne zu bedenken, daß es sich mit dem glühendsten „specifischen" Patriotismus nicht allein verträgt, sondern diesem auch eine Granitbasis gibt, die nur politische Blindheit verkennen und verdächtigen kann.

Um das vorliegende Werk richtig zu würdigen, muß man das Vorwort lesen, in welchem der Verfasser den Zweck angibt, den er verfolgt hat. Er wünscht durch seine Darstellung Das für seine Zeit zu werden, was Archenholz durch die seinige für die des Siebenjährigen Kriegs war; er ist sich bewußt, keine Mühe gescheut zu haben, um sich selbst erst durch ein Studium bis zu den ersten Quellen hinab gründlich zu belehren, und will keine Kriegsgeschichte, sondern eine Geschichte vom deutschnationalen Standpunkte geben. Die Kriegsactionen mußten darin freilich einen beträchtlichen Raum einnehmen, weil er einen gewaltigen Krieg beschreibt, aber die Darstellung enthält nur den Geist derselben mit den geltenden Momenten, nicht ohne begleitende Kritik der Kriegskundigen, zugleich, wo es nöthig ist, mit Charakteristik der Feldherren und hervorragenden Führer, der Truppen, der Nationalitäten. Dabei durften auch die historischen Zustände, die politischen und diplomatischen nicht vernachlässigt werden. Der Verfasser schließt sein Vorwort:

> Soviel an mir lag, habe ich mich bemüht, jedem Theil gerecht zu werden und „Wahrheit" ist überall mein Leitstern gewesen. Die Zeit liegt 40 Jahre hinter uns, die Periode ist vorüber, wo bornirter Patriotismus galt, wo nothwendig *wir* allein Recht und *der Feind* allein Unrecht hatte.

Betrachten wir denn das Werk nicht als eine Kriegsgeschichte von 1813 und 1814, sondern als eine Geschichte der deutschen Freiheitskriege vom deutschnationalen Standpunkte aus. Der erste Band umfaßt in vier Büchern die Zeit bis zum Schlusse des Waffenstillstandes. Ein Motto, wie es glücklicher nicht hätte gewählt werden können, gibt schon den Geist der Bearbeitung an: „Nichtswürdig ist die

Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!" Es ist nur, beiläufig gesagt, falsch abgesetzt, wodurch das schöne Versmaß verdorben ist. Die vier Bücher enthalten: die Darlegung der allgemeinen historischen Zustände bis zum Zuge Napoleon's gegen Rußland; die Erhebung Preußens und dessen Vereinigung mit Rußland; den Kampf bis zum Waffenstillstande und die Zeit des Waffenstillstandes. Das erste Buch beginnt mit der geographischen Lage Deutschlands; gewiß höchst zweckmäßig, denn die geographischen Verhältnisse bedingen die Entwickelung der nationalen, socialen und politischen. Der Verfasser hat die Erdkunde bereits früher zu seinem besondern Studium gemacht und gibt uns davon überzeugende Belege. Er stellt Deutschland als geographisch vortheilhaft ausgestattet dar und erklärt durch kurze Andeutungen, wie es dessenungeachtet zu keiner einheitlichen Macht erstarkte, sondern durch die Gewalt historischer Zustände in viele Einzelherrschaften aufgelöst und schließlich von Napoleon so unterworfen wurde, daß es überhaupt kein Deutschland mehr gab.

Deutschland war Frankreich und in Vorbereitung, allmälig in dem französischen Kaiserreiche aufzugehen. Man konnte sagen, Frankreich grenze im Osten an Rußland und die Türkei.

Sehr interessant ist der Abschnitt, welcher die Stimmung der Völker zu dieser Zeit behandelt; interessant aber traurig zu lesen, was unsere Nation betrifft, in welcher die Idee eines gemeinsamen großen Vaterlandes längst untergegangen war. Nur der Druck, welchen die französische Herrschaft übte, konnte allmälig den Unwillen über die Erniedrigung bei der Masse rege machen, auf welche bisher die Bestrebungen der Edeln im Volke ohne Einfluß geblieben waren. Jener Druck lastete am schwersten auf Preußen. Sind auch die meisten Thatsachen, welche der Verfasser anführt, schon bekannt, so war doch ihre Zusammenstellung nöthig, um das Elend und die Noth zu schildern, in welche Preußen nach dem Frieden von Tilsit gesunken war. Um so glorreicher die Erhebung! Stein's und Hardenberg's Reformen, Scharnhorst's Verdienste um das preußische Kriegswesen werden ausführlich dargestellt; die biographischen Notizen und die Charakteristik dieser ausgezeichneten Männer sind dem Leser eine willkommene Zugabe. Das erste Buch trägt das Motto von Schiller: „Und das Band der Länder wird gehoben, und die alten Formen stürzen ein"; für das zweite, welches die Erhebung Preußens und seine Vereinigung mit Rußland behandelt, ist das Körner'sche: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" gewählt. Es beginnt damit, die Hoffnungen und Befürchtungen zu schildern, welche sich in Europa an Napoleon's Kriegszug nach Rußland knüpften und den Eindruck, den die Vernichtung seiner großen Armee machte. Dann kommt der Verfasser noch ein mal auf Preußens ungünstige Verhältnisse zurück und bespricht dieselben, wie sie zu Anfang 1813 waren. Auf 2780 Quadratmeilen mit $4^1/_2$ Mill. Einwohner herabgekommen, seine Hauptfestungen von den Franzosen besetzt, an der Westgrenze von Rheinbundsfestungen bedroht, nur berechtigt, ein Heer von 42,000 Mann zu halten, während sieben Etappenstraßen für fremde Truppen das Land durchschnitten, ausgesogen bis auf das Mark durch die Kriegssteuer an Frankreich und die Erpressungen der feindlichen Befehlshaber, von der Schmach seiner Niederlage bedrückt — das war der Zustand, aus welchem sich „das kleine zertretene Preußen zu einer Kraft und Glorie erhob, wie es kaum ein Beispiel in der Geschichte gibt". Ist Scharnhorst der deutschen Freiheit Waffenschmied genannt worden, indem er das stumpfgewordene Schwert schliff, so ist York der Erste gewesen, der den Schild gegen Frankreich erhob. Droysen's treffliche Biographie hat uns den Helden, „scharf wie gezacktes Eisen", und die Bedeutung seines Schritts, den er auf Gefahr seines Kopfs that und der den Geschicken unsers Erdtheils die entscheidende Wendung gab, so vorzüglich dargestellt, daß der Verfasser nichts Besseres thun konnte als sich ihr anzuschließen; interessant ist, was derselbe über York's Herkunft und Familie aus eigener Erkundigung hinzufügt. York's Wirken in Königsberg, wo er seine frühere Stellung als Generalgouverneur von Preußen selbstverständlich noch vor der königlichen Entscheidung wieder einnahm, die Erhebung dieser Provinz, welche, die erste von allen, eine Landwehr errichtete, die ursprüngliche Organisation dieses Instituts, das später der Nerv der preußischen Wehrkraft werden sollte, werden ausführlich dargestellt, zum Theil nach Friccius, der seine „Geschichte von 1813" seitdem noch durch neuere Arbeiten, die ostpreußische Landwehr betreffend, ergänzt hat („Belagerung von Küstrin und Danzig", auch in d. Bl. besprochen). Hierauf betrachtet der Verfasser die Maßregeln Preußens, deren Schwankungen er freimüthig darlegt: sie erklären sich aus den waltenden Verhältnissen sowol zu Frankreich, dessen Truppen noch einen großen Theil des Landes besetzt hielten, als auch zu Rußland, gegen dessen Aufrichtigkeit ein gewisses Mistrauen nach frühern Vorgängen, wie nach dem neuesten Gebahren seiner Befehlshaber in Ostpreußen gerechtfertigt war. Der Vertrag von Kalisch, ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Rußland, machte der Ungewißheit ein Ende.

Ein besonderer Abschnitt ist den Rüstungen Preußens gewidmet, welche so übersichtlich und klar zusammengestellt sind, daß auch der militärische Leser dadurch im hohen Grade befriedigt wird. Die Ergänzung der stehenden Truppen auf Kriegsstärke und die Errichtung von 52 Reservebataillonen war durch Scharnhorst's großartige Maßregel, seit 1808 durch stetes Ausbilden, Entlassen und Wiedereinziehen von Mannschaften, unbemerkt von den französischen Bevollmächtigten, weil der Etat nicht überschritten wurde, im Volke eine Masse waffengeübter Leute zu haben, leicht möglich geworden. Die Staatskassen konnten dazu die Mittel nicht mehr liefern, daher wurde dem Lande die Verpflichtung auferlegt, sämmtliche neu zu errichtende Truppen zu bekleiden, mit Ausnahme der Waffen auch auszurüsten und sämmtliche Remontepferde unentgeldlich zu stellen. Die Errichtung der freiwilligen Jäger zu Fuß und zu Pferd (10,000 Mann), dreier National-Cavalerieregimenter, der Landwehr (149 Be-

taillone und 124 Escadrons) brachte das Heer, das nach den Verlusten im russischen Feldzuge vielleicht nur 33,000 Mann betrug, auf eine Stärke von 253,350 Mann; eine Rüstung, von welcher der Verfasser mit Recht sagt, daß ihre Energie in der ganzen Geschichte ohne Beispiel sei. Und nun der hohe Aufschwung im Volke, die Begeisterung, mit welcher alle Stände Blut und Leben, Hab' und Gut, die Frauen ihren Schmuck bis auf den Trauring der heiligen Sache des Vaterlandes zum Opfer brachten: wahrlich, der Verfasser verdient den wärmsten Dank, das Alles unserer heutigen Generation in so eindringlicher, von der Gewalt des Stoffs getragener Darstellung wieder vor Augen zu bringen; Alles durch Zahlen und Thatsachen belegt! Dann folgen die weitern militärischen Maßregeln, wobei die großen Verdienste des Generals von Bülow um die Organisation neuer Streitkräfte hervorgehoben werden, von denen bereits in d. Bl. bei Besprechung von Varnhagen's Biographie des Feldherrn die Rede gewesen ist.

Die Russen waren unterdessen mit ihren leichten Truppenschon bis gegen Berlin vorgerückt; welche Demoralisation unter den früher unbezwinglichen Scharen der Großen Armee eingerissen, beweist, daß 1500 Mann mit sechs Geschützen vor 42 Kosacken, welche die Tollkühnheit, man könnte sagen Frechheit hatten, sich auf sie zu stürzen, im panischen Schrecken auseinanderstoben, daß einige Haufen Kosacken es wagen konnten, durch Berlin, wo eine Garnison von 6000 Mann mit 40 Geschützen größtentheils schlagfertig bivouakirte, zu sprengen! Ueber dies Ereigniß hätte noch manche interessante Einzelheit, die sich hier in frischem Gedächtniß erhalten hat, angeführt werden können. Wittgenstein's Einzug, nachdem die Franzosen Berlin geräumt hatten, ist sehr lebendig geschildert, mit größerm Antheil noch der des York'schen Corps. „Es war eine Zeit, wo jedes menschliche Herz auf den Grund erregt war und Thränen der Rührung und Freude in Aller Augen glänzten.“ Welche Schritte nun geschahen, um Oestreich zu gewinnen, um das deutsche Volk für die große gemeinsame Sache zu begeistern, der Eindruck, welchen der „Aufruf“ machte, besonders der an die Sachsen, ist im folgenden Abschnitt erzählt. Hier aber läßt der Verfasser dem König Friedrich August, der durch viel edlere Beweggründe als „durch lange Gewohnheit“ die Liebe seines Volks in seltenem Maße besaß, nicht die Gerechtigkeit widerfahren, welche wir sonst in seinem Werke überall finden. Er würdigt die Verhältnisse, welche die Lage Sachsens und seines ehrwürdigen Monarchen zu einer der schwierigsten machten, nicht unparteiisch genug; namentlich schlägt er die Motive, welche sich äußerer Constatirung entziehen, nicht hoch genug an, sondern läßt sich durch das unglückliche Resultat zu einer Bitterkeit verleiten, welche weder der Fürst noch sein Volk verdient haben. Das warme deutsche Gefühl, das hier mit Schmerz berichten muß, wie sich weder das deutsche Volk noch seine Fürsten nach Preußens Vorbild erhoben, mag diese Bitterkeit erklären; es spricht sich erfreulicher in dem nächsten Thema aus: dem Schriftenthume der Zeit, welchem Elemente, als von wichtigem Einfluß, eine besondere Betrachtung gewidmet wird. Hier treten uns gefeierte Namen, wie Arndt, Schenkendorf, Rückert, Körner, entgegen; auch populäre Kriegslieder, deren Verfasser minder und gar nicht bekannt, werden uns in das Gedächtniß gerufen. Die Maßregeln Napoleon's, um den Kampf von neuem aufzunehmen, in ihrer grandiosen Ausdehnung und dem bewundernswürdigen Resultate beschließen das zweite Buch.

Das dritte Buch ist den kriegerischen Begebenheiten von Tettenborn's Zuge nach Hamburg bis zum Waffenstillstande geweiht. Wir können uns darüber um so kürzer fassen, als der Autor selbst, seinem Plane getreu, die eigentlichen Kriegshandlungen nur kurz in ihrem Zusammenhange und ihren Folgen, ihrem Geiste nach schildert und mehr die allgemeinen Zustände, besonders die Kriegsleitung, zum Kerne seiner Darstellung macht. Dabei wird ihm aber jeder Leser vom Fach die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, wenn er auch absichtlich keine Kriegsgeschichte im eigentlichen Sinne gegeben hat, seine Behandlung der kriegerischen Ereignisse auch vor strenger militärischer Kritik vollkommen bestehen kann; daher wir keinen Anstand nehmen dürfen, das Werk ebenso zur Militärliteratur zu rechnen, als es durch seine Bedeutung Ansprüche hat, allerdings noch mehr der allgemeinen Literatur eingereiht zu werden. Wo es irgend charakteristisch für die Anschauung des großen Kampfs und der gegenseitigen Verhältnisse der Organisation der Truppen, ihres moralischen Elements, ihrer Kampfweise u. s. w. erschien, hat der Verfasser nicht verschmäht, selbst einzelne Gefechtsacte im taktischen Detail zu schildern, und hier bekundet sich vorzugsweise sein richtiger militärischer Blick und Takt, überhaupt der gediente Militär. Daß er die besten, auch die neuesten Quellen für das dritte Buch benutzte, versichert er selbst in der Vorrede, und wenn er nur einzelne anführt und Angaben besonders der letztern nicht immer benutzt zu haben scheint, so mag er seine Gründe dafür haben. Wir vermissen aber das treffliche, an Zuverlässigkeit von keinem andern übertroffene Werk des Obersten Schulz: „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792“, das nicht einmal als gelegentlich zurathegezogen angeführt wird; allerdings ist gerade dieser Abschnitt darin kürzer behandelt als die folgenden, und der Verfasser vergleicht vielleicht später dessen auf die gründlichste Kritik basirte Angaben mit andern. In der Darstellung der Schlachten und Gefechte wird immer eine Terrainbeschreibung vorangestellt, ohne welche die Waffenhandlung nicht gut verstanden werden kann. Die localen Verhältnisse sind darin stets mit großer Klarheit anschaulich gemacht, sodaß sie in ihrem Einflusse auch von dem militärischen Leser zu würdigen sind, was als ein besonderes Verdienst des Werks anzuerkennen ist. Bülow's Feldzug unterwirft der Verfasser einem Tadel, den wir in dieser Ausdehnung nicht für begründet halten können, selbst dem Gefechte von Luckau widerfährt nicht die Gerechtigkeit, die es verdient; die Kritik hat sich hier wol durch einseitige Quellen bestimmen lassen. Wie sehr

aber sonst auch der Feind eine gerechte Würdigung erfährt, beweist das Bild, das uns von dem gefürchteten und gehaßten Davoust entworfen wird bei Gelegenheit seines Waltens in dem unglücklichen Hamburg; wir erblicken hier doch manchen Zug, der ein milderes Licht auf diesen stahlharten Charakter wirft. Einen besondern Abschnitt erhält zum Schlusse die Lützower Freischar; es wird gezeigt, wie dies Corps, „die schwarze Schar, die Schar der Rache", nach der ursprünglichen Idee, daß ganz Deutschland gegen die Franzosen in Brand kommen werde, einen Kern bilden sollte, an den sich alle vaterlandsglühenden, franzosenhassenden jungen Deutschen anschließen könnten; man glaubte, daß dies Corps bald zu einem ganzen Heere anschwellen werde. Das geschah aber nicht, die Freischar wuchs zu groß für Parteigängerzwecke und war doch zu klein für ein selbständiges Corps; Thaten blieben aus vielen Ursachen aus, welche der Verfasser einsichtig auseinandersetzt; nach dem Waffenstillstande wurde die Reiterei, gewiß nicht ohne Schuld des Führers, vernichtet, und das ganze Freicorps, dem Wallmoden'schen Corps zugetheilt, nahm an dem großen Kriege der Hauptarmeen nicht einmal Antheil. Traurig, wie so herrliche Elemente unbenutzt blieben und in Nichtachtung geriethen!

Das vierte Buch, das letzte im ersten Bande, schildert die Zeit des Waffenstillstandes, beschäftigt sich also vorzugsweise mit den diplomatischen Verhandlungen, welche den Anschluß Oestreichs an die Verbündeten bewirkten. Der Verfasser ist hier von einer gewissen Animosität gegen diesen letztern Staat nicht frei zu sprechen, er hat sich wol allzu sehr von Hormayr's „Lebensbildern" leiten lassen. Welche Stellung aber Hormayr zuletzt gegen sein engeres Vaterland einnahm, ist bekannt; seine Schriften sind von dem Hasse und der Leidenschaft inspirirt, wovon außer den „Lebensbildern" vorzüglich auch seine „Anemonen" Kunde geben. Mit dem Ausspruche, daß der Krieg seit dem Hinzutritt des „erzabsolutischen, aristokratischen, völkerfeindlichen, in alten Formen erstarrten Oestreich" nur ein Cabinetskrieg geworden, kann man unmöglich einverstanden sein. Auch ist die Charakteristik der östreichischen Kriegführung seit 1792 ungerecht: der glänzenden Erfolge von 1795 wird mit keiner Silbe, der Siege des Erzherzogs Karl nur mit schwacher Concession gedacht. Rühmen wir an dem Verfasser die Freimüthigkeit, mit welcher er die schwankende Heeresleitung der Verbündeten tadelt, die volle Anerkennung, die er auch dem Gegner widerfahren läßt, vor allem dem Genius Napoleon's, so wünschen wir auch, daß er nach allen Seiten gerecht werde. Eine Charakteristik der hervorragenden Diplomaten am Prager Congreß und der bedeutendsten Heerführer, endlich eine Darstellung der gegenseitigen Streitkräfte nach ihrer Organisation und Formation beim Ablauf des Waffenstillstandes beschließt den ersten Band dieses Werks, wovon soeben auch der zweite erschien. Wir versparen uns ein Gesammturtheil, empfehlen das Werk aber vorläufig zur allgemeinen Beachtung, deren es in weitesten Kreisen würdig ist.

Karl Gustav von Berneck.

Jordan's „Demiurgos".

(Beschluß aus Nr. 19.)

Wilhelm Jordan, der Sänger des „Demiurgos", der modernen Faust-Messiade, ist ein geborener Ostpreuße, der auf der Universität Königsberg das Studium der Theologie mit dem der Hegel'schen Philosophie vertauschte, ein Schüler von Karl Rosenkranz. Er debutirte mit einem Gedichte: „Glocke und Kanone", in welchem die Gelbgießerei mit einer sehr revolutionären und kirchenfeindlichen Symbolik auftrat, während er in einer andern Dichtung in kräftigem Tone die deutsche Gesinnung Ostpreußens aussprach und verherrlichte. Später dichtete er „Irdische Phantasien" in etwas herber Form, doch nicht ohne Gedankenschwung; Träumereien von der selbständigen Macht des Menschengeistes und der Herrlichkeit des Diesseits. In Leipzig, wohin er übergesiedelt und wo er wegen eines atheistischen Toastes, dessen crasse Form die Anklage der Blasphemie nicht ganz ungerechtfertigt ließ, zur Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, gab er die Dichtungen seiner Sturm- und Drangperiode unter dem Titel „Schaum" gesammelt heraus; ein Titel, der allerdings den echten Champagner des Geistes erst erwarten ließ. Inzwischen schäumte die Sucht, Bedeutendes zu leisten, in mehren Aufsätzen der Wigand'schen „Epigonen" aus, die ihn mit dem sächsischen Preßgesetze in Conflicte brachten. Obgleich er sich in Lindenau bei Leipzig angekauft, wurde er aus Sachsen verwiesen und siedelte nach Bremen über, bis ihn die Märzrevolution nach Berlin rief, wo er alsbald als Volksredner in dem demokratischen und constitutionellen Club auftrat und sich in der Mitte der revolutionären Kreise bewegte. Nach Frankfurt von constitutioneller Seite gewählt, saß er dort auf der äußersten Linken, was eine befremdete Adresse von Seiten seiner Wähler zur Folge hatte. Mannichfache Einwirkungen bestimmten ihn, sich von seiner Partei zu sondern, und Differenzen in Betreff der Polenfrage, über die er eine scharf einschneidende Rede hielt, machten den Bruch vollkommen. Die Ermordung des ihm befreundeten Fürsten Felix Lichnowsky, an dessen Grab er als Leichenredner auftrat, trieben ihn immer weiter auf die rechte Seite hinüber, bis er als Reichsmarinerath eine schwarzrothgoldene Anstellung fand, welche sogar längere Zeit den Untergang des deutschen Parlaments und der deutschen Flotte überlebte. Diese biographischen Andeutungen sind für das Verständniß einer Dichtung unentbehrlich, in welche der Dichter so viel aus seinem eigenen Leben hineingeheimnißt hat und welche alle geistigen und politischen Entwickelungsphasen umfaßt, deren Cursus der bildungsfähige Poet mit einer seltenen Kunst der politischen und gedanklichen Häutung durchgemacht. Alle diese abgelegten Schlangenhäute der Entwickelung sind im „Demiurgos" poetisch ausgestopft und ausgestellt, und diese Sammlung geistiger Merkwürdigkeiten gibt dem Werke fast ein größeres Interesse, als seine künstlerisch gewölbte Kuppel und seine gothischen Glaubensthürme.

Ueber den Begriff und historischen Entstehungsgrund der „Mysterien", über die metaphysischen Dramen, welche Vorgänger des „Demiurgos" sind, über den Demiurgos selbst und seine Bedeutung nach der Auffassung der Gnostiker hat sich der Recensent des ersten Theils (in Nr. 19 d. Bl. f. 1853) bereits erschöpfend ausgesprochen, und können wir hier nur auf jene Beurtheilung zurückverweisen.

Der Dichter ergeht sich selbst mehrfach in schwunghafter Rhetorik über die hohe Bedeutung einer metaphysischen Poesie gegenüber der Alltagspoesie und ihren Gestalten von Fleisch und Blut; ja er hat nicht übel Lust, ihr für alle Zeiten eine götterzeugende, religionsschöpferische Kraft einzuräumen. Auch der „Demiurgos" soll eine große Geisterwendung hervorrufen; das ist wenigstens die Absicht des Dichters. Unleugbar hat jede von Gedanken getragene Poesie eine höhere Berechtigung als gedankenloses lyrisches Getändel oder märchenhafte Arabesken- und Nipptischbilder. Das haben nicht blos Hiob, Aeschylos, Dante, Milton und Goethe gezeigt, das zeigen auch Shakspeare und Schiller, deren Poesie sich freilich nicht in überirdischen metaphysischen Collegien bewegt, aber dagegen mit festen Umrissen und in energischen Gestalten die lebendige Philosophie der Geschichte mit ihren Triebrädern vor unsern Augen entrollt. Eine Poesie kann indeß nur in naiven Zeiten dem Volke seine Götter schaffen; für eine Zeit der allgemeinen Bildung ist auch der poetische Bildercultus antiquirt; uns interessirt nicht mehr das Bild, sondern nur die Auslegung, und die Phantasie des Dichters, die in solchen Zeiten nicht wie die Volksphantasie ureigene Gestalten heraufbeschwören kann, sondern nur aus den mythologischen Garderobeladen aller Zeiten ihre Masken zusammenborgt, täuscht sich über ihre Fähigkeit, wenn sie eine neue Religion aus dem Aermel schütteln will. Die Phantasie ist nur götterzeugend, wenn sie selbst an ihre Götter glaubt; diese modern-reflectirende Phantasie, die sich ihre Göttergestalten am Schreibtische aus allen möglichen gedruckten Glaubensurkunden zusammensucht, ist trotz aller Koketterie glaubensleer und hat das volle Bewußtsein, zu allegorisiren und den Gedanken absichtlich zu maskiren. Das Symbol, das Glaubenszeichen einer naiven Zeit, ist die dumpfe Einheit von Bild und Bedeutung; die Allegorie ist die bewußte raffinirte Rückkehr zur Symbolik, welche diese Einheit kunstvoll erzeugt. Ihre Berechtigung bleibt auch für die moderne Gedankenpoesie problematisch, und sie mit Hiob und Aeschylos auf eine Stufe setzen zu wollen, heißt sich gegen den Geist der Geschichte versündigen. Wir fragen immer erst mit Recht, warum der klare Gedanke in das unklare Bild zurückgezaubert wird; denn die Zweideutigkeit eines phantastischen Farbenspiels, so bunt es schillert, gibt im Element des Gedankens keinen Ersatz für die einfach-verständliche Wahrheit. Ebenso wenig dürfte das Zusammenrühren aller Religionen in einen religiösen Brei eine dem Gedanken und dem bestimmten Glauben genehme Versöhnung anbahnen.

Der Gedankeninhalt des „Demiurgos" ist schon deshalb zur Stiftung einer neuen Religion wenig geeignet, weil er sich blos um eine einzelne, bestimmte, metaphysische Frage dreht, um die Idee des Bösen und Guten. Auch liefert die Behandlung derselben keine neuen und überraschenden Resultate, indem sie im Ganzen mit der optimistischen Richtung der Philosophie seit Leibniz übereinstimmt. Wenn der Verfasser daher von einer großen Geisterwendung spricht, die er durch seine Dichtung hervorrufen will, so kann er dies nur im Allgemeinen darauf beziehen, daß er eine in den Materialismus versunkene Zeit zu einer idealistischen Weltanschauung zurückzurufen oder vielmehr den falschen Idealismus zu widerlegen sucht. Denn in der That ist es mit der materialistischen Gesinnung unserer Zeit nicht so arg; gerade das letzte Decennium, das auch Jordan uns in seinen berliner und frankfurter Guckkastenbildern vorführt, zeigte, welche Elemente eines gedankenvollen Strebens, des Aufschwungs und der Begeisterung für die verschiedensten Ideale in der deutschen Nation lebendig sind, und wenn der Materialismus Geltung gewonnen, so ist er ganz woanders zu suchen als in jenen Kräften und Trieben der Bewegung. Auch ist Jordan selbst nicht so einseitig, die großartige Blüte der Cultur, des Handels und der Industrie, die gewaltigen Fortschritte der Civilisation in unserer Zeit für einen Abfall vom idealistischen und christlichen Princip zu halten, im Gegentheil, der jüngere Faust findet darin eine Erfüllung der in der christlichen Gottesdichtung vorgezeichneten Wunder. So spricht er vom Gottessohn:

> Ein Bild der Allmacht und Allwissenheit,
> In dem die Jugend vorgeahnt
> Die künftige Menschenherrlichkeit,
> Ein Bild, das uns den Weg zu sich gebahnt,
> Das wie ein Kompaß festhielt uns're Richtung,
> Ein Bild vom Riesenbaum, geträumt vom Samen:
> So steht er da im Arabeskenrahmen
> Bedeutungsvoller Wunderdichtung.
>
> So lernten wir mit Allmacht uns bewehren,
> Die Kräfte der Natur in Muskeln zu verwandeln,
> Die riesenstark nach unserm Willen handeln,
> Und unsern Erdenball zum Menschheitsleib verklären.
>
> Wie, wenn sich wie auf ein Gebot
> Millionen Arme hastig regen
> Und eine weite Hungersnoth,
> Der sonst sie scharenweis erlegen,
> Bekämpfen mit vereinter Macht,
> Und nun auf hunderttausend Wegen
> Zusammenströmt die Segensfracht,
> Bis von der Erde fernsten Enden:
> Wer spürte da nicht in den Menschenhänden
> Das Wirken von dem Heilandsgeiste,
> Der die Fünftausend speiste?

Der Dichter ist also keineswegs ein Gegner des neuen lebenskräftigen und lebenschaffenden Materialismus; er sucht sogar ihn durch das Christenthum und das Christenthum durch ihn zu verklären. Die Gedankenwendung, welche im Cultus des „Demiurgos" liegt, hat daher noch einen Sinn. Die Geister sollen nicht verzagen, wenn ihre Ideale scheitern; sie sollen die Nothwendigkeit der Schranken, die sich ih-

nen entgegenstürmen, begreifen; denn gerade das Ringen nach dem Ideal ist die schönste lebenzeugende Mitgift der Menschheit; die erreichten Ideale sind der Menschheit Todtenmale, das Erreichen des idealen Ziels wäre der Weltuntergang. Darin liegt die Berechtigung des Negativen, des Maßes, der Schranke, des Leidens, deren Repräsentant eben der Werkmeister des Schöpfers, der Demiurgos ist, jene ältere und edlere Gestalt, welche durch das mittelalterliche Teufelsbild entstellt worden. Diese negative Kraft, die wir das Böse nennen, ist also ein nothwendiges Moment der göttlichen Heilsordnung; für das Weltganze gibt es kein Böses; die Welt, wie sie ist, ist die bestmögliche Welt. Dennoch, trotz dieser Erkenntniß, ist der Trieb in den Menschen gelegt, der über das Bestehende in die Zukunft hinausweist: das Streben, Ideale zu verwirklichen und die Welt neu zu gestalten. Der wesentliche Inhalt unsers Mysteriums ist nun die Versöhnung dieser besten Welt, dieser vernünftigen Wirklichkeit mit ihrem scheinbaren Widerspruche, mit der Nothwendigkeit des idealistischen Weiterstrebens, der unaufhörlichen Fortentwickelung der Menschheit. Diese Ueberzeugung ist freilich nicht neu, wenn auch ihre poetische Gestaltung bisjetzt noch nirgends in so eingehender und umfangreicher Weise durchgeführt worden ist. Abgesehen von den Ansichten der Neuplatoniker, der geistvollern Kirchenväter, z. B. eines Origenes, und der Scholastiker, hat in neuerer Zeit der Optimismus in Leibniz einen begeisterten Apostel gefunden, während im Hegel'schen System die beiden Seiten des Jordan'schen Mysteriums und ihre Versöhnung aufs vollkommenste und ausgiebigste enthalten sind. Von den Neuplatonikern hat Proklus das Wesen des Bösen am tiefsinnigsten erklärt, indem er behauptete, daß im Bösen, da dasselbe nichts Selbständiges sei und nur aus der Schranke der Kraft entspringe, noch Gutes sei.

Leibniz behauptete, daß Gott das Böse nicht wolle; es liege in der Beschränkung der Natur, es fließe indirect aus dem Begriff der Welt und werde von Gott zugelassen, damit ein größeres Gutes erreicht werde. Shaftesbury, Rousseau u. A. vertheidigen diesen Optimismus, daß Alles für das Ganze gut ist, obgleich sie im einzelnen Falle in ihrer Beweisführung in Lächerlichkeiten verfielen, welche Voltaire mit scharfem Witz in seinem „Candide" aufgedeckt. Hegel dagegen feiert in der Rechtsphilosophie sowol die Vernünftigkeit des Wirklichen, als er auch in seiner „Philosophie der Geschichte" den Fortschritt des menschlichen Geistes zum Bewußtsein der Freiheit anerkannte und die List der Vernunft pries, welche sich der Leidenschaften der Menschen zur Erreichung ihrer Zwecke bediene. Die ganze Philosophie Hegel's ist eine große Theodicee, welche den Sieg des Guten und die Allgegenwart des Vernünftigen preist, freilich nicht in starren Organisationen und fixen Begriffen, sondern im beständigen Flusse der Entwickelung. Im Hegel'schen System, nicht im Aeschylos und Hiob, am wenigsten in den Ueberlieferungen des christlichen Glaubens liegen die Gedankenhebel des Jordan'schen „Demiurgos". In letzter Instanz ist aber der Beweis des Optimismus doch nur für die Gläubigen vorhanden; das quod erat demonstrandum leuchtet nur Denjenigen ein, welche von Hause aus dieselbe Anschauung theilen. Einem pessimistischen Philosophen wie Arthur Schopenhauer gegenüber wird diese ganze Beweisführung ohnmächtig bleiben. Wer den Optimismus eine ruchlose Gesinnung nennt, wer das Ding an sich, das Absolute, in dem blindwaltenden Willen findet, der sich die Intelligenz nur als eine Fackel für seine Pfade zur Beleuchtung der höhern complicirten Organismen ansteckt, den zu bekehren wird alle christlich-philosophische Beredtsamkeit des „Demiurgos" nicht hinreichen, der aber wol in den Kreis seiner geistigen Richtungen diesen principiellen Pessimismus, welcher seiner Tendenz am schroffsten gegenübersteht, mit hätte aufnehmen sollen. Wir haben es in der That in der ganzen Dichtung mit lauter Optimisten zu thun; der schroffste Geist der Verneinung, der das Princip leugnet, fehlt gänzlich.

Erweist sich der Optimismus mithin als eine Glaubenssache, so geht Jordan noch einen Schritt weiter, indem er auch die Form des Glaubens für ihn in Anspruch nimmt. Er deutet mehrfach an, daß nur ein neues Glaubensbild unser Volk verjüngen könne; er will im Vereine mit seiner elysischen Muse dem Bildersturme der Gegenwart wehren; die Vision des „unsaglich schönen Paars" im Kerker scheint das neue Gottesbild anzudeuten. Wir bekennen aufrichtig, aus dieser Partie des Werks, aus dem mystischen Geschwebel des dritten Theils nicht recht klug geworden zu sein, und müssen die künftigen Commentare des Werks abwarten, um zu erfahren, ob Jordan die praktische Tendenz hat, einen religiösen Cultus des Demiurgos zu begründen und den Doppelstern des Guten und Bösen zur Verehrung für die Gläubigen an das Firmament der neuen Religion zu versetzen.

Wir haben schon aus der Darlegung des Inhalts unserer Dichtung gesehen, wie Jordan die Grundidee zu gestalten sucht. Lucifer, der Demiurgos, gestaltet die neuentstandene formlose Erde; von Agathodämon sagt er etwas mystisch:

> Du hältst fortan von diesem Stern
> Dich selbst und deine Liebe fern,
> Denn was davon ich brauchen kann,
> Enthält er schon von Anfang an.

Agathodämon überläßt Lucifer diese gestaltende Thätigkeit, obgleich er nicht begreift, wie der Geist der Verneinung schaffen kann. Er will, wenn er selbst Lucifer's Werk gelungen preisen muß, ihm ein Götterjahr dienen; im entgegengesetzten Falle soll Lucifer ihm gehorchen. Die Dichtung schildert nun Agathodämon's Menschwerdung und des guten Geistes Erdenwallen. Er findet natürlich überall die Schranken des bösen Lucifer, nirgends Harmonie und Vollendung. So in der Natur, in der Liebe, im Kampfe für die Freiheit und das Menschenthum, im großen nationalen Streben. Im geistigen

Herverkehren dieser Schranken triumphirt nicht nur Lucifer, sondern auch Wilhelm Jordan, der die Schale eines souveränen Hohns über alle Bestrebungen der Zeit ausgießt, und aus der Vogelperspective der Aeonen herab auf das idealistische Gewimmel und Getümmel des 19. Jahrhunderts einen mitleidigen Blick wirft. In der That entrollen diese Partien des Werks ein mit grellen Farben und Schatten ausgemaltes Zeitpanorama, das durch die meisterhafte Handhabung der sarkastischen Form und die poetisch-schlagende Bezeichnung der einzelnen Richtungen und Standpunkte auch für die Zukunft Werth und Interesse haben wird. Heinrich-Agathodämon, überall von irdischen Schranken zurückgestoßen, will sich mehrmals das Leben nehmen. Einmal aber fährt er im souveränen Zorn über Lucifer, der sich plötzlich in seinen Vasallen zu verwandeln scheint, im wahren Sinne des Worts aus der Haut, nimmt die Herrschaft auf Erden in Anspruch und schafft nun ein schattenloses Utopien, das Nirgendheim, in welchem es die Bewohner vor lauter Glück nicht aushalten können. Das ist vortrefflich; ebenso die paradiesische Strebenslosigkeit, in welche Heinrich dann versinkt und die ihm bald als unhaltbar erscheinen muß.

Soweit ist die Composition des Ganzen geistvoll und dem Grundgedanken angemessen. Mit der „Göttlichen Komödie", so reich sie an poetischen Schönheiten ist und so meisterhaft Jordan die Form handhabt und meißelt, wissen wir wenigstens in Bezug auf Agathodämon nichts anzufangen. Es soll ihm die rechte Art, das rechte Maß gelehrt werden. Uns werden große Weltdichtungen vorgeführt, welche sich mit der Frage über das Verhältniß des Bösen und Guten beschäftigen: der „Prometheus", der „Hiob", der „Faust". Das Christenthum selbst wird mit einer stark orthodoxen Wendung ausgeschlossen.

Heinrich.

Ihr zeigt mir nicht, was gottgeschah
Auf Golgatha?

Chor der Unsterblichen.

Wer Das versucht, allein und ganz,
Erzeugt nur gold'ne Kälber.
Man malt die Welt im Sonnenglanz,
Doch nie die Sonne selber.

So wenig das „Paradies" des Dante seiner „Hölle" an Werth gleichkommt, indem dort Alles in Glanz und Klang und Glorie verschwebt, so wenig erreicht der dritte Theil des „Demiurgos" die beiden frühern, indem gerade Lucifer, der verneinende und gestaltende Geist („Omnis determinatio est negatio", sagt Spinoza) hier nur die Rolle eines Zeichendeuters übernimmt, und die Versöhnung mit der Erde und dem Leben in visionären und märchenhaften Accorden ausklingt. Offenbar beeinträchtigt hier an vielen Stellen der Theolog den gestaltenden Dichter, und da wir es hier mit keinem naiven, sondern mit einem außerordentlich kunstvoll zurechtgemachten Glauben zu thun haben, so wird die theologische Wendung oft zur leeren Phrase und das Glaubensbild verschwimmt in höchst phantastischen Umrissen. Ueberhaupt macht an einzelnen Stellen der überschwängliche Mysticismus einen komischen Eindruck; denn man merkt die Absichtlichkeit, mit welcher der jüngere Goethe, der Faustinpoet, seinen Commentatoren einige taube Nüsse zum Aufknacken vorwirft.

Was nun die gestaltende Kraft des Dichters betrifft, so wehrt seine erhabene Muse selbst den Einwand ab, als wolle sie alltägliche Gestalten schaffen. Sie beruft sich auf die Gedankenpoesie aller Zeiten, sie will nur die „reine Form der Urgestalt" liefern und nicht die schlechte Handgreiflichkeit der modernen Tagespoeten. Wir wollen gern der Form eines „Mysteriums" Rechnung tragen, welche alle gesonderten Dichtungsgattungen in die mystische Einheit der Urpoesie versenkt, Lyrisches, Episches und Dramatisches in eine allerhöchste Welt- und Gottpoesie auflöst; aber deshalb dürfen wir weder auf dichterische Gestaltung noch auf dichterische Erfindung verzichten. Jordan's „Demiurgos" ist nun Metaphysik mit lebenden Bildern; seine Muse bewegt sich nur in Reflexionen und Schilderungen, deren Ausdehnung durch drei Theile bei größter Vorzüglichkeit im Einzelnen ermüden muß. Dies ist keineswegs durch den Stoff bedingt. Die dichterische Urkraft muß in Himmel und Erde gestalten, und ihren Gestalten nicht nur den Lebensodem, sondern auch die vollkommene Consequenz und individuelle Sicherheit verleihen, ohne welche wir kein dauerndes Interesse an ihnen nehmen können. Es sind und bleiben dramatis personae, von denen wir vollkommene Klarheit der Erscheinung und Bestimmtheit der von ihnen verfolgten Zwecke verlangen. Das mag bei metaphysischen Gestalten schwieriger sein, ist aber deshalb nicht minder nothwendig. Je klarer, greifbarer, consequenter sie auftreten, mit einem Worte, je weniger allegorisch, desto größer ist die Meisterschaft des Poeten. Hierin läßt Jordan viel vermissen. Die Doppelmasken taugen nichts. Lucifer, der sich auf einmal in den elegisch-klagenden gefallenen Engel mit seiner seufzenden unausgegohrenen Lyrik verwandelt, fällt ganz aus dem Stil heraus, in welchem wir den Geist der Verneinung als dramatische Person zu vernehmen gewohnt sind. Die Doppelmaske des Agathodämon-Heinrich wird ebenfalls am Schlusse unklar. Das Verhältniß Lucifer's und Agathodämon's ist keineswegs durch die Schlußdithyrambe aufgehellt; denn wozu in aller Welt wurde Agathodämon mitbestraft? Ebenso wenig ist das Verhältniß beider Geister zu Gott, zu Christus u. s. w. durch die einzelnen Andeutungen in volles Licht gesetzt, sondern absichtlich mystisch verschleiert. Auch über die Beziehungen des dienstbaren Geistes Mephistopheles zu Lucifer waltet keine zweifellos bezeichnende Klarheit. Wir sehen, das überirdische Personal der Dichtung ist in seinen meistens vom Dichter selbstgeschaffenen Beziehungen nicht mit hinreichender Gestaltungskraft in sichern Umrissen dargestellt. Aber auch den Erdenbewohnern fehlt es vollkommen an individueller Klarheit, auch bei ihnen löst sich die Gestalt oft in einen allegorischen Fischschwanz auf. Diese hellenische Helene, die am Anfang wenig-

stens in bestimmten Zügen vor uns hintritt, wenngleich sie von Haus aus das Griechenthum symbolisirt, wird nach ihrer Bekehrungsgeschichte als bestimmte Gestalt völlig unklar, explodirt mehrmals als visionäres Gas, und muß mit großer Mühe der Phantasie, welcher vom Dichter überhaupt viel zu viel zugemuthet wird, wieder in die menschliche Form zurückgerufen werden. Ebenso wenig kann man über den hellenischen Fürsten ins Klare kommen, der später nach einem Präservativmittel gegen revolutionären Drang sucht, und sich gegen einen „Glauben ohne Sünden" erklärt. Alle diese Gestalten haben gar keine menschlichen Handhaben der Charakteristik, sie flößen auch nicht auf einen Augenblick ein menschlich-warmes Interesse ein; es sind nur Organe des Dichters, Repräsentanten irgend einer Gedankenrichtung, tendenziöse oder metaphysische Trompeten. Die genrebildlichen Figuren, der Bauer und sein Sohn, und die am meisten dramatisch geschlossene Gruppe des Werks, der Tischlermeister Hobelmann und seine Familie, scheinen auf den ersten Blick mit realistisch-derben Zügen ausgeführt zu sein; dennoch ist auch bei ihnen das individuelle Gepräge nur schwach; es sind Stände und Zustände, die unter gewissen modernen Gedankenreflexen erscheinen, es sind Charaktertypen, keine Charaktere. Mit einem Worte, die Charakteristik und Gestaltung ist in diesem Mysterium nur metaphysisch; alle Gestalten im Himmel und auf Erden *sind nur, was sie bedeuten*; alle Erscheinung, alle Begebenheit, alle Handlung hat nur eine über sich selbst hinausweisende Bedeutung und artet oft in eine verschwommene Allegorik aus. Man kann den „Demiurgos" nur mit dem zweiten Theile von Goethe's „Faust" vergleichen, denn zum bestimmten dramatischen und tragischen Interesse des ersten bringt er es nirgends.

Ob aber ein solches „Mysterium" sich nothwendig in ein reinspeculatives Drama verwandeln muß, in welchem die ganze Welt nur Coulisse und Decoration ist; ob sich die Dialektik der Ideen nur in strengdialektischer Weise, in der Form eines himmlischen Disputatoriums, das einzelne Menschen- und Lebensbilder nur wie Beweisstücke aufgreift, vorzeigt und wieder fallen läßt, ausspinnen muß; ob diese ganze dreibändige theologische Doctorpromotion des Lucifer, dem nur hin und wieder aus der Corona der Menschenwelt opponirt wird, durchaus nur Grau in Grau malen und die Einförmigkeit der Reflexion nur durch einige prachtvolle visionäre Schaustücke und die bengalische Beleuchtung glänzender Naturbilder unterbrechen muß: das möchten wir umsomehr bezweifeln, als das „Mysterium", selbst nach Jordan's Anlage, zu einer ganz andern Behandlung Gelegenheit bot, indem die vollkommene Menschwerdung Agathodämon's ihn in dramatische Verwickelungen führen konnte, aus denen in objectiver Thatsächlichkeit der Beweis von der Herrlichkeit und lebenzeugenden Macht des Negativen hervorgeleuchtet hätte. Wir müssen vom Dichter, auch wenn er die höchsten Gedanken behandelt, immer die concrete Gestaltung der Idee verlangen, und von der dramatischen Form, wenn sie sich über das Dialogische erheben soll, mindestens einen Mittelpunkt des Interesses. Jordan hat es vorgezogen, den Helden selbst mehr zum Zuschauer kaleidoskopischer Bilder zu machen, in deren zusammengeschüttelten Figurationen die Idee ihr eigenes Bild wieder begrüßt. Aehnlich ist der Goethe'sche „Faust" des zweiten Theils ganz an die Peripherie der Handlung gedrängt. Heinrich verliebt sich zwar in Helene, er betheiligt sich an einem Auflauf, er betheiligt sich am frankfurter Parlament; aber das sind Alles nur Begebenheiten, das ist keine ineinandergreifende Handlung, die das Herz zu erwärmen, die uns zu spannen vermöchte. Die überirdische Maschinerie mit ihren visionären Tröstungen und ihren elysischen Rectificationstragödien läßt kein menschliches, überhaupt kein bestimmtes Interesse am Fortgang der Handlung aufkommen; der Dichter selbst unterbricht ihn mit fortwährenden Interpellationen; und was Gestalt gewinnend sich lossondern will, wird immer wieder in einen mystischen Urgrund versenkt. Wie klar tritt der Mephistopheles im ersten Theil des „Faust" vor uns hin; wie unklar bleibt uns der Jordan'sche Lucifer! Nach seinem ersten Auftreten als Doctor Lucas nimmt er gar keine bestimmte persönliche Erscheinung mehr an! Er ist zu schemenhaft gehalten, nur der bildlose Advocat seines Princips, zu sehr „reine Urgestalt", wie der Dichter die Gestaltlosigkeit entschuldigen will. Der Poet, der einen Bildercultus mit neuen Phantasietypen einzuführen wünscht, vergißt darüber die Menschwerdung seiner eigenen Gestalten.

Wenn wir trotz aller dieser wesentlichen Ausstellungen den Jordan'schen „Demiurgos" dennoch für eine der bedeutendsten Schöpfungen der Neuzeit erklären, so müssen seine Vorzüge nach der andern Seite hin mächtig ins Gewicht fallen. Und so verhält es sich in der That. Die strengmetaphysische Form ohne alle Plastik, die Berechtigung der Reflexion und der Schilderung einmal zugegeben, ist der „Demiurgos" in Wahrheit ein Hohes Lied des Geistes, mit einer Fülle der erhabensten Schönheiten, der tiefsten und schlagendsten Gedanken ausgestattet, die sich auf jeder Seite drängen. Die Jordan'sche Kernnatur mit ihrer lithauischen Erdschwere gibt allen seinen Gedanken eine originelle Wucht. Dennoch ist die Grazie der Form so groß, ihr Fluß so gleichmäßig, daß das schwerbefrachtete Gedankenschiff niemals umschlägt. Allerdings geht der eigenthümliche Hauch Goethe'scher Poesie, besonders die Art und Weise der mephistophelischen Sarkasmen, antönend durch das Ganze hindurch. Der Dichter sagt selbst:

> Ich frage, wann gediehen
> Je Formen fort, die *Einer* sich erdacht?
> Hat Goethe selbst die seine nicht entliehen
> Und seinen Faust dem Hiob nachgemacht?
> Den alten Weg, den Meisterbau, zu fliehen,
> Das wird mit Recht als Eigensucht verlacht,
> *Und heute dichtend Goethe's Weise meiden*
> *Heißt Athemluft sich erst aus Erde scheiden.*

Dies ist zwar allzu schroff und einseitig ausgesprochen; Goethe's Dichtweise ist keineswegs die Lebensluft,

in der unsere moderne Literatur athmen muß, ohne die sie nicht aufblühen könnte; sie hat in Lyrik und Drama ganz andere, und keineswegs unberechtigte Tonarten angeschlagen. Daß die Dichter neuer „Faustiaden" in Goethe'sche Anklänge und Nachklänge hineingerathen, ist freilich nicht zu verwundern; doch hat die Jordan'sche Poesie eine eigenthümliche Kraft, und was er der Schablone des „Faust" nachgearbeitet, gereicht seiner Dichtung nicht gerade zum Vortheil. So wenig Jordan die Idee in dramatischer Handlung zu gestalten vermochte, so sehr gelang es ihm, im poetischen Ausdrucke alles Abstracte zu vermeiden und ihm bei aller Schärfe der Bezeichnung wahrhaft dichterische Klarheit zu geben. Die Macht und Tiefe der Gedanken zwang den Dichter, oft dictatorisch und sprachschöpferisch in kühnen, aber stets gemäßen Neubildungen und Wortfügungen aufzutreten. Nirgends finden wir ihn in ausgetretenen sprachlichen Gleisen; alle Wendungen zeugen von einem originellen Genius. Nur hin und wieder stört eine gewisse Herbheit und Schroffheit des Denkens, die bald in Paradoxen gipfelt, bald sich in Cynismen niederschlägt. Die Zote ist die nothwendige Reaction gegen die sublime Selbstgenügsamkeit des Denkens und darf daher auch in dieser Symphonie des Gedankens nicht fehlen. Indeß scheinen uns gerade die Zoten zu sehr dem Goethe'schen Mephistopheles nachgeklecst.

Hervorzuheben ist vor allem die Pracht und Lieblichkeit der Naturschilderungen, jene Bilder des „Kosmos", die der Dichter mit einer kundigen, in allen Einzelheiten exacten Hand vor uns entrollt. So z. B. die Schilderung der vom Demiurgos gestalteten Erde:

Noch liegen tief in Schlaf versunken
Ringsum die Fluren dämmergrau,
Und hier und dort als bleicher Funken
Glimmt noch ein Stern im lichten Blau.

Des Meeres weiter Fläche gleicht
Das Land, verhüllt vom Nebelflor,
Und wie ein einsam Eiland steigt
Der Felsenkegel d'raus empor.

Der Blick des Einen scheint zu fragen:
Damit soll ich zufrieden sein?
Die Massen, die uns rings umragen,
Sind noch der alte Schlackenstein.

Doch immer glutenvoller glänzen
Die Rosen um des Tages Thor,
Die Schatten bannen sich in Grenzen,
Das Reich der Formen taucht hervor.

Nun steigt der Ball von Flammengold
Und flutet Licht ins Panorama,
Und majestätisch langsam rollt
Der Vorhang von dem Lebensdrama.

Der Nebelschleier reißt in Stücke
Und flattert, wogt und steigt und fällt,
Und vor dem überraschten Blicke
Erschließt sich eine Wunderwelt.

Wie Rauch entwälzt es sich dem Thale,
Verdampfend vor der Sonne Kuß,
Und silbern blitzt in ihrem Strahle
Am fernen Horizont der Fluß.

Im Kreise, der sich endlos ründet
Und den das Leben grün umspinnt,
Vom Zauberstab des Lichts entzündet,
Der Farben Schattenspiel beginnt.

Die Tannen an der Bergwand zittern,
Zur Daseinswollust aufgewacht,
Von Thau besät mit tausend Flittern,
Wie Diamanten auf Smaragd.

Die Gemse springt auf Schwindelpfaden
Und pfeift in frohem Lebensmuth;
Wie Jauchzen donnert der Kaskaden
In weißen Schaum zerstäubte Flut.

Die Blume dankt mit Opferdüften,
Daß wiederum die Nacht entfloh.
Der Adler wiegt in blauen Lüften
Die schlanken Flügel daseinsfroh.

Das würz'ge Gras der Alpenhänge
Vom glatten Rind geschoren wird;
Harmonisch in die Glockenklänge
Stimmt die Schalmei der junge Hirt.

Dort weitet sich der Strom verendend
Zu einem dunkelgrünen See,
Die Felsenhörner spiegeln blendend
In seiner Flut den ew'gen Schnee.

Auf seines Uferrands Terrassen
Erbaute sich der Mensch sein Haus;
Paläste bilden lange Gassen,
Und Münster streben hoch hinaus.

Die Dächer glüh'n im Morgenrothe
Hier lachend neu, dort altersgrau,
Und senkrecht wirbeln tausend Schlote
Den Rauch empor ins reine Blau.

Ein Dampfer, der die schwarze Feder
Des Qualmes stolz zur Seite trägt,
Die schaumumblitzten Flossenräder
Energisch durch die Fluten schlägt.

Sie seh'n im Thal von ihrem Sitze
Das Moosblatt auf dem Hüttendach,
Das Grillchen auf des Halmes Spitze,
Das Glitzern im Forellenbach.

Die Spitzmaus wagt ihr feines Köpfchen
Hervor aus ihrem kleinen Bau,
Und schlürft vom Wegeblatt ein Tröpfchen
Vom unvermischten Morgenthau.

Es thun sich über kleinen Schläfern
Des Blumenkelchs Gardinen auf,
Ein Schwarm von goldiggrünen Käfern
Umnascht den Staub vom Samenknauf.

Vortrefflich stimmt zur Matutine,
Die fern vom Dom zum Sabbath mahnt,
Das Blumenglockenlied der Biene,
Die nichts von Feiertagen ahnt.

Auf jedem Fußbreit Erde schüren
Die Strahlen tausend Wesen wach;
Es ist ein Regen und ein Rühren
Allüberall unendlichfach.

Der Urzeit wüste Felsenburgen,
Mit dieser Gegenwart verknüpft,
Erfreu'n den Sinn des Demiurgen,
Daß ihm das Herz vor Wonne hüpft.

Ebenso vortrefflich ist die Schilderung des Savannenbrandes und Erdbebens, die Agathodämon entwirft,

die Schilderung der badenden Helene und ihrer Umgebung, die Rede des Astronomen Alexander, in welcher Schilderung und Gedanken zu ergreifender poetischer Macht verschmelzen, die Darstellung der Idylle und Luftfahrt am Anfange des dritten Theils. Von den mehr mystischen Partien des Werks scheint uns das eingeschobene kleine Mysterium im ersten Theile:

> Als Gott die Götter überwunden,
> Aus ihrem Heiligthum verbannt,
> In einem Tempel Aphroditens
> Das Kreuz des Menschensohnes stand.

von der größten Schönheit und den hymnenartigen Ton am besten zu treffen. Die Vision im Kerker hat ebenfalls majestätische Klänge; der Prolog der Muse, die Chorgesänge der Unsterblichen auf der Wolkenbühne und die Neudichtungen des „Prometheus" und „Hiob" tragen den Stempel classischer Formgewandtheit und einschmeichelnder Vollendung. Als Proben der ernsten Gedankenpoesie können der Monolog Heinrich's und die Dithyrambe des Dichters im ersten Theile, die Dialoge zwischen Alexander und dem Fürsten und Agathodämon's Reden vor der Schöpfung des Nirgendheim und nach seiner Auflösung im zweiten Theile gelten.

Die Vorzüglichkeit der humoristischen Genrebilder, die schlagende Kraft in den Sarkasmen des Lucifer, die Meisterschaft, mit welcher der Dichter die einzelnen geistigen Richtungen und Persönlichkeiten sich selbst zeichnen läßt, haben wir schon bei der Inhaltsangabe der Dichtung gerühmt. Die Verse haben die freie Bewegung der Faustverse, erheben sich oft zu reimlosem hymnenartigem Aufschwunge oder tanzen leichtgeschürzt auf kurzen Füßen mit raschverschlungenen Reimen im Stile der Faust'schen Geisterchöre. Diese freie Bewegung des Rhythmus ist bei einer so umfangreichen Dichtung unentbehrlich.

Gegenüber dem Reimgeklingel der gedankenarmen modernen Anakreontiker, welche die ganze Poesie auf einige armselige Empfindungen beschränken möchten, verdient ein so großes und erhabenes Gedankenpoem, wie der Jordan'sche „Demiurgos", trotz aller gerechten Bedenken, die man gegen einen Theil der Composition und gegen den durchgängigen Mangel an Plastik und markiger Bestimmtheit der Charakteristik aussprechen darf, laute und bereitwillige Anerkennung. Die gesammte Tagespresse hat die Verpflichtung, solche hervorragende Erscheinungen in die Debatte zu ziehen und sie der Theilnahme des großen Publicums näherzubringen. Denn wie sollen die Dichter Muth fassen zu bedeutenden Leistungen, wenn nur die elegante Nipptischpoesie von der journalistischen Annoncenkritik empfohlen wird, während Schöpfungen von mächtiger Architektonik, allerdings nicht für flüchtigen Durchblick und phrasenhafte Besprechung geschaffen, unberücksichtigt bleiben? Mit den Spänen, die von der geistigen Hobelbank des „Demiurgos" fallen, können sich noch hundert Miniaturpoeten elegante lyrische Schifflein zurechtzimmern, auf denen sie glücklich in den Hafen kritischer Anerkennung einlaufen. Ohne die beiden Hauptfactoren, Geist und Bildung, gibt es heutzutage keine echte und bedeutende Poesie; beide finden sich, neben ursprünglichem Talente, in reichem Maße in Jordan's „Demiurgos".

Rudolf Gottschall.

Aus der Welt des Herzens. Roman von Oswald Tiedemann. Zwei Theile. Zwickau, Gebrüder Thost. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine geschmacklosere Verirrung der dichtenden Phantasie oder vielmehr des sich als Surrogat für sie einschmuggelnden raffinirenden Verstandes als dieser Roman ist mir seit lange nicht vorgekommen. Man höre. Der Held der Geschichte ist ein Schauspieler Geldern. Er wird uns von vornherein als ein von einem höchst tiefen, unaussprechlichen und unaustilgbaren Weh durchdrungener junger Mann producirt, den jenes Weh vermocht hat, seiner Stellung an der Bühne einer großen Stadt zu entsagen und sich in das Stillleben eines kleinen Badeorts zu flüchten. Dies Weh hat seinen Grund in einem entsetzlichen Erlebniß; worin aber dies Erlebniß bestanden, hüllt er in ein tiefes Geheimniß, das er selbst seinem vertrautesten Freunde nicht aufdeckt. Nur so viel erfährt man, daß es ihm von seiner frühern Geliebten widerfahren, daß er sich deshalb von ihr getrennt und daß dieselbe jetzt als eine der gefeiertsten Künstlerinnen am berliner Theater Furore macht. Dieses schreckliche Geheimniß ist es nun, was den eigentlichen Kern-, Angel- und Zielpunkt der ganzen Geschichte ausmacht und womit der Verfasser den Leser, wenn er so geduldig ist ihm zu folgen, von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch bis in die Mitte des zweiten Theils hinein ködert; es ist also nichts natürlicher, als daß man der Lösung des Räthsels mit ganz besonderer Spannung entgegensieht, daß man sich auf etwas ganz Außerordentliches, tief Ergreifendes, einem so gewaltigen Anlauf Entsprechendes gefaßt macht und — doch was ist das Ende vom Liede? Nun, etwas ganz Außerordentliches, Unerwartetes, wobei der Verstand, wenn er es liest, auf eine Weile stillsteht, ist es in der That, was man erfährt: denn das entsetzliche Ereigniß besteht in nichts Geringerm als darin, daß die Geliebte Geldern's aus Eifersucht die Schwägerin desselben so lange gekitzelt hat, daß dieselbe — wie wenigstens Geldern glaubt — infolge dieser Thatsache gestorben ist! Ich glaube, ich brauche dieser einfachen Mittheilung nichts weiter hinzuzufügen; denn sie genügt für einen gesunden Geschmack, um sich mit Ekel oder Hohnlachen von einer so verschrobenen, outrirten, jeder Schönheit baren und ledigen Erfindung abzuwenden, obschon sie in dieser trockenen Mittheilung bei weitem noch nicht so ekelerregend wirkt als in dem vom Autor ausgemalten Bilde.

Und ganz ebenso jeden ästhetischen und ethischen Halts ermangelnd sind auch die übrigen Elemente des Romans. So abgestorben für die Welt, so sittlich entrüstet über die Unsittlichkeit der Menschen und insbesondere der Weiber der edle Geldern auch geschildert wird, so hält ihn dies doch durchaus nicht ab, sich sogleich auf seinem ersten Gange im Badeorte Hallan in eine junge Dame zu verlieben, die als ein Musterbild echter Weiblichkeit hingestellt wird. Und dieses Musterbild echter Weiblichkeit kommt ihm denn auch ihrerseits, trotzdem daß sich hinterher herausstellt, daß sie bereits verlobte Braut ist, mit einer so naiven Hingebung entgegen und ihre Schwester, eine als sehr stolz und vornehm bezeichnete Geheimeräthin, leistet ihr dabei so viel Vorschub, daß man auf wer weiß was für Gedanken kommt, um sich ein so ungewöhnliches Benehmen zu erklären gegenüber einem Schauspieler, dessen Bekanntschaft man kaum erst gemacht hat; denn die von ihm in einem Concert declamirten Gedichte, die zuerst ihr Herz erobert haben sollen, sind wahrhaftig nicht geeignet, dem Phänomen das Verwunderliche zu nehmen. Allerdings besinnt sie sich hinterher eines Bessern und will dem ihr Anverlobten ihre Treue bewahren; der edle Geldern aber, statt dies zu billigen, ist hierüber gar sehr entrüstet, bietet Alles auf, sie zu einer Fortspinnung des pflicht-

widrigen Verhältnisses zu bewegen und läßt es sie gar hart empfinden, als sie diesem Ansinnen beharrlich Widerstand leistet. Indessen ist es doch auch mit seiner Liebe nicht allzu weit her; denn als seine frühere Geliebte Lucinde in Hallan erscheint, um den wild gewordenen davongelaufenen Bären wieder zu besänftigen und an die Kette zu legen, ziert er sich zwar ein wenig, läßt es sich doch aber bald gefallen, folgt ihr, in der Absicht, sich von ihrer Unschuld zu überzeugen, nach Berlin, und hier kommt denn auch durch Entlarvung eines für einen Grafen sich ausgebenden Schufts von der erbärmlichsten Sorte, dem die Rolle des Sündenbocks zugetheilt ist, und durch Anwendung von Mitteln, bei denen man es mit der Moral wieder nicht allzu genau nehmen darf, die zärtliche Aussöhnung und Verbindung der beiden Liebenden zustande, obschon Lucinde eigentlich nicht von der entsetzlichen That, sondern nur von den Folgen derselben freigesprochen erscheint.

Wahrhaft widerwärtige, obschon auf Komik berechnete Figuren sind auch die Nebenpersonen des Romans, ein gemeiner Schauspieler Wappner und eine noch gemeinere, auf Männerjagd ausgehende Madame Dorbäch, und als die einzige wenigstens erträgliche Erscheinung des Romans ist der Baron, Geldern's Freund, zu nennen. Ebenso unnatürlich, gemacht und gequält wie die Geschichte und die Charaktere der Erzählung ist mit Ausnahme weniger Stellen auch die stilistische Darstellung. Man sieht, der Verfasser will hierin etwas Besonderes leisten, er steift sich auf eine geistreich und tief sein sollende Seelenmalerei; aber Alles trägt das Gepräge der Gezwungenheit, als hätte er es mit Hebeln und Schrauben aus sich herauspressen müssen. Daß ihm unter solchen Umständen die Production wirkliche Freude macht, ist kaum zu glauben; daß er Andere damit beglücke, darf entschieden in Zweifel gezogen werden; wir glauben ihm daher keinen bessern Rath ertheilen zu können, als die Romanschreiberei Berufenern zu überlassen und sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu suchen. 17.

Kirchenfürsten des Mittelalters.

Es liegen uns folgende, die Lebensläufe berühmter Kirchenfürsten betreffende Werke vor, die jedoch zu speciellen Inhalts sind, um in diesen Blättern auf eine ausführlichere und eingehendere Besprechung Anspruch zu haben:

1. Ratherius von Verona und das 10. Jahrhundert von Albrecht Vogel. Zwei Theile. Jena, Mauke. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Wibald von Stablo und Korvei (1098—1158), Abt, Staatsmann und Gelehrter. Von J. Janssen. Münster, Coppenrath. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Der ermeländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius. Vorzüglich nach seinem kirchlichen und literarischen Wirken geschildert von A. Eichhorn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1854—55. Gr. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.

Rather, im Lüttichschen um das Jahr 890 geboren und 974 gestorben, nimmt als Staatsmann, Kirchenfürst und Gelehrter unter der Regierung Kaiser Otto's I. namentlich in den italienischen Angelegenheiten eine hervorragende Stelle ein. Sein Leben war sehr bewegt, denn die Kirchenfürsten der damaligen Zeit spielten immer auch eine politische, oft sogar eine kriegerische Rolle. Die Bevölkerung von Verona, dessen Bischof Rather war, empörte sich mehrmals gegen ihn und das eine mal nahm sie ihn sogar gefangen. Der Verfasser des über ihn handelnden Werks (Nr. 1), Privatdocent der Theologie in Jena, legt Rather eine hohe Bedeutung bei. Ein mal sei sein wechselvolles Schicksal mehrfach mit der Geschichte Deutschlands, Italiens und Lothringens verflochten gewesen und seine meist feindliche Berührung mit fast allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, besonders mit dem Klerus, führe uns tief in die Zustände seiner Zeit ein. Sodann habe sich Rather durch eine große, im 10. Jahrhundert seltene literarische Fruchtbarkeit ausgezeichnet, da man von 56 selbständigen literarischen Erzeugnissen desselben wisse. So sei denn Rather durch seine Schriften, Handlungen und Leiden bereits zu einer der Persönlichkeiten geworden, in welchen man die Signatur der Zeit zu erkennen und aufzuweisen gewohnt sei, und er verdiene einen Platz neben den leuchtendsten Erscheinungen, welche in der Kirche des 10. Jahrhunderts auftreten, neben einem Odo von Cluny, einem Ulrich von Augsburg, einem Dunstan von Canterbury, einem Bruno von Köln, einem Atto von Vercelli, vielleicht sogar neben einem Adelbert von Prag und einem Nilus. Der erste Theil enthält die Geschichte Rather's und seiner Zeit, der zweite handelt von den Quellen zur Geschichte Rather's.

Wibald, Abt von Stablo und Korvei, dessen Geschichte in der Schrift Nr. 2 behandelt ist, zeichnete sich ebenfalls als Staatsmann und durch sein reiches Leben aus, nahm an den staatsmännischen Geschäften unter mehren deutschen Kaisern Theil und war namentlich auch bei der Wahl Konrad's III. und Friedrich's I. thätig. Im Jahre 1136 war er unter Lothar III. sogar Admiral der kaiserlichen Flotte auf dem Feldzuge in Italien. Später vollführte er mehre diplomatische Sendungen, so im Jahre 1146, 1147 und 1151 an den Papst und 1155 und 1158 an den Hof des griechischen Kaisers. Im Jahre 1147 nahm er an dem Wendenkreuzzuge und 1154 im Gefolge Friedrich's I. am Feldzuge in Italien theil.

Die Schrift Nr. 3, deren Verfasser Domcapitular zu Frauenburg in Ermeland ist, behandelt das Leben des ermeländischen Bischofs und Cardinals Stanislaus Hosius, der im Jahre 1504 zu Krakau geboren wurde, jedoch von deutschen Aeltern abstammt. Er war mehrmals in Rom und als päpstlicher Legat auf dem Concil zu Trient. Er starb im Jahre 1579. Seine Schriften waren seiner Zeit sehr berühmt, erschienen noch während seines Lebens in 36 Auflagen und wurden in mehre Sprachen übersetzt. Gegen die neue Lehre Luther's zeigte er sich überaus fanatisch, nannte Luther Malefacius, im Gegensatz zum heiligen Bonifacius, Luther's Lehre den Satanismus und die Augsburgische Confession die Confusion. Ja, er billigte sogar die Todesstrafe gegen die Häretiker, weil die Häresie das größte Verbrechen sei. Sein jetziger, dem 19. Jahrhundert angehörender Biograph findet dies jedoch gar nicht befremdlich, „wenn man nur des Cardinals große Liebe zur Kirche in Betracht ziehen wolle". Obschon nun die Schriften Nr. 2 und 3, namentlich aber die letztere, gar sehr vom Standpunkte der strengkatholischen Kirchengeschichtschreibung verfaßt sind, wird man ihnen doch, wenn auch im geringern Grade als dem Vogel'schen Werke über Rather, ein großes Interesse nicht absprechen dürfen, da solche mit eingehendem gewissenhaftem Fleiße gearbeitete Specialbiographien von hervorragenden Kirchenfürsten, welcher Tendenz sie auch sein mögen, für die Kenntniß der Perioden, in die sie fallen, immer von beträchtlicher Wichtigkeit sind. Aus der Vorrede zu Nr. 3 theilen wir noch eine Notiz mit, die für Manche von Interesse sein möchte, daß nämlich ein historischer Verein im Entstehen ist, welcher sich die Aufgabe stellen will, die merkwürdigsten Ereignisse aus der Geschichte Ermelands dem Dunkel der Archive zu entreißen und von Zeit zu Zeit ans Tageslicht zu bringen. H. M.

Das goldene Grün bei Goethe und Schiller.

Wenn die Weisen und Schriftgelehrten die aufmerksame Jugend vor der Zusammenstellung unpassender Bilder in der Poesie warnen wollen, so führen sie gewöhnlich die zwei bekannten Beispiele aus Schiller und Goethe an, von der „gold'nen Zeit der jungen Liebe, die ewig grünen möge", und von dem „Grün an des Lebens gold'nem Baum", als schauerliche Mahnung, wie selbst Heroen straucheln können, wenn sie nicht hübsch aufmerksam und fleißig sind. Alle Jahre wenigstens ein oder zwei mal sieht man irgend einen der höhern Kritik beflissenen, literarhistorischen oder ästhetischen Schullehrer sich an besagten beiden Leckerbissen delectiren, und zuletzt wurden sie

richtig wieder aufgetischt in einer für dies ganze Genre charakteristischen kleinen Mahlzeit: „Aesthetische Studien“, von F. Th. Bratranek. „In der That“, sagt er in seinen „Betrachtungen über die lyrische Poesie“, „kann der dichterischen Halbheit nichts leichter als ein solcher süßlicher Schwulst gelingen. Schon die gewöhnliche Sprechweise kann dazu verführen, nicht Zusammengehöriges in Einem Bilde zusammenzustellen; wie es denn selbst wirklichen Genien begegnet ist, daß sie (wie Schiller im «Lied von der Glocke») von einer «gold'nen Zeit», die «ewig grünen» möge, oder (wie Goethe im «Faust») von dem Grün des goldenen Lebensbaums sprechen, was freilich zu jenen Verstößen gehört, die von Horaz auch an Homer entschuldigt werden“ u. s. w. Horaz hat aber hier gar nichts zu entschuldigen, und zum Schrecken aller Trivialen sei hier das noch Trivialere gethan und feierlich erklärt: jene beiden verrufenen Stellen seien nichts weniger als Verstöße, sondern ganz in der Ordnung sich befindende, ebenso ausdrucksvolle als ansprechende poetische Bilder! Ich weiß nicht, ob dies von irgend einem oder mehren Vernünftigen schon ein mal ausgesprochen worden ist; da aber die vermeintlichen Sünder immer aufs neue wieder angeklagt werden, so mag auch die Vertheidigung noch ein mal stattfinden; vielleicht trägt sie dazu bei, den zwei Unglücksstellen endlich zu ihrer Würdigung wie zu ihrer Ruhe zu verhelfen.

Allerdings hat die „gewöhnliche Sprechweise“, wie Bratranek sich ausdrückt, nämlich die uralte Volkssprache der Deutschen, unsere beiden unsterblichen Dichterlinge verleitet, grün und golden zusammenzustellen, unerhörterweise in Einem Bilde! Sie haben es gethan in Erwägung, daß wenn der wackere deutsche Sprachgeist z. B. von einem goldenen Liebchen spreche, er damit durchaus nicht ein gelbes Liebchen „andeuten“ wolle, sondern ein kostbares, glänzendes, tugendsames, gediegenes, glückseligmachendes, goldwerthes Liebchen darunter verstanden wünsche; in Erwägung ferner, daß wenn dies goldene Liebchen seinen Liebhaber volksthümlicherweise einlade, sich zu nähern und an seiner grünen Seite zu sitzen, um zu kosen, damit nicht im mindesten gemeint sei, die eine Seite des guten Mädchens sei grün angestrichen, sondern ihre nahe Gegenwart sei frühlingsgrün, hoffnungsgrün, jugendfrisch, sommerlich freudig für den glücklichen Erwählten; in Erwägung schließlich, daß ein goldenes, d. h. köstliches Liebchen und seine frohe, gleichsam wie ein grüner Baum selig überschattende Nähe gar wohl etwa in Einem Vers unterzubringen oder „anzudeuten“ wären, wie: „Gold'nes Lieb, an deiner grünen Seite.“

Eigentlich hat nur Schiller so erwägt, indem er die Verwegenheit hatte, zwei in der deutschen Sprache seit Urzeiten fix und fertig vorhandene blühende Ausdrücke, denjenigen von einer goldenen Zeit und den vom immer grünenden, immer jungen Gegenwärtigen, kurz vom Immergrün zusammenzubinden, d. h. ein zusammengesetztes Bild zu fabriciren. Dabei kommt freilich der Uebelstand vor, daß die Farben Gold und Grün in unserer Vorstellung durcheinanderschimmern und -wirthschaften, was ordentlichen, gesetzten und bescheidenen Leuten unangenehm sein mag. Hätte Schiller noch von einer immergrünenden Rosenzeit der jungen Liebe gesprochen, so hätte man doch wenigstens an die grünen Blätter der Rosen denken können, obgleich diese selbst, als die Hauptsache, auch eine rothgefärbte Vorstellung erwecken.

Goethe aber, der immer der Unverschämtere ist, hat geradezu die Verwegenheit gehabt, auch im sinnlichsten, augenscheinlichsten und trivialsten Sinne wahr zu sein, indem er das Leben erst mit einem goldenen Baume in obigem gediegenen und schätzbaren Sinne verglich und dann erst noch das Gleichniß eines Baums dahin ausbeutete, an einen grünen, von der Sonne durchstrahlten, vergoldeten Baum zu denken. Hat man noch nie von dem grünen, vom Sonnengold durchschienenen Laubdache einer Buche gehört? von dem grünlichen Goldfeuer der Waldeswipfel? oder einen grünen Goldkäfer, eine spanische Fliege u. s. w. gesehen? Und wie steht es mit dem rothen Golde der Nibelungen? Ich glaube kaum, daß Jemand prosaisch genug wäre, dasselbe auszustreichen und überall gelbes Gold hinzusetzen.

Ueberhaupt ist in beiden Stellen vom Grün die Rede, und zwar nicht vom Schweinfurtergrün, sondern vom Grün der Vegetation, als dem Symbole des Wachsens, Werdens, Seins. Mit der Vorstellung des vegetativen Grüns ist aber unzertrennlich diejenige der Sonne verbunden, welche als Gold zu denken ziemlich gang und gäbe ist. Pflanze und Sonne, Grün und Gold leben und weben durcheinander, und dies Durcheinander ist es, was in den beiden fraglichen Stellen geradezu den sinnlichen beabsichtigten Reiz hervorbringt; denn man malt nicht nur direct, sondern auch indirect, und ist vorzüglich bei der Malerei, welche durch das Gehör gesehen werden muß, darauf angewiesen. Die Sache ist nun die, daß merkwürdigerweise dies Zusammenkoppeln von zwei Farben gerade nur in diesem Falle, wo die eine durch Gold ausgedrückt wird, möglich war, weil einerseits das Gold einen sonstigen allgemeinen Sinn hat und es andererseits seiner metallischen Natur nach geeignet ist, mit allen andern Farben, um deren erhöhten Glanz oder ein gewisses Schimmern auszudrücken, verbunden werden kann, wie man denn auch in Wirklichkeit über Vergoldungen durchscheinende Farbenlagen anbringt. Von Goethe kann man versichert sein, daß er sehr wohl wußte, was er that, als er jenen Vers schrieb, und wenn Bratranek hinzusetzt, der „Verstoß“ reihe sich füglich an andere, z. B. metrische Fehler, wo Goethe einen Versfuß zu viel machte, so ist dies, fast hätte ich gesagt — eine ungeheuere Dummheit. Im Punkte der Färberei muß er Goethe nicht kommen. *)

24.

Mezzofanti.

Die „Edinburgh review“ brachte im ersten Jahresheft einen Artikel über den Cardinal Mezzofanti, mit Benutzung der folgenden drei Schriften: „Esquisse historique sur le cardinal Mezzofanti. Par *A. Manavit*“ (Paris 1853); „On the extraordinary powers of Cardinal Mezzofanti as a linguist. By *Thomas Watts*“ (London 1852); „Catalogo della libreria dell' Eminentissimo Cardinal Giuseppe Mezzofanti“ (Rom 1851). Es ist bekannt, daß die englischen Reviewers sehr gründlich schreiben, und man kann annehmen, daß nicht leicht irgend ein Besucher Mezzofanti's, welcher jemals über sein Zusammentreffen mit ihm etwas in die Oeffentlichkeit gelangen ließ, in diesem Artikel der „Edinburgh review“ übergangen worden ist. Was Stewart Rose, der Mezzofanti im Jahre 1817 besuchte, als dieser erst 37 Jahre alt war, in seinen „Letters from the North of Italy“, was Byron, Baron von Zach in der „Correspondance astronomique“ (Februar 1820), Lady Morgan, Blume in seinem „Iter Italicum“, der Däne Molbech, Friedrich Jacobs in seinen „Vermischten Schriften“, Fleck in seiner „Wissenschaftlichen Reise“, Mrs. Paget, eine geborene Siebenbürgerin, in einem ungarisch geschriebenen Reisejournal, Guido Görres im Jahre 1846 in den münchener „Historisch-politischen Blättern“, der anonyme (russische) Verfasser der Schrift „Remskiya Pisma“, Miß Mitford in ihren „Recollections of a literary life“ über ihn, in welcher Sprache es auch sei, mitgetheilt haben, wird von dem Reviewer mit einer Gewissenhaftigkeit citirt oder benutzt, die ihres Gleichen sucht. Wie vieler Sprachen und Dialekte Mezzofanti eigentlich mächtig war, weiß man nicht, er wußte es vielleicht selbst nicht recht; es scheinen zwischen 40—50, wenn nicht mehr gewesen zu sein. Einem Russen, welcher ihn fragte, in wieviel Sprachen er sich ausdrücken könne, sandte er den Namen Gottes, mit eigener Hand geschrieben, in 56 Sprachen zu. Manavit gibt ein Verzeichniß der von Mezzofanti gesprochenen Dialekte und Sprachen, wonach deren Zahl 58 betragen

---

*) Soviel wir wissen, ist „goldener Baum“ ein der alchemistischen Terminologie entlehnter Ausdruck, wodurch sich Goethe's Bild noch mehr rechtfertigen würde. D. Red.



hätte; ja in der „Civiltà cattolica“ ist die Zahl dieser Sprachen auf 78 angegeben. Die vielen Sprachen des östreichischen Kaiserstaats lernte er zumeist von östreichischen Soldaten auf ihren Durchzügen durch Bologna; ja als er einmal hörte, daß sich unter einem eben angekommenen Regimente ein Zigeuner befände, ließ es ihm nicht eher Ruhe, bis er den Zigeuner entdeckt hatte, der ihn nun in der Sprache seines Landes unterrichten mußte. Baron von Zach war überrascht von der Reinheit, mit welcher Mezzofanti das Ungarische sprach, und auch das Dänische sprach er, wie Molbech bezeugt, zwar nicht so fließend wie das Deutsche und Englische, weil es ihm dazu an Uebung gefehlt hatte, aber vollkommen correct. Molbech erzählt, daß Mezzofanti für die deutsche Poesie eine große Vorliebe hatte und diese Liebe den vornehmen Damen in Bologna mitzutheilen wußte, „sodaß Goethe und Schiller, die den Römern kaum dem Namen nach bekannt sind, in Bologna im Original gelesen werden und daß ihre Werke in den Leihbibliotheken zu haben sind“. Das Deutsche sprach er etwas weich und lispelnd, wie etwa gebildete Hamburger, und er hatte ein so feines Ohr für den oft wenig bemerkbaren Unterschied zwischen nahe verwandten Dialekten, daß er, ohne je über die Grenzen des Kirchenstaats hinausgekommen zu sein, im Stande war, den Hamburger von dem benachbarten Hannoveraner an der Aussprache zu unterscheiden. Das Welsche (Kymrische) lernte er in wenigen Wochen aus der Grammatik; doch scheint er, wie dies wol auch begreiflich ist, in solchen Sprachen, die er blos aus Büchern gelernt hatte, keine Conversation haben führen zu können. Der Reviewer führt als Beweis von der Schnellkraft seines Geistes und dem Vocabelreichthum, der ihm sowol im Deutschen als im Englischen zugebote stand, folgende Anekdote an, welche dem Reviewer von einem der dabei Anwesenden mitgetheilt wurde: An einem heißen Sommertage gingen zwei Engländer, von denen der eine jetzt einen ausgezeichneten, der andere einen der ersten Plätze in der englischen Literatur einnimmt, mit Mezzofanti spazieren und unterhielten sich dabei in deutscher Sprache. Einem der Engländer versagte im Laufe des Gesprächs der deutsche Ausdruck für „sweltering day“, und er wandte sich an seinen Gefährten mit der Frage, wie der deutsche Ausdruck dafür sei. Ehe dieser sich besonnen hatte und ohne allen auch nur augenblicklichen Verzug fiel Mezzofanti ein: „Schwülig.“ (Freilich sagen wir im gebildeten Deutsch „schwül“, nicht „schwülig“; doch ist dies vielleicht ein Versehen des Reviewers oder Dessen, der ihm die Anekdote erzählt hat.)

H. M.

Notizen.

Politischer Weltspiegel.

Zu Anfang des vorigen Saeculums erschien ein Büchlein des Titels: „Politischer Welt-Spiegel, oder neu vermehrter politischer Nach-Tisch, darinnen alle Reiche und Staaten der ganzen Welt curieux und gründlich in Fragen und Antworten vorgestellet werden. Nebst einem Anhange von aller Kayser, Könige, Päbste, Churfürsten, Fürsten und der vornehmsten Herzoge in der Welt Leben und Thaten, herausgegeben und bis auf gegenwärtige Zeit continuiret x. x. Dreßden und Leipzig, bey Gottfr. Lescher 1716.“ Es ist dies ein in Fragen und Antworten abgetheiltes Hand- und Hülfsbuch für Zeitungsleser und eine Art Guide diplomatique für die „politische Jugend“, der, wie man aus der Vorrede ersieht, schon frühere Auflagen erlebte. Indem wir das Büchlein durchblättern, finden wir manche wohlgemeinte und im Sinne der damaligen Zeit verständige Bemerkung. Manches klingt jedoch überaus naiv und ergötzlich. So z. B. S. 320, wo auf die Frage: „Welches sind doch wohl die Qualitäten der Engelländer?“ folgende Charakteristik zu lesen ist:

„Es ist diese Nation gemeiniglich bey wohl disponirtem und zu den Exercitiis fähigem Leibe; gestalt sie auch fast zu allen Künsten und Verrichtungen geschickt ist. Sonst aber sind die Engelländer sehr leckerhaftig und lieben die Debauchen, ingleichen den Kleider-Pracht. Wenn sie zum Kriege gewehnt worden, geben sie gute Soldaten ab; an der Beständigkeit im Felde hat es manchmal fehlen wollen, sonderlich wenn es bey langwieriger Arbeit nicht viel zu essen giebet.“

„Es ist diese Nation etwas unruhig, und wider ihren König leicht aufzubringen. Wegen der temperirten Lufft sind die Engelländer, vornehmlich das Frauenzimmer, schön von Angesicht, wohl gewachsen, und insgemein brauner Augen und Haare; vor dem Tode fürchten sie sich nicht sehr; verbergen ihr Gemüthe gerne, und vertrauen sich niemand, als ihren besten Freunden, daher sie sich nicht so bald zu vertraulicher Freundschafft bewegen lassen, welche aber hernachmahls desto beständiger ist. Die Freyheit lieben sie sehr, und haben einen sonderbaren Abscheu vor denen Frantzosen. Mit denen Ausländern gehen sie etwas verächtlich um; die Eltern sind allzu gütig gegen ihre Kinder, und die Männer zu geduldig gegen ihre Frauen, daher pflegen die Italiäner zu sagen: Wenn eine Brücke über den Canal von Engelland wäre, so würden alle Weiber in Europa hinüberlauffen. Weil nun das Weibs-Volk in grosser Freyheit lebet, und sich dahero gemeiniglich in die Wollüste vertiefet, so saget man im Sprichwort: Engelland sey der Weiber Paradieß.“

Von den Russen heißt es (S. 563): „Die Moscoviten sind zur Sclaverey gebohren, und thun nichts freywillig, sondern müssen stets mit den ärgsten und grausamsten Schlägen darzu getrieben werden. Das Laster des Geitzes und der Trunkenheit ist bey ihnen sehr gemein, und versauffen etliche gar das Hemde vom Leibe, daß sie alsdenn nackend nach Hause gehen müssen....“

Das erste Capitel handelt wie billig von „Teutschland und dem Römischen Reiche“ und die erste Frage lautet (S. 71): „Warum wird Teutschland allen Europäischen Ländern vorgezogen?“ Worauf die Antwort gegeben wird: „Es geschiehet solches vornehmlich aus folgenden Ursachen; das Land darinnen ist vortreflich fruchtbar, und giebet nicht nur denen Teutschen sattsamen Unterhalt, sondern lässet auch vor die Ausländer ein grosses übrig..... Die Einwohner sind tapffer, künstlich, gelehrt. Es sind in Teutschland mehr Künste erfunden worden, als in andern Ländern, z. E. die Buchdruckerey, des Pulver ꝛc. Es ist darinne die reine Lehre durch den seeligen Lutherum wieder hervorgebracht. Es ist das mächtigste Reich, wenn es sich seiner Macht nur recht bedienete. Es hat das gröste Haupt unter denen Christlichen Potentaten, nemlich den Römischen Kayser. Es hat so vornehme und mächtige Stände, als kein Land in Europa, dergleichen die Chur- und andern Fürsten sind, daher man auch zu sagen pfleget: Der König in Spanien herrsche über Pferde; der König in Frankreich über Esel; der König in Engelland über Teuffel; der Römische Kayser aber über Edelleute (oder gar über Könige).“

48.

F. H. Hegewisch und der Schwarze Tod.

Auf den ersten Blick gewiß eine sonderbare Zusammenstellung, die sich aber aus dem Titel folgender Schrift erklärt: „Denkschrift zur Jubelfeier des funfzigjährigen Doctorats des königlich dänischen Staatsrath und herzoglich oldenburgischen Leibarztes Franz Hermann Hegewisch. Begleitet von einigen Erinnerungsworten an den Schwarzen Tod in den Herzogthümern Schleswig und Holstein“, von C. C. Mahr (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1855). F. H. Hegewisch, Sohn des bekannten Geschichtsforschers Dietrich Hermann Hegewisch, ist unter dem Schriftstellernamen Franz Baltisch, unter welchem er z. B. im Jahre 1832 in Leipzig die Schrift „Die politische Freiheit“ herausgab, dem größern Publicum fast mehr bekannt als unter seinem bürgerlichen. Bemerkenswerth ist, daß gerade die Anatomie, die er unter Sömmerring studirte, in ihm am meisten die Ueberzeugung zur Reife brachte, „daß es zwei Bestandtheile des Menschen gebe, Leib und Seele,

daß zwei Principien in ihm wohnen, daß es ein Endliches und Unendliches, Geschöpfe und einen Schöpfer gebe". Die Malthus'schen Ansichten, die in der Hauptsache auf den Satz hinauslaufen, daß die Vermehrung der Bevölkerung alle 25 Jahre in der geometrischen Progression 1, 2, 4, 8, 16, die Production der Nahrungsmittel dagegen nur in der arithmetischen Progression 1, 2, 3, 4, 5 wachse, vertheidigte er in der unter dem Namen Franz Baltisch in Kiel 1846 erschienenen Schrift: „Eigenthum und Vielkinderei." Seinen vielen philanthropischen, meist anonym in Archenholz', dann in Bran's „Minerva", in den sogenannten „Kieler Blättern" und in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Aufsätzen lag immer die Maxime zugrunde: „We live to improve, or else we live invain." Für die Verbesserung der Stadt Kiel in sanitätischer Hinsicht hat Hegewisch viel gethan, auch hat er niemals einen Thaler Gehalt aus der Universitätskasse empfangen, noch je von den Studirenden ein Honorar verlangt oder angenommen. Dankenswerth sind die von dem Verfasser, praktischem Arzte in Altona, angehängten Notizen über den furchtbaren Schwarzen Tod, der von 1348 an mehre Jahre auch die Bevölkerung der Herzogthümer decimirte, und was gerade jetzt von Interesse sein wird zu erfahren, zuerst aus der Krim nach Sicilien und Marseille verschleppt worden sein soll. Ganze blühende Ortschaften, deren Stelle seitdem dichte Hölzung eingenommen hat, starben damals aus, und es verdient angeführt zu werden, daß sämmtliche Dörfer, welche die Herzogthümer gegenwärtig besitzen, schon vor dem Schwarzen Tod, außerdem aber noch ziemlich viele mehr vorhanden waren. Eine der Schrift beigegebene Abbildung stellt uns einen Pestarzt in seiner schauerlichen mittelalterlichen Tracht, mit seiner Wachsmaske und dem Specereien enthaltenden „Inspirationsschnabel" vor Augen.

Der Know-Nothingismus.

In Cincinnati ist leider ein blutiger Conflict zwischen den Deutschen und den eingeborenen Amerikanern entbrannt. Unter diesen Umständen sollte es uns doppelt leid thun, wenn Jemand aus unsern in Nr. 16 d. Bl. gemachten Bemerkungen über den Know-Nothingismus den Schluß ziehen wollte, daß wir uns irgendwie zum Advocaten dieser neuesten amerikanischen Bewegung aufgeworfen hätten. Der Nativismus in dieser seiner übertriebensten Form ist uns ebenso zuwider wie er jedem Freunde der Humanität und Civilisation zuwider sein muß. Doch müssen wir auch heute noch wiederholen und nachdrücklich hervorheben, daß wir den Gang, den die deutsch-amerikanische Presse genommen, schon seit langer Zeit mit größter Besorgniß verfolgt und davon, wie von dem ebenso unvernünftigen, fanatisch papistischen Gebahren der irischen Presse in Nordamerika, nur die traurigsten Folgen erwartet haben. Nicht nur, daß viele, wenn nicht die meisten deutschen Blätter den rohesten Atheismus und Communismus fortdauernd zur Schau tragen — sie haben auch den maßlosen Ausbrüchen des Know-Nothingismus mit denselben Maßlosigkeiten geantwortet, Schmach gehäuft auf Alles, was amerikanisch heißt, den Charakter und die Bildung der Nordamerikaner im Allgemeinen, ohne Ausnahmen zu gestatten, aufs empörendste verunglimpft und das Gastrecht fortdauernd aufs schnödeste verletzt. Namentlich haben die deutschen Zeitungsschreiber in Cincinnati, der alte Wühler Heinzen voran, durch die schroffste Auffassung des Know-Nothingismus die Leidenschaften geschürt und beide Parteien aneinandergehetzt, und so ist denn der Hader auch zuerst in Cincinnati zum blutigen Ausbruch gekommen. Bei solchen Conflicten ist das Unrecht meist auf beiden Seiten.

Es ist ferner die Frage, ob man selbst von einem Lande wie Nordamerika verlangen darf, daß es sich gefallen lassen müsse, der Abzugskanal für die Unreinigkeiten aller übrigen Länder zu sein. Gegen die Einwanderung fleißiger solider Leute wird man in Nordamerika natürlich nichts haben, man wird sie vielmehr willkommenheißen; aber es hat Fälle gegeben, daß deutsche Gemeinden ihre Proletarier auf Gemeindekosten zwangsweise nach Amerika geschafft haben und sie mit unerklärlicher Unmenschlichkeit nackt und hülflos, von vornherein die Beute der hinlänglich überfüllten Armenhäuser, als Bettler an der amerikanischen Küste aussetzen ließen. Wenn sich die Nordamerikaner gegen solche gewaltsame Einschleppung von Bettlern, Tagedieben und vielleicht selbst Verbrechern zu sträuben anfangen, so haben die Deutschen (und das ist auch die Ansicht der Nordamerikaner) wahrlich am wenigsten das Recht, über ihre Unduldsamkeit Klage zu führen — sie, in deren Heimat bei Uebersiedelungen von Land zu Land, ja von Stadt zu Stadt die größten Plackereien oder Umständlichkeiten gesetzlich sind, ja selbst ein blos provisorischer Umzug von der Stadt aufs Land oder vom Land in die Stadt mit Erschwernissen mancherlei Art verbunden zu sein pflegt. Wenn die Nordamerikaner das Recht der Reciprocität in Anspruch nehmen und ganze Schiffsladungen ihrer Armenhausinsassen an der deutschen Küste landen wollten, was würden die Deutschen sagen? **H. M.**

Bibliographie.

Appell, J. W., Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Beck, F., Theophanie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Berlyn, G., Gedichte. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Berthold, G. A., Der sächsische Prinzenraub. Zur Erinnerung an den 7. und 8. Juli 1455. Dresden, Breyer. 8. 6 Ngr.

Bornemann's, W., humoristische Jagdgedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von C. Bornemann. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Brugsch, H., Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. Vorlesung gehalten am 10. März im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Dümmler. 16. 6 Ngr.

Girard, H., Die norddeutsche Ebene insbesondere zwischen Elbe und Weichsel geologisch dargestellt. Nebst einer geologischen Karte der Gegend zwischen Magdeburg und Frankfurt a. d. O. und 2 Tafeln Profilen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Märcker, F. A., Demosthenes und Aeschines. Vortrag gehalten zu Berlin am 17. Febr. 1855. Mit 1 Kupfertafel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Mohl, R. v., Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt. 1ster Band. Erlangen, Enke. Lex.-8. 3 Thlr. 14 Ngr.

Putlitz, G. zu, Luana. Berlin, A. Duncker. 16. 24 Ngr.

Steinmann, K., Der Lahrer Proceß in Lahrer Mundart. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen. Nebst dem Freiheitsbriefe. Lahr, Geiger. Gr. 16. 6 Ngr.

Witte, K., Engadin. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 26. Febr. 1855. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Heusinger, C., Die Auswanderung. Ein Mahnwort für Alle die es angeht. Braunschweig, G. M. Meyer jun. 8. 10 Ngr.

Weber, L., Sehet euch vor vor den falschen Propheten! Predigt am Sonntage Quasimodogeniti 1855 in der reformirten Kirche zu Stendal gehalten. Stendal, Franzen u. Grosse. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 21. —— 24. Mai 1855.

Populär-naturwissenschaftliche Schriften.

Müller; Klencke; Reimann; Wüstemann.

Die Studien- und Lesefrüchte auf dem großen Gebiete der Naturwissenschaften sind in unsern Tagen zu einer sehr beliebten belehrenden Unterhaltungslectüre geworden. Das Neueste, das Interessanteste wird gesammelt, verarbeitet, in Rahmen gefaßt und dem gebildeten großen Publicum in Form von anmuthigen Bildern vorgeführt. Wer wollte sich darüber nicht freuen! Spricht sich doch darin ein Geist der Zeit aus, der auf einem vernunftgetreuen durch und durch gesunden Bildungsbedürfniß ruht. In einem solchen Umgange mit der Natur und ihren Wissenschaften werden die Menschen selbst natürlich und praktisch, sie erkennen dadurch erst mit klarem Bewußtsein das richtige Verhältniß zu ihren Mitmenschen, zur Welt und deren Schöpfer. Man kann daher nichts sehnlicher wünschen, als daß die genialen Fachmänner der Naturkunde ihr Wissen immer noch mehr allgemein zugänglich zu machen suchen, damit dasselbe durch alle Sphären der Bildung hindurch zu einem Gemeingut des ganzen Menschengeschlechts werde. Die heutigen Zeichen der Zeit berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Alles legt Hand an, den Bau zu fördern. Selbst die Könige der Wissenschaften verschmähen es nicht, den ausbauenden Dienst der Kärrner mit zu verrichten und allseitig zu beleben. Und es stehen ihnen hierbei die rührigsten Kräfte zur Seite. Viele davon sorgen für die naturwissenschaftlichen Wohnungen aller Gewerbstände, Andere verlieren Staat und Kirche nicht aus dem Auge und noch Andere nehmen sich der Schule an. So stehen Alle in gegenseitiger Unterstützung auf ihrem Platze. Einigkeit regiert und erhält das Ganze. Möge es noch lange so bleiben!

Unsere heutige literarische Unterhaltung wird Zeugniß geben von der populären Thätigkeit auf dem überall schön bestellten Felde der Naturwissenschaften. Wir lenken die Aufmerksamkeit zuerst auf folgende Schrift:

1. Ansichten der Natur aus allen Reichen und Zonen. Eine Sammlung physisch-geographischer Specialschilderungen in ästhetischer Form und gemüthlicher Darstellung zu Lust und Lehre für Leser aller Stände, herausgegeben von Karl Müller. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart, Müller. 1855. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser ist eine belebende rührige Natur auf dem Gebiete der geographischen Naturgeschichte. Er arbeitet etwas rasch, aber mit einer Begeisterung und Hingebung, die bewundernswürdig ist und gern übersehen läßt, was dabei Flüchtiges mitunterlaufen sollte. Das vorliegende Werk schließt sich an die bekannten Leistungen von Vogel, Grube, Gude, gibt Aehnliches und ergänzt, wo jene noch unvollständig sind. Die physische und physikalische Erdkunde interessirt in unsern Tagen einen jeden denkfähigen Gebildeten. Das benutzt der Verfasser und er theilt mit, was er bei seinem Studium allgemein Belehrendes gefunden hat. Die hierbei zugrundeliegenden Werke sind meistens englische Reisebeschreibungen. Viel Selbständigkeit besitzt also die vorliegende Arbeit nicht; das ist aber auch nicht, was man von ihr erwarten kann. Sie ist eine gute Sammlung vortrefflichen Materials für die erdkundliche Naturwissenschaft. Und dies will sie auch nur sein, nicht mehr und nicht weniger.

Was den Titel betrifft, so verwahrt sich der Verfasser gegen jeden Schein der Anmaßung; er nennt Humboldt's ebenso benanntes Meisterwerk eine unerreichbare literarische That, zu der man nur in demuthsvoller Bewunderung emporschauen könne. Dem Verfasser fiel eben kein bezeichnender Titel für Das ein, was er mit seinen Schilderungen bieten wollte, nämlich „Ansichten der Natur von einem sinnigen Gesichtspunkte aus, in abgegrenztem Rahmen und in einer überschaulichen ästhetischen Form, welche anregende Unterhaltung mit positiver Belehrung verbinden sollte". Uns will es scheinen, als wenn es einer solchen Verwahrung kaum bedurft hätte. Der Verfasser ist schon längst als solcher gekannt, dem schriftstellerische Ueberhebung nicht eigen ist. Ohne-

hin hat auch Humboldt sich des genannten Titels nicht zuerst und allein bedient; schon Georg Forster, das geniale große Vorbild unsers gefeierten Nestors der Naturwissenschaften, machte davon Gebrauch und erweckte dadurch eine literarische Mode, wie wir sie jetzt in den schriftstellerischen „Bildern" haben und wahrscheinlich bald auch wieder gehabt haben werden. Der Name thut hier wenig zur Sache. Das Werk ist gut und verdient mit Beifall aufgenommen zu werden.

Der Inhalt des Buchs zerfällt in drei Hauptabschnitte, wovon der erste sich auf die Gebirgswelt bezieht, der zweite ein Gemälde der Zonen gibt und der dritte Mittheilungen aus der Welt der Gewässer bringt. Nach dieser Eintheilung könnte man leicht zu der Vermuthung kommen, als brächte das Buch Dasselbe, was die Bilder von Vogel, Grube, Gude u. A. schon lange in anmuthige Rahmen gefaßt haben; dies ist aber nicht der Fall und man wird sich sogleich davon überzeugen, sobald man nur tiefer eindringt. Schon der erste Abschnitt bespricht die Wunderwelt der Gletscher vom Standpunkte der Naturlehre aus, und so enthalten auch die andern Abschnitte bald mehr bald weniger eine der Physik der Erde angehörende Grundlage. Dabei sind nun allerdings die ethnographischen Beziehungen nicht unberührt geblieben, indeß bilden sie doch nicht die Hauptsache.

Die Schneeberge der Erde führt der Verfasser in übersichtlicher Kürze vor die bewundernden Augen seiner Leser. Nach diesem Eingange verweilt er dann mit besonderer Vorliebe bei den Gletschern, bespricht die verschiedenen Theorien von Saussure, Charpentier und Agassiz, und weist nach, wo dieselben unhaltbar sind. Der Verfasser sagt dann:

Forbes hat eine neue Theorie aufgestellt; er betrachtete einen Gletscher nicht als eine feste Eismasse, sondern als ein Gemisch von Eis und Wasser, das je nach seiner größern oder geringern Nässe oder Weichheit mehr oder weniger nachgiebig ist und ein unvollkommenes Fluidum oder eine zähe Masse bildet, welche durch den wechselseitigen Druck ihrer Theile an Gehängen von gewisser Neigung hinabgetrieben wird. Er vergleicht den Gletscher einem dicken Mörtel, oder dem Inhalte einer Theertone, der in einen geneigten Kanal ausgegossen wird.... Forbes hat sprechende Zeichen dieser Art der Bewegung an den Gletschern wahrgenommen. Sie bestehen aus Curven und Bogenlinien, welche quer über die Oberfläche des Gletschers hinlaufen und sich von einer Seite bis zur andern erstrecken. Die Convexität dieser Curven ist dem untern Ende der Abdachung zugekehrt. Solche Bogenlinien können sich nur bilden, wenn eine unvollkommen flüssige Masse einen sanften Abhang hinabgleitet.

Dieser Ansicht wird dann noch weiter das Wort geredet; indeß bleiben auch die möglichen Zweifel nicht unberührt. Die Theorie paßt für den Sommer, aber nicht für den Winter, und es geht aus Forbes' Beobachtungen hervor, daß das Fließen der Gletscher selbst in der kältesten Jahreszeit nicht aufhört, daß dasselbe im Winter nur sehr wenig langsamer ausfällt als im Sommer.

Den Lavinen wird in dem ersten Abschnitte dann auch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie werden eingetheilt in Sturzlavinen, gleitende Lavinen, schleichende Lavinen und Gletscherlavinen. Von den letztern meint der Verfasser, daß sie mehr im Sommer als zu andern Jahreszeiten aufträten und daß sie in der Regel keine Unglücksfälle anrichteten, weil sie meistens in den obersten unbewohnten Gebirgsgegenden vorkämen. Doch wird auch ein Beispiel entgegengesetzter Art mitgetheilt. Ein furchtbares Ereigniß dieser Art kam 1819 im Vispthale im Wallis vor, wo das Dorf Randa durch eine Gletscherlavine zerstörte wurde. Dieses Dorf stand nicht weit vom Fuße einer Gebirgsmasse, die von ihrer Basis an beinahe senkrecht zu einer Höhe von mehr als 9000 Fuß emporsteigt und einen Theil des sogenannten Weißhorns bildet, einer Schneekuppe, welche überall von hohen Gletschermassen umgeben ist. Einer dieser Gletscher hatte sich bis über den Rand des Abgrunds vorgeschoben, als sich auf ein mal ein ungeheueres Stück von ihm ablöste und mit furchtbarem Krachen in das Thal stürzte, wo es einen Flächenraum von 2400 Fuß Länge und 1000 Fuß Breite bis zu einer Höhe von 150 Fuß mit Eis, Geröll und Felsstücken bedeckte. Diese Masse fiel auf eine unbewohnte Strecke, aber das in ihrer Nähe liegende ebengenannte Dorf wurde durch den Luftdruck zerstört, welcher den Sturz der ungeheuern Masse begleitete. Die Gewalt des Stoßes, den dieser Druck verursachte, war so groß, daß sie Mühlsteine vom Boden aufhob und auf eine Anhöhe trug, welche mehre Klafter über der Stelle erhaben war, auf der sie gelegen hatten. Sie schleuderte Gebälke von Häusern auf eine Viertelstunde weit in den Wald und zertrümmerte einen massiv aus Steinen erbauten Kirchthurm. Solche Beispiele der furchtbaren Verheerung durch Lavinen werden mehre mitgetheilt. Sieht man schon hieraus eine große Lebensgefahr der Bergbewohner, so erkennt man sie noch deutlicher durch die Bergstürze, womit unmittelbar darauf der Verfasser seine Leser bekannt macht.

Doch wir verlassen jetzt die Gebirgswelt, um noch Platz zur Besprechung des Zonengemäldes zu behalten. Nach einer allgemeinen Darstellung der Ebenen und Wüsten der Erdoberfläche schildert das Werk speciell die Landes, die Wüste Sahara, die Pampas, die Llanos, die Prairien, die Urwälder Brasiliens, die Waldwüste am Amazonenstrom u. s. w. Hierüber besitzen wir allerdings schon eine große Reihe Sammlungen der interessantesten Schilderungen, indeß weiß das Buch dies Bekannte in eine so ansprechende Form zu bringen, daß man es sehr gern wieder liest. Wir richten, um dies nachzuweisen, die Aufmerksamkeit auf die Bewohner der Selva am Amazonenstrome. Der Verfasser nennt diese Gegend den Garten der Schöpfung und wundert sich, daß dieselbe fortwährend noch in den Händen der rohesten Menschenfresser geblieben ist.

Die Miranhas wohnen an den Ufern des Yapura, oberhalb der Wasserfälle von Cupati. Ihnen ist der Anbau des Bodens zwar nicht fremd, aber sie legen sich nicht stark darauf und bauen meistens nur Mandioca, Bananen und Anotto; die Bestellung der Felder liegt, wie jede härtere Arbeit, den Weibern ob, die eigentlich nur Sklavinnen sind; die Männer verbringen ihre Zeit mit Faullenzen, Essen, Trinken, Tanzen und

Schlafen. Manchmal gehen sie auf die Affenjagd oder auf den Fischfang. Beabsichtigt einer von ihnen einen Angriff auf einen Nachbarstamm, so findet er leicht einige Verbündete. Ihre Kleidung besteht nur in einem Stück Borke von der Rinde eines Baums um die Hüften; beide Geschlechter bemalen sich am ganzen Leibe. Männer und Weiber durchbohren sich die Nasenflügel und stecken kurze dicke Holzpflöcke in die Löcher, wodurch sich diese Theile so ausdehnen, daß sie dieselben bis an die Ohren zurücklegen können, was für eine besondere Schönheit gilt. In ihrer Nahrung sind sie nicht sonderlich wählerisch; sie genießen aber außer Kuchen aus Kassawamehl und einigen Bananen keine Kost aus dem Pflanzenreiche. Haben sie Affenfleisch oder Fische, so verzehren sie dieses; da dieses ihnen aber wegen ihrer Faulheit und ihres Mangels an Vorsicht oft fehlt, so verzehren sie auch Alligatoren, Schlangen, Kröten, Frösche, Ameisen, Raupen, Schmetterlinge u. dgl. Ihre Hütten bestehen nur aus etlichen in den Boden gesteckten Holzstücken, die, oben und an den Seiten mit Palmblättern gedeckt, ziemlich geräumig sind und mehren Familien zum Obdach dienen. Ihre wenigen Kochgeschirre sind von der rohesten Arbeit, und ihr übriges Geräth besteht nur aus Hängematten, welche von den Frauen geflochten werden.... Sie haben gar keinen Begriff von einem Gott, sondern wähnen ihr Geschick von der Laune eines bösen Dämons abhängig, dessen Gunst man sich weder durch gute noch durch böse Thaten noch überhaupt erwerben kann. Sie leben nur für den Augenblick und kümmern sich nicht um die Zukunft.... Das Leben hat für sie keinen Werth und selbst der Tod ist ihnen gleichgültig. Die Geschlechter sind nicht durch Liebe miteinander verbunden, der Mann nimmt sich ein Weib und verstößt es nach Belieben. Das Zusammenleben Beider ist gleich dem von Raubthieren. Der Mann sorgt nicht für seine Familie, solange er selbst befriedigt ist, und sieht in seinen Kindern nur eine Last, die er abzuschütteln sucht.... Diese Stämme haben keine Häuptlinge und folgen keinem Befehle außer im Kriege, wo sie sich Demjenigen unterordnen, der den Kriegsplan entworfen oder der durch seine Stärke sich auszeichnet.

So schildert der Verfasser die rohen Sitten dieser wilden Stämme sehr speciell. Die gegenwärtigen Ansiedelungen der Europäer am Amazonenstrome haben einigen Verkehr angeknüpft. Der begehrteste Handelsartikel ist Branntwein, wofür sie die von den Weibern geflochteten Hängematten und übrigen wenigen Kunstfertigkeiten hingeben. Auf ihren Raubzügen sind sie furchtbar versteckt und hinterlistig wie Jaguars. Der Verfasser erzählt:

Wenn sie nach vieltägigem Marsch sich der Ansiedelung eines feindlichen Stammes nähern, legen sie sich in Wälder und Gebüsch in Hinterhalt und fallen erst, wenn sie sehen, daß Niemand ihre Nähe ahnt, plötzlich über die arglosen Einwohner her, erschlagen Alle, die sich ihnen widersetzen, machen die Andern zu Gefangenen und nöthigen sie, die Waffen, Geräthe, Lebensmittel und andere Beute, die sie finden, in ihre Heimat zu tragen. Sind sie in ihre Niederlassung zurückgekehrt, so schwelgen sie in Essen und Trinken, in Tanz und Festlichkeiten. Früher verzehrten sie bei solchen Gelegenheiten ihre Kriegsgefangenen; seit sie aber dieselben vortheilhafter als Sklaven in die europäischen Ansiedelungen am Amazonenstrom verkaufen können, verzehren sie nur einzelne und vertauschen die übrigen lieber gegen Branntwein und andere Lebensbedürfnisse.

Der dritte Abschnitt bespricht die Wasserwelt, wobei man vorzugsweise dem Golfstrome eine sehr specielle Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die ganze Auffassungsweise ist von der in den heutigen Lehrbüchern der physischen Geographie allgemein für richtig angenommenen nicht verschieden, sie ist aber in eine anziehende, leicht verständliche Form gebracht.

Der Verfasser ist nicht abgeneigt, diesem ersten Bande seiner „Ansichten der Natur" noch einen zweiten nachfolgen zu lassen, sobald sich nur ein ermunternder Beifall dazu an den Tag legen sollte. Dieser zweite Band soll sich auf die Welt der Atmosphäre, der Vulkane und der Pole beziehen. Unsererseits haben wir es an dem ermunternden Beifall nicht fehlen lassen.

2. Die Schöpfungstage. Ein Naturgemälde von H. Klencke. Mit vier urweltlichen Landschaftsbildern und einem Profildurchschnitt der Erdrinde. Leipzig, Weber. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Buch nimmt eine sehr imponirende Miene an. Für Alle, die sich gern imponiren lassen, wird es sicher mit lautem Beifall aufgenommen werden. Wir sind nicht gerade geneigt, zu dieser Classe von Lesern gezählt zu werden. Die Natur des Verfassers ist schon seit Jahren viel zu üppig mit den häßlichen Wucherblumen bombastischer Redensarten überwachsen, sie entspricht unserer Liebe zur Einfachheit und Wahrheit nicht. Aber auch abgesehen von dieser in unsern Tagen vielgeübten Schriftstellermanier, wobei man keck, grob, verschmitzt, unwahr — überhaupt Alles, nur um des Himmelswillen nicht bescheiden sein darf, besitzt das Buch Etwas, was die Männer von Fach sehr dagegen einnehmen wird. Nämlich ihre erhabensten wissenschaftlichen Ideen, welche sie bei ihrem Vertiefen in die Phantasie über die Urgeschichte unserer Erde mit anspruchsloser Bescheidenheit als Hypothese aufzustellen gewagt haben, werden hier mit theatralischem Prunk an die Oeffentlichkeit gezogen und mit Pauken und Posaunen für unumstößliche Wahrheiten ausgerufen. Klencke ist ein Mann, der seine Phantasie nicht bändigen kann; davon zeugen alle seine vielen literarischen Früchte. Wenn nun ein solcher Kopf, dem die Wahrheit ohne Dichtung eine reine Unmöglichkeit ist, sich auf das Hypothesenfeld der Schöpfungsgeschichte der Welten wirft, so läßt sich denken, wie schwindelnd hoch Alles aufgefaßt und wie leichtfertig kühn alle Zweifel und Bedenklichkeiten beseitigt worden sind. Doch dürfen wir dem Verfasser darüber keinen Vorwurf machen. Er bleibt seiner schon längst gekannten Natur ganz getreu. Mehr kann man nicht verlangen. Sein Publicum wird auch in der vorliegenden literarischen Leistung sehr mit ihm zufrieden sein, und dies Publicum ist in der That gar kein kleines. Wir wollen das schöne Einvernehmen nicht stören.

Das Buch besteht aus elegant stilisirten Briefen, welche an Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin von S... gerichtet sind. Nach dem brieflichen Vorworte sind diese Mittheilungen über die großen Entwickelungsperioden unsers Erdbodens zuerst privatim in die Hand der Frau Fürstin gekommen, welche dieselben mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und dann von Hand zu Hand im Umkreise ihrer hohen Bekanntschaft gehen ließ, bis allgemein gewünscht wurde, daß das ganze Werk veröffentlicht auch einem großen Leserkreise nützlich werden möchte. Die

dem Buche beigelegten Zeichnungen sind nach „Unger's Composition entworfen", sie sind, wie überhaupt die ganze Ausstattung des Buchs, so ausgezeichnet, daß das Auge nicht anders als mit dem größten Wohlgefallen darauf ruhen kann. Dies Alles wird dem Werke zur besten Empfehlung dienen. Aber auch selbst der Inhalt entspricht diesem schönen Aeußern. Er ist durchweg fesselnd, weil er immer nur Das zur Sprache bringt, wofür sich jeder Gebildete und zugleich Denkfähige am lebhaftesten interessirt. Nur darf man keine gründliche Zurückführung auf Ursachen erwarten; wo diese nothwendig wird, springt der Verfasser in seiner Darstellungsweise ab und gibt schöne Redensarten. Darauf ließe sich nun erwidern, daß in einer durchaus populären Behandlung des Gegenstandes eigentlich nirgends eine wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit erwartet werden darf, und wir wären dadurch zum Schweigen gebracht, wenn wir mit unserm Ausspruche dies gemeint haben könnten. Bei einer populären Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände darf man sich nicht blos mit Blumenpflücken und Blumenschmücken begnügen, sondern man muß auch zeigen, wie die Blumen entstanden sind, wie sie auf dem Wege der Erfahrung und mit Hülfe des Verstandes von jedem Denkenden selbst gezogen werden können. Wir haben gerade bei dem vorliegenden Werke die weltberühmten Euler'schen „Briefe an eine deutsche Prinzessin" in Gedanken. Darin herrscht ein Ton, der jedem Gebildeten genügt. Solche Briefe liest der Mann der Wissenschaft mit demselben Interesse und demselben Nutzen, wie jede gebildete Dame. Doch wir haben ja nicht zeigen wollen, was Klencke's Schrift nicht ist, sondern was sie ist, und indem wir uns jeder weitern Beurtheilung enthalten und dem Verfasser allein das Wort geben, wird er sich und seine Arbeit bald in dem günstigsten Lichte zeigen. In seinem ersten Briefe sagt der Verfasser:

Als Sie auf einer Wanderung zwischen Saarbrück und Kreuznach eine kleine Steinkohle aufhoben und überrascht eine schwarzglänzende, strahliggestreifte Muschel darin entdeckten, sahen Sie mich mit ungläubiger Verwunderung an, da Sie zweifelhaft schienen, ob ich auf Ihre Frage in Scherz oder Ernst redete. Ich nannte jene kleine niedliche Muschel eine Terebratula und legte dieselbe in Ihre Hand mit den Worten zurück: „Dieser Ueberrest früherer Zeiten ist in den Steinkohlen ein nicht seltener Fund, aber diese Muschel erscheint uns durch ihr Alter als eine heilige, ehrwürdige Reliquie, denn sie mag über hunderttausend Jahre alt sein." Hunderttausend Jahre! Wie wagt es der schwache Mensch, dies Geschöpf, das der unerbittlichen Zeit kaum 80—90 Jahre abzugewinnen vermag, über Hunderttausende zu bestimmen, die vor ihm, ja vor seinem ganzen Geschlechte waren, das doch, den Urkunden nach, etwa seit sechstausend Jahren den Erdboden bewohnt! Wie kann der Mensch das Alter der Trümmer erkennen, die einer Welt angehörten, welche vor aller menschlichen Zeitrechnung untergegangen ist? Aber noch mehr, wie darf der Sterbliche sich erkühnen, von Jahrtausenden zu reden, wo die Heilige Schrift von einer Woche berichtet.... Es ist mein Wunsch, Sie mittels dieser Briefe in jene Zeiten und Räume einzuführen, mit Hülfe der Phantasie die um uns zerstreut liegenden Trümmer und Reste der Vergangenheit wieder nach dem Plane, wie ihn die Schöpfungskraft verwirklichte und die Naturwissenschaft wieder entdeckte, aufzubauen, die Jahrtausende inmitten ihrer Scenen, Gestalten und Wandelungen zu durchleben und mit unsern geistigen Sinnen Augenzeuge der nach Jahrtausenden zählenden Schöpfungstage zu werden; denn der Mensch begreift Dasjenige am klarsten, was er entstehen sieht.

So ergreift er seine Leser und bringt sie in eine Spannung, als wenn er ihnen die Welt eines verwickelten Romans zu eröffnen hätte. Wir wollen ihm nun noch etwas weiter folgen und wählen dazu eine Stelle aus dem dritten Briefe, in der er sich zu beantworten bemüht, wie viele Jahrtausende wol dazu nöthig gewesen sein mögen, die mächtigen Lager der Steinkohlen zu bilden.

Lassen Sie mich diese Frage durch einen Vergleich beantworten. Ein französischer Naturforscher hat den Humusertrag, den zwei Hochwälder von Buchenbestand in 63 Jahren liefern, als mittlere Zahl seiner Berechnung gebraucht, und dabei das Resultat gewonnen, daß alle unsere Wälder der Gegenwart in 100 Jahren mit dem in ihnen enthaltenen Kohlenstoffe nur eine Steinkohlenschicht produciren können, welche auf jedem Raume von circa vier preußischen Meilen nur eine Dicke von sieben pariser Linien beträgt.

Damit ist der ganze Beweis geliefert, daß zur Bildung der Steinkohlenlager viele Jahrtausende gehört haben. Eine gründlichere Besprechung wird nicht für nöthig erachtet. Der Verfasser fährt fort:

Beurtheilen Sie nun, welche Zeiten die alten Steinkohlenwaldungen gedauert haben müssen, um die Masse Kohlenstoff zu liefern, welche sie zurückgelassen haben. Man hat es versucht, die Zeitdauer dieser Wälder aus ihrem Kohlengehalte zu bestimmen. Sie kennen die Steinkohlenlager bei Saarbrück, wo ja eine von Ihnen in einer Kohle gefundene Muschel, die ich als eine der ältesten Reliquien unserer Erde bezeichnete, die Veranlassung zu diesen Briefen wurde. Haben Sie wol berechnet (?), wie lange dort die Waldungen, welche einst auf jener, zwischen der Saar und Blies vorhanden gewesenen Grauwackeninsel gestanden haben müssen, dauerten und lebten? Sie erinnern sich, daß der Bergbeamte, welcher Sie führte, den Inhalt dieser Steinkohlenfläche auf 90½ Millionen Pfund anschlug, in welchem 72½ Millionen Pfund Kohlenstoff zugegen sind. Es ist ein ganz einfaches Rechenexempel, wodurch man zu der Annahme kommt, daß jene alte Insel beinahe an siebenhunderttausend Jahre lang ihren Urwald getragen haben muß.

Dies Rechenexempel soll Ihre Durchlaucht in höchst eigener Person berechnen; der Verfasser hält es wenigstens nicht der Mühe werth, sich selbst mit solchen Lappalien weiter zu befassen. Ihn treibt es, seiner Bewunderung freien Zügel zu lassen.

Welch eine unübersehbare Periode in der Schöpfungsgeschichte unserer Erde, eine Ewigkeit für unsere Vorstellung und doch nur ein Tag für den Schöpfer! Und nach den Ereignissen und Ueberresten späterer Epochen zu schließen, die gleichfalls ihre Zeit gefodert haben, muß die Zeit, die zwischen dem Untergange jener Steinkohlenwälder und heute an unserer Erde vorüberstrich, noch länger gedauert haben, als das damalige Waldleben selbst; — nach den Wahrscheinlichkeitsberechnungen mehrer Naturforscher, von denen ich nur G. Bischof anführe, trennt uns ein Zeitraum von neun Millionen Jahren von jenem Untergange der Riesenfarrn, Siegel- und Schuppenbäume. Sollte man nicht jedes Stückchen Steinkohle mit andächtiger Bewunderung betrachten?

So fliegt die Phantasie über alle Schwierigkeiten mit tänzelnder Leichtigkeit hinweg.

Am Schlusse spricht der Verfasser die beherzigen

werthe Wahrheit aus, daß die bloße Weltbeschreibung dem denkenden Menschen nicht genügen könne, sondern die Vorstellung des Werdens und Entstehens, ein klares Verständniß zwischen dem Sein und Werden der Dinge. Wir stimmen ganz mit ihm überein, nur möchten wir den kühnen Aufbau der Phantasieschöpfung, wie sie die vorliegenden zehn Briefe zur Darstellung bringen, nicht als Beweis der Bewahrheitung dieses vortrefflichen Satzes ansehen. Wie unendlich groß ist noch die Kluft unsers Wissens zwischen Dem, was unsere Erde ist und Dem, wie sie Das geworden ist, was sie ist. Wer mit dem leichtfertigen Spiegelbilde der Phantasieluftschlösser sich begnügen will, der baut sich leicht eine Brücke über jene Kluft, für den gibt es kaum eine wissenschaftliche Verantwortung der gesagten Worte. Doch nun zu einem andern Buche.

3. Das Naturleben des Vaterlandes. Von Ernst Julius Reimann. Mit einem Vorwort von Moritz Fürbringer. Berlin, Duncker und Humblot. 1854. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Vorwort des Herrn Schulraths Fürbringer, welches derselbe auf den besondern Wunsch des Verlegers dem Werke zur Empfehlung mitgibt, ist zugleich eine sehr günstige Beurtheilung der Arbeit. Der Herr Schulrath ist gewiß, daß durch die Veröffentlichung dieser vaterländischen Naturbilder den Freunden der bessern und edlern pädagogischen Bestrebungen unserer Tage überhaupt, namentlich aber allen Denjenigen, welche den bildenden Einfluß des naturkundlichen Unterrichts in unsern Volksschulen weder durch hochmüthiges Meistern der Werke und Geschöpfe Gottes, noch durch eine trockene und unfruchtbare Systematik, noch durch eine weichliche Sentimentalität verkümmert sehen wollen, ein wesentlicher Dienst geleistet worden ist. Diese wahren Freunde der deutschen Jugend, meint der Herr Schulrath, erhalten durch das vorliegende Werk ein Lesebuch für die Naturkunde, welches unserer vaterländischen Jugend eine edlere höhere Naturanschauung aufschließt und ihrem religiösen Sinn durch die ernsten, klaren und gehaltvollen Schilderungen eine kräftige Nahrung zuführt. Dieses und noch Anderes spricht der Herr Schulrath zum Lobe des Buchs offen und frei aus. Wir sind nun weit entfernt, daran zu denken, daß diese Worte nicht aus inniger Ueberzeugung gekommen wären, auch zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, daß der Herr Schulrath ein sehr vernünftiger Pädagog ist, der genau weiß, was der Schule unserer Tage am allermeisten noththut. Daran zweifeln wir nicht. Aber dennoch haben wir eine Bedenklichkeit, nämlich die, daß der Herr Schulrath auch genug Naturkundiger sei, um von der Richtigkeit alles Dessen überzeugt sein zu können, worüber das Buch belehrend spricht. Es thut uns leid, das aussprechen zu müssen. Das Buch ist ausgezeichnet, wenn man die Art der Behandlung und den Umfang und die Auswahl des Materials ins Auge faßt. Wer dasselbe zur Hand nimmt, das Vorwort liest und dann flüchtig durchblättert, der ist ganz dafür gewonnen. Es ist nicht zu umfangreich, bespricht gerade die Gegenstände der Naturwissenschaften, worüber Jeder Belehrung wünscht und Niemand unbelehrt bleiben sollte; es redet mit ruhiger, allgemein faßlicher Sprache und zeigt auch Wärme und verständige Begeisterung, wo die Werke der Natur den Schöpfer loben. So in rascher Uebersicht gefällt das Buch sehr und es wird auch gewiß vielfach sein Glück in Schule und Haus machen. Indeß genauer geprüft, kommt doch Vieles darin vor, das offenbar unrichtig, Vieles, das Niemandem klar werden kann, weil es dem Verfasser selbst nicht klar geworden ist. Das sollte in einem Buche, welches übrigens so herrlich dazu geeignet ist, ein sehr beliebtes Volksbuch zu werden, nicht vorkommen. Doch nun zu dem Inhalte der Schrift selbst.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, wovon der erste „Die Erscheinungen im Luftkreise", der zweite „Das Leben der Pflanzen und Thiere" bespricht. Dort eröffnet ein erdkundlicher Umblick in unserm deutschen Vaterlande das Feld der Naturkunde unserer Atmosphäre, hier bildet eine Betrachtung über Erde und Wasser die Grundlage zur Beschreibung des Naturlebens in unserm Vaterlande.

Die geographische Einleitung ist ganz, wie man sie nur wünschen kann. Was nun aber die Naturlehre unserer Atmosphäre betrifft, so läßt es sich nur beklagen, daß dieselbe nicht so sachkundig ausgefallen ist, wie man es billigerweise wünschen muß. Diese hätte von einem sachverständigen Gelehrten noch ein mal revidirt werden müssen. Der übrige Werth des Buchs läßt es recht sehr beklagen, daß diese Vorsicht versäumt worden ist. Wir wollen nur Einiges mittheilen, das unsern Ausspruch rechtfertigt. Auf S. 25 bespricht der Verfasser die atmosphärische Luft im Allgemeinen und sagt dann:

Nun denke ich, du wirst mir gern folgen, lieber Leser, wenn ich jetzt versuche, dir einige allgemeine Irrthümer über den Dampf, die du vielleicht noch theilst, zu widerlegen. Das, was man im gewöhnlichen Leben Wasserdampf nennt, ist nicht der Wasserdampf der Naturforscher. Was sichtbar wie Nebel oder Wolke aus heißem Wasser aufsteigt, nennen die Leute Dampf, weil das Unsichtbare, der wirkliche Dampf, für sie eben nicht da ist. Denken wir uns nun, es werde an einem Kessel mit siedendem Wasser das Ventil geöffnet. Das verflüchtigte Wasser strömt in die Höhe, und ein paar Zoll über dem Ventil sehen wir gar nichts, ja die Luft ist hier ungemein klar und durchsichtig; darüber aber bildet sich eine dichte Wolke, durch die man kaum die Sonne erblickt. Wo nichts ist, wo eben der Siededampf noch durchsichtig ist, da ist der Wasserdampf der Naturforscher; wo die Wolke sich bildet, da ist der Wasserdampf des gewöhnlichen Sprachgebrauchs oder der sogenannte Bläschendampf.

Wer so verworren über Dampf sprechen kann, hat es in der Erforschung der Natur der Dämpfe noch nicht weit gebracht. Auch ist es gar nicht wahr, daß die Naturforscher etwas Anderes unter Dampf verstehen als der gemeine Mann. Die Männer von Fach reden von sichtbarem und unsichtbarem Dampf, von Dampfsäulen, Dampfwolken; aber von Bläschendampf redet nur der Verfasser. „Wo nichts ist, da ist Dampf" — !? Ein wunderlicher Ausspruch; eine köstliche Aussicht auf Umformung des bekannten Sprichworts: „Wo nichts ist,

da hat der Kaiser sein Recht verloren." Auf S. 47 heißt es:

Auffallend ist die Erscheinung des sogenannten Grundeises, das sich besonders stark in den sibirischen Flüssen, aber auch in unsern bildet. Dieses Eis entsteht nicht an der Oberfläche, sondern auf dem Boden an Steinen, Holzspänen u. dgl., löst sich dann ab und kommt herauf; auch ist es nicht fest, sondern schwammig. Man hat zum Versuch einen Korb in den kalten Strom versenkt, als man ihn nach einiger Zeit heraufzog, war er mit schwammigem Eise bedeckt. Vielleicht ist diese Erscheinung dadurch zu erklären, daß das Wasser zuweilen unter dem Gefrierpunkte erkaltete, ohne fest zu werden, und dann erst bei der Berührung eines kalten Körpers erstarrte.

Das Grundeis ist ein Gebilde des Aberglaubens. Man sollte denken, daß davon kaum noch die Rede sein könnte, nachdem Arago die Sache so reiflich erwogen und gründlich widerlegt hat. Daß an den in einen kalten Strom hinabgelassenen Korb sich Eis ansetzt, spricht nicht für die Bildung des Grundeises, sondern blos dafür, daß der Korb vor dem Eintauchen schon mehre Grade unter Null abgekühlt gewesen sein muß. Hugi in Solothurn hat ähnliche Experimente gemacht, die auch nichts beweisen, was der Sache einigen Halt geben könnte. Der Verfasser scheint in diesem Theile viel ohne Selbstwissen aus allerlei Büchern gesammelt zu haben.

Haben wir nun ein paar Proben aus dem Theile des Buchs gegeben, welcher noch Manches zu wünschen übrigläßt, so ist es jetzt auch unsere Pflicht, die gute Seite des zweiten Theils sehen zu lassen, welcher sich auf eine sinnige Behandlung der Naturgeschichte unsers Vaterlandes bezieht. Hier scheint der Verfasser auf dem eigentlichen Boden seiner Heimat zu sein. Der Ton, in welchem er schreibt, erinnert oft an Wegener, Masius, Grube, Tschudi u. A.

Wie der Fuchs als ein Ausbund von List, so wird die Katze als Beispiel der Falschheit genannt. Indeß nicht ganz mit Recht. Man hat Katzen bei der Wiederkehr ihrer Herren oder solcher Personen, die sich vorzüglich um sie verdient gemacht haben, offenbare Freude an den Tag legen sehen. Man weiß auch, daß Katzen ihr Möglichstes thaten, das Eigenthum ihres Herrn ebenso zu schützen wie ein Hund. Die wichtigste Eigenschaft aber, durch welche die Katze für den Menschen Werth erhält, ist ihr Hang, lebende Thiere zu tödten. Zähmung vertilgt diesen Hang nicht, denn auch mancher wohlgenährte Mitinhaber unsers Stübchens vergißt nicht seine nächtlichen Streifzüge durch jeden Theil des Hauses zu machen, wo es etwa Mäuse gibt.... Zur Schilderung der Schlauheit, mit der die Katze ihre Beute erhascht, wird folgender kleine Zug genügen. Mit wachsamen Augen bemerkte eine Katze eine Maus, welche am Eingange ihres Lochs in Bewegung zu sein schien, sich aber nicht herauswagte, weil sie ihre Feindin erblickte. Die Katze, der die Furchtsamkeit der Maus alle Hoffnung raubte, verließ schnell ihren Posten und legte sich auf die Erde mit einer gleichgültigen Miene, den Rücken nach dem Loche der Maus hingekehrt. Durch diese anscheinende Ruhe getäuscht, wagte das Thierchen herauszusteigen und setzte sich zitternd in einige Entfernung von der Katze. Diese blieb unbeweglich. Dadurch bekam die Maus Muth, noch ein paar Schritte zu versuchen. Die Gleichgültigkeit der Katze dauerte fort. Nun war die Maus herzhaft genug, einen kleinen Lauf zu wagen. Augenblicklich sprang die Katze auf, aber nicht nach der Maus, sondern nach dem Loche, welches sie mit ihrer Pfote verstopfte, durch welche List sie sich ihrer Beute versicherte.

In ähnlicher Weise wird von allen uns nahestehenden Thieren ein charakteristisches Lebensbild entworfen. Auch den Pflanzen schenkt der Verfasser dieselbe gemüthvolle Beachtung. Die ganze lebende Natur wird hier in ihrem Frühlingserwachen, in ihrer Sommerlust, Herbstfürsorge und in ihrem Winterschlafe zur bildlichen Anschauung gebracht. Das Alles ist vortrefflich. Dazu paßt das Vorwort.

Den Beschluß des Buchs macht ein Blick in die Vorzeit. Die geschichtlichen Epochen unserer Erde bilden dabei die Hauptgrundlage, woran sich dann wieder das Thier, die Pflanze und der Mensch schließen. Der Verfasser sagt:

Die Menschen waren in der Vorzeit nicht merklich größer und kraftvoller. Die ägyptischen Mumien und Bildwerke zeigen uns, daß die Einwohner Aegyptens bei ihrer frühern Größe geblieben sind. Auch die alten Deutschen hatten keine besonders höhern Gestalten, als unsere Regimenter sie aufweisen; nur das Eine mag man zugeben, daß im noch unverfeinerten Zustande die Menschen mehr gleichmäßig, untereinander übereinstimmender sein mochten als jetzt. Es hat Völkerschaften gegeben und gibt deren noch, die sich durch Größe und schlanke Figur, oder umgekehrt durch Kürze und Stämmigkeit auszeichneten; die Germanen waren größer als die Hunnen; aber noch jetzt ist der Patagonier von höherer Gestalt als der Kosack oder Lappländer. Aus solchen Gegensätzen darf man keine voreiligen Schlüsse ziehen. Daß unsere Vorfahren bedeutend stärker gewesen seien, wird oft aus den alten Ritterrüstungen gefolgert, welche unsern Soldaten sehr beschwerlich sein würden. Aber sie waren schon damals sehr lästig, und wenn leichtes Kriegsvolk, wie dies in den Schweizerschlachten geschah, die Reihen der Ritter durchbrach, vermochten diese sich kaum zu vertheidigen. Die großen Schwerter, die man hier und da aufbewahrt, wurden oft, gleich den ungeheuern alten Humpen, mit beiden Händen geführt, oder dienten nur zum Prunk, um bei feierlichen Gelegenheiten vor dem Zuge getragen zu werden. Die wirklichen Schwerter dagegen, die man in alten Hünengräbern antrifft, zeigen uns, daß die Stärke der Menschen in vorigen Zeiten nicht größer war als in unsern Tagen. Ja, wir können getrost sagen: wir sind gesünder und werden im Allgemeinen älter als unsere Voreltern vor einigen Jahrhunderten.

Das Buch hat ganz den äußern Zuschnitt zu einem beliebten Volksbuche und erlebt gewiß bald eine neue Auflage, in der dann die mancherlei Schwächen der Naturlehre nicht mehr zu finden sein werden. Das Ausmerzen und Verbessern thut aber noth, wenn das Buch in der Hand der Jugend und des denkenden Volks nicht verkehrte Naturanschauungen und Aberglauben verbreiten soll. Der Verfasser scheint mehr in Naturgeschichte als Naturlehre sicher zu Hause zu sein; daher möchten wir ihm rathen, sich noch mit einem Sachverständigen in Verbindung zu setzen.

4. Unterhaltungen aus der Alten Welt für Garten und Blumenfreunde. Drei Vorträge, gehalten in den Versammlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus in Gotha von Ernst Friedrich Wüstemann. Gotha, Gläser. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Das ist ein vortreffliches Büchelchen. Das darf Niemand ungelesen lassen, der sich für Blumen und überhaupt für den Gartenbau interessirt. Man sieht daraus, wie genau die Alten die Schönheiten der Natur schon kannten und wie sie derselben durch sorgfältiges Be-

achten schon Manches abgelauscht hatten, was in unsern Tagen hohe Bewunderung erregen würde, wenn wir es noch wüßten.

Der Verfasser hat das Büchelchen „seinem geliebten Freunde Eduard Jacobi“ gewidmet. Die Dedication ist ein edles Bild der treuesten Freundesliebe mit liebenswürdigster Anspruchslosigkeit gepaart. Der Verfasser sagt:

Unter deinen Augen, durch dich veranlaßt, entstanden auch einige kleine Vorträge, die ich in unserm Gartenbauverein hielt. Mit großer Nachsicht sind sie in dem Kreise, für welchen sie zunächst bestimmt waren, gehört worden, ja mit einer Theilnahme, die mich über den wahren Werth derselben täuschen würde, falls ich nicht den Grund dieses Antheils in dem regen Interesse zu suchen hätte, den meine Zuhörer selbst dann für alles Wissenschaftliche hegen, wenn es auch nicht für einen Jeden von ihnen einen unmittelbaren praktischen Nutzen zu haben scheint. Nimm denn auch du diese Vorträge mit gleicher Nachsicht auf und lasse sie Zeugniß ablegen von der innigen Verbindung, die zwischen uns besteht, die für mich eine reiche Quelle der reinsten Lebensfreuden geworden ist und für welche meine Dankbarkeit gegen dich keines Zuwachses fähig ist.

Der erste Vortrag bringt Einiges über das Veredeln der Bäume bei den Alten. Nach diesem Vortrage unterliegt es keinem Zweifel, daß die Römer, auf deren Ueberlieferungen der Verfasser sich zunächst beschränkt, nicht nur das heutige Pfropfen, Copuliren und Oculiren kannten, sondern daß sie auch noch manche andere Arten der Kunst des Veredelns in Anwendung gebracht haben. Er schöpft aus der sogenannten Naturgeschichte des ältern Plinius.

Auf den Ahornbaum lassen sich nach der Versicherung der Alten alle Obstsorten veredeln und er nimmt diese Veredelung sehr leicht an; ebenso die Art Eiche, welche Robur genannt wird. Doch wird auf beiden der Geschmack der Früchte verdorben. Auch der Feigenbaum und der Granatapfelbaum lassen sich mit allen Arten von Früchten beimpfen. Manche Bäume werden sehr dadurch veredelt, daß sie mit ihren eigenen Reisern gepropft werden. So erzählt uns Plinius, daß ein römischer Ritter Corellius im neapolitanischen Felde einen Kastanienbaum mit seinem eigenen Reise gepropft und dadurch eine der besten Kastanienarten erzielt habe, die von ihm den Namen führte.

Zu Virgil's Zeiten war man nach des Verfassers Forschung schon dahin gekommen, daß man Nüsse auf den Erdbeerbaum (arbutus), Aepfel auf Ahorn und Kirschen auf Ulmen propfte. Plinius erzählt, er habe bei Tibur Tullia einen Baum gesehen, der mit allen Arten von Obst beschwert war. An einem Zweige fand man Nüsse, an einem andern Steinobst, hier sah man Trauben, dort Feigen, Granatäpfel und andere Sorten von Aepfeln; doch, setzt Plinius hinzu, der Baum wurde nicht alt.

Der zweite Vortrag bezieht sich auf die Papyrusstaude und auf die Fabrikation des Papiers bei den Alten. Das Papiergras gehört zu den Schilfpflanzen, hat einen dreieckigen Stengel von etwa Fingerdicke und besitzt ausgewachsen eine Höhe von sechs bis zehn Fuß. Aus ihm bereiteten die Alten ein höchst dauerhaftes Schreibmaterial.

Dicht unter der Rinde des Papyrusstammes liegen bastähnliche Häute bis zu 20 Lagen übereinander. Diese werden durch ein nadelartiges Instrument gelöst und abgewickelt, aber nicht in der ganzen Länge des Schaftes, sondern in kürzern Abschnitten, in Streifen von der Breite etwa eines Fingers. Die innersten Häutchen sind die feinsten und besten und gaben die Sorte Papier, welche in Aegypten wegen ihrer Verwendung zu den heiligen Schriften die hieratische genannt wurde.... Die Streifen oder Häutchen wurden, nachdem sie behutsam abgelöst waren, der Länge nach eines neben dem andern auf einer Tafel, die mit Nilwasser benetzt war, befestigt. Sodann wurden sie mit andern in die Quere durchflochten, sodaß eine Art Gewebe entstand, indem die nach der Länge gelegten Häutchen den Zetel, die andern querliegenden den Einschlag bildeten. Die so ausgebreiteten Häutchen oder Baststreifchen wurden zu wiederholten malen mit Nilwasser begossen, welches die Papierflächen, die man füglich Bogen nennen kann, wie Leimwasser fest miteinander verband und bleichte. Hierauf wurden dieselben gepreßt....

Die Zeit der Erfindung des Nilpapiers ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Soviel steht aber fest, daß Champollion guterhaltene Papierrollen entdeckt hat, welche in das 18. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung fallen. Das ist also schon ein Alter von viertehalbtausend Jahren. Schließlich bemerkt der Verfasser noch, daß der Gebrauch des ägyptischen Papiers, ungeachtet der Verbreitung des Pergaments, doch noch bis in das 9. Jahrhundert nach Christi Geburt und für officielle Urkunden sogar bis in das 11. Jahrhundert fortgedauert hat. Die ersten Spuren unsers Lumpenpapiers zeigen sich nach der Ansicht des Verfassers im 14. Jahrhundert. Auch berichtet derselbe, daß die Einrichtung der ersten Papiermühle zu Nürnberg 1390 ausgeführt wurde.

Der dritte Vortrag bespricht die Rose mit besonderer Rücksicht auf deren Cultur und Anwendung im Alterthume. Darüber haben schon sehr viele Sachverständige geforscht und mit Begeisterung geschrieben; aber unser Verfasser thut es doch Allen zuvor, wenn es darauf ankommt, sich mit ganzer Liebe in diesen Gegenstand zu vertiefen. Er scheint ein sehr warmer Rosenfreund zu sein und hält mit Goethe die Rose für die vollendetste Schönheit unserer deutschen Blumennatur. Mit behaglicher Gemüthlichkeit führt er seine Leser in seine Forschung hinein und weiß ihr Interesse ununterbrochen wach zu erhalten. Er unterbricht seinen Vortrag als guter Philologe allerdings sehr viel mit Citaten und Noten, indessen stört dies die Leser, welche wie gewöhnlich den Text vorher im Zusammenhange und nachher mit Rücksicht auf die Glossen lesen, durchaus nicht. Wir theilen nun auch von diesem Vortrage etwas mit, versteht sich ohne Noten.

Am meisten wurden die Rosen zu Kränzen verwendet. Mochten diese je nach dem verschiedenen Gebrauch oder nach der Jahreszeit aus verschiedenen Blumen zusammengesetzt sein, stets liebte man die Beigabe von Rosen; am gewöhnlichsten war die Verbindung von Veilchen, Myrten und Rosen. Nach der Meinung des Cäpio, der unter der Regierung des Kaisers Tiberius lebte, eignete sich die Centifolie, vermuthlich ihrer Größe und Schwere wegen, weniger zu Kränzen und sollte nur zum Schmuck an dem Ende derselben angebracht werden. Ein besonderes Raffinement des Luxus bei diesen Kränzen war es, daß nicht die Blumen ganz eingeflochten wurden, sondern die Blätter schuppenförmig übereinandergelegt, einen dicken Wulst

bildeten. Um den so eingereihten Blättern einen Halt zu geben, heftete man sie auf Lindenbast.

Die Römer, erzählt uns der Verfasser, hätten den Duft der Rose über Alles hochgeschätzt. Bei Gastgelagen hätten sich die Gäste nicht blos mit Rosenkränzen geschmückt, sondern auch der Fußboden des Zimmers und die Tafel sei mit Rosenblättern dick überstreut gewesen; sie hätten am Schlusse des Mahls sogar einen besondern Genuß darin gefunden die Blätter der Rosenkränze in den Wein zu thun und mit diesem zu verzehren. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Verfasser dem Plinius eine interessante Anekdote nach.

Antonius, welcher sich bekanntlich durch die Reize der Kleopatra hatte fesseln lassen, war zuletzt, da er sich zu dem entscheidenden Kampfe gegen Augustus rüstete, auch gegen die Geliebte mistrauisch geworden, und hatte es eingeführt, daß die Speisen und Getränke, die er in ihrer Gesellschaft genoß, von einem Diener vorher gekostet wurden. Von diesem Argwohn, welcher der Königin nicht verborgen bleiben konnte, wurde er auf folgende Art geheilt. Sie hatte vor einem Mahle die Blätter eines Kranzes, welchen sie auf ihr Haupt setzte, mit einem starken Gift bestreichen lassen. Als die Fröhlichkeit der Tischgenossen bei dem Genuß des Weins sich steigerte, schlug sie dem Antonius vor, daß sie auch die Kränze trinken wollten, das heißt, die Blätter in die Becher werfen und dann den Wein mit den Blättern trinken. Wer sollte da etwas Arges vermuthen. Sie warf die Rosen in die Becher, hielt aber gleich die Hand vor den Mund des Antonius, als er ihn an die Lippen brachte. „Ich bin es, lieber Antonius", rief sie, „die du so ängstlich fürchtest, daß du dir meine Speisen und meine Schalen kredenzen läßt; aber siehe, so wenig fehlt es mir an Gelegenheit, mich deiner zu entledigen, wenn ich ohne dich leben könnte." Sie ließ dann einen zum Tode verurtheilten Verbrecher herbeiführen und befahl ihm, aus dem Becher zu trinken, worauf er alsbald den Geist aufgab.

So ist der ganze Vortrag durchweg belehrend und unterhaltend.

Sollte es wahr sein, woran aber noch sehr zu zweifeln ist, daß die Humanisten der Gegenwart in den Anhängern der Naturwissenschaften ihre feindlichen Gegner erkennen und heftig bekämpfen, so hätten wir in dem vorliegenden Werke eine höchst liebenswürdige Ausnahme.

Heinrich Birnbaum.

Emil August von Schaden.

Erinnerungen an Emil August von Schaden. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Mit von Schaden's Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist schon an sich von großer Wichtigkeit, auf einen so eigenthümlich gearteten Philosophen wie August von Schaden hinzuweisen, aber noch um so wichtiger, als er noch lange nicht genug für den Weiterbau der Gesammtwissenschaft beachtet worden ist. Auch das treffliche Buch, welches ihm ein so würdiges Denkmal setzt, ist, wie es scheint, bis dahin von der deutschen Kritik übersehen worden. Deutschland ist immer noch so reich an originellen Naturen, daß man vor Reichthum manchen Einzelnen in die literarischen Jahrbücher einzutragen völlig vergißt; aber auch die Springflut des Mittelmäßigen, des Nichtsbedeutenden ist so unverschämt aufdringlich, der literarische Markt von Büchern so überschwemmt, daß auch aus dem Grunde bisweilen das Beste unerwähnt bleibt. Franzosen und Engländer sind gegenwärtig viel umsichtiger auf ihrer Warte, um sich keine der bedeutendern Erscheinungen entgehen zu lassen.

Wir wollen hier den Versuch machen, einzelne Züge, die Schaden eigen waren, zu einem kleinen Gesammtbilde zu vereinigen. Gerade die Mangelhaftigkeit dieses Bildes wird diejenigen Leser, welche sich noch Interesse für Philosophie bewahrt haben, anreizen, auf die hinterlassenen Schriften des leider so früh Dahingegangenen einzugehen, um eine vollständigere Anschauung von einem Manne zu empfangen, den man in unserer Zeit kaum noch für möglich halten sollte. August von Schaden legt wieder einmal den wohlthuenden Beweis ab, daß, wenn die einzelnen Perioden der Culturgeschichte auch einseitigen Richtungen huldigen, das Wesen der Menschheit in seiner Gesammtheit durch einzelne Erscheinungen immer auch noch vertreten wird. Dies geht so weit, daß hervorragende Gestalten der Jetztzeit an frühere uns gemahnen, die jedoch in den Jetzigen immer auch noch anders geartet wiederkehren. In Schaden's Bildungsgeschichte müssen der Dichter und der Denker lange miteinander gerungen haben. Endlich siegte der letztere. Wie Plato den Dichter aus seinem Staate verwies, so hatte Schaden den Muth, je klarer er sich wurde, aus dem Plane seiner Lebensverfassung, aus seinem eigentlichen Berufe den Dichter zu verbannen. Das dichterische Element, die Wärme der Auffassung, die Sinnigkeit der Beobachtung, die phantasievolle Darstellung verblieben ihm Zeit seines Lebens und gereichten ihm zu großem Vorzuge.

Der eben erwähnte Umstand nun hatte zur Folge, daß wir in unserer sehr materialistisch gearteten Gegenwart in Schaden einen der überlegensten Verfechter des Idealismus besitzen, ohne welchen auch kein wahrer Philosoph, ebenso wenig wie der Künstler oder Religiöse auszukommen vermögen. Dennoch drängte es unsern Denker aufs stärkste auch nach der realistischen Seite. Er wollte beiden gerecht werden. Er machte auch auf diesem Gebiete die gründlichsten Studien. Hier und dort aber begegnete ihm dieses. Wie sehr er sich die vor ihm Gewesenen mit pietätvoller Aneignung zum Vortheil gereichen ließ, wie freudig er die bereits erworbene Methode der speculativen Wissenschaft unterschrieb und in seiner Weise ausübte, überall gewahrte er noch unerschlossene Tiefen, von allen Seiten machten sich ihm neue Welträthsel geltend; die ideelle wie materielle Fülle auch nur einigermaßen zu bewältigen, mußte er sich für Geschichte und Natur nach einem ganz andern Standpunkt umsehen. Die rationellen Principien und Gesetze, die Offenbarungen des Christenthums, vor allem die Sprache, durch welche der Mensch erst zum Verständnisse aller Dinge gelangt und welche seine Einzigkeit wie seinen Beruf für das Höchste außer Zweifel setzt — alles Dies sollte mit gleicher Treue verfolgt werden. Es will uns vorkommen, als wenn Schaden in dem ganz neuen

Lichte, welches ihm über das Wesen der Sprache aufging, zuerst einen Haltpunkt, eine Beruhigung gefunden habe, daß er seinen Weg auch weiter werde vollenden können, sodaß er Muth gewann, um in der Masse der ihn in Anspruch nehmenden Probleme nicht zu verzagen und sogar für die Philosophie als Gesammtwissenschaft eine ganz neue Construction zu finden. Und in der That sehen wir ihn seinen Weg zurücklegen mit einer Tiefe und Schärfe des Denkens, mit einer, wenn auch nicht überall genugsam aus dem Dunkel des Mysteriums herausgearbeiteten Objectivität, doch mit einer solchen Sinnigkeit und Kühnheit der Zusammenfassung, überall auf die bestimmte Gestalt eines letzten Gesammtresultats bedacht, daß wir ihn den größten Philosophen der neuern Zeit — zumal was Genialität der Anschauung betrifft — beigesellen müssen. Aus dem inhaltschweren Ausspruche des Alten Testaments, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, aus dem bekannten Worte der Griechen, der Mensch sei das Maß aller Dinge, endlich daraus, daß die Sprache als solche das vollständige Analogon des Geistes ist, scheint uns die merkwürdige Verfahrungsweise Schaden's, wie die ganze Eigenthümlichkeit dieses Philosophen zu erklären zu sein. Wie weit er noch über die Erde, deren Reichthum in den Disciplinen der Natur- und der Geschichtswissenschaften er aufs fleißigste cultivirte, hinausdrang: es ist der Mensch, den er außer Gott (aus Gott ihn empfangend, wie auf Gott wieder zurückführend) überall wiederfindet, sodaß selbst aus dem Bau des Himmels (man vergleiche Schaden's „Theodicee") die Gestalt des Menschen ihm entspringt. Schaden ist insofern der gerade Gegensatz zu Feuerbach, im Verhältniß des kolossalen und heiligen Ernstes zum Minutiösen oft bloßer Ironie. Dort Wiederschöpfung, hier Auflösung, dort Anbetung, hier Verachtung wenigstens aller bisherigen und wol — nämlich nach Feuerbach — auch allein möglichen sogenannten Theologie. Die Anthropologie bringt Schaden so sehr zu Ehren, daß er sie durch das Christenthum und den ganzen Weltbau erst recht bewährt und verklärt findet, wogegen Feuerbach darin den Aberglauben und die Ohnmacht aller Gotteswissenschaft nachweist. Der Anthropomorphismus, recht verstanden, ist Schaden die Zusammenziehung des Universums und aller Offenbarungen Gottes in den kleinst möglichen Ausdruck des Organismus und der Intelligenz, durch das Christenthum bis zur Vollendung verklärt; wogegen sich bei Feuerbach hinter dem Anthropomorphismus das Nichtwissen des Menschen versteckt, oder auch der Widersinn, etwas wissen zu wollen, was gar nicht existirt.

Durch keinen andern Philosophen kann Feuerbach mehr verlieren als durch Schaden. Dieser Philosoph ist stets Dessen eingedenk geblieben, daß seine Wissenschaft sich nicht abschrecken lassen dürfe, wie schwer es auch sei, ihre Idee zu verwirklichen. Es fiel ihm nie ein, sich bei dem bereits Ausgemachten zu beruhigen, oder gar bei so widersinnigen Versicherungen, die Materie sei ewig und sei auch das einzig Gewisse, stehen zu bleiben, bei jenen Redensarten von einer Substanz, die Alles gebäre und wieder verschlinge und über die nicht hinausgegangen werden könne. Es trieb Schaden unablässig, den ungeheuern Natur- und Geschichtsproceß immer wieder in Angriff zu nehmen, ihn in allen seinen materiellen wie ideellen Sphären zu verfolgen, über alle seine Gegensätze hinauszugelangen, und lieber mit Hülfe der kühnsten Hypothesen die Philosophie zu einem Universum abzurunden, Gott als das Licht zu erschauen, das alle Finsternisse durchleuchtet und jenen Proceß zum Endgewinn bringt, als im Proceß selbst einen gedankenlosen Halt und Zweck zu wähnen. Bei allem solchen Verfahren unsers Philosophen auf allen Gebieten, die er berührt, wird der Leser seiner Schriften noch dazu mit einem Reichthum neuer Gesichtspunkte, feiner Beobachtungen, interessanter Entwürfe, scharfer Unterscheidungen, großer Gedanken, erhabener Anschauungen bedacht, die, um sie zu verarbeiten und in ihren Folgen einzusehen, stets neuer Anläufe bedürfen. Der Verfasser Dieses gesteht mit allem Danke ein, daß, so oft er eine Seite in einem Schaden'schen Buche las, er noch jedes mal von dem ganz eigenthümlichen Gang der Untersuchung, von der gedankenfrischen Darstellung unendlich gefesselt wurde. Es ist ein wahrhaft Platonischer Geist, der sich in den Arbeiten Schaden's mehr oder weniger kundgibt, obwol der Berichterstatter weit davon entfernt ist, alle Behauptungen Schaden's zu unterschreiben. Endlich sei alles Weitere darin zusammengefaßt: Schaden ist ein Denker, der alle Gegenstände, alle Gesetze der Natur und Geschichte — seien es die bekannten oder die von ihm entdeckten — in einem ganz und gar andern Lichte betrachtet als dem der groben oder feinen Empirie, dem es daher auch gelingt, sie mit den Offenbarungen der Religion und der Künste in Einklang zu bringen, und der sich daher nie damit begnügt, bei Materie und Geist, Licht und Finsterniß, Gut und Bös, Schön und Häßlich, Wahr und Falsch als ewig sich bedingenden Gegensätzen stehen zu bleiben, sondern der den endlichen Sieg des Seinsollenden über das Nichtseinsollende als ein Ultimatum kommen sieht, in seiner Lehre überall verkündet und daher eine Philosophie lehrt, die es nicht blos mit der Natur und der Geschichte, sondern mit dem Gott zu thun hat, der die Macht und nicht die Ohnmacht ist, der den Weltproceß zu Ende führt, um ihn in allen Gesetzen und Verheißungen zu einer ewigen Erfüllung hinüberzuführen.

Schaden's bisher bekannt gewordene Schriften sind folgende: 1) „Ueber das natürliche Princip der Sprache" (Nürnberg 1838); 2) „System der positiven Logik" (Erlangen 1841); 3) „Ueber den Begriff der Kirche" (Erlangen 1841); 4) „Orion oder über den Bau des Himmels" (Karlsruhe 1842; „Theodicee", eine Reihe von Dialogen, erster Band); 5) „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium" (Marburg 1845; dieses Buch ist Docenten wie Studenten nicht genug zu empfehlen, es ist eine Idealität der Gesinnung, eine Hoheit der Weltbetrachtung darin ausgeprägt, die Jeden bereichern

wird); 6) „Ueber den Gegensatz des theistischen und pantheistischen Standpunktes, Sendschreiben an Hrn. Dr. Ludwig Feuerbach" (Erlangen 1848); 7) „Ueber die Hauptfrage der Psychologie für die Gegenwart" (Erlangen 1849).

Wir wenden uns dem oben in seinem Titel angegebenen Buche zu, welches uns „Erinnerungen" an August von Schaden bringt.

Es kann uns Dasjenige, was nach dem Tode eines ausgezeichneten Menschen von den Hinterbliebenen für ihn noch geschieht, im ersten Schmerze oft unerheblich dünken, und doch, wenn wir uns wieder fassen lernen, wenn das Denkmal ein würdiges ist, so werden wir das letzte nicht hoch genug anschlagen können, ja unser Schmerz wird an demselben erst wahrhaft das rechte Maß gewinnen, wir werden jetzt versöhnt mit dem Tode sein, und werden nun die volle Zuversicht erhalten, daß der Werth des Dahingegangenen auch bei der Nachwelt geborgen sei. Solches bei dem Leser zu bewirken, müssen wir dem vorliegenden Buche mit großem Danke zuerkennen. Es wird allen Freunden Schaden's und Schaden'scher Schriften eine Todtenfeier erfolgreich für das Leben vermitteln; es wird dem so früh Verstorbenen neue Freunde zuführen, die sich auch an Schaden's eigenen Schriften davon überzeugen müssen, daß oft Diejenigen in Deutschland zu den eigenthümlichsten, reichsten Naturen gehören, von denen am wenigsten Lärm geschlagen wurde.

Die ganze, mit allem Geschmack der Anordnung durchgeführte Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen: I. „Worte der Freundschaft zum Gedächtniß Schaden's"; II. „Aus Schaden's Nachlaß." Die erste Abtheilung bringt uns: a) „Schaden's Lebensgeschichte. Von dem Herausgeber"; b) „Beitrag zur Charakteristik Schaden's. Von Sigmund Bäumler"; c) „Elegie auf Schaden's Tod. Von Heinrich Puchta." Die zweite Abtheilung: a) „Briefe aus Italien 1845"; b) „Briefe aus London und Paris 1850"; c) „Drei Vorträge über Geschichte der italienischen Malerei"; d) „Ueber die Musik und ihre Entwickelung im Alterthum"; e) „Gedichte."

Das Leben des Philosophen wird uns von Heinrich Thiersch mit großer Geschicklichkeit der Behandlung mitgetheilt. Wir bekommen hier einen tiefen Einblick in den alten Jammer deutscher Zustände an Universitäten und in der Literatur, nachdem uns vorher die allmälige Entwickelung des mit glänzenden Anlagen ausgestatteten Knaben vorgeführt worden ist. Welche Misère collegialischer Verhältnisse, welches Sichsträuben todter schwerfälliger Doctrin, eine frischere Geistesnatur, im Wissen nicht minder gewiegt, aber im Schwunge, im Fluge nach dem Ideal die Philister weit hinter sich lassend, anzuerkennen! Ueber theologische Verhältnisse und Lehrmeinungen, über kirchliche Conflicte werden uns die fruchtbarsten Bemerkungen zutheil, wir werden mit dem großartigen Plane und dessen Ausführung bekannt, wie ihn sich nur je ein nach den höchsten Zielen ringender Docent entworfen haben kann. Persönlichkeiten werden genannt, die Alles nur um so lebhafter in Scene setzen. Während der Verfasser mit aller Gerechtigkeit Kritik übt, weiß er die Strenge mit der Milde in schönster Weise zu vereinen und in Allem einen feinen Takt zu beobachten. Auch in das System Schaden's, in das Weltumfassende seiner Probleme, in die Genialität seines Gedankenprocesses werden wir mit weiser Vorsicht eingeleitet, auf daß die Stärkern zu weiterm Verfolge angeregt, die Schwächern, deren Scheu vor den Ideen der Verfasser sehr genau zu kennen scheint, einigermaßen geschont werden. Kurz, diese Biographie des Dahingegangenen, obwol sie nur 53 Seiten beträgt, ist von einem so edeln Geiste durchhaucht, wird von einer solchen Mannichfaltigkeit des interessantesten Inhalts belebt, daß sie uns schon allein für August von Schaden in hohem Grade einnimmt. Aus Allem ersehen wir: ungeachtet Schaden festhielt an den Ideen christlicher Vorzeit, ungeachtet er in der Zukunft des Christenthums die alleinige Weltüberwindung im erhabensten Sinne des Worts deutlich erkannte und demgemäß auch die gesundeste Freisinnigkeit in aller Politik sich bewahrte, so ist er, was unsere Zeit und Das, was sie herbeiführen dürfte, betrifft, fast einem Pessimismus menschlicher Vorgänge ergeben, der ihm aber den Optimismus Gottes zur Folge haben sollte. Nicht ohne Schauer liest man das Prognostikon, welches Schaden unserer Gegenwart, wenigstens für Deutschland und Europa stellt. Es lautet nach dem Ausdrucke des trefflichen Biographen unter Anderm so:

Seine Aussichten waren sehr trübe. Er hatte tiefe Studien in der Geschichte der ersten Französischen Revolution und des Kaiserreichs gemacht. Er sah in jener Epoche die allerlehrreichste ungeheuere Anticipation der letzten Zeiten. Er sah die demokratische Auflösung in den südwestlichen Völkern Europas. Er erwartete, daß der ganze Welttheil sich in zwei Heerlager spalten werde: das demokratische im Westen, das despotisch-monarchische im Osten. Die Trennungslinie beider werde, wie ein Riß durch das Herz Europas, schräg durch Deutschland gehen; der Nordosten von Deutschland werde dem despotischen, der Südwesten dem demokratischen Princip anheimfallen. Deutschland sei zum Schlachtfelde des unvermeidlichen Weltkampfs bestimmt. Wenn auch momentan der Despotismus des Ostens in diesem Kampfe siegen würde, sei doch der Sieg des Radicalismus zuletzt kaum vermeidlich und jeder von beiden Fällen gleich traurig. Dann würde eine zeitlang alle Kraft der Ausgleichung der materiellen Uebel gewidmet werden, endlich aber würde der geistige und zwar der religiöse Zwiespalt hervorbrechen und Alles überwiegen; ein allgemeiner antichristlicher Volkshaß gegen die Religion werde der Kirche ihre letzten und größten Leiden bereiten, auf welche die in den Heiligen Schriften geweissagten Gerichte folgen müßten.

Halte sich Deutschland in sich einig und wacker, um auf dem Grunde des lebendigen und gesunden Christenthums, komme die Zukunft wie sie komme, den Sieg des Guten über das Böse herbeizuführen und zu vollenden! Auch die andern beiden Beiträge zur Feier des Verstorbenen fallen würdig in den erhebenden Ton ein, welchen der Biograph in seiner so seelenvollen Weise angegeben hat. Ein solcher Erzieher und Freund wie

Sigmund Bäumler war werth der Lehrer eines solchen Zöglings zu sein. Und ist je aus eines Dichters Brust ein voller Herzstrom gesprungen, um Schmerz und Liebe um einen Todten mit der innigsten Wärme kundzugeben, so ist das von der Elegie Puchta's zu sagen. Daß auch der tiefste Schmerz noch gedankenvoll und beredt und süß sein kann — Jeder, der sich auf das herbste Leid der Erde und die Poesie versteht, wird das jenem schönen Gedichte einräumen. Was soll ich nun aber im Kurzen noch vom Nachlasse des Philosophen bemerken? Bin ich mit einer besondern Vorliebe für August von Schaden behaftet und hat man wol gemeint, die Liebe mache parteiisch, so kann mich doch nichts bestimmen, Dem zu mistrauen, was mir mein wohlgeprüftes Urtheil wieder und wieder sagt. Ich finde in dem Nachlasse Schaden's (in der zweiten Abtheilung) eine solche Fülle von Adel des Gemüths, Scharfsinn, ästhetischer Bildung, daß ich mit keinem andern Wunsche das Buch aus der Hand gelegt habe, als dem, der Herausgeber hätte uns noch mehr aus dem Schatze des noch Vorhandenen mitgetheilt! Welches Leben, welche Frische und Sicherheit der Handzeichnung in den Reiseskizzen! Welches sich zusammendrängende und zugleich gestaltende Darstellungstalent in der Geschichte der italienischen Malerei! Man lese und erwärme sich an diesen Charakteristiken Leonardo da Vinci's, Michel Angelo's, Rafael's. Endlich die Gedichte Schaden's wird Jeder unvergleichlich nennen, der noch ein anderes Heimweh kennt als etwa das nach den Schweizerbergen.

Alexander Jung.

Miniaturlyrik.

1. Gedichte von Wilhelm Pieper. Insterburg, Wilhelmi. 1853. 12. 20 Ngr.

Das Büchlein macht auf den ersten Blick und ehe man auf eine nähere Prüfung eingegangen, einen nicht unerfreulichen Eindruck. Ein Jüngling, der, natürlich verliebt, nun seine ersten Liebespoesien in die Welt hinaussingt, etwas wild zwar und den Mund ein wenig voll nehmend, indeß frisch und natürlich. Manche von den Liedern sind, ohne etwas Außerordentliches zu sein, doch ganz hübsch; z. B. S. 93 „Vielleicht", abgesehen davon, daß die zweite Strophe hier und da etwas lahmt:

Im Frühling, wenn der Sonne Gold
Die heil'gen Funken streut,
Wenn die Natur sich grün entrollt
Und ihre Pracht erneut,
Dann kommen Lerch' und Nachtigal,
Die singen Tag und Nacht,
Und wecken mit dem Liederschall
Der Blumen holde Pracht;
Denn solche Macht besitzt ihr Lied
Allüberall, wo's klingt,
Daß jede Blume schöner blüht
Und jede Knospe springt.

Sieh' nur, du holde Blume du,
Singvogel bin ich auch,
Ich sind' vor Liedern keine Ruh'
Und Singen ist mein Brauch.

Und bin ich keine Nachtigal,
Auch eine Lerche nicht —
Was thut's? Wenn nur mein Liederschall
Dir recht zum Herzen spricht;
Vielleicht daß doch zur guten Stund'
Ein Lied dich, Blume, grüßt,
Und sich so recht aus Herzensgrund
Dein Lieben mir erschließt.

Andere Lieder dagegen stehen unter dem Mittelmäßigen, sind weder klar empfunden noch gedacht, und bergen außerdem viele Reminiscenzen; z. B.:

Ich schaue dir ins liebe
Schönmädchen-Angesicht,
Und heimlich wird es trübe
Um meiner Augen Licht.

Ein Wörtlein will ich sprechen
Nur leise dir ins Ohr —
Und helle Thränen brechen
Aus meiner Wimper vor.

Du dringst in mich mit Fragen,
Was mir denn sei gescheh'n —
*) Ich kann das Wort nicht sagen
Und muß von dannen geh'n.

Eine starke Anlehnung an Heine sticht häufig hervor, oft fast wörtlich; z. B.:

Wenn ich dich vor mir sehe
So rein, so schön, so hold —

Die Sprache ist oft fließend, oft aber auch hart und unschön. Verse wie diese z. B. kommen nicht selten vor:

Bis doch einst wird der Zauber weichen.

Wenn solche reine Liebespoesien schon an sich einen sehr untergeordneten Werth haben, so werden sie geradezu lächerlich, wenn sie auch noch den Reiz der Anspruchslosigkeit und Naivetät verlieren. Und das ist es, was uns bei Pieper so sehr misfällt, indem er an einer so maßlosen Selbstüberschätzung leidet, daß es dahingestellt bleibt, ob man sie bemitleidenswerth oder lächerlich finden soll. Daß diese Krankheit unter den Lyrikern von heute leider epidemisch ist, wurde schon oft von Allen ausgesprochen, die sich näher mit ihren Producten beschäftigt haben, kann ihnen aber nicht oft genug wieder vorgehalten werden. Deutschland kann sich gottlob in Betreff seiner Lyrik allen Nationen zur Seite stellen; soll nun die Kritik nicht fort und fort ihr Veto einlegen, wenn sie sieht, wie hundert plumpe Hände sich bemühen, diesen königlichen Dichtertempel durch allerlei jämmerliche Anbaue zu verunstalten? Daß das freilich den Herren Lyrikern, die sich gewöhnlich von vornherein als „Gottgesandte und Gottbegnadete", „vom himmlischen Feuer Durchglühte", „von Gottes Odem Beseelte", „mit ihrem Herzblut Schreibende" u. s. w. ankündigen und mit verächtlichem Stolz auf alle Andern, selbst auf ihre Brüder gleicher göttlicher Sendung herabschauen, nicht gefallen will, läßt sich denken. Deswegen ist ihr tödtlichster Haß zunächst auf alle und jegliche Kritik gerichtet, als deren ungerechte Opfer sie sich hinzustellen lieben, ja die sie von vornherein herausfodern und verdächtigen, nur um einen gewissen Märtyrerschein um sich werfen zu können. Auch Pieper gebraucht diesen abgenutzten Kunstgriff:

Quand même!

Ihr Jäger in dem großen Reich der Geister,
Ein neues Wild ist los auf eurem Grund
Und schweift trotz euch, ihr patentirten Meister,
Furchtlos um euren Kritikasterbund.
Herbei! Ihr braucht nicht lange erst zu spüren
Nach einer Fährte — blas't nur d'rauf und d'ran!
Das Wild ist da; es gilt nur zu probiren,
Wer besser das Halali blasen kann.

---

*) Im Original gesperrt gedruckt.

Leider nach einer Fährte braucht man nicht lange zu spüren, um das „Haläli" zu blasen! Blind in die Masse hineingegriffen und eine Strophe herausgezogen, und man wird nicht eine finden, die einer strengen und scharfen Kritik ganz genügen könnte. Uebrigens macht man heute nur Parforcejagd auf niederes Wild, und es ist wenigstens anzuerkennen, daß bei dieser Gelegenheit sich Pieper mit zur niedern Jagd zählt. Andere pflegen wol sich einem Edelhirsch zu vergleichen.

An diesem „Quand même" ist es dem Dichter aber noch lange nicht genug. Er hat noch einen ganzen Abschnitt anderer schöner Sachen, die wir uns näher ansehen wollen; denn wir weisen noch ein mal darauf hin, daß alles Dieses nicht blos für Pieper allein, sondern für den größten Theil des ganzen jungen Lyrikerkreises von heute charakteristisch ist. Bei Allen findet sich Aehnliches und für Alle möge das hier Gesagte gelten.

In dem Abschnitt „Poet und Welt" stoßen wir zunächst auf einen „Fehdebrief". Er beginnt:

Ein Liederbuch? Ja, ja, ihr Nichtpoeten,
Ein junger Sänger stürmet in die Welt,
Der eben recht in dieser Zeit voll Nöthen
Frei in die Lüfte seine Fahne hält;
Ein junger Streiter, der in diesen Tagen,
So voller Noth und Ellenkrämerthum,
Sich nie und nimmer läßt in Fesseln schlagen
Und sei's auch nur um den Rebellenruhm.
Nur um den Ruhm, daß seine junge Seele
Sich diesem feigen Weltsinn nicht gebeugt,
Daß seine frische unverdorb'ne Kehle
Euch lauten Rufs den wahren Gott gezeigt.
Den wahren Gott! Ihr Seligkeitenkrämer,
Die ihr selbst diesen Gott verspeculirt,
Ihr Epigonen der verderbten Römer,
Die ihr das Heiligste zum Schandpfahl führt;
Ihr Jesuiten, ihr bigoten Beter,
Ihr Don Quixotte in dem Geisterstreit —
Auf euch, auf euch ein tausendfältig Zeter!
Und über euch den Jammer dieser Zeit!

In diesem Tone offenbarer Poltronerie geht es noch durch mehre sehr lange Strophen, in denen noch viel von Zinsen, Agio, Rabatt, Krämervolk, Bilanzen, Geisterfreiheit u. s. w. die Rede ist, und wir erfahren, daß das

Dichterherz sein demant'nes Gefieder
Ausspannt zum rechten echten Sonnenflug!

Was aber dies ganze Klagelied eigentlich soll, bleibt unenträthselt; der Dichter scheint es selbst nicht gewußt zu haben. Von Krämervolk und Speculanten ist viel die Rede; aber was haben alle Krämer der ganzen Welt mit Pieper's Gedichten zu thun? Weshalb fühlt er sich veranlaßt, ihnen obige Ehrentitel so freigebig zu bewilligen und ihnen so schöne Herzenswünsche darzubringen? Es fällt diesen guten Krämern gar nicht ein, gegen die Geisterfreiheit unserer jungen Poeten zufeldezuziehen oder das „demantene Gefieder" derselben beschneiden zu wollen. Oder ist Pieper so choquirt, weil er voraussetzt, daß jene Krämer seine Gedichte nicht lesen werden? Da möchte er allerdings wol nicht unrichtig vermuthen, und wir verdenken es jenen Krämern gar nicht, wenn sie sich mit etwas Interessanterm beschäftigen. Ernstlich gesprochen aber sollte Pieper sich schämen in einer Zeit, wo Jeder ernstere Interessen verfolgen sollte, die ihm vielleicht eher irgend „einen Namen" eintrügen, einen solchen Windmühlenkampf zu unternehmen und noch dazu so viel Wesen davon zu machen. Damit wird auch nicht der kleinste Schritt gethan, um unsere socialen Verhältnisse in etwas zu heben. Und damit wollen wir Abschied von dem Buche nehmen und nur noch bemerken, daß der Rest der Abtheilung „Poet und Welt" noch mehre sehr lange derartige Machwerke enthält: „Apologie"; „Manneswürde"; „Ein geharnischtes Lied", die alle nach derselben Tonart gehen, nur oft in einem noch unverständlichern Jargon zusammengekoppelt sind. So z. B. in „Das geharnischte Lied":

Mein Lied, mein Lied, nun rüste
Dich stark zum Lanzenlauf.
Die Judaslippe küßte
Den Zornesquell mir auf;
Die feige Judaslippe,
So giftig und so scharf.
Die eine Leumundsklippe
Mir vor die Füße warf.

Und so geht es immer im Galopp fort, im schönsten poetischen Schwung, wie denn überhaupt dem Dichter eine nicht unbedeutende Vers- und Formengewandtheit und eine gewisse Wortfülle nicht in Abrede gestellt werden sollen. Die „Diamanten auf dem zu diesem rechten echten Sonnenflug ausgespannten Gefieder" sind: Lumpenpack, Schächer, hohle Schädel, Fuchsschwanz und Zopf, Lumpenregiment, Laffen — Affen, Midasohren, ausgebranntes Hirn, Gemeinheit u. s. w.; eine allerdings prächtige Sammlung!

2. Gedichte von Maria Cannot. Brandenburg, Müller. 1854. Gr. 16. 20 Ngr.

Die junge Dame meint es recht gut; aber der gute Wille reicht nicht aus, um das mangelnde Talent zu ersetzen. Ein weibliches Herz hat so allerlei kleine Sächelchen, über die es sich auszusprechen liebt, und zwar so recht erschöpfend. Bleibt es beim Sprechen, so kann Niemand etwas dagegen haben; wird das Alles aber niedergeschrieben, so verfällt es dem öffentlichen Urtheil. Und die Damen haben heute nun einmal diese Schreibewuth. Auch Maria Cannot „betet" sogar („Gebet", S. 7):

Schreiben ist die Sehnsucht meines Herzens,
Schreiben möcht' ich Alles, was ich denke.

Und sie hat es gethan, hat Alles niedergeschrieben, was sie gedacht, noch dazu in Versen; aber sie hat meist leider nur Worte gedacht, und die Gedanken suchten wir vergebens. In den meisten dieser Gedichte steckt die gewöhnlichste Prosa, die durch die bekannte weibliche sentimentale Gefühlsschwebelei etwas aufgeputzt ist. Innige poetische Empfindung und Tiefe vermissen wir gänzlich, einige Wärme und Wahrheit findet sich in einigen Liebesliedern. Die Form ist mit weiblicher Naivetät behandelt. Am schwächsten ist der kleine Anhang von „Sinngedichten" ausgefallen, die in Distichen, Sinnsprüchen, Ritornellen u. s. w. bestehen. Es sind ihrer zum Glück nur wenige, und von den sieben Distichen sind drei der Bitte um Vergebung an die Griechen gewidmet, daß die Dichterin es gewagt, sich in ihrem Versmaße zu versuchen. Diese Bescheidenheit ist recht hübsch, aber auch nicht unnöthig, wie z. B. folgender Hexameter beweist:

Doch wie viel öfter noch müßt ihr ohne solch' Bitten vergeben.

Was die Spielereien der Ritornelle und Triolette betrifft, so läßt sich nichts darüber sagen. Es sind so kleine Verskunststückchen, die gerechterweise immer mehr der Vergessenheit anheimfallen. Die „Sinnsprüche" entbehren ebenfalls der Kraft des Gedankens und des treffenden prägnanten Ausdrucks. Die Verfasserin wird sich selbst nicht klar, z. B.:

Des Himmels Farbenbogen deutet uns den Frieden,
So wird durch Tugend die Zufriedenheit beschieden.

3. Aus dem Haus. Lieder und Bilder aus dem Familienleben von Rudolf Reither. Ansbach, Gummi. 1853. 32. 15 Ngr.

Des Verfassers Poesie beschäftigt sich rein mit dem Familienleben und vorzugsweise mit der Kinderwelt. Alle Phasen des kindlichen Lebens werden besungen vom ersten Lallen, Lächeln bis zu den kleinen Drolerien, die man so gern bei den Kindern sieht. Für einen glücklichen Vater, eine zärtliche Mutter hat das gewiß tausend Reize. Wir müssen nur gestehen, daß sich so etwas weit schöner erlebt als gedruckt liest. Das Erquickende und Ergötzende des kindlichen Treibens läßt sich doch in seiner ganzen natürlichen Wirkung in Versen nicht wiedergeben, und so kommt es, daß sich in den fast 40 Gedichten eine gewisse Einförmigkeit des Stoffs geltend macht, dem der Verfasser

vergebens einen fesselnden poetischen Reiz zu verleihen versucht hat.

4. Das Alphabet des Lebens von Franziska Schwerin. Eine Weihnachtsgabe für große Kinder. Breslau, Kern. 1854. Gr. 16. 18 Ngr.

Die Dichterin will uns großen Kindern auch einen Christbaum herausputzen, der aber statt des Spielzeugs ernste Gedanken tragen soll, die uns Anregung zum Nachdenken und ernstem, moralisch gutem Streben geben sollen. Dazu soll dies Alphabet dienen. Sie hat unter jedem Buchstaben ein Wort mit betreffendem Anfangsbuchstaben herausgesucht, welches durch den in ihm ausgedrückten Begriff am meisten geeignet ist, zu rein menschlichen und sittlichen Anschauungen Anregung zu geben; z. B. Arbeit, Beten, Denkkraft, Freiheit, Liebe u. s. w. Die Aufgabe ist sinnreich gelöst. An Gedanken fehlt es nicht, und das Gewand derselben ist mit geübter Hand geordnet. Als besondern Vorzug möchten wir noch hervorheben, daß die Dichterin sich mit Gewandtheit vor jeglichem einseitigem Moralpredigen bewahrt, dem zu verfallen bei der Behandlung eines solchen Stoffs nur zu nahe liegt. Als Beispiel diene:

Glaube, du ewiger Fels! Bist wol die sicherste Stütze
Für unser Herz, das so oft unsicher schwanket und bebt;
Bist unser einziger Trost in des Lebens Drangsal und Hitze,
Weil deine Kraft uns empor über die Erde erhebt;
Aber dann mußt du auch still wieder hernieder uns senken,
Hin in den Kreis uns'rer Pflicht, dem unser Dasein gehört,
Mußt nimmer werden in uns ein unfruchtbar Grübeln und Denken,
Mußt eine Liebeskraft sein, die sich durch Thaten bewährt!

5. Der gute Hirt. Ein Gedicht von Friedrich Eckart. Mit einem Bilde von Otto Speckter. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1853. Gr. 4. 7½ Ngr.

Der Name des Rauhen Hauses genügt vollkommen, um über die Tendenz dieser Dichtung genügenden Fingerzeig zu geben. Weitern Beleg liefert die Unterschrift des Bildes: „Die Innere Mission." Eine Kritik dieser Tendenz liegt hier außerhalb unsers Zwecks, und über den poetischen Gehalt können wir nichts sagen, da diese Poesie mit ihrer mystischen vernebelten Ausdrucksweise außer dem Bereiche unsers Verständnisses liegt. Dazu gehören „Geweihte des Herrn!" Warum diese Dichtung den Titel „Der gute Hirt" führt, scheint in den folgenden Versen ausgedrückt sein zu sollen, deren Inhalt übrigens an Klarheit, soweit überhaupt davon die Rede sein kann, das meiste Uebrige weit übertrifft.

Hast du den Ruf vernommen?
O selig, wen Er fand!
Und bist du zu ihm kommen?
O selig, wen Er band.

Das Lamm, das sich verirrte
In Sünd' und Todesschmerz,
Das trug der gute Hirte
An seines Vaters Herz.

Nun Hallelujah ewig!
Kein Tod, vor dem mir graut.
In meinem Heiland leb' ich,
Sein Lamm und seine Braut.

6. Epigramme (und Elegien). Von Johann Jakob Mohr. Frankfurt a. M., Völcker. 1853. 16. 7½ Ngr.

Die Zeit unserer Epigrammatiker scheint fast vorüber zu sein. Von unsern ältern Dichtern wurde in dieser Form Ausgezeichnetes geleistet, während wir heute auf diesem Gebiet mit geringen Ausnahmen nur auf Unbedeutendes und Werthloses stoßen. Daß es nicht genügt, einen beliebigen Gedanken in den Rahmen eines Distichons zu fassen, um ein Epigramm hervorzubringen, sollte doch allgemein bekannt sein; dennoch scheint es, als gingen viele unserer Lyriker, die sich in dieser Form versuchen, von dieser falschen Annahme aus. Mit den vorliegenden Epigrammen ist es nicht viel besser bestellt. Schlagende, scharf pointirte oder mit Witz gegebene Gedanken finden sich nicht. Auch eine andere, dem Epigramme höchst nothwendige Eigenschaft, die Originalität, fehlt fast durchgehends. Etwas allgemein Gedachtes und Empfundenes, wie es theils im poetischen Gewande, theils im prosaischen Ausdruck schon häufig dagewesen ist, kann kein Interesse erwecken. Und solches finden wir hier sehr häufig, z. B.:

Loos der Geschaffenen.

Auch der gewaltige Aar, der himmlische Räume durcheilet,
Senket sich endlich einmal müde zur Erde herab.

Die Anziehungskraft.

Ach, wie hoch du dich schwingst, nicht kannst du entfliehen der Erde:
Ueberall fühlst du die Macht, die zu dem Staube dich zieht.

Ebenso wenig paßt ein reinlyrischer Gedanke in die Form des Epigramms, wenn er nicht etwa durch große Plastik des Ausdrucks sich auszeichnet. Wo aber auch diese fehlt, erscheint die Wahl dieser Form immer ungerechtfertigt; z. B.:

Glückliche Fahrt.

Ueber mir Bläue des Himmels und unten im Wasser gespiegelt;
Tief in dem Herzen verwahrt, trag' ich ein köstliches Bild.
Und so gleite denn hin, mein Kahn, um Eines noch fleh' ich:
Sei mir ein freundliches Lied auch auf die Lippe gelegt.

Die folgenden Elegien erheben sich ebenfalls nicht über das Niveau des Alltäglichen, erscheinen aber noch matter, da eine oft peinliche Inhaltsleere zu dem Gewande des antiken Versmaßes scharf contrastirt. Es kommt noch hinzu, daß die Bildung des letztern hier schwächer ist als in den Epigrammen und oft unangenehm berührt. Wer seiner Sprache nicht in hohem Grade mächtig ist, sollte sich überhaupt hüten, ein antikes Versmaß zu wählen; denn gewöhnlich leidet dieses oder jene auf Unkosten der einen oder des andern.

7. Phantasien und Lieder. Von Joseph Weilen. Wien, Keck und Pierer. 1853. 32. 1 Thlr.

Zerlegen wir den Inhalt des Buchs in die beiden Theile, die der Titel angibt, so möchten wir den erstern, die Phantasien, gern vermissen, während der letztere, die Lieder, wirkliche Perlen birgt. Der Dichter ist unzweifelhaft mit Allem ausgerüstet, was ihm den Stempel des Talents verleiht. Ein echt poetischempfindendes Gemüth, melodisch glatte Sprache neben großer Formgewandtheit, wie sie den östreichischen Poeten besonders eigen, zeichnen ihn aus; Jugendfrische und Männlichkeit geben einen wohlthuenden Gegensatz zu der leider immer noch so häufig zu findenden Sentimentalität. Seine Phantasie, so üppig, glühend und bilderreich sie ist, hat der Dichter jedoch nicht in seiner Gewalt; er läßt sich von ihr fortreißen und über die Grenzen der Schönheit und Wahrheit hinausführen, wie es seine „Pußta-Bilder" beweisen. Auch schimmern mannichfache Anklänge an Beck, Hartmann u. s. w. durch. Am schwächsten sind jedenfalls die balladenartigen Gedichte; in diesen verläßt ihn selbst sein sonst gesunder Sinn. Was sagt der Leser z. B. zu folgender Ballade? Ein Mädchen, von einem ungeliebten Manne entführt, der trotz ihrer Bitten nicht von ihr lassen will, ihrer wunderschönen Augen wegen, sticht sich diese mit einer Nadel aus und überreicht sie ihm in einem krystallenen Becher mit den Worten:

Die Augen — der Liebe beglückenden Preis,
Hier seht sie im Becher: ein klebriges Weiß!

Wer wendet sich hier nicht mit Abscheu und Ekel ab, und leider wird selbst der Eindruck, den die innige Empfindung in den Liedern macht, durch ähnliche Spuren von Unnatur beinahe aufgehoben. Möge der Dichter beim einfachen Liede bleiben und er wird sich einen Kreis dankbarer Freunde erwerben.

8. Junge Möven. Seebilder und Matrosenlieder von Th. Crab. Wien, Keck und Pierer. 1854. 32. 20 Ngr.

Der Inhalt der Lieder ist einseitig. Er dreht sich aber und abermals nur um das Schiff und was mit demselben in Verbindung steht. Die Sprache ist, wie bei Nr. 7, gewandt und klangreich, Gedanken sind nicht viel vorhanden, und wir Laien werden durch die uns fernliegenden Motive nicht dauernd angeregt. Für Seeleute ist die Sammlung gewiß eine erfreuliche Gabe, zumal den Liedern eine gewisse Frische und Kraft nicht abzusprechen sind.

9. Elegien von Julius Schrader. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1854. 16. 10 Ngr.

Elegien und Hexameter streben beide etwas gegen den Geschmack der Jetztzeit; jedoch würde das Schöne auch in diesen Formen immer noch willkommen sein. Die vorliegenden Producte müssen wir leider als unbedeutend bezeichnen, indem wir in ihnen großer Gedankenunklarheit und Inhaltsleere begegnen.

10. Gedichte von Ludwig Leiß. Mainz, v. Zabern. 1853. 8. 20 Ngr.

Der Dichter gehört, was seine Empfindungen und seine poetische Anschauung betrifft, in die den Romantikern vorhergehende Periode. Wir finden nichts von der jetzt so gebräuchlichen (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) Salonlyrik, sondern die einfachste Natürlichkeit, wie sie Gleim, Hölty u. s. w. vertreten. Die Gedanken sind, wenn auch nicht sehr tief, doch richtig durchgeführt und völlig klar, die Lieder ansprechend und gemüthvoll. Die Stoffe sind dieselben wie bei den schon genannten Dichtern, meist aus der Natur genommen — Abend, Wald, Hütten, Bach u. s. w. Auch im Versmaß und der Diction lehnt sich die Dichtung ganz und gar jener Zeit an. Der Dichter muß ihr unbedingt mit seiner poetischen Anschauung näher stehen wie der Jetztzeit; hat man sich aber mit dieser Richtung erst verständigt, so wird man seine Gabe als eine durchaus schätzenswerthe willkommen heißen.

Adolf zum Berge.

Aus London.

Charles Boner's „Cain" und Uebersetzung der „Naturstudien" von Masius. Ueber Heine und die münchener literarische Tafelrunde. Memoiren. Lady Blessington. Todesfälle.

Zu den Engländern, welche sich am innigsten in deutsches Fühlen und Empfinden eingelebt haben, gehört Charles Boner, der gegenwärtig in Regensburg lebt und sich schon früher durch ein von der englischen Presse mit Beifall aufgenommenes Buch „Chamois hunting in the mountains of Bavaria" wie durch die gewiß schwierige rhythmische Uebertragung von süddeutschen Schnadahüpfln und Kobell'schen Dialektdichtungen bekannt gemacht hat. Neuerdings erschien von ihm in gediegener, echt englischer Ausstattung: „Studies from nature. By *Hermann Masius*. Translated by *Charles Boner*. Illustrated by E. Hasse of Leipsic" (London 1855). Im Vorwort spendet er unserm Masius warmes enthusiastisches Lob, und er rühmt an ihm außer der Plastik in den Naturschilderungen namentlich einen gewissen Humor, „der wie der Goldsand im Bette der Flüsse nur gesehen wird, wenn man seinen Blick in die Tiefe des klaren Wassers senkt". Auch die Noten, „not the least interesting part of the book", hat Boner vollständig übersetzt und dadurch Gelegenheit gehabt, sein Talent für die rhythmische Uebertragung deutscher Gedichte, deren Masius bekanntlich mehre in seine Noten verflochten hat, neuerdings zu bekunden. Wir führen der Kürze wegen nur das bekannte Heine'sche „Ein Fichtenbaum steht einsam", hier an:

> There stands a fir-tree northward,
> On a bare height all alone.
> He slumbers; a white cloak round him
> Of snow and of ice is thrown.
> He of a palm is dreaming,
> In the East, far, far away,
> That lonely and silent mourneth
> On a rock in the sun's hot ray.

Charles Boner ist aber jetzt auch als Originaldichter aufgetreten, sowol in einer Ode an den Tod des Kaisers Nikolaus, die uns als Fliegendes Blatt zuging und den Titel trägt: „On hearing the news of the Emperor of Russia's death", als namentlich in einer Tragödie „Cain" (London 1855). Es ist dies ein metaphysisches Drama von der Gattung, wie sie namentlich durch Goethe's „Faust" in die europäische Literatur eingeführt wurde, und Chöre gefallener wie himmlischer Engel, Chöre von Erdgeistern lassen darin ihre Stimmen vernehmen. Die Sprache des Stücks ist fließend, lebhaft und einfach, und zeigt sich ebenso geschickt für den Ausdruck der höhern Leidenschaft als der sanftern Empfindung. Hier nur zwei Proben, die wir in deutscher Uebersetzung wiederzugeben versuchen wollen. Als Kain seinen Bruder starr und bewegungslos — die erste Leiche — vor sich liegen sieht, ruft er:

> Wie, Alles still? Bewegungslos liegt Alles
> Gleich ihm. Wer lauscht? Rings um mich seh' ich Augen,
> Die auf mich schau'n. Die Erde wie die Luft
> Sind voll von Augen, starr auf mich gerichtet!
> Die Felsen und die Bäume all verfolgen
> Mit ihren Blicken mich. O Schrecken, Schrecken!
> Vergossen hab' ich menschlich Blut! Darum
> Starb hin die Welt in Angst und Todesschlaf;
> Darum die Schreckensrufe: Kain! Kain!
> Und ich — o toller, stolzer, eitler Narr!
> Das war das Ende deines Trachtens! Mächt'ger Gott!
> Du, du allein bist groß — und ich bin nichts!

Ein schöner echtmenschlicher Zug ist es, daß Eva den Brudermörder nicht zu lieben aufhört; sie sagt, nachdem bei Kain die Reue und eine Annäherung an Gott bereits eingetreten ist:

> Kain, noch immer lieb' ich dich!
> Du bist ja doch mein Kind. An meinem Busen
> Trug ich und nährt' ich dich; und meine Augen
> Ergötzten sich an deinem süßen Lächeln
> Wie an dem Lächeln meines andern Kindes.
> Seid ihr nicht Beide mein? Kain! mein Sohn!
> Niemals, niemals stirbt einer Mutter Liebe!
> Auch siehst du jetzt ihm ähnlich. Wunderbar
> Verwandelt hast du dich: mild blickt dein Auge.
> Du bist so sanft, so weich. Fast scheint's, als wäre
> Sein Geist auf dich gekommen — jener süße,
> Der wie des Vogels lieblicher Gesang
> In Frieden uns're Seele wiegt.....

Das „Athenaeum" brachte vor einiger Zeit eine längere Besprechung der „Vermischten Schriften" Heinrich Heine's, die jedoch wenig Neues für uns enthält; doch kommt der Dichter darin im Allgemeinen noch besser weg als wir erwartet hätten, wennschon der Verfasser Heine's Gesinnung und die Aufrichtigkeit und Wahrheit seiner Buße in Zweifel stellt und ihn mit denjenigen ironischen Personen im Gesellschaftsleben vergleicht, welche im Anfang ganz unterhaltend sind, aber bei längerm Verkehr langweilig und selbst unangenehm werden. Seinem Talent, mit wenigen kühnen Strichen ein charakteristisches Bild hinzustellen, wie seiner originellen Manier, in seinen Gedichten den Ernst mit der schrillenden Dissonanz der Selbstironie ausvibriren zu lassen, wird gebührende Anerkennung gezollt. Von dieser Art Gedichte, meint der Kritiker, sei Heine nicht blos der Typus, sondern der Erfinder. Andere Dichter möchten wol im Verlaufe eines Werks vom Ernsten ins Scherzhafte übergegangen sein; aber die Kunst, so consequent zwei Naturen zu zeigen und zwar innerhalb der engen Grenze von vielleicht drei Liederversen, sei Heine vorbehalten gewesen. Am interessantesten an diesem Bericht waren uns die rhythmischen

Uebertragungen einiger der neuesten Gedichte Heine's, worunter das „Die Libelle" überschriebene (mit dem Schluß: „Die schöne falsche Canaille") in der englischen Uebertragung mit folgender Strophe schließt:

> Ah, woe is me, that with the sight
> Of that blue charmer, false as bright,
> I dar'd my eyes to glut —
> The lovely, faithless slut.

Auch über Paul Heyse's „Meleager" und „Novellen" enthält dasselbe Blatt einen längern Artikel, dessen Hauptinteresse jedoch mehr in den Mittheilungen über den münchener „Dichterbund" und König Maximilian's Pflege der Dichter und der Dichtkunst als in der Kritik selbst zu suchen ist. Der Berichterstatter will wissen, daß der gegenwärtige bairische König als Kronprinz im Jahre 1841 durch Eduard von Schenk an die bedeutendsten Dichter Deutschlands ein Rundschreiben erlassen und sie aufgefodert habe, sich um ihn zu scharen und unter seiner Protection einen Dichterbund zu bilden. Es habe ein Musenalmanach und ein kritisches Journal aus dem Schoose dieser Dichter-Tafelrunde hervorgehen sollen, goldene Becher und goldene Lorberkronen seien als jährliche Preise den Verfassern der besten epischen, lyrischen und dramatischen Productionen zugedacht gewesen, und König Ludwig selbst habe sich erboten, unter den Preisrichtern zu sitzen. Dieser Plan sei damals nicht zustande gekommen. Uhland habe etwas barsch zurückgeschrieben, daß heutzutage die Könige und Poeten nicht gut miteinander gehen könnten. Andere eingeladene Poeten hätten in ähnlicher Weise geantwortet. Dieser Plan sei daher damals aufgegeben worden; aber Max habe sich nun als König in anderer entsprechenderer Form doch eine poetische Tafelrunde geschaffen, und wenn die Werke und Thaten der literarischen Ritter dieser münchener Tafelrunde in späterer Zeit nicht denjenigen der geistigen Ritterschaft des weimarischen Karl August gleichgeachtet werden sollten, so werde die Schuld daran nicht den Absichten und dem guten Willen des königlichen Mäcenas beizumessen sein. Der Berichterstatter fährt dann fort: „Sicherlich hatte es der Dichter in den Tagen Goethe's und Schiller's bequemer als jetzt, fürstliche Huld zu empfangen; denn heutzutage wird er nicht sobald von den Fürsten ausgezeichnet, als er auch schon von dem Volke mit Misgunst angesehen wird, während andererseits die Höfe und Regierungen ihn beiseite schieben oder selbst hassen und verfolgen, wenn die Menge ihn zu ihrem Günstling erhebt. Wir können nicht umhin zu denken, daß hierin — vielleicht ihnen selbst unbewußt — etwas liegt, was auf den jungen Männern von München schwer lastet bis zu dem Grade, daß es sie an der freien Entfaltung ihrer Talente hindert. Der von Maximilian II. neugeschaffene Orden für literarisches Verdienst glänzt auf der Brust der Herren Dingelstedt, Bodenstedt, Heyse und Geibel, aber Uhland, dem man trotz seiner Weigerung im Jahre 1841 wieder den Hof machte, sandte den Orden mit dem ihm eigenen hartnäckigen Unabhängigkeitssinne auf höchst unceremoniöse Weise wieder zurück." Einer Berichtigung so mancher in diesen Mittheilungen enthaltenen, vielleicht auffallenden Angaben erinnern wir uns bisher nicht begegnet zu sein.

Für den 14. Mai war von der Buchhandlung Sampson der dem Verfasser der Waverley-Novellen zugeschriebene Roman „Moredun" angekündigt. Der Titel lautet vollständig: „Moredun: a tale of the twelve hundred and ten. By W. S. From a MS. recently discovered, the property of the Directeur-général de la Société des archivistes de France" (3 Bde.). Die drei Bände machen uns noch mehr stutzig: ein Manuscript von drei Bänden verschenkt man nicht so leicht, bloß um der Grille eines Sonderlings zu genügen.

An Memoiren ist auch in England kein Mangel; dagegen sind Autobiographien in England viel seltener als in Deutschland und in Frankreich, wenigstens veröffentlichen ihre Verfasser sie nicht leicht bei Lebzeiten, sondern überlassen ihre Veröffentlichung Dem, welcher mit der Besorgung ihres literarischen Nachlasses beauftragt ist, was uns auch ganz das Richtige zu sein scheint. Zu den Ausnahmen von dieser Regel gehört jedoch die „Autobiography of *James Silk Buckingham;* including his voyages, travels, adventures, speculations, successes and failures, faithfully and frankly narrated" (2 Bde., London). Der Verfasser, ein abenteuerlicher Mann, der eine zeitlang auch in einer Druckerei beschäftigt war, erzählt darin seine mancherlei Aventuren, die er als Seemann erlebte, und seine vielen oft misglückten Speculationen, wobei er denn stets bemüht ist, die Ursache des Nichterfolgs von sich ab- und Andern zuzuwälzen. Speciell in die Memoirenliteratur gehören die „Memoirs of the Right hon. Lalor Shiel", die wir vorläufig nur anzeigen, und das von Madden herausgegebene dreibändige Werk: „The literary life and correspondence of the countess of Blessington." Diese drei Bände enthalten viel unnützes und müßiges Zeug, aber auch viele Mittheilungen, die für die Kenntniß gewisser modernen Zustände und Gesellschaftscharaktere von großem Interesse sind. Die Gräfin Blessington hieß ursprünglich Margaret Power („la belle Marguerite") und war 1790 geboren. Ihren ersten Gatten, Capitän Farmer, wurde sie, noch sehr jung, zu heirathen genöthigt. Er war ein roher trunksüchtiger Mann, mishandelte sie, schlug sie ins Gesicht, schloß sie ohne Nahrung ein u. s. w. Später führte sie ein abenteuerliches Leben und heirathete mitten im Strudel ihrer Lüste den Grafen von Blessington, welcher eine Jahresrente von 30,000 Pfd. Sterl. und mehre fette Sinecuren besaß. Nun folgte ein Leben voller Saus und Braus, bald in England, bald in Italien. Als Graf Blessington starb und aus dem Rest des Vermögens dem Mann von Blessington's Tochter erster Ehe, dem bekannten Gourmand und fashionabeln Gecken Grafen d'Orsay, 100,000 Pfd. Sterl. zugewiesen waren, blieb ihr nur ein jährliches Einkommen von 2000 Pfd. Sterl., womit die Verschwenderin nicht auskommen konnte. Mit demselben Grafen d'Orsay führte sie nun von 1831 an ein höchst flottes Leben, legte sich auch auf die Schriftstellerei, und soll in manchen Jahren an 2000 Pfd. Sterl. mit der Feder verdient haben. Ihre Sachen waren sogar eine zeitlang Mode, weil sie es verstand, literarische Hungerleider gut zu bewirthen und sich von ihnen ausposaunen zu lassen. Aber der Bankrott brach aus. Graf d'Orsay, der mit ihr ein und dasselbe Haus (Gore-House) bewohnte, durfte sich außer Sonntags und in den Abendstunden nicht auf der Straße sehen lassen, um nicht den auf ihn lauernden Gerichtsdienern in die Hände zu fallen, und auch Gräfin Blessington führte ein sehr sorgenvolles Leben; so war sie z. B. für unbezahlte Seidenwaaren allein 4000 Pfd. Sterl. schuldig. Beide ergriffen heimlich die Flucht nach Paris, wo sie auf Credit sich wieder glänzend einzurichten begann — denn das Schuldenmachen verstand sie meisterhaft —, als ein plötzlicher Tod sie vor einem neuen Bankrott und weitern Demüthigungen rettete.

Zwei Schriftstellerinnen ehrenwerthern Charakters hat in jüngster Zeit der Tod hinweggerafft: Currer Bell, die bekannte Verfasserin von „Jane Eyre", „Shirley" und „Villette", welche eigentlich Bronte hieß, die Tochter eines Landpfarrers war und im achtunddreißigsten Lebensjahre starb *), und Miß Mary Russell Mitford, geboren 1786, die sich — noch lange vor Erfindung der modernen Dorfnovelle in Deutschland — nament-

---

*) Der „Belfast Mercury" enthält eine Mittheilung, der zufolge der Vater der pseudonymen Currer Bell eigentlich Patrick Prunty hieß. Ein Geistlicher habe diesen in seiner Kindheit in Protection genommen, da ihm aber der Name seines Schützlings misfiel, ihn bestimmt, den Namen Bronte anzunehmen, in der phantastischen Meinung, daß durch dieses griechische Wort der hervorstechende Verstand und die merkwürdige geistige Regsamkeit seines Schützlings angedeutet würden. Außer Charlotte Bronte haben auch ihre beiden ebenfalls bereits verstorbenen Schwestern unter dem Namen Acton und Ellis Bell Einiges geschrieben. Derselben Mittheilung zufolge hat Charlotte Bronte ihren Verwandten in der Grafschaft Down noch vor ihrem Tode 120 Pf. Sterl. und Exemplare ihrer Werke geschenkt.

lich im Gebiete der Dorfnovellistik durch ihr treffliches Werk „Our village" auszeichnete, ferner „Recollections of a literary life" und mehre Dramen schrieb, die sie erst im vorigen Jahre in Begleitung einer autobiographischen Einleitung unter dem Titel „Dramatic works" (2 Bde.) gesammelt herausgab. Ueber letztere brachten wir in Nr. 39 d. Bl. f. 1854 eine Anzeige, in der wir auch einige Stellen aus ihrer Tragödie „Otto of Wittelsbach" mittheilten. **H. M.**

Schillerfeste und Schillerliteratur.

Ein ausführlicher Bericht über das schöne Fest, welches am 9. Mai zum Andenken an den vor 50 Jahren erfolgten Tod Schiller's in Leipzig gefeiert wurde, würde den Kreis und Zweck d. Bl. überschreiten; aber wir freuen uns, in Stand gesetzt zu sein, Heinrich Wuttke's Festrede hier in einem ausführlichern Auszuge mittheilen zu können.

Nachdem der Redner an Schiller's Tod und Bestattung *) erinnert, bezog er sich auf die im Schilleralbum (s. weiter unten) enthaltene Aeußerung, welche Schiller bei der Aufführung der „Braut von Messina" zu Böttiger gethan hatte: alle seine bisherigen Leistungen seien nur Versuche, der Köcher sei ihm noch voll und ihm strahle ein höheres Ziel. So sprach Schiller, bewußt seines Emporschreitens auf höhern Stufen der Kunst. „Die Räuber", deren Erscheinen, nach dem Ausspruche des Engländers Carlyle, eine Aera in der Literatur der Welt bildeten, und „Cabale und Liebe" verkündeten seine Kraft, seine Macht persönlichen Gestaltens wie seine Beherrschung der dramatischen Mittel. In „Fiesco" und „Don Carlos" mühte sich Schiller schon, an das Geschick eines Menschen ein großes Ereigniß von allgemeiner Bedeutung zu knüpfen. Was ihm damals nur halb gelang, vollführte er im „Wallenstein" ganz und noch herrlicher im „Tell", dem Gemälde der befreiten Schweiz. Aus den Briefen an Körner führte der Redner an, wie Schiller selbst dieses Vorhaben eine „verteufelte Aufgabe" nannte, und wendete sich sodann einer nähern Betrachtung des „Tell" zu, wobei er eine bisher noch nicht bekannte Aeußerung Napoleon's I. mittheilte, die der Redner von dem Herrn, gegen den Napoleon sie gethan, erfahren. Napoleon verwunderte sich nämlich, daß „Tell" auf den Bühnen Deutschlands Glück machte, daß die Deutschen den Abfall der Schweiz beklatschten; das sei ja gerade, als ob die Franzosen einer Darstellung der Loslösung der Bretagne von Frankreich Beifall schenken wollten. Der Redner bezeichnete dies als einen Irrthum; „denn der Abfall vom Reich war es nicht, den «Tell» vorführte. Die Freiheit, die Schiller in seinem Erstlingswerke «Die Räuber» suchen ließ und nicht finden konnte, durchbricht im «Tell» das umnachtende Gewölk, und von allen seinen Tragödien ist diese die einzige, die nicht im irdischen Untergange des Helden abschließt, sondern im reinen Einklang voller Befriedigung sich auflöst. «Demetrius» endlich, den zu vollenden ihm nicht gegönnt war, war so hoch gegriffen, daß selbst Goethe von dessen Fortsetzung, die er anfangs auf sich genommen hatte, abstand. So hob sich mit Adlersfluge Schiller zum Aether empor."

„Schiller's Laufbahn endete", wie der Redner weiter bemerkte, „kurze Zeit vor der jenaer Schlacht. Kriegsgetöse übertäubte die Klagestimmen. Zertrümmert zerfiel des alten Reiches Bau und die Scharen fremder Eroberer durchzogen Deutschland. Gebrochen, niedergeschmettert lag die Stärke der nach Souveränetät lüsternen Staaten, und geschehen war es um Deutschland, wenn in seinem Volke nicht die Kraft lebte und der feste Wille, seine angestammte Art zu wahren. Und daß nun inmitten tiefer Schmach diese Gesinnung wach wurde und einigte, daß mächtig das Deutschthum sich erhob, als das Deutsche Reich zugrundegegangen war und die deutschen Fürsten zitterten, daß hohe todesmuthige Begeisterung das Volk bewegte, das fremde Joch abstoßend, daß wir noch Deutsche sind, das verdanken wir der Sinnesumwandelung, welche unsere großen Schriftsteller glücklich hervorgebracht hatten, den Gefühlen, die sie genährt, den erhabenen Anschauungen, die sie erweckt und belebt — nicht Schiller allein, wol aber ihm und seinen mitstrebenden Geistesgenossen, und ihm vor Allen, der noch zuletzt den Mahnruf gegeben, ans theure Vaterland sich anzuschließen. Seines verstummten Mundes letzte Worte hallten nach in tausendfältigem Widerhall, anschwellend zum aufrüttelnden Donner. Von seinem Geiste ward das Volk erfaßt; von seinen Gedichten genährt, entflammte der junge Körner als deutscher Tyrtäus den Kriegsmuth. Und so ermannten sich unsere Väter in einem heiligen Kampfe zur alten Kraft, und eine herrliche Geistessaat ging auf in leuchtenden Thaten. Aber Theodor Körner hatte auch gemahnt im Siegesglanze: «Die treuen Todten nicht zu vergessen.»"

„Die Hoheit des Classischen", fuhr der Redner fort, „bewährt sich darin, daß seine Wirkung nicht vorübergehender Art in einem vergänglichen Abschlusse vollendet ist, sondern daß es mit schöpferischer Lebenskraft forttreibend immer frische Keime legt, aus denen ein junges Grün neuer Hoffnungen emporsprießt, daß es ein ewig sprudelnder Quell echter Erfrischung bleibt, daß an seiner lichten Flamme sich fortwährend die Geister entzünden. Als nun im zweiten Jahrzehnd nach Schiller's Hingang eine trübe Wendung der öffentlichen Verhältnisse eintrat, verderbliche Einflüsse sich geltend machten und die Sinnesart sich vergröberte, da diente zum heilsamen Gegengewichte die aufgeschlossene Geisteswelt, die ideale Anschauung, die ihren schärfsten Ausdruck in Schiller erreicht hatte. Denn welcher gebildete Deutsche hätte nicht die eine oder die andere von seinen Schriften gelesen? nicht ein Schiller'sches Schauspiel oder auch alle gesehen? Und wer hätte sie gesehen, ohne daß etwas daraus in sein inneres Leben übergeströmt wäre? Gedanken Schiller's berührten wahrlich Alle. Auf den Schwingen seiner Lieder enteilte der Sinn dem Staube. Fast zu Gemeinplätzen wurden viele seiner Aussprüche, und die Ideen, die er gegeben, von Andern aufgefaßt, weiter verarbeitet, in neuer Fassung, in anderer Gewandung herumgetragen. Vom Schiller'schen Genius ging etwas in Geist und Herz der Nation über. Seine Idealität war keine träumerische, sondern die thatkräftige, welche Sein und Sinnen im edeln Streben einigte. Die Wahrheit in seinen Schöpfungen, ein Abglanz des ewigen Lichts, rief die Edelsten und Besten zur Begeisterung. Das ist das große Verdienst Schiller's, daß er das abgewichene halbe Jahrhundert hindurch die Gesinnung des deutschen Volks hob und beflügelte; daß er, eine gereinigte Lebensansicht aufrechthaltend und Theilnahme am Allgemeinen weckend, die Männer bildete, welche des Vaterlandes wahre Stützen sind."

„Ein kurzes, aber reiches Leben gleicht einem langen: daß Schiller solchen Lebensreichthum besessen, beweist der vielseitige Anstoß, der aus seinem Wirken kam. Er hat nur Anregungen hinterlassen, diese jedoch in sehr mannichfaltiger Richtung. Solcher gerade bedurfte Deutschland, weil vermöge der schädlichen Einflüsse der Fortschritt des classischen Zeitalters nicht fortgesetzt wurde und der Fluß seiner Entwickelung in Stocken gerathen war. Es galt nun die höhere geistige Regsamkeit zu unterhalten."

Indem der Redner die schöngeistige Literatur des letzten halben Jahrhunderts in einer kurzen Skizze vorführte, suchte er nachzuweisen, daß Schiller wirklich diese Einwirkung ausgeübt hat, und daß die Mängel nachfolgender Schöpfungen keineswegs zu Klagen Anlaß böten, sondern daß man sich freuen müsse, wie so viele Kräfte sich versuchten und wie der Geist der Nation in einer auf das Höhere gerichteten Thätig-

*) Ueber die einzelnen Umstände bei Schiller's Beerdigung wie bei der Beisetzung seiner Gebeine erhält man bekanntlich die ausführlichste actenmäßige Auskunft durch die Schrift: „Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar Karl Leberecht Schwabe von Julius Schwabe" (Leipzig 1852).



rüstig fortgearbeitet. Einbiegend zu der in den Vordergrund gestellten Auffassung, hob er wieder hervor, „daß im Volke sein Gesang fortklingt, daß dieses ihm unter allen Wandelungen seiner Stimmung zugethan blieb und daß er dessen Willensrichtung beeinflußt. Die Idee der Schönheit zur Anerkennung zu bringen, war der ernstliche Plan seines Lebens. Freuen wir uns, daß eine ästhetischere Anschauung unter uns Eingang gefunden hat, daß, woran Schiller arbeitete, wirklich ein gesteigerter Natursinn und ein richtiges Verständniß der Geschichte gewonnen ist, daß der Sinn wieder heller, freier, belebter ist und die Zuversicht einer kommenden Blüte gewährt. Ja, vielleicht liegt der eigentliche Fortbau am Werke seines Lebens viel weniger im schöngeistigen Spiele als in der ernstern Gedankenthätigkeit. Noch ist nicht der ganze Gehalt seiner Leistungen erschöpft, noch steht der Zukunft eine reiche Ausbeute bevor. Zahlreiche Erklärer mühen sich in unsern Tagen, den Inhalt seiner Weltauffassung klar zu machen, zu entwickeln und hinüberzuleiten ins Allgemeinbewußtsein der Nation. Zusehends wird ein tieferes Verständniß seiner Schriften aufgeschlossen, und nach andern 50 Jahren wird die Rückschau neue Lorbern in seinen Ehrenkranz flechten."

„Zu früh", sagte der Redner, „starb Keiner, der auf Erden Hohes vollendete, der Saaten der Unsterblichkeit streute. Genug hatte der Heros der deutschen Sänger geschaffen, jugendkräftig lebt in den Herzen der Deutschen sein Geist fort. Mit freudigem Stolze gedenken wir seiner in dieser Stunde und seine Todtenfeier erhebt uns, da die Macht der Wahrheit und Schönheit, die an ihm sich so herrlich erwies, uns durchdringt mit dem heiligen Schauer der Ewigkeit!"

Dies der Gedankengang des Redners, bei dessen Darlegung wir in die Lage gesetzt waren, uns möglichst genau an des Redners Ausdrucksweise halten zu können. Die rein vaterländischen Gesichtspunkte walteten in Wuttke's Rede vor, während in den Reden, welche von Gutzkow, Wolfsohn, Auerbach bei dem Pflanzen der Schiller-Eiche und der Körner-Linde in Loschwitz gehalten wurden, die mehr literarischen Gesichtspunkte und Interessen, doch immer mit vaterländischem Hintergrunde, in den Vordergrund traten.*) Eine Bemerkung drängt sich uns hierbei noch auf. Von gewissen Seiten her schwelgt man förmlich darin, das „Literatenthum", das freilich wie jeder Stand auch manche faule Elemente in sich schließt, in aller Weise zu verdächtigen und sogar der Nichtsnutzigkeit zu zeihen. Nichtsdestoweniger hat es sich bei diesen leipziger und dresdener Schillerfesten wie auch bei andern Gelegenheiten gezeigt, daß die Pflege der idealen Güter deutscher Nation hauptsächlich von diesem verpönten und zurückgesetzten Literatenthum unterhalten wird, und Niemand wird leugnen wollen, daß in den in Leipzig wie in Dresden gehaltenen Reden eine gehobene ideale Stimmung, eine edle vaterländische Gesinnung und ein schöner Schwung der Gedanken in wohlthuendster Weise zutage getreten sind.

Wir empfehlen zugleich als ein interessantes literarhistorisches Denkmal das soeben erschienene Buch:

Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855 funfzig Jahre nach dem Tode Schiller's herausgegeben vom Schillerverein zu Leipzig. Leipzig, Eigenthum des Schillervereins. 1855. 8. 1 Thlr.

Es bestehen davon zwei Ausgaben, eine in Octav und eine im kleinern Format in fünf Lieferungen (à Lieferung 6 Ngr.). Man findet hier so ziemlich Alles beisammen, was bei den leipziger Schillerfesten seit 1840 gesprochen und gesungen worden ist. Wir begegnen darin einem interessanten Stück deutscher Beredtsamkeit, einer Reihe von Vorträgen, gehalten von Robert Blum, Kühne, Wuttke, Herloßsohn, Laube, Heller, Freytag, Gutzkow, Gottschall, Hammer, Hermann Schulze, Flathe, Heydrich, Köberle, Reclam, Zille, und einer als Ausdruck der Zeitstimmungen kaum minder interessanten Reihe von Poesien (Tafelliedern, Trinksprüchen), worin sich ebenfalls viele sehr geachtete Namen vertreten finden. Wenn man die Einladung des ersten Comité vom Jahre 1840 mit den spätern Ansprachen vom Jahre 1850 und 1853 vergleicht, so wird man unbedenklich zugeben müssen, daß die Bedeutung des Vereins gegenwärtig viel tiefer und des Mannes, den man feiert, würdiger aufgefaßt wird als zur Zeit der Stiftung des Vereins. Diese Auffassung durchzieht und durchtränkt gleichsam auch das warmgeschriebene Vorwort aus Wuttke's Feder, in welchem namentlich hervorgehoben wird, wie jetzt von manchen Seiten daran gearbeitet werde, die Pietät für unsere Classiker, diese Säulen unserer Cultur, zu untergraben; wie aber ein Volk, sobald es an der Tagesordnung sei, „die idealen Ziele des Strebens zu besudeln", von Entmannung, gänzlichem Verfall und endlichem Untergang bedroht sei. Jenen schleichenden Machinationen entgegen hat der Schillerverein am 7. August 1853 in seinen Satzungen sich die Aufgabe gestellt, soviel an ihm liegt „die Wirksamkeit der deutschen classischen Literatur in der Nation lebendig zu erhalten".

Angefügt sei hier noch die Schrift:

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, nebst einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Schreiben von Goethe's Collegen, Geh. Rath von Voigt. Zum funfzigsten Jahrestage des Todes Schiller's herausgegeben von August Diezmann. Leipzig, Hartung. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Die hier mitgetheilten Briefe, unter denen namentlich ein vom höchsten Enthusiasmus für Schiller als Mensch und Dichter erfüllter Brief Wilhelm von Humboldt's an Körner (Wien, 30. Januar 1811) hervorzuheben ist, stammen aus den hinterlassenen Papieren des Professors und Rechtsgelehrten Gottlieb Hufeland, welche in den Besitz des Verlegers übergingen. Vieles Interessante enthalten namentlich auch die Auszüge aus den Briefen Voigt's, worin man auch mehre sehr bemerkenswerthe Urtheile über die politischen Zustände im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, über die Französische Revolution, über die Feldzüge gegen die Franzosen, über die jenaer Studentenhändel im Jahre 1792 u. s. w. antrifft. Angehängt sind einige interessante, von Diezmann zuerst wiederaufgefundene Recensionen Schiller's über ein von B. Schatz aus dem Französischen übersetztes Werk über Goldoni, das er zwei mal recensirte, in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" und im „Teutschen Mercur" (August 1788). Voigt schreibt einmal an Hufeland, ob er nicht über Das, was etwa zu thun sein möchte, um Hufeland in Jena zu erhalten, auch Goethe etwas vertrauen möchte? Und er setzt dann hinzu: „Er hat sehr oft einen guten Gedanken." Die Welt meint auch wie der selige Voigt (der übrigens ein sehr redlicher, wohlmeinender und ungemein thätiger Mann war), daß Goethe sehr oft einen „guten Gedanken" hatte.

H. M.

Notizen.

Eine Ersteigung des Montperdu.

Die schweizer Gebirgsriesen, soweit sie überhaupt ersteiglich sind, werden häufiger erstiegen als die den Touristen weniger im Wege liegenden Hochgipfel der Pyrenäen. Ein Deutscher hat sich jedoch im vergangenen Jahre auf den Montperdu gewagt und diese Besteigung wie überhaupt seine Reise unter dem Titel beschrieben:

Ausflug in die Pyrenäen und Ersteigung des Montperdu im Sommer von 1854 von H. K. Brandes. Mit einer Karte. Lemgo, Meyer. 1855. 8. 15 Ngr.

*) Wir verweisen auf die dresdener Berichte über das loschwitzer Schillerfest in Nr. 110 und namentlich 111 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und ergreifen zugleich diesen Anlaß, einer edeln Geberin, Johanna Helmke aus Hamburg, welche die ansehnliche Summe von 1000 Thalern für die Schillerstiftung beisteuerte, an dieser Stelle auch unsererseits unsern Dank zu sagen.

Der Reisende ist Professor und Rector des Gymnasiums zu Lemgo. So belohnend die Aussicht vom Montperdu ist, so viele Beschwerde ist mit der Ersteigung des Bergs verbunden, wenigstens wenn sie über die Rolandsbresche unternommen wird. Der Verfasser muß bekennen, daß — obschon er fast alle Gebirge Deutschlands durchwanderte und von ihren höchsten Gipfeln hinabblickte, das Faulhorn erklomm, als es noch ungangbar war und kein Gasthaus oben stand, den Snowdon in Wales erstieg, vor 30 Jahren über den Gotthard bei ununterbrochenen Regengüssen wanderte, als nur eine Saumstraße hinüberführte, den mühsamen Weg zum Rheinwaldgletscher machte und den Julierberg und den Bernina überstieg — er doch in seinem Leben keinen so beschwerlichen Weg gemacht habe, als den über die Rolandsbresche zum Montperdu. Brandes ist übrigens von seinem Aufenthalt in den Pyrenäen sehr entzückt. Er sagt am Schlusse: „Das schöne Thal von Luchon, der See Seculejo mit seiner glänzenden Cascade, das kolossale Felsentheater von Gavarnie, der Montperdu mit seinen majestätischen Felsensäulen umher, das reizende Thal von Luz sind Glanzpunkte, nach denen ich mich immer wieder umschaue. Aber die Krone ertheile ich dem Thale von Luchon, das inmitten des Hochgebirgs die anmuthigste Lieblichkeit mit der erhabensten Natur des Alpenlandes verbindet. Wie ich mich freue es gesehen zu haben, so wünsche ich jedem meiner freundlichen Leser, daß er es auch sehen möge." Solch ein Wunsch ist freilich leichter ausgesprochen, als er sich beim besten Willen immer ins Werk setzen läßt.

Eine Karte der Berühmtheiten Frankreichs.

Cortambert, Generalsecretär der Société de géographie, hat den sinnreichen Gedanken gehabt, eine Karte zu zeichnen, auf welcher die Franzosen, die sich auf irgend einem Gebiete geistiger Thätigkeit ausgezeichnet haben, nach den verschiedenen Localitäten, in denen sie geboren wurden, vertheilt sind, wobei er sich jedoch nur auf die bereits verstorbenen Celebritäten beschränkt, die noch lebenden ausgeschlossen hat. In einer der Karte beigegebenen „Note sur la carte des célébrités de la France et la distribution géographique des Français qui se sont illustrés dans tous les genres" spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß ein geheimnißvolles Band zwischen der natürlichen Vertheilung des Bodens und der Vertheilung der Intelligenz und Fähigkeiten bestehe. Hiernach würde das Gebiet der Manche die meisten Poeten, Geschichtschreiber, Philologen und Künstler, das (germanische) Gebiet der Nordsee (die Becken des Rhein, der Mosel und Schelde) verhältnißmäßig die meisten Krieger, das des Mittelmeers die meisten Redner, Naturforscher, Aerzte und Erfinder hervorgebracht haben. Die Philosophen, Staatsmänner und Rechtsgelehrten vertheilen sich auf das der Manche und des Mittelmeers auf ziemlich gleiche Weise. Das Becken der Garonne und das der Loire zeichnen sich in keiner Gattung besonders aus, rivalisiren aber in Bezug auf Staatsmänner und Rechtsgelehrten fast mit den Gebieten der Manche und des Mittelmeers. Der Herausgeber d. Bl. hat schon vor Jahren einen ähnlichen Plan in Bezug auf die Vertheilung geistiger Größen über Deutschlands Boden gehabt und darüber gelegentlich auch mit Buchhändlern Rücksprache genommen, aber wie viele Ideen muß ein deutscher Schriftsteller nicht ungenutzt liegen lassen, bis irgend ein Späterer zufällig auf denselben Gedanken geräth und ihn unter dem Einfluß günstigerer Umstände ausführt.

H. M.

Bibliographie.

Andresen, K. G., Ueber deutsche orthographie. Mainz, Kunze. Gr. 8. 27 Ngr.

Demidoff, Fürst A. v., Neu-Rußland. Ein Auszug aus der Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, in zwei Bänden, deutsch herausgegeben von J. F. Neigebaur. Mit 10 Illustrationen nach Raffet. Breslau, Kern. Gr. 8. 15 Ngr.

d'Elvert, C., Die Culturfortschritte Mährens und Oesterreichisch-Schlesiens, besonders im Landbaue und in der Industrie, während der letzten hundert Jahre. Brünn. 1854. Lex.-8. 20 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 14te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 1854. 12. 20 Ngr.

Francke, F., Zur Gründungsgeschichte von Johanngeorgenstadt. Mittheilungen aus archivalischen Quellen. Nebst den bei der 200jährigen Jubelfeier am 23. und 24. Februar 1854 gehaltenen kirchlichen Vorträgen. Schneeberg. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Friedrich, E., Hans Waldmann. Ein Drama in fünf Akten. Winterthur, Steiner. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Gärtner, P., Geschichte der bayerisch-rheinpfälzischen Schlösser und der dieselben ehemals besitzenden Geschlechter nebst den sich daran knüpfenden romantischen Sagen. 1ster Band. Speyer, Lang. 8. 1 Thlr.

Thüringische Geschichtsquellen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Chronicon ecclesiasticum Nicolai de Siegen, O. S. B. Namens des Vereines für thüringische Geschichte und Alterthumskunde zum Ersten Mal herausgegeben von F. X. Wegele. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Thlr.

Glaubrecht, O., Die sibirische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte der innern Mission des vorigen Jahrhunderts. Darmstadt. 16. 5 Ngr.

Gottschall, R., Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt. 1ster Band. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gryphius, A., Das verliebte gespenst, gesangspiel, und die geliebte Dornrose, scherzspiel, mit einleitung herausgegeben von H. Palm. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 20 Ngr.

Hartung, J. A., Ungelehrte Erklärung des Goethe'schen Faust. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Allgemeine Industrie-Ausstellung zu Paris. 1855. Redigirt von A. W. Lemme. 12 Nummern. Leipzig, C. H. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Kayser, J., Delphi. Vorträge im geographischen Verein zu Darmstadt gehalten mit erläuternden Noten. Darmstadt, Dietzsch. Gr. 8. 27½ Ngr.

Koloff, E., Paris. Reise-Handbuch. 2te vollständig umgearbeitete Auflage, mit einem Plane von Paris. Braunschweig, Westermann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Macintosh, A. F., Militärische Reise durch die europäische Türkei, die Krim und an den östlichen Ufern des Schwarzen Meeres. Mit strategischen Bemerkungen über den Schauplatz der Operationen der verbündeten Expeditionsarmee. Aus dem Englischen. Mit Karten. Riga, v. Boetticher. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Baur, F. C., An Hrn. Dr. Karl Hase, Professor der Theologie an der Universität Jena, H. S. A. Geh. Kirchenrath ꝛc. Beantwortung des Sendschreibens: die Tübinger Schule. Tübingen, L. F. Fues. 8. 12 Ngr.

Diplomatische Mystificationen und Volksleichtgläubigkeit oder das englisch-französische Bündniß. Aus dem Englischen. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 12 Ngr.

Trendelenburg, A., Machiavell und Antimachiavell. Vortrag zum Gedächtniss Friederichs des Grossen gehalten am 25. Januar 1855 in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Widenmann, G., Politik und Kirchenthum des Abendlands in ihrem Verhältniß zum Orient. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **Januar**, **Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

9\. **Brugsch (H.), Reiseberichte aus Aegypten.** Geschrieben während einer auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale. Mit einer Karte, drei Schriftafeln und drei Beilagen. 8. Geb. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser — den „Das Ausland" in einer höchst anerkennenden Besprechung (1855, Nr. 11) „einen der größten Aegyptologen diesseit und jenseit des Rheins" nennt — bietet in vorliegender Schrift dem größern deutschen Publicum die Frucht seiner unter Humboldt's Auspicien begonnenen und von den werthvollsten wissenschaftlichen Erfolgen gekrönten Reise nach Aegypten: das Ziel seiner Wanderungen war nicht das jetzige Aegypten, sondern das alte monumentale Nilthal, und er gibt in dieser Schrift dem Nichtgelehrten eine getreue und allgemein verständliche Schilderung des alten Aegypten.

10\. **Busch (O.), Manual of German Conversation,** a choice and comprehensive Collection of Sentences on the ordinary Subjects of every-day Life, with a copious Vocabulary; on an entirely new and simple plan. 8vo. In Leinwand gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

11\. **Oskar Busch und Henry Skelton, Handbuch der englischen Umgangssprache.** Eine ausgewählte und umfassende Sammlung von Redensarten über die gewöhnlichsten Begriffe und Gegenstände des Lebens. Nach einem neuen und vereinfachten Plane bearbeitet. 8. In Leinwand gebunden 1 Thlr.

Das erstere dieser beiden Conversationsbücher ist für Engländer bestimmt, um die deutsche Sprache zu erlernen, das letztere für Deutsche, welche sich mit dem Studium der englischen Sprache beschäftigen. Beide zeichnen sich vor andern ähnlichen Schriften dadurch vortheilhaft aus, daß ein jedes den Geist und die Eigenthümlichkeiten der bezüglichen Sprache wiederzugeben sucht, und in einer systematischen Anordnung und sorgfältigen Ausarbeitung ein reiches Material der Umgangssprache, wie sie im Munde der Gebildeten lebt, darbietet, um richtig und gut sprechen zu lernen.

12\. **Byron (Lord), Kain.** Ein Mysterium. — **Mazeppa.** Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe.** Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung dieser beiden berühmten Dichtungen Byron's erscheint hier aus dem Nachlaß der talentvollen Dichterin, deren bekannte frühere Uebersetzungen aus dem Englischen von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden sind. Die letztern erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

Byron (Lord), Der Korsar. Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1852. Gebunden 20 Ngr.

——————, **Der Giaur.** — **Hebräische Gesänge.** Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Scott (Walter), Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

13\. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. — Zehnte** verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundsechszehntes bis hundertundneunzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Der Reichthum des Materials, das sich in allen Kreisen des Lebens und der Wissenschaft seit dem Erscheinen der vorigen neunten Auflage des **Conversations-Lexikon** aufgehäuft, hat es der Redaction der **zehnten Auflage** unmöglich gemacht, dasselbe in den ursprünglich gezogenen Grenzen zu bewältigen. Die Verlagshandlung sieht sich dadurch genöthigt, eine nicht unbedeutende Anzahl von Bogen mehr zu geben, wird dieses Mehr aber allen bisherigen Abnehmern des Werks **gratis** liefern, da sie beim Beginn desselben garantirt hat, daß der Preis des ganzen Werks 20 Thlr. nicht übersteigen werde. Ebenso wird sie ein **Universal-Register**, das sie zwar nicht versprochen hat, zur Vollständigkeit des Werks aber für nöthig hält, **gratis** zugeben.

Der **funfzehnte Band** erscheint in **zwei Abtheilungen**, damit er durch die mehr zu gebenden Bogen für den Gebrauch nicht unbequem wird. Dagegen werden die Hefte 113—120 (um die garantirte Anzahl 120 festzuhalten) in entsprechender Weise um mehre Bogen stärker gemacht werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

14\. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in **4 Bänden** oder 40 Heften. Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon **erscheint** in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft **5 Ngr.** = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen **abgedruckt** und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

15\. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertundsechszehntes und hundertundsiebzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Nach Vollendung des im Erscheinen begriffenen zehnten Bandes werden nun noch zwei

Bände erfoderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen und ungefähr binnen Jahresfrist in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

16. **Cunibert (B. S.), Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie** depuis 1804 jusqu'à 1850. 2 volumes. In 8. Broché. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten **Milosch Obrenowitsch** war, gibt eine lichtvolle Darstellung der politischen Zustände Serbiens unter der Regierung dieses Fürsten, und hellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei der wichtigen Stellung, die Serbien in den gegenwärtigen Verwickelungen im Oriente einnimmt, wird das Werk nicht verfehlen, überall Aufsehen zu erregen.

17. **Petit Dictionnaire** complet français-allemand et allemand-français. — **Vollständiges Taschen-Wörterbuch** der französischen und deutschen Sprache. Von **J. H. Kaltschmidt.** Vierte Auflage. 8. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

A complete Pocket-Dictionary of the English and German languages. — **Vollständiges Taschen-Wörterbuch** der englischen und deutschen Sprache. Von **Ludwig Albert.** Zweite Stereotyp-Ausgabe. 8. 1854. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 6 Ngr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Vierte Auflage. 8. 1849. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

18. **Fortlage (K.), System der Psychologie** als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht blos die Philosophen von Fach, sondern auch weitere Kreise interessiren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist. Der zweite (letzte) Theil wird noch in diesem Jahre erscheinen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und schlicht durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen dringend nothwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größern Publicum gelesen und studirt zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zwecke vollständig entspricht.

19. **Goldhaun (L.), Aesthetische Wanderungen in Sicilien.** 8. Geh. 2 Thlr.

Sicilien wird in den zahlreichen Schilderungen Italiens meist nur kurz und flüchtig behandelt, weil das übrige Italien zu reichen Stoff darbietet oder die Reisenden Sicilien nur wenig Zeit widmen können. Die vorliegende Schrift beschränkt sich ganz auf Sicilien und bietet dem deutschen Publicum eine umfassende Schilderung der merkwürdigen Insel in geistreicher Auffassung und lebendiger Darstellung. Die ästhetische Betrachtungsweise waltet vor, doch finden auch alle übrigen Seiten gebührende Beachtung. Die Wanderungen haben zwei Centralpunkte: Palermo und den Aetna. Von Palermo aus werden: die Umgebungen der Stadt, der Monte Pellegrino, La Favorita, La Bagaria, Beilhunt, Segeste, La Flora geschildert; vom Aetna aus: das innere Land und Syrakus, die Ostküste mit Catania, Zaormina, Messina. Die Schrift bildet somit eine wesentliche Ergänzung der berühmten Werke über Italien und wird allen Freunden der Kunst und Natur dieses Landes wahrhaften Genuß gewähren.

20. **Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde.** Uebersetzt von **Karl Simrock.** Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

„Tristan und Isolde", das berühmte Liebesepos **Gottfried's von Straßburg**, eine der reichsten und lebensvollsten dichterischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in einer für die weitesten Kreise des deutschen Publicums bestimmten (elegant ausgestatteten) Uebersetzung von **Karl Simrock**, dem unübertroffenen Uebersetzer und Wiederhersteller älterer deutscher Dichtungen. Bisjetzt war dieses Meisterwerk der ersten Blütenzeit unserer Poesie der heutigen Sprache noch in keiner Uebersetzung wieder angeeignet, die darauf Anspruch machen dürfte, den natürlichen leichten Fluß des Originals zu erreichen. Mit Recht sagt Simrock in einem Schlußwort zu dem Werke: „Gottfried hat zuerst von der Minne mit jener Inbrunst des seelenvollsten Gefühls und in der naivsten Sprache auch mit dem hohen Schwunge gesprochen, welche des Tiefsinns der Liebessage würdig sind und für die ihm der Kranz gebührt, den ihm seine Zeit gereicht hat und den ihm auch die Nachwelt nicht versagen wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eisenhuth'sche Stiftung.

Der im Jahre 1826 verstorbene königl. sächs. Hofrath und Kreisamtmann **Wilhelm Christoph Eisenhuth** hat, mittels eines bei dem Kreisamte Leipzig niedergelegten Codicills d. d. 27. März und ins. den 23. Mai 1822, ein Capital von 2500 Thaler zu einer Stiftung akademischer Preisaufgaben für angehende Juristen ausgesetzt und dessen Verwaltung dem unterzeichneten Collegium übertragen, dabei aber, neben andern nicht hierher gehörigen Bestimmungen, Folgendes verfügt:

a) Der Preis für diejenige Schrift, welche die aufgestellte Preisfrage sowol in Ansehung des Ausdrucks als der Sache selbst am genügendsten beantwortet hat, soll, für jetzt und von einer möglicherweise künftig eintretenden Erhöhung desselben abgesehen,

Funfzig Thaler im 20-Guldenfuße

betragen.

b) Wer um diesen Preis sich bewerben will, muß wenigstens drei Jahre und unter diesen zwei Jahre in Leipzig die Rechtswissenschaft studirt, darf jedoch nicht über zwei Jahre die Universität, welche er zuletzt frequentirt hat, verlassen haben. Auf den persönlichen Aufenthalt in Leipzig zur Zeit der Bewerbung kommt nichts an. Auch die bereits erfolgte Anstellung des Bewerbers in irgend einem bürgerlichen Verhältnisse ist kein Hinderniß, wenn nur zur Zeit, in welche die Bewerbung fällt und deren Anfang nach dem Tage der Aufgabe zu beurtheilen ist, noch nicht zwei Jahre seit der Beendigung der akademischen Laufbahn verflossen sind.

c) Die einzureichenden Abhandlungen müssen in lateinischer Sprache abgefaßt, reinlich und leserlich geschrieben sein und dürfen bei nicht allzu weitläufiger, aber auch nicht allzu enger und kleiner Schrift, nicht über zwölf geschriebene Bogen in gewöhnlichem Schreibpapierformat betragen. Widrigenfalls können sie, wenn sie auch des Preises würdig befunden werden, dafern nicht außerordentliche Umstände eintreten, wenigstens nicht zum Abdrucke auf Kosten der Stiftung befördert werden.

Wir bringen daher zur öffentlichen Kenntniß, daß für dieses Jahr als Gegenstand der Preisaufgabe eine Abhandlung

De Actione Paulliana

bestimmt worden ist. Dabei wird bemerkt, daß die zu fertigenden Arbeiten bis zum letzten Mai 1856 bei dem Facultätssecretär Weber unter dessen Adresse versiegelt eingereicht oder mit der Post an denselben portofrei eingesendet werden müssen, daß das erste Blatt mit einem Motto zu beschreiben, der Vor- und Zuname des Verfassers aber nebst der Angabe seines Vaterlandes und gegenwärtigen Aufenthalts, auch nach Befinden seiner dermaligen Anstellung, in einem besonders und zwar doppelt versiegelten Zettel dem Aufsatze unmittelbar beizulegen ist, indem Derjenige, welcher diese Vorschrift nicht befolgt, nach §. X des fraglichen Codicills sich des Anspruchs auf den Preis verlustig macht; endlich daß im Monat September 1856 die Preisvertheilung vorgenommen werden wird.

Leipzig, den 8. Mai 1855.

Die Juristenfacultät zu Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 31. Mai 1855.

Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Zweiter Artikel.*)

Dietrich Christian Grabbe.

Grabbe's Leben und Charakter von Karl Ziegler. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 1 Thlr.

Als im Jahre 1836 der Tod Christian Grabbe's in den Blättern gemeldet wurde, schrieb ich einen kurzen Artikel über ihn im „Berliner Conversationsblatt", an dessen Schlusse ich äußerte: „Vieles dürfte in Grabbe's Bildungs- und Verwüstungsgange dunkel sein. Wir wünschten von seinem künftigen Biographen, der Alles nur nicht vornehm sein darf, Aufklärung."

Diesem Wunsche ist nun nach nahe zwanzig Jahren durch Karl Ziegler, der Grabbe's Eigenthümlichkeiten durch genauen, bis zu seinem Tod fortgesetzten persönlichen Umgang gründlich kannte, Genüge geschehen. Karl Ziegler schreibt nicht vornehm, im Gegentheil ziemlich vulgär, wie es der Persönlichkeit des Geschilderten vielleicht angemessen ist, und er verschafft uns über den jedenfalls merkwürdigen Dichter Aufklärung in größerer Fülle und Ausdehnung, als uns selbst fast lieb ist. So schauerlich hätten wir uns die Abgründe in Grabbe's Wesen und Lebenslauf, selbst nach Duller's und Immermann's fragmentarischen Mittheilungen über Grabbe, nicht einmal gedacht. Ob freilich ein Biograph die Befugniß und das Recht habe, so rücksichtslos und ungescheut in die Geheimnisse des Privatlebens einzudringen, alle Familien- und Ehemisèren bloßzulegen und uns selbst mit den widerwärtigsten und gemeinsten häuslichen Zankscenen nicht zu verschonen, das weiß ich nicht und glaube ich nicht. Doch ist dies ein Punkt, auf den ich noch im Verlaufe dieser Betrachtung zu sprechen kommen werde.

Zuvörderst drängt sich die Frage auf, ob Grabbe überhaupt noch eine so ausführliche Biographie verdiene, ob damit der Welt und der Literatur ein Dienst geleistet werde. Der Verfasser dieser Biographie gesteht sich selbst, daß der günstigen Aufnahme derselben Manches entgegenstehe; denn, fügt er hinzu, „seine Schriften sind in neuerer Zeit sehr in den Hintergrund getreten und eigentlich mehr nur den Literaten und Literarhistorikern bekannt". Aber mit vollkommenem Recht bemerkt er sodann:

> Gleichwol mag diese Biographie, wenn sie in die Welt hinaustritt, doch noch an vielen Stellen willkommen geheißen werden und sollte es auch nur aus einem psychologischen Interesse geschehen, um nämlich einmal einen tiefern Blick in die innere Entwickelung der Seelenzustände Grabbe's zu thun und dadurch sich zugleich das eigentliche Wesen jener excentrischen Geister, wie Richard Savage, Hölderlin, Heinrich Kleist und Nikolaus Lenau **) zu erklären, das noch immer ein Räthsel geblieben ist. Ueberdies bin ich überzeugt, sie kann einen wahrhaft tragischen Eindruck kaum verfehlen, da sich hier ein Leben in Verirrungen und Kämpfen müde ringt, das, mit den glänzendsten Gaben ausgestattet, zu dem Höchsten und Größten berufen schien und deshalb trotz aller Bizarrerien eine wunderbare Anziehungskraft behielt, sodaß der stille Beobachter desselben sich ebenso wenig wie Ophelia bei Hamlet des Schmerzensrufs enthalten konnte: „Ach, welcher große Geist ist hier untergegangen."

Ein Lebenslauf wie der Grabbe's ist unter allen Umständen psychologisch interessant und lehrreich, und verdient beschrieben zu werden, selbst wenn Grabbe minder begabt gewesen wäre. Grabbe ist uns nicht aber blos als Einzelerscheinung interessant, sondern auch als Repräsentant einer ganzen excentrischen Richtung im Leben und Dichten, die freilich Keiner so wie er bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgte. Sein Einfluß war seiner Zeit durchaus nicht gering, und wenn man ihm glauben will, ist er selbst auf die eigenthümlich witzige Manier Heine's, mit dem er ja in Berlin in nahen

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 18 d. Bl. D. Red.

**) Die Zusammenstellung Grabbe's mit den genannten Dichtern ist wol keine ganz glückliche. Die Unverträglichkeit mit dem Leben wie es ist, das Genialitätsfieber und eine gewisse geistige Unruhe hatte wol Grabbe allerdings mit Hölderlin, Heinrich von Kleist und Nikolaus Lenau gemein; sonst aber waren diese Drei von ganz anderer Charakterbildung und auch andern Lebensgewohnheiten; sie gehörten einer idealern Gattung von Menschennaturen an.

und vertrauten Beziehungen stand, nicht ohne Einfluß geblieben. In der That sind jene grellen und schneidenden, ganz unvermittelt aufeinandergesetzten Contraste zwischen Ernst und Ironie, Erhabenheit und Cynismus, jene diabolischen und oft schmuzigen Selbstverhöhnungen des Gefühls, wie wir sie nur in mehr lyrischer und graziöserer Form bei Heine treffen, echt Grabbisch. Jenes Ringen und Streben nach dem Kolossalen, Gewaltigen, Uebermenschlichen, dem wir bei manchem Jüngern der Zeitgenossen Grabbe's begegnen (z. B. bei Georg Büchner und Friedrich Hebbel, der ihm wol am nächsten kommt, ihn aber an künstlerischer Durchbildung übertrifft), läßt sich ebenfalls auf Grabbe's Einfluß zurückführen. Es ist wahr, daß Grabbe kaum Etwas geschaffen hat, was als Kunstwerk dastände und als Ganzes irgend einen befriedigenden Eindruck gewährte; man müßte denn das von wirklich übermüthiger Laune und prächtigem Humor übersprudelnde Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", ausnehmen, welches uns nur bedauern läßt, daß er diese Seite seines Talents nicht mehr cultivirt hat. Die anspruchsvolle Mittelmäßigkeit zu geißeln war Keiner so ausgerüstet als Grabbe. Gerade für unsere gegenwärtigen Literaturzustände fehlt uns diese scharfe Grabbe'sche Hechel. Aber auch in seinen Tragödien, so bizarr, so fragmentarisch, so zerrissen und zerklüftet sie vor uns stehen, waltet doch immer eine großartige geschichtliche Auffassung und zum Theil selbst eine prägnante, echt dramatische, derbe Charakteristik, namentlich in seinem Entwurf gebliebenen „Marius und Sulla", in den Hohenstaufentragödien und im „Hannibal", der in einer höchst wirksamen dramatischen Keil- und Lapidarschrift hingeworfen ist. Wir begegnen bei ihm oft überraschend gewaltigen, großartig wirkenden einzelnen Scenen und Gedanken, die nicht verdienen, daß man diese knorrigen aber kernhaften Urwaldsstämme über dem jüngern, allerdings von größerer Cultur zeugenden dramatischen Nachwuchs vergißt. Das Pathos ist oft ebenso wahr als schön und aus dem Innersten quellend; wir greifen nur auf Gerathewohl folgende Stelle aus dem „Herzog von Gothland" heraus:

Sieh, ringsum wird's mir Nacht — ausgelöscht
Sind mir die Leuchtthürme des Lebens:
Die Liebe, die die Gegenwart umglänzt,
Die Hoffnung, die die Ferne rosig schmückt,
Des Ruhmes Kränze, welche funkelnd an
Den Sternen hangen, Tugend, die
Den Märtyrer im Sterben noch verklärt,
Die Sonnenberge der Unsterblichkeit,
Auf die der Erdenwand'rer blickt
Im Unglückssturm — sie alle leuchten mir nicht mehr. — Und
Ich weine nicht? So stürzet euch,
Ihr Felsen, die ihr um mich hersteht,
Zermalmend auf mein eh'rnes Herz,
Bis daß es Weh empfindet!
Zerschmelzet es, ihr Flammen des Gewissens
Und läutert es zu einer Thräne!
Hilf du mir weinen, Meer!

So etwas kann nur ein echter Dichter schreiben, der sich auf mehr versteht als auf die bloße elegante Façon und den glatten Firniß erkünstelter Leidenschaft. Ueberhaupt möchten wir bemerken, daß Grabbe zwar leider in seinen Producten ziemlich oft gotteslästerlich cynisch, aber niemals eigentlich frivol und lasciv ist, daß vielmehr ein grandioser Ernst und ein wahrhaft tragischer Schmerz, wenn auch mit zermalmender und schneidender Ironie gepaart, ihnen den Stempel der Größe aufdrückt, einer Größe, wie man sie etwa bei dem Anschauen gestürzter und durcheinandergeworfener mächtiger Tempeltrümmer empfindet.

Sehen wir nun zu, wie es kam, daß dieser Dichter im Grunde nur gewaltige Fragmente und Trümmer hinterlassen hat, welche in ihrer Durcheinanderwürfelung zeigen, daß es sich hier um ein zwar mächtiges, aber in sich zusammengebrochenes Talent und ein verwüstetes Dasein handelt, das in sich versank, weil es eines im höhern Sinne sittlichen Standpunkts entbehrte oder vielmehr aus Genialitätscaprice entbehren wollte.

Grabbe war der Sohn des detmolder Zuchtmeisters und auf dem Zuchthofe geboren. Die Wohnzimmer lagen neben und über den Zellen, in welchen Verbrecher eingesperrt saßen, und um zu ihnen zu gelangen, mußte man an Schildwachen und mit eisernen Stangen verriegelten Thüren vorübergehen. Solche Umgebungen haben, wie man weiß, etwas Unheimliches und Drückendes, und sind nicht sehr geeignet, das Gemüth zu einer heitern Anschauung des Lebens zu stimmen. Grabbe äußerte später einmal zu Immermann: „Ach, was soll aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung die ist, einen alten Mörder in freier Luft spazierengeführt zu haben." Seine Aeltern waren wackere Leute; seine Mutter, die noch lebt und an der er stets mit großer Liebe hing, hatte etwas Energisches, Tüchtiges, Munteres, doch auch Hastiges und Leidenschaftliches. Die Behauptung Duller's, daß sie dem kleinen Christian des Nachts beim Schlafengehen betäubende geistige Getränke eingeflößt habe, um ihn einzuschläfern, stellt Ziegler entschieden und mit Entrüstung in Abrede. Eine Erziehung, wie sie etwa einem frankfurter Patriciersohn zutheil wird, konnten seine Aeltern ihm begreiflicherweise nicht geben; doch besuchte er das detmolder Gymnasium, und zeichnete sich hier bald durch Intelligenz, Phantasie, seinen originellen Witz und als feuriger Declamator aus. Als in einer der obern Classen den Schülern die Stilaufgabe gestellt war, ein Märchen zu schreiben, lieferte Grabbe eine so phantasiereiche und sinnvolle Arbeit, daß der Director, der auch als pädagogischer Schriftsteller bekannte Rath Falkmann, ganz verwundert ausrief: „Grabbe, wo haben Sie das her? Es ist ja, als ob man etwas von Shakspeare oder Calderon läse." Schon damals machte er sich an die Ausarbeitung einer Tragödie: „Der Erbprinz", aus der später manche geniale Stellen in seinen „Herzog von Gothland" übergegangen sein sollen. Zu gleicher Zeit bildeten sich aber bei ihm auch manche Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten aus, die schon damals Allen auffielen, welche mit ihm persönlichen Verkehr unterhielten.

Ostern 1820 ging er nach Leipzig, mit der Absicht die Rechtswissenschaft zu studiren. Er studirte aber sehr wenig, trieb sich vielmehr in den Kaffeehäusern umher, machte schlechte Witze über Theater und Schauspieler, ergab sich dem Genuß spirituöser Getränke und stürmte, wie sein Biograph bemerkt, „auf seine Gesundheit los in einer Weise, die auch die stärkste Natur schien ruiniren zu müssen". Wir halten aus mehrfachen Gründen gerade Leipzig für den unglücklichsten Ort, den ein junger Mensch von den Charakteranlagen und literarischen Prätensionen wie Grabbe überhaupt wählen konnte. Eine kleine gemüthvolle Universitätsstadt in anmuthiger landschaftlicher Umgebung, fern von literarischem Klatsch und seichtem Theatergeschwätz, ohne Kaffeehäuser und ohne überall sich aufdrängende belletristische Journallectüre würde ihm viel ersprießlicher gewesen sein. Ein in der modernen Welt überhaupt wunderbar weit verbreiteter krankhafter Ehrgeiz wird von allen Seiten stimulirt, ohne doch Befriedigung zu finden; man hält sich mindestens für einen Ebenbürtigen Shakspeare's oder Goethe's; man glaubt überall um sich her bloße Mittelmäßigkeiten zu erblicken; man möchte Bewunderung finden, ohne noch etwas geleistet zu haben; man fühlt sich zurückgesetzt und verkannt — zumal wenn man schon auf dem Gymnasium von dem Lehrer der deutschen Sprache mit Shakspeare und Calderon zusammengestellt wurde —; man rächt sich dafür an der Menschheit durch wohlfeilen Spott und Hohn und man sucht sich durch den Genuß berauschender Getränke in eine Ekstase zu versetzen, in welcher die angeborene Genialität zum vollen Ausbruch kommt, um zuletzt in Stumpfheit und Thorheit zu versinken.

Grabbe hatte in Leipzig den wunderlichen Einfall, Schauspieler zu werden, und trug diesen Wunsch dem Professor Amadeus Wendt vor, dem es jedoch glücklicherweise gelang, ihn von diesem Gedanken wieder abzubringen. Indeß wurde dieser Besuch Veranlassung, daß ihm Grabbe von seiner Tragödie „Der Herzog von Gothland" Mittheilung machte, deren Kühnheit Wendt lebhaft interessirte. Er wurde durch Wendt bei Pölitz und [illegible] eingeführt und war auf dem besten Wege, sich zum leipziger Literaten auszubilden, als er plötzlich, man weiß nicht warum, im Jahre 1822 Leipzig verließ und nach Berlin übersiedelte.

In Berlin wurde er der Abgott eines Kreises von [illegible]geistern, die seinem Genie in einer Weise schmeichelten, daß er an seine Aeltern schreiben konnte: „Mein Werk («Der Herzog von Gothland») fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Verwunderung werden." Bald wurde er auch mit Dichtern und Literaten vom Handwerk, darunter Köchy, Ludwig Robert, von Uechtritz und Heinrich Heine bekannt. Mit einigen derselben führte er nun ein toll-geniales Leben, für das sich jedoch in den damaligen Verhältnissen Berlins und in der herrschenden Stimmung manche Entschuldigung finden läßt. Die Romantiker hatten dem [illegible] manchen Stoß versetzt und unter den jüngern Talenten die Ansicht zur Geltung gebracht, daß man, um genial dichten zu können, auch genial leben müsse. Die humoristisch-poetischen Zechgelage Hoffmann's, Ludwig Devrient's und ihrer Kumpane galten dabei den jungen Leuten als Vorbild. Es gab höchst ordentliche Räthe und Geheimeräthe in Berlin, welche von diesen tollen Nächten ganz entzückt waren, wenn sie es einmal über ihren Geldbeutel und ihren bürgerlichen Verstand gewonnen hatten, an einem Ecktisch in der Trinkstube von Lutter und Wegener Platz zu nehmen, einen soliden Schoppen zu schlürfen und diesen Witzen und genialen Einfällen in stiller Andacht und Bewunderung zu lauschen. Man muß in diesen Umgebungen, selbst noch in späterer Zeit, gelebt haben, um begreifen zu können, wie sich dieser Ton auf die jüngern Talente fortpflanzen konnte, wenn freilich auch vergröbert und häufig aus der Trinkstubenorgie in die Straßenorgie übergehend. Hierzu denke man sich den Gegensatz der nüchternsten Philisterhaftigkeit, der dünnsten ästhetischen Verfeinerung und des häufig geschraubtesten, verschnörkeltsten und dabei anspruchsvollsten Gesellschaftslebens, um sich solche Erscheinungen naturgemäß erklären zu können. Wenn ein junger talentvoller Mann diesem oder jenem Autor von Namen seinen Besuch machte und auf ein menschliches Entgegenkommen rechnete, statt dessen aber auf eine kühle, abweisende, jedes Wort auf die Goldwage legende Goethe'sche Vornehmheit stieß, die eben nur einem Mann wie Goethe wohlanständig war, so ist es kein Wunder, wenn er in exceptionellen Kreisen Erholung und Erfrischung suchte, in denen sich doch ein wenn auch immerhin stürmischer, doch lebendiger Wellenschlag offenbarte. Wenn man sich eine Einzelerscheinung wie Grabbe psychologisch nicht erklären zu können scheint, wie will man sich da das Schauspiel erklären, welches unsere großen Städte in einigen Momenten zur Zeit der politischen Aufregung boten? oder die unzähligen Abnormitäten in der Weltgeschichte überhaupt? Oder wie will man nur manche Gewohnheiten und Gebräuche unserer Studenten, die man ganz naturgemäß findet und als ein sich von selbst Verstehendes mitmacht, obschon sie mit der eigentlichen Aufgabe des Studirenden in directem Widerspruch stehen, in die allgemeine bürgerliche Ordnung einpassen? Das Leben ist für Jeden lang genug, Thorheiten zu begehen, aber nicht für Jeden lang genug, sie wieder gutzumachen. Für die meisten von Grabbe's Genossen war jene berliner Sturmzeit nur eine Durchgangsperiode, vielleicht sogar ein reinigendes Purgatorium; in Grabbe brannte sie wie ein höllisches Feuer nach, das ihn allmälig verkohlte. Wenn wir ihn eines Mangels an sittlichem Halt zeihen, so trifft dies nicht sowol jene leipziger und berliner Debauchen, als vielmehr seine spätere Lebensperiode, die ihn in Verhältnisse stellte, welche nur zu geeignet sind, Jedermann zur Besinnung zu bringen. Der Drang der Genialität, sich auszutoben, kann nur für gewisse Perioden, in denen man noch halb oder ganz außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft steht, zur Entschuldigung gereichen.

Um von dem Ton, der in jener Genossenschaft herrschte, eine Probe zu geben, theilt Ziegler ein paar Briefe von Gustorff und Ludwig Robert mit, welche dieselben an Grabbe richteten, als er Berlin verlassen hatte und nach Dresden gegangen war. Folgende Stelle aus einem Briefe Gustorff's möchte einigermaßen von allgemeinerm Interesse sein:

Lange lag Heine in seinen erfindungsreichen Betten, die Tage zählend und wiederzählend, schmachtend gleichsam nach dem Augenblicke, da seine Tragödien bei Dümmler zum Fenster hinausgucken. Endlich gucken sie und zwar, wie wir vermutheten, nicht um Gotteswillen, und da sah man nun am Tage dieser Offenbarung Heinrich's ungefällige Gestalt selbstgefällig unter den Linden mit Armensünderwänglein, über welche neidische Glut sich ergoß, sobald er vor dem Duodez-Brockhaus vorbeiperipathetisirte u. s. w.

Manche Stellen dieser Briefe sind in unsern Blättern gar nicht mittheilbar.

Grabbe's bekannten, halb verrückten Brief an den damaligen Kronprinzen von Preußen und seinen Aufenthalt in Dresden, wo er, wie es scheint, sich Hoffnung darauf machte, durch Tieck's Vermittelung als Regisseur am Theater angestellt zu werden (Grabbe als Regisseur!), übergehen wir, da man ohnehin von seinem dresdener Aufenthalt nicht viel weiß. Von Dresden kam er im Juli 1823 wieder nach Leipzig. Er hatte, wie er an seine Aeltern schreibt, vom königlichen Theater in Dresden 40 Thaler Reisegeld erhalten, um in Leipzig, Berlin und Braunschweig Buchhändlergeschäfte für sich und Tieck abzumachen. Man kann sich denken, wie Grabbe sich des ihm gewordenen Auftrags entledigte! Er blieb sechs Wochen lang in Leipzig liegen, bis das Geld verthan und er genöthigt war, seine zu nachsichtigen Aeltern wieder um fünf Louisd'or zu bitten. Dem Rath Blümner, der Interesse an ihm gefunden und ihm Aussicht auf eine Anstellung in Leipzig eröffnet hatte, falls er sein Rechtsexamen machen wolle, begegnete er im höchsten Grade ungezogen, und entschuldigte sich dann gegen seine Freunde damit, die Tochter Blümner's habe eine zarte Neigung zu ihm gefaßt, man habe ihn fesseln wollen, und das sei ihm zuwider gewesen. Aehnlich behauptete er später, Tieck habe ihm seine Tochter verheirathen wollen und fügte dann hinzu: „O die! Aber klug ist sie! Die schreibt alle das Zeug, was Tieck herausgibt. Wenn ihr Tieck heute die Idee angibt, so hat sie morgen zwei Bogen fertig."

Ziemlich geknickt und verwüstet kam er nach seiner Vaterstadt zurück. Schon in seinem Aeußern verrieth sich eine betrübende Gleichgültigkeit und sein Costüm war auffallend vernachlässigt. Wenn ihn einer seiner Bekannten herzlich begrüßte, pflegte er mit einem gelangweilten und gleichgültigen Gesicht zu sagen: „Sieh, ich meinte, du wärst schon längst gestorben." Dennoch ermannte er sich so weit, um wirklich sein Examen zu machen; aber die Bemühungen seines Gönners, des Archivraths Klostermeier, ihn als Gehülfen bei der Bibliothek anzubringen, scheiterten, und es war nun, als habe er allen Lebensmuth verloren. Oftmals schrieb er nieder: „Wäre ich todt, es wäre mir lieb; lebte ich nie, es wäre besser." Es mußte weit mit seiner Zerrissenheit gekommen sein, wenn er, der von seiner Begabung in so hohem Grade eingenommen war, doch den Glauben an seine Mission verloren hatte und lieber nie geboren zu sein wünschte. Er war sich bei all seinem Talent doch selbst zur Last, und aller literarische Ruhm, den ihm gerade jetzt seine rasch aufeinanderfolgenden dramatischen Productionen eintrugen, konnten ihn für den gestörten Hausfrieden seines Innern nicht entschädigen. Vielleicht mochte er sich doch in manchen Augenblicken im Geheimen gestehen, daß, ganz abgesehen von selbstverschuldeter Verwüstung, sein Talent von Hause aus Lücken und Brüche habe, die ihn immerdar hindern würden, jene letzte Harmonie und Vollendung zu erreichen, ohne die ein Dichter bei dem größten Genie doch niemals etwas wird schaffen können, was der Prüfung und dem Geschmack von Generationen muthig ins Auge zu sehen wagen darf.

Grabbe erhielt, wie man weiß, um diese Zeit eine Anstellung als Auditeur bei dem lippeschen Militär, lebte in auskömmlichen Verhältnissen, war „sehr elegant und nobel" eingerichtet und genoß eines Ruhms, der sogar die guten Detmolder blendete, sodaß er an allen öffentlichen Orten der Gegenstand der Aufmerksamkeit war und auf ihn wie auf das Wunder der Stadt hingewiesen wurde. Aber Grabbe achtete die Detmolder zu gering, um sich hiervon sehr geschmeichelt zu fühlen. Sein Streben ging noch über die natürliche Grenze seines Talents hinaus; er genügte sich nicht, und fühlte auch nicht das Vermögen in sich, den Anfoderungen, mit denen er sein Talent quälte, jemals genügen zu können. Immer wählte er kolossale, womöglich auch militärische Stoffe (Grabbe bildete sich bekanntlich auch ein, ein bedeutendes Feldherrntalent zu besitzen), die dramatisch zu bewältigen ganz unmöglich war, wie dies unter Anderm sein „Napoleon" beweist. Die Resultate seines durch Debauchen und vielleicht auch geheime Vorwürfe gestörten Denkens sprangen nur noch fragmentarisch und ruckweise heraus, etwa wie metallische Steine bei dem Ausbruch eines Vulkans. Man stand damals in der Byron'schen Periode; die Byron'sche Zerrissenheit war Mode geworden; jeder literarische Hungerleider in Deutschland wollte etwas von Byron in sich haben, leider aber fehlte die Lordschaft in jedem Sinne des Worts. Man hatte Grabbe vielfach mit Byron verglichen. Grabbe aber fühlte die ungeheure Kluft, die zwischen einem englischen Lord, der in den Genüssen Venedigs schwelgte, und einem Auditeur in Detmold lag, und er suchte sich nun an dem Schicksal und der Menschheit durch Cynismen zu rächen, die er nach allen Richtungen der kleinen detmoldischen Welt hinausschleuderte. Er maltrâtirte die detmolder Schauspieler in bissigen Recensionen, er fand z. B. an Lortzing, dem später so beliebt gewordenen Componisten, nur eine gewisse „marqueurmäßige" Gewandtheit zu loben, und die Schauspieler rächten sich an ihm dadurch, daß sie ihn in seiner ganzen wunderlichen persönlichen Erscheinung auf der Bühne copirten. Dies war ein tödtlicher Stich

für den stolzen Grabbe, und vergebens verlangte er während der Aufführung des Stücks von der Intendantur, daß sie die Aufführung sistire. Bald darauf brachten ihm aber dieselben Schauspieler eine Nachtmusik, und nun lud er sie zu sich, ließ Burgunder und Rheinwein reichlich fließen, und die größte Vertraulichkeit trat an die Stelle der Feindschaft. Grabbe hatte allen Halt verloren, wenn er ihn je besessen hatte. Die burleskesten Zoten und cynischsten Witze, mit deren Mittheilung Ziegler das Papier seines Buchs verunreinigt, drängten sich in seinen Unterhaltungen, und doch fand er für sie ein Publicum, welches sich daran ergötzte und ihn in seiner Liebhaberei bestärkte. Doch mischen sich auch in diesen widerwärtigen Wust manche wirklich drollige Scenen ein, die von einer gewissen genialen Gutmüthigkeit zeugen, deren Mittheilung wir uns jedoch aus gebieterischen Raumrücksichten versagen müssen. Mit den Briefen seiner ehemaligen Freunde, z. B. Uechtritz, sprang er sehr unglimpflich um; in der Regel legte er sie ungelesen und unerbrochen beiseite, was freilich der kürzeste Weg war, sich der Mühe ihrer Beantwortung zu überheben. Offenbar war die Thätigkeit seines Gehirns, trotz der vielen wunderbar durchschlagenden Lichtblicke, in Confusion, sein ganzes Körpersystem zerrüttet. Nicht nur die gebrannten Wasser waren ihm zu Kopf gestiegen, auch sein Egoismus, seine Selbstvergötterung, weil er keinen andern Gott kannte neben oder über sich. Hiermit stand er freilich nicht allein. Es gab und gibt auch Andere, denen bei ihrer productiven Thätigkeit nur die Glorification ihres eigenen Ich am Herzen liegt, denen es gleichgültig ist, wie sich die Literatur im Großen und Ganzen entwickelt, die sich kaum darum kümmern, was um sie aufblüht, gedeiht oder abwelkt und die daher bei dem letzten Zuge ihrer Feder nicht viel weiter sind als beim ersten. Sie gleichen den vielen Schauspielern der jetzigen Zeit, jenen dramatischen Musterreitern, die, ohne Rücksicht auf das Ensemble und selbst zu seinem Schaden, nur danach trachten, ihre Rolle im hervortretenden Hautrelief auszuarbeiten; und leider hat sich das Publicum nur zu sehr daran gewöhnt, in Kunst und Literatur die im Augenblick renommirten Virtuosen allein zu beachten und zu applaudiren, der Gesammtentwickelung und dem Ensemble aber keine Beachtung zu schenken. Selbst die kunst- und literaturtreibenden Frauen zeigen sich von diesem Geiste des Egoismus ergriffen, wie unter Anderm der im Druck erschienene Briefwechsel zwischen der Verfasserin von „Godwie-Castle“ und ihrem Verleger beweist, welcher den Gegenstand unsers nächsten Artikels bilden wird. Auch diese Dame hat fast immer nur den Blick auf sich gerichtet, und was sie sonst liest und beachtet, sind höchstens Schriften, welche ihr aus befreundeten Kreisen empfohlen und zugetragen oder von ihrem Verleger aus dessen Officin geschenkt werden.

Die Urtheile Grabbe's über mitstrebende Autoren, soweit er sich um Autoren überhaupt bekümmerte, lauteten daher meist sehr bitter und wegwerfend, so namentlich über Heine und Börne. Von Freiligrath weiß er nur zu sagen: er sei noch aus der Matthisson'schen Schule, oder: er sei wirklich „ein guter Junge“, mache aber auch Phrasen. Doch mag man sich dies noch gefallen lassen; wenn er aber Goethe's Faust einen „Lump“ nennt, oder einmal in die Worte ausbricht: „Ha, Tieck; ja, ich bin größer als er, ich steige mit jedem Tage, er sinkt hinab“, so grenzt dies an Geistesverrückung.

Grabbe kam inzwischen auf den curiosen Einfall zu heirathen; wir müssen ihn curios nennen, denn zum Ehemann war wol Niemand so wenig geschaffen als Grabbe. Er verlobte sich erst mit einer jungen hübschen Detmolderin, Henriette, die es aber in seiner Gesellschaft nicht lange aushalten konnte, das beste Theil erwählte und die Verbindung löste. Grabbe erneuerte hierauf ein älteres, Henriettens wegen jedoch aufgegebenes Verhältniß mit dem Fräulein Klostermeier, nachdem deren Vater, der Archivrath, gestorben war. Diese Verbindung erneuerte sich, wie Ziegler erzählt, in folgender Weise:

Fräulein Klostermeier war von der Zeit her, wo der Vater des Dichters Freiligrath als Unterlehrer am Gymnasium zu Detmold stand, mit dessen Familie sehr nahe befreundet, und hatte im Sommer 1831 vom jungen Dichter, der dazumal noch im „Mindener Sonntagsblatt“ seine Löwenmenagerie ausstellte und sich ein größeres Feld für seine literarische Thätigkeit wünschte, mehre Gedichte, unter Anderm einen Traum von Konradin und Friedrich von Oestreich zugesandt erhalten, um sie Grabbe vorzulegen und dessen Empfehlung für einen größern literarischen Markt zu vermitteln. Sie hatte dieselben bei Uebersendung an Grabbe mit einem um so verbindlichern Schreiben begleitet, da sie inmittelst ihre Mutter durch den Tod verloren und sich nun in ihrem Hause, welches sie allein bewohnte, etwas einsam fühlen mochte. Grabbe war dadurch gewonnen, und hatte das ihm gewordene Vertrauen dadurch erwidert, daß er seiner Freundin ein von ihm verfaßtes Gedicht „Barbarossa“, welches so recht seine damalige verzweiflungsvolle Weltansicht aussprach *), mittheilte. Seine persönliche Aufwartung war bald darauf gefolgt. . . .

---

*) Dieses merkwürdige Gedicht ist nach dem Originalmanuscript, welches sich im Besitz des verstorbenen Schriftstellers Friedrich Saß befand, in meiner literarhistorischen Sammlung: „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit“ (Leipzig 1843), abgedruckt worden, und zwar soviel mir bekannt zum ersten mal. Es ist ein Gedicht, wie es mit dieser zermalmenden Ironie nur Grabbe schreiben konnte. Dem Kaiser Barbarossa führt ein Traumgesicht die Hauptbegebenheiten der Geschichte in rascher Folge vor. Er macht zu jeder seine Glossen, die seine ganze Verachtung gegen alles menschliche Treiben aussprechen, und begehrt nur zu schlafen. Endlich zeigt sich ihm auch im Traumgesicht die Julirevolution von 1830. Barbarossa meint, schon halb in Schlaf versinkend:

Ja, Freiheit gut,
Verlockend schön —
Die Völker erheben sich, —
Die Meere gebären vielleicht —
Die Seelen der Erden,
Der Sonnen
Brechen empor und streiten vielleicht —
Neue Götter,
Unnennbare Welten
Dringen herein —
Doch nie sind Gott und Welt und Mensch des Glückes werth,
Solang' Keiner sich selbst bekehrt!
Breche die Welt —
Ich will schlummern — besser todt als erwachen,
Solang' ich selbst nicht besser bin als — Barbarossa.

Die so eingeleitete Erneuerung des Verhältnisses führte zu einem Ehebündniß, welches für beide Theile höchst peinliche, für Grabbe fast vernichtende Folgen hatte. Wir haben schon erwähnt, daß uns Karl Ziegler mit einer fast beispiellosen Indiscretion und Rücksichtslosigkeit in alle scandalösen Scenen einweiht, welche zwischen beiden Ehegatten vorfielen, ohne den widerwärtigen und oft empörend rohen Ton irgendwie zu mildern, dessen sich beide Ehegatten in ihren Dispüten befleißigten. Ziegler gibt zwar zu, daß auch Grabbe dabei nicht von Schuld freizusprechen war; aber offenbar ist die ganze Darstellung mit einer Animosität gegen Grabbe's Frau geschrieben, die ihresgleichen sucht und ihre Rechtfertigung nicht darin finden kann, daß die frühern, der „Hermannschlacht" vorangestellten Mittheilungen Duller's mit einiger Animosität gegen Grabbe's Mutter, also mehr im Sinne der Lucie Klostermeier, Grabbe's Frau, geschrieben waren. Es ist möglich, daß eine andere Frau von liebevollerm, hingebenderm Gemüth manche Klippen in Grabbe's Charakter und Lebensgewohnheiten glücklich umschifft haben würde, aber sie würde doch früher oder später auf Klippen gestoßen sein, an denen sie bei der größten Vorsicht, sie zu umschiffen, gescheitert sein würde. Beide Naturen, immer mehr das Rauhe und Schroffe herauskehrend, stießen um so heftiger aneinander, da die Ehe kinderlos, mithin ohne versöhnendes und bindendes Mittelglied blieb. Namentlich handelte es sich, wie Ziegler behauptet, bei dem Bestreben der Frau Grabbe darum, die Ausschließung der Gütergemeinschaft herbeizuführen, weil, wie sie fürchtete, sonst von dem ganzen, ohnehin knappen Vermögen nichts übrigbleiben würde. Hierüber mußte Grabbe fast täglich Vorwürfe hören. Indeß wollen wir unsererseits nicht dazu beitragen, alle Scandalgeschichten, die sich an dieses Ehezerwürfniß knüpfen, vor dem Publicum auszubreiten, obschon wir, da wir sie ja bereits gedruckt vorfinden, dabei weniger Verantwortung hätten als der Verfasser, der zuerst von diesen Familiengeschichten öffentlichen Gebrauch machte; aber eine mehr scurrile Scene, die für Grabbe's halbtolles Wesen in hohem Grade bezeichnend ist, können wir uns nicht enthalten mitzutheilen. Hier ist die Stelle, die zugleich von der derb-naturalistischen, auf allen stilistischen Reiz verzichtenden Darstellungsweise Ziegler's eine Probe sein mag:

Grabbe hatte lange Zeit viel Wesen aus einer Eule und einem Paar Enten gemacht, besonders von jener sprach er viel. Jeder, der ihn besuchte, mußte das Thier betrachten. Als ich nun zu ihm kam, war er bereit, auch mich damit bekannt zu machen und lief in seinem rothgestreiften Nachtcamisol mir voraus in die Küche. Hier nahm er von dem Fleische, welches zu Beefsteaks bereitet war, ein großes Stück, unbekümmert ob für den Mittagstisch etwas übrig war, ergriff eine Gabel und dann ging es in den gepflasterten Hof. Die Eule saß hier im Holzstall in einem Bauer; er nahm sie heraus. „Sieh mal, was der Satan für Augen macht, gerade wie meine Frau. Sie soll zu fressen haben, komm, komm, süßes Kind!" Und damit stopfte er ihr unbarmherzig ein großes Stück Fleisch in den Hals, das er, als sie es nicht sogleich verschlucken konnte, mit der Gabel hinunterdrückte. Dabei sprang er, vor Vergnügen lachend: „Sieh, was der Teufel die Augen verdreht, aber — und er faßte sie unsanft — ich kann dich zwingen, ha, ha, ha!" Dann fiel ihm ein, sie solle spazierengehen, und er setzte sie auf die Erde, indem er sie an einer Schnur festhielt. Darauf wieder rief er: „Wart' einmal, da haben wir die Ente, nun wollen wir sie copuliren!" Und er holte die letztere herbei und stellte beide Thiere nebeneinander. In carikirter Weise recitirte er eine Copulationsformel und verlangte von der Ente, sie solle „Ja" sagen. „Krack!" sagte sie. „Hör'! Grabb', Grabb'! Das ist ein Stich auf mich! «Ja» sollst du sagen, verfluchte Bestie!" Und nun erhielt die letztere mit einer Holzsplette unbarmherzige Schläge. Als er dies überdrüßig war, rief er: „Jetzt aber sollst du bei die Eule ins Bauer, wart', wart', ich will dich schon kriegen!" und er setzte auch beide Thiere zusammen, infolge dessen die arme Ente von der Eule übel zugerichtet wurde. „Gehen Sie geschwind (rief Grabbe) einmal zu dem Herrn Pastor, er solle eine Copulation vornehmen; es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe!" Mittlerweile war seine Frau in den Hof getreten und blickte mit einem stechenden schadenfrohen Lächeln in sein Treiben hinein. „Ja, ja, meine Frau geht gerade wie eine Ente, komm! — und hierbei griff er ihr nach dem Kopfe — komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen Kuß geben, nun küß' sie 'mal" u. s. w.

Es thut uns fast leid, dieser unheimlichen Narrenspossen hier gedacht zu haben, da sie nur zu geeignet sind, alle Illusionen, die man etwa in Betreff Grabbe's noch haben könnte, zu zerstören. Diese wüste Abart von Humor, diese thier- und menschenquälerische Scurrilität bildete aber in Grabbe's Charakter einen so hervorstechenden Grundzug, daß wir glaubten, auch von ihr eine Probe geben zu müssen. Diese Züge, an denen das Buch fast überreich ist, erwecken vielleicht nur Schauder, während sie doch zugleich Mitleid mit einem so verwüsteten Gemüth erwecken sollten. Es war in den Tagen Grabbe's Brauch geworden, sich jeder gefühlvollen Aeußerung zu schämen und alle Sentimentalität, mit der freilich viel Misbrauch in der Literatur getrieben worden war, zu verspotten und zu verhöhnen. Das Heilmittel dagegen wollte man in einer zur Schau getragenen Abwesenheit aller tiefern Empfindung erkennen. Alle sanftern Regungen, Pietät, Mitgefühl, Menschenliebe im höhern Sinne wurden eines „großen Geistes" nicht für würdig gehalten, was jedoch nicht hinderte (man denke an Heine!) seine individuellen Schmerzen und Liebesleiden zu hätscheln, vor der Welt zur Schau zu tragen und ihr zuzumuthen, daß sie diesem gegenstand- und inhaltlosen Liebesjammer, mit dem der Dichter vielleicht sein Austernfrühstück würzte, ihre innigste Theilnahme schenke. Grabbe ging noch einen Schritt weiter, und er war darin ehrlicher. Er haßte diese kokette Emailmalerei des Schmerzes auch an sich. Er erstickte jedes bessere weichere Gefühl durch rohen oft frechen Cynismus, der ihm dann freilich mehr und mehr zur zweiten Natur wurde. Er setzte die Stärke in die Gefühllosigkeit und wurde darüber häßlich. Aber jeder Mensch besteht eigentlich aus einem Doppelmenschen; woher es denn auch kommt, daß wir oft an einem Menschen, den wir bis dahin für einen durchaus milden und sanften Charakter hielten, irre werden, wenn plötzlich in einem unbewachten leidenschaftlichen Moment etwas Dämonisches an ihm zum Ausbruch kommt, das uns fremdartig gegenübertritt, während wieder rohe und cynische Natur

ten uns oft plötzlich ebenso sehr durch Kundgebungen eines edlern weichern Gefühls überraschen. Diese Regungen der bessern Natur fehlten auch bei Grabbe nicht. Wir erkennen sie in der Versöhnlichkeit, zu der er, wenn man ihn richtig behandelte, sich außerordentlich geneigt zeigte; in mancher gemüthlichern Aufwallung mitten unter den Fratzen, die er dem Gemüth schnitt; in der augenblicklich aufrichtig gemeinten unbedingten Hingebung an Männer, die ihm in seiner Verwüstung Theilnahme zeigten oder heuchelten; und namentlich in der Anhänglichkeit, die er bis zu seinem Lebensende seiner Mutter treu bewahrte. In seinen Dichtungen feierte er in seiner Weise vorzugsweise hohe und große Charaktere; er begegnete ihnen im Leben nirgends, er erblickte keine, soweit er in der Geschichte der Mitwelt um sich sah; er fühlte sich abgestoßen; er verachtete die Welt wie sie war, und er trieb mit ihr sein höhnisches cynisches Spiel. In Ermangelung größerer Verhältnisse schlug er in der kleinen detmolder Welt um sich, ärgerte seine Umgebungen und ließ, wie wir sahen, selbst an unschuldigen Thieren seinen tollen unbarmherzigen Humor aus.

Es ging nun mit Grabbe in immer beschleunigterer Weise abwärts. Seine unordentliche Geschäftsführung, die einen förmlichen „Geschäftsbankrott" (wie Ziegler sagt) zur Folge hatte, war Ursache, daß man ihm einen Substituten beiordnete und später den ihm ertheilten Urlaub in einen förmlichen Abschied verwandelte, um den er übrigens in ungeschicktester Weise selbst nachgesucht hatte. Grabbe verließ nun Detmold und ging nach Frankfurt, wo ihm der nähere Umgang mit Duller einigen Trost gewährte. Aber auch hier war ihm der Verkehr mit einer gewissen Sorte von Schöngeistern nachtheilig, die seinen Bizarrerien und Originalitäten als Ausbrüchen einer genialen Natur schmeichelten und an seinen Cynismen ihre Freude hatten. Und auch in Frankfurt mußte er Jemand haben, den er peinigte. Dies war seine Wirthin. Wenn sie auf seine Stube kam, schloß er ab, legte zwei Pistolen auf den Tisch und nöthigte sie, ihm aus Gesangbuch und Bibel stundenlang vorzulesen, während er auf dem Sopha saß und mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischenwarf. Die arme Frau suchte zuletzt bei einem Bekannten Schutz gegen diese Quälereien, die auf einen durch und durch verstörten Geisteszustand schließen lassen.

Auch in Frankfurt konnte es Grabbe nicht lange aushalten; er ging, wie man weiß, nach Düsseldorf zu Immermann, der sich in seiner Weise anfangs ganz edel gegen ihn benahm. Aber Immermann, eine vornehme goethesirende Natur, war kein Umgang für Grabbe. Er führte ihn in seine Gesellschaften ein, und Grabbe fügte sich eine zeitlang so gut es eben ging, ja manche Aufmerksamkeiten, die man ihm erwies, scheinen ihm anfangs ein ganz neuer Reiz gewesen zu sein und ihn mit dem Gefühl eines gewissen Stolzes erfüllt zu haben. Auch vollendete er hier seinen „Hannibal", in welchem seine dramatische Genialität noch ein mal mit siegender Gewalt durchbrach. Er schrieb darüber an einen Freund: „Wir Deutschen verachten die französische Gelehrsamkeit so oft, und bei Gott, weißt du, wer mir am meisten ausgeholfen hat? Der alte Rollin ... Ich habe zu meinem Zweck mehr darin gefunden als im Schlosser. «Hannibal» ist drei mal besser als «Napoleon»." Diesem Selbsturtheil Grabbe's kann man nur beistimmen.

...Bald aber fühlte Grabbe, daß man ihn in diesen vornehmen Kreisen nur duldete, daß man ihn schonte, daß man sich zu ihm herabließ und höchstens an ihm wie an einer Specialität Interesse nahm. Immermann fing an schulmeisterlich gegen ihn aufzutreten, gab ihm, um ihn durch mechanische Beschäftigung vor Unthätigkeit zu retten, Rollen zum Abschreiben — wobei übrigens zu bemerken ist, daß Grabbe in einer Anwandelung seltsamer Laune ihn einmal selbst darum gebeten hatte —, zeigte gerade keine große Sympathie für Grabbe's Dichtungen und benutzte ihn, um durch ihn das düsseldorfer Theater als eine Musteranstalt in ganz Deutschland empfehlen zu lassen. Zu diesem Zweck schrieb Grabbe unter Anderm bekanntlich eine selbständige Broschüre. Grabbe mit seiner gründlichen Verachtung aller deutschen Theaterzustände, mit seinem hochfliegenden Geist befand sich als Leibposaunist Immermann's in einer gänzlich schiefen Stellung. Je mehr er merkte, daß Immermann ihn nicht als einen Ebenbürtigen, sondern als seinen ihm zur Dankbarkeit verpflichteten, tief untergeordneten Famulus betrachtete, desto mehr empörte sich sein Inneres gegen ein Verhältniß, das ihm von Tag zu Tag peinlicher wurde. Grabbe fiel abermals den Schöngeistern und Flaneurs in die Hände und machte sich in ihrem Kreise über Immermann lustig, um sich für das Drückende seiner Stellung zu entschädigen. Seine Sottisen wurden, wie dies so geht, Immermann hinterbracht, der darüber in den Proben oft wie außer sich gewesen sein soll, während dieselben Leute wieder Grabbe zutrugen, was Immermann über Grabbe gesagt hatte oder gesagt haben sollte. Ist das verächtliche Klatschwesen schon unter den deutschen Literaten unerträglich, so ist es dies womöglich in noch höherm Grade unter Allen, welche mit dem Theaterwesen in Berührung stehen. Kurz, es kam nun zum offenen Bruch zwischen beiden Dichtern, und Immermann schrieb an Grabbe einen Brief, worin er ihm die ihm erwiesenen Wohlthaten vorrückte und ihn daran erinnerte, daß er, um seine Angriffe zurückzuweisen, die Gerichte anrufen könne.

Grabbe trug sich zwar zu der Zeit mit manchen Plänen: mit einem „Eulenspiegel", der, wie er schrieb, „ein tolles lustiges Thier" werden solle; mit einem „Alexander dem Großen", den er im „edelsten Versmaß" zu halten gedenke; und sogar mit einem „Christus", von dem er versicherte, er werde in „erhabener Art" gedichtet sein. Wir wollen in der That glauben, daß dies der Fall gewesen sein würde, wenn Grabbe zur Ausführung dieses Plans gekommen wäre. Denn Grabbe hatte trotz gelegentlicher Cynismen eine wirklich großartige Auffassung weltgeschichtlicher Charaktere und Katastrophen;

er dichtete nicht, wie er im Wirthshause unter den Schöngeistern sprach, um diese zu amüsiren. Aber diese Plane sollten nicht zur Ausführung kommen; Grabbe versank in ein wüstes ödes Wirthshausleben, seine Krankheit nahm zu und zehrte seine äußere Hülle immer mehr ab; sein einziger, ihm noch übriggebliebener Freund, der Componist Burgmüller, eine in Denk- und Lebensweise ihm verwandte Natur, starb; seine belletristischen Freunde, treuloses Volk, mieden ihn gänzlich; er gerieth in die äußerste Geldnoth, und so entschloß er sich zu dem schweren Schritte, „sein Ende, das ja doch nicht mehr lange ausbleiben könne, in seiner Heimat abzuwarten". Nur gänzliche Hoffnungslosigkeit und Erschöpfung konnten ihn bewegen, diesen Schritt — zugleich den Schritt in sein Grab — zu thun.

Vollkommen gebrochen — was sich schon in seiner äußern Erscheinung ankündigte — kehrte Grabbe im Frühsommer 1836 nach Detmold zurück. Als man ihn sah, hieß es: „Der lebt keinen Monat mehr, es ist aus mit ihm. Er hat offenbar die Schwindsucht. Der verfluchte Rum!" „Sieh, er fällt vor Mattigkeit um", sagte der Eine. „No, no", antwortete der Andere, „es geht noch ein mal. Ach, grad' wie ein Landläufer!" Man sah es ihm an, daß er es nur noch wenige Monate machen würde; man hätte nun erwarten sollen, daß man ihn als einen Todtkranken behandeln würde; statt dessen verbrauchte man seinen Witz an ihm und machte sich über ihn lustig. Er war weicher als sonst; er hielt sich mäßig, weil er nicht anders konnte; aber gerade weil er nicht mehr im Stande war, die Gesellschaft mit seinen Lazzi zu unterhalten, weil er nicht mehr die Kraft besaß, durch augenblickliche und treffende Repliken jedem Angriffe, jeder Neckerei zu begegnen, weil man einen abgelebten, gebrochenen, sterbenden Menschen vor sich hatte, gerade darum gab man dem Löwen Eselstritte und weidete sich an seinem Schmerze. Diese Gemeinheit ist von Karl Ziegler ohne Rückhalt und höchst charakteristisch und treffend geschildert. Zahlreich waren die Demüthigungen, die Grabbe zu erdulden hatte. So eines Abends, als er, von Einigen dazu aufgemuntert, auf den unglücklichen Einfall gerieth, im Gastzimmer seines Hôtels unter Zechenden, Spielenden und Lärmenden die „Hermannschlacht" vorzulesen, nachdem er vorher in seiner charakteristisch-originellen Weise bemerkt hatte: „Ja, Hermann's Thusnelda wird wie die Meierfrau vom Sültehof, die Sache gefällt mir außerordentlich, und Alles ganz lebensfrisch; Detmold kommt auch darin vor, und wahrhaftig auf brillante Art." Man unterbrach die Lectüre: „Setzt doch das Lesen aus! Trinkt lieber; es ist ja doch nur Alles dummes Zeug!" u. s. w. Er nahm verzweifelt sein Manuscript vom Tische, knöpfte es unter den Rock, brütete dumpf vor sich hin und sagte mit fast ins Weinen umspringender Stimme zu Ziegler, der zuletzt allein bei ihm geblieben war und ihm gerührt die Hand drückte: „O dieser Händedruck ist mir lieber als die ganze Welt! All meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt; ich wollte, daß ich todt wäre!" Ein neben Grabbe Wohnender hörte ihn dann noch in der Nacht in seinem Zimmer herumrasen und die schrecklichsten Verwünschungen ausstoßen; hörte, wie er den Hahn an einer Pistole in Bewegung setzte, hörte, wie er mit dem Rufe: „Nein, das wäre gemein!" die Pistole gewaltsam auf die Erde schleuderte, hörte endlich, wie sich Grabbe aufs Bett warf und laut schluchzte und weinte.

Grabbe sollte den Kelch seiner Demüthigungen bis zur Neige leeren. Er wurde veranlaßt, aus dem Hôtel, in welchem er bis dahin logirte, zu seiner Frau zu ziehen; er that dies aber erst, nachdem sich auf seine Veranlassung ein Polizeidiener zu ihr begeben und ihr vorgestellt hatte: Grabbe sei so krank und elend; ob sie es denn dulden wolle, daß er unter fremden Händen oder ganz verlassen sterbe? Ueber seine letzten Augenblicke wollen wir kurz hinweggehen und nur einiges Charakteristische anführen. Man schickte einen Geistlichen zu ihm, um ihn an den Himmel zu erinnern. „Ja so, der Himmel!" sagte Grabbe. „Herr Pastor, wissen Sie, wie's im Himmel aussieht? Ob wol die Ochsen, Esel und die Kameele auch in den Himmel kommen? Ich glaube es, sie haben ja auch Seelen. Das wird einmal ein Leben im Himmel sein! Welch ein Gekrauf und Gekrabbel, wenn sich das Alles durcheinander kratzt und beißt und stößt und schlägt, all dies Gethier!" Und so ging es in echt Grabbe'scher Weise fort. Grabbe's Mutter, welche kam, um ihrem Sohn die letzten Augenblicke zu erleichtern, wurde erst von seiner Frau mit heftigen Worten abgewiesen, kehrte aber dann unter dem Schutz des Kanzleiraths Petri, der sich um Grabbe in der letzten Zeit hochverdient machte, zurück; auch seine Frau gewann es über sich, an sein Sterbebett zu treten und, ihn auf die Stirn küssend, von ihm Abschied zu nehmen. Seinen letzten Augenblicken wohnte sie nicht bei. Aber die Mutter saß an seinem Bett und sagte in ihrer plattdeutschen Mundart: „Sui Christian, Dui bist ja muin leuwe Christian — sui man getrost, dui krigst et ja niu baule wuit bedder — sui, diu kümmst ja nu tom Vaddern — muin leuwe, leuwe Christian!" Grabbe schien die Nähe seiner Mutter sehr wohl zu thun und er wandte sein sterbendes Auge nicht von ihr ab, gleich als ob er ihr seinen letzten Dank aussprechen wollte. Er starb am 12. September 1836 Nachmittags gegen 3 Uhr. Seine Witwe aber drückte ihre Freude aus, daß der „Unhold" nun todt sei, obschon sie ihm, als er in den Sarg gelegt wurde, das Haupt mit einem Lorberkranz schmückte und reichliche Thränen vergoß!

Selbst wenn es sich in diesem Buche nicht um das Leben und Sterben eines einst vielgenannten Dichters handelte, so würden wir an ihm doch ein interessantes Nachtstück, eine schmerz- und lehrreiche Familiengeschichte aus dem bürgerlichen Leben, ein Stück Sittengeschichte haben.

Um eine Erscheinung wie Grabbe richtig zu beurtheilen, ist es nöthig, einen pathologischen Standpunkt zu nehmen und sich dabei an Goethe's Aeußerung zu er-

innern: „Man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen." Vieles, vielleicht das Meiste verschuldeten Grabbe's besondere körperliche Anlage, sein ihm angeborenes, von früh auf zu Wunderlichkeiten, Einbildungen und allerlei Capricen geneigtes Temperament und die eigenthümliche Organisation seines Talents; Vieles verschuldeten dann noch die Verhältnisse, die Umgebungen, in denen er geboren wurde, die Erziehung, die ihm zutheilwurde und gerade nicht die beste gewesen zu sein scheint, die Kreise, in welche er gerade zu der Zeit gerieth, wo sich der Charakter des Menschen zu entwickeln und eine festere Form anzunehmen beginnt, die Einflüsse, welche die in der schriftstellerischen Welt damals herrschenden Anschauungen auf ihn ausübten, der im Ganzen ziemlich energielose Charakter der Zeit, gegen den auch geordnetere Geister als Grabbe in Opposition traten. Wäre Grabbe, selbst mit seinen körperlichen und geistigen Anlagen, der Sohn eines berliner Geheimeraths, oder eines weimarer Hofraths, oder eines frankfurter Bankiers, oder eines östreichischen Standesherrn statt der Sohn des Zuchtmeisters von Detmold gewesen, so würde er eben sich anders entwickelt haben und etwas Anderes geworden sein. Neben ihm haben manche Andere, ohne es vielleicht selbst zu wissen, am Rande desselben Abgrunds gestanden, Manche sind wie Grabbe in ihn versunken. Dies beweist doch, daß in der damaligen Bildung, die, außen geleckt und gefirnißt, innerlich gar sehr zum Cynismus und mephistophelischen Sarkasmus neigte, etwas Krankhaftes lag; denn wo es viele Ausnahmen von der Regel gibt, da ist anzunehmen, daß die Regel selbst nicht gesund ist. Das moderne Leben hat wol überhaupt Formen, gewisse Ceremonialgesetze, die man respectirt, aber keine einheitliche Grundform, welche die Menschen von selbst nöthigte, edel und gut zu sein und bei allen übrigen Fortschritten fehlt noch viel, daß die Idee des sittlich wie des künstlerisch Schönen das Leben durchdrungen hätte. Daher die Unruhe, das Ungenüge, daher die vielen verlorenen Existenzen, die sich an dem Weltconflict und zuletzt in sich selbst verzehren und dieser Unruhe, diesem Unausgeglichensein der Gegensätze bald auf politischem, bald auf religiösem, bald auf literarischem, bald auf socialem Gebiete zum Opfer fallen. Keinenfalls wollen wir, auf einen Lebenslauf wie den Grabbe'schen blickend, wie jener Pharisäer selbstbewußt an die Brust schlagen und rufen: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie Dieser!" Und wenn wir uns schon glücklich preisen wollen, daß jetzt ein wüster oder sogenannter „genialer" Lebenswandel nicht mehr zu den Hülfsmitteln gehört, um in gewissen Kreisen ein poetisches Interesse für sich wachzurufen, so wollen wir oder sollten wir uns doch hüten, in einen andern Fehler zu verfallen, nämlich den, die wenn auch sonderbaren doch großen und eigenthümlichen Leistungen eines Talents blos deshalb geringzuachten, zu vergessen und verwerflich zu finden, weil man den Lebenswandel, den es führte, allerdings zu verwerfen und als abschreckendes Beispiel aufzustellen Ursache hat.

Hermann Marggraff.

Volkskalender für das Jahr 1855.

Das Volk als solches ist eine incommensurable Größe. Es handelt nicht mit Ueberlegung, sondern instinctartig; es läßt sich daher nie an sein Thun und Treiben der Maßstab des Verstandes anlegen. Die echten Propheten waren beinahe alle Männer des Volks; sie schämten sich des Geständnisses, den Grund nicht angeben zu können, weshalb sie just so und nicht anders handelten, und versteckten sich hinter der Phrase: „Wir thun es aus göttlicher Eingebung." Das Volk, das sich selbst nie über sein Benehmen Rechenschaft zu geben weiß, ließ sich diese Deutung gefallen. Es ahnte und verehrte in einer solchen höherbegabten Persönlichkeit etwas Gleichartiges und doch Unaussprechliches, und das ist eine alte Geschichte: gleich und gleich gesellt sich gern. Die Masse steht mit dem Genius, der just die Saite anzuschlagen weiß, deren Ton an der Zeit ist, in einem gewissen Rapport. Der Volksgeist in seinen tausend Abstufungen, vom nomadisirenden Beduinen bis hinauf zum cultursinnigen Indogermanen je nach Verschiedenheit der Planetenstelle, aus der er speciell pflanzenartig hervorwächst, ist identisch mit dem Zeitgeist. Diese einfache und doch doppelte Größe spiegelt sich fortwährend in sich selbst. Es blicken viele in diesen Riesenspiegel, und leben dann in dem Wahne sagen zu können, was sie darin gesehen; vergessen jedoch dabei den Umstand, daß Spiegelbilder sehr häufig täuschen; da sehen nur Seher! Es bleibt daher der apodiktische Ausspruch: „Ich kenne mein Volk", wer ihn auch immer im Munde führen mag, mehr oder weniger eine Anmaßung; denn es lebt in der Vereinskraft der Masse ein Etwas, dem gegenüber das geistreichste, schlagfertigste Individuum zum Unbedeutenden zusammenschrumpft. Dies stellt sich am klarsten heraus, wenn man die von einzelnen höchst energischen Männern erzielten Resultate mit dem historischen Auftreten der sich unerwartet erhebenden Volkskraft vergleicht. Man denke, um ein einziges Beispiel anzuführen, das wir hierorts freilich nicht weiter verfolgen können, an die urgewaltige Erscheinung der Völkerwanderungen. Kein Napoleon mit einer zahllosen Armee wäre im Stande, auch nur eine einzige, die kleinste derselben ins Leben zu rufen; so etwas kann nur die Volkskraft, der Volksgeist. Er macht die Weltgeschichte.

Es ist daher nach unserer Meinung eine ganz irrthümliche Redeweise, zu sagen: „Das Volk ist ein Kind", obwol sie sich in der Umgangssprache eingebürgert hat. In diesem sogenannten Kinde schlummert mehr als sich die Gelehrten in ihrer souveränen Weisheit träumen lassen. Zwar haben mehre derselben die Kluft, welche die mit der Hand und die mit dem Kopf arbeitende Classe voneinander scheidet, zu überspringen versucht, und infolge dessen ist von halbgebildeten Laien der Büchermarkt mit einem ganzen Schwall populär-wissenschaftlicher Werke, vorzüglich naturhistorischen Inhalts, überflutet worden; ob jedoch diese gelehrten und ungelehrten Herren dabei die richtige Methode erwählt, ob sie den rechten Ton getroffen haben, das ist eine andere Frage. In der Regel stellt man sich dies viel zu leicht vor; es steckt gewöhnlich in diesen Büchern viel zu viel Universitätskram, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Diese Bücher sind ihrem stofflichen Gehalt nach unbedingt zu reich für das Volk. Man müßte dabei einfacher zuwerkegehen; diese Herren jedoch bauen fort und fort, ohne einen sichern Grundstein gelegt zu haben. Sehr häufig setzen derartige Bücher Kenntnisse voraus, die das Volk eben noch nicht hat. Es wäre manchem dieser populären Schriftsteller zu rathen, sich eher in den Volkskalendern ein bischen umzusehen, bevor sie die Feder in die Hand nehmen. Ein Buch, das dem Volke nicht mundrecht gemacht wurde, wird ihm stets

ungenießbar bleiben. Bei dem oft ausgesprochenen Vorwurf, daß sich in unsern Tagen besonders die untersten Volksschichten stark dem Materialismus zuneigen, wird also doppelt nothwendig auf die Erhebung und Läuterung des Gemüths dieser Classe hinzuarbeiten sein. Jedoch alle diese Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts appelliren an den Verstand; man gibt sich einem Irrthum hin, wenn man glaubt, daß die profane Masse auf diese Weise aus dem Sumpfe des Genusses gezogen werden könne. Sie muß bei der Herzensseite gepackt werden; kein Volk ohne Herz, kein Volk ohne Gemüth! In Bildern und Gleichnissen muß zu ihm gesprochen werden; gesunder Witz und handgreiflicher Humor müssen dabei das Ihrige thun. Man erinnere sich an den allgemein beliebten Volksprediger Abraham a Santa Clara; warum war er seines Erfolgs gewiß? Weil er nie dem Fassungsvermögen seines Publicums eine zu harte Nuß aufzubeißen gab; so muß mit Proletariern gesprochen werden, jedoch nicht, wie unsere populären Gelehrten mit ihnen reden: sie setzen ihnen Ideen in den Kopf, die ihr Gehirn nicht verdauen kann. Das Volk blickt im Vollgefühl seiner Kraft alles Gelehrtenthum ebenso verächtlich über die Achsel an, als ihrerseits die Großwürdenträger der altersgrauen Pergamente auf die unwissende Masse stolz herabsehen.

Zwischen diesen zwei sich schroff gegenüberstehenden Parteien fehlen bisjetzt die rechten Organe der Vermittelung. Vielleicht ließen sich die Volkskalender dazu benutzen. Sie erfreuen sich bereits einer großen Verbreitung; schon dieser Punkt allein fällt schwer in die Wagschale. Besonders die untersten Classen haben viel Vertrauen zu diesen Büchelchen, denen es gelungen ist, eine große Zahl von Almanachen zu verdrängen. Wer sich in den Volkskalendern etwas umgesehen, kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß sich manche ihrer Mitarbeiter die derbe Manier Abraham's a Santa Clara zum Muster genommen haben. Alles Nachahmen auf diesem Felde bleibt bedenklich; abgesehen davon, daß es Schwachheit verräth, die nicht auf den eigenen Beinen zu stehen vermag, hat es noch die schlimme Seite, daß es bei ganz populären Themas leicht einen cynischen Anstrich gewinnt. Da jedoch in der Regel das Volk ohnedies ein Behagen am Gemeinen und Häßlichen hat, so muß natürlich Alles vermieden werden, was dieser Neigung neue Nahrung geben könnte; denn es ist auf dem ganzen Erdenrund noch keiner Religionsform gelungen, diese alles Völkerleben heimlich durchkriechenden Wurzeln auszuroden. Hierin liegt der Hauptgrund, warum es so schwer ist, dem Volke gegenüber den richtigen Ton anzuschlagen; denn dieser Ton muß kräftig, voll und derb klingen und darf doch nicht die oben angedeutete Linie passiren. Die Träger der neuen Richtung, die man wol, als letzten Zweig der jungdeutschen Schule, die jüngstdeutsche nennen darf, mögen dies nie außer Acht lassen. Der oppositionelle Geist dieser Jüngsten hat in den kaum hinter uns liegenden Jahren viel gesündigt, sogar einmal das Kind mit dem Bade ausgegossen. Es ist keine kleine Aufgabe, Lehrer oder wenigstens Belehrer des Volks sein zu wollen; wer sich die Kraft zutraut, dies sein zu können, der muß das Volk förmlich studiren, so gut wie Einer, der das Doctorat zu erwerben die Absicht hat, sich eher die Studien an einer Universität angelegen sein läßt. Vielleicht gibt es im nächsten Jahrhundert Doctoren des Volks, wie wir in unserm seltsamerweise sogar Doctoren der Musik haben; jedenfalls müßte für die erstern der Rector magnificus Niemand anders sein als der Deutsche Michel in höchsteigener Person.

Wir machen von diesen allgemeinen Vorbemerkungen nun den Uebergang zur Besprechung einiger Volkskalender, die so zahlreich erschienen, daß wir unsern Lesern nur eine kleinere Reihe derselben vorführen können. Wir wollen dabei, wie bei unsern letzten Aufsätzen über die Almanache, auch diesmal die Oestreicher den Zug eröffnen lassen:

1. Humoristisch-satirischer Volkskalender für das Jahr 1855. Herausgegeben von M. G. Saphir. Mit Illustrationen von Cajetan und Zampis. Fünfter Jahrgang. Erste und zweite Auflage. Wien, Jasper's Wwe. und Hügel. 1854. 8. 12 Ngr.
2. Oestreichischer Volkskalender für 1855. Herausgegeben von Johann Nepomuk Vogl. Erste bis dritte Auflage. Wien, Sommer. 1854. 8. 12 Ngr.
3. Krippen-Kalender für 1855, mit Illustrationen. Dritter Jahrgang. Wien, Prandel und Meyer. 1854. Hoch 4. 20 Ngr.
4. Weber's Volkskalender für das Jahr 1855. Leipzig, Weber. 1855. Gr. 8. 12½ Ngr.
5. Der schweizerische Hausbote, Kalender auf das Jahr 1855. Herausgegeben von Theodor Meyer-Merian. Dritter Jahrgang mit 47 Holzschnitten. Basel, Schweighauser. 1854. 8. 15 Ngr.

Nr. 1. Selbst Saphir's Gegner, deren er nicht wenige zählt, müssen dennoch zugeben, daß er einer der glänzendsten Witzköpfe der Neuzeit sei. Sein Witz ist zwar nicht so harmlos wie der des großen Jean Paul, doch weiß er so scharf zu pointiren, den Nagel so mitten auf den Kopf zu treffen, daß es ihm hierin schwerlich ein Zweiter unter den lebenden Satirikern gleich thun dürfte. Freilich ist ihm dabei der Vorwurf zu machen, er wolle mit seinen scharfgespitzten, mit Ironie vergifteten Pfeilen diese oder jene Persönlichkeit absichtlich in ihrem innersten Herzen verwunden; dies liegt jedoch mehr oder weniger in der Natur des Witzes. Gleich in der Einleitung zu seinem Volkskalender, die den Titel führt: „Proclamation des Jahresregenten Mars-ikoff beim Einrücken in das Jahr 1855", stoßen wir auf folgende Stelle: „Indem wir in das Jahr 1855 einrücken, wollen wir es nur als Pfand, in zwölf Monaten geben wir es wieder zurück; darum seid ruhig, Bewohner des Jahres 1855, wir wollen nichts als Das, was ihr wollt! Ihr wollt euer Geld und euer Eigenthum in Sicherheit besitzen, das wollen wir auch!" Unter einigen mit sehr guten Bildern versehenen Satiren auf die jüngsten politischen Ereignisse in der Gestalt des astronomischen Thierkreises machen wir besonders folgende namhaft: „Die Zwillinge oder die Westmächte"; „Der Schütz oder Rothschild, der Vorschießer der Frau Europa"; „Die Jungfrau, oder Silistria, die uneroberte"; „Skorpion oder der deutsche Einheits-Skorpion"; „Der Steinbock, oder Danielo in der Mädchengrube"; „Der Wassermann, oder Napier auf dem Schiffsverdecke." Hierauf folgen: „Poetische Monatssprüchlein für das Jahr 1855", die wir zu den schwächern Producten dieses Kalenders zählen; während der „Akademische Vortrag über den Status quo der östreichischen Mehlspeisen" ausgezeichnet ist; freilich muß man Wiener sein, um alle diese köstlichen Anspielungen ganz verstehen zu können. Es zieht uns unwiderstehlich, wenigstens eine derselben unsern Lesern zum besten zu geben, da die darin vorkommenden Mehlspeisen auch im Norden Jedermann bekannt sind: „Was ist ein englischer Plumpudding gegen einen östreichischen Milchrahmstrudel? Wenn ich mit einem Milchrahmstrudel ein zärtliches Techtelmechtel angefangen habe, wie Ferdinand und Luise, so sage ich zu dem englischen Plumpudding, wie Ferdinand zur Lady Milford: «Umgürte dich mit dem ganzen englischen Stolz, ich verachte dich, ein deutscher Jüngling!»" Daran reiht sich ein improvisirter Schwank in östreichischer Mundart: „'s Lehrbüchl von die verschiedenen Busserln" (Küssen). Nachdem die Süßigkeit der Küsse, die sich Verliebte geben, in aufsteigender Rangordnung gehörig gepriesen, heißt es:

Ein Schwesterkuß steht dem Bruder nur soweit an,
Daß er dabei an ein ander's Mad'l denken kann.
Ein Kuß, den zwei Männer sich geben, zur Rechten und zur Linken,
Schmeckt grad' wie zwei Semmelschnitten und mitten kan' Schinken.

Auch die „Physiologie der Loge" enthält einige treffliche

Anspielungen, wie z. B. „Bei einem classischen Stück" und „Eine Familienloge". In der „Schilderschau" dagegen haben sich nicht nur einige sehr gesuchte Witze, sondern auch ganz schale eingeschlichen. Kein Wunder! Warum soll dem Saphir nicht auch ein mal der Faden ausgehen oder die Nadel stumpf werden? Lob verdient wieder die „Generalversammlung der wiener Kunstnotabilitäten des Jahres 1854". Es heißt unter Anderm darin: „Der öffentliche Geschmack hat umgesattelt; Apollo ist als arabischer Hengst im Pantheon zuständig geworden." Erwähnungswürdig ist die Illustration „Interessantes Portrait". Es reihen sich daran noch verschiedene Kleinigkeiten, worüber sich die Lachmuskeln des Lesers wol leicht in Bewegung setzen könnten. Auffallend war uns folgender Gedanke: „Mosenthal's «Deborah» heirathet «Nathan den Weisen», sie lassen sich in Steiermark nieder und der «Tempelherr» wird emeritirter Hausfreund." Wir bemerken dazu, daß die „Deborah" allerdings bei dieser Mariage gut wegkäme, jedoch um so schlechter „Nathan der Weise"; jedenfalls würde er sich schönstens für die ihm zugedachten „tempelherrlichen" Hörner bedanken; denn die Weisen tragen gewöhnlich keine Hörner. Wir nehmen nach allem bereits Gesagten nicht den mindesten Anstand, den Saphir'schen Volkskalender den Freunden des guten Humors aufs beste zu empfehlen. Es wird darin Jeder etwas nach seinem Geschmack finden.

Nr. 2 hat beinahe durchweg eine ernste Haltung. Der Herausgeber nennt seinen Kalender ein „Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung". Daß er dabei nicht nur die Deutsch-Oestreicher, sondern auch die andern Nationalitäten, welche die große Monarchie familienartig beherbergt, im Auge hatte, versteht sich von selbst. So finden wir z. B. gleich anfangs eine Geschichte aus dem Volke von Johann Nepomuk Vogl: „Im Hansag", worin die große ungarische Rohrwüste zwischen der wieselburger und ödenburger Gespanschaft an den Ufern des Neusiedlersees mit ihren seltsam gestalteten Sumpfkräutern, ihrem Schilf- und Binsenwuchse schön geschildert wird. Der Han-Istok (Moos-Stephan) ist zwar als ein an der Grenze zwischen Thier und Mensch stehendes Wesen für den Psychologen von hohem Interesse; das lesende Volk jedoch wird schwerlich über diesen „Sumpfmenschen" mit sich ins Klare kommen. Ein derb aber gut aufgegriffenes Lebensbild aus dem Volke ist „Das Oebstler-Nanerl". Hierauf folgt eine Novelle: „Die Hirschzunge", in der sich das gemüthliche Gebirgsleben der Anwohner des Gmundnersees abspiegelt. Zur Abwechselung wurde hier in den Kalender ein musikalisches Intermezzo eingereiht: „Der Gesang", Gedicht von Johann Nepomuk Vogl, componirt von P. von Lindpaintner. Zu der kurzen Beschreibung des neuerbauten k. k. Arsenals zu Wien ist der Holzschnitt beigegeben. Unter den kleinern Erzählungen finden wir: „Der Reichthum des Armen" und „Die Geschichte eines alten Pandurenwachtmeisters", die dem Wortlaut des alten Kerkermeisters Laczy entnommen ist. Die „Wiener Straßengestalten" sind ebenfalls aus dem Leben gegriffen, nur wünschten wir dazu etwas bessere Holzschnitte. Hierauf gibt Johann Nepomuk Vogl einige Balladen: „Twardowsky, polnische Klechde", „Der Frauenkäfig zu Kirchschlag" und „Suschen von Everding". Diese letztere, sich auf Johannes Kepler beziehend, dünkt uns die beste zu sein. Unter den „Haus- und Zeitsprüchen", die das Buch beschließen, ist der originellste folgender: „Das Leben ist ein wilder Baum, dem man frühzeitig gute Pfropfe einlegen muß, wenn man dereinst gute Früchte davon haben will."

Nr. 3. Dieses den Frauen vorzugsweise gewidmete Jahrbuch eröffnet ein darauf hinweisendes Sonett der talentvollen Betty Paoli. Hieran reihen sich die „Andeutungen über die Erstlingserscheinungen bei Kinderkrankheiten", von Gerhard von Breuning, praktischem Arzt in Wien. Unter dem Titel „Frauenspiegel" macht sich ein Panegyricus auf das zarte Geschlecht bemerkbar, dessen Verfasser sich Simplicius Freundlich nennt. Franz Ritter von Heintl äußert sich in populärer Weise über das „Wetter". Die Wolkenformationen werden darin am ausführlichsten behandelt; der Engländer Howard hat sie bekanntlich auf vier Grundgestalten zurückgeführt, was der Verfasser in vier Landschaften mit verschiedenen Wolkenbildungen seinen Leserinnen anschaulich zu machen sucht. Dazu citirt er seltsamerweise jene Stellen aus „Tell" und „Faust", die sich auf Sturm und Wetter beziehen, worauf eine große Zahl jener besonders in Oestreich üblichen Bauernregeln, für die sich wol auch alle norddeutschen Oekonomen interessiren dürften, den Aufsatz beschließt. Was den poetischen Theil anbelangt, begegnen wir einigen Namen guten Klangs, die jedoch nicht das Beste geliefert haben; dies dünkt uns zu sein: „D' Ewigkeit" (Oberöstreichisch) von Kaltenbrunner, ein originelles Gedicht, und „Fels und Thal" von A. Sch. In der historischen Novelle von C. Paul: „Der Marquez de Arronches", ist ein spannender Stoff gut erzählt; Geiger hat dazu eine sehr schöne Illustration entworfen. Auch etwas Dramatisches läuft mit unter: „Im Alter", häusliche Scenen in einem Aufzuge nach Octave Feuillet, von Bauernfeld, worüber wir uns des Urtheils enthalten, da es bereits über die Breter gegangen. Den Beschluß macht „Ein Ausflug auf den 7175 Fuß hohen Hochschwab in Obersteier", von einem Touristen. Diese Alpenwanderung ist lebhaft geschildert, doch schien uns, als hätte sich der Verfasser noch nicht oft in solchen Regionen befunden.

Nr. 4. „Weber's Volkskalender" ist jedenfalls einer der bedeutendsten. Zwar eignet er sich seiner ganzen Haltung und glänzenden Ausstattung nach mehr für die feinern Classen als für die Mittelschichten der Gesellschaft, doch finden auch die letztern darin zur Genüge das Ihrige. Es bietet sich uns eine solche Fülle von lesenswerthen Artikeln dar, die mit ausgezeichneten Holzschnitten versehen sind, daß uns fast die Wahl schwer wird, dies oder jenes hervorzuheben, um nicht gegen den Ueberrest ungerecht zu werden. Wir wollen es versuchen, mit dem Leser aus der Vogelperspective einen Blick auf das Ganze zu werfen. Im „Geschichtskalender" verdienen einer besondern Erwähnung: „Das Lessingdenkmal in Braunschweig", wozu der berühmte Bildhauer Ernst Rietschel, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Dresden, im Jahre 1849 das Modell vollendete, dessen Guß Georg Howaldt in der Eisengießerei in Braunschweig glücklich leitete. Hieran reiht sich das für jeden kunstsinnigen Deutschen nicht minder wichtige „Kopernicusdenkmal in Thorn". An dem Modell arbeiteten gemeinschaftlich die Bildhauer Professor F. Tieck und Wittig in Berlin, den Erzguß und die Ciselirung besorgte der dortige Bronzegießer Fischer. Hierauf folgt die Beschreibung des Kaisergrabes in der Invalidenkirche zu Paris, welches der Baumeister Visconti ausführte. Einer der schönsten geschichtlichen Aufsätze ist „Die fünfhundertjährige Jubelfeier des Eintritts von Bern in die Eidgenossenschaft", wie überhaupt aus dem ganzen Kalender des Herausgebers Vorliebe für die Schweiz ersichtlich ist. Aus den „Politischen Belehrungen" heben wir hervor: „Die Kadettenschulen", wobei wir das reizende Bildchen: Die aargauer Kadetten, nicht mit Stillschweigen übergehen können. In der Abtheilung „Länder- und Völkerkunde" dürften den Leser besonders interessiren: „Das Schwarze Meer und seine Umgebungen" und „Der Volkspalast in Sydenham". Die „Naturhistorischen Belehrungen" schildern in populär-anmuthiger Weise die Wunder des Himmels und der Erde. Der Aufsatz „Die Koralle" wird des Lesers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Abtheilung „Gemeinnützige Belehrungen" enthält Artikel über die Volksnahrungsmittel, die Pflege der Zähne und einige Andeutungen über die neuesten Erfindungen und Verbesserungen. Ausgezeichnet ist der „Unterhaltungskalender"; er beginnt mit einer wildschönen Erzählung aus der Alpenwelt: „Die Gemsjagd"; hierauf folgt eine treffliche Beschreibung: „Die Besteigung des Montblanc", deren Lectüre wir allen Freunden des Hochgebirgs warm empfehlen. Unter der Rubrik „Mannichfaltigkeiten" steht der Artikel: „Der Mund als äußerer Ausdruck des innern Charakters", wo-

ein der Mund der Sitz der Leidenschaften, der Verräther niederer Begierden, der Spiegel des sinnlichen Begehrungsvermögens genannt wird, und der Verfasser behauptet, daß man sich beim Anblick jeder Mundform ein ziemlich sicheres Urtheil über die hervorragenden Neigungen des Menschen bilden könne. Diese Behauptung entbehrt freilich aller wissenschaftlichen Grundlage, wie überhaupt die Physiognomik; jedoch läßt sich deshalb noch nicht apodiktisch absprechen, ob nicht an der Sache etwas Wahres sei. Im „Hand- und Hülfskalender" ist bemerkenswerth: „Ein Blick in den menschlichen Körper", worin die Verrichtungen des Magens, der Milz und der Nieren dem Laien anschaulich gemacht werden. Den Schluß bildet das „Kriegslexikon", ein alphabetisches Ortsverzeichniß des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes enthaltend, welches, da jetzt alle Blicke der Westbewohner Europas dorthin gerichtet sind, gewiß Jedem eine sehr willkommene Beigabe sein wird. Zwei nette Holzschnitte, Kronstadt und Sebastopol, versinnlichen bildlich das Ganze. Dieser reiche, feinausgewählte Inhalt überhebt uns jeder Empfehlung des „Weber'schen Volkskalender", von dessen diesjährigem sechsten Jahrgange bereits eine zweite Auflage nöthig wurde.

Nr. 5. „Der schweizerische Hausbote" ist, wie es schon der Titel sagt, ganz und gar für die Bewohner jenes herrlichen Alpenlandes berechnet. Dort wurzeln die alten patriarchalischen Sitten und Gewohnheiten viel fester als in den Flachländern. Was uns als Lectüre zu einfach, zu alltäglich erschien, wird dort gefallen, wenigstens bereitwillig hingenommen werden. Daher dominirt in diesem Kalender die Familiengeschichte, schlicht und harmlos, ohne allen äußern Wortprunk erzählt, wie z. B. „Die Landwehrmusterung"; „Onkel Peter"; „Aus einem Stüblein". Als Intermezzos sind Anekdoten aus dem Leben Arnold Winkelried's und Friedrich's des Großen eingeschoben. Der Artikel „Von der Diplomatik" beginnt mit dem originellen Vergleiche: „Mit der Diplomatik ist's schier wie mit dem Roßhandel, wo Anschmieren und Anführen mit schlechter Waare und schönen Worten auch nichts Böses ist, sondern in der Ordnung." Einer der besten Aufsätze ist: „Was den alten Casper auf der Wetteralp und die Lisebeth im Fröschgäßlein der Welthandel angeht." Es macht sich darin eine Naivetät Luft, die eben deshalb um so schöner ist, weil sie den Beweis liefert, daß in der Schweiz noch die ursprünglich menschliche Einfachheit zu Hause zu sein scheint, die man inmitten der Civilisation anderwärts vergeblich sucht.

Emanuel Raulf.

Bilder aus dem Leben. Von Julie Burow. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bisjetzt ist es stets eine Sache innerer Befriedigung für uns gewesen, eine neue Arbeit der begabten Verfasserin dem Publicum vorzuführen. Auch jetzt wird uns bei der Anzeige dieser „Bilder aus dem Leben" diese Befriedigung zutheil, obwol das Gebiet der Novelle — und hier liegen nur solche vor — diesem Talent weniger zusagt als das des Romans, dessen Interesse mehr in psychologischer Entwickelung bedeutender Charaktere als in künstlerischer Gestaltung einer einzelnen spannenden Begebenheit, einer einzelnen charakteristischen Situation wurzelt. Die Behauptung, daß der Roman aus einzelnen Novellen besteht, würde falsch sein; er ist nach Zweck und Inhalt von der Novelle völlig gesondert. Nichtsdestoweniger versteht sich die Verfasserin auch auf die Technik der Novelle gut und beobachtet in ihrer Architektur Regel und Gesetz zu voller Wirkung. Die Naturfrische ihrer Diction, das Naive und Ungesuchte ihrer Erfindung, die seelische Austiefung der Situation — Eigenschaften, welche im Verein mit reichem Gedankenausdruck ihre Feder schnell beliebt gemacht haben — feiern auch da stille Triumphe, wo ihr der Raum zu großen Charakterzeichnungen versagt oder doch nur spärlich zugemessen ist. In der Cultur der Sprache aber scheint uns auch hier wieder ein Fortschritt bemerkbar, wie er ernststrebenden Talenten bei jeder spätern Arbeit nicht wohl fehlen kann, und ein milder, die Extreme meidender oder sie doch verschleiernder Geist, der nichtsdestoweniger tief sieht und scharf erkennt, spricht auch aus diesen Lebensbildern liebenswürdig und anmuthig zu uns. Wir halten die Erzählerin für eines der reifsten und feinsten Talente ihrer Art in der Gegenwart.

Vier Erzählungen sind es, die uns hier geboten werden; fesselnd entweder durch glückliche Darstellung sittlich-würdiger Lebensverhältnisse oder durch glückliche Lösung einer ganz poetischen Aufgabe. Zur der letztern Gattung gehört die Novelle „Der Weg in den Himmel", eine der poesievollsten und zartesten Dichtungen dieser Art, die uns seit langem geboten worden sind, die wir jedoch, als anderwärts in d. Bl. besprochen, hier zu übergehen haben würden, drängte es uns nicht gerade von hier eine Probe von dem Erzählertalent der Verfasserin mitzutheilen. Das reizende Kindergespräch (S. 35) zwischen Margeita und Juragis an der lithauischen Küste mag uns dazu dienen.

„Juragis", sagte die kleine achtjährige Margeita, „sieh dir einmal den Himmel an: Gold, lauter Gold und rother Flimmer — wer dahin könnte" . . . „Unser Vater ist dort", flüsterte Juragis. „Du weißt, wie er uns zuletzt küßte und sagte: «Ich gehe von euch, Kinder, aber im Himmel kommen wir wieder zusammen.»" „Unser Vater ist ja todt", sagte das Mädchen und wischte die Augen. „Ja, aber er ist doch im Himmel", sagte Juragis, „und wenn man über das Meer fährt, weit, immer weiter, so muß man zuletzt auch in den Himmel kommen. Liegt doch da, wo das rothe Gold flammt, der Himmel auf der Erde fest, und wo die Sonne untergeht oder der Mond, da muß eine Thür sein, und ich sage dir, Margeita, ich werde in den Himmel gehen, den Vater zurückholen; denn ich kann die Mutter doch nicht immer weinen sehen." „Ja, Juragis, aber da mußt du erst groß und alt werden", erwiderte die Schwester; „erst wenn man alt geworden ist, kann man in den Himmel kommen, und da ist's noch sehr lange hin." „Ich bin alt genug, in den Himmel zu gehen", sprach Juragis. „Was willst du? Ich habe Arme, schau nur, wie lang, und ich kann des Donaleitis großes Boot regieren und brauche ja nur das kleine Boot zu nehmen und werde doch in den Himmel kommen; je kleiner das Boot ist, in dem ich fahre, um so leichter kann ich durch die kleine Thür schlüpfen, durch welche die Sonne hineingeht. Laß mich nur machen, Margeita." „Aber, wer in den Himmel gegangen ist, kehrt ja nicht wieder, Juragis." „Ich werde aber wiederkehren, Margeita, und den Vater mitbringen, verlaß dich darauf. Ich werde vor den Herrn Gott hintreten; er kann nicht böser aussehen wie der rauhe Apotheker in Kleipeda, und der schenkte mir doch die Medicin, wie die Mutter krank war, und ich werde sagen: Herr Gott, laß meinen Vater zur Mutter zurückkehren und behalte mich hier — die Mutter weint gar zu sehr." „Aber wenn du nicht bei uns wärst, würde sie auch weinen, Juragis." „Laß gut sein, Margeita", sagte der Knabe mit einem schlauen Blick, „ich sage nur so, unser Herrgott ist viel zu gut, der läßt uns Beide zurück, wenn ich's ihm nur recht vorstelle." „Ach, wenn das wäre", seufzte das Mädchen. Und so schifft Juragis der Abendsonne zu und kommt — zwar nicht in den Himmel, aber in die Welt! u. s. w.

Die Erzählung „Ein Pfarrhaus in Rathangen" hat durch die glückliche Behandlung eines wohlgewählten und anziehenden Stoffs Anspruch auf die Theilnahme, die sie erweckt, stellt Weltleben und Stillleben in wirksamen Contrast zusammen und findet einen erhebenden und befriedigenden Abschluß in der Milde eines Herrschers, den solche Züge der Menschlichkeit auszeichnen. Die Verfasserin aber gibt mit dieser Erzählung ein psychologisches Räthsel auf. Ob eine Blinde Dessen, was wir im natürlichen Wortsinn Liebe nennen, fähig sei, ob eine solche Liebe ohne die Vermittelung des Augenreizes in der Seele einer

Blinden bis zum Aeußersten der Opferfähigkeit emporwachsen könne — wir möchten daran zweifeln; das bloße Wohlwollen, das Wohlgefallen an der Gesellschaft eines niegesehenen Wesens aber erhebt sich wol kaum bis zu dem hier geschilderten Grade der Selbstaufopferung. Indessen nicht blos das Geschehene und das Wahrscheinliche, sondern auch das Mögliche gehört zur Domäne des Dichters, und so lassen wir die Dichterin, die uns den Hergang ja so anmuthig vorzutragen weiss, billig außer Anspruch.

Die zweite Erzählung: „Ein Grab an der Kirchhofsmauer", ist eine bloße Phantasie und steigt überdies in Lebensverhältnisse hinab, die der künstlerischen Verklärung zwar nicht unfähig, aber doch in der Regel kaum würdig sind. Vor dieser Gattung ist daher eher zu warnen. Desto tiefere geistige Interessen erweckt die Novelle „Im Walde". Die Erfindung ist nicht blos neu, sie ist in gewissem Grade sogar seltsam, durchweg aber voll poetischen Schwungs und eine wahre Probe des Talents der Erzählerin. Was dieser Erzählung ihren besondern Reiz verleiht, ist die völlige Umkehr der gewöhnlichen Romanelemente, der Gegensatz zwischen äußerer Weltbildung und der wahren Cultur der Seele. Rahel, eine junge, in Pracht und Ueberfluß der Residenz erzogene Jüdin, wird von den Verhältnissen zu ihrer Mutter, der Pächterin einer einsamen Waldschenke (in Posen oder Preußen), zurückgeführt. Hier fügt es sich, daß sie Walter, einen jungen vornehmen Jäger, der, auf der Jagd verwundet, in der Schenke krank zurückbleibt, liebt und seine Liebe gewinnt. Die höhere Cultur ist auf der Seite der Jüdin, die gleichwol im Gewande einer Magd erscheint und die ihrem Herzen zum Trotz weder den Glauben ihrer Väter lassen noch durch eine Untreue dieser Art Walter's Hand gewinnen will. Diese ganze anziehende Situation verläuft im Duft eines dichten und einsamen Föhrenwaldes, den die in stillen Naturgemälden ausgezeichnete Erzählerin wirklich mit magischem Zauber bekleidet. Da nun auch Walter im Kampf mit dem Elemente eines Bergwassers zugrunde geht, so bleibt die ganze wirkungsvolle Erzählung sich im Charakter einer tragisch ergreifenden, in unversöhnlichen Contrasten sich verschlingenden Begebenheit treu und verfehlt nicht, uns einen ungewöhnlichen und tiefen Eindruck zurückzulassen. Die Vorzüge der Verfasserin vor vielen ihrer Mitbewerberinnen im Gebiet des Romans: ihre Befähigung nämlich an positiven und thatsächlichen Verhältnissen ungesucht poetisch und schöpferisch anzuknüpfen und ihre echte Liebe und echte Kenntniß der Natur in allen ihren Erscheinungsformen, werden vorzüglich an dieser Erzählung klar. Dagegen vermeidet sie frivole Reizmittel, gemachte Rührung oder künstlichen Pathos, den Pomp der Schilderung oder die hohle Phrase der Betrachtung geflissentlich, indem sie sich ausschließlich an Natur und Einfachheit hält. Das Salonleben scheint für sie gar nicht vorhanden zu sein, um so entschiedener aber hält sie das Dramatische ihres Erzählungsstoffs fest. So haben wir sie bisher immer kennen gelernt, und so möge sie bleiben. Die über dem Meereshorizont voll untersinkende Sonnenglut malt sie uns in der Phantasie eines lithauischen Knaben als die Goldpforte zum Eingang in den Himmel; ein großer Theil ihrer Erzählungen aber erscheint als eine geöffnete Pforte in das Reich des Schönen und Guten. Diesem Symbole, diesem Charakter möge sie stets treu bleiben. 2.

Notizen.

Von unserm Büchertisch.

Um ein wenig aufzuräumen, was in jedem Geschäft zuweilen nothwendig ist, werden wir unter dieser Rubrik von Zeit zu Zeit eine Zusammenstellung solcher Schriften geben, die entweder wegen ihres broschürenmäßigen Charakters oder zu speciellen Inhalts, oder als zweite Auflagen oder als erste Lieferungen begonnener Werke, oder als bloße Uebersetzungen sich in d. Bl. mit kurzen Hinweisungen begnügen können. Broschürenmäßigen Charakters sind: „Der Croy-Teppich in Greifswald. Ein Bild aus dem 17. Jahrhundert zur Erinnerung an das 16. Von C. F. Göschel" (Berlin, Hertz, 1855); eine Schrift, welche an einen bei der Universität zu Greifswald bewahrten, aus dem Nachlasse der letzten geborenen Herzogin von Pommern, Namens Anna (sie starb als verwitwete Herzogin von Croy), herrührenden Wandteppich mit einer Darstellung aus der Zeit der Reformation historische und biographische Erinnerungen knüpft; „Faust und Hamlet, Blätter an Varnhagen von Ense zu seinem siebzigsten Geburtstage" (Berlin, Stargardt, 1855), worin einige Ansichten Eckardt's widerlegt werden und behauptet wird, „Faust und Hamlet seien weder Titanen noch Philosophen, sondern leidenschaftliche Menschen, die sich selbst ihren Untergang bereiten". Als Verfasser der Schrift nennt sich unter der Vorrede Salomon Levinstein. „Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten von Heinrich Brugsch" (Berlin, Dümmler, 1855), eine am 10. März im Wissenschaftlichen Verein in der Singakademie zu Berlin gehaltene Vorlesung. Den sehr interessanten historischen Bericht dieser Wanderung findet der Leser in dem soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werke: „Reiseberichte aus Aegypten", von demselben Verfasser. „Theodat, König der Ostgothen. Aus dem Nachlasse von Otto Abel" (Stuttgart, Metzler, 1855) behandelt auf noch nicht 20 Seiten die Schicksale Theodat's, dessen Wankelmuth dem gothischen Reiche den Untergang bereitete. Als zweite, neu überarbeitete und vermehrte Ausgabe kündigt sich an: „Graf Johann von Sporck, k. k. General der Cavalerie. Eine Biographie von Georg Joseph Rosenkranz" (Paderborn, Wesener, 1854). Der darin Geschilderte ist jener Sporck, berühmter Reitergeneral im Dreißigjährigen Kriege, dessen Kriegsthaten jüngst von Löher in einem nicht ohne Beifall aufgenommenen lyrisch-epischen Gedicht behandelt worden sind. In zweiter durchgesehener Auflage erschienen die im Jahre 1851 unter dem Titel „Norica: or tales of Nürnberg from the olden time" auch ins Englische übersetzten, frischen und heitern Novellen aus dem alten nürnberger Künstlerleben: „Norika, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen" (Leipzig, Weber, 1855). Lieferungsweise erscheinen: „Deutsche Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter und Radirungen nach F. Rothbart. Die vierstimmige Bearbeitung der Melodien von K. M. Kunz" (Stuttgart, Hallberger, 1855); „Das Rheinbuch. Landschaft, Geschichte, Sage, Volksleben. Von Wolfgang Müller von Königswinter" (Leipzig, Muquardt, 1855), lebendige Schilderung des Rheinlaufs und Rheingebiets, mit Illustrationen; „Reineke Fuchs. Dem Originale frei nachgedichtet von Julius Eduard Hartmann. Mit 36 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Heinrich Leutemann" (Leipzig, Payne, 1855). Die neue Bearbeitung ist in sechszeiligen gereimten Strophen; ihr Verfasser, namentlich durch mehre auch zur Aufführung gekommene Theaterstücke bekannt, starb im vorigen Jahre zu Leipzig. Den sich für die orientalische Frage Interessirenden empfehlen wir: „Actenstücke zur orientalischen Frage. Nebst chronologischer Uebersicht zusammengestellt von J. von Jasmund" (Berlin, Schneider und Comp., 1855), und den Liebhabern oder Verehrern königlicher Worte: „Reden und Trinksprüche Sr. Majestät Friedrich Wilhelm des Vierten, Königs von Preußen. Mit dem Bildnisse Sr. Majestät" (Leipzig, Herbig, 1855). Außer den Reden und Trinksprüchen sind auch diejenigen Cabinetsordres mit aufgenommen, welche zur Herstellung des innern Zusammenhangs und einer „redlichen Ueberzeugungstreue" unerlaßlich schienen. Jedenfalls kann man diese Sammlung als einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte bezeichnen.

H. M.

Pardubitz' „Neuer Rath".

Bei der Lectüre der in Nr. 17 d. Bl. enthaltenen interessanten Mittheilung von Joseph Wenzig über das böhmische Gedicht „Der neue Rath" kam es mir vor, als sei mir Aehnliches schon anderswo aufgestoßen. Als ich der Sache näher nachging, fand ich, daß dies Gedicht bereits vor 300 Jahren eine lateinische Uebersetzung erfahren hat. Vor mir liegt ein Büchlein: „Theriobulia, sive animalium de regiis praeceptis consultatio. Ad Ludovicum Hungariae et Bohemiae Regem. Auctore Joanne Debravio, Episcopo Olomucensi. J. C. et Eq. Aur. Breslae, Typis Baumannianis, Impensis Johannis Eiringi et Johannis Perfecti 1614." Diese Ausgabe ist ein durch Kaspar Conrad besorgter Abdruck der ziemlich 100 Jahre ältern ersten Ausgabe. Es ist dieses lateinische Gedicht den von Wenzig gegebenen Proben sehr getreu nachgebildet, und Debravius selbst sagt in seiner Vorrede an den (1526 bei Mohacz gefallenen) König Ludwig: „Accidit opportunissime, ut in manus meas veniret libellus patrio sermone scriptus, titulo et rhythmis animalium consilia praeferens, quibus consiliis ipse Leo in usum boni Regis ab avium et quadrupedum genere formabatur. Hoc ergo libello atque adeo occasione, quam tam diu quaerebam, tempestive mihi tandem oblata mirifice sum delectatus. Denique delectandi voluntatem ad ineptiam, ut Ausonius dixit, transtuli, pöetandi lemma duntaxat secutus, quod nulli aeque alii atque Maj. tuae congruere adnotaveram etc." Das lateinische Gedicht ist meist in jambischen Trimetern geschrieben, zuweilen aber sprechen einzelne Thiere in Horaz'schen Odenmaßen. Es enthält 80 Seiten, ohne Angabe der Seitenzahl und dem Leser zu Gefallen ist noch Maret's „Institutio puerilis" beigefügt. 58.

Bibliographie.

Arany, J., Toldi. Poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen im Versmaaß des Originals übersetzt von M. Kolbenheyer. Mit einem Brief von Frdr. Hebbel. Pesth, Heckenast. 16. 20 Ngr.

Ariadne. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Dessau, Gebr. Katz. 16. 10 Ngr.

Bäuerle, A., Die Enkelin des Freimanns. Roman aus dem Jahre 1772 in Wien. Drei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Beneke, O., Gedichte. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Börjesson, Erich der Vierzehnte. Tragödie in fünf Akten nach dem Schwedischen bearbeitet von A. v. Winterfeld. Berlin, Behr. 8. 20 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug in die Pyrenäen und Ersteigung des Montperdu im Sommer 1854. Mit 1 Karte. Lemgo, Meyer. 8. 10 Ngr.

Daumer, G. F., Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dittes, F., Ueber Religion und religiöse Menschenbildung. Plauen, Neupert. Gr. 8. 18 Ngr.

Herzog Ernst. Original-Trauerspiel in drei Akten. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855 funfzig Jahre nach dem Tode Schiller's herausgegeben vom Schiller-Verein zu Leipzig. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

Drei Invaliden. Illustrirt von mehren Mitgliedern des Hamburger Künstler-Vereins. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Br. 8. 18 Ngr.

Karoline Luise, Fürst und Dichter. Lyrisch dramatisches Gedicht in fünf Acten. Berlin, Schneider u. Comp. Br. 8. 20 Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 2ter Band. — A. u. d. T.: König Jerôme's Carneval. Geschichtlicher Roman. In drei Theilen. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das häusliche Leben mit seinen verborgenen Tiefen. Eutin, Völckers. Gr. 12. 24 Ngr.

Leben und Abentheuer des Baron Friedrich Trenk. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Menzel, W., Zur deutschen Mythologie. I. — A. u. d. T.: Odin. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Paris. Ein Führer durch die Stadt, die Umgebungen und die Industrie-Ausstellung. Mit einem Plane von Paris. Berlin, Barthol. 16. 15 Ngr.

Redenbacher, W., Der Maronite. Eine Erzählung auf geschichtlicher Grundlage. Greiz, Henning. 8. 12 Ngr.

Schneider, R., Der Prinzenraub im Jahre 1455. Zum Gedächtnißjahre 1855 dem Volke neu erzählt. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 4 Ngr.

Stark, K. B., Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich. Nebst einem Anhang über Antwerpen. Mit 7 lithographirten Grundrissen. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Thlr.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rud. Wagner in Göttingen. 2te mit einem Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Wachenhusen, H., Paris und die Pariser. Ein unterhaltender Fremdenführer. Mit einem Plane von Paris. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Neuer zuverlässiger Wegweiser in Paris und dessen Umgebungen. Nebst Anhang: Die Reise von Deutschland nach Paris, Führer durch Strassburg, Brüssel, Lüttich und die übrigen auf diesem Wege berührten Ortschaften. Nach eigener Anschauung und den besten Hilfsquellen bearbeitet. Mit illustrirtem Plan von Paris und dessen Umgebungen in Farbendruck. Berlin, Th. Grieben. 16. 22½ Ngr.

Wiese, L., Deutsche Briefe über Englische Erziehung nebst einem Anhang über Belgische Schulen. 2te Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 25 Ngr.

Zedlitz, J. C. Freih. v., Gedichte. 5te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Antwort auf die Beleuchtung der Denkschrift über die Beschwerden der hannöverischen Land- und Ritterschaften. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Bandow, G. F., Nicolaus der Erste, Kaiser von Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Kaisers. Berlin, Spaeth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Feldzug in der Krim 1854 von der Landung der Verbündeten bis zur Schlacht von Inkerman dargestellt in einer Sammlung von fast ausschließlich officiellen Berichten beider kämpfenden Parteien. Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Girardin, E. de, Der Friede. Nebst Auszügen aus Napoleon's I. Mémorial de St.-Hélène, und den Schriften des jetzigen Kaisers der Franzosen Napoleon's III. Nach der dritten Auflage aus dem Französischen. Dresden, R. Schaefer. 8. 10 Ngr.

Hopf, A., Brennecke in Paris zur Welt-Ausstellung. Humoristische Genre-Bilder aus dem Pariser Leben. 1stes Heft. Berlin, Faudel. 8. 2½ Ngr.

Müchler, K., Nothgedrungene Reklamation zur Abwehrung eines Plagiats. 1841. Neuer Abdruck. Betreffend das Gedicht: Der Eroberer. Mit einer erläuternden Nachschrift. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Einige Worte zur Neutralitäts-Frage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar**, **Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

21. **Graeser (Charles), The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

22. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Zehnter und elfter Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer wohlfeilen Ausgabe von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlicher Ankündigung in allen Buchhandlungen zu erhalten.

23. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Achter Band. Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Gutzkow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reißiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

24. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „**Schau um dich und Schau in dich**", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's «Laienbrevier» und Rückert's «Weisheit des Brahmanen» an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine vierte Auflage nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

25. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** u. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Elfte Lieferung. (Ritterbuch—Schrötter.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** rc. auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

26. **Laemmer (H.), Clementis Alexandrini de ΛΟΓΟΥ doctrina.** Commentatio historica theologica ex decreto s. v. theologorum Lipsiensium ordinis die sacrorum instauratorum A. MDCCCLIV. Praemio regio ornata. 8. Geh. 20 Ngr.

27. **Lipsius (R. A.), De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore disquisitio.** 8. Geh. 1 Thlr.

28. **Prutz (R.), Der Musikantenthurm.** Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Robert Prutz, dem deutschen Publicum durch die vielseitigste literarische und dichterische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich bereits durch seine frühern Romane:

Das Engelchen (3 Theile, 5 Thlr.) und
Felix (2 Theile, 3 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanschriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: „**Der Musikantenthurm**", mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Verwickelungen, mit seinen an ergreifenden Contrasten reichen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niedern Stände und seiner energischen Auffassung der eigenthümlichen Conflicte, wie sie die gegenwärtige Reibung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur dazu dienen, ihm die alten Freunde unter den Liebhabern gediegener Romanlectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 23. —— 7. Juni 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Karl von Holtei.

1. Ein Schneider. Roman von Karl von Holtei. Drei Bände. Breslau, Trewendt und Granier. 1854. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
2. Der Obernigker Bote. Gesammelte Aufsätze und Erzählungen in drei Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt und Granier. 1855. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Auch unser liebenswürdiger, naiver, bescheidener Holtei, der Schöpfer des deutschen Singspiels, scheint leider ein Opfer der Kritik zu werden, ein Opfer freilich in einem ganz neuen Sinne des Worts. Die Urtheile in d. Bl. über seine selbstbiographischen „Vierzig Jahre", über „Die Vagabunden" und über „Christian Lammfell" haben mit vollem Recht die seltene Gemüthsfülle, die reizende Natürlichkeit seiner Darstellungen, den heitern, gesunden und anmuthigen Geist seiner Betrachtungen und den echten Humor seiner Erfindungen hervor; allein sie wiesen auch hin auf die Grenzen seines Talents und warnten oft und ernstlich vor einem Uebermaß des Laissez-aller und vor der Neigung, Alles, was dem Autor in die Feder kam, sofort in den Druck zu geben, harmlos, aber auch prüfungslos. Aus diesen Urtheilen scheint nun unser Autor nur das lobende Element herausgelesen und sich ad notam genommen, über Warnung und Bedenken aber sorglos hinweggelesen zu haben. Wir ahnten diese Gefahr für ihn, die ihm in dem Maße näherrückte, als er in den spätern Arbeiten immer kritikloser als in den vorangehenden zuwerkeging, und verstärkten daher den warnenden Zuruf in demselben Maße. Umsonst, er ist in die Schlinge seiner eigenen Vorzüge gefallen und hat in dem Buche „Ein Schneider", wenigstens in dessen erstem Theil, ein seltsam kritikloses, dem Adel und der Würde des Schriftthums fast wie absichtlich entsagendes Buch geschrieben, dem wir in jeder Beziehung, sowol seinem Inhalt als seiner Darstellung nach, unsere Theilnahme entziehen müssen. Ein Kunsturtheil kann über eine solche in äußerster Sorglosigkeit dahingeschriebene Erzählung, die ihren Inhalt aus der Niedrigkeit des allergewöhnlichsten Handwerkerdaseins schöpft, ohne von vornherein der Trivialität des Stoffs durch Intention oder Charakter zu Hülfe zu kommen, eigentlich gar nicht gefällt werden; genug, daß wir es für eine sehr schwere Aufgabe erklären müssen, diese ersten Bände, die weder sittlichen Ernst noch künstlerischen Plan und Composition erkennen lassen, mit wachen Sinnen zu durchlesen.

Es schmerzt uns wahrlich, dies der Wahrheit zur Ehre aussprechen zu müssen, da es dem Verfasser, den wir, wie er weiß, hochschätzen, vielleicht nützlich ist. Schon andere und größere Talente als er sind von liebgewordenen Irrpfaden durch den Ruf einer ernsten, aber befreundeten Kritik zurückgeführt worden: warum sollten wir daher die Hoffnung aufgeben, den schmiegsamen und anmuthsvollen Geist Holtei's von dieser Entäußerung seiner Naturgaben zurückzubringen, oder ihm die Erkenntniß des schönen Maßes, ohne das keine Kunstleistung besteht, für immer entrückt zu glauben? Er darf ja nur seinen eigenen Maßstab, wie ihn beispielsweise „Die Vagabunden" darlegten, wieder zur Hand nehmen, um zu sehen, wie der „Schneider" an diesem Maße zusammenschrumpft.

In seiner ganzen Strenge gilt das hier Gesagte zwar nur von der ersten Hälfte der Erzählung, indem die letzte allerdings würdigere Dimensionen anzunehmen und einen bessern Ton anzuschlagen strebt. Und eben hierauf gründet sich denn auch unsere Hoffnung für den Autor, welcher in diesem zweiten Theile uns die Verführungen anschaulich macht, durch welche die Afterweisheit socialistischer Träumer und Weltreformer den ver-

trauensvollen Geist junger Handwerker zu verschrobenen Weltverbesserungsplanen und zu jenem Geheimbündlerthum verlockt, bei dem man vergißt, welcher Segen dem Fleiß und der Arbeit folgt. Diese Intention ist löblich, und da in dem derselben gewidmeten dritten Bande auch etwas mehr Handlung und weniger leeres Geschwätz vorherrscht als in der ersten Hälfte des Romans, da uns derselbe sogar manche gute und nützliche Lebenslehre anschaulich macht, so wollen wir dem Verfasser die Gerechtigkeit nicht versagen, ihm für den Schluß seines Buchs unsere Anerkennung zu bezeugen. Es bleibt nur zu bedauern, daß wir an diesen bessern Abschnitt seiner Arbeit durch die ersten Bände so abgemüdet und verstimmt anlangen, daß es ihm schwer fällt, uns mit einem neuen Interesse für eine schon aufgegebene Sache zu erfüllen oder darin Ersatz zu finden für so und so viel verlorene Stunden. Genug, sein vielgeprüfter Oswald gewinnt endlich seine vielgeprüfte Braut Helene und schneidert beseligt weiter, überzeugt, daß dem fleißigen Handwerker, der seine Zeit im Auge behält — die Welt gehört!

Es gereicht uns zur Freude, nach dieser allerdings misglückten Arbeit unsers Autors in der zweiten oben angezeigten Sammlung eine Reihe älterer und zum Theil trefflicher Arbeiten desselben, die ihm einen Namen gemacht haben, vor uns zu sehen und in ihnen den Ton und Stil wiederzufinden, welche ihm unsere aufrichtige Anerkennung gewinnen mußten. Holtei entfaltet in ihnen eine Durchsichtigkeit des Gemüths, eine Harmlosigkeit und Kindlichkeit der Seele und eine poetische Gleichstimmung seines innersten Wesens mit Allem, was es Gutes und Schönes in der Natur gibt, daß wir ihn durchaus liebgewinnen, ihm gern zuhören müssen. Er ist hiermit der Vorgänger Stifter's, aber er ist mehr Naturalist und weniger studirt als dieser. Der Verfasser weiß es, daß seine größern Versuche im Gebiet des Romans keine eigentlichen Kunstwerke sind, daß ihnen die Tiefe fehlt, daß sie sich oft in lästiger Breite verlieren, daß er seiner sentimentalen Regungen nicht Herr ist — so sagt er uns selbst; aber er verurtheilt mit Unrecht seine kleinen Erzählungen und miskennt die Gaben eines kindlich-reinen und von keiner Prätension gefälschten Talents für eine humoristische Weltauffassung und eine völlig naive Lebensdarstellung. Mit diesen Gaben hat er in den „Vagabunden", den „Vierzig Jahren", dem „Christian Lammfell" vielen Lesern mit uns viel Freude bereitet und, da dies der Charakter aller seiner ältern Arbeiten ist, auch mit der vorliegenden Sammlung früherer Versuche unsern vollen Dank gewonnen. Er braucht daher nicht zu hoffen, daß er jenseit die Töne finden werde, die ihm auf Erden versagt blieben; vielmehr hat er schon hier Töne gefunden, die ihm Viele beneiden können, da sie uns oft zu mildem Mitgefühl und zu sanften Thränen bei fremdem Leid, zur thätigen Menschenliebe, zu genügsamem Frieden mit der Welt, zu frommer Selbstverleugnung und Selbsthingabe für Andere stimmen.

Der Verfasser erkennt nun wol, daß er an uns einen strengen Kritiker und einen Freund hat, und damit muß er wie der Leser zufrieden sein. Unter dem Titel, den wir dieser Sammlung vorgesetzt finden, begann er im März 1822 eine Wochenschrift, die einen Theil dieser Erzählungen, Märchen, Novellen und Aufsätze enthielt, welche er hier gesammelt uns vorführt. Es ist viel Reizendes und Liebliches darunter, einiges Schwache und Veraltete, nichts Schlechtes oder nach Geist, Ziel und Inhalt Verwerfliches. Ein poetischer Hauch durchweht fast ohne Ausnahme diese zahlreichen kleinen Arbeiten, die wir Blumenstücke nennen möchten, wie sie gerade in unsern Tagen, nach dem Vorgange Stifter's, die Lesewelt von neuem besonders ansprechen. Seltsam in der That, der Vorgänger wird mit ihnen gleichsam der Nachgänger seines Vorgängers, sein eigener Jünger! Solche kleine Phantasien, wie „Die Rose ist erblüht", „Der Baumfrevel", „Das Bild ohne Gnade", „Das Märchen vom Monde" und viele andere, bestehen gerade aus den Elementen, welche die Muse Stifter's, Rank's, Jeremias Gotthelf's zu Ehren gebracht haben und die in unserer Zeit weithinaus gewachsen sind über den bescheidenen Kreis der Leser des „Obernigker Boten" — Beweis genug, wie vergeßlich und wie ungerecht die Welt ist! Dies „Bild ohne Gnade" zum Beispiel, welch eine originelle, inhaltschwere und geistvoll neckende Phantasie, die die Besten in die Schranken fodert, es ihr nachzuthun und dabei in wenigen Blättern die Ernte eines dreibändigen Romans zusammenfaßt! Dies „Märchen vom Monde", wie lieblich, warm, innerlich wahr! Dieser „Heilige Abend", wie reizender Phantasie voll, wie stoff- und geistverwandt dem Besten aus Bitzius' Feder! Fürwahr, diese Frühlingsarbeiten unsers Holtei ließen einen prächtigen Sommer erwarten, und wir haben es innig zu beklagen, daß die unglückliche Manie, einen Schauspieler aus sich selbst erpressen zu wollen — ein Ziel, das nie zu erreichen war, weil ihm die Verleugnung seiner innersten Natur, seines Subjects eine Unmöglichkeit war und blieb — den jungen Poeten auf eine hoffnungslose Bahn verlockte, gerade zu einer Zeit, wo ihm ganz andere Kränze winkten. Es ist die traurige Geschichte von der Verkennung des Berufs bei geistig ausgezeichneten Leuten, der wir hier wieder begegnen.

Aus dem Inhalte des zweiten Bandes haben wir die anziehenden biographischen Skizzen K. Seydelmann's, P. A. Wolff's, K. M. Weber's und vor allen diejenige E. Raupach's hervorzuheben, der zwar „borstig und widerhaarig", wie er sich der Welt erwies, doch seinem innersten Wesen nach ein weiches kindliches Gemüth und allezeit ein braver deutscher Mann war. Seine angebildete Leidenschaft war nur, wie der Verfasser sagt, eine permanente „Hiesemenzelei" — von dem bekannten, Alles in Italien bekrittelnden Reisebeschreiber Hiesemenzel so genannt — gegen jede Erscheinung, die seine Billigung beanspruchte. Von dieser seiner Leidenschaft blieb nichts verschont und selbst der König mußte sich gefallen lassen, als die „Antigone" dargestellt werden sollte, von ihm zu hören, daß dazu Alles und Jedes fehle: Scher-

spieler, Theater und Zuschauer, wie er sagte. Dem immer „kunstmilden" Goethe gegenüber spielte Raupach mit dieser seiner Neigung daher eine äußerst spaßhafte Figur: dafür nannte Goethe aber auch Raupach's natürliche Tochter in Weimar einfach „die Tochter der Luft". Holtei rügt es als einen Irrthum, daß Raupach durch seine dramatischen Arbeiten, mit welchen er sich allerdings ganz absichtlich die berliner Bühne unterjochte, reich geworden sei; sein Vermögen stammte aus andern Quellen her. Auch von K. M. Weber wird uns viel Anziehendes berichtet. „Der liebenswürdige Geist haßte nur einen Menschen, und das war Rossini: er wollte blind gegen ihn sein. Lablache und Ambrogi sangen in der «Cenerentola» zu Dresden; der Verfasser wohnte mit Weber der Vorstellung bei. Plötzlich nach dem Duo des Dandini und Magnifico im zweiten Act war Weber verschwunden. «Waren Sie unwohl?» fragte ihn meine Frau am andern Tage. «Nein», erwiderte er, «ich konnte nur nicht länger bleiben. Denn wenn diese verfluchten Kerls es schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten.» Er selbst lachte dann über seinen Ingrimm mit uns."

Der dritte Band liefert einige größere Arbeiten aus dem Gebiete der Novellistik, auf dem Holtei einheimisch und bewandert, aber niemals vollständig glücklich ist. Fast alle seine Stoffe, denen es oft gar nicht an Originalität und Neuheit fehlt, lenken an einer gewissen Stelle, mit Recht oder mit Unrecht, zum Tragischen oder besser zum Sentimentalen und Larmoyanten um, wenn ihre Anlage dies auch keineswegs bedingt. Auf Scenen schönen Gefühls, ebenso wie auf Scenen voll des glücklichsten Humors kann der Leser hierbei indeß immer rechnen. Dies gibt seinen Arbeiten dieser Art ein buntes, wunderlich schillerndes Gewand, bei dem die Einheit des Gefühls zu kurz kommt, wenn sich auch die plastischen Formen gut hervorheben. Nach den Novellen macht eine Skizze „Die literarische Gesellschaft in Wien 1818" den Schluß des dritten Bandes; aber selbst diese launige Darstellung muß — so will es Holtei's Geist — mit der Vanitas vanitatum und dem Grabe enden. Er kann nicht anders. Aber in seinem „Können" ist er uns liebenswürdig und immer ein prächtiger Gesellschafter!

2.

Dramatische Bücherschau.

1. Agnes Bernauer, ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel. Wien, Tendler u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter den Dirnen von Augsburg ist große Betrübniß und Erbosung; denn alle Burschen blicken, der andern Mädchen vergessend, nur auf Agnes Bernauer, des geschickten Baders liebliche Tochter, weit und breit als „Engel von Augsburg" gepriesen. Geschäftig des Hauses wartend und den strengen, ernsten Vater pflegend, ist es ihr ein Kummer, daß ihr strahlendes Angesicht soviel Unheit schaffe und ihr die Herzen der neidischen Freundinnen raubt; so will sie auch nicht aufs Turnier gehen, sondern still in ihrer Kammer bleiben, um nicht erst wieder neues Aergerniß zu geben; aber der Vater treibt sie fort, und da geschieht es denn, daß der schöne und ritterliche Baiernprinz Albrecht sie erblickt und in glühender Liebe für sie entbrennt: „wie Meeresleuchten" traf ihn der Strahl ihrer Augen, „wie Meeresleuchten, das plötzlich fremd und wunderbar aus dem sanften blauen Elemente aufzuckt und ebenso plötzlich wieder erlischt!" Umsonst bemühen sich die Ritter seines Gefolgs, ihn dem Banne dieser gefährlichen Liebe zu entrücken, umsonst erinnert ihn Wernberg an seines gestrengen Vaters, des regierenden Herzogs Ernst zu Baiern-München, Gesicht, „das er hat, wenn er Einem einen Wunsch nicht blos abschlagen, sondern in den Hals zurückjagen will, sodaß man ihn, wenn man um Honigbirnen gekommen ist, um Stockprügel anspricht!" — umsonst mahnen die Freunde vor der Gefahr der Enterbung, wenn Albrecht das Badermädchen freie, und vor des Volks Abfall. „Wer weiß, was geschähe, wenn ich mein Volk zum Spruch aufriefe", entgegnet Albrecht; „wer weiß, ob sich dann nicht der letzte Bauer in einen Ritter verwandelt und ob die Sense nicht gegen das Schwert schlägt, daß das ganze Deutsche Reich zu wackeln anfängt und der große Karl zu Aachen erschrocken in seinem Sarg nach der Krone greift!"

Aber auch Agnes' Herz ist dem süßen Zwange der Liebe erlegen. Der alte Vater merkt es im Innersten, aber er will noch sein Möglichstes thun, die in seiner wortkargen, aber treuen Seele hochgeliebte Tochter vor dem drohenden Verhängnisse zu bewahren. „Heirathe den Theobald", sagt er, „den redlichen Gehülfen, der dich über Alles liebt, und so bist du geborgen vor des Herzogs Bewerbung." „Ihn nicht und Keinen — aber ins Kloster gehen will ich", antwortet die Tochter. „Und deinen Herzog draußen lassen?" gegenfragt der Vater, und das „Nein" des Mädchens macht ihm ihre Liebe zu dem Fürstensohne zur Gewißheit. Da tritt einer von Albrecht's Rittern ein und will, um wenigstens der verderblichen Hochzeit zwischen seinem jungen Gebieter und dem Bürgermädchen zu wehren, den alten Bernauer bewegen, seine Agnes dem Herzoge zur Buhlin zu überlassen. O wie da trotz des unehrenwerthen Antrags des Alten Herz im Innersten aufjauchzt! „Daß meine Tochter in keine Schmach willigen würde, wußte ich!" ruft er, und Agnes bejaht es — nun ist ihm ja sein theures Kind wiedergeschenkt. Da erscheint Albrecht selbst, und Agnes mahnt ihn im Vollgefühle ihres Werths: „Auch mich hat Gott gemacht, auch aus mir kann er mehr machen, wenn es sein heiliger Wille ist, auch aus Euch weniger, denn Alles auf Erden ist nur Probe, und Hoch und Niedrig müssen einmal wechseln, wenn sie nicht vor ihm bestehen! Gnädiger Herr, thut Keinem wieder so weh wie mir, man erwartet es nicht von Euch, darum ist es doppelt bitter! Mein Vater, jetzt ins Kloster! Nun nehme ich von der Welt nichts mehr mit über die Schwelle als einen ewigen Schauder!" Aber da klärt sich es auf, daß Albrecht ja gar gar nichts von dem schmählichen Antrage weiß, den jener Ritter ganz auf seine eigene Hand in vermeintlich guter Absicht gewagt hatte, und nun vermag Agnes dem Herzog, der alle ihre Bedenken mit dem einzigen Worte entkräftet: „Dir zu entsagen wäre mein Tod" — nicht mehr zu widerstehen. In schmerzlicher Ueberwindung segnet der alte Bernauer das Paar, ein Priester verbindet gegen das Versprechen möglichster Verschweigung des heiligen Actes die Liebenden durch das Sacrament der Kirche und Albrecht führt das geliebte Weib auf sein festes Schloß Vohburg.

Das Gerücht dieses Ehebundes meldet der Kanzler Preising dem Herzoge Ernst von Baiern-München, seinem Gebieter, gerade als dieser, vertieft in die trostlose Zerstückelung des einst so mächtigen Hauses Baiern, den Mitteln nach Beseitigung dieses heillosen Zustandes nachsinnt. Ernst lacht bei seines Kanzlers Nachricht und hält es für ein Leichtes, den Sohn von der Thorheit mit der Baderin, die höchstens seine Buhle sei, zu heilen; er hat für ihn bereits die Zusage der Hand von Erich's, des Herzogs von Braunschweig, Tochter. Diese Botschaft nun soll der Kanzler an Albrecht bringen und ihn zugleich zum Turniere nach Regensburg bescheiden, woselbst der

alte Herzog den leichtsinnigen Sohn schon zur Vernunft bringen werde. Preising schüttelt den Kopf und kehrt mit der von ihm vorausgesehenen Nachricht zurück, daß Albrecht die Braunschweigerin verschmähe, weil er sie nicht liebe, daß ihn nichts von seiner Agnes trennen solle, daß er aber in Regensburg sich einfinden werde. Da steigt dem alten Herzog der Zorn zu Kopf. Und als nun Albrecht zu Regensburg vor die Turnierschranken tritt, versagt ihm auf Befehl des alten Herzogs der Marschall nach Wappenrecht die Theilnahme am Turnier, weil er angeklagt sei, „auf Schloß Vohburg mit einem Schwabenmädchen in Unehren zu leben". Da, um des geliebten Weibes Ehre zu retten, löst Albrecht das Geheimniß und nennt Agnes öffentlich seine rechtmäßige Gattin. Nun erklärt Herzog Ernst ihn des herzoglichen Erbes für verlustig und ernennt seines Bruders kranken Sohn, Adolf, das Kind, zu seinem Nachfolger. Albrecht aber widersetzt sich diesem Beschlusse, greift zur Waffe, ruft in höchster Erbitterung Bürger und Bauern zu seiner Hülfe heran und zieht sich nach diesem Acte der Gewalt in die Veste Straubing zurück, nur lebend für seine Agnes, in deren Busen es indeß wie ein düsteres Ahnen des Todes aufsteigt, wie ein Mahnen des Gewissens an irgend eine Schuld die sie begangen, an irgend ein Unheil das sie gestiftet, für welches sie werde büßen müssen. Und unter des Kanzlers Preising Hand zittert auch schon das Todesurtheil der schönen Baderstochter; den wackern Mann schmerzt es tief, daß Agnes, die er als eine Unschuldige erkannt hat, des Verbrechertodes sterben soll, und er dringt in den alten Herzog, andere Mittel zu ergreifen, um sich und dem Lande den Sohn wiederzugewinnen; denn das kranke Kind Adolf ist gestorben und die Erbfolge wieder frei.

Herzog Ernst ist gern bereit, andere Wege zu versuchen, aber er kann nach seiner Ueberzeugung keinen andern finden, auf welchem seines Hauses und Landes Heil — und das ist ja seines Lebens Inhalt — nicht gefährdet wäre. Einem seiner beiden Brüder sein Land vererben, heiße den andern zum Schwerte drängen; Agnes entführen und nur in Gewahrsam halten, scheide die Ehe nicht, und dem alten Fürsten gilt sie als ein heiliges Sacrament; Albrecht im Besitze seines Weibes lassen, würde seine Kinder — noch hat er keine — unebenbürtig machen und eine Unzahl feindlicher und fremder Erbansprüche waffnen; kurz, um dem Lande den Bürgerkrieg zu ersparen und Noth und Elend Allen fern zu halten, möge Agnes zum Opfer fallen. Auch Ernst hat sie als unschuldig erkannt, aber seine Regentenpflicht gebietet seinem Herzen Schweigen, und Preising wird zur Vollziehung der grauenvollen Execution nach Straubing gesandt. Marschall Pappenheim überfällt, während Albrecht zum Turniere gen Ingolstadt zieht, das Schloß und Agnes wird in den Kerker geworfen. Preising beschwört sie, daß sie, um ihr Leben zu retten, dem Herzog Albrecht feierlich entsagen solle; Agnes bleibt unerschütterlich fest. „Fragt ihn", erwidert sie, „ob er lieber eine Unwürdige verfluchen als eine Todte beweinen möchte! Ich kenne seine Antwort! Nein, nein, Ihr bringt Euer Opfer nicht so weit, daß es sich selbst befleckt. Rein war mein erster Hauch, rein soll auch mein letzter sein! Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will es leiden! Bald weiß ich, ob es mit Recht geschah!" Und so empfängt das Grab der Fluten sein schönes Opfer. Als aber Albrecht die grauenhafte That vernimmt, da wirft er sich mit seinen Rittern wie ein Rasender auf die Geschwader seines herzoglichen Vaters und Brand und Tod folgen seinem Rachezuge. Und das freut den alten Herzog: „Laßt ihn nur austrasen, das ist Hülfe der Natur. Was er da niederbrennt, ist bald wieder aufgebaut, aber eines Bürgerkriegs Unheil macht kaum ein Jahrhundert wieder gut!" Alles flieht vor dem gewaltigen Arme Albrecht's, und gefangen sieht der Prinz den eigenen Vater vor sich, dem er instinctartig die Freiheit gibt. Es naht der Bote der Reichsacht, der Bote des Bannfluchs, was kümmert es ihn und seine Rache! Als aber der Vater den Sohn, der zur Verbrennung Münchens zu enteilen im Begriff ist, gemahnt: „Recht so! dann wird der Baier sie doch gewiß verfluchen, sonst hätte er sie vielleicht beweint!" da senkt Albrecht vor dem Gewichte dieser traurigen Wahrheit sein Racheschwert; und als Ernst den Herzogsstab in seine Hand drückt, rufend: „Trage ihn ein Jahr in der Furcht des Herrn, wie ich! Kannst du mich dann nicht lossprechen, so rufe mich und ich selbst will mich strafen, wie du es gebeutst! Im Kloster zu Andechs bin ich zu finden!" — da kniet der Sohn bezwungen vor dem Vater nieder und bekennt: „Vater, nicht vor Kaiser und Reich, aber vor dir!"

Wir haben deshalb den Inhalt dieser ergreifenden Dichtung ausführlicher verhandelt, weil es den Lesern d. Bl. gewiß von besonderm Interesse sein wird, gründlicher benachrichtigt zu sein, auf welche Art ein so origineller und selbständiger Geist wie der Hebbel's die in älterer und neuerer Zeit vielfach dramatisch behandelte Geschichte von der schönen augsburger Baderstochter aufgefaßt und dargestellt hat. Wie man sieht, hat unser Dichter die Begebenheit in ihrer äußern Form der Hauptsache nach einfach gelten lassen und auch in dem innern Triebwerk, in der Motivirung und Charakteristirung unmittelbar aus der Zeit des geschichtlichen Vorgangs heraus geschaffen und gedichtet. Den bedeutenden Fortschritt, der den frühern Arbeiten Hebbel's gegenüber in dieser Verleugnung der subjectiven Caprice sich Bahn bricht, begrüßen wir mit um so lebhafterer Freude, als wir, ohne gegen die Bizarrerien desselben blind gewesen zu sein, doch von jeher Hebbel's Sache mit besonderm Nachdrucke in d. Bl. vertreten haben, und als darin die Zuversicht sich offenbart, dieser kräftige Geist werde sich nun endlich von sich selbst und seinen düstern Launen für immer befreit haben. In dieser „Agnes Bernauer" ist mit Ausnahme des Schlusses und der nicht genügenden tragischen Verschuldung der Heldin nichts, was noch an jene crasse hypochondrische Manier erinnerte, durch welche Hebbel die funkelnden Perlen seines Genius so oft mit trübem Nebel umwickelte. Kein psychologisches Kunststückchen und Raffinement, keine gleichsam am äußersten Rande eines gähnenden Abgrunds mit absichtlichem Hohne herangezerrte Situation, kein erkünsteltes Grauen, kein Leichengeruch und keine Grabesschauer, keine hypertendenziöse Aufoctroyirung von Motiven, Vorgängen, Stimmungen u. s. w., die nur im Kreise modernster Bildung und Verbildung sich bewegen und, auf andere Zeiten und Zustände übertragen, eine unwahre, lügnerisch-krankhafte Existenz fristen. Gleich von Anfang an bannt Hebbel mit großer Kraft das Gemüth in die Eigenthümlichkeit der geschilderten Zeit, aus welcher die einzelnen Persönlichkeiten dieser Dichtung herauswachsen wie der frische Baumstamm aus seinem Erdreich, mit welchem er unverwüstbar verwurzelt ist. Und welche echtmittelalterlich individuelle markige Gestalten! Zieht in Herzog Ernst, dem Charakter von blankem Stahl, das landesherrliche Pflichtgefühl seine äußersten furchtbaren Consequenzen, feiert in Albrecht's Rittern und im Kanzler Preising die mittelalterliche Lehnstreue, in Theobald die bürgerliche Treue ihren rührenden Triumph, hat sich im alten Bernauer der Stolz des reichsfreien Bürgers und die Redlichkeit des deutschen Hausvaters zu einem ebenso eisenfesten Typus zusammengeschmolzen wie in Herzog Ernst der Regentenberuf mit dem Ritterthum, so erhebt sich in Albrecht dieses letztere zu reinmenschlicher Verklärung und tritt in des jungen Herzogs Liebesbund mit der Tochter des Volks, deren Leibesschönheit und Seelenadel sie über jede engherzige Schranke erhebt, als unwiderlegliche That in die Erscheinung. Nur fehlt dem Stück die Versöhnung. Die Tragödie schließt mit einer um so schneidendern Dissonanz, als zugleich die tragische Schuld in der Heldin des Trauerspiels zu keiner menschlich anerkennbaren Gestalt sich entwickelt. Denn daß Agnes sich dem Geliebten zueigengibt, als sie die Gewißheit hat, sie allein sei sein höchstes Glück, Trennung von ihr sein Verderben, als der Priester bereit steht im Namen der Kirche und ihr eigener Vater segnend seine Hand auf ihr und Albrecht's Haupt legt, das darf wol Agnes selbst in allzu ängstlicher Gewissenstreue sich wie eine Schuld vorwerfen, nicht

aber das menschliche Gesetz, das zum allerhöchsten einen schwachen Schatten von Schuld darin erblicken könnte. Ist nun Agnes somit ohne tragische Verschuldung, hat sie somit gar keine ethische Röthigung, ein befangenes Unrecht zu sühnen, so wächst die Erschütterung, die ihr entsetzliches Geschick in uns erweckt, zur völligsten Empörung unsers sittlichen und menschlichen Gefühls an gegen ein Geschick, in welchem keine Gerechtigkeit waltet, sondern das sich als nackte erbarmungslose Grausamkeit geltend macht. Der Charakter eines reinen Opfers, welches dem Götzen Vorurtheil in den gierigen Schlund geworfen wird, steigert sich noch dadurch, daß in den beiden andern wesentlichen Hauptpersönlichkeiten des Trauerspiels die tragische Schuld sich sehr faßlich hervorthut. In Albrecht ist es das Vergessen der Pflicht für sein Land, Haus und Volk, das seine Ehe mit der Bürgertochter in das namenlose Unheil eines Bürgerkriegs über kurz oder lang verwickeln mußte, ist es die Verletzung der Pietät gegen den Vater, ist es die Empörung mit Waffengewalt zu Regensburg, ist es kurz gesagt die Geltendmachung des Individuums zum Nachtheile der Gesammtheit, die noch dazu mit ganz besonderm Nachdrucke an den jungen Herzog gewiesen war; in Ernst das umgekehrte Extrem, das völlige Aufgehen der Menschheit und des Individuums im Gesammtinteresse, im Gesetz, in der Sitte. Diese beiden Extreme, in so nahe Beziehung zueinander gesetzt, wie hier in Vater und Sohn, mußten sich in einem furchtbaren Conflicte mit innerster sittlicher Nothwendigkeit treffen und sich vernichten, es sei denn, daß der streitige Punkt zwischen ihnen vernichtet würde, und so wurde Agnes das Opfer, aber nicht, wie es in unserm Drama offenbar gemeint ist, ihr Tod die Versöhnung zwischen den Kämpfenden. Das letztere hätte nur sein können, wenn sie den Conflict aus eigener Freiheit heraus verschuldet hätte, statt wie hier nur in denselben vom Verhängnisse hineingerissen worden zu sein. Der Kanzler Preising spricht es selbst aus, worin ihre Schuld bestehe: „sie trug keinen Schleier und schnitt sich die Haare nicht ab."

Und darum ist es gegen alles menschliche Gefühl, daß, im Hinblick an diese eben erst schmählich gemordete Unschuld, die noch überdies seine höchste Liebe war, Albrecht sich dem Vater versöhnen konnte. Mochte er den Vater nicht als Gefangenen sehen wollen, mochte er, als dieser ihm den Herzogsstab in die Hand drückt und damit sich dem Gerichte des Sohnes unterwirft, von der Bedeutung dieses ernsten Moments erschüttert, den Fluch zurücknehmen, den die beleidigte Menschheit gegen den Vater auf seine Lippe gewälzt hatte, und Den ungekränkt ziehen lassen, der seiner Lage Urheber war und einst in der Schlacht ihm das Leben rettete; Versöhnung aber, so schnelle wenigstens (denn noch spielen die Wellen mit dem heiligen Opfer), ist in diesem Augenblicke, unter diesen Umständen gerade bei einem Charakter wie Albrecht menschlich durchaus ungerechtfertigt, sie beleidigt das noch mit tiefster Bewegung an der gemordeten Schönheit und Unschuld haftende Gemüth aufs empfindlichste und vernichtet Albrecht in unserm Herzen, in unserer Achtung. An der Leiche seines im Kampfe gegen des Sohnes Krieger gefallenen Vaters, da konnte Albrecht im Angesichte des Todes, der über den blutigen Richter selbst so schnelles Gericht gehalten, sich mit dem Andenken an den Vater und mit diesem versöhnen: denn der Tod versöhnt nach altem Menschengefühl; auch lag dann die blutige That des Vaters in dessen Leiche als eine gesühnte, der Vater selbst als einer, der seine Schuld mit seinem Herzblute bezahlt hatte, vor den Augen Albrecht's; Beide, der Henker und das Opfer, waren nun todt, über Beiden wölbte sich das dunkle Haus der Ewigkeit und hinter den Grüften stieg der Genius des Baierlandes herauf und rief Albrecht zu seiner Pflicht als neuen Landesherrn. Albrecht nun, der Verlassene und Isolirte, sich ganz seiner Herzogspflicht und seinem Volke ergebend, mochte seines Lebens Inhalt darin erkennen, in dem Geiste sein Regentenamt zu verwalten, der ihn zu Agnes, Agnes zu ihm geführt und der in sich die Sonne einer schönern, menschlichern Zukunft trug." Das wäre dann allerdings eine Versöhnung gewesen.

2. Meleager. Eine Tragödie von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1854. 16. 20 Ngr.

Sie standen mit ungelocktem Haar,
Eiserne Kränze über den Stirnen.
Die Augen, ohne Lieb' und ohne Zürnen,
Mit ruhig brennenden, wimperlosen Sternen,
Sah'n wie in unerschöpfte Fernen;
Ihr Wuchs war zart, nicht übermenschlich groß.
Graue Gewande flossen herab
In wenig Falten, regungslos.
Es war kein Zug, der Reiz und Wechsel gab,
Doch eine Klarheit, die mich ganz bezwang.

So schildert Althäa, Meleager's Mutter, ihrer Bruderstochter Kleopatra, der Braut ihres Sohnes, die Parzen, da sie vor die zitternde Mutter hintraten und eine von ihnen, in des Herdes Flammen fassend, der Mutter glühenden Wünschen zurief: „Bis dies verbrannt ist, lebt dein Kind!" Nun weiß Kleopatra, die mit Meleager wie dessen Schwester aufgewachsen, den schönen Jäger glühend liebt, um das dunkle Geheimniß, welches das Leben des Geliebten in der Mutter Hand gab, und bebt in ahnungsvollen Schauern des in diesem grauenvollen Mysterium verhüllten Verhängnisses; fühlt sie doch mit weiblichem Takte im tiefsten Herzen, daß Meleager sie nur wie eine Schwester liebt; denn er unterwirft sich dem Willen der Mutter und ihres Bruders, des Toxeus, daß er die Kleopatra als Weib nehmen solle, so ruhig und gleichmüthig, als läge darin gar keine Veränderung des Verhältnisses, daß nun aus der Schwester ihm eine Gattin erwachsen sei. Nun geht es zur Jagd auf den Kalydonischen Eber, nun kommt Atalanta, die kühne Jägerin, und

Ueber die Welt kommt Stille,
Das Dunkel wiegt sie ein.
Geschähe mir mein Wille,
Stille, ach, stille,
Wie gerne wollt' ich sein!

Je stiller die Vögel schweigen,
Je lauter schreit mein Herz.
Sanft geht der Sterne Reigen,
Ach, und sie neigen
Sich fremd herab zu meinem Schmerz.

Schlagt auf, ihr Sternenflammen!
Im Dunkeln seh' ich so klar
Seine Augen, die mich verdammen,
Ach, und zusammen
Bricht Alles, was mein Leben war!

So klagt Kleopatra mit Recht; denn Meleager's Herz hatte zum ersten male der Pfeil der Liebesgöttin getroffen und Atalanta glühte sein Herz entgegen. Ihr spricht er, heimgekehrt, den getödteten Eber zu und um ihretwillen trifft seine Waffe tödtlich den Ohm, der sich ihm widersetzte. Nun flucht die Mutter dem Sohne; in die Glut des Altars, der zur Dankfeier der glücklich beendeten Jagd hergerichtet worden, wirft sie das verhängnißvolle Holz, und Kleopatra ersticht sich an der Leiche ihres Vaters. Wahnsinn der Liebe umhüllt Meleager's Seele; so findet er die Mutter, so rührt er sie unbewußt, und im wiedererwachten Muttergefühle will sie enteilen, das unselige Holz aus den Flammen zu reißen; er hält sie gewaltsam, ohne um das Geheimniß zu wissen, zurück, bis sie mit dem Schrei: „Mörderin! Mörderin!" sich losreißt. Atalanta tritt auf, sich von Meleager zu verabschieden, dessen blutige That für ihre Bewunderung, ihre Liebe erregt hat. Meleager erfaßt sie in wilder Liebesglut, sie stößt ihn von sich; da bricht er zusammen und nun ist ihr Stolz überwunden: sie wirft sich

im heißem Liebesschmerz über den Geliebten, der selig in ihren Armen verhaucht. Denn die Mutter fand den Sparren bereits verkohlt; verzweifelnd stürzt sie sich, Atalanta wegdrängend und sich als des Sohnes Mörderin bekennend, auf den schönen Leichnam; Atalanta zückt racheglühend den Speer gegen die Mörderin des Geliebten, da senkt eine Wolke sich nieder und die Parzen stehen in der Halle und singen:

Es ist gesöhnet!

. . . .

Wer uns die Ehre
Weigert — vergebens
Trotzt er der Schwere des Erdenlebens.
Wer sich entrückte
Dem Weltenringe,
Ihn erdrückte
Der Sturz der Dinge!

Das ist denn freilich auch ein Drama aus entlegenster Zeit, aber es ist uns von alters her durch die Poesie vermittelt, es ist kein realhistorischer, sondern ein idealmythischer Stoff, es ist ein Märchen, und der Glaube an Märchen hat mit den Menschen begonnen und wird auch nur enden mit ihnen; am Märchen geht die Zeit sanft und ohne Spur vorüber, in seinem Gebiet sind ewig dieselben Tage, ewig dieselben Lenze und die Gemüther der Menschen fühlen sich darin heimisch ohne alle Bedingung. Darum hatte Heyse mit seinem „Meleager" gut arbeiten, und es ist ihm denn auch eine so tiefe, bald helle und liebliche, bald düstere und grauenerregende hochpoetische Dichtung aus dem Herzen gequollen, daß man Noth hat, aus den Zaubern dieser berauschenden Lyrik das kritische Urtheil unbeirrt herauszuwickeln. Von der poetischen Schönheit jener Scene, in welcher Althäa der Kleopatra das Geheimniß von dem verhängnißvollen Geschenke der Parzen anvertraut, fühlt man sich mächtig ergriffen; allein Meleager, der nominelle Held der Tragödie, wird dadurch als freie Persönlichkeit sofort in unserer Schätzung vernichtet und zum Spielballe in der Hand der Mutter, welche hiernach als die eigentliche active Hauptperson des Dramas, als dessen wirkliche Heldin auftritt, herabgewürdigt; auch nistet sich — in dem Bewußtsein, wie die Mutter gleichsam das Verhängniß ihrer Sohnes geworden sei, sie, deren **glühende, leidenschaftliche Liebe** zu dem fast sinnlich von ihr geliebten Kinde mindestens keinerlei Bürgschaft für die besonnene Verwahrung jenes grauenhaften Pfandes gibt — eine gewisse Angst in unser Herz ein, die lähmend auf den freien Genuß des Kunstwerks wirkt und das selbständige Handeln der einzelnen Persönlichkeiten zu ersichtlich unter den unentrinnbaren Bann eines thatsächlichen, sozusagen bereits verhängten Verhängnisses gestellt sieht. Der gesammte tragische Verlauf der Begebenheit ist an ein von innen heraus unvermitteltes, rein äußerliches Schicksal, an eine höhere Gattung von Zufall gebunden, sodaß gewissermaßen die ganze Dichtung in den ersten Scenen schon fertig ist. Ob ferner der Reim mit seinem mittelalterlich-modernen Charakter für Darstellungen aus der antiken Welt so recht geeignet ist, und ob er nicht die Farben trübt, das treue Colorit äußerlich und sonach mittelbar auch innerlich verwischt, möchten wir dem Dichter zu bedenken geben, der nicht leugnen wird, daß in seiner Kleopatra das liebende Gefühl zu einer Romantik sich ausgebildet findet, wie sie die heitere Welt des alten Hellas nicht kannte. Dies unsere speciell dramaturgischen Ausstellungen! In reinpoetischer Beziehung darf diese Tragödie des gesühnten Eingriffs menschlicher Unbesonnenheit in das göttliche Walten, die den Satz vertritt: „Der Mensch versuche die Götter nicht!", dem Besten zugezählt werden, was die deutsche Literatur in der Gattung des lyrischen Dramas aufzuweisen hat, und die edle, einfache, klangvolle Sprache, der hohe sittliche und künstlerische Geist sind Vorzüge dieser Dichtung, die nicht rückhaltslos genug in einer Zeit anerkannt werden können, in welcher soviel Schwulst für Poesie, soviel psychologisches Raffinement für Kunst, soviel Hirngespinnste für Moral ausgeboten werden.*)

3. **Heinrich Laube's** Dramatische Werke. Siebenter Band. — A. u. d. T.: Prinz Friedrich. Schauspiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 1854. 8. 1 Thlr.

Unstreitig eines der besten und packendsten historischen Schauspiele! Laube hat in diesem „Prinz Friedrich" die geschichtliche Situation mit ungemein glücklichem Takte und mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit dramatisch zusammenzudrängen und zu gestalten gewußt und die geschichtlichen Charaktere, ohne der historischen Wahrheit wesentlich Eintrag zu thun, auf eine Weise poetisch und künstlerisch zu verwenden und zu heben verstanden, daß sich darin Wahrheit und Dichtung aufs innigste und erquicklichste verschmelzen und aus ihrer Vereinigung ein Gesammtbild hervorgeht, das eine wahrhaft ergreifende und erhebende Wirkung ausstrahlt. Der Conflict der alten absterbenden Zeit mit dem neuen geistigen Interessen huldigenden Jahrhundert, wie er in Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Friedrich dramatisch ausgekämpft wird, ist in beiden Persönlichkeiten aufs edelste gefaßt und aufs tiefste begründet und läßt unter der pedantischen Formalität des alten Königs ein kerndeutsches warmes Gemüth und unter dem scheinbaren Leichtsinn und Franzosenthume Friedrich's den erhabenen und großartigen Geist des größten Fürsten nicht blos seines Jahrhunderts mit voller dramatischer Frische und Ueberzeugungskraft vor uns aufblühen. Wenn Laube in seinem „Rococo, oder die alten Herren" eine wahre Musterkarte der Canaillerie aufstellt, so scheint er sich im vorliegenden Drama — und wir loben ihn deshalb freudig — zur Aufgabe gestellt zu haben, soweit es irgend möglich, alle Persönlichkeiten seines Schauspiels auf einen edeln Urkern zurückzuführen; selbst Grumbkow und Eversmann unterliegen diesem Princip, und zwar so, daß dadurch in keiner Art ihrer Persönlichkeit Gewalt angethan wird. Es weht durch die derbe soldatische, in den heftigsten innern und äußern Krisen ringende Welt dieses Dramas ein erquicklicher Hauch warmen und edeln Menschenthums und ein begeistertes patriotisches Gefühl. In diesem Patriotismus, in dieser glühenden Liebe zum preußischen Vaterlande laufen die nach völlig entgegengesetzten Richtungen ausstrahlenden Lebenswege des Königs und des Prinzen wieder zusammen, in diesem Patriotismus vergessen Beide, was sie ewig trennt und scheidet, in diesem einen Gefühle versöhnt sich in ihnen das Drama zu harmonischem Schlusse. Der König hat seinen Sohn achten gelernt, hat in ihm etwas entdeckt, davor er sich innerlich beugt, obschon er es nicht begreift; Friedrich hat in dem König endlich den Vater erkannt, den liebenden, und so haben sich denn Beide im Herzen gefunden und versöhnt. Wenn Friedrich einst in gerechtem Zorne über des Vaters Unbill gegen ihn rief: „Ich bin kein Knabe, König, und will dies beweisen, sei es durch meinen Untergang. An dieser Stelle hier habe ich vor einer Stunde mit mir gerungen, wie ich meinem Fürsten und Vater genügen könne. Ich hielt es für möglich. Es

*) Wir führen aus einem Bericht des londoner „Athenaeum" über diese Dichtung folgende Bemerkung an: „Heyse hat seine Tragödie nicht in den Versmaßen des Aeschylus und Sophokles, nicht in unsern eigenen edeln «blank verse», sondern in einem mannichfaltig wechselnden rhythmischen Maße nach dem Muster von Goethe's «Faust» geschrieben. Das ist unserer Meinung nach entschieden ein Misgriff (mistake). Wir wollen nicht Atalanta wie Gretchen sprechen hören. Dies rhythmische Schellengeläute, welches um diese stattlichen classischen Gestalten klingelt, macht auf unser Gefühl wenigstens einen Eindruck, demjenigen verwandt, welchen das auf die Glieder der Dannecker'schen Ariadne in der Villa Bethmann zu Frankfurt fallende Rosalicht auf uns hervorbringt. Es ist hübsch, aber bloße Schnörkelei. Auch beschränkt sich der Fehler nicht hierauf allein. Was uns die Heyse'schen Charaktere vordeclamiren, ist zum Theil ebenso modern dem Gefühle als der Form nach." D. Red.

ist unmöglich, wenn ich nicht aufhören will, eine Person zu sein. Sie wollen Alles befehlen, Alles! Schritt und Miene, Leib und Seele soll sein, wie Sie es wollen, ja der innerste Gedanke des Menschen, der Verkehr mit Gott, soll sein und werden, wie er Ihnen gut dünkt. Da schreit die geängstigte Seele endlich in Verzweiflung: Nein! sie schreit endlich: Leben oder Tod!" — und der alte König nur Ungehorsam und Empörung in diesen Worten sah, so schlug ihm doch das Herz vor Freude, als Friedrich auf des Vaters grollendes Wort: „Kann ich als Fürst des Landes gewissenhaft anders beschließen, als ich beschlossen habe, daß solch ein Prinz nicht nach mir regieren kann, solch ein Prinz, der doch ein Franzos ist außen und innen?" nicht minder heftig als früher antwortet: „Franzos und immer Franzos! weil ich fremde Bildung werth halte neben heimatlicher Roheit, die Ihr verewigen wollt! Fürwahr, die Deutschen, die seit funfzig Jahren leben und regieren, sind angethan, mich so zu schelten! die Deutschen, die sich Strasburg rauben ließen und die dem Räuber goldene Brücken bauten! Wenn es ein Scheltwort sein soll, dann seid ihr Franzosen, die ihr es geduldet und zu Recht bestehen laßt, und unter euch bin ich, der Frankreichs Geist verehrt, der einzige Deutsche, denn bei meinem dir verfallenen Haupte, König! das deutsche Dorf, das mir der Nachbar rauben wollte, das könnte er nur mit meinem Leichnam haben, für Strasburg aber, unsern stärksten Wall, da hätte ich 100,000 Leben hingegeben, so sehr bin ich Franzos!" „Das ist mein Sohn! das ist mein Sohn!" jubelt der deutsche König; bald danach reicht er selbst dem Prinzen den Degen mit den Worten zurück: „Du wirst ihn führen zu des Reiches Ehre!" Und Friedrich antwortet: „Wenn es noththut, gegen die ganze Welt!"

So entrollt uns Laube die traurige Jugendzeit unsers großen Friedrich, künstlerisch zusammengedrängt in ein kräftiges und farbenfrisches Bild, mit sich von Scene zu Scene steigerndem Interesse und mit ergreifender Gewalt der Charaktere. Es ist geradehin meisterhaft, wie er in dem alten König das barsche, crasse Soldatenthum und den unbeugsamen Despotismus über Leib und Geist in Einklang zu bringen weiß mit einem Herzen voll Wärme und Liebe, ja mit einer Innigkeit und Zartheit des Gefühls, die an und für sich dem brutalen Stockregimente des Corporals von Potsdam durchaus fern liegt; die so edel vermenschlichte Gestalt des alten Soldatenkönigs, in welcher sich das warme Menschenthum Luft macht wie die Lava durch einen Felsenkrater, thut im Ganzen des Dramas eine vortreffliche Wirkung, die durch die jugendlich-ritterliche, großartig-freie Persönlichkeit des Prinzen Friedrich, dem die Begeisterung des Moments die Adlerfittige seiner großen Seele löst, sodaß der Flügelschlag den künftigen Sonnenflug ansagt, in ein harmonisches Gleichgewicht gerückt wird. Die beiden lieblichen Mädchengestalten der schwärmerischen, extravaganten Prinzessin Wilhelmine und der sanftweiblichen, aber in ihrer heiligen Jungfräulichkeit sich bis zur Höhe des Ideals erhebenden Geliebten Friedrich's, der Doris Ritter, bringen ein sanftes lyrisches Element in das aufgeregte stürmische Treiben, während die Königin mit ihrer britisch-pathetischen, hochmüthig-aristokratischen Manier dem Hausvater-Königthume Friedrich Wilhelm's ein vornehm höfisches Königthum entgegenstellt. Im alten Buddenbrock ist jenes starre brandenburgisch-preußische Soldatenthum älterer Zeit vertreten, welches nur eine Furcht kannte, die Furcht Gottes, und Laube hat dasselbe in recht ergreifender Gestaltung zur Erscheinung gebracht. Endlich wird in Katt jene oberflächliche, nur zu sehr zur Skepsis und zur Verspottung alles wahrhaft Edeln und Menschlichen aufgelegte sogenannte höhere Weltbildung, wie sie in jenen Tagen sich zu erheben begann, dramatisch gerichtet, indem hierdurch das Neubekenntniß ihres Trägers und dessen Tod gesühnt wird. Wenn wir nun noch sagen, daß der Scenenbau und die Scenenfolge so dramatisch als bühnlich in jeder Art trefflich sind, und sich in den einzelnen Charakteren und Situationen für die Schauspieler die dankbarsten und belehrendsten Aufgaben darbieten, wenn unter Hinweisung auf die Proben, die wir vorhin gaben, die Sprache als eine durchweg edle, höchst charakteristische, je nach Persönlichkeit und Stoff bald schwunghaft erhabene, bald derbmännliche, bald einfach rührende gerühmt, und wenn endlich das Zusammengreifen der Handelnden als ein energisches und durchaus in den Brennpunkt der Begebenheit concentrirtes anerkannt wird, so ist eben Alles gesagt, was der beschränkte Raum d. Bl. zum Lobe eines Dramas zu sagen gestattet, das leider von der deutschen Bühne verschwunden zu sein scheint, während es diese als dauerndes Repertoirestück zu beleben in aller Art würdig ist. Man erhebt immer soviel Geschrei nach deutschen patriotischen Stücken: nun ja, wer stimmte nicht freudig mit in diesen Ruf ein; aber ist dann einmal eins gedichtet, so hängt man sich an hunderterlei erbärmliche Formalien, erhebt ein Heer rein conventioneller Quisquilien und geht dann nach guter deutscher Philisterart einfach zur Tagesordnung über, statt jedem rein und edel empfundenen und gestalteten patriotischen Stoffe, wenn er dem künstlerischen und bühnlichen Decorum nicht zuwiderläuft, alle Thore zu öffnen. Fährt man in dieser ängstlichen Gouvernantenmanier noch lange fort, so wird die deutsche Dichtung, die sich mit entschiedener Vorliebe in neuerer Zeit der vaterländischen Geschichte zugewandt hat, sehr bald wieder der Fremde ausschließlich sich widmen und darf dann sagen, daß sie dazu gezwungen worden sei.

4. Ein Redekampf in Florenz. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von Levin Schücking. Berlin, Schindler. 1854. 16. 20 Ngr.

Ein Redekampf! ominöser Titel für ein Drama, das mit Thaten, nicht mit Worten kämpfen soll! Und so nahmen wir diese Dichtung nicht ohne lebhaftes Vorurtheil in die Hand, fanden uns indeß für das erste angenehm enttäuscht. Faustina Salverte, eine edle Florentinerin, hat, in den classischen Studien wohlbewandert, den Entschluß gefaßt, mit dem hochgelahrten Doctor Landino aus Bologna in der Akademie von Florenz öffentlich über den Werth und die Würdigkeit der Frauen zu disputiren, denen sie den Vorrang vor den Männern eingeräumt wissen will.

> Das aber ist es ja, was mich empört,
> Daß Achtung vor den Frau'n sich in die Dichtung
> Hat flüchten müssen, daß im Leben aber
> Vor dem engherz'gen Vorurtheil der Männer
> Wir still uns beugen sollen! O wie gern
> Möcht' ich mit feur'gen Zungen reden können,
> Vertheid'gen mein Geschlecht: Und o, ich will's,
> Vertheid'gen will ich's vor der ganzen Welt.
> . . . .
> Beängstigt schlug mein Herz bei dem Gedanken,
> Daß ich vor Hunderten erscheinen solle
> Und messen mich mit dem berühmtesten
> Gelehrter Männer in der Arnostadt;
> Nun aber wag' ich's gern! Erfüllt, gehoben
> Von einem heil'gen Ziel, kenn' ich kein Bangen —
> Und siegen werd' ich, weil ich siegen muß!

Schon drängt sich erwartungsvoll das Volk in den Hallen der Akademie und bewundert die Schönheit der muthigen Vertheidigerin ihres Geschlechts, als sich plötzlich der Signor Dottore krank melden läßt. Der Grieche Konstantin Laskaris, ein feuriger Anbeter der Faustina, hat, um seine Göttin vor einer möglichen Niederlage zu sichern, hinter ihrem Rücken dem gelehrten Herrn bange gemacht vor den heimlichen Dolchen der zahllosen Verehrer seiner schönen Gegnerin und wußte es so anzustellen, daß Landino ihn als seinen Stellvertreter in die Akademie sendet. Natürlich erklärt er sich galant schon im voraus als besiegt. Aber in der Menge hat ein seltsamer Kauz gesteckt, der jetzt plötzlich hervortritt und Faustina den Handschuh zur rednerischen Fehde hinwirft, der junge Graf Leone Finasco. Dieser Jüngling ist von seinem Vater zum

Weiberfeind förmlich erzogen worden und macht seinem Lehrmeister in der That alle Ehre. Wenn Faustina sagt:

> Daß viel und gern wir reden, leugn' ich nicht;
> Die Männer dürfen kämpfen, Schlachten schlagen —
> Wir führen nur bescheid'nen Zungenkrieg;
> Ihr habt die Keulen, Schwerter, Lanzen, Dolche —
> Wir haben nichts als einzig uns're Zunge,
> Den Dorn der Rose, der ihr uns vergleicht;
> Das ist des Himmels gnädiges Geschenk,
> Die einzige Gerechtigkeit, verliehen
> An unser „blumenhaftes" Sein. O möchte
> D'rum dieser Dorn zu jeder Zeit bereit,
> Geschärft und stark sein, um uns zu vertheid'gen;
> Denn bei dem Himmel, wir bedürfen seiner!

wenn sie den Vorwurf der Herrschsucht zurückschleudert auf das Geschlecht der Männer, so erwidert Leone:

> Der Sphinx der düster schweigenden Natur
> Entrissen Männer ihre Räthselworte.
> Sie waren's, die den Raum des All' durchforschten,
> Die neue Reiche, neue Welten fanden,
> Die Religionen stifteten und stürzten,
> Die, um der Wahrheit blut'ge Banner stehend,
> Siegreich der Menschheit große Schlachten schlugen!
> D'rum sag' ich es: dem Mann gehört die Welt
> Mit Allem, was sie trägt, auch mit den Weibern!

Kurz, Leone besiegt Faustina vollständig, und während der Herzog von Florenz ihm als Siegespreis den Lorber reicht, ergibt Faustina an ihn ihr Herz. „O welch ein Geist!" ruft sie, hingerissen von der Kraft seiner Beredtsamkeit —

> Ihr habt gesiegt, Graf von Finalco, ja,
> In unserm Kampf mit Worten; doch vielleicht,
> Hätt' es gegolten eine schwere That
> Der Ueberwindung, der Entsagung, Demuth, —
> Wer weiß, wer da der Sieger wäre, ob
> Das Weib, das Ihr verachtet, ob der Mann!
> Dem Himmel dankt' ich, wenn er mir erlaubte,
> Durch eine solche That Euch zu beschämen,
> Mehr als Ihr's heute mich durch Worte konntet!

Bis hierher ist die Dichtung trefflich: in diesen beiden ersten Acten weht die sonnige Luft Italiens und der freie poetische Geist jener classischen Florentinertage; trotz aller Bewegtheit der Stimmungen und Vorgänge ist dennoch über sie eine so heitere Ruhe, eine so reine Harmonie ausgegossen, daß das Behagen, welches den Dichter bei Schaffung dieser Scenen durchströmt hat, sich dem Leser unwillkürlich mittheilt und man sich unter der Aegide eines echt künstlerischen Geistes fühlt. Die Charakterzeichnung entspricht dieser frischen, das eigenthümliche und besondere Colorit der geschilderten Zustände äußerst glücklich wiedergebenden Färbung, und sonderlich anziehend und tief angelegt ist die höchst poetische Persönlichkeit der Faustina: diese edle und jungfräuliche Natur, gewachsen und erzogen unter der leuchtenden Sonne classischer Geistesbildung, sieht sich umworben und umkrochen von einem Heere von Verehrern, von welchen sie angebetet wird und von welchen sie doch fühlt, daß sie keine Ahnung von ihrem eigentlichen Werthe haben. Das, was ihr Männer an den Frauen lobt und liebt, ist zumeist Das, was diesen nicht zur Ehre gereicht: wohlan, ich will euch vor allem Volke lehren, was Frauenwürde heißt und was sie werth ist! Dieser Gedanke läßt ihr nicht Ruhe noch Rast und treibt sie auf die Rednerbühne, auf welcher zu siegen sie gewiß sein darf; denn sie kennt ihre Gegner und darf sie verachten. Aber da tritt ihr einer entgegen, den sie nicht kennt, ein ganzer voller Mann, ein Geist, vor welchem der ihrige erbebt, erbeben darf; denn er überwächst den ihrigen. Zum ersten male fühlt sie sich wirklich als Weib in ihrer Schwäche, denn die gewaltige echte Mannesstärke tritt ihr gebietend und imponirend gegenüber. Welchen andern Ausdruck kann solch ein Gefühl, solch eine Niederlage bei einem Weibe, bei einer Faustina finden, als das Bekenntniß: zum ersten male zu lieben. Doch nicht in ihrer Erniedrigung vermag Faustina dieses Bekenntniß auszusprechen, sie muß sich erst wiedergewinnen, sie muß sich das Recht auf dasselbe erst erwerben durch die That der echten und hohen Weiblichkeit, durch die That der Demuth, der Ueberwindung, der Aufopferung. Sie geht von der Stätte ihrer Niederlage und seines Triumphs, sich die Liebe und mit ihr den Geliebten zu verdienen, und dazu hilft ihr das dunkle Gefühl, als müsse dem glücklichen Sieger mitten im Triumphe dieselbe Sonne in ihr aufgegangen sein, die mitten in der Niederlage ihr in ihm sich offenbart hat. Und wahrlich, sie liebt Leone nicht glühender als dieser sie, ob auch seine Seele in falschverstandener Männlichkeit dagegen ringt mit allen Kräften. Bis hierher, wie gesagt, ist das Drama eine treffliche Dichtung. Aber nun ist es, als wenn ein Dämon sich dem armen Poeten auf die Schwingen setzt und hetzt ihn die Quere und die Länge; denn nun verliert sich das so schön und geistvoll begonnene Werk in eine ganz gewöhnliche Banditen- und Intriguenkomödie des allerabgebrauchtesten Schlags. Mordversuche, Fälschungen, Verkleidungen, Hinterlisten spielen ordentlich Versteckens miteinander und bringen dann endlich unser Pärchen unter die Haube. Der im Anfange des Stücks so dichterisch hoch und klar vorleuchtende Gedanke, zwei edle und bedeutende Naturen verschiedenen Geschlechts gerade im Misverstehen des eigenthümlichen Geschlechtsberufs und Geschlechtswerths sich finden, sich lieben und zu reinstem Verständnisse sich ergänzen zu lassen, diese poetisch durchaus berechtigte und originelle Idee bleibt ihre geistige und künstlerische Lösung schuldig und verpufft matt und trivial in erbärmlichen Komödiantenstückchen, die einer Banditenballade mit bengalischer Flammenbeleuchtung und obligatem Pulverdampfe entlehnt zu sein scheinen. Der Dichter des „Redekampf" hat die erste Hälfte seines Dramas zu schön und wacker gearbeitet, als daß man ihm die Verhunzung der zweiten nicht ernstlich verweisen und übelnehmen sollte. Weg mit dem Hocuspocus und den dritten und vierten Act in treuer und poetischer Hingabe an den leitenden Gedanken ganz neu hinzugedichtet: das ist der einzige Rath, den wir geben können und dessen Befolgung den Poeten nicht reuen dürfte.

5. Die Montenegriner. Trauerspiel von J. M. Hutterus. Trier, Troschel. 1853. 16. 15 Ngr.

Wir begrüßten mit Vergnügen diese Tragödie des Verfassers, dessen „David" wir in Nr. 38 d. Bl. f. 1852 zwar nicht ohne ernsten Tadel, aber mit der Ueberzeugung, einer echten Dichterkraft darin begegnet zu sein, besprachen. Der Inhalt dieser neuen Tragödie ist folgender: Zwei junge befreundete Montenegriner, Stanco und Jephrem, werben um das Herz Zaidens, der schönen Tochter des reichen Türken Achmet, welche bereits dem Harem des Veziers von Mostar vom Vater zugesagt ist. Da nun ihre Neigung sich für Jephrem entscheidet, so bietet Stanco diesem den Zweikampf an um des Mädchens Besitz und Jephrem erschießt bei diesem Streite den Nebenbuhler. In des Vaters Garten aber harrt Zaide des Geliebten:

> Der Tag neigt sich zu Ende, das Gesträuch
> Wirft weit und weiter seine leichten Schatten,
> Und Jephrem säumt noch. Wehe! wenn ein Zufall
> Daheim ihn hielte eben heute; kam
> Er doch noch immer, wenn ich sein geharrt,
> Und wär's auch nur, um einen Gruß zur Nacht
> Mir zuzuflüstern, eine Rose, die
> Mein Mund berührt, als Kuß sich heimzutragen;
> Und heute eben, wo er als sein Weib
> Mich heimzuführen mir versprochen, heute
> Verhinderte ein Zufall ihn, zu kommen!
> Kein Zufall, ein Verhängniß wär's von oben.
> Er weiß ja nicht, daß schon der Bote da,

Zum Harem des Veziers mich zu geleiten,
Und er mich morgen nicht mehr finden werde,
Nicht er, nicht sie und Keiner mehr, sie suchten
In jenem Weiher denn nach der Verlor'nen.
O muß denn Alles heute an die Zeit
Der ersten Kinderjahre mich gemahnen!
Am Rand des Weihers blühte eine Lilie,
Weiß wie der Schnee auf Montenegros Höhen;
Ich sah von fern sie steh'n — die Amme war
Im duft'gen Grase eingenickt — und rasch
Eil' ich hinab, die Lilie mir zu brechen;
Da schauet plötzlich aus dem Wasser mir
Ihr Spiegelbild entgegen — ich erschrecke,
Und unschlüssig, wohin ich greifen soll,
Zieht es mich nieder in die Flut. Die Amme
Erwacht von meinem Schrei, und so
Ward ich gerettet noch. Die Aeltern aber schlossen
Mit weißen Stäben rings den Weiher ein,
Daß sie ihr Kind vor weiterm Unglück wahrten.
Die Stäbe steh'n noch dort, sie haben treu
Das Kind geschützt, doch werden sie der Jungfrau
Wohl nimmer wehren, wenn es sie gelüsten
Nach einer Lilie wieder möchte. Eh'
Ich dir die Treue breche, süßer Freund,
Geh' ich dort unten mir aus Weihers Grund
Die bleiche Lilie holen.

Aber Jephrem kommt und entführt Zaiden nach Montenegro. Der ergrimmte Vezier rüstet nun sein Volk und zieht vor den „Berg", sich die entrissene Beute zu holen und Rache zu nehmen an dem Räuber. Aber in Montenegro stehen Alle für Einen und Einer für Alle, und wie einst vor Troja gilt es den den Kampf um die Schönheit. Indeß tritt des erschossenen Stanco Bruder Gyko zu Jephrem und fragt: „Wo hast du den Gefallenen bestattet?" Jephrem erbleicht: in der Hast der Flucht und Liebesleidenschaft hat er der heiligen Pflicht der Todtenbestattung schmählich vergessen, und nun liegt auf ihm die Blutschuld, welche auf Leben und Tod zu rächen nach montenegrinischer Sitte des Hinterlassenen Pflicht. Gyko, der nach des Wladika Willen dazu auserfehen ist, mit Jephrem, dem die Commandantschaft der Veste Vranina übertragen, diesen Ort zu vertheidigen, verlegt die Vollstreckung seiner Pflicht bis nach dem allgemeinen Kampfe und hofft edel, in diesem Kampfe vielleicht selbst getödtet und so vom Geschick verhindert zu werden, Jephrem's und Zaidens Glück zu stören. Zaide erfährt das unselige Verhältniß zwischen Gyko und ihrem Gatten; und von Letzterm auf ihre flehentlichen Bitten mit nach Vranina genommen, beschließt sie, das Leben Jephrem's zu retten. Das aber ist nur möglich, wenn Gyko vor ihm stirbt; denn unerbittlich ist der Blutrache Gesetz. Da steht sie nun im heißen Kampfe mit sich selbst: aus den weichen Mutterarmen hat sie sich losgerissen aus Liebe, der Mutter Fluch, des Vaters durch ihre Flucht verschuldeten Tod hat sie ertragen aus Liebe, dem Glauben der Väter hat sie entsagt aus Liebe. Wie? meint man vielleicht, so gar schnell? Aber konnte sie denn anders? Sie versteht wol Vieles nicht im Christenthume, aber das Wort Liebe, das versteht sie glühend und warm, sie, die ganz Liebe ist und nur Liebe lebt: durfte sie denn zaudern, dem Glauben der Liebe sich hinzugeben, der ja vor allem auch sein Glaube, sein von ihm selbst selig und feurig bekannter Glaube ist? Wo er glücklich ist, muß sie es ja auch sein und kann es auch nirgends anders sein; denn sie ist ja nur, soweit er ist. Nun kann natürlich ihr Christenthum eben kein Christenthum genannt werden, denn sie begreift und übt es nur in Rücksicht auf Jephrem; darum ist alle christliche Moral, ja alle Moral überhaupt für sie nicht da, soweit sie nicht zu seinem Heil und zu seinem Glück gereicht. Hier nun gibt diese Moral sein Leben preis; das streitet gegen ihre Moral und Gyko muß sterben! Wie von ihrem Engel gesandt, tritt als Unterhändler ein Aga des Veziers in die Veste und ihm verräth sie, was sie soeben erfahren, daß nach der Seeseite Vranina am wenigsten verwahrt und dort der günstigste Punkt zum ersten Angriff für den Türken sei; Gyko führt dort das Commando, er wird fallen. Aber wenn nun Vranina auch fällt? Ist denn Gyko das Vaterland? ruft sie — sein Tod wird die Andern nur noch mehr entflammen — die Rache wird sie erst recht siegen lassen, und der Sieg ist dann sein und einzig sein, Jephrem's, der für sie ja wirklich das Vaterland ist. Aber kaum hat sie den Verrath begangen und damit ihre Schuld auf sich geladen, da beginnt auch das Schuldbewußtsein in ihr zu dämmern und nahen fühlt sie des Schicksals rächenden Schlag. Der Türke stürmt jene schwache Mauer und Zaide wird von Gyko selbst vor Jephrem des Verraths angeklagt. Umsonst fodert Jephrem das Wort der Unschuld von Zaidens Lippen, um sie gegen eine Welt zu vertheidigen — sie schweigt und endlich bekennt sie ihm laut ihre That und daß sie für ihn begangen ward. „Unselige, du mußt sterben!" ruft Jephrem verzweifelnd, „sterben durch meine Hand, so will es das Vaterland, das du verriethst!" Sie aber entgegnet:

— — — — o Dank
Für solch Gebot dir, Montenegro! Sag'
Mir's ein mal noch — durch deine Hand! und das,
Das nennst du sterben?
Wenn du den Dolch ins Herz mir senkst, das nennst
Du tödten? Süßer, sel'ger Tod, den mir
Die Liebe gibt! o süß und selig wie
Ihr Kuß. Steh' nicht so stumm, so finster da!
In meiner Seele ist es licht und klar,
Als tage mir ein zweiter Hochzeitsmorgen.
Und mit dem Lichtglanz, den aus jener Welt
Der Kuß des Friedens mir herübersendet,
Ist eine Wahrheit in mir aufgedämmert:
Es ward der Liebe ihre Schranke auch
Gesetzt, und jenseit dieser Schranke lauert
Das Unheil ihrer, das Verderben.
Die meine schweifte über jene Grenze
Und das Gesetz ward offenbar an mir!
Da! nimm den Dolch! es war dein erst Geschenk —
Nimm ihn zurück! sieh', er ist fleckenlos
Noch, wie das Herz, das er durchbohren soll.

Und mit dem Rufe: „Ja, fleckenlos, wie Engel sind vor Gott!" drückt Jephrem die Mordwaffe in der Geliebten Brust, eilt in den Kampf und verhaucht, mit tödtlicher Wunde rückkehrend, an Zaidens Leiche sein Leben; Montenegro aber siegt über den Türken.

Eine gewisse schablonenartige Kritik wird dem Dichter vorwerfen, daß die Schuld Jephrem's, welche doch die Mutter von Zaidens Vergehen sei, zu gering wiege, um die furchtbare Tragik des Schlusses zu rechtfertigen und eine harmonische Versöhnung zu erzeugen. Dieser Anklage ist entgegenzusetzen, daß hier ein specifisch nationales Leben vom Poeten angestrebt und meist sehr glücklich zur Erscheinung gebracht ist, daß die nationale Sitte in ihrer landesüblichen Bedeutung den Ausschlag gibt, daß die Pflicht, den im Zweikampf getödteten Nebenbuhler im Tode nicht zu verlassen, sondern mindestens seine Gebeine ehrlich zu bestatten, bei den Montegrinern wie bei mehren andern Völkerschaften eine höchste, heiligste Satzung ist und jede Sünde dagegen als ein religiöses Verbrechen angesehen wird, daß endlich diese Pflicht in ihrer tiefen innigen Sittlichkeit und poetischen kindlichen Zartheit hohe allgemein menschliche Würde und Bedeutung in sich trägt. Der Egoismus der Minne entwickelt in dieser Dichtung aus reinster zartester Knospe heraus seine dämonische Gewalt. Und von so allgemein menschlichem Interesse dieser Proceß der Leidenschaft ist, unser Dichter hat ihm eine durchaus individuelle, nationale Färbung gegeben, obschon wir keineswegs behaupten wollen, daß der Autor jede gerade diesen innerlichen Vorgängen so nahe liegende Verführung zu lyrischer Sentimentalität immer überwunden habe, und daß nicht hier und da eine tiefere und

gründlichere Motivirung von seiner Arbeit manche störende Dunkelheit und Schroffheit würde ferngehalten haben. Weil es jedoch dem Verfasser im Ganzen gelungen ist, ohne wesentliche Beeinträchtigung des innern Conflicts den äußern mit immer energischerer Steigerung thatsächlich bis ans Ende zu verkörpern, so erachten wir diese „Montenegriner" im Verhältniß zu dem „David" unsers Verfassers, in welchem diese Consequenz sich nicht fand, für einen Fortschritt, wenn auch jene Tragödie, soweit ihr erster Theil zur Frage kommt, im Einzelnen den Vorzug einer sorgfältigern Vertiefung in den specifisch geistigen Organismus des dramatischen Kunstwerks voraus hat.

6. König Monmouth. Ein Drama von Emil Palleske. Berlin, F. Duncker. 1853. 16. 25 Ngr.

Karl II. von England ist gestorben und die Todeskunde trifft seinen verbannten Bastard, Herzog James von Monmouth, wie er im Haag bei seinem Vetter Oranien die Herzen der Damen erobert und die Zierde aller Feste und Ritterspiele ist. Nun soll er dem Vetter Oranien, der ein Eidam des neuen Britenkönigs, geloben, nicht nach England zu gehen und dort nirgends die Ruhe zu stören. Monmouth gelobt es in die Hand des Freundes, der andernfalls sein Feind werden würde, und zieht sich zurück nach Brüssel, wohin seine schöne Geliebte, Lady Harriet Wentworth, aus England ihm nacheilt, seine Verbannung großmüthig zu theilen. Aber tief im süßen Arme der Liebe träumt James den Königstraum von England, denn er glaubt an die Existenz einer schwarzen Kapsel zu London, welche den solennen Ehevertrag zwischen seinem Vater und seiner Mutter und somit sein Erbrecht auf den Thron von Albion enthält. Der ganze Schwarm misvergnügter Edelleute und vertriebener Cromwellianer, die ein Asyl in den Niederlanden gefunden, umgibt ihn daselbst, ihn mit dem Wahne erfüllend, ganz England liebe, ersehne ihn und werde ihn als rechtmäßigen König jubelnd begrüßen. Warum hatte er doch so unüberlegt in Oranien's Hand gelobt, die Küste seiner Heimat nie wieder zu betreten? Er wird den Königstraum nicht los, und die mit ihm verbannten Landsleute dringen immer aufs neue in ihn; er schwankt, Harriet soll entscheiden, und sie, die, ohne daß er es gewahrte, den Königstraum für ihn, entsagend, mitgeträumt hatte, heißt ihn nach England ziehen. Monmouth zieht dahin, aber sein anfangs aufleuchtendes Gestirn sinkt nur zu bald in die Tiefe: es war nicht England, das ihn ersehnte, und unter dem Henkerbeile haucht er, im Angesichte des Todes sich zu edler Freiheit erhebend, sein Leben aus.

Wir müssen zunächst an den Autor dieselbe Frage richten, die wir im Laufe unserer Besprechungen schon so oft selbst an begabte Talente zu thun genöthigt waren: ist denn der Held dieses Dramas wirklich auch nur im entferntesten ein Held? Das ist ein junger Salonmann, der sich das abgeschmackte Märchen von der schwarzen Kapsel, ohne viel darüber nachzusinnen, aufbürden läßt, der sich auf Grund des Geredes und des Gesalbaders um ihn her für den von der Vorsehung bestimmten politischen und kirchlichen Reformator Englands hält, der dann in einer momentanen Laune gelobt, dieses England nie zu betreten, und doch wieder, abermals in einer bloßen Anwandelung, nicht selbständig, sondern durch seine Geliebte, jenes Gelöbniß bricht, nach England zieht, dort den Mund sehr voll nimmt, auch wol persönlich brav ist, aber schließlich kleinmüthig die Büchse ins Korn wirft und sich dem Henker übergibt. Ist das ein dramatischer Held? Wo liegen da die Manifestationen eines Charakters? Hebt nicht vielmehr Alles, was er manifestirt, den Begriff des Charakters auf? Mochte er an die Kapsel glauben, aber aus andern, aus triftigen Gründen, die doch wol nicht schwer zu erfinden waren, mochte er sich für den zu Englands politischer und kirchlicher Befreiung berufenen Reformator halten, das ist gewiß höchst dramatisch und ethisch, aber dieser Glaube muß eine auf eigene Begabung und Befähigung, auf eigene im Drama sich thatsächlich kundgebende Charaktergröße fundirte großartige Ueberzeugung sein. Man glaubt diesem Monmouth die Erhebung nicht, die er kurz vor seinem Ende über sich selbst gewinnt, sie erscheint vielmehr als bloße Phrase, als klingende rhetorische Parade. Und so, ohne ethische und charakterielle Befähigung und Bethätigung, wie Held Monmouth sich geberdet, hat man kein dramatisches, kein tragisches Interesse an ihm; er ist eben nichts Anderes als ein etwas modernisirter Champion des fahrenden Ritterthums, und das kann wol als Satire, nicht aber als positives Kunstwerk den Antheil denkender Köpfe gewinnen. Es erscheint in der That höchst befremdlich, daß ein Mann von dem Urtheile, der theatralischen Erfahrung und der entschiedenen Dichterbegabung wie Palleske, sich so arg über seinen Helden hat täuschen können.

Haben wir so unserm Autor die sehr ernsten und gewichtigen Gravamina nicht verhehlt, die seine Dichtung in uns erregte, so wollen wir nicht länger zaudern, ihm das Lob zu spenden, welches seine Arbeit andererseits reichlich verdient. Eine gewisse Kritik, die consequenterweise auch Goethe und Schiller nicht mehr als Originale stehen lassen dürfte, wird nicht ermangeln; Palleske der Shakspearerei zu beschuldigen; wir unsererseits rechnen ihm aber die Art, wie er shakspearisirt, zu hohem Lobe an. Denn indem er seine Poesie und sein innerstes Wesen durchdringt mit dem gewaltigen Geistesstrome jenes britischen Riesen, weiß er doch durchaus selbständige und eigenartige Gestalten und Zustände aus diesem Processe zu erzeugen. Seine Gestalten sind, mit Ausnahme des verunglückten Helden, voll individuellen Lebens und reich an charakteristischer Ausprägung: dieser Oranien ist bis auf jedes Wort, das er redet, der ernste, schweigsame, sich stets verhüllende Mann, dem die Anwartschaft einer großen Zukunft auf der verschlossen in sich hineinarbeitenden Seele liegt und der sich sittlich durchdrungen von seiner innern Berechtigung zu dieser Anwartschaft fühlt; wie groß steht daher diese in sich selbst gefestigte Persönlichkeit dem weichlichen Träumer Monmouth gegenüber! Die Genossen des Letztern sind mit großer Sicherheit gezeichnet und ein jeder hat sein besonderes charakteristisches Gepräge. Rechnet man hierzu die edle, schwungreiche Sprache, die Frische, Lebendigkeit und Farbenfülle der Scenerie und Situation, endlich die echtkünstlerische Art, mit welcher unser Autor das historische Colorit zu erzeugen verstanden hat, und den geistvollen Wurf der Arbeit, so wird man uns keiner Uebertreibung zeihen, wenn wir in diesem Drama, trotz seines verunglückten Helden, das Document eines wahrhaften Talents erblicken, welches im Fache des historischen Dramas Ausgezeichnetes zu leisten verspricht. Wir bitten deshalb Palleske recht dringend, sich durch die leicht entzündbare Liebe eines poetischen Gemüths für eine Persönlichkeit seiner Phantasie über den wirklichen dramatischen Werth dieser Persönlichkeit nicht fürder täuschen zu lassen; an dieser Art von Täuschung, die unser Autor an Andern schon schon oft bemerkt haben wird, kränkelt so manche in allen ihren übrigen Theilen schöne und edle Dichtung, und es scheint hier eine Art von geistigem Magnetismus stattzufinden, daß selbst die klarsten Köpfe hierin nicht selten in die Irre gehen. Dies Irregehen aber fodert stets eine köstliche Dosis Zeit, und wir achten unsers Autors Talent zu hoch, um nicht zu wünschen, es möge niemals wieder soviel Geist und Poesie für einen Schemen vergeuden. **M.**

Berliner literarische Zustände.

II.*)

Berlin ist oftmals, und gewiß nicht mit Unrecht, die nordische Metropole der Intelligenz genannt worden. Das Wesen jeder Intelligenz ist die Selbstanschauung, die Beobachtung ihr

*) Vgl. Nr. 15 d. Bl. — D. Red.



ren eigenen Thätigkeiten; Berlin wird demnach etwas erschrecken, wenn seine Intelligenz, der Wahrheit gemäß, wie Freund Satan mit einem Pferdefuß gezeichnet wird. Die Intelligenz documentirt sich am hauptsächlichsten auf der Bühne, und die Bühnen Berlins, welche die Intelligenz und die Kunst vertreten sollen, haben seit einem Decennium mehr Licht von ihren Gasflammen als von der Kunst erhalten. Die Hofbühne war einst eine der ersten und vorzüglichsten Deutschlands; heute hängt sie die classischen Firmen von Schiller, Shakspeare und Goethe aus und vermeint nun die classischste aller Bühnen zu sein. Dies kann aber unmöglich das Streben einer Bühne sein, welche vor allem berufen ist, auf die Bildung des Volks einzuwirken. Wenn dies einerseits wol durch Repräsentation der Stücke erster Meister geschieht, so ist doch das vornehmste Princip einer Bühne, zugleich befruchtend auf die Productivität der Gegenwart einzuwirken. In dieser Beziehung hat die berliner Bühne ihre Aufgabe gar sehr verfehlt. Eine fast unglaubliche Taktlosigkeit bei Annahme und Aufnahme neuer Stücke hat in den letzten Jahren das Publicum scheu gemacht, und mit Ausnahme einzelner wurden alle diese Novitäten zu den Antiquitäten des Repertoire gelegt. Die Herren Gutzkow, Töpffer und Freytag hatten nicht das Glück, Lieblinge der classischen Theaterintendanz zu sein, obgleich sie seit Jahren Lieblinge des Publicums gewesen. Die Muthlosigkeit, welche die Bühne durch solche kleingeistige Zurücksetzungen den dramatischen Schriftstellern einflößt, rechtfertigt ihren Ausspruch: „Wir haben keine Dramatiker, welche gute Stücke schreiben können!" In Wahrheit aber haben unsere guten dramatischen Schriftsteller keine Bühne, am wenigsten die „classische" Berlins, die ihre Stücke aufzuführen und zu würdigen verstände. Die Aufgabe der Bühne ist es nicht, dem Geschmacke, besonders dem verdorbenen Geschmacke des Publicums zu huldigen, sondern selbst mit Opfern ihn zu läutern und auf seine Sittlichkeit einzuwirken.

Ein anderer Schmuck unserer Hofbühne sind dessen viele invalide Mitglieder, welche in ihrer Zusammensetzung dem Pêle-mêle-Ministerium von Spanien oder Russell-Aberdeen ähneln. Es gibt mehre künstlerische und gediegene Capacitäten darunter, aber untereinander haben sie keine Harmonie und keine Einheit. Hendrichs, früher der Liebling der Frauen und jetzt in ihrer Gunst wie seine Handschrift im Album mancher Dame verblichen, ohne daß er es ahnt, wird plötzlich Matador der Charakterrollen, obgleich Hendrichs immer Hendrichs und nichts als Hendrichs bleibt. Die Bühne hat einen Döring, welcher als Künstler alle Hochachtung verdient, wenn er die leidige Gewohnheit des Zischens à la Mephisto, die immer Döring erkennen läßt, unterlassen könnte. Dessoir scheint fast nur leidenschaftlich zu werden, sobald er seinen Collegen Döring mit auf den Bretern sieht; Liedtke in seinen Liebhaberrollen trachtet zu sehr danach, mit den jungen Damen zu kokettiren und Effect à la coulisse zu machen. Einige jüngere Mitglieder der Bühne bieten viel angenehmere Erscheinungen dar, aber im Allgemeinen ist das Ensemble des Personals immer ein lockeres, das nur die Tünche der Coulisse hat.

Jeder Leser dieses Aufsatzes, welcher die Theaterkritiken in den berliner Zeitungen letzter Zeit gelesen hat, kann getrost die Ueberzeugung hegen, daß diese Kritiker, aus geheimen Ursachen, noch sehr glimpflich und viel zu nachsichtig mit dem Kunsttempel Apollo's und seinen Musen umgegangen sind. Ueberhaupt steht die berliner Kritik groß und in ihrer Art einzig da. Ihr Platz in den Organen der Politik, die sie nur allein noch beschützen, ist dicht hinter China und Australien, oder hinter den Unglücksfällen von Berlin, was naiven Zeitungslesern oft Anlaß zum Nachdenken gegeben, das sie durch die Zeitungen bereits verlernt hatten. Andere literarische oder kritische Organe hat Berlin nicht aufzuweisen; alle machen in Politik, mit Ausnahme des kosmopolitischen „Intelligenzblatt". In diesen politischen Organen sind nach einer ziemlich langen Erfahrung und genauen Berechnung etwa 18 Quadratzoll wöchentlich für die Besprechung und Kritik der Kunst, des Theaters, der Gemäldeausstellungen und der Literatur des In- und Auslandes bestimmt, 700 Quadratzoll dagegen für die Maculaturpolitik und 278 für Curs-, Handels- und Börsenberichte. Es folgt daraus, daß man sich mit Politik in Berlin am wenigsten, mit der Industrie schon mehr und mit dem Kunstleben am meisten beschäftigt, da stets von Dem am meisten geschrieben wird, was sich die Aufmerksamkeit erst erobern soll. Man hat demzufolge die Kritiker auch eben nicht weit her verschrieben, weil die Berliner gründlich und allein en masse zu kritisiren verstehen. Die alten Herren sind dagegen Muster in der Anfertigung von Schablonenkritiken und ihr Geheimniß ist bereits ins Publicum gedrungen. Sie lesen das Vorwort, den Anfang und das Ende eines Werks, daß der Autor mit Mühe und Fleiß gearbeitet, und geben in wenigen Zeilen weiter keine Recension als den Titel und eine Empfehlung oder eine Bosheit. Die andere Schablone der ergrauten Kritiker Berlins von Fach besteht darin, vor allem Andern etwas Gelehrtes zu sagen, aber von dem zu recensirenden Werke nur drei Worte. Die Buchhändler jammern nun über das Recensionsexemplar, das sie der Zeitung eingeschickt, und die Autoren bedauern ihre dürftige Lage, die ihnen nicht gestattet, mit „Golde blank und Golde fein" die theure Feder der Kritiker à la chablone bezahlen zu können.

Am allermeisten und ausführlichsten beschäftigt sich die „Spener'sche Zeitung" mit Recensionen, die ihr, obgleich nur kurz und andeutend, dennoch unter allen berliner Zeitungen in dieser Hinsicht die meiste Achtung verschaffen müssen. Außer der Feder Rötscher's erheben sich aber alle Kritiken nicht über das Niveau einfacher Referate, welche in den allerseltensten Fällen Uebelwollen in sich tragen. Das kritische Trifolium der „Voß'schen Zeitung" ist wesentlich gutmüthiger Natur, trägt eine gemeinsame kritische Brille, durch welche es alles in rosenfarbenem Lichte sieht, und liebt nichts mehr, als wenn man ihm von den schönen vormärzlichen Zeiten spricht, wo jede neu auftauchende Notabilität es als nothwendig erachtete, einer oder der andern der damals allein herrschenden Kritikerautoritäten seine Aufwartung zu machen.

In dem vorigen Briefe habe ich unter den Feuilletonisten schon die Namen genannt, die vorzüglich in den jüngern Zeitungen auch als Kritiker sich geltend machen und theilweise ihre trefflichen Federn nach dem kleinen Raume der nach Quadratzoll besteuerten Zeitungsbogen zuschneiden müssen. Die „Nationalzeitung", in deren Redactionsweisheit sich oftmals entsetzliche Lichtstrahlen Bahn brechen, hat, ohne daß sie es glauben will, seitdem sie mit Kritiken zu geizen angefangen, an Abonnentenzahl verloren. Die anfangs so ritterliche Amazone hat ihren Helm mit einer Spille vertauscht und selbst ihr ausgezeichneter londoner □ Correspondent ist bis zum Halse schon doctrinär geworden. Trotzdem hat sie aber die tüchtigsten kritischen Kräfte herangezogen. Professor Adolf Stahr, der Gatte von Fanny Lewald, ist gewiß einer der ausgezeichnetsten Kunstkritiker, obgleich ihn der Vorwurf treffen könnte, daß er die Literatur mit einem zu vorherrschenden Sinn für plastische Kunst betrachtet und bespricht. Titus Ulrich verbindet mit einer gründlichen und ästhetischen Kritik selbst im Tadel jenes wohlwollende Gefühl, das eher wie ein gutgemeinter Rath als wie ein Angriff aussieht, und er von Allen scheint mir am wenigsten zu jener Clique zu gehören, die bei der Beurtheilung eines Werks sich an einer mangelhaften Formstelle festhäkelt und mehr einen Satz als ein Werk recensirt.

Besondere Achtung verdient als Kritiker Hermann Lessing, dessen Chiffre Lq. viele Artikel der „Nationalzeitung" und „Feuerspritze" tragen. Im vorigen Jahre erschienen in der Allgemeinen deutschen Verlagsanstalt von A. Wolff seine „Pariser Spaziergänge", die ganz jene liebenswürdige und naive Darstellung besitzen, welche wegen ihrer Leichtigkeit und Negligeance sich so ungemein zu dergleichen Schilderungen eignet. Dieselbe frische und lebendige Coloratur zeichnet auch seine

Recensionen aus, die stets mit wahrem Interesse für die Sache selbst verfaßt sind.

Einen der geistreichsten und fleißigsten Kritiker hat Berlin in dem Redacteur der „Montagspost“, E. Kossak. Die „Montagspost“ ist wie die „Feuerspritze“ ein Blatt, welches eine Hermaphroditennatur hat und anderthalb Folioseiten zur Politik, die letzte Seite zur Börse und zu Annoncen verbraucht, sodaß noch anderthalb Seiten für die Kritik oder kleinen Skizzen verbleiben. Beide Blätter sind überzeugt, daß sie ohne Politik nicht bestehen können; aber beide Blätter müßten schon lange gelernt habin, daß ihre Politik bereits bei der Ausgabe Maculatur ist und am nützlichsten sofort den Stubenmädchen zum Fensterputzen übergeben werden sollte. Kossak als Kritiker ist geistreich, ohne Zweifel, ehrlich und aufrichtig; aber er ist Pessimist durch und durch, seine Launen sind vergällt und der Spott ist ihm zur zweiten Natur geworden. Wie recht er auch in den meisten Fällen haben mag, so erblindet doch oftmals seine kritische Brille durch seinen stereotypen Pessimismus, der Alles tadelt und dem es an der Nachsicht der echten Kritik fehlt, auch das Gute im Tadelnswerthen anzuerkennen. Die Kritik darf nicht blos in dem Scharfsinn bestehen, an einem Producte Fehler aufzudecken; nichts ist undankbarer und unersprießlicher als diese einseitige Richtung der Kritik, sondern ihr eigentliches Wesen ist, wie Winckelmann sagt, „Schönheiten früher und brünstiger als die Flecken aufzusuchen“; nur das Unwahre und Häßliche darf sie geißeln.

Es ist eines der sonderbarsten und merkwürdigsten Phänomene, daß in Berlin reinliterarische und ausschließlich der Literatur und Kritik gewidmete Blätter nicht bestehen können. Fast jede andere intelligente größere Stadt ist reich an dergleichen (wir nennen beispielsweise nur Leipzig), Berlin aber hat deren kein einziges gediegenes aufzuweisen. Nichtsdestoweniger ist der Absatz der auswärtigen literarischen Blätter nach hierher so stark und in allen öffentlichen Lesecirkeln das Verlangen nach solchen so groß, daß ein Bedürfniß nicht abzuleugnen und jedenfalls nur Geschick zur Redaction eines solchen Blattes in Berlin nöthig ist. Es liegt ganz nahe, daß ich hierbei jene entsetzliche Colportagenliteratur mit anzuführen genöthigt bin, welche in Berlin durch die Monatshefte der „Perlen“, „Fata Morgana“, „Novellenflora“, „Monatsrosen“, „Pfennigblätter“, „Freimüthige“ u. s. w. vertreten werden. Es ist durchaus nicht zu leugnen, daß diese Blätter die einzigen sind, welche in Berlin die belletristische Literatur repräsentiren, mit einziger Ausnahme des kleinen, aber trefflichen „Berliner Modenspiegel“, der sämmtlichen Lesecirkeln für die Belletristik genügt. Die erwähnte Colportagenliteratur ist unleugbar eine blühende und gewinnbringende und für ihren Zweck oft mit ganz passenden Romanen gefüllt; aber für jeden echten Literaturfreund ist es ein Schmerz, die schönste Seite der Literatur auf solche Weise profanirt zu sehen. Nicht allein, daß diese Blätter sich hauptsächlich aus den furchtbarsten Räuberromanen der französischen und englischen Literatur rekrutiren und damit den Geschmack des Publicums zu Gunsten ihrer Säckel allein zu verderben sich bestreben, sondern es steht ihnen auch eine große Schar schreiblustiger Literaten zugebote, welche mit der barbarischsten Manier Originalromane zusammenflicken, die ihnen denn auch nach Verdienst mit ein paar Thalern für den Druckbogen honorirt werden. Man kann sich demnach einen Begriff machen, wie diese Talente schreiben müssen, um leben zu können — und doch verdienen sie im festen Engagement bei solchen Blättern mehr als andere Autoren, die nicht blos fürs Geld schreiben. Es gibt unter dieser Schar gewiß ganz schöne und dem Bessern zugewandte Talente, die allein des Lebensunterhalts wegen sich zu dieser Fabrikarbeit hergeben und allem jedem Strebenden innewohnenden Ehrgeiz Valet gesagt haben; sie sind ohne Zweifel zu beklagen, aber die Literatur noch viel mehr, welche in so unedler und ausbeutelnder Form wuchert, während die bessern edlern Knospen derselben seit einiger Zeit infolge des jetzt herrschenden Materialismus verkümmern müssen. Populär-wissenschaftlich, das ist heutzutage das Stichwort, aber zum Kukuk! wer kann immer populär-wissenschaftlich schreiben und welcher Genius hat jemals danach gefragt, welches das Feld sei, das er beackern könne?

Mit Anerkennung muß man deshalb jene wenigen, der bessern Sache allein dienenden Geister hervorheben, die zwar oft unter dem Druck materieller Bedürfnisse leiden, aber stets das Ziel ihrer in sich gefühlten Aufgabe im Auge behalten. Zu diesen noch der jungen Pflanzschule angehörigen Geistern rechne ich Th. Fontane und Hermann Grimm; in dieselbe Kategorie darf man auch wol den Verfasser von „Aus zwei Welten“, Fritz Beringer, rechnen. Es ist gewiß traurig, wenn die Potenz der Bildung, die Literatur, mit dem verwerflichsten Schachergeiste handwerksmäßig fabricirt wird; aber es ist doch ein Glück dabei, daß diese literarische Fabrikation niemals oder doch selten so hoch sich zu vermessen erlaubt, nach Ehre zu ringen.

Eduard Schmidt.

Die Streifzüge des Generals von Colomb.

Aus dem Tagebuche des Rittmeisters von Colomb. Streifzüge 1813 und 1814. Mit einem Croquis und zwei Facsimile. Berlin, Mittler und Sohn. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der am 12. November 1854 verstorbene General von Colomb hat kurz vor seinem Tode noch aus seinem Tagebuche vorstehende Schilderung seiner Streifzüge im Rücken des Feindes veröffentlicht und damit zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 einen höchst interessanten Beitrag geliefert. Immer mehr lichtet sich die Schar Derer, welche an den Feldzügen der Napoleon'schen Zeit theilgenommen haben und aus eigener Anschauung schildern können, was sie erlebt; um so dringender wird der Wunsch, daß sie mit ihren Erfahrungen und Erlebnissen nicht zurückhalten mögen, denn noch Vieles ist aufzuklären und in bestimmtere Form zu bringen, und manche Rücksicht, welche bei jüngstverflossenen Begebenheiten Schweigen auferlegte, mag nach so langem Zwischenraume wol endlich wegfallen.

In der Kriegführung haben die Parteigänger, welche durch ihren kleinen Krieg auf den Communicationen des Feindes demselben empfindliche Verluste zufügten, von jeher keine unwichtige Rolle gespielt. Bei den raschen Operationen Napoleon's und seinen entscheidenden Schlägen traten sie eine Zeit lang in den Hintergrund; als aber der große Krieg im Feldzuge von 1813 längere Zeit auf demselben Kriegstheater zum Stehen kam, erschienen sie wieder zahlreich, und ihre kühnen Streifzüge thaten den Franzosen und ihren Verbündeten Abbruch genug. Unter ihnen war Colomb einer der glücklichsten; er schildert uns in dem vorliegenden Werkchen, was er gethan und wie er es gethan, einfach, anspruchslos, klar, mit jener ungekünstelten Sprache, die nicht nach Worten sucht, und einem Soldatenhumor, der den Leser oft wahrhaft ergötzt.

In der Einleitung sagt er uns, daß er schon in den Feldzügen von 1792—94 beim Vorpostendienst die Ueberzeugung gewonnen habe, wie sich einem Parteigänger gegen die Franzosen bei deren Sorglosigkeit ein günstiges Feld eröffnen könne, und daß nur die schnelle Beendigung des Kriegs von 1806—7 ihm die schon verheißene Gelegenheit, den Parteigängerkrieg damals schon zu führen, geraubt habe. Dann wird die Errichtung der freiwilligen reitenden Jägerdetachements 1813 geschildert, welche schwadronsweise den Linien-Cavalerieregimentern beigegeben wurden; Colomb übernahm die Führung einer solchen Escadron und hatte für seine schwere Mühe, sie felddtüchtig zu machen, die Genugthuung, daß er aus ihr 80 Mann zu dem Streifcorps wählen konnte, mit welchem er, nach mühsam errungener Genehmigung Blücher's, aus dem Lager von Meißen am 8. Mai aufbrach, um in den Rücken des Feindes zu gehen. Es bestand aus einem Offizier, sechs Unteroffizieren, 72 Jägern und zehn Husaren.

Wir können ihm nicht auf seinem ganzen Zuge folgen, verweisen vielmehr auf das Buch selbst, das in seinen praktischen Beispielen besser als jede theoretische Abhandlung über die Art und Weise, wie der Parteigänger sich zu benehmen hat, um in den schwierigsten Lagen noch glückliche Erfolge zu erringen, belehrt. Es kann darin als Muster aufgestellt werden. Nur Einiges sei uns erlaubt mitzutheilen, um zugleich daraus den Verfasser kennen zu lernen.

Nachdem er in Böhmen die Hoffnung, den König von Sachsen auf der Heimkehr in seine Staaten zu fangen, vereitelt gesehen und, wie er wohl gekonnt, den Vicekönig Eugen, der von Napoleon entlassen war, um in Italien für den Kriegsfall gegen Oestreich zu rüsten, auf der Reise aufzuheben versäumt hatte, ging er nach Thüringen, wo er Neustadt a. d. Orla zum Mittelpunkte seiner Unternehmungen wählte. Hier gelang es ihm, mehre glückliche Ueberfälle auszuführen, unter Anderm einen würtembergischen Train von zwölf vierspännigen, mit Bekleidungsgegenständen, Zwieback und Reis beladenen Wagen zu erbeuten und dabei 54 Mann gefangen zu nehmen. Die Montirungen wurden großentheils verbrannt, der Zwieback den zuströmenden Bauern preisgegeben, Reis, Wagen und Pferde verkauft, der Erlös unter die Jäger und Husaren vertheilt, die Gefangenen mit Gelöbniß, nicht wieder gegen die Alliirten zu dienen, in ihre Heimat entlassen. Wichtiger war der Fang in der Gegend von Zwickau, der ihm nach einem sehr hitzigen Gefechte — vortrefflich geschildert — 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 36 gefüllte Munitionswagen, nebst anderm Material, zusammen 72 Fahrzeuge mit 398 Pferden nebst 6 Offizieren und 300 Mann Gefangenen in die Hand spielte. Vergessen wir nicht, daß er selbst nur 90 Pferde stark war! Das vermag im Kriege die Thatkraft; darum entziehen sich eben die Erfolge aller Voraussicht und spotten der Regeln, welche eine einseitige Theorie aufstellen will. Die erbeuteten Munitionswagen wurden in die Luft gesprengt, alle Fahrzeuge verbrannt, die Geschützröhre unbrauchbar gemacht, viele Pferde erschossen, einige den Bauern geschenkt, welche nun aber selbst zugriffen und an 200 Stück entführten. Die halbe Bevölkerung von Zwickau war herausgeströmt und bewirthete die kühnen Parteigänger. Der Waffenstillstand machte aber bald darauf dem ersten Act ihrer Thätigkeit ein Ende. Nach der Schlacht bei Kulm erhielt Colomb auf königlichen Befehl ein Commando von 150 Pferden zu einem neuen Streifzuge. Daß ein solcher keine schlechte Schule für den Krieg ist, mag der Umstand beweisen, daß von diesem Commando außer seinem Führer noch zwei Offiziere (von Steinäcker und von Hirschfeld) später commandirende Generale geworden sind. Die Unternehmungen des zweiten Zugs waren nicht minder glücklich, besonders die im Jahre 1814 in Holland, wo Colomb mit seiner Schar in unermüdeter Thätigkeit Bülow's Operationen unterstützte. Hier tritt in der Darstellung das eigentliche Wesen des kleinen Kriegs recht klar hervor; eben deshalb legen wir dem „Tagebuch" eine Bedeutung bei, welche uns veranlaßt, dasselbe vorzüglich allen Offizieren der leichten Truppen angelegentlichst zu empfehlen.

54.

Ferdinand Sauter.

Unter den zahlreichen Opfern, welche die Cholera in Wien gefordert hat, finden wir auch einen Dichter, dessen Name bisher kaum über die Mauern Wiens gedrungen sein möchte und der gleichwol vor Vielen die weiteste Verbreitung verdiente. Oestreich hat nie Mangel gehabt an sangeslustigen und reimfertigen Kehlen, Dichter wie Sauter hat es wenige aufzuweisen. Er hat nie Verse gemacht, um das Papier zu füllen, er hat überhaupt nie Verse gemacht, sie entquollen ihm unwillkürlich, er improvisirte fast wider Willen, die Gedanken perlten auf in Rhythmus und Reim, als ob es nicht anders sein könnte. Und wie Schaumperlen ließ er sie auch unbekümmert verschwimmen, verschwinden. Während rund um ihn her die armseligen Reimschmiede sorgfältig jede im Schweiße ihres Angesichts fabricirte Strophe notirten und registrirten, um sie der Nachwelt zu erhalten, war er weder von Freunden noch — höre es Welt! — von zahlbereiten Verlegern zur Sammlung seiner Gedichte zu bewegen. Wir suchen daher seinen Namen vergebens in den Meßkatalogen; östreichische Blätter haben hin und wieder einen Beitrag von ihm gebracht, das Beste lebt nur in dem Gedächtniß seiner Freunde.

Und so sorglos und geringschätzig wie seine Geistesproducte betrachtete und behandelte er auch die Güter dieses Lebens — er wäre ein Minnesänger geworden in einer bessern Zeit, für unser Jahrhundert kam er zu spät oder zu früh. Das fühlte er wohl, und daher jenes tiefe Misvergnügen mit sich und der Welt, die Unbefriedigtheit, die schwarze Lebensanschauung, welche mit Hafislaune abwechselte. Zwei kurze Strophen, vielleicht die bekanntesten, charakterisiren diese Doppelnatur besser als die sorgfältigste Physiologie und mögen darum auch hier stehen:

> Aber Eins bedenke Jeder,
> Was er immer thut und treibt,
> Ob mit Hammer oder Feder
> Brot er schmiedet oder schreibt:
> Daß die Mühsal des Erwerbens
> Ihm sein Bestes untergräbt
> Und am Tage seines Sterbens
> Niemand weiß, daß er gelebt.

Und dagegen die Grabschrift, welche er bereits vor Jahresfrist in Nordmann's „Salon" abdrucken ließ und die denn auch seinen Grabstein schmücken soll:

> Viel genossen, viel gelitten,
> Und das Glück lag wol inmitten
> Viel empfunden, nichts erworben,
> Frisch gelebt und leicht gestorben,
> Frag' nicht nach der Zahl der Jahre,
> Kein Kalender ist die Bahre,
> Und der Mensch im Leichentuch
> Bleibt ein zugeklapptes Buch;
> Deshalb Wand'rer, zieh' doch weiter,
> Denn Verwesung stimmt nicht heiter.

Hoffentlich lassen sich seine nähern Freunde die Mühe nicht verdrießen, zu sammeln, was von seinen Gedichten überhaupt noch zu haben ist; freilich sind es lauter Gelegenheitsgedichte, aber solche wie Goethe sie meinte, und sie wiegen ganze Schränke goldrändiger Lyrik auf.

59.

Aus Paris.

Deutsche Literatur und Kunst in Frankreich. Baron Lamothe Langon. Gérard de Nerval's literarischer Nachlaß. Zur Auswanderungsfrage.

Kein deutsches Buch, selbst nicht der „Faust" mit seinen zum Gemeingut der Welt gewordenen Gestalten Mephistopheles, Faust und Gretchen, hat in Frankreich gleich nach seinem Erscheinen so viel Eindruck gemacht und so viele Eindrücke hinterlassen als „Werther". Kein Wunder daher, wenn der Göthe-Kestner'sche Briefwechsel sofort auch in Frankreich lebhaften Antheil erregt, ja bereits in Armand Baschet einen Bearbeiter gefunden hat, und zwar in der Schrift „Les origines de Werther". Dasselbe Thema ist in einer Zugabe zu einer trefflichen Uebersetzung des „Werther" von Louis Enault behandelt worden. Ueberhaupt können wir Deutsche uns nicht beklagen, daß diejenigen Erzeugnisse deutschen Geistes, welche den Stempel echtdeutscher Eigenthümlichkeit tragen, in Frankreich keine Beachtung fänden, wogegen freilich alle Producte, die mehr oder weniger den Einfluß französischer Vorbilder ver-

rathen, gänzlich unbeachtet bleiben. Es liegt begreiflicherweise den Franzosen gar nicht daran, sich mit denjenigen deutschen Dramen oder Romanen bekannt zu machen, welche schwächliche Copien der Erzeugnisse Scribe's oder George Sand's sind, es interessirt sie, zu wissen, wie der Deutsche deutsch fühlt und empfindet, aber nicht wie er französische Leidenschaft und französischen Stil copirt. Seines echtdeutschen Charakters wegen darf sich auch der „Freischütz" von Zeit zu Zeit immer wieder auf der französischen Bühne sehen lassen, wie noch jüngst auf dem Théâtre lyrique. Mit warmer Begeisterung berichtete darüber Scudo in der „Revue des deux mondes" und nannte Mozart's „Don Juan" und Weber's „Freischütz" die beiden vollendetsten musikalischen Meisterwerke der deutschen Bühne; ja er ging sogar so weit, den „Freischütz" das „resultat d'une phase nouvelle de l'esprit humain" zu nennen; es spreche sich in ihm der deutsche Geist ganz rein aus, die Naturreligion und der Waldsinn, welche den Deutschen von alters her eigen seien. Scudo führte in seinem Berichte selbst Verse aus dem Freischütz-Buche in deutscher Sprache an. Man kann als gewiß annehmen, daß unter den jetzt in Paris versammelten deutschen Kunstwerken die aus deutscher Kunstanschauung und Kunstweise unmittelbar hervorgegangenen mehr Aufmerksamkeit erregen werden als diejenigen, welche Spuren der Nachahmung französischer oder belgischer Kunstweise verrathen.

A. Weill, dessen elsassische Dorfgeschichten unter dem Titel „Histoires de village" jetzt auch französisch erschienen sind, hat sich an die Aufgabe gemacht, eine Reihe Biographien unter dem Titel „Vies des grands hommes d'Allemagne" herauszugeben. Der erschienene erste Band enthält die Biographie Schiller's, die jedoch nicht den unbedingten Beifall der französischen Kritik erhalten zu haben scheint. Die „Illustration" sagt: Weill zeige sich in dem Buche zu sehr als bloßer Biograph und zu wenig als Porträtmaler; die darin mitgetheilten biographischen Thatsachen seien nur insoweit interessant, als sie den Kampf des Genies mit der Armuth und selbst der Verfolgung ans Licht stellten, einen Kampf, dem gerade der Dichter des „Fiesco" und des „Wilhelm Tell" so sehr ausgesetzt gewesen wäre. Karl Stachel bemerkt im „Athenaeum français", in das er viel über deutsche Literatur schreibt: der Verfasser habe darin gefehlt, daß er dem Dichter die Stelle, die er in der Literatur einnimmt, anzuweisen und das moralische und intellectuelle Resultat seines Wirkens eindringlicher zu charakterisiren versäumt habe, wozu ihm ja Gervinus als Muster habe dienen können. Ein industriöser Schriftsteller ist A. Weill jedenfalls. So hat er fast gleichzeitig mit seiner Biographie Schiller's eine Schrift herausgegeben: „Mystères de la création", die aus dem Hebräischen und angeblich aus dem Geheimmanuscript des talmudischen Professors Rabbi Lazarus-Ben-Aaron übersetzt ist. Die Vorliebe für mystische Schriften scheint überhaupt in Frankreich im Zunehmen zu sein. In diese Gattung mystischer Literatur gehört unter andern eine im prophetischen Stil gehaltene Schrift von H. Delaage: „Les résuscités au ciel et dans l'enfer." Die Färbung dieser Schrift scheint eine strengkatholische zu sein.

Mit ganz besonderer Anerkennung erwähnt der genannte Karl Stachel Henze's Schrift „Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen"; er sagt: „Henze's kleine Biographien der Dichter und Dichterinnen Deutschlands sind allerliebst und seine Charakteristiken ihrer Schriftzüge ebenso pikant als originell. Alle diese kleinen Notizen verdienen als Muster eines concisen Stils, um sozusagen des Lapidarstils und als Proben treffender und clairvoyanter Kritik gelesen zu werden." Wir führen diese stachellosen Worte Karl Stachel's einfach nur an.

Adler-Mesnard gab in zwei Bänden heraus: „La littérature allemande au 19me siècle. Morceaux choisis des auteurs allemands les plus distingués de cette époque." Der Verfasser hat die mitgetheilten Literaturproben, die der „Revue des deux mondes" zufolge mit Geschmack gewählt sind, mit erklärenden Anmerkungen begleitet und dem Buche als Einleitung eine gelungene Uebersicht über die Entwickelung der deutschen Literatur von ihren ersten Anfängen an bis auf Heine und Börne vorangestellt.

Für die militärische Welt von Interesse ist die Schrift „Campagnes du Feld-Maréchal comte Radetzky en 1848—49, racontées par un ancien officier supérieur des gardes impériales russes". Verfasser ist der Fürst Trubetzkoi. Die Schrift reicht von der Erhebung Mailands bis zur Schlacht von Novara und ist mit Planen und Karten zur Orientirung versehen.

Einen Abstecher auf das Gebiet der dänischen Literatur machen wir an der Hand X. Marmier's, welcher eine Anzahl dänischer Novellen, die J. L. Heiberg herausgegeben, vermuthlich auch selbst verfaßt hat, unter dem Titel „Nouvelles danoises" übersetzte. „Nicht die Kunst der Verwickelung ist es, sagt die „Illustration", „was diese nördlichen Compositionen charakterisirt; aber was sie auszeichnet und rührend und liebenswürdig macht, das ist ihre Einfachheit, der natürliche Gang der Erzählung und die Reinheit der Erfindung."

Während in England gegenwärtig durch eine große Zahl von Unterstützungsvereinen dafür gesorgt zu sein scheint, daß durch hohes Alter oder längere Krankheit productionsunfähig gewordene Schriftsteller wenigstens nicht dem äußersten Elend und der Bettelarmuth verfallen, ist der französische Schriftsteller, der sein Talent nicht beizeiten als eine Staffel zu größern Erfolgen im Staatsdienst und andern Branchen zu benutzen das Geschick hatte, denselben Wechselfällen ausgesetzt wie der deutsche. Die Blätter melden einen schlagenden Fall dieser Art. Baron Lamothe-Langon, der unter dem ersten Napoleon eine zeitlang das Amt eines Unterpräfecten von Toulouse verwaltete, lebte später vom Ertrage seiner Feder und gehörte zu der Classe derjenigen Schriftsteller, welche Dutzendwaare fabriciren: er mag an 200 Bände geschrieben haben. Literarische Dutzendwaare wird auch in Frankreich schlecht honorirt, und der Ertrag davon reicht wie bei uns eben nur hin, um von der Hand in den Mund und von einem Tage zum andern zu leben. Solange ihm sein Publicum treublieb und er fähig war zu produciren, litt der Baron keine Noth; aber der Geschmack des Publicums änderte sich gänzlich, und es kamen die Tage, von denen es heißt, daß sie Niemandem gefallen, die Tage des Alters, in denen sich die Phantasie zur Ruhe setzt. Lamothe-Langon verscholl gänzlich, Niemand wußte, Niemand kümmerte sich darum, ob er verdorben oder gestorben sei. Plötzlich fand man ihn, wie es scheint durch Zufall, wieder auf als hochbetagten Greis in einer elenden Behausung und in einem Armenviertel von Paris. Es wurde nun sofort für ihn gesorgt, aber, da es in Frankreich an einem gemeinsamen Fonds für Schriftsteller und an Collegialität und Hülfsbereitschaft unter den Literaten überhaupt fehlt, von Seiten des Staats, dieser allgemeinen Versorgungsanstalt in Ländern, denen der bürgerliche Gemeingeist fehlt, und namentlich des Ministeriums des Innern, welches ihm die Mittel zu einer begreiflicherweise bescheidenen, aber doch vor Mangel geschützten Existenz gewährte.

Das Schicksal Lamothe-Langon's erinnert uns noch ein mal an das Loos Gérard's (de Nerval), der, wie wir in Nr. 14 d. Bl. ausführlicher erzählten, durch Selbstmord ein so trauriges Ende nahm. Er stammte von einer deutschen Mutter und sein Typus soll auch ganz deutsch gewesen sein. Uebrigens wird von mehren Seiten in Abrede gestellt, daß es äußere Noth gewesen sein könne, welche ihn zu seinem letzten Schritte mit veranlaßt habe; er habe sich aber vergrübelt, verträumt, sei im höchsten Grade unpraktisch und zuletzt von tiefer Hypochondrie und Zerrissenheit erfüllt gewesen. Seine Freunde mögen Vieles über ihn gefabelt haben, nämlich jene Freunde, von denen es im „Athenaeum" heißt: „Da kommen nun plötzlich die «Faiseurs de feuilletons», sagen: Gérard war mein intimer Freund! und machen nun aus allerlei Anekdoten einen Feuilletonartikel über ihn zurecht. Solche Freunde finden sich stets, sobald ein glänzendes literarisches Licht erloschen ist." Gérard

verdient die Theilnahme der Deutschen, weil er sich in der That um die Ausbreitung und Anerkennung der deutschen Literatur in Frankreich manche Verdienste erwarb. Nicht nur hat er, wie wir schon mittheilten, als sehr junger Mensch Goethe's „Faust" übersetzt, er gab auch später (1830) eine Anthologie heraus unter dem Titel: „Choix des ballades et de poésies de Goethe, Schiller, Bürger, Klopstock, Schubart, Körner, Uhland etc.", wozu er als Nachtrag im Jahre 1835 eine Bearbeitung von Bürger's „Lenore" lieferte. Im Jahr 1839 erschien von ihm und A. Dumas eine Compagniearbeit, das Drama „Leo Burckhardt", mit einer Sammlung von Memoiren und ungedruckten Actenstücken in Betreff der geheimen Gesellschaften in Deutschland; 1848 lieferte er einen lobpreisenden Artikel über Heinrich Heine in die „Revue des deux mondes" in Begleitung einer in Prosa abgefaßten Uebersetzung des „Lyrischen Intermezzo". Soeben erschien nun in der Buchhandlung von B. Lecou eine von George Bell verfaßte Studie über Gérard, aus der man ohne Zweifel Genaueres und Beglaubigteres über seine letzten Lebenstage erfahren wird, und gleichzeitig das letzte dichterische Erzeugniß Gérard's unter dem Titel „Le rêve et la vie", woran Gérard die letzten Seiten noch kurz vor seinem Tode schrieb. Auch enthält dieses Buch die oben erwähnte Studie über Heine, Bruchstücke aus einer Reise nach Konstantinopel und nach dem Norden, sowie Anderes.

Das von Guillaume redigirte „Annuaire" enthält ein namentlich auch den Deutschen zur Lectüre zu empfehlendes, mit ergreifenden Farben ausgeführtes Gemälde der „Emigration européenne au dix-neuvième siècle" von Horace Say, welches der „Illustration" Anlaß zu der Bemerkung gibt: „Diese immer mehr zunehmende Auswanderung macht Europa und besonders dem feudalen Deutschland wenig Ehre. Aber ist nicht der Wahlspruch der Gegenwart der, daß eher die Menschen als die Regierungen zugrunde gehen mögen?" In dem „humanen" und „gemüthlichen" Deutschland haben sogar einzelne süddeutsche Communalbehörden unter Zustimmung ihrer Regierungen in der Weise die Auswanderung befördert, daß sie die Armen schubweise hinüberschafften, nach der Ausschiffung aber noch die seltene Großmuth hatten, den Unglücklichen 10 Gulden aushändigen zu lassen! Die natürliche Folge davon ist, daß die großbritannische Regierung in Bezug auf Canada einen Riegel vorschiebt und daß auch die Vereinigten Staaten dagegen ihre Maßregeln treffen, namentlich durch die Erschwerung und das Verbot des öffentlichen Ausschanks von Getränken. Sie wissen recht gut, daß ein großer Theil des deutschen Volks (und auch des irischen) in der Heimat lieber hungert, als anderswo dürstet.

H. M.

Die Ruinen von Babylon.

Julius Oppert, Mitglied der französischen Expedition, die seinerzeit nach Mesopotamien ging, hat soeben einen sehr interessanten Bericht über seine jüngste Untersuchung Babylons veröffentlicht, bei welchem schwierigen Unternehmen er durch die Herren Fresnel und Thomas aufs freundschaftlichste unterstützt wurde. Die Schätze Ninives hatten nämlich die Aufmerksamkeit des genannten Gelehrten auch auf Babylon gelenkt, welches bisher noch gar nicht ausgebeutet und somit von der Expedition als das Hauptziel der Untersuchung bezeichnet wurde. Nebenbei sollte aber auch Media und Ekbatana, heutzutage Hamadan genannt, besucht werden, welche Stadt die einzige in jenem Theile Asiens ist, die, wenn auch nicht den Glanz und Ruhm der persischen Könige, so doch ihre strategische und commercielle Wichtigkeit bewahrt hat. Der Aufenthalt und die wissenschaftlichen Excursionen in Babylon waren für die Expedition von sehr beschwerlicher und gefährlicher Art. Die glühende Hitze, im Verein mit den härtesten Entbehrungen, warf die Begleiter Oppert's auf das Krankenlager, und er hatte es nur seiner vorzüglich starken Constitution zu danken, daß er den Eindrücken des Klimas und jenen der ungewohnten Lebensweise widerstand. Oppert wohnte allein in Babylon und begann damit, die Ruinen der Hängenden Gärten, heute die Hügel von Amran-ibn-Ali genannt, zu untersuchen, wo er eine Masse interessanter Objecte fand, die gegenwärtig im Museum des Louvre aufgestellt sind. Hierauf ging Oppert an eine trigonometrische Aufnahme des Umfangs der Stadt Babylon, wodurch sich herausstellte, daß derselbe 23 Quadratkilometer beträgt, wobei sich aber von selbst versteht, daß dieser ganze Flächenraum nicht überall bewohnt und mit Häusern besetzt war. Es befanden sich darin ausgedehnte Fruchtfelder, welche die Einwohner im Falle einer Belagerung hinreichend mit Korn versorgten und sie so vor den Schrecken einer Hungersnoth bewahrten. Die eigentliche Stadt mißt nur 20 Quadratkilometer, was so ziemlich drei Viertheilen der Ausdehnung von Paris gleichkommt. Man kann noch heute die genannten Felderstrecken von der eigentlichen Stadt unterscheiden, auf deren Ruinen sich jetzt die blühende Stadt Hillah erhebt. Diese letztere, auf beiden Ufern des Euphrat erbaut, trägt überall die Spuren ihres glorreichen Ursprungs. Es gibt kein Haus, kein Zimmer, welches nicht Ziegel und Steine enthält, in welchen der Name des Zerstörers von Jerusalem eingegraben ist, und jedes arabische Weib trägt in ihrem bunten Collier Steine und Münzen aus den Zeiten der Größe Babylons. Ja, es scheint fast, als hätten sich selbst die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner nicht geändert; denn obgleich man dem orientalischen Glanz und Luxus gegenwärtig nicht mehr begegnet, so erinnern doch die abscheulichen Laster der heutigen Einwohner an die bekannte Sittenverderbniß ihrer Vorfahren. Außerhalb der bewohnten Stadt, von den formidabeln Befestigungen Nabuchodonosor's umschlossen, befindet sich die königliche Residenz, welche hinsichtlich ihrer Ausdehnung selbst mit einer Stadt verglichen werden könnte, und unfern derselben die weltberühmte Ruine des Babylonischen Thurms. Dieselbe ist unstreitig die imposanteste der ganzen Gegend und liegt in der Nähe des Stadtviertels Borsippa, was zu deutsch „Sprachenthurm" bedeutet. Die Stadt, auf beiden Ufern des Euphrat gelegen und von einer dreifachen Mauer umgeben, mißt ihrem Umfange nach sieben Quadratkilometer und enthält die interessantesten Baudenkmale. Hier erblickt man das königliche Schloß, die Festungswerke und die Hängenden Gärten, welche trotz der Zerstörung, die sie getroffen, noch ganz gut ersichtlich sind. Diese Ruinen haben vorzüglich die Aufmerksamkeit Oppert's erregt, und es ist ihm mit vieler Mühe und Arbeit gelungen, eine plastische Copie derselben mit allen Details anzufertigen. Oppert hat auch eine kostbare Vase mitgebracht, welche nach seinen historischen Erläuterungen aus der Zeit des chaldäischen Königs Narambel stammen dürfte, der nicht lange vor der assyrischen Epoche regierte. In dieser Zeit versuchte Babylon auch mehrmals sich von der Vormundschaft Ninives zu befreien, verblieb jedoch, durch die Verheerungen der Könige Sargon und Sennacherib (702 und 708 v. Chr.), sowie durch innere Revolutionen zerrissen, unter der Herrschaft Ninives, bis endlich Nabopolassar den Thron Nimrod's umstürzte und das neue babylonische Reich gründete. Unter Nabuchodonosor erreichte dasselbe den höchsten Grad der Größe und des Glanzes; aber die Perser Cyrus und Darius unterjochten für immer die chaldäischen Stämme. Das Project des macedonischen Helden, Babylon zur Hauptstadt seines ungeheuern Reichs zu machen, konnte durch den Tod des Eroberers nicht ausgeführt werden, und kurz darauf traf Babylon der tödtlichste Schlag. Die Stadt wurde nämlich zerstört, das kostbare Material weggeschleppt, um nach und nach zur Erbauung Seleucias, Ktesiphons und Bagdads zu dienen. Die Juden allein ließen sich an der verwüsteten Stätte nieder und schrieben dort das bekannte Buch, welches man den Babylonischen Talmud nennt. Sie wohnten dort völlig abgeschlossen bis zum 11. Jahrhundert, zu welcher Zeit sich auf den Trümmern Babylons die muselmanische Stadt Hillah erhob. Oppert hat auch neben

seiner Ausbeute von antiken Objecten aller Art eine Menge der interessantesten persischen Inschriften gesammelt, deren Erläuterungen er in einem eigenen Bande mit den Resultaten seiner Reise zu veröffentlichen verspricht. 60.

Eine französische Münchhausiade.

Soeben erschien in Paris: „La nouvelle fabrique des excellents traits de vérité, livre pour inciter les resveurs tristes et mérancoliques à vivre de plaisir, par *Philippe d'Alcripe*, sieur de Neri en Verbos." In dem der „Revue contemporaine" beigegebenen „Répertoire universel de la bibliographie française et étrangère" heißt es von diesem jedenfalls merkwürdigen Buche: „Hier hat man ein Werk, welches man nicht ohne Vergnügen lesen wird. Es war so selten geworden, daß kein einziges Exemplar der ersten Ausgabe mehr bekannt war und daß man sich für die gegenwärtige Ausgabe eines im Jahr 1732 veranstalteten Abdrucks bedienen mußte. Man findet darin alle Arten sehr sinnreich combinirter Abenteuer und Späße. Offenbar ist dies das Muster, welches die Autoren des «Baron von Münchhausen» nachgeahmt haben; mehre Erzählungen sind in beiden Büchern ganz dieselben. Frankreich gehört die Erfindung dieser Gattung, welche auch dem Ernste des deutschen Geistes ganz und gar nicht entspricht. Diese wunderbaren und unglaublichen Geschichten sind normannischen und gascognischen Ursprungs. Die «Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité» setzt dies außer Zweifel, und wir können mit gutem Gewissen sagen, daß die Leser aller Classen und Lebensalter ihren Spaß daran haben werden." Wir hatten in der That bisher geglaubt, daß der Baron Münchhausen so gut wie der Eulenspiegel niedersächsischen Ursprungs sei, und daß er es nicht sei, soll, trotz der französischen Versicherung vom Gegentheil, noch erwiesen werden. Es ist freilich schwer, dem Ursprunge solcher Volksgeschichten auf den Grund zu kommen; sie entstehen, man weiß nicht wo, und pflanzen sich fort, man weiß nicht wie. Wir geben dem französischen Verfasser jener Notiz zu bedenken, daß das Aufschneiden zum Handwerk jedes echten alten deutschen Jägers gehört, wie Jeder wissen wird, der einmal Gelegenheit hatte, mit Jägern und Förstern von altem Schrot und Korn zu verkehren und ihren Abendunterhaltungen beizuwohnen. So haben sie aufgeschnitten, schon lange bevor der „Münchhausen" gedruckt erschien, vielleicht solange es überhaupt Jäger in Deutschland gibt, und die Vermuthung liegt wol nicht so fern, daß diese Aufschneidereien durch Landsknechte und anderes fahrendes Volk auch im Auslande verbreitet worden sein können, wie andererseits auch die gascognischen Aufschneidereien ihren Weg nach Deutschland gefunden haben mögen. Man gehe nur in irgend eine deutsche Kaserne, und man wird finden, daß man in Deutschland, alte Geschichten und eigene Erfindungen zusammenmischend, ebenso gut aufzuschneiden versteht als in der Gascogne. „Baron Schlump", vielleicht noch Einzelnen unserer Leser in persönlicher Erinnerung, ein würdiger Nachfolger des weltberühmten Baron Münchhausen aus Bodenwerder, log sich zuletzt in eine Irrenanstalt hinein, ohne sich leider wieder hinauslügen zu können. Wenn es in jener französischen Notiz heißt: dergleichen sage dem Ernst der Deutschen nicht zu, so ist dies ein gewaltiger Irrthum. Gegenwärtig macht die deutsche literarische Production freilich ein sehr mürrisches, grämliches Gesicht; aber es war nicht immer so in Deutschland; die humoristische Literatur hat hier zu Zeiten geblüht wie in keinem andern Lande, so sehr, daß die „Edinburgh review" im Jahre 1827 versichern konnte, vier Fünftel des Volkshumors, welche im 16. Jahrhundert in Europa gefunden wurde, stammen aus Deutschland. Hierzu kommt, daß unsere Literaturgeschichten fast sammt und sonders von sehr humorlosen Gelehrten und Kritikern geschrieben werden, welche dieser höchst wichtigen Seite des deutschen Volkscharakters gar keine oder nur sehr geringe und durch den Kram der Universitätsgelahrtheit aller Frische beraubte Beachtung schenken. Ueber Bücher wie „Baron von Münchhausen", die „Jobsiade" u. s. w., die wir für sehr wichtig halten, um den deutschen Volkscharakter kennen zu lernen, erfährt man aus ihnen so gut wie gar nichts, und über unsere alten Volksbücher, unsere ältern Humoristen höchstens die gewöhnlichen literarhistorischen Notizen und schulmeisterlichen Bemerkungen. Kein Wunder, wenn wir da dem Auslande in einem Lichte erscheinen, als ob in Deutschland jeder Spaß polizeilich verboten sei.*) Uebrigens wäre zu wünschen, daß die „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité" einen geschickten Uebersetzer fände; doch würde dazu wol die Bekanntschaft mit dem ältern französischen Idiom nöthig sein. H. M.

Notizen.

Zur russischen Literatur.

Das londoner „Athenaeum" enthält die Bemerkung: „Barbaren halten immer etwas auf ihre Genealogie, und es überrascht uns daher nicht zu hören, daß das einzige Zeichen intellectueller Thätigkeit in Petersburg in zwei Bänden besteht, worin ihr Verfasser, Fürst Dolgoruki, die Genealogie der ganzen russischen Adelschaft entwickelt und zugleich über den Ursprung ihrer Familien, ihren Antheil an der Geschichte und die von ihnen dem Throne und dem Lande geleisteten Dienste berichtet. Die Schweinezüchter von Connemara zeigen sich in Betreff des Rufs ihrer Familien fast ebenso eifersüchtig." Indeß fehlt es in Rußland doch nicht so ganz an literarischen Bestrebungen, und es ist nicht die Genealogie allein, worin sich seine literarische Arbeit erschöpft. Unter Andern ist die vollständige Sammlung der russischen Schriftsteller, die bereits vor mehren Jahren begonnen wurde und seitdem rüstig fortschreitet, um einen neuen Band vermehrt worden, welcher den Werken Gribojedow's und Krukowski's gewidmet ist. Der Letztere ist ein nur mittelmäßiger Schriftsteller; dagegen verdient Gribojedow sowol als Charakter wie als Talent Beachtung. Sein tragischer Tod in Teheran, wo er sich als Gesandter befand, ist bekannt. Man erzählt von ihm folgende bezeichnende Anekdote: In einem Treffen gegen die Perser befand er sich zur Seite des Fürsten Suworow, als eine Kugel neben ihm einschlug und der Fürst vom Pferde sank; Gribojedow vermochte nicht, seines Schreckens Herr zu werden. Er schämte sich dessen, stellte sich folgenden Tags einer feindlichen Batterie gegenüber und setzte sich geradezu den feindlichen Schüssen aus. Sie thaten ihm aber nichts, und er kehrte, nachdem er eine Anzahl Salven ausgehalten, unverletzt und vom Kanonenfieber gänzlich geheilt ins Lager zurück. So erzählt ein moskauer Correspondent, H. del Ratkine, im „Athenaeum français". Gribojedow ist der Verfasser einer satirischen Komödie, worin er die Sitten und Albernheiten der großen Welt geißelt. Bekanntlich haben die Russen eine starke satirische Ader, und wir wissen selbst vom Grafen Rostoptschin, daß er die vornehme Welt in einem satirischen Lustspiele verspottete; aber bei Wenigen, vielleicht bei Keinem ist die Satire so tief als bei Gribojedow. Eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke von Puschkin wird durch den talentvollen Annenkow besorgt.

*) Wir machen darauf aufmerksam, daß von Ignaz Hub's empfehlenswerthem Werke „Die komische und humoristische Dichtung der Deutschen" das zweite Buch erschienen ist, welches das 17. Jahrhundert umfaßt. Auch das „Athenaeum français" spricht von dieser Sammlung mit großem Lobe und bemerkt dabei: „La poésie comique allemande au 16me siècle offre des rapprochements quelquefois inattendus avec Rabelais et ses contemporains." Als Pendant dazu wird aus demselben Verlage (Ebner in Nürnberg) gegen Ende des Jahres „Die komische und humoristisch-satirische Literatur der Deutschen seit Geiler von Kaisersberg bis auf die neuere Zeit" hervorgehen.

Es sind bereits zwei Bände erschienen, wovon der erste, nebst einem Facsimile, eine Biographie Puschkin's, seine französisch geschriebenen Bemerkungen über seinen „Boris Godunow", einige Uebersetzungen, einige Kritiken und eine rührende Schilderung der letzten Augenblicke des Dichters aus der Feder Shukowskij's, der zweite seine leichtern Dichtungen enthält. Seine Jugendversuche wie seine Nachahmung des komischen Epos „La guerre des Dieux" und der „Pucelle d'Orléans" werden aus guten Gründen ausgeschlossen bleiben. Bei Gelegenheit der hundertjährigen Stiftungsfeier der moskauer Universität hat Professor Schewirow eine Geschichte der Universität veröffentlicht; auch erschien ein Wiederabdruck des ersten Jahrgangs der ersten russischen Zeitung, die im Jahre 1703 auf Befehl Peter's des Großen gegründet wurde. Es gab davon nur zwei Exemplare, die sich im Besitze des bekannten russischen Bibliophilen Poltoratzki (s. unten) befanden, aber von diesem der kaiserlichen Bibliothek zum Geschenk gemacht wurden. Graf Sollohub, jetzt in Tiflis lebend und bisher durch Novellen bekannt, schrieb, wie das „Magazin für die Literatur des Auslandes" berichtet, ein Leben des Generals Kotlärevskij, der sich als kühner Russenführer im kaukasischen Kriege auszeichnete; Staffulewitsch eine „historische Untersuchung über die Belagerung und Einnahme Konstantinopels durch Mohammed II."; Kottschow von echt russischem Standpunkt ein Buch: „Wahrheit über England"; der Maler Sacharow „Reisenotizen eines russischen Künstlers". Professor Solowjew in Moskau ließ den vierten Band seiner russischen Geschichte erscheinen; Mai dichtete ein Trauerspiel „Servilia", welches zur Zeit der Diocletianischen Christenverfolgung spielt, und Alferjew, ein früh verstorbener Dichter, hinterließ die Tragödie „Diagaras". Im „Athenaeum français" wird, wie wir hier bemerken, gegen eine auch von uns früher mitgetheilte Erzählung Gallet de Kultures', daß Puschkin für eine politische Ode auf Befehl des Generals Miloradowitsch mit Ruthenstreichen bestraft worden sei, von russischer Seite entschieden Protest eingelegt.

Deutsche Dichtungen in der Beleuchtung englischer Kritik.

Es ließ sich erwarten, daß die letzten Dichtungen Leopold Schefer's den Beifall englischer Kritiker nicht finden würden; dem britischen Geiste sagen solche erotische Schwelgereien wenig zu. Das „Athenaeum" z. B. meint vom „Koran der Liebe" und von „Hafis in Hellas": „Wir hätten von dem Veteranen Leopold Schefer etwas Besseres erwartet als eine solche Masse langweiliger Rhapsodien über Schönheit, Liebe und Genuß"; und: „Die mannichfaltigsten Versmaße sind darin angewendet, aber obschon sie mit der Virtuosität eines geübten Meisters gehandhabt sind, ist der Gesammteindruck doch nur der der ermüdendsten Monotonie." Das „Athenaeum" meint weiter: „Eine gewisse Gattung deutscher Denker, welche in einer fortdauernden Verkündigung des Epikuräismus den höchsten Grad von Weisheit und Glückseligkeit erblickt, wird vielleicht zu diesem neuen Versuch, die reflective Ungebundenheit der westlichen Welt mit einem Anstrich orientalischer Ueppigkeit zu verschmelzen, mit hoher Verehrung aufschauen; aber diese Verehrer werden entweder sehr junge Leute oder, was noch wahrscheinlicher ist, ältliche Herren sein, welche sich den Schein geben, noch wie sehr junge Leute zu empfinden. Diejenigen, welche von der Erfahrung Nutzen gezogen haben, werden von der Vergänglichkeit sinnlicher Genüsse zu sehr überzeugt sein, um sich durch irgend ein metrisches Geschützfeuer aus ihrer Ueberzeugung herausschlagen zu lassen." Eine längere Anzeige bringt dasselbe Blatt über Max Waldau's „Rahab" mit den einleitenden Worten: „Es ist dies das letzte Erzeugniß eines erst jüngst verstorbenen Dichters, den man als einen der versprechendsten unter den revolutionären (!) Barden Deutschlands ansah. Gemeinhin darf der Name der Verlagshandlung Hoffmann und Campe als ein Zeichen betrachtet werden, daß der Verfasser des Buchs, auf dessen Titelblatt er steht, den bestehenden Gewalten feindlich ist." Der Kritiker theilt mehre Stellen der „Rahab" in englischer Uebertragung mit und zwar in derselben athemlosen anapästischen Form, in welcher das deutsche Gedicht geschrieben ist. Hier eine kurze Probe, damit der Leser wisse, wie sich dieses Versmaß im Englischen ausnimmt:

> The storm is proclaim'd from without by the psalm and the trumpet,
> And howling, and stamping, and clatt'ring raise billows to heaven.
> She rises in haste, and in haste girds her garment around her;
> She sweeps from her forehead her hair and her dark meditations,
> And hurriedly bends herself over the parapet, watching,
> Until with a wild-flaming glance, she has found out the sought one: —
> The bravest of all, who tow'rs o'er the rest on the rampart.
> Down, down, ever cleaving their skulls, does he hurl the assailants;
> Now whirling his axe in the air, and now dashing it downwards.
> Not a blow does he deal but a life by the weapon is shatter'd;
> If all were like him in the battle, the foe would ne'er conquer.

Der englische Kritiker rühmt das Feuer, womit der Dichter zu schildern weiß, nennt aber die Dichtung als Ganzes „eine bloße Schöpfung moderner Reflexion".

Der Bibliophile Poltoratzky.

Der Redaction wurde, nebst andern damit in Beziehung stehenden Drucksachen und Flugblättern, eine Broschüre eingesandt, die den Titel trägt: „Notice sur M. Serge Poltoratzky bibliophile et bibliographe russe, membre honoraire de la bibliothèque de Saint-Petersbourg" (Paris 1854). Die Broschüre ist ein besonderer Abdruck eines im elften Bande der „France littéraire" enthalten gewesenen Artikels und nur in 200 Exemplaren abgezogen worden. Sie unterrichtet uns zuvörderst über S. Poltoratzky's Großvater, Marc Poltoratzky, der wegen seines Gesangstalents zum Oberdirector der kaiserlichen Kapelle zugleich unter Ertheilung eines hohen Rangs ernannt wurde; über seinen Vater, den Staatsrath Dmitri Poltoratzky, welchem Rußland mehre Verbesserungen im Ackerbauwesen zum Theil nach englischem Muster und den Kartoffelbau im großen Maßstabe verdankt; endlich über seinen Oheim, den Generallieutenant Konstantin Poltoratzky, der bei Champeaubert gefangen wurde und mit Napoleon, welcher ihn zu sich bescheiden ließ, eine sehr lange, auch von General Michailowski-Danilewski in dessen bekanntem Werke über den Feldzug von 1814 mitgetheilte interessante Unterredung hatte, die Poltoratzky neuerdings in einem besondern Schriftchen „Conversation de l'empereur Napoléon avec le général russe Constantin Poltoratzky" nach den eigenen Worten des Generals in authentischer Fassung mittheilt. Sodann kommt der Artikel auf S. Poltoratzky zu sprechen, „cet amateur pétillant d'esprit, qui trouva la vivacité française, la grâce parisienne sous le ciel de la Russie". Aus dem Militärdienste, dem er sich zuerst gewidmet hatte, trat er 1827 als Stabsoffizier aus, um sich ganz industriellen Bestrebungen, namentlich aber seine Bücherliebhaberei zu widmen. Seine acht geräumige Säle füllende Büchersammlung in Avtschurino, 12 Werste von Kaluga, umfaßt womöglich Alles, was über Rußland, seine Literatur, seine Geschichte und seine Berühmtheiten geschrieben worden ist. Poltoratzky sammelt so fleißig in diesem Departement, weil er damit beschäftigt ist, nach dem Muster der „Bibliothèque historique de la France" ein „Dictionnaire bibliographique de tous les auteurs russes, ainsi que des auteurs étrangers qui ont écrit sur la Russie" herauszugeben. Gegenwärtig steht er mit dem „Athenaeum

français" in Verbindung, dem er Mittheilungen und Notizen über die Geschichte seines Vaterlandes zukommen läßt. Mehre Aufsätze bibliographischen Charakters hat Poltoratzky im „Bulletin du bibliophile belge" dann auch besonders veröffentlicht. Auch das Druckconvolut, aus dem wir in Nr. 8 d. Bl. unsere Mittheilungen über den Grafen Rostoptschin, namentlich über seine literarische Wirksamkeit entlehnten, rührte, wie wir aus dieser Broschüre erfahren, von S. Poltoratzky her. Die andern uns mitübersandten Drucksachen, z. B. „Notice sur le premier opéra russe (en 1755)" *), „Notice sur quinze traductions françaises de l'hymne du poëte russe Derjavine intitulée Dieu" u. s. w. sind Fragmente des großen von Poltoratzky beabsichtigten bibliographischen Werks. Poltoratzky lebt, soviel wir wissen, gegenwärtig in Homburg. **H. M.**

*) „Cephalus und Prokris." Araja componirte, ohne ein Wort russisch zu verstehen, den vom Obersten Sumarokow verfaßten Text, nachdem man ihm denselben Wort für Wort erklärt hatte. Die Kaiserin, welche bei der Aufführung selbst in die Hände klatschte, beschenkte nach etlichen Tagen die Darsteller und Darstellerinnen mit schönen Stoffen zu neuen Kleidern.

Bibliographie.

Brocchi's Briefe über Dante's Göttliche Komödie. Aus dem Italienischen von B. K. S. Bonn, Henry u. Cohen. 8. 18 Ngr.

Der Buchhandel vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1843. Bausteine zu einer spätern Geschichte des Buchhandels. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Der Buchhandel vom Jahre 1813 bis zum Jahre 1853. Altona, Verlags-Büreau. 8. 15 Ngr.

Dinge die zu bedenken sind. Von der Verfasserin der „Kleinen Dinge". Kiel, Schröder u. Comp. 32. 6⅓ Ngr.

Gedichte. Von A. H. S. Greifenberg. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

Gfrörer, A. F., Urgeschichte des menschlichen Geschlechts. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Hansen, T., Die lutherische und reformirte Kirchenlehre von der Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Hengstenberg, Der Prophet Jesaias. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 12. März 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Hurter, F. v., Zur Geschichte Wallensteins. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebig, J. v., Die Grundsätze der Agricultur-Chemie mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Lorinser, F., Reiseskizzen aus Spanien. Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Rauck, F., Bilderschau im Kaisersaal zu Frankfurt am Main. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 5 Ngr.

Patiß, G., Die lyrische Dichtkunst in ihrer vollständigen Entwicklung theoretisch und praktisch bearbeitet. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roquette, O., Hans Haidekuckuck. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr.

— — Das Hünengrab. Historische Erzählung. Dessau, Gebr. Katz. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Das Reich der Träume. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

St. John, Percy P., Die Engländer in Paris. Humoristische Reiseskizze. Leipzig, O. Wigand. 32. 10 Ngr.

Schücking, L., Geneanomische Briefe. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 12. 20 Ngr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Gedankenmarkt in Bildern. Berlin, Grobe. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Shakspeare, W., Ein Sommernachtstraum. Uebersetzt von C. Abel. Leipzig, Keil. 16. 15 Ngr.

Sklavenleben in Amerika: oder wunderbare Lebensschicksale eines auf britisches Gebiet entkommenen, ehemaligen Negersklaven, Namens John Brown. Nach dessen eigenen Worten deutsch wiedererzählt, sowie mit einer Einleitung über den dermaligen Stand der Sklaven-Frage versehen von C. F. Grieb. Stuttgart, Belser. 8. 15 Ngr.

Thiele, P. E., Schattenspiele der feinen Welt. Eine Sammlung interessanter Biographien berühmter und berüchtigter Menschen der Gegenwart und der Vergangenheit. In historisch-romantischen Bildern bearbeitet und herausgegeben. 1stes bis 7tes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Von den heyligen drey künigen. Nach einer alten Handschrift herausgegeben von I. V. Zingerle. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 4 Ngr.

Wagner, A., Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatze zu dem Köhlerglauben des Herrn Carl Vogt, als des wiedererstandenen und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten Bory. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 8 Ngr.

Wagner, J. R., Die Geschichte der Chemie. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Zingerle, P., Leben und Wirken des heiligen Simeon Stylites. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 12. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Corps der Zuaven im französischen Heere. Seine Entstehung, Ausbildung und Kriegsthaten. Eine Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux Mondes. 2te Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cramer, G., Offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Ostertag, das Buch: „die Bibel und ihre Geschichte" betreffend. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 2 Ngr.

Die katholische Gemeinde auf Nordstrand und der Jansenismus. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 4 Ngr.

Gersdorff, E., Non suum cuique! Ein Rechtsfall aus Preußen. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Die letzten Lebensstunden des Kaisers Nicolaus des Ersten. Nebst seinem Testament. Aus dem Russischen übertragen von M. Joel. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, J., Ueber Ehescheidung und Wiederverehelichung geschiedener Gatten. Zwei Vorträge. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Schramm, R., Der Norddeutsche Staat. Das Zuschkommen des weltlichen Gewissens der deutschen Nation. Wirkungen. — Gegenwirkungen. — Zwecke. 1stes Heft: Die Rebellion des Hannöverschen Feudalismus gegen Preußen's Kriegshafen am Jadebusen. London, Schramm. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, F. J., Ueber christliche Toleranz. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 29. März 1855. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Stahl, J., Ausführungen über das Ehescheidungs-Gesetz. Berlin, Hertz. 8. 4 Ngr.

Ueber Alter und sittlich-religiösen Charakter der ältern und eigentlichen Freimaurerei. Sendschreiben an Hrn. Dr. August Knobel, ordentl. Professor der Theologie in Gießen. Auf Anlaß der deistenriecherischen Hengstenbergischen Angriffe auf dieselbe von Jannes Jambres Missipporus. Bremen, Strack. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zum hundertjährigen Geburtstage Samuel Hahnemann's. Reden und Erinnerungsblätter an die Feier des 11. April 1855 in Meissen, herausgegeben von B. Hirschel. Nebst einer Beilage: Hahnemann und seine Gegner von C. Mueller. Dessau, Gebr. Katz. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

29. **Rellstab (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Zehnte und elfte Lieferung. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage.** Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab.** Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die **erste Folge** (12 Bände, 1843—44) enthält: **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die **zweite Folge** (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab bietet in diesen vier Bändchen der deutschen Lesewelt, zu deren beliebtesten Erzählern er gehört, theils Erdichtetes, theils selbst Erlebtes: eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Biographien bedeutender Personen, mit denen der Dichter in nähere Berührung kam. Die drei ersten Theile enthalten: (I.) „Vergeltung. Novelle"; „Der Deserteur. Novelle"; „Die Blume des Gebirgs. Ein Reisebildchen"; „Habakuk oder die große Sonnenfinsterniß des 12. Mai 18[illegible]. (Ein sehr sonderliches Abenteuer.)" (II.) „Das diamantene Kreuz. Novelle"; „Familienschicksale. Novelle"; „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Eine novellistische Skizze nach einer wirklichen Begebenheit." (III.) „Die Geschwister. Novelle"; „Die leichtsinnige Ehe. Eine Skizze nach dem Leben"; „Nachbar Stakattitius. Eine Skizze"; „Eine Skizze aus Johannes Kreysler's Tagebuch"; „Reise durchs Harthal. Herbstreisebild." Der vierte Theil enthält folgende Biographien: „Jean Paul. Mein persönliches Bekanntwerden mit demselben"; „Beethoven. Ein Bild der Erinnerung aus meinem Leben"; „Ludwig Berger. Ein Denkmal"; „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Erinnerungsblatt".

30. **Schulze (Ernst), Sämmtliche poetische Werke.** Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 10 Ngr.

Ernst Schulze ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes Lieblingsdichter geworden. Dies beweisen die zahlreichen Auflagen, welche namentlich seine „**Bezauberte Rose**", aber auch seine „**Cäcilie**", die als phantasiebelebte, in sich geschlossene romantische Epopöe in der neuern deutschen Literatur bis auf den heutigen Tag noch unübertroffen geblieben ist, wie seine zarten, anmuthigen und melodischen „Gedichte" erlebt haben. Die fortdauernd lebhafte Theilnahme für Ernst Schulze hat jetzt auch eine **dritte Auflage** seiner „Sämmtlichen poetischen Werke" nöthig gemacht. Diese tritt vor das Publicum in Begleitung einer erschöpfenden **Biographie** des Dichters, von Hermann Marggraff verfaßt, welchem zu diesem Zwecke ein sehr reichhaltiges Material: das eigene ausführliche Tagebuch des Dichters, seine nachgelassenen Briefschaften und höchst dankenswerthe Mittheilungen seiner nächsten Verwandten und Freunde, zur Verfügung gestellt waren. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hier über des Dichters Bildungsgang und innere Entwickelung, über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid, über seine kurze aber interessante Kriegsperiode und über seine letzten Lebenstage ausführliche und meist ganz neue Aufschlüsse, die auch zum Theil als interessante Beiträge zur Kenntniß des damals unter dem deutschen Volke so energisch auflebenden nationalen Geistes, der Kriegsereignisse und namentlich auch des göttinger Gelehrtenkreises (Bunsen, Lachmann, Brandis, Lücke u. s. w.) zu betrachten sind. Die Verehrer des Dichters werden diesen aus seinem Tagebuche und seinen Briefen von mancher ganz neuen Seite und vornehmlich auch als glänzenden Prosaisten kennen lernen.

Von einzelnen Dichtungen **Ernst Schulze's** erschienen in demselben Verlage folgende **elegante Ausgaben:**

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht.
Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Gebunden 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.
Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.
Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

31. **Ernst Schulze.** Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraff.** Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine besondere Ausgabe des fünften Theils der dritten Auflage von Ernst Schulze's „Sämmtlichen poetischen Werken".

32. **Soldan (W. G.), Geschichte des Protestantismus** in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein ausgezeichneter Historiker schrieb der Verlagshandlung über dieses Werk unter Anderm:

„Nach meiner innigen Ueberzeugung ist das Werk ein höchst werthvolles, ja bedeutendes: werthvoll und bedeutend zuerst als das Resultat gründlicher und ganz eigener Forschung, womit ein tüchtiges Quellenstudium verbunden ist, wie dieses wieder mit einer Kritik, die, weit davon entfernt, eine ins Blaue gehende und umstürzende zu sein, manches stereotyp gewordene Unwahre, Halbwahre und Unsichere theils ausscheidet und sichtet, theils als ungewiß der künftigen Forschung und genauern Erörterung überläßt und empfiehlt. Die Darstellung ist dem Ernste und der Würde der Geschichte angemessen. Der Verfasser ist überall seines reichen Materials so sehr Herr geworden, daß er die Darstellung keineswegs schleppend und ermüdend macht und ihr nirgends die Beschwerde der Untersuchungen anmerken läßt."

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung. 8. 1845. 1 Thlr. 10 Ngr.

33. **Stern (S.), Stein und sein Zeitalter.** Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. 8. Geh. 2 Thlr.

Eine für die weitesten Kreise des deutschen Volks bestimmte Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Ministers Freiherrn vom Stein und seiner für Deutschland so verhängnißvollen Zeit. Es war die Absicht des Verfassers, den großen Mann im Rahmen jener merkwürdigen Zeit und die Zeit aus dem Geiste und dem Streben des großen Mannes zu erfassen und in ansprechender Weise darzustellen. Strenge geschichtliche Objectivität und Zurückweisen jeder Parteifärbung waren die ersten Erfordernisse. Die Charaktere und Situationen sind aber nicht nur mit gewissenhafter geschichtlicher Treue, sondern auch mit möglichster Beleuchtung der sittlichen und psychologischen Motive gezeichnet. Der Verfasser ist dabei von der gewiß richtigen Ansicht ausgegangen, daß die Geschichtschreibung in dieser Richtung nicht hinter dem geschichtlichen Roman zurückbleiben darf, wenn sie neben denselben in der großen Lesewelt Platz gewinnen und der Wahrheit den gebührenden Sieg über die Dichtung sichern will. Für das größere deutsche Publicum ist aber das Werk vorzugsweise bestimmt: es will und soll ein **Volksbuch** sein, das dem deutschen Volke ein anschauliches Bild Dessen gibt, was Stein geschaffen und was er gewollt hat, ein Bild des gesammten Staatslebens, wie es sich nach der Idee des großen Staatsmanns gestalten sollte, das ihm aber zugleich auch eine der traurigsten Epochen der deutschen Geschichte, die Zeit des unseligen Schwankens der preußischen Politik vor die Augen führt. Das berühmte ausgezeichnete Werk von **Pertz** über Stein hat dem Verfasser natürlich oft als Quelle und Anregung gedient, doch ist sein Buch in keiner Weise ein Auszug oder eine Bearbeitung jenes Werks, sondern eine durchaus selbständige Arbeit.

(Der Beschluß folgt.)

An die Deutschen.

Der funfzigjährige Todestag unsers Friedrich von Schiller hat in allen Gauen des Vaterlandes dankbarste Erinnerung an den Zufrühvollendeten und an vielen Orten gemeinsame Huldigung durch Gesang, Bild und Rede geweckt. Ein Kreis von Ehrenmännern unserer Stadt trat mit den Unterzeichneten zusammen, um einer solchen auch hier veranstaltet gewesenen Erinnerungsfeier durch Gründung einer Stiftung einen noch umfassendern Ausdruck zu geben. Der zunächst durch einen Rückblick auf Schiller's eigenes Leben veranlaßte, sonst aber auch durch die traurigsten Erfahrungen auf dem Gebiete der Literatur immer mehr als Nationalpflicht sich aufdrängende Zweck derselben ist, solchen Schriftstellern, welche dichterischer Formen sich bedienend dem Genius unsers Volks in edler, die Mehrung der Bildung anstrebender Treue sich gewidmet haben, für den Fall ihnen verhängter eigener schwerer Lebenssorge oder den Fall der Hülflosigkeit ihrer nächsten, auf ihr Talent angewiesenen Hinterlassenen einen thatkräftigen Beistand zu leisten. Nicht mehr die bereits unter uns organisirte Form, wohl aber das kräftigere Erblühen und zeitigere Beginnen der Wirksamkeit dieser

Schiller-Stiftung

hängt von dem Widerklange ab, den unsere Anregung in gleichgesinnten Gemüthern findet. Wir lassen deshalb an Alle, denen die Erhaltung, Mehrung und Würde der Nationalliteratur ein theurer und werther Gedanke ist, hiermit einen Aufruf ergehen zur lebendigsten Ergänzung unsers Unternehmens. Wir bitten Freunde der Literatur, aller Orten zu gleichen Schiller-Stiftungen zusammenzutreten und die Verwendung der Ergebnisse ihrer Thätigkeit mit der unsrigen in einer künftig näher zu bezeichnenden Weise in Verbindung zu bringen. Wir bitten Diejenigen, die die vorherige Bildung von Schiller-Stiftungen an ihren Wohnorte nicht abwarten wollen, die Spende, die sie unserm Beginnen für ein mal oder periodisch entweder selbst zugedacht haben oder durch entsprechend in Bewegung zu setzende sonstige Förderungsmittel, Concerte, Theatervorstellungen, Bildausstellungen u. s. w. zu wirken hoffen, unmittelbar an die Herren Löhe & Thomaschke hierselbst, gegen später erfolgende öffentliche Quittung durch die augsburger Allgemeine Zeitung einzusenden. Nicht Hoch oder Gering, nicht der Fürst, der in der Förderung eines Augusteischen Zeitalters seinen schönsten Ruhm erblickt, nicht der Bürger, der nach Vollendung seines gesegneten Tagwerks am reinen Quell deutscher Dichtung sich zu erquicken liebt, Niemand, der eine, wenn auch kleine Gabe bereit halten kann für Humanitätszwecke, die nicht sein eigenes, nächstes Wohl berühren, wolle sich ausschließen, eine Stiftung zu fördern, die es durch Veranlassung und Zweck verdient, schon am hundertjährigen Erinnerungstage der Geburt Schiller's, den 11. November 1859, Ergebnisse veröffentlichen zu können, die aufs neue die Thatsache feststellen, daß unsere Nation sich am einigsten fühlt in der Pflege und Wahrung ihrer unveräußerlichen geistigen Güter.

Dresden, den 10. Mai 1855.

Der prov. Vorstand der Schiller-Stiftung.

Dr. C. G. Carus, geheimer Medicinalrath.
Dr. Karl Gutzkow.
Dr. Julius Hammer.
Dr. Gustav Klemm, königl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar.
Major **Serre** auf Maxen.
v. Wietersheim, königl. sächs. Staatsminister a. D.
Hofrath und Vicedirector **Karl Winkler.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 14. Juni 1855.

Kritik der politischen Zeitideen.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat. Von Baron Joseph Eötvös. Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersetzt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Als wir den ersten Theil dieses Werks (Wien 1851, jetzt in denselben Verlag übergegangen) in Nr. 18 d. Bl. f. 1852 besprachen, behielten wir uns ein definitives Urtheil bis nach dem Erscheinen des zweiten Theils vor, sprachen aber jedenfalls die gespannte Erwartung aus, mit der wir der Vollendung eines Werks entgegensahen, das eine Menge von Fragen und Zweifeln angeregt, eine tief einschneidende Kritik gegen lange Zeit herrschende Ideen der Neuzeit und deren Schöpfungen gerichtet hatte, nun aber zeigen sollte, was an deren Stelle zu treten habe und auf welchem Wege die auch von dem Verfasser anerkannten Strebziele der Zeit besser zu erreichen und zu verbürgen seien als auf den zeither eingeschlagenen. Der Verfasser verwarf nämlich keineswegs die Zwecke der modernen Bewegungen im Völkerleben; er sympathisirte mit den besten Gesinnungen, die ihnen nur immer zugrunde liegen können; aber er hielt dafür, daß die Bewegung sich in den Mitteln vergriffen habe, daß sie in mancherlei Irrthümer, Täuschungen, Misverständnisse verfallen sei und eben dadurch vielfach das Gegentheil von Dem bewirkt und erlebt habe, was sie bezweckte. Der Verfasser bemühte sich, zu zeigen, was eigentlich der Sinn und die Kraft der Losungsworte der Zeit gewesen und daß ihre Anwendung vielfach in ganz anderer Weise erfolgt sei. Er versprach, die wahren Wege zur rechten Verwirklichung des Angestrebten zu eröffnen, und dieser Aufgabe mußte vornehmlich der zweite Theil gewidmet sein.

Es wird auch diesen zweiten Theil Niemand ohne Interesse lesen, der überhaupt an ernstern Dingen Interesse nimmt, und Niemand ihn aus der Hand legen, ohne Nutzen daraus gezogen, ohne vielfache Anregung daraus geschöpft, ohne erhöhte Achtung für den klaren, unbefangenen, männlichen Geist des Verfassers und die Biederkeit seiner Gesinnung gefaßt zu haben. Ob man sich nach Vollendung der Lectüre aber vollkommen befriedigt finden, ob man sich dann gestehen wird, daß nun das Räthsel gelöst, daß die Lösung eine völlig neue, überraschende, noch nie versuchte, daß sie die unbedingt rechte, erschöpfende, überall ausreichende sei — um in diese Frage einiges Licht zu werfen, müssen wir doch auch über den Inhalt dieses zweiten Theils kurze Referate und Extracte beibringen.

Nach einer Einleitung, worin sich der Verfasser darüber verbreitet, daß, gewisse Sätze zugegeben, die Aufgabe für uns nicht in der Begründung einer neuen Civilisation, sondern in der Vollendung derjenigen liegen müsse, unter der wir uns bisjetzt entwickelt hätten, verbreitet er sich in dem ersten Buche wieder über den Sinn, der den Begriffen der Freiheit, Gleichheit und Nationalität durch „die Mehrheit der Menschen" — später sagt er auch „allgemein" — beigelegt werde. Er untersucht zunächst, wie man den Sinn erkennen könne, welchen das Volk gewissen Begriffen beilege. Denn, bemerkt er:

> Das Volk ist sich seiner Begriffe selten klar bewußt; statt seine Ueberzeugungen zu analysiren, erfaßt es gewisse Worte, an denen es mit aller Begeisterung des Glaubens festhält. Hat es sich einmal für eines derselben ausgesprochen, so ist es ihm der Inbegriff alles Dessen, was es für recht und gut hält; alle Hoffnungen sind damit verbunden; es ist das Ziel aller Bestrebungen, der Trost für jedes Leid. Ueber die richtige Bedeutung jener Worte, die wir auf jedem Banner und in allen Herzen finden, pflegt sich das Volk nie Rechenschaft zu geben; ja es wird dieselben auf das Geheiß seiner Führer oft verändern, ohne seine Ansichten und Wünsche verändert zu haben, oder mehr oder etwas Anderes erringen zu wollen als früher.

Das mag wahr sein, und wollen wir nur dazu bemerken, daß die Zustände, die der Verfasser im Auge hat, auch einem Schein unterliegen, und daß nicht selten der Schlachtruf wol auf Aller Munde, aber nicht in Aller Herzen ist, nicht alle Völker zu allen Zeiten bereit sind, dem „Inbegriff alles Dessen, was sie für recht und gut

halten", auch andauernde Opfer und Anstrengungen zu widmen. Doch der Verfasser will nun dem Sinne, in welchem jene Begriffe allmälig zur Herrschaft über die Gemüther der Menschen gelangt sein sollen, zunächst auf geschichtlichem Wege beizukommen suchen. Die Freiheit anlangend, so war es im Alterthume die Theilnahme an der Herrschaft, um die man im Namen der Freiheit rang. Er bemerkt aber nicht ohne Grund, daß in der Zeit, wo das Christenthum auftrat, die Nothwendigkeit, die Freiheit des Individuums gegen die Allgewalt des Staats zu schützen, schon gefühlt worden sei. Die Freiheit, welche im Staate zuletzt keinen Raum mehr gefunden, habe ein anderes Gebiet suchen müssen, und die Grundsätze der stoischen Schule, wonach Jeder das Glück in der Tugend, in der Kraft seiner Seele suchen sollte, hätten dem Christenthm vorgearbeitet. In dem letztern sei der Begriff der individuellen Freiheit allgemein geworden, indem es dem allmächtigen Staate des Alterthums in der religiösen Ueberzeugung die erste unübersteigliche Schranke entgegengesetzt. Ebenso habe das Christenthum dem Begriffe der Gleichheit erst seine praktische Bedeutung gegeben, und selbst der Begriff der Nationalität habe sich, wenn auch nicht unmittelbar durch das Christenthum, doch im Verlaufe der christlichen Civilisation und mittelbar durch diese entwickelt. (Hier muß man jedenfalls wol hinzusetzen: wieder entwickelt.)

Wir haben zu diesen Sätzen zunächst folgende Bemerkungen zu machen. Sollte es in der That eine bloße Verwechselung der Begriffe gewesen sein, wenn man im Alterthum den Kampf um die Herrschaft mit dem Namen des Kampfs um die Freiheit schmückte? Gewiß ist, daß der Ehrgeiz oft, ja sehr oft sich dieser Maske bedient oder sich in einen entsprechenden Selbstbetrug eingewiegt hat. Aber wenn die Völker des Alterthums wie die neuern solche Staaten, in denen ein größerer Kreis an der Herrschaft theilnahm, vorzugsweise freie nannten, so dürften sie doch in der, sei es wahren oder falschen, Ansicht gehandelt haben, daß in solchen Staaten auch die individuelle Freiheit gesicherter sei. Ferner dürfte Das, was der Verfasser über die Nationalität sagt, nur im Gegensatze zu dem römischen Weltreiche eine Wahrheit haben, während an sich der Staat des Alterthums ein vorzugsweise nationaler, in keiner Weise ein nach abstracten Begriffen gebildeter, sondern ein ganz und gar durch Wesen und Verhältnisse der Nation bedingter und nur auf diese bezogener war. Den hohen und wohlthätigen Einfluß des Christenthums endlich auch auf diese Beziehungen wollen wir in keiner Weise herabsetzen, sind vielmehr überzeugt, daß, wie Großes es auch schon von seinem ersten Auftreten an gewirkt hat, wir doch noch immer nur in den ersten Anfängen seiner eine unermeßliche Zukunft in sich schließenden Wirksamkeit stehen. Das scheint auch des Verfassers Ansicht, wie sich mehrfach ergibt. Wir hätten aber gewünscht, daß er deutlicher hervorgehoben hätte, wodurch hauptsächlich das Christenthum gleich von vornherein der antiken Auffassung entgegentrat. Fast scheint es, als hätte er nur die Bedeutung der religiösen Ueberzeugung dem Willen der weltlichen Staatsmacht gegenüber im Auge, wozu dann noch die allerdings wichtigen Gleichheitsmomente kommen. Uns scheint das Wesentlichste, daß das Christenthum überhaupt den einzelnen Menschen als Selbstzweck auffaßt und ihm eine über das irdische Leben hinausreichende Bestimmung gibt, ebendeshalb aber dem Staate das Recht nimmt, sich allein als den Zweck des Daseins zu betrachten, ihm vielmehr die Grenze setzt: daß sein Recht nicht weiter geht als seine Pflicht, daß er mit all seiner Macht und seinen Ansprüchen doch nur ein Mittel ist für Anderer Zwecke. Aber für wessen? Das ist ein Punkt, um welchen sich Klippen reihen, die der Verfasser nicht gesehen oder umschifft haben dürfte. Die Compendien sagen uns: der Staat habe jeden Menschen als Selbstzweck zu behandeln und er bestehe für die Zwecke seiner einzelnen Glieder. Das Leben spricht anders und auch die tiefere Betrachtung kommt auf andere Resultate. Wir wollen nicht darauf ein theoretisches Gewicht legen, wie praktisch bedeutsam die Sache auch sein mag, daß, soweit die geschichtliche Erfahrung rückwärts und um uns in allen Staaten, zu allen Zeiten uns Kunde gibt, viel Menschenstreben und Menschenglück den Begierden und Leidenschaften, den Launen und Umtrieben der Machthaber oder falschen, eingebildeten Interessen der Staaten geopfert wurden, nur hier mehr dort minder, hier bewußt und dort unbewußt. Das sind eben Misbräuche und Irrthümer, Unvollkommenheiten irdischer Zustände. Aber wer mag es leugnen, daß der Staat ein anderes Ziel verfolgt und verfolgen muß als das Wohlsein seiner jetztlebenden Volksglieder, sei es dem Namen nach ihrer aller, oder ihrer Mehrzahl, oder irgend einer jener Minoritäten, welche, solange es Staaten gibt, deren Schwerpunkt gebildet haben — wer mag es leugnen, der da sieht, wie die Menschen in den Staat hineingeboren werden, in ein altes, meist schon von den Werken der Jahrhunderte erfülltes, ihre eigenen Richtungen vielfach bestimmendes und beherrschendes Verhältniß, das sie im Ganzen und Einzelnen acceptiren müssen, das die Wenigsten mit einem andern Staate vertauschen können, während Keiner dem Staate selbst zu entrinnen vermag; wie der Staat durch eine Masse von Einrichtungen, Gesetzen und Maßregeln, welche, im günstigen Falle, auf das eigene gedeihliche Bestehen und Wirken des Staats für das bleibende Volkswohl oder unmittelbar auf dieses letztere gerichtet sind, in die Freiheit, die Selbstbestimmung, das Vermögen, das Leben der Einzelnen eingreift; welche Summe menschlicher Kräfte diese riesige Maschine mit ihren zahllosen Rädern consumirt und für welcherlei Theilzwecke ihres eigenen Gangs; wie gewaltig der Einzelne oft in seinem ganzen Schicksal die Wirksamkeit von Maßregeln empfindet, die er nicht gewollt hat, die er vielleicht nicht billigt, deren Gewalt über ihn einen seltsamen Gegensatz zu der schimmernden [illegible] bildet, daß der Staat um seinetwillen da sei, einen Gegensatz, der sich nur durch künstliche Schlüsse und Fictionen verdecken läßt; wie der Staat in Nothfällen die

äußersten Opfer von seinen Volksgliedern fodert und selbst die Gegenwart des Volks an die Rettung seiner Zukunft setzt; wie endlich der Staat es nicht unternimmt und unternehmen kann, dem Einzelnen überall da zu helfen, wo dieser Hülfe begehren mag und wo sie ihm vielleicht recht dienlich sein möchte, wie er vielmehr nur da für den Einzelnen einschreitet, wo es im Interesse des Ganzen ist, daß dem Einzelnen, der in solchem Falle begriffen ist, vom Staate aus Beistand werde? Man sieht, es muß ein Höheres und Allgemeineres sein als das Wohl der Einzelnen, das der Staat sich zum Ziel nimmt, und ein großes Ganze muß ihm die Richtschnur seines Wirkens, die Quelle seines Rechts, die Weihe seines Strebens bieten. Was kann das anders sein, und was ist es anders als das große, organische Volk? Nicht die so und so viel Einer gerade jetzt im Volke lebender Individuen, aufgelöst aus all ihren natürlichen Ordnungen, Gliederungen und Verhältnissen in nackte Zahlenmengen, sondern das dauernde, gegliederte, wirkliche Volk, wie es vor uns steht in Geschichte und Leben, das Band der Jahrhunderte. Dieses Volkes Wohl und Bestimmung ist der Zweck des Staats, und was es fodert, dazu ist er berechtigt, weil er es zu leisten verpflichtet ist, findet aber auch eben in dieser Verpflichtung die Grenze seiner Berechtigung. So ist nirgends in gebildeten Staaten die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung ungehemmter als in England, wo selbst die rechtliche Präsumtion für die Freiheit des Einzelnen und wider das Recht des Staats spricht, und doch ist auch dort die Omnipotenz des Staats für den Fall des zeitlichen Bedürfnisses sorglich und wirksam gewahrt.

Dies eben erinnert uns an eine fühlbare Lücke, die wir in der geschichtlichen Darstellung des Verfassers, von der wir ausgingen, bemerkt zu haben glauben und die vielleicht in seiner Nationalität ihren Grund hat. Er führt die beginnende Umgestaltung der antiken Staatsansicht lediglich auf das Christenthum zurück, und auch in dem Zunächstfolgenden beschäftigt er sich lediglich mit dem Verhältnisse, in welchem die Kirche des Mittelalters zu den Begriffen von Freiheit und Gleichheit stand, und da er dieses Verhältniß als ein dem im mittelalterlichen Staate bestehenden analoges erkennt und kein Wort darüber sagt, wie und woher es in diesen gekommen, so liegt es dem Leser wenigstens sehr nahe, das letztere aus dem erstern abzuleiten. Wir verkennen wie gesagt den Einfluß keineswegs, welchen gewisse christliche Auffassungen auf die allmälige Zersetzung der antiken Staatsansicht gehabt haben; aber unmittelbarer und sichtbarer im Vorgrund wirkte doch noch ein anderes Moment, dem das Christenthum vielfach harmonisch entgegenkam: das germanische Volksthum. Das war doch sicher von hoher Bedeutung eben für die vom Verfasser besprochenen Fragen, daß das römische Weltreich durch Nationen gebrochen ward, in deren Heimat die dem antiken Staate entgegengesetzteste Anschauungsweise vorherrschte: die höchste Werthhaltung der persönlichen Freiheit, das Ausgehen von ihr, die Beschränkung des Staats auf den Standpunkt einer fast feindlichen, mit Mistrauen betrachteten Nothwendigkeit, der man, soweit es sich nicht um das Unumgänglichste handelte, nur auf den Grund freier Zustimmung etwas leistete.

Doch fahren wir in unserm Berichte über den Ideengang des Verfassers fort. Während des Mittelalters nahm, so berichtet er, die Kirche als Ganzes dem Staate gegenüber das Princip der Freiheit in Anspruch; nach der Reformation thaten es Einzelne in Glaubenssachen. Auch das Princip der Gleichheit, im Gegensatze zu der Hierarchie, ward nun anerkannt. Allein auch damals hätte, so meint der Verfasser, die Mehrheit der Menschen die Begriffe Freiheit und Gleichheit nicht in dem Sinne verstanden, in dem sie äußerlich angestrebt worden, und das Princip der Nationalität habe zwar einen wesentlichen Einfluß auf die Reformation geübt, sei aber durch deren Kämpfe mehr in den Hintergrund gedrängt als gefördert worden. Aber auch die französische Revolution habe die Staatsmacht aufs äußerste steigern müssen, statt die individuelle Freiheit zu fördern, und habe das Princip der Gleichheit stets nur als Mittel, nie als Zweck behandelt. Aus der nun folgenden Erörterung über die neueste Zeit heben wir folgende Stelle aus:

> Nachdem man sich davon überzeugt, daß der Genuß der individuellen Freiheit für Alle durch die constitutionelle Anerkennung des Princips noch nicht gesichert werden könne, ja daß die freie Concurrenz, die eine nothwendige Folge der individuellen Freiheit ist, bei der unendlichen Verschiedenheit der Kräfte und Mittel, welche den Einzelnen zugebote stehen, für Viele selbst den Verlust der Freiheit zur Folge haben könne, so mußte der Gedanke entstehen, daß das Princip der Freiheit für sich allein nicht genüge, sondern gewisser Vorbedingungen bedürfe, durch welche der Genuß der Freiheit Allen gesichert wird, und es war nicht schwer, das Volk davon zu überzeugen, daß diese Vorbedingungen in der Verwirklichung des Princips der Gleichheit zu suchen seien. Betrachtet man aber die lebhafte Begeisterung, mit der das Volk auch jetzt noch an dem Princip der Freiheit festhält, hat man erfahren, wie es sich eben nur darum so lebhaft gegen die Ungleichheit ausspricht, weil es sich durch dieselbe der Freiheit beraubt glaubt, während es oft, wo dies im Interesse der Freiheit nöthig scheint (z. B. in der Ausübung seiner politischen Rechte, bei Arbeiterverbindungen), sich der Ungleichheit fügt; beobachtet man, wie sich das Volk eben gegen jene Einrichtungen des Staats am lebhaftesten ausspricht, wodurch seine Freiheit beschränkt wird: dann muß man zu der Ueberzeugung gelangen, daß sich auch das Proletariat unserer Tage nur darum für das Princip der Gleichheit begeistert habe, weil es dasselbe als ein Mittel, ja als das einzige Mittel, um zur Freiheit zu gelangen, betrachtet, und daß der Gedanke, die Freiheit der Gleichheit zum Opfer zu bringen, selbst dem Proletariat immer ferngeblieben sei.

In weiterer Betrachtung hebt der Verfasser hervor, daß die Bewegung von 1848 ihr Ziel, soweit es in angeblichen Freiheitsinstitutionen bestand, vollständig erreicht gehabt, daß aber dasselbe Volk, in dessen Namen man triumphirte, sich nicht als Sieger gefühlt, daß es, nachdem man ihm Alles gewährt, worin die Freiheit nach der Behauptung seiner Führer bestehen sollte, sich noch weiter nach der Freiheit gesehnt und sich doch Dasjenige, was man seine Errungenschaften nannte, ruhig habe nehmen lassen. Wie wolle man das erklären, wenn

man nicht annehme, daß das Volk unter der Freiheit etwas Anderes verstanden habe und verstehe, als was seine Führer im Namen derselben eingeführt hatten? Nun, man könnte es dahin zu erklären versuchen, daß das Volk gar nicht die Freiheit allein und als Zweck, sondern irgend etwas Anderes, wozu ihm die Freiheit helfen solle, gesucht habe: materielles Wohlsein, überhaupt allseitige Verbesserung seiner Lage, und daß es sich dann freilich durch die bloße Erlangung politischer Rechte, deren Ausübung nur seinen Führern zugute kam, unbefriedigt gefunden habe. Der Verfasser selbst hätte auf diesen Gedanken kommen mögen, wenn er die Erscheinung, die er gleich darauf selbst zum Beweis seiner Ansicht hervorhebt, nach dieser Seite hin bedacht hätte. Er meint nämlich: wenn das Volk wirklich in Institutionen, wie allgemeines Stimmrecht, absoluteste Gewalt der Volksvertretung, Jury, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, die von ihm gesuchte Freiheit erblickt hätte, so müßte eine Reaction in Betreff jener ebenso unmöglich gewesen sein, wie sie es in Betreff der bäuerlichen Verhältnisse sein würde. Nun, die Sache ist, daß in all jenen Rechten zunächst doch nur gewisse Glieder der gebildetern Classen einen unmittelbaren Vortheil für sich sehen, während an der Emancipation des Landvolks diese ganze zahlreiche Volksmasse direct und reell interessirt ist. Dazu kommt noch etwas. Wohl mögen Freiheitsrechte, welche in der That das Wohlbefinden der Massen erhöhen, überhaupt ein Zustand der möglichst vollkommenen freien Bewegung im persönlichen Leben antirevolutionär wirken, wie uns England beweist. Sie thun es, indem sie die herbsten Beschwerden beseitigen, eine wahre Anhänglichkeit an die öffentlichen Institutionen, die man oft als Beschützer, selten als Beschränker empfindet, möglich machen und durch die Uebung der Selbstkraft das Volk zu praktischer Tüchtigkeit, zu politischer Reife erziehen. Die persönliche Freiheit ist für die Massen die wahre Vorschule der politischen, nicht umgekehrt. Auch das zeigt England; auch das hat Nordamerika gezeigt. Aber auch die reellsten Freiheitsrechte werden diese Wirkungen nicht sofort äußern können, nachdem sie im Sturme einer Revolution erobert worden; vielmehr wird in Revolutionen das Volk nach jeder Errungenschaft neue begehren; es wird nicht absehen, warum es nicht das Eine so gut wie das Andere begehren und erlangen solle. Wir reden hier von Revolutionen, bei denen es sich um Rechte und Interessen der Massen handelt, nicht um den bloßen Wechsel der Machthaber. Auch die Freiheit kann ihre beruhigende, erhaltende Wirksamkeit erst äußern, wenn sie zur festen Ordnung, zur Gewohnheit geworden ist.

Nachdem nun der Verfasser noch auf einer Anzahl Seiten dasselbe Thema variirt und zu beweisen gesucht hat, daß aller politischen Bewegung der Neuzeit in Wahrheit eine Reaction der individuellen Freiheit gegen die Allgewalt des Staats zugrunde gelegen habe, wirft er die Frage auf: „ob man dem Einzelnen ein bedeutend größeres Maß individueller Freiheit einräumen könne, als derselbe gegenwärtig im Staate genießt, ohne daß dadurch das Bestehen größerer Staaten gefährdet oder gar unmöglich gemacht würde?" Wir sollten meinen: auch wenn man sich nicht auf Nordamerika berufen wollte, spräche schon England für die Bejahung dieser Frage, in welchem jedenfalls der Einzelne ein größeres Maß individueller Freiheit genießt als in den meisten Staaten des europäischen Festlandes, während doch England sicherlich zu den großen Staaten zu rechnen ist. So richtig es ferner ist, daß der Verfasser namentlich die Bedingung stellt, die individuelle Freiheit müsse sich mit dem Bestehen größerer Reiche vertragen, so scheint uns doch auch hierbei einige Unklarheit obzuwalten. Es scheint nämlich diese Aufstellung den Gedanken nahezulegen, als sei die individuelle Freiheit in großen Staaten mehr gefährdet als in kleinen, mit kleinen besser verträglich als mit großen. Die Erfahrung scheint uns das Gegentheil zu erhärten. In kleinen Staaten hat Das, was man die politische Freiheit nennt, mehr geblüht und ist leichter durchzuführen gewesen als in großen; bei der größern Gleichheit der Verhältnisse, der innigern Verflechtung der Interessen und der größern Vertrautheit Aller mit Allen konnte man in kleinen Gemeinwesen einen gleichmäßigern Einfluß Aller auf das Regiment vermitteln und ihn weit directer und reeller gestalten als in Großstaaten, und eben der Umstand, daß manche politische Theorien den Zuständen kleiner Staaten, vor allem Städterepubliken, entlehnt sind, macht sie für Großstaaten unanwendbar. Dagegen dürfte die individuelle Freiheit in kleinen Gemeinwesen, deren Leben alle Glieder in gleicher Stärke berührt, wo sich alle Einzelnen nähergerückt, wo die Ansprüche an jeden Einzelnen gesteigert sind, weit leichter beengt werden als in großen Reichen, in denen Millionen, wenn sie bestimmte einfache Pflichten erfüllen, im Uebrigen ihrer Selbstbestimmung folgen können und mit der im Staate herrschenden Gewalt nicht in Berührung kommen. Eben in den Städterepubliken des Alterthums und des Mittelalters ist die von dem Verfasser bekämpfte Verwechselung der politischen und der persönlichen Freiheit erfunden worden, bei welcher die letztere nur zu oft der erstern geopfert wurde.

Doch der Verfasser geht viel weiter zurück, um der Lösung seiner Frage beizukommen. Das zweite Buch beschäftigt sich mit einer Untersuchung über den Zweck des Staats. Da er aber dabei von der Ansicht ausgeht, daß zwar der gesellschaftliche Zustand ein Ergebniß der menschlichen Natur, der Staat aber ein Ergebniß der Gesittung sei, da er versichert, man habe zwar überall die Menschen im gesellschaftlichen Zustande, nicht aber überall im Staate gefunden, da er also einen bedeutsamen Unterschied zwischen gesellschaftlichem Zustand und Staat macht, so hätten wir vor allem eine genaue Begriffsbestimmung dieser beiden Momente gewünscht, die wir gänzlich vermissen. Uns ist der Staat der Inbegriff der öffentlichen Einrichtungen eines Volks, und überall wo wir bei einem Volke eine Gemeinschaft öffentlicher Einrichtungen finden, wie roh, unvollkommen, bru[illegible]

artig sie auch sein mögen, nehmen wir einen Staat an, den wir also nicht erst von einer gewissen Stufe der Entwickelung dieser Einrichtungen an, für die wir kein sicheres Kriterium sehen, zu datiren vermögen. Daneben aber betrachten wir alles übrige Gemeinsame, was das betreffende Volk hat, sein Zusammenleben in Sitte, Glauben, Bildung, Geselligkeit, Verkehr u. s. w., zusammen mit seinem Staatswesen, als sein gesellschaftliches Leben constituirend. Dagegen wollen wir dem Verfasser darin nicht widersprechen, daß für das Bestehen des Staats ein vernünftiger Grund gesucht werden müsse, wenn wir auch dem Grunde dieser Foderung nicht beistimmen können, den er in den Worten ausspricht: „weil der Staat blos als Ergebniß der bis auf einen gewissen Grad entwickelten menschlichen Vernunft anzusehen ist." Uns scheint das Bestehen öffentlicher Einrichtungen bei einem Volke zunächst auch eine Folge natürlicher Nothwendigkeit. Die höhergebildete Vernunft bethätigt sich in der Vervollkommnung dieser Einrichtungen. Seine höhere Weihe aber erlangt das Verhältniß, wenn es zugleich als ein ethisches Postulat, als eine Foderung der sittlichen Pflicht, als eine der Bedingungen erkannt wird, unter denen allein der Mensch seiner Bestimmung nachstreben und seine Pflichten gegen sich und Andere erfüllen kann. Wenn der Verfasser weiter die Theorien, die über den Rechtsgrund des Staats aufgestellt werden, in zwei Classen abtheilen zu können glaubt, je nachdem sie den Grund, wodurch das Bestehen des Staats gerechtfertigt werden soll, in einer historischen Thatsache oder in der der Vernunft zu finden glauben, so können wir das wenigstens für den heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht für erschöpfend halten. Uns scheinen die heutigen Theorien sich besonders danach zu unterscheiden, je nachdem sie den Staat als ein Product des menschlichen Willens, oder je nachdem sie ihn als eine Nothwendigkeit der Natur und als eine Foderung der sittlichen Pflicht auffassen, je nachdem sie daher, in consequenter Durchführung ihres Princips, auch für seine weitere Behandlung den Willen seiner Angehörigen, oder die bestmögliche Erfüllung seiner Aufgaben zur Richtschnur nehmen, das Recht des Staats auf den Willen des Menschen oder auf seine Pflicht gründen. Der Verfasser scheint weiterhin dem menschlichen Willen ein höheres Recht beizulegen, als wir zu thun geneigt sind, will ihn aber mit der Bedeutung der Vernunft und Sittlichkeit versöhnen, indem er meint, daß der Mensch „im gesunden Zustande immer Dasjenige wollen müsse, was er zu wollen oder zu sollen glaube". Weil der menschliche Wille durch seine Vernunft und sein moralisches Gefühl bestimmt werde, sei er deshalb nicht weniger wirksam. Nun, abgesehen davon, daß erfahrungsmäßig kein Mensch sich fortwährend blos von reiner Vernunft und edler Sittlichkeit bestimmen lassen dürfte, vielmehr Jeder seine Schwächen, Begierden und Leidenschaften hat, die sein Urtheil trüben und seinen Willen irreleiten, leugnen wir auch die factische Bedeutung des Willens keineswegs, sondern behaupten nur, daß er der Vernunft und Sittlichkeit gegenüber kein Recht hat, und daß der Staat darauf hin organisirt sein soll, der Vernunft und der Sittlichkeit den Sieg zu verschaffen. Wir können weiter mit dem Verfasser auch darin nicht übereinstimmen, daß er meint, es lasse sich gegen die Theorie, welche den Staat auf einen Vertrag gründen will, insofern damit blos das Bestehen des Staats erklärt werden soll, wenig sagen, meinen vielmehr, es liege in dem Standpunkte, auf dem man sich das Recht des Staats gar nicht anders erklären zu können glaubt als durch die Annahme eines Staatsgrundvertrags, eine principielle und folgenschwere Verkennung. Im Uebrigen bekennt der Verfasser selbst, „daß die Theorie des Staatsvertrags in der Wissenschaft zu keinen befriedigenden Resultaten, im praktischen Staatsleben aber zu den verderblichsten Folgen geführt" habe, „in den meisten Fällen mit unleugbaren Thatsachen im Widerspruch" stehe, zuletzt dazu gekommen sei, „um das Entstehen des Staats zu erklären, einen nicht existirenden Vertrag zwischen nicht existirenden Menschen" anzunehmen, und fast „allen Irrlehren, welche man in neuerer Zeit über den Besitz und andere wichtige Dinge aufgestellt", zur Begründung gedient habe. Mit Recht legt aber der Verfasser den Theorien, welche das Entstehen des Staats erklären sollen und fast durchgehends einer in gewissen Staaten gemachten einseitigen Erfahrung allgemeine Gültigkeit zuschreiben, keine sonderliche praktische Bedeutung bei. Ihm scheint die Frage ungleich wichtiger: „wodurch das Bestehen des Staats vor unserer Vernunft gerechtfertigt erscheine?" Der Rechtsgrund des Staats sei gefunden, sobald man gezeigt habe, daß irgend ein Zweck, nach dem der Mensch, sobald er eine gewisse Stufe der Gesittung erreicht habe, streben müsse, nur durch den Staat erreicht werden könne, daß mithin der Staat für die auf eine gewisse Stufe der Gesittung gelangte Menschheit ein Postulat der Vernunft sei. Wir stimmen diesen Sätzen bei, mit dem schon oben erklärten Abzug der Beschränkung „auf eine gewisse Stufe der Gesittung", welchen Abzug wir machen müssen, da wir nun einmal nicht an einen vorstaatlichen Naturstand glauben können, von dem der Verfasser selbst sagt, daß „er vielleicht niemals bestanden, oder daß man ihn wenigstens nirgends gesehen", in seinem vorstaatlichen gesellschaftlichen Leben aber bereits den Staat erkennen.

Der Verfasser beschäftigt sich nun mit einigen gangbaren Theorien über den Staatszweck. Er verwirft die Lehren, welche den Zweck des Staats in die Verwirklichung der Herrschaft des Sittengesetzes, oder in die Begründung eines allgemeinen Wohlbefindens, oder blos in die Gewährung von Rechtsschutz und Rechtssicherheit, oder in die Bewirkung allseitiger Unterstützung zum Behufe allseitiger Entwickelung, oder in das Bestehen des Staats selbst setzen. Solle der Zweck des Staats darum festgestellt werden, damit daraus die Aufgabe und die Grenzen der Staatsgewalt bestimmt werden könnten — und dies sei es ja, was den Untersuchungen über den Staatszweck ihre praktische Wichtigkeit gäbe —, so müßte man alle jene Ansichten als gleich unbefriedi-

gend erkennen, weil sie den Zweck des Staats in Dingen suchten, die weder ausschließlich als die Zwecke des Staats betrachtet werden könnten, noch durch denselben allein zu verwirklichen seien. Der Verfasser glaubt nun, man müsse nicht Dasjenige suchen, worin einzelne Gelehrte den höchsten Zweck des Staats zu finden glaubten, sondern Dasjenige, worin die Mehrheit des Volks den nächsten Zweck des Staats zu suchen pflege. Wir zweifeln, ob dies der richtige Weg ist, da er uns doch nur, im günstigsten Falle, die nächste und allgemeinste, die meisten Menschen unmittelbar berührende Aufgabe des Staats zeigen, keineswegs aber die Gesammtheit seiner Pflichten erschöpfen kann. Wir hätten gemeint, der Verfasser hätte, um zu seinem Ziele zu kommen, fragen müssen, was der Staat sich in seinen verschiedenen Gestaltungen wirklich zur Aufgabe gemacht habe und nach Lage der Umstände dazu habe machen müssen.

Doch begleiten wir den Verfasser auf seinem Wege weiter. Er macht dabei zuvörderst auf zwei „Thatsachen" aufmerksam: 1) daß der Einzelne den Staat nie als Zweck, sondern immer nur als Mittel betrachte, wodurch er gewisse persönliche Zwecke zu erreichen suche, und sich daher jedem Opfer, welches die Erhaltung des Staats in Anspruch nehme, nur insofern unterziehe, als er diese persönlichen Zwecke nur durch den Staat erreichen zu können glaube; 2) daß sich Niemand zur Erreichung seiner Zwecke entfernterer Mittel bediene, bis er diejenigen, die ihm näher stehen, als ungenügend erkannt habe, und daß mithin der Einzelne blos zur Erreichung jener Zwecke seine Zuflucht zum Staate nähme, von welchen er glaube, daß dieselben durch eigene Kraft oder andere Mittel, die er sich mit geringen Opfern verschaffen könne, nicht zu erreichen seien. Beide Sätze sucht er nun in näherer Ausführung zu begründen, ohne jedoch in dieser auf einige Einwendungen zu stoßen, welche uns in Betreff beider Sätze nahezuliegen scheinen. In Betreff des ersten Satzes möchten wir nämlich auch an eine Thatsache erinnern, die uns festzustehen scheint: daß nämlich der Staat die Einzelnen gar nicht fragt, ob sie sich den Opfern, die er zu seiner Erhaltung braucht, unterziehen wollen, sondern daß er sie zu diesen Opfern nöthigt. Kann er das nicht mehr, dann muß er eben seine Erhaltung aufgeben. Wir sind auch nicht der von dem Verfasser hier nochmals bekämpften Ansicht, daß der Staat Selbstzweck sei; wir halten ihn auch für ein Mittel für die Zwecke des Volks; aber er ist ein Mittel, das seinem Wirken und Bestande allerdings vielfach die Interessen zahlreicher Einzelnen, ja diese selbst zum Opfer bringt, und das vor allem sich selbst behaupten muß, bevor es seine Aufgabe lösen kann. Auch können wir dem Satze nicht unbedingt beistimmen, den der Verfasser bei dieser Gelegenheit aufstellt: der Staat sei in allen Zeiten und bei allen Völkern nur als ein Mittel betrachtet worden, wodurch Diejenigen, von denen die Regierung des Staats abhing, ihre persönlichen Zwecke zu erreichen strebten. Der Verfasser fällt hier, ohne es zu wollen, ein übertrieben hartes, ein ungerechtes Urtheil über alle Regierungen der verschiedensten Art. Man kann höchstens sagen, daß Diejenigen, von denen die Regierung des Staats abhing, vielfach durch den Staat ihre persönlichen Zwecke zu fördern gestrebt, auch wol nicht selten diesen den Vorrang vor den Zwecken Anderer und des Ganzen zu sichern gesucht hätten. Ueberall aber sehen wir, daß Regierungen und Obrigkeiten vielfach für Zwecke wirken, die mit ihren persönlichen Interessen nichts gemein haben. Was aber den zweiten der oben angeführten Sätze anlangt, so will es uns scheinen, daß die Menschen sehr oft geneigt wären, sich lieber von Andern besorgen zu lassen, was sie sich selbst schaffen könnten, und nicht das nächste, sondern das ihnen bequemste Mittel zu suchen.

Weiter folgert der Verfasser aus jenen Sätzen: daß der Zweck des Staats in einem Interesse gesucht werden müsse, welches allen Einzelnen gemeinsam sei und jeden derselben persönlich betreffe; sowie daß nur Dasjenige als allgemein anerkannter Zweck des Staats betrachtet werden könne, was nach der Ansicht Aller durch die Kraft des Einzelnen oder die Thätigkeit kleinerer Gesellschaften, zu welchen sich mehre Einzelne freiwillig vereinigten, nicht erreicht werden könne. Der Verfasser glaubt nun dieses Etwas gefunden zu haben und nennt es: die Sicherheit. Der Staat, der dem Einzelnen diese geboten, habe ihm Alles gewährt, was die Mehrheit von demselben in Anspruch nähme; derjenige, der ihm keine Sicherheit gewähre, habe in den Augen Aller seinem Zwecke nicht entsprochen. Nun, man kann das letztere wenigstens insoweit zugeben, als der Staat, welcher andauernd keine Sicherheit mehr zu gewähren vermag, jedenfalls einem seiner Zwecke nicht mehr entspricht, wobei aber die Erfahrung vorliegt, daß Staaten, welche, wie das im Mittelalter sehr häufig und später noch in Polen und Ungarn der Fall war, weder nach außen noch im Innern Sicherheit boten, dennoch fortbestanden haben, folglich wol auch der Mehrheit ihrer Angehörigen immer noch werth und wichtig gewesen sein müssen. Und gar nicht vermögen wir zuzugeben, daß der Staat, der den Einzelnen Sicherheit biete, ihm Alles gewährt habe, was die Mehrheit von demselben in Anspruch nehme. Allerdings nicht blos die Mehrheit, Alle suchen Sicherheit im Staate; es mögen auch Zeiten und Zustände denkbar sein, wo man weiter nichts in ihm suche; in der Regel wird man aber behaupten können, daß schwerlich Jemand im Staate lebt, der nicht noch weitere Ansprüche an dessen Wirksamkeit richtete. Auch lassen sich die eigenen Argumente des Verfassers gegen ihn wenden; denn auch von der Sicherheit gilt Das, was er gegen die andern Angaben der Staatszwecke geltend gemacht hat: daß sie nicht allein durch den Staat zu verwirklichen sei. Im Uebrigen erklärt er weiterhin, daß es sich nicht blos um Sicherung der Person, sondern vor allem auch um Sicherung der Güter handle, und daß daher das Gebiet, auf welches sich die Thätigkeit der Staatsgewalt erstrecke, je nach der Verschiedenheit der Güter, die sie sichern solle, ein verschiedenes sein müsse. Auch handle

es sich nicht blos um materielle, sondern auch um moralische Güter, und so erweitert sich allmälig der vom dem Verfasser angegebene Begriff dahin, daß es ihm keine größere Schwierigkeit machen wird, so ziemlich alle gangbare Thätigkeit des Staats unter denselben zu bringen, als es andern Theoretikern gemacht hat, dasselbe hinsichtlich der von ihnen beliebten Staatszwecke zu thun. Der Verfasser legt freilich allen Accent darauf, daß der Staat „dem Einzelnen nicht den Genuß aller materiellen und moralischen Güter zu verschaffen, sondern nur ihn darin zu sichern habe". Nun, wir meinen, der Staat hat es niemals versucht, „dem Einzelnen den Genuß aller materiellen und moralischen Güter zu verschaffen", und würde auch damit eine Unmöglichkeit versucht haben; er kann aber auch dem Einzelnen nur diejenigen Güter zu sichern versuchen, welche dieser besitzt, und auch dies nur so weit, als es eben durch Staatsmittel möglich ist. Wol aber dürfte der Staat doch wol auch veranlaßt sein, dem Einzelnen die Erlangung materieller und moralischer Güter zu erleichtern, wo nämlich der Einzelne sich gewisse dazu erfoderliche Hülfsmittel nicht zu schaffen vermag, es aber gleichwol im Interesse des Volks ist, daß dem Einzelnen diese Beihülfe verschafft werde. Der Verfasser hat offenbar nach einer sichern Richtschnur für die Competenz des Staats gesucht. Wir können nicht zugeben, daß er sie gefunden habe, und wir sind der Meinung, daß er sie gar nicht finden konnte, weil er das Hauptmoment außer Augen ließ: das Volk, das organische Ganze. Darin liegt das Kriterium für das Einschreiten des Staats für und wider die Einzelnen: daß und ob es im Interesse des Volks ist, daß er einschreite, daß und ob sich ein Interesse nicht einer Minderheit oder Mehrheit, sondern des organischen Ganzen daran knüpfe, daß der Staat in dem betreffenden Falle handle. In dem Staate sehen wir die Gesammtkraft des Volks unter geordnete Leitung gebracht und der Gesellschaft zur Verfügung gestellt. Der Staat soll sie überall verwenden, wo er vernünftige und sittliche Zwecke des Volks damit fördern kann und wo diese auf solchem Wege am besten gefördert werden. Vielleicht in allen Fällen wird er nicht allein ausreichen, sondern noch einer mitwirkenden Beihülfe durch andere Mittel bedürfen; aber jedem vernünftigen und sittlichen Zwecke des Volks wird auch der Staat fördernd, ermunternd zur Seite stehen können.

Zuletzt zeigt sich, daß der Verfasser gar nicht nöthig hatte, die Begründung seiner Tendenzen gerade auf diesem Wege, gegen welchen sich starke Einwendungen ergeben dürften, zu suchen. Was er eigentlich will, ist, wie sich mit dem dritten Buche ergibt, eine Beschränkung des Vielregierens unserer Staaten im Interesse der persönlichen Freiheit. Das ist aber eine Foderung, die sich, auch bei ganz anderer Formulirung des Staatszwecks, auf Recht und Staatskunst wohl begründen läßt. Das Recht des Staats kann vor der Vernunft nicht weiter gehen als seine Pflicht, da er eben nur ein Mittel zur Lösung bestimmter Aufgaben ist, und eine unnöthige Bevormundung des Volks entnervt dieses und trübt sein Verhältniß zum Staate. Aber freilich der Staat muß auch die Mittel haben, die er zur Erfüllung seiner Pflicht braucht, und der Einzelne darf selbst sein Recht nicht als ein unübersteigliches Hinderniß in den nothwendigen Weg des Staats werfen. Auch lehrt die Erfahrung, daß mit der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung und Verwickelung der Verhältnisse die Aufgaben des Staats immer schwieriger werden und stärkere Mittel erfodern. Der Verfasser bemerkt selbst, daß auch in England, dem rechten Asyl der persönlichen Freiheit, in den neuern Zeiten mehrfache Uebergänge zu festländischen Regierungsmaßregeln bewirkt worden seien. Das dürfte aber nicht aus veränderten Ansichten, sondern aus unabweisbarem Bedürfniß geflossen sein.

Doch kommen wir nun zu den eigenen Vorschlägen des Verfassers. Sein drittes Buch überschreibt er: „Die Garantien der individuellen Freiheit", und handelt zunächst von den „allgemeinen Bedingungen jeder zweckmäßigen Staatsverfassung". Die erste Bedingung, damit der Staat seinem Zwecke zu entsprechen vermöge, sei die vollste Selbständigkeit nach außen, die zweite das nothwendige Maß der Macht, um die Güter der Einzelnen gegen jeden Angriff beschützen zu können. Der Staat bedürfe daher vor allem der Kraft und jede Untersuchung über die dem Staate zu gebenden Einrichtungen müsse mit der Frage beginnen: wie und wodurch man dem Staate die zur Lösung seiner Aufgabe nothwendige Macht verschaffen könne. Er untersucht nun zunächst die Mittel, durch welche die Staaten ihre äußere Selbständigkeit erhalten könnten, und betrachtet dabei zuvörderst die Föderation kleinerer Staaten und deren Bedingungen, kommt aber dabei zu dem Schlusse, daß die Garantie der Selbständigkeit in Europa für die Gegenwart nicht in einer Föderation zu suchen sei, vielmehr jeder Staat die Garantien seines Bestehens in sich selbst suchen müsse. Der Einfluß, den die Verfassung des Staats auf seine äußere Macht auszuüben befähigt sei, bestehe blos in zwei Dingen: 1) darin, daß die Verfassung der Erweiterung und Cohäsion des Staats und dem Entstehen eines gemeinsamen Bewußtseins in den Staatsgliedern nicht hindernd entgegentrete (was denn freilich etwas seltsam ausgedrückt ist: ein Einfluß, der darin besteht, daß man nicht hindert); 2) soll die Verfassung als Mittel dienen, wodurch die im Staate bestehenden Elemente der Kraft zum gemeinsamen Zwecke verwendet werden. (Wir sollten meinen, das wäre mehr Sache der Verwaltung, während die Verfassung mehr dafür zu sorgen hätte, daß die rechten Zwecke des Staats und die besten Mittel dafür richtig erkannt und treulich verwirklicht werden.) Jede Verfassung könne nur insofern ihrem Zwecke entsprechen, als durch dieselbe die Centralisation des Willens und der Kräfte des Staats möglich werde. Nur wer die Nothwendigkeit des Staats leugne, könne die Nothwendigkeit der Centralisation überhaupt in Zweifel ziehen. Doch sei es ein nicht weniger verderblicher Irrthum, wenn man glaube, daß das Be-

stehen des Staats die beständige Centralisation aller Kräfte unter den Willen der Gesammtheit erheische. Die Grenzen, bis zu welchen das Princip der Centralisation angewendet werden müsse, seien nur dann richtig zu bestimmen, wenn man über die Grenzen, bis zu welchen sich die Thätigkeit des Staats erstrecken solle, ins Klare gekommen sei. Auch könne sich die Thätigkeit des Staats nur so weit erstrecken, als eine Centralisation des Staats möglich sei. (Wir müssen hier allerdings bemerken, daß sich hieraus ein engerer Begriff des Staats ergibt, dem der Verfasser huldigt und der keineswegs alle öffentliche Thätigkeit umfaßt, sondern nur die von der Staatsregierung geleitete Thätigkeit zu begreifen scheint. Ferner, daß der Verfasser den Ausdruck Centralisation nicht in seinem wissenschaftlichen Sinne, wo er blos die Unterordnung aller Staatsverwaltung unter eine Centralleitung bedeutet, zu nehmen, sondern die Verwaltung durch den Staat, im engern Sinn des Worts, theilweise auch die Uniformität und zuweilen das Zuvielregieren darunter zu verstehen scheint.)

Der Verfasser sagt weiterhin: jeder Staat brauche Einheit der Gesetzgebung, der Regierung, der Vertretung, folglich auch Centralisation in diesen drei Punkten. Er erklärt sich gegen die Theilung der Gewalten, womit er das System der getrennten Gewalten meint. Wir freuen uns, daß er bei dieser Gelegenheit ebenso das Verdienst Montesquieu's anerkennt, wie ihm dessen schwache Seiten nicht entgangen sind; bedauern aber, daß er auch hier nicht auf die Praxis geblickt hat, wo ihm die Bemerkung sehr zustatten gekommen sein würde, daß ein Geheimniß der englischen Verfassung nicht in der Trennung, sondern in der Mischung der Gewalten besteht, sowie ihm auch eine Betrachtung der norwegischen Verfassung und der Verfassungen der ersten französischen Revolutionsepoche lehrreich geworden sein dürfte. Weiter bemerkt er: auch der Einzelne bedürfe der Staatsgewalt gegenüber gewisser Garantien. Er könne dieselben finden durch die innere Organisation der Staatsgewalt, durch die Abhängigkeit der Staatsgewalt vom Volke, endlich dadurch, daß man der Staatsgewalt gewisse Grenzen ziehe, über welche hinaus ihre Macht sich nicht erstrecke, und beleuchtet nun jeden dieser drei Wege, behandelt jedoch den ersten davon in einer Weise, wo er so ziemlich mit dem zweiten zusammenfällt. Denn er faßt bei der „innern Organisation der Staatsgewalt“ wesentlich nur die gesetzgebende Gewalt ins Auge. Dieser schreibt er überhaupt eine so vorzugsweise Bedeutung zu, wie sie mit der praktischen Erfahrung, welche uns so oft zeigt, daß die Gesetze immer noch dem Ermessen der Verwaltung einen sehr weiten und für die einzelnen Volksglieder sehr wichtigen Spielraum lassen müssen und daß die Gesetze selbst in der Anwendung häufig etwas ganz Anderes werden, als der Gesetzgeber beabsichtigte, nicht immer übereinstimmen dürfte. Wir würden bei der „innern Organisation der Staatsgewalt“ hauptsächlich an die Mäßigung der Verwaltung durch sich selbst, d. h. durch die innere Einrichtung der Behörden denken.

Der Verfasser handelt von der „constitutionellen Bedeutung des Königthums“, wobei er nicht ohne Grund darauf aufmerksam macht, daß die Stellung, welche das sogenannte constitutionelle System dem König anweist, sich mit der ihm gleichwol zugeschriebenen Eigenschaft des Oberhauptes der vollziehenden Gewalt keineswegs vertrage, weshalb der Verfasser ihn vielmehr als einen mitregierenden Theil der gesetzgebenden Gewalt betrachten will. (Hier scheint es uns freilich, als wenn ein Theil der von dem Verfasser selbst erhobenen Einwendungen sich auch gegen die von ihm angegebene Erklärung anwenden ließe. In England dürfte der König in keinem höhern Grade, mit nicht stärkerer Wirklichkeit mitregierender Theil der gesetzgebenden Gewalt wie Oberhaupt der vollziehenden Gewalt sein. Wol aber ist er auch dort der Inhaber der obersten Würde im Staate, der Erste im Volke, der höchste Repräsentant aller Staatsgewalt, des geschichtlichen Princips, des Princips der Stetigkeit und Dauer im Staate, ein Organ für gewisse, das Eintreten eines Einzelnen bedingende Functionen, ein Träger des patriarchalischen Princips, dessen gänzliches Erlöschen im Staate ein fühlbares Unheil sein würde, und je nach den Umständen und der Persönlichkeit auf Gesetzgebung und Verwaltung größern oder geringern Einfluß übend.) Ferner über die Aufgabe eines Oberhauses, welche er, nach einer langen Polemik gegen andere für dieses Institut angeführte Gründe, darein setzt, „daß es im Gedränge der wirklichen und eingebildeten Bedürfnisse des Augenblicks das historische Recht vertrete“. Nun das Zweikammersystem wird wol auch noch manchen anderweiten Nutzen stiften können, der vielleicht seine Begründung nicht für sich allein rechtfertigen könnte, der aber die Wohlthätigkeit des [illegible] begründeten erhöht. (Vgl. Bülau, „Wahlrecht und Wahlverfahren“, Leipzig 1849.) Wenn übrigens der Verfasser, der sich für die Erblichkeit des Oberhauses ausspricht, dabei bemerkt: „daß sich gegen die Erblichkeit der Pairie nichts anführen lasse, was sich nicht auch gegen die Erblichkeit des Königthums anführen ließe“, so möchten wir doch entgegnen, daß man nicht jedem Pair verantwortliche Minister zur Seite setzen kann, an deren Contrasignatur sein Wirken gebunden wäre. Die durch die Abhängigkeit der Staatsgewalt von dem Volk erstrebten Garantien der Freiheit, welche, nach unserer Ueberzeugung, in gar mannichfaltigen Momenten liegen und wesentlich auch durch den Gesammtcharakter der Institutionen, durch Bildung und Richtung des Volks, durch das Gewicht einer wahren öffentlichen Meinung und Gesinnung begründet sein können, sucht der Verfasser lediglich in dem Princip der Wahl und in der Verantwortlichkeit. Auch bei der Wahl scheint er nur die gesetzgebende Gewalt im Auge zu haben. Er [illegible] übrigens bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die wir vollständig mittheilen müssen:

Der große Irrthum, den man in neuerer Zeit in [illegible] beider Fragen begangen, besteht darin, daß man, wenn es sich von der praktischen Anwendung des Princips der Wahl [illegible]

det, ausschließlich den Gesichtspunkt des Rechts, bei der Anwendung des Princips der Responsabilität aber fast immer nur den Gesichtspunkt der politischen Convenienz vor Augen behält, während doch die Frage, wem das Recht der Wahl zu übertragen sei, vor allem eine Frage der Zweckmäßigkeit ist, wobei die Begriffe der einzelnen Völker, der Grad ihrer Bildung und überhaupt die besondern Verhältnisse des Volks und der Zeit zu berücksichtigen sind, die Frage der Responsabilität aber wie jede Frage des Strafrechts vor allem, ja ausschließlich als Frage des Rechts zu behandeln ist, und die Verantwortlichkeit nur insofern als eine Garantie der bürgerlichen Freiheit und einer zweckmäßigen Verwaltung des Staats betrachtet werden kann, als man streng an diesem Gesichtspunkt festhält.

Es liegt hierin, wie in vielen andern Sätzen des Verfassers, viel Wahres; indeß ist doch wenigstens hinsichtlich des zweiten Punktes zu bemerken, daß, wenn man in neuern Zeiten die Verantwortlichkeit der Minister mehr aus dem politischen als aus dem juristischen Gesichtspunkte zu behandeln pflegt, man ihr doch auch keine juristische, sondern nur eine moralisch-politische Folge gibt, d. h. sich mit einem Rücktritte des Ministers begnügt. Ueberhaupt versteht man jetzt unter der Verantwortlichkeit der Minister gar nicht eigentlich diese, sondern das Verhältniß, wonach die Minister vor einem Mistrauensvotum der Majorität der Vertretung zurückweichen, folglich stets der Ausdruck der letztern sein sollen. So ist das ein neuer Beweis der wunderlichen Sprachverdrehung, die sich in dem constitutionellen Systeme eingebürgert hat, wo selten ein Wort, ein Satz Das bedeutet, was er nach gewöhnlichem Sprachgebrauch bedeuten müßte. Auch unser Verfasser sagt darüber:

> Die größten Verwirrungen ganzer Jahrhunderte sind blos dadurch entstanden, daß man viele Dinge mit falschen Namen bezeichnet und, ohne weiter über die Richtigkeit der Benennung nachzudenken, das falsche Wort als Grundlage einer ganzen Reihe von Schlußfolgerungen genommen. Die politische Geschichte der meisten Völker ist eine wahre Komödie der Irrungen und Misverständnisse.

Der Verfasser stellt übrigens in Abrede, daß das Wahlrecht und die Verantwortlichkeit den Einzelnen zu sehr wirksamen Garantien ihrer Freiheit dienen könne, und kann dies umsoeher, da er beide Befugnisse lediglich in ihrer Beziehung auf die Centralregierung betrachtet hat. Er wendet sich nun zu den Garantien der Freiheit, die durch die Beschränkung der Staatsgewalt auf einen bestimmten Kreis beschafft werden sollen. Er resumirt jetzt überhaupt folgendermaßen: Der Freiheit des Individuums kann man in den westlichen Staaten des heutigen Europa nur dadurch mehr Garantien verschaffen, daß man entweder den Einfluß des Individuums auf die Leitung des Staats vergrößert oder die Gewalt des Staats über das Individuum verringert. Das erstere erscheint dem Verfasser in jenen Staaten nicht wirksam möglich; folglich meint er, daß der zweite Weg einzuschlagen sei. So widmet er denn sein viertes Buch der Untersuchung, ob die Gewalt des Staats über das Individuum oder, wie er sich ausdrückt, das Princip der Centralisation in seiner Ausdehnung beschränkt werden könne. Die Nothwendigkeit einer gewissen „Centralisation" gibt er zu, will sie aber nicht unbegrenzt und verbreitet sich nun in ausführlichen Erörterungen, daß die zu weit getriebene Centralisation die Sicherheit der Staatsgewalt nicht erhöhe, sondern vermindere, daß sie bei dem Unterricht, bei der Rechtspflege, wo er unter Centralisation die Uniformität zu verstehen scheint, bei der eigentlichen Administration mehr Schaden als Nutzen stifte, den Staat weder im Innern noch gegen außen wirksam sichere, die individuelle Freiheit wesentlich gefährde, ohne daß hinreichende und unbedenkliche Schutzmittel bereitständen, und keineswegs einen wohlthätigen Fortschritt vermittle. Könne auch ein höherer Grad der Gesittung ohne das Bestehen einer kräftigen Staatsgewalt, „d. h. ohne Centralisation in Hinsicht jener Dinge, welche in den Kreis des Staats gehören", nicht erreicht werden, so habe doch die Gesittung immer dort die bewundernswürdigsten Fortschritte gemacht, wo das Princip der Centralisation diese Grenzen nicht überschritten habe. Man müsse „den Kreis, in welchem sich die ihrer Natur nach untheilbare und im Interesse der Gesammtheit unwiderstehliche Staatsgewalt bewegt, auf die Leitung des gesammten Staats und jener Interessen beschränken, welche allen Angehörigen des Staats gemeinsam sind". (In letzterm scheint uns das wahre Kriterium zwar geahnt, aber nicht richtig ausgesprochen. Es gibt manche Angelegenheit, deren allgemeine Erledigung im Interesse Aller ist, deren Betreibung im Einzelnen aber recht füglich den kleinern, innern Kreisen im Volke überlassen werden kann. Es gibt andere Angelegenheiten, welche unmittelbar nur Einzelne berühren, während es doch im Interesse des organischen Ganzen, folglich mittelbar aller Staatsangehörigen liegt, daß ihre Besorgung nicht der Willkür jener Einzelkreise überlassen bleibe. Es dürfte darauf ankommen, ob es im Interesse des organischen, dauernden Ganzen liegt, daß die Sache durch den Staat im engern Sinne, d. h. unter Leitung der Staatsregierung durch deren eigene Organe besorgt werde.) Weiter meint der Verfasser, es müsse auch dafür gesorgt werden, daß der Einzelne der Staatsgewalt nicht vereinzelt gegenüberstehe. So bestehe denn das einzige Mittel, durch welches man sich gegen die Allmacht des Staats in unserer Zeit schützen könne, darin, daß man der Gemeinde, der Provinz und überhaupt jenen Organismen, welche sich im Staate befinden und durch welche das Individuum mit dem Staate zusammenhänge, einen gewissen Kreis der selbständigen Thätigkeit anweise und dadurch der Staatsgewalt praktisch feste Grenzen stecke.

Das fünfte Buch handelt nun darüber: „durch welche Mittel das Streben der einzelnen Theile des Staats nach vollkommener Selbständigkeit und das Streben der Staatsgewalt nach unbeschränkter Herrschaft in den gehörigen Schranken gehalten werden" könne. Man müsse zunächst, indem man die Thätigkeit des Staats auf Dasjenige beschränke, was direct den Staat betreffe oder nur durch den Staat geleistet werden könne, alle Aufmerksamkeit einer festen und zweckmäßigen Organisation der Gemeinden zuwenden. Als Gegengewicht gegen die Uebergriffe der Gemeinde aber müßten dem Staate (nicht

auch den Einzelnen?) ihrem Zwecke und ihrer Ausdehnung nach von dem Staate verschiedene Associationen dienen, die der Verfasser aber in einem besondern Capitel sorgfältig von den Clubs unterscheidet. (Gewiß ist ein solches Gegengewicht nöthig, da der Einzelne zuweilen mit der Gemeinde schlechter fahren dürfte als mit dem Staate, und jedenfalls nicht besser daran sein würde, wenn die Gemeindebehörden eben auch in dem Sinne des gewöhnlichen Beamtenthums verfahren. Das natürlichste Schutzmittel für die Einzelnen gegen die Gemeinden dürfte aber der Staat sein.) Außerdem empfiehlt er Achtung vor wohlerworbenen Rechten. Weiter hebt er die Nothwendigkeit eines höchsten Gerichtshofs hervor und legt hohes Gewicht auf den Einfluß der Religion auf den Staat. Bei letzterer Gelegenheit spricht er aber zwei sehr beherzigenswerthe Sätze aus:

Die Religion, die, wenn sie ein Ergebniß unserer edlern Gefühle ist, dem Menschen die höchste Kraft gibt, ist für Denjenigen, der sich ihr nur aus Furcht zuwendet, blos ein Grund der Schwäche mehr.

Und:

Nur solange der Staat die Religion als das Höhere erkennt, solange er ihre Gebote als Richtschnur seiner Handlungen betrachtet, kann sie ihm als Stütze dienen; will er sich ihrer als Mittel bedienen, als Institution, welche die Aufrechthaltung des Staats zum Zwecke hat, so wird und muß er sich dieser Stütze eben dann beraubt sehen, wenn er ihrer am meisten bedarf.

In dem sechsten und letzten Buche endlich sucht der Verfasser zu zeigen, daß die Verwirklichung seiner Wünsche auch in den allgemeinen Gesetzen des Fortschritts liege.

Gewiß hat der Verfasser ein sehr bedeutsames Ziel ins Auge gefaßt, und in seiner Beweisführung bringt er viele wahre und treffende Bemerkungen bei. Weniger will uns, wie schon aus dem Vorstehenden erhellt, die eigentliche theoretische Begründung seiner Sache zusagen und natürlich erscheinen. Vielleicht ist er durch die besondern Verhältnisse seines Vaterlandes darauf und namentlich dazu gekommen, dem Begriffe der Centralisation mehr unterzulegen, als er eigentlich umfaßt. Auch mag es aus seiner Nationalität und seiner, wie es scheint, hauptsächlich auf classische Studien und französische Literatur basirten Bildung fließen, daß er die für das neuere Europa so wichtige geschichtliche Entwickelung des germanischen Staatswesens und selbst England fast ganz aus den Augen läßt. Was er will: eine mehr objective Beschränkung der Staatsgewalt, statt der in neuerer Zeit beliebten subjectiven, das lag in dem Grundcharakter des germanischen Staats und hat sich in den kleinern deutschen Staaten bis zu der Zeit der Französischen Revolution erhalten, war aber so einseitig ausgedehnt, daß es zu einem Hinderniß des Fortschritts wurde, theilweise auch sein inneres Leben verlor und nur noch als todte, hemmende Form bestand. In England erkannte man zugleich früher die Omnipotenz des Staats an, wußte sie aber theils subjectiv und direct: durch das Parlament, theils objectiv: durch Beibehaltung der Selbstbestimmung der Einzelnen in ihren eigenen Angelegenheiten, theils indirect: durch die Organisation der Staatsthätigkeit, in der Jury und dem friedensrichterlichen Amte, zu mäßigen. In Frankreich hatte sich die [illegible] des Staats ungezügelt entwickelt und rief dadurch die Revolution hervor, seit welcher die politische Bewegung die Richtung nahm, die Gewalt des Staats zu steigern und in einer subjectiven Beschränkung der Machthaber durch die ihr gegenüberstehende Volksvertretung [illegible] indirecten Wahl der Staatslenker durch das Volk ein Gegengewicht zu suchen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß eine sichere und stetige Wirksamkeit dieser [illegible] höchstens für die großen Fragen, welche die Höhen des Staatslebens bewegen, nicht für das tägliche Treiben der Verwaltung fruchtbar sein kann, und daß das Volk sich nur zu leicht daran gewöhnt, den Staat für sich handeln zu lassen, darüber aber auch nur zu leicht die Fähigkeit zum Selbsthandeln verliert. Der Verfasser hat vielfach Recht in seinen Wünschen; wenn wir uns aber erinnern, wie lange schon ganz verwandte Tendenzen in der deutschen Wissenschaft von einzelnen Publicisten vertreten worden sind, ohne daß dies Frucht getragen hätte, wie anerkannt manche dieser Sätze allgemein sind, ohne daß ihnen praktische Folge gegeben würde, welchen Widerstand jene Gewalt, die man unter dem Namen der Büreaukratie begreift, jedem derartigen Versuche bald activ bald passiv entgegenzusetzen pflegt, wie Manches, das in jener Beziehung begonnen worden, an Gleichgültigkeit, Trägheit, Unbeholfenheit gescheitert ist, und wie unausgesetzt der neuere Entwickelungsgang die den Wünschen des Verfassers gerade entgegengesetzte Richtung verfolgt, so können wir in Betreff der Aussichten für die Zukunft wenigstens nicht so sanguinisch denken, wie der Verfasser allerdings thut. Möge sein Werk [illegible] beitragen, unsere Hoffnung zu beleben!

Friedrich Bülau.

„Dante", ein dänisches Trauerspiel.

Die Schriften über Dante haben sich abermals um eine vermehrt, und zwar um eine nicht unwichtige und eigenthümliche. Das Leben berühmter Dichter ist bereits öfter als Stoff zu Bühnendichtungen benutzt, z. B. Goethe's Jugend in dem „Königslieutenant" von Gutzkow, Schiller's in den „Karlsschülern" von Laube; unter den Titeln der Dichter haben wir einen „Camoens" von Friedrich Halm, „Petrarca" von Immermann, „Tasso" von Goethe und Raupach u. s. w., einen „Dante" erhalten wir jetzt zum ersten male durch den Dänen Molbech in einem Trauerspiel „Dante" (Kopenhagen 1852) von fünf Aufzügen, das die kurze Zeit seines Priorats und seine Verbannung zum Inhalte hat, eine für die Bühnendichtung so einladende Aufgabe, daß man über die Nichtbeachtung derselben bei Dante's Landsleuten sich wundern müßte, wenn das Schauspiel nicht bekanntlich die schwache Seite der italienischen Dichtkunst wäre und ihre neuern bedeutenden Bühnendichter, z. B. Alfieri, ihre Stoffe nicht lieber aus der Fremde hergeholt hätten. Molbech, als Schriftsteller auch in andern Fächern in seinem Vaterlande wohl bekannt, hat in dieser Hinsicht nicht blos den Anfang gemacht, sondern seinen Stoff so glücklich bewältigt, daß es schwer sein möchte, ihn zu übertreffen, und daß sein Schauspiel eine etwas nähere Betrachtung verdient.

Das Stück beginnt mit der berühmten Inschrift über der Höllenpforte, welche Dante eben gedichtet hat, sie sich selbst

[illegible] sie plötzlich findet, über die Thore von Florenz gesetzt zu werden. Er wird in seinen Klagen über den heillosen Zustand seiner Vaterstadt durch seinen Freund, den Tonkünstler Casella, und von Guido Bella, einem Goldschmied, unterbrochen, welcher Letztere als Welfer und Ghibelline von dem Anführer der Schwarzen oder Guelfen, Corso Donati, soeben aufs [illegible] und gewaltsamste behandelt ist. Dante wird hierauf noch mehr erbittert, durch die Nachricht aber, daß Folco Portinari, ein Hauptanhänger der Schwarzen, zu Ehren seiner neulich aus dem Kloster zurückgekehrten Tochter Beatrice heute ein Fest gebe, angeregt, sich dort einzufinden, um die Geliebte seiner Kindheit wiederzusehen, und nach einigen Zwischenauftritten, in welchen sich die Frechheit Corso Donati's und der Partei der Schwarzen, mit Ausnahme des gemäßigtern Simon Bardi, in schon vorläufiger Theilung der Besitzungen der Gegner sowie in dem Vorsatze Bandello's, die Tochter Guido Bella's zu rauben, aufs grellste darstellt, erneuert Dante auch Beatrice's Bekanntschaft und besiegt bei jenem Feste den Dichter Dino, einen Guelfen, im Wettstreit des Gesangs. Dino's Haß gegen ihn erhält dadurch neue Nahrung. Das Fest wird durch des hineinstürmenden Guido Bella's Wehklage über die gewaltsam entführte Tochter gestört und der Ausbruch des [illegible] Kampfes zwischen beiden Parteien [illegible].

In dem zweiten Aufzug spricht sich Dante's Ehrtrieb in einer Unterredung mit Casella aus, sein heißes Verlangen, lieber [illegible] seines Vaterlandes zu werden, als Dichter zu sein; [illegible] Guido, der durch ihn seine Tochter zurückerhalten hat, [illegible], bei der bevorstehenden neuen Wahl die Priorwürde anzunehmen, willigt er mit Begeisterung ein und erklärt in einem Selbstgespräch seinen Vorsatz, Alles für das Wohl des Vaterlandes zu thun, die Adelspartei zu Gunsten der Volkspartei zu demüthigen und auf Verlangen die Häupter der [illegible] in die Verbannung zu schicken. Da zu diesen auch [illegible] gehört, bittet ihn Beatrice, nachdem sie ihm [illegible] offen erklärt hat, um Schonung ihres Vaters. Dante [illegible] sich aber nach kurzem Bedenken, diese Bitte zu erfüllen, [illegible] die Pflicht gegen das Vaterland höher als seine Liebe zu Beatrice. Die folgenden Auftritte gehen auf dem Marktplatze von Florenz vor; [illegible] Speckhändler ist die niedere komische Rolle zugetheilt, wie in höherer Art Casella, der aufrichtige und [illegible] Freund Dante's, den Humor vertritt. Die Erzählung desselben von der Entstehung der beiden Volksparteien zeichnet sich in dieser Hinsicht aus. Den Schluß macht die Wahl und [illegible] der sechs neuen Prioren als Staats[illegible] des [illegible] Haupt- und Wortführer Dante sofort [illegible]

Der dritte Aufzug führt uns nach Pisa, wo die Verbannten [illegible] und durch den französischen Prinzen Karl von Valois und den durch Dino's Schlauheit für sie gewonnenen Cardinal zurückgeführt zu werden und Dante zu stürzen [illegible] bereits in der Volksgunst, selbst bei Guido Bella, [illegible], weil er in die Foderungen der niedern Bürger, [illegible] der Verbannten unter sich zu theilen und von allen [illegible] frei zu werden, nicht willigen will. Der Aufruhr des [illegible] wird zwar noch durch Casella gestillt, der [illegible] die Aufrührer aus dem Raths[illegible], Dante aber von dem durch seine freimüthigen [illegible] erbitterten Cardinal in den Bann gethan.

[illegible] Aufzug. Beatrice hat sich nach dem Willen ihres [illegible] dem Guelfen und Prior Simon Bardi vermählen [illegible] ist unglücklich, sie erkrankt tödtlich. Ihr Gatte [illegible] aber zugleich eifersüchtig und deswegen hart [illegible]. Er ist bisher wenigstens nicht Feind Dante's gewesen, wird es aber, da Dino seinen eifersüchtigen Verdacht zu [illegible] weiß, und liefert, durch Letztern vermocht, die Thorschlüssel aus, um Karl von Valois einzulassen, sodaß Dante's und Casella's tapferer Widerstand gegen die einstürmenden Feinde vergeblich ist. Dante sieht endlich seine Sache verloren; Dino wird zwar von dem reuigen Guido Bella getödtet, aber auch Casella kommt um, nachdem Beatrice's Gemahl durch seine Hand im Kampfe gefallen ist, und Dante hat nur den Wunsch, Beatrice noch ein mal zu sehen.

Die Unterredung Dante's und Beatrice's, in welcher der Erstere sie einladet, mit ihm zu entfliehen, sie aber, ihres nahen Todes gewiß, ihm die Ewigkeit ihrer Liebe betheuert und seinen immer zunehmenden Dichterruhm prophezeit, nimmt den größern Theil des letzten Aufzugs ein. In dem letzten Auftritt wird Dante von Karl von Valois des Landes verwiesen, und wie er das Schauspiel durch die erwähnte Inschrift begonnen hat, die ich in abermals veränderter Uebersetzung mittheile:

> Durch mich geht's ein zur Stadt, der wehezor'nen,
> Durch mich geht's ein zum Schmerz von ew'ger Dauer,
> Durch mich geht's ein zum Volke der Verlor'nen.
>
> Gott aus Gerechtigkeit ward mein Erbauer,
> Die höchste Macht und Weisheit im Verein,
> Mit erster Liebe schufen meine Mauer.
>
> Vor mir gab's nichts Erschaff'nes als allein
> Ewige Ding', und ich auch daur' unendlich.
> Laßt alle Hoffnung, die ihr tretet ein —

so schließt er es auch, indem er auf Karl von Valois' Auffoderung: „Schreib' deine eig'ne Grabschrift!" erwidert:

> Die
> Ist schon geschrieben, in die Marmortafel
> Der Zeiten habt ihr selbst sie eingehau'n.
> Es ist ein herrlich Angedenken, Niemand
> Empfing und nimmer eine bess're: „Hier
> Ruht Dante, der des Lands verwiesen werde,
> Zur Strafe, weil sein Vaterland er liebte."

Da die Uebersetzung des Ganzen nächstens gedruckt erscheinen wird, versage ich es mir, mehre und längere Bruchstücke mitzutheilen, glaube aber die Versicherung hinzufügen zu dürfen, daß dieses Trauerspiel sich sowol durch Anlage, Charakterdarstellung und Sprache — in Rücksicht der Zartheit verdient die erste Unterredung zwischen Dante und Beatrice mit der bekannten ähnlichen zwischen Romeo und Julie bei Shakspeare verglichen zu werden — wie durch Kenntniß und Durchdringung des Stoffs auszeichnet, wie denn auch Stellen aus der „Divina commedia" und aus Boccaccio's Leben des Dante wörtlich benutzt sind und Beatrice in der Erzählung ihrer Träume und Gesichte kurz vor ihrem Tode gleichsam einen Auszug aus Dante's „Hölle", „Fegfeuer" und „Paradies" gibt, ja daß bei den Vorzügen dieser Dichtung, in der sich der Verfasser, wie sich fast von selbst versteht, manche Abweichungen von der Geschichte erlaubt hat, sie auch auf der Bühne, zumal da es an komischen Auftritten und anziehenden Aeußerlichkeiten nicht fehlt, Anerkennung und Beifall finden werde.

Karl Ludwig Kannegießer.

Beitrag zur Geschichte des ungarischen Revolutionskriegs.

Scènes des camps et des bivouacs hongrois pendant la campagne de 1848—49. Extraits des mémoires d'un officier autrichien, par *Philarète Chasles*, professeur au Collège de France etc. Paris 1855.

In aller Demuth sei es gestanden: wir waren naiv genug, die Angabe des Titelblatts, nach welcher die vorliegenden Scenen einem „östreichischen Offizier" nacherzählt wären, für baare Münze zu nehmen. Wir traten infolge dessen mit einem ungünstigen Vorurtheil an das Buch heran, in welchem wir das ungarische Lager- und Bivouacleben in der bekannten, nicht blos schwarzgelben, sondern gelbgalligen Weise von Adlerstein und Consorten geschildert zu sehen fürchteten. Desto mehr wurden wir überrascht, durchgehends einer warmen

Vorliebe für Ungarn, einer gerechten, oft sogar enthusiastischen Würdigung der ungarischen Revolution und ihrer Vertreter zu begegnen. Der „östreichische Offizier" ist eine mehr oder weniger fingirte Persönlichkeit, welcher der Verfasser seine eigenen Schilderungen und Ansichten unterschiebt. Diese Persönlichkeit ist ziemlich stark idealisirt. Ein „östreichischer Offizier", welcher im Momente eines heißen Revolutionskampfs, wo der Thron seines Kaisers auf dem Spiele stand, den Krieg überhaupt in Cobden-Burritt'scher Weise tadelnswerth findet, Windischgrätz' Verfahren beim Einzuge in Wien als „Schlächterei" bezeichnet, an der nicht theilgenommen zu haben er sich gratulirt, und die ungarische Schilderhebung durch „ausgezeichnete Gründe" gerechtfertigt findet: ein östreichischer Offizier dieses Schlags mag sehr schätzens- und liebenswerth sein, nur glauben wir kaum, daß die kaiserliche Armee ihn als ihren Vertreter anerkennen möchte. Zum großen Theil wurde der Verfasser wol durch äußere, in den gegenwärtigen Preßzuständen gelegene Gründe veranlaßt, seine ungarnfreundlichen Schilderungen unter der schützenden Gevatterschaft eines k. k. Offiziers in die Oeffentlichkeit zu schicken. Die Noth kennt kein Gesetz und darf es auch mit der poetischen Wahrscheinlichkeit nicht zu streng nehmen.

Aufgabe und Zweck der vorliegenden „Scenen" sind wol am besten in folgenden Zeilen bezeichnet. „Nichts", bemerkt der „östreichische Offizier", nachdem er einige interessante Lagererlebnisse mitgetheilt, „erinnert hier an die Zustände, die Leidenschaften, die Interessen des westlichen Europa, noch weniger an den gegenwärtigen Stand unserer raffinirten Gesellschaften. Diese heroische Tollkühnheit, diese Gegensätze von Großmuth und Wuth, von Wildheit und Hingebung bilden den eigenthümlichen Charakter des ungarischen Kriegs. Ich liebe es, diese oft vernachlässigte und trotzdem beachtenswertheste pittoreske Seite der Geschichte so gut als möglich zu bewahren. Man vernachlässigt, wie ich glaube, zu sehr diese vorübergehenden Farben, diese interessanten Nebenumstände, diese Sittendetails, ohne welche die große Geschichte blaß und saftlos ist. Die Thatsachen gleichen einander im Ganzen und Großen; nur in den Nüancen unterscheiden sich die Charaktere, nur in den Einzelheiten differiren und sondern sich die großen Geschichtslinien."

Der „östreichische Offizier" hat die erste Hälfte des Revolutionskriegs im Jellachich'schen Lager mitgemacht, wird dann schwer verwundet, wochenlang in einem magyarischen Hause gepflegt und folgt, als er dieses verläßt und zu seiner Armee stoßen will, den Ungarn in die Hände, die er, als angeblicher Husar, jedoch wegen seinen Wunden nur beim Fuhrwesen verwendet, mehre Wochen hindurch auf ihren Streifzügen begleitet. Er hat in dieser Weise Gelegenheit, das ungarische Privat- und Lagerleben aus eigener Anschauung gründlich kennen zu lernen, umsomehr als er der ungarischen Sprache von früher her vollkommen mächtig und auch des Landes schon kundig war. So weit die Fiction. In der That aber entlehnte Herr Chasles den Stoff und die Farben seiner Scenen den seit einigen Jahren in Deutschland und England über Ungarn und dessen Revolution erschienenen Schriften, die er in der Vorrede gewissenhaft angibt.

Diese Quellen sind nicht immer sehr zuverlässig; es konnte nicht fehlen, daß aus denselben manche Irrthümer auch in das vorliegende Buch übergingen. So ist z. B. General Guyon an der Spitze einer kleinen Husarenabtheilung und nicht als jüdischer Schwefelhölzchenverkäufer in Komorn eingedrungen; die Ungarn bezeichnen sich niemals als „enfants du soleil"; das bekannte „Eljen" ist kein „Abschiedsgruß"; es wurde keine einzige Diebesbande in die ungarische Armee aufgenommen; Kossuth hat auf seinem Rückzuge nach Debreczin kein einziges Dorf in Brand gesteckt; Pesth wurde nie befestigt und noch weniger verbarrikadirt; die Oestreicher haben im Januar 1849 keineswegs Pesth räumen und nach Debreczin ziehen müssen, sie haben erstere Stadt bis Ende April ungestört behalten und sind letzterer im Winter nie bis auf „zehn Meilen" nahe gekommen.

Diese und ähnliche Irrthümer, die wir bedeutend vermehren könnten, waren bei der eigenthümlichen Entstehungsweise des Buchs kaum vermeidlich: dem Verfasser fehlte die eigene Anschauung und die persönliche Kenntniß Ungarns, um an dem ihm vorliegenden Material eine strenge kritische Sichtung vornehmen zu können. Doch hat er es verstanden, mit Takt und Geschick zu wählen und sich dadurch vor Entstellungen und falscher Auffassung zu wahren.

Wäre nicht das Selbstgeständniß des Verfassers in der Vorrede, man würde es dem Buche selbst kaum ansehen, daß es einer fremden Feder entstammt, daß es in der Studirstube nach blos literarischen Hülfsmitteln gearbeitet worden, so frisch und lebensvoll sind die Lagerscenen, so richtig und [illegible] getreu die Sitten- und Charakterzeichnungen. Auch die [illegible]lischen Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten des Winterfeldzugs und der ungarischen Revolution sind vortrefflich. Unter erstern ist namentlich Jellinek's Bild sehr gelungen; unter letztern dagegen scheint uns nur das Görgei'sche geschmeichelt. Wir sind gewiß, daß der Verfasser, wenn er Görgei's eigene „Memoiren" studirt, es minder glimpflich gezeichnet hätte. Der „Anhang" bringt einen flüchtigen, aber treffenden Abriß der Geschichte und des Verlaufs der ungarischen Revolution, sozusagen die geschichtliche Unterlage der vorangehenden Genrebilder.

[illegible]

Aus Paris.

Ubicini über die Türkei. A. Grün über Montaigne. [illegible] „Relations de voyages". Sauvage's Reisebericht aus [illegible]. Die Ausstellung. Fremdenführer.

[illegible]

In Frankreich trägt die Literatur stets den [illegible] der Tagesereignisse. Seit zwei Jahren ist eine [illegible] von Büchern über Rußland, die Türkei, Griechenland, den Orient erschienen. Aber die guten Arbeiten über alle Gegenstände sind selten, und unter all diesen Tageserscheinungen dürften [illegible] kaum vier oder fünf auf bleibenden Erfolg zu zählen haben. Wir tragen kein Bedenken, die „Lettres sur la Turquie" von Ubicini letztern zuzurechnen. Ubicini ist [illegible] Mitarbeiter *), und sein Lob aus unserer Feder könnte daher verdächtig sein. Aber unser Urtheil bestimmt sich nach dem des Publicums, das sich durch einen namhaften Erfolg in Frankreich und eine Uebersetzung in England und Italien kund gegeben. (Warum ist in Deutschland noch keine Uebersetzung erschienen? Ubicini's Briefe werden doch unter Andern im „Almanach de Gotha" als das einzige brauchbare Buch über die Türkei angeführt!) Ein neues Buch desselben Verfassers, „La Turquie actuelle", hat die Feuerprobe noch nicht bestanden; wir können daher unsere Meinung nicht mit [illegible] Freiheit aussprechen, und müssen uns an dieser Stelle nur auf wenige Andeutungen in Betreff seines Inhalts beschränken. „La Turquie actuelle" ist einer von den Bänden der [illegible] und nützlichen Sammlung, welche die Herren Hachette unter dem Titel „Bibliothèque des chemins de fer" veröffentlichen. Das neue Buch ist eine Art Pendant zu zwei andern ähnlichen Werken, die sich beide eines großen und wohlverdienten Erfolgs erfreuen: „La Russie contemporaine par [illegible]" und „La Grèce contemporaine par E. About". Der [illegible] der „Turquie actuelle", sowie der Gegenstand des Buchs ist von dem der „Lettres" gänzlich verschieden. [illegible] Verfasser uns die politische Lage der Türkei dargestellt, [illegible]

*) Gegenwärtige Correspondenz ist wie der Anfang der in [illegible] mitgetheilten pariser Correspondenz die gemeinsame [illegible] eines Ausschusses angesehener französischer Gelehrten, [illegible] nur darum zu thun ist, das deutsche Publicum mit den [illegible] und gediegenern Richtungen und Bestrebungen der französischen Literatur bekannt zu machen. D. Red.



[illegible] als Landschaftsmaler, gibt ein Bild der Natur, und an die Stelle der Statistik tritt Beschreibung und Anekdote. Und wie früher der Verfasser sich bemüht hatte, ein nützliches Werk zu schreiben, so hat er jetzt es sich zur Aufgabe gemacht, ein interessantes, ja amüsantes dem Leser vorzuführen, ohne daß der Ernst dabei gänzlich fehlte.

Die Richtung zur Wiederaufnahme der Literatur des 17. Jahrhunderts tritt immer deutlicher hervor, wie so manche bereits erschienene oder für die Veröffentlichung vorbereitete Schriften erkennen lassen. Neue Ausgaben der Werke de Thou's [illegible] werden vorbereitet. Interessante Monographien über bedeutende Persönlichkeiten haben dazu gedient, die bereits existirenden Biographien zu vervollständigen und zu berichtigen. Eine soeben erschienene inhaltreiche Arbeit A. Grün's über Michel Montaigne verdient besondere Beachtung. „La vie publique de Montaigne" (so heißt das Werk, von dem wir sprechen wollen) setzt uns in dieselbe Verlegenheit wie die vorhin angeführte Schrift über die Türkei; es ist nämlich der Feder eines unserer Mitarbeiter geflossen. Wir könnten für uns die gerechten Lobeserhebungen anführen, welche die Akademie des sciences dem Werke gespendet hat; wir könnten uns auf die frühern Leistungen des Verfassers berufen, die für die Trefflichkeit seines Werks eine Garantie liefern. Wir wollen jedoch lieber auf die Bedeutsamkeit und die Neuheit des Stoffs aufmerksam machen, den es behandelt. Die ganze gebildete Welt — man kann das wol ohne Uebertreibung sagen — kennt Michel Montaigne als einen der glänzendsten Schriftsteller, die Frankreich hervorgebracht hat. Wenn dies in Betreff seines Namens und seiner Schriften im Allgemeinen vollkommen wahr ist, wenn seine Philosophie Jedem gegenwärtig ist, der sich mit der französischen Literatur beschäftigt, so verhält sich dies doch sehr viel anders in Betreff seines öffentlichen Wirkens. Wie sollten jedoch Ausländer über diesen Punkt etwas Genaues wissen, wenn die Franzosen selbst bisjetzt nur verstümmelte, unvollständige, ungenaue Biographien besaßen? Und doch hat der Verfasser der „Essays" eine wichtige und höchst ehrenwerthe Rolle in den Staatsangelegenheiten seiner Zeit gespielt. Er hat 13 Jahre in der Magistratur zugebracht, hat am Hofe von vier Königen gelebt und für das Königthum und die katholische Religion das Schwert geführt; er hat mehre sehr delicate diplomatische Sendungen übernommen, hat vier Jahre lang unter sehr schwierigen Umständen die Stadt Bordeaux verwaltet, deren Mairie nur den bedeutendsten Persönlichkeiten übertragen zu werden pflegte; er hatte einen Hofrang, erhielt von Heinrich III. einen Ritterorden, Heinrich IV. schenkte ihm sein Vertrauen, alle Parteiführer achteten ihn, selbst wenn sie ihn zum Gegner hatten — und er verdiente es. Denn er hat den zu jener Zeit seltenen Ruhm gehabt, sich von den Parteien fernzuhalten, unablässig seinen Principien getreu zu bleiben und sich mitten unter der Verworfenheit, die ihn umgab, rein zu erhalten. Diese edle Gestalt war noch nicht im Zusammenhange dargestellt worden. A. Grün stellt sie uns dar, indem er alle ihre Seiten durch historische Documente beleuchtet, von denen ein Theil vollkommen unbekannt geblieben war. Er hat der Nachwelt gleichsam einen neuen Montaigne geschenkt.

Auch auf dem Gebiete der Reisen ist die Geschichtskunde thätig. Zu diesen Arbeiten ist vor allem die vorzügliche Auswahl von Reisen seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 19. n. Chr. zu zählen, die wir dem Fleiße und dem [illegible] E. Charton's verdanken. Der erste Band dieser Reisen hat sogleich bei seinem Erscheinen die Achtung und Aufmerksamkeit der gelehrten Welt gefesselt; er enthält die Reisen der Alten und ist sofort sowol für den Studirtisch als für den Salon ein unentbehrliches Buch geworden. Der zweite Band, der mit Ungeduld erwartet wurde, ist soeben erschienen. Er enthält sieben Reisen aus dem Mittelalter, alle dem größern Publicum wenig bekannt, von denen die einen noch nie ins Französische übersetzt worden, die andern sehr selten sind. Die Reisenden, Christen, Juden, Mohammedaner, erzählen, was sie gesehen haben oder gesehen zu haben glauben, und ihre Berichte bieten in ihrer Mannichfaltigkeit ein getreues Bild der Anschauungen, Kenntnisse und Vorurtheile des Mittelalters. Die wichtigste unter ihnen ist die des Italieners Marco Polo, von der fast Jeder hat sprechen hören und die fast Niemand gelesen hat. Wir verdanken Charton den vollständigen Text. Vorzügliche Holzschnitte, Anmerkungen und Biographien erhöhen das Interesse und erfüllen die Erwartungen, die das Publicum von einem Unternehmen hegen mußte, welches der Gründer des „Magasin pittoresque" ins Leben rief.

Zu der Classe von Büchern, von der wir sprechen, gehört auch ein kleines Buch, nach dem viel Nachfrage ist und dessen Entdeckung wir der aufmerksamen Durchforschung der Schätze der Bibliothèque impériale verdanken. Es ist dies eine Schrift, betitelt: „Mémoire du voyage en Russie de Jehan Sauvage." Die Reise wurde im Jahre 1580 unternommen, und es ist somit dieser Bericht einer der ersten, die wir über das Zarenreich besitzen. Seine Naivität kann dem Interesse, das er einflößt, keinen Eintrag thun.

Die große Begebenheit des pariser Lebens ist gegenwärtig die große Ausstellung; die Industrie ist aller Ehren einer glänzenden officiellen Ceremonie theilhaftig geworden; die Kunstsäle haben sich in aller Stille geöffnet. Lassen wir die Industrie ihre Kisten auspacken, ihre Tische aufstellen und ihre Waaren ausbreiten, sie hat noch viel zu thun, ehe sie mit ihrer vollständigen Aufstellung zustande gekommen sein wird. Der Kunstpalast ist fertig, nur von ihm haben wir hier zu sprechen. Im Gebäude wie im Katalog machen die fremden Künstler den Anfang. Die erste Galerie gehört Dänemark, Schweden, Toscana, dem Kirchenstaat, Portugal, der Türkei und Peru. Preußen hat einen Saal, der ein großes Quadrat bildet. Rings herum sind Galerien, in denen die amerikanischen Kunstwerke aufgestellt sind, sowie diejenigen Badens, der Schweiz, der Hansestädte, Würtembergs, Baierns, Sachsens, Spaniens, Hollands, Belgiens, Sardiniens; die Niederlande haben noch einen zweiten Platz, auf der linken Seite des französischen Saals. Die französischen Gemälde füllen zwei Säle und die sie umgebenden Galerien. Das erste Stock, das sich über den Flügeln des Unterbaus erhebt, ist für die Aquarellen, Kupferstiche und überhaupt alle Kunstwerke, die nicht Oelbilder sind, und eine ausgedehnte Räumlichkeit zur Linken speciell für Bildhauerarbeiten bestimmt. Die östreichischen und englischen Kunstwerke füllen zwei Säle zur Rechten.

Auf die Länder vertheilt, ist die Zahl der Kunstwerke folgende: Baden 22; Baiern 76; Belgien 245; Dänemark 7; Frankreich 2928; Großbritannien 783; Hansestädte 19; Holland 138; Neapel 6; Oestreich 220; Peru und Portugal 27; Preußen 245; Sachsen 22; Sardinien 37; Schweden und Norwegen 16; Schweiz 115; Spanien 82; Toscana 6; Türkei 3 ꝛc.

Ein längerer wiederholter Besuch wird nöthig sein, um ein Urtheil über den Werth der verschiedenen Schulen zu fällen, die hier zum ersten mal einander gegenüberstehen. Wenn man Alles geschaut, so bewirken die wechselnden Eindrücke eine Art augenblicklicher Verwirrung, die nicht sogleich zu klaren Begriffen kommen läßt. Jedenfalls erscheint auf den ersten Blick die französische Schule nicht im Nachtheil und als die originellste von allen die englische.

Bei Gelegenheit dieser Ausstellung, die eine so große Menge von Fremden aus allen Welttheilen nach Paris zieht, dürfte es am Platze sein, auf die neue Ausgabe des Bandes der „Bibliothèque des chemins de fer" aufmerksam zu machen, der unter dem Titel „Paris" erschienen ist. Dieser Fremdenführer ist in der neuen Ausgabe bedeutend verbessert und vermehrt und es haben sich an ihm Männer betheiligt, deren Namen zu den ersten auf ihrem Gebiete gehören. Der Guide bemächtigt sich des Reisenden sogleich bei seinem Aussteigen aus der Eisenbahn, geleitet ihn sofort an einen Platz, wo er keinen Comfort vermissen wird, und führt ihm dann nacheinander

Bau- und Kunstwerke, Vergnügungsörter, Studienanstalten, Verwaltung, Industrie und Handel vor.

Der Graf Nieuwekerke, Generaldirector der Museen, hat, wol in der Absicht, die Fremden, die die Ausstellung nach Paris führt, an seiner hingebenden Gastfreundschaft theilnehmen zu lassen, seine Freitagssoireen eröffnet, die sonst nur im Winter stattfanden. Wie immer sind diese glänzenden Gesellschaften von den hervorragendsten Männern der officiellen Kreise, der Kunst und Wissenschaft besucht. 57.

Notizen.

Froment's genfer Chronik.

Ein eigenthümlich interessantes Buch ist das zu Genf im vorigen Jahre erschienene: „Les Actes et Gestes merveilleux de la Cité de Geneve. Nouuellement conuertie à l'Euangille faictz du temps de leur Reformation et comment ils l'ont receue redigez par escript en fourme de Chroniques Annales ou Hystoyres commençant l'an MDXXXII. Par *Anthoine Froment*. Mis en lumiere par *Gustave Revilliod*." Die „Revue des deux mondes" sagt davon: „Froment war einer der ersten Reformationsprediger in Genf. Die Handschrift der nun zum ersten male von G. Revilliod veröffentlichten Chronik befindet sich auf der genfer Stadtbibliothek. Die Geschichte Genfs im 16. Jahrhundert wird von Froment mit einer originellen Kraft und Naivetät beschrieben." Diese Naivetät wird auch besonders von den genfer und schweizer Blättern hervorgehoben; die „Revue critique" meint zwar, Froment sei gerade kein gewandter Schriftsteller, sein Stil sei incorrect und habe etwas Rauhes, aber, bemerkt das Blatt weiter: „sous cette écorce grossière circule une sève vigoureuse". Die „Revue suisse" bemerkt: „Diese Chronik ermangelt weder der Anmuth noch der Kraft; die Alterthümlichkeit der Sprache vermehrt ihren Reiz, ohne doch das Verständniß zu sehr zu erschweren." Auch das „Journal de Genève" gedenkt des auch typographisch sehr schön ausgestatteten Buchs mit großem Lobe und meint, die Fremden würden die Genfer darum wie um ein Kleinod beneiden. Daß die strengkatholischen Blätter von dieser Publication sehr wenig erbaut sind, und daß z. B. die „Annales catholiques de Genève" davon in ihrer Tamerlan'schen Sprache sagen: „Ein Krieger Tamerlan's würde im trunkenen Zustande weder besser noch schlechter schreiben", wird dem Buche bei der entgegengesetzten Partei schwerlich zum Nachtheil gereichen.

Eine protestantische Märtyrerin.

Das „Bremer Sonntagsblatt", das sich fortdauernd durch F. Pletzer's geschickte Redaction und manche treffliche Beiträge auszeichnet, bringt in Nr. 20 einen Aufsatz von Karl Seifart: „Die Märtyrerin Anna Askewa. Eine ketzerhistorische Skizze." Der Verfasser des Artikels leuchtet bei dieser Gelegenheit auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn heim, indem er aus ihrem bekannten Buche „Von Babylon nach Jerusalem" folgende in ihrem letzten Satze absurde Behauptung anführt: „Von dem Märtyrerthum geht eine regenerirende Kraft für die Sache, die Idee, den Glauben aus. Märtyrer aber haben die Protestanten nicht gehabt." Karl Seifart bemerkt hiergegen: „Was soll man dazu sagen? Trotz der Geschichte der spanischen und niederländischen Inquisition, den Geschichtsbüchern des Thuanus, trotz des Crocius großem Martyrbuch, welches auf mehr als 1500 Folioseiten protestantische Martyrien von Johann Huß bis auf Melchior Balthasar erzählt, und trotz Thomas M'Crie's «Geschichte der Fortschritte und der Unterdrückung der Reformation in Italien und Graubünden» fällt es einer romantischen Dame ein, in die Welt hineinzuschreiben, der Protestantismus habe keine Märtyrer gehabt!" Anna Askewa, Tochter eines gebildeten Edelmanns Wilhelm Askew in Lincolnshire, gehört zu dieser großen Zahl der protestantischen Märtyrer, und ihre Leiden füllen ein blutiges Blatt in der Geschichte Englands unter dem grausamen Heinrich VIII., der, je nachdem, bald den Reformator spielte, bald den altgläubigen Katholiken heuchelte. Ihre Verfolgung fiel nun gerade in eine Zeit, wo der König aus Laune katholisirte, welche Laune die Gegner der religiösen Reform aufs beste benutzten, um Andersdenkende in den Kerker oder auf den Scheiterhaufen zu bringen. Mit bewunderswerthem Muthe und großem Scharfsinn vertheidigte sie ihre zu der Zeit gerade ketzerischen Ansichten von Messe und Abendmahl vor dem londoner Bischof Bonner, und selbst die Qualen einer bis zu dem Grade gesteigerten Folter, daß die Henker erklärten, es müsse ihr Einhalt gethan werden, wenn die Inquisitin nicht nach wenigen Minuten den Geist aufgeben solle, konnten ihr den Widerruf nicht erpressen. So fest blieb sie auch im Kerker. Die Gelähmte, welche den Gebrauch ihrer Glieder nicht wieder gewann, mußte nach Smithfield zum Scheiterhaufen hinausgetragen werden. Noch auf dem Holzstoß blickte ihr verklärtes Auge gegen die Bläue des Himmels, bis der Rauch sie mit schwarzer Nacht umhüllte und die Flammen sie verzehrten. Wir möchten der Gräfin Hahn-Hahn und Allen, welche der Salonmüden glauben, recht angelegentlich rathen, diese schmerzlich erschütternde Erzählung im „Bremer Sonntagsblatt" nicht ungelesen zu lassen. O. M.

Bibliographie.

Auberlen, C. A., Das Geheimniß Gottes in Christo. Zehn Predigten. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 16 Ngr.

Bittner, F., Lehrbuch der katholischen Moraltheologie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr.

Auer, A., Die Entdeckung des Naturselbstdruckes oder die Erfindung, von ganzen Herbarien, Stoffen, Spitzen, Stickereien und überhaupt allen Originalien und Copien, wenn sie auch noch so zarte Erhabenheiten und Vertiefungen an sich haben, durch das Original selbst auf [illegible] und schnelle Weise Druckformen herzustellen, womit man sowohl weiss auf gefärbtem Grunde drucken [illegible], als auch mit den natürlichen Farben auf weissem Papier Abdrücke, dem Originale identisch gleich, gewinnen kann, ohne dass man eine Zeichnung oder Gravure auf die bisher übliche Weise durch Menschenhände bedarf. Vorgelesen in der mathematisch naturwissenschaftlichen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. [illegible] 1854. Imp.-4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ennen, L., Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Occupation, meist aus archivalischen Documenten. 1ste Lieferung. Köln und Neuß, Schwann. Gr. 8. 10 Ngr.

Fahne, A., Die Westphalen in Lübeck. Köln, Heberle. 8. 20 Ngr.

Gervinus, G. G., Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. 1ster Band. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Petzholdt, J., Urkundliche Nachrichten zur Geschichte der sächsischen Bibliotheken. Dresden, [illegible] Gr. 8. 16 Ngr.

Plato, H., Machiavelli's religiöse und politische Gesinnung durch ausführliche Citate aus den „Discorsi" dargestellt. Frankfurt a. M. Gr. 8. 20 Ngr.

Sangalli, Elisabeth, [illegible] Leipzig, [illegible] Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, E., Nior-Atta. Ein Gedicht. Berlin, [illegible] derer. 16. 15 Ngr.

Stadtgeschichten. Aus den Erzählungen eines [illegible] meisters mitgetheilt von G.f. A.t. Stuttgart, E. [illegible] 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Nr. I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 23.)

34. **Sturm (J.), Fromme Lieder.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. 16. Geheftet 12 Ngr. Gebunden 16 Ngr.

Julius Sturm's „Gedichte" haben sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen [illegible] der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß [illegible] eine zweite vermehrte Auflage nöthig geworden ist. Ebenso haben seine jetzt in zweiter Auflage erschienenen „Frommen Lieder" viel Aufmerksamkeit erregt. „Diese Lieder — [illegible] zur Charakteristik von Sturm's Lyrik — eine [illegible] schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung [illegible] tragen seine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil [illegible] selbst vollberechtigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zu dem Himmel, der [illegible], keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Erde durch seinen Himmel zu verklären." Sturm's neuester Liederkranz „Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe" hat dem Dichter [illegible] eine Facultät erworben.

35. **Wilde (F. A.), Lesebuch für die Schulen Deutschlands.** Zusammengestellt. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Diese zweite Auflage des anerkanntermaßen seinem Zweck vollständig [illegible] Wilde'schen Lesebuchs kann allen Lehrern zur Einführung in Schulen [illegible] empfohlen werden.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Professor **Dr. Hermann Brockhaus.** Neunter Band. Vier Hefte. 8. 1855. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen (in 8.) werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1855. 12me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Pharmacopoea austriaca. Editio quinta. 8. Viennae. 1855. 1 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch einen dritten Nachtrag bis Ende 1854.
2. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. **XIX.—XXIV.**
3. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig. Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

Ferner ist durch alle Buchhandlungen **gratis** zu beziehen:

Bericht über die im Laufe des Jahres 1854 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1855 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Preisermässigungen.

Nachstehende bei ***F. A. Brockhaus*** *in* ***Leipzig*** *erschienene Taschenbücher,* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

— Jahrgänge 1837 und 1838. à **6 Ngr.**

Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck*. 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer*. 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**

I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**

XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X.. 1840—49) **10 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Wohlfeile Zeitschriften.

Pfennig-Magazin für Kinder. Erster, zweiter, vierter, fünfter Band. 4. Jeder Band (1 Thlr.) 10 Ngr.

Sonntags-Magazin. Erster und zweiter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 8 Ngr.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Erster, zweiter, vierter, achter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 1 Thlr.

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Musikantenthurm.

Roman in fünf Büchern

von

Robert Prutz.

Drei Theile.

8. Geh. 5 Thlr.

Robert Prutz, dem deutschen Publicum durch die vielseitigste literarische und dichterische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich bereits durch seine frühern Romane:

Das Engelchen (3 Theile, 5 Thlr.) und
Felix (2 Theile, 3 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanschriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: „**Der Musikantenthurm**", mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Verwickelungen, mit seinen an ergreifenden Contrasten reichen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niedern Stände und seiner energischen Auffassung der eigenthümlichen Conflicte, wie sie die gegenseitige Reibung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur dazu dienen, ihm die alten Freunde unter den Liebhabern gediegener Romanlectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

Letture di famiglia.

Opera illustrata con incisione in acciaio. Collaboratori principi: Ambrosoli, Cesare cav. Cantù, J. Cantù, Carcano, Carrara, Ciconi, Cusani, Cempini, Dandolo, Fusinato, Gatta, Giotti, Leoni, Maffei, Mazza, Mazzoldi, Mutinelli, Nicolini, Occioni, Odorici, Pagani, Piazza, Raffaeli, Ressini, Rovani, Rovida, Selvadico, Thonar, Villani, Vitali, Vollo, Zambelli, Zoncada etc.

Sowol als Lectüre für Freunde der italienischen Literatur, wie zur Erlernung der modernen italienischen Umgangssprache bietet dieses wohlfeile Werk, an welchem die ersten Schriftsteller mitarbeiten, eine vorzügliche Gelegenheit. Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Drei Jahrgänge sind bereits complet erschienen.

Direction der literarisch-artistischen Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd in Triest.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Quelques mots sur les Communions occidentales, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. Geh. 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 21. Juni 1855.

Ein Roman, „der das deutsche Volk bei seiner Arbeit sucht“.

Soll und Haben. Roman in sechs Büchern von Gustav Freytag. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 1855. 8. 4 Thlr.

Von Lessing's dramatischen Producten hat man wol gesagt, daß sie gewissermaßen nur als die Proben zu betrachten seien, die er gemacht habe, um die Richtigkeit seiner kritischen Rechenexempel zu prüfen. Aehnliches kann man von dem Redactionspersonal der bekannten frischen grünen Blätter in Leipzig behaupten, nur daß die kritischen und productiven Fähigkeiten hier nicht an ein, sondern an zwei Individuen vertheilt sind. Das kritische Redactionsmitglied stellt einen theoretischen Satz auf und das productive führt ihn in einem Dichtwerk durch. Julian Schmidt hat einmal gesagt (und dies Dictum prangt als Motto auf dem Titel des vor uns liegenden Romans): „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit“, und Gustav Freytag macht sich daran, die Richtigkeit und Anwendbarkeit dieses Satzes in seinem Roman „Soll und Haben“ nachzuweisen. Das was das Buch „soll“, wissen wir aus dem vorangestellten Motto, was wir aber an ihm „haben“, das nach bestem Gewissen zu prüfen ist nun unsere Aufgabe.

Der Arbeiten gibt es mancherlei: man arbeitet mit dem Kopfe oder mit den Händen, mit dem Pfluge oder mit der Feder, zu Hause oder im Felde, man arbeitet in der Druckerei, in der Fabrik, im Contor, im Studirzimmer, auf dem Schiffe und auf den Schiffswerften; der Schullehrer, wenn er unterrichtet, arbeitet so gut wie der Maurer, wenn er die Kelle handhabt; der Philosoph, wenn er über ein System sinnt, welches dem menschlichen Geiste neue Bahnen bricht, der Poet (d. h. der echte priesterliche), welcher in geweihten Nächten eine Dichtung schafft, die auf Generationen befruchtend und erhebend wirken soll, der Künstler, der ein seinem Geiste vorschwebendes Urbild von Schönheit mit dem Meißel aus dem Marmor schlägt — sie arbeiten so gut wie der Zimmermann, der ein Gebäude richtet, das wahrscheinlich nicht so lange bestehen wird als das System des Philosophen, das Dichtwerk des Poeten und das Marmorgebilde des Künstlers. Gutenberg, als er über die Anfänge der Druckkunst, Columbus, als er über die Wahrscheinlichkeit, einen neuen Welttheil zu finden, Kopernicus, als er über das Sonnensystem, Stephenson, als er über die Construction der ersten Musterlocomotive nachsann; Humboldt, als er mit physikalischen Instrumenten bewaffnet den Chimborasso erstieg; Franklin, als er auf seiner Entdeckungsfahrt im ewigen arktischen Eise den Tod fand; Barth während seiner fünfjährigen gefahrvollen Wanderung durch brennende ungastliche Wüsten; Ehrenberg, mit dem Mikroskop eine neue, ungeahnte Thierwelt erschließend — sie und die übrigen Erfinder und Entdecker haben gearbeitet und eine Arbeit vollbracht, die an Riesenmäßigkeit jede mit der bloßen Hand oder mit dem bloßen Schreibefinger übertrifft. Auch das Weib arbeitet, und nicht blos mit der Nadel. Was das Weib im Hause schafft, ist seine Arbeit, und wenn es für den Säugling sorgt und ihm mit einer unermüdlichen Geduld, die uns Männern kaum faßlich ist, die Ruhe seiner Nächte opfert, so verrichtet es eine der schönsten Arbeiten, die dem menschlichen Geschlechte überhaupt zugewiesen sind. Jene weiblichen Wesen, welche die Krankenpflege zu ihrem Berufe machen, jene praktischen Menschenfreunde, welche, ungeschreckt von Schmuz, Sünde und Elend, verlorene Armenviertel durchforschen — auch sie verrichten eine Arbeit und zwar eine Arbeit, die ihnen nach allen Seiten hin wenig Dank einträgt. Denn für die Wissenschaft der Menschenliebe — und warum sollte sie sich nicht, wie Alles was auf Wissen beruht, zu einer Wissenschaft erheben lassen? — gibt es in Deutschland keine Lehrstühle, und was bei uns nicht vom Katheder gelehrt wird, das steht in der Regel auch in keiner besondern Achtung.

Der Umfang der menschlichen Arbeit ist mithin, wie man sieht, ein sehr großer und ihre Arten und Gattungen, von denen wir oben beispielsweise nur einige angedeutet haben, sind von der mannichfaltigsten und ver-

schiedensten Art. Es ist klar, daß ein Roman, und wäre er selbst ein dreibändiger, nicht Raum genug dazu bietet, um jeder Art menschlicher Arbeit darin eine Stelle anweisen zu können. Wir sind nun begierig zu erfahren, welche Arten der deutschen Arbeit — die ja kaum minder mannichfaltig ist als die menschliche überhaupt — als die für den deutschen Arbeitsgeist bezeichnendsten in dem Freytag'schen Romane eine Stelle gefunden haben.

Der erste Band, der zugleich unter allen drei Bänden der umfangreichste ist, machte uns nicht wenig stutzen. Wir glaubten, der Verfasser würde uns gleich von Anfang an recht in den Mittelpunkt deutscher Arbeit versetzen, in ein Klopfen und Hämmern, in ein Pochen und Sägen, in ein Messen und Wägen, in ein Richten und Bauen, in die laute Werkstätte der Handarbeit wie in die stille Arbeitsstube des Forschers und Denkers. Aber auf 453 Seiten trafen wir zu unserer Ueberraschung kaum auf eine Spur wirklicher Arbeit. Allerdings werden wir in ein kaufmännisches Contor eingeführt, in das von T. O. Schröter; der Verfasser beabsichtigt, wie es scheint, das Contorleben mit einer poetischen Aureole zu verklären, er schreibt eine Kaufmanns- oder vielmehr eine Commisidylle, wie Geßner Schäfer- und Bronner Fischeridyllen geschrieben hat; aber wir glauben kaum, daß die Herren Specht, Pix, Liebold und selbst Anton Wohlfahrt es zu einer poetischern Wirkung bringen als Geßner's Mirtyll und Daphnis, trotzdem daß sie nicht im zopfigen Rococogeschmack wie diese, sondern echt modern philiströs gehalten sind und ihren Frack ohne Zweifel mit Anstand tragen. Auch als Vertreter der Arbeit können sie nur einen schwächlichen Eindruck machen.

Keinenfalls will ich in Abrede stellen, daß auch das kaufmännische Geschäft etwas Großartiges und Poetisches haben und Stoff zu dichterischer Behandlung herleihen kann. Anton Wohlfahrt sagt im Roman sehr geistreich:

Ich weiß mir gar nichts, was so interessant ist als das Geschäft. Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahllosen Fäden, die sich von einem Menschen zu dem andern, über Land und Meer, aus einem Welttheil in den andern spinnen. Sie hängen sich an jeden Einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles was wir am Leibe tragen und Alles was uns umgibt, führt uns die merkwürdigsten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menschliche Thätigkeit vor die Augen; dadurch wird Alles anziehend. Und da ich das Gefühl habe, daß auch ich mithelfe und, so wenig ich auch vermag, doch dazu beitrage, daß jeder Mensch mit jedem andern Menschen in fortdauernder Verbindung erhalten wird, so kann ich wohl vergnügt über meine Thätigkeit sein. Wenn ich einen Sack mit Kaffee auf die Wage setze, so knüpfe ich einen unsichtbaren Faden zwischen der Colonistentochter in Brasilien, welche die Bohnen abgepflückt hat, und dem jungen Bauerburschen, der sie zum Frühstück trinkt, und wenn ich einen Zimmtstengel in die Hand nehme, so sehe ich auf der einen Seite den Malayen kauern, der ihn zubereitet und einpackt, und auf der andern Seite ein altes Mütterchen aus unserer Vorstadt, das ihn über den Reisbrei reibt.

Das ist sehr schön räsonnirt und combinirt, vom Standpunkt des Beobachters, aber ein Commis räsonnirt und combinirt so nicht, oder wenn er es thut, ist er auf dem besten Wege, wie Freiligrath unter die Literaten und Dichter zu gehen. Selbst für einen Poeten ist diese Combination viel zu weit hergeholt. Wenn ich mir die Metamorphosen vorstellen muß, die der Kaffee von dem Augenblicke an durchzumachen hat, wo ihn eine Colonistentochter in Brasilien unter wahrscheinlich sehr trübseligen Gedanken pflückt (und in der That, eine Colonistentochter, welche unter der sengenden tropischen Sonne eine solche Arbeit eigenhändig verrichten muß, kann nur in höchst unerquicklichen Umständen leben), bis zu dem Augenblick, wo er durch Brennen, Mahlen und Filtriren in den Stand gesetzt ist, als eine mißfarbige Brühe, welche Kaffee heißt, aber nicht ist, das Frühstück eines Bauerburschen zu bilden, so vergeht mir sowol aller Geschmack am Kaffee wie an der Poesie. Wenn doch unsere Schriftsteller sich abgewöhnen wollten, gar so geistreich zu combiniren und, um etwas Superfeines zu sagen, gerade das Fernliegendste miteinander zu verknüpfen! Solchen verzwickten Combinationen wird man niemals bei Boz begegnen, dessen Einfluß auf den Freytag'schen Roman doch sonst so unverkennbar ist.

Wohlfahrt sagt dann weiter: „Der Kaufmann bei uns erlebt ebenso viel Großes, Empfindungen und Thaten, als irgend ein Reiter unter Arabern oder Indern." Vielleicht sagt uns der Verfasser einmal später: auch ebenso viel Großes als die Helden Homer's? Der Homer für diese modernen Homerischen Helden wäre dann ja wol gefunden. Und weiter: „Je ausgebreiteter sein Geschäft ist, desto mehr Menschen hat er, deren Glück oder Unglück er mitempfinden muß, und desto öfter ist er selbst in der Lage, sich zu freuen oder Schmerzen zu empfinden."

Mag dem so sein, obschon es den Chefs großer Handlungshäuser wol meist so geht wie den Aerzten, die sich eine etwas harte Haut zulegen müssen, um nicht bei dem Anblick so vieler Leiden aus Mitgefühl endlich mit zugrunde zu gehen. Jedenfalls ist es löblich, daß der Verfasser den Kaufmannsstand von dieser an ihm oft vermißten gemüthlichen Seite aufgefaßt hat; dann aber mußte er den Chef des Hauses T. O. Schröter in Verhältnisse bringen, die ihm erlaubten, von seiner Generosität und Menschenliebe glänzende Beweise zu geben, und die zugleich geeignet waren, uns davon zu überzeugen, daß ein moderner Kaufmann ebenso viel Großes, nämlich poetisch Großes, erleben könne als irgend ein Beduinenhäuptling, der auf flüchtigem Roß die Wüste durchstreift. Mit einer bloßen Versicherung, einer bloßen Reflexion ist uns in einem Romane niemals gedient; ein Romanschreiber muß uns Alles erleben lassen. Daß Freytag Schröter im Verlaufe des Romans einmal in einer polnischen Stadt (unter der wir uns wol Krakau denken dürfen) mit polnischen Insurgenten in Conflict bringt, ist ein ärmlicher Nothbehelf, welchen uns auch gerade diese Episode, so sorgsam und mit allen Hülfsmitteln literarischer Kunst sie auch ausgeführt ist,

doch gänzlich kältläßt und uns zuletzt fast langweilig wird.

Zu seinem Zweck mußte der Verfasser nicht ein binnenländisches, wie es scheint, breslauer Handelsgeschäft in den Mittelpunkt seines Romans stellen, nicht ein Haus, welches seine Mandeln und Rosinen und Korinthen erst aus zweiter Hand empfängt, sondern etwa ein bremer oder hamburger Haus, das mit den transatlantischen Ländern in directem Verkehr steht, welches für großen Gewinn Großes einsetzt und wagt, selbst auf die Gefahr enormer Einbuße hin, und welches den Verlust einiger Geschäfte weniger fühlt als das Haus T. O. Schröter den drohenden Verlust einiger Frachtwagen, zu deren Wiedererlangung der Chef die bedenkliche Reise nach Krakau unternimmt. Gegen ein solches Seegeschäft verhält sich das T. O. Schröter'sche etwa nur wie ein wohlconditionirtes Sortimentsgeschäft zu einer großen Verlagshandlung. Shakspeare hat dies besser verstanden; er stellt uns Antonio als den Besitzer zahlreicher Galeonen hin, als einen mächtigen Handelsfürsten, der seine Capitalien mit den Elementen Hazard spielen läßt. Aber Ernst Schulze mag wol Recht haben, wenn er gelegentlich in einem Briefe äußerte: „Der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenclasse bleiben, und es gehört auch Shakspeare's Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden."

Der Chef des Handlungshauses T. O. Schröter ist ohne Zweifel ein, im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne genommen, sehr wackerer Mann, der unsere ganze Achtung verdient; aber er zeichnet sich auch durch gar nichts Besonderes aus, nicht durch den leisesten Zug von Originalität; er hat sogar, vom poetischen Standpunkt, etwas Philisterhaftes und Langweiliges. Aehnlich verhält es sich mit Anton Wohlfahrt, der im Grunde der eigentliche Held der Geschichte ist. Ich muß zu meiner oder Wohlfahrt's Schande gestehen, daß mir dieser sonst ja ganz ehrenwerthe junge Mann fast den ganzen Roman hindurch als ein wahrer Ausbund von Langeweile erschienen ist. Man darf ihm das Glück gönnen, dessen er sich am Schlusse des Romans zu erfreuen hat, aber um den Leser hat er es wahrlich nicht verdient. O gewiß, er wird jenseit des Romans seine Rechenbücher vortrefflich in Ordnung halten, er wird ein ausgezeichneter, zärtlicher Ehemann sein, er wird keine Schulden machen, keinen Tropfen über den Durst trinken, er wird kaum ein Kartenblatt anrühren: aber er wird auch keinen einzigen originellen Einfall haben, er wird langweilig zu sein fortfahren, er wird sich auch in der bürgerlichen Tugend nicht übernehmen. Seine Tugend ist keine productive und active. Weil Jemand geradezu keine Memme ist, ist er deshalb noch nicht Held, und weil Jemand vom Ernst entfernt ist, ist er darum noch nicht komisch. Ebenso wenig ist Jemand schon deshalb tugendhaft, weil er nicht lasterhaft ist, ganz gewiß ist er aber langweilig, wenn er nicht kurzweilig ist. Was etwa an Wohlfahrt tugendhaft genannt werden darf, ist gewissermaßen nur ein Geschenk der Natur, nicht durch jene furchtbaren Prüfungen und innern Kämpfe erworben, in denen es schwer ist, Sieger zu bleiben. Selbst seine Liebe zu dem Fräulein von Rothsattel war gegenseitig nur eine Jugendillusion; die Illusion verschwindet, und Anton tritt von ihr zurück, um einer ihm passendern reinbürgerlichen Neigung zu folgen, wie sich denn auch ihrerseits Lenore von Rothsattel standesgemäß verheirathet, nach dem alten Sprichwort, daß Gleich und Gleich sich gern geselle. Innere gewaltige Kämpfe hat Anton auch dabei nicht zu bestehen. Nur ein mal, als er das Schröter'sche Geschäft für eine zeitlang verläßt, um sich den zerrütteten Angelegenheiten der Rothsattel'schen Familie zu widmen, sehen wir etwas wie einen wirklichen Kampf in seiner Seele vorgehen. Es ist dies jedoch durchaus kein Kampf, der den innern Menschen mit sich selbst in einen innern Conflict bringt, der, je nachdem das gewählte Loos ausfällt, ihn aufzureiben und mit sich selbst zu überwerfen droht.

Der Verfasser scheint selbst gefühlt zu haben, daß er den vielen langweiligen Personalitäten des Schröter'schen Geschäfts auch einen originellen Charakter zur Seite stellen müsse, und er hat hierzu adeliges Fleisch genommen, einen Herrn von Fink, der als Volontär im Schröter'schen Hause dient oder vielmehr herrscht; denn er treibt mit Allen seine „Schnurrpfeifereien", wie Gutzkow in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" Fink's zum Theil ziemlich ungezogene Späße genannt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Individuum, welches übrigens stark an frühere Freytag'sche Lieblingsfiguren erinnert, mit großer Liebe und offenbarer Vorliebe ausgeführt ist und auch unter den vielen langweiligen Commis einen ziemlich erfrischenden Eindruck macht. Was aber diesen Eindruck wesentlich wieder beeinträchtigt, ist der Umstand, daß Fink eine specielle Ausgeburt der Freytag'schen Einbildungs- oder Witzkraft ist, daß wir uns vergebens im Leben nach einem Analogon umsehen, daß er mit einem Worte der Realität entbehrt. In einem Romane aber, der sich ganz auf die Realität versessen hat, wie dieser, sind bloße Phantasiefiguren unzulässige Anomalien. Ich verstehe hier unter Phantasiefiguren solche, zu denen wir im realen Leben keine Pendants erblicken, an die wir als etwas Wirkliches glauben sollen, während sie nicht einmal den Schein des Lebens haben, weil sie mit einem Worte unwahr in sich selbst sind. Wir glauben an Reineke den Fuchs, wir glauben an Münchhausen, wir glauben an Hieronymus Jobs, aber wir glauben nicht an Fritz von Fink. Seine Genialität und sein Humor sind gemacht und gekünstelt. Wir verlangen von einer humoristischen Romanfigur etwas Anderes, als daß sie ihre Umgebungen blos gelegentlich neckt; denn zum bloßen Necken ist der Humor nicht da. Hat der Humor erst eine solche, freilich nur künstliche Höhe erreicht wie bei Fink, dann darf er nicht bei bloßen Neckereien stehen bleiben, sondern er muß zu einem humoristischen Gegenspiel des Lebens überhaupt werden, er darf mit der Wirklichkeit nicht capituliren, er darf in diesem Augenblick nicht „Nein" und im andern

nicht „Ja" sagen, denn das ist eine „schlechte Religion"; er muß mit der ganzen Welt, wenn es nicht anders geht, zuletzt zum Teufel fahren. Freilich, Hieronymus Jobs wird Nachtwächter und zuletzt sogar Pfarrer, aber das ist eben der Humor davon; gerade in diesen Gegensätzen steckt der Humor, und ein ganz treffender, den deutschen Wunderlichkeiten vollkommen gemäßer. Dieser Fritz von Fink treibt aber nur modernen Cavalier- oder vielmehr Geckenhumor, in Handschuhen, welche von der neuesten Modefarbe und im vornehmsten Waarenmagazin der Provinzialhauptstadt gekauft sind. Wo wir mit ihm im Roman zusammentreffen, befürchten wir immer, einen Schlag von ihm mit der Reitgerte, aus bloßem geckenhaften Uebermuth, zu erhalten und in die Verlegenheit versetzt zu werden, den Schlag mit einer Grobheit oder Herausfoderung erwidern zu müssen. Er treibt es auch in der That so arg, daß selbst der nüchterne, leidenschaftslose Anton Wohlfahrt einmal auf den curiosen Einfall geräth, ihn zu fodern, was sehr spaßhaft sein würde, wenn man nicht voraus wüßte, daß aus dem Duell nichts werden wird. Aber diese possirliche Angelegenheit wird von dem Verfasser des Romans mit dem strengsten Ernst des gewissenhaftesten Historikers behandelt, und dabei soll der Humor gesund bleiben! Nun ist aber dieser Herr von Fink im Grunde ein ganz ordentlicher Geschäftsmensch, der, wenn er auch sehr guten Punsch zu bereiten weiß, sich doch nach keiner Seite hin eigentliche Ausschreitungen gestattet, nicht viel Gutes, aber noch weniger Böses thut und bei Licht besehen ebenso solid ist wie Anton Wohlfahrt. Er ist auf dem Gebiete des Humors wie im Geschäft T. O. Schröter „Volontär", er geht weder mit diesem noch mit jenem ein inniges Verhältniß ein. Er wird Gutsbesitzer und verlobt sich mit Lenore von Rothsattel. Was zwischen diesem Zeitpunkt und seinem frühern Commiszustande liegt, ist nicht sehr der Rede werth, außer einem verunglückten Aufenthalt in Amerika. Hierüber berichtet er nach seiner Heimat in Briefen; als Handelnden sehen wir ihn in Amerika nicht auftreten. Auch Fink verspricht ein guter Ehemann zu werden, nur daß er hier und da auch an seiner Frau seine Capricen auslassen und nebenbei auf feine Cigarren, schöne Reitpferde und saubere Handschuhe halten wird. An kleinen häuslichen Scenen dürfte es aber bei der Liebhaberei Fink's für Schnurren und bei dem Naturell seiner Verlobten doch nicht fehlen, und wir müssen fast bedauern, daß uns der Verfasser das Drama dieser Ehe nicht vor Augen führt, sondern uns vor dem heruntergelassenen Vorhange sitzen läßt. Wie der Roman einmal ist, blitzt Fink's Humor ab und verpufft wie Knallpulver; eine tiefere Wirkung bringt er nicht hervor.

An der schon genannten Familie von Rothsattel zeigt uns der Verfasser, wie man nicht arbeiten soll. Der Freiherr geräth in die Hände jüdischer Wucherer, läßt sich von ihnen zu Hypotheken- und Pfandbriefenspeculationen und selbst zu wenig ehrenhaften Schritten verleiten, die ihn an den Rand des Verderbens und zu dem Entschlusse bringen, sich das Leben zu nehmen. Der Versuch geräth nicht; er bleibt am Leben, aber er erblindet infolge des unglücklichen Schusses. Nebenbei hat er auch eine Runkelrübenzuckerfabrik angelegt, die nicht gedeiht, was zu der Vermuthung berechtigt, daß der Verfasser die Fabrikthätigkeit nicht zu den Gattungen von Arbeiten rechnet, die er empfehlen möchte, oder er hält sie wenigstens eines echten Edelmanns nicht für würdig, nicht für die Aufgabe eines Grundbesitzers. Der erblindete Freiherr, dessen schlesisches Gut unter Subhastation ist, sieht sich genöthigt, ein verwahrlostes polnisches Gut zu kaufen, um eine hohe Hypothek nicht zu verlieren, die er auf demselben stehen hat. Die allmälige Zerrüttung dieses adeligen Familienwesens ist trefflich und mit energischen düstern Farben geschildert. Wir fühlen an der dumpfen Schwüle schon lange vorher, daß ein Gewitter heraufzieht und daß der Donnerkeil einschlagen wird. Der Schlag findet uns nicht unvorbereitet, und doch macht er auf uns einen erschütternden Eindruck. Wir zählen diese Partien zu den gelungensten des Buchs. Gutsbesitzern und Landwirthen, welche gewarnt sein wollen, es nicht dahin zu bringen, „daß der Grund unter ihren Füßen fremden Gewalten verfällt", sind diese Partien zur Lectüre und Beachtung in der That angelegentlichst zu empfehlen; namentlich machen wir sie auf die schönen beherzigenswerthen Reflexionen aufmerksam, welche sich über diesen Gegenstand im zweiten Bande auf S. 113—118 befinden.

Ueberhaupt rückt der zweite Band in seiner zweiten und der dritte in seiner ersten Hälfte der eigentlichen Aufgabe des Romans, den Werth und Segen tüchtiger Arbeit zu schildern, bedeutend näher. Anton Wohlfahrt und der aus Amerika zurückgekehrte, durch das dortige Schwindelwesen abgestoßene Fritz von Fink nehmen sich des durch „polnische Wirthschaft" heruntergekommenen polnischen Guts aufs geschickteste und thätigste an und versetzen es wieder in einen blühenden Zustand. Es ist dasselbe Gut, welches Fink später selbst übernimmt, während Anton Wohlfahrt wieder in das frühere Geschäft zurücktritt, Compagnon des Hauses T. O. Schröter wird und sich mit Schröter's Schwester, einem edeln, zarten Wesen, verlobt. Der Verfasser zeigt sich in diesen Partien zugleich bemüht, das Uebergewicht deutscher Tüchtigkeit, deutschen Fleißes und deutschen Ordnungs- und Arbeitssinns über slawische Trägheit, Unordentlichkeit und Liederlichkeit zur Anschauung zu bringen. Er zeigt uns den Slawen, unter Anerkennung seines feurigen Naturells und seiner ihm eigenen äußern Liebenswürdigkeit, in all seiner Perfidie, seiner Genußsucht, seiner mit bunten Culturlappen behängten Barbarei, seinem unüberwindlichen Miswollen gegen die Deutschen. Er versetzt uns unter Anderm auch in den Mittelpunkt einer ehemaligen Insurrection, die er dazu benutzt, einige Bogen seines Romans mit kriegerischem Lärm zu füllen. Die polnischen Insurgenten machen einen Angriff auf das Herrenschloß; die deutschen Ansiedler der Umgegend vertheidigen es aufs kräftigste, sie stehen aber im Begriff

zu unterliegen, da sie eine zu bedeutende Uebermacht gegen sich haben, als im gefährlichsten Augenblicke die bewaffnete Macht ihnen zu Hülfe kommt und die Insurgenten zerstreut. Auch diese kriegerischen Scenen sind mit der dem Verfasser eigenen Sauberkeit ausgeführt, aber es fehlt ihm, um eine wirkliche Spannung damit zu erzielen, die lebendige Anschauung, vielleicht auch das rechte kriegerische Feuer; des Verfassers Talent befindet sich hier nicht auf dem ihm zusagenden Terrain, wie wir auch schon in der Schilderung des krakauer Insurrectionspectakels zu erkennen glaubten. Die rechte Spannung fehlt auch hier schon deshalb, weil wir mit Gewißheit voraus wissen, daß im letzten gefährlichsten Augenblicke die Erlöser in Waffenröcken eintreffen werden. Die meisten Hauptpersonen des Romans sind im Schlosse versammelt. Geschähe ihnen ein Unglück, würden sie massacrirt, so wäre es mit dem Roman ja überhaupt aus, und daß er mit einem solchen Massacre nicht schließen kann, das ist uns von vornherein klar.

Theils seine markirte Parteinahme für alles germanische Element, theils sein Widerwille gegen alle schwindelhaften Speculationen und alle Thätigkeit, die nicht auf solider Arbeit beruht, hat den Verfasser bewogen, mehre jüdische Personen als Repräsentanten der Geld- und Gutswucherei in den Vordergrund zu stellen: Hirsch Ehrenthal und Veitel Itzig, die ihm Gelegenheit geben, das jüdische Wucherwesen aufs grellste zu beleuchten. Der Verfasser scheint es sich zur besondern Aufgabe gemacht zu haben, diese schlimmste Sorte des Judenthums zu studiren und aufs getreueste zu copiren. Veitel Itzig, wie er als junger Bursche in die Provinzialhauptstadt kommt, arm, verachtet, scurril, schlau, frech, aber entschlossen es zu etwas zu bringen, wie er dann im Kleinen schachert und wuchert, den geringsten Gewinn nicht verschmähend, wie er durch faule Geschäfte, gewissenlosesten Wucher, schleichende Intrigue, frechen Betrug und gemeinste Schlechtigkeit sich allmälig zu einem Capitalisten emporarbeitet — dieser allmälig zum Manne reifende Judenbursche ist eine vortrefflich ausgearbeitete, höchst wirksame, unser Interesse lebhaft fesselnde Figur. Dieses Interesse für ihn verringert sich freilich von dem Augenblicke an, wo er sich als Capitalist und Geldwucherer im großen Stile etablirt hat. Der Verfasser weiß nun selbst nicht recht, was er mit ihm anfangen und wie er ihn für seine Schlechtigkeiten bestrafen soll. Er macht ihn zum Mörder an seinem moralischen Mitschuldigen, dem verdorbenen Advocaten Hippus, weil er fürchtet von diesem verrathen zu werden, und läßt ihn dann selbst in einem Kanale ertrinken, an derselben Stelle, an welcher er sein Opfer ins Wasser drängte. Indeß ist die Seelenangst, von welcher Veitel Itzig zuletzt befallen wird, mit großer Energie geschildert. Auch der vornehmere Hirsch Ehrenthal, der am Schlusse in Blödsinn verfällt, sodaß auch er sein gebührendes Theil wegbekommt, ist trefflich und im Grunde noch consequenter durchgeführt als Veitel Itzig.

Man hat den Verfasser des zu offenbaren Judenhasses beschuldigt; wenn es sich jedoch so verhält — und es scheint sich wirklich so zu verhalten —, daß der so vieles Elend über die Menschen bringende herzlose Geld- und Gutswucher hauptsächlich in den Händen von Juden sich befindet, so läßt sich nicht wohl einsehen, warum gerade diese verderbliche Menschensorte blos deshalb geschont werden soll, weil sie jüdischen Bluts ist. Der Verfasser verfehlt es nur darin, daß er es vermieden hat, diesem Veitel Itzig, diesem Hirsch Ehrenthal, diesem Löbel Pinkus, diesem Schmein Tinkeles ein edleres Gegenbild gegenüberzustellen. Die ganze Familie Ehrenthal, Vater, Mutter und Tochter, werden uns theils als innerlich gemeine, theils als lächerlich prätentiöse Persönlichkeiten geschildert. Nur der kränkliche, nervenschwache, gutmüthige, blos in Büchern und Studien lebende Sohn Ehrenthal's, Bernhard, macht hiervon eine Ausnahme; aber auch er ist von einem leisen Hauch der Scurrilität angeweht. Wir erwarteten, daß uns der Verfasser in diesem Bernhard einen jener stillen, anspruchslosen, ernsten jüdischen Gelehrten, welche dem Judenthum mehr zur Ehre gereichen als die sich vorlaut vordrängenden, nach Esprit und Witz haschenden jüdischen Schöngeister, zur Anschauung bringen und ihn demgemäß durchführen werde, aber er schneidet ihm sobald als möglich den Lebensfaden durch und legt ihn als eine unnütze und überflüssige Person, als einen bloßen Bücherwurm ins Grab.

Somit bleibt die ideale geistige Arbeit, durch die sich gerade die Deutschen in einer Weise ausgezeichnet haben, daß sie sich dadurch trotz ihrer zweifelhaften und untergeordneten politischen Stellung die Hochachtung der Welt eroberten, in diesem Romane ohne alle Vertretung, und von allen übrigen Gattungen menschlicher Arbeit sind es nur das Materialwaarengeschäft und die Landwirthschaft, die vor des Verfassers Augen Gnade finden. Von den Formen, in denen sich die Arbeit des Weibes bewegt, namentlich aber von den segensreichen Arbeiten der Mütter, ist nun darin gar nicht die Rede. Der „Literatenroman", wie man das Ding zu nennen beliebt, soll jetzt plötzlich über Bord geworfen werden. Es mag richtig sein, daß von den Literatur-, Kunst- und verwandten Interessen früher in Romanen ein unmäßiger Gebrauch gemacht worden ist, aber warum nun plötzlich das bare Gegentheil? Geschieht dies — was wir jedoch kaum glauben können — aus innerm übermächtigen Drange, oder um den materiellen Gewalten der Zeit zu schmeicheln und ihnen ein Zugeständniß zu machen, durch das man sich die Gunst der Lesewelt zu erobern hofft? Ei, ihr Herren, wodurch seid ihr denn Das, was ihr seid? Etwa durch kaufmännische Thätigkeit, durch industrielle oder landwirthschaftliche Arbeit? Habt ihr selbst etwa Rosinenfässer gepackt, oder ein Maschinenrad gedreht, oder den Pflug gehandhabt, bis euch der Schweiß von der Stirne rann und die Hand schwielig wurde? Nicht daß ich wüßte. Also noch ein mal, wodurch seid ihr Das, was ihr seid? Gewiß nur durch eigene geistige Arbeit wie durch die geistige Arbeit Derer, welche vor euch auf

demselben Gebiete literarischer Production thätig waren. Bedeuten euch die ideal geistigen, die literarischen, die philosophischen und künstlerischen Interessen so gar nichts mehr, wie ihr euch anstellt, ei nun, so zieht doch eure Handschuhe aus, meldet alle literarischen Gesellschaften und Gespräche, legt die Feder nieder und greift zum Hammer, zur Axt, zum Pfluge, zum Dreschflegel. Es wird euch freilich sauer ankommen, ich gebe es zu, aber es wird euch ja doch zuletzt nichts weiter übrigbleiben, wenn ihr in der bisherigen Weise daran fortarbeitet, die geistige Arbeit um ihre Geltung zu bringen, zu ignoriren und dadurch gegen das eigne „Geschäft" zu wüthen, welches euch Subsistenz oder doch eine schöne Zubuße zu eurer Subsistenz gewährt. Eure Romane, mögt ihr euch auch geberden wie ihr wollt, bleiben ja doch immer nur „Literatenromane", und was ihr über Handel, Industrie und Ackerbau schreibt, hat ja doch keine höhere Bedeutung als die einer bloßen Studie.

Wenn Vincenz Nolte die Denkwürdigkeiten seines langen erfahrungsreichen kaufmännischen Lebens schreibt, so wünschen wir uns dazu Glück; denn er schöpft aus dem Vollen, er hat erlebt, worüber ihr euch nur mühsam aus der Ferne, auf dem Wege der Erkundigungen oder zufälliger flüchtiger Blicke ins „Geschäft" unterrichtet habt. Es ist ja Schade genug, daß sich bei uns so selten Männer vom Fache finden, die gebildet oder muthig genug wären, ihre Geschäftserfahrungen literarisch zu verarbeiten. Schriebe ein zugleich geist- und erfahrungsreicher, unparteiischer Kaufmann einen Roman mit kaufmännischen Tendenzen, so würden seine Urtheile gewiß in vielen Punkten ganz anders lauten als die Freytag'schen. Wenn ein solcher uns sein früheres Commisleben und das kaufmännische Treiben überhaupt in demselben durchaus rosenfarbenen Lichte darstellte, mit welchem die Freytag'sche Phantasie diese Lebenskreise übergießt, so würden wir ihm, seine Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit vorausgesetzt, Glauben beimessen; ein nicht kaufmännischer Mann wie Freytag wird uns aber erlauben, wenn wir seine Darstellung nur mit Vorsicht und selbst mit Zweifel aufnehmen, obschon wir nicht in Abrede stellen wollen, daß ihm einzelne geistreiche Blicke in die allgemeine Bedeutsamkeit des kaufmännischen Geschäfts zugebote stehen, welche man bei dem Kaufmann vielleicht vermissen würde. Aber auch das kaufmännische Geschäft hat, namentlich in unserer Zeit, seine eigenthümlichen Gefahren und Schattenseiten, und diese ignorirt Freytag in seinem Romane gänzlich.

Es ist zwar unter den deutschen Kritikern im Allgemeinen durchaus nicht Brauch, sich einer auf die Autorität und das Urtheil des andern zu berufen, obschon die Beispiele nicht ganz selten sind, daß man sich das Urtheil eines andern aneignet, es aber so kalfatert und mit neuem Takelwerk aufstutzt, daß man es allenfalls als eigenes Segelschiff vom Stapel laufen lassen kann, was mir, beiläufig gesagt, eine ärgere, weil versecktere Veruntreuung zu sein scheint als ein buchstäblicher Abdruck bei Verschweigung der Quelle. Ich bemerke dies, nachdem ich, von diesem Gebrauch abweichend, schon weiter oben einen einzelnen Ausdruck Gutzkow's citirt habe und nun im Begriffe bin, den Ausspruch noch eines kritischen Collegen, Robert Giseke, anzuführen. Dieser erblickt, laut Nr. 20 der „Novellenzeitung", in dem Freytag'schen Buche einen „Roman der Restauration", wundert sich aber, daß man von dieser Wiederherstellung der Gesellschaftszustände selbst nichts in demselben sehe; es biete uns nur eine bereits wiederhergestellte Gesellschaft oder vielmehr jene Gesellschaft, welche noch nicht in Frage gestellt und von dem socialen Drange der Gegenwart noch nicht berührt sei. Bei solchem Anachronismus sei es viel leichter, ein abgerundetes und Behagen erweckendes Gemälde hervorzubringen, als es dem Dichter werden müsse, der die wirkliche historische Gegenwart mit ihrer Auflösung und Gährung künstlerisch zu gestalten strebe. Man könne doch nicht der Thatsache die Augen verschließen, daß die Reibung der verschiedenen Gegensätze sich zu Conflicten gesteigert habe, die eine Lösung um so dringender verlangten, je schwieriger sie sei.

In der That hat es sich Freytag in dieser Hinsicht wunderbar bequem gemacht. Obschon der Roman in den bewegtesten Jahren der letzten Vergangenheit spielt, erleben wir davon in dem ganzen Romane doch weiter gar nichts als einige insurrectionelle Knalleffecte in Polen, bei denen die tiefern politischen Motive, die dabei doch auch in Betracht kommen sollten, mit fast bewundernswerther diplomatischer Geschicklichkeit umgangen sind. Auch den socialen Conflicten, die in jenen Tagen eine so bedeutende Rolle spielten und noch keineswegs ausgespielt haben dürften, geht der Verfasser mit einem Takt aus dem Wege, den wir unvergleichlich und auch unnachahmlich finden. Von den Parteispaltungen jener Tage ist nirgends die Rede. Doch nein! Der Verfasser erwähnt eines bedeutsamen Parteikampfs, von dem auch die ämsigsten Zeitungsleser wahrscheinlich noch gar nichts gehört und gelesen haben, nämlich des Kampfs zwischen den „Braunen" und „Grünen". Wer sind sie, diese Braunen und Grünen? Junge halbreife, zwischen Kindheit und Jungfrauschaft stehende Mädchen adeliger Geburt, welche sich bei einer Tanzreunion in zwei Bundesgenossenschaften getheilt haben, von denen die eine als Bundeszeichen an einem Strauße weißer Camellien ein braunes, die andere an einem Strauße rother Camellien ein grünes Band trägt. Diese Parteikämpfe sind mit einer historischen Gewissenhaftigkeit geschildert, welche einem Ranke und Wachsmuth Ehre machen würde. Der Roman ist dem Herzoge von Koburg gewidmet. In der That, es können ihn alle Herzoge der Welt lesen, ohne auf irgend etwas zu stoßen, wodurch sie sich unangenehm berührt fühlen könnten.

Der Roman wird ohne Zweifel seine Freunde und Liebhaber finden, denn er steht ganz auf dem Boden der Zeit. Es ist weniger der moralische Werth der Arbeit, der darin gefeiert wird, als ihr materielles Resultat, der Erwerb, aber der ehrliche, solide, bürgerliche Erwerb, dessen Nutz-

kissen ein gutes Gewissen ist. Die Warnungen vor dem unsoliden Erwerb sind eindringlich und scharf und in ergreifenden Beispielen ausgesprochen. Dies ist die moralische Seite des Buchs, die wir nicht verkennen dürfen. Die Hauptfrage der Zeit, die Geldfrage, steht im Vordergrunde; es wimmelt im Buche von Schuldverschreibungen, Wechseln, Pfandbriefen, Hypotheken. Wir wollen und können dem Verfasser dies pecuniäre Element nicht zum Vorwurf machen; unsere Dichter der classischen Periode hatten freilich nicht nöthig, in diese niedrige Regionen hinabzusteigen; aber der Zeit, der wir angehören, fehlt jene heitere Atmosphäre des freilich etwas sorglosen Idealismus, in der sie frei und stolz wie Götter athmeten. Die Glücklichen, welche wagen durften zu glauben, daß der ästhetische Idealismus und die humane harmonische Durchbildung des Individuums die Aufgabe des jetzigen Geschlechts sei, daß Nathan der Weise etwa das Urbild sei, an welchem sich die Veitel Itzig und Hirsch Ehrenthal unserer Zeit zur reinsten Humanität läutern würden, daß die Vestaflamme keuscher und idealer Schönheit auf den von ihnen aufgerichteten Altären von einer spätern Priesterschaft sorgsam genährt und gepflegt werden würde! Die Geschichten einfacher Werther'scher Herzensleiden sind von den Geschichten complicirter Geld- und Erwerbsleiden verdrängt worden; denn was wir an Leidenschaften etwa besitzen, hat in der Geld- und Erwerbsfrage seinen Brennpunkt. Die Altäre, welche unsere Classiker errichtet, stehen wol noch, aber das Feuer, das von unsern literarischen Priestern auf ihnen unterhalten wird, ist dunstig, betäubend und erstickend.

Freytag's Roman leidet an breiten Ausführlichkeiten und Umständlichkeiten, denn es ist ein dreibändiger, und man kann drei Romanbände nicht füllen, ohne hier und da breit zu werden. Aber er hat auch manche treffliche, selbst ausgezeichnete Partien, und wenn sich Dickens'scher Einfluß hier und da auch etwas stark spüren läßt, so wollen wir dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen, da die Dickens'sche Weise für diese Art Roman einmal typisch geworden ist. Das Tiefmenschliche und Volksgemüthliche, was uns bei Boz so innig anspricht, fehlt freilich bei dem ein wenig aristokratelnden Deutschen. Die Charakterzeichnung ist sorgfältig, zuweilen bis zum Peinlichen sorgfältig, aber nicht eben originell. Es fällt in unserer Zeit schwer, in Deutschland noch originelle Charaktertypen aufzufinden; doch ist es dem Verfasser gelungen, noch ein originelles Riesengeschlecht ausfindig zu machen, die Auflader, die er mit besonderer gemüthvoller Hingebung behandelt. Auch die Zeichnung einiger jüdischer Personen, die wir schon genannt haben, kann auf Originalität wohl Anspruch machen. An sinnvollen Lebensbeobachtungen fehlt es nicht. Die Sprache des Romans ist zwar etwas künstlich, doch im Ganzen delicat und maßvoll, selbst in den Schilderungen tragischer Situationen; doch ist uns hier und da ein allzu rhythmischer Tonfall, der in der Prosa immer störend ist, aufgefallen. Manche Stellen lassen sich geradezu in Verszeilen abtheilen; z. B. trochäisch Bd. 3 auf S. 213:

„Graue schattenhafte Kerlchen
Kommen aus den Ofenlöchern";

oder hexametrisch auf derselben Seite:

„(und fahren um den)
alten Pluto herum, der neben dem schlafenden Hausknecht";

dann gleich darauf:

„(und mit)
Knurren und leisem Gebell auf die Arbeit der Heimlichen hinblickt";

S. 214:

„Das ist stolz und schimpft durchs Schlüsselloch auf die Katze";

wenige Zeilen darauf:

„Und es gibt viel solches Zeug in dem fleißigen Hause";

und in der nächsten Zeile:

„Und in der Mitte sitzt die Katze, schnurrend und glänzend" u. s. w.

Also fünf complete Hexameter auf noch nicht zwei Seiten!

Ich muß gestehen, daß unter allen literarischen Erzeugnissen gerade ein dreibändiger Roman dasjenige ist, welches kritisch zu besprechen mir gemeinhin die wenigste Freude macht. Man wird es ihren Verfassern, bei aller Bemühung anzuerkennen, was daran anzuerkennen ist, selten recht machen. Meist treten diese voluminösen Romane mit Prätensionen auf, als seien sie unsterblich wie Homer's „Iliade". Ach wie viele solcher dreibändigen „Iliaden" sieht ein Kritiker während einer langjährigen Thätigkeit ins Grab sinken, und es ist ihm selbst nach einem Decennium wie ein Traum, daß er sie kritisch besprochen und vielleicht sogar als eine verhältnißmäßig bedeutende Erscheinung empfohlen hat. Solche Erfahrungen stimmen im Laufe der Jahre allerdings etwas ruhig, kühl und vorsichtig. Gerade weil ich die Gründe kenne, warum man den „Werther" und den „Vicar von Wakefield" auch jetzt noch mit Interesse, wenn doch auch schon nicht mehr mit der warmen Hingebung von ehemals liest, gerade darum bin ich überzeugt, daß Freytag's Roman in nicht zu ferner Frist zu den vergessenen gehören wird. Er wird keine siebente Auflage erleben wie die „Jobsiade", dieser komische Roman in Knittelversen, er wird schwerlich so lange bestehen wie die Streiche Eulenspiegel's und die Münchhausen'schen Abenteuer, oder wie Engel's „Lorenz Stark", nicht einmal so lange wie „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" oder Knigge's „Reise nach Braunschweig". Geistreicher als letztere fehlt ihm doch ein Etwas, wodurch erst ein Buch populär wird. Auch der Freytag'sche Roman „riecht nach Sterblichkeit". Er ist eine Welle, die uns durch ihr Plätschern einen Augenblick lang recht angenehm unterhält, im nächsten Augenblick sich aber am Ufer zerschlägt, um andern Wellen Platz zu machen, die wir schon in der Ferne herankommen sehen, lärmhaft und tosend wie jede dieser Wellen im weiten Ocean der Romanliteratur. Wir unsererseits bedauern, daß sich das Publicum selbst gegen unsere bessern Romane, in

denen ohne Zweifel ein Vorrath von Geist und schätzbaren Ideen enthalten ist, im Allgemeinen so vergeßlich zeigt; und wenn wir uns diese Abschweifung gestattet haben, so geschah dies nur, um gewissen Prätensionen, die bei den meisten Autoren mit der Zahl der gelieferten Bände zu wachsen pflegen, mit der Mahnung an eine Vergänglichkeit gegenüberzutreten, welche nur zu geeignet zu sein scheint, jene Prätensionen auf ein bescheideneres Maß herabzustimmen.

Hermann Marggraff.

Karl Rosenkranz.

Aus einem Tagebuch. Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. Von Karl Rosenkranz. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch regt uns auf und von allen Seiten zu unendlicher Gedanken- und Werdelust an. Es ist das aber um so überraschender, als es von einem Philosophen, und noch dazu von einem der Hegel'schen, und noch dazu von einem der althegelschen Schule kommt. Nicht als wenn uns Bücher von Philosophen nicht mächtig ergreifen könnten, nicht als wenn die Hegel'sche Philosophie keine Gedanken anzuregen, unsere Freude am Dasein nicht zu erhöhen vermöchte. Wahrlich, der Alte, der jetzt vielfach hart angegangen und für einen Denker ausgegeben wird, der nur das Aschgrau aufzutragen, metaphysische Knochengerüste aufzustellen geliebt hätte, war auch darin bewundernswerth, daß er es immer verstand, mit seinen dialektischen Netzen die zappelnde Beute des Lebens selbst heraufzubringen, ja daß er sogar, wo er außerhalb des Systems in einer Kritik, in einem sonstigen Journalartikel, in einem Briefe, in Aphorismen auf Erlebnisse, auf Persönlichkeiten kam, das Alles mit einer so grandiosen Gravirkunst und Sprachmalerei kurz, keck und treffend hinzuzaubern wußte, daß man — und wenn es eine Sängerin war — die sonntagfrische Wirklichkeit vor sich hatte. Es war ein Radebrechen und Räsonniren mit einem ewig schwindsüchtigen „Also", und siehe, es stand doch Alles auf gesunden Beinen. Aber Wenige haben es von dem großen Todten geerbt. Die Netze waren ihnen geblieben, auch flochten sie neue mit viel künstlichern Maschen, aber kein gesunder Fisch wollte sich mehr fangen lassen. Ja die Netzweberei der Philosophen nahm so überhand, daß eine ganz neue Art und Sprachtäuscherei des Stils erfunden wurde. Man entwickelte so speculativ, man schritt auf dem phänomenologischen Kothurn mit so prächtigen Worten einher, daß man sich um Gedanken und vollends um das Leben gar nicht mehr zu kümmern liebte. Es entstand eine sehr berühmt gewordene Diction, ein Gewälsche, das gar keinen specifischen Inhalt mehr brachte. Man hatte sich so sehr entäußert, daß das Aeußere von gar keinem Innern mehr zeugte. Kurz, so viele dieser Philosophen waren aller Eigenthümlichkeit bar, sie, die über die Religion, über die Moral, über die Psychologie, über den Staat von Amts wegen Aufschluß geben sollten, kannten selbst kein Ringen mit Gott, kannten keine Zweifel, keine Kämpfe, hatten selbst keine Seele, keine Offenherzigkeit für Politik mehr. Dies Alles war auch mit eine Folge des ewigen Dringens auf Objectivität. Jetzt suchte man sich in der Gegenständlichkeit zu übertreffen, man schämte sich aber bereits, sich selbst ein Gegenstand der Beobachtung zu sein. Man hatte Grund sich dessen zu schämen, denn um das Selbst hatte man sich gebracht, das innere Leben hatte sich dialektisch verpufft.

Daß demnach ein Philosoph ein Tagebuch auch nur für sich schreibt, ist schon ein gutes Zeichen; daß er den Muth hat, es zu veröffentlichen, da man wohl weiß, wie, namentlich in unserer Zeit, dergleichen aufgenommen wird, spricht schon aufs neue für ihn. Unser Verfasser also hat für Beides Ausdauer und Entschlossenheit genug gehabt. Wir danken ihm dafür und sicher Viele mit uns. Es wird durch das vorliegende treffliche Buch Mancher in seinem Zagen ermuthigt, in seinem Streben bestärkt, auf seinem Wege beschleunigt werden, und in einer Literaturbreite ohne Ende wird es ihm unendlich wohlthun, daß einer wieder einmal mit einer Schrift auftritt, die keinen Effect beabsichtigt, die ihre Confessionen machte, weil der Bekenner ihnen innerlich nicht ausweichen konnte, mit einer Schrift, die mit all der Unbefangenheit, Wahrheitsliebe, Uneingenommenheit, wenigstens beabsichtigten Gerechtigkeit gegen sich und Andere abgefaßt ist (wenn auch hier und da mit Uebereilung), daß man sie auch danach wird beurtheilen müssen. Denn das ist ein Haupterfoderniß für ein Tagebuch: es muß jene Keuschheit athmen, jene Geradheit der Gesinnung, die während des Niederschreibens daran schon genug hat, daß sie Rechnung über sich und ihre Zeit ablegt und auch, wenn sie in späterer Zeit die Ueberzeugung gewinnt, daß auch Andere davon Nutzen ziehen, Unterhaltung daraus gewinnen könnten, nichts Wesentliches an der Sache ändert. Es wird bei der Veröffentlichung hier und da sicher etwas fortzulassen, vielleicht auch Manches dem Verständniß näher zu bringen sein, nur muß es frei von jeder Ostentation sich beweisen. Und dieses ist der schöne Grundzug des Vorliegenden. Diesen Gesichtspunkt also wird auch Derjenige festhalten müssen, der der Beurtheilung eines Tagebuchs gerecht werden will. Ist eine solche Abfassung aus reiner Gesinnung hervorgegangen, so darf man unter Umständen Dies und Jenes fortwünschen, man wird von dem Verfasser vielleicht in manchem Punkte abweichen, man wird Manches sogar tadeln dürfen, aber man muß, Alles in Allem genommen, für ein solches Gedenkbuch die liberalste Hingebung und Beurtheilung mitbringen.

Der Verfasser gibt uns eine sehr mannichfaltige Zurückspiegelung seines innerlich und äußerlich Erlebten unter sieben Abtheilungen. Sie lauten den Ueberschriften nach: „I. Speculation"; „II. Kleine Annalen unserer Philosophie"; „III. Schöne Literatur"; „IV. Politik"; „V. Pädagogik"; „VI. Askese"; „VII. Miscellen." In den beiden ersten Abschnitten wird sehr Vieles zur Sprache gebracht, was nicht blos als Moment innerhalb bestimmter Systeme der Philosophie von Wichtigkeit ist, sondern auch Vieles, was sich in den verschiedensten Kreisen der Wirk-

lichkeit geltend gemacht und ohne Prüfung irrthümlich fortgeschleppt hat. Mag immerhin der Verfasser als Hegelianer bezeichnet werden und sich selbst als solchen bezeichnen, aus Allem ersieht man, daß er einen solchen Ueberschuß des Reinmenschlichen in sich besitzt, um immer noch weit über jedes System hinaus zu leben, von Bangnissen eines reichen Gemüths erfaßt zu werden, um Zweifel, Beunruhigungen zu bekennen, die ein stricter Mann, der mit einem System abgeschlossen hat und also bei lebendigem Leibe bereits gestorben und begraben ist, gar nicht mehr haben darf, die aber unsern Bekenner um so liebenswürdiger machen und gerade die Urfrische seines Denkens, den Ernst um die Sache aufs lebhafteste bekunden. Dahin gehört z. B. das sehr interessante Geständniß, dem wir zwei mal begegnen, in dem sich die unendliche Gemüthstiefe des Verfassers, so etwas von Schwermuth des Prinzen Hamlet, zu erkennen gibt, die sich über „Sein oder Nichtsein" viel ernstlicher den Kopf zerbricht, das Herz daran betheiligt, als es für gewöhnlich die „Weltweisheit" zu thun pflegt. Es ist die „nagende Qual" darüber, „was denn sein würde, wenn die Welt nicht wäre", und dann wieder „die zerschmetterndste Vorstellung, daß überhaupt etwas ist", und wiederum derselbe erscheinende Quälgeist, „was nun sein würde, wenn diese Welt nicht Ich wäre."

Ich gestehe, ich weiß mich auch in diesem Punkt mit dem Fragenden in der innersten Sympathie und weiß seinen Schmerz zu ermessen und kann mir die Verlegenheit der Philister denken, die solche kostbare Qual des Geistes gar nicht begreifen. Die beruhigende Antwort bedürfte freilich einer weiten Auseinandersetzung. Hier nur Dieses. Jene Fragen stammen aus einem Skepticismus des Gemüths, nicht aber aus einem des Verstandes, aus einem Gemüth, dessen Zweifel für den Moment ein für alle mal beweist, daß Gott kein bloßer Begriff ist und daß die handgreiflichste Wirklichkeit, d. h. die Materie, für sich noch gar keine Gewißheit gewährt, wie denn auch der Verfasser in denselben Stellen, trotz aller materiellen Wirklichkeit, ganz folgerichtig das „Nichts", freilich auch das Sein als Qual empfindet. Aber es ist nicht blos die Materie, nicht blos das Nichts, es ist in der Wirklichkeit der Welt etwas, was nicht sein soll, was die eigentliche Ursache jener Qualvorstellung ist. Die Qual ist jenes Etwas schon selbst, nämlich das Uebel. Wäre die Welt nicht mit dem Uebel behaftet, so würde unser Philosoph und kein Mensch auf jene Selbstqual der Vorstellung kommen. Wäre keine Welt, nun die Welt einmal ist, so wäre auch kein Gott; wol aber könnte Gott an sich ohne die Welt sein. Nun aber die Welt einmal ist — und zwar als That Gottes —, so kann auch Gott nicht mehr sein ohne die Welt, und so ist nur das das Quälerische an ihr, daß noch etwas Dunkles, was uns das Nichts scheint, und alles Das mit in ihr ist, was wir nicht unmittelbar aus Gott herleiten können; wogegen ihr Sonstiges die ganze Herrlichkeit Gottes offenbart. Kurz also: es ist in jener quälerischen Vorstellung des Verfassers unbewußt die Bangigkeit des Gemüths enthalten, ob auch Gott noch bliebe, wenn es keine Welt gäbe, oder wenn sie in das Nichts zurückginge; worauf wir, trotz Lichtenberg, der S. 4 citirt wird, antworten, daß Gott vor allem jenes Sein ist, welches wir denken müssen, aber auch des höchsten Wohlseins inne werden, indem wir es denken, da solches Sein das vollkommene ist. (Vgl. die ausgezeichneten Worte Lessing's: „Zur Theologie"; „Das Christenthum der Vernunft.") So wie Gott gedacht wird — und er muß gedacht werden, da in der vernunftgemäßen Unterscheidung von Seinsollen und Nichtseinsollen das Sein und die Vollkommenheit auf die Seite des ersten fallen —, so ist auch die Welt Gottes als eine vollkommene durch solches Denken schon außer Zweifel, und von Uebel und von Nichts kann in Bezug auf Gott gar nicht mehr die Rede sein. Wenn aber der treffliche Lichtenberg behauptet: „Sein und Nichtsein stehen einander, wenn vom empfindenden Wesen die Rede ist, nicht entgegen, sondern Nichtsein und höchste Glückseligkeit. Ich glaube, man befindet sich gleich wohl, in welchem von beiden Zuständen man ist", so ist von dem letzten zu sagen: Mitnichten! Denn Gottdenken und Wohlsein sind positive Zustände, befriedigen, erfüllen das Seinsollen; Gottnichtdenken, Nichtsein sind auf der Höhe des Geistes gar keine Zustände, können gar kein Wohlbefinden veranlassen, wie sie denn auch dem Nichtseinsollen entsprechen. Das Nichtempfinden der Existenz hält schlechterdings nicht die Wage der Anschauung des Schönen, des Erhabenen, den Entzückungen durch beide, ja nicht einmal dem Gefühle physischer und psychischer Gesundheit, die als solche kein einzelnes Organ, kein einzelnes Vermögen mehr empfinden lassen, sondern nur die Lebenswärme des Ganzen, das Behagen in ihm, das Sein in der unendlichen Befriedigung des Seinsollens. Und so hält auch Gottdenken und Garnichtdenken gar keinen Vergleich aus, und es ist durch jenes, da es die vollkommene Welt sogleich mitsetzt, die „zerschmetterndste Vorstellung", daß „überhaupt etwas ist", in die höchstmögliche Freude verwandelt, sowie auch für die Frage kein Raum mehr vorhanden, „was sein würde, wenn diese Welt nicht wäre".

Freilich ist der Proceß des Werdens, also des natürlichen und geschichtlichen Lebens, ein solcher, daß der Zweifel des Gemüths, das Bangen der Seele auch zu ihm gehört, wie etwa in der Geschichte der Liebe der Zweifel an der Gegenliebe, ungeachtet aller Ueberzeugung, sich immer wieder geltend machen wird, und ohne ihn die eigenthümlichsten und fruchtbarsten Gedanken gar nicht zum Ausdrucke gelangten. So finden wir auch in dem Tagebuche unsers Verfassers, und zwar bereits in den ersten beiden Abschnitten, viele Stellen, die mit jenen Fragen in geheimnißvoller Verbindung stehen und eine innere Regsamkeit, eine Unerschöpflichkeit fruchtbarster Seelenstimmungen, Gesichtspunkte, Unterscheidungen, feiner Beobachtungen beweisen, welche die Lectüre unsers Buchs zu einer so fesselnden machen, sodaß der Leser selbst den höchsten Reiz der Gedankenthätigkeit empfindet und ihn auch da

empfindet, wo der Verfasser sich auf die Beurtheilung fremder Standpunkte, auf Das einläßt, was ihm die Literatur, was ihm die Vorgänge des Tags gebracht haben. Mit welcher Liebe und Bereitwilligkeit anzuerkennen, was anzuerkennen ist, aber auch mit Rücksichtslosigkeit auszusprechen, wo Differenzen obwalten, wird hier über Schelling, Herbart, Schopenhauer, Trendelenburg u. A. geurtheilt. So Mancher, der sich vielleicht längst über gänzliche Nichtbeachtung beklagte, oder dem es auch recht geworden, daß er so durchgeschlüpft ist, wird hier mit Anerkennung begrüßt oder auch mit gutem Rathe abgefertigt.

Man glaube aber nicht, daß unser Philosoph an dem Gastmahle, zu dem er uns geladen hat, immer nur mit solchen Gängen uns regaliren sollte, welche den Geschmack wieder nur des Philosophen oder doch des Theologen, den Freund des innern Lebens zu befriedigen vermöchten. Wie unser Wirth selbst von dem vielseitigsten Interesse des Geistes beherrscht wird, so weiß er auch in Dem, was er uns darreicht, die größte Mannichfaltigkeit zu beobachten. In der nächsten Folge über schöne Literatur lenkt vor allem ein Gespräch über George Sand mit einem Professor der Medicin, einem einstigen Collegen des Verfassers, unsere höchste Aufmerksamkeit auf sich. Wir finden es in dem Tagebuch mehrfach ausgeprägt, daß besonders da, wo die Darstellung zum Dialog ansetzt und in ihn übergeht, die Sprache eine Klarheit, eine stilistische Schönheit gewinnt, welche uns den Inhalt, die Personen aufs lebhafteste vergegenwärtigen. An dem Gespräche über George Sand könnte man, wie einfach und kurz gehalten es ist, nach vier Seiten hin Studien über unsere Zeit machen: ein mal in Betreff einer Gerechtigkeit liebenden Kritik, in unserm Fall des geraden und sehr geschickten Sachwalters der Dudevant; dann was den Todfeind derselben angeht, der, obwol ein Professor, dennoch in seinem Aburtheil in der ganz vulgären Weise vom Hörensagen lebt und auf bloße Kritik sich beruft; ferner was das schadenfrohe Volk der Lacher belangt, die der Schmäler natürlich auf seiner Seite hat, und endlich das Opfer solcher Schmähsucht, Madame Dudevant selbst, die trotz der Ueberlegenheit ihres Vertheidigers die derbsten Schlappen hier abbekommt. An diesem Gespräche kann man es recht ersehen, bis zu welcher glänzenden Sophisterei und Gewissenlosigkeit des Urtheils sich die moderne Gesellschaft hinaufgeschraubt hat. Dennoch bleibt die Nemesis schon jetzt nicht aus. Wir, die wir den Dialog jetzt lesen, werden, auch im Fall uns die Schriften der genialen Frau gänzlich unbekannt wären, von ihrem Rechte durch den edeln Apologeten derselben durchaus überzeugt, während uns ihr Lästerer völlig kalt läßt, ungeachtet er die äußersten Anstrengungen macht, warm und brillant im Angriffe zu sein. Das Gespräch ist so lebenswahr und durchsichtig gehalten, daß uns aus den leichten Contouren die ganze Figur des Verunglimpfers plastisch hervorspringt. Wir sehen einen Mann vor uns — wir haben es in dieser Kritik natürlich nur mit seinem literarischen Charakter zu thun —, in dem die bedeutendsten Anlagen sich vorfinden, in dem eine antike Größe sich andeutet, der nicht unbekannt mit ernsten, christlichen Wandelungen zu sein scheint, der aber im Misreden über Andere kaum sich genugthut und durch gesellschaftliche Huldigungen verleitet worden ist. So ist er, der — seine Worte verrathen es — allen Stolz eines Sittenredners besitzt, auch wol den einer exacten Doctrin, in die bloße Geistreichigkeit und Witzbolderei der Salons heruntergesunken. Es sind, ohne auf das Gewichtvolle seines Gegners viel zu achten, bloße Experimentalwitze, die er macht; dann und wann fährt ein Medicinalblitz dazwischen und das Völkchen der Zuhörer freut sich, wie der gelehrte und geistreiche Herr so schön Gewitter hervorbringt, daß es in die Kartenkönigin George Sand einschlägt und ihr Ruf lichterloh abbrennt; wir aber wittern Kolophonium und wissen, woran wir mit dem Manne sind, den wir an dem Furor der Scheelsucht und des Neides aufs ärgste leidend erkennen und den mit Recht sein siegender Gegner zuletzt mit den Worten stehen läßt: „Dann habe ich natürlich nichts mehr zu sagen."

Wir wünschten sehr, es hätte dem Verfasser des Tagebuchs gefallen, den Dialog mit jenem selbstgefälligen Manne noch über andere Gegenstände auszudehnen. Er hätte an diesem Rameau verbuhlter Geistreichigkeit und malitiöser Verbissenheit zum Diderot werden können. Wir ersuchen aber unsern Philosophen, in Uebereinstimmung mit Vielen, dringend, uns in einer etwaigen Fortsetzung seiner Tageshefte mehr solcher pikanten Sachsenspiegeleien zu spenden. Denn da jener Mann eine zeitlang der geistreich doctrinäre Löwe der königsberger feinern Gesellschaft war, dessen Brüllen Alles fürchtete, was seine zuckerwasserbedürftigen Schwächen literarischer Eitelkeit nicht kannte, so würden fernere Mittheilungen, bei denen die sonstige Größe und Trefflichkeit des Mannes auch stark hervorzuheben wäre, das schätzenswertheste Memoire für gesellschaftliche Zustände Königsbergs sein aus einer Zeit, in der diese Stadt so viel Aufsehen erregte. Es lebt ohnehin, wie der Tag sie zeugt und wieder hinnimmt, selbst im Gelehrtenstande des heutigen Deutschland, eine Zunftgenossenschaft solcher Götzen der Gesellschaft, welche auf den Ruf hin, witzig zu sein, keinen guten Namen schont und am wenigsten dann, wenn er sie an Witz übertrifft. Dann überflügelt die Verlegerung bei weitem die Untersuchung des Sachbestandes. Der Verfasser des Tagebuchs würde durch fernere Mittheilungen über einen Vertreter solcher Species, zur Bereicherung des Gelehrtenlexikons, den Beweis liefern, daß, wenn der Gelehrte in den Geschmack geselliger Gefallsucht kommt, ihn alle historische Prüfung und Gewissenhaftigkeit verläßt, die doch sonst den Gelehrtenstand auszeichneten, sodaß es noch sehr fraglich erscheint, ob die althergebrachte Stubenhockerei dem Menschen im Gelehrten so gefährlich wird wie der ganz gemeine Klatsch, dem es um den Klatsch des Beifalls zu thun ist. Das aber leidet keinen Zweifel, daß derselbe Mann, den wir in jenem so glücklich charakterisirenden Dialoge mit dessen

gegen das Ende hin kurzathmig werdenden Affecten als den gröbsten Verleumder George Sand's auftreten sehen, auch wieder Eigenschaften im geselligen Verkehr und auch sonst als Mensch — beiläufig gesagt — darbot, die zu den seltensten, edelsten gehören und werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden; wie denn derartige Naturen oft, wo es keinen Nebenbuhler an Geist gilt, wo man sie noch gar auf ihre Idole zu sprechen bringt, einen Adel der Gesinnung, eine Tiefe und Schärfe des Geistes entwickeln, die in Erstaunen setzen.

Noch gedenken wir in demselben Abschnitte, außer vielem Andern des Ansprechendsten, z. B. der höchst nöthigen Rüge, wie man heutzutage belletristisch in der Naturwissenschaft sich ergeht, eines sehr anmuthig gehaltenen Berichts über Himmel's Operette „Fanchon", deren Aufführung der Verfasser beiwohnt, wobei er uns aufs neue kundgibt, was wir freilich längst an ihm kennen, mit welcher Sinnigkeit und Gefühligkeit der Beobachtung, der nicht das Kleinste verborgen bleibt, er auch so leicht hintändelnden Theatererscheinungen zu folgen weiß, wie denn der Philosoph stets im Besitze der Kunst sein müßte, Nahrung für den Geist aus Allem, selbst aus dem Schädlichen zu ziehen. In der Abtheilung von Tagesaphorismen, welche der Politik gewidmet sind, werden Dinge und Verhältnisse besprochen, die nicht blos in jener Zeit, in der die Ansichten des Verfassers zu Papier gebracht wurden, sondern auch jetzt noch der Wiederhall der Gemüther und nationaler Stimmungen sind, von unserm Philosophen aber mit einem Freimuth besprochen werden, der hoch über den Parteien steht, wie das denn auch des Denkers würdig ist. Man sucht jetzt meistens derartige Aeußerungen zu vermeiden, man findet es bequemer, ein öffentliches Wort darüber zu unterdrücken, wir aber müssen den Verfasser loben, daß er es nicht mit dieser passiven Lebensweisheit und sehr zweideutigen Klugheit zu halten für gut fand. Seine Art dergleichen zu behandeln ist um so wohlthuender und muß um so reichere Früchte bringen, als er die Rechte der Menschen nicht von dem Tribunal eines abstracten Gesetzes herleitet, welches, ehe man es oft glaubt, in den Terrorismus willkürlichen Verfahrens überschlägt, sondern daß er an Ordnungen festhält, die höhern Orts sind, aber so auch eine Entschiedenheit des Urtheils gewinnt, die keine Menschenfurcht kennt und unter seiner Behandlung Beweiseskraft hat. So kann es auch in anderweitigen Beziehungen nicht ausbleiben, daß manches Lieblingskind der Jüngstzeit für einen Wasserkopf erklärt, manche Vorliebe der Gegenwart der Hartherzigkeit und Kleinlichkeit gegen Anderes beschuldigt wird; aber man muß einen solchen Richter moderner Zustände und unglücklicher Kategorien sich gefallen lassen, der an vielen Stellen seines offenherzigen Tagebuchs auch sich selbst nicht schont und mit all der Heiterkeit und Selbstentäußerung sich preisgibt, die immer Zeichen eines gesunden, überlegenen Weltbewußtseins sind, welches den Fortschritt des Allgemeinen, der öffentlichen Institutionen durch die Sinneserneuung und das Besserwerden des Einzelnen bedingt. Es ließ sich erwarten und die Erwartung täuschte nicht, daß der Verfasser der „Pädagogik als System" (1848) auch in unserm Buche in dem Abschnitt über „Pädagogik" Aufzeichnungen machen würde, die sehr lohnend für weitere Betrachtungen und Schlußfolgen sind. Auch hier begegnen wir einem kleinen Dialog (S. 278), der für den Psychologen und Seelenarzt, umsomehr, als die Mittheilung auf einem Erlebniß beruht, von großer Ersprießlichkeit ist. Hier ist es denn ein Irrer selbst, der, wie ihn der Philosoph im Gespräche auf die lichten Pfade der Vernunft zurückzuführen sich bemüht, in die tiefsten Abgründe wieder zurücksinkt, deren labyrinthische Fallgruben er selbst sprechend vor uns aufdeckt. Der Abschnitt „Askese" greift seinem innern Wesen und der Form des Bekenntnisses nach in die erste Abtheilung zurück. Wir sehen aufs neue, über wie reiche Fonds des innern Lebens unser Philosoph zu gebieten hat und wie er, bei aller Tiefe und Zartfühligkeit des Schmerzes, doch einer der glücklichen Menschen noch ist — die sich in unserer Zeit nicht zu häufig vorfinden dürften —, welche stets zu Gedanken aufgelegt sind und durch solche Gedankenfreude und Fruchtbarkeit Alles und Jedes auch inniger genießen und sich doch immer mehr von sich selbst befreien. Es werden in diesem Abschnitte mit sicherer Hand die ergiebigsten Einschnitte in den Organismus des innern Menschen gemacht, für dessen Präparate wir noch so wenig ausreichende Sammlungen haben. Sehr beachtenswerth für unsere heutige Art miteinander umzugehen, bis auf die unendliche Politur und nie uns im Stich lassende Phrasenfertigkeit, ist folgende Aeußerung des Verfassers:

Daß unsere Sünden feinere, glattere, freundlichere, ich möchte wirklich mit gutem Fug sagen, tugendhaftere Schminke annehmen, kann uns doch nur eine zeitlang täuschen, bis wir uns diese eleganten, sophistischen Formen der Verstellung, der Nothlüge, des sogenannten Misverständnisses und Irrthums angeeignet haben. Die Intensität des Sündigens wächst eigentlich mit dieser Verfeinerung, und somit nimmt unsere Schuld eher zu, als daß sie sich verminderte.

Wir sind zu dem siebenten Abschnitte gekommen und bedauern bei unserer Lectüre (da so geartete Bücher leider nur selten erscheinen), daß das Ganze sich zu Ende neigt. Es sind diese Miscellen das mit wenigen Ausnahmen sehr ausgesuchte Dessert unsers Gastmahls. Zu einem solchen Nachtisch gehören, außer den Weinen und größern Backwerkaufsätzen, denn auch kleinere Zuckergebäcke, Knackmandeln, Bonbons, Rosinen, Confecte, vielleicht auch königsberger Marzipane, mit artigen, die Neckerei, den Scherz anregenden Devisen, die wir zu Anekdoten, Bonmots veranlassen sehen, die wieder die kleinern Unterhaltungsgötter und Pulcinelle aufwecken und umtreiben, und da muß man auch für manchen derbern Spaß Laune und Toleranz haben. Da wird an unserm Gastmahle eine „Druckfehlerkritik" zum besten gegeben, da machen „Provinzialspitznamen" die Runde, da kommt man auf „Menschenfetthandel", auf „Unausgesprochene Rapporte", auf „Matrosenlebenslust", auf

„Hülfszeitwörter der Russen", auf ein „Englisches Beneficium beim Hängetod" zu sprechen; da werden „Caricaturen auf David Strauß" herumgereicht, da trägt unser Wirth gar den „Gesang eines Maniacus" vor und erzählt, indem man den Kaffee kredenzt, eine allerliebste Anekdote von dem ältern Fichte, die denn auch in einem Kaffeehause spielt; einer der Gäste kommt auf „Liszt", den „Doctor der Musik" zu sprechen, ein Anderer gibt eine „Eintheilung der Theologen"; unser Philosoph, der unerschöpflich ist, entwirft eine überaus frisch gehaltene Skizze von „Bogumil Goltz", und sehr passend zu dem Finale der knallenden Champagnerflaschen beschließt das Gastmahl ein „Frühlingsrausch". Blicken wir nun auf das Ganze unsers Buchs zurück, so müssen wir sagen, wenn hier auch mancher Tag ohne Linie gewesen ist, so bekundet doch Alles einen Mann, dem die innere und äußere Cultur der Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, der noch Idealist des 18. Jahrhunderts genug ist, um das Verlangen eines Zwiegesprächs mit sich aufs innigste zu empfinden, und Unbefangenheit und Ausdauer genug hat, um darüber Rechnung zu führen, und der uns in sehr eigenthümlicher, gedankenreicher, oft sogar schöner Weise des Ausdrucks Dinge offenbart, die es reichlich verdienen, in ihren Consequenzen weiterverfolgt zu werden.

Aber wir sind es einem solchen Verfasser und einem solchen Buche doppelt schuldig, nun auch kleinere und größere Ausstellungen nicht unerwähnt zu lassen. Ist für ein Tagebuch, wie wir bereits oben bemerkten, der weiteste Spielraum der Aufnahme zuzugeben, und muß immer daran festgehalten werden, daß der Moment des Aufschreibens so dringlich, so einzig bedingt sein kann, daß ein Rechten darüber von anderer Seite stets im Rückstande bleibt, so darf die Kritik doch auch in der Abweichung ihr Urtheil nicht schuldig bleiben.

Zuerst sei denn das an sich Unerhebliche hier bemerkt, daß der S. 140 genannte Schriftsteller Oswald, der noch aus den Ruge'schen „Jahrbüchern" Manchem im Andenken sein dürfte, soviel wir wissen, Engels und nicht Jung heißt. Der Verfasser dieser Kritik hat solche Verwechselung hier umsomehr in Aufnahme zu bringen, als er weder die Lebensansichten Engels' noch die Georg Jung's unterschreiben kann, ebenso wenig wie sie der treffliche Verfasser des Tagebuchs unterschreiben wird. Wenn es S. 154 von Friedrich Ludwig Zacharias Werner heißt, er könne mit Abraham a Sancta Clara gar nicht verglichen werden, jener bliebe „im Zwiespalt mit sich und Gott", so scheint uns das letzte zu hart und auch irrthümlich zu sein. Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß der Dichter der „Söhne des Thals" in seiner ganzen Lebensweise so den Extremen unterworfen gewesen, daß er aber in der letzten Zeit zur innern Ruhe gekommen, muß uns unter allen Umständen erfreulich sein, und daß es der Fall gewesen, versichert uns Werner selbst wieder und wieder, und zwar in einer hinreißenden Weise, wofür ich die Vorrede und den höchst eigenthümlichen Prolog zur „Mutter der Makkabäer" als Beweis anführe. — S. 171 heißt es:

Ich fürchte, daß die Anhänger des Jungen Deutschland doch keine classischen Schriftsteller werden, weil sie die Literatur aus Rücksicht auf Geldgewinn zu sehr als Metier behandeln. Der Ruhm gilt ihnen nicht sowol von Seiten seiner begeisternden Idealität, als von der Seite, für Buchhändlerunternehmungen ein Capital zu sein. Selbst bei der Kritik lassen sie eine mercantilische Rivalität merken. Sie beobachten einander, ob nicht der eine dem andern mit einem glücklichen Erfolg den Markt verdirbt. Sie beobachten auch die Strömungen der Zeit nur, um ein „zeitgemäßes" Fabrikat aufzufinden, das sofort „eines großen Anklangs" sicher sein könne. Sie haben ihren Lohn dahin.

Diese Stelle hätte der Verfasser allerdings ausmerzen sollen, sie kann zu den größten Misverständnissen führen, sie kann von gewissen Leuten, die ihrer Schadenfreude gern freien Lauf lassen und die dabei gar nicht an sich denken, auf die kleinlichste Weise benutzt werden, sie kann die hochherzige und selbst so idealische Natur ihres Verfassers, die keinem Zweifel unterliegt, einen Augenblick verkennen lassen, sie thut endlich, ohne daß sie es will, Denen Unrecht, die mit ihrer Zeit und ihrem frühern Schicksal hart haben ringen müssen und dennoch zu so lebensfrischen, höchst werthvollen Leistungen durchgedrungen sind. Der gewissenhafte Beamte, der noch dazu auch oft die Anfoderungen des Idealen stark in sich fühlt und doch seinem Denken und Dichten soviel Zeit versagen muß, ist uns stets ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, aber nicht weniger auch Die, welche auf andere Bahnen des Lebens gewiesen sind und recht eigentlich für das Ideal kämpfen müssen, und noch dazu um das tägliche Brot. Diesen Schmerz, diesen äußersten Conflict zwischen Dem, was des Himmels, und Dem, was der Erde ist, kann selbst der edelste Beamte, der in seiner äußern Stellung gesichert ist, gar nicht ermessen, ja er kann ihn kaum ahnen. Und dann, sind Concurrenzen, zumal in unserer Zeit, nicht überall? Kommen nicht auch im Beamtenstande Berechnungen um das Mein und Dein, ängstliche Erwägungen der größern oder geringern Ehre vor? Könnte man nicht auch hier sagen: „Sie haben ihren Lohn dahin"? Und nun gar, wenn die Kunst nach Brot geht und doch auch gehen muß? Und ist nicht jeder Arbeiter seines Lohnes werth? Und wird nicht gerade die wahrhaft geistige, die schöpferische Thätigkeit am allerschlechtesten abgefunden? Und — was die Hauptsache ist und was wir oben schon andeuteten — haben jene Schriftsteller nicht auch darin Wort gehalten, daß sie sich mit der leidigen Kritik keineswegs begnügt, sondern wirklich Tüchtiges hervorgebracht haben? Niemand kann einen aufgeschlossenern Sinn, ein zarteres Mitgefühl besitzen für Standpunkte, die der Schriftsteller in seiner Entwickelung zurücklegt, für Metamorphosen, welche er durchmacht, als gerade der Verfasser des Tagebuchs, und Niemand wird geneigter sein zuzugeben, daß es ein wahres Glück ist, eine Erscheinung, die erhebt, wenn in unserm auf den bloßen Nützlichkeitsbetrieb versessenen Zeitalter des Materialismus immer einzelne Begabte noch den Muth ha-

den, auf sich zu beruhen, durch die schöpferische Kraft des Geistes als Schriftsteller zu bestehen. Es sind die doch zuletzt triumphirenden Märtyrer der Cultur. Die Kämpfe, die z. B. Gutzkow hat durchmachen müssen, von den kleinlichsten Neidern, von den boshaftesten Feinden und noch bis auf den heutigen Tag verfolgt, wie ihm der Boden der Subsistenz sogar unsicher gemacht und trotz unermüdeten Schaffens neuer Werke des Geistes Gift und Galle entgegengespritzt wurde, Niemand, wir wissen es, kann solche Verdienste mit freudigerer Bereitwilligkeit, mit reinerer Gesinnung anerkennen, als gerade Karl Rosenkranz, sodaß Diejenigen in Betreff der Gesinnung dieses Ehrenmannes sich sehr irrten, die da meinen könnten, seine Billigung zu erfahren, wenn sie obige Stelle gegen irgend welchen Schriftsteller einer Richtung (des Jungen Deutschland), die längst aufgehört, die als Geschlossenheit nie existirt hat, hämischerweise benutzen wollten. Ferner sind wir der Meinung, unser Philosoph hätte gut gethan, diejenigen Stellen seines Tagebuchs fortzulassen, welche sich auf gewisse Angriffe beziehen, die er selbst mitunter von den allerseichtesten Leuten erfahren hat. Ein Schriftsteller, der so hoch steht wie Rosenkranz, hat derartige Erbärmlichkeiten ihrer eigenen Nichtigkeit mit Schweigen zu überweisen, aber sich nicht noch ihnen gegenüber zu vertheidigen. Dasselbe gilt denn auch von manchen Bonmots, Scherzreden, Anekdoten, die dem Verfasser in geselligen Kreisen mitgetheilt werden. Hier kann es unserm so geistvollen Autor begegnen, daß er dergleichen, zumal wenn es von anderweitig berühmten oder doch bekannten Personen kommt, viel zu hoch anschlägt; der weniger betheiligte Leser empfindet dann einen Frost und muß den seinsollenden Witz jener Notabilitäten einen erkünstelten nennen; beim Mittheilenden aber erklärt es sich daraus, daß er seinen eigenen Geist hinzubrachte und durch die große Milde seines Herzens, durch persönliche Zuneigung sich täuschen ließ. So wären auch einige anekdotische Anspielungen, die Anstoß erregen könnten, schon aus dem Grunde besser fortgeblieben, als die Reinheit in der Auffassung, in der Deutung bei der Lectüre nicht immer in dem Grade verbürgt werden kann, als sie in der Absicht unsers Schriftstellers über jede Anfechtung hinaus ist.

Aber alle solche Ausstellungen können einem *solchen* Buche, in dem ein so frischer Quell des Gedankenlebens sprudelt, in dem eine so heiter gestimmte und doch auch ernst erwägende Selbstentäußerung herrscht, nicht ans Leben kommen. Mit Wehmuth legte ich das Buch aus der Hand, als ich es zu Ende gelesen hatte, denn das Scheiden von dem Verfasser, der mit einer solchen Offenheit mitunter sein Geheimstes mir gegeben, soviel Anregung mir geboten hatte, wurde mir schwer. Möchte der Verfasser uns bald eine Fortsetzung zutheil werden lassen, umsomehr, als die nächsten Jahre uns auf den Inhalt eines so vielseitig bewegten Erfahrens doppelt spannen müssen!

Alexander Jung.

Lyrische Nachlese.

Wenn man die Unzahl der jetzt lebenden deutschen Poeten in Anschlag bringt — nur in d. Bl. haben im Laufe von drei Jahren weit über 300 Erwähnung gefunden — und wenn man es als etwas ganz Natürliches ansehen muß, daß jeder von ihnen auf seine Weise bemüht ist, den betretenen Weg zu verlassen und sich durch irgend etwas Besonderes auszuzeichnen, so kann es nicht in Verwunderung setzen, daß man auf so viele verunglückte Versuche stößt, die den Zweck, Effect zu machen, lediglich zum entschiedenen Nachtheile des Dichters verfolgen. Denn jene ganz besondern originellen Bahnen sind nur der Genialität erschlossen, und mit dieser kargt die Natur. Betreten sie Unberufene, dann füllen sich die Seiten mit Ueberschwänglichkeiten, forcirten Geistesblitzen, schwülstigem Pathos und langweiligem Humor. Immerhin ist es daher erfreulich, wenn man solchen Ikarusbestrebungen gegenüber poetische Erzeugnisse antrifft, die das Gepräge der Einfachheit und Natürlichkeit an der Stirn tragen. Mit einigen lyrischen Werken von dieser Gattung eröffnen wir unsere heutige Anzeige, in der wir es mit Producten zu thun haben, welche uns als Nachlese namentlich des Jahres 1853 übriggeblieben sind. Sie haben in dieser Beziehung alle denselben Charakter, wenn sie auch sonst von verschiedenem Werthe sind.

1. Gedichte von W. Clemen. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1853. 8. 20 Ngr.
2. Ein Frühling. Gedichte von Max Moltke. Zweite Auflage. Küstrin, Massute. 1852. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Ein Früling. Gedichte von Max Moltke. Dritte, neu gesichtete Auflage. Berlin, Grieben. 1853. 16. 24 Ngr.
4. Gedichte von C. Reinhold. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr.
5. Spätherbstblüten. Dichtungen von Wilhelm Joseph Beuberger. Breslau, Gosohorsky. 1853. 16. 1 Thlr.
6. Aus dem Haus. Lieder und Balladen aus dem Familienleben von Rudolf Reither. Ansbach, Gummi. 1853. 32. 15 Ngr.

W. Clemen ruft der Natur zu:

> Dir dienen alle reinen Seelen,
> Der Dichter will von dir sein Glück;
> Und mag er irren, mag er fehlen,
> Er kehrt doch stets zu dir zurück.

Von solchem Sinne sind die meisten seiner Lieder durchweht. Nur bei einigen hätte er mehr beherzigen sollen, was er selbst in seinem Vorwort sagt:

> Lieblich blüht, was tief gekeimt,
> Sich mit Lebenskraft gedichtet,
> Doch was künstlich nur gereimt,
> Sei erkannt und schnell vernichtet.
> Grenzen sind hier nicht zu geben,
> Poesie läßt sich nicht nennen,
> Nur an ihrem Duft und Leben
> Könnt ihr sie alsbald erkennen.

Wenn unser Dichter auf die Frage: „Was kann ein Poet noch sagen, das nicht schon gesungen ist?" antwortet:

> Poesie ist aller Orten
> Ewig jung und immer schön;
> Aber weil ihr taub geworden,
> Könnt ihr sie nicht mehr versteh'n.

so mag der Vorwurf Die treffen, denen Unnatur den Sinn für natürlich Schönes verkümmert hat; aber das Schönere, bereits Vorhandene und Allbekannte in schwächerm Nachklange wieder zu hören und immer wieder zu hören, soll das die Aufgabe des poetischen Verständnisses sein? Indeß begegnen wir bei dem Dichter auch Frischem und Originellem, und wie unter den ernsten Gedichten manches tief und zart empfundene fesselt, so sprechen die heitern und launigen durch gefällige

Darstellung und lebendige Schilderung an. Von letzterer Gattung hier eine Probe:

Der Versicherte.

In meinem Besitze
Wie bin ich so froh!
Hab' Alles versichert,
Mein Korn und mein Stroh.

Und Hagel und Regen,
Das macht mir kein Leid,
So bin ich beruhigt
Zu jeglicher Zeit.

Nun führ' ich ein Weibchen
In Alles hinein
Und spreche: Mein Lisbchen!
Dies Alles ist dein.

Ist Alles versichert
Und läßt mich in Ruh',
Mein Haus, meine Felder,
Mein Weibchen dazu.

Mein Haus in der Kasse,
Meine Felder darin;
Mein liebliches Weibchen
Im treuesten Sinn.

Die Productionen des Dichters von Nr. 2 zeichnen sich, was die bessern Gedichte anlangt, neben der im Allgemeinen schon hervorgehobenen Einfachheit und Natürlichkeit zugleich durch Wärme des Gefühls und durch die Reflexe einer sinnigen Naturauffassung aus. Wo der Dichter sittliche, religiöse und staatsbürgerliche Ideen behandelt, stoßen wir auf gesunde Anschauungen. Auch einige Balladen finden sich in der Sammlung mit vor, darunter eine, welche den eigenthümlichen norddeutschen Volksglauben behandelt, daß mit jeder Sternschnuppe die Tugend eines Mädchens falle. Die Sammlung ist ziemlich reichhaltig, und man könnte das Epigramm des Dichters auf Rückert:

„Vater, läßt du mir nichts zu erobern?" hat Alexander. —
Rückert, läßt du mir nichts, daß ich besingen es kann?

auf ihn selbst anwenden. Indeß hat der Dichter im Hinblick auf eine strengere Sichtung des Materials und Ausscheidung des weniger Werthvollen bereits Fürsorge getroffen. Die oben unter Nr. 3 bezeichnete Ausgabe enthält nämlich eine Auswahl aus den Gedichten von Nr. 2 ohne neue Zusätze — mit Ausnahme eines einzigen Gedichts — und ohne materielle Abänderung. Wenn sie aber auf der einen Seite den Vortheil gewährt, daß sie die bessern Gedichte des Verfassers in engern Raum zusammengedrängt darbietet, so stößt sie auf der andern durch das „Rechtschreibungs-Sistem" ab, welches der „Ferfasser" bei dieser Ausgabe in Anwendung gebracht hat. Er bemerkt, indem er das Abstoßende, was in der Sache liegt, nicht verkennt, daß man Dem, was man einmal durch jahrelange Forschung und Prüfung für unumstößlich wahr und richtig erkannt habe, auch allgemeine Anerkennung und Geltung zu verschaffen wenigstens versuchen müsse. Wir geben eine Probe dieses Systems in dem nachfolgenden Gedichte:

Liebesweihe.

Uebt Woltun jezt, ir Hände,
Ir seid nun segensreich;
Tut ja nichts, was euch schände; —
Ein Engel herzte euch.

Sei, meine Stirn, ein Spiegel,
Nur dess, was gut und groß;
Dich bargen Engelflügel
In lieblicher Unschuld Schoß.

Abwendet euch, ir Augen,
Fon Allem, was nicht rein,
Seit ir durch Engelsaugen
Zum Himmel schaut hinein.

Verschließet euch, ihr Lippen,
Für jedes Wort fon Zwist;
Ein Engel hat mit Lippen
Des Friedens euch geküsst.

Du Herz, werd' rein fon Mängeln,
Ein Herz, das gern fergibt,
Ein Wonsitz Gottes Engeln:
Du libst und wirst geliebt.

Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über sein System zu rechten; soviel ist aber gewiß, daß er wenig Liebe zu seinen Gedichten zeigt, indem er sie in dieser Ausgabe zu Märtyrern desselben macht.

Dieselben Vorzüge, deren wir bei Clemen und Moltke gedacht haben, finden sich bei Reinhold wieder. Wir begegnen in seinen Dichtungen manchen anmuthigen und lieblichen Gebilden, die durch schöne Durchführung des Gedankens, sowie durch Wohllaut und Leichtigkeit der Verse erfreuen. Nur dann und wann ist in letzterer Beziehung die Versetzung des Zeitworts hinter das Object, da wo es vor ihm stehen sollte, störend; ein Formmangel, der sich zwar bei den beliebtesten Dichtern, namentlich häufig bei Nikolaus Lenau findet, der aber doch in keinem Falle nachahmungswerth ist. Auch fehlt es nicht an Sonderbarkeiten, wie die doppelten Verneinungen:

Nun fährt der Frühling durch das Land
Und Niemand hat kein Sorgen 2c.

Der Vogel hat kein Sorgen nicht,
Nichts kümmert nicht die Rose 2c.

Die zu stark pointirte Personificirung von Gegenständen der Natur in den Gedichten „Gesang der Sterne" und „Die Nacht" läßt kalt, weil sie mit unsern naturgemäßen Vorstellungen von jenen Gegenständen in zu offenbarem Widerspruche steht. Wir lassen uns eine solche Personificirung als flüchtiges, schnell auftauchendes und wieder vorüberziehendes Bild gefallen, aber die Nacht als Jungfrau und die Sterne als Geister zu Subjecten eines ganzen Gedichts zu machen, heißt der Natur der Dinge zu große Gewalt anthun, was sich auch der Dichter nicht erlauben darf. Hier von des Dichters Weise nur eine kleine Probe:

Enttäuschung.

Zurück, zurück, zu dir, o stille Klause,
Die ich in holdem Uebermuth verließ.
O sieh', der Stolze kommt vom Götterschmause,
Wovon man elend ihn mit Füßen stieß.
Als Bettler klopf' ich nun am eig'nen Hause, —
Ich bettl' um das verlor'ne Paradies.
Der Schatten meiner Jugend sieht hernieder
Und sieht mich an — und schließt das Fenster wieder.

Der Dichter von Nr. 5 hat uns viele, zu viele seiner „Spätherbstblüten" dargeboten. Gar manches Gedicht in dieser reichhaltigen Sammlung mag als Gelegenheitsgedicht an seinem Platze gewesen sein, hätte aber bei der Sichtung des Stoffs zum Zweck der Veröffentlichung billig zurückgelegt werden sollen. Die Gedichte des Verfassers sind überhaupt viel zu weit ausgesponnen und durch überflüssigen Ballast so beschwert, daß der Genuß an dem Guten, was sich darin vorfindet, allzu sehr verkümmert wird. Die ernsten Gedichte sind meist didaktischer Natur; sie enthalten viele gesunde Gedanken und kernige Wahrheiten; aber sie sind so nüchtern, geben der Phantasie und dem Gefühl so wenig Anregung, daß man zu einem rechten poetischen Genusse bei Lesung derselben nicht gelangen kann. Auch die heitern Gedichte leiden an demselben Fehler, und der Humor ist so sparsam, daß er jene Mängel

nicht zu ersetzen vermag. Am gelungensten sind zwei längere Dichtungen in Distichen, wovon die eine, „Die Jugendgespielin", die bekannte Sage von der Taube zu Armsheim behandelt, die den ackernden Gatten zu seinem in Kindesnöthen verschmachtenden Weibe heimzulocken bemüht ist. Die andere: „Des Bundes letzte Drei", singt von einem Vereine von Veteranen aus den Befreiungskriegen, die sich gelobt hatten, sich gegenseitig die letzte Ehre zu erweisen, und die nun bis auf drei zusammengeschmolzen waren.

In Nr. 6 begegnet uns ein für Haus und Familie durch und durch begeistertes Gemüth, nur daß die Poesie mit der Begeisterung nicht immer gleichen Schritt hält. Wir stoßen auf manchen schönen Grundgedanken, allein die Ausführung täuscht die Erwartung. So stellt sich der Dichter in dem Gedichte „Entwickelung" die Aufgabe:

> Laß mich in deine Tiefen blicken,
> Stillwaltend mächtige Natur!
> Laß in der reichen Welt der Kinder
> Mich folgen deiner heil'gen Spur!
> Vom Säugling, der, im Schlafe lächelnd,
> Liegt an der treuen Mutterbrust,
> Bis zu dem Knäblein, fröhlich springend
> An Vaters Seite, — welche Lust!

und wir gaben uns der Hoffnung hin, ein anschauliches, lebendiges Gemälde aus der ersten Kindesperiode vor uns aufgerollt zu sehen; aber in allen folgenden Strophen wiederholt sich immer nur das Thema ganz im Allgemeinen, etwa mit einem Vergleiche ausgeschmückt, als:

> Wie auf dem See das Bild der Sonne
> In tausend Diamanten glänzt
> Und jede Welle, windbeweget,
> Sich mit Smaragden reich bekränzt;
> So reich und reicher sind die Tage,
> Die du lebst mit den Kindern dein ꝛc.

und auch nicht ein einziger charakterisirender Zug zur Ausführung des versprochenen Bildes wird gegeben. Einzelne solche Bilder hat der Dichter in andern Liedern dem Kindesleben sinnig abzulauschen gewußt; es fehlt aber dann meistens wieder an Rundung und befriedigendem Abschluß; der Gedanke wird durch zu breite Behandlung verflacht und geschwächt. Auch manche Härten und in der That zu starke poetische Licenzen kommen vor, z. B.: „sie rettest vom Verderbe", statt Verderben, nur um „Erbe" darauf reimen zu können. Zu den bessern Gedichten gehören: „An die Wiege", „Das liebste Bild", Einzelnes von den „Sprüchen aus dem Haus", „Beim Tod eines Kindes" und „Warnung".

Etwas mehr Poesie hätten wir auch in folgendem Werkchen anzutreffen gewünscht:

7. Bilder und Klänge aus Rudolstadt. In Volksmundart. Rudolstadt, Renovanz. 1853. 16. 10 Ngr.

Das kleine Heft enthält zehn Lieder und sieben prosaische Skizzen, zumeist Schilderungen aus dem Volksleben und Schwänke, in rudolstädter Mundart. Unter den prosaischen Skizzen befindet sich eine geschichtliche: „De Schlacht bei Sallfeld" und „De Bärgschaft", letztere nach der Schiller'schen „Bürgschaft" bearbeitet. Es fehlt in den Schilderungen, die fast durchgehends Volksvergnügungen und häusliche Feste zum Gegenstande haben, nicht an gutem Humor und echt komischen Zügen; doch sind die meisten eben nichts weiter als ganz getreue Copien des gewöhnlichen Lebens. Die Mundart ähnelt sehr der altenburgischen, in welcher wir die ansprechenden „Volksklänge" von Friedrich Ullrich besitzen. Um den Lesern eine Anschauung von dem Volksdialekte dieses thüringischen Landstrichs zu geben, lassen wir eins der Lieder hier folgen:

Wie's su erbarmlich geschneit hatte.

> Was das får Schnie hat rausgelåht,
> War hätt' sich das loß tråme,
> Eh macht sich erscht d'r Winter brät
> Un thutt als wie derhåme.
> Der ganze Himmel hängt noch voll,
> Wenn das noch Alles ronger soll,
> Da kömmer uns befahle.
>
> No, får de Könner ös å Spaß,
> Die patschen dorch met Fråden,
> Wern a de Båne fitschienaß,
> Da hölft kå Widderreden.
> Wu sich der Schnie gesammelt hat,
> Da werd am merschten dorchgematt,
> Das ös å Mordvergnigen.
>
> De armen Vögel dauern mich.
> Sall off dem Quatschenbame,
> Da sözt ô Spatz un wonnert sich,
> Dan ös noch wie in Trame.
> Wu nur dar völe Schnie kömmt här?
> Dar hat gedacht, der Winter wär'
> Schonn iber alle Barge.
>
> Du werscht dich wul met Sorgen trüb,
> He, gelle Hans, werscht denke:
> Nun war ech schmale Böffen ha,
> War werd mer ånn was schenke?
> No, sei nur stölle, gräm' dich nech,
> Mer wollen ehe gleich får dich
> Sall ong å Töschchen decke.

Zum Schlusse berichten wir über einige neuere epische Erscheinungen.

8. Joseph, ein idyllisch-episches Gedicht in fünf Gesängen von K. Dieterici. Tangermünde, Döger. 1853. 8. 12 Ngr.

9. König Harald's Totenfeier. Ein Lied am Meere von Julius von Rodenberg. Marburg, Elwert. 1853. 16. 10 Ngr.

10. Giovanna. Episch-lyrisches Gedicht von Anna Löhn. Dresden, Türk. 1853. 16. 15 Ngr.

Das idyllische Epos „Joseph" schließt sich für den ganzen Verlauf der Fabel streng an die biblische Erzählung an, und der Dichter schildert uns die Schicksale Joseph's unter Beibehaltung der Reihenfolge der Begebenheiten und der detaillirten Entwickelung derselben ganz so, wie wir sie in der Heiligen Schrift dargestellt finden, hat aber natürlich da, wo die letztere nur die Thatsachen kurz berichtet, das zur weitern Ausführung und zur Ausschmückung der Scene Erforderliche aus eigener Erfindung hinzugesetzt und einzelne Momente, die für den poetischen Zweck weniger Interesse darboten oder mit dem Helden seines Epos in keiner unmittelbaren Beziehung standen, wie z. B. die specielle Segensertheilung Jakob's an seine übrigen Söhne, ingleichen solche Züge, welche dem Charakter Joseph's Eintrag zu thun geeignet waren, wie sein Verfahren gegen das ägyptische Volk (1. Mos. 47, 13—26), mit richtigem Takte weggelassen. Das Gedicht ist in fließenden Hexametern geschrieben, die Darstellung einfach und anmuthig und die Ausschmückung dem Geiste des Originalgedichts und dem Orte und der Zeit entsprechend. Nur die Gleichnisse sind mitunter nicht ganz glücklich gewählt.

Nr. 9 ist ein Nachtstück von mächtigem Colorit und schönem Detail, aber für die Gesammtanschauung düster, unerfreulich und unbefriedigend. Harald fühlt seinen Tod nahen und beklagt es, daß auch er dem allgemeinen Menschenloose untergeordnet ist. So will er wenigstens absonderlich bestattet sein;

Doch weil ich all mein Werben
Ans Höchste stets gestellt,
So will ich auch nicht sterben
Nach dem gemeinen Brauch der Welt:
— — — — — — — —
Wo das Meer am höchsten geht,
Wo der Sturm am kühlsten weht,
Da will ich liegen und ruhen.

Auch soll man nicht um ihn klagen, sondern seinen Tod bei Harfen und Leiern und bei vollen Humpen feiern. Und dann verordnet er weiter:

Nun hört mich: nicht vertrauern
Soll in dem Königssaal,
Soll in den dumpfen Mauern
Mein blühendes Gemahl.
Mein ist das junge Leben,
Und ich will es nicht verschenken:
Ihr sollt sie ins Grab mir geben,
Ihr sollt sie mit mir versenken.

Also geschieht es. Die schöne Adele würde aber ihr Leben nicht in den dumpfen Mauern vertrauert und sich um „den Meergreis mit bleichen Locken und dürrer Hand" nicht sehr gehärmt haben; denn Harald hatte sie geraubt, und ihr Geliebter, Giuseppo, durchsucht die Meere, um sie wiederzufinden. Sein Schiff naht im Augenblicke, wo Adele versinkt.

Da taucht aus den Wellen ein weiß Gewand,
Und es tritt ein Held an des Bordes Rand:
„Brandfackeln ins Schiff! — Harald ... Adele!"
Und nieder springt er mit männlicher Seele.
— — — — — — — — — —
Und wie über dem liebenden Paare,
Das sich im Meere wiedergefunden,
Das der Tod mit dem triefenden Haare
Und den eisigen Händen verbunden; —
Wie sich die Strömung bricht und schließt
Und über ihnen zusammenfließt:
Siehe! da fliegen die Fackeln des Brandes,
Von den Händen des Sturms getragen,
Bis in die Falten des Segelgewandes
Sie die feurigen Zungen schlagen.

Das Schiff geht in Flammen auf. Auch die Mannschaft, die sich in Boot und Nachen retten will, wird vom Meere verschlungen. Da beginnt es im Osten zu glühen.

Von des Himmels Stirne klar
Wall'n des Tages Purpurschleier;
Auf dem gold'nen Meeraltar
Brennt die Sonne —
Und das war
König Harald's Totenfeier.

Warum Giuseppo sein Schiff in Brand stecken lassen, darüber enthält das Gedicht nicht eine Spur von Andeutung: vielleicht um Harald's Leichenbegängniß noch mehr zu verherrlichen. Und was war „das Höchste", daran der so Gefeierte „all sein Werben" gestellt? Er gibt den Inhalt seines Lebens selbst an mit den Worten:

Des Meeres dunkle Wüste
War mir des Segens Born,
Und von der reichen Küste
Holt' ich mir Wein und Korn.
Und aus des Frühlings Lande,
Das nie der Herbst entlaubt,
Von Welschlands blühendem Strande,
Hab' ich mein jung Gemal geraubt.

Wir haben das Gedicht vollständig referirt, und so kann jeder Leser sich selbst sein Urtheil bilden.

Bei der Lectüre der „Giovanna" (Nr. 10) werden wir von einer Ueberraschung in die andere geführt; nicht durch die Fabel des Gedichts, sondern durch die Darstellungsweise der Dichterin. Hier seitenlang sich hinziehende, weit über die Grenzlinie des Naiven sich hinaberstreckende Prosa, dort die frischeste, urkräftigste Poesie; hier eine verworrene, durch massenhafte Einschachtelungen und fehlerhafte Participialconstructionen, auch sonstige grammatische Unrichtigkeiten verunstaltete Sprache, dort glanzvoller Vortrag in gewaltigem und dabei reinem und wohllautendem Rhythmus; hier eingestreute Reflexionen, die sich nicht über das Niveau gewöhnlicher Gemeinplätze erheben, dort Schilderungen van Leidenschaften und erschütterten Gemüthszuständen von so tiefeingehender und ergreifender Art, daß man nicht weiß, ob man der Wahrheit der Darstellung oder der Glut des Colorits den Vorzug einräumen soll. Wir geben hier eine kurze Skizze des Gedichts:

Der Ghibelline Percival hat aus Eifersucht sein schwangeres, krankes Weib verstoßen. Fernando, ihr früherer Geliebter, gewährt ihr Zuflucht, sie stirbt aber bald, durch die frühern Kränkungen geknickt, nachdem sie eines Knaben, Ajace, genesen, den Fernando als Sohn auferzieht. Fernando wird aus Haß gegen Percival Guelfe und flößt Ajace gleichen Haß gegen die Ghibellinen ein. Percival hat nur noch ein Kind, Giovanna, unter Kampf und Waffengetöse aufgewachsen, ein glühendes Gemüth, aber nicht der Liebe, nur den rauhern Leidenschaften des Mannes zugänglich, eine kampflustige Amazone. Percival's Burg wird von den Guelfen überfallen; Ajace ist im Begriff, Percival niederzustoßen; da stürmt Giovanna herein und stößt Ajace den Dolch in die Seite. In demselben Momente flammt in Beiden die Liebe auf. Giovanna, von Ajace's Kriegern der Rache des langsam genesenden Feldherrn aufgespart, will im Kerker sich selbst tödten, findet später auf etwas mystischem Wege Zugang zu Ajace, bekennt diesem, welcher glaubt, daß sie als Mörderin nahe, von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, ihre Liebe, sinkt dann bewußtlos zusammen und findet sich im Kerker wieder, zur Schonung ihrer Ehre von Ajace selbst zurückgebracht. In fernern Kämpfen zwischen Ajace und den Ghibellinen rettet Giovanna Ajace das Leben und wird dabei selbst tief am Arme verwundet. In Ajace's Brust hatten Stolz und Liebe lange gekämpft. Der Stolz drängte ihn zum Hasse gegen ein Weib, das ihn besiegt hatte, aber die Liebe war es, die ihm bei ihrem ersten Anblick schon den Arm gelähmt hatte. Die Liebe siegt nun völlig, und Ajace und Giovanna sehen der höchsten Erdenseligkeit entgegen, als die Offenbarungen Fernando's ihr gehofftes Glück zertrümmern.

Sprachunrichtigkeiten und falsche Constructionen kommen in dieser Dichtung sehr häufig vor. Auch fehlt es nicht an einer Zuthat von fremden Worten, mit denen die Verfasserin kokettirt, wie Crusca (florentinische Akademie für Reinigkeit der Sprache); Merlaturen (Zinnen); ubriacco (der Trunkene); per bacco!; Dubliette (ewiges Gefängniß); bel morello (ein schöner Brauner); tromba (Trompete); scudière (Schildträger); prete (Priester); resta (die Gabel, um die Lanze anzusetzen) u. s. w., welche einer deutschen Dichtung nicht zur Zierde gereichen. Trotz dem Allen weiß sich die Dichterin durch den stets spannenden Gang der Fabel bei treffender und kräftiger Charakteristik und den übrigen oben gerühmten Vorzügen das lebhafteste Interesse des Lesers zu bewahren, und Schilderungen wie die vom Seelenzustande Fernando's, ehe er den Geschwistern ihr Schicksal offenbart, und vom Ende der Giovanna bieten für alle jene Mängel vollen Ersatz dar.

Oestreichisches Militärwesen.

Aus dem Tagebuche eines östreichischen Adjutanten. [illegible] G. Mayer. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des Buchs läßt eigentlich etwas Anderes [illegible] muthen, als sein Inhalt bringt. Man erwartet Mittheilungen aus dem Kriegs- und Friedensleben, besonders aus denjenigen militärischen Regionen, in welchen der Adjutant [illegible]

wo ihn seine Stellung mit hochgestellten Persönlichkeiten in Berührung bringt und manchen Blick in Verhältnisse thun läßt, die sonst wol andern Augen verschleiert bleiben. Statt dessen enthält das Buch Betrachtungen über Zustände und Eigenthümlichkeiten des östreichischen Heerwesens, wie sie allerdings auch dem Adjutanten dienstlich gründlicher bekannt werden und seine Beurtheilung herausfodern. Die kaiserliche Armee nimmt wol in ihrer neuern Entwickelung das Interesse jedes Militärs im hohen Grade in Anspruch: es wird daher auch ein Werk, das ihre innern Verhältnisse, welche doch Offizieren anderer Mächte mehr oder minder fremd sind, beleuchtet, gewiß willkommen sein. Das vorliegende schildert nun die Heereseinrichtungen nicht im Allgemeinen, sondern es hat sich die Aufgabe gestellt, besonders mangelhafte Seiten derselben, wunde Stellen und Uebelstände hervorzuheben. Der Verfasser bespricht diese mit großer Freimüthigkeit, die nicht selten zur Schärfe und Bitterkeit wird. Manches hat sich übrigens schon anders gestaltet, als es der Verfasser schildert, dessen warmer Eifer für die Sache anerkannt werden muß, wenn er gewiß auch Manches auf die Spitze gestellt hat.

Zwölf Capitel sind es, welche den Inhalt der Schrift ausmachen. „I. Einiges über die Bezeichnungen der verschiedenen Truppenkörper vom geschichtlichen Standpunkte aus.“ Hier hebt der Verfasser mit großem Recht hervor, daß diese Bezeichnungen (nach dem Inhaber und seit 1769 auch nach durchlaufender Nummer) zu oft wechseln, daß auch die Werbbezirke nicht dieselben bleiben, und folglich das Gedächtniß früherer Waffenthaten, auf welche jeder Truppentheil stolz sein muß und die ihm zur Nacheiferung dienen, den eigentlichen Erben jenes Ruhms verlorengeht. Dazu kommt noch der häufige Wechsel der Uniformsabzeichen. Der Verfasser behauptet, von zehn Offizieren sei selten einer im Stande, die Namen der Regimenter der Reihe nach herzuzählen; er schlägt vor, denselben besser den Namen nach dem Hauptort des betreffenden Werbbezirks zu geben. „II. Die Militärdienstpflicht und die Stellvertretung.“ Hier werden die Gründe erörtert, welche die Aufhebung der Landwehr und das neue Reservesystem veranlaßt haben. Wenn der Verfasser von „ähnlichen Landwehrsystemen“ anderer Armeen spricht und dabei das preußische erwähnt, so kennt er letzteres nicht; dasselbe hat gar keine Aehnlichkeit mit dem aufgehobenen östreichischen. In neuester Zeit ist hier die „Supplirung“ abgeschafft, dagegen jedem Stellungspflichtigen gestattet, sich gegen eine Taxe von 600 Fl. C.-M. vom Militärdienste loszukaufen. Das Aerar nimmt diese Gelder in Beschlag, die Truppen suchen Capitulanten (Freiwillige) zu erneuter achtjähriger Dienstzeit zu gewinnen, welche die Zinsen der Taxe als Zulage und das Recht erhalten, über 30 Fl. testamentarisch verfügen zu können; nach ihrem Tode fällt das Capital an den Staat. Im Jahre 1853 hat die Totalsumme der Taxen 2,191,500 Fl. betragen! Der Kaiser wendet sie den Militärbildungsanstalten zu; aber das Beste der Armee wird nicht dadurch gefördert, denn die Vortheile der Capitulation sind zu gering, um Leute, die sich sonst fortzuhelfen wissen, zu längerm Dienen zu bewegen, und welche Stimmung erregt diese Bevorzugung der Reichen bei der ärmern Bevölkerung im Lande! „III. Die Offiziersheirathen.“ Der Verfasser erklärt sich dagegen. Soll aber der ganze Offizierstand zum Cölibat verurtheilt werden, das in seinem Gefolge gar böse Erscheinungen hat? Eine Discussion über den oft besprochenen Gegenstand würde hier zu weit führen, gegen leichtsinnige Heirathen sind wir auch und finden die Caution im östreichischen Heere daher viel zu gering. In Preußen muß der Lieutenant 600 Thlr. Einkommen außer seinem Gehalt nachweisen, in Oestre[illegible] die Heirathsbewilligung vom Oberstlieut[illegible] der Regimentsinhaber ertheilen; doch do[illegible] des Offiziercorps eines jeden Truppenk[illegible] „IV. Die Pensionirung der Offiziere“ [illegible] der Geschichte wol jeder Armee, bis [illegible]

den länger gedienten Kriegern ein besseres Loos bereitet hat. Daß es für Subalternoffiziere, wenn sie das Unglück trifft, invalid zu werden, noch immer nicht ausreicht, ist traurig; der lange Frieden, in welchem diese Fälle seltener eintreten, hat das mit der Zeit übersehen und vergessen lassen; aber die Mittel, ihm abzuhelfen? Welche Misbräuche mit der Pensionirung, wo sie nicht an documentirte Invalidität geknüpft ist, getrieben werden, deckt der Verfasser schonungslos auf, sie hängen zum Theil mit dem Avancement zusammen. Auch „V. Die Conduitelisten“ geben Gelegenheit zu scharfer Kritik. Es ist schon viel und in allen militärischen Blättern darüber gesprochen, wie dies nothwendige Uebel, um nach allen Seiten gerecht zu werden, zu behandeln sei. Das Problem ist noch nicht gelöst und muß der Zukunft vorbehalten bleiben. „VI. Die Inhabersrechte“, ein wichtiges Capitel. Der Regimentsinhaber in Oestreich besitzt das jus gladii et aggratiandi, das Recht zum Vorschlage bei Beförderungen der Stabsoffiziere in seinem Regimente, die Befugniß, die Offiziere desselben, bis einschließlich des Hauptmanns, zu befördern (nicht mehr!), und noch andere, minder wichtige. Am schwersten wiegt das erstere. Wir empfehlen zu lesen, was der Verfasser darüber sagt, besonders, wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Herren im höchsten Alter stehen und Viele ihr Regiment nie mit Augen erblicken, folglich auch die Offiziere nicht einmal kennen! Daß hieraus die sonderbarsten Verwickelungen mit den Obersten, welche die Regimenter commandiren, entstehen, ist erklärlich. Der Verfasser kommt dabei auf das Avancement und beleuchtet [illegible] bekannte Zustände vor 1848 mit greller Fackel; besonders [illegible] Behandlung und Heranziehung der Offiziersaspiranten bei [illegible] Truppentheilen (Cadetten) wird besprochen, worüber [illegible] in andern Armeen viel sagen ließe. Wenn der [illegible] nicht einschlägt, sind gewöhnlich die Offiziere [illegible] schuld. „VII. Quittirung der Offiziercharge.“ [illegible] Offizier kann im Frieden unbedingt seine [illegible] welche ihm gegen einen Revers, daß er [illegible] Wiederanstellung im Militär entsagt, [illegible] seinen Militärcharakter beibehalten [illegible] er genug Vermögen besitzt, [illegible] Der Verfasser weist das [illegible] jedes noch so große Vermögen [illegible] macht aber auch noch darauf [illegible] nur Derjenige seine Charge [illegible] Entlassung zu gewärtigen [illegible] der Regimentsauditor [illegible] zuleitenden gerichtlichen [illegible] anstellung verabschiedeter [illegible] schränkt ist, gibt dem [illegible] Betrachtungen, bei denen [illegible] seine Memoiren [illegible] allein von dem [illegible] für die [illegible] diese [illegible] Fach [illegible] [illegible] „XI. [illegible]

hausen's französischen Ursprungs seien und daß der deutsche Geist zu solchen Erfindungen viel zu ernst sei, noch ein mal zurückkommen. Daß in der altfranzösischen Münchhausiade, der „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité", einzelne Erzählungen dem Inhalte nach dieselben sind wie in der deutschen, beweist noch nichts gegen die Originalität der letztern im Ganzen; denn, wie schon früher bemerkt, Lügner und Aufschneider wie der bekannte hannoverische Baron Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen, die nicht zu literarischen Zwecken aufschneiden, benutzen gelegentlich auch alte Erfindungen, wo sie dieselben auch finden. Es ist möglich, aber es ist durchaus nicht nothwendig, daß Baron Münchhausen die „Nouvelle fabrique" gekannt hat. Es gibt Jägeranekdoten, die jeder Jäger erzählt und die vielleicht selbst europäisches Gemeingut sind*), wer wollte aber ihren Ursprung auffinden? Fast bei jedem Regimente findet sich irgend ein Aufschneider und Possenreißer, der seine Kameraden mit Geschichten und Abenteuern ergötzt, von denen er vielleicht nur die Hälfte selbst erfunden hat. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß bei gewissen französischen Truppentheilen in Algier solche Spaßmacher, ohne Zweifel doch Deutsche oder Elsasser, immer die „Lustic" genannt zu werden pflegen; die französischen Soldaten halten uns also durchaus nicht für so grämlich wie die französischen Kritiker. Baron Münchhausen liebte es, seine als russischer Cavalerieoffizier in den türkischen Feldzügen 1737—39 erlebten Abenteuer phantastisch auszuschmücken und immer wieder und wieder zu erzählen. Seine Aufschneidereien hatten also einen ebenso wol localen als zeitlichen Hintergrund, und er wird schon deshalb nicht viel ältere landläufige Anekdoten haben brauchen können, wie denn auch der französische Kritiker in der angeführten Notiz nur von „mehren" Anekdoten spricht, die in der „Nouvelle fabrique" und in „Münchhausen" dieselben seien. Ohne den Stempel der Originalität zu haben, würden die von dem Deutschen R. E. Raspe zuerst in englischer Sprache zusammengestellten und veröffentlichten Abenteuer Münchhausen's nicht ihren Weltruf erlangt haben, Münchhausen würde nicht unter allen Völkern als der „Lügenvater", als der Typus aller Aufschneider gelten. Die Bemerkung der „Edinburgh review" (Jahrgang 1827, Bd. 46), daß „four-fifths of all the popular mythology, humour and romance, to be found in Europe in the sixteenth and seventeenth century" aus Deutschland stamme, spricht gänzlich gegen die Behauptung des Franzosen, daß der Deutsche zu ernst sei, um Späße zu erfinden. Der ältere wie der spätere Goethe'sche „Reineke der Fuchs" erlebte mehre englische Uebersetzungen**), und irren wir nicht, so ist auch die so ganz deutsche „Jobsiade" in Neuyork vor einigen Jahren englisch erschienen. Der „Tyll Eulenspiegel" ging in alle europäischen Sprachen über, ja die Franzosen haben danach ein eigenes Wort „espiègleries" zur Bezeichnung von Eulenspiegelstreichen gebildet, und selbst das Wort „calembourg" dürfte sich am natürlichsten auf die Späße des östreichischen Eulenspiegel, des Pfarrers Wigand von Theben, genannt der „Pfaffe vom Kahlenberge", zurückführen lassen.

H. M.

*) Wir wissen aus Barnum's Memoiren, daß sogar die Trappers in den Urwäldern Nordamerikas sich an solchen Aufschneidereien ergötzen.

**) Auf die früheste im Jahre 1481 unter dem Titel „The history of the Reynart the Fox, by me William Caxton" herausgekommene Uebersetzung berufen wir uns deshalb nicht, weil dieser englische „Reynart" laut der Titelangabe aus dem Niederländischen übersetzt ist und wir uns hier auf eine Untersuchung der Ursprünge dieser Thiersage und ihre vielfachen Verschlingungen nicht einlassen können. Die alte englische Uebersetzung des „Narrenschiff" („Shippe of fooles") ist nicht nach dem deutschen Original, sondern nach dessen lateinischer Uebertragung gearbeitet.

Caspar Weinreich's Danziger Chronik.

Bei Stargardt in Berlin erschien soeben: „Caspar Weinreich's Danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzigs, der Lande Preußen und Polen, des Hansabundes und der nordischen Reiche. Herausgegeben und erläutert von Theodor Hirsch und F. A. Voßberg. Mit Abbildungen." Die Wichtigkeit dieser Chronik ist nach dreihundertjähriger Vergessenheit durch Zufall zutage getreten. Die Geschichte Danzigs vom Frieden zu Thorn (1466) bis 1520 konnte man bisjetzt im Wesentlichen als eine tabula rasa betrachten. Aber gerade diese 50 Jahre sind von der größten Bedeutung gewesen, in ihnen hat Danzig als Hansestadt eine sehr gewichtige Rolle gespielt, z. B. durch seine Theilnahme an den englischen Rosenkriegen, welche auch die Erwerbung des danziger Bildes vom Jüngsten Gericht zur Folge hatte. Auch fällt gerade in diese Zeit das regste Interesse Danzigs für Kunstbauten. Von diesem interessanten Werke, das auch von einem Aufsatze über die Haus- und Hofmarken begleitet und dessen Preis 4 Thlr. ist, sind nur 300 Exemplare, darunter zwei auf Pergament, abgezogen worden.

61.

Bibliographie.

Barthel, K., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 4te stark vermehrte und verbesserte Auflage. Ausgabe letzter Hand des Verfassers. 1ste Lieferung. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 10 Ngr.

Brinckman, J., Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. 2tes Heft: „Kasper Ohm un ick". Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 16. 6 Ngr.

Classen, J., Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck in seinem Leben und Wirken dargestellt. Nebst Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Genast, W., Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Ngr.

Griepenkerl, R., Dramatische Werke. 3ter Band. — A. u. d. T.: Ideal und Welt. Schauspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Ngr.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. Mit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, [illegible]. Gr. 9. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Aichel, C. D. F., Ueber den Cultus der lutherschen Kirche insonderheit über das Princip der Ordnung des Hauptgottesdienstes derselben. Ein Vortrag in der zweiten Pastoralconferenz lutherscher Confession zu Stade am 30. August [illegible]. Stade, Schaumburg. 1854. Gr. 8. 4 Ngr.

Jaspis, A. S., Mein Abschiedswort an die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Elberfeld. Abschieds-Predigt, gehalten am 1. Sonntag nach Ostern 1855. Nebst einer Beilage: [illegible]weisung auf Predigten während seiner hiesigen [illegible]. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Vier Worte für Eure Zukunft! Confirmationsrede über Phil. 2, 12—16. am 11. März 1855 gehalten und [illegible] zwei Beilagen, allen Confirmanden gewidmet. [illegible]. Gr. 8. 2 Ngr.

Krabbe, C. F., Nekrolog des Pfarrers und [illegible] Directors Theodor Mühren zu Langenhorst. Münster, [illegible]sing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Erinnerung an die Feier der Grundsteinlegung des Missionshauses zu Leipzig am 14. Mai 1855. Leipzig, [illegible]ling u. Franke. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben:

König Jerôme's Carneval.

Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig.

In drei Theilen. Erster Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit **Deutschlands** ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman, dessen zwei letzte Theile dem ersten rasch folgen werden, bildet zugleich den 2.—4. Band der „**Gesammelten Schriften**" Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina" begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser" (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher" Waldenser. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.*** **Zwölfte Lieferung.** (Schrötter — Taschenbuch.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermässigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Gutzkow's „Lenz und Söhne".

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen.

8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Gutzkow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Es bildet zugleich die **zweite Abtheilung des achten Bandes** der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow.** Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in **besonderer Ausgabe** zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte Auflage.** 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte Auflage.** 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte Auflage.** 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte Auflage.** 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte Auflage.** 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte Auflage.** 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite Auflage.** 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite Auflage.** 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit den Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. **Geb.** 24 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

GRAESER (Charles), **The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

AHN (F.), **A new, practical and easy method of learning the German language.**
First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.
Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 28. Juni 1855.

Alexander Puschkin.

Alexander Puschkin's poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Erster Band: Gedichte. Zweiter Band: Eugen Onägin, Roman in Versen. Berlin, Decker. 1854. 16. 3 Thlr. *)

Seit die Romantiker in Deutschland das Studium der neuen fremden Literaturen geweckt, seit Goethe die Weltliteratur, die geistige Verbrüderung der Nationen angeregt, hat sich unser literarischer Horizont nach allen Seiten hin beträchtlich erweitert, und jede bedeutende Dichterphysiognomie des Auslands wird auf die currenten poetischen Münzen unserer Sprache geprägt. Durch diese Aneignungen hat sich besonders Bodenstedt große Verdienste erworben, indem er den Kaukasus mit Land und Leuten zu einer Domäne der deutschen Poesie gemacht und auch die hervorragenden Dichter Rußlands bei uns einzubürgern sucht. Durch eine seltene und überraschende Formgewandtheit, der stets ein gefälliger und bezeichnender Ausdruck zugebote steht, durch eine Herrschaft über den Reim, die ihn nicht blos melodisch austönen, sondern auch zur charakteristischen Bezeichnung der Stimmung und Färbung mitwirken läßt, durch die eigene phantasievolle Lebendigkeit ist Bodenstedt vor Allen zu einer poetischen Uebersetzung oder Umdichtung berufen, welche dem Geiste der eigenen und der fremden Sprache gerecht wird und treu, ohne servil zu sein, zwanglos, ohne in Licenzen auszuschweifen, ein fremdes Dichterbild uns ohne Verrückung seiner geistigen Dimensionen in meisterhafter Verdeutschung nahebringt.

Alexander Puschkin gilt für Rußlands größten und volksthümlichsten Dichter. Er hat ein entschieden national-russisches Colorit und patriotische Begeisterung. Darauf beschränkt sich indeß seine Originalität. Im Uebrigen ist er ein schlagender Beweis dafür, daß keine Grenzsperre im Stande ist, das geistige Fluidum abzuhalten, das einer bestimmten Zeit angehört, und daß das specifisch volksthümliche Element bei Dichtern, welche eine bestimmte Stufe der Cultur repräsentiren, nicht gerade hoch angeschlagen werden kann. Will man aber Puschkin durchaus als den Vertreter des national-russischen Geistes hinstellen, so wird man leicht zur Ueberzeugung kommen, daß sich Bruno Bauer und die charlottenburger Ideologen irren, wenn sie diesen Geist als einen urkräftigen und zukunftsvollen dem germanischen gegenüberstellen. Gerade aus Puschkin's Hauptschöpfungen weht uns eine Blasirtheit der Hypercultur entgegen, die ganz der ersten Phase des modernen Geistes und seiner Zerrissenheit angehört, und nur die große Grazie und Bedeutung des dichterischen Talents selbst kann uns einen Augenblick hierüber täuschen. Puschkin's Dichtungen gehören der Weltliteratur an, und darf man nach ihnen die nationale und poetische Productionskraft des russischen Geistes beurtheilen, so sieht man, daß diese Nation sich bisjetzt keine selbständige Cultur geschaffen, daß die Höhen ihrer Bildung nach fernen Landen hinübersehen und daß ihre Originalität in den eigentlichen Volksschichten bisher mit der Cultur und Poesie nur wenig in Berührung kommt. In Puschkin's Dichtungen vibrirt keine zukunftsvolle, nationale Ader; es finden sich in ihnen keine geistigen Gesichtspunkte, welche eine Erneuerung und Erfrischung des geistigen Lebens in Europa in Aussicht stellen; es fehlt ihm alle objective Harmlosigkeit und gestaltende Kraft, die nimmer einer jungen naiven Nation fehlt. Rußland ist oft eine Schöpfung Peter's des Großen genannt worden, eine Schöpfung, zu der das Ausland die regulirenden Elemente hergeben mußte. Der russische Staat wird durch die mächtige monarchische Einheit, deren centrale Kraft noch durch das nationale Hohenpriesterthum des Zaren erhöht wird, zusammengehalten; aber er besteht aus einem Conglome-

*) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, ist auch der dritte Band der von Bodenstedt übersetzten Puschkin'schen Werke erschienen, der das historische Drama „Boris Godunoff", die dramatische Phantasie „Der steinerne Gast" (aus des Dichters Nachlaß), das dramatische Fragment „Mozart und Salieri", das Märchen-Drama „Die Stromnixe", endlich „Biographische Notizen", ein Schreiben Shukowskij's über die letzten Augenblicke Puschkin's, eine Abhandlung: „Puschkin's Stellung in der russischen Literatur" und als Anhang aus des Dichters Nachlaß „Die ägyptischen Nächte" enthält. D. Red.

rat von Nationalitäten, Finnen und Liven, Tataren und Samojeden, Polen und Deutschen. Die Macht des Absolutismus, der aus diesen Volksstämmen den russischen Staat bildet, hat an und für sich nichts Nationales; sie ist allgemein europäisch und modern. Und so ist auch die Bildung der höhern Volksclassen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Dichter dem Beispiele des großen Zaren folgen und im Auslande das poetische Zimmerhandwerk erlernen.

Puschkin hat eine ausgesprochene Verwandtschaft mit Lord Byron, die sich aufdrängt, auch wenn man nicht nach Vergleichen sucht. Die schwunghafte Naturpoesie, das glänzende landschaftliche Colorit, das Drapirende und Malerische in der Charakteristik, der Mangel an aller Objectivität, der bis zur Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Faden der Handlung geht, an den sich die Perlen der Reflexionen reihen, sind in Puschkin's poetischen Erzählungen nicht zu verkennen und beiden Dichtern gemeinsam. Noch mehr tritt diese Verwandtschaft in „Eugen Onägin" hervor, der im nonchalanten und frivolen Ton, in dieser humoristisch-abspringenden Art und Weise, welche allen Ideenassociationen ohne Bedenken folgt und nur einzelnen Episoden lyrisches Relief und feste poetische Bildung übrigläßt, augenscheinlich an Byron's „Don Juan" erinnert. Nur ist Puschkin im Ganzen einfacher und klarer als Byron und trifft den reinen Ton der Empfindung besser, erreicht aber weder die geistige Tiefe des Briten, noch seinen hinreißenden dithyrambischen Schwung. Vom Faust liegt nichts in Puschkin und in den Russen; eher vom Don Juan. Eugen Onägin ist ein winterlicher Don Juan im Zobelpelz. Die Scenerie ist bei Puschkin immer russisch — Rußland bietet vom Weißen bis zum Schwarzen Meere eine Fülle landschaftlicher Decorationen, hat den Norden und Süden zugleich, sodaß ein Dichter nie in die Verlegenheit kommt, für seine Darstellungen einen ausländischen Boden zu suchen. Auch geben die vielen Völkerschaften und ihre Eigenthümlichkeiten dem dichterischen Sinn und der Sittenschilderung einen weiten Spielraum. Doch diese Elemente, die von Puschkin mit Glück benutzt sind und denen er seine Volksthümlichkeit verdankt, berühren nur die Oberfläche des nationalen Lebens. Fragen wir nach dem geistigen Kern, nach den innern mächtigen Hebeln nationaler Bedeutung, nach den frischen Trieben der Volkskraft, so bleibt die Antwort aus. Das Volk antwortet vielleicht mit der Begeisterung für seinen Glauben, für die griechische Kirche, für ihren Vertreter, den Zaren; aber Puschkin ist ein skeptischer Dichter aus der Byron'schen Schule, dem diese Antwort trivial und unpoetisch erscheinen dürfte.

Am volksthümlichsten unter den vorliegenden Dichtungen Puschkin's erscheinen wol die „Balladen" und „Märchen", z. B. „Budoys und seine Söhne", „Der Ertrunkene", „Der Husar", in welchem ein martialischfrischer Soldatenhumor sich den Schnurrbart streicht und das Gespenstische durch den naiven Ton der Darstellung einen frischen Reiz gewinnt. Die Märchen, besonders das Märchen vom „Zar Saltan", sind allerliebst erzählt; selbst die häufigen Wiederholungen ermüden nicht, sondern geben dem Ganzen einen traulichen Anstrich; es ist gleichsam der perlende Schaum volksthümlicher Geschwätzigkeit, der diese Blasen wirft. Wenn irgendwo, so ist hier das Verdienst des Uebersetzers hoch anzuschlagen; denn bei diesen dicht aufeinanderklappenden Reimen den Ton der Natürlichkeit und Einfachheit festzuhalten, jenen unsagbaren Zauber der heitersten Naivetät in der Färbung des Ganzen wiederzugeben, das ist ebenso schwer, wie Bodenstedt in einer Weise gelungen, die sich dem Gedächtniß unwillkürlich einprägt.

Die kleinern lyrischen Blüten, die uns der Uebersetzer mittheilt, haben meistens aromatischen Duft. Was uns aus ihnen am deutlichsten entgegentritt, ist die hohe Begeisterung des Dichters für seinen Dichterberuf. So schön sich dieselbe in „Der Dichter" ausspricht, so berührt sie im „Denkmal" dagegen mit dem erhabenen Scheitel des Horaz die Gestirne.

Monumentum exegi aere perennius —

klagt uns gleich aus den ersten Zeilen des Gedichts entgegen.

Nein, ganz vergeh' ich nicht; mag auch zu Staube werden,
Was der Verwesung Raub, der Leib, den man begräbt —
Im Liede lebt mein Geist, solange noch auf Erden
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Durch alles Russenland trägt meinen Ruhm die Muse,
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,
Der stolze Slawe mich, der Finne, der Tunguse,
Wie der Kalmück der Steppe kennt.

So haben weder Schiller noch Goethe gesungen, wol aber Schlegel und Platen. Sich so für seine eigene Begeisterung zu begeistern, die Herrlichkeit der eigenen Muse zu feiern, ist weniger die Sache des naiven Genies als die des sich selbst bewundernden Talents. Einzelne Klänge athmen melancholischen Zauber. Specifisch russisch klingt das Epigramm „Gold und Stahl":

Mein ist Alles, sprach das Gold;
Mein ist Alles, sprach der Stahl.
Alles kauf' ich, sprach das Gold;
Alles nehm' ich, sprach der Stahl.

An diesen politischen Wahlspruch reiht sich das Gedicht „Den Verleumdern Rußlands", das sich in patriotischer Begeisterung gegen die Volksredner wendet, welche die Sache der Polen vertheidigen, und sie als unberufen zurückweist:

Es ist ein alter Streit im slawischen Geschlechte,
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Rechte.

Nach einem Hinweis auf Moskaus Brand und die Befreiung Europas aus Napoleon's Ketten, welche Puschkin ganz für die Russen in Anspruch nimmt, obgleich ihnen doch blos die Initiative zukommt, schließt das Gedicht mit einer Herausfoderung, die heutzutage besonders bedeutsam klingt, seit dieser poetische Fehdehandschuh von einem großen Theile Europas aufgenommen ward:

In Worten seid ihr stark — versucht es in der That,
Denkt ihr, von Ismail der alte Feldsoldat

Vermag aufs neue nicht sein Bayonnet zu schwingen?
Denkt ihr, des Zaren Wort wird ungehört verklingen?
Ist's neu für uns, mit Europa zu kriegen,
Hat der Russe verlernt zu kämpfen und siegen?

Sind unsr'er wenig? Oder von Perm bis Tauris-Land,
Von Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Kyrosstrand,
Von wo der Kremlin golden blinkt,
Bis wo sich Chinas Mauer schlingt,
Erhebt sich Rußland nicht alsbald
Gleichwie ein Stahl- und Eisenwald?
D'rum, eitle Schwätzer, lärmt nicht mehr!
Schickt eure Söhne zu uns her,
Sie finden Platz im Russenland
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt!

Die größern poetischen Erzählungen, von denen „Der Springquell von Bachtschisarai" am meisten durch ein anmuthiges Colorit anzieht, sind vortrefflich in Bezug auf lebendige dichterische Schilderung; aber wo es einer innern Motivirung gilt und den Einschlag dramatischer Fäden, wo das naive, ursprüngliche und vollkommen begründete Interesse am Fortgang der Handlung, das in den nachgedichteten russischen Märchen so treulich gewahrt ist, sein Recht verlangt, da empfinden wir jene bedenklichen Lücken der Darstellung, die uns auch in den Byron'schen Dichtungen in so mislicher Weise bemerkbar werden. Die Charaktere sind alle mit dem gleichen Gold- und Silberschaum bekleidet, wie die Nüsse und Aepfel am Christbaum. Die Frauen sind lyrische Schönheiten, duftige Zauberblüten, aber kaum anders als durch ihren Teint unterschieden; die Männer sind alle Abenteurer, entweder feurig wild oder kokett-blasirt. Dies gilt nun freilich nicht von dem ehrlichen Tatarenkhan Girei im „Springquell von Bachtschisarai"; denn dieser grimme Khan, der auch am Schluß von Fieber und Weltschmerz angewandelt wird, verhält sich im Ganzen mehr passiv. Der nur malerisch gehaltene Contrast zwischen der Kaukasierin Sarema und der Polin Maria, zwischen mohammedanischer Glut und christlicher Innigkeit, hat offenbar den Dichter zu dieser Erzählung begeistert und ist auch das Reizende und Ansprechende darin. Wir haben zwei herrlich colorirte Porträts, dahinter den Duft einer lieblichen Landschaft. Die Schilderung, nicht die Erzählung ist dem Dichter die Hauptsache; das Lyrische überwiegt das Epische. Die Geschichte selbst verläuft sich nach kurzem Anlauf im Geheimnißvollen, das auch der Bequemlichkeit des ungern durch die Pflicht der Erzählung gebundenen Dichters entspricht. Am Schluß erscheint er selbst auf der Bühne der Handlung; sein eigenes Empfinden tritt ganz in den Vordergrund und läßt das Gedicht nur als ein aufgefundenes lyrisch verwerthetes Reisebild erscheinen. Die Poesie der „Krim", in der die Dichtung austönt, dürfte jetzt von besonderm Interesse sein:

O schönheitreiches Wunderland,
Wo Alles lebt und glüht und schwillt,
Des Segens und der Freude Bild.
Das Wellgeräusch am kühlen Strand,
Die Hügelreih'n, die dunkeln Wälder,
Der Strom, die reichen Saatenfelder,
Die Reben, wie Sapphire prächtig,
Die Thäler schmückend in der Runde —
Das Alles lockt den Wand'rer mächtig,
Wenn er in stiller Morgenstunde
Den steilen hohen Bergpfad reitet,
Und unten, wo das Meer sich breitet,
Die Wässer glänzend grün sich bäumen
Und mit gewalt'gem Wellenschlag
Den nackten Felsenfuß umschäumen
Des Vorgebirges Aju-Dagh.

„Poltawa", in drei Gesängen, hat eine vorwiegend nationale Färbung, die ins Unheimliche und Düstere übergeht. Die unbegreifliche Liebe der jungen Maria zum greisen Maseppa, die Grausamkeit und der Rebellentrotz dieses Häuptlings, welcher den Vater seiner Geliebten hinter ihrem Rücken hinrichten läßt, weisen auf eine Roheit culturfremder Verhältnisse hin, die allerdings etwas Ursprüngliches hat. Doch wenn auch die Tragik eines gewaltsam zerrissenen Familienlebens, die Collision zwischen der Liebe zum Vater und zum Geliebten in einfach ergreifender Weise bis zum dämonischen Ausgang durchgeführt ist, so fehlt doch dem historischen Element der Dichtung, bei aller Breite der Ausführung, die Größe der Auffassung und die epische Durcharbeitung. Die Schilderung der Schlacht von Poltawa ist geschichtlich treu, aber poetisch matt, und von Karl XII., einer so interessanten Gestalt, erhalten wir nur ein unbestimmtes Bild ohne alles in die Augen springende Gepräge, ohne die drastische Kraft bedeutsamer Züge, ohne jede poetische Magie. Hier wird uns die Grenze des Puschkin'schen Talents am klarsten. „Graf Nulin" führt uns in das moderne fashionable Rußland hinüber, dessen großes Epos „Eugen Onägin" ist. Die Pointe der kleinen Dichtung ist entschieden frivol, der Erzählungston aber von echt französischer Grazie.

Von „Eugen Onägin", der den ganzen zweiten Band einnimmt, sagt der Uebersetzer in der Vorrede, daß er für Rußland von ähnlicher Bedeutung sei wie Goethe's „Faust" für Deutschland. Er nennt ihn „einen Roman in Versen, in welchem ganz Rußland sich wiederspiegelt", und stellt ihn „den besten poetischen Schöpfungen aller Völker und Zeiten" zur Seite.

Ein modernes Epos, das in unserer Culturepoche spielt und dabei nicht große Nationalkämpfe besingt, sondern die Geschichte einer persönlichen Bildung und die Conflicte der Empfindung, kann nichts Anderes sein als eine poetische Erzählung, ein Roman in Versen. Wir sind weit davon entfernt, die rhythmische Form dabei für etwas Gleichgültiges zu halten, denn ihr Zauber hebt jedes Werk in eine höhere künstlerische Sphäre. Wer ist nun der Held unsers Romans? Hören wir den Dichter selbst:

Wie frühe schon in der Verführung
Trugvoller Kunst war er geübt,
Bald voll Verzweiflung, bald voll Rührung,
Hinwelkend, schmachtend, froh, betrübt,
Gleichgültig, eifersüchtig, fügsam,
Stolz, übermüthig und genügsam!
Bald saß er stumm in trübem Muth,
War bald beredt, voll Schwung und Glut,

Darstellung und lebendige Schilderung an. Von letzterer Gattung hier eine Probe:

Der Versicherte.

In meinem Besitze
Wie bin ich so froh!
Hab' Alles versichert,
Mein Korn und mein Stroh.

Und Hagel und Regen,
Das macht mir kein Leid,
So bin ich beruhigt
Zu jeglicher Zeit.

Nun führ' ich ein Weibchen
In Alles hinein
Und spreche: Mein Liebchen!
Dies Alles ist dein.

Ist Alles versichert
Und läßt mich in Ruh',
Mein Haus, meine Felder,
Mein Weibchen dazu.

Mein Haus in der Kasse,
Meine Felder darin;
Mein liebliches Weibchen
Im treuesten Sinn.

Die Productionen des Dichters von Nr. 2 zeichnen sich, was die bessern Gedichte anlangt, neben der im Allgemeinen schon hervorgehobenen Einfachheit und Natürlichkeit zugleich durch Wärme des Gefühls und durch die Reflexe einer sinnigen Naturauffassung aus. Wo der Dichter sittliche, religiöse und staatsbürgerliche Ideen behandelt, stoßen wir auf gesunde Anschauungen. Auch einige Balladen finden sich in der Sammlung mit vor, darunter eine, welche den eigenthümlichen norddeutschen Volksglauben behandelt, daß mit jeder Sternschnuppe die Tugend eines Mädchens falle. Die Sammlung ist ziemlich reichhaltig, und man könnte das Epigramm des Dichters auf Rückert:

„Vater, läßt du mir nichts zu erobern?" bat Alexander. —
Rückert, läßt du mir nichts, das ich besingen es kann?

auf ihn selbst anwenden. Indeß hat der Dichter im Hinblick auf eine strengere Sichtung des Materials und Ausscheidung des weniger Werthvollen bereits Fürsorge getroffen. Die oben unter Nr. 3 bezeichnete Ausgabe enthält nämlich eine Auswahl aus den Gedichten von Nr. 2 ohne neue Zusätze — mit Ausnahme eines einzigen Gedichts — und ohne materielle Abänderung. Wenn sie aber auf der einen Seite den Vortheil gewährt, daß sie die bessern Gedichte des Verfassers in engern Raum zusammengedrängt darbietet, so stößt sie auf der andern durch das „Rechtschreibungs-Sistem" ab, welches der „Ferfasser" bei dieser Ausgabe in Anwendung gebracht hat. Er bemerkt, indem er das Abstoßende, was in der Sache liegt, nicht verkennt, daß man Dem, was man einmal durch jahrelange Forschung und Prüfung für unumstößlich wahr und richtig erkannt habe, auch allgemeine Anerkennung und Geltung zu verschaffen wenigstens versuchen müsse. Wir geben eine Probe dieses Systems in dem nachfolgenden Gedichte:

Liebesweihe.

Uebt Woltun jezt, ir Hände,
Ir seid nun segensreich;
Tut ja nichts, was eüch schände; —
Ein Engel herzte eüch.

Sei, meine Stirn, ein Spiegel,
Nur dess, was gut und groß;
Dich bargen Engelflügel
In süßer Unschuld Schoß.

Abwendet eüch, ir Augen,
Fon Allem, was nicht rein,
Seit ir durch Engelsaugen
Zum Himmel schaut hinein.

Verschließet eüch, ihr Lippen,
Für jedes Wort fon Zwist;
Ein Engel hat mit Lippen
Des Fridens eüch geküsst.

Du Herz, werd' rein fon Mängeln,
Ein Herz, das gern fergibt,
Ein Wonsiz Gottes Engeln:
Du libst und wirst geliebt.

Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über sein System zu rechten; soviel ist aber gewiß, daß er wenig Liebe zu seinen Gedichten zeigt, indem er sie in dieser Ausgabe zu Märtyrern desselben macht.

Dieselben Vorzüge, deren wir bei Clemen und Moltke gedacht haben, finden sich bei Reinhold wieder. Wir begegnen in seinen Dichtungen manchen anmuthigen und lieblichen Gebilden, die durch schöne Durchführung des Gedankens, sowie durch Wohllaut und Leichtigkeit der Verse erfreuen. Nur dann und wann ist in letzterer Beziehung die Versetzung des Zeitworts hinter das Object, da wo es vor ihm stehen sollte, störend; ein Formmangel, der sich zwar bei den beliebtesten Dichtern, namentlich häufig bei Nikolaus Lenau findet, der aber doch in keinem Falle nachahmungswerth ist. Auch fehlt es nicht an Sonderbarkeiten, wie die doppelten Verneinungen:

Nun fährt der Frühling durch das Land
Und Niemand hat kein Sorgen 2c.

Der Vogel hat kein Sorgen nicht,
Nichts kümmert nicht die Rose 2c.

Die zu stark pointirte Personificirung von Gegenständen der Natur in den Gedichten „Gesang der Sterne" und „Die Nacht" läßt kalt, weil sie mit unsern naturgemäßen Vorstellungen von jenen Gegenständen in zu offenbarem Widerspruch steht. Wir lassen uns eine solche Personificirung als flüchtiges, schnell auftauchendes und wieder vorüberziehendes Bild gefallen, aber die Nacht als Jungfrau und die Sterne als Geister zu Subjecten eines ganzen Gedichts zu machen, heißt der Natur der Dinge zu große Gewalt anthun, was sich auch der Dichter nicht erlauben darf. Hier von des Dichters Weise nur eine kleine Probe:

Enttäuschung.

Zurück, zurück, zu dir, o stille Klause,
Die ich in holdem Uebermuth verließ.
O sieh', der Stolze kommt vom Götterschmause,
Wovon man elend ihn mit Füßen stieß.
Als Bettler klopf' ich nun am eig'nen Hause, —
Ich bettl' um das verlor'ne Paradies.
Der Schatten meiner Jugend sieht hernieder
Und sieht mich an — und schließt das Fenster wieder.

Der Dichter von Nr. 5 hat uns viele, zu viele seiner „Spätherbstblüten" dargeboten. Gar manches Gedicht in dieser reichhaltigen Sammlung mag als Gelegenheitsgedicht an seinem Platze gewesen sein, hätte aber bei der Sichtung des Stoffs zum Zweck der Veröffentlichung billig zurückgelegt werden sollen. Die Gedichte des Verfassers sind überhaupt oft zu weit ausgesponnen und durch überflüssigen Ballast so beschwert, daß der Genuß an dem Guten, was sich darin vorfindet, allzu sehr verkümmert wird. Die ernsten Gedichte sind meist didaktischer Natur; sie enthalten viele gesunde Gedanken und kernige Wahrheiten; aber sie sind so nüchtern, geben der Phantasie und dem Gefühl so wenig Anregung, daß man zu einem rechten poetischen Genusse bei Lesung derselben nicht gelangen kann. Auch die heitern Gedichte leiden an demselben Fehler, und der Humor ist so sparsam, daß er jene Mängel

nicht zu ersetzen vermag. Am gelungensten sind zwei längere Dichtungen in Distichen, wovon die eine, „Die Jugendgespielin“, die bekannte Sage von der Taube zu Armsheim behandelt, die den ackernden Gatten zu seinem in Kindesnöthen verschmachtenden Weibe heimzulocken bemüht ist. Die andere: „Des Bundes letzte Drei“, singt von einem Vereine von Veteranen aus den Befreiungskriegen, die sich gelobt hatten, sich gegenseitig die letzte Ehre zu erweisen, und die nun bis auf drei zusammengeschmolzen waren.

In Nr. 6 begegnet uns ein für Haus und Familie durch und durch begeistertes Gemüth, nur daß die Poesie mit der Begeisterung nicht immer gleichen Schritt hält. Wir stoßen auf manchen schönen Grundgedanken, allein die Ausführung täuscht die Erwartung. So stellt sich der Dichter in dem Gedichte „Entwickelung“ die Aufgabe:

> Laß mich in deine Tiefen blicken,
> Stillwaltend mächtige Natur!
> Laß in der reichen Welt der Kinder
> Mich folgen deiner heil'gen Spur!
> Vom Säugling, der, im Schlafe lächelnd,
> Liegt an der treuen Mutterbrust,
> Bis zu dem Knäblein, fröhlich springend
> An Vaters Seite, — welche Lust!

und wir gaben uns der Hoffnung hin, ein anschauliches, lebendiges Gemälde aus der ersten Kindesperiode vor uns aufgerollt zu sehen; aber in allen folgenden Strophen wiederholt sich immer nur das Thema ganz im Allgemeinen, etwa mit einem Vergleiche ausgeschmückt, als:

> Wie auf dem See das Bild der Sonne
> In tausend Diamanten glänzt
> Und jede Welle, windbeweget,
> Sich mit Smaragden reich bekränzt;
> So reich und reicher sind die Tage,
> Die du lebst mit den Kindern dein 2c.

und auch nicht ein einziger charakterisirender Zug zur Ausführung des versprochenen Bildes wird gegeben. Einzelne solche Bilder hat der Dichter in andern Liedern dem Kindesleben sinnig abzulauschen gewußt; es fehlt aber dann meistens wieder an Rundung und befriedigendem Abschluß; der Gedanke wird durch zu breite Behandlung verflacht und geschwächt. Auch manche Härten und in der That zu starke poetische Licenzen kommen vor, z. B.: „sie rettest vom Verderbe“, statt Verderben, nur um „Erbe“ darauf reimen zu können. Zu den bessern Gedichten gehören: „An die Wiege“, „Das liebste Bild“, Einzelnes von den „Sprüchen aus dem Haus“, „Beim Tod eines Kindes“ und „Warnung“.

Etwas mehr Poesie hätten wir auch in folgendem Werkchen anzutreffen gewünscht:

7. Bilder und Klänge aus Rudolstadt. In Volksmundart. Rudolstadt, Renovanz. 1853. 16. 10 Ngr.

Das kleine Heft enthält zehn Lieder und sieben prosaische Skizzen, zumeist Schilderungen aus dem Volksleben und Schwänke, in rudolstädter Mundart. Unter den prosaischen Skizzen befindet sich eine geschichtliche: „De Schlacht bei Sallfeld“ und „De Bärgschaft“, letztere nach der Schiller'schen „Bürgschaft“ bearbeitet. Es fehlt in den Schilderungen, die fast durchgehends Volksvergnügungen und häusliche Feste zum Gegenstande haben, nicht an gutem Humor und echt komischen Zügen; doch sind die meisten eben nichts weiter als ganz getreue Copien des gewöhnlichen Lebens. Die Mundart ähnelt sehr der altenburgischen, in welcher wir die ansprechenden „Volksklänge“ von Friedrich Ullrich besitzen. Um den Lesern eine Anschauung von dem Volksdialekte dieses thüringischen Landstrichs zu geben, lassen wir eins der Lieder hier folgen:

> Wie's su erbermlich geschneit hatte.
>
> Was das får Schnie hat rausgelâht,
> War hått' sich das los tråme,
> Ch mache sich ersch d'r Winter breit
> Un thutt als wie derhâme.
> Der ganze Himmel hångt noch voll,
> Wenn das noch Alles ronger soll,
> Da kömmer uns befahle.
>
> No, får de Könner ôs å Spaß,
> Die patschen dorch met Fråden,
> Wern a de Bâne fitschenaß,
> Da hôsst kâ Widderreden.
> Wu sich der Schnie gesammelt hat,
> Da werd am merschten dorchgeknatt,
> Das ôs å Mordvergnigen.
>
> De armen Vôgel dauern mich,
> Sall off dem Quatschenbame,
> Da sötz ô Spatz un wonnert sich,
> Dan ôs noch wie in Trame.
> Wu nur dar vôle Schnie kömmt hår?
> Dar hat gedacht, der Winter wår'
> Schonn iber alle Barge.
>
> Du werscht dich wul met Sorgen tråh,
> He, gelle Hans, werscht denke:
> Nun war ech schmale Bössen ha,
> War werd mer ånn was schenke?
> No, sei nur stölle, gråm' dich neck,
> Mer wollen ehe gleich får dich
> Salt ong å Töschchen decke.

Zum Schlusse berichten wir über einige neuere epische Erscheinungen.

8. Joseph, ein idyllisch-episches Gedicht in fünf Gesängen von K. Dieterici. Tangermünde, Döger. 1853. 8. 12 Ngr.
9. König Harald's Totenfeier. Ein Lied am Meere von Julius von Rodenberg. Marburg, Elwert. 1853. 16. 10 Ngr.
10. Giovanna. Episch-lyrisches Gedicht von Anna Löhn. Dresden, Türk. 1853. 16. 15 Ngr.

Das idyllische Epos „Joseph“ schließt sich für den ganzen Verlauf der Fabel streng an die biblische Erzählung an, und der Dichter schildert uns die Schicksale Joseph's unter Beibehaltung der Reihenfolge der Begebenheiten und der detaillirten Entwickelung derselben ganz so, wie wir sie in der Heiligen Schrift dargestellt finden, hat aber natürlich da, wo die letztere nur die Thatsachen kurz berichtet, das zur weitern Ausführung und zur Ausschmückung der Scene Erfoderliche aus eigener Erfindung hinzugesetzt und einzene Momente, die für den poetischen Zweck weniger Interesse darboten oder mit dem Helden seines Epos in keiner unmittelbaren Beziehung standen, wie z. B. die specielle Segensertheilung Jakob's an seine übrigen Söhne, ingleichen solche Züge, welche dem Charakter Joseph's Eintrag zu thun geeignet waren, wie sein Verfahren gegen das ägyptische Volk (1. Mos. 47, 13—26), mit richtigem Takte weggelassen. Das Gedicht ist in fließenden Hexametern geschrieben, die Darstellung einfach und anmuthig und die Ausschmückung dem Geiste des Originalgedichts und dem Orte und der Zeit entsprechend. Nur die Gleichnisse sind mitunter nicht ganz glücklich gewählt.

Nr. 9 ist ein Nachtstück von mächtigem Colorit und schönem Detail, aber für die Gesammtanschauung düster, unerfreulich und unbefriedigend. Harald fühlt seinen Tod nahen und beklagt es, daß auch er dem allgemeinen Menschenloose untergeordnet ist. So will er wenigstens absonderlich bestattet sein;

Doch weil ich all mein Werben
Ans Höchste stets gestellt,
So will ich auch nicht sterben
Nach dem gemeinen Brauch der Welt.
— — — — — — — —
Wo das Meer am höchsten geht,
Wo der Sturm am kühlsten weht,
Da will ich liegen und ruhen.

Auch soll man nicht um ihn klagen, sondern seinen Tod bei Harfen und Leiern und bei vollen Humpen feiern. Und dann verordnet er weiter:

Nun hört mich: nicht vertrauern
Soll in dem Königssaal,
Soll in den dumpfen Mauern
Mein blühendes Gemahl.
Mein ist das junge Leben,
Und ich will es nicht verschenken:
Ihr sollt sie ins Grab mir geben,
Ihr sollt sie mit mir versenken.

Also geschieht es. Die schöne Adele würde aber ihr Leben nicht in den dumpfen Mauern vertrauert und sich um „den Meergreis mit bleichen Locken und dürrer Hand" nicht sehr gehärmt haben; denn Harald hatte sie geraubt, und ihr Geliebter, Giuseppo, durchsucht die Meere, um sie wiederzufinden. Sein Schiff naht im Augenblicke, wo Adele versinkt.

Da taucht aus den Wellen ein weiß Gewand,
Und es tritt ein Held an des Bordes Rand:
„Brandfackeln ins Schiff! — Harald ... Adele!"
Und nieder springt er mit männlicher Seele.
— — — — — — — — — —
Und wie über dem liebenden Paare,
Das sich im Meere wiedergefunden,
Das der Tod mit dem triefenden Haare
Und den eisigen Händen verbunden; —
Wie sich die Strömung bricht und schließt
Und über ihnen zusammenfließt:
Siehe! da fliegen die Fackeln des Brandes,
Von den Händen des Sturms getragen,
Bis in die Falten des Segelgewandes
Sie die feurigen Zungen schlagen.

Das Schiff geht in Flammen auf. Auch die Mannschaft, die sich in Boot und Nachen retten will, wird vom Meere verschlungen. Da beginnt es im Osten zu glühen.

Von des Himmels Stirne klar
Wall'n des Tages Purpurschleier;
Auf dem gold'nen Meeraltar
Brennt die Sonne —
Und das war
König Harald's Totenfeier.

Warum Giuseppo sein Schiff in Brand stecken lassen, darüber enthält das Gedicht nicht eine Spur von Andeutung: vielleicht um Harald's Leichenbegängniß noch mehr zu verherrlichen. Und was war „das Höchste", daran der so Gefeierte „all sein Werben" gestellt? Er gibt den Inhalt seines Lebens selbst an mit den Worten:

Des Meeres dunkle Wüste
War mir des Segens Born,
Und von der reichen Küste
Holt' ich mir Wein und Korn.
Und aus des Frühlings Lande,
Das nie der Herbst entlaubt,
Von Welschlands blühendem Strande,
Hab' ich mein jung Gemal geraubt.

Wir haben das Gedicht vollständig referirt, und so kann jeder Leser sich selbst sein Urtheil bilden.

Bei der Lectüre der „Giovanna" (Nr. 10) werden wir von einer Ueberraschung in die andere geführt; nicht durch die Fabel des Gedichts, sondern durch die Darstellungsweise der Dichterin. Hier seitenlang sich hinziehende, weit über die Grenzlinie des Naiven sich hinaberstreckende Prosa, dort die frischeste, urkräftigste Poesie; hier eine verworrene, durch massenhafte Einschachtelungen und fehlerhafte Participialconstructionen, auch sonstige grammatische Unrichtigkeiten verunstaltete Sprache, dort glanzvoller Vortrag in gewaltigem und dabei reinem und wohllautendem Rhythmus; hier eingestreute Reflexionen, die sich nicht über das Niveau gewöhnlicher Gemeinplätze erheben, dort Schilderungen von Leidenschaften und erschütterten Gemüthszuständen von so tiefeingehender und ergreifender Art, daß man nicht weiß, ob man der Wahrheit der Darstellung oder der Glut des Colorits den Vorzug einräumen soll. Wir geben hier eine kurze Skizze des Gedichts:

Der Ghibelline Percival hat aus Eifersucht sein schwangeres, krankes Weib verstoßen. Fernando, ihr früherer Geliebter, gewährt ihr Zuflucht, sie stirbt aber bald, durch die frühern Kränkungen geknickt, nachdem sie eines Knaben, Ajace, genesen, den Fernando als Sohn auferzieht. Fernando wird aus Haß gegen Percival Guelfe und flößt Ajace gleichen Haß gegen die Ghibellinen ein. Percival hat nur noch ein Kind, Giovanna, unter Kampf und Waffengetöse aufgewachsen, ein glühendes Gemüth, aber nicht der Liebe, nur den rauhern Leidenschaften des Mannes zugänglich, eine kampflustige Amazone. Percival's Burg wird von den Guelfen überfallen; Ajace ist im Begriff, Percival niederzustoßen; da stürmt Giovanna herein und stößt Ajace den Dolch in die Seite. In demselben Momente flammt in Beiden die Liebe auf. Giovanna, von Ajace's Kriegern der Rache des langsam genesenden Feldherrn aufgespart, will im Kerker sich selbst tödten, findet später auf etwas mystischem Wege Zugang zu Ajace, bekennt diesem, welcher glaubt, daß sie als Mörderin nahe, von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, ihre Liebe, sinkt dann bewußtlos zusammen und findet sich im Kerker wieder, zur Schonung ihrer Ehre von Ajace selbst zurückgebracht. In fernern Kämpfen zwischen Ajace und den Ghibellinen rettet Giovanna Ajace das Leben und wird dabei selbst tief am Arme verwundet. In Ajace's Brust hatten Stolz und Liebe lange gekämpft. Der Stolz drängte ihn zum Hasse gegen ein Weib, das ihn besiegt hatte, aber die Liebe war es, die ihm bei ihrem ersten Anblick schon den Arm gelähmt hatte. Die Liebe siegt nun völlig, und Ajace und Giovanna sehen der höchsten Erdenseligkeit entgegen, als die Offenbarungen Fernando's ihr gehofftes Glück zertrümmern.

Sprachunrichtigkeiten und falsche Constructionen kommen in dieser Dichtung sehr häufig vor. Auch fehlt es nicht an einer Zuthat von fremden Worten, mit denen die Verfasserin kokettirt, wie Crusca (florentinische Akademie für Reinigkeit der Sprache); Merlaturen (Zinnen); ubriacco (der Trunkene); per bacco!; Dubliette (ewiges Gefängniß); bel morello (ein schöner Brauner); tromba (Trompete); scudière (Schildträger); prete (Priester); resta (die Gabel, um die Lanze anzusetzen) u. s. w., welche einer deutschen Dichtung nicht zur Zierde gereichen. Trotz dem Allen weiß sich die Dichterin durch den stets spannenden Gang der Fabel bei treffender und kräftiger Charakteristik und den übrigen oben gerühmten Vorzügen das lebhafteste Interesse des Lesers zu bewahren, und Schilderungen wie die vom Seelenzustande Fernando's, ehe er den Geschwistern ihr Schicksal offenbart, und vom Ende der Giovanna bieten für alle jene Mängel vollen Ersatz dar.

R.

Oestreichisches Militärwesen.

Aus dem Tagebuche eines östreichischen Adjutanten. Leipzig, G. Mayer. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des Buchs läßt eigentlich etwas Anderes vermuthen, als sein Inhalt bringt. Man erwartet Mittheilungen aus dem Kriegs- und Friedensleben, besonders aus denjenigen militärischen Regionen, in welchen der Adjutant heimisch ist,

wo ihn seine Stellung mit hochgestellten Persönlichkeiten in Berührung bringt und manchen Blick in Verhältnisse thun läßt, die sonst wol andern Augen verschleiert bleiben. Statt dessen enthält das Buch Betrachtungen über Zustände und Eigenthümlichkeiten des östreichischen Heerwesens, wie sie allerdings auch dem Adjutanten dienstlich gründlicher bekannt werden und seine Beurtheilung herausfodern. Die kaiserliche Armee nimmt wol in ihrer neuern Entwickelung das Interesse jedes Militärs im hohen Grade in Anspruch: es wird daher auch ein Werk, das ihre innern Verhältnisse, welche doch Offizieren anderer Mächte mehr oder minder fremd sind, beleuchtet, gewiß willkommen sein. Das vorliegende schildert nun die Heereseinrichtungen nicht im Allgemeinen, sondern es hat sich die Aufgabe gestellt, besonders mangelhafte Seiten derselben, wunde Stellen und Uebelstände hervorzuheben. Der Verfasser bespricht diese mit großer Freimüthigkeit, die nicht selten zur Schärfe und Bitterkeit wird. Manches hat sich übrigens schon anders gestaltet, als es der Verfasser schildert, dessen warmer Eifer für die Sache anerkannt werden muß, wenn er gewiß auch Manches auf die Spitze gestellt hat.

Zwölf Capitel sind es, welche den Inhalt der Schrift ausmachen. „I. Einiges über die Bezeichnungen der verschiedenen Truppenkörper vom geschichtlichen Standpunkte aus." Hier hebt der Verfasser mit großem Recht hervor, daß diese Bezeichnungen (nach dem Inhaber und seit 1769 auch nach durchlaufender Nummer) zu oft wechseln, daß auch die Werbbezirke nicht dieselben bleiben, und folglich das Gedächtniß früherer Waffenthaten, auf welche jeder Truppentheil stolz sein muß und die ihm zur Nacheiferung dienen, den eigentlichen Erben jenes Ruhms verlorengeht. Dazu kommt noch der häufige Wechsel der Uniformsabzeichen. Der Verfasser behauptet, von zehn Offizieren sei selten einer im Stande, die Namen der Regimenter der Reihe nach herzuzählen; er schlägt vor, denselben besser den Namen nach dem Hauptort des betreffenden Werbbezirks zu geben. „II. Die Militärdienstpflicht und die Stellvertretung." Hier werden die Gründe erörtert, welche die Aufhebung der Landwehr und das neue Reservesystem veranlaßt haben. Wenn der Verfasser von „ähnlichen Landwehrsystemen" anderer Armeen spricht und dabei das preußische erwähnt, so kennt er letzteres nicht; dasselbe hat gar keine Aehnlichkeit mit dem aufgehobenen östreichischen. In neuester Zeit ist hier die „Supplirung" abgeschafft, dagegen jedem Stellungspflichtigen gestattet, sich gegen eine Taxe von 600 Fl. C.-M. vom Militärdienste loszukaufen. Das Aerar nimmt diese Gelder in Beschlag, die Truppen suchen Capitulanten (Freiwillige) zu erneuter achtjähriger Dienstzeit zu gewinnen, welche die Zinsen der Taxe als Zulage und das Recht erhalten, über 30 Fl. testamentarisch verfügen zu können; nach ihrem Tode fällt das Capital an den Staat. Im Jahre 1853 hat die Totalsumme der Taxen 2,191,500 Fl. betragen! Der Kaiser wendet sie den Militärbildungsanstalten zu; aber das Beste der Armee wird nicht dadurch gefördert, denn die Vortheile der Capitulation sind zu gering, um Leute, die sich sonst fortzuhelfen wissen, zu längerm Dienen zu bewegen, und welche Stimmung erregt diese Bevorzugung der Reichen bei der ärmern Bevölkerung im Lande! „III. Die Offiziersheirathen." Der Verfasser erklärt sich dagegen. Soll aber der ganze Offizierstand zum Cölibat verurtheilt werden, das in seinem Gefolge gar böse Erscheinungen hat? Eine Discussion über den oft besprochenen Gegenstand würde hier zu weit führen, gegen leichtsinnige Heirathen sind wir auch und finden die Caution im östreichischen Heere daher viel zu gering. In Preußen muß der Lieutenant 600 Thlr. Einkommen außer seinem Gehalt nachweisen, in Oestreich nur 200 Thlr. Die Heirathsbewilligung vom Oberstlieutenant abwärts kann der Regimentsinhaber ertheilen; doch darf nur der sechste Theil des Offiziercorps eines jeden Truppenkörpers verheirathet sein. „IV. Die Pensionirung der Offiziere". — ein trübes Blatt in der Geschichte wol jeder Armee, bis die neuere Zeit wenigstens den länger gedienten Kriegern ein besseres Loos bereitet hat. Daß es für Subalternoffiziere, wenn sie das Unglück trifft, invalid zu werden, noch immer nicht ausreicht, ist traurig; der lange Frieden, in welchem diese Fälle seltener eintreten, hat das mit der Zeit übersehen und vergessen lassen; aber die Mittel, ihm abzuhelfen? Welche Misbräuche mit der Pensionirung, wo sie nicht an documentirte Invalidität geknüpft ist, getrieben werden, deckt der Verfasser schonungslos auf, sie hängen zum Theil mit dem Avancement zusammen. Auch „V. Die Conduitelisten" geben Gelegenheit zu scharfer Kritik. Es ist schon viel und in allen militärischen Blättern darüber gesprochen, wie dies nothwendige Uebel, um nach allen Seiten gerecht zu werden, zu behandeln sei. Das Problem ist noch nicht gelöst und muß der Zukunft vorbehalten bleiben. „VI. Die Inhaberskrechte", ein wichtiges Capitel. Der Regimentsinhaber in Oestreich besitzt das jus gladii et aggratiandi, das Recht zum Vorschlage bei Beförderungen der Stabsoffiziere in seinem Regimente, die Befugniß, die Offiziere desselben, bis einschließlich des Hauptmanns, zu befördern (nicht mehr!), und noch andere, minder wichtige. Am schwersten wiegt das erstere. Wir empfehlen zu lesen, was der Verfasser darüber sagt, besonders, wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Herren im höchsten Alter stehen und Viele ihr Regiment nie mit Augen erblicken, folglich auch die Offiziere nicht einmal kennen! Daß hieraus die sonderbarsten Verwickelungen mit den Obersten, welche die Regimenter commandiren, entstehen, ist erklärlich. Der Verfasser kommt dabei auf das Avancement und beleuchtet dessen bekannte Zustände vor 1848 mit greller Fackel; besonders die Behandlung und Heranziehung der Offizieraspiranten bei den Truppentheilen (Cadetten) wird besprochen, worüber sich auch in andern Armeen viel sagen ließe. Wenn der junge Zuwachs nicht einschlägt, sind gewöhnlich die Offiziercorps selbst daran schuld. „VII. Quittirung der Offiziercharge." Jeder östreichische Offizier kann im Frieden unbedingt seine Entlassung nachsuchen, welche ihm gegen einen Revers, daß er allen Beneficien und der Wiederanstellung im Militär entsagt, zugestanden wird. Wer seinen Militärcharakter beibehalten will, muß nachweisen, daß er genug Vermögen besitzt, um standesmäßig leben zu können. Der Verfasser weist das Illusorische dieser Maßregel nach, da jedes noch so große Vermögen durchgebracht werden kann. Er macht aber auch noch darauf aufmerksam, daß in der Mehrzahl nur Derjenige seine Charge quittirt, der in nächster Frist seine Entlassung zu gewärtigen hat, und daß sowol der Oberst als der Regimentsauditor froh sind, auf solche Weise von dem einzuleitenden gerichtlichen Verfahren loszukommen. Die Civilanstellung verabschiedeter Offiziere, welche in Oestreich sehr beschränkt ist, gibt dem Verfasser noch Gelegenheit zu weitern Betrachtungen, bei denen er sich dagegen verwahrt, daß er seine Memoiren in feindlicher Absicht geschrieben habe, sondern allein von dem Wunsche beseelt, vielleicht einen kleinen Nutzen für die von ihm so hochverehrte k. k. Armee zu stiften. Wir wollen diese Versicherung gern annehmen und verweisen unsere Leser vom Fach für die noch folgenden Capitel: „VIII. Die Montur und Ausrüstung"; „IX. Die Unteroffiziere"; „X. Die Grenadiere"; „XI. Die Militärgrenze" und „XII. Feldmarschall Graf Radetzky", auf das Buch selbst, da eine eingehende Besprechung von VIII—XI. für das allgemeine Publicum wol nur von untergeordnetem Interesse sein dürfte und XII. nur ein persönliches Erlebniß des Verfassers mit dem greisen Feldherrn, dem Ideal des kaiserlichen Heers, enthält. 54.

Notizen.

Der deutsche Humor und das Ausland.

Wir müssen auf die in Nr. 23 d. Bl. angeführte Behauptung eines französischen Blattes, daß die Abenteuer Münch-

hausen's französischen Ursprungs seien und daß der deutsche Geist zu solchen Erfindungen viel zu ernst sei, noch ein mal zurückkommen. Daß in der altfranzösischen Münchhausiade, der „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité", einzelne Erzählungen dem Inhalte nach dieselben sind wie in der deutschen, beweist noch nichts gegen die Originalität der letztern im Ganzen; denn, wie schon früher bemerkt, Lügner und Aufschneider wie der bekannte hannoverische Baron Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen, die nicht zu literarischen Zwecken aufschneiden, benutzen gelegentlich auch alte Erfindungen, wo sie dieselben auch finden. Es ist möglich, aber es ist durchaus nicht nothwendig, daß Baron Münchhausen die „Nouvelle fabrique" gekannt hat. Es gibt Jägeranekdoten, die jeder Jäger erzählt und die vielleicht selbst europäisches Gemeingut sind *), wer wollte aber ihren Ursprung auffinden? Fast bei jedem Regimente findet sich irgend ein Aufschneider und Possenreißer, der seine Kameraden mit Geschichten und Abenteuern ergötzt, von denen er vielleicht nur die Hälfte selbst erfunden hat. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß bei gewissen französischen Truppentheilen in Algier solche Spaßmacher, ohne Zweifel doch Deutsche oder Elsasser, immer die „Lustic" genannt zu werden pflegen; die französischen Soldaten halten uns also durchaus nicht für so grämlich wie die französischen Kritiker. Baron Münchhausen liebte es, seine als russischer Cavalerieoffizier in den türkischen Feldzügen 1737—39 erlebten Abenteuer phantastisch auszuschmücken und immer wieder und wieder zu erzählen. Seine Aufschneidereien hatten also einen ebenso wol localen als zeitlichen Hintergrund, und er wird schon deshalb nicht viel ältere landläufige Anekdoten haben brauchen können, wie denn auch der französische Kritiker in der angeführten Notiz nur von „mehren" Anekdoten spricht, die in der „Nouvelle fabrique" und in „Münchhausen" dieselben seien. Ohne den Stempel der Originalität zu haben, würden die von dem Deutschen R. E. Raspe zuerst in englischer Sprache zusammengestellten und veröffentlichten Abenteuer Münchhausen's nicht ihren Weltruf erlangt haben, Münchhausen würde nicht unter allen Völkern als der „Lügenvater", als der Typus aller Aufschneider gelten. Die Bemerkung der „Edinburgh review" (Jahrgang 1827, Bd. 46), daß „four-fifths of all the popular mythology, humour and romance, to be found in Europe in the sixteenth and seventeenth century" aus Deutschland stamme, spricht gänzlich gegen die Behauptung des Franzosen, daß der Deutsche zu ernst sei, um Späße zu erfinden. Der ältere wie der spätere Goethe'sche „Reineke der Fuchs" erlebte mehre englische Uebersetzungen **), und irren wir nicht, so ist auch die so ganz deutsche „Jobsiade" in Neuyork vor einigen Jahren englisch erschienen. Der „Tyll Eulenspiegel" ging in alle europäischen Sprachen über, ja die Franzosen haben danach ein eigenes Wort „espiègleries" zur Bezeichnung von Eulenspiegelstreichen gebildet, und selbst das Wort „calembourg" dürfte sich am natürlichsten auf die Späße des östreichischen Eulenspiegel, des Pfarrers Wigand von Theben, genannt der „Pfaffe vom Kahlenberge", zurückführen lassen.

H. M.

*) Wir wissen aus Barnum's Memoiren, daß sogar die Trappers in den Urwäldern Nordamerikas sich an solchen Aufschneidereien ergötzen.

**) Auf die früheste im Jahre 1481 unter dem Titel „The history of the Reynert the Fox, by me William Caxton" herausgekommene Uebersetzung berufen wir uns deshalb nicht, weil dieser englische „Reynert" laut der Titelangabe aus dem Niederländischen übersetzt ist und wir uns hier auf eine Untersuchung der Ursprünge dieser Thiersage und ihre vielfachen Verschlingungen nicht einlassen können. Die alte englische Uebersetzung des „Narrenschiff" („Shippe of fooles") ist nicht nach dem deutschen Original, sondern nach dessen lateinischer Uebertragung gearbeitet.

Caspar Weinreich's Danziger Chronik.

Bei Stargardt in Berlin erschien soeben: „Caspar Weinreich's Danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzigs, der Lande Preußen und Polen, des Hansabundes und der nordischen Reiche. Herausgegeben und erläutert von Theodor Hirsch und F. A. Voßberg. Mit Abbildungen." Die Wichtigkeit dieser Chronik ist nach dreihundertjähriger Vergessenheit durch Zufall zutage getreten. Die Geschichte Danzigs vom Frieden zu Thorn (1466) bis 1520 konnte man bisjetzt im Wesentlichen als eine tabula rasa betrachten. Aber gerade diese 50 Jahre sind von der größten Bedeutung gewesen, in ihnen hat Danzig als Hansestadt eine sehr gewichtige Rolle gespielt, z. B. durch seine Theilnahme an den englischen Rosenkriegen, welche auch die Erwerbung des danziger Bildes vom Jüngsten Gericht zur Folge hatte. Auch fällt gerade in diese Zeit das regste Interesse Danzigs für Kunstbauten. Von diesem interessanten Werke, das auch von einem Aufsatze über die Haus- und Hofmarken begleitet und dessen Preis 4 Thlr. ist, sind nur 300 Exemplare, darunter zwei auf Pergament, abgezogen worden. 61.

Bibliographie.

Barthel, K., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 4te stark vermehrte und verbesserte Auflage. Ausgabe letzter Hand des Verfassers. 1ste Lieferung. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 10 Ngr.

Brinckman, J., Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. 2tes Heft: „Kasper-Ohm un ick". Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 16. 6 Ngr.

Classen, J., Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck in seinem Leben und Wirken dargestellt. Nebst Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Genast, W., Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Ngr.

Griepenkerl, R., Dramatische Werke. 3ter Band. — A. u. d. T.: Ideal und Welt. Schauspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Ngr.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. Mit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Ricker. Gr. 9. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Aichel, C. D. F., Ueber den Cultus der lutherschen Kirche, insonderheit über das Princip der Ordnung des Hauptgottesdienstes derselben. Ein Vortrag in der zweiten Pastoralconferenz lutherscher Confession zu Stade am 30. August 1854. Stade, Schaumburg. 1854. Gr. 8. 4 Ngr.

Jaspis, A. S., Mein Abschiedswort an die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Elberfeld. Abschieds-Predigt, gehalten am 1. Sonntag nach Ostern 1855. Nebst einer Beilage: Hinweisung auf Predigten während seiner hiesigen Amtsführung. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Vier Worte für Eure Zukunft! Confirmationsrede über Phil. 2, 12—16. am 11. März 1855 gehalten und mit zwei Beilagen, allen Confirmanden gewidmet. [illegible] Gr. 8. 2 Ngr.

Krabbe, C. F., Nekrolog des Pfarrers und [illegible] Directors Theodor Mühren zu Langenhorst. Münster, [illegible]sing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Erinnerung an die Feier der Grundsteinlegung des Missionshauses zu Leipzig am 14. Mai 1855. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

CONVERSATIONS-LEXIKON.

Verlag von **F. A. BROCKHAUS** in Leipzig.

Die zehnte Auflage dieses berühmten Werks ist vollendet. Die Verlagshandlung veranstaltet davon jetzt eine

neue Ausgabe in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.,

monatlich drei Viertelbände (am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai an). Vollendung bis Ende 1856. Der erste Viertelband nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das Werk ist auch folgendermaassen zu beziehen: **vollständig auf einmal** (20 Thlr.), **in 15 Bänden** (zu 1 Thlr. 10 Ngr.), **in 120 Lieferungen** (zu 5 Ngr.), und zwar **in allen beliebigen Terminen.**

Gleichzeitig und in denselben Terminen erscheint von dem

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon

eine dritte Ausgabe in 60 Lieferungen zu 12 Ngr.

(500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst über 100 Bogen Text.) Erste Lieferung nebst Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Das ganze höchst lehrreiche und schöne Werk ist fortwährend auch **auf einmal vollständig** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in beliebigen Terminen** zu beziehen, jede der zehn Abtheilungen als selbständiges Werk auch einzeln.

In der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Vegetationsverhältnisse

der Jura- und Keuperformation in den Flußgebieten der Wörnitz und Altmühl. Geschildert von Dr. A. Schnizlein und A. Frickhinger. Gr. 8. Mit der geognostisch-topographischen Karte. 2 Thlr. 10 Ngr., oder 3 Fl. 36 Kr. Prachtausgabe in 4. 3 Thlr. 10 Ngr., oder 6 Fl.

Eine von den competentesten Richtern für unübertroffen erklärte Localflora, in welcher die durch die fortgeschrittene Wissenschaft gebotene neue Methode mit schlagendem Erfolg an einigen 100 Quadratmeilen Landes von den Herren Verfassern in Ausführung gebracht ist. Die beigegebene geognostische Karte muß überdies das größte Interesse für den District erregen, der vordem unbekannt war und des Unerwarteten so viel bietet. Die Karte allein kostet 20 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CYRILLI ALEXANDRINI DE ΛΟΓΩΙ DOCTRINA.

Scripsit Hugo Laemmer, philosophiae doctor. Commentatio historica theologica ex decreto s. v. theologorum Lipsiensium ordinis die sacrorum inspectorum A. MDCCCLIV. Praemio regio ornata. 8. Geh. 20 Ngr.

Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Die Vollendung des Werks bis Ende 1855 kann auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche Prospecte und das bereits Erschienene (Erster Band bis dritten Bandes erste Lieferung. Abbinden — Rückenmark) vorräthig.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben:

König Jerôme's Carneval.

Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig.

In drei Theilen. Erster Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman, dessen zwei letzte Theile dem ersten rasch folgen werden, bildet zugleich den 2.—4. Band der „**Gesammelten Schriften**“ Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina“ begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser“ (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher“ Waldenser. Der Roman „William Shakspeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.*** **Zwölfte Lieferung.** (Schrötter — Taschenbuch.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn **Bände** (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermässigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Gutzkow's „Lenz und Söhne“.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel **Gutzkow's** erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Es bildet zugleich die zweite Abtheilung des achten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow**. Die bisher erschienenen **Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.)** enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit den Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. **Geb.** 24 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

Graeser (Charles), **The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

Ahn (F.), **A new, practical and easy method of learning the German language.**

First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.

Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.

Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 28. Juni 1855.

Alexander Puschkin.

Alexander Puschkin's poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Erster Band: Gedichte. Zweiter Band: Eugen Onägin, Roman in Versen. Berlin, Decker. 1854. 16. 3 Thlr. *)

Seit die Romantiker in Deutschland das Studium der neuen fremden Literaturen geweckt, seit Goethe die Weltliteratur, die geistige Verbrüderung der Nationen angeregt, hat sich unser literarischer Horizont nach allen Seiten hin beträchtlich erweitert, und jede bedeutende Dichterphysiognomie des Auslands wird auf die currenten poetischen Münzen unserer Sprache geprägt. Durch diese Aneignungen hat sich besonders Bodenstedt große Verdienste erworben, indem er den Kaukasus mit Land und Leuten zu einer Domäne der deutschen Poesie gemacht und auch die hervorragenden Dichter Rußlands bei uns einzubürgern sucht. Durch eine seltene und überraschende Formgewandtheit, der stets ein gefälliger und bezeichnender Ausdruck zugebote steht, durch eine Herrschaft über den Reim, die ihn nicht blos melodisch austönen, sondern auch zur charakteristischen Bezeichnung der Stimmung und Färbung mitwirken läßt, durch die eigene phantasievolle Lebendigkeit ist Bodenstedt vor Allen zu einer poetischen Uebersetzung oder Umdichtung berufen, welche dem Geiste der eigenen und der fremden Sprache gerecht wird und treu, ohne servil zu sein, zwanglos, ohne in Licenzen auszuschweifen, ein fremdes Dichterbild uns ohne Verrückung seiner geistigen Dimensionen in meisterhafter Verdeutschung nahebringt.

Alexander Puschkin gilt für Rußlands größten und volksthümlichsten Dichter. Er hat ein entschieden national-russisches Colorit und patriotische Begeisterung. Darauf beschränkt sich indeß seine Originalität. Im Uebrigen ist er ein schlagender Beweis dafür, daß keine Grenzsperre im Stande ist, das geistige Fluidum abzuhalten, das einer bestimmten Zeit angehört, und daß das specifisch volksthümliche Element bei Dichtern, welche eine bestimmte Stufe der Cultur repräsentiren, nicht gerade hoch angeschlagen werden kann. Will man aber Puschkin durchaus als den Vertreter des national-russischen Geistes hinstellen, so wird man leicht zur Ueberzeugung kommen, daß sich Bruno Bauer und die charlottenburger Ideologen irren, wenn sie diesen Geist als einen urkräftigen und zukunftsvollen dem germanischen gegenüberstellen. Gerade aus Puschkin's Hauptschöpfungen weht uns eine Blasirtheit der Hypercultur entgegen, die ganz der ersten Phase des modernen Geistes und seiner Zerrissenheit angehört, und nur die große Grazie und Bedeutung des dichterischen Talents selbst kann uns einen Augenblick hierüber täuschen. Puschkin's Dichtungen gehören der Weltliteratur an, und darf man nach ihnen die nationale und poetische Productionskraft des russischen Geistes beurtheilen, so sieht man, daß diese Nation sich bisjetzt keine selbständige Cultur geschaffen, daß die Höhen ihrer Bildung nach fernen Landen hinübersehen und daß ihre Originalität in den eigentlichen Volksschichten bisher mit der Cultur und Poesie nur wenig in Berührung kommt. In Puschkin's Dichtungen vibrirt keine zukunftsvolle, nationale Ader; es finden sich in ihnen keine geistigen Gesichtspunkte, welche eine Erneuerung und Erfrischung des geistigen Lebens in Europa in Aussicht stellen; es fehlt ihm alle objective Harmlosigkeit und gestaltende Kraft, die nimmer einer jungen naiven Nation fehlt. Rußland ist oft eine Schöpfung Peter's des Großen genannt worden, eine Schöpfung, zu der das Ausland die regulirenden Elemente hergeben mußte. Der russische Staat wird durch die mächtige monarchische Einheit, deren centrale Kraft noch durch das nationale Hohenpriesterthum des Zaren erhöht wird, zusammengehalten; aber er besteht aus einem Conglome-

*) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, ist auch der dritte Band der von Bodenstedt übersetzten Puschkin'schen Werke erschienen, der das historische Drama „Boriß Godunoff", die dramatische Phantasie „Der steinerne Gast" (aus des Dichters Nachlaß), das dramatische Fragment „Mozart und Salieri", das Märchen-Drama „Die Stromnixe", endlich „Biographische Notizen", ein Schreiben Shukowskij's über die letzten Augenblicke Puschkin's, eine Abhandlung: „Puschkin's Stellung in der russischen Literatur" und als Anhang aus des Dichters Nachlaß „Die ägyptischen Nächte" enthält. D. Red.

rat von Nationalitäten, Finnen und Liven, Tataren und Samojeden, Polen und Deutschen. Die Macht des Absolutismus, der aus diesen Volksstämmen den russischen Staat bildet, hat an und für sich nichts Nationales; sie ist allgemein europäisch und modern. Und so ist auch die Bildung der höhern Volksclassen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Dichter dem Beispiele des großen Zaren folgen und im Auslande das poetische Zimmerhandwerk erlernen.

Puschkin hat eine ausgesprochene Verwandtschaft mit Lord Byron, die sich aufdrängt, auch wenn man nicht nach Vergleichen sucht. Die schwunghafte Naturpoesie, das glänzende landschaftliche Colorit, das Drapirende und Malerische in der Charakteristik, der Mangel an aller Objectivität, der bis zur Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Faden der Handlung geht, an den sich die Perlen der Reflexionen reihen, sind in Puschkin's poetischen Erzählungen nicht zu verkennen und beiden Dichtern gemeinsam. Noch mehr tritt diese Verwandtschaft in „Eugen Onägin" hervor, der im nonchalanten und frivolen Ton, in dieser humoristisch-abspringenden Art und Weise, welche allen Ideenassociationen ohne Bedenken folgt und nur einzelnen Episoden lyrisches Relief und feste poetische Bildung übrigläßt, augenscheinlich an Byron's „Don Juan" erinnert. Nur ist Puschkin im Ganzen einfacher und klarer als Byron und trifft den reinen Ton der Empfindung besser, erreicht aber weder die geistige Tiefe des Briten, noch seinen hinreißenden dithyrambischen Schwung. Vom Faust liegt nichts in Puschkin und in den Russen; eher vom Don Juan. Eugen Onägin ist ein winterlicher Don Juan im Zobelpelz. Die Scenerie ist bei Puschkin immer russisch — Rußland bietet vom Weißen bis zum Schwarzen Meere eine Fülle landschaftlicher Decorationen, hat den Norden und Süden zugleich, sodaß ein Dichter nie in die Verlegenheit kommt, für seine Darstellungen einen ausländischen Boden zu suchen. Auch geben die vielen Völkerschaften und ihre Eigenthümlichkeiten dem dichterischen Sinn und der Sittenschilderung einen weiten Spielraum. Doch diese Elemente, die von Puschkin mit Glück benutzt sind und denen er seine Volksthümlichkeit verdankt, berühren nur die Oberfläche des nationalen Lebens. Fragen wir nach dem geistigen Kern, nach den innern mächtigen Hebeln nationaler Bedeutung, nach den frischen Trieben der Volkskraft, so bleibt die Antwort aus. Das Volk antwortet vielleicht mit der Begeisterung für seinen Glauben, für die griechische Kirche, für ihren Vertreter, den Zaren; aber Puschkin ist ein skeptischer Dichter aus der Byron'schen Schule, dem diese Antwort trivial und unpoetisch erscheinen dürfte.

Am volksthümlichsten unter den vorliegenden Dichtungen Puschkin's erscheinen wol die „Balladen" und „Märchen", z. B. „Budoyß und seine Söhne", „Der Ertrunkene", „Der Husar", in welchem ein martialisch-frischer Soldatenhumor sich den Schnurrbart streicht und das Gespenstische durch den naiven Ton der Darstellung einen frischen Reiz gewinnt. Die Märchen, besonders das Märchen vom „Zar Saltan", sind allerliebst erzählt; selbst die häufigen Wiederholungen ermüden nicht, sondern geben dem Ganzen einen traulichen Anstrich; es ist gleichsam der perlende Schaum volksthümlicher Geschwätzigkeit, der diese Blasen wirft. Wenn irgendwo, so ist hier das Verdienst des Uebersetzers hoch anzuschlagen; denn bei diesen dicht aufeinanderklappenden Reimen den Ton der Natürlichkeit und Einfachheit festzuhalten, jenen unsagbaren Zauber der heitersten Naivetät in der Färbung des Ganzen wiederzugeben, das ist ebenso schwer, wie Bodenstedt in einer Weise gelungen, die sich dem Gedächtniß unwillkürlich einprägt.

Die kleinern lyrischen Blüten, die uns der Uebersetzer mittheilt, haben meistens aromatischen Duft. Was uns aus ihnen am deutlichsten entgegentritt, ist die hohe Begeisterung des Dichters für seinen Dichterberuf. So schön sich dieselbe in „Der Dichter" ausspricht, so berührt sie im „Denkmal" dagegen mit dem erhabenen Scheitel des Horaz die Gestirne.

Monumentum exegi aere perennius —

klagt uns gleich aus den ersten Zeilen des Gedichts entgegen.

Nein, ganz vergeh' ich nicht; mag auch zu Staube werden,
Was der Verwesung Raub, der Leib, den man begräbt —
Im Liede lebt mein Geist, solange noch auf Erden
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Durch alles Russenland trägt meinen Ruhm die Muse,
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,
Der stolze Slawe mich, der Finne, der Tunguse,
Wie der Kalmück der Steppe kennt.

So haben weder Schiller noch Goethe gesungen, wol aber Schlegel und Platen. Sich so für seine eigene Begeisterung zu begeistern, die Herrlichkeit der eigenen Muse zu feiern, ist weniger die Sache des naiven Genies als die des sich selbst bewundernden Talents. Einzelne Klänge athmen melancholischen Zauber. Specifisch russisch klingt das Epigramm „Gold und Stahl":

Mein ist Alles, sprach das Gold;
Mein ist Alles, sprach der Stahl.
Alles kauf' ich, sprach das Gold;
Alles nehm' ich, sprach der Stahl.

An diesen politischen Wahlspruch reiht sich das Gedicht „Den Verleumdern Rußlands", das sich in patriotischer Begeisterung gegen die Volksredner wendet, welche die Sache der Polen vertheidigen, und sie als unberufen zurückweist:

Es ist ein alter Streit im slawischen Geschlechte,
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Rechte.

Nach einem Hinweis auf Moskaus Brand und die Befreiung Europas aus Napoleon's Ketten, welche Puschkin ganz für die Russen in Anspruch nimmt, obgleich ihnen doch blos die Initiative zukommt, schließt das Gedicht mit einer Herausfoderung, die heutzutage besonders bedeutsam klingt, seit dieser poetische Fehdehandschuh von einem großen Theile Europas aufgenommen ward:

In Worten seid ihr stark — versucht es in der That,
Denkt ihr, von Ismail der alte Feldsoldat

Vermag aufs neue nicht sein Bayonnet zu schwingen?
Denkt ihr, des Zaren Wort wird ungehört verklingen?
Ist's neu für uns, mit Europa zu kriegen,
Hat der Russe verlernt zu kämpfen und siegen?

Sind uns'rer wenig? Oder von Perm bis Tauris-Land,
Von Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Kyrosstrand,
Von wo der Kremlin golden blinkt,
Bis wo sich Chinas Mauer schlingt,
Erhebt sich Rußland nicht alsbald
Gleichwie ein Stahl- und Eisenwald?
D'rum, eitle Schwätzer, lärmt nicht mehr!
Schickt eure Söhne zu uns her,
Sie finden Platz im Russenland
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt!

Die größern poetischen Erzählungen, von denen „Der Springquell von Bachtschisarai" am meisten durch ein anmuthiges Colorit anzieht, sind vortrefflich in Bezug auf lebendige dichterische Schilderung; aber wo es einer innern Motivirung gilt und den Einschlag dramatischer Fäden, wo das naive, ursprüngliche und vollkommen begründete Interesse am Fortgang der Handlung, das in den nachgedichteten russischen Märchen so treulich gewahrt ist, sein Recht verlangt, da empfinden wir jene bedenklichen Lücken der Darstellung, die uns auch in den Byron'schen Dichtungen in so mislicher Weise bemerkbar werden. Die Charaktere sind alle mit dem gleichen Gold- und Silberschaum bekleidet, wie die Nüsse und Aepfel am Christbaum. Die Frauen sind lyrische Schönheiten, duftige Zauberblüten, aber kaum anders als durch ihren Teint unterschieden; die Männer sind alle Abenteurer, entweder feurig wild oder kokett-blasirt. Dies gilt nun freilich nicht von dem ehrlichen Tatarenkhan Girei im „Springquell von Bachtschisarai"; denn dieser grimme Khan, der auch am Schluß von Fieber und Weltschmerz angewandelt wird, verhält sich im Ganzen mehr passiv. Der nur malerisch gehaltene Contrast zwischen der Kaukasierin Sarema und der Polin Maria, zwischen mohammedanischer Glut und christlicher Innigkeit, hat offenbar den Dichter zu dieser Erzählung begeistert und ist auch das Reizende und Ansprechende darin. Wir haben zwei herrlich colorirte Porträts, dahinter den Duft einer lieblichen Landschaft. Die Schilderung, nicht die Erzählung ist dem Dichter die Hauptsache; das Lyrische überwiegt das Epische. Die Geschichte selbst verläuft sich nach kurzem Anlauf im Geheimnißvollen, das auch der Bequemlichkeit des ungern durch die Pflicht der Erzählung gebundenen Dichters entspricht. Am Schluß erscheint er selbst auf der Bühne der Handlung; sein eigenes Empfinden tritt ganz in den Vordergrund und läßt das Gedicht nur als ein aufgefundenes lyrisch verwerthetes Reisebild erscheinen. Die Poesie der „Krim", in der die Dichtung austönt, dürfte jetzt von besonderm Interesse sein:

O schönheitreiches Wunderland,
Wo Alles lebt und glüht und schwillt,
Des Segens und der Freude Bild.
Das Wellgeräusch am kühlen Strand,
Die Hügelreih'n, die dunkeln Wälder,
Der Strom, die reichen Saatenfelder,
Die Reben, wie Sapphire prächtig
Die Thäler schmückend in der Runde —
Das Alles lockt den Wand'rer mächtig,
Wenn er in stiller Morgenstunde
Den steilen hohen Bergpfad reitet,
Und unten, wo das Meer sich breitet,
Die Wässer glänzend grün sich bäumen
Und mit gewalt'gem Wellenschlag
Den nackten Felsenfuß umschäumen
Des Vorgebirges Aju-Dagh.

„Poltawa", in drei Gesängen, hat eine vorwiegend nationale Färbung, die ins Unheimliche und Düstere übergeht. Die unbegreifliche Liebe der jungen Maria zum greisen Maseppa, die Grausamkeit und der Rebellentrotz dieses Häuptlings, welcher den Vater seiner Geliebten hinter ihrem Rücken hinrichten läßt, weisen auf eine Roheit culturfremder Verhältnisse hin, die allerdings etwas Ursprüngliches hat. Doch wenn auch die Tragik eines gewaltsam zerrissenen Familienlebens, die Collision zwischen der Liebe zum Vater und zum Geliebten in einfach ergreifender Weise bis zum dämonischen Ausgang durchgeführt ist, so fehlt doch dem historischen Element der Dichtung, bei aller Breite der Ausführung, die Größe der Auffassung und die epische Durcharbeitung. Die Schilderung der Schlacht von Poltawa ist geschichtlich treu, aber poetisch matt, und von Karl XII., einer so interessanten Gestalt, erhalten wir nur ein unbestimmtes Bild ohne alles in die Augen springende Gepräge, ohne die drastische Kraft bedeutsamer Züge, ohne jede poetische Magie. Hier wird uns die Grenze des Puschkin'schen Talents am klarsten. „Graf Nulin" führt uns in das moderne fashionable Rußland hinüber, dessen großes Epos „Eugen Onägin" ist. Die Pointe der kleinen Dichtung ist entschieden frivol, der Erzählungston aber von echt französischer Grazie.

Von „Eugen Onägin", der den ganzen zweiten Band einnimmt, sagt der Ueberseter in der Vorrede, daß er für Rußland von ähnlicher Bedeutung sei wie Goethe's „Faust" für Deutschland. Er nennt ihn „einen Roman in Versen, in welchem ganz Rußland sich wiederspiegelt", und stellt ihn „den besten poetischen Schöpfungen aller Völker und Zeiten" zur Seite.

Ein modernes Epos, das in unserer Culturepoche spielt und dabei nicht große Nationalkämpfe besingt, sondern die Geschichte einer persönlichen Bildung und die Conflicte der Empfindung, kann nichts Anderes sein als eine poetische Erzählung, ein Roman in Versen. Wir sind weit davon entfernt, die rhythmische Form dabei für etwas Gleichgültiges zu halten, denn ihr Zauber hebt jedes Werk in eine höhere künstlerische Sphäre. Wer ist nun der Held unsers Romans? Hören wir den Dichter selbst:

Wie frühe schon in der Verführung
Trugvoller Kunst war er geübt,
Bald voll Verzweiflung, bald voll Rührung,
Hinwelkend, schmachtend, froh, betrübt,
Gleichgültig, eifersüchtig, fügsam,
Stolz, übermüthig und genügsam!
Bald saß er stumm in trübem Muth,
War bald beredt, voll Schwung und Glut,

Wie er in seinen Briefen häufig
Sich geh'n ließ, blindlings allezeit
Nur Einer Liebe ganz geweiht!
Selbst Thränen waren ihm geläufig.
Im Auge wechselte die Scham
Mit Frechheit, wie es gerade kam.

Und nun der Revers der Münze, nachdem die Saison vorüber ist:

Was gleichsam als moral'scher Wermuth
Onägin zu verbittern schien,
War eine Art moderner Schwermuth,
Im Englischen nennt man sie Spleen.
Sein Leiden schuf ihm große Nöthen,
Doch Gott sei Dank, sich selbst zu tödten
Hätte Onägin nie gewagt,
Wie sehr das Leben ihn auch plagt.
Gleichwie Childe Harold finster, grämlich
Erschien er, nichts, was ihm gefiel,
Kein zarter Blick, kein Scherz, kein Spiel,
Kein Seufzer, ob noch so vernehmlich
Und unvorsichtig, rührt ihn mehr,
Die Welt ist für ihn wüst und leer.

Das ist unser Held!

Was kann denn dieser Misère
Großes passiren, was kann Großes durch sie denn gescheh'n?

Er zieht sich auf seine Güter zurück, findet einen edeln, weniger blasirten Freund, wird von diesem gefodert, weil er seiner Braut in etwas zu auffallender Weise den Hof gemacht, und erschießt ihn im Duell. Eine ihn liebende Schönheit, die er ungerührt verschmäht hat, sieht er später in Moskau als Fürstin, in glanzvollen Umgebungen als gefeierte Schönheit wieder; nun entbrennt er in Leidenschaft zu ihr; doch das Blatt hat sich gewendet; sie bleibt ihrem Gatten treu. Börne erzählt einmal:

Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie keinen seitdem. Es war ein Säbelchen, zum Tabacksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben.

Unserm Helden geht es gerade umgekehrt wie Börne. Er hat das Säbelchen liegen lassen, als es zu seinen Füßen lag, und jetzt hat er schlaflose Nächte darüber. Die Ironie des Schicksals ist in beiden Fällen gleich empfindlich. Doch interessiren wir uns für diese Nemesis, die den petersburger Don Juan ereilt? Er hat sie gewiß verdient und wird sich überdies zu trösten wissen.

Der Faden der Erzählung ist im Ganzen also sehr einfach und erinnert mehr an Bulwer und Balzac als an eine Iliade oder Luisiade, Messiade oder Faustiade. Eugen ist ein moderner Reflexionsheld ohne alle Gedankentiefe, ein Virtuose des Lebensgenusses; sein Epikuräismus hat ihn so blasirt gemacht, daß seine erhabene Gleichgültigkeit gegen die Welt und das eigene Schicksal ihm einen stoischen Anschein gibt. Ist der „Eugen Onägin" das russische Nationalepos, so sieht es traurig mit der russischen Nation aus; acceptirt sie diesen poetischen Wechsel, den der Dichter an ihre Ordre ausgestellt, so steht ihre Cultur dem Zeitalter eines Heliogabalus näher als dem Zeitalter eines Curius Dentatus, oder selbst dem eines Julius Cäsar. Auch Eugen beweist Muth im Duell; doch es ist der Muth der düstern Lebensverachtung, nicht der Muth jugendlicher Thatkraft und eines freudigen Enthusiasmus. Ist dies der mauerfeste Muth der russischen Bataillone?

Wie sieht es nun mit der Form unserer Dichtung aus? Sie ist unnennbar graziös, von einer außerordentlichen Feinheit der Wendungen, von einer geistigen Gewürzhaftigkeit, in deren Arom man mit Vergnügen schwelgt. Ueber vielen Stellen schwebt ein lyrischer Duft von zauberischer Färbung; die Treue und Virtuosität der landschaftlichen und Sittenschilderungen ist höchst anziehend, die psychologischen Gemälde sind von großer Wahrheit und mit geistvollen Reflexionen durchwebt. Der Stil Puschkin's ist von imponirender Einfachheit und Klarheit, ohne alle Ueberladung und doch mit lieblichen und treffenden Bildern ausgeschmückt. Ungeachtet aller dieser Vorzüge weht durch dies Gedicht kein epischer Geist, der sich an unbefangener Darstellung erfreut. Der Dichter steht selbst hoch über dem Helden, der Held hoch über den Begebenheiten; es ist eine raffinirte Reflexion, die sich zum Spiel mit den Dingen, mit dem Leben herabläßt. Nicht nur daß der Dichter dem Helden fortwährend die Orakel einer weltmüden Ueberlegenheit soufflirt, er tritt selbst in den Vordergrund, ein verwandter Geist, wenn auch eine editio castigata seines Helden und ergänzt in den Schlußparabasen die Biographie Onägin's mit biographischen Episoden aus seinem eigenen Leben. Er verhält sich etwa zu Onägin wie Childe Harold zu Don Juan. Seine eigenen Ergüsse sind elegischer, duftiger, weihevoller, aber im Ganzen doch aus derselben Tonart. Der Dichter seufzt nach zwei unvergeßlichen Füßchen.

Was mir das Leben
Einst werth gemacht: Ruhm, Vaterland,
Ehrgeiz und was ich sonst empfand:
Ich hab' es um euch hingegeben!
Doch all' mein Jugendglück verschwand,
Wie eure Spur im Wiesenland.

Doch unterscheidet er sich von seinem Helden wieder durch Heiterkeit der Weltanschauung:

Nein, nicht vergebens
War ich mit Leib und Seele jung,
Und hab' ich mich mit Glut und Schwung
Gefreut der Freuden dieses Lebens;
D'rum ziemt mir's, heitern Sinnes nun
Nach all' dem Festlärm auszuruh'n.

Und an einzelnen Stellen kommt auch eine Begeisterung zum Durchbruch, die uns für die Auffassung des Werks neue Gesichtspunkte eröffnet.

In der That können wir dieser Dichtung nicht gerecht werden, wenn wir sie als ein episches Nationalwerk betrachten wollen. Dann ist sie nur ein Conglomerat von Schilderungen und Reflexionen, die an und für sich ein bedeutendes poetisches Talent bekunden. Der subjective Standpunkt des Autors wäre dann nur fehlerhaft. Er wird aber berechtigt, wenn wir das Werk als die Satire eines feinfühlenden und edeldenkenden Geistes auf unwürdige Verhältnisse ansehen. „Eugen Onä-

gin" ist bedeutend als ein großes Culturgemälde des heutigen Rußland, das um so treuer erscheint, je mehr der Dichter selbst von den trüben Stimmungen und Zuständen, die er schildert, angesteckt und der Mitschuldige seines Helden ist. Aber er erhebt sich auch in den Augenblicken der Weihe über diese nichtige Welt:

Du aber darfst mir nicht entfliehen,
Begeisterung, sollst mit mir ziehen
Und wohnen unter meinem Dach.
Du hältst des Dichters Seele wach
Und nährst in ihr den Götterfunken
Der Liebe, die sie warm erhält
In dieser kalten, starren Welt,
Im Wahn und Eigennutz versunken —
O bleib' mir treu, daß nicht mein Herz
Verstein're wie ein tönend Erz.

In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten!
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Roheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur —
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre —
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, Alle baden hier —

nämlich in Rußland. So erscheint der Dichter zwar nicht als Homer, doch als Juvenalis, und schwingt seine Geißel über eine ausgeartete Cultur. Leider zeigt die Hoffnungslosigkeit des Poeten uns keine einzige Lenzesknospe in diesem winterlichen Bild. Das russische sociale Leben erscheint wie ein tolles Schlittschuhlaufen auf dem Eis, bei welchem Geist und Herz erstarrt. Das Leben der höhern Stände in Petersburg und Moskau und auf dem Lande wird uns in zahlreichen humoristisch-satirischen Arabesken vorgeführt. Vom Volke erfährt man nichts, höchstens von den Lakaien und Kutschern:

Teufel und Amoretten fliegen
Noch hin und her beim Lampenschein;
Auf ihrer Herrschaft Pelzen liegen
Im Hausflur schnarchend die Lakai'n.

Noch in Parterre und Logen mischen
Sich Beifallsruf, Geklatsch und Zischen.
Man hustet, reckt sich, schnupft sich aus,
Vom Licht noch strahlt das ganze Haus.

Die angeschirrten Pferde schauern
Vor Kälte, wiehern, schütteln sich,
Indeß die Kutscher ärgerlich
Und fluchend bei den Feuern kauern.

Der edle deutsch-idealistische Lensky mit seinem unverdorbenen Empfinden erfreut sich gerade auch nicht der Sympathien des Dichters, der ihn eher in ironischer Weise schildert. Die Elegie am Grabe Lensky's indeß, der im Duell fällt, gewinnt dadurch einen doppelt wehmüthigen Reiz, daß dem Dichter Puschkin selbst ein gleiches Loos beschieden war. Der Poet bedauert und verspottet ein Vorurtheil, dessen Opfer er später selbst wird.

Bodenstedt hat sich durch diese ausgezeichnete Bearbeitung eines interessanten Dichters ein großes Verdienst erworben, wenn wir auch mit dem Urtheil nicht übereinstimmen können; das diesen „Onägin" zu den besten poetischen Werken aller Völker und Zeiten rechnet. Dazu fehlt ihm sowol Jugend, Kraft, Plastik, nationaler Aufschwung als auch Gedankentiefe; selbst zu einem Aristophanes fehlt Puschkin der tiefere Blick für die innern Ursachen der von ihm geschilderten Culturverirrungen. Sein Dichtergeist ruht wie Nordlichtsschein wehmuthsvoll auf der kalten blitzenden Eisfläche des russischen Lebens; die echte Poesie aber hat den Glanz des Morgenroths, welcher prophetisch den Völkern den wachsenden Tag verkündet. **Rudolf Gottschall.**

Hermann Kurz' „Sonnenwirth".

Der Sonnenwirth. Schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Von Hermann Kurz. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman — ein Bestandtheil der „Deutschen Bibliothek" — vereinigt in sich die wichtigsten und wesentlichsten derjenigen Eigenschaften, welche im Stande sind, ihn zu einem für alle Classen der Gesellschaft gleich interessanten deutschen Volksbuche zu machen. Erstens ist der Stoff desselben aus einer durchaus volksthümlichen Sphäre geschöpft; zweitens trägt die Darstellung desselben durch und durch den Charakter einer naturgetreuen, ungekünstelten Abspiegelung, und drittens übt — was als die erste und unerläßlichste Bedingung des Volksschriftenthums angesehen werden muß — der die Geschichte im Einzelnen wie im Ganzen durchdringende Geist keineswegs eine blos ästhetische oder gar nur dem Bedürfniß nach Unterhaltung genügende, sondern zugleich eine so echt lehrreiche und sittlich-religiös bildende, kurz den ganzen Menschen in allen seinen tiefern Regungen packende Wirkung aus, daß schlechterdings kein Leser denkbar ist, der nicht von irgend einer Seite her dadurch ergriffen und im Innersten bewegt werden müßte.

Den Stoff der Erzählung bildet bekanntlich eine um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Schwaben spielende wahre Geschichte, die zu ihrer Zeit die allgemeine Theilnahme von Deutschland erweckte, in Schwaben, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, unter mannichfachen Formen im Munde des Volks fortlebte, zum öftern bereits auch die Literatur in Thätigkeit setzte und namentlich Schiller zu seiner kürzern Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" veranlaßte. Wenn jedoch Schiller seine Darstellung eine „wahre Geschichte" nennt, so trifft dies nur insofern zu, als sie sich ganz im Allgemeinen an die Schlußentwickelung jenes Ereignisses anlehnte; in allem Uebrigen hat sie mit der wirklichen Geschichte des Sonnenwirths weiter nichts als den Namen gemein; ja selbst dieser ist dem wahren Thatbestand nicht entsprechend, denn nicht der Sonnenwirth selbst, sondern sein Sohn, der nach schwäbischem Sprachgebrauch das „Sonnenwirthle" genannt ward, bildet in der Wirklichkeit wie in der Sage den Träger und Mittelpunkt der hier in Rede stehenden Geschichte, was insofern von der wesentlichsten Bedeutung ist, als sich gerade die ganze Kette der Handlungen und Begebenheiten aus dem eigenthümlichen Verhältniß des noch unselbständigen Sohnes zum Vater, zur Familie und zur bürgerlichen Gesellschaft entwickelt und gerade hierauf das tiefere und allgemeinere psychologische Interesse und die sociale, sittengeschichtliche Bedeutung der Geschichte beruht. Man würde daher außerordentlich irren, wenn man etwa glaubte, der vorliegende Roman sei weiter nichts als eine specialisirte Ausführung der kleinen Schiller'schen Er-

zählung; er ist vielmehr ein von jener völlig unabhängiges, um andere Personen, in andern Verhältnissen, in andern Entwickelungsmomenten sich bewegendes, auf ein sorgfältiges Studium der Acten und der sonstigen Quellen und Hülfsmittel gegründetes, dem Leben und den Ueberlieferungen treu nachgezeichnetes und im Geiste der Poesie ergänztes und wiedergeborenes Lebensgemälde, das als solches ebenso sehr die Bedeutung einer „wahren Geschichte" wie die einer volksthümlichen Dichtung in Anspruch zu nehmen hat. „Die Urkunden" — so spricht sich der Verfasser in der über die Quellen und Hülfsmittel Bericht erstattenden Vorrede selbst über das Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit in seinem Buche aus — „enthüllten meinem Auge in und zwischen ihren Zeilen ein Lebensbild, grundverschieden von dem bisher gekannten, aber belebender Darstellung gewiß nicht minder werth. Indem ich eine solche versuchte, mußte ich allerdings die Erfindung zu Hülfe rufen, jedoch keine willkürliche, sondern diejenige Art von Erfindung, welche die vorhandenen geschichtlichen Züge, eine trockene, zerstreute Masse, zu verbinden und zu erklären unternimmt. Meine Erzählung ist keine blos thatsächliche; sie ist Dichtung, aber innerhalb gegebener geschichtlicher Grenzen. Ich glaube, daß die Geschichte, deren Wissenschaft zu einem Cultus zu werden beginnt, der Dichtkunst denselben Dienst zu leisten berufen ist, welchen einst die Kirche den bildenden Künsten leistete: durch Zwang und Beschränkung zu innerer Freiheit und gesteigerter Kraft zu führen. War uns doch auch hierin schon so lange Shakspeare ein Vorbild, er, der nie das Gerippe einer Fabel erfand, aber immer das Fleisch und Blut dazu."

Diesen Grundsätzen gemäß trägt denn auch der ganze Entwickelungsgang des vorliegenden Romans Schritt für Schritt den Charakter der Wahrheit und Natürlichkeit, und von all jenen Verirrungen, denen die erfindende Phantasie so leicht ausgesetzt ist, weil sie sich ebenso wenig von einer streng logischen, berechenbaren Nothwendigkeit wie von einer planlosen Willkür und Zufälligkeit darf beherrschen lassen, vermag man hier auch nicht eine Spur zu entdecken; man fühlt, es entwickelt sich Alles gerade so und nicht anders, wie es sich unter den bestehenden Voraussetzungen und Verhältnissen nothwendig entwickeln mußte, und doch ist der Fortschritt der Begebenheiten keineswegs ein solcher, der sich mit nüchterner Verstandesklarheit vorausbestimmen ließ, vielmehr liegt, gerade wie es in der Wirklichkeit ist, vor jeder der entscheidenden Wendungen ein Zustand der Ungewißheit und Spannung, von welchem aus die Entwickelung noch völlig frei erscheint und welcher ebenso sehr der Hoffnung, daß sich Alles noch zum Guten wenden könne, wie der Furcht, daß es zum Schlimmsten und Aeußersten ausarten werde, Raum gibt. In diesem Geschick, die Fäden einerseits nach einfachen, nothwendigen und ewigen Gesetzen zu verschlingen und andererseits doch nicht im voraus die Bilder ahnen zu lassen, die nach und nach aus dem Gewebe der Fäden hervorgehen, besitzt eben die Geschichte das tiefste ihrer Geheimnisse, welches ihr die nacheifernde Phantasie selbst mit der bewunderungswürdigsten Kühnheit nicht entwinden und selbst mit der berechnendsten Feinheit nicht ablauschen wird; und hieraus eben geht der geheime Zauber hervor, den in der Regel die auf wirkliche Ereignisse sich gründenden Erzählungen vor den reinen Erfindungen voraus haben.

Und ebenso gesetzmäßig, wie inmitten der Spannung die Schürzung der Knoten, ist neben der Ueberraschung auch die Lösung. Auch in diesem Betracht vermag die reine Phantasie gewöhnlich nur eins der beiden Bedürfnisse des ästhetischen Gefühls zu befriedigen. Entweder sie schließt so, wie nach den Regeln der Kunst geschlossen werden muß, und entbehrt in diesem Falle des Reizes der Neuheit und der Ueberraschung; oder sie bricht mit einer pikanten, unerwarteten Katastrophe ab und büßt hiermit den Charakter der Correctheit und schließlichen Befriedigung ein. Die Geschichte hingegen weiß auch hier Beides miteinander zu vereinigen, und zwar dadurch, daß sie uns die reife Frucht der vollendeten Entwickelung zugleich als das Samenkorn einer neubeginnenden Entfaltung zum Bewußtsein bringt, daß sie uns das Bild der Vergangenheit plötzlich zu einem Spiegel der Gegenwart, zu einer Vision der Zukunft werden läßt, daß sie den Tod als junges Leben, den Untergang des Endlichen als einen Sieg des Unendlichen offenbart und Allem, was inmitten der Verwickelung rein betrübend und entmuthigend erschien, lichte und trostvolle Momente abzugewinnen weiß. Dies gilt in hohem Grade gerade von der Geschichte dieses Romans, deren an und für sich dissonirender Schluß gerade dadurch den Charakter einer ergreifenden Harmonie erhält, daß sich das immer tiefere Versinken und endliche Untergehen eines zwar verwahrlosten, aber in seinem Kern tüchtigen und gutgearteten Individuums nicht nur in Beziehung auf seine eigene Person, sondern auch in Betreff seiner Umgebung, seines Vaterlandes, ja eines großen Theils von Süddeutschland als ein heilsamer und segensreicher Läuterungsproceß herausstellt.

Haben wir hiermit die eben hervorgezogenen Vorzüge dieses Romans als die natürlichen Folgen seiner thatsächlichen Unterlage bezeichnet, so geht daraus zugleich hervor, mit welchem umsichtigen und taktvollen Geschick der Verfasser das von der Geschichte ihm Gebotene in seiner Ursprünglichkeit festgehalten, durch keinerlei störende und fremdartige Zuthaten entstellt, sondern nur im Geist und Wesen der Geschichte selbst ergänzt und zu einem künstlerischen Ganzen abgerundet hat; denn wäre er anders, wäre er in jener die Geschichte phantastisch-romantisch herausputzenden Manier verfahren, so würden sich eben jene Vorzüge aus dem zugrunde liegenden Thatbestande gar nicht haben entwickeln können. In der That trägt die ganze Composition des Verfassers dergestalt das Gepräge der innern Einheit und Zusammengehörigkeit, alle Persönlichkeiten und Charaktere, welche darin auftreten, alle Reden, welche darin geführt werden, alle Beziehungen und Conflicte, welche die einzelnen Entwickelungsstadien der Geschichte bilden, alle Züge, die zur Zeichnung des landschaftlichen und culturhistorischen Hintergrundes dienen, sind dergestalt aus Einem Gusse und von einem und demselben scharf ausgeprägten Grundtypus, daß man an keiner Stelle die Grenzen des Geschichtlichen und des Erfundenen herausfühlt, nirgends die Spuren des Hammers oder Meißels entdeckt, der die rohen Bausteine künstlerisch bearbeitet hat, oder den Mörtel bemerkt, durch den die Lücken und Fugen derselben ausgefüllt sind. Und doch fühlt man aus dem Ganzen und Großen sehr wohl den das rohe Material umschaffenden und künstlerisch verarbeitenden Geist heraus, nur nicht als einen solchen, der blos von außen um dasselbe herumtrat und nach Gutdünken hier ein Stück abschlug, dort ein Stück hinzufügte, sondern vielmehr als einen solchen, der sich wirklich in dasselbe versenkte und es dadurch gleichsam aufs neue beseelte und belebte, sodaß es sich selbst seiner eigenen Natur gemäß neugestalten und sein scheinbar bereits vertrocknetes Gerippe mit neuem Fleisch und Blut überkleiden konnte. Daher wird man durch diesen Roman so recht in die Mitte des um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Schwaben herrschenden Volkslebens mit seinen verknöcherten, eingerosteten, pharisäischen Gebräuchen und Herkömmlichkeiten einerseits und seinen zucht- und sittelosen, Gesetz und Recht öffentlich oder insgeheim verhöhnenden Gaunerbanden andererseits eingeführt, und Alles steht so concret, so naturwüchsig, so charakteristisch vor unsern Augen, daß man das Ganze nicht zu lesen, sondern mit zu erleben glaubt. Und doch hat sich der Verfasser nie aus den Grenzen des der Poesie Zugänglichen verloren und hat sich insbesondere nie zu jenen schlechthin prosaischen Nuditäten und Cruditäten verirrt, welche in den sonst so meisterhaften Sittengemälden von Jeremias Gotthelf einen so störenden Eindruck machen. Nur in der Art und Weise, wie er den Schluß seiner Geschichte eingekleidet hat, ist ihm der richtige Takt in der Vermählung des Historischen mit dem Poetischen abhandengekommen; denn statt ihn, wie die bis dahin reichende Entwickelung, in eine Reihe wirklich anschaulicher, lebendiger Bil-



der eingerahmten, verliert er sich in eine blos referirende und reflectirende Darstellung, wie sie am Ende einer wirklich historischen oder biographischen Darstellung, nicht aber zum Beschluß einer die Geschichte wiederbelebenden Dichtung am Platze ist. Alle die hier gemachten Mittheilungen und Betrachtungen sind dem Stoff nach von großem Interesse, aber in der Form gänzlich verfehlt. War es dem Verfasser darum zu thun, dem Leser das Thatsächliche zugleich als solches zum Bewußtsein zu bringen und ihm zugleich seine subjective Auffassung der objectiven Thatsachen darzulegen, so mußte er dies in einer vom Roman selbst geschiedenen Einleitung oder einem Anhange thun. Diesen würde gewiß so leicht Niemand ungelesen gelassen haben, und der Verfasser hätte seinen Zweck auch so vollkommen erreicht, ohne daß der Leser innerhalb der Dichtung selbst durch fremdartige, von der bisherigen Darstellungsweise völlig abspringende Auseinandersetzungen gestört sein würde. Die Elemente und Grundzüge zu einem ebenso wol der Poesie wie der Geschichte genügeleistenden Schlusse fehlen in des Verfassers letzten Capiteln keineswegs, ja sie sind zum Theil auch schon ausgeführt; aber es fehlt ihnen die künstlerische Verknüpfung, der poetische Rahmen; sie sind nicht dramatisch in Scene gesetzt und machen daher, obwol auch so noch tief ergreifend und rührend, doch nicht diejenige Wirkung, die sie bei kunstgemäßer Einkleidung machen könnten. Sollte sich der Verfasser entschließen, für eine jedenfalls nöthig werdende zweite Auflage seines Romans den Schluß den Foderungen der Poesie gemäß umzuarbeiten, so wird sich ihm hiermit zugleich die Gelegenheit bieten, noch einem andern von ihm nicht ganz befriedigten ästhetischen Bedürfniß Rechnung zu tragen, dem nämlich, daß das Walten einer rächenden Gerechtigkeit auch an denjenigen Elementen des Romans zur Anschauung gebracht werden möge, welche zur tragischen Entwickelung des Helden vorzugsweise die Veranlassung gegeben haben. Daß Denen, die ein ähnliches Unheil angestiftet, nach dem endlichen Verlauf desselben nicht mehr wohl zumuthe sein kann, versteht sich zwar von selbst; aber in der Poesie verlangt Alles seine Versinnlichung, und auch das Selbstverständliche muß wenigstens in kurzen, prägnanten Zügen angedeutet werden.

Abgesehen von den eben berührten Mängeln, zeichnet sich der vorliegende Roman, wie bereits oben angedeutet ist, gerade durch die Tiefe und Fülle seiner ethischen Bezüge und durch seinen erschütternden und warnenden Eindruck auf das menschliche Herz aus und qualificirt sich eben hierdurch zu einem höchst empfehlenswerthen Volksbuche. „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem mattern Lichte gewöhnlicher Affecte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre hinübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten." Diese Worte, mit denen Schiller seinen „Verbrecher aus verlorener Ehre" einleitet, finden mit weit größerm Recht ihre Anwendung auf den von Kurz uns gezeichneten „Sonnenwirth" als auf den der Schiller'schen Erzählung; denn er ist in allen Beziehungen eine weit tiefere, reichere, der Theilnahme werthere, psychologisch interessantere Persönlichkeit. Jener ist eine von vornherein abstoßende, körperlich häßliche, der Unsittlichkeit zugewandte Erscheinung, dieser hingegen eine im Kern tüchtige, nur durch Erziehung und Verhältnisse mit sich selbst in Widerspruch gerathene, aber inmitten seiner Verirrungen stets noch anziehende, leiblich und geistig wohl ausgestattete, von sittlichen Regungen durchdrungene Natur. Jener ist schon von der Schule her als ein „loser Bube" bekannt, über dessen Frechheit die erwachsenen Mädchen Klage zu führen haben, während die Jungen seinem erfinderischen Kopfe huldigen, zugleich aber seine widrige Häßlichkeit zum Stichblatt ihres Witzes machen; dieser ist nur ein „heißprätiger, unbändiger Bursch", mit einem Wesen, das man anfangs „artig, witzig, aufgeräumt" fand, nachmals aber „übermüthig, tückisch, boshaft" hieß, toller, muthwilliger Streiche voll, aber daneben auch gutherzig und der Vertheidiger des Schwächern dem Stärkern gegenüber. Jener wird von vornherein um selbstsüchtiger, unsittlicher Zwecke willen auf die Bahn des Verbrechens getrieben, indem er in der Absicht Wilddieb wird, um ein Mädchen, das seine Sinnlichkeit reizt, aber von ihm nichts wissen will, durch Geschenke für sich zu gewinnen und dadurch seinen glücklichern Nebenbuhler, den Jäger Robert, aus dem Sattel zu heben; dieser geräth zuerst durch jugendliche Verirrungen, zufolge falscher Begriffe von Recht und Unrecht auf den Weg des Unrechts, indem er sich einbildet, seinem reichen Vater eine Summe Geldes nehmen, um heimlich damit nach Amerika zu gehen, sei kein Diebstahl, sondern nur ein Versuch, „vor der Zeit zu erben". Jener entschließt sich zum „honetten Stehlen" als freier, unabhängiger Mann, weil er zu bequem und unwissend ist, seiner schlechten, herabgekommenen Wirthschaft auf andere Weise aufzuhelfen; dieser nimmt zu einer Präoccupation eines Theils seiner Erbschaft seine Zuflucht als ein in Abhängigkeit von einem geizigen, zugleich halsstarrigen und willensschwachen Vater und unter dem Druck einer eigennützigen, bösartigen, den Vater beherrschenden Stiefmutter befindlicher Sohn, um sich eine Existenz außer dem Vaterhause zu ermöglichen. Jener wird sogleich als Wilddieb durch seinen Nebenbuhler Robert, dieser zuerst als vierzehnjähriger, noch unzurechnungsfähiger Knabe durch seinen eigenen Vater ins Zuchthaus gebracht. Jener erleidet diese Strafe zum zweiten male, weil er als entlassener Sträfling in Folge von Noth und Schmach die Wilddieberei fortsetzt; dieser, weil er einen Andern, der ihn seiner Strafe wegen verhöhnt, unbarmherzig durchprügelt. Jener setzt, weil von Allen verachtet und von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, auch nach der zweiten Entlassung sein früheres Leben fort und wird, aus Rache und durch die Verlockung der Gelegenheit verführt, zum Mörder an seinem frühern Nebenbuhler und Verfolger Robert, flüchtet darauf in die Wälder, wird der Anführer einer Räuberbande und macht sich als solcher zum Schrecken der Gegend, bis er sich aus Ekel an diesen Verhältnissen und von Gewissensbissen getrieben dem Soldatenleben zuwenden will, hierüber gefangengenommen wird, sich entdeckt und sich zur Abbüßung seiner Schuld bereitzeigt; dieser kehrt aus seiner zweiten Haft mit den besten Vorsätzen ins Vaterhaus zurück und bethätigt sich hier wirklich als eine zwar noch von viel irrthümlichen Vorstellungen beherrschte, zu Trotz und Gewaltthätigkeit neigende, aber im innersten Kern gutgeartete, an Herz und Kopf gesunde, arbeitsame, ja selbst zu Duldung und Nachgiebigkeit entschlossene Natur, die im vollsten Maße die Theilnahme des Lesers für sich in Anspruch nimmt, ja ihm dergestalt lieb wird, daß man nicht umhin kann, fort und fort den übrigen, ihn umgebenden und mit ihm in Conflict gerathenden Elementen gegenüber entschieden für ihn Partei zu nehmen und die größere Schuld von seiner traurigen Lebensentwickelung mehr dem faulen Zustande der äußern Verhältnisse als seinem eigenen Wesen beizumessen. In demjenigen Stadium seines Lebens also, in welchem Christian Wolf, der Held der Schiller'schen Erzählung, für das Verbrechen des Mordes und des daran sich anknüpfenden Räuberlebens bereits fertig und reif erscheint, beginnt Friedrich Schwan, der Held des Kurz'schen Romans, erst seine eigentliche, tiefere Entwickelung; er beginnt sie mit Bestrebungen, Kräften und Eigenschaften, die unter andern Verhältnissen höchst wahrscheinlich zu einem rein erfreulichen, glücklichen Ziel geführt hätten, ja die wohl im Stande gewesen wären, ihn zu einem rühmlich hervorragenden Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Aber weil diese Verhältnisse, die häuslichen wie die öffentlichen, nicht blos ihm gegenüber die feindseligsten, sondern überhaupt

die allerjämmerlichsten und erbärmlichsten sind, weil Eigennutz, Habsucht, Vorurtheil, Aberglauben, pfäffischer Dünkel, kleinstädtischer Beamtendespotismus, Kastengeist, Bornirtheit, Feigheit u.s.w. in ebenso lächerlicher wie beklagenswerther Weise über Alles dominiren und wie ein Alp auf jeder freiern, naturwüchsigen Regung lasten, so mußten selbst die besten Bestrebungen Friedrich's nothwendig mit ihnen in Conflict gerathen; und je verhärteter, eingerosteter und unbeweglicher sie ihm gegenüber waren, je mehr sich Friedrich durch sie verhöhnt und verachtet sah, und je mehr sein natürlicher, durch eine vergleichsweise gute Schulbildung unterstützter Verstand und sein tieferes Sittlichkeits- und Rechtsgefühl ihnen gegenüber sich überlegen und im Recht fühlen mußte, um so natürlicher war es, daß er in diesem Conflicte sich übernehmen, das Gleichgewicht verlieren, der Schuld verfallen und hierüber zugrunde gehen mußte. Die Darstellung dieses zwar in den gewöhnlichen Lebenssphären vor sich gehenden, aber darum doch echt tragischen und nur um so tiefer ergreifenden Conflicts macht nun den eigentlichen Kern und Inhalt des vorliegenden Romans aus, und je mehr es sich der Verfasser hierbei zur Aufgabe gemacht hat, diesen Conflict nicht blos als einen äußern, d. h. nicht blos als einen Kampf Friedrich's mit den ihm feindlich gegenüberstehenden Zuständen, sondern auch als einen innern, d. h. als einen Kampf der guten, tüchtigen Natur in Friedrich mit seinem dämonischen, zu Uebermuth, Trotz und Gewaltthätigkeit neigenden Wesen zu zeichnen, umsomehr stellt sich sein Roman als ein wirklich tragisches und, wie jede echte Tragödie, ethisch bedeutsames Lebensgemälde und zwar von echt volksthümlichem, allgemein ergreifendem Charakter dar.

Schon hieraus erhellt, eine wie bei weitem poetischere und psychologisch interessantere Individualität Friedrich Schwan als Christian Wolf ist; noch deutlicher aber geht dies aus Dem hervor, was in Friedrich's tragischem Conflict den eigentlichen Gegenstand und Preis des Kampfes bildet. Friedrich hat einst ein kleines Mädchen gegen eine Unbill in Schutz genommen. Dies hat ihm dieselbe nicht vergessen, und während er nach seiner Heimkehr aus der zweiten Haft noch von Allen mit verachtendem Blicke betrachtet wird, schaut sie ihn bei einem Begegnen mit einem freundlichen, dankbaren Blicke an. Hieraus entwickelt sich zwischen Beiden eine reich mit rührenden Zügen ausgestattete, bis zur Hartnäckigkeit beharrliche Liebe. Aber Christine ist die Tochter des armen, zurückgekommenen Hirschbauern, mit Friedrich hat sein Vater stolzere und eigennützigere Plane vor, die Stiefmutter und andere Widersacher treten hemmend und hindernd dazwischen, kurz, man sucht ihm durch allerhand Ränke und Gewaltmittel die Verbindung mit ihr unmöglich zu machen. Aber er hat ihr sein Wort gegeben, hat sie sogar durch ein lebendiges Pfand der Liebe an sich gefesselt und setzt nun Alles daran, sein gegebenes Wort zu halten und seiner Pflicht als Vater zu genügen. Dies ist das Ziel, um welches er kämpft; er ist hierbei, wenn auch nicht ganz ohne Schuld, doch ohne alle Frage vor seinen blos durch schlechte und niedrige Motive geleiteten Gegnern entschieden im Vorrechte, ja er steht auch rücksichtlich der Mittel, die er anwendet, und der Kraft und Ausdauer, welche er hierbei entfaltet, weit reiner und achtungswerther als seine Widersacher da. Aber ganz frei von Schuld hält er sich hierbei nicht; denn gerade im Gefühl seiner guten Endabsichten läßt er sich nicht nur zu trotzigen, drohenden Reden, sondern auch zu wirklichen Gewaltthaten und zu Maßregeln unerlaubter Selbsthülfe fortreißen, ja er vergißt sich zuletzt, als sein Vater seine Geliebte mit einem entehrenden Namen benennt, im Jähzorn so weit, gegen diesen das Messer zu ziehen und mit demselben einen hinzuspringenden Dritten leicht zu verwunden. Diese Schuld gegen die äußere Ordnung und das innere Sittengesetz, die unmittelbare Folge einer Selbstüberhebung, die ihn verblendete, sich mit dem Gekreuzigten zu vergleichen, bringt ihn zum dritten mal ins Zuchthaus, und von nun an geht er rascher und dämonischer seinem weitern Verderben entgegen. Zwar sucht er nach seiner Freilassung aufs neue das Ziel, dem er nachkämpft, die Verheirathung mit Christine, zu erreichen, aber die ihm im Wege stehende Hartherzigkeit und Eigennützigkeit des Pfarrers reißt ihn zu einem Einbruch im Pfarrhause, wobei er sich auch am Kircheneigenthum vergreift, und hierfür wird er zu lebenslänglicher Strafhaft auf die Festung Hohentwiel gebracht. Auch nachdem er mittels Ausdauer und Tollkühnheit aus dieser entkommen, arbeitet er wieder auf dasselbe Ziel los, indem er mit Christine nach Amerika zu entfliehen sucht. Als aber diese auf der Flucht gefangengenommen wird, haust er von jetzt an als Wilddieb in der Umgegend seiner Vaterstadt, macht sich durch seine Verwegenheit und seine Drohungen zum Schrecken der ganzen Gegend, ist jedoch selbst in dieser Zeit noch weit besser als sein Ruf und macht sich mehr toller als schlechter Streiche schuldig, bis er endlich mit einer Bande ihm vom Gefängniß her bekannter Zigeuner zusammentrifft, durch das freie, scheinbar poetische Leben derselben angezogen wird und von nun an, sich zum Rächer der unterdrückten Menschenrechte berufen glaubend, auch an wirklichen Verbrechen theilnimmt, hierdurch Christine veranlaßt, sich gänzlich von ihm loszusagen, bei verführerischer Gelegenheit seinen eifrigsten Verfolger und Feind erschießt und seitdem als einer der gewandtesten, tollkühnsten und gefürchtetsten Rädelsführer der weitverzweigten süddeutschen Gaunerbanden das Räuberhandwerk im großen Stile treibt. Nicht wirkliche Schlechtigkeit also, sondern der an sich gute Drang, sich dem einzigen Wesen, dessen Liebe ihn beglückt, treu und ehrlich zu beweisen, hat ihn in den Kampf mit der menschlichen Gesellschaft hineingetrieben, und nur die verrotteten Zustände derselben, die ihm die Erreichung dieses Ziels auf gesetzlichem Wege unmöglich machten, und das hieraus in ihm sich entwickelnde, zu frevelhaftem Uebermuth sich steigernde Gefühl, sich und die subjective Willkür der Gesellschaft und den Gesetzen derselben gegenüber für etwas Besseres zu halten, ließen ihn immer tiefer und tiefer sinken und endlich dem verbrecherischen Auswurf der Menschheit sich zugesellen.

Es bedarf keiner weitern Auseinandersetzung, wie sehr eine derartige Persönlichkeit von einem Verbrecher gewöhnlichen Schlags verschieden ist und welch einen Reichthum höchst interessanter, belehrender und tief ergreifender Momente die Lebensentwickelung derselben bietet. Diese mit psychologischem Tiefblick, genauer Kenntniß des menschlichen Herzens und der socialen Zustände, richtigem poetischen Takt und charakteristischer Darstellungsgabe im Einzelnen ausgemalt und zu einem wohl abgerundeten Ganzen verknüpft zu haben, ist das Verdienst des Verfassers, das umsomehr Anerkennung verdient, als es keine leichte Aufgabe war, dem guten Kern in Friedrich Schwan stets und überall gerecht zu werden, die Sympathie für ihn ununterbrochen wach zu erhalten und die Verderbtheit der äußern Verhältnisse ungeschminkt darzustellen, ohne sich zugleich zu einer Beschönigung seiner wirklichen Fehler, zu einer Vertuschung seiner Schuld und hiermit zu einer indirecten Anklage gegen das über ihn hereinbrechende Schicksal verleiten zu lassen. Der Autor hat aber diese Aufgabe sehr gut gelöst, indem er neben den liebenswürdigen und achtungswerthen Eigenschaften seines Helden stets auch die verdammungswerthen Züge desselben hervorhebt und mit richtiger Einsicht in das Wesen des Tragischen die Entwickelung überall so gestaltet, daß er ihn kein Misgeschick treffen läßt, zu dem er nicht durch irgend ein Hervorbrechen seiner sich selbst übernehmenden zügellosen Naturkraft selbst mit beigetragen hätte.

Hat der Dichter schon hierdurch der Geschichte den Charakter eines blinden, ungerecht waltenden Fatalismus genommen, so hat er dies noch entschiedener durch die Darstellung ihres Endes erreicht; denn abgesehen von der oben berührten falschen Einkleidung desselben ist dasselbe durchaus den Anforderungen, die das Gefühl und die Aesthetik an einen tragischen Schluß machen, entsprechend. Soll nämlich der tragische Schluß nicht als eine wirkliche, Herz und Sinn beleidigende Dissonanz erscheinen, so muß der Untergang des Helden, dem als

unsere Sympathie zollen, einerseits als einer Versöhnung desselben mit dem durch ihn gefährdeten und daher ihn stürzenden Absoluten, andererseits aber auch als eine Rechtfertigung des über ihm waltenden Geschicks, als eine Offenbarung der sittlichen Weltordnung, als eine Art Theodicee erscheinen. Diesen beiden Bedingungen wird hier so vollkommen wie selten in einer tragischen Dichtung genügt. Denn einerseits steht Friedrich, nachdem er auch das anfangs ihm reizend und berechtigt erscheinende Räuberleben in seiner bodenlosen Schlechtigkeit und Verderblichkeit erkannt und sich mehr freiwillig als gezwungen der Gerechtigkeit überliefert hatte, im letzten Stadium seines Lebens nicht blos als ein reuiger, zerknirschter Sünder, sondern zugleich als ein wirklich gehobener, im Feuer der Leiden und der Leidenschaften geläuterter, um die Welt noch im Tode sich verdient machender Mensch da; andererseits zeigt sich deutlich, daß die Weltregierung, die ihn mit solchen Kräften in solche Verhältnisse hineinsetzte und dadurch in solche Lebensschicksale verwickelte, keineswegs blos hart und grausam gegen ihn verfuhr, sondern ihn zu einem jener bewegenden Elemente auserkoren hatte, welche durchaus nothwendig sind, um einerseits das Gute aus seiner Stagnation aufzurütteln und andererseits ihre Kräfte gegen die verderblichen Seiten ihres eigenen Wesens zu richten. Wie er in dieser Hinsicht gewirkt, läßt sich am kürzesten aus folgenden Worten des Autors erkennen. „In diese Zeit", schreibt er, „deren Sitte, Geist und Bildung sich so gänzlich vom Bestehenden nicht nur, sondern auch vom Rechten abgewendet hatte, daß nur eine große Völkerumwälzung die Welt wieder in das verlorene Geleise zurückbringen konnte, fielen die Enthüllungen des ebersbacher Bürgersohnes wie ein Wetterschlag — nicht in die Lesewelt, denn sie blieben bei den Acten des Gerichts begraben und würden den modischen Lesehunger schlecht befriedigt haben, sondern in die «alerte» Welt des Verbrechens und in die schlaffe Welt des Gesetzes. Sie haben nicht von Grund aus die Gaunerei ausrotten, nicht von Grund aus die Redlichkeit im bürgerlichen Leben zu Kräften bringen können, aber sie haben ein Großes zur Herstellung der öffentlichen Sicherheit gethan, und beinahe ein Menschenleben ist vergangen, bis wieder eine stärkere Bande zwischen dem Rhein und der Donau sich zu sammeln wagte.... Es ist ein hartes Urtheil, das man der Zeit nicht ersparen kann: Dieser Mensch hat ihr dadurch, daß er schuldig geworden ist, unendlich mehr genützt, als wenn er in den Schranken des Gesetzes geblieben wäre." So erweist sich denn der Jüngling, der der Welt nur zum Schrecken und Verderben geboren zu sein schien, zum Schluß als ein zur Reinigung und Neubelebung derselben auserkorenes Opfer, und wir dürfen daher von ihm als einem zwar in untergeordneten Regionen wirkenden und leidenden, aber darum nicht minder tragischen und nur um so volksthümlichern Helden Abschied nehmen.

Adolf Zeising.

Zur musikalischen Literatur.

1. Die Wagner-Frage. Kritisch beleuchtet von Joachim Raff. Erster Theil: Wagner's letzte künstlerische Kundgebung im „Lohengrin". Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist wol mit Recht anzunehmen, daß die Zeit jetzt vorüber ist, in der kaum zwei Menschen beieinander sein konnten, ohne in eine wüthende Debatte über Richard Wagner's Theorien und Compositionen zu gerathen, und in der jeder Tag die leuchtendsten Beispiele des loderndsten Enthusiasmus und der [illegible] Grobheit auf dem literarischen Forum zu genießen gab; die Wogen der Bewegung haben sich geglättet, und wenn auch hier und da einige Windgötter in Weimar und Leipzig einen kleinen Sturm erregen, so hat das nichts mehr auf sich, denn man hat sich allmälig an die Schrecknisse gewöhnt und sieht ihnen unverzagt ins Auge. Doch wie weit sind wir nun? Hat sich die brennende Zukunftsfrage gelöst und ist das Resultat des erbitterten Kampfs ein der musikalischen Kunst günstiges?

Es ist begreiflich, daß jede der Parteien für und wider Wagner diese Fragen je nach ihrem Sinne bejaht oder verneint. Der Unbefangene aber sucht die Wahrheit in der Mitte; er gibt zu, daß die reformatorischen Bestrebungen Wagner's ihre Berechtigung haben; er sieht aber auch ein, daß die äußersten Consequenzen derselben nichts als bloße Chimären und Utopien sind und daß die Vereinigung der Künste zu dem Gesammtkunstwerke der Zukunft in den natürlichen Grenzen jeder einzelnen Kunst ihr nicht wegzuräumendes Hemmniß findet. Er läßt dem vielen Guten, das Wagner's Schriften und Opern in Beziehung auf dramatische Wahrheit des Textes und der Musik enthalten, vollste Gerechtigkeit widerfahren; aber er kann auch nicht leugnen, daß eine absolute Vereinigung von Wort- und Musikausdruck nicht möglich ist, und daß schon aus diesem Grunde nicht die Oper zu einer reinen Kunstform, wie das recitirende Drama eine ist, erhoben werden kann. Die Oper ist und bleibt eine Bastardgattung, und alles Experimentiren, dies unselige Verhältniß aufzuheben, hat nur zu Verrenkungen und Verzerrungen geführt, die weder der Poesie noch der Musik Gewinn gebracht haben; Beispiele dafür sind in den Wagner'schen Opern genugsam vorhanden, und trotz aller ästhetischen und dialektischen Fechterkünste läßt sich darüber nicht hinauskommen. Was nun die specifisch musikalische Befähigung Wagner's anbelangt, so gehört natürlich die Untersuchung darüber in ein ebenfalls specifisch musikalisches Blatt; nur so viel dürfen wir hier verrathen, daß post tot discrimina rerum die Tragweite seiner Erfindung als nicht sehr bedeutend sich herausgestellt hat, daß aber Freunde und Feinde über seine vollkommene Kenntniß der orchestralen Mittel und Effecte einstimmig sind. Ebenso wenig können wir hier über den poetischen Gehalt, die stilistischen Vorzüge oder Mängel u. s. w. in Wagner's Operndichtungen uns des Breitern auslassen; wir müssen jetzt zum obenangeführten Buche übergehen, und nachdem wir in Kürze unsern Standpunkt gegenüber der Zukunftspartei angedeutet haben, wollen wir nun nachsehen, in welchem Lichte Raff die Sache zeigt.

Zuvörderst müssen wir anführen, daß ein gut Theil Heroismus dazu gehört, um sich durch den doctrinären Wust und das Düster einer profund-gelehrten und philosophisch sein sollenden Darstellung hindurchzuarbeiten. Raff gibt uns seine musikalische und classische Bildung gar zu sehr auf dem Präsentirteller; er plündert Griechen und Römer, Musikhistorie, Physik und Metaphysik u. s. w., er baut meilenlange, mit terminis technicis vollgestopfte Perioden, kurz, er „durchstudirt die groß' und kleine Welt", und am Ende aller Enden hat er nichts bewiesen, oder das ganze sophistische Geprassel ist eines Paradoxons wegen geschehen. Man sehe sich die Briefe (das ganze Buch nämlich behandelt seinen Gegenstand in der Briefform) über Stil, Form und Harmonik, namentlich über letztere an, und man wird eine Definition erblicken, deren Unklarheit sich nur schlecht hinter der Gespreiztheit versteckt; man lese das Geträtsch über das „erhöhte Sprachvermögen" und man wird einen weithergeholten gelehrten Apparat, aber durchaus keine genügende Erklärung finden. Doch wir sehen jetzt von der Darstellung ab, übergehen auch die mannichfachen Digressionen über Meyerbeer, die Italiener u. s. w., und wenden uns zum eigentlichen Kern des Buchs: der Würdigung Wagner's. Hier ist die Kritik Raff's nicht kalt und nicht warm, enthusiastische Lobeserhebungen paaren sich mit dem bittersten Tadel. Hier werden die Intentionen zu den Sternen erhoben und gleich daneben wird der Ausführung ein Hieb versetzt; hier muß die Aermlichkeit in melodischer Beziehung herhalten, dort wird der Harmoniker mit Lob und Preis überschüttet, oder umgekehrt, kurz, die zur Schau gelegte kritische Unparteilichkeit läßt uns in völliger Unklarheit — ob mit Absicht oder nicht, können wir nicht entscheiden — über Wagner als Componisten. Das Einzige, worüber der Verfasser sich

mit Entschiedenheit ausspricht, ist die Bedeutsamkeit Wagner's als Colorist und als vortrefflicher Kenner des Orchesters. Mit ziemlicher Irreverenz wird auch über sehr Vieles im Lohengrintexte gesprochen, über die Alliterationspoesie, über die visionäre Elsa u. s. w., ja mitunter wird eine scharfe ironische Lauge übergegossen und die mystische Vertiefung geradezu lächerlich gemacht. Als schließliches Résumé müssen wir die Thatsache hinstellen, daß Raff der Wagner-Partei durch sein Buch eben keinen großen Dienst erwiesen hat; er ist doch trotz allen Aufwandes nicht weiter gekommen als bis zum Geständniß: daß der gute Wille Wagner's weit über seine Kraft und Fähigkeit hinausgehe, und daß die Regenerirung der Oper noch in weitern Felde liegt, als die Anhänger quand-même Wagner's wol glauben und tagtäglich pomphaft verkündigen.

2. Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege. Methode der Musik von Adolf Bernhard Marx. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1855. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Jeder, der sich heutzutage mit der musikalischen Kunst beschäftigt, sei er nun Fachmensch oder nur verständiger Dilettant, sowie überhaupt jeder Vernünftige, der die Kunst nicht als bloßen Luxusartikel betrachtet, wird in den Irr- und Wirrsalen unserer heutigen Kunstbestrebungen sich wol manchmal nach einer Orientirung gesehnt haben. Es muß Jedem aufgefallen sein, wie zerspalten und zerfahren die musikalischen Verhältnisse sind, wie man sich tagtäglich abmüht, die vernünftigen und naturgemäßen Principien zu untergraben und die Gesetze der Schönheit als „überwundenen Standpunkt" in die Rumpelkammer zu verweisen, wie die Errungenschaften einer glorreichen Vergangenheit von einem Haufen musikalischer Halbwilder mit Füßen getreten werden, und wie man für neue Richtungen Propaganda macht, die zumeist gar nicht neu sind und nur von arroganter Halbbildung als die Morgenröthe einer neuen Kunstära dargestellt werden. Das Gebiet der Kunst ist jetzt eine pfadlose Wildniß geworden: alle ästhetischen Merkmale und Wegweiser sind verwischt und umgestürzt worden, dorniges Gestrüppe und parasitische Schlingpflanzen, oder auf gut Deutsch: unklare und unfertige Musiker und Literaten, hindern das Vordringen, und man weiß nicht wo aus noch ein. Es muß also jeder Versuch willkommen geheißen werden, der Licht in das Chaos von Meinungen bringen und das Wahre vom Falschen sondern will, auch selbst wenn er nicht durchaus gelungen ausgefallen ist, wie man z. B. von dem obengenannten Buch Marx' sagen muß. Er gibt sich zwar die redlichste Mühe, uns über Das aufzuklären, was wir in musikalischer Beziehung sollen und wollen; er schildert namentlich in dem einen Artikel „Die Gegenwart" unsere Kunstzustände auf eine geistvolle und vollkommen richtige Weise; aber gleich das darauffolgende Capitel über die „Zukunft" ist ein bloßes Phrasenfeuerwerk. Es wird viel von Fortschritt geredet, daß die Geschichte nicht stehen bleibe, daß die Kunst unendlich sei, und daß sie phönixgleich sich aus der Asche unserer grauen Uebergangsperiode erheben werde u. s. w.

Das sind nun Sachen, die dem Verfasser kein Mensch bestreiten wird, und es wird wol keinem Vernünftigen einfallen zu bezweifeln, daß mit dem Aufhören der Charakterlosigkeit unserer Zeit auch die der Kunst aufhören werde, oder daß überhaupt die Zustände der Kunst in jeder Epoche wesentlich von den respectiven Civilisationsmomenten bedingt seien. Aber was nützt dieses bloße liberale Gethue, und ist es nicht ein wenig zu wohlfeil, die Zukunft unserer Kunst der Zukunft überhaupt anheimzustellen, oder mit andern Worten, ein Abwarten bis aufs Besserwerden zu predigen? Unserm Dafürhalten nach wäre es viel besser gewesen, mit unerbittlicher Schärfe auf das rein Musikalische der Leistungen Derer einzugehen, die als Führer der Zukunftspartei sich geriren. Der Verfasser läßt ja ohnehin deutlich genug merken, daß er weder von Wagner noch von Berlioz die Lösung der brennenden Frage erwarte; warum geht er der Sache nicht direct zu Leibe und warum versteckt er sich immer hinter einer Adorirung der geistreichen Intentionen der Genannten? Mit bloßen Intentionen macht man nun einmal keine Musik, und es kann Jemand soviel Geist haben als nur immer möglich, er wird doch kein schönes musikalisches Kunstwerk schaffen können, wenn er nicht Herz und Gemüth mit dem Geistreichthum vereinigt. Schon lange genug haben wir uns gefallen lassen müssen, daß man das Häßliche als Schönes und umgekehrt preist, und ist uns vordeclamirt worden, daß das sicherste Kennzeichen eines genialen Tonsetzers das Abstruse und Scurrile sei. Es ist nun wahrlich die höchste Zeit, daß diese verschrobenen Vorstellungen ein Ende nehmen, und Männer von Geist und Kenntnissen wie der Verfasser sind geradezu moralisch verpflichtet, in diesem Sinne zu wirken. Thut aber nun Marx dies in seinem Buche? Wir müssen mit „Nein" antworten. Er fühlt wohl den ganzen Jammer unserer modernen Musikmacherei, er beklagt bitter die Verflachung und Versumpfung durch das Virtuosenunwesen; aber er hebt zu einseitig hervor, daß wir schlecht Musik machen, und berührt zu wenig, daß wir schlechte Musik machen. Unsers Ermessens ist es für die Zukunft der Kunst viel wichtiger, die romantischen, theils verhimmelnden, theils grob-realistischen Doctrinen zu bekämpfen und den gesunden Menschenverstand und Wohllaut wieder in ihre Rechte einsetzen zu helfen, als in breiten Jeremiaden sich über die Verallgemeinerung des Musiktreibens zu ergehen, oder über rein Formalistisches und blos Aeußerliches — was ohnehin jeder vernünftige Kunsttreibende von selbst in seine gebührenden Schranken zurückweist — viel tönende Worte zu machen. Der Verfasser nennt sein Buch eine „Methode der Musik" und legt mit Recht vor allen Dingen den Lehrern die Kunst warm ans Herz; er spricht von der hohen Aufgabe, die Richtung des Lernenden immer nach dem Höchsten und Edelsten hinzulenken und die Musik als Priester einer reinen Kunst zu pflegen und zu verbreiten. So vortrefflich nun des Verfassers Grundsätze über Begriff und Aufgabe der Kunstlehre sind und so geistreich er sich auch über das Verhältniß des Lehrers zum Schüler ausspricht, so hätten wir doch gern Manches entbehrt, was theils paradox ist, theils in keiner oder nur geringer Beziehung zur Idealität der Kunst steht. Die weitläufigen Excurse über die Art und Weise, wie nach des Verfassers Meinung der Musikunterricht in seinen verschiedenen Zweigen ertheilt werden soll, die Auseinandersetzung, wie er (der Verfasser) sich selbst beim Unterweisen im Klavierspiel, in der Harmonie und im Gesange benimmt und benommen hat, hätte er uns billig ersparen können. Klingt es doch fast, als sei die Marx'sche Methode ganz allein im Stande, gute Componisten zu machen, und hänge es nur von der allseitigen Annahme dieser Methode ab, um die unseligen Kunstzustände, an denen wir leiden, hinwegzuräumen. Wir sind zwar durchaus nicht gewillt, die Vortrefflichkeit der Unterrichtsweise des Verfassers zu bestreiten, aber wir wollen uns nur dagegen wehren, daß die Art und Weise, wie einem Schüler das musikalische Handwerk beigebracht wird (doch wol unleugbar das Einzige, was der Lehrer vollkommen vermag), der Hauptfactor des zukünftigen Gedeihens der Kunst sei.

Nun zum Schlusse noch einige Worte über die Fassung des ganzen Buchs. Hier müssen wir aufs nachdrücklichste gegen die unnöthige Breite der Ausführung von Nebensächlichem und gegen die Gedunsenheit des Stils opponiren. Hatte der Verfasser sich vorgenommen, eine Sichtung der musikalischen Bestrebungen und eine Darstellung von Ursache und Wirkung derselben zu geben, so mußte dies auf die prägnanteste und schlichteste Weise geschehen, und die Gruppirung von Thatsächlichem und Reflectirendem darüber mußte so übersichtlich wie möglich sein. Statt dessen bietet der Verfasser eine beinahe 600 Seiten lange Verwaschenheit und Verschwommenheit; er bietet Alles auf, um nur vor allen Dingen geistreich zu erscheinen, er hascht nach Pointen und Bildern, prunkt mit seiner Belesenheit und ergeht sich im wohlfeilsten, aber blühend ausgeputzten Aesthetisiren; aber am Ende muß man sich gestehen, daß

war viel geredet worden, daß aber die mit so vieler Emphase begonnene Beweisführung auf halbem Wege stehen geblieben oder dem Verfasser der leitende Faden ganz aus den Händen geglitten ist.

3. Die erste stehende deutsche Oper. Dargestellt von Ernst Otto Lindner. Mit 18 musikalischen Beilagen, enthaltend 9 bisher ungedruckte Compositionen von Reinhard Keiser in Partitur und im Klavierauszug. Zwei Theile. Berlin, Schlesinger. 1855. Fol.

Der Verfasser hat mit sammlerischem Fleiße eine Masse von Materialien zusammengetragen, um eine Veranschaulichung der deutschen Opernbestrebungen zu geben, deren man sich in der Periode von 1678—1738 in Hamburg befleißigte. Er bringt Proben aus den damaligen Libretti, die von einer kolossalen Geschmacklosigkeit und Roheit Zeugniß geben, einen Katalog von mehren hundert Opern mit Angabe ihrer Dichter und Componisten und in einem zweiten Theile eine musikalische Beilage von neun bisher ungedruckten Compositionen von Reinhard Keiser in Partitur und Klavierauszug; nebenbei wird auch der Anfeindungen der Oper durch die zelotischen und pietistischen Geistlichen und der vielfachen Streitschriften für oder wider die Moralität der Oper gedacht. Gegen die Masse des historischen Materials steht die kritische Beleuchtung des rein Musikalischen etwas zurück und verweilt der Verfasser fast nur bei Reinhard Keiser (dem Mozart der damaligen Zeit, wie er diesen nennt) und bei Agostino Steffani mit einiger Ausführlichkeit auf diesem Gebiete. Für den zukünftigen Geschichtschreiber der deutschen Oper wird diese Monographie als Index von Nutzen sein; eine Umgestaltung der Geschichte der deutschen Musik aber, wie der Verfasser in der Vorrede sich verspricht, wird wol schwerlich durch diese Schrift bewirkt werden; denn dazu gehört doch noch etwas mehr als eine bloße Zusammenhäufung von historischem Detail ohne alles Eingehen in Culturzustände, Entwickelungsphasen der Kunst u. s. w. und überhaupt ohne allen Pragmatismus. 53.

Die Literatur des östreichischen Kaiserstaats.

Die Literatur des östreichischen Kaiserstaats war bisher ein Buch mit sieben Siegeln, über dessen Inhalt der Außenstehende höchstens aus dunkeln Gerüchten dann und wann einigen Aufschluß erhielt. Zwar hatte man immer eine Ahnung davon, daß die literarische Production des Kaiserstaats quantitativ eine sehr bedeutende sein müsse; welcher Art sie aber sei, in welchem Verhältnisse die einzelnen Völkerschaften der großen Staatenpolyglotte Antheil an ihr haben und wie sich im Allgemeinen ihr innerer Werth zu dem äußern Umfange verhalte, darüber vermochte man nie zu einer bestimmten Ansicht zu gelangen. Ein wesentlicher Grund dieser Beschränkung der östreichischen Literatur auf die immerhin engen Grenzen des eigenen Landes mag wol darin zu suchen sein, daß sie ihrem innern Werthe nach wirklich nicht mit den Literaturen der nachbarlichen sprach- und stammverwandten Völker zu concurriren vermochte: sie fühlte das Uebergewicht dieser und hatte nicht die Kraft dagegen anzukämpfen. Theilweise war diese Abgeschlossenheit dann auch eine unfreiwillige, von außen aufgezwungene; die Fesseln, in denen die Presse Oestreichs jahrelang gefangen lag, hinderten jeden freien Aufschwung der Literatur und unterbanden manches frische Reis, das ohne sie gewiß zu einem schönen, lebenskräftigen Zweige erwachsen wäre. Dazu kam noch der Mangel eines tüchtigen bibliographischen Organs, das keine Literatur entbehren kann, die Anspruch macht auf Geltung im eigenen Lande und die sich außerdem berufen fühlt, Antheil an den Strömungen der Weltliteratur zu nehmen. Es ist eine jener heilsamen Wirkungen der Bewegungen des Jahres 1848, die in keinem Lande sichtbarer zutage treten als in Oestreich, daß dies Alles in den letzten Jahren angefangen hat, anders und besser zu werden. Die drückenden Fesseln des Censurzwangs sind gefallen und die Presse in Oestreich wenigstens ebenso frei als in den andern deutschen Ländern. Tausend kleine Zeichen lassen uns täglich gewahr werden, welchen Aufschwung die literarische Bewegung im Kaiserthum seit jener Zeit genommen hat, und wie mächtig der Einfluß ist, den sie auf den geistigen Fortschritt der Monarchie im Allgemeinen schon jetzt gewonnen hat und in Zukunft noch mehr zu gewinnen verheißt. Die östreichische Literatur wird freilich den Literaturen anderer Völker gegenüber nie ein einheitliches Ganzes bilden können, da die Literaturen sich eben nach den Sprachen und nicht nach den Grenzen der Staaten scheiden; der deutsche Theil von ihr wird zuletzt immer in der gesammten deutschen Literatur aufgehen wie der italienische in der gesammten italienischen; die ungarische Literatur wird eine gesonderte bleiben, wie sie bisher war, gleich den Literaturen der verschiedenen slawischen Völkerschaften, die das große Reich bilden helfen. Doch hindern diese polyglotten Verhältnisse des östreichischen Kaiserstaats nicht, daß man seine Literatur in ähnlicher Weise als ein Ganzes betrachtet, wie man seine einzelnen Provinzen ja selbst als einen großen Staatencomplex ansieht.

Wir haben diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, um unsere Leser auf ein Schriftchen aufmerksam zu machen, das sich zum Zwecke gesetzt hat, in jährlich wiederkehrenden Berichten eine Uebersicht der Gesammtliteratur des östreichischen Kaiserstaats zu geben. Schon seit dem 1. Januar 1853 erscheint in den mit der officiellen „Wiener Zeitung" ausgegebenen „Blättern für Literatur und Kunst" eine allgemeine östreichische Bibliographie, welche, da sie auf Grund der von den Buchdruckern eingesendeten Pflichtexemplare bearbeitet wird, alle in der Gesammtmonarchie im Gebiete irgend eines Literaturzweigs erscheinenden Schriften in einer Vollständigkeit aufzeichnet, wie wir sie bei andern nationalen Bibliographien fast nirgends finden, und auch in Bezug auf die Genauigkeit der einzelnen Angaben können wir sie neben die besten ähnlichen Verzeichnisse stellen. Anschließend nun an diese Bibliographie, der Zeit nach aber noch etwas über sie hinausgreifend, hat Konstantin Wurzbach, der Vorstand der administrativen Bibliothek des Ministeriums des Innern, seine bibliographisch-statistische Uebersicht der östreichischen Literatur *) bearbeitet, die es möglich macht, nicht nur über ihren Umfang, sondern auch über ihren innern Werth uns eine bestimmte Ansicht zu bilden. Wir gestehen, daß wir selten eine ähnliche Uebersicht mit größerm Vergnügen gelesen als diese, nicht als ob sie uns schon jetzt in der vorgeführten Literatur eine ungeahnte Fülle innern Reichthums habe entdecken lassen, wol aber, weil wir aus ihr die Ueberzeugung gewonnen, daß die geistige Bewegung, welche sich der Völker des östreichischen Kaiserstaats bemächtigt hat, in der That eine sehr ernste, mächtige ist, daß man für die Zukunft Bedeutendes von ihr erwarten kann. Daß jetzt noch an vielen Punkten sich mehr Schatten als Licht zeigt, das liegt eben in dem Charakter jeder Uebergangsperiode, die das halb schon Ueberwundene zu einem letzten Widerstande aufrüttelt und seine Schwächen und Mängel nur um so greller zutage treten läßt. Trotzdem aber halten wir uns berechtigt, aus den einzelnen Goldkörnern, die uns unter der immerhin noch großen Masse des Gewöhnlichen entgegentreten, die Keime einer schönen Zukunft zu erblicken, und wir zweifeln nicht, daß, wenn die Berichte, von denen wir jetzt nur einen ersten Versuch vor uns haben, für eine längere Reihe von Jahren vorliegen, wir durch bestimmte Thatsachen bestätigt finden werden, was wir jetzt nur als Erwartung aussprechen können.

Die treffliche Uebersicht Wurzbach's, die uns zum ersten

*) Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des östreichischen Kaiserstaats. Vom 1. September 1852 bis letzten December 1853. Erster Bericht, verfaßt im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern. Wien. 1854. 8.

male einen nähern Einblick in ein weites Feld literarischer Production verstattet, kann natürlich, wie dies der Verfasser auch selbst ausspricht, kein genauer Werthmesser der Thätigkeit in den einzelnen Wissenschaftszweigen sein, da solche immer von Fachmännern ausgehen müssen, sie soll nur eine übersichtliche Anordnung und Gruppirung der gesammten Masse, ein Ueberblick über die hervorragendsten Erscheinungen sein und mehr in allgemeinen Bemerkungen andeuten, als durch eingehende Kritik ausführen. In dieser nothwendigen Beschränkung ist sie aber ein Muster von Präcision und übersichtlicher Anordnung, und wir können nur bedauern, daß sie, in nicht mehr als 50 Exemplaren gedruckt, blos einem beschränkten Leserkreise zugänglich ist. Einen erhöhten Werth erhält das Schriftchen noch durch die beigegebenen, mit großem Fleiße zusammengestellten Tabellen, auf deren Genauigkeit man sich umsomehr verlassen kann, als sie sich, wie die ganze Arbeit selbst, auf die eingelieferten Pflichtexemplare gründen.

Statistische und bibliographische Arbeiten eignen sich im Allgemeinen nicht zu Auszügen, und wir müssen uns deshalb begnügen, um unsern Lesern wenigstens einigermaßen einen Begriff von der literarischen Thätigkeit der Völker des östreichischen Kaiserstaats zu geben, aus den beigefügten Tabellen einige allgemeine Zahlen auszuheben. Die erste Tabelle, welche sämmtliche in der östreichischen Monarchie seit 1. September 1852 bis Ende December 1853 als Pflichtexemplare abgelieferten Druckschriften, nach Wissenschaften und Sprachen geordnet, summarisch aufführt, weist als Gesammtsumme der Druckwerke in dem angegebenen Zeitraume 6874 nach; davon in deutscher Sprache 2787, italienischer 2723, ungarischer 428, slawischer 659, französischer 24, englischer 4, schwedischer 1, lateinischer 173, griechischer 7, hebräischer 14 und armenischer 4. In der zweiten Tabelle findet sich dieselbe Anzahl nach den einzelnen Kronländern geordnet; danach kommen auf Niederöstreich 1666, Oberöstreich 49, Salzburg 52, Steiermark 146, Krain 44, Kärnten 9, Küstenland 148, Tirol und Vorarlberg 189, Böhmen 723, Mähren und Schlesien 209, Galizien, Krakau und Bukowina 200, Dalmatien 11, Lombardei 1444, venetianische Provinzen 1194, Ungarn und Nebenländer 790. Eine dritte Tabelle ordnet die Druckschriften nach den Kronländern und Wissenschaften; sie gestattet leider keine Auszüge. Aus den wenigen angeführten Zahlen wird man aber schon ersehen, welchen Umfang die literarische Production in Oestreich erlangt hat; die Steigerung, welche sie in dem Zeitraume von wenig mehr als zehn Jahren erfahren, mag daraus erhellen, daß im Jahre 1840 in Oestreich in deutscher Sprache nur 1632, in italienischer 1471 und in böhmischer 114 Schriften zum Drucke bewilligt wurden. Also überall beinahe eine Verdoppelung! Steigt der Werth nur einigermaßen in gleichem Verhältniß mit dem Umfange, so ist unsere Erwartung, die der Literatur des östreichischen Kaiserstaats eine hoffnungsreiche Zukunft verheißt, gewiß eine wohlbegründete.

Nur einen Wunsch glauben wir schließlich noch aussprechen zu müssen; es ist der, daß die östreichische Bibliographie, die doch besonders mit bestimmt ist, der betreffenden Literatur dem Auslande gegenüber Geltung zu verschaffen, künftighin alljährlich selbständig erscheinen möge und der Bericht mit seinen Tabellen ihr als verbindender Text beigegeben werde. Geschieht dies, so kann sich Oestreich rühmen, eine nationale Bibliographie zu besitzen, wie sie kein Land neben ihm aufzuweisen hat.

62.

Aus London.

Richard Congreve über die Zeitgemäßheit der militärischen Dictatur. Der Roman „Moredun". Baron Müffling's Gesandtschaftsreisen. Neue Journale. Theater.

Es scheint uns ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß man sich in Europa immer mehr an den Gedanken des Imperialismus zu gewöhnen scheint, ja daß er bereits in dem bürgerlichen, constitutionellen England seine Vertheidiger findet. Richard Congreve spricht in seinem neu erschienenen Buche: „The Roman empire of the West: four lectures, delivered at the Philosophical institution, Edinburgh", mit größter Gemüthsruhe die Ueberzeugung aus — und er weiß sie mit recht sinnreichen sophistischen Beweisführungen zu unterstützen —, daß der Imperialismus und der militärische Absolutismus für unsere des parlamentarischen Geschwätzes überdrüssige und nur nach socialer Uniformität verlangende Zeit eine allgemeine Nothwendigkeit sei. Fortgerissen von seiner sophistischen Selbstverblendung betrachtet er die Zeit der Republik als die der Kindheit und die Cäsarenzeit, trotz ihrer Tiberius, Nero, Domitian, Caligula und Messalinen, trotz der sich in ihr offenbarenden Symptome der Vergreisung und des Ablebens, als die der Mannheit des römischen Volks. Eine solche Aera männlicher Reife wünscht er auch den modernen europäischen Völkern, freilich nur als Uebergang, „einzig und allein, um die friedliche Discussion zu ermöglichen, die der neuen Organisation der menschlichen Gesellschaft auf der Grundlage der Industrie vorangehen muß". Der Verfasser läßt dabei aber außer Augen, daß sich die Völker meist an die Knechtschaft leichter gewöhnen als an die Freiheit, daß man das Streben nach Repräsentativverfassung hauptsächlich dem Hinblick auf das Muster Englands verdankt, und daß, wenn auch England einer Dictatur und einer Ukasenherrschaft unterworfen werden sollte, sehr wahrscheinlich alle übrigen Völker einem Torpor und einem Todesschlaf anheimfallen würden, aus dem es schwer, ja vielleicht unmöglich sein würde, sie je wieder zu erwecken. Liberale Blätter, wie das „Athenaeum", besprechen das Congreve'sche Buch in einem sehr ernsten, besorglichen Tone, und dieser Umstand scheint uns fast noch bedenklicher zu sein als der, daß ein solches Buch in Großbritannien überhaupt geschrieben werden konnte; denn noch vor zwei Jahren würden die englischen liberalen Blätter eine Schrift dieser Tendenz mit einigen humoristischen Späßen und wegwerfenden Sarkasmen abgefertigt haben. Jetzt aber sind die Verhältnisse der Art, daß dieselben liberalen Blätter nicht umhin können, das Congreve'sche Buch sehr ernstlich zu nehmen, zwar seine Schlußfolgerungen zu verwerfen, aber ihm doch in seinen Vordersätzen manche höchst bedenkliche Zugeständnisse zu machen. Wo ist der Stolz oder das Selbstvertrauen unserer bürgerlichen und gelehrten Classen geblieben, die sich noch vor wenigen Jahren so hoch vermaßen? Durften doch aus amtlichem Munde vor einiger Zeit die Worte fallen, daß das edelste Blut der Nation nur noch in der Armee pulsire! Der „Allgemeinen Zeitung" wurde vor kurzem aus Paris geschrieben, daß die „Illustration", hauptsächlich auf Beschwerde der Kaiserin, jüngst mit Unterdrückung bedroht wurde, weil auf einem die Eröffnung der Ausstellung betreffenden Bilde die Haltung und Stellung des Kaisers nicht gefällig und malerisch genug dargestellt worden sei. Hat man in England nicht Eile genug, zu denselben Zuständen zu gelangen, die vielleicht eine Bedrohung des „Punch" aus ähnlichen Motiven möglich machen würden? Die in den höhern Kreisen vorwaltenden Anschauungen, wie sie jüngst in einer Rede des Prinzen Albert ihren Ausdruck fanden, einerseits, wie die Bestrebungen der Demokraten, das Repräsentativsystem als eine trügerische [illegible] hinzustellen, andererseits, scheinen allerdings auf dieses Ziel hinzuarbeiten. In der That dürfte die im Namen der „[illegible]lichen Civilisation" angestrebte Demüthigung Rußlands nicht Das, was Viele davon erwarten, sondern leider vielmehr die Verewigung der Militärherrschaft in Frankreich und eine Annäherung an dieselbe in England zur Folge haben, und bei [illegible] besehen gehört die Bekämpfung des Zarismus, [illegible] zu Hause demselben Zarismus huldigt und das [illegible] zu den vielen Wunderlichkeiten und Widersprüchen der [illegible] Hoffen wir jedoch auf den unverwüstlichen Bürgersinn der englischen Nation, der schon ganz andere Krisen als diese bestanden hat, zumal in den breitern Volksschichten eine [illegible]

gung in Gang zu kommen scheint, deren letztes Ziel unmöglich die „sociale Uniformität“, die torpide mechanische Centralisation und der Prätorianismus und Imperialismus sein kann. Wir haben uns diese Abschweifung gestattet, weil wir den gegenwärtigen Moment in culturhistorischer Beziehung für noch bedeutungsvoller halten als in politischer; denn es handelt sich offenbar seit einer Reihe von Jahren um eine gänzliche und nicht einmal sehr allmälige Umwälzung aller socialen, politischen, religiösen und moralischen Anschauungen, welche die Grundlagen unsers frühern Culturzustandes bildeten.

Der dem Verfasser der Waverley-Novellen zugeschriebene dreibändige Roman „Moredun: a tale of the twelve hundred and ten. By W. S.“ ist nun erschienen. Seine Authenticität wurde von den meisten englischen Blättern im voraus in Zweifel gezogen; jetzt, nach seinem Erscheinen, haben sie Gelegenheit, ihre Zweifel an Form und Inhalt des Romans selbst zu prüfen, und die Annahme, daß der Roman unmöglich von Walter Scott herrühren könne, steigert sich ihnen zur Gewißheit. Das „Athenaeum“ sagt: „Die Erzählung, wer auch ihr Verfasser sein mag, zeigt sich uns als eine plumpe und geistlose Nachahmung des historischen Romans und kommt nicht einmal dem armseligsten der James'schen Fabrikate gleich.“ Und weiter: „Kaum findet sich darin eine Seite beschreibenden oder schildernden Charakters, nicht ein einziger Gedanke, nicht eine einzige Reimzeile, welche an den Autor von «Waverley» erinnerten.“ In einer spätern Nummer werden Anspielungen des Romans auf Vorgänge, welche erst nach dem Tode Walter Scott's stattgefunden haben, als schlagende Beweise gegen die Authenticität des Buchs beigebracht. Der Streit, der sich über dies Buch zwischen seinem Herausgeber, St.-Maurice Cabany, und dem „Athenaeum“ entsponnen hat (vgl. Nr. 17 d. Bl.), hat zu mancherlei Repliken geführt, die zum Theil persönlicher Art sind und seit dem Erscheinen des Romans ihre Bedeutung ziemlich verloren haben.

Baron Müffling's Schrift über seine Ambassaden nach Konstantinopel und Petersburg ist von David Jardine unter dem Titel „Narrative of my missions to Constantinople and St.-Petersbourg in the years 1829 and 1830“ übersetzt worden und wird von der englischen Presse als ein höchst interessantes zeitgeschichtliches Document bezeichnet, als ein Beitrag zur Geschichte der Diplomatie und der orientalischen Frage, in welchem mit größter Naivetät äußerst merkwürdige Aufklärungen und Geständnisse gemacht würden.

Releiew's und Bestuschew's „Polarstern“, der ehemals in Moskau erschien und auf Befehl des Kaisers Nikolaus unterdrückt wurde, soll jetzt in London wiederaufleben, wird in russischer Sprache geschrieben und von Alexander Herzen redigirt sein. Mehre bekannte russische Flüchtlinge werden sich daran mit Beiträgen betheiligen. Auch die englische Presse wird sich mit Anfang Juli um ein neues periodisches Unternehmen vermehren, welches den Titel „The National review“ führen wird. Im Programm wird sehr Vieles versprochen und in Bezug auf die arbeitenden Classen verheißen, daß für diese eine sociale Lage, die weit über ihre jetzige hinausreiche, in Anspruch genommen werden soll.

Was das Theater betrifft, so ist zu erwähnen, daß auf dem Theater der City Ende Mai Schiller's „Räuber“ („Robbers“) zur Aufführung kamen, „judiciously compressed“. Der Darsteller des Karl Moor war ein Herr Pitt, der sich nach Edmund Kean gebildet hat, und er gab seine Rolle sehr wirksam. Das Haus war überfüllt, und zeigte sich von den Situationen dieses „terrible drama“ ungemein aufgeregt. Im Haymarket-Theater kam Anfang Juni eine neue Oper „The gnome of Hertsberg“, Text von Fitzball, Musik von Henry Smart, zur Aufführung. Das Sujet scheint der deutschen Märchenwelt entnommen zu sein; das Libretto wird nicht sehr gelobt; der Musik, obschon sie sorgfältig gearbeitet ist, wird ein zu bunter Mischmasch von allerlei Stilarten und von Reminiscenzen an ausländische populäre Componisten vorgeworfen. **H. M.**

Das Gellertbuch.

Der vortreffliche Christian Fürchtegott Gellert hat noch seine zahlreichen Freunde und Verehrer in Deutschland und er verdient sie zu haben. Seine Verdienste um die Reinigung des deutschen Stils lassen sich nicht bestreiten noch gering anschlagen; seine zum Theil sinnigen, gesunde Lehrsätze der praktischen Moral behandelnden Fabeln haben fortdauernd viel zur Bildung der Jugend beigetragen, und seine geistlichen Lieder haben so manches trostbedürftige Herz in sorgen- und kummervollen Tagen erbaut und geheilt. Hüten wir uns vor Intoleranz und Unbilligkeit! Es gibt eben von Natur so organisirte Gemüther, daß sie nur in religiöser Erbauung jene Erhebung über das Irdische finden, die Jeder bedarf, nicht Jeder aber seiner Natur nach in dem Anschauen von Kunstgebilden, in der Lectüre von Romanen und Dichtungen, in der Selbstgenüge des Philosophen oder des wissenschaftlichen Forschers zu finden vermag. Außerdem ist ein so wohlverbrachtes, uneigennütziges und beneidenswerth sittenreines Leben wie das Gellert's an sich ein erhebendes Beispiel, dem Niemand seine Achtung wird versagen können. Somit empfehlen wir allen Verehrern Gellert's folgendes Buch:

Gellertbuch. Herausgegeben von Ferdinand Naumann. Mit 1 Titelkupfer und 3 Lithographien. Dresden, Meinhold und Söhne. 1854. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Ertrag des Buchs ist, wie wir gleich von vornherein zu seiner besondern Empfehlung bemerken, zum Besten eines Rettungshauses bestimmt, welches Gellert's Namen tragen soll. Die Beiträge sind gemischter Art, erzählend, schildernd oder lyrisch, und manche werthe deutsche Namen finden sich in dieser Sammlung vertreten; wir nennen außer dem Herausgeber Friedrich Beck (Professor in München), Adolf Böttger, Adolf Bube, Carus, Castelli, Draxler-Manfred, Karl Egon Ebert, L. A. Frankl, A. E. Fröhlich, E. Geibel, K. Hagenbach, Henriette Hanke, F. Hebbel, M. Heydrich, Theodor Hell, Moritz Horn, W. O. von Horn (Wilhelm Oertel, Superintendent zu Sobernheim am Rhein), C. Kauffer, J. Kerner, W. Kilzer, G. Klemm, Karl Müchler, den Nestor unter den deutschen Poeten; Karl Mayer, Gustav Pfarrius, G. Pfizer, F. Rückert, L. Schefer, G. H. von Schubert, J. G. Seidl, die beiden Stöber, L. Storch, J. N. Vogl u. s. w. Manche Gedichte, obschon doch keine so große Anzahl, als man hätte erwarten sollen (denn es haben wol auch einzelne recht weltlich gesinnte Poeten — die Kieselaks aller Almanache und Albums — beigetragen, denen es mehr um Verherrlichung ihres Namens als des Namens Gellert's zu thun sein mochte), sind dem Andenken Gellert's gewidmet, oder es werden darin Momente aus Gellert's Leben, wie namentlich von Adolf Stöber, rhythmisch behandelt. Von Theodor Hell finden wir ein Gedicht „Vor Gellert's Statuette, von Knauer modellirt“ und von dem Diakonus Ernst Pfeilschmidt ein lyrisches Stück „Ein Gang auf den leipziger Friedhof“; W. O. von Horn steuerte eine Erzählung „Drei Tage aus Gellert's Leben“ und G. H. von Schubert „Züge aus Gellert's Leben“ bei. Manches schon Bekannte wird von Schubert mit Recht wieder in Erinnerung gebracht: wie ein schlesischer Edelmann (von Craussen) dem Dichter einen hohen Jahrgehalt anbot, den dieser jedoch nicht annahm, worauf der großmüthige Wohlthäter die Pension Gellert's hochbetagter Mutter bis zu deren Ende zukommen ließ; wie ein junger preußischer Offizier dem frommen Manne ein Geldgeschenk unversehens aufdrang, mit der Bemerkung, dies sei nur die Abtragung einer Schuld, denn Gellert habe durch seine Gedichte sein Herz gebessert, und es sei dies ein Glück, gegen welches er die ganze Welt nicht vertauschen möchte; wie ein geringer Bauer einstmals zu Winters

Anfang mit einer Fuhre Holz vor Gellert's Wohnung kam und ihn bat, diese Ladung Holz als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für seine schönen Fabeln anzunehmen; wie im Siebenjährigen Kriege auf Befehl des ritterlichen preußischen Generals von Hülsen nicht nur Gellert's Wohnung in Leipzig, sondern selbst sein kleiner Geburtsort Haynichen von der Last der Einquartierung aus rücksichtsvoller Achtung gegen ihn freigesprochen wurde, u. s. w. Bekannt ist die Anekdote von jenem preußischen Husarenoffizier, der dem darüber nicht wenig in Verlegenheit gesetzten frommen und sanften Gellert aus Erkenntlichkeit für den Trost und die Erbauung, welche ihm mitten im wilden Kriegsleben dessen Schriften gewährt hatten, zwei Beutestücke, ein paar Pistolen und eine russische Knute, aufnöthigen wollte.

Man erkennt aus diesem Allen ein mal, wie anspruchslos das Gemüth Gellert's gewesen sein müsse, da er, trotz dieser zahlreichen und ganz besondern Beweise von Anerkennung, dennoch bescheiden blieb, was bei deutschen Dichtern gewiß eine große Seltenheit ist; sodann, daß damals das deutsche Volk, wenn auch oft in sehr naiver Weise, seine Dichter noch zu ehren und sich ihnen dankbar zu beweisen verstand. Freilich war Gellert's Wirksamkeit in Kreise gedrungen, auf welche die jetzigen bedeutendern Poeten leider ohne allen Einfluß sind, sodaß man mit vollem Grund der Wahrheit sagen darf: die Masse des Volks hat unter unsern Poeten keinen Lehrer, keinen Tröster, keinen väterlichen Freund mehr, wenigstens keinen, der zugleich die literarische, die verschiedenen Stände verknüpfende Bedeutsamkeit Gellert's hätte; aller Zusammenhang zwischen Poesie und Volk ist bis auf wenige Reste verlorengegangen, und es wird in hohem Grade schwierig sein, wieder eine Anknüpfung an die Herzensbedürfnisse und die Sprache des Volks zu finden. Das „Gellertbuch" ist mit einem allegorischen Titelkupfer nach einer Originalzeichnung des Professor Bendemann und mit drei Lithographien: Porträt, Grab und Facsimile Gellert's, geschmückt, die als denkenswerthe Zugabe zu betrachten sind. **H. M.**

Notizen.

Recensenten und Autoren.

Indem wir die von uns in Nr. 23 aufgenommenen berliner Mittheilungen noch ein mal nachlasen, stießen wir auf eine Stelle, welche uns nur zu geeignet scheint, falsch verstanden zu werden oder, richtig verstanden, Anstoß zu erregen. Unser Correspondent spricht von den Recensenten, die nach der Schablone kritisiren, und bemerkt dabei: „Die Autoren bedauern ihre dürftige Lage, die ihnen nicht gestattet, mit «Golde blank und Golde fein» die theure Feder der Kritiker à la chablone zu bezahlen." Wir wissen nicht, welche Personen er unter diesen „Kritikern à la chablone" meint, und wir wissen ebenso wenig, ob die in diesen Worten liegende Verdächtigung sich auf bestimmte Thatsachen gründet, die der Correspondent beweisen kann, oder ob sie nur aus einer ziemlich weit verbreiteten, öfter wiederholten, aber niemals durch wirkliche nachgewiesene Thatsachen unterstützten Meinung hervorgegangen ist, wonach es unter den Recensenten solche gibt, welche die Leistungen ihrer Feder zur Käuflichkeit herabwürdigen. Von Bücherrecensenten läßt sich dies, wie ich glaube versichern zu dürfen, durchaus nicht behaupten, und sollten einzelne unsaubere Fälle der Art vorgekommen sein, so waren und sind diese gewiß so selten, daß sie gar nicht ins Gewicht fallen. Es kommt hierbei noch Eins in Betracht. Der deutsche Schriftsteller und auch meist der deutsche Künstler ist, wie dies die Erfahrung lehrt, zu solchen Zwecken durchaus nicht freigebig, auch wenn er dazu die Mittel besäße, was freilich leider selten genug der Fall ist; hat er dem Recensenten ein Freiexemplar seines Buchs geschickt, ihm vielleicht ein artiges Briefchen geschrieben oder sogar eine Höflichkeitsvisite gemacht, so glaubt er schon mehr als zu viel gethan und damit das Recht erworben zu haben, nicht nur daß man sein Buch bespreche, sondern auch mit vollen Backen als etwas Außerordentliches lobe. Geschieht dies, so hat der Recensent selbst auf moralische Dankbarkeit weiter keinen Anspruch zu machen, und der Autor kümmert sich um den Recensenten nicht weiter oder wenigstens nicht eher, bis er abermals ein Buch vom Stapel gelassen und die Dienste des Recensenten wiederum nöthig hat; fällt das Lob nicht ganz so aus, als der Autor erwartete, dann tritt an die Stelle der frühern erheuchelten Freundschaft sofort Kälte oder noch etwas Schlimmeres; tadelt der Recensent das Buch, wenn auch nur mäßig, oder ignorirt er es, so gibt es keine noch so niederträchtige Verdächtigung, die der verletzte Autor nicht gegen seinen Recensenten hervorsuchte. Jeder Recensent macht in dieser Hinsicht gewiß fortdauernd die allertrübsten Erfahrungen, und weil er mehr und mehr fühlt, daß er es meist nur mit Egoisten zu thun hat, die ihn einzig und allein zu ihren Zwecken brauchen, verliert er allerdings zuletzt die Liebe zu den Autoren überhaupt. Man verlasse sich darauf, daß jeder Recensent (ich spreche hier natürlich nur von der bessern Sorte der Recensenten, wie andererseits wieder vielleicht von der minder guten Sorte der Autoren) sehr vieles mittelmäßige und langweilige Zeug unter großem Zeitverlust nur liest, um den Autoren, nicht um sich einen Gefallen zu thun, selbst wenn er von vornherein überzeugt ist, daß er sich auf Gegendienst und Dank keine Rechnung machen darf. Wir wollen hiermit unsere Bücherrecensenten, wie sie gemeinhin sind, nicht etwa zu Mustern der Tugend und Unbestechlichkeit erheben, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß unsere Bücherschreiber wol am wenigsten die Leute sind, die Tugend und Unbestechlichkeit der Recensenten auf die Probe zu stellen.

Ein Brief Garve's an Kant.

Im „Weimarischen Jahrbuch" theilt Hoffmann von Fallersleben unter dem Titel „Findlinge" Briefe und Reliquien theils berühmter, theils wenigstens doch namhafter Personen mit, unter denen uns ein Schreiben Garve's an Kant der interessanteste war, obwol manche Briefe die Namen berühmterer Männer wie Lessing, Schiller u. A. zur Unterschrift haben. Der genannte Brief ist Garve's Abschiedswort an Kant, ohne Datum, doch, wie sich aus Allem ergibt, zur Zeit der Michaelismesse 1798 geschrieben. Garve äußert darin, welche Freude es für ihn sein würde, wenn er es noch erleben sollte, Kant's Urtheil über seine demselben gewidmete Schrift über die Moralsysteme zu erfahren, und beschreibt dann seinen fürchterlichen Krankheitszustand, der ihn bald darauf, schon am 1. December, ins Grab legen sollte: „Ein äußerer Schaden, der vor ungefähr 13 Jahren, sehr unschuldig scheinend, am rechten Nasenflügel, nicht weit vom Augenwinkel entstand, der eigentlich nicht Krebs nach allen Symptomen, aber darin vollkommen krebsartig ist, daß er sich nicht blos nach der Oberfläche, sondern in kubischem Verhältniß erweitert und ebenso tief ausfrißt als sich weiter ausbreitet, und der endlich darin allen Heilmitteln widerstand, zu welchen freilich der Nachbarschaft des Auges wegen keine ätzenden Mittel, vielleicht die wirksamsten in solchen Fällen, gebraucht werden konnten — dieser Schaden hat nunmehr das ganze rechte Auge und einen Theil der rechten Wange verzehrt, hat eine ebenso große Höhle in den Kopf gebohrt und Zerstörungen einer seltenen Art angerichtet. Es scheint unmöglich, daß ein Mensch dabei leben könne, es scheint noch unmöglicher, daß er dabei denken und selbst mit einem gewissen Scharfsinn und einer Exaltation des Gemüths denken könne, und doch ist Beides wahr! Dieser unwahrscheinliche, aber glückliche Umstand hat mir, der ich von Schwäche und Schmerz wechselsweise geplagt und von der menschlichen Gesellschaft entfernt bin, die vorzüglichste Erleichterung und den Trost meines Lebens verschafft. Nie habe ich die Schönheit eines Verses, die Bündigkeit eines Raisonnements und die Annehmlichkeit einer Erzählung deutlicher wahrgenommen und mit

mehr Vergnügen empfunden." Zuletzt wünscht er nur noch, daß der Weltregierer ihn mit erträglichen Schmerzen zum Ziele seines Lebens bringen möge, da eine Befreiung von denselben unmöglich sei. Wahrlich, den gewissen Tod im Auge, überzeugt zu sein, daß man ihm täglich näher komme, ohne zu wissen, wann die Stunde der Erlösung dasein werde, und bei dieser Ueberzeugung, bei täglich zunehmenden Leiden, täglich mehr umsichgreifender Zerstörung doch diese Ruhe, diese Ergebung, diese geistige Thätigkeit, diese wahrhaft beneidenswerthe Freude an literarischen Erzeugnissen bewahren, dazu gehört ein Muth, der auf einen in sich gesicherten, harmonisch durchgebildeten Geisteszustand schließen läßt, wie er jederzeit selten war und jetzt vielleicht seltener als je ist. H. M.

Bibliographie.

Baedeker, K., Paris und Umgebungen, nebst Rouen, Havre, Dieppe, Boulogne und den drei Eisenbahn-Strassen vom Rhein bis Paris. Handbuch für Reisende. Nebst Karten und Planen. Coblenz, Baedeker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Barthold, F. W., Soest, die Stadt der Engern. Ursprung, Blüthe und Niedergang eines altdeutschen Gemeinwesens. Soest, Nasse. Gr. 8. 2 Thlr.

Broennenberg, A., Sammlung zur hanoverisch-braunschweigischen Landesgeschichte. Erster Beitrag. Verden, Tressan. 1854. Gr. 8. 12½ Ngr.

Fichte, J. H., Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Florine. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Galen, Ph., Der Irre von St. James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Vier Bände. 2te Auflage. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

— — Walther Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers. Drei Theile. Ebendaselbst. 8. 4 Thlr.

Urban Grandier, katholischer Priester. Der Hexerei angeklagt. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Groth, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Kiel, Schwers. Gr. 16. 24 Ngr.

Hahn, L., Friedrich der Große. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit 10 Porträts und 10 Bildern aus Friedrichs des Großen Leben. Nach Originalzeichnungen von W. Camphausen. 1ste Lieferung. Berlin, Hertz. Gr. 4. 10 Ngr.

Hammer-Purgstall, Freih., Ueber die arabische Geographie von Spanien. Wien. Lex.-8. 10 Ngr.

Hocker, N., Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht. Trier, Braun. 32. 15 Ngr.

Hohwald-Thielau, Marie v., Die Wandernden. Für Jung und Alt aus Reiseblättern gesammelt. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Br. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jaspis, A. S., Zeugnisse vom Heile und Leben in Christo, in Predigten. 1stes Heft. Elberfeld, Hassel. Gr. 12. 7½ Ngr.

Keyserling, A. Graf v., Aus der Kriegszeit. Erinnerungen. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Ueber den Rhein und nach Paris. Mit 1 Karte. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Karajan, T. G. v., Ueber Heinrich den Teichner. Wien, Braumüller. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lepsius, R., Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Uebertragung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in europäischen Buchstaben. Berlin, Hertz. Lex.-8. 12 Ngr.

Marie von Joysel. Selbstmörderin. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Merckel, J. F., Ueber den Zins-Wucher, nach dem in der bairischen Pfalz geltenden französischen Gesetz vom 3. September 1807 in Vergleichung mit anderen Gesetzgebungen. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 16 Ngr.

Michelis, F., Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung. Ein Wort zur Verständigung über das Verhältniß der Naturforschung zu dem Glauben und der Hoffnung des Christen. Sendschreiben an Prof. Dr. M. J. Schleiden. Münster, Theissing. Gr. 8. 12 Ngr.

Mittermaier, K., Madeira und seine Bedeutung als Heilungsort. Nach mehrjährigen Beobachtungen für Aerzte geschildert. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 24 Ngr.

Moleschott, J., Der Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's Chemische Briefe. 2te Auflage. Mainz, v. Zabern. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Mundt, T., Der Kampf um das schwarze Meer. Historische Darstellungen aus der Geschichte Rußlands. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Nagel, W., Das Christenthum in seiner Wahrheit als Religion der Gegenwart. In systematisch zusammenhängenden Predigten dargestellt. Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr.

Pilgram, F., Controversen mit den Ungläubigen. Ueber die Realität des Wissens und die Logik des Glaubens. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.

Prittwitz, M. v., Andeutungen über die künftigen Fortschritte und die Grenzen der Civilisation. 2te neu bearbeitete Auflage. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Reimann, E., Die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Uebergange vom Staatenbund zum Bundesstaat. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Göthe's Faust und Schiller's Wilhelm Tell nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und wechselseitigen Ergänzung. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Schiller's dramatisches Gedicht Wallenstein aus seinem Inhalt erklärt. Ebendaselbst. Gr. 8. 20 Ngr.

Sauppe, H., Skizzen aus der Geschichte der Krim. Vortrag, gehalten im Stadthaus zu Weimar den 20. März 1855. Weimar, Böhlau. 8. 10 Ngr.

Schnitter, W., Fortunat. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 20 Ngr.

Seidl, J. G., Dichtungen. Bifolien. 5te Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. à 5 Ngr.

Smidt, H., Seegeschichten und Marinebilder. Zwei Theile. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 Thlr.

Steiner, M., Die Entwicklung des griechischen Staates. Wien, Beck. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tauer, F. G., Weihestunden. Auswahl christlicher Dichtungen. Halle, Anton. 8. 15 Ngr.

Gräfin Varinka Tschermayloff. Mordbrennerin. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Wiener Zustände im Mittelalter von Emil ** Zwei Bändchen. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Asher, D., Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Hrn. Dr. Arthur Schopenhauer. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 4 Ngr.

Bley, J. C. H., Die Politik der Niederlande in ihren Beziehungen zu Japan. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 8 Ngr.

Cooper, C. F., Aus was für Macht thust du das? Ein Beitrag zur Frage über das evangelische Predigtamt. Verden, Tressan. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Maydorn, R., „Warum wollt ihr sterben?" [Jer. 27, 12—13.] Eine Leichenpredigt an einem weiten und tiefen Grabe unsers Volks. Breslau, Dülfer. 12. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin 2c., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen**. Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. April beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Bülau**. Sechster Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die letzten Medicis. — II. Victor Amadeus I., König von Sardinien. — III. Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Hessen-Kassel und Erbprinz Friedrich, nachheriger König von Schweden. Ein aus authentischen Quellen gezogener Beitrag zur schwedischen und hessischen Geschichte. Von **Chr. v. Rommel**. — IV. Katharina I., Kaiserin von Rußland. — V. Fürst Alexei Menczikoff. — VI. Ein unstäter Prinz. — VII. Friedrich IV. von Dänemark und seine Freundinnen. — VIII. Zwei Gräfen zu Schaumburg-Lippe.

Der **erste bis fünfte Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis)**.

Hiervon erschienen 22 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise** ermäßigt worden sind. Der 13. bis 22. Theil, der **Neuen Folge** 1. bis 10. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

König Jerôme's Carneval.

Geschichtlicher Roman von **Heinrich Koenig**.

In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. Geh.
Jeder Theil 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel, im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands: das neueste Werk von **Heinrich Koenig**, einem der ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller Deutschlands. Der dritte Theil folgt baldigst. — Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage, darunter namentlich „Die Clubisten in Mainz" und „William Shakspeare".

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 27. —— 1. Juli 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Deutsche Geschichte und Geschichte der neuesten Zeit. *)

1. Geschichte der Deutschen von der ältesten bis auf die neueste Zeit. In poetischen Darstellungen nebst zusammenhängender historisch-chronologischer Uebersicht von H. Th. Zimmermann. Mit einer einleitenden Vorrede von W. Zimmermann. Erlangen, Enke. 1854. Lex.-8. 1 Thlr. 26 Ngr.
2. Geschichte des deutschen Volks von R. Foß. Eine Erläuterung zu K. H. Hermann's funfzehn großen Bildern unter gleichem Titel. Gotha, J. Perthes. 1854. Gr. Lex.-8. 3 Thlr.
3. Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit von K. Hagen. 1ster Band. 1ste und 2te Abtheilung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1854—55. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. Von Karl Adolf Menzel. 1ster Band. 2te Auflage. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Erster Theil. Bis zum Frieden von Basel 1795. Leipzig, Weidmann. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
6. Geschichte der letzten vierzig Jahre von Ed. Arnd. Supplement zu allen Ausgaben von Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte. Erster Theil. Berlin, Duncker und Humblot. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
7. Geschichte Europas vom Beginne der Französischen Revolution bis zum Wiener Congreß von Wolfgang Menzel. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
8. Geschichte der neuesten Zeit bis 1854 von Adolf Geisler. Leipzig, Lorck. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
9. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95. Von Heinrich von Sybel. Erster Band und zweiten Bandes erste Abtheilung. Düsseldorf, Buddeus. 1853—54. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nach langer Rednerei im Westen hat wieder einmal im Osten der eherne Mund der Geschütze das letzte Wort erhalten. Die allerneueste Methode des wechselseitigen Unterrichts von Volk zu Volk, die mit Lancaster'schen Kanonen, wird dort zum ersten mal versuchsweise in Anwendung gebracht, um von den Höhen der Cultur aus wo möglich auch das nordische Barbarenvolk in die Cultur hinein zu bombardiren. Handelt es sich ja um nichts Geringeres als um den zweifellosen „Sieg der Civilisation über die Barbarei". So versichern wenigstens in erfreulichster Uebereinstimmung die kaiserlichen und königlichen Thronreden zu Paris und London. Also muß es wol wahr sein; denn seit 60 Jahren konnten sich die Völker überzeugen, daß alle Versicherungen aus fürstlichem Munde, selbst wenn sie nicht eidlich bekräftigt wurden, buchstäblich in Erfüllung gegangen sind. Darum würde sich die politische Skepsis jetzt vergebens mit der geschichtlich leicht zu begründenden Behauptung abmühen, daß die homöopathische Cur der Barbarei durch das barbarische Mittel des Kriegs noch selten gelungen, und daß wol auch in den orientalischen Händeln nur das Eine zweifelhaft sei, ob in Sachen der Civilisation die Schüler bei den Lehrern oder die Lehrer bei den Schülern am wenigsten profitiren werden. Die Völker wollen wieder einmal glauben, und da sich ihr Glaube an eine bessere Zukunft nicht im Frieden erfüllt hat, so glauben sie zur Abwechselung und um so zuversichtlicher an einen heil- und segenspendenden Moloch des Kriegs.

In der That scheint jetzt die herrschende Stimmung und Meinung in besonders geeigneter Verfassung, um sich mit gebundenen Händen und verschlossenem Munde durch ein Spa-

*) Der Abdruck vorstehenden Artikels hat sich, da er seines Umfangs wegen schwer unterzubringen war, mehr als der Redaction selbst lieb war verspätet. Einzelne Anspielungen und Beziehungen dürften daher auf die neuesten Wendungen der Politik und Zeitverhältnisse nicht mehr ganz zu passen scheinen; doch gehören sie zu genau in den Gedankengang des Verfassers, als daß es rathsam erscheinen konnte, sie zu beseitigen oder wesentlich zu modificiren.
D. Red.

lier von Bayonneten in die Aera der Cäsaren, in die Periode der Militärherrschaft escortiren zu lassen, unter Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und dem obligaten Kriegsgeschrei des „Vive l'empereur!" Dann ginge erst recht in traurige Erfüllung, was Sybel in der wichtigsten der hier anzuzeigenden Schriften, in der „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95", als ihren wesentlichen Inhalt betont. In der Vorrede zum ersten Bande heißt es:

In diesen drei Vorgängen, im Umsturz des französischen Königthums durch die demokratische Revolution, in der Vernichtung Polens durch die beiden letzten Theilungen, in der Auflösung des Deutschen Reichs durch den ersten Krieg gegen Frankreich, zeigt sich bei aller Verschiedenheit des äußern Hergangs eine tiefe Gleichartigkeit des innern Bestandes: es ist überall der Sturz des mittelalterlichen Feudalwesens, der sich in Paris und Warschau wie in der deutschen Reichsverfassung und zwar zu Gunsten des modernen Militärstaats vollzieht. Wenn auf französischem und deutschem Boden dieser Proceß im Jahre 1795 noch nicht vollständig durchgeführt ist, so hat sich doch sein Eintritt deutlich und unwiderruflich entschieden. Sein Princip ist erklärt: es bedarf keiner geistigen Kämpfe mehr, sondern nur noch einiger materieller Anstrengungen, um es in voller Sieghaftigkeit auf dem ganzen europäischen Continent zu entfalten.

Noch bestimmter, mit Beziehung auf die Vorgänge von 1851 und 1852, heißt es im ersten Capitel des zweiten Bandes:

Die Revolution hat es in ihrem ersten Verlaufe seit 1789 und wo ihr Wesen wieder aufgetaucht ist, überall aufs neue bewiesen, daß sie kein anderes Ende haben kann als das erste Empire, den Militärstaat, der allerdings ein gleichförmiges Privatrecht und weitgeöffnete Dienstbahn gewährt, zugleich aber der Handelsverbote, des Lehrzwangs und des kirchlichen Drucks bedarf, der also der Arbeit, dem Gedanken und dem Glauben statt der Freiheit Unterjochung bringt und so die Foderungen unsers Volkslebens nicht erfüllt, sondern vernichtet.

Leider ist es nur allzu wahr, daß nicht blos in der zweiten Auflage des französischen Empire, sondern weit und breit auch in andern Monarchien der Lehrzwang und kirchliche Druck wieder in der vollsten Blüte eines wuchernden Unkrauts stehen. Und ließen sich die Freunde des Freihandels durch einige unbedeutende und scheinbare Concessionen des jetzigen Kaisers der Franzosen in süße Täuschung einwiegen, so wurden sie durch einige neuere Maßregeln wol schon im Schlimmen eines Bessern belehrt. Weitere Lectionen werden schwerlich ausbleiben, gehört doch kein geringer Köhlerglaube dazu, um sich den Freihandel mit dem Militärstaate verträglich zu denken, mit dem Militärstaate, der zur kostspieligen Unterhaltung seiner Kriegsrüstungen, wenn nicht gegen fremde Völker, doch gegen das eigene Volk, der fortwährenden Ausbeutung und Bedrückung des Handels unmöglich entbehren kann.

Gegenüber dieser trostlosen Ansicht über den bisherigen Verlauf der Dinge, der auch wieder aus dem Inhalt der neuesten Geschichtswerke deutlich genug hervortritt, läßt sich indessen immer noch die Hoffnung festhalten, daß wir bereits bis gegen das Ende der Periode der Soldatenherrschaft gekommen sind. Freilich scheinen seit 60 Jahren die Völker Europas nur über Trümmer geschritten und durch Blutströme gebadet zu sein, um endlich im giftigen Schatten des Polizei- und Militärstaats eine Ruhe zu finden, die ihre schon erschöpften moralischen Kräfte nicht mehr lähmt als erfrischt und erneuert. Freilich scheinen wir nur 60 Jahre der Revolution durchlebt zu haben, um die militärische Conscription, wovon das preußische Landwehrsystem doch nur eine etwas mildere Form ist, als wichtigste Errungenschaft davonzutragen, jene Conscription, die unter dem falschen Titel der allgemeinen Wehrpflichtigkeit nichts Anderes ist als eine Ausdehnung des Militärdespotismus. Sehen wir aber genauer zu, so fällt der Beginn des modernen Militärstaats, diese unter verschiedenen Wandelungen und mit kurzen Unterbrechungen fortdauernde Herrschaft einer bureaukratisch geleiteten, einer im voraus organisirten, bewaffneten und auf den Waffendienst besonders abgerichteten Minderheit über die waffenlose Mehrheit, doch schon mit dem Dreißigjährigen Kriege und der Regierung Ludwig's XIV. zusammen. Diese Periode ist lang genug, um endlich einmal zum erwünschten Schlusse zu gelangen. Auch durch die Nachgeburt der Französischen Revolution, durch das 1793 erst im Keime und 1798 in bestimmterer Form hervortretende System der heutigen Militärconscription, ist zwar die Soldatenherrschaft erweitert, aber eben dadurch in sich selbst abgeschwächt worden. Ein unzweideutiges Zeugniß dafür sind die seit einigen Jahrzehnden sich wiederholenden Militärverschwörungen und Militärrevolutionen, bis auf die neuesten in Spanien herab. Zugleich wurde dadurch die Militärlast nicht blos für die Völker, sondern besonders auch für die zusammengepreßten Heere selbst wachsend vermehrt. Und so hat sich endlich der moderne Soldatenstaat auf einen Gipfel getrieben, von dem er wieder herabsteigen muß, um nicht herabzustürzen, um sich der schon nahe drohenden Gefahr zu entziehen, daß der Herrschaft der Bayonnete durch die Bayonnete selbst ein Ende gemacht werde. Vielleicht trägt der jetzige Krieg im Osten nicht gerade unmittelbar, aber doch in seinen spätern und höhern Orts vielleicht nicht ganz erwünschten Folgen zur Beschleunigung dieses Gangs der neuesten Geschichte bei, und ganz unmöglich wäre es also nicht, daß die Weissagung des französischen Volksdichters Pierre Dupont in seinem 1847 gedichteten „Chant des nations" in baldige Erfüllung ginge:

O guerre c'est ton dernier jour!
Le glaive brisera le glaive ...

Darauf müssen wir später noch zurückkommen. Denn nicht blos Sybel, auch die meisten andern Verfasser der vorstehenden Geschichtswerke haben die freilich nicht gar zu verhehlende Entdeckung gemacht, daß bisjetzt die europäischen Völker mit aller Mühe und Arbeit im Namen der Freiheit und Gleichheit, der Humanität und Bruderliebe doch nur jenem Militärstaate in die Hand gearbeitet haben, „der die Foderungen unsers Volkslebens nicht erfüllt, sondern vernichtet". Allein gerade dieses „Alles schlecht, Alles schlecht" ist doch noch einer nähern Betrachtung zu unterwerfen.

In einer Zeit, da wieder eine gesteigerte kriegerische

Stimmung vorherrschte, zumal unter Denen, die als Journalisten und anderes zahmes Federvieh nicht von ferne zu besorgen haben, daß sie dort hinten in der Krim als Opfer auf dem blutigen Altar der Weltgeschichte erst lebendig gerupft und dann abgeschlachtet werden könnten; da alle Welt mit gespannter Aufmerksamkeit der Ereignisse wartete, die ihr der Lüge und Wahrheit wälzende Strom der Elektricität in jedem nächsten Augenblicke zutragen konnte; da wieder der Appetit nach Neuem und immer Neuem solchermaßen gereizt war, um selbst die cultivirtesten Magen von Kaisern, Diplomaten und hochgestellten Militärs die nur warm, aber nicht gar gerittene roheste Tatarenkost begierig schlucken und verdauen zu lassen: in solcher Zeit schien wenig Muse und Neigung vorhanden, um sich mit den Geschichten der Vergangenheit von Jahrhunderten oder auch nur von Jahrzehnden her zu befassen. Aber je zuversichtlicher der Glaube ist oder war, daß gerade jetzt der Donner der Kanonen eine neue Periode der Weltgeschichte einleitet, um so eifriger scheinen die deutschen Historiker in ihrer Weise Hand anzulegen bei der Arbeit der Geschichte. Ehe noch die Deutschen in der Lage sind, in der englischen Fremdenlegion, zum Dank für die ihnen im Parlament zutheil gewordenen bekannten Ehrentitel und für täglich einen Schilling Geschichte machen zu helfen, wird in Deutschland um so heftiger Geschichte geschrieben. Ehe noch in den großen Welthändeln die deutsche Flotte ihr entscheidendes Gewicht mit in die Wagschale geworfen, gehen schon die Kiele der deutschen Schriftsteller um so rüstiger hin und her in jenem schwarzen Meere, in dem der großen Nation von 40 Millionen schon lange die unbestrittene Herrschaft gehört. Ist es doch wieder eine ansehnliche Heerschar deutscher Geschichtswerke, die binnen der kürzesten Mobilisirungsfrist zum unblutigen geistigen Kampfe ausgerückt ist: „Drei mal drei, daß es Neun macht!" Sie verdienen umsomehr, daß man sie Revue passiren läßt, als mehre ihrer Verfasser schon bis in die allerneueste Zeit vorgerückt sind und mit gefällter Federspitze schon dicht vor den Wällen von Sewastopol stehen.

Billigerweise gebührt den Geschichtswerken der Vortritt, für welche die göttliche Kunst selbst, die Poesie und historische Malerei, den Rücken hergeben muß, um als neues Weib von Weinsberg den einen oder andern Historiker dem Publicum vorzureiten, damit es dem armen Schächer Gnade für Recht widerfahren lasse. Auf diese Art ward eine neue Species vierfüßiger Creaturen geschaffen, bei denen der künstlerische Theil selbständig auf eigenen Füßen wandelt, während der Historiker mit beiden Beinen in den Lüften baumelt und sich mit sichtbar peinlicher Mühe am Sattelknopfe festhält.

Zu dieser Gattung gehört Nr. 1 mit sehr langem und zum Besten der Leser d. Bl. noch etwas abgekürztem Titel. Er ist um so länger geworden, als sich der Herausgeber Dr. H. Th. Zimmermann vom Dr. W. Zimmermann bevor- und befürworten läßt, und als sich der Dr. W. Zimmermann zur Unterscheidung vom Dr. H. Th. Zimmermann bemüßigt glaubt, seinen vollen titulum majestaticum als allzeitiger Mehrer des deutschen Reichs der Wissenschaften beizusetzen, als „Verfasser des großen Bauernkriegs, der Geschichte der Hohenstaufen, der Fortsetzung von Wirth's deutscher Staatengeschichte" mit einem doppelten rc. Er hätte sich etwas kürzer fassen dürfen. Doch ist es in diesem besondern Falle nicht allzu sehr zu tadeln, daß sich der Beschützer gegen die immerhin mögliche Verwechselung mit seinem Schützling durch die vollständigsten literarischen Quarantänemaßregeln abzusperren gesucht hat.

Dr. W. Zimmermann bemerkt in seinem Vorworte, wie sich bei Spaniern, Schotten und Engländern die Geschichte in Balladen, in der Form des Volkslieds, der Einbildungskraft bemächtigt habe, wie sie auf Gassen, auf dem Felde, bei der Arbeit und bei Gelagen gesungen worden sei. Allein daran liegt es eben, daß sich dort das wirklich Geschehene oder das Geglaubte in lebendigem Zusammenhange als Sage fortgepflanzt hatte, um dann zum Volksliede zu werden. Die vorliegenden Gedichte aber, auch diejenigen, welche Stoffe aus der ältern deutschen Geschichte behandeln, stammen durchweg aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sie haben es weit zum größten Theile mit Dingen zu thun, die dem Volke schon lange aus dem Gedächtnisse entrückt sind und die ihm durch die höchst prosaische Vermittelung des Herausgebers sicher nicht wieder eingetrichtert werden. Mit Ausnahme der sehr wenigen Lieder, die bereits ohne Zuthun Zimmermann's Volkslieder sind, wird durch seine Bemühung nicht ein einziges zum Volksliede werden, und diese nachträglich auf Flaschen abgezogene Geschichte bleibt im besten Falle doch nur ein Nachtisch für jene gute Gesellschaft, die es für sehr unanständig halten würde, auf den Gassen zu singen und auf dem Felde.

Freilich wäre es für den Herausgeber eine Kunst gewesen, in den bekanntesten Balladen und sonstigen Gedichten von Schiller, Uhland, Lenau, Rückert, Freiligrath, Arndt u. A. nicht auch Vortreffliches zu geben. Da er aber im Schweiße seines Angesichts die ganze deutsche Geschichte poetisch abzurollen hat, so läuft ihm eine so entsetzliche Menge versificirter Bandwürmer, nicht selten von schreckbarster Länge, mit durch die Finger, daß sich in jedem fühlenden deutschen Herzen der patriotische Gesammteindruck dieser Geschichte in Gedichten etwa nur in den frei nach H. Heine geseufzten Seufzer der tieftrauernden Germania auflösen kann:

> Des Rheines Woge rollet;
> Wie wässert es ab und an!
> O höchst germanische Dichter,
> Warum habt ihr mir das gethan?!

Die historische Poesie ist stückweise von historisch erläuternder Prosa durchbrochen, und man muß dem Herausgeber nachsagen, daß er sich nirgends zu der unnützen Verschwendung verleiten ließ, irgendeine der goldenen Früchte auch gar noch in silberner Schale vorzusetzen. Die Rahmen oder Gefache, in die er die Dichtkunst eingethan, sind vielmehr aus dem bestgetrockneten Holze einer schon natürlich dürren Prosa geschnitzt, und

von poetischen Freiheiten, die sich der Herausgeber genommen, ist nichts zu entdecken, etwa die gemüthliche Anarchie eines liederlichen Gewimmels von Druck- und andern Fehlern ausgenommen, wovon aber die erstern wol nur dem Setzer zur Last fallen. Nur in wenigen Fällen wird er im Eifer, die Poesie mit der Wirklichkeit zu vermitteln, selbst auch zum Dichter, da er z. B. die Franzosen bei Roßbach ihre Czakots wegwerfen läßt, was sie schwerlich gethan haben, da sie keine Czakots hatten, oder da er die 1812 nach Rußland ziehende Grosse Armee mit einem grossen Trosse von Weibern und Kindern aus eigenen Mitteln versorgt. Im Ganzen aber muß man ihm das Zeugniß geben, daß er sich durch keinen poetischen Schwung auch persönlich in Schwung versetzen ließ: auf der ganzen Reise durch vier enggedruckte Hefte hindurch ist der Hippogryph, gleich jenem Pferde des Feldpredigers Schmelzle, anhaltend nur im Schritte mit ihm durchgegangen.

Zur Entschuldigung seiner kleinen Verstöße beruft sich der Herausgeber auf die Schwierigkeiten der Aufgabe und auf die wohlgemeinte Absicht, seinem Volke nützlich zu werden. Aber je größer die Mühe war, die er sich machte, um so eher hätte er sie sich ersparen sollen, und er hat viel zu viel gesündigt in Prosa und in Versen, als daß man ihm in verdammungswürdiger Gutmüthigkeit leichtweg ein Werk verzeihen sollte, worin abwechselnd die Geschichte mit der Poesie und die Poesie mit der Geschichte verdorben wird.

Auch für Nr. 2 muß wieder die Kunst, die von K. H. Hermann gemalte deutsche Geschichte, das Dampfschleppschiff machen, um des Dr. R. Foß geschriebene deutsche Geschichte in Curs zu setzen. In seinem Vorworte sagt Dr. Stahl über das Werk des Malers, wie „sich hier die Kunst das Problem gesetzt, bis zu gewissem Grade auch Wissenschaft und zwar populäre Wissenschaft zu sein; es sei ein Vortrag über deutsche Geschichte in diesen Bildern, von einer durchdachten Auffassung und einer Fülle des Stoffs, daß er sich jeder Geschichtschreibung gleichstelle, aber durch die allgemein verständliche und eindringliche Sprache der Kunst". Sehr wohl! Und auch daran hat Stahl wohlgethan, daß er seine Lobsprüche nicht auf den Commentar zu jenen Bildern ausgedehnt hat. Zwar lassen sich die Leute, wenn ihnen in Farben und Umrissen ein sinnlich vergegenwärtigtes Stück Geschichte in die Augen leuchtet, recht gern auch eine kurze Deutung der Bilder gefallen. Aber der Himmel möge dann den Künstler vor allzu breiten Auslegern in Gnaden bewahren. Im vorliegenden Falle ist er ihm sehr ungnädig gewesen. Foß hat sich bemüßigt gehalten, eine volle Kameelslast historischer Gelahrtheit der armen Kunst auf den Rücken zu packen. Er hat seinerseits das Möglichste gethan, um den Wunsch des Geheimen Justizraths Stahl, „die aus dem innersten Wesen der deutschen Nation geschöpfte gemalte Geschichte möge wieder eindringen in das Wesen der Nation", zu einem der frommen Wünsche Stahl's zu machen.

Erst eine Widmung an den König von Preußen; dann ein standesmäßig geordnetes Subscribentenverzeichniß; dann das Vorwort Stahl's; dann eine Bilder erklärende Einleitung. Ist man mit dieser zu Ende, so schöpft man Athem und hofft überhaupt zu Ende zu sein. Eitle Hoffnung! Denn jetzt fängt erst in siebenfach größerm Umfange die Erklärung der Bilder und die Erklärung der Erklärung von neuem an. Das geht über alles billige Maß hinaus! Kein Wunder, daß sich einander Kunst und Geschichte beständig zwischen die Beine gerathen. Vor den Bildern des Malers, seien sie noch so schön, möchte man die Augen verschließen; denn die Haut rieselt Einem im Gedanken, daß man zu ihrem vollen Verständnisse wol gar noch den ganzen Commentar durchlesen müsse. Und ihrerseits arbeitet die historische Muse im steifleinenen Gewande am lebendigen Strome der Geschichte umher, um ihn mit Schleußen und Pumpen auf die Höhe der Kunst zu ängstigen. Zum Ueberfluß ist das Ganze mit einer polizeilich an den Haaren herbeigeschleiften Frömmigkeit durchmischt, recht geeignet, um selbst die Frommsten fuchswild und des Teufels zu machen, von jener specifischen Gottseligkeit, die zu keinem Dinge nütze ist, als um etwa einen Doctor zum Professor Ordinarius oder im schlimmsten Falle zum Geheimen Hof- oder Justizrath zu empfehlen.

Der Verfasser zeigt sich als fleißiger Forscher, als gründlicher Kenner der deutschen Geschichte, und es fehlt nicht an der Mittheilung manches Bedeutenden, was in andern Werken übersehen oder nicht ebenso bestimmt hervorgehoben ist. Das Schlimme ist nur, daß das Wenigste des Guten, das er gibt, in dieser Bildererklärung am rechten Platze steht.

Zu dem Gelungenen, was zugleich Anlaß bietet zum vergleichenden Hinblick auf die Gegenwart, zählen wir einige Schilderungen aus der Reformationszeit. Darin wird hervorgehoben, wie die das ganze Reich durchdringende Sehnsucht nach politischer Umgestaltung jeden der Stände zu dem Versuche getrieben, diese Umgestaltung aus seiner Mitte hervorgehen zu lassen, zuerst die Kurfürsten, dann die Ritter (Franz von Sickingen, Hutten), die Bauern und zuletzt die Städte; und wie alle diese Versuche mislungen seien, außer die der Fürsten, was auch die heutigen Deutschen noch bemerken können. Es ist die Rede von der jetzt noch sichtbaren größern Erregtheit der in der Nähe der Schweiz wohnenden Bauern, woran sich die richtige, wenn auch schon anderwärts gemachte Bemerkung anknüpft, daß in der neuesten Zeit (1848) in denselben Gegenden, die früher der Schauplatz des grossen Bauernkriegs gewesen, ähnliche Erscheinungen in freilich viel schwächern Nachschwingungen zu Tage gekommen. Auch darauf wird hingewiesen, daß jene größere Erregtheit schon lange vor der Reformation in den der Schweiz naheliegenden Gebieten zu Aufständen geführt, die aber von der gerade hier besonders zahlreichen und kriegerischen Ritterschaft mit Härte und Grausamkeit unterdrückt wurden. Aus dem hieraus entsprungenen Mistrauen des Volks gegen den Adel erklärte es sich, warum die Erhebung des letztern [illegible]

Sickingen, dem Abgotte der Landsknechte, ohne Unterstützung der Bauern geblieben ist, und warum beide Bewegungen, die des Adels und die der Bauern, um so leichter unterdrückt werden konnten. Eine ähnliche Stellung dieser beiden Classen der Bevölkerung finden wir noch in Polen, wo es ja auch die Aristokratie im entscheidenden Momente versäumt hatte, durch großartige Maßregeln der Entlastung der bäuerlichen Bevölkerung diese dauernd für die Sache der polnischen Unabhängigkeit zu gewinnen und über die das Volk in Herren und Knechte spaltende Kluft eine goldene Brücke zu bauen. Dies ist ein sehr wichtiger Umstand, der auch bei jeder Schätzung von Rußlands Stärke oder Schwäche, worin man sich für den jetzigen Krieg so bitter getäuscht hat, in Betracht zu ziehen ist. Es heißt S. 381:

In Süddeutschland waren die Bauern weit gebildeter, praktischer als die norddeutschen. Ihre Foderungen gingen auf Aufhebung der Leibeigenschaft, freie Wahl der Prediger, Beschränkung des Wildstands u. s. w. Die sächsischen Bauern dagegen ersehnten ein Reich, das nach dem jüdischen gebildet sei; sie kannten ja keine andern socialen Zustände als die ihrigen und die, von welchen das Alte Testament erzählt.

In diesem Gebaren der sächsischen Bauern, der Mormonen der Reformationszeit, die Luther zunächst vor Augen hatte, liegt mit ein Grund zur Erklärung und einigermaßen zur Entschuldigung seiner harten Bauernepistel. Gleichwol muß man gestehen, daß sich der Kurfürst Friedrich der Weise über seine rebellischen Bauern nicht blos milder, sondern auch weiser als Luther geäußert, da er meinte: „Nun, wenn Gott will, daß die armen Leute über uns herrschen, so wird es auch geschehen." Man sieht, daß damals die Weisheit auf dem Throne noch nicht zur allerhöchsten Weisheit geworden war, daß sie statt einer Herrschaft der Fürsten von Gottes Gnaden auch an die mögliche Herrschaft eines Volks von Gottes Gnaden dachte.

Neben manchem gesunden Urtheile nimmt sich des Verfassers spießbürgerliche Meinung über die frühern demokratischen Bewegungen des 14. Jahrhunderts in der Schweiz und ihrer Nachbarschaft um so seltsamer aus. Er hebt hervor, daß der Druck, der auf den Schweizern und der noch später im 16. Jahrhundert auf den süddeutschen Bauern gelastet, keineswegs sehr schwer gewesen; daß vielmehr da und dort ein wohlhabender, oft sogar ein üppiger und übermüthiger Bauernstand gewohnt habe. Ganz so und mit Recht schildert Hagen in seiner „Deutschen Geschichte von Rudolf von Habsburg an" die Zustände der Bauern. Aber doch hielt er die Schweizer berechtigt, schon die geringere Last abzuschütteln, ehe sie allzu schwer geworden, um noch abgeschüttelt werden zu können, während sich Foß ihren „Aufruhr" aus „dem kühnen, freiheitstrotzigen, aber im Ganzen ungerechten Streben der Waldstätte" erklärt. Ueberhaupt scheint er über Tragfähigkeit und Tragpflicht des gemeinen Volks, das es nicht wenigstens zum Grade eines Doctors gebracht, eigenthümliche Ansichten zu haben. „Wären wirklich die Leute", so fragt er in der Geschichte des 16. Jahrhunderts, „von Mangel gedrückt und von Noth gepeinigt gewesen, wie hätte wol aus ihrer Mitte ein so tüchtiges Fußvolk wie das der Landsknechte hervorgehen können?" Indessen sehen wir jetzt in der Krim, daß sich die von Mangel gedrückten und von Noth gepeinigten Irländer auch noch heutzutage zu tüchtigen Landsknechten auffüttern lassen. Freilich wollte Foß nur sagen, daß das Volk durch die mit ihm angestellte Hungercur erst dann berechtigt werde, aus eigener Bewegung zu den Waffen zu greifen, wenn es wirklich schon in den ausgemacht allerletzten Zügen liege. Aber dann hätte auch Deutschland keine Erhebung der Tiroler im Jahre 1809, keinen Abfall der Preußen unter York und keinen Befreiungskrieg von 1813 gehabt. Dann hätte nicht der Künstler auf seinem vierundzwanzigsten Bilde die mit dem Blute der Väter erkaufte Errungenschaft, die Proclamation der Bundesacte, zur freudigen Begeisterung der deutschen Jugend abconterfeien können, und Foß selbst hätte nicht eben diese Bundesacte mit schamhafter Kürze als die Grundlage bezeichnen können, „auf der das moderne Deutschland ruht".

Auf S. 442 findet sich über die Regierung Friedrich Wilhelm's I. von Preußen die vorsichtig gehaltene Aeußerung:

Mag nach unserm Gefühl seine Härte fast groß gewesen sein, sie sagte doch dem Charakter seines Volks zu. Und freut sich denn bis auf den heutigen Tag der Preuße nicht immer noch, daß er in strenger Zucht des Staats aufwächst?

Mit ebenso kindlicher Pietät heißt es S. 463:

Der Preuße kann nur mit Dankbarkeit den Krückstock Friedrich Wilhelm's I. ansehen, denn was wäre aus ihm geworden, wenn ihn nicht die harte Zucht in seiner Jugend zu einem ernsten Mannesalter herangebildet hätte?

Welche rührende verstockte Schwärmerei! Gewiß wird kein Leser hartherzig genug sein, um auch jetzt noch dem gekrümmten Rücken des Verfassers eine genaue persönliche Bekanntschaft mit allen historisch merkwürdig gewordenen Stöcken der Monarchie zu misgönnen. In seinen Worten glauben wir aber einen indirecten Tadel gegen den Künstler zu erkennen, weil es dieser versäumt hat, einen der treffendsten Belege für diese strenge Zucht zum Vorwurfe seines Pinsels zu machen. Wir meinen natürlich jenen bekannten Vorgang, da ein Jude zu Berlin bei dem Anblicke der Majestät vergebens Reißaus nahm und auf das Geständniß, daß er sich gefürchtet, eine Tracht Schläge erhielt, nach dem die rasche Vollziehung des Urtheils hinlänglich motivirenden Erwägungsgrunde: „Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben!" In der ganzen Geschichte gibt es keinen schlagendern Beweis vom Bedürfnisse der Fürsten nach der Liebe der Unterthanen ohne Unterschied ihres Glaubensbekenntnisses. Und wie symbolisch bezeichnend, darum auch wie besonders geeignet für die moralische Darstellung wäre doch gerade dieser Vorgang gewesen, zur deutlichen Veranschaulichung jener guten alten Zeit, da sich noch kein Fetzen Papier zwischen Fürsten und Völker drängen durfte.

Unserm Uhland wird es verübelt, daß er, nach-

dem er das Vollendetste geschaffen, was die romantische Lyrik erzeugt hat, gar noch zum politischen Dichter und mit seinem trotzigen Rechtsgefühl der Führer einer Dichterschar geworden, „die, zuletzt alle Schranken überspringend, in ihren Gesängen die Völker zu Kampf und Mord und zur Verachtung aller Autorität auffodert". Da hat er es nun, der liebenswürdige Sünder am Neckarstrande: alles Schlimme in deutschen Landen ist erdichtet worden! Warum war er aber auch, sogar in der neubundestäglichen Zeit, vermessen genug, einen ihm zugedachten Orden mit trotzigem Rechtsgefühl von der Hand zu weisen? Foß hätte dies niemals gethan! Je näher er der Gegenwart rückt, um so vorsichtiger tritt er auf. Dem Kätzlein gleich, das nach Rahm geht, leise spinnend am Faden der Geschichte, um alle scharfen Ecken der Wirklichkeit sachte herumbiegend, schleicht er sich mit spurlos aufgesetzten Sammtpfötchen durch die neueste Zeit hindurch. Und von den Vorgängen des Jahrs 1848, wo doch die allgemeine Freude über die „strenge Zucht des Staats" laut genug zum Ausbruche gekommen war, ist vollends keine Rede. Nur zum Schlusse werden wir noch in der Dämmerung des bekannten „Vorabends großer Ereignisse" auf den bekannten „kochenden Vulkan" hinaufgeführt, mit dessen gütiger Hülfe endlich auch Foß seine Suppe fertig gekocht hat, an der sich die deutsche Jugend und die deutsche Nation sicher nicht übernehmen werden.

Nach Betrachtung der misrathenen Versuche zur Verquickung von Kunst und Geschichte erfreut man sich umsomehr eines Werks wie der Fortsetzung von Duller's deutscher Geschichte durch K. Hagen. Sie reicht in ihrem ersten Bande von Rudolf von Habsburg bis zum Tode des hienieden lange weilenden und langweiligen Kaisers Friedrich III., also bis zur Reformation und zur Schwelle der Neuzeit. Der Stil ist durchweg einfach, leicht flüssig und durchsichtig, nur hier und da ist vielleicht ein etwas allzu tiefer Ton der Leutseligkeit gegen das Publicum angestimmt. Die Schilderung des Freiheitskampfs der Schweizer, Friesen und Dithmarsen, des ersten Aufschwungs der Hansa und der andern deutschen Städte mit schärfern und markigern Zügen hätte zweifellos den gleichmäßigen Fluß der Rede wohlthuend unterbrochen. Doch übersehe man nicht, daß stets die Geschichte des Deutschen Reichs zu drei Viertheilen eine Krankheitsgeschichte ist; daß es sich gerade in diesem ersten Bande hauptsächlich um das Absterben und langsame Abfaulen des Mittelalters handelt; daß jeder höhere Aufschwung des deutschen Historikers, je treuer und redlicher er es meint, umsomehr durch den Hinblick auf die Misère eines langen Siechthums nach wenigen gesunden Tagen schon im voraus gelähmt werden muß. Auch sonst noch hat ja der arme deutsche Geschichtschreiber mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Welchen sauern Schweiß, welche erprobte deutsche Geduld kostet es doch jetzt noch die patriotische und fleißige Jugend, um nicht bei dem Gewimmel dynastischer Tendenzen, bis zu den anhaltischen und reußischen herab, Hören, Sehen und Denken zu verlieren? Welche Mühe kostet es sogar, um sich nur, wie Fürst Metternich, das räumliche Durcheinander größerer und kleinerer Staaten zum deutlichen „geographischen Begriffe Deutschland" aufzuhellen! Gleichwol ist im ehemaligen deutschen Reichskörper das Neben-, Aus-, Durch-, Gegen- und Hintereinander seiner tausend Glieder noch weit multiplicirter gewesen! Gewiß war es also eine dankenswerthe Zugabe des Verfassers, daß er zur Orientirung eine Uebersicht der bedeutendsten Fürstenthümer, Herrschaften und Städte im 14. und 15. Jahrhundert gibt; und zu bedauern ist nur, daß es noch da und dort solcher Uebersichten bedürfen wird, um es dem deutschen Leser möglich zu machen, sich durch die Geschichte seines großen Vaterlandes glücklich durchzubeißen.

In der Vorrede sagt der Verfasser, daß er bis zum Jahre 1350 die Kaiser zum Mittelpunkte seiner Darstellung gemacht, weil bis dahin ihre Persönlichkeit noch von großem Einflusse gewesen. Dagegen läßt sich am wenigsten etwas einwenden, wenn sich zugleich die richtig gezeichneten Charakterzüge, wie diejenigen Rudolf's von Habsburg, in einer ganzen Dynastenfamilie, sogar über das Erlöschen des Mannsstamms hinaus, fortgeerbt haben. Sehr treffend ist Rudolf's natürliche Leutseligkeit geschildert, sowie seine klüglich zur Schau gestellte Bonhommie, neben mancher Herbheit und Härte, die sich durch das gegebene kaiserliche Wort nicht immer gebunden hält (Hinrichtung des falschen Friedrich II. als Ketzer), sobald es der Vermehrung der Macht und des Besitzthums des kaiserlichen Hauses gilt. Auch die ersten Spuren eines nicht blos auf den Besitz von Land und Leuten gerichteten Erwerbssinns der Habsburger bleiben nicht unerwähnt. Es wird erzählt, wie Rudolf zu einem doppelten Gewinn bringenden Handelsgeschäfte in Fischen und Wein die kaiserliche Initiative ergriffen und es keineswegs verschmäht hatte, sich am erlaubten Profit zu betheiligen. Von da an ist freilich noch ein weiter Sprung bis zu gewissen großen Börsenspeculationen der Neuzeit. Doch gedenkt man unwillkürlich bei der Schilderung von Rudolf's Charakter wol auch des letzten deutschen Kaisers, wie er in der ängstlichen Sorge für das Wohl seines Hauses darauf bedacht ist, das Loos der Gefangenen des Spielberg möglichst wenig erträglich zu machen, und wie er dem dem Volke mit der ihm eigenthümlichen Bonhommie jenes rührende „Vermächtniß seiner Liebe" hinterläßt, das von den factiösen Anhängern eines Mazzini und Kossuth noch bis zur Stunde nicht angetreten ist. Selbst der den meisten Habsburgern eigenthümliche häuslich-ökonomische Familiensinn, womit eine auf dem Volke ruhende ansehnliche Staatsschuldenlast sehr wohl verträglich ist, läßt sich in demselben Legat der Liebe unmöglich verkennen, da es füglich vollzogen werden „konnte" ohne die geringste Verkürzung des kaiserlichen Haus- und Familienfideicommißvermögens.

Neben solchen indirecten Hinweisungen auf Personen

und Zustände der Gegenwart finden sich hier und da auch geradezu ausgesprochene. Das ist zu loben: der Historiker, der keinen lebendigen Sinn für das Jetzt hat, kann ihn schwerlich für das Ehemals haben. Meist sind auch dem Verfasser seine Anspielungen auf Neues und Neuestes gut gelungen. Nur in einem Falle nicht. Da er vom Aufblühen der deutschen Städte seit dem ersten Siege der Demokratie und der Mitherrschaft der in Zünfte gegliederten Bürger spricht, ruft er aus:

Wie vortheilhaft unterschied sich die mittelalterliche Polizei der städtischen Demokratie, die ein wachsames Auge auf Bäcker, Metzger, Weinhändler u. s. w. hatte, von der heutigen, welche zwar mit großen Strafen dareinfährt, wenn Einer vor dem Hause ein Grashälmchen hat stehen lassen oder einen Teppich zum Fenster hinaushängen läßt, aber sich nichts darum bekümmert, ob der Kornwucherer und der Bäcker miteinander im Lande eine ganze Einwohnerschaft auf das schamloseste ausbeuten.

Erwünschter wäre es doch, wenn die Polizei weder mit Grashälmchen noch auch mit Kornwucherern ihre Phantasie erhitzte und lieber den ganzen Korn-, Brot- und andern Handel völlig ungeschoren ließe. Die polizeilichen und gerichtlichen Verfolgungen von Hochverrathsversuchern, Majestätsbeleidigern, gerade wie die von meistens blos eingebideten Kornwucherern, erinnern noch gar zu sehr an die Hexenprocesse des Mittelalters. Die schlimmsten Vertheuerer des dem Volke gebührenden Brots sind heutzutage vielleicht Diejenigen, die noch den Verkehr in Fesseln schlagen, die zur Kriegszeit wie im bewaffneten Frieden mehr als drei Millionen arbeitskräftige Europäer, Soldaten genannt, dazu zwingen, sich ihr Brot nicht selbst verdienen zu können; die eben dadurch alle Andern zwingen, durch ihre Arbeit erst das Brot für diese drei Millionen herbeizuschaffen, um dann zu essen, was ihnen übrigbleibt und was sie etwa noch bezahlen können. Aber diese Brotvertheuerer sind die modernen Polizei- und Militärstaaten selbst; und so ist ihnen freilich nicht zuzumuthen, daß sie sich dafür selbst auch polizeilich am Kopfe nehmen, um sich gebührend abzustrafen.

Trotz der kleinen Abschweifung Hagen's in das Gebiet der Volkswirthschaft und seiner nicht ganz glücklichen beiläufigen Berührung der allerwichtigsten Zeitfrage, der Brotfrage, verdient sein Geschichtswerk volles Lob. Das Wachsen und Welken der deutschen Städte in Freiheit, Wohlstand und Macht, die bäuerlichen Zustände und das selten schon glückliche Ringen und Streben der ländlichen Bevölkerung, die freundlichen wie die feindlichen Beziehungen und Berührungen der mehren Volksclassen, die Vorboten der nahenden Reformation in Lehre und Leben, in Kunst und Wissenschaft: das Alles — und dies war ja die Hauptsache — ist gut und höchst anschaulich, in sehr verständiger und darum auch in verständigender Weise geschildert. Der Verfasser verschmäht es, mit überflüssiger Gelehrsamkeit zu prunken; aber durch die klar hinfließende Erzählung sieht man auf den Grund seiner tiefern Forschungen und wird es leicht gewahr, daß er es sich mit diesem Geschichtswerke keineswegs so bequem gemacht hat wie mit seiner „Oestlichen Frage“.

Darum wird sich gewiß auch seine Hoffnung auf Anerkennung erfüllen. Er wird in einem gebildeten, bemittelten und behäbigen Mittelstande von gelind demokratischer Gesinnung ein hinlänglich zahlreiches Publicum finden. Zwar deutet er in seiner Vorrede noch auf ein an sich mögliches, für jetzt aber unmögliches Werk von nicht weniger als 15 Bänden, das erst die rechte und vollständige deutsche Volksgeschichte werden und sein könne. Aber er deutet nur hin auf diese erst am fernsten literarischen Horizont drohende Wolke eines 15 Bände schweren Gewitters. Nun, auch das würden die Deutschen noch überstehen! Es gäbe ja doch nur eine Geschichte von Fachmännern für Fachmänner. Eine deutsche Volksgeschichte für das Volk würde aber durch Abkürzung, wie die Bücher der Sibylle, nichts verlieren, sondern an Werth nur gewinnen; und ehe dieses Volk seine gedruckte Geschichte bequem in die Tasche bringt, bleibt alle Mühe vergebens, sie ihm in Kopf und Herz zu bringen.

Nr. 4, der Beginn der zweiten Auflage eines bekannten, gediegenen und wegen seiner Auffassung der Reformation auch viel beschrieenen Werks, kann hier nur flüchtig erwähnt werden. K. A. Menzel hat es sich besonders angelegen sein lassen, die in der Reformation mitwirkenden sehr menschlichen und nicht immer ganz saubern Triebfedern sorgfältig auseinanderzulegen. Dafür gebührt ihm Lob statt Tadel. Wol aber bleibt es wahr, daß die Reformation doch auch eine That der Begeisterung gewesen ist, und daß das ohne allen Schwung geschriebene Werk von Menzel, trotz oder wegen seiner schätzenswerthen Belege und Citate, schließlich doch nur einen halbwahren und darum ganz falschen Eindruck macht. Da sehen wir nicht mehr den endlich einmal wild gewordenen Löwen des deutschen Volks, wie er die Gitter der Hierarchie durchbricht, sei es auch nur, um sich successiv in andere Käfige einsperren zu lassen; wir sehen nur das abgezogene Löwenfell, das historisch-kritisch Haar um Haar zerrupft wird und, womit man sich etwa eine Matratze vollstopfen mag, um ohne alle Gemüthsbewegung jedes noch mögliche Attentat einer weitern Reformation desto ungestörter verschlafen zu können.

War Hagen's Schrift über die Zeit vor der Reformation nach ihrem wesentlichen Inhalte schon eine deutsche Reichskrankheitsgeschichte, so ist nun die Schrift L. Häusser's (Nr. 5), ohne jedoch bis auf den neuesten Reichsverweser zu reichen, die eigentliche deutsche Reichsverwesungsgeschichte. Sie ist dies wenigstens im ersten Bande vom Tode Friedrich's II. an bis zum Baseler Frieden (1795), da uns erst die beiden folgenden Bände, durch das Fegfeuer der Franzosenkriege und der Rheinbundszeit hindurch, in den durch die Erhebung der deutschen Nation errungenen frankfurter Himmel vom Jahre 1815 einführen werden.*)

Das Buch Häusser's ist kein schnell zusammengenäh-

*) Der zweite Band ist seit Abfassung vorstehenden Artikels erschienen und wird seinerzeit in d. Bl. besprochen werden. D. Red.

tes Flickwerk aus dem bunten Allerlei historischer Lappen; es ist recht aus Einem Gusse. Er hat nicht aus fremden Aehren seine Garben gebunden und sich die redliche Mühe der selbstthätigen Forschung in keiner Weise verdrießen lassen. Ueberall gibt der Inhalt davon Zeugniß, daß er die zum Theil schon in der Vorrede genannten und mitunter noch unbenutzten Quellen mit combinatorischem Scharfsinn und mit Umsicht wirklich benutzt hat. Auch die keineswegs leichte Aufgabe hat er gelöst, den sehr spröden und bei jeder ungeschickten Behandlung so leicht in tausend deutsche Reichssplitter zerfahrenden Stoff in möglichst ansprechende Form zu fassen. Er hat also ein sehr der Anerkennung werthes Werk geschaffen. Ob es ebenso ersprießlich ist, wird die Fortsetzung zeigen. Gewiß ist die Wahrheit in allen übrigen Dingen eine löbliche Sache, aber doch kommt es im besondern Falle noch auf die Dinge selbst an. Wer mit redlichem Forschungseifer eine noch so armselige Zeit in ihrer vollen Blöße schildert, hat sich gewiß keiner Sünde schuldig gemacht. Ob und wie weit er aber damit etwas Gutes und Förderliches geschaffen, ist noch eine andere Frage. Unsererseits legen wir also ganz offen das ketzerische Geständniß ab, daß wir auch für die Gaben der Geschichtschreibung nur den Maßstab des Nützlichen kennen; daß wir nur danach fragen, was und wie viel die Jetztlebenden an gesunder geistiger Nahrung zur täglichen Speise erhalten, und wie viele dieser Jetztlebenden daran mitgenießen können? Das bloße, noch so gründliche Wissen Dessen, was die Urahnen gegessen, ist doch ein gar zu kärglicher Proviant zur Stärkung des Volks für die weitere Lebensreise. Leider müssen sich aber wieder die armen Deutschen die Wege, worauf ihre Vorfahren gewandelt, so ausführlich beschreiben lassen, daß sie, da sie doch Anstands halber ihren gelehrten Lehrern ruhig zuhören müssen, um so schwerer vom Platze kommen.

Der deutsche Reichscadaver, der sich, obgleich er schon lange den Geist aufgegeben, noch immer lebendig stellen mußte, wird vom Verfasser demonstrirend nach allen Seiten beleuchtet. Wir erhalten ein vollständiges und doch nicht gar zu ausführliches Bild jener Zeit, da man in den jetzt glücklich verschwundenen geistlichen Staaten und Städtchen auf „je 1000 Seelen 50 Seelsorger und 260 Bettler" zählte, und da es in vielen weltlichen Herrschaften nicht anders aussah. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Geschichte jener vorrevolutionären Periode auch ihre humoristische Seite hat, daß die vom Reichskörper genährten Maden mitunter in possirlich-majestätischen Sprüngen und Stellungen sich präsentiren, sei es nun bei ihren friedlichen Beschäftigungen auf den Bänken des regensburger Reichstags und zwischen den „50,000 Actenfascikeln" des wetzlarer Reichskammergerichts, oder bei ihrem kriegerischen Gebaren und bei den Heldenunthaten der weiland deutschen Reichsarmee. Im Ganzen läßt aber die Betrachtung dieses Gebiets der deutschen Geschichte nur den Eindruck einer traurigen Oede zurück. Selbst der Mühe und Kunst des Verfassers hält es schwer, uns nur einigermaßen wieder das Verständniß zu öffnen für jene naßkalten Tage von Regensburg; und jedem Leser drängt sich wol die Bemerkung auf, daß ihm das fernere Mittelalter mit seinen markigern und farbigern Gestalten doch innerlich bei weitem näherliegt. Sehr begreiflich! Als sich noch die Dynasten Europas mit ritterlicher Heldenfaust persönlich die Köpfe einschlugen, konnte man ihnen mit aufrichtigem Beifalle ein Bravo! zurufen, aber entsetzlich langweilig ist es geworden, da man nur noch zu deliberiren wußte. Für das deutsche Volk ist es also gewiß ein günstiges Zeichen, daß es für den Reichsunsinn des 18. Jahrhunderts allen Sinn verloren hat, obgleich es dann und wann, damit es seiner Geschichte nicht völlig vergesse, wol auch noch in Frankfurt an Regensburg erinnert wird.

Aber auch eine minder erfreuliche Wahrheit tritt uns aus Häusser's Buch vor Augen. Er berichtet nicht blos über die Vorgänge jener trübseligen Periode, er spricht auch von den Meinungen der Zeitgenossen über ihre Zeit. Daraus ergibt sich denn, daß es auch in Deutschland, ganz wie in Frankreich vor der Revolution, keineswegs an der vollständigen Einsicht in die Unhaltbarkeit des deutschen Reichswesens fehlte, und daß dieses Reich dennoch zugrunde ging; daß es ebenso wenig zur Rettung und Heilung an guten Rathschlägen fehlte, die in herkömmlicher Weise nicht befolgt wurden, oft am wenigsten von den Rathgebern selbst. Was half es also, wenn schon J. J. Moser gegen die Schule jener Publicisten, welche die officiellen Ansichten von der Souveränetät der Landesherren in Systeme brachten, als gegen die „Ober- und Kerzenmeister der Souveränetätsmacherzunft" eiferte? Diese privilegirte Zunft blieb ja doch mit der Arbeit des Regierens betraut; und will etwa der gesunde Menschenverstand mit Hand anlegen, so geschieht es ihm wol auch jetzt noch, daß er als Bönhase abgestraft wird. Was half es, daß Friedrich der Große seinen Preußen, freilich nur in französischen Versen, zurief:

> Enfants chéris de Mars, comblés de ses faveurs,
> Craignez que la paresse,
> L'orgueil et la mollesse
> Ne corrompent vos moeurs!

Es kam doch erst zu den Schlachten von Jena und Auerstädt, ehe es zu denen von Leipzig und Belle-Alliance kommen konnte. Was half es, daß endlich sogar derselbe Friedrich der Franzosen satt zu werden schien und schließlich resolvirte: „Ich will keine Franzosen mehr, sie sind gar zu liederlich und machen lauter liederliche Sachen"? Die Franzosen kamen doch wieder über den Rhein, weit zahlreicher als zuvor; und Große und Kleine, die erstern mit gebührendem Vortritte, beeiferten sich mit ihnen um die Wette, „liederliche Sachen zu machen". Was half es auch, daß schon Mirabeau dem Könige Friedrich Wilhelm II. den Rath gab, die „militärische Sklaverei" verschwinden zu lassen? Diese „militärische Sklaverei" ist doch geblieben, zwar in andern, aber [illegible] in minder drückenden Formen. Das Alles sind nur weitere Belege für die von unsern doctrinär gewordenen

gebildeten Classen so oft verkannte Wahrheit, daß Kranke und Sterbende, Einzelne wie Staaten- und Staatenvereine, eine völlig richtige Ansicht von ihrem schlechten Befinden mit sich herumtragen können, ohne dadurch gesund zu werden; daß nur durch die vielfach überschätzten cursirenden Principien und Ansichten, welche wirklich vorherrschen oder nach den Ansichten der Parteien über die Ansichten vorherrschen sollen, geschichtliche Krisen weder herbeigeführt noch vermieden werden, ehe ihnen auch bei den Volksmassen die bis in Haus und Hütte, Hof und Feld, Werkstätte und Kaserne reichenden Interessen zu Hülfe kommen.

Es ist ein tröstliches, in Natur- und Völkergeschichte geltendes Gesetz, daß aus und neben jedem Tode ein neues Leben emporkeimen muß. Auch bei dem Hinscheiden des tausendjährigen Deutschen Reichs hat sich dieses Gesetz bewährt. Aus den verwitternden Staatentrümmern ist wenigstens ein starker Staat, der preußische, verhältnißmäßig schnell in die Höhe gewachsen, und nicht blos in Wissenschaft und Kunst, auch im Gebiete der unmittelbaren That mit Hand und Herz sehen wir in seltsamer Mischung frisches Aufstreben und gesunde Kraft neben kläglicher Lahmheit und armseligster Ohnmacht. Während jene Reichsarmee — der Verfasser hat dies treffend hervorgehoben — schon lange das Hasenpanier zum Reichspanier gemacht, haben sich Deutsche heldenhaft geschlagen unter dem Großen Kurfürsten, unter Eugen und gar unter Friedrich II., nur daß sie sich nicht mehr als Deutsche schlugen, sondern als Brandenburger, Kaiserliche, Preußen. Auch den Neufranken gegenüber reicht noch bis in das Jahr 1793 das Uebergewicht deutscher Waffen; doch ist für diese Zeit schon genauer zu unterscheiden, was die deutschen Truppen Tüchtiges geleistet, was die deutschen Generale Untüchtiges geleistet und was die deutschen Diplomaten völlig verpfuscht haben. So konnten fort und fort Weise und Thoren, Ehrenmänner und Schufte, Helden und Hasen aus deutschem Holze geschnitzt werden, da stets das vielverzweigte Volksleben in tausend Aesten zugleich grünte und welkte.

Ueberhaupt sind wir hoffentlich jetzt wol über die Periode des früher noch möglichen Völkertodes, wenigstens des Todes größerer Nationen, völlig hinaus. Staaten mögen noch sterben und Staatsformen zerbröckeln oder zerbrochen werden; aber die Völker selbst haben nur dann und wann noch Hautkrankheiten durchzumachen, und nach jeder neuen Häutung schreiten sie ihres Weges rüstiger fort. Die deutsche Nation kann von oben nach unten, von der Haut aus bis zum innern Kerne vollends nicht mehr ruinirt werden. Goethe hatte gut reden:

> Nichts ist schwerer zu ertragen
> Als eine Reihe von schönen Tagen.

Wer aber, wie das deutsche Volk, eine solche zahllose Menge der trübseligsten Reichs-, Land- und andern Tage überstanden hat und noch übersteht, kann doch auch einen Puff aushalten. Die Deutschen dürfen sich also immerhin ihrer unverwüstlichen Gesundheit, ihrer starken Constitution freuen, ob auch ihre Reichsconstitution noch so lange auf sich warten lasse. Und kommen sie gleich auf holperigem, von unnützem kleinem Gebüsche vielfach verwachsenem Wege nur stolpernd voran, dem ungetrübten Blicke zeigt sich dennoch ihre Bahn als eine aufsteigende zu höhern Zielen. So mögen sie denn auch den Glauben an ihre Zukunft festhalten in treuen und möglichst freien Herzen!

Seit der Weltverkehr, nicht blos der materielle, sondern auch der untrennbar damit verbundene literarische, künstlerische und persönliche Verkehr, mit tausendfach zahlreichern Banden als je zuvor die Völker umschlungen hat, können sie nur noch Hand in Hand entweder vorwärts- oder rückwärtsschreiten. Keine Nation, so wenig die stolzen Briten und stolzern Nordamerikaner als die wenn nicht in Worten, doch in Thaten noch allzu bescheidenen Deutschen, mag sich ferner getrösten, vor den andern Nationen die höchste Höhe einer einsamen Cultur zu erklimmen. Die Loose der Völker haben sich zu Einem Loose verschlungen; ihre Hoffnungen und ihre Besorgnisse, ihre Freuden wie ihre Leiden sind wesentlich gemeinsame geworden. Nur ist freilich diese natürliche Völkersolidarität nicht in dem Sinne zu verstehen, als ob die sämmtlichen Culturvölker im Chorus mitzusingen verpflichtet wären, sobald irgendein beliebiger Hans in fernen Landen das Lied angestimmt hat: „Ich bin der Fürst der Thoren!"

Die innige Verzweigung alles modernen Lebens, die intellectuelle Unmöglichkeit der Absperrung des einen Volks vom andern, ohne blos kopfloses Stückwerk zu geben, prägt sich auch in der Geschichtschreibung aus. Sie zeigt sich insbesondere, wie etwa in Häusser's Schrift, in der Behandlung neuzeitlicher Perioden der deutschen Volksgeschichte. Mitunter muß sich sogar der Leser gefallen lassen, lange genug in französische und andere Gebiete spazierengeführt zu werden, um die deutschen Dinge etwas aus den Augen zu verlieren. Dagegen haben es sich die weiter noch zu besprechenden Geschichtswerke, die sich, ohne Beschränkung auf ein einzelnes Volk, mit der Schilderung ganzer Zeiträume befassen, schon zum voraus als Ziel gesetzt, den Zusammenhang der Ereignisse und der zeitlich wirkenden Motive darzustellen. Sie sind also, nach ihrem Zwecke bemessen, um so besser oder schwächer ausgefallen, je mehr oder weniger es ihnen gerathen ist, das Ineinandergreifen aller Räder des mächtigen Getriebes zur deutlichen und lebendigen Anschauung zu bringen.

Nr. 6, eine „Geschichte der letzten 40 Jahre", ein nothwendiges „Supplement" zu K. F. Becker's nicht mehr nothwendiger „Weltgeschichte", ist ein überflüssig breiter, aber hinlänglich seichter Wasserspiegel unserer Zeit, sodaß darin alle großen und kleinen politischen Sünder ohne Gefahr baden und ihre Hände in Unschuld waschen können. Der Verfasser hat das negative Verdienst, von den Bösen nichts Böses, von den Guten nichts Gutes zu sagen. Er läßt gleichmäßig und ununterbrochen die Langeweile scheinen über Gerechte und Ungerechte, und sein Werk

würde sogar noch etwas langweiliger sein, wäre es nicht hier und da von kleinen factischen Unrichtigkeiten durchbrochen, wie etwa S. 57, wo von Bernadotte's „oberster Leitung des Feldzugs der Verbündeten bis zu der Schlacht von Leipzig“ die Rede ist. Mit großer und erfolgreicher Sorgfalt hat Arnd jede eigene Gesinnung und selbständige Ansicht vor jedem allzu neugierigen Leser unter den Scheffel zu stellen gewußt. Man nennt dies in unsern Tagen die nothwendige Objectivität der Geschichtschreibung. Das verehrte Publicum wird eingeladen, sich die Historie so lange durch ein Perspectiv zu besehen, das nur mit einem Objectivglase versehen ist, bis ihm alle Gestalten Grau in Grau verschwinden und alle historisch merkwürdigen Personen, etwa Napoleon der Große und Eduard Arnd selbst, sich einander so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. So schlägt denn freilich die Objectivität in die allerfatalste Subjectivität über, in die der Verfasser. Von Anfang bis zu Ende ist das noch weitern Supplementen entgegensehende „Supplement“ ein historischer Kinderbrei. Damit ist nicht gesagt, daß nicht da und dort ein genießbarer Brocken mitunterlaufe.

Mit kräftiger tönenden Schritten, mit den vom männlichen Zorne oft allzu hoch gehobenen Füßen stampft Wolfgang Menzel den Boden der Geschichte in Nr. 7, in seiner „Geschichte Europas von 1789—1815“. Er beginnt sein Vorwort mit einigen zum Theil richtigen und leider sehr naheliegenden Bemerkungen.

In den Erschütterungen Europas zu jener Zeit trat etwas durchaus Originales hervor, die Ereignisse und Charaktere hatten etwas viel Gründlicheres, während die Bewegungen der jüngsten Zeit nur wie Nachwehen und schwächere Nachahmungen sich verhalten.

Sehr wahr! Aber wol hauptsächlich darum, weil jetzt die Völker nur noch wegen der Restschuld abzurechnen haben, womit die erste Revolution im Rückstande geblieben ist, wie etwa nach Abschaffung der bäuerlichen Frohndienste wegen Abschaffung der militärischen Frohndienste.

„Die zweite Thatsache ist, daß die ungeheuersten Anstrengungen ihr Ziel verfehlten.“ Nicht ganz wahr! Die Beseitigung von Frohnen, Zehnten, Monopolen und sonstigen Vorrechten aller Art ist wol als etwas anzuschlagen.

Aus der allbekannten Klage, daß den Völkern der verdiente Lohn nicht geworden sei, daß nach Zertrümmerung des Napoleon'schen Weltreichs durch die Diplomaten Zustände gegründet worden, worin noch sehr Vieles unnatürlich geblieben, worin die Völker jenes Behagen und jenen Segen des Friedens nicht gefunden, den sie nach so vielen Opfern zu finden gehofft — daraus erklären sich die seitdem erneuerten Unruhen und Erschütterungen Europas, daraus die, wir möchten sagen traumhafte Wiederholung Dessen, was schon ein mal dagewesen, die rothe Republik in der Februarrevolution, der Schatten des großen Kaisers im December 1851.

Sehr gut! Aber doch vermögen wir noch nicht allzu fest auf Menzel's Anschauungen und Weissagungen zu bauen.

Sein „Panorama“ zur Veranschaulichung der Reihe der einzelnen Staaten vor der Französischen Revolution ist schwach ausgefallen. Am schwächsten wol in Beziehung auf Rußland, das überhaupt in Menzel's Schrift eine weit unbedeutendere Rolle spielt als leider in der Wirklichkeit. Dies ist umsoweniger verzeihlich, als wir doch in neuerer Zeit wichtige Werke mit sehr schätzenswerthen Aufklärungen über die innern Zustände des russischen Reichs besitzen, und als dort durch die innern Zustände noch in höherm Grade als irgend sonstwo auch die Beziehungen zum Auslande bedingt sind. Zu solchen Werken gehört unter andern: „Rußland und die Gegenwart.“ Freilich kostet es Anstrengung, sich durch den verschränkten, schwerfälligen Satzbau des Verfassers endlich durchzuarbeiten. Aber nach überstandener Mühe und Gefahr eines tödtlichen Einschlafens hat man sich durch das Recht der zweiten Eroberung ein so reichhaltiges Material verschafft, daß es selbst von leibhaftigen Russen, wie von Herzen und Golowin in ihren neuesten Schriften, füglich benutzt werden konnte. Menzel hätte diese Gefahr gleichfalls riskiren sollen.

Menzel's „Geschichte“ liest sich recht angenehm, zumal für solche Leser, die nicht seiner Meinung sind, die sich Dessen freuen, was ihn ärgert, denen also der mißvergnügte, aber uneigennützige Verfasser auf eigene Kosten noch den Extragenuß einer immerhin verdankenswerthen Schadenfreude verschafft. Er erzählt frischweg und oft bis zur Flüchtigkeit leicht. Vor zahlreichen Geschichtchen kommt es zu keiner rechten Geschichte; aber die Anekdoten, die Menzel aus seinem Zettelkasten reicht, sind meist glücklich gegriffen, immer unterhaltend, nicht selten belehrend. Damit gibt er sich nicht ab, den tiefern Quellen des Völkerlebens nachzugraben. Das hätte ihn zu lange aufgehalten. Aber von der Oberfläche der Zeit, von der Haut der Geschichte macht er nach allen ordentlichen und außerordentlichen Kennzeichen ein hinlänglich genaues Signalement, um die hohe Polizei in den Stand zu setzen, die vielfach schuldige Geschichte der Neuzeit, soweit sie sich noch im deutschen Lande umhertreibt, zu inhaftiren und wieder über die französische Grenze zu bringen, oder sie — nach dem technischen Ausdrucke der östreichischen Polizei — „abzuschaffen“.

Nur in einem Falle finden wir Menzel auf dem einsamen Gange zur Erforschung seither verborgener historischer Quellen. Es gilt ihm um die Entdeckung der ersten Spuren jenes bekannten „corrosiven Gifts“, Tinte genannt, soweit es aus jüdischen Federn der deutschen Literatur eingespritzt wurde. Hier läßt er sich auf einer kleinen Schwäche ertappen. Seitdem ihn Börne als „Franzosenfresser“ so treffend geschildert, daß [illegible] sämmtliche französische Ammen, wie früher mit dem „Marlborough s'en va-t-en guerre“, so nun mit dem [illegible] Menzel die Kinder je nach Umständen entweder [illegible] oder schlafen machen, seitdem befindet er sich in [illegible]sendem Grimme gegen die Juden und gegen Alle, [illegible] bis in die zehnte Generation von jüdischen Aeltern [illegible]

nen. Er erzählt es mit einigem Behagen, daß 1798 zur „nicht ganz unverdienten Züchtigung" eine Zahl römischer Juden in der Tiber ersäuft wurde. Vollends geräth er aber aus Rand und Band, wenn er im „ehrwürdigen Wien" — das sich, im Vorbeigehen gesagt, durch die erhebliche Zahl seiner jährlichen unehelichen Geburten schon lange bemerkbar macht — die „Studenten und Judenjungen mit dem kaiserlichen Scepter spielen" sieht. So ruft er fort und fort, dem christlichen Leser zur Aufmunterung, sein öfters nicht einmal anständig umschriebenes „Hep! Hep!" In seinen Augen ist die Geschichte aller Nationen eine hebräische geworden. Darum soll auch sein Publicum die Geschichte nur rückwärts lesen, etwa bis in das katholische Mittelalter hinein. Aber das geht nicht: die Leute verstehen nicht so viel Hebräisch wie Menzel. Ueberhaupt geht es nicht recht nach seinem Kopfe. Und so muß es sich denn die arme Geschichte der Neuzeit vielfach gefallen lassen, von ihm tüchtig angeschnarrt und angebrummt zu werden. Lassen wir ihn brummen!

Geisler's „Geschichte der neuesten Zeit bis 1854" ist hier nur Nr. 8, dagegen in Bülau's „Historischer Hausbibliothek" Nr. 32. Gottlob, daß wir nicht auch die andern 31 Bände anzuzeigen haben! Indessen wäre es von einigem Interesse, einmal statistisch genau zu erheben, wie viele Häuser jährlich in Deutschland gebaut werden müssen, um alle für gebildete Leser und Leserinnen schlechthin unentbehrlichen „Haus- und Familienbibliotheken" anständig unterzubringen. Für jetzt wird sich allerdings noch manche dieser dreißigbändigen gedruckten Erlöserinnen von allem Uebel mit einem Stalle begnügen müssen, ohne darum besonders unpassend logirt zu sein.

Weit in ihren meisten Partien liest sich Geisler's Schrift nicht minder angenehm wie Cotta's jährlich ausgegebenes „Namen- und Sachregister der Allgemeinen Zeitung". Von einem gegenseitig sich bedingenden Ineinandergreifen der Thatsachen ist hier wenig die Rede, nur von einem Neben- und Auseinander. Er läßt den großen Haufen der großen und kleinen Begebenheiten aufs Gerathewohl in dicht gedrängten Schwärmen ausfliegen und schießt ihnen dann, wie Münchhausen einer Kette Rebhühner, den rothen Faden seiner Capitel, Abschnitte und sonstigen 66 Ueberschriften durch den Leib, zur gebührenden Herstellung des innern und organischen historischen Zusammenhangs.

Geisler ist im Durchschnitte ein gesetzter Mann, der sich auch zur gründlichen Beruhigung seiner allfälligen Leser der äußersten Mittel bedient. Wir wissen nicht, ob er ein Preuße oder nur ein Deutscher ist. Zuweilen aber steckt er die preußische Cocarde auf und dann ist es Zeit, ihm aus dem Wege zu gehen. Er kommt dann in Hitze, wird bisweilen bis zur Unzurechnungsfähigkeit loyal und franzosenfeindlich und droht ernstlich, den europäischen Frieden zu stören.

Wie geräth er in Harnisch, weil Thiers 1840, als der französische Minister doch nur eine neue Phrase für seine „Histoire du Consulat et de l'Empire" öffentlich probiren wollte, ausgerufen hatte: „Die orientalische Frage ist für uns am Rhein!" Dafür muß er sich nun von Geisler erzählen lassen, wie damals in Preußen „der Kriegsenthusiasmus alle Grenzen überflutete", mit Ausnahme der französischen; wie Becker's „Rheinlied" gesungen wurde; wie sich „Deutsche und Franzosen mit ihrer Marseillaise und ihrem Rheinliede drohend gegenüberstanden".

Eine erschütternde Scene, die beiden singenden feindlichen Nationen! Aber nun bitte ich Sie, Herr Geisler, wie kommen doch Sie, ein ruhiger Bürger, nach 15 Jahren in diesen „überflutenden Kriegsenthusiasmus" und mit der geballten Faust gegen die Franzosen noch nachträglich in die Tasche hinein? So arg ist es doch nicht gewesen! Wir entsinnen uns doch keiner Maßregel, daß man Preußen in Belagerungsstand erklärt und den Landwehrmännern erster wie zweiter Classe bei Strafe standrechtlichen Erschießens geboten hätte, ruhig bei Weibern und Kindern zu bleiben und sich zu Hause redlich zu nähren. Zwar wissen wir, daß sich damals viele Deutschen und Franzosen in die Haare fielen, aber nicht gegenseitig, sondern jeder sich selbst, aus dem triftigen Grunde, um sich die Ohren zuzuhalten, da von beiden Seiten entsetzlich viel und laut geschrien und gesungen wurde. Auch ist ja damals der Friede zwischen Deutschland und Frankreich wirklich erhalten worden, unter der einzigen billigen Bedingung, alle noch heilen Trommelfelle zwischen Niemen und Pyrenäen vor der Hand ungesprengt zu lassen.

Die Erzähler der Geschichte neuerer und neuester Zeit haben den Vortheil, daß sie nur durch fleißiges Zusammentragen von Thatsachen aus leicht zugänglichen Quellen einen Stoff darbieten, dem sich die Aufmerksamkeit gern zuwendet, weil er mit den gerade die Gegenwart tiefbewegenden Fragen im unmittelbarsten Zusammenhange steht. In diesem Sinne haben sich auch Arnd und Geisler Verdienste erworben. Wir würden die Aufgabe als Berichterstatter allzu unvollständig erfüllen, wiesen wir nicht in gedrängter Kürze wenigstens auf einige dieser Momente hin, an die sich ein Urtheil über die Vorgänge und Bestrebungen unserer Tage anknüpfen läßt.

Schon aus Häusser's Schrift, nicht minder aus derjenigen Sybel's, tritt es deutlich hervor, wie die östliche Angelegenheit, von der die polnische einen untrennbaren Bestandtheil bildet, verhängnißvoll in alle Stellungen der Mächte, in alle Zustände der Staaten auch des mittlern und westlichen Europa eingreift. Die Zerstückelung Polens ist das drohende Heranwälzen der russischen Macht gegen den Westen wie gegen den Südosten. Das gemeinsam an Polen verübte Verbrechen, die Eifersucht über die ungleich vertheilte und schwer zu hütende Beute macht dann aus scheinbaren Verbündeten mistrauische und heimliche Gegner; sie spaltet das deutsche Volk durch

die deutschen Regierungen, sie verwirrt die Rathschläge, lähmt die Handlungen, läßt stets und aller Orten die papierene Weisheit der Diplomaten zur thatsächlich beglaubigten Thorheit werden.

Zu manchen Vergleichungen mit der Gegenwart veranlaßt Häusser's Schilderung der europäischen Lage 1788—90, wärend des von Rußland und Oestreich gemeinschaftlich gegen die Pforte geführten Kriegs, während der ebenso lebhaften als erfolglosen Betheiligung Preußens an der orientalischen Frage. Der damalige preußische Gesandte in Konstantinopel, Diez, verfocht die Ansicht, daß während des Kriegs Preußen, gemeinschaftlich mit England, Schweden und dem noch nicht ganz zerfetzten Polen, thatkräftig einschreiten solle, um Rußland und besonders Oestreich zu schwächen: „zur Schwächung Oestreichs müsse man die Gährung in Ungarn benutzen und Ungarn als ein unabhängiges Königreich aufrichten." Inzwischen war Rußland auf seine Weise thätig, da es durch seine Consuln und Agenten die Griechen zum Aufstande stacheln ließ, während die Vorschläge des preußischen Gesandten Vorschläge blieben. Denn Herzberg, der preußische Minister, wollte 1788 noch diplomatisiren: Moldau und Walachei sollten an Oestreich abgetreten werden, die Krim, Oczakow und Bessarabien an Rußland; Donau und Unna sollten die „ewige Grenze" zwischen dem Osmanischen Reiche und der Christenheit bilden. Oestreich sollte Galizien an Polen zurückgeben und dafür Polen an Preußen zu dessen besserer Arrondirung Danzig, Thorn, die Palatinate Posen und Kalisch abtreten.

Trotz eines bunten Gemisches von Gelüsten nach Ländererwerb und von Friedensneigungen schienen sich die Dinge 1790 zu einem unvermeidlichen und großen orientalischen Kriege verwickelt zu haben. Herzberg äußerte damals die vernünftige Ansicht: „den revolutionären Vulkan in Frankreich in sich selbst austoben zu lassen." Dagegen sollte ein guter Theil von Mitteleuropa unter der Leitung Preußens, das sich im Nachglanze der Regierung Friedrich's II. noch als Großmacht par excellence fühlte, gegen Rußland und das „tief zerrüttete Oestreich" ins Feld ziehen. Häusser sagt:

Es schien kein Zweifel darüber, daß Preußen mit allen Volksbewegungen in Ungarn, Polen, Belgien, Lüttich im engsten Bunde auf den Kampfplatz gehen werde. Die Abgeordneten der (östreichischen) Brabanter wie der Ungarn fanden in Berlin freundliche Aufnahme; in Warschau wie in Lüttich stand die preußische Politik für die freiern Verfassungen und neu gewonnenen Volksrechte ein.

Er vergißt auch nicht zu bemerken, „daß damals Böhmen in einer Gährung war wie nicht mehr seit dem Dreißigjährigen Kriege" und erst wieder 1848. Aber die wachsende Ausbreitung der Französischen Revolution und der Tod Joseph's II. trieben plötzlich die bisher entzweiten deutschen Großmächte in das zeitrückwärtsströmende Fahrwasser gegen Frankreich hinein. Es kam zum Reichenbacher Vertrag vom 27. Juli 1790, dann zum Kriege gegen die Revolution, während man Rußland ungestört der Verfolgung seiner Plane im Osten nachgehen ließ. In wie geringem Maße aber die feindlichen deutschen Brüder, Oestreich und Preußen, zu freundlichen geworden waren, zeigte sich deutlich genug in der Kriegführung selbst vom Feldzuge in der Champagne an und im Baseler Frieden. Immerhin verdient es nicht übersehen zu werden, wie der Reihe nach die Diplomatie fast aller Regierungen schon vor der Französischen Revolution in Revolution machte. Zwar that sie dies nur als commis-voyageur in fremden Landen und je nach Umständen in feindlichen Staaten oder in denen ihrer treuen Allürten und Mitglieder desselben Reichsverbandes. Allein um so eher erklärt es sich doch, daß endlich die Revolution auch gegen den Willen der Regierungen in ihren eigenen Staaten zum Vorschein kam, da man ihr von allen Seiten her mit diplomatischem Pfiffe solange gelockt hatte.

Ohne den kleinsten Verdacht gegen sich selbst, daß er ebenso bittere Satiren schreibe wie jeder andere Geschichtschreiber, stellt Geisler manche allzu leicht vergessenen Einzelheiten zusammen über das Gebaren der Diplomatie im Polenkriege von 1830—31. Schon unter Chlopicki's Dictatur gehen Wolycki und Wielopolski nach Paris und London mit den Papieren Konstantin's, woraus hervorging, daß Nikolaus alle Anstalten getroffen, im Frühjahr 1831 gegen das Bürgerkönigthum zu Felde zu ziehen. Damals schien auch Oestreich der Herstellung eines unabhängigen Polen geneigt. Metternich stellte sogar die Rückgabe von Galizien in Aussicht, falls Polen einen östreichischen, also auch einen katholischen Prinzen zum Könige wählen, und falls der Vorschlag dazu von England und Frankreich gemacht würde. Zur Benutzung der scheinbar günstigen Constellation geht nun Walewski als außerordentlicher Botschafter nach Paris und London. Das französische Ministerium erklärt sich bereit voranzugehen. Aber Palmerston ist damals in keiner kriegerischen Laune gegen Rußland: er wartet mit dem Kriege über das Jahr 1848 hinaus bis zum Jahre 1854, um das Jahr 1855 darüber entscheiden zu lassen, ob er nicht viel zu lange gewartet hat. Er will lieber Schweden und die Türkei als Vermittler zwischen dem rebellischen Polen und dem Zar vorschieben. Der Letztere hatte seither ernstlich an Wiedereinsetzung der Wasa in Schweden gedacht. Karl Johann weiß dies und knüpft schon im Sommer 1830 mit unzufriedenen Polen Privatunterhandlungen an, ob das vom Zar angegriffene Schweden auf die Polen zählen könne. Bei dem Ausbruche der polnischen Revolution scheint denn Karl Johann einem Angriffe Rußlands zuvorkommen zu wollen: schwedische Agenten sondiren die Stimmung der Finnen; England scheint dem schwedischen Plane geneigt. Nun lenkt aber Rußland zeitig ein und verspricht dem stockholmer Hofe, nach baldiger Besiegung der Polen, seinen ewigen Schutz. Der russische Gesandte in Stockholm, Graf Suchtelen, weiß besonders den Kronprinzen zu gewinnen; dieser folgt einer Einladung nach Petersburg, läßt sich für Rußland umstimmen und hilft seinerseits in Stockholm umstimmen. Nun kommt der polni-

sche Gesandte nach Schweden. Er ist sehr erstaunt, als er angehalten und mit der Antwort zurückgebracht wird, die schwedische Regierung möge sich in keine Verbindung mit Rebellen einlassen. Ein späterer Versuch Laffitte's und Palmerston's bei Karl Johann scheitert, da dieser nicht ohne Fug und Recht erklärt, er wünsche zwar ebenfalls die Unabhängigkeit Polens, aber warum solle er sie zuerst von Rußland fodern, da die Großmächte England und Frankreich davor zurückscheuten?

Scheinbar größere Erfolge, wie denn meist die diplomatischen Erfolge scheinbare sind, hatte der polnische Gesandte Wylocki in Konstantinopel. Der französische Gesandte, Guilleminot, hatte Mahmud II. überredet, daß nächstens alle Mächte gegen Rußland losschlagen würden, und dieser versprach, zu Ende Mai 300,000 Mann des allgemeinen Aufgebots an der russischen Grenze aufzustellen. Dies erspäht die russische Diplomatie und zieht die Gesandten Preußens und Oestreichs, dessen prinzlich revolutionäre Sympathien für Polen bereits verschwunden waren, in ihr Interesse. Da erschrickt seinerseits das zur Rede gesetzte Bürgerkönigthum, auf dessen hetzerische Friedensliebe ein so grelles Licht gefallen war. Guilleminot wird desavouirt und am 3. April 1831 abberufen. Man hält sich aber auch England durch Frankreich verrathen wegen dessen einseitigen diplomatischen Vorangehens. Es räth dem Sultan, die Rüstungen einzustellen und Rußland seiner freundnachbarlichen Gesinnungen zu versichern.

Inzwischen hatte sich die Bewegung von der Weichsel über Volhynien, Podolien und die Ukraine verbreitet. Aber günstige militärische Momente blieben unbenützt, und zum großen Theile war Skrzynecki's Zaudern durch die schwebenden diplomatischen Unterhandlungen veranlaßt. Wegen der niederländischen Angelegenheiten äußerte Palmerston gegen Talleyrand: „eine baldige Annahme der 24 Artikel durch die belgische Nationalversammlung, wovon Leopold die Annahme der Krone abhängig gemacht, liege im Interesse beider Regierungen, da man sich nachher mit der polnischen Sache beschäftigen könne." Talleyrand theilt dies Zatucki mit, der sogleich nach Brüssel eilt und den belgischen Congreß zur Annahme bestimmt. Palmerston, als ihn davon Talleyrand unterrichtet, ist natürlich freudig überrascht. Aber, an Polen erinnert, weicht er aus und erklärt sich zuletzt außer Stande, für die Insurgenten zu interveniren. Nun muß auch Frankreich die Polen von den früher in ihnen genährten Hoffnungen enttäuschen, in demselben Monat September 1831, in dessen ersten Tagen Warschau erstürmt wurde. Allein vorher hatte noch eine Depesche Sebastiani's an Czartoryiski eine glückliche Beilegung der polnischen Streitsache in nahe Aussicht gestellt. Und als schon das russische Schwert zum letzten entscheidenden Schlage gegen Polen gehoben war, rieth noch der französische Gesandte in Berlin, Flahault, von einer Hauptschlacht ab: „man möge noch zwei Monate den Krieg hinziehen, dann werde die Diplomatie einschreiten." Unter solchen Umständen ist es der preußischen Politik nicht einmal hoch anzuschlagen, daß sie durch Erleichterung des Weichselübergangs der Russen die Krisis beschleunigte: sie kürzte den unglücklichen Polen die Mühe ab, mit der seidenen Schnur ihrer diplomatischen Freunde sich selbst und langsam erdrosseln zu müssen. Gewiß ist damals wie früher Polen nicht ohne eigene Schuld und ohne die besondere Schuld jener Aristokratie zugrunde gegangen, die allzu viel Vertrauen auf ihre ebenbürtigen Freunde im Auslande, die allzu wenig Vertrauen auf die näherliegende Bundesgenossenschaft einer von drückenden Lasten zu erlösenden Bevölkerung setzte. Seitdem scheint freilich sogar Czartoryiski, nach seinem Erlasse im Jahre 1854 zu schließen, vom guten Glauben auf diplomatische Verheißungen zurückgekommen zu sein. Und vielleicht scheint auch nur Polen todt zu sein, da es doch nur diplomatische Federn und Zungen waren, die zu seinem Tode blindeifrigst mitgewirkt haben.

Den Büchern von Arnd und Geisler, soweit sie sich mit der Geschichte des griechischen Unabhängigkeitskampfs befassen, sind viele Leser zu wünschen. Es ist wol an der Zeit, die Anhänger der Völkersolidarität, die so oft in ihrer Sympathienpolitik, wie die Diplomaten in ihrer Interessenpolitik, mit zweierlei Maß zu messen geneigt sind, wieder einmal daran zu erinnern, daß dort hinten in der Türkei noch ein unterdrücktes Volk von vielen Millionen lebt. Man nennt es jetzt die Griechen. Vor 30 Jahren aber, in der Zeit classischer Begeisterung, nannte man es lieber die Neuhellenen, weil man damals noch nicht allzu genau ermittelt hatte, wie viel slawisches und des Russenthums verdächtiges Blut in seinen Adern fließt.

Schon im letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts faßte der in Bukarescht als Kaufmann ansässige Thessalier Rigas, auch bekannt durch seine noch jetzt gesungenen Freiheitslieder, den Gedanken der Befreiung seines Vaterlandes vom türkischen Joche. Er ging nach Wien, um die dort wohnenden Griechen dafür zu gewinnen, und soll auch mit Napoleon unterhandelt haben. Von einem feigen Feinde verrathen, ward er von der östreichischen Regierung verhaftet und als „unruhiger Kopf" seinem „rechtmäßigen Herrn" ausgeliefert. In Belgrad ward Rigas 1798 zwischen zwei Bretern zersägt und der zerstückte Leichnam in die Donau geworfen! Das Verzeichniß seiner Mitverschworenen hatte er zuvor verschluckt. Seine letzten Worte waren: „Die Saat habe ich ausgesäet und die Zeit muß kommen, da mein Volk die Frucht ernten wird."

Und diese Zeit kam, wenn auch zögernden Schrittes, um als säumige Schuldnerin die Hoffnungen griechischer Volksfreunde erst zum kleinsten Theile zu erfüllen. Während der Wiener Congreß über dynastische Interessen verhandelte, dachten die Griechen an ihre Selbstrettung. Am Orte dieses Congresses selbst wird die Hetärie, unter dem verhüllenden Namen einer Hetärie der Philomusen, erneuert. Alexander Ypsilantis war es, der zuerst das Feld der That betrat; zum unmittelbar großen Erfolge wol noch allzu früh und nicht an der rechten Stelle.

Als General und Adjutant des Kaisers Alexander hatte er sich im Kriege gegen die Franzosen ausgezeichnet. In der Schlacht von Dresden hatte er einen Arm verloren; er hoffte vergebens, daß ihm Alexander seinen Arm leihen werde zur Befreiung des griechischen Volks. Nach der tapfersten Gegenwehr wird am 19. Juni 1821 die „Heilige Schar" fast gänzlich aufgerieben. Nur der heldenmüthige Giordaki kann sich noch im befestigten moldauischen Kloster Sekku mit 160 Mann gegen 6000 Türken vertheidigen; mit dem letzten Pulverreste sprengt er am 26. August 1821 sich selbst und Hunderte der Angreifenden in die Luft. Ypsilantis aber glaubt in Oestreich gastfreundlichen Boden betreten zu haben; er wird nicht, wie Rigas, in Stücke gesägt; in den Kerkern von Munkacz darf er sechs Jahre lang hinsterben. Inzwischen war in Griechenland selbst der Kampf entbrannt. Dort auch geschahen Thaten, die schon nach wenigen Jahrzehnden allzu sehr aus dem Gedächtnisse der Menschen gelöscht sind, nicht sowol durch ruhmvollere Thaten als durch das Geräusch tönender Worte. Zur Rache für die Ermordung von Tausenden wehrloser Männer auf Syra, für die Schändung und Knechtung von 40000 Weibern und Kindern brechen Miaulis, Kanaris und Pepinis mit zwei Brandern in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 in die türkische Flotte ein; der Kapudan-Pascha und nahe 3000 seiner Leute gehen zugrunde. Die List mit der Kühnheit vereinend, zerstören Georg Miaulis und Kanaris im September 1822 die Hälfte der 36 Kriegsschiffe starken Türkenflotte. Auch griechische Frauen und Mädchen greifen zu den Waffen; Bobelina befehligt selbst das Schiff, das sie mit dem Opfer ihres Vermögens ausgerüstet hat. Was damals die Griechen mit ihren in kleine Kriegsfahrzeuge umgeschaffenen Handelsschiffen geleistet, darf sich doch wol den Leistungen der Armaden vor Sewastopol und Bomarsund keck an die Seite stellen? Im Landkriege aber sehen wir die zweimalige heldenmüthige Vertheidigung Missolonghis 1822—23 und 1826. Wir sehen einen Markos Bozzaris, wie er sich mit seinen Kampfgenossen im voraus dem Tode weiht, das türkische Lager stürmt und sich im Blute der Feinde badet, bis er sich selbst und den Seinigen den Heldentod erkämpft hat. Der größte englische Staatsmann seit Pitt und Fox, George Canning, begünstigte die Erhebung der Griechen. Nach langen Schwankungen eines vieljährigen Kampfs, wären wol dennoch die Griechen der Ueberzahl ihrer nahen Feinde unterlegen. Da kommt ihnen das „untoward event" von Navarin (20. October 1827) zustatten, wie denn überhaupt nicht so oft die Verständnisse als die Misverständnisse der Regierungen den Völkern zum Vortheile gereichten. Vier Jahre später ward Europa mit der Nachricht überrascht, daß Miaulis selbst die ganze griechische Flotte in Brand gesteckt habe (13. August 1831). Es geschah unter der Präsidentschaft des Kapodistrias, des frühern russischen Ministers. Miaulis fürchtete die Auslieferung der griechischen Flotte an Rußland, und lieber wollte er das Werkzeug seines eigenen Ruhms vernichtet sehen. Ein heroischer und allzu sehr vergessener Beweis, daß nicht alle und wol die wenigsten Vorkämpfer der griechischen Unabhängigkeit nur darum ihr Blut vergossen, um die türkische mit russischer Knechtschaft zu vertauschen.

Wol ist es nicht zu leugnen, daß sich den ruhmvollen Vorgängen des Griechenkampfs unseliger Parteihader, Neid und Eifersucht, Verrath und gegenseitiges Mistrauen beigemischt haben. Wie wäre dies anders möglich gewesen nach anderthalb Jahrtausenden des christlichen und muselmanischen Despotismus? Wo ist aber auch ein Volk der Neuzeit, das die Wiege seiner Freiheit und Unabhängigkeit mit solchen Thaten umkränzt hätte vom schärfsten Gepräge des Heldenmuths und der bewußten, freien Opferfähigkeit? Und dieses so lebensvolle, rührige und geistreiche Volk unter den günstigsten örtlichen Verhältnissen sollte noch lange zu dem ihm diplomatisch ein für allemal zubeschiedenen Loose verdammt sein? Zur Zeit eines schwärmerischen Philhellenenthums mochte man wol allzu leicht in jedem Griechen einen Leonidas an Opfermuth, einen Aristides an Gerechtigkeit, einen Solon oder Sokrates an Weisheit erblicken. Das war nicht sehr klug. Jetzt aber ist es mit der Theilnahmlosigkeit oft schon bis zur Herzlosigkeit gekommen, und Viele — sogar demokratisch Gesinnte und Freunde der Völkersolidarität — glauben in der Schule des greisen Metternich hinreichend altklug geworden zu sein, um in jedem Schritte der Griechen aus dem Halbmond weg unter Gottes freie Sonne ein strafwürdiges Attentat im Interesse Rußlands zu erblicken. Auch diese Klugheit ist herzlich dumm. Von allen vier Präliminarpunkten ist sicher derjenige von größter Wichtigkeit, der den christlichen Völkern der Türkei nicht blos in kirchlicher, sondern auch in politischer und bürgerlicher Beziehung eine bessere Lage „in Aussicht stellt". Erreicht man für Griechen und Albanesen, für Slawen und Romanen eine Stellung, daß es ihnen der Mühe werth sein muß, sich gegen türkischen Druck wie gegen russische Freundschaft ihrer Haut zu wehren, so ist etwas und nichts Kleines erreicht. Scheint man aber diesen Völkern nur Rechte zu gewähren oder gewähren zu lassen — und leider sieht es danach aus, daß nur dieser Schein sich verwirklichen soll —, so hat man nichts und am wenigsten etwas gegen die Russen gewonnen. Diese werden bei der ersten Disharmonie im europäischen Concert doch wieder zugreifen. Warum auch sollten sie es nicht thun, da ihnen die Antipathien der christlichen Völker gegen die unmittelbar auf den Leib drückende Türkenherrschaft ganz dieselben Dienste leisten werden wie die lebhaftesten russischen Sympathien? Dann aber verlohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, den europäischen Völkern das mit saurer Arbeit erworbene tägliche Brot durch den östlichen Krieg nur um einige Centimes vertheuert zu haben und noch zu vertheuern. Dann werden Tausende und Zehntausende wieder vergebens auf die Schlachtbank geliefert sein. Dann werden auch die unglücklichen Helden des neuen Argonautenzugs, soweit

nach zurückkehren können, nicht mit dem goldenen Bliesse der Freiheit und „Civilisation" heimkehren, sondern mit dem ordinären Schafspelze. Aber nicht alle werden auch mit lammfrommen Gefühlen im Herzen heimkehren.

Während sich ausschließlich die Aufmerksamkeit von Völkern und Regierungen nach der einen Seite richtet, begibt sich wol zuweilen auf der entgegengesetzten Seite ein unerwartetes Ereigniß vom größten Belange. Den nach Osten gewendeten Blicken der Zeitgenossen bleibt Spanien, trotz der jüngsten dortigen Vorgänge, fast unbeachtet im Rücken liegen; und doch wäre es leicht möglich, daß mehr im äußersten Südwesten als im Südosten Europas für die „Sache der Civilisation" gethan würde. Vielleicht fehlt es auch Spanien nicht in dem Maße an Männern, die den Zeitaufgaben gewachsen sind, wie es sich diejenigen Nationen einbilden mögen, die nach ihren oft etwas zweifelhaften Zeugnissen in eigener Sache an der Spitze der Civilisation gehen oder stehen. In Geisler's Schrift finden sich einige biographische Notizen über den spanischen General Prim. Im Jahre 1814 in Catalonien geboren, kämpfte Prim unter Mina während des siebenjährigen Bürgerkriegs. Seine Soldaten nannten ihn den „catalonischen Cid". Nach dem Bürgerkriege kam er eine zeitlang, aber — so scheint es — in gutem Glauben, auf politische Irrwege. Er gehörte der progressistischen Partei an. Aber sein Argwohn gegen Espartero, daß sich dieser zum Könige aufwerfen wolle, verleitete ihn, daß er von Narvaez Gelder annahm, welche diesem 1841 durch Ludwig Philipp und Christine zur Verfügung gestellt worden, um den Regenten zu stürzen. In diese Richtung einmal hineingerathen, unterdrückte er November 1843 bis Januar 1844 einen republikanischen Aufstand in Catalonien, wofür er den Titel eines Grafen von Reus erhielt. Später erkannte er, daß er nur den Moderados in die Hand gearbeitet. Er trat darum 1844 in die Opposition. Narvaez ließ ihn verhaften wegen eines angeblichen und [illegible] völlig aus der Luft gegriffenen Mordanschlags gegen Narvaez, Concha und andere moderatistische Generale. [illegible] wurde er vom Kriegsgerichte nur zu sechs Jahren [illegible]ungsarrest verurtheilt und schon 1845 begnadigt. Nach einer Anstellung in Portorico als Generalcapitän [illegible] er 1849 seinen Abschied, lebte einige Zeit in Paris [illegible] betheiligte sich auf beachtenswerthe Weise im Lager [illegible]er-Pascha's am Kriege gegen Rußland.

So weit jene biographischen Notizen. Die Vorgänge [illegible] Jahres 1854 in Spanien riefen Prim in sein Vaterland zurück. Er veröffentlichte daselbst ein Programm, [illegible] er besonders auf Abschaffung der militärischen [illegible]scription drang. Seitdem verlautete wenig von ihm. [illegible] ward also wieder zweifelhaft, ob sich noch der „ca[illegible]ische Cid" zum St.-Georg aufschwingen werde, [illegible]her Spanien und nicht blos Spanien von jenem [illegible]chen der Conscription erlöst, wovon die drei Völker [illegible] gesunden politischen Verstandes, die monarchisch gesinn[illegible] Briten wie Nordamerikaner und Schweizer, ohne[illegible] nichts wissen. Indessen hörte man doch vor einiger Zeit, daß sich ein großer Theil der fortschreitenden Partei dahin vereinigt habe, unter Anderm und vor allem auf Abschaffung der Quinta, des militärischen Zwangsdienstes im Frieden, zu bestehen; und darüber herrscht bei keiner Partei ein Zweifel, daß sich gerade diese Maßregel der allgemeinsten Zustimmung der Nation zu erfreuen hätte. Mögen sich jene Progressisten beeilen, ehe ihnen Karlisten, Christinos und wer sonst zuvorkommen; in Spanien hat jede Partei, heiße sie wie sie wolle, Aussicht auf Erfolg, die sich zuerst und entschieden für Beseitigung der soldatischen Zwangsdienste erklärt. Mit der größten Tapferkeit und Ausdauer haben sich die Basken sieben Jahre lang für ihre Fueros, gegen die Belastung mit Zöllen und mit Rekrutenaushebung gewehrt; und nicht das kann in Spanien die Aufgabe sein, den Basken ihre Fueros zu nehmen, sondern sie dem ganzen spanischen Volke zu gewähren. Die Durchführung eines solchen Beschlusses jenseit der Pyrenäen würde aber auch diesseits den mächtigsten Einfluß hervorbringen; und leicht könnte die Aufhebung der Conscription, wie früher die dreifarbige Cocarde, die Runde durch Europa machen, um die Völker, nachdem sie erst das Uebel des jetzigen Kriegs überstanden, auch von dem nicht viel geringern Uebel des bis an die Zähne bewaffneten Friedens zu erlösen. Und warum nicht? Wenigstens tritt diese nächste, unmittelbarste und unvermeidliche Consequenz aller Geschichte der Neuzeit jedem achtsamen Leser auch aus Sybel's Werk „Geschichte der Revolutionszeit" deutlich vor Augen. Davon ist jetzt noch zu reden.

Schon im Eingange ward Sybel's Schrift als die wichtigste der hier anzuzeigenden genannt. In Würdigung besonderer Zustände, in Auffassung einzelner Persönlichkeiten, in Bemessung der Tragweite dieser und jener Thatsachen sind wir mit Sybel nicht durchweg einverstanden, aus Gründen, die sich im Folgenden nur kurz und nur zum Theil andeuten lassen. Aber der Verfasser hat mit so ernstem Fleiße und verständiger Umsicht in noch gar nicht oder kaum beachteten Quellen geforscht; er hat mit so weiser Oekonomie dem schon hundert mal Wiederholten die engsten Grenzen zu ziehen gewußt, um für das minder Bekannte, aber nicht minder Wissenswerthe den genügenden Raum zu gewinnen; er hat den Dingen und Personen jener Periode so manche neue und bedeutende Seite abgewonnen, daß sich jeder in nicht gar zu knapper Parteiansicht eingefangene Leser des Werks in vollem Maße und zu mannichfacher Belehrung erfreuen wird. Die Darstellung des kurzen, aber freilich besonders inhaltsschweren Zeitraums von 1789—95 enthält gleichwol mehr neue und neueste Geschichte als Dutzende von Schriften, die sich bereits bis mitten in die Krim durchgearbeitet haben.

Gleich die statistische Schilderung des Bodens, aus dem die Revolution — geahnt, vorausgesagt und dennoch unerwartet — hervorgebrochen, ist bei weitem anschaulicher und die kommenden Ereignisse vollständiger

erklärend als die noch so breit angelegten Einleitungen in den meisten andern Revolutionsgeschichten. Bemerkenswerth sind die Vergleichungen über die Vertheilung des Grundeigenthums im neuen und vorrevolutionären Frankreich. Jetzt fallen 18 Millionen Hectaren des ertragsfähigen Bodens auf 183000 große Eigenthümer, 15 Millionen Hectaren auf 700000 mittlere und ebenso viel auf 4 Millionen kleine Eigenthümer. Fast genau dieselbe Zahl kleiner Eigenthümer fand sich 1831, 1815 und vor der Revolution. Dagegen schuf die Bewegung von 1789 jene Mittelclasse, die jetzt ein volles Drittheil des Areals innehat. Sybel bemerkt:

> Wie oft ist es von Feudalen und Socialisten verkündet worden, daß die volle Freiheit in ökonomischen Dingen zur Vertilgung der Mittelklassen und dem Gegensatze der Millionäre und Proletarier führe. Hier sehen wir das Gegentheil in einer der größten geschichtlichen Thatsachen.

Gewiß, die Freiheit, auch die der Bewegung des Grundeigenthums, ist zu allen Dingen nütze. Fort also mit jenen angeblich orthopädischen Heilsanstalten des Polizei- und Vormundschaftsstaats, mit jenen neuen Gesetzen zur Begünstigung der Gründung von Majoraten, wodurch dem frei und gerade in die Höhe wachsenden Volksleben doch immer nur Höcker und Verrenkungen staatskünstlerisch auf den Leib curirt werden.

Noch bei weitem wichtiger als die Vertheilung des Grundeigenthums ist die Frage nach der Belastung oder Nichtbelastung seiner Bebauer. Bei einer blühenden Landwirthschaft hat England noch jetzt seine feudalistische, durch beschränkendes Erbrecht und Veräußerungsrecht gebundene Vertheilung des Grundeigenthums nach großen Massen. Aber dieses England hatte sich schon zu Ende des 16. Jahrhunderts (vgl. Macaulay, auch Dahlmann's „Geschichte der englischen Revolution") nicht blos die Leibeigenschaft, sondern auch Frohnen aller Art vom Halse geschafft, und zwar ohne ausdrückliche Aufhebung auf dem Wege der Gesetzgebung. Statt der Zwangsarbeit hatte es für bürgerliche wie für militärische Dienstleistungen den Grundsatz der freien Arbeit verwirklicht. Im Frieden wie im Kriege erreicht die freie Arbeit höhere Ziele, weil sie sich selbst ihre Ziele setzt; die Zwangsarbeit dagegen leistet niemals Dasjenige, was ihr durch die Zwingherren von außen her als Zweck geboten worden ist. Diesem frühzeitigen Fortschritte vor den andern europäischen Völkern verdankt England in viel höherm Grade seine Größe und seinen Wohlstand als etwa den äußerlichen Hülfsmitteln einer günstigen geographischen Lage, seinem Reichthume an Steinkohlen, Eisen u. dgl. Es verdankt ihm unter Anderm, daß es vor der Militärconscription und der Gefahr des Militärdespotismus bewahrt wurde. Die Zustände der bäuerlichen Bevölkerung in Frankreich waren aber völlig trostlose. Ausnahmsweise sah es etwas besser aus in der Vendée, wo sich der Adel nicht an den Hof ziehen ließ, sondern mit seinen Bauern patriarchalisch hindämmerte. Sodann in Flandern, Artois und Normandie, „wo der Eigenthümer auf sichern Renten stand, wo schon der Zustand der heutigen kleinen Grundbesitzer sich vorfand, wo diese Grundbesitzer nicht heruntergekommene Bauern waren, sondern Arbeiter, die ihre Ersparniß in Grund und Boden angelegt hatten". Durchweg faul und schlecht sah es dagegen im übrigen Frankreich aus. Sybel sagt:

> Wenn der Bauer die Thürme des Herrenhauses erblickte, so hatte er keinen liebern Gedanken, als daß er einmal das Schloß mit den Schuldregistern darin verbrennen könnte.

Dies deutet sehr auf die noch jetzt in Rußland vorhandenen Zustände, wo nach den auf Ministerialberichte gegründeten Mittheilungen in „Rußland und die Gegenwart", sowie in andern Schriften, jährlich 60—70 Grundherren von ihren Bauern ermordet werden, wo in den sogenannten deutsch-russischen Provinzen ein baltischer Baron in einer Kreisadelsconferenz erklärte: „Der Zar dürfte es den Bauern nur erlauben, nicht befehlen, und morgen lägen wir alle ermordet auf den Brandstätten unserer Edelhöfe."

Zur Verschlimmerung der Dinge in Frankreich trug nicht am wenigsten der strengste Zunftzwang bei und die Gängelung aller Industrie durch den Staat. Hatte doch schon König Heinrich III. den Satz ausgesprochen, „nur der König verleihe das Recht auf Arbeit". Sybel vergißt dabei nicht zu bemerken, daß dies schon die „ganze Lehre der Socialisten in monarchischer Fassung" gewesen sei. Auch eine tyrannische, vom Hofe ausgehende, von allen Gebildeten und gebildet Scheinenden unvermeidlich zu befolgende Mode äußerte ihren nachtheiligen Einfluß auf die Industrie. Damit hängt wol hauptsächlich die seltsame Thatsache zusammen, daß hundert Jahre nach Colbert der jährliche Ertrag der Fabrikation von Seife zur Säuberung nur 18 Millionen Livres betrug, der von Puder zur Verunsäuberung nicht weniger als 24 Millionen.

Unter die mitwirkenden Ursachen zu ökonomischer und moralischer Zerrüttung zählt auch Sybel den Papierhandel und die Agiotage, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch Law gesteigerte und mit schamloser Liederlichkeit Hand in Hand gehende Schwindelei. Auch noch mitten in der Revolution trat dieser Krebs am öffentlichen Leben hervor. Maret, der eigentliche Arbeiter im Ministerium des Auswärtigen 1793, sagte:

> Frankreich wurde zum Kriege gegen England genöthigt, weil einige Dutzend einflußreicher Personen auf das Sinken der Staatspapiere speculirt hatten. Wir verdanken also all unser Unglück einem Börsenmanoeuvre.

Indessen kam doch früher die mit dem Vermögen und den Geschicken des Volks spielende Agiotage mehr nur stoßweise vor. Zum methodisch betriebenen Geschäft der fashionabeln Gesellschaft mit beiläufigen Täuschungen und Betrügereien wurde sie wol erst nach der Restauration, besonders unter dem Bürgerkönigthume u. s. w. Der erste Napoleon hatte nur für einige Jahre einen Strich durch solche Börsenmanoeuvres gemacht.

Im Jahre 1788 war der durchschnittliche Tagelohn der Männer und Weiber in den Städten nur je 26 und 15 Sous; jetzt ist er je 42 und 26. Der ländliche Tagelohn betrug damals 15 und ist jetzt auf 25 Sous

gestiegen. Da überdies die Revolution 30 Feiertage beseitigte, so berechnet sich jetzt das jährliche Durchschnittseinkommen des Fabrikarbeiters auf 630, des ländlichen Tagelöhners auf 300 Francs. Vor der Revolution war es nur je 351 und 157 Livres. Dabei kostete das Pfund Brot, wenn es sehr wohlfeil war, doch schon drei Sous; der Durchschnittspreis in den Jahren 1820—40 war wenigstens nicht viel höher, nämlich 17 Centimes. Bei Kleidungsstoffen war das Verhältniß vor der Revolution noch ungünstiger. Solche Zahlen der vergleichenden Statistik haben nur immer das Bedenkliche, daß der Mensch nicht allein von Brot lebt, daß mit dem höhern Erwerbe zugleich die materiellen, geistigen und sittlichen Bedürfnisse sich vermehren, daß also damit allein noch nicht Alles gewonnen ist, wenn sich das Volk das Allerunentbehrlichste im Durchschnitte leichter verschaffen kann. Man darf ihm also nicht kurzweg zumuthen, genau so zufrieden zu sein, als es ihm die officielle Statistik mit Ziffern und Zahlen zur loyalen Pflicht macht. Dies gilt besonders von Jahren des Kriegs und der Theuerung, wie 1854 und 1855. Trotz der tröstlichen Ueberzeugung der armen Leute, daß sie im Durchschnitte wohlhabender geworden, läßt man ihnen jetzt Zeit genug, zwar nicht durchschnittlich, aber doch einzeln und Jeder für sich zugrunde zu gehen.

Der gesammte Ertrag des Bodens war vor der Revolution nicht viel über zwei, jetzt über sechs Milliarden; der Industrie und des Handwerks 1081 Millionen, jetzt etwa vier mal so viel; des Handels 576 Millionen Einfuhr und 540 Millionen Ausfuhr, dagegen schon je 905 und 961 Millionen im Jahre 1836. Im Ganzen waren in Frankreich die Industrie, Landwirthschaft und Handel nur $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{2}$ so stark als gegenwärtig. Ein früheres Budget von 500 Millionen war also soviel als jetzt eines von 1400 Millionen. Die Gesammtabgaben vor der Revolution schätzt aber Sybel auf 880 Millionen, was einem heutigen Betrage von 2400 Millionen gleichstehen würde. Die Franzosen dürfen sich also, wie es scheint, noch einige weitere Milliarden Kriegs- und anderer Staatsschulden gefallen lassen, ehe sie ihre finanziellen Zustände für ganz so schlecht als vor der Revolution zu halten berechtigt sind.

Der von Lafayette so eifrig betriebenen Formulirung der „Menschenrechte" thut Sybel wol allzu viel Ehre an, wenn er sagt: „Die Menschenrechte führen mit einem Worte zum Despotismus der Massen über die Einzelnen." Er selbst bemerkte doch ganz richtig:

Daß der letzte Versuch des alten Staats so spurlos gescheitert und eine neue Zeit so unwiderruflich hereingebrochen war, man verdankte es, die Thatsachen genau erwogen, nicht den Reden des Palais-Royal und auch nicht dem Sturme der Bastille, sondern dem allgemeinen Aufwogen der Bauern in den Landschaften und dem allgemeinen Abfall derselben in den Regimentern.

Das war schon der Despotismus der Massen, in den endlich der Despotismus der Einzelnen umschlagen mußte; und so wenig die Erklärung der Menschenrechte, als die Reden des Palais-Royal, hatte dahin geführt, sondern sie war nur die Anerkennung eines bereits vorhandenen Thatbestandes. Aber die Doctrinäre aller Völker, zumal die deutschen, können es nicht lassen, wenigstens dann und wann auf die Worte, welche die Thatsachen begleiten, ein größeres Gewicht zu legen als auf die Thatsachen selbst.

Sehr treffend ist dagegen Sybel's Bemerkung, daß sich die einmal von ihren unmittelbar sie bedrückenden Lasten befreiten Bauern sicher genug fühlten, um diese Freiheit „gegen eine Welt zu vertheidigen"; daß sie auch die Abschaffung der kirchlichen Zehnten mit Jubel aufnahmen oder selbst in die Hand nahmen; daß aber von der Zeit an, da in die religiösen Ueberzeugungen und Vorurtheile des Volks täppisch eingegriffen wurde, erst die politische Gleichgültigkeit, dann der passive und oft der active Widerstand der Massen begann, der bald wieder die Revolution in die rückläufige Bewegung zum erneuerten Despotismus der Einzelnen hintrieb. Und dies gilt ja von allen großen geschichtlichen Krisen, daß dadurch für immer und dauernd genau nur Das erreicht und errungen wird, was den nächsten und unmittelbarsten Interessen der Volksmassen, der wahren und wirklichen Majoritäten, entspricht, wovon freilich die sogenannten parlamentarischen Majoritäten, sogar bei dem ausgedehntesten Wahlrechte, oft himmelweit verschieden sind. Alle Staatsweisheit läuft also am Ende darauf hinaus, die den Volksmassen zunächst liegenden Interessen von den nicht mehr oder noch nicht ebenso nahe liegenden zu unterscheiden und sich nur zum Vertreter der erstern zu machen, ohne diese und jene in einen Brei rühren zu wollen.

Der Verfasser versäumt es nicht, auch einiger in Erfüllung gegangener Voraussagungen zu erwähnen und einiger jener sogenannten „verhängnißvollen Worte", die später in aller Welt Mund waren. Dahin gehört, daß Burke schon 1790 den Abschluß der Revolution durch eine militärische Dictatur voraussagte. Robespierre that es auch, als er sich entschieden und ausführlich gegen den Krieg erklärte. Obwol er gelegentlich ausrief: „Stürzt erst den Hof, verjagt Narbonne und vernichtet Lafayette, dann erst dürft ihr ohne Verrätherei von auswärtigem Kriege reden, dann aber stimme auch ich mit Freuden ein" — so war doch dieses Dann noch kein Jetzt; und man darf wol mit Lamartine annehmen, daß Robespierre die aus jedem längern Kriege entspringende Gefahr der Militärherrschaft richtig erkannt hatte. Ferner gehört es zu den verhängnißvollen Worten, neben dem von Lafayette über die Rundreise der dreifarbigen Cocarde, als zuerst Dumouriez die Alpen und den Rhein die natürlichen Grenzen Frankreichs nannte. Aber weit verhängnißvoller als Dumouriez's Worte war es doch für Deutschland, daß seine diplomatischen und militärischen Führer die gegebenen Grenzen so schlecht zu vertheidigen wußten. Ueber die Entstehung des „Volk und Bourgeoisie" im Gegensatze auffassenden Sprachgebrauchs sagt Sybel:

Die Patrioten wütheten über das von der Commune (Paris) erlassene Verbot aller aufrührerischen Versammlungen.

Im Palais-Royal kam es zu der ersten Proclamation des Gegensatzes, der in unsern Tagen eine so große Rolle spielen sollte. Sie riefen das Volk auf, sich gegen die Tyrannei des Bürgerthums zu erheben. Die Redeweise stammte aus dem alten Régime, das unter Bourgeoisie die erblichen Inhaber der städtischen Aemter, unter Volk die Masse der übrigen Bürger verstand. Jetzt hieß Bürgerthum die freigewählte Obrigkeit, die auf der freieingeführten Ordnung beharren, Volk aber jede beliebige Zusammenrottung, die mit souveränem Willen die Gesetze überschreiten wollte. Da es meistens Gesellen waren, so sieht man bereits den Uebergang zu dem heutigen Sprachgebrauche, welcher unter Volk die Lohnarbeiter, unter Bürgerthum aber die übrige Masse des Volks begreift.

Ganz gut! Nur vergessen wir nie, daß der aus dem Ertrag seiner täglichen Arbeit von Hand zu Mund Lebende durch die verkehrten Maßregeln seiner erblichen oder freigewählten Obrigkeiten viel unmittelbarer und empfindlicher betroffen wird als der genügend besitzende und behäbige Theil des Volks, der den obrigkeitlichen Thorheiten und Sünden gemüthsruhiger zuschauen kann, und der sich für seine kleinern Leiden wol schon genügend entschädigt hält, wenn ihm auf Tribünen und in Journalen die gesetzlich erlaubten Ausbrüche eines gemäßigten Unwillens gestattet werden.

Mit deutlicher, wenn auch nicht mit ausdrücklicher Beziehung auf die Reminiscenzen der Republik von 1848 aus den neunziger Jahren berichtet Sybel, wie in Paris zuerst 12000 Arbeiter den höchsten Tagelohn von 20 Sous für nutzlose Erdarbeiten vom Staate empfingen, wie überdies $2\frac{1}{2}$ Millionen Francs zur Stiftung neuer Werkstätten für die Nichtpariser in den Departements ausgegeben wurden. Außerdem verbrauchten noch die Städte aus eigenen Mitteln ungezählte Summen zur Beschwichtigung ihrer Arbeiter in öffentlichen Werkstätten. Etwas später gab es in Paris schon 19000 Lohnempfänger, von denen sich nur ein Viertel zur täglichen Arbeit einstellte. Nach weiterer Anwendung des Grundsatzes, daß der Staat für die einzelnen Bedürftigen zu sorgen habe, fanden sich dann schon im Frühling 1791 in Paris allein nicht weniger als 31000 Menschen in den öffentlichen Werkstätten, welche täglich 60000 Livres kosteten. Außerdem wurden große Massen von Lebensmitteln vom Staate und den Städten theuer eingekauft und billig verkauft, eine Maßregel der politischen Desperation, die in Verbindung mit den frühern und jetzigen Verboten der Kornausfuhr an den neukaiserlichen Socialismus von heute erinnert und jetzt wie früher nichts fruchten wird.

An diesen wie an vielen andern Stellen läßt es sich der Verfasser angelegen sein, seinen gedruckten Bannstrahl gegen Socialismus und Communismus zu schleudern. Darin kann man ihn gewähren lassen. Doch ist hier das Eine und Andere zu unterscheiden. Es gibt Hunderte und Tausende, die sich Socialisten nennen und doch nur ebenso lebhafte Anhänger des Grundsatzes der freien Arbeit und des mit ihr zusammenhängenden Rechtes der freien Association sind, als es Sybel selbst ist. Freilich gibt es auch Solche, die aus der Gesellschaft eine Art Kasernenwirthschaft, die aus dem Staat einen socialistischen Nothstall machen und ihn zur Abfütterung der Einzelnen verpflichten wollen, nach einem abstract willkürlichen Maßstabe, nicht nach dem einzig natürlichen und gerechten Maßstabe ihrer eigenen Leistungen für die Gesellschaft. Auch läßt sich nicht leugnen, daß zuweilen, wenn das Unterste zu oberst gekehrt wurde, diese Irrlehre für einige Tage oder Wochen praktisch zur Herrschaft kam, und daß sie während der kurzen Dauer ihrer Herrschaft dennoch Schlimmes genug zur Folge hatte. Aber gerade dieser misgeschaffene Socialismus — und das hebt Sybel gar nicht oder nicht bestimmt genug hervor — ist das nothwendige Erzeugniß des Polizei- und Bevormundungsstaats. Wenn der Staat den freien Handel, der ja auch freie Arbeit ist, durch Verbote oder Belästigungen zum unfreien macht, so macht er es den Einzelnen unmöglich, in demselben Maße für sich sorgen zu können, als sie es ohne sein Zuthun vermöchten. Wenn der europäische Staat die Völker zwingt, mit ihrer Hände Arbeit in erster Linie das Brot und die Kleidung für vierthalb Millionen Soldaten herbeischaffen zu müssen, so macht er es ihnen unmöglich, mit voller Arbeitskraft für sich selbst schaffen zu können. Wenn der Staat im bewaffneten Frieden vierthalb Millionen Soldaten zu improductiven Diensten zwingt, wenn er sie drei, sechs, acht und mehr Jahre lang aus einem productiven Berufe herausreißt, wenn er sie gerade in den Jahren der besten Arbeitskraft herausreißt, da sie sich noch für ihr ganzes Leben einen Erwerbsstand schaffen könnten: so hat er es ihnen wieder unmöglich gemacht, durch freie Arbeit sich selbst ein ehrenwerthes Loos zu bereiten. Die Federung der freien Arbeit ist also auch nach der Aufhebung von Leibeigenschaft und Frohnen noch bei weitem nicht in dem Maße verwirklicht, als es Sybel vorauszusetzen scheint; und solange es noch Millionen unmöglich gemacht ist, durch freie Arbeit für sich selbst zu sorgen, solange werden auch diese Millionen fodern, daß man für sie sorge. Es ist also ganz begreiflich, daß dem modernen Polizei-, Zoll- und Soldatenteufel, da ihm an der Stirne die Hörner sprießen, gleichzeitig und nach demselben Gesetze des organischen Wachsens und Gedeihens auch der socialistische und communistische Schweif herauswächst. So kommt endlich in allen Gliedern ein completer „böser Feind" zustande, von dem die Kehrseite doch nur die beiläufige und nicht die schlimmste ist. Auch dadurch wird die Lage des arbeitenden Volks nicht gebessert, sondern nur verschlimmert, daß zuweilen dieser Teufel ein dummer ist, da er im polizeilichen Eifer, aber mit diplomatischer Gewandtheit, sich selbst in die Rippen stößt, während er es doch nur darauf abgesehen hat, gegen seinen unvermeidlichen communistischen Schwanz zu wüthen.

Hat Sybel den Zusammenhang zwischen dem Vormundschaftsstaate und den socialistischen Bestrebungen nicht scharf genug hervorgehoben, so sagt er es doch nicht blos, sondern belegt es auch durch vielfache Thatsachen, wie sich „Frankreich die Erfahrung bereitet, daß jede Abweichung vom Grundsatze der freien Arbeit sich gleich furchtbar bestraft, möge sie nun auf Begünstigung der

Fürsten oder des Adels, der Capitalisten oder der Proletarier ausgehen". Neben dieser warmen Anerkennung des großen Grundsatzes der freien Arbeit nimmt sich dagegen seine Sortirung der Parteien an anderer Stelle dürftig genug aus. Er sagt:

Der wahre Liberalismus strebt überall nach Einzelfreiheit und Gesammtwohl... Die äußerste Rechte gelangt zur Ausbeutung der niedern durch die höhern, die äußerste Linke zur Unterdrückung der höhern durch die niedern Classen: sie streiten also nur über die Personen, nicht über das System, während sie gegen den Liberalismus ganz denselben principiellen Gegensatz bilden.

Wirklich? Aber könnte nicht auch der Liberalismus durch die mittlere Classe zur Unterdrückung der höhern und zur Ausbeutung der niedern Classen gelangen, vorausgesetzt nämlich, daß er überhaupt mit seinem Verlangen bis zum Gelangen käme? Schöne Worte: „Einzelfreiheit und Gesammtwohl"! Aber alle Parteien führen sie im Munde, und nach ihren Worten wie nach ihren Thaten zu schließen, darf man den äußersten Rechten und Linken gerade so viel oder so wenig glauben als den „wahren Liberalen".

Auch wird Sybel durch sein bloßes theoretisches Einrangiren in die Mitte kaum dem Verdacht entgehen, daß er selbst wol ein versteckter Anhänger und Begünstiger demokratischer Bestrebungen sein könne, bis zu ihren äußersten Consequenzen hin. Sehr begreiflich, da er ja ein lebhafter Anhänger der „freien Arbeit" ist. Die Arbeit ist Thätigkeit zur Hervorbringung oder Erhaltung gesellschaftlicher Güter, und der Zweck der Arbeiter ist, sich gegen die von ihnen erzeugten Güter auch die von Andern erzeugten materiellen und geistigen Güter in befriedigender Quantität und Qualität zu verschaffen. Sieht man nun genauer zu, so handelt es sich in allen rückläufigen Perioden der Geschichte um Hemmung, in allen fortschreitenden Perioden um Befreiung der Arbeit; die ganze Geschichte hat keinen andern Inhalt als eben den Kampf um das Für oder Wider der freien Arbeit. Gerade darum wird es aber zur stets neu sich aufdringenden Frage, ob und in welchem Umfange das Volk in demokratischem Selfgovernment auch die Arbeit der Regierung als freie Arbeit in die Hand zu nehmen habe. Wir sehen also, daß Sybel bei fortdauernder Anhänglichkeit an den Grundsatz der freien Arbeit noch tief in die Demokratie hineingerathen kann.

Versuchen wir es jedoch nach Möglichkeit, Sybel gegen jeden Verdacht demokratischer Tendenzen bestens zu vertheidigen, da ihm gerade dieser Verdacht in der Carrière seiner freien Arbeit am hinderlichsten werden könnte. Wir behaupten also, daß es eben deshalb, weil die Frage der freien Arbeit so ziemlich alle Fragen des öffentlichen Lebens umfaßt, nicht darauf ankommen kann, diese Fragen en bloc lösen zu wollen und um so gewisser nichts zu erreichen; daß es vielmehr die nächste und darum die wichtigste Aufgabe ist, diejenigen Hemmungen der freien Arbeit zu beseitigen, unter denen zur Zeit die meisten Menschen am meisten leiden und für deren Beseitigung sie sich darum auch am meisten interessiren. Solange noch Hunderte von Millionen unter dem Drucke von Leibeigenschaft und Frohnen litten, war ihre Aufhebung die nächste Aufgabe. Und diese That der Befreiung hat ja wirklich die Geschichte im größten Theile Europas vollzogen. Wo noch ein Volk unter Fremdherrschaft lebt, von der es zur Thätigkeit für andere als für seine eigenen Zwecke gezwungen wird, ist die Herstellung der Unabhängigkeit zugleich die nächste Aufgabe zur Befreiung der Arbeit. Ueberall sonst sind es die ökonomischen Militärlasten und noch weit mehr die Lasten des persönlichen militärischen Zwangsdienstes, unter denen die Meisten zumeist leiden, die der Verwirklichung der freien Arbeit am schroffsten und hemmendsten im Wege stehen. Für diese Befreiung wird gewiß auch Sybel noch in die Schranken treten, da er sich als Gegner des modernen Militärwesens deutlich zu erkennen gibt. Und warum sollten sich nicht die Ehrenmänner verschiedener Parteien, wie abweichend ihre Ansichten über Regierungsformen seien, dafür die Hand bieten können? Es ist sehr die Frage, ob man nicht nach endlicher Beendigung des orientalischen Kriegs in manchen Ländern weniger in der Lage sein wird, sich mit der Revision der Charte Europas beschäftigen zu können, als mit der Revision der Wehrverfassungen beschäftigen zu müssen.

Ueber das französische Heerwesen, über dessen Umgestaltung durch die Revolution, über die Stimmungen in der Armee und in den Theilen der Bevölkerung, aus denen der Stoff zur Armee genommen wird, gibt Sybel sehr beachtenswerthe Mittheilungen, auf die hier nicht näher einzugehen ist, auf die wir aber gelegentlich einmal zurückzukommen gedenken. Damit zeichnet er sich wieder von den meisten andern Historikern über die Neuzeit vortheilhaft aus. Sie wissen es gerade so gut wie Sybel, daß der Militärdespotismus das letzte Ergebniß einer sechzigjährigen Arbeit der Revolution und Gegenrevolution geblieben ist. Nun sollte man meinen, sie würden allen guten und schlechten Reformen im Heerwesen, sowie allen damit im nächsten Zusammenhange stehenden Erscheinungen des Volkslebens eifrigst nachforschen und dem wißbegierigen Leser die Früchte ihrer Forschungen nicht vorenthalten. Aber gerade damit sind regelmäßig selbst die breitesten Geschichtswerke am kärglichsten ausgestattet. Gleichwol sollten nicht blos die militärischen Knall- und Spectakelstücke, wie die seit sechs Jahrzehnden sich wiederholenden Militärrevolutionen und Militärconspirationen, endlich auf den Punkt hinweisen, wo der Schuh die Völker und die Heere drückt. Noch weit größere Beachtung verdient jener beständige kleine Krieg, wie er von allen europäischen Völkern gegen den europäischen Militärstaat ununterbrochen geführt wird, durch größere und kleinere Auflehnungen gegen Rekrutenaushebung, durch massenhafte Auswanderungen in die Neue Welt, um dem soldatischen Zwangsdienst der Alten Welt zu entgehen, und auf tausenderlei andere Weise.

Allein unsere großen oder langen Geschichtschreiber kümmern sich wenig um solche kleine Geschichten, wie sie Jahr ein und aus, wie sie Tag für Tag in Dörfern

und Städten sich ereignen. Und doch sind es diese kleinen Geschichten, die endlich die große Geschichte machen. Sie kümmern sich lieber um alles Andere, um was sich das Volk nicht kümmert. Darin liegt ein Hauptgrund, warum wir eine Geschichte für das Volk erst noch zu erwarten haben. Das wirkliche Leben und Leiden des Volks und die Geschichtschreibung laufen wie parallele Linien nur nebeneinander her, ohne sich zu berühren. Nach dem mathematischen Grundsatze, daß man sich diese Linien nach unendlicher Verlängerung als zusammentreffend vorstellen dürfe, lassen sich zwar ihrerseits die Historiker, besonders die deutschen, die Mühe nicht verdrießen, die Geschichtschreibung nach der immer gleichen Richtung ins Unendliche zu verlängern; allein es steht dahin, ob damit für diese Zeitlichkeit noch etwas gewonnen wird. Am Ende verschlägt auch das nicht viel! Die Völker haben dennoch ihre Geschichte, wenn nicht mit, doch trotz ihren Geschichtschreibern. **Wilhelm Schulz.**

Aus Paris.

Das Tagebuch des Marquis von Dongeau. Wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Literatur. Aegyptisches Museum. Museum des Hotel Cluny. Poesie der Zukunft. Eine anonyme Schrift vom Grafen R. R. Achim von Arnim und die Romantik. Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Wir müssen zuerst eine Schuld gutmachen — wir haben noch nicht vom „Journal du Marquis de Dongeau" gesprochen, dessen vierter Band ganz kürzlich erschienen ist. Ein wenig verblendet durch den Glanz des „grand siècle" und „grand roi", hat Dongeau sich darin gefallen, Tag für Tag, während eines Zeitraums von 36 Jahren (1684—1720), alle Begebenheiten des französischen Hofs zur Zeit Ludwig's XIV. aufzuzeichnen. Sehr viel Kindisches hat ohne Zweifel in diese umfangreiche Compilation seinen Weg gefunden; sie enthält aber auch sehr viele nützliche Mittheilungen über die Verwaltung, die Finanzen, die Armee und Flotte, über die diplomatischen Beziehungen, die Sitten, das Costüm u. s. w. Der schreibselige Edelmann ist kein professioneller Schriftsteller, obgleich er Mitglied zweier Akademien gewesen; er erzählt, was er gesehen hat, einfach, trocken, aber auch ohne Leidenschaft, ohne Vorurtheil und mit der allergrößten Genauigkeit. So ist denn sein Werk als Buch langweilig, als Geschichtsquelle überaus wichtig. Das Journal erscheint jetzt zum ersten male und zwar nach einer mit dem Original (das sich im Besitz des Duc de Luynes befindet) verglichenen Copie. Mit den gleichfalls noch nicht veröffentlichten Nachträgen des Duc de St.-Simon wird das Werk 12—14 Bände bilden. Die vier erschienenen gehen von 1684—94.

Wer von dem innigen Zusammenhang des europäischen Lebens, namentlich in der neuern Zeit, überzeugt ist, der wird ein kürzlich erschienenes bedeutendes Werk mit Freuden begrüßen. Es ist das: „Dictionnaire historique des institutions, moeurs et coutumes de la France" von Cherruel. Der Verfasser ist einer der bedeutendsten Professoren und der gelehrtesten Historiker Frankreichs. Veranlaßt durch die Thatsache, daß die meisten Werke, die von den ältern französischen Institutionen handeln, nur den Gelehrten zugänglich sind, hat er es unternommen, aus zahlreichen Werken die vereinzelten Materialien zusammenzustellen, um, wie er selbst sagt, das so verbreitete Studium der französischen Geschichte zu erleichtern. Ein großer Theil der Artikel dieses Werks, das die Grenzen eines gewöhnlichen Dictionnaire nicht überschreitet, sind für das Ausland, besonders die Nachbarländer, so interessant als für Frankreich; wir verweisen auf die Artikel „Abbaye", „Armée", „Blazon", „Chevalerie", „Conciles", „Édits", „Féodalité" u. s. w.

Sowie in dem ebenbesprochenen Werke die Wissenschaft den Wegen nachzuspüren sucht, die das Leben der Nation in vergangenen Jahrhunderten eingeschlagen, so sucht sie in einem andern Werke, das wir jetzt besprechen wollen, den kommenden Jahrhunderten den rechten Weg zu weisen. Es ist dies der zweite Band der gesammelten Schriften des Nationalökonomen F. Bastiat: „Sur le libre échange." Das Buch ist übrigens keine Abhandlung, wie man etwa nach dem Titel glauben möchte, sondern es ist die Sammlung der Reden, Zeitungsartikel und Flugschriften des Verfassers, die alle auf den einen Gegenstand gerichtet sind und so sein Leben wie in einem Bilde abspiegeln. Einer seiner Schüler auf dem Gebiet der Nationalökonomie, Urban de Bonneval, der bisher noch wenig gekannt ist, hat sich eines schmeichelhaften Erfolgs zu erfreuen. Sein Werk „Le travail économisé" ist öffentlich von einem der Meister der Wissenschaft, Michel Chevalier, gelobt worden und hat bereits die Ehre einer zweiten Auflage. Diesen Erfolg verdankt er nicht etwa dem Stil, auch nicht der guten Anlage seiner Arbeit, sondern nur der freimüthigen Klarheit und der Verständigkeit, mit der er einige elementare und nützliche Wahrheiten erörtert und namentlich die Reformen Sir Robert Peel's erläutert.

An populären Werken, die auf dem Gebiet der Nationalökonomie in nicht geringer Anzahl zu erscheinen anfangen und die zur Berichtigung der vielen falschen in Frankreich gangbaren Begriffe nothwendig sind, fehlt es auf dem Gebiet der angewandten Naturwissenschaft leider noch gar sehr. Die Engländer sind die eigentlichen Meister auf diesem Gebiet, und sie nehmen eine glückliche Mittelstellung ein zwischen der eigentlichen Wissenschaft und jenen Kleinigkeiten, die man in Frankreich „science amusante" zu nennen pflegt. Der berühmte Brewer, geleitet von dem löblichen Gedanken, daß man, je mehr man wisse, desto mehr mitzutheilen suchen müsse, hat ein Werkchen unter dem Titel veröffentlicht: „Schlüssel der Wissenschaft, oder Erklärung der alltäglichen Erscheinungen." Die Originalausgabe — in englischer Sprache — ist in mehr als 100000 Exemplaren verbreitet, die vom Verfasser selbst besorgte französische hat schon zwei Auflagen erlebt und dürfte deren noch mehre erleben. Die Form, die er gewählt, ist die der Fragen und Antworten, und er hat deren 2155 über Erscheinungen aus dem Gebiete der Chemie und Physik, die wir alle Tage gewahren. Die Antworten sind klar, kurz und durchaus befriedigend. Durch diese lange Kette werden selbst für die Ungebildetsten die ewigen Wahrheiten der Wissenschaft an ihre alltäglichen Anwendungen geknüpft. Dieses Buch füllt eine der Lücken in unserer Erziehung aus, die den Bedürfnissen der Zeit so wenig entspricht. Möge das Beispiel Brewer's nicht ohne Nachfolger bleiben.

Wie Nord- und Südpol stehen sich der letzte Verfasser und Techener gegenüber: der Eine will für möglichst Viele schreiben, der Andere für möglichst Wenige. Von allen Menschen sind die Bücherliebhaber die ärgsten Oligarchen; sie lieben nur, was Niemand hat; das beste Buch ist das, welches man nicht mehr auftreiben kann. Haben sie es entdeckt, so hüten sie sich wohl, es von neuem herauszugeben, sie brüten darüber wie der Geizige über den Schatz; lassen sie einmal ein Werkchen erscheinen, so ist es für die kleine Clique bestimmt und wird höchstens in 100, oft in 50, 25, ja drei, zwei und einem Exemplar gedruckt. Für diese Bibliomanen und die von ihnen wenig verschiedene Classe der Bibliophilen gibt Techener sein monatliches „Bulletin du bibliophile" heraus. Man findet darin nützliche Nachweise, Artikel, die für die Bibliographie wichtig sind, Notizen über literarische Curiositäten oder auch Auszüge aus denselben und einen Katalog seltener Bücher. Während seines elfjährigen Bestehens hat das Bulletin sich den Liebhabern, Käufern und Verkäufern seltener Bücher vielfach nützlich bewiesen. Auch wir

haben von seiner Thätigkeit Nutzen gezogen und sind ihm daher verpflichtet.

Einer minder ernsten Gattung gehört Arsène Houssaye's neuestes Werk an. Es ist ein humoristisches Phantasiestück. Die französische Akademie stellte bekanntlich bei ihrer Gründung die Regel auf, und zwar auf ausdrücklichen Befehl ihres Protectors, des Cardinals Richelieu, daß die Zahl ihrer Mitglieder nie 40 übersteigen solle. Die Zahl ist groß und ist klein. Es hängt nur von der Wahl ab. Die Wahl aber fiel nicht immer auf die Würdigsten. Viele jener Unsterblichen sind dahingegangen und ihr Name ist verweht, und vielen Männern, deren Werke noch in Aller Händen sind, ist die Ehre der Akademie nicht zutheil geworden, so Molière und J. J. Rousseau. Für diese nun hat Arsène Houssaye einen 41. Stuhl gegründet, worauf er, die ebengenannten eingeschlossen, 47 Candidaten beruft, die in der Akademie keinen Platz gefunden, von Descartes bis Béranger. Die Idee ist pikant, das geben wir zu; und Houssaye, indem er die Werke und das Leben seiner Candidaten aufzeichnete, hatte zu manchem geistreichen Vergleich Gelegenheit; aber warum läßt er seine Candidaten sprechen!

Noch sind zwei interessante Neuigkeiten mitzutheilen. Die unter Leitung des Directors der Museen, des Grafen Nieuwekerke, eingerichteten Säle des Aegyptischen Museums im Louvre sind dem Publicum geöffnet worden. Im ersten Saale sind die ältesten ägyptischen Denkmale aufgestellt, von den Zeiten vor Abraham an, Basreliefs und bemalte Statuen aus den Ruinen von Memphis. Der zweite Saal enthält größere Steinarbeiten und eine bedeutende Anzahl Stelea. Alle diese Schätze sind von Mariette entdeckt worden. Das Museum des Hôtel de Cluny, das, wie bekannt, für Sehenswürdigkeiten aus dem Mittelalter und der Renaissancezeit bestimmt ist und unter der Leitung des bekannten Dusommerard steht, ist auch durch zwei neueröffnete Säle vergrößert worden. Die neuen Kunstgegenstände sind von großem Werth. So haben die Thongeschirre an schönen Fayencen des 15. und 16. Jahrhunderts von Nevers, Rouen und aus Italien sich vermehrt, von denen mehre von wunderschöner Arbeit von Meistern wie Luca della Robbia und Maestro Georgio herrühren. Das Museum verdankt dem Testamente des Grafen de Lussy eine Waffentrophäe, wunderschöne alte Tapisserien von Beauvais und das Schreibpult des Marschall de Créqui, ein historisch interessantes Möbel, dessen Ausführung ebenso reich als elegant und geschmackvoll ist; endlich hat der Kaiser für das Museum einen Kunstgegenstand von unschätzbarem Werth erstanden: den goldenen Altar von Basel aus dem 10. Jahrhundert, der aufs schönste erhalten ist und der als ein Meisterwerk der damaligen Kunst gelten kann. Europa wird Paris um diesen Schatz beneiden. 57.

Von einem jüngern Poeten, du Camp, der sich vorzüglich nach Victor Hugo gebildet hat, erschienen „Chants modernes", mit einer geharnischten Vorrede, worin er den nahe bevorstehenden Sturz der „Gerontokratie" prophezeit. Nieder mit Allem, was das Verbrechen begeht, in die höhern Jahre zu kommen! Nieder mit den Gelehrten, denen zum Lohne für ein arbeitsvolles Leben ein Sitz in der Akademie zuerkannt wird! Nieder mit der Vergangenheit! Es lebe die Jugend, es lebe die Zukunft, jene Zukunft, in welcher die Gedichte du Camp's die Welt mit ihrem Schalle füllen werden! Das ungefähr ist der theils offene, theils versteckte Sinn dieser Vorrede. Hegt du Camp nicht selbst die Hoffnung und den Wunsch, alt zu werden und dann die Früchte seiner Arbeiten zu genießen? Wenn er consequent sein will, so muß er sobald als möglich aus diesem Leben sich fortzustehlen suchen, denn er wird mit jedem Tage älter, und der Gefahr, selbst Mitglied der „Gerontokratie" zu werden, sollte er beizeiten vorbeugen. Was nun seine Ansichten von der Poesie betrifft, so muß natürlich diese einen neuen Weg betreten, denn die frühern Heroen der Poesie sind veraltet, „Gerontokraten" und nicht mehr der Rede werth. Du Camp ist der Mann seiner Zeit! Und warum nicht, wenn man liest, daß die neue, die von ihm gestiftete Poesie die Aufgabe habe, die Wunder der Industrie, den Webstuhl, das Dampfschiff, die seidenen Stoffe von Lyon u. s. w. zu feiern. Außerdem ist es die Aufgabe dieser „Poesie der Zukunft", Humboldt's „Kosmos" in Reime zu bringen; du Camp fodert ganz ernstlich einen Poeten, „qui possède la science sans être savant"! Von dieser „poésie utilitaire" sagt die „Revue contemporaine": man erblicke darin nicht die Wissenschaft als Siegerin über die Natur, sondern den Geist unterjocht und gedemüthigt von der Materie, und weiter: „On doit voir avec tristesse — une tristesse mêlée de dégoût — la venue d'une pareille littérature." Wir gedenken dieses französischen Poeten namentlich deshalb, weil sich eine ähnliche Richtung auch in Deutschland nur zu sehr in den Vordergrund zu drängen sucht. Auch bei uns bringt man den „Kosmos", Moleschott's Schriften und den sogenannten Stoffwechsel in Verse, auch bei uns gelten die idealen Tendenzen Goethe's, Schiller's oder Jean Paul's für überwundene Standpunkte, auch bei uns sucht man die Helden der Poesie unter den Tuch-, Damast- und Wachslichtfabrikanten und unter den Rosinen- und Mandelverkäufern im Großen.

Der skandinavischen Literatur wendet man in Frankreich allmälig größere Beachtung zu. Soeben erschien: „Les martyrs, tragédie chrétienne de Stagnelius, traduite par Louis Boutillier." Der französische Bearbeiter beabsichtigt, sämmtliche Dramen des schwedischen Dichters, der im Jahre 1823 starb, zu übersetzen. Die „Revue des deux mondes" sagt im „Bulletin bibliographique" bei diesem Anlaß: „Viel mehr ein Gedicht als ein eigentliches Drama, sind die «Martyrs» eine Art rührender Elegie, und sie verdienen die Beachtung der an Zahl zunehmenden Leser, welche sich für die skandinavischen Literaturen interessiren."

Beachtenswerthe literarische Erscheinungen sind: „La Russie ancienne et moderne par Charles Romey et Alfred Jacobs" (mit Illustrationen von Yvon), deren erste Abtheilung die ältere Geschichte Rußlands unter den Ruriks von Romey, Verfasser einer „Histoire d'Espagne", die zweite die neuere Geschichte Rußlands bis zum Tode des Kaisers Nikolaus von Jacobs enthält; und „Les chants de l'armée française avec un essai historique" von G. Keßner. Sammlungen dieser Art waren in Frankreich bisher ebenso selten, als sie in Deutschland häufig sind, und es ist vielleicht bezeichnend, daß auch der Veranstalter dieser Sammlung französischer Kriegsgesänge einen deutschen Namen trägt und ohne Zweifel wenigstens von Deutschen abstammt. Die französischen Journale begrüßen übrigens diese Sammlung als eine sehr dankenswerthe und scheinen sich sogar etwas darauf zugute zu thun, daß die Franzosen so gut ihre patriotische Muse haben wie die Deutschen.

Von einem Werke, welches bei den Brüdern Michel Levy in Paris unter dem Titel erscheint: „La justice et la monarchie populaire", und dessen Verfasser auf dem Titel nur seine Initialen R. R. angibt (oder genauer: „par le comte R. R."), glaubt die „Revue contemporaine" versichern zu können, daß es in der Welt einiges Aufsehen machen werde. Von dem Verfasser sagt die „Revue": „Der Verfasser, Ausländer von Geburt, gehört durch Einwohnung und die großen Güter, die er in Frankreich besitzt, mit seinem Herzen diesem Lande an, welches von der Zeit Ludwig's XIII. her das Land der Gerechtigkeit und Loyalität genannt worden ist"; und von dem Buche selbst: „Die hohe Tragweite der Gesichtspunkte, die Lebendigkeit des Ausdrucks, dabei die Fremdartigkeit gewisser dem sibyllinischen Wörterbuch der deutschen Philosophie entlehnten Worte, welche die Neugier erwecken und sie, da sie nur in seltenen Zwischenräumen wiederkehren, doch nicht ermüden, würden hinreichen, den Erfolg des Buchs zu sichern, selbst wenn darin nicht die gewichtigsten und brennendsten Fragen abgehandelt würden, die seit langer Zeit aufgestellt worden sind." Bisher ist hiervon der erste Band unter dem Titel „La guerre d'Orient" er-

schienen, und in diesem scheint namentlich beachtenswerth zu sein, was der Verfasser über den nationalen Charakter der slawischen Völker und besonders der Russen sagt und zwar in einem Geiste, den der Berichterstatter dem des Tacitus verwandt erklärt. Dem industriellen Charakter der Zeit scheint der gräfliche Verfasser nicht sehr hold zu sein. Er fürchtet, daß die Industrie, innerhalb einer „civilisation sans vertu“ fortdauernd anwachsend, die physische Entartung des menschlichen Geschlechts vollenden werde und dann die Kasten nach dem Grade der unter den Arbeitern herrschenden „Rachitismen“ wiederhergestellt sein würden. Wir gehen also, wenn wir dem Verfasser glauben wollen, einer sehr „rachitischen“ Zukunft entgegen.

Aus der Feder Blaze's enthielt jüngst die „Revue des deux mondes“ einen interessanten und im Ganzen sehr verständig geschriebenen Artikel über Achim von Arnim und die romantische Poesie überhaupt, mit Zugrundelegung der von Wilhelm Grimm herausgegebenen Arnim'schen Werke, der Schrift über die Günderode von Bettina und der „Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes“ von M. Carrière. Blaze nennt darin unter Anderm die Günderode, Charlotte Stieglitz und Adolfine Vogel (die Freundin und Selbstmordgenossin Heinrich von Kleist's) „autant de victimes déplorables de ce sens nerveux particulier aux organisations modernes“. Interessant ist Blaze's Charakteristik des Porträts Achim von Arnim's; er sagt davon:

„An der Spitze der vor einigen Jahren von Wilhelm Grimm herausgegebenen Werke Arnim's prangt das Porträt des Dichters, von edelm und anmuthigem Ausdruck, in welchem sich der männliche Typus Schiller's mit der aristokratischen Eleganz Byron's zu verschmelzen scheint. Dieses intelligente und reine Auge, welches in das Meer der Nacht dringt, als ob es dessen Tiefen durchforschen will, diese Nase, deren Nasenlöcher wie vom Hauche der Jugend und des Lebens gebläht sind, dieser Mund mit dem Ausdruck des Freimuths und des Wohlwollens, diese offene und aufrichtige Stirn, von dichten dunkeln Haaren eingerahmt — es sind dies ebenso viele Züge, welche der Vorstellung entsprechen, die man sich von dieser fieberhaften und unruhigen Natur macht“ u. s. w. Henri Blaze findet das Wesen Arnim's am bezeichnendsten in einem Liede des Dichters ausgesprochen, welches sich auch in der französischen rhythmischen Uebertragung Henri Blaze's sehr reizend ausnimmt. Als Probe führen wir hier nur die beiden ersten Strophen an:

Lys superbe, lys superbe,
Avec l'air d'un jeune roi,
Tu te balances dans l'herbe;
Lys superbe, lys superbe,
Nul n'est plus brillant que toi!

Cèdre grand, cèdre sublime,
Tu montes jusques aux cieux;
Mais au-dessus de la cime,
Cèdre grand, cedre sublime,
Plane l'aigle aventurieux etc.

Die Hachette'sche „Bibliothèque des chemins de fer“ scheint auch dazu dienen zu sollen, den Franzosen die Kenntniß deutscher Literatur und deutscher Zustände zu vermitteln. Bestandtheile dieser Bibliothek bilden z. B. „Werther, traduction nouvelle et notice biographique et littéraire *par Louis Enault*“ und „Aventures d'une colonie d'émigrants en Amérique, traduites de l'allemand par X. *Marmier*“, ohne Zweifel eine Uebersetzung des bei F. A. Brockhaus 1847 erschienenen Buchs von Gerstäcker: „Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.“ X. Marmier hat sich auch an die Uebersetzung eines ehemals viel, jetzt wol nur noch sehr wenig gelesenen Buchs, der Zimmermann'schen Schrift über die Einsamkeit gemacht: „La solitude par *Zimmermann*; traduction nouvelle précédée d'une introduction par X. *Marmier*.“ Karl Stachel, der im „Athenaeum français“ das deutsche Departement mit großer Unparteilichkeit verwaltet, sagt davon nach einigen einleitenden Worten: „Die Wiederauflage dieses Buchs scheint uns mindestens unnütz zu sein. Das Werk Zimmermann's hat seinen Platz in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; wem es etwa daran gelegen hätte, das Buch von diesem Standpunkte zu würdigen, konnte es leicht zur Ansicht erhalten, sei es im deutschen Original, sei es in den zahlreichen davon existirenden Uebersetzungen. Die sentimentale und nicht sehr bündige Vorrede Marmier's sagt uns nicht, zu welchem Zwecke dieses alte und veraltete Buch von neuem übersetzt worden ist. Ja, wir wissen kaum, ob die gegenwärtige Uebersetzung eine wirklich neue oder ob sie nicht vielmehr aus den frühern Uebersetzungen zusammengestoppelt ist. Wir hätten in der Vorrede auf alle diese Fragen Antwort gewünscht, aber wir haben darin nur sehr wenig interessante Details über mehre Zimmermann gefunden, die man ohne Nachtheil für die französischen Leser in den Columnen des Conversations-Lexikon hätte ruhen lassen können.“ Marmier scheint allerdings gegenwärtig das Geschäft des Uebersetzens aus dem Deutschen und Dänischen etwas fabrikmäßig zu betreiben; doch sind ihm immerhin beide Nachbarvölker Dank schuldig für die Mühe, die er sich genommen hat, seine Landsleute mit guten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt zu machen. Seine Uebersetzung der Schiller'schen Dramen hat sochen eine dritte Auflage erlebt. L. Poley, früherer Attaché der preussischen Gesandtschaft, „qui appartient à l'Allemagne par la langue et à la France par un long séjour“, hat den Goethe-Kestner'schen Briefwechsel unter dem Titel „Correspondance de Goethe et de Kestner“ übersetzt. Die „Revue contemporaine“ spendet dieser Bearbeitung großes Lob und meint: das, worauf es bei einer solchen Uebersetzung ankomme, sei weniger, einige stilistische Incorrectheiten zu vermeiden, als den Charakter und die Eigenthümlichkeiten des Originals in vollkommener Treue wiederzugeben, und dies sei dem Bearbeiter in hohem Grade gelungen.

H. M.

Von unserm Büchertisch.

Als einen seinem Zwecke vortrefflich entsprechenden Führer durch die Kunstschätze Roms können wir Allen, welche den rechten Genuß an einem Kunstwerke nur dann haben, wenn er sich mit tieferm Verständniß paart, folgende über 1000 Seiten starke, gewiß auch allen Archäologen willkommene Schrift empfehlen: „Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens. Von Jakob Burckhardt“ (Basel, Schweighauser, 1855). — Aus dem Französischen übersetzt erschien: „Erzählungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs von August Thierry.“ Erster Theil (Elberfeld, Friderichs, 1855). Je verworrener die Geschichte der Merovinger ist und je mehr sich gerade die französischen Geschichtschreiber durch klare Anordnung und geschmackvolle Schreibweise vor den meisten deutschen auszeichnen, um so dankbarer wird man für diese Uebersetzung eines Werks sein, für das dem Verfasser von der Akademie einer ihrer Hauptpreise zuerkannt wurde. Die Uebersetzung hinkt freilich dem Originale etwas spät nach, da die „Récits des temps mérovingiens“ bereits im Jahr 1840 erschienen sind. — Von folgendem lieferungsweise erscheinenden Unternehmen: „Aus allen Wissenschaften das Interessanteste zur Belehrung für das gebildete Publicum. Eine Monatsschrift, herausgegeben von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern unter der Redaction von J. A. Romberg“ (Leipzig, Romberg, 1855), liegen uns Heft 1—5 des ersten Bandes vor. Diese Zeitschrift ist bestimmt, die wachsende Zahl der Belehrungsbedürftigen in die Wissenschaften einzuführen, den Umfang, die Begrenzung, den Zusammenhang der einzelnen Fächer zu zeigen, endlich aus Allem hervorzuheben, was verständlich und von allgemeinem Interesse ist. Die einzelnen Hefte, von denen allmonatlich eines im Umfange von vier Druckbogen erscheint, schließen sich unmittelbar aneinander an und bilden am Schlusse eines Jahres einen Band. Wo das Wort zur Erklärung nicht hinreicht, werden Zeichnungen in sorgfältigem Holzschnitt den

Texte eingedruckt und wird jeder Band mehre Hundert solcher Zeichnungen enthalten. — Wir brauchen wol den Namen Conscience nur zu nennen, um alle Freunde einer sittlich wie praktisch bildenden, volksfreundlichen Lectüre auf folgende Schrift aufmerksam zu machen: „Die Dorfplage von Hendrik Conscience. Aus dem Vlämischen von August Scheler" (Brüssel und Leipzig, Schnee, 1855). Vier Illustrationen schmücken die Uebersetzung. — Eine interessante Episode des großen Kampfs zwischen Kaiserthum und Papstthum wird uns vorgeführt in: „Die Pataria im 11. und im 19. Jahrhundert. Von J. Venedey" (Aarau, Sauerländer, 1854). Die Pataria war eine politische Verbindung in Italien, welche Gregor VII. zur Beförderung seiner Zwecke errichtete. Patareni hatte damals die Bedeutung von „Rotte", „Gesindel", und so wurden die Anhänger dieser Verbindung von ihren Gegnern genannt. — Pastor Valentiner, gegenwärtig Privatlehrer in Hamburg, beabsichtigte früher einmal Schleiermacher's „Monologe", nächst Plato seine Lieblingslektüre, aus dem Deutschen ins Deutsche, d. h. in eine mehr verständliche und zugängliche Sprache zu übersetzen. Ein berliner Buchhändler erbot sich, den Verlag zu übernehmen, als aber Valentiner seine „Uebersetzung" fertig hatte, genügte sie ihm nicht; er erkannte, wie Schleiermacher's Genius mit seiner Sprache so eng verwebt sei, daß diese popularisiren wollen jenen beeinträchtigen hieße, und er gab den Gedanken auf. „Von dem Sinnen und Dichten über jene großen Monologe" blieben ihm aber eigene „stille Reden" übrig, die er nun unter dem Titel herausgab: „Kleine Monologe über die Religion unserer Zeit. Nebst Beiträgen aus bekannten und unbekannten Mystikern. Von Pastor Valentiner" (Hamburg, Restler und Melle, 1854). Solche, die ein „inneres Leben" führen, werden sich an diesen Monologen erbauen, namentlich an den beigegebenen Sentenzen älterer und neuerer Mystiker; aber auch Solchen, die ein äußeres Leben führen, möchte ein Blick in diese eigenthümliche Gedankenwelt wol anzurathen sein. — Hieran schließen wir: „Geistliche Lieder evangelischer Frauen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von C. W. Stromberger" (Gießen, Ricker, 1854). Diese immerhin interessante Sammlung enthält aus dem 16. Jahrhundert, der glaubensmuthigsten Periode des Protestantismus, Kirchenlieder von Elisabethe Creuziger, Maria von Ungarn, Magdalena Beck, Sophie, Königin von Dänemark, aus dem 17. Jahrhundert von Luise Henriette von Brandenburg, Sophie Elisabeth von Sachsen-Zeitz, Ludämilie Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt, Anna Sophie von Hessen, Christine von Mecklenburg und andern fürstlichen Damen. Unter den Kirchenliederdichterinnen des 18. Jahrhunderts begegnet man begreiflicherweise nur noch sehr wenigen fürstlichen Namen. Eine Einleitung, biographische Notizen und sonstige Anmerkungen sind beigegeben. — Auch eine Art Gesangbuch, obschon von gänzlich verschiedener, echt moderner Tendenz, ist „Theonia. Eine zeitgemäße Anthologie. Den Freunden und Freundinnen des Wahren, Guten und Sittlich-Schönen dargebracht von Gotthold Schäfer" (Prischwitz bei Bautzen, im Verlage des Herausgebers). Der Herausgeber nennt sich den „schlichten Sohn eines Landmannes" und hat sein Büchlein dem Andenken des als Prediger der deutschkatholischen Gemeinde in Dresden verstorbenen Vincenz von Zalitzky gewidmet. Wir erwähnen das Büchlein wegen einer auffallenden Eigenthümlichkeit. Man ist überrascht, im Inhaltsverzeichniß zu lesen: „Der Mensch, von 58"; „Das Sonnenstäubchen, von 56"; „Die Worte des Glaubens, nach 57 und 43"; „Vernunft, von 64" u. s. w. Statt mit den Namen der Dichter sind nämlich die mitgetheilten Gedichte mit Zahlen bezeichnet, und man muß nun bei jedem einzelnen Gedichte wieder in einem besondern Autorenverzeichniß die entsprechende Zahl nachsuchen, um den Namen des Verfassers zu erfahren. Neu ist diese Methode, aber auch sehr wunderlich.

H. M.

Bibliographie.

Alpenburg, J. N. Ritter v., Märzenveilchen. Innsbruck, Wagner. 16. 18 Ngr.

Blaßmann, G., Prolegomena der speculativen Naturwissenschaft. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Dumas Sohn, A., Demi-monde. Deutsch von P. J. Reinhard. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 20 Ngr.

Fehr, J., Ueber die Entwickelung und den Einfluß der politischen Theorien. Ein Beitrag zur Würdigung der innern Entfaltung des europäischen Staatenlebens. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Frauenstädt, J., Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 1 Thlr.

Gedanken zur Deutung der Hieroglyphen des ersten Buches Mosis. 1te Abtheilung: Urgeschichte der Welt, der Erde und des Menschen. Zerbst, Römer. Gr. 8. 10 Ngr.

Grote, L., Wolfgang Musculus, ein biographischer Versuch. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 15 Ngr.

Gude, C., Der Brocken und seine Wälder. Eine Schilderung des Lebens an und auf dem Brockengebirge. Magdeburg, Fabricius. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hildebrandt, Wilhelmine, Briefe an ein junges Mädchen über die griechische und römische Mythologie. Querfurth, Schmid. 8. 20 Ngr.

Jacobson, H., Nachdenken nicht Nachglauben. Sechs religiöse Vorträge. Gehalten, als Mitglied des Gemeindevorstandes, vor der christkatholischen oder freien christlichen Gemeinde zu Berlin. 2te Auflage. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Jordan, W., Das Interim. Prolog-Scene. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. Gr. 8. 9 Ngr.

Lessing's, G. E., Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer historisch-kritisch erläutert von J. F. L. Th. Merzdorf. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 15 Ngr.

Lewald, Fanny, Adele. Roman. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 1 Thlr.

Meißner, A., Der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Thlr.

Mosen, J., Herzog Bernhard. Historische Tragödie. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Müller, J., Friederich mit der leeren Tasche. Tirolisches National-Schauspiel in fünf Acten. Innsbruck, Wagner. 8. 12 Ngr.

Pistorius, A., Der Lilie Geburt. Gedicht. Zerbst. 16. 7½ Ngr.

Reybaud, Mme. Charles, Das Fräulein von Malepeire. Eine Geschichte aus der Zeit der ersten französischen Revolution. Uebersetzt von R. Menger. Stettin, Graßmann. 8. 25 Ngr.

Rückerinnerungen aus einem Mädchenleben. Von der Verfasserin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins". Halle, Mühlmann. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Besuch bei Schamyl. Brief eines Preußen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen in seinem Geiste und seiner Kraft. Ein Wort der Entgegnung auf die Angriffe gegen Preußens Politik. Berlin, Rauh. 8. 2½ Ngr.

Prinz, A., Der russisch-türkische Krieg nach brieflichen Mittheilungen und Originalberichten. 1ster Band: Der Feldzug des Jahres 1853. Altona, Verlags-Büreau. 8. 15 Ngr.

Römisch, P., Ueber Korn-Theuerung und deren mögliche Verhütung. Eine Mahnung für Alle. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 28. —— 12. Juli 1855.

Gutzkow's neueste Schriften.

1. Karl Gutzkow's Dramatische Werke. Achter Band. Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: Lenz und Söhne, oder die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 25 Ngr.

Es ist eine überaus erfreuliche Thatsache, daß im Gegensatze zu der geistlosen Possenfabrikation, die sonderlich in Berlin nnd Wien ihren Sitz aufgeschlagen hat, im Gebiete des deutschen Lustspiels neuerdings sich eine Richtung hervorthut, welche unsere Komödie von der unwürdigen Handtierung eines bloßen Bauchmuskelerschütterungsinstituts zu ihrer eigentlichen idealen Bestimmung zu erheben mit Glück bestrebt ist. Im Gewande künstlerischer Gestaltung soll die höhere Komödie den sittlichen und politischen Spiegel dem Volke gegenüberhalten, soll dieses als heitere Muse bei der Hand nehmen und es vor seinen eigenen Schwächen, Tollheiten und Gebrechen hinstellen, nicht aber, um, wie das gewöhnlich geschieht, eine blos negative Wirkung zu erzeugen, sondern um echt künstlerisch aus den verspotteten Thorheiten und Verirrungen das positive Resultat eines von den Schlacken geläuterten, kräftig gesunden Menschenthums aufzubauen. Je tiefer eine derartige Komödientendenz in die Fülle gegenwärtigster Zeitgebrechen hineingreift, je sicherer sie den wunden Fleck trifft, je schlagender und positiver sie die brennenden Fragen beantwortet, um so entschiedener ihre Wirkung, um so erfolgreicher ihr politisches und sittenrichterliches Amt. Und eine solche brennende Frage hat Gutzkow in seinem Lustspiele „Lenz und Söhne, oder die Komödie der Besserungen" dramatisch zur Sprache gebracht, indem er das Unwesen der sogenannten Innern Mission zum Vorwurfe seiner Dichtung wählte. Erinnern wir uns recht, so verhandelte Gutzkow dieses Thema schon früher in einem Aufsatze seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herde" und kam darin zu dem beherzigenswerthen Resultate, daß die Tendenzphrase, welche die Apostelschaft jener confessionellen Philanthropie unserer Tage zu ihrem Schiboleth gewählt habe, um Gottes willen ihr Werk zu thun, den hochmüthigen und dem eigentlichen warmen Leben abgewandten Geist bezeichne, der diese modern-christlichen Samariterinstitute beherrsche. Sehen wir nun etwas genauer zu, wie sich unser Dichter den pikanten Stoff dramatisch zurechtgelegt hat.

Es mag nicht eben den Genuß des Lebens erhöhen, wenn der Sohn eines reichen Handelshauses, aus Albion und Amerika zurückgekehrt, daheim im väterlichen Geschäft alle Stellen und Posten so besetzt findet, daß für ihn nichts zu thun bleibt als zu bummeln und Cigarren zu rauchen. Und wenn es noch das allein wäre, aber Sigismund findet das Haus „Lenz und Söhne" auf dem besten Wege zum gänzlichen Ruin; denn statt mit scharfem Auge die weitverzweigten Unternehmungen seines großen Geschäfts zu überwachen, wendet Vater Lenz seine ganze Aufmerksamkeit der Besserung der Menschheit zu, schwärmt für christlich-germanische Philanthropie und wählt sein Gesinde der allgemeinen Menschheitsbesserung wegen aus Schuften und Spitzbuben. Die Procura des Hauses hat Solbring, der Tochtermann des Herrn Commerzienraths, in Händen, der unter dem Deckmantel kosmopolitischer Tendenzen ein grundliederliches Leben führt, und die Töchter des alten Lenz fahren als geweihte Priesterinnen der heiligen Innern Mission aus einem Stadtwinkel in den andern und geben sich noch besonders damit ab, junge Roués und Taugenichtse auf den Weg der Tugend und Solidität zurückzuführen, kurz, die guten Leutchen sind überall mehr zu Hause als bei sich, und während sie die ganze Welt zu curiren beflissen sind, ist das eigene Haus dem Einfall nahe. Da muß es denn sehr natürlich genannt werden, wenn der junge Sigismund Lenz einige Grillen fängt, zum „Humor der Verzweiflung" seine Zuflucht nimmt und, als er Solbring in „die Freihandelssitzung des Casino" flitzen sieht, seinem Unmuthe Luft macht:

Freihandelssitzung! und das Haus „Lenz und Söhne" hat drei blühende Runkelrübenzuckerfabriken im Gange und müßte demzufolge zum Schutzsystem halten! Setz' ich zu Hause meine Gründe dafür auseinander, so predige ich tauben Ohren; bitt'

ich um einen stillen abendlichen Thee, wo ich ihnen gemüthlich auseinandersetzen möchte, daß sie sämmtlich Narren sind — Papa natürlich mit allem schuldigen Respect —, so ist Niemand zu haben. Das Haus „Lenz und Söhne" sitzt bis tief in die Nacht in dem großen Riesenspinnennetze des allgemeinen Vereinswesens und ist von Morgens bis Abends unterwegs!

In diesem Humor der Verzweiflung faßt Sigismund, der nach Durchprobung aller andern Mittel ein anderes nicht mehr sieht, die Seinigen, sein Haus und sich vom Aeußersten zu retten, einen verzweifelten Entschluß. Es gilt vor allem, den Vater von der philanthropischen Luftschiffahrt ins Weite wieder ins Enge, ins eigene Haus zurückzuleiten; so muß ihm denn dieses, dessen heimliche Schäden er in seiner Verblendung nicht sieht, in einem recht öffentlichen, recht flagranten, recht eindringlichen Exempel als selbst aufs äußerste besserungsbedürftig vor Augen gestellt werden, und um das gleich im empfindlichsten Punkte zu thun, beschließt Sigismund scheinbar ein stadtkundiger Taugenichts zu werden. Ein Herr von Hubert, Gegenstand der Innern Mission des Fräulein Lenz und deshalb natürlich Bruder Liederlich, welcher, an und für sich eine nicht unedle Natur, eine solidere Carrière zu betreten gedenkt, zumal er die hübsche Missionarin liebt, besagter Hubert unterstützt den jungen Kaufmann bei seinem gewagten Experiment und bald weiß die ganze Stadt und Vater Lenz, daß Sigismund die Blume und Krone aller städtischen Taugenichtse von Distinction ist. Nun beginnt das Mittel zu wirken. Papachen ist gezwungen, auch einmal ans eigene Haus zu denken und seine Besserungstheorie am eigenen Blute in Anwendung zu bringen, natürlich Alles in Liebe und Güte, und so rennt er denn dem vermeintlichen Taugenichts von Sohn überall hin nach, durch Milde und Zärtlichkeit sein Herz zu rühren: er bezahlt seine Schulden, er bestellt Soupers und Diners für ihn, er steckt ihm selbst Geld zu, kurz, er bessert nach seinen Principien immer darauf los, aber doch am Sohne, doch am eigenen Hause: er kehrt endlich einmal vor seiner Thüre. Sigismund, der ein redliches Herz in der Brust hat, wird es schwer, seine Rührung über diese väterlichen Liebesbeweise zurückzudrängen; aber der Gedanke, einen so glücklichen Anfang zum glücklichen Ende zu führen, macht ihn fest in seiner „Komödie der Besserung". Der Alte bleibt beharrlich, und er fühlt nun zum ersten male recht eindringlich, was das doch für ein warmes gewaltiges Ding sei um die Liebe zu den Seinigen, gegenüber seiner abstracten kosmopolitischen Schwärmerei; die ausschließliche Beschäftigung mit dem Sohne lenkt sein Auge natürlich wieder auf sein Haus überhaupt zurück, die Ausgaben für den Sohn weisen ihn viel eindringlicher als alle andern auf seine Kasse und sein Geschäft zurück, er bekümmert sich wieder um seine Handelsaffairen: der Vater, also der Mensch, und der Geschäftsmann fangen an sich aus dem kosmopolitischen Allerweltsmantel herauszuwickeln, Lenz hat wieder einen concreten warmen Lebenszweck. Und wie nun sein Auge von Nebeln freier und freier wird, da sieht es denn auch die Schäden im eigenen Hause immer klarer, da wird im Laufe der durch Sigismund angestellten Besserungskomödie auch die geheime Libertinage des Kosmopolitikers Solbring entlarvt und Dresel, der Diener des Hauses, vor den Blicken des alten Lenz in seiner ganzen Spitzbüberei bloßgestellt. Sigismund aber hat im Gewirre seiner Scheintaugenichtserei ein sanftes von der Welt hart behandeltes Mädchen gefunden, und aufglühend im liebenden Gefühle ruft er:

So gewiß meine Seele abstammt von den guten Geistern des Lichts, so gewiß ich Das nicht bin, was ich scheine, so gewiß werde ich nur dich zur Königin meines Lebens erheben, nur dich lieben, nur dich mein Weib nennen; denn die Blume muß von der Sonne leben, von ihr allein blüht sie, von ihr allein hat sie Farbe, Luft und Dasein!

Während er seiner entflohenen Schönheit nacheilt, hat der alte Lenz, dem nun die Augen völlig aufgegangen sind und der den Sohn im Banne seines Leichtsinns in die Ferne getrieben wähnen muß, mit voller Kraft sich zur praktischen Thätigkeit zurückgerettet, in der Arbeit seines Berufs und seines Hauses Vergessenheit erstrebend all der traurigen Eindrücke, welche die letzten Tage ihm gebracht haben, und des Schmerzes um den scheinbar verlorenen Sohn.

Ich lebte dem Allgemeinen und vernachlässigte mein Haus. Ich werde mich wieder zurückfinden auf die schöne Straße des Wohlthuns und der Nächstenliebe, der Straße, die wir Alle mitwandeln müssen, wenn wir ein Herz im Leibe haben, ob es auch hundert mal getäuscht wird. Bringt mir meinen Sohn zurück und ich werde wieder aufthauen aus dem Winterfrost, der sich um mein Herz legen will, werde wieder wie ein Baum, den das Schicksal und der Wahn fast entwurzeln wollte, Blüten treiben und Früchte für Anderer Wohl. Festen Boden unter und dann ein schöner blauer Himmel über uns! Bringt mir meinen Sohn zurück! Erst Sigismund! meinen Sohn! meinen Sohn!

Und der Sohn kommt, an der Hand die eroberte Braut und im Herzen die Gewißheit seines durch ihn mit verwegener Kühnheit geretteten Vaters, geretteten Hauses. Es ist des alten Lenz Geburtsfest, und Sigismund weiß mit edlem Takte das gelungene Werk der allgemeinen Entpuppung aus Wahn und Schwindel und der allgemeinen Versöhnung, von welcher auch Solbring nicht ausgeschlossen ist und an welcher Hubert, Sigismund's treuer Mitspieler in der Besserungskomödie, als glücklicher Bräutigam von Klara Lenz theilnimmt, unter der heitern Maske lebender Bilder zu einem harmonischen und poetischen Abschluß zu bringen:

Die Liebe ist ein heilig Wort,
Gepriesen sei sie nach Bewährung!
Des Schwachen Trost, des Armen Hort,
Verdient Bewund'rung und Verehrung.

Doch thut des Guten nicht zu viel!
Der Trieb des Armen muß erkalten,
Läßt man ihm seiner Kräfte Spiel
Nicht frei zum eig'nen Wohle walten.

Der Arme muß mit Müh' und Schweiß
Des Tages Nothdurft sich erwerben,
Indessen Lumperei es weiß,
Des Lebens flotten Theil zu erben.

Wen man gewöhnt an milde Hand,
Wem immer nur wird zugetragen,
Der glaubt sich im Schlaraffenland
Und hat am Elend ein Behagen!

Symbolisch wie der Schluß ist die ganze Dichtung gehalten; es ist in ihr eben nur Alles angedeutet, nur Alles, wie Gutzkow in der Vorrede bezeichnend sagt, „ein Zeitmärchen im Frack". Die große, den Gesammtbau unserer modernen Zustände durchfressende Lüge von einer Besserung der gesunkenen Menschheit, indem man diese wie einen Haufen kranker oder angekränkelter Kartoffeln betrachtet und behandelt, hat der Dichter mit leichter, spielender Hand zum gaukelnden Neckgeiste verzaubert, der sich vor unsern Augen in die mannichfaltigsten Gestalten verwandelt. Gutzkow zieht eben nur auf einen Augenblick den Schleier weg von dem düstern Bilde, und den also gewonnenen flüchtigen, skizzenhaften Eindruck gestaltet er zu selbständigem Leben, indem er ihn einer feinen und geistreichen Ironie unterwirft. Wir sehen in dieser Komödie die Zustände, die sie behandelt, durch ein Verkleinerungsglas; aber was sie dadurch an Umfänglichkeit und Großheit verlieren, haben sie an Sauberkeit und Eindringlichkeit des Details gewonnen. Es ist ein Spiel im vollsten Sinne des Worts, das in einem Thautropfen die ganze Welt ironisirt und vom Allernächsten ausgehend den denkenden und feinfühligen Geist ins Große und Ganze führt, der Makrokosmos im Mikrokosmos. Und so ist es denn freilich für die Masse nicht gemacht, sondern nur für das Verständniß Solcher geeignet, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. In dieser eigenthümlichen Fassung und Behandlung des Stoffs ist der den Erwartungen des Autors offenbar nicht entsprechende Bühnenerfolg der Komödie vollkommen erklärt; den bei weitem meisten Menschen ist die feine poetische Ironie, und diese ist das künstlerische Lebensprincip dieser Dichtung, durchaus unzugänglich, mindestens müssen sie erst für das Gefühl derselben herangebildet werden. Oeftere Aufführungen unsers Dramas würden diese Heranbildung gewiß erzeugen, umsomehr als es der Dichtung, ganz abgesehen von der Tendenz und der Stimmung, an dramatischem Leben, an dramatischen Charakteren, an spannender Handlung und pikanten Situationen wahrlich nicht fehlt. Der alte Lenz, Solbring, einer von der Sorte der sogenannten gefühlvollen Menschen, deren ganzes Gefühl Wallung und Laune ist und die nur eine andere Schattirung des Allerweltsegoismus sind, der verknöcherte Heuchler Friedeborn, der seine einzige Tochter ins Elend verstößt und sie später nur deshalb wieder aufnimmt, um seinen Ruf nicht zu compromittiren, Drexel, die Blüte der „gebesserten" Schufterei, die Hofräthin Menglerchen, Sigismund, der kräftige, verwegene Repräsentant des gesunden Menschenverstands, genug, an dramatischen Charakteren der frappantesten Ausprägung, der liebevollsten Ausarbeitung ist wahrlich kein Mangel und der Gang der Handlung entwickelt sich mit wachsendem Interesse bis zum Schlusse. Im Uebrigen hat Gutzkow das ironische Element mit echter Künstlerschaft und Feinheit beherrscht, sodaß es sich keineswegs nur als auflösende und negirende Macht bethätigt, vielmehr nur wie ein scharfer Wind die mürben Zweige und das welke Laub vom kräftigen Baume streift, aus welchem dann das gesunde Mark eine neue Blüten- und Blätterfülle, ein neues Leben erzeugt. Die Frucht dieses geistvollen Spiels von Ironie, Phantasie und verwegener Laune ist ein tiefer Ernst: „Laßt uns besser werden, bald wird's besser sein!"

Dasselbe Thema, was Gutzkow in dieser „Komödie der Besserungen" als die „von den Launen der Wahrheit humoristisch geneckte Lüge" dramatisch darstellt, hat er auch in Novellenform behandelt in

2. Die Diakonissin. Ein Lebensbild von Karl Gutzkow. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn es sich in der „Komödie der Besserungen" mehr darum handelte, den Stoff wie eine neckische Fata Morgana erscheinen zu lassen und ihn nur, insoweit er sich äußerlich darstellt, zur Anschauung zu bringen, so vertieft sich die Novelle in die innern psychischen Processe einer edeln, im Herzen tief verwundeten weiblichen Natur, die der Schmerz der Liebe dem Dienste der Innern Mission in die Arme führt. Der holländische Oberst van der Busch hat seine in Deutschland weilende Braut mit einer hohen Summe für den Fall seines Todes in der Bank von England eingekauft, und da nun Busch, von gräßlicher Krankheit heimgesucht, in Batavisch-Indien durch Selbstmord endet, so verschweigt der bei ihm befindliche Bruder der Braut, Hartlaub, Offizier in der holländisch-indischen Armee, nach dem letzten Willen des Obersten die Art des Todes und die Summe in der Bank bleibt dadurch seiner Schwester gesichert. Diese verheirathet sich an einen Kaufmann, welcher auf Grund jener Gelder ein großartiges Handelsgeschäft begründet. Aber Busch hatte eine Schwester hinterlassen, die, gleichfalls an einen jungen Kaufmann Artner verheirathet, verarmt war, und da nun Letzterer die Rechtsbeständigkeit des Heimfalls jener Summe an Busch's Braut anzweifelte, so einigte sich, um gefährliche Processe zu meiden, Wisthaler, der Gatte der Letztern, mit ihm und Beide errichteten eine gemeinschaftliche Firma. Aber Wisthaler's Härte bei einer mislungenen Speculation Artner's zwang Letztern, sich von dem Gesammtgeschäft an den Rhein zurückzuziehen, wo er bald unter völlig zerrütteten Vermögensumständen starb und seine einzige Tochter Konstanze als arme Waise hinterließ. Diese wurde von einem jungen Arzte Wolmar geliebt und erwiderte diese Liebe, als der Bankrott und Tod ihres Vaters den mittellosen Wolmar zwang, sich von Konstanze zurückzuziehen, die den edeln Grund dieser Entfernung des Geliebten wohl begriff, aber natürlich im tiefsten Herzen getroffen wurde und sich nun jener entsagenden Stimmung des Gemüths ergab, welche, in dem Bedürfnisse fortzulieben, das Gefühl, das dem Einen galt und gilt, der Menschheit zuwendet und in der helfenden Hingabe an ihre Leiden sich selbst wiederzugewinnen und zu befriedigen sucht.

Konstanzens edler und starker Geist erfaßt diese Richtung mit idealer Kraft und der innigsten sittlichen Ueberzeugung: sie glaubt an den neuen Beruf. Da fügt es ihr Geschick, daß sie im Hause der Justizräthin Emmen, woselbst sie verweilt, um sofort in die nahe Diakonissenanstalt Friedenthal zu treten, Wolmar wieder begegnet und die alte Neigung in Beider Brust mit neuer Glut erwacht. Wolmar flieht in der Pein seiner Gefühle und Konstanze sucht sich gewaltig zu beherrschen; da aber wird ihr die Kunde, daß ihr ein noch bei Wisthaler stehendes Capital ihres Vaters von 30,000 Thalern zugefallen sei. Major Hartlaub nämlich, Wisthaler's Schwager, aus Indien auf Urlaub bei seinen Verwandten angelangt, hat, um die Schuld der Verschweigung von des Obersten Selbstmord sich vom Gewissen zu wälzen, sich seinem Schwager in Gegenwart des Justizanwalts entdeckt und so diesen bewogen, unter der vorgenannten Form jene Summe Konstanze wieder zuzuwenden. Nun ist ja Konstanze reich, nun kann sie Wolmar, dem Mittellosen, ihre Hand bieten und ihr Herz wiegt sich bereits in schönen Träumen. Aber Wolmar, im ersten Augenblicke zwar hingerissen von dem so nahen Glücke, bebt vor dem Gedanken zurück, seine frühere Trennung von Konstanze könne, wenn er jetzt ihre Hand begehre, gemeinen Gründen schuldgegeben werden, und mit männlichem Stolze eilt er in den Osten von Deutschland, um als freiwilliger Arzt die Hungerseuche bekämpfen zu helfen. Konstanze wird nun Diakonissin in Friedenthal. Mit aller gläubigen Innigkeit frommer Ueberzeugung widmet sie sich ihren düstern Pflichten, Manches zwar berührt sie fremd und kalt und als eigne sich es nicht in das Haus der Barmherzigkeit, indeß hilft ihr Feuereifer ihr anfänglich darüber hin; alle Stationen des Leidens und des Jammers in Krankheit und Tod arbeitet sie kräftig durch, zuweilen empfindet sie eine selige Befriedigung; aber je tiefer sie in ihren Beruf eindringt, je mehr sie darüber denkt, darin erfährt, desto unabweisbarer fühlt sie, daß der herrschende Geist dieser Hallen nicht der ihrige, nicht der stille heilige Geist warmer Menschenliebe, sondern ein kaltes formelles Pharisäerthum sei, eine schablonenartige Werkthuerei. Da trifft sie die Nachricht, daß Wolmar zurück sei — aber wahnsinnig, und daß man auf ihr Erscheinen die Heilung baue. O wie glüht da die alte Liebe wieder auf! Konstanze tritt in das Leidenszimmer des Armen, ihre sanfte zitternde Stimme bebt in seine Seele, sein staunendes Auge haftet an den theuern Zügen und niedersinkt er vor der Geliebten, ein an ihr Genesener und Geretteter. So wird aus der erkünstelten Nonne eine natürliche schöne warme Menschenbraut. Es sollten vor dieser geistvollen, tief menschlichen Dichtung die Worte stehen: „Dies Buch gehört den Frauen!" denn wahrlich, es ist in diesem erschütternden Seelengemälde eine solche Zartheit der Behandlung, eine solche Innigkeit des Tons, eine so lebendig wahre Darstellung der weiblichen Natur nach allen Nüancen von dem koketten dolce far niente der Weltdame bis zur idealen Frauenhoheit, es ist darin eine so productive und schöpferische Kenntniß des weiblichen Charakters, seiner Räthsel und Geheimnisse, daß neben der poetischen zugleich eine tiefsittliche Wirkung von dieser Schöpfung ausströmt. Das reine, durch Leid und Kampf geläuterte, schöne ethische und seelische Wärme athmende Menschenthum ist es, das sich hier aus Verirrung und Vernebelung zu heiterer Natur und Freiheit herausarbeitet, dem Goethe'schen Worte treu:

> Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt!

Und wie wahr, wie treffend sind die Stimmungen geschildert, welche unser modern-protestantisches Nonnenthum in das weibliche Herz einschmuggele, das meist, sofern es nicht von Haus aus ein krankhaftes oder pharisäisch verknöchertes ist, den verfehlten Beruf des Weibes — Gattin und Mutter zu werden — an den Krankenbetten des Jammers zu vergessen trachtet, selbst krank, selbst ein Jammer. Ein großes fressendes Leiden unserer Zeit deckt hier der Dichter erschütternd vor unsern Augen auf und zeigt uns, indem er den Wahn und die Lüge geißelt, mitten in dem Schwindel die edeln und lieblichen Keime, aus welchen ein wahrhafter Cultus der Menschheit und Humanität emporblühen könnte.*)

19.

Das politische Parteiwesen im Alterthum.

Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. Von Wilhelm Wachsmuth. Erster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der politischen Parteiungen des Alterthums. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.*)

Wachsmuth hat seine Zeit sehr gut gewählt. Seine „Geschichte der politischen Parteiungen" erscheint in einem

---

*) Hiermit ist doch schwerlich das von Gutzkow novellistisch und dramatisch behandelte Thema vollkommen erledigt. Der höchste Beruf des Weibes mag allerdings der sein, Gattin und Mutter zu werden; aber die Behauptung, daß dieser Beruf ihr alleiniger sei, ist vielleicht ebenso schief, als wenn man behaupten wollte, der ausschließliche Beruf des Mannes sei, Gatte und Vater zu werden. Eine Behauptung wie die erstere hieße die Millionen weiblicher Geschöpfe, die nicht in die Lage kommen, Gattinnen und Mütter zu werden, zu unnützen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erklären und verurtheilen. Die Lage der modernen Gesellschaft ist nicht der Art, daß es gerathen scheinen könnte, den Kreis der weiblichen Arbeiten zu verringern, statt zu erweitern, und da anerkannt die Frauen von Natur einen vorzüglichen Beruf für die Krankenpflege haben, so entsteht allerdings die Frage, ob die menschliche Gesellschaft sich dieser Dienste berauben solle, statt sie zu organisiren. Hüten wir uns, daß wir mit unsern Angriffen gegen die geheimbündnerische Tendenzphilanthropie nicht die Sache selbst treffen! Wenn man nach Lessing etwas Gutes, an das etwas Schlimmes zu nahe grenzt, lieber nicht thut, so könnte man, diese etwas spitzfindige Sentenz umkehrend, vielleicht auch sagen: Wenn an etwas Schlimmes etwas Gutes ganz nahe angrenzt, so tolerire und schone ich das Schlimme um des Guten willen. Wenigstens thut hier die äußerste Vorsicht noth, damit man in solchen allerdings heikeln Fragen nicht in die Gefahr komme, die Grenzgerechtigkeit zwischen Gut und Böse zum Schaden des erstern zu verletzen. D. Red.

*) Seit Abfassung der vorstehenden Kritik ist auch der zweite Band erschienen: „Die politischen Parteiungen des Mittelalters." Auch dieser Band umfaßt vier Bücher, von denen das erste die mittelalter-



Augenblicke, in welchem sie einer günstigen Aufnahme ziemlich sicher und jedenfalls einer aufmerksamen Beachtung gewiß sein darf. Wäre sie wenige Jahre früher veröffentlicht worden, man würde sie ohne Zweifel ungelesen zur Seite gelegt haben. Ein gleiches Loos mochte sie treffen, wenn ihr Verfasser noch längere Zeit mit der Herausgabe gezögert hätte. Wer könnte dafür bürgen, daß nicht schon die nächste Zukunft die Erscheinungen der nächsten Vergangenheit wiederholen wird? Die stürmische Bewegung, welche vor kurzem das Gebiet des öffentlichen Lebens erfüllte, ist in ihrem Laufe gehemmt, aber nicht zum Abschlusse gebracht worden. Der heiße Parteikampf der letzten Jahre hat keine Versöhnung, sondern nur eine gewaltsame Unterbrechung erfahren. Vielleicht ist der Augenblick nicht mehr fern, wo diese erzwungene Waffenruhe ein Ende nimmt. Man wird dann aber weder Zeit noch Lust haben, sich auf den Blättern der Geschichte nach Dem umzusehen, was die unmittelbare Gegenwart überall in ausdrucksvollen Zügen vor das Auge stellt. Anders ist es jetzt, wo die politische Arena für eine Weile geschlossen, aber die Erinnerung an die eben gesehenen Kämpfe noch in Allen lebendig ist. Wenn in solchem Zeitpunkte ein Werk wie das vorliegende nicht die bereitwilligste Anerkennung findet, so ist die Schuld sicherlich ihm selbst und nicht der Theilnahmlosigkeit des Publicums beizumessen.

Die Geschichte der politischen Parteiung ist heutzutage ohne Zweifel ein Gegenstand von allgemeinem Interesse. Aber eben weil sie das ist, möchte es kaum gelingen, sie mit unbefangenem Sinne darzustellen und aufzunehmen. Unsere Zeit darf sich rühmen, des Solonischen Gesetzes, das jeden Bürger des Staats zur Parteinahme verpflichtete, entrathen zu können. Es gibt kaum irgend ein Gemeinwesen, das nicht fast ebenso viele öffentliche oder geheime Parteigänger wie Angehörige zählte. Jedermann bekennt sich, wenn auch nicht mit dem Munde, so doch mit dem Herzen, zu dem Glauben einer der vielen Fractionen oder Coterien, welche die politische Bewegung der jüngsten Vergangenheit ins Leben gerufen hat. Man hat die Organisation der Parteien lockern, sie auflösen und zerstreuen, nicht aber ihre einzelnen Mitglieder vernichten können. Ihre collective Thätigkeit ist sistirt, ihre einheitliche Macht gebrochen worden; ihre Ueberzeugungen und Vorurtheile, ihre Tendenzen und Stichworte leben in der Masse des Volks fort und bewahren vor wie nach ihre frühere Geltung. Man wird nicht leicht Jemandem begegnen, der nicht seine besondere Parteiansicht, seine bestimmten politischen Freunde und Feinde hätte. Es versteht sich von selbst, daß diese speciellen Interessen, diese persönlichen Sympathien und Antipathien nicht ohne bestimmenden Einfluß bleiben können, wenn es gilt, das geschichtliche Leben der Parteien zu erforschen und zu beurtheilen. Die Wenigen aber, die nicht gerade einem einzelnen Parteiverbande angehören, werden doch schwerlich im Stande sein, sich zum Parteiwesen überhaupt in ein unbefangenes Verhältniß zu setzen. Es ist ihnen in letzter Zeit persönlich zu nahe getreten, hat sie ohne Zweifel zu oft und zu lebhaft, in freundlicher oder feindlicher Weise berührt, als daß sie es nicht mit Vorliebe oder auch mit einer gewissen Abneigung betrachten sollten.

Die Ereignisse der jüngstverflossenen Jahre haben nicht wenig dazu beigetragen, das schwankende Urtheil über den Werth und die Bedeutung der politischen Parteien noch mehr zu verwirren. Zwei Ansichten stehen sich hier schroff gegenüber; was die eine behauptet, das leugnet die andere, indem sie zugleich das gerade Gegentheil für wahr ausgibt. Wenn auf der einen Seite versichert wird, daß die Existenz der Parteien einen unzweifelhaften Beweis für die Gesundheit des Staatskörpers ablege, so sagt man auf der andern, daß sie gerade umgekehrt ein untrügliches Symptom seiner Krankheit sei. Dort ist es die überreiche Fülle der dem Gemeinwesen einwohnenden Lebenskraft, welche in der Erzeugung der Parteien sich gleichsam Luft macht, sie als nothwendige Producte ihres schöpferischen Drangs ins Dasein ruft. Hier dagegen entspringt die Parteiung aus der Ohnmacht des staatlichen Organismus, der in seinem Innern von Fäulniß ergriffen, bereits die nöthige Kraft entbehrt, um die geschlossene Einheit seiner Glieder aufrechtzuerhalten. Wo man über den Ursprung der Parteien so widerstreitende Meinungen hegt, müssen die Urtheile über deren Wirkungen nicht minder weit auseinandergehen. Und in der That, während die Einen dafürhalten, daß die Strebungen und Kämpfe der Parteien die allseitige Entwickelung des Staats bedingen und weiterführen, sind die Andern überzeugt, daß sie nur dazu dienen, ihn zu zersetzen und seiner Auflösung näherzubringen. Jenen ist eine Quelle des Lebens, was Diesen als eine Ursache des Todes gilt.

Man darf nicht hoffen, daß diese scharf contrastirenden Ansichten so bald eine vollständige Ausgleichung erfahren werden. Und doch wäre es sehr wünschenswerth, wenn ihre Vertreter sich insoweit verständigten, daß eine gemeinsame Thätigkeit zur Förderung des Gemeinwohls möglich würde. Wie bisher die Freunde und Feinde des Parteiwesens einander gegenüberstanden, konnte ihre Wirksamkeit die gedeihliche Entwickelung des öffentlichen Lebens nur hemmen und stören. Der enthusiastische Cultus, den man vor kurzem den Parteien und was mit ihnen zusammenhing, darbrachte, hat wesentlich dazu beigetragen, die Durchführung der in Staat und Gesellschaft nothwendigen Reformen zu vereiteln. Durch die lauten Verwünschungen, mit welchen man sie gegenwärtig zu verfolgen liebt, werden die mangelhaften politischen und socialen Zustände voraussichtlich wenig gebessert werden. Der Ruhm, „auf der Zinne der Partei zu stehen“, ist

---

lichen Parteiungen überhaupt, das zweite die politische Parteiung bei den Muselmanen, das dritte das Frankenreich und das deutsch-italienische Kaiserreich und das letzte die übrigen christlichen Staaten: die Pyrenäische Halbinsel, Frankreich mit Flandern, die britischen Inseln, den skandinavischen Norden, den Ordensstaat in Preußen und Livland, Ungarn, das fränkisch-byzantinische Reich und das Königreich Jerusalem behandelt. D. Red.

ebenso eitel wie der andere, „die Factionen gebändigt“ oder gar „mit der Wurzel ausgerottet zu haben“. Man kann nicht zweifeln, daß weder die Allgewalt noch die Vernichtung der Parteien im wahren Interesse des Staats liegt. Auch verdient bemerkt zu werden, daß sowol die Vorkämpfer wie die Gegner der politischen Parteiung dem Staate gegenüber ein Verhalten beobachten, das mit ihren eigenen Voraussetzungen über ihn im Widerspruch steht. Wenn, wie die Einen glauben, die Existenz der Parteien beweist, daß der Staat sich wohl befindet, so sieht man nicht ab, warum sie ihn fort und fort wie einen Patienten behandeln und unaufhörlich neue Heilmittel in Vorschlag bringen. Ist dagegen, wie die Andern annehmen, das Dasein der Parteiung ein Zeichen, daß der Staat an einer innern Krankheit leidet, so begreift man nicht, wie sie ihn für vollkommen gesund ausgeben und jeden Vorschlag, der auf die Abstellung der vorhandenen Gebrechen gerichtet ist, zurückweisen mögen.

Diese Inconsequenz ist für die Lösung der Frage, welche der beiden in Rede stehenden Ansichten die richtige sei, nicht ohne Bedeutung. Sie gibt zu erkennen, daß beide, wenn überhaupt, nur theilweise begründet sind, und weist darauf hin, daß jede von ihnen an der andern ihre Ergänzung hat. Wenn einundderselbe Gegenstand entgegengesetzte Auffassungen erfährt, so wird sich bei näherer Prüfung in der Regel herausstellen, daß ihre Vertreter zugleich im Rechte und im Unrechte sind. Auch die Freunde und Feinde des Parteiwesens befinden sich in diesem Falle. Es läßt sich nicht leugnen, daß dasselbe einer doppelten Schätzung fähig und ebenso wol geeignet ist, Vorliebe wie Abneigung zu erwecken. Schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte gewährt die Einsicht, daß man deren Zeugniß auf beiden Seiten für sich in Anspruch nehmen darf.

Ueberall sind es im historischen Leben der Staaten und Völker zwei Epochen, in welchen die politische Parteiung vorzugsweise zu gedeihen pflegt: die Zeit ihrer wachsenden Macht und Blüte und die Periode ihres beginnenden Verfalls. Diese Thatsache berechtigt zu dem Schlusse, daß die Parteibildung sowol durch die Steigerung wie durch die Schwächung der staatlichen Lebenskraft bedingt und gefodert wird. Hat, so scheint es, das Gemeinwesen einen gewissen Grad innerer Stärke erreicht, so treibt es eine Menge von mehr oder minder wirksamen Kräften aus sich hervor, welche in den überlieferten Institutionen keinen ausreichenden Spielraum für ihre Bethätigung finden und sich eben deshalb in den Parteien besondere Träger oder Organe ihrer Wirksamkeit schaffen. Wenn dagegen in einem politischen Verbande die Macht der centralen Einheit in dem Maße geschwächt ist, daß sie unfähig wird, die Gesammtheit der Glieder zu beherrschen, so treten diese allmälig aus ihrer Verbindung heraus, um in den Parteien ein selbständiges Dasein zu führen. Dort ist es ein Ueberfluß, hier ein Mangel an Kraft, worin die Parteiung ihren Ursprung hat. In dem einen Falle wird sie durch die gesunde Energie des Staatslebens hervorgerufen, in dem andern erscheint sie als ein Erzeugniß seiner krankhaften Schwäche.

Man darf indeß nicht übersehen, daß die staatlichen Zustände, welche die Entwickelung des Parteiwesens vorzugsweise begünstigen, nur sehr einseitig charakterisirt werden, wenn man sie einfach als gesund oder krank bezeichnet. Das Auftreten der Parteien ist immer und überall ein Beweis, daß in der Bewegung des politischen Organismus eine Störung eingetreten. Es ist aber nicht minder ein Zeichen, daß derselbe sich bestrebt, diese Hemmung seiner Functionen zu überwinden. Die Parteien haben für den Staatskörper eine ähnliche Bedeutung wie das Fieber für den physischen Leib; sie sind die Symptome der Krankheit und zugleich das Mittel ihrer Heilung. In ihren Kämpfen vollzieht sich der Bildungsproceß, welcher das Gemeinwesen, nachdem dessen bisherige Formen sich als unzureichend erwiesen oder gar ausgelebt haben, zu einer höhern Stufe der Entwickelung hinüberführt. Es macht dabei keinen erheblichen Unterschied, ob der Staat, während er in seinem wesentlichen Bestande erhalten bleibt, eben nur seine Erscheinungsform ändert, oder ob er als solcher, als dieser besondere Verband dem Untergange anheimfällt, um als integrirendes Moment einer höhern politischen Ordnung von neuem aufzuleben. In dem erstern Falle vertreten die Parteien jene durch die treibende Energie des Volksthums fort und fort erzeugten Kräfte, welche sich dem politischen Organismus als selbständige Glieder einzuverleiben streben. In dem letztern repräsentiren sie die allgemeinen Ideen und umfassenden Interessen, welche in den Schlußepochen des Völkerlebens hervorzutreten und die überlieferten staatlichen Formen, weil sie eine weitere Umbildung nicht mehr zulassen, zu zersprengen oder aufzulösen pflegen.

Ein richtiges Verständniß der Bedeutung, welche das Parteiwesen für die Entwickelung des Staatslebens mit Recht in Anspruch nimmt, wäre ohne Zweifel das geeignetste Mittel, die über dasselbe umlaufenden entgegengesetzten Meinungen miteinander zu versöhnen. Seine excentrischen Freunde würden begreifen, daß es der natürlichen Bestimmung der Parteien widerstreitet, sie um ihrer selbst willen zu hegen und auszubilden, daß sie niemals Selbstzweck, sondern immer nur das Mittel sein können, gewisse bis dahin verkannte Rechte oder Interessen zur Geltung zu bringen. Seine fanatischen Gegner würden einsehen, daß es den natürlichen Entwickelungsgang des öffentlichen Lebens verkennen heißt, wenn man die Parteiung schlechthin verwirft oder die etwa bestehenden Parteien zu vernichten strebt. Sie dürften zugleich die Ueberzeugung gewinnen, daß es ebenso thöricht wie nutzlos ist, dem Treiben der Factionen auf einem andern Wege ein Ende machen zu wollen als durch die Anerkennung der berechtigten Foderungen, die von ihnen vertreten werden.

Es ist sehr zu bedauern, daß der im Obigen angedeutete Gesichtspunkt in der vorliegenden „Geschichte der politischen Parteiungen“ nicht die wünschenswerthe Be-

rücksichtigung gefunden hat. Wachsmuth freilich war außer Stande, ihn mit der nöthigen Entschiedenheit geltend zu machen. Er steht, scheint uns, zu seinem Gegenstande nicht in dem unbefangenen Verhältnisse, dessen es zur gerechten Abschätzung des Für und Wider, zu einer völlig parteilosen Darstellung seiner Licht- und Schattenseite bedarf. Zwar versichert er uns:

Die Erwartung, daß gegenwärtige „Geschichte der politischen Parteiungen" auf Parteistimmung oder, wenn davon noch die Rede sein kann, auf Parteitreiben unserer Zeit berechnet sein möge, ist total irrig, wenn in jener eine politische Tendenzschrift gemuthmaßt wird; nicht aus Parteistimmung hervorgegangen, hat sie sich auch keine andere Aufgabe gestellt als die jedes historischen Werks, worin das Getriebe menschlicher Leidenschaften und Verirrungen, des Egoismus und des Patriotismus, der Standessucht und der Volksansprüche, des Uebermuths der Großen und der demagogischen Volksbewegung dargestellt werden. Ihre Sympathie und Antipathie, aus menschlichem Princip erwachsen, hat rein historischen Charakter.

und fügt andererseits an einer spätern Stelle, nachdem er sehr richtig bemerkt hat:

Der schlimme Ruf, welcher der Parteiung anhaftet, ist allerdings mehr aus Abstraction von den bittern Früchten, die das Parteiwesen in einer langen und dichten Reihe historischer Erscheinungen darbietet, als aus einem an sich bösen Princip des Widerstreits erwachsen.

die Erklärung hinzu:

Jedenfalls ist es historischer Unparteilichkeit unangemessen, die Erscheinungen mit vorgefaßtem Urtheil nur von ihrer Schattenseite aufzufassen und darzustellen. Mag also die Parteiung zunächst für ein Adiaphoron gelten, das wir uns nach seinem an sich unstäten, mit dem jedesmaligen Substrat wandelbaren und demgemäß zu beurtheilenden Charakter, nicht blos nach dem Unheil, das daraus hervorzugehen pflegt, anschaulich machen.

Es ist aber darum nicht minder gewiß, daß er sich durchgängig zu der Ansicht Derer hinneigt, welche das Parteiwesen mit entschiedener Ungunst betrachten. Er scheint nicht beachtet zu haben, daß der Grundsatz: „Jedenfalls ist es Ungebühr, wenn auseinanderfällt, was zusammenhalten soll, und wenn die Theile, die gemeinschaftlich wirken sollen, einander widerstreiten", wie richtig er an sich auch sein mag, doch zu einer sehr schiefen und einseitigen Auffassung führen muß, wenn er ohne die erfoderlichen Einschränkungen auf die Bewegung der politischen Parteien angewandt wird. Wer ihn ohne weiteres gelten läßt, kann nicht umhin, das Recht der Parteiung unbedingt in Abrede zu stellen, und da er sie von vornherein für etwas hält, das nicht sein sollte, so wird es ihm schwerlich gelingen, sie als eine nothwendige und heilsame Erscheinung zu begreifen. Freilich wird Niemand leugnen, daß ein vollendeter Staat, ein Gemeinwesen, das dem Ideale eines solchen in jeder Rücksicht entspricht, die Existenz der Parteien ausschließt. Wo Alles so geordnet ist, daß Jedes von selbst an die ihm gebührende Stelle tritt, da findet die Parteiung keinen Raum, weil sie überflüssig wird. Möglich, daß die Gemeinschaft der Menschen im Fortgange der Zeiten zu einem Zustande harmonischer Durchbildung gelangt, in welchem die freieste Bewegung der einzelnen Glieder mit der stetig und gleichmäßig fortschreitenden Entwickelung des Ganzen zusammenfällt. Die gesellschaftlichen Verbände, welchen wir in der Geschichte begegnen, sind nicht so glücklich organisirt. Auch die Gegenwart folgt noch dem alten Gesetze, nach welchem jede höhere Entfaltung des öffentlichen Lebens eine mehr oder minder eingreifende Störung der bestehenden politischen Ordnung voraussetzt.

Wachsmuth gibt zu:

Widerstreit gleichgewogener oder doch beim Auf- und Niederschwanken mehr oder minder einander die Wage haltender Kräfte, als Lebenszeichen von Bewegung und Bestrebung, ist principiell ebenso wenig an sich böse, als Centralisation unbedingt und allerwegen gut.

Doch auch abgesehen davon, daß diese bedingte Billigung nur einer gewissen Classe von Parteien zugute kommt, ist sie überhaupt von einer sehr zweideutigen Art. Der Werth der Parteiung ruht unsers Erachtens auf einer sehr schwankenden Grundlage, wenn man sie lediglich als „ein Zeichen von Bewegung" will gelten lassen. Es gibt allerdings unter den Politikern des Tages gar manche, die das Heil des Staats für gesichert halten, wenn er sich nur im Zustande der Aufregung befindet. „Wo Bewegung, ist Leben" lautet die gangbare Phrase; als ob nicht auch der verwesende Leichnam noch in Bewegung begriffen wäre. Wenn die Parteiung keinen andern Rechtstitel aufzuweisen hat als die Erschütterungen, welche sie dem Gemeinwesen zu bereiten pflegt, so dürfte ihre Anerkennung mit dem besten Erfolge bestritten werden. Auch die Bewegung ist im Staate „principiell oder an sich weder gut noch böse". Es hängt eben Alles davon ab, aus welchen Motiven sie entspringt, zu welchem Ziele sie hinstrebt und wie die Wirkungen beschaffen sind, die sie hervorbringt. Wachsmuth spricht wiederholt von „den bittern Früchten, welche das Parteiwesen in einer langen und dichten Reihe historischer Erscheinungen darbietet". Dagegen wüßten wir nicht, daß er irgendwo die wohlthätigen Reformen oder die tiefgreifenden Aenderungen, die die Bewegung nicht selten zur Folge hat, hervorhöbe. Ihre bedeutungsvollen Resultate, welche für die historische Würdigung in letzter Instanz maßgebend sein müssen, treten entschieden zurück. Aller Nachdruck liegt auf den allerdings zum Theile widerwärtigen Erscheinungen, von welchen sie begleitet zu werden pflegt. Man darf sich nicht wundern, wenn Wachsmuth dem Parteiwesen nicht hold ist; er betrachtet es ungefähr mit demselben Blicke, mit welchem Jemand das Gewitter betrachten würde, wenn er dieses Naturphänomen lediglich von seiner finstern, schreckbaren Seite ins Auge fassen wollte.

Die politische Parteiung ist so alt wie der Staat selbst. Die frühesten gesellschaftlichen Verbände, von welchen die Geschichte zu erzählen weiß, kennen sie bereits. Sie hat seitdem den Staat durch alle Phasen seiner Entwickelung begleitet; es gibt bis auf die Gegenwart herab kein einziges Gemeinwesen, in das sie nicht zu irgendeiner Zeit Eingang gefunden hätte. Ihre Ge-

schichte ist daher mit der Geschichte der Menschheit von ziemlich gleichem Umfange. Man darf vermuthen, daß sie ihr auch innerlich entsprechen, dieselben Gesetze anerkennen, ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten theilen werde. Wachsmuth ist anderer Meinung; er sagt:

„Was in der Geschichte des menschlichen Geschlechts trotz aller partiellen und temporären Stockungen, Schwankungen und Rückbewegungen als Grundgesetz der Weltordnung gelten muß, daß im Ganzen und Großen ein Fortschritt zum Bessern stattfindet, daran hat die Geschichte der politischen Parteiungen keinen Antheil. Gut und schlecht, wie sie schon voralters waren, sind sie bis auf diesen Tag geblieben. Die Verschiedenheit derselben voneinander liegt nicht in einer Stufenfolge des Wachsthums der Vernunftmäßigkeit im Streben und Handeln, vielmehr nur in dem Charakter, den Zeitgeist oder Volksthum oder die individuelle Eigenthümlichkeit vorwaltender und mithandelnder Persönlichkeiten oder endlich das Gewicht und der Reiz des Objects der Parteifrage ihnen aufdrücken."

Wer die Ueberzeugung hegt, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, und darum auch in der Geschichte nur eine Sammlung von Variationen über ein und dasselbe Thema erblickt, der verfährt allerdings ganz consequent, wenn er die Parteiungen der verschiedenen Zeiten und Völker als bloße Wiederholungen desselben Vorgangs auffaßt. Geht man aber wie Wachsmuth von der Voraussetzung aus, daß in der Geschichte überhaupt ein Fortschritt zum Bessern oder Höhern statthabe, so tritt man, scheint es, durch die Behauptung, daß in der Geschichte der Parteiungen ein absoluter Stillstand herrsche, mit sich selbst in Widerspruch. Jedenfalls wäre diese Ausnahme von der allgemeinen Regel eine so auffallende Erscheinung, daß nur die triftigsten Gründe bestimmen können, sie gelten zu lassen. Wir haben uns in der vorliegenden Schrift nach solchen Beweisen vergeblich umgesehen, zweifeln auch, daß es möglich ist, sie beizubringen. Man kann nicht leugnen, daß die Parteiung einen wesentlichen und nothwendigen Factor des öffentlichen Lebens bildet. Es ist nicht minder gewiß, daß das Staatswesen im Laufe der Zeit eine fortschreitende Entwickelung erfahren hat und noch gegenwärtig in dieser aufstrebenden Bewegung begriffen ist. Das Wachsthum des Ganzen setzt aber die allmälige Entfaltung seiner integrirenden Bestandtheile voraus; der politische Organismus kann unmöglich zu einer höhern Stufe der Ausbildung gelangen, ohne daß zugleich seine einzelnen Glieder an dieser Erhebung theilhaben.

Es ist mit der Parteiung nicht anders wie mit allen übrigen Erscheinungen des historischen Lebens: sie bleibt zu allen Zeiten dieselbe, weil sie außer Stande ist, ihre eigenthümliche Natur zu verleugnen; sie durchläuft eine Reihenfolge verschiedener Formen, weil sie nicht umhin kann, die reine und vollständige Verwirklichung ihres Begriffs anzustreben. Wachsmuth hat sich in den einleitenden Abschnitten seines Werks („Substanz, Form und Gang der politischen Parteiung") vielfach bemüht, diesen Begriff der Parteiung genauer festzustellen und abzugrenzen. Manche der hier gegebenen Bestimmungen sind ohne Zweifel ganz treffend; nur ist zu bedauern, daß der Verfasser sie an verschiedene Stellen zerstreut, nicht zu einem einheitlichen Gesammtbilde verknüpft hat. Auch dürfte sich gegen sie mit Recht erinnern lassen, daß bei ihrer Aufstellung die Anschauungen der Gegenwart ausschließlich maßgebend gewesen.

Man darf nicht glauben, daß es zu jeder Zeit Parteien in dem Sinne gegeben habe, welchen wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen. So ist z. B. weder die griechische Stasis noch die römische Seditio mit unserer Parteiung gleichbedeutend, wiewol es dieselben staatlichen Zustände sind, welche durch diese verschiedenen Ausdrücke bezeichnet worden. Was dem Griechen als eine Auflehnung gegen das bestehende Gemeinwesen und dem Römer als eine Ablösung von dem gegebenen politischen Verbande erschien, das gilt uns als eine innerhalb des staatlichen Organismus vorgehende gegensätzliche Bewegung seiner einzelnen Glieder. Mit der Tendenz des Parteiwesens ist eben auch die Auffassung desselben im Laufe der Zeit eine andere geworden. Die Parteien des Alterthums erheben sich gegen den Staat, dessen Stelle sie einnehmen möchten; die der Gegenwart kämpfen miteinander, indem sie darauf ausgehen, sich gegenseitig aus dem Besitze der Staatsgewalt zu verdrängen. Jene stellen durchgängig die Existenz des Staats mehr oder minder entschieden in Frage; diese sind stets bereit, ihn als die nothwendige Basis, als den natürlichen Boden ihrer Bestrebungen anzuerkennen. Der Grundsatz, daß der Staat über den Parteien stehe, war in Rom wie in Griechenland unbekannt, mindestens ohne praktische Bedeutung. In unsern Tagen ist er nicht blos, wie es Manchen, die den Staat mit seiner jedesmaligen Regierung verwechseln, scheinen mag, eine unwirksame doctrinelle Phrase, sondern eine allgemeingültige Verhaltungsregel, welcher die verschiedenen Parteien, vielleicht ohne sich dessen stets klar bewußt zu sein, Folge leisten.

Die Parteiung des Alterthums hatte einen despotischen, exclusiven Charakter. Jede Faction glaubte das stolze Wort „L'état c'est moi" auf sich anwenden zu dürfen. Eben darum pflegte sie, wenn der Sieg sich ihr zuwandte, ihre Gegner nicht blos von allen politischen und bürgerlichen Rechten, sondern selbst vom Gebiete des Staats auszuschließen. Wenn sie dagegen unterlag, so geschah es nicht selten, daß sie den Boden der Heimat verließ, um anderswo ein neues selbständiges Gemeinwesen zu gründen. Gegenwärtig macht keine politische Partei, wie groß und hochstrebend sie auch ist, Anspruch darauf, den Staat für sich allein in Besitz zu nehmen. Ebenso wenig denkt sie daran, die erlangte Vorherrschaft zur gänzlichen Vernichtung ihrer Mitbewerber anzuwenden oder sich durch eine etwaige Niederlage zum Austritte aus dem Staatsverbande bestimmen zu lassen. Zwar liefert auch die neueste Geschichte noch manche Belege zu der rücksichtslosen Erbitterung, welche die politischen Parteikämpfe zu allen Zeiten charakterisirt hat. Auch ist sie keineswegs frei von jenen empörenden Gewalthandlungen, mit welchen der Uebermuth siegreicher Factionen die überwundenen Gegner zu verfolgen liebt. Man darf indeß nicht übersehen, daß diese Erscheinun-

gen im Ganzen doch sehr vereinzelt dastehen und meist durch besondere zeitliche und örtliche Verhältnisse hervorgerufen werden. Wichtiger ist, daß das allgemeine Zeitbewußtsein sie nicht blos, wie das allerdings stets geschehen ist, beklagt, sondern auf das entschiedenste verurtheilt. Niemand wird heutzutage wagen, solche Ausschreitungen des Parteigeistes in Schutz zu nehmen oder auch nur mit ihrer Nothwendigkeit zu entschuldigen. Die Parteien selbst schämen sich ihrer, wenn die Wuth des Augenblicks sich abgekühlt hat. Ihr Gewissen sagt ihnen, daß sie nicht berechtigt sind, ihren Widerstreit zu einem gegenseitigen Vernichtungskampfe zu steigern, sondern die Aufgabe haben, in gemeinsamer wetteifernder Thätigkeit den Ausbau des Staatslebens weiter zu führen.

Es ist hier nicht der Ort, die obige Parallele in das Detail ihrer mannichfachen Beziehungen zu verfolgen. Wir dürfen uns noch weniger gestatten, sie im Einzelnen zu begründen oder die Erscheinungen, welche wir einander gegenüberstellten, genauer zu erklären. Es sollte eben nur an einem bestimmten Punkte gezeigt werden, wie die Geschichte der politischen Parteiungen keineswegs von jenem Geiste des Fortschritts verlassen ist, dessen Walten wir überall sonst im historischen Leben der Menschheit wahrnehmen. In der That hat sich das Verhältniß der Parteien zum Staate erheblich und zwar in einer für das Gemeinwohl höchst ersprießlichen Richtung verändert. Es steht nicht minder fest, daß ihre gegenseitigen Beziehungen eine freundlichere Gestalt gewonnen, ihre unvermeidlichen Kämpfe einen versöhnlichern Charakter angenommen haben. Doch sind das nicht die einzigen Momente, an welchen die allmälige Fortbildung des Parteiwesens sich nachweisen läßt.

Fassen wir z. B. lediglich die äußere Seite desselben in das Auge, so bemerken wir, wie die Parteien fort und fort ihren räumlichen Wirkungskreis erweitern und ihren zeitlichen Bestand mehr und mehr ausdehnen, wie die Zahl ihrer Mitglieder wächst und das Maß ihrer Kräfte steigt, wie ihre innere Gliederung reicher, ihre Beziehungen nach außen complicirter, die Formen und Mittel ihrer Thätigkeit mannichfacher werden. Die Erwägung der Motive, welche die Parteiung ins Leben rufen, und der Zwecke, die sie verfolgt, führt zu einem ähnlichen Ergebnisse. Man kann nicht verkennen, daß die materiellen und geistigen Interessen, als deren Vertreter die politischen Parteien sich geltend machen, im Fortgange der Zeiten gleich sehr an Umfang wie an Bedeutung gewinnen. Man würde diesen Gesichtspunkten leicht noch andere hinzufügen können. Wir beschränken uns indeß auf die allgemeine Bemerkung, daß die Entwickelung des Parteiwesens einerseits an die des Staats, der das nächste Ziel und Object seiner Bestrebungen bildet, andererseits an die des Volkslebens, in dem es seine Wurzeln hat, geknüpft ist. Ihre Darstellung ist daher eine ebenso umfassende wie schwierige Aufgabe; sie setzt eine genaue und erschöpfende Kenntniß nicht blos der politischen, sondern der gesammten Culturgeschichte voraus. Eine Geschichte, die ihren Gegenstand vom Gesetze des Fortschritts eximirt, trägt unsers Erachtens diesen Namen nur in einem sehr uneigentlichen Sinne. Sie ist im Grunde nichts weiter als eine historische Beschreibung, von der wir indeß nicht leugnen wollen, daß sie bei zweckmäßiger Anlage und gelungener Durchführung ein lebendiges Interesse erregen und mannichfache Belehrung darbieten kann. Zwei Klippen sind es, die sie vorzugsweise zu meiden hat, wenn sie sich einen günstigen Erfolg sichern will. Da die Erscheinung, welche sie darzustellen unternimmt, im Wesentlichen unter allen Umständen dieselbe bleibt, so setzt sie sich der mit jeder Wiederholung verbundenen Gefahr aus, langweilig zu werden. Andererseits steht zu befürchten, daß die große Mannichfaltigkeit der zufälligen Formen und Verhältnisse, in welchen sie ihren Gegenstand vorführen muß, nicht gestattet, ein klares, scharf bestimmtes Bild desselben zu gewinnen. Es bedarf einer geschickten Anordnung und Vertheilung des Stoffs, um diesen beiden Mängeln vorzubeugen. So würde man, wenn es sich etwa von der politischen Parteiung handelt, wohlthun, eine allgemeine Charakteristik derselben, welche ihre überall wiederkehrenden gleichförmigen Grundzüge in deutlichen, scharfmarkirten Umrissen zu zeichnen hätte, an die Spitze zu stellen. Die nachfolgende Detailschilderung könnte dann um so ausschließlicher bei den eigenthümlichen Modificationen verweilen, die das Parteiwesen in den verschiedenen Zeiten und Staaten erfährt, und sich durch Hervorhebung der an ihm bemerkbaren Unterschiede und feinern Nüancen den wünschenswerthen Reiz der Neuheit sichern.

Wir sagten schon, daß Wachsmuth seinem Werke einen einleitenden Abschnitt vorausschickt, welcher sich mit der Parteiung im Allgemeinen beschäftigt. Er stellt hier Manches zusammen, was dem vorhin angedeuteten Zwecke einer generellen Charakteristik recht wohl dienen kann. Namentlich ist die Entwickelung der einzelnen Momente, an welche die Parteibildung anzuknüpfen pflegt (§. 5—8), nicht ohne einen gewissen Werth. Dagegen können wir die Schilderung des Parteigeistes, die im nächstfolgenden §. 9 entworfen wird, nur als höchst einseitig und durchaus ungenügend bezeichnen. Im Ganzen, scheint uns, hat der Verfasser sowol in der Einleitung wie in der Geschichte selbst mehr die Außenseite als das innere Wesen der Parteiung im Auge gehabt. Man darf hinzufügen, daß er die leitenden Gesichtspunkte der Darstellung nur insofern dem behandelten Gegenstande entnimmt, als eben dieser und kein anderer den Vorwurf des Werks bildet. Seine Geschichte der politischen Parteiung ist, streng genommen, nur ein Auszug aus der allgemeinen Geschichte. Sie entlehnt der letztern diejenigen Abschnitte, welche die Bewegungen und Kämpfe der Parteien zum Inhalte haben, um sie in einer wesentlich gleichen Form wiederzugeben.

Daß auch die Eintheilung hier wie dort dieselbe ist, kann nicht befremden. Das ganze Werk wird nach der Absicht des Verfassers aus drei Bänden bestehen, die den drei großen Epochen der allgemeinen Geschichte — dem

Alterthume, dem Mittelalter und der neuern Zeit — entsprechen sollen. Der vorliegende erste Band zerfällt in vier Bücher, die wir hier zum Schlusse mit ihren wichtigsten Unterabtheilungen kurz angeben wollen. Buch 1. behandelt: „I. Die politische Parteiung überhaupt" („Substanz, Form und Gang der politischen Parteiung"); „II. Der Orient" („Der Orient überhaupt"; „Die Phöniker"; „Die Juden"). — Buch 2: „Die Griechen." „I. Die Zeit erblicher Ungleichheit der Stände"; „Die alte Demokratie im Antagonismus gegen die Ueberbleibsel der Aristokratie"; „III. Oligarchie und Plutarchie unter Bedingniß des Gegensatzes zwischen Sparta und Athen"; „IV. Schwankungen zwischen Spartas Zwangsoligarchien und autonomen Demokratien"; „V. Die Parteiung in der Zeit makedonischer, karthagischer und römischer Obermacht." — Buch 3: „Die Römer." „I. Parteikampf zwischen Patriciern und Plebejern"; „II. Die Zeit des ständischen Gleichgewichts"; „III. Die Parteikämpfe der Demagogie gegen die Nobilität"; „IV. Parteiung der Großen mit monarchischer Tendenz. Demagogie und bewaffnete Banden gegen den Senat." — Buch 4: „Das römische und byzantinische Kaiserreich."

F. Brockerhoff.

Königsberger literarische Zustände.

An den Herausgeber d. Bl.

Schon oft hatte ich mir vorgenommen, Ihnen einmal ein freimüthiges Bild des hiesigen literarischen Lebens und Treibens in seiner heutigen Gestaltung zu entwerfen, jedoch blieb es eben bisher beim Wollen und meine Feder fand den Anfang nicht. Nun aber las ich in Nr. 15 Ihrer Blätter den Aufsatz von Eduard Schmidt über berliner literarische Zustände, und fand mich alsbald lebhaft angeregt, durch Schilderung der königsberger ein passendes und vielleicht interessantes Seitenstück zu demselben zu geben.

Ich muß Ihnen indeß von vornherein gestehen, daß es keineswegs erfreulicher und lichter, hingegen wol noch bedeutend beklemmender und dunkler schattirt ausfallen wird. Ja, Sie dürfen sogar den Ausdruck „literarisches Leben und Treiben" beileibe nicht wörtlich nehmen, denn sonst müßte ich ja, wie billig, davon zu erzählen anfangen; aber da fange einer von etwas an, was nicht existirt. Wir haben eben hierorts kein solches lebendiges Leben und Treiben, denn das schafft sich vereinzelt nicht, das kann sich nur als Blüte und Frucht eines organischen Zusammenlebens offenbaren. Der ganze Gesammtzustand unsers hiesigen literarischen Seins läßt sich sehr treffend einem Homunculus, einem Automaten vergleichen, der durch künstliche Maschinerie dann und wann in Zuckungen versetzt wird und den Anschein von Leben gewinnt. Ich weiß recht gut, daß dieser Satz manchem Ihrer Leser höchst verwunderlich und unerwartet vorkommen wird, und ich begreife die langen Gesichter, die ich zu sehen meine, sehr wohl. Zwar wird Niemand erwarten, daß bei dem schwindsüchtigen Zustand des literarischen Lebens im Allgemeinen derjenige Königsbergs eine hervorstechende Ausnahme mache, aber daß ich diesen kurzweg einen automatischen nenne, das wird sicherlich Vielen nicht sobald einleuchten wollen, d. h. vielen Auswärtigen nicht. Es ist nämlich ein ganz eigenes Ding um das beinahe unverwüstliche günstige Vorurtheil, das man auswärts über diese nordische Pflanzstätte der Wissenschaft, Kunst und Literatur hegt, demgemäß man sich eine entsprechende Vorstellung von dem Zustand des hiesigen literarischen und überhaupt geistigen Gesammtlebens macht. Der Hauptgrund dieser eigenthümlichen Erscheinung liegt unstreitig in den einzelnen großen Namen, die ihr Licht von Königsberg aus in die Welt gestrahlt haben und als einige wenige noch heute ausstrahlen. Man hat sich auswärts daran gewöhnt, das ganze Königsberg in dem Wiederschein dieser einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten zu erblicken, und hat vergessen, daß ein oder zwei Schwalben keinen Sommer machen. Man vergißt ferner, daß solche Männer, bei allen ihren vorzüglichen Leistungen auf den betreffenden geistigen Gebieten, lange nicht immer zugleich die Fähigkeit besitzen, auf ihre Umgebungen, auf ihr Publicum in einer Weise einzuwirken, welche zerstreute Interessen vereinigt, den überall waltenden Separationsgeist endgültig besiegt und ein wirkliches organisches Gesammtleben schafft. Dazu gehört eben noch etwas Anderes als Kathederroutine, gründliche Gelehrsamkeit und die Kunst des Büchermachens. Dazu gehört aber auch andererseits eine Umgebung, die sich noch soviel Naivetät und geistige Natürlichkeit bewahrt hat, um aufnehmend, um empfänglich sein zu können, dazu gehört ein Publicum, das sich noch nicht wie das hiesige so vollständig in souveränen Indifferentismus verrannt und den bekannten Spruch, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte, noch nicht derart entschieden zu dem seinen gemacht hat, daß es gegen Persönlichkeiten wie die besagten und überhaupt gegen alle aus ihrer Mitte sich erhebenden geistigen Kräfte stets nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke geht. Dies geschieht aber ohne alle Frage, und Niemand wird es leugnen wollen noch können, der jemals auch nur einen flüchtigen Blick hinter die königsberger Coulissen gethan hat. Fast alle unsere wenigen bessern und besten Namen, die auswärts guten oder sogar vollen Klang haben und denen man alle verdiente Hochachtung zollt, werden hinter diesen Coulissen nicht selten mit einer Geringschätzung betrachtet und müssen sich eine Absprecherei über sich ergehen lassen, die kaum anständig zu bezeichnen sind und die jedem Fremden, der sie zufällig vernimmt, ganz spanisch vorkommen. An Schriften, die, auf königsberger Grund und Boden entstanden, auswärts gerechte Würdigung und ehrenwerthe Schätzung erfahren und oft sogar mit hingebender Empfänglichkeit aufgenommen werden, läßt man hier selten ein gutes Haar. Diese traurige Wahrnehmung wird sich nun zwar hier und da auch an andern Orten und in ähnlicher Weise machen lassen, aber der schlimme Vorrang bleibt den Königsbergern gewiß. Jeder richtige Königsberger bildet so zusagen eine Seite in einem dickleibigen, verwirrten und verwässerten Compendium zu Kant's „Kritik der reinen Vernunft". Wenn man ihn in seiner selbstbewußten Sicherheit reden hört, meint man nicht anders, als ob er in nächster Reihe die Erbschaft des großen Weltweisen angetreten habe, obschon er sich doch in Wahrheit einzig auf des Gedankens Blässe [illegible] cirt, die ihm angekränkelt ist. Die aufrichtige Hochachtung vor fremden Vorzügen und die unumwundene Anerkennung fremder Leistungen ist ihm, vorzüglich soweit sie [illegible]nische Kräfte betreffen, eine bare Unmöglichkeit. Das käme ja einem Eingeständniß eigener Mängel gleich. „Wir haben Moses und die Propheten — was brauchen wir dich?"

Ich könnte genug Belege zu dem Gesagten anführen, wenn sie nur nicht so unschicklich und ungehobelt wären. [illegible] sich z. B. Rosenkranz wegen seiner Schrift „Aus einem Tagebuch" hinter dem Rücken für Dinge gefallen lassen [illegible] Und das Buch ist doch so wirklich liebenswürdig [illegible] eine so reiche Auswahl reicher und anregender Gedanken — mit Ausnahme des allerdings unangenehmen Capitels [illegible] Merz", das jeder Freund des Verfassers [illegible] Weit schlimmer noch ergeht es Alexander Jung [illegible] Schriften. Was Rosenkranz schreibt, liest man [illegible] noch eifrig, wenn auch blos um es hinterher [illegible] aber was Jung schreibt, liest man wirklich [illegible] es sogar nicht selten mit einem gewissen [illegible] legenen Lächeln, das den Königsbergern überhaupt [illegible] ist. Ganz ohne eigene Verschuldung [illegible] Alexander Jung nun freilich nicht. Er lebt und webt [illegible]

dig in vergangenen Literatur- und Culturepochen und hat sich dergestalt in das System seines Goethecultus eingesponnen, daß er nichts Anderes zu sehen und zu hören scheint, als was er in irgendwelchen Bezug dazu setzen kann. So macht denn der ganze Mann einen zwar durchaus literarisch-tüchtigen und achtbaren, aber gewissermaßen antiquarischen Eindruck, dessen ich mich selbst, bei aller sonstigen Hochachtung vor seinem Wollen und Können, niemals recht erwehren konnte. Was ihm gründlich noththäte, das wäre ein Herausgerissenwerden aus seiner engen Bücherklause in unserm abgesperrten Erdwinkel, ein Geschleudertwerden in den treibenden Mittelpunkt des modernen Geisteslebens. Aber das sind wol fromme Wünsche — und werden es bleiben.

Was unsere übrigen literarischen und wissenschaftlichen Kräfte betrifft, so gehören sie meist ganz ausschließlich dem akademischen Lehrstuhl oder doch dem gelehrten Fache an und treten nur sehr zufällig und gelegentlich in ein vorübergehendes Verhältniß zum öffentlichen Leben. Im Allgemeinen lebt der Gelehrten-, der Beamten-, der Militär- und der größere und kleinere Bürgerstand auf seine eigene alleinige Faust und den eigenen engern Interessen nach. Die öffentlichen populären Vorträge, wie sie im Winterhalbjahr pflegen gehalten zu werden — so noch letzthin zum Besten des Kantdenkmals — geben nur ein sehr lockeres momentanes Bindemittel ab. Wie sehr locker es ist und wie sehr man nur des guten Tons halber diese Vorträge besucht, läßt sich schon aus dem Umstand erkennen, daß nur höchst selten ein Verleger es wagt, den einen oder andern derselben dem Publicum durch den Druck aufs neue vorzuführen, wie es in Berlin doch fast ohne Ausnahme geschieht. Auch dies Symptom weist wieder darauf hin, was ich als den Grund erkennen muß, warum bei uns kein lebendiges geistiges Gesammt- und literarisches Leben zu finden ist: nämlich einerseits bei den Koryphäen und literarischen Kräften auf den Mangel an Geschick, den widerstrebenden, auseinanderdrängenden Elementen im Publicum eine überwältigende Kraft entgegenzusetzen, die zerstreuten Interessen auf einen ideellen Brennpunkt zu concentriren und so ein stichhaltiges höheres Bindemittel zu schaffen, sowie andererseits (und dies ganz vornehmlich) beim gebildeten Publicum auf die Unfähigkeit, sich mehr voraussetzungslos aufnehmend und hingebend empfänglich zu verhalten, mit andern Worten auf die krankhaft blasirten, indifferent sich behagenden Absprechereigelüste, wie sie als chronisches Uebel im Schwange gehen. Obendrein steht uns nun noch der Verlust von zwei hervorragenden Kräften bevor, die sich zuweilen an populären Vorträgen betheiligten: Jacobi wird einem Rufe nach Halle folgen und Helmholtz nach Bonn abgehen. Ersterer ist sehr beliebt, soweit das hier möglich, und Letzterer sehr geachtet.

Mit dem erwähnten Symptom hängt die verwandte Erscheinung eng zusammen, daß unser Verlagsbuchhandel so manches größere hier entstandene Geisteswerk sich entgehen läßt, was er doch, wenn Alles richtig stände, sich nicht entgehen lassen sollte. So aber ging z. B. das vielgerühmte Werk von Ehlerwius und das „Tagebuch" von Rosenkranz — um die neuesten Fälle anzuführen — nach Leipzig, so gingen die Schriften Thaddäus Lau's nach Hamburg, und so ging Alexander Jung's Weizen in Mainz. Aber unsere Schriftsteller wissen recht wohl, daß ein hier geschriebenes Werk, wenn es in „Deutschland" verlegt wird, gleich mehr Aufmerksamkeit erregt und beinahe besser „geht", besonders hierorts selbst, als wenn das am Platze der Fall. Und unser Verlagsbuchhandel weiß etwas Aehnliches und denkt, es bliebe sich gleich: so oder so fort mit Schaden. Uebrigens reducirt sich letzterer bezüglich größerer oder gelehrter Werke auch fast allein auf die Firma Gebrüder Borntrager, deren verhältnißmäßig bedeutende Anstrengungen, um der Arbeit unserer Geistesmänner eine Stätte in der Heimat zu bereiten, alle Anerkennung verdienen. Die andern Firmen suchen fast nur das unumgängliche Bedürfniß zu befriedigen, mit Ausnahme etwa von Adolf Samter, der alle zwei oder drei Jahre einmal im wunderschönen Monat Mai einen Roman verlegt, deren Honorarbeträgen ich nachzuspüren nicht befugt bin. Der Verlag der übrigen Firmen beschränkt sich, wie gesagt, meistens auf die niedere praktische Pädagogik; eine theoretische, höhere existirt hier nicht oder doch nur halbwegs im „Volksschulfreund", einer Zeitschrift für Provinziallehrer, der indeß auch nur die Pietät des Verlegers für das Andenken ihres Gründers die Basis zur weitern Lebensfristung bietet.

Aber unsere Verleger als solche können freilich nicht, weder mit uneigennützigen landsmännischen noch auch eigennützigen kaufmännischen Bestrebungen, einen bessern Zustand der Dinge heraufbeschwören, können aus dem Automatenthum unserer literarischen Verhältnisse keinen lebendigen Organismus schaffen. Dazu bedarf es anderer Hebel, Hebel von innen her, deren nothwendige Voraussetzungen im Gebenden und Empfangenden von vornherein da sein müssen, die aber leider, wie ich oben dargelegt habe, fehlen, und zwar bei ersterm Theil ebenso gänzlich wie bei letzterm bedingt. Bei einem solchen Publicum wie dem hiesigen hat zwar nicht der Kaiser sein Recht verloren, wol aber haben alle Anstrengungen, und wären sie die unermüdlichsten, und alle Bestrebungen, — und wären sie die ehrenwerthesten — begabter Geister es verloren, wenigstens auf so lange, bis einmal ein Halbgott unter ihnen aufsteht, der das wunderbare, durchaus nöthige Geschick besitzt, von dem ich oben sprach. Es fällt mir hier der Ausspruch eines hochgestellten Mannes ein, den dieser kürzlich bei Gelegenheit eines im Plan begriffenen, auf die sechshundertjährige Jubelfeier unserer Stadt sich beziehenden literarischen Unternehmens that — ein Ausspruch, den ich verbürgen kann, weil ich ihn Schwarz auf Weiß eingesehen habe. Er sagte nämlich, indem er davon abrieth: „Die Königsberger besitzen ein erschreckliches Talent, alle in ihrer Mitte entstehenden literarischen Productionen zu misachten und zu verkümmern, nun gar eins, das sie selbst verherrlichen soll." Was dies „erschreckliche Talent" aus den königsberger literarischen Zuständen mit der Zeit noch machen wird, das mögen die Götter wissen!

Das einzige Feld, das hiesigen Schriftstellern einige wirkliche Chancen bietet und das allenfalls einen wirklichen Vereinigungspunkt abgeben könnte, wenn es mit Energie bebaut würde, das ist das Feld des gemüthlichen Humors. Einen Beweis lieferten noch vor nicht gar langer Zeit die humoristischen Vorlesungen von Ludwig Walesrode, die stets unerhört stark besucht wurden. Aber der Mensch lebt nicht von Humor allein, und Walesrode scheint das eingesehen zu haben, als er, vor nun einem Jahre, sich auswärts einen Wirkungsplatz suchte und — was bei seinen unstreitigen Talenten vorauszusehen war — auch bald fand. Ein zweiter Ausreißer ist Ferdinand Gregorovius, einer unserer besten und liebsten Söhne, der schon vor Jahren nach schönern Gefilden zog, wohin ihm unsere übrigen productiven Kräfte sicherlich lieber heute wie morgen folgen würden, wenn sie sich wie er losreißen könnten von den Verhältnissen, die zum Hierbleiben zwingen.

Die Ursachen, weshalb der gemüthliche Humor das zumeist Chancen bietende Feld ist, mögen dreifacher Art sein: ein mal, weil er der sogenannten Durchschnittsbildung am weitesten entgegenkommt; zum Andern, weil er der vielberedeten „ostpreußischen Gemüthlichkeit" entspricht, die allerdings von Haus aus da ist, wenn auch freilich mit stark materiellen Accenten versehen und unter einer etwas schwer zugänglichen nordischen Schale verborgen liegend, die nur der Eingeweihte mit Erfolg anbohrt; zum Dritten, weil die Traditionen des Hippelhügels vor dem Steindammer Thor, des Hügels, unter dem der weiland königsberger Faun seinen ewigen Schlaf hält, noch nicht so ganz ausgestorben sind, sondern leicht hier und da mit günstigem Winde wieder ins Leben steuern.

Ich will sie einstweilen steuern lassen und will mich jetzt einmal nach den Privatkreisen unserer Stadt umsehen, nach den Kreisen, die z. B. in Dresden ein verhältnißmäßig so

bedeutendes Contingent zu der in der gebildeten Welt umher gestreuten „kleinen Literaturgemeinde" stellen. Aber auch davon ist — und nach dem bisher Gesagten sehr begreiflicherweise — wenig oder nichts zu berichten. Anderwärts bilden solche Kreise wol die freundliche Umhegung, in der erquickender Thau auf die Blüten und Früchte des Menschenherzens und Menschengeistes fällt, in denen auch wol emporstrebende Talente in der Stille wachsen, gedeihen, ihre Schwingen versuchen, und in denen sie die richtige Beleuchtung ihrer Kräfte wie ihrer Schwächen finden. Aber daran ist hier im entferntesten kein Gedanke. Aesthetische Thees und Kaffees, als unvermeidliche Walhallas frauenzimmerlicher Geschwätzigkeit, dramatische Kränzchen, Cirkel, parfümirte Saisonleseabende, großbürgerliche und Salonsoiréen der vornehmen Welt, in denen allen man allenfalls zusammengelesene Literaturbrocken mit Glacéhandschuhen um sich wirft — nun, daran fehlt es hier ebenso wenig wie in andern Städten; aber von wirklicher, nicht blos nobelpassioneller, sondern in innerer Liebe und Neigung begründeter lebendiger Pflege der schönen Literatur und Künste, davon findet sich in besagten engern Kreisen — mit Ausnahme des epidemisch grassirenden Pianofortespiels — erbärmlich wenig vor. Unsere Frauen, die den natürlichen Mittelpunkt solcher freundlichen Umhegungen zu bilden hätten, sind vorwiegend solche, von denen Rosenkranz in seinem „Tagebuch" sagt, daß sie frühzeitig mit ihrer Bildung zum Abschluß gelangten und dann alle fernere Mußezeit darauf verwendeten, ganze Leihbibliotheken hinunterzuschlingen, woher es denn auch kommt, daß unsere Leihbibliothekare verhältnißmäßig bessere Geschäfte machen als unsere Buchhändler.

Bei solcher Lage der Dinge stehen etwaige in unserer Mitte lebende junge Talente vollständig isolirt und aller und jeder Pflege entbehrend da; ich sage etwaige, denn ich wüßte kaum welche zu nennen. Zwar hat sich im vorigen Jahre ein junger Lehrer, Ludwig Kuhls, mit einem kleinen Bändchen lyrischer Gedichte schüchtern an die Oeffentlichkeit gewagt, aber wir möchten, was uns betrifft, kaum zu behaupten wagen, daß — obschon sich unter seinen Sachen einiges Hoffnungen Erweckendes vorfindet — sein Talent noch einer fernern höhern Entwickelung fähig sein dürfte.

Also in Privatkreisen ist, wie zu ersehen war, auch kein Heil zu entdecken. So will ich denn nun noch die Tagespresse, die Journalistik ins Auge fassen und nachforschen, ob darin nicht etwa der Erlöser und Reformator schlummert. Aber ach! da werde ich Sie erst recht in die Brüche führen müssen. Ich darf kühn behaupten, daß es in der ganzen preußischen Monarchie und weit darüber keine Stadt von dem Range Königsbergs gibt, deren Journalistik, d. h. Tagespresse, so gründlich verwahrlost ist wie die hiesige. Die Klagen, welche Eduard Schmidt über diejenige Berlins führt, lassen sich in noch viel verstärkterm Maßstabe auf die unserige anwenden. Dort haben doch wenigstens die Blätter, die sich Zeitungen nennen, auf diesen Namen ein ehrliches Recht und können sich anständig sehen lassen, während unsere Hauptzeitung, die Hartung'sche, wenig mehr als ein bloßes Anzeigeblatt ist, das die Wollenkissen des Verlegers stopft und das seine paar politischen Nachrichten, die es bringt, fast allemal in die gelegentlichen Beilagen schiebt. Bei der „Ostpreußischen Zeitung", deren Anlage freilich auch nur auf exclusive Kreise berechnet ist, muß man wenigstens anerkennen, daß sie eine Tendenz hat, eine bestimmte politische Richtung verfolgt und auch gewissermaßen nobel redigirt wird. Aber sie ist kaum mitzurechnen, da ihr Publicum ein gar zu kleines Häuflein ausmacht.

Und die Feuilletons? Die letztgenannte Zeitung lasse ich, wie gesagt, beiseite und kann mich nur an die Hartung'sche halten, weil dies Organ durch seine Verbreitung den Anspruch macht, Königsberg als Gesammtheit zu repräsentiren. In Berlin sind Zeitungsfeuilletons doch noch so angesehene Dinge, daß Männer wie Professor Stahr sich nicht scheuen, dafür zu schreiben. Aber wo wäre hier ein Professor aufzutreiben, der Feuilletonsbeiträge lieferte! Ich möchte es ihm auch nicht gerathen haben! Abgesehen von einigen Winkelscribenten [illegible] lassen sich fast nur Alexander Jung und Thaddäus Lau [illegible] vielleicht alle Pfingsten einmal F. von Hasenkamp und [illegible]tius. Mit welcher Geringschätzung das Feuilleton vom Publicum betrachtet wird, läßt sich schon daraus ersehen, daß z. B. Alexander Jung blos durch den Umstand, daß er dafür schreibt, seinem Ruf erhebliche Anfechtungen zugezogen hat. Neuerdings zieht er sich mehr zurück — und er thut wohl daran. Mit Lau ist es schon anders. Er hat sich bei seinen literarisch-kritischen Referaten stets die Freiheit des Urtheils zu wahren gewußt und sich von den Einflüssen der Clique und Claque emancipirt, sodaß für seinen Ruf schon weniger Gefahr vorhanden, obschon sie auf die Dauer auch nicht ganz fortbleiben wird. Außerdem wäre nur noch Kossak zu nennen, der von Zeit zu Zeit seine Beiträge einschickt, die von manchen Leuten immerhin gern und am liebsten gelesen werden, weil — nun eben ja weil er Humor und Witz hat, die einzigen Species von Geld, die hier Bürgerrecht besitzen und unangefochten passiren. Der Durchschnittseindruck aber, den das Hartung'sche Feuilleton macht, ist der eines dürren, verblaßten Stoppelfeldes, über das der Altweibersommer die Baumwollenfäden seiner Langeweile zieht.

Was Eduard Schmidt von der ursprünglichen Bestimmung des Feuilletons sagt, nämlich ein Tummelplatz für junge Talente zu sein — nun davon will ich gar nicht einmal reden. Denn angenommen, wir besäßen in unserer Mitte solche junge Talente, die eines derartigen naheliegenden Tummelplatzes bedürftig wären, so würden sie doch zum Ersten der [illegible] gewichtigen Fürsprache irgend eines engbrüstigen Cliquengenossen bedürfen, um in das von den Hängematten der Clique und den Erdwällen der Claque umzogene heilige [illegible] des Redactionsbüreau Eintrittskarten zu empfangen; würden alsdann, zum Zweiten, bei einem Seidel [illegible] [illegible] Gericht grauer Erbsen schwören müssen, mit den Wölfen heulen zu wollen; würden zum Dritten den Faden [illegible] bedürfen, um sich im besten Fall mit einigen [illegible] aus dem Labyrinth von Gemeinplätzen, in das sie gerathen, wieder hinauszufinden, und würden sich alsdann, zum [illegible] und Letzten, mit dem Charakter eines journalistischen [illegible]dienten a. D. von unserm souveränen Publicum auf [illegible] Zeiten in den Ruhestand des Ignorirtwerdens versetzt [illegible].

Obschon ich mich nun ordentlich sehne, das [illegible] Capitel „Tagespresse" zu beenden, so muß ich doch [illegible]läufig unsere Theaterkritik erwähnen. Ich kann das [illegible] ein paar Worten abthun, denn ich bezeichne sie — [illegible] von den selten vorkommenden ehrenwerthen Opernreferaten [illegible] anerkannten Sachkenners Louis Köhler — erschöpfend [illegible] wenn ich bemerke, daß der fade Bühnenenthusiasmus der Claque, sowie die kritiklose Kritik der Parteien mit ihren [illegible] und tausend mal wiederholten Wendungen hier wie [illegible] in Deutschland zu Hause sind, wo das Theater die Fäden liefert, an welchen die sonst todten Philisterpuppen lebhaft gezogen werden. In einem Leben wie es die heutige Zeit ist, in einem Leben des Scheins im großen Stil, bildet die geschminkte, schimmernde Lüge [illegible] [illegible] an dessen flackerndem Lustfeuerwerk man sich zu wärmen vorgibt, während doch der innere Frost verrätherisch deutlich aus den [illegible]nien der Gesichter spricht.

Sie sehen, ich habe auch in unserer Journalistik, [illegible] ich diese unserer Tagfalterpresse eigentlich kaum zukommende Bezeichnung wählen will, den Keim des gesuchten Heils [illegible] entdeckt; im Gegentheil tritt gerade in ihr am schlagendsten die ganze Heillosigkeit der hiesigen literarischen Zustände [illegible]. Und heillos sind sie denn wirklich, im wahrsten Sinne des Worts, worin mir jeder Aufrichtige, der sie kennt, beistimmen muß und wird. Ob, wie und wodurch diese Zustände [illegible] eine gründliche Restauration und Reorganisation erfahren werden? Ich weiß es nicht und glaube sobald nicht daran. [illegible]

sie früher einmal besser waren? Im Allgemeinen kaum, im Einzelnen wol. Absonderlich für junge aufstrebende Gemüther und Geister waren sie ehemals besser. Um dies zu finden, bedarf es nicht einmal eines Zurückgehens bis auf die Zeiten, als der junge Herder in Königsberg seine Studien betrieb und die ersten Flügelschläge seines Geistes versuchte; auf jene Tage, wo sich Herder und Hamann nebst andern strebsamen jungen Geistern Nachmittags mit dem Schlage fünf in der Sommerlaube eines wenig besuchten öffentlichen Gartens an der altroßgärtischen Kirche zusammenfanden, wo an diesem Sammelplatze eine ringende feurige Jugend die Perlen des Menschengemüths austauschte, sich in traulichen Gesprächen über schöne Literatur und kritische Journale unterhielt und in den langen nordischen Dämmerstunden Hand in Hand die lichten Träume der Jugend träumte. Man braucht nicht einmal so weit auf die Vergangenheit zurückzugehen, man kann sich von den Tagen erzählen lassen, in denen das Siegel'sche Kaffeehaus ein Sammelplatz der strebsamen Geister Königsbergs war, zur Zeit als Rudolf Gottschall sporenklirrend dort aus- und einging; von jenen Tagen, aus denen ein altes Schriftstück Folgendes berichtet: „Das Helvetische Kaffeehaus von Martin Siegel in der Französischen Straße ist das Café der literarischen wie politischen Tagesbewegung. Hier wird nicht selten bei dem dampfenden Mokka fast südlich lebhaft debattirt. Literaten wie Literaturfreunde sind zu jeder Tageszeit hier zu finden. Obscuranten gedeihen an diesem Ort nicht gut. Wie das Meer seine Todten, so wirft das Siegel'sche Kaffeehaus mit der Zeit auch seine servilen Leichname aus."

Diese Tage von Aranjuez-Königsberg sind vorüber. Heute ist das Siegel'sche Kaffeehaus nichts mehr als jedes andere, wo man trinkt, ißt, raucht und philistermäßig seine Zeitungen liest und wo man jungen Obscuranten wie alten Pedanten ebenso zu jeder Tageszeit begegnet wie ehemals Literaten und Literaturfreunden. Der Mokka dampft noch immer, aber keine südlich-lebhaften Debatten vernimmt das lauschende Ohr mehr, nur nordisch-ruhiges, gleichgültiges Genäsel. Das Meer steht still, es wirft keine Leichname mehr aus, es bettet sie gemächlich auf Divans und Rohrstühlen, oder verschlingt sie wie Kronos seine Kinder.

Ich bin zu Ende mit meinem Bericht. Ich habe ihn gegeben als Seitenstück zu dem von Eduard Schmidt und habe ihn geschrieben mit allem Freimuth, der jungen frischen Federn eigen ist und ihnen zukommt. Aber ich habe kein Wort zu viel gesagt und nirgends übertrieben. Es ist wol an der Zeit, daß den Königsbergern in mancher Hinsicht einmal ungeschminkt die Wahrheit gesagt wird; sie werden sie ohnehin leicht tragen, denn sie haben breite Schultern und einen souveränen Kopf.

Zur Stunde, da ich diese letzten Zeilen schreibe, schreitet Emil Devrient als Hamlet über unsere Bühne. Er meint sogar, es sei Vieles faul im Literaturstaate Dänemark-Königsberg. — Es gibt noch mehr Leute, die das meinen!

Hugo Delbermann.

Der Memoirenroman „Fritz Stilling".

Fritz Stilling. Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes. Von Philipp Galen. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Man kann im Roman füglich drei verschiedene Bildungsgesetze, Gestaltungen (Schemata) unterscheiden, in welche sich jede Erscheinung dieser Gattung wird einreihen lassen. Im ersten Schema, dem ursprünglichen, ist die Begebenheit, der eigentliche Erzählungsstoff, um ihrer selbst willen vorhanden oder erfunden, um der Theilnahme, der Spannung, der Rührung willen, die der Leser empfinden soll. In diesem Bildungsgesetz entsteht der Unterhaltungs-, der Charakterroman, in dem die altenglische Schule und nächst ihr die französischen und deutschen Erzähler die besten Muster geliefert haben und noch liefern. Im zweiten Schema ist die Begebenheit, der Erzählungsstoff dazu vorhanden, um irgendeinen (sittlichen) ästhetischen oder philosophischen Lehrsatz, irgendeinen Gedankenbau durch Thatsachen deutlich zu machen, zu begründen und festzustellen. In diesem Bildungsgesetz entsteht die höchste Gattung, die reifste Frucht des Romans, indem derselbe dem epischen Element das didaktische unterwirft, das letzte subsumirt und der Poesie die Herrschaft über den Lehrstoff vindicirt. „Wilhelm Meister" und die „Wahlverwandschaften", „Armingheim", „Die hohe Braut", „Die Ritter vom Geist", „Schein und Wesen" mögen als einige Vorbilder in dieser Gattung hier genannt werden. Im dritten Schema endlich wird eine wirklich vergangene Begebenheit, eine Lebensgeschichte der poetischen Ausdeutung, Begründung und Motivirung zugrunde gelegt und der Zweck erstrebt, der Thatsache im Gebiete der Dichtung Gesetz, Einheit und Wahrheit, die im Leben zumeist fehlen, mitzutheilen, aus Zerrissenem ein Ganzes poetisch möglich und wahr zu bilden. In diesem Bildungsgesetz entstehen die poetischen Biographien, der Memoirenroman „Wahrheit und Dichtung", die „Lessing", „Bürger", „Gleim" neuerlichst, der sogenannte historische Roman, die beliebten Jugendgeschichten, die volks- und culturgeschichtlichen Romane der Neuzeit, und diesem Bildungsgesetz gehört auch der „Fritz Stilling" unsers Verfassers an, der sich in ihm als ein höchst begabter und hochachtbarer Arbeiter auf diesem Gebiete des sogenannten „modernen Epos" darstellt.

Wir gestehen, daß wir sein Buch mit einigem Mistrauen in die Hand nahmen. Der letzte uns bekannt gewordene Roman des Verfassers „Der Irre von St.-James" hatte ungeachtet seiner Beliebtheit uns völlig unbefriedigt gelassen; er hatte uns den Eindruck eines ziemlich planlos gearbeiteten, innerlich unwahren und am Ende selbst langweiligen Seelengemäldes gemacht, dessen specifisches Interesse selbst in Breite und Nebensächlichem zugrunde geht. „Fritz Stilling" setzte uns nach diesem Vorgange gleich von vornherein in angenehmes Erstaunen. Die kunstlose, mit dem Gepräge der Wahrhaftigkeit und leiblichen Wirklichkeit gestempelte Darstellung natürlich anziehender Verhältnisse, der historische Grund und Boden in den Vorgängen, die tiefe, sittliche Ausprägung der zuerst uns begegnenden Charaktere, eine äußerst anmuthige Sprach- und Ausdrucksweise, endlich aber die bald auftretende Ahnung großer sittlicher Situationen und Interessen ergriffen uns mit mächtigem Anreiz und entwickelten eine Spannung, die, weil wir überall reellen Grund erblicken müssen, mit jedem Capitel wächst und uns mit festern Banden der Theilnahme umfängt. Der verlassene Knabe, dem die Belagerung von Wesel den Vater geraubt, der einsam nach Amsterdam wandert, der seinen dortigen Wohlthäter verliert, den endlich eine wohlthätige Hand in das Kloster bei Arnheim führt, zieht uns schon durch seine lebensfrische Erscheinung an. Doch aber tritt er, der arme Barbiergehülfe, hinter die Charaktere der Klosterbrüder und die Ereignisse in diesem anmuthvollen Sitz des Friedens in den Hintergrund zurück, um Situationen und Charakteren Platz zu machen, die mit großer Kunst und ungemeinem Glück gezeichnet, wie lebende Bilder vor uns hintreten. Der ehrliche, milde Prior des Klosters, der Vicar Pater Henricus, Pater Ludovicus, vor Allem aber die in sittlicher Ruhe und geistiger Ueberlegenheit so imponirende Gestalt Pater Maximilian's in dem verschiedenen Treiben des Klosterlebens, das man einen Sturm in Ruhe nennen könnte, erhalten unsere Brust in Spannung; denn bald ahnen wir in Maximilian ein wunderbares, in märchenhaften Geschicken geprüftes, noch nicht ganz geläutertes Wesen, ein Gemüth voll Sturm im Scheine klösterlicher Ruhe und Entsagung. Nicht lange, so stürzt die Intrigue des ehrsüchtigen Pater Henricus und der Jesuiten Sturm, Blitz und Donner den stillen Klosterbau in Ruinen; die Brüder werden in die fremde Welt geschickt, Fritz Stilling mit ihnen, doch erst nachdem er Theilnehmer an den Geheimnissen Bruder Maximilian's geworden ist, die dem freilebenden

rigen Knaben allerdings eine neue Welt eröffnen. Diese Gestalt ist mit ungemeiner Wirkung gezeichnet und nimmt den Vordergrund eines anziehenden Gemäldes ein. Aus vornehmem Blut entsprossen, Freund und Leibarzt seines Fürsten, von diesem in seiner Liebe auf das abscheulichste hintergangen, vergeht sich Maximilian gegen den Fürsten, indem er Hand an ihn legt und ihn einen Dieb nennt, und muß als Hochverräther geächtet fliehen, bis er in dem stillen Kloster am Rhein eine Zuflucht findet. Hier abermals vertrieben, verlieren wir ihn aus den Augen, um ihn in einer der gewaltigsten Situationen, in der Schlacht von Paris, unverhofft wiederzufinden. Der arme Fritz ist nämlich, eine Heimat suchend, nach Münster gelangt, wo er zwischen Entbehrungen schlimmster Art, halb Student, halb Barbier, seinen Cursus der Medicin macht, bis er nach Berlin kommt, wo wir ihn als Dr. Mursinna's Famulus wiederfinden. Der Roman wird nun wieder zur Lebensgeschichte, zum Memoirenroman, indem von vielen bekannten Notabilitäten der Zeit und Berlins in den Jahren 1811—12 anziehende Charakter- und Sittengemälde entworfen werden. Der Freiheitskrieg bricht endlich aus; Fritz gelangt als Oberarzt durch Scenen voll plastischer Wirklichkeit nach Frankreich, wir wohnen den Kämpfen von Rheims, Laon und von Montmartre bei. Hier tritt der Roman wieder in den Vordergrund. Der Herzog von **** ist leicht verwundet und Fritz wird zu ihm gerufen. Während er den Schlummernden bewacht, tritt eine Erscheinung zum Lager, die, als Adjutant des Königs angemeldet, den Verwundeten genau beobachtet, die Wunde untersucht und verschwindet. Fritz traut seinen Augen nicht, er glaubt Maximilian erkannt zu haben. Gleich darauf erscheint Wiebel und der wirkliche Adjutant des Königs. Diese Scene verschmilzt Roman und Wirklichkeit in einer völlig neuen und eigenthümlichen Weise, und wir fühlen, welche Gewalt diese Verschmelzung über uns ausübt. Die Erzählung nimmt dann wieder den Charakter von Memoiren an. Fritz bleibt bei dem Herzog, begleitet ihn nach England und empfängt die größten Gunstbezeigungen.

In dieser Mischung des Thatsächlichen mit dem Fictiven, des Wirklichen mit den romantischen Lebenselementen zeigt sich der besondere und große Reiz dieser Arbeit. Sie macht es dem Verfasser möglich, mitten in Scenen pathetischer und phantasievoller Erfindung Streiflichter des bekannten und realen Lebens hineinleuchten zu lassen, und hierdurch der romantischen Erfindung selbst den täuschendsten Schein des wirklichen Lebens mitzutheilen. Die Scene am Lager des Herzogs ist eine Probe hiervon; mit höchster pathetischer Spannung erblicken wir die beiden Todfeinde einander Auge in Auge gegenüber; der Roman erreicht seinen Gipfelpunkt, da tritt die uns Allen bekannte Gestalt des königlichen Leibarztes Dr. Wiebel in aller ihrer leiblichen Wirklichkeit dazwischen, sodaß wir an die Fiction wie an eine Thatsache zu glauben genöthigt sind. Es ist dies ein „Kunststil" besonderer Art, der seinen eigenen Maßstab fodert und nach gewöhnlichem Gesetz nicht gemessen werden kann.

Zwischen diesem Leben der Phantasie im Spiegel der Wirklichkeit zieht sich nun ein lieblicher kleiner Roman hindurch, auf den wir jetzt näher eingehen müssen. Schon in Amsterdam hat Fritz Stilling mit einer kleinen Sylphe, Christel, Pflegekind seines Onkels, einen Herzensbund geschlossen; er hat sie in Münster in seiner äußersten Bedrängniß als Schülerin eines alten italienischen Gesangmeisters wiedergesehen, dann aus den Augen verloren und das liebliche Kind in Prag und Wien umsonst gesucht. Inzwischen ist er selbst nun als Arzt in die Residenz des Herzogs gezogen, der ihm heimlich seine Laufbahn ebnet und ihn endlich zu seinem Leibarzt macht. Den Herzog drückt eine tiefe innerliche und geheimnißvolle Schwermuth, die nach äußerer Zerstreuung hascht und diese bald in Kunstgenüssen, bald in Naturstudien, Magnetismus und Hellseherei sucht. Eine große Sängerin macht in Berlin Aufsehen; der Herzog will sie seiner Residenz vorführen, und Fritz, der sich überall als ein feiner Unterhändler zeigt, wird zu diesem Zweck nach Berlin gesandt. Er findet in der großen Sängerin seine Christel, ebenso lieblich und Kind wie sonst, wieder und bringt sie dem Herzog und seiner alten Mutter, die sein Haus verwaltet. Hier ist Stoff zu den reizendsten und rührendsten Scenen, wahrhaft lieblich und mit unvergleichlicher Naivetät ausgemalt. Nebenher begegnen uns Ludwig Devrient und sein enthusiastischer Held Seydelmann, geniale Porträts, die der Kunst des Verfassers Ehre machen. Inzwischen nähern wir uns dem Schluß der Erzählung. Fritz hat das Geheimniß seines Herrn, der zuletzt in die Hände von Geisterbannern — dieselben Jesuiten, welche das stille Kloster am Rhein zerstörten — gefallen ist, endlich durchschaut. Sein Uebel ist Gewissensqual über den an Maximilian geübten Verrath. Die betrogene Braut, von dem Herzog bald wieder geschieden, lebt in einiger Entfernung von der Residenz als Gräfin Brandhoff, im Herzen noch immer die Liebe für Maximilian nährend. Dieser, General in preußischem Dienst, hat angrenzende Güter, jedoch auf fremdem Landesgebiet und fremden Namen gekauft. Der Herzog ahnt dies und Fritz soll den Kauf hintertreiben. Diesen Auftrag aber benutzt er dazu, in einem phantastischen Schauspielchen die Gegner zusammenzubringen und sie auszusöhnen. Maximilian empfängt aus seiner Hand die Geliebte seiner Jugend, mit der er nach Italien reist; der Herzog wird von seinen Leiden befreit, die geisterbannenden Jesuiten werden entlarvt und Fritz ist seiner Christel glücklicher Gemahl, Geheimrath und Leibarzt des Herzogs.

Diese Skizze ist verhältnißmäßig kurz; das Buch enthält noch viel mehr und namentlich einen humoristischen Theil, den wir hier ganz übergangen haben. Die Kritik hat nun gar längst schon davon abgestanden, nach der Moral der Kunstwerke zu fragen; indessen wir gehören der alten Schule an und stellen uns daher die Frage: Was will und was erstrebt dieser mit ungewöhnlichem Geist geschriebene Roman? Und welche ist seine Moral? Das Leben geduldig und in Hoffnung tragen, klug und muthig eingreifen, wenn die Zeit dazu gekommen ist, gewiß, daß Rechtthun und menschlich Mitempfinden zuletzt ihr Ziel erreichen; vor Schuld sich wahren und bei der schlimmsten Lebensverwickelung das Natürlich-Einfache fest im Auge behalten, das ungefähr sind die Lehren dieser trefflichen Lebensgeschichte. Fritz Stilling besitzt etwas von der Natürlichkeit Robinson Crusoe's und dies macht seinen größten Werth aus, den Werth, den jeder Leser erkennen, dem jeder Beifall zollen muß. Wir haben über die Diction nichts zu sagen, als daß sie das passendste Kleid der Gedanken und des Inhalts ist, fast mustergültig in dieser Beziehung, niemals gesucht oder geziert. Gegen die Führung der Fabel ist nichts zu erinnern, als daß die Schlußscene allerdings nicht leicht und nicht natürlich in den Rahmen der Erzählung einzufügen war, daß die amtliche Stellung des Helden im zweiten Theile zu einigen überflüssigen Längen Anlaß gibt und daß die humoristische Gestalt des ehrlichen Goy nur theilweise geschmackvoll und gelungen erscheint. Im Allgemeinen ist nicht zu vergessen, daß „Fritz Stilling" mehr eine Familiengeschichte als ein Kunstroman ist, und daß daher eine genetische und principielle Kritik hier weniger an ihrer Stelle sein würde. Als eine unterhaltende und lehrreiche, mit den trefflichsten Einblicken in das wirkliche Leben ausgestattete „Geschichte eines Menschen" ist die Arbeit unter die ausgezeichnetsten ihrer Art zu rechnen. Von den zahlreichen Episoden des Buchs ist diejenige, welche uns die charakteristischen Bilder von L. Devrient und K. Seydelmann vorführt, von vorzüglicher Selbständigkeit und zeugt von der entschiedenen Begabung des Autors für solche Zeichnungen. Die Genialität des in Madeirageiste verlorenen großen Mimen und ihr gegenüber die stille, bescheidene, strebsame Natur des jungen Seydelmann, der stets an seinem Werthe zweifelt, liefern zwei treffliche Künstlerbilder, für welche wir dem Verfasser besondern Dank zu sagen haben. Das Verhältniß Stilling's zu

seiner Mutter bezeugt einen feinen Sinn für echtes Naturgefühl, der zur Zeit in der Romansphäre unter dem Gewicht tendenziöser Bestrebungen ziemlich selten geworden ist. Der Charakter der großen Sängerin Sidi aber athmet eine so frische unverdorbene Natur, daß wir dem Erzähler dazu Glück wünschen, da er uns zeigt, daß er neben der Erkenntniß des Lebens in seinen großen und gewaltigen Zügen — der Herzog, Maximilian, Gräfin Brandhoff — die stille Scenerie der echten weiblichen Natur nicht aus den Augen verloren hat. Der einzige Punkt, wo der Verfasser den sichern Boden der Lebenswirklichkeit unter den Füßen verloren zu haben scheint, ist die Episode der Jesuiten und Magnetiseurs am Hofe des Herzogs. Wir geben zu, daß der Seelenzustand des Fürsten uns verworren genug dargelegt wird, um ihn allerhand Selbsttäuschung zugänglich zu erachten, allein ein sonst so tüchtiger Mann, wie er ist, sollte sich wenigstens die Zügel der Regierung nicht von so einfältigen Schelmen entreißen lassen, als seine geheimen Räthe sind. Hier geht der Roman über die Grenzen wirklicher Lebensverhältnisse hinaus und nimmt einen willkürlichen tendenziösen Gang an, den wir nicht gutheißen können.

Nach allem Diesen ist unser Urtheil über diese hervorragende Arbeit leicht zusammenzufassen. Es ist unter künstlerischem Gesichtspunkt ein vortreffliches, stets unterhaltendes, lehrreiches Lebensbild, voll der sinnreichsten Streiflichter über Welt und Natur, mit dem täuschenden Gepräge der Wahrheit und Wirklichkeit ausgestattet und sowol in seiner Construction als Kunstwerk wie in seiner Bedeutung als Lehrstoff für das Leben von tadelloser Virtuosität. Mögen dem Verfasser noch viele Würfe so wie dieser gelingen; ein Ehrenplatz unter den sinnreichen Erzählern deutscher Zunge wird ihm alsdann nicht fehlen. 2.

Literarische Unterstützungsgesellschaften in England, Frankreich und Deutschland.

Es ist eine ohne Zweifel bemerkenswerthe Erscheinung, daß gegenwärtig die Angelegenheit literarischer Unterstützungsfonds in den drei großen Ländern England, Frankreich und Deutschland gleichzeitig verhandelt oder — um im modernsten deutschen Rothwelsch zu sprechen — „ventilirt" wird. Der Schlüssel dieser Erscheinung liegt einfach darin, daß in keinem der andern europäischen Länder soviel geschrieben und gedruckt wird, mithin die Classe der Schriftsteller nirgends eine so zahlreiche ist als unter den genannten Nationen, welche an der Spitze der modernen europäischen Bildung stehen. In Portugal und Spanien, in Polen und Ungarn, in der Türkei und Griechenland, selbst in Italien besteht keine Schriftstellerkaste im eigentlichen Sinne, daher hat man auch dort nicht nöthig, an die Einrichtung von Unterstützungsfonds für arbeitsunfähig gewordene verdiente Schriftsteller oder ihre Hinterlassenen zu denken. In dem kleinen, aber literarisch betriebsamen Dänemark sorgen Staat und Krone für das Wohlsein und Wohlbehagen der Schriftsteller durch Jahrgehalte, Reisestipendien u. s. w., und auch in Deutschland haben sich in den letzten Jahren wieder mehre Fürsten in dieser Richtung hervorgethan. So dankenswerth dies auch ist, so verbindet sich mit dieser Unterstützung von oben herab doch auch der Uebelstand, daß die freie Entwickelung und die Gesinnungsunabhängigkeit der so subventionirten Dichter und Schriftsteller, die durch ihre Schöpfungen gewissermaßen zum Glanz der sie subventionirenden Fürsten wenigstens indirect beitragen, in den meisten Fällen nicht wenig leidet. Auch handelt es sich bei den Hülfsfonds, wie man sie namentlich in England und Deutschland im Sinne hat, in erster Reihe nicht sowol um Förderung noch rüstiger Talente, die in der Vollkraft ihrer Productionsfähigkeit stehen und zu denen wir begreiflicherweise nicht die zahllosen Kosackenschwärme unserer gewöhnlichen Duodez-Lyriker rechnen, als wie gesagt um Unterstützung solcher, die unverschuldet in Noth gekommen oder durch Krankheit und Alter arbeitsunfähig geworden sind, wie um Pensionen für ihre Hinterlassenen. Von den Buchhändlern — so willkommen auch die Beiträge wohlgesinnter Verleger sein werden — kann man ebenso wenig verlangen, daß sie die Schriftsteller oder ihre Hinterlassenen pensioniren, als man von den Musikalien- und Kunsthändlern verlangen kann, daß sie aus ihrem Beutel die Componisten oder Künstler pensioniren. Jeder Stand muß in Bezug auf solche Zwecke für sich selbst sorgen. Aber wohl hat der Stand der Schriftsteller vom großen Publicum zu verlangen, daß dieses ihm dabei zu Hülfe komme; das Publicum hat von den Schriftstellern seinen Nutzen und sein Vergnügen; der Schriftsteller steht gewissermaßen im Dienste des Publicums, ja er hat nicht selten unter den Launen, der Geschmackswetterwendigkeit und der Vergeßlichkeit des Publicums nicht wenig zu leiden. Dies wieder einigermaßen gut zu machen und seine Dankbarkeit zu beweisen, bietet sich dem Publicum die schönste Gelegenheit dadurch, daß es sich an der Einrichtung und Förderung von literarischen Unterstützungsfonds durch Beiträge betheiligt.

Wir haben in Nr. 17 d. Bl. (vom 26. April) die nicht wenig zahlreichen literarischen Unterstützungsvereine aufgeführt, die in England theils schon bestehen, theils im Entstehen begriffen sind, und wir erstatteten bei dieser Gelegenheit auch Bericht über die am 14. März stattgehabte Generalversammlung des Royal literary fund, deren Endresultat war, daß ein Ausschuß ernannt wurde zu dem Zweck, eine neue Verfassung für den Verein zu berathen und zu entwerfen, welche dann einer zu diesem Zwecke auszuschreibenden allgemeinen Versammlung vorgelegt werden solle. Der Ausschuß hat sich beeilt, seinen Auftrag zu erfüllen; sein Verfassungsentwurf ist von Charles Dickens unterzeichnet und bereits in denjenigen Blättern abgedruckt, welche sich für diesen Gegenstand interessiren. Das „Athenaeum" sagt von diesem Bericht, er beruhe auf freisinnigen Grundsätzen, sei geschickt abgefaßt und in seiner Haltung gemäßigt; er sei in jeder Hinsicht würdig der Sache, in deren Dienste er verfaßt, und würdig des Namens, mit dem er unterzeichnet sei. Nichtsdestoweniger ist dieser Entwurf in einer Generalversammlung der Vereinsmitglieder, die am 16. Juni stattfand, verworfen worden. Unter den Gegnern des Entwurfs befand sich auch der bekannte Schriftsteller Monckton Milnes, welcher behauptete, daß durch die Annahme des Entwurfs der Verein nicht reformirt, sondern auf eine gänzlich andere Grundlage gestellt werden würde. Es werde in diesem Verfassungsentwurf nämlich beantragt: 1) daß der Verein nicht wie bisher den Hülfesuchenden beträchtliche Geldsummen gewähren, sondern nur kleinere Geldsummen in Form von Jahrgeldern und zwar gleich für eine gewisse Reihe von Jahren unter sie vertheilen solle; 2) daß diese Summen nicht als Geschenke, sondern als später zurückzuerstattende, an gewisse Bedingungen gebundene Anleihen bewilligt werden sollen; 3) daß der Verein nicht mehr ein ausschließlich wohlthätiger Verein, sondern fortan vielmehr eine förmliche literarische Genossenschaft sein solle. Was den ersten Punkt anlangt, so scheint M. Milnes den betreffenden Paragraphen nicht ganz richtig verstanden zu haben; denn der Verfassungsausschuß dachte nicht daran, vorzuschlagen, daß ausschließlich Anleihen an die Stelle von Geldgeschenken treten sollten, sondern er wollte nur, daß die Vollmacht des Vereinsausschusses unter der vorgeschlagenen neuen Verfassung nicht auf bloße Geldgeschenke beschränkt, sondern dahin ausgedehnt werden sollte, auch Anleihen und unter besondern Umständen und Vorbehalten Jahrgehalte (gleich für eine Reihe von Jahren) zu bewilligen. Wie es scheint, mußte bisher jeder Hülfesuchende für jedes Jahr ein neues motivirtes Gesuch einreichen, und mit Bezug hierauf bemerkte Sir E. Bulwer-Lytton in der Generalversammlung sehr mit Recht: „Wollt ihr denn Männer, deren Ansprüche auf Unterstützung ihr für begründet erachtet, nöthigen, Jahr für Jahr ihre Lumpen vorzuzeigen, ihre Wunden bloßzulegen und ihren Ruf zu wiederholen: Date obolum Belisario?" Ohne Zweifel wird sich die

Bulwer-Dickens'sche Opposition gegen die so kostspielige altväterische Verwaltungsform des Vereins nicht zufriedengeben, sondern entweder auf der nächsten Jahresversammlung einen Antrag zu demselben Reformzweck stellen, oder ein Specialmeeting zur Berathung der Angelegenheit ausschreiben. Niemand weiß besser als der praktische Brite, daß der Baum nicht auf den ersten Schlag fällt und daß Tropfen zuletzt auch den Stein aushöhlen.

Auch in Frankreich finden wir eine Gesellschaft unter dem Titel einer Société des gens de lettres, die ohne Zweifel, wenn auch nicht ausschließlich, gleiche Unterstützungszwecke verfolgt. Wir kennen leider, da die Franzosen nicht in gleichem Grade wie die Engländer dem Princip der Oeffentlichkeit huldigen, die Statuten dieses Vereins nicht, schließen das Obige aber theils aus dem Namen, den sich der Verein beigelegt hat, theils und zwar noch mehr aus folgender im „Athenaeum français“ enthaltenen Mittheilung: Véron („Dr. Véron“), Ausschußmitglied der Gesellschaft, hat im Auftrage eines Wohlthäters, der ungenannt bleiben will, dem Vereine die beträchtliche Summe von 10,000 Fr. zur Verfügung gestellt, die an diejenigen Schriftsteller vertheilt werden soll, welche vier von dem Comité zu stellende Themata preiswürdig lösen. Die Summe wird nun nach dem Beschluß des Comité in folgender Weise vertheilt werden: eine Medaille im Werth von 2000 Fr. der preiswürdigsten Arbeit über die Schriftstellerei und die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts; eine Medaille im Werth von 1500 Fr. der besten Abhandlung über Balzac; eine Medaille im Werth von 1000 Fr. der besten und interessantesten Erzählung; eine Medaille im Werth von 1500 Fr. der besten Dichtung über folgendes Thema: „Les chercheurs d'or au 19me siècle.“ Der Rest der Summe, 4000 Fr., wird nach dem Ermessen des Comité an diejenigen Schriftsteller vertheilt werden, welche zweiter Preise, Accessite oder selbst blos ehrenvoller Erwähnung für würdig gefunden werden. Auch Schriftsteller, welche nicht Vereinsmitglieder sind, werden zur Mitbewerbung zugelassen. Den Autoren ist das Verlagsrecht gesichert, unter der Bedingung, daß sie an die Caisse de secours fünf Procent der erhaltenen Preissumme entrichten. Seinerseits behält sich der Verein vor, zum Nutzen besagter Caisse de secours die gekrönten Werke in einer Sammlung zu veröffentlichen. Ohne Zweifel hat das Schicksal Gérard's de Nerval und des Barons Lamothe-Langon, worüber wir wiederholt berichtet haben, neuerdings die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde auch in Frankreich auf die Nachtseite der Schriftstellerei geleitet. Solche Opfer, wie die Genannten, sind höchlichst zu bedauern, aber sie fallen niemals umsonst.

In Deutschland bestehen, wie man weiß, bereits eine Tiedge-Stiftung, welche jedoch nur Diejenigen unterstützt, die mehr im Tiedge'schen Sinne dichten, und neuerdings der Dichterin Helmina von Chézy eine lebenslängliche Pension ausgesetzt und ihrem Comitémitgliede Julius Hammer für sein „Schau um dich und schau in dich“ einen Preis bewilligt hat, den derselbe jedoch ausschlug, worauf beschlossen wurde, eine anderweitige Preisbewerbung auszuschreiben; der Leipziger Unterstützungsfonds*) und endlich die Schiller-Stiftung, über deren Entstehen und Gedeihen wir bereits berichtet haben. (Vgl. Nr. 19 den Artikel „Die Schiller-Stiftung“, Nr. 21 den Artikel „Schillerfeste und Schillerliteratur“ und den Aufruf des provisorischen Vorstands der Schiller-Stiftung in Nr. 23.) Unter den Aufsätzen, welche mit dieser Frage in Verbindung stehen oder sich unmittelbar auf die Schiller-Stiftung beziehen, verdienen namentlich folgende: „Betrachtungen über ein deutsches Schriftsteller-Asyl und deutsches Literatenthum“, von C. Köhler in Nr. [illegible] des „Magazin für die Literatur des Auslandes“, und „Die [illegible] Schiller-Stiftung“, in Nr. 24 des „Deutschen Museum“, von Robert Prutz, besondere Beachtung. Der erstgenannte Aufsatz, noch vor der Begründung der Schiller-Stiftung geschrieben und an meine eigenen in den Jahren 1845, [illegible] und [illegible] in der „Allgemeinen Zeitung“ erschienenen Aufsätze anknüpfend, erwägt und beurtheilt die Angelegenheit von den entgegengesetztesten Standpunkten und sagt nach den verschiedensten Seiten hin die schneidendsten, leider nicht in Abrede zu stellenden Wahrheiten, übrigens die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit solcher Stiftungen mit Wärme anerkennend und befürwortend. Er streift in seiner Auffassung des Literatenthums vielfach an jenes dunkle Gebiet, welches die in Wien erscheinende „[illegible]“ jüngst in der Beilage zu Nr. 168 f. in einem interessanten Aufsatze „Die Nachtseite der Poesie“ bloßlegte. Die Betrachtung von Prutz enthält ungefähr in schlagendster Kürze, was sich speciell über eine solche Stiftung auf einigen [illegible]nalseiten und gegenüber den kränklichen deutschen Verhältnissen überhaupt sagen läßt. „Ist uns das Gebiet der Politik bis auf Weiteres verschlossen“, sagt der Verfasser unter Anderm, „so bleibt uns doch noch das Heiligthum unserer Literatur und Kunst, es bleibt uns der Ruhm des deutschen Geistes, [illegible] uns unsere Dichter und Denker und die treue und [illegible] Pflege ihres Andenkens, uns als Nation zu fühlen und [illegible]zufinden. Nur wer diese kleinen Proben nicht scheut, wird [illegible] im Stande sein, auch jene größern zu bestehen, die uns, [illegible] zum Glück, sei es zum Untergang, nicht erspart bleiben werden; nur wer den letzten Rest deutscher Einheit, der uns für den Augenblick geblieben, unser Besitzthum in Poesie, Kunst und Wissenschaft aufrichtig werthschätzt, vertheidigt, [illegible]ten und zu erweitern strebt, nur der wird dereinst [illegible] würdig befunden, zu diesem idealen Besitzthum das [illegible] praktische hinzuzufügen.“ Robert Prutz, die eigenthümlichen Schwierigkeiten, mit denen solche Stiftungen in Deutschland zu kämpfen haben, nicht verkennend und nicht [illegible], warnt mit Recht namentlich davor, die Sache „[illegible] Stützpunkt persönlicher Eitelkeit und Intrigue zu machen“, [illegible] hätte, wie uns bedünkt, vielleicht auch noch vor jener [illegible]thuerei warnen sollen, welche ein nur schwer zu [illegible] der Erbfehler der Deutschen zu sein scheint.*)

Inzwischen hat sich Jemand in dem dunkeln [illegible] bei Frankfurt a. M. mit einem Prospect zu einem „Vereinsblatt für die Schriftstellerstiftung“ aufgethan, welches den Titel „Concordia“ führen und dessen Ueberschuß nach Abrechnung der „ganz mäßigen“ Redactions- und Druckkosten in eine Vereinskasse für die Schriftstellerstiftung fließen soll. Im Prospect ist zwar mit größtem Recht bemerkt, daß Wissenschaft und Kunst das einzige, aber bedeutungsvollste Band sei, „das alle deutschen Herzen und Geister umschlinge, und daß für die Aufrechthaltung dieser geistigen nationalen Verbindung am meisten und häufig mit der uneigennützigsten Aufopferung der bürgerlichen Existenz die deutschen Schriftsteller gestrebt, [illegible]ken und gearbeitet haben“; was aber das journalistische Unternehmen selbst betrifft, so erwarten wir davon, soweit wir die Verhältnisse kennen, leider nicht den pecuniären Erfolg, der laut dem Prospect sein Hauptzweck, ja die Grundbedingung und Grundursache seiner Existenz ist. Ueberhaupt könnte das Unternehmen nur dann gerechtfertigt und auf eine solide Basis gestellt erscheinen, wenn es kein einseitiger Einfall eines [illegible]zelten Kopfs, sondern aus einer mit dem Vorstand der Schiller-Stiftung getroffenen Verabredung hervorgegangen wäre. [illegible]

*) In einer am 5. Juli gehaltenen Generalversammlung des Leipziger Schriftstellervereins wurde beschlossen, der dresdener Schiller-Stiftung zwar jeden möglichen Vorschub zu leisten und zu einem Aufruf zu Beiträgen für dieselbe die Hand zu bieten, aber auch den Leipziger Unterstützungsfonds unabhängig von derselben zur Bestreitung localer Ansprüche und Bedürfnisse fortbestehen zu lassen. Jeder, der die Localverhältnisse Leipzigs und die nähern Motive kennt, wird diesen Beschluß nur gerechtfertigt finden.

*) Wir machen noch auf einen ebenso energisch als praktisch gefaßten Aufruf zur Bethätigung an der Schiller-Stiftung in Nr. 40 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ aufmerksam, der uns soeben zur Hand kommt.

Vereinzelung, jedes bloße Experiment ins Blaue, das fehlschlagen muß, weil ihm von Hause aus alle Bedingungen des Gedeihens fehlen, sind in solchen Angelegenheiten von größtem Nachtheil; denn die Sache selbst wird dadurch nur zu leicht in den Augen des Publicums compromittirt.

Hermann Marggraff.

Berichtigung der Miscelle über Hippolyt.

Das interessante Referat über Bunsen's so anziehende und wichtige Forschungen auf dem Gebiete der ältern Kirchendisciplin und Liturgie „Hippolytus und seine Zeit" (zweiter Band) in Nr. 17 d. Bl. hat auch Döllinger's und meine Untersuchungen über „Hippolytus und die römischen Zeitgenossen" vorbemerkend in Betracht gezogen. Wer könnte das hohe kirchlich-politische Interesse verkennen, welches Bunsen's gemüth- und geistvolles Werk, ja wahrhafte That erwecken muß! Wenn diesem gegenüber die weitern Untersuchungen für den Referenten stark in den Schatten getreten sind, so finde ich das für diese Betrachtung ganz natürlich. Selbst daß wir Fachtheologen am Ende an Bunsen's „Beweis", wie ja der Referent schon erkannt hatte, nur mäkelten, um zu mäkeln, kann bei der bestimmten Stellung, wie die des Referenten war, einigen Schein haben, und die Verwunderung, daß die Untersuchung über das anonyme Manuscriptfragment des Athosklosters — möge auch F. Ch. Baur dazu sagen, was er wolle — wiederholt von vornan aufgenommen sei, ist dabei ebenso begreiflich, als selbst das Lächeln darüber ganz anmuthig steht, wenn eine gefällige Hypothese endlich zur Gewißheit erhoben wird. Eine andere Stellung findet vielleicht eben an diesen ernsten Forschungen noch andere, selbst allgemein ganz interessante Seiten. Außerdem ist ja auch der Referent trotz jener Misstimmung gegen die so unnöthigen Beweise der Fachtheologie so wohlwollend und nachsichtig gewesen, daß man dafür nur dankbar sein kann. Ich will meinen Dank sofort dadurch beweisen, daß ich ein Moment dieses freundlich-ärgerlichen Berichts auch über meine literarhistorische Untersuchung, die so glücklich oder unglücklich ist, fast denselben Titel mit Bunsen's Werk über das ganze Kirchenwesen jener Zeit zu haben, zu berichtigen unternehme, da dies doch im Stande wäre, diesen ersten Theil meiner Kritik der ältern Dogmen- und Ketzergeschichte in ein gar zu unrichtiges Licht zu stellen, obendrein in manchen Augen die Grundlage der ganzen Hippolytus-Ansicht zu erschüttern oder gar aufzuheben.

Ich soll den Hippolytus blos wegen der bekannten Statue für den Verfasser des neu entdeckten Werks halten; ihr Zeugniß wäre für mich nicht blos durchschlagend, sondern auch im Unterschied von Döllinger und Bunsen, die doch noch andere Gründe hatten, das einzige, und doch sei am Ende die Statue nur Renovation, die Inschrift daran ganz zweifelhaft. Ich bin nicht im Stande, durch das mehr oder weniger Renovirtsein der römischen Statue die Echtheit der griechischen Inschrift an ihrem Sockel — diese Ostertafel, dieses Bücherverzeichniß — irgendwie beeinträchtigt zu sehen. Döllinger's Beweis für ihre Echtheit schon aus ihrer Sprache erhärtet sich durch eine nähere Betrachtung der Art der Büchertitel völlig (vgl. meine Schrift, S. [illegible] fg.), abgesehen davon, daß die Ostertafel nur in jener Zeit noch eine praktische Bedeutung hatte. Mag an der Statue selbst alles Mögliche unecht sein, die Inschrift einer andern als der Zeit zuschreiben, welche Hippolytus' Wirken noch lebendig vor sich hatte, heißt sie meines Bedünkens gar zu einem Räthsel machen. Doch weil die Statue selbst trotz Winckelmann's Urtheil, sie stamme aus Alexander Severus' Zeit, soviel Auffallendes gehabt hat, weil Döllinger dieses erst durch seine Hypothesen aufhebt, diese aber doch wieder an der Beziehung der „Philosophumena" auf Hippolytus, d. h. an der Statue den Haupthalt haben, so habe ich von vornherein nicht soviel darauf bauen mögen, wie außer ihm gerade auch Bunsen gethan hat. Doch ich will nicht davon reden, was nun eine literarhistorische Aufgabe verlangte, da das merkwürdige Gegenzeugniß bei Photius, daß unsere Häresiologie dem römischen Cajus gehöre, von Döllinger wie von Bunsen nur durch wirkliche Irrthümer aufgehoben war und Baur dagegen nicht blos seinen Scharf- oder auch Starrsinn spielen ließ, sondern ganz Recht behielt; auch nicht davon, daß fortan, weil von Bunsen's sonstigen Beweisen leider auch mir nicht ein einziger Stich hielt und ich darin nur eine reiche Phantasie zu bewundern hatte, es unumgänglich war, die Untersuchung von vornan zu beginnen; noch weniger davon, wie nun eine nähere Forschung über den von Bunsen ganz unbeachtet gebliebenen, von Döllinger kaum gehörten ältesten bestimmten Zeugen für unser Werk, über Theodoret, auf die Angaben des gelehrten Antiquars von Konstantinopel endlich das Licht warf, wonach denn nichts mehr für Cajus, so erst nichts mehr gegen den Verfasser des „Osterkanon" sprach und die Inschrift nunmehr wirklich durchschlagend werden konnte, selbst für den Fall, daß sie räthselhafterweise erst später componirt sei. Der Referent hat nur nicht bemerkt, daß meine ganze weitere Untersuchung der Ergänzung dieses ersten Beweises gewidmet ist, der zwar in sich schon Zuversicht genug trägt, aber doch, eben weil zum ersten mal durchgeführt, Erfüllung verlangte, die freilich in nichts mehr und nichts weniger bestehen konnte und besteht als in der Untersuchung der ganzen Kirchen- und Literargeschichte des christlichen Rom in jener Zeit. Zu resumiren aber hatte ich hiernach (S. 164): „In Betreff der in Frage gekommenen antihäretischen Schriften dieser Periode hat sich über die Hauptquelle dafür, über unsere „Philosophumena", die (durch die Inschrift und drei andere Momente) gefundene literarhistorische Entscheidung noch durch fünf selbständige Indicien doctrinellen Charakters bestätigt." Das lautet doch etwas anders.

Ueberhaupt scheint der Referent zufällig gerade den Schluß dieses Buchs, das Resultat überschlagen zu haben, da doch darin eine Totalanschauung „der Wirklichkeit", zu der ich durch jene Detailuntersuchungen vorgedrungen war, klar genug dargelegt ist.

Interessant ist auch, daß der Referent annimmt, die nähere Bestimmung des Verfassers der „Philosophumena" (also des Hippolytus) als schismatischen Bischofs gehöre nur der apologetischen Construction des gelehrten Verfechters von Rom in Deutschland an. Ich glaube die römischen Tendenzen in Döllinger's scharfsinniger Forschung auch protestantisch genug ins Auge gefaßt zu haben, aber dies Moment wird vom Lib. IX selbst aufs unverkennbarste geboten, wenn es auch Bunsen nicht passen wollte, den nur eben seine nähere Bekanntschaft mit dem Cardinalcollegium zu dem Bischof von Portus als Suburbanbischof der römischen Kirche wird verleitet haben. Wenn etwas, so hat Döllinger das bewiesen, daß die Versetzung des Hippolyt nach Portus nur der kirchlichen Mythologie angehört. Dies mag genügen, um dem Referenten die Theilnahme zu zeigen, die auch der „Fachgelehrte" an seiner lehrreichen Unterhaltung genommen hat. Inzwischen scheint doch die wahrlich sehr wichtige und sehr interessante Hippolytus-Sache zu verdienen, daß man noch weiter und allseitiger darauf zurückkommt.

G. Volkmar.

Notizen.

Eine Kanzelrede des Mormonen-Gouverneur Brigham Young.

Das unermeßliche Gebiet der Vereinigten Staaten birgt Elemente so absonderlicher Art in seinem Schoose, daß sie in jedem andern Staatsorganismus ein fressender Schaden und ein Herd verderblicher Krankheiten sein würden. Zu diesen Elementen gehört der berufene Mormonismus, der für jetzt noch freilich an einem weitentlegenen Punkte sein Wesen treibt, an einem Punkte, der eigentlich außerhalb aller Berührung mit der menschlichen Gesellschaft steht. Julius Fröbel's treffliches

„San-Francisco Journal" theilt nach dem „San-Francisco Herald" eine vom Governor Brigham Young im Laufe des Februars gehaltene Kanzelrede mit, die zu charakteristisch ist, als daß wir der Versuchung widerstehen könnten, einige bezeichnende Stellen daraus mitzutheilen. Brigham Young begann sehr liebreich: „General Taylor ist in der Hölle, das weiß ich. Man hat euch gesagt, ich sei nicht mehr euer Governor; ich wiederhole aber, ich bin euer Governor, und weder Frank Pierce noch die ganze Hölle kann mich von meinem Platze vertreiben, bis mein älterer Bruder Jesus Christus sagt, daß meine Dienste nicht mehr nöthig sind. (Großer Beifall.) Aber wie ich euch schon gesagt habe, mein Amt wird sich immer vor meiner Priesterwürde beugen. (Großer Beifall — „Amen!") Ich bin jetzt noch nicht genöthigt gewesen, die Gesetze zu übertreten, aber ich werde thun, was mein Priesteramt verlangt." Weiter sagte er: „Die Generalregierung ist unser schlimmster Feind. Die Beamten zu Washington sind die verfluchteste und nichtswürdigste Höllenbande. Wenn einmal in einem der fashionabeln Boardinghäuser von Washington Feuer ausbräche, man würde die Cabinetsmitglieder und Repräsentanten von Washington mit ihren Dirnen im Arme herausstürzen sehen. (Großes Gelächter.) Ich wollte den tapfern Gentleman (Col. Steptoe) lieber zu meinem Nachfolger haben als irgend einen andern Mann den ich kenne. Er ist ein Gentleman. Ich bedauere, daß ich Dasselbe nicht von den übrigen Beamten der Vereinigten Staaten in unserm Territorium sagen kann, denn ein verfluchteres, versoffeneres und verlüderteres Gesindel ist in der Welt nicht zu finden." In diesem Tone fuhr er diese „Gentlemen" zu schildern fort und schloß dann: „Sie treiben sich in unsern Straßen herum und fragen die schönen Töchter Zions: Wollen Sie nicht heute Abend eine Schlittenfahrt mit mir machen? und dann — (die Geberden des Governor und Patriarchen werden hier so indecent, daß sie sich nicht beschreiben lassen). Für mein Theil, wenn einer dieser Kerle sich an meiner Familie vergreift, so schneide ich ihm die Kehle ab. (Lautes Rufen: „Amen!" „Hier ist Einer der hilft!") Ich sage, verdammt seien solche Menschen! („Amen!") Soll ich Gott für meine Feinde bitten? O ja! ich bitte Gott täglich, daß er sie rottenweise in die Hölle schickt!" Diese barock-cynische, giftige Kanzelrede, aus der wir noch einige der anstößigsten Stellen weggelassen haben, erscheint um so skandalöser, wenn man sich erinnert, wie es um die sogenannten „heiligen Begierden" der Mormonenältesten und um die Lage der Weiber in der Salt-Lake-City steht. Derselbe Artikel im „San-Francisco Journal" erzählt davon die unglaublichsten Dinge.

Jean Paul.

Es hat uns recht von Herzen gefreut, endlich einmal wieder in einer neuern Literaturgeschichte auf eine unparteiische, neben den Vorzügen des Autors auch dessen Mängel und Schattenseiten allerdings nicht verkennende, aber warme, beredte und gemüthvolle kritische Würdigung Jean Paul's zu stoßen, und zwar in Rudolf Gottschall's Werk: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts", wovon der erste Band erschienen ist. Wir werden bei der Besprechung des Gottschall'schen Buchs auch auf diese Partie ausführlicher zurückkommen und dabei von unserm Standpunkt Das, was uns Jean Paul war und unserer unmaßgeblichen Meinung nach immer noch sein sollte, hervorzuheben suchen. Wir erwähnen vorläufig nur, daß Gottschall ihn den „Vater der modernen Poesie" nennt, einen Ebenbürtigen Goethe's und Schiller's, hinter denen Jean Paul zwar in formeller Hinsicht weit zurücksteht, die er auch an Vielseitigkeit und Umfang des Talents, wie an Klarheit der Anschauung und Gestaltung nicht erreicht, die er aber an innerer Wärme, an versöhnender humoristischer Grundstimmung, an Mitgefühl für die geistig und leiblich Armen, an Vertiefung in die Abgründe des deutschen Gemüths, welche dessen schönste Schätze bergen, kurz an fruchtbarer und praktischer Humanität weit übertrifft. Wir brauchten einen Menschen, und er erschien uns in Jean Paul. Schade, daß wir dies zu unserm eigenen Nachtheil jetzt so sehr zu verkennen scheinen. Wer Trost und Erhebung im Druck des Lebens sucht, wird nicht vergebens bei Jean Paul anklopfen. Der Engländer A. Kenney suchte unter den Schriftstellern seines Landes wie des Auslandes denjenigen, bei dem er für langjährige Leiden und deren Druck auf sein Gemüth Trost finden könne, aber vergebens; da gerieth er an Jean Paul und hier fand er, was er suchte: Trost, Beruhigung, Erhebung und Erheiterung. Er erzählt dies selbst in seiner Schrift: „The death of an angel, and other pieces, translated from the works of Jean Paul. With a sketch of his life and character" (London 1839). Hören wir, was die „Edinburgh review" im Jahre 1827 bei Gelegenheit einer Besprechung von Heinrich Döring's biographischer Schrift über Jean Paul sagt: „Deutschland hat ihm seit langem seine Liebe geschenkt, und England muß ihn früher oder später kennen lernen. Denn ein Mann von solcher Größe gehört nicht einer Nation, sondern der Welt. ... Die Zeit drängt Viele, die einen großen Ruf besitzen, in den Hintergrund; von Richter dürfen wir aber behaupten, daß er Viele überleben wird. Es ist etwas in ihm, was unvergänglich ist: jene Schönheit und jener Ernst der Seele, jener Geist der Humanität, Liebe und milden Weisheit, worüber der Wechsel der Mode keine Macht hat." Und zum Schluß: „In der moralischen Wüste der vulgären Literatur mit ihren sandigen Einöden und ihrer dürren, unfruchtbaren und häufig giftigen Vegetation werden die Schriften dieses Mannes in ihrer ungeregelten Ueppigkeit sich erheben wie ein Gebüsch von Dattelpalmen in grüner und quelliger Oase, um den Pilgrim in der schwülen Oede mit Nahrung und Schatten zu erfrischen." Und vielleicht hat man einer solchen Oase niemals mehr bedurft als heutzutage.

H. M.

Bibliographie.

Baedeker, K., Handbuch für Reisende in Deutschland und dem österreichischen Kaiserstaat. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen. Zwei Theile. 6te umgearbeitete Auflage. Coblenz, Baedeker. 8. 3 Thlr.

— — Oesterreich. Handbuch für Reisende nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen bearbeitet. Mit zwei Uebersichtskarten und Plänen. 6te umgearbeitete Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober-Italien. Handbuch für Reisende nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen bearbeitet. Mit zwei Uebersichtskarten und acht Plänen. 6te umgearbeitete Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

Bock, C. E., Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen Abbildungen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Keil. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brakenhoff, H. L., Geschichte der Hannoverschen und Braunschweigischen Lande in sechzig Erzählungen. 1ste Lieferung. Einbeck, Ehlers. Gr. 8. 5 Ngr.

Büchner, A., Geschichte der englischen Poesie. Von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Zwei Theile. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 2 Thlr.

Buvry, L., Algerien und seine Zukunft unter französischer Herrschaft. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, namentlich auch in Rücksicht auf deutsche Auswanderung bearbeitet. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Camprodon, Don F., Die Blume Eines Tages. Schauspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Aus dem Spanischen übertragen durch H. G. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Czolbe, H., Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Egervt, F., Das christliche Dogma und die moderne Philosophie. Metalogische Studien. Wien, Gräff. 8. 18 Ngr.

Deutsche Encyclopädie. Ein illustrirtes Familien-Lexikon. Enthaltend eine Darstellung der für das praktische Leben nothwendigen Wissenschaften in lexicaler Form. 1ste und 2te Abtheilung: Länder- und Völkerkunde und Naturgeschichte. 1stes Heft. Leipzig, Kuhl. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erdmann, D., Die Reformation und ihre Märtyrer in Italien. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 15 Ngr.

Fentsch, E., Erzählungen. 1stes Bändchen. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fischer, K., Geschichte der neuern Philosophie. Zwei Bände. Das Zeitalter der deutschen Aufklärung: Uebergang der dogmatischen zur kritischen Philosophie. — A. u. d. T.: G. W. Leibniz und seine Schule. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Für den Frieden in Gottes Ordnungen. Aus dem ABC der christlichen Politik. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Hoch 4. 16 Ngr.

Grimm, W., Thierfabeln bei den meistersängern. Berlin, Dümmler's Verlag. Gr. 4. 12 Ngr.

Gubitz, F. W., Lachender Ernst und Stacheln der Laune. Gesammelte Blättchen des Humors. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Haacke, A., Proben eines lehrbuches für den philosophischen unterricht in gymnasien mit einem vorworte über zweck und methode dieses unterrichts. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 18 Ngr.

Hexen- und Hexenprocesse. Zur Geschichte des Aberglaubens und des inquisitorischen Processes. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Hoffmann, F. E., Traum und Leben. Berlin, Schindler. 8. 2 Thlr.

Jouve, E., Nach dem Orient. Reise im Gefolge der alliirten Armeen nach der Türkei, Walachei und Krim. Aus dem Französischen von E. A. v. Jeussen-Tusch. 1stes Heft. Gotha, Scheube. 8. 18 Ngr.

Auf Lebenswegen. Bilder aus dem Skizzenbuche eines Dilettanten. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Lebrun, A. L. Freiherr v., Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Ein Zeit- und Lebensbild zusammengestellt aus hinterlassenen Papieren. Nebst einigen kurzen Notizen über das Leben des Verewigten. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Lermontov, M. J., Novellen. Mit einem Lebensabriß des Verfassers von L. Greube. 1ster Band. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lever, C., Moritz Tiernay oder Soldatenglück. Deutsch von Ernst Susemihl. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. à 20 Ngr.

Molière, Der Tartüff, Lustspiel. Im Versmaß des Originals mit Einleitung und Commentar von A. Laun. Oldenburg, Schmidt. 8. 20 Ngr.

Morgenstern, L. v., Mensch, Volksleben und Staat, im natürlichen Zusammenhange. Zwei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Nibelunge liet. Vollständigste ausgabe nach dem durch Dr. Holtzmann als wirklich ältesten nachgewiesenen texte des Freiherrn von Lassberg unter berücksichtigung der übrigen bis jetzt bekannten lesarten, namentlich der Würzburger handschrift zum gebrauche für schulen veranstaltet und mit wörterbuche versehen von H. Nabert. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Paldamus, F., Drei Weihnachtsabende. Roman in drei Büchern. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 Thlr.

Pfeiffer, F., Das ross im altdeutschen. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Pulververschwörung. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par L. Neumann. Tome 1. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Ross, L., Archäologische Aufsätze. 1ste Sammlung: Griechische Gräber. Ausgrabungsberichte aus Athen. Zur Kunstgeschichte und Topographie von Athen und Attika. Mit 8 farbigen und 6 schwarzen Tafeln und einigen Holzschnitten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Thlr.

Schack, A. F. v., Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. 2te mit Nachträgen vermehrte Ausgabe. Drei Bände. Frankfurt a. M., J. Baer. 1854. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Schleiden, M. J., Die Pflanze und ihr Leben. Populäre Vorträge. 4te verbesserte Auflage. Mit 14 Blättern, gezeichnet von M. Gemigk und von J. G. Flegel in Holz geschnitten, 1 in Farben gedrucktem Titelbild und 5 Kupfertafeln. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Schloenbach, A., Tausend Jahre thüringischer Geschichte. Ein Buch für Schule und Haus. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Schlötel, W., Zur Aesthetik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Gr. 8. 10 Ngr.

Schubert, F. W., Zur sechshundertjährigen Jubelfeier der Stadt Königsberg. Historische Erinnerungen an Königsberg's Zustände seit seiner Erbauung. Königsberg, Schubert u. Seidel. Gr. 8. 12 Ngr.

Scribe, Der Nordstern. Komische Oper in 3 Akten. Für die deutschen Bühnen bearbeitet von L. Rellstab. Musik von G. Meyerbeer. Berlin, Schlesinger'sche Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Sedgwick, J., Goldene Fingerzeige für junge Seeleute. Aus dem Englischen von H. A. Tobiesen. Hamburg. Gr. 8. 22½ Ngr.

Susemihl, F., Die genetische Entwickelung der Platonischen Philosophie einleitend dargestellt. 1ster Theil. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Uhlemann, M., Thoth oder die Wissenschaften der alten Aegypter nach klassischen und ägyptischen Quellen bearbeitet. Mit 1 zinkographischen Tafel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter dem Doppeladler. Aus dem Hauptquartier des Fürsten Mentschikoff. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes in russischen Diensten über den Feldzug in der Krim. Herausgegeben von Dr. P. Mit einer Karte der Krim, Plänen von Sewastopol, Balaklawa und der Schlacht an der Alma. 1ster Band. Berlin, Rauh. 8. 20 Ngr.

Vetter, K. W., Der Giftbaum, oder Ursprung, Wesen und Wirkung der Gifte, insbesondere des Alkohols schriftgemäß dargestellt. Jenkau. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, H., Der Tod, beleuchtet vom Standpunkte der Naturwissenschaften. Bielefeld, Helmich. Gr. 16. 10 Ngr.

Weilen, J., Männer vom Schwerte. Heldenbilder aus Oesterreich. 3te Auflage. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 27 Ngr.

Weiße, C. H., Die Christologie Luthers und die christologische Aufgabe der evangelischen Theologie. Zur dogmatischen Begründung der evangelischen Union. 2te mit einer Abhandlung über progressive und conservative Union, Zusätzen und Verbesserungen vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

—— Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums. 1ster Band. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben:

König Jerôme's Carneval.

Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig.

In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. Geh.
Jeder Theil 1 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman, dessen letzter Theil den ersten beiden rasch folgen wird, bildet zugleich den 2.—4. Band der „**Gesammelten Schriften**“ Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina“ begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser“ (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher“ Waldenser. Der Roman „William Shakspeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Quelques mots sur les Communions occidentales, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. Geh. 12 Ngr.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neue Darstellung des Sensualismus.

Ein Entwurf von

Heinrich Czolbe,
Dr. med.

Eleg. brosch. Gr. 8. Preis 1⅓ Thlr.

Diese bedeutende Erscheinung behandelt zum ersten male **vollständig** und **erschöpfend** die wichtige Frage über **Geist** und **Materie**, welche durch *Vogt*, *Moleschott*, *Strauss*, *Feuerbach*, *Bauer* nur angeregt, jetzt die ganze gebildete Welt beschäftigt und aufregt.

Das Werk ist nicht allein für **alle Naturforscher** und **denkenden Aerzte**, sondern auch für **Philosophen** und **Theologen**, sowie für **jeden Gebildeten**, welchen die grosse Bewegung im Reiche der Naturwissenschaft nicht gleichgültig liess, von höchstem Interesse.

An Bedeutung gewinnt diese Erscheinung noch dadurch, dass der Verfasser darin unternimmt, Prof. Lotze's **medicinische Psychologie** wissenschaftlich zu widerlegen.

Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden oder neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Die Vollendung des Werks bis Ende 1855 kann auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche Prospecte und das bereits Erschienene (**Erster Band bis dritten Bandes erste Lieferung. Abbinden — Rückenmark**) vorräthig.

Leipzig, im Juli 1855.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 19. Juli 1855.

Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Dritter Artikel.*)

Frau von Paalzow. Freiherr von Knigge.

Ein Schriftstellerleben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle an ihren Verleger. Mit dem Porträt der Verfasserin. Breslau, Max u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn wir dieser Schrift auch gerade nicht einen literarhistorischen Werth und eine literarhistorische Bedeutung zugestehen können, so glauben wir uns doch berechtigt, sie als ein angenehmes Geschenk allen Denen empfehlen zu können, welchen die Lectüre der literarischen Producte der Frau von Paalzow Vergnügen gewährte oder noch gewährt.

Das Buch besteht zuvörderst aus einem Schreiben Robert Bürkner's an den Verleger als Vorwort, sodann einer von einer Freundin der Verstorbenen verfaßten biographischen Skizze und einem Abdruck wie es scheint sämmtlicher nicht rein geschäftsmäßiger Briefe, welche Frau von Paalzow an den Verleger ihrer Werke gerichtet hat.

Was das Vorwort betrifft, so ersehen wir daraus, daß der Verleger die Briefe der Verfasserin von „Godwie-Castle" dem Verfasser des Vorworts zur Durchsicht zugesandt und daß schon früher der verstorbene Guhrauer die Herausgabe derselben dem Verleger „gewissermaßen zur Pflicht" gemacht hatte, obschon sich der Herausgeber und Verleger aus einem gewiß „übel verstandenen" Zartgefühl dagegen gesträubt habe. Robert Bürkner erklärt der Ansicht Guhrauer's beistimmen zu müssen und spricht sich dann näher über die Eigenschaften aus, welche, seiner Ansicht nach, diesen Briefen eine „über den Werth bloß literarischer Reliquien weit hinausreichende, selbständige Bedeutung ertheilen". Er findet darin „eine Fülle treffender Urtheile über Bücher und Menschen wie über Ereignisse und Lebensverhältnisse, in denen sich, abgesehen von ihrem objectiven Gehalt, auch ein ebenso liebenswürdiger wie interessanter Charakter" ausspreche, eine „Milde, die als die Frucht reifer Durchbildung, richtiger Frömmigkeit und einer im Leiden geprüften Gottergebenheit erscheine". Man kann dies und noch Anderes, was Robert Bürkner in diesen Briefen lobend hervorhebt, ohne Bedenken zugeben, ohne damit dieser Sammlung von Briefen ein höheres Interesse zuzugestehen als das, welches wir an einer anmuthsvoll, edel und sinnig durchgebildeten Persönlichkeit nehmen. Erhöht wird, wie man außerdem hinzufügen kann, dieses Interesse noch dadurch, daß wir es hier mit einer Schriftstellerin zu thun haben, die — was in Deutschland im Ganzen nicht eben häufig der Fall ist — ganz und gar in den Kreisen der höhern und höchsten Gesellschaft lebte, und daß wir somit in die in solchen Kreisen vorwaltenden literarischen Liebhabereien und Geschmacksrichtungen einen Einblick gewinnen. Dies zugestehen heißt aber immer noch nicht einräumen, daß diese Briefsammlung einen höhern literarhistorischen Werth habe und einem künftigen Geschichtschreiber unserer Literaturperiode ein sehr ergiebiges Material liefere, dessen Benutzung ihm unentbehrlich oder auch nur von wesentlichem Nutzen sei. Wir müssen überhaupt bezweifeln, daß der Frau von Paalzow durch ihre Erzeugnisse eine hervorragende und dauernde Stellung in der Literatur gesichert sei; denn es läßt sich durchaus und beim besten Willen nicht nachweisen, daß ihre Erzeugnisse auf die Literatur einen eigenthümlich bestimmenden und fördernden Einfluß geübt hätten, daß durch sie eine neue Richtung begründet und die Welt mit neuen und wirklich befruchtenden Ideen bereichert worden sei. Man kann dies sagen, ohne den [illegible] der Frau von Paalzow ihre besondern liebenswürdigen Vorzüge in Abrede stellen zu wollen. Es ist ein nicht ab-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 18 u. 22 d. Bl. D. Red.

zuleugnendes Factum, daß in älterer wie neuerer Zeit schon viel originellere Romane als die Paalzow'schen geschrieben worden sind, die man für ihre Zeit als Werke von wirklich culturhistorischem Interesse betrachten kann, und die trotzdem gegenwärtig nicht mehr gelesen und in unsern Literaturgeschichten nur noch, wenn überhaupt, als Producte erwähnt werden, welche für ihre Zeit, aber auch nur für diese, eine gewisse Bedeutung hatten. Wir könnten Beispiele solcher Art zu Dutzenden nennen, und wenn wir die Romane der Paalzow in diese Kategorie und kaum einmal in diese verweisen, so sagen wir damit nur, nicht was ihr gegenwärtiger Verleger (der soeben eine Gesammtausgabe ihrer Werke im Format der Cotta'schen Ausgabe deutscher Classiker veranstaltet), aber was trotz seiner Einreden die nachlebende Generation bestätigen wird. Der Vorredner wendet zwar des Dichters Ausspruch: daß, wer den Besten seiner Zeit genug gethan, für alle Zeiten gelebt habe, auch auf die Paalzow an — wer und wo sind aber in unserer Zeit die Besten?

Dankenswerth ist die der Briefsammlung selbst vorangestellte kurze biographische Skizze, die jedoch hier und da noch etwas einfacher und weniger geziert geschrieben sein könnte. Henriette Wach, die jüngste von drei Geschwistern, wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1788 nach dem „Conversations-Lexikon") in Berlin geboren, wo ihr Vater den Posten eines Kriegsraths bekleidete. Er gehörte, wie man es so nennt, noch zur „alten Schule", die aber doch nicht so ganz ohne alle Vorzüge vor der neuen gewesen sein dürfte. Wenigstens in den mittlern Schichten war die Lebensweise damals noch ziemlich streng, einfach, häuslich, wenn man will „altväterisch", selbst in Berlin. Die Wach'sche Familie, die von dieser Sitte keine Ausnahme machte, lebte in einer einzigen großen Stube, in deren Mitte ein langer Tisch stand, an welchem die Mutter die Kinder lesen und schreiben lehrte. Da aber der Vater am Fenster seinen Arbeitstisch hatte, bis wohin kein Geräusch dringen durfte, mußten Lehrer und Lernende so leise als möglich verhandeln und alle Uebrigen sich mäuschenstill verhalten. Abends vergrößerte sich der Familienkreis noch um die Magd, die am schnurrenden Rade zugleich mit der Mutter den Bedarf des Hauses spann. Es ist dies ein Familienbild, wie man es in denselben Schichten in unsern großen Städten gegenwärtig wol nirgends mehr antrifft. Bei aller seiner trockenen Pflichtstrenge liebte der Kriegsrath in einfacher, aber um so eindringlicherer Weise wunderbare Traumgesichte zu erzählen und über deren noch wunderbarere Erfüllung zu berichten, und unauslöschlich war der Eindruck, den diese Geschichten in den empfänglichen Kinderseelen hinterließen. Sonst waren seine Erziehungsgrundsätze nicht die der modernen Welt. Seine Ansicht war, daß ein Mädchen, welches waschen, nähen, platten und stricken könne und außerdem lesen und schreiben gelernt habe, vollkommen genug wisse, um durch die Welt zu kommen; alles Andere (fügte er hinzu) seien hochfahrende Gedanken, die er nicht liebe.

Inzwischen zeichnete sich Henriettens Bruder, der später als Maler namhaft gewordene Wilhelm Wach, durch sein Zeichnentalent frühzeitig in einer Weise aus, daß sich der Kriegsrath veranlaßt sah, wenigstens in diesem Falle von seinen allerdings etwas allzu pedantischen Erziehungsgrundsätzen abzugehen und ihm einen seinem Talente angemessenen Unterricht ertheilen zu lassen. Wilhelm Wach war es denn auch, der seinen Schwestern allerlei geistigen Stoff zuführte, für dessen Aufnahme sich namentlich Henriettens Gemüth empfänglich zeigte. Als ihr Bruder, durch immer bedeutendere Leistungen sich auszeichnend, im Hause des Vaters ein Atelier gründete, erhielt sie Gelegenheit, ihre Liebe zur Kunst zu bilden und zu befestigen und mit einem immer umfangreicher sich gestaltenden Kreis von weltgebildeten, geistreichen Männern und Frauen in Verkehr zu treten. Unter den letztern befand sich die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die sich von Wilhelm Wach malen ließ und sich von der Erscheinung des jungen Mädchens so angezogen fühlte, daß sie bei dem jedesmaligen Besuche des Atelier um dessen Gegenwart bat. Zwischen Beiden knüpfte sich allmälig ein freundschaftliches Verhältniß von solcher Innigkeit, wie dies selbst zwischen Personen gleichen Standes nur selten der Fall ist. Das Jahr 1813 sprengte den Wach'schen Freundeskreis gewaltsam. Wilhelm Wach zog mit in den Krieg. In der Biographie heißt es weiter:

> Sie hätte sich selbst gern hingegeben für die heilige Sache des Vaterlandes, und bald sollte sie ein größeres Opfer bringen als das eigene Leben. Der Krieg, kaum begonnen, warf die ersten frischen Keime zukünftigen Glücks dem jungen Mädchen zerknickt in den Schoos. Sie hatte die Hoffnungen und Träume einer seligen Jugendzeit zu begraben. Damals fand sie in der Zurückgezogenheit ihrer Aeltern Trost und Erquickung für ihren frischen Schmerz, und als später die herrliche Siegesbotschaft kam, fühlte Henriette sich durch das schwerste Opfer dieses Siegs theilhaftig, sodaß eine verklärte Freude aus ihren Augen leuchtete. Sie verlangte nichts mehr vom Leben und schloß ab mit ihrer Jugend, mehr wie je in sich selbst zurückgehend und dort Ruhe und Frieden suchend.

Mit dieser Andeutung müssen wir uns begnügen. Doch erfahren wir noch, daß sie schon damals oft zur Feder gegriffen habe, um ihren Gedanken Form und Ausdruck zu geben. Es habe ihr aber nichts darin genügt und sie habe, was sie geschrieben, immer wieder verworfen. Es sei auch wenig davon aufbewahrt und dies trage den Stempel eines nach Erkenntniß ringenden Geistes, „dem es schwer wurde, durch die Fülle des Stoffs und die schwärmerische religiöse Stimmung zur Klarheit durchzudringen. Es entstand darüber oft eine große Traurigkeit in Henriette und sie flüchtete sich bald wieder auf das Gebiet positiven Lernens. Auch hier beklagte sie sich oft über eine außerordentliche Schwerfälligkeit." Weiter heißt es:

> Mit wahrer Leidenschaft erfaßte Henriette die Musik und weil ihr da ein guter Lehrer zu Hülfe kam, namentlich das Studium des Generalbasses. Sie machte auch Fortschritte, componirte ihre Lieblingslieder ganz meisterhaft und bildete ihre schöne umfangreiche Stimme zu größter Vollkommenheit aus.

Henriette Wach war also ein nicht gewöhnlich begabtes, mit sehr verschiedenen Talenten ausgestattetes Wesen; ob man sie aber deshalb ein Genie nennen darf, wie

die Verfasserin ihrer Biographie) auf S. 10 nicht übel Lust zu haben scheint, das möchten wir billig bezweifeln. Wenn man jedes vielseitige geschulte Talent ein Genie nennen will, dann hört dieses vielfach falsch angewendete Wort auf ein Ausnahmetitel zu sein und wir haben dann Genies zu Hunderten wie jetzt Talente. Dem Complex von Geistes- und Charaktereigenschaften, welchem gemeinhin das Prädicat „Genie" gebührt, begegnen wir im Laufe der Jahrhunderte so selten, daß man mit der Ertheilung dieses Prädicats geizen muß, wenn es nicht durch zu häufigen Gebrauch und Misbrauch sich abnutzen und seine Bedeutung und seinen Werth gänzlich verlieren soll. Ganz gewiß werden wir es aber einer Dame versagen müssen, welche, durch Lectüre und geselligen Verkehr fein und geistreich gebildet, einige Romane verfaßte, die in der Entwickelung der deutschen Literatur und des deutschen Geistes überhaupt durchaus keine neue Phase bezeichnen, dabei trefflich zu singen wußte und es nebenbei so weit gebracht hatte, auch Einiges zu componiren, was unsers Wissens gar nicht in die Oeffentlichkeit gelangt ist.

Fast jeder Schriftsteller und jede Schriftstellerin hat irgend einen dunkeln Moment im Leben, der in ihr Dasein lange düstere Schatten wirft, an dessen Folgen der Eine untergeht, der Andere vielleicht sich aber aufrichtet und zum klaren Bewußtsein des in ihm ruhenden Berufs gelangt. Auch Frau von Paalzow machte hiervon keine Ausnahme. Sie heirathete, indem sie sich zu diesem Schritte theils durch den Wunsch ihrer Familie, theils durch „die Selbsttäuschung eines edeln Herzens" bewegen ließ, eines Herzens, „dem es leicht wird, nach einem schweren Verlust wenigstens glücklich zu machen, wenn man auch für sich aufgibt, glücklich zu sein". Die Biographin bemerkt dann weiter:

> Gewiß, daß der Irrthum dieser Handlung sich nur zu bald erwies und daß Henriette schwer dafür zu büßen hatte. Fünf Jahre lang lebte sie fern von Berlin in Westfalen oder am Rhein ein bewegtes Leben, in dem zuerst eine völlige Resignation und die Neuheit dieses Lebens keinen innern Zwiespalt aufkemmen ließ. Aber kaum war die Hälfte der eben angegebenen Zeit verstrichen, als schon die ersten Symptome innern Zwiespalts an diesem künstlichen Glück auftauchten und nach und nach mit solcher Energie sich Bahn brachen, daß ihr nur die Wahl blieb: daran zugrunde zu gehen oder diese Fesseln zu brechen. Die ursprüngliche Kraft ihrer Natur siegte über alle sentimentalen Vorstellungen einer großartigen Selbstopferung, und als sie innerlich fest war, kämpfte sie mit aller Entschiedenheit gegen die starren Grundsätze der damaligen Zeit und die religiösen Skrupel über diesen eigenmächtigen Schritt. Sie siegte mit dem Bewußtsein, daß ihr Gott nicht auferlegen könne, ein Leben zu ertragen, welches ihre innerste Kraft lähmte.

Wir sind weit davon entfernt, uns zum Richter über diesen von der Biographin nur angedeuteten, aber von ihr selbst als „eigenmächtig" bezeichneten Schritt zum Richter aufwerfen zu wollen; thue Jeder, was er für Recht hält und vor seinem innern Richter glaubt verantworten zu können! Nur des eigenthümlichen Umstands möchten wir hier gedenken, daß die Verfasserin von „Godwie-Castle", welche ihre durch ihren Ehebund eingegangenen Verpflichtungen in dieser Weise „eigenmächtig" zerriß und sich dadurch als eine „mit aller Entschiedenheit gegen die starren Grundsätze der damaligen Zeit kämpfende" Emancipirte ihres Geschlechts bekundete, gerade unter den höher und höchst gebildeten Schichten der Gesellschaft als ein Muster aller Moral, als eine Repräsentantin aller tiefern Religiosität angesehen zu werden pflegt. Wäre Frau von Paalzow ein Weib geringern Standes und geringerer Bildung gewesen, so würde man ihr diesen Schritt nicht als einen in sich selbst gerechtfertigten Sieg der Geisteskraft oder des Genie über äußern unerträglichen Zwang ausgelegt, Hofprediger Strauß würde sich mit ihren „leitenden Ideen" nicht wie mit „etwas Wichtigem" beschäftigt haben. Dies beweist doch, daß es unter unsern „exclusiven" Classen auch eine exclusive, etwas sophistische Moral gibt, wonach es erlaubt ist, das Recht der Subjectivität über alle objectiven Zwangsvorschriften geltend zu machen und ihre Schranken willkürlich zu durchbrechen, sobald man fühlt, daß „Gott" so etwas nicht auferlegen könne. Wir erlauben uns hierüber kein Urtheil, sondern stellen einfach nur eine Thatsache fest, welche in neuerer Zeit durch zahlreiche Erscheinungen constatirt ist.

Nach Berlin zurückgekehrt, bezog Frau von Paalzow nach dem Tode ihrer Mutter mit ihrem Bruder ein Haus, suchte auch in ihren geselligen Verkehr die Vertreter von Kunst und Wissenschaft hineinzuziehen und pflegte namentlich den freundschaftlichen Umgang mit Wilhelm von Humboldt und seiner Familie. In dieser Umgebung, unter diesen anregenden Einflüssen begann und vollendete sie ihr erstes Werk, das sie sodann in dem Schreibtisch verschloß, weil ihr damals der Gedanke, es in die Oeffentlichkeit treten zu lassen, noch gänzlich fern lag. Sie hielt es zugleich für ihre erste und einzige Production, der sie keine zweite folgen zu lassen hoffen durfte, da eine schmerzhaft verzehrende Krankheit sich in ihrem Innern zu entwickeln begann. Im Frühling 1835 wurde eine gefährliche Operation nothwendig, die sie wie alle damit verbundenen physischen und geistigen Leiden mit wahrem Heldenmuthe ertrug; sie setzte es durch, daß Niemand außer einer ihrer Freundinnen etwas davon erfuhr, bis die Marterstunden vorüber waren. Als Henriette zur Feier ihrer Genesung zum ersten mal wieder in einem ihr sehr befreundeten Familienkreise den Abend zubrachte, holte sie zum Erstaunen Aller ihr Manuscript hervor und fing an, „es mit ihrer eigenthümlichen Ausdrucksweise vorzulesen, bis sie durch einen nicht mehr zu unterdrückenden Enthusiasmus unterbrochen wurde". Dies war der Roman „Godwie-Castle", den sie endlich auf die unablässigen Bitten ihrer Freunde herauszugeben sich entschloß. Gegen die Vorstellung, als eine Schriftstellerin angesehen zu werden, hatte sie sich immer gesträubt. Noch im Jahre 1846 spricht sie in einem Schreiben an ihren Verleger von ihrer „unbeschreiblich großen Abneigung" gegen Bekanntwerdung ihres Namens und von ihrem persönlichen Widerwillen gegen alle schriftstellernden Frauen; ihre Erfahrungen, schreibt sie, hätten sie in die-

ser Beziehung nur Abschreckendes erleben lassen; sie sei keine Schriftstellerin und wolle sie auch nicht par force werden, sie habe mit diesem Buche nur sich selbst von angesammelten Ideen erleichtert.

Doch all dies innere Sträuben half ihr nichts — sie wurde Schriftstellerin und blieb es bis an ihr Ende. Sie hatte das fast dämonische Vergnügen literarischen Rufs, das Vergnügen, gefeiert zu werden und immer wieder auf dem buchhändlerischen Markt zu erscheinen, geschmeckt, und sie konnte nun von diesem süßen Gifte nicht mehr lassen. Ihr Incognito hatte sie ohnehin, halb gezwungen, halb auch wol freiwillig, abgelegt; sie versuchte sich selbst im Dramatischen („Maria Nadasti"), wofür ihr Beruf sehr gering war, und ließ dann im Laufe von fünf oder sechs Jahren „St.-Roche", „Thomas Thyrnau" und „Jakob van der Nees" folgen. Es gibt kein Symptom, woran sich die eigentliche Schriftstellerkrankheit, und zwar schon ein ausgezeichneter Grad derselben, deutlicher erkennen ließe, als diese fieberhafte Hast zu produciren.

Von ihrem äußern Leben läßt sich seit dem Erscheinen ihres ersten Romans nur wenig sagen. Ihre äußere Lage war eine sehr glückliche, wie sie nicht Jedem geboten ist. Die Salons der vornehmen Gesellschaft waren ihr geöffnet, und zuweilen sah sie auch größere gesellige Kreise bei sich, die immer gut aus Künstlern, Dichtern und Gelehrten combinirt waren. Auch im Auslande sah sie sich anerkannt, indem einige ihrer Romane in mehre europäische Sprachen übergingen. Ihren Aufenthalt in Berlin unterbrachen Badereisen und „Sommerfrischen" in Putbus auf Rügen oder in Wilmersdorf bei Berlin, wo ihre Schwester ein Landhaus und einen Garten besaß, „der von höchster Cultur zeugt und die herrlichsten Gewächse aller Länder enthält". Insofern ließ ihr Loos nichts zu wünschen übrig. Allein sie war fast fortdauernd, nur mit seltenen Unterbrechungen, leidend, ertrug aber diese schwere Prüfung mit wahrhaft bewundernswerther Geduld und Gottergebenheit; es gelang ihr oft, durch ihre geistige Kraft und Selbstüberwindung diesen bösen Feind, der an ihrem Leben zehrte, niederzukämpfen und an die Ausarbeitung neuer Plane zu denken. Der schwerste Schlag, der sie treffen konnte, war der Tod ihres geliebten Bruders im Herbste 1845; doch auch selbst dieser Schlag, über den sie sich in einem Briefe vom 12. December 1846 gegen ihren Verleger aufs rührendste ausspricht, vermochte nicht, ihren Geist zu brechen und ihr den Genuß an eigener wie zum Theil auch an fremder Production zu verleiden. Selbst unter diesen schmerzlichen Eindrücken und Leiden arbeitete sie noch an einem fünften Romane, der unter dem Titel „Die Nachkommen" eine Fortsetzung des „Jakob van der Nees" werden sollte; aber es waren nur wenige Bogen davon fertig, als der Tod am 30. October 1847 sie abrief und von Qualen erlöste, die in der letzten Zeit schwerer Art waren, aber von ihr standhaft ertragen wurden. Diese Periode ist gerade diejenige, in welcher Frau von Paalzow uns die meiste Achtung abnöthigt.

Wir kommen nun an ihren Briefwechsel mit ihrem Verleger und wir wissen nicht recht, was wir zu dieser Art Publication sagen sollen. Josef Max war allerdings nicht blos ihr Verleger, sondern auch ihr Vertrauensmann, dem sie mit echt weiblicher Hingabe ihr ganzes Herz, ihre intimsten Gefühle, alle ihre gewonnenen Lebens- und Literaturanschauungen zu offenbaren pflegte. So enthält denn dieser Briefwechsel allerdings Vieles, was die speciellen Freunde und Freundinnen der Verfasserin mit größtem Interesse, und sogar Manches, was auch die eigentlichen Literaturfreunde nicht ohne Vergnügen lesen werden. Aber wir glauben, daß sowol Rücksicht gegen das Publicum wie gegen die Verfasserin selbst dem Herausgeber die Pflicht auferlegte, eine strenge und sorgfältige Auswahl des Interessantesten zu treffen und das als vorzüglich mittheilbar Erkannte in die Biographie zu verweben, oder doch wenigstens die einzelnen Briefgruppen durch erläuternde biographische Mittheilungen zu verknüpfen. Dies ist aber nicht geschehen. Alles, auch das psychologisch und literarisch gänzlich Unbedeutende, gelegentliche, zum Theil abfällige Bemerkungen über noch lebende oder erst jüngst verstorbene Personen, an deren Veröffentlichung die Verfasserin gewiß im entferntesten nicht dachte und die sie sich, wenn der Herausgeber sie bei ihren Lebzeiten darum gefragt hätte, bei ihrem zarten Takt gewiß verbeten haben würde, werden hier ohne alle Gêne mitgetheilt, und die einzige Mühe, die sich der Herausgeber genommen hat, besteht darin, daß er die Briefe nach dem Datum geordnet, sie unter die Rubriken „Godwie-Castle, 1835"; „Maria Nadasti, 1837"; „St.-Roche, 1838"; „Thomas Thyrnau, 1841" und „Jakob van der Nees, 1843" gebracht und jeden Brief mit einer Inhaltsangabe versehen hat, z. B. Brief 1: „Anonymes Anerbieten zur Herausgabe des Romans «Godwie-Castle». Der Verfasser will unbekannt bleiben"; Brief 2: „Eine Mittheilung des Professor Wach über die Gründe der Anonymität"; Brief 3: „Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Stils. Er ist durch den Stoff gegeben und mit ihm verwachsen. Bedenken gegen die Methode, ihn nach allgemeinen Grundsätzen zu modificiren"; Brief 4: „Ueber die Correctur von «Godwie-Castle»" *); Brief 5: „Ablehnung eines Einwands, die Schilderung Mazarin's betreffend" u. s. w. Ein gewissenhafter Schriftsteller kommt schon nicht selten mit seinen Grundsätzen in Collision, wenn er den literarischen Nachlaß eines längst verstorbenen Autors zu ordnen und herauszugeben hat, obschon er weiß, daß von Denen, welche mit diesem Autor noch persönlich bekannt waren, keine oder nur noch sehr wenige am Leben sind und obschon er von letztern mit den umfassendsten Vol-

*) Der Verleger hatte nämlich für rathsam erachtet, das Manuscript zu diesem Roman stilistisch überarbeiten zu lassen. Hierauf bezieht sich der vierte Brief und zum größten Theil auch der dritte. Die Verfasserin von „Godwie-Castle" versichert darin unter Andern, ihr Stil wolle weder an die lichtvolle Klarheit Goethe's noch an die ergreifende Gefühlssprache Schiller's erinnern, gleich entfernt sei er von der ironischen „Popularitätssprache" Tieck's.



machten versehen wurde. Aber seit dem Ableben der Frau von Paalzow ist noch kein Decennium verflossen. Die Personen, welche in diesen Briefen erwähnt werden, sind bis auf sehr wenige noch am Leben und in voller Wirksamkeit, und die sehr wenigen, welche seitdem der Frau von Paalzow ins Grab gefolgt sind, haben wenigstens zahlreiche Verwandte oder Bekannte hinterlassen. Unter diesen Umständen halten wir das „Zartgefühl", womit sich der Verleger anfangs gegen die Veröffentlichung des Briefwechsels innerlich sträubte, nicht für „übel verstanden" und bedauern, daß sich der Verleger dieserhalb an den Rath von Schriftstellern wandte, statt sein eigenes geschäftliches Gewissen allein walten zu lassen. Das Gewissen der Modernen hat freilich in solchen Angelegenheiten sehr weite Taschen, und während wir sehr strupulös sind in Dem, was uns selbst geschieht, sind wir doch gar nicht so strupulös in Dem, was wir Andern zumuthen sich gefallen zu lassen. Frau von Paalzow ersucht selbst einmal in einem Briefe vom 6. December 1844 ihren Verleger, ihre „Ruhmredigkeit" Niemandem zu verrathen, und ein andermal fügt sie einer Mittheilung, wonach durch ihren „Jakob van der Nees" der Frieden einer Familie wiederhergestellt worden sei, die Worte hinzu: „O, aber lassen Sie das unter uns bleiben!" — doch die Bitte hat nichts gefruchtet und kein Gehör gefunden. Eine gewissermaßen literarhistorische Nöthigung, indiscret zu sein, kann der Herausgeber in diesem Falle gewiß nicht für sich geltend machen.

Frau von Paalzow hatte nur zu gerechten Grund, ihren Verleger zu ersuchen, von ihrer „Ruhmredigkeit" gegen Niemand etwas verlauten zu lassen. Man urtheile selbst. Sie schreibt im December 1837 in Bezug auf „Godwie-Castle":

> Die Gräfinnen Bohlen und Bismark danken dafür wie für eine Erziehungsschrift, woran junge Mädchen und Frauen sich entwickeln können. Die Legationsräthin Eichhorn hat bei dem Tode ihres Sohnes Trost und Stärkung darin gefunden. Unser Gesandter in London, Herr von Bülow, findet es ein Buch für Diplomaten, er forscht den Nachrichten über Mazarin und Bristol nach und fragt, wo ich diese Quellen gefunden. General Pfuel erkennt es als keinen Roman an, sondern erklärt es für Geschichtstableaux, während ein Professor der Geschichte mir sagt, er habe es seinen Schülern empfohlen als das charakteristischste Werk, welches den damaligen Zustand von England darlegt; vor allem aber horchte ich den ehrenden Worten Alexander's von Humboldt, der mir viel zu Gutes gesagt hat, um es selbst Ihnen wiedersagen zu können.

In einem Briefe vom 27. März 1840 erzählt sie, wie die „Frau Kaiserin" ihr ein schönes Fermoir von Brillanten mit einem Sapphir und die Frau Fürstin Liegnitz eine goldene Feder, ein goldenes Petschaft, ein goldenes Falzmesser, „Alles sehr schön mit blauer Emaille und in Rococostil verziert", geschickt habe; „doch ein wahrer geistiger Genuß", schreibt sie, „ist der Brief der Frau Herzogin von Orleans, welcher die Prinzeß Wilhelm das Buch in meinem Namen mit einem Briefe von mir schickte, da ich meine Schüchternheit trotz dem Wunsche meiner theuern Prinzeß nicht überwinden konnte". In demselben Briefe:

> Weniger in die Augen fallend, aber für mein Herz eine Ehre, die es höher als sonst hob, war die Nachricht, daß der alte ehrwürdige Bischof Neander den Roman mit wahrem Antheil gelesen und seiner Richtung und seiner Vollendung (ich meine Totalität) ein großes ehrenvolles Zeugniß gegeben habe.... Von Strauß habe ich Ihnen wol geschrieben? (dem Oberhofprediger). Ich glaube, er gab mir wirklich seinen Segen, wenigstens sagte er: er danke mir im Namen der Kirche, denn durch solche Werke leiste man ihr wahre Hülfe.

Hofprediger Strauß war es auch, der zum Zwecke der allabendlichen Vorlesungen von „Godwie-Castle" bei Hofe, wie schon erwähnt, „eine sehr lange Auseinandersetzung der leitenden Idee" gegeben hatte. Man denkt oft Wunder, mit welchen tiefen und heiligen Studien diese geistlichen Herren beschäftigt sind, und man hört dann mit einigem Staunen, daß diese Studien einem modernen hoffähigen Romane gegolten haben! Natürlich wird auch der Enthusiasmus, mit welchem „Godwie-Castle" bei Hofe aufgenommen wurde, von der Briefschreiberin ins gebührende Licht gestellt und nur bemerkt, daß der Kronprinz einige genealogische Fehler wahrgenommen habe, ohne sie zu nennen, die aber bei einer zweiten Auflage zu ändern wären.

Doch das ist Alles noch nichts, denn unterm 20. December 1842 gesteht die Verfasserin selbst:

> Was ich auch bisjetzt bei „St.-Roche" und „Godwie-Castle" erlebt habe, es wird Alles übertroffen von der Auszeichnung, womit „Thyrnau" aufgenommen wird. An der Spitze steht unser König, die Königin, der ganze Hof. Der König redet alle (!) Menschen an, ob sie „Thyrnau" gelesen; dann äußert er sich in wahrem Enthusiasmus; in Charlottenburg nennen sie sich (der Hof ist nämlich noch dort) von der Thyrnomanie befallen u. s. w.

Prinzessin Amalie gestand der Verfasserin persönlich bei einem Besuche der berliner Ausstellung im Jahre 1840, es sei unmöglich, nach dem Romane „St.-Roche" noch ein Buch zu lesen, „Alles komme einem leer und inhaltslos vor". In einem Briefe vom 24. Januar 1840 heißt es:

> Habe ich wol des Grafen Hoffmannsegg in Dresden gegen Sie erwähnt? Von meinem 15. Jahre an kennt und liebt er mich; er ist jetzt hoch in die Siebenzig. Er hat eine Kritik in sprachlicher Hinsicht über „Godwie-Castle", 17 Seiten stark, geschrieben; ein wahres Meisterstück! Er stellt es so hoch, daß er gerade in Rücksicht des Stils es für ein classisches Werk erkennt.

Die Verfasserin von „Godwie-Castle" hat also das schwierige Problem gelöst, wie man einen classischen Stil schreiben könne, ohne bei irgendeinem der großen Schriftsteller, die man bisher als classische Muster deutscher Prosa betrachtete, in die Schule zu gehen oder auch nur an sie „zu erinnern".

Charakteristisch sind noch folgende Briefstellen:

> Man bringt mich fast um mit Journalanliegen: Novellen, Briefen, Biographien, meinem Porträt. Sie würden lachen, wenn Sie beobachten könnten, wie maßlos dadurch mein Widerwillen gegen alle diese Dinge steigt. Ich schreibe mit zusammengebissenen Zähnen so höfliche Briefe, daß mich gewiß Keiner wieder darum angeht... Mein Bruder ist immer wüthend, ich blos höflich; eine Frau hat keine andere Waffe!

Und aus einem Briefe vom 15. Mai 1843:

O, wann wird die Pallas im vollen Waffenschmuck aus der Stirn des Jupiter ans Licht hervorspringen! Ich meine, wann wird Braniß seine Recension fertig schreiben! Ich war schon ganz ergeben und freute mich meiner unerschütterten, uneigennützigen Liebe und Verehrung für ihn; nun haben seine eigenen hochherzigen Worte mein Verlangen nach seinen markigen Gedanken wieder aufgeregt; und von mir abgesehen muß ich auch so lebhaft erkennen, wie in dieser Wüste von Oberflächlichkeit, Trivialität und niederer, einseitiger Anschauung es so dringend nöthig wäre, daß ein erleuchteter Geist die Unberufenen von dem usurpirten Richterstuhle jagte.

Aber auch in diesem Falle ging es ihr wie auch wol sonst; erschien die Recension und fiel sie nicht nach ihren Wünschen aus, so wandte sich das Blatt und sie fand nicht Worte genug, um alle Kritik zu brandmarken. „Die Tagesrecensionen", schreibt sie einmal, „sind die Eruptionen des Dünkels, den eine einseitige Verstandesbildung bei gänzlicher Vernachlässigung des Charakters und der Sittlichkeit erzeugt! Diese Kritiker sind ohne alle Productionskraft, ein rein negirendes Geschlecht"; und ein ander mal: „Ich halte mir alle Journale ab, sie können keinen Einfluß haben, so wie ihr jetziger Inhalt zwischen Uebermuth und Oberflächlichkeit schwankt." O, wir kennen das! Ihr Verleger war freilich ein ganz anderer Kritiker. Sie schreibt an ihn am 12. December 1839: „Es hat mir Niemand Geistreicheres und Schöneres, etwas tiefer Gefühltes gesagt als Sie in Ihren beiden Briefen über «St.-Roche»"; und noch ungenirter schreibt sie:

Wenn ich Ihre schönen, tiefen Urtheile lese, bis auf Ihren edeln Tadel, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, Sie möchten doch einmal ein gründlicheres Urtheil über alle meine Werke und über meine ganze Richtung, die Sie so wohl kennen, schreiben wollen. Können Sie nicht anonym bleiben? Haben Sie keinen zuverlässigen Freund, durch den Sie es zum Druck in ein gelesenes Blatt befördern könnten, ohne daß Sie als Autor verrathen würden, was allerdings dem bösen Willen ein Zugeständniß wäre?

Das übersteigt doch alle Begriffe! Und was sagt der Leser dazu, daß der Verleger dergleichen Zumuthungen ganz naiv abdrucken und in die Oeffentlichkeit gelangen läßt? Heinrich Laube ist der Verfasserin von „Godwie-Castle" anfangs eine sehr angenehme Erscheinung; als er sie aber einmal scharf recensirt hat, ist es mit ihrer Verehrung zu Ende und sie rächt sich dafür durch ein möglichst herbes Urtheil über Laube's Roman „Die Gräfin Châteaubriand". Aehnlich geht es mit Steffens, nachdem er an „Thomas Thyrnau", wie Frau von Paalzow schreibt „das Beste nicht verstanden hat", und es half ihm nichts, daß er hinzufügte: „Das Buch könnte noch viel mehr Fehler haben, es würde doch die außerordentlichste Erscheinung der Zeit sein." Ihre „geistige Autorität" ist dagegen der blinde Doctor Müller, den sie bei „St.-Roche" zu Rathe zog und von dem Wilhelm von Humboldt gesagt haben soll: „Er ist mir die bedeutendste Erscheinung der neuern Zeit." So haben wir also gleich hintereinander die „außerordentlichste Erscheinung der neuern Zeit" — nämlich „Thomas Thyrnau", und die „bedeutendste Erscheinung der neuern Zeit" — nämlich den Doctor Müller. Ihr Abscheu dagegen ist eine Frau von W., die gegen ihren literarischen Ruf Intriguen gesponnen haben soll, von denen selbst hohe Personen „empört" waren.

Von irgend einer Theilnahme an den höhern Interessen der Literatur als solcher nehmen wir in den Briefen der Frau von Paalzow kaum eine Spur wahr. Sie liest nur die Bücher, die ihr zufällig durch ihre literarischen Freunde zugetragen oder von ihrem Verleger überschickt werden. Die letztern findet sie meist durchaus preiswürdig, und wir werden so durch dieses Buch auf manches Verlagswerk der Firma Joseph Max und Comp. wieder aufmerksam gemacht, das für uns bereits zu den vergessenen gehörte. Ihre Urtheile lauten denn auch meist sehr wunderlich, widersprechend und in erstaunlichem Grade unliterarisch. Tieck's Tendenz verdonnert sie als eine nihilistische, während sie sich doch später des ihr von ihrem Verleger zugeschickten Romans „Vittoria Accorombona" aufs wärmste gegen dieselbe Beschuldigung annimmt; in Immermann's „Münchhausen" erblickt sie nur die „platte Gemeinheit einer Studentenlaune"; die Romane der Gräfin Hahn-Hahn sind ihr „liederliche Bücher"; dagegen schreibt sie im October 1845:

George Sand, Eugen Sue, Alexander Dumas, welche Geister! Welche Beschlüsse (?) sind ihre Bücher, und mit der Schönheit und Poesie im Bunde! Der „Ewige Jude" ist eine That des Jahrhunderts, ein geschichtliches Document, eine ungeheure Tragödie, ein Meisterwerk vom Standpunkt der Kunst und Poesie aus betrachtet.

Frau von Paalzow bemerkt an einer andern Stelle sehr richtig, und es fehlt ihr überhaupt nicht an feinen allgemeinen Beobachtungen, daß die deutschen Schriftsteller der „geistreichen Schule" zu sehr den Menschen in sich verachteten und der Meinung seien, er könne getrennt vom Dichter, dem sie zu Ehren helfen möchten, existiren; aber so etwas räche sich, und daher rührten alle die „monströsen Ausgeburten". Was sie aber den deutschen Schriftstellern dieser Richtung zum Vorwurf macht, trifft das nicht viel mehr jene Franzosen? Was wußte sie überhaupt von deutscher Literatur? Wer Eugen Sue's monströsen „Juif errant" eine „That des Jahrhunderts", ein „geschichtliches Document" u. s. w. nennen und sogar den Schnellfabrikanten, den sich vielfach mit fremden und zwar gerade deutschen Federn schmückenden Dumas den genial schöpferischen Poeten, den ersten Geistern unserer Zeit beizählen kann, der beweist dadurch, daß er eines eigentlich literarischen Urtheils vollkommen unfähig und nach rechts und links verblendet ist. Und wie stimmt diese Verehrung für die genannten durchaus nicht sehr kirchlich und christlich gesinnten französischen Autoren mit jener frommen gläubigen Gesinnung, mit der sie, nach der Versicherung des Hofpredigers Strauß, sogar der Kirche zu Hülfe kam und ein Liebling conservativer Kreise wurde?

Wir möchten die Verantwortung nicht dafür übernommen haben, diesen Briefwechsel, wie er vor uns liegt, herauszugeben; da aber einmal ein Anderer unter

seiner Verantwortung ihn herausgegeben hat, so bekennen wir ihm in gewisser Hinsicht dafür Dank schuldig zu sein; es ist vielleicht von Nutzen, daß gewisse moderne Autoritäten dem Publicum, bei allen ihren sonstigen guten Eigenschaften in bürgerlicher Hinsicht, im *Negligé* ihrer menschlichen Schwächen, ihrer maßlosen Eitelkeit und Selbstüberschätzung vorgeführt werden. Aber dem Andenken der Briefschreiberin selbst ist mit der Veröffentlichung dieses Briefwechsels gewiß kein Dienst geschehen, ebenso wenig wie mit dem Titel „Ein Schriftstellerleben", obschon wir ihn als eine Schicksalsironie betrachten, welche die Schriftstellerin durch ihr Sträuben, als professionelle Schriftstellerin zu gelten, vielleicht verdient, aber von dieser Seite gewiß nicht erwartet hat.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Schriften über Goethe.

1. Goethe's Leben und Dichtungen. Im Zusammenhang dargestellt von August Spieß. Wiesbaden, Kreidel und Riedner. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Goethe's Götz und Egmont. Geschichte, Entwickelung und Würdigung beider Dramen. Von H. Düntzer. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
3. Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie. Herausgegeben und mit zwei Abhandlungen zur Geschichte und vergleichenden Kritik des Stücks begleitet von H. Düntzer. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Goethe's Tasso. Zum ersten mal vollständig erläutert von H. Düntzer. Leipzig, Dyk. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Goethe's Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. Von H. Düntzer. Neue mit einem Nachtrage vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Von Alexander Jung. Mainz, Kunze. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Der bedeutendste Beitrag zur Goethe-Literatur im verflossenen Jahre war der von Kestner herausgegebene „Briefwechsel", der für die Werther-Dichtung nicht blos die historische Wahrheit darlegt, sondern ein lebendiges Bild damaliger Zustände auf eine so einfache und unmittelbare Weise entwirft, daß sinnige Gemüther davon wie von einer classischen Darstellung entzückt wurden, während prosaische Naturen nicht wußten, was sie sagen sollten, und durch ihren Aerger komisch wurden. Das Buch ist in d. Bl. schön gewürdigt worden.*) Die Schriften, welche wir hier zur Anzeige bringen, gehören drei verschiedenen Kreisen von Erörterungen an, die sich um die Gestalt des größten deutschen Dichters hinziehen. Spieß schreibt leicht und klar zur Einführung des größern Publicums in Goethe's Werke, Düntzer commentirt mit philosophischer Gründlichkeit und weitschweifiger Pedanterei, Alexander Jung geht einzelnen Ideen nach, die er auslegt und durch die er Goethe's Antwort auf die wichtigsten Zeitfragen als die richtige zu erweisen sucht; er vertritt die philosophische Behandlungsart, die seither besonders am „Faust" geübt worden.

Das Buch von August Spieß ist aus Vorlesungen entstanden, die er in Wiesbaden gehalten; es ist nicht für Goethe-Kenner geschrieben, sondern will zu seiner Erkenntniß die erste Anregung und Anleitung geben, will die Jugend, die Frauen zum Verständniß und damit zur vorurtheilsfreien Werthschätzung der Meisterwerke des Dichters hinführen; aber auch der Goethe-Kenner sieht mit Freude, wie der Verfasser überall mit feinem Urtheil das Beste aus der reichen Literatur über Goethe zu sichten und mit faßlicher Anmuth wiederzugeben, wie er seine eigene Grundanschauung durch das Ganze überzeugend auszusprechen versteht. Schon dies zeigt von der Einsicht des Verfassers, daß er das Leben und die Dichtungen Goethe's in ununterbrochenem Zusammenhange darstellt und stets nachweist, wie diese aus dem Herzen und aus den Schicksalen des Dichters erwachsen; denn Goethe, so objectiv seine besten Sachen erscheinen, ist doch in dieser Beziehung ganz subjectiv, daß er in seinen Werken stets die Stimmungen seines Gemüths, die Erfahrungen seines Geistes verkörpert und wesentlich als Seelenmaler, als Lyriker seine eigenthümliche Größe hat. Man könnte mit Spieß um diese oder jene Einzelheit rechten, im Ganzen aber verdient seine Schrift als eine ihren Zweck wohlerfüllende einer allgemeinen Theilnahme empfohlen zu werden.

Mit Recht ist Düntzer der Ansicht, daß Goethe vielfach der Erklärung bedarf und sie so gut verdient wie einer der alten Classiker, und Niemand wird leugnen, daß er sorgsam und gründlich zuwerke geht; aber schwerlich wird auch Jemand sich finden, der nicht über allzu große Weitschweifigkeit Klage führt; Düntzer überläßt dem Leser auch gar nichts, und was sich von selbst versteht, erörtert er oft mit ermüdender Redseligkeit. Namentlich ist es durchaus verwerflich, wenn er etwa zur Erleichterung der Lectüre des „Tasso" auf Gymnasien die poetische Sprache des Dichters in Prosa, die dramatische Rede in Erzählung auftröselt, statt den Gedankengang einer Scene und ihren Zusammenhang im Ganzen kurz anzudeuten. Düntzer beginnt mit einer Entstehungsgeschichte der Werke, die er erläutern will. Da erläßt er uns keine Briefstelle, die irgend derselben Erwähnung thut, und statt aus dem gesammelten Material die Resultate zu ziehen, schwellt er sein Buch mit der Aufhäufung desselben an. Recht verdienstlich ist es, daß er den Quellen des Dichters nachspürt und hervorhebt, sowol was eigene Erlebnisse als was der geschichtliche Stoff beigesteuert, und wir ersehen, wie einerseits im „Götz", im „Egmont" das vom Dichter geschaffene Charakterbild die Hauptsache, wie das Ganze eine Idealschöpfung ist und nur im Einzelnen das Historische herangezogen wird, während andererseits dem „Tasso" viel mehr Realität zugrunde liegt, als man gewöhnlich glaubt, dieselbe aber zum Ausdruck des Allgemeingültigen und Reinmenschlichen abgeklärt worden ist. Was wir indeß

*) Vgl. die Mittheilungen darüber in Nr. 43 und 48 d. Bl. f. 1854 und in Nr. 10 f. 1855. D. Red.

bei Düntzer vermissen, das ist das Tiefere, das Philosophische, die Erkenntniß des Grundgedankens, der als Einheit der Idee das Ganze durchdringt, von dem aus dasselbe als ein Organismus erwachsen ist, von dem aus also auch die Composition, die Verflechtung und Zusammenstimmung der Charaktere und Begebenheiten begriffen werden muß, der endlich als Schicksalsmacht ebenso das Letzte ist, wie er der Keim der Handlung und der Kern der Hauptgestalten war. Dadurch sind die Meisterwerke großer Dichter wahrhaft beseelt und von ewigem Gehalt und Werth, und wenn dieser ihr Mittelpunkt, ihr Geist richtig erfaßt ist, ergibt das Andere sich leicht von selbst. Deshalb dürfen wol die Ausführungen Ulrici's über Shakspeare's Tragödien musterhaft genannt werden, zumal sie gerade das Nothwendige sagen und maßhaltend vieles Andere dem Leser überlassen. Vergebens aber fragen wir nach den leitenden Ideen in den weitschichtigen Arbeiten Düntzer's. Im Einzelnen hat er viel Treffendes und gar manche feine Bemerkung, aber auch gar manche Pedanterei. So warnt er im Faust-Commentar, daß man es ja nicht so nehme, als ob Faust bei seinem Bart schwören wolle, wenn er sagt:

> Allein bei meinem langen Bart
> Fehlt mir die leichte Lebensart.

So erwägt er, ob man an die Soldaten Setar und Hart denken solle, denen Egmont im Gespräche mit dem Secretär eine Tracht Prügel zuerkannt habe, wenn später Varsen von ein paar seiner Freunde spricht, die man anderwärts gefangen hätte, die von Egmont aber mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet worden. So zählt er, wie oft Goethe im „Tasso“ und in der „Iphigenie“ das tonlose e im Infinitiv setze und weglasse, um herauszubringen, ob er häufiger sehn oder sehen, ruhn oder ruhen, geflohn oder geflohen schreibe; er vergleicht die verschiedenen Ausgaben und kommt zu dem Schlusse: „Offenbar zog Goethe die Form ohne e vor, doch wurde dies aus Versehen nicht überall durchgeführt.“ Offenbar ist dies ein Unsinn; offenbar hatte Goethe darüber gar keine Regel und konnte keine haben, da es für den Ton der Dichtung gar nicht gleichgültig ist, ob ein Vers weiblich oder männlich endet, indem dieses einen bestimmten Abschluß bildet, jenes aber verhallend ins Unbestimmte verklingt oder ein Weiteres noch erwarten läßt. Und was sollen hypothetische Bemerkungen wie die folgende: „Am Abend desselben Tags speiste Goethe bei der Herzogin, der er vielleicht den Schluß des Stücks mittheilte“? Das Buch über die „Iphigenie“ stellt die verschiedenen Ausgaben dieser herrlichen Dichtung zusammen und erläßt uns dann nicht eine bis ins Einzelnste genaue Vergleichung durch das Ganze, wie sie beispielsweise für eine Scene genügt hätte, wobei Düntzer aufs breiteste darlegt, wie Goethe bei der Uebertragung aus der Prosa in den Jambus durch verschiedene Mittel die Sprache poetischer gemacht, und zwar wiederum nicht so, daß der Kritiker diese Mittel einfach aufzählte und einen und den andern Beleg dazu gäbe, sondern wir sollen stets alle Stellen durchlesen, wo der Genitiv vor dem Nominativ steht oder für das Abstracte das Concrete gesetzt worden ist. Wenn die vier vorliegenden Bände Düntzer'scher Commentare auf den Umfang eines derselben reducirt wären, würden sie mehr als vier mal werthvoller sein.

Wünschenswerth für die Hauptwerke Goethe's sind Ausgaben mit Scholien, die unter dem Text das zum Verständniß Nöthige möglichst kurz beibringen, und mit einer Einleitung, welche die Idee und Composition des Gedichts, seine Entstehungsgeschichte und das Verhältniß zu seiner Quelle entwickelt. Ein commentarius perpetuus wie der Düntzer'sche mag bei einem griechischen Tragiker das Verständniß für den Schüler erleichtern, bei einem einheimischen Dichter aber ist er so unnütz als langweilig. Indem ich indeß nochmals den Fleiß und die philologische Gründlichkeit Düntzer's anerkenne, bemerke ich noch, daß es unangenehm auffällt, wie er sich geberdet, als ob er die Erklärung und Würdigung Goethe's gepachtet habe, wie er für ungenügend erklärt, was durch Vorlesungen an Universitäten, die er natürlich gar nicht gehört hat, für denselben geschieht, wie er die Arbeiten von Hillebrand, Eckard, Theodor Jacobi gar nicht oder mit kleinlicher Mäkelei erwähnt und des Beifalls aller Einsichtigen, aller Deutschlands würdigen Söhne gewiß ist.

Alexander Jung hat ein Werk zum Gegenstand seiner Betrachtungen gemacht, das weniger durch frische Lebensfülle zum poetischen Genuß als durch die Größe der Anlage und die tiefsinnige Weisheit der in ihm niedergelegten Gedanken zum Nachsinnen anregt, die „Wanderjahre“. Ein Goethe'sches Epigramm sagt:

> Im Auslegen seid frisch und munter,
> Legt ihr nicht aus, so legt was unter.

Das mag dem Verfasser mit seinem sinnigen Weiterspinnen einzelner Aussprüche, mit seiner Deutung einzelner symbolisch genommener Lebensbilder mitunter begegnet sein; immerhin ist es gut, daß einmal Goethe's große prophetische Bedeutung für die sociale Gestaltung der Zukunft umfassend erörtert, die Antworten des Dichters auf die Fragen der Zeit zusammengeordnet und untersucht wurden. Der Geist des Buchs ist ein durchaus vortrefflicher. Jung gehört zu den Männern, welche Religion, Kunst, Wissenschaft gleichmäßig zu schätzen verstehen, und statt eine durch die andere herabsetzen oder verdrängen zu wollen, vielmehr in ihrem freien Wechselbund das rechte Leben der höhern menschlichen Natur erkennen.

Vorstehendem Bericht über die Goethe-Literatur des verflossenen Jahres mögen sich einige Bemerkungen über zwei eben erschienene Beiträge zu derselben anreihen. Sie heißen:

7. Ungelehrte Erklärung des Goethe'schen Faust von F. L. Hartung. Leipzig, W. Engelmann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Von J. W. Appell. Leipzig, W. Engelmann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine ungelehrte Erklärung zum „Faust“ ist etwas Widersinniges oder etwas selbstgefällig Eitles; denn der

Goethe'sche „Faust" ist schwer, und wer die tiefsten Probleme der Philosophie, wer namentlich das Verhältniß des Bösen zur sittlichen Weltordnung, der menschlichen Freiheit zum göttlichen Willen, wer das Wesen antiker, mittelalterlicher und gegenwärtiger Culturentwickelung nicht selbständig durchdacht und die geschilderten Geistesprocesse nicht selbst innerlich durchlebt hat, ist ungeeignet, dies Werk Andern zu erklären; aber dasselbe ist auch dunkel durch viele Einzelheiten, deren Verständniß oder deren Deutung bald eine genaue Kenntniß der deutschen Literatur, bald eine Einsicht in Mystik und Alchemie des Mittelalters, bald ein genaues Studium der griechischen Mythologie voraussetzen; eine ungelehrte Erklärung kann daher nicht an die Stelle der forschenden Gelehrsamkeit sich setzen wollen. Der Verfasser will das Goethe'sche Gedicht möglichst aus ihm selbst und aus Goethe's andern Schriften erläutern, das ist löblich, und manche Parallelstelle, die keiner der seitherigen Commentare angeführt, wirft ein willkommenes Licht auf einzelne Partien. Im Ganzen aber hätte das wenige Neue sich als eine kleine Nachlese auf sehr engem Raum mittheilen lassen. Das Philologische ist viel sorgsamer, viel umfassender von Düntzer, das Philosophische viel besser von Weiße und Rosenkranz längst erörtert; über den Sinn der einzelnen Scenen und ihre Bedeutung für den Zusammenhang des Gedichts, also gerade über das Wichtigste, vermissen wir jede irgend erhebliche Auseinandersetzung. *)

Das Büchlein über „Werther" ist anderer Art. Es gibt uns ein lebendiges Bild von der Wirkung des Goethe'schen Romans bei seinem Erscheinen, indem es die Gedichte und Kritiken, die Nachahmungen und gegnerischen Fortsetzungen oder Umbildungen uns bald vollständig, bald in gelungenem Auszuge und treffender Charakteristik zusammenstellt. Besonders ausführlich werden Nicolai's „Leiden und Freuden Werther's des Mannes" besprochen, aber auch anderes Vergessene oder Minderbekannte wird herangezogen, und so ist die Schrift eine schätzbare Beilage zu dem Kestner'schen Buche „Goethe und Werther". Eine gründliche ästhetische Würdigung des Romans wäre bei dieser Gelegenheit ebenfalls wünschenswerth gewesen; das Beste in dieser Hinsicht ist wol eine Charakteristik der Goethe'schen Romane von Hotho in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", die bezügliche Stelle in Hillebrand's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" und ein paar goldene Worte von Schiller in der herrlichen Abhandlung über naive und sentimentale Poesie. **) 49.

*) Vgl. hierüber die Charakteristik des „Faust" in Carriere's „Das Wesen und die Formen der Poesie", S. 299—301.

**) Einige culturhistorisch interessante Momente des Appell'schen Buchs werden uns noch zu einem besondern Artikel Anlaß geben. D. Red.

Die Sage im Gewande der Dichtung.

Wir haben es in unserm heutigen Artikel größtentheils mit Sagenpoesie zu thun. Es gibt Kunstrichter, die der Meinung sind, die poetische Behandlung der Sage passe nicht mehr für unsere reflectirende, kalte, aufgeklärt nüchterne Zeit; es ist dies eine ganz irrige Ansicht, ebenso einseitig als ob einer das Damnatur über alle Märchenpoesie aussprechen wollte. Trefft nur bei der künstlerischen Durchführung des gewählten Sagenbildes den richtigen Ton und ihr werdet des Erfolgs gewiß sein! Freilich gehört hierzu ein kindlicher Sinn; denn in jenen verrauschten Jahrtausenden, wo die Sage, geschäftig von Mund zu Mund laufend, noch die Stellvertreterin der Geschichte repräsentirte, war die ganze Menschheit selbst ein leichtgläubiges Kind. Wir haben jene goldene Naivetät, mit der sich die Alten das unmittelbare Leben ansahen, längst eingebüßt, und doch ist sie der Schlüssel zum Geheimniß des Sagenthums. Die Geschichte nimmt stolz den Thron des Wissens ein; die Sage, bescheiden im Hintergrund, liebt das Helldunkel des Glaubens. In diesen Hintergrund wurde die Sage durch die Erfindung der Schrift gedrängt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat sich die Verlassene immer dichter verschleiert, sie will von dieser argen Welt nichts wissen; sie schlummert in Puranas und Vedas an den Ufern des heiligen Ganges, auf den silberweißen Schneekissen des götterreichen Meru; sie schlummert und träumt fort bis zur Maha-Pralaya, d. h. bis die große Schlußkatastrophe der Weltauflösung eintritt, wo alle Dinge sich auflösen werden im Schoose Brahma's. Der Weltbrand der gothischen Mythologie ist wol nur eine Variation über dieses kolossale Thema mit der Alles niederdonnernden Schlußfuge. Die Völker des Nordens trugen ihre großartige Weltsage aus den asiatischen Ursitzen der Centralhochebene dieses Continents wie ein Heiligthum herüber zu ihren neuen Ansiedelungen. Sie blieb lange der Fundamentalpunkt ihres durch geographische Verhältnisse von dem weiter fortgeschrittenen Süden getrennten Völkerlebens. Das Sausen und Brausen tausendjähriger Wodanseichen ist den überbildeten Menschenkindern von heute eine unverständliche Sprache geworden. Thor, der mächtige Heidengott, dürfte mit seinem Hammer keinen einzigen Schlag thun an die Flügelthüren der Gegenwart, sie sind trotz des glänzenden Firnisses morsch; sie stürzten zu Moder zusammen. Der gewaltige Skaldensang würde das überreizte Nervensystem dieses verzärtelten Geschlechts tiefinnerlichst beleidigen. Die Norne der Vergangenheit sitzt an ihrem Quell und schaut unablässig darin das Verrauschte, Vergangene; in die Zeitströmung unsers Jahrhunderts mag sie nicht blicken, sie schauderte zurück davor, die gute Alte. Freyja würde die Schönheit und die Liebe unter unsern bleichwangigen Salondamen vergeblich suchen, sie ergriffe gazellenflink die Flucht vor unsern faden Dandies, in denen sich die alten Deutschen in ihrer markigen Stammkraft gewiß nicht wiedererkennen würden. Nur Loki, der Gott des Bösen, würde sich über diese Degeneration des Menschengeschlechts freuen und ein Hohngelächter aufschlagen. Die alte Saga ist lichtvoller als Manche glauben; sind doch Steinhaufen am Nil, Säulen am Euphrat, Denksteine in der Gobi, Felsenklötze in Mexico und Peru die Lehrmeister der größten Gelehrten gewesen. Zwar präsentiren sich die orientalischen Sagen wegen der äußerst thätigen Phantasie der dortigen Völkerstämme durchaus übertriebener und abenteuerlicher als die des Occidents, wo Alles mehr den Stempel der Nüchternheit trägt; jedoch wird jenen trotz dieses Uebelstandes als den urältesten von den Forschern gern der höhere Werth zugestanden; nur durch sie, wenn es überhaupt möglich ist, wird jenes Dunkel, das sich über das erste Aufdämmern der Cultur wie das undurchdringliche Schwarz einer Mitternacht hinlagert, gelichtet werden. Nur sollten die Sprachkundigen nicht in dem Wahne leben, daß ihnen dies allein gelingen könne; die bereits schön begonnene Riesenarbeit zu Ende zu führen ist nur dem Verein aller Wissenschaften möglich. Die Sagen unserer indogermanischen Vorväter enthalten häufig einen fel-

sentiefen Sinn, verrathen einen weit mehr auf den Urgrund der Dinge gerichteten Seherblick, als daß wir vornehm klug darüber lächeln dürften; und hätten sie sich sogar in einem Zustande der Exaltation befunden, als ihr Gehirn diese Wundererzählungen ausbrütete, selbst dann dürften wir nicht darüber spötteln, sollten vielmehr bedenken, daß der Wahnsinn, dem Glauben der Alten nach, an die Gottheit anstreifte. Die Sage schreitet im Gewande der Dichtung einher, doch in der höchsten Dichtung liegt auch stets die tiefste Wahrheit verborgen. Es handelt sich also blos darum, die Sage ihres Faltenwurfs zu entkleiden; gewiß, dann wird die nackte Wahrheit sich wie eine dem Meerschaum entstiegene Göttin vor unsern Blicken erheben. Es wird, es muß eine Zeit kommen, die wie in einem Brennpunkt die Resultate aller Forschung auf den Gebieten der Wissenschaft zusammenblitzen läßt; die Strahlenpracht dieses Punktes dürfte jedoch dann der höchste Triumph des menschlichen Geistes sein — man kann nur einen Augenblick in die Sonne schauen; wer es länger versucht, der erblindet. Goethe läßt seinen alten Faust auch blind werden. Hierin liegt eine tiefe Bedeutung, auf die der Seher Goethe gewiß nicht blos zufällig hingewiesen hat. Die Faustsage, wie er sie behandelte, liefert übrigens den schönsten Beweis, daß die vergilbten Blätter der Saga dem Dichter eben so dankbare Stoffe bieten als die stolzen Foliopergamente der Weltgeschichte.

Wir machen nun von diesen Vorbemerkungen den Uebergang zu einer Reihe neuer Erscheinungen und weisen darunter den bedeutendsten der Rangordnung gemäß den ersten Platz an:

1. Der Skalde. Nordlandssagen von C. A. Bruhin. Glarus. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.
2. Sagen des Hasethals von Joseph Crone. Osnabrück, Fredewest. 1854. 16. 10 Ngr.
3. Klein-Walhalla. München, Franz. 1854. 8. 9 Ngr.
4. Dichtergarben aus dem Wupperthale. In Verbindung mit Mehren zu einem wohlthätigen Zwecke herausgegeben von F. W. Lucas. Elberfeld, Bädeker. 1854. Gr. 12. 20 Ngr.
5. Sänge und Klänge von August von Nitschke. Braunschweig, Leibrock. 1854. 16. 15 Ngr.
6. Gedichte von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., Auffarth. 1855. 16. 18 Ngr.
7. Elisabeth. Ein erzählendes Gedicht von Ernst Müller. Einbeck, Eggeling. 1855. 16. 12½ Ngr.

Nr. 1. Männliche Kraft und ernster Sinn spricht sich in diesen nordischen Gesängen aus. Der Verfasser weiß sich gleich in dem Eingangsgedichte „Der Skalde" durch die schönen Mittelstrophen die Herzen zu gewinnen; sie lauten:

> O, des Südens Söhne, blickt zu „Nordens Lichte",
> Nach Südens Sonne schaut das Volk des Nor;
> Und fällt das Haar euch bräuner zu Gesichte,
> Doch schlägt das Herz in gleicher Glut empor.
>
> Der Skalde weiß, wie Nordlands Herzen glühen,
> Die Saite hüpft berauscht an seiner Brust;
> O laßt dazu des Südlands Augen sprühen,
> Die heißen Augen sind des Skalden Lust!

Der Verfasser glaubte wol diesen Heldensagen des Nordens es schuldig zu sein, lieber stellenweise den Wohllaut des Verses zu opfern, als in der reckenhaften Derbheit und mannhaften Kraft des Skaldensangs zu erlahmen; allerdings läßt sich Jeder gern bei solcher Lectüre in dieser Beziehung etwas gefallen; doch glauben wir, daß der Verfasser hierin etwas zu weit gegangen sei. Z. B. die Anhäufung des Vocals o in der Zeile: „Ob's wol Hotter vor den Asen graut?" (S. 33) macht den Vers so holperig und harttönig, daß man sich nicht damit befreunden kann. Ohne weiter diese Förmlichkeiten zu berühren, gehen wir auf den geistigen Gehalt des schönen Buchs ein. Mit balladenartiger Schlagkraft wirkte auf uns die Zeichnung des allein herrschen wollenden „Haldan, Frotho's Sohn", in dem sich der ganze Stolz der Erstgeburt grauenhaft abspiegelt; die Schlußstrophe, nach dem Meuchelmorde seiner zwei Brüder, lautet:

> Es quillt ihr Blut, sein Odem raucht,
> Er aber die Faust hineingetaucht,
> Benetzt sie nun mit kaltem Muthe
> Auch in des Volkes heil'gem Blute.

„Hamlet" in drei Abtheilungen wird gewiß jeder Gebildete mit Vergnügen lesen, wäre es auch nur deshalb, um einen Vergleich mit der berühmten Bühnengestalt Shakspeare's anzustellen. Schön ist die Schilderung des Friedens unter Frotho dem Großen. So glauben wir auch „Hagbart und Signe" zu den bessern Producten rechnen zu können. Die Gebrechlichkeit des Helden im Greisenalter und die tiefe Sehnsucht nach Walhalla zu gelangen ist trefflich gemalt in „Sterkoter". Das diesem ähnliche, von echt nordischem Skaldengeiste durchwehte Gedicht „Harald Hyldetand" zweite Abtheilung scheint uns jedoch noch gelungener zu sein. Wir wollen es zur allgemeinen Empfehlung des Werks hier einrücken:

> „Daß auch die Helden Hela's Fluch beschleicht,
> Und Strohtod *) ihnen grimm entgegenlacht!"
> Der König seufzt's, dem Schnee die Haare bleicht
> Und Nacht im Auge starrt, des Alters Nacht.
> Und Sehnsucht faßt ihn nach dem Asensitz;
> Im Kampf geboren, möcht' im Kampf er sterben,
> Umspielt von Thor's und Odin's rothem Blitz
> Sich, seiner werth, den Platz am Mahl erwerben.
>
> „Gerüstet!" herrscht er; „Norne, hab' Geduld,
> Bis ich die Götter mahne, daß sie schau'n!"
> Und sieben Jahre prüft er ihre Huld
> Und schmiedet Waffen, läßt sich Schiffe bau'n.
> Die Wälder gleiten in dem Schaum der Flut,
> Die Mannschaft schreckt mit schönem Lärm die Wellen,
> Und wie des Volkes Hauch nur Muth und Glut,
> So will's zum Nordschein Harald's Stirne hellen.
>
> „Mein Schwedenenkel, Ringo, du heraus!
> Zum Kampf mit deinem Lehrer, deinem Ahn!
> Wer trüg' mich schöner zu dem Sonnenhaus,
> Als wem ich selbst gezeigt die Ruhmesbahn?"
> Und Ring erlaubt ihm keck heranzuzieh'n,
> Bezeichnet ihm des Riesenkampfes Stätte;
> Die Flotte fliegt an Schwedens Ufer hin,
> Als ob sie Siegespfand am Borde hätte.
>
> Der Kön'ge sieben zählt da jedes Heer,
> Und Harald's and'rer Enkel, Ol, gebeut
> Als Norwegsfürst, an Ringo's Statt, zu Meer;
> Den Greis dagegen Visna's Arm erfreut
> Und Hetta's, eines Flügels Lenkerin,
> Im ganzen Nord geprief'ne Heldenweiber.
> Vandale, Lette, Sachse ficht für ihn,
> Gar derbe, viel im Krieg gestählte Leiber.
>
> Zu Wagen sitzt er, sprüh'nde Pferd' davor,
> Die Keul' in seiner Faust und nackt die Brust.
> „Nur auf da droben euer Sonnenthor!
> Ins Schlachtgewog hinein, in Blutes Wust!
> Was heulst du, Memme, da herauf vom Staub?
> Vorwärts, ihr Mannen! Seh'n's nicht Odin's Asen?" —
> Doch weh, sie schauern hin, wie herbstlich Laub,
> Sie weichen; blinder Greis, umsonst dein Rasen!
>
> Er steht im Wagen, droht und ruft und schlägt; —
> Ein grauser Sturm um ihn — dann Alles still;
> Im Blute liegt der Greis; sein Antlitz frägt:
> „Ist's nicht der Pfad, den Thorssohn Harald will?"
> Und Ring läßt Schiff und Gold und Waffenzier
> Mit Harald's Leib den letzten Gluten geben

*) Tod im Bette.

Und sich den Aschenkrug mit edlem Thier *)
Vom „Bravenkrieg“ zu Lethra's Burg entheben.

Nr. 2. Der Verfasser versichert im Vorwort, daß er die meisten dieser Sagen aus der Urquelle, aus dem Munde des Volks geschöpft und dabei vorzüglich die religiösen Sagen des Hasethals berücksichtigt habe, weil gerade diese noch nicht bearbeitet sind. Dazu macht er noch die Bemerkung, daß er jene wählte, die sich für eine metrische Bearbeitung am meisten eigneten. Bei dieser Auswahl muß er entweder nicht glücklich gewesen sein, oder der Sagenschatz des Hasethals muß nicht sehr reichhaltig seine Quellen strömen lassen, denn wir vermißten jene Glätte und Abrundung, jenen Schliff der Verse, den eine Kunstdarstellung dieser Art erfodert. Der Verfasser trägt hierbei die geringere Schuld; die Mehrzahl dieser Stoffe ist nicht schmiegsam und biegsam, sie hätten sich eher für eine Behandlung in Prosa geeignet. Der Verfasser hat dies wol theilweise selbst gefühlt; denn unter einer Menge versificirter Sagen tritt plötzlich „Der Sonnenstein im Werther-Bruche bei Benne“ im losen Gewande der Prosa auf. Es ist ein alter eingewurzelter Irrthum nicht nur der Dichter sondern auch der Künstler, gegen unüberwindlich auftretende Formschwierigkeiten starrköpfig anzukämpfen; dagegen liegt es klar am Tage, daß sich nicht jeder Stoff in eine bestimmte Form gießen lasse unter der Bedingung, es müsse aus diesem Guß ein artistisches Product hervorgehen. Was gegen die Natur eines Dinges ist, was seinem Urgrund widersteht, das läßt sich nicht erzwingen; aus Sauerstoff kann kein Gott Stickstoff machen, und der Dichter ebenso wenig aus einem unpoetischen Sujet ein gutes Gedicht. Wo die stete Wechselwirkung zwischen dem geistigen Gehalt und der formellen Gestalt durch einen Riß getrennt ist, da lauscht der Leser vergeblich nach dem harmonischen Einklang des Ganzen. Zu den bessern Sagenbildern dieses Buchs zählen wir: „Der Wehrwolf“, „Die Jagd am Hüggel“ und „Die goldene Pflugschar“.

Nr. 3. Eine artige Sammlung von historischen Gemälden, bunt gereiht, von Alexander dem Großen bis Otto von Wittelsbach und fort bis in die Uebergangsperiode zwischen Mittelalter und Neuzeit, worin uns der Verfasser am häufigsten Gestalten aus der bairischen Geschichte vorführt. Er hat zwar nicht streng an dem historischen Stil festgehalten, sich aber auch nicht so weit davon entfernt, daß es störend einwirkte; er wußte das Ganze gefällig einzukleiden, durch Abwechselung der Bilderreihe einen interessanten Anstrich zu verleihen. Zuweilen schlägt er einen weich-elegischen Ton an, wie in „Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob“, ein Gedicht, das dem zarten Geschlecht sehr gefallen dürfte; zuweilen borgt er sich von der Fabel das heitere Colorit für einen launigen Gegenstand wie in „Rudolf von Habsburg“. Uns befriedigte am meisten die originelle Anekdote „Der Philosoph im Kittel“.

Der Philosoph im Kittel.

Einst reckte der geklemmte Bauernstand
Aus Stock und Block die blutgeschürfte Hand;
Die Herren wiesen stracks mit Streitbegier
Dem Landsknechtsspieß das eiserne Visir,
Daß über beide Stromesufer Groll
Und Blut in hohen Fluten überschwoll,
Daß sich vertobte Deutschlands beste Kraft
Im wüsten Hader um Leibeigenschaft,
Bis daß der Sieger, als der Bauer sank,
Den Rachebecher auf die Neige trank.

Da kam zu Mansfeld auch ein Bäu'rlein d'ran,
Ein kurzer, dicker, untersetzter Mann.
Der wußte selber kaum, wie ihm geschah,
Und lachte, als er die Bereitschaft sah.
Wie nun der Graf, ein Graf von Henneberg,
Ihn um die Meinung fragte durch den Scherz,
Versetzt der backenrothe kleine Mann:
„Es lächert mich und kommt mich seltsam an,
So ihr den Kopf mir nun herunter thut,
Wohin setz' ich hernacher meinen Hut?“

Und keine Thräne traf so tief ins Herz
Dem Grafen als des Bauern heit'rer Scherz.
Der kleine Mann stand plötzlich vor ihm groß,
Und mit Beschämung gab der Graf ihn los.

*) Pferd.

Nr. 4. Diese „Dichtergarben aus dem Wupperthale“ sind von zwölf Poeten zum Besten eines wohlthätigen Zwecks zusammengebunden worden. Wilhelm Bahrdt sowol als Hermann Grube, die das Buch eröffnen, bringen einen für uns ungenießbaren Pietismus mit, daher wir ungesäumt weiterschreiten zu Ludwig Chr. Heye, der zwei sehr thränenreiche Gedichte gespendet. Eduard Liebesang hat zwar für seine Epigramme die Ueberschrift gewählt: „Mücken mit und ohne Stachel“; er hätte aber füglich über diese wässerigen Witze blos schreiben können: „Mücken ohne Stachel“; bedeutend besser ist sein längeres Gedicht „Ein Abenteuer Thor's“. Der Herausgeber F. W. Lucas flocht einen Cyklus Wanderlieder ein, worunter die Mehrzahl sich auf den Rhein und auf die Schweiz bezieht; die gelungenern sind wol „Der rheinische Wein und das deutsche Lied“ und das dem kölner Männergesangverein gewidmete „Deutsche Lied“, worin die Triumphe dieses Vereins in England noch ein mal poetisch wiedergefeiert werden. Es wären auch unter den Schweizerliedern einige nicht übel, wenn der Verfasser sie nicht durchschnittlich alle wie Gummi elasticum in die Länge gezogen hätte. Karl Pöls scheint ein Jesuitenzögling zu sein — damit genug! C. Reimer (Richter) entfaltet ebenfalls ein gehöriges Quantum Pietismus. Emil Ritterhaus spendete Lieder der Liebe und Naturbilder, worunter „Der erfrorene Posten“ erwähnenswerth ist. Adolf Schults hat mit seinen Waldliedern den besten Beitrag der ganzen Sammlung geliefert, und um mildthätige Herzen für den edeln Zweck der Unternehmung zu gewinnen, lassen wir eins derselben hier folgen:

Im Walde.

Im Walde sitz' ich und träume
Und denke vergang'ner Zeit;
Es flüstern die Gipfel der Bäume,
Als wüßten sie um mein Leid.

Und einer sagt es dem andern,
Wie ich so traurig bin,
Und meine Klagen wandern
Durch die hohen Wipfel hin.

O, könntet ihr meine Klagen
Durch diesen Waldesraum
Mit leisem Flüstern tragen
Bis hin zum letzten Baum!

O eilt, es zu vollbringen!
D'rin nistet ein Vöglein klein,
Das will meine Klagen singen
Vor Liebchens Fensterlein.

Karl Siebel, die „Ungenannte“ und Karl Coutelle haben nichts von Bedeutung geliefert.

Nr. 5. Ein hübsches Talent, das einige Ursprünglichkeit verräth. Die erste Abtheilung, die „Dem Freunde“ gewidmet, enthält unter Anderm eine originelle poetische Erzählung: „Der Ueberfall.“ Der Gedanke des Verfassers, diese einfache und doch inhaltschwere Geschichte reimlos zu behandeln, war ein sehr glücklicher; die Sprache ist stellenweise großartig, besonders schön sind die letzten 18 Zeilen; das Ritornell „Es schweigt der Wald“ u. s. w. macht sich vorzüglich gut; wir bedauern, dieses Gedicht seiner Länge wegen nicht unsern Lesern mittheilen zu können. Die zweite Abtheilung, „Der Geliebten“ gewidmet, bringt natürlich größtentheils erotische Lieder, unter denen sich einige durch schwungvollen Rhythmus und melodi-

schen Fluß auszeichnen. Ein schöner lyrischer Erguß, obwol etwas an Heine erinnernd, ist:

Vision.

Komm, laß uns sitzen am Hünengrab,
Die Nebel wallen und gleiten,
Wir seh'n den Hügel auf und ab
Die alten Krieger reiten.

Wie scheint so bleich im Mondenstrahl
Der Glanz der Schwerter und Schilde!
Vom Hufschlag dröhnen Berg und Thal.
Es dampfen die Gefilde!

Die Krieger ziehen her und hin
Den Plan in tiefem Schweigen;
Wenn sie bei uns vorüberzieh'n,
Ist mir, als ob sie sich neigen.

Sie neigen sich, sie beugen sich
Vor einer deutschen Frauen,
Wie ihre Frauen minniglich
Und wohlig anzuschauen.

Du schmiegst voll Angst dich zu mir her,
Ich halte dich überselig;
Der Mond im tiefen Nebelmeer
Schwindet und sinkt allmälig.

Und wieder im tausendjährigen Grab
Sind Roß und Reiter versunken.
Als Todtenflammen leuchten herab
Glühwürmchen mit ihren Funken.

Wir sitzen allein am Hünengrab,
Ganz in Gedanken versunken.
Ich aber küsse die Thränen ab
Von deinem Auge, trunken.

Die dritte Abtheilung, „Aller Welt" gewidmet, ist sehr gemischten Inhalts; es fehlt auch hier nicht an einzelnen Schönheiten. Eigenthümlich ist der Schluß des an die Lehre von der Seelenwanderung mahnenden Gedichts „Letzter Wille".

Nr. 6. Man kann es wahrlich Niemandem verdenken, dem es mit der Kunst Ernst ist, wenn er weder links noch rechts nach einem Muster blickt, sondern sein innerstes Wesen, seine ganze Persönlichkeit in das Kunstwerk versenkt, um es so für sich selbst sprechen zu lassen. Die größten Meister sind eben blos dadurch die Vorbilder aller Zeiten geworden. Es gibt jedoch heutzutage viele Zwerge, die gern Riesen sein möchten; es wollen Alle über die Grenze hinaus, welche ihnen die Natur gezogen hat. Wir machen diese Vorbemerkung, theils, weil uns der Verfasser zu Jenen zu gehören scheint, denen es mit der Kunst Ernst ist, theils, weil es uns bedünken will, als überschätze er seine Kraft. Gleich eines der ersten Gedichte: „Fürst Caraccioli's Tod", bestätigt uns dies. Caraccioli wurde im Jahre 1799 als achtzigjähriger Greis an dem Maste einer britischen Fregatte im Hafen von Neapel seinem Palaste gegenüber gehängt. Bei seinem Proceß hatte Manches nicht den gehörigen Gang genommen; sein Tod bleibt ein Schandfleck für den neapolitanischen Hof und für Nelson, dessen schmähliche Abhängigkeit von der Lady Hamilton dadurch recht deutlich zutage kam. Hieraus allein sieht wol der Leser zur Genüge, daß sich aus diesem außerordentlichen historischen Factum hätte etwas Bedeutendes machen lassen; aber des Verfassers poetische Kraft reichte nicht aus, er wußte den ganzen Vorgang weder vor den Blicken des Lesers plastisch zu gestalten, noch in der Schlußtirade Caraccioli's sich über die hohle pomphafte Phrase zu einer großartigen Verwünschung, die hier am Platze gewesen wäre, zu erheben. „Napoleon auf dem Zuge nach Rußland" und „Marius und Hannibal" haben uns ebenfalls keine günstigere Meinung über des Verfassers Begabung für die Ballade und poetische Erzählung einflößen können. Dagegen zeigt er auf dem Felde der Lyrik manchmal eine feine Beobachtungsgabe für das Weben und Leben des Frühlings und das spielende Dasein der allüberall von Organismen durchschwärmten Schöpfung.

Am Schlusse des Buchs befinden sich einige Uebersetzungen der „Irish melodies" von Thomas Moore und der „Hebrew melodies" von Byron. Wir konnten ihnen jedoch nicht den geringsten Geschmack abgewinnen; Verse wie:

Doch 'nem Gefangenen im Land,
'nem Fremdling, halb ein Knabe noch —

klingen geradezu entsetzlich und beweisen eine große Unbehülflichkeit. Die darauf folgenden „Jugendgedichte" des Verfassers hätten füglich weggelassen werden können.

Nr. 7. Dies Buch hat einen Zopf. Daß die Liebe eine philiströse Seite hat, ist eine bekannte Sache. Manche glauben zwar, dies zeige sich erst in der Ehe; der Zopf wächst jedoch vielen Verhältnissen vor der Hochzeit, nämlich wenn die Liebe in Schwärmerei übergeht. Dies scheint der Verfasser nicht gewußt zu haben. Philisterthum in Versen ist aber des Guten zu viel. Wir wollen daher unsere Leser nicht mit dem Inhalt dieses „erzählenden Gedichts" plagen, das die langweiligste Robinsonade im modernen Zuschnitt ist, die uns noch je vorkam; selig sind die Ueberschwänglichen, denn ihrer ist das Himmelreich! Die ungereimten fünffüßigen Jamben, in denen sich die Geschichte träge fortwälzt, verlockten uns beinahe dabei einzuschlafen.

So hätten wir denn abermals eine Rundschau im Reiche der Poesie gehalten und gesehen, daß uns diesmal die Sage das Beste geliefert. Die poetische Fiction hat in unsern materiellen Zeiten Bankrott gemacht; sollte das den reichen Fonds der altnordischen Sage nicht noch erhöhen? sollten die Dichter nicht noch einsehen lernen, daß in diesen Fundgruben der Ahnenphantasie unbenutzte Schätze glänzend lagern? oder sollte sie die nun feststehende Erkenntniß, daß die Sanskritsprache die älteste, die reichste, die hochwüchsigste des ganzen indogermanischen Sprachstammbaums ist, nicht zu den herrlichen Sagen unserer Vorväter magnetisch hinziehen? Möchten gut behandelte, in flüssiges Deutsch gegossene Episoden aus „Mahabharata" oder „Ramayana" das deutsche Volk nicht mehr fesseln als geschraubte, gemachte, sogenannte „poetische Erzählungen" ohne Saft und ohne Kraft? Wir überlassen es allen jenen Dichtern, die noch keinen Namen haben, aber doch gern einen hätten, sich diese Fragen selbst zu beantworten. Kehrt zurück zum Einfachen! erinnert euch an Boerhaave's Lieblingsspruch: „Das Einfache ist das Zeichen der Wahrheit!"

Emanuel Raulf.

Matthias Claudius.

Der ehrliche Matthias Claudius, dessen Rheinweinlied so lange gesungen werden wird, als überhaupt noch bei deutschen Weinen deutsche Rundgesänge ertönen, verdient es, daß sein Andenken von Zeit zu Zeit im Gedächtniß der deutschen Nation aufgefrischt wird. Dies geschieht durch eine kleine Schrift, welche den Titel führt: „Ueber Matthias Claudius. Rede am Geburtstage Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander am 24. Juni 1854 im großen Hörsaale des Gymnasiums zu Weimar von Ludwig Kunze." Der Verfasser dieser aus dem „Weimarischen Kirchen- und Schulblatt" besonders abgedruckten kleinen Schrift ist Professor der Mathematik am weimarer Gymnasium, der Ertrag der Schrift zum Besten des Pestalozzi-Vereins bestimmt. Neu dürfte manchem Leser sein, was der Verfasser über Claudius' kurzen Aufenthalt in Darmstadt mittheilt, wohin dieser 1776 als Oberlandcommissarius mit 800 Fl. Gehalt berufen wurde. Claudius hielt es hier jedoch nicht lange aus, sondern kehrte, nach überstandener schwerer Krankheit, schon im April 1777 nach dem ihm so lieben Wandsbeck zurück, um wieder von der Feder zu leben. In den Wintermonaten 1777

redigirte er mit großer Geschicklichkeit und unter allgemeinem Beifall die von der Landescommission zu Darmstadt gegründete „Hessen-Darmstädtische privilegirte Landzeitung". Seine eigenen Aufsätze in diesem Blatte unterzeichnete er mit dem Namen „Görgel"; sie gingen unter der Ueberschrift „Görgeliana" später in den dritten Theil des „Wandsbecker Boten" über. In Bezug auf Kunze's Schrift bemerkte jüngst ein Berichterstatter in den „Göttinger gelehrten Anzeigen", daß sie namentlich von Denen werde mit Interesse gelesen werden, welchen das reizend gelegene Wandsbeck noch aus der Zeit bekannt sei, „wo es seinen frühern idyllischen Charakter noch nicht in den eines wüsten Faubourg des modernen Hamburg zu verwandeln angefangen hatte". Diese kleine Schrift gibt uns außerdem Anlaß, noch an dieser Stelle einen kurzen Nachtrag zu unserer Notiz „Hamburg sonst und jetzt" in Nr. 17 d. Bl. zu liefern. Wir hatten dort eine ziemlich ansehnliche Reihe bedeutender Männer genannt, die seinerzeit in Hamburg gelebt und gewirkt haben, aber wir hatten doch mehre vergessen, die recht eigentlich hamburgischen Bluts sind und gelegentlich in dieser kleinen Schrift genannt werden, z. B. Hermann Samuel Reimarus, den Verfasser der „Wolfenbüttelschen Fragmente"; den jüngern Reimarus, den ausgezeichneten Arzt und Physiker, dessen Haus der Sammelplatz aller geistvollen Männer der Stadt war; den Professor Büsch, den Mathematiker, der zu Lessing's Zeit die berühmte Handelsschule gründete, in der später Alexander von Humboldt einen Theil seiner Studien machte. Wir können aber unsere Liste noch weiter ergänzen und nennen die berühmten Gelehrten Schuppius und Jungius, den geistlichen Liederdichter Christian Christoph Sturm, den Dichter Schiebeler, Bode, Archenholz, der von Hamburg aus die „Minerva" redigirte, Bürgermeister Bartels, Verfasser der „Briefe aus Calabrien und Sicilien", unter den Schauspielern Baison, unter den jetzt lebenden Gelehrten Lappenberg. Daß der Dichter Paul Flemming, als er sich in Hamburg anzusiedeln im Begriffe stand, hier starb, ist bekannt; weniger aber dürfte es selbst geborenen Hamburgern bekannt sein, daß dieser vorzügliche Dichter des 17. Jahrhunderts in der St.-Katharinenkirche zu Hamburg begraben liegt.*) **H. M.**

*) Von Feodor Wehl wird demnächst im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ein Werk unter dem Titel erscheinen: „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert", auf das wir als einen interessanten Specialbeitrag zur deutschen Literaturgeschichte im voraus aufmerksam machen. D. Red.

Dramaturgische Notizen.

Lessing theilt in der „Hamburgischen Dramaturgie" den Inhalt einer spanischen Tragödie, die die vielbearbeitete Geschichte des Grafen Essex zum Vorwurf hat, in ziemlicher Ausführlichkeit mit. Im zweiten Act des Stücks entläßt die Königin den Kanzler und setzt sich zu ihren Papieren. „Sie will", sagt Lessing S. 65, „sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigern Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! «Muß es denn eben», sagt sie, «von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkommt?» Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte."

Ich weiß nicht, ob der Umstand schon von Jemand bemerkt worden ist: sowol die Aehnlichkeit der Situation an sich als insbesondere das warme Lob, welches Lessing derselben ertheilt, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß der Anfang der „Emilia Galotti" diesem Vorbilde nachgedichtet ist. Act 1, Scene 1: Der Prinz an einem Arbeitstische voller Bittschriften und Papiere, deren einige er durchläuft: „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! Die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch! Das glaub' ich, wenn wir Allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. Emilia? (Indem er noch eine von den Bittschriften aufschlägt und nach dem unterschriebenen Namen sieht.) Eine Emilia? Aber eine Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! Was will sie, diese Emilia Bruneschi? (Er liest.) Viel gefodert, sehr viel. Doch sie heißt Emilia. Gewährt!" Und kurz darauf heißt es: „Ich will ausfahren. Marchese Marinelli soll mich begleiten. Laßt ihn rufen. Ich kann doch nicht mehr arbeiten. Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig. — Auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen: — weg ist meine Ruhe und Alles!"

Wie Elisabeth ergibt sich der Prinz den Geschäften, die er nicht liebt, halb unwillig, aus Pflichtgefühl: vielleicht können sie dienen, die Emilia Galotti ihn vollends vergessen zu machen. Da führt ihm der Zufall den Namen einer Emilia unter die Augen: weg ist Ruhe und Alles, wie Elisabeth bei dem bloßen Titel Graf in ihre Leidenschaft zurückfällt.

Ist dergleichen aufsuchen Kleinlichkeit und philologische Pedanterei? Ich denke, bei einem Lessing ist jede Spur, die uns irgendwo in die Werkstätte des Genius blicken läßt, mit allem Eifer zu verfolgen.

Es ist merkwürdig und für französische oder wenigstens pariser Zustände bezeichnend, daß die französischen Dramatiker von dem Lorettendrama gar nicht wieder loskommen können, nachdem diese glänzende Erfindung einmal gemacht worden ist. Am 2. Februar 1852 wurde die „Dame aux camélias" zum ersten mal gegeben und dadurch das gefühlvolle Hetärenthum en vogue gebracht. Im Jahre 1853 versuchten es „Les filles de marbre" von Theodor Barrière und Lambert Thiboust, eine Art von freilich sehr einseitiger Opposition gegen diese Gattung zu erheben. Es schien gezeigt werden zu sollen, wohin sich die Liebhaberei eines blasirten Publicums für überwürzte Stoffe verirrt habe. Rafael von Marco ruinirt und dann weggeworfen verfällt in Wahnsinn. „Vous m'avez déchiré le coeur: — à mon tour." (Il fait le geste, scil. als ob er den ihm erscheinenden Phantomen das Herz zerreißen wolle.) „Ma main", fährt er fort, „n'a rien trouvé: elles n'ont pas de coeur." Ganz gut die Pointe: nur scheint im Ganzen auch in diesem Stück das Gift mit einer auffallenden prédilection d'artiste bereitet, das schließliche moralische Gegengift nicht allzu wirksam. Der in Athen spielende erste Act mit seinen nickenden filles de marbre ist über alle Begriffe abgeschmackt. Das neueste Stück von Alexander Dumas fils, am 20. März 1855 im Gymnase zuerst gegeben, heißt bekanntlich „Le demi-monde". Wenn auch das Stück selbst an zu viel Esprit in Dialog und Handlung leidet, sodaß man sich ordentlich abgespannt fühlt und nach etwas recht Derbem sehnt, so ist der Titel doch gut erfunden. Dumas definirt den Begriff des demi-monde durch einen Vergleich. Demi-monde unterscheidet sich von dem eigentlichen monde, wie Pfirsiche von Pfirsichen: hier wie dort findet sich bei der geringern Sorte un tout petit point noir qui sera la cause de son prix inférieur. Im Uebrigen zeigt das Stück doch wieder ein gewisses Gefühl für die Reinheit und Heiligkeit der Ehe, das freilich beinahe einzig auf einem sehr äußerlichen point d'honneur statt auf sittlichem Fundamente ruht. Im Ganzen sind die Sittenschilderungen des Stücks vortrefflich, nur kann der eigentliche monde auch nicht viel taugen, wenn wir von dem männlichen Contingent desselben schließen dürfen, welches sich in diesem „Demi-monde" bewegt und ziemlich unberechtigt zu der Ehre kommt, die Moralität der Familie und der Gesellschaft zu vertreten. Komisch ist es, wie die französischen Dramatiker, wenn sie einen von der sittlichen Verderbniß nicht Angesteckten brauchen, denselben aus Algier kommen lassen müssen, wo er sich circa zehn Jahre herumgetrieben hat: so hier Raymond de Nanjac, so in „La joie de la maison" u. s. w. Komisch und auch nicht komisch. **August Henneberger.**

Bibliographie.

Ahrens, H., Juristische Encyclopädie, oder organische Darstellung der Rechts- und Staatswissenschaft, auf Grundlage einer ethischen Rechtsphilosophie. Erste Lieferung. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Alt, J. K. W., Predigten über die neugewählten evangelischen Texte. Jahrgang 1855. Zwei Bände. Hamburg, Herold. Gr. 8. 2 Thlr.

Baggesen, J., Fragmente. Aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben von A. Baggesen. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Balmes, J., Fundamente der Philosophie. Aus dem Spanischen übersetzt von F. Lorinser. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Bodemann, F. W., Johann Tobias Kießling. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Nördlingen, Beck. 8. 10 Ngr.

Brendel, F., Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich. Von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. 25 Vorlesungen gehalten zu Leipzig. 2te Auflage. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Dessáry, A., Grundzüge der österreichischen Finanz-Gesetzkunde. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr.

Fenelon's Briefe an die Gräfin Gramont. Herausgegeben von C. A. Scharling. Gotha, F. A. Perthes. 16. 20 Ngr.

Gehricke, F. L., Launige Gedichte. 1stes Bändchen. Dessau, Neubürger. 12. 15 Ngr.

Die Grundlage der Gesellschaft vom historischen Standpunkte betrachtet. 1ster Theil. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Hahn, L., Geschichte des preußischen Vaterlandes. Für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts und für das größere gebildete Publikum. Mit Tabellen und einer Zeittafel. 2te Auflage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hansal, M., Neueste Briefe aus Chartum in Central-Afrika, geschrieben an seinen Freund Franz Xaver Imhof, Lehrer &c. Herausgegeben von Letzterem. Wien, Wallishausser. 8. 12 Ngr.

Hiobspost oder Chronik von Unglücksfällen und Verbrechen aller Art aus der neuesten Zeit. 1stes Heft. Nordhausen, Büchting. Gr. 12. 3¾ Ngr.

Markl-Werner, M., Gedichte. Wien, Prandel u. Meyer. Gr. 12. 20 Ngr.

Mooren, J., Nachrichten über Thomas a Kempis nebst einem Anhange von meistens noch ungedruckten Urkunden. Crefeld, Gehrich u. Comp. 8. 25 Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Der Tod Ahasver's des ewigen Juden. Tangermünde, Doeger. 8. 1 Thlr.

Rüstow, W., Der Krieg gegen Rußland. Politisch-militärisch bearbeitet. Mit Plänen und Porträts. 1ste und 2te Lieferung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 2 Thlr.

Seizinger, J. G., Bibliothekstechnik. Mit einem Beitrag zum Archivswesen. Nebst 44 Formularen. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sigwart, C., Ulrich Zwingli. Der Charakter seiner Theologie mit besonderer Rücksicht auf Picus von Mirandula dargestellt. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr.

Stille Sonntags-Stunden. Eine Sonnetten-Reihe. Greifswald, Koch. 12. 7½ Ngr.

Staufe, L. A., Heimatsgrüße aus Niederösterreich. Gedichte. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 16. 8 Ngr.

Stier, G., Wittenberg im Mittelalter. Uebersicht der Geschichte der Stadt von ihrem Ursprunge bis zum Tode Friedrichs des Weisen. Ein Beitrag zur Heimathskunde. Nebst einem Verzeichnisse der Denkmäler aus vorreformatorischer Zeit. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 8 Ngr.

Trogher, A., Briefe während einer Reise durch Istrien, Dalmatien, Albanien, Süd-Italien, Spanien, Portugal, Madeira und einen Theil der Westküste Afrika's. Triest, Schimpff. Gr. 8. 1 Thlr.

Vogel, C. W., Tobias, Vater und Sohn, oder: Die belohnende Macht des Gottvertrauens. Ein biblisches Gedicht in 17 Gesängen. Schleiz, Hübscher. 8. 10 Ngr.

Wimmer, G. A., Der Antichrist und die Zukunft des Herrn, nach der Schrift. Ein Weckruf an die Gegenwart. Bremen, Geisler. Gr. 8. 16 Ngr.

Wiseman, Fabiola, oder die Kirche der Katakomben. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. Mit Abbildungen. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Böttger, G., Die Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens in den Jahren 1655 und 1755 im Churfürstenthum Sachsen, besonders in Dresden, nebst kirchengeschichtlichen Erläuterungen. Aus den Quellen bearbeitet und herausgegeben. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 8 Ngr.

Brüggemann, K. H., Meine Leitung der Kölnischen Zeitung und die Krisen der preußischen Politik von 1846—1855. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 12 Ngr.

Erdmann, D., Winfried oder Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Ein im evangelischen Verein am 30. Mai 1855 gehaltener Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Gottesdienst auf der Wartburg am 7. Juni zur Einweihung der wiederhergestellten Schloßkapelle und zur Eröffnung der Verhandlungen der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Ngr.

Guizot, Unsere Täuschungen und unsere Hoffnungen. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von einem Preußen. Brüssel, Mayer u. Flatau. 8. 7½ Ngr.

Härter, E., Bonifacius als Apostel der Thüringer und die Johanniskirche auf dem Altenberge als erste christliche Kirche in Thüringen. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Hase, K., Die Entwicklung des Protestantismus. Eine akademische Rede. 2te Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 Ngr.

Die letzten Lebensstunden des Kaisers Nicolaus des Ersten. Nebst seinem Testament. Aus dem Russischen übertragen von M. Joel. 2te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Meier, D. E., Meine Entlassung und Rechtfertigung. Oldenburg, Stalling. 8. 5 Ngr.

Schulze, H., Vorschuß-Vereine als Volks-Banken. Praktische Anweisung zu deren Gründung und Einrichtung. Leipzig, Keil. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die standesherrlichen Beschwerden aus dem Großherzogthum Hessen. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber Gold- und Silber-Währung. Eine Vorlesung gehalten in dem Verein für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M. von D. K. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Vertreibung der Türken aus Europa eine sittliche Nothwendigkeit. Betrachtungen aus dem Nachlasse eines deutschen Arztes. Geschrieben im Jahre 1822. Berlin, Mauh. 8. 5 Ngr.

Worte eines orthodoxen Christen an die abendländischen Confessionen. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zur richtigen Beurtheilung des gegenwärtigen Standes der orientalischen Angelegenheit mit Beifügung des Originaltextes der Wiener Conferenzprotokolle. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Naturwissenschaft
in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie.

Von

Dr. Julius Frauenstädt.

8. Geh. 1 Thlr.

Diese nicht blos für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das **Verhältniß von Glauben und Wissen.** Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen Wagner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen Beide Front: gegen den Ausspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Köhlerglauben" huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit sei, mit den Resultaten und Foderungen der echten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Von Dr. Julius Frauenstädt erschienen in demselben Verlage:

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Schopenhauer'sche Philosophie, nach der Ueberzeugung des Verfassers dieser Briefe sowol wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit Kant, und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige Darstellung und unparteiische Beurtheilung mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwickelungsgang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tiefsinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem größern gebildeten Publicum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 28 Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Das Hauptwerk **Arthur Schopenhauer's** erschien ebendaselbst unter dem Titel:

Die **Welt als Wille und Vorstellung.** Zweite durchgängig vermehrte und sehr verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. 5 Thlr. 10 Ngr. (Der zweite Band enthält die Zusätze und Verbesserungen zur ersten Auflage und kostet einzeln 2 Thlr. 20 Ngr.)

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Bülau.** Sechster Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die letzten Medicis. — II. Victor Amadeus I., König von Sardinien. — III. Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Hessen-Kassel und Erbprinz Friedrich, nachheriger König von Schweden. Ein aus authentischen Quellen gezogener Beitrag zur schwedischen und hessischen Geschichte. Von Chr. v. Rommel. — IV. Katharina I., Kaiserin von Rußland. — V. Fürst Alexei Menczikoff. — VI. Ein unstäter Prinz. — VII. Friedrich IV. von Dänemark und seine Freundinnen. — VIII. Zwei Gräfen zu Schaumburg-Lippe.

Der erste bis fünfte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen 22 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der 13. bis 22. Theil, der **Neuen Folge** 1. bis 10. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1855.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Benfey, Kurze Sanskrit-Grammatik

zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh. 3 Thlr.

Dem Verfasser ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, eine **kürzere Bearbeitung** seiner „Vollständigen Grammatik der Sanskritsprache" **für Anfänger** zu veranstalten. Er hat dies in dem vorliegenden Werke gethan, das sich in Allem an seine grössere Grammatik genau anschliesst.

Letztere bildet einen Theil des nachstehenden in demselben Verlage erschienenen Werks:

Handbuch der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von **Theodor Benfey.** Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 14 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besondern Titeln:

Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil: *Text, Anmerkungen, Metra.* 1853. 4 Thlr. Zweiter Theil: *Glossar*, 1854. 5 Thlr.

Ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen der **Sanskritsprache** von dem berühmten Orientalisten. Die **Grammatik** wird in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen. Die **Chrestomathie**, nebst **Glossar**, lehrt alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet somit für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der Sanskritsprache.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Leipzig** erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bibliothekstechnik.

Mit

einem Beitrag zum Archivwesen.

Von

Johann Georg Seizinger,

z. Z. Bibliotheks-Secretair am Germanischen Museum zu Nürnberg.

Nebst 44 Formularen.

Eleg. brosch. Gr. 8. Preis 1⅓ Thlr.

Ein zweckmässiges **praktisches** Handbuch für alle **Bibliothekare von Fach, für Besitzer grösserer Bibliotheken, für Archivare,** sowie für **Antiquare.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mosen (Julius), Herzog Bernhard.

Historische Tragödie. 8. Geh. 16 Ngr.

Der fortwährend durch schwere körperliche Leiden geprüfte deutsche Dichter, dessen Werke gewiß zu den gediegensten und gesundesten Schöpfungen der Neuzeit gehören, legt dem deutschen Publicum hier eins seiner besten Dramen vor, von dem bisher nur einzelne Bruchstücke im Druck erschienen, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt haben.

Von Julius Mosen erschienen in gleichem Verlage:

Bilder im Moose. Novellenbuch. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par **Léopold Neumann,** docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome premier. In-8. Geh. 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge **Oesterreichs** mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf **vier Bände** berechnet, die möglichst rasch hintereinander erscheinen werden. Namentlich wird eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. In einer Vorrede zu diesem ersten Bande spricht sich der Verfasser ausführlich über das ganze Unternehmen aus.

In demselben Verlage erschienen folgende

wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

——, **Causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

——, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, **Éléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 1852. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

④ l ä t t e r

f ü r

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 26. Juli 1855.

Robert Prutz als Romanschriftsteller.

1. Das Engelchen. Roman von Robert Prutz. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 5 Thlr.
2. Felix. Roman von Robert Prutz. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern von Robert Prutz. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 5 Thlr.

Mit dem „Musikantenthurm" bietet uns Robert Prutz bereits seinen dritten größern Roman, und es dürfte also, zumal da seine beiden ersten Romane in d. Bl. bisher noch unbesprochen geblieben sind, nicht unangemessen sein, jetzt seine Leistungen auf diesem Gebiete einer zusammenfassenden Beurtheilung zu unterwerfen und ihn als Romanschriftsteller überhaupt zu charakterisiren. Die beiden Hauptfragen, auf deren Beantwortung es hierbei ankommt, sind: Aus welchen Stoffen webt er seine Romane? und: In welcher Weise werden diese Stoffe von ihm verarbeitet? Hieraus aber wird sich dann die Beantwortung der dritten Frage, von welcher Art der Gesammteindruck ist, den sie theils inmitten des Lesens machen, theils in der Erinnerung zurücklassen, und welche Bedeutung sie demgemäß einerseits in ästhetischer, andererseits in ethischer und culturhistorischer Beziehung in Anspruch nehmen dürfen, ganz von selbst ergeben.

Zuerst also von den Stoffen! In diesem Betracht haben alle drei Romane das Gemeinsame, daß sie keine historischen, sondern sogenannte sociale Romane sind. Die Ereignisse also, welche die Fabeln derselben bilden, sind keine wirklich vorgefallenen, wenigstens keine öffentlich bekannt gewordenen, der Geschichte einverleibten Thatsachen, sondern entweder reine Erfindungen der dichtenden Phantasie oder doch von der Phantasie reflectirte und umgeschaffene Lebensbeobachtungen. Auch darin stimmen sie alle drei überein, daß sie sich sämmtlich um Interessen der Gegenwart drehen, daß die Geschichten, welche in ihnen erzählt, die Personen, welche in ihnen gezeichnet, die Zustände, welche in ihnen geschildert werden, die Lebensverhältnisse und historischen Entwickelungen der jüngst an uns vorübergegangenen Jahre zum Hintergrunde haben, und daß auch die ganze darin sich aussprechende Weltanschauung und Lebensansicht eine entschieden moderne, mit den Regungen und Bewegungen der Zeit sympathisirende ist, woraus sich von selbst ergibt, daß sich auch die Unterbrechungen und Stockungen, an denen der Pulsschlag der Zeit jetzt gerade krankt, darin wiedererkennen lassen. Sind daher die Prutz'schen Romane auch keine eigentlichen Geschichtsbilder, so sind es doch im Boden der Geschichte wurzelnde Zeit- und Lebensgemälde, und wenn am Ende jeder Zeit, von welcher Beschaffenheit sie übrigens auch sein möge, ihre eigenen Leiden und Freuden, Bestrebungen und Kämpfe die nächstliegenden und interessantesten sind, so haben schon in diesem Betracht die Prutz'schen Arbeiten auf die regste Theilnahme Anspruch.

Nun sind aber die Interessen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit gar mannichfaltige, und es fragt sich also, welche derselben sich gerade Prutz zur Verarbeitung ausgesucht hat. Auch in dieser Beziehung haben die drei Romane noch etwas Gemeinsames, denn sie correspondiren einerseits darin, daß sich keiner derselben auf ein ganz specielles, einer besondern Lebenssphäre angehöriges Interesse beschränkt, sondern daß in jedem mehr oder minder die allgemein menschlichen Lebensbeziehungen zum Mittelpunkt der Darstellung gemacht oder wenigstens verschiedenartige Einzelinteressen zu einem für das Ganze bedeutungsvollen Gesammtinteresse verschlungen werden; andererseits stimmen sie darin überein, daß sie sich mit besonderer Vorliebe in den Wirren und Conflicten des gesellschaftlichen und politischen Lebens bewegen und hier namentlich die pathologischen Erscheinungen ins Auge fassen. In und bei dieser Gemeinsamkeit gehen sie jedoch auch wieder nach wesentlich verschiedenen Seiten auseinander. Spielt der erste derselben, „Das Engelchen", noch in den Jahren vor 1848, so fällt hingegen der zweite, „Felix", recht mitten in die Blütezeit oder besser den Mittsommernachtstraum dieses ewig denkwürdigen Jahres hinein, der dritte

aber, „Der Musikantenthurm", kündigt sich, obschon seine Geschichte in den Anfang der vierziger Jahre verlegt ist, so entschieden als ein Product jener allerneuesten Weltanschauung an, in welcher das Drängen und Treiben vor und während des Revolutionsjahrs bereits als ein überwundener Standpunkt, ja als etwas gar nicht Dagewesenes, gar nicht in die Zeitrechnung mit Aufzunehmendes betrachtet wird, daß man ihn mit Fug und Recht den beiden ersten als den Vertretern des Avant und Pendant gegenüber für den Repräsentanten des Après ansehen kann, freilich eines Après, das sich ganz wie ein Avant vor dem Avant ausnimmt.

Hieraus ergeben sich nun auch die übrigen Stoffunterschiede der drei Romane. „Das Engelchen" rollt uns ein Bild von dem halb ernsten, halb lächerlichen, theils wirklichen, theils künstlich gemachten Vorspuk der Revolution auf; es malt uns jene Zeit, in welcher sich zuerst die geheimen Wunden und Schäden der Gesellschaft, welche unter den Bandagen eines langjährigen Friedens und einer wohldisciplinirten Polizei nur in der Stille um sich gefressen hatten, wieder mehr auf der Oberfläche fühlbar machten, ja bereits zu suchten und eitern begannen, wo namentlich die Kluft zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Reich und Arm, zwischen Capital und Arbeit immer breiter und drohender wurde und die regierende Gewalt, die bisher Alles so hübsch zusammengehalten hatte, sowol den Anmaßungen der Bevorzugten wie den Verzweiflungsausbrüchen der Unterdrückten gegenüber immer mehr und mehr in Verlegenheit gerieth, dergestalt, daß sie zuletzt keinen andern Rath wußte, als die Einen durch die Andern bange zu machen und gegenseitig im Schach zu erhalten, mit Jenen nach Umständen zu liebäugeln und zu schmollen, Diesen gegenüber nach Bedürfniß die Miene des Erbarmens und des Schreckens anzunehmen und denselben Teufel, vor welchem man selbst im Stillen zitterte und bebte und den man in den tiefsten Abgrund der Hölle hinabwünschte, als Schreckbild für die gerade am meisten Gefürchteten an die Wand zu malen, ja sich mit ihm in ein höchst bedenkliches und gefährliches Spiel einzulassen. Den Grund und Boden dieses Romans bildet daher ein im Gebirge liegendes Fabrikdorf, in welchem sich die beiden Pole der Gesellschaft in der Person eines reichen Fabrikherrn mit Zubehör einerseits und einer theils demoralisirten, theils infolge der Fabrikanlage in Elend versunkenen Bevölkerung andererseits schroff und drohend gegenüberstehen und dessen Zustände von dem gerade am Steuer sitzenden, sich von beiden Seiten bedroht fühlenden und sich auch von oben her nicht mehr für sicher haltenden Ministerium insgeheim zur künstlichen Anzettelung eines an sich ungefährlichen, aber gefährlich aussehenden Revolutiönchens benutzt werden, durch welches die ins Wanken gerathene Bureaukratie Fürst, Adel, Kirche, Bourgeoisie und Volk, kurz alle gegen sie ankämpfenden Elemente wieder in ihr Netz einzuspinnen hofft. Diesem allgemeinen Grund und Boden entsprechen denn auch die einzelnen Gestalten des Bildes, eine Galerie der verschiedenartigsten und den verschiedensten Sphären entnommener Persönlichkeiten; denn zu den Vertretern jener sich bunt durchkreuzenden politisch-socialen Schichten und Fractionen gesellen sich auch noch solche Elemente, die ihnen gegenüber das reine, unverfälschte Menschenthum repräsentiren und die gerade hierdurch mit all jenen dem Reinmenschlichen entfremdeten Elementen in Conflict gerathen und Mühe haben, zuletzt über sie den Sieg davonzutragen. Nicht alle Figuren sind von gleichem Interesse und gleicher Lebenswahrheit. Herr von Lehfeldt z. B., der natürliche Sohn des Ministers, der als Maler Schmidt die Bewegung des Fabrikdorfs erst leiten und fördern und hinterher bewältigen soll, trägt in seiner Anlage doch gar zu sehr das Gepräge eines Geschöpfs der Fiction und entfaltet überdies in der Entwickelung der Geschichte eine viel zu unbedeutende Thätigkeit, als daß man ihm dauernd die Theilnahme zu schenken vermöchte, die er im Eingang des Romans für sich in Anspruch nimmt. So macht auch die Figur Sandmoll's nicht jenen Eindruck, den wol der Verfasser damit beabsichtigt hat, denn einerseits will es nicht recht glaublich scheinen, daß sich so weltkluge Männer, wie Herr von Lehfeldt, der Fabrikherr Wolstòn u. A., die doch wenigstens als rechtliche Leute gelten wollen, mit einem so notorisch als Bösewicht bekannten und von der Natur gezeichneten Schurken in so intime Beziehungen einlassen und ihm soviel Macht und Einfluß einräumen, und andererseits stellt er sich als eine rein widerwärtige, jedes versöhnenden Elements ermangelnde Natur dar und vermag daher dem poetischen Bedürfniß nicht zu genügen. Von weit tieferer Anlage ist der tolle Heiner, ein zum Vagabunden herabgesunkener, aber noch die Spuren nicht blos einer verwilderten Genialität und Bildung, sondern auch eines guten Herzens verrathender Theolog; indessen ist die Ausführung desselben nicht ganz frei von einer gewissen Monotonie und namentlich vermag es auf die Dauer nicht zu wirken, daß sein Humor kein ihm ursprünglich eigenthümlicher, sondern nur ein von Shakspeare und andern Dichtern geborgter ist. Ebenso ist auch der alte Meister, ein Weber von altem Schlage, der sich in seiner Jugend die Plane einer von seinem Vater gemachten Entdeckung der Maschinenweberei von einem gaunerischen Reisegefährten hat entwenden lassen und nun erleben muß, daß ihn eben dieser zum reichen Fabrikherrn des Dorfs emporgekommene Gauner in Armuth und Elend stürzt, ein in seiner Grundidee und Gesammterscheinung echtpoetisches Element des Romans; in den einzelnen Zügen seines Thuns jedoch bleibt er ein wenig hinter diesem Urbilde zurück. Um so trefflicher und durchweg gelungen ist die Durchführung des eben genannten Fabrikherrn Wolston selbst, allerdings ein schwarzer, hartgesottener Sünder, aber trotzdem von poetischem Interesse, weil er durch die eminente Ueberlegenheit seines Verstandes und unerschütterliche Consequenz seiner Handlungsweise uns dennoch eine gewisse Bewunderung abnöthigt, ja uns zu dem Bewußtsein bringt,

daß die Welt- und Culturgeschichte, um vorwärtszukommen und neue, höhere Standpunkte zu gewinnen, auch solcher Käuze bedarf, welche, nur ihr Ziel im Auge habend, herz- und rücksichtslos über das Alte hinwegschreiten und nicht danach fragen, ob sie in und mit ihm auch gute und erhaltungswerthe Keime zertreten. Treffliche Repräsentanten der geschilderten Zeit sind ferner Wolston's zweite Gemahlin, eine dem bekannten Sprichwort entsprechende, in vornehmem Stil gehaltene alte Betschwester, und der von ihr zum Prediger des Fabrikdorfs berufene, dem Volke gegenüber höchst gestrenge, mächtig eifernde und fanatische, dagegen im Verkehr mit allen Höhern äußerst süße, geschmeidige, liebenswürdige Herr Waller; und als Gegenstücke dazu der kurz angebundene, tapfere und jezuweilen nur allzu ungeduldig für das Recht ins Feuer gehende Justizrath und der behäbige, gern mit aller Welt im Frieden lebende und dennoch aus der Weltanschauung eines Restaurationspoeten gar zu gern in die eines Revolutionspropheten hinüber schlendern wollende Dichter Florus. Und so finden sich auch unter den Gestalten des Volks mehre, die als treue Bilder gewisser in dieser Sphäre immer wiederkehrender Typen gelten können, obschon der Verfasser hier mit etwas zu grellen Farben gemalt und sich allzu sehr an die schlechthin rohen Elemente gehalten hat. Fügen wir hierzu nun noch Angelika oder das Engelchen, die Hauptfigur und Taufpathin des Romans, eine überaus liebe und trotzdem, daß man ihr noch etwas mehr Entschlossenheit im Handeln und eine etwas rührigere Entwickelung ihres Wesens wünscht, höchst anziehende und der Theilnahme, die für sie in Anspruch genommen wird, wirklich würdige Erscheinung, und denken dabei auch an die ihr zunächststehenden Figuren ihrer leidenden Mutter, ihres kranken Bruders und des von ihr geliebten Meistersohns Reinhold, welche ebenfalls theils für sich, theils für die Charakteristik des Engelchens viel interessante Momente bieten: so werden wir nicht umhinkönnen, den Roman in stofflicher Beziehung als einen ungewöhnlich reichen und Theilnahme erweckenden anzuerkennen, umsomehr, als die verschiedenartigen Elemente desselben auch in geheimnißvolle Beziehungen und spannende Verwickelungen gebracht sind.

Nicht minder günstig haben wir in diesem Betracht über den Roman „Felix“ zu urtheilen. Für einen interessereichen allgemeinen historischen Hintergrund bürgt hier schon das Jahr 1848, das, wie man auch jetzt darüber denken möge, nicht blos in die Entwickelung des großen Allgemeinen, sondern auch in das Leben und Weben jedes Einzelnen so tief und gewaltig eingegriffen hat, daß nicht eine poetische Wiedervergegenwärtigung desselben in Jedem eine Masse sei es leidiger oder freudiger, ergötzlicher oder bedauerlicher, immerhin aber gemüthergreifender und unvergeßlicher Erinnerungen wachrufen müßte. Nun hat zwar Prutz darauf verzichtet, in sein Bild gerade die stärkern und großartigern Bewegungen jenes Jahres aufzunehmen, sich vielmehr beschränkt, eine Art Stillleben innerhalb desselben oder wenigstens eine nur in innern Conflicten verlaufende, an eine selbst sehr friedlich hergehende Transaction und höchst loyale Freiheitsbegeisterung sich nur anlehnende Lebenskrisis eines jungen Dichters zu zeichnen; aber nichtsdestoweniger eröffnen sich auch von diesem Kinderspielplatz aus auf die Zustände und charakteristischen Persönlichkeiten jenes Jahres so interessante Durch- und Lichtblicke, daß man eine Darstellung der heftigern Kämpfe nicht vermißt, vielmehr an der hier gebotenen doppelten Antheil nimmt. Und die vom Verfasser geschilderten Verhältnisse sind in der That recht glücklich gewählt und namentlich für eine Charakteristik jener Zeit vom psychologischen und humoristischen Standpunkte trefflich geeignet; denn es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß gerade in engern Kreisen und beschränktern Beziehungen der Psycholog für seine Beobachtungen und der Humorist für eine launige Abspiegelung des Lebens ein weit ergiebigeres Feld besitzt als auf denjenigen Gebieten, wo die Schicksale der Welt im Großen entschieden werden.

Wie die allgemeinen Grundlagen, sind nun auch die einzelnen Elemente dieses Romans für eine poetische Behandlung wohl geeignet: Felix, ein junger Dichter, der durch eine poetisch-warme, für Recht und Wahrheit in die Schranken tretende Rede im „Club der Wahrhaften“, sowie durch anonyme Zeitungsartikel Sensation macht, dadurch die Aufmerksamkeit des Märzministers auf sich lenkt, durch dessen Protection von der Poesie abgelenkt und in die Politik verwickelt wird und Gefahr läuft, das Opfer eines diplomatischen Manoeuvre und einer ihn umgarnenden Intrigue zu werden, zu guter Stunde jedoch aus diesen Schlingen gerettet wird; Filibert, Graf von Blotz-Blotz, der eben erwähnte Märzminister, nach einer lustig verlebten Jugend und einem Durchfall durch das diplomatische Examen bereits vor 1848 das Haupt einer höchst zahmen Opposition und jetzt durch allerhand demokratische Redensarten und bureaukratische Kunststückchen am leicht errungenen Ruder sich zu behaupten versuchend; Florentin, sein von Kindheit an nichtsnutziger, aber schlauer und geriebener, mit Filibert, Felix, dem Club der Wahrhaften, kurz seiner ganzen Umgebung ein höhnisch-ränkevolles Spiel treibender Vetter; Victoria, Filibert's Schwester, eine für das Edle und Wahre empfängliche, durch Geist und Anmuth bezaubernde, aber stolze, sich über das Treiben der Welt erhaben fühlende und insbesondere die Männer verachtende Schöne, so sehr Idealistin, um endlich ihren Stolz durch Felix brechen zu lassen, für ihn zu schwärmen, auch ihn für sich zu begeistern, ja ihn heirathen zu wollen, aber doch nicht tiefblickend und umsichtsvoll genug, um nicht doch zuletzt eine Beute der Intriguen Florentin's zu werden; Haberland, ein zwar dem ancien régime zugethaner, aber es doch auch mit der neuen Ordnung der Dinge redlich meinender, überhaupt kreuzbraver, obwol in manchem Betracht etwas wunderlicher Geheimrath, nebst seiner resignatorisch-empfindsamen, ewig die Duldermiene zur Schau tragenden, nur im Bewußtsein eigenen und fremden Unglücks sich glücklich fühlenden Gemahlin; Hermann,

ein etwas rauher und schwerfälliger, aber dabei grundehrlicher und treuer Schwärmer für die neue Zeit; Meinhart, ein verrückt gewordener Schulmeister, welcher dermaleinst einen tiefgelehrten Tractat „Von der Rechtsbeständigkeit des weiland Deutschen Reichs" geschrieben, das Manuscript von einer Verlagshandlung zur andern geschickt und es endlich gar nicht wieder bekommen hatte, hierüber die fixe Idee faßte, daß es gestohlen sei und unter fremdem Namen erscheinen werde, nun, um dem Diebstahl auf die Spur zu kommen, alle dahin schlagenden Bücher aufkaufte, sich dadurch um Stelle und Vermögen brachte und endlich in den Wahnsinn verfiel, sich selbst für den zu Recht bestehenden deutschen Kaiser zu halten; Käthchen, seine einst von ihm angenommene Tochter, die sich des übergeschnappten Pflegevaters fort und fort mit treuer Liebe annimmt und durch ihrer Hände Arbeit ernährt, außerdem die Jugendfreundin des Dichters Felix, die für denselben unbewußt eine innige warme Liebe empfindet und auch von ihm unbewußt wieder geliebt wird, bis dessen Verhältniß zu Victoria die stille Flamme zum Durchbruch bringt und der gute Genius der Geschichte der wahren Liebe zum Siege verhilft, u. s. w. Auch die mehr untergeordneten Persönlichkeiten dieses Romans, ein Droschkenkutscher, ein Hausmann, eine austrangirte Hofopernsängerin u. s. w., sind theils ergötzliche, theils lebenswahre Figuren und haben vor den volksthümlichen Elementen des ersten Romans jedenfalls das voraus, daß sie weniger roh und mehr mit eigenthümlichen Zügen ausgestattet sind, wie denn überhaupt der in „Felix" verarbeitete Stoff zwar minder reichhaltig und mannichfaltig, auch weniger ernst und gewichtig als der des „Engelchen", aber dafür durchweg von mehr gleichartigem Werthe und bei mehr Eigenthümlichkeit doch von natürlicherm Gepräge ist.

Wesentlich anders stellen sich uns die stofflichen Elemente des „Musikantenthurm" dar. Wie in den Jahren nach Ueberwindung der Revolution — namentlich vor dem Auftauchen der orientalischen Frage — das Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, ja für alle höhern Lebensverhältnisse immer schwächer und stumpfer wurde und sich endlich ganz in die Regionen des ordinären Alltagslebens, in das Getriebe der materiellen Interessen, in den Strudel der physischen Genüsse, in die Spelunken des Lasters und des Elends, in den Taumel halb wahnwitziger Schwindeleien, wie Tischrücken, Geisterklopfen u. s. w., verlor, so bewegt sich auch dieser Roman, den wir schon oben als einen Ausfluß oder Abklatsch der in sich selbst stagnirenden Reactionszeit charakterisirt haben, durchweg in einer Lebenssphäre, in welcher von irgendwelchen allgemeinern und höhern Interessen kaum eine Spur zu finden ist oder wo uns dieselben, wenn sie ja einmal hier und da auftauchen, doch nur in lächerlichen Zerrbildern oder in sehr düsterer Beleuchtung vorgeführt werden. Die Geschichte spielt in einer alten, ausgestorbenen, verwetterten Landstadt, die eine kurze Zeit Residenz eines apanagirten Fürsten gewesen ist, jetzt aber für das Ländchen, dem sie angehört, die Stelle eines Sibirien vertritt und als Exil für misliebige Beamte, gefallene Günstlinge u. s. w. benutzt wird. Sie liegt mitten in einer öden, trostlosen Sumpfgegend und ist also auch in dieser Beziehung das Bild eines stagnirenden, in Fäulniß übergehenden Lebens. Nicht besser steht es um ihre innern Zustände. Das Interessanteste und Wichtigste, was sie besitzt, ist einerseits der sogenannte Musikantenthurm, welcher dem Buche den Namen gegeben, ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, jetzt Stifts- und Armenhaus der Stadt mit nicht unansehnlichen Stiftungen, ein Spital für arme Alte und Kranke, aber auch eine Unterkunft für Obdach- und Heimatlose, für Landstreicher und Bettler, also ein Sitz und Sammelplatz jedweden Elends; andererseits ein halbverfallener Fürstenpalast, später zum Wohnsitz eines hierher verbannten reichen Kammerdirectors theilweise neu eingerichtet und jetzt von der Erbin desselben, einer Frau von Schwarzenfeld, und deren Sohn, einem mit der Oberaufsicht über den Musikantenthurm betrauten Regierungsrath, bewohnt.

Diesen Oertlichkeiten entsprechen nun auch die darin verkehrenden Personen und die zwischen denselben bestehenden Beziehungen und Verwickelungen. Bis auf einige wenige lichtere Momente Alles ein Zusammenfluß der entschiedensten, gewöhnlichsten Misère! Auf der einen Seite außer den hadernden, keifenden Spitalweibern ein auf der Bärenhaut liegender und seine Familie tyrannisirender Seiltänzer, ein früh und spät betrunkener, sein munteres, talentvolles Töchterchen Flora zur Bänkelsängerin erniedrigender Bierfiedler, kurz das zusammengelaufene Gesindel und die sonstigen Insassen des Musikantenthurms, Herr und Frau Lux, Hausvater und Hausmutter desselben, nicht ausgenommen; auf der andern Seite der schon erwähnte Kammerdirector, ein alter, grauer Sünder, noch in greisen Haaren am liebsten in lüsternen Vorstellungen und schlüpfrigen Reden schwelgend und selbst auf dem Todbette mit der Vererbung seines zusammengescharrten Reichthums ein schnödes, an Wirrwarr und unsaubern Conflicten sich kitzelndes Spiel treibend; sodann die genannte Baronin von Schwarzenfeld, in ihrer Jugend ihr erstes, in geheimer Ehe geborenes Kind verleugnend und einem ungewissen Schicksal preisgebend, dann ihr zweites, um die Erbschaft des Oheims zu bekommen, mit einem fremden vertauschend, in ihrem Alter darüber von Gewissensbissen gequält und jenem nichtsnutzigen, brutalen Seiltänzer, dem Haupthelden unter dem Gesindel des Musikantenthurms, welchen sie für ihren einst preisgegebenen Erstgeborenen hält, eine aller Welt höchst auffällige, ja skandalöse Zärtlichkeit zuwendend, bis sie bei einem von diesem geleiteten Raubanfall das Opfer eines Mords wird; ferner der untergeschobene Sohn derselben, seiner vermeintlichen Mutter von Kindesbeinen an nur ein Gegenstand des Aergernisses und des Hasses, auch später als Regierungsrath mit ihr in unversöhnlicher Feindschaft lebend und obenein aus Verdruß über die lieblose Vorenthaltung des einst ihm zufallenden Reichthums ein Schulden über

Schulden machender Müßiggänger und Verschwender; ferner ein scheinbar höchst lieber, bescheidener und uneigennütziger Vetter der Baronin, in der That aber der eigentliche Erzhalunke, der den ganzen Wirrwarr angezettelt, bei Allem seine helfende Hand im Spiele gehabt und dabei in allen Ehren sein Schäflein ins Trockene gebracht, ja sich zum höchst achtbaren und einflußreichen Präsidenten emporgeschlängelt hat; ferner ein Herr Krappenberg, ein fahrender Schwindler und Abenteurer, der sich mit einer Nichte der Frau Baronin verheirathet, mit ihrem Vermögen durchgeht und Weib und Kind in jammervollster Lage zurückläßt, der späterhin als ein von der Regierung hochbegünstigter und zur Revision und Reorganisation des Musikantenthurms bestellter Apostel der werkthätigen Liebe wieder auftaucht und als solcher mit Hülfe des gaunerischen Lux nahe daran ist, sich den Nettogewinn der ganzen Geschichte zu erschwindeln, zu guter Stunde jedoch noch von seiner eigenen Tochter entlarvt und genöthigt wird, sich aus dem Staube zu machen, u. s. w. Niemand wird leugnen können, daß ein Dichter, der sich die Aufgabe gestellt, eine in Fäulniß begriffene Zeit- und Lebenssphäre zu zeichnen, keine passendern Geschöpfe zur Bevölkerung und Belebung dieser Sphäre erfinden konnte als die hier in Kurzem charakterisirten, und man kann daher im Hinblick auf jene Aufgabe dem Autor aus einer Zusammenstellung derartiger Wesen sicherlich keinen Vorwurf machen. Eine andere Frage aber freilich ist, ob denn eine solche Sphäre und so beschaffene Creaturen überhaupt der poetischen Darstellung werth und würdig sind, und ob der Sinn für das Schöne, dessen Belebung und Befriedigung doch dem Dichter als die erste und höchste Aufgabe gelten muß, wirklich im Stande ist, an einem aus so unsaubern Bestandtheilen zusammengesetzten Ganzen ein wärmeres Interesse zu nehmen; und auf diese Frage kann die Antwort zwar nicht schlechthin verneinend, aber auch nicht unbedingt bejahend ausfallen. An und für sich nämlich läßt sich von keinem Stoff, keinem Gegenstande behaupten, daß er schlechterdings unschön oder häßlich, also für eine poetische Darstellung unbrauchbar sei; es läßt sich vielmehr jeder Stoff im Spiegel der dichterischen Phantasie verklären und von geschickter Hand so bearbeiten, daß das ästhetische Gefühl, weit entfernt, einen Anstoß daran zu nehmen, sogar eine Quelle des Genusses darin findet. Aber daß ein an sich unschöner oder gar unsauberer Stoff wirklich eine solche Veredelung erfahre und durch die Art und Weise der Behandlung in das Licht der Schönheit gerückt werde, ist eine schlechthin unerlaßliche Bedingung, und es entsteht also für uns die neue Frage, ob Prutz im Stande gewesen ist, im „Musikantenthurm" dieser Bedingung zu genügen. So drängt uns also zumeist die neueste seiner Arbeiten von selbst zur Erörterung desjenigen Gegenstandes hin, dem wir den zweiten Abschnitt dieses Artikels widmen wollten, der Frage nämlich, wie überhaupt Prutz die von ihm gewählten und erfundenen Stoffe zu bearbeiten versteht.

Da die Erledigung dieser Frage besonders in Betreff des „Musikantenthurm" von Wichtigkeit ist, so wird es nicht unzweckmäßig sein, zunächst bei diesem stehen zu bleiben, und zwar wollen wir unsere Aufmerksamkeit sofort der bereits hervorgehobenen Hauptfrage zuwenden, ob es dem Autor gelungen ist, den an und für sich dem Pfuhl der miserabelsten Verhältnisse entlehnten Stoff zum Gegenstande eines wirklichen Interesses zu machen. Wir können hierauf leider nicht unbedingt mit Ja antworten, müssen vielmehr in verschiedenen Beziehungen auch ein verschiedenes Urtheil abgeben. Das Erste und Hauptsächlichste, was wir dem Verfasser zugestehen müssen, besteht in der Anerkennung der Thatsache, daß er verstanden hat, die an und für sich ziemlich unsaubern Fäden seines Romans zu einem wirklich künstlichen, fast unlösbar scheinenden und doch zur Lösung reizenden Knoten zu verschlingen, daß es ihm auf diese Weise geglückt ist, eine wirklich verwickelte, die Neugier spannende und fesselnde, den Leser ziemlich bis zum Schluß im Ungewissen erhaltende und dadurch ihn fort und fort beschäftigende Erzählung herzustellen. Allerdings besitzt der Roman diese Anziehungskraft nicht von vornherein; man muß sich vielmehr anfangs ziemlich lange zuerst durch bloße Schilderungen der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse und sodann durch Ausmalungen sehr unerquicklicher Vorfälle und Scenen im Musikantenthurm hindurcharbeiten, denen der Autor nur hier und da wirklich anregende, seien es komische oder ergreifende Momente abzugewinnen gewußt hat. Sobald aber diese Partien überwunden und die blos zur Exposition dienenden Elemente vollständig abgethan sind, sieht sich auch der Leser bereits in ein Netz eingesponnen, in dem er sich zwar nicht gerade wohl und behaglich fühlt, aber dem er sich doch nicht eher wieder entwinden kann oder mag, als bis ihn der Autor durch Wiederabwickelung desselben selbst von ihm befreit. Die Mittel, deren sich der Dichter hierzu bedient, sind zwar in ihrer Allgemeinheit gerade keine neuen, vielmehr vor Zeiten ziemlich verbrauchte und daher neuerdings seltener angewandte, nämlich Unterschiebung und Vertauschung von Kindern, Verwechselungen von Personen u. dgl.; aber die besondere Art und Weise, wie der Verfasser davon Anwendung gemacht, wie er die Verwickelungen im Einzelnen gestaltet und entfaltet hat, ist ebenso geschickt als neu und läßt die Erfindungs- und Combinationsgabe desselben in günstigstem Lichte erscheinen. Haben nun auch die hieraus hervorgehenden Vorzüge eines Romans immer nur einen bedingten Werth, so dürfen wir sie doch keineswegs gering anschlagen, weil es diejenigen sind, welche vorzugsweise die Fähigkeit besitzen, das Publicum für die Poesie zu gewinnen und es aus der Welt der Prosa in die der Phantasie hinüberzulocken. Besonders aber haben wir Deutschen Ursache, ein Talent dieser Art nicht zu misachten, weil die mehr dem Ideellen zugewandte Natur der deutschen Dichter gerade in diesem Betracht nicht das Genügende leistet und hierdurch eine so lebendige Wechselbeziehung zwischen Dichter und Volk, wie

sie bei andern Völkern besteht, bisjetzt unmöglich gemacht hat.

Zweitens müssen wir anerkennen, daß die meisten der von Prutz hier zusammengestellten Figuren, so nichtsnutzig sie in moralischer Beziehung sind, dennoch in mehrfachem Betracht ein psychologisches Interesse bieten, nicht nur weil überhaupt die Verirrungen, Ausartungen und Misbildungen der menschlichen Natur die Aufmersamkeit stärker anregen und lebendiger beschäftigen als die normalen Erscheinungen, sondern auch weil der Verfasser für derartige krankhafte Zustände eine wirklich scharfe und feine Beobachtungsgabe besitzt und uns die innern Schäden und Gebrechen der Seele, wenn auch nicht immer mit jenen Rücksichten, welche die Aesthetik verlangt, doch mit pathologischer Gründlichkeit und in recht kräftigen, eindringlichen Zügen zeichnet.

Hiermit im engsten Zusammenhange steht eine dritte Seite der Prutz'schen Behandlung, welche gleichfalls nicht wenig dazu beiträgt, uns über die Unerquicklichkeit des Stoffs als solchen mehr oder minder hinwegzuheben, nämlich die zwar nicht mit voller Deutlichkeit ausgesprochene, aber überall durchschimmernde und dem denkenden Leser stets fühlbare Bezugnahme auf die faulen Zustände der Gegenwart nicht nur in den niedern, sondern auch in den höhern Schichten der Gesellschaft, auf die von Wissenschaft, Kunst, Humanität, kurz allen höhern Interessen sich abwendende oder dieselben zu sich in den Staub herabziehende Gemeinheit, auf die schroffe Scheidung einerseits und die innige Amalgamation andererseits, welche zwischen dem obenaufschwimmenden Abschaum und der niedern Hefe der Gesellschaft besteht, auf die inmitten einer immerfort sich steigernden Genußsucht von Tag zu Tag abnehmende Genußfähigkeit und die daraus sich entwickelnde Apathie und Blasirtheit, auf die immer weiter um sich greifende Lüge und Heuchelei, welche mit Religion, werkthätiger Liebe, christlicher Demuth u. s. w. getrieben wird, und was dergleichen mehr ist. Hierdurch erhält der „Musikantenthurm" mit seiner ganzen düstern Umgebung die Bedeutung eines allgemeinen Zeit- und Sittenbildes, allerdings ein trostloses, grau in Grau ausgeführtes Gemälde, vielleicht auch aus einer allzu schwarz sehenden, verstimmten Lebensanschauung hervorgegangen, aber doch immerhin eine Fülle charakteristischer und lebenswahrer Züge enthaltend und Jedem, welchem die Entwickelung des Menschenthums in den Formen des Staats und der Gesellschaft am Herzen liegt, gar viel berücksichtigungswerthe Thatsachen und Anregungen zum Nachdenken bietend.

Endlich müssen wir es noch als eine dem unerquicklichen Stoff gar sehr zur Milderung gereichende Eigenschaft des Romans bezeichnen, daß der Verfasser selbst mit einer wohl durchfühlbaren Ironie darüber schwebt und auch den Leser auf diesen höhern Standpunkt versetzt. Zwar hätte in dieser Beziehung noch mehr geschehen können, oder vielmehr, statt einer blos ironischen Behandlung würde eine wirklich humoristische in weit höherm Grade geeignet gewesen sein, die geschilderten Zustände einerseits in ergreifenderer, andererseits in ergötzlicherer Weise zu schildern und dadurch mit der auch aus der Verwesung stets neues Leben entwickelnden Welt auszusöhnen. Aber auch im Licht der Ironie gesehen, nimmt sich das uns vorgeführte Elend nicht ganz so trostlos aus, als es an und für sich ist, weil sich doch immer der tröstende Gedanke hinzugesellt, daß das höhere Bewußtsein, welches im Stande ist, sich mit seiner Auffassung über solche Zustände zu erheben, auch die Kraft entwickeln werde, sich in thatkräftiger Weise davon zu befreien.

Haben wir hiermit in anerkennender Weise diejenigen Seiten der Prutz'schen Darstellungsweise hervorgehoben, durch welche er seinen Roman um ein gutes Stück über die etwas gar zu niedrige und dumpfe Atmosphäre seines Stoffs erhebt, so dürfen wir auf der andern Seite doch auch nicht verschweigen, daß uns alle die hier genannten Eigenschaften noch nicht ausreichend erscheinen, um diese Arbeit wirklich in den reinen Aether der Schönheit zu versetzen und ihre unlautern Elemente poetisch zu verklären. Möglich allerdings ist, wie wir schon oben eingeräumt haben, die Veredelung und Transsubstantiation jedweden, auch des gemeinsten Stoffs; aber höchst gefährlich und bedenklich bleibt es immer, allzu tief in derartige Regionen hinabzusteigen, denn sie haben fast immer auch etwas Inficirendes, oder wenn auch das nicht, so machen sie doch auf Jeden, der hier nicht zu verkehren gewohnt ist, einen beklemmenden, beängstigenden Eindruck, oder nöthigen ihn, sich ihren Unsitten anzubequemen und unter den Wölfen mit den Wölfen zu heulen. Etwas Aehnliches ist nun auch unserm Verfasser begegnet. Indem er sich, um das Niedrige und Unsaubere in abschreckendster Weise zu schildern, so recht gründlich in das Niedrige und Unsaubere versenkt, kommt ihm allmälig die reine, feine Luft, ja die Erinnerung daran abhanden, er empfindet zuletzt das Drückende und Verpestete der Atmosphäre nicht mehr in gleicher Weise wie früher, und wenn er sich auch nicht gerade behaglich darin fühlt, so hat er sich doch schon so sehr darin eingelebt, daß er nicht mehr das Bedürfniß fühlt, ein wirklich entrüstetes Pfui odr schmerzdurchdrungenes Wehe darüber auszurufen, sondern schon genug zu thun glaubt, wenn er nur durch Blick und Benehmen einigermaßen zu erkennen gibt, daß er eigentlich dies Treiben verachtet und nur darum so lange darin verweilt, weil es doch auch ganz interessant, ja nothwendig sei, es kennen zu lernen. Nur hieraus erklärt es sich, daß ein als Kritiker, Literarhistoriker und Dichter in und mit dem Schönen schon so lange verkehrender und mit so durchgebildetem Sinn und Geschmack begabter Schriftsteller wie Prutz es über sich vermocht hat, Personen, wie den alten Kammerdirector, die Baronin und namentlich den Seiltänzer Ulrich Schwarz, den er selbst mit richtigem Takt zuletzt im Schlamme umkommen läßt, zu den eigentlichen Helden und Trägern einer so umfangreichen Dichtung zu machen und es nicht für nöthig zu erachten, ihnen äquivalente Elemente von besserm Stoff und würdigern

Wesen gegenüberzustellen. Allerdings hat er die Mächte des Sittlichen und Schönen nicht ganz unvertreten gelassen, ja den Vertretern derselben mit poetischer Gerechtigkeit zuletzt auch den Sieg über jene schlechten Elemente zutheil werden lassen; aber in Vergleich mit der Bedeutung, welche den letztern im Roman eingeräumt ist, spielen sie doch eine gar zu untergeordnete Rolle und entfalten überdies auch viel zu wenig Thatkraft oder sonstige hervorragende Eigenschaften, als daß sie den übeln Eindruck der übrigen Figuren ausreichend zu mildern oder eine recht ordentliche Freude an ihrer eigenen Persönlichkeit zu erwecken vermöchten. Hermann ist eine recht unschuldige, reine und in gewissem Betracht auch starke Natur; aber seine Kraft ist eine gar zu passive, blos im Dulden und Ertragen sich äußernde, und man vermag ihr umsoweniger eine erhöhte Theilnahme zu schenken, weil man die Meinung nicht ganz unterdrücken kann, wer eine Brutalität wie die des Ulrich Schwarz zu ertragen vermöge, müsse entweder sehr schwach sein oder bereits das zartere Gefühl verloren haben. Hierzu kommt nun noch, daß ihn auch die ihm zugeschriebenen Talente oder der Standpunkt ihrer Ausbildung in ziemlich bescheidenem Lichte erscheinen lassen, und wenn wir auch gern zugestehen, daß selbst noch beschränktern und untergeordnetern Naturen ein tiefes poetisches Interesse abgewonnen werden kann und daß auch Prutz manche wirklich Theilnahme erweckende Züge der Zeichnung Hermann's einverleibt hat, so bedurfte es doch gerade hier den unsittlichen Elementen gegenüber einer weit kräftigern und bedeutendern Repräsentation der Sittlichkeit, als die ist, welche das Bild eines zwar gutartigen, aber gegen den Druck entwürdigender Verhältnisse ohnmächtigen Jünglings zu gewähren vermag. Einen ungleich höhern Anspruch auf unser Interesse hat Klara mit ihrem entschlossenen, freimüthigen, ja kecken Wesen; leider aber läßt sie der Autor erst gar zu spät auftreten und weiß auch hier ihrer an sich trefflich skizzirten Persönlichkeit nicht genug wirkliche Bethätigungen, die auf die Entwickelung der Geschichte wesentlich einwirken, abzugewinnen. Mehr Raum und Aufmerksamkeit hat er den zwischen den entschieden schlechten und entschieden guten Elementen gleichsam in der Mitte stehenden und sich nach und nach mehr dem Guten zuneigenden Figuren, der schriftstellernden Gattin des Regierungsraths, dem blinden Bruder derselben und der muntern, begabten Tochter des Geigenfritz, zugewandt und ihnen in der That mehre sehr interessante Beziehungen und effectvolle Situationen abgewonnen, welche mehr als alles Uebrige geeignet sind, den Hauptbestandtheilen des Romans einigermaßen das Gegengewicht zu halten; vollständig vermögen aber auch sie nicht mit denselben zu versöhnen.

Der Hauptvorwurf also, welcher dem jüngsten Prutz'schen Roman von Seiten der Bearbeitung zu machen ist, bezieht sich auf die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der Autor über die bruchigen Partien seiner Geschichte nicht rasch genug hinweggeeilt und daher, wenn auch nicht, wie sein Held, geradezu darin steckengeblieben und untergegangen, doch ein wenig allzu tief eingesunken ist und sich dadurch Raum, Zeit und Kraft für eine behaglichere Durchwanderung und Ausmalung der gesundern, festern und schönern Partien geraubt hat. Außerdem wären auch wol noch einige Bedenken gegen die Entwickelung einzelner Persönlichkeiten, sowie gegen den in Vergleich mit der ziemlich gemächlich vorwärtsschreitenden Exposition sich fast allzu sehr überstürzenden Schluß zu erheben; im Uebrigen aber besitzt die Anlage, Anordnung und Darstellung des Ganzen sehr wesentliche und anerkennungswerthe Vorzüge, die Erzählung schreitet natürlich und ungezwungen fort, die einzelnen Situationen und Vorgänge vereinigen sich zu wohlangelegten Gruppen, und diese Gruppen concentriren sich wieder in so angemessener Weise um einen Brenn- und Mittelpunkt, daß sich darin das Talent des Verfassers für organische Gliederung und architektonische Gestaltung nicht verkennen läßt.

In dieser Beziehung nimmt der „Musikantenthurm" unbestreitbar eine merklich höhere Stellung ein als die beiden frühern Romane des Autors. Zwar legen auch diese von der Gewandtheit, mit welcher derselbe die Fäden der Geschichte zu verschlingen und zu lösen versteht, und von der Lebendigkeit und Anschaulichkeit, mit welcher er einzelne Scenen und Entwickelungen auszumalen weiß, ein günstiges Zeugniß ab; aber dennoch lassen sie in verschiedenen Zügen noch erkennen, daß ihm die Formung und Bewältigung des Materials nach dem Typus eines Romans eine noch ungewohnte Arbeit gewesen war. Besonders gilt dies vom „Engelchen". Neben sehr gut sich abrundenden Scenen besitzt dieses auch eine nicht geringe Anzahl solcher, in denen sich die Elemente zu keiner rechten Einheit verbinden wollen, sondern etwas chaotisch durcheinanderfahren; und so erscheint auch die Aneinanderreihung der Scenen hier und da als willkürlich und macht nicht den Eindruck einer von innen heraus und nach nothwendigen Gesetzen vor sich gehenden Entwickelung. Bei weitem höher steht in dieser Beziehung bereits „Felix", der, soweit es auf eine ruhige und planmäßige Abwickelung der Geschichte ankommt, selbst vor dem jüngsten Roman den Vorzug verdient. Aber diese Ruhe artet in einzelnen Partien zu einer allzu behäbigen Breite aus und raubt dem Roman einen Theil der drastischen Wirkung, die er vermöge seiner Elemente ohnedies machen könnte. In formeller Beziehung, besonders was die constructive Verarbeitung des Stoffs betrifft, ist also die Thätigkeit des Verfassers auf diesem Felde entschieden im Fortschreiten begriffen, und wenn er bezüglich der Stoffwahl bei seinem jüngsten Werke minder glücklich gewesen ist als bei den beiden ersten, so ist die nächste Veranlassung dazu jedenfalls in den Zuständen der jüngstvergangenen Zeit zu suchen, aus deren stagnirendem Leben die Phantasie des Autors keine erfreulichern Bilder zu schöpfen vermochte. Der Krieg hat in diese Stagnation ein neues Leben und Weben gebracht, und so steht zu hoffen, daß sich auch Prutz von einer allzu hingebenden Betrachtung Verwesung athmender Niederungen wieder der Anschauung und

Schilderung höherer und bewegterer Lebensregionen zuwenden wird. Jedenfalls aber hat der deutsche Roman an ihm einen tüchtigen und talentvollen Anbauer gefunden, von dem zu erwarten steht, daß er bei seiner Neigung und Befähigung für Auffassung und Zeichnung der realen Lebensverhältnisse und bei dem Geschick, daraus Motive zu wirklich spannenden und fesselnden Erzählungen zu schöpfen, einerseits und bei der ästhetischen Durchbildung, die er als Literarhistoriker und Kritiker stets bewiesen hat, und bei seiner gewandten, dem sinnlichen und geistigen Bedürfniß gleich sehr Rechnung tragenden, energischen Darstellungsweise andererseits wol denjenigen Standpunkt gewinnen werde, von welchem aus er im Stande sein möchte, auch den größern, besonders um der Unterhaltung willen lesenden Theil des Publicums wieder für den deutschen Roman gewinnen zu helfen, ohne dabei die höhern Rücksichten, welche die Aesthetik und Ethik gebieten, aus den Augen zu verlieren. Und auch seine bisher gelieferten Arbeiten sind bereits als vielseitig interessante und bedeutende Leistungen einerseits im Gebiete der Unterhaltungsliteratur, andererseits im Fach des Zeit- und Sittenromans anzuerkennen; denn sie tragen neben den Eigenschaften, welche die Lesewelt anziehen, auch einen großen Reichthum solcher Elemente in sich, welche von höherm Interesse und tieferer Bedeutung sind und namentlich auf eine Theilnahme von Seiten des Psychologen und Culturhistorikers Anspruch haben.

Adolf Zeising.

Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Dritter Artikel.

Frau von Paalzow. Freiherr von Knigge.

(Beschluß aus Nr. 29.)

Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Documente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes. Wiederaufgefundene Ergänzungen zur Würdigung vergangener Zeiten und Personen. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Aus einer alten Kiste" ist ein wunderlicher und, wie es uns scheint, für den handschriftlichen Nachlaß eines Schriftstellers nicht gerade sehr glücklich gewählter Titel. Gewöhnliche Leser, welche durch einen solchen mysteriösen Titel etwa angelockt werden könnten, werden das Buch unzufrieden wegwerfen, sobald ein Blick in dasselbe sie belehrt, daß sie davon Unterhaltung in ihrem Sinne nicht zu erwarten haben; Literaturfreunde und Literaturhistoriker aber, für die allein doch ein literarischer Nachlaß Interesse haben kann, ignoriren das Buch vielleicht nur des Titels wegen, trotz des Zusatzes: „Aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes."

Wir hoffen, daß unsere Anzeige des Buchs nicht zu spät kommen wird, denn obschon es nicht mehr vom neuesten Datum ist, so ist auch der Mann, dessen literarischen Nachlaß es enthält, nicht vom neuesten Datum. Das Buch ist ohnehin unsers Wissens nur wenig besprochen worden, und doch verdient es seines mannichfach interessanten Inhalts wegen besprochen zu werden.

Es enthält, um es kurz zu sagen, den Briefwechsel und das literarische Testament des Freiherrn Adolf Friedrich Franz Ludwig von Knigge, nebst Actenstücken und Documenten aus Knigge's Leben, herausgegeben, geordnet und bevorwortet von Klencke, der, wie er im Vorworte ausführlicher erzählt, durch einen eigenthümlichen glücklichen Zufall in den Besitz dieser Briefschaften gekommen ist.

Unter den hier mitgetheilten Briefen tragen mehre die Unterschriften berühmter Männer: Schiller, Klopstock, Lavater, Deluc, Bürger u. s. w., womit freilich nicht gesagt sein soll, daß gerade diese Briefe von vorzüglichstem Interesse wären. Schiller's Billet, datirt Manheim 14. April 1784, enthält nicht viel mehr als eine Einladung zu „Cabale und Liebe", wobei der Dichter übrigens bittet, ihm diese Einladung nicht als „schriftstellerische Eitelkeit" auslegen zu wollen. Auch Klopstock's Brief vom 15. Januar 1791 ist unbedeutend, bis etwa auf das Geständniß, daß er „an der Krankheit des Nichtschreibens jämmerlich darniederliege", weshalb er es grausam von Knigge findet, ihn gerade wegen des Nichtschreibens grausam zu nennen (bekanntlich war Klopstock im Briefschreiben überhaupt träge), und bis auf die Mittheilung, daß er, Klopstock, für die herzogliche Begräbnißkapelle in Oldenburg im Auftrage des Herzogs Grabschriften angefertigt und sie Tags vorher dem Herzoge zugeschickt habe. Charakteristischer sind die Briefe von Lavater. Knigge scheint ihn aufgefodert zu haben, sich der Zwecke des Illuminatenordens anzunehmen oder gar in ihn einzutreten, worauf Lavater ihm erklärt, daß er sich verpflichtet halte, ihm geradeheraus zu sagen, daß dabei nichts Reelles herauskommen werde. Anfangs sei bei jeder guten Gesellschaft Gutes der Zweck, nachher die bloße Vermehrung der Mitglieder, und in diesem Zwecke ersäufe sich allemal der erste Zweck und Geist. Lavater schreibt weiter:

> Mit tausend Fehlern beladen muß ich mich vor Gottes Richterstuhl hinwerfen, aber zu diesen tausend Fehlern möchte ich nicht noch den beifügen, mich zu vermessen, ein geheimer planhabender Reformator des ohne Gott unreformirbaren Menschengeschlechts zu sein.

Lavater fodert ihn sodann auf, „sich in allen seinen Schriften vor allen Sticheleien, scharfen Urtheilen, lieblosen Behandlungen aller Menschen, Staaten, Höfe, Städte, die ihm entweder Gutes oder Böses oder Nichts gethan haben, zu hüten, denn dadurch schade er sich und der guten Sache unendlich"; aber in einem sechs Jahre später (26. September 1789) geschriebenen Briefe überläßt sich Lavater selbst diesem Fehler der Lieblosigkeit und maßlos scharfer Beurtheilung, indem er ein nicht genanntes Individuum, welches einen Klatsch zwischen Knigge und ihm angerichtet hatte, kurzweg einen „Erzhändelstifter, Verleumder, Anekdotenjäger und Projectmacher" nennt, der ihm „stinkend" geworden sei.

Mit dem berühmten Deluc kam Knigge in folgender Weise in Berührung. Knigge's Gegner, der Ritter Zimmermann, Verfasser der „Einsamkeit", hatte einen

Brief Deluc's veröffentlicht, worin dieser gewisse Ansichten Knigge's über Religion und Politik, von denen er vernommen, als verwerflich erklärte. Der in höchstem Grade reizbare Knigge richtete sofort, Hannover, 5. Januar 1793, einen französisch geschriebenen Brief an Deluc, worin er sich vertheidigt und seine Ehrfurcht vor dem Neuen Testament erklärt, dann aber hinzufügt: „Quant aux livres historiques des Juifs, ils n'ont d'autre mérite à mes yeux, que celui de l'antiquité.“ Der wahrscheinlich von Zimmermann gegen Knigge aufgehetzte Deluc antwortete aus Windsor unterm 21. Januar 1793 mit einem Briefe, worin es unter Anderm heißt:

Or j'appelle cela attaquer la Bible, entreprendre de renverser la révélation... Je n'oppose point ici assertion à assertion; j'ai prouvé en divers écrits l'ignorance de ceux, qui ont attaqué la révélation mosaique. Il est vrai, que je me suis adressé aux Physiciens et aux Naturalistes, parce que ce seront eux, qui décideront enfin cette grande question; mais en attendant, que tout homme concienceux qui ne sera pas mis en état de juger par lui-même, s'abstiendra de porter un jugement etc.

Bieder und wohlthuend gemüthlich lautet Bürger's Brief, datirt Göttingen, 27. Mai 1790. Der Dichter klagt am Schlusse seines Schreibens, daß die Prachtausgabe seiner Gedichte, aber ohne Gewinn für ihn, mit Kummer und Noth wol noch zustande kommen werde; er höre jedoch, daß ein halbes Dutzend Nachdrucker sich bisher dabei ganz gut gestanden hätten. Interessant zur Kenntniß der wiener Zustände im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts ist ein Brief Aloys Blumauer's vom 10. Februar 1796, der sich namentlich auf die Stellung und das Treiben maurerischer Orden in den östreichischen Staaten bezieht. Wir theilen daher hier die größere Hälfte dieses Briefs mit. Nachdem Blumauer Joseph's II. Verhalten der Maurerei gegenüber charakterisirt hat, fährt er fort:

Unter Leopold II., der die geheimen Orden fürchtete, sowie Joseph sich über sie moquirte und ihnen die Peitsche vorhielt, ward die Bresche noch weiter, und seither sind noch die angeblichen Staatscomplote und Verschwörungen dazu gekommen, wobei die meisten abgeurtheilten Theilnehmer als geheime Ordensbrüder miteinander bekannt waren oder als solche präsumirt wurden, und nun ist auf eine Annäherung unter uns, insoweit der Concentrationspunkt hier existirte, selbst unter Leuten von Kopf und Herz gar nicht mehr zu denken. Ich wüßte nur Wenige, welchen ich für mich so etwas proponiren möchte, und diese sind Pezzl, Dannenmayer, Strattmann; indessen gibt es hier ungleich wichtigere Männer, als da sind: Swieten, Sonnenfels, Zippe, Pirkenstock, Plaach, Mayer, Bartsch, Guldener, Kreil, Petzer, Watteroth; in Pesth: Graf Haller, Podmanizky; in Prag: Unger, Cornova, welche gewiß jeden andern Ruf, als der von Ihnen käme, verstehen würden. Lassen Sie also durch einige gute Freunde bei Einigen aus diesen anklopfen und melden Sie das Resultat davon. Sollten mehre dieser Biedermänner sich herbeilassen, Beiträge zu liefern, wodurch die Pfaffen und Despotenknechte in ihren Schleichwegen verfolgt, an das Licht gezogen und, ihnen zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum vorspiegelnden Abschreu, öffentlich gebrandmarkt würden, so will ich schon auf einem sichern buchhändlerischen Wege dafür sorgen, daß sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangen, ohne daß diese edeln Männer selbst wissen, durch wen dieses Geschäft besorgt wird, welches Ihnen um persönlicher Rücksichten willen nicht lieb sein dürfte. Ueber diesen Punkt werde ich mich zu seiner Zeit näher gegen Sie erklären. Um aber andern geschreckten, aber darum nicht ganz muthlosen Freunden Trost einsprechen zu können, so machen Sie mir einige Ihrer zuverläßlichsten Freunde, auf die Sie hauptsächlich zählen, namhaft. Da ich außer den östreichischen Staaten wenig Connexionen habe, so kann ich auch für Schwaben und Baiern nicht sorgen. Ich kenne in München nur Babo und Strobel; für Franken könnte Fabri in Erlangen gute Dienste thun. Ich empfehle Ihnen zuvörderst die preußischen Staaten; ich weiß, daß nirgendswo so viele echte Kosmopoliten höhere Stellen sowol im Felde als im Cabinet bekleiden als da, daß folglich ein Anspruch aus diesen Gegenden die gute Sache am meisten fördern könnte. Versuchen Sie es doch. Zuletzt vergeben Sie mir eine kleine Erinnerung, welche ich Ihnen zu machen gezwungen bin. Schaffen Sie sich ein anderes Siegel an als das, worauf Wahrheit und Recht gravirt ist. Unter dieser Firma darf man nicht in jedem Lande frank und frei sein Gewerb treiben und es könnte leicht die Neugierde der Briefspürhunde reizen und uns in Verlegenheit bringen. Nur muß es aber auch kein freiherrliches Siegel sein; das unbedeutendste das beste. Die nämliche Ursache erheischt auch, daß wir unsere Adresse ändern, weil es leicht hat geschehen können, daß man, durch das Siegel aufmerksam gemacht, Notiz von der Adresse genommen hat und vielleicht, wenn jene öfter käme, sich an den Inhalt selbst machen könnte. Ich schlage Ihnen also für künftige Briefe folgende vor: A. Hermione Joseph Socher, Chirurgien, wohnt in Doctor Pasqualati'schen Hause auf der Mölkerbastei zu ebener Erde. Vienne.

Ein Billetchen von Elisabeth Goethe an Knigge's Frau vom 23. Juni 1789, worin sie auch gelegentlich ihres Sohnes Johann Wolfgang erwähnt, ist als Reliquie von Goethe's Mutter interessant, sonst aber wenig bedeutend, den naiven Ton abgerechnet. Inhaltsreicher sind die Briefe von Nicolai in Berlin aus den Jahren 1788 und 1791. Knigge scheint die Absicht oder den Wunsch gegen ihn ausgesprochen zu haben, in den Dienst des preußischen Hofs oder Staats zu treten, worauf Nicolai antwortet, daß er, obschon er als Privatmann lebe und bei Hofe keine Bekanntschaft habe noch haben wolle, doch die Luft von allen Höfen so weit kenne, daß ohne Connexionen nichts auszurichten sei. Was aber Knigge betreffe, so würde ihm schon der Antheil, den er am Illuminatenwesen genommen, hinderlich sein u. s. w. Nicolai spricht übrigens offen seine Ueberzeugung dahin aus, daß durch geheime Gesellschaften nie für das menschliche Geschlecht etwas vorzüglich Nützliches ausgerichtet werden könne, wobei Nicolai ohne Zweifel vorzüglich den Illuminatenorden im Sinne haben mochte. Nicolai's Briefe tragen im Ganzen den Stempel des Freimuths und verständiger Aufrichtigkeit. Der witzige Kästner gesteht in einem Briefe vom 5. April 1796, daß ihm das schreckliche Kriegsschauspiel „eine Art von heilsamer Erschütterung“ gewähre und vielleicht, während Andere darüber vor der Zeit grau würden, von Verstand kämen oder gar gestorben seien, „Oel in das Lämpchen seines Lebens gegossen habe“. Für die Versuchung, seine Beobachtungen auch nur in Zeitbriefen mitzutheilen, schütze ihn der mit aller seiner Wuth ausgebrochene Verfolgungsgeist. „Diesem“, fährt Kästner fort, „verdanke ich die Verschonung mit der furchtbaren Ehre des gelehrten Märtyrerthums (ungeachtet mein Name gewiß den heimlich geschriebenen Listen verschiedener Art eingeschoben

sein mag) und habe mich im Besitze des Vergnügens erhalten, bei manchen an sich traurigen Anlässen meinem Herzen wohl zu thun, indem ich fremdes Leid zu mildern suchte." Als Beweis, daß ihn die Musen doch noch nicht ganz verlassen hätten, theilt Kästner in seinem Briefe zwei Proben seines Witzes mit, eine Fabel: „Der Hund und die Katze", und ein Epigramm, und meint, daß diese Stücke fürs Publicum nicht bestimmt seien, „ungeachtet doch noch soviel Poesie darin sein möchte als in Vater Gleim's neuesten Kriegs- und Siegesliedern".

Der berühmte Schauspieler und Schauspieldirector F. L. Schröder bemerkt in einem Briefe vom 26. März 1776:

Ich wünschte, daß Ihr Beispiel unserm deutschen Adel einleuchtete, so würden auch nach und nach unsere Fürsten — Deutsche und Patrioten werden.

Wir glauben kaum, daß gegenwärtig irgendein namhafter deutscher Schauspieler oder Schauspieldirector gefunden wird, der sich über das Niveau der gewöhnlichsten Theaterinteressen noch zu einem solchen Gedanken zu erheben vermag. Dieselbe Gesinnung spricht sich in einem Briefe Schröder's vom 10. April 1795 aus, in welchem er schreibt:

Daß ich das Theater nach Ostern aufgebe, ist Ihnen vielleicht schon bekannt. Ich bedarf nachgerade der Erholung, der Ruhe. Ein Theil des Senats, und zwar eine kleine Minorität, hat einem französischen und englischen Schauspieldirector mit mir gleiche Rechte gegeben, macht aus dem französischen eine Art von Hoftheater u. s. w., das kann ich als Deutscher und als Künstler nicht vertragen.

Der Musikdirector Weber schreibt aus Stockholm unterm 5. April 1791:

Die Schweden sind wirklich recht gute Menschen, und wenn sie auch etwas gegen die Deutschen eingenommen sind, so müssen wir, um unparteiisch zu sein, die Schuld auf unsere lieben Landsleute selbst legen. Das Orchester hier besteht meistentheils aus Deutschen, aber kein Mensch macht mehr Cabalen und besonders unter sich selbst als unsere lieben Deutschen.

Das kommt von der Ueberfülle von „Gemüthlichkeit", deren wir uns ja selbst so gern rühmen. In der That, in der Kunst zu intriguiren, Cabalen zu schmieden, zu klatschen, zu verdächtigen, zu hetzen, kleinlich und brotneidisch zu sein und diese Eigenschaften, die auch wol auf unsere politischen Zustände von größtem Einfluß sind, doch wieder mit der berühmten deutschen „Gemüthlichkeit", „Herzlichkeit" und „Gutmüthigkeit" zu verbinden — in dieser Kunst hat es wol nicht leicht ein Volk so weit gebracht als „unsere lieben Deutschen", wie schon Weber im Jahre 1791 schreibt.

Aus einem Briefe des hamburger Reimarus vom 21. August 1792 erfahren wir, daß die als Strafe auferlegte Abbitte vor dem Bildniß des Landesherrn, die noch vor wenigen Jahren in einem deutschen Staate zur Anwendung kam, keineswegs eine neue Erfindung ist. Reimarus schreibt:

Der Rath zu München mußte vor dem Bilde des Kurfürsten knieend Abbitte thun! Klopstock nennt es: der Kurfürst ließe sich bei lebendigem Leibe anbeten.

Der würdige Klopstock war wol in einem übrigens sehr verzeihlichen Irrthum befangen; die Fürsten im Lande Baiern, von jeher kunstliebend, wollten damit wol ihren renitenten Unterthanen nur Geschmack an Bildern und besonders an der Porträtmalerei beibringen! Die interessantesten Briefe dieser Sammlung sind aber vielleicht die der Gattin des hamburger Reimarus, geborenen Hennings, die jedenfalls eine sehr gebildete, geistreiche Frau, dabei aber freilich auch etwas stark dem geschwätzigen Klatsch ergeben gewesen zu sein scheint. Man findet in ihren Briefen anziehende Mittheilungen über die Eindrücke, welche die Französische Revolution auf die Gemüther machte, über manche altzopfige Einrichtungen im städtischen Gemeinwesen, über Lavater, Baggesen, Reinhold, Claudius, Voght, Forster, Klopstock u. s. w. Von Fritz Stolberg schreibt sie:

Bei ihm haben fast ein halbes Jahr vier Brüder Droste gelebt, wovon drei katholische Geistliche sind und mitunter auch katholische Messe gelesen haben. Davon ist dann dem armen Stolberg der Kopf so heilig verdreht, daß er erst sein Gedicht an die Westhunnen schrieb und nachher eine höchst unglückliche politische und religiöse Existenz hat, die ganze Welt im Verderben und die Hölle im Hintergrunde erblickt, darüber jammert, daß er Kinder hat, die so zugrunde gehen müßten, und einen Hofmeister wegschickt, weil er den Kindern bei der Geschichte der Kreuzzüge sagte: sie wären durch betrügerische Schwärmer veranlaßt.

Von Jacobi heißt es in einem Briefe vom 24. October 1794:

Unter den Flüchtlingen, die der Krieg zu uns geschickt hat, sind auch Jacobis aus Düsseldorf; sie wohnen in Wandsbeck bei Claudius und kommen nur zuweilen nach Hamburg. Ich wollte, es geschähe öfterer. Jacobi ist ein höchst interessanter Mann, ein helles Adlerauge, an dem man immer die Flügel merkt, und doch bleibt er immer ganz schlicht bei der Erde. Wer könnte die Ueberspanntheit in seinen Schriften wegleugnen? In seinem Wesen merkt man sie nicht, er ist der natürlichste Mensch, den ich kenne.

Ueber Madame Genlis schreibt sie:

Madame Genlis' neuer Roman ist Ihnen wol schon vor die Augen gekommen und seine Zucht- und Ehrvergessenheit auch; und diese respectable Dame spricht nur von Zucht und Tugend. Sie lebt eine Meile von hier auf dem Lande, hat den General Balanau und ein junges Frauenzimmer bei sich, spielt die Fromme und taugt gewiß nichts, ist aber mächtig klug.

In einem Briefe vom 13. Februar 1796 heißt es in Betreff Klopstock's:

Der ist überglücklich durch seine schöne goldene Dose mit dem Emailgemälde, worauf Thusnelda dem Sieger Hermann den Kranz überreicht. Das Ganze ist unbeschreiblich geschmackvoll gearbeitet; das Gemälde allein ist 400 Thlr. werth, sagt ein hiesiger Künstler. Wer es ihm geschenkt hat, möchte Klopstock gern wissen, auf seine Frage in der „Neuen Zeitung" ist aber noch keine Antwort erfolgt.

Zu den klatschhaften Partien in diesen Briefen gehören die Mittheilungen in Betreff des Unzer'schen Eheverhältnisses. Frau Reimarus nennt Unzer's Gattin einen „Inbegriff von Scheußlichkeit" und sagt dann weiter: „Die Geschichte des letzten Jahres dieser Dame ist sehr skandalös und sie ist 42 Jahre wenigstens alt." Von dem bekannten Componisten Reichardt erzählt sie in einem Briefe vom 13. October 1795, daß er wieder nach Giebichenstein gereist sei, und fügt dann hinzu: „Das war

das Klügste, was er thun konnte. Hamburgs Theuerung, ein Haus voll Kinder und kein bestimmter Erwerb gingen nicht zusammen." Folgende Auswandererscene scheint uns noch von Interesse zu sein:

Meine Tochter hat gestern ein Schiff gesehen, das nach Amerika gehen wollte und 300 wittgensteiner Unterthanen an Bord hatte, die alle, von Bedrückungen ermüdet, dem Lande der Freiheit zusegeln wollten. Einer von ihnen, der gefragt wurde, woher sie kämen, antwortete: „Aus dem Reiche der Todten und nun gehen wir nach dem Lande der Lebendigen, nach Amerika!" — und die Andern auf dem Verdecke jauchzten dazu. Alle sind Ackersleute und Handwerker. Amerika scheint seine Leutewerbung der Vorsehung aufgetragen zu haben; wenn man es anderswo nicht mehr aushalten kann, sorgt sie für den Gedanken, daß es in Amerika besser sei. Hier ist es so voll Fremder, daß wol 100 Schiffe damit befrachtet werden könnten, ob sie aber alle für das Land der Freiheit taugen, weiß ich nicht.

So findet sich in diesen Briefen Vieles, was zur Kenntniß damaliger Notabilitäten und Zustände von Interesse ist. Das Charakteristischste, was diese Briefsammlung enthält, und ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der damaligen revolutionären Sympathien in Deutschland scheint uns aber folgender Brief von Knigge selbst zu sein; er ist aus Hamburg 15. Juli 1790 datirt und an seine Tochter Philippine gerichtet:

Gestern, meine liebe Philippine, habe ich deinen Brief erhalten, als ich eben von einem herrlichen, schönen Feste nach Hause kam. Es war ein Freiheitsfest zu Ehren der Französischen Revolution. Es wurde außer der Stadt gefeiert; Alles, was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebt, war zugegen, kein Edelmann, außer mir, dem Grafen Dohna und Ramdohr aus Celle — kein Fürstenknecht war dazu eingeladen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet und trugen weiße Strohhüte mit dem Nationalbande, wovon ich dir hier eine Probe schicke — auch Schärpen und Ordensbänder davon. Die Damen gaben dann auch den Herren Stücke von diesem Bande. Als ich mein Stückchen erhielt, machte ich meinen Orden los und heftete statt dessen dies Band an, welches allgemeinen Beifall fand. Wir hatten auch Musik. Ein Chor von Jungfrauen, die musikalisch waren, sang ein dazu verfertigtes Lied, dessen Refrain von uns Allen wiederholt wurde. Wir blieben von 10 Uhr des Morgens an den ganzen Tag zusammen. Die drei schönsten jungen Weiber sammelten für die Armen. Klopstock las zwei neue Oden. Bei Abfeuerung der Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden Gesundheiten getrunken, unter andern auf baldige Nachfolge in Deutschland, Abschaffung des Despotismus u. s. w. Vor und nach Tische wurde getanzt. Es war ein herrlicher Tag und es wurde manche Thräne der Rührung vergossen: Alle Amerikaner, Engländer, Franzosen und Schweizer, die hier sind, wurden dazu eingeladen. Ein gewisser Kaufmann Sieveking hatte das Lied gemacht, welches abgesungen worden ist.

Freilich war dies nur Strohfeuer, welches bald abbrannte. Die übrigen Briefe Knigge's an seine Tochter sind für den kleinmeisterlichen, quälerischen Geist dieses Mannes bezeichnend, weshalb wir noch einige Stellen aus denselben mittheilen. Er schreibt an sie unterm 8. Juni 1789 aus Hannover:

Du hast Recht, die frechen Manieren der jungen Menschen in Frankfurt ungezogen zu finden. Der Spaß mit dem angebrannten Korks ist ein gemeiner Musketierspaß, den man also einem Frauenzimmer nicht bietet, das sich mit einer anständigen Würde beträgt. Ich muß dich bei dieser Gelegenheit inständigst bitten, in deiner Aufführung deine würdige Hausfrau dir zum Muster zu nehmen. Ich beobachte genauer, als ich zu beobachten scheine. Den letzten Abend, als wir bei Ewald aßen, gerieth die Unterhaltung in einen Ton, der mir nicht gefiel; es war so etwas aus den Rheingegenden und auch etwas von dem Rheinweingeiste dabei. Der cynische Arzt wollte der Frau Rectorin das Exemplar von einem Gedichte aufdringen, das in keiner feinen Schreibart verfaßt war. Die Manier, wie sie dies von sich wies, so ganz ohne Ziererei, erfüllte mich mit Ehrerbietung. Glaube mir, auch die ungezogensten Männer merken bald, welchem Frauenzimmer sie es bieten können. Die strenge Miene, zur Unzeit angenommen, macht es nicht aus. Wenn sie sehen, daß ein Mädchen immer schwankt zwischen einer erborgten ehrbaren Rolle, einer falschen Ernsthaftigkeit und einem heimlichen Hange zu unbändiger Lustigkeit und Sinnlichkeit, so lassen die Männer sich nicht leicht durch die Maske täuschen.

Ferner unterm 18. November 1789:

Ich habe nun auch mit der fahrenden Post deinen übersetzten I. Act vom „Talisman" bekommen, allein ich gestehe Dir, ein Blick ist hinreichend gewesen, mich zu überzeugen, mit welcher unverzeihlichen Nachlässigkeit du gearbeitet hast. „Die magern Tage zu schmelzen?" Ist es möglich, etwas Mageres zu schmelzen? Fette Sachen lassen sich schmelzen, sondre — und nun schlage ich das Original auf und finde: — ingrassare — Mord Pestilenz! Heißt denn das schmelzen? Gerade das Gegentheil — fett machen! Allein über das Alles würde ich mich nicht so ärgern, wenn nicht wieder hier das vermaledeite, verfluchte, sibirische Hessen hervorblickte, das Land der Sch..... und Pinsel, dem ich alle meine häuslichen Leiden, dem ich's zu danken habe, daß aus dir nichts wird. Dort nennt man schmelzen — fett machen! Aber ein Mädchen, dem ich die Cultur gegeben habe, sollte doch wol nicht, wie Jungfer Gerstungen, die Frau Försterin, Frau von Baumbach — kurz, wie der Pöbel sprechen und schreiben! Ferner: „il legista etc." — heißt das: „die Professerin?" „Der Rechtsgelehrte" heißt es, von legge — „il Galenista" heißt „der Arzt" von Galenus (also Schüler Galen's). Ferner: „Vater, der Ihr mir seid!" Spricht irgend ein Mensch in der Welt so? Man sagt entweder: „Der Ihr mir Vater seid!" oder: „Vater! denn das seid Ihr mir!" Ich mag nicht weiter fortfahren. Schicke mir aber gelegentlich den II. Act.

So ging der Verfasser der nach unserer Ansicht mehr schädlichen als nützlichen Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen" mit seiner Tochter um. Er spricht zu ihr von einem „heimlichen Hange zu unbändiger Sinnlichkeit" und erklärt den „Spaß mit dem angebrannten Korks" für einen „gemeinen Musketierspaß". Wie stimmt aber diese Entrüstung zu jenem gemein cynischen Spaße, welchen sich einmal Knigge selbst am Hofe des Landgrafen Friedrich II. von Hessen erlaubte, indem er sein Vergnügen daran fand, „widerwärtiges Ungeziefer, von Bettelkindern in Federspulen eingesammelt, bei einer Abendgesellschaft mehren Damen unter vertraulichem Ohrenflüstern in die bauschende Frisur zu bringen". So erzählte uns jüngst das „Hessische Jahrbuch" für 1854. Als eines Beispiels, wie man mit Menschen umgehen soll, ist dieses saubern Spaßes in Knigge's Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen" freilich nicht Erwähnung gethan.

Freiherr von Knigge war ohne Zweifel ein sehr regsamer, nach allen Seiten hin ausfahrender und dabei auch in seiner Art wohlmeinender, namentlich für kosmopolitische Aufklärungszwecke ungemein thätiger Schrift-

steller, ein „Literat" im eigentlichen Sinne des Worts. Von seiner Arbeitsamkeit zeugt das Verzeichniß seiner Schriften, das zum Zwecke einer für seinen Todesfall gewünschten Gesammtausgabe seiner Schriften von ihm selbst aufgesetzt wurde und einen Bestandtheil seines literarischen Testaments bildet. Es befinden sich darunter 16 Schriften moralischen, philosophischen, politischen und namentlich auch freimaurerischen, drei satirischen, fünf vermischten und drei theatralischen Inhalts, acht Uebersetzungen, viele zerstreute, aber nie gesammelte Aufsätze in Journalen, besonders in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", sieben zum Theil drei- und selbst vierbändige Romane, wovon „Der Roman meines Lebens", „Geschichte Peter Clausens" und die „Reise nach Braunschweig" — ein Roman, dem es zwar an allem tiefern Humor, aber keineswegs an wirklich ergötzlichen komischen Zügen fehlt — mehre Auflagen erlebten und zum Theil ins Holländische, Englische und Französische übersetzt wurden. Knigge gehörte ohne Zweifel zu den gelesensten Schriftstellern seiner Zeit, aber auch zu denen, welche ohne literarischen Streit und Hader nicht leben konnten. Dafür zeugt sein Proceß in Angelegenheiten des berüchtigten Pasquills „Barth mit der eisernen Stirn", wobei er jedoch unschuldig und ein Opfer Kotzebue's war, dessen erbärmlichen literarischen Charakter Knigge in einer Eingabe an die königliche Justizkanzlei zu Stade vom 28. October 1791 sehr offen schilderte; sein Proceß mit dem Hofrath und Ritter von Zimmermann, der in der Hauptsache zu Gunsten des klagenden von Zimmermann revolutionärer Gesinnungen beschuldigten Knigge entschieden wurde, obschon beide Theile bei Vermeidung nachdrücklicher Ahndung alles Ernstes erinnert wurden, „hinführo in ihren gerichtlichen Eingaben einer gemäßigtern Schreibart sich zu bedienen und aller anzüglichen und unschicklichen Aeußerungen sich gänzlich zu enthalten"; dann sein Conflict mit der Regierung von Stade im Jahre 1795. Die betreffenden Actenstücke — darunter der Zimmermann'sche Proceß mit all seinen Repliken, Dupliken, Tripliken und Quadrupliken — sind in diesem Buche mitgetheilt und als dankenswerthe charakteristische Zugaben zu betrachten. Wie sehr von jeher unter den deutschen Schriftstellern kleinliche Gehässigkeit, Klatsch-, Zank- und Verleumdungssucht im Schwange waren, dazu liefert auch dieses Buch zahlreiche schlagende Beispiele. Wie fast alle Schriftsteller kam auch Knigge aus Bedrängnissen und Sorgen um seinen Lebensunterhalt nicht heraus. Indeß ein Hauptgrund seiner öftern Verlegenheiten ist zugleich einer, der ihm große Ehre macht; denn wie Klencke in der biographischen Einleitung bemerkt: „Hunderte von Briefen hülfsbedürftiger Personen hat Knigge hinterlassen, worin ihm für Unterstützungen der heißeste Dank von Fremden, Freunden, Gelehrten, Künstlern, Witwen und Waisen gezollt wird." Dieser edle Zug söhnt zum Theil mit Knigge's übrigen Schwächen wieder aus, zumal er mit der ihm eigenen Unruhe und krankhaften Reizbarkeit mehr sich als Andern schadete. Wenn der Herausgeber dieses literarischen Nachlasses vielleicht auch nach andern Seiten hin von Knigge zu vortheilhaft denkt, so wollen wir darüber mit ihm nicht rechten; denn das wäre ein schlechter Biograph, welcher nicht zugleich der Anwalt des von ihm Geschilderten wäre.*)

Hermann Marggraff.

Neue Literatur über Amerika.

1. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Neun Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854—55. Gr. 12. 3 Thlr.

In Nr. 10 d. Bl. f. 1854 ist bereits des ersten Theils dieses Tagebuchs Erwähnung geschehen. Was dort über die schriftstellerische Manier gesagt wurde, die in diesen Briefen, „den Kindern des Augenblicks und eines warmen Gefühls", vorherrscht, gilt auch mehr oder minder für die übrigen Theile. Die Schreibart ist eine etwas zu nonchalente; in den Briefen, die an die leibliche Schwester der Verfasserin gerichtet sind, ist unpassenderweise bei deren Veröffentlichung persönlichen Verhältnissen und Beziehungen ein zu großer Spielraum gegönnt. Diese stehen einem größern Leserkreis und der Sache, um die es sich handelt, zu fern, auch ist andererseits das bekannte Darstellungstalent der Verfasserin ein zu gewandtes, als daß nicht hierin auf Unkosten der Frische und Natürlichkeit des geschilderten Augenblicks ein Auskunftsmittel hätte von ihr gefunden werden sollen.

Doch wir nehmen die geringern Mängel mit in den Kauf um der größern Vorzüge halber, die dem Buche eigen sind. Dasselbe füllt eine große Lücke aus, die bisher in der Literatur über Amerika zu finden war, wenigstens in der des letzten Jahrzehnds. Die irgendwie bedeutendern deutschen Schriften, die sich mit Amerika beschäftigten, haben mehr das Allgemeine als das Specielle ins Auge gefaßt, ein mal getreu der eigenthümlichen deutschen Denk- und Darstellungsweise, das andere mal infolge der Stellungen und Verbindungen der betreffenden Verfasser. Wir besitzen einige vorzügliche Werke, die uns die Neue Welt in ihren geschichtlichen Wendepunkten, in ihren statistischen Verhältnissen und geographischen Eigenthümlichkeiten, in ihren großartigen industriellen Unternehmungen, in ihren Planen und Producten, in ihren Bauten und Fabriken, in ihren Gefängnissen und Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. darstellen. Wir besitzen andere, die in Monographien die großen Fragen der Kirche und Schule, der Agitation für und gegen die Sklaverei, der Cultur- und humanistischen Bestrebungen und andere ähnliche Fragen, welche die Union betreffen, in oft sehr ausführlicher Weise behandeln. Wir besitzen endlich eine dritte Gattung von Schriften, welche uns das Leben und Treiben der Amerikaner an den großen Centralpunkten der Union mehr schildernd vors Auge führen oder uns ein Bild von der großen, mannichfach wechselnden Fluß-, Wald-, Gebirgs- und Steppennatur des nordamerikanischen Ländercomplexes bald in mehr poetischer Weise, bald in mehr strenger naturwissenschaftlicher Umgrenzung geben. Was uns fehlte, war eine nähere Bekanntschaft mit dem Leben der Amerikaner in Haus und Hof, an Tisch und Herd, innerhalb ihrer vier Pfähle, in ihrem Allerheiligsten, der Familie. Wir sahen den Amerikaner bisjetzt nur rennen, jagen, rastlos schaffen, nach Westen dringen, nach Süden greifen, gen Osten schauen, kühn, abenteuernd, unverschämt sogar, immer hastig, beweglich, lärmend, abgeschlossen, zumal gegen den Fremden, materialistisch, ohne Sinn für das Höhere. Es fehlte dem Getriebe der einende Mittelpunkt und die ausgleichende Ruhe, es fehlten dem Leben die feinern, innern, menschlichern Beziehungen, es fehlte Seele und Gemüth, Charakteristik und Persönlichkeit. Es schien Alles mehr eine einzige, gleich-

*) Ein vierter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Oberfläche, ohne Senkungen und Tiefen, ohne Erhebung und Höhen. Die vorwärtsdrängende Bewegung der Amerikaner glich mehr der einer gleichförmigen Volksmasse als der gewisser festgegliederter Gruppen mit stark markirten Physiognomien, mit charakteristischen Erkennungszeichen, mit scharf ausgeprägten Persönlichkeiten. Das Allgemeine und Allen Offene war uns erschlossen. Für das Einzelne und mehr Verborgene, für das feinere Detail in dem Leben der Amerikaner mit- und untereinander hatte sich noch kein scharfes Auge, keine getreue Feder gefunden. Wir glauben nicht zu viel sagen, wenn wir der Schwedin, Fräulein Bremer diesen Vorzug einräumen. Sie hatte das Glück, als renommirte Schriftstellerin der Neuen Welt bekannt zu sein. Mit offenen Armen, mit einer Gastlichkeit und Freundschaft, wie sie selten einem Fremden zutheil geworden, ist sie von den Amerikanern aufgenommen und in den Schoos ihrer Familien eingeführt worden. Herzlichkeit und Eigenliebe der Amerikaner boten sich die Hand, ihr alle Annehmlichkeiten und Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Familienlebens aufzuschließen. Ihre Bedeutung als Schriftstellerin brachte sie in Verbindung mit den bedeutendsten Notabilitäten der Intelligenz, die Nordamerika in der neuern Zeit aufzuweisen hat. Nur glückliche Beobachtungsgabe und charakterisirendes Darstellungstalent waren nöthig, um ein einigermaßen getreues Bild dieser Seite des amerikanischen Lebens zu geben. Fräulein Bremer besitzt Beides. Unter ihrer Feder behält das Einzelne seine Eigenthümlichkeit, erhält es sein Licht und seine Bedeutung. Das Talent der Verfasserin zu individualisiren und doch das Einzelne gehörig verknüpft zu halten, gibt den Ereignissen und Persönlichkeiten die rechte Lebendigkeit und dem sie abspiegelnden Tagebuche, abgesehen von dem Frischen, was immer Erlebnisse unmittelbar nach dem ersten Eindrucke niedergeschrieben erhalten, seinen anziehenden Inhalt. Wir lernen den Amerikaner in seinen Eigenheiten würdigen, wir lernen ihn in vielen seiner Besten und Edelsten liebgewinnen, wir lernen sein Herz und Gemüth schätzen, erfahren eigentlich erst hieraus, daß er ein solches hat. Fräulein Bremer, freilich ebenso leicht empfänglich als leicht zum Lobe geneigt, kann nicht genug die viele frische Herzlichkeit und Jugendwärme rühmen, die sie bei den Amerikanern angetroffen hat.

2. Aus Amerika. Von G. A. Wislicenus. Erstes und zweites Heft. Leipzig, O. Wigand. 1854. 8. 18 Ngr.

Verfasser dieses Schriftchens ist der bekannte ehemalige Führer der deutschen Freien Gemeinden, der im Winter 1853/54 Deutschland verlassen, um sich für die Freiheit seines Glaubens und Denkens, für die Freiheit seiner Person und Familie eine Freistätte über dem Weltmeere zu suchen. Die Schrift, in Briefform abgefaßt, schildert die Erlebnisse seiner Reise in England und auf dem Ocean, sowie die der ersten Wochen seines Aufenthalts in und um Boston. Das erste Heft ist mehr von speciellem Interesse für die Freunde und Gesinnungsgenossen des Verfassers als von einem allgemein sachlichen, obgleich der Verfasser gerade von dem ihm eigenen Standpunkte aus Einzelnes ganz anders als die übrigen Schriftsteller und in dieser Weise neu und anziehend beurtheilt. Leider ist auch dieses Buch die abermalige Bestätigung der schon oft ausgesprochenen Erfahrung, daß Nordamerika nur wenig geeignet ist, eine eigentliche, wirkliche Heimat für den wahrhaft gebildeten Deutschen, für Den zu sein, der Deutscher durch und durch ist. Wislicenus fühlt sich unter den Amerikanern nicht glücklich. „Der Deutsche", sagt er am Ende seines Schriftchens, „ist hier Fremder.... Ein neues Vaterland, wie man wol sagt, findet er hier nicht; auch nicht seine Kinder, allenfalls einmal seine Enkel. Der Engländer, welcher hierher kommt, findet hier seine Nation wieder, nur in einem andern Lande und unter anderer Verfassung.... Der Deutsche findet sie nirgends in der Welt wieder; er findet nur Landsleute, eben auch als Fremde, als Das, was er selbst ist. Das deutsche Volk hat auch das große Unglück, keine Colonien zu besitzen. Wohin seine Hunderttausende auswandern, müssen sie mit dem zweiten Platze sich begnügen und in der fremden Nationalität verschwimmen." Leider ist es dem Verfasser, dem wegen seiner religiösen Ansichten Verfolgten, bisher nicht besser ergangen wie jenen Puritanern, die vor Jahrhunderten aus demselben Grunde wie er den angelsächsischen Boden verließen: er hat viel Unbill des Schicksals und von Menschen zu tragen gehabt.

3. Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen. Dritte Lieferung oder zweiter Theil erste Lieferung. — A. u. d. T.: Das Mississippithal und die einzelnen Staaten des Mississippithals. Zweiter Band erste Hälfte: Der Staat Missouri. Mit 1 illuminirten Karte. Von Th. Olshausen. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band des vorliegenden Werks, welcher das Mississippithal im Allgemeinen behandelt, ist wegen seiner Vorzüge vor andern Werken der Art von den geachtetsten deutschen Zeitschriften mit Beifall aufgenommen worden. Wir haben seiner in Nr. 2 d. Bl. f. 1854 gedacht. Die specielle Beschreibung des Mississippithals beginnt der Verfasser mit einer Darstellung des Staats Missouri. Für diese erste Hälfte des zweiten Bandes gilt großentheils das Nämliche, was über den ersten Band gesagt worden ist. In schöner Uebersichtlichkeit der einzelnen Theile, in guter Auswahl des Wichtigen und Charakteristischen, in klarer Darstellung des Sachlichen zeichnet uns der Verfasser ein leicht faßliches Bild des Ganzen, was um so anerkennenswerther ist, je massenhafter das zu sichtende Material und je mühsamer die Arbeiten und Sammlungen bei einer derartigen Schrift sind.

Die Anordnung ist ähnlich der im ersten Bande: vorweg das Allgemeine, eine Darstellung der natürlichen Beschaffenheit des Landes, dann die nothwendigen Angaben über die Bevölkerung und was damit zusammenhängt, wie Ackerbau, Handel, Industrie, Verwaltung, Recht u. s. w., endlich hier in unserm Bande als integrirender Theil einer speciellen statistisch-geographischen Darstellung die Topographie der verschiedenen Counties des Missouristaats. Der Verfasser macht sich selbst gleich im Anfang den Einwurf, als ob vielleicht sein Buch „für das Publicum in Deutschland in einzelnen Abschnitten zu sehr mit Detail überladen sei". Wir können seiner eigenen Rechtfertigung nur beifügen, daß das Detail, in größerer Ausdehnung gegeben, seinen rechten Platz in einem Werke behauptet, welches in seiner Weise das erste und einzige und zum guten Theile für Männer des Fachs, wenn auch nicht ausschließlich bestimmt, doch zu empfehlen ist. Denen ist es jedenfalls angenehm, „durch ein einfaches, ungeschminktes, aber auch unverzerrtes Bild,... durch die Vorlage einer Menge von Thatsachen auf den Standpunkt gestellt zu sein, selbst ein Urtheil über die Natur, die Bewohner und die Institutionen des Landes zu fällen". Auch aus einem andern Grunde könnte die specialisirte Darstellung gutgeheißen werden. Staaten wie der Missouristaat und ähnliche wachsen ungemein schnell. Für spätere Zeiten wird es von Interesse, für Forscher verschiedener Gebiete von Werth sein, genaue und zuverlässige Angaben über die Kindheitsjahre solcher Länder zu haben. Allgemeine Schilderungen sind hierzu nicht ausreichend, und nicht ein Jeder, der es braucht, hat Zeit und Gelegenheit, die minutiösen Vorlagen und Detailschriften durchzuarbeiten, ganz abgesehen davon, daß sie nicht einmal Allen zugebote stehen. Arbeiten, die hierin die goldene Mittelstraße halten, empfehlen sich von diesem culturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet von selbst.

Eine besondere Wichtigkeit für das deutsche Publicum hat die Schrift noch insofern, als der Staat Missouri bekanntermaßen einer der Hauptstapelplätze deutscher Ansiedelungen in Amerika ist. Olshausen berichtet über dieselben wahr und einfach, nach actenmäßiger Zusammenstellung wie nach eigener Erfahrung, was Deutschen, die nicht aufs Gerathewohl hinüberwandern,

wünschenswerth sein muß und zur vorgängigen Belehrung dienen kann. Daß die höchst günstige Lage des Landes, die ausgedehnte Ackerbauregion, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und Lieblichkeit dem Staate den Beinamen „Garten des Westens" verschafft hat, sich vorzüglich für deutsche Niederlassung eignet, unterliegt keinem Zweifel. Viele Deutsche haben sich dort ihr Glück gebaut. Bereits zählt der Staat unter einer Gesammtzahl von fast 800,000 Einwohnern 120,000 Deutsche, von denen allein 30,000 auf St.-Louis kommen. Aber man hege deshalb nicht sanguinische Hoffnungen in Bezug auf deutsches Wesen, deutsche Sitte, deutsche Sprache. Der Deutsche amerikanisirt vollständig unter den Amerikanern. Der Verfasser stimmt hierin ganz überein mit den oben angeführten Ansichten Wislicenus'.

Als Anhang zu den eben und bereits früher besprochenen Schriften über Nordamerika, deren bei weitem größter Theil als Reiseberichte, Tagebücher, Naturschilderungen u. s. w. abgefaßt ist, haben wir hier noch zwei Schriften zu erwähnen, die sich gleichfalls auf die Zustände der Vereinigten Staaten beziehen, deren eine jede aber selbständig und ausschließlich einen besondern Gegenstand des amerikanisch-socialen Lebens zum Vorwurf und Inhalt hat. Sie sind beide wegen der darin behandelten, aufs tiefste in das Gesammtleben der Union wie in die Fortschritte der Civilisation eingreifenden Fragen und Thatsachen gleich wichtig. Als geschichtliche Darstellungen erschließen sie von mannichfachen Seiten aus auf bedeutsame Weise das amerikanische Staats- und Gesellschaftsleben. Die erste Schrift behandelt:

4. Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. Geschichtlich entwickelt von Fr. Kapp. Göttingen, Wigand. 1854. 8. 1 Thlr.

Je mehr sich der Kampf für und gegen die Sklaverei in die Länge zieht, über je weitere Gebiete er sich erstreckt, je unwiderstehlicher er alle Interessen des neuern amerikanischen Staatslebens in seinen Kreis hineinzieht, je häufiger Sache wie Personen, deren ganzes Sein aufs engste mit derselben zusammenhängt, in europäischen Zeitungen und Schriften besprochen werden, um so gerechtfertigter erscheint das Unternehmen, den ganzen Verlauf dieser Sache einmal geschichtlich darzustellen. Zeitungen und Zeitschriften haben meistens nur skizzenhafte Berichte gebracht, das Resultat der augenblicklichen Congreßverhandlungen, oft ohne ausreichende Kenntniß der Sachlage und ohne die zum Verständniß nöthige Ausführlichkeit. „Onkel Tom" aber hat das europäische Publicum mehr von der Gemüthsseite aus aufgeregt, hat mehr ekstatisch und declamatorisch für sich und seine Sache Propaganda gemacht, als daß er das Augenmerk und den richtenden Verstand auf die speciellen, hierin entscheidenden Grundlagen des historischen Rechts der Amerikaner und auf dessen zeitliche Entwickelung gerichtet hätte. Die Sklavenfrage in ihren immer und mit stets complicirtern Wendungen wiederkehrenden Phasen ist der kitzlichste, der hauptsächlichste Streit- und Brennpunkt aller Verhandlungen in und außer den Congreßsitzungen.

Aus dem Grunde ist Kapp's kleine historische Arbeit eine zeitgemäße zu nennen. Die Schrift zeigt einfach den Entwickelungsgang, den die Sklavenfrage seit dem Unabhängigkeitskampfe der Vereinigten Staaten genommen hat. Als Hintergrund und Stütze dienen ihr dabei die Grundgesetze der Union, die jeweilig gefaßten Senatsbeschlüsse, die jedesmaligen Hauptkämpfer, die hierhergehörigen Parteiverbindungen und Parteiunternehmungen, die speciellen Interessen einzelner Staatsgebiete und Staatsclassen. Wenn Kapp hierbei diese ganze geschichtliche Zeit von sieben Jahrzehnden in zwei „äußerlich nicht bestimmt voneinander geschiedene, doch in ihrem innersten Wesen ganz entgegengesetzte Perioden" theilt und die erste als das Zeitalter der Ideen ohne Baumwolle, die zweite als das Zeitalter der Baumwolle ohne Ideen bezeichnet, so ist das jedenfalls sehr originell und scheinbar paradox, aber im Ganzen nicht übel und unbegründet, wie man aus der Sache selbst sieht. Im Verlaufe der Darstellung theilt er den ganzen Kreislauf, den die Sklavenfrage bis auf die Gegenwart durchlaufen hat, je nach den entscheidendsten Bills in vier Abschnitte, deren jüngsten er von der Nebraskabill des Jahres 1854 datirt. Als das Wichtigste, zugleich als der Rothe Faden der gesammten Darstellung muß die Thatsache erscheinen, daß aus all den geführten Kämpfen stets und immer wieder der Süden als Sieger hervorgegangen ist über den Norden. Die Minorität der Sklaven haltenden Staaten beherrscht die Majorität der freien, antisklaverisch gesinnten. 113,000 Sklavenhalter halten viele Millionen ihrer Gegner in Schach und Unterwürfigkeit. Es ist das „die kleine, aber mächtige Partei" der Union. Was sie mit ihrem aristokratischen System geschlossen und entschlossen gewollt hat, nämlich nicht blos Beibehaltung der Sklaverei, sondern auch deren Ausbreitung und Vertheidigung auf dem Wege der Staatsgesetzgebung, das hat sie glänzend durchgesetzt. Die Sklaverei ist jetzt ärger als ehedem und die Sklaven sind übler daran als sonst.

Wir, die wir dem Lande, der Sache, den Personen fern stehen — und die meisten Europäer werden das von sich sagen —, haben kaum an die Möglichkeit eines solchen geschichtlichen Processes gedacht, geschweige an seine Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit. Wir haben sie wenigstens unter den Bedingungen, wie sie in Amerika als Factoren und Hebel der Volksentwickelung und einer fortschreitenden Civilisation vorzuliegen scheinen, als unwahrscheinlich bezweifelt. Aber die jüngste Vergangenheit seit dem Jahre 1850 liefert sprechende Beweise genug für des Verfassers Behauptung. Ja er geht noch weiter. „Es ist", sagt er, „vorläufig noch gar keine Aussicht vorhanden, daß die Ursachen, welche die Macht der Sklavenhalter begründeten, aufhören oder selbst nur sich abschwächen sollten." Und er ist nicht in Verlegenheit, überall her Belege für seine Ansichten aufzubringen. Interessant ist es dabei, ein ganzes Stück der neuesten amerikanischen Staatsgeschichte, der innern und auswärtigen Politik enthüllt zu sehen und die Triebfedern kennen zu lernen, die in dem texanischen und mexikanischen Kriege und wieder in der Gegenwart bei der Annexationsfrage von Cuba und den Sandwichinseln ihren stillen, aber sichern Einfluß üben. Jedenfalls ist diese Auffassung und Darstellung der Dinge für den Deutschen eine neue. Man könnte muthmaßen, sie sei eine einseitige, vom Geist der Antisklaverei aus influenzirte, eine Parteischrift aus dem Centrum des Abolitionismus. Die geschichtliche Entwickelung, als deren Copie die Schrift nur erscheinen will, beweist das Gegentheil. Kapp stützt sich auf authentische Berichte, auf den Wortlaut der Compromisse und Gesetze. Er hat zu seinen Bürgen zwei gute amerikanische hierhergehörige Werke wie seine eigenen Erfahrungen während eines vierjährigen Aufenthalts in der Union. Er rechnet mit Zahlen und Personen. Er gleicht durch eine streng an die Thatsachen sich haltende Beweisführung den Widerspruch aus, der zwischen der sogenannten Freiheit Amerikas und der immer weiter um sich greifenden Sklaverei besteht. Die unparteiische Stellung, die der Verfasser allen politischen Parteien Amerikas gegenüber behauptet, bürgt mit für die Glaubwürdigkeit des Inhalts seiner Schrift, wie sie andererseits dieselbe nur um so lesbarer macht, zumal sich der Verfasser ebenso fern hält von Sentimentalität und idealistischer Träumerei wie von politischer Phrasenmacherei und kirchlicher Färbung. Gleichzeitig gewinnen wir durch dieselbe einen Blick in das furchtbare Parteigetriebe, in die entsetzliche Corruption, in die wühlenden politischen Leidenschaften innerhalb der herrschenden Classen der Union. Das kann nicht gut enden, zumal je heftiger und unverschämter sich dieselben mit jeder neuen Congreßsitzung zum Kampfe für die Sklaverei vordrängen.

Zum Schlusse und als Résumé der ganzen Entwickelung der Sklavenfrage wollen wir jenes beißende Urtheil anführen, was ein Amerikaner selbst, Hr. Culmer aus Neuyork, über die

Unterwürfigkeit des Nordens dem Süden gegenüber gefällt hat und was sein Landsmann John Palfrey in seiner Schrift „Five years progress of the slaver power" (Boston 1852) wiederholt und Kapp gleichfalls anführt. Er sah, sagt Culwer, einen Knaben mit seinem Hunde spielen. Der Knabe zeigte diesem ein Stück Brot und drohte ihm zu: „Kusch dich!" Der Hund warf sich zu den Füßen seines Gebieters hin. „Steh auf!" Der Hund stellte sich auf die Hinterbeine. „Jetzt wälze dich!" Der Hund wälzte sich. „Jetzt belle!" Der Hund bellte. Darauf steckte der Knabe sein Brot ein und sagte: „Du kannst das Alles morgen noch ein mal machen!"

Die zweite Schrift unter dem Titel:

5. Amerika. Die politischen, socialen und kirchlich-religiösen Zustände der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit besonderer Rücksicht auf die Deutschen aus eigener Anschauung dargestellt von Philipp Schaff. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

bildet eine schätzbare Ergänzung der vorigen in der Kenntnißnahme und Beurtheilung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände Amerikas. Jene bewegt sich auf dem Gebiete der Politik, der verwickelten staatsmännischen Verhandlungen, diese auf dem Boden der Kirche, der vielgegliederten kirchlich-religiösen Zustände der Union. Denn obgleich der Titel des Schaff'schen Werks auch die politischen Zustände als einen besondern Theil des Inhalts nennt, so tritt die Art und Weise der Behandlung dieses Gegenstands wie der geringe Raum, der demselben gegönnt ist, doch so bedeutend in den Hintergrund vor den übrigen, den Haupttheilen der Schrift, daß nur von diesen die Rede sein kann. Für Denjenigen, der Amerika noch gar nicht kennt, bietet diese erste Abtheilung mit ihren kurzen Auseinandersetzungen über Bedeutung, Politik, Nationalcharakter, geselliges Leben, Wissenschaft, Literatur u. s. w. allenfalls einen ungefähren Ueberblick. Für Den, der es wirklich genauer kennen lernen will oder es bereits kennt, bietet sie weder genug noch etwas Neues. Sie dient, wie sie das auch nur sollte, höchstens dem Zwecke einer weitgreifenden und doch wieder durch Zeit, Ort, Verhältnisse und Publicum eng begrenzten Rede. Das Werk selbst ist nämlich in seiner ersten Hälfte nur die schriftliche Recapitulation und weitere Ausführung zweier Reden, die der Verfasser, seinem Geburtslande nach ein deutscher Schweizer, seiner jetzigen Heimat nach ein pennsylvanischer Amerikaner, im vergangenen Jahre in Berlin gehalten hat.

Bedeutender sind die zweite Abtheilung und die ganze zweite Hälfte des Buchs. Die kirchlich-religiösen Zustände der Union im Allgemeinen wie die einzelnen Kirchen und Sekten werden darin besprochen, ferner die deutschen Kirchen in Amerika einer ziemlich weitläufigen geschichtlichen Darstellung unterworfen. In manchen Punkten ist auch eine freie und objective Kritik glücklich ausgeübt. Wir können uns nicht erinnern, daß das nordamerikanische Kirchenwesen in seiner Gesammtheit bisher jemals so vollständig, wie es hier geschehen ist, zusammengefaßt und behandelt worden wäre. Einzelne recht gute und ausführliche Schilderungen besonderer Sekten und Kirchen besitzen wir in der neuesten deutschen Literatur. Eine eigentliche geschichtliche Bearbeitung des nordamerikanischen Kirchenthums als eines Gesammtorganismus, der Kirchen in ihrer Entstehung, ihrem Zusammenhange unter sich und mit den Kirchen Europas, in ihrer Ausbildung und Eigenthümlichkeit, in ihrem gegenwärtigen Gepräge und Verhalten, geschweige denn eine Darstellung der deutschen Kirche in den Vereinigten Staaten und zwar als eines Ganzen hat uns bisjetzt unsers Wissens gemangelt. Das Werk des Verfassers kann als ein glücklicher Anfang hierzu bezeichnet werden. Es ist ein Stück Kirchengeschichte, nicht blos der specifisch amerikanischen, sondern wegen des unmittelbaren Zusammenhangs dieser mit den europäischen Mutterkirchen ein Beitrag zur allgemeinen Kirchengeschichte. Zur Bearbeitung desselben scheint der Verfasser umsomehr berechtigt und geschickt, als er selbst seit vielen Jahren in Amerika lebt, als Mitglied und Hauptvertreter der deutschreformirten Kirche Amerikas die Zustände dieser wie anderer genau kennt, als Professor der Theologie in der gesammten Kirchengeschichte bewandert ist und als Schriftsteller bereits, wie wir lesen, sich in der amerikanisch-deutschen Kirche einen Namen erworben hat. Neben einer warmen Vertretung seiner eigenen wie der deutschen Interessen überhaupt hält er meistens eine unparteiische Stellung gegenüber den verschiedenen Kirchen glücklich inne. Diese geht ihm aber verloren, sobald er über die Wissenschaft in der Theologie und über die politischen Zustände Deutschlands ein Urtheil fällt. Da zeigt sich der Theolog, der Schweizer und der amerikanisirte Deutsche. Auf den theologischen Standpunkt des Verfassers einzugehen verbietet Haltung und Raum d. Bl. Unbedingt ist aber die Schrift nicht blos Theologen von Fach empfehlenswerth. In Bezug auf ihre aus der Erfahrung geschöpften, historisch begründeten und zeitgemäßen Winke und Angaben für die deutschen Auswanderer, insofern sie Glieder des evangelischen Kirchenthums betrifft, wie für die Missionsbestrebungen, insofern diese zweckmäßiger und wirksamer auf die deutschen Glaubensbrüder in dem nahen Amerika als auf die Heiden in China, Ostindien oder weiß wo in Afrika gerichtet würden, in Bezug darauf verdient das Werk Schaff's auch von andern Seiten her Berücksichtigung. „Die römische Kirche", sagt er, „hat seit etwa zwanzig Jahren begonnen, eine Macht im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten zu werden und ihren Einfluß fühlbar zu machen.... Sie ist wie überall sehr wohl organisirt und operirt in allen wichtigen Unternehmungen als eine geschlossene Einheit.... Sie weiß sich eins und blickt darum mit steigender Theilnahme auf ihre Söhne und Töchter in den Vereinigten Staaten, sendet ihnen Hirten und Lehrer, Bücher und Gelder, im Bewußtsein, sich damit nicht nur einer Pflicht zu entledigen, sondern auch sich einen gewaltigen Bundesgenossen und Gehülfen für ihre Kämpfe in der Alten Welt heranzuziehen. Sollte die protestantische Kirche nicht Dasselbe thun?... Es kommt ja in Deutschland Alles zur Sprache, warum nicht auch zur Sache?" Der Verfasser wünscht demzufolge ein gemeinsames Handeln der gesammten evangelischen Kirche Deutschlands für die deutsch-amerikanische, denn beide sind Eins, hüben und drüben. Von einer Vereinigung der Vorzüge des specifischen Amerikanerthums mit denen des eigenthümlich deutschen Wesens, des Realismus mit dem Idealismus und der Wissenschaft hofft er das Beste für die Zukunft. „Es gilt jetzt, alle bessern Kräfte der geistigen und geistlichen Welt zu sammeln und zu concentriren. Europa und Amerika sollen sich nicht nur durch Dampfschiffe und Handelsverbindungen, sondern auch durch die viel innigern Bande des intellectuellen und sittlich-religiösen Verkehrs näher und näher rücken, damit sie sich gegenseitig immer gründlicher verstehen, achten, lieben und fördern lernen." Wer wollte ihm darin nicht beistimmen?

---

6. Eine Reise um die Welt, von Westen nach Osten durch Sibirien und das Stille und Atlantische Meer. Mit einem Titelbilde und einer Karte. Aschaffenburg, Krebs. 1854. 8. 20 Ngr.

Die kleine Schrift schildert die Erlebnisse eines von der Russisch-amerikanischen Compagnie in Dienst genommenen jungen deutschen Arztes auf seiner Reise von Petersburg durch Sibirien nach Ajan am Ochotzkischen Meere, seine Schicksale und Erfahrungen an dieser Nation, als deren Arzt er fungirte, seine schließliche Rückkehr über Kamtschatka und Sitcha, die Sandwichinseln und Eimeo, durch den Atlantischen Ocean und den Kanal nach der russischen Hauptstadt. Die Erlebnisse des Verfassers, besonders auf der Reise durch das östliche Sibirien jenseit der Lena und in der unwirthbaren Ferne zu Ajan sind meistens trüb und traurig. Seine Erfahrungen können Man-

chem zur Warnung und Belehrung dienen. Das anspruchslose Buch will als „eine schlichte Erzählung für die Jugend" gelten. Die Form ist diesem Zwecke angepaßt, den es auch in mancher Hinsicht erfüllt, obgleich der Verfasser weder ein besonderes Talent lebendiger, charakterisirender Erzählung noch das der fesselnden, malerischen Schilderung besitzt, die Kindern so wohlthut. Einfache Darstellung der Thatsachen gelingt ihm am besten. Uns erscheinen in der Schrift als das Wichtigste die einzelnen, wenngleich nicht sehr ausgedehnten Notizen über Sibirien und Kamtschatka in Bezug auf Natur, Klima, Bevölkerung, Leben u. s. w. Die Bekanntschaft mit den erwähnten Gegenden ist eine verhältnißmäßig noch geringe. Nur als Land der Verbannten und Verbrecher ist jenes russische Besitzthum dem Europäer bekannt und fast nur dem Namen nach. Als kahle, kalte, unheimliche, Schauder erregende Strecke schwebt es seiner Phantasie vor. Jeder wahrheitsgetreue Bericht über diese Ländergebiete verdient deshalb schon als eine Bereicherung unsers geographischen und ethnographischen Wissens Lob und Anerkennung.

7. Reise in Südamerika. Von Ernst von Bibra. Zwei Bände. Manheim, Bassermann und Mathy. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn der Markt voll, sinkt die Waare im Preise. Nur besondere hervorstechende Eigenheiten und in ihrer Art wirkliche Vorzüge können heutzutage der Beschreibung einer Reise in Nord- oder Südamerika, zumal wenn die Tour die alltäglichen Heer- und Fahrstraßen zu ihren Ausgangs-, Ruhe und Endpunkten hat, Eingang, Interesse, Beifall verschaffen. Die vielbereisten Gegenden sind im Allgemeinen zu bekannt, als daß eine wiederholte, wenn auch einigermaßen anders gefärbte Behandlung desselben Gegenstandes großes Interesse erwecken könnte. Der Verfasser hat bei Dem, was er über seine Reise niedergeschrieben, diese Umstände wohl zu würdigen gewußt und demzufolge dem Publicum mit seiner „Reise" eine Schrift übergeben, die ebenso anziehend wie belehrend ist. Er kennt hinreichend die über seinen Gegenstand veröffentlichte Literatur, um nicht oft Gesagtes noch ein mal zu sagen und Unbekanntes, Wichtiges unberührt zu lassen. Ein angenehmer Humor, eine frische Anschauung, ein leichter Stil beleben und würzen die Darstellungsweise und werden die Schrift für Leser im Allgemeinen genießbar machen. Manchem aus dem sogenannten gebildeten Publicum möchte sie vielleicht in einzelnen Dingen zu gelehrt, also weniger anziehend erscheinen. Wer aber Interesse hat an den wichtigsten Naturerscheinungen, wie sie sich im Großen und beständig auf dem Meere und dem südamerikanischen Festlande zeigen, am Leuchten der See und der Vulkane, an Lichtbildern und Luftspiegelungen, an Himmelserscheinungen und Erdbeben, wem es ein Bedürfniß ist, nicht nur flüchtig hinan und drüberhin geführt zu werden, sondern einen tiefern Blick in das „Werden der Dinge" zu erhalten, wem es Genuß verschafft, eine großartige Natur, wie die der Cordilleren ist, nicht blos in ihren gröbsten Umrissen oder in einer romantisch verschönernden Darstellung, sondern detaillirt und ausgeführt von der Feder eines wissenschaftlichen Mannes vor sich zu sehen: dem wird das Bibra'sche Werk große Freude machen und viel Belehrung bringen. Es gibt uns ein sehr vollständiges geognostisches Gemälde Südamerikas, wie es zwischen Valdivia, Callao-Lima, dem Meere und den Cordilleren ausgebreitet liegt. Außerdem erhalten wir in demselben Aufschluß über die geographischen, klimatischen und metereologischen Verhältnisse dieses Landstrichs, sowie über dessen Flora und Fauna. Auch über die staatlichen und socialen Zustände, besonders der Hauptpunkte des Landes, wird das Nöthige angegeben, was bei der Anziehungskraft, die dieser Küstenstrich in der neuesten Zeit für Deutsche ausgeübt hat, von besonderer Wichtigkeit ist. Hineinverwebt sind in unterhaltendem Tone kleine Abenteuer des Verfassers zu Wasser und zu Lande und hin und her zerstreut recht hübsche Schilderungen von Volk und Sitten der betreffenden Gegenden.

Wir möchten dieses Reisewerk, was den Werth und die Bearbeitung des Inhalts anbelangt, dem von Burmeister an die Seite stellen. Was dieses für Brasilien, ist jenes für Chile und Südperu, beide für das Publicum die instructivsten Schriften über die besagten Länder. In den Forschungen und Erklärungen über gewisse Naturerscheinungen ergänzen und bestätigen sich die beiden Gelehrten auf erfreuliche Weise. Für Männer von Fach wollen wir nach des Verfassers eigener Angabe noch beifügen, daß er eine rein wissenschaftliche Abhandlung über die Forschungen und Funde seiner südamerikanischen Reise in den Denkschriften der k. k. Akademie zu Wien niedergelegt und veröffentlicht hat. 1.

Militärische Genrebilder.

Federzeichnungen aus den Feldlagern bei Boulogne und Krakau im Jahre 1854 von Julius Gundling. Stuttgart, E. Hallberger. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Die große Frage, welche gegenwärtig unsern Erdtheil nicht blos, sondern, man kann sagen, unsere ganze Erdenwelt bewegt, hat ein Interesse an militärischen Schilderungen hervorgerufen, dem die Literatur eine Flut von flüchtigen Schriften verdankt — wenn der Ausdruck verdanken gerechtfertigt ist. Sie werden nicht immer von Sachkundigen geschrieben: wer irgend freien Platz als Literat nehmen kann, eine gewisse Beobachtungsgabe besitzt und pikant (im französischen Genre) zu schreiben versteht, macht sich an Ort und Stelle und wird Correspondent oder — Lieferant von solchen heute nun einmal guten Curs habenden Artikeln. Unter den vielen Schriften dieser Gattung sind aber die vorliegenden „Federzeichnungen" besonders interessant zu lesen. Der Verfasser gibt uns deren 15. Die erste ist „Belagerung von Silistria" überschrieben, führt uns jedoch nicht auf den Kriegsschauplatz selbst, sondern nur auf das Marsfeld von Paris, wo am Napoleonstage jene Belagerung als Schaustück in Scene gesetzt wurde. Des Verfassers Talent einer fesselnden Darstellung bekundet sich in den ersten Seiten, freilich tritt auch das französische Genre gleich in den kurzen Absätzen, die nicht gerechtfertigt sind, schon für das Auge hervor. Das zweite Bild führt uns, dem Titel der Schrift entsprechend, in das „Lager von Boulogne"; wir lesen die Schilderungen des französischen Soldatenlebens, scharf aufgefaßt und lebendig vorgetragen, mit wahrem Vergnügen. Die Lucubrationen des „kriegserfahrenen" Obersten, wenn sie wirklich so geäußert worden sind, vermögen wir aber nicht mit dem ihm gegebenen Epithet in Einklang zu bringen. „Es wird nirgends mehr zum eigentlichen Schlagen kommen!" kann wol kein kriegserfahrener Soldat im Ernst behaupten, denn der Krieg, wenn er auch seine Formen und seinen Charakter stets verändert, beruht seiner Natur nach auf unwandelbar wiederkehrenden Erscheinungen, welche immer wieder zu der letzten Kraftanstrengung, der Schlacht hinführen. Unter den vielen heitern Scenen, welche uns vorgeführt werden, begegnen wir auch einer wahrhaft schauerlichen, die wir nur mit Abscheu lasen und dem Verfasser gern erlassen hätten, wenn sie nicht gerade für die Nationalität, aus welcher sie hervorgegangen, charakteristisch wäre. Zwei ungarische Flüchtlinge, der eine Domherr, der andere Major eines Honvedbataillons, jetzt in französischem Dienst Offiziere, duelliren sich auf — brennende Talgkerzen! Lachen Sie nicht, verehrte Leser. Die Kämpfer, mit entblößtem Oberleibe, stehen sich gegenüber und fallen mit den brennenden Kerzen gegeneinander aus, der Stoß prallt an und brennt eine Wunde in Haut und Fleisch; erlischt die Kerze, so eilen die Kameraden herbei, sie wieder anzuzünden. So wechselt der gräßliche Kampf, bis es dem Stärkern glückt, die Flamme gleichsam bis auf den Brustknochen des Gegners zu treiben, wo sie erlischt, und dieser fällt dann mit schmerzhaftem Geheul zu Boden! Das ist zu abstoßend und scheußlich, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Anziehend dagegen ist der Vergleich, welchen der Verfasser zwischen dem Lagerleben bei Boulogne und

dem von Olmütz, das er früher gesehen, anstellt. Das dritte Bild: „Frankreichs und Oestreichs Heeresmacht", beginnt mit einer Prophezeiung, deren Eintreffen vorläufig noch ein wenig auf sich warten läßt. „Wenige Wochen noch, und der französische Soldat reicht dem östreichischen kameradschaftlich die Hand. Der tiroler Jäger wird neben dem Chasseur von Vincennes in der Vorpostenkette stehen" u. s. w. In diesem Abschnitte findet der Leser vom Fach überhaupt Manches, mit dem er nicht einverstanden sein kann. Die Redensart: „Wenn Rußland 300,000 Mann marschiren läßt, so gehört die Hälfte dem Papier an", hatte vor Zeiten ihre Richtigkeit, jetzt aber längst nicht mehr, wie jeder Soldat, der sich um die Armeeverhältnisse seiner Nachbarstaaten bekümmert, weiß. Es ist eins von den Beschwichtigungsmitteln für die Bedenklichen, welche sich von dem gegenwärtigen Kriege wenig Heil versprachen — und wie gerechtfertigt stehen sie bereits da! Man sucht damit die Scheu vor dem Gegner zu verringern und verstößt gegen die erste Regel, seinen Feind nie zu gering zu achten. Der Erfolg hat bewiesen, wozu das führt! Der Vergleich, welchen der Verfasser in diesem Abschnitte gibt, ist treffend und charakteristisch bei allen äußern Zügen, nur läßt er sich dabei gehen, allen Zusammenhang der Gedankenfolge zerreißend. So erzählt er eine Attake von 14 Regimentern unter Anführung des Kaisers Franz Joseph. „In langen Rotten (!) wälzten sich die Reitermassen hin — aber wo waren sie bereits? Die Ebene, welche sie vor fünf Minuten occupirt gehalten, war geräumt. — Und wie Ungarn die Husaren vom reinsten Schlage liefert, so gibt Polen die Lanzenreiter, die im Hieb und Stoß gleich fertigen Ulanen. — Doch es erübrigen noch einige Worte über die französische Armee. Trefflich gesorgt ist in derselben für die Krankenpflege. Der einschlägige Dienst wird von 1200 Aerzten besorgt. — In vier Colonnen hatten sich die 12000 Reiter auf das Dorf geworfen" u. s. w. Was soll man zu diesem Durcheinanderreden sagen!

Mit den historischen Notizen nimmt es der Verfasser nicht genau, wie die Angaben über das Alter der östreichischen Regimenter beweisen. Das Regiment Herzog von Parma, 1632 errichtet, ist nicht das älteste; älter sind z. B. Prinz Albert von Sachsen seit 1619 (nicht 1662), Prinz Emil seit 1620 (nicht 1661), Erzherzog Ludwig seit 1629 (nicht 1647); Graf Mansfeld, welcher das erstere 1632 errichtet hat, kann nicht der „bekannte Parteigänger", Oestreichs Feind, sein, der schon 1626 auf den, wie Schiller sagt, Schlangenkrümmen seiner Flucht in Bosnien gestorben ist, sondern er ist ein ganz anderer Mansfeld, kaiserlicher Feldmarschall, gewesen. Näheres gibt Gräffer's „Geschichte der k. k. Regimenter (1791) und Meynert's „Geschichte der k. k. Armee" (1852). Das so überaus bekannte Ereigniß in Wien, als die Aufrührer 1619 den Kaiser bedrohten, wird hier ganz unrichtig erwähnt; es geschah nicht 1618, sondern am 6. Juni 1619; es waren keine böhmischen, sondern östreichische Standesherren, und nicht „Matthes" wurde der Kaiser angeredet, sondern „Nandl", denn Kaiser Matthias war schon todt. Doch wir wollen nicht schwerfällig werden, sondern uns an die Tendenz der Schrift, eine leichte und interessante Unterhaltung aus wedernsten Anschauungen zu bieten, halten und diese als hinlänglich erreicht gern anerkennen. Gleich Nr. 5: „Eine Nacht im Lager", ist in dieser Beziehung ganz allerliebst; sie schildert ein großartiges Tanzfest zu Ehren der Einschiffung einiger Regimenter vortrefflich. Nr. 6 erzählt von dieser und einem „Invaliden der alten Kaisergarde", der in einer fixen Idee, entsprungen aus der Liebe für seinen unsterblichen Feldherrn, für Frankreichs Ruhm und Ehre, nicht an den Tod seines Kaisers glaubt, Napoleon III. und Napoleon I. für eine und dieselbe Person hält und diesen nur wiedergekommen nennt, um seine Mission zu erfüllen. Der Gedanke ist so originell, als die Figur glücklich gezeichnet. „Soldaten in der Lagerschenke" sehen wir im folgenden Bilde, ein „Russe in Boulogne" als Mystification erscheint im siebenten, das achte skizzirt einen „Zeitungscorrespondenten im Orient", der sich über seine eigenen Collegen lustig macht, einen interessanten „Besuch bei Omer Pascha", und „Eine Nacht in Epirus" schildert, an welche sich der Aufstand der Landschaft gegen die Türken knüpfte. Hierauf folgt als Episode: „Deutsche Auswanderer", ein Bild, das sich dem Verfasser in Antwerpen auf einer Reise von Boulogne nach Krakau aufgedrängt, traurig zu lesen. Nr. 10 spricht von den „Russen in Krakau", aber nicht ausschließlich, sondern sehr interessant von den dortigen Zuständen zur Zeit der östreichischen Besitznahme überhaupt, und schildert auch einen Ausflug nach dem Salzbergwerk Wieliczka, der mit Vergnügen gelesen werden wird, ebenso die „Erinnerungen einer Neunzigjährigen" aus der Josephinischen Zeit, in denen wir mit höchstem Antheil künstlerischen und poetischen Persönlichkeiten begegnen, deren Namen uns wohl vertraut sind. Nr. 12 betrachtet „Eine mobile Armee", vielmehr die Mobilmachung eines (östreichischen) Heeres, Nr. 13 „Ein östreichisches Lager" und zwar das von Olmütz 1853, Nr. 14 einen „Alarm im Feldcantonnement", Alles so lebendig und anziehend geschildert, wie wir es nur von den besten militärischen Genremalern gelesen haben. Nr. 15 endlich: „Krakau im Spätsommer 1854", beschließt das Werk. Die Reminiscenz des bartlosen Dragonerregiments Daun aus der kolliner Schlacht ist nur leider wieder eine irrthümliche, da jene Katastrophe ganz anders herbeigeführt worden ist, als der Verfasser erzählt. Jede Geschichte des Siebenjährigen Kriegs gibt darüber Kunde. Das besagte Regiment hieß nicht Daun, sondern de Ligne (jetzt Windischgrätz); ein sächsisches Regiment gab ohne Befehl den Impuls, welchem sich noch zwei andere sächsische und dann erst das östreichische anschlossen, um die dünnen, schon erschöpften preußischen Linien (nicht Quarrées damals!) zu sprengen. Diese historischen Gewaltthätigkeiten abgerechnet, ist aber die Schrift eine ebenso frische als unterhaltende Lectüre, welche in dieser Beziehung empfohlen zu werden verdient. 54.

Wolfgang Menzel und Ernst Schulze.

Wolfgang Menzel hat sich gemüßigt gefunden, in seinem „Literaturblatt", von dessen Existenz freilich gerade nicht viele unserer Leser etwas wissen werden, auch die von dem Herausgeber d. Bl. zusammengestellte Biographie Ernst Schulze's unter die kritische Hechel zu nehmen. Wolfgang Menzel, der sich unter Anderm das Privatvergnügen macht, Ernst Schulze auf Cäciliens Schwester Adelheid „buhlerische" Blicke hinüberschießen zu lassen, zeigt sich auch in diesem Referat rabulistisch und jesuitisch wie immer und meint, der Verfasser der Biographie hätte, „wenn er seinen Dichter loben wollte, kein Wort aus den Tagebuchblättern mittheilen dürfen. Wenn er aber unbestochenen Sinnes die Wahrheit über Ernst Schulze sagen wollte, so hätte er sich auch aller Entschuldigungen und Beschönigungen enthalten sollen." Der Biograph hätte also, nach Menzel's Ansicht, seinen Dichter „loben" dürfen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er aus den Tagebuchblättern, welche die eigentliche Wahrheit über Schulze enthalten, nichts mitgetheilt d. h. die Wahrheit unterdrückt hätte; da er aber die Hauptstellen des Tagebuchs veröffentlichte, so hätte er, abermals nach Menzel's Ansicht, sich auch aller „Entschuldigungen und Beschönigungen" enthalten sollen. Jedem Verbrecher wird ex officio vor Gericht ein Vertheidiger beigegeben, aber dem Biographen eines Dichters, der kein Verbrecher war, soll es nicht gestattet sein, die Schwächen des Geschilderten vom psychologischen und menschlichen Standpunkt zu erklären und zu entschuldigen (was Menzel in seiner bekannten begriffs- und wortverdreherischen Sprache „beschönigen" nennt).

Es läßt sich allerdings darüber streiten, ob es principiell und unter allen Umständen zu rechtfertigen sei, etwas aus Tagebuchblättern abzudrucken, und ob hierbei die Scheu, indiscret zu sein, oder die Scheu, biographische, mithin geschichtliche Actenstücke zu unterschlagen, maßgebend sein solle. Doch auf die Erörterung dieser Principienfrage läßt sich Menzel nicht ein, er fodert von dem Biographen einfach, daß er, statt der Anwalt des Geschilderten zu sein, sein Richter hätte sein sollen. Wir unsererseits als Verfasser

der Biographie fühlen uns in unserm Gewissen vollkommen darüber beruhigt, daß wir nicht so geneigt sind wie Menzel und andere Leute ähnlichen Gepräges, christliche oder unchristliche Verdammungsurtheile hinauszuschleudern, zumal wenn es sich um einen Dichter handelt, der von aller Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit der Gesinnung, von aller häßlichen literarischen Intrigue wie von aller jetzt so gewöhnlichen Selbstüberschätzung und Arroganz fern war, der mit seinen von uns nirgends in Abrede gestellten Schwächen sich selbst vielleicht manche unruhige Stunden bereitet, aber Niemandem sonst damit Schaden gethan hat, der zwei Dinge auf der Welt für die empörendsten ansah: „Unrecht dulden und Unrecht sehen", und der in diesem Geiste für das Unrecht duldende Vaterland die Waffen ergriff. Menzel führt aus unserer Biographie eine Stelle an, die sich auf eine glücklicherweise sehr kurze Periode im Leben des Dichters bezieht, und fügt dann hinzu, der Biograph erblicke „in diesem Katzenjammer etwas Entschuldbares, ja Bewundernswerthes". Die bezügliche, von Wolfgang Menzel citirte Stelle der Biographie lautet: „Es wird nicht leicht einen wahren Dichter geben, der nicht vorübergehend von solchen dämonischen Stimmungen übermannt worden wäre. Es sind Versuche zur Ausgleichung theils mit der Prosa der Wirklichkeit, theils mit der Reue oder Unbefriedigung, welche selbstverschuldete oder aus Exaltation und Reizbarkeit hervorgegangene Verirrungen nothwendig in der Seele zurücklassen." Diese Stelle, in der von „Reue", „selbstverschuldeten Verirrungen" u. s. w. die Rede ist, verdreht nun Wolfgang Menzel mit einem etwas plumpen Recensentenkniffe dahin, daß wir als Biograph Ernst Schulze's in jenem „Katzenjammer" (Menzel'scher Ausdruck!) etwas „Bewundernswerthes" erblickten!

Ueber den Menzel'schen Lufthieb können wir uns als Verfasser der Biographie mit der Zustimmung trösten, welche uns von den noch wenigen lebenden intimen Freunden des Dichters, von dem braunschweigischen Minister, Freiherrn von Schleinitz (der die uns gestellte „schwierige" Aufgabe „sehr befriedigend" gelöst nennt), von Assessor Dr. Reck in Göttingen, von dem Obermedicinalrath Director Bergmann in Hildesheim, endlich von Geheimrath Bunsen in Heidelberg zutheil geworden ist. Letzterer schreibt in einem an den Verleger der Schulze'schen Werke gerichteten Briefe: „Vor allem muß ich Ihnen für die noch unbeantwortete freundliche Zuschrift mit Ernst Schulze's Tagebuch danken. Das Lesen dieses höchst merkwürdigen Beitrags zur Leidensgeschichte des innern und äußern Dichterlebens hat mich tief bewegt. Nie gab es einen edlern, selbstlosern, mehr auf das Geistige gerichteten Menschen und Freund: und in welche krankhafte Zerrüttung und Verwirrung war er verfallen, uns Allen, mir wenigstens durchaus unbewußt! ... Er ironisirt sich und seine besten Bestrebungen, selbst bisweilen sein Dichten. Das sind Dichters Leiden, und zum Theile des deutschen Dichters Leiden insbesondere." Diese Stelle schien uns des Mannes wegen, der sie schrieb, wie an sich selbst so beachtenswerth, daß wir nicht glaubten, sie dem Publicum vorenthalten zu sollen.

Bei diesem Anlaß möchten wir noch bemerken, daß in Nr. 27 der von Moritz Zille redigirten „Freimaurerzeitung" unter dem Titel „Johannisgruß" ein Vergleich zwischen Ernst Schulze's Dichtung „Die bezauberte Rose" und der Freimaurerei in sinniger Weise durchgeführt ist und das Johannisfest das „Fest der bezauberten Rose" genannt wird. *)

H. M.

*) In einem Referat der „Hamburger kritischen Blätter" über unsere Biographie war uns folgende Andeutung von Interesse: „Diese Entfremdung (es ist damit Ernst Schulze's Entfremdung gegenüber der Tychsen'schen Familie gemeint) wurde von der Nothwendigkeit geboten — wer damals in Göttingen, zumal in Familienkreisen lebte, weiß es, Ernst Schulze mußte es selbst wissen."

Notizen.

Zur Charakteristik des Jesuitismus.

Eine interessante Schrift erschien in London unter dem Titel: „Modern jesuitism or the movements and vicissitudes of the Jesuits in the nineteenth century, in England, Russia, Belgium, France, Switzerland and other parts. By K. H. Michelsen." Ein vorzüglich pikantes Capitel ist dasjenige, welches die Austreibung der Jesuiten aus Rußland und die nächsten Veranlassungen dazu betrifft. Nach der Versicherung des Verfassers soll namentlich folgender Vorfall in den höhern und höchsten Kreisen einen tiefen Eindruck gemacht haben: Eine junge russische Fürstentochter war der Erziehung eines Jesuiten anvertraut worden, der auf ihr reizbares Gemüth besonders durch die schauerlichsten Ausmalungen der Höllenstrafen zu wirken suchte. Die Prinzessin, von diesen Vorstellungen fürchterlich gequält, begann nun mit einer von ihr glühend gemachten Kupferpfanne von Zeit zu Zeit ihren Körper zu martern, um sich an die ihr angedrohten Höllenqualen schon hier zu gewöhnen. Infolge dieser öfter wiederholten Marter erkrankte sie endlich und erstand von ihrem Krankenlager nicht wieder. Bekanntlich blasen die Organe der Jesuitenpartei mit vollen Backen in die Kriegsdrommete gegen Rußland, in der Erwartung, in diese für sie seit Jahren verlorene Provinz wieder ihren Einzug halten zu können, und die „westliche Civilisation" scheint kaum zu ahnen, welch ein Bundesgenoß sich an ihren Rockschoß gehängt hat. Michelsen theilt auch aus einem von dem Jesuiten Sconville verfaßten und durch den Bischof Laurent im Großherzogthum Luxemburg eingeführten Katechismus eine charakteristische Stelle ebenfalls in Betreff der Höllenstrafen mit. Wir lassen hier einige der bezeichnendsten Antworten nebst ihren Fragen folgen. Frage: „An welchem Platze wird Jeder am Tage des Jüngsten Gerichts auferstehen?" Antwort: „An dem Platze, an welchem der größte Theil seines Körpers übriggeblieben." Frage: „In welcher Gestalt?" Antwort: „In mittlerer Gestalt, mit wohlproportionirten Gliedern, Jeder in der Bildung des Geschlechts, dem er im Leben angehörte." Frage: „In welchem Alter?" Antwort: „Im Alter Christi, so als ob wir Alle 33 Jahre alt wären." Frage: „Wo befindet sich die Hölle?" Antwort: „In der Mitte der Erde." Frage: „Ist die Hölle geräumig?" Antwort: „Nicht sehr, denn die Verdammten liegen in ihr übereinander gepackt wie Ziegelsteine in einem Ziegelofen." Schon aus diesem kurzen Frage- und Antwortspiel erkennt man, daß diese Lehre eine rein materialistische ist und wenigstens insofern einigermaßen zu dem materialistischen und sinnlichen Charakter unserer Zeit passen würde, wäre sie nur nicht gar so lächerlich absurd. Dergleichen muß nothwendig zur crassesten Verdummung oder bei Denkfähigen zuletzt zu ebenso crassem frivolen Unglauben führen. Fanatisirte Dummheit oder frivoler Unglaube arbeiten aber beide jenem Materialismus in die Hände, dessen man doch wieder unsere Zeit anklagt.

Adam Oehlenschläger.

Je seltener in Frankreich Monographien über ausländische Dichter erscheinen, umsomehr verdient folgende, einen Band der von Hachette herausgegebenen „Bibliothèque des chemins de fer" bildende Schrift erwähnt zu werden: „Oehlenschläger, le poëte national du Danemark. Étude biographique et littéraire par J. Le Fèvre-Deumier." Der dänische Dichter brachte länger als einen Monat auf des Verfassers Landgut zu, und Le Fèvre-Deumier versichert, daß er zwar mehr als einem Dichter Herberge gegeben habe, daß aber keiner in ihm so freundliche Erinnerungen zurückgelassen habe als der dänische Dichter. Depping berichtet über das Buch im „Athenaeum français" und kommt dabei auf eine Schwachheit Oehlenschläger's zu sprechen, die derselbe freilich mit sehr vielen Poeten theilte. Depping sagt: „Oehlenschläger geizte mit seinen Versen nicht, er streute sie mit vollen Händen aus, und wenn man ihn in Gesellschaft um einige Verse bat und er gerade nicht

in Vorrath hatte, so improvisirte er. «C'est un arbre sur lequel il croît des tragédies», sagte von ihm Benjamin Constant, der mit ihm bei der Frau von Staël auf Schloß Coppet zusammentraf." Depping meint: „Wenn ein mittelmäßiger Versemacher, welcher sein Lebelang vergebens nach einem Verleger herumgelaufen ist, seine selbst nur vorübergehenden Freunde beim Kragen nimmt und ihnen die Marter einer fünfactigen Tragödie auferlegt, so ist dies eine Schwäche, die man verzeihen mag, denn er hat kein anderes Mittel, sich Zuhörer zu verschaffen. Aber ein Dichter, der beim Publicum beliebt, von Buchhändlern und Theaterdirectoren gesucht ist, sollte zu solchen kleinlichen Mitteln nicht seine Zuflucht nehmen. Ein Buchhändler erzählte mir jüngst, daß Oehlenschläger eines Tages ihn drei Stunden lang am Knopfloch hielt und ihn nöthigte, seine Gedichte anhören zu müssen." Das Aeußere Oehlenschläger's schildert sein französischer Biograph mit folgenden Worten: „Er war sehr brünett, sein Auge schwarz und glänzend, der Teint von warmer Färbung, sein Lachen anmuthig, seine Gesten lebhaft und rasch. Er war ein Neapolitaner, der zufällig in Dänemark das Licht erblickt hatte." Der Biograph will diese Mischung des nördlichen und südlichen Elements auch in seinen Dichtungen wiederfinden, aber wenn Oehlenschläger auch „Correggio" und „Aladdin" gedichtet hat, in denen sich aber auch gerade nicht viel südliche Sinnlichkeit ausspricht, so war doch die nordische Sage und Heldenpoesie sein eigentliches Feld, und was er auf diesem Felde producirte, erinnert oft viel mehr an Eisblumen als an die safterfüllten Blumen der Mutter Erde. Ampère und Marmier haben übrigens schon früher in Frankreich die Aufmerksamkeit auf Oehlenschläger, namentlich auf „Axel und Walborg" hinzulenken gesucht.

H. M.

Bibliographie.

Beaumont-Vassy, E. de, 1830—1851. Geschichte meiner Zeit. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Besser, L., Die Aerzte in der Concurrenz und was da Noth thut. Göttingen, Wigand. 8. 10 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Schottland im Sommer 1850. Mit einer Karte. Lemgo, Meyer. 8. 10 Ngr.

Brudi, F., Das beste Haus im Dorfe. Eine lehrreiche Erzählung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 15 Ngr.

Eisenlohr, C. F. M., Das literarisch-artistische Eigenthum und Verlagsrecht mit Rücksicht auf die Gesetzgebungen. Schwerin. Gr. 8. 25 Ngr.

Esmarch, K., Römische Rechtsgeschichte. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Flucht aus dem Irrenhause. Leipzig, O. Wigand. 32. 15 Ngr.

Helena Franziska, Erinnerungen aus der Schweiz. Aachen, Mayer. 8. 15 Ngr.

Lauckhard, Ueber die Erziehung in der Schule. Eine pädagogische Abhandlung. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 5 Ngr.

Lindner, W., Christologische Predigten. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 15 Ngr.

Lügenchronik oder wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Neue, durchgesehene Auflage, vollständig in vier Abtheilungen, mit 124 Abbildungen. Stuttgart, 1854. Scheible. 32. 27 Ngr.

Ranke, W., Die Verirrungen der christlichen Kunst. 2te vermehrte Auflage. Breslau, Geisler. Gr. 8. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker. Königsberg, Gebrüder Bornträger. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Saalschütz, J. L., Archäologie der Hebräer. Für Freunde des Alterthums und zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen. 1ster Theil. Königsberg, Gebrüder Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Schmidt, C., Die Gottesfreunde im 14. Jahrhundert. Historische Nachrichten und Urkunden. Jena, Mauke. 1854. Gr. 8. 20 Ngr.

Waitz, G., Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik. 1ster Band. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wegele, F. X., Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz. [1153—1160.] Jena, Mauke. Gr. 8. 10 Ngr.

Uhlich, Aus der Vernunftreligion. Acht Reden. Magdeburg, Fabricius. 8. 8 Ngr.

Zacher, J., Das gothische alphabet Vulfilas und das runenalphabet. Eine sprachwissenschaftliche untersuchung. Mit einer Schrifttafel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bemerkungen über die Zoll-Vereins-Resultate für das Jahr 1854. Berlin, Hertz. Lex.-8. 6 Ngr.

Beust, F. C. Freih. v., Das Obererzgebirge und die Eisenbahnen. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Professor Dr. Bock im Streite wider die Homöopathen. Leipzig, Naumburg. 8. 5 Ngr.

Zweite Denkschrift über die Expedition in der Krim und die Kriegführung im Orient, gerichtet an die Regierung Sr. Maj. des Kaisers Napoleon III. von einem Generalstabsoffizier. Aus dem Französischen. Genf, Lauffer u. Comp. Gr. 8. 9 Ngr.

Deutschland und die orientalische Frage. Von B. S. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 1 Thlr.

Götting, C. F. J., Recht, Leben und Wissenschaft. Ein Wort für Gebildete aller Stände. Hildesheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Hilgenfeld, A., Das Urchristenthum in den Hauptwendepunkten seines Entwickelungsganges mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Verhandlungen der HH. DD. Hase und von Baur. Jena, Mauke. 8. 12 Ngr.

Jörg, E., Die gänzliche Unterdrückung der asiatischen Cholera den Europäischen Staatsregierungen als ausführbar dargethan und eine sichere Heilmethode dieser Seuche Aerzten und gebildeten Laien anempfohlen. Mit einem Vorworte von J. C. G. Jörg. Leipzig, F. C. Dürr. 8. 12 Ngr.

Kladderadatsch in Paris. Humor und Satyre auf der Industrie-Ausstellung. 1stes Heft. Berlin, Hofmann u. Comp. Imp.-4. 3 Ngr.

Kliefoth, T., Die Göttinger theologische Facultät und die lutherische „Partei". Zwei Aufsätze, aus der „Kirchlichen Zeitschrift" abgedruckt. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 18 Ngr.

Rechtgläubige, Mittelweg, Mystiker, oder: Wo ist Licht und Wahrheit? Fragen in Veranlassung der „Monologen" des Herrn Pastor Valentiner, von D. L. Hamburg, Nolte u. Köhler. 16. 12 Ngr.

Schultze und Müller in Paris während der Industrie-Ausstellung. Humoristische Reisebilder. Mit 26 Illustrationen von W. Scholz. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Schwamkrug, F. W., Ueber Eisenbahn-Anlagen und ihren Betrieb durch Dampf- oder Pferdekraft im Allgemeinen. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwarz, J., Der heilige Winfried Bonifacius, Apostel der Deutschen. Zur Erinnerung an den elfhundertjährigen Todestag desselben gefeiert in Fulda am 5. Juni 1855. Fulda. 8. 5 Ngr.

Wendel, J., Predigt zur Gedächtnißfeier des Apostels der Deutschen Winfried Bonifacius, gehalten am 10. Juni 1855 in der evangelischen Kirche zu Fulda. Fulda, Müller. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Von diesem Werke (vollständig in 4 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 40 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben der

dritte Band (21.—30. Heft):

Hamlet — Orgien.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Juli 1855.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Camprodon (Don Francisco), **Die Blume Eines Tages.** Schauspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.** 8. Geh. 16 Ngr.

Hr. G. H. de Wilde, ein geistvoller Kenner und Verehrer der spanischen Literatur, führte schon vor einigen Jahren ein treffliches Erzeugniß der neuern spanischen dramatischen Literatur bei der deutschen Lesewelt ein: das religiös-phantastische Drama „Don Juan Tenorio" von Zorrilla (1850, 1 Thlr.). Gegenwärtig läßt er diesem Stück ein zweites folgen, um auch durch dieses die gangbaren Vorstellungen von dem gegenwärtigen Standpunkte des spanischen Theaters berichtigen zu helfen. „Die Blume Eines Tages" von Camprodon, bereits ins Englische übersetzt, hat in Spanien einen außerordentlich glänzenden Erfolg gehabt und auch in Mexico sah es der Uebersetzer mit dem größten Beifall aufführen.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.*** **Zwölfte Lieferung.** (Schrötter — Taschenbuch.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermässigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1855.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Karl Bartsch, Provenzalisches Lesebuch. Mit einer literarischen Einleitung und einem Wörterbuche. 17 Bogen Lexikonformat. Elegant ausgestattet. Preis 1⅓ Thlr.

Bei dem entschiedenen Mangel an einer mit neuen Manuscripten versehenen, tüchtig bearbeiteten und nicht zu weitläufigen provenzalischen Chrestomathie wird dieses Werk ein Bedürfniß befriedigen, das sich bei allen Forschern der neuern Sprachen schon seit langer Zeit fühlbar gemacht hat. Es ist von competenter Seite als das Vorzüglichste bezeichnet, was bisher in diesem Fache geleistet wurde.

Erschienen ist:

Traum und Leben

von

E. F. Hoffmann.

8. 29 Bogen. Geh. 2 Thlr.

Ein Buch, welches wir der Beachtung der Leser empfehlen.

Verlag von Heinrich Schindler in Berlin.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Naturwissenschaft

in ihrem Einfluß auf **Poesie, Religion, Moral** und **Philosophie.** Von **Dr. Julius Frauenstädt.** 8. Geh. 1 Thlr.

Eine durch den Wagner-Vogt'schen Streit hervorgerufene, für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift, die in anziehender Weise vermittelnd auftritt und die völlige **Uebereinstimmung des echten Glaubens mit der echten Naturwissenschaft** nachweist, ebenso gegen den „Köhlerglauben" wie gegen den Materialismus Fronte machend.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 2. August 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Friedrich von Raumer.

Vermischte Schriften von Friedrich von Raumer. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852—54. Gr. 8. 8 Thlr.

Friedrich von Raumer, als geistvoller und begabter Historiker genugsam bekannt und gewürdigt, hat in seiner Eigenschaft als Tagesschriftsteller, Verfasser von Streit- und Zeitschriften und als praktischer Verwaltungsbeamter unter uns kaum jemals eine tiefer eingehende Würdigung erfahren. Sein Schicksal als solcher ist besonderer Art und verdient wol eine nähere Besprechung. Von der Natur mit seltenem Scharfblick begabt und geneigt, in jedem Dinge die Schattenseite, in jeder Einrichtung die schwache Stelle sofort zu erkennen, hat er, indem er diese aufzudecken unternahm, sich nothwendig Gegner aller Art schaffen müssen. Er griff heftig an, wo Andere furchtsam schwiegen, und ihm wurde heftig erwidert; allein da sein beweglicher Geist in den Zwischenzeiten des Streits sich fast immer schon wieder andern Objecten zugewendet hatte, so ließ er meistens dem Gegner das letzte Wort, gab den Streit auf und schien damit im Unrechte zu bleiben. Den Triumph der Gegner achtete er nicht, obwol er sie auf andern Gebieten immer von neuem angriff. So kam es, daß dem großen Publicum fast nur der Eindruck von der Beweglichkeit, ja von der Unruhe seines Geistes blieb, ohne daß es seine Ueberzeugungen adoptirte, da er diese meist ohne Widerstand den Streichen seiner Widersacher preisgab. Einem solchen Schicksale gegenüber ist es dem Verfasser nicht zu verdenken, wenn er, eine verzeihliche Bitterkeit überwindend, jetzt in Ruhe und in reifen Jahren von der Weltbühne zurückgezogen, die bedeutendsten seiner Zeitschriften sammelt und gleichsam an eine andere Generation appellirend, sie dem lebenden Geschlechte wie zum zweiten Erkenntniß, zum Superarbitrium vorlegt. Wir aber nehmen diese Berufung an, theilnehmend und dankbar zugleich, weil uns in dieser Publication die Gelegenheit geboten wird, uns über die Ansichten der nächsten Vergangenheit in Betreff der wichtigsten staatsrechtlichen und politischen Materien zurechtzufinden und im Allgemeinen den großen Fortschritt zu erkennen, den die Discussion auf diesem Gebiete in jeder Richtung hin denn doch zur Folge gehabt hat.

Vor allem sind es die Ideen der Stein-Hardenberg'schen Epoche, welchen der Verfasser treu anhängt, nachdem er praktisch für sie thätig gewesen ist. Man hat diese Grundgedanken der Staatsverfassung in unserer Zeit vielfach bekämpft, man hat sie aus einer seltsamen Verwechselung her als der Embryo der Revolution bezeichnet, man hat sie mit dem Spottnamen des „Geheimraths-Liberalismus" zu brandmarken gesucht. Dem Allem entgegen haben wir uns trotz eifrigen Nachdenkens, trotz langjähriger praktischer Studien und trotz des Jahres 1848 und seiner Verirrungen noch nicht davon überzeugen können, daß diese Ideen theoretisch falsch oder praktisch verderblich seien; ja, wir halten mit dem Verfasser noch heute dafür, daß beispielsweise der Grundsatz der Preßfreiheit, unbedingter Freizügigkeit im Staate, uneingeschränkter Gewerbfreiheit, freier Wahl der Gemeindevertretungen u. s. w. an sich richtig und bei vernünftiger Regelung in der Anwendung segenbringend und Menschenwohl fördernd sei, sofern der Regierungsgewalt nur die Kräfte und die Mittel nicht fehlen, Ausartungen derselben in gegebenen Fällen abzuweisen und zurückzudrängen. Den Embryo der Revolution sehen wir nicht in diesen Ideen, wir sehen ihn in ihrem Gegentheil, in der Hemmung der freien Selbstbestimmung auf dem Gebiete erlaubter menschlicher Thätigkeit, welche denn schließlich zur Kopfzahlwahl und zu allgemeiner Bewaffnung, zum Kriege „Aller gegen Alle" hindrängt.

In dieser Uebereinstimmung mit dem Verfasser begründet sich das Interesse, das wir der vorliegenden Sammlung zuwenden, und die Besprechung, die wir ihr zu widmen gedenken. Ein vermögender Professor ist für gewisse Staatsmänner immer ein mehr oder minder bedenklicher Mann. In dieser Lage war der Verfasser dieser Schriften. Von seiner Erkenntniß zur Kritik des in bloßer Routine Bestehenden und Begründeten angetrieben, unabhängig durch seine Lebensstellung, praktischen Erfahrungen stets zugänglich, gehörte Raumer fast immer der gemäßigten Opposition an. Prüfungen und Anfechtungen aller Art waren die natürliche Folge dieser Stellung; er hat sie mannhaft ertragen, zum Theil ignorirt. Aber wir können ihm nicht verargen, daß er jetzt, gleichsam nach Verlauf der Flut, die über ihn kam, der Welt zu zeigen versucht, welche seiner Grundsätze die Probe der Zeit bestanden, in welchen Ideen die Erfahrung ihm Recht gegeben, welche Irrgänge die Welt eingeschlagen hat, um endlich doch wieder auf seine eigenen alten Ueberzeugungen zurückzukommen.

Der erste Band der „Vermischten Schriften" bietet uns nur Reden, staatswissenschaftliche Aufsätze, Erzählungen und geschichtliche Scenen. Unter den erstern ist die Rede zur fünfundzwanzigjährigen Thronfeier König Friedrich Wilhelm's III., welche vom Obercensurcollegium wie ein Schülerexercitium durchcorrigirt wurde, und die somit die Veranlassung wurde, daß der Verfasser sein Amt bei diesem Collegio niederlegte, hier in ihrer ursprünglichen Fassung abgedruckt. Sie zeigt uns so, was im Jahre 1822 noch für eine staatsgefährliche Aeußerung galt. Die Rede zum Gedächtniß desselben Fürsten, 1843 in der Akademie gehalten, ist zugleich eine Preisrede für die Staatsreformen des Jahres 1808—11, ohne welche, wie der Verfasser überzeugend ausführt, die Volkserhebung des Jahres 1813 gar nicht denkbar war. Die Rede endlich zum Gedächtniß Friedrich's II., 1847, war es, welche die bekannte Anklage des Verfassers in der Akademie hervorrief, die, da seine Vertheidigung ungenügend gefunden wurde, seinen Austritt aus der Akademie und die Niederlegung seiner Stelle als vorsitzender Secretär zur Folge hatte. Das gleichfalls bekannte Entschuldigungsschreiben der Akademie an den König, dem diese Rede höchstes Misfallen erregt hatte, ist hier mitgetheilt. Der Verfasser selbst sagt davon, daß die aus dieser Rede ihm erwachsenen großen Unannehmlichkeiten seine Ueberzeugung durchaus nicht erschüttert, ja, daß, was täglich um ihn her geschähe, vielmehr immer deutlicher erweise, wie alle Parteien ohne Ausnahme in falscher Richtung befangen seien, indem sie, anstatt versöhnend auf den Mittelpunkt des Christenthums hinzuweisen, Gegensätze erregten und Feindschaft und Verketzerung predigten, was schließlich zu unendlichem Elend führen müsse. Der Verfasser sieht hier offenbar zu schwarz. Die Welt kann und soll nicht ohne den Streit der Meinungen sein: ihr Fortschritt erfolgt in oscillirender Bewegung und die Bewegung würde aufhören ohne den Streit, der die Parteien schafft und erhält. Die „Reden, die in Frankfurt nicht gehalten wurden", übergehen wir, wie die Vorlesung über akademische Freiheit. Die „Sechs Gespräche über Krieg und Handel" bringen die 1806 gangbaren Ideen über das Freihandelssystem zur Anschauung; es hat sich darin seit 50 Jahren wenig geändert. Die Kritik des preußischen Staatsorganismus (1811) zeugt von dem Geist des Verfassers und bildet eine treffliche Arbeit, in der die gemäßigte Unabhängigkeit des Beamtenstandes als der wahre Kern einer normalen Staatsverwaltung hervorgehoben wird. Der Aufsatz über die Städteordnung zeigt den Verfasser in seiner praktischen Befähigung, die des Inhalts von „Ideen" nicht entbehren kann. Die „Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart" (1850) bieten eine scharfe Kritik der Proletariatsfrage dar, der wir uns in den meisten Punkten völlig anschließen. Der Verfasser hat offenbar Recht, wenn er schließlich zu der Ansicht kommt, daß die Frage, deren systematisches Verleugnen allerdings nichts tauge, doch gar nicht so läge, wie man sie gemeinhin auffaßt und stellt. Nicht die allgemeine Proportion, das Verhältniß des Pauperismus zum Nationalvermögen ist gestört und unerträglich, das Gefährliche liegt nur in seiner Ansammlung an einzelnen Punkten, seiner Agglomeration an bestimmten Stellen. Und hier ist denn Hülfe möglich, die eine Unmöglichkeit wäre, wenn die allgemeine Proportion als gestört betrachtet werden müßte. Wir selbst gehen nun einen Schritt weiter als der Verfasser, indem wir jene Hülfe finden in der absolut freien Bewegung jeder erwerbenden Thätigkeit, gepaart mit der steigenden Intelligenz. Die Ausführung dieses Satzes müssen wir uns hier versagen — an den Satz selbst aber glauben wir! Zwei psychologische Erzählungen: „Eine venetianische Familie" und „Wilhelmine", zeugen von Talent und dem Ernst des Autors auch auf dem Gebiet der Gemüthsstudien, wenn auch sein Stil weder einschmeichelnd noch fehlerlos ist. Ja selbst der historisch-dramatische Versuch, welcher die Revolution von 1522 in Spanien zum Gegenstand nimmt, ist etwas mehr als „Geschichte in Action" und hat in seiner tiefen psychologischen Anlage seine volle Berechtigung, sodaß wir wünschten, der Verfasser schlösse diesen Versuch kunstgerecht ab.

Seine ernsten Studien über das Wesen der dramatischen Poesie weist denn auch gleich der erste Aufsatz des zweiten Bandes der „Vermischten Schriften": „Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuern Dramatikern", deutlich nach. Ein „Zusatz über Plautus und die Komödie der Alten" folgt ihm.

Der Verfasser ist als ein geistvoller und gründlicher Archäolog bekannt, wir gestehen indeß doch von der Tiefe seiner Forschung und seines Wissens auf diesem Gebiete überrascht worden zu sein. Bei der Auslegung der aristotelischen Lehren — von welchen Lessing sagt, daß er sie für ebenso unfehlbar wie die Sätze des Euklid halte, während Andere darin nicht die innern Gründe der Kunst, sondern nur ihre Gesetze, wie sie sind, erkennen wollen — kommt bekanntlich Alles auf die Ausdeutung

der Epitheta σπουδαίους, φαύλους, βελτίους, χείρους, κρείττους und ὁμοίους, sowie auf die Erklärung der Worte μίμησις und παράδιγμα an. Für alle diese Worte findet der Verfasser Ausdeutungen, welche die Gedanken des alten Philosophen im Geiste Solger's und Schlegel's klar und überzeugend hinstellen. Die μίμησις z. B. ist ihm nicht sowol Nachahmung als Darstellung der Natur und das παράδιγμα nicht Beispiel, sondern Ideal, im Sinne der „certa idea" des Rafael. Soviel als Andeutung von dem Verdienst dieser vorzüglichen Arbeit, zu deren voller Würdigung uns hier der Raum fehlt, wie leider auch in Betreff der folgenden Abhandlung: „Ueber die römische Staatsverfassung", welche wie jene die seltenen Kunst- und Sprachstudien, den tiefen historischen Forschergeist des Verfassers, den Umfang und die Mannichfaltigkeit seines Wissens belegt. In dieser Abhandlung geht Raumer bekanntlich nicht mit Niebuhr, wenigstens nicht mit seinen ersten, Alles zerstörenden Aufstellungen; er macht uns vielmehr den Widerspruch klar, der darin liegt, die Existenz der beiden ersten Könige Roms ganz zu leugnen und mit dem dritten auf einmal historischen Boden gewonnen haben zu wollen, während doch keine Urkunde irgendwelcher Art zwischen ihnen liegt. Der Verfasser leugnet überhaupt die Namenverschiedenheit der Römer, nach welcher der eine Name das politische, der andere das kirchliche, der dritte das Privatrecht herbeigebracht haben soll. Er erörtert dann die dunkelsten Fragen der römischen Verfassung, wie sie Servius Tullius neu feststellte, das Consulat und die Einführung des Tribunats sie veränderte; die Machtverhältnisse der beiden nebeneinander bestehenden Repräsentationen, Centurien und Tribus — in den ersten entschied das Vermögen, in den zweiten die Kopfzahl —, die unklare Ergänzung des Senats, das Veto der Tribunen und alle sonstigen einflußreichen Beziehungen der Staatsämter in einer Weise, die uns fast immer überzeugende Zustimmung abgewinnt. Nur gegen den Schlußgedanken des Autors, daß nämlich der römische Staat an dem Mangel eines ausgebildeten Staatsrechts zugrunde gegangen sei, möchten wir unsere Reservation einlegen: *ein mal*, weil auch das ausgebildetste Staatsrecht, wie Venedig beweist, einen von dem Culturstande überwachsenen Staat nicht zu retten vermag, und zweitens, weil uns das Staatsrecht Roms eher zu starr und fest als zu locker und flüssig erscheint, wie z. B. sich daraus ergibt, daß selbst die Monarchie nicht anders möglich wurde als durch Vereinigung aller öffentlichen Aemter in Einer Person. Doch wir müssen auch hier abbrechen, wobei wir nur noch bemerken, daß wir das von dem Verfasser bestrittene Axiom Macchiavelli's von der Nothwendigkeit, jede Staatsform zeitweise auf ihren ersten Ursprung zurückzuführen, für durchaus richtig halten und hiernach z. B. den Militärstaat Preußen für verloren achten, wenn er jemals seine Militärverfassung aufgeben und ausschließlich oder auch nur vorwiegend ein Handels- oder Industriestaat werden sollte.

Unter den übrigen geschichtlichen und kritischen Aufsätzen dieses Bandes erwähnen wir die Abhandlung über „Polens Untergang", weil sie die Veranlassung war, daß Raumer's Wahl zum Rector der Universität nicht bestätigt wurde, und den Verfasser nahezu in eine Disciplinaruntersuchung verwickelte. Der Irrthum wurde jedoch noch rechtzeitig erkannt und Raumer erhielt aus dem Cabinet den Auftrag, die Verhältnisse Preußens zu Polen im Jahre 1830—32 ausführlich darzustellen. Auch diese Arbeit ist hier mitgetheilt. Der Aufsatz: „Drei Portugiesinnen", die Geschichte der Ines de Castro, Maria und Lenore de Tellez darstellend, bot den Gegnern Raumer's Gelegenheit, ihn als einen Königsfeind, der über „Venedigs Untergang", ihn als einen parteiischen Geschichtschreiber auszurufen; Beides mit etwa gleichem Rechte! Raumer protestirt gegen den falschen Ruhm eines empfindungs- und gemüthlosen Historikers und verschmäht mit Godwin die Unparteilichkeit, die keinen Unterschied zwischen Gut und Böse kennt. Wer sollte ihm hierin nicht Recht geben? Der Vortrag „Ueber Johanna d'Arc" und der gelehrte Excurs über „Die Kirchenversammlungen von Pisa, Kostnitz und Basel" zeigen den Verfasser auf dem Höhepunkt der historischen Kritik, wie der Vortrag über „Diderot und seine Werke", „Bolingbroke u. s. w." den Aesthetiker und Philosophen von Fach bekunden.

Indem wir den Verfasser so auf vielen Gebieten menschlichen Wissens einheimisch erblicken, würde es eben nicht unmöglich sein, ihm einzelne Irrthümer nachzuweisen oder verschiedene Ansichten, auf die er Gewicht legt, zu bestreiten; allein abgesehen davon, daß dazu die erfoderliche Kampfbahn hier fehlt, würde ein Streit dieser Art auch dem Leser weder Ueberzeugung noch Unterhaltung gewähren. Wir versuchen es daher lieber, uns den Ursprung solcher von dem Hergebrachten abweichenden Ansichten bei dem Verfasser klar zu machen. Raumer ist ein Mann von eminentem Geist; um sich hiervon zu überzeugen, darf man kaum mehr als seine „Spreu" durchblättern. Er ist ferner, was wir einen praktischen Doctrinär nennen möchten, d. h. ein Geist, der seine Lehrsätze wie seine Grundsätze aus einer thatsächlichen und ganz realistischen Weltanschauung herleitet, die Erfahrung im Auge behält und dem Abstracten durchaus nicht mehr Feld einräumt als ihm zukommt. Bei solchen Anlagen müßte er überall die Wahrheit finden, stünde ihm nicht die Neigung entgegen, gegen Angenommenes, Conventionelles und Hergebrachtes sofort mistrauisch in kritische Opposition zu treten. In dieser Neigung liegt es, daß ihm die Wahrheit zuweilen entgeht, daß er fehlt — aus Furcht zu fehlen. Raumer im Streit mit dem Ueberlieferten entdeckt nicht immer die Wahrheit; aber er gehört sicher zu den Geistern, welche der Entdeckung der Wahrheit großen Vorschub leisten, er ist ein eifriger Forscher, geistvoll in seinen Zweifeln, anregend in seinen Voraussetzungen, glücklich in seinen Hypothesen. Sein Stil ist nicht makellos; er hat etwas Stoßendes, Sprunghaftes, Ueberkräftiges und

verräth wenig Bemühung um Wohllaut und schöne Form. Und dennoch ist er ein Prosaist von Rang und Charakter wie Wenige, welche minder als er auf den Inhalt sehen. Anmuth ist nicht seine starke Seite; allein seine größern historischen Arbeiten sind sprachlich rein, charaktervoll und voll strotzender Kraft der Gedanken und der Rede.

Mit dem dritten Bande der „Vermischten Schriften" tritt uns Raumer in einer neuen Gestalt, nämlich als Kunstkritiker und Recensent entgegen, und wir müssen anerkennen, daß er auch hier sich auf entsprechender Höhe, geist- und wissensvoll darstellt. Die erste der hier mitgetheilten Recensionen über Lombard's „Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805—7" ist einer mächtigen Streitschrift, einer wahren Philippika gegen das preußische Cabinet jener Unglücksepoche zu vergleichen. In den „Heidelberger Jahrbüchern" abgedruckt, gab sie zudem die Veranlassung, daß der Verfasser in die Nähe des Staatskanzlers von Hardenberg berufen wurde, und hatte somit den wesentlichsten Einfluß auf seine Lebensstellung. Wir haben dies ideenreiche Werk mit wirklicher Erhebung, ja mit Ehrfurcht von neuem gelesen, eine Arbeit, die in rauhem, zornigem Stil mehr Gedanken als Worte enthält und einen Reichthum historischen Wissens verkündet, der heute selten geworden ist. Hier heißt es z. B. in Betreff der stets wiederkehrenden „question indécise" Lombard's:

Sobald den Einzelnen oder den Staat die unmittelbare Gewißheit über seinen Beruf, die Klarheit über Das, was er zu thun oder zu lassen hat, verläßt und er die Bestimmungsgründe von außen findet, bald ein wenig dafür, bald ein wenig dagegen aufnimmt, Ruhe, Gleichgewicht, Bestimmtheit verloren gehen, ist sein geistiger Tod schon eingebrochen. Denn jene Sicherheit des Entschlusses, jene Freudigkeit der Ausführung ist das ewig Bewunderte in der Geschichte der Staaten und der Einzelnen, und es gilt dabei gleich, ob der Sieg gegen die Wahrscheinlichkeitsrechnung errungen wurde, wie in Athen, Rom, der Schweiz, in den Niederlanden, oder der Untergang nach jener, wie in Karthago, Numantia, Saragossa u. s. w.

Und weiter heißt es von Haugwitz:

Wie ein Marktschuh war der Minister allen Füßen gerecht, die nur hineintreten wollten! Er hat für Bündniß, für Neutralität, für Krieg gestimmt; ohne Ahnung eines großen, festen, beharrlichen Berufs hat er nur sich gesehen, nie die Sachen erkannt. Wo innere Haltung fehlt, erscheint das Abwarten, die Unthätigkeit als weises Anschmiegen an den Augenblick, bis irgend ein Ereigniß die gänzliche Nichtigkeit furchtbar enthüllt.

Wie bedeutsam diese Worte jetzt eben wieder in einer Epoche rathlosen Schwankens für viele deutsche Regierungen erscheinen, verkennen wir nicht; allein sie belegen auch, was wir oben von dem pragmatischen Doctrinärthum des Verfassers bemerkten. Denn soll schon jede augenblickliche Unschlüssigkeit, jedes zeitige Schwanken der Tod der Staaten sein, so fragen wir den Verfasser, welcher Minister des Aeußern sich je in der glücklichen Lage befand, niemals zu zweifeln und zu schwanken? Est modus in rebus!

Die Recensionen über Malthus' „An essay of the principle of population", Schmalz' „Annalen der Politik", Böckh's „Haushalt Athens", Leo, Hegel, Ritter, Tennemann sind gleich bedeutsame Arbeiten. Gegen Schmalz behauptet der Verfasser, daß das Verhältniß der Historie zur Ethik und die tiefe Lehre von der Individualität der Staaten und der Einzelnen ihm nicht klar geworden seien. Sind sie heute jedoch etwa klarer? Wissen wir heute sicherer, als Plato oder Aristoteles es wußten, ob der Einzelne ein Recht „für sich" anrufen könne, oder sich dem Rechte Aller unterwerfen müsse? Nimmermehr — dies Problem löst Niemand und keine Zeit! In der Kritik von Ancillon tritt der Verfasser scharf gegen die Ansichten des „Tableau des révolutions etc." auf, indem er ihm Irrthümer im Großen wie im Einzelnen nachweist. Ist diese Aufgabe an sich auch gerade nicht schwierig, so zeigt ihre Lösung uns doch den Verfasser in seiner vollen Eigenthümlichkeit auf der Höhe der historischen Kritik. In dem Aufsatz über Tieck's „Vittoria Accorombona" spricht der Verfasser die trefflichsten Gedanken über Wesen und Ziel des Romans aus, und so zeigt jede dieser kritischen Arbeiten uns entweder den fachgebildeten oder den universellen Geist, lebendig, gerüstet, thatkräftig.

Zum Schluß und um den Autor abermals von einer neuen Seite kennen zu lernen, stellt er sich uns in einer Reihe von Aufsätzen als gründlichen Musikkenner und Theaterfreund dar, dem Gluck und Spontini, Mozart und Weber, Händel und Bach vertraute Größen sind. Die Reife seines Kunsturtheils auf diesem Gebiete ist bekannt; wer sich davon überzeugen will, hat nur den kurzen Aufsatz über Meyerbeer's „Hugenotten" zu durchlesen. Darin, daß jenem Meister die endliche „Verklärung" fehlt, daß er „Inferno" und „Purgatorio", aber nicht das „Paradiso" durchläuft, werden Viele mit ihm übereinstimmen. Die übrigen inhaltsreichen Aufsätze müssen wir übergehen, um noch der Schlußgabe des dritten Bandes zu gedenken, jener Sammlung „Spreu", die uns Raumer auf dem Höhepunkt seines gesammten Kriticismus zeigt und zwar in aller seiner Prägnanz und Schärfe. Diese Sammlung von Axiomen, Kern- und Denksprüchen hat zu ihrer Zeit nicht geringes Aufsehen gemacht, und wir denken, mit Recht! Kühnheit und Wahrheit, geistige Unabhängigkeit, mit Ordnungssinn gepaart, Philosophie und echter Religionsgeist sprechen hier mächtig zu Kopf und Herz. „Ich stehe der wahren Gotteslehre mit meinem Kopfe so nahe wie mit meinem Herzen", sagt der Verfasser von sich, und wir stimmen ihm zu, er ist darin unser Mann! — „Die Theologie hat es bequemer wie die Medicin: sie verschreibt Jedem Dasselbe." — „In allen Religionen sind Bestandtheile der Wahrheit, nur nicht in allen gleichviel. Sie können daher fortschreiten oder ausarten." — „Der Glaube, welcher sich aus prüfendem Zweifel emporarbeitet, wurzelt tiefer und ist fester als der, welcher dogmatisirend obenauf gesäet wird." — „Die Menschen unterscheiden sich nicht blos körperlich, sondern auch geistig in Nah- und Fernsichtige." — „Es gibt Viele, die sich einbilden, Freunde großer, entscheidender Maßregeln zu

sein, weil sie die Gabe besitzen, sich darin hineinzudenken." — „Ein Volk ist nie leichter zu revolutioniren, als wenn es vorher alles Körper- und Genossenschaftliche verloren hat." — „Nur dadurch, daß man etwas über sich anerkennt, wird man frei und rettet sich aus der schlimmsten, der eigenen Sklaverei!" — „Eine Regierung, die nicht auf ihre Rechte hält, vernachlässigt ihre Pflichten." — „Wer seiner Frau mehr anhängt als seinem Beruf, ist ein schlechter Ehemann." — „Unglückliche Leidenschaften erziehen, glückliche verziehen." Und so fort in den treffendsten Gegensätzen!

Hiermit entlassen wir den Verfasser, der sich uns schließlich mit dieser „Spreu" als einen ebenso geistreichen Mann zeigt, wie er in dem vorangehenden Inhalt dieser drei Bände sich als Gelehrter von Fach und Kritiker in allen Disciplinen darstellt. Dem ernster Lectüre zugewendeten Publicum aber glauben wir einen wirklichen Dienst erwiesen zu haben, indem wir seine Aufmerksamkeit auf diese Sammlung werthvoller Arbeiten aus dem langen, der Wissenschaft geweihten Leben Friedrich von Raumer's lenken konnten. 2.

Die sogenannte „christliche" Poesie.

Robert der Teufel, eine christliche Heldensage in zwölf Gesängen von Victor von Strauß. Heidelberg, K. Winter. 1854. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

Herzog Hubert von der Normandie hat einen im großen Stile ungerathenen Sohn Robert, mit dem Beinamen: der Teufel, bei dessen Geburt schon „die Natur vor Grau'n erkrankte", und der sich bei der Taufe höchst ungezogen aufführte:

Sein Antlitz ward verzerrt, sein Auge rollte,
Die Händchen ballten sich, als woll' er droh'n,
Und kaum gebändigt, fast nur mit Geraufe (!)
Ward Robert Gott gebracht in heil'ger Taufe.

Der Schmerz des Vaters über einen in so hohem Grade erbsündigen Knaben ist zu begreifen, umsomehr, als der Jüngling die Bosheit des schreienden Täuflings in entsprechendem Maße forentwickelte und nicht blos durch akademischen Leichtsinn, Schuldenmachen und anstößige Liebschaften, sondern durch einen Lebenswandel, gegen den Karl Moor, Spiegelberg und Schweizer wie unschuldige und friedliche Säulenheilige dastehen, das Herz der Aeltern kränkte. Er reitet „mit einer Schar verruchter Knechte" im Lande auf Abenteuer umher:

Des Reichen Gut wird räuberisch entwendet
Und Mord auf Mord geschieht am hellen Licht.
Wer ihn erblickt, ist schon dem Tod verpfändet,
Des Greises schont, des Jünglings schont er nicht.
Die frömmsten Frau'n, die reinsten Jungfrau'n schändet,
Raubt und entehrt der freche Bösewicht.
Wo er erscheint, macht er das Kind zur Waise,
Das Weib zur Witwe, kinderlos die Greise.

Umsonst, daß ihn der Tapferste besteht,
Der Stärkste sich vor ihm will stark erweisen,
Wie Halme werden sie dahin gemäht.
Sein Todfeind noch muß seine Kühnheit preisen.
Fest gegen Waffen, wie die Sage geht,
Ist selbst sein Leib, wie von gegoss'nem Eisen.
Die ganze Welt blindwüthend zu verheeren,
Vermöcht' ihm nur noch Gottesfurcht zu wehren.

Er aber scheut, als wär' er kein Erlöster,
Selbst Den nicht, der allmächtig unsichtbar
Des Frevlers Sturz wird und des Armen Tröster.
Frech mordet er den Priester am Altar,
Beraubt die Kirchen, plündert stille Klöster,
Treibt Schand' und Hohn mit der geweihten Schar;
Und schauet er des Kreuzes Gnadenzeichen,
So läßt sich nichts mehr seiner Wuth vergleichen.

Das zerschmettert er nämlich mit der Eisenkeule! Diese bedenkliche Monomanie, für die sich eigentlich keine rechten Gründe finden lassen, obgleich Robert's Schädel gewiß das Mordorgan und andere gefährliche Erhöhungen den Phrenologen in interessanter Weise dargeboten hätte, bestimmt den Herzog, seinen Vater, den Mordbrenner vor sich zu laden. Zwei tapfere Degen, Biron und Corbiron, wagen es, die Botschaft zu überbringen, werden indeß vom Mordgesindel des jungen Helden in einer wenig völkerrechtlichen Weise empfangen und finden den Kirchenschänder selbst, einen bildschönen Jüngling, in schwarzer Rüstung auf dem entweihten Hochaltar sitzen, trinkend aus dem heiligen Kelche, zur Linken die bluttriefende Klinge, unter seinem Fuß als Schemel „Monstranz und Crucifix von ihm zerschlagen". Robert, den diplomatischen Verhandlungen abhold, hört die kräftigen Reden der edeln Recken mit Ungunst an, läßt ihre Begleiter todtschlagen, ihnen selbst die Augen ausstechen und schickt sie geblendet nach Hause. Die armen Gesandten! Sie sind nicht, wie bisweilen ihre völkerrechtlichen Collegen, metaphorisch blind, sie sind es buchstäblich, und werden bei ihrer Heimkehr kaum von den alten Freunden wiedererkannt. Nun geschieht, was wol gleich hätte geschehen sollen, der Mordbrenner wird geächtet. Darüber geräth er außer sich, hält eine Rede à la Lady Macbeth, bittet den Teufel:

Erfülle mich vom Wirbel zu den Sohlen
Mit deines Grimms, mit deiner Rache Wuth.

Er will das ganze Volk zum Fraß der Wölfe und Raben machen und seinem eigenen Papa — horribile dictu — das greise Haupt von den Schultern schlagen. Zufällig ist stürmisches Wetter, welches diese Fluchscene ungemein begünstigt. Der Teufel kann den fürchterlichen Stanzen nicht widerstehen; er kommt, nicht als fashionabler Mephistopheles, sondern als graues Männlein mit einem Trinkhorn, und gibt Robert überdies zum Geleite zwei Raben. So ausgerüstet beginnt der Bösewicht von neuem sein Vernichtungswerk, das ebenso bodenlos wie sinnlos ist, so recht von Grund aus niederträchtig, ohne eine Spur von Edelmuth und Ritterlichkeit, die sonst bei den rothen Banditen der Bühne im Schwange sind. Der Vater zieht gegen den Geächteten ins Feld. Glücklicherweise überfällt ihn am Tage der Schlacht ein gastrisch-nervöses Fieber. Adhemar, ihm gleich an Wuchs und Bildung, zieht des Herzogs Rüstung an und besteigt sein Pferd, damit das Heer nicht den Herzog vermisse. Das ist also nicht blos der Schimmel von Fehrbellin, sondern auch noch der Kurfürst dazu. Dem Adhemar geht es indeß wie dem braven Stallmeister.

Er fällt von Robert's Hand, da das Pulver in jener Zeit, in der die Dichtung spielt, noch nicht erfunden war. Nur der Zufall erspart unserm tapfern Helden einen Vatermord. Er gewinnt die Schlacht mit seinem kleinen Häuflein; aber ein höchst wunderbarer „weißer Ritter", der sich bald als unverwundbar erweist, besiegt ihn im Zweikampf. Er bleibt anonym und erzählt nur dem Ungläubigen die Sage vom heiligen Graal, verbindet ihm auch die Wunde mit einem Balsam aus der Apotheke des heiligen Graal. Dann entfernt er sich nach einer kurzen Strafpredigt und kniet vor einem Kreuze nieder. Unserm Robert wird es eigenthümlich zumuthe. Schon an der Leiche seines vermeintlichen Vaters fühlte er fremdartige Beklemmungen, die Begegnung mit dem weißen Ritter aber macht ihm seltsame Skrupel; man weiß nicht, ob die Kraftlosigkeit, die ihn überfällt, eine Folge der Verwundung und des Blutverlustes oder der Anfang einer innern Peripetie ist. Indeß gehen diese Anwandelungen wieder vorüber; Robert setzt seine Räubereien fort. Da begibt es sich, daß des Kaisers holdseliges Töchterlein Awelina, von einem Besuche bei ihrem Großvater, dem König Artus in England, heimkehrend, mit einem Reisegefolge durch jene unsichern Gegenden dahinzieht. Robert mit seinen Getreuen fällt dies Gefolge in gewohnter Weise an; Awelina erschreckt, betet um Hülfe zu einem goldenen Kreuzesbilde, das sie in der Hand hält. Robert sieht das engelgleiche Kind; er hat so etwas „unantastbar Heiliges" noch nie gesehen; die Gewalt der Unschuld besiegt sein Herz; ihm ist es, als müßte er sie schützen, statt sie anzugreifen; dann weicht er „von Scheu gepackt" und wie zerschlagen in allen Gliedern aus ihrer Nähe und ruft die Gefährten zurück. Awelina aber ist vor Schreck verstummt.

Robert's guter Genius ist erwacht, so tief er schlummerte; aber der Kampf des guten und bösen Geistes, dem jetzt seine arme Seele zum Fechtboden dient, macht ihn selbst ganz wild und sinnlos, zu einem Orlando furioso. Er begegnet einem ritterlichen Pilgerzug, der seine Frömmigkeit in folgenden Stanzen austönen läßt:

> O wehe, weh, wie groß sind uns're Sünden,
> Die uns vor Gott dem Heiligen verklagen,
> Die der allmächt'gen Liebe Zorn entzünden,
> Daß, die uns segnen wollt', uns muß zerschlagen,
> Daß, die uns Gnad' und Frieden ließ verkünden,
> Uns geißeln muß und züchtigen und plagen.
> Nun fallt, ihr Sünder, fallt dem Herrn zu Fuße
> Und weint vor ihm in bitt'rer Reu' und Buße!
>
> O wehe, weh, wie groß sind uns're Schulden,
> Dafür Gott selbst vom Himmel mußte steigen,
> Dafür der Herr voll Gnaden und voll Hulden,
> Gegeißelt und gekrönt mit Dornenzweigen,
> Ans Kreuz genagelt, mußte bluten, dulden
> Und jammervoll sein Haupt im Tode neigen.
> O fallt, ihr Sünder, fallt dem Herrn zu Fuße
> Und weint vor ihm in bitt'rer Reu' und Buße!
>
> O wehe, weh, wie tief sind wir gefallen u. s. f.

Dieser an und für sich gewiß rührende Gesang rührt indeß nur einen Augenblick den verstockten Sünder, dann hält er für besser, statt sich einer weibischen Rührung hinzugeben, männlich zu handeln, und er beginnt in die Pilger einzuhauen und metzelt sie sämmtlich nieder. Ein Sterbender singt indeß dem eigenen Tode so begeisterte Lobpsalmen, daß dies Robert imponirt. Er reitet wild umher, mit sich selbst in Zwiespalt, und beginnt plötzlich dem Teufel zu fluchen, worüber sich das graue Männlein nicht wenig mag gewundert haben. Er nennt ihn auf einmal einem meineidigen Lügner, bübischen Gesellen und heimtückischen Rebellen. Er wirft ihm vor, daß er nichts gegen die Augen eines Kindes, gegen die Kraft des Kreuzes vermöge, daß er ihm nicht Ruhe und Frieden geben könne, daß er nach dem Tode zu ewiger Qual „den nimmersatten Kiefern" wird überliefert werden. Dann haut er die beiden Raben in Stücke. Doch noch tiefer als alle Lieder und Predigten wirkt, man könnte sagen magisch und sympathetisch, auf sein Gemüth der Anblick von zwei Eichenästen, einem größern und einem kleinern, die, vom Sturm herabgeweht, wie ein Kreuz im Gras zusammenlagen.

> Er hielt und sah hinab, indeß Gedanken,
> Wie er sie nie gekannt, ins Herz ihm sanken.

Wir können dem Räuberfürsten nicht Schritt für Schritt auf dem weiten Wege der Bekehrung und Buße folgen, müssen ihn aber doch noch zu seiner Mama nach Rouen begleiten, wo wir über die Ursachen seiner sich schon in den Windeln offenbarenden Schändlichkeit merkwürdige Enthüllungen erhalten. Seine Mutter nämlich war fromm und sittig, aber lange Jahre hindurch unfruchtbar. All ihr Flehen zu Gott half ihr nichts. Aus Zorn darüber, daß ihre Frömmigkeit so wenig anerkannt wurde, versuchte sie es zur Abwechselung einmal mit dem Teufel:

> O weh mir unglücksel'gem Weibe!
> Da riß ich mich von meinem Schöpfer los,
> Da stellt' ich mich für Satans Pfeil zur Scheibe,
> Da rief ich Fluch herab in meinen Schoos.

Und Satans Pfeil traf die Scheibe; sie genas eines Knäbleins, das sie dem Bösen von Hause aus übergeben. Natürlich „grauste Robert jäher Schreck in Mark und Beinen" über diese Eröffnungen, und fest steht sein Entschluß, sich vom Teufel loszumachen, nach Rom zu pilgern und den Beistand des Heiligen Vaters anzuflehen. Zunächst indeß kehrt er zu seinen Genossen zurück, um sie womöglich ebenfalls der Bekehrung thalhaftig zu machen. Er hält ihnen eine lange Rede, die aber ohne alle Wirkung bleibt; im Gegentheil wird der Teufel von ihnen wacker betoastet! Robert, ein sehr ungeduldiger Missionar, fragt darauf noch ein mal: Will nicht Einer sich bekehren? Alle schreien einhellig: Nein! Da macht Robert kurzen Proceß und schlägt sie alle mit seiner Keule todt; eine drastische Bekehrungsmanier, gegen die sich weiter nichts einwenden läßt.

Robert pilgert jetzt nach Rom, nachdem er unterwegs noch einige Versuchungen zu bestehen hat, indem sowol das graue Männlein dem Ermatteten mit einem Trinkhorn zur Labung naht — ein Edelmuth, der dem Teufel kaum zuzutrauen ist — als auch ein schönes

Weib, Bellarda, ihn in die sündigen Netze ihrer Liebe zu verstricken sucht. Seit ein so edler Held wie der Jungwalter von Redwitz in der Lombardei die pantheistische Ghismonda katechesirte, scheint dies schöne Land am Fuße der Alpen in Verruf gekommen zu sein als die Heimat der emancipirten genialen Frauen. Die Bellarda ist ein schüchterner Absenker der Ghismonda. Sie ist so gottlos, daß sie sogar die Künste liebt. Ihr Palast wird von holden Tönen durchwogt, ist mit marmornen Bildern und schönen Gemälden ausgeschmückt. Sie führt unsern Helden in eine Grabkapelle, wo auf dem Altar sein Bußgewand liegt, und sagt ihm, indem sie ihn glühend umfängt:

> Nun schau, welch traurig Ziel, welch elend Leben
> Für mich, für alles Dies du aufgegeben.

Doch Robert, der sich in diesem Reiche der Künste und der Schönheit schon wohl zu fühlen begann, erkennt das härene Kleid:

> So schrie er laut, wie wenn ihn Schlangen bissen:
> O Herr, mein Gott, was hat mich dir entrissen!

Vergebens sagt ihm Bellarda:

> Nein, Götter sind nur Freude, Glück und Liebe
> Und Schönheit und was Seel' und Sinn entflammt.

Er zeigt auf ein Gerippe im Sarkophage und erinnert sie, davor Buße zu thun. Sie entflieht — hoffentlich wird sie sich über den rohen Barbaren bald getröstet haben, der einen heitern Lebensgenuß mit seinen Schlächtereien in eine Kategorie wirft und für ebenso buß- und strafwürdig hält. Diese Poesie des Todes, welche sich an einem Gerippe im Sarg erbaut, verdient allerdings eine so hündische Buße, wie sie unserm Helden auferlegt wird. Ein Eremit als Organ eines Engels verkündigt ihm, als Buße für seine Sünden solle Robert sich vor der Welt vernunftlos zeigen, dem Gebrauch der Menschenrede entsagen und sich nur von Dem ernähren, was er als Raub den Hunden entreißen kann. Robert spielt also den Narren, was er insofern nicht nöthig hat, als nur ein Narr sich dazu hergeben würde, ihn zu spielen. Er jagt seine tägliche Nahrung den Hunden ab, schläft in ihrer Hütte auf der Streu, kurz, er erniedrigt sich unter das Vieh — sieben Jahre seines Lebens lang! Seine Narrheit wird höchst ergötzlich geschildert. Er gefällt dem Kaiser, der ihn zu seinem Narren macht, auch dem Töchterlein des Kaisers, jener vor Schreck stummgewordenen Awelina, die indeß eine virgo matura geworden ist.

Während Robert sich mit den Hunden um die Knochen rauft oder mit ihnen das zugeworfene Brot theilt, begibt es sich, daß Fulko, der Seneschall des Reichs, sich in Awelina verliebt oder sie wenigstens heirathen will, weil sie jedenfalls eine gute Partie ist. Der Kaiser will nichts von dieser Mésalliance wissen. Fulko ruft die Sarazenen ins Land. Es kommt zur Schlacht! Da erscheint dem Narren Robert ein Engel, der ihm ein weißes Rößlein und silberhelle Waffen präsentirt und ihn mahnt, in die Schlacht zu reiten und dem Kaiser zu helfen. Awelina sieht diese Scene, die sich im Garten am Marmorbrunnen begibt, vom Fenster aus mit an und will ihren Augen nicht trauen. Robert aber sprengt in die Schlacht, ganz angethan wie der ritterliche Apotheker des heiligen Graal, der ihn einst besiegt. Daß er Wunder thut, ist weiter kein Wunder, er hat ja von früher her Praxis im Niedermetzeln. Als die Sarazenen das zweite mal Rom bedrohen, erscheint wieder das weiße Rößlein mit dem Hermelinpelz und Robert zeichnet sich wieder im Cavaleriegefecht aus. Tscherkessen, Syrer, Perser fallen vor seinen Streichen wie Garben vor dem Sichelschlag des Schnitters, wie die stärksten Eichen des Waldes vor einem Orkan.

> Sein Stahl schien schwanger von zehntausend Toden!

Ja, was das Wunderbarste ist und seinen Heldenmuth fast überflüssig erscheinen läßt, sein Rößlein unterstützt ihn auf das wirksamste. Denn als der Araberkönig Marcilan hinterrücks auf ihn eindringt, da —

> Schon war er nah', schon konnt' er ihn erreichen,
> Da sprang und schlug von hinten Robert's Roß
> Und traf ihn mit den Hufen an die Weichen,
> Daß er vom Sattel häuptlings niederschoß
> Und sich bewußtlos wälzte zwischen Leichen,
> Indem ihm Blut aus Mund und Nase floß.
> Eh' ihm die Seinen Hülf' und Rettung schufen,
> War er zertreten von der Rosse Hufen.

Ob das Rößlein nicht allein im Stande gewesen wäre, die Feinde niederzustampfen, ohne den Narren? Denn es thut es ja weder der Gaul noch der Reiter — nur die Wunderkraft, die ihnen beiwohnt.

Die Entwickelung der Dichtung läßt sich nun voraussehen, obgleich sie noch durch eine ergötzliche Episode bereichert wird. Der Kaiser publicirt, der unbekannte weiße Ritter solle seine Tochter erhalten. Seine Getreuen hatten ihm nach der Schlacht schon früher aufgelauert, um mit einer gewissen Gewaltsamkeit sein Incognito aufzuheben. Was den grimmen Sarazenen, den wüthenden Feinden des Ritters nicht gelungen war, das gelang, wie es oft in der Welt zu geschehen pflegt, seinen enthusiastischen Verehrern. Sie verrannten dem Ritter den Weg und einer verwundete ihn dabei mit dem Speere am Schienenschluß, sodaß die Spitze im Fleische stecken blieb. Nun hatte er, zum großen Vortheil für sein polizeiliches Signalement und seine Auffindbarkeit, ein besonderes Kennzeichen. Der verwundete Narr kroch indessen ruhig in seine Hundehütte. Fulko hatte Kunde bekommen von dem kaiserlichen Publicandum und dachte in seinem Sinn: Ein weißes Rößlein und Silberwaffen lassen sich schon auftreiben, eine Wunde kann ich mir auch schon am Schienbein beibringen, wenn sie auch wehthut; was hindert mich, den wunderbaren weißen Ritter zu spielen und mir des Kaisers Töchterlein zu ergaunern? Fast gelingt der höllische Betrug; Awelina's Zeichensprache wird nicht verstanden; der Kaiser wundert sich natürlich, daß Fulko, der die Sarazenen ins Land rief, sie auch besiegt haben soll; doch muß er sein Versprechen halten. Awelina ist außer sich; schon steht sie am Altar; da erhält sie vor Verzweiflung die Sprache wieder, und Fulko macht sich bei Zeiten aus dem Staube.

Sie erzählt, was sie gesehen; man eilt zum Narren; doch er will in Demuth weder dem Papst noch dem Kaiser seine großen Thaten erzählen. Da kommt zur rechten Zeit der Eremit, sein Beichtiger, der wieder Audienz bei dem dirigirenden Engel hatte, und verkündet, daß die Zeit der Buße vorüber sei. Der Kaiser bietet ihm jetzt Awelina's Hand an; doch Robert will keinen Lohn; er zieht gen Norden. So wäre durch die Verrücktheit des hündischen Narren die gute Awelina um ihren Mann gekommen, wenn nicht wiederum ein Engel ihm erschienen und ihm offenbart hätte, „er solle der edeln Jungfrau Sehnen stillen". Sie verlange sehr nach ihm und sei „fromm und sittsam" und werde ihm edle Kinder gebären. Drei mal muß ihm der Engel erscheinen und ihn zur Rückkehr mahnen; so vor Demuth verstockt ist sein Herz. Da erst reitet er nach Rom zurück. Der himmlische Kurierwechsel war indessen so lebhaft, daß der Kaiser auch durch die geflügelten Boten schon benachrichtigt war und ihm mit seiner Braut schon entgegengeritten kommt. Der Jubel ist natürlich groß. Robert zieht dann nach der Normandie und wird ein guter Landes- und Familienvater. Ueber die Begegnung mit seiner Frau Mutter wollen wir schweigen; er hat offenbar zu viel Pietät gegen sie; denn sie ist doch an allen seinen Teufeleien und an diesem ganzen Gedicht schuld.

Die genaue Inhaltsangabe erspart uns wol jede Kritik dieser „christlichen" Heldensage. Wir wollen ihre sittlichen und dogmatischen Voraussetzungen nicht näher prüfen, denn wir müßten uns sonst auf das von der Aesthetik sehr abgelegene Gebiet theologischer Untersuchungen über Erbsünde, Prädestination, Buße, Gnade u. s. w. begeben. Auch wollen wir nicht in Erwägung ziehen, inwieweit eine solche Dichtung auf den Namen „christlicher" Poesie begründeten Anspruch erheben kann; nur ob sie überhaupt nicht aus jeder Poesie herausfällt.

Ohne Frage ist der Held dieser Dichtung kein Mensch, sondern eine Marionette, welche an lauter wunderbaren, handgreiflichen Fäden tanzt. Selbst die Poesie des Mittelalters, wie die „Divina commedia" eines Dante, versetzte das Menschliche nur in eine jenseitige Sphäre, gab ihm nur jene kolossalen Decorationen des Glaubens, ließ es aber sonst bestehen in Kraft und Wahrheit des Empfindens. Der modern-dogmatischen Poesie war es vorbehalten, alles Menschliche von jenen himmelblauen Coulissen, welche eine sentimentale Frömmigkeit angepinselt, erschlagen zu lassen, alles Interesse an Natur, Wahrheit, Charakter und freier Willensbestimmung zu ertödten. Die Göttermaschinerie des Epos, deren Nachkünstelung in unserer Zeit stets wie eine Travestie erscheinen wird, ist von unserm Dichter so in den Vordergrund gestellt, daß der Held seines Gedichts nur ein unseliges Passivum ist, das bald von den Mächten der Hölle, bald von denen des Himmels zerwalkt wird. Diese Poesie malt nur schwarz in Schwarz oder weiß in Weiß; sie kennt keinen Contrast, keine Schattirung; sie malt in lauter Klecksen! Robert beginnt als Monstrum, als Abschaum, als eine widerwärtige Creatur, der einmal nichts Erfreuliches oder Interessirendes mehr passiren kann. Wie kleinlich und wenig motivirend sind die „Mahnungen", die ihn zur Besserung führen! Das lassen wir uns von keinem Dichter einreden, daß solch ein eingeteufeltes Subject aus so dürftigen Veranlassungen zur Besserung zurückkehrt. Mit solchen Unbegreiflichkeiten und sympathetischen Wundercuren schlägt man jeder Poesie ins Gesicht, deren Triumph gerade die Wahrheit innerster Motivirung ist. Gibt es eine größere Absurdität als die Buße, die Robert auferlegt wird? Jedes gesunde Gefühl wird über diese freche Erniedrigung des Menschen, sein Hinabtauchen in die stumpfeste Brutalität, in gerechte Empörung gerathen! Sein Robert der Würger und Mordbrenner steht noch hundert mal höher als Robert der Narr in der Hundehütte mit seiner niederträchtigen Demuth, welche die höchste Gabe des Menschen, die Vernunft, mit Füßen tritt und dabei sich selbst mit Füßen treten läßt. Nur eine krankhafte Phantasie kann in dieser unabsehbaren Erniedrigung einen Triumph oder eine Verklärung wittern. Und statt den Narren im Hundestalle zu lassen, wohin er nun einmal gehört, wird er gar in wunderbarer Weise zum Retter des Glaubens gemacht und muß Sarazenenköpfe niedersäbeln. Für diese Tapferkeit, die keine Gefahr besteht, soll man sich interessiren? Jede Maschine hätte denselben Dienst verrichtet. Wol hat Robert ein Recht, sich seiner Thaten nicht zu rühmen, denn der Engel mit dem Inspirationstrichter ist der eigentliche Held.

Die Dichtung ist in kunstgerechten ottave rime geschrieben, deren melodische Reime mit der Ungereimtheit des Inhalts oft sonderbar contrastiren. Ueberhaupt hat sie mehr künstlerische Geschlossenheit als „Amaranth", und die Schlußkatastrophe, die Entlarvung Fulko's durch Awelina's wiedergewonnene Sprechfertigkeit, ist origineller erfunden als der Schluß der „Amaranth", Jungwalter's prämeditirte Ungezogenheit und dogmatische Flegelei. Gegen die Diction in „Robert der Teufel" läßt sich wenig einwenden, außer daß sie an einigen Stellen übermäßig trivial wird. Im Ganzen wird jede wässerige Stanze mit der Grazie einer Xanthippe über uns ausgegossen. Es ist Fluß darin, das läßt sich nicht leugnen; eine oft larmoyante, oft sinnlose Geschwätzigkeit läßt den gesunden Menschenverstand nirgends zu Worte kommen. Einzelne Schilderungen sind indessen nicht ohne Wärme und phantasievolle Lebendigkeit entworfen; besonders ist die bußfertige Verrücktheit des Helden und sein activer Knochenfraß nicht ohne eine gewisse humoristische Anschaulichkeit geschildert. Doch bewegt sich das Ganze zu sehr in den Extremen, um irgendwo einen ästhetischen Eindruck hervorzubringen; es ist so viel Ekles, Barbarisches, Geschmackloses darin, daß man oft glaubt, die Muse des Dichters wäre von den Hunden des Lazarus inspirirt worden. Großen Bilderluxus kann man dem Gedicht nicht zum Vorwurf machen. Die Bilderchen sind alle ganz niedlich aufgeklebt, aber man kennt sie

elk. Der Sturm, der Schnitter, der Blitz, der Löwe, höchstens die Gazelle, der Schmetterling sind das beliebte Contingent, das oft in seltsamer Weise angewendet wird, z. B.:

> Doch wie der Blitz aus dunklem Wolkenhimmel
> Herunterzuckt und Keiner weiß woher,
> So fuhr der weiße Held auf seinem Schimmel
> Urplötzlich mitten in der Heiden Heer.

Um indessen unparteiisch zu sein, wollen wir den Purismus der Reime und die im Ganzen bewährte Reinheit und Klarheit der Sprache gern anerkennen und überhaupt das ganze Gedicht den Verehrern der „Amaranth" aufs angelegentlichste empfehlen. Denn abgesehen von der consequentern, strengern Durchführung der künstlerischen Form in Composition und Diction, übertrifft es jenes waldjüngferliche Gedicht, das sich gegen den Unglauben nur polemisch verhält und in Tiraden auf ihn losdonnert, durch eine vor keinem Extrem zurückschreckende Strenge der dogmatischen Grundidee, die in den ganzen Organismus der Dichtung hineingearbeitet ist. Als eine orthodoxe Faustiade sei es Allen empfohlen, denen das schuldlos verlorene und mühsam wiedererworbene Seelenheil des Helden Interesse einflößt. Doch selbst der orthodoxeste Sinn wird an vielen Einzelheiten des Gedichts, die ihn parodiren, Anstoß nehmen müssen. Die Poesie, die menschliche Vernunft und mensche Sittlichkeit aber, die heutzutage kein leerer Schall mehr sind, protestiren gegen diesen „Robert der Teufel" des Herrn Victor von Strauß und bitten ihn, seine künftigen schwarzen Teufel im Tintenfasse zu behalten.

Rudolf Gottschall.

Ein deutsches Drama aus der pariser Gesellschaft.

Der Tugendbund. Schauspiel in vier Acten von J. L. Riga, v. Bötticher. 1854. 16. 15 Ngr.

Das vorliegende Drama, ganz eigentlich ein Stück unserer Tage, beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen Irrungen der Gegenwart und ist einer französischen Novelle entlehnt, welche uns zur Vergleichung leider nicht zugebote steht. Wir dürfen voraussetzen, daß unser Verfasser sie nur als Stoff behandelt, nicht im Einzelnen nachgeahmt oder nachgeschrieben habe, und werden sein Schauspiel als selbständiges Kunstwerk ansehen dürfen.

Das Stoffliche wäre Folgendes: Mehre der höhern pariser Aristokratie angehörende Männer, zum Theil zweideutigen Charakters, haben in Gesellschaft eines reichen nordamerikanischen Pflanzers, welcher stolz ist, mit seinem Gelde in der Welt des guten Tons zu glänzen, einen „Tugendbund" gestiftet, der freilich mit der Tugend wenig — ein wahrer lucus a non lucendo — und nur insofern zu thun hat, als die Mitglieder des Vereins sich bemühen, den Damen aus der Gesellschaft, welchen der Makel eines tugendhaften Rufs anklebt, nachzustellen oder den Ruf der Widerstandleistenden zu vernichten. „Nur eine durch Feuerprobe bewährte Tugend verdient den Namen" — lautet der Sinnspruch dieser edeln Gesellschaft. Die besondere Aufmerksamkeit der Freunde hat sich einstweilen einer jungen, durch ihre Schönheit in den pariser Cirkeln berühmten Witwe, Héloise Montanal, zugewandt, die — im Ruf einer durchtriebenen Kokette — alle gegen sie gerichteten Versuche scheitern läßt.

Der junge Herzog Lairdonville, ein berüchtigter Wüstling, für dessen Abreise von Paris die Ehemänner ein Dankfest begingen (wie einer seiner Freunde sich ausdrückt), kehrt, nachdem er im Kriege gegen die Kabylen einen Korb der Montanal verschmerzt zu haben glaubt, in die Residenz zurück und wird von den Tugendbündlern, zum Theil alten Bekannten, für einen Angriff gegen die einst angebetete Unbarmherzige geworben und gewonnen. Er kommt, sieht und erklärt sich besiegt im Augenblicke des eigenen Siegs. Voll Reue wegen Uebernahme des schlechten Auftrags erklärt er den beim Glase versammelten Freunden, daß seine Macht gegen diese Frau nichts auszurichten vermöge. Der Herzog, der vollendete, unwiderstehliche Roué, dessen Sieg von den Genossen für schon erfochten angesehen war, widersteht aber im Weinrausch, von Künstlereitelkeit gestachelt, den Spöttereien nicht und zeigt ein Billet vor, in welchem er von der jungen Witwe zum Stelldichein auf den Abend geladen wird. Einer der schlimmsten dieser Sippschaft, der kürzlich erst die Wechsel des amerikanischen Freundes gegen selbstgefertigte Bankscheine eingetauscht, ein Held, der früher vergebliche Anläufe auf die Tugend der schönen Kokette gemacht hatte, bemächtigt sich des bedeutungsvollen Briefchens und sucht vergeblich, unter Androhung einer Veröffentlichung desselben, der Witwe Zugeständnisse abzuzwingen. Die Mittheilung des Verraths, den der Herzog an ihr begangen, treibt sie zur Verzweiflung, vermag aber nicht ihre Liebe zu ersticken. Lairdonville, vom Geschehenen in Kenntniß gesetzt und empört über die Schändlichkeit des Freundes, verläßt die Geliebte, um sich zu rächen, und wird während des Zweikampfs von ihr überrascht. Sie entsagt den schwesterlichen Gefühlen, welche sie ihm erst kürzlich gelobt, und beglückt den Unwürdigen mit ihrer Hand. In Gegenwart der herzukommenden Genossen bemächtigt sich die Polizei des gräflichen Falschmünzers, der durch einen Schuß die Galeeren und das Leben von sich befreit.

Das vorliegende Schauspiel charakterisirt in scharfen Umrissen das liederliche Leben der pariser Gesellschaft; die Handlungen und Charaktere wie die Anlage und Entwickelung beider sind wahr und nach dem Leben gezeichnet. Die ganze äußere und innere Technik, Gliederung der Sprache und der Handlung, die Schürzung und Lösung des Knotens ist folgerecht, sauber, verdient volle Anerkennung und wir dürfen den Dichter wie seinen Leser dieses Talents wegen beglückwünschen.

Man wird meinem Lobe vielleicht um so lieber Glauben schenken, wenn ich mit dem Tadel nicht hinterm Berge halte, der reichlich gespendet werden muß. Er beeinträchtigt die dem Talent des Dichters gezollte Anerkennung nicht, gilt vielmehr der Richtung, in welcher dieses Talent sich fruchtbar machte, gilt einer ganzen Schule, gilt dem gegenwärtigen Geschmack. Handlung und Charaktere sind wahr und nach dem Leben gezeichnet, vermögen aber nur selten unser Interesse für sich, meist unsern Abscheu gegen sich zu erwecken. Das Schauspiel gehört in die Rubrik von Gustav Freytag's „Graf Waldemar" und „Valentine", von Alfred Meißner's „Reginald Armstrong" u. a. und steht, was die ästhetische Befriedigung anlangt, höher als die genannten, mit Ausnahme der „Valentine". Mein Tadel gilt zunächst der ganzen Gattung, und ich schalte gern ein, daß unser Autor im Bereich derselben Treffliches leistete. Weniger der Mangel jeglicher Idealisirung als der Mangel an tüchtigen, starken Charakteren, welche die ganze Seele des Lesers fesseln, ist der Vorwurf, den ich geltend mache. Die einzige Gestalt von allen, die der „Tugendbund" uns bringt, die einzige Gestalt, an deren Wohl und Wehe wir theilnehmen, ist die unschuldig verfolgte junge Witwe, an welcher nichtsdestoweniger der Ruf einer Kokette haften bleibt, da man die vorgeschützten Gründe, aus denen sie des Herzogs erste Bewerbung zurückstieß, weder erfährt noch zu ahnen vermag. Der Lohn für ihre Tugendhaftigkeit artet in Strafe aus, weil der Herzog, dem sie zur Rettung ihres guten Namens die Hand zu bieten gezwungen ist, vor der übrigen Gesellschaft wenig mehr als seine Leidenschaft für die Dame voraus hat. Ganz freiwillig erscheint die Ehe nicht, da noch

im zweiten Acte Héloise in die Worte ausbricht: „Endlich, endlich hat er mich gefunden! O, wird er mir bleiben, da ich ihm nur Schwester sein will? So nur kann ich ihm meine ganze Liebe schenken, ohne meine Freiheit zu verlieren!" Die Koketterie, einen angesehenen Mann zu fesseln, überwiegt die Liebe zu ihm, bis ihre verdächtigte Ehre zur Umstimmung der Pläne nöthigt. Héloise's Worte, „daß sie diesen Mann allein für besser hielt" und schon zur Zeit der ersten Bewerbung für besser als die Uebrigen gehalten habe, dürfen nicht vergessen werden. Hatte sie wirklich schon damals seine Tauglichkeit erkannt, so war ihre Zurückweisung Koketterie, welche die Schar der übrigen hoffenden Verehrer nicht entbehren wollte; hatte sie des Herzogs Werth nicht verstanden, so waren ihre Worte, daß sie in ihm den einzig würdigen Bewerber gefunden, erheuchelt. Stände sie endlich dennoch von all dem Makel befreit da, welcher an ihrem Betragen haftet, so wäre ihr Schicksal um so bedauernswerther, um so trostloser. Bei alle Dem — wiederholen wir — haben sämmtliche Charaktere das Verdienst pulsirenden Lebens, und wir fänden völlige Genüge, konnten wir die Ansprüche eines höhern Gesichtspunkts fallen lassen.

Ich stellte vorhin den „Tugendbund", namentlich in der ebenbesprochenen Beziehung, über den „Grafen Waldemar", über „Reginald Armstrong" und setze ihn auch über Meißner's „Weib des Urias". In jenen drei Dichtungen — und ich wüßte ihre Zahl aus der neuesten Literatur beliebig zu erweitern — sind die den Dramen zum Mittelpunkt gegebenen Personen, Reginald, König David, Graf Waldemar, wahre Charakterlumpe, wie uns deren in der Wirklichkeit nur allzu viele begegnen. Die tüchtigen Naturen: Urias, die Gärtnerstochter (in „Graf Waldemar"), treten zu weit in den Hintergrund, sind mir zu wenig Liebe gezeichnet, als daß sie den Ansprüchen genügen könnten. In den sogenannten Helden keine Entschiedenheit, keine Festigkeit, keine Ehre! Nur Schwäche, Wankelmuth, Gemeinheit sind neben wenigen bessern Eigenschaften die Hauptcharakterzüge jener Männer, deren Handlungen uns vorgeführt werden. Ich rede nicht das Wort den Tugenddrachen und frommen Hirngespinnsten, welche in Langweiligkeit mit der Abscheulichkeit jener wetteifern. Wir interessiren uns für einen Spitzbuben, wenn er Kraft und Witz offenbart, nicht aber für bösartige Schwächlinge oder Leute, die mit ihrem Alltagsgeplauder die Zeit verderben. Wir wollen die Wahl auch solcher Helden, welche wirklich Helden sind, wahre Menschen, in denen der Gott mit dem Thier im Kampfe nicht unterliegt oder auf bizarre Weise, kaum ehrenhalber gerettet, kümmerliches Dasein fristet. Vom Drama erwarten wir mehr als ein bloßes Daguerreotyp der Wirklichkeit! Die bildliche Darstellung einer Landschaft, einer menschlichen oder thierischen Gestalt, einer Handlung macht Ansprüche auf den Namen eines Kunstwerks, wenn das Zufällige, Nebensächliche, Unästhetische, Gemeine keine Vertretung fand, genügt aber erst, wenn die Natur, durch den Hauch der Poesie verklärt, zur Verkörperung eines Gedankens sich hinzugeben vermochte. Die Abbildung einer Stadt, eine landschaftliche Darstellung, das Porträt einer Person erregen ohne innern Kunstwerth hohes Interesse, wenn die Stadt, die Landschaft, die Person uns aus irgendwelchen Gründen angehen. Die Aufstellung des Bildes in einer Gemäldegalerie, welche auch andere als kunsthistorische oder erd- und geschichtbeschreibende Zwecke verfolgt, wird von Merkmalen abhängen, die weder nach persönlicher noch örtlicher Aehnlichkeit fragen. Solches gilt, wie von jedem, so auch vom dramatischen Kunstwerk. Uns mag die Darstellung socialer Verhältnisse aus verschiedenen Rücksichten interessiren, ohne daß wir solchen Werken Kunstwerth beilegten. Es können in den nämlichen Schöpfungen alle Regeln der Kunst beobachtet sein, und sie werden — solange die Wirklichkeit in ihrer Nacktheit, unbelebt vom Odem der Poesie, zutage tritt — als vollendete Kunstschöpfungen uns kalt lassen.

Wir erheben höhere Ansprüche an das Drama, als Kunst und Poesie der Gegenwart fodern. Wir haben ein Anrecht! Unsere Zeit ist so kindisch schwach, so greisenhaft abgelebt, so durch und durch kränklich, ungesund, so sehr vom Zipperlein, Amaranthenfieber, schlechter Verdauung, Hysterie, Tischrücken, Gicht, Pepitasucht, Hämorrhoiden, Communismus und andern Krebsschäden angegriffen, daß einfache Bloslegung des Uebels nicht Hülfe bringen kann. Schneidet den faulen Fleck bis aufs Leben! Helft dem entnervten, von bösen Säften genährten Körper auf durch stärkende Kost, durch Genesung bringende Mittel! Wollten doch die Dramatiker uns Dichtungen bringen, welche aus der Prosa alltäglichen Lebens, aus dem Elend unserer Umgebung emporheben, große, starke Charaktere, die zur Nacheiferung begeistern!

Entschuldige sich kein Poet mit den weiblich schwachen Charakteren, welche Goethe's classische Dichtungen aufweisen. Ihnen standen die starken zur Seite! Aber kein Werther, kein Tasso vermöchte die Uebel zu heben, welche unsere Tage verzehren. Wir bedürfen der Männer, Männer wie Moses, der Quellen aus Felsen schlug, der Wasser in Blut verwandelte, dessen klarer majestätischer Wille dem willenlosen, entnervten Volke gebot, wir bedürfen eines Moses, der uns dem Lande der Knechtschaft entführt.

Aegór von Sivers.

Johann Matthias Dreyer.

In Otto Müller's vielgelesenem Roman „Charlotte Ackermann", dessen Schilderungen des althamburgischen Lebens auf sorgfältigen örtlichen Nachforschungen beruhen, wird dem Leser auch der Schöngeist und Localpoet Dreyer vorgeführt, und in dem Drama, welches nach jenem Romane bearbeitet wurde, ist derselbe sogar auf die Bühne gebracht. Der Name dieses Witzlings (über welchen auch bereits in F. Pletzer's „Bremer Sonntagsblatt", Nr. 1 f. 1854, eine Notiz vom Einsender dieses gegeben wurde) dürfte nur einzelnen Literaturfreunden nicht fremd gewesen sein; er war aber einst eine sehr bekannte hamburger Stadtfigur.

Johann Matthias Dreyer, zu einer Gattung von Schriftstellern gehörend, die uns jetzt in dieser Art nicht mehr begegnet, erblickte 1706 zu Hamburg das Licht der Welt und starb auch in seiner Vaterstadt als hochfürstlich holsteinischer Titularsecretär. Im Jahre 1763 gab er eine Sammlung von gereimten Trinksprüchen oder „Gesundheiten" heraus unter dem Titel: „Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambambuli" (Hamburg 1763). Dieses Büchlein ist überaus selten geworden und verdient unter den livres rares et curieux aufgeführt zu werden. Gleich nach seinem Erscheinen donnerten alle hamburger Pastoren von der Kanzel herab gegen dasselbe ob der darin enthaltenen gottlosen und unzüchtigen Späße; der städtische Magistrat ließ es mit Beschlag belegen und auf dem sogenannten ehrlosen Block unter dem Geläute der Schandglocke öffentlich verbrennen. Nach diesem Strafgerichte zu schließen, müßten Dreyer's „Schöne Spielwerke" höchst anstößig und verwerflich gewesen sein; es findet sich indessen in der anziehenden Schrift „Goethe und Klopstock" von Freimund Pfeiffer (eigentlich Dr. Wilhelm Victor Christoph Pfeiffer, der 1841 in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre als Oberlehrer zu Oldenburg starb) S. 138 fg. eine Mittheilung darüber, wonach dieses „kleine Document hamburgischer Frivolität" doch nicht so ganz heillos war. Zum wenigsten erfahren wir hier, daß es manchen durchaus harmlosen Trinkspruch enthält, dessen sich, wenn auch nicht der Hauptpastor zu St.-Katharinen, Herr Johann Melchior Goeze, so doch mancher ehrensteife Bürger der Stadt Hamburg in mäßiger Weinlaune wol keineswegs geschämt haben würde. So unter andern folgende:

Unser günstiges Geschicke
Schenk uns, Freund, so manches Glücke,
Als ich Tropfen hier erblicke.



Wer stille Küsse gibt,
Und, was er heimlich liebt,
Durch Untreu nie betrübt.

Es sei hiermit kund und zu wissen:
Ich mag verteufelt gerne küssen!

Auch von den leichtfertigern Sprüchen führt Pfeiffer einige an, indem er zugleich fragt, ob man nicht mit dem Verbrennen ein wenig voreilig gewesen sei.

Hagedorn, unter dessen Gedichten sich gleichfalls einige Gesundheiten finden, züchtigte unsern Dreyer einmal für ein Impromptu durch ein anderes. Beide pflegten fast täglich des Mittags das ehemalige Dresser'sche Kaffeehaus in Hamburg zu besuchen. Eines Tages nun, da der hamburgische Bürgermeister Lipstorp, der Gatte einer sehr schönen Frau, gestorben war, schrieb Dreyer folgende zwei Zeilen auf ein Kartenblatt und legte es auf den Tisch hin:

Gerührt durch Lipstorp's Tod, wünscht' ich bei seinem Sterben
Dem Rathe den Verstand, mir seine Frau zu erben.

Hagedorn kam später, fand das Blatt und schrieb darunter:

Bei unsers Lipstorp's Tod ist deiner Wünsche Ziel
Zu wenig für den Rath, und für dich, Narr, zu viel.

Ebenso bezieht sich auf Dreyer ein Epigramm von Hagedorn:

Nicht Freund noch Feind.

Ich werde nie sein Freund, sein Hasser;
Und eh' ich beides werden soll,
Eh werde dieser Wein zu Wasser,
Und in dem Wasser werd' er toll!

Wozu Eschenburg die Erläuterung gibt, Dreyer, der sich immer an Hagedorn drängte, habe sich beschwert, daß jener sein Freund nicht sei.

In den literarischen Fehden zwischen Gottsched und den Schweizern taucht der Name dieses Mannes gleichfalls auf. Er war ein Anhänger Gottsched's, ein Verächter der Klopstock'schen Muse und einer ihrer Hauptgegner in Hamburg. Denn diese neue Poesie war ihm, obwol er Klopstock selbst als einen „recht artigen und angenehmen Compagnon" rühmte, dessen „unpoetische Freundschaft" zu erlangen er sich alle Mühe gebe,

Zu ungelehrt für Weise,
Zu trocken für die Schönen,
Zu dunkel für die Bürger.

So heißt es nämlich in einigen Versen, welche einem interessanten Schreiben Dreyer's an A. W. von Halem in Oldenburg vom Jahr 1752 beigefügt sind.

Bald Dreyer, bald dem leipziger Magister Johann Joachim Schwabe, Gottsched's getreuem Schildknappen, wird die gegen die Schweizer gerichtete grobe Satire zugeschrieben: „Neuer kritischer Sack-, Schreib- und Taschenalmanach auf das Schaltjahr 1744 gestellt durch Chrysostomum Mathanasium. Winterthur im Kanton Zürich. Auf Kosten der kritischen Gesellschaft." Indessen betrachteten die Schweizer, wie aus einem Briefe Bodmer's an Hagedorn vom 6. September 1744 hervorgeht, Johann Christoph Schwarz, den jämmerlichen Uebersetzer der „Aeneis", als Verfasser, und Bodmer schreibt sogar, man ersehe aus dem Almanach, daß Dreyer sich die Ungnade der Gottschedianer ebenfalls zugezogen habe. (Vgl. F. v. Hagedorn's „Poetische Werke", herausgegeben von J. J. Eschenburg, V, 168.) **J. W. Appell.**

Aus Paris.

Ausstellung. Die Association des artistes. Ch. Blanc's „Histoire des peintres". Lamartine's und Barante's neueste Geschichtswerke. Akademische Wahlen. Aufnahme de Sacy's. Tod der Frau de Girardin. Die Doppelrichtung von Paris.

Mitte Juli 1855.

Das pariser Publicum und die zahlreichen Fremden, die unsere Hauptstadt besuchen, gelangen immer mehr zur Erkenntniß, von welcher Wichtigkeit die Vergleichung der verschiedenen Kunstschulen ist. Die Ausstellung hat sich durch Zusendungen mehrer Länder, besonders des nördlichen Europa, in der letzten Zeit bereichert; auch diese Kunstwerke sind jetzt in den Katalog aufgenommen. Durch diese Supplemente wird denn die statistische Uebersicht zu ergänzen sein, die wir in einem frühern Briefe mitgetheilt.*) Die Jury, die über die Preisvertheilung zu urtheilen hat, sollte Mitte Juni ihre Sitzungen beginnen; da aber mehre fremde Mitglieder noch nicht eingetroffen waren, so mußte man den Termin 14 Tage später setzen. Die Aufgabe ist schwierig. Um neben der Ehre und dem Ruhm der Künstler auch deren materielles Interesse nicht aus den Augen zu verlieren, will man eine Lotterie organisiren, vermittels welcher die während der Ausstellungszeit nicht verkauften Kunstgegenstände ausgespielt werden sollen. Dies führt uns auf die Association des artistes, die neulich eine Generalversammlung abgehalten hat. Aus dem von de Dauzats vorgelegten Berichte geht hervor, daß die Gesellschaft in den letzten zehn Jahren 1,100,000 Fr. eingenommen hat, von denen ein Drittel zum Ankauf von französischen Renten bestimmt worden, nicht etwa um einen Reservefonds aufzuhäufen, sondern um jederzeit im Stande zu sein, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen; ein Drittel ist zum Ankauf der von der Gesellschaft verlosten Kunstwerke verwendet, die Summe von 200,000 Fr. endlich in zehn Jahren als Pensionen, Unterstützungen und Beerdigungskosten verausgabt worden. Diese Resultate machen der Gesellschaft alle Ehre.

Ebenso wie Delécluze den Moment der Eröffnung der Kunstausstellung gewählt, um sein Werk über Louis David zu veröffentlichen, hat sich die Renouard'sche Buchhandlung es angelegen sein lassen, eben jetzt den Druck der „Histoire des peintres" mehr als sonst zu fördern. Es ist dies nicht allein ein gediegenes, sondern auch ein wahrhaft prachtvolles Werk, welches sich eben dadurch auf der londoner Ausstellung eine Preismedaille errungen hat; auch auf der pariser Ausstellung glänzt es. Es sind bereits 150 Lieferungen erschienen, die einen Band im großen Quartformat bilden. Jede Lieferung umfaßt acht Seiten und enthält mehre Holzschnitte, das Porträt des betreffenden Künstlers und einige seiner bedeutendsten Bilder darstellend. Wenn auch sehr natürlicherweise die Holzschnitte von ungleichem Werthe sind, so befriedigen sie doch im Allgemeinen und viele sind vorzüglich. Kein Werk bedarf der Illustrationen so sehr als eine Geschichte der Künstler; außer dieser ersten Bedingung ist auch die der Wohlfeilheit erfüllt. Soll ein Buch bis in die Hände der Handwerker gelangen und den Kunstgeschmack unter dem Volke verbreiten, so ist äußerste Wohlfeilheit nothwendig — und die Lieferung des vorliegenden Werks kostet nur einen Franc. Die Redaction des Textes ist Charles Blanc, Bruder von Louis Blanc und mehrjährigem Directeur des beaux arts, anvertraut. Was den Text betrifft, so verdient er alles Lob, wenn man gegen manche vielleicht übertriebene Vorliebe und gegen etwas Ziererei, die sich hier und da findet, nicht allzu streng sein will. Es ist die Trockenheit Vasari's und die übermäßige Kürze der Hand- und Wörterbücher mit gleichem Glück vermieden, und die angenehme Behandlung schließt also die Gründlichkeit nicht aus. Der Verfasser behandelt alle Schulen, alle Meister, und was sehr wichtig ist, der Notiz über die Gemälde folgt jedesmal die Uebersicht der Kupferstiche, des Künstlers Monogramm und wo möglich die Angabe der Galerien, in welche die Gemälde übergegangen sind. Wir wünschen diesem Werke den besten Erfolg.

Inzwischen fährt Lamartine mit wunderbarer Fruchtbarkeit fort zu improvisiren. Auf seine „Histoire de la Turquie", die den Abonnenten des „Constitutionnel" als Prämie gegeben wird, läßt er eine Geschichte Rußlands folgen und verspricht der „Presse" eine Geschichte Julius Cäsar's. Jetzt will er im „Siècle"

*) Vgl. unsere pariser Correspondenz in Nr. 24 d. Bl. D. Red.

unter dem Titel „Notes de mes lectures" eine Art rückblickende kritische Uebersicht geben. Endlich ist von der Hand des berühmten Schriftstellers der letzte Band seiner „Histoire de la Constituante" erschienen, die der „Histoire des Girondins" als Einleitung dienen soll. Dies Buch ist übrigens bereits bekannt; es ist im Feuilleton des „Siècle" erschienen und hat die gewöhnlichen schlechten und guten Eigenschaften der Werke dieses Schriftstellers, dieselbe Planlosigkeit, die wir bei ihm immer finden, einen glänzenden, wenn auch vernachlässigten Stil und große Weitschweifigkeit. Wir wollen als Beispiel nur die letzten Augenblicke Mirabeau's erwähnen, die den Schluß des Buchs bilden. Ein sehr geachtetes italienisches Blatt „Omnibus", das in Neapel erscheint, berechnete neulich, daß seit 1848 Lamartine an Büchern und Journalartikeln Stoff zu 47 Bänden geliefert habe, d. h. sieben Bände jährlich. „In Frankreich", sagt das italienische Blatt, „arbeitet man geschwind", und darum gibt es da auch wol so viel Geschichtschreiber und so wenig Historiker!

Eine andere wissenschaftlich-politische Persönlichkeit ist ein wenig der Gegensatz zu Lamartine. Barante zog sich gerade, im Februar 1848, als Lamartine ans Ruder trat, von den Staatsgeschäften zurück [und] lebt seit der Zeit in seinem Vaterlande, der Auvergne. Er hat dort nacheinander zwei wichtige Werke beendet, die „Histoire de la Convention"*) und die „Histoire du Directoire". Lamartine gehört keiner Schule, ich möchte fast sagen keiner Partei an, er schreibt Geschichte nach der Inspiration seines Geistes und so schnell als die Feder laufen will. Barante hingegen steht in der Mitte und an der Spitze einer Schule, die sich wie er Quintilian's Ausspruch zum Motto genommen: „Scribitur ad narrandum, non ad probandum"; und seine „Histoire des ducs de Bourgogne", der er 1828 seinen Platz in der Akademie verdankte, ist eins der Musterwerke der Gattung. Die „Histoire du Directoire" ist in derselben Weise angelegt, soweit dies bei der ganz verschiedenen Zeit der Begebenheiten möglich ist. Der Stil ist klar, elegant, zu Zeiten selbst beredt. Die politische Färbung ist die vieler guten deutschen Geschichtswerke, Anerkennung der Revolution in ihren Resultaten, Haß gegen dieselbe als treibende Kraft, constitutioneller Liberalismus.

Es ist dies übrigens die politische Richtung fast aller Gelehrten Frankreichs, die auf dem historisch-publicistischen Gebiete thätig sind, und namentlich der bedeutendsten. Hieraus erklärt sich der hartnäckige Widerstand der Akademien gegen die jetzige Regierung, deren System dem englischen als schroffster Gegensatz in allen Beziehungen gegenübersteht.

Einer der Anhänger dieser Partei, Renouard, hat bei den diesmaligen akademischen Wahlen infolge seiner politischen Meinung zu leiden gehabt. Seine Freunde haben sich der Abstimmung enthalten, um der Regierung ihr Uebelwollen zu erkennen zu geben; und so ist dem auch sonst sehr würdigen Mitbewerber Faustin Hélie die Sache leicht geworden. Dieses jüngst erwählte Mitglied der Académie des sciences morales et politiques hat sich durch wichtige criminalistische Arbeiten ausgezeichnet, die sich eng an die Forschungen der deutschen Gelehrten auf diesem Gebiet anschließen und dadurch in Frankreich Epoche gemacht haben. Der Verfasser ist Mitglied des Cassationshofs in Paris. So dauert denn, trotz der Gewaltmaßregeln der Regierung, die Opposition fort. In der Abtheilung Économie politique ist der leergewordene Stuhl Léonce de Lavergne zugetheilt und in der Académie des sciences Cloquet an die Stelle Lallemant's gewählt worden; die Ansprüche des neuen Mitglieds sind bekannt genug. Der Kampf war sehr heiß, denn die Akademie hatte seiner Candidatur die der berühmtesten französischen Chirurgen entgegengestellt: Maisonneuve, den Paracelsus der Chirurgie, Leroy d' Etiolles, der die Lithotritie eingeführt, und die berühmten Schriftsteller und Lehrer Baudeus, Gerdy, Malgaigne, Jules Guérin, Jobert de Lamballe.

Wie gewöhnlich und trotz der Veränderungen in Vertheilung der Eintrittskarten wohnte ein zahlreiches Publicum der Aufnahmeceremonie bei, als neulich de Sacy, Redacteur des „Journal des Débats" seinen Sitz in der Académie des sciences einnahm. Seine Rede war einfach, würdig, gemessen und in gutem Stil, auch nicht allzu sehr mit Politik untermischt. Er hat von der Literatur wie ein Mann gesprochen, der sie kennt und schätzt, von der Presse wie ein Schriftsteller, der stets thätig gewesen und der sie stets geehrt hat. Die Antwort de Salvandy's war gesuchter und glänzender. Die Akademie macht an de Sacy eine gute Acquisition. Er ist, so zu sagen, von einer akademischen Familie. Sein Vater, der berühmte Orientalist Silvestre de Sacy, war Mitglied des Instituts, und er selbst hat aus den Händen des Vaters einst in öffentlicher Feier einen akademischen Preis erhalten. Seine Werke beschränken sich auf Artikel im „Journal des Débats". Es ist dies ein genügender Titel zur Aufnahme, wenn man mit so viel Talent gearbeitet hat wie er.*) Er beschäftigte sich nur mit literarischen und philosophischen Gegenständen. Aber seit dem Tode der beiden Bertin, des Vaters und des Sohnes, haben ihm die Eigenthümer des Journals die ganze Leitung übertragen, wodurch er sich genöthigt sah, tiefer in den politischen Theil des Blattes einzugreifen. De Sacy hat von jeher eine sehr ernste Richtung verfolgt; neuerlich hat er sich zu noch strengern religiösen Principien bekannt, wie man das in der Vorrede zur reizenden (Techener'schen) Ausgabe der „Imitation de Jésus Christ traduite par Marillac, Garde des sceaux de Louis XIII" sehen kann, ebenso wie in der Einleitung zum Leben des frommen François de Sales. Einer Familientradition folgend hat sich de Sacy in seiner religiösen Richtung dem stoischen Ernst zugewandt, auf den die Jansenisten so viel Werth legten.

Wir müssen noch von einem schmerzlichen Ereigniß sprechen, dem Tod der Frau de Girardin (Delphine Gay), Gattin des bekannten Redacteurs der „Presse". Wenige Personen waren von der Natur so reich ausgestattet, Geist und Schönheit schmückten sie in gleicher Weise. Auch war sie nicht nur eine schöne und geistreiche Frau, sie war eine wahrhaft bedeutende Schriftstellerin; und was das Seltenste ist — der Erfolg machte sie für ihre Schwächen nicht blind und wandte sie von den ernsten Studien nicht ab. Sie trat als Dichterin unter dem Namen Delphine im Feuilleton und im Roman unter dem Pseudonym Vicomte de Launay auf. Die „Courriers de Paris", die sie unter diesem Namen mehre Jahre lang verfaßte, setzten Alles in Bewegung. Auch als Theaterdichterin erfreute sie sich eines ungetheilten und wohlverdienten Beifalls. Frau de Girardin's Tod beraubt Frankreich nicht allein einer tüchtigen Schriftstellerin, er schließt auch einen der wenigen reinliterarischen Salons, die den politischen Bewegungen noch widerstanden. 57.

Es gab eine Zeit, wo man gar nicht mitreden durfte, wenn man nicht in Paris gewesen war oder wenigstens in dieser Stadt die Metropole aller modernen Cultur, das Muster aller Kunstübung und Gesittung, den Inbegriff aller höhern geistigen Elemente, aller Freiheit und Humanität erblickte. Wie zur Zeit Ludwig's XIV. machten alle deutschen Schriftsteller, welche als fashionabel angesehen werden wollten, ihre Reverenzen gegen die Tuilerien, das Palais-Royal und das pariser Studenten- und Grisettenviertel; man mußte fast einen französischen Dictionnaire zur Hand nehmen, um den deutsch-französischen Jargon der für die deutsche Salonwelt geschriebenen deutschen Bücher vollständig verstehen zu können. Der

*) Vgl. den Bericht von Eduard Kolloff über dieses Werk in Nr. 12 d. Bl. D. Red.

*) In Deutschland sind wir so weit noch nicht, daß die bloße Mitarbeiterschaft an einem Journale, und wäre sie die einflußreichste und solideste, einen Anspruch auf die Aufnahme in eine der deutschen Akademien begründen könnte. D. Red.

Himmel sei Dank! man kommt in diesem Punkte wie auch in andern allmälig zur Vernunft. Interessant war uns in dieser Hinsicht in jüngster Zeit ein pariser Brief von Ernst Naumann in Nr. 29 des Prutz'schen „Deutschen Museum“. Einen Hauptgrund der Illusionen, womit die deutschen Besucher von Paris, welche dahin kommen, um ein Buch oder wenigstens Journalartikel darüber zu schreiben, behaftet zu sein pflegen, findet Ernst Naumann in der unpatriotischen Selbstvergessenheit dieser meist jungen Leute. Er sagt: „Gleich dem Antäus fühlen sie sich, jeder nach seiner Art, ein Danton, ein Voltaire oder sonst etwas, wenn sie nur das pariser Pflaster betreten, und sehen auf ihre deutsche «Kleinstädterei» mit einer Geringschätzung herab, die um so lächerlicher, als sie eben nur in dem zufälligen Moment des pariser Aufenthalts begründet ist. Man muß sie gesehen haben, um mit Mitleid die pariser Eindrücke, Skizzen und Plaudereien beiseite zu legen, die Einem mit den deutschen Journalen unter die Hände kommen. Da sah ich z. B. Einige in den billigsten Restaurants des Palais-Royal sitzen und eine Suffisance in den dandyhaft affectirten Zügen zur Schau tragen, blos weil sie «im Palais-Royal dinirten»; lieber Gott, du mußt guten Humor haben, wenn du auf Paris herabsiehst.“ Der Verfasser geißelt nun die Lüge und Heuchelei, welche in Paris nach allen Richtungen herrschend geworden seien, erkennt in dem pariser Treiben nicht die Stärke der Gesundheit, sondern des Fiebers und gesteht, wie er, im Louvre vor dem Eingange des Ninivepalastes stehend, unwillkürlich die Worte Priamus' und Scipio's gemurmelt habe: „Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilium hinsinkt!“

Indeß hätte der Verfasser nicht übersehen und nicht mit Stillschweigen übergehen sollen, daß in Paris selbst eine Schar von Männern und zwar solchen, welche zu den geistreichsten, gelehrtesten und staatsmännisch gebildetsten Frankreichs gehören, von vielen ihrer Illusionen und Selbsttäuschungen zurückgekommen sind, einen vollkommenen Einblick in die Gefahren der Lage gewonnen haben und diese ihre Ueberzeugung mit männlicher Festigkeit und beredter Wärme der Welt verkünden. Man blicke nur in die bessern Journale, z. B. das „Athenaeum français“, und in die vorzüglichsten Revüen, man lese z. B. in der „Revue contemporaine“ die Betrachtungen Guizot's, oder in der „Revue des deux mondes“ die von St.-Marc Girardin, Montégut u. s. w., oder in beiden die Polemiken gegen Du Camp's „Chants modernes“ (vgl. Nr. 27 d. Bl.) und man wird finden, daß in diesen Revüen und Zeitschriften wie in vielen neuern Büchern ein (im englischen Sinne) höherer und sittlicherer und zugleich praktisch fruchtbarerer Geist zu finden ist als in den meisten deutschen Journalen, welche etwa einen ähnlichen Rang in Anspruch nehmen möchten. Diese Männer, alle Frivolität und allen gelehrten und staatsmännischen Dünkel beiseite lassend, sind wenigstens über einige der hauptsächlichsten sittlichen Grundwahrheiten übereingekommen, während in Deutschland theoretischer Eigensinn, angeborene Unklarheit und Selbstdünkel es zu dieser Conformität der sittlichen wie praktischen Ideen nicht kommen lassen. Wir führen hier (wesentlich nach der im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ gegebenen Uebersetzung) beispielsweise eine Stelle aus einem von St.-Marc Girardin verfaßten, Rousseau's Ansichten über die Erziehung betreffenden Artikel an: „Zu den Gefahren und Versuchungen, welche zu allen Zeiten die entstehende Freiheit des jungen Menschen bedrohen, kommen in unserer Zeit ein Uebel und eine Gefahr hinzu: die Unzuverlässigkeit und die Schlaffheit der menschlichen Vernunft. Zwei Dinge, die eng miteinander verbunden sind, fehlen uns heutzutage: die geistige Klarheit und die Freude; lux orta est recto et recto corde laetitia. Wir befinden uns wie in einem dichten Nebel; wir straucheln, indem wir den Weg suchen, und dies macht uns mismuthig. Der echte Frohsinn, der aus der Klarheit der Gedanken und der Gefühle entspringt, ist in unsern Tagen selbst bei der Jugend selten zu finden. Es dürfte, besonders in unserer Zeit, gut sein, daß die jungen Leute früh einen Beruf erhalten. Wenn zu der Ungewißheit des Gewissens und der Vernunft der Müßiggang hinzukommt, ist der ganze Mensch in Gefahr. Die Pflichten eines Berufs geben dem jungen Menschen einen Halt und eine Regel. Der Mensch ist in der Gesellschaft schlechter als in seinem Beruf, im Salon schlechter als in seinem Arbeitszimmer.“ Man vergesse nicht, daß dieser Satz, der unfehlbar eine große Wahrheit enthält, gerade für das flanirende Paris eine besondere Bedeutung hat. Niemand ist in Gesellschaft (was man so „Gesellschaft“ nennt) und im Salon mehr ganz er selbst, sondern die Maske, die er zu sein verurtheilt wird. Schon Ernst Schulze machte in einem Briefe an seinen Freund Bergmann, den wir gelegentlich in Nr. 18 mitgetheilt haben, eine ähnliche Bemerkung. Professionelle Gesellschaftsmenschen, die Flaneurs der Salons, gewöhnen sich zuletzt auch für das gewöhnliche Leben an diese Verkappung und nehmen, da die „Gesellschaften“ eben verschiedener Art sind, bald diese, bald jene Maske vor, je nach Umständen. Was nun unsere deutschen Guizot und St.-Marc Girardin betrifft, so legen diese müßig die Hände in den Schoos, oder widmen sich Allotriis, oder schreiben dicke Bücher, worin sie die Politik bald jenes bald dieses Hofs, bald jenes bald dieses Staatsmannes durchhecheln; aber für die eigentliche Aufgabe der Zeit, für die sittliche Festigung und Erhebung des Volks, welche allmälig jene schleichende machiavellistische Politik unmöglich machen würde, haben sie kaum einen Tropfen Tinte übrig, weil sie dergleichen für zu trivial und unter ihrer Würde zu halten scheinen. **H. M.**

Das realistische Princip im Roman.

Ein Journal, welches von einem dem Herausgeber d. Bl. persönlich befreundeten Autor geleitet wird, hielt sich jüngst über diejenigen Kritiker auf, welche das Recht, ihre kritische Ansicht auszusprechen, auch dem Freytag'schen Roman gegenüber in Anwendung brachten. Der Verfasser der betreffenden Notiz gestand dabei, daß er zwar den Roman nicht gelesen, daß derselbe aber doch sowol Männern als Frauen gefallen habe. Wir finden es in der That etwas eigenthümlich, für einen Roman, den man nicht gelesen hat, blos auf den Grund hin ins Feuer zu gehen, weil er „Männern und Frauen gefallen hat“. Dies ist gerade, als wenn ein Theaterreferent der Darstellung eines neuen Stücks nicht beigewohnt hätte, trotzdem aber versichern wollte, es habe dem Publicum gefallen, mithin sei es gut und die Kritik habe ohne weiteres in das Lob mit einzustimmen oder den Mund zu halten. Ebenso eigenthümlich ist die in jener Notiz ausgesprochene Behauptung, daß nur Diejenigen dem Freytag'schen Roman nicht wohlwollten, welche bisweilen von den „Grenzboten“ unsanft „gebürstet“ worden seien. Diese Behauptung legt uns die Vermuthung nahe, daß der Ausfall hauptsächlich gegen einen kritischen Collegen gerichtet sei, welcher sich über den Freytag'schen Roman sehr abfällig ausgesprochen, nachdem er früher allerdings mit den „Grenzboten“ einen literarischen Strauß gehabt hat. Nichtsdestoweniger fühlen wir uns als Verfasser der in Nr. 25. d. Bl. über den Freytag'schen Roman enthaltenen Kritik einigermaßen mitbetroffen, da es in jener Notiz weiter heißt: man könne es für die Literatur nur ersprießlich halten, wenn man endlich einmal realistische Stoffe statt der bisherigen idealistischen in der Romandichtung behandle u. s. w. Dies und das weiter Folgende scheint sich auf eine unserer Auslassungen direct zu beziehen, beruht aber auf einer Misdeutung derselben. Wir sind weit davon entfernt, die Behandlung realistischer Stoffe im Roman in Bausch und Bogen zu verwerfen. Aber der Freytag'sche Roman trat, laut dem Motto, mit der Prätension auf: das deutsche Volk bei seiner Arbeit darzustellen. Wir untersuchten, welche Arten der Arbeit es seien, die der Verfasser in das Bereich seiner ohne Zweifel mit manchen Vorzügen ausgestatteten Dichtung gezogen, und wir fanden, es sei die Arbeit des Kauf-

manns und die des Landwirths. Wir haben dagegen im Wesentlichen bemerkt, daß sich hierin die Arbeit des deutschen Volks weder erschöpfe noch am glänzendsten darstelle. Auf dem erstern Gebiete namentlich haben wir Concurrenten, denen wir nicht gewachsen sind. Am wenigsten aber schien uns ein binnenländisches Handlungsgeschäft, ein breslauer, geeignet, das kaufmännische Geschäft in großartiger, poetischer Weise zu repräsentiren. Während wir diejenige Partie des Freytag'schen Romans gebührend lobten, in welcher der Verfasser wirkliche Conflicte zur Darstellung bringt, wie die, durch welche das von Rothsattel'sche Familienwesen zugrunde geht, tadelten wir, und wir glauben mit demselben Rechte, daß der Verfasser dem kaufmännischen Geschäfte alle tiefern Conflicte, die sich aus seinem eigenen Schoose erzeugen könnten, mit größter Zärtlichkeit aus dem Wege geräumt hat. Auch wir können es nur gutheißen, daß in den Romandichtungen „Menschen, wie sie eben die liebe Gotteserde trägt, die Hauptacteurs seien"; aber dann müssen sie auch nicht blos Abstractionen, sondern Menschen sein, welche den Stempel der Lebenswahrheit tragen, wie die Menschen in den Dickens'schen Romanen. Wie aber unter Anderm sein letzter Roman „Harte Zeiten" beweist, geht Dickens in dieser Richtung viel zu weit, bis zum Niedrigen und Widrigen, obschon in der edelsten Absicht, um den Beelzebub durch Beelzebub auszutreiben. Man sehe sich im Volke genau um, und man wird mit Schrecken wahrnehmen, wie sich die Werthschätzung und Heilighaltung aller idealen Güter fast täglich mehr aus den Gemüthern verliert. Es scheint uns nun nicht die hauptsächlichste Aufgabe gerade unserer schriftstellerischen Talente zu sein, dieser Richtung mit Aufwendung aller Kräfte in die Hände zu arbeiten. Man kämpft ja offenbar von den entgegengesetzten Seiten gegen die Basis, auf welche unsere großen Dichter und Denker die Literatur gestellt haben. Wird Das, was wir dabei möglicherweise gewinnen, den gewissen Verlust ausgleichen? Dieser Frage gegenüber können oder sollten die Schriftsteller, welchen es noch daran liegen sollte, die ideale Richtung der Nation zu vertreten, nicht gleichgültig bleiben. **H. M.**

Notizen.

Zur neuern Schauspielkunst.

Die „Europa" brachte jüngst eine Kritik der Dawison'schen Gastspiele in Berlin, die von dem Urtheil, wie es sich über diesen Künstler an andern Orten festgestellt hat, vielfach abweichend ist, sonst aber auch in andern kritischen Mittheilungen aus Berlin (z. B. in Nr. 27 des „Deutschen Museum") ihre Ergänzung und Bestätigung findet. Von Interesse war uns folgende, wie es uns scheint, beachtenswerthe allgemeine Bemerkung des Correspondenten der „Europa": „In einer Zeit, die so übersättigt ist, daß nur das Neue Glück macht, ist ziemlich Alles möglich geworden; sind wir doch dahin gekommen, daß die Schauspieler, welchen die Natur gerade die Gaben versagt hat, welche augenscheinlich die nothwendigsten Requisiten der Schauspielkunst sind, eben dieses Mangels wegen auf besondere Beachtung rechnen können.... Ein kräftiges wohlklingendes Organ ist z. B. jetzt geradezu vom Uebel, — der schreit! heißt es gleich — aber Jener, der, obwol asthmatisch, den Karl Moor spielt, trotzt seiner Natur die Erfolge ordentlich ab." Diese Erscheinung, die mit einem wichtigen Moment in unserm sittlichen Leben und unserer Kunstanschauung zusammenhängt, hat sich auch unserer Wahrnehmung nicht entzogen, und es freut uns zu sehen, daß man gleichzeitig auch von andern Seiten auf sie aufmerksam zu werden beginnt. Die Kunst hat die Aufgabe, vorzugsweise mit schönen Mitteln zu wirken; denn nur mit schönen Mitteln läßt sich ein Kunstwerk hinstellen, welches den Bedürfnissen des Schönheitssinnes genugthut. Offenbar müssen wir aber an diesem Schönheitssinne Mangel leiden, wenn wir ein schnarrendes oder knarrendes Organ (wir sagen dies, ohne dabei speciell an Dawison zu denken) einem wohlklingenden und wohlgebildeten und dissonirende Töne den harmonischen vorziehen. Die Declamation, diese im richtigen Sinne verstanden, wird doch wol immer ein Hauptrequisit der wahren Schauspielkunst bleiben müssen. Die mächtige und schöne Wirkung einer durchgebildeten, durch ein wohlklingendes Organ unterstützten Declamation empfand man z. B. bei Eßlair's Recitation der Parabel von den drei Ringen im „Nathan", bei Grunert's Vortrag des „Lied von der Glocke", bei den Mustervorträgen der Sophie Schröder. Aber nicht blos unser ästhetischer, auch unser sittlicher Schönheitssinn, das Palladium unsers Gemüthslebens, steht bei dieser offenbaren Vorliebe für mephistophelische, hämische, boshafte, tückische, schleichende und infernalische Charaktere in Frage. Wären wir wirklich schon so weit, daß ein Franz Moor, ein Mephistopheles, ein Ossip, ein Marinelli, ein Carlos im „Clavigo", ein Wurm in „Cabale und Liebe" u. s. w. auf verwandtere Elemente in unserm sittlichen und gemüthlichen Leben rechnen dürfen als ein Marquis Posa, ein Wallenstein, ein Tasso, ein Nathan? Das wäre ein sehr schlimmes Zugeständniß, womit man Denjenigen Recht geben würde, welche in unserer Literatur, Musik, bildenden Kunst und Gesittung nur zu viele Anknüpfungspunkte für eine künftige oder bereits hereingebrochene Kunst- und Gemüthsbarbarei zu finden meinen. War es einmal an der Zeit, gegen hohlen Idealismus und daraus hervorgehende Schönrednerei Front zu machen, so ist es vielleicht jetzt ebenso nöthig, gegen ein entgegengesetztes Extrem Protest einzulegen. Die Seelen- und Formenschönheit Rafael's wird doch immer das Höchste bleiben, mögen wir auch noch so sehr einen Caravaggio oder Rembrandt als Specialitäten bewundern. **H. M.**

Goethe's „Zauberlehrling" und „Braut von Korinth."

Es ist wol nicht Allen bekannt, die diese beiden vortrefflichen Balladen Goethe's kennen, daß sie aus griechischen Quellen geschöpft sind, die erstere aus einer Schrift Lucian's: „Φιλοψευδής" („Der Lügner"), die zweite aus Phlegon von Tralles „De Mirabilibus". Aber ist in ersterer die breite prosaische Erzählung Lucian's, die jedoch auch im griechischen Original ein wahres Meisterstück ist, durch Goethe zu einer lebendigen, anschaulichen Dichtung umgewandelt worden, die man ganz dramatisch nennen könnte, so hat er in der zweiten aus einem gegebenen erbärmlichen und unvollständigen Stoffe eines der ausgezeichnetsten Producte der lyrischen Dichtkunst entwickelt, indem er übrigens zugleich besser verstand, was zu einer griechischen Gespenstergeschichte dieser Art gehört, als der Grieche selbst und dadurch, daß er ein christliches Element einmischte, seine Ballade zu einer wahrhaft romantischen Dichtung machte, die aus griechischem Urstoffe, christlicher Gesinnung und heißem Orientalismus gemischt ist. Gerade das, daß Goethe etwas dem griechischen Original Fremdartiges durch die Einmischung des Christianismus in diese zweite Ballade hineingebracht, und die Art und Weise, wie er es gethan hat, ist verschiedenem Urtheile ausgesetzt gewesen; allein es muß für ein Unrecht gelten, weil man darin dem Anscheine nach eine Verherrlichung des Heidenthums im Vergleiche mit dem Christenthume zu finden glaubte, wenn man einestheils daraus Goethe einen Vorwurf macht, da dessen Ansicht eine echt griechische war, anderntheils seine Absicht gar nicht die war, das wahre Christenthum zu schmälern, und sogar auch eine christliche Ansicht nichts gegen Goethe's Ballade haben kann. Die todte griechische Jungfrau entsteigt nicht darum dem Grabe, weil sie, anhängend dem Heidenthume, deshalb dem Christenthume feind ist, sondern weil sie mit der Bekehrung ihrer Aeltern zugleich unnatürlich zur Nonne geweiht wird, um allen Freuden des Lebens zu entsagen, weil der längstversprochene, wenn auch unbekannte Bräutigam ihr genommen und einer jüngern Schwester ohne deren besonderes Verdienst zugedacht wird. So ward ihr das von den Aeltern angenommene Christenthum kein Grund zur freudigen Sinnesänderung; so erschien ihr das Heidenthum für sie wie-

destens mehr Glück spendend; so verzehrte sie sich in Gram über ihre verfehlten Lebenshoffnungen, Christin dem Aeußern, Heidin dem Sinne nach; so entstieg sie dem Grabe, um das ihr im Leben verheißene Glück wenigstens noch nach dem Tode sich zu gewinnen. Mehr hierüber kann man nachlesen in einem deutschen Vortrage des in Königsberg 1838 verstorbenen Philologen Karl Ludwig Struve (Königsberg 1826; wieder abgedruckt in „Opuscula selecta", Leipzig 1854, II, 418), dessen schon Goethe selbst mit Anerkennung gedachte (vgl. „Briefwechsel mit Zelter", IV, 132 fg.). 5.

Bibliographie.

Albert, S., Aus der Gesellschaft. Geschichten. Berlin, Brigl u. Lobeck. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Andersen's Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dänischen übertragen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. 3te Miniaturausgabe. Berlin, Besser. 16. 20 Ngr.

Bartsch, K., Provenzalisches lesebuch. Mit einer literarischen einleitung und einem wörterbuche herausgegeben. Elberfeld, Friderichs. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Original-Romane. 7ter Band: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert von J. V. Scheffel. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr.

Boxberger, E. v., Prinz Eugenius von Savoyen. Romanzenkranz. Fulda, Maier. 16. 8 Ngr.

Breier, E., Pandur und Freimaurer. Historischer Roman. Vier Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr.

Burmeister, H., Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 1ster Band. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Cornelius, C. A., Geschichte des Münsterischen Aufruhrs in drei Büchern. 1stes Buch: Die Reformation. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Dannecker, A., Die Lehre von der Kirche in acht Fastenpredigten dargestellt. Tübingen, Laupp. 8. 12 Ngr.

Diepenbrock, C. J., Deutscher Mentor. Humoristischer Versuch einer Philosophie über den Umgang mit der Welt. Stuttgart, Göpel. 16. 15 Ngr.

Elster, E., Commentar über den Prediger Salomo. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 16 Ngr.

Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Füesslin, J., Die Einzelhaft nach fremden und sechsjährigen eigenen Erfahrungen im neuen Männerzuchthause in Bruchsal. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 37ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

— — Meister Andrea. Lustspiel in zwei Aufzügen. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Griepenkerl, R., Ideal und Welt. Schauspiel in fünf Akten. 2te Auflage. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 25 Ngr.

Hammer-Purgstall, Die Schuld der Templer. Mit sieben Tafeln. Wien. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hebbel, F., Michel Angelo. Ein Drama in zwei Akten. Wien, Tendler u. Comp. 16. 16 Ngr.

Holzwarth, J., Petrus Claver, Sklave der Negersklaven. Bilder aus der Mission unter den Negern. Tübingen, Laupp. 8. 20 Ngr.

Jahrbuch des Großherzoglich Weimarischen Hof-Theaters und der Hof-Kapelle. Herausgegeben von R. Pohl. 1ster Jahrgang. Saison 1854 bis 1855. Weimar, Böhlau. 8. 15 Ngr.

Jessen, P., Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. Berlin, Veit & Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Keerl, P. F., Die Apokryphenfrage mit Berücksichtigung der darauf bezüglichen Schriften Dr. Stier's und Dr. Hengstenberg's aufs Neue beleuchtet. Mit einem Anhange: Philo im Neuen Testament. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 1 Thlr.

Le Prince, F., Die Todtenhand. Fortsetzung des Romanes: Der Graf von Monte-Christo von A. Dumas. Aus dem Französischen übersetzt von A. Kretzschmar. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Lindner, Dante Alighieri. Dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen. Jena, Mauke. 16. 12 Ngr.

Lippert, G. F. W., Sulamith oder das Lied der Lieder dem Salomo, seit achtundzwanzighundert Jahren zum Erstenmal aus seiner Traum-Bilder-Sprache, in die gewöhnliche Begriff-Sprache, frei übertragen und seinem Inhalte und Sinne gemäss erklärt. Nürnberg, Schmid. Gr. 8. 15 Ngr.

Milton, J., Das verlorene Paradies. Das wiedergewonnene Paradies. Uebersetzt von B. Schuhmann. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Minutoli, J., Freih. v., Portugal und seine Colonien im Jahre 1854. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Königs Don Pedro V. und einer Uebersichtskarte von Portugal und der Aufnahme des Tejo-Stromgebietes von Tancos bis Povoa. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Neubauer, E. R., Lieder aus der Bukowina. Wien, Manz. Gr. 8. 28 Ngr.

Otte, H., Grundzüge der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters. Ein Auszug aus dem größeren Werke des Verfassers. Mit 118 Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 2 Thlr.

Petermann, C. F., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 1ster Theil: Geschichte des Alterthums. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Pokorny, E., Bücher für Herz und Scherz. Gesammelte Schriften. 1ster Theil. Prag, Haase Söhne. 16. 1ster u. 5ter Theil 1 Thlr.

Reichenbach, Mathilde Gräfin v., Faustine. Novelle. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Rittershaus, E., Gedichte. Elberfeld, Bädeker. 24. 1 Thlr.

Sauter, F., Gedichte. Mit des Dichters Lebensskizze aus dessen Nachlasse herausgegeben von Julius von der Traun. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Schults, A., Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht. Elberfeld, Bädeker. Br. 8. 1 Thlr.

Sievert, Schildhorn. Romanze. Mit einem Anhange historischer Anmerkungen. Wohlfeile Ausgabe. Berlin, Huber. 16. 5 Ngr.

Solitaire, M., Dunkler Wald und gelbe Düne. Zwei Novellen. Leipzig, Matthes. 1856. 12. 20 Ngr.

Springer, R., Der orientalische Krieg in den Jahren 1853—1855. Berlin, Barthol. 8. 1 Thlr.

Straube, J. L. E., Gott und der Mensch. Lübeck. Gr. 8. 16 Ngr.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. 4te mit einem dritten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Zeising, A., Aesthetische Forschungen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Lex.-8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Ein Stück Dänisch-Deutsche Geschichte im Mai 1855. 2te Auflage. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 32.** —— 9. August 1855.

Neuere Werke über die Schweiz.

Erster Artikel.

1. Vom Rhein zum Montblanc. Zwei Theile. Mainz, Kirchheim und Schott. 1850—51. 8. 2 Thlr.
2. Durch die Alpen. Kreuz- und Querzüge von L. Starklof. Leipzig, Weber. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Schilderungen aus der Schweiz von Emil Schmidt. Leipzig, Fernau. 1853. 8. 1 Thlr.
4. Reiseerinnerungen aus der Schweiz. Von Alexander Dumas. Frei nach dem Französischen bearbeitet. Vier Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1853. Gr. 16. 20 Ngr.
5. Schweizerland. Natur und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus. Erster Theil: Die ebene Schweiz. Zweiter Theil: Ostalpenschweiz. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1853. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.
6. Physik der Schweiz. Mit steter Rücksicht auf die allgemeinen Naturverhältnisse der Erde. Von J. Meyer. Leipzig, O. Wigand. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
7. Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50. Geschichtlich dargestellt von J. Baumgartner. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. 1853—54. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
8. Die Schweiz und ihre Vergangenheit und Gegenwart. Studien von Severus. St.-Gallen, Huber und Comp. 1853. 8. 20 Ngr.

Unsere Leser werden es gewiß billigen, wenn wir bei der Anzeige der uns vorliegenden Werke über die Schweiz die unbedeutendern nur kurz berühren, um desto länger bei den wichtigern verweilen zu können. Aus demselben Grunde wollen wir unsere Aufgabe auch ohne weitere Einleitung beginnen.

Nr. 1 und Nr. 3 sind in jeder Beziehung die vollkommensten Gegensätze: jenes rührt von einer Dame her, die mit ihrem „Gatten" reist, dieses von einem Mann, den seine „Gattin" begleitet; die Dame hat scharf ausgeprägte Grundsätze in Religion und Politik, der Herr bekümmert sich weder um das Eine noch das Andere; sie hat Sinn für Kunst und Natur in jeglicher Gestaltung, er nur in einer Form; sie spricht uns daher von allen möglichen Dingen, er nur vom Essen; Nr. 1 ist die Reise eines Enthusiasten, Nr. 3 die eines Gastronomen, dem es jedoch auch in dieser Beziehung an künstlerischer Ausbildung fehlt; er ist, wie in Allem, so auch in diesem Punkt ein reiner Empiriker, der seinen Rumohr offenbar nicht studirt hat. Daher sind seine gastronomischen Bemerkungen auch rein subjectiver Natur, und wir erfahren nur, welche Gefühle bei dieser oder jener Eßgelegenheit sein Herz bestürmten. Diese weiß er aber recht glücklich und oft mit wenigen meisterhaften Zügen zu schildern. Wir werden unwillkürlich von tiefer Wehmuth ergriffen, wenn wir lesen, daß er in Kempten „magern Kalbsbraten, dessen zähes Fleisch sich fadengleich in die Länge zog, verschlingen", oder gar, daß ein vortreffliches „Dessert halb im Stich gelassen werden mußte", was den Leser um so schmerzlicher berührt, als ihm der Reisende unmittelbar vorher voll Begeisterung beschrieben hatte, wie sogleich nach Abfahrt des Dampfboots von Konstanz die Table d'hôte auf dem Verdeck unter dem Schutz eines Zeltes servirt worden und welch „ein großer Genuß es war, die schönen Ufer des Bodensees so recht con amore betrachten zu können". Ein einziges mal erhebt sich der Reisebeschreiber zu objectiver oder historischer Darstellung, indem er uns eine vollständige Notiz seines Abendessens im Grimselhospiz mittheilt, wie er sie in seiner Brieftasche aufgezeichnet hatte. Und es gewinnt diese Notiz noch durch die wichtigen Bemerkungen an Bedeutsamkeit, welche der Reisende beifügt, z. B. daß man in der Schweiz öfters besonders zubereitetes Schaffleisch statt Gemsenfleisch erhält, weshalb der Fremde es stets mit Mistrauen genießen solle. Jeder weiß, wie sehr die Gemüthsstimmung von äußern Verhältnissen abhängt, und wiederum wie sehr unsere Urtheile von unserer Gemüthsstimmung abhängen. Wir werden uns daher nicht wundern, daß die Bemerkungen Schmidt's gar sehr von der Beschaffenheit des Essens abhängen, das ihm in diesem oder jenem Gasthofe aufgetragen wurde. Als wir daher lasen, daß er auf seiner Wanderung von der Grimsel herab in dem Dörfchen Imhof herzlich schlechten Kaffee bekam, wußten wir schon im voraus, was die Glocke geschlagen hatte, nur waren wir begierig zu erfahren, gegen wen sich sein Unmuth entladen würde. Zufällig gingen gerade in dem Gasthof, dessen schlechten Kaffee er theuer bezahlen mußte,

viele Gäste ab und zu, und diese mußten nun dafür büßen, oder vielmehr die untern Schichten des Schweizervolks, zu welchen jene Gäste gehörten. Denn es ist eine natürliche Sache, daß ein Reisender jeden Einzelnen, den er bemerkt, als den vollgültigsten Repräsentanten seines Volks oder wenigstens seines Standes ansieht. Er fand, daß die Gesichtszüge der um ihn sitzenden, stehenden und sprechenden Individuen das klar ausgedrückte Gepräge der Dummheit zeigten, und daraus zog er nun den Schluß, daß die Masse des Schweizervolks stupid sei und keinen andern Sinn habe als die Befriedigung der in ihrer Sphäre liegenden materiellen Genüsse und daß daher die republikanische Staatsverfassung zwar in der Idee vortrefflich, in der Praxis aber ein Unding sei. Wir wollen mit den politischen Ansichten Schmidt's nicht rechten, dagegen würden wir sein Urtheil über die Bevölkerung des Berner Oberlandes schlechterdings nicht begreifen können, da es bekanntlich von einem tüchtigen Menschenschlag bewohnt wird, wenn die Erklärung nicht ganz nahe läge. Wahrscheinlich hatten jene Gäste auch schlechten Kaffee getrunken und infolge dessen hatten ihre Gesichtszüge den Ausdruck der Unbehaglichkeit und der gescheiterten Hoffnung angenommen, welchen der Reisende für den Ausdruck der Dummheit hielt. Wir könnten noch manches Beispiel von der beschränkten Beobachtungsgabe Schmidt's anführen, wir könnten ihm auch den Rath geben, falls er wieder ein Buch schreibt, sich vor der französischen Sprache zu hüten, da er auch nicht den einfachsten Satz fehlerfrei nachzusprechen vermag; doch müssen wir zu unserer Dame zurückkehren. Ehe wir aber den Herrn verlassen, müssen wir, um die Wahrheit ganz zu sagen, noch hinzufügen, daß sein Buch im Ganzen gut und fließend geschrieben ist, manche Gegenden und Fernsichten ganz artig geschildert sind, daß aber seine „Reise", weil sie allzu subjectiv gehalten und sein Gesichtskreis gar zu beschränkt ist (was sogar auf seine Beschreibungen Einfluß hat), weder für den Reisenden noch für Einen, der das Land aus schriftlichen Darstellungen kennen lernen will, irgend Werth oder Nutzen haben kann.

Das Nämliche kann, ohne ungerecht zu sein, auch von dem Buche der Dame gesagt werden, obgleich es weit inhaltsreicher ist als jenes und die Verfasserin ohne Vergleich auch größeres Talent hat als Schmidt. Allein es nimmt auch bei ihr Jegliches eine so ganz subjective Färbung an, daß sie uns die Schweiz keineswegs so darstellt wie sie ist, vielmehr zeigt sie uns dieselbe von dem ganz eigenthümlichen Standpunkte aus, den sie bei ihrer Betrachtung selbst eingenommen hat. Daß die Verfasserin als Weib schreibt und spricht, daß ihre Schilderungen mehr Ergießung des lebhaft erregten Gefühls als des scharf beobachtenden Verstandes sind, wer wollte darüber unzufrieden sein? Wer könnte mit ihr zürnen, daß sie von dem Anblick der lieblichen oder der großartigen Natur zu träumerischer Begeisterung hingerissen wird? daß sie über Alles schwärmt, was sie sieht, über Berg und Thal, über Fluß und See, über Wolken und Nebel? daß sich ihre Gefühle stets in religiöse Empfindung auflösen, und daß sie diese mit allem Feuer des begeisterten Glaubens ausspricht? Ist ja alles Dies nichts Anderes als der Ausdruck der schönen Weiblichkeit, oder um es mit Einem und mit dem passendsten Worte zu bezeichnen, es ist der Ausdruck der Liebe. Freilich gehört dieselbe nicht vor das große Publicum, umsoweniger je individueller sie sich ausspricht. Aber auch darüber würden wir hingehen, wenn die Verfasserin ihrem weiblichen Charakter treu geblieben wäre, wenn sie immer nur die Liebe hätte sprechen lassen. Aber ihr Herz ist auch von Haß und zwar von fanatischem Hasse erfüllt; und wie die Liebe, so läßt ihr auch der Haß die Gegenstände und Lebensverhältnisse in falschem Lichte erscheinen. Die Verfasserin ist nämlich, wir zweifeln nicht daran, von aristokratischer Herkunft, sie ist von Geburt und Erziehung dem Plebejischen abhold; sie ist ferner katholisch und daher grundsätzlich gegen den Protestantismus feindlich gesinnt. Ihre Urtheile sind aber auch schon fertig, ehe sie Land und Leute recht gesehen hat. Zürich ist die Wiege der schweizerischen Reformation und hat in der neuern Zeit sich entschieden zu demokratischen Grundsätzen bekannt; was Wunder, daß die Leute entsittlicht und ein warnendes Beispiel von der traurigen Wirkung der Afterbildung sind? Zwar blühen Wissenschaften und Künste in Zürich, es blühen Handel und Gewerbe, die mit Ortschaften besäeten Ufer des Sees verkünden schon beim ersten Anblick Wohlstand und Bildung — das Alles ist jedoch nur trügerischer Schein; der Wurm nagt am Kern und bald wird die so schön und lebenskräftig aussehende Frucht zerfallen und verfaulen. Luzern war dagegen die festeste Schanze des Katholicismus gegen die anstürmende Reformation, und auch jetzt wimmelt es dort noch von Geistlichen aller Art, es war sogar ein Asyl der Väter Jesu — und so ist es klar, daß das luzerner Volk das Muster eines wahrhaft christlichen und eines bis in seine tiefsten Schichten herab sittlichen Volks ist. Ach, gnädige Frau (wenn Sie nicht vielleicht eine Erlaucht sind, deren es am Rheine viele geben soll), gehen Sie doch einmal während der Fastnacht nach Luzern und beobachten Sie das Volk, gehen Sie in die Leihhäuser und zu den Wucherern, in die Winkelwirthschaften und die vornehmern Assembléen und urtheilen Sie dann über die von Ihnen so hoch gepriesene Sittlichkeit der Luzerner. In Solothurn, und wie Sie wissen, sind die Solothurner auch katholisch, hört man oft ein Sprichwort, welches auf die Luzerner und ihre Religiosität kein so günstiges Licht wirft: „Der ehrlichste Luzerner ist ein Schelm." Wenn dieses Sprichwort auch auf einen Scherz hinausläuft *), so kann man doch oft genug seine Anwendung hören

*) Es soll nämlich einst ein luzerner Tagelöhner nach Solothurn gekommen sein, um dort Arbeit zu suchen; seine Heimathgemeinde hatte ihm ein Leumundszeugniß ausgestellt, in welchem es ausdrücklich hieß, daß er der „ehrlichste Luzerner" sei. Da er bald darauf wegen Diebstahl bestraft wurde, so lag der Witz nahe zu sagen, daß der ehrlichste Luzerner ein Schelm sei, und wie es zu geschehen pflegt, der gute Witz fand Beifall und erhielt sich im Munde des Volks

Wir gehören keineswegs zu Denjenigen, welche einseitige Beobachtungen und Erfahrungen auf ganze Völkerschaften anwenden und aus einigen Gesichtern, die sich an einem Wirthshaustisch herzen, oder aus einigen Mord- und Diebesgeschichten ein allgemeines Urtheil über geistige Anlagen oder die Sittlichkeit der Bevölkerung eines Landes bilden, und wir wollen hiermit in keiner Weise das Verdammungsurtheil über die Luzerner aussprechen, wir wollten nur zeigen, daß die Vorliebe und die Abneigung der Verfasserin gleich unbegründet sind, und daß es zweifelhaft ist, aus dem religiösen Bekenntniß eines Volks auf seine Sittlichkeit zu schließen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die äußere Form der Gottesverehrung vielseitigen Einfluß ausübt, und daß man z. B. bei den schweizerischen Protestanten mehr steifen Pedantismus, bei den Katholiken mehr Leichtsinn findet, daß jene viel thätiger und daher auch wohlhabender, diese viel gemüthlicher, aber auch viel weniger strebsam sind, was sich zum Theil einerseits aus dem beinahe düstern Cultus der Reformirten und andererseits aus den mannichfachen, den Katholiken dargebotenen Gnadenmitteln und ihren vielen Feiertagen erklären läßt. Wollte man aber auch die Beobachtung, daß die Reformirten ohne Vergleich reinlicher sind als die Katholiken, auf das religiöse Bekenntniß beziehen, so würde man freilich in einen unverzeihlichen Irrthum verfallen, da diese Erscheinung in ganz andern Gründen, namentlich darin beruht, daß sich die reformirte Bevölkerung der Schweiz vorzüglich mit Industrie, die katholische mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt. Wenn die Frauen und Mädchen in Appenzell Außerrhoden nach Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte, zu denen allerdings auch die Pflege der Kühe und Ziegen gehört, an den Stickrahmen gehen, um am feinen Stoff zu arbeiten, müssen sie freilich vorher Hände und Kleider von aller Unreinlichkeit befreien, und auch das Zimmer, in welchem sie arbeiten, muß blank gescheuert, es müssen Tische und Stühle, mit welchen das feine Gewebe in Berührung kommen kann, abgestäubt sein. Alles Dies hat die Luzernerin, die vom Hause auf das Feld geht, nicht zu beachten, und es ist begreiflich, daß Körper, Kleider und Zimmer weniger beachtet werden und überhaupt die Reinlichkeit nicht so zum Lebenselemente wird wie bei jenen Stickerinnen.

So unbehaglich es ist, die angeborenen Religions- und Standesvorurtheile im ganzen Buche und bei jeder Gelegenheit wieder anzutreffen, so unangenehm berührt auch die Darstellung. Die Verfasserin hat es sich nämlich vorzüglich zur Aufgabe gestellt, die Gegenden, die sie bereist, zu schildern, was auch ganz natürlich erscheint. Solche Schilderungen sind allerdings keine leichte Aufgabe, und es ist schon mancher selbst bedeutendere Schriftsteller an derselben gescheitert; dazu gehört nicht blos ein scharfer Blick, der auch die verborgensten Verhältnisse aufzufassen vermag, in denen oft gerade die Seele irgendeiner Naturerscheinung liegt, es gehört vorzüglich künstlerisches Geschick dazu, die mannichfaltigsten Erscheinungen in solche Verbindung zu bringen, daß sie ein Gesammtbild gewähren, wobei man sich vor allem hüten muß, zu sehr ins Detail einzugehen, weil gerade dadurch alle sinnliche Ueberschaulichkeit verlorengeht. Die Verfasserin hat auch beinahe immer auf solche Darstellung verzichtet und uns meist statt eines Gemäldes Reflexionen gegeben, sie hat den Eindruck zu schildern versucht, den die verschiedenen Naturscenen auf ihr Gemüth hervorgebracht haben. Es ließe sich dies noch rechtfertigen, so sehr die Schilderungen hierdurch auch an objectiver Wahrheit, so sehr sie an Mannichfaltigkeit verlieren; aber leider waren diese Eindrücke entweder selbst unklar, oder die Verfasserin verstand es nicht, sie in klare Worte zu bringen. Von den Dichtern der romantischen Schule genährt und gebildet, wie man schon aus den ersten Seiten ihres Buchs wahrnehmen kann, hat sie sie sich auch die Manier derselben angeeignet, den einfachen, klaren Begriff durch ein gesuchtes, nebelhaftes, aber freilich immer auch prahlerisches Bild darzustellen und so ihrer Darstellung den Schein phantasiereicher Tiefe zu geben. Ein Beispiel wird genügen, ganz klar zu machen, wie sie zuwerke geht. „Wie ein durchsichtiges Gewebe, von Engelshänden geschaffen, schwebt ätherisch die Drahtbrücke (in Freiburg) über dem an 160 Fuß tiefen Abgrund", und bald darauf heißt es weiter: „Dieses schwebende Geheimniß baut sich, wie ein kühner, erhabener Gedanke, der durch mächtigen Zauberer Verkörperung gefunden, von dem einen schwindelnden Felsrande des Abgrunds zum andern, ebenso schön, leicht und ätherisch, wie stark, gediegen und sicher." Wer vermag sich nun aus solchen Schilderungen eine kräftige, bleibende Anschauung zu bilden? und wie viel baren Unsinn würde man in diesen Worten finden, wenn man sie zergliedern wollte! Dieser Art sind die meisten Schilderungen, die höchstens schwärmenden Mädchen in den Jahren ihrer ersten Gefühlsentwickelung behagen können.

Ebenso wenig können wir Nr. 2 empfehlen, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil uns der Verfasser nichts gibt als das während seiner „Kreuz- und Querzüge" von ihm geführte Tagebuch; die ganze ziemlich dicke Schrift besteht beinahe aus lauter abgerissenen Notizen, welche allerdings hinreichen mögen, Den, der sie geschrieben, mit aller Lebendigkeit an die angedeuteten Thatsachen die er erlebt, an die Gegenden die er gesehen, zu erinnern, die aber für einen Dritten aller Bedeutung ermangeln. Was um Alles in der Welt kann es uns interessiren, wenn der Verfasser von Luzern also berichtet:

> Besichtigung der Stadt mit ihren vielen Brücken, Durchgängen, Kirchen, Marktplätzen, alten Befestigungsthürmen — ein interessanter, malerisch gelegener Ort. Nachmittags mit dem Dampfboot den See hinauf bis an sein äußerstes Ende bei Flüelen, wo die Reuß hereinfällt und die Gotthardstraße beginnt. Links haben wir Küßnacht, Wäggis, Fitznau, Gersau, Brunnen, Tellsplatte „am Fuße des großen Aren", rechts Burchs (soll heißen Buochs), Ridli, Beckenried, Salisberg, die Grütlimatte, Beroldingen, Bauen, Isleten.

Und nun kommt noch dazu, daß, wie es bei einem Tagebuch wol erklärlich ist, die Person des Reisenden

80*

den Mittelpunkt bildet, um den sich Alles dreht, auf den sich Alles bezieht, die Rigi (so heißt nämlich der berühmte Berg im Volksmund) und das Faulhorn so gut als das Wirthshaus oder die Sennhütte, in die er einkehrte. Während wir vom Reisebeschreiber erwarten, daß er nur das Mittelglied zwischen seinen Lesern und dem Natur- oder Menschenleben sei, das er uns schildert, werden bei solcher Abfassung die Merkwürdigkeiten aller Art nur ebenso viel neue Gelegenheiten, auf die Person des Reisenden aufmerksam zu machen; der Genfersee und die Jungfrau sind eigentlich nur Rahmen um sein eigenes Porträt. Allerdings treffen wir auch manche interessante Einzelheit, bei der der Verfasser sich selbst vergessen hat, und mehre von ihm erzählte Züge aus dem Volksleben verdienen beachtet zu werden, auch ist sein Urtheil dann meistens scharf und richtig; aber diese Einzelheiten verschwinden so ganz in dem ziemlich dicken Buche, daß wir Niemandem zumuthen könnten, es durchzulesen, um das Wenige zu finden, das höheres Interesse gewährt.

Wer eine angenehme und erheiternde Lectüre wünscht, dem können wir Nr. 4, Dumas' „Reiseerinnerungen" empfehlen, vorausgesetzt, daß er nicht die Absicht hat, die Schweiz daraus kennen zu lernen. Denn wenn man die Reise Schmidt's mit vollem Recht als Wahrheit ohne Dichtung bezeichnen könnte, müßte man dagegen die des berühmten französischen Schriftstellers Dichtung ohne Wahrheit nennen. In der That, man möchte oft zweifeln, ob Dumas wirklich jemals in der Schweiz gewesen sei; spricht auch manche Stelle dafür, so finden sich dagegen hundert andere, aus denen man das Gegentheil schließen könnte. So erzählt er z. B., daß er von der Tellsplatte, die bekanntlich am östlichen Ufer des Vierwaldstättersees liegt, seinen Marsch fortsetzte und auf den Grütli gelangte, der sich jedoch auf dem entgegengesetzten Ufer befindet. Daß viele Namen ihre ursprüngliche Form verloren und meistens ein französisches Ansehen bekommen haben, wollen wir dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, er ist ein Franzose und bedient sich seines Vorrechts; auch finden wir dies keineswegs lächerlich, vielmehr wünschten wir, daß die Deutschen es ebenso machen möchten, statt daß sie sich jetzt damit abquälen, nachzuforschen, wie wol dieser englische und jener otaheitische Name eigentlich ausgesprochen wird, und wenn es ihnen gelungen ist, irgendeinen barbarischen Klang herauszuwürgen, voll Siegesstolz herumblicken und sich einbilden, wieder etwas Großes gethan zu haben, während sie in der That nur ihre eigene Sprache dadurch verunstalten oder vielmehr verzerren. Wir wollen also dem französischen Verfasser keinen Vorwurf machen, daß er sich die deutschen Namen mundgerecht macht, aber daß der deutsche Uebersetzer das nicht gemerkt und die Formen Dumas' beibehalten hat, daß er z. B. regelmäßig Woggis statt Wäggis, Geißbach statt Gießbach schreibt, das halten wir für ganz unverantwortlich, und für noch unverantwortlicher, daß die Sprache häufig ganz französirt ist, daß die französischen Wendungen und Redensarten ganz einfach in deutsche Wörter umgesetzt sind, statt daß sie durch die entsprechenden deutschen wiedergegeben worden wären. Die Uebersetzungsliteratur ist überhaupt ein rechtes Verderben für unsere Muttersprache, die tagtäglich mehr von ihrer Reinheit und Eigenthümlichkeit verliert. Das Ueberwuchern der fremden Wörter ist allerdings ein ebenso großer als trauriger Uebelstand, aber das daraus hervorgehende Verderben der Sprache läßt sich bald wieder besiegen, da das am Ende nur äußerlich ist; man braucht sich nur zu ermannen, um der unseligen Mode loszuwerden. Ganz anders und viel verderblicher ist dagegen der Gebrauch fremder Redensarten und Wendungen; das greift das innerste Leben der Sprache an, es schleicht sich so tief und unmerklich ein wie Gift in das Blut durch den Ritz, den der Zahn der Schlange gestochen, und verdirbt das Sprachgefühl so vollkommen, daß man bald nicht mehr im Stande ist, die fremde Zuthat von dem ursprünglich Deutschen zu unterscheiden. Und hier hat man kein äußeres Kennzeichen wie bei dem bloßen Wort, das sich schon durch seine Form als ein fremdes kund gibt, sodaß die auf diese Weise entstandene Verderbniß kaum mehr wieder geheilt werden kann, wenn sie einmal einen gewissen Grad erreicht hat. Wir sind aber jetzt auf dem besten Wege, diesen Höhepunkt zu erreichen, wozu namentlich so manche unverantwortlich schlecht geschriebenen Zeitungen das Ihrige beitragen. Das größere Publicum liest heute kaum etwas Anderes als Uebersetzungen französischer oder englischer Romane und Zeitungen; letztere dringen namentlich in die weitesten Kreise und bilden die ausschließliche Lectüre eines großen Theils des Volks, bei welchem man früher nur Bibel oder Gesangbuch finden konnte. Dieser Theil des Volks aber, der in den vergangenen Jahrhunderten, wenn die Sprache von den Gebildeten und Gelehrten verunstaltet wurde, ein reines und ungetrübtes Sprachgefühl bewahrte, sodaß man sich an demselben wieder kräftigen konnte, wird jetzt durch den verwahrlosten Zeitungsstil in das allgemeine Verderben gerissen, und wir werden bald kaum mehr einen einzigen Menschen in Deutschland finden, der noch ein ganz reines und ungefälschtes Deutsch spricht oder schreibt. Es wäre daher die heiligste Pflicht der Zeitungsredactionen, sich endlich einmal zu ermannen und auf die Darstellung gebührende Rücksicht zu nehmen. Wir wissen wohl, daß sie in ein schlimmes Wespennest stechen, wenn sie sich erlauben, eingesandte Artikel mit Rücksicht auf den Stil zu verbessern; denn es ist bekannt, daß, je schlechter Einer schreibt, er um so verliebter in sein Machwerk ist, und daß gar Manche sich nicht vor Freude zu lassen wissen, wenn es ihnen gelungen ist, zum Ausdruck des einfachsten Begriffs, für den die Sprache hunderterlei schöne und gute Wendungen darbietet, ein neues barbarisches Wort zu bilden; allein wir sind der Ueberzeugung, daß sich diese Leute mit der Zeit fügen werden, wenn sie nur erst einmal wissen, daß es den Zeitungsredactionen Ernst ist.

Doch wir kehren zu unserm französischen Roman-

schreiber zurück. Wenn wir sagen Romanschreiber, so wollen wir keineswegs darauf anspielen, daß Dumas vorzüglich durch seine zahl- und bändereichen Romane in Europa berühmt wurde; wir gebrauchen diesen Ausdruck mit vollem Bewußtsein in Beziehung auf seine „Reiseerinnerungen", denn auch diese sind in der That nichts Anderes als ein Roman, sie gehören gerade so gut zu dieser Gattung als Thümmel's „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs", als Sterne's „Empfindsame Reise", und es wäre ebenso unbillig, das Buch Dumas' vom rein geographischen oder einem andern ähnlichen Standpunkt zu beurtheilen, als jene Meisterwerke, mit welchen die „Reiseerinnerungen" freilich nicht zusammenzustellen sind. Es fehlt ihnen vorab die künstlerische Einheit, die wir an jenen bewundern, es fehlt ihnen sodann die künstlerische Behandlung der Localität (wir wissen für den Augenblick keinen passendern Ausdruck), die z. B. bei Thümmel so meisterhaft ist. Alles was uns dieser schildert oder erzählt, das konnte nur in der Provence begegnen; man denke sich die Geschichte mit der Klara in irgendeinem andern Orte als in Avignon und zu irgendeiner andern Zeit als während der päpstlichen Herrschaft, und sie wird nahezu unmöglich; so innig ist Alles miteinander verwachsen. Bei Dumas könnte Alles, was er berichtet, ebenso gut in jedem möglichen Lande von Europa begegnet sein, wo Franzosen und Engländer zu finden sind, denn seine Hauptfiguren sind außer ihm selbst einige seiner Landsleute und Engländer; das Land das er bereist, das Volk unter welchem er sich bewegt, das sind ihm nur Nebensachen, die ihm blos den oft ganz unpassenden Rahmen zu seinen Erzählungen und seinen Abenteuern geben.

Sieht man jedoch davon ab und legt man den höhern Maßstab der Kunstvollendung an die „Reiseerinnerungen" nicht an, beschränkt man sich insbesondere auf die wichtigern Einzelheiten und die größern Episoden, die zudem einen bedeutenden Theil des Buchs ausmachen, so wird es dem Leser eine recht anmuthige Unterhaltung gewähren, und man wird dem Verfasser selbst dann nicht zürnen können, wenn man ihn auf den handgreiflichsten Lügen ertappt, denn es ist Alles lebendig, rasch und mit unverkennbarem Talent erzählt. Uebrigens darf man es auch, da wir das Ganze als einen Roman bezeichnet haben, mit der Wahrheit nicht allzu genau nehmen, und der Verfasser war in seinem vollen Recht, den Stoff nach seinen Bedürfnissen zu verarbeiten. Doch wird er uns auch erlauben, von Zeit zu Zeit zu lächeln, wenn er alte bekannte Geschichten und Anekdoten als solche erzählt, die ihm persönlich begegnet seien, wenn er mit Abenteuern aller Art prahlt und bald als ein kühner Springer erscheint, gegen welchen Tell ein Kind ist, bald als ein solcher Meister in der Handhabung des Stutzen, daß die berühmtesten Gemsenjäger ihn für ihren Meister erkennen.

Unter den Episoden, die den eigentlichen Inhalt des Buchs bilden, hat uns die von dem Commis Voyageur beinahe am besten gefallen. Die Charakteristik Alcide Jolliget's ist unübertrefflich schön und wahr, das ist der Commis Voyageur wie er leibt und lebt. Unwissend, wie es nur ein französischer Kaufmannsdiener sein kann, eben nicht geistreich, aber lebhaft und gewandt, sodaß er sich in allen Verhältnissen leicht bewegt, was jedoch vorzüglich darin seinen Grund hat, daß er mit einem unerschütterlichen Selbstbewußtsein erfüllt ist, das ihn niemals, selbst in den schwierigsten Lagen nicht verläßt. Er ist nämlich von dem Gedanken, daß er ein Franzose und noch obendrein ein Commis Voyageur ist, so tief durchdrungen, er ist so vollkommen überzeugt, es sei ihm bei dieser doppelten Eigenschaft so ganz und gar Niemand ebenbürtig, es sei selbst der reichste Lord im Vergleich zu ihm ein nur sehr unbedeutendes Wesen, daß nichts ihn zu erschüttern, nichts ihn aus der Fassung zu bringen vermag. Was ihn aber bei allen Blößen, die er sich sonst gibt, bei aller Lächerlichkeit seines unbesonnenen Betragens in unsern Augen, wir möchten sagen, ehrwürdig macht, das ist das tiefe Gefühl für sein Volk, der edle Nationalstolz, der sich in oft rührender Weise kundgibt. Wir können es nicht über das Herz bringen, ihn unsern Lesern in dieser Beziehung näher bekannt zu machen. Alcide Jolliget bekommt einst Streit mit einem Engländer; der Verfasser, der ihn seit einiger Zeit kennen gelernt hat, will ihn von dem Entschluß abbringen, den Streit in einem Zweikampf abzumachen; der Commis Voyageur erwidert ihm:

„Wie gesagt, seelensgut bin ich, und wäre mir die Geschichte mit einem Franzosen passirt, so würde ich sagen: Lassen wir es gut sein, Landsmann, die Sache geht Niemanden einen Pfifferling an, Niemand hat seine Nase hineinzustecken; verständigen wir uns als Landsleute. Aber mit einem Engländer, da ist es ein ganz anderes Ding; ich hasse nun einmal die Engländer, die meinen Kaiser so niederträchtig und feig hingemordet haben! Und dann, es waren ja auch noch andere Leute da: Deutsche, Russen, Italiener, Polen, Afrikaner, Amerikaner, Mohammedaner und — was weiß ich, wer Alles noch! Soll man in allen vier Welttheilen sagen, ein Franzos hätte sich solche Beschimpfung von einem Englishman ungestraft bieten lassen? Niemals! Ich schenke mir mit Ihrer Erlaubniß noch ein mal ein — mein Seel', Ihr Kirschwasser ist zu gut! — Wie gesagt, in Frankreich und unter Franzosen, da wäre es eine andere Sache; ein Franzos kann dem andern nachgeben, da ist nichts dagegen zu sagen, aber hier im Auslande? Hier repräsentirt jeder Einzelne von uns das ganze Frankreich. Wäre Ihnen passirt, was mir passirt ist, würden Sie sich ebenfalls schlagen, und thäten Sie es nicht, würde ich es für Sie thun, auf meine Ehre! wie Sie mich da sehen. Sehen Sie, vor anderthalb Jahren, in Mailand, da hörte ich von einem meiner pariser Collegen erzählen, der für ein Haus in der Straße St.-Martin reiste; es waren ihm die Moneten ausgegangen; ein Italiener hatte ihm etwas geliehen und unser Landsmann ihm dafür sein Papierchen in aller Ordnung ausgestellt. Aber du mein Gott! es kann doch Umstände und Verhältnisse geben, wo man beim besten Willen behindert ist, sein Wort zu halten! Genug, als ich in Mailand ankam, war er einige Tage zuvor durchgebrannt, wie es wol Jedem passiren kann; man sprach davon im Handel und sagte dabei Dies und Das über die Franzosen im Allgemeinen. Mordelement! das kann ich einmal nicht vertragen! Halt' an, habe ich gesagt, es ist einer meiner vertrautesten Freunde, er hat mich beauftragt, für ihn zu zahlen, ich bin um zwei Tage zu spät gekommen; das ist meine Schuld, nicht die seine; ich habe mich in Turin ein we-

nig zu gut unterhalten, und das war dumm von mir. Jetzt bin ich aber da, hier sind die lumpigen 400 Francs, setzen Sie per acquit unter den Wisch und enthalten Sie sich aller weitern Stichelcien über die Franzosen, sonst haben Sie ein vertrautes Wörtchen mit mir zu sprechen — und damit Basta!" „Und hat Ihnen Ihr Freund das Geld zurückerstattet?" „Mein Freund? denke nicht daran, kenne ihn nicht einmal; er war aus der Straße St.-Martin, ich aus der Straße St.-Denis, also Beide aus Paris; aber wir waren eigentlich nicht einmal Collegen, denn er machte in Wein und ich mache in Seide. Was thut das? Ob ich 400 Francs mehr oder weniger in der Tasche habe, war doch der Name eines Franzosen reingewaschen, das ist und bleibt doch immer die Hauptsache."

Ob Dumas die Geschichte erfunden hat oder nicht, das ist ziemlich gleichgültig; sie ist zwar nicht gerade sehr wahrscheinlich, aber keineswegs unmöglich, und allerdings ist es vorzüglich in den Mittel- und untern Ständen des französischen Volks, wo man den reinsten und, wenn wir so sagen dürfen, den edelsten Nationalstolz, die gefühlvollste Vaterlandsliebe findet, die sich in der liebenswürdigsten und naivsten Weise ausspricht. Wie charakteristisch ist nicht jenes Wort eines französischen Soldaten in Rußland, der bei dem Anblick der unübersehlichen, mit Schnee bedeckten Flächen ausrief: „Und das nennen diese Menschen ein Vaterland!" Es ist, wir wiederholen es, ziemlich gleichgültig, ob der Verfasser die mitgetheilte Anekdote einer wirklichen Begebenheit nacherzählt, oder ob er sie erfunden hat; aber wie es sich auch damit verhalte, so möchten wir dafür stehen, daß noch kein deutscher Romandichter Aehnliches von einem deutschen Handlungsreisenden erfunden hat; und wie lange wird es wol noch gehen, bis eine solche Geschichte in Deutschland wird erfunden werden können?

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben in einem der frühern Jahrgänge eine recht hübsche Erzählung von dem Ursprung des Reichthums der Gesellschaft Jesu mitgetheilt; Dumas erzählt (IV, 209) eine in Erfindung und Absicht ähnliche Legende, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Eines Tags geschah es, daß der liebe Gott, der es herzlich müde war, die ewigen Klagen und Beschwerden der Völker dieser Erde zu vernehmen, ohne eigentlich auf den Grund zu kommen, was sie denn nur wollten, daß er also einen seiner Erzengel mit einer Posaune aussendete, um den Menschenkindern zu verkünden, jede Nation möge sich ordentlich und reiflich überlegen, worüber sie sich zu beschweren habe und was sie denn wolle, ihm über ein Jahr am nämlichen Tage einen Deputirten senden und durch diesen ihre Wünsche deutlich und kurz vortragen lassen, deren Gewährung er hiermit im voraus zusichere.

Diese Nachricht erregte viel Lärmen unter den Menschenkindern und jede Nation traf Anstalten, einen passenden Abgeordneten zu wählen. Frankreich wählte den heiligen Dionysius, England den heiligen Georg, Italien den heiligen Januarius, Spanien den heiligen Jago, Rußland den heiligen Newski, Schottland den heiligen Dunstan, die Schweiz den heiligen Nikolaus von der Flüe, und was weiß ich noch für Heilige? Sogar die Republik San-Marino wollte beim lieben Gott vertreten sein und seinen Antheil an dessen himmlischer Freigebigkeit haben. Genug, es war eine allgemeine Wahlnoth weit und breit auf der ganzen Erde, und als der von unserm Herrgott anberaumte Tag gekommen war, machte sich jeder Abgeordnete, wohl versehen mit Instructionen, auf den Weg zum Himmel.

Der Erste, welcher anlangte, war der heilige Dionysius; er begrüßte den himmlischen Vater auf das ehrerbietigste, indem er zwar nicht den Hut vom Kopfe, wol aber den Kopf von den Schultern nahm, den ihm die gottlosen Gallier, zum Danke, daß er sie vom Heidenthum zum Christenthume bekehrt, abgehauen hatten; es war dies zugleich eine klug ausgesonnene Art, um den lieben Herrgott an das Märtyrerthum zu erinnern, das er um seines heiligen Namens willen erlitten hatte. Diese Begrüßungsart verfehlte daher auch keineswegs die beabsichtigte gute Wirkung.

„Ah, sieh da, mein lieber Dionysius!" rief ihm der himmlische Vater schon von fern entgegen; „sehr erfreut, dich zu sehen. Du kommst aus meinem guten Frankreich?" „Zu dienen, mein gnädigster Herr Gott!" „Nun, und was wünschen die lustigen Franzosen?" „Sie möchten gern das stattlichste Kriegsheer von der Welt haben." „Sollen's bekommen!" sagte der liebe Gott. Höchst erfreut setzte der heilige Dionysius seinen Kopf wieder auf die Schultern und empfahl sich zu Gnaden.

Kaum war er fort, als der diensthabende Engel den Ritter St.-Georg meldete. „Ich lasse bitten", sprach der liebe Gott. St.-Georg trat ein, schlug das Visir in die Höhe und verbeugte sich mit ritterlichem Anstande. „Willkommen, mein tapferer Kriegsheld! Du kommst im Auftrag der Engländer? Was wollen die närrischen Kerls?" „Mein gnädigster Herr Gott", antwortete St.-Georg, „sie bitten, ihnen die mächtigste Flotte zu gewähren." „Sehr wohl! sollen sie haben!" St.-Georg verbeugte sich abermals, schlug sein Visir nieder und zog ab. Unter der Thüre begegnete er dem heiligen Januarius.

„Schönen guten Morgen, mein heiliger Bischof! sehr erfreut, dich zu sehen", rief der liebe Gott. „Dachte mir es übrigens wol, daß die Italiener dich wählen würden. Nun, was hast du in ihrem Namen zu begehren?" „Mein gnädigster Herr Gott, sie lassen um die größten Künstler der Welt bitten." „Die Bitte sei ihnen gewährt." St.-Januarius, der weiter nichts verlangte, setzte seine Mitra wieder auf und empfahl sich.

„Immer lasse eintreten!" rief der liebe Gott dem Meldeengel zu. „Herr, es ist Niemand mehr im Vorzimmer." „Wie, Niemand mehr im Vorzimmer?" rief der liebe Gott verwundert; „ich hätte nach dem vielen Geschrei geglaubt, daß der Andrang größer sein würde; es scheint aber, die Herren Heiligen nehmen sich Zeit, zumal der große Faulpelz San-Jago, der immerwährend darauf los galoppirt und niemals ankommt."*) „Herr", rief plötzlich der Engel, „wenn ich nicht irre, sehe ich ihn dort in der Entfernung angeritten kommen." „Träge, wie ein echter Spanier!" murmelte der liebe Gott. „Na, endlich!" San-Jago kam athemlos an, sprang von seinem Schimmel und näherte sich mit vielen Kniebeugungen den Stufen des Throns.

„Nun, seid Ihr endlich da, mein Herr Hidalgo?" sprach der liebe Gott. „Laßt schnell hören, was Ihr vorzutragen habt!" „Ich will — ich bitte —" antwortete San-Jago,

*) Die Spanier stellen San-Jago auf einem in vollem Carrière einhersprengenden Pferde dar. (Anm. des Verfassers.)

Dieser Gedanke ist eine Reminiscenz aus dem „Tagebuch" des trefflichen Paul Louis Courier. In diesem heißt es nämlich bei Gelegenheit des spanischen Kriegs, der bekanntlich unter dem Oberbefehl des Herzogs von Angoulême geführt wurde: „Tausend lustige Geschichten vom Friedenshelden; Witze, Wortspiele von allen Farben. Er reitet die Pferde todt auf dem Wege nach Bayonne, macht, wie man sagt, vier Meilen in der Stunde, geht schneller als Bonaparte, aber kommt nicht so bald an, weil ihn seine Andachtsübungen auf dem Wege aufhalten. Er besucht die Kirchen und küßt die Reliquien. Das Volk, welches dies sieht, liebt darum die Kirche und die Reliquien um so weniger." (Anm. des Referenten.)

zwischen jedem Worte keuchend und schnaufend, „ich möchte, daß Spanien das schönste Klima von der Welt hätte.“ „Zugestanden!“ „Ich will —“ „Wie, noch mehr?“ rief der liebe Gott, „deine Collegen haben sich ein jeder nur mit einer Bitte begnügt.“ „Ich will“, fuhr San-Jago, ohne sich beirren zu lassen, fort, „ich will, daß Spanien die schönsten Frauen der Welt habe.“ „Na, meinethalben, ich verwillige dies ebenfalls.“ „Ich will —“ „Holla, sachte, sachte! Das nimmt ja gar kein Ende. Man merkt es, daß du in Spanien das Bettlergewerbe aus dem Grunde gelernt hast.“ „Ich will“, fuhr San-Jago, der nun wieder zu Athem gekommen war, wie ein aufgezogenes Uhrwerk fort, „ich will, daß Spanien die schönsten Früchte auf der Welt habe.“ „Na, meinethalben auch das noch; ich sehe schon, für seine guten Freunde muß man ein Uebriges thun. Aber nun —“ „Ich will, daß Spanien die beste Regierung auf der Welt —“ „Halt Er an!“ unterbrach ihn der liebe Gott, „jetzt hat's ein Ende! Ich erwarte noch mehr Sollicitanten, und für die muß auch noch etwas übrigbleiben. Also abgeschlagen, und nun trolle dich!“ San-Jago wollte trotzdem fortfahren, eine ganze Liste von Wünschen und Bitten abzulesen; aber der liebe Gott befahl ihm in so ernstlichem Tone, sich augenblicklich wieder nach Compostella zurückzuverfügen, daß dem bestürzten Heiligen nichts übrigblieb, als seinen Schimmel wieder zu besteigen und wieder heim zu galoppiren — und darum wird Spanien niemals eine gute Regierung haben.

Der Verfasser läßt diese Legende durch einen Spanier erzählen. Hätte er sie einem Deutschen in den Mund gelegt, so würde dieser wol ungefähr so haben schließen müssen: „Nun wäre wol die beste Gelegenheit gewesen, für Deutschland Das zu erhalten, was der liebe Gott dem zudringlichen Spanier abgeschlagen hatte; allein da sich die Deutschen nicht hatten vereinigen können, welcher Heilige an den himmlischen Hof abgesandt werden solle, so ging, wie immer, auch jetzt die günstige Gelegenheit verloren.“

Wir hätten nicht übel Lust, auch die „Geschichte von dem Engländer, der ein Wort mit dem andern verwechselte“, mitzutheilen; sie ist aber leider allzu grosz, sodaß wir uns begnügen müssen, unsere Leser zu ermahnen, sie ja nicht zu überschlagen, wenn sie das Buch Dumas' in die Hände bekommen sollten. Sie erinnert an Langbein's Erzählung „Zipfel's Brautfahrt“, ist aber unendlich besser und geistreicher erzählt und zudem von weit größerer psychologischer Wahrheit. Und so könnten wir noch manches Capitel, manche Episode bezeichnen, doch wollen wir es dem geehrten Leser selbst überlassen, nach seinem besondern Geschmack zu wählen, denn es ist beinahe für Jeden etwas zu finden, nur nicht für Den, dem es darum zu thun wäre, die Schweiz aus dem Buche kennen zu lernen; vielmehr ist das Buch recht geeignet, falsche Ansichten über Land und Volk zu verbreiten, denn nicht immer tritt die Unwahrheit so offenbar hervor als z. B. in folgender Stelle:

> Zwei berühmte Dichter haben dieses Wunder der Natur besungen (den Staubbach): Haller in der sechsunddreißigsten Strophe seines Alpengedichts (soll wol heißen: seines Gedichts „Die Alpen“, Herr Uebersetzer!) und Baggesen in der Einleitung zum fünften Gesang seiner Parthenaide (muß wol heißen „Parthenaïs“, Herr Verfasser und Herr Uebersetzer!); und mehr wie alle gelehrten Kunstkritiken verbürgt der Umstand die treffende Wahrheit ihrer poetischen Schilderungen, daß fast alle Thalbewohner sie wörtlich auswendig wissen.

Doch findet sich in dem Buche auch manchetlei Richtiges aus Geschichte und Sage, es wird manche Schlacht geschildert, manche denkwürdige Begebenheit erzählt, mancher besondere Zug angebracht und ist Alles rasch und anschaulich dargestellt.

Denjenigen aber, welche die Schweiz gründlich kennen lernen wollen, können wir kein besseres Buch empfehlen als Nr. 5, welches uns Alles zu übertreffen scheint, was in den letzten Jahrzehnden in Form einer Reisebeschreibung über das schöne Land und seine in so vielfachen Beziehungen merkwürdige Bevölkerung geschrieben wurde.

Buddeus ist kein gewöhnlicher Tourist. Er ist vor allem mit allen den Kenntnissen ausgestattet, welche für die Betrachtung so mannichfaltiget Verhältnisse, wie sie die Schweiz darbietet, unumgänglich nothwendig sind. Viele Reisende, selbst falche, denen ein scharfer Blick und glückliche Beobachtungsgabe nicht abzusprechen sind, sehen gar Manches in falschem Licht und Anderes gar nicht, weil sie wegen mangelhafter Kenntnisse den Standpunkt nicht einzunehmen vermögen, von dem allein sich eine freie und vollständige Anschauung gewinnen läßt. Wer kein Kunstkenner ist, wird umsonst über diese oder jene Gemäldegalerie berichten; entweder wird er hundert mal Gesagtes zum Ueberflusse noch ein mal und zwar in ungenügender Weise wiederholen, oder er wird, wenn er sich seinem eigenen Instincte überläßt, vielleicht im Allgemeinen einen richtigen Eindruck erhalten, aber das Einzelne, auf welches es am Ende vorzugsweise ankommt, gar nicht oder nur falsch bemerken. Und so wer von den speciellen Verhältnissen des Verkehrs und Handels nicht unterrichtet ist, wird wol den gewaltigen Unterschied zwischen einer Handelsstadt und einer gewerbtreibenden erfassen, aber er wird uns in das rege mercantilische Leben selbst nicht einführen können. Wer nicht zu einem ganz speciellen Zwecke reist, z. B. um die verschiedenen Handschriften des Julius Cäsar zu vergleichen oder die Wasserbauten der einzelnen Länder zu studiren, wer vielmehr Land und Menschen in ihrer Gesammterscheinung und nach ihren verschiedensten Richtungen will kennen lernen, der sollte ein Polyhistor und in beinahe allen Wissenschaften so bewandert sein, daß er alle sich ihm darbietenden Verhältnisse mit Kenntniß und Klarheit anzuschauen im Stande wäre. Ein solcher sollte wenigstens von der Geologie, Oekonomie, dem Forstwesen, der Architektur, der Geschichte u. s. w. so viel verstehen, daß er über alle in dieses oder jenes Gebiet einschlagenden Erscheinungen ein sicheres Urtheil fällen könnte, er sollte eine so hohe Bildungsstufe haben, daß er stets den rechten Maßstab an das fremde Leben zu legen verstände, statt, wie es gewöhnlich geschieht, stets mit der nämlichen, bald zu großen und bald zu kleinen Elle zu messen. Buddeus vereinigt nun die meisten der einem Reisenden unentbehrlichen Eigenschaften in einem sehr hohen Grade, aber eben deshalb glaubte er auch nicht, ein ganzes Land, und zwar ein solches, das wie die Schweiz so unendliche Mannichfaltigkeit in beinahe

allen Verhältnissen der Natur und des Lebens darbietet, während eines raschen Durchflugs kennen lernen zu können; vielmehr scheint er sich an den Hauptpunkten längere Zeit aufgehalten zu haben, denn obgleich er von seiner eigenen Persönlichkeit wenig oder nichts berichtet und wir nur hier und da, wo es der Zusammenhang unbedingt erfodert, Einzelnes von ihm erfahren, so geht aus der eindringlichen Darstellung selbst hervor, daß nur ein längerer Aufenthalt und eine längere Beobachtung den Verfasser mit allen den Einzelheiten bekannt gemacht haben kann, die er uns allmälig vorführt und aus denen er ein klares und durchaus lebensfrisches Gesammtbild aufbaut.

Wie der Verfasser bei seinen Schilderungen verfährt, können wir sogleich auf den ersten Seiten wahrnehmen. Die Entfernung von Rorschach nach St.-Gallen beträgt anderthalb Stunden; diesen widmet er nicht weniger als volle 18 ziemlich eng gedruckte Seiten, und doch möchten wir kein einziges Wort vermissen. Bei jedem Fußsteige führt er uns von der Heerstraße ab und ersteigt bald eine Höhe mit einer belohnenden Aussicht oder einen kleinern Hügel mit einem alterthümlichen Schloß, oder er zeigt uns einen historisch merkwürdigen Punkt, an dem eine Schlacht geliefert worden ist. So werden wir mit der ganzen Umgebung rechts und links, mit Bergen und Thälern, mit Wäldern und Schluchten, mit Häusern und Schlössern, mit Weilern und Dörfern, mit Landbau und Fabriken und sogar mit der Geschichte bekannt. Und wenn er wieder auf die Straße einlenkt, begegnet uns kein Mensch, von dem er nicht etwas zu berichten wüßte; bald sind es Sennen, die jodelnd von den Höhen des appenzeller Ländchens herabsteigen, bald schwäbische Fromme, welche keuchend die steile Straße erklimmen, um von St.-Gallen nach Mariä-Einsiedeln zu wallfahrten und dort ihre Sünden und ihr Geld abzulegen und mit neuen Sünden, aber ohne Geld wieder in die Heimat zu reisen. Was wir aber vorzüglich bewundert haben, das ist der Grundgedanke, der sich scharf und wirkungsvoll durch die ganze Darstellung zieht und uns auch da gegenwärtig bleibt, wo der Verfasser ihn nicht besonders hervortreten läßt. Jede bedeutende Stadt hat nämlich nicht blos einen scharf ausgeprägten eigenthümlichen Charakter, sie drückt denselben auch ihrer Umgebung auf, und je größer ihre Bedeutsamkeit ist, desto weiter verbreitet sich ihre unmittelbare Einwirkung. Eine solche Bedeutung hat St.-Gallen für das umliegende Land und nicht blos in dem eigenen Canton, sondern auch für Appenzell, für Thurgau, ja weiterhin sogar über den Bodensee. Freilich nehmen die Wellen an Stärke ab, je weiter sie sich verbreiten, und in Lindau, in Friedrichshafen sind sie allerdings kaum noch merklich, aber sie sind immerhin noch fühlbar. Je mehr man sich aber der alten Stadt des heiligen Gallus nähert, um desto stärker werden sie. Schon in Rorschach athmet man, um ein anderes Bild zu gebrauchen, St.-Gallische Luft und bei jedem Schritt fühlt man die Nähe der Stadt mehr und kräftiger. Dieses Verhältniß hat nun der Verfasser mit wahrhaft künstlerischer Meisterschaft lebendig hervortreten lassen, sodaß wir selbst in jener Atmosphäre zu sein glauben und vortrefflich vorbereitet in die interessante Stadt kommen. Die innige Verbindung derselben mit der sie umgebenden Landschaft tritt auch schon äußerlich hervor, denn schon eine volle halbe Stunde, ehe man an die ersten Häuser gelangt, glaubt man mitten in der Stadt zu sein, und wenn man schon darin ist, möchte man oft zweifeln, ob man sich nicht noch in der Landschaft befinde.

Man kann nicht sagen, wie weit St.-Gallen hinausreicht, wie weit die Nachbarorte hereinkommen. Man kann nicht sagen, hier verschwindet der Stadtcharakter in der Ländlichkeit, oder hier wird die Landschaft vom städtischen Wesen bezwungen. Feld-, Wiesen- und Baumgrün flicht seine Kränze um die schimmernden Wohnstätten bis an die Thorthürme; die Häuserguirlanden durchlichten das Grün noch, wo es übermächtige Schatten breiten will. Von oben herab, von unten hinauf lachen Gärten und Anlagen, Wiesen und Wald, Häuser und Hütten, Städtlichkeit und Ländlichkeit einander entgegen.... Schon rollt der Wagen in der Stadt, und man weiß es nicht. Landhäuser zur Rechten, reich, schlank, modern; ein baumbeschatteter Rasenplatz links, vom Kinderjubel durchtönt, dahinter erst städtische Bauten, doch mit Blumengärten geschmückt. Vom freien Platz geht es wieder auf einen Marktplatz, dann durch ein finsteres Thor. Die Häuser einer engen Straße scheinen über uns zusammenschlagen zu wollen. Erker, Thürmchen, vorgeschobene Stockwerke, Zeugen alter Zeiten, schauen verwundert nieder auf den modernen Glanz eleganter Kaufläden in ihrem Erdgeschoß. Rechts und links hin strecken sich eben solche Straßen. Hier ist das Gerüst der Laurentiuskirche, da öffnet sich ein Blick auf den Abteihof, dort schaut das Wiesengrün der Berge über die Dächer herab, da blicken wir zu dunkeln Tannengipfeln auf der Höhe. Endlich hält der Wagen vor dem Posthause; neue Posten nach dem Innern der Schweiz harren unserer Ankunft. Wer sie benutzt, nimmt einen verworrenen Eindruck mit sich fort. Er wird sich unklar bleiben, ob er eine kleine oder große Stadt durchfuhr. Die Handbücher sagen, sie habe 11,750 Einwohner. Sie haben wörtlich Recht und in Wahrheit Unrecht. Man kann mit größerm Rechte behaupten, 20,000 sei nicht zu hoch gerechnet. Denn wie sich Landschaft und Stadt unscheidbar ineinanderschieben bis an die Grenze der Sehweite, so schlingen sich auch Mark, Muskeln und Nerven beider ineinander zu einem großen Gesammtorganismus. St.-Gallen an sich wäre wenig, wenn es nicht das Leben um sich pulsiren gemacht hätte, und dieses Leben müßte absterben, wenn sein Herz und Hirn, St.-Gallen, verkümmern würde.

Buddeus ist nicht blos durch St.-Gallen durchgefahren und hat es auch nicht bei dem oberflächlichen Besuch dieser oder jener Merkwürdigkeit, etwa der Stiftskirche oder der berühmten Stiftsbibliothek bewenden lassen; er hat vielmehr die reiche und lebenskräftige Stadt nach innen und außen, nach ihren verschiedensten Lebensrichtungen durchforscht und bei seinem sichern und geübten Blick alle die Beziehungen ergründet, selbst die verborgensten oder unscheinbarsten, welche der Stadt ihren eigenthümlichen Charakter geben. Er betrachtet ihre geschichtliche Entwickelung, ihren Zusammenhang mit der Eidgenossenschaft, der früher ein ziemlich loser, seit einem halben Jahrhundert inniger ist; geht sodann auf das gesellschaftliche Leben über, das er in vollster Wahrheit erfaßt hat, um uns endlich mit dem geschäftigen, nie ruhenden Treiben des Handels und der Gewerbe bekannt zu machen,

von dem er ein vortreffliches Bild entwirft. Es ist dies zu reich und zu mannichfaltig, als daß wir es mittheilen oder einen Umriß davon geben könnten, wir müssen unsere Leser auf die vortreffliche Schrift selbst verweisen.

Ebenso wenig können wir dem Verfasser an die appenzeller Landsgemeinde folgen, oder mit ihm das schöne Ländchen am Säntis besuchen, oder in den Gasthof zum Hecht in dem Hauptort Appenzell einkehren, um uns an der geistreichen Wirthin zu erfreuen, deren festgehaltene Nationaltracht ihm Gelegenheit zu interessanten und durchaus richtigen Bemerkungen über das immer mehr um sich greifende Verschwinden der angeerbten Kleidung gibt.

An dem echt nationalen Anzug der appenzellischen Frauen, der stolzen, steifgeflügelten und reichgestickten Haube, an den goldenen Ketten um Hals und Brust, an den feinen Spitzen der vorfallenden Hemdeärmel und den silbernen Schnürketten am Mieder erkennt man auch rasch genug, warum selbst in Appenzell dessen Vollständigkeit und die Echtheit seiner Bestandtheile schon seltener werden mußten. Es bedarf zu ihrer Bestellung in der That ein nicht geringes Vermögen.

Darin mag überhaupt vorzugsweise die Ursache des Verschwindens vieler Nationaltrachten zu suchen sein; nicht, wie man von gewissen Seiten gern annimmt, in einer innerlichen Gleichgültigkeit gegen das Erbe der Väter, gegen heimische Gewohnheit und Sitte, auch nicht in einer Verarmung des Volks. Gerade unter den Bauern hat ja früher viel geringere Wohlhabenheit als heute geherrscht. Aber dafür ist allerdings das äußere häusliche Leben anspruchsvoller und nicht blos relativ, sondern positiv kostspieliger geworden. Zugleich machte zwar die Industrie alle Kleidungsstoffe billiger, doch im Allgemeinen minder dauerhaft als früher. In welcher Richtung des Lebens aber dem Publicum und namentlich der ländlichen Bevölkerung Wohlfeilheit freiwillig sich darbietet, dahin wird sie eifriger verfolgt, als wo sie Ersparniß und Entsagung voraussetzt. Zum leichtern Stoffe paßt nun kein schwerer Schmuck, es entstand ein Misverhältniß in den Ausgaben für das Eine und das Andere. So ersetzen ihn zuerst zierliche Nachahmungen, und nachher verschwindet er bis auf diese Andeutungen. Dann freilich ist auch die Eigenthümlichkeit jeder Tracht im Verschwinden, mit ihr manche locale Besonderheit des Lebens und der Sitte. Eines folgt so genau und natürlich aus dem Andern, daß man nur verwundert fragen kann, wie es möglich ist, daß tagesläufiges Urtheil gar so gern Ursache und Wirkung vorsetzen mag, um mit einer philiströsen Bedauerlichkeit neue Phrasen zum alten unwahren Jammer über den Untergang charakteristischer Mannichfaltigkeiten im Völkerleben zu fügen. Wie der Einzelne, so wächst das Volk, der Stamm der Thal- und Bergbewohner, immer von neuem ganz eigentlich aus dem Boden, worauf seine Wiege steht, aus den örtlichen Gestaltungen seiner Verhältnisse, seines Zeitalters. Die Erde ist nichts Festes, Abgemachtes, Starres; auf jedem Punkte ihrer Oberfläche wirken unwandelbare Entwickelungsgesetze. Keine lebende Sprache, mit Ausnahme der chinesischen und arabischen, ist älter als 1500 Jahre; die meisten erreichen kaum die Hälfte dieses Zeitraums. Ist aber darum die Mannichfaltigkeit dieser Gestaltungen geringer, sind die Dialekte minder zahlreich geworden? Im Gegentheil. Kleidung in nationaler oder localer Besonderheit ist jedoch ebenso wenig ein Zufall wie die Eigenthümlichkeit der Sprachgestaltung oder Ausdrucksweise. Verschwinden alte Formen im Einen wie im Andern, so ist es nur ein Zeichen, daß das Bedürfniß danach abgestorben, überwunden ist. Doch mit größter Bestimmtheit entwickeln sich dafür auch neue, angemessen den neuen Bedürfnissen. Weder in jenem Verschwinden noch in diesem Neugestalten liegt ein Zeichen oder eine Gefahr, daß der Grundcharakter einer Bevölkerung gerade in seinen Vorzügen entweiche; wol aber ein Zeugniß dafür, daß er Lebensmark und Zukunftskraft genug besitzt, um im Fortschreiten der Weltentwickelung fortschreitend mitzuleben. Ja, man kann dem halb poetischen, halb spießbürgerlichen Bedauern über das Verschwinden localer Interessen, Sitten und Mundarten sogar die erfahrungsmäßige Wahrheit entgegenstellen, daß diejenigen Kreise, in denen sie nach Jahrhunderten mit besonderer Zähigkeit bis ins Einzelne festgehalten wurden, überall ihren beweglichern Umgebungen intellectuell und materiell nachstehen, ohne dafür etwa größere Sittenreinheit, innigeres Familienleben oder absonderliche Solidität des geschäftlichen Verkehrs zu bewahren. Wenn darum in manchen Ländern von oben herab Preise an besonders national gekleidete Gemeinden vertheilt, in den Schulen anderer die Trachten der Voraltern bildlich aufgehängt und zur Nachahmung empfohlen werden, so liegt darin nur eine Prämie für Trägheit und Stillstand. Für Königsreisen mag die alte Farbengrellheit und Formenabsonderlichkeit einen ganz amüsablen Anblick bieten, der Festjournalistik gibt sie ein gutes Colorit für leere Artikel; aber dem Volke ist sie ein offenbarer Nachtheil, im Lande eine Begünstigung der Theilnahmlosigkeit an der Nationalarbeit. Appenzell hat so lange peinlich an den Einzelheiten seiner Nationaltracht festgehalten, als es überhaupt noch vermochte, sich vom Mitleben in der Eidgenossenschaft abzuschließen.

So gibt jede Erscheinung dem Verfasser Gelegenheit, seine Ansichten über wichtige Fragen oder Lebensverhältnisse zu entwickeln, und wir müssen hierbei stets seinen weiten Gesichtskreis und die Klarheit und Richtigkeit seiner Gedanken rühmend anerkennen. So zeigt er mit schlagenden Gründen, warum die Landschaftsmalerei keine erheblichen Fortschritte mache oder vielmehr auffallend rückschreite, warum die Fabrikbevölkerung der Schweiz moralisch und ökonomisch weit höher stehe als die der meisten andern Länder und warum der Theil des Publicums, den man in größern und wol auch in kleinern Staaten mit dem Namen „Pöbel" bezeichnet, in der Schweiz eigentlich nicht existire. Buddeus ist einer von den wenigen Reisenden, der ohne Vorurtheil weder für noch gegen Land und Volk der Eidgenossenschaft über den Bodensee gefahren ist; er ist weder einer von den radicalen Schwärmern, für die eine Weltgeschichte ebenso wenig vorhanden ist als für die aristokratischen Schwärmer, noch ist er einer von den in Deutschland so häufigen philosophischen Querköpfen, die alle Lebenserscheinungen nach einem hinter dem Ofen ausgeheckten Systeme beurtheilen und mit schulgerechten Schlüssen beweisen, daß sich die Schweiz in der heillosesten Anarchie befinde, die Ruhe aber, die man von dem Rhein bis zu den Alpen wahrnehme, nur scheinbar und ein Trugbild sei. Daß Buddeus ein Denker und ein philosophisch gebildeter Mann ist, brauchen wir nach den bisherigen Mittheilungen nicht erst auseinanderzusetzen, aber sein Geist ist nicht in philosophirenden Floskeln eingeschnürt, er hat sich die vollkommenste Freiheit bewahrt und daher ist sein Urtheil stets wahr, sicher und begründet. Namentlich faßt er die politischen Verhältnisse der Schweiz durchaus verständig auf, und er gehört namentlich nicht zu Denen, welche, um mit Lessing zu reden, über den bösen Sturmwind jammern, weil er ihre in sieben irdenen Töpfen bestehende Oran-

gerie zerknickt oder ihr nicht assecurirtes Schiff in den Abgrund des Meeres begräbt.

In derselben Weise, wie er uns mit St.-Gallen bekannt gemacht hat, führt uns der Verfasser durch das Toggenburg nach Zürich, dessen weitreichende Bedeutsamkeit und von Tag zu Tag steigenden Einfluß nicht blos auf das Leben der Schweiz er in geistreicher Darstellung auseinandersetzt. Von diesem „Mittelpunkt der europäischen Mitte" wendet er sich zum Hochgebirge, ins Land Glarus, dem er einen großen Theil des zweiten Bandes widmet. Dem glücklichen Umstand, daß er dem Jubelfest des fünfhundertjährigen Zutritts von Glarus zur Eidgenossenschaft beiwohnte (am 4. Juni 1852), verdanken wir eins der schönsten Capitel seines Buchs, in welchem er das beneidenswerthe Talent glänzend beurkundet, das Massenhafte durch Schilderung der kleinsten Einzelheiten mit solchem Glücke zu zeichnen, daß wir den vollständigsten Gesammteindruck erhalten und doch zugleich die klarste Anschauung der einzelnsten Verhältnisse gewinnen. Dieses Talent erscheint vielleicht in noch höherm Grade, wenn er uns aus dem Canton Glarus über den Penixerpaß nach Bünden führt, eine Wanderung, die selten ein Tourist unternimmt. Die Darstellung des Landes und Volks der rhätischen Bünde ist meisterhaft und beinahe erschöpfend, wenigstens für die Theile, die der Verfasser berührt, und nicht weniger trefflich wird der Canton Tessin behandelt, von dem er uns über den Gotthard in das Reußthal und nach Luzern führt, wo er uns verläßt. Wir trennen uns ungern von ihm und wünschten, daß er auch die übrigen Theile des Landes mit uns durchwandern möchte.

Unsern Lesern wollen wir aber noch eine oder zwei Stellen des Buchs mittheilen, um sie noch genauer mit der Darstellungs- und Anschauungsweise des Verfassers bekannt zu machen. Wir wählen die Schilderung eines Theils von St.-Gallen und der nächsten Umgebung, weil wir unsere Leser mit der merkwürdigen Stadt bekannt gemacht haben und sich durch diese weitere Mittheilung das Bild vervollständigen wird.

Gerade hinter dem Kloster tost die Steinach aus einer Schlucht. Sicherlich mehr als 200 Fuß tief hat sie jene Nagelfluhwand jach durchbrochen, welche ihren Kessel gegen das Thal umwallte, und vielleicht war es dieses Ereigniß, welches den St.-Galler Bergsee in den Bodensee hinabdrückte. Mit den herabgestürzten Riesenstämmen des Bergwaldes wurden Millionen Samen in seinen ehemaligen Grund eingeschlagen. Sie wuchsen wild und üppig empor, während am Rande des nunmehrigen Wasserfalls (welchen nämlich die Steinach bildet) eine felsige Lichtung von der Zerstörung blieb. Dort hinein baute St.-Gallus die Ansiedelungszellen. Erst ein Halbjahrhundert nach seinem Tode vereinten sich die Einsiedeleien am Bergflusse zu einem Kloster.

Von da aus klettert die Stadt äußerst steil am Berge empor; und noch heute, wie vor 1800 Jahren (?), dringt auch eine Reihe von Häusern in die Schlucht, fast unmittelbar unter dem Sturz des Steinachfalls. Während die Gebäude am äußern Bergabhange gar stattlich und kokett in das Thal schauen, blickt sich's düster, beinahe erschreckend in die rauschende Düsterniß der Schlucht. Uebereinander gehoben, geizig um ein Plätzchen streitend, struppigen Aussehens, schieben sich dort die Menschenwohnungen am Gefels hin. Meistens Mühlenwerke, strecken sie ihre Räder halb trotzig, halb zaghaft in die Luft hinaus, um vom fallenden oder strömenden Wasser des Tages Nothdurft zu erhaschen. Nur mit halbem Fuße scheinen die einen auf einem schlüpfrigen Felsen zu ruhen, zusammengetragene Steinhaufen schützen andere vor der Unterwaschung ihres Fundaments. Schwanke Balken stemmen noch andere gegen den Flußrand, um nicht hineinzustürzen, oder sie haben sich rückwärts so fest an die senkrechte Felsmauer geklammert, daß ihnen diese die vierte Wand erspart. Gerade am mittlern Absatze des Bachsturzes fand eine Schmiede keinen Raum mehr am Berge und bohrte ihre Werkstätte in dessen Gestein. Tiefschwarz überrußt ist ringsum der überhängende Fels; dadurch erscheint die Höhlenöffnung gigantisch und das Treiben der Arbeiter um das herausglühende Feuer cyklopen- oder gnomenartig. Hier und da schwingt sich wol auch ein luftiger Holzsteg hoch über der rauschenden Schluchttiefe von einem Ufer zum andern; das diesseitige Haus scheint seinen Anfang auf dem Dachfirste zu tragen, das jenseitige sein Ende mit den Grundmauern zu umklammern. Einsame Tannen spießen hoch über den Menschenwohnungen aus dem Berge hervor, als wollten sie herabstürzen; vorwitzige Büsche ziehen ein grünes Band am grauen Gefels über andern hin. Ein ganzes Waldstück steigt dort vom scharfschneidigen Kamme bis etwa haushoch über die Häuser herab; aber hier muß es enden, weil die Nagelfluhmauer senkrecht zur Flußtiefe hinabfällt, aus welcher Erlen und schlanke Birken mit ihren Wipfeln zu dem Vorsprung hinauflispeln, welchen der kecke Mensch für sein Obdach eroberte. Und herausgehauen aus dem Felsen ist die vorsichtig gewundene Straße, welche dem Verkehr der Wagen zwischen St.-Gallen und dem gewerbreichen St.-Georgen hinter dem Durchbruche der Steinach dient.

Kühl und schattig ist diese Steinachschlucht mit ihrem wundersamen Häuserbau, in heißen Sommertagen eine wohlthuende Nachbarschaft zur sonnigen Stadt im sonnigen Thale. Man überwindet leicht die steilen Stiege, welche durch sie hinaufführen nach dem Freudenberg, nach St.-Georgen und immer höher nach dem reichen Teufen, welches schon dem appenzellaußerrhodischen Gebiete angehört. Es blickt sich da so schön hinab in die sonnige Landschaft. Der Fluß rauscht uns Erquickung zu und der schwarze Forst längs des Gipfelrandes zittert im Sonnenbrande, den er vom Wanderer abhält; die Mühlen klappern, die Menschen arbeiten, überall Leben, überall Bewegung. Im Winter aber ist die Schlucht ein fast schauerliches Widerspiel des Thals; deckt dieses auch fußtiefer Schnee, verhüllt er auch das abfallende Land einförmig bis zu dem dann tiefblauen Bodenseespiegel, sodaß nur die weißlich überflogenen Nadelwälder düster daraus hervorragen — das Bild ist dennoch nicht todt. Auf einem weitgeflochtenen Straßennetze bleibt überall munterster Verkehr, dessen Glocken und Glöcklein lustig heraufklingeln, während die schwarzen Menschenpunkte sich um rauchende Kamine und Schlote versammeln, verdichten, zerstreuen, und während auch auf dem Bodensee die weißen Segel und schwarzen Dampfboote flüchtig dahinschießen. In der Schlucht dagegen herrscht Wintererstarrung mit finstern Schweigen. Dürres Geäst im bleichen Flußbette, die schwarzen Tannen am grauen Gefels sind die einzigen traurigen Reste des Naturlebens. Das rauschende Wasser ist zwischen den Felsen gestorben, der Wasserfall hängt in traurigen Zacken zwischen den Stufen, die er so muthwillig hinabsprang — zu unbedeutend, um als Eismasse imposant zu wirken, zu bedeutend, um nicht selbständig im Bilde hervorzutreten. Trübe in Schneewehen vergraben, blicken die unregelmäßigen Häuser aus tiefschwarzen Fenstern auf die stehenden Räder und unnützen Wasserfänge, an denen riesige Eiszapfen starren. Nur der Hammerschlag der Schmiede klappt einförmig in das Schweigen hinunter, während halbverrauschte einzelne Töne des Straßenlebens der Stadt heraufhöhnen zu den wenigen Menschen, welche träg und langsam um die Häuser schleichen, als sei ihr ausgestor-

nes Leben ohne Drang und Trieb und Hoffnung. Und am Ende der Markttage klettern die Appenzeller mühselig und schweigend den Fußweg der Tiefe, während die Glocken ihrer Festschlitten von der Straße herab den Takt ihrer Schritte zu bezeichnen scheinen. Dann ist es wieder still wie zuvor, öde und schaurig, als wäre das ganze hier wohnende Geschlecht ausgestorben bis auf den Letzten.

Und nun eine Marktscene, in welcher der Verfasser den eigentlichen Charakter der verschiedenen Nationen, die sich in dem tessinischen Dorfe Olivone bei Gelegenheit des großen Viehmarkts begegnen, trefflich schildert. Es sind bündnerische Romanen, tessinische Italiener und Deutsche aus den Urcantonen, welche sich dort zusammenfinden.

Hier, wie überall an den Grenzen seiner Nationalität, erkennt man ein allmäliges Zurück- und Untergehen des Romanenthums. Auch seine Blüte im Engadin ist ja offenbar nicht durch das inwohnende nationale Element, sondern durch die germanischen Einflüsse der Reformation und durch die immer neue Berührung jeder neuen Generation mit dem großen Weltleben bedingt. Wo nun diese Anregungen fehlen, wo der Romane, und namentlich die oberländische Race, nicht gewaltsam aus ihrem gewohnten Hirten- und Aelplerleben gerissen wird, da steht sie überall und in jeder Hinsicht den Nachbarn nach. Man kann es oftmals an ganz äußerlichen Dingen bemerken. In den Gassen von Olivone spielt der italienische Viehhändler den Handelsherrn; Romanen und Deutsche sind die Verkäufer. Gewöhnlich sind die Präliminarien des Kaufs bereits in der Heimat der Verkäufer geschlossen worden, meistens sogar schon im Frühling oder Hochsommer. Da kam der Viehhändler auf die Alpen, musterte die Thiere und bezeichnete jene, welche er im Frühherbst in Olivone zu kaufen gedenke, um sie dem großen Viehmarkte in Lugano zuzuführen. Ungefähr sind also die Preise bestimmt, und es kommt nur darauf an, ob die Thiere durch den Sommeraufenthalt auf den Alpen stärker und theuer geworden sind, oder ob sie an Güte verloren haben. Selten nun bringt der Besitzer selbst sein Vieh hierher. Er übergibt es einem Knechte oder es übernehmen auch bestimmte Viehtreiber die Waare verschiedener Besitzer, um gegen gewisse Procente von der Kaufsumme den Handel so vortheilhaft als möglich abzuschließen. Natürlich sucht der schlaue Italiener diese Umstände nach Möglichkeit auszubeuten. Und beim Romanen gelingt es ihm am leichtesten. Umsonst sucht dieser mit allerlei verbissenen Wendungen der Uebervortheilung zu entgehen; er nimmt schließlich trotzdem, wenn auch grollend, für sein Vieh wahrhaft erschreckend niedrige Summen. Denn er braucht das Geld so unumgänglich nothwendig für seines Lebens Nothdurft und kann sich doch nicht entschließen, mit nüchterner Sparsamkeit seine Bedürfnisse zu verringen, noch mit Selbstübung von Handwerken neben der Alpenwirthschaft an den Baarauslagen für Hausrath, Kleidung u. s. w. zu sparen, noch endlich mit sorgsamerer Pflege und Wartung seiner Thiere deren Qualität und Preise zu verbessern. Dies Alles würde ja ein Herausgehen aus den Gewohnheiten der Väter, eine geistige Energie, Aufraffung aus dem Mühlpferdetritte seines Lebens erfodern. Zum Selbstentschlusse dafür fehlt ihm das nordische Element; zur Nachahmung einzelner Beispiele im einsamen Heimatthale ist er zu südlich indolent. Es ist, als laste das Bewußtsein dieser Unfähigkeit auf seinem ganzen Wesen. Unter den versammelten Gruppen erkennt man ihn leicht heraus an der abgeschlossenen Unschlüssigkeit, welche nicht einmal zu einem Zusammenhalten mit den Landsleuten kommt. Er ist nach allen Seiten isolirt und pflegt höchstens mit Jenem eine flüchtige Gemeinschaft, der genau aus demselben Thalwinkel mit ihm zu Markte zog. Dagegen hat er freilich den Vortheil unschwerer Verständigung mit dem Lombarden und Ticinesen vor dem deutschen Schweizer voraus. Denn der Tessin ist bis Bellenz hinunter noch ein viel zu rauhes Gletscherwasser, um die melodische Weichheit der italienischen Sprache aufkommen zu lassen. War das oberländer Romanisch ein vergletschertes Italienisch, so ist das ticinesische Italienisch ein langsam zerschmelzendes Romanisch. Ueberall schwimmen noch die Eiskörner darin umher, während etwaige Weichheiten noch keine lauen Wellen, sondern nur sonnige Blitze auf der Oberfläche des Redestroms bilden. Trotz dieser nahen Verwandtschaft mit den Romanen, die sich auch auf den Gesichtstypus und die Körperformen überträgt, haben die Ticinesen dennoch die meisten Handwerksausdrücke, sowie die der Alpen- und Viehwirthschaft, endlich die meisten Bezeichnungen für die Erscheinungen des Hochgebirgslebens direct dem Schweizerdeutsch entnommen, nicht den romanisirten Umgestaltungen, auch nicht den sparsamen romanischen Originalen. Die Hauptursache mag allerdings darin gesucht werden, daß deutschschweizerische Eroberung und Landvoigtei seit Jahrhunderten das Thal des Tessin beherrschte. Allein der fast vollständige Mangel eigener Wortbildungen für solche Thätigkeiten liegt auch im Grundwesen der Ticinesen. Sie haben nach und nach Alpenwirthschaft und Handwerke gelernt, aber ihr eigentliches Wesen fußt nicht darauf. Sie sind Thalmenschen, denen die Erzeugnisse der Gebirge für ihre Ackerbauproducte zufließen, während sie mit ihren eigentlichen Handwerkserzeugnissen das städtische Leben des lombardischen Tieflandes versorgt.

Im Handelsplatz Olivone lernt man nun blos den ticineser und lombardischen Handelsgeist kennen. Er hat im Ein- und Verkauf eine täuschende Aehnlichkeit mit jüdischem Krämerwesen. Während nun die Gebirgsromanen dessen Schlingen und Praktiken meistens nicht zu entgehen wissen, ist das Verhältniß zu den deutschen Schweizern, die auf dem Markt erscheinen, ein durchaus verschiedenes. Ihre Waaren sind solid, ihr Vieh gut gehalten und von guter Zucht, ihre Milchproducte ebenso. Sie fodern mit trockener Entschiedenheit ziemlich hohe Preise und kehren sich wenig an die Ausstellungen, welche der Italiener mit lautem Geschrei und lebhaften Geberden dagegen erhebt. Sie sind nebenbei meistens in der glücklichen Lage, die lombardischen und ticinesischen Producte nicht austauschen zu müssen, sondern handeln um baares Geld. Dies vereinfacht das gegenseitige Verhältniß schon außerordentlich. Das schwierige gegenseitige Verständniß scheint überdies dem deutschen Schweizer nicht einmal unwillkommen. Er verpallisadirt sich desto fester hinter seinem Schweigen und Unverständniß und beharrt mit zäher Consequenz auf dem ersten Ansatze seiner Waare, die endlich doch ihren Abnehmer findet. Dies gibt ihm sogar äußerlich ein sichtbares Uebergewicht im Marktgewühl, selbst wenn nicht dazu käme, daß er die Romanen und Ticinesen gewöhnlich an Körpergröße überragt und nur etwa von den Gestalten des lombardischen Flachlandes erreicht wird. Man glaubt in ihm den Aristokraten des Menschenzusammenflusses zu sehen, wenn auch seine Kleidung und Wäsche sich nicht vor der der übrigen Marktleute durch Sauberkeit auszeichnet.

Wir würden die Betrachtung des Verfassers über das Verhältniß der Tessiner zu den übrigen Schweizern gern noch mittheilen, sowie seine Entwickelung der Gründe, welche aus dem Gebirgsvolk am nördlichen Abhange des Gotthard ein wanderndes Handelsvolk gemacht haben, sowie der Ursachen, aus denen zu erklären ist, warum die Tessiner vorzüglich „geschickte Wasser- und Wegebauer“ wurden, worin sie sich in der That so sehr auszeichnen, daß kaum eine Straße in der Schweiz anzutreffen ist, die nicht von ihnen gebaut worden wäre. Allein so trefflich dies Alles auch ausgeführt und geistreich behandelt ist, so legt uns der Raum die Verpflichtung auf, unsere Leser auf das werthvolle Buch zu verweisen.

Das größte Verdienst Buddeus' besteht ohne Zweifel darin, daß er überall den Zusammenhang der Natur und des Menschenlebens lebendig hervortreten läßt, worauf übrigens schon der Titel seines Buchs hinweist, und daß er die geschichtliche Entwickelung der einzelnen Volksstämme, deren Thäler und Höhen er bereist, in kurzen, aber kräftigen Zügen zeichnet, wodurch er ein klares Bewußtsein ihres gegenwärtigen Zustandes in uns erweckt und uns den nothwendigen Gang ihrer weitern Entwickelung ahnen läßt. Doch hat er einen Hauptpunkt im Leben der schweizerischen Eidgenossenschaft übersehen; denn wenn er ihn auch hier und da vorübergehend berührt, so fühlt man doch, daß er ihn nicht in seiner ganzen Bedeutsamkeit erfaßt hat, oder vielmehr, daß ihm diese Bedeutsamkeit verborgen geblieben ist: wir meinen das Vereinsleben in der Schweiz, welches eine Grundlage der politischen, bürgerlichen, wissenschaftlichen, mercantilischen und überhaupt jeder möglichen Art von Entwickelung ist. Nur ein mal tritt ihm dieser Punkt entgegen, und er weiß ihn dann auch in seiner mächtigen Wirksamkeit zu erfassen, als er nämlich von dem trefflichen Hans Georg Nägeli, dem „Vater der schweizer Sängervereine", berichtet. Allein diese sind nicht blos die neuesten, sie sind auch keineswegs die historisch bedeutsamsten und repräsentiren zudem nur einen kleinen Theil des intellectuellen Lebens. Wenn Buddeus behauptet, daß Bünden das einzige Land der Schweiz ist, welches einen bestimmten Verein für Quellenforschung und Veröffentlichung seiner speciellen Geschichte besitzt, so irrt er durchaus, denn es sind noch manche Cantone zu nennen, in denen ähnliche Vereine bestehen, die sich alle oder doch zum weitaus größten Theil an die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft anschließen. Gerade für die Erforschung der Landesgeschichte ist wol in keinem andern Lande so viel geschehen als in der Schweiz, und kein Land besitzt ein Werk wie die schon im vorigen Jahrhundert erschienene „Bibliographie der Schweizergeschichte" von Haller. Die Schweiz besitzt außerdem eine naturforschende, eine medicinische, eine thierärztliche, eine gemeinnützige und noch andere allgemeine Gesellschaften. Alle haben ihre Filialvereine in den einzelnen Cantonen und diese wieder in den einzelnen Bezirken, ja selbst in einzelnen Gemeinden. Neben diesen bestehen noch viele einzelne Vereine in den Cantonen, die sich zwar zu keiner allgemein schweizerischen Gesellschaft vereinigen, welche aber nichtsdestoweniger von großer und glücklicher Wirksamkeit in ihren beschränktern Kreisen sind, z. B. die landwirthschaftlichen, die Culturgesellschaften und viele andere mehr. Was durch diese zahlreichen Vereine für eine Masse von Kenntnissen unter einen großen Theil der Bevölkerung gebracht wird, leuchtet von selbst ein, und man muß oft erstaunen, wenn man bei Leuten, deren Bildungsstufe oder besonderer Beruf es keineswegs erwarten läßt, recht gründliche Kenntnisse in der Numismatik, in der römischen und germanischen Alterthumskunde, in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft u. s. w. antrifft. Viele dieser Vereine, selbst solche, welche keine eigentliche wissenschaftliche Richtung haben, lassen auf ihre Kosten Druckschriften erscheinen, welche zum Theil für das größere Publicum bestimmt sind und ihren Zweck, Kenntnisse unter dasselbe zu verbreiten, meistens in recht erfreulicher Weise erreichen. So lassen in den größern Städten, aber auch in den kleinern Ortschaften die einzelnen Vereine sogenannte „Neujahrsstücke" erscheinen, welche zunächst der studirenden Jugend gewidmet sind und derselben auf eine angemessene und anziehende Weise Kenntnisse der mannichfaltigsten Art mittheilen. So werden in Zürich, welches freilich, wie in den meisten Verhältnissen, so auch in diesen den ersten Rang behauptet, von den verschiedenen Vereinen jährlich solche „Neujahrsstücke" herausgegeben, deren vollständige Sammlung sich auf ungefähr tausend Stück beläuft, denn manche Vereine, wie z. B. die Bibliothekgesellschaft, bestehen schon seit mehr als 200 Jahren. Da findet man denn die gediegensten Aufsätze, z. B. über das Militärwesen in den „Neujahrsstücken" der Militärischen Gesellschaft, welche in ihrer Gesammtheit eine förmliche vollständige Kriegsgeschichte der Schweiz enthalten. Die Künstlergesellschaft theilt meistens Biographien der bedeutendsten heimatlichen Künstler mit, deren die Schweiz und namentlich Zürich eine nicht geringe Anzahl und darunter manche hervorragende aufzuweisen hat. Die „Neujahrsstücke" der Naturforschenden Gesellschaft enthalten meistens Monographien der wichtigsten Thiergattungen der Schweiz, aber auch Aufsätze über die Pflanzenwelt oder über die geologischen Verhältnisse des Landes. Und diese Arbeiten haben bei ihrer populären Haltung zum großen Theil auch wissenschaftlichen Werth, da sie meistens Gelehrte im höhern Sinne des Worts zu Verfassern haben. So erhält die Wissenschaft in der Schweiz ein ganz demokratisches Gepräge, sie verzweigt sich über das Volk in seiner Gesammtheit und findet in den abgelegensten Thälern selbst der Urcantone ihre würdigen Vertreter. Man glaube aber nicht, daß hierdurch auch Alles verflacht und wissenschaftliche Forschung oder gar Gelehrsamkeit in deutschem Sinne darüber verschwinden müßte; vielleicht kann im Verhältniß kein einziges Land so viele wahre Gelehrte aufweisen als die Schweiz. Doch kann es unsere Absicht nicht sein, dieses weiter auszuführen, uns lag jetzt nur daran, auf das Vereinsleben in der Schweiz und auf dessen höchst wohlthätigen Einfluß aufmerksam zu machen.

Heinrich Kurz.

Das „Conversations-Lexikon" und seine Nebenwerke.

Ohne Zweifel wird es Jedem von Interesse sein, die Genesis und Fortbildung eines Werks von solcher Verbreitung und solchem Einfluß wie das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" kennen zu lernen. Hierüber bringt ein dem Schluß der jetzt vollendeten zehnten Auflage des Werks beigefügtes Nachwort: „Zur Geschichte und Charakteristik des Conversations-Lexikon", willkommene und interessante Daten. Zu seiner allgemeinen Charakteristik ist gegen den Schluß des Nachworts bemerkt: „Das «Conversations-Lexikon», aus dem Bildungsdrange

hervorgegangen, welchen das Aufblühen der deutschen Nationalliteratur an der Schwelle dieses Jahrhunderts erweckte, hat seitdem durch seine wiederholten Verjüngungen alle Phasen des Culturlebens begleitet und ist dadurch ein Organ geworden, as nicht wenig dazu beigetragen, die Blüten dieser Cultur in alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft und weit über die Grenzen des Vaterlandes hinauszustreuen."

Es war im Jahre 1796, als ein sonst ungekannter Gelehrter, Dr. Löbel in Leipzig, gegenüber dem alten mit dürftigem Notizenkram gefüllten „Zeitungs- und Conversations-Lexikon" von Hübner, den Plan zu einer populären Encyklopädie faßte, welche das „allgemeine Streben nach Geistesbildung" und „die sich immer mehr verbreitende Annäherung der Geschlechter und Stände in ihren Begriffen" unterstützen, namentlich aber die „wissenschaftlichen Begriffe" zur „Theilnahme an einer guten Conversation", sowie zur „Erschließung des Sinns guter Schriften" in sich begreifen sollte. Dieses Werk erschien seit 1796 bei F. A. Leupold in Leipzig unter dem doppelten Titel: „Conversations-Lexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten" und „Frauenzimmer-Lexikon zur Erleichterung der Conversation und Lectüre". Doch schon nach Vollendung des dritten Bandes, im Jahre 1798, starb Löbel und das Unternehmen gerieth nun in ungeschickte Hände und wegen Mittellosigkeit des Verlegers überhaupt ins Stocken. Es ging erst an die Firma von J. K. Weber, sodann in den Verlag von J. G. Herzog über, der dasselbe im Jahre 1808 noch vor der Ausgabe des Schlußbandes (oder des sechsten) an Friedrich Arnold Brockhaus, damals in Amsterdam, verkaufte. Letzterer führte das Werk zum ersten male vollständig und in neuem Abdruck unter dem Titel „Conversations-Lexikon, oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände, mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der ältern und neuern Zeit" (6 Bde., Leipzig 1796—1810; neuer Abdruck 1809—11) ins Publicum ein und ließ dem Ganzen 1810 auch die schon von Löbel projectirten „Nachträge" (2 Bde.) folgen.

Ein Mann von Scharfblick, Bildung und Weltkenntniß, begriff Friedrich Arnold Brockhaus besser als seine Vorgänger die Tragweite des Unternehmens, und ungeschreckt von den kriegerischen Zeiten machte er sich ans Werk, um der bisher kümmerlich ausgeführten Idee von Stufe zu Stufe eine vollendetere Ausprägung zu verleihen; er gilt daher mit Recht als der eigentliche Begründer des Werks in seiner jetzigen Gestalt. Während er 1811 von Amsterdam nach Altenburg übersiedelte, begann er, obschon er damals nur über beschränkte Mittel verfügte, mit der zweiten Auflage des Werks dessen gründliche Neubearbeitung, die zugleich in die dritte und vierte Auflage hinüberlief und darum erst 1819 zu Leipzig, wohin er zwei Jahre früher sein emporblühendes Geschäft verlegt hatte, vollendet wurde. Anfangs versah er persönlich die Hauptgeschäfte der Redaction, und er blieb auch, als er später geschickte Mitredacteure herbeizog, die Seele und der Leiter des Ganzen. Die zweite Auflage des Werks erschien unter erweitertem Titel und umfaßte ursprünglich acht und durch ihren Anschluß an die dritte und vierte Auflage zehn Octavbände; der Inhalt war außerdem durch compressen Druck auf das Doppelte erhöht. Der erste Band und die Hälfte des zweiten Bandes dieser Auflage wurden noch von Brockhaus allein redigirt, für das Uebrige gesellte er sich Dr. Ludwig Hain als Mitredacteur bei, der seit dieser Zeit bis zur Vollendung des ersten Drucks der fünften Auflage im April 1820 mit dem Verleger das Unternehmen leitete und in ausgezeichneter Weise förderte. Gegen Ende des vierten Bandes waren die vorräthigen Exemplare vergriffen, und der Verleger nahm nun vor dem Wiederabdruck dieser vier Bände eine Revision derselben vor, die er unter dem Titel „Conversations-Lexikon, oder encyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände" (10 Bde., Altenburg und Leipzig 1814—19) als dritte Auflage erscheinen ließ. Um der Gefahr, welche dem Unternehmen nach dem Erscheinen des siebenten Bandes durch den von dem Buchdrucker Macklot in Stuttgart veranstalteten Nachdruck drohte, vorzubeugen, entschloß sich Brockhaus rasch und stellte sofort eine durchgängig verbesserte vierte Auflage des Werks (10 Bde., Leipzig 1817—19) her, deren achter bis zehnter Band zugleich die Fortsetzungen der zweiten und dritten Auflage bildeten. Ein Supplementband (Leipzig 1818) enthielt für die Besitzer der frühern Auflagen die Verbesserungen der vierten.

Um das Werk mehr den veränderten Stimmungen und Strömungen der Zeit anzupassen, schritt Brockhaus bereits einige Monate vor Abschluß der vierten Auflage zur Herstellung einer neuen fünften, die dann unter dem Titel „Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon)" (10 Bde., Leipzig 1829) erschien. Von dieser 12000 Exemplare starken Auflage mußte schon 1820 ein zweiter und binnen Jahresfrist ein dritter Wiederabdruck, jeder in 10,000 Exemplaren, veranstaltet werden. Als Mitredacteur und später als Redacteur hatte sich der Verleger, nachdem Hain im April 1820 Leipzig verlassen, den Professor Friedrich Christian August Hasse beigesellt, der bei seinen Arbeiten namentlich von dem Schulrath Gottfried Erdmann Petri in Zittau und dem bekannten Aesthetiker Professor Amadeus Wendt unterstützt wurde und dem Werke, namentlich der siebenten Auflage desselben, von 1820—32 große Dienste leistete.

Ein solch beispielloser Erfolg, wie ihn die Geschichte des Buchhandels bei einem so bändereichen Werke nicht weiter aufzuweisen hat, mußte die Energie und Thätigkeit des Verlegers immer mehr steigern; auch führte ihn der Gedanke, sich ein culturhistorisches Verdienst zu erwerben, immer wieder auf das Werk zurück. Er entwarf den Plan zu einer sechsten Auflage, welche sich entschieden den frischen Ideen und Thatsachen in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur zuwenden, zugleich aber ihren Gehalt in eine geistreiche und elegante Form fassen sollte. Nachdem er seit März 1822 an die Ausarbeitung des Nebenwerks „Conversations-Lexikon. Neue Folge" (2 Bde., 1823—26) gegangen war, nahm er die sechste Auflage des Hauptwerks mit der ihm eigenen Energie in Angriff; aber im Winter 1822—23 verfiel der überaus thätige Mann in eine schwere Krankheit, welche ihn nach kurzer Besserung am 20. August 1823 seinem Wirkungskreise für immer durch den Tod entzog.

Seine beiden Söhne, Friedrich und Heinrich, wandten nun mit Eifer dem Unternehmen ihre jugendlichen Kräfte zu. Die sechste Auflage wurde bis Ende September 1823 vollendet, die siebente Auflage erschien von 1827—29 und fand so große Anerkennung, daß bereits 1830 ein zweiter, durchgesehener Abdruck nöthig wurde; die achte Auflage von 1833—36. Mit der redactionellen Leitung der letztern Auflage wurde, nachdem Professor Hasse durch äußere Umstände sich genöthigt gesehen, von der Redaction zurückzutreten, Dr. Karl August Espe betraut. Zugleich begann mit dieser Auflage insofern ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Werks, als seitdem mit jeder neuen Auflage eine durchgreifende und darum längere Zeit in Anspruch nehmende Umarbeitung seines Inhalts verbunden war. Auch die Redaction der durch den immer mehr anwachsenden Stoff auf 15 Bände erweiterten neunten Auflage (1843—47) wurde noch von Espe, die der jetzt vollendeten, nach Espe's Tode begonnenen zehnten Auflage (ebenfalls 15 Bde., Leipzig 1851—55) durch Dr. Kurtzel, unter Mitwirkung eines jüngern Gelehrten, Oskar Piltz, besorgt. Jede neue Auflage ist als eine vollständige Verjüngung des Werks anzusehen, da sie den inzwischen zugewachsenen Zeitstoff wie die neuern Resultate wissenschaftlicher Forschung in sich aufnimmt. Zu diesem Zwecke findet auch bei jeder neuen Auflage — ganz abgesehen von äußern Nöthigungen — eine wesentliche Erneuerung der mitarbeitenden Kräfte statt, wie das in mehr als einer Hinsicht interessante Verzeichniß der zahlreichen Gelehrten, Schriftsteller und Fachmänner beweist, welche

vom Beginn des Werks an bis zum heutigen Tage daran thätig gewesen sind.

Der Hauptstamm des Werks trieb außerdem auch Nebensprossen; nämlich außer den früher von Zeit zu Zeit für nöthig erachteten Supplementbänden die Nebenwerke: „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" (4 Bde., Leipzig 1832—34), „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (4 Bde., 1838—41) und „Die Gegenwart", die zuerst im Mai 1848 ins Leben trat und bis zum zehnten Bande gediehen ist. Die beiden erstern tragen den lexikalischen Charakter des Hauptwerks, während „Die Gegenwart" die Fragen der Zeit und die Zeitgeschichte wie die mitzeitigen Entwickelungen in Kunst, Literatur und Wissenschaft gruppen- oder tableauartig in umfänglichern Schilderungen wiedergibt und beleuchtet. Sie sind als fortlaufende, zugleich für sich bestehende Ergänzungen des Hauptwerks zu betrachten, die wieder durch ihr reichliches, auf bester Autorität beruhendes und aus erster Hand herrührendes zeitgeschichtliches Material zu ergiebigen Quellen für die Fortsetzungen des Hauptwerks selbst werden. Ferner schließt sich an das Hauptwerk ein „Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste", welcher die Aufgabe hat, die großen Thatsachen in Natur und Wissen in einer dem Geschmack und der Technik unserer Zeit angemessenen Weise für das Auge zur Erscheinung zu bringen, und von einem wissenschaftlichen Texte begleitet ist. Das Werk wurde in den Jahren 1844—49 unter der Leitung eines vorzüglich dazu befähigten Künstlers, Johann Georg Heck, in einer von der Verlagshandlung eigens dafür errichteten artistischen Anstalt mit großem Kostenaufwande ausgeführt und umfaßt in 10 Abtheilungen 500 in Stahl gestochene Blätter (darunter 44 Karten und Plane), sowie mehr als 100 Bogen Text in Octav. Von diesem Werke, welches im Jahre 1855 bereits eine dritte Ausgabe erlebte, sind in Nordamerika eine vollständige, in Schweden und Holland Uebersetzungen einzelner Abtheilungen erschienen. Ueber ein zum Nachschlagebuch bestimmtes und als solches höchst zweckmäßig eingerichtetes wohlassortirtes Beiwerk: „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon", dessen vierter und letzter Band bis Ende 1855 erscheinen soll, haben wir schon in Nr. 13 d. Bl. f. 1854 berichtet.

Was den Nutzen und den belehrenden und unterrichtenden Inhalt des Hauptwerks betrifft, so brauchen wir darüber wol kein Wort zu verlieren. Jedem Gebildeten wie jedem Gelehrten ist es bei dem universellen Standpunkt unsers Wissens und unserer Wissensbedürftigkeit unentbehrlich geworden, und es konnte auch nur aus dem Schoose eines so universell gebildeten Volks wie das deutsche hervorgehen. Seine Reichhaltigkeit, Zweckmäßigkeit, präcise Darstellung und Zuverlässigkeit haben ihm einen Weltruf verschafft, und zahlreich sind die Nachbildungen nicht blos in Deutschland, sondern auch in außerdeutschen Ländern, die dies bekunden. 63.

Frauen-Novellistik.

1. Mein Wintergarten. Kleine Schilderungen aus dem Leben. Von Henriette Hanke. Hannover, Hahn. 1854. 8. 1 Thlr.
2. Stillleben oder: Der Segen einer religiösen Erziehung. Von Rosalie Koch. Mit Illustrationen von H. Bürkner. Breslau, Hirt. 1853. Br. 8. 20 Ngr.
3. Weltleben oder: Die Begüterten — Gottes Haushalter auf Erden. Von Rosalie Koch. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Hugo Bürkner. Breslau, Hirt. 1853. Br. 8. 20 Ngr.

Wir fassen diese drei Werke in eine gemeinsame Betrachtung, weil sie, außerdem daß sie von zwei schriftstellernden Damen herrühren, noch so manches Gemeinsame in der Anschauungsweise und Darstellung haben. Das Buch der Hanke ist der hundertfunfzehnte bis hundertsiebzehnte Band der gesammten Werke der Verfasserin, ein Beweis ihrer fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit. Sie nennt ihr Buch „Wintergarten", indem sie sagt, daß das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und störender Erfahrungen zu vergessen, den Wintergarten als einen Sammelpunkt erheiternder Gemeinsamkeit ins Leben gerufen habe, daß dagegen die „ewige Sehnsucht nach innerer Einkehr aus der vereinsamten Welt", in der sie athme, den ihrigen erschaffen habe. Während also wie bei den wirklichen Wintergärten draußen es stürme, die Bäume entlaubt daständen, die Sänger des Hains verstummt seien, so ertöne aus diesen lichten Hallen lockende Musik, die Schönheit blühe in ihrem glänzendsten Flor und der Tanz verschlinge magisch Arme und Herzen. „Auch mir", fährt sie sodann fort, „hat die Sonne des Lebens sich geneigt und die Blumen, an denen mir das Herz hing, haben ihre lieben Augen geschlossen. Da habe ich denn in meinem Stil einen Wintergarten angelegt, auch für dich, meine Leserin, wenn du etwa hier oder da einer einsamen Stunde begegnen wolltest. Das Licht fällt von oben herab. Ein Strahl hoher Ahnung fällt tief in unsere Seele — und wir erkennen das Walten einer göttlichen Vorsehung." Der Leser d. Bl., wenn auch die Verfasserin immerhin nur an Leserinnen sich wendet, wird schon daraus ersehen, auch wenn er die andern Schriften der Hanke nicht kennte, in welchem Sinne diese Erzählungen geschrieben sind. Es ist da Alles so weichlich, so zärtlich, so nebelhaft, so süßlich, so verzuckert und hinwieder so sentimental verwässert, daß auch die Frömmigkeit darin uns oft nur vorkommt wie eins jener verschönernden Beiwörter, an denen der Stil der Hanke so überreich ist, namentlich wenn es äußere Schilderungen, landschaftliche Bilder, Zimmer, Kleider und Gefühle betrifft. Schlagen wir aufs Gerathewohl nur einmal die Erzählung „Eine Blume unterm Schnee" auf, so finden wir da: ätherische Tapete, balsamischer Hauch, schwellender Busen, blinkende Sense, düsteres Gleichniß, schwirrende Lerche, schimmernde Weiße, gedankenvolles Haupt, schöne Seele, unverwelklicher Lenz, schwebender Gang, dunkelblaues Auge, rosige Finger, zuckende Wimper, träumerische Abwesenheit u. s. w. auf zwei Seiten zusammen. Außer dem Eingange und der soeben angegebenen Erzählung enthält das Buch noch sieben Erzählungen, die in gleichem Stile gehalten sind. Wir wissen, daß in gewissen Kreisen eine derartige Stimmung, einmal zur Mode geworden, entschieden ansteckend wirkt, wir wissen auch, wo solche Stimmungen beliebt sind, wir zweifeln darum auch nicht daran, daß das Buch der Hanke dort Leserinnen finden mag, aber unsererseits wollen wir ebenso offen bekennen, daß solche Erscheinungen keineswegs zu den gesundesten Auswüchsen unserer Zeit gehören und daß wir ein weichliches, von frommen Phrasen duftendes, süßlich weinerlich-mystisches Gefühl keineswegs als Ausdruck einer frommen, freudigen, tiefinnerlichen religiösen Stimmung uns aufschmeicheln zu lassen gesonnen sind.

Das zweite Büchlein von Rosalie Koch ist sichtbar mit der Tendenz geschrieben, die Anschauungen, das Treiben, den religiösen Sinn der Herrnhuter Gemeinde zur weitern Verbreitung zu bringen. Eine Dame aus der vornehmen Welt erkrankt zufällig in einer Brüdergemeine; ihre Nichte, ein [illegible] kind, eilt hin zu ihr, um sie zu pflegen, sie lernt dort [illegible]tha, eine ideal gezeichnete Herrnhuterin, kennen, wird über das Schicksal und die Gründung dieser Brüdergemeinen aufgeklärt und kehrt später wieder in die Welt zurück, „aber ihr Sinnen und Denken ging nicht in derselben auf, und der Herr, der die Herzen der Menschen prüft, ihre verborgensten Thaten und ihre geheimsten Gedanken, war ihres [illegible] und ihr Hort. All ihr Streben ging fortan darauf hinaus, daß er ihr dereinst auch die bedeutungsvollen Worte [illegible] möge: Sie hat gethan, was sie konnte". Das ist ein so [illegible]wisser Ausgang, warum nicht das Kind beim Namen [illegible] Wir wenigstens hätten sie eine Herrnhuterin werden [illegible] Ein Abschnitt des Buchs ist „Die Brüdergemeine" überschrieben; darin wird denn ausführlich über das Wesen der Herrnhuter und ihre religiösen Gebräuche gehandelt, auch werden [illegible]

der Entstehungsgeschichte derselben, namentlich aus der Erneuerung durch Graf von Zinzendorf, sowie aus dem Leben dieses Mannes ausführliche Notizen mitgetheilt.

Das dritte Buch „Weltleben", von derselben Verfasserin, soll nur durch den Contrast wirken und ist eigentlich nur als die Folie der ersten Haupterzählung „Schilderung und Empfehlung der Herrnhutergemeinden" statt Stillleben anzusehen. Wie klein und unbedeutend die Handlung in dieser Erzählung ist, mag der Leser aus der oben angegebenen Inhaltsanzeige entnehmen; was aber noch Alles an Sentiments, Notizen, Betrachtungen und Belehrungen drum und dran hängt, wird er daraus sehen, wenn ich ihm sage, daß diese Erzählung 112 Seiten füllt. 25.

Neugriechische Literatur.

Bei den verschiedenen Beziehungen, welche zwischen Griechenland und England stattfinden, und namentlich bei den durch den Handel und die Schiffahrt gebotenen Rücksichten, welche das Studium der englischen Sprache für die Griechen als wünschenswerth und nothwendig erscheinen lassen, ist ein Wörterbuch der englischen und griechischen Sprache ein besonders wichtiges Hülfsmittel für die Erlernung der englischen Sprache, das zu diesem Zwecke den Griechen geboten wird. Bisher gab es nur ein einziges englisch-griechisches Wörterbuch aus einer frühern Zeit, das indeß in manchen Stücken sehr mangelhaft war und den Anfoderungen der Zeit wenig entsprach. Diese fühlbare Lücke suchte der Grieche Georgios Polymeris, Inhaber einer Buchhandlung in Hermupolis auf der Insel Syra, auszufüllen, indem er ein „Λεξικὸν Ἀγγλοελληνικόν" (1854) herausgab, in welchem er, mit Gewissenhaftigkeit, kritischem Urtheil und mit Methode zu Werke gehend, den vorhandenen Stoff zweckmäßig behandelte und verarbeitete, ohne in Betreff der einzelnen Worte zu wenig, aber auch ohne in Ansehung der Erklärungen derselben, der Redensarten und der Idiotismen zu viel zu geben.

Zu diesem „Λεξικὸν ἀγγλο-ἑλληνικόν" von Georgios Polymeris ist nun auch ein „Βοηθὸς τῆς ἀγγλικῆς προφορᾶς von P. Kastanis, Professor der englischen Sprache (Hermupolis 1855), hinzugekommen, eine Art Rathgeber für Erlernung der englischen Aussprache, also ein gutes und brauchbares Hülfsmittel für die Erlernung der englischen Sprache selbst.

Bereits im Jahre 1853 erschien von dem geschätzten Dichter und Literator des neuen Griechenland, Panagiotis Sutsos, welcher in der letzten Zeit, z. B. in der Vorrede zum ersten Bande seiner gesammten Werke („Παν. Σούτσου τὰ ἅπαντα". Τομ. Α'. Athen 1851), vielfach mit der Bildung der neugriechischen Sprache sich beschäftigt hatte, ein kleines Schriftchen: „Νέα σχολὴ τοῦ γραφομένου λόγου καὶ ἀνάστασις τῆς ἀρχαίας ἑλληνικῆς γλώσσης ἐννοουμένης ὑπὸ πάντων", das damals in Athen nicht wenig Aufsehen und vielen Widerspruch, auch wol Spott erregte. Nachdem nämlich die Ansicht des gelehrten Neugriechen Adamantios Korais, daß man das Neugriechische, die sogenannte Volkssprache, allmälig und so weit möglich dem Altgriechischen nähern, dabei aber namentlich und vor allen Dingen alle Barbarismen, Unregelmäßigkeiten und Verschiedenheiten der neuen Sprache vermeiden, sowie die vielen in dieselbe eingedrungenen Fremdwörter durch echtgriechische ersetzen müsse, den Sieg davongetragen und nach manchen Kämpfen praktische Anwendung fast ausschließlich gefunden, auch demgemäß die neugriechische Sprache, besonders infolge der Errichtung der Universität Athen im Jahre 1837, die auffallendsten Fortschritte zu ihrer Reinigung und Veredlung auf der Grundlage der altgriechischen Sprache gemacht hatte, war es dem genannten Pan. Sutsos mit der Annäherung der neuen Sprache an die alte, die nur eine allmälige sein kann und die durch bestimmte Gesetze und durch gewisse Regeln sich nicht erzwingen läßt, etwas gar zu langsam vorwärtsgegangen, und wie er deshalb den genannten Korais geradezu getadelt, daß er manche für die neugriechische Sprache verlorengegangene Form des Altgriechischen nicht ohne weiteres für die erstere wieder eingeführt habe, so wollte nunmehr Sutsos zum Zwecke der Wiedererweckung der altgriechischen Sprache, welche von Allen, also auch vom Volke selbst verstanden werden sollte, eine neue Schule begründen, deren Haupt er selbst sein würde, und er zeichnete bereits dafür die Principien und Gesetze vor. Allein wie auf diese Weise zum erklärten Zwecke Nichts zu erlangen ist, übrigens man die Sache, die bereits im besten Gange ist, sich selbst und der Zeit, sowie dem Geschmacke und einem richtigen Takte der Griechen selbst überlassen kann und muß, so hat es denn auch nicht an ernsten Widersprüchen und an Widerlegungen jener Vorschläge, Bestrebungen und Vorwürfe des Pan. Sutsos fehlen können. Eine solche Gegenschrift, die mit wissenschaftlichen Gründen ihren Gegenstand behandelt und die Anklagen und Prätensionen des neuen Scholarchen mit Entschiedenheit zurückweist, erschien zu Athen unter dem Titel: „M. Panajoti Soutzo, considéré comme grammairien, littérateur, chef d'école, métricien et poëte" (1854).

Von dem Professor des römischen Rechts an der Universität Athen, Petros Paparrigopulos, erscheint in Athen ein Werk über das Civilrecht der Römer (Ἀστυκὸν δίκαιον τῶν Ῥωμαίων), welches aus den Vorlesungen desselben über diesen Gegenstand hervorgegangen ist und zu dessen Bekanntmachung er sich hat bestimmen lassen, um „seinen Zuhörern das lästige, unnütze und oft nachtheilige Geschäft des Nachschreibens zu ersparen". Bereits hat er mit dem vierten Buche desselben den Anfang gemacht, weil er dabei auf seine Vorlesungen des laufenden Halbjahrs Rücksicht zu nehmen hatte. Das Ganze soll, indem es die wesentlichen allgemeinen Grundsätze des unter den Byzantinern nach dem griechischen Kaiserthume verpflanzten römischen Rechts darstellt, ein Bild des bei den Griechen noch geltenden Rechts in seinen Hauptzügen gewähren; indeß ist dabei zugleich auch ein näheres Eingehen in den Gegenstand im Einzelnen keineswegs ausgeschlossen. Das bereits erschienene vierte Buch behandelt das Familienrecht, und wenn auch dabei die Reihenfolge, in welcher der Verfasser die einzelnen Materien nacheinander folgen läßt, Tadel verdienen möchte, so wird doch im Uebrigen der Gegenstand mit Klarheit behandelt, und das Buch gewährt auch zugleich ein praktisches Interesse, indem genau angegeben wird, was veraltet und ungültig ist und was noch gegenwärtig seine Geltung hat.

Ein in mehr als einer Richtung wichtiges Buch hat kürzlich der Professor D. S. Strumpos in Athen unter dem Titel „Die Zukunft, oder von der Erziehung und dem Unterrichte" (Athen 1855) herausgegeben. Enthält auch dasselbe nicht viel Neues, so ist es doch eine geschickte und zweckmäßige Zusammenstellung aller der Ansichten, von denen in Griechenland alle denkenden Männer in Betreff der Mittel beseelt und durchdrungen sind, um der moralischen Entwickelung des Volks die möglichst beste Richtung zu geben, eine Zusammenstellung, welche namentlich der besondern Beachtung der Regierung und der Familienväter sich empfiehlt. Denn es darf nicht verkannt werden, daß die Zukunft Griechenlands, besonders wenn man die eigenthümlichen Verhältnisse ins Auge faßt, in denen in Folge der Umstände und durch die Politik vieler Jahrhunderte die griechische Nationalität (das Panhellenion) im Oriente gegenwärtig sich befindet, nicht sowol in der Entwickelung seines Handels, vielmehr lediglich in dem öffentlichen Unterrichte und in der Bildung des Volks beruht. Indem der Verfasser über den Zustand des öffentlichen Unterrichts im Königreich Griechenland die nothwendigen statistischen Nachrichten aufstellt, ergeben sich dort zwei wesentliche Mängel desselben, theils daß die sittliche Erziehung bei diesem öffentlichen Unterricht nicht die gebührende Beachtung findet, theils daß letzterer selbst eine zu große Ausdehnung, weniger dagegen eine sichere und feste Grundlage hat, und es kommt auch dort Alles darauf an, daß

die Schulen eine Jugend bilden, welche weniger oberflächliche Kenntnisse und eine geringere Einbildung, dagegen eine tiefere sittliche Bildung besitzt.

Von der durch ihre Geburt der griechischen Nation, durch ihre Erziehung und ihre Studien aber mehr der italienischen Literatur angehörenden Griechin Angelika Pali, welche jedoch auch in griechischen Versen und kleinern Dichtungen sich versucht, namentlich aber durch ihr ausgezeichnetes Talent zum Improvisiren im Italienischen, durch einige italienische Trauerspiele und einen Roman „Alexis", welcher den Untergang von Psara zum Gegenstand hat, in Italien bekannt geworden ist, erschien im Jahre 1854 ein anderer Roman aus der Geschichte des neuen Griechenland: „Un aneddoto della insurrezione greca del 1854", welcher unter dieser anziehenden Gestalt, voll philosophischer Anschauungen und Betrachtungen über die Lage und die Befugnisse der Christen des Orients und über die Politik Europas in dieser Beziehung, eine Rechtfertigung der Griechen und ihres in Europa selbst einseitig beurtheilten und ungerecht verdammten Aufstandes in Epirus und Thessalien im Jahre 1854 enthält. Er zeichnet sich durch einen glänzenden Stil, durch poetische Erhabenheit der Ideen, durch rührende Situationen und große Einfachheit der Intrigue aus, auch wenn die eigenthümlichen Conflicte der Politik der christlichen Mächte zum Schutze der Türken, in welche diese Politik der Christen der Türkei gegenüber sich verwickelt hat, in dem Romane selbst in einer weniger einfachen Verwickelung zu lebendiger Anschauung gebracht werden.

Auf dem Gebiete der altgriechischen Philologie hat der an der Universität in Athen angestellte Professor der lateinischen Sprache, Stephanos Kumanudis aus Adrianopel, ein kleines Schriftchen: „Specimen emendationum in Longinum, Apsinem, Menandrum, Aristidem aliosque artium scriptores" (Athen 1854), drucken lassen, welches er seinen Lehrern in Deutschland, Friedrich Thiersch und August Boeckh, gewidmet hat. Es enthält kritische Bemerkungen zu einigen Kunstschriftstellern des alten Griechenland, welche der Verfasser bereits vor längerer Zeit niedergeschrieben hatte und zu deren Veröffentlichung er durch die im Jahre 1853 bei Teubner in Leipzig erschienene Ausgabe der griechischen Rhetoren und durch die mit den seinigen zum Theil zusammentreffenden kritischen Verbesserungen der Herausgeber der letztern sich veranlaßt fand. Die traurigen Zustände seines Vaterlandes im Sommer 1854 ließen den Verfasser dieses kleinen Specimen, wie er ausdrücklich bemerkt, aus dem Studium des Alterthums einigen Trost in der betrübten und kläglichen Gegenwart suchen und finden. Die Würdigung des Einzelnen in wissenschaftlicher Beziehung müssen wir Andern überlassen.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich, daß der vorstehend genannte Professor Kumanudis die Herausgabe eines bibliographischen Katalogs aller in der Zeit vom Jahre 1821—54 von Griechen in griechischer und in fremden Sprachen herausgegebenen Schriften beabsichtigt, welches sich an das von Papadopulos Vretos herausgegebene (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1854) anschließen und dasselbe ergänzen soll. Die Absicht ist dabei nicht blos auf eine trockene Zusammenstellung von Büchertiteln gerichtet, welche gleichwol an und für sich ebenso den Fachgelehrten wie jedem wissenschaftlich gebildeten und wissenschaftlich strebsamen Griechen von Nutzen sein kann und ihn in Betreff der von Griechen erschienenen Schriften zurechtweist, sondern der Verfasser will dadurch zugleich dem Auslande Gelegenheit geben, über die wissenschaftlichen Bestrebungen der Griechen gerechter und richtiger zu urtheilen, als bisher öfter geschehen, was freilich umsoweniger hat Wunder nehmen können, vielmehr ganz in der Ordnung gewesen ist, je weniger das Ausland um jene Bestrebungen der Griechen sich bekümmert hat, und je weniger es bemüht gewesen ist, über die wissenschaftlichen Zustände des neuen Griechenland und der Neugriechen sich aufzuklären.

Eine kleine, besonders für die Griechen in pädagogischer Beziehung in hohem Grade interessante und beachtenswerthe Schrift „Περὶ παιδαγωγικῆς διδασκαλίας" („Ueber den Jugendunterricht") von Konstantin Xanthopulos (Konstantinopel 1854) ist uns kürzlich zugekommen. Der Verfasser, ein Grieche aus Trapezunt, der in seiner Vaterstadt bereits als Lehrer thätig gewesen, nachher längere Zeit in Athen sich aufgehalten und in Deutschland und England den Zustand des Schulunterrichts und der öffentlichen Unterrichtsanstalten kennen zu lernen bemüht gewesen, gibt hier in einer übersichtlichen Darstellung ein Bild der Erziehung bei den alten Griechen und den Römern, schildert dann namentlich den Zustand des Schulwesens in Preußen, indem er von Realschulen daselbst die Dorotheenstädtische Realschule in Berlin und von Gymnasien die Fürstenschule in Pforta ausführlich behandelt, sowie das englische Unterrichtswesen, vornehmlich mit Hinblick auf die öffentlichen Schulen in Arrow und Rugby, und beschreibt den Zustand der Schulen in Griechenland und die daselbst herrschende Lehrmethode, wie beide vor der Revolution beschaffen waren, mit besonderer Bezugnahme auf die diesfallsigen Ansichten und Rathschläge des Koradis, sowie nach dem organischen Statut vom 31. December 1836 für das Königreich Griechenland. Der Verfasser, der seinen Gegenstand genau zu kennen und zu beherrschen scheint, und der ebenso für seinen Zweck begeistert als von der Liebe zu seiner Nation durchdrungen ist, ist mit den Zwecken des Schulunterrichts in Griechenland und mit der Art und Weise, wie man sie zu erreichen sucht, keineswegs einverstanden, und er weist vielmehr klar und entschieden nach, daß der höchste Zweck eines wahrhaft nationalen Jugendunterrichts in Griechenland auf die harmonische Verbindung der altgriechischen Welt mit der gegenwärtigen gerichtet sein müsse, und daß hiernach theils die bisherigen Mängel dieses Unterrichts sich ergäben, theils Das sich erkennen lasse, worauf es dabei ankomme. Die Schrift hat in dem wahrhaft christlichen Sinne und echt griechischen Geiste, der sie durchdringt, etwas ungemein Wohlthuendes und empfiehlt sich durch die Verständigkeit ihrer Wahrnehmungen und Vorschläge. 5.

Ist die Noth die „zehnte Muse"?

Die Frage, ob Noth- oder Wohlstand der Entwickelung schriftstellerischer und dichterischer Talente förderlicher sei, ist noch nicht zur Genüge discutirt und entschieden worden. Während Herder die Noth die „zehnte Muse" nennt, sagt in seinem „Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik" Theodor von Küstner: „Haben Einige sagen wollen, daß Armuth und Dürftigkeit bessere Werke hervorbringt als Wohlstand, so sind dies leere Phantasien und barocke Behauptungen, die es wohl verdienten, daß sie an dem Urheber derselben, wenn er Talent hätte, erprobt würden." Die Erfahrung möchte im Allgemeinen mehr für Küstner's Behauptung sprechen. Wenigstens wird die Noth noch zu rechter Zeit ein Ende nehmen und überhaupt nicht eine zu tief greifende und aufreibende sein müssen, wenn dem Genius die Schwingen zu höherm Aufsluge nicht gelähmt werden sollen. Niemand wird leugnen wollen, daß diejenigen Dichtungen, welche Schiller in späterer Zeit schrieb, also „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Braut von Messina", „Wilhelm Tell" u. s. w., höher stehen als „Fiesco" und „Cabale und Liebe", die er zur Zeit quälender äußerer Bedrängniß dichtete und die zwar vielfach den Stempel des Genies, aber nur zu viele Spuren der Hast, der Uebereilung und der wilden Auflehnung tragen. Diese größere Reife seiner spätern Dichtungen hängt nicht allein mit der größern Lebensreife, sondern noch mehr damit zusammen, daß er allmälig in eine Lage gerieth, welche es ihm erlaubte, seine Dichtungen zu überlegen, auszutragen, zu feilen und abzurunden. Nicht als ob seine Lage

nicht immer viel zu wünschen übriggelassen hätte, aber er war doch vor der äußersten Noth geschützt, vor jener Noth, die, wenn sie sich bleiern an die Flügel des Genius heftet, diesen erlahmt, erdrückt und niederzieht. Auch Schiller würde schwerlich der Verkrüppelung oder Verwüstung seines Talents entgangen sein, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit wohlwollende Menschen wie Frau von Wolzogen, Körner und seine leipziger Freunde Hülfe gereicht hätten. Daher hat einmal Heinrich Laube mit Hinblick auf die ehrwürdige Matrone in Eisenach, welche sich des jungen Luther als Currendeschülers annahm, sehr richtig bemerkt: „Es ist möglich, ja es liegt in der Geschichte thatsächlich vor uns, daß gering erscheinende Wohlthaten den Grund gelegt haben zu einer heilsamen Umwandelung der ganzen geistigen Welt."

Es ist nun zwar eine merkwürdige Thatsache, daß, wenn wir das Gebiet der Naturforschung ausnehmen, wo wir einen Leopold von Buch und einen Alexander von Humboldt haben, die eigentlichen bahnbrechenden Geister in Deutschland dem bürgerlichen Stande angehörten: Luther, Leibniz, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w.; aber entweder lebten sie von Hause aus in günstigen, behaglichen Verhältnissen wie Goethe, oder ihre Lage gestaltete sich doch in einem Augenblick günstiger, wo ihnen die Kraft noch nicht erlahmt war, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihre Lebensaufgabe mit Energie durchzuführen. Wo dies nicht der Fall war, da sehen wir wie bei Hölty, Bürger, Lenz, Grabbe und manchen Andern ein gedrücktes Dasein und wir dürfen annehmen, daß sie unter günstigern Verhältnissen noch Größeres und gewiß Vollendeteres geleistet haben würden. Kant war der Sohn eines Sattlers, Tieck der Sohn eines Seilers, Lehrer- und Predigersöhne waren unter Andern Flemming, Gellert, Hölty, Lessing, Bürger, Herder, Jean Paul, Wieland. Diese alle gehörten also doch immer von Geburt dem bürgerlichen und zum größern Theil dem gelehrten Stande an, genossen also doch wol die unschätzbaren Vortheile einer Jugenderziehung, welche bei ihnen einen guten geistigen Grund gelegt hatte. Aus dem eigentlichen Bauernstande wüßten wir hier nur den wackern Seume zu nennen, dagegen eine unendliche Reihe adeliger Dichter und Schriftsteller, wie — um nicht auf die Zeiten der Minnesinger zurückzugehen — Ulrich von Hutten, F. von Spee, Freiherr von Canitz, von Cronegk, Christian Ewald und Heinrich von Kleist, die beiden Grafen Stolberg, von Salis, von Thümmel, von Babo, von Gerstenbergk, von Hardenberg (Novalis), Achim von Arnim, die Freiherren von Eichendorff, Fouqué, Gaudy, Max von Schenkendorf, Graf von Platen, Graf von Auersperg, Gräfin Hahn-Hahn, Niembsch von Strehlenau, Fürst Pückler-Muskau und außer diesen noch so viele andere, daß wir mit der Aufzeichnung ihrer Namen den Leser nur ermüden würden. Also ein Bauernsohn und nur sehr wenige Handwerkersöhne gegen eine Unzahl von Adeligen! Dies beweist doch mehr als alles Andere, wie sehr in unsern Zeiten der Kunstdichtung die Erweckung und Ausbildung des poetischen Talents von behaglicher Lebensstellung, früher Lectüre, guter Muster, anregender Erziehung, größerer Muße und gesellschaftlichen Einflüssen abhängig ist.

Man hat in letzter Zeit vielfach behauptet, daß der jüdische Stamm gegenwärtig verhältnißmäßig mehr poetische und künstlerische Begabung entwickele als der christliche, und zum Beweise dafür hat man die Maler Bendemann und Veit, die Componisten Mendelssohn und Meyerbeer, die Dichter und Schriftsteller Stieglitz, Heine und Börne genannt. Man beachte aber wohl, daß die meisten der Genannten Söhne steinreicher Bankiers waren und daß Heine und Stieglitz steinreiche Bankiers zu Oheimen hatten. Börne war der Sohn eines jüdischen Geldmäklers, und jüdische Geldmäkler pflegen wenigstens in der Regel keine Bettler zu sein.

Auf die ausländischen Literaturen wollen wir hier nicht weiter eingehen. Was aber, fragen wir, würden Byron oder Puschkin geworden sein, wenn sie zufällig in einer Bettlerherberge geboren worden wären? Unter den englischen Poeten und Schriftstellern befindet sich bekanntlich eine große Zahl Solcher, welche von Geburt der Aristokratie angehören, und was Frankreich betrifft, so war zwar Rousseau der Sohn eines einfachen Uhrmachers und Molière der Sohn eines Tapezierers und königlichen Kammerdieners, dagegen der Großvater Racine's (von dem dieser erzogen wurde) königlicher Procurator, Corneille's Vater Generaladvocat und Voltaire's Vater Schatzmeister bei der Rechnungskammer. Madame Dudevant führt ihren Stammbaum sogar bis auf den Marschall von Sachsen zurück und Frau von Staël-Holstein war die Tochter eines berühmten Ministers.

Soviel ist gewiß, daß ein Autor oder Dichter, der sich aus geringern Verhältnissen heraufarbeiten soll, dabei unendlich mehr Kämpfe zu bestehen haben wird als einer, welcher von Hause aus einer höhern Lebensstellung angehört. In unserer Zeit, wo das Geld offenbar eine Macht geworden ist, wo man nicht mehr so leicht wie im vorigen Jahrhundert mit neuen Ideen durchzudringen vermag, aus dem einfachen Grunde, weil während der letzten hundert Jahre die Welt vielleicht für Jahrhunderte mit Ideen versorgt worden ist, wo die Vornehmern lieber selbst in Poesie und Kunst dilettantiren, als wie früher Talente unterstützen, diesen vielmehr eine gefährliche Concurrenz bereiten, indem sie das Gewicht ihrer Lebensstellung mit in die Wagschale ihres Renommé werfen; in unserer Zeit gestaltet sich das Verhältniß für das Talent, welches nicht von Hause aus durch die Magie des Geldes und der geselligen Connexionen unterstützt wird, ohne Zweifel noch bei weitem ungünstiger. Einige wissen diese Ungunst dadurch zu ersetzen, indem sie reiche Heirathen schließen, in den Salons antichambriren oder sich königlichen und herzoglichen Höfen durch Widmungen u. s. w. angenehm zu machen suchen; Andern wird man es nicht verdenken, wenn sie ihr Talent wenigstens von aristokratischen Einflüssen rein zu halten, es durch Betheiligung an ehrenhaften literarischen Instituten wie durch würdige literarische Thätigkeit überhaupt zu verwerthen und sich dadurch der Welt nützlich zu machen suchen.

H. M.

Notizen.

Zur Schopenhauer'schen Philosophie.

D. Asher hat soeben ein „Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Herrn Dr. Arthur Schopenhauer" (Leipzig, Dyk) erscheinen lassen. Der Verfasser erkennt darin diesem jedenfalls originellen Denker das Verdienst namentlich der Klarheit und Bestimmtheit zu; er sagt unter Anderm: „Vor meiner Bekanntschaft mit Ihren Werken tappte ich im Dunkeln umher; je mehr ich mich in die Geschichte der Philosophie vertiefte, desto verworrener wurden meine Ideen; bald schien mir das eine, bald das andere System Recht zu haben, bald war ich Idealist, bald Materialist, bald schwelgte ich in der Gottestrunkenheit eines Spinoza, bald durchsuchte ich mit Laplace den Himmel und die Erde und konnte nirgends einen Gott finden; endlich fielen mir Ihre Werke in die Hände, da schwand die Dunkelheit und in meinem Innern ward es Licht. Und wie mir, so scheint es Allen, die Ihre Werke kennen gelernt, ergangen zu sein." Sodann deckt aber Asher den Punkt auf, an welchem nach seiner Ansicht das Schopenhauer'sche System mit sich selbst in Widerspruch geräth, indem nämlich Schopenhauer der Stelle, wo er die Bejahung des Willens erklärt, die nachstehende folgen lasse: „Das Gegentheil hiervon, die Verneinung des Willens zum Leben, zeigt sich, wenn auf jene Erkenntniß das Wollen endet." Asher bemerkt dazu, daß ja das Nichtwollen so gut einen Willen bedinge als das Wollen, und zeigt nun, wie Schopenhauer weiterhin auf den Abweg der Ascese gerathe, wie aber doch hierbei die Bejahung des Willens zum Leben keineswegs aufhöre. Asher fragt: „Kann der Mensch auch nur einen Tag leben, ohne durch irgend einen Act diesen Willen zu

bejahen? Und kann Bejahung mit Verneinung irgend zusammen bestehen?" u. s. w. Wir empfehlen die kleine, aber anregende Schrift Allen, welche sich für die Schopenhauer'sche Philosophie, von welchem Standpunkt es auch sei, interessiren und sich mit ihr beschäftigen, und wir wünschen, daß die Zahl Derer, die sich dem Studium der Schopenhauer'schen Philosophie widmen, mehr und mehr zunehme, sei es auch nur um des einen fruchtbaren Gedankens willen, welcher das leitende Princip der Schopenhauer'schen Ethik ist, daß wir nämlich alle Menschen als Leidensgefährten (socii malorum) ansehen und sie danach behandeln sollen. Wir wünschen uns dazu Glück, daß dieses Princip des Mitleidens nun durch Schopenhauer auch für die Philosophie gerettet wurde, nachdem es aus ihr so ziemlich spurlos verschwunden war. Ueberhaupt ist Schopenhauer's System, wie man auch von der darin waltenden pessimistischen Anschauung des Lebens denken mag, ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Denn wenn mitten in einer genußsüchtigen, tumultuarisch strudelnden, zerstreuten und zerstreuenden und eines religiösen Mittelpunkts entbehrenden Zeit ein tiefer Denker sich zur buddhistischen Lehre mit ihrer Seligkeit im Nichts, dem sogenannten Nirwana, zurückwendet, so ist dies eine Erscheinung, deren Bedeutung als Zeitsymptom gewiß nicht gering anzuschlagen ist.

H. M.

Zur Berichtigung.

In Nr. 24 d. Bl. ist die Beurtheilung eines im Jahre 1855 in Paris erschienenen Werks: „Scènes des camps et des bivouacs hongrois, pendant la campagne de 1848—49. Extraits des mémoires d'un officier autrichien par Philarète Chasles", enthalten, und der Recensent klagt sich dabei an, naiv genug gewesen zu sein, die Angabe des Titelblatts, nach welcher die vorliegenden Scenen einem östreichischen Offizier nacherzählt wären, für baare Münze zu nehmen, da doch bei näherer Prüfung der Schrift ihm klar geworden sei, daß dieser Offizier eine mehr oder weniger fingirte Persönlichkeit sei, welcher Chasles seine eigenen Schilderungen und Ansichten untergeschoben habe. Er erklärt sonach die von dem Offizier erzählten Ereignisse, daß er verwundet in einem ungarischen Hause verpflegt worden, dann den Ungarn in die Hände gefallen sei und sie auf ihren Streifzügen habe begleiten müssen, für eine reine Fiction. Hier befindet sich aber der Recensent in einem großen Irrthume und hätte sich sonach die erwähnte Selbstanklage ersparen können. Die höchst interessanten Ereignisse, welche diesen östreichischen, einer hannoverischen Familie angehörigen Offizier während des ungarischen Feldzugs betrafen, sind bereits vor mehren Jahren, welches Jahr ich aber bestimmt anzugeben nicht vermag, im „Morgenblatt" auf eine Weise erzählt, welche keinen Zweifel an deren Wahrheit zuläßt, und später von Wickede, jedoch ohne Angabe der Quelle, in die „Bilder aus dem Soldatenleben" aufgenommen worden. In dieser Erzählung kann ich mich nicht erinnern, eine warme Vorliebe für Ungarn, eine gerechte, oft sogar enthusiastische Würdigung der ungarischen Revolution und ihrer Vertreter wahrgenommen zu haben. Unstreitig hat Chasles diese ihm zu Gesicht gekommene Erzählung aus dem Deutschen übersetzt und als Leitfaden benutzt, um daran seine Ansichten über die ungarische Revolution anzuknüpfen.

64.

Bibliographie.

Biographien berühmter Baumeister und Bildhauer. 1ster Band. — A. u. d. T.: Andreas Schlüter. Ein Beitrag zur Kunst- und Baugeschichte von Berlin. Nach amtlichen Urkunden bearbeitet von K. F. v. Klöden. Nebst 2 Grundrissen des königlichen Schlosses in Berlin. Berlin, Riegel. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Buchhandel vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1843. Bausteine zu einer spätern Geschichte des Buchhandels. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Altona, Verlags-Bureau. 8. 15 Ngr.

Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. 6te Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Burow, Julie, Ein Arzt in einer kleinen Stadt. Roman. Zwei Bände. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Hübner. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Die geistlichen Ritterorden. Auto sacramental. Zum Andenken an den 8. Dezbr. 1854 übersetzt von F. Lorinser. Regensburg, Manz. 16. 12 Ngr.

Heffter, A. W., Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. 3te Ausgabe. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kühne, F. G., Wien in alter und neuer Zeit. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Kutzen, J., Das deutsche Land. Seine Natur in ihren charakteristischen Zügen und sein Einfluß auf Geschichte und Leben der Menschheit. Skizzen und Bilder. Zur Belebung vaterländischen Wissens und vaterländischer Gesinnung. Breslau, Hirt. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von J. Rank. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Richter, J., Otto Schulz. Ein Denkmal für Seine Nachkommen und Seine Freunde. Mit dem Bildniß von Otto Schulz und dem Facsimile seiner Handschrift. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr.

Schücking, L., Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Schultz, K. W., Der Rhein. Ein Gedicht in dreizehn Gesängen. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Uschold, J. N., Darstellung des Hauptinhaltes der Geschichte der Philosophie. Amberg, Pohl. Gr. 8. 16 Ngr.

— — Grundriß der Psychologie. 2te neu bearbeitete Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Förster, H., Der Weg nach Golgatha und Emaus. Drei Predigten gehalten zu Breslau. Breslau, Hirt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hesse, F. H., Predigt zur Erinnerung an Winfried den Apostel der Deutschen am 10. Juni 1855 gehalten. Giessen, Ferber. Gr. 8. 1½ Ngr.

König, J., Die Unsterblichkeitsidee im Buche Job. Inauguralrede, gehalten den 15. Februar 1855. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 Ngr.

Riese, C., Das christliche Gymnasium. Naumburg, Domrich. Gr. 8. 10 Ngr.

Schellwitz, H., Das Recht des Autors an seinen Werken nach den Grundsätzen des preußischen Landrechts in einer kritischen Beleuchtung eines Erkenntnisses des Königl. Appellationsgerichts zu Köln, den Becker'schen Nachdruck von Theodor Körner's sämmtlichen Werken betreffend. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmidt, F., Vom Schmalkaldischen Kriege bis zum Augsburger Religionsfrieden. 1546—1555. Eine Volksschrift. Zur 300jährigen Gedächtnißfeier des Augsburger Religionsfriedens. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 2 Ngr.

Ueber die Begründung der Realschulen zu Plauen und Zittau und ihre Verbindung mit den Gymnasien. Ein Beitrag zur Geschichte des Realschulwesens im Königreich Sachsen. Dresden. Gr. 8. 4 Ngr.

Vernunft und Offenbarung. Ein Wort für Zweifler von einem Laien. Mit einem Vorwort von Dr. F. W. Krummacher. Herausgegeben vom Evangelischen Verein zu Potsdam. Potsdam. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19, 21 – 23.)

36. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger **Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen.** Achter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

37. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Sechster Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der **erste bis fünfte Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größtem Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

38. **Camprodon (Don Francisco), Die Blume Eines Tages.** Schauspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.** 8. Geh. 16 Ngr.

Hr. G. H. de Wilde, ein geistvoller Kenner und Verehrer der spanischen Literatur, führte schon vor einigen Jahren ein treffliches Erzeugniß der neuern spanischen dramatischen Literatur bei der deutschen Lesewelt ein: das religiös-phantastische Drama „Don Juan Tenorio" von Zorrilla (1850, 1 Thlr.). Gegenwärtig läßt er diesem Stück ein zweites folgen, um auch durch dieses die gangbaren Vorstellungen von dem gegenwärtigen Standpunkte des spanischen Theaters berichtigen zu helfen. „Die Blume Eines Tages" von Camprodon, bereits ins Englische übersetzt, hat in Spanien einen außerordentlich glänzenden Erfolg gehabt und auch in Mexico sah es der Uebersetzer mit dem größten Beifall aufführen.

39. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Die zehnte **Auflage** des **Conversations-Lexikon** ist jetzt vollständig erschienen.

Der anfänglich garantirte **Preis** (120 Hefte zu 5 Ngr.) ist auf das strengste festgehalten worden, obwol **gegen 40 Bogen gratis** geliefert werden mußten. Diese völlig umgearbeitete binnen vier Jahren erschienene zehnte Auflage des Conversations-Lexikon, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem **Nationalwerk der Deutschen** geworden ist, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann in allen beliebigen Terminen folgendermaßen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

40. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. **Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden. Erster bis sechster Viertelband.** Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai 1855 an, sodaß sie bis Ende 185[illegible] vollendet ist.

Das bereits Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

41. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der **Wissenschaften und Künste.** Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) **Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Erste** bis sechste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect **in allen Buchhandlungen zu erhalten.**

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon (500 **Stahlstiche** in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 **Bogen**), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, **vollständig** erschienen, kann fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) **oder allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk **auch einzeln** zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf **Verlangen**

zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. Prachteinbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

42. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Siebenundzwanzigstes bis neunundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

43. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertundachtzehntes bis hundertdreiundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Nach Vollendung des zehnten Bandes werden nun noch zwei Bände erfoderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen und ungefähr binnen Jahresfrist in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 33. —— 16. August 1855.

Gervinus.

Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen von G. G. Gervinus. Erster Band. Leipzig, W. Engelmann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Der reiche und gediegene Inhalt des ersten Bandes der „Geschichte des 19. Jahrhunderts" läßt uns in freudiger Anerkennung den Beginn eines Werks begrüßen, das im weiten Gebiete europäischer Literatur zu den ersten und besten, das vielleicht auch im Gebiete der deutschen Literatur und des deutschen Volkslebens zu den wirksamsten und einflußreichsten zählen wird. Gervinus hat sein Werk dem treuen, strengen und eifrigen Forscher und Verkünder historischer Wahrheit, dem gesinnungsstarken und charaktervollen Manne F. C. Schlosser gewidmet. Schon diese Widmung wie der Geist der von Gervinus früher erschienenen Schriften deuten auch auf die Haltung und Richtung seiner neuesten Schöpfung. Hier wie dort begegnen wir einer Fülle des reichsten Wissens und dem edelstolzen, unbeugsamen Ehrenmanne, der, unbekümmert um das Rechts oder Links, das als wahr Erkannte im ernsten und wohlerwogenen Urtheile offen und rücksichtslos verkündigt. In der klaren und fließenden Form seiner Darstellung scheint uns aber der Verfasser — gehoben und getragen durch die Größe und selbst angespornt durch die Schwierigkeit des Unternehmens — seine frühern Leistungen weit übertroffen zu haben. Im Vorworte heißt es:

> Niemand möge, gespannt vielleicht durch die Schicksale der ersten Anfänge dieses Werks, nach irgendeiner Seite hin auf zu schonende und verzagte oder zu schroffe und rücksichtslose Urtheile zu stoßen weder befürchten noch hoffen.

Um so besser, daß es so ist! Wir haben der zu schonenden oder zu schroffen und darum der oberflächlichen Urtheile schon zum Ueberflusse gehabt. Ueber das in der Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts" Ausgesprochene durften aber die Meinungen der Zeitgenossen auseinandergehen, weil darin die Ueberlieferungen der Vergangenheit wie die Erwartungen von der Zukunft nur in allgemeinen und verschwimmenden Umrissen gegeben werden konnten. In der Geschichte unsers Jahrhunderts dagegen sprechen die treu abgespiegelten Thatsachen in solchem Maße ihre eigene, verständliche und unzweideutige Sprache, daß ihre oft so schneidende Schärfe durch die allzu scharfen Urtheile des Geschichtschreibers nur abgestumpft werden könnte. Und wo dieser seine eigene Meinung sagen muß und wirklich sagt, sind doch auch seine Urtheile nur der abgekürzte Ausdruck der Thatsachen selbst. Darum glauben wir, daß das neue Geschichtswerk auf jeden unbefangenen Leser den Eindruck der lautern, vollen und ganzen Wahrheit machen wird. Wol mag die Kritik noch an diesen oder jenen Einzelheiten mäkeln können; aber sie wird damit nicht sowol den großen Werth des Werks zu verringern, als ihre eigene Kleingeistigkeit ins Licht zu setzen vermögen.

Gleich im Anfange des ersten Hauptabschnitts „Die Herstellung der Bourbonen" finden wir die sprechendsten Züge zu einem treffenden Charakterbilde Napoleon's I. zusammengefaßt, der seine Franzosen für die fünf Milliarden der eingestandenen Kosten seiner Kriege von 1802—14 und für die drei Millionen Menschen, die von 1804—14 ausgehoben und bis auf ein Sechstheil seinem Ehrgeize geopfert wurden, mit der Sättigung an Größe und Ruhm zu entschädigen dachte; der sich noch nachträglich auf St.-Helena eine weltgeschichtliche Mission erdichtete und sich selbst Zwecke unterschob, für deren Gegentheil er in der Wirlichkeit gehandelt hatte; der einmal sagte, daß „im Kriege stets ein großes Unglück einen großen Schuldigen bezeichne, und der damit sein eigenes Urtheil gesprochen hatte". Wenn aber Napoleon I. auch als Kaiser „den geschmacklosen Hofglanz der faulen Vergangenheit wiederhergestellt hatte und in der Ueppigkeit eines asiatischen Fürsten (wie der Perser sein Trinkwasser) seinen Lieblingswein bis Moskau mit sich führte", so hatte er doch diesen Lieblingswein wirklich bis Moskau mit sich geführt und sich wenigstens doch nicht ganz und gar persönlich den über seine Truppen verhängten

Leiden und Gefahren entzogen. Dieser Mitbetheiligung an den Schicksalen des durch seine große Persönlichkeit stets von neuem geblendeten Heers entsprach denn auch die Anhänglichkeit der Masse dieses Heers bis zu seinem Sturze im Jahre 1814:

Sein Heer zwar in den untern Schichten blieb ihm aufopfernd und bewundernswerth treu bis zur äußersten Prüfung; je höher hinauf aber, desto greller wurde der Abfall. Die Tapfersten versagten in dem letzten Augenblicke, die Bevorzugtesten verschwanden und verriethen, die Beleidigten und Rückgesetzten dagegen bewährten sich als die Edelsten; die Verwandten in Italien verzagten oder fielen ab. Die verstoßene Gattin überlebte des bewunderten Gemahls Sturz nur um wenige Wochen, die regierende Kaiserin dagegen gab ihre Hauptstadt, ihren Gatten, ihre fürstliche Würde und bald sich selbst und ihre weibliche Würde preis; den Sohn traf das tragische Loos des Astyanax, das dem Vater von allen Loosen das schrecklichste schien.

Während Gervinus die völlige Herabgekommenheit und Armseligkeit aller Mitglieder der ältern Bourbonenlinie schildert, hat er zugleich überzeugend nachgewiesen, wie dennoch 1814 die Herstellung eben dieser verkommenen Bourbonen die einzige Möglichkeit für Frankreich blieb. Sie blieb es darum, weil sich die Bourbonen während der Jahre ihrer Verbannung im Gedächtnisse der Nation auf möglichst vortheilhafte Weise in Erinnerung zu bringen wußten, und besonders weil ihre frühern Sünden und Fehler, gegenüber den spätern der nach ihnen herrschenden Parteien, mehr und mehr in Vergessenheit gerathen waren. Nicht blos in Paris konnte man es 1814 deutlich sehen, wie es sich mit dieser Restauration im Volke machte. Auch in der zweiten Hauptstadt Frankreichs, in Lyon, war urplötzlich eine Schar Bourbonisten mit weißen Armbändern und Cocarden aufgetaucht, die ihren sehr zweifelhaften Freunden, den Alliirten, das „Vive le roi! Vivent les alliés!" unbarmherzig in die Ohren leierten. Die Zahl dieser Altroyalisten war nur gering; aber alle andern Parteien waren nichts mehr und darum waren die Wenigen Alles. Bei einem neuen Wechsel der Dinge in Frankreich wäre es also leicht möglich, daß die Fusion der Bourbonisten und Orleanisten mit ihren schon mehr vergessenen Fehlern den Sieg über die Demokraten davontrüge, falls es diese der Nation nicht begreiflich zu machen wüßten, daß sie etwas Besseres von ihnen zu erwarten habe als nur die Beibehaltung der militärischen Conscription oder die Wiederkehr der Staatsarbeitsanstalten von Louis Blanc und der Zusatzsteuer von 45 Centimes.

Indessen ließen es auch die restaurirten Bourbonen nicht lange an den Fehlern fehlen, an der Mishandlung des Heers, an der Beunruhigung der Besitzer von Emigrantengütern durch den Gesetzentwurf vom 13. September 1814 u. s. w., wodurch der Rückkehr Napoleon's aus Elba, der zweiten gewaltsamen Restauration, sowie den royalistischen und fanatischen Gräueln des reactionären Pöbels und der reactionären Gerichte 1815 vorgearbeitet wurde. Für die bourbonische Restauration waren „die Massen", so berichtet Gervinus S. 62, „wie sich Napoleon selbst vorausgesagt hatte, mit dem Losrufe gewonnen worden, daß Conscription und droits réunis aufgehoben würden; wiewol jeder Vernünftige wußte, daß diese Lasten unter andern Namen, als Requisitionen, Recrutirung, indirecte Steuern, immer wiederkehren mußten". Aber diese Nothwendigkeit des Immerwiederkehrens liegt nicht im Wesen und in der zwingenden Natur des neuzeitlichen Staats: das monarchische Großbritannien wie die demokratische Schweiz und nordamerikanische Union wissen so wenig von Conscription als von solchen lästigen indirecten Abgaben, wie sie noch heutzutage in Frankreich als meist nur dem Namen nach aufgehobene droits réunis fortbestehen. Die Nothwendigkeit ihres Fortbestands in Frankreich lag also nur in der Persönlichkeit und dem imperatorischen Ehrgeize des aus Elba zurückgekehrten Napoleon, der das Volk „im Anfange seines Zugs als Bürger, auf dem weitern Wege als Franzosen und in Paris wieder als Unterthanen oder als sein Volk anredete". Hätte er sich aber auf die Massen gestützt, hätte er ihnen erfüllt, was die Bourbonen nur verheißen hatten, so wären wol Conscription, droits réunis und vielleicht die Bourbonen selbst für immer abgeschafft geblieben.

Sehr gut faßt Gervinus den Geist und Gang der Geschichte von der ersten bis zur zweiten Restauration und noch weiter hinaus in den wenigen Worten zusammen:

Eine Soldatenbewegung hob Napoleon auf den Thron, aber er hatte keinen Bestand; von dieser Seite ist die Geschichte der 15 Monate das Vorspiel zu den nähern Soldatenaufständen von 1820 in Spanien, Neapel und Piemont. Die Geschichte dieser überall schnell gescheiterten soldatischen Gewalten stellt ganz im Großen den Uebergang von der Zeit dar, wo der Soldat Alles war, zu der, wo der Bürger Alles zu sein begehrte.

Sehr wahr! Aber dann kam eine Zeit, wo nicht mehr die Bourgeoisie, sondern das Volk Alles zu sein begehrte, und wo gleichwol der Soldat nach den Kämpfen von 1849 wieder Alles zu sein schien. Es dürfte also noch eine dritte Periode bevorstehen, in welcher der französische Soldat, der Alles war, endlich begreift, daß er nichts ist, oder daß er nichts als Volk ist und zwar der am meisten misbrauchte Theil des Volks. Der beschleunigte Eintritt dieser Periode dürfte durch die Erfahrungen der französischen Armee in der Krim in solchem Maße gefördert werden, daß am Ende die continentale Westmacht für „die Sache der Civilisation und Aufklärung" mehr gethan haben wird, als ihr selbst lieb sein möchte.

In scharfsichtiger Verfolgung aller unabsichtlichen wie aller absichtlichen Verwickelungen und des ganzen diplomatischen Ränkespiels, das bei der Herstellung der Bourbonen, das sodann während der Hundert Tage und später aufgeführt wurde, läßt Gervinus eine ganze Gruppe sogenannter historischer Gestalten mit Ordenssternen und Ordensbändern vor den Augen des Lesers und dem Richterstuhle der Geschichte erscheinen, um sie das Geständniß ihrer Sünden ablegen zu lassen. Aber der ehrliche Leser muß sich an ihrer Stelle schämen, da sie es selbst

nicht thun. Denn sie suchen sich sämmtlich in ähnlicher Weise zu entschuldigen, wie Fouché seine geheime Polizei entschuldigte, die „zu Verderbniß und allgemeiner Herabwürdigung führt, aber andere Uebel erspart“. Im Hinblicke auf die moralische Fäulniß dieser Gesellschaft von Ministern, Diplomaten, Marschällen, Senatoren und Deputirten nimmt sich die Schwäche und Eitelkeit eines Lafayette oder Benjamin Constant noch ganz erträglich aus, und ein Carnot oder Macdonald haben nur ehrliche Männer zu sein, um als Sterne erster Größe zu leuchten. Nach einer solchen genauen und unparteiischen Musterung, wie sie Gervinus über die hohe europäische Gesellschaft angestellt, begreift man es aber um so leichter, daß im traurigen Wechsel die Regierung Frankreichs seitdem bald aus schlechten in schwache, bald aus schwachen in schlechte Hände übergehen mußte und daß es in manchen andern Ländern auch nicht viel besser sein konnte. Denn überall gibt es ja leider ein noch viel zu zahlreiches und sogenanntes gebildetes Publicum von Blödsichtigen, welche alle größern und kleinern Bosheiten für respectable Staatsklugheit, welche die Aufführungen auf einem geputzten Affentheater für das Drama der Weltgeschichte selbst ansehen.

Das zweite Capitel „Der wiener Congreß“ berichtet über die „Gestaltung der europäischen Staatengebiete“ und schildert in einem folgenden Abschnitte „Die deutsche Verfassung“ jenes Treiben, das am Ende die deutsche Bundesacte und nichts als diese zur Folge hatte. Es ist nur allzu charakteristisch, daß derselbe Talleyrand, welcher erklärte, daß den Menschen die Sprache gegeben sei, um ihre Gedanken zu verbergen, auch der Erfinder des Worts „Legitimität“ war, dieses Losungsworts der ganzen Restaurationsperiode, in dem bald auch das ganze Christenthum der heiligen Allianz auf- und unterging. Es ist nicht minder bezeichnend, daß ein anderer Sünder in Thaten und Worten, daß Fouché den in seinem Munde besonders scharf und bitter lautenden frommen Wunsch aussprach, „daß das Wort «Legitimität» der Welt nicht so viele Thränen kosten möge als das ebenso schöne Wort «Gleichheit»“.

Wir verzichten selbst auf jeden Versuch einer nur summarischen Verzeichnung des reichen, im zweiten Capitel behandelten Stoffs. Die Völker haben ja auch die bittern Früchte des mit leichtfertiger Hand ausgestreuten Samens seit 40 Jahren kennen gelernt.

Eine Vergleichung des Wiener Congresses mit dem zu Osnabrück würde auch dann nicht zu Gunsten des erstern ausfallen, wenn die Parallele noch weiter fortgesetzt würde, als dies Gervinus gethan hat. Allerdings waren

> die einstigen steifen und bittern Rangstreitigkeiten in Osnabrück einer feinen Zwanglosigkeit gewichen; bei Unterzeichnung der Protokolle und Urkunden ließ man bald den Zufall, bald das Alphabet die Reihenfolge entscheiden. Dafür ermangelte man aber auch des ehrenfesten Geschäftsernstes jener Zeiten und bildete vielmehr das Geschick der Mystification aus und die Kunst, Ränke unter biedern Mienen, Misgunst unter großmüthigem Scheine, Eigennutz unter schönklingenden Grundsätzen zu verbergen.

Schwerer fällt es noch in die Wagschale, daß der Congreß des 17. die Völkerthat des 16. Jahrhunderts, die Reformation, in viel weiterm Umfange anerkannt hat, als der Wiener Congreß die Errungenschaften der Revolution. Der erstere führte die Schweiz und die Niederlande in das europäische Staatensystem ein. Freilich hatten sich die Völker dieser beiden demokratischen Staaten das nicht mehr zu verkümmernde Recht ihrer Unabhängigkeit selbst erkämpft; aber man gab sich doch keine diplomatische Mühe, ihre Errungenschaften zu verkürzen und zu verringern. Der Wiener Congreß dagegen restaurirte nur Dynastien; und wo er nebenbei eine Republik Krakau schuf, that er es nur, um die Unmöglichkeit ihres Fortbestands thatsächlich zu demonstriren. Genua dagegen, obgleich sich Buckingham und Whitbread im englischen Parlamente dieses „Opfers des neuen Raubsystems“ annahmen, wodurch hier eine „schandbarere Ungerechtigkeit begangen wurde als von der Französischen Revolution in ihren schrecklichsten Zeiten“, Genua wurde die misvergnügte Provinz einer restaurirten Monarchie. Die republikanische Schweiz, die man bestehen lassen mußte, drängte man doch weit hinter die Mediationsverfassung zurück und zwang dadurch die Schweizer, sich nach unvermeidlichen Wirren und Kämpfen ihre Freiheit und Selbständigkeit zum zweiten male zu erobern. *) Nach dem Westfälischen Frieden war es der ungemessene Ehrgeiz eines unumschränkten Monarchen, der sich im Innern seines Staats durch seinen Widerruf des Edicts von Nantes und seine Dragonaden, der sich nach außen durch seine Eroberungskriege gegen den Geist und die positiven Satzungen jenes Friedensschlusses auflehnte. Kein Congreß, und wäre er aus den Weisesten der Weisen zusammengesetzt, kann die Gelüste und Launen eines absoluten Machthabers im voraus berechnen. Aber der Wiener Congreß konnte auf die unzweideutigen Handlungen und Reden der Völker seit dem Beginne der Französischen Revolution sehen und achten. Die Nationen hatten deutlich genug gesprochen. Aber er achtete ihrer Stimme nicht; und so waren es auch die Völker, die gegen seine Satzungen thatsächliche Verwahrung einzulegen angefangen, aber nach 40 Jahren noch nicht geendigt haben.

Ebenso treffend als zeitgemäß ist (S. 176) die Schil-

*) Das diplomatische Schicksal der Schweiz besprechend, macht Gervinus auf eine noch wenig beachtete Thatsache aufmerksam. Kaiser Alexander, von Laharpe geleitet, hätte der Schweiz gern jede Reaction erspart. Seiner Politik arbeitete aber Metternich entgegen, der den Durchmarsch Schwarzenberg's durch die Schweiz zu dem Zweck betrieb, um die aristokratische Reaction hervorzurufen. So kam es 1814 zu jenem Operationsplane gegen Frankreich, den Clausewitz in seinem berühmten Werke „Vom Kriege“ mit Recht und aus guten Gründen so scharf getadelt hat. Die Diplomaten haben so oft schon die militärischen Operationsplane verdorben, daß man sich nicht wundern muß, wenn ihnen zuweilen die Generale, wie jetzt in der Krim, Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchen.

derung der äußern Physiognomie der Orgie des Wiener Congresses:

In dem engen Stadtraume von Wien zusammengedrängt wogten so viele Fürsten mit ihrem Gefolge, so viele literarische, kriegerische und politische Größen, der prunksüchtige Adel von Ungarn, Oestreich und Böhmen mit seinen fremden Gästen, die leichtfertigen Witzlinge der Salons, die deutschthümelnden oder weltbürgerlichen Sonderlinge, Wüstlinge und Abenteurer, Gaukler und Spieler, Tänzer und Sänger in Massen durcheinander; die verfeinertsten Leidenschaften des Westens kreuzten sich mit den rohern der halb orientalischen Großen; die vornehme Welt stellte ihre Schönheiten zu Schau und Kauf um die Wette mit den feilen Tänzerinnen, die ungeheuere Summen hinwegtrugen; die frivolen oder gallsüchtigen Witzbolde, das mephistophelische Chor in dem Schauspiele, trugen dann die gewürzten Geheimnisse durch die Gesellschaft.... Man konnte der hohen Welt einen Ausbruch der Freude gönnen über die abgeschüttelte Last von 25 Jahren der Unruhe und der Demüthigung, ohne darum zu billigen, daß in der wiener Hofküche täglich unermeßliche Summen aufgewandt und von dem Hofe, nach der Angabe der Kundigen, über 30 Millionen Gulden auf die Congreßfeste vergeudet wurden, in einem Lande, wo drei Jahre vorher ein Staatsbankrott unzählige Menschen verarmt hatte, wo in diesem Augenblick über 50,000 Invaliden zur Hälfte mit kärglichen Gnadengehalten, zur Hälfte mit bloßen Reservationsurkunden auf solche Gehalte abgefunden wurden, wo in Siebenbürgen (Anfang 1815) eine Hungersnoth wüthete, die viele Tausende aus dem Lande trieb, und wo man die königlichen Gäste zu Festlichkeiten (nach Ofen) führte auf Straßen, die seit vielen Jahren zum ersten male ausgebessert wurden.

Es gibt vornehmthuende, wenn auch zuweilen mit Freisinnigkeit prunkende Historiker, die es kaum der Mühe werth halten, aus dem doctrinären Himmel ihrer alleinseligmachenden Meinungen herab mitunter auch einen Blick auf die von hohen Händen verschwendeten Millionen zu werfen, welche durch die Arbeit von Millionen Menschen zusammengesteuert werden mußten, um verschwendet werden zu können. Wir freuen uns, daß, wie es hiernach scheint, Gervinus nicht zu dieser aristokratisch abgeschlossenen Gelehrtenkaste gehört, deren Mitglieder es nicht begreifen oder nicht begreifen wollen, daß das Geld ein Maßstab für einen sehr beträchtlichen Theil des Thuns der Menschen ist, daß sich das unnütz oder zu schädlichen Zwecken verschwendete Geld auch als verlorenes Volkswohl und verlorene Volksbildung anschlagen und abschätzen läßt. Um die wiener Hofküche und wiener Regierung in den Stand zu setzen, über 30 Millionen Gulden für Congreßfeste vergeuden zu können, mußten von der arbeitenden Bevölkerung Oestreichs über 60 Millionen Tage der Frohn- und Sklavenarbeit verrichtet werden. Und wenn man die einfache, aber inhaltsschwere Wahrheit, daß sich jede Staatsausgabe auch als Volksarbeit schätzen läßt, auf die Ausgaben für die ungeheuern stehenden Heere und andere improductive Dienstleistungen anwendet, so wird man sich auch nicht mehr wundern, daß die immer bedenklicher anschwellende Masse der Auswanderer ihre weiße Haut wol sogar in die Länder der schwarzen Sklaverei zu retten sucht.

Als ein Meisterwerk historischer Kunst, die mit sicherer Hand das Bedeutende im Völkerleben zusammenfaßt und es zur klaren Anschauung bringt, glauben wir im dritten Capitel „Die Reactionen von 1815—20" die Darstellung jener „geistigen Bewegungen" in Literatur und Kunst, in Sitte und Gesellschaft bezeichnen zu dürfen, die in ihrer natürlichen Strömung gegen den ganzen Geist, die Grundsätze und Staatseinrichtungen des revolutionären Frankreich der politischen und kirchlichen Reaction vorgearbeitet, die ihr die verhängnißvolle Bahn bezeichnet und zum Theil gebrochen haben. Man muß diesen Theil des Werks mit besonderer Aufmerksamkeit lesen; aber das ist eine so leichte als angenehme Mühe, da es hier dem Verfasser in vorzüglichem Maße gelungen ist, durch reiche und immer neue Gaben die Aufmerksamkeit zu fesseln und wach zu halten.

Hier stoßen wir auch mitunter auf jenen ungezwungenen Humor, wie ihn nicht sowol der Geschichtschreiber als die Geschichte selbst in ihrer treuen und gewissenhaften Auffassung erzeugt. So hat Gervinus, indem er die Einbrüche der Romantik in die Gebiete der Philosophie und Staatslehre schildert, hauptsächlich nur durch eine Zusammenstellung der Widersprüche ihrer eigenen Doctrinen die Schelling und Schlegel, die Châteaubriand, Bonald, de Maistre, K. L. von Haller u. A. gezwungen, den Witz der Vernichtung gegen sich selbst zu richten. Am Schlusse des Abschnitts führt er uns das scharf ausgeprägte Lebensbild von F. von Gentz vorüber, dieses Charakters der vollendetsten Charakterlosigkeit, der uns doch immer noch durch die höchste Naivetät des Selbstbekenntnisses seiner bodenlosen Niederträchtigkeit ein eigenthümliches Interesse abgewinnt; eben jenes Gentz, den Welcker in seinem „Staatslexikon" so breit zu Charpie auseinandergezupft hatte, um es nach einer solchen Verarbeitung kaum noch hoffen zu lassen, daß ihn irgendein Christenmensch wieder als Ganzes zusammenbringen werde. Gervinus kommt dann von Gentz auf dessen politischen Genossen, auf den „lackirten Staub" *), Fürst Clemens von Metternich zu reden, dem sich im Abschnitte „Oestreich" die sachgetreue und einläßliche Entwickelung jenes Regierungssystems anknüpft, wonach in der Restaurationsperiode die Völker der östreichischen Monarchie behandelt wurden.

Es wäre nicht blos überflüssig, es wäre auch eine Versündigung gegen den Verfasser, wollten wir aus dem schönen Zusammenhange seiner Darstellung der „vorbereitenden geistigen Bewegungen" irgendwelche einzelne Stellen herausreißen, um sie den Lesern d. Bl. als Probe mitzutheilen. Wir beschränken uns also auf eine einzige Bemerkung, die sich uns mit vielen andern bei der Lectüre des dritten Capitels aufgedrängt hat.

Zur Bezeichnung des Geistes der von Haller attentirten „Restauration der Staatswissenschaften" sagt Gervinus S. 384:

Das eigene Recht des Herrschers, das (nach Haller) fast Alles in sich begreift, erstreckt sich doch nicht über das einzige Eigene des Unterthanen, seinen Körper und sein erworbenes

*) Worte des Schweizers Merian, russischen Staatsraths zur Zeit des Wiener Congresses.



Eigenthum. Der Kriegsdienst kann daher nur infolge von besondern Dienstverträgen verlangt werden; die Conscription ist eine revolutionäre Einrichtung; die Fürsten sollen ihre Kriege, meist nur eigene Sache, auch auf eigene Kosten führen.

Uns scheint in der Neuzeit die Ueberzeugung immer mehr durchzudringen, daß die überall verhaßte Conscription keine revolutionäre, sondern eine gegenrevolutionäre Einrichtung ist, wie denn auch in Frankreich die Entstehung der eigentlichen Conscription erst unter das Directorium und in den Beginn der reactionären Periode fällt; daß der Staat der Neuzeit durch die Beibehaltung der militärischen Staatsfrohnen, nach Abschaffung aller andern Frohnen, mit sich selbst im grellen Widerspruche steht; daß man die künftige Vertheidigung gegen feindlichen Angriff theils auf eine verhältnißmäßig geringe Zahl freiwillig eintretender, genügend belohnter und militärisch durchgebildeter Wehrmänner gründen muß, theils auf ein durch militärische Jugenderziehung tauglich gemachtes Aufgebot zahlreicher Massen, ohne daß man sich noch ferner beikommen läßt, selbst für die Zeit des Friedens eine beliebige Menge wehrkräftiger Männer herauszugreifen, um sie während einer Reihe von Jahren ihrem bürgerlichen und productiven Berufe zu entreißen. Abgesehen von der Bezeichnung der Conscription als revolutionär oder gegenrevolutionär, scheinen also die Ansichten des Restaurators der Staatswissenschaften und die neuern Ansichten nahe übereinzustimmen. Aber diese Uebereinstimmung ist doch nur eine scheinbare. Denn Haller will auch, „daß die Stände (Adel, Geistlichkeit, städtische Bürgerschaft) nicht das Volk vertreten, sondern nur sich selbst, höchstens, als natürliche Beschützer des Volks, ihre Hintersassen und Unterthanen, die rechtlos sind, deren Sklaverei sogar unter Umständen gerechtfertigt ist". Haller will also auch, daß das arme „beschützte Volk" nach wie vor zu Soldaten gepreßt werden könne, um dann seine Beschützer zu beschützen; und hier liegt der Punkt, von wo sich der Restaurator wieder tief in das Mittelalter und in den Feudalstaat hinein verirrt. Wir sehen also hier wieder an einem besondern Beispiele, daß sich die Staatslehren der Altgläubigen und Neugläubigen wol zuweilen berühren, daß sie sich aber nach jeder Berührung sogleich wieder abstoßen.

Im Rückblicke auf den ersten Band der „Geschichte des 19. Jahrhunderts" wird der Leser bemerken, daß noch wenig von den Volksmassen die Rede ist; umsomehr jedoch von jener vornehmen Gesellschaft, die, mit Krönchen auf dem Kopfe oder mit Portefeuilles für alle innern und äußern weltgeschichtlichen Angelegenheiten in der Hand, als schimmernde Blasen auf dem Strome der Geschichte schwimmen und bis zum Zerplatzen den Wahn in sich festzuhalten pflegen, daß sie es sind, die dem Strome die Richtung geben. Die Volksmassen aber, in ihrer Ruhe wie in ihrer Bewegung, sind in Wahrheit die Weltgeschichte; und sie sind es jetzt mehr, als sie es früher waren. Jene Vornehmen dagegen, die in diesem oder jenem Eigennamen die Massen zu regieren glauben, können höchstens wie der Laubfrosch oder wie ganze Congresse von noch so aufgeblasenen Laubfröschen das Wetter anzeigen, aber nicht machen. Sie können es auch nur so lange richtig anzeigen, als sie selbst noch ein Mitgefühl für die Leiden und Freuden der Völker haben. Wie der gute Feldherr zum schlechten wird, sobald er nicht mehr den Geist des eigenen Heers und des feindlichen Heers begreift, so wird der große Staatsmann zum kleinen, sobald ihm in eitler Selbstüberhebung der Sinn für die Interessen und Bedürfnisse der Massen verloren gegangen ist. Darum geschah es so oft, daß die innerlich klein gewordenen Großen noch kecken Muths den Kopf über das Wasser streckten, um in wohltönenden Thronreden den ewigen Sonnenschein zu prophezeien, als es schon unter ihnen in der Tiefe grollte, als sich schon die Wetter über ihren Häuptern zusammenzogen.

Das ist im Großen seit 60 Jahren der Gang der Geschichte: die endlich zum Bewußtsein ihrer Bedrückung gelangten Volksmassen treten mehr und mehr aus dem lange und den Ungeduldigen allzu lange währenden Zustande der leidenden Ruhe heraus, im guten Glauben, daß sie zur Erlösung vom Uebel nur die alten Herrscher mit neuen Führern umzutauschen haben. Eine zeitlang hält dieser gute Glaube bei den durch ihren eigenen Sieg wieder beruhigten Massen an. Dann beginnt die Enttäuschung und in wachsenden Kreisen breitet sich die Erkenntniß aus, daß die neuen Besen weniger das alte Kehricht wegzufegen als neues herbeizuschaffen wußten. Noch läßt die ausharrende Menge die ihr ungeduldig Voraneilenden in ihren vereinzelten Versuchen theilnahmlos scheitern. Aber in dem von den Klügsten unter den Staatsklugen nicht geahnten Momente setzt sie sich selbst wieder in Bewegung. Denn der Enthusiasmus für den von ihr selbst auf den Schild erhobenen Herrscher hat sich in Gleichgültigkeit, die Gleichgültigkeit hat sich zwar nur im engern Kreise in leidenschaftlichen und bittern Haß, aber im weitesten Kreise hat sich das alte Vertrauen in Mistrauen verwandelt. Vor dem schärfer sehenden Auge des Mistrauens sinkt dann bald die glänzende Hülle zu Boden, die in dem bisherigen Machthaber den Retter der Gesellschaft erblicken ließ und — „wenn der Mantel fällt, so muß der Herzog nach!"

Das war auch die Geschichte des „großen" Kaisers, als sich, im Auslande wie in Frankreich selbst, die frühere Bewunderung für ihn und der Glaube an seine große und weltgeschichtliche Mission in Gleichgültigkeit oder Haß, in Unglauben und Mistrauen verwandelt hatten. Noch kurz vor seinem Sturze hat aber der große Kaiser seinem jetzigen Nachfolger und allen andern Gewalthabern eine einfache und in deutlichen Worten ausgeprägte Lehre gegeben, die eine um so ernstere Warnung enthält, als er sie selbst nicht befolgt hatte. Er hat diese Lehre gegeben, als er sich selbst voraussagte, daß man die Massen mit dem Losungsworte der Aufhebung der Conscription und der droits réunis gewinnen werde. Diese Massen haben einen ganz andern Maßstab für die Bemessung der über sie verhängten Knecht-

schaft, als ihn die meisten Männer der Wissenschaft und die Phrasenmacher über die Unterdrückung der Nationen haben. Wenn jährlich Zehntausende oder Hunderttausende zu Soldaten gepreßt werden, so wird es in ebenso viel tausend Familien erkannt und bitter empfunden, daß hier wieder einmal die Zwingherrschaft des Staats in alle häuslichen und ökonomischen Verhältnisse störend und zerreißend hereingegriffen hat. Wenn der Bauer und Bürger in die Tasche greifen muß zur Bezahlung von Abgaben, von deren Verwendung er keinen deutlichen Nutzen für sich selbst erkennt, so fühlt er es an jedem Franc, den er hingibt, daß er wieder einmal zur Sklavenarbeit für Zwecke verdammt worden ist, die nicht seine Zwecke sind. Das Volk kann keinen andern Maßstab haben, weil bei allen Völkern und in den Sprachen aller Völker das Geld zum Maßstabe seiner Arbeit geworden ist, weil ihm seine Arbeit nicht blos die Mittel zum Leben verschafft, sondern weil sie auch zum großen Theile, bei Vielen sogar zum allzu großen Theile das Volksleben ist. Kann es also dem jetzigen Kaiser der Franzosen gelingen, die Conscription nebst den damit zusammenhängenden überflüssigen und schädlichen Abgaben zu beseitigen, so werden die Massen, wenn nur die Erlösung wirklich kommt, sich wenig mehr darum kümmern, wie und durch wen sie gekommen ist. *)

Dem Verfasser der „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ ist es indessen nicht zum Vorwurfe zu machen, daß er in seinem ersten Bande von dem nur stoßweise, aber dann entscheidend wirkenden Auftreten der Volksmassen noch nicht viel gesprochen hat. Nach der That der Erlösung vom Napoleon'schen Joche hatten sich ja die Massen wieder zur Ruhe begeben, und die hoffähigen Herren und Damen, die salonfähigen Gelehrten und Literaten, deren Schriften das Volk nicht liest, konnten wieder einmal in Weltgeschichte zu machen scheinen. Daß aber Gervinus im Verlaufe seines Werks das gewaltige Eingreifen der Völker nicht blos zu würdigen versuchen, sondern auch in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen im Stande sein wird — dies hoffen und glauben wir. Man kann das Volksleben nicht blos gründlich kennen, sondern auch die Volksleiden warm mitfühlen, ohne nach der Ehre zu geizen, auch in toastirenden Vereinen oder in massenhaften Volksversammlungen der Erste zu sein. Auch ist der jetzige Hofrath, der nun den Höfen so beachtenswerthen, aber schwerlich beachteten Rath gibt, selbst ja aus den Reihen des hofunfähigen Volks hervorgewachsen. Gervinus ist ein Eroberer im Reiche der Wissenschaft und den ganzen Schatz seiner reichen Kenntnisse verdankt er dem unablässigen Ringen seiner eigensten Kraft. In ähnlicher Weise wie den politischen Emporkömmlingen, geht es freilich nur allzu oft auch diesen wissenschaftlichen Eroberern: auf der schwindelerregenden Höhe ihrer Gelehrsamkeit vergessen sie mitunter, von wannen sie gekommen sind. Aber Gervinus gehört, wir hoffen es, zu den seltenen Ausnahmen. Er fühlt es tief und schmerzlich, wie in Deutschland der traurige Mangel eines öffentlichen Gemeinlebens die gebildeten Classen und die Masse des Volks auseinanderhält; und wenn Irgendeiner, so ist er im Stande, die zwischen Lehre und Leben noch hoch aufgethürmten papiernen Mauern vollends zu durchbrechen. Auch scheint ihm zum großen Theile der glückliche Durchbruch aus der doctrinären Gefangenschaft schon gelungen zu sein: er hat sich bereits das Herz durch die Gitter herausgepreßt, und der Kopf wird folgen müssen.

Gervinus hat seinen Lesern eine sinnlich deutliche Vorstellung der von ihm geschilderten Zustände und Persönlichkeiten nicht ganz so bequem gemacht wie Macaulay, sein berühmter britischer Genosse. Dafür gibt er einen mehr als genügenden Ersatz in der reichsten Fülle bewährter Thatsachen und inhaltschwerer Gedanken, die selbst wieder zum ernsten Nachdenken anregen. Auch müßte sein Publicum aller nachschöpferischen Phantasie bar sein, könnte es sich nicht das Einzelne, das Gervinus da und dort über die von ihm vorgeführten Individualitäten gesagt, zum anschaulich klaren Gesammtbilde ihrer Persönlichkeit zusammenfassen.

Wir mögen nicht daran zweifeln, daß das mit so treuem Fleiße und so unbeugsamer Gewissenhaftigkeit begonnene Werk noch fernerhin seine gedeihlichen Folgen äußern und die Zeitgenossen noch aus manchem sie befangenden Vorurtheile erlösen werde. Dieser zuversichtliche Glaube wird auch den Verfasser aufrechthalten, daß er nicht erlahme; und alle Ehrenmänner im weitesten Umkreise werden ihm bei seiner ernsten und schweren Arbeit in den Schachten der Geschichte aus vollem Herzen ihr Glück auf! zurufen.

Wilhelm Schulz.

Dramatische Bücherschau.

1. Johannes Rathenow, ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von Robert Giseke. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 16 Ngr.

Es war eine tolle Wirthschaft in der alten Doppelstadt Kölln-Berlin, als der gestrenge Bürgermeister Johannes Rathenow die Zügel des Regiments mit kräftiger Faust handhabte. Wie im großen Ganzen des deutschen Vaterlandes, so begann auch hier die neue Culturepoche mit der alten zu ringen; die Zünfte begehren Sitz und Stimme im Rathe der alten Stadtgeschlechter, und wie denn die Berliner von jeher, um mit Goethe zu reden, ein „verwegenes Volk“, eine borstige und widerhaarige Race gewesen sind, so gibt es blutige Köpfe und arge Gewaltthat. Ueber diesem Gewirre aufgewühlter und kämpfender Elemente reckt der alte Rathenow sein Themisschwert auf die erhitzten Köpfe hinab und hält der tobenden, wallenden, wechselnden Flut seine steinerne und unwandelbare Gesetzestafel als undurchdringlichen Schild entgegen. Der Mann ist

---

*) Die Anhänglichkeit der Franzosen an die Traditionen der „gloire“ und mithin an die Napoleon'schen Militäreinrichtungen dürften aber Allem nach noch heutzutage viel mächtiger sein, als der Verfasser zu glauben scheint. Aus diesem Grunde haben wir eine hier im Manuscript folgende Stelle weggelassen, weil sie eine übrigens schon mehrfach vom Verfasser angeregte und in dieser Stelle nur weiter motivirte und ausgeführte Foderung betrifft, welcher nur erst dann Genüge geschehen kann, wenn die Massen und namentlich die Militärpersonen selbst in Frankreich mit dem Verfasser gleicher Ansicht sein werden. D. Red.

aus Erz gegossen, ein eiserner Charakter, das personificirte, mit Blut auf Marmor geschriebene Gesetz einer Zeit, deren Sonne zu sinken beginnt. Nur Rathenow merkt nicht, daß der alten Tage Abend dämmert, sondern bescheidet den Wunsch der Zünfte nach Theilnahme am Rathe also:

In alten Zeiten wol, da ist's geschehen,
Daß reiche Zünftige sind einverleibt
In der Geschlechter Zahl; doch war's in Zeiten,
Wo noch das Recht nicht fertig festgesetzt.
Jetzt aber ist die Zeit vorbei, wo die
Gesetze aus dem Geist geschaffen werden,
Das Recht ist heut' besiegelt und verbrieft,
Sowie es Gott gewollt, und dieses Recht
Ist die der Welt von Gott gesetzte Ordnung,
An der die Menschenhand nicht tasten soll!
Und heut' zumal, wo sich von oben wie
Von unten auf Empörung geltend macht;
Wo Volk und Kurfürst beide rütteln wollen
An unsers Regimentes heil'gem Stand,
Gibt es nur *eine* Rettung für das Gute:
An dieser Ordnung unverbrüchlich halten!
D'rum muß, wer zünftig ist, jetzt zünftig bleiben.

Da hat man den ganzen Mann in diesem kurzen Glaubensbekenntnisse; seine Rechtsüberzeugung ist ihm zugleich seine Religion, ist ihm Gottes Wille, „daran der Mensch nicht tasten soll". Rathenow ist ein durchaus alttestamentlicher Charakter und deshalb der Auftritt mit dem jüdischen Wechsler Baruch ein so ergreifender, weil gleichsam der alte Mosesglaube zum modernen Talmud tritt, das heroische Hebräerthum zur schachernden, herabgekommenen Jüdelei, die trotzdem immer noch einen Funken der alten Größe in sich trägt. Von Christenthum findet sich nichts in diesem Bürgermeister, ja nicht einmal von deutschem Wesen, eher mag er ein alter Römer genannt werden; aber auch etwas Grauenvolles, Gespenstiges nistet in ihm. „Wenn er lächelt und freundlich thut", sagt seine Gattin, „so schaudert mich; denn dann hat er allemal eine That vor, die mich ins Herz trifft; er bittet es damit im voraus ab!" Und wirklich, Rathenow schont des eigenen Verwandtenbluts nicht, wenn es sein „Gesetz" zu wahren gilt; er würde Weib und Kind schlachten, wenn sein „Gesetz" es so von ihm verlangte; sein eigenes Menschenthum hat er ja bereits völlig seinem Götzen „Gesetz" zum Opfer gebracht. Aber das ist denn auch der Punkt, wo dieser mit so großer Kraft, mit so energischer Schärfe wie in Stein gemeißelte Charakter aufhört eine tragische Persönlichkeit zu sein; der Mensch ist todt in ihm und an die Stelle der Menschenseele ist das „Gesetz" getreten. Der Dichter sucht zwar den Menschen in ihm zu retten; die eigenthümliche Art, seine gesetzlichen Grausamkeiten vorher durch sein Benehmen gleichsam abzubitten, die Scene mit der Tochter in des Juden Zimmer, wo er sich selbst den „Mann von Stein" nennt, u. s. w. sind solche Versuche; aber leider fallen sie nur als kalte, starre Worte von den Lippen Rathenow's, man merkt ihnen die Absicht des Dichters gar zu sehr an und sie entwickeln sich nicht mit dramatisch überzeugender Gewalt aus dem innersten Wesen des Helden, dessen fixe Idee ihn völlig ausgehöhlt, völlig zu ihrem Werkzeuge herabgedrückt hat.

Man kann nicht umhin, bei dieser Dichtung lebhaft an Otto Ludwig's „Erbförster" erinnert zu werden. In diesem ist es das subjective Recht des Herzens, das Recht des Individuums, in Rathenow das objective Recht der Gesellschaft, welches, in seinem Extreme zur Schuld angewachsen, tragisch gesühnt werden soll; allein der alte Förster Ulrich erweckt viel zuversichtlichern Glauben an seine menschliche Grundwesenheit, regt viel inniger das tragische Mitleid an, ist überhaupt eine viel poetischere Gestalt als der berliner Bürgermeister, welchen Giseke viel zu sehr construirt, viel zu ersichtlich mit dem reinen Verstande aus gegebenen Zügen combinirt und zurechtgebaut, nicht mit dichterischer Begeisterung geschaffen hat. Diesem Rathenow fehlt das warme Herz, welchem wir die begangene Schuld menschlich verzeihen können, und weil er wie ein Besessener seiner fixen Idee nachhängt, so richtet er mehr an, als daß er selbständig etwas thut und handelt. Da wir in ihm den absoluten Kakodämon seiner Familie, — opfert er doch seinem „Rechte" auch der Tochter Glück —, seiner Stadt, seiner selbst, kurz Aller erblicken müssen, mit denen er irgendwie in Berührung kommt, so athmet man, wie erlöst vom Alpe, frisch auf bei seinem Tode und fühlt nichts von jenem tragischen Mitleid, welches der Held eines Trauerspiels doch erregen soll. Die Kälte, welche der Hauptgestalt dieses Drama innewohnt, hat sich der ganzen Dichtung und den übrigen Figuren mitgetheilt, welchen allen die poetische Wärme mangelt; denn selbst Rathenow's Tochter, Elsbeth, ist mehr von erkünstelter Ekstase als gesundem Feuer beseelt; ihr Geliebter, der Repräsentant des Bürgerthums der Zukunft, Henning Mollner, was ist er mehr als ein Raufbold und Abenteurer? Kurfürst Friedrich, der Vertreter des neuern, menschlichern Rechts- und Staatsthums, ist wahrlich nicht im entferntesten so tief angelegt, als er dies sein müßte, wenn wir in ihm, was der Dichter bezweckt, den Träger einer neuen vorgeschrittenen Zeit verehren sollen; es fehlt somit der echte kräftige und bedeutende Gegensatz zu Rathenow; die Sonne, die über den Trümmern der zerstörten und gerichteten Welt des starren und finstern Buchstabens aufsteigt, erweckt keinen warmen Glauben an ihr Licht, und so sehnt man sich vergebens nach wahrhaft tragischer Versöhnung.

Zu so kräftiger Schönheit sich im Einzelnen die Sprache erhebt, so trägt sie doch im Allgemeinen den unleugbaren Charakter erzwungener Derbheit und Knappheit; manchmal holpern die Verse so schwerfällig dahin, daß man den Autor der Saloperie beschuldigen möchte, wenn man andererseits nicht merkte, daß er mit seinen geharnischten und gestiefelten Worten die Absicht verbände, treu im Tone der Zeit zu bleiben. Und das ist denn auch wirklich das Hauptverdienst und kein geringes Lob dieses Dramas, daß es im Ganzen wie im Einzelnen die historische Färbung mit großer Kraft trifft und festhält und in durchaus objectiver, künstlerischer Behandlungsart dem Stoffe keinerlei kokette Phrasenfähnchen anheftet, sondern schlicht und einfach die Begebenheiten und die Charaktere wirken und handeln läßt ohne alle sehr naheliegende subjective Einmischung moderner und persönlicher Elemente. Ueberhaupt verspricht dieses Drama entschieden Gutes; denn von einem Dichter, dem ein so kerniges und kraftvolles Talent der dramatischen Charakterisirung und Individualisirung zugebote steht, der so ohne allen und jeden außerkünstlerischen dilettantischen Beigeschmack zu arbeiten weiß, dessen Pinsel das Colorit der Geschichte so geistvoll zu behandeln vermag, dem es offenbar so hoher Ernst um seinen Beruf ist, von einem solchen läßt sich mit Zuversicht eine segensvolle Thätigkeit für das deutsche Drama erwarten. Mangelt seinem „Rathenow", wie wir nicht verschwiegen haben, die eigentliche poetische Wärme, so liegt das nicht daran, daß der Poet ihrer entbehre, sondern weil derselbe in misverstandenem Ernste des objectiven Schaffens sie absichtlich zurückgedrängt hat, und da nichts schwieriger ist, als aus einem Romane (noch dazu aus einem guten) ein Drama zu bauen, die vorliegende Tragödie aber den Namen einer dramatischen Dichtung wohl verdient, so beweist auch dieser Umstand die dramatische Begabung Giseke's zur Genüge. Und so rufen wir ihm ein freudiges Vorwärts zu auf deutschem Grunde für das deutsche Volk, dem ja noch heute die letzten Worte unserer Tragödie gelten:

Zertrümmert liegt der Documente Recht;
Ein neues Recht erfodern uns're Zeiten,
Das nicht nur *Recht*, auch *Segen* soll verbreiten
Und lebensvoll gedeihe fort und fort!
Gott sei dafür, des Vaterlandes Hort!"

2. Johanna Gray. Tragödie von *Albert Türke*. Berlin, Wohlgemuth. 1854. 8. 24 Ngr.

Gerade Das, was wir an den „Portensern" Albert Türke's

in Nr. 14 d. Bl. rühmen konnten, ist für die „Johanna Gray" zur tödtlichen Klippe geworden. Wenn sich in den erstern das tiefe Studium Shakspeare's als ein wahrhaft productives, den innersten seelischen Ton der Dichtung beherrschendes, durchaus lebendiges und poetisch warmes Element verwerthete und uns veranlaßte, dieser Art, den Spuren des großen Briten zu folgen, mit Eifer das Wort zu reden, so hat unser Poet in der vorliegenden Tragödie den Weg des Geistes und der freien Gestaltung verlassen und sein Augenmerk lediglich auf das Außenwesen Shakspeare'scher Behandlungsweise, auf den äußern Apparat derselben gerichtet; statt wie früher aus der Fülle des unter Shakspeare's Sonne aufgeblühten und entwickelten Geistes seine dramatischen Gebilde frei und selbständig zu schaffen, hat Türke sich eine Shakspeare-Schablone gefertigt und nach dieser sein Trauerspiel unkünstlerisch hingepinselt. Je mehr es ihm gelungen ist, im äußerlichen Wesen Shakspeare nachzuäffen, je weniger hat er im Innern seiner Dichtung die großen Lehren, die das auf das Wesen gerichtete Studium sich aus Shakspeare gewinnt, praktisch gemacht. Das ist eine Verwirrung und ein Durcheinander der Auftritte, eine Ueberhäufung der Scenen, ein Hin- und Herfahren der Handlung, daß man, wie auf der Rollflut des zerwühlten Meeres hinauf- und hinabgeschaukelt wird, bis man seekrank geworden ist. Nicht eine einzige Persönlichkeit ragt gebietend über den Schwall empor, ja nicht eine einzige Gestalt hat wahrhaftes dramatisches Leben; entweder begegnet man lauter eingefleischten Teufeln (wie der Königin Maria und ihren katholischen und spanischen Helfershelfern), oder man hat es mit eitel Engeln zu thun (als da sind Johanna, die Heldin des Drama, und die Prinzessin Elisabeth), oder schwächliche, matte und in aller Art uninteressante Persönlichkeiten treiben sich durcheinander. „Johanna Gray" selbst zerfällt in zwei sich durchaus widersprechende, durch rein nichts miteinander vermittelte und in keiner Art unter eine Menschengestalt gebrachte Personen. Denn wie dieses stille, etwas sentimentale, nur vor den Blumen und den Büchern sich glücklich fühlende Mädchen, in welchem auch nicht mit einem Zuge die spätere Größe angedeutet ist, plötzlich dazu kommt, eine politische Heroine zu werden und sich für das Wohl des Vaterlandes und des Glaubens als königliches Opferlamm zur Schlachtbank führen zu lassen — das ist lediglich der Phantasie des Lesers, respective Zuschauers überlassen; der Dichter selbst hat nichts dafür gethan. Und wie nun dieser Heroismus der Johanna nicht aus ihrem innersten Menschenthume quillt, wie sie sich ihn in Gestalt der Krone gleichsam nur hat aufschwatzen und auftölpeln lassen, soll etwa das gar ihre tragische Schuld sein? So ist denn auch dies Heldenthum ein so durchaus erzwungenes, gemachtes, kaltes, declamatorisches, daß es die ganze Tragödie in eine hohle Phrase auflöst. Wie kann eine Gestalt tragisches Mitleid, tragische Erhebung wecken, an welche man nicht glaubt, deren Menschenthum man nicht anzuerkennen vermag, die nichts weiter ist als eine träumerische Phantasie des Dichters? Daß bei so bewandten Dingen auch die tragisch versöhnende Lösung des Trauerspiels ausbleibt, ist nicht eben befremdlich, oder soll das ein erhebender tragischer Trost sein, daß wir ein edles protestantisches Volk zu den Füßen einer perfiden Papistin und ihrer fanatischen Henkersknechte gefesselt sehen? daß Johanna mit ihrem Geliebten nach der Hinrichtung in einen Sarg gelegt wird? Derlei Vertröstungen auf den Himmel wirken nicht mehr in unserer nüchternen Zeit und sind abgebrauchte Nothbehelfe in die Klemme gerathener Poeten. Wo ist in alle Dem ein Shakspeare'scher Zug? Und wie eifrig sind doch im äußern Wesen des großen Engländers Seltsamkeiten und Willkürlichkeiten, die eben nur durch seine Behandlung bedeutend, für jeden Andern aber gewiß nicht empfehlenswerth, nachgebastelt und nachgeäfft, bis auf den Spukgeist, der als König Heinrich VIII. seinen Umgang in unserer Tragödie hält, ein abgeschmacktes, nichtssagendes Gespenst, das wir belachen, während Shakspeare's gewaltige Geistererscheinungen uns das Blut zurück zum Herzen treiben und selbst den Ungläubigsten zum Glauben an ihre Existenz zwingen.

Wir haben gewiß dem Talente Albert Türke's bei Besprechung der „Portenser" alle Gerechtigkeit und alle Liebe angedeihen lassen; aber gerade deshalb sind wir verbunden, diesmal um so härter mit ihm ins Gericht zu gehen, denn ein Schritt weiter auf diesem Wege und der Poet sitzt in einer Manier fest, aus welcher er sich nimmermehr herauswickelt und welche ihn zur Mumie austrocknet. Im Geiste jenem dramatischen Heros von Albion zu folgen, wie Türke dies in seinen „Portensern" so frisch und kräftig gethan hat, ist sicher ein hoher und würdiger Beruf, nicht aber in Form und Manier ihm sich unfrei unterzuordnen; jener ist ewig und unwandelbar, diese von Zeit und Wechsel abhängig. Und dann: wer so, wie unser Dichter in seinen „Partensern", den Nerv des reinen, unverfälschten Deutschthums poetisch zu erfassen und dramatisch zu gestalten versteht, dem hat die Muse selbst die Verpflichtung auferlegt, an vaterländische Stoffe sich zu halten; und so möge auch Türke in diese sein Talent vertiefen, er wird dabei viel weniger in Gefahr sein, sich an eine fremde Manier zu verlieren. Denn es ist nicht zu leugnen, daß, da unser neueres Drama so schon im Allgemeinen von Shakspeare's Art und Weise sich nicht recht zu emancipiren vermag, diese Emancipation bei Stoffen aus dem britischen Leben noch schwieriger wird. Und an dieser Schwierigkeit hat das vorliegende Trauerspiel Schiffbruch gelitten, dem es übrigens im Einzelnen durchaus nicht an poetischen Lichtpunkten mangelt; ein solcher ist die anmuthige Geschichte, welche Johanna ihrem Geliebten von der Lerche erzählt, und diese mag um so angemessener hier ihren Platz finden, als Johanna selbst bis zu dem Augenblicke, wo sie die Krone übernimmt und nun ohne innere dramatische und menschliche Vermittelung ein ganz anderes und völlig fremdes, gegensätzliches Wesen aus ihr wird, in hohem Grade liebenswürdig und hochpoetisch gedacht und gedichtet ist:

Gib Acht, mein Herz!
Die kleine Lerche lebt so still und fromm,
So eingezogen wie das wahre Glück,
Ein Eremit des Feldes, an die Blumen
Im Korn die ew'ge Morgenpredigt richtend,
Dazu die Orgel spielt in ihrer Brust.
Und doch auch wieder lebt die kleine Lerch',
Ob Herold auch der eig'nen Majestät,
Als wahrer Fürst, und jene Menschen, Dudley,
Die großen Schöpfungskönige. —
Verstünd' ihr Blick der Armuth Schatz zu schätzen, —
Beim Himmel, Dudley, ihren Scepter rückten
Sie nach des Himmels Stirn — denn sein Augapfel
Ist jede Lerch'! — und schrien: Herab mit dir,
Hochmüthige Beherrscherin der Lüfte!
Nun, — ihr Thronhimmel ist der Himmel selbst.
Im Ost die goldigrothe Wolk' ihr Thron.
Reichsapfel ihr die Sonne . . . . . .
. . . . und nun sage du,
Was ihr zur echten Königin noch fehlt —
Den Kummer ausgenommen der Monarchen!

3. Schauspiele von Franz von Elsholtz. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein literarischer Veteran! einstmals von Goethe glänzend eingeführt in die Oeffentlichkeit, dann lange schweigsam und nun endlich wieder noch ein mal den Ritt in das alte dramatische Land versuchend! Man sieht, es ist ihm im innersten Grunde nicht so recht heimlich bei dieser Cavalcade, es ist ihm wie Einem, der lange Zeit die Stätte seiner Jugendheimat nicht gesehen und sie endlich wieder betritt; er ist ein Fremder geworden im Vaterhause, und statt, wie er gehofft, die Sprache seiner Lenzträume an der alten trauten Stelle wiederzuhören, tönen fremde Zungen ihm entgegen. Das mag schmerzlich sein.

und so wollen wir unsers Autors Unbehaglichkeit nicht eben schelten; er hat viel gewagt, denn einen einmal verlassenen Lebensweg findet man schwer wieder und wandelt ihn nur selten mit Glück zu Ende. Elsholtz ist in den Dichtungen, mit welchen er dies zweifelhafte Unternehmen beginnt, was die darin zur Geltung gebrachte Kraft anlangt, nicht schwächer als Hunderte, die ihr wohlgelittenes Mittelgut auf unserm modernen Parnasse zu Markte bringen; aber die Art, wie er producirt, ist, wir halten es für eine Pflicht, ihm das gleich von vornherein zu sagen, eine durchaus antiquirte, ein völliges Rococo. In gewissen Kreisen wird zwar derartiges Rococo heutzutage sehr goutirt, allein wenn wir Elsholtz recht verstehen, würde ihm eine Bekränzung an dieser Stelle keine sonderliche Freude machen. Die erste Dichtung des vorliegenden Bändchens, „Die Hand der Vergeltung", ist als Operntext in der That nicht übel; hier, wo es sich wesentlich um Gefühle handelt — man will zwar jetzt auch Philosophie in Musik setzen —, ist etwas stark romantische Färbung und etwas Ungeheuerlichkeit wohl am Platze; der Verstand hat beim Genusse der Musik wenig zu thun, vielmehr gereicht es nicht zum Lobe derselben, wenn sie ihn groß zu Worte kommen läßt; das Reich der Oper ist das Phantastische und da muß denn ein guter Operntext wie eine Theaterdecoration gearbeitet sein; beim nüchternen Tageslichte des Verstandes erscheint er wie ein Conglomerat von Strichen und Klecksen, während der magische Mondnachtsschimmer der Musik ihn zum schönen harmonischen Gemälde verklärt. Darum hat das Schreiben eines Operntextes sein sehr Schwieriges, und wenn wir auch nicht sagen können, daß Elsholtz diese Schwierigkeit durchaus glücklich überwunden habe, so ist er sich ihrer doch künstlerisch bewußt gewesen und hat entschieden Besseres geleistet, als auf diesem Felde gemeinhin zutage gefördert wird; mehre Härten und Rauheiten müssen allerdings noch aus dem Texte ausgemerzt werden.

In dem Lustspiele „Die Procurationsheirath" benutzt der Verfasser eine bekannte Anekdote des Prinzen Heinrich. Er läßt diesen in Rheinsberg zu Ehren der Vermählung seines Mündels, Natalie von Henkel, mit dem Hauptmann von Pogwisch ein großes Fest veranstalten und, da der Bräutigam dienstlich verhindert ist, am festgesetzten Tage zu erscheinen, den Bruder der Braut, Lieutenant Henkel, schleunigst herbeicitiren, damit dieser, auf daß die Festivität nicht gestört werde, seine Schwester par procuration für den abwesenden Freier heirathe. Die Hochzeit geht nun richtig vor sich und Graf Henkel erwartet im Gasthofe den Prinzen mit seinem Hofe zum lendemain. Aber inzwischen ist der rechte Bräutigam doch noch angekommen und in eben diesem Gasthofe abgestiegen; zugleich ist auch Fräulein Laura von Langen, die Verlobte des Procurationsehemanns, in der nämlichen Herberge einpassirt, und man kann sich die Entrüstung beider sehr eifersüchtigen Persönlichkeiten vorstellen, wie sie die Verheirathungsgeschichte, als revera geschehen, erfahren. Henkel und Pogwisch kennen sich von Angesicht nicht und sind eben im Begriffe sich zu duelliren, als der Prinz Wind von der Sache bekommt und nun Alles mit Ausnahme des verliebten Haushofmeisters zu vollkommenster staatsbürgerlicher Befriedigung gelangt. Aber wozu vier Acte, wo ein einziger vollkommen genügt hätte? Das heißt die Komik, die in dem zwar sehr unbedeutenden, aber immerhin spaßhaften Schwanke steckt, völlig verwüsten und in einen unendlichen Hiatus umwandeln. Man weiß gleich von Anfang, wie Alles bis in das kleinste Detail hinein sich zu- und austragen wird, und das wirkt denn doch wol nicht eben komisch. Trotzdem hat der Verfasser in der Charakteristik seiner Figuren ganz Löbliches geleistet und Prinz Heinrich selbst wie sein Haushofmeister haben viel individuelles Leben. Es dürfte sehr leicht werden, das Lustspiel in einen Act zusammenzudrängen, und wir zweifeln nicht, daß es dann, wenn es dem Verfasser zudem noch gelänge, den abgetakelten Kotzebue'schen Jargon zu beseitigen, auf der Bühne eine gute Wirkung thun wird.

Elsholtz schließt den Band mit einer Tragödie, „König Harald", und führt uns darin in jene Zeiten der nordisch-germanischen Geschichte, die den Kampf des Christenglaubens mit dem alten Heidenthume schlagen und zum Siege des erstern austringen sahen. Harald, der aus Ueberzeugung zur Kreuzeslehre übergetretene Dänenkönig, steht im Felde gegen Sueno, seinen eigenen Sohn. Diesen, den maßloser Ehrgeiz beseelt und dem der Vater mit Rücksicht auf seine jugendliche Wildheit die Mitregierung annoch entzog, hat der greise Heidenpriester aus Dänemarks früherm Herrschergeschlechte, Thorbiorn, zu wildem Grimme gegen den Vater aufgestachelt und ihn zum alten Götterdienste zurückgeführt, wobei ihm die Liebe Sueno's zu seiner Tochter Irma ein willkommenes Mittel zum Zwecke ist. Der Sohn besiegt den Vater, rettet aber in Aufwallung seines bessern Gefühls zunächst dessen Leben vor des Priesters Mörderhand. Thorbiorn hatte einst sein Weib verstoßen und diese seinen Stolz und seine Freude, seinen mit ihr erzeugten Sohn, mit sich in die Fremde geschleppt und auch ein Trinkhorn und einen Dolch ihm geraubt, an welche Kleinodien sein Aberglaube sein Glück gekettet wähnte. Sie erzieht nun, von wilder Rache beseelt, den Sohn sich zum Rächer, und als er Mann geworden, sendet sie ihn ins Heidenlager und trägt ihm auf, Den zu tödten, der das Horn und den Dolch als Eigenthum ansprechen werde, wohl wissend, daß dies Niemand anders als Thorbiorn thun könne. Doch der Sohn, mit Hohn und Haß von ihr genährt, wendet diese zunächst gegen sie selbst und schlägt die Mutter dafür, daß sie ihm so unsinnige Aufträge zumuthe. Das Gesetz von Julin, wo Thorbiorn's Weib verweilte, verurtheilt den Frevler zum Tode, und wie auch König Harald, des eigenen Sohnes Unthat gedenkend, die Strafe zu mildern trachtet, die Mutter selbst fodert des Sohnes Tod und man vollstreckt ihn. Nun, nach Harald's Besiegung, wandert sie ins Heidenlager, gibt sich Irma als deren Mutter zu erkennen und verlangt, daß diese den eigenen Vater ermorde. Als nun das Mädchen dessen sich weigert, fodert sie von ihr, Nachts in Thorbiorn's Kammer geführt zu werden, um selbst die That zu vollbringen, gönnt der Tochter bis zum Abend Bedenkzeit und läßt jene ominösen Kleinodien, Dolch und Horn, in ihren Händen. In ihrer Herzensangst geht Irma zum gefangenen König Harald, der, einst ihr Lehrer, sie dem von ihr auch jetzt noch heimlich treu bekannten Christenthume gewonnen hat, und klagt ihm ihr Leid. „Dein Sohn", sagt sie, der mich liebt und den ich wieder liebe, wird, weil er dich nicht opfern will, von meinem Vater verlassen und verstoßen werden und mich selbst hat Thorbiorn in seinem Grimme bereits von ihm gerissen. Laß ich der Mutter den Willen, so sind wir Alle auf einmal frei und Sueno für immer dein und mein!" Aber Harald gemahnt sie ernst an ihre Christenpflicht und gebietet ihr die Kleinodien, die sie ihm ausliefern will, dem Eigner zurückzuerstatten. O wie jauchzt der Priester, als er seinen Talisman wieder in Händen hat! Nun dünkt ihm der Sieg erst gewiß. Sueno hat indeß hart mit sich gekämpft, ob er den Vater der Geliebten opfern solle; denn nur, wenn er Harald dem Messer der Priester überliefere, werde Irma sein, das schwor Thorbiorn. Endlich siegt die Leidenschaft zu dem Mädchen und Harald wird zum Opferaltar geschleppt. Da erscheint Thorbiorn's Weib, und Entsetzen faßt den Frevler, sein Geist bricht zusammen vor der Kunde von seines Sohnes schmachvoller Enthauptung und vor Irma's Erklärung, daß sie eine Christin sei. Aber noch ein mal rafft er seine letzte Kraft zusammen, sein Volk zur Rache aufrufend. „Sage nur, daß du mein bist", wendet sich Sueno zu Irma, „den andern Allen trotze ich." Aber Irma sagt sich los von ihm, dessen Frevel gegen den Vater jedes Band zwischen ihr und ihm zerrissen hat. Da durchbohrt Sueno's Stahl den Priester, dann seines Trägers eigene Brust, und dem alten, kummergebeugten Könige huldigt aufs neue das Dänenvolk.

Gewiß, es fehlt nicht an kräftiger, spannender und tragischer Handlung, wie es ebenso wenig den einzelnen Charak-

teren, mit Ausnahme Harald's, an Energie und Willensbethätigung gebricht; es ist auch manche poetische Schönheit, manche sprachliche Trefflichkeit, manch feiner und glücklicher Zug (wie der Moment, wo Thorbiorn's Weib wenigstens ihren Fluch noch zurücknehmen will, ehe ihres Sohnes Haupt fällt, u. dgl.) unstreitig vorhanden, ja es ist der strenge reckenhafte Geist jener alten Tage und das sanfte Hineinleuchten der mildern, menschlichern Christuslehre in diese kalte, starre Nordlandsnacht durchaus sinnlich lebhaft und mit reinen poetischen Farben veranschaulicht — aber, aber die unglückselige Schicksalstheorie, welcher längst in die historische Rumpelkammer verwiesenen Marotte der Autor in seiner Tragödie verfallen ist, und welche das ganze Werk wie mit Moder überstäubt und verunreint, drückt überall die freie menschliche Willensregung zur sklavischen Zuckung eines auf elektromagnetische Weise in Spannung und Vibration gesetzten Leichnams herab. Das ist nun einmal nicht mehr Fleisch von unserm Fleische, wie es überhaupt auch seiner Zeit nur eine bedauerliche Abweichung vom Menschlichen und Natürlichen war. Wir mahnen Elsholtz dringend, sich zu überzeugen, daß man mit Revenants weder Andern noch sich ein neues Leben erweckt und daß, wer sich bei seinen Productionen nicht im innigsten und unmittelbarsten Zusammenhange mit der Culturepoche, in welcher er existirt, fühlt, sein dichterisches Herzblut in Wachsfiguren strömt, die trotzdem kalt und ohne Lebenswirkung bleiben. Der Poet, ja im Grunde jeder Mensch, ist nur etwas und wirkt nur etwas, insofern er im Geiste oder (um nicht misverstanden zu werden) im höhern Geiste seiner Zeit ist und wirkt.

4. Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in zwei Theilen von Julius Schrader. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1854. 8. 25 Ngr.

Dem Dichter dieses „Kaiser Heinrich IV." ist es offenbar sehr ernst zu Sinne gewesen bei seiner Arbeit. Das ist die volle deutsche Gründlichkeit, der achtbare deutsche Fleiß, mühevolles Studium und warme Liebe zur Sache; wir begegnen in dieser Dichtung einem Poeten, dem sein Beruf heilig gilt und welchem sein deutsches Volk und dessen Geschichte ein integrirender Theil seines Wesens ist. Er erinnert durch den keuschen, fast puritanischen Ernst seiner Darstellungsart und durch die einfache, knappe Sprache an Melchior Meyr, dessen historische und dramaturgische Anschauungsweise Schrader — wir wissen nicht, ob bewußt oder unbewußt — zu theilen scheint. Im ersten Abschnitte dieser Dichtung entrollt sich Kaiser Heinrich's Leben von seiner Entführung durch Erzbischof Hanno bis zum Antritte seiner Pilgerung nach Rom und schließt erschütternd genug im zweiten Theile mit des unglücklichen Greises Tod auf seinem Zuge wider den rebellischen Sohn. Der rauhe, von Waffenlärm dröhnende und zwischen maßlosem Freiheitstrotze und sklavischer Unterwürfigkeit wild hin- und hergeworfene Geist jener Zeiten ist von Schrader äußerst kräftig und glücklich reproducirt worden und drückt seiner Arbeit einen in der That eigenartigen und originellen Stempel auf. Es wallt ein durchaus gesundes Blut durch die Adern dieses Dramas, dessen männlicher Geist nirgends durch weichliche Sentimentalität verschwächlicht wird, und der Dichter ist mit einer Objectivität zuwerke gegangen, die jedes persönliche Belieben ausgeschlossen hat und in unserer subjectiven Zeit eine Selbstverleugnung ohnegleichen bekundet. So durchaus in Harnisch und Beinschienen dieser Kaiser Heinrich auftritt, der innig zarten, menschlich warmen Züge entbehrt er darum nicht, und wir erwähnen unter diesen mit ganz besonderm Lobe der in der That wahrhaft schönen Scene, in welcher die von Heinrich aufs äußerste vernachlässigte Kaiserin Bertha den Gatten auf seiner rastlosen Wanderung gen Rom über die rauhen Alpen zu geleiten und des Verlassenen guter, schützender Engel zu sein den heroischen Entschluß faßt. Mit dieser Manifestation höchster, edelster Menschlichkeit schließt der erste Theil der vorliegenden Dichtung warm und herzlich ab, und man verweilt mit um so reinerm Genusse bei diesem Zuge, als er, ohne alle und jede auf Rührung zielende Absichtlichkeit, nicht um ein Haar aus der natürlichen und ernst-kräftigen Wahrheit und Menschlichkeit herausweicht, durch welche die ganze Dichtung sich charakterisirt; diese schöne Liebesthat eines hochherzigen, grunddeutschen Weibes gießt um die rauhe, behelmte und bepanzerte Gestalt des Drama einen überaus sanften, wohlthuenden und menschlich erquicklichen Schimmer.

Doch, nachdem wir so den Liebenswürdigkeiten dieser Dichtung gerecht geworden sind, wollen wir auch die Bedenken, welche sie uns erregt hat, nicht verschweigen. Und unter diesen will uns als das ernsteste erscheinen, daß Schrader sich bei seiner Arbeit der historischen Begebenheit zu ausschließlich überlassen hat und deshalb in eine Flut rein äußerlicher Vorkommnisse und Vorfälle gerathen ist, die den innern dramatischen Conflict überwuchern und nicht zur entschiedenen Blüte kommen lassen. Dem leichtsinnigen, frivolen Spiele mit der Geschichte soll hiermit wahrlich das Wort nicht geredet werden; allein man kann auch zu historisch sein, man kann vergessen, daß die Kunst das Geschichtliche nur in seiner Totalität und allgemeinen Erscheinung stehen zu lassen braucht, daß sie nichts Unnatürliches, nichts in sich selbst Unwahres dem großen Ganzen der Geschichte aufzwingen darf, daß sie aber nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist, innerhalb dieser Schranken durchaus selbständig und selbstschöpferisch aufzutreten, die Geschichte gleichsam zu ergänzen, zu verklären und in das Licht der Schönheit, in die reine Höhe einer idealen Wahrheit zu erheben. Dies nun hat unser Dichter — vielleicht aus Marotte — nicht gethan; er ist eigentlich im Allgemeinen nur ein poetischer Berichterstatter des Geschehenen gewesen und seine Dichtung muß eine dramatisirte Biographie genannt werden, in welcher einzelne Lücken, wozu das gänzliche Uebergehen der persönlichen Auftritte Heinrich's mit dem Papste und mehreres Andere zu rechnen ist, um so störender fühlbar werden, als unsers Autors in allen übrigen Punkten minutiöse, ängstliche, ja pedantische Geschichtstreue die Anfoderungen nach dieser Beziehung aufs äußerste gesteigert hat. Und so ist er denn in seiner Dichtung mehr Historiker denn Dichter gewesen und hat, der Leistung nach zu urtheilen, durchaus vergessen, daß im Gebiete der Kunst nur Das Wahrheit ist, was zugleich schön im hohen Sinne des Worts genannt werden darf, und daß die Geschichte, wie alles Uebrige, nur insoweit unverändert im Drama Zutritt hat, als sie sich dieser künstlerischen Schönheit in dramatischer Gestaltung fügt. Wir haben vorhin die Objectivität Schrader's gerühmt, aber seine Objectivität ist, Einzelheiten ausgenommen, eine unfreie, weil sie sich nicht als Ausdruck eines selbständigen, sich eines hohen Kunstziels bewußten Willens manifestirt, sondern die Consequenz einer blinden Unterwerfung unter ein Gesetz ist, das, insofern es sich, wie hier, dem Kunstgesetze nicht unterordnet, eben außerhalb aller Kunst liegt. Weil nun dem blos Historischen ungebührlicher Gehorsam in dieser Dichtung geleistet worden ist, so kommt dieselbe auch über das Begebenheitliche, Stoffliche, Zuständliche nicht entschieden hinaus und vermag so der Sprache als der Handlung nach den epischen Ton nicht zu überwinden. Die einzelnen Persönlichkeiten sind sämmtlich durchaus nicht ohne charakteristische und dramatische Anlage, aber sie sind außer Stande, diese Anlage in der Flut der rein äußerlichen Begebenheit zu bewahren und zu dramatischer Selbständigkeit durchzuringen, sie gleichen einer Anzahl Ertrinkender, deren Arme wild und leidenschaftlich aus den Wellen emporzucken, um den letzten Rettungsversuch zu machen. Und über solche Versuche erheben sich denn in der That die Schrader'schen Gestalten, Heinrich und Bertha ausgenommen, im Allgemeinen und Wesentlichen wol kaum. Endlich darf, und hier scheint unser Dichter trotz allen Studiums seinen Kaiser Heinrich doch auch historisch unterschätzt zu haben, der Heinrich seines Drama ein Held nicht genannt werden, denn ihm fehlt ein Wille. Zwar kann uns eingewendet werden, daß auch Hamlet keine

Willen habe und doch ein Held sei; gewiß, aber ein derartiges Problem ist eben nur ein mal dramatisch gelöst worden, und der es löste, war Shakspeare. Auch hat eine derartige Intention unserm Autor ersichtlich nicht vorgeschwebt, vielmehr hat er hier nicht zu benutzen verstanden, was die Geschichte ihm bot, und von den rein äußerlichen Erscheinungen verleitet, der innern Motive vergessen. Darum glauben wir auch nicht, daß dieser Heinrich auf den Bretern, für welche ihn Schrader bestimmt zu haben scheint, Glück machen wird, ganz abgesehen davon, daß er viel zu weit ausgesponnen ist und sich nicht wol absehen läßt, wie mit Streichen und Verkürzen der Dichtung auf die Beine geholfen werden könnte; wir fürchten im Gegentheil, sie möchte dadurch an allgemeinem Werthe verlieren. Dies unsere Bedenken. Möge Schrader sich durch dieselben nicht abschrecken lassen, sondern sie als einen Beweis unserer Achtung anerkennen und benutzen. Wir haben seine von edelster, treuer, echt deutscher Gesinnung getragene Arbeit mit freudiger Hoffnung gelesen und in dem schönen und heiligen Glauben an das deutsche Volk und seine Zukunft, in dem würdevollen, strengen und sittlichen Ernste, dem sie entquollen ist, und in dem Talente, das sie trotz ihrer künstlerischen Mangelhaftigkeit bekundet, eine wahrhafte Erquickung gefunden. Konnten wir unserm Poeten auch nicht sagen: Du bist ein dramatischer Dichter! so zweifeln wir doch nicht daran, daß er dies werden wird, und ermahnen ihn schließlich noch so herzlich als dringend: immer und immer so kernig deutsch zu bleiben, als die Gesinnung es ist, die seinem „Heinrich" zugrunde liegt.

5. Kaiser Heinrich IV. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten von Julius Heinsius. Berlin, Jonas. 1854. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Noch ein „Kaiser Heinrich IV." und zwar ein vielversiges Drama, das guten Willen, patriotische Gesinnung, Fleiß und Studium, edle Richtungen und ernstes Streben vollkommen nachweist, das aber leider eben nur Verse enthält und an der Riesenmasse seines Stoffs Schiffbruch erlitten hat. Es ist dem Verfasser in keiner Art gelungen, eine einigermaßen klare Disposition über sein Material, das, Haufen an Haufen, roh und ungefügig in seiner Arbeit über- und nebeneinanderliegt, zu gewinnen. Den so schon verwirrten Gang der Historie hat er durch eigene, oft sehr befremdliche und die Geschichte nutzlos verzwickende Zuthaten noch mehr durcheinandergewirrt, und gar seltsam und schülerhaft klingen die Vorschriften, die er als Winke für den Schauspieler hat in den Text drucken lassen. Wie überhaupt der Verfasser nicht alsbald einsah, daß sein erbärmlicher, liederlicher, launischer, feiger, schwächlicher Heinrich, der ein bloßer Würfel in der Hand Aller ist, die sich etwa mit ihm abgeben wollen, der tragische Held eines Drama nun und nimmermehr sein kann, und daß jede unbedeutendste Nebenfigur von nur einigermaßen haltbarer Gestalt ihn um eine volle Mannslänge überragen muß, ist schwer begreiflich und könnte nur in großer Jugendlichkeit des Autors einige Entschuldigung finden. Einzelheiten dieses Werks verrathen jedoch sowol allgemeine poetische Stimmung als Anlage zur Charakteristik. *)

19.

Berliner literarische Zustände.

III. **)

Eine ins Detail gehende Kritik über Dawison's Gastspiel würde jetzt offenbar zu spät kommen, aber auf einen Punkt, der vielleicht noch nicht genug hervorgehoben worden ist, wollen wir aufmerksam machen. Sei es sein glänzender Ruf allein, oder sei es seine auch von seinen Collegen gewürdigte Meisterschaft, welche dies bewirkten — es ist unleugbar, daß unsere Schauspieler nie besser, nie künstlerischer gespielt haben als in den Gastvorstellungen Dawison's. Döring, Dessoir, Rott, ja selbst Hendrichs haben durch ihr Spiel in diesen Vorstellungen in den Augen jedes Kunstfreundes unendlich gewonnen und bewiesen, daß es nur eines Sporns bedarf, um sie wiederum in die richtige Bahn zu leiten; es drängt sich dabei ganz bescheiden die Frage auf, ob diese Künstler wol in letzter Zeit vielleicht gemisbraucht wurden und deshalb den Muth zu tüchtigern Anstrengungen verloren? Das Factum ist, daß Dawison es war, welcher unsern Schauspielern neuen Geist, neuen Muth, neue Anstrengungen und neuen Kunstsinn einflößte. Wir wollen hoffen, daß sie davon lernen und nichts vergessen, daß sie dem hohlen Pathos zu Gunsten des natürlichen Spiels den Rücken kehren.

Ein anderes Ereigniß von großer literarischer Bedeutung ist die von Dresden aus projectirte Schillerstiftung. Sie geht ganz Deutschland an, und Berlin als eine der ersten literarischen Cités darin sollte sie ganz besonders angehen. Den berliner Schriftstellern ist aber leider ein so ungeselliger und man kann sagen oft blasirter Charakter eigen, daß sie die Sache nicht wie ein patriotisches und edles Werk, sondern wie eine Schöpfung ansehen werden, der sie aus Gnade und Barmherzigkeit ein mitleidiges Kopfnicken zu bewilligen geruhen. Ein deutscher Charakter mit seinen gepriesenen Tugenden ist bei ihnen bisher immer eine Seltenheit gewesen und stets nur mit halbem Interesse haben sie sich an jeder Sache betheiligt, die mehr als ihrem Egoismus fröhnte. Es klingt dies fast wie Animosität; indessen ist es leider eine Wahrheit, die ihre Behauptung in den bisherigen Erfahrungen gefunden hat. Die ganze berliner Luft scheint mit den Atomen des egoistischen und blasirten Charakters geschwängert; eine gewisse Vornehmthuerei zeigt sich in dem Wesen der hiesigen Schriftsteller, welche höchstens durch einen Anstoß von außen her aus dem doctrinären Schlendrian gerissen werden können, dessen specifischen Ausdruck die „Nationalzeitung" präsentirt. Es herrschen hier weder gegenseitige Sympathien noch gegenseitige Berührungen der Schriftsteller untereinander; jeder verfolgt seinen eigenen Weg und kümmert sich wenig um den andern; es gibt sogar einige, die sich bescheiden anstellen, um nur nicht zur Mitwirkung an der Bildung einer solchen Gesellschaft gezogen zu werden, die ihnen ein abgeschworenes Zusammenleben und Tangiren mit andern Geistern auferlegte. Jede Person, welche vielleicht nicht den Glanz ihrer Lichter erreicht, ist ihnen denn auch nicht ebenbürtig, und wie können sich solche Elemente nun verschmelzen, die in der Literatur vornehmlich immer existiren werden? *)

Die deutsche Literatur ist in letzter Zeit in Deutschland selbst vom Publicum ohne Grund misachtet worden, und deshalb könnte man annehmen, daß ein der Sache dienendes Interesse von Seiten des Publicums nicht erwartet werden darf, wie von manchen Seiten vorausgesetzt zu sein scheint. Die Frage liegt ganz nahe: wie kommt es, daß das Publicum die deutsche Literatur so misachtet? Die Antwort ist, daß eine Nationalliteratur im eigentlichen Sinne mangelt. Die deutsche Nationalliteratur hat wahrlich große Geister aufzuweisen, entschiedene Talente und gediegene Köpfe; aber sie stehen alle so einzeln auf dem vaterländischen Boden wie meisterhaft gebaute und bewunderte Thürme, denen nur ein gemeinsames Schiff fehlt,

*) Auf den wiederholt gegen uns ausgedrückten und durch mehrseitig an ihn gerichtete Anfragen veranlaßten Wunsch August Henneberger's bemerken wir, daß die gegenwärtigen regelmäßigen Referate über die neuere dramatische Literatur nicht ihn zum Verfasser haben. D. Red.

**) Vgl. Nr. 15 u. 23 d. Bl. D. Red.

*) Wir haben unserm Berichterstatter das Wort gegönnt, da er diese Charakteristik zu verantworten hat. Glaubt Jemand von Berlin aus ihn eines Bessern belehren zu können, so werden wir einer solchen Gegenstimme die Spalten dieser Blätter nicht verschließen. Wir bemerken nur, daß es anderwärts nicht besser, wenigstens nicht viel besser, hier und da sogar schlimmer in dieser Beziehung steht als in Berlin. Das ist zwar ein schlechter Trost für uns Alle, aber es ist doch einer für die Berliner. D. Red.

eine prächtige Kirche zu werden, in welcher Tausende ihre Andacht verrichten können. Es bedarf deshalb keiner Ausführung, wie eine Vereinigung der sämmtlichen deutschen Schriftsteller die Nationalliteratur heben, die Achtung derselben beim Publicum erhöhen und für das Interesse der Gesellschaft empfänglich machen würde. Nur wäre einer Gesellschaft, wie die des Royal literary fund oder der Guild of literature and art zu London, welche nur Unterstützungen hülfsbedürftiger Autoren und ihrer Hinterlassenen bezweckt, vielleicht die Bildung eines Vereins wie die Société des gens de lettres zu Paris vorzuziehen, welcher neben diesem Hauptzweck noch einen andern verfolgt, die Interessen und Rechte seiner Mitglieder überall zu wahren.

Daß die Schriftsteller Deutschlands arm sind, ist zum Sprichwort geworden. Nichts personificirt das Elend mehr als der Poet. Der Grund von heute ist aber nicht mehr der Grund von vor 50 Jahren, wo die Schriftstellerei gegen heute noch mehr Kunst und Wissenschaft war. Damals wurde dies Geschäft für ein sehr ernstes und schwieriges gehalten, an welches man sich nur mit entschiedenem Berufe und nach langen und gründlichen Studien machte. Es gab auch damals Männer von weniger umfassendem Talent, die zu schreiben versuchten; aber eine Liebe zur Arbeit und ein ernster Fleiß kamen ihnen alsdann zu Hülfe. Heute aber wird man verteufelt leicht Schriftsteller, denn die Gelegenheiten dazu sind anfangs so bequem und scheinen so verlockend; überdies ist ein Stück Ruhm, ein Fetzen Bewunderung und eine Goldpapierkrone dabei vielleicht mit in den Kauf zu nehmen; zum Geier, was ist besser als Schriftsteller? Man stiftet Religionen, umgestaltet den Staat, macht Romane und Gedichte förmlich im Spazierengehen — kann man nichts mehr werden, so wird man sicherlich Tabackshändler, Gastwirth oder, geht auch dies nicht mehr — Schriftsteller!... Ein bitteres Erwachen folgt oft diesem Traume und alle diese gescheiterten Projecte werden zuletzt zu einer Quelle der tiefsten Schmerzen für Einzelne und ganze Familien, die anstatt der Betten von Seide und Lorbern ein hartes Pfühl von Noth und Elend finden. Wo documentirt sich diese Erfahrung besser als in Leipzig und noch mehr in Berlin? Wir brauchen nur die Bücherfabrikation zu betrachten und wie viel von diesen Büchern makulirt werden. Früher verlegten die Buchhändler, so gut es ging, gute Werke, indem sie damit eine gewisse Summe Geldes für einen guten Zweck anzulegen beschlossen; sie verkauften die Bücher langsam; aber diese wurden nach sieben und acht Jahren ebenso verlangt wie in erster Zeit. Der Verkauf war demnach regelmäßig und dauernd und verschaffte dem Verleger eine regelmäßige Einnahme von seinen Werken. Heute ist das Bücherverlegen meist reine Speculation, wie mit Actien; es wird viel verlegt, um, falls ein Buch die Kosten nicht bringt, mit einem andern möglicherweise desto bessere Geschäfte zu machen. Heute müssen zwei Auflagen womöglich in einem Jahre stattfinden, oder das Buch taugt nichts und wird makulirt; man will schnell verkaufen und will schnell viel verkaufen. Aus diesem System entsprang ein anderes Uebel, das nämlich, daß die Literatur von einer großen Anzahl Firmen ebenfalls fabrikmäßig betrieben wird.

Wenn ich diese Worte im Interesse der ganzen Sache mir zu sprechen erlaubte, so möchte ich nicht schließen, ohne eine Hoffnung daran zu knüpfen, auch die berliner Schriftsteller mit mehr Eifer sich einer allgemeinen Sache hingeben zu sehen, als sie sonst zu thun pflegen. Berlin hat ja so viel Vereine, Bibelgesellschaften, Sparvereine u. dgl.; sollte sich nicht auch ein Verein der Schriftsteller bilden können, der weniger Clique und mehr kosmopolitisch wäre als der Tunnelverein? Jeder Handwerker hat seinen Verein, der ihn im Alter und in der Krankheit unterstützen kann, und wenn man einen Einblick in das häusliche Leben der zahlreichen Classe gethan, welche durch Neigung, Gewohnheit oder Beruf darauf hingewiesen ist, ihren Unterhalt auf literarischen Wegen zu finden, so wird die Bildung eines jetzt wieder angeregten Vereins auch in Berlin seine Stimmen finden, wie bedauernswerth es auch scheinen mag, darüber manchen Schriftsteller in guten Verhältnissen die Nase rümpfen zu sehen.*) Mit hülfsbedürftigen Literaten ist es viel schlechter bestellt als z. B. mit einem armen Künstler, der einem bestimmten Fache angehört und unter seinen Fachgenossen leichter Theilnahme oder Beschäftigung für seinen Fleiß findet; von dem Schriftsteller setzt man aber gewöhnlich voraus, daß er dies Geschäft nur nebenbei treibe und außerdem noch Beamter sei oder Vermögen oder Stellung habe, also nicht gut verhungern könne. Meistentheils ist dem aber nicht so, sondern die meisten haben ihre ganze Lebensrichtung der literarischen Thätigkeit zugewandt. Sollte nun wol ein Project, welches dem verdienten Schriftsteller oder Dichter das Alter oder die Krankheit erleichtern zu wollen anstrebt, beim Publicum keine Theilnahme finden? Gewiß, es würde sie finden, wenn nur die Schriftsteller selbst Theilnahme dafür bezeigen wollten!

Eduard Schmidt.

Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters ausgewählt und herausgegeben von Oskar Romaikarg Johannes. Zweite Auflage. Marienwerder, Jacoby. 1855. 8. 12 Ngr.

Unter dem schlichten Gewande, in welchem diese Gedichte auftreten, steckt Besseres und Schöneres als in vielem lyrischen Singsang, bei dessen Ausstattung die Buchbinderkunst ihre höchsten Triumphe feiert. Die „Strandlieder" haben sich nicht mit goldverziertem Deckel bekleidet, aber sie bergen manches reine Gold der echten Poesie, die aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht. Sie führen keinen prangenden Titel, rühmen sich keiner vornehmen Herkunft und wollen eben weiter nichts sein als eine Auswahl aus den Papieren eines wandernden Schulmeisters; aber bald erkennt man, daß die Wanderungen dieses Schulmeisters ihn durch Hellas und Rom, durch die deutschen und skandinavischen Dichterhaine geführt haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß er die erworbene Gelehrsamkeit schulmeisterlich zur Schau trage; davon ist in seinen anspruchslosen Gedichten keine Spur; wol aber bekunden sie einen durchgebildeten Schönheitssinn und eine Sprachgewandtheit, wie sie nur aus dem Studium der altclassischen und vaterländischen Literaturen gewonnen werden kann.

Der Inhalt des Büchleins ist mannichfacher Art: anmuthige Naturbilder mit geistvollen Reflexionen über das Menschenleben verwebt; sinnige Betrachtungen über den Lehrstand mit seinen Plagen und seiner Lust; Reiseerinnerungen aus Schweden (die Riddarholmskirche in Stockholm, Alt-Upsala, der Herrenberg bei Elfdalen, die Mitternachtssonne); vaterländische Gegenstände (Gründung der Universität Königsberg, Feldmarschall Derfflinger u. s. w.). Vor allem aber sind es die durch die Leiden und Freuden des Familienlebens eingegebenen Lieder, welche durch tiefe Gemüthlichkeit und echte Religiosität ansprechen und einen wohlthuenden Eindruck machen. So etwas läßt sich nicht künstlich fabriciren; es kann nur aus einer wahren, den ganzen Menschen durchdringenden Empfindung hervorgegangen sein. Zu den schönsten unter den dargebotenen Gaben rechnen wir das Gedicht „Geisternähe", des Vaters Klagen über den früh entschlafenen Kinder, und

Die Mutter an ihr krankes Kind.

Mein liebes, holdes Kind,
Schlaf' ein, schlaf' ein geschwind!
Es naht die düst're, kalte Nacht;
Mein Auge sorgt für dich und wacht,

---

*) Wir erinnern uns gelesen zu haben, daß in Berlin eine Vorversammlung gehalten worden ist, um die zur Gründung einer Filial-Schiller-Stiftung nöthigen Schritte zu berathen. D. Red.

Dir singen meine Lieder
Den gold'nen Schlaf hernieder

Mein liebes, holdes Kind,
Schlaf' ein, schlaf' ein geschwind!
Erlitten hast du Schmerz und Qual
Vom Morgen bis zum Abendstrahl;
Nun wirst du Ruhe haben,
Nun wird die Nacht dich laben.

Mein liebes, holdes Kind,
Schlaf' ein, schlaf' ein geschwind!
Der liebe Gott sorgt väterlich,
Du trauter Sohn, für dich und mich;
Er schickt dir süßen Schlummer
Und lindert meinen Kummer.

Nun schließt dein Auge sich;
Mein Kind, schlaf' wonniglich!
Und soll dein Schlaf der letzte sein,
Ich wiege segnend dich noch ein.
Als Engel schaust du nieder;
Wir seh'n uns droben wieder.

29.

Das „Athenaeum français" über neuere deutsche Dramen.

Karl Stachel bespricht im „Athenäeum français" in einem „Le mouvement dramatique en Allemagne" überschriebenen Artikel eine Reihe neuer deutscher Dramen wie überhaupt den gegenwärtigen Zustand der deutschen dramatischen Literatur. Wir lassen absichtlich diese Stimme aus Frankreich dem Artikel unsers Berichterstatters über Dramen (s. oben) folgen. An der Spitze des französischen Berichts schreitet Friedrich Hebbel mit seiner „Agnes Bernauer". Stachel meint, Hebbel werde von Allen, welche sich mit deutscher Literatur beschäftigen, als Derjenige anerkannt, der seit Hugo Victor die meiste Phantasie entwickelt habe. Doch seien seine frühern Stücke zu manierirt und übertrieben gewesen; man habe die Originalität des Dichters anerkannt, aber seine Manier verworfen. „Agnes Bernauer" sei frei von dieser Manierirtheit. Sie sei „eine wahrhaft deutsche Tragödie, nicht etwa ein patriotisches, den Zeitumständen angepaßtes Stück, bestimmt, diesem oder jenem politischen Interesse zu dienen, wie «Der Fechter von Ravenna», sondern ein nationales Schauspiel, wie es die Tragödien des Aeschylos oder Sophokles waren, ein Schauspiel, in welchem sich das deutsche Volk, zwar idealisirt und umgeformt, aber lebend und wie es ist, in seinen edelsten Charaktertypen wiedererkennen wird". Wir wollen diesen Vergleich mit Aeschylos und Sophokles dahingestellt sein lassen und nur bemerken, daß wir nicht einmal Goethe und Schiller als dramatischen Dichtern für die Masse des deutschen Volks die Bedeutung zuzugestehen vermögen, welche Aeschylos und Sophokles für die Masse des griechischen Volks hatten und deshalb haben konnten, weil die Bühne den Griechen ein Institut von national-religiösem Interesse, nicht wie den Neuern eine Vergnügungsanstalt zur Ausfüllung müßiger Abendstunden war. Auch Heyse's dramatische Dichtung „Meleager" erfährt von Karl Stachel vieles Lob. Dagegen meint er von Laube's „Prinz Friedrich", dieses Drama sei „une des pièces les plus antihistoriques, les plus ridiculement ampoulées, qui aient jamais été écrites sous prétexte de patriotisme". Auch Gutzkow's Lustspiel „Lenz und Söhne" erfährt kein sehr günstiges Urtheil, und Karl Stachel beruft sich dabei auf das Urtheil von Robert Prutz, „qui est très-compétent en pareille matière". Das Verdienst Gutzkow's reducirt Karl Stachel im Allgemeinen darauf, daß er mehr oder weniger glückliche Nachahmungen französischer Vorbilder geliefert habe. Von diesem zweifelhaften Lobe hätte Karl Stachel aber jedenfalls „Uriel Acosta", der ganz im Stile deutscher Dramatik gehalten ist, und auch wol noch einige andere Gutzkow'sche Stücke ausnehmen sollen. Ueberhaupt scheint Karl Stachel den Männern des engern Ausschusses des ehemaligen literarischen Jungen Deutschland nicht gerade hold zu sein. So geht es allemal in der modernen Literatur. Erst kamen die Romantiker und suchten unsern Classikern Boden abzugewinnen; dann kamen die Männer des Jungen Deutschland und strebten jene zu verdrängen; jetzt bemüht sich eine neuere Gruppe: Friedrich Hebbel, Gustav Freytag, Paul Heyse, Otto Ludwig, Hermann Grimm u. A., das Junge Deutschland, soweit es noch zu Pferde sitzt, aus dem Sattel zu werfen, und es wird schwerlich lange dauern, bis eine neue Gesellschaft dramatischer Messiasse wieder dieser Gruppe auf den Leib rückt. Außer den genannten Stücken hebt Karl Stachel noch Levin Schücking's Drama „Ein Redekampf in Florenz", dem er zwar alles dramatische Geschick abspricht, aber ein wirkliches literarisches Verdienst zugesteht, ferner das Trauerspiel von Hutterus: „Die Montenegriner", endlich ein Genée'sches Lustspiel hervor. Karl Stachel ertheilt der neuern deutschen Literatur das ehrenvolle Zeugniß: daß es ihr weder an Kraft noch Originalität gebreche und daß sie sich außerdem durch literarischere und ernstere Tendenzen auszeichne als die dramatische Literatur in Frankreich, seitdem diese ihre gegenwärtige Richtung eingeschlagen habe. Es ist dies ein Urtheil, dem wir vollkommen beipflichten, und es freut uns, daß Karl Stachel den Muth hatte, dies vor einem französischen Publicum auszusprechen. Wenn dann Karl Stachel noch hinzufügt: „Récemment un des critiques allemands les plus distingués, M. Hermann Marggraff, a reproché à nos articles sur la littérature allemande de n'être pas assez acerbes (stachellos). C'est un reproche que nous chercherons à mériter souvent, s'il est sérieux" u. s. w., so wollen wir unserm kritischen Amtsbruder in Paris, dem wir für das uns von ihm beigelegte Prädicat als einen Beweis französischer Artigkeit freundlichst danken, hier nur bemerken, daß wir mit unserm harmlosen Wortspiele von „Karl Stachel" und „stachellos" durchaus nicht den Tadel verbunden haben wollten, den Karl Stachel ihm unterzulegen scheint, daß wir uns vielmehr stets über den Eifer und die liebevolle frische Wärme, womit sich Karl Stachel der deutschen Literatur im „Athenaeum français" fortdauernd annimmt, aufrichtig gefreut haben, und daß wir es nur natürlich finden, wenn er seine Kritik nicht mit allzu scharfer Lauge versetzt; denn es ist seine Aufgabe, das französische Publicum für die deutsche Literatur zu gewinnen, nicht von ihr abzuschrecken. Daß übrigens Karl Stachel nicht ganz „stachellos" ist, hat er gerade in dem hier citirten Artikel unzweideutig dargethan.

H. M.

Von unserm Büchertisch.

Eine Schrift: „Vier Geheimrath-Minister. Eine indische Geschichte in Gleichnissen. Aus tamulischer Sprache übertragen von dem frühern Braminen Christian Rama Ayen" (Hamburg, Selbstverlag des Verfassers, 1855), hat für das deutsche Publicum namentlich Interesse wegen der Schicksale ihres Verfassers. Dieser, ein in Ostindien geborener Bramine, ging im Jahre 1840 in Trankebar zur christlichen Religion über und ist seit 100 Jahren der zweite Bramine, der sich taufen ließ. Christian Rama Ayen verlor darüber sein Vermögen, alle Vorrechte seiner Kaste, wurde von seinen Geschlechtsverwandten verstoßen und verfolgt. Im Jahre 1842 kam er nach Hamburg, wo er noch lebt. Er hatte die Absicht, als Missionar nach seinem Vaterlande zurückzukehren, sah sich jedoch durch mancherlei Umstände bewogen, sich von der Missionsgesellschaft zu trennen. Gegenwärtiges Werkchen ist die Uebersetzung einer im 17. Jahrhundert in Ostindien verfaßten, auf Palmenblätter geschriebenen Schrift, die er auf der königlichen Bibliothek in Kopenhagen vorfand. Diese Umstände sind wohl geeignet, dieser Schrift Theilnahme zu erwecken, zumal der Verfasser auf ihre günstige Aufnahme die Hoffnung baut, später verschiedene,

die Religionslehren der Braminen u. s. w. betreffende Werke aus dem Sanskrit ins Deutsche zu übersetzen. — Bei dem Interesse für den Myriden Schamyl glauben wir folgende kleine Schrift: „Ein Besuch bei Schamyl. Brief eines Preußen" (Berlin, F. Schneider, 1855), freundlicher Beachtung empfehlen zu können. Der Verfasser war bei der Auswechselung der von den Tschetschenzen gefangenen Familie des Obersten Fürsten Tschestsawadse gegen Schamyl's Sohn Djemala-Din gegenwärtig. Die Schrift enthält allerlei interessantes Detail über Schamyl, seinen Sohn, der bei dem Abschied von seinen russischen Freunden Thränen vergoß, wie über die Kampfgesellen Schamyl's. — Eine neue gelungene Uebersetzung des Molière'schen „Tartufe" liegt uns vor unter dem Titel: „Der Tartüff, Lustspiel von Molière. Im Versmaß des Originals mit Einleitung und Commentar von Adolf Laun" (Oldenburg, Schmidt, 1855). Sehr dankenswerth sind die Beigaben: „Einleitung", „Zur Geschichte des Tartüff" und „Molière's Vorrede zur ersten Ausgabe des Tartüff 1669", dann die Noten am Schluß. A. Laun hat schon im vorigen Jahre eine Uebersetzung von Molière's „Les femmes savantes" erscheinen lassen, welche mit Beifall aufgenommen worden ist und einen Anonymus, der sich unter der Vorrede mit B. M. unterzeichnet, veranlaßt hat, Molière's Stück „Les fâcheux" unter dem Titel: „Die Plagegeister. Lustspiel mit Ballet in drei Acten nach Molière's: Fâcheux" (Oldenburg, Schulze, 1855), im Versmaß der Ursprache zu übersetzen. Auch Milton und Tegnér haben neue Uebersetzer gefunden: „Das verlorene Paradies. Das wiedergewonnene Paradies. Von John Milton. Uebersetzt von Bernhard Schuhmann" (Stuttgart, Cotta, 1855); und „Esaias Tegnér's Frithiofs-Sage von Gottfried von Leinburg" (Leipzig, Arnold, 1855). Die letztere, im Ganzen recht sorgfältig gearbeitet und gefeilt, ist zugleich mit zahlreichen dankenswerthen Anmerkungen versehen. Den Verehrern Fénélon's bringen wir folgende Schrift zur Anzeige: „Fénélon's Briefe an die Gräfin Gramont. Herausgegeben von C. A. Scharling" (Gotha, F. A. Perthes, 1855). In der Einleitung erzählt der Herausgeber die Geschichte dieser Briefe, welche ehemals im Besitze der Kaiserin Maria Theresia waren, und die Schicksale der Gräfin Elisabeth Gramont, geborenen Hamilton. — Dem Gebiete des Humors gehören an: „Novae epistolae clarorum virorum ad Dominum de Mixta Colanda in cathedra dulce desipientem et in loco missae" (Bremen, Strack, 1855), die wir allen Freunden politischer Satire, welche natürlich ihr Schullatein noch nicht gänzlich verschwitzt haben müssen, mit gutem Gewissen empfehlen können, und: „Zwei humoristische Vorträge von F. Treiber" (Querfurt, Schmid, 1855). Jedoch streift nur der erste Vortrag „Eine Bagatelle von Humor" an humoristisches Gebiet, der zweite „Der Kopfputz der römischen Domina" ist ein Sittenbild aus den verderbtesten und wahnsinnigsten Zeiten Roms, das auf uns wenigstens nur einen ernsten Eindruck hervorbringen konnte. — Von A. von Sternberg's „Nachtlampe" erschien das vierte Bändchen, welches folgende Kleinigkeiten enthält: „Alfieri, eine dramatische Skizze"; „Die Fürstin Lapuchin und Diderot"; „Die sieben Nächte in der Haideschenke", zum Theil ziemlich grausliche Erzählungen aus dem Volksglauben, wie sich denn A. von Sternberg überhaupt mehr und mehr im gespenstischen Gebiete zu gefallen scheint. In die heitere antike Märchenwelt versetzt uns dagegen „Psyche. Ein Märchen aus dem Alterthum" (Göttingen, Wigand) — ein Bändchen in Goldschnitt, ein Putzstückchen für den Toilettentisch! Weiter wüßten wir von dieser zwei- oder dreihundertsten Bearbeitung des alten sinnvollen Märchens nichts zu sagen. **H. M.**

Bibliographie.

Bäuerle, A., Die Dame mit dem Todtenkopfe in Wien. Roman. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 7te Auflage. Hannover, Rümpler. 1856. 16. 2 Thlr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 14te Auflage. Berlin, Weidmann. 16. 3 Thlr.

Conscience, H., Das Glück reich zu sein. Aus dem Flämischen von A. Scheler. Mit 4 Original-Illustrationen von J. Bertou. Autorisirte Ausgabe. Brüssel, A. Schnee. Br. 8. 16 Ngr.

Delcroix, Geld oder Liebe. Sitten-Roman. Aus dem Flamändischen übersetzt von F. Sturm. Trier, Lintz. Gr. 8. 8 Ngr.

Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder nach Dschami's Text zum ersten mal deutsch gegeben von M. Wickerhauser. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Fettinger, F., Gedichte. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Nürnberg, v. Ebner. 16. 10 Ngr.

Geschichte des evangelischen Kirchenlieds für Schule und Haus. Bevorwortet von K. Zimmermann. Wiesbaden, Friedrich. 8. 18 Ngr.

Hirschel, J. J., Geschichte der Stadt und des Bisthums Mainz. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Knapp, A., Leben von Ludwig Hofacker, weil. Pfarrer zu Rielingshausen, mit Nachrichten über seine Familie und einer Auswahl aus seinen Briefen und Cirkularschreiben. Mit L. Hofacker's Bildniß. 2te von Neuem durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Heidelberg, K. Winter. 8. 22½ Ngr.

König, T., Aus der Gegenwart. Roman. Zwei Theile. Leipzig, H. Schultze. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lancizolle, L. v., Ueber Goethe's Verhältniß zu Religion und Christenthum. Berlin, Nicolai. 8. 9 Ngr.

Lebenswege. Ein Familienbild, gezeichnet nach Erfahrung und Phantasie von B. W. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr.

Lieder aus der Krimm. Kriegsgesänge übersetzt von E. Abel. Berlin, Huber. Gr. 16. 7½ Ngr.

Lorm, H., Ein Zögling des Jahres 1848. Roman. Drei Bände. Wien, Ludwig u. Zang. 8. 2 Thlr.

Maurer, G., Blüthen aus dem Abendlande. 2te vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Zürich. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Menschen und Dinge. Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Meyer, H., Ein Besuch im brittischen Museum. Nebst einigen Mittheilungen über London. In Briefen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, E., Tobias oder die Erhörung des Gebets. Ein dramatisches Gedicht in vier Akten mit Liedern und Chören. Pößneck. Gr. 16. 20 Ngr.

Pröhle, H., Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Raven, Mathilde, Eversburg. Ein Roman. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Shakspeare, Romeo und Julia. Tragödie. Deutsch von E. Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Sophokles, Antigone. Tragödie. Deutsch von E. Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Schwäbische Volkslieder, mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt von E. Meier. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vorländer, F., Geschichte der philosophischen Moral, Rechts- und Staats-Lehre der Engländer und Franzosen mit Einschluss Machiavell's und einer kurzen Uebersicht der moralischen und socialen Lehren der neuern Zeit überhaupt. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Widmann, A., Nausikaa. Schauspiel in vier Akten mit Musik und Tanz. Berlin, Besser. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **April, Mai** und **Juni** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

44. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung.

Das bisher Erschienene (Erster Band bis Dritten Bandes erste Lieferung, Abbinden — Rückenmark) ist nebst ausführlichen Prospecten in allen Buchhandlungen zu erhalten.

45. **Frauenstädt (J.), Die Naturwissenschaft** in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese nicht blos für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das **Verhältniß von Glauben und Wissen.** Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen **Wagner und Vogt** hervorgerufen, macht sie gegen Beide Fronte: gegen den Ausspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Köhlerglauben" huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit sei, mit den Resultaten und Foderungen der echten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Von **Dr. Julius Frauenstädt** erschienen in demselben Verlage:

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 2 Thlr.

Die **Schopenhauer**'sche **Philosophie**, nach der Ueberzeugung des **Verfassers dieser Briefe sowol** wegen ihres Inhalts als wegen ihrer **Formvollendung** die bedeutendste seit Kant, und in der neuesten Zeit **einer immer allgemeiner werdenden** Beachtung sich erfreuend, erfährt **hier zum ersten mal eine gründliche**, allseitige Darstellung und unparteiische **Beurtheilung mit Rücksicht** auf den ganzen bisherigen Entwickelungsgang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tiefsinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der **Welt und des Lebens auch dem** größern gebildeten Publicum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 38 Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Das Hauptwerk Arthur Schopenhauer's erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweite durchgängig vermehrte und sehr verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. 5 Thlr. 10 Ngr. (Der zweite Band enthält die Zusätze und Verbesserungen zur ersten Auflage und kostet einzeln 2 Thlr. 20 Ngr.)

46. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Zwölfter und dreizehnter Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in **einer vom** Dichter gründlich revidirten dritten Auflage, und zwar **zu einem** gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer **wohlfeilen Ausgabe** von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe **wird der** oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk **auch dem** Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlicher Ankündigung in allen Buchhandlungen zu erhalten.

47. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** 2c. **Elfter Band**, welcher die von **1847** bis **Ende 1851** erschienenen Bücher und die **Berichtigungen** früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zwölfte Lieferung. (Schrötter — Taschenbuch.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** 2c., auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf **Druckpapier** 10 Thlr. 15 Ngr., auf **Schreibpapier** 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf **Druckpapier** 11 Thlr. 20 Ngr., auf **Schreibpapier** 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf **Druckpapier** 10 Thlr. 20 Ngr., auf **Schreibpapier** 15 Thlr. 10 Ngr.

48. **Koenig (H.), König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wert, und eine Galerie historischer Personen vertreten die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman, dessen letzter Theil den beiden ersten rasch folgen wird, bildet zugleich den 2.—4. Band der „**Gesammelten Schriften**" Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina" begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage.

„Berenika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser" (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher" Waldenser. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

49. **Martin (Dr. Christoph), Vorlesungen über die Theorie des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes**, gehalten auf den Universitäten Göttingen, Heidelberg und Jena. Herausgegeben unter dessen Mitwirkung von seinem Sohne **Dr. Theodor Martin.** Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zum ersten mal werden in diesem auf zwei Bände berechneten Werke die Vorlesungen des berühmten Juristen als ein authentischer Commentar zu seinem bereits in zwölfter Auflage erschienenen „Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes" dem deutschen juristischen Publicum vorgelegt. Gewiß sind dieselben nicht blos der großen Zahl seiner ehemaligen Zuhörer während seiner fast funfzigjährigen Thätigkeit willkommen, sondern dem gesammten juristischen Publicum. Sie sind unter seiner fortwährenden Mitwirkung von seinem Sohne herausgegeben. Zwei Vorreden, von ihm und von seinem Sohne, geben nähern Aufschluß über das Unternehmen.

50. **Mosen (J.), Herzog Bernhard.** Historische Tragödie. 8. Geh. 16 Ngr.

Der fortwährend durch schwere körperliche Leiden geprüfte deutsche Dichter, dessen Werke gewiß zu den gediegensten und gesundesten Schöpfungen der Neuzeit gehören, legt dem deutschen Publicum hier eins seiner besten Dramen vor, von dem bisher nur einzelne Bruchstücke im Druck erschienen, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt haben.

Von Julius Mosen erschienen in gleichem Verlage:

Bilder im Moose. Novellenbuch. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

51. **Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères**, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par **Léopold Neumann**, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome premier. In-8. Geh. 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf vier Bände berechnet, die möglichst rasch hintereinander erscheinen werden. Namentlich wird eine große Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. In einer Vorrede zu diesem ersten Bande spricht sich der Verfasser ausführlich über das ganze Unternehmen aus.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, **Règlements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont de ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—, **Causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

—, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres Etats formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les Etats de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, **Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

52. **Rellstab (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Zwölfte Lieferung. 12. Geh.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab.** Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die erste Folge (12 Bände, 1833—44) enthält: **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Bildergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — [illegible] Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die zweite Folge (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tauer, Fr. G., evangelischer Pfarrer in Domnitz, **Weihestunden.** Auswahl christlicher Dichtungen. 8. Eleg. brosch. 15 Sgr.

Diese Gedichte empfehlen sich durch echt christlichen Sinn, wie durch tiefe Gemüthlichkeit, zeichnen sich aber besonders durch schöne poetische Form vor vielen ähnlichen Dichtungen auf das vortheilhafteste aus. Da die Ausstattung eine elegante ist, so dürfte dies Buch als passendes Weihnachts-, Neujahrs-, Confirmations- oder Geburtstagsgeschenk vorzüglich zu empfehlen sein.

Keferstein, Chr., Hofrath, Erinnerungen aus dem Leben eines alten Geognosten und Ethnographen mit Nachrichten über die Familie Keferstein. Skizze der literarischen Wirksamkeit. Gr. 8. Geh. 18 Sgr.

Casanova's Memoiren,

französisch und deutsch, zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

MÉMOIRES

de

Casanova de Seingalt

écrits par lui-même. Edition originale. 12 vols. 12. 12 Thlr. (Früher 21 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. Zwölf Bände. 12. 12 Thlr. (Früher 31 Thlr. 15 Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 34. —— 23. August 1855.

Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Vierter Artikel.*)

Johann Diederich Gries.

Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. (Als Handschrift gedruckt.) Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8.

Gries, der classische Uebersetzer des Tasso und Ariosto, verdient wol ein literarisches Denkmal, welches das Bild seiner Persönlichkeit der Nachwelt überliefert. Es ist ihm in obengenannter Schrift von befreundeter Hand ein solches gesetzt, woraus wir den in seinem gelehrten Stillleben und im Verkehr mit geistig anregenden Freunden befriedigten Mann kennen lernen. Da die vorliegende Biographie, zunächst für den Kreis seiner Freunde und persönlichen Bekannten bestimmt, nicht in den Buchhandel kommt, so wird es umsomehr am Orte sein, aus derselben hier einige Mittheilungen zu machen. Wir sind im Stande, bei dieser Gelegenheit einige Ergänzungen beizufügen, die wir einer Reihe werthvoller ungedruckter Briefe von Gries an Gustav Schwab entnehmen und am Schlusse folgen lassen wollen. Auch erinnern wir an den Lebensabriß, den schon im Jahre 1842 ein Freund des Verstorbenen, Abeken in Osnabrück, in d. Bl. in Nr. 108—111 gegeben hat und der wol auch vom Verfasser der obengenannten Biographie benutzt worden ist.

Unser Gries wurde als der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Senators in Hamburg am 7. Februar 1775 daselbst geboren und sollte, umsomehr als seine beiden ältern Brüder das Studium der Rechtswissenschaft erwählt hatten, sich der Handlung widmen, obgleich er mehr Neigung zum Studiren fühlte. Während der Lehrzeit aber, die er bei einem kaufmännischen Pedanten durchmachen mußte, entwickelte sich eine so entschiedene Abneigung gegen die betretene Laufbahn, daß er, obgleich er sich früher, ohne Versuch, einen eigenen Geschmack geltend zu machen, in die angewiesene Bahn gefunden hatte, nun Vater und Brüder um Befreiung von dem auferlegten Joch bestürmte, die ihm auch mit der Erlaubniß, die Rechtswissenschaft zu studiren, gewährt wurde. Er beklagt es noch in spätern Briefen an Freunde wiederholt, daß er drei der schönsten Jahre seiner Jugend auf diese Weise verloren habe. In desto vollern Zügen genoß er in Jena, das er sich zu seinen Universitätsstudien auserwählt hatte, die literarische und poetische Luft, die dort wehte. Er bezog diese Universität zu einer Zeit, wo sie noch in ihrer vollen Blüte stand, im Herbst 1795. Fichte, Woltmann, die beiden Hufeland, Loder, Griesbach, Paulus glänzten damals als akademische Lehrer. Uebrigens waren es weniger die Vorlesungen, welche den jungen Gries anregten und geistig nährten, als der persönliche Umgang in gebildeten Familienkreisen und mit rege strebenden geistreichen Freunden. Zu Loder, Hufeland, Woltmann, später auch zu Schiller kam er häufig und war besonders bei den Frauen wohlgelitten; außer einer feinen Sitte war es auch sein gutes Klavierspiel, was ihm in geselligen Kreisen Bahn brach. Mit Studiengenossen verband ihn weniger das studentische Leben als wissenschaftlicher Verkehr und eine große Empfänglichkeit für Freundschaft. In besonders innigem Verhältniß stand er mit Erich Berger, der später als origineller Philosoph in Schelling'scher Richtung bekannt geworden ist, und mit Rist, einem geistreichen und besonders auch vielseitig literarisch gebildeten jungen Mann, der in der Folge als Diplomat in dänischen Diensten seine Laufbahn gemacht hat. Auch mit Herbart, Schelling, den beiden Schlegel und Savigny kam er in nähere Verbindung; besonders scheint ihn Schelling sehr angezogen zu haben. Dieser reiche geistige Verkehr, den er in Jena gefunden hatte, verbunden mit der schönen Natur, machte ihm den Aufenthalt daselbst so lieb und werth, daß er auch später immer wieder dorthin zurückkehrte. Jena war ihm wie eine erste Liebe, die ihn fes-

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 18, 29 und 29 d. Bl. D. Red.

selte und von welcher er nicht mehr lassen konnte. Weniger zog ihn das Studium der Rechtswissenschaft an, die er überhaupt nicht aus besonderer Neigung, sondern mehr um einen Titel für den Besuch der Universität zu bekommen, ergriffen hatte; und die Ermahnungen der Seinigen, auf eine akademische Stellung hinzuarbeiten, wollten bei ihm nicht anschlagen. Ueberhaupt war es nicht sowol die eigentliche Wissenschaft, die ihn anzog, als der geistige Genuß, der aus der Beschäftigung mit Literatur und Poesie erwächst, und ein Anflug von poetischem Talent entschied für seine künftige Laufbahn. Bescheiden, wie er nach seiner ganzen Natur war, überschätzte er seine Gaben nicht, er ließ sich nicht von Dichterruhm träumen, sondern erkannte bald richtig, wozu er sein poetisches Talent am besten anwenden konnte, nämlich zu Nachbildungen aus fremden Sprachen. Dieser Weg stand damals nicht wie heutzutage jedem Talent offen; einerseits war die moderne fremdländische Poesie überhaupt neu entdecktes Land, andererseits erhielt auch erst in dieser Periode unsere Sprache durch den Einfluß ihrer Classiker die Ausbildung, die sie befähigte, treu und künstlerisch nachzudichten.

Die Uebersetzung einiger italienischen Gedichte, welche im „Neuen Deutschen Mercur", von Wieland's Lob begleitet, erschien, wurde für Gries die aufmunternde Veranlassung, sich ganz dem Uebersetzen fremder Meisterwerke zu widmen. Nun wandte er sich zunächst Tasso zu, dessen erste Probe, den sechzehnten Gesang des „Gerusalemme liberata", ebenfalls der „Neue Deutsche Mercur" (1798, St. 10) einführte. In Göttingen, wohin er sich 1799 begeben hatte, um die juridischen Studien, welche in Jena doch gar zu wenig vorrückten, mit neuem Ernst aufzunehmen, wurden auch die ersten fünf Gesänge nach wiederholter Umarbeitung druckfertig vollendet und erschienen im folgenden Jahre im Verlag seines Freundes Frommann in Jena, und schon im Herbst 1802 war das Werk mit dem vierten Bande glücklich vollendet. Er betrat hiermit die Bahn, welche A. W. Schlegel in der Uebersetzungskunst gebrochen hatte und bei welcher die Aufgabe war, treues Anschließen an das Original, namentlich Beibehaltung von dessen Versmaß mit sprachlicher Vollendung des deutschen Ausdrucks zu verbinden. Seine Arbeit wurde von der Kritik sehr günstig aufgenommen, aber ihm selbst genügte sie keineswegs; er fuhr mit größter Sorgfalt fort daran zu feilen und umzuarbeiten, und von den vier folgenden Auflagen, deren letzte im Jahre 1837 erschien, wurde jede neu durchgearbeitet und wesentlich verbessert. Eine sechste Auflage erschien nach seinem Tode im Jahre 1844. Durch die Erfolge des Tasso ermuthigt, wagte er sich an des viel schwierigern Ariosto „Orlando furioso". Die Uebersetzung desselben erschien in den Jahren 1804—8 und erlebte 1827—28 eine zweite und im Jahre 1844 nach des Verfassers Tode eine dritte Auflage. Gries selbst that sich im Bewußtsein der überwundenen Schwierigkeiten und angewandten Sorgfalt auf diese neue Leistung etwas zugute und blickte mit Befriedigung als auf sein bestes Werk darauf zurück. Aber er mußte die Freude entbehren, seinen Ariosto von der Kritik und dem Publicum so freundlich aufgenommen zu sehen wie seinen Tasso; doch wurde er von Goethe und von A. W. Schlegel in den „Heidelberger Jahrbüchern" (Jahrgang III, Heft 5) sehr anerkennend gewürdigt, was ihm gegenüber der Krittelei und Gleichgültigkeit Anderer wahrhaft wohlthat. Die Ursache der mindern Gunst, die dem Ariosto widerfuhr, lag wol nicht in den etwaigen Mängeln der Uebersetzung, sondern darin, daß die ganze Art der Dichtung in ihrer südlich sprudelnden, farbenreichen Phantasie und ihrer leichtfertigen Lebensauffassung unserm deutschen Charakter fremder ist, auch wol der Reiz der Neuheit schon etwas abgenommen hatte. Dann fiel der Ariosto auch in eine Zeit, in welcher das literarische Interesse von den politischen Ereignissen in den Hintergrund gedrängt war. Ein drittes Hauptwerk von Gries' Uebersetzungskunst ist die Verdeutschung des Calderon, von welchem er 14 Stücke in sieben Theilen übersetzte, die bei Nicolai in Berlin von 1815—29 herauskamen und denen im Jahre 1841 noch ein achter Band folgte. Gries vertiefte sich in den spanischen Dramatiker mit ebenso großer Liebe als in die italienischen Epiker und glaubte durch Calderon in der Uebersetzungskunst um einige Stufen höher gestiegen zu sein. Seine Freunde, wie Rist, ein gründlicher Kenner des Spanischen, Schelling, auch Goethe, waren voll von Anerkennung und wollten namentlich die Gries'sche Uebersetzung der Schlegel'schen vorziehen; aber das größere Publicum verhielt sich ziemlich gleichgültig gegen den neugewonnenen spanischen Classiker. Gries erwidert seinem Freunde Rist, der ihm voraussagt, daß sich kein großes Publicum für den Calderon interessiren werde, darin sei er vollkommen seiner Meinung, denn für welchen dramatischen Dichter interessire sich das große Publicum, als etwa für Kotzebue? Aber das war der Grund denn doch nicht. Calderon ist als ein Dichter, der durch Virtuosität in künstlichen Formen glänzt, als Spanier und als mittelalterlicher Katholik unserm Geschmack viel fremder als z. B. Shakspeare. Darum war es sowol von Schlegel als von Gries sehr gewagt, wenn sie den Calderon so ohne weiteres in wörtlicher Uebersetzung und mit Nachbildung seiner Trochäen und Assonanzen dem deutschen Publicum vorzuführen unternahmen, er mußte so seine Wirkung verfehlen. Noch vor Vollendung des Calderon machte Gries sich wieder an ein italienisches Epos, den „Richardetto" des Forteguerra, welches er in den Jahren 1831—33 herausgab, und sogleich nachher begann er Bojardo's „Orlando innamorato", welchen er in den Jahren 1835—39 mit gewohnter Meisterschaft übersetzte.

Als selbständiger Dichter ist Gries nur selten aufgetreten. Seinen literarischen Anfang machte er mit einem größern Gedichte „Phaethon", welches seine Bekanntschaft mit Schiller vermittelte und in dem „Musenalmanach" von 1798 eine Stelle fand. Erst im Jahre 1827 gab er, durch das Zureden seiner Freunde bewogen, zwei Bändchen gesammelte Gedichte heraus. Seine

äußere Lebensstellung war eine bescheidene, aber seinem genügsamen Sinn entsprechende. Die juridischen Studien hatte er zwar nicht ohne Fleiß betrieben, aber keineswegs in der Art, daß sie ihn zu wichtigen Aemtern und Ehren hätten führen können; eine untergeordnete Kanzleilaufbahn war seinem poetischen Sinne durchaus zuwider, eine akademische Lehrstelle lag auch nicht in seinen Wünschen, und die schon in den Studienjahren beginnende und schnell zunehmende Harthörigkeit verschloß ihm ohnehin ein eigentliches Geschäftsleben, und so fiel ihm das stille Loos eines Privatgelehrten zu, der zwar nicht genöthigt war, von seiner Schriftstellerei zu leben, dem aber der hin und wieder abfallende pecuniäre Ertrag eine willkommene Zugabe war. Seine ökonomischen Verhältnisse, die ihm anfangs erlaubten, ganz nach seiner Neigung zu leben, wurden in der Folge durch Bankrotte beschränkter, und bei seiner zunehmenden Kränklichkeit mußte man bedauern, daß die nicht unbedeutende Pension, mit welcher der König von Preußen seine Verdienste um die Literatur ehren wollte, ihm erst kurz vor seinem Tode beschieden ward. Wie er seinen Lebensberuf nach Neigung wählen konnte, so folgte er auch in der Wahl des Wohnsitzes seiner Neigung, die ihn immer wieder auf sein liebes Jena hinwies, wo er von seinen Studienjahren an, kürzere Aufenthalte in Göttingen, Dresden, Heidelberg und Stuttgart abgerechnet, eigentlich immer blieb, bis im Jahre 1837 seine Verwandten den immer kränklicher gewordenen Junggesellen in die Vaterstadt Hamburg abholten, wo er am 9. Februar 1842, 67 Jahre alt, starb. Obgleich er immer das Bedürfniß weiblichen Umgangs gehabt hatte und gern an gleichgesinnte Freundinnen sich anschloß, so war er doch nie verheirathet und suchte sich, so gut es ging, ein behagliches Junggesellenleben einzurichten. Das immer zunehmende Gehörleiden wurde ihm um so schmerzlicher, als es ihm nicht nur den musikalischen Genuß abschnitt, sondern ihm auch den geselligen Verkehr, für den er soviel Sinn hatte, verkümmerte. Doch gewährte ihm die fortgesetzte ernste Arbeit in dem von ihm erwählten Gebiete stets wieder Zufriedenheit, und an wohlwollenden Freunden, die sich durch jene Schwierigkeit des Umgangs von einem nähern Verkehr mit ihm nicht abschrecken ließen, fehlte es ihm auch nicht. Wahrhaft bewundernswürdig ist es, wie er in den spätern Jahren unter schmerzhaften Gichtleiden doch nicht von seiner Beschäftigung abließ, sodaß er einen großen Theil des Bojardo bei halb gelähmter Hand nur mit einer besondern Vorrichtung niederschreiben konnte.

Dies sind die Umrisse von Gries' Leben, wie wir sie aus den angeführten Mittheilungen Abeken's und der vorliegenden ausführlichern Biographie entnehmen. Der Verfasser derselben, dessen Persönlichkeit in der Darstellung bescheiden zurücktritt, hat sich nicht genannt, ist aber wol in dem Kreise seiner nähern Freunde zu suchen. Der Gang seines Lebens wird mit liebevoller Sorgfalt, ins Einzelne eingehend berichtet, und ohne ausdrücklich angelegte Charakteristik bekommen wir ein sehr lebendiges und freundliches Bild des Dichters und Menschen. Ein großer Theil des biographischen Materials besteht aus Briefen; unter denen von Gries sind die an Rist die zahlreichsten, unter denen an ihn befinden sich mehre von bekannten und berühmten Zeitgenossen, wie von Wieland, Goethe, Tieck, Schelling, A. W. Schlegel, Herbart, Gustav Schwab. Des Letztern Bekanntschaft hatte er in Stuttgart gemacht, wohin er, durch die Uebersiedelung einer jenaer Freundin veranlaßt, im Herbst 1824 gezogen war und bis zum Herbst 1827 sich aufgehalten hatte. Als er nach Jena zurückgekehrt war, setzte Gries den Verkehr mit dem Epigrammendichter Friedrich Haug und mit Schwab brieflich fort; ein längerer Brief an Erstern befindet sich unter Schwab's Nachlaß, und wir schließen nun mit einigen bisher ungedruckten Auszügen aus demselben und den Briefen an Schwab.

Gries an Haug.

Jena, 11. Januar 1828.

Haben Sie tausend Dank, mein bester Haug, für Ihre freundlichen Zeilen in Versen und Prosa! Es ist mir höchst erfreulich zu sehen, daß man in der guten Schwabenstadt mich noch nicht ganz vergessen.

Wie sind Sie nur in aller Welt auf den Gedanken gerathen, ich sei nach Weimar gezogen? Nie in meinem Leben ist dies meine Absicht gewesen. Ich bin überhaupt kein Freund von Residenzen, am wenigsten von kleinen. Ehe ich nach Stuttgart zog, habe ich ungefähr 25 Jahre (wenn auch nicht in Einer Folge) in Jena gelebt; und als ich genöthigt ward, Stuttgart zu verlassen, hatte ich keinen andern Gedanken als den, nach Jena zurückzukehren. Ich lebe hier unendlich viel zwangloser und angenehmer, als ich in Weimar leben könnte, zumal da mein schlechtes Gehör mich schon längst genöthigt hat, allen mündlichen Verkehr mit Goethe aufzugeben. In Weimar ist nichts, das mich reizt. In Jena habe ich ungestörte Ruhe, Geselligkeit, soviel genügt, eine überaus reizende Natur und — die Erinnerung an meine schönste Jugendzeit. Glücklicherweise weiß die weimarische Post, daß in Jena auch Leute leben, und so bekam ich Ihr freundliches Brieflein ohne alle Verzögerung.

Mit dem Ariosto bin ich nun für diesmal ganz fertig. Am letzten Bande wird schon gedruckt, und es ist kein Zweifel, daß dieser um Ostern in Ihren Händen sein wird. Ueber drei Jahre hat diese Arbeit mich beschäftigt, und doch sehe ich mit Beschämung, wie viel noch zur Vollendung fehlt. Könnte ich nur jetzt gleich eine neue Umarbeitung beginnen, sie sollte viel besser werden. Nicht auf ein und nicht auf zwei mal läßt sich bei einem Werke von dieser Ausdehnung die mögliche Vollendung erringen. Den Tasso habe ich vier mal bearbeitet, ehe ich mir selbst sagen konnte: Weiter wird deine Kraft schwerlich reichen.

Hauff's unerwarteter Tod hat auch auf mich einen erschütternden Eindruck gemacht, obwol ich ihn persönlich wenig gekannt habe. Gewiß hätte er, wenn nicht Großes (wozu ihm wol die Grundlage fehlte), doch noch viel Gutes und Erfreuliches leisten können. Seine letzten Schriften habe ich noch nicht gesehen. Unter den frühern („Lichtenstein" mit eingeschlossen) ist mir „Der Mann im Monde" als der deutlichste Beweis eines bedeutenden Talents erschienen; und immer bleibt ihm das Verdienst, daß er zuerst jenen elenden Götzen der deutschen Lesewelt in seiner Nichtigkeit dargestellt und verdienter Verachtung preisgegeben.

Daß Würtembergs erste Dichter den frühen Hintritt des hoffnungsvollen Jünglings so würdig gefeiert, habe ich mit freudiger Rührung gesehen. Aber gestehen müssen Sie doch, mein bester Haug, daß weder Sie, noch Uhland, noch Schwab,

solange der Gute lebte, eben viel Notiz von ihm genommen haben. Diese zögernde Anerkennung ist indessen in Deutschland nichts Seltenes; und besser spät als niemals.

Den guten alten Knebel besuche ich ziemlich oft. Am 30. November feierte er, bei vollkommener Gesundheit, seinen 84. Geburtstag. Noch immer nimmt er an allem Schönen und Guten den lebhaftesten Antheil und zerbricht sich eben jetzt gar gewaltig den Kopf über Goethe's Helena.

Goethe befindet sich wohl und ist ununterbrochen thätig. An seinem Geburtstage besuchte ich ihn in Weimar und fand ihn zu meiner größten Freude ebenso wohl, wie ich ihn vor drei Jahren verlassen hatte. Eine Unzahl von schlechten Gedichten ward an diesem Tage ihm zu Ehren gesungen und vertheilt; wenn er sie gelesen, so hat er gewiß gerufen: O, wär' ich nie geboren!

Leben Sie wohl, mein bester Haug, behalten Sie mich in gutem Andenken und lassen Sie mich bald etwas von sich hören. Wie gern wäre ich in Ihrer freundlichen Schwabenstadt geblieben, wenn die mal' aria mich nicht vertrieben hätte. Meine herzlichsten Grüße an Uhland und Schwab; auch bei Matthisson und Reinbeck bringen Sie mich in freundliche Erinnerung.

Ganz der Ihrige J. D. Gries.

Gries an Schwab.

Jena, 3. Juni 1829.

Ziemlich spät, mein theuerster Freund, gelange ich zur Beantwortung Ihres mir so höchst erfreulichen Schreibens. Aber Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich fast den ganzen Februar und März sehr leidend zugebracht habe. Mein böses Halsübel, vor welchem ich hier mich ganz sicher glaubte, hat in diesem verruchten Winter auch nach Jena den Weg gefunden und mich mit wiederholten Anfällen hart geplagt. Als es sich endlich entfernte, mußte ich durch verdoppelten Fleiß das Versäumte einzubringen suchen, und mir blieb keine Zeit zu Dem, was ich am liebsten gethan hätte.... Sie, mein theuerer Freund, brauchen um den Erfolg Ihrer Gedichtsammlung gewiß nicht besorgt zu sein, solange nicht aller Sinn für echte Poesie in Deutschland ganz verschwunden ist. Und daß dieses noch keineswegs der Fall sein kann, beweisen die wiederholten Auflagen der Gedichte Ihres Geistes- und Herzensverwandten, unsers trefflichen Uhland.

Auf meine Gedichte, bester Schwab, freuen Sie sich nicht zu sehr. Es ist mir sehr tröstlich, daß Sie die Anzeige übernehmen wollen; aber je mehr die Zeit des Drucks heranrückt, desto mehr sinkt mir der Muth. Den größten Theil des ersten Bändchens füllen die Jugendgedichte von 1797—99, und diese werden den heutigen Lesern vermuthlich sehr veraltet vorkommen. Doch bestanden meine alten Freunde darauf, daß sie gedruckt werden müßten; und sollten die Uebersetzungen nicht ein gar zu unverhältnißmäßiges Uebergewicht bekommen, so konnte ich jene in der That nicht füglich weglassen. Mit 1800 ging mir die Poesie aus (wenn sie jemals da war) und fing das Uebersetzen an, oder umgekehrt. Später habe ich fast nur Gelegenheitsgedichte und höchstens Sonette zustande gebracht. Die Uebersetzungen müssen auch dieser Sammlung ihren Werth geben. In diesem Fache glaube ich ohne Unbescheidenheit mich den Besten an die Seite stellen zu können; aber als Dichter bin ich eines sehr untergeordneten Platzes mir nur zu wohl bewußt.

Haben Sie den herzlichsten Dank für die Zusendung Ihrer trefflichen Recension des „Briefwechsel" (zwischen Schiller und Goethe), obwol ich sie schon längst mit großer Freude gelesen hatte. Der dritte Band hat mich noch mehr angezogen als die frühern, wenngleich in demselben mein armer „Phaethon" nicht sehr glimpflich behandelt wird. Daß Schiller ein solches Urtheil über ein Studentengedicht fällte, verdenke ich ihm gar nicht; nur stimmt es sehr wenig mit Dem überein, was er einige Monate später, da ich ihn persönlich kennen lernte, mir mündlich sagte. Ich hatte ihm das Gedicht, ohne die entfernteste Anspielung auf den „Musenalmanach", anonym zugesandt. Durch Schlegel erfuhr er den Verfasser, und er selbst war es, der die Einrückung in den Almanach verlangte. Mehr könnte ich es Goethe verdenken, daß er Aeußerungen dieser Art jetzt abdrucken läßt, da es ihm doch sonst beliebt, mit mir in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen. Aber wann hat Goethe sich darum bekümmert, ob er Jemand kränke oder nicht? Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, daß fast alle scharfen Urtheile über noch lebende Personen in Schiller's Briefen vorkommen, der doch im Leben weit milder urtheilte als Goethe? Fast möchte ich vermuthen, daß der Herausgeber in seinen eigenen Briefen Manches unterdrückt hat.

Allerdings hat F. Schlegel's Tod mich erschüttert; er war ja doch auch ein Genosse jener unvergeßlichen Zeit. Aber geliebt habe ich ihn niemals, und das Thun und Treiben seiner spätern Jahre war mir von Herzen zuwider. Ich habe ihn zu lange gekannt, um glauben zu können, daß eigene reine Ueberzeugung ihn auf so bedauernswürdige Abwege führte, wenn er auch zuletzt vielleicht sich selber weiß machte, er glaube das Alles, was er Andern glauben machen wollte. — W. Schlegel, obwol an Geist seinem Bruder nachstehend, ist mir doch weit respectabler, weil er ehrlicher ist. Ehrlich ist er sogar in der ganz unverhohlenen Darlegung einer schier unglaublichen Eitelkeit auf die nichtswürdigsten Dinge. — Tieck war vorigen Sommer zwei mal hier, zu meiner größten Freude. Er ist ganz der Alte geblieben. — Das unerwartete Abscheiden unsers guten Haug hat mich recht herzlich betrübt; ich hätte ihm ein viel längeres Leben prophezeit und gewünscht. Es würde mich gar nicht wundern, wenn er mit einem Vers auf den Lippen gestorben wäre. „Mein letzter Reim: Ich gehe heim", sagte er mir vor zwei Jahren.

Leben Sie recht wohl, mein Theuerer, und lassen Sie bald von sich hören. Unserm trefflichen Uhland und den beiden lieben Frauen meine herzlichsten Grüße.

Ganz der Ihrige J. D. Gries.

Jena, 11. December [illegible].

Vorgestern, mein theuerer Freund, und erst vorgestern habe ich den lang ersehnten zweiten Band Ihrer „Gedichte" und die freundlichen Zeilen vom 11. Juli erhalten. Was müssen Sie von mir gedacht haben, daß ich für eine so herrliche Gabe den Dank solange schuldig blieb, daß ich selbst in meinem Octoberbriefe derselben mit keiner Silbe erwähnte! Denn daß ein Packet von Stuttgart nach Jena fünf volle Monate unterwegs bleiben würde, konnten Sie doch unmöglich denken.

Genug, ich habe es endlich; und nun will ich auch keinen Augenblick länger zögern, Ihnen für dies erfreuliche Geschenk den herzlichsten Dank zu sagen.... Bei diesem Anlaß ist es mir recht aufgefallen, wie großen Vortheil es gewährt, in einem Lande geboren zu sein, dessen Natur, Sagen, Geschichte und Denkmäler so durchaus poetisch sind wie Ihr herrliches Schwabenland. Gewiß, ich halte meine gute Vaterstadt sehr in Ehren, aber etwas Prosaischeres gibt es nicht. Die flache Gegend, weit um die Stadt her so mit Baulichkeiten und Kunstgärten bedeckt, daß man Stunden weit gehen muß, um nur etwas Ländliches, nur ein Kornfeld gewahr zu werden; der gänzliche Mangel an alten Sagen und Denkmälern; eine höchst dürftige Geschichte, in welcher auch nicht eine einzige Gestalt hervorragt — sogar die großartige Erscheinung der Hansa,

Auch zu dem kleinsten Gedicht gibt sie der Muse nicht Stoff —

dazu der Handel, auf den alles Sinnen und Trachten der Menschen gerichtet ist, der aller Poesie durchaus widerspricht, dieser Moloch, dem ich selbst drei meiner schönsten Jugendjahre habe opfern müssen — ist es ein Wunder, wenn in einem solchen Lande kein Dichter gedeiht? Auch in mir ist einiger poetischer Trieb erst erwacht, als ich nach Thüringen kam; aber es war zu spät.

Meine Gedichte werden nun wol in Ihren Händen sein, denn ich hoffe nicht, daß sie so lange Zeit zur Reise gebraucht

haben wie die Ihrigen. Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom und seien Sie etwas barmherziger als Joab.

---

21. December 18[illegible].

Die beiden letzten Bände von Goethe's und Schiller's „Briefwechsel“ scheinen mir doch weniger allgemeines Interesse zu haben als die frühern. Schon in den ersten Bänden mußte man die häufigen Lücken beklagen, die durch das öftere Zusammenkommen der Freunde entstanden; dies ist aber noch weit mehr der Fall, seitdem sie meistens an demselben Orte lebten. Die Zueignung an den K. v. B. ist mir, Goethe's Alter und Verhältnisse angesehen, nicht so sehr anstößig gewesen; aber die vielen nichtssagenden Einladungs- und Nachfragebillets, diese werden den Widersachern erwünschten Stoff zum Hohn und Tadel geben. Mich unterhält sehr das Entziffern der nur angedeuteten Beziehungen und Namen. So bin ich dahinter gekommen, daß Goethe, wenn er blos den Anfangsbuchstaben eines Namens schreibt, selten den richtigen, sondern meistens den im Alphabet dicht vorhergehenden oder folgenden nennt. Z. B. ist der Q. (IV, 300) ohne allen Zweifel J. P. Richter; der M. (VI, 93 und 97) ist Niethammer. Sehr gerührt hat mich Schiller's letzter Brief, vom 24. April 1805, noch so lebendig und theilnehmend. Sechzehn Tage später war er todt.

Das Lied von den „Fünf Heringsgerichten“ *) war in seiner ursprünglichen Gestalt noch viel anzüglicher. Aber ich lief Gefahr, daß sämmtliche jenaische Speisewirthe einen Bund gegen mich gemacht hätten, um mich vollends todt zu hungern; deshalb ließ ich Einiges aus und milderte Anderes durch Hinzufügung einiger Süßigkeiten. Uebrigens muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß man hier in einigen Privathäusern (zumal der eingewanderten Familien) fast eben so gut ißt als an den meisten andern Orten. Das hilft aber einem armen Junggesellen nicht viel, der seine Atzung aus der Garküche muß holen lassen und sich dabei mit Seufzen der Fleischtöpfe Aegypti erinnert.

Zum Dank für Ihre poetische Antikritik muß ich Ihnen doch auch einige Verse mittheilen; dazu gehört aber eine Einleitung: In Weimar erscheint seit kurzem eine Wochenschrift, „Chaos“ geheißen, wovon jeden Sonntag ein Blatt ausgegeben wird. Stifterin, Redactrice, Correctorin und Mitarbeiterin ist Ottilie von Goethe, die Schwiegertochter des alten Herrn. Das Ding ist ein tolles Gemenge von Prosa und Versen in französischer, englischer, italienischer und deutscher Sprache; sogar einige griechische Distichen haben sich eingemischt. Die deutschen Beiträge stehen meistens ziemlich zurück, obwol selbst Goethe einige Kleinigkeiten hergegeben hat. Hauptmitarbeiter sind die jetzt in Weimar zahlreich hausenden Engländer und Franzosen, dann einige weimarische und hiesige Damen und Herren. Uebrigens wird die Sache mit dem größten Geheimniße betrieben, obwol es meistens das laute ist. Kein Name wird unterzeichnet, wenn nicht ein fingirter. Nur 50 Exemplare werden gedruckt, aber nicht verkauft, sondern blos unter die Mitarbeiter vertheilt. Kein Anderer darf ein Blatt auch nur zu sehen bekommen. Deshalb übernimmt Ottilie auch selbst die Correctur und vermehrt das „Chaos“ durch die gräulichsten Druckfehler. Sie hatte schon längst von mir einen Beitrag verlangt; endlich sandte ich Nachstehendes ein, was Sie aber nur Ihrem zweiten Ich und etwa unserm lieben Uhland mittheilen dürfen. Beiden bitte ich mich bestens zu empfehlen. Und nun leben Sie wohl, mein theuerer Freund! Recht vergnügte Feiertage wünsche ich Ihnen und mir eine baldige Antwort.

Ihr herzlich ergebener J. D. Gries.

Chaotische Beiträge.

1.

Nachdem der Herr sechs Tage sich geplagt,
Um aus dem Chaos eine Welt zu bauen,
Ruht er am Sonntag aus und sagt:
Das Ding ist doch nicht übel anzuschauen!
Du aber hältst sechs Tage Rast
Und fühlst am Sonntag erst ein Drängen,
Die Welt und was sie in sich faßt
Zum Chaos wieder einzumengen.
Und Keiner weiß nun, ob ihm Gottes Welt,
Ob ihm dein Chaos mehr gefällt.

2.

Brittisch, Gallisch und Italisch,
Daran scheint es nicht zu fehlen.
Wüßt' ich etwas Kamtschadalisch,
Möcht' ich wirksam mich empfehlen.
Ach, ich freute mich zu Tode,
Könnt' ich Türkisch radebrechen!
Aber Deutsch ist aus der Mode,
Und ich weiß nur deutsch zu sprechen.

3.

Geduld! verlaß dich auf mein Wort,
Gar Vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden.

4.

Vom Baume fällt das letzte Blatt,
Die Flur deckt hohen Schneees Lage,
Die Schlitten klingeln durch die Stadt;
Man sieht, es nah'n die Weihnachtstage.
Doch trittst du zum Salon herein
Und hörst bei Thee und süßem Wein
Zehn Sprachen durcheinander schrei'n,
So zweifelst du nicht im geringsten:
Wenn draußen Weihnacht, hier ist Pfingsten.

5.

Manches läßt die Zeit uns seh'n,
Was uns sonst gedäucht als Fabel.
Einst hieß Weimar Deutsch-Athen,
Jetzo ist's das deutsche Babel.

---

5. April 18[illegible].

Tausend Dank, mein theuerster Freund, für Ihren lieben herzlichen Brief vom 11. Januar, den die Buchhändlerschneckenpost freilich erst fünf Wochen später zu mir gelangen ließ. Lassen Sie uns doch, ich bitte Sie dringend, diese Mittheilungen von Zeit zu Zeit fortsetzen. Ich höre gar zu gern etwas von meinem lieben Stuttgart, und überdies sind meine literarischen Verbindungen (hier und in Weimar habe ich gar keine) jetzt so eingeschrumpft, daß ich fast nur von Ihnen und Abeken zuweilen etwas über die Gegenstände vernehme, die mich am meisten anziehen....

Also unser Uhland geht wirklich nach T.? Es war sein Wunsch, und so ist nichts dagegen zu sagen. Aber um Ihretwillen thut es mir leid. Ist die Entfernung nur klein, so ist es doch immer eine Entfernung, und die schönen Sokratischen Symposien werden ziemlich gestört sein. Die Ihnen in meinem letzten Briefe mitgetheilten Epigramme haben ein sonderbares Schicksal gehabt. Man hatte in Weimar die fixe Idee gefaßt, sie seien von Goethe, und unter diesem verehrten Namen sind sie in die „Elegante Zeitung“ und, wie ich höre, auch in Spindler's „Damenzeitung“ übergegangen. Habeant sua fata libelli!

Dieser barbarisch lange und harte Winter ist für mich viel leidlicher hingegangen, als ich erwarten durfte. Sogar der gefürchtete verhängnißvolle Februar hat mich, zum ersten mal seit fünf Jahren, mit Kreuzanfällen verschont, und ich bin jetzt (die leidige Vermehrung der Jahre abgerechnet) ungefähr wieder auf demselben Punkte wie vor dem Aufenthalt in Stuttgart. Sollten Sie aber wol glauben, daß ich große Lust habe

*) Siehe „Aus dem Leben u. s. w.“ Schwab an Gries, S. 157.

zu versuchen, ob ein zweiter Aufenthalt mir nicht besser bekommen würde als der erste? Indessen ist fürs erste nicht daran zu denken.' Leben Sie wohl, mein bester Schwab. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau recht herzlich, auch unserm Uhland, wenn er noch bei Ihnen ist; und wenn Sie mir eine rechte Freude machen wollen, so lassen Sie bald etwas von sich hören.

---

21. März 1834.

Vor einem Monat, mein theuerster Freund, erhielt ich Ihren lieben Brief als höchst erfreulichen Begleiter eines erfreulichen Geschenks. Für Beides sage ich Ihnen den herzlichsten Dank. Was von diesem unserm trefflichen Uhland zukommt, werden Sie ihm wol gefälligst zustellen. Seine Güte hat mich umsomehr gerührt, da ich dieser nun schon drei Auflagen verdanke (eine besaß ich schon vorher). Ein zweiter Theil wäre mir freilich noch lieber gewesen. Und ist denn gar keine Hoffnung, daß unser Freund die alte herrliche Leier wieder zur Hand nimmt? daß er wenigstens seinen „Konradin" fortsetzt und vollendet? Es kostet am Ende doch nur einen wackern Entschluß.

Von Ihrer Neigung, den Pfarrer von Grünau zu machen, hatte ich schon etwas munkeln gehört und mich nicht wenig darüber gewundert. Zwar daß Sie der politischen Grillen überdrüssig sind, verdenke ich Ihnen gar nicht; es geht mir ebenso, obwol sie mich Gottlob nicht so nahe umschwärmen. Aber als Pastor kann ich Sie mir doch gar nicht denken. Lieber wünschte ich Ihnen eine Professur in Tübingen, wenn Sie Stuttgart einmal verlassen wollen.....

Machen Sie sich von meinem Bojardo nur keine gar zu große Vorstellung. An gutem Willen fehlt es auch mir nicht; aber die Aufgabe ist schwieriger als irgendeine, deren Lösung ich versucht habe, vielleicht den Calderon ausgenommen. Freilich habe ich mir die Sache nicht gar leicht gemacht. Es kam mir darauf an, den Deutschen ein möglichst treues Bild von diesem noch so wenig bekannten Dichter zu liefern; und daß ich keinen einzigen, nur irgend bedeutenden Zug in der Uebersetzung ausgelassen habe, das Zeugniß kann ich mir mit gutem Gewissen geben. Aber bei der größern Prolixität der italienischen Sprache wird ein deutscher Uebersetzer öfter in den Fall kommen, etwas zusetzen als etwas auslassen zu müssen. Und diese oft durch Vers und Reim bedingten Zusätze sind es, vor denen mir bangt. Wie leicht geht da Farbe und Ton des Originals verloren, dessen einfache Naivetät ohnehin so schwer nachzubilden ist!

Außerdem habe ich mir noch die Aufgabe gemacht, eine durchgehende Kritik des italienischen Textes zu liefern, deren der neue leipziger Abdruck gar sehr bedarf. Löflund hat mir nämlich von der stuttgarter Bibliothek eine alte Ausgabe des Originals (von 1543) verschafft, vermuthlich das einzige Exemplar in Deutschland, außer jenem, wonach der leipziger Abdruck gemacht ist, das aber einem Privatmann in Berlin gehört. Matthisson und Haug müssen gar nicht gewußt haben, welches Schatzes Hüter sie waren, denn Beide haben mir nie ein Wort davon gesagt.....

Die Recension von Duttenhofer's „Cid" hat mir um Löflund's willen sehr leid gethan, aber ungerecht ist sie nicht. Donner's „Lusiade" ist freilich eine viel verdienstlichere Arbeit, aber auch sie könnte besser sein, wenn der Verfasser etwas mehr Fleiß hätte anwenden wollen. Er leidet aber auch an dem Erbfehler junger Uebersetzer, sich mit dem Erträglichen zu begnügen, wenn das Bessere und Beste nicht gleich zur Hand ist. Ich selbst habe lange an dieser Krankheit laborirt; meine ersten Uebersetzungen des Tasso und Ariosto zeigen es nur zu sehr. In dieser Hinsicht verdanke ich meinem guten Heinrich Voß unglaublich viel. Er machte mich zuerst auf diese Nachlässigkeit aufmerksam und ließ nicht ab zu warnen und zu strafen, bis er mich gründlich geheilt glaubte. So darf ich sagen, daß mit der Uebersetzung des Calderon ein neuer Abschnitt in meiner literarischen Thätigkeit begonnen hat; und der Himmel gebe mir Zeit und Kraft, den Bojardo in diesem Sinne durchzuführen!

Ihr Urtheil über das Gedicht des Camoens ist ganz das meinige. Ich habe ihm, bei aller Anerkennung der Vortrefflichkeit einzelner Schilderungen, Reden, Episoden, niemals Geschmack abgewinnen können, und Tieck's ganze Rhetorik ist nicht im Stande gewesen, mich auf andere Gedanken zu bringen. Wahrhaft empört haben mich die verächtlichen Seitenblicke, welche Tieck auf die großen italienischen Epiker wirft. Und diese Ansicht ist nicht einmal neu. Schon vor mehr als 30 Jahren behauptete F. Schlegel, Ariosto und Tasso wären nicht werth, dem Camoens die Schuhriemen aufzulösen. Alles des vortrefflichen Patriotismus wegen! Ja, wenn der allein hinreichte zur Poesie, so wäre kein Volk reicher an ewigen Gedichten als wir Deutschen, wenigstens seit 1813, und Schönaich's „Hermann" stände weit über „Oberon" und „Faust". Vielleicht hat dieser Zorn einigen Einfluß darauf, daß ich diese Novelle des hochgeschätzten Dichters nicht so vortrefflich finde wie manche seiner frühern. Sie kommt mir fast allzu breit vor und (ganz im Stillen gesagt) mitunter sogar etwas langweilig.

Unser guter alter Knebel ist nun auch heimgegangen. Er war fast 90 Jahre alt und lebenssatt, und man kann ihm die Ruhe wol gönnen. Aber mit ihm ist nun auch der letzte Zeuge jener herrlichen Zeit unter Amalie und Karl August zu Grabe gegangen, und Weimar ist nun ganz verödet. In der „Weimarischen Zeitung" stand ein Gedicht auf den Tod des edeln Greises, welches anfing: „Ausgelitten, ausgerungen" u. s. w. Wem mußte dabei nicht jene alt berühmte Nänie auf Siegwart's oder Werther's Hinscheiden einfallen:

> Ausgelitten hast du, ausgerungen,
> Guter Jüngling, deinen Todeskampf?

Dies zur Probe, welche Poeten jetzt in Weimar an die Stelle der Abgeschiedenen getreten sind.

Da Sie und Ihre liebe Frau (der ich mich herzlich zu empfehlen bitte) so freundlichen Antheil an meinem Wohl und Wehe nehmen, will ich Ihnen noch sagen, daß ich seit langer Zeit in keinem Winter mich so erträglich befunden habe als in diesem, der, ich weiß nicht wie, sich nach Deutschland aus Hesperien verirrt hat. Ich hoffe ein Gleiches von Ihnen und freue mich herzlich, daß Ihre häuslichen Sorgen noch so glücklich vorübergegangen sind. Und nun leben Sie recht wohl, mein theuerer Freund, und wenn Sie einmal ein Stündchen zum Briefschreiben übrig haben, so erinnern Sie sich des Einsiedlers am Thüringerwalde. Ihr herzlich ergebener

J. D. Gries.

---

23. September 1835.

Warum ich so lange geschwiegen, mein theuerer Freund, werden Sie nun wol begreifen; denn ohne Zweifel ist das langwierige Hinderniß meines epistolarischen Fleißes, der dickleibige Bojardo, allbereits in Ihren Händen. Mögen Sie ihn mit gewohnter Freundlichkeit beherbergen und ihm auch bei unserm Uhland eine gute Stätte bereiten!

Dies ist das erste mal, da ich etwas herausgebe, das einigermaßen nach Gelehrsamkeit riecht. Zeit und Mühe habe ich genug darauf verwendet, aber diese Gelehrsamkeit interessant zu machen, habe ich nicht verstanden. Schwerlich werden unter hundert Personen, die vielleicht das Buch in die Hand nehmen, zwei oder drei sich finden, die den Muth haben, die Vorrede ganz durchzulesen, geschweige die Anmerkungen. Aber das vel duo vel nemo galt ja schon zu des Persius Zeiten!

Das Gedicht selbst wird hoffentlich, wenn meine Vorliebe für den alten Poeten mich nicht verblendet, eher Eingang finden. Ihm diesen zu verschaffen, könnten Sie, mein bester Schwab, unstreitig viel beitragen, wenn Sie die Güte haben wollten, die Recension in den „Heidelberger Jahrbüchern" zu übernehmen. Sie sind ja sonst ein fleißiger Mitarbeiter an diesem Journal, das jetzt in Süddeutschland ziemlich das einzige ist und das bisher von meinen neuern Werken Notiz



ich weiß) gar keine Notiz genommen hat. Ich wünschte doch, daß es dem guten Löflund mit dem Bojardo nicht ganz so schlimm erginge wie mit meinen unglücklichen Gedichten, die ihm inutile pondus geworden sind.

Ihr letzter Brief (vom 7. Juni 1834!) erzählt mir von einer herrlichen Schweizerreise, die Sie im vorigen Jahre gemacht und die meinen ganzen Neid erregt hat. Auch ich war in Arkadien — aber es sind schon 27 Jahre seitdem verflossen. Dennoch ist mir noch Alles sehr gegenwärtig und ich erfahre an mir die Wahrheit von Goethe's Behauptung, daß man beim Anschauen solcher großen Natur einen Vorrath von Gewürz einsammelt, womit man den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Auch Ihre liebe Frau hat sich auf Reisen begeben, und sogar nach dem äußersten Norden von Deutschland? Wie wird die verwöhnte Südländerin auf den öden Steppen der Lüneburger Haide und an den flachen Sandufern der Weser sich nach der Alb und dem Neckar zurückgesehnt haben! Um die Natur in Norddeutschland erträglich zu finden, muß man dort geboren sein.

Für Schiller's Album habe ich nichts eingesandt. Ich fühle zu sehr, daß ich mit den heutigen Dichtern nicht wetteifern kann. In einer solchen Sammlung würden meine Verse sich ausnehmen wie eine Allongenperücke unter lauter Tituskopfen. Aus eben diesem Grunde bin ich Ihnen wahren Dank schuldig, daß Sie mich niemals haben verführen wollen, mich im „Deutschen Musenalmanach" lächerlich zu machen.

Menzel's giftiges Pasquill gegen Goethe wird auch Sie empört haben und gewiß Den am meisten, der dadurch geehrt werden sollte. Dies ist wohl der Fall, auszurufen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Jene Aeußerung über Uhland (in einem Briefe an Zelter) hat auch mich verletzt; aber ich kann mir erklären, wie Goethe dazu gekommen ist. Ich weiß mit Gewißheit, daß er von Uhland nie etwas Anderes gelesen hat als die politischen Gedichte; und daß diese ihm nicht sehr zusagen konnten, liegt in der ganzen Richtung seines Wesens. Ueberdies war er in seinen letzten Jahren in Ansehung der Lectüre fast gänzlich von seiner Umgebung abhängig. Selten nahm er mehr ein Buch in die eigene Hand; er ließ sich vorlesen, was man ihm eben vorlesen wollte. Dies ist freilich nicht zu loben; aber verdiente ein solches Alter nicht einige Entschuldigung?

Wir erwarten hier jetzt Ihren wackern Exminister von Wangenheim. Er hat das ehemalige Griesbach'sche Haus (wo auch Schiller wohnte) gemiethet und will sich auf einige Zeit hier niederlassen. Nun ist es ein Spaß, daß er als Student in perpetuum aus Jena religirt worden; er hat sogar eine Zeitlang auf der nahen Leuchtenburg gefangen gesessen. Doch glaube ich, der Senat wird sich wohl hüten, das alte Relegat gegen die Excellenz geltend zu machen.

---

18. Juli 1836.

Zuvörderst, mein theuerer Freund, den herzlichsten Dank für Ihr schönes Geschenk! Befreundete Kinder laufen genug um mich her, allein bei diesem Buche werde ich lieber selbst zum Kinde; das behalte ich für mich. Ueberdies muß es auch dem ältern Manne, der sich reinen Sinn bewahrt hat, nothwendig gefallen; und ich sage Ihnen ohne Schmeichelei, daß ich Ihre „Magelone" und „Genoveva" mit größerm Vergnügen gelesen habe, als ich die von Tieck jetzt wahrscheinlich lesen würde. Nur — um ganz offenherzig zu sein — die Höhle von La La hätte ich herausgewünscht; hier behält die unvergleichliche Scheherezade doch den Sieg.

Auch über Platen siegt die treffliche Sultanin. Mir ist die „Tausend und eine Nacht" so unendlich lieb, daß ich sie von Kindesbeinen an bis in mein Alter unzählig oft durchgelesen habe. Und noch jetzt gehen selten zwei Jahre hin, daß ich sie nicht von Anfang bis zu Ende von neuem durchlese. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß ich Platen's „Abbassiden" für sein mislungenstes Werk halte. Daß er den Stoff (nicht für sechs Kreuzer eigener Erfindung hat er hinzugethan) gänzlich aus jenen Märchen genommen, rechne ich nicht für einen Fehler; einen bessern Stoff konnte er nicht erfinden. Aber die Zusammenfügung der dort vereinzelten Erzählungen scheint mir ungeschickt, verworren, der Ton durchaus verfehlt. Und nun der Vers! Wie ist es nur möglich, daß ein so großer Verskünstler, wie Platen unstreitig war, das lahmlendigste aller denkbaren Versmaße wählen konnte? Fünffüßige Trochäen, die durch die eingemischten Daktylen zwar holperiger, aber keineswegs anmuthiger werden. Hier wären, wenn es doch einmal Verse sein sollten, Ariostische Stanzen an ihrer Stelle gewesen; und wie leicht würden ihm diese geworden sein!

Platen's Briefe habe ich mit Interesse gelesen, zumal die an Sie gerichteten, wobei ich nur bedauern mußte, daß die Ihrigen fehlen. Aber dieser vierundzwanzigjährige Minckwitz, dessen Namen ich bei dieser Gelegenheit zum ersten male gesehen, nimmt den Mund doch etwas voll, wenn er Platen ohne Umstände über Goethe und Schiller erhebt. Das ist die Frechheit unserer jungdeutschen Zeit in einer andern Manier! Platen's unzeitiger Tod hat mich innig betrübt, weil ich ihm persönlich zugethan war; mit Rührung habe ich meinen Namen in den Briefen an Sie mehrmals gefunden. Aber Großes von ihm zu erwarten hatte ich längst aufgehört. Den „Romantischen Oedipus" halte ich für den Gipfel seiner Leistungen; was er nach diesem geliefert, steht hinter seinen frühern Erzeugnissen weit zurück. Italien ist ein gefährliches Land; man muß so tüchtigen Zeug mitbringen wie Goethe, wenn man seinen Lockungen widerstehen will. Auch weiß ich, nach Goethe, keinen deutschen Dichter, dem der Aufenthalt in Italien sonderlich gefrommt hätte.

Den zweiten Bojardo werden Sie nun hoffentlich erhalten haben. Ich arbeite jetzt mit allem Fleiß am dritten, obwol die Verleger melden, daß der Absatz des ersten Theils überaus gering gewesen.

Mit dem Bojardo (wenn er noch beendigt wird) werde ich meine literarische Laufbahn auf immer beschließen. Ich denke mich alsdann in meine Vaterstadt, in den Kreis meiner Familie zurückzuziehen, der literarischen Welt vergessend und von ihr vergessen. Zwar war ich kühn genug, zu glauben, meine Uebersetzungen würden meinen Namen noch eine zeitlang erhalten; seitdem ich aber in Erfahrung gebracht, daß der geniale Donner mit Einem Sprunge meine vierzigjährigen Bestrebungen weit, weit übertroffen, habe ich auch diese Hoffnung aufgegeben. Und so bin ich gewiß, mein theuerer Freund, daß Niemand mich in Schiller's Album vermissen wird.

Leben Sie wohl, mein bester Schwab, und empfehlen Sie mich der liebenswürdigen Gefährtin Ihres glücklichen Lebens. An Uhlands meine herzlichsten Grüße. Enthalten die letzten Auflagen von Uhland's Gedichten viel Neues? Seit der siebenten habe ich keine gesehen.

Von ganzem Herzen Ihr J. D. Gries.*)

65.

Erzählungen aus dem Volke und für das Volk.

1. Aus dem Volk. Geschichten von Edmund Höfer. Stuttgart, Krabbe. 1852. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
2. Aus alter und neuer Zeit. Geschichten von Edmund Höfer. Stuttgart, Krabbe. 1854. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
3. Kiltabendgeschichten von A. Hartmann. Zwei Bände. Mit Illustrationen von F. Walthard und E. Rittmeyer. Bern, Jent u. Reinert. 1853—55. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

*) Einen fünften Artikel, der wie die drei frühern wieder aus der Feder des Herausgebers d. Bl. herrühren wird, bringen wir im künftigen Monat. D. Red.

4. Dorfgeheimnisse aus dem nordöstlichen Thüringen von Wilhelm Künstler. Zerbst, Wallerstein. 1855. 8. 24 Ngr.
5. Die gute, alte Zeit. Münchner Geschichten. Drin frohe und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Sarazin und dem Wettermacher von Frankfurt; vom Rathsschreiber Wurzel in der Schwedenzeit; vom gottlosen Rechtsfreund Calomälus; nächst vom Löwen Albertus des V. und allerletzt, was sich mit dem frommen, blinden Meister von Nürnberg zugetragen &c. Für Alt und Jung erzählt von Franz Trautmann. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. Br. 8. 24 Ngr.
6. Erzählungen für das deutsche Volk von K. H. Caspari. Sammelausgabe I. Mit 1 Stahlstich und Musikbeilagen. Stuttgart, Steinkopf. 1855. 8. 27 Ngr.
7. Erzählungen aus dem Volksmunde. Halle, Fricke. 1854. 8. 12 Ngr.
8. Allgemeine deutsche Volksbibliothek. Siebenter Jahrgang. Sechs Bände. Berlin, Springer. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Zeit ist doch wol wieder einmal vorbei, wo man las, um gelesen zu haben, um nur unterhalten zu sein, oder, wenn man ja etwas Bestimmtes dabei dachte, um sein ästhetisches Gefühl zu bilden; die Zeit ist vorbei, wo man die Schaumgebilde einer wuchernden Phantasie, die schmelzenden Ergießungen eines krankhaft empfindsamen Herzens anziehend fand und bewunderte; mit einem Worte: mit der Sentimentalität und Romantik ist es vorbei, wir verlangen eine gesundere, nahrhaftere Kost; wenn wir lesen, auch nur zur Erholung, wollen wir nicht vergebens lesen, wir wollen einen soliden Gewinn von unserer Lectüre, wir wollen Ideen oder Anschauungen, wir wollen klüger oder besser werden. Und ein Buch taugt nichts, das nicht nach dem Horazischen Spruch: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci", neben dem Bedürfniß der bloßen Unterhaltung auch in irgendeiner Richtung diesen höhern Anfoderungen genügt, ebenso wie eine Speise neben der angenehmen Befriedigung des Geschmackssinns auch der zweckmäßigen Ernährung des Körpers dienen muß. Dieses Gefühl geht heute so ziemlich durch die ganze deutsche Literatur; selbst die wenig bedeutenden Producte legen Zeugniß dafür ab, und von den Büchern, die uns heute zur Besprechung vorliegen, ist nicht eins, so bunt ihr Inhalt ist, welches nicht bewußt oder unbewußt diesem Grundsatze huldigte. Eine Richtung namentlich ist es, die recht erfreulich von gesundem Sinne zeugt, das Streben nämlich, die verschiedenen Zeiten und die verschiedenen Volksstämme in ihrem eigenthümlichen Wesen zur Anschauung zu bringen, die Richtung auf Ethnographie und Geschichte. Welcher Gebildete mag heute noch eine Erzählung lesen, der man es nicht anmerkt, ob sie an der Ostsee, im Binnenlande oder am Adriatischen Meer, ob sie im 12. oder 19. Jahrhundert spielt? Wer findet es nicht lächerlich, wenn ein nordsächsischer Bauer wie ein feiner Wiener, wenn ein Stedinger aus dem 13. Jahrhundert wie ein Arnold Ruge oder Johannes Ronge spricht? Seit in uns Deutschen ein lebhafteres Nationalgefühl erwacht ist, hat sich auch der Sinn für provinzielle Verschiedenheiten, nicht nur in Tracht, Sitte und Sprache, sondern auch in der Anschauungs- und Gefühlsweise, geltend gemacht; in historischen Dramen begnügen wir uns längst nicht mehr mit dem äußerlichen Costüm der Zeit, wir verlangen auch die Anschauungen der Zeit, wir wollen auch das geistige Costüm der dargestellten historischen Personen und ihrer Umgebung haben, und in Romanen gar, wo das erste wegfällt, verlangen wir um so entschiedener das zweite. Ein tieferes geistiges Eindringen in Ethnographie und Geschichte, das ist es, was die im Felde der Erzählungsliteratur thätigen Schriftsteller, die mit dem Bewußtsein der Zeit gleichen Schritt halten, heute auszeichnet und ihnen unsere Theilnahme verschafft. Und gesellt sich dazu ein poetischer Sinn, der uns durch reiche Erfindung und schöne Darstellung spannt und fesselt, ein Schönheitsgefühl, welches das künstlerisch Unzulässige taktvoll vermeidet, so haben wir jene Mischung des Nützlichen mit dem Schönen, die wir mit Horaz von einem Kunstwerke verlangen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachten wir nun von den vorliegenden Werken zunächst diejenigen, in welchen das ethnographische Interesse vorwiegt, und beginnen mit den beiden Büchern von Edmund Höfer: „Aus dem Volke" und „Aus alter und neuer Zeit". Höfer erzählt mit Geist und Gewandtheit und seine Geschichten sind fast alle in hohem Grade fesselnd und lebenswahr. Der Hauptvorzug seines Buchs aber ist wol ein unbeabsichtigter; es ist die ethnographische Treue, mit der er die Charaktereigenthümlichkeiten des nordsächsischen Stamms schildert. Er erkennt diesen Vorzug wol selbst nicht, weil er die Menschen eben darstellt, wie er sie sieht und kennen gelernt hat und wie er selbst ist, ohne das Bewußtsein zu haben, daß die Menschen im Binnenlande und im Süden ganz anders sind. Und doch erscheinen uns diese Menschen so eigenthümlich; wir müssen wissen, daß wir im Südwesten der Ostsee sind, wenn uns diese Schroffheit der Charaktere, diese Heftigkeit der Gefühle bei meist ruhiger Oberfläche, dieses gewaltige Selbstgefühl, dieses Starke und Harte im ganzen Wesen nicht auffallen soll. Und da sind wir auch; wenngleich der Verfasser die See, welche öfters erwähnt wird, nicht nennt, wenn er uns auch fortwährend über die Orte, in denen seine Geschichten spielen, im Dunkeln läßt, so können wir doch aus vielen Andeutungen schließen, daß wir uns im nordwestlichen Theile von Preußen befinden. Es ist es auch das preußische Militärleben, welches uns in dem ersten der beiden obengenannten Bände in den „Erzählungen eines alten Tambours" geschildert wird, und zwar das Soldatenleben im letzten Drittel des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts im Gegensatze zur Gegenwart, welche die Staffage bildet.

Von den vier Erzählungen des alten Tambours sind die beiden ersten, „Anno Zweiundneunzig", in welcher ein Dragoner aus gekränktem Ehrgefühl seinen Obersten erschießt, und die humoristische Geschichte „Vom großen Bart" die unbedeutendsten, obgleich eine lebensvolle Darstellung auch diese auszeichnet. Erschütternd ist „Reich der Recrut", ein wilder Seemannssohn, ein verwegener

Schmuggler von Kindheit an, der in Ketten zum Kriegsdienst geschleppt wird und bei der Nachricht vom Tode seines Vaters im Kampfe mit den die Steuerbeamten unterstützenden Soldaten desertirt, wieder gefangen wird, nachdem er einen Offizier getödtet und sich in wilder Wuth gegen eine ganze Compagnie zur Wehr gesetzt hat, und von den Kugeln seiner Kameraden zugleich mit seiner Geliebten stirbt, die sich im verhängnißvollen Augenblick auf ihn stürzt. Am lebensvollsten ist endlich die vierte Geschichte: „Der Aufruhr", wilde Scenen aus einer Garnisonsstadt, deren Bürger durch den genialen Uebermuth der Herren Offiziere bis zum Aeußersten gebracht und endlich im Straßenkampfe und durch einen Regenguß gebändigt werden, eine Geschichte, die recht den Stempel des wahrhaft Erlebten trägt und deren Hauptcharaktere, wie namentlich der in seinen heiligsten Interessen gekränkte Gelbgießer und der genial übermüthige Herr von Wildenstein, in frischer, kräftiger Zeichnung vor uns treten.

„Das verlassene Haus", die nächstfolgende Erzählung, ist beinahe schauerlich durch das seltsame Helldunkel der Erzählung, welches eine tragische Geschichte fast mehr ahnen läßt als erzählt. Ein verlassenes Forsthaus, in dem Alles noch in dem Zustande ist, als ob seine Bewohner eben erst hinausgegangen wären — das Gerippe eines Hundes in seiner Hütte — ein Tagebuch des Oberförsters mit kurzen Notizen — eine junge schöne Oberförsterin — der Graf — ein Töchterchen geboren — der Tod der Frau von einem Schuß im Walde — der Sohn des alten Grafen — seine heimliche Liebe mit der Tochter des Oberförsters — der Tod der Tochter von der Hand des Vaters — ein dem jungen Grafen in das Ohr geraunte Wort — Fluch über Haus und Wald — der Oberförster verschollen.

„Das Anneken von Seedorf" ist ein liebliches Ostseeidyll mit melancholischem Ende und „Verhandelte Treue" eine märchenhafte norddeutsche Dorfgeschichte. Sie erzählt von der Todfeindschaft des „Butenburs" und des „Krügers" und von dem entgegengesetzten Gefühle der Kinder, des Franz und der Annliese, von dem Grimm der Aeltern nach der Entdeckung und dem harten Zusammenprallen eines niedersächsischen Bauers mit dem gleichgearteten Sohn, von Franzens Spaziergang in den Reckengrund, wo er einem Burschen für einen Heckthaler seine Treue verkauft, wie dann auf einmal Franzens Liebe zu Annliese verschwunden ist, wie er wegen seines gottlosen Handels in ernste Händel geräth und den Steffen in Brook aufsucht, um den Handel rückgängig zu machen, aber einen ganz Andern findet und erkennt, daß der Reck ihn betrogen, und schließlich des Schulzen Margret freit, während Annliese den Peter nimmt.

Düster und wild ist endlich die letzte Geschichte dieses Bandes: „An der Grenze." Sie erzählt ein Stück Schmugglerleben und weiß uns im höchsten Grade zu spannen und zu erschüttern. Wiedergeben läßt sich davon in kurzen Worten nichts, denn, wir wiederholen es, der eigenthümliche Vorzug dieses ganzen Buchs ist die plastische Schilderung der Charaktere, die uns lauter echte Typen des nordsächsischen Menschenschlags vorführen.

Im zweiten Bande, der den Titel führt: „Aus alter und neuer Zeit", ist unstreitig die beste Erzählung die erste: „Ein alter Mann." Hier führt ein alter Junggeselle, dem das Glück die reichsten Gaben in den Schoos geworfen und nur die schönste versagt hat, einem jungen Freunde die Geschichte seiner Jugend und seiner Liebe vor. Diese Geschichte ist wunderschön, und es ist doch so traurig, zu sehen, wie zwei Menschen von herrlichen Gaben des Geistes und des Gemüths, die der Wunsch der Aeltern, die gleiche Vorzüge, gleicher Charakter, gegenseitige tiefe Liebe füreinander bestimmt haben, durch die Härte der Gemüther, die ein Misverständniß mit zerstörender Leidenschaft ausbeutet, füreinander verloren gehen, bis sie im hohen Alter die Freundschaft wieder vereinigt. Nach dieser wollen die folgenden Erzählungen: „Die Dohlenkönigin", „Auf der Universität", „Der stille Kamerad", „Ehrhard Waldow" und „Kriegsleben im Frieden", von denen die erste romantisch-märchenhaft und traurig, die zweite, die Geschichte einer Studentenliebe zu eine niedlichen Putzmacherin, sentimental-melancholisch, die dritte, aus dem Kriegsleben, tragisch mit lasciver Moral, die vierte, wieder eine Liebesgeschichte, räthselhaft und poetisch überschwänglich, aber interessant, die fünfte endlich interesselos ist wie ihr Titel, nicht mehr recht fesseln, ohne daß man, mit Ausnahme der letzten, in der beiläufig gesagt ein unsittliches Verhältniß mit einer Frau, wie auch in mehren der vorhergehenden, als etwas gar nicht Anstößiges ganz naiv erzählt ist, den einzelnen Erzählungen ihre Vorzüge absprechen dürfte. Die plastische und wahre Darstellung des Lebens ist aber der Hauptvorzug aller beiden Bände, die Lesern von nicht allzu reizbarem Nervensystem und nicht zu strenger Moral eine angenehme Lectüre sein werden.

Auf einen ganz andern Boden, und zwar an den Südabhang des schweizerischen Jura, an die Ufer der Aar, in einzelnen Erzählungen auch weiter südlich in das Gebiet der Berner Alpen, führen uns die „Kiltabendgeschichten" von A. Hartmann. Auch diesem Buche kann gewiß Niemand ethnographische Treue absprechen, ja man muß sagen, Hartmann schildert mit schrecklicher Naturwahrheit, und allen Denen, welche in poetischen Anschauungen über das biedere, unverdorbene Naturvolk der Schweiz schwelgen und etwa Lust haben sollten, eine Reise an die Ufer der Aar zu machen, rathen wir, diese Kiltabendgeschichten zu lesen, denn dann sparen sie gewiß die Reisekosten. Es ist uns bei dem Lesen dieser Geschichten oft der Gedanke gekommen, als hätte der Verfasser, der doch den Vorreden nach selbst in Solothurn lebt, in dessen Nähe seine Geschichten spielen, einen grimmigen Haß auf seine Landsleute geworfen; denn wir können es kaum glauben, daß in einem deutschen Stamme so viel Roheit und Lieblosigkeit, so viel Dünkel bei so großer Geistesarmuth, so viel Gemeinheit und Verworfenheit, mit einem Worte, so viel physischer und

moralischer Schmuz vereinigt sein sollte, als in den hier geschilderten Schweizern. Wir müssen gestehen, uns hat oft geekelt vor den geschilderten Menschen und Scenen, aber gelernt haben wir doch aus dem Buche und Interesse dürfen wir ihm nicht absprechen, nur darf man nicht mit ästhetischen und poetischen Ansprüchen kommen, denn davon verräth selbst der Verfasser wenig, und es dürfte für uns, denen die eigene Anschauung fehlt, eine schwer zu lösende Frage sein, ob die Unschönheit des Stoffs, ob die Unmöglichkeit einer gemüthlich ansprechenden und poetisch befriedigenden Darstellung des kopf- und herzlosen, aber desto dünkelhaftern Bauernthums und des ekelhaften Zopfthums des ganzen Landes die poetische Gestaltungskraft des Verfassers gelähmt, oder ob es seine eigene Natur ist, die sich in seinen Darstellungen wiederspiegelt. Aber den Eindruck des Wahren machen diese Dorfgeschichten, und Wahrheit ist immer heilsam, selbst wenn sie uns schöne Illusionen zerstört.

In Betreff des Titels sagt uns der Verfasser im Vorwort zum zweiten Bande, daß das Wort „Kilten" Aufbleiben bei Licht bedeute und daß Kiltabende ländliche Soiréen seien, daß also Kiltabendgeschichten nichts mit dem sogenannten Kiltgang zu schaffen haben. Die mit diesem Namen bezeichneten Dorfgeschichten, von denen sechs den ersten und vier den zweiten Band füllen, sind also Geschichten, wie man sie an Winterabenden erzählt, wenn die Familie und die Nachbarn um die Lampe versammelt sind. Die erste von ihnen, „Karlidürsen Joggi's Liseli", in welchem Namen nach Landessitte die Namen des Urgroßvaters, des Großvaters, des Vaters und der Tochter vereinigt sind, ist verhältnißmäßig die beste. Der Sommerhaldenbauer gibt der Base Lämmli aus der Stadt, welche für ihren Sohn Fritz, der studirt hat, um Liseli, die Erbin der Sommerhalde, wirbt, einen Korb, weil er seine Tochter nur einem Bauer, keinem Aemtlischnapper geben werde; Fritz aber verdingt sich, vom Bauer unerkannt, bei ihm als Knecht und erwirbt sich seine große Gunst, bis er endlich von der eifersüchtigen Meistermagd Lungi, die es auf den hübschen Burschen abgesehen und die sehr ergötzlich geschildert ist, an den Bauer verrathen wird, als er mit Liseli von dem Ernteschmause sich hinter das Haus verloren hat. Der Bauer jagt ihn nun aus dem Hause, da erscheint aber Base Lämmli wieder, und Fritz und Liseli werden ein Paar.

„Der Heuet auf dem Nesselhofe" schildert mit starken Farben eine liederliche Bauernfamilie, der die Burschen einmal in der Nacht das Heu, das schon auf dem Stengel trocken geworden ist, mähen und in das Gehäfte fahren.

„Der Erdäpfelteufel" erzählt von einem Trunkenbald, der Weib und Kind jämmerlich hungern läßt und ihre einzige und letzte Hoffnung, die Kartoffeln, noch in der Erde für Schnaps verkauft; am nächsten Morgen aber ist der ganze Acker schwarz und verdorrt. Eine scheußliche Geschichte.

Am ergötzlichsten ist die vierte Erzählung: „Schweizerisches Soldatenleben", worin schweizerische Soldaten nach einer Bezirksmusterung in der Pinte einander ihre lustigen Erlebnisse im Sonderbundskriege mittheilen.

„Dursli der Auswanderer" geht nach Amerika, macht allerlei traurige Erfahrungen, kommt arm wieder, heirathet das Babeli und bleibt nun im Lande.

„Der Heimatlose" führt uns unter die Zigeunerbanden, welche als Kesselflicker, Scherenschleifer u. dgl. ohne feste Wohnung in Jura und Alpen sich herumtreiben, und gewährt in der Schilderung dieses wilden Lebens großes Interesse. Zuletzt beschäftigt uns ausschließlich die Geschichte des Fideli, den der alte Lienhard von des Naglerhansens Bande einem „Bettelmensch", das ihn eben auf der Straße geboren, für einen Pudelhund abgetauscht hat. Der alte Lienhard stirbt an Krämpfen, weil er von einigen Tropfen Weihwasser besprengt wird; der Jammer des Fideli rührt einen vornehmen Herrn, und dieser verdingt ihn bei einem Bauer als Knecht. Fideli macht bei allen Meistern, denen er nach der Reihe dient, traurige Erfahrungen. Endlich lernt er die Vroni kennen, die ebenso wie er von Kesslersleuten stammt, und wendet seine letzten drei Batzen an drei Tänze mit ihr, wird aber von den übermüthigen Bauersöhnen schmachvoll verhöhnt. Weil er nicht Bürger ist und keine Erlaubniß der Gemeinde zum Heirathen aufweisen kann, versagt ihm der Pfarrer die Einsegnung. Da pilgert er mit Vroni nach Rom und wird in der Peterskirche eingesegnet, aber nach der Rückkehr wird das junge Paar, das sich so glücklich fühlt in seiner erpachteten Hütte, mit so liebloser Verachtung behandelt und von der Polizei mit solcher Härte verfolgt, daß es endlich gezwungen wird, des Naglerhansens Bande wieder aufzusuchen.

Der zweite Band führt uns zuerst in „Aenneli von Siebenthal" unter die schwindsüchtige Badegesellschaft des Curorts Weißenburg im Simmenthal, wo ein junger Graf einem armen Bauermädchen, dem letzten Sprossen der alten Freiherren von Weißenburg, den Kopf verdreht, aber von dem verschmähten Liebhaber Aenneli's bei dem großen Seilritt des Abraham Fenz, welcher von seiner Wohnung aus die Verbindung mit der Welt durch ein über einen Abgrund gespanntes Seil unterhält, an dem die Bewohner der Leiterweide herüber- und hinübergleiten, auf sehr gewaltthätige Weise zur Entsagung genöthigt wird. Schwindsucht, unglückliche Liebe, Wahnsinn — das sind die wesentlichen Elemente dieser Erzählung.

„Peterli, der verlorene Sohn" erzählt von einem Bauerjungen, der nach dem Willen der Mutter troz den Einreden des Vaters ein Herr werden soll und nach Bern geschickt wird, um da zu studiren, aber mehr im „Großmogul" als in den Collegien sitzt, trotzdem aber nach einem halben Jahr das Recht aus dem Grunde kennt und seinen Vater zur Herausgabe seines Antheils am mütterlichen Vermögen nöthigt, mit Hülfe eines brauchbaren Menschen, des Schreibers Stips, ein Ge-

schäftsbureau gründet und argen Schwindel treibt, als Candidat für den Cantonsrath auftritt und das Geld mit vollen Händen zur Beförderung der Wahl hinauswirft, bis er zugleich mit der Nachricht von der Wahl seines Factotums, des Schreibers Stips, zum Cantonsrath die Entdeckung macht, daß er mit seinem Geschäftsbureau bankrott ist. Später taucht er wieder auf als Knecht beim geizigen Roggenbauer, nachdem er als neapolitanischer Soldat an Zucht und Ordnung sich gewöhnt hat, macht auch hier noch eine harte Schule durch, lernt die stille, opferfreudige Liebe eines armen, braven Mädchens kennen, welche durch den plötzlichen Tod des Roggenbauers, ihres Vetters, in einer Feuersbrunst zu Vermögen kommt, und versöhnt sich als wiedergefundener Sohn, nachdem er Diejenigen entschädigt, die durch sein Geschäftsbureau um ihre Habe gekommen, mit seinem Vater.

„Der verlassene Bau" ist eine unerquickliche Geschichte von einem Vormund, der Waisen um ihr Vermögen bringt und sich endlich selbst erhängt und dessen Haus allen seinen Besitzern Unheil bringt. Aber die grausigste Geschichte von allen ist „Der Lumpenkübler und sein Haus", die uns einen Blick in die tiefsten Abgründe menschlicher Verworfenheit thun läßt. Gehört diese Geschichte nothwendig in ein Buch, das uns das Schweizervolk charakterisiren soll, dann behüte uns Gott vor dem biedern Schweizervolke! Die Sprache und Darstellungsweise des Buchs sind vollkommen passend für den Stoff, d. h. sehr derb. Die zahlreichen Holzschnitte sind nicht eben eine Zierde dieser Kiltabendgeschichten.

Ein anderes, nur kleines Buch, die „Dorfgeheimnisse aus dem nordöstlichen Thüringen" von Wilhelm Künstler, führt uns so recht in ein Land, welches mitten inne liegt zwischen Deutschlands nördlichen Seegestaden, in die uns Edmund Höfer versetzt, und den Hochgebirgen jenseit Deutschlands Südwestgrenze, wo wir mit A. Hartmann Land und Leute studirt haben. Während wir in den Büchern aus dem Norden Charaktere von fest und schroff ausgeprägtem Wesen, mit starken Leidenschaften, unbeugsamem Willen, energischer Denk- und Thatkraft, wenig vorwaltendem Gemüth, aber doch von Wohlwollen und Herzlichkeit gefunden haben, fanden wir dort in den Lebensbildern aus dem gebirgigen Süden vorwiegend die thierischen Leidenschaften ausgebildet und Geist und Gemüth verkümmert. Hier nun, in Künstler's „Dorfgeheimnissen", wiegt ganz und gar das gute, für Ideale erwärmte, das Böse verabscheuende, das Schöne und Edle innig verehrende, mit herzlicher Menschenliebe erfüllte Gemüth vor. Es ist wirklich ein recht liebenswürdiges kleines Buch, welches wir mit Freude, oft mit Rührung gelesen haben und dem wir recht viele Leser wünschen. In psychologischer Erkenntniß der Menschennatur und plastischer Darstellung der Charaktere steht es freilich hinter den beiden erstgenannten Schriften zurück, und wenn wir ihm dennoch ein ethnographisches Interesse zusprechen, so müssen wir auch hier, aber noch bestimmter als oben bei Höfer's Büchern, sagen, daß dieses Interesse zu erregen gewiß nicht in der Absicht des Verfassers gelegen hat. Es ist eigentlich immer nur sein eigenes, noch in sich selbst befangenes, noch nicht zu objectiver Menschenkenntniß durchgedrungenes Gemüth, was er uns gibt. Der Verfasser ist gewiß, es kann nicht anders sein, ein junger Volksschullehrer, der aber hinaus in die Welt und nach Höherm strebt, weil seine Stellung den Neigungen und Kräften, die er in sich fühlt, nicht angemessen ist. Möge er erreichen, was er sucht, aber möge er sich auch vor der Selbstüberschätzung hüten, die gerade dem Stande, dem er nach unserer Meinung angehört, so eigenthümlich ist, und möge er nicht ein recht erfreuliches Talent, welches er unstreitig besitzt, für eine Offenbarung des Genius halten; das Leben, das er in seinen Tiefen noch so wenig kennt, möchte ihm sonst sehr schmerzliche Enttäuschungen bereiten. Wirkliche Blicke in die menschliche Seele, in die Geheimnisse des geistigen Daseins läßt uns der Verfasser nicht thun, er kennt im Menschen kaum jene räthselhafte Mischung des Guten und des Bösen, des Himmels und der Hölle, aus deren Kampf als Resultat eben Das hervorgeht, was wir Charakter nennen; er kennt nur gute und böse Menschen und allenfalls solche, die eigentlich gut waren, aber erst durch die Menschen böse geworden sind, und wie ein guter Mensch einer Versuchung unterliegen kann, ist ihm unerklärlich. Doch die Geschichte vom Lindenblatte Siegfried's und von der Ferse des Achilles wiederholt sich in jedem Menschen. Künstler's Erzählungen sind aber schön erfunden, gut erzählt, erwärmen wohlthätig das Gemüth und regen zum Guten an. Das sind wol Vorzüge genug. Wegen der ersten Erzählung: „Der Ablaß", könnten wir eigentlich mit ihm rechten, weil wir poetische und göttliche Gerechtigkeit in ihr vermissen. Da schildert er uns eine Frau, die einst in ihrer blühenden Jugend, um den Nachstellungen eines Rittmeisters zu entgehen, einem ältern Manne die Hand gereicht, aber, von des Rittmeisters Lockungen bethört, am Hochzeitstage selbst die geschworene Treue gebrochen und ihrem Manne eine Tochter geboren hat, die nicht die seine ist. Dieses Vergehen sucht sie ihr ganzes Leben lang mit Reue und Buße, mit wahrer Frömmigkeit, mit aufopfernder Liebe gegen den betrogenen Mann zu sühnen, und dennoch ist ihr die furchtbarste Strafe aufgespart; der Sohn jenes Rittmeisters liebt eben jene Tochter, der Bruder die ungekannte Schwester, und als es die Mutter entdeckt, ist das Furchtbare schon geschehen, und die Mutter erdrosselt die eigene blühende Tochter, ihr einziges Kind. Ist das nicht schrecklich?

Um so schöner und wohlthuender ist „Der Schulmeister von Raufenstedt", die Geschichte eines Dorfschulmeisters, der mit Entbehrungen, Noth und Sorgen aller Art zu kämpfen hat, dessen strebender Geist von den Plagen und Demüthigungen seiner Lage, namentlich von einem lieblosen, heuchlerischen, pietistischen Pastor niedergedrückt wird, bis er aus todtdrohender Krankheit zu der

herrlichsten Gestaltung seines Schicksals erwacht. Aeußerst lieblich ist die Schilderung der Schulmeisterstochter Martha und ihrer stillen Liebe zu ihrem spätern Bräutigam, und wohlthuend die des armen blödsinnigen guten Hans.

„Der wilde Töffel", der verschmähte Liebhaber eben jener lieblichen Martha, wird uns in der Wuth seines Hasses gegen seinen glücklichen Mitbewerber in der folgenden Geschichte vorgeführt, und das ist wieder ein Nachtstück, das unerquicklich sein würde, wenn nicht der Triumph des Guten über das Böse uns versöhnte.

Die Erzählung „Vater und Sohn" führt uns in die Revolutionsstürme des Jahres 1848 und gibt uns ein belebtes Bild von der Wirkung jener Stürme im Dorfe Raufenstedt. Der edle Sohn eines alten Aristokraten, der durch eine gute That, die er an dem Anführer der Tumultuanten früher gethan hat, der Retter seines Vaters wird, welcher eben derselben That wegen mit dem Sohne zerfallen ist, ist der Held dieser Geschichte.

„Der verlorene Sohn" ist wieder ein junger Schulmeister, der Sohn eines Schäfers, der nach Höherm strebt, zum Herzeleid seines Vaters und seiner Geliebten auf das Theater geht, von seinem Vater zu den Todten gerechnet wird, seit ihn dieser in Erfurt als Kaspar im „Freischütz" auftreten gesehen, aber endlich das Herzeleid in Entzücken verwandelt, da der Vater dem Gottesdienste beiwohnt, in welchem der Sohn zum ersten male als Musikdirector einer Stadt im Werrathale mit einer Kirchenmusik auftritt. Auch diese Geschichte ist lieblich, so einfach und anspruchslos sie ist, und damit Alles harmonisch sich abschließt, theilt uns ein Nachwort in Briefform am Ende des Büchleins mit, wie in Raufenstedt und Umgegend sich Alles zum Besten gestaltet und was aus allen den Leuten, die in den fünf Geschichten aufgetreten sind, endlich geworden ist.

Zum ethnographischen Interesse gesellt sich das historische in „Die gute, alte Zeit. Münchner Geschichten", von Franz Trautmann. Das ist ein liebes, herziges Buch, in dem uns das bairische Volksthum, wenn auch hier und da poetisch verklärt, in seiner Vorzeit vorgeführt wird von einem Dichter — denn diesen Namen verdient der Verfasser —, der es versteht, Zeiten und Menschen objectiv zu erfassen und aus ihrem eigenthümlichen Wesen heraus anschaulich zu machen. Wie trifft der Verfasser den Ton und die Weise der alten biderben Zeiten, mit welcher Lebendigkeit führt er die spannendsten Begebenheiten vor unser Auge, und selbst die Beimischung einer gewissen modernen Gefühlsweise, die sich hier und da geltend macht, dient nur dazu, uns seine Erzählungen gemüthlich näher zu bringen. Wir wollen nicht näher auf den Inhalt der fünf Geschichten, die uns geboten werden, eingehen, wir können nur zum Selbstlesen rathen, denn die Erzählungen sind so ergötzlich, so spannend, so wohlthuend, daß man sie nicht anders als schön ohne allen Tadel nennen kann.

Wie ergötzlich ist die Geschichte vom „Wettermacher von Frankfurt", wo Barthold der Speirer, der Sohn eines reichen frankfurter Wechslers, im Hause des Augsburgers Welser in München durch den bösen Junker Sarazin und den Besitz eines Wettermännchens — eines kleinen Kapuziners, der durch Hinaufziehen der Kapuze nahenden Regen ankündigt — in ernste Händel geräth und endlich durch einen Volksaufstand gezwungen wird, nach langer Dürre regnen zu lassen; wie tritt uns das bairische Volksthum des 14. Jahrhunderts so lebensvoll in seiner rohen Kraft, in seiner Biederkeit, in seinem Aberglauben, in seinem Fanatismus entgegen; wie lieb gewinnen wir den Herzog Johannes in seiner gemüthlichen Weise, den reichen Welser, selbst die alte Jungfrau Barbara mit ihrer zärtlichen Liebe zu dem barschen, stolzen Sohn des reichen Frankfurters; wie kräftig ist der Charakter des bösen Junkers und seiner Gesellen, wie wahr der des Paters Raimarus, wie lebendig selbst die unbedeutendste Nebenperson gezeichnet!

In die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und der Anwesenheit Gustav Adolf's in München führt uns dann „Des Thürmers Töchterlein", in der wir eine echte Münchnerin in ihrer Sprödigkeit bei aller Gefühlswärme kennen lernen. Recht lustig ist die Geschichte des verliebten Actuarius Wurzel mit seiner bösen Ehehälfte und mit seiner Schwedenfresserei, rührend die Liebe und die Leiden und Fährlichkeiten und endlich das Glück des armen Kreuzers Konrad.

Im Jahre 1557 spielt dann die Geschichte von dem klugen Sultan, dem Löwen des Herzogs Albertus V., 1429 die Geschichte vom bösen Rechtsfreund Calomälus, und so trefflich auch diese Erzählungen sind, so ist doch die letzte des Buchs: „Der Meister von Nürnberg", welche uns die Lebensschicksale des blinden Meisters Konrad Paulmann erzählt, der in aller Musik wohl erfahren ist, auf der Orgel aber seines Gleichen nicht hat, weitaus die schönste. Da sind wir in der Gesellschaft der kunstreichen Meister, die um das Jahr 1459 in Nürnberg lebten, da sind wir Zeugen von der edeln und standhaften Liebe zweier herrlicher Wesen, des Malers Lindenast und der treuen Tochter und Pflegerin des blinden Meisters, da sehen wir, wie die Reinheit und der Edelsinn und hoher Mannesmuth siegt über die höllische Bosheit kleinlicher Eifersucht, wie Kunst und fromme Einfalt selbst Frieden bringt in das Haus des Fürsten und zwei Herzen, die sich getrennt haben, zu um so innigerer Liebe wieder vereinigt, da sehen wir den herrlichsten Sieg des Schönen und Guten. Doch wozu ein so farbloses Bild von einer so herrlichen Geschichte? Man lese sie selbst!

Und zu dem ethnographischen und historischen Interesse gesellt sich noch die Richtung auf das Religiöse in den „Erzählungen für das deutsche Volk" von K. H. Caspari. Die unter diesem Titel gebotenen Geschichten aus dem Volksleben sind früher schon in drei Bändchen erschienen, und wir gönnen ihnen von Herzen die neue



sehr hübsch ausgestattete, mit der Abbildung des Dorfes Eschau in Stahlstich und mehren Musikbeilagen zu Volksliedern versehene Auflage, der wir recht viele Leser wünschen. Denn das ist wirklich ein Buch aus dem Volke heraus und für das Volk, ein Volksbuch im besten Sinne des Worts. Denn wenn das eigentliche Volksleben im Spessart, wohin uns der Verfasser führt, nicht gerade in scharf charakterisirenden Zügen uns dargestellt wird, so liegt dies wol zumeist in dem Umstande, daß in Mitteldeutschland nirgends der Volkscharakter sich so bestimmt und scharf ausgeprägt hat wie an der Nord- und Ostsee, wie in der Schweiz, wie in Altbaiern; denn in Mitteldeutschland gleichen sich eben die Gegensätze zwischen Norden und Süden mehr aus. Der Hauptvorzug des Buchs aber ist die ergreifende und mächtig zum Herzen sprechende Darstellung der alten schlichten Zeiten, in denen das Volk noch das Kleinod wahrer Frömmigkeit, kindlichen Gottvertrauens besaß, in der der einfältige Glaube mit einem Bibelworte die schwersten und härtesten Schicksale überwand, in der der Gedanke an einen allgegenwärtigen und gerechten, die Schicksale seiner Kinder nach ewig weisem Rathe leitenden Gott trotz aller Widersprüche des Lebens der feste Anker war, an dem auch das Volk mit Innigkeit sich festhielt. Dieses Kleinod der alten Zeiten in seinem herrlichsten Glanze zu zeigen ist das Streben des Verfassers, und eben deshalb sind seine Geschichten meist düster, oft schrecklich; denn in der Finsterniß zeigt sich die Macht des Lichts, und was in diesen Erzählungen noch so wild und verworren ist, löst sich dem frommen Herzen harmonisch im Hinblick auf Gottes Weisheit und Gerechtigkeit.

Der Stoff zu den „Alten Geschichten aus dem Spessart" ist nach der Versicherung des Verfassers aus Sagen, Familientraditionen und Gerichtsacten, der Stoff zu der Erzählung „Der Schulmeister und sein Sohn" aus dem von Udalricus selbst geführten Kirchenbuche und einer geschriebenen Chronik des Hauses Limpurg genommen; der Verfasser hat aber so sehr die Gabe, sich in seine Geschichten und Personen hineinzuleben, daß wir geneigt wären, ihm aufs Wort zu glauben, wenn er versicherte, daß der Feldscherer Bonifacius Scholl wirklich den librum memorialem geschrieben, der uns die Geschichte des Bauernkönigs, ein wildes Stück aus dem Bauernkriege, erzählt, oder der Schulmeister Udalricus Gast von Sommerhausen das Gedenkbuch, das sein und seines Sohnes Schicksale im Dreißigjährigen Kriege ergreifend uns schildert. Auch die Geschichten, die in der Spinnstube erzählt werden, sind so getreu im naiven Volkston, ohne alles Gemachte und Gezierte gehalten, daß man sie aus dem Munde der erzählenden Personen unmittelbar aufgeschrieben glaubt; selbst diese Vorliebe für das Schauerliche, für die Criminaljustiz, für wunderbare Schicksalsfügungen sind ganz charakteristisch für den Geschmack der Landleute. Dankenswerth sind auch die mitgetheilten Dorfsagen, zehn an der Zahl, von denen wir die eine, weil sie am leichtesten von dem localen Interesse sich lösen läßt, mittheilen wollen.

Der Hannes-Jakob von Hoppach.

Man erzählt, in Neustadt an der Aisch habe einmal ein Schneider, als die Feinde das Städtchen belagerten und es ausgehungert zu haben meinten, einen guten Rath erfunden. Er habe sich nämlich in eine Bockshaut einnähen und unter lustigem Meckern auf der Stadtmauer sehen lassen, bis die Feinde, in der Meinung, die drinnen müßten noch Lebensmittel genug haben, voll Verdruß und Aerger wieder abgezogen. Das war ein gescheiter Bursche, dieser neustadter Schneider, aber der Hannes-Jakob von Hoppach war auch nicht auf den Kopf gefallen.

Wenn man von Eschau nach Hoppach geht, kommt man an einem Berg vorbei, der bis herunter in den Grund reicht, drauf liegt das wildensteiner Schloß. Jetzt steht davon nur noch eine große Mauer und das Thor, das sonst eine Zugbrücke gehabt hat, und ein hoher viereckiger Thurm, und im Hof ist noch der Keller zu sehen und ein tiefer Brunnen, der aber mit Steinen ausgefüllt ist. Vor hundert Jahren wohnte noch der Jäger im Schloß und der Schäfer, seitdem aber ist's öde und verlassen: im Hof weiden die Kühe, auf dem Gemäuer haben die Vögel und der Wind Tannenbäume und Vogelbeeren ausgesäet, und auf dem Schloßweg wächst das Gras. Daß es hier einmal so aussehen würde, hätte von den rienecker Grafen, die vor Zeiten in dem Schlosse hausten, keiner geglaubt, als vielleicht der letzte, der, als seine Leute im Schlosse alle geflohen oder geblieben waren, mit dem Pfarrer durch den unterirdischen Gang sich retten wollte, aber sich in sein Schwert stürzte, da er den Ausgang dort, wo man's „die Badstube" heißt, vom Feind bereits besetzt fand. Sonst waren die rienecker Grafen lange Zeit reiche und große Herren, die Geld und Gut und Grund und Boden genug gehabt, und wäre auch heute noch von ihrem Gold und Silber viel im Schlosse zu heben, wenn man nur wüßte, wie und wo? So aber wird's liegen bleiben bis zum Jüngsten Tag.

Immer hilft Geld und Gut auch nicht, und ein guter Einfall ist manchmal mehr werth als Gold und Silber: das haben die Herren einmal recht deutlich erfahren, wie sie den großen Streit mit den Mainzern führten. Diese hatten die ganze Gegend mit ihren Leuten belegt, daß kein Rienecker mehr vom Schlosse sich wagen durfte. War's ihnen auch nicht lieb, so gaben sie sich doch darein, tummelten ihre Gäule im Hof, daß sie nicht steif wurden, hielten die Fastnacht im Schloßsaal und warteten auf bessere Zeiten. Als aber der Schnee schmolz und die wilden Wasser sich verlaufen hatten und man just auf die Märzveilchen wartete, siehe! da kamen eines Abends die Mainzer in hellen Haufen das Thal heraufgezogen und legten sich vor das Schloß, und die Rienecker machten große Augen. Zwar hatten sie Mannschaft genug und die Mauern waren hoch und der Graben tief, aber mit der Nahrung sah's übel bei ihnen aus, und sie wußten wohl, wenn der Magen leer ist, will das Herz nicht muthig sein und der Arm nicht zuschlagen. Anfangs hofften sie zwar immer noch, der Feind, wenn er sich den Kopf an der Mauer zerstoßen, werde wieder abziehen, aber es war nicht so: die Lärchenbäume wurden grün, und die Birken bekamen Blätter, und die Fichten und Tannen setzten an, und der Kukuk fing an zu schreien, — aber nach wie vor lagen die Mainzer im Thal, und der Rauch stieg auf aus dem Lager — jeden Tag drei mal, gerade wie wenn sie da daheim wären. Das war den Rieneckern ein bitterer Anblick, wie sie so des Morgens, Mittags und Abends die Mainzer sich um die Feldkessel lagern sahen, denn bei ihnen war Schmalhans schon lang Küchenmeister, — Mehl und Fleisch war dem Ende nahe, wiewol sie auf Viertelskost gesetzt waren, und wenn auch einer kein besonderer Rechenmeister war, konnte er doch aufs Haar sagen, wann sie den letzten Laib Brod backen und wann sie den letzten Schinken anschneiden würden. Was aber den Rienecker am meisten verdroß, die Feinde mußten davon Wind bekommen haben. Denn wie er einmal mit seinem Knecht, dem Hannes-Jakob, über die Schloßmauer ins Thal

schaut, hört er zwei Mainzer sagen: „Sie haben nichts mehr als ein Schwein und eine Kuh, jetzt wird das Nest bald unser sein."

Der Hannes-Jakob aber war, wie gemeldet, nicht auf den Kopf gefallen. Oben im Grund liegt Hoppach. Es ist einmal einer, sagt man, den Grund herabgekommen und hat einen Sack auf der Schulter getragen: der bekam ein Loch, und es fielen Häuser heraus, hierher und dorthin, zuerst eines und nach einer Weile wieder eines, eins rechts vom Bach, eins links vom Bach, und wie er sich umsieht und den Ort anschaut, der daraus entstanden war, mußte er lachen, weil die Häuser so verkrüppelt lagen, daß ein Nachbar, wenn er zu dem andern wollte, einen Zusprung nehmen und über den Bach hüpfen („hoppen") mußte — und nannte das Dorf Hoppach. Dorther war der Hannes-Jakob gebürtig. Wie er nun seines Herrn Betrübniß sah, ging's ihm durchs Herz und er hatte einen guten Einfall. Er ging nämlich hinunter in den Stall, holte das einzige Schwein, das sie noch hatten, heraus, warf's nieder und kniete ihm auf den Hals, daß es zu schreien anfing, wie wenn's geschlachtet würde. Da spitzten die Mainzer die Ohren und lachten, weil sie meinten, jetzt müßte es bald zu Ende gehen. Wie er's aber nach drei Tagen wieder that und nach drei Tagen abermals und immer so fort, da sagten sie: „Sie müssen's noch vollauf haben im Schloß: hört! sie schlachten schon wieder ein Schwein!"

Als er's so eine Weile fortgetrieben, und die Leute den Gurt um den Leib sich anzogen, daß sie aussahen wie die Wespen, und auch die Katze geschlachtet hatten, — denn auf die Mäusejagd, meinten sie, wollten sie schon selbst gehen — konnten sie endlich nicht anders und mußten ihr letztes und einziges Schwein schlachten. Da hieß der Rienecker seine Leute sich noch ein mal satt essen und sagte: „Wir müssen nun doch bald sterben." Der Hannes-Jakob aber ging wieder in den Stall und blökte bald wie ein Kalb, bald brüllte er wie eine Kuh, und draußen sagten sie: „Die Schweine sind geschlachtet, jetzt kommen sie ans Rindvieh!" und hatten's bald satt, vor dem Schlosse zu liegen.

Die im Schlosse aber wußten's besser und waren am Verhungern, und eines Tages, wie von ihrem Schwein nur noch der letzte Schinken übrig war und sich kaum noch Jemand auf den Beinen halten konnte, außer dem Hannes-Jakob, da trat der Rienecker mitten unter sie und sagte: „Habt Dank, liebe und getreue Gesellen, daß ihr so mannhaft ausgehalten habt bis zuletzt — jetzt aber ist unser Stündlein gekommen. Wir wollen einander das Herz nicht schwer machen, sondern guten Muths einander in dieser falschen Welt gute Nacht geben aufs Wiedersehen in einem bessern Leben. Morgen werden wir mit des Seilers Tochter copulirt und werden lustig im Winde baumeln, denn wir sind nur noch wie ein Schemen!" Und wie er das sagte, gab er Jedem die Hand, und es flossen ihm die hellen Thränen von den Backen und den Leuten auch. Der Hannes-Jakob allein wollte noch etwas versuchen.

So führt er denn die Kuh, von deren Milch sie bisher gelebt, aus dem Stall, bindet ihr mit Flachs den letzten noch übrigen Schinken zwischen die Hörner, läßt vom Schloßkaplan, der sich im Bett die traurigen Gedanken vertrieb und seinen letzten Buchstaben meinte geschrieben zu haben, einen Zettel schreiben und bindet ihn um den Schinken, dann trieb er die Kuh zum Thor hinaus. Wie die Mainzer die Kuh kommen sahen, die stracks dem Thal zuschritt, wo sie in bessern Tagen so oft auf der grünen Wiese geweidet, stutzten sie, endlich aber fingen etliche Gesellen die Kuh ein und wickelten den Flachs von ihren Hörnern. Drin fanden sie den Schinken und um den Schinken die Schrift, welche lautete:

So wenig die Kuh den Schinken frißt,
So wenig die Festung euer ist.

Da machten sie große Augen und brachten die Kuh sammt der Schrift zu dem Commandirenden. Dem war seit etlichen Wochen schon Zeit und Weile lang genug geworden und wäre längst schon gerne weiter gezogen, wenn er nicht jeden Tag gehofft, der Hunger werde ihm das Schloß in die Hände liefern. Wie er aber die Kuh sah und den Schinken und die Schrift gelesen, sagte er: „Blast zum Abmarsch, denn da verhungern wir eher, als daß den Schwerenöthern da droben die Kost ausginge."

Morgens zogen sie ab mit Sack und Pack das Thal wieder hinunter. Die Rienecker sahen ihnen zuerst zu mit klopfenden Herzen und wagten nicht zu mucksen; wie aber der letzte Mainzer das Thal verlassen hatte, da ging der Jubel los an allen Ecken und Enden. Die Kranken wurden wieder gesund, die Schwachen standen wieder auf ihren Füßen, der Schloßkaplan kam aus seinem Bett hervor, der Constabler schickte den Mainzern einen Karthaunenschuß nach, aber blind, damit sie's nicht für Ernst nähmen und wieder umkehrten, und der Thürmer blies vom Thurme herab, als wenn er sich die Seele ausblasen wollte: „Nun danket Alle Gott!" Der Rienecker aber zog seine Kappe ab und legte seine Hände zusammen, bis er ausgeblasen war, dann strich er schmunzelnd seinen Schnauzbart und sagte: „Das hat uns Gott gerathen! Aber so oft ich ein Schwein schreien und eine Kuh brüllen höre, will ich an den Hannes-Jakob von Hoppach gedenken und an seinen Einfall. Das soll ein Wort sein."

Dies ist übrigens die einzige Geschichte, die in einem heitern Tone gehalten ist; die meisten übrigen kosten dem Leser viele Thränen, so namentlich die Erzählung, welche nächst der letzten und größten des Bandes: „Der Schulmeister und sein Sohn", die beste ist: „Zu Straßburg auf der Schanz." Dies ist eine sehr rührende, traurige und doch mit dem traurigen Schicksale versöhnende Erzählung, welche die Begebenheiten in ihrem Verlaufe darzustellen sucht, denen die beiden bekannten Volkslieder „Zu Strasburg auf der Schanz" und „Es waren einmal drei Reiter gefangen" ihre Entstehung verdanken, und welche eindringlich die Lehre predigt: „Weltrath wilder Rath, Gottes Rath guter Rath."

Wir wollen uns mit diesen kurzen Andeutungen begnügen und es unterlassen, die große Zahl der Geschichten einzeln zu besprechen; eine kurze Inhaltsangabe würde auch dem Buche Unrecht thun, denn die Geschichten sind nicht die Hauptsache, es ist vielmehr, wir wiederholen es, die Erweckung eines gesunden religiösen Sinnes, welche dem Verfasser vor Augen schwebt, und wer für dieses Höchste im Menschenleben zugänglich ist, der wird das Buch gewiß mit Nutzen, vielleicht mit einem Gewinn für sein ganzes Leben lesen.

Auf religiöse Erweckung, und zwar mit Ausschluß alles Historischen und Ethnographischen, sind auch die „Erzählungen aus dem Volksmunde" berechnet, wenn auch der Titel davon nichts ahnen läßt; denn solche Geschichten wie diese, die fast nur die innerlichen Erlebnisse des Gemüths darstellen, wird das Volk sich nun und nimmer erzählen. Es sind Schriften für die Innere Mission, Tractate in Erzählungsform, sehr erbaulich und gut und rührend zu lesen, aber doch allzu voll von jenem krankhaften, süßlichen, pietistischen Wesen, das sich mit einem gesunden, freudigen Christenglauben nicht verträgt, für das überhaupt die Menschen erst dann zugänglich werden, wenn sie durch schwere Verirrungen tief in den Pfuhl der Sünde versunken sind und plötz

lich ihre Verworfenheit gewahren und an Gottes Gnade verzweifeln; denn im ganzen Menschenleben entstehen Extreme nur aus Extremen, und der Menschenkenner kann dreist so ziemlich Jedem, in dem diese Richtung entschieden ausgeprägt, bei dem dieses wollüstige Schwelgen in Christi Blut und Wunden nicht — wie es wol bei den Meisten der Fall — das Zeichen verkümmerter Denkkraft und nur ein gedankenloses Nachbeten ist, die Alternative stellen: Du bist entweder ein Heuchler, oder du warst oder bist noch ein arger Sünder.

Von den drei Erzählungen des Büchleins schildert uns „Lisbeth Klaus, oder die waltende Gotteshand" die Bekehrung der weltlustigen Tochter einer frommen Herrnhuterfamilie und ihres Geliebten durch Noth und Schande; die zweite: „Faber, oder Erweckung und Bekehrung", führt uns in das Jahr 1848, schildert carrikirend einen rationalistischen Pastor, einen Miethling als Hirten der Schafe, nebst seiner Familie, einen auf seine äußere Ehrbarkeit pochenden und den Ermahnungen des Bußpredigers Faber, der aus einem verworfenen Sünder ein seliges Gotteskind geworden, unzugänglichen Amtsverwalter und in der Gestalt eines jungen Theologen einen Geistlichen wie er sein soll; die dritte endlich: „Marie, ein Lebensbild", ist die einfache Lebensgeschichte einer frommen armen Frau. Wie gesagt, es ist viel Gutes und Erbauliches, doch auch recht viel Krankhaftes darin, poetisches Verdienst aber haben diese Erzählungen nicht.

Auf das Volk ist auch berechnet die „Allgemeine deutsche Volksbibliothek", deren siebenter Jahrgang (1854) uns zum Schluß noch zur Besprechung vorliegt. Die drei Erzählungen, welche in den sechs Bändchen dieses Jahrgangs enthalten sind, entsprechen nun allerdings dem stolzen Titel des ganzen Unternehmens nicht ganz. Die beiden ersten Bändchen bringen unter dem Titel „Handwerk und Studium" eine Volkserzählung von Max Ring, die recht ansprechend erfunden, gut geschrieben und für junge Handwerker gewiß lehrreich zu lesen ist; aber man merkt ihr zu sehr das Gemachte an, es ist kein unmittelbarer Erguß eines schöpferischen Geistes, der von einem höhern Standpunkte aus das Leben anschaut und uns seine Tiefen aufschließt; es ist eine Speculation auf den Beifall und den Geldbeutel des Handwerkerstandes, dessen Verherrlichung das Buch gewidmet ist. Der Schuhmachermeister Berger wünscht seinen ältesten Sohn zum Studium zu bestimmen; der ist aber ein geborener Schuhmacher und macht deshalb dem Vater viel Verdruß; desto mehr Freude macht ihm Ludwig, der zweite Sohn, mit seinen großen Fähigkeiten. Franz, der Schuhmacher, geht auf die Wanderschaft, geräth beim Abschiedstrunk in eine Prügelei, weil er seinen abwesenden Bruder nicht schmähen lassen will, und wird von dem Vater, der dazu kommt, verstoßen. Sein treuer Freund und Reisegefährte, ein Buchbinder, richtet den Geknickten auf, der nun in die Welt wandert und nach vielen Abenteuern, aus denen er immer als edler Mensch hervorgeht, das Interesse der Königin von England und des Prinzen Albert erregt, durch ihre Protection sein Glück macht und der Retter seines Vaters wird, der durch den hoffärtigen Sinn des jüngern Sohnes in Schulden gerathen ist und eben sein Haus versteigern lassen muß, als Franz erscheint. Dieser versöhnt sich mit seinem Vater und heirathet Marie, die er im Stillen geliebt, während sie sein herzloser Bruder verlassen hat. Der wird zwar endlich Regierungsrath, lebt aber unglücklich an der Seite seiner hochmüthigen, verschwenderischen Frau.

Die beiden folgenden Bändchen bringen eine Darstellung des Lebens und der Abenteuer des Negers James Ball während seines vierzigjährigen Aufenthalts in verschiedenen Staaten Nordamerikas, nach der mündlichen Mittheilung des Helden niedergeschrieben, was durch ein in der Einleitung abgedrucktes Zeugniß zweier Personen in Lewistown in Pennsylvanien beglaubigt wird. Die Erzählung macht auch den Eindruck des wahrhaft Erlebten und gibt ein sehr anschauliches Bild des Sklavenlebens. Sie ist ganz einfach, und alle poetische Ausschmückung des Stoffs, die seiner Zeit dem eine gleiche Tendenz verfolgenden Buche der Frau Beecher-Stowe, „Onkel Tom's Hütte", einen so großen Erfolg verschaffte, fällt hier weg, was zwar Dem, der die nackte Thatsache vorzieht, das Buch werthvoller, aber dem Volke, für das diese Volksbibliothek berechnet ist, auch weniger genießbar macht.

Die letzten beiden Bändchen endlich: „Kienseppli, oder Almosen und Wohlthaten", von T. Meyer-Merian, enthalten eine wohlverdiente Geißelung jener ostentationsvollen Thätigkeit der Wohlthätigkeitsvereine und geben Anleitung zu der rechten Art, wie man den Hülfsbedürftigen helfen soll, indem man die Kraft in ihnen weckt, sich selbst aus dem Schmuz und Elend herauszuarbeiten, und ihnen dabei hülfreich an die Hand geht. Ein junger Arzt, vom Wohlthätigkeitsverein verketzert und angefeindet, wirkt in seiner stillen, thatkräftigen Weise Wunder, während der Schützling des Vereins, ein verwahrloster Knabe mit einem guten, sogar einem edeln Kern, durch die Art, wie der Verein sich seiner annimmt, zugrunde geht. Diese Erzählung verdient einen größern Kreis von Lesern; sie ist lehrreich, fesselnd und hat poetisches Verdienst, und wenn auch Kienseppli's Schicksal gar traurig ist, so bringt doch sein schöner Tod als Retter seiner Wohlthäterin aus den Fluten über sein Ende eine versöhnende Verklärung. 66.

Wiener Literatur- und Theaterzustände.

Wenn anerkanntermaßen die wiener Hofbühne als eine der wichtigsten, wo nicht als die wichtigste Pflegestätte für dramatische Kunst und dramatische Poesie in Deutschland zu betrachten ist, so kann es nicht auffallen, daß ein speciell literarischen Zwecken dienendes Blatt sich auch einmal um das Repertoire jenes Theaters bekümmert. Der gegenwärtige Augenblick, mit welchem wieder ein Theaterjahr abgelaufen ist, fodert von selbst zu einem Rückblicke auf die Bestrebungen und die Erfolge dieses Jahres auf, gestattet Summen und Parallelen zu ziehen. Da sehen wir denn bei großen Anstrengungen auf allen Seiten, bei

großem, fast übergroßem Eifer der Direction, bei einem bedeutenden Personal, welches die herrlichsten Kräfte umfaßt, bei reger Theilnahme des Publicums doch im Durchschnitt höchst unbefriedigende Resultate. Wo liegt der Grund? Ein Theil unserer Localkritiker ist mit der Antwort schnell bei der Hand: in der Unfähigkeit des artistischen Directors, des — Ausländers, des Tyrannen, der unsere Stücke nicht zur Aufführung bringt. Wer von keiner persönlichen oder Cliquenfeindschaft gegen Laube blind gemacht wird, kann sich nicht verhehlen, daß der Hauptübelstand in der Armseligkeit der heutigen dramatischen Production zu suchen ist. Dafür kann das Repertoire eines und zumal eines wiener Theaters freilich keinen unbedingten Barometer abgeben: wüßte man es nicht ohnehin, daß häufig ganz andere als ästhetische Gründe über die Annahme oder Ablehnung eines Stücks entscheiden, so müßte schon der Umstand, daß gerade Gutzkow und Hebbel fast nie auf dem Theaterzettel erscheinen, uns darauf aufmerksam machen. Indessen haben wir vergeblich hier und dort gehorcht, ob man uns nichts zu erzählen wisse von bedeutenden Erscheinungen, welche uns vielleicht nur aus besondern Rücksichten verheimlicht würden. Wollen wir allenfalls den „Bernhard von Weimar" Genast's und den „Catilina" Kürnberger's — beide hier selbstverständlich unaufführbar — ausnehmen, so entdecken wir auch ringsum nichts, dessen Entbehrung uns schmerzen könnte. Und dem gegenüber die Thatsache, daß nur der eine „Fechter von Ravenna" einen wirklichen Erfolg zu erringen vermochte, und daß außer ihm und einigen gern gesehenen ältern Stücken nur eine Birchpfeifferei („Rose und Röschen") und zwei oder drei pariser Bluetten das Haus füllten! „Michel Colomb" von Prechtler verschwand nach einmaliger Aufführung, das Benedix'sche „Concert" und zwei Kleinigkeiten Bauernfeld's: „Zugvögel" und „Fata morgana", wurden mit größter Mühe vor dem einfachen Fiasco bewahrt. Und in allen diesen Fällen mußte die Kritik dem Urtheile des Publicums beipflichten, während sie in Betreff des „Fechter" jetzt nach und nach zur Besinnung kommt, das Rosenpaar trotz alles Moralisirens für eine frivole Arbeit erklären und die französischen Kleinigkeiten höchstens dulden darf. Der Rest ist Schweigen. Solche Erfahrungen geben freilich der Ansicht reichliche Nahrung, daß der Strom der Literatur in demselben Maße an Tiefe und Kraft einbüße, in welchem er an Breite stündlich wächst, und ihnen gegenüber haben solche muthige Worte, wie Gottschall sie seiner Literaturgeschichte mit auf den Weg gibt, einen schweren Stand.

Ich habe oben des Verhaltens gewisser Kritiker gegen die Direction des Burgtheaters erwähnt; die Sache ist leider so charakteristisch für einen Theil der wiener Presse, daß ich noch ein mal darauf zurückkomme. Mit wenigen plumpen Ausnahmen wird natürlich auf die Sache gehauen, wo die Person gemeint ist, und die Herren stellen sich, als sei es ihnen nur um die gute heilige Sache der Kunst zu thun; gleichzeitig aber wird Nestroy, der Director des Carltheaters, welcher keinen Tag ohne eine brutale Injurie gegen den guten Geschmack hingehen läßt, auf die zärtlichste Weise gehegt und gepflegt. Als im vergangenen Winter der Kunstreiter Renz hier seine Vorstellungen gab und auch Nestroy zur höhern Ehre der Kunst sein Theater in einen Circus verwandelt hatte, echauffirten sich seine literarischen Claqueurs in halb lächerlicher, halb verächtlicher Weise, um das Publicum dem Kunstreiter abwendig zu machen; und da sie gegen die Productionen seiner Gesellschaft wenig Erhebliches vorbringen konnten, hielten sie sich an seine Placate und machten über dieselben Witze — um die Worte einer hiesigen Zeitung zu wiederholen —, Witze so mager, wie sie über fette Buchstaben kaum zulässig sein sollten. Ueberhaupt gehen hier in der Journalistik Dinge vor, von denen man an den meisten Orten hoffentlich noch keine Vorstellung hat.

Saphir weilt augenblicklich in Paris und zwar auf Kosten der Regierung; zu welchem Zwecke? Das ist mein Geheimniß, sagt Fanchon. Er selbst scheint sich als Probe und Vertreter des industriellen Journalismus zu betrachten, und das hat ohne Zweifel etwas für sich. Seine alten Späße gelten in Paris nicht nur Denen für sehr witzig, welche kein Deutsch verstehen, sondern Se. Majestät Napoleon III. soll sich beglückwünscht haben, daß seine Sprachkenntniß ihm gestatte, Saphir's Vorträgen zu folgen. Außerdem versichert Dumas' „Mousquetaire" seinen Lesern, Mr. Saphir sei „un grand poëte allemand". Diese Entdeckung mag doch dem „großen Dichter" selbst etwas unerwartet gekommen sein!

Von Saphir ist der Uebergang sehr leicht zu Bäuerle, dem Eigenthümer der bekannten „Theaterzeitung", welche seit einem halben Jahrhundert alle deutschen Lesecirkel mit mittelmäßigen Erzählungen versorgt. Bis vor kurzem wurde die Fabrikation dieser Artikel von Mitarbeitern besorgt, neuerdings aber ist der alte Herr dahintergekommen, daß er das Geschäft wohlfeiler selbst übernehmen kann, und hat sich dabei zu einem halben wiener Dumas ausgebildet. (Die andere Hälfte bleibt Eduard Breier, dessen entsetzliche Romane leider auch wol außerhalb Oestreich Leser finden.) Wenn im Uebrigen die Aehnlichkeit zwischen dem Pariser und dem Wiener nicht sehr groß ist, so läßt sie dagegen, was die Fruchtbarkeit anbetrifft, nichts zu wünschen übrig; ja, da Bäuerle in der That alle seine Werke selbst schreibt, so möchte er sein mulattisches Vorbild noch übertreffen. In einem Zeitraume von vielleicht 1½ Jahren hat er wenigstens 20 Bände „vor sich gebracht", lauter Memoiren, denn nur was er selbst erlebt hat, weiß er zu erzählen. Eröffnet wurde der Reigen mit einem fünfbändigen Roman „Therese Krones", dessen Heldin in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts als Localsängerin Abgott der Wiener war und durch ihren Leichtsinn sowie durch ihr Verhältniß zu einem als Meuchelmörder hingerichteten polnischen Grafen eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Der Beifall, welchen dieser Roman fand, war außerordentlich; der Name der schönen Sängerin hatte sich traditionell auf die heutige Generation vererbt, und mit einer gewissen Wehmuth ließen die Wiener sich an sie erinnern und an die schöne Zeit, da noch Geld und Fröhlichkeit unter den Leuten war. Aehnlichen Erfolg hatte „Ferdinand Raimund", und zwischen, neben und nach diesen veröffentlichte der Unermüdliche noch eine ganze Reihe von Romanen, welche meistens schon durch ihre Titel genügend charakterisirt werden: „Geheimnisse eines wiener Advocaten", „Die Enkelin des Freimanns", „Baron Rothschild und die Tischlerstochter", „Die Dame mit dem Todtenkopf", „Der todte Kaffeesieder" u. s. w; augenblicklich soll er einen „Kieselack" unter der Feder haben.

Hebbel hat soeben seinen „Michel Angelo" erscheinen lassen, „Gyges und sein Ring" soll in kurzem folgen. „Michel Angelo" hat die bekannte Anekdote mit dem Jupiter, welchen der Künstler selbst zum Torso machte, zum Vorwurf; die Conception ist geschickt, die Sprache mit seltener Virtuosität gehandhabt; doch würde der Genuß ein noch viel höherer, reinerer sein, wenn nicht hinter dem Michel das Gesicht des Dichters gar zu deutlich hervorblickte. Dadurch wird das Ganze gewissermaßen zu einem Pamphlet gegen die Feinde und Kritiker Hebbel's und kommt somit sehr zur unrechten Zeit; denn die einstimmig beifällige Aufnahme der „Agnes Bernauer" wird den Dichter doch wol endlich überzeugt haben, daß der gegen frühere Dichtungen desselben so vielfach lautgewordene Tadel nicht einzig von Misgunst und persönlichem Haß dictirt war.

In demselben Verlage (Tendler und Comp.) erschienen gleichzeitig die Gedichte Sauter's, dessen in d. Bl. kürzlich Erwähnung geschah.*) Die Ausgabe befriedigt die gehegten Erwartungen nicht ganz, und der Herausgeber, Julius von der Traun, hat in hiesigen Zeitschriften vielfache Angriffe zu erfahren. Es wird dabei vielleicht nicht genügend in Anschlag gebracht, welche besondern Schwierigkeiten bei einer Auswahl aus diesen Poesien erwachsen mußten; indessen kann dem Her-

*) Vgl. Nr. 23 d. Bl. D. Red.

ausgeber der Vorwurf nicht erspart werden, daß er in gewisser Beziehung zu streng verfahren ist und dadurch der Sammlung eine etwas eintönige Färbung gegeben hat. Trotzdem werden Freunde echter Poesie dieses Bändchen wahr und tief empfundener, im geraden Gegensatz zu den meisten Erzeugnissen unserer Lyriker im Ausdruck musterhaft einfacher Gedichte überall mit Freuden begrüßen.*) Auch in einigen andern neuerschienenen Gedichtsammlungen äußert sich eine gesunde Reaction gegen den bisher bei uns heimischen Bilderschwulst und das Reimgeklingel, welche zusammen so oft für Poesie ausgegeben wurden.

In dieser Rücksicht muß namentlich den „Gedichten" von Moritz Markl-Werner und den „Lerchengrüßen aus Oestreich" von L. Grün eine höhere Bedeutung zuerkannt werden. Joseph Weilen's (kaiserlichen Offiziers) „Männer vom Schwert", welche östreichische Helden feiern, laboriren bei unleugbarem Talent noch sehr stark an dem „Mundvollnehmen". Eine höchst erfreuliche Gabe in so trüber Zeit sind die „Gedichte" von Max Waldstein. Der Dichter verhält sich zu Max Waldau wie der Stein zur blühenden, düftereichen Au, ist im Uebrigen der gründlichste Verächter all der lästigen Schranken für höherbegabte Seelen, z. B. Logik, Grammatik, Prosodie, Reim u. s. w. Für einige Proben werden mir Ihre Leser dankbar sein. Nach einer sehr schwer verständlichen Widmung an den Tenoristen Ander stattet der Poet die herkömmliche Entschuldigung für seine und seiner Verse Existenz ab:

> Der Würfel fiel, und meine Pulse schlagen,
> Und banges Sehnen füllet meine Brust,
> Zu schweigen konnt' ich länger nicht ertragen.
> Auch bin ich eines Herzens mir bewußt u. s. w.

Und zum Schluß:

> Die Dichtung flüchtet vor des Krieges Lärmen
> Verstört in schönen weichen Frauenärmen.

S. 51:

> Wie ich's habe, so ich's bringe,
> Wie ich's fühle, so ich's singe,
> Ohne vielem Wortgerränge
> Schick' ich diese meine Sänge
> In die weite, weite Welt.

S. 85:

> Mädchen sind wie Näschereien,
> Süß und schön auch anzuschauen,
> Hat man deren viel gespeiset,
> Fängt's ein an davor zu grauen.

S. 128:

> Ich habe weder Griechisch noch Lateinisch je gelernt,
> Und doch freut mich der Himmel am Abend voll besternt,
> Und doch freut mich die Erde mit Blumen hold geschmückt,
> Und doch ist mir manch' Liedchen, manch' gutes schon geglückt.

Wie schade, daß er von den „geglückten" kein einziges mitgetheilt hat! 59.

Aus London.

englische Kritik und die Briefe des Marschalls St.-Arnaud. kroll der englischen Schauspielertruppe in Paris. Longfellow. Märchen der Frau d'Aulnoy. Arnold Ruge's „New Germany".

Die literarische Dürre, die gegenwärtig in England herrscht, ht die Sensation doppelt erklärlich, welche eine Erscheinung die in Paris in zwei Bänden herausgekommenen „Lettres Maréchal de St.-Arnaud" unter der gebildeten londoner lt hervorgerufen hat. Die englische Kritik erkennt das hohe teresse dieser Briefe gebührend an, fällt aber kein sehr günstiges Urtheil über den Marschall und gibt ziemlich deutlich zu verstehen, daß sich die englischen Generale und Stabsoffiziere auf der Krim in nicht besonders guter Gesellschaft befunden hätten und wol noch befänden. St.-Arnaud, eigentlich Leroy de St.-Arnaud, war ein tapferer, feuriger Haudegen, ein echter französischer Sabreur, aber auch ein echter Sohn der französischen Corruption, ein zweideutiger Charakter und ohne jene höhern sittlichen Grundsätze, die den Menschen als Menschen und Bürger adeln. Es ist bekannt, daß er sich als Gardeoffizier in Paris die gröbsten Ausschweifungen zuschulden kommen ließ und daß sein Stiefvater sich veranlaßt sah, ihn aus der Armeeliste streichen zu lassen, um ihn der drohenden Gefahr zu entziehen, in seinem wüsten pariser Leben gänzlich zugrunde zu gehen. Das londoner „Athenaeum" meint, daß St.-Arnaud damals den Grund zu den zahlreichen körperlichen Leiden gelegt habe, von denen er während seines ganzen übrigen Lebens fast nie vollkommen frei war. Später ging er nach Griechenland, um für die Sache der Griechen zu fechten, wie er später gegen ihr Interesse focht; doch scheint er hier keine angenehmen Erfahrungen gemacht und Griechenland sehr bald verlassen zu haben. Am ärgerlichsten ist den Engländern die Rolle, die St.-Arnaud in Blaye spielte, wo er die Herzogin von Berri als militärischer Agent und gewissermaßen Regierungsspion bewachte, bis sie entbunden war. Es war dies eine Rolle, wozu sich schwerlich je ein Engländer hergeben würde. Später befehligte St.-Arnaud in den Feldzügen gegen die Kabylen, nahm unter Anderm an der Erstürmung Konstantines theil, und er schildert diese blutigen Kämpfe in seinen Briefen mit außerordentlicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Seine eigene Kriegsweise gegen die Kabylen war die barbarische der meisten algierischen Generale: er äscherte die feindlichen Dörfer ein, verbrannte die Ernten auf dem Felde und trieb die Feinde mit Weibern und Kindern in die Schluchten des Atlas, wo sie durch Hunger und Kälte aufgerieben wurden. Seine spätere Laufbahn, die hervortretende Rolle, die er bei der Ausführung des Staatsstreichs spielte u. s. w., sind bekannt. Krieg war sein Element, die Würgescenen der Schlachten, scheint es, übten eine wohlthätig erregende Wirkung auf seine abgespannten Nerven, und schon im Jahre 1846 schrieb er: „Sprich mir nicht mehr von Krieg oder Frieden. Ich bin dessen satt. Ein europäischer Krieg in großen Dimensionen war einer meiner Träume — und er scheint ein bloßer Traum bleiben zu sollen. Es ist ein Jammer!" Ein großer militärischer Ehrgeiz beseelte ihn; von höhern politischen Gesichtspunkten war bei ihm nicht die Rede; er würde ohne Bedenken die ganze Welt in Krieg und Verwüstung gestürzt haben, nur um seine Hauptleidenschaft zu befriedigen. Und leider mögen mit St.-Arnaud diese wilden Kriegsgesellen unter den höhern französischen Offizieren nicht ausgestorben sein. Das einzige höhere Motiv, welches seine persönlichen Antriebe adelte, war der gewöhnliche französische Militärstolz, jene stark renommistisch gefärbte Nationaleitelkeit, die auf alle übrigen Völker mit fast beleidigender Verachtung herabsieht. Die Engländer nehmen es dem verstorbenen Marschall sehr übel, daß er in seinem triumphirenden Briefe über die Almaschlacht der Dienstleistungen der englischen Generale nicht einmal erwähnt, sondern den ganzen Ruhmesantheil für sich und seine Landsleute in Anspruch nimmt. Dagegen prahlt er in einem andern nach der Schlacht geschriebenen Briefe: „Wir haben in unserm Heere mehr als einen Achilles, viele Ajax und eine noch größere Anzahl Solcher, welche mit Patroklus wetteifern können." St.-Arnaud's Abscheu sind die Journalisten. Er nennt diese „ein Gesindel, welches die Ideen des Zeitalters (die St.-Arnaud'schen?) corrumpirt und unsere Generation mit dem Siegel schlechter Tendenzen und falscher Ideen stempelt", er nennt sie ferner „eine wahrhafte Pest, welche täglich mehr um sich greift", und er schließt seine Philippika mit den Worten: „Ich verabscheue alle diese Intriganten, diese Robert Macaire." An der Newa denkt man gerade ebenso, und es scheint wirklich eine Inconsequenz zu sein, bei solchen Grundsätzen doch auf Rußland loszuschlagen, während Rußland ja für Principien

*) Dem biographischen Theil des Buchs gedenken wir noch bei em andern Anlaß einige Worte zu widmen. D. Red.

dieser Art immer als eine Hauptstütze angesehen worden ist. Die französischen Berichterstatter sind, wie man weiß, bis auf den letzten Mann aus dem französischen Lager verjagt; nur die Bulletins, ganz im alten Napoleon'schen Stile, bringen Kunde von dorther. Der Engländer dagegen läßt sich das Recht offener Besprechung nicht nehmen. Ein verlorener Feldzug, denkt er, läßt sich durch einen zweiten siegreichen wieder gut machen, eine verlorene Armee wieder ersetzen, aber verlorene Rechte und Freiheiten lassen sich nicht so leicht wieder gewinnen, als sie preisgegeben wurden. Ein englischer General von den Grundsätzen St.-Arnaud's würde von der öffentlichen Meinung Englands für immer gebrandmarkt sein und vor ihr das Feld räumen müssen.

Gegen die englische Schauspielergesellschaft, welche unter der Direction Wallack's gleichzeitig mit einer italienischen Truppe Vorstellungen in Paris gab und dem französischen Publicum Shakspeare'sche Stücke in englischer Sprache vorzuführen unternahm, haben sich die Pariser übrigens keineswegs sehr kameradschaftlich benommen. Wallack hat wegen spärlichen Besuchs Bankrott gemacht. Alles strömte der Signora Ristori zu, die unter Anderm auch in der Maffei'schen Uebersetzung der „Maria Stuart" einen ihrer glänzendsten Triumphe feierte. Der regelrechte Alfieri steht dem Geschmack der Franzosen immer noch näher als Shakspeare, und in den Adern der Italiener pulsirt ein ihnen verwandteres Blut als in denen der Briten. Kurz, Wallack, der Dirigent und zugleich Hauptdarsteller der englischen Truppe, ging zugrunde und die Mitglieder seiner Gesellschaft geriethen darob in große Noth. Dem Gerücht übrigens, als ob Madame Ristori ihren englischen Collegen ein Almosen aus ihrer eigenen Tasche gespendet habe, tritt Wallack in englischen Blättern als einem unbegründeten und ehrenrührigen entgegen; aber wohl hat sie unsers Wissens eine Benefizvorstellung für sie veranstaltet.

Dem „Athenaeum" zufolge wird der amerikanische deutschgebildete Dichter Longfellow mit zwei Bänden neuer Poesien hervortreten, und zwar noch innerhalb des laufenden Jahres. Der eine wird eine Sammlung lyrischer Gedichte enthalten, der andere eine erzählende Dichtung bringen, deren Hauptheld dem Vernehmen nach eine Art „amerikanischer Prometheus" sein wird. Was man sich unter einem „amerikanischen Prometheus" eigentlich vorzustellen hat, darüber läßt uns diese Mittheilung im Dunkeln.

Dasselbe literarische Blatt berichtet über folgende nicht uninteressante Erscheinung: „Fairy tales. By the countess *d'Aulnoy*. Translated by *J. R. Planché*, with illustrations by John Gilbert." Die Märchen der Gräfin d'Aulnoy bilden, obschon verkürzt und verstümmelt, den Hauptstock der meisten Märchensammlungen für Kinder, welche im vorigen und zum Theil noch in diesem Jahrhundert in England erschienen sind. Erst den Gebrüdern Grimm, wie es scheint, verdankt man es, daß in letzter Zeit auch die nordischen und namentlich die deutschen Märchen zu demselben Zwecke benutzt wurden. Marie Catherine, Tochter des Herrn Jumelle de Berneville, war 1649 (nach dem „Conversations-Lexikon" 1650) geboren, vermählte sich mit François de la Mothe, Grafen d'Aulnoy, und starb 1705. Sie war sehr beliebt in der Gesellschaft, weil sie eine höchst amüsante Conversation zu führen verstand und aus allen Zweigen des Wissens wenigstens etwas wußte. Die erste englische Uebersetzung ihrer „Contes des fées" erschien unter dem Titel: „A collection of novels and tales of the fairies, written by that celebrated wit of France, the countess d'Aulnois (d'Aulnoy), translated from the best edition of the original French, by several hands." Diese Uebersetzung erlebte 1766 eine fünfte Auflage, doch war der Text darin vielfach aufs willkürlichste und unmotivirteste verstümmelt. J. R. Planché hat sich in dieser neuesten Uebersetzung das Verdienst erworben, den Originaltext zugrunde zu legen und ihn unverfälscht wiederzugeben. Das „Athenaeum" macht bei dieser Gelegenheit folgende treffende Bemerkungen: „Die Feenmärchen der Frau d'Aulnoy sind, was ihren Grundcharakter betrifft, von den Märchen der Brüder Grimm wie von den andern Erzählungen aus dem Elfenland, welche wir in letzter Zeit aus dem Deutschen und andern teutonischen Quellen erhalten haben, wesentlich verschieden. Die letztern tragen den Charakter der alten Mythen oder uralten Legenden; sie sind kurz, kräftig, ernst und treuherzig, oft tief und gedankenvoll, zuweilen fast religiös in der Färbung, dabei aber gesprenkelt mit ursprünglichem, üppig quellendem, jovialem Humor, gleich Goldfunken auf dem dunkeln Gefieder der Vögel. Sie sind zugleich für das Volk gedichtet und athmen die Energie und die lebenskräftige Männlichkeit teutonischen Volksthums." Dagegen erinnerten, meint das „Athenaeum" weiter, die Feenmärchen der Gräfin d' Aulnoy vielmehr an italienisches oder provenzalisches Colorit; sie seien ursprünglich für die Unterhaltung des Hofs, für Damen und Herren von hoffähigem Rang und vornehmer Geburt geschrieben, weniger Märchen als vollständige kleine Novellen, in ihren Eigenschaften ganz französisch und zwar französisch im Charakter des Zeitalters Ludwig's XIV., liebenswürdig, niedlich und voll Schelmerei.

Während Ronge eine englische Schrift über Kindergärten herausgegeben hat, erschien von Arnold Ruge: „New Germany: its modern history, philosophy, religion and arts." Unser Gewährsmann, das „Athenaeum", meint, daß Ruge in diesem Buche alles Mögliche durcheinander bespreche, und wenn man schon nicht sagen könne, daß darin gar kein Zusammenhang sei, so vermisse man doch irgendein positives Resultat. Indeß sei das Buch als ein Beispiel von der Behandlungsweise, welche solchen Gegenständen jetzt in Deutschland von den Anhängern der neuphilosophischen Richtung zutheil würde, immerhin interessant, der Stil des Buchs sei phantastisch und abrupt, doch nicht ohne Kraft und Schärfe. **H. M.**

Notizen.

Anthologien.

Wir haben immer bekannt, keine principiellen Gegner von Anthologien, sondern nur von solchen zu sein, deren Bestandtheile ohne Ueberlegung und höheres kritisches Bewußtsein wie auf Gerathewohl zusammengescharrt sind. Zu den empfehlenswerthern Anthologien gehört folgende: „Ehrentempel deutscher Dichter von Luther bis auf die Gegenwart. Kern deutscher Poesie. Ein Buch für Schule und Haus. Herausgegeben von Julius Henning. Dritte mit einem Anhang vermehrte Auflage" (Hamburg, Schuberth und Comp.). Das Hauptverdienst dieser Anthologie liegt namentlich in der bis zu einem gewissen Grade erreichten Vollständigkeit, in der charakteristischen Auswahl und in den beigegebenen kurzen Biographien und Charakteristiken der Dichter. Von nahe anderthalbhundert Poeten sind in dieser Sammlung Proben mitgetheilt. Als einen Hauptvorzug dieser Anthologie müssen wir es bezeichnen, daß darin unter Anderm auch die Dichter aus dem 16., 17. Jahrhundert und dem Anfange des 18., von denen selbst manche Poesiefreunde nur vom Hörensagen wissen, sehr gut bedacht sind; wir nennen außer Martin Luther: Hans Sachs, Rollenhagen, Weckherlin, Zinkgref, Opitz, Flemming, Paul Gerhardt, Neumark, Simon Dach, Johann Rist, Andreas Gryphius, Logau, Tscherning, Hoffmannswaldau, Lohenstein, Wernicke, von Canitz, Schmolke, Brockes, Günther, Gottsched u. s. w. Durch Vergleichung wird man sich hier von neuem überzeugen, daß manche dieser ältern Dichter, z. B. Simon Dach, Günther, vor Allen aber der treffliche Flemming als Lyriker manchen der gepriesensten neuern vollkommen gewachsen sind, und daß selbst Gottsched besser war als sein Ruf, erkennt der Unbefangene aus manchen Strophen und namentlich den mit nachdrücklichem Pathos gedichteten und gegen die „Metze" Rom geschleuderten Anfangsstrophen seiner „Jubelode", die sich dann freilich matter und immer matter verläuft. Diese dritte Auflage der Henning'schen Anthologie ist gegen



die frühere um einen Anhang vermehrt, Proben von 23 der neuesten Dichter enthaltend. Von demselben Herausgeber erschien unter dem gleichen Titel eines „Ehrentempels", mit dem Zusatz „Kern deutscher Prosa", eine für ihren Zweck empfehlenswerthe, ebenfalls mit kurzen biographischen und bibliographischen Notizen versehene Anthologie prosaischer Musterstücke in zweiter Stereotypausgabe. Für prosaische Mustersammlungen ist in Deutschland bisher noch lange nicht soviel geschehen als für poetische Blumenlesen, obschon in Romanen, Reisebeschreibungen u. s. w. unbenutzte Schätze reichlich vorhanden sind; man braucht nur hineinzugreifen. Wir erwähnen hierbei: „Sagen und Geschichten des deutschen Volks aus dem Munde seiner Dichter. Mit vielen hier zum ersten mal gedruckten Stücken. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Für Schule und Haus" (Berlin, Reimer, 1854). Der Gedanke dieser Sammlung ist nicht gerade neu, es sind deren bereits mehre von R. Hocker, Kletke u. A. erschienen. Die Gruppe'sche Sammlung hat jedoch das Besondere, daß sie um mehr als die Hälfte in Originalbeiträgen besteht, die zum größten Theile aus der Feder des Herausgebers, zum geringern von andern Dichtern herrühren.

Alexander Jung und Hugo Delbermann.

Der in Nr. 28 d. Bl. mitgetheilte Bericht über „Königsberger literarische Zustände" hat in der „Ostpreußischen Zeitung", soweit jener Bericht die schriftstellerische Wirksamkeit Alexander Jung's betrifft, eine Erwiderung hervorgerufen. Hugo Delbermann, der Verfasser jener Mittheilungen aus Königsberg, erkannte zwar das Ehrenhafte und Tüchtige in Jung's Streben vollkommen an, aber es mag wol mit Recht ein Irrthum genannt werden, wenn er behauptete: Jung lebe und webe vollständig in vergangenen Literatur- und Culturepochen und habe sich zu ausschließlich in den Goethe-Cultus eingesponnen. Im Gegentheil hat Jung den Bestrebungen der jüngern Literatur, die freilich nicht mehr die allerjüngste ist, fortdauernd eine treue und liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet, er hat in seinen Schriften zwar stets seine Verehrung für das Alterthum, die Classik, das Christenthum gezeigt, aber überall außer der Vergangenheit auch die Gegenwart, ja die Zukunft gefeiert. Gleich in seiner ersten Schrift, in den „Briefen über die neueste Literatur", hat er das „Moderne" in seinen Rechten anerkannt, Gutzkow gegen Menzel in Schutz genommen und der Nation als eine hervorragende Erscheinung empfohlen, endlich auf Bettina hingedeutet; er hat in den „Vorlesungen über moderne Literatur" die Verdienste der jungen Literatur außer allem Zweifel gestellt; in der „Nationalfeier des königsberger Universitäts-Jubiläums" (wie, glauben wir, der Titel der Schrift lautet) vielleicht nur zu sanguinisch dieses Fest als den Anfang einer großen socialen Bewegung beleuchtet, in den „Vorlesungen über höhere Geselligkeit", in „Frauen und Männer" die Zukunft zur Sprache gebracht, in den „Vermischten Schriften" Sealsfield, Byron, George Sand, Baader, Feuerbach, Ole Bull, Börne, Heine charakterisirt, in „Hölderlin" die Gegenwart, ihre Verirrungen und Abweichungen vom Ideal, im „Bettler von St.-James Park" das jetzige England und Deutschland und die sociale Frage in Erwägung gezogen; er hat in seiner Schrift „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts", wie schon der Titel zeigt, gerade Goethe's große prophetische Bedeutung für die sociale Gestaltung der Zukunft erörtert und in verschiedenen Blättern, unter Anderm auch in diesen Blättern selbst, Charakteristiken von Männern und Frauen geliefert, die ganz im Bewußtsein der neuern Zeit wurzeln. So wenig wir Grund zu haben glaubten, die Ansicht unsers Berichterstatters, die sich als eine individuelle gab, in Wegfall gerathen zu lassen, ebenso wenig glauben wir Grund zu haben, dem ehrlich strebenden Manne dieses Zeugniß vorzuenthalten. Es ist uns übrigens auf einen Aufsatz über „Königsberger Zustände" aus vorzüglichster Feder Aussicht gemacht, worin Hugo Delbermann's Artikel neuerdings beleuchtet, berichtigt, in manchen Punkten auch wol bestätigt werden soll; denn daß die Delbermann'sche Schilderung auch sehr viel Wahres enthalte, wird selbst in der königsberger Quelle, die uns zu dieser Notiz anregte, nicht in Abrede gestellt. **H. M.**

Bibliographie.

Die Bekenntnisschriften der altprotestantischen Kirche Deutschlands. Herausgegeben von H. Heppe. Cassel, Fischer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Blaubach, B., Das hohe Lied. Uebersetzt und erläutert. Berlin, Nelte. Gr. 16. 15 Ngr.

Fertig, M., Magnus Felix Ennodius und seine Zeit. 1ste Abtheilung. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Gr. 4. 10 Ngr.

Gemeiner, A., Die Verfassung der Centenen und des fränkischen Königthumes. Studien zur deutschen Rechtsgeschichte. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Groth, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. 2te Auflage. Kiel, Schwers. Gr. 16. 24 Ngr.

Heilmann, Leben des Grafen Bernhard Erasmus von Deroy, k. b. Generals der Infanterie. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 18 Ngr.

Schasler, M., Berlin's Kunstschätze. Ein praktisches Handbuch zum Gebrauch bei der Besichtigung derselben. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Königlichen Museen von Berlin. Ein praktisches Handbuch zum Besuch der Galerien, Sammlungen und Kunstschätze des Alten und Neuen Museums. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 12½ Ngr.

Seyffarth, G., Berichtigungen der römischen, griechischen, persischen, ägyptischen, hebräischen Geschichte und Zeitrechnung, Mythologie und alten Religionsgeschichte auf Grund neuer historischer und astronomischer Hülfsmittel. Nebst einer xylographischen Tafel. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Söltl, J. M., Dichtungen. Nürnberg, v. Ebner. 16. 12 Ngr.

Unger, F., Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Mit 139 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Wien, Hartleben. Lex.-8. 4 Thlr. 4 Ngr.

Weichselbaumer, C., Gedichte. Nürnberg, v. Ebner. 16. 1 Thlr.

Weisser, A., Schubart's Wanderjahre oder Dichter und Pfaff. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bomhard, Wie wir als Christen die Trennungen von den Unsrigen durch den Tod ansehen sollen. Augsburg. 8. 2 Ngr.

Diezel, G., Die Bildung einer nationalen Partei in Deutschland, eine Nothwendigkeit in der jetzigen Krisis Europa's. Gotha, Scheube. Gr. 8. 18 Ngr.

Heffner, L., Herr Domprediger Dr. Himmelstein und die Juden in Franken. Zur Erhaltung der Wahrheit und Wissenschaft ohne Interesse und zur Warnung für partheiische Geschichtschreiber kritisch beleuchtet. 2te durchgesehene und mit einem Vorwort vermehrte Auflage. Nürnberg; v. Ebner. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Rolffs, F. L. A., „Geben ist seliger, denn Nehmen", oder von der seligen Freude der Missionsfreunde. Predigt zur Jahresfeier des Missions-Vereins für China zu Breslau. Gehalten den 21. Juni 1855. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Thiersch, F. v., Rede in der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu ihrer 96. Stiftungsfeier. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

König Jerôme's Carneval.

Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unsrer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman bildet zugleich den 2.—4. Band der „**Gesammelten Schriften**" Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina" begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser" (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher" Waldenser. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von **Julius Zacher**. Mit einer Schrifttafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auf der von den Brüdern Grimm geschaffenen Grundlage weiterbauend und an die neuesten Arbeiten von Munch, Kirchhoff, von Liliencron und Müllenhoff unmittelbar anknüpfend, hat der Verfasser dieses Werks das wissenschaftliche Verständniss unserer alten einheimischen Schrift wesentlich gefördert. Es ist ihm unter Anderm gelungen, das sogenannte angelsächsische Runenalphabet als ein ursprünglich gothisches nachzuweisen, die Perioden seiner geschichtlichen Fortbildung festzustellen, und das Gesetz der Entwickelung seiner Lautzeichen zu entdecken, ferner die Namen der gothischen Buchstaben fast vollständig zu enträthseln und die Grundsätze darzuthun, denen Vulfila bei Entwerfung seines Alphabets gefolgt ist. Die gelehrte, mit kritischer Strenge und gewissenhafter Gründlichkeit fortschreitende, aber nichtsdestoweniger durchaus klar und verständlich gehaltene Untersuchung wird nicht nur den Freunde der ältern deutschen Sprache und Literatur, sowie wegen mancher gelegentlich behandelter Fragen den Mythologen eine willkommene Erscheinung sein, sondern auch der Forscher auf dem Gebiete der Paläographie und der Schriftgeschichte überhaupt wird in derselben einen schätzbaren Beitrag für die Förderung seiner Wissenschaft erkennen.

In demselben Verlage erschien:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **Dr. J. Loebe**. Zwei Bände. (Mit drei Steindrucktafeln.) 4. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

Bei **Carl Rümpler** in **Hannover** ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Eversburg.

Ein Roman

von

Mathilde Raven,

Verfasserin der Romane: „Welt und Wahrheit", „Eine Familie aus der ersten Gesellschaft" ꝛc.

Drei Bände. Geh. 2⅔ Thlr.

Wir erlauben uns das geehrte Publicum auf dies soeben erschienene Werk der geistreichen Verfasserin aufmerksam zu machen, das alle Vorzüge in sich vereinigt, welche den frühern Arbeiten einen so weiten Leserkreis verschafft haben. Die geschilderten Verhältnisse glaubt der Leser selbst durchlebt zu haben, die auftretenden Personen sind aus dem Leben genommen und greifen bei ihrem Auftreten überall in die Fragen der Gegenwart ein. Dabei ist die poetische Erfindung neu und spannend. Allen Freunden geistreicher Lectüre ist dieser Roman auf das wärmste zu empfehlen.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Fünfter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser fünfte Band enthält den „**Staat**" nebst einer ausführlichen (17 Bogen umfassenden) Einleitung und wird auch einzeln abgegeben, was bei dem hohen Interesse dieser Schrift auch für ein größeres Publicum gewiß Vielen erwünscht sein wird. Der erste bis vierte Band (1850—54) haben gleichen Preis.

Leipzig, im August 1855.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 35. —— 30. August 1855.

Deutsche Literaturgeschichtschreibung und Rudolf Gottschall.

Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf Gottschall. Erster Band. Breslau, Trewendt und Granier. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kein Volk ist mit Literaturgeschichten so gesegnet wie das deutsche. Wir haben Literaturgeschichten vom pietistischen und antipietistischen, vom protestantischen und vom katholischen, vom liberalen und ultraliberalen, vom conservativen und ultraconservativen, vom philosophischen und nichtphilosophischen, vom deutsch-patriotischen und vom universell-kosmopolitischen Standpunkt. Es sind darunter in ihrer Art ganz vortreffliche Leistungen, wie sie auf diesem Gebiete wol keine andere Nation aufzuweisen hat. Nur sind sie alle mehr oder weniger von Gelehrten für Gelehrte, von Schriftstellern für Schriftsteller, von Aesthetikern für Aesthetiker, von Vertretern dieser oder jener politischen, confessionellen oder literarischen Richtung für Anhänger derselben Richtung geschrieben. Es fehlt noch eine Geschichte unserer Literaturentwickelung, von der man sagen könnte, daß sie ein Volksbuch zu sein verdiente. Keine dieser vielen Literaturgeschichten hebt in vollkommen genügendem Maße den Antheil hervor, den auch das deutsche Volk an der Entwickelung unserer Literatur genommen, den Einfluß, den die allgemeine Gesittung und die in außerliterarischen Kreisen als Niederschlag dieser Gesittung sich bildenden ästhetischen Anschauungen auf unsere Schriftsteller und Dichter geäußert haben. Es sieht immer aus, als ob es blos in der Hand dieser Autoren gelegen habe, aus sich und aus der Literatur, soweit ihr Antheil daran reichte, zu machen, was ihnen beliebte. Diese Methode führt leicht zur Ueberschätzung der Einen und zur Ungerechtigkeit gegen die Andern. Wenn man unsere Literaturgeschichten liest, so ist man fast darüber erstaunt, daß es keinem unserer Autoren eingefallen ist, eine Epopöe zu dichten, welche für unsere moderne Welt Das wäre, was die „Iliade" für die griechische war, oder Lust- und Trauerspiele, welche sich in allen Eigenschaften den Shakspeare'schen an die Seite stellen könnten. Wer aber den Bildungszustand, die Geschmacksrichtung, die ästhetischen und sittlichen Anschauungen, zumal aber die bunte Mischung unsers Theaterpublicums und die gegenwärtigen Theaterzustände überhaupt genau beobachtet und kennengelernt hat, dem wird es gar nicht einfallen, von unsern Dichtern zu verlangen, daß sie der Bühne Dichtungen im kolossalen Maßstabe der Shakspeare'schen liefern sollten, selbst wenn vorauszusetzen wäre, daß sie auch das Zeug dazu hätten. Kehrt ein Dante oder ein Shakspeare niemals im Laufe der Zeiten mehr wieder, so liegt dies einfach daran, daß auch das Publicum, für das sie dichteten, nicht wiederkehrt, und daß ebenso wenig die Bedingungen wiederkehren, welche ein solches Publicum und damit auch einen solchen Dichter möglich machten. Man dichte nur historische Tragödien im Shakspeare'schen Sinne und nach Shakspeare'schem Muster. Aber das Publicum in Hamburg, Frankfurt, Leipzig oder Stuttgart hat verzweifelt wenig historischen Sinn, und was ihm an „Don Carlos", „Wallenstein", „Maria Stuart" oder der „Jungfrau von Orleans" behagt, ist nicht das Historische, nein, gerade umgekehrt das Unhistorische, wie dies nachzuweisen leicht wäre. Schauspiele von der geschichtlichen Treue und Knappheit wie die Shakspeare'schen Historien würden in Deutschland und wol jetzt auch in allen übrigen Ländern vor leeren Bänken spielen, und welcher dramatische Autor dichtet gern für leere Bänke? Lieber für leere Köpfe, wenn sie nur die Theaterbänke füllen! *)

So außerordentlich auch die Fortschritte sind, welche in jüngster Zeit die Literaturgeschichtschreibung in Bezug

*) In der That scheint uns die wol auch jetzt noch von Zeit zu Zeit auftauchende Klage, daß unsere dramatische Production in zu hohem Grade an Shakspearomanie leide, gegenwärtig ziemlich unbegründet zu sein. Wir haben Gelegenheit gehabt, auf der leipziger Bühne während der letzten Wintersaison eine große Anzahl neuer Stücke zu sehen, ja wir haben auch nicht einen Abend versäumt, an welchem ein neues ernstes oder komisches Drama zum ersten male aufgeführt wurde, aber wir wüßten unter diesen Bühnennovitäten auch nicht eine einzige zu nennen, welche in irgend hervortretenden Zügen die Merkmale der Shakspeare'schen Schule verrathen hätte.

auf geistreiche Auffassung, organische Gliederung und pragmatische oder philosophisch-dialektische Verarbeitung des Stoffs gemacht hat, so gleichen doch unsere Literaturgeschichtsbücher meist noch gar sehr jenen Geschichtswerken ältern Datums, in denen man sich begnügte, ein descriptives Verzeichniß der regierenden Häupter und ihrer hauptsächlichsten Kriegs- und Friedensthaten, namentlich der erstern, zu geben. Klopstock, Wieland, Lessing, Goethe, Schiller, Herder — nun ja, wir wissen so ziemlich, was sie dem deutschen Volke gewesen sind und welche Einflüsse sie auf dasselbe gehabt haben, aber weniger scheinen wir zu wissen und danach zu fragen, was das deutsche Volk für sie gewesen ist und welche Einflüsse es waren, die es auf diese Autoren geäußert hat. Laßt uns z. B. fragen, wie es möglich war, daß der Dichter des „Don Carlos" und des „Wilhelm Tell" in seiner Jugend ein so ungeheuerliches Product wie „Die Räuber" dichten und daß dieses Product wie überhaupt die Räuberromantik so großen Beifall bei einem bedeutenden Theile des deutschen Publicums finden konnte, selbst bei Denen, welche gegen einen angehenden Karl Moor, der ihnen etwa ein Schnupftuch aus der Tasche gestohlen hätte, sofort bei der polizeilichen Gewalt um Hülfe nachgesucht haben würden. Diese seltsame Erscheinung war nur in einer Zeit erklärlich, wo man in den Verbrechen eines Schinderhannes, Cartouche, des Sonnenwirths, des Hundssattlers u. s. w. noch das einzige Aufflackern individueller Kraft und Schlauheit und die Reste einer aus dem Leben mehr und mehr verschwindenden Romantik zu erkennen vermochte; wo man das Bedürfniß fühlte, gegen die Verderbniß der Vornehmen und Großen und gegen den von ihnen ausgeübten Druck Opposition zu machen, und wo man diesem Bedürfniß Genüge gethan sah durch jene idealen Räuber Karl Moor, Abällino, Rinaldo Rinaldini und Spießgesellen, die sich nach oben Selbsthülfe verschafften, gewissermaßen die Volksjustiz repräsentirten und wie der heilige Crispin den Reichen das Leder stahlen, um den Armen Schuhe daraus zu verfertigen. Zeitstimmungen ähnlicher Art verdanken die Sturm- und Drangdramen von Klinger und Lenz, ferner „Götz von Berlichingen", „Fiesco", „Cabale und Liebe", selbst „Emilie Galotti" mit ihrer gegen die Verderbniß kleiner Höfe gerichteten Polemik ihre Entstehung und zum Theil auch den Beifall, den sie fanden. Ich erinnere mich in diesem Augenblick nicht, ob dieses hier nur beispielsweise angeführte Moment schon in einer der bestehenden Literaturgeschichten mit genügendem Nachdruck hervorgehoben ist; aber ich meine, daß aus einer durchweg in diesem Sinne gearbeiteten Literaturgeschichte das deutsche Volk erkennen würde, wie es selbst an den Werken seiner Dichter mitgearbeitet hat.

Gervinus hat zwar in dieser Beziehung mächtig vorgearbeitet und die Grenzpfähle der Literaturgeschichte weiter gesteckt, aber die Spätern haben diesen Weg meist wieder verlassen und selbst Gervinus besitzt nicht das erforderliche feine Gefühl oder vielleicht besser die genügende Sympathie für gewisse Wandelungen im sittlichen Leben, für gewisse allgemeine Regungen und Stimmungen, die leise, aber sicher ihren Weg in die Kreise finden, in denen vorzugsweise Kunst und Literatur ihre Ausprägung erhalten. Daher rührt es auch wol, daß er die neueste Literatur geringachtet oder ignorirt, obschon sie sich doch auch so gut historisch entwickelt hat wie die politischen Ereignisse unsers Jahrhunderts, dessen Geschichte er schreibt. Er würde gegen einzelne Autoren und gegen ganze Richtungen gerechter verfahren sein, wenn er jenen Einflüssen nachzuspüren die Neigung gehabt hätte. Auch Gervinus gibt sich der reinliterarischen Kritik, in welcher er seinen Standpunkt festhält und geltend macht, mit Vorliebe hin, und so ist sein großartig combinirtes Werk, von seiner Massenhaftigkeit abgesehen, doch immer nur ein Buch für Gelehrte, Studirende und Literaturbeflissene, freilich für diese auch fast unentbehrlich.

Indem unsere Literaturgeschichtschreiber meist zu ausschließlich bei den Spitzen der Literatur verweilen, zeigen sie sich häufig ungerecht gegen Geister zweiter und dritter Ordnung, die nichtsdestoweniger in ihren Kreisen einen erheblichen und auf das eigentliche Volk vielleicht sogar einen größern Einfluß übten als die Matadore der Poesie und mehr Männer des Volks waren als diese. Die bedeutsame Wirkung der volksthümlichen Lieder und Balladen Bürger's, des „Wandsbecker Boten", der „Schwäbischen Chronik" Schubart's, des „Philosophen für die Welt", die „Intelligenzblätter für Osnabrück" von Justus Möser u. s. w. kommt in unsern Literaturgeschichten nicht zu ihrem vollen Rechte. Es [illegible] oder müßte zugleich nachgewiesen werden, daß [illegible] sche Dichtung — wenn man etwa die Kriegslieder [illegible] 1813 ausnimmt — sich immer mehr vom Volke [illegible]wandt hat. Denn offenbar verhielten sich die [illegible]rer, wenigstens in ihrer spätern Periode, exclusiver [illegible] das Volk als die Hainbündler, die Romantiker [illegible] sehr sie auch mit volksthümlichen Märchenstoffen [illegible]tirten, noch exclusiver als unsere classischen Dichter, [illegible] was die Tendenzen derjenigen Schriftsteller betrifft, [illegible] näher oder ferner der Gruppe des sogenannten [illegible] Deutschland zuzuzählen sind, so liegen sie dem [illegible]niß des Volks noch ferner. Die Kluft zwischen [illegible]tur und Volk ist seitdem eine so weitklaffende [illegible] daß selbst die Dorfnovellistik eine Vermittelung [illegible]derherzustellen vermocht hat. Das Volk im [illegible] und eigentlichen Sinn des Worts kümmert [illegible] Schriften, die seinem Geiste Nahrung geben [illegible] gut wie gar nicht mehr; es liest seine Local-, Anzeige- und Klatschblätter und nebenbei, wenn es hochkommt, den schlechtesten Abfall der Leihbibliotheken.

Aus demselben oben angedeuteten Grunde [illegible] auch zwei wichtige Literaturelemente, die Journalistik und die Producte des deuschen Humors, in unsern Literaturgeschichten meist höchst stiefmütterlich behandelt. [illegible] wichtig die erstere ist, braucht wol nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden; dennoch findet man sie in unsern Literaturgeschichten meist nur, insoweit sie die literarischen Fragen betrifft, vorübergehend berührt. [illegible]

erste literarische Macht des gegenwärtigen Jahrhunderts scheint mir diese Zurücksetzung nicht zu verdienen, ebenso wenig als der Humor, der mit den schabernäckischen Possen Eulenspiegel's, den Calembourgs des Pfaffen vom Kahlenberge, den Thierdichtungen, den hausbackenen Fastnachtspielen des Hans Sachs, den Schwänken Münchhausen's, den wohlbekannten Schwabenstreichen, den grotesken Croquis der „Jobsiade“, den berliner Bonmots, den wiener Localpossen bis herab zu den Krähwinkeleien, Polkwitziaden und Weilheimiaden so tief im deutschen Volksgemüth wurzelt, daß noch in neuester Zeit gerade die illustrirten Witzblätter, die „Fliegenden Blätter“, der „Dorfbarbier“, der „Kladderadatsch“, sich zur Bedeutung eigentlicher Volksblätter erhoben haben. Wenn man sich diese humoristische Seite der deutschen Literatur hinwegdächte und die literarischen Vertreter dieses Humors, Fischart, Abraham a Sancta Clara (der z. B. in Gervinus' kleinerm „Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ gänzlich fehlt), Claudius, Hippel, Lichtenberg, Jean Paul bis auf Mises, Glaßbrenner, Ludwig Aurbacher (starb 1847 in München), den zu wenig gekannten Verfasser der „Abenteuer der sieben Schwaben“, der „Abenteuer des Spiegelschwaben“ u. s. w., und den ebenfalls verstorbenen, in kleinern humoristischen Genrebildern sehr glücklichen Herloßsohn herab aus der Literatur striche, wie sehr würde unsere Literatur an Mannichfaltigkeit des Colorits verlieren, und wie sehr würden andererseits unsere Literaturgeschichten an Lebendigkeit, Frische und sittengeschichtlicher Bedeutung gewinnen, wenn man diesen Regungen nationalen Humors mehr Beachtung schenken wollte! Sind doch die humoristischen niederländischen Kleinmaler in culturhistorischer Hinsicht vielleicht eine noch wichtigere Erscheinung als die Heroen der Kunst, indem sie uns geradezu in das häusliche und wirthshäusliche Leben früherer Zeiten versetzen.

Die politischen Einflüsse werden zwar jetzt ziemlich allgemein in die Literaturgeschichtschreibung mit hinübergezogen, weniger aber die culturhistorischen Momente, die darin, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete und beiläufige Rolle spielen. In Bezug auf das Alterthum sind wir viel weiter. Wer jetzt eine griechische Literaturgeschichte schreibt, wird nicht unterlassen, auch die Culturverhältnisse der Griechen bis ins Einzelnste zu verfolgen. Jeder Literaturhistoriker sollte zugleich auch Culturhistoriker sein und auch unter Anderm die bildenden Künste, die Baukunst und die Musik, wenigstens in ihren charakteristischsten Erscheinungen, mit in den Kreis seiner Betrachtung ziehen. Denn alle Künste weisen auf ein Gemeinsames zurück. In den treuherzigen, naiven Schwänken des Hans Sachs erkennt man die etwas eckige Holzschnittmanier unserer alten deutschen Maler einigermaßen wieder, obschon diese auf einem weit höhern Standpunkt künstlerischer Auffassung und Ausbildung standen als der poetisirende Schuster. Man kann an Hans Sachs nicht denken, ohne zugleich an Albrecht Dürer, Veit Stoß, Adam Krafft und Peter Vischer zu denken. Es kann dem aufmerksamen Literaturhistoriker nicht gleichgültig sein zu beobachten, daß Gluck seine „Alceste“ und seine „Iphigenie in Tauris“, Mozart seinen „Don Juan“ und seine „Zauberflöte“ und Haydn seine heiter-naiven Symphonien und Pastoraloratorien während einer Periode componirten, wo auch die deutsche Poesie sich immer mehr zu dem Ausdruck reiner Kunstschöne verklärte; er wird dann in Beethoven das fast unheimliche Ringen dämonisch-faustischer Elemente und in Weber u. A. sehr innige Zusammenhänge mit der romantischen Dichterschule erblicken, und bei den neuern Componisten angelangt, wird er einem Raffinement, einer auf effectreiche Pointen hinarbeitenden Berechnung, einem des schönen Maßes entbehrenden Tonchaos begegnen, einem Mangel an Natur und Naivetät, einer anspruchsvollen Mengerei und Mengelei, wie er sie auch häufig auf dem Gebiete der Poesie und der übrigen Künste antreffen wird. Er wird, wenn er die Reihen der modernen deutschen Maler mustert, theils eine Hinneigung zu symbolischer Auffassung, theils zum Genrehaften und Landschaftlichen erkennen, dabei aber einen solchen Mangel an historischem Sinne, daß, wo unsere Maler historische Aufgaben wählen, meist alles wahrhaft geschichtliche Feuer vermißt wird und die geschichtliche Situation zum bloßen Genre in historischem Costüm abgeschwächt erscheint. Er wird dieselbe Erfahrung machen, wenn er unsere neuern lyrisch-epischen Dichtungen und historischen Romane und Dramen, ja unsere Geschichtswerke selbst liest, und er wird sich dann sagen, daß diese Erscheinung einen tiefern Grund hat, daß sich unsere Künstler und Poeten nicht geben können, was einmal in der Nation selbst nicht liegt, wenigstens für jetzt noch nicht, und daß dieser Eklekticismus, dieses Anwenden und Vermischen aller Stilarten eben in dem Mangel eines nationalen Grundprincips seine Wurzel hat. Wie man in Deuschland jetzt in allen Versmaßen der Griechen, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und nun auch der Orientalen dichtet, so baut man auch bald im griechischen, bald im römischen, bald im byzantinischen, bald im romanischen, bald im rein oder unrein gothischen, bald im florentinischen, bald im Renaissance- und Rococostil; nicht selten werden einzelne dieser Stilarten, selbst mit Herbeiziehung normannischer oder maurischer Motive, an einem und demselben Gebäude untereinandergemengt, etwa wie in manchem Product der romantischen Schule, z. B. in Friedrich Schlegel's „Alarkos“, alle möglichen Stil- und Versarten durcheinandergewürfelt sind. Diese Wahrnehmung, auf eine einzelne Kunst angewendet, ist nicht gerade neu und drängt sich jedem aufmerksamen Beobachter von selbst auf; aber es wäre vielleicht fruchtreich, die hierher gehörigen analogen Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Kunst, Musik und Literatur miteinander in Parallele zu stellen und auf ihre gemeinsame Grundursache im Charakter des deutschen Volks und im modernen Leben überhaupt zurückzuführen. Die in unsern mehr räsonnirenden Literaturgeschichten so häufig anzutreffende Schulmeisterei würde, insofern sie sich gegen Einzelne richtet, dann vielleicht einer billigern Be-

urtheilung Platz machen. Wie jetzt noch meist die Literaturgeschichten geschrieben sind, kann jeder einzelne Leser den Vorwurf der Confusion, an der die meisten leiden, auf diesen oder jenen Poeten abladen, der gerade in der betreffenden Literaturgeschichte abgekanzelt wird. Wir meinen hiermit nicht jene immer streng tadelnswerthen Gelüste und Capricen Einzelner, die sich absichtlich ins Maßlose oder Fehlerhafte verlieren, um als etwas Absonderliches zu gelten, sondern nur jene Verirrungen, die sich auch an gleichzeitigen Erscheinungen auf andern Gebieten und im gesellschaftlichen Leben selbst wiedererkennen und nachweisen lassen.

Die Mängel, die sich den vielfachen Vorzügen unserer modernen Literaturgeschichtschreibung gesellen, lassen sich freilich wieder auf einen allgemeinen Mangel unserer Literaturentwickelung überhaupt zurückführen, der übrigens in Obigem schon angedeutet ist und wieder mit einem oft beklagten Mangel in unserm Nationalleben zusammenhängt. Unsere Literatur ist bei aller ihrer Fülle und Größe ein zu literarisches und zu ausschließliches Resultat theoretisch gelehrter Bildung; sie hat sich zu einseitig in exclusiven Kreisen und Coterien fortentwickelt; sie ist zu sehr Schulproduct, und daher rührt auch wol der Präceptorton in den meisten unserer Literaturgeschichten. Unsere Schriftsteller und Dichter gingen fast alle durch die Schule und Universität und, nachdem sie diese absolvirt, meist ohne weitern Uebergang zur Schriftstellerei und Dichterei über. Sie brachten also den ganzen theoretischen Eigensinn und die Phantasterei, welche der bloßen Schulbildung eigen zu sein pflegen, in ihr schriftstellerisches Wirken mit hinüber, und sie brauchten, wenn sie nicht überhaupt darin stecken blieben, lange Jahre und viele oft bittere Erfahrungen, um sich davon frei zu machen. Bei weitem die meisten waren Söhne von mittlern Beamten, Geistlichen, Lehrern und Professoren, denen Literaturstoff in mehr oder weniger reichlicher Fülle schon durch ihre häusliche Erziehung und häuslichen Umgebungen zugemittelt wurde. Sehr wenige gehörten von Geburt dem eigentlichen Handwerkerstande und kaum einzelne dem eigentlichen Bauernstande und den untern Ständen an. Was die wenigen aus dem Handwerkerstande betrifft, so waren sie meist in großen Städten geboren und kamen bald auf die gelehrte Schule, wie Kant und Tieck, von denen sich der Erstere sehr bald in die höchsten Regionen des Denkens verlor, der Letztere mehr als irgendein Vorgänger es liebte, exclusive literarische Cirkel um sich zu sehen und für sie zu schreiben; denn selbst „Der junge Tischlermeister" ist ein feiner Mensch und bekundet durchaus keine Rückkehr zu den Traditionen des Standes, dem Tieck von Geburt angehörte.

Somit hat sich die deutsche Literatur durch keinerlei Elemente erneuert und erquickt, die außerhalb des Kreises gelehrter oder rein literarischer Bildung lagen. In großer Zahl betheiligte sich der Adel an der deutschen Literatur und er verleugnete begreiflicherweise nicht so die Traditionen seines Standes, wie so viele Bürgerliche die ihrigen. Darum waren auch sie es hauptsächlich, welche sich der ritterlichen Romantik und der Pflege des mittelalterlichen Elements in der Literatur zuwandten. Als daher diese Tendenzen aufkamen, ritten sie mit großem Pomp und mit selbstbewußtem sichern Anstande in die Schranken und trugen im romantischen Ringelstechen manchen Preis über die bürgerlichen Mitbewerber davon; aber mit den bürgerlichen Dichtern unserer classischen Periode hat kein Adeliger Stich halten können, denn die Aufgabe, die jene sich gesetzt hatten, war mit großer anstrengender Arbeit verbunden, und Arbeit ist im Allgemeinen mehr bürgerlicher Natur. Bei alle Dem machen auch unsere dichtenden und schriftstellernden Adeligen ganz oder fast ganz dieselbe Schule durch wie die Bürgerlichen und haben auf denselben Bänken der Universitätshörsäle gesessen und die Weisheit des Professors „schwarz auf Weiß nach Hause getragen"; sie liegen mitunter auch wol dem Geschäft des Docirens, Kritisirens und Polemisirens ob und unterscheiden sich in allen wesentlichen Merkmalen des Schriftsteller- und Poetenthums von Unsereinem sehr wenig. Kurz, der Literaturhistoriker sieht, wie der Präceptor in der Schule, lauter Köpfe vor sich, die er zurechtzusetzen hat.

Wenn wir nun auch die Gottschall'sche Literaturgeschichte, die uns zu diesen Vorbemerkungen Anlaß gab, von dem fast für alle Literaturgeschichten geltenden Vorwurf, daß sie noch immer zu sehr für bloße Literaturbeflissene und Literaturkenner geschrieben ist und die culturhistorischen Momente zu sehr beiseite liegen läßt, durchaus nicht freisprechen können, so heißen wir sie doch mancher vorzüglichen Eigenschaften wegen, die sie vor allen übrigen auszeichnen, aufs aufrichtigste willkommen. Hier und da nähert sie sich sogar unsern Ansprüchen sehr bedeutend, ja wir stoßen in ihr bei Gelegenheit der Besprechung Iffland's und Kotzebue's auf einen Ausspruch, der mit unsern Ansichten ganz und gar zusammenfällt. Gottschall bemerkt in dieser Stelle:

Diese Schiller'sche Parodie (nämlich das bekannte gegen Iffland's Theaterstücke gerichtete Epigramm) war ohne Zweifel der Grund, daß viele unserer Literarhistoriker über Iffland's Stücke mit einer gewissen Vornehmheit weggingen, als ob sie nur zum alltäglichen Repertoirebedarf gehörten, während sie bei den verlorensten Richtungen der Excentrischen, die [illegible] ein Publicum gehabt, mit großer Vorliebe und Ausführlichkeit verweilten. So ist es in Deutschland zu der [illegible] Kluft gekommen, daß unsere Literaturgeschichten andere Berühmtheiten kennen als das Volk, und daß es zum guten Ton und zur feinen vornehmen Bildung gehört, über Schriftsteller die Achsel zu zucken, welche ein halbes Jahrhundert lang auf alle Schichten der Nation den unmittelbarsten und lebendigsten Einfluß ausübten. Der Literarhistoriker hat ohne Zweifel die Pflicht, diesen Einfluß auf seine Quellen zurückzuführen und ebenso einen Rückschluß auf den nationalen [illegible] zu machen, wie umgekehrt aus seinen Bedürfnissen auf den [illegible] solcher bedeutsam wirkenden Productionen zu [illegible]

Dies ist so richtig, wie nur etwas sein [illegible] Volk kennt zum Theil andere Berühmtheiten [illegible] Literaturgeschichten. Es ist nicht zu viel gesagt, [illegible] wir behaupten, daß es noch Millionen in Deutschland [illegible]

gibt,) die von Goethe und Schiller nicht nur nichts gelesen haben, sondern die nicht einmal ihre Namen kennen; man steige nur hinab in die untern Volksschichten, man frage nach auf dem Lande, in entlegenen Gegenden, in den Gebirgs- und Stranddistricten. *) Und zieht man von den Verehrern Schiller's und Goethe's diejenigen ab, welche ihre Werke schön und groß finden, blos weil [illegible] so hergebracht ist, oder denen z. B. an Schiller gerade das mancherlei Rohe in seinen Jugendproducten, das genial-verzerrte Pathos in seinen frühesten lyrischen Ergüssen und das einzelne Phrasenhafte in den erhabenen Werken seiner vollendetern Periode vorzugsweise oder ausschließlich gefällt, so wird man den Kreis Derjenigen, welche diese Koryphäen im Geist und in der Wahrheit verehren, auf verhältnißmäßig sehr Wenige beschränken müssen. Thatsache ist, daß Tausenden die Lustspiele Kotzebue's und die Rührstücke Iffland's größern Genuß gewähren als die Dichtungen unserer ersten Meister, und es muß von culturhistorischem Interesse sein zu untersuchen, welche Eigenschaften es seien, wodurch diese Kleinmeister sich die Sympathie eines großen Theils der Nation eigen zu machen gewußt haben. Es ist von Werth, sich in dieser Beziehung keinen Illusionen hinzugeben. Muß man diese Männer wirklich entweder vom moralischen oder ästhetischen Standpunkt verwerflich finden, dann um so schlimmer für diesen Theil der Nation!

Gottschall hat in der citirten Stelle einen sehr richtigen Gedanken ausgesprochen, aber er hat ihn im weitern Verlaufe seiner Darstellung nicht so fruchtbar zu machen und zu benutzen gewußt, als wir dies gewünscht hätten. Er hat dieses culturhistorische Moment fallen lassen, um dafür immer wieder das blos literarische Interesse zur Geltung zu bringen. Den Nationalgeist und die Nationalgesinnung, soviel wir davon besitzen, die Vibrationen der politischen Meinung und die Einflüsse der allgemeinen politischen Zustände auf die Literatur hat er zwar in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, und auch das ist sehr dankenswerth, aber es genügt nicht, um die Entwickelung der deutschen Literatur allseitig zu beleuchten und zu ergründen. Hierzu hätte es der culturhistorischen Betrachtung bedurft, und auf diese läßt sich der Verfasser nicht ein bis auf wenige Andeutungen, die das Fehlende nur umsomehr vermissen lassen.

Der Hauptvorzug der Gottschall'schen Literaturgeschichte und zugleich diejenige Eigenschaft, durch die sie sich fast vor allen übrigen vortheilhaft auszeichnet (etwa [illegible]'s durch ihre „weltliterarischen Tendenzen" außerdem interessante „Geschichte der Literatur der Gegenwart" ausgenommen), beruht in dem Muth, der Energie und der Entschiedenheit, womit sich Gottschall auf den Boden der modernen Tendenzen stellt, ihn verficht und allen entgegengesetzten Tendenzen streitig macht. Nicht als ob wir mit ihm in allen Punkten übereinstimmten oder seine, wie es uns scheint, allzu sanguinischen Hoffnungen alle theilten; aber seine Befürwortung dieser Tendenzen ist vollkommen berechtigt, wie sie selbst berechtigt sind. Diese Tendenzen haben sich historisch, also nothwendig herausgebildet, sonst wären sie überhaupt nicht da; sie sind das Resultat einer Reihe vorhergegangener geistiger, gesellschaftlicher und politischer Entwickelungen und Conflicte. Möglich, daß sie nur bloße Gase sind, welche von der Atmosphäre der Geschichte allmälig aufgesogen, verarbeitet und verflüchtigt werden; aber die Zeitstoffe, aus denen sie sich entwickelten, existiren einmal, und jede Zeit hat ihr eigenes Recht. Andere Literaturgeschichtschreiber haben sie bekämpft, andere sie ignorirt; es ist natürlich und wünschenswerth, daß sich auch solche finden, welche für sie das Wort ergreifen. Was die Poesie betrifft, so hat bekanntlich Gervinus unserer Zeit die Berechtigung zur Cultivirung derselben abgesprochen, wie Savigny ihr die Berechtigung zur Gesetzgebung abgesprochen hat. Gervinus will, daß man die Poesie jetzt brach liegen lasse. Das wäre gerade, als ob man sagen wollte: unsere Musik taugt nichts, mithin darf nicht mehr musicirt werden; unsere Politik ist faul, mithin darf keine Politik mehr getrieben werden; unsere Civilisation ist verderbt, mithin muß die Civilisation ausgerottet werden. Gottschall's Literaturgeschichte ist somit als ein nothwendiges Supplement zur berühmten Gervinus'schen Literaturgeschichte und überhaupt als ein berichtigendes Ergänzungswerk der meisten andern Literaturgeschichten anzusehen, wie wegen geistreicher Auffassungs- und Behandlungsweise des Stoffs bestens zu empfehlen. Sie hat zwar, wie schon bemerkt, ebenfalls eine etwas vornehme exclusiv literarische, aber, wie wir hinzufügen dürfen, zugleich noble, wir möchten sagen chevalereske Haltung.

Gottschall beginnt seine literaturhistorische Betrachtung mit einem Abschnitt: „Rückblick auf das 18. Jahrhundert", in welchem Klopstock, Wieland, Herder und Lessing kurz, aber im Ganzen treffend charakterisirt werden. Wenn wir berücksichtigen, daß der Verfasser ein entschiedener Schildknappe der modernen Tendenzen ist, so müssen wir ihm einräumen, daß er Klopstock's große Eigenschaften und seine Verdienste um Hebung der deutschen Poesie und Sprache mit rühmlicher Unparteilichkeit anerkennt: seine sprachschöpferische Gewalt (und bei Licht besehen ist die Sprache, in welcher selbst die Poeten unserer Zeit noch dichten, wesentlich die von Klopstock geschaffene), seine eminente Sittlichkeit und seinen feurigen Patriotismus, und mit Recht erkennt Gottschall den politischen Oden Klopstock's einen hohen und dauernden Werth zu. Ueber die „Messiade" möchte ich jedoch nicht ganz so abfällig urtheilen, als dies Gottschall thut, ich möchte dies schon nicht aus Pietät für eine Dichtung, welche seiner

*) Ein charakteristisches hierher gehöriges Beispiel erlebten wir in Frankfurt am Main am Tage des hundertjährigen Goethe'schen [illegible]. Eine Gruppe wohlhäbiger und wohlgekleideter Frankfurter Bürger stand beisammen und unterhielt sich über Zweck und Bedeutung des Festes. Einer derselben bemerkte: was man denn um [illegible] Goethe eine so große Sache mache? was er denn eigentlich [illegible] habe? Dem verstorbenen Bethmann hätte man ein Denkmal setzen sollen, der sei ein anderer Mann gewesen als Goethe. Diese Aeußerung wurde mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen.

Zeit so mächtig gewirkt und, wie dies durch eigene Zeugnisse der Dichter festgestellt ist, den jugendlichen Goethe und den jugendlichen Schiller mit einer Begeisterung erfüllte, welche zu ihrem eigenen Aufschwunge wesentlich mitgewirkt und die in ihnen ruhenden Keime dichterischen Talents befruchtet hat. Die Dichtung als Dichtung muß für den mehr und mehr unliebsam gewordenen Stoff jetzt büßen; denn was damals in den Augen der Meisten noch ein Verdienst war und bei Andern wenigstens keinen Anstoß erregte, die christliche Grundstimmung und der psalmirende und hymnisirende Gemüthsschwung, das ist den Modernen fremdartig, ja wirkt auf sie meist abstoßend; wir leben nicht mehr in der religiösen Atmosphäre jener Zeit und unter unserm Urtheil werden daher selbst die Vorzüge dieser Dichtung leiden müssen, die, was das durchgehende gehobene Pathos und die Rhetorik der Sprache betrifft, keineswegs gering sind. Wir verweisen übrigens auf das Urtheil, welches Cholevius in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" (erster Theil) über Klopstock abgegeben hat und das wir als ein Muster vorurtheilsloser Kritik anerkennen müssen.

Gottschall's Urtheil über Herder ist im Ganzen gerecht und billig, doch scheint uns darin nicht genugsam hervorgehoben, was Herder für die universelle Ausbildung des deutschen Geistes, wovon die Keime freilich in der Nation lagen, geleistet hat. Dem Priesterlichen in seiner Natur scheint Gottschall nicht ganz gerecht geworden zu sein, obschon er das Prophetische, das in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" lag, wenn auch vielleicht nicht mit genügendem Nachdruck hervorhebt. Dieses epochemachende Buch, das damals seines Gleichen nirgends hatte, war ein unerschöpflicher Quell, aus dem unsere spätern Denker mehr geschöpft haben, als sie selbst zugeben mochten. Hier ist auch sein Stil durchaus rein und classisch, und wenn auch Herder's Schreibweise in andern Schriften zu stürmisch und dithyrambisch sein mag, so wünschten wir doch, Gottschall hätte es vermieden, ihn den „Vater der tollgewordenen Prosa" zu nennen. Gottschall motivirt zwar dieses Prädicat in einer Weise, die das Lächerliche, das etwa darin liegen könnte, wesentlich verwischt und aufhebt; aber in einer ernsthaften Literaturgeschichte sollte man solche Stichnamen immer vermeiden, weil sie zu Misdeutungen Anlaß geben und zu leicht im Gedächtniß haften. Es ist leider anzunehmen, daß gewöhnliche Leser des Gottschall'schen Buchs, wenn sie an Herder denken, zugleich auch immer an den „Vater der tollgewordenen Prosa" denken werden.

Lessing ist Derjenige, auf den sich heutzutage Jedermann beruft, ohne doch beflissen zu sein, in seinem Geiste zu denken und zu schreiben. Es sind mir Einzelne bekannt, die seinen Namen immer als Aushängeschild vornehmen und dabei doch barbarisch denken und eine wirklich „tollgewordene Prosa" schreiben, vor der Lessing davongelaufen sein würde. Diesen Reformator des deutschen Stils, diesen Gesetzgeber der deutschen Kritik, diesen Reiniger der deutschen Bühne behandelt Gottschall auf nicht viel mehr als fünf Seiten, also offenbar zu kurz im Verhältniß zur Bedeutung dieses seltenen Mannes. Doch ist das Wenige, was Gottschall über ihn sagt, wenn auch nicht erschöpfend, doch vollkommen richtig. Unter Lessing's dramatischen Producten stellt Gottschall mit Recht „Nathan den Weisen" sehr hoch und meint, daß es in seiner Art in unserer ganzen Literatur „einzig blieb". Einzig in seiner Art — das ist allerdings der richtige Ausdruck für dieses herrliche Werk. Es ist uns in der That keine einzige dramatische Dichtung bekannt, weder in der deutschen noch ausländischen Literatur, welche, auch selbst von der Bühne herab, einen so durchaus reinen, erhebenden, das sittliche Bewußtsein kräftigenden Eindruck machte. Goethe's „Iphigenie" und „Tasso" sind wol noch idealer gehalten, aber sie entbehren der für das bürgerliche Leben selbst Frucht abwerfenden praktischen Moral, durch welche sich Lessing's „Nathan" auszeichnet. Wenn wir dagegen Schiller's „Maria Stuart" gesehen haben, welche Moral bringen wir im Grunde davon mit nach Hause? Etwa, daß wir unserm Nächsten aus Rache oder Eifersucht oder eigenen Vortheils wegen nicht den Kopf abschlagen sollen! Doch wer von uns kommt in einen solchen Fall? Eine ehrsame Bürgersfrau, welche einer Aufführung der „Maria Stuart" beigewohnt hat, ist vielleicht recht ergrimmt auf die Königin Elisabeth und dankt ihrem Schöpfer, daß sie nicht ist wie diese; aber sie fährt in ihren vier Pfählen und an der Hausthür vielleicht fort, den Ruf und die Ehre ihrer Nachbarinnen mit der Zunge todtzuschlagen; denn dies ist ja wol erlaubt, denkt sie, nur Köpfe abzuschlagen ist nicht erlaubt. Die Moral der Dichtung liegt eben weit über alle praktische Anwendung hinaus, und was die historische Wahrheit betrifft, so ist diese vom Dichter zu sehr verletzt, um zur richtigen Wirkung zu kommen. Man hat an dem „Nathan" getadelt, daß das Christenthum darin dem Judenthum und dem Mohammedanerthum gegenüber nicht vortheilhaft genug vertreten sei. Das ist in gewissem Sinne wahr. Aber wer wie Nathan denkt und handelt, ist kein Jude mehr, sondern ein Christ in der echten Bedeutung des Worts; Nathan ist nur das Vorbild im Gewande des Juden, wie wir als Christen denken und handeln sollen. Und wie Nathan kann eben Jeder denken und handeln. Aber die Bedeutung des Stücks beruht nicht blos in dieser allgemeinen Moral, sondern zugleich in den [illegible] schweren Sprüchen, von denen die ganze Dichtung [illegible] gefüllt ist und die einen Schatz praktischer Weisheit enthalten. Hätten wir eine ganze Reihe solcher Stücke [illegible] gesunder und gehaltvoller Didaktik, statt so zahlreicher andere von poetisch-phantastischem Flimmer und Schimmer, deren Moral theils zweideutig ist, theils keine Anwendung auf das praktische Leben zuläßt, so würde es [illegible] unserm Theater und unsern Theaterbesuchern besser [illegible]hen, man würde sich an eine nahrreichere und gesündere dramatische Kost gewöhnt haben und die vielen oft [illegible]melschreienden Verstöße gegen allen gesunden Menschenverstand wären mit der Zeit vielleicht unmöglich geworden.

Die beiden folgenden Abschnitte sind Schiller und Goethe gewidmet. Jener ist auf 30, dieser auf 40 Seiten abgehandelt, während, wie erwähnt, Lessing mit fünf Seiten abgefertigt ist und das Capitel über Klopstock, Wieland, Herder und Lessing überhaupt nur 20 Seiten umfaßt. Das ist offenbar eine Ungleichheit. Denn wenn schon Goethe und Schiller uns in mancher Hinsicht näher gerückt sind, so lassen sich doch die mächtigen Einflüsse jenes Viergespanns bis auf den heutigen Tag genau verfolgen, und Klopstock, Herder und Wieland lebten und wirkten bis in unser Jahrhundert hinein. Gottschall unterwirft die einzelnen Werke beider großen Dichter einer ziemlich genauen Prüfung, und wir gestehen gern zu, daß seine Urtheile bei aller Gesundheit und Natürlichkeit zugleich auch geistreich sind, obschon eine Vorliebe für das Schiller'sche Pathos sich vielleicht allzu bemerklich macht und manche Urtheile Gottschall's uns zu Gegenbemerkungen Veranlassung geben könnten, die wir nur deshalb zurückhalten, weil wir den Raum d. Bl., der kein bloßer begrifflicher Raum wie der Kant'sche ist, respectiren müssen. Man wird die Gottschall'schen Urtheile über Schiller und Goethe nicht ohne Genuß und Nutzen lesen, denn sie verbinden das Nützliche in der That mit dem Angenehmen. Aber wir können die Bemerkung nicht zurückhalten, daß es für das Werk und die Tendenzen des Verfassers vielleicht ersprießlicher gewesen wäre, wenn es demselben beliebt hätte, statt als Kritiker so ins Detail zu gehen, die Wirksamkeit aller dieser Heroen der Literatur überhaupt nur in großen Strichen zu zeichnen und so noch Raum übrig zu behalten zur kurzen Charakterisirung der zahlreichen Geister geringerer Ordnung, an denen jene Zeit so reich war, und die, obschon sie nicht die glänzende Stellung wie jene Großen einnehmen, doch einen sehr erheblichen Einfluß auf diese selbst oder wenigstens auf Kreise übten, wohin die Wirksamkeit der eigentlichen Koryphäen unserer Literatur nicht drang. Die allgemein einleitenden Bemerkungen zu unserm Artikel werden ungefähr zeigen, was wir mit dieser Andeutung sagen wollen. Unter den epochemachenden Geistern vermissen wir aber vor allen Kant, der schon deshalb nicht wohl zu umgehen war, weil Gottschall — und wir erkennen hierin einen Vorzug seines Werks — im Laufe seiner Darstellung den Philosophen und ihren Systemen, die von selbst auf Kant zurückführen, einen erheblichen Platz innerhalb der deutschen Literaturentwickelung einräumt. Wie sich Klopstock zu Goethe und Schiller verhält, so etwa verhält sich Kant zu unsern neuern Philosophen. Außerdem ist bekannt, welchen Einfluß die Kant'sche Philosophie namentlich auf Schiller's ästhetische Ansichten ausgeübt hat.

Ganz und gar billigen wir es dagegen, daß der Verfasser der Charakteristik Jean Paul's einen ganzen Abschnitt gewidmet hat, theils weil dieser bedeutende Geist in allen namhaften Literaturgeschichten nicht nach Verdienst gewürdigt worden ist, theils weil Jean Paul Eigenschaften besitzt, deren Wiederaufnahme und Cultivirung unserer etwas verstandesdürr gewordenen Production sehr zum Vortheil gereichen würde, theils weil sein Einfluß auf die Modernen ein so bedeutender war, daß Gottschall nicht ganz Unrecht hat, wenn er ihn den Vater der modernen Poesie nennt. Jean Paul war der entschiedenste Rückschlag und Gegenstoß gegen die antikisirende Richtung, sein Herz schlug für das Volk und seine Anschauungen wurzelten in der modernen Welt, häufig in den allerbeschränktesten Kreisen des Familienlebens. Insofern bildet er recht eigentlich den Ausgangspunkt einer Literaturgeschichte, die es sich vorgenommen hat, das moderne Element in unserer Literatur hervorzuheben und zu beleuchten. Der bildende, zum Theil humoristisch gefärbte Stil und die im Sprunge forthüpfende, nicht im gemessenen Gange Fuß für Fuß setzende Reflexionsweise Börne's, der seine Verehrung für Jean Paul wie die Nachahmung seiner Manier in einer bekannten Lobrede offen bekundete, Heine's und mehrer zum Kreise Jung-Deutschlands gehörenden Schriftsteller weisen klar auf Jean Paul zurück, wie Jean Paul wieder auf Hamann zurückweist. Freilich waren ihm gewisse Aeußerlichkeiten seiner Manier leichter abzulernen als seine unerschöpfliche Gemüths- und Liebesfülle. Seine Satire trug keine giftigen Stechäpfel wie die der Neuern; er war fern von aller Bosheit, Tücke und Schmähsucht, und vor einem obschon reichbegabten Schüler seines Humors wie Heine würde er wie vor einem unreinen Geiste zurückgewichen sein. Gottschall hebt mit Recht das tiefe unendliche Freundschaftsgefühl der Jean Paul'schen Helden hervor, die sich nach einem Freunde förmlich wie nach einer Geliebten sehnen. Auch bei manchen Aeltern, bei Klopstock, Gleim, Christian Ewald von Kleist, bei den Hainbündlern sehen wir dies Gefühl noch mächtig in den Vordergrund treten. Die moderne Welt kennt kaum noch dieses Bedürfniß nach Ergänzung des eigenen Wesens durch ein zweites männliches Ich; man ist jetzt zu praktisch, zu berechnend, zu ichstolz geworden, um sich einem Verhältniß hinzugeben, welches auf gegenseitige Opferung und zum Theil Entäußerung des eigenen Ich gegründet ist. Denn bei der Geschlechtsliebe ist auf beiden Seiten viel mehr Egoismus im Spiele, als bei der Freundschaft, nämlich der Egoismus der Sinne, die Begehrlichkeit, sich Das zu eigen zu machen, was reizt und gefällt. Die Feier der Freundschaft ist aus der Poesie verschwunden, wie so viele andere ideale Bedürfnisse und Verhältnisse, die man vordem in Wort und Lied noch feiern durfte, ohne deshalb bei dem Publicum für pedantisch und langweilig zu gelten. Denn der Dichter, mehr ein Product seiner Zeit, als man gemeinhin glaubt, besingt begreiflicherweise nur Das, wovon er hoffen darf, daß es in den Herzen seiner Leser Wiederhall finden wird. Dieses allmälige und zuletzt gänzliche Verschwinden von Dingen, Verhältnissen und Begriffen, die früher gesuchte Gegenstände der Poesie waren, ist culturhistorisch wichtig und gibt umsomehr zu denken, da diese Bewegung, die so vieles Gute und Schöne mit sich fortnahm, eine sehr rapide war und noch ist. Wir

haben kein mitempfindendes Organ mehr für Das, was unsere Väter vor nur erst 100 Jahren feierten und besangen; werden die nach uns Lebenden in 100 Jahren noch ein mitempfindendes Organ haben für die Dichtungsobjecte unserer jetzigen Poeten? Wir verlangen auf diese Frage keine Antwort, denn Keiner ist im Stande sie zu geben.

Jean Paul war aber nicht blos ein einseitiger Gefühls- und Empfindungsmensch, als welcher er wol von den Meisten angesehen wird, er war auch ein tiefer und origineller Denker, nur daß er die Resultate seines Denkens immer durch das Medium des Gefühls, der intuitiven Anschauung oder der Verkörperung durch Bild und Gleichniß zutage förderte. Er läßt seine Leser nicht in trockenen Herbarien blättern, sondern in gefüllten Körben voll frischer und duftender Blumen wühlen, in welche er die Früchte seines Denkens hüllt. Ein solcher Frucht- und Blumenkorb ist auch seine „Vorschule der Aesthetik", in der er oft nur mit einem einzigen Streiflicht eine ganze Region bloßlegt, die bis dahin trotz aller künstlichen und systematischen Beleuchtung dunkel geblieben war. Gottschall hebt mit Recht hervor, wie Jean Paul's höchst geistvolle und schlagende Reflexionen über das Komische, diese schwierigste Partie aller ästhetischen Untersuchungen, die Grundlage bildeten, auf der später Ruge und Vischer weiter bauen konnten. Die Forschungen der Letztern werden aber immer nur dem Aesthetiker von Fach zugute kommen, während Jean Paul auch für die Laien schrieb und es für seine angenehmste und belohnendste Pflicht hielt, von seinen reichen Gaben auch Denen mitzutheilen, welche nicht zur Universitätszunft und zu den gelehrten Sekten gehören. Seine Mängel entsprangen eben aus einer zu großen Fruchtbarkeit seines Denkens; es ist in vielen seiner Schriften eine zu üppige Schlingkraut- und Unterholzvegetation, die es häufig schwierig macht, sich hindurchzuarbeiten.

In dem folgenden fünften Abschnitt behandelt Gottschall den Beginn der Auflösung des classischen Ideals: Hölderlin, dem er vielleicht nicht ganz gerecht wird, und die Lyriker der Befreiungskriege, deren Bedeutung, wie überhaupt die Bedeutung der politischen Poesie, von ihm richtig und gebührend gewürdigt wird. Auch wir Deutschen besitzen einige martialische und patriotische Gesänge, welche mehr ausgerichtet haben als irgendein leitender Zeitungsartikel oder eine Kammerrede — wollen wir dies verkennen? Die Melodie des sonst poetisch ziemlich magern Schleswig-Holsteinliedes wird auch künftigen Generationen als Weck- und Mahnruf an Ohr und Herz klingen. Verwerfen wir die politische Poesie, so stellen wir uns damit tief unter manche wenig gebildete Naturvölker, z. B. die Serben, die ihre Nationalgesänge heilig halten und wie köstliche Schätze hüten. Wie mager, dürftig und inhaltslos muß zuletzt unsere Poesie werden, wenn man uns einreden will, daß auch das Vaterland und Vaterlandsgefühl zu den vielen abgetakelten Gegenständen gehören, die zu feiern eines Poeten unwürdig sei. Der vollständige Bankrott an allen edeln, erhabenen und greifbaren, mit dem Allgemeinleben der Nation zusammenhängenden Aufgaben der Poesie wäre damit erklärt und die faule und geckenhaft eitle Subjectivität, die sich schon jetzt über alle Gebühr breit macht, würde dann auf den Trümmern aller allgemeinen Interessen ungescheut ihre Orgien feiern.

Der sechste und siebente Abschnitt beschäftigen sich weiter mit Dem, was der Verfasser die „Auflösung des classischen Ideals" nennt, mit den Theaterstücken Iffland's und Kotzebue's und den Schicksalstragödien, in welchen jene Auflösung stetig fortschreitet. Gottschall stimmt nicht in das so gewöhnliche Verwerfungsurtheil mit ein, das die höhere Kritik über die beiden Bühnenlieferanten Iffland und Kotzebue zu fällen liebt. Er sagt in dieser Beziehung in der Vorrede: „Das Auslassen und Uebergehen von Autoren, die irgendein Publicum haben, ist immer eine Art kritischer Anmaßung, wenn es nicht eine Folge der Nachlässigkeit und Trägheit ist." Es handelt sich hier allerdings um Bühnendichter, welche das deutsche Repertoire beherrschten und dadurch einen — es bleibe fürs erste unerörtert, ob heilsamen oder schädlichen — jedenfalls aber höchst bedeutenden sittlichen und ästhetischen Einfluß übten. Kotzebue's Stücke bürgerten sich sogar auf allen europäischen Bühnen ein, und noch jüngst haben Iffland'sche Rührstücke (darunter „Verbrechen aus Ehrsucht", welches bei der Aufführung in Manheim dem Schiller'schen Trauerspiel „Cabale und Liebe" eine von Schiller selbst gefürchtete Concurrenz machte) in Dumas'scher Bearbeitung das pariser Publicum in lebhafteste Theilnahme versetzt. Diese Schriftsteller müssen doch also dem Geschlecht ihrer Zeit in dem von ihnen angebauten Genre vollkommen genug gethan, ihm einzelne charakteristische Züge abgelauscht und ihm in ihren Producten einen Spiegel vorgehalten haben, in welchem es sich wieder erkannte; sie müssen zugleich das Talent besessen haben, es zu spannen, zu fesseln und zu unterhalten. Gottschall sagt von diesen Dioskuren, die in ihrem Genre einander etwa so ergänzten und nebeneinander hergingen wie in einem höhern Genre Goethe und Schiller und später Börne und Heine:

> Wenn auch nur das einfache Gefühl, der gesunde Verstand und der Mutterwitz die Ingredienzien ihrer [illegible] waren, so lag doch gerade hierin ein heilsames Gegengewicht gegen alle überschwänglichen Abenteuerlichkeiten, welche die Bühne anfangs überströmten und nachher verachteten (!), [illegible] auf der andern Seite die Kunst der Darstellung, welche die ideale Haltung der Diction und Charakteristik in den Werken unserer Classiker leicht zu declamatorischem Pathos verführt wurde, hier in den Kreis der Lessing'schen [illegible] festgebannt blieb.

Wir erinnern uns, mitten unter dem [illegible] des Jahres 1848 ein Iffland'sches politisches Trauerspiel [illegible] Cocarden" (Leipzig 1791) welches zu seinen [illegible] Stücken gehört, gelesen zu haben und überrascht [illegible] zu sein von der Lebendigkeit, Natürlichkeit und [illegible] dieser Situationen, dieser wie aus dem Leben [illegible] grobrepublikanischen, großsprecherischen [illegible] rabulistischen, volksagitatorischen Notare und [illegible]

dieser demüthelrischen communistischen Landleute. Wir erkannten in diesen Figuren des Jahres 1791 so manche Persönlichkeiten wieder, denen wir selbst in Volksversammlungen und an öffentlichen Orten begegnet waren, wobei wir uns gestehen mußten, daß sich die Menschen im Ganzen doch sehr wenig ändern und unter wiederkehrenden Verhältnissen heute dieselben sind wie vor sechs oder sieben Decennien. Zwar trägt auch dieses sonst außerordentlich lebendig dialogisirte und scenirte Stück den bekannten Iffland'schen Zopf, es ist übermäßig reactionär und ohne allen höhern historischen Sinn geschrieben, aber das Genreartige daran schien uns durchweg vortrefflich zu sein. An richtiger Beobachtungsgabe und gesundem praktischen Verstande übertrafen überhaupt die Schriftsteller jener Periode bei weitem die neuern, die überall ihren Geist und ihre sublime Auffassungsgabe geltend machen wollen und daher das Leben nicht wie es ist, sondern nur in gebrochenen Lichtern darstellen. Mit welcher Treue und Lebendigkeit hat Kotzebue die „Kleinstädter" seiner Zeit geschildert! Und gewiß hat er dadurch wesentlich beigetragen, wenigstens einige der allergröbsten Thorheiten und affectirten Lächerlichkeiten aus dem kleinbürgerlichen Leben verschwinden zu machen. Neben unsern classischen Dichtern, die zu hoch über den Köpfen der Massen hinwegflogen, um auf das Volk unmittelbar zu wirken, brauchten wir auch solche Sittenmaler, und wir können es Gottschall nur zum Verdienst anrechnen, daß er in diesem Falle alle so gewöhnliche literarische Vornehmheit beiseite gelassen und ihnen die in unsern Literaturgeschichten meist vorenthaltene Beachtung geschenkt hat.

Im achten und letzten Abschnitt der ersten Abtheilung seines Buchs behandelt Gottschall die epischen Epigonen (wie er sie nennt): Ladislaus Pyrker und Ernst Schulze, und die Epigonen Jean Paul's: Wetzel, Steinau, Ernst Wagner, Julius Weber. Unter diesen gehört Ernst Schulze zu Denen, die ebenfalls von unsern Literaturgeschichtschreibern meist sehr stiefväterlich behandelt und zurückgesetzt worden. Aber auch hier geht Gottschall, ohne dies weiter ausdrücklich auszusprechen, von der Ansicht aus, daß wer ein so großes und getreues Publicum besitzt wie Ernst Schulze, jedenfalls darauf Anspruch habe, in einer Geschichte der deutschen Literatur ausführlicher gewürdigt zu werden. Wir können ihm hierfür nur Dank wissen und sein Princip nur als ein richtiges und ersprießliches anerkennen.

Im Fortgange seines Werks beweist der Verfasser eine immer mehr zunehmende Sicherheit in der Anordnung und Verarbeitung des literarischen Stoffs. Dies zeigt sich gleich in der zweiten Abtheilung des ersten Bandes, welche, ebenfalls in acht Abschnitten, die Romantiker behandelt, unter Voranschickung einer Charakteristik der philosophischen Systeme von Fichte und Schelling und der kritischen und ästhetischen Arbeiten der Brüder Schlegel, Schleiermacher's und Solger's. In der Vorrede sagt der Verfasser in Betreff dieser Abtheilung:

Nach den Untersuchungen des graziösen Hermann Hettner, des scharfsinnigen Julian Schmidt, nach der fulminanten Polemik der „Deutschen Jahrbücher", den frivolen, aber schlagenden Lakonismen Heine's, welche die frühern Darstellungen eines so bedeutenden Literarhistorikers wie Gervinus und die vermittelnde Auffassung des geistvollen Hillebrand ergänzen, ist das Gesammtbild der romantischen Schule so abgeschlossen, daß nur in einzelnen Erörterungen neue Gesichtspunkte geltend gemacht werden können.

Der Verfasser spricht hier fast allzu bescheiden von seiner eigenen Leistung, die neben den Arbeiten der Obengenannten mit Ehren bestehen und in manchen Beziehungen auf Selbständigkeit Anspruch machen kann. Gottschall ist ein zu gewissenhafter, unparteiischer Kritiker und hat ein zu feines Gefühl für poetische Schönheiten und Reize, um sich mit dem bloßen Negiren und den einfachen Todschlägen der romantischen Schule zu begnügen. Wenigstens bekränzt er seine Opfer, ehe er sie zur Schlachtbank führet, und der kritische Opferungsact hat somit nichts Rohes und Abstoßendes. Wir scheiden daher von dieser Darstellung mit dem Gefühle, daß nicht leicht zu einer andern Zeit soviel bedeutende poetische Talente gleichzeitig in Einer Richtung thätig waren, während doch jedes Talent, wie die einzelnen Steine an einem Brillantschmuck, in seinen eigenen Lichtern und Farben spielte. An Productivität und Originalität sind die Romantiker von den Modernen bisjetzt nicht übertroffen worden, und selbst ihre fratzenhaftesten Gebilde, in deren Adern kein Tropfen menschlichen Bluts mehr umläuft, sind doch wenigstens von einem Lichtschein ursprünglicher und energischer Poesie durchleuchtet. Die Romantiker lassen unter ihren Händen wachsen und sprießen, was wachsen und sprießen will; aber es wird in ihren Landen nie recht Tag; die reiche, ja üppige Vegetation hat daher ein krankhaftes, zuweilen verkrüppeltes Ansehen, und die grellen magischen Lichtscheine, die hier und da seitwärts in diese Dämmerung fallen, dienen nur dazu, die grotesken und zuweilen sehr curiosen Formen dieser Vegetation in greller gespenstischer Beleuchtung nur um so wunderlicher hervortreten zu lassen. Dennoch bilden die Romantiker den Uebergang zu den Modernen, da sie die begrenzten Formen der classischen Poesie und die strengen und keuschen Foderungen des Idealismus vollkommen beseitigten, den alten Olymp gründlich über den Haufen stürzten, mit Vorliebe, wenn auch oft in sehr unvolksthümlicher Weise, germanische volksthümliche Stoffe behandelten und den alten sittlichen Begriffen als für die Poesie völlig gleichgültig oder belästigend den Laufpaß ertheilten. Auch durch eine gewisse gegen die philiströsen Formen des Gesellschaftslebens gerichtete Polemik, durch die Ironie, womit sie die in ihren Dichtungen sich abspiegelnden Gegenstände wie in Wellen- und Luftspiegelungen auf den Kopf stellten, arbeiteten sie den Modernen vor. Von der im Geheimen alles Wirkliche verneinenden und auflösenden Ironie der Romantiker war nur ein Schritt zu der vernichtenden Kritik der Modernen. Als diese auf den Schauplatz traten, fanden sie von allen ewigen Gesetzen,

auf die sich die Poesie bis dahin gestützt hatte, nichts mehr vor; die individuelle Caprice war zur Herrschaft gelangt, ein Allgemeinbegriffliches und Allgemeingültiges nicht mehr vorhanden; denn selbst das Liebäugeln mit dem Katholicismus war bei den Romantikern (wenn wir vielleicht Joseph von Eichendorff ausnehmen) nicht echt; der katholische Cultus war ihnen nur poetischer Apparat, nur romantische Decoration und mythologisches Schmuckwerk. Stellte doch Schelling sogar eine ganz „neue Mythologie" in Aussicht; das ist sinnlos, denn eine Mythologie aus sich herauszuschaffen, dazu ist unsere Zeit wol am wenigsten geeignet, obschon nicht geleugnet werden kann, daß sich die Poesie durch die Abwesenheit aller Mythologie eines in vieler Beziehung sehr wirksamen Hülfsmittels beraubt sieht. Aber Anreihen zu diesem Zweck bei den Heiligen der katholischen Kirche zu machen ist freilich noch viel mislicher.

Dennoch war auch die romantische Richtung eine historisch nothwendige, die sich aus den vorhergegangenen geistigen Entwickelungen herausbildete und der selbst Goethe und Schiller mannichfach vorgearbeitet hatten; ihrer Willkür war das Feld freigegeben, da sie nirgends auf den Widerstand einer Gesellschaft stieß, die, raffinirt wie sie war, selbst eines tiefern Halts entbehrte und nur durch das Band rein äußerlicher Ceremonialgesetze zusammengehalten wurde. Außer diesen gesellschaftlichen Influenzen nährte auch die politische Lage Deutschlands diese Liebhaberei für den Aufenthalt in den geheimnißvollen Schlupfwinkeln der Romantik, während Fortgang und Ende des spätern Unabhängigkeitskriegs die Anhänger dieser Richtung wol noch eine zeitlang in der Täuschung erhalten konnte, als ob man in einer ritterlich romantischen Periode lebe, was doch gänzlich nicht der Fall war.

Nachdem Gottschall im siebenten Abschnitt dieser Abtheilung die Schule Schelling's, den religiösen Görres'schen Mysticismus und die politische Romantik der Herren Stahl, Leo und Savigny, endlich im achten Abschnitt die Auflösung der Romantik, die er in Eichendorff, Platen und Immermann ausgesprochen findet, seiner Betrachtung unterzogen, geht er in der dritten Abtheilung zu den Modernen über, wovon jedoch dieser erste Band nur das erste Hauptstück: „Deutsche Originalgeister und die jungdeusche Sturm- und Drangperiode", enthält. In dem ersten Abschnitt spricht der Verfasser über Wesen und Bedeutung der modernen Poesie, über die Julirevolution und den deutschen Liberalismus, über Rotteck, Welcker und die liberalen Tendenzen der Geschichtschreibung; im zweiten über „Deutsche Originalcharaktere", als: Alexander von Humboldt, Wilhelm von Humboldt, Fürst Pückler-Muskau, Adalbert von Chamisso (den wir eher im Zusammenhange mit den Romantikern erwähnt zu finden vermuthet hätten) und Varnhagen von Ense; im dritten von den Frauen Rahel, Charlotte Stieglitz, Bettina, denen er noch die französischen Damen Frau von Staël und George Sand beigesellt; der vierte Abschnitt ist einzig und allein Börne und Heine und der fünfte der jungdeutschen Gruppe und den ihr näher oder ferner Angehörigen gewidmet.

Wir haben die räumlichen Grenzen, die wir uns für diesen Aufsatz im voraus bestimmten, schon so weit überschritten, daß wir darauf verzichten müssen, die Gottschall'schen Kritiken über das Junge Deutschland hier ausführlicher zu kritisiren. Laut der Vorrede gibt sich Gottschall sehr sanguinischen, aber ohne Zweifel seinem warmen Herzen Ehre machenden enthusiastischen Hoffnungen hin. Der Verfasser sagt:

> Unsere Zeit gibt der Dichtung ein weiteres Feld, größere Perspectiven und reichern Stoff, als die Zeit Schiller's und Goethe's ihren Poeten gab. Dies deutet aber eine neue Epoche an, welche die Talente beginnen, und der Genius wird nicht fehlen, der sie zum Abschluß bringt. Sehen wir uns nun in den einzelnen poetischen Gattungen, so hat besonders die Lyrik seit Schiller und Goethe einen vollkommenen und bedeutenden Umschwung erlebt.... Die poetische Grenzgattung, der Roman, der für die Aufnahme neuer Stoffe die geräumigste Form bietet, zeigt uns am deutlichsten, welch eine Fülle von Gedanken, von Problemen, von geistigen und gesellschaftlichen Verwickelungen und Conflicten seit jener Glanzepoche der deutschen Literatur zur Geltung gekommen ist. Und diesen Thatsachen gegenüber können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß unsere Literatur in eine neue Epoche getreten ist, deren erste Entwickelungskrankheiten sie bereits glücklich überstanden hat, deren Bedeutung darin besteht, eine vollkommenere Verschmelzung der Gelehrten- und Volkspoesie anzustreben, als unsern Classikern möglich war, und die von ihnen überlieferte Kunstform mit allem Reichthum des modernen Lebens zu erfüllen. Das 19. Jahrhundert hat auf allen Gebieten der Kunst und des Wissens die Erbschaft des 18. angetreten; aber weit entfernt, dieselbe zu verschleudern, hat es Capital und Zinsen verdoppelt.

Manche dieser Bemerkungen unterschreiben wir, und wir erkennen mit Freuden die bedeutsamen Fortschritte an, die wir in einzelnen Richtungen der Literatur gemacht haben. Auch ist unsere Zeit keineswegs arm an Talenten. Aber die Hoffnung auf die baldige Wiederkehr einer solchen Glanzperiode, wie unsere classische war, vermögen wir nicht zu theilen. Man mag uns deshalb der Hypochondrie beschuldigen, aber wir haben Gründe dafür, die man uns zuvörderst widerlegen möge, jedoch nicht mit dem Falstaff'schen Einwurfe, daß Gründe so wohlfeil seien wie Brombeeren. Zur Zeit unserer Classiker formten die Gebildeten in Deutschland, im protestantischen wie katholischen Theile, im Norden wie im Süden, sammt dem langen Schweife der nur Bildung Affectirenden — und dieser Schweif pflegt zu jeder Zeit sehr lang zu sein — ein einziges Publicum; gegenwärtig hat sich dieses Publicum in lauter kleine Publica gespalten, deren jedes sein eigenes Interesse befriedigt wissen will, von denen das eine abweist und verwirft, was das andere acceptirt und billigt. Die Idealisten stehen sehr einsam. In den „Propyläen" sprach einer von Beiden, entweder Goethe oder Schiller, wahrscheinlich aber der Erstere, die Ansicht aus: „In Berlin scheint außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsfoderung zuhause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren." Dieser den Dichter mit Wirklichkeits- und

Nützlichkeitsfoderungen bestürmende naturalistische Geist ist jetzt nicht nur in Berlin zuhause, sondern begegnet uns auf Schritt und Tritt; nun scheint mir aber eine wirklich classische Literatur ohne ideale Haltung und Grundlage durchaus nicht denkbar. Derselbe berechnende Geist hat auch die Naivetät, ich möchte sagen den kindlich unschuldigen Geist, der mir für einen wahren Dichter unerlaßlich scheint, in den Gemüthern vernichtet, und nicht leicht wird eine Fürstin in unserer Zeit Ursache haben, über einen modernen Dichter zu schreiben, was die Herzogin Amalie über Jean Paul schrieb, nachdem sie dessen persönliche Bekanntschaft in Tieffurth gemacht hatte: „Liebe und Wahrheit sind die Triebfedern seiner Existenz. Er ist so unschuldig wie ein Kind und so unbefangen." Ein Dichter der echt modernen Art würde sich durch ein solches Lob wahrscheinlich eher beleidigt als geschmeichelt fühlen. In Betreff dieser Naivetät und Kindlichkeit — die sich auch mit einer wesentlich pathetischen Natur nicht wohl vertragen — scheint freilich Schiller hinter Denen, die mit ihm die oberste Spitze auf dem deutschen Parnaß theilen, bedeutend zurückgestanden und sich dadurch dem modernen Wesen sehr genähert zu haben. Der Charakter seiner Dichtungen beweist dies, auch zum Theil der Inhalt seiner Briefe, namentlich seines Briefwechsels mit Körner, aus dem man überhaupt erkennt, daß die Götter des weimarer Olymps auch — Menschen waren. „Es sind doch indiscrete Burschen — diese Autoren!" ruft Schiller einmal aus, und auch Schiller war ein „Autor".*)

Gottschall verweist uns freilich auf die Zukunft, auf die wir jetzt überhaupt mit allen unsern Ansprüchen verwiesen werden, wobei es doch sehr fraglich bleibt, ob sie diese Ansprüche anerkennen und realisiren wird. Er selbst weiß, wenigstens in dieser ersten Abtheilung seiner Betrachtungen über die Modernen, kein Werk zu nennen, von dem er den Muth hätte zu versichern: das sei ein Werk für die Nation, ein Werk von culturhistorischer, europäischer Bedeutung. Selbst Heine, den er sehr hoch stellt, muß sich zuletzt damit bescheiden, daß er eine „untergeordnete" Kunstgattung, die satirisch-humoristische Poesie vertrete, daß sich, wie überhaupt, auch bei ihm das Moderne vom Fragmentarischen noch nicht losgerungen habe. Gegen die „prüde" Kritik nimmt übrigens Gottschall seinen Dichter wacker in Schutz und vertheidigt ritterlich die Privilegien des Humors. Auch wir gestehen dem Humor die ausgedehntesten Rechte, selbst das Recht zu einiger Ausgelassenheit und Zügellosigkeit zu; und wenn wir auch den Heine'schen Hohn, jede persönliche Böswilligkeit und die Absicht zu schaden durchaus von ihm ausschließen müssen, so gehen wir doch sogar so weit, ihm Streifpartien zu gelegener Zeit in das Gebiet des Cynismus und des Equivoquen nicht gänzlich zu verbieten; aber nur unter der Bedingung, daß dieser Cynismus auch wirklich geistreich, originell und dem Helden einer objectiven Dichtung in den Mund gelegt sei, zu dessen ganzem Wesen er passen und zu dessen näherer Charakteristik er zugleich dienen muß. Mephisto's Cynismen würden uns total widerlich und unausstehlich sein, wenn Goethe sie in eigener Person ausspräche, vielleicht gar in einer Schrift räsonnirenden Inhalts. Heine nimmt aber durchaus keinen Anstand, cynisch und lasciv im eigenen Namen und zu seinem eigenen Vergnügen zu sein, sogar in prosaischen Schriften, in denen er rein referirend und betrachtend verfährt. Goethe benutzte wol Mephisto als ein gelegentliches Organ, als einen Dolmetsch seiner cynischen Anwandelungen, aber er stand als sein Schöpfer über ihm; er ließ die Menschen wol durch ihn ärgern, aber er als großer Dichter identificirte sich mit diesem Aergerniß nicht, ja er ärgerte sich wol selbst an ihm. Heine dagegen ist Mephistopheles selbst: der Dichter hat nicht den cynischen Mephistopheles, sondern der cynische Mephistopheles hat den Dichter in seiner Gewalt. Das ist der Unterschied.

Wenn wir auch in Betreff einiger Punkte, die wir mit Absicht vorzugsweise hervorgehoben haben, mit Gottschall nicht ganz übereinstimmen können, so gestehen wir doch mit Freuden, daß uns seine Kritik der deutschen Literaturentwickelungen und ihrer Vertreter den Eindruck einer sehr gesunden, geschmackvollen und im Allgemeinen durchaus unparteiischen und gewissenhaften Kritik gemacht hat. Gottschall stellt niemals in absprechender Weise sein Urtheil in die Luft, sondern motivirt es von seinem Standpunkt gründlich und benimmt ihm dadurch die Bitterkeit, die nur die unmotivirte oder böswillige Rüge haben kann. Selbst dem Getadelten wird Gottschall als ein Mann erscheinen, mit dem sich reden läßt. Bei aller seiner Verehrung für die Classiker bewahrt er sich doch auch ihnen gegenüber seine ganze Unbefangenheit, ebenso wie gewissen gäng und gäbe gewordenen Ansichten oder Liebhabereien gegenüber seine kritische Unabhängigkeit. So hat es uns wahrhaft gefreut, daß Gottschall die Goethe-Schiller'schen „Xenien", an denen Viele größere Freude haben als an den vollendetsten Werken beider Meister, als dieser großen Männer unwürdig, als „barbarisch", als „Acte souveräner Selbstüberhebung", zum Theil als „kritische Justizmorde" verwirft. Die „Xenien" haben denn auch ein böses Beispiel gegeben; denn wenn selbst unsere beiden größten Dichter auf ihrer olympischen Höhe das zweideutige Vergnügen sich nicht versagen konnten, sich nach rechts und links an Denen zu reiben, die sie so weit übersahen, und dadurch eine Menge literarischer Skandale zu veranlassen, was kann man da von dem geringern Geschlecht unserer Poeten, Schriftsteller und Journalisten erwarten! Der zartfühlenden Natur Gottschall's sind solche improvisirte und unmotivirte kritische Urtheilssprüche, wie diese „Xenien" waren, zuwider; alle Neigung zum bloßen Sticheln und Mäkeln ist ihm fern, und nie ist es ihm um die Person, sondern nur um die Sache zu thun. Daher hält sich auch seine Literatur-

*) Namentlich bei den „Xenien" ließ sich Schiller mancherlei Menschlichkeiten und auffallende Taktlosigkeiten zuschulden kommen, die man gerade einem so großen Dichter am wenigsten nachsehen kann. Gustav Schwab hat diese nicht blos literarischen Mißgriffe im dritten Buche seiner Schrift „Schiller's Leben" näher beleuchtet.

geschichte von allen Anspielungen auf irgend persönliche Verhältnisse, die nicht genau zur Sache gehören, in rühmlichster Weise fern. Seine Unparteilichkeit beweist sich dadurch am besten, daß wir von den Romantikern, deren Gesammtrichtung er doch bekämpft, mit dem Gefühle scheiden, daß sie doch bedeutende Talente waren, während wir aus seiner Darstellung der Koryphäen moderner Richtung, die er befürwortet, die Ueberzeugung mit fortnehmen, daß sie doch auch große Schwächen haben. Auch in stilistischer Hinsicht ist das Buch sehr sauber und geschmackvoll gearbeitet, nur möchten wir eine zu große Hinneigung zu bisweilen sehr künstlichen Bildern und Gleichnissen tadeln. Ein treffendes Bild, zur rechten Zeit angebracht, ist zwar oft sehr wirksam und stellt in manchen Fällen Das, was man sagen will, in viel schlagenderer Kürze und ansprechenderer Frische dar, als dies durch den abstracten Ausdruck zu erreichen ist; aber gerade weil Bilder und Metaphern sehr starke stilistische Reizmittel sind, ist es vom Uebel, sich ihrer zu häufig zu bedienen. Die Versuchung dazu liegt freilich einem Kritiker nahe, der selbst Poet ist und dem die Gedanken daher während ihrer Verarbeitung sich leicht und ehe er es selbst denkt in sinnliche Gestalt, in Bilder und Redeblumen verwandeln. Gottschall fällt, auch wenn er kritisirt, immer wieder in seine Dichtersprache zurück, wie Jemand, der seine Muttersprache noch nicht ganz vergessen und die ausländische Sprache, in der er jetzt redet, noch nicht vollständig in seiner Gewalt hat. **Hermann Marggraff.**

Friedrich Beck.

Theophanie. Von Friedrich Beck. Gotha, F. A. Perthes. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Was Beck mit dem Worte „Theophanie" bezeichnen wollte, dürfte sich etwa durch „Offenbarungen Gottes" oder „Geschichte des Reiches Gottes" verdeutschen lassen. Und dieser Titel ist wohl gewählt. Die Dichtung enthält nämlich in den Hauptabschnitten „Gott und die Welt", „Die Sünde", „Die Verheißung", „Die Erfüllung", „Der Geist", „Welt und Kirche", „Kampf und Vollendung" die poetische Darstellung der göttlichen Offenbarungen von der Weltschöpfung an durch die Zeit des Gesetzes, des Zuchtmeisters auf Christum, bis auf die Erscheinung des Erlösers selbst und der von da folgenden Entwickelungen des christlichen Geistes in der Kirche, mit einem prophetischen Vorblick auf das Ende der Tage als Schlußpunkt. Der Verfasser steht auf katholischem Standpunkt, aber er ist vor allen Dingen Dichter und, wie mir scheint, ein Dichter im besten Sinne des Worts. Poetische Darstellungen zumeist biblischer Stoffe haben immer mit dem Uebelstand zu kämpfen, daß diese von Kindheit auf in unser Bewußtsein eingedrungenen heiligen Geschichten der dichterischen Freiheit zu enge Schranken ziehen, weil wir Veränderungen des Stoffs nicht ertragen und selbst Ausschmückungen des in edler Einfachheit am anziehendsten Wirkenden sogar einem Klopstock schwer verzeihen; unverändert aber liest sich die Geschichte am ergreifendsten und packendsten in der Bibel selbst. Wenn aber ein Dichter von der geistigen Tiefe und Bedeutung Beck's sich eines Stoffs bemächtigt, so fügt sich auch das Widerstrebende auf wunderbare Weise. Kommt nun zu der Wucht des gedankenschweren Inhalts die meisterhafteste Beherrschung der Sprache und eine seltene Leichtigkeit in Handhabung auch der schwierigsten metrischen Formen, so kann der Eindruck des Gedichts nur ein wohlthuender und durchweg befriedigender sein. Wenn ich gestehe, daß dieses bei mir der Fall gewesen ist, so beabsichtige ich nicht, durch einzelne Zergliederung dieses Urtheil im Detail zu begründen; vielmehr mögen die Leser aus folgender Probe, die ich mit schwerem Herzen unter gleich Vortrefflichem wähle, selbst urtheilen und sich, wie ich hoffe, zum Lesen des ganzen Gedichts anreizen lassen.

Moses.

Fortwälzte die Zeit den breiteren Strom; längst waren zum ewigen Frieden
Hochaltend dahin, von Enkeln umringt, Urahnen und Ahnen geschieden;
Nach Gosens Gefild im ägyptischen Land rief Joseph die seinigen Brüder;
Zwölf Stämme des Volks, sie wuchsen heran, und sie führte nach Kanaan wieder
Ein Wundergeschick nach dem Willen des Herrn, auf daß sich der reinere Same
Aussond're dem Heil in Zukunft einst, und verherrlichet werde sein Name;
Denn in Israel blieb noch Kunde von Gott, dem Unwandelbaren und Gleichen;
In den Völkern verschwand sein verdunkeltes Bild und unter sich in trüglichen Zeichen,
Da der äußere Glanz in der Kraft der Natur und dem Spiele der Erdengewalten
Den geblendeten Sinn fortriß mit Begier nach dem Schimmer der bunten Gestalten,
Die, in Marmor und Erz und in Farben gebildet von der Kunst und dem dichtenden Triebe,
Mit dem blühenden Schmuck umgaben das Sein und bestickten des Irdischen Liebe;
Auf den prunkenden Thron stieg lorberbekränzt Weltruhm und titanische Größe
Und bedeckte mit Gold und mit Purpurgewand der gefallenen Menschheit Blöße;
Gott gab sie dahin ins vergängliche Reich, daß nach eigenem mächtigen Ringen
In der Fülle der Zeit sie begehren sein Wort und ein gläubiges Herz ihm bringen.
Nur Israel barg den geretteten Keim und die Reinheit göttlichen Lichtes;
Doch entartete auch der erkorene Stamm und bedurfte der Zucht des Gerichtes;
Oft boten sie Trotz und sie fielen vom Herrn zu den fremden, den lockenden Göttern;
Da frommte nur Zwang, und es mußte Gewalt sie mit eisernem Arme zerschmettern.
Drum legte der Herr ausdauernde Kraft in Mose und feurigen Willen;
Ihn hatte das Loos zum Manne gestählt, der Befreiung That zu erfüllen.
In Arabiens Thal hielt Israel Rast, von Pharao's Wüthen gerettet,
Auf dem Zuge der Flucht vor den Fesseln des Drucks und der Knechtschaft, die sie gekettet.
An des Sinai Fuß war gelagert das Volk, und wo mit zackigen Mauern
Felsgipfel empor in die Luft sich gethürmt, dort gab unter schreckenden Schauern
Im flammenden Blitz und Donnergeroll das Gesetz Jehovah den Seinen;
Auf dem rauchenden Berg sah Israel ihn hochherrlich und furchtbar erscheinen,
Und es bebte die Schar und horchte bestürzt der Posaunen tönendem Schalle,
Und also erging sein erhabenes Wort mit weithin getragenem Halle:

„Ich bin es, dein Gott, der dich gnädig befreit vom Joche, dein starker Erretter,
Ich bin es, dein Gott! Nicht wende dich je an fremde, an andere Götter!
Nicht mache die Hand ein Bild von mir, nichts gleicht mir auf irdischem Runde!
Misbrauche den Namen des Herrn du nie mit eitlem, mit frevelndem Munde!
Am Sabbath gönne der Arbeit Ruh'; den Vater, die Mutter verehre,
Daß friedlich sei und gesegnet dein Haus und lange dein Leben währe!
Fern bleibe von dir blutgieriger Mord; nicht sollst du den Ehebund brechen,
Nicht entwenden das Gut, das dem Andern gehört, nicht mit Lüge das Zeugniß sprechen;
Denn es lauert der Wunsch in der sündigen Brust, und die That, sie folget dem Willen.“

So scholl es herab, und es lauschte das Volk vor des Lagers geöffneten Thoren;
Ihm deutete Mose das Wort des Herrn und von Israel ward es beschworen,
Und er sprengt umher zum Zeichen des Bunds vom Blut am Opferaltare,
Daß Jeder den Eid und Jehovah's Gesetz und die göttliche Satzung bewahre.
Dann stieg er hinauf zu des Sinai Höh'n, zu empfangen die himmlischen Gaben,
Die Gebote, die zehn, vom Finger des Herrn in steinerne Tafeln gegraben.
Doch als er umhüllt im Dunkel verzog dort vierzig Tage und Nächte,
Da murrte das Volk, ob Israels noch sein Führer Mose gedächte;
Rasch wurde gelöst des Gehorsams Band, und seltsam schollen die Klänge
In die Stille hinauf zu dem Gipfel des Bergs aus der wildaufjauchzenden Menge.
Und mit Josua stieg im hastigen Schritt vom Sinai Mose hernieder.
Was mußt' er schau'n! Ein heidnisches Fest! Noch tönten der Schmausenden Lieder,
Noch stand ein Gräul, das gold'ne Bild, umweht von Bändern und Kränzen,
Vor dem sie im Wahn die Kniee gebeugt mit Gesang und lärmenden Tänzen!
Zorn sprühte sein Aug' und sandte den Blitz hervor wie aus schwarzen Gewittern.
Und die Tafeln von Stein, die er trug in der Hand, er ließ sie im Wurfe zersplittern.
Zermalmte zu Staub das gegossene Bild und erhob die gebietende Stimme,
Daß Levi's Stamm die Verächter des Herrn austilge mit strafendem Grimme.
Dann stieg er empor zu des Sinai Höh'n, zu erflehen für Israel Gnade,
Und wieder empfing er die Tafeln vom Herrn und verschloß sie in köstlicher Lade,
In der Hütte des Stifts, auf die sich herab am Tage senkte die Wolke
Und mit feurigem Glanz durchstrahlte die Nacht, ein Schauer dem wandernden Volke.
So zogen sie lang' durch die Wüsten dahin, im Wechsel des Fehls und der Buße,
Bis ein neues Geschlecht einzog in das Land der Verheißung mit jubelndem Gruße,
Nach gewaltigem Kampf siegfreudigen Muths, auf der Hoffnung eilendem Flügel,
Durch des Jordans Flut nach Jerichos Au'n und Salems grünendem Hügel.
Doch der sie geführt, der begeisterte Held: er sollte von ferne nur schauen
Von Nebos Höh'n mit dem scheidenden Blick nach Kanaans blühenden Auen.
Noch ein mal sprach der ergraute Prophet zu Israel Worte der Mahnung,
Noch ein mal hob er zum Segen die Hand; ihn füllte des Todes Ahnung.
Und er stieg hinauf zu dem Gipfel des Bergs; dort wehten die Lüfte reiner.
Dort war er mit Gott, der ihn rief, allein, und es durfte geleiten ihn Keiner;
Zu den Tiefen vor ihm bis zum westlichen Meer war gebreitet in prangender Schöne
Das gepriesene Land, wo die Hütten gebaut einst Abram und Jakob's Söhne;

Nicht war die Gestalt verfallen dem Greis,
Ihm nahte der Tod und küßte ihn leis;
Nicht war ihm das Licht der Augen geraubt,
Als ihn Schlummer befiel, da sank sein Haupt;
Er hatte das Ziel
Gefunden, das himmlische Salem.

Ich denke nicht enttäuscht zu werden, wenn ich dem Dichter der „Theophanie“ eine erfreuliche Zukunft und bedeutende Erfolge vorauszusagen wage. Durch das ganze Gedicht zieht sich eine so gesunde und frische Lebensanschauung, daß wir mit Vertrauen der Weiterentwickelung dieses jedenfalls noch jungen Talents entgegensehen können. Es scheint keine Gefahr vorhanden, daß auch diese Kraft in Zerrissenheit und Weltschmerz oder süßliche Schönseligkeit verrinne; vielmehr dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, in Friedrich Beck einen jener Poeten sich entwickeln zu sehen, die dem Volke jene gesunde und kräftige poetische Kost bieten, welche nicht nervenschwächend dem Leben und der mannichfaltigen Thätigkeit des Lebens entfremdet, sondern die alten guten Mahnungsworte: frisch, fromm, frei der Nation immer von neuem an das Herz legt. *)

August Henneberger.

Deutsche Literatur und Philosophie in Italien.

In Florenz erschien im vorigen Jahre: „Sul origine e sul progresso della filosofia della storia, di *Pasquale Villari*.“ Dieses Buch, obschon der Verfasser darin gegen die deutschen „Metafischerie“ vielfach polemisirt, ist ohne Zweifel unter dem Einfluß der deutschen Philosophie geschrieben; denn soviel wir wissen, ist derjenige Zweig philosophischer Betrachtung, den man Philosophie der Geschichte nennt, überhaupt deutschen Ursprungs, und obschon Bossuet und namentlich Vico die ersten Grundzüge dazu gegeben haben mögen, so ist doch die Philosophie der Geschichte erst von den Deutschen, namentlich von Hegel, systematisch ausgebaut worden. Auch wird Hegel, und außer ihm Herder und Schiller, von Villari vorzugsweise citirt. Ein Berichterstatter im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Jedenfalls ist es auffallend, daß in Italien sich so viele Gelehrte mit der Hegel'schen Philosophie beschäftigen und daß sich hier eine eigene

---

*) Wenn der Verfasser der „Theophanie“ derselbe Friedrich Beck, Professor am Ludwigs-Gymnasium in München ist, den der Herausgeber d. Bl. vor etwa zwölf Jahren persönlich in München kennenlernte — und wir zweifeln nicht daran, daß er es ist —, so irrt Henneberger, wenn er ihn für einen noch jungen Mann hält. Friedrich Beck ist bereits im Jahre 1806 und zwar zu Ebersberg in Oberbaiern geboren und hat sich auf poetischem Gebiete namentlich durch seine „Geschichte eines deutschen Steinmetzen“ (1834) und seine viel Schönes enthaltenden „Gedichte“ (1844) vortheilhaft bekannt gemacht.
D. Red.

Hegel'sche Schule gebildet hat, für welche sich besonders in Neapel viele Liebhaberei findet."

Der israelitische Schriftsteller Professor Lelio della Torre hielt bei der Wiedereröffnung des Collegio Rabbinico in Padua am 18. November 1854 eine Rede, worin er seine italienischen Glaubensgenossen mit dem Einfluß bekannt machte, welchen Moses Mendelssohn im vorigen Jahrhundert auf die Bildungszustände der deutschen Juden geübt hat. Die Rede ist erschienen unter dem Titel: „Mose Mendelssohn. Orazione etc." (Padua 1854).*)

Sandrini, der Uebersetzer der Duller'schen „Geschichte der Deutschen", ist im Begriff, Momsen's „Römische Geschichte" in italienischer Bearbeitung erscheinen zu lassen. Zu den deutschen Werken, welche neuerdings ins Italienische übersetzt wurden, gehören zufolge der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ferner: Stahl's „Rechtsphilosophie", vom Professor Pietro Torre in Genua; Zachariä's „Französisches Civilrecht" (2te Auflage, Palermo), doch nach der französischen Bearbeitung von Aubry und Rau; mehre Schriften von Savigny und A. de Reumont; Papencordt's „Cola Rienzi"; Leo's „Italienische Geschichte"; Gervinus' „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts", von dem durch seine Artikel in der gemäßigten turiner „Opinione" bekannten Prevelli, u. s. w. In Betreff der deutschen Poesie halten sich die Italiener noch immer fast ausschließlich an die als classisch anerkannten Poeten der frühern Literaturperiode, und noch erst in jüngster Zeit erschienen die zehn ersten Gesänge von Klopstock's „Messiade" in einer neuen Uebersetzung von Ceresato. Als musterhaft und selbst in Italien als in ihrer Art classisch anerkannt sind Maffei's Bearbeitungen einzelner Schiller'scher Dramen, unter denen die der „Maria Stuart" noch jüngst durch das wunderbare Spiel der Ristori so vielen Beifall in Paris erhielt. Weniger glücklich scheinen bisher die Bearbeiter der Goethe'schen Dichtungen gewesen zu sein.

Unter den italienischen Blättern beschäftigen sich namentlich die „Gazzetta ufficiale di Verona", die von Zeit zu Zeit sogar vollständige Uebertragungen deutscher Dichtwerke bringt, das „Cimento" (Turin) und das „Crepusculo" (Mailand) mit deutscher Literatur, zu deren Hauptkennern Camerini in Turin zu gehören scheint. Im „Spettatore" (Florenz) lasen wir jüngst einen Bericht über Guhl's „Künstlerbriefe", und die „Rivista" (Turin) bringt fast in jeder Lieferung in der Abtheilung „Rivista bibliografica" kurze Anzeigen deutscher Werke. Den im achten Bande der „Gegenwart" enthaltenen, auf eigene Angaben Humboldt's basirten Artikel „Alexander von Humboldt" theilte dieselbe treffliche Turiner Revue jüngst in vollständiger italienischer Uebertragung mit, begleitet von folgender Redactionsbemerkung: „Scritta di recente dietro istanze reiterate dell' editore Brockhaus di Lipsia. Crediamo far cosa grata ai lettori riproducendo questo prezioso documento risguardante il principe degli scienziati."

H. M.

*) Mit Interesse erfährt man aus einer Notiz des „Magazin für die Literatur des Auslands", daß im vorigen Jahre eine von Mysnikow verfaßte und mit Details über Mendelssohn's Leben begleitete russische Uebersetzung des Mendelssohn'schen „Phädon" zu Tiflis und zwar in zweiter Auflage erschienen ist. In Tiflis Mendelssohn'sche und in dem von Jesuiten bewachten Neapel Hegel'sche Philosophie — gewiß eine wunderbare Erscheinung!

Bibliographie.

Anders, F. J., Entwurf einer allgemeinen Geschichte und Literatur der Stenographie. Cöslin, Hendess. 8. 22½ Ngr.

Arnoldi, M., Commentar zum Evangelium des heiligen Matthäus. Trier, Lintz. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Christiani, A., Die Marterstraße nach Golgatha. — Es ist vollbracht. — Die erste Osterbotschaft. Drei Predigten gehalten im Jahre 1855 zu Dorpat. Dorpat. Gr. 8. 8 Ngr.

Deycks, F., Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles der Tragödie. 2te stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit alten Legenden. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eisenlohr, Das Volk Israel unter der Herrschaft der Könige. Ein Beitrag zur Einführung in die neueren Versuche einer organischen Auffassung der israelitischen Geschichte. 1ster Theil. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 Thlr.

Gessner, L., Das Recht des neutralen Seehandels und eine Revision der darüber geltenden Grundsätze des Völkerrechts. Bremen, Strack. Gr. 8. 1 Thlr.

Grün, D., Lerchengrüße zum 23. April. Wien, Hölzl. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heising, A., Das australische Festland, die Goldentdeckungen und die Civilisation der Südsee. Regensburg, Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

Heldenbuch. Altdeutsche Heldenlieder aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern und der Nibelungen. Meist aus einzigen Handschriften zum erstenmal gedruckt oder hergestellt durch F. H. v. d. Hagen. Zwei Bände. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Herrmann, J. G., Widersprüche in Lachmann's Kritik der Nibelunge nachgewiesen. Wien, Leo. Gr. 8. 10 Ngr.

Karolellus. Beitrag zum Karlssagenkreis. Aus dem einzigen Pariser Drucke herausgegeben von Merzdorf. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 1 Thlr.

Klencke, Sonntagsbriefe eines Naturforschers an seine religiöse Freundin. Eine populäre Beleuchtung des zunehmenden Conflictes zwischen der religiös-sittlichen Welt und der modernen Anschauungsweise der heutigen Naturwissenschaft. Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Köhler, J. A. E., Bilder aus der Oberlausitz, als ein Beitrag zur Vaterlandskunde. Bautzen, Reichel. 8. 1 Thlr.

Meysenbug, E. Freih. v., Zur Vollendung der Erkenntnißlehre, mit besonderer Rücksicht auf Hegel. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Monteton, O. D. Freih. v., Der Obergespan von Chengrad. Ein Roman aus der Revolutionsgeschichte Ungarns in den Jahren 1848—49. Zwei Theile. Magdeburg, Gebr. Baensch. 8. 3 Thlr.

Ritter, K., Der selige Petrus Fourier, ein regulirter Chorherr des heiligen Augustin. Dargestellt in seinem Leben und Wirken. Nebst einem Umrisse der Geschichte der regulirten Chorherrn des heiligen Augustin. Ein Beitrag zur Geschichte des kirchlichen Lebens, besonders im Anfange des 17. Jahrhunderts. Mit Beilagen. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 2 Thlr.

Witzleben, A. v., Aus der Kriegsgeschichte der Herzogthümer Coburg und Gotha. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Der Wasunger Krieg zwischen Sachsen-Gotha-Altenburg und Sachsen-Meiningen. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Gotha, Scheube. 8. 18 Ngr.

Wolf, F., Ueber Lope de Vega's Comedia famosa de la reina Maria. Nach dem Autograph des Verfassers. Wien. Lex.-8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bauhofer, G., Predigt, zur Todesfeier der weil. Durchl. Frau Maria Dorothea, k. k. Erzherzogin von Oesterreich, verwitweten Palatinissa von Ungarn, geb. kön. Prinzessin von Würtemberg, gehalten am 29. April 1855. Pest, Heckenast. Gr. 8. 4 Ngr.

Overweg, C., Ursachen der jetzt so oft wiederkehrenden und lange anhaltenden Theuerungen, und praktische Mittel dagegen. Naumburg, Overweg. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855

im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Nr. III, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 33.)

53. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Vierter Band. 8. Geh. 3 Thlr. 3 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 10 Thlr.

Watson's berühmtes Werk, das in England rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich dort wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet, liegt mit dem soeben erschienenen vierten Bande nunmehr auch in seiner deutschen Bearbeitung vollständig vor. Die competentesten Richter in England wie in Deutschland sind darüber einig, daß von allen in der neuern Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet, wie Watson's Werk und daß dasselbe in jeder Hinsicht von großem bleibendem Werthe ist.

54. **Zacher (J.), Das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet.** Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit einer Schrifttafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auf der von den Brüdern Grimm geschaffenen Grundlage weiterbauend, und an die neuesten Arbeiten von Munch, Kirchhoff, von Liliencron und Müllenhoff unmittelbar anknüpfend, hat der Verfasser dieses Werks das wissenschaftliche Verständniß unserer alten einheimischen Schrift wesentlich gefördert. Es ist ihm unter Anderm gelungen, das sogenannte angelsächsische Runenalphabet als ein ursprünglich gothisches nachzuweisen, die Perioden seiner geschichtlichen Fortbildung festzustellen, und das Gesetz der Entwickelung seiner Lautzeichen zu entdecken, ferner die Namen der gothischen Buchstaben fast vollständig zu enträthseln und die Grundsätze darzuthun, denen Vulfila bei Entwerfung seines Alphabets gefolgt ist. Die gelehrte, mit kritischer Strenge und gewissenhafter Gründlichkeit fortschreitende, aber nichtsdestoweniger durchaus klar und verständlich gehaltene Untersuchung wird nicht nur dem Freunde der ältern deutschen Sprache und Literatur, sowie wegen mancher gelegentlich behandelter Fragen, dem Mythologen eine willkommene Erscheinung sein, sondern auch der Forscher auf dem Gebiete der Paläographie und der Schriftgeschichte überhaupt wird in derselben einen schätzbaren Beitrag für die Förderung seiner Wissenschaft erkennen.

In demselben Verlage erschien:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe.* Zwei Bände. (Mit drei Steindrucktafeln.) 4. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Kjerulf (Th.), Das Christiania-Silurbecken, chemisch-geognostisch untersucht. Auf Veranstaltung des academischen Collegiums herausgegeben von **Adolph Strecker.** Christiania. 1855. 4. 1 Thlr.

Kratzmann (E.), Der Führer in Marienbad und in dessen Umgebungen. Für Kurgäste. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 10 lithographirten Ansichten und dem Situationsplan des Kurorts. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Die neuere Medicin in Frankreich, nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. 8. 1846. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rottner (A.), Lehrbuch der Contorwissenschaft für den deutschen Buchhandel. Dritte und vierte Lieferung. 4. Geh. 2 Thlr.

Das vollständige Werk kostet geheftet 4 Thlr., gebunden 4 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel. Zwei Abtheilungen. 4. 1852. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 15 Ngr.

Quelques mots sur les Communions occidentales, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. Geh. 12 Ngr.

Holmboe (C. A.), De prisca re monetaria Norvegiae, et de numis aliquot et ornamentis, in Norvegia repertis. Edit. nova recognita. Acced. 7 tabul. lapidi incisae. Christianiae. 1844. 8. 1 Thlr.

Della Valle (Cesare, duca di Ventignano), Prospetto filosofico della Storia del mondo umano. Napoli. 1854. 8. 24 Ngr.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. XIII. Pt. 1. 2. Vol. XIV. Pt. 1. Vol. XV. Pt. 1. Vol. XVI. Pt. 1. London. 1854. 8. Jeder Theil 2 Thlr.

The Poems of the Huzailis; edited in the Arabic, from an original manuscript in the university of Leyden, and translated, with annotations, by **John Godfrey Le-**

wis Kosegarten. Vol. I. Containing the first part of the Arabic Text. London. 1854. 4. 5 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch einen dritten Nachtrag bis Ende 1854.
2. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig. Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

Preisermässigungen.

Nachstehende bei **F. A. Brockhaus** *in* **Leipzig** *erschienene Taschenbücher,* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

—— Jahrgänge 1837 und 1838. à **6 Ngr.**

Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**

I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**

XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X. 1840—49) **10 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (3). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Wohlfeile Zeitschriften.

Pfennig-Magazin für Kinder. Erster, zweiter, vierter, fünfter Band. 4. Jeder Band (1 Thlr.) 10 Ngr.

Sonntags-Magazin. Erster und zweiter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 8 Ngr.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Erster, zweiter, vierter, achter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 1 Thlr.

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von

Washington Irving's

Life of George Washington

ist eine gediegene Uebersetzung für meinen Verlag unter der Presse.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 36. —— 6. September 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Die Grundlagen der Nationalökonomie. — A. u. d. T.: System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende von Wilhelm Roscher. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Beiträge zur Kritik der Staatswirthschaft. Von Oskar Reichenbach. Erste Reihe. Oldenburg. 1854. Gr. 12. 1 Thlr.
3. Traité élémentaire d'économie politique. Par *Royer de Behr*. Brüssel. 1854. 8. 23 Ngr.
4. Die Naturgeschichte der Arbeit als Grundlage für die volkswirthschaftlichen Disciplinen. Von Leopold Besser. — A. u. d. T.: Armuth oder Arbeit. Leipzig, W. Engelmann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkte. Berlin, Schneider u. Comp. 1855. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Streifzüge in das Gebiet der Nationalökonomie von Ludwig Weiß. Berlin, Unger. 1855. Gr. 8. 7½ Ngr.
7. Das Handwerk und die Zünfte in der christlichen Gesellschaft, vornehmlich in Deutschland. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 13. März 1854 von S. Hirsch. Berlin, W. Schultze. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.
8. Briefe zweier Handwerker. Ein Beitrag zur Lösung gewerblicher und socialer Fragen. Gekrönte Preisschrift dem deutschen Handwerkerstande gewidmet von Karl Victor Böhmert. Dresden, Klemm. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.
9. Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter. Von Schulze-(Delitzsch). Leipzig, Keil. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.
10. Geschichte der Arbeit und Cultur, dargestellt als Lehrgegenstand für Schulen und als Lesebuch für Jedermann von P. F. Kirchmann. Leipzig, G. Mayer. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Thätigkeit unserer Literatur auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen und der damit verwandten Interessen ist unverkennbar in der neuesten Zeit eine außerordentlich gesteigerte, und zwar nicht blos der Zahl, sondern auch dem Werthe nach, nicht blos in der Richtung auf größere Verbreitung volkswirthschaftlicher Ansichten durch allgemeinverständliche Darstellung derselben (was ebenfalls als ein erfreulicher Fortschritt anzuerkennen ist), sondern auch in Bezug auf Verbesserung der Methode, gründliche und zugleich praktische Behandlung der Wissenschaft. Wir freuen uns in beiderlei Hinsicht unter den in der Ueberschrift zusammengestellten neuen Erscheinungen unserer volkswirthschaftlichen Literatur mehre als besonders werthvoll bezeichnen zu können, wenn auch einige andere (wie dies nicht auffallen kann) sich mehr auf dem Niveau des Gewöhnlichen bewegen und ebenso gut ungeschrieben und unveröffentlicht hätten bleiben mögen.

In erster Linie steht sowol durch seinen innern Gehalt wie durch seine Bedeutung als umfassende methodische Grundlegung der ganzen Nationalökonomie das Werk von Roscher. Dasselbe vereinigt auf seltene Weise in sich die Vorzüge der beiden oben genannten Richtungen, Popularisirung der Wissenschaft und Verbesserung der Methode. Um von diesem Letztern anzufangen, wollen wir dem Leser die Methode des Verfassers in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Abweichung von den bisher üblichen so viel möglich mit des Verfassers eigenen Worten vorführen. Der Verfasser verzichtet auf die Ausarbeitung volkswirthschaftlicher Ideale. Was er statt dessen versucht, ist die einfache Schilderung zuerst der wirthschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volks, zweitens der Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letztern bestimmt sind, endlich des größern oder geringern Erfolgs, den sie gehabt haben. Er geht dabei auf ähnliche Art zuwerke wie die Naturforscher, weshalb er auch seine Methode die historisch-physiologische nennt. Die Vortheile dieser Methode sind vielfach und in die Augen springend. Sie hat es nicht mit einem idealen Zustande, sondern mit lauter Thatsachen der Wirklichkeit zu thun; sie beseitigt die meisten Controver-

sen der gewöhnlichen Nationalökonomie, oder stumpft dieselben doch ab, bereitet ihre Ausgleichung vor, indem sie zeigt, daß unter verschiedenen Verhältnissen bald das Eine, bald das Andere richtig und zweckmäßig sein kann, und daß es daher nur darauf ankommt, die Natur der gegebenen Verhältnisse und die dadurch bedingte Anwendbarkeit des einen oder des andern volkswirthschaftlichen Princips jedesmal recht zu erkennen. Sie beugt der Selbstüberhebung vor, welche gern irgendeine bestimmte Entwickelungsstufe als die absolut vollkommene betrachtet und auf alle übrigen verachtend herabsieht; sie schließt ebenso wol die einseitige Anpreisung früherer Zeiten auf Kosten der Gegenwart als die wegwerfende Behandlung alles Dessen, was mit der augenblicklichen Zeitstimmung nicht zusammenpaßt, entschieden aus; sie ist endlich in vorzüglichem Grade praktisch, indem sie bei jedem volkswirthschaftlichen Probleme auf die verschiedenen Gesichtspunkte aufmerksam macht, aus denen jede wirthschaftliche Thatsache betrachtet, auf die also auch bei der Lösung eines solchen Problems Rücksicht genommen werden muß. Der Verfasser sagt:

Wir möchten den Leser daran gewöhnen, daß er bei der geringsten einzelnen Handlung der Volkswirthschaftspflege immer das Ganze nicht blos der Volkswirthschaft, sondern des Volkslebens vor Augen hat. Insbesondere sind wir der Meinung, daß nur Derjenige recht beurtheilen und sein Urtheil gegen Einwürfe aller Art vertheidigen kann, wo, wenn und warum z. B. die aliquoten Reallasten, die Naturaldienste, Zunftrechte, Compagnieprivilegien u. s. w. abgeschafft werden müssen, der vollständig erkannt hat, weshalb sie zu ihrer Zeit eingeführt werden mußten. Ueberhaupt wollen wir Denjenigen, welche sich unserer Führung anvertrauen, nicht eine Masse Verhaltungsregeln einprägen, von deren Vortrefflichkeit wir sie zuvor überredet hätten, sondern unser höchster Wunsch geht dahin, daß sie in den Stand gesetzt werden, frei von jeder irdischen Autorität, aber nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände, sich selbst Verhaltungsregeln für die Praxis zu schaffen.

Die hier angegebenen Vorzüge der neuen Methode springen in die Augen. Aber noch zwei besondere kommen hinzu, welche das vorliegende Buch für seinen Zweck, Geschäftsmännern, überhaupt Solchen, die nicht Nationalökonomen von Fach sind, zur Lectüre zu dienen, wesentlich geschickt machen. Das Eine ist die Klarheit der Darstellung, welche bei einer solchen historischen Methode ungleich leichter zu erreichen war als bei einer bloßen Auseinandersetzung doctrinärer Lehrsätze, und welche denn auch dieses Werk in einem hohen Grade auszeichnet. Das Andere ist das anregende und, wir möchten sagen, unterhaltende Moment, welches, neben dem nächsten Zwecke der Belehrung, in der Ausbreitung eines so reichen, mannichfaltigen und anschaulich gruppirten Geschichtsmaterials liegt, wie sie uns, ebenfalls als eine natürliche Folge der historischen Methode, hier entgegentritt.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des Roscher'schen Buchs sei uns gestattet, einige der wichtigsten und namentlich der für das gewöhnliche praktische Leben besonders einflußreichsten Abschnitte desselben zur nähern Veranschaulichung der Verfahrungsweise, sowie des Standpunkts des Verfassers etwas näher zu besprechen. Als einen solchen betrachten wir die Stelle über den Volksreichthum. Als bezeichnende Merkmale eines solchen gibt der Verfasser folgende an (und Kenner der Volkswirthschaftslehre werden sogleich daraus die Eigenthümlichkeit, aber auch die Fruchtbarkeit des vom Verfasser eingenommenen Standpunkts ersehen):

1) Eine behagliche, menschenwürdige Lage auch der niedern Classen, welche überall die große Mehrzahl bilden. So wundert sich z. B. Dupin über die großen Quantitäten Fleisch, Butter, Käse, Thee, welche in den englischen Armenhausrechnungen vorkommen, und über die große Sorgfalt, alles Dies in der besten Qualität zu haben. Von einem solchen Zustande ist wiederum die durchschnittliche Lebensdauer, welche das Volk erreicht, ein gutes Merkmal. Denn geringe Sterblichkeit, zumal im Kindesalter, läßt in der Regel auf gute Pflege schließen. So kamen in Frankreich auf jede Million Einwohner während der gesundheitlich günstigen Periode 1774—78 jährlich 33,773 Todesfälle, in dem schlimmsten Jahre des 19. Jahrhunderts, 1832, nur 27,977 (Ch. Dupin); gewiß ein Zeichen, daß die Masse des Volks wohlhabender geworden. 2) Ein großer Aufwand zur Befriedigung feinerer Bedürfnisse; nur muß er freiwillig und von wirthschaftlich verständigen Leuten gemacht werden. So hatten z. B. in England die verschiedenen Missions-, Bibel- und religiösen Tractatengesellschaften 1841 ein Gesammteinkommen von über 630,000 Pf. St. Auch der Staatsaufwand gehört in diese Abtheilung, wenn die Steuern, Anleihen u. s. w. ohne merklichen Druck eingehen. So wollte die britische Regierung im Mai 1829 nur 3 Mill. Pf. St. borgen; es wurden ihr aber an einem Tage 18 Mill. angeboten. Zu den schönsten Kennzeichen des englischen Volksreichthums gehört die Summe von 20 Mill. Pf. St., welche das Parlament 1833 zur Ablösung der Negersklaverei bewilligte. 3) Eine große Menge werthvoller Gebäude und bleibender Bodenverbesserungen, wie z. B. Straßen aller Art, Bewässerungs- und Entwässerungsanstalten u. s. w. So wurden in London vom September 1843 bis ebendahin 1845 neue Straßen und Squares von zusammen 52 engl. Meilen Länge angelegt; die Zahl der neugebauten Häuser in London betrug 1843—47 fast 27,000. So gibt es in England und Wales schiffbare Kanäle von 2300 engl. Meilen, während die Flußschiffahrt nur auf 2100 Meilen geschätzt wird. Die Länge der Eisenbahnen im britischen Reiche war zu Ende des Jahres 1850 = [illegible] engl. Meilen, die fast 220 Mill. Pf. St. gekostet hatten. 4) Ein häufiges Vorkommen großer Zahlungen im Verkehr, was sich namentlich in der Größe und Kostbarkeit der üblichsten Tauschwerkzeuge äußert. So werden in England fast alle Zahlungen mit Papiergeld (in Appoints zu wenigstens 5 Pf. St.) oder Goldmünzen vermittelt; das Silber dient als Scheidemünze, wie in den meisten andern Ländern das Kupfer. 5) Häufige Darlehen an fremde Völker; daher z. B. Storch alle Länder in „borgende" (arme), „leihende" (reiche) und „unabhängige", d. h. solche theilt, welche zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte stehen.

Als die beiden Hebel der Volkswirthschaft betrachtet der Verfasser den allen Menschen eingeborenen Eigennutz, der sich theils positiv als Erwerbstrieb, theils negativ als Sparsamkeit äußert und auf dem wirthschaftlichen Gebiete Dasselbe ist, was der Selbsterhaltungstrieb für das leibliche Leben; sodann die Richtung auf eine überirdische Welt, möge man sie nun mit blos philosophischer Zeichnung der Umrisse „Ideen der Billigkeit, des Rechts, des Wohlwollens, der Vollkommenheit und innern Freiheit" nennen, oder mit lebendiger Ausfüllung derselben „Liebe Gottes". Aus der Vereinigung und Durchdringung dieser beiden Richtungen, des Eigennutzes und der

Gottesliebe, entspringe dann der Gemeinsinn, auf welchem stufenweise das Familien-, Gemeinde-, Volks- und Menschheitsleben beruhe. Der Verfasser sagt:

Selbst der blos rechnende Verstand muß anerkennen, daß unzählige Anstalten und Verhältnisse für jeden Einzelnen nützlich, ja nothwendig sind, ohne Gemeinsinn aber unmöglich wären, weil kein Einzelner die dazu erfoderlichen Opfer übernehmen könnte. So ist es auch, seit der Verkehr alle menschlichen Interessen so tausendfach ineinander geflochten hat, in der Regel das sicherste Mittel, seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, wenn man den Andern zur Befriedigung der ihrigen hilft.

Die gesammte Volkswirthschaft ist dem Verfasser ein Organismus, d. h. ein System von sich wechselseitig bedingenden Culturprocessen. Daher ist kein blühender Ackerbau möglich ohne blühenden Gewerbfleiß, aber ebenso umgekehrt; daher kommen auch in der Volkswirthschaft Störungen vor, welche Aehnlichkeit mit den Krankheiten des menschlichen Organismus haben und bei deren Heilung die Volkswirthschaftslehre „von den bewährten Methoden der Medicin, dieser ältern Schwester derselben, gar Manches lernen kann", namentlich Zweierlei (und Beides ist bei den meisten volkswirthschaftlichen Problemen, besonders soweit es sich dabei um ein Eingreifen der Staatsgewalt handelt, außerordentlich wichtig): 1) „Auch bei volkswirthschaftlichen Krankheiten muß das Wesen der Störung scharf unterschieden werden von den äußern Symptomen." 2) „Das Augenmerk des Nationalökonomen muß, wie das der rationellen Aerzte, hauptsächlich auf die Heilkraft und den Heilgang der Natur selbst gerichtet sein, weil eine unmittelbare Beseitigung der Störungen selten möglich ist."

Eine sehr interessante Betrachtung ist die über die relative Größe der Arbeitskraft. Der Verfasser belehrt uns:

Die durchschnittliche Arbeitskraft der Einzelnen ist nationenweise außerordentlich verschieden. Ohne Frage liegt der Grund hiervon zum Theil in der Verschiedenheit der natürlichen Anlagen: so wird z. B. an Arbeitsenergie wol kein Volk die Engländer und Angloamerikaner, an Arbeitspünktlichkeit die Deutschen, an Arbeitsgeschmack die Franzosen übertreffen. Doch hängt dabei sehr Vieles auch von der Culturstufe und den socialen Verhältnissen ab. Ein Arbeiterstand, welchen man verachtet, menschenunwürdig belohnt, wird fast sicher durch die Schlechtigkeit seiner Arbeit dem zu entsprechen wissen, und umgekehrt. So hat man in Frankreich beobachtet, daß eingeborene Werkleute bei gleicher Kost mit den Engländern diesen auch an technischem Werthe ihrer Arbeit naherückten. Ein mecklenburgischer Tagelöhner ist beinahe doppelt soviel als ein thüringischer; aber er leistet auch beinahe doppelt soviel. Es liegt daher auf die Länge im eigenen Interesse der Unternehmer, ihre Arbeiter gut zu bezahlen. Mit dem Steigen der Cultur wird nicht allein dieselbe Arbeiterzahl fleißiger und geschickter, sondern dasselbe Quantum und Quale von Arbeit auch in der Regel wohlfeiler. Vom größten Einflusse ist hier noch die sittliche Bildung des Volks. Schon in jeder Privatunternehmung wird ein bedeutender Theil der Aufsicht, in jedem Staate ein bedeutender Theil der Justiz und Polizei nur durch die Unredlichkeit der Menschen geboten. Könnte man diese beseitigen, einem Jeden ohne Unterschied völliges Zutrauen schenken, so würde es möglich sein, ungleich mehr Kraft und Zeit auf positiv nützliche Arbeiten zu verwenden. Um die Arbeitskraft verschiedener Nationen oder Perioden zu vergleichen, ist endlich auch ihre Eintheilung in Lebensalter von Bedeutung. Bei Männern pflegt die Arbeitskraft zwischen dem fünfundzwanzigsten und fünfundvierzigsten Jahre am größten zu sein; je zahlreicher daher verhältnißmäßig diese Altersclasse, desto günstiger ist unter übrigens gleichen Umständen das Volk hinsichtlich der Arbeit gestellt. Die höchstcultivirten Völker besitzen in der Regel die größte Relativzahl der völlig Erwachsenen.

Es dürfte nicht uninteressant für unsere Leser sein und ihnen die Sorgfalt, womit der Verfasser die volkswirthschaftlichen Thatsachen aufgesucht und zusammengestellt hat, verdeutlichen, wenn wir die Anmerkung mittheilen, die derselbe der obigen Betrachtung über die Arbeitskraft hinzugefügt hat

Nach Untersuchungen mit dem Dynamometer verhält sich die Kraft eines Mannes von Vandiemensland, eines Neuholländers, eines Bewohners der Insel Timor, eines französischen Matrosen und eines englischen Colonisten in Australien wie 50, 51, 58, 69, 71. Ein englischer Arbeiter leistet durchschnittlich fast noch ein mal soviel als ein französischer, dieser wiederum mehr als ein irischer. Ein englischer Werkführer, der in französischen Fabriken gearbeitet hatte, sprach vor dem parlamentarischen Committee sein Urtheil über die Franzosen dahin aus: „Man kann nicht Arbeit nennen, was sie machen; es ist bloßes Draufhingucken und Wünschen daß es gethan sei." Ein guter englischer Spinner liefert mit einer Maschine von 800 Spindeln täglich 66 Pfund Garn Nr. 40, ein Franzose nur 48 Pfund.

Was der Verfasser über die mit der steigenden Cultur zugleich gestiegene Anerkennung der Arbeit als einer ehrenvollen Beschäftigung, über die Arbeitstheilung, ihre Vortheile wie ihre Schattenseiten, über die freie und die unfreie Arbeit und die geschichtlichen Entwickelungsgesetze der einen und der andern Treffendes sagt, wäre wol ebenfalls der Mittheilung werth, wenn nicht Rücksichten des Raums uns eine Beschränkung in dieser Hinsicht auferlegten.

Bei dem Abschnitt von den communistischen und socialistischen Theorien (der uns überhaupt etwas kurz, fast zu kurz für die doch nicht abzuleugnende praktische Bedeutung, welche diese Lehren, und wäre es nur als ein Ferment der öffentlichen Meinung, erlangt haben, gefaßt erscheint) vermissen wir unter den dort berührten Systemen gerade dasjenige, welches nach unserer Ansicht einer eingehendern Kritik am ersten werth ist, weil es wirklich manche praktische Elemente, wenn auch vermischt mit vielem Phantastischen, enthält, das Fourier'sche. Nur ganz beiläufig wird an einer andern Stelle Fourier's gedacht.

Des Verfassers Ansichten über die freie Concurrenz sind so lichtvoll und schlagend und das Auftreten einer solchen Autorität, wie Roscher, gegen das heutzutage wieder Mode gewordene blinde Geschrei nach Gewerbbeschränkungen, Monopolen und dergleichen ist so wichtig, daß wir uns nicht versagen können, die betreffende Stelle hier mitzutheilen:

Die freie Concurrenz entfesselt alle Kräfte der Volkswirthschaft, die guten wie die bösen. Sie beschleunigt daher, wo jene überwiegen, die Blütenzeit, wo diese bedeutender sind, den Verfall. Wie von jeder Freiheit, so gilt es auch von der wirthschaftlichen, daß die Aufhebung des äußern Zwangs nur da haltbar und gemeinnützlich ist, wo eine strenge Selbstbeherrschung an die Stelle getreten. Fehlt es durch Unreife oder

Ueberreife des Volks an einem tüchtigen Mittelstande, so mag die unbeschränkte Concurrenz wirklich ein „allgemeines Sauve-qui-peut" (Bazard) heißen, oder ein morcellement industriel und eine fraude commerciale (Fourier), oder „ein Schlachtfeld, auf welchem die Kleinen von den Großen verschlungen werden" (M. Chevalier). Doch liegt auch hier das Uebel nicht darin, daß zu viel Concurrenz wäre, sondern es ist umgekehrt auf der einen Seite zu wenig Concurrenz. Ueberall ist der conträre Gegensatz von Concurrenz eben nur Monopol, d. h. „Besteuerung der Betriebsamkeit durch die Indolenz, wol gar die Raubsucht. Schutz gegen Concurrenz ist gleichbedeutend mit Entbebung von der Nothwendigkeit, ebenso fleißig und geschickt zu sein wie andere Leute" (J. S. Mill). Ein völlig genügender Schutz dieser Art wird selbst die Bessern, die etwas erreicht haben, nur allzu leicht zum Stillstehen, d. h. Rückwärtsgehen verführen. Daß die freie Concurrenz eine Art von Krieg zwischen den Menschen als Producenten hervorruft, ist sicher; dafür aber macht sie die ganze Menschheit als Consumenten zu einer gleich interessirten Gesellschaft.

Wir müssen, so schwer es uns ankommt, von dem interessanten Buche scheiden, können dies jedoch nicht, ohne wenigstens noch auf einen für unsere Zeit und ihre häufig verworrenen Ansichten von dem Fortschritt oder Rückschritt des Culturlebens besonders beherzigenswerthen Abschnitt hinzuweisen. Es ist der über den Luxus, dessen Geschichte in kurzen, aber scharfen Zügen entworfen und der in seinen Gegensätzen als gesunder und ungesunder, löblicher und tadelnswerther Luxus treffend charakterisirt wird. Der falsche oder Scheinluxus findet sich hauptsächlich bei halbcultivirten Völkern, und es ist unrichtig, wenn man das Ausarten des Wohllebens in bloßen Schein als eine Folge der Civilisation darstellt, wie wol bisweilen geschieht. In Rußland findet man, wie der Verfasser anführt, zahllose Porzellanservice, üppig und überladen vergoldet und bemalt, aber voll Blasen im Stoff, die Töpfe schief u. s. w.; reich damascirte Messer, vergoldete Lichtscheeren, aber nichts recht passend, die Charniere lahm, Alles unsolid und zerbrechlich. Der Luxus blühender Völker dagegen ist mehr auf wirklichen, gesunden und geschmackvollen Lebensgenuß als auf unbequemen Prunk gerichtet. Dies Bestreben wird vortrefflich charakterisirt durch den Ausdruck Comfort, wie denn überhaupt diese Art von Luxus am schönsten in England entwickelt ist. Sie ist mit Sparsamkeit verbunden, erscheint sogar häufig als Rückkehr zu der früher verlassenen Natürlichkeit. So haben die englischen Gärten den steifen französischen Stil verdrängt, so verschmäht die neuere Mode den lästigen und unschönen Putz der Allongenperücken, des Puders u. s. w. An die Stelle des gestickten Kleides und des Tressenhutes ist der einfache bürgerliche Frack und der runde Hut getreten. Weil Jedermann beim Ankauf seiner Geräthschaften mehr auf den wahren Gebrauch als auf die Ehre des Alleinbesitzes achtet, kann der Gewerbfleiß seine Producte in viel größerer Masse nach demselben Modell verfertigen, also zu gleichem Preise viel Besseres erzielen. Auch hat die neuere Industrie eine Menge wohlfeiler Ersatzmittel für kostbare Prunkgegenstände aufgebracht, plattirte Waaren, Argentan, Baumwollsammet u. s. w. Dazu die vielen Stahlstiche, Lithographien, Gypsabgüsse, galvanoplastischen Werke u. s. w., die so äußerst wohlthätig auf die ästhetische Volksbildung eingewirkt haben. Die Häuser in England sind verhältnißmäßig klein, aber bequem und sauber. Der heilsame Luxus, die schöne Jahreszeit auf dem Lande hinzubringen, ist außerordentlich verbreitet. Man legt mehr Werth auf feines Linnenzeug als auf Spitzen, mehr Werth auf wenige, aber kraftvolle Fleischgerichte als auf eine Menge Saucen und Confitüren. Ganz besonders findet sich der Luxus der Reinlichkeit mit seinen geistig und körperlich so wohlthätigen Folgen eigentlich nur bei wohlhabenden und hochcultivirten Völkern. Wie schon früher in Holland, so ist er gegenwärtig in England aufs höchste entwickelt.

Man wird uns die Ausführlichkeit verzeihen, mit welcher wir das Roscher'sche Buch besprochen haben; sie war geboten durch die Reichhaltigkeit wie durch den innern Werth desselben. Um so kürzer werden wir uns in Betreff der nächstfolgenden Schriften fassen können. Die von Reichenbach (Nr. 2) scheint uns nichts zu sein als ein Abklatsch Proudhon'scher Ideen, wir wissen nicht recht, ob in der Form eines bloßen Auszugs oder einer wirklichen Uebersetzung. Gewiß ist, daß etwas Neues uns hier nicht geboten wird, und da der Proudhon'sche Standpunkt und seine Art, mit den volkswirthschaftlichen Begriffen dialektische Jongleurkünste vorzunehmen, alles Gegebene kritisch aufzulösen, ohne eigentlich etwas Anderes an die Stelle zu setzen, hinlänglich bekannt sein dürften, so wollen wir uns bei einer Analyse dieser bloßen Wiederholung derselben Kunststücke nicht aufhalten.

Das kleine französische Büchelchen über Nationalökonomie, welches einen Belgier zum Verfasser hat (Nr. 3), macht auf Neuheit und Originalität keinen Anspruch, sondern will nur, wie es der Titel andeutet und die Vorrede ausdrücklich erklärt, die hauptsächlichsten Begriffe der Volkswirthschaftslehre in methodischer Aufeinanderfolge und in klarer, leicht faßlicher Darstellung wiedergeben. Das ist denn auch mit der Gewandtheit der Form, welche der französischen Literatur dieses Fachs eigen, und mit jener Freiheit und Unbefangenheit nationalökonomischer Anschauung geschehen, zu welcher den Belgier das so kräftig und allseitig entwickelte Gewerbsleben seines eigenen Volks anleitet. Da wir in Deutschland an kurzen und populären Darstellungen dieser Art keinen Ueberfluß haben, so ist Denen, welche, ohne Männer von Fach zu sein, dennoch sich für die Fragen der Nationalökonomie interessiren und über deren wichtigste Grundsätze gern Belehrung suchen, das Schriftchen als eine leichte und angenehme Lectüre zum Selbststudium wohl zu empfehlen.

Die „Naturgeschichte der Arbeit" von Besser (Nr. 4) könnte uns durch diesen ihren Titel glauben machen, daß wir es hier, wie bei dem Buche von Roscher, mit einem Erzeugniß der physiologischen Methode der Nationalökonomie zu thun hätten, und das beigefügte Motto: „Armuth oder Arbeit", erregt unser Interesse in noch höherm Grade, indem es auf eine der brennendsten Fragen der Gegenwart hindeutet. Allein das Eine [illegible]

Andere läuft leider auf eine Enttäuschung hinaus. Von der physiologischen Methode, wie wir sie bei Roscher kennen lernten, hat der Verfasser dieses Buchs wenig oder gar nichts, weder die unbefangene und allseitige Anschauung des geschichtlichen Entwickelungsgangs der volkswirthschaftlichen Culturthätigkeit, noch die Selbstverleugnung, bei der Heilung so vieler Schäden als wahrhaft rationeller Arzt den Heilgang und die Heilkraft der Natur in den Vordergrund zu stellen. Von der Armuth aber, ihrer Beseitigung oder Linderung — diesem wichtigsten und schwersten Probleme unserer heutigen Volkswirthschaftspflege — ist zwar ausführlich und unverkennbar im wohlmeinendsten Sinne die Rede, allein etwas Neues wird dennoch zur Lösung dieses Problems nicht beigetragen, vielmehr wird nur gewissen eben jetzt mit großer Zuversichtlichkeit auftretenden Parteiansichten, unter Entwickelung eines scheinbar sehr gelehrten und gründlichen, in der That aber nur Bekanntes und oft Dagewesenes wiederholenden Apparats von Untersuchungen und Schlußfolgerungen, eifrigst das Wort geredet. Wir wollen unsere Leser nicht veranlassen, mit uns das ganze, ziemlich starke Buch zu durchmustern; es wird genug sein, das Schlußresultat desselben ihnen mitzutheilen, um das soeben ausgesprochene Urtheil zu bewahrheiten. Der Verfasser, von dem an sich ganz richtigen und unverwerflichen Satze ausgehend, daß Verarmung da entstehe, wo der Zuwachs der Bevölkerung außer Verhältniß trete zu der vorhandenen Summe der Existenzmittel, zerhaut den gordischen Knoten der Frage, wie da abzuhelfen sei, mit dem kategorischen Befehle, daß die vorhandene Bevölkerung sich nicht vermehren solle, solange nicht für den neuen Zuwachs auch das entsprechende Maß von Mitteln des Unterhalts vorhanden oder in sicherer Aussicht sei. Und um diesem Befehle Nachdruck zu geben, verlangt er eine Menge äußerer Beschränkungen, welche, wie er meint, dem jetzigen, allzu schrankenlosen Bevölkerungswachsthum einen wohlthätigen Zügel anlegen würden; so z. B. strenge Schließung des ländlichen Grundbesitzes, Beschränkung des Aufenthaltsrechts in den ländlichen Gemeinden, Zurückverweisung der Gewerbe vom Lande in die Städte, Wiedereinführung des Zunftzwangs und dergleichen mehr. Wie sehr eine solche Einseitigkeit, die gleichsam (um uns eines Roscher'schen Ausdrucks zu bedienen) für alle volkswirthschaftlichen Fragen ein Recept, das sogleich helfen soll, zur Hand hat, von der umsichtigen, milden und wahrhaft rationellen Weise absticht, in welcher die physiologische Methode derartige Probleme behandelt, bedarf keiner weitern Ausführung.

Ganz anderer Art als das soeben besprochene Buch ist das kleine Schriftchen (Nr. 5): „Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkte." Auf diesen 45 Seiten steht viel mehr wahre nationalökonomische Weisheit als auf den 343 Seiten jenes erstern. Der Zweck beider Schriften ist derselbe, die Lösung der Frage, wie den arbeitenden und ärmern Classen zu helfen sei; aber während Besser die Armen selbst und sie allein für ihre Armuth verantwortlich macht, wendet sich der Verfasser dieses Schriftchens vorzugsweise an die Reichen; während jener die Armen darum hart anläßt, weil sie dem obersten Triebe der Natur, dem Verlangen nach Gründung einer Familie, allerdings bisweilen etwas leichtsinnig und vorschnell, nachgeben, verlangt dieser von den Reichen lediglich einige Selbstbeschränkung in Bezug auf Genüsse, die, wie er nachweist, zum großen Theil nicht einmal wirkliche, sondern nur scheinbare, eingebildete und ihnen selbst nachtheilige sind; während jener durch künstliche Maßregeln die Production eingeschränkt und dadurch den Anreiz zum Wachsthum der Bevölkerung vermindert sehen möchte, dringt dieser vielmehr auf eine Vermehrung der Production und tadelt nur das Vorhandensein einer zu großen Menge unproductiver Arten der Consumtion. Die Kernpunkte der Schrift sind in folgenden Sätzen enthalten; zuerst S. 11: „Je mehr die Reichen und Wohlhabenden ihre unproductiven Consumtionen einschränken, umsomehr vergrößern sie ihr jährliches Einkommen, und zwar nicht auf Kosten des Arbeiterstandes, sondern zum Wohle desselben, indem sie den Arbeitslohn steigern" (denn, wie der Verfasser weiter auf S. 13 bemerkt, „nur die aus dem vermehrten Volkseinkommen hervorgehende vermehrte Nachfrage nach Arbeit kann auf die Dauer und zum Wohl des Ganzen den Arbeitslohn steigern"); ferner in der Ausführung (S. 14), daß, um eine Verminderung der Preise der ersten Lebensbedürfnisse zu bewirken (welche ebenso sehr indirect, wie das Steigen des Arbeitslohns direct, das Loos des Arbeiters verbessert), nothwendig sei, daß mehr und billiger producirt werde, welches Beides aber ebenfalls nur durch Vermehrung der Capitalien oder des allgemeinen Volksreichthums, also durch Verminderung der unproductiven Consumtion, geschehen könne. Die Verringerung der Productionskosten jener ersten Lebensbedürfnisse darf nicht erzielt werden durch Herabsetzung der Arbeitslöhne, sondern durch Vervollkommnung der Productionsart, durch Anwendung von Maschinen, Benutzung neuer Entdeckungen, Erzeugung größerer Intelligenz in dem Stande der Producirenden u. s. w. Alles dies aber verlangt zu seiner Herstellung Auslagen, also Capital, und dieses Capital ist nicht anders zu gewinnen als durch Aufsparen und productive Anlage des Aufgesparten, folglich durch Vermeidung jeder schlechthin unproductiven Consumtion. Was aber ist unproductive Consumtion? wird man fragen. Viele sind der Meinung, daß jede Consumtion, d. h. jeder Verbrauch von Arbeitsproducten, für die Arbeiter vortheilhaft sei, weil dadurch die Nachfrage nach solchen Production vermehrt werde. Der Verfasser gibt dies nur relativ zu, indem er nachweist, daß nur die productive Consumtion, d. h. diejenige, welche selbst wieder Güter oder Mittel des Genusses hervorbringe, von nachhaltig wohlthätigem Einfluß auf die Verhältnisse der Arbeiter sei, weil sie selbst wieder neue Mittel der Consumtion schaffe, während die unproductive die vorhandenen Mittel früher oder später erschöpfe. Folgendes Beispiel, welches der Verfasser anführt, wird das Gesagte deutlicher machen. Er sagt:

Wir setzen den Fall, daß für ein Einkommen von 1000 Thalern Luxusartikel bestellt werden. Es werden in diesem Fall Arbeiter ernährt, deren Arbeit 1000 Thaler werth ist, und ihre Producte werden von dem Besteller consumirt. Damit ist die Sache abgethan, das Conto der 1000 Thaler ist geschlossen; denn was die Arbeiter producirt haben und der Besteller consumirt (möge nun die Consumtion schnell oder langsam vor sich gehen), kann unmöglich von neuem einen Werth erzeugen. Vergleichen wir damit den andern Fall, wo ein Einkommen von 1000 Thalern zu einer landwirthschaftlichen Melioration verwendet wird, infolge deren ein Grundstück jährlich für 50 Thaler mehr Getreide producirt als bisher. Betrachten wir alle dabei Betheiligten, und zwar erstens den Käufer des Getreides; dieser gewinnt und verliert nichts, denn er gibt einen Werth für den andern; ferner den Eigenthümer der 1000 Thaler; dieser hat zwar von dem Capital selbst nicht den Genuß gehabt wie im ersten Fall, aber er hat sein jährliches Einkommen um 50 Thaler vermehrt, er verschafft sich entweder einen jährlichen Genuß im Werthe von 50 Thalern, oder verwendet sie wieder zu productiven Ausgaben, um sein Einkommen noch mehr zu vergrößern. Betrachten wir endlich die Arbeiter, so sind durch die landwirthschaftliche Melioration ebenso wie im ersten Falle Arbeiter ernährt worden, deren Arbeit mit 1000 Thalern bezahlt wurde; da sich aber das jährliche Einkommen des Capitalisten um 50 Thaler vermehrt hat, so mag er diese 50 Thaler verwenden, wozu er will, zu productiven oder unproductiven Consumtionen, immer muß er für 50 Thaler Producte kaufen. Es werden also jährlich für 50 Thaler mehr Arbeiter gesucht als bisher, die Concurrenz der Arbeiter nimmt ab und ihr Arbeitslohn muß steigen.

Ist der Verfasser also wol überhaupt gegen jede Art von Luxus, d. h. gegen jeden Lebensgenuß, welcher nicht unmittelbar wieder einen reellen Gewinn zur Folge hat? Keineswegs. Schon aus dem Grunde nicht, weil viele Arten des Lebensgenusses, wenn sie auch nicht unmittelbar productiv wirken, doch indirect der Production Vorschub leisten, indem sie die productive Kraft der Menschen wieder anfrischen und beleben. Der Verfasser sagt:

Jeder Mensch hat das Recht, soweit sein Einkommen reicht, nicht blos seine unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, sondern auch diejenigen Genüsse sich zu verschaffen, welche nothwendig sind, um dem Körper und dem Geiste Erholung von den vorangegangenen Berufsarbeiten zu gewähren und beide zu den neuen Berufsarbeiten zu stärken.

Was er verlangt, ist nur, daß die Grenze der naturgemäßen, nothwendigen und deshalb erlaubten Genüsse innegehalten werde, daß man nicht mehr auf solche Genüsse verwende, als der oben angegebene Zweck derselben erfodert und das Maß des Einkommens eines Jeden gestattet. Als unerlaubte Consumtionen betrachtet er dagegen 1) alle die, welche die Gesetze der Moral verletzen (z. B. die Prostitution, die auch vom wirthschaftlichen Standpunkte aus darum so verwerflich sei, weil sie eine Menge Kräfte der productiven Arbeit entziehe, die auf solche verwendet werden würden, wenn die Verführung zu jener Art von Gelderwerb nicht vorhanden wäre); 2) solche, die weder ein wirkliches Bedürfniß befriedigen, noch auch dem Consumenten einen wirklichen Genuß verschaffen (z. B. das Innehaben einer Wohnung, die größer ist, als für den eigentlichen Bedarf nöthig, die Verschwendung von Brennmaterial über das Bedürfniß der Erwärmung hinaus); 3) solche, bei denen der an sich erlaubte Genuß durch zu häufige Wiederholung seinen Reiz verliert, also in Wirklichkeit kein Genuß mehr ist (was nicht blos beim Essen und Trinken, sondern auch bei den Genüssen der Geselligkeit, der Kunst u. s. w. vorkommt); 4) solche, wo der Genuß mit den darauf verwendeten Kosten in keinem Verhältniß steht (z. B. das Veranstalten großer Gesellschaften, zu denen man nicht durch seine Stellung genöthigt ist und bei denen man das beabsichtigte Vergnügen weder selbst findet, noch den Andern bereitet; das Halten von Luxuspferden, wenn man diese so selten benutzt, daß man denselben Genuß auf andere Weise sich billiger verschaffen könnte, u. s. w.); 5) alle Genüsse der bloßen Eitelkeit, wohl zu unterscheiden von den unvermeidlichen sogenannten Anstandsbedürfnissen. Es ist ein nicht genug zu beherzigendes Wort, welches hierbei der Verfasser ausspricht:

Nichts Verderblicheres gibt es als die immer weitere Ausdehnung des Begriffs der Anstandsbedürfnisse; in ihrer raschen Progression steckt ihnen das Einkommen keine Grenze; sie verschlingen auch das Capital. Die Zahl der kleinen Vermögen nimmt immer mehr ab, die Massenarmuth wird immer größer, die mittlern und großen Vermögen folgen nach, und ein Capital nach dem andern wird der nützlichen, ja der unentbehrlichsten Production entzogen, um den Lüsten der Wenigen zu fröhnen, welche den allgemeinen Schiffbruch überleben. Auch bei uns dehnt sich der Bedürfnißkreis der höhern Classen immer mehr aus, während die Anzahl der Vermögenden immer kleiner wird und Diejenigen, welche den Wettkampf nicht aushalten vermögen, scharenweise ausgestoßen werden und die Reihen des Proletariats vermehren.

Der Verfasser ist weit davon entfernt, für alle Classen der Gesellschaft ein gleiches Maß oder dieselbe Art von Genüssen zu verlangen. Die verschiedenen Arten von Berufsarbeiten, die verschiedenen Grade der Bildung verlangen, das gibt er zu, auch verschiedene Arten von Genüssen; wenn aber die höhern Berufs- und Bildungsclassen auf „feinere Genüsse" Anspruch machen, und diese feinern Genüsse nur darin bestehen sollen, daß ein überflüssiger Prunk zur Schau getragen oder in Genüssen geschwelgt wird, die weder zur Bildung des Geistes noch zum eigentlichen Behagen des sinnlichen Lebens etwas beitragen, so ist ein solcher Luxus nach des Verfassers Ansicht — und wer möchte ihm darin Unrecht geben? — nicht wohl zu billigen. Denn wir müssen immer bedenken, wie viel durch eine solche unproductive Consumtion den niedern Classen entzogen wird, und um wie viel ersprießlicher für beide Theile, den genießenden wie den arbeitenden, ein edlerer, vernünftigerer, mehr auf das Reelle gerichteter Luxus sein würde.

Wie man sieht, finden sich hier so ziemlich dieselben Ideen wieder, welche wir in dem Roscher'schen Buche über die verschiedenen Arten des Luxus und ihren Werth oder Unwerth antrafen. Diese Uebereinstimmung des unbekannten Verfassers mit einer anerkannten nationalökonomischen Autorität verleiht jedenfalls seinen Worten ein verdoppeltes Gewicht.

Wir dürfen nicht vergessen hinzuzufügen, daß der Verfasser nicht blos bei dem Einzelnen, sondern auch bei dem Gemeinwesen, dem Staate, eine erlaubte und eine unerlaubte

Consumtion unterscheidet, daß er jede Verwendung des öffentlichen Einkommens für andere als erlaubte und vernünftige Zwecke auf das strengste und unumwundenste tadelt. Zu den unerlaubten Verwendungen des öffentlichen Einkommens rechnet er: 1) diejenigen, durch welche die Rechte anderer Staaten verletzt werden, also z. B. Eroberungskriege; 2) solche, welche nur zu Gunsten einzelner Staatsangehörigen oder einzelner Classen derselben stattfinden, z. B. Schutzzölle; 3) solche, welche nur den Stolz und die Eitelkeit der Regierenden befriedigen, z. B. unnöthigen und übertriebenen Luxus der Hofhaltung, den man vergebens durch das Vorgeben zu beschönigen suche, daß das ausgegebene Geld doch im Lande bleibe, oder daß durch die kostspieligen Bauten, Kunstsammlungen u. s. w. die Residenz und das ganze Land geschmückt werde; 4) solche, bei denen mehr Kosten aufgewendet werden, als nothwendig sind, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Der Verfasser sagt:

Jede öffentliche Consumtion zerstört einen Werth, der zur Vermehrung des Volkseinkommens, des allgemeinen Wohlstands beitragen konnte; sie ist ein Opfer, das nur gerechtfertigt werden kann, wenn die unvermeidlichen Nachtheile von den Vortheilen überwogen werden und diese Vortheile nicht anderweit billiger zu erlangen sind. Wenn dieses Maß an die öffentlichen Ausgaben gelegt wird, so würden gewiß in den meisten Zweigen des Staatsdienstes Ersparnisse eintreten können. Unsere so unendlich complicirten künstlichen Staatsmaschinen gewähren allerdings manche Vortheile, die wir bei einem einfachern Mechanismus entbehren müßten; aber oft sind diese Vortheile so gering im Verhältniß zu ihren Kosten, daß sie durch die Nachtheile mehr als aufgewogen werden. Solcher Vortheile würden wir uns also füglich entschlagen müssen. Manche Regierungen sind aber nur allzu geneigt, Alles in ihre schützende Hand zu nehmen, auch die kleinsten Uebelstände verhüten zu wollen, selbst wenn die Kosten größer sind als die beseitigten Uebel. Um solche Vielregiererei zu verhindern, dazu gehört vor allem, daß jede Consumtion für ein wirkliches Uebel angesehen und nicht mit leeren Phrasen beschönigt werde.

Zum Schluß richtet der Verfasser ein Wort ernster Mahnung an die Reichen. Er sagt:

Es muß Reiche geben, denn ohne große Capitalien in den Händen Einzelner würden wir in die Barbarei zurücksinken, ohne sie würden viele große, nützliche Unternehmungen unterbleiben, welche weder vom Staat noch von Actiengesellschaften so zweckmäßig ausgeführt werden könnten. Aber es ist keine Nothwendigkeit, daß weit über die Hälfte eines Volks bei schwerer Körperarbeit kaum soviel erwirbt, um die niedrigste Nothdurft des Lebens zu befriedigen. Wenn der Mensch nur als Lastthier gebraucht wird, so darf man sich nicht wundern, wenn er verthiert. Es ist eine bittere Wahrheit, aber sie muß gesagt werden: vor allem Andern hat das Uebermaß unproductiver Consumtion das Wohl des Arbeiterstandes untergraben und das Proletariat verschuldet. Es ziemt sich schlecht für die höhern Classen, sich zu Sittenrichtern der niedern aufzuwerfen und über die zunehmende moralische Verderbniß derselben zu declamiren. Zieht erst den Balken aus euern Augen, ehe ihr die Splitter Anderer verurtheilt! Vor den Augen der untern Classen breitet ihr euern Luxus aus, schwelgt in allen erdenklichen Genüssen und verdammt hinterher Diejenigen als Verbrecher, deren Lüsternheit ihr erregt habt, und die oft nichts verlangten, als ihren Hunger zu stillen. Ihr geht fleißig in die Kirchen, besonders zu den Predigern, welche euch von der grundlosen, immer mehr zunehmenden Schlechtigkeit der menschlichen Natur erzählen; eure Herzen strömen über vor Rührung, ihr erinnert euch wol auch eurer eigenen Schwächen, aber was ihr mit nach Hause nehmt, das ist der Glaube an die große Schlechtigkeit Anderer.

Reichthum in den Händen Einzelner ist eine Nothwendigkeit zum Gedeihen des Ganzen, aber es ist keine Nothwendigkeit, daß Einzelne ihr großes Einkommen verschwenden, damit viele Andere bei zu geringem Einkommen hungern. Wenn von den Verwaltern des Privat- oder öffentlichen Einkommens der unselige Irrthum erkannt werden wird, als ob es ein Verdienst sei, nur Geld unter die Leute zu bringen, wenn die Wahrheit durchgedrungen sein wird, daß sie durch diese Art von Geldausgeben nicht allein den Zuwachs ihres Vermögens hemmen, sondern auch das Aufblühen des Arbeiterstandes verhindern, dann werden auch die erkünstelten Bedürfnisse immer seltener werden. Jetzt müssen die höhern Classen einen Theil ihres Einkommens freiwillig oder gezwungen opfern, um der Noth in den niedern Classen zu steuern und damit der Staat sie gegen die Massen des Proletariats schütze. Sie müssen Armenanstalten, Gefängnisse, Polizei und Militär unterhalten, und von Jahr zu Jahr werden diese Opfer immer größer, anstatt daß sie von Jahr zu Jahr sich vermindern würden, wenn den niedern Classen die Mittel, zum Wohlstande zu gelangen, gewährt würden.

Je länger wir bei dem eben besprochenen Schriftchen seiner Wichtigkeit wegen verweilt haben, desto schneller können wir abermals über einige andere hinweggehen. Die „Streifzüge in das Gebiet der Nationalökonomie" (Nr. 6) sind eine ganz wohlmeinende und verständige Arbeit, aber sie streifen so sehr an der Oberfläche der Gegenstände hin, mit denen sie sich beschäftigen, und geben so wenig eine auch nur annähernd erschöpfende Lösung der Fragen, an deren Erörterung sie sich wagen, daß man bei aller Anerkennung der guten Absicht des Verfassers dennoch nach Durchlesung des kleinen, höchst elegant ausgestatteten Büchleins kopfschüttelnd fragt, was eigentlich damit für die Wissenschaft oder das Leben gewonnen sei. Und diese Frage sollte sich wirklich heutzutage ein Jeder, der etwas zu schreiben unternimmt, recht ernstlich vorlegen, ehe er das Geschriebene veröffentlicht; denn die Zeit, die auf das Durchlesen solcher Schriften, welche schlechterdings nichts Neues bringen und daher den Leser nicht fördern, verwendet wird (und wäre es nur die Zeit eines unglücklichen Recensenten, der zum berufsmäßigen Durchlesen derselben verdammt ist), gehört sicherlich zu den allerunproductivsten Consumtionen.

Wir kommen jetzt zu einigen Schriften, die ein specielles Gebiet der volkswirthschaftlichen Thätigkeit behandeln, das Handwerk. Auch hier finden wir zwei diametral entgegengesetzte Richtungen vertreten. Die eine findet das Heil dieses Gewerbszweigs in einer fortgesetzten oder wiederhergestellten Bindung der gewerblichen Thätigkeit, die andere dagegen in deren immer größerer Entfesselung, jene in der Erhaltung des corporativen Verbandes, diese in der Ersetzung desselben durch die freie Association. Das Schriftchen „Das Handwerk und die Zünfte in der christlichen Gesellschaft" (Nr. 7) schildert das Innungswesen in jenem romantischen Lichte mittelalterlicher Herrlichkeit, welches man jetzt von gewissen Seiten her so gern wieder über alle Verhältnisse des Volks- und Staatslebens ausbreiten möchte, als ein Erzeugniß des christlichen Geistes und einen Hebel christlich-sittlicher Ehrbarkeit. Der

Verfasser beklagt den Verfall der alten corporativen Verbände und ist der Ueberzeugung, daß das Wesen derselben, jenes „christliche Band zwischen dem Mann und seinem Werk, daß er sich diesem, das vor ihm dagewesen, das ihn mit seiner Wohlthat empfangen und gezeitigt, als Diener verpflichtet fühle, daß er aber auch, wie er ihm seinen Schweiß widme, damit an seiner Stelle dem Gemeinwesen die Handreichung thue, als Herr derselben wisse (?), darin den festen Grund und Mittelpunkt aller seiner Rechtsansprüche in Haus, Gemeinde und Staat besitze", einer Wiederstellung, mit Anpassung an die dermaligen Gewerbsverhältnisse, wohl fähig sei. Er kann nicht glauben, „daß Gemeinschaften, welche die äußere Existenz ihrer Genossen sichern und steigern und zugleich die Summe ihrer Persönlichkeit treffen, sie an ihrem unsterblichen Theile ergreifen, das Handwerk und die Arbeit von heute entwachsen sei". „Die beiden in der Gegenwart gleich nöthigen Grundformen der Corporation und der Association, die Arbeitsherrschaft in ihren vielfältigen Unterscheidungen je nach dem Grade der Selbständigkeit und rechtlichen Vertretung der Gehülfen gegenüber dem Herrn, je nach dem Dasein genossenschaftlicher Bande und Gliederungen unter ihnen selbst", alles Dies soll, nach des Verfassers Meinung, „vom rechten Geiste geläutert, eine viel größere Menge von Stellungen gewähren, von denen aus sich Leben und Beruf in Eins zusammenschließen lasse, als das alte Handwerksleben sie kannte"; „die Nothwendigkeit, sich einem dieser Organe anzuschließen, könne viel besser als ehedem das Drückende des Zwangs vermeiden und mit einer weitgehenden Berücksichtigung individueller Neigungen und Fähigkeiten wohl zusammen bestehen".

Es ist eine beinahe allen Schriften dieser Richtung gemeinsame, keineswegs empfehlende Eigenschaft, daß sie sich in vagen, unklaren und vieldeutigen Ausdrücken bewegen, anscheinend eine Perspective ganz neuer und eigenthümlich fruchtbarer Lebensgestaltungen eröffnen, aber Den, welcher dem Einzelnen genauer nachfragt, ohne befriedigende Auskunft lassen und nur wieder mit ebenso unbestimmten Phrasen abfertigen. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Wenn man Formen, die unter ganz bestimmten Verhältnissen entstanden und auf diese berechnet waren, auf ganz anders geartete Verhältnisse anzuwenden suchte, wenn man die Freiheit und den Fortschritt aufheben und doch den Schein haben will, sie beizubehalten, so kann man nicht wohl anders als unklar sein. Nirgends aber ist Klarheit nothwendiger als auf dem Gebiete volkswirthschaftlicher Ideen, und nirgends bewährt sich so wie hier der alte Spruch, daß Einfachheit das Kennzeichen der Wahrheit sei. Alles Künsteln und Experimentiren mit angeblich tiefsinnigen, aber nicht klar zu formulirenden nationalökonomischen Begriffen, alles Vermischen verschiedener Zeiten und Entwickelungsformen volkswirthschaftlicher Cultur hat sich jederzeit in der Wissenschaft als unstichhaltig und im Leben als unfruchtbar, ja gefährlich erwiesen. Was man auch sage, die Corporation, wie sie die dem mittelalterlichen Gewerbsleben angemessenste Form war, ist dieses nicht mehr für das heutige. Der Zwang, die Ausschließung, das Monopol, unabtrennbare Attribute des corporativen Innungswesens, sind mit der freien Entwickelung, welche die Seele der modernen Gewerbsthätigkeit ist, unverträglich. Das Princip der Einigung allerdings, zur Förderung der Einzelthätigkeit, zur Abwendung von Gefahren und zur Ueberwindung von Hindernissen, welchen diese allein nicht gewachsen ist, dieses Princip lebt fort und wird immer fortleben, weil es der nothwendige, ergänzende zweite Pol zu dem Princip der Individualität, der Selbständigkeit der Einzelnen ist. Allein die dem gegenwärtigen Standpunkte unsers Gewerbwesens und unserer allgemeinen Bildung entsprechende Form dafür ist nicht mehr die der Corporation, sondern lediglich die der Association. Wir freuen uns, diese Wahrheit, die unter den unbefangenen Kennern und Bearbeitern der Nationalökonomie nachgerade die Geltung eines Axioms erhalten hat, in zweien der hier vorliegenden Schriften mit Schärfe und Klarheit entwickelt und mit gesundem, praktischem Takte angewendet zu sehen. Die „Briefe zweier Handwerker" (Nr. 8) verdanken ihr Entstehen selbst dem Vorhandensein und der praktischen Verwirklichung jenes Princips gewerblicher Association. Ein Verein deutscher Handwerksmeister, Schneider, der unter dem Namen „Deutsche Bekleidungsakademie" besteht, hatte einen Preis von 100 Dukaten für die beste Bearbeitung der Frage ausgesetzt, wie Magazine fertiger Arbeiten, zunächst Kleidermagazine, einzurichten und zu beschränken seien, um dem öffentlichen Verkehr alle möglichen Vortheile zu bieten, ohne doch das Kleingewerbe in Nachtheil zu bringen und die Arbeitskraft unverhältnißmäßig zu entwerthen. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens, welchem der Preis zuerkannt ward, hat von der aufgeworfenen Frage Veranlassung genommen, die Handwerkerverhältnisse im Allgemeinen einer eingehenden Erörterung zu unterwerfen, die Vortheile und Nachtheile der beiden sich bekämpfenden Richtungen des Innungswesens und der Gewerbfreiheit gegeneinander abzuwägen, ganz besonders aber Wesen und Werth der Association, as des natürlichen Mittels zur Unterstützung und Regelung der gewerblichen Einzelthätigkeit, näher zu entwickeln. Dabei hat das Schriftchen noch den Vorzug, durch seine Form dem Verständniß und Interesse auch des nicht fachgelehrten, nur einigermaßen gebildeten und denkenden Handwerkers unmittelbar nahe zu treten. Der Verfasser hat nämlich seine Betrachtungen in die Form eines Briefwechsels zwischen zwei jungen Handwerkern gekleidet, von denen der eine die Verhältnisse seines Standes von dem bei uns gewöhnlichen und hergebrachten Gesichtspunkte des innungsmäßigen Betriebs ansieht, der andere, in Paris lebend und mit den dortigen gewerblichen Zuständen vertraut, ganz andere, freiere Anschauungen zu dem gegenseitigen Gedankenaustausche mitbringt. Zwar geht der Verfasser bei Behandlung der kitzlichen Frage: ob Innungszwang oder Gewerbfreiheit? sehr behutsam und gemäßigt zuwerke; er mochte wol, und nicht ohne Grund, die Befürchtung hegen, daß durch ein allzu entschiedenes

Auftreten gegen die in Bezug auf diesen Punkt bei einem großen Theile des Handwerkerstandes (insbesondere in des Verfassers speciellem Vaterland Sachsen) noch herrschenden und tiefgewurzelten Vorurtheile er seiner Schrift von vornherein jeden Eingang und Einfluß in diesen Kreisen abschneiden würde; daher spricht er nur von einer „lebensfrischen Umgestaltung des Innungswesens", einer Beibehaltung gewisser Formen des bisherigen Zunftlebens und gewisser Garantien der persönlichen Geschicklichkeit und moralischen Befähigung aller Gewerbsgenossen; allein seinen eigentlichen Ansichten nach steht er doch wesentlich auf der Seite des Princips der Gewerbfreiheit, denn er will „jede exclusive Richtung der Handwerker eines Orts andern Arbeitern und dem Publicum gegenüber vermieden wissen". Höchstens kann man eine kleine Inconsequenz oder Unklarheit darin finden, wenn der Verfasser trotz dieser Abweisung jeder Exclusivität dennoch die Ausübung des Gewerbebetriebs von gewissen persönlichen Garantien abhängig machen will.

Der Hauptzweck des Schriftchens ist, wie schon erwähnt, die Entwickelung der Idee der Association in ihrer Anwendung auf die speciellen Verhältnisse der Handwerker und insbesondere der Schneider. Als eine der fruchtbarsten dieser Anwendungen betrachtet der Verfasser die Gründung gemeinschaftlicher oder sogenannter Innungsmazine, in denen die einzelnen Mitglieder eines Gewerbes ihre vorräthigen Waaren ausstellen und welche dazu dienen sollen, den Verkauf dieser Arbeiten zu erleichtern, Zeit, Arbeit und Geld zu sparen, namentlich aber den weniger bemittelten Gewerbsgenossen bei dem Absatz ihrer Producte Vorschub zu leisten. An derartige Einrichtungen sollen sich dann, gleichwie an einen Kern oder Mittelpunkt, noch mancherlei andere Arten der Association anschließen, Krankenunterstützungskassen, Credit- und Sparvereine, gemeinsame Ankäufe von Rohstoffen, Sammlungen von Modellen zur Förderung der gewerblichen Technik und dergleichen mehr. Näher auf das Einzelne einzugehen, müssen wir uns versagen, möchten aber das kleine Schriftchen allen Denen, welche sich für die so wichtige Frage der Associationen und für die Zustände unsers Handwerkerstandes interessiren, als ein in vieler Beziehung lehrreiches und anregendes angelegentlich empfehlen.

Was hier theoretisch entwickelt ist, das hat der Verfasser des „Associationsbuch für Handwerker" (Nr. 9), der bekannte ehemalige Abgeordnete zur preußischen Nationalversammlung, Rechtsanwalt Schulze in Delitzsch, nach vielen Seiten hin in seinen nächsten Kreisen mit lobenswerthem Eifer bereits verwirklicht, und das genannte, von ihm veröffentlichte Buch ist eigentlich nur eine Art Rechenschaftsbericht von Dem, was theils unter seiner unmittelbaren Leitung, theils auf von ihm gegebene Anregung ins Leben getreten ist und sich als lebensfähig bewährt hat. Der Verfasser theilt nicht blos im Allgemeinen die Einrichtung der von ihm ins Leben gerufenen mancherlei Handwerkerassociationen mit, sondern geht dabei auf das allergenaueste Detail ein, indem er die Statuten, die Rechnungen, den ganzen Geschäftsbetrieb und die praktischen Resultate der einzelnen bis auf das Kleinste vorlegt, so zwar, daß dadurch sowol der Eifer zur Nachahmung Dessen, was sich hier als gelungen und wohlthätig ausweist, angeregt, als auch die Ausführung eines solchen Entschlusses durch die Darbietung ganz bestimmter, auf die gegebenen Verhältnisse mit geringer Mühe anzuwendender Modelle außerordentlich erleichtert wird. Die geschilderten Associationen bezwecken theils die Herbeiführung besserer und billigerer Productions- und Vertriebsverhältnisse für die betreffenden Gewerbsgenossen, theils eine Verwohlfeilerung der Consumtion durch gemeinsame Beschaffung der nothwendigen Bedürfnisse.

Wo die Thatsachen so offenkundig wie hier für die Richtigkeit eines Princips sprechen, da, sollte man meinen, müßte ein solches Princip überall Anerkennung und entgegenkommende Unterstützung finden, und wenn dem gleichwol nicht so ist, so kann dies seinen Grund nur entweder in einem bedauerlichen Mangel richtiger volkswirthschaftlicher Anschauungen oder in dem nicht minder bedauerlichen Hereinspielen politischer Vorurtheile in diese volkswirthschaftlichen Verhältnisse haben.

Die letzte der in der Ueberschrift angeführten Schriften gehört zwar im strengsten Sinne nicht zur volkswirthschaftlichen Literatur, schlägt aber doch mittelbar in dieselbe ein, indem sie eine Bahn betritt, deren Verfolgung auch für die Verbreitung einer tüchtigen volkswirthschaftlichen Bildung nicht geringe Förderung verspricht. Der Verfasser dieser „Geschichte der Arbeit und Cultur" (Nr. 10), bereits rühmlich bekannt als pädagogischer Schriftsteller durch sein vor wenigen Jahren erschienenes Buch „Naturfoderungen an Erziehung und Unterricht", beschäftigt sich hier speciell mit einem Zweige des Unterrichts, der Geschichte. Er geht davon aus, daß der Geschichte eine hervorragende Stelle im Organismus des Unterrichs gebühre, daß dieselbe aber, um diesen Platz recht auszufüllen, anders als bisher behandelt werden müsse. Was er damit meint, hat der Verfasser in den folgenden Sätzen zusammengefaßt:

Lange schon hat die Geschichte einen Platz im Unterricht behauptet, aber welche Geschichte? Nicht die Geschichte, welche den stillen und friedlichen Lebenskreis durch Arbeit und Ringen der geistigen Kräfte der Menschen bereitet hat, sondern die Geschichte des entfesselten Ehrgeizes und der blutigen Thaten, welche Staaten zerstört und gegründet, Völker zertreten und gefesselt haben. Eine solche Vergangenheit hat aber auf den Lebenskreis der Schüler nur einen sehr geringen und sehr mittelbaren Einfluß ausgeübt.

Soll die Geschichte die Jugend zur Nachahmung ausgezeichneter Persönlichkeiten anreizen und auffodern, so ist die Geschichte des menschlichen Ehrgeizes und blutiger Thaten sehr wenig geeignet, Kinder zu friedlichen und geistig strebenden Bürgern zu erziehen. Bei dem Unterricht in einer solchen Geschichte erscheinen dem aufstrebenden Knaben nur siegreiche Feldherren und Krieger als große Männer; vor diesen Götzen steht er entweder trostlos, weil sie ihm unerreichbar erscheinen, oder er tritt mit dem Vorsatz ins öffentliche Leben, nach dem Beispiel seiner Vorbilder ein Verheerer von Menschenglück und Volkswohlfahrt zu werden. Nicht aber so; sondern die Ju-

gend unsers Volks soll sich begeistern für die Entwickelung und Förderung friedlicher Einrichtungen und geistiger Errungenschaften, und dazu kann und soll die Geschichte anleiten, wenn sie die friedlichen und geistigen Entwickelungen in der Menschheit in dem Vordergrunde ihrer Gemälde auftreten läßt.

So bin ich denn zu der Ueberzeugung gedrängt worden, daß das Lebensbedürfniß von dem allgemeinen Schulunterricht die Geschichte als zwei Unterrichtsgegenstände geschieden verlangt, nämlich als Völker- und Staatengeschichte und als Geschichte der Arbeit und der Cultur.

Für diese letztere Art von Geschichtsunterricht ein Material und einen Leitfaden zu liefern, ist nun eben Zweck der vorliegenden Schrift.

Man wird dem Gedanken des Verfassers die Berechtigung eines zeitgemäßen und praktischen nicht versagen können. Das heranwachsende Geschlecht mit Dem bekannt zu machen, was unmittelbar in den Kreis seiner täglichen Lebensbedürfnisse und Lebensanschauungen oder seiner künftigen Berufsthätigkeit fällt, muß mindestens für ebenso nützlich und bildend erachtet werden wie die Unterweisung desselben in der Geschichte aller möglichen Reiche der Alten und Neuen Welt. Mögen immerhin manche Leute über Materialisirung des Unterrichts schreien und behaupten, daß zur wahren Bildung jugendlicher Gemüther nur ein durchaus ideales Unterrichtsmaterial tauge, die Erfahrung und eine ihre Stellung zum Leben unbefangen würdigende Pädagogik sprechen einer solchen einseitigen, auf die praktischen Bedürfnisse des Lebens vornehm herabsehenden Doctrin unerbittlich das Urtheil und vereinigen sich in der Anerkennung der Nothwendigkeit einer Berücksichtigung alles Dessen auch im Jugendunterricht, was im Leben der Erwachsenen sich als ein einflußreiches Moment geltendmacht. Dahin gehören aber heutzutage vor allem die volkswirthschaftlichen und überhaupt die Culturinteressen, die materiellen so gut wie die geistigen. Wir können auch nicht zweifeln, daß eine solche Geschichte der Arbeit und Cultur, recht vorgetragen, für die Gemüther der Jugend ebenso viel, wenn nicht noch mehr Anziehendes und Fesselndes haben müsse als die Geschichte von Kaisern und Königen, Schlachten und Staatsactionen, und gern glauben wir der Versicherung des Verfassers, der diese Erfahrung bereits praktisch an seinen Schülern gemacht haben will. Die vorliegende Schrift betrachten wir als einen ersten Versuch, dieser neuen Richtung im Unterrichtswesen Bahn zu brechen. Wie jeder erste Versuch, mag sie zu manchen Ausstellungen Anlaß bieten und die gewünschte Vollständigkeit in der Ausführung der Idee hier und da noch vermissen lassen; nichtsdestoweniger verdient der Verfasser unsern Dank sowol dafür, daß er überhaupt einen solchen Versuch unternommen hat, als auch für Das, was er gegeben. Denn in der Hand eines geschickten und für den Gegenstand begeisterten Lehrers kann auch dieses schon ein schätzbarer Leitfaden und Rahmen für die Einordnung eines reichern culturgeschichtlichen und volkswirthschaftlichen Materials werden. Der Verfasser beginnt mit einer geschichtlichen Darstellung des Ackerbaus, seiner verschiedenen Entwickelungsformen, seiner Förderungsmittel und seiner Hindernisse. Er schildert sodann die mannichfachen Arten von Verarbeitung der Ackerbauproducte zum Lebensunterhalt oder zum Genuß des Menschen, die mancherlei Erfindungen, welche hier einschlagen, z. B. in Betreff der Entzündung und Unterhaltung des Feuers u. s. w. Ebenso wie mit den Nahrungsstoffen, verfährt er dann mit der Wohnung, der Kleidung, den Geräthen, den Waffen, den Transportmitteln u. s. w.; überall weist er nach, wie die Menschheit durch das natürliche Bedürfniß und durch den Trieb der Vervollkommnung dazu gekommen sei, von den einfachsten Mitteln der Befriedigung jenes Bedürfnisses zu immer vollkommenern überzugehen. Die Geschichte der Arbeit und Cultur ist die Geschichte eines fortwährenden und immer gesteigerten Triumphs des Menschengeistes über die Natur. Der Verfasser beschränkt sich aber auch keineswegs blos auf die Geschichte der materiellen Culturbestrebungen, sondern handelt auch von den specifisch-geistigen oder ideellen Bedürfnissen des Menschen und den Mitteln ihrer Befriedigung, von Kunst und Wissenschaft, Universitäten und Schulen, Gesetzgebung und Rechtspflege, Vereinen und Anstalten gemeinnütziger Thätigkeit. Genug, dem Schüler soll durch diese Art von Geschichtsunterricht ein Bild des ganzen Culturlebens der Menschheit und insbesondere seines eigenen Volks gegeben, er soll mit dem Gefühl durchdrungen werden, daß die Aufgabe der Menschheit auf Erden in einem fortwährenden Streben nach vollkommenern und immer vollkommenern materiellen und geistigen Culturzuständen bestehe, und daß auch er dazu berufen sei und sich darauf vorbereiten müsse, dereinst in diesem allgemeinen Wettlaufe seine Stelle einzunehmen und zur Erreichung des gemeinsamen Ziels nach seinen Kräften beizutragen.

Karl Biedermann.

Ernst Willkomm's Sittenroman.

Die Familie Ammer. Deutscher Sittenroman von Ernst Willkomm. Drei Abtheilungen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. 8. 2 Thlr.

Als Goethe in den „Wanderjahren" auch das Schaffen und Wirken der industriellen Thätigkeit und insbesondere der Weberei in den Kreis des Romans zu ziehen begann, da schüttelte man von vielen Seiten bedenklich darüber den Kopf und glaubte darin nur einen Beweis von der alternden Phantasie des Dichters und eine Verirrung vom Gebiet der Poesie in das der Prosa zu entdecken. Wie sehr sich in dieser Hinsicht die Ansichten seitdem geändert haben und wie allgemein verbreitet jetzt die Ueberzeugung ist, daß Goethe, wie in so vielen Beziehungen, so auch in diesem Betracht mit bewunderungswürdigem Seherblick das noch im Schoos der Zukunft verborgen Liegende vorausgeahnt und mit sicherm Takte die ersten Schritte in eine neue Zeit- und Weltanschauung hineingethan hat, dafür legt unter Anderm auch der vorliegende Roman ein recht schlagendes Zeugniß ab, der bei seinem engen Anschluß an die industriellen und mercantilischen Interessen kaum möglich sein würde, wenn nicht in den Begriffen über das Verhältniß der Poesie zur vermeintlichen Prosa des Lebens ein völliger Umschwung eingetreten wäre. Während man sonst die Poesie an gewisse Stoffe gebunden glaubte, ist man jetzt zu der Einsicht gelangt, daß geradezu in jedem Stoffe der Keim des Schönen und Poetischen schlummert, und daß es eben

nur des belebenden Hauchs einer dichterischen Phantasie und der gestaltenden Hand eines Künstlers bedarf, um diesen Keim zur Entfaltung zu bringen und eine wirklich schöne, auf Geist und Gemüth anziehend, erhebend oder befriedigend wirkende Erscheinung ins Leben zu rufen. Daher hat es denn auch jetzt durchaus nichts mehr Befremdendes, wenn wir sehen, daß ein Autor, wie hier Ernst Willkomm gethan, das Getriebe der materiellen Interessen im an und für sich prosaischen Gebiet der Erwerbsthätigkeit und des Handels zum eigentlichen Kern und Mittelpunkt, ja zum bewegenden Nerv und Lebensprincip eines umfangreichen Romans gemacht hat; die Kritik und der Leser nehmen mithin am Stoff als solchen durchaus keinen Anstoß, heißen ihn vielmehr als sach- und zeitgemäß willkommen, und es handelt sich daher, wenn es gilt, über den Roman ein Urtheil abzugeben, nur um die Frage, ob es der Verfasser auch verstanden habe, diesem Stoffe wirklich poetische Elemente abzugewinnen und dieselben zu einem interessanten und befriedigenden Ganzen künstlerisch zu gestalten.

Mit Ausnahme einzelner Ausstellungen, die wir allerdings zu machen haben, glauben wir diese Frage im Allgemeinen und Ganzen entschieden bejahen zu können, denn es ist dem talentvollen und im Gebiet der Erzählung wohlgeübten Autor unbestreitbar gelungen, aus den unmittelbar an die alltäglichen Interessen der Werkeltagsthätigkeit angeknüpften Fäden ein farbenfrisches, Sinn und Gemüth ergreifendes Lebensgemälde zu weben und die Wirren des industriellen und mercantilischen Treibens im innigsten Zusammenhange mit den reinmenschlichen Conflicten des Herzens und Geistes zur Darstellung zu bringen. Die Grundzüge dieses Lebensgemäldes sind in der Kürze folgende.

Ammer im Rohr, ein „Weber alter Zeit", ist durch rastlose Thätigkeit, Geschicklichkeit, Umsicht, vor allem aber durch strengste Redlichkeit und Solidität zum reichsten Weberherrn seiner Gegend, der sächsischen Lausitz, der unter sich eine große Anzahl von Lohnwebern beschäftigt, emporgeblüht. Trotz und inmitten seines Reichthums hält er jedoch an dem schlichten bürgerlichen Leben fest, ist und will nichts Anderes sein als ein auf Bestellung arbeitender Weber, erzieht in diesem Sinne auch seine Kinder, zwei Söhne, Christlieb und Fürchtegott, und eine Tochter, Flora, und geht darin so weit, daß seine Söhne die Leinwand auf Schubkarren zur Bleiche oder in die Magazine der Handelsherren fahren müssen. Diese empfinden dies übel, malen sich aus, welch ein ganz anderes Leben sie führen, wie sie zu reichen Fabrikanten und Kaufleuten werden könnten, wenn der Vater sich entschließen wollte, von seiner Halsstarrigkeit abzulassen und sein Geschäft mehr ins Große und dem Geiste der Zeit gemäß zu betreiben, und werden in diesen Ideen noch mehr durch einen Freund ihrer Familie, einen reichen herrnhutischen Handelsherrn, Wimmer, bestärkt, der ihnen die glänzendste Zukunft in Aussicht stellt, wenn sie sich zu einem selbständigen Handelshause etabliren und ihre Producte selbst nach Amerika führen würden. Als Wimmer sie seinen Planen geneigt sieht, verspricht er, mit ihrem Vater darüber zu reden. Dieser stellt zwar anfangs seinen Vorschlägen den hartnäckigsten Widerspruch entgegen und will zur Begründung eines überseeischen Geschäfts, so sicher und gewinnversprechend dasselbe von Wimmer auch hingestellt wird, durchaus kein Geld hergeben; zuletzt aber weiß ihn Wimmer doch zu überlisten. Wimmer hat einst selbst von Ammer ein Capital von mehren Tausend Thalern geliehen erhalten, hat damit sein Geschäft begründet und ist so ein reicher Mann geworden. Dieses Capital ist noch nicht zurückgezahlt, weil Ammer, der in der Jugendzeit Wimmer die Geliebte, ja halb und halb schon Verlobte, die jetzt noch lebende Frau Ammer's, weggeschnappt, durch Verzichtleistung auf dieses Capital das dem Freunde angethane Unrecht einigermaßen wiedergutzumachen glaubt; und als er auch jetzt von einer Zurückzahlung desselben nichts wissen will, erklärt Wimmer, darein willigen zu wollen, falls der Alte seine Einwilligung dazu gebe, mit diesem Capital und den ebenfalls noch ungezahlten Zinsen in Hamburg ein Handelshaus „Ammer Söhne u. Comp." zu begründen und so ohne Gefahr für Ammer's sonstige Geschäfte einem mit Sicherheit vorauszusehenden Glück Thür und Thor zu öffnen. Hiergegen weiß Ammer nichts Erkleckliches einzuwenden und gibt, obwol widerstrebend, seine Zustimmung. Wimmer ist darüber höchlichst erfreut; aber seine Freude, wie seine ganze Art und Weise, trägt den Charakter der Bosheit, so sehr er auch in frömmelnder Weise stets den Heiland auf den Lippen trägt und die Augen andächtig gen Himmel kehrt; und bald stellt sich für den Leser mit Gewißheit heraus, daß er Alles, was er thut, um den Söhnen Ammer's zu Reichthum und Ansehen zu verhelfen, nur in der Absicht thut, sie stolz, übermüthig und geldgierig zu machen, sie dadurch dem Vater zu entfremden, zu Schwindeleien zu verleiten, so das stille, solide Glück der Familie Ammer zu zerstören und auf diese Weise an Ammer, der ihn einst um die Geliebte und für immer um den Genuß eines Familienglücks gebracht, in boshaftester Weise Rache zu nehmen. Diesem Plane gemäß weiß er zunächst den jüngern Sohn Fürchtegott, der von Natur etwas Hochfahrendes, dem Großen und Glänzenden Nachjagendes in seinem Wesen hat, ganz und gar in seine Schlingen zu ziehen, dadurch daß er ihn selbst nach Herrnhut kommen und ihn hier einen Blick in seine Bücher und seinen Reichthum thun läßt, ihm die Aussicht auf gleichen Gewinn und auf die Erbschaft seines Vermögens eröffnet, ihn mit dem weitgereisten, als Missionar berühmten, unter den Herrnhutern das höchste Ansehen genießenden Grafen Alban und dem weiten Wirkungskreise der herrnhutischen Mission und Handelsthätigkeit bekannt macht und so eine Sehnsucht nach fernen Gegenden und fremden Welttheilen in ihm erweckt. Außerdem kommt ihm hierbei noch der Zufall zu Hülfe, indem Fürchtegott in einer Versammlung der Herrnhuter eine schöne Herrnhuterin, Erdmuthe, die durch das Loos bestimmt ist, als Frau eines Missionars Johannes nach Paramaribo zu gehen, kennen lernt und dergestalt von ihrer Erscheinung in Verwirrung gesetzt wird, daß er ihr den Abschiedskuß, den sie von allen anwesenden Brüdern und Schwestern zu empfangen hat, statt auf die Stirn auf die Lippen drückt und wohl bemerkt, daß dies auch auf sie einen tiefen Eindruck macht. Dies trägt nicht wenig dazu bei, ihn noch enger an Wimmer zu fesseln und seine Sehnsucht nach der Neuen Welt noch zu steigern.

Inzwischen entgeht auch der stillere Christlieb der Versuchung nicht. Zwar wird er vom Kaufmann Mirus, einem von Grund aus redlichen Handelsherrn, dem Hauptabnehmer der Producte seines Vaters, vor dem Speculiren und der Verbindung mit dem „wimmernden Herrnhuter" gewarnt; aber der herbe, verwirrende Eindruck, dem diese Warnung auf ihn macht, wird auf dem Heimwege durch das Zusammentreffen mit Zobelmeier, einem Unterhändler des in Sachsen verbotenen böhmischen Lottospiels, wieder aufgehoben, der ihm das Glücksspiel mit verführerischen Farben auszumalen und ihn zur Besetzung einer Terne zu verführen weiß. Bald darauf erhält auch der alte Ammer von Zobelmeier eine Auffoderung, sich am Lottospiel zu betheiligen; und so sehr er anfangs dagegen ist, läßt er sich doch im Verlauf der Ereignisse dazu verführen. Trotz seinem „harten Kopf", der ihn eines Tags blos in der Absicht, die gefrorenen Fensterscheiben abgethaut zu sehen, bestimmt, so lange einheizen zu lassen, bis der Ofen platzt, wird nämlich Ammer, wie es harten Köpfen in der Regel geht, am Ende gewöhnlich durch Schlauheit oder noch hartnäckigern Widerstand in seinem ursprünglichen Willen gebrochen. So ging es ihm auch eines Tags dem seiner juristischen Kniffe wegen allgemein gefürchteten Advocaten Block gegenüber, der ihm den Vorschlag macht, das zur Versteigerung kommende Schloß Weltenburg für ihn zu erstehen. Anfangs zwar weist er diesen Vorschlag entschieden zurück, zumal als ihm der Advocat erklärt, es sei ihm hauptsächlich darum zu thun, das Schloß dem Kaufmann Mirus, der ihm einst einen Proceß abgewonnen, zu entreißen;

91 *

endlich aber läßt er sich vom schlauen und ihm imponirenden Advocaten, von dem er sich schon ein mal zu einem Unrecht gegen seinen Nachbar, den Weber Seltner, hat verleiten lassen, doch so weit herumbringen, daß er verspricht, den Advocaten gewähren zu lassen und wenigstens nichts dagegen zu thun. Demzufolge wird denn nun auch wirklich, zumal auch Wimmer mit dem Advocaten unter einer Decke spielt, das Schloß für die Söhne Ammer's erstanden, und es gilt nun, dies Besitzthum zur Anlage großartiger Spinnereien und Webereien zu benutzen und das Geschäft nach Art großer Fabrikanten zu betreiben. Je mehr Ammer im Herzen gegen diese Wendung der Dinge war und sein bisher sicheres Geschäft der Gefahr der Speculation ausgesetzt sah, umsomehr machte sich in ihm der Drang geltend, das Glück auch auf anderm Wege zu versuchen und im erhöhten Besitzthum eine größere Garantie gegen etwaige Verluste zu erhalten; und so entschloß er sich aus eigenem Antriebe, insgeheim eine Quinterne zu besetzen. Andererseits suchte er aber das Glück auch auf soliderm Wege in seiner Familie heimisch zu machen dadurch, daß er seine nach ihm artende und ihm besonders liebe Tochter Florel — eine sehr liebenswürdige und wohlthuend wirkende Erscheinung im Roman — ihrer Liebe gemäß dem unbemittelten Nachbarssohne Seltner, einem wackern jungen Weber, zur Frau gibt und hiermit zugleich das einst seinem Vater gethane Unrecht sühnt. Die ruhige, beim Holen des Osterwassers, auf Spaziergängen, unter dem Aufblühen des Frühlings und den häuslichen Freuden des Osterfestes vor sich gehende Entwickelung dieses Liebesverhältnisses bildet im Gegensatz zu den anderweitigen Verwickelungen eine recht anmuthige und zugleich charakteristisch-volksthümliche Idylle.

Dieses Glück sollte jedoch bald durch ein neues Glück — durch die Nachricht von einem Hauptgewinn im Lotto, den der Alte gemacht — überflügelt und getrübt werden. Fürchtegott ist von dieser Nachricht dermaßen berauscht, daß er im Wirthshause die jungen Burschen bewirthet, sich hierbei im Trinken übernimmt, beim Spiel in einen Streit geräth und mit blutendem Kopfe nach Hause gebracht werden muß. Schon dies läßt den alten Ammer in Fürchtegott einen Störer seines Friedens ahnen; und bald sollte er dies noch mehr empfinden. Wimmer weiß mit Hülfe des Grafen Alban den Alten zu einer immer großartigern Betreibung des Handels der Firma „Ammer Söhne u. Comp.", ja zur Ausrüstung eines eigenen Seeschiffs zu bewegen, andererseits aber Fürchtegott seinem Vater gegenüber immer trotziger und eigenwilliger zu machen, dergestalt, daß Ammer zuletzt wohl oder übel einwilligen muß, als Fürchtegott mit Entschiedenheit erklärt, selbst nach Amerika, und zwar nach Paramaribo, reisen zu wollen, in welchem Entschlusse ihn ganz besonders das beim Grafen Alban gelesene Tagebuch Erdmuthens, aus dem er ersehen, daß auch sie seiner mit Liebe gedenkt, bestärkt hat. Diese Reise erfolgt nun wirklich, und nachdem er in Hamburg und Paramaribo seine Kenntnisse erweitert und seine Geschäfte besorgt hat, macht er einen Ausflug in die Urwälder und findet hier glücklich die bereits verwitwete Erdmuthe auf, gesteht ihr seine Liebe und empfängt wenigstens die Zusage, ihm angehören zu wollen, wenn sie von ihrer Mission abberufen werde. Ihre reine, echte Frömmigkeit macht auf sein Wesen einen guten Eindruck, und während seine ersten Briefe aus Amerika ihn dem alten Ammer als einen herzlosen Götzendiener des Mammons erscheinen ließen, ja Christlieb insgeheim geradezu auffoderten, bei seinen Fabrikaten mehr den äußern Glanz als den innern Werth im Auge zu haben, macht er bei seiner Rückkehr auf Alle, selbst auf den Kaufmann Mirus, der Wimmer's boshafte Absichten von Anfang an durchschaut hat, einen versöhnenden Eindruck. In der Heimat hat inzwischen die Ermordung eines Grenzjägers und die Verhaftung des als Mörder verdächtig gewordenen Advocaten Block die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, bis derselbe durch seinen Erzfeind Mirus von diesem Verdacht gereinigt und dadurch für die bessere Sache gewonnen wird. Weltenburg ist indessen unter Christlieb's Leitung zu einer großartigen Fabrik aufgeblüht, die ihre Producte vorzugsweise nach Amerika und über Wien nach der Levante absetzt; aber auch er ist vom Dämon des Gelderwerbs ergriffen und fröhnt ihm theils dadurch, daß er in unerlaubter Weise das seit kurzem strenger verbotene Lottospiel fortsetzt, theils dadurch, daß er auf Wimmer's Einflüsterungen hört und Baumwolle unter die für echt ausgegebene Leinwand mischt. Auch huldigt er dem Hochmuthsteufel und bekundet dies unter Anderm durch eine überaus glänzende Equipage, die er aus Wien mitbringt. Mittlerweile kehrt auch Erdmuthe aus Amerika zurück, die Verlobung und Hochzeit Fürchtegott's mit ihr geht vor sich, und je mehr sie der herrnhutischen Einfachheit treu bleibt und eine Abneigung gegen den Glanz der Welt zeigt, umsomehr wird sie zu einer Schwiegertochter nach dem Herzen des alten Ammer, aber umsomehr gibt sie auch zu kleinen Conflicten mit Fürchtegott Anlaß. Bald aber gestalten sich die Verhältnisse drohender. Die Fälschung der Leinwand ist entdeckt, man darf damit nicht fortfahren und sieht sich, wenn man die echte Leinwand für dieselben Preise liefern will, zur Herabdrückung der Arbeitslöhne genöthigt. Dies kommt dem alten Ammer zu Ohren und es kommt zwischen ihm und den Söhnen zu harten Auftritten. Während man ihn hinter's Licht zu führen sucht — was um so leichter ist, als er in Folge eines Brandunglücks erkrankt und an das Zimmer gefesselt ist —, wird die Lage immer schlimmer. Das Haus Zobelmeier in Wien, welches vorzugsweise den Handel des Hauses Ammer nach der Levante vermittelt hatte, macht Bankrott, die Bestellungen aus Amerika bleiben aus, ja man weigert die Annahme der letzten Sendungen und droht mit Veröffentlichung des Betrugs, wenn man nicht für denselben Preis echte Waaren liefere. Dies setzt die beiden Brüder in die entsetzlichste Verlegenheit, Fürchtegott sucht bei Wimmer Rath, findet ihn aber nicht zu Hause, wendet sich an den Grafen Alban und erhält von diesem das Versprechen, theils mit seinem eigenen Vermögen, theils mit dem der Brüdergemeine Bürgschaft leisten zu wollen, und außerdem den Rath, durch Veranstaltung eines glänzenden Festes den äußern Schein ihrer Verlegenheit zu vermeiden. Man benutzt zu diesem Feste den Geburtstag des alten Ammer, der zwar den Aufwand nicht gutheißt, aber sich doch von dem scheinbaren Jubel mit fortreißen läßt. Aber mitten in der Freude erscheint plötzlich Wimmer mit Gerichtsdienern und läßt Fürchtegott Ammer wegen überführten Betrugs vor allen Gästen verhaften. Ammer ist durch diese ihm und seinem Hause widerfahrene Schande wie vernichtet, und Wimmer hat das Ziel seines teuflischen Racheplans erreicht. Indessen soll er sich dieses Gelingens nicht allzu lange erfreuen. Mirus, Block und andere Freunde sind für die Familie Ammer thätig, auch der Graf Alban bewährt sich als Ehrenmann und die boshaften Machinationen Wimmer's kommen an den Tag. Ein nochmaliges Zusammentreffen mit Ammer, worin dieser mit sittlicher Entrüstung einen fürchterlichen Fluch über ihn ausspricht, bricht seine letzten Kräfte, auch die Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse und sein unredliches Machiniren mit dem Vermögen der Brüdergemeine bleibt nicht länger verborgen, und während die Familie Ammer sich wieder von ihrem Schlage erholt und zu ihrer beschränktern, aber soliden Thätigkeit zurückkehrt, sodaß der Alte noch eine Reihe glücklicher Tage verlebt und zuletzt im Schoose seiner Familie in Frieden dahinscheidet, sieht sich Wimmer zur Flucht genöthigt, wird auf derselben von einem Schneesturm ereilt und muß als Fieberkranker in einem Barfüßerkloster Unterkunft suchen. Hier verbringt er wochenlang in einem körperlich und geistig zerrütteten Zustande und vermag weder zu leben noch zu sterben, bis die Familie Ammer davon Nachricht erhält, mit Graf Alban und Erdmuthe herbeieilt und ihm durch Versöhnung mit ihm Beruhigung und die Möglichkeit eines reuigen Endes gewährt. Hiermit schließt die Geschichte.

Daß in dieser Composition eine Fülle psychologisch interes-

fanter Charaktere, poetischer Situationen, spannender Conflicte und anziehender Lebensverhältnisse enthalten ist, läßt sich nicht verkennen; und ebenso muß anerkannt werden, daß die Ausführung dieser Elemente besonders in der ersten Hälfte des Romans dem Verfasser sehr wohl gelungen ist, sodaß ihm der Leser mit Theilnahme folgen und an den lebendigen, charakteristischen und naturgetreuen Lebens- und Sittenbildern, sowie an der Combination der Gegensätze und an der Entwickelung der einzelnen Persönlichkeiten warmen Antheil nehmen wird. Einen unbedingten Beifall wird sich aber der Roman schwerlich erringen, und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil es der Autor nicht verstanden hat, seinen Stoff gehörig zu concentriren, alle überflüssigen Elemente auszuscheiden und das Ganze auf ein genießbares Maß zu beschränken. Eine der ersten und unerlaßlichsten Bedingungen eines Kunstwerks ist, wie schon Aristoteles fodert, die Ueberschaulichkeit, diese geht aber nothwendig verloren, wenn zur Bewältigung desselben eine gar zu lange Zeit erforderlich ist. Eine Dichtung mag daher von Anfang bis zu Ende noch so trefflich angelegt und ausgeführt sein, sobald man nicht im Stande ist, sie ohne Ermüdung in kürzerer Frist zu Ende zu lesen und sich ein klares Bild von ihrem Verlauf nach ihren wesentlichen und nothwendigen Entwickelungsmomenten zu entwerfen, geht ihr eine Hauptbedingung der Schönheit, eine dem Gefühl unmittelbar zur Erscheinung gelangende Totalität, ab. Der vorliegende Roman sündigt aber gegen dieses ästhetische Gesetz nicht blos dadurch, daß er überhaupt zu lang und breit ausgesponnen ist, sondern in noch höherm Grade dadurch, daß ihm eine sich scharf markirende Eintheilung und Gliederung fehlt. Bis zu der Stelle, wo der alte Ammer das große Loos gewinnt, ja auch bis zu Fürchtegott's Reise nach Amerika entwickelt sich Alles, wenn auch nicht rasch und drastisch, doch in naturgemäßer und folgerichtiger Weise und man fühlt sich durch die epische Breite und Behaglichkeit eher angenehm als unangenehm berührt. Von da ab aber beginnt eine unerquickliche Auseinanderzerrung und Verzettelung des Stoffs. Statt seine Hauptaufmerksamkeit dem Hauptfaden der Erzählung zu widmen, verliert sich der Verfasser in eine unverhältnißmäßige Ausspinnung der Nebenfäden, auch solcher, die mit dem Hauptfaden nur in sehr lockerm Zusammenhange stehen. Statt z. B. hauptsächlich die innern und äußern Conflicte des alten Ammer, der beiden Söhne und Wimmer's zum Gegenstande der Darstellung zu machen, hält er sich beim Advocaten Block, beim Kaufmann Mirus, beim Candidaten Still u. s. w. auf, oder läßt uns, was der Leser unmittelbar sehen und in seiner Entwickelung selbst verfolgen will, nur aus dem Munde dritter Personen und als mehr oder minder vollendete Thatsache erfahren. Dabei fehlt es auch nicht an Wiederholungen und allzu behaglichen Ausmalungen gewöhnlicher, für die Geschichte unwesentlicher oder wenigstens am unrechten Orte angebrachter Situationen. Schilderungen und Entwickelungen, die man im Anfange eines Romans mit großem Interesse lesen würde, werden da, wo die Geschichte zum Schluß drängt, langweilig und ermüdend. Auch die psychologische Entwickelung der Charaktere, das Gegeneinanderwirken derselben und der Causalzusammenhang der Handlungen und Ereignisse vermögen nicht in allen Beziehungen zu befriedigen. Der alte Ammer ist im Ganzen eine prächtige Figur, die man trotz seiner Starrköpfigkeit und Einseitigkeit liebgewinnen muß; aber zu einer wirklich energischen Handlung bringt er es doch eigentlich im ganzen Romane nicht, und sein Schwanken zwischen übertriebener Hartnäckigkeit und unzeitiger Nachgiebigkeit trägt genau genommen die Hauptschuld der unglücklichen Katastrophe. Diese seine Schuld wird nun zwar vom Autor nicht gerade vertuscht, aber doch auch nicht gehörigermaßen hervorgehoben; vielmehr wird er zuletzt immer mehr als der unschuldig Leidende hingestellt und ihm die Berechtigung, über die Vergehungen Anderer ein entrüstetes Pfui auszurufen, in gar zu unbedingter Weise eingeräumt. Gar manche Bedenken lassen sich auch gegen die Zeichnung der beiden Söhne erheben; namentlich vermißt man daran, daß die guten und schlimmen Seiten in ihnen zu keinem wirklichen Conflict gelangen, und daß daher auch bei ihnen von einer nach bestimmten Gesetzen verlaufenden Charakterentwickelung nicht die Rede ist. Wimmer ist unstreitig eine trefflich angelegte Figur; doch würde sie an Lebenswahrheit noch gewonnen haben, wenn er, wie es bei Frömmlern und Heuchlern gewöhnlich ist, sich selbst in die das Gewissen beschwichtigende Lüge hineingeredet hätte, daß er Alles nur thue, um feurige Kohlen auf das Haupt des Alten zu sammeln; auch würde es zweckmäßig gewesen sein, gerade diejenigen seiner Machinationen und Handlungen, durch welche er die Katastrophe herbeiführt, nicht blos hinter den Coulissen spielen zu lassen.

Trotz der hier gemachten Ausstellungen müssen wir jedoch diesen Roman als eine im Allgemeinen von poetischer Gestaltungsgabe zeugende, mit gar vielen schönen Zügen und interessanten Elementen ausgestattete und über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur sich erhebende Erscheinung der erzählenden Literatur anerkennen und namentlich mit warmem Lobe die außerordentliche Liebe und Beharrlichkeit hervorheben, die der Verfasser der Cultivirung eines bisher noch wenig gepflegten und daher durch Neuheit sich empfehlenden Romanstoffs gewidmet hat. Außerdem empfiehlt sich der Roman durch die ihn durchdringende und besonders in unserer Zeit sehr beherzigungswerthe sittliche Idee, daß das wahre Lebensglück nicht durch eine maßlose Zusammenhäufung von Reichthümern, sondern nur durch eine solide, in gewissen Schranken sich haltende, dem Wohl des Ganzen gewidmete Thätigkeit zu erreichen ist, und daß daher die jetzt alle Classen der Gesellschaft beherrschende Richtung auf das Reinmaterielle nicht zum Heil, sondern gar leicht an den Rand des Verderbens führt.

Mit diesem Roman beschließt die „Deutsche Bibliothek" ihre erste Serie, welche außer ihm „Afraja" von Theodor Mügge, „Charlotte Ackermann" von Otto Müller, den „Dunkelgraf" von Ludwig Bechstein, den „Sonnenwirth" von Hermann Kurz und „Die Freimaurer" von Gustav Kühne umfaßt. Ein Rückblick auf diese Arbeiten liefert den erfreulichen Beweis, daß Deutschland wohl im Stande ist, auch auf diesem Gebiete der Literatur etwas Tüchtiges und dem deutschen Volke zur Ehre Gereichendes zu produciren, sodaß es eine Vergleichung mit den bisher vom lesenden Publicum ungebührlich bevorzugten Nachbarländern nicht zu scheuen braucht. Abgesehen von allen übrigen vorzüglichen Eigenschaften der hier zu einer Sammlung vereinigten Romane offenbart sich darin eine Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit, wie sie nicht leicht ein anderes Volk aufzuweisen hat. Jeder dieser sechs Romane ist von allen übrigen durchaus verschieden und trägt nicht nur in Rücksicht auf den darin behandelten Stoff und auf die concrete Lebenssphäre, aus welcher derselbe geschöpft ist, sondern auch in Bezug auf die Welt- und Lebensanschauung ihrer Verfasser, auf ihre poetische und ethische Richtung, auf ihre Auffassungs- und Darstellungsgabe ein durch und durch eigenthümliches und charakteristisches Gepräge. Malt uns Mügge mit lebendigen Farben die starre Natur des hohen Nordens und die schroffen Reibungen des äußern Lebens, so erschließt uns Müller mit ebenso viel Feinheit als Tiefe die Geheimnisse des Gemüthslebens und die ergreifenden Conflicte eines weiblichen Herzens und führt uns zugleich in das interessante Leben der ersten deutschen Handelsstadt und in eine der wichtigsten Epochen der deutschen Kunstentwickelung ein. Schöpft Bechstein seinen Stoff aus dem Gebiet der abenteuerlichen, die Fama in Bewegung setzenden Ereignisse und bearbeitet denselben für die Bedürfnisse der nach Unterhaltung und Zeitvertreib verlangenden Lesewelt, so schlägt Kühne das Buch der ernsten, weltbewegenden Geschichte vor uns auf und entfaltet vor den Augen des tiefer eindringenden Lesers ein ebenso reichhaltiges als lebenswahres Gemälde der religiösen und socialen Kämpfe, welche im vorigen Jahrhundert vorzugsweise im Schoose der Kirche, in den geheimen Gesellschaften der Freimaurer, Rosenkreuzer, Jesuiten

u. s. w. und an den Höfen der deutschen und italienischen Fürsten ausgekämpft wurden. Und wenn uns Kurz ein treu den Ueberlieferungen nachgezeichnetes Bild aus dem schwäbischen Volksleben gibt und darin in ergreifender Weise darstellt, wie eine ursprünglich tüchtige und gute Natur im Conflict mit traurigen Verhältnissen zum Räuber und Mörder wird und nur im tragischen Untergang sich mit der Welt und die Welt mit sich zu versöhnen vermag, schildert uns Willkomm in einem rein von der Phantasie entworfenen Lebens- und Sittenbilde, zu dem er nur den räumlich-zeitlichen Hintergrund aus der Wirklichkeit entlehnt hat, die Conflicte zweier einander widerstrebender Lebensrichtungen, die Kämpfe des Alten mit dem Neuen, der Beschränkung mit dem Drang ins Weite und Große, der gemüthlichen mit den materiellen Interessen, der Solidität mit dem Schwindel u. s. w., läßt aber daraus nur solche Verirrungen hervorgehen, die einer schließlichen Sühnung und harmonischen Lösung fähig sind. *)

Bei diesen mannichfaltigen und verschiedenartigen Vorzügen darf die Kritik, auch wenn sie für die mehr oder minder hervortretenden Mängel der einzelnen Romane nicht blind ist, den bisherigen Leistungen der „Deutschen Bibliothek" ihre Anerkennung nicht versagen und kann nur wünschen, daß dies ebenso sehr zur Förderung des deutschen Nationalgefühls wie zur Hebung der deutschen Literatur beitragende Unternehmen sowol vom Publicum wie von den Dichtern auf das kräftigste unterstützt werden möge. Das Publicum möge hierbei wie überhaupt nie vergessen, daß die deutsche Sprache und Literatur fast noch das einzige Palladium seiner nationalen Einheit ist, und daß es Alles aufzubieten hat, nicht auch dieses verloren gehen zu lassen. Die Dichter aber haben ihrerseits diesen Gesichtspunkt nicht minder im Auge zu behalten und mögen sich daher zur Pflicht machen, der „Deutschen Bibliothek" nur das Beste und Gediegenste zu liefern, und hierbei, ohne der Kunst etwas zu vergeben, auch den Wünschen und Bedürfnissen des Publicums Rechnung tragen. Vor allen Dingen werden sie hierbei wohl thun, sich der Kürze und Gedrängtheit zu befleißigen, und sich vor nichts so sehr als vor einer übermäßigen Ausspinnung des Stoffs hüten müssen. Dies ist der Punkt, wo der Geschmack des Publicums mit einem der höchsten ästhetischen Gesetze im Einklange ist, und Niemand wird daher ungestraft dagegen sündigen können.

Adolf Zeising.

*) In der zweiten Serie, die mit J. V. Scheffel's Roman „Ekkehard" recht frisch und ansprechend begonnen hat, wird auch eine sehr bedeutungsvolle und von einer deutschen Romanbibliothek gar nicht auszuschließende Seite des deutschen Gemüths- und Literaturlebens, die Humoristik, ihre Vertretung finden. D. Red.

Die Kritik und „Soll und Haben".

Man muß seinen Freunden nichts schuldig bleiben, selbst nicht die Antwort. Wir geben sie in Folgendem dem Herausgeber des „Bremer Sonntagsblatt", F. Pletzer, der in einem „Gustav Freytag als Romandichter" überschriebenen Artikel (Nr. 31 des genannten Blattes) uns mit nachstehendem Ausfall auf den Leib rückt: „Unser verehrter Freund Hermann Marggraff in Leipzig hat den Freytag'schen Roman in den «Blättern für literarische Unterhaltung» ausführlich besprochen. Die Kritik ist, wie sich bei Marggraff von selbst versteht (bestens zu bedanken!), sorgfältig, gründlich, anständig gehalten; aber sie ist falsch, denn auch er vermochte nicht Person und Sache zu trennen. Auch ihm ist durch die Härte der «Grenzboten» die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt und läßt ihn nun in einer Weise, die uns kleinlich erscheint, sich auf Einzelnes werfen und von allen Seiten zusammensuchen, was allenfalls zum Angriff gebraucht werden könnte. Er lobt Vieles, allerdings, aber er lobt «halb mit Erbarmen», für den hohen Werth des Buchs im Großen und Ganzen ist er blind." Wir haben die betreffende Stelle vollständig mitgetheilt, damit Derjenige, der sich für dergleichen interessirt, genau wisse, um was es sich handelt, zugleich aber auch darüber nicht in Zweifel sei, daß Pletzer uns im Ganzen wohlgesinnt ist und gut von uns denkt. Unser Freund Pletzer hat sich aber in diesem Fall aus den Grenzen der feinen Mäßigung, die er sonst immer beobachtet und die wir mehrfach auch in d. Bl. hervorgehoben haben, wie auch andere unserer Freunde, heraus und zu einer Verdächtigung [illegible] lassen, die wir nicht auf uns sitzen lassen können, weil diese Verdächtigung unsere kritische Unbefangenheit und Unparteilichkeit in Frage stellt. Was die in demselben Aufsatze enthaltenen Verdächtigungen der Kritik im Allgemeinen und die gegen einen Collegen gerichteten Beschuldigungen betrifft, so hat darauf bereits Robert Giseke in Nr. 35 der „Novellenzeitung" Bescheid gegeben, in einem an Pletzer gerichteten „Offenen Brief", auf den wir hiermit verweisen. Wir wehren uns hier nur unserer eigenen Haut, aus der man freilich oft herausfahren möchte, wenn man seine kritische Ueberzeugung in einzelnen Fällen immer wieder auf persönliche Motive zurückgeführt sehen muß.

Wir haben in unserer Kritik über den Freytag'schen Roman nicht, wie Pletzer behauptet, uns auf Einzelnes geworfen, im Gegentheil, wir haben Einzelnes als „ausgezeichnet" gelobt und wir haben namentlich allen Landwirthen und Gutbesitzern, „welche den Grund unter ihren Füßen nicht fremden Gewalten verfallen lassen wollen", die Lectüre des Romans „angelegentlichst" empfohlen; wir erkannten und erkennen an, daß diese saubere Filigranarbeit von Genremalerei gerade dem Geschmacke unsers jetzigen Publicums zusage; was wir gethan haben, war, uns bei unserer Kritik auf den Boden zu stellen, welchen der Verfasser uns durch das vorangestellte Motto selbst anwies, und den Roman mit der langen Elle zu messen, die sein Verfasser uns selbst in die Hand gab. Wir haben behauptet und behaupten noch mit unserer vollsten Ueberzeugung, daß der Roman der Aufgabe, das deutsche Volk bei seiner Arbeit darzustellen, [illegible] nicht genüge. *) Dies ist der Cardinalpunkt für uns, [illegible]

*) Freytag verherrlicht allerdings, soviel überhaupt in seinem Buche von Arbeit die Rede ist, zumeist die bürgerliche Arbeit, aber in einer so subtilen, Allem, was etwa Anstoß geben möchte, aus dem Wege gehenden Weise, daß ein unbefangener Recensent, [illegible] ein Lobredner als Tadler des Buchs, nicht umhinkonnte, auf den freilich der Verbreitung des Buchs bei jetzigen Zeitläuften gewiß [illegible] förderlichen reactionären Geist des Romans aufmerksam zu machen, indem er die Verhältnisse so schildert, als ob bereits alle socialen und politischen Conflicte ihre Lösung gefunden hätten und als ob es sich jetzt wirklich nur noch um die Erwerbs- und Bodenmeliorationsfrage handele. Der an einen weltweiten Umblick gewöhnte Kaufmann Nolte eröffnet uns in seinen interessanten Denkwürdigkeiten („Funfzig Jahre in beiden Hemisphären") den Blick in ganz andere Regionen des mercantilischen Lebens und [illegible] uns die jüngere kaufmännische Generation auf den letzten Blättern seines Buchs (wenigstens in der ersten Auflage, [illegible] gelesen haben) in einem etwas andern Lichte dar als Freytag. Wäre der Verfasser von „Soll und Haben" jemals Commis in einem Materialwaarengeschäft gewesen, er würde bei seinen schriftstellerischen Talente darüber sehr wahrscheinlich auch geschrieben haben, was Gries über das mercantilische Hamburg an seinen Freund Gustav Schwab schrieb: „Dazu der Handel, auf den alles Sinnen und Trachten der Menschen gerichtet ist, der aller Poesie [illegible] widerspricht, dieser Moloch, dem ich selbst drei meiner schönsten Jugendjahre geopfert habe" u. s. w. (Vgl. Nr. 34 d. Bl.) [illegible] Ehre dem soliden Kaufmann! Wir rügen hier nur die in die Augen fallenden Einseitigkeiten des Freytag'schen Buchs. Je [illegible] ger Arten von Arbeit (die ideal-geistige bekanntlich gar nicht, nicht die des Denkers, Erfinders und Entdeckers, nicht die des Lehrstandes, auch nicht die des Handwerkers) der Verfasser in den Bereich seines Buchs gezogen hat, umsomehr [illegible]

Kritik, nicht für das große Publicum, das im Allgemeinen bei der Lectüre eines Romans nur angenehme Unterhaltung sucht. Man könnte uns einwenden und man hat sogar eingewandt: was geht dich das Motto an? Allerdings geht uns das Motto an, insofern es nicht ein bloßes prahlhaftes und lügnerisches Aushängeschild sein sollte, bestimmt, das Publicum und vielleicht auch die Kritik zu täuschen, nach dem Muster der Humbug-Programme Barnum's. Da wir dies nicht annehmen wollen, so können wir nur annehmen, daß sich der Verfasser selbst getäuscht habe. Daß wir nicht mit der gewünschten vollen „Lobesbereitschaft" bei der Hand waren, welche Freund Pletzer an einem andern Kritiker rühmt, rechnen wir uns zu einem Verdienst an, und wenn dies von anderer Seite als eine Art Majestätsverbrechen angesehen zu werden scheint, so erklären wir, dies Majestätsverbrechen immer wieder begehen zu wollen in Fällen, wo man uns mit großen Prätensionen gegenübertritt, denen die Leistung selbst nicht entspricht. Wir verlangen und wir haben das Recht zu verlangen, daß man uns jene vollständige Freiheit der Kritik gewährt, auf die zu verzichten das Todesurtheil aller Kritik unterschreiben hieße. Wir werden uns nicht einschüchtern lassen von jener plötzlich an allen Ecken und Enden emportauchenden, in geschlossenen Gliedern anrückenden Phalanx, die, nicht zufrieden, den Freytag'schen Roman gebührlich oder ungebührlich herauszustreichen, alle auch noch so vorsichtige und, wie Pletzer selbst zugibt, „gründliche" Kritiken, die nicht bloßer Lobsalm sind, dadurch um allen Credit zu bringen sucht, daß sie in ihnen nur den Ausdruck von „Misstimmung" erkennt oder ihnen gar noch schlimmere Motive: „Groll", „Haß", „Neid", „Drachengift" und was noch Alles unterschiebt. Wir sind mit Freytag's Roman noch lange nicht so rauh umgesprungen, wie sich Freytag's kritisches Organ mit Deutschlands erlauchtesten Dichtern und Denkern, an die hinanzureichen doch der Verfasser von „Soll und Haben" schwerlich von sich die Einbildung haben wird, so oft umzuspringen sich herausnimmt. Was würden die Herren sagen, wenn man Freytag's kritischem Organe vorwerfen wollte, daß der darin an unsern Heroen, an Goethe, Schiller, Jean Paul u. s. w. geübten, oft sehr schroffen und durchaus rücksichtslosen Kritik Motive des Neides zugrunde lägen? Erblickten doch die „Grenzboten" bei Gelegenheit eines Referats über Gottschall's „Zeno" in Schiller's und Goethe's Wirksamkeit nur eine Reihe „halbgelungener" Experimente und ein ander mal in Tieck's Novellen mit einer einzelnen Ausnahme bloße Leihbibliothekenfabrikate! Warum erhebt sich gegen solche Behauptungen kein Schrei der Entrüstung, während man mit Feuer und Schwert die Wenigen verfolgt, welche es nicht vermochten, Freytag's Buch sofort als ein untadelhaftes Meisterwerk ersten Rangs, als ein Buch des Jahrhunderts auszurufen? Warum klagt man denn in solchen Fällen nicht auch über einen Mangel an „Lobesbereitschaft", über „Neid" und „Drachengift"? Dessen sind wir uns bewußt, daß wir während einer langen literarischen Thätigkeit, die von etwas älterm Datum ist als die Existenz des jetzigen Freytag'schen Organs, nicht soviel kritisches „Drachengift" verspritzt haben als dieses Recensirinstitut unter seiner jetzigen Redaction. Die „Grenzboten" stellen sich freilich an, als ob sie von dieser Thätigkeit gar nie etwas vernommen hätten, denn sie versicherten gelegentlich mit edler Dreistigkeit, daß sie uns noch gar nicht bemerkt hätten, was höchst drollig ist, da wir nicht nur bei der „Deutschen Zeitung", dem damaligen Hauptorgan derjenigen Partei, zu der auch die „Grenzboten" gehören, von Anfang an Redactionsmitglied waren, sondern uns zuletzt auf dringende Auffoderung in einem kritischen Augenblick auf die schon weit klaffende Bresche der gothaischen Partei stellten und als Hauptredacteur mit Nennung unsers Namens dieser Zeitung in ihrer letzten Periode vorstanden. Dies läßt doch voraussetzen, daß ganz andere Leute als die Redacteure der „Grenzboten" sind, uns „bemerkt" hatten. Wir sprechen nur mit Widerstreben von dieser persönlichen Angelegenheit, halten es aber deshalb für nöthig, um den Grad collegialischer Gesinnung zu kennzeichnen, dessen das Organ der Herren Gustav Freytag und Julian Schmidt fähig ist: es gehört somit zur Sache.

In Bezug auf die Angelegenheiten der schriftstellerischen Welt haben wir überhaupt von jeher eine andere, ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen als die sogenannten Grünen Blätter. In der, wir glauben richtigen Erkenntniß, daß, wo das Bedürfniß des Lesens und mithin des Druckens ein sehr großes ist, auch die Zahl der schriftstellerischen Existenzen mit diesem Bedürfniß gleichen Schritt halten und mit ihm in entsprechender Progression wachsen wird, haben wir uns stets angelegen sein lassen, die Interessen und das Wohl des schriftstellerischen Standes, dem wir anzugehören uns zur Ehre rechnen, zu befürworten und einen Geist der Collegialität anzuregen, dessen Mangel uns als Gesammtheit schwach erscheinen läßt, wo wir doch stark sein könnten. Wir haben stets die schriftstellerische Arbeit als eine Nationalarbeit anerkannt, weil sie einem nationalen Bedürfniß entgegenkommt. Ganz anders die „Grenzboten". Ihr Groll gegen uns brach aus, nachdem und weil wir uns in dem von der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mitgetheilten Artikel „Die Guild of literature und der Royal literary fund" (August 1853) der deutschen Schriftsteller, beziehungsweise der deutschen Romanschriftsteller (mithin auch Gustav Freytag's!) gegen eine im Organe Freytag's enthalten gewesene Gesammtabfertigung angenommen hatten, und erst jüngst haben die „Grenzboten" eine Anzahl oder eine ganze Classe schriftstellerischer Collegen, den Anlaß dazu bei einer Recension des neuen Alfred Meißner'schen Romans bei den Haaren herbeiziehend, noch unter die der „Auflåder" (die bekanntlich im Freytag'schen Romane eine sehr hervortretende Rolle spielen) und die der „Markthelfer" gestellt. Nun ist es doch wahrlich höchst komisch, wenn ein Recensent, der selbst gar nichts Anderes thut als jene und im Dienste seines Blattes und dessen Eigenthümers für klingendes Honorar und nebenbei vielleicht für die Nutznießung der eingesandten Recensionsexemplare Romane, Memoiren, Gedichte u. s. w. gleich rudelweise abfertigt, sich so über Seinesgleichen ausläßt, ohne es zu merken, daß er dadurch seiner eigenen Arbeit das Urtheil spricht. Wie wir indeß schon früher ein mal bemerkten, so weiß der Deutsche seinen unverwüstlichen Hang zu brot- und ehrabschneiderischen, gehässigen und hämischen Verdächtigungen immer noch mit einer gewissen scheinbaren, aber sehr abscheulichen Gemüthlichkeit zu verbinden, und so setzt auch jener Recensent beschwichtigend hinzu: man dürfe jedoch mit jenen Schriftstellern nicht in allen Fällen zu streng rechten, da sie eine Familie zu ernähren hätten. Oh, diese Familien werden ohne Zweifel dem menschenfreundlichen Recensenten der „Grenzboten" für diesen gemüthlichen Zusatz auf ewig ein dankbares Angedenken bewahren!

Rührten diese Ausfälle von einem Beamten, einem im Regierungssolde Stehenden, einem hochgelehrten, exclusiven Professor oder einem durch Recensionen gekränkten Autor her, so wären sie einigermaßen verzeihlich und erklärbar. Aber daß der Kritiker jener Blätter sein eigenes Handwerk und dadurch sich selbst in dieser Weise beschimpft und discreditirt, das ist

---

ie verschiedenartigsten Repräsentanten der von ihm geschilderten ...ände auf den Schauplatz zu bringen. Wir können dem Verfasser on „Soll und Haben" die Versicherung geben, daß wir selbst in ...serer Heimat — und er wahrscheinlich in seiner schlesischen Heimat ...ch — einzelne adelige Rittergutsbesitzer kennen gelernt haben, die jeder Hinsicht musterhafte Landwirthe waren und nicht daran dach... ., sich in so unglaublich kopflose Speculationen einzulassen wie der ...eiherr von Rothsattel. Daß übrigens der Freytag'sche Roman ...cht der erste und einzige ist, in welchem die deutsche und speciell ... kaufmännische Arbeit behandelt worden ist, das beweist — ohne ...f J. J. Engel's „Lorenz Stark" zurückgehen zu dürfen — Willkomm's schon etwas vor dem Freytag'schen Buche erschienener Roman: „Die Familie Ammer", wie sich der Leser aus der gleich oben ...getheilten Besprechung dieses Romans überzeugen kann.

absolut sinnlos und zugleich tragikomisch. Der Kritiker der Grünen Blätter kann sich sicherlich darauf verlassen, daß das Publicum mit ihm keine Ausnahme machen wird, möge er sich auch anstellen, wie er wolle. Recensent bleibt dem Publicum Recensent. Solchen Ungehörigkeiten, solchen Taktlosigkeiten, solcher Inficirung der Kritik mit Verdächtigungen, die man von oft wenig verstandenen privaten Geschäftsstellungen herleitet und in denen der animus nocendi offen zutage liegt, haben wir niemals in den literarischen Blättern Englands begegnet, und hierin liegt es auch wol zumeist, daß im Allgemeinen die mit Persönlichkeitstendenzen überfüllte deutsche Journalkritik, wie sie ist, den an dergleichen nicht gewöhnten Briten anwidert. Wenn auch ein englischer Journalist häufig genug in den Fall kommt, diese oder jene schriftstellerische Leistung zu verwerfen, diese oder jene Ansicht als falsch oder verderblich zu bestreiten, so wird er sich doch niemals herausnehmen, eine ganze Classe, deren Existenz durch das stark sich aussprechende buchhändlerische Bedürfniß nothwendig hervorgerufen und bedingt ist, in dieser Weise zu verdächtigen, weil er weiß, daß Privatstellungen Anderer ihn ebenso wenig etwas angehen, als seine Privatstellung Andere etwas angeht, und weil sein praktischer Menschenverstand ihm sagt, daß er damit am meisten nur sich selbst treffen würde. **Hermann Marggraff.**

Aus Paris.

Du Camp's „Chants modernes". Villemain's „Discours". Straf- und criminalrechtliche Arbeiten. Die Akademie. Journalistik.

Sprechen wir zuerst vom Löwen des Tags, den „Chants modernes" von Maxime du Camp! Dieses Buch hat selbst jetzt, zur Zeit der Industrieausstellung, Aufsehen gemacht. Es verdankt diesen außerordentlichen Erfolg nicht allein dem bekannten Namen des Verfassers, dessen Reisen nach dem Orient und dessen photographirte Ansichten aus jenen Gegenden ihm bereits einen ehrenvollen Ruf erworben haben; auch den Gesängen selbst verdankt das Buch sein Aufsehen nicht, sondern einer Vorrede, die an und für sich ziemlich entbehrlich, eigentlich nur zur Erläuterung des Titels dient, den man sonst schwer verstehen würde. Diese Vorrede ist eine Art literarisch-politischen Glaubensbekenntnisses — und zwar in höchst radicaler Richtung. Das Schlimme ist nur, daß du Camp's Bemerkungen nichts Neues enthalten, und daß die Thorheiten und Misbräuche, gegen die er ankämpft, theils seit langer Zeit verschwunden, theils von hundert Andern bereits angegriffen worden sind. Besonders heftig ist der Verfasser gegen die Akademie, und er hat sich dadurch die herben Vorwürfe Planche's und die bittersüßen de Sainte-Beuve's zugezogen. Wenn es ihm um literarischen Scandal zu thun war, so hat er seinen Zweck erreicht. Aber seine Kämpfe gegen die Figuren der heidnischen Götter in unserer Poesie sind doch ein wenig verspätet, und ebenso nutzlos die Angriffe gegen die ideenarme, farbenreiche Dichtkunst unserer Tage, von der du Camp behauptet, sie liege in den letzten Zügen. Dies dürfte ein Irrthum sein. Und was will du Camp an die Stelle dieser gegenstandlosen Gegenstände setzen? „Die Wunder der Civilisation"; dieser Gegenstand ist aber keineswegs neu, Schiffahrt, Astronomie, Chemie, Dampf sind alle schon besungen worden; gelingt es du Camp und seiner zu begründenden Schule, auf diesem Gebiet Besseres zu liefern, so wollen wir uns freuen. Aber etwas Neues ist das denn doch nicht! Wenn er Geldsack, Dampf, Locomotive, Sense sprechen läßt und die Abschaffung des Erbrechts predigt, wird er oft sehr schal. Am tiefsten empfindet er die Schönheiten der stummen Natur.

Möglichst entgegengesetzter Richtung sind die „Discours et mélanges littéraires" von Villemain; eines dieser Stücke, der „Discours sur la critique", wäre du Camp zu empfehlen; er könnte ihn auch nicht „als das Werk eines Mitglieds der Akademie" zurückweisen; denn zur Zeit, als er diesen „Discours" schrieb, war Villemain noch ein ganz junger Mann, der noch nicht das Unglück hatte, Akademiker zu sein. Es ist übrigens der „Discours" ein Muster von gutem Geschmack und ausgezeichneter Stilistik und von der Akademie gekrönt worden. Mit ebenso großem Vergnügen wird man mehre in den Sitzungen der Akademie gehaltene Reden lesen, sowie verschiedene andere Stücke, die den Vorlesungen in der Sorbonne den Ursprung verdanken; so die „Études" über Fénélon, Pascal, die Lobreden auf Montaigne und Montesquieu, beide aus den ersten Jahren von Villemain's literarischer Carrière, letztere mit Anmerkungen aus späterer Zeit.

Eins der jüngsten Mitglieder des Instituts, Faustin Hélie, veröffentlicht eine neue Ausgabe von Rossi's „Traité de droit pénal", der zuerst 1829 erschien — eine mehr theoretische als praktische Abhandlung, die sehr viel dazu beigetragen hat, den Ruf des Verfassers zu begründen. Rossi, man kann es wol ohne Bedenken sagen, war ebenso taktvoll in seinem Benehmen als bedeutend in den wissenschaftlichen Fächern, die er vertrat; in Italien geboren, verdankte er seinen ersten Ruf den Vorlesungen, die er in der Schweiz hielt; nach Paris gekommen, erweiterte er sein Ansehen sowol als seine Bekanntschaft, lehrte constitutionelles Staatsrecht und Nationalökonomie und erwarb sich Guizot's vortheilhafte Freundschaft, ließ sich in diesem seinem dritten Vaterland naturalisiren und wurde daselbst eine der parlamentarischen Größen. Nach dem Jahre 1848 kehrte er nach Italien zurück, wurde Minister des Papstes und versuchte es vergebens, einer Revolution durch zeitgemäße Reformen zuvorzukommen. Der Mord entschied über die Erfolglosigkeit dieses Experiments. Ob nun die Wissenschaft nur eine Waffe für Rossi's Ehrgeiz gewesen oder nicht, jedenfalls hat er ihr bedeutende Dienste geleistet. Seit 1829 ist auf dem Gebiet des Criminalrechts sehr viel geschehen, und Faustin Hélie, der auch den deutschen Forschungen die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat, stellt in seiner Vorrede diese Fortschritte dar. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er dem Strafrecht. Seine Vorrede ist des Buchs würdig.

Das Criminalrecht beschäftigt auch die Aufmerksamkeit der Académie des sciences morales et politiques. Bérenger las dort einen Bericht über „Die Strafe, ihre Form und Wirkungen" und besprach ein Werk von Berriot Saint-Vir: „Traité de la procédure des tribunaux criminels." Diese Berichte theilten die Aufmerksamkeit der Akademie mit einem „Mémoire" Passy's über die Regierungsformen und einer Geschichte der Moral von Garnier. Diese Arbeiten werden in der großen officiellen Sammlung der Akademie erscheinen; aber die Bände dieser großen Collection erscheinen nur sehr langsam und enthalten nur die Arbeiten, deren Veröffentlichung ausdrücklich befohlen ist. Die Arbeiten der Akademie finden sich viel vollständiger in dem „Compte rendu" Vergé's, der unter der Leitung Mignet's redigirt wird. Diese verdienstvolle monatweise erscheinende Sammlung ist bis zum dreiunddreißigsten Bande gelangt und allen Denen unentbehrlich, die einen deutlichen Ueberblick der Arbeiten des Instituts gewinnen wollen, und empfiehlt sich durch zahlreiche wichtige Arbeiten der Gelehrten, die auf dem Gebiet der Philosophie, der Jurisprudenz, der Geschichte, der Verwaltungswissenschaft und namentlich der Nationalökonomie thätig sind. Wir hoffen zur Verbreitung dieser Sammlung im Auslande das Unserige beigetragen und erfüllen damit nur die Pflicht, alles Bedeutende nach Kräften zu empfehlen. Aus der Sammlung Vergé's ist vor kurzem durch Maunsell und Field der Bericht Guizot's über den durch A. Wattemare begründeten Bücheraustausch ins Englische übertragen worden.

Seit nun endlich der Friede mit der Akademie abgeschlossen ist, hat der Cultusminister Paris verlassen und sich ins Bad begeben, um sich von seinen Anstrengungen zu erholen. Die Akademie hat eins ihrer „membres libres" verloren, die nur die Uniform, nicht die Rechte der ordentlichen Mitglieder haben und die weder an den Abstimmungen noch am Gehalt theilnehmen, auch zu den Ehrenämtern nicht wählbar

sind. Wir meinen Barchou de Penhoën, Offizier außer Dienst und früheres Mitglied der Deputirtenkammer, der es sich hatte angelegen sein lassen, durch einige Uebersetzungen und andere kleine Arbeiten den Glanz eines großen Vermögens und feiner Sitten noch durch einen officiellen Titel zu erhöhen. Durch den Tod des großen Gauß war in der Académie des sciences eine Stelle für einen Correspondenten frei geworden. Die Candidaten waren zahlreich und durchgängig Gelehrte ersten Rangs. Von 50 Stimmen fielen 40 auf den Astronomen Herschel. Die Académie des beaux arts hatte einen Architekten zu wählen. Persönliche Schwierigkeiten bei den einen, geringe Bedeutung der andern Candidaten ließen die Wahl lange zweifelhaft. Endlich fiel dieselbe auf Lefuel, Architekten des Kaisers, einen der wenigst bekannten. Die Maler haben sehr eifrig diese Wahl betrieben und das aus sehr einleuchtenden Gründen. Man rechnet auf seinen Einfluß bei der Vertheilung der Arbeiten in den öffentlichen gegenwärtig im Bau befindlichen Gebäuden. Die Académie des inscriptions erhielt zwei mal des Jahres von ihrem Secretär Bericht über den Fortgang der zum Druck zu befördernden Arbeiten. Naudet hat diesen Bericht für das erste Semester 1855 vorgelegt. Es sind meist historische Arbeiten, die der Veröffentlichung entgegensehen. Dieser öffentliche Rechenschaftsbericht ist eine sehr nothwendige Anregung; in den Akademien, in denen er fehlt, kommt man nicht vom Fleck.

Sainte-Beuve, der bekanntlich vor den Stürmen jungfranzösischen Misfallens seine Vorlesungen über lateinische Poesie geschlossen hat, denkt noch nicht an deren Wiedereröffnung. Er will seine literarische Thätigkeit wieder aufnehmen und zwar dieselbe dem bekannten literarisch-kritischen Journal „Athenaeum français“ zuwenden, das sich während der kurzen Zeit seines Bestehens europäischen Beifall erworben hat. Es steht dasselbe unter der Redaction eines jungen Gelehrten, Ludovic Lalanne. Frankreich besitzt wenig Zeitschriften wie das „Deutsche Museum“, die „Blätter für literarische Unterhaltung“, das „Literarische Centralblatt“ und viele andere deutsche und englische gleicher und ähnlicher Richtung.*) Man spricht von einer neuen Revue, bei der übrigens die Politik ebenso stark vertreten sein soll als die Literatur; auch die „Revue contemporaine“ und die „Revue des deux mondes“ sollen in ähnlicher Weise reformirt werden. 57.

Mittheilungen aus Griechenland.

Der Grieche Georg Gennadios.

Das zu neuem wissenschaftlichen Leben erwachende Griechenland hat durch den am 25. November 1854 an der Cholera erfolgten Tod des Professors und Gymnasiarchen Georg Gennadios in Athen einen großen Verlust erlitten, was uns veranlaßt, hier einige biographische Notizen über den ehrwürdigen Mann und eine kurze Charakteristik desselben zu geben. Gennadios stammte aus Epirus (gebürtig war er von Zagori), also aus demjenigen Theile des alten Hellas, welchem das neue Griechenland so viele militärische und literarische Berühmtheiten verdankt. Schüler des Lampros Photiadis und Bardalachos, hatte er später seine Bildung in Deutschland fortgesetzt und widmete sich frühzeitig dem Fache des Lehramts, in welchem er zu einer Zeit, wo Kumas, Bambas, Oekonomos und Bardalachos selbst als Lehrer ihrer Nation glänzten, einen vorzüglichen Ruf erlangte und in dem langen Zeitraume von 1812—54, wenn auch nicht ununterbrochen, die ausgezeichneten Gymnasien von Bukarescht, Odessa, Aegina und Athen leitete, von welchen besonders das zu Athen, das unter ihm die vornehmste Pflanzschule der Universität Athen geworden ist, ihm selbst seine Gründung und ausgezeichnete innere Ausbildung verdankt. Viele der jüngern Professoren der Otto-Universität waren seine Schüler, und er selbst hat seinen wenn auch weniger glänzenden, doch jedenfalls verdienstlichern Posten als Gymnasiarch von Athen nicht aufgeben wollen, obgleich ihm namentlich die Professur der hellenischen Philologie an der Universität mehrfach angeboten worden war. Georg Gennadios hat Manches geschrieben und drucken lassen (so z. B. eine „Παιδικὴ Ἐγκυκλοπαιδεία“, d. i. „Elementar-Encyklopädie des jugendlichen Unterrichts“, Moskau 1819, in mehren Bänden; auch erwähnt Brandis in seinen „Mittheilungen über Griechenland“, III, 208, von ihm eine schätzbare altgriechische Sprachlehre); aber doch ist und bleibt er namentlich als Lehrer der Jugend, als διδάσκαλος in der Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands ausgezeichnet. Er theilte mit der Mehrzahl der griechischen Lehrer aus der Zeit vor der Revolution den Ehrgeiz, gute Schüler zu bilden, und er wachte auch über ihrem Fleiße und über ihren Fortschritten mit einem Eifer und einer Sorgfalt, daß es mehr als einem bedürftigen Jüngling nur durch die Vermittelung eines ebenso wohlwollenden als aufgeklärten Lehrers möglich ward, seine Studien fortzusetzen und eine ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen. Aber trotz dem Allen war Gennadios keiner von Denen, die niemals ihren literarischen Wirkungskreis und den der Schule verlassen hätten. In einer Gesellschaft wie die griechische, welche noch mit den ersten Bedürfnissen ihrer Existenz und ihrer Gründung kämpft und für welche erst Alles geschaffen und gehörig geordnet werden muß, ist der Einzelne oftmals gezwungen, seine Thätigkeit auf mehre Gegenstände zu gleicher Zeit zu richten und oft sogar auf einige Zeit diejenige Thätigkeit ganz aufzugeben, zu welcher er sich bestimmt hatte, um Zwecken zu genügen, für welche in ihm nicht im geringsten eine Neigung, ein Geschick und eine Art von Vorbereitung sich vorfand. So erging es auch Gennadios. Nachdem derselbe um das Jahr 1824 nach Griechenland gekommen war, bemühte er sich im Jahre 1825 in Athen ein Gymnasium einzurichten. Allein die Umstände waren dem Unternehmen nicht günstig, da damals gerade einerseits Ibrahim-Pascha in den Peloponnes eingefallen war, andererseits die Paschas in Rumelien fortwährende Angriffe auf Festgriechenland machten, und Gennadios gab deshalb seine friedlichen Beschäftigungen und Zwecke auf. Er unternahm damals sogar einen Kriegszug mit General Fabvier nach Karystos, und im Jahre 1826 war er bei Errichtung und Ausrüstung eines kleinen Cavaleriecops in Nauplia thätig, welches bestimmt war, gegen Ibrahim-Pascha verwendet zu werden. Mehr als ein mal wußte er in jener Zeit durch seine patriotischen Reden auf die Gemüther der Griechen zu wirken und dadurch in den Gang der Begebenheiten einzugreifen, und stets stand er da auf der Seite der nationalen Partei und blieb fortwährend frei von einem jeden fremdartigen Einflusse. Sein Patriotismus war ebenso rein und uneigennützig als sein Wissen tief und gründlich. Griechenland hat leider nicht viele seinesgleichen aufzuweisen, und es bedarf ihrer doch so sehr für eine bessere politische und wissenschaftliche Zukunft.

Die Universität in Athen.

Anknüpfend an Das, was wir über diesen Gegenstand in Nr. 42 d. Bl. für 1854 mittheilten, bemerken wir aus der Rede, welche am 3. October 1854 der abgehende Rector der Universität in Athen, Kostis, hielt, hier wiederum Folgendes über die letztere. Die Zahl der Studirenden hatte sich während des Jahres von 590 auf 643 vermehrt, von denen 341 aus dem Königreiche Griechenland selbst, dagegen 302 von auswärts gebürtig waren. Davon gehörten 20 der theologischen, 190 der juristischen, 317 der medicinischen und 74 der philosophischen Facultät an, 42 aber besuchten die pharmaceutische Schule. In der medicinischen Facultät wurden während des gedachten Universitätsjahres 20 zu Doctoren promovirt; außerdem erhielten fünf das Diplom als Lehrer an griechischen Schulen und elf das als Pharmaceuten. An Stipendiaten, welche theils auf Kosten der Regierung (der

*) Dafür umsomehr treffliche Revuen und gut geschriebene Feuilletons. D. Red.

Zahl nach acht), theils auf Kosten einzelner Familien (z. B. der Jonidis) und in Gemäßheit testamentarischer Bestimmungen unterrichtet werden, gab es im Ganzen 22. Auch in dem Universitätsjahre 1853 auf 1854 fand der von dem Griechen A. Rallis in Triest veranstaltete poetische Wettkampf statt; es waren zwölf poetische Arbeiten eingegangen, von denen der Dichtung des Professors der Botanik an der Universität Athen, Orphanidis: „Ὁ ἄπατρις", der ausgesetzte Preis der 1000 Drachmen zuerkannt ward, die des Obersten Zalakostas aber, welcher diesen Preis selbst bereits einige male erhalten hatte, mit der Aufschrift: „Ὧραι σχολῆς", rühmliche Erwähnung fand. Bei Gelegenheit der am 20. Mai 1854 stattgefundenen Jahresfeier der Gründung der Universität Athen hielt der Professor des römischen Rechts an derselben, Petros Paparrigopulos, die übliche Rede, in welcher er über das Leben des griechischen Kaisers Basilios Macedo sprach. Auch in diesem letzten Universitätsjahre fielen der Universität mehre Vermächtnisse und Erbschaften von Griechen sowol innerhalb als außerhalb des Königreichs zu; so z. B. seiten eines Kaufmanns, Nikolaos Basilios Makris in Braila, welcher der Universität mehre Waarenlager am dortigen Hafen vermachte, die gegenwärtig einen jährlichen Miethzins von 5000 Drachmen eintragen, während ein anderer Grieche, ein Schuhmacher in Tripolitza, sein Vermögen von etwa 15,000 Drachmen der Universität hinterließ. Auch an Büchern erhielt deren Bibliothek im letzten Studienjahre, theils vom Auslande seiten einzelner Regierungen und Akademien, sowie von Privatleuten, theils von Griechen selbst, im Ganzen über 1300 Bände. „Crescit occulto velut arbor aevo", kann man fort und fort mit dem römischen Dichter Horaz von der Universität in Athen, diesem in den Orient vorgeschobenen Posten der Civilisation, sagen, und mit vollem Rechte rühmte es auch der am 3. October 1854 abgehende Rector in seiner öffentlichen Rede, daß dieser Baum bereits seine bescheidenen Früchte bringe, welche je länger je mehr nur der Civilisation des Orients zugute kommen können und unter dem Einflusse redlichen und selbstbewußten Strebens aller Betheiligten namentlich auch dem Panhellenismus zu verdienter Anerkennung verhelfen müssen.

Ausgrabungen in Griechenland.

Bekanntlich ward im Jahre 1853 von Deutschland aus eine Ausgrabung in Olympia angeregt, und sie sollte durch Geldbeiträge, welche zu diesem Zwecke gesammelt wurden, ausgeführt werden. Indeß gestatteten die wirklich eingegangenen geringen Geldbeträge dies nicht, und es wurde daher die vorhandene Geldsumme zu einer Ausgrabung beim Tempel der Hera (Heraeon) unweit Argos verwendet, welche auch, trotz der Geringfügkeit der Geldmittel, mit ebenso viel Geschick und Ausdauer wie mit gutem Glücke von dem Professor der Archäologie in Athen, Risos Rangawis, in Begleitung des deutschen Gelehrten Dr. Bursian aus Leipzig im Herbste 1854 ausgeführt worden ist. Ein kurzer Bericht darüber und über die gewonnenen Ergebnisse der Ausgrabung ist unter dem Titel „Ausgrabung beim Tempel der Hera unweit Argos" (Halle 1855) erschienen, welcher im Wesentlichen in einem Briefe des genannten Griechen Rangawis an Professor Roß in Halle besteht. Wir machen die Archäologen und Alle, die sich sonst für die Untersuchung des Grund und Bodens des alten Griechenland nach Alterthümern interessiren, auf diesen Bericht aufmerksam und bemerken hier nur, daß auch diese kleine Ausgrabung den Beweis liefert, daß in Griechenland für Archäologie noch Vieles zu thun bleibt, daß aber auch noch bei keinem seiner zerstörten Tempel, wie bei dem auf Aegina, in Phigalia u. s. w., gegraben worden ist, ohne daß die Mühe durch reiche Funde sich belohnt hätte. Außer Dem, was durch die Ausgrabung am Heraeon für die Kenntniß der Tempelstätte selbst, für die äußere Bauart des Tempels u. s. w. gewonnen worden, ist namentlich die Ausbeute an architektonischen Verzierungen aus parischem Marmor und an Sculpturstücken, welche ebenfalls meistentheils, wenn nicht durchgängig, aus parischem Marmor sind, nicht unbedeutend. Diese letztern dienen vornehmlich zur bessern Kenntniß der bisher fast unbekannten Schule des Polyklet. An Inschriften hat man dort nur zwei aufgefunden. Alle bei dieser Ausgrabung gewonnenen Stücke, der Zahl nach 552, sind zur Zeit in ein für sie improvisirtes Localmuseum in Argos niedergelegt worden. Wenn aber und durch wen wird die schon von Winckelmann angeregte Idee umfangreicher Ausgrabungen in Olympia endlich einmal verwirklicht werden?

5.

Notizen.

Die „Fliegenden Blätter für Musik" gegen Eduard Hanslick.

Eduard Hanslick's Schrift „Vom Musikalisch-Schönen" hat einiges Aufsehen erregt und ist auch von unserm musikalischen Berichterstatter in Nr. 15 d. Bl. allen Musikern und Kunstfreunden zu recht aufmerksamer Lectüre empfohlen worden, „damit doch endlich einmal die vage Begriffslosigkeit und das Umhertappen im Nebel bei der Beurtheilung musikalischer Kunstwerke aufhöre". Gegen das Buch hat sich nun eine Stimme erhoben, die Stimme eines gründlichen Musikkenners, des Verfassers der „Musikalischen Briefe", der in den „Fliegenden Blättern für Musik" (zweiter Band, zweites Heft) Staunt Hanslick darüber klar zu machen sucht, „daß die Tonwelt da noch nicht mit Bretern vernagelt ist, wo er nicht weiter kann". Wir sind zu wenig Musikkenner und der Sprache der musikalischen Aesthetik zu wenig mächtig, um uns anzumaßen, uns in diesen Streit mischen und ein Wort mit dreinreden zu wollen, wir begnügen uns, Diejenigen, die vorzugsweise dabei interessirt sind, auf die sehr ins Einzelne gehende umfassende Kritik in den „Fliegenden Blättern für Musik" selbst zu verweisen. Allerdings scheint uns Hanslick zu weit gegangen zu sein, wenn er im zweiten Capitel den Satz aufstellt, daß Gefühle nicht Inhalt der Musik sein könnten. Wenn die Musik nicht einmal Gefühle auszudrücken vermöchte, was bliebe ihr noch übrig: blos die Rhythmik, der Wohllaut? Das wäre allerdings verzweifelt wenig. Gewiß kann die Musik nicht Gefühle in ihrer concreten Form ausdrücken, man kann nicht sagen, hier wird Mutter- oder Bruderliebe, hier wird Patriotismus, hier wird Glaubensfanatismus, hier wird Freundschaft, hier wird Eifersucht geblasen oder gegeigt, aber Gefühle in ihrer allgemeinsten Form, als Trauer, Schmerz, Wehmuth, Lust, Entzücken, feierliche Stimmung u. s. w., ist die Musik vielleicht im Stande unmittelbarer auszudrücken als jede andere Kunst. Allerdings kann ein Musikstück, so oder so vorgetragen, die entgegengesetztesten Empfindungen im Hörer hervorrufen, aber das ist auch mit einem Gedicht der Fall; von einem Stümper vorgelesen, kann auch das schönste Gedicht unerträglich werden, und die ernsthafteste Ballade, mit komischem Ausdruck declamirt, wird einen lustigen Eindruck hervorbringen. Es ist bekannt, daß Meister im Declamiren das Kunststück gemacht haben, die inhaltlosesten Sachen (Garrick z. B. das bloße A-B-C) so vorzutragen, daß die Zuhörer zu Thränen gerührt wurden. Die „Fliegenden Blätter für Musik" weisen weiterhin nach, daß Hanslick einige Takte aus Beethoven's Ouverture zum „Prometheus", die er zur Unterstützung seiner Behauptungen brauchte, corrumpirt angeführt hat, d. h. um eine Octave höher und mit Schleifern versehen, die Beethoven nicht dazu gesetzt hat. Wir lesen herren übrigens bald zu wenig, bald zu viel aus der Musik heraus; nur wer die musikalische Sprache, ihre Grammatik und Syntax vollkommen inne hat, wird das Richtige herausbören.

Aus Holland.

Man erfährt aus einer holländischen Correspondenz des „Athenaeum français", daß Koenen in Amsterdam eine

von einem Buchhändler für seine „Vorlesungen über die Geschichte des niederländischen Handels" gebotene sehr bedeutende Summe der zur Unterstützung der Familien armer Schriftsteller gegründeten Kasse geschenkt hat. Hiernach besteht also — was wir bisher nicht wußten — auch in dem kleinen Holland so gut wie in England ein solcher Fonds, während es in dem großen so literarischen Deutschland schon als ein erfreulicher Erfolg angesehen werden muß, daß die leipziger Schriftstellerkasse sich im Stande sah, im Laufe von etwa zwölf Jahren Unterstützungen im Betrage von etwas über 600 Thalern zu vertheilen. Was ist das aber unter so Viele? Wir sind begierig, ob Koenen's Beispiel in Deutschland Nachfolge finden wird, zweifeln aber daran. Das holländische Volk, so klein es ist, kann uns überhaupt, was Nationalgefühl, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe betrifft, zum Muster dienen. Alle seine berühmtern Dichter und Schriftsteller: Hooft, Coster, Vondel, Feith, Spandaw, Tollens, Bilderdijk, Lennep, Karsten, Helmers u. s. w., zeichnen sich durch ein gemeinsames starkes patriotisches Gefühl aus, welches man gerade bei den ersten deutschen Dichtern nur zu sehr vermißt. Ohne Zweifel besitzen wir größere Dichter als die Holländer, aber unter ihnen keine so großen Patrioten, an denen sich das Nationalbewußtsein als solches stärken und erheben könnte. Um diesen Unterschied zu fühlen, lese man die Schrift: „Entwürfe über holländische und vlämische Art, Sprache und Literatur von Karl Adolf Wernhard Kruse" (Elberfeld, Bädeker, 1854). In Betreff des Dichters Tollens, dessen patriotisches Gedicht „Niederlands Bettag" aus dem Jahre 1831 in einer wie ein Original zu lesenden Nachdichtung von R. L. Heilmann in der Schrift mitgetheilt wird, behauptet der Verfasser, daß kein deutscher Dichter, selbst Schiller nicht, so gefeiert werde als Tollens. Dem Nationaldichter Vondel soll demnächst ein Standbild gesetzt werden, zu dessen unentgeltlicher Anfertigung sich der Bildhauer de Cuyper in Antwerpen erboten hat. **H. M.**

Bibliographie.

Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Herausgegeben von A. Ellisen. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bechstein, L., Romantische Märchen und Sagen. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 1 Thlr.

Bodemann, F. W., Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer im Steinthal. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Nebst Oberlins Bildniß und einer Ansicht seines Pfarrhauses. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 15 Ngr.

Bopp, F., Ueber das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen. Gelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften am 18. Mai 1854. Berlin, Stargardt. Gr. 4. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. 1ster Theil. Bearbeitet von B. Cotta. 3te vermehrte Ausgabe. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bryant's, W. C., Gedichte, deutsch von A. Neidhardt. Stuttgart, Metzler. 32. 25 Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Der russische Hof vor Peter I bis auf Nicolaus I. und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. Deutsche Originalausgabe. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Biographische Erinnerungen an Johann Georg Hamann, den Magus in Norden. Münster, Regensberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Feige, J., Stilles Leben in Liedern. Stolp, Fritsch. 16. 20 Ngr.

Grimm, A. T. v., Wanderungen nach Südosten. 1ster Theil: Die Taurische Halbinsel. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Kähler, C. N., Auslegung der Epistel Pauli an die Philipper in 25 Predigten. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr.

Kern, C., Die Haberfeldtreiber. Oberbayerisches Sittenbild. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klein, P., Die sprache der Luxemburger. Luxemburg, Bück. Gr. 8. 12 Ngr.

Kleine, G., Die Päpstinn Johanna keine Fabel. Einbeck, Ehlers. Gr. 8. 5 Ngr.

Kopp, J. E., Dramatische Gedichte. 1stes Bändchen. Lucern, J. u. A. Stocker. 8. 24 Ngr.

Kurs, Auguste, Gemüth und Leben. Gedichte. Berlin, Hayn. 16. 15 Ngr.

La Fontaine, E. de, Versuch über die Orthographie der luxemburger deutschen Mundart. Luxemburg, Bück. Gr. 8. 5 Ngr.

Lanz, K., und M. Lanz, Ueber die pädagogische Behandlung der Musik auf Grundlage der Gehörentwickelungs-Methode. Stuttgart, Hallberger. Gr. 4. 10 Ngr.

Leibnitz, H., Die Organisation der Gewölbe im christlichen Kirchenbau. Eine kunstgeschichtliche Studie. Mit 96 eingedruckten Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meisel, S. G., Der Reichthum des Himmels. Eine gedrängte Uebersicht der Leistungen im Gebiete der Himmelskunde während der verflossenen Hälfte des 19. Jahrhunderts. Für gebildete Laien. Altenburg, Pierer. 8. 7½ Ngr.

Neumann, K., Die Hellenen im Skythenlande. Ein Beitrag zur alten Geographie, Ethnographie und Handelsgeschichte. 1ster Band. Mit zwei Karten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Einige Aktenstücke zur Geschichte des sächsischen Prinzenraubes. Altenburg. 8. 12½ Ngr.

Bruhn, G. H., Mittheilungen über die australischen Colonien, nach eigenen Erfahrungen und Betrachtungen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

China, wie es war und wie es ist. Nebst einem Hinblick auf den Thee- und Opium-Handel und einer Beschreibung der fünf Häfen, welche nunmehr dem Brittischen Handel geöffnet sind. Aus dem Englischen von A. W. Quedlinburg, Ernst. 12. 10 Ngr.

Feier des 300jährigen Jubiläums der deutschen reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. am 24. Juni 1855. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Wann haben wir Ursache, uns beim Blick auf unser Missionswerk vor Gott zu freuen? Predigt über Jesaias 55, 8—11 gehalten am Missionsfest in Nürnberg den 19. Juni 1855. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 2 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Predigt vor dem Schlusse des Landtages am 7. August 1855 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 3 Ngr.

Lange, L., Die klassische Philologie in ihrer Stellung zum Gesammtgebiete der Wissenschaften und in ihrer inneren Gliederung. Eine Antrittsvorlesung, gehalten am 24. April 1855. Prag, Calve. Gr. 8. 4 Ngr.

Leschke, J. W., Christliche Gelegenheits-Gedichte. Breslau, Dülfer. 12. 5 Ngr.

Nárcolmist. Eine phrenologische Studie aus dem Buchhändler-Leben. 3te Auflage. Temesvár, Polátsek. 8. 5 Ngr.

Schrader, J. H. L., „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin!" Predigt am 2. Sonntage nach Trinitatis 1855 im Rückblick auf seine 25jährige hiesige Amtsführung gehalten. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff**.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2⅓ Ngr.)

Antikritik.

R. Giseke, der Herausgeber der „Novellenzeitung" und Verfasser der „Modernen Titanen", liefert in Nr. 34 seines Blattes ein „Referat" über meinen jüngst erschienenen Roman „Aus der Gegenwart". Da sich in gedachtem Romane einige Bemerkungen über die durchschnittliche Beschaffenheit und Handhabung der modernen Kritik vorfinden, so war ich, wiewol jene Bemerkungen nicht gerade als Ansichten des Autors dastehen, sondern der individuellen Anschauungsweise der auftretenden Figuren angepaßt sind, wohl darauf gefaßt, von einer gewissen Gattung von Recensenten wüthend und grimmig angefallen zu werden. Ich stach ja gleichsam in ein Wespennest mit meinem Buche und mußte darauf gefaßt sein, daß die Gestochenen nach guter Wespenart ihren Unwillen äußern würden.

Aber das hatte ich nicht gehofft, daß mir einer der gestrengen Herren (selbst von R. Giseke hatte ich das nicht gehofft), vom Zorn und von verletzter Eitelkeit aufgestachelt, das Vergnügen bereiten würde, eine Kritik zu lesen, welche sich so ganz den Bemerkungen in meinem Buche anpaßt, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, dieselbe als Appendix zu meinem Romane gebrauchen zu dürfen. Das ist so ganz jene grelle, schattenlose, halbwahre, unwahre Schablonenarbeit, wie sie in meinem Buche beschrieben ist, und als Arabesken zu dieser Arbeit sind natürlich die gröbsten und ungehörigsten Persönlichkeiten reichlich aufgetragen.

Fürs erste wählt sich R. Giseke die erste beste Figur meines Romans zum Helden — denn ein Held muß schon einmal vorhanden sein! — und zwar diejenige, welche nach der ganzen Anlage des Werks am wenigsten vorstellt, was man gemeiniglich einen Helden nennt. Darauf citirt er eine Bemerkung dieses angeblichen Helden und entdeckt, sein Seherauge in meine Seele bohrend, daß diese Stelle eigentlich auf mich selbst paßt. Hierbei nimmt er die Miene eines gewiegten, würdevollen Mannes, einer Respectsperson an, nennt mich „junger Mensch" (obgleich ich um einige Jahre älter bin als seine Dichtermagnificenz), spielt zart und schonend darauf an, daß er in einem Examen, welches wir vor Jahren miteinander ablegten, das Zeugniß der Reife erhalten, während mir dasselbe (aus welchem Grunde, läßt er unberührt) zum Theil versagt wurde, und knüpft daran die Behauptung, daß meine Bemerkungen über die Kritiker offenbar nur von dem geringen Beifall herrühren, dessen sich meine „paar Romane" (ich habe deren, wenn es auf die Zahl ankommt, fünf, Giseke hat deren drei herausgegeben!) zu erfreuen gehabt.

Abgesehen davon, daß ich im Allgemeinen eben nicht über Mangel an Anerkennung und Aufmunterung klagen kann, so führt R. Giseke bald darauf selbst an, daß meine Bücher immer leidlich freundlich von der Kritik aufgenommen worden, und er selbst, der Gewaltige, hat ja in Nr. 49 d. J. 1853 ziemlich „leutselig" über mich armen Teufel geschrieben!

Darauf entdeckt R. Giseke plötzlich eine Kategorie für mein Buch; er nennt es „die prägnanteste Erscheinung der Literatenromane", weil „von Capitel 1—24 von nichts als von Literaten und wieder Literaten die Rede sei!"

Abgesehen von der sachlichen Unwahrheit dieser Behauptung scheint R. Giseke das Wesen des Menschen nach seinem Titel abzumessen. Denn bei den beiden Literaten meines Buchs ist Stand und Titel so ziemlich nur Nebensache, fast Zufälligkeit. Der Inhalt des Buchs würde nur wenig verändert werden dürfen, wenn sie meinetwegen Juristen oder etwas dem Aehnliches wären.

Hierauf wird R. Giseke naiv. Er nimmt eine Figur meines Buchs, einen Consistorialrath, alles Ernstes gegen mich in Schutz, nennt ihn einen allgemein geschätzten Beamten und Gelehrten u. s. w. Das ist eigentlich mehr als naiv! Denn wenn R. Giseke einen Consistorialrath kennt, welcher dem von mir geschilderten gleicht, so ist es unbegreiflich, wie er ihn vertheidigen kann. Gleicht er ihm nicht, nun, so ist der meinige ein anderer als der seinige, und dann ist es wieder unbegreiflich, wie er sich anstrengen kann, ihn gegen mich in Schutz zu nehmen.

Schließlich nennt mich der verehrliche Kritiker seinen „geschätzten Landsmann, Schulfreund und Examengenossen" und räth mir altklug, mich ja nicht über die „Unverblümtheit seines Referats" zu wundern, da ich durch meine Ausfälle gegen die Recensenten alle Rücksichten „milder Gesinnung" und „persönlicher Theilnahme" habe schwinden lassen. Ich sei ja doch von der Kritik bisher immer leidlich freundlich und „anständig" behandelt worden. Da haben wir des Pudels Kern, den kritischen Stand- und Gesichtspunkt des R. Giseke. Und weil ich diesen seinen Standpunkt in meinem Romane ein wenig beleuchtet, darum sticht und fodert er mich! Der wunderliche Mensch!

Und wenn er in den letzten Zeilen vorwurfsvoll behauptet, ich habe die Kritiker an den Pranger stellen wollen, so kann ich ihm nur erwidern: er hat das zum Theil, ohne es zu wollen, durch seine Kritik gethan. Ich dagegen habe nur eine gewisse Clique verspotten wollen, jene Clique, welche unabänderlich nach fertigen Leisten schreibt, welche nur danach fragt, was die Literatur gibt, aber nie danach, was das Leben ihnen bietet, und für welche die Kunst eigentlich nur da ist, um von ihnen bekleckst zu werden; ohne zu wissen oder zu berücksichtigen, ob oder daß mein geschätzter Schulfreund und Landsmann, R. Giseke, zu jener Clique gehöre!

Theodor König.

Wichtiges medicinisches Werk.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Watson (Th.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.

Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **Dr. J. H. Steinau.**

Vier Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Watson's berühmtes Werk, das in England rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich dort wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet, liegt mit dem soeben erschienenen vierten Bande nunmehr auch in seiner deutschen Bearbeitung **vollständig** vor. Die competentesten Richter in England wie in Deutschland sind darüber einig, dass von allen in der neuern Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet, wie Watson's Werk und dass dasselbe in jeder Hinsicht von grossem bleibendem Werthe ist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 37. —— 13. September 1855.

Offener Brief an den Verfasser des Romans „Der grüne Heinrich".*)

„Der grüne Heinrich"? Aber das ist ja, wie er leibt und lebt, der Gottfried Keller selbst, aus Glattfelden im Kanton Zürich! Was soll ich also viel Umstände machen? Wir kennen uns ja schon lange. Darum fort mit dem steifleinenen Gewande und holzgeschnitzten Kanzleistile der herkömmlichen Kritik, als da ist: „Der Verfasser sagt" oder: „Der Dichter scheint in diesen Worten die Absicht ausdrücken zu wollen" u. dgl. Ich rede dich geradezu mit dem vertraulichen Du an und wir führen über Leipzig, durch Buchhändlergelegenheit, zwischen Berlin und Zürich eine „literarische Unterhaltung" über Dieses und Jenes, unter Anderm über deinen „Grünen Heinrich". Dann und wann richte ich eine Frage an dich, die ich mir aber selbst beantworte, da ich dich wegen der großen Entfernung noch weniger verstehen würde, als dies mir und Andern schon in deiner nächsten Nähe begegnet ist. Denn du erinnerst dich wol noch jenes possirlichen Ausdrucks, den unser Freund Freiligrath in Umlauf gesetzt, zur Bezeichnung deiner oft allzu bequemen Ausdrucksweise im Mündlichen.

Indessen scheint dir im sprachfertigen Berlin die Zunge gelöst zu werden, da ich aus einem Artikel von dir in Nr. 9 d. Bl. sehe, daß du erhebliche Sprachforschungen angestellt hast über die tiefere Bedeutung des berliner „Na nu!" und des berner „He nu so dä!" („Ei nun so denn!") Du hast also deine Aufgabe zur Vermittelung des deutschen und schweizerischen Volkslebens in ihrem ganzen Umfange erkannt. Und gelingt es dir erst, die Deutschen ebenso gut an das „He nu so dä!" zu gewöhnen, wie die Schweizer an das „Na nu!", so hast du eine weltgeschichtliche Mission schon vollständig erfüllt, ehe der jetzige Kaiser der Franzosen die seinige nur angefangen hat. Denn nun gibt es zwischen Deutschen und Schweizern keine Händel mehr, und kein vernünftiger Deutscher nimmt es den Schweizern noch übel, daß sie sich selbst frei gemacht und nicht fünfhundert Jahre und etwas darüber auf die Deutschen gewartet haben.

Die nächste und natürlichste Folge dieser beginnenden Verschmelzung der Sprachen zur allgemeinen Weltsprache würde nämlich darin bestehen, daß sich die Schweizer sogleich die anzügliche Redensart abgewöhnten: „Numer nit so prüßisch!" („Nur nicht so preußisch!"); womit sie im Kanton Bern sagen wollen, daß sich die Preußen zuweilen mehr herausgenommen haben, als ihnen von Naturrechtswegen gehört, wie z. B. das frühere Fürstenthum Neuenburg. Kämen also ein Preuße und berner Bauer in ein diplomatisches Gespräch über die neuenburger Angelegenheit, so würde sich der letztere im verständlichen Schriftdeutsch etwa äußern, wie folgt: „Was geht euch dieses Neuenburg an und warum sollen die Uhrmacher in La-Chaux-de-Fonds und Locle mit Gewalt wieder preußisch sein wollen, da es ihnen doch ebenso gut oder besser geht, als da sie es wirklich waren? Macht uns Schweizer ja nicht zu ärgerlich! Wir lassen sonst bei der ersten besten Gelegenheit die Franzosen durch unser Land marschiren, was den Deutschen «aus strategischen Gründen» schlecht genug bekommen könnte." Vom Gewicht dieser Gründe überführt, hätte nun der Preuße weiter nichts zu thun, als auszurufen: „Na nu! He nu so dä!" Dann schütteln sich der berner Bauer und berliner Kreuzzeitungsritter brüderlich die Hände, und nach der neuenburger Frage ist keine Nachfrage mehr. Nur so läßt sich diese sehr heikle Frage richtig beantworten, und es hat auch alles Ansehen, daß sie als „vollendete Thatsache" in dieser Weise wirklich beantwortet werden wird.

Von noch größerm weltgeschichtlichen Nutzen wäre es, könnte man den Kaiser der Franzosen zu der einzigen Concession an die Deutschen vermögen, jene beiden wirksamen Ausrufungen endlich auch in die allgemeine Diplomatensprache einzubürgern. Das ginge um so leichter, da ja der Kaiser schon Schweizerisch versteht und das berliner „Na nu!" wol auch noch begreifen würde. Trotz dem londoner Friedensverein wird es zwar stets zwischen civilisirten Staaten barbarische Kriege geben, so-

*) Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Vier Bände. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1854—55. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

lange sich die Leute zu Soldaten unfreiwillig ausheben und gegen täglich zwei Batzen für die „Sache der Civilisation und Aufklärung" begeistern lassen. Aber wäre man endlich des Kriegs satt, so käme man doch leicht zu einem dauerhaften Frieden, wenn man in den Friedensinstrumenten — statt der außer Mode gekommenen Worte: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!" — sogleich mit der viel energischern Versicherung friedfertiger Gesinnungen anfinge: „Na nu! He nu so dä!" Nun ließe man sich auf keine Friedensbedingungen ein, weil sie doch nur mit einem neuen Kriege schwangergehen; sondern man würde sich darauf beschränken, an die ruhmgekrönten Armeen aller kriegführenden Staaten die folgende einfache und aufmunternde Ansprache zu richten: „Ihr Thoren auf beiden Seiten! Rauft euch, solange ihr wollt, und stopft euch mit gloire, bis ihr platzen müßt. Aber seht selbst zu, wie ihr dabei fahren werdet. Denn an Sold und Proviant werdet ihr von euern soeben erst weise gewordenen Regierungen nichts mehr bekommen. Ihr Andern aber, die ihr nach Hause wollt, könnt sogleich zu euerm Pfluge und in eure Werkstätten zurückkehren, wo ihr der Sache der Civilisation und Aufklärung bessere Dienste leistet als dort hinten in der Krim. Und jedenfalls werdet ihr dann mehr für euch selbst erwerben, als wir Regierungen euch bisher für eure unnütze Courage bezahlt haben." Folgen nun die Namensunterschriften und Sigille sämmtlicher Großbotschafter der hohen kriegführenden Mächte, nebst Ort und Datum.

Das wäre doch ein Friedensschluß, der so bald keinen zweiten Krieg zur Folge hätte! Denn sage nur selbst, grüner Heinrich, wenn auf dem letzten wiener Friedenscongresse Rußland oder Oestreich diese oder jene Vorschläge gemacht hätte, wenn dann nicht blos der Lord John Russell und der Drouin de l'Huys, sondern auch die andern Betheiligten wie aus einem Munde gerufen hätten: „Na nu! He nu so dä!" — so wäre die ganze Sache abgethan gewesen. Und anders wird es ja doch nicht kommen. Aber gerade so hätte es schon lange kommen können, und wir 260 Millionen gebildete Europäer hätten dann schon lange wieder wohlfeileres Brot gegessen.

An meiner Meinung über deinen „Grünen Heinrich" wird dir wenig gelegen sein. Ich erzähle dir also, was — nach äußerm Vernehmen von da und dort — deine züricher Landsleute vom Buche sagen. Das erleichtert mir selbst die Mühe, da ich mich nicht allzu lange auf hinlänglich schmeichelhafte Ausdrücke für deinen poetischen Genius besinnen muß.

In erster Reihe treten die Aesthetiker vom Fache auf, um das Buch richtig zu classificiren, worin sie aber unter sich nicht einig sind. „Der «Grüne Heinrich»" — behaupten die Einen — „ist per se nichts als ein Roman. Denn der Heinrich erzählt ja selbst, daß er vom vierten und letzten Bande an nicht recht mehr an die persönliche Unsterblichkeit glaubt; folglich konnte er auch nicht unsterblich sein, und folglich konnte er nicht auf der allerletzten Seite wahrheitsgetreu berichten, daß auf seinem eigenen Grabe «ein recht frisches und grünes Gras gewachsen». Ja dieser Grüne ist nicht einmal ein echter Schweizer, wofür er sich doch ausgeben will. Er ist im vierten Bande über drei Monate und eine noch größere Anzahl von Druckbogen lang bis über die Ohren ins Dortchen Schönfund verliebt; und doch hat er in der ganzen Zeit nicht ein einziges mal das Maul aufgethan, um es der Schönfund zu sagen. So handelt kein biederer und offenherziger Schweizer! Also ist Alles nur Erfindung, und der «Grüne Heinrich» ist gerade so gut ein Roman und ein gerade so guter Roman, wie es der «Simplicissimus» ist; nur mit dem Unterschiede, daß zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs die Leute mehr mitgemacht haben, daß aber die Romanhelden der neuesten Zeit nur mitgesagt und im besten Falle — wie im «Grünen Heinrich» — auch mitgedacht haben."

„Nicht doch!" rufen die Andern, „das Buch ist und bleibt eine Autobiographie. Der Gottfried Keller oder — was auf Eins hinausläuft — der grüne Heinrich ist ein so merkwürdiger Dichter, daß er sogar wider seinen Willen unsterblich sein muß; und er konnte also recht gut über sein Grab ein genaues visum repertum ausstellen. Er ist auch ein echter Schweizer! Wir Schweizer im Allgemeinen machen zwar mit unsern Schätzchen nicht ebenso viele Umstände; aber gerade das liegt in seinem eigensten, persönlichen und dennoch schweizerischen Charakter, daß er dem Dortchen nichts gesagt hat. Zum Beweise dafür rufen wir hiermit alle schönen Berlinerinnen, bei denen er sich nun seit vielen Jahren aufhält, zu öffentlichem Zeugnisse auf, ob er es auch nur einer einzigen gestanden, daß er bis zum Sterben in sie verliebt sei? Und sollte ihn gleich die eine oder andere dieser schönen Berlinerinnen selbst danach gefragt haben, so ist sogar dann noch zu bezweifeln, ob er ihr mit dem vollen Klange der deutschen Sprache ein deutliches Ja! zugerufen hat."

Eine zweite Classe deiner Recensenten, in der sich die größere Zahl deiner Leser und die noch größere Zahl deiner Nichtleser befindet, besteht aus jener stets gefährlicher überhandnehmenden philosophischen Sekte, von der jeder Einzelne — ohne nur Max Stirner's Buch jemals angesehen zu haben — sich selbst für den „Einzigen" und alles Uebrige für „sein Eigenthum" erklärt. „Freilich ist der «Grüne Heinrich»" — so versichert jeder Einzige — „eine Selbstbiographie; aber er ist keine Selbstbiographie des Gottfried Keller, sondern meine eigene. Denn Alles, was im Buche steht, habe ich schon lange gedacht und gesagt und hätte es also leicht auch hinschreiben können. Nur das Eine ist nicht zu begreifen, daß sich dieser Keller auf dem Titel als Verfasser auszugeben wagt. Das ist unverschämt von ihm! Doch halt! unverschämt will ich ihn doch nicht nennen, denn da ich selbst der Einzige bin, so hätte ich mich wol selbst so geheißen. Ich lasse also die Sache auf sich beruhen und will den «Grünen Heinrich», da ich ihn zufällig nur durch einen Andern habe schreiben lassen, lieber gar nicht lesen."

Ferner mischen sich die physiologischen Materialisten in den Streit, da sie in neuester Zeit gleichfalls in Philosophie machen und schon „Köhlerglaube und Wissenschaft" geschrieben haben, ohne von jenem in diese tief hineingekommen zu sein. Sie lassen sich also vernehmen: „Welches überflüssige Schwatzen über Roman oder Autobiographie! Das ganze Buch ist ja nur eine Hirn- oder Denksecretion! Ein gewisser Keller gerieth einmal zufällig in jene Erhitzung, die von den abgängig gewordenen Supranaturalisten noch dann und wann «poetische Begeisterung» genannt wird. Dieser Keller, inclusive seines Gehirns, fing also zu schwitzen an. Während seines poetischen Hirnschweißes rannen ihm die Moleculen seiner Hirn- und graulichen Ganglienmasse zu kleinen Körperchen zusammen, zu einem kleinen Heinrich, einem kleinen Grafen, einer Judith und wie sie sonst noch heißen. Da nun das ganze Gehirn schwitzte, so mußten natürlich auch der kleine Heinrich, die Judith u. s. w. schwitzen; ja sogar die zarte und schlanke Anna, obgleich diese nur mäßig. Und weil die kleinen Hirnkäse-Männlein und Fräulein am ganzen Leibe transspirirten, nahmen auch ihre Ausdünstungen die plastischen Formen ihrer Körperchen an, und mehr und mehr sich ausbreitend, mußten sie endlich aus dem Dichterhirne heraus. Das geschah mit leichter Mühe, weil der Keller auch sonst schon ein offener Kopf ist, der sich nicht erst im physiologisch-natürlichen Sinne den Kopf zerbrechen muß, was übrigens im Interesse der Wissenschaft wünschenswerth wäre, da man alsdann genauere physiologische Beobachtungen über sein Denken und Dichten anstellen könnte. An den aus seinem Kopfe in den Lichtäther herausgetretenen Evaporationen zeigten sich nun sogleich infolge der sogenannten Strahlenbrechung mehrfache farbige Erscheinungen, sodaß der jetzt schon größer gewordene Heinrich einen grünen Rock zu tragen schien, der Graf einen schwarzen Frack, während die Damen des Romans standesmäßig nach der neuesten Mode gekleidet wurden. Darauf kam es nämlich wesentlich an, weil Kleider Leute machen; denn wären jene poetischen Ausdampfungen nur farblos und pudelnackt auf die Welt gekommen, so hätte man sie gar nicht als Poesie gelten lassen, sondern nur für abstracte philosophische und metaphysische Wahrheiten. Jetzt aber hatte der Keller nichts weiter zu thun, als seinen farbigen Dämpfen, sobald sie ihre natürliche Größe erreicht hatten, vier Bände weißes Druckpapier vorzuhalten, auf dem sie sich als grüner Heinrich und andere männliche und weibliche Individuen deutlich niederschlugen. Dann ließ er seine Leute so lange conversiren und Dies und Das treiben, als sie Lust hatten; und nun konnte sogleich der „Grüne Heinrich" von Vieweg und Sohn an das gebildete deutsche Publicum ausgegeben werden. Es war also ganz und gar keine Kunst, einen solchen Heinrich zustande zu bringen; denn es gibt überhaupt keine Kunst, weil Alles Natur ist. Nur das Eine ist eine Kunst, die seltsam scheinenden Vorgänge in diesem Kellerskopfe physiologisch richtig zu erklären. Das haben wir zustande gebracht, die physiologischen Materialisten, und «das werfe um, wer kann!»"

Es kommen nun in vierter Reihe und in ihrer Demuth als die Letzten, um sobald als möglich wieder die Ersten zu sein, die Frommen und pietistisch Gesinnten deiner Landsleute, damit sie gleichfalls ihre Stimme abgeben. Nur wenige von ihnen wollen darin den Finger der Vorsehung erkennen, daß schon in früher Jugend und schon im ersten Bande der Ruf an dich erschollen ist: „Der da ist recht, der wird eine gute Meerkatze sein!" und daß du gleich darauf an deinem Meerkatzenschwanze in die künstlerische Laufbahn hineingezogen wurdest, um später „Pietistenwalzer" und „Polkakirchen" dichten zu können. Die Mehrzahl deiner frömmern Landsleute schüttelt vielmehr bedenklich den Kopf über deinen muthmaßlichen Glauben. Sie halten dich wol selbst für einen heimlichen Materialisten. Denn du erzählst ihnen im ersten Bande, wie du in der Anschauung und zu den Füßen einer hübschen Schauspielerin zuerst als Meerkatze zu menschlichen Gefühlen gekommen bist. Sie glauben also argwöhnen zu dürfen, daß es mit deinem Glauben an Adam und Eva nicht weit her ist, sondern daß du gemeinschaftliche Sache mit einigen Physiologen machst, die den sauern Schweiß des Edeln in der Wissenschaft vergießen, um endlich die Abstammung der Menschen von den Affen nachzuweisen. Aber die Frommen wagen ihre Bedenklichkeiten nicht laut zu äußern. Sie fürchten sich vor dir! Denn auf S. 218—224 des ersten Bandes haben sie gelesen, wie du in solchem Maße ein wirksamer Dichter bist, daß die Leute diejenigen Prügel, die du ihnen zugedichtet hast, zur Vollziehung der poetischen Gerechtigkeit und juridischen Ungerechtigkeit, als reale Prügel auch wirklich und in natura empfangen. Darum wollen sie sich zu allen Schlägen, die sie ohnehin im irdischen Jammerthale treffen, nicht auch diese Schläge noch auf den Rücken laden. Deine schlagende Dichtkunst scheint mir übrigens ein ganz neues Genre in der Poesie zu begründen. Zum episch-heroischen Fache läßt sie sich kaum zählen, da der Dichter in ruhiger Sicherheit an seinem Schreibtische sitzen bleibt, während er rechts und links die von ihm dictirten Leibesstrafen vollziehen läßt. Auch als reine Lyrik kann sie nicht gelten, weil sie zwar bei dem Angedichteten lebhafte Gefühle erweckt, aber bei dem Poeten selbst keineswegs ein zartes Mitgefühl voraussetzt. Jedenfalls solltest du aber dieses noch jugendliche Genre mehr cultiviren, und ich hätte nicht übel Lust, mich dafür mit dir zu associiren. Denn ich könnte dir mehre Themata angeben, deren jedes seine fünfundzwanzig richtig gezählten Verszeilen wohl werth wäre, wie z. B. Buchhändler, die uns nicht gehörig honoriren; gelehrte und gebildete Blaustrümpfe, die sich besonders für die poetische Bastonnade qualificiren würden; Volksabgeordnete, die zugleich mit ihren Tagegeldern jedes laute Wort verschlucken; eine Mehrheit von Professoren aller vier Facultäten, einige Hofräthe, Geheime Hofräthe und Ritter des rothen Adlerordens. Aber höher hinauf, es ist Jammerschade! darfst du dich mit dieser Poesie nicht

versteigen. Sie ginge sonst leicht in das crimen laesae majestatis über, und davor laß dich in deutschen Landen gewarnt sein!

In meinem Manuscript sehe ich, daß ich diese und andere Stellen unterstrichen habe; und du sagst irgendwo im „Grünen Heinrich", daß dies „die schlechten Schriftsteller thun". Nur nicht so vorwitzig; Wir schlechten Schriftsteller befinden uns in imposanter Majorität. Zwar geben wir zu, daß wir zuweilen nur unterstreichen, wo wir mit dem vollen Schwunge unserer Feder durchstreichen sollten. Aber wir leugnen, daß wir dies aus Eitelkeit thun. Wir handeln vielmehr aus Rücksicht auf unsere Leser, denen wir dann und wann eine kleine Aufmunterung durch lichtere Stellen im Drucke schuldig sind. Wissen sie dann nicht recht, warum sie plötzlich auf diese ausgezeichneten und besonders decorirten Stellen gestoßen, so ist es um so besser: sie gerathen nun in ein pikantes Erstaunen, das sie bis zur glücklichen Vollendung der Lectüre jeder Gefahr der Langeweile mit keckerm Muthe trotzen läßt. Aber glaubst du denn, weil du gute Bücher schreibst, daß du für dein Publicum, zur Belohnung fleißigen Lesens und um es zu weiterm Fleiße anzuspornen, nicht gleichfalls solcher kleiner Prämien in gesperrter Schrift nöthig hättest? Könntest du alle Urtheile über deinen „Grünen Heinrich" hören, du würdest es doch bald bemerken, daß du gleichfalls deine schläfrig geneigten Leser hast, welchen du mehr um ihrer Quantität als Qualität willen den einem schweizerischen Republikaner besonders gut anstehenden Majoritätsrespect nicht versagen solltest. Am Ende verschlägt es jedoch nicht viel, ob wir Schriftsteller uns etwas mehr oder weniger sperren; und ich mache dir also in meinem Namen und dem der andern schlechten Literaten einen Vorschlag zur Güte: du wirfst nicht gleich mit schlechten Schriftstellern um dich her, sondern gibst uns nur einfach den Rath: „Macht's, wie ihr wollt und könnt!" und wir folgen deinem guten Rathe.

Nun komme ich aber nochmals auf deinen Glauben, obgleich die furchtsamen andern Frommen nicht viel davon reden mögen. Im dritten Bande schilderst du es vortrefflich, wie dein Lys und der grüne Heinrich in Sachen des Glaubens und Nichtglaubens hintereinander gerathen. Aber das ist keine Kunst, du hast es aus dem Leben gegriffen. Es ist ja beinahe dieselbe Geschichte, die ich, du und einige Andere mitgemacht hatten, als wir uns mit Arnold Ruge und Andern herumzankten; nicht sehr lange vor der großen und ebenso unfruchtbaren Zänkerei in den Jahren 1848 und 1849. Es ging damals so her: Die Einen sagten, daß sie Dieses und Jenes glaubten; die Andern, daß sie es nicht glaubten. Es gab höhnische Redensarten hin und her, und man erhitzte sich mehr und mehr. Aber Leute, die auf Bildung etwas halten, wollen es nicht vermuthen lassen, daß sie nur darum streiten, weil Andere anderer Meinung als sie selbst sind. Man lauerte also auf Worte, die man möglicherweise zu einer persönlichen Beleidigung stempeln könnte, und war fast froh, als man sie gefunden zu haben glaubte. So geht es mitunter im thörichten Menschenleben; und daß es so geht, erleben wir gerade jetzt wieder in der thörichten Zänkerei der Köhlergläubigen in der Wissenschaft mit den wissenschaftlich angestrichenen Köhlergläubigen, an welcher, laut Buchhändleranzeigen, Niemand weniger als „die ganze gebildete Welt den lebhaftesten Antheil nimmt". Uebrigens hatte dein grüner Heinrich nicht Unrecht, daß er sich den baldigen Tod des von ihm verwundeten Lys nicht sehr zu Herzen zog. Denn gegen die Agnes hatte sich dieser flegelhaft benommen, obgleich er es veranlaßte, daß sie einen ordentlichen Mann bekommen, daß sie sich nach und nach an ein gutes Glas Rheinwein und vielleicht auch an die Feuerbach'sche Philosophie gewöhnt hat.

Ueberhaupt — so scheint mir — läßt es der grüne Heinrich im vierten Bande seine Leser etwas zu sehr merken, daß er auf deutschen Hochschulen Philosophie und viele andere Wissenschaften studirt hat. An einer Stelle verstehe ich ihn nicht. Da heißt es S. 54: „Das Licht hat den Gesichtssinn hervorgerufen, die Erfahrung ist die Blüte des Gesichtssinns und ihre Frucht ist der selbstbewußte Geist." Das ist mir zu mystisch-naturalistisch! Woher soll es denn der selbstbewußte Geist wissen, daß er der Urenkel des Lichts, der Enkel des Gesichtssinns und der muthmaßliche Sohn derjenigen Erfahrung ist, die ihm durch den Gesichtssinn vermittelt wurde, da es doch noch eine ansehnliche Reihe anderer sinnlicher und geistiger Erfahrungen gibt? Der besagte Geist weiß ja nur sein eigenes Dasein, indem er sich selbst von allem Andern unterscheidet, was nicht er selbst ist, indem er sich unter vielem Andern auch unterscheidet von jeder durch Licht und Gesichtssinn ihm vermittelten Erfahrung, sodaß er während seines ganzen Lebens nicht die kleinste Zeit und Gelegenheit hatte, sich noch nebenbei als den Sohn von diesem oder jenem Andern kennen zu lernen. „Ei was!" rufst du aus, „ich brauche nicht für jedes Wort meines grünen Heinrich einzustehen. Was geht es mich an, daß er sich vielleicht einmal von einem deutschen Professor bei Gelegenheit der Lehre vom Licht hinter das Licht hat führen lassen? Das liegt in seinem Charakter; und daß es darin liegt, muß ich am besten wissen, da ich selbst seinen Charakter producirt habe." Und so machen es die Poeten! Kaum meint man, man könne ihnen etwas anhaben, so schieben sie es auf einen von ihnen erdichteten Charakter. Man muß sie also gewähren lassen.

Fast noch mehr als im „Grünen Heinrich" suchst du in deinen „Neuern Gedichten" (zweite Auflage) den armen Gläubigen an ein künftiges Leben ihr jetziges Leben sauer zu machen. Am wenigsten hat mir dein Gedicht „Panard und Galet Nr. 1" gefallen. Daß ein am Charfreitagsmorgen betrunkener Poet, mit einem ziemlich wohlfeilen Einfalle im Munde, neuen Durst bekommt, scheint mir doch keine sieben, wenn auch sechs recht artige Strophen werth zu sein. Vortrefflich aber sind deine Gedichte „Aus der Brieftasche" über das „Trugbild der Unsterblichkeit". Der Dichter darf ja nicht blos,

er soll und muß auch jedes ihn mächtig ergreifende wahre Gefühl, also auch das Gefühl der Vergänglichkeit, in vollen Tönen ausklingen lassen; gerade so, wie der Gläubige an die Fortdauer — im Hinblicke auf die Macht des Geistes über die Materie und im Hinblicke auf den Tod des Leibes, der nach unsern sinnlichen Erfahrungen nur dem Gebiete der Materie angehört — seinen Glauben aussprechen mag, sobald er ihn als wirklich lebendigen Glauben in sich selbst findet. Wenn du aber behauptest, daß dir während deines Unglaubens der Wein besser geschmeckt und die Lilien besser gerochen haben, so läßt sich dies vielleicht natürlich erklären: du hast wol einmal den Schnupfen gehabt. Daß deine Gedichte „Aus der Brieftasche" wie Münchhausen's Schnepfen an einem Faden hintereinander kommen, gibt ihnen zwar ein etwas tendenzartiges Ansehen, hat aber nichts auf sich, da dies nur zur größern Bequemlichkeit deiner geneigten ungläubigen Leser und Leserinnen geschieht. Eine köstliche Figur ist in der „Wochenpredigt" jener Pfarrer, der über die Unsterblichkeit predigt und nicht weiß, was er mit seinem Nachmittage anfangen soll. Aber umsoweniger ist es ihm zu verargen, wenn er nach so langweiligem Diesseits auf ein kurzweiligeres Jenseits hofft. Und so hat jeder Gläubige an die persönliche Fortdauer stets auch seine persönlichen Gründe für diesen Glauben. Gerade darum wird dieser Glaube, da er einmal so ziemlich bei allen Völkern zur weltgeschichtlichen Thatsache geworden ist, schwerlich wieder auszujagen sein. Es scheint mir auch mehr als blos überflüssig, dies nur versuchen zu wollen; und jene seltsamen Käuze, die ihn jetzt mit vorgeblichen unumstößlichen Beweisen aus ihrem physiologischen Blasbalge heraus wieder wegzublasen sich getrauen, werden sich muthmaßlich sehr verrechnet haben.

Ueberhaupt hat es mit den Streitigkeiten über Glauben und Unglauben eine eigene Bewandtniß. Der Glaube an Dieses oder Jenes ist, sobald er erlebt wird; und der Unglaube in Beziehung auf Dieses oder Jenes ist der nicht oder noch nicht erlebte Glaube. Nun gerathen die Menschen in Streit, weil nicht die Einen was die Andern in sich erlebt oder nicht erlebt haben. Hat aber einmal die Zänkerei angefangen, so handelt es sich nicht mehr um diesen oder jenen wirklichen und lebendigen Glauben oder Unglauben, sondern nur noch um die Reflexion über diesen und jenen Glauben oder Unglauben. Beide Parteien wollen nun vor einem gebildeten Publicum ihre Künste produciren, um sich als die gescheitesten Leute und als Diejenigen auszuweisen, die ihre besondere Meinung mit den stattlichsten und ansehnlichsten Beweisgründen auszustatten wissen. Und so gerathen sie, vom Kitzel der Eitelkeit getrieben, in großen Eifer hinein, bis endlich das gebildete Publicum das unparteiische Urtheil fällt, daß sich beide Parteien als gleich große Narren producirt haben. Darum hast du schon im ersten Bande deiner 1846 erschienenen Gedichte ein gewichtiges Wort gesagt, als du den Skeptikern vom Fache zuriefst, was man auch den dogmatischen Glaubenszeloten zurufen dürfte: „Euch fehlt der Zweifel!" — nämlich der sehr gegründete Zweifel an der Untrüglichkeit eurer besondern Meinung. Und wenn ich es recht bedenke, so hast du im „Grünen Heinrich" Dasselbe gesagt, an der Stelle, wo es heißt: „Niemand kann wissen, welchen Glauben er noch vor seinem Tode haben wird", also welchen Glauben er noch in sich erleben wird. Und daraus ersehen wir auch deutlich, wie es bei Glaubensstreitigkeiten zu gehen pflegt. Denn beinahe hätte ich ja selbst wieder Streit mit dir angefangen, und schließlich ergibt es sich, daß wir in der Hauptsache der völlig gleichen Ueberzeugung sind.

Also darüber kein Gerede mehr! Glaube was du willst, und dichte was du mußt. Und ein Dichter bist du, das muß man dir nachsagen. Wie hast du es nur gelernt? Aber wahrscheinlich hast du es gar nicht gelernt, sondern es steckte schon in dir, da du noch als Meerkatze lebtest, und ist seitdem nur groß und größer gewachsen. Gleichwol will ich dir nicht verhehlen, daß es gebildete Leute gibt, die das Eine und Andere am „Grünen Heinrich" auszusetzen wissen. Aber es ist auch danach, was sie sagen; und du wirst dich dessen nicht viel zu grämen haben.

In dem Buche, meinen sie, fehle es an hinlänglich wichtigen und pikant verschlungenen Ereignissen. Aber kann man denn etwas Wichtigeres schildern als auch nur ein einziges volles und ganzes Menschenleben? Uebrigens fühlen sie wohl, daß sie selbst nicht dazu gemacht sind, wichtige Ereignisse zustande zu bringen; und um so lieber wollen sie dergleichen in Romanen lesen. Sie sollten aber selbst erst das Ihrige thun, um etwas Rechtes zu erleben; und zu diesem Zwecke mögen sie sich meinethalben in die Krim anwerben lassen, um dir später, falls sie noch etwa am Leben sind, ihre Erlebnisse zu erzählen, damit du sie in deiner Weise berichten kannst. Aber daß du mir als schweizerischer Reisläufer ja nicht selbst in die Krim läufst, um sogar auch dort noch für die Aufklärung zu kämpfen!

Im zweiten Bande und sonst noch hin und wieder sei viel zu viel vom Malerwesen die Rede. Aber du bist doch selbst auf der künstlerischen Laufbahn hin- und hergefahren; und warum solltest du Das, was du am besten weißt, nicht Andern erzählen dürfen, damit es auch die Andern wissen?

Dein halb philosophischer Traum im vierten Bande sei doch gar zu lang. Aber sie müssen doch einräumen, daß er schön ist und daß du sogar in philosophischen Dingen mehr geleistet hast, als man sonst wol von der deutschen Philosophie im Traume erwarten darf.

Den grünen Heinrich habest du viel zu schnell sterben lassen, blos um mit dem vierten Bande zu Ende zu kommen. Das bischen Bruststechen, das du ihm von seinen Hungerfahrten her angedichtet, sei nichts als leere Ausflucht, um seinen allzu frühzeitigen Tod vor seinen medicinischen Mitstudenten zu entschuldigen. Er habe ganz gut heirathen dürfen; und nach ihrer beiderseitigen Constitution zu schließen, hätten er und das Dortchen wol gar noch die goldene Hochzeit feiern können. Aber

die Sache verhält sich ja ganz anders! Der grüne Heinrich und seine Mutter sind in Leben und Liebe so fest ineinander gewachsen, daß es der Sohn gerade im Gefühl der Sicherheit des unauflöslich scheinenden Verhältnisses umsoeher versäumt, seine Liebe auch noch in besondern äußern Zeichen erkennen zu lassen. Aber an dieser Versäumniß stirbt seine Mutter; und nun muß ihr der keineswegs lebenssatte Heinrich in das Grab nach, da ihn selbst die leidenschaftliche Liebe zum lebensfrohen Dortchen nicht mehr aufrechtzuhalten vermag. Noch nie ist ein Gedicht der Liebe zwischen Mutter und Sohn gedichtet worden, so einfach und innig, so wahr und schön! Und ich würde mich nicht geniren, es geradezu wunderschön zu nennen, wenn ich nicht befürchtete, daß du mich sogleich als Wundergläubigen mishandeln würdest.

Ueber einige Kleinigkeiten sind dagegen die meisten deiner Leser so ziemlich einverstanden. Das sei wahr, sagen sie, daß man die von dir geschilderten Menschen als ganze Menschen deutlich vor Augen sehe; und du habest nicht einmal nöthig, auf gut Walter-Scottisch erst noch ausführlich zu berichten, daß jeder Einzelne seine Nase über dem Munde trage. Den Bürgern und Bauern, wie man ihnen in deinem Buche begegne, könne man zu jeder Stunde auf allen Gassen und Straßen begegnen, und deine Schweizerbauern müßten nicht in jeder Zeile ein „Donner Hagel!" und Anderes fluchen, um sich als die des landwirthschaftlichen Berufs Beflissenen ordnungsmäßig zu legitimiren. Deine Darstellung von Jung und Alt und des Volkslebens in seinen weitesten Kreisen, besonders auch des schweizerischen Volkslebens, sei so treu und wahr, daß sich gerade daraus einige deiner Landsleute am allerwenigsten machen, weil es ihnen sehr überflüssig scheine, daß ihnen der Keller noch erzähle, was sie täglich mit Händen greifen und wovon sich nicht annehmen lasse, daß es viel anders sein könne. Um die ganze körnige Wahrheit dieser Schilderungen zu begreifen, müsse man also wol einen Maßstab aus der Fremde mitgebracht, aber auch das Schweizerleben lange genug mitgelebt haben, um das Eine und Andere richtig vergleichen zu können. Sollten darum künftig die reisenden Engländer, statt ihres immergrünen oder vielmehr immerrothen Murray „Guide through Switzerland" den „Grünen Heinrich" in die Hand nehmen, um im Vorbeifahren das Volk kennen zu lernen, so würden sie wenig profitiren. Aber das sei nicht deine Sache, denn diesen Insulanern sei doch nichts beizubringen. Du habest schon genug gethan, daß du in der schönsten Sprache, im besten Humor und in wenigstens neun Zehntheilen deines Buchs die glänzenden Perlen der Wahrheit leichtweg aus dem Aermel geschüttelt, während sich nach der gleichen Decimalrechnung bei vielen andern Dichtern kaum das umgekehrte Verhältniß ergebe. Darum werde es dir keine Sorge machen, daß nicht jede Perle einen Menschen und Leser finde, der sie aufhebe und in ihrem vollen Werthe zu schätzen wisse.

Und so ist es auch! Die Deutschen und deine schweizerischen Landsleute sollen froh sein, daß sie einen ganzen Mann und ganzen Dichter an dir haben. Darum fodern wir alle Diejenigen, die lesen gelernt und an deinen Sachen noch allzu viel auszusetzen haben — denn daß gar nichts auszusetzen wäre, habe ich auch nicht gesagt — hiermit förmlich und feierlich auf, den „Grünen Heinrich" und deine Gedichte zum ersten, zum zweiten und zum dritten male zu lesen. Und wenn sie auch zum dritten male nicht wissen, was sie an dir haben, so erklären wir Beide ihnen rundweg, daß ihnen der Sinn für rechte Poesie für immer vernagelt ist; ob er nun zu verschiedenen nützlichen Zwecken nur mit kleinlichen Schusterzwecken vernagelt sei, oder auch mit großen und schweren Nägeln für Dampfmaschinen und Eisenbahnen.

Allein ungeachtet dieser beiderseitigen, reiflich erwogenen, ernstlich gemeinten, aber leider unmaßgeblichen Beschlußfassung wäre es gut, wenn du bald in die Schweiz kämest, um wieder einmal in das Leben des Volks unterzutauchen und einigen deutschen Schulstaub abzuwaschen, der hier und da deiner Dichterhaut anhängen mag. Thue das! Dein aufrichtiger Freund, der Kritiker

Hottingen bei Zürich, im Juli 1855. **Wilhelm Schulz.**

Goethe's Farbenlehre, vertheidigt durch Arthur Schopenhauer.

Die Farbenlehre eines Dichters, vertheidigt durch einen Philosophen, und zwar gegen die Autorität eines der größten Physiker, dies ist, wir wollen es uns nicht verhehlen, allerdings geeignet, ein verächtliches Achselzucken hervorzurufen. Denn ist nicht die Farbenlehre Sache der Herren Physiker, und haben diese nicht schon längst gegen Goethe und für Newton entschieden? Wie darf da also wol ein Philosoph auf Beachtung rechnen!

Aber da die Wahrheit stärker ist als alle Autoritäten und unsere Zeit überdies, wie der Sturz so mancher bisher angebeteten Autoritäten beweist, für das Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas! reif ist, so darf man ja wol hoffen, auch einem Philosophen, wenn nur sonst die Wahrheit auf seiner Seite ist, Gehör zu verschaffen gegen die wahrheitswidrige Autorität der Herren Physiker. Mehr als dieses beabsichtigen wir aber im Folgenden nicht. Wir wollen unsern Lesern auseinandersetzen, was der Philosoph Arthur Schopenhauer zur Begründung und Vertheidigung der Goethe'schen Farbenlehre gethan und wie er dadurch zur Emancipation von der noch heute die Physiker beherrschenden Autorität Newton's beigetragen hat.

Zuvor Einiges über das persönliche Verhältniß Schopenhauer's zu Goethe. Arthur Schopenhauer genoß zur Zeit, als er mit seiner Mutter, der bekannten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, in Weimar lebte, Goethe's nähern Umgang, der so vertraut wurde, wie es ein Altersunterschied von 39 Jahren irgend zuließ. Goethe spricht sich über diesen Umgang in den „Tag- und Jahresheften" von 1819 aus, wo er Schopenhauer einen „meist verkannten" jungen Mann nennt. Schopenhauer wurde in der Farbenlehre persönlich Goethe's Schüler (s. „Goethe's Briefwechsel mit dem

Staatsrath Schulz", 1853, S. 149), und als Schopenhauer seine Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" 1815 abgefaßt hatte, führte Goethe das Manuscript derselben auf seiner damaligen Rheinreise mit sich, sodaß sich das Erscheinen der Abhandlung im Druck bis zur Ostermesse 1816 verzögerte.

Soviel über die persönliche Beziehung Schopenhauer's zu Goethe. Aus der uns jetzt vorliegenden zweiten Auflage der Schopenhauer'schen Abhandlung *) entnehmen wir das Folgende über das innere Verhältniß Schopenhauer's zur Goethe'schen Farbenlehre, woraus hervorgehen wird, daß Schopenhauer eigentlich die Goethe'sche Farbenlehre erst begründet hat. Goethe's verdienstliches Werk ist zwar kein bloßes Aggregat von Erfahrungen, vielmehr ist es eine systematische Darstellung der Thatsachen. Goethe blieb jedoch bei diesen stehen. Er fühlte dieses selbst, indem er sagte: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch nur aus Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resignire, oder innerhalb der Beschränktheit meines bornirten Individuums." Daß nun die Grenzen, an denen sich Goethe resignirte, nicht die Grenzen der Menschheit gewesen sind, dies eben hat Schopenhauer durch seine Erklärung der Goethe'schen Thatsachen nachgewiesen. Schopenhauer hat den eigentlichen Bindungspunkt des Ganzen, den Punkt, auf den Alles hinweist, von dem Alles abhängig ist und auf den man jedes Einzelne immer zurückführen muß, gegeben. Er hat folglich das Goethe'sche Werk wesentlich ergänzt, indem er dasjenige oberste Princip aufgestellt hat, auf welchem die von Goethe gegebenen Data beruhen. Daß Goethe selbst nicht zu einer solchen erklärenden Theorie der Farben gelangt ist, das leitet Schopenhauer richtig daraus ab: „Goethe's Trieb war, Alles rein objectiv aufzufassen und wiederzugeben; damit war er aber dann sich bewußt, das Seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht darüber hinauszusehen. Daher in seiner Farbenlehre bisweilen nur eine Beschreibung zu finden ist, wo wir eine Erklärung erwarten. Die vollständige Darlegung des objectiven Hergangs der Sache schien ihm somit das letzte Erreichbare. Die allgemeinste und oberste Wahrheit seiner ganzen Farbenlehre ist eine ausgesprochene, objective Thatsache, die er selbst ganz richtig Urphänomen benennt. Damit hielt er Alles für gethan; ein richtiges «So ist's» ward ihm überall das letzte Ziel, ohne daß ihn nach einem «So muß es sein» verlangt hätte. Konnte er doch sogar spotten:

> Der Philosoph, der tritt herein
> Und beweist euch, es müßt' so sein.

Dafür nun freilich war er eben ein Poet und kein Philosoph, d. h. von dem Streben nach den letzten Gründen und dem innersten Zusammenhange der Dinge nicht beseelt oder besessen."

Schopenhauer dagegen, als eine durch und durch philosophische Natur, nahm das Goethe'sche Urphänomen nicht, wofür es Goethe genommen, für ein schlechthin Gegebenes und aller Erklärung auf immer Entzogenes, sondern führte dasselbe auf das eigentliche Urphänomen zurück und fand so ein Jahr darauf, nachdem er Goethe's persönlichem Umgang entzogen war, die eigentlich fundamentale Theorie der Farbe heraus. Als das Hauptverdienst Goethe's bezeichnet Schopenhauer erstens, daß er den alten Wahn der Newton'schen Irrlehre gebrochen und dadurch die Freiheit des Denkens über diesen Gegenstand wiederhergestellt habe; zweitens, daß er in seinem vortrefflichen Werke in vollem Maße Das geliefert, was der Titel verspricht: Data zur Farbenlehre, wichtige, vollständige, bedeutsame Data, reiche Materialien zu einer künftigen Theorie der Farbe. Das Verdienst aber, diese Theorie selbst geliefert und dadurch erst die Newton'sche Irrlehre vollständig besiegt zu haben, schreibt Schopenhauer sich selbst zu.

Von der Kant'schen Schule herkommend und überhaupt durch seinen ganzen Bildungsgang dem Idealismus zugeneigt, erkannte Schopenhauer, daß die Farbe zunächst nur Wirkung im Auge, Affection des Auges sei, vor allen Dingen also das Auge als das subjective Organ, womit wir die Farben sehen, zu untersuchen sei, um zu einer richtigen Theorie der Farbe zu gelangen. Er schickte daher seiner Farbenlehre ein Capitel über das Sehen voraus, ein höchst wichtiges und lehrreiches Capitel, aus welchem hervorgeht, daß nichts absurder ist als die Annahme, die objective Welt spaziere von außen fertig in unsern Kopf hinein und bilde sich in demselben wie auf einer tabula rasa ab, ohne daß unsere subjectiven Erkenntnißorgane das Mindeste dazu thäten. Die Anschauung, d. h. die Apprehension einer objectiven, den Raum seinen drei Dimensionen nach ausfüllenden Körperwelt, entsteht, wie Schopenhauer, gestützt auf physiologische Erfahrungen, nachgewiesen hat, durch den Verstand, für den Verstand, im Verstande. Die Sinne sind blos die Ausgangspunkte dieser Anschauung der Welt. Ihre Modificationen sind daher vor aller Anschauung gegeben, als bloße Empfindungen, sind die Data, aus denen erst im Verstande die erkennende Anschauung wird. Zu diesen dem Verstande von den Sinnen gelieferten Datis gehört ganz vorzüglich der Eindruck des Lichts auf das Auge und demnächst die Farbe, als eine Modification dieses Eindrucks. Diese sind die Affection des Auges, sind die Wirkung in demselben, welche da ist, auch ohne daß sie von dem Verstande auf eine äußere Ursache bezogen werde. Das neugeborene Kind empfindet Licht und Farbe, ehe es den leuchtenden oder gefärbten Gegenstand als solchen erkennt und anschaut. Erst die von der Wirkung zur Ursache übergehende Thätigkeit des Verstandes ist es, welche die subjectiv empfundene Farbe einem objectiven Gegenstande, einem Körper außer uns beilegt. „Der Körper ist roth" bedeutet, daß er im Auge die rothe Farbe bewirkt. Sein ist überhaupt mit Wirken gleichbedeutend, daher auch im Deutschen über-

---

*) Ueber das Sehen und die Farben. Eine Abhandlung von Arthur Schopenhauer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Hartknoch. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.



aus treffend und mit unbewußtem Tiefsinn Alles, was ist, wirklich, d. i. wirkend, genannt wird. Dadurch, daß wir die Farbe als einem Körper inhärirend auffassen, wird ihre diesem vorhergegangne unmittelbare Wahrnehmung durchaus nicht geändert; sie ist und bleibt Affection des Auges, Wirkung, als deren Ursache der Gegenstand angeschaut wird.

Diese Lehre, die Schopenhauer in dem ersten Capitel seiner Abhandlung über das Sehen näher ausführt und durch thatsächliche Beweise belegt (man findet sie auch näher erläutert in meinen „Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie", Leipzig 1854, dreizehnter Brief), mußte vorangeschickt werden, um dem Leser das nun Folgende über die Farben verständlich zu machen.

Aus der Untersuchung über das Sehen ergab sich, daß Helle, Finsterniß und Farbe zunächst nur Zustände, Modificationen des Auges sind, welche unmittelbar blos empfunden werden. Eine gründliche Betrachtung der Farbe, lehrt nun Schopenhauer, muß von diesem Begriff derselben ausgehen und demnach damit anfangen, sie als physiologische Erscheinung zu untersuchen. Denn um regelrecht und überlegt zuwerke zu gehen, muß man, ehe man zu einer gegebenen Wirkung die Ursache zu entdecken unternimmt, vorher diese Wirkung selbst vollständig kennen lernen, weil man allein aus ihr Data zur Auffindung der Ursache schöpfen kann und nur sie die Richtung und den Leitfaden zu dieser gibt. Newton's Fundamentalversehen war aber, daß er, ohne die Wirkung irgend genau und ihren innern Beziehungen nach kennen zu lernen, voreilig zur Aufsuchung der Ursache schritt, ein Fehler, den alle Farbentheorien, von den ältesten bis auf die von Goethe, gemein haben, da sie alle blos davon reden, welche Modification der Oberfläche ein Körper, oder welche Modification das Licht, sei es durch Zerlegung in seine Bestandtheile, sei es durch Trübung oder sonstige Verbindung mit dem Schatten, erleiden muß, um Farbe zu zeigen.

Der Schopenhauer'schen Lehre zufolge ist erst nach der Betrachtung der Farbe als solcher, d. h. als specifischer Empfindung im Auge, die der äußern Ursachen jener besondern Modificationen der Lichtempfindung anzustellen, d. h. die Betrachtung derjenigen Farben, welche Goethe sehr richtig in physische und chemische eingetheilt hat.

Es ist unbezweifelte Lehre der Physiologie, daß alle Sensibilität nie reine Passivität sei, sondern Reaction auf empfangenen Reiz. Die dem Auge eigenthümliche Reaction auf äußern Reiz nennt nun Schopenhauer seine Thätigkeit, und zwar näher die Thätigkeit der Retina, da diese der unbezweifelte Sitz Dessen ist, was beim Sehen in der bloßen Empfindung besteht. Dasjenige, was durch sich selbst, unmittelbar und ursprünglich, diese Thätigkeit anreizt, ist das Licht. Das die volle Einwirkung des Lichts empfangende Auge äußert also die volle Thätigkeit der Retina. Mit Abwesenheit des Lichts oder Finsterniß tritt Unthätigkeit der Retina ein.

Körper, welche unter Einwirkung des Lichts auf sie ganz wie das Licht selbst auf das Auge zurückwirken, sind glänzend oder Spiegel.

Weiß aber sind die Körper, welche, der Einwirkung des Lichts ausgesetzt, nicht ganz wie das Licht selbst auf das Auge zurückwirken, sondern mit einer geringen Verschiedenheit, nämlich mit einer gewissen Milderung und gleichmäßigen Verbreitung, die man, wenn man nicht von der Erscheinung im Auge auf ihre Ursache abgehen will, nicht näher bestimmen kann, als daß sie die Abwesenheit des Glanzes und der strahlenden Beschaffenheit des Lichts sei. Will man aber die Wirkung durch die Ursache ausdrücken, dann ist Goethe's Erklärung des auf physischem Wege erscheinenden Weißen, daß es die vollendete Trübe sei, überaus treffend und richtig.

Körper, welche unter Einwirkung des Lichts auf sie gar nicht auf das Auge zurückwirken, sind schwarz.

Da Schopenhauer vom Glanze als etwas die Betrachtung der Farbe nicht Angehendes absieht, so sagt er demnach: „Unter Einwirkung des Lichts oder des Weißen ist die Retina in voller Thätigkeit; mit Abwesenheit jener beiden aber, d. h. bei Finsterniß oder Schwarz, tritt Unthätigkeit der Retina ein."

Die Einwirkung des Lichts und des Weißen auf die Retina und die aus ihr erfolgende Thätigkeit derselben hat jedoch Grade, in denen mit stetigem Uebergang das Licht der Finsterniß und das Weiße dem Schwarzen sich annähert. Im ersten Fall heißen sie Halbschatten und im andern Grau. Hieraus ergeben sich folgende zwei Reihen der Bestimmungen der Thätigkeit der Retina:

Licht, Halbschatten, Finsterniß.
Weiß, Grau, Schwarz.

Die Grade der verminderten Thätigkeit der Retina (Halbschatten und Grau) bezeichnen nur eine theilweise Intensität derselben. Die Möglichkeit solcher Grade überhaupt beruht also auf der intensiven Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina.

Außer dieser intensiven hat aber die Thätigkeit der Retina, da sie einem ausgedehnten Organ inhärirt, auch eine extensive Theilbarkeit. Das Dasein dieser ergibt sich schon daraus, daß das Auge mannichfaltige Eindrücke zugleich, also nebeneinander erhalten kann. Besonders hervorgehoben aber wird es durch die von Goethe („Farbenlehre", I, 9 und 13) dargestellte Erfahrung, daß ein schwarzes Kreuz auf weißem Grunde, eine Weile angesehen und dann diesen Eindruck gegen den gleichgültigen einer grauen oder dämmernden Fläche vertauscht, die umgekehrte Erscheinung im Auge veranlaßt, nämlich ein weißes Kreuz auf schwarzem Grunde. Der Versuch läßt sich jeden Augenblick am Fensterkreuze machen. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß auf denjenigen Stellen der Retina, welche vom weißen Grunde getroffen wurden, die Thätigkeit derselben durch diesen Reiz so erschöpft ist, daß sie gleich darauf nicht mehr merklich erregt werden kann durch den viel geringern Reiz der grauen Fläche, welche hingegen auf die übrigen, vorhin vom schwarzen Kreuz getroffenen und während dieser

Unthätigkeit ausgeruhten Stellen mit ihrer ganzen Kraft wirkt und daselbst einen dieser angemessenen intensiven Grad der vollen Thätigkeit der Retina hervorruft.

Die bisher dargestellte intensive und extensive Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina faßt Schopenhauer unter dem gemeinsamen Begriff der quantitativen Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina zusammen. Außer dieser gibt es jedoch noch eine qualitative, die vollzogen wird, sobald dem Auge irgendeine Farbe gegenwärtig ist. Man betrachte, um sich durch Autopsie davon zu überzeugen, zuvörderst 20—30 Secunden hindurch eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde und sehe sodann auf eine dämmernde oder hellgraue Fläche: da wird dem Auge sich eine schwarze Scheibe auf hellem Grunde darstellen. Dies ist noch völlig die Erscheinung der extensiven Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina. Auf der Stelle derselben nämlich, welche von der weißen Scheibe afficirt war, ist hierdurch die Sehkraft auf eine Weile erschöpft, wodurch volle Unthätigkeit derselben unter schwächerm Reize eintritt. Nunmehr aber setze man an die Stelle der weißen Scheibe eine gelbe. Jetzt wird, wenn man auf die graue Fläche blickt, statt der schwarzen Scheibe, welche die völlige Unthätigkeit dieser Stelle der Retina aussprach, sich eine violette darstellen. Dies ist, was Goethe treffend das physiologische Farbenspectrum nennt; wie er denn auch sämmtliche hierher gehörige Thatsachen mit großer Richtigkeit und erschöpfender Vollständigkeit dargestellt hat, jedoch darüber nicht hinausgegangen ist.

In der Erklärung des hier erwähnten physiologischen Processes liegt nun der Kern der Schopenhauer'schen Farbentheorie. Nur aus der richtigen Erklärung desselben kann nach Schopenhauer ein wahres Verständniß des eigentlichen Wesens der Farbe hervorgehen. Das Resultat der Schopenhauer'schen Erklärung — in die nähere Begründung derselben können wir hier wegen Mangel an Raum nicht eingehen, sondern müssen auf die Abhandlung selbst verweisen — ist dieses: Die Farbe ist die qualitativ getheilte Thätigkeit der Retina. Die Verschiedenheit der Farben ist das Resultat der Verschiedenheit der qualitativen Hälften, in welche diese Thätigkeit auseinandergehen kann, und ihres Verhältnisses zueinander. Gleich können diese Hälften nur ein mal sein, und dann stellen sie das wahre Roth und das vollkommene Grün dar. Ungleich können sie in unzähligen Verhältnissen sein, und daher ist die Zahl der möglichen Farben unendlich. Jeder Farbe wird nach ihrer Erscheinung ihr im Auge zurückgebliebenes Complement zur vollen Thätigkeit der Retina als physiologisches Spectrum nachfolgen, wie folgendes Schema veranschaulicht:

Schwarz,	Violett,	Blau,	Grün,	Roth,	Orange,	Gelb,	Weiß.
0	$^1/_4$	$^1/_3$	$^1/_2$	$^1/_2$	$^2/_3$	$^3/_4$	1

Ein je größerer Theil der vollen Thätigkeit der Retina eine Farbe ist, ein desto kleinerer muß ihr Complement zu dieser Thätigkeit sein; je mehr eine Farbe hell, dem Weißen nahe ist, desto dunkler, der Finsterniß näher, wird das nach ihr sich zeigende Spectrum sein, und umgekehrt. Schwarz und Weiß, da sie keine Brüche, also keine qualitative Theilung darstellen, sind nicht im eigentlichen Sinne Farben. Sie stehen hier blos als Grenzpfosten, zur Erläuterung der Sache. Die wahre Farbentheorie hat es demnach stets mit Farbenpaaren zu thun, und die Reinheit einer gegebenen Farbe beruht auf der Richtigkeit des in ihr sich darstellenden Bruchs. Hingegen eine bestimmte Anzahl, z. B. sieben, unabhängig von der Thätigkeit der Retina und den Verhältnissen ihrer Theilbarkeit, realistisch da draußen vorhandener Urfarben, die zusammen die Summe aller Farben ausmachten, anzunehmen, dies nennt Schopenhauer absurd. Die Zahl der Farben ist unendlich; dennoch enthalten jede zwei entgegengesetzte Farben die Elemente, die volle Möglichkeit aller andern.

Daß Gelb, Orange, Roth, Grün, Blau, Violett feste und ausgezeichnete Punkte im sonst völlig stetigen und unendlich nüancirten Farbenkreise bilden und man sie durch Beilegung besonderer Namen überall und von jeher dafür erkannt hat, obgleich zwischen ihnen unzählige Farbennüancen liegen, deren jede ebenso gut einen eigenen Namen haben könnte: dieses Vorrecht jener sechs Farben beruht darauf, daß in ihnen die Bipartition der Thätigkeit der Retina sich in den einfachsten Brüchen darstellt, gerade so wie auf der Tonleiter, welche ja ebenfalls in einen von der untern zur obern Octave durch unmerkliche Uebergänge heulend aufsteigenden Ton sich auflösen läßt, die sieben Stufen abgesteckt sind und eigene Namen erhalten haben, blos aus dem Grunde, daß die Schwingungen gerade dieser Töne in rationalem Zahlenverhältniß zueinander stehen.

Die dargestellte, sich qualitativ theilende Thätigkeit der Retina, derzufolge, sobald die eine Farbe gegeben ist, die andere sie zur vollen Thätigkeit der Retina ergänzende als ihr Complement ihr nothwendig nachfolgt, nennt Schopenhauer die Polarität der Retina, ohne darum die häufigen Misbräuche, welche der Begriff der Polarität in der Periode der Schelling'schen Naturphilosophie erlitten hat, billigen zu wollen. Polarität ist nach Schopenhauer überall da gegeben, wo zwei in specie entgegengesetzte, in genere aber identische Erscheinungen wesentlich einander bedingen, dergestalt, daß keine ohne die andere weder gesetzt noch aufgehoben werden kann, dennoch aber so, daß sie nur in der Trennung und im Gegensatz bestehen und ihre Vereinigung, nach der sie beständig streben, eben das Ende und Verschwinden beider ist. Auf den Begriff einer qualitativ getheilten Thätigkeit, wovon die Farbenerscheinungen ein anschauliches Beispiel geben, möchten sich wol auch alle polarischen Kräfte zurückführen lassen, folglich auch Magnetismus, Elektricität und Galvanismus unter ihn zu bringen sein, von welchen jedes nur die Erscheinung einer in zwei sich bedingende, sich suchende und zur Wiedervereinigung strebende Hälften zerfallenen Thätigkeit ist. Die Polarität der Retina hat nur das Unterscheidende, daß bei ihr in der Zeit, also successiv ist, was bei den andern polari-

schen Erscheinungen im Raum, also simultan. Ferner hat sie das Besondere, daß der Indifferenzpunkt, wiewol innerhalb gewisser Grenzen, verrückbar ist.

Will man die bei den andern polarischen Erscheinungen übliche Bezeichnung durch + und — auch auf die Farben anwenden, so wird man nicht anstehen, das + dem Roth, Orange und Gelb, hingegen das — dem Grün, Blau und Violett beizulegen, weil die hellste Farbe und der größte Zahlenbruch der negativen Seite, das Grün, an Quantität der Thätigkeit erst der dunkelsten Farbe und dem kleinsten Bruch der positiven Seite, dem Roth, gleichkommt. Dieser polare Gegensatz muß sich bei der vollkommensten Theilung der Thätigkeit der Retina, welches die in zwei gleiche Hälften ist, am schärfsten aussprechen; daher denn Roth das Auge so merklich angreift und Grün dagegen es ausruht.

Weiter als bis hierher können wir hier wegen Mangel an Raum der Schopenhauer'schen Farbentheorie nicht folgen. In dem Mitgetheilten ist der Kern der Schopenhauer'schen Lehre enthalten, dessen nähere Consequenzen man in seiner Abhandlung selbst nachlesen mag. Es ergibt sich aus der dargelegten, die Goethe'sche Lehre stützenden und begründenden Farbentheorie, wie absurd es ist, die Summe aller Farben aus einer ungeraden Zahl bestehen zu lassen, worin die Newtonianer sich immer treu blieben, wenn sie auch von der Zahl, welche ihr Meister festgesetzt, abgingen und bald fünf, bald drei Urfarben annahmen.

Schopenhauer hat, da die erste Auflage seiner Abhandlung 1816, die zweite erst jetzt erschienen ist, 40 Jahre Zeit gehabt, seine Farbentheorie auf alle Weise und bei mannichfaltigen Anlässen zu prüfen; jedoch ist seine Ueberzeugung von der Wahrheit derselben keinen Augenblick wankend geworden, und auch die Richtigkeit der Goethe'schen Farbenlehre ist ihm noch ebenso einleuchtend als vor 41 Jahren, da Goethe selbst ihm seine Experimente vorzeigte.

Blos in zwei Punkten nöthigte Schopenhauer seine Theorie von Goethe abzuweichen, nämlich in Betreff der wahren Polarität der Farben und hinsichtlich der Herstellung des Weißen aus Farben, welche letztere Goethe ihm nie verziehen. Goethe sah Schopenhauer als Gegner seiner Farbenlehre an, während er doch ihr entschiedenster Verfechter ist.

Die innige Ueberzeugung von der Wahrheit der Goethe'schen Farbenlehre im Ganzen bewog Schopenhauer, bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstags Goethe's im Jahre 1849 in das von der Stadt Frankfurt eröffnete und in ihrer Bibliothek deponirte Album zwei Seiten voll über das empörende Unrecht zu schreiben, welches Goethe in Betreff seiner Farbenlehre erlitten, die allgemein für einen verfehlten Versuch, ja für eine mit Nachsicht und Vergessenheit zu bedeckende Schwäche des großen Mannes gilt. „Diese beispiellose Ungerechtigkeit, diese unerhörte Verkehrung aller Wahrheit", sagt Schopenhauer in seinem Albumblatt, „ist nur dadurch möglich geworden, daß ein stumpfes, träges, gleichgültiges, urtheilsloses, folglich leicht betrogenes Publikum in dieser Sache sich aller eigenen Untersuchung und Prüfung begeben hat, um sie den Fachmännern zu überlassen, die eine Wissenschaft meist nicht ihrer selbst, sondern des Lohns wegen betreiben. Diese haben sich geschämt, sich durch einen alten Poeten eines Bessern belehren zu lassen, und haben nach dieser nicht zu verwindenden Demüthigung, wie Sünder pflegen, sich verstockt, das Absurde, das aufgedeckte Falsche hartnäckig festhaltend."

In den deutschen Staaten, welche Akademien der Wissenschaften besitzen, könnten, wie Schopenhauer schließlich in seinem Albumblatt sagt, die denselben vorgesetzten Minister des öffentlichen Unterrichts ihre ohne Zweifel vorhandene Verehrung Goethe's nicht edler und aufrichtiger an den Tag legen, als wenn sie jenen Akademien die Aufgabe stellten, binnen gesetzter Frist eine gründliche und ausführliche Untersuchung und Kritik der Goethe'schen Farbenlehre nebst Entscheidung ihres Widerstreits mit der Newton'schen zu liefern.

Wie bei fast allen neuentdeckten Wahrheiten sich nachmals findet, daß eine Spur von ihnen schon früher dagewesen, etwas ihnen sehr Aehnliches gesagt, ja wol gar sie selbst ausgesprochen worden sind, ohne Beachtung zu finden, so ist auch von Goethe's Grundgesetz der physischen Farben oder seinem Urphänomen die Hälfte schon von Aristoteles ausgesprochen worden in seinen „Meteorologica", III, 4. Von diesem allgemeinen Schicksal, welches den Fluch „Pereant, qui ante nos nostra dixerunt" hervorgerufen hat, nimmt Schopenhauer seine Farbentheorie aus, da nie und nirgends, vor 1816, Jemandem eingefallen ist, die Farbe, diese so objective Erscheinung, als die halbirte Thätigkeit der Retina zu betrachten und in diesem Sinn jeder einzelnen Farbe ihren bestimmten Zahlenbruch anzuweisen, der mit einer andern die Einheit ergänzt, welche das Weiße, die volle Thätigkeit der Retina, darstellt.

Einen Plagiator hat diese neue originelle Farbentheorie schon vor vielen Jahren gefunden, da Professor Anton Rosas an der Universität zu Wien im ersten Bande seines „Handbuch der Augenheilkunde" von 1830 aus Schopenhauer's 1816 zuerst erschienener Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" seinen ganzen §. 507 wörtlich abgeschrieben hat, ohne Schopenhauer's dabei zu erwähnen oder sonst durch irgendetwas merken zu lassen, daß hier ein Anderer spricht als er. Auch der ganze Inhalt mehrer anderer Paragraphen in dem Buche von Rosas ist aus Schopenhauer's Abhandlung genommen, ja meistentheils wörtlich daraus abgeschrieben.

Möge nun die Schopenhauer'sche Lehre in Zukunft nicht blos plagiarii, die sich dieselbe stillschweigend aneignen, sondern sachverständige Richter finden, die [illegible] entweder als grundlos widerlegen, wenn dieses [illegible] ist, oder ihre Wahrheit laut und öffentlich [illegible] und somit die Irrigkeit der Newton'schen Lehre [illegible]. „Qui non libere veritatem pronuntiat, proditor [illegible] est." Mit diesen Worten schließt Schopenhauer [illegible]

gewidmetes Albumblatt, und mit demselben wollen auch wir unsern Bericht hier schliessen.

Julius Frauenstädt.

Deutsche Dichtungen.

Das Christenthum hat dazu beigetragen, die Menschen zu subjectiv zu machen. Goethe, der zum Theil deshalb alle neuen Dichter überragt, weil er zur Erkenntniß dieser Einseitigkeit kam und sich darum der Antike und dem Spinozismus freundlich zuneigte, hat durch sein beständiges Streben und Trachten nach Objectivität nicht nur allen Poeten, sondern damit auch allen Künstlern den Pfad einer neuen Richtung gezeigt, welche die moderne Weltanschauung mit der vorchristlichen zu versöhnen sucht. Mustert man jedoch die jüngste deutsche, ja selbst die ganze europäische Literatur mit prüfenden Blicken, so sieht es beinahe aus, als ob Goethe gar nicht dagewesen wäre. Die Dichter unserer Tage bringen ihr kleines liebes Ich in ihrem ersten wie im zweiten und so auch in ihrem dritten und vierten Buche, was sie womöglich in höchster Eile der Oeffentlichkeit übergeben, dem Leser mit consequentem Wohlgefallen entgegen. Die Entschuldigungen, welche diese talentirten und untalentirten Musensöhne dawider anführen, z. B. die jetzige Lesewelt interessire sich nur für Persönlichkeiten, u. s. w., halten durchaus nicht Stich; sie sind nur der Deckmantel ihrer eigenen Eitelkeit. Sie leben in dem Wahne, uns Allgemeines, Positives zu geben, wenn sie ihre Privatgefühle in parfümirten Jamben defiliren lassen. Die unscheinbarsten Züge des Herzens können wol dazu beitragen, ein poetisches Gemälde künstlerisch abzurunden, was soll uns aber all diese detaillirte Genremalerei von verliebten Seelen, wenn die ganze Geschichte keinen Kern hat! Wer sich selbst der Zerfahrenheit unserer socialen Zustände hingegeben, wer sich selbst in die conventionellen Albernheiten unserer sogenannten „feinen Manieren“ eingeschachtelt hat, der wird, abgesehen von jeder größern Schöpfung, nicht einmal im Stande sein — um wieder auf das liebe Ich zurückzukommen — einen Charakter plastisch in die Nische der Dichtung hinzustellen. Mit der Oberfläche der Erscheinungen läßt sich eine gewissenhafte Kritik nicht an der Nase herumführen; aber just diese schale Oberflächlichkeit mit einigen bunten Lappen ausstaffirt ist das Panier, dem die Schriftsteller der Jetztzeit scharenweise nachlaufen. Es zieht Niemand mehr für ästhetische Principien in den Kampf; jeder treibt nur seine Muse in die Enge und speculirt mit ihren Kindern, oder vielleicht besser ausgedrückt mit seinen eigenen Wechselbälgen. Unsere Dichter sind nicht reinen Herzens. Von der heiligen Keuschheit, von der unantastbaren Jungfräulichkeit der Musen des Alterthums wissen sie nichts; ihnen sind die Musen die Melkkühe des schlechten Geschmacks; wie lange wird das deutsche Publicum noch diese wässerige Milch kaufen? Wenn man die Idee, daß dagegen endlich eine Reaction eintreten werde und müsse, aufgäbe, dann bliebe ja nichts mehr übrig, als der deutschen Literatur zuzurufen: Mach deine Bude zu, die Polizeistunde für poetische Kannegießerei ist da! Der [illegible] Zwiespalt, der durch die ganze moderne Kunst hinklafft, kann nicht mehr durch den Proceß einer Krisis beseitigt werden, sondern nur durch eine Katastrophe; denn die Dichter und Künstler von heute machen bereits seit Goethe's Tod, also über 20 Jahre, diese Krisis fortwährend durch, und doch kommt es zu keiner Entscheidung. Alle möglichen Tendenzen werden verfolgt, jedoch man sieht keine Resultate — dies der Fluch, der auf den Epigonen lastet! Es ist in unsere Literatur etwas Krankhaftes hineingekommen, und hierin liegt der Grund, warum sich die [illegible] zahlreich wie der Sand am Meere ablagerten, denn sie dachten sich, und zwar mit vollem Recht: So etwas können wir auch machen! Es hält sich so Mancher, der lieber mit dem Kochlöffel in ihren vier Pfählen regieren sollte, für eine George Sand. Wenn von Dichtern [illegible], [illegible] von Weibern die [illegible]. Es [illegible] im Jahre 1854 eine ganze Legion belletristischer Fräuleins flügge geworden. Wer könnte ihnen noch die Flügel stutzen? Die größten Spalierscheren der französischen Gartenkunst reichen selbst dazu nicht aus. Liest man mit dem besten Willen, ohne alle Absicht, den kritischen Maßstab anlegen zu wollen, die neuesten Erzeugnisse unserer Schöngeister, so überkommt einen doch das Gefühl der Leere. Fast überall stößt man auf geschminkte Blasirtheit, modernen Skepticismus, hohläugige Prüderie. Dagegen rathen nun viele Poeten, man möge sich der frischen, grünen Natur in die Arme werfen; geht man ihnen jedoch auf der Ferse nach, so sieht man sie mit Vatermördern und lackirten Stiefeln die Wälder durchstreifen und mit rothseidenen Tüchern die Moosbank abstäuben, worauf sie sich niederlassen, um die heilige Waldeinsamkeit comfortabel zu genießen. Diese Dichter täuschen sich selbst. Wer sich bis zu einer gewissen Linie hin von der Natur entfernt hat, der erkennt die Natur nicht mehr als ihr Kind an; er mag sich ihr gewaltsam an den Busen werfen, er hört kein Herz darin klopfen. Wie nahe sich Kunst und Natur in einer menschlichen Seele berühren können, davon ist wol Goethe das glänzendste Beispiel der ganzen modernen Zeitrechnung. Die meisten unserer jungen Dichter kokettiren nur mit der Natur, und das ist die häßlichste Koketterie die es gibt. Besingt in Gottes Namen euren Salontrödel, wenn ihr das Singen durchaus nicht lassen könnt, aber entweiht nicht mit der Aufgeblasenheit einer halben Bildung das Heiligthum des Sternentempels. Bleibt in euren Stuben, hängt euch buntgepinselte Landschaften an die Wände und schwärmt vor einem dickaufgetragenen Morgenroth! Man muß nicht aus der Sphäre herausschreiten wollen, die Jedem von einer höhern Macht angewiesen wurde. Wer kein Auge hat für das Weltall, der wird mit seiner Lorgnette keine Rosen aus der Erde hervorlocken.

Wenn wir von diesen Reflexionen, worauf uns in der letzten Zeit die Lectüre von mindestens zwei Dutzend Poeten geführt, den Uebergang zu einem Dichter machen, dessen Namen die deutsche Lesewelt bereits oft vor Augen hatte, so geschieht dies keineswegs zufällig, sondern absichtlich, weil auch er sich aus dem vorher Gesagten eine Lehre ziehen kann. Sein neuestes Werk ist betitelt:

1. Weltseele. Dichtungen von Arnold Schloenbach. Leipzig, W. Engelmann. 1855. 8. 22½ Ngr.

Schloenbach's Talent verweist ihn auf das Gebiet der Lyrik; das scheint ihm in der jüngsten Vergangenheit klar geworden zu sein. In einer Vorrede widmet der Verfasser das oben angezeigte Buch den deutschen Naturforschern. Von Humboldt herab bis zu Karl Müller werden die Matadore der Naturwissenschaften mit manchmal etwas eigenthümlich pointirter Charakteristik aufgezählt. Die Phrase: „Ich gebe es Denen zurück, die mir es gaben“, hätte der Verfasser vermeiden sollen; so dürfte allenfalls ein Goethe oder Schiller zu einem Humboldt und Oken sprechen, nicht der Verfasser der „Weltseele“. Ja sogar, es fragt sich noch, ob diese gefeierten Gelehrten das in dieser Gestalt von Schloenbach zurückhaben wollen. Doch zur Sache. Das Buch ist eine Aneinanderreihung von Einzelheiten, die unter sich in keinem genetischen Zusammenhange stehen, was man jedoch von der Ueberschrift „Weltseele“ füglich erwartet. Wenn ein Dichter, der in der ganzen Natur den Allgeist feiern will, erst ein Dutzend verschiedener naturwissenschaftlicher Werke durchstöbern muß, um sich in Begeisterung zu versetzen, da fällt einem unwillkürlich das bekannte Grau der Theorie ein. Schloenbach's Dichtung ist wol auch mehr aus äußerlicher Anregung als aus jener höhern innern Nothwendigkeit hervorgegangen, die eben das Kennzeichen eines echten Kunstproducts ist. Schloenbach bewegt sich, soviel wir wissen, auf dem Felde der Naturwissenschaften nur als Dilettant. Es sieht beinahe so aus, als wäre seine Kenntniß der Welt ausschließlich durch die Lectüre [illegible] Werke vermittelt, und als wollte er mit diesem Buche eben die Früchte dieser Lectüre

verwerthen. Was die Form anbelangt, so zeichnen sich die Verse fast durchgehends durch Glätte und Reinheit der Reime aus. Schloenbach macht sich jedoch auch dieses Geschäft sehr bequem; er elidirt ein Verbum, so oft es ihm gefällig ist. Wir wollen nur zwei sehr rasch aufeinander folgende Beispiele S. 83 entlehnen:

> Wir kennen uns — ich und die Veilchen —
> Zusammen oft geweint, gelacht.

Das soll wol heißen: Wir haben zusammen oft geweint und gelacht. Oder:

> Und wieder that ich's frühlingstrunken,
> Dann frühlingstrunken durch's Geheg. — (?)

Das heißt so gar nichts; bin ich gewandert, gehört noch dazu, um einen Sinn hineinzubringen — das muß der Dichter aussprechen; grammatikalische Richtigkeit des Satzbaus ist die erste Bedingung. Diese Unklarheit steigert sich sogar bis zum Mysticismus, wie in dem Gedichte „Zum Ganzen“. Da lauten zwei Zeilen:

> Nur das Ganze ist lebendig
> Und das Einzelne ist todt.

Das Einzelne ist nicht todt; Schloenbach wollte vermuthlich damit sagen: Das Einzelne geht in der Gattung unter. Noch unverständlicher ist uns das ganze Gedicht „Friede“; auch hierin ist uns der Verfasser in der Zeile:

> Dann lange noch der Töne Schweben.

das Verbum schuldig geblieben. Noch Aergeres begegnet dem Verfasser in dem Gedichte „In der Laube“. Die erste Strophe lautet:

> Drei Mädchen saßen in der Laube:
> Das eine keck wie die Gazelle,
> Das zweite wie die sanfte Taube,
> Das dritte wie die Wiesenquelle, (?!)
> Die still und klar durch Blüten rauscht.

Wir gestehen offenherzig, wie diese Dritte, also ein Mädchen, wie eine Wiesenquelle in einer Laube sitzen kann: das geht über unsern Horizont! Es kommt jedoch noch schöner; man höre:

> Wie aus dem Kelch der Blume fallt
> Des Thaues Perl' zum grünen Moose,
> So klang es jetzt vom Mund der Quelle, (?)
> So hört' ich einstmal eine Rose, (?)
> Die singend fuhr auf einer Welle, (?)
> Gleich einem Sterne am Azur.

Wir trauten bei dieser Strophe unsern eigenen Augen nicht mehr. Solche Dinge kommen zutage, wenn man die hohle Form zum Götzenbilde erhebt. Schloenbach schlägt sich in dieser Beziehung mit seinen eigenen Worten:

> Aber Niemand kann gestalten
> Aus den Formen sich den Geist,
> Wenn der Flügelschlag des Geistes
> Seine Stirne nicht umkreist.

Die freien rhythmischen Strophen, deren sich der Dichter mit Gewandtheit bedient, mahnen in formeller Hinsicht zuweilen stark an Goethe. In der Physik scheint Schloenbach nicht sehr bewandert zu sein, denn S. 33 nennt er die Luft Nichts; das ist nicht wahr; die Luft ist ein Körper, zwar ein unsichtbarer Körper, als solcher jedoch noch lange nicht „Nichts“. Mit dem Alter der Bäume nimmt es der Verfasser auch nicht genau. S. 141 wird einer „Zapfenpalme“, in deren „stolzem Herzen (?) eine tiefe Trauer schlief“, ein Leben von Millionen Jahren (!) zugedacht. Was für einen Durchmesser müßte solch ein Baum haben? Auch an Widersprüchen fehlt es in diesem Buche nicht; in dem Gedichte „Die Jungfrau im Walde“, worin sich einige Prüderie vorfindet, singt Schloenbach: „Das Nackte ist so häßlich!“ während er in dem schönen, schwungvollen Gedichtchen „An Griechenland“ der Antike ein Loblied singt, die ihre Wurzel in dem hellenischen Cultus des Nackten hat. Wie sich „Die christlichen Feste“ in dieses Buch hinein verirrt haben, darüber grübelten wir vergebens. Oft macht der Dichter Vergleiche, die ans Komische anstreifen, z. B.:

> Moos, — du sinniger Gedanke,
> Moos, — du schlichte stumme Kraft, (?)
> Moos, — des Bodens grüne Wolke, (?!)

Nach Aufdeckung dieser Mängel fühlen wir uns verpflichtet, auch die Lichtseite des Buchs hervorzuheben. Es enthält nicht blos schöne, sondern sogar einzelne sehr schöne Gedichte. Wir wollen von einigen derselben die Ueberschriften namhaft machen und dasjenige, welches unserer Meinung nach das gelungenste ist, citiren, zum Beweis, daß Schloenbach, wenn er nicht auf Abwege geräth, Treffliches zu bieten befähigt ist. Besonderes Lob verdienen: „Zur Erde“, „Rundung“, „Echte Liebe“; „Einsam“; „Hinaus“ (Nr. 2); „Vor dem Sturme“; „Meer und Erde“ (Nr. 1); „Der Komet“. In dem folgenden Liede steht Gedanke und Form im vollsten Einklang, die Worte drängen sich prall aneinander, das Ganze ist wie gegossen, die Schlußstrophe ausgezeichnet schön:

Opfern.

> Wenn sich verwandt zwei Stoffe haben,
> So lehnt es aller Bildung Lauf,
> Und wollen sich als Ganzes bilden:
> Löst sich erst Eins im Andern auf.
>
> Dann erst entfliehet, was sie trennte,
> Es bleibt zurück nur, was verwandt;
> So, aus dem Kampf der Elemente
> Glüht sich der echten Liebe Band.
>
> Wie hoch Natur in ew'gem Walten
> Zum stolzen Menschenherzen spricht:
> Sich opfern heißt erst sich gestalten,
> Und ohne Opfer liebst du nicht!

Ein jüngerer Romantiker, Moritz Horn, der jedoch schon dem Publicum durch zwei größere Dichtungen „Die Pilgerfahrt der Rose“ und „Die Lilie vom See“ vortheilhaft bekannt ist, hat in seinem letzten Werke:

2. Magdala. Dichtung von Moritz Horn. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr.

aus seinem Elfenreich einen Sprung in die reale Welt hinein gemacht, der insofern überraschend ist, als sich Romantiker nur höchst selten zu einem solchen salto mortale entschließen können. Sie stehen mit allen Elfen, Nixen, Sylphen und Blumengeistern auf so vertrautem Fuße, daß sie mit uns gewöhnlichen Erdenkindern nichts zu thun haben wollen. Man kann sich also wol mit Recht wundern, wenn ein solcher Dichter nicht nur einen modernen, sondern sogar sehr modernen Stoff wählt, der manchen andern vielleicht zurückgeschreckt hätte. Das verräth Courage. Ob er damit einen glücklichen Wurf gethan? Das zu entscheiden ist nicht unsere Sache, sondern die des Publicums; denn welcher Kritiker wäre mit den Fühlfäden des jetzigen Publicums so vertraut, daß er es wagen dürfte, einem Buche hinsichtlich seines Erfolges das Horoskop zu stellen? Horn wählte zu seiner poetischen Erzählung als Versmaß den ungereimten fünffüßigen Jambus, den gewöhnlich jüngere Dichter erst dann fertig handhaben, wenn sie bereits einige Trauerspiele geschrieben. Ungereimte Jamben müssen sehr schön gebaut sein, wenn sie auf die Länge den Leser nicht ermüden sollen. Wir bemerken dies nicht im Hinblick auf das ganze Buch, denn in einzelnen Abschnitten läuft der Vers recht fließend, sondern nur, um dem Verfasser damit anzudeuten, daß an ungereimte Metra die Feile weit eher angesetzt werden müsse als an gereimte. Wir wollen beispielsweise nur eine einzige dieser Härten hervorheben:

> Wenn spät am Ab'nd das Landhaus er verläßt.

Ein solches e darf unter keiner Bedingung elidirt werden; über-

hamwo wie ühnt klingt die ganze Seite durch das erst gegen Ende auftretende Fürwort er! Wir hätten doch lieber gesagt:

Wenn er das Landhaus Abends spät verläßt.

Auch darf sich nie in eine Dichtung, selbst wenn sie ihrem stofflichen Gehalt nach ganz der Wirklichkeit angehört, eine Trivialität wie folgende einschleichen:

Sie ist bezaubernd schön, junonisch von Gestalt.
Welch Ebenmaß der Glieder, welch ein Fuß,
Welch eine Fülle läßt der weiße Strumpf,
Den das geschob'ne Kleid beim Tanze schelmisch zeigt,
Entzückend ahnen!

So etwas dürfte allenfalls in einem komischen Genrebild in Prosa vorkommen, doch nie in einer poetischen Erzählung. Vor psychologischen Unrichtigkeiten hüte sich der Verfasser auch; er erzählt von einem starken Jüngling:

Ohnmächtig sinkt er an die Erde nieder.

Nach solch einem Intermezzo bezweifelt der Leser die Seelenstärke des jugendlichen Helden, die er später entfaltet, das Privilegium in Ohnmacht zu fallen haben nur die Damen. Auffallend war uns auch, daß der Verfasser plötzlich zu reimen anfängt und ohne irgendeine sichtbare Veranlassung den Reim den ganzen Abschnitt hindurch fortlaufen läßt. Derartige Freiheiten machen jeden aufmerksamen Leser stutzen, er beginnt darüber zu grübeln — warum? und da er sich diese Frage selbst nach der schärfsten kritischen Untersuchung nicht zu beantworten weiß, so gibt er sich endlich unzufrieden im Netz der Dichterlaune gefangen. Dagegen können wir zu Gunsten des Ganzen anführen, daß sich die Handlung — deren Inhalt wir wegen zu viel vorkommenden Personen und Ortsveränderungen hier nicht kurz wiedergeben können — rasch fortbewegt, steigert und bis zur Schlußkatastrophe lebhaft hindrängt. Zuweilen wirft der Verfasser kühn ein Bild hin, das durch seine Neuheit überrascht, z. B.:

Mein Glück gleicht dem Kometen, dessen Kern
Noch hinter'm Horizonte glühend ruht.
Von dort herauf wirft er den Sternenschweif,
Verklärend meines Himmels dunkle Nacht.

Auch schöne Naturschilderungen, wobei wir bemerkt haben, daß sich der Verfasser gewandter und freier bewegt als bei seinen Seelenmalereien, enthält das Werk. Wir wollen einige der gelungenern unsern Lesern vorführen:

„Du thust mir wohl, du süße Waldesruh',
Du Vöglein, das sein kleines Abendlied
Voll Dank dem Geber seiner Tage singt“;
Spricht Stephan, in das weiche Moos gestreckt.
„Leb' wohl, du letzter Abendsonnenglanz!
Wie eine Mutter, die, bevor sie geht
Vom Bett der Kleinen, sie noch herzlich küßt,
Versprechend, daß mit erstem Morgenroth
Sie aus dem Schlummer wecken soll ihr Kuß:
So küßt die Sonne noch die Blumenkinder,
Auch euch, ihr Haideblumen in dem Moos,
Und gleitet an dem Fichtengreis vorüber,
Der vor ihr neigt das zitternd alte Haupt.
Ein leiser Luftzug noch, und Ruhe rings.
Die Wolken eilen, tragen sie noch Grüße
Des heimgegang'nen Tages in die Welt?
Dann grüßet mir das Haus, das sie bewohnt,
Und lauscht dem Wort, das ihrem Mund entflieht,
Das bringt mir treulich, wenn dort jener Stern,
Der jetzt am Thor des Abends hält die Wacht,
Am Morgen vor dem Sonnenwagen läuft,
Dem Thal zu künden, daß die Herrin naht.
Indessen glitzert durch die Zweige schon
Des Mondes Licht, es hat den Sieg erkämpft,
Und das geschlag'ne Heer der Wolken flieht;
Das ihm entgegengeht, [illegible] des Waldes.
Ruft Stephan aus, „ist Vorbedeutung mir,
Daß ich verkläßt nach heißem Kampf und Müh
Von Wolken rein auch meines Himmels geschn.“

Oder z. B. eine Schilderung ganz anderer Art, worin mit Glück die Unnatürlichkeit unserer conventionellen Verhältnisse auf den großen Erdball und die klimatischen Erscheinungen übertragen wurde:

Es trägt die Erde noch das weiße Negligé
Zur Osterzeit, das ihr ein alter Geck
Geschenkt. Herr Winter nannt' er sich, als er
Zur Weihnachtszeit um ihre Gunst gebuhlt.
Schon pochen an das Fenster frühe Sänger,
Von Süden kamen sie und bitten: Schick'
Ihn fort, den alten Mann. Was zögert sie
Und schaut doch unverwandt hinaus nach ihm,
Dem Frühlingsknaben, ob er noch nicht kommt.
Er ist schon nah' und bringt die Oper mit,
Und das Ballet der Blumen, heute hat
Schneeglöckchen er mit solchem Wort gesandt:

Man sagte mir — es brachten's schnelle Winde —
Es weil' bei dir seit langer Zeit ein alter Herr
Und quäle dich mit seiner Zärtlichkeit.
Du habest deine Gunst ihm zugesagt,
Wenn er vermöge Blumen dir zu zeigen,
Die seiner Hände Zauberkraft entsprungen.
Nun zeig' er dir auf kalten Fensterscheiben
Etwas, kaum Blumen ähnlich, und es schüttelt
Dich Frost vor dieser Blumenmalerei.
Entlaß ihn nun, man schont gern graues Haar,
Indessen bring' für ihn ich Kränze nicht.
Die Läufer send' ich mir voraus, im weißen Kleid,
Die Falbel ziert ein grüner Punkt, sie nennen
Schneeglöckchen sich, weil Schnee und Eis entflieh'n,
Hör'n sie die Glöckchen läuten durch das Thal.
Sie künden dir, daß ich mit meinem Hofe nah',
Er will in deinem Hause gastlich wohnen,
Nur ich allein in deinem Herzen thronen.

So wäre noch manche längere schöne Stelle hervorzuheben; theils jedoch, weil sie durch das Herausreißen aus dem Faden der Geschichte an Wirkung verlöre, theils, weil uns der hier zugemessene Raum nicht dazu ausreichte, verweisen wir lieber den Leser an das Buch selbst.

Ein anderes lyrisches Erzeugniß:

3. Waldmärchen und Balladen von Emilia Emma von Hallberg. Trier, Troschel. 1854. 16. 1 Thlr.

enthält beinahe durchgehends Waldlieder, die sich manchmal durch Frische, pulsendes Leben und humoristischen Anstrich auszeichnen. Die Verfasserin, ein Naturkind, singt sans gêne, „wie ihr der Schnabel gewachsen ist“; man sieht nirgends ein höheres, künstlerisches Streben. Sie fängt manchmal ein Gedicht sehr schön an, wie z. B. S. 21, wo der Ton nicht besser getroffen werden konnte als in den zwei ersten Strophen; jedoch dann — man erlaube den Ausdruck — schwatzt sie sich selbst zu Tode. Zuweilen bringt sie recht originelle Bilder, z. B.:

Der Eichbaum steht, ein Großpapa,
Im Kreis der andern Bäume da,
Es klettert wie ein Enkelchor
Der Epheu wild an ihm empor.

Oder von der Ehe:

Dann aber folgt das Alltagsleben,
Die Herzen werden abgestumpft,
Bis in dem Teich der Langeweile
Die Liebe ganz und gar versumpft.

In dem melancholisch düstern Gedichte „Rückblick“, das zu lang ist, um es ganz zu citiren, kommt folgende merkwür-

dige Stelle vor; wir sagen merkwürdig, weil wir nicht dachten, daß aus der Seele eines Weibes so etwas hervorspringen könnte:

> Doch immer, immer wollt' ich noch nicht hassen,
> Mein Herz gerieth, wie Abraham in Noth,
> Da Gott den Städten Sodom und Gomorrha
> Im heil'gen Zorn den Untergang gedroht.
>
> Wenn wen'ge Gute unter diesen Bösen
> Sich finden; ja, wenn es nur einer wär',
> Des einen wegen wollt' ich sie verschonen;
> Doch selbst den einen fand mein Herz nicht mehr.
>
> Und sieh! ich schickte meine Hoffnungsengel
> Nach Liebe suchend in das Leben aus.
> Du schütztest sie, als [illegible] sie [illegible] wollte,
> Und nahmst, ein Lot, sie schirmend in dein Haus.
>
> Es werden diese Engel dich geleiten
> Aus diesem Sodom, das man Leben nennt,
> Wenn meines Hasses Flamme niederprasselt
> Und glühend auf dem Haupt des Bösen brennt.

Unter den humoristischen Gedichten sind die besten: „Der unglückliche Finke", „Goldkäfers Brautfahrt" und „Der betrunkene Maikäfer". Schön ist auch das ernste Lied „So möcht' ich wandeln" und der tiefgefühlte, naturwüchsige Herzenserguß: „Ich ziehe hinaus mit blutender Brust, hinaus in die schmetternde Frühlingsluft!", dagegen barock die Schlußstrophe S. 218, unästhetisch die letzte Zeile S. 57. Die Verfasserin möge ihrer zu wild schwärmenden Phantasie den Zügel anlegen, insbesondere nicht so oft alle Blumen, Vögel, Käfer und Insekten, Nixen und Buschgeister die Revue passiren lassen; dem echten Humor stehen noch andere Regimenter zugebote. Keine Frage, Talent hat sie, bedeutend mehr Talent als in der Regel jene Damen unserer adeligen Cirkel, die den Pegasus zum Apportirpferd ihrer unästhetischen Grillen herabwürdigen. Wir rathen ihr daher, für eine Weile ihre romantischen Waldfahrten einzustellen und größere Kunststudien zu machen.

Wir schließen hieran noch folgendes lyrisches Anhängsel:

4. Lieder von Oswald Abgar. Lemberg, Kallenbach. 1854. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser ist entweder damit zu früh in die Welt getreten, oder ist überhaupt nicht dazu berufen, den Pfad der Poesie zu wandeln. Er schwimmt fortwährend in Thränen; seine Muse scheint früher die Waschfrau der Erato gewesen zu sein. Wir lassen das Schöne gern gelten, wo wir es immer finden; wir gehören keiner Clique an, wir glauben stets ganz unparteiisch zuwerke zu gehen; wo wir jedoch gar nichts Schönes entdecken können, halten wir es auch für unsere Pflicht, dies dem Publicum anzuzeigen. **Emanuel Rauff.**

Neue Auflagen.

German Mäurer's „Blüten aus dem Abendlande", auf die schon in Nr. 45 d. Bl. f. 1854 als die erfreuliche Gabe eines nicht blos reimfertigen, sondern auch denkfähigen, männlich fühlenden Lyrikers aufmerksam gemacht wurde, haben soeben eine zweite Auflage (Zürich, Kießling, 1856) erlebt. Wir geben auch dieser Auflage ein freundliches Wort mit auf den Weg, da ihr Verfasser in der Schweiz das sauere Brot des Verbannten ißt und die freundliche Theilnahme des Publicums ihm ein immer noch geringer Ersatz sein würde für das traurige Loos, mit einem für sein Vaterland warm fühlenden Herzen in der Fremde zu leben. Auf der Vaterlandsgrenze rief Mäurer seinem Vaterlande zu:

> Deutsche Erde, theure Erde,
> Küsse deine letzte Scholle;
> Was aus mir auch ferner werde,
> Das dir wohl die Gottheit wolle!

Der ganze Jammer des Exilirten tritt uns in einem Gedichte entgegen, welches die Ueberschrift „Gegensätze" trägt und zu denen gehört, womit der Dichter die neue Auflage vermehrt hat:

> Denn wer ein Flüchtling auf des Nachbars Schwelle,
> Wird etwas minder als ein Hund geschätzt, —
> Man fragt ihn, wie den Bettler, was er wolle,
> Wenn er zur Rast sich zu ihm niedersetzt.

Einem Kritiker, der ihm wehe gethan, ruft Mäurer in dem epigrammatischen Gedichte „An den Kritiker" zu:

> „Welchem Geist er gleicht, den kann nur Jeder begreifen":
> Sag', begreifst du vielleicht Jeden, weil Keiner dir gleicht?

Wir glauben zu wissen, wer der Kritiker ist, auf den sich Mäurer hier bezieht; wir hätten aber gewünscht, daß es dem Dichter beliebt hätte, den unvergleichlichen Kritiker bei Namen zu nennen, um jeder irrigen Deutung vorzubeugen.

Ein Verzeichniß der im Laufe dieses Jahres neu aufgelegten Bücher (mit Ausschluß der rein wissenschaftlichen) dürfte überhaupt vom mehrfachem Interesse sein. So ist es gewiß nicht ohne Bedeutung, daß von den beiden vom orthodox-conservativen Standpunkt geschriebenen Literaturgeschichten die Karl Barthel'sche bereits die vierte und die Vilmar'sche sogar die sechste erlebt hat. Freilich hat es die Gervinus'sche Literaturgeschichte zu einer vierten Auflage gebracht, aber erst nach einer langen Reihe von Jahren; auch wird von der Literaturgeschichte Julian Schmidt's, in der die kritische Betrachtungsweise der historischen untergeordnet, auch die Periode von 1791—1806 und die Leistungen im Gebiete der Wissenschaften ausführlicher dargestellt werden sollen, eine zweite Auflage angekündigt, aber den Sturmlauf von Auflage zu Auflage wie die Vilmar'sche wird auch die Schmidt'sche schwerlich [illegible]. Der pietistische Roman „Krisis sicut Deus" erlebte eine [illegible] Auflage, so gut wie Freytag's nichtpietistischer Roman „Soll und Haben", von dem soeben die dritte Auflage angekündigt wird. Hagen's „Norica" und die „Musikalischen Märchen" von Elise Polko erlebten eine zweite, Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder" (in der Fouqué'schen Uebersetzung) die dritte Miniaturausgabe, seine „Gesammelten Märchen" die [illegible] Auflage. Von den bereits dem vorigen Jahre angehörenden Wiederauflagen von Gutzkow's „Ritter vom Geiste" (die dritte), Rellstab's „1812" (die vierte), Auerbach's „Spinoza" u. s. w. haben wir schon früher gesprochen. Georg Schwab's „Gedichte" und Max Waldau's „Cordula" brachten es zu einer zweiten, J. Storm's „Immensee" zu einer dritten, Hammer's „Schau um dich und schau in dich" zu einer vierten, Seidl's „Bifolien" zu einer fünften, Scheffer's „[illegible]vier" zu einer zehnten, Chamisso's „Gedichte" zu einer vierzehnten und Geibel's „Gedichte" sogar zu einer siebenunddreißigsten Auflage! Schulze's „Sämmtliche poetische Werke" wurden zum dritten mal aufgelegt. Unter den dramatischen Dichtungen erlebten Roquette's „Das Reich der Träume" und Griepenkerl's „Ideal und Welt" jedes eine zweite Auflage. Die Streitschrift von Vogt „Köhlerglauben und Wissenschaft" und Schleiden's Buch „Die Pflanze und ihr Leben" wurden zum vierten male, Burmeister's „Geologische Briefe", Moleschott's „Der Kreislauf des Lebens", J. H. Fichte's „Die [illegible] der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer", [illegible] populär-wissenschaftliche Schrift „Vom gesunden und [illegible] Menschen", Bodenstedt's „Die Völker des Kaukasus", [illegible]del's „Geschichte der Musik", zum zweiten, „[illegible]" zum fünften male aufgelegt. Endlich kommt uns [illegible]gendes Buch in zweiter vermehrter Auflage in die [illegible] „Libanon. Ein poetisches Familienbuch. Herausgegeben [illegible] Ludwig August Frankl" (Wien, Jamarski, 1855). [illegible] poetische Hauspostille für jüdische Familien enthält von [illegible] Dichtern 246 Gedichte (darunter auch mehre noch ungedruckte Originalmittheilungen), worin das Judenthum und das jüdische Volk in der einen oder andern Hinsicht verherrlicht

werden. Unter den Dichtern, deren Gaben hier mitgetheilt sind, befinden sich auch sehr viele christlicher Geburt, und es ist überhaupt gar sehr die Frage oder vielmehr nicht die Frage, ob verhältnißmäßig das Christenthum und die Christen von so vielen jüdischen Dichtern gefeiert worden sind, als das Judenthum und die Juden von christlichen. **H. M.**

Notiz.

Die Zuaven.

Bei Michel Levy in Paris und für das Ausland bei Meline, Cans u. Comp. in Brüssel erschien: „Les Zouaves et les chasseurs à pied par S. A. R. Mgr. le duc d'Aumale. Extrait de la Revue des deux mondes du 15 mars et du 1er avril.“ Der Name der so vielgenannten Zuaven kommt von dem arabischen Worte Zouaoua her. Die Zouaoua sind ein kabylischer Stamm, welcher in den entlegensten Schluchten des Dschurdschura haust, stets nur dem Namen nach den Türken unterworfen war und dessen Angehörige häufig nach Algier kamen, um hier ihre Oel- und rohen Industrieproducte gegen Lebensmittel umzutauschen. Im Kriege machten sie sich durch ihre Unerschrockenheit bekannt und gefürchtet. Durch einen Befehl vom 1. October 1830 wurden zwei Bataillone aus Eingeborenen gebildet, die nach französischer corrumpirter Aussprache des Worts Zouaoua „Zouaves“ genannt und von französischen Offizieren, worunter sich auch Lamoricière befand, einexercirt wurden. Rekrutirt wurden diese Bataillone aus den Scharen von Freiwilligen, unter dem Namen „Volontaires de la charte“, noch gewöhnlicher aber als die „Enfants de Paris“ bekannt. Gegen diese französischen Elemente verschwanden dann die eingeborenen immer mehr. Die Corpseigenschaften dieser Truppe waren von jeher ungestüme Tapferkeit, unverwüstliche Heiterkeit und dabei auch wol einige Renommisterei und Polissonnerie. Es wird uns in der Schrift des Herzogs von Aumale folgendes Späßchen erzählt: In einer Nacht wurden die Zuaven von den Kabylen in ihrem Lager überfallen, und da das Feuer des Feindes ein sehr heftiges und plötzliches war, stutzten sie einen Augenblick und es bedurfte des heldenmüthigen Eifers der Offiziere, um den gewöhnlichen Kriegsmuth in ihnen wachzurufen. Unter den ersten Offizieren, welche herbeieilten, befand sich auch der Marschall Bugeaud, der, ohne weiter an seine Toilette zu denken, sich vom Lager erhoben hatte. Als er nun, nachdem der Kampf bereits begonnen, beim Wachtfeuer erschien, brach Alles in ein Gelächter aus, denn Bugeaud trug einen Kopfputz wie Béranger's König von Yvetot. Der Marschall rief nun nach seiner Casquette, und tausend Stimmen wiederholten im Chor: „La casquette, la casquette du maréchal!“ Folgenden Morgens sangen sie auf dem Marsche:

> As-tu vu
> La casquette,
> La casquette?
> As-tu vu
> La casquette
> Du père Bugeaud?

Seitdem hieß dieser Marsch „La casquette“, und Bugeaud, der diese Anekdote gern erzählte, foderte häufig die Hornisten auf: „Sonnez la casquette!“ Ein Kriegskamerad der Zuaven berichtigt übrigens im „Athenaeum français“ diesen Aumale'schen Text, indem die Zuaven des Reims und der Drolligkeit wegen gesungen hätten:

> As-tu vu
> La casquette
> Du père Geaud-Bu?

Für das große Publicum mag diese erste Hälfte der Schrift, für Militärpersonen die zweite über die Chasseurs à pied, früher die Jäger von Vincennes genannt und in ihrer jetzigen Organisation wesentlich eine Schöpfung des verunglückten Herzogs von Orléans, von größerm Interesse sein. Der Verfasser verfolgt die Geschichte dieser Waffe bis zu ihrem Ursprunge und bestätigt, daß die von den Oestreichern schon früh zu einem Corps organisirten tiroler Schützen das Vorbild dieser Truppe in allen übrigen Heeren waren. Friedrich der Große war nächst den Oestreichern der Erste, der ein mit Büchsen bewaffnetes Scharfschützencorps in seiner Armee einführte, indem er den großen Nutzen dieser Waffengattung, deren Wirkungen im Felde er mit angesehen hatte, mit dem ihm eigenen Scharfblick sehr bald begriff. **H. M.**

Bibliographie.

Alpenburg, J. N. Ritter v., Die Alpenzither aus Tirol. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848 und 1849. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Innsbruck, Witting. 16. 12 Ngr.

Alsatia. Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst, im Vereine mit befreundeten Schriftstellern herausgegeben von A. Stöber. 1854 u. 1855. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Baumgarten, M., Nathanael und Jona. Zwei biblische Lebensbilder in zwei öffentlich gehaltenen Vorträgen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Braun, Isabella, Helden des Christenthums. 2te Auflage. Mit einem Stahlstiche. Augsburg, Schmid. Gr. 16. 12 Ngr.

Brentano, C. A. v., Bilder auf einer Reise nach Amerika 1852. Mit einer Vorrede von Heinrich Kuhmurne. Augsburg, Schmid. Gr. 12. 12 Ngr.

Brewster, Margarethe Elisabeth, Arbeit oder: Es giebt deren vollauf. und wie sie zu thun ist. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, W. Schultze. 8. 20 Ngr.

Achthundert bis jetzt ungedruckte Briefe Napoleon's I. vom 1795 bis 1815. Aus den Mémoires du roi Joseph übersetzt und mit Erläuterungen versehen von A. Wolff. 1ster und 2ter Theil. Berlin, Hempel. 8. 10 Ngr.

Hessel, J., Die Schreckensjahre von Kreuznach oder die Brüder. Schaffhausen, Schalch. Br. 8. 12 Ngr.

Kalisch, D., Schultze und Müller in Paris. Humoristische Reisebilder. Mit 26 Illustrationen von W. Scholz. 2te Auflage. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Keyser, T. E., Pädagogisches und Religiöses. Berlin, Gebr. Scherk. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Professor Dr. Bock im Streite wider die Homöopathen. 2te Auflage. Leipzig, Naumburg. 8. 5 Ngr.

Finis Poloniae. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 12 Ngr.

Henrichsen, A. J. F., Des Gymnasiums Weg und Ziel. Antrittsrede gehalten am 26. April 1855. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 8. 4½ Ngr.

Jacobson, H., Nachdenken nicht Nachglauben. Sechs religiöse Vorträge. Gehalten als Mitglied des Gemeindevorstandes, vor der christkatholischen oder freien christlichen Gemeinde zu Berlin. 3te Auflage. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Keyser, T. E., Anweisung, wie die 300jährige Jubelfeier des am 25. September 1555 abgeschlossenen Augsburger Religionsfriedens auch in den Volksschulen festlich begangen werden kann. Sondershausen, Eupel. 8. 1 Ngr.

Koller, J. B. E., Die Waldungen und deren Einfluß auf den menschlichen Zustand. Zum allgemeinen Volkswohle der Oeffentlichkeit übergeben. München, Fleischmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Lage der Protestanten in der Oesterreichischen Monarchie einst und jetzt. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Kritik.

Aus der Gegenwart. Roman von Theodor König. Zwei Bände. Leipzig, Hermann Schultze. 1855.

„— — — Als Emil diese Scene durchlesen, schlug er das Manuscript zusammen und warf es auf den Tisch. Es müßte Einer blind sein, sagte er dann halblaut, wenn er aus dieser Schreiberei nicht augenblicklich erkennen sollte, daß der Verfasser ein junger Mensch sein muß, den Consistorialrath Brenzel im Examen durchfallen ließ. Das ist Persiflage, aber keine Poesie! Das ist persönliche Gereiztheit, aber kein das Allgemeine umfassender Humor! Mit diesen Worten warf er das Manuscript in den Ofen und zündete es an" u. s. w. Also schildert genannter Roman eine Katastrophe im Leben des Helden, des soi-disant Literaten Emil, die wir deshalb hier anführen, weil sie uns die richtigste Recension über das Buch selbst zu enthalten scheint, von der wir nur bedauern, daß sie in dem Verfasser nicht mehr denselben wohlthätigen Entschluß wie dort zur Folge haben kann: Es müßte Einer blind sein, wenn er aus dieser Schreiberei nicht augenblicklich erkennen sollte, daß der Verfasser ein junger Mensch ist, den Consistorialrath . . enzel im Examen durchfallen ließ, und der mit ein paar in die Welt gesendeten Romanen bei der Kritik nicht den Beifall fand, den er in seiner jugendlich unenttäuschten Meinung von sich zu verdienen sich einbildete.

Dieser Roman ist die prägnanteste Erscheinung der Literaturgattung, welche die Kritik der letzten Jahre mit unermüdlicher Consequenz als „Literaten-Roman" an den Pranger zu stellen bestrebt war. Von Capitel 1—24, fast 700 Seiten hindurch, Literaten und Literaten und nichts als Literaten mit ihren sehr vernünftigen, um die Existenz besorgten Tanten, in Unwissenheit schwärmenden Schwestern, völlig verzeichneten naturkindlichen Geliebten und sonstigen unvermeidlichen und ebenbürtigen Zuthaten. Literaten — und noch dazu was für Literaten! Nicht jene tolldreisten, von Tendenzen übersprudelnden „Poeten", wie sie Heinrich Laube einmal schilderte; auch nicht die harmlos witzigen und anständig fleißigen Naturen, wie sie Freytag's „Journalisten" bieten, — hier turkeln ungeheuerliche, verzerrte, halb heroische, halb carrikirte Figuren wie betrunken durcheinander, von denen Referent gestehen muß, daß ihm dergleichen in seiner literarischen Praxis noch nicht, weder im Leben noch in Büchern, vorgekommen sind. Das Prachtexemplar aber ist jener Herr Emil, ein matter Abklatsch des Gottwalt aus desselben Verfassers „Anton Gregor", nur ohne dessen frische Waghalsigkeit, — ein ganz unnützer junger Mensch, der durch das Abiturientenexamen gefallen ist, wie er sich einbildet, durch schändliche Bureaukraten-Intriguen, und nun, anstatt die Lücken seines Wissens auszufüllen, unter die Literaten zu gehen beschließt, um sich an seinen Examinatoren zu rächen. Während er in so ordinärer Gesinnung die eben erwähnte Persiflage auf den ebenso wol als Beamten wie als Gelehrten allgemein hochgeschätzten Consistorialrath . . enzel schreibt, bildet er sich ein, eine messianische Pflicht zu erfüllen, staffirt sich mit Redensarten aus von Aufgaben der Gegenwart, Humor der Neuzeit, schriftstellerischem Märtyrerthum u. s. w., hat in naturwüchsiger Waldeinsamkeit die Unverschämtheit, sich den Titel „Dichter" anzumaßen, macht dadurch ein ganz verschrobenes Wesen, das der Verfasser für ein Naturkind ausgeben will, in sich verliebt, und als der sehr verständige, aber auch völlig verzeichnete Papa — ein ebenfalls Naturmensch sein sollender Förster, der seine Natürlichkeit durch stetes Reden vom „Positiven" kundgibt, — als dieser dem sogenannten „Dichter" durch einige Grobheiten den Kopf zurechtzusetzen versucht, durch die er ihm wahrscheinlich sagen lassen will, daß nicht Jeder ein Dichter sei, der sich Dichter nenne, und daß rechtlicher Leute Töchter nicht für Jedermann, der von der Straße kommt, gewachsen sind, — da nimmt Herr Emil einen gewissen sittlichen Aufschwung; er erkennt seine begonnene Satire als eine Gemeinheit, wirft sie ins Feuer, sieht ein, daß der Stand des Poeten für ihn zu mühsam ist, bildet sich nicht mehr ein, Talent zu haben, und geht nach Sebastopol, aber freilich nicht als ein Taugenichts, der hier nichts werth ist, sondern wieder als ein Mensch, der eine „Mission" zu erfüllen hat, ja, dessenwegen vielleicht der große Krieg einzig begonnen ist, wie Literat Immergrün gewünscht hat: „denn ein solcher Krieg", sagt er, „würde diesen Jüngling entweder zu einem großen Dichter oder zu einem Helden entflammen." Glück auf! — Der Herr Verfasser aber, der mein geschätzter schlesischer Landsmann, Schulfreund und Examengenosse ist, wird sich sicher über die heutige „Unverblümtheit" meines Referats nicht wundern, da er durch seine Ausfälle gegen seine bisherigen Recensenten, zu denen ich auch zu gehören bedauern muß, eine Sprache nothwendig provocirt hat, die alle Rücksichten milder [illegible] und persönlicher Theilnahme schwinden läßt. Herr [illegible] König ist mit seinen „Bildern aus Ost und West", [illegible] Romanen „Moderner Jesuitismus", „Anton Gregor" und „Moderner Falstaff", soviel wir uns erinnern, von der Kritik leidlich freundlich und stets anständig aufgenommen worden; wenn dabei nicht alle Welt von der prophetischen [illegible], die er nach den Mottos seiner Titelblätter sich gesetzt hatte, erfüllt war, so hätte er daraus erkennen sollen, daß [illegible] keine Bücher und daß seine Bücher — nicht seine Mottos [illegible], und er hätte aus dieser Erkenntniß zu dem Entschlusse [illegible] können, neue und bessere Bücher zu schreiben. Statt [illegible] erscheint hier dieser Roman, der offen die Kritiker Herrn [illegible]*) an den Pranger stellen und die literarischen Zustände [illegible]lands, die der Verfasser nicht einmal aus eigener [illegible] kennt, als verächtliche geißeln will. Leider ist aber [illegible] das Buch selbst so völlig mislungen, daß wir von den bei „[illegible] Gregor" erwähnten Vorzügen (s. Nr. 49 d. J. 1853) [illegible] keinen einzigen wiederfinden und den jugendlichen Dichter dringend bitten müssen, vom Felde der geistreich sein [illegible] Satire wiederum auf das des harmlos frischen Humors [illegible]kehren. Wir geben ihm dabei die Versicherung, daß [illegible] jeder bessern Leistung von ihm mit dem besten Wohlwollen [illegible] kommen werden. Die Anmerkung endlich auf S. [illegible] II, in der der Verfasser sich „heirathsfähigen und [illegible] Damen" „zu gewissen Avancen" anbietet, gehört nach [illegible] Meinung zu dem Neuesten und Allerpikantesten, was [illegible] zur Geißelung gegenwärtiger Literaturzustände anführen [illegible]!

Diese Kritik aus Nr. 34 der „Novellen-Zeitung" [illegible] hier ihren Platz zum Verständniß der Antikritik, [illegible] Theodor König in der vorigen Nummer d. Bl. [illegible]

Leipzig, September 1855. **Dr. Robert [illegible]**

*) Es ist besonders von dem Referenten eines „[illegible] [illegible]seums" die Rede.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 20. September 1855.

Die streitenden Parteien in der Physiologie.

1. Menschenschöpfung und Seelensubstanz. Ein anthropologischer Vortrag, gehalten in der ersten öffentlichen Sitzung der einunddreißigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Göttingen am 18. September 1854 von Rudolf Wagner. Göttingen, Wigand. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Ueber Wissen und Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. Fortsetzung der Betrachtungen über „Menschenschöpfung" und „Seelensubstanz" von Rudolf Wagner. Göttingen, Wigand. 1854. 8. 5 Ngr.
3. Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolf Wagner in Göttingen von Karl Vogt. Dritte, mit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Ricker. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatze zu dem Köhlerglauben des Herrn Karl Vogt, als des wiedererstandenen und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten Bory. Von Andreas Wagner. Stuttgart, S. G. Liesching. 1855. Gr. 8. 8 Ngr.
5. Die Gebietsgrenzen der Naturwissenschaften. (Vortrag in der öffentlichen Sitzung der Senkenberg'schen Gesellschaft.) Von Stiebel sen. (An Karl Vogt und Rudolf Wagner.) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1855. 8. 3 Ngr.
6. Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. Von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung. Ein Wort zur Verständigung über das Verhältniß der Naturforschung zu dem Glauben und der Hoffnung des Christen. Sendschreiben an Dr. M. J. Schleiden von F. Michelis. Münster, Theissing. 1855. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Sonntagsbriefe eines Naturforschers an seine religiöse Freundin. Eine populäre Beleuchtung des zunehmenden Conflicts zwischen der religiös-sittlichen Welt und der modernen Anschauungsweise der heutigen Naturwissenschaft. Von H. Klencke. Leipzig, Kummer. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der zwischen den beiden Physiologen Rudolf Wagner in Göttingen und Karl Vogt in Genf entbrannte Streit über die Existenz der Seele und die Abstammung des Menschengeschlechts ist darum von großer Bedeutung, weil es sich bei ihm nicht blos um die Beantwortung specieller wissenschaftlicher Fragen handelt, sondern weil hier um die Grundbedingungen des wissenschaftlichen Lebens überhaupt gekämpft wird. Der Streit ist dadurch so erbittert und heiß geworden, daß jeder der Kämpfenden dann, wenn die Ansicht seines Gegners sich allgemeine Bahn bräche, die Fundamente dieses Lebens in ihrem sichern und ruhigen Bestande wesentlichen Gefahren ausgesetzt zu sehen glaubt. Nimmt in den Naturwissenschaften der Materialismus auf eine solche Weise überhand, wie Karl Vogt will, so arbeiten die Naturwissenschaften nach der Ansicht seines Gegners allen destructiven Tendenzen der Gegenwart in die Hände und helfen selbst den Boden des heutigen Culturlebens untergraben, in welchem sie wurzeln. Auf der andern Seite hat der von Rudolf Wagner gegen Vogt behauptete Grundsatz, daß im Falle eines Zwiespalts der Naturwissenschaft mit kirchlichen Dogmen dem Naturforscher gestattet sein müsse, sich als einen Skeptiker der Vernunft und zugleich als Gläubigen des geoffenbarten Worts darzustellen, ebenfalls etwas Bedenkliches. Denn abgesehen von dem moralischen Nachtheile, daß durch die öffentliche und laute Billigung eines solchen im Einzelnen ohnehin häufig genug vorkommenden Verfahrens die Feigheit und Heuchelei zur Tugend umgestempelt werden würde, so setze es die Naturwissenschaft auch zur Theologie in eine schiefe und unhaltbare Stellung. Denn eine nicht fortschreitende und am Buchstaben verlebter Dogmen festklebende Orthodoxie kann sich mit einer solchen zweideutigen Concession von Seiten der Naturwissenschaft niemals begnügen. Sie wird, weit entfernt, ihre vollkommen begründete Feindschaft gegen das naturwissenschaftliche Studium dadurch zu mildern, in einer solchen Concession von Seiten der Naturwissenschaft nichts weiter als ein Zeichen der Schwäche erblicken, welches sie weiter auszubeuten suchen wird. Eine auf den philosophischen Wegen eines Schleiermacher, Twesten, Richard Rothe, Karl Hase, J. H. Wirth oder Christian Hermann Weiße fortschreitende Theologie hingegen weiß nun erst ganz und gar nichts anzufangen mit einer nach Radowitz'schen Grundsätzen den Staat rettenden Naturwissenschaft, welche überall dort zwischen geoffenbarter Schrift und physikalischer Thatsache in der ungewissen

Klemme stecken bleibt, wo die Theologie selbst auf die Seite der naturwissenschaftlichen Thatsache gegen das verlebte Dogma des Köhlerglaubens aufzutreten gewohnt und entschlossen ist. Was soll eine evangelische Theologie davon denken, wenn der wissenschaftliche Kanon unbeugsamer Wahrheit, welchen sie selbst anerkennt, von einem Physiologen, welcher in seiner Wissenschaft als eine Autorität gilt, angetastet und erschüttert wird? Derselbe muß ihr nicht nur als Verräther auf dem Boden seiner eigenen Wissenschaft, sondern auch als Feind des Protestantismus erscheinen.

Aber gab es denn für einen Physiologen gar keinen andern Weg, dem überlästigen Materialismus mit Kraft entgegenzutreten, als durch eine Zulassung kirchlicher Autorität in der Wissenschaft? Es kann die Antwort hierauf Dem, welcher nicht selbst Physiolog ist, höchst seltsam scheinen, und dennoch ist sie buchstäblich wahr: es gab für eine Physiologie der bisherigen und zwar der durch Rudolf Wagner selbst vorzüglich mit begründeten Schule keinen andern Ausweg. Gerade dieses, daß Wagner, wollte er theologischen Fuß fassen, durchaus nicht ins Gebiet einer wirklich evangelischen Theologie übergehen, sondern nur auf dem Punkte eines buchstäblichen Schriftglaubens (Köhlerglaubens) anlangen durfte, charakterisirt die eigenthümliche Beschaffenheit dieser physiologischen Schule vollkommen. Denn alle lebendige Theologie ist ihrer Natur nach Idealismus, und eben der Idealismus ist es, welchem diejenige physiologische Schule, zu welcher sich Wagner bekennt, durch die ganze Art ihrer Opposition gegen die frühern philosophischen Bestrebungen in der Naturwissenschaft Urfehde geschworen hat. Sie kann nicht zu ihm zurück, ohne ihr eigenes Princip, welches in der Wurzel materialistisch ist, aufzugeben. Dagegen steht auch selbst dem Materialismus der Zugang zum buchstäblich geoffenbarten Wort noch immer offen. Ist ja doch der Offenbarung des Alten Testaments zufolge, wenn man sie im buchstäblichen Sinne versteht, Gott selbst ein materielles Wesen zu nennen. Wie streng und unerschütterlich nun Wagner in seinem Idealistenhaß oder, was auf Dasselbe hinauskommt, in seinem Haß gegen den lebendigen Protestantismus mit Vogt übereinstimmt, hat er besonders hierin an den Tag gelegt, daß er es eher über sich gewonnen hat, die physiologische Wissenschaft einer gefahrvollen Stellung preiszugeben, wo sie von steten Eingriffen einer herrschsüchtigen und mächtigen Kirchenpartei bedroht ist, als sich einfach selbst auf den Standpunkt der lebendigen evangelischen Theologie hinüber zu begeben.

So steht die Sache im Begriffe aufgefaßt. Der äußere Verlauf des Streits ist folgender. Die „Physiologischen Briefe" Rudolf Wagner's, welche zwischen September 1851 und Mai 1852 in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen, kamen Karl Vogt in die Hände in Nizza, wo er, wie er erzählt, beschäftigt war, neben vielen Arbeiten ums Brot auch einige selbständige Untersuchungen zu machen. Hier fand er zu seinem Erstaunen eine Stelle im sechsten Briefe ausdrücklich, obwol nicht mit Nennung seines Namens, gerichtet gegen jene seitdem berühmt gewordene Stelle aus seinen im vergangenen Jahre neu aufgelegten „Physiologischen Briefen", in welcher das Gehirn unter dem Gesichtspunkt eines Absonderungsorgans mit den Nieren verglichen wird. Er war, wie er bekennt, hierbei so entrüstet über Wagner's Art und Weise, neben den Resultaten der Wissenschaft auch alberne dogmatische Spitzfindigkeiten und Hirngespinnste dem größern Publicum als allgemeingültige, wissenschaftlich begründete Sätze dargeboten zu finden, daß er in seinen „Bildern aus dem Thierleben" als Schlußwort einen scharfen Angriff auf die „Physiologischen Briefe" Wagner's machte, insbesondere die von Letzterm zugegebene „Theilbarkeit der Seelensubstanz" als einen „entsetzlichen Unsinn" bezeichnete. Wagner antwortete auf diesen Angriff in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" im November 1852, Vogt replicirte, und der Streit wäre hiermit wol abgethan gewesen, wenn nicht durch ein boshaftes Inserat in mehren Zeitungen, datirt vom 14. September 1854, Karl Vogt als der Erste die schlecht geheilte Wunde aufs neue aufgerissen hätte. Er theilte in diesem Inserate mehre Selbstgeständnisse aus Rudolf Wagner's damals erschienenen „Neurologischen Untersuchungen" mit, deren Veröffentlichung gerade in die Zeit fiel, wo die Versammlung der Naturforscher in Göttingen stattfand. Die Art der Mittheilung war charakteristisch genug für Vogt. Es hieß da unter Anderm:

In Bezug auf den ersten Punkt sagt Wagner („Neurologische Untersuchungen", S. 242): „In der That muß ich nach den vielen von Freund und Feind vernommenen Urtheilen über diese (nämlich die physiologischen) Briefe allmälig die Ueberzeugung gewinnen, daß ich etwas in Inhalt und Form, ja vielleicht in der ganzen Aufgabe Verfehltes dem deutschen Publicum geboten habe." Was bleibt? Druck und Papier der Cotta'schen Officin!

Hierauf erfolgte von Seiten Wagner's vor den versammelten Naturforschern der unter dem Titel „Menschenschöpfung und Seelensubstanz" abgedruckte Vortrag, worin er die Versammlung zur betheiligten Partei in diesem schon halb vergessenen Streite zwischen Materialismus und Kirchenglauben zu stempeln suchte. An diesen Vortrag schloß sich eine Auffoderung an Professor Ludwig aus Zürich zu einer öffentlichen Disputation über die Frage: „Ob Seele, ob Hirn?", welche aber einen unerwarteten Ausgang nahm. Denn Rudolf Wagner ließ an dem Tage, wo Ludwig sich zur Disputation stellte, unterstützt von seinen Gesinnungsgenossen, dem Professor Fick aus Marburg, dem Dr. Scharlau aus Stettin und dem Dr. Spieß aus Frankfurt, als durch Unwohlsein verhindert absagen, stellte sich hingegen am folgenden Tage, wo Ludwig abgereist war, den andern Gegnern gegenüber zur verabredeten Disputation, wobei er indessen nicht über die Natur der Seele, sondern statt dessen darüber verhandelte, daß die letzten Enden der einzelnen (Primitiv-) Nervenfasern nicht als Schlingen, sondern frei, gleich abgeschnittenen Fäden, endigen, daß ferner die Ganglienzellen im Gehirn die allein wirksamen Elemente

für die Thätigkeit der Seele seien, und daß zur Function dieser Ganglienzellen ein directer Uebergang der Nerven in dieselben durchaus nicht entbehrt werden könne. Dieser Ausgang schien nicht geeignet, der spiritualistischen Richtung Wagner's unter den versammelten Naturforschern neue Freunde zu erwerben, und es blieb nun Wagner aufs neue kein anderer Weg zur Verfolgung seines Vorhabens übrig als die Presse. Zur Erwiderung und Erläuterung des Vogt'schen Angriffs vom 14. September erließ er die Schrift „Ueber Wissen und Glauben", welche von Vogt mit der bereits zum viertenmal aufgelegten Broschüre „Köhlerglaube und Wissenschaft" beantwortet wurde.*)

Es ist in der Wissenschaft vor allem ein schlimmes Ding, wenn man paradoxe Sätze blos ihres seltsamen Klangs wegen als absurd verlacht. Beide Streiter haben das von Anfang an gegenseitig gethan und einander dadurch weit mehr, als nöthig war, erbittert. Denn beiderseitige Paradoxien lassen sich vertheidigen. Was zuerst die von Wagner zugelassene Theilbarkeit der Seelensubstanz betrifft, so ist von ihm selbst bereits hinlänglich darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Frage nach der Theilbarkeit des Seelenwesens eine uralte ist und Jahrhunderte lang heidnische und christliche Philosophie aufs ernsteste beschäftigt hat. Die beliebte Vorstellung, daß das Seelenwesen in uns nur als eine Monade, ein atomistisches und egoistisches sprödes Individuum gedacht werden könne, von welchem nichts ab- und zu welchem nichts hinzuzufließen fähig sei, gehört zu den Vorurtheilen, welche, wo sie sich finden, nur Zeugniß ablegen von der bei uns im Ganzen und Großen noch vorherrschenden Unbekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie. Sobald man gewahr wird, daß von allen Philosophen des Alterthums, welche ein großes Gewicht auf Unsterblichkeit der Seele legten, Heraklit, Pythagoras, Plato und Plotin an der Spitze, keiner war, welcher an eine schlechthin untheilbare Seele (eine Leibnitz'sche oder Herbart'sche Monade) glaubte, hört jenes von Vogt aufgeschlagene unverständige und aus dieser Unwissenheit entsprungene Gelächter über die von Wagner zugelassene Theilbarkeit der unsterblichen Seelensubstanz sogleich auf. Denn man darf nur den Begriff der von allen jenen Philosophen ebenfalls zugelassenen Weltseele mit zu Hülfe nehmen, um sowol durch die unzerreißliche Verbindung jedes einzelnen Theils mit dem Ganzen der Gottheit, als auch durch die fortdauernde Verknüpfung aller vereinzelten Theile untereinander innerhalb des Ganzen alle hier sich zum Scheine anhäufenden Besorgnisse und Schwierigkeiten mit einem male fallen zu sehen. Aber in ganz ähnlicher Weise verhält es sich auch mit dem von Karl Vogt angewandten Vergleiche des Gehirns mit einem absondernden Organ. Letzterer Gedanke ist durchaus nicht neu und, wie gegenwärtig allgemein geglaubt zu werden scheint, eine Erfindung Vogt'scher Frivolität. Vielmehr ist der erste Erfinder dieses Gedankens der berühmte Blumenbach, Wagner's Vorgänger im Amte, dessen Aussprüchen Wagner doch in andern Dingen Achtung zu zollen gewohnt ist. Weil Blumenbach zwischen dem Gehirn und andern absondernden Organen eine Aehnlichkeit in der Structur zu entdecken glaubte, so stellte er mit Bezugnahme auf die damaligen Versuche Galvani's in Betreff der Nervenelektricität die Vermuthung auf, es möchte wol das Gehirn das absondernde Organ oder Filtrum für ein dem elektrischen Stoffe verwandtes specifisches Nervenfluidum sein.**) Mit Recht bemerkt zwar Lotze in seiner „Medicinischen Psychologie" gegen Vogt, die Annahme einer Erzeugung von Gedanken, Bestrebungen und Gefühlen durch das Gehirn vermöge eines Aussonderungsprocesses setze voraus, daß ein physischer Proceß einen zweiten durch seinen Einfluß in einen psychischen verwandle — ein Ereigniß, welches durch bloße Vergleichungen nicht im mindesten deutlicher werde. Daraus folgt jedoch noch nicht, daß nicht Blumenbach möglicherweise einen gründlichern Weg als durch bloße Vergleichung hätte finden können, um die Idee einer solchen Verwandelung zu motiviren. Und auf der andern Seite führt die Annahme der Möglichkeit einer solchen Verwandelung oder relativen Identität zwischen physikalischer Kraft und psychischer Substanz auch wieder noch gar nicht dem Materialismus nothwendig in die Arme, sondern erlaubt noch immer mannichfaltige andere Wendungen des Gedankens, wie dem Kenner älterer und neuerer philosophischer Systeme hinreichend bekannt ist. Also auch in diesem Punkte ist die bloße Unwissenheit als Folie eines bequemen Spottes ausgebeutet worden.

Der Streit zwischen den beiden Physiologen hat zwei Themata, welche ebenso verschieden sind an Inhalt als an Wichtigkeit für die Glaubensfrage, über welche eigentlich gestritten wird. Das eine ist das Zerfallen des Menschengeschlechts in verschiedene autochthonische und nicht von einem und demselben Menschenpaare abstammende Arten oder Species, welches von Vogt behauptet, von Wagner geleugnet wird; das andere ist die Existenz der Seele, welche von Wagner behauptet, von Vogt hingegen geleugnet wird.

Was den ersten Punkt betrifft, so sieht man die nahe Beziehung, in welche beide Physiologen denselben zur Glaubensfrage stellen, nicht recht ein. Wenigstens stellen sich hier die Physiologen auf einen Standpunkt zurück, welchen die wissenschaftliche Theologie seit den Zeiten Herder's bereits überschritten hat. Wollte man den Glauben an die Wahrheiten des Evangeliums aufs neue von mythischen Traditionen, ähnlich der Sage vom ersten Menschen und seiner Verführung durch die Schlange,

*) Seit der Abfassung dieses Artikels ist eine vierte mit einem dritten Vorwort vermehrte Auflage dieser Schrift erschienen.
D. Red.

**) Fluidi enim nervini existentiae praeter alia favere videtur nervosi systematis, maxime vero cerebri ipsius structura, *aliis quibusdam visceribus secernentibus satis analoga.* Neutiquam vero ideo jam tubulis et canalibus opus esse quibus ejusmodi fluidum per nervos distribui debeat, *non magis ac in charta emporetica aliove filtro etc.* per se patet. Blumenbachii „Instit. physiol." (Göttingen 1798, §. 225.)

abhängig machen, so müßte man auch folgerichtig behaupten, daß gemäß den Andeutungen dieser Sage die Schlange vor diesem Ereigniß nicht auf dem Bauche gekrochen, sondern auf anständigere Art über die Erde gewandelt wäre, daß vor dem Verzehren des der Botanik zur nähern Bestimmung aufzugebenden „Apfels der Erkenntniß" durch den ersten Menschen alle Thiere ihre Jungen ohne Geburtsschmerzen zur Welt gebracht hätten, und vieles andere eben so Wunderbare. Man sieht aber nicht recht ein, warum sich die Physiologie hier noch mit Dingen herumplagen soll, über welche sich die wissenschaftliche Theologie längst keine Sorge mehr macht. Rudolf Wagner behauptet zwar („Menschenschöpfung und Seelensubstanz", S. 14), daß mit der Bejahung oder Verneinung der Abstammung des Menschengeschlechts von einem einzigen Stammälternpaar das ganze Christenthum stehe und falle. Ist Wagner's Christenthum wirklich von der Art, daß es durch solche traditionelle Aeußerlichkeiten erschüttert werden kann, so hat dasselbe in der That eine sehr schwache Leibesconstitution, und es ist ihm eine Glaubensstärkung in der Schule einer wissenschaftlichen Theologie dringend anzurathen. Ob Wagner zum Christenthume auch wol die berühmten historischen Thatsachen rechnet, daß Bileam's Esel sprach, und daß der Prophet Jonas drei Tage lang im Walfische saß? Ist dieses der Fall, so wäre hier jedenfalls noch viel reicherer Stoff für Karl Vogt und Andreas Wagner zu zoologischen Untersuchungen über die Wahrheit des Christenthums.

Aber auch in anderer Hinsicht ist dieser Streitpunkt ein durchaus nichtsnutziger. Jeder, welcher sich die Mühe gibt, Andreas Wagner's gegen Vogt gerichtete Schrift „Naturwissenschaft und Bibel", welche allein diesen einen Streitpunkt behandelt, mit Aufmerksamkeit zu lesen, muß sich dadurch überzeugen, daß das Ganze nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft nur einen Streit um des Kaisers Bart abgeben kann. Denn es fehlen schlechterdings auch alle Mittel zu einem nur irgend schlagenden Beweise für oder wider. Vogt erkennt dieses selbst sogar auf indirecte Art an, wenn er schreibt („Köhlerglaube und Wissenschaft", S. 71): „Von einer wahren Racenanatomie, die Wagner einst versprach, ohne je Hand daran zu legen, ist aber heute noch keine Rede, da nur dürftige Notizen darüber vorhanden sind." Wie soll man nun in einer Wissenschaft Entschiedenheit erlangen, in welcher noch das ABC mangelt? Ständen aber auch hier die Sachen anders, als sie stehen; wäre irgendeine gegründete und solide Hoffnung vorhanden, der Meinung von verschiedenen ursprünglichen Menschenpaaren oder auch sogar von einer allmäligen Hinaufentwickelung der Kette thierischer Organisationen durch die Affenform zur Menschengestalt den endlichen Sieg zu verschaffen: so ist Karl Vogt dabei in einer wahrhaft naiven Unschuld befangen, sich einzubilden, die Kirche Christi auf Erden könnte durch eine solche Einsicht und Erkenntniß den geringsten Stoß leiden. Denn die schlichten Gläubigen würden in der Emporhebung des Menschen aus der thierischen Organisationskette eines der höchsten Wunder der göttlichen Allmacht verehren, die wissenschaftliche Theologie aber würde nachweisen, wie durch die Ausfüllung eines bisher fehlenden Gliedes in der Wissenschaft die Kette der göttlichen Erlösungen im Weltall erst vollständig einleuchte, und beide Theile würden vollkommen Recht hieran thun.

Vogt ist von einer wahren Leidenschaft geplagt, über Dinge, bei denen die Vorbereitungen der Wissenschaft noch lange nicht hinreichend gegeben sind, gestützt auf unzureichende Data, dreiste, prompte und orakelhafte Beschlußsentenzen zu fällen, wobei es dann mit der Einhaltung einer präcisen Logik natürlich oft sehr schlimm steht. So z. B. geht er unter Anderm, um zu beweisen, daß Amerika unmöglich habe von Asien aus seine ursprüngliche Bevölkerung erlangen können, folgenden Weg:

Diese Ueberwanderung ist deshalb unmöglich gewesen, weil Amerika zur Zeit der Entdeckung von Millionen bevölkert war, die nicht in culturgeschichtlicher Zeit entstehen konnten, weil keine amerikanische Völkerschaft den Gebrauch der Milch kannte, während Chinesen wie Japaner, Aleuten wie Kurilen sie kennen und Thiere melken, und weil endlich die Sprachen gänzlich von Grund aus verschieden sind, und doch nicht angenommen werden kann, daß die Nachkommen einer in culturgeschichtlicher Zeit verschlagenen Familie von Japanern oder Chinesen ihre Sprache in mehre Hunderte von Sprachen umgewandelt hätten, welche eine unendliche Verschiedenheit darbieten.

Diese auf S. 21 der dritten Auflage von „Köhlerglaube und Wissenschaft" stehende Schlußfolge setzt voraus, daß der Leser bereits wisse, daß Japaner und Chinesen, Aleuten und Kurilen das Thiermelken schon vor unvordenklicher Zeit ebenso gut wie jetzt verstanden, daß Chinesen und Japaner zu jener Zeit ebenfalls schon Chinesisch und Japanisch, ebenso wie jetzt, gesprochen haben, und endlich auch noch dieses, daß in China und Japan zu jener Zeit schon ebenso wie jetzt Chinesen und Japaner gewohnt haben. Aber woher in aller Welt soll der Leser dieses Alles wissen, und woher weiß es denn Vogt? Und sowie an dieser Stelle, so sind es auch an vielen andern nicht einzelne Behauptungen, welche der Leser zu bestreiten findet, sondern Haufen von stillschweigenden Voraussetzungen, welche er sich wie zudringliches Gesindel vom Leibe zu halten hat. Wir lesen S. 68:

Der Mouflon Sardiniens kann ebenso wenig mit dem Mauflon Kleinasiens, von dem er doch kaum zu unterscheiden ist, von Einem Paare abstammen, als die pyrenäische Gemse, der Isard, mit der Alpengemse von Einem Paare herkommen kann; der Mouflon kann nicht über die See, die Gemse nicht über die Ebene hinüber.

Und S. 69:

Die Bevölkerung Amerikas, Australiens, der oceanischen Inselgruppen von dem compacten Festlande der drei alten Continente aus ist ebenso gut für die frühere, vorgeschichtliche Zeit eine Unmöglichkeit, wie das Ueberschiffen des Mouflon nach Sardinien.

Seit wann, fragt sich hier erstaunt der Leser, ist es denn zur Unmöglichkeit geworden, daß mit gesunden Beinen versehene vierfüßige Thiere über die Ebene und Ber-

schen entweder mit oder ohne Begleitung von Schafen über das Meer können? Und dergleichen mehr.

Man findet auf den Wegen, auf denen Vogt sich herumtummelt, überhaupt keine sichere Erkenntniß von irgendeiner Art. Es ist im Grunde nur wieder ganz die mittelalterliche, nämlich die scholastische und klopffechterische Art wissenschaftlicher Barbarei, nämlich auf der Grundlage unzulänglicher Erfahrungen, unzureichender Voraussetzungen durch Disputation und blendende Rhetorik sich selbst und den Leser zu überstürzten Endurtheilen zu verlocken. Es liegt diesem Verfahren eine Schwäche zugrunde, nämlich eine Ungeduld, die Schwebe der skeptischen Ungewißheit, wohinein eine langsam, sicher und methodisch fortschreitende Wissenschaft immer den Geist versetzt, nicht ertragen zu können. Es gerathen auf diesen Weg leicht jene sprudelnden Geister, denen die innere Sanftmuth und Geduld abgeht, ohne welche nach Platonischem Urtheil keine wissenschaftliche Forschung die Zeit ihrer Reife erlebt, jene Ungestümen, welche die Knoten, die sie vorfinden, lieber zerhauen als entwirren, und welche daher im Augenblicke durch anscheinende Kühnheit den Glanz eines erobernden Alexander zu verbreiten wissen, aber am Ende nur geringe Spuren ihres Wirkens zurücklassen, weil sie keinen soliden neuen Gedankeninhalt in die Wissenschaft bringen, mit welchem man wirklich bauen und weiter kommen könnte. Das diametrale Gegentheil hiervon ist der Baconische Weg, auf welchem die Naturwissenschaften zu ihrer gegenwärtigen Höhe hinangestiegen sind, nämlich der Weg, diejenigen wissenschaftlichen Ziele, zu deren Erreichung es vorderhand noch an allem zureichenden Vorbereitungsmaterial mangelt, so lange dahingestellt sein zu lassen, bis dieses Material sich angesammelt haben wird, dahingegen an der Hand des bereits sichergestellten oder sicherstellbaren Materials mit äußerster Anstrengung überall dahin zu dringen, wohin dasselbe wirklich unmittelbar führt, seien nun die Resultate, zu denen man gelangt, glänzende oder bescheidene, brauchbare oder unbrauchbare, willkommene oder unwillkommene u. s. w. Mit den Worten Schopenhauer's: „Man lasse die Absichten und trachte nach Einsichten." Vogt steckt ebenso sehr voll Absichten wie Wagner. Das ist der Fehler.

Was den zweiten Streitpunkt, nämlich die Existenz der Seele, betrifft, so ist auch hier die Methode, nach welcher von beiden Seiten gekämpft wird, wenig geeignet, die Würde und den Nutzen, welchen der Kampf der Wichtigkeit des Gegenstandes nach haben könnte, hervortreten zu lassen. Sieht man den Kämpfern von ferne zu, so sollte man denken, es müsse irgendeine große Veranlassung in der physiologischen Wissenschaft vorhanden sein, an welcher sich der Kampf entzünde, es müsse sich irgendein bedeutender neuer Weg gezeigt haben, in den physiologischen Zusammenhang der animalischen Triebe, Empfindungen und Anschauungen einzudringen, die allmälige Entstehung des Bewußtseins aus den unbewußten Zuständen reflectorischer Bewegungen zu begreifen u. dgl. Sobald man aber näher hinzutritt zu den Schranken, wo die berühmten Physiologen mit Aufregung so großer Staubwolken kämpfen, findet man zu seinem Erstaunen, daß von solchen speciellen Beobachtungen und Aufgaben nicht dabei die Rede ist, daß dieselben vielmehr nur auf althergebrachte Weise ihre Rosse in tausend mal betretenen Bahnen tummeln, sodaß Cartesius, Hobbes, Condillac und alle die Geister berühmter physiologischer Ahnen mitkämpfen könnten, ohne daß sie dabei etwas Bedeutendes zuzulernen oder zu vergessen nöthig hätten. Die ganze Voraussetzungskette verjährter Vorurtheile besteht unabgerissen; weder von Kant's Kritik noch von Herbart's oder Schopenhauer's geistvollen Hypothesen fällt irgendein erhellender Lichtstrahl in die dunkle Kammer; Denkmethoden und erleuchtende Gedankengänge, welche der übrigen gebildeten Welt bereits so tief in Fleisch und Blut gedrungen sind, daß man sie schon als ein allgemeines Licht bezeichnen darf, das die Pfade der Menschheit beglückend erleuchtet, werden als nicht vorhanden ignorirt, und der erstaunte Zuschauer nimmt wahr, daß die Physiologen bisher untereinander gleichsam ein abgeschlossenes Völkchen bildeten, welchem es in Eintracht und Zufriedenheit gelang, durch eine Art von chinesischer Absperrung die Einflüsse der ganzen philosophischen Zeitbildung von sich abzuhalten, ganz im Gegensatze zu den Theologen, deren Wissenschaft sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts den Einflüssen sämmtlicher philosophischer Strömungen auszusetzen genöthigt war. Zum wenigsten sollte man erwarten, daß bei einer so vielversprechenden und prätentiösen Aufnahme alter unerledigter Fragen in Betreff der Seele glänzende Entdeckungen der Neuzeit, wie z. B. die der Nervenphysik angehörigen Experimente Dubois Reymond's, die Veranlassungen zu neuen und bisher noch nicht vorhanden gewesenen Vorstellungen werden sollten. Aber man irrt sich. Von beiden kämpfenden Parteien wird wie aus einem Munde nur immer die alte unbezweifelte und doch so sehr bezweifelbare Lection aufgesagt: daß das Gehirn der alleinige Sitz der psychischen Functionen sei, daß zu ihm hin eine centripetale Leitung der Empfindungen, von ihm aus eine centrifugale Leitung der Willensimpulse stattfinde, daß die Spuren der Vorstellungen für Erinnerung und Gedächtniß der Substanz des Gehirns eingeprägt seien u. s. w. Aller empirische Reichthum, welcher sich für eine über diesen alten Schlendrian hinausgehende Theorie der Seelenentwickelung im Speciellen verwerthen ließe, bleibt unbenutzt. Von einer genauern Nachfrage, was Aufmerksamkeit, was Empfindung sei und wie dieselben sich ihrem innern Charakter nach unterscheiden, was es bedeuten könne, daß elektrische Ströme in Nerven und Muskeln bei Reizung der Nerven zu fließen aufhören, während sie beim Aufhören des Reizes wieder zu fließen anfangen, auf welche Seelenzustände die Getrenntheit von sensibeln und motorischen Nervenfäden und auf welche die Ungetrenntheit derselben deutet, ist kaum eine Spur. Die Physiologie gleicht in dieser Beziehung einem Manne, welcher Krösus' Schätze besitzt, aber nichts mit ihnen anzufangen weiß.

Daher kommt es denn, daß nicht nur in dem Gesichtskreise von Karl Vogt, sondern auch ebenso sehr in dem von Rudolf Wagner noch immer, gleichwie es in den finstersten Zeiten des Köhlerglaubens war, die himmlischen Dinge, Seele, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, als ein bloßes Geschenk der Gnade außerhalb aller Wissenschaft und Vernunft zu liegen kommen; daß nicht allein nach Vogt'scher, sondern auch ebenso sehr nach Wagner'scher Denkweise Wissenschaft, gesunde Vernunft und Materialismus einen unzertrennlichen Knäuel bilden, welchem von der andern Seite nichts gegenüber steht als das Wunder des Glaubens und der Gnade. Beide Gegner unterscheiden sich hierbei nur insofern, als Wagner noch immer die Möglichkeit zugibt, sich mit Beibehaltung der gesunden Vernunft und eines gesunden Gehirns dem Wunder des Glaubens und der Gnade hingeben zu können, während Vogt diese Möglichkeit leugnet. Und auch selbst in diesem Punkte tritt eine Annäherung der Kämpfenden insofern ein, als Rudolf Wagner seinen Gegner damit bedroht, es werde ihm im Alter doch noch ergehen wie Heinrich Heine. Was kann diese Bedrohung wol anders bedeuten, als: Warte nur, lieber Freund! dein Gehirn bleibt auch nicht immer so gesund und frisch wie jetzt, und wird es nur erst stumpf, so bekommen wir dich von selbst dorthin, wohin wir dich haben wollen.

Aber auch die Form, unter welcher bisher der Streit geführt wurde, ist hierbei eine wenig erfreuliche. Wagner's Ton hat etwas durchaus Denunciatorisches. Die Demonstrationen von Vogt hingegen laufen gar zu häufig auf Das hinaus, was Kant eine pöbelhafte Art der Beweisführung nannte, nämlich auf Wendungen wie S. 112:

Wer sich erdreisten würde, ein solches Raisonnement vorzubringen, würde nur mit Achselzucken oder mit der bedauernden Bemerkung, er sei nicht richtig im Kopfe, angehört werden. . . . . Man kann solcher Foderung gegenüber wahrlich aufsagen wie Hofmarschall von Kalb: Mein Verstand steht still!

Wobei zu bemerken ist, daß Vogt's Verstand wirklich die Eigenschaft besitzt, sehr leicht und vor sehr geringen Hindernissen stille zu stehen. Oder S. 102:

Ist es möglich, auch nur einen Augenblick ernsthaft solche Hirngespinnste zu discutiren, die jedem gesunden Menschenverstande unmittelbar ins Gesicht schlagen?

Wenn man solche Redensarten liest, so vergißt man ganz, einen Mann vor sich zu haben, welcher es sich zur Pflicht gemacht hat, die Rechte der unbeugsamen Vernunft und des wissenschaftlichen Fortschritts zu vertreten. Man glaubt im Gegentheil eine erbitterte und schwächliche Reaction gegen siegreiche neue Theorien anbelfern zu hören. Denn in diesen schwachen Tonarten ist man ehemals nur gewohnt gewesen, Lehren wie die des Kopernicus, Spinoza oder Galilei angegriffen zu finden. Dabei wird der Unterschied von Dem, was erlaubt ist über die Natur der Seele anzunehmen, und von Dem, was sich über die Natur der Seele beweisen läßt, beständig verwischt und überfahren.

Es ist daher sehr an der Zeit, daß in solchen wüsten Streiten auf dem Boden des Handgreiflichen die Rechte derjenigen Macht, auf welche doch hierbei am Ende Alles einzig und allein ankommt, nämlich des philosophischen Denkens, geltend gemacht werden. Dieses geschieht von verschiedenen Standpunkten aus in den Schriften von Stiebel, Frauenstädt, Michelis und Klencke, welche deshalb an diesem Orte ganz besonders willkommen geheißen werden müssen.

Die Schrift Stiebel's: „Die Gebietsgrenzen der Naturwissenschaften", ist ein in der öffentlichen Sitzung der Senkenberg'schen Gesellschaft in Frankfurt gehaltener und Karl Vogt und Rudolf Wagner zugeeigneter Vortrag, welcher bei aller Kürze doch recht schlagend darthut, daß das dogmatische Absprechen Vogt's in Sachen des Materialismus durchaus unstatthaft ist. Denn wir stoßen im Gebiete der Natur auf schlechthin unauflösliche Räthsel, welche uns zwingen, gewisse Gebietsgrenzen in den Naturwissenschaften anzuerkennen. So z. B. sind wir weder im Stande, uns die Welt mit einer Begrenzung noch ohne dieselbe vorzustellen, und schwanken fortbeständig zwischen zwei Vorstellungen, die wir weder erreichen noch aufgeben können, und die uns ein unvergängliches wissenschaftliches Problem vor Augen stellen, dessen Auflösung die Naturwissenschaft für sich allein nie erreichen kann. Dann sehen sich auch die Naturwissenschaften selbst genöthigt, sich immaterieller Principien, nämlich der mathematischen, zu bedienen und so der Materie im Begreifen derselben eine Existenz entgegenzusetzen, welche nicht Materie ist. Endlich ist unser sinnliches Wissen überall ein relatives; nur die Beziehung unserer Organisation zu den Gegenständen, darum nur gebietend, soweit unser Anschauungvermögen reicht, sodaß es in der Natur erkennbare Objecte geben dürfte, für welche unsere Organisation keinen Sinn und folglich keinen Weg der Erkenntniß hat. Alles, was Stiebel in dieser Weise vorbringt, sind vollkommen gültige und unwiderlegliche Instanzen aus dem Gebiete Kant'scher Kritik, und er unterscheidet sich hierin von Rudolf Wagner in doppelt vortheilhafter Weise, nämlich erstlich darin, daß er dem Materialismus nicht den Offenbarungsglauben, sondern die philosophische Kritik entgegenstellt, und zweitens darin, daß er so gründliche philosophische Bildung besitzt, um dieses zu können.

Frauenstädt hat sich in der Schrift „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie" das Thema einer Feststellung der nothwendigen Gebietsgrenzen der Naturwissenschaften und ihres Verhältnisses zu den Wahrheiten der religiösen und philosophischen Erkenntnißgebiete zum Gegenstande einer größern Arbeit genommen im Sinne des von ihm vertretenen Systems, des Schopenhauer'schen. Da es sich hier um die Fundamente der Wissenschaft handelt, und Schopenhauer, wenn auch im Ausbau eigenen Plane folgend, doch die Fundamente der Kant'schen Kritik festhält, so bewegt sich Frauenstädt mit Stiebel auf demselben wissenschaftlichen Grundboden, in Beziehung auf

dessen Unerschütterlichkeit Alles, was über Subjectivität und Willkür philosophischer Meinungen geredet wird, schlechthin sinnlos ist. Man kann die Tendenz der Frauenstädt'schen Schrift am besten bezeichnen durch die angeführten wahrhaft goldenen Worte Schopenhauer's, welche Alles, was hier zu sagen ist, so schlagend und präcis formuliren, daß sie wirklich nichts zu wünschen übrig lassen. Schopenhauer schreibt:

Mit dem Naturalismus oder der rein physikalischen Betrachtung wird man nie ausreichen, sie gleicht einem Rechnungsexempel, welches nimmermehr aufgeht. End- und anfangslose Causalreihen, unerforschliche Grundkräfte, unendlicher Raum, anfangslose Zeit, endlose Theilbarkeit der Materie und dieses Alles noch bedingt durch ein erkennendes Gehirn, ohne welches es verschwindet, machen das Labyrinth aus, in welchem sie uns unaufhörlich herumführt. Die Höhe, zu welcher in unsern Zeiten die Naturwissenschaften gestiegen sind, stellt in dieser Beziehung alle frühern Jahrhunderte in tiefen Schatten und ist ein Gipfel, den die Menschheit zum ersten mal erreicht. Allein wie große Fortschritte auch die Physik je machen möge, so wird damit noch nicht der kleinste Schritt zur Metaphysik geschehen sein, so wenig als eine Fläche durch noch so weit fortgesetzte Ausdehnung je Kubikinhalt gewinnt. Denn solche Fortschritte werden immer nur die Erkenntniß der Erscheinung vervollständigen, während die Metaphysik über die Erscheinung selbst hinausstrebt zum Erscheinenden. Und wenn sogar die gänzlich vollendete Erfahrung hinzukäme, so würde dadurch in der Hauptsache nichts gebessert sein. Ja, wenn selbst Einer alle Planeten sämmtlicher Fixsterne durchwanderte, so hätte er damit noch keinen Schritt in der Metaphysik gethan. Vielmehr werden die größten Fortschritte der Physik das Bedürfniß einer Metaphysik nur immer fühlbarer machen.

Der Zweck der Frauenstädt'schen Schrift ist, die Uebereinstimmung desjenigen Glaubens, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit ist, mit derjenigen Wissenschaft, die echt und wohlbegründet ist, nachzuweisen; zu zeigen, daß ein Widerspruch zwischen der streng naturwissenschaftlichen Anschauung vom Kosmos und der durch die höhern, ideellen Interessen der Menschheit gefoderten Weltanschauung durchaus nicht besteht. Aesthetische, moralische, religiöse und philosophische Weltanschauung haben von echter Naturwissenschaft nicht nur nichts zu fürchten, sondern gewinnen bedeutend durch die Anerkennung ihrer Resultate. Frauenstädt appellirt mit vollem Rechte und in schroffem Gegensatze sowol zur Orthodoxie Wagner's als zum Materialismus Vogt's an eine natürliche Religion im Menschen, welche über den geoffenbarten Religionsformen niemals vergessen, auch nie mit ihnen verwechselt werden darf. Diese natürliche Religion ist perfectibel und schreitet fort mit der fortschreitenden Naturwissenschaft. Denn in der natürlichen Religion ist es die Natur, die Welt, die den Menschen zur Vorstellung von göttlichen, die Natur in ihrer Gewalt habenden Wesen anregt. Je mangelhafter und unvollkommener daher seine Erkenntniß der Natur ist, desto mangelhafter und unvollkommener wird auch der Begriff des göttlichen Wesens sein, zu welchem er sich über die Natur erhebt. Je richtiger er dagegen die Wirkung, das Geschöpf, kennen lernt, desto wahrer werden auch seine Begriffe vom Urheber und Schöpfer werden können. Was die wahre und echte Naturwissenschaft uns raubt, ist nicht der Glaube an ein übersinnliches, übernatürliches Princip der Welt, sondern nur allein die falschen, unwürdigen, kindischen, anthropomorphistischen und schädlichen Vorstellungen von dem Weltschöpfer, durch deren Hinwegräumung sie geläutertern und befriedigendern Vorstellungen die Bahn bricht. Diesen Gang ist die fortschreitende Religionswissenschaft immer gegangen und wird ihn auch ferner gehen.

Mancher der mit dem Schopenhauer'schen System oberflächlich Bekannten wird sich wundern, bei Frauenstädt eine solche Sprache zu finden. Gehört nicht Schopenhauer selbst mit zu Denjenigen, welche die göttliche Leitung der menschlichen Dinge ableugnen? Ist nicht nach Schopenhauer diese Welt so schlecht, als sie nur irgend sein kann, ohne unterzugehen? Steht nicht Schopenhauer mit den Vorstellungen sowol des Theismus als des Pantheismus auf ebenso gespanntem Fuße als Vogt und die übrigen Anhänger des reinen Materialismus? Mit welcher Stirn kann denn nun Frauenstädt auftreten, um gegen Vogt's Materialismus die Rechte der natürlichen Religion zu vertreten, und mit welcher Langmuth kann Schopenhauer zusehen, daß mit Anlehnung an seinen Namen solches geschieht? Wer so urtheilt, vergißt, daß es nicht allein die Idee der Gottheit ist, welche einer natürlichen Theologie zur Bearbeitung vorliegt, sondern daß die Ideen der Tugend und der Unsterblichkeit jener als gleich wichtig und gleich ursprünglich zur Seite treten. Bei Schopenhauer haben sich die beiden letztern Ideen einer vorzüglich reichen und tiefen Bearbeitung zu erfreuen, während in Betreff der ersten Idee eine Art von Verdunkelung eingetreten ist. Dieses ist ohne Zweifel eine Einseitigkeit in der Religionsphilosophie Schopenhauer's, welche ihren Wirkungskreis beschränken, darum aber doch noch nicht lähmen oder aufheben muß. An zwei Stellen haben wir bei Schopenhauer helles Licht, der dritte Ort erscheint in Schatten gehüllt und dunkel. Doch auch in Beziehung auf diesen verhüllten Ort ziemt einem Denker von der Tiefe Schopenhauer's gegenüber maßhaltendes und zögerndes Ablehnen, nicht schreiendes Verdammungsurtheil. Denn unsere Schicksale hängen der Schopenhauer'schen Theorie nach allerdings durchaus von einer höhern Leitung ab, nur daß die Macht, von welcher dieselben geleitet werden, unser eigenes transscendentales Ich, unser eigener metaphysischer Wille ist. Jeder Andere, nur nicht Schopenhauer, würde hier sagen: „Unser metaphysischer Wille, sofern er selbst in der Gottheit wurzelt." Weil aber Schopenhauer einer solchen Ausdrucksweise überall sorgfältig ausweicht, so ist hier ein Punkt, in Beziehung auf welchen seinem Gedankengange immer ein unübersteigliches Hinderniß in der sonst so leicht zu ermöglichenden Verständigung mit dem allgemeinen religiösen Bewußtsein begegnen wird. Wie der Astronom zur Beobachtung des Mondes und der Gestirne den Sonnenuntergang abwartet, so läßt Schopenhauer zu genauerer Ergründung der Metaphysik unsers eigenen Ich die Sonne der Gottheit unter den philosophischen Gesichtshorizont abwärts sinken, nicht um

sie zu leugnen, sondern damit der Blick des Forschers nicht durch ihre übermächtigen Strahlen zu ungelegener Zeit geblendet werde. Da aber eine speculative Theologie, welche bis ans Ende dringen will, doch immer zuletzt wieder auf den theocentrischen Standpunkt zurückkommen muß, so ist und bleibt Schopenhauer an dieser Stelle unbefriedigend.

Die Schrift von Michelis: „Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung", hat darin ihre hauptsächliche Bedeutung, daß sie auf eine der besten Heilquellen gegen die Gifte des Materialismus, welche unsere naturwissenschaftliche Literatur darbietet, hinweist und aufmerksam macht, nämlich auf die Werke Schleiden's. Schleiden nimmt unter den Naturforschern der Gegenwart eine Stellung ein, welche dadurch fast einzig in ihrer Art ist, daß er in eben dem Grade und mit derselben Geflissentlichkeit methodischer Philosoph im Felde der kritischen Philosophie ist, als Naturforscher im Felde der Botanik. Er also hat, wenn überhaupt von naturwissenschaftlichen Autoritäten in der Streitfrage des Materialismus geredet werden darf, hauptsächlich als eine solche zu gelten, und zwar in einem weit ausdrücklichern Sinn als Humboldt, Oersted, Liebig und ähnliche Männer, welche man in dieser Beziehung gern zu citiren pflegt, und deren Opposition gegen den Materialismus mehr in einem negativen Ablehnen desselben als einer nicht einleuchtenden Sache, weniger in einem methodischen Kampfe gegen denselben besteht, wie derselbe durch Schleiden vom Anfange seines Auftretens in den „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik" (1842) her begonnen wurde und bis auf den heutigen Tag, zuletzt in seinen „Studien", unermüdet fortgesetzt wird. Die Naturforscher ignoriren diese Eigenschaft Schleiden's als eines methodischen Philosophen gern, weil ihnen in der Regel derjenige Grad von philosophischer Bildung mangelt, welcher erfodert wird, um in diesen Dingen ein Wort von Gewicht mitreden zu können. Eben dieser in so ausgebreiteten Kreisen bei den Naturforschern herrschende Mangel an philosophischer Bildung ist der alleinige Grund, daß ihnen gegenwärtig der Materialismus so grauenhaft über das Haupt wächst. Sie haben durch absolute Vernachlässigung philosophischer Studien wissenschaftliche Barbarei gesäet und ernten nun die Früchte ihrer Aussaat in reichlichem Maße. Schleiden gehört demjenigen Zweige der Kant'schen Schule an, welcher sich nach dem Vorgange von Fries mit gewissen Resultaten des Jacobi'schen Gedankenkreises, mit denen die Kant'sche Schule anfangs im Streite lag, hernach ausgesöhnt und durch sie wesentlich modificirt hat. Diese Resultate betreffen namentlich und vor allem das religiöse Feld, auf welchem die schulmäßige Starrheit und Härte der alten Kant'schen Schule einer wärmern und dem wirklichen Leben entsprechendern Behandlung der religiösen Dinge von der Gemüthsseite her gewichen ist. Die Religionsphilosophie von Jacobi und Fries bezweckt ebenso wol eine Philosophie der natürlichen Religion als auch eine Philosophie des Christenthums. Das letztere nämlich insofern, als auf diesem Standpunkte das Christenthum als Weltreligion oder universelle Religion des Menschengeistes aufgefaßt wird.

In Michelis tritt uns nun ein Mann entgegen, welcher von ganz unerwarteter Seite her, nämlich vom Standpunkte der katholischen Kirche aus, in einem Sendschreiben an Schleiden beifällig die Gedanken und Empfindungen ausspricht, welche dessen achtunggebietender Standpunkt in der Naturwissenschaft bei ihm erzeugt hat, und an welche sich seine fernern Wünsche und Hoffnungen in Betreff des Verhältnisses der Naturwissenschaft zu den höhern Interessen der Menschheit, insbesondere zur Weiterentwickelung und zum Heil der seit der Reformation in einer schweren allseitigen Krisis befangenen christlichen Kirche anknüpfen. Was den letzten Punkt betrifft, so kann der Verfasser natürlich nur leise andeutend verfahren. Er gibt sich aber in diesen Andeutungen als einen Mann zu erkennen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, und dem das „Credo quia absurdum est" ein Gräuel ist, mag es nun Augustin oder Luther gesprochen haben (worüber die Meinungen getheilt sind). Er erblickt in der polemischen Stellung gegen den Materialismus, welche Schleiden, gestützt auf den sturmfesten Eckstein der Kant'schen Kritik, standhaft einhält, den Anfang eines möglichen und heißersehnten Einklangs zwischen Naturwissenschaft und Christenthum. Dieser Anfang ist ihm selbst um so einleuchtender geworden, als botanische Studien von jeher seine eigene Lieblingsbeschäftigung waren. Er schreibt unter Andern (S. 86):

> In Ihrem entschiedenen Auftreten gegen den Materialismus erblickte ich das erste klare oder wenigstens mir bei weitem bedeutungsvollste Anzeichen von einer in der herrschenden Richtung der empirischen Erkenntniß sich vorbereitenden Wendung. Das griff zu tief in meine Anschauung der Entwickelung der Verhältnisse und Dessen, was uns gegenwärtig noththut, ein, als daß ich diese Anregung thatlos hätte vorübergehen lassen können.

Jedenfalls haben wir hier ein erfreuliches Zeugniß vor uns, daß mitten im Schoose der katholischen Kirche und bei den vorzugsweise lebendigen Gliedern derselben eine immer größere Theilnahme derselben an den Arbeiten der Naturwissenschaft im Aufkeimen ist, und daß auch von jener Seite her immer deutlicher eingesehen wird, daß eine Theologie, welche sich dem Einflusse der Naturwissenschaften verschließt, damit die offenkundigste und lautredendste Offenbarungsquelle der Größe und Allmacht Gottes von sich stößt.

Den ungetrübten Einklang zwischen Christenthum und Naturwissenschaft, welchen Michelis vom Standpunkte seiner Kirche aus postulirt, sucht Klencke in den „Sonntagsbriefen eines Naturforschers an seine religiöse Freundin" vom Standpunkte des Arztes aus in mehr subjectiver Weise herzustellen. Allerdings ist dieser derselbe Einklang, welcher auch bei Rudolf Wagner gewünscht und ersehnt wird. Aber dieser Wunsch bleibt bei Rudolf Wagner darum ein gänzlich unfruchtbarer, weil bei ihm das Mittelglied philosophischer Kritik und eben hiermit ein competenter Schiedsrichter fehle, welcher

in allen Fällen eintretenden Conflicts zwischen natürlicher Thatsache und religiösem Glauben den Urtheilsspruch fällen könne, bis wie weit der Conflict ein blos scheinbarer und bis wie weit er ein wirklicher sei, bis auf welche Grenze die vom Materialismus zur Polemik gegen den Glauben herbeigezogenen Thatsachen demselben wirklich und bis zu welcher Grenze sie demselben nur scheinbar widersprechen. Weil bei Rudolf Wagner dieser in die Mitte tretende Schiedsrichter fehlt, so bleiben hiermit der vom wissenschaftlichen Standpunkte aus voreilig zugegebene Materialismus und der ihm mit ungezügelter und unkritischer Wundersucht entgegentretende populäre Glaube im Zustande gegenseitiger Gewaltthat gegeneinander stehen; sei es nun, daß dieser Kriegszustand sich in Form von streitenden Parteien äußerlich vor Augen stellt, sei es, daß seine Vollziehung in innern Kämpfen eines und desselben Individuums erfolgt, welches sich in Beziehung auf die göttlichen Dinge zugleich als religiöser Gläubiger und zugleich als wissenschaftlicher Zweifler verhält.

Um von diesen unerträglichen Zuständen hinwegzukommen, hat Klencke in den „Sonntagsbriefen" einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Ohne von dem Standpunkte eines vollkommen gläubigen Christen abzuweichen, zeigt er sich bestrebt, diesen Glauben aus dem Zustande des Wagner'schen unkritischen Supranaturalismus in den Zustand eines „besonnenen Rationalismus" (so ist sein Ausdruck) umzustimmen. In diesem wird nun als eigentlicher Kern der Religion der specifische Gefühlsinhalt christlicher Innigkeit und lebendiger gottesdienstlicher Erregtheit festgehalten, wie wir ihn besonders häufig in weiblichen Gemüthern, denen dogmatische Begriffsbestimmungen in der Regel fremde und unverstandene Dinge sind, sich als ein unmittelbares Gewächs eines sittlich und harmonisch gestimmten Gemüthslebens entfalten sehen; welches denn auch wol die Veranlassung gewesen ist, diese Auseinandersetzungen in die Form von Briefen an eine religiöse Freundin von eben diesem Charakter einzukleiden. Einerseits möchten wir dieses wol einen wahren Meisterzug nennen, das Christenthum nicht als ein Dogma, sondern als ein Leben und eine Wirklichkeit, nämlich ein ebenso schwer abzuleugnendes als zu definirendes specifisches sittliches Gewächs aus der lebendigen Gegenwart aufzufassen und hinzustellen. Die Schönheit des Christenthums wird auf diese Weise selbst als eine naturwissenschaftliche Thatsache ergriffen und festgehalten. Anderntheils aber zeigt doch eben die weitere Ausführung dieser Grundanschauung, daß man mit diesem Gefühlsstandpunkt allein nicht ausreicht, indem man, sobald man sich auf ihn allein stützt, nicht gesichert ist vor mannichfachen logischen Unklarheiten, welche sich nicht anders als durch eine mehr geschulte Methode in der Religionsphilosophie aus dem Wege räumen lassen. Denn in der blossen Gefühlsauffassung religiöser Eindrücke klingen häufig verschiedene Gedanken zusammen, welche einer weiblichen Religiosität als miteinander vereinbar hingehen dürfen, deren Verknüpfung aber dem wissenschaftlichen Manne auf keine Weise gestattet ist. Ein besonders auffallendes Beispiel mag näher verdeutlichen, worauf wir hier zielen. Auf S. 32 lesen wir: „Wir verehren aber dennoch in Christus einen Gott in Menschengestalt." Um dieses zu motiviren und zu erläutern, dient folgender Nachsatz:

> Denn in keinem andern Menschen der Erde hat der göttliche Geist sich unter der Schranke endlicher Daseinsformen so rein, gut, schön und vollendet dargestellt als gerade in ihm, nach dem wir uns im Glauben nennen.

Das geht unmöglich an. Ist Christus der reinste, beste und vollendetste Mensch, so ist er kein Gott, und ist er ein Gott, so ist es Blasphemie, ihn den reinsten, besten und vollendetsten Menschen zu nennen. Der Vordersatz verketzert den Nachsatz und umgekehrt. Die Phrase ist selbstmörderisch. Weiter lesen wir:

> Und wenn wir zu Christus beten, wenn wir von unserer Gemeinschaft in Christo reden und Seligung hoffen, so ist das keine Vergötterung eines Menschen, sondern der symbolische Vereinigungs- und Verständigungspunkt für unsere heiligsten Interessen des moralischen Lebens.

Wenn aber Der, welcher zu Christus betet, ihn damit nicht für einen Gott ansieht, so betet ein solcher nichts weiter an als den reinsten, besten und vollendetsten Menschen und begeht folglich einen Götzendienst, und dieser Götzendienst soll den Vereinigungs- und Verständigungspunkt bilden für die heiligsten Interessen des moralischen Lebens. Das geht wieder nicht an. Wer sich die religiöse Befriedigung nicht versagen will, nicht allein zu Gott, sondern auch zu Christus zu beten, dem bleibt, sobald er nicht nur gefühlvoll faselt, sondern auch logisch denkt, keine andere Wahl, als Christus auch wirklich und aus voller Seele zu vergöttern und als einen wirklichen Gott oder eine wirkliche Person innerhalb der Gottheit anzubeten. Wer sich zu diesem couragirten Schritte der alten Dogmatik nicht mehr entschließen kann und dennoch von der Gottheit Christi nicht ablassen will, der verfällt nothwendig ins pietistisch Unklare und Süßliche.

Die Klencke'sche Polemik gegen den Materialismus hat außerdem noch die schwache Seite, daß auch Klencke, ähnlich wie Rudolf Wagner, keinen einzigen theoretischen und reinwissenschaftlichen Grund gegen den Materialismus vorzubringen weiß. Er besitzt im Grunde keine Waffe gegen den Materialismus, sondern nur einen ohnmächtigen Abscheu vor dessen praktisch verderblichen Folgen. Die Frivolität und Unrechtschaffenheit, welche in so manchen Bürgerhäusern durch eine platte und ordinäre Tagesliteratur von populär naturwissenschaftlicher und materialistischer Art genährt und begünstigt wird, macht ihn bedenklich, und Scenen des dadurch zuweilen entstehenden Familienhaders, wie er S. 46—54 in größerer Ausführlichkeit eine als selbst erlebt schildert, haben für jeden nicht ganz rohen Menschen etwas sehr Betrübendes. Nur vergesse man dabei nicht, daß die hier geschilderten Familienzerrüttungen, wie sie aus zu heftig vordringendem Aufklärungseifer entspringen, an Giftigkeit und Bösartigkeit lange noch nicht jene erreichen, welche von der entgegengesetzten Seite her durch Jesui-

ten, Inquisitionstribunale, Bartholomäusnächte, Wiedertäuferumtriebe u. dgl. häufig hervorgebracht worden sind. Hat nicht selbst die Einführung der Reformation an manchen einzelnen Stellen demoralisirend gewirkt? Ist es Klencke unbekannt, wie zur Reformationszeit die Predigt Luther's, daß nicht die Werke, sondern allein der Glaube gerecht mache, von den entfesselten Volkshaufen verstanden wurde? Ist unser Volk darum in Entsittlichung und Lastern auf ewig zugrunde gegangen? Klencke ist in dieser Beziehung viel zu ängstlich. Er vergißt ganz, daß alles im Volke ausgestreute Gift des Materialismus auch immer sogleich in der Aussaat und durch die offene Aussaat selbst sein Gegengift miterzeugt, nämlich den unausbleiblichen Ekel und moralischen Abscheu, welcher immer auf der andern Seite dem starren Kirchenglauben und der blinden Orthodoxie wieder ebenso viele Seelen mit Inbrunst in die Arme führt, als ihr auf der einen Seite durch den Materialismus entrissen werden. So ist eben Gottes Ordnung in Führung seines Menschengeschlechts, und ein Thor ist, wer dieses göttliche Rad in seinem Laufe gehemmt sehen möchte.

> Bist du doch nicht Regente,
> Der Alles führen soll.
> Gott sitzt im Regimente
> Und führet Alles wohl.

Endlich ist Klencke noch in einem historischen Irrthum befangen, welchen wir hier unmöglich unberichtigt lassen dürfen. Er erzählt seiner religiösen Freundin ganz naiv, daß die großen Denker unserer Nation, Lessing, Herder und Kant an der Spitze, in ihrer aus dem Christenthum entlehnten Humanitätslehre den Samen zum gegenwärtigen Materialismus und stoffvergötternden Pantheismus ausgestreut hätten. Er ignorirt hierbei völlig, daß der Materialismus zur Zeit dieser großen Denker eben in Frankreich in seiner höchsten Blüte stand und daß diese Denker hauptsächlich durch jenen Materialismus die Anregung empfingen, aus ihrer Vernunft heraus das Gegengift des philosophischen Humanismus zu erzeugen, welches von ihrem durch jenen Materialismus geweckten moralischen Ekel gefodert wurde. Freilich haben sie gegen den Materialismus nicht blos, wie Klencke, fromm declamirt (das hätte auch wenig geholfen), sondern haben den Materialismus in die wissenschaftliche Kritik genommen und seine innern Widersprüche aufgedeckt. Wer durch den Umstand, daß das Wort des philosophischen Humanismus in unsern Tagen manchmal misbraucht wird, um ganz entgegengesetzte Tendenzen, nämlich materialistische, zu beschönigen, in seinem Urtheil über den Humanismus Herder's und Lessing's umgestimmt und verbittert wird, der weiß Schein von Wahrheit, Lug und Trug von Rechtschaffenheit sehr wenig zu unterscheiden. Was wollte wol Klencke dazu sagen, wenn Jemand in einer historischen Betrachtung das Christenthum als den gepflanzten Grundkern der Barbarei des Mittelalters behandelte und dasselbe für alles Dasjenige mit verantwortlich machte, was diese Barbarei ausgeführt und mit dem Namen des Christenthums beschönigt hat? Gar nicht anders verhält es sich mit dem philosophischen Humanismus als der letzten reifsten Frucht, ja dem vollen unversehrten Kerne des Christenthums selbst. Sowie das Christenthum trotz seiner Besudelung mit römischer Barbarei von den Reformatoren nicht verworfen, sondern gereinigt und wiederhergestellt wurde, ganz so ist der philosophische Humanismus von Allen, welche es mit dem Heile unsers Volks gut meinen, nicht zu verwerfen, sondern von seinen Schlacken zu reinigen und in seinem ursprünglichen vollen Glanze, den er bei Herder und Lessing besaß, wiederherzustellen.

Eben daher sind nun aber auch in diesem wissenschaftlichen Streite zwischen Materie und Geist alle die Worte als leer und in die Luft geredet zu betrachten, welche nicht auf einer bestimmten wissenschaftlichen Methode fußen und in einer solchen gegründet sind. Die bloße Verwerfung und Verschmähung aller philosophischen Disciplin, wie wir sie in mehr verdeckter Weise bei Klencke, in mehr offener Weise bei Wagner und Vogt antreffen, kann zwar beide Parteien immer tiefer in eine wissenschaftliche Barbarei zurückführen, aber zur Erledigung ihrer Streitpunkte keinen Schritt weit vorwärts führen. Es ist darum auch gar nicht daran zu denken, daß die Sache des Materialismus durch ein so rohes Verfahren, als bisher von Karl Vogt eingehalten wurde, denkende Anhänger gewinne. Denn nur wachsende Beschränktheit ist davon imponirt, wenn ihr die Denkwege des transscendentalen Idealismus und der Vernunftkritik als unnütze Scrupel und pedantische Schulfuchsereien dargestellt werden. Kundige Leute verstehen sogleich, wo Die der Schuh drückt, welche sich in so genialer Weise über eine schulmäßige Controle im Denken hinwegzuschwingen suchen.

Aber ebenso wenig ist freilich auch daran zu denken, daß Rudolf Wagner seine Sache, sowie sie jetzt steht, durchfechten kann. Seine Freunde, die kirchlichen Theologen nach altem Stil (welche nicht die theilbare und allgemeine Weltseele, sondern die untheilbare und egoistische Monade durchsetzen wollen), können ihm dabei immer nur zweideutigen und halben Beistand leisten, während er sich andererseits eben durch sie in eigener freier Bewegung gehemmt sieht. Dazu hat er durch eigene Schuld eine gewisse allgemeine Verstimmung erregt. Er ist in das hohltönende Pathos Schelling's verfallen, welches noch gar zu frisch in den Ohren aller Derer nachtönt, welche einst von ihm in Erstaunen gesetzt worden. Er fühlt in sich den hohen Beruf, Staat und Kirche zu retten und gegen die Nation heilige Pflichten zu erfüllen. So anerkennungswerth auch dieses ist, so steht es doch nichtsdestoweniger ebenso unerschütterlich fest, daß die Wissenschaft als solche weder einer Nation noch einem Staate verpflichtet ist, sondern über allen Nationen und unabhängig von allen Staaten ihre Existenz und ihr ewiges Wesen in sich selbst besitzt.

Es fragt sich noch zuletzt: Soll der von Wagner und Vogt begonnene Streit über die Natur der Seele

ein wirklich fruchtbarer werden, oder ein bloßer, wenngleich bitterer Wortstreit bleiben, wie er es bisher gewesen ist? Gerade seine Natur als eines bloßen Wortstreits hat ihn zu einem so erbitterten gemacht. Er wird von seiner Bitterkeit verlieren, wenn er mit größerm Ernst und mit größerer Ueberzeugungstreue auf beiden Seiten weiter geführt wird. Soll er aber zum ernsten und fruchtbaren Kampfe werden, so muß er vom physiologischen zugleich mit auf das psychologische Gebiet übergehen. Es ist ein Mann im vorigen Jahre unter uns zu den Todten gegangen, welcher sicher am allermeisten befähigt gewesen wäre, in dieser Sache ein eingreifendes Wort zu reden, ein Mann, welcher durch sein Lebensschicksal bewiesen hat, daß er von äußerlichen Rücksichten und Absichten möglichst fern seine Forschungen anstellte, und welcher sein ganzes Leben auf Untersuchung der empirischen Gesetze des innern Seelengetriebes verwandt hat, um welche sich Rudolf Wagner und Karl Vogt gleich wenig bekümmert haben. Dieser Mann ist Eduard Beneke.

Beneke hat eine dreißigjährige fleißige Wirksamkeit dazu verwandt, unter Anderm auch die Behauptung empirisch durchzuführen und auf dem Wege der Induction zu beweisen, daß die den physiologischen Organismus beherrschenden sogenannten Lebenskräfte nicht so unerforschlich und aller empirischen Beobachtung entzogen sind, als dieses bisher von den Physiologen angenommen wurde; daß die Gesetze und die Processe dieser Lebenskräfte vielmehr einer, wenn auch nicht directen, doch indirecten empirischen Beobachtung zugänglich sind, darum, weil dieselben mit den psychischen Processen in uns, welche wir auf das genaueste beobachten können, ein unzertrennliches und auf die allerinnigste Art wechselwirkendes Continuum bilden. Zwar wirken im Organismus auch physikalische und chemische Kräfte, aber diese nur nebenher, in der äußersten Peripherie und gleichsam am Rande, wo das Leben sich mit der Außenwelt berührt. Je tiefer man hingegen ins Innere dringt, desto höher kommt man über Physik und Chemie empor in das Reich der psychischen Kräfte. Diese sind ebenso wol wie die physikalischen und chemischen gewissen empirisch erforschbaren Gesetzen unterworfen, aber Gesetzen, welche mit den Gesetzen der Chemie und Physik keine Aehnlichkeit haben. Folglich können weder die psychischen Kräfte noch die ihnen aufs engste verwandten Lebenskräfte bloße Accidentien an chemischen oder physikalischen Stoffen sein, sondern verlangen einen ganz entgegengesetzten Träger. Und folglich ist auch gar keine Hoffnung vorhanden, im Felde des physiologischen Lebens einen einzigen bedeutenden Schritt vorwärts zu thun, bevor nicht eine streng erfahrungsgemäße Wissenschaft der psychischen Gesetze aus sich selbst heraus gewonnen ist. Um diese gibt sich aber die moderne Physiologie bekanntlich die allergeringste Mühe, glaubt vielmehr verkehrterweise, sich für die Erklärung aller physiologischen Vorgänge einzig und allein die physikalische und chemische Erklärungsweise zum Muster nehmen zu sollen. Infolge alles Dessen dürfte das Urtheil, welches Beneke — angeregt hierzu durch die „Physiologischen Briefe" Rudolf Wagner's vom 7. December 1851 und 20. Januar 1852 — über die Methode der Wagner'schen Physiologie in seinem „Archiv für die pragmatische Psychologie" (Jahrgang 1852, Heft 1, S. 136) niederlegte, jedem der Sache Kundigen nicht zu hart erscheinen. Es lautet

> Der Physiologie ist durch das Hinschielen oder auch wol geradezu Hinüberspringen auf die angrenzenden fremdartigen Gebiete die ununterbrochen gespannte Aufmerksamkeit auf die Thatsachen ihres eigenen Gebiets verkümmert worden, ohne welche ja in keiner Naturwissenschaft durchgängig klar bestimmte, tiefer eindringende und für eine länger fortgesetzte Prüfung Stand haltende Gesetze festgestellt werden können. Es ist doch jedenfalls nicht der beste Weg, um zu einer wohlbegründeten Erkenntniß des Lebendigen zu gelangen, wenn man (wie diese neumodische Physiologie) dem Lebedigen den Rücken zukehrt und sich mit analogen Naturerfolgen beschäftigt, die aber jedenfalls nicht Leben sind. Die nothwendige Folge hiervon ist, daß das Lebendige als ein todtes aufgefaßt wird.

Hinc illae lacrymae! Fichte sprach in seinen „Reden an die deutsche Nation", in der siebenten, die ewig denkwürdigen Worte:

> Wer an ein festes, beharrliches und todtes Sein glaubt, der glaubt nur darum daran, weil er in sich selbst todt ist; und nachdem er einmal todt ist, kann er nicht anders, denn also glauben. Wessen Leben dagegen ergriffen ist von dem wahrhaftigen und Leben unmittelbar aus Gott geworden ist, der ist frei und glaubt an Freiheit in sich und Andern.

Karl Fortlage.

Alfred Meißner als Romandichter.

Der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte von Alfred Meißner. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 3 Thlr.

Daß die ungeheuern Bewegungen und Umschwünge der Zeit, in der wir leben, so die politischen, die religiös und philosophisch ethischen wie die industriellen, sich auch in unserer epischen Poesie und sofort abdrücken würden, verstand sich von selbst. In Deutschland athmet und lebt man, um darüber zu reflectiren. Und wir sind umsomehr zum Reflectiren gedrungen, als wir nicht zum Schaffen und Wirken, zu keinem Resultat, oder zu einem gekommen sind, wo uns der Verstand stillesteht, wie es möglich gewesen, daß es dahin kommen konnte! Aber die Gährung, in der wir uns Alle noch befinden — denn Jeder nahm und mußte Partei nehmen, auch gegen seinen Willen, und Die zumeist, welche in philosophischer Höhe über dem Treiben der Interessen sich erhaben glaubten, weil eben von jeder Partei die Berechtigung, ja die Existenz dieser Höhe angegriffen wird — macht es mehr als zweifelhaft, ob es schon an der Zeit und wir befähigt sind, diese Zeit und ihre Bewegungen künstlerisch aufzufassen. Wo ist der Künstler, Dichter, der sich die Leidenschaftslosigkeit zutraute, diese Bewegungen, ich sage nicht in ihrer Wahrheit, aber nur in der plastischen Ruhe, in dem Minimum von Harmonie und Schönheit aufzufassen, sie zur Darstellung zu bringen, welche die Kunst bedingt! Sieben Jahre sind seit dem letzten Stadium

verstrichen, und noch wogt und vibrirt die Erschütterung in mindern oder stärkern Nachbebungen um uns Alle. Es mag wol Einer und der Andere sich für sich auf einen ruhigen Fleck gerettet haben, aber der Augenblick ist noch lange nicht gekommen, um mit philosophischer, ja auch nur mit historischer Klarheit das Gemälde hinter uns zu betrachten, denn es liegt eben nicht hinter uns, weil es über uns noch zusammenschlägt und uns mit fortreißt als mitempfindende, duldende, handelnde Personen. Auf Bestellung mögen Künstler einen Drachen malen und meißeln, und dazu den St.-Georg, der ihn todtschlägt; wir fühlen aber am Bildwerke die Bestellung sofort heraus, und am Dichter, der sich daran macht, ob von dem Athem des Drachen oder des Ritters ein Hauch in sein Blut gedrungen ist. Wo die Poesie bisher die Darstellung der Erlebnisse aus dem letzten Decennium versucht hat, dient sie, bewußt oder unbewußt, Parteizwecken, es ist Tendenzpoesie oder Waare für den Markt, mit glänzender, pikanter Ausstattung der Seiten, welche Käufer finden oder von ihnen verlangt werden. In die letztere Kategorie gehören viele französische und manche deutsche Romane, für welche der Dumas'sche „Graf von Monte Christo" das flimmerndste Urbild gegeben; die Sue'schen Romane, welche wie Meteore den europäischen Literaturhimmel durchzuckten, sind, wie hell sie strahlten, in so tiefere Dunkelheit schon versunken, weil sie so grelle Schminke auf die Verhältnisse legten, daß von der Wahrheit nichts blieb, aber auch die Tendenz ihre Wirkung verlor. Ebenso sind Gutzkow's „Ritter vom Geist" ein Tendenzroman, der aber, weil er es nirgends verhehlt, neben dem Negativen sehr viel Positives gibt und aus dem Schacht des deutschen Gemüthslebens viele erheiternde Bilder ans Licht zaubert, weil er Trost und Erlösung ahnen läßt und nicht mit einer entschiedenen Dissonanz, sondern mit der Witterung eines Morgenroths schließt, von einer großen und dauernden Wirkung ist.

Alle diese Dichter, was wohl zu beachten, haben aber die jüngste Vergangenheit nicht historisch aufgefaßt, sie haben eine Fabel sich nach eigenem Ermessen ausgesponnen und diese nur getränkt in der Farbe und dem Duft der politischen und sittlichen Zeitgeschichte. Das ist allerdings auch bei dem Romane der Fall, welcher uns zu diesem Aufsatz Anlaß gibt; der Dichter will nur ein Phantasiebild hinstellen, was in Umständen, Verhältnissen und Charakteren dem geschichtlich Geschehenen entspricht; aber er hat sich nicht auf dieser objectiven Höhe gehalten, sondern so viel Verhältnisse und Personen aus der Wirklichkeit hineingezogen, daß wir im Verlauf der Geschichte an die wirklichen Ereignisse der vergangenen stürmischen Jahre gemahnt werden und demnächst ein historisches Gemälde vor uns zu sehen glauben, an das man ganz andere Anfoderungen macht. Er hat eine Fabel geschürzt und verknotet, wie sie nur eine kühne Phantasie erfinden kann, aber bekannte Ereignisse, Conflicte und Personen blicken dermaßen vor, daß wir uns bei jedem Capitel fragen: Ist damit nicht Das und Das und Der und Der gemeint? und dann unwillkürlich zu weitern Schlüssen und Folgerungen gestimmt werden, denen nicht genügt wird, was für den Eindruck, den die Dichtung hervorbringen soll, abgesehen von allem Andern, von Schaden ist.

Ein Schäferknabe, dessen Vater der Blitz erschlagen, wird von einer edeln fürstlichen Familie aufgenommen; sie läßt ihn erziehen und studiren. Der junge wohlgebildete Mann, der als Kind mit den Prinzen und Prinzessinnen gespielt, geräth als Student in ein gefährliches Liebesverhältniß zur Prinzessin Nichte des regierenden Fürsten, seines Wohlthäters. Um den für sie und ihn drohenden Folgen zu entgehen, reicht die Prinzessin einem ungeliebten, ja von ihr verabscheuten Mann, demselben Fürsten, der durch seine Intriguen das Verhältniß entdeckt hatte, ihre Hand. Sie wird unglücklich, was eine interessante, gräßliche, aber viel zu detaillirte Episode des Romans ist; er ist es, indem er, ohne zu erfahren, was sie zu dem Schritte bewog, sie für einfach treulos hält. Zerknickt in seinen Jugendidealen und Hoffnungen, wirft er sich zuerst auf die Studien, dann unter die Anbeter des Morgenroths einer sittlichen und politischen Zukunft. Als Prediger jenseit des Rhein — in einer Enclave, welche seinem thüringischen Fürsten angehört — wird er von der Kanzel herab ein Agitator für die Zukunftsideen zur Erlösung des Menschengeschlechts. Seine feurigen Reden zünden weit umher, mehr als er selbst geahnt, noch mehr, nachdem ein schweizerischer Buchhändler sie drucken lassen und ihnen die weiteste Verbreitung verschafft. Er wird verfolgt, abgesetzt, muß fliehen und erleidet in der Schweiz und sonst wo alle die Drangsale und Enttäuschungen, denen die bekannten Demagogen aus den verschiedensten Perioden ausgesetzt gewesen sind. Ein anonymer Trostbrief ruft ihn, als es zum Aergsten gekommen, in die Heimat zurück. Der Fürst, sein Wohlthäter, ein zum Despotismus neigender Aristokrat, will officiell nichts von ihm wissen; anonym aber sendet er ihm eine Unterstützung zu, und die Prinzessin, seine frühere Geliebte, getrennt von ihrem abscheulichen Gatten, dieselbe, welche ihm den Trostbrief zusandte, erwählt ihn zum Lehrer ihres Kindes, trotz seiner Freiheitsideen, denen sie mit Beistimmung gefolgt ist, und ohne ihre Jugendliebe zu verleugnen, oder ihrer sich zu schämen. Vielmehr enthüllt sie, jetzt eine durch furchtbar tragische Schicksale abgeklärte Dulderin, aber weder reuig noch als Büßerin, dem einst geliebten, jetzt geehrten Manne ihr ganzes Schicksal, in einer Ausmalung, wie man sie einem Romanschreiber sonst vielleicht nachsah, wie aber eine deutsche Prinzessin sie nun und nimmermehr einem Schulmanne erzählen wird, welcher ihren Sohn erziehen soll, auch wenn derselbe vor langen Jahren ihr intimster Geliebter gewesen ist. Sie ist über die Empfindungen hinaus, welche ein längeres Beisammensein wieder erwecken könnte, er aber nicht so ganz. Er nimmt deshalb wieder seine Entlassung, ganz den Ideen, welche von 1830—48 wie Knospen aufbrachen, lebend und sich hingebend. Er soll, fälschlich angeklagt der Verfasser-

schaft einer den Fürsten persönlich angreifenden Broschüre, die ihm ein gemeines Verbrechen zur Last legt, dafür büßen, als die Märztage anbrechen. Er wie alle politisch Angeklagten werden befreit, vom Volk auf den Händen getragen, und Reinhold, der Held, der populärste politische Charakter, wird, und zwar durch seinen conservativsten Gegner und frühern Verfolger, den Minister von Schalk, zum Minister erhoben, weil er als Schwärmer am leichtesten zu bearbeiten und am ehesten zu stürzen sei. Aber ihm, der eben die liberalste Verfassung entworfen, die je ein Minister, der in voller Macht ist, gefertigt, treten drei Hindernisse entgegen, denen er nicht gewachsen ist. Seiner ehemaligen dunkelrothen communistischen Freunde, die ihn gefangen nehmen, ermorden wollen, könnte er Herr werden, da er weiß, was und wie weit er will, und ihre Zahl gering ist. Aber seine ehemalige Geliebte, die Prinzessin Alexandra, die sich inzwischen zu andern Gesinnungen bekehrt hat, erklärt ihm Trennung und Feindschaft, wenn er die Prärogative des Throns antaste. Auch diesen Widerstand besiegt er, nicht aber den dritten. Der Fürst, entdeckt sich plötzlich, ist — infolge einer mehr als romantischen Begebenheit — sein Vater. Der Mann des Volks ist der Sohn des Fürsten, aus einer Verbindung, die beinahe eine morganatische Ehe geworden wäre. Zwischen zwei Pflichten kämpfend, der Ueberzeugungstreue und der Sohnespflicht, erliegt der Mann, der den Freiheitshelden und Minister zu vereinigen gewußt, dem Conflict, für den er keinen Ausweg weiß. Glücklicherweise läßt der Verfasser ihn nicht wie Themistokles enden, er stirbt am gebrochenen Herzen, an einem Schlaganfall, nachdem er mit zitternder Hand den ersten Paragraph der von ihm entworfenen Verfassung: „Alle Gewalt geht vom Volk aus", gestrichen hatte. Damit schließt die Geschichte.

Wer erkennt nicht schon aus dieser dürren Skizze, daß in dem bunten Durcheinander mehr als ein bedeutendes Thema liegt, das in einer entsprechenden Ausführung auch auf eine bedeutende Wirkung Anspruch machte. Allein das letztere: ein Freiheitsschwärmer, der als Haupt seiner Partei es bis zum Premierminister gebracht und im Augenblick, wo er seinem Verfassungswerke, dem Ziel seiner Träume, das Siegel aufdrücken will, erfährt, daß er der Sohn des Fürsten ist, dessen Macht er zerbrechen will, wäre schon würdiger Stoff für eine antike Tragödie, die durch die aufzückenden Flammen einer alten Liebe für die Prinzessin noch einen romantischen Nimbus erhielte. Aber die Schwerkraft ruht weder hierauf noch auf irgendeinem andern Punkte, sie ruht weder in der Handlung noch auf einem der Charaktere. Der Verfasser hat zu Vieles geben wollen und die Karten zu bunt gemischt, daß wir nicht wissen, wo das Interesse haften soll, und das Beste, Das, worauf es abgesehen war, nur als Episode erscheint. An diesem Episodenhaften leidet das ganze kunstvoll und mühsam aufgerichtete Gebäude, und die Idee, die den Verfasser anfangs erhob, wird bei jedem Schritte von den Nebenvorfällen, den eintretenden Personen abgezogen. Zu ihren Gunsten, besonders wo sie ihn selbst interessiren, wo wirkliche Bekannte zum Modell gedient, verweilt er und vergißt über dem momentanen Interesse nicht gerade das Ziel, aber daß es nur Stationen auf demselben, Mittel zum Zwecke sind. Einem fehlerhaft behandelten Plane mag aufgeholfen werden durch die Vorliebe, das Interesse, mit welchem einzelne Charaktere vom Autor behandelt werden, denn das Persönliche ist und bleibt der Magnet, der in der Dichtung über alle Kraft des Gedankens obsiegt. Aber weder Reinhold, der Freiheitsmann, noch der Fürst, der streng rechtliche Vertreter der alten Zeit, noch einer der rothen Revolutionäre oder der Aristokraten und Zopfmänner, ja auch keine der Frauen vermag unsere Theilnahme besonders zu fesseln. Alexandra, die Prinzessin, ist dazu angelegt; sinnlich, liebenswürdig, liebebedürftig in ihrer Jugend, dann, vom Schmerz und Leiden abgeklärt, Philosophin, die für die Ideen der Zeit wenn nicht glüht, doch sich dafür mit dem Rest der ihr gebliebenen Blutwärme interessirt, endlich, wie die Tausende von Liberalen und Liberalinnen, die keinen festen Grund hatten, nach dem Aufschäumen des Kothes und den ersten destructiven Excessen, eine Enttäuschte, von der Sache sich abwendet und umschlägt: diese Alexandra war ein Charakter, der das Ganze tragen konnte, aber der Verfasser läßt sie seitwärts abfallen, nachdem sie als Dulderin in abstoßend gemeinen Situationen verbraucht ist. So reißt uns der Verfasser auf einer Katzenleiter zwischen romanhaften Ereignissen und Rückblicken der crassesten Art, welche sich eben nur die ältere Leihbibliothekromantik erlaubte, zwischen einzelnen interessant aufblitzenden Charakteren und intensiv gehaltvollen Bildern und Betrachtungen aus und über die Gegenwart hin und her, ohne daß wir zu einem Ruhepunkt kommen, wo wir Hütten bauen möchten.

Auch der politische Stamm ist nicht so angethan, daß er zum Baum mit einem schattenden Wipfeldach aufschießen könnte. Die Tendenz ist selbstredend eine liberale, stark nach links gefärbt; denn der Drucker soll doch auf der Idee ruhen, daß alle Gewalt vom Volk ausgehe; eine Idee, gegen die an sich nichts zu sagen wäre, wenn sie nicht immer das Bedürfniß fühlte, sich in einer Formel auszusprechen. Was Formeln verdecken, wie sie überall den warm pulsenden Lebensfunken, hüben wie drüben, verrückt haben, hat die Geschichte seit der Französischen Revolution sattsam erwiesen, und der Meißner'sche Volksheld und neue Heiland geht moralisch und physisch unter, weil er die Formel aus seiner liberalen Verfassung streichen soll, wo er doch die zeitweilige Gewißheit hat, daß auch ohne diese sechs Worte diese Verfassung zur Geltung kommen werde. Daher sagen wir, der Verfasser und sein Held sind ideell weit links, um des Princips willen achten sie nicht das Recht der Gefühle, der Persönlichkeit. Schlau berechnenden Feinden gegenüber, welche auf diese Gefühle ihrer Gegner speculiren, müssen die starren Principmänner auf die Länge immer unterliegen. Aber er will historisch auf einer un-

parteiischen Höhe stehen, denn er zeichnet im rothen Welf, der im wahnsinnigen Glauben, auf Befehl seines Fürsten von den Aerzten vergiftet zu sein, toll loswüthet gegen alles Bestehende und schon Errungene, weil keine Concession seinen destructiven Heißhunger stillt, den gefärbten Communisten; er malt nach dem Leben in dem schweizerischen Buchhändler den gemeinen betrügerischen Speculanten, der den Liberalismus zur Erwerbsquelle macht, gleichviel, ob die Liberalen, die er aussaugt, darüber zugrunde gehen; in dem Herrn von Malten einen jener vornehmen Freiheitshelden, die nur irgendeiner Kränkung wegen zu der Fahne schworen, nach Popularität speculiren, nicht kühne Worte genug im Munde und auf der Tribüne finden können, in ihrem Hause und Sinn aber despotisch und servil zugleich sind. Alles Dies ist nicht aus der Wirklichkeit abgestohlen, sondern abgedruckt, und nach den Originalen zu diesen und andern Gestalten wird man sich im südwestlichen Deutschland nicht weit umzuschauen nöthig haben. Aber eben weil wir in so vielen Zügen die leibhaftigen Personen und Vorfallheiten in beiden Hessen, Baden, Nassau vor Augen zu sehen glauben, weil hier etwas von Jordan, dort von Hecker, Metternich, Weitling u. s. w. entnommen ist, spürt unwillkürlich die historische Kritik noch mehr, man wird unruhig, statt ruhig zu werden, und dieses Suchen führt den Leser eben so von der Idee ab, als es den Autor von seiner Aufgabe abgeleitet hat.

Auch von der Oertlichkeit. Diese ist Thüringen; in vielen Strichen erkennen wir es gut gezeichnet wieder, auch wenn der Verfasser nicht geradezu sagte, daß er uns an einen thüringischen Hof führe. Aber nur der Eingang gehört dahin, das Folgende hat einen weit andern localen Hintergrund, und beim Lesen war uns oft zumuthe, als würden uns geräuschvolle Marktscenen aus einer volkreichen Residenz in einem feuchtduftigen Walde aufgeführt. Thüringen hat auch seine demokratischen Volksversammlungen und Krawalle gehabt, aber in anderer Manier. Nun sei dem Dichter durchaus die Freiheit nicht bestritten, was Ort und Zeit getrennt, wenn es zu seinem Zwecke führt, zu verbinden; wenn es nun aber nicht zu seinem Zwecke führt? wenn man an der Zusammenverknüpfung durch die Wirklichkeit getrennter Zustände den innern Riß in seiner eigenen Dichtung erst recht merkte? Und dies ist der Fall. Der Anfang des „Pfarrer von Gräfenroda" ist ein zwar mit sehr sanguinischen Farben gemaltes Idyll, der aber auf ein anderes Ende hinweist als auf ein Tabularium der deutschen Revolutionselemente und den classisch-tragischen Kampf zwischen einem Fürsten-Vater und Demagogen-Sohn. In jenem, der Liebe des niedern Schäfersohns zur hochgeborenen Fürstin, in ihrer Entsagung, um ihn und sich zu retten, waren, die Zeitverhältnisse hinzugenommen, so viel Elemente zur Ausführung eines gehaltvollen Romans, daß es der andern Roman- und Zeitbeigaben gar nicht bedurft hätte. Hier ahnen wir den Dichter, der, sich zusammenfassend und seine Kraft auf das Nothwendige beschränkend, etwas Bedeutenderes hätte leisten können. Eine sinnliche Anschauungskraft, die es mit den Mitteln und der überkommenen Ethik nicht genau nimmt, Intelligenz, welche die wirklichen socialen Verhältnisse richtig auffaßt und zu würdigen weiß, ein Anhauch von deutschem Gemüth und eine Phantasie, die das Erschaute in blühender Lebendigkeit wiedergibt: da sind schon die äußern Mittel vorhanden, um etwas zu schaffen. Alexandre konnte die Heldenrolle, die dem künftigen Pfarrer zugewiesen wird, übernehmen. Sie wäre kein Gliedermann geworden, um einen verkörperten Begriff darzustellen. Sie ist schon jetzt eine lebensvoll gezeichnete Gestalt, ein Charakter, der sich entwickelt. Daß ihre Poesie in einem solchen Gräuelniß untergehen muß, ließe sich hinnehmen, nur steigt, wie gesagt, die Ausführung ans widerlich Fratzenhafte. Daß sie sich zu einer idealen Höhe der Weltanschauung rettet, ist ein glücklicher Wurf, wo Andere sich vielleicht verführen lassen, aus ihr eine Beschwester zu machen. Daß sie, als der Revolutionssturm eintritt, zur Verfechterin ihrer Geburtsansprüche wird, ist psychologisch ein noch glücklicherer Wurf, aber der Dichter hat ihn leider nicht benutzt. Hier lag eine Katastrophe, welche dem Roman einen ganz andern Nerv hätte geben mögen.

Daß die junge Prinzessin sich dem jungen Studenten hingibt — ganz hingibt, wird manche Leser verletzen. Wir sind nicht so streng-prüde Sittenrichter. Daß es aber geschieht, als wäre eben nichts Besonderes, nichts Außerordentliches geschehen, daß sie ohne tief-innere, jungfräuliche Erschütterung nur die äußern Folgen im Auge hat, sonst von beiden Seiten die Sache nicht anders betrachtet wird, als daß sie nur dem Naturgesetz gefolgt sind, das weckt manche Bedenken, die auch auf die Auffassung der politischen Momente übergehen. Keine Verfassungen, keine Maximen, keine Formeln, weder biblische noch menschheitsbeglückende liberale, retten ein untergehendes Volk und führen es zur Freiheit, wenn es nicht zuvor in sich in Sittlichkeit und Gerechtigkeitsliebe wiedergeboren ist. Ein sittlich blasirtes Volk ist, trotz aller noch so hoch aufflackernden Freiheitsgelüste, dem Servilismus verfallen und für die Knute reif.

Wilibald Alexis.

Ein Dutzend lyrische Epigonen.

1. Harfentöne. Eine Sammlung christlicher Lieder und ernster Gelegenheitsgedichte zu kirchlicher und häuslicher Erbauung von Karl Gottlob Heinrich Scherbarr. Leipzig, Serig. 1851. 8. 10 Ngr.
2. Gedichte von Jean Baptiste Berger. Koblenz, Hölscher. 1852. 24. 12 Ngr.
3. Lilien und Rosen. Gedichte von Johann Heinrich Steinhausen. Köln, Bachem. 1852. 12. 20 Ngr.
4. Lieder des Herzens. Von Bernhard von Hoffmann. Breslau, Kern. 1852. 16. 24 Ngr.
5. Klänge der Kindheit und Jugend in Liedern und Gedichten. Für Schule und Haus von Heinrich Flemming. Neuwied, van der Beeck. 1853. 12. 10 Ngr.
6. Die Unsterblichkeit oder ein Blick auf die Verbindung des Menschen mit der Erde und mit der Gottheit. Eine freundliche Gabe für frohe und trübe Stunden. Von Heinrich Ludwig. Hannover, Rümpler. 1853. 16. 15 Ngr.

7. Zeitlosen. Ein Sonettenkranz von A. Lonard. Göttingen, Dietrich. 1852. Gr. 16. 5 Ngr.
8. Körner. Dichtungen von Emil Förster. Brieg. Im Selbstverlage des Verfassers. 1853. 8.
9. Dichtungen von Heinrich Beer. Breslau, Trewendt u. Granier. 1853. 16. 1 Thlr.
10. Junge Blätter. Gedichte von H. Köpert. Halle, Mühlmann. 1853. 8. 20 Ngr.
11. Dichtungen von Constance. Berlin, Dümmler. 1853. 16. 15 Ngr.
12. Gedichte von Otto Jacobi (vom Ravensberg). Berlin, Duncker u. Humblot. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus
Auf Eselein, gar eben.
Sie waren nach heurigem Gebrauch
Dem Versemachen ergeben.
Des Weges auch ein Dichter kam.
Sein Bucephal große Schritte nahm,
Die Ewigkeit zu finden.
Die Reiter sich hinten anbinden.
Darauf der Dichter sich umsah:
„Ei seht doch, es sind Herren da!
Wie heißen denn die Herren?
Er da, gebunden an den Schwanz?“ —
„Fix!“ — „Er da?“ — „Fax!“ — „Er da?“ — „Firlefanz!“ —
„Nun reitet wohl, ihr Herren!“ —
Drauf that der Dichter, als sei er stumm,
Und sah sich auch nicht weiter um;
Auch kamen die Reiter nicht ferne.

Hoffentlich hegt Niemand den Verdacht, daß diese Knittelverse ein Machwerk des Referenten sind und eine Satire auf die oben verzeichneten Pegasusritter sein sollen. Ach nein! Sie gehören einer glücklichern Zeit an, einer Zeit, wo es noch möglich war, von drei solchen Rittern zu reden, während heutzutage die Poeten oder Versemacher, die den Schwanz irgendeines voranschreitenden Musenrosses als billige Reisegelegenheit nach dem Parnaß zu benutzen suchen, wenigstens dutzendweise zum Thore hinausreiten. Hoffentlich traut man es auch keinem der hier zu besprechenden Dichter zu, der Verfasser eines so schlecht versificirten und doch so hoffärtigen Gedichts zu sein. Nein, sie sind sämmtlich ebenso unschuldig daran wie ich, oder besitzen höchstens insofern einen Anspruch auf die Autorschaft desselben, als sie mir dasselbe, nachdem ich es vor langer Zeit einmal in Goethe's „Kunst und Alterthum“ gefunden und fast wieder vergessen hatte, zuerst wieder in das Gedächtniß zurückgerufen haben. Wie dies zugegangen, weiß ich selbst nicht zu sagen; vielleicht aber löst der scharfsichtige Leser das Räthsel, wenn ich ihm durch Mittheilung einiger kleinen Züge den Ritt der genannten Herren zu charakterisiren suche. Scheubner z. B. läßt sich in seinen christlichen Liedern unter Anderm folgendermaßen vernehmen:

Drei Worte kommen von oben her
Und geben vom Ewigen Kunde.
Sie dringen zum Herzen je mehr und mehr:
Vernehmt sie zur heiligen Stunde.
Es scheitert gar bald das eh'liche Glück,
Entziehet man diesen drei Worten den Blick.

Berger, dessen Sammlung zum großen Theil aus Paraphrasen katholischer Marienlieder besteht, macht seiner „Sehnsucht“ unter Anderm in folgenden Worten Luft:

Kennst du den Garten, wo die Gottheit sät,
Wo Alles, was verblüht, einst aufersteht?
Ein ew'ger Frieden herrscht dort, ew'ge Ruh',
In sanftem Schlaf schließt jedes Aug' sich zu!
Kennst du ihn wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit meinen stillen Thränen zieh'n!

Steinhausen hingegen expectorirt seine „Sehnsucht“ folgendergestalt:

Möcht' ich aus den Nebelgründen,
Wo die Sünde mich gebannt,
Glücklich einen Ausgang finden
In das lichte sel'ge Land! u. s. w.

Heinrich Ludwig, muthmaßlich auch ein Hirt auf fetter Weide, streut seinen zum Theil ganz erbaulichen theologisch-philosophischen Contemplationen unter Anderm auch folgenden Gedanken ein:

Was kein Verstand, kein Dünkel oft gewagt,
Das hat in Einfalt klar das Herz gesagt.

Bei Beer liest man im „Mondkrankenkind“ unter Anderm Folgendes:

„O Mutter, Mutter! dort an der Wand,
Siehst du die kalte, die weiße Hand?
Sie langt nach mir, sie faßt nach mir;
O Mutter, laß mich nicht fort von dir!“
„Sei still, mein Kind, schlaf' ein, schlaf' ein —
Der Mond nur scheint zum Fenster herein!“

E. Förster aber stimmt eins seiner Lieder in dieser Weise an:

Zum Städtlein zog ich still hinaus,
Den Ranzen auf dem Rücken;
Mich that kein Liebchen, that kein Freund
Mit Kuß und Gruß beglücken u. s. w.

O. Jacobi singt:

Willkommen, du lieblicher Mai u. s. w.

oder:

Willkommen, du holder Mai u. s. w.

oder:

Willkommen, süßer Mai u. s. w.

oder:

Den Mai, den sah ich ziehen u. s. w.

oder:

Purpur über Thal und Hügel,
Blüten streust du, holder Mai u. s. w.

oder:

Blühe, blüh', o holder Mai!
Blühe mir ohn' Ende!
Jede deiner Blumen sei
Eines Liedes Spende!

und Constance hebt unter Anderm an:

Was eilt das Volk? Was zieht es dort
Die vollen Straßen hastig fort?
Stürzt Rhodus....

Doch nein! Rhodus stürzt noch nicht; es handelt sich nur darum, den „Walzerkönig“ Strauß zu Grabe zu tragen.

Nun, was meint der Leser? Klingt's nicht auch ihm wie nachtrottender Hufschlag in die Ohren? Wird ihm nicht bange für die armen Schwänze der voranschreitenden Bucephale, die soviel ihrer lieben Stiefbrüder den Berg hinaufziehen sollen? Doch Scherz beiseite! denn die Sache will auch ernstlich betrachtet sein. Wol hat Uhland Recht, wenn er singt, das sei Freude, das sei Leben, wenn's von allen Zweigen schallt; aber was soll aus dem deutschen Dichterwald noch werden, wenn alle Aeste und Zweige von Sängern in Beschlag genommen werden, deren Lieder nicht blos in einzelnen Phrasen und Wendungen, sondern ihrem ganzen Geist und Wesen nach nichts weiter sind als dompfäffische Nachpfeifungen und Verunstaltungen alter Melodien? wenn in ihm nichts mehr gedeiht als Schmarotzerpflanzen, die den alten heiligen Eichen das Mark aussaugen und alle die jungen Triebe, die sich in selbständiger, eigenthümlicher Weise entwickeln möchten, überwuchern und ersticken? Kann man es dem Volke verdenken, wenn es zuletzt lieber den ganzen Wald ausgerottet und in ein nutzbares Kraut- und Rübenfeld verwandelt wissen möchte? Jeder, der es mit der Poesie noch einigermaßen gut meint, sollte sich daher ernstlich prüfen, ehe er auf einen Platz unter den Dichtern Anspruch macht. Freilich ist die Selbsterkenntniß in dieser Hinsicht fast noch

schwieriger als in allen andern Beziehungen. Jeder Dichtende pflegt sich bei Dem, was er schafft, mehr zu denken, als er wirklich darin zum Ausdruck bringt, und dies verführt ihn, sein Erzeugniß zu überschätzen. Aber es gibt dennoch Mittel, sich vor solcher Selbsttäuschung zu wahren. Vor allen Dingen lege man sich mit allem Ernst die Frage vor, ob man die Kraft und den Muth in sich fühle, der Poesie das ganze Leben zu weihen, und hoffen dürfe, etwas in ihr zu leisten, was dieses Opfers werth ist. Kann man sich diese Frage ohne Scrupel und Bedenken bejahen, wolan, so folge man dem innern Drange. Muß man sich aber sagen, daß man ihr nur in müßigen Stunden als Dilettant oder Liebhaber den Hof machen, nur nebenbei von ihr eine Gunstbezeugung erhaschen möchte: dann leiste man von Anfang an darauf Verzicht, der Productionslust nachzugeben; denn sie ist kein bleibender, unwiderstehlicher Trieb, sondern nur ein vorübergehender, augenblicklicher Kitzel. Nichts hat der Kunst und Poesie mehr geschadet als jener buhlerische Dilettantismus, der sich nicht damit begnügt zu empfangen, sondern selbst schaffen, selbst Künstler und Poet sein will; und ehe nicht dies ungerechtfertigte Treiben, dieses Kukukseierlegen aufhört, wird von echtpoetischen Erzeugnissen nicht wieder die Rede sein können. Und ist denn diese Resignation so gar schwer? Ach ja, sie muß wol! H. Köpert, nicht der schlechteste unter unsern zwölf Sängern, singt fast rührend:

> Laßt der Rose ihre Düfte
> Und der Knospen junge Triebe,
> Laßt dem Himmel gold'ne Lüfte
> Und dem Herzen seine Liebe!
>
> Laßt den Tropfen Thau dem Grase,
> Dunklen Wogen weiße Schäume,
> Laßt der Wüste die Oase
> Und der Sehnsucht ihre Träume!
>
> Wehrt nicht der einsamen Winde,
> Bleich zu wanken auf und nieder,
> Seine Thränen laßt dem Kinde
> Und dem Dichter seine Lieder!

und im ersten seiner Lieder erklärt er bescheiden, wenn auch in seines Volkes Munde nur eines Liedes Ton fortlebe, dennoch die Todesstunde willkommenheißen zu wollen. Noch viel ungenügsamer fleht B. v. Hoffmann:

> O schenket mir, ihr Musen,
> Alltäglich ein Gedicht,
> Verstoßt von eurem Busen
> Den Liebessänger nicht!

und H. Beer ist dergestalt auf das Singen erpicht, daß er, kurz angebunden, sogleich auf den Titel Eichendorff's Worte setzt:

> Und ob ihr's lest, ob bleiben laßt,
> Ich singe doch aus freier Brust!

Sollte ein so gewaltiger Trieb nicht auf einen innern Beruf schließen lassen? Möglich! Ich will diesen drei Sängern wie auch Jacobi, dem aus jeder Blume des Mai, aus jedem duftigen Blatt, aus jedem Tropfen Thau, aus jedem Nachtigallenschlag ein Lied erwachsen soll, nicht alle poetische Befähigung absprechen; sie singen wenigstens mit jugendlicher Wärme und Frische, und die beiden Letztgenannten wissen auch die Form recht gewandt zu handhaben. Aber etwas wirklich Eigenes und Ursprüngliches findet sich auch bei ihnen nicht; manche ihrer Lieder sind, an sich betrachtet, nicht schlechter als die berühmt gewordenen, denen sie nachgebildet sind; aber eben weil sie nichts Neues bieten, packen sie nicht, sondern summen wie alte Weisen an unserm Ohr vorüber. Dennoch läßt man sich diese Gaben als Stimmen einer überquellenden Jugendstimmung noch gefallen; auch die Spenden von Förster, Ludwig und Lonard wollen wir noch gelten lassen, obschon die erstern an starken Verstößen gegen die Form, die beiden letztern an Monotonie des Inhalts leiden; was aber soll man dazu sagen, wenn auch Männer in ehrwürdigen Aemtern dem eitlen Gelüst, die Expectorationen ihrer müßigen Stunden in die Welt hinauszuschicken, nicht widerstehen können und nicht Selbsterkenntniß genug besitzen, um sich zu sagen, daß daraus ihnen kein Ruhm, der Literatur kein Gewinn erwachsen kann? Welch eine Genugthuung kann für sie darin liegen, vom Publicum ignorirt und von der Kritik als unnützer Ballast über Bord geworfen zu werden? Doch wir wollen nicht ungerecht sein und anerkennen, daß wenigstens ein Originalgenie unter ihnen ist. Man höre, wie Steinhausen den Knaben den Mond ansingen läßt! Er beginnt:

> Du wunderlicher Wicht
> Mit dem geborgten Licht,
> Du fleck'ger Silberteller,
> Du Fant am Himmelsblau,
> Bald scheinst du hell und heller,
> Bald blaß durch Wolkengrau.
> Oft schleichst du wochenlang
> Hinweg in Müßiggang,
> Wie Nachbars fauler Michel,
> Den Schul' und Arbeit scheucht;
> Dann kommst mit kleiner Sichel
> Du scheu herangekeucht.

In gleichem Tone geht es noch durch 13 Strophen fort, bis er ihm zum Schluß wieder einigen Honig um den Mund streicht, indem er erklärt:

> Doch habe ich dich lieb,
> Du kaltes Strahlensieb,
> Du kränkst mir nicht und sengest
> Das schöne Blumenreich,
> Den Thau von ihm nicht drängest
> Der heißen Sonne gleich.
>
> Die Blumen kümmert nicht
> Dein schaurig Angesicht.
> Sie gönnen dir die Fasen
> Und baden sich im Thau.
> Sie freuen sich und wachsen
> In deinem Silbergrau.

Noch origineller sind die Grobheiten, die in einem andern Gedichte der Blütenbaum nacheinander dem Veilchen, der Nachtigal, dem Bach und der Biene sagt, indem er sie mit den Namen „dunkles Kraut", „fahler Zwitscherling", „[illegible]perhafter Murmeltopf", „naschhaft gierig Raubgeschmeiß" u. dgl. beehrt. Ob freilich mit diesen und ähnlichen Originalitäten der Poesie gedient ist, überlassen wir Herrn Steinhausen selbst zur nähern Erwägung; jedenfalls werden sie ihm den Vortheil bringen, daß ihm auf diesem Wege so leicht Keiner den Rang streitig machen, sondern jeder seiner Gefährten sich fest und fester an den Schwanz irgendeines vorausstürmenden Dichterrosses anklammernd, rufen wird: „Original, fahr' hin in deiner Pracht!" 17.

Aus London.

Alfred Tennyson's neueste Dichtung. Die Abschaffung der Stempelabgabe und die englische Presse. Litterarische Miscellen. [illegible]

Eine neue fast wunderliche Dichtung Alfred Tennyson's trägt den Titel: „Maud, and other poems." Sie ist eine Verherrlichung des Kriegs und veranlaßt das „Athenaeum" zu einem Artikel, welcher wieder einmal in jenem traditionellen guten englischen Journalstil geschrieben ist, der uns leider in der englischen Presse nicht mehr so häufig begegnet, als dies sonst wol der Fall war; wir meinen jenen Stil, der die Gegner wie immer treffende kurze Schwerthiebe aufeinander folgen läßt. Auch das „Athenaeum" ist mit dem „poet laureate" der Ansicht, daß der Frieden die Menschheit verschlechtere und daß diese gerade in Zeiten der Leiden und des Kriegs die größten Fortschritte mache. England war, nach der Ansicht des „Athenaeum", in der langen Friedenszeit faul und nichtswürdig ge-

werden. „Wie die Römer nach ihren großen Kriegen“, sagt das „Athenaeum“, „befinden wir uns in einem Zustande glänzenden materiellen Wohlseins, der jedoch von einer immer höher anschwellenden Masse socialen Elends verdüstert ist. Wir haben Schiffe, Eisenbahnen, Paläste gebaut; aber wo sehen wir Beweise eines gesunden, kräftigen literarischen Strebens? Blicken wir auf unser Drama, dieses Gebiet der intellectuellen Welt, welches den Massen am nächsten liegt, am bereitwilligsten ihren Impulsen folgt, ihre Neigungen abspiegelt. Mit unserm Drama ist es zu Ende (our drama is no more.) Der altenglische Geist, die altenglische Leidenschaft, der altenglische Charakter und Humor sind auf der Bühne ausgestorben. Selbst Shakspeare ist nur noch ein Kleiderstock für den Theaterschneider. Lästerliche Uebertragungen lästerlicher französischer Komödien stopfen den Magen des heißhungerigen Publicums; ja dieses fühlt gar nicht einmal die Schmach, die darin liegt, daß wir diesen Bezirk unserer intellectuellen Herrschaft unsern Nachbarn preisgegeben haben. Unsere Gelehrsamkeit führen wir aus Deutschland, unsere Kunst aus Italien, unsere Gesangskünstler aus Schweden, unsere Tänzer aus Spanien ein. Wir haben auf unsere intellectuellen Throne Verzicht geleistet. Große Bücher werden nicht mehr geschrieben; große Leidenschaften erregen und erwärmen uns nicht mehr. Es ist etwas gründlich faul in unserm dänischen Staate.“ Der Krieg allein kann helfen zufolge dem „Athenaeum“ wie dem gekrönten Poeten. Es wird aber immer auf die Art des Kriegs ankommen. Wenn einerseits die Kriege Friedrich's des Großen und der Unabhängigkeitskrieg von 1813 einen überaus belebenden und erhebenden Einfluß auf die deutsche Nation geäußert haben, so stand Deutschland andererseits zu keiner Zeit tiefer als zur Zeit der Reformationskriege und namentlich zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs, und auch der Oestreichisch-spanische Erbfolgekrieg und der Nordische Krieg vermochten nicht das deutsche Volk aus seiner Versumpfung zu reißen. Ebenso hatten Literatur und Kunst in Frankreich zur Zeit der großen Napoleon'schen Kriege einen maschinenartigen Charakter, während sie gerade zur Zeit der friedlichen Restauration und der Ludwig-Philipp'schen Herrschaft einen glänzenden Aufschwung nahmen, obschon sich diesem Aufschwunge allerdings einzelne Auswüchse und krankhafte Symptome gesellten, die man wol auf Rechnung des langen und von den Meisten widerwillig ertragenen Friedens schreiben mag. Welche Genies hat das gegenwärtige kriegerische System hervorgebracht — etwa die Granier de Cassagnac, die de Ceséna, die de la Gueronnière und Aehnliche oder die [illegible]terarischen Schildknappen des Ultramontanismus? Kriege eines [illegible]oßen Despoten, Kriege aus bloßem soldatischen oder dynastischen [illegible]hrgeiz, Kriege aus egoistischer kaufmännischer Berechnung, also [illegible]riege, die eine Nation nicht in ihrem tiefsten Leben erfassen [illegible]d aufrütteln, Kriege, die einen vorwiegend zerstörenden und [illegible]ausamen Charakter haben, Kriege, welche an fernen Punk[illegible]n ausgefochten werden und es dem Volke und den Großen [illegible]heim gestatten, in der frühern Weichlichkeit und Ueppigkeit [illegible]rtzuschwelgen, solche Kriege werden auf den Geist einer schlaff, [illegible]er übermüthig gewordenen Nation ohne allen erhebenden [illegible]nfluß bleiben und vielmehr zu den alten Uebeln noch neue [illegible]zen. Was nun den Werth der neuen Tennyson'schen Dich[illegible]g betrifft, so scheint dieser den gehegten Erwartungen nicht entsprechen. Es befinden sich darin zwar einzelne originelle, [illegible] tiefer sittlicher Erregung zeugende Partien, aber die Sprache oft ungewöhnlich rauh, hart und unmusikalisch, die Erfin[illegible]g dürftig, der Inhalt wenig fesselnd und spannend.

Das Gesetz, wodurch der Zeitungsstempel oder die [illegible]nannte Literatursteuer abgeschafft wurde, scheint nament[illegible] auf die Provinzialpresse einen wohlthätigen Einfluß üben wollen. Der „Manchester Guardian“, dessen Einkünfte [illegible]enigen eines Fürstenhauses sind und an dem auch schon [illegible]ister mitgearbeitet haben sollen, „der Manchester Examiner“, der „Liverpool Mercury“, das „Liverpool journal“ ver[illegible]erten theils ihr Format, theils erscheinen sie zu ermäßigtem Preise, theils öfter in der Woche. Aehnliche Aenderungen gehen in der Localpresse Edinburgs, Glasgows und Dublins vor. Freilich sucht sich auch die ganz gewöhnliche Speculation der sich jetzt darbietenden Vortheile zu bemächtigen, und zahlreich sind die neuerstehenden Pennyblätter, die sich unter den Titeln „People Times“, „Illustrated Times“, „Picturesque Times“, „Pictorial Times“ u. s. w. in die Taschen des Publicums einzuschleichen suchen, meist aber ebenso schnell verschwinden, als sie gekommen sind. Jedenfalls muß man abwarten, ob nicht die englische Presse bei dieser Umwälzung in Bezug auf Inhalt und Gediegenheit soviel verlieren als an Ausbreitung gewinnen wird.

Zu den interessantesten literarischen Erscheinungen gehört: „The private life of a Eastern king. By a member of the household of his late Majesty Nassir-u-deen, king of Oude.“ Dies unterhaltende abenteuerliche Buch ist jedoch durch zahlreiche Auszüge in den Blättern schon so bekannt geworden, daß wir uns versagen müssen, auf seinen Inhalt hier näher einzugehen.

„Notes on duels and duelling, alphabetically arranged, with a preliminary historical essay“ heißt eine Schrift von Lorenzo Sabine, worin über die am namhaftesten gewordenen Duelle in älterer und späterer Zeit berichtet wird. In Frankreich war die Neigung zu Duellen zu einer Zeit derart in förmliche Manie ausgeartet, daß, wie der Verfasser erzählt, einmal in der kurzen Zeit von 18 Monaten nicht weniger als 4000 Duelle vorfielen und allein im Limousin binnen sechs Monaten 120 Personen im Zweikampf getödtet wurden.

Mehre Erzählungen Gerstäcker's, die auf nordamerikanischem Boden spielen, sind in Edinburg übersetzt unter dem Titel erschienen: „Tales of the desert and the bush. From the German of Friedrich Gerstäcker.“ Wir erwähnen bei diesem Anlaß, daß die „Westminster review“ in ihrem Juliheft auf die Meidinger'sche „Deutsche Bibliothek“ aufmerksam machte, namentlich auf Mügge's Roman „Afraja“, „which excited much attention from its freshness, and has been translated into English“. Bei dieser Gelegenheit wurde auch J. W. Appell's Buch „Werther und seine Zeit“ in empfehlender Weise hervorgehoben, sonst aber bemerkt, daß im vergangenen Vierteljahre das Departement der deutschen Belletristik „unusually meagre“ gewesen sei.

Der bekannte Romanschreiber William Harrison Ainsworth gab heraus: „Ballads: romantic, fantastical and humorous. Illustrated by John Gilbert.“ Diese Sammlung enthält 21 Balladen, von denen manche bei ihrem Erscheinen populär wurden, jetzt aber vergessen sind. Vor dem Richterstuhl der höhern Aesthetik können sie nicht bestehen.

Des Scherzes wegen erwähnen wir folgende Schrift: „L'entente cordiale: a self-interpreting guide to Paris. By *M. B. de Valency.*“ Der Verfasser hat die Orthographie des französischen Textes durchgängig der englischen Aussprache angepaßt, was sich höchst sonderbar ausnimmt, wie folgende Probe beweisen mag: „Voolai voo-zun appart'maun muhblai ou non muhblai?“ — „Zhai bezwoin d'shaumbr' muhblai.“ — „Zh'pueo voo zarraunzhai; Donnai-voo lah pain d'auntrai.“ — „Eel m'fohdrai duh shaumbr' zaa cooshai, avvec un sallon ai une cueezeen.“ Wenn man das so liest, so glaubt man eher etwas Türkisches oder Koptisches als etwas Französisches vor sich zu haben.

Die englische Presse hat in letzter Zeit zwei ihrer namhaftesten Vertreter durch den Tod verloren: John Black, frühern Redacteur des „Morning chronicle“, und Buckingham, den eigentlichen Gründer und ersten Redacteur des den Lesern d. Bl. wohlbekannten „Athenaeum“. Buckingham war zur Zeit seines Todes mit seiner Biographie beschäftigt. Dem im vorigen Jahre verstorbenen Mitarbeiter der „Times“, Samuel Phillipps, wird über seinem Grabe auf dem Kirchhofe zu Sydenham ein Denkmal errichtet werden, mit dessen Ausführung der Bildhauer Digby Wyatt beauftragt worden ist. So ehrt England selbst seine Journalisten!

H. M.

Notizen.

J. G. von Quandt als Novellist.

Mit einigem Widerstreben und, wir müssen gestehen, einigem Vorurtheil gingen wir an die Lectüre eines Buchs, welches unter dem Titel erschien: „Erzählungen des Herrn Kauz von J. G. von Quandt" (Dresden 1854). Das Aushülfemittel, eine Anzahl von Novellen so aneinanderzureihen, daß man sie Jemanden — hier den Herrn Kauz — einem Kreise von Freunden erzählen läßt, die dann ihre einfältigen Bemerkungen am Schlusse jeder Erzählung dazwischenwerfen, ist etwas antiquirt und nur zu geeignet, den Zusammenhang der Lectüre in störender Weise zu unterbrechen. Indeß müssen wir gestehen, daß uns manche dieser Novellen, die freilich sehr ungleichen Werthes sind, nicht übel gefallen haben. Es scheinen ihnen meist Anekdoten und eigenthümliche Lebensereignisse zugrunde zu liegen, wie man sie sich in Kreisen der höhern Geselligkeit zu erzählen pflegt. Der Verfasser, ein namentlich durch Kunstanschauungen feingebildeter Geist, hat sich als Erzähler besonders nach Goethe gebildet und sich dadurch einen Stil angeeignet, der, möge auch der Inhalt der Erzählung ein etwas dürftiger sein, an und durch sich selbst einen wohlthuenden Eindruck macht. Ebenfalls in milder Goethe'scher Weise hat der Verfasser seine Gabe, das Leben nach allen Richtungen zu beobachten, ausgebildet, und man trifft daher bei ihm auf manche anregende oder feine und sinnige und dabei wohl ausgedrückte Bemerkungen. Wir führen nur einige an: „Kein Mensch ist frei, denn sein Leben wird durch Umstände bedingt, die schon vor ihm da waren. Gewiß würde Jeder sein Leben anders eingerichtet haben, wenn ihn nicht unmerklich die Verhältnisse geleitet hätten, und der Geist ist nur in der Kunst frei"; oder: „In Fällen, wo uns die Handlungen der Menschen nicht folgerichtig scheinen, liegt es meist daran, daß wir den innern Zusammenhang nicht erkennen, dessen wenige sich selbst bewußt werden und keiner von allen eingesteht, die an einem andern Ziele anlangen, als das, nach welchem sie ausgingen, denn wer vollbrachte wol, was er gewollt, und wer erreichte das Gewünschte?" Freilich verbindet sich mit dieser Goethe'schen Weise, sich das Leben behaglich und von künstlerischem Standpunkt zurechtzulegen, zuweilen auch eine etwas bequeme oder falsche Moral, z. B. wenn der Verfasser (oder eine seiner Novellenpersonen) empfiehlt, die Menschen mehr komisch als schlecht zu finden, oder wenn einmal behauptet wird, daß der Glückliche der Theilnahme eines edlen Gemüths an seinen Freuden mehr bedürfe als der Elende des Mitleids. Zuweilen begegnet man auch Spuren Tieck'scher Ironie, wie in den Einwürfen des materialistischen Leibarztes Katzenberger, welcher einmal behauptet, daß die menschliche Seele in ihrer Epidermis wie in einem Ledersacke stecke, bis sie aus der Haut fahre, was man sterben nenne; ferner, daß kein Einfluß auf den Körper eines Andern möglich sei als z. B. vermittels der Arzeneien durch den Mund, oder auch Injectionen; endlich, daß wenn die Sonne in die Nasenlöcher scheine, das Licht wie Schnupftaback wirke, woher das Niesen entstehe. Mit feiner Ironie ist auch die Medisance und die frivole Neigung zu Intriguen, wie man ihnen in den Kreisen der höchstvornehmen Gesellschaft begegnet, in der Erzählung „Die Beschützerin der Liebenden" persiflirt. **H. M.**

Johann Matthias Dreyer.

Zu den in Nr. 31 d. Bl. mitgetheilten Angaben über diesen hamburger Dichter verdient nachgetragen zu werden, daß Dreyer auch den gefürchteten Zionswächter Johann Melchior Götze zur Zielscheibe seines nicht gar feinen Spottes nahm. Unter seinen altbackenen Gedichten finden wir ein Epigramm auf den famosen Hauptpastor, das folgendermaßen lautet:

Der hamburgische Aaron.

Da steht er! Seine fette Wange
Färbt keine Scham mehr roth;
Und Hamburg, abergläubisch bange,
Horcht fromm auf sein Gebot;
Verehrt mit knechtischem Entsetzen
Den von ihm selbst erhöhten Mann.
So schuf sich Juda seinen Götzen,
Ein gold'nes Kalb, und betet's an.

Recht bezeichnend für die Muse unsers Dreyer ist ein Gedicht, das auch in Christ. Heinr. Schmid's „Anthologie der Deutschen" (II, 247—251) steht, mit der Ueberschrift:

Pratje.

Das Grab des todtgebiss'nen Pratje, der in der Liebe sich verirrt,
Besingt ein ungekrönter Dichter, der auch einmal begraben wird.

Ein Hund war nämlich in Hamburg von stärkern Genossen bei einem Streite todtgebissen worden. Sein Herr, welcher vorher auf dessen Namen baare tausend Thaler in der Lotterie gewonnen hatte, ließ ihm ein anständiges Begräbniß anordnen und ersuchte den Localpoeten, ein Carmen auf den Hund zu machen. Dieses Beispiel ist nun in der That wenig erbaulich; aber doch scheint uns unleugbar, daß solche Stadtgenies und Gelegenheitsreimer des vorigen Jahrhunderts durch eine gewisse Naivetät in ihrem Treiben über unsern heutigen Localscriblern standen, deren fast jeder größere Ort noch einige als besondere Plage der Einwohnerschaft aufzuweisen hat. Zudem besaßen sie auch trotz des plumpen Tons der guten alten Zeit gewöhnlich mehr Mutterwitz und solide Schulbildung, da ihre Zahl weit geringer war und sie sich noch nicht aus allen möglichen Ständen recrutirten. Schließlich möge hier noch ein Epigramm von Dreyer auf Friedrich den Großen eine Stelle finden:

Stets bleibt er Held, mag er auch unterliegen;
Sein Genius bezwingt das Unglück und den Feind;
Europa hat ihn zu bekriegen
Und zu bewundern sich vereint.

J. W. Appel.

Zur Notiznahme.

Die „Grenzboten" haben sich durch unsern Artikel in Nr. 36 d. Bl. „Die Kritik und «Soll und Haben»" zu einer Replik oder vielmehr persönlichen Invective veranlaßt gesehen. Wir, die wir die persönlichen Invective für die zwar wohlfeilste, aber zugleich unwürdigste und abgenutzteste Waffe der Polemik halten, können den „Grenzboten" auf ein so [illegible]risches Gebiet, auf dem wir nie heimisch waren, begreiflicherweise nicht folgen, und begnügen uns daher, Diejenigen, welche von dieser Stil- und Charakterprobe etwa Notiz zu nehmen wünschen, auf Nr. 38 besagter „Grenzboten" zu verweisen.

Hermann Marggraff.

Bibliographie.

Berneck, K. G. v., Die Schlachten bei Leipzig. Mit zwei Plänen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Blüthen slavischer Poesie. Herausgegeben von [illegible]. 1ster Band. Zwei Abtheilungen: Die Polen. Berlin, [illegible]. 32. 20 Ngr.

Bruckbräu, F. W., Geschichte der Mariensäule in München. 1638—1855. Mit der Abbildung der Mariensäule. München. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. [illegible] Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. [illegible] 8. 1 Thlr.

Danzel, T. W., Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von O. Jahn. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Feuerlein, E., Die Sittenlehre des Christenthums in ihren geschichtlichen Hauptformen. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie und Moral. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Frauen-Besuch beim Lotterie-Spiel, oder die Ruddelgesellschaft. Von Ische baar Klesche. Hamburg. 12. 6 Ngr.

Freuden und Leiden eines Commis Voyageur. 2te Auflage. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 18 Ngr.

Genée, R., Durch! Lustspiel in einem Akt. Berlin, Lassar. 8. 10 Ngr.

— — Ehestands-Exercitien. Dramatischer Scherz in einem Akt. Ebendaselbst. 8. 7½ Ngr.

— — Das Kloster von Camenz. Lustspiel in zwei Akten. Ebendaselbst. 8. 12½ Ngr.

Gotthelf, Jeremias, Der Geldstag, oder: Die Wirthschaft nach der neuen Mode. 2te Auflage. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr.

Josephson, C., Die Bergpredigt des Herrn. In sechszehn Betrachtungen. Barmen, Langewiesche. 1856. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kingsley, C., Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen, oder das Trauerspiel der Heiligen. Dramatisches Gedicht. Nach der 2ten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt. Marburg, Koch. Gr. 16. 20 Ngr.

Loehr, E. G., Die Prinzessin mit dem goldenen Haar. Ein Mährchen aus dem 11. Jahrhundert. Augsburg. 8. 15 Ngr.

Lorenzen, P. J., Bilder aus der Geschichte des Vaterlandes für Schule und Haus. Tönning. 8. 2 Thlr.

Noël, W., Erdmann Beyer's weil. Predigers in Paris und Berlin Leben und Wirken. Ein Freundeswort der Erinnerung. Berlin, W. Schultze. 8. 10 Ngr.

Slawische Philosophie, enthaltend die Grundzüge aller Natur- und Moralwissenschaften nebst einem Anhange über die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit der Seele. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 4 Thlr.

Pichler, A., Hymnen. Innsbruck, Wagner. 16. 5 Ngr.

Prätorius, A., Die Geschichte der Deutschen. Für Schulen und für das Volk bearbeitet. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. Gr. 8. 24 Ngr.

Reinick, R., Lieder. 3te Auflage. Berlin, Ernst u. Korn. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reuter, H., Abhandlungen zur systematischen Theologie. 1. Zur Controverse über Kirche und Amt. 2. Ueber Natur und Aufgabe des dogmatischen Beweises. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Richers, J., Briefe über die Schwere. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 10 Ngr.

Die neuesten Romane und Novellen, theils Originalien, theils aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von F. O. Schmidt. 1ster und 2ter Band. Erfurt, Hennings u. Hopf. 16. à 15 Ngr.

Rosenberg, K., Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates zum Vortrag und Selbstunterricht. In zwei Bändchen. 1stes Bändchen: Von den ältesten Zeiten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. 1713. Berlin, Vereinsbuchhandlung. Gr. 12. 15 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Die vier Jahreszeiten. Mit Charakterlandschaften in Tondruck, nach Zeichnungen von F. H. von Kittlitz und Illustrationen in Holzschnitten und Typen-Naturselbstdruck von C. Kretzschmar. Gotha, Scheube. Lex.-8. Thlr.

Saphir, M. G., Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satyre. Aus seinen Schriften gepflückt. 1ste und 2te Lieferung. Wien, Hartleben. 8. 12 Ngr.

Schattenthum und Lichttriumph auf der südlichen Halbkugel, oder Reimchronik der ulaotischen Kirche, gepflanzt von der brittischen Bibelgesellschaft. Altona, Lehmkuhl u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Scheibe, T., Satan in Wien. Ein Roman. Drei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller-Bibliothek. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 15 Ngr.

Schröer, K. J., Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungern. Als Aufmunterung zu grösseren Sammlungen in den deutschen Gegenden Ungerns. Presburg, Wigand. Gr. 4. 12½ Ngr.

Seyffarth, G., Theologische Schriften der alten Aegypter nach dem Turiner Papyrus zum ersten Male übersetzt. Nebst Erklärungen der zweisprachigen Inschriften des Steins von Rosette, des Flaminischen Obelisken, des Thores von Philae, der Tafel von Abydos, der Wand von Karnak und anderer. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sivers, J. v., Deutsche Dichter in Rußland. Studien zur Literaturgeschichte. Berlin, Schroeder. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Smil von Pardubic, Der neue Rath, eine Thierfabel aus dem 14. Jahrhundert, nebst dessen übrigen Dichtungen und einer Auswahl aus seiner Sprüchwörtersammlung. Nach dem böhmischen Originaltext zum ersten Male deutsch bearbeitet von J. Wenzig. Leipzig, R. Weigel. 16. 20 Ngr.

Stöber, A., Der Aktuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Straßburg. Eine Lebens-Skizze, nebst Briefen von Goethe, Lenz, L. Wagner, Michaelis, Hufeland u. A.; zwei ungedruckten Briefen von Goethe an Ch. M. Engelhardt und einem Aufsatze über Werther und Lotte, aus Jeremias Meyer's literarischem Nachlasse. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 15 Ngr.

Thieme, A., Gedichte. 2te Auflage. Naumburg, Garcke. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das wahre Urchristenthum, oder die Lehre und das Leben der Christen in den vier ersten christlichen Jahrhunderten aus den vorzüglichsten Quellen jener Zeit, insbesondere aus Ruinarts ächten Martyrer-Akten und den handschriftlichen Auszügen aus denselben, von der Hand des Hochwürdigen Bischofes und Fürsten Bernhard Galura zu Brixen. Bearbeitet von einem Priester derselben Diözese. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vilmar's, A. F. C., Vermischte Aufsätze. Wiederabdruck einer Auswahl Artikel aus dem hessischen Volksfreunde. 1stes Bändchen. Marburg, Koch. Gr. 12. 10 Ngr.

Voigts, F., Die Freimaurer-Logen im Königreiche Hannover. Geschichtlicher Abriß. 2te Auflage. Hannover, Gebr. Jänecke. 1855. 8. 5 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Lorette. Eine Pariser Skizze. 3te Auflage. Berlin, Verlags-Comptoir. 32. 5 Ngr.

Die Wappen der deutschen freiherrlichen und adeligen Familien in genauer, vollständiger und allgemein verständlicher Beschreibung. Mit geschichtlichen und urkundlichen Nachweisen. Von dem Verfasser des Werkes: „Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart." 1ster Band. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Wernicke, C., Die Geschichte der Welt. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Geschichte der Neuzeit. 1ste Abtheilung. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tageslitteratur.

Bock, C. E. Die Homöopathie, ein Gewebe von Täuschungen, Unwissenheit und Unwahrheiten, im Interesse der Volksaufklärung beleuchtet. Leipzig, Keil. Gr. 8. 6 Ngr.

Czerski, J., Offener Brief an den Bischof von Mainz, Herrn von Ketteler als Antwort auf seinen Angriff auf die Reformation und das deutsche Volk in seinem Hirtenbriefe. 3te Auflage. Frankfurt a. M. Gr. 8. 3 Ngr.

Döderlein, L., Lob des Schulpedantismus. Eine Schulrede gehalten am 8. August 1855. Erlangen, Bläsing. Lex.-8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von R. L. Friderichs in Elberfeld ist soeben erschienen:

SHAKSPERE'S WERKE.

Herausgegeben und erklärt von Dr. N. Delius. Lex.-Format. I. Band 6. Stück: **Titus Andronicus.** 18 Sgr.

Mit diesem Stücke ist der erste Band dieses bedeutenden Werks, der einzigen Shakspere-Ausgabe, die dem Deutschen die Lectüre des großen Briten in der **Originalsprache** möglich macht, geschlossen. Dieser erste Band, 54 Bogen gr. Lex.-Format in elegantester Ausstattung, kostet 4 Thlr. (die folgenden Bände sollen noch um circa 25% billiger sein) und enthält: Hamlet (24 Sgr.), Othello (22 Sgr.), King Lear (20 Sgr.), Macbeth (18 Sgr.), Timon of Athens (19 Sgr.) und Titus Andronicus (18 Sgr.). **Jedes Stück ist auch einzeln zu haben.**

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Romeo und Julia.

Tragödie des Shakspeare.

Deutsch von Edmund Lobedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone.

Tragödie des Sophokles.

Deutsch von Edmund Lobedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung der „Sakuntala“ von Lobedanz ist von der Kritik wie vom Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß seine neuen Uebersetzungen von Shakspeare's „Romeo und Julia“ und von der „Antigone“ des Sophokles gewiß mit vollem Rechte empfohlen werden können.

Lobedanz hat „**Romeo und Julia**“ — dieses Hohelied der Liebe, das selbst einen so ruhigen und ernsten Kritiker wie Lessing mit Begeisterung erfüllte und zu dem Ausspruche veranlaßte: die Liebe selbst habe es eingegeben und dictirt — mit all seinem Duft und seiner ursprünglichen Glut wiedergegeben. Von der Schlegel'schen Uebersetzung weicht Lobedanz mannichfach ab und hat mehr auf das Lesen als die Aufführung Rücksicht genommen.

Bei der Deutschdichtung der „**Antigone**“ des Sophokles war das Hauptbestreben des Uebersetzers vor allem, gebildeten Lesern und Leserinnen einen neuen, so viel wie möglich ungetrübten Genuß dieses Meisterwerks zu verschaffen. Das Verständniß wird durch zwei als Anhang mitgetheilte Briefe über „Antigone“ wesentlich gefördert. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Dichtung sei folgender Ausspruch Hegel's angeführt: „Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt — ich kenne so ziemlich Alles, und man soll und kann es kennen — erscheint mir die «Antigone» als das vortrefflichste, befriedigendste Kunstwerk.“

Früher erschien ebendaselbst:

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von Edmund Lobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Sakuntala“, dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Lobedanz ist allgemein für eine ausgezeichnete erklärt worden.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Becker, C. F., Die Tonwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, oder systematisch-chronologische Zusammenstellung der in diesen zwei Jahrhunderten gedruckten Musikalien. **Zweite mit einem Anhange vermehrte Ausgabe.** Gr. 4. Brosch. 2 Thlr.

In diesem für das Studium der Musik, sowie für jeden Musikfreund höchst interessanten Werke, das durch den dieser neuen Ausgabe beigefügten Anhang noch bedeutend an Reichhaltigkeit gewonnen hat, finden sich die classischen Tonwerke jener Jahrhunderte in einer solchen Weise zusammengestellt, dass man in kürzester Zeit mit deren Inhalte vertraut wird. — Auch den Freunden der Hymnologie wie des Volksgesanges dürfte dasselbe mannichfaches Interesse gewähren.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von K. Steinhart. Erster bis fünfter Band. 8. 1850—55. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bedeutend erhöht.

Leipzig, im September 1855.

F. A. Brockhaus.

In Commission erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Führer in Marienbad und in dessen Umgebungen. Für Kurgäste. Von Dr. Carl **Kratzmann.** Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 10 lithographirten Ansichten und dem Situationsplane des Kurorts. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Die neuere Medicin in Frankreich, nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 39.** —— 27. September 1855.

Die gesellschaftliche Stellung der Frauen.

1. Geschichte der Frauen von G. Jung. Erster Theil. Geschichte der Unterdrückung der Frauen und ihrer allmäligen Selbstbefreiung, bis zur Erscheinung des Christenthums. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Ehe in ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Joseph Unger. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1850. 1 Thlr.
3. Die Frauen. Culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern von Gustav Klemm. Erster Band. Dresden, Arnold. 1854. 8. 2 Thlr.
4. Die Frauen in England unter dem Gesetze unsers Jahrhunderts von Karoline Norton. Aus dem Englischen. Berlin, Franz Duncker. 1855. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sind die Frauen Menschen? Diese Frage ist in den Schriften pedantischer Stubengelehrten des 18. Jahrhunderts alles Ernstes erörtert worden, und auch die neuere Zeit ist von Schriften ähnlicher Richtung nicht frei. Aerger aber als auf dem Papier ist die eine Hälfte des Menschengeschlechts nur zu oft im Leben behandelt worden. Das Dogma von der Schwäche und Unfähigkeit hat ein Jahrhundert dem andern traditionell überliefert, und die heutige Gesetzgebung hat sich von dieser Anschauung, die in der tutela sexus ihren Brennpunkt fand, noch nicht frei gemacht. Die Reaction gegen diesen Irrthum, um die Sache gelind zu bezeichnen, ging von der Wissenschaft aus. Wie überall, so eilte sie auch hier dem Leben voran, protestirte gegen die alten Abstractionen und machte die Frau zum Gegenstand gründlicher wissenschaftlicher Untersuchung. Diese aber war erst möglich durch die Resultate, welche die Naturforschung, Anthropologie, zutage förderte, von der wir es gelernt haben, „den Gegenstand durch den Gegenstand" selbst zu bestimmen und in der Verbindung, in der Einheit des Menschen mit dem Menschen das Alpha und Omega alles Denkens und Handelns zu finden.

Die Einheit des Menschen mit dem Menschen! Da sind wir ja sofort bei der Ehe angelangt, der natürlichen und unmittelbarsten Form dieser Einheit. Die Betrachtung der Frau außerhalb der Ehe, außerhalb ihres Verkehrs mit dem Manne kann nur ein anatomisches, ein pathologisches Interesse gewähren; wer den Antheil des Weibes an der Entwickelung der menschlichen Cultur zu schildern sich vorsetzt, betritt damit von selbst das Gebiet der Ehe, des Familienlebens. Wie der Mann die Frau außerhalb der Ehe betrachtet und behandelt, so auch innerhalb derselben! Die Ehe aber war und ist etwas mehr als der bloße natürliche Proceß des Geschlechtsverkehrs, sie ist und war die Grundlage der bürgerlichen Ordnung, die gebärende Mutter einer ganzen Reihe von Verhältnissen, die hineingewachsen sind ins staatliche Leben und das natürliche Bindemittel bilden zwischen Staat und Individuum. So, als Voraussetzung und Folge der Cultur, als die bewußte Einheit des Einzelnen mit der Gesammtheit, ist die Ehe socialer Natur, erzeugt objective Rechte und Pflichten und hat, wie alle menschlichen Beziehungen, ihre Geschichte, die eins und dasselbe ist mit der Geschichte der Cultur der Menschheit. Sie ist um so anziehender, als die Ehe mit einem Fuße in dem weichen Element der Empfindung, mit dem andern in dem oft genug „durchlöcherten Rechtsboden" steht. Daher ist es erklärlich, daß sie zwei verschiedenen, dennoch aber sich ergänzenden Betrachtungsweisen Raum bietet, der juristischen und der ästhetisch-culturhistorischen. Beide sind vertreten in den vorgenannten Schriften, deren allgemeine Charakteristik wir einer Darlegung des Inhalts voranschicken wollen.

Jung führt uns seinen Gegenstand im Gewande geistreicher Vorlesungen vor und legt den Accent vorzugsweise auf die Leiden und die Unterdrückung der Frau. Ihm ist es weder um eine Apologie noch eine Blasphemie der Ehe zu thun, er faßt, ein Jünger des Humanismus, den Gegenstand bei der Wurzel, kühn, nackt, unverhüllt an und weist schlagend nach, daß wir mit unserer Moral und Philosophie über das Dogma von der „untergeordneten Stellung des Weibes" nicht hinausgekommen. Im Eingange heißt es:

> Wenn ich es hier versuche, dir, hohes Frauenbild, mit den ewig reinen Zügen, die Unterdrückung, das Leiden deines

Geschlechts vom Anfang der Geschichte bis auf den heutigen Tag zu Füßen zu legen, so werde ich dir nicht die Beleidigung anthun, aus sogenanntem Zartgefühle die scharfen Contouren des Bildes zu verwischen. Ich werde kein Buch für Frauen in dem gewöhnlichen Sinne eines hagestolzen Schulmeisters schreiben, der nichts mehr fürchtet, als daß seine keuschen Schülerinnen zu tief in die Geheimnisse der Natur- und Geschichte schauen möchten. Im Gegentheile, es schwinde dir gegenüber selbst jede philosophische Allgemeinheit, jede Umhüllung der Heuchelei oder des mangelnden Verständnisses, deren man sich unter Männern noch bedient.

Darin liegt der leitende Gedanke des Buchs ausgesprochen. Nicht ein Product inhaltsloser philosophischer Speculation, nicht ein sogenanntes gelehrtes Buch, in welchem Reichthum der Citate die Armuth des eigenen selbständigen Urtheils verdeckt; nicht einen Ardinghello, der sich mit seiner schwellenden Sinneslust hinter „die Schönheit" verkriecht; nicht eine Lucinde, die der Gesellschaft zum Trotz genießen will; nicht eine Wally mit ihrer Religion der Sinnenlust, auch nicht die Anarchie, welche Marr in „Der Mensch und die Ehe vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit" predigt, haben wir vor uns, sondern ein Buch, das seine Beweise aus der Geschichte, die Begründung seiner Behauptungen aus der Anthropologie schöpft und uns mit Scharfblick die Tiefen „der sympathetischen Organisation des Weibes" erschließt. Vielleicht war es diese Leidenschaft und Energie des Gefühls, die den Verfasser von der Vollendung des zweiten Theils, in welchem er der gegen die Wahrheit so apprehensiven Gegenwart einen Spiegel vorhalten mußte, abhielt. An der Stelle jener schattenhaften logisch-metaphysischen Bestimmungen, die keinen Gegenstand ins rechte Licht setzen, weil sie sich auf alle Gegenstände ohne Unterschied erstrecken, hat der Verfasser, ohne der Gründlichkeit zu nahe zu treten, den Gegenstand in seiner lebensfrischen Wirklichkeit behandelt.

Lebensfrische Wirklichkeit findet sich nun auch bei Klemm, dem Verfasser der Culturgeschichte. Wenn aber das Buch zumeist nur das Was und nicht das Wie gibt, so kann ihm daraus deshalb kein Vorwurf gemacht werden, weil es durch seine Tendenz eine derartige Behandlung ausschließt und vollständig leistet, was der Titel verheißt. Es will nicht mehr sein als eine Sammlung von „Schilderungen" und entspricht allen Anforderungen, die man an diese zu stellen berechtigt ist. Ein gemüthlicher Erzähler, führt uns der Verfasser in und durch fremde Lande, in die häuslichen und geselligen Kreise fremder Nationen und ferner Reiche und erschließt unserm Auge ein Panorama von Sehenswürdigkeiten. Das Material ist von geschickter Hand gesichtet, die Sprache ruhig, abgerundet und gewählt. Bisjetzt besitzen wir noch keine Geschichte der Frau, die so reich und so vollständig wäre. Sie wird sicher in weitere Kreise dringen und hat Anspruch darauf, eine Lieblingslectüre der Frauen zu werden. Dieser erste Band behandelt die Frauen der nichteuropäischen Völker, von denen die asiatischen den Mittelpunkt einnehmen; die nächsten Bände, auf die uns der Verfasser wol nicht so lange warten lassen wird wie Jung, sollen ganz den Frauen Europas gewidmet sein

Eine wohl zu beachtende Vorarbeit für dieselben ist die Schrift von Karoline Norton. Nach dem Vorwort des Verlegers ist dieselbe in ihrer Heimat nicht in den Buchhandel gekommen, sondern blos an Freunde, Rechtsgelehrte und Parlamentsmitglieder vertheilt. Sie ist das große Fragezeichen hinter der englischen Gesetzgebung, der Nothschrei einer gemarterten Frau, welcher in ihrem Vaterlande die sociale Tyrannei, die dort mächtiger ist als russische Preßgesetze, den Mund stopfte. Deshalb flüchtete sie ihr Product auf deutschen Boden und übertrug Max Schlesinger in London Uebersetzung und Herausgabe, der dieselbe der Besser'schen Verlagshandlung übertragen hat. „Ich will mit meiner Leidensgeschichte keine Buchhändlerspeculation verbinden!" Dies noble Motiv in Verbindung mit dem Umstande, daß durch die Veröffentlichung ein englischer Premierminister und manche zarte Beziehungen bloßgestellt werden mußten, bewirkten, daß die begabte Frau, eine der namhaftesten Dichterinnen ihres Vaterlandes, den vielen englischen Verlegern, die sich um den Ankauf dieser Schrift bewarben, eine abschlägige Antwort ertheilte.

Die Tendenz der Schrift faßt die Verfasserin in den Eingangsworten zusammen:

> Wäre es meine Absicht, mir durch Besprechung meines eigenen Schicksals Mitleiden zu erwerben; wollte ich nur beweisen, daß mein Gemahl ungerecht und mein Loos grausam war, so wäre das ein jämmerlicher und unfruchtbarer Ehrgeiz. Ich habe einen ganz andern Zweck. Ich will beweisen, nicht daß ich litt und daß er ungerecht war, sondern daß das Gesetz in England heutzutage solche Leiden nicht verhindern, solche Ungerechtigkeit nicht in Schranken halten kann. Ich schreibe, weil ich hoffe, daß das Gesetz geändert werde.

Diese Tendenz gibt einer an und für sich persönlichen Angelegenheit einen allgemeinen Charakter und erhebt das Individuelle des Falls, der uns in zwar oft zu breiter Ausführlichkeit, aber in maßvoller, warmer Darstellung und fließender Uebersetzung vor Augen gelegt wird, zu einer historischen Thatsache. Wird unser Mitgefühl erregt beim Durchlesen der namenlosen Leiden des gefolterten Weibes, so empört sich noch mehr unser moralisches Gefühl bei der Art und Weise, wie das englische Gesetz die Frau und vor allem die Ehescheidung behandelt. Ursache und Wirkung haben wir hier hart beieinander! Die Einführung der Ehescheidung ist in England bekanntlich das Werk Heinrich's VIII. Aus einer so trüben Quelle kann nichts Gutes fließen, und so charakterisirt die Verfasserin am Schlusse, in dem juridischen Theile des Buchs dieselbe in den Worten: „Aus dieser Masse von Sünde, Elend, Kampf und Rechtsverwirrung erwuchs unsere englische Ehescheidung!" Sie selbst, das arme Opfer dieser Gesetze, ruft mit einem Schmerz, der uns durch die Seele schneidet, dem englischen Parlamente zu:

> Denkt nicht an mich, vergeßt, an wessen Geschichte die Berufung euch veranschaulicht ist, ich kann euch andere aus euern Rechtsbüchern bringen; laßt mich nichts weiter sein als eine Stimme, die der Nachtwind herüberträgt, einen Ruf, der von dem Wrack über die Wogen schallt nach sicherm Port, um

dem ihr lauscht und folgt, nicht um dessen willen, der da ruft — ihr kennt ihn nicht — sondern weil es ein Ruf um Hülfe ist!

Und dieser Ruf scheint nicht ungehört verklungen, das Streben einer Unglücklichen gelohnt zu sein. Während wir diese Zeilen schreiben, lasen wir in den englischen Parlamentsverhandlungen den Beginn der Discussion der die Reform der Ehegesetze betreffenden Bill. Das Buch wird als Beitrag zur Geschichte der englischen Aristokratie und Gesetzgebung bleibenden Werth behalten, wenn auch die Verhältnisse, die es berührt, längst antiquirt sein sollten.

Unger, dessen unsere allgemeine Charakteristik noch zu gedenken hat, ist ein Jurist aus der Hegel'schen oder vielmehr aus der Gans'schen Schule, was, wenn er es auch nicht im Vorworte ausdrücklich bekannt hätte, aus der ganzen Anlage des Buchs und der eigenthümlichen bekannten Terminologie sofort in die Augen springen würde. Hegel's „Philosophie der Geschichte" in einer besondern Abhandlung und an einem speciellen Gegenstande so durchzuführen, wie es Gans in seinem „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" gethan, ist das Ziel des Verfassers. Hegel hat bekanntlich das Verdienst, die Verhältnisse, die für Recht und Sittlichkeit den Boden darbieten, ebenso wie Religion und Kunst nach ihrer weltgeschichtlichen Gestaltung und Entwickelung im größten Stile aufgefaßt und den Versuch durchgeführt zu haben, von seinem Standpunkte aus das ungeheuere Gebiet der Geschichte zu begreifen. Die in diesem Gedanken liegende großartige Anregung konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf die Rechtswissenschaft, nicht ohne Anregung auf die Jünger derselben bleiben. Vor und bis auf Hegel nahm die Jurisprudenz ihre Sätze ohne weitere geschichtliche Kritik, ohne den Nachweis ihre innerlichen Nothwendigkeit als vereinzelte, fixe, für sich bestehende Wahrheiten auf. Gans, der geistvolle Hegelianer, unternahm die Arbeit, die Rechtswissenschaft der Gegenwart aus der Vergangenheit heraus begreifen zu lehren, er machte in dem obengenannten Werke den ersten Versuch zu einer Universalgeschichte des Rechts, ein Versuch, der bis auf die neueste Zeit ziemlich vereinzelt blieb und nur hier und da in dürftigen Monographien wieder auflebte. Um so anerkennenswerther ist das Bestreben Unger's, in Gans' Fußtapfen getreten zu sein. Zwischen Ehe und Staat — das ist die leitende Idee des Buchs — besteht ein inniger Zusammenhang, und wie der Staat nur durch die Geschichte zu verstehen, so auch die Ehe. Seite 2 heißt es:

> Gilt dies von allen Rechtsinstituten der Gegenwart, so gilt es noch bei weitem mehr von dem Institute der Ehe, welches als Eherecht allein erfaßt und von der positiv rechtlichen Seite allein betrachtet, niemals die wahre Erkenntniß gewährt.

Jedes Ding hat aber auch seine Kehrseite. Es ist allerdings eine epochemachende That gewesen, daß die nach Hegel gegründete rechtsphilosophische Schule gegen die gedankenlose Aeußerlichkeit, gegen den ertödtenden Dogmatismus Fronte machte und jedes Rechtsinstitut nach seinem Bürgerrecht und Heimatsschein fragte. Aber eben diese Methode hat einen neuen Dogmatismus großgezogen, der um so bestechender war, je heller der Name klang, der ihm zur Folie diente. Hegel hat alle Gedanken in der Allgemeinheit der Kategorien zu fassen gesucht und eben dadurch die Welt der Wirklichkeit in eine Welt der Gedanken verflüchtigt. Die Weltgeschichte wurde dadurch ein Product des Hegel'schen Geistes und sein Staatsrecht nichts als der Kanon des damals geltenden Staatsrechts. Der Verfasser, indem er sich und sein Buch in die Fesseln dieser sogenannten genetischen Methode schlug, versperrte sich dadurch den Weg zu einer unbefangenen Bearbeitung vielfach. Genetisch, um nicht misverstanden zu werden, verfährt Jeder, der seinen Gegenstand bis zur Quelle verfolgt. Wer aber mit einem vorgefaßten Princip an die Arbeit geht, geht recht synthetisch zuwerke, indem er von dem Principe aus die Wirklichkeit zu construiren sucht. Nach seiner eigenen Aussage wollte Unger den Begriff der Ehe (nota bene den Hegel'schen), die Ehe nach ihrer Idee, wie sich der Weltgeist nach dieser Richtung hin dargelegt und durchgelebt hat (nota bene im Kopfe Hegel's), erfassen und fortführen. Begriffe aber kann Niemand „fortführen", sondern nur finden. Es zieht sich deshalb auch durch das an manch neuen Gedanken und selbständigen Ausführungen reiche Buch diese starre Systematik der Hegel'schen Philosophie, an der schon mehr als Einer gescheitert ist. Daß diese Ausstellung eine das Wesen und nicht blos die Form tangirende ist, versteht sich von selbst, und das Gute des Buchs liegt in der sorgfältigen Benutzung der Quellen, in der Wärme der Darstellung, eben deswegen weil der Reichthum der Geschichte sich nie in die Schablonen philosophischer Kategorien einzwängen läßt. Die besten Partien der Schrift sind darum gerade die, in denen es sich um positive Gestaltung der Ehe als eines Rechtsinstituts handelt, denn Hegel war zu wenig Jurist, um hierin der juristischen Bildung zu genügen.

Gehen wir nun nach dieser allgemeinen Beurtheilung in das Detail der angeführten Schriften.

Mit dem Mädchen und zwar mit dem Mädchen der Gegenwart hebt Jung an und entwirft von ihm ein zwar in starken Farben aufgetragenes, aber leider nur zu wahres Bild. Die Erziehung des Mädchens besteht in bloßer Ueberwachung und Einschränkung, nicht in freier Entwickelung. Das so dressirte Mädchen tritt in die Ehe, an deren Pforte ihr der Ruf entgegenhallt: „Weib, sei unterthan dem Manne!" Geheiligt durch die gesellschaftliche Ordnung, deren Opfer die Jungfrau wird, zwängt dieser Grundsatz das Weib in seinem Thun und Lassen, in Gut und Blut ein, und ob dies grober oder feiner geschieht, hängt nur von dem Grade der Cultur, von der Gesetzgebung ab, die dem Manne die Zügel schießen läßt oder nicht. Ob aber ein Plus oder Minus — es kann die Freiheit in der Liebe, in der Ehe nur mit der Freiheit im Handeln errungen werden, und da das weder der Fall war noch ist, so „trägt das Weib das Herz des Menschen als ein heiliges Vermächtniß durch die Geschichte. Sie trägt die Leiden jeder Noth, jeder

Barbarei und der dadurch hervorgerufenen Gesetze und Institutionen".

Mit diesen Worten klopft der Verfasser an die Pforten der Geschichte und entrollt uns zuerst das Bild der „Frau bei den Wilden". Wenn bei den Buschmännern sich Mann und Weib nicht in höherm Grade wie beim Thiere unterscheidet, so beginnt bei den schon etwas mehr vergesellschafteten Wilden der erste Schritt zur Cultur mit der Unterdrückung des Weibes, das lediglich die Rolle eines Lastthiers übernehmen und sich wie dieses allen Hohn und alle Mishandlung des Mannes gefallen lassen muß. Ja noch mehr, die Unfähigkeit der Frau, sich allein gegen die ungebändigte Natur zu erhalten, wird als ein Mängel betrachtet. Das Weib gilt für unrein, den Göttern verhaßt, sie darf nicht essen von der Speise des Mannes, nicht ruhen auf seinem Sitze, nicht die Gefäße berühren, deren er sich bedient. Diese Unreinheit der Frau ist ein allen Wilden eigenthümlicher Begriff, der denn in steter Abschwächung durch die Geschichte hindurch bis auf den heutigen Tag und in unsere civilisirten Zustände sich hineinzieht. Die orientalischen Völker haben diese Vorstellung alle noch in ziemlich brutaler Form; sie ist in den Religionsgesetzen der Hindu ausgesprochen, ebenso wie bei den Türken. Was kann bei solchen Anschauungen die Frau mehr bedeuten als Sache, als Eigenthum des Mannes, der sie, wie es bei den meisten wilden Stämmen der Fall ist, einfängt wie das Thier. Der Mann hat sich der Frau bemächtigt, die Ehe ist fertig. Die erste Foderung der Sittlichkeit ist die eines Eigenthums, eines Servituts des Mannes, der es veräußern und sogar Frau und Töchter einem Gaste, einem Fremden anbieten kann. Aus der Natur des Eigenthums folgt, daß der Mann gar keine Verpflichtungen gegen die Frau hat. Er kann daher auch mehre Frauen nehmen. Die Polygamie ist bei den Wilden unbeschränkt, deren Grund nicht eine sinnlichere, sondern die bestialische Natur des rohen Menschen ist, welche jeden Genuß zu Tode hetzt. Es ist derselbe Grund, weshalb, wo Polygamie herrscht, auch Männerliebe und andere unnatürliche Gebresten existiren.

Damit verläßt der Verfasser die Frau bei den Wilden. Ihre Stellung bei ihnen ist so scharf, so geistvoll charakterisirt, daß wir es bedauern, uns des Raums halber auf dies kurze Referat beschränken und auf Mittheilung der vielen thatsächlichen Belege verzichten zu müssen. Das folgende Capitel: „Die Frau erhält einen Werth", führt uns in die Welt des Orients, mit welcher auch Unger, der, weil er sich eng an Gans' Darstellung schließt, die gänzlich uncultivirten Völker nicht berücksichtigen konnte, seine Erörterungen beginnt.

Jung's These lautet:

Die Frau ist (bei den Hirtenvölkern) zwar noch immer Eigenthum der Familie oder des Mannes, allein sie hat schon einen Werth bekommen: sie muß dem Haupte ihrer Familie abgekauft werden.

Für sie entstehen daher schon als Mädchen Sittenlehren, denn der Vater muß dem Käufer die Waare in unverletztem Zustande überliefern. Mit dem Kaufe der Frauen ist es wie mit der Polygamie: alle Völker haben damit angefangen, und nur die Europäer haben diese Sitte verlassen, um das entgegengesetzte Verhältniß einzuführen. Der Orient mit seiner Cultur ist dabei stehen geblieben. Weiber und Kinder gehören zum Reichthum des Orientalen. Das Gesetz regulirt höchstens den Uebergang des Eigenthums oder macht die Ehe aus Populationsrücksichten zur Pflicht. Aus diesem Grunde wird allmälig die Macht des Ehemannes beschränkt, er darf die Frau nicht mehr tödten und verkaufen nach Belieben; aus demselben Grunde wird der Beischlaf das Recht und die Ehre der Frau. Sie ist ein werthvoller Besitz, ein Luxusgegenstand geworden. Ein willenloses Prachtstück, das ist der Charakter der orientalischen Frau in seiner höchsten Auffassung. Die hohen Frauengestalten der epischen Poesie sind ihm gegenüber einzelne aristokratische Blumen, die aus der Nacht der Geschichte emporblühten. Die Mohammedaner haben diese eigentlich orientalische Auffassung der Frau am weitesten und consequentesten ausgebildet, und in ihrem System ist jene ganz außerhalb der sittlichen Weltordnung gestellt. Einen Bruch in diese Anschauungsweise machen die Frauen im alten Israel. Hier erhält die Familiengewalt ihren ersten Stoß durch den höhern Werth, welchen das Individuum einem Gotte und einem Staate gegenüber erhält, zu dem es sich schon selbständig zu verhalten beginnt. Die Unsicherheit des Culturzustandes der Mosaischen Zeit verhinderte zwar eine gänzliche Ausrottung der aus Aegypten hergenommenen Gebräuche und Anschauungen, die Behandlung der Frau wurde aber menschlicher, ihr Rechtskreis erweiterter und dehnte sich in späterer Zeit immer mehr aus, sodaß mit andern Rohheiten auch die Polygamie zu verschwinden beginnt. Und als Judäa zu Ende ging, da schlug die üppige Sinnlichkeit des Orients in ihr Gegentheil, die Ascetik, um, und es war die letzte Aufgabe der Israeliten, dieser philosophischen Ascese die der Masse zugängliche Form, d. h. die religiöse, zu geben.

Zu ähnlichen Resultaten rücksichtlich des Orients gelangt auch Unger. Auch ihm ist das Grundprincip der orientalischen Ehe Sklaverei und absolute Unterwürfigkeit des Weibes unter den Mann oder auch des Mannes unter das Weib. Polyandrie und Polygamie sind beide gleich möglich, wo immer nur ein Individuum frei ist. Die Polyandrie ist freilich die seltener vorkommende Form und findet sich zumeist bei „nicht geschichtlichen Völkern". Im Gegensatz zu ihnen befaßt sich der Verfasser [illegible] mit den Völkern des Orients, die sich zu weltgeschichtlichen herausgebildet haben. China, das älteste dieser Reiche, hat seinen patriarchalischen Charakter auch dem ehelichen Leben aufgedrückt. Das Weib ist dort nie und unter keinen Umständen unabhängig, die Polygamie nähert sich aber dort insofern der Monogamie, als eine Frau die legitime, die übrigen Kebsweiber sind. In Indien, wo sich die Einheit des patriarchalischen Staats in die Kasten auseinanderlegt und das politische Leben in der Familie aufgeht, finden wir dieselben Bestimmungen wie

in China, bis in Persien, wo die Kasten sich in freie Stände verwandeln und, den König an der Spitze, eine staatliche Einheit herstellen, die Lehre Zoroaster's dem Weibe eine bessere Stellung zuweist und die Monogamie zur Regel macht; ein Zustand, der freilich nur so lange dauerte als die Reinheit jener Lehre, die unter Cyrus und Kambyses, da Persien neue Völkerstämme erobernd in sich aufnahm, sich nicht zu halten vermochte. Judäa bildet das Mittelglied zwischen Orient und Occident, es vollzieht den Bruch zwischen Gott und Natur. Der Geist hat sich vom Sinnlichen losgesagt und nimmt das Subject gefangen. Jehova gegenüber ist der Mensch werthlos, nur die Familie, an welche sich der Jehovadienst knüpft, ist selbständig. Auf die Familie richtet sich die Gesetzgebung. Da aber die Familie durch die Sitte bestimmt wird, so vermag das Gesetz das Familienleben nur äußerlich zu regeln, die Sitten bleiben orientalisch: sublimirte Vielweiberei mit Allem, was drum und dran hängt. Aehnliches findet sich in Aegypten.

Diese in ihren Aeußerungen verschiedenen, in ihrem Wesen aber harmonirenden Betrachtungsweisen finden dann in späterer Zeit ihren Brennpunkt im Mohammedanismus, der in abstracter Weise, wie das Christenthum, den im Judenthum liegenden Gedanken fortbildete, vereinigte und alle menschlichen Verhältnisse zu blos geduldeten herabsetzte. Deshalb verliert hier auch die Familie jede höhere Weihe und wird, eben weil Gott mit ihr nichts zu schaffen hat, durch einige wenige im Koran zerstreute Bestimmungen geregelt, die den Charakter einer bloßen Beurtheilung von Handlungen haben. Die wichtigsten Regeln über die Ehe tragen nicht das Gepräge eines fertigen Dogmas, sondern der widerspruchsvollen Privatansichten Mohammed's, dessen sinnlich orientalische Geistesrichtung, trotz der vielfach bessern Behandlung der Frauen, sich in den Eheschließungsformen, in der wenn auch quantitativ beschränkten Polygamie u. s. w. wiederfindet.

Was wir in dieser hier kurz, aber treu wiedergegebenen Darstellung Unger's, die beiläufig nur die Ausführungen in Gans' „Erbrecht" oft wörtlich wiederholt, vermissen, ist eine scharfe Hervorhebung des juristischen Elements der Ehe und der Nachweis, nicht daß, sondern wie und warum diese und gerade diese Form der Eheschließung, Scheidung u. s. w. aus dem Wesen der orientalischen Ehe fließen mußte. Auch darf es sicher als eine Lücke bezeichnet werden, daß er der Fortbildung des Mosaischen Eherechts durch das Recht des Talmud nicht gedacht hat, wobei es ihm an Hülfsmitteln aus jüngster Zeit nicht fehlen konnte. Es ist diese Lücke um so fühlbarer, als das talmudische Eherecht nichts Anderes ist als der Versuch einer Vermittelung des orientalischen Rechts mit dem occidentalischen, namentlich dem römischen, und daher nicht blos den passenden, sondern geschichtlich nothwendigen Uebergang der Welt des Orients in die des Occidents bilden mußte.

Das Stück Geschichte, welches wir mit Jung und Unger hier kurz durchlaufen haben, umfaßt der genannte erste Band von Klemm's Werk. In einem ganzen Bande läßt sich natürlich mehr sagen als auf einigen Bogen, und so finden wir hier Erläuterungen, Ergänzungen und Belege für die philosophischen Grundgedanken, die in den erstgenannten beiden Schriften aus dem Grunde eines oft aphoristischen Materials auftauchen. Eine kurze Einleitung führt uns sofort in medias res. Da es dem Verfasser nicht ausschließlich darum zu thun ist, die Stellung der Frauen innerhalb der Ehe, sondern überhaupt ihren Antheil an der Gestaltung der Geschichte zu zeichnen, so war er von selbst darauf hingewiesen, seine Schilderungen in größern Dimensionen zu geben. Aus Reisebeschreibungen und andern Werken, die am Schlusse des Bandes als Quelle gewissenhaft angegeben werden, schöpft er ein reiches Material, das sich, wohl gesichtet, auf alle Erscheinungen in physischer und psychischer Rücksicht erstreckt. Mit dem Einfluß des Klimas und der durch dasselbe bedingten körperlichen Bildung anhebend, führt er uns ruhigen Ganges durch die Religion, das staatliche Leben, die Industrie, den Handel, die Literatur der verschiedenen Völkerschaften. Er zeigt uns, erzählt uns bis ins kleinste Detail, spannt unsere Aufmerksamkeit und überläßt es uns, den leitenden Grundgedanken der Geschichte selbst aufzufinden. Wir sehen uns deshalb auch nicht in der Lage, in ähnlicher Weise, wie wir es bei Jung und Unger thaten, das sich von Periode zu Periode fortspinnende Princip kurz zu bezeichnen, und müssen bei einem Buche derartiger Composition auch auf eine nur auszügliche Mittheilung des Inhalts verzichten.

Die gesammte Menschheit spaltet der Verfasser in zwei große Hälften, die passive und die active Race. Beide bilden zwei Hälften, wie Mann und Frau, die zusammen gehören, sich gegenseitig ergänzen und vereint zum Ganzen die Zwecke der Vorsehung erfüllen. Die active Race zeichnet sich, gleich dem Manne, durch kräftigern Körperbau, Ausdauer und Thätigkeit aus, während die passive, in Bauart und Farbe von ihr unterschieden, auch ihr geistiger Antipode ist. Die active Race, heimisch in den Hochgebirgen Asiens, hat von da aus nach allen Himmelsgegenden sich ausgebreitet, überall die passive Urbevölkerung sich unterthan gemacht; die passive Race ist über alle Theile der Erde verbreitet, in allen einheimisch. Dies Theilungsprincip hat der Verfasser auch bei seinen Schilderungen zur Norm genommen, und diese liefern allerdings den Beweis, daß der Zustand der Frauen der passiven Menschenrace um so niedriger erscheint, je entfernter der Einfluß der activen Race ist. Zur passiven Race gehören die Frauen der amerikanischen Jägerstämme, der polarischen Fischerstämme, der Hirtenvölker Afrikas, des europäischen und asiatischen Nordens, der Hirtenvölker der gemäßigten Zone; bei den letztgenannten hat der Einfluß der activen Race bereits mildernd gewirkt und sie bilden den Uebergang zur activen Race. Die Frauen derselben tragen alle Unterscheidungsmerkmale derselben, ebenso wie die Frauen der passiven Race sich vor den Männern vortheilhaft auszeichnen. So wendet sich der Verfasser zu der activen Race,

wo diese in ursprünglicher Ungemischtheit erscheint, d. h. in den Hochgebirgen Vorderasiens, und verfolgt sie durch alle Fortpflanzungen auf der Erde. Zunächst werden uns die Zustände der Frauen bei den kleinen Volksstämmen (Kaukasier, Beduinen, Südseeinsulaner) und dann in den größern Staaten (altamerikanische Staaten, Asien, China, mohammedanischer Orient) vor Augen gelegt. Das Resultat seiner Betrachtungen über die erstern legt der Verfasser in den Worten nieder: „Je tiefer die Culturstufe ist, auf welcher diese Stämme stehen, desto untergeordneter ist die Stellung der Frauen.“ Mit einer der Wichtigkeit der geschichtlichen Thatsache entsprechenden Ausführlichkeit verweilt Klemm da, wo es sich um größere Staatengebilde handelt, und gibt hier interessante Aufschlüsse, durch welche die Behauptungen von Jung und Unger da, wo sie zu abstract sind, wesentlich modificirt werden. Das weibliche Geschlecht der altamerikanischen Staaten bildete den natürlichen Vermittler zwischen Eroberer und Besiegten, ähnlich wie im alten Aegypten, ist in Indien Sklave tyrannischer Gesetze, in China vom Gesetz mit Ehren umgeben, aber jedes Antheils am öffentlichen Leben baar, eine Stellung, die sich auch im Mohammedanismus wiederfindet.

Wir lassen nun, um einen Uebergang zu Griechenland zu finden, Jung sprechen:

So lagen denn die dunkeln weltlichen und göttlichen Mächte des Orients hinter uns, und wir betreten Hellas, das glückselige Land, dessen stolze Bürger zuerst den freien Gedanken faßten, den Staat und die Religion ihren eigenen Zwecken und Interessen unterthan zu machen.

Weil die Hellenen aber inmitten der Barbarei die Einzigen waren, die zu einer vollkommenen Demokratie gelangten, schlossen sie sich unter sich und gegen andere Völker ab, bildeten sie eine Genossenschaft, die sie als das Höchste betrachteten, und brachten dem Staate jedes Sonderinteresse zum Opfer. Das erste und größte Opfer aber war die Frau, die in dem blos der Oeffentlichkeit geweihten Leben keinen Platz finden konnte, oder nur dann, wenn, wie in Sparta, das weibliche Geschlecht moralisch aufgehoben und Männer daraus gemacht wurden. Der größere Werth, den das Individuum als Bürger im griechischen Staate hatte, kam freilich auch der Frau insofern zugute, als die freie Jungfrau nicht mehr gekauft wurde, nicht mehr Mitweiber neben sich zu dulden, ja sogar dem Manne eine Mitgift mitzubringen, Standesvorrechte hatte und nicht willkürlich verjagt werden konnte. Dennoch blieb sie ihr Leben lang unter männlicher Herrschaft, war lebenslänglich unmündig. „Zweck der Ehe in Athen und Sparta war die Erzeugung neuer Bürger. Das Weib gehörte nicht mehr dem ersten Ergreifer, nicht mehr der Familie, sondern hauptsächlich dem Staate.“ Trotzdem schimmert der Raub, die Gewalt noch sehr sichtbar durch die Ehe, namentlich durch die Symbolik der Heirathsceremonien. Der Staat wollte das auch nicht verhindern, er trat der Ehe nur äußerlich gegenüber, betrachtete sie nicht als sittliches Institut, sondern das Weib als ein bloßes Bindemittel der Menschen. Das Gesetz verbannte aus der Ehe alle Lust, alle Freude und Freiheit und entschädigte dafür durch die Einführung der Hetären. War die Frau eine politische Pflicht des Mannes, so war ihm die Hetäre die Ergänzung des Geschlechtsverhältnisses. Das Bedürfniß der schönen Form, noch losgelöst vom Inhalt, hat das Hetärenthum geschaffen. Trotzdem war auch das Loos dieser schönen Buhlerinnen kein beneidenswerthes, denn das Weib hatte überhaupt bei den Griechen keinen Antheil an der wahren Liebe. Es stellt sich dies besonders klar heraus bei einer Uebersicht der griechischen Dichter, noch klarer aus der Knabenliebe, welche die Poesie des in roher Bloßlegung gehandhabten Geschlechtsverkehrs ersetzen mußte. Liebe ist nur möglich zwischen gleichberechtigten Naturen. Gleichberechtigt war dem Griechen aber nur der Mann, nicht die Frau.

Dieselben Ansichten vom Griechenthum finden wir auch bei Unger wieder, nur daß sie hier im Gewande Hegel'scher Terminologie auftreten. Er hat aber schärfer als Jung den Umstand hervorgehoben, daß „schöne Individualität die Signatur des Griechenthums“ sei, daß also, setzen wir hinzu, die Moral auf zweiter Linie im Verhältniß zur Schönheit stand und die Ehe deshalb lediglich Genuß des schönen Leibes war.

Den Uebergang von der schönen griechischen Welt zum römischen Rechtsleben stellt Jung ohne innere Vermittelung mehr schildernd als beweisend und den leitenden Faden festhaltend dar; war es dem Aesthetiker vielleicht nicht heimisch bei den Römern? Unger dagegen ist es besser gelungen, die allmälige Entpuppung des starren römischen Rechtsbegriffs und seine nothwendige Folge aus dem Untergange des Hellenenthums zu begründen. Kein Wunder! Das römische Recht ist der eigentliche Tummelplatz des Juristen. Verstehen wir den in diesem Capitel merkwürdig hegelisirenden Verfasser recht, so ist der leitende Gedanke folgender: Rom war, wie Griechenland und den Staaten des Alterthums überhaupt, der Staat höher als der Einzelne; der Mensch geht in dem Bürger auf und dieser im Staatszweck. Während aber in Griechenland der Staat sich um den Bürger bekümmerte, das Staatsrecht also zusammenfiel mit dem Privatrecht, ließ der römische Staat den Bürger laufen, gab ihm sein eigenes Recht (Privatrecht), seine eigene Souveränetät und behielt für sich das jus publicum, das öffentliche Recht. In seinem Hause, mit seinem Eigenthum konnte der Römer schalten und walten, wie er wollte; wo es aber das Interesse des Staats galt, da mußte er ihm alle Güter des Geistes und Körpers zum Opfer bringen, und zwar blos des formellen Grundes halber, damit Rom bestehe. Ein durch Gewalt und Eroberung entstandener, aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzter Staat kann auch nur durch Gewalt gehalten werden. Diese Geltung des Einzelnen innerhalb seines Privatlebens, dieser Kampf der Grundelemente (Patricier, Plebejer) findet sich auch in der Ehe ausgeprägt. Die Herrschaft des Staats geht auf die Familie (paterfamilias) über, dem alle Glieder unbarmherzig untergeordnet sind. Auf die Spitze getrieben und

in seiner Durchführung unmöglich, führte die strenge, von den genauesten Vorschriften umzäunte Gewalt (jus strictum) zu einer mildern Praxis (aequitas) und schuf im Familienleben neben der strengen Ehe die freie, ja sogar das Concubinat. Jene, die altrömische Ehe, an den Raub der Sabinerinnen erinnernd, gibt die Frau dem Manne gebunden in die Hände, während die freie Ehe der spätern Zeit nicht die moralische Geltung der Frau, sondern die völlige Zusammenhangslosigkeit derselben mit dem Manne fixirt. Hand in Hand mit diesen Formen geht auch die Behandlung der Frauen. In der strengen Ehe ein Werkzeug, wird sie in der freien die zwar berechtigte, aber gleichgültige Hausgenossin des Mannes. Ein Product jener Anschauung ist ferner die Monogamie, die vom Anbeginn der römischen Welt durch die ganze Geschichte hindurch nicht infolge eines Gesetzes, sondern wie durch stillschweigende Uebereinkunft herrscht. Warum? Darüber läßt uns der Verfasser im Unklaren. Wir glauben den tiefern Grund einerseits in dem einheitlichen Princip des römischen Lebens überhaupt, dann aber auch darin zu finden, daß die in Griechenland vermißte Gleichheit der Frau mit dem Mann, die der Verfasser später als den Fortschritt Roms bezeichnet, in Rom Grundsatz geworden. Freilich blieb Rom auch bei dieser formellen Gleichheit stehen und gab dem Weibe rechtliche Zwangsmittel und Befugnisse, aber wie dem römischen Leben eine abstracte Härte innwohnt, so fehlt der Ehe die Seite des Gefühls, das Moment der Liebe.

Der Kampf zwischen strenger und laxer Ehe endigte in der ersten Periode Roms mit der Verschmelzung beider zu einer bestimmten Form; die Ehe blieb innerlich streng, d. h. geheiligt durch Sitte und Zucht; Ehescheidungen waren rari nantes. In der zweiten Periode erhebt sich, wie der Kampf der Plebejer gegen die Patricier, so der erneuerte Kampf der laxen Ehe gegen die strenge, um in der dritten Periode in ihrem endlichen Siege zur alleinherrschenden Form zu werden. So gelangte das Weib zur öffentlichen Anerkennung seiner Selbständigkeit und Eigenberechtigung, aber diese zuletzt ins Maßlose ausgedehnte Willkür brachte das eheliche Leben um die letzten Reste von Ehrbarkeit und Reinheit, wie die Schrankenlosigkeit der Privatgewalt den Sturz Roms herbeiführte.

Es würde nur eine Wiederholung sein, wollten wir er die Aeußerungen Jung's über die römische Ehe wiergeben. Es genüge deshalb die Bemerkung, daß er n desfallsigen Expositionen ein Capitel über den Einfluß des Christenthums auf die Vollendung des römischen echts einflicht, dessen Inhalt der Nachweis bildet, daß s Christenthum dem Uebergang Roms zur Monarchie ächtig unter die Arme gegriffen und eine Reaction gen das Genußleben bildete. Die Maßlosigkeit desselben war der geeignetste Boden für das spiritualistische bäude, welches erst die Philosophen (Stoiker, Epikur, Neuplatoniker) und dann das Christenthum darauf auten. Wenn die Alleinherrschaft der Cäsaren dem zelnen sein Interesse am Staate äußerlich raubte, so löste ihn die Philosophie und das Christenthum innerlich davon ab. Die Philosophie opferte die ganze Außenwelt, um ungestört bleiben zu können, sie „machte den Menschen zu einem zufriedenen Greis, weil man für die Thatkraft des Jünglings keine Aufgabe sah". Die Philosophie war aber nur für wenige Auserwählte; auch die Masse mußte, um neues Leben zu bekommen, befreit werden von einer Welt, in der es für sie keine Anspannung mehr gab. Das hat das Christenthum gethan. Es verdammte die Materie, die vorgefundene schlechte Welt und ordnete sie dem persönlichen Gotte unter. Sowie der Philosoph sich ausschließlich zu sich selbst, so soll der Christ sich nur zu Gott verhalten. Hier wie dort Ascetik und Verachtung der Lebensgenüsse. In der Ansicht über Ehe und Geschlechtsliebe sind daher jene Philosophen mit dem Christenthum ganz einverstanden, d. h. sie suchen sich davon, als etwas Weltlichem, mithin zu Verachtendem, so fern als möglich zu halten und betrachten sie als ein nothwendiges Uebel. Es sind nichts als Concessionen, die das Christenthum seinem Princip zum Trotz der Materie machen muß, weil es eben nicht anders geht. Eine Concession der Art ist es auch, wenn die Frau nicht völlig gleichberechtigt mit dem Manne ist, da doch vor dem Christengott alle Menschen gleich sind. Daher kommt es, daß jene christlich-römische Definition der Ehe, wie wir sie im „Corpus juris" finden: „Die Ehe ist eine Vereinigung zwischen Mann und Frau, eine Gemeinschaftlichkeit des ganzen Lebens, des menschlichen und göttlichen Rechts", nur auf dem Papier wahr ist. Solange es freilich für die Ehe noch einer juristischen Definition bedarf, d. h. solange es der Zustand der Menschheit erfodert, daß außer dem Manne und der Frau noch andere Mächte sich um deren Vereinigung kümmern, ist diese christlich-römische Definition die menschlichste und reinste, allein selbst sie ist bis auf den heutigen Tag eine bloße Foderung, eine bloße Phrase geblieben.

Die Evangelien und die Apostel, denen der Verfasser ein besonderes Capitel widmet, haben im Sinne der oben dargelegten christlichen Anschauung nur den einen Gesichtspunkt: die unausrottbare und doch auch theilweis nothwendige Sinnlichkeit des Menschen festzubannen und ihr möglichst die Kraft zu benehmen. Wenn sie die Scheidung verbieten, so geschieht dies nicht deshalb, um der Frau eine Concession zu machen, sondern um das fatale Geschlechtsverhältniß in einer einmaligen Ehe zu beschränken. Um die sonstigen bürgerlichen Verhältnisse der Ehe kümmern sich die Evangelien nicht, sie lassen sie bestehen, sie dulden sie.

Die Kirchenväter, welche fast alle über die Ehe, diesen Stein am Fuße des Gläubigen, herfielen, zogen nur die Consequenzen aus dem Systeme der Meister, deren nächste das Verbot der zweiten Ehe, deren Schlußstein das Cölibat ist.

„Was", so fragt sich Jung am Schlusse seines Buchs, „gewann die Frau beim Christenthum?" Das Christenthum, dieses letzte Selbstbewußtsein der römischen

Welt, verhält sich den Frauen gegenüber so, wie die Philosophen der Alten Welt, z. B. die Essener in Palästina. Wenn Christus die Frau, insofern sie geschlechtslose Person (also nicht Braut, Gattin) war, dem Manne gleichstellte, so mußte sie durch die Kirchenväter in das alte Subordinationsverhältniß zurückkehren. Verkehrt ist es nach allem Diesem, die Liebe und das Geschlechtsverhältniß mit Bibelstellen zu belegen; das wahre, echte Christenthum hat dafür eben deshalb nicht Raum, weil sein Spiritualismus den ganzen Menschen in Anspruch nimmt.

Hier hätte es nun ganz nahe gelegen, wenn der Verfasser der Reformation und namentlich der Ehe im Sinne Luther's gedacht hätte; ein Mangel, der durch ein Verweisen auf den zweiten Theil nicht entschuldigt wird, denn was innerlich zusammengehört, soll auch äußerlich nicht getrennt werden. Um so willkommener ist die Ergänzung, die uns Unger, zu dem wir nochmals zurückkehren, bietet.

Das Christenthum und die kirchliche Gesetzgebung der ältern Zeit leitet er mit allgemeinen bekannten Reflexionen der Hegel'schen Schule über das Wesen des Christenthums ein und folgert dann: „Denn wie alle andern Principien, so enthält auch das Christenthum an sich das allein richtige Princip der Ehe und des Familienlebens." Jung hat schlagend nachgewiesen, daß gerade das Christenthum an sich (das Urchristenthum) nicht nur nichts für die Ehe, sondern Alles gegen sie enthält. Es erbaute sich auf der Gebrochenheit der Individuen, die es vorfand, und stellte sein Reich als „nicht von dieser Welt" dar; es isolirte den Menschen, insofern es ihn auf den Himmel und die Einsamkeit wies. Wenn Verfasser zur Stütze seiner Ansicht Ephes. 5, 28 anruft, wo es heißt: „Die Männer sollen ihre Weiber lieben als ihre eigenen Leiber", so stellen wir den hart ans Alterthum streifenden Satz des Evangeliums: „Das Weib aber fürchte den Mann", entgegen. Wäre das christliche Eheprincip das richtige, so hätte es sich, wenn auch nicht in der ersten Zeit, so doch später um so mehr Bahn brechen müssen, da es als ein religiöses auftrat, um so eher plausibel und praktisch durchführbar werden konnte. Der Verfasser hat nun aber nachgewiesen, daß die Versöhnung des Christenthums sich nur auf die Zurückziehung des Menschen in den Himmel erstreckte, das Erdenleben aber unberührt ließ und die Ehe selbst, welche in sich zugleich ein sinnliches Moment enthält, als etwas Unsittliches betrachtet, ja geradezu verworfen wurde. Je mehr wir diesen Nachweis des Verfassers als gelungen anerkennen, desto weniger können wir seiner Behauptung über das Princip beipflichten. Das Christenthum foderte die reine Gesinnung, d. h. die von den Schlacken der Natur befreite, da diese aus den Institutionen Roms, die es zunächst vorfand, gewichen war; es foderte die Liebe, aber diese Liebe nahm der Himmel in Anspruch; es arbeitete zunächst an der Vernichtung der vorgefundenen schlechten Einrichtungen und konnte durch sein Princip (Auflösung der nationalen und persönlichen Unterschiede im Gottesreiche) das Institut der Ehe nicht herstellen. Es verhielt sich rein negativ. Alle vom Verfasser angeführten Bestimmungen desselben haben diesen Charakter; sie verbieten die Liederlichkeit, die leichtsinnige Scheidung, die Doppelehe, nirgends aber wird gesagt: Heirathe aus Liebe und in Liebe, damit du deine menschliche Bestimmung erreichst. („Besser heirathen als Brunst leiden.") Wäre das nackte Gebot der Nächstenliebe in sich schöpferisch genug, ein humanes Geschlechtsverhältniß herzustellen, so würde die Ehe der Juden, denen dies Gebot nicht fehlte, Das schon geleistet haben, was später das Christenthum leisten sollte.

Wenn aber das Christenthum für das Alterthum keine positiv gestaltende, sondern eine wesentlich zersetzende Bedeutung gehabt hat — das ist der weitere Gedankengang des Verfassers — so gelangte es zu seiner Realisirung erst in der germanischen Welt, „zugleich der Beweis, daß das Christenthum für sich allein die Welt umzugestalten nicht vermochte", sondern hierzu eines starken Volks bedurfte. Liegt hierin nicht wieder eine Bestätigung unserer soeben gemachten Ausstellungen? Aber, setzen wir hinzu, die Germanen haben nicht erst des Christenthums bedurft, um die Ehe zur sittlichen Gestaltung zu bringen, denn lange bevor das Christenthum bei ihnen Wurzel faßte, erfreuten sie sich eines gesunden Familienverhältnisses. Daran hat auch das Christenthum nichts Wesentliches geändert, sondern nur Formen für Eingehung und Auflösung der Ehe geschaffen, mit einem Worte die Ehe zu einer Kirchenangelegenheit gemacht. Ein jugendlich kräftiges Volk, dessen Lebensprincip die Freiheit des Einzelnen und der Genossenschaften, die Achtung der Individualität ist, besitzt darin allein das Zeug zu allem Guten. Es ist hier nicht der Ort, gegen das „Christlich-Germanische", mit dem heuer so viel leeres Wortgepränge getrieben wird, zu polemisiren, noch viel weniger soll die Behauptung aufgestellt werden, daß die Germanen von heute auch ohne das Christenthum geworden sein würden, was sie sind; aber es steht uns wohl zu, Rechtsphilosophie und Gesetzgebung davor zu warnen, daß sie Institute nicht anders als aus ihrem Wesen hypostasiren. Wie wenig das Christenthum gegen nationale Institute der Germanen auszurichten vermochte, wenn es sich nicht auf das engste an sie anschloß, beweist unter Anderm der Umstand, daß das germanische Erbrecht noch heute besteht und das Kirchenrecht nicht vermocht hat, das ihm dem Principe nach weit befreundetere römische Erbrecht durchweg einzubürgern. Es hatten ferner die alten Germanen Gewohnheiten (z. B. die Wiederverheirathung der Geschiedenen bei Lebzeiten der Ehegatten), welche die erste christliche Kirche abstellte, die aber durch und nach der Reformation wieder auflebten.

Das Charakteristische der germanischen Ehe, im Gegensatz zu der gräco-romanischen und orientalischen, liegt aber darin, daß das Weib nicht unter dem Joche des Mannes schmachtet, sondern unter den Schutz der Familie gestellt und als ihr berechtigtes Glied anerkannt ist. Die Familie, der Verein durch das Blut verbun-

bender und nach außen hin gemeinschaftlich wirkender Menschen, ist ein Begriff, der in dieser Intensivität erst auf germanischem Boden das Licht der Welt erblickte. Die solidarische Haft der einzelnen Glieder untereinander ist der prototypische Ausdruck des ganzen germanischen Rechts und Staatslebens, ist die große Scheidewand desselben von seinen geschichtlichen Vorgängern. Daß aber eine Familie in diesem Sinne den Begriff der Liebe, des treuen Zusammenhaltens zur Voraussetzung hat, versteht sich von selbst. Daher entstand eine wirkliche Ehe (Eva, Einheit), gleichberechtigte Stellung von Mann und Frau nicht äußerlich kraft Gesetzes, sondern innerlich kraft eines sittlichen Nervs. Der Germane achtete die Frau und, wenn wir an ein triviales Sprichwort erinnern dürfen, Liebe ist nicht möglich ohne Achtung. Aufgehen kann ich nur in einer Persönlichkeit, welche die Ergänzung meines eigenen Ichs bildet. Ob das Mädchen nicht ohne Consens der Familie heirathen konnte und ob die Form der Eingehung die eines Kaufs war, thut der Sache keinen Abbruch. Offenbar geht der Verfasser zu weit, wenn er von „einer sachlichen und gegenständlichen Behandlung der Frau" im alten Germanien redet. Nicht die Frau wurde gekauft, sondern das Schutzrecht (mundium) ging vom Vater auf den Mann über, eine Symbolik, die sich bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Deutschlands und Frankreichs in dem „Geben auf die Treue" erhalten hat. Und eben diese Symbolik beweist gegen den Verfasser, es spricht sich darin die Sorge für ein schutzbedürftiges Wesen aus. Zudem war der Kauf immer nur Das, was heute eine Eheberedung ist; geschlossen war die Ehe erst durch Vermählungsfeierlichkeiten und vielfach erst durch den höchsten physiologischen Proceß, die geschlechtliche Vereinigung.

Der kirchlichen Gesetzgebung mit ihrer Anlehnung an die Willkür der römischen Imperatoren blieb hier natürlich ein harter Kampf. Das Kirchenrecht und die hierarchische Centralisation ist wesentlich römisch. Was das Kaiserthum auf politischem Gebiete — und eben dies hätte der Verfasser hervorheben sollen — ist das Kirchenthum auf dem religiösen. Den Beweis liefert im Eherecht die vom Verfasser in einem besondern Capitel ausführlich behandelte hierarchische Kirche des Mittelalters und das kanonische Recht bis zum Concil von Trient, die bezeichnet werden durch den Kampf der weltlichen und geistlichen Gewalt. Vor allem ist es denn ein Punkt, den Jung mit manch andern übersehen, auf den Unger mit Recht Gewicht legt: der sacramentalische Charakter der Ehe. Erstarrt zum Sacrament, büßte sie ihre innerste Substanz, die Liebe zweier Wesen von Fleisch und Blut, ein, und die Gesetzgebung drängte sich mit theologisch-juristischen Ge- und Verboten in die freie Selbstbestimmung.

Der Katholicismus hat daher keine charakteristisch neue Ehe schaffen, sondern nur eine Composition der römisch-germanischen Ehe hervorbringen können. Dadurch aber weckte er innerhalb seiner Genossenschaft einen Gegner, den wir als den Vorläufer der Reformation im Eheleben betrachten dürfen, die Romantik. Es war doch dem Germanen zu viel, daß er sich geistig gefangen geben solle, er besann sich, daß die Begierde des Mannes zum Weibe einen natürlichen Boden habe, und erweckte noch ein mal das Griechenthum. Man braucht vom griechischen Geschlechtsverkehr nur die Bloßstellung abzuziehen und hat die Romantik. Ihr Wesen liegt darin, daß sie die Geschlechtsliebe in ihrer Natürlichkeit anerkennt, aber den geliebten Gegenstand in eine nebelhafte Ferne, in den Heiligenschein des Ideals verlegt und da träumt, wo sie genießen sollte. Sie ist daher eine Protestation gegen den Spiritualismus, andererseits aber auch der unglückliche Versuch, ihn mit der Geschlechtsliebe zu vermitteln. Die Frauen gelangten durch die Vergötterung zur Geltung, zur poetischen Verherrlichung, aber ein Extrem ruft das andere wach. Die Romantik schlug in Liederlichkeit um, die am maßlosesten sich in der Zeit des Verfalls der Kirche spreizte und mit dieser der erlösenden Hand wartete; die durch die Reformation gereicht wurde.

Luther's That bestand in der Proclamation der subjectiven Freiheit, der Losreißung von Dem, was römisch in der Kirche war, dem Dogmatismus und der Autokratie. Er ging daher nicht direct los auf die Ehe, sondern suchte sie vom Dogma, der Versteinerung zum Sacrament zu befreien. Darin lag aber zugleich dies, daß die Ehe ihre Berechtigung aus sich selbst nehmen und in ihrer positiven Gestaltung der weltlichen Obrigkeit belassen bleiben mußte. Durch seine Heirath hob der Reformator die äußerste Consequenz des Katholicismus, das Cölibat, und mit ihm auch viele andere Beschränkungen factisch auf. Weiter ist der Protestantismus nicht gegangen, seine Fortbildung blieb den einzelnen Gesetzgebungen anheimgestellt, die seinem Princip mehr oder minder treu blieben. In das übertriebene Lob, das ihnen der Verfasser zollt, können wir nicht einstimmen, am allerwenigsten uns bereden, daß es ihnen zu danken, wenn wir heute einen geläuterten Begriff von der Ehe haben. Wie verträgt sich z. B. mit diesem Begriff die Bestimmung, daß bei der Gütergemeinschaft der Mann Alles verkaufen kann? daß eine in sich zerfallene Ehe sehr schwer oder gar nicht geschieden werden kann? u. s. w.

Ueber das wichtige Capitel von der Reformation und den modernen Gesetzgebungen ist der Verfasser etwas kurz hinweggegangen, und die schwächste Seite des Buchs ist somit die, welche der Betrachtung den reichsten Stoff gab. Mögen folgende Andeutungen bei einer spätern Auflage benutzt werden.

Luther, der 1519 die Ehe noch für ein Sacrament ansah, sie 1522 für ein weltlich Geschäft erklärte und später auch dies zurücknahm, hat sich im Eherecht auch nur negativ verhalten und an die Stelle des Papstes nur den Namen Gottes gesetzt. Er hat die Ehe verweltlicht („durch Gottes Wort und Gnade"), aber das Dogma von der Unreinigkeit des (selbst ehelichen) Beischlafs nicht allein nicht aufgehoben, sondern auf das

schärfste in den Vordergrund gestellt. „Gott decke“, so sagt er, „den Himmel über die vorfallende Unreinigkeit“; wenn daher „der Eheliche im Hinblick auf Gott die Ehe vollzöge und dabei nur nicht denke, daß er hier was Gutes thue, so werde ihm diese Sünde nicht angerechnet“. Eben weil dies nicht möglich, weil man nicht Engel und Mensch in Einer Person, in Einem Athemzuge liebend umarmen und sich selbst fluchen kann, führte der Protestantismus zu keiner Versöhnung. Die Ehe wurde auch ihm genommen und Sache der Jurisprudenz, die nicht nach dem Inhalt fragt; sie wurde Civilehe. Sie ist der letzte geschichtliche Ausdruck der Unmöglichkeit, durch Gebote das innerste Wesen des Menschen zu erfassen. Jenseit der Civilehe, der letzten Phase der Ehe als Institution, liegt die Ehe, die ihr Wesen nicht außer sich, sondern vollständig in sich verlegt.

Der Civilehe erwähnt der Verfasser gar nicht und schließt sein Buch mit einer salbungsvollen „Schlußbetrachtung“, nachdem er vorher Raisonnements über „Socialismus und Communismus“ gegeben. Der Uebergang zu diesem Capitel ist ein sehr verfehlter, denn der Socialismus und Communismus richten sich nicht gegen die specifisch christliche Anschauung von der Ehe, sondern gegen die Ehe als Institution. Den Weg zu diesem Capitel mußte sich der Verfasser durch die Civilehe bahnen. Es ist gewiß nicht bloßer Zufall, daß dasselbe Land, welches die Civilehe zuerst sah, auch der Boden jener socialistischen Theorien wurde. Mit der Civilehe waren alle Formen erschöpft, das Wesen blieb unberührt, der unglücklichen Ehen gab es in Frankreich viele; die Socialisten schrieben die Schuld „den Einrichtungen“ zu und verfielen in Extreme.

Wollt ihr die Ehe von heute in einem freien Staate kennen lernen — vide Norton! Summa:

Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein!

67.

Böhmische Literatur.

Böhmische Perlen (Perly České). Prag 1855.

Unter diesem Titel hat die am Museum des Königreichs Böhmen bestehende Section für wissenschaftliche Förderung der böhmischen Sprache und Literatur zur Erinnerung an die am 3. Juni 1854 zu Prag erfolgte Ankunft des Kaisers und der Kaiserin von Oestreich, Franz Joseph und Elisabeth, eine der Kaiserin Elisabeth gewidmete Sammlung böhmisch-literarischer, zu diesem Zwecke eigens verfaßter Arbeiten herausgegeben, welche Sammlung, prachtvoll ausgestattet und eingebunden, von der Kaiserin auch auf das huldvollste entgegengenommen wurde. Das Ganze ist ein würdiges, charakteristisches, zugleich Einsicht in die Thätigkeit der böhmischen Literaten gewährendes Denkmal der Liebe, Treue und Anhänglichkeit.

Den Reigen eröffnet ein herzliches „Widmungsgedicht“ von J. E. Wocel, der sich besonders durch drei große epische Dichtungen: „Die Přemysliden“, „Schwert und Kelch“ und „Das Labyrinth des Ruhms“, sowie durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Archäologie ausgezeichnet hat. Hieran schließen sich mehre, das erlauchte Herrscherpaar und dessen Verhältniß zu Reich und Volk unmittelbar betreffende Gedichte von B. Furch und J. J. Melichar. Eines dieser Gedichte, „Sehnsucht“ von Furch, liefert einen Beweis von der ungemeinen Schmiegsamkeit der böhmischen Sprache und der Weichheit und Melodie, deren sie bei geschickter Behandlung fähig ist, da in dem aus drei achtzeiligen Strophen mit dreifüßigen Trochäen bestehenden Gedichte zwischen zwei Consonanten immer ein Vocal vorkommt, sodaß nie zwei Consonanten aufeinander folgen. Uebrigens gab schon vor vielen Jahren der durch seine Jugendschriften und durch seine musterhaften Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Deutschen (Virgil und Pyrker's „Perlen“) hochverdiente böhmische Literat K. Winařický eine ganze Sammlung solcher Gedichte heraus. Dann folgt eine Beschreibung der Tage, wo das alte, tausendjährige Prag, sich zum Jüngling wandelnd, in dem reichsten, ausgesuchtesten Schmucke von Fahnen, Draperien, Laub und Blumen, Triumphpforten, Prunkgerüsten, sodaß auf dem Hauptwege vom Eisenbahnhof zur Burg das Mauerwerk der Häuser gar nicht zu sehen war, das erst kurz zuvor vermählte Herrscherpaar in sich schloß.

Nun sind theils poetische, theils prosaische Producte verschiedenen Inhalts sinnig aneinander gereiht, und zwar lauter solche, die dem Ganzen östreichisch-böhmische Färbung und Bedeutung verleihen. Es mögen hier der Kürze wegen nur folgende hervorgehoben werden: „Johann Jiskra von Brandeis“, von H. Jireček, dem Redacteur der „Slovenské Noviny“ in Wien, der sein Talent durch eine gewählte Sammlung von Novellen beurkundet hat. Es ist eine Biographie desselben böhmischen Ritters, von dem Aeneas Sylvius in seinen Briefen 1446 sagt: „Jiskra vir magnificus nostrique saeculi non parvum decus“, und den auch der deutsche Dichter Michel Beheim besang. Jiskra war nach Kaiser Albrecht's Tode eine Hauptstütze der hinterbliebenen argverlassenen Kaiserin-Witwe Elisabeth, Tochter des Luxemburgers Sigmund, und half so den ersten großen Verein der kaiserlich östreichischen Länder unter habsburgischem Scepter für Ladislaw Posthumus erhalten. — „Karla, ein Bild aus der Gegend von Tauß“, von Božena Němec. Diese Dame ist eine vorzügliche Märchenerzählerin. Auch das ländliche Bild aus der Gegend des gegen die bairische Grenze gelegenen, historisch bekannten Tauß (böhmisch Domažlice) ist ihr gelungen und athmet um desto mehr Leben, da sie Töne des eigenthümlichen böhmischen Dialekts einzumischen wußte, der noch heutigen Tags dort gesprochen wird. — „Die Urvorzeiten des Landes Böhmen“, von J. Krejčí. Der Verfasser hat sich bereits durch mehre naturhistorische Schriften, von denen einige höhern Orts auch in Schulen für anwendbar befunden wurden, einen guten Namen erworben. Er kennt sein Vaterland, das er besonders in mineralogischer Hinsicht nach allen Richtungen durchstreifte, vortrefflich und liefert hier interessante geognostische Notizen, die zum Theil Neues, bisher Unbekanntes enthalten. — „Auf und unter dem Meere“, von W. Lambl, eine ebenso anziehende als belehrende Schilderung einer Reise, welche der Verfasser von der Insel Lessina auf dem dalmatischen Meere bis nach Ragusa unternahm. — „Die königlichen Leibgedingstädte in Böhmen“, von W. Křížek, eine interessante Geschichte der böhmischen Städte Melnik, Königgrätz, Königinhof, Jaroměř, Bydžow, Hohenmaut, Chrudim, Polička und Trautenau in ihrem besondern Verhältnisse zu den jeweiligen Königinnen von Böhmen. Man erfährt unter Anderm, daß diese Städte noch im Jahre 1706 der Königin Geschenke darbrachten, durch welche sie in der That charakterisirt werden. Melnik nämlich schenkte Wein, Königgrätz Fasane, Königinhof Gründlinge, Jaroměř Lachse, Bydžow Krebse, Hohenmaut Forellen, Chrudim Weizen, Polička Hafer, Trautenau Leinwand. — „Der Lange, der Breite und der Scharfsichtige, ein böhmisches Volksmärchen“, von K. J. Erben. Der ebenso auf dem Gebiete der Dichtkunst als auf dem der Gelehrsamkeit hervorragende Verfasser hat sich schon durch die Herausgabe einer starken Sammlung böhmischer Volkslieder mit Melodien, durch eine treffliche Bearbeitung böhmischer Volksgeschichten und unlängst durch seine für die Geschichte äußerst wichtigen „Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae

ek Moraviae. P. I. annorum 600—1253" Lorbern gesammelt. Das Märchen, das hier geboten wird, erhält seine wahre Bedeutung erst durch die von dem Verfasser hinzugefügten kritischen Anmerkungen, worin er es mit den „Sechs Dienern" in der Sammlung der Brüder Grimm und mit der „Edda" nach einem alten Liede von den Faröern in Vergleich bringt und so dessen allegorisches Gewand lüftet. Wir bekommen dadurch einen Vorgeschmack des Werks über slawische Mythologie, wozu sich der geistreiche Verfasser gegenwärtig rüstet und das bei dessen ausgebreiteten linguistischen und historischen Kenntnissen Alles übertreffen dürfte, was bisher über diesen Gegenstand vorgebracht wurde. — „Unser Volk in Wien", Bilder von J. Jireček, Bruder des weiter oben genannten. Es geht daraus hervor, daß Wien, dieser östreichische Mikrokosmos, viele Tausende von Böhmen beherbergt, die dort als Künstler, Handwerker, Dienstleute u. s. w. ihr Unterkommen suchen, sodaß man in ganzen Stadtquartieren böhmisch reden hört, als ob man in Böhmen selbst wäre. Bekanntlich besteht in Wien, sowie in St.-Louis in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin gegenwärtig ganze Sendungen böhmischer Bücher abgehen, auch eine Kirche mit böhmischem Gottesdienste.

Um das östreichisch-böhmische Gepräge des Werks zu bewahren, dessen Titel schon auf einen Schatz Böhmens im Kaiserreiche hinweist, schmückt es vorn ein von dem böhmischen Künstler Rybička in Kupfer gestochenes Bild des erlauchten Herrscherpaars, und sind ihm am Ende zwei von dem ausgezeichneten kroatischen Componisten Lisinski in Musik gesetzte Lieder des Veteranen der böhmischen Literaten und Entdeckers der Königinhofer Handschrift, W. Hanka, nebst einem von Kavan in Musik gesetzten Liede des Dichters B. Jablonský beigegeben, dessen lyrische und didaktische Leistungen zu den herrlichsten Blüten der böhmischen Poesie gehören. Das Werk ist von A. J. Wrťátko, dem böhmischen Uebersetzer des „Oedipus" von Sophokles, geordnet.

Joseph Wenzig.

Erzählungen eines östreichischen Veteranen von Julius von Wickede. Erster bis dritter Band. Stuttgart, Hallberger. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Herr von Wickede hat seinen „Preußischen Husarengeschichten", welche allgemeinen Beifall fanden, ein „Soldatenleben" folgen lassen, dessen Held aber nicht den Antheil erregen konnte wie der alte ehrenfeste Husarenunteroffizier, weil er, ein Deutscher, für eine fremde Sache, unter fremden Feldzeichen seine Laufbahn verfolgte, also das Vaterlandsgefühl, eines Kriegers Kleinod, der ganzen Schilderung fehlte. Dies ist um so wärmer in den vorliegenden neuesten Soldatengeschichten des fruchtbaren Verfassers, in obigen „Erzählungen eines östreichischen Veteranen", hervorgetreten und wir können nur damit einverstanden sein.

Die Idee, welche dem Ganzen zugrunde liegt, der Ton, welcher aus ihm klingt, ist derselbe wie in den „Preußischen Husarengeschichten". Wie dort der alte Vater Erdmann während des Feldzugs in Schleswig und Baden seinen jüngern Kameraden von den frühern Kriegen und Großthaten der Preußen erzählt, deren Zeuge und Theilnehmer er gewesen, ist es ier ein greiser Corporal von einem ungarischen Husarenregimente, welcher Dasselbe während des italienischen Feldzugs un- r Radetzky thut. Ihm zur Seite treten noch ein paar ane Veteranen auf, welche das Heerlager besuchen, der eine, n Wallone, welcher ehemals bei dem berühmten Regiment incent-Chevauxlegers gedient, der andere, ein tiroler Landann, der seinen Stutzen 1809 wacker für das angestammte rhaus Oestreich geführt und jetzt seinen Sohn vom Regiment aiserjäger zu sehen kommt. Dies Zusammentreffen so verhiedener Nationalitäten, wie es recht eigentlich das östreichie Heer charakterisirt, ist ganz glücklich benutzt, um der Motonie, welche unausbleiblich bei der durch drei Bände fortählenden Hauptfigur eintreten muß, abzuhelfen. Aber hier müssen wir dem Verfasser den Vorwurf machen, der schon sein „Soldatenleben" traf, hier aber noch auffallender hervortritt. Gewiß ist das Buch sehr rasch geschrieben und beim Drange anderweitiger Dinge nicht der Durchsicht und Selbstkritik des Autors mehr unterworfen worden. Sonst würde er so gut wie jeder Leser, welcher seine frühern Werke kennt, nach wenigen Blättern bemerkt haben, daß die ganze Rede- und Ausdrucksweise wiederum die allertreueste Copie des Vater Erdmann ist. Wir nehmen zu großen Antheil an den interessanten Darstellungen des Verfassers, in welchem sich ein echter Soldatenblick und Soldatengeist bekundet, um ihm zu verschweigen, daß es uns befremdet, wie er sich selbst eine solche Flüchtigkeit — um nicht Nachlässigkeit zu sagen — durchgehen läßt, da es ihm doch ein Kleines wäre, die so glücklich gezeichneten Figuren auch in der Redeweise und in ihren Ausdrücken charakteristisch zu unterscheiden. Diese ist aber ganz stereotyp geworden: immer und ewig Vater Erdmann! Der alte Szabo-Pal auf seinem kleinen falben Villam (Blitz), der Wallone Matthieu, ehemaliger Corporal von Vincent-Chevauxlegers, der Bauer aus dem Passeyrthale, alle Vater Erdmann! Einige ungarische, französische und tirolische Brocken, erstere bis zum Uebermaße wiederholt, können ihnen keinen andern Stempel aufdrücken, da sie fast jedesmal sogleich durch die stehenden Ausdrücke des Vater Erdmann wieder aufgehoben werden. Es würde nicht schwer fallen, eine Zusammenstellung von letztern zu liefern. Wenn aber gar das exclusive mark-brandenburgische Flickwort „man" den östreichischen Veteranen und selbst dem Erzherzoge Karl in den Mund gelegt wird, so ist das wol etwas zu arg. Der intelligente Verfasser wird eingestehen, daß wir Recht haben.

Wir wollen uns aber bei diesem Vorwurf, der sich bei etwa noch folgenden Soldatengeschichten aus andern Heeren so leicht vermeiden lassen wird, nicht länger aufhalten, sondern uns vielmehr der großen Vorzüge erfreuen, welche auch dies Buch, wie seine Vorläufer, zu einer beliebten und wahrhaft ersprießlichen Lectüre für Soldaten aller Grade machen. Wir mögen nicht wiederholen, was wir bereits bei frühern Gelegenheiten darüber ausgesprochen haben. Nur aufmerksam machen wollen wir unsere Leser auf die frische, lebendige Darstellung, den tüchtigen Sinn und die unerschütterliche Treue und Soldatenehre, welche sich auch in diesen „Erzählungen" überall bekundet. Daß der Verfasser dem Hochgefühl der östreichischen Armee, zu welchem dieselbe in neuester Zeit durch ihre Thaten wohl berechtigt ist, in seinen eigenen als rother Faden durchgehenden Schilderungen aus dem lombardischen Feldzuge und dann in den Worten der sprechenden und erzählenden Personen einen bedeutenden Platz einräumt, können wir nicht, wie uns darüber Aeußerungen gemacht worden sind, für einen Fehler ansehen. Dies Hochgefühl muß jeder Armee, welche sich einer großen Geschichte bewußt ist, innewohnen, und wenn es andere Heere nicht herabsetzt, verdient es eher Anerkennung als Tadel. Ich dächte, wir*) besäßen es auch in nicht geringem Maße und genirten uns keineswegs, dasselbe hervortreten zu lassen in Wort und Schrift! Der Verfasser aber verletzt dadurch nirgends und läßt, was wir schon früher mit großer Anerkennung hervorgehoben, nach allen Seiten hin braven Truppen, mögen sie auch als Feinde in der Darstellung erscheinen, die vollste Gerechtigkeit widerfahren.

Auf den reichen Inhalt der Erzählungen gehen wir hier nicht weiter ein; sie umfassen die Zeit von 1805 an und geben sowol Bilder aus den großen Heereszügen und Schlachten als auch einzelne sehr interessante Züge und Reiterstücklein des kleinen Kriegs, aus welchen namentlich die jüngern Kameraden eine ergötzliche Unterhaltung und, wir legen Werth darauf, auch Belehrung schöpfen können. Mögen sie denn das Buch, das schon des Verfassers Name, in militärischen Kreisen von gutem Klange, empfiehlt, willkommen heißen. 54.

---

*) Der Verfasser dieses Artikels ist preußischer Militär. D. Red.

Literatur und Volk.

Gleichzeitig und ganz unabhängig voneinander schrieb der Herausgeber d. Bl. seinen Artikel über Rudolf Gottschall's Literaturgeschichte (Nr. 35) und Robert Giseke in seiner „Novellenzeitung" (Nr. 35) bei Gelegenheit einer Anzeige von Heinrich Pröhle's „Volksliedern und Volksschauspielen" folgende Bemerkung, die mit einer von uns in dem Artikel über Gottschall ausgesprochenen Ansicht in bemerkenswerther Weise übereinstimmt.

„Wir Deutschen bilden uns ein, die Geschichte unserer Literatur recht gründlich bearbeitet zu haben, und doch, was unsere Bücher uns bieten, ist das in Wahrheit mehr, als die ehemaligen Aufzählungen der Regenten, Schlachten und Staatsactionen von dem eigentlichen Völkerleben, von dem wahren Werden der Geschichte berichteten? Wie man entdeckt hat, daß in Stoff, Muster, Form, Farbe des Kattunrocks, den die Bauerfrau trägt, oder in Art und Güte des Brots, das sie bäckt, mehr Culturgeschichte liegt als in den geistvollsten und imponirendsten Noten der Diplomaten, so muß man auch noch die Erfahrung machen, daß der vielleicht allerwichtigste Theil der Literaturgeschichte in einen Theil des geistigen Lebens fällt, von dem unsere literarisch hoffähigen Historiker bisjetzt kaum eine Ahnung hatten, in jene gewissermaßen unterirdischen Schichten des Volkslebens, die dem wissenschaftlichen Forscher aller Gebiete jetzt stets erhöhtes Interesse zu gewähren beginnen. Wollte die Literaturgeschichte eine vollständige sein und sich mit alle Dem befassen, was überhaupt gedruckt und gelesen wird — welche erschreckenden Resultate über die Kluft, die unser Volksleben von unserer exclusiven Bildung trennt, würden zutage kommen! Schon wer nur einigermaßen aufmerksame Blicke in die statistischen Annalen des Buchhandels thut, der wird erfahren, daß Bücher, deren Namen weit und breit in allen Literaturzeitungen und Geschichten stehen, durch ihren wirklichen Absatz nicht die Druckkosten deckten, während andere, deren Kenntniß auch nur dem Namen nach bei einem Gebildeten nicht vorausgesetzt werden kann, in Tausenden und Zehntausenden von Exemplaren in scheinbar unersättliche Abgründe eines Lesebedürfnisses verschwinden, von dessen Vorhandensein wir uns keine Rechenschaft geben können. Schon Robert Prutz hat einmal im «Deutschen Museum» den Wunsch ausgesprochen, man möge eine nur den Absatz aller Bücher berichtende Literaturgeschichte schreiben, dann erst wird man eine Kenntniß der wirklichen geistigen Production und Consumtion erhalten!"

Wir freuen uns jedesmal, wenn wir die Entdeckung machen, daß wir mit unsern Anschauungen nicht allein stehen, und citiren daher gern Giseke's mit der unsern übereinstimmende Ansicht. Es soll damit keine Misachtung oder gar Verwerfung einer andern Methode der Literaturgeschichtschreibung, als die von uns gewünschte ist, ausgesprochen sein; wir geben z. B. Karl Stachel vollkommen Recht, wenn er im „Athenaeum français" über Karl Rosenkranz bemerkt: „Dieser Gelehrte behauptet unter den deutschen Kritikern philosophischer Richtung ohne Widerrede den ersten Platz. Wiederholt hat er Beweise von der Präcision seiner Methode und der Sicherheit seines Geschmacks gegeben. Seine «Aesthetik des Häßlichen» ist vielleicht dasjenige neuere Buch, in welchem die Kritik als Wissenschaft wie in ihrer Anwendung sich am höchsten erhoben hat. Jüngst erst lasen wir mit lebhaftem Vergnügen in den «Blättern für literarische Unterhaltung» einen Artikel von Rosenkranz in Betreff eines Buchs über die antiken Elemente in der deutschen Poesie.*) In diesem Artikel bringt es die Kritik ohne Gewaltsamkeit und einzig und allein vermittelst einer vollkommen ausgebildeten Methode bis zur mathematischen Genauigkeit; die Reihenfolge der Ereignisse und literarischen Productionen entwickelt sich nach einem Gesetz, welches ebenso sicher ist als dasjenige, welches bei der Vertheilung der Thier- und Pflanzenarten thätig ist." Aber diese Methode hat ihre jedenfalls ausgezeichneten Dienste vielleicht bereits gethan; auch berücksichtige sie wol zu wenig die Störungen, die jedes Gesetz erleidet durch Einflüsse und Reibungen, welche, was das Gesetz betrifft, nach dem sich die deutsche Literatur entwickelt hat, nachgewiesen werden müssen und wol noch nicht genügend nachgewiesen sind. Damit die Literaturgeschichtschreibung aus den gelehrten und ästhetischen Kreisen ins Volk hinaustrete, bedarf es eben, unserer Meinung nach, daß die culturgeschichtliche Betrachtung zu ihrer Grundlage und zu ihrem Ausgangspunkte gemacht und nicht blos in gelegentlichen Andeutungen auf einzelne Culturmomente zurückgekommen wird, hier mehr, dort weniger, in den meisten Fällen gar nicht. Diese Aufgabe ist, wir geben es zu, sehr schwierig, indem sie vollkommen ebenso gründliche und umfassende cultur- und literaturhistorische Studien wie Liebe zum Volk und eine möglichst genaue Kenntniß seiner Charaktereigenthümlichkeiten voraussetzt. Es ist in der That ebenso schwierig, die oft fast unmerkbaren, aber doch ohne Zweifel vorhandenen Einflüsse, welche der Stand der Volksbildung und der Cultur im Allgemeinen auf unsere Dichter, Schriftsteller und Künstler äußerte, als die bald heilsamen, bald schädlichen Rückwirkungen, welche diese auf jene gehabt haben, darzuthun und genau nachzuweisen, wo, wie und inwieweit Schrift- und Volksthum einander gefördert oder einander gekreuzt, gestört und auf Abwege gebracht haben.

Es ist sehr wahr, was Prutz bemerkt, daß man nach dem Absatz der Bücher fragen müsse, um eine wirkliche Kenntniß des Verhältnisses zwischen der geistigen Production und Consumtion zu erhalten. Die besten Aufschlüsse wird aber die Erkundigung bei einem Leihbibliothekar gewähren. Wir hatten neulich Gelegenheit, bei dem Besitzer einer Leihbibliothek Erkundigungen dieser Art einzuziehen. Von den Classikern, sagte er uns, seien Schiller und namentlich Goethe fast noch ebenso stark begehrt wie früher, Wieland's Schriften, wenigstens die Romane, sehr wenig, von Herder's Schriften nur hier und da, aber sehr selten die „Ideen zur Geschichte der Menschheit"; Klopstock's „Messiade" sei im Verlaufe von acht Jahren nur ein oder zwei mal verlangt worden. Die ergiebigsten Geldquellen dieser Institute sind dagegen fortdauernd die neufranzösischen Romane, die von Dumas, Eugen Sue u. s. w., woraus zu entnehmen ist, daß allen Berufungen an das deutsche Nationalgefühl und allem Gerede von der hohen Bildung und der Schulbildung der Deutschen zum Trotz die allmälige Entdeutschung in einem großen Theile des deutschen Publicums ihre unaufhaltsamen Fortschritte macht. Wir wissen freilich aus eigener Erfahrung, daß selbst Dorfschullehrer jüngerer Generation die Sue'schen Romane nicht nur für sehr [illegible] Bücher halten, sondern auch für solche, aus denen sich „[illegible] Vieles lernen lasse". Ueberraschend war es uns, durch unsern Gewährsmann, den Leihbibliothekar, in Erfahrung zu bringen, daß die uns als so volksthümlich erscheinenden Romane von Boz meist nur von höher Gebildeten gelesen, von Denen aber, die auf einer geringern Stufe der Bildung ständen, nicht verlangt oder meist ungelesen als langweilig zurückgebracht würden. Ueber die Mittheilungen, die uns der Mann in Betreff der Theilnahme machte, welche die Romane mancher geachteten neuern deutschen Autoren finden, wollen wir lieber schweigen; diese haben für die Besitzer von Leihbibliotheken zum Theil wenigstens den Vortheil, daß ihre Deckel nicht allzu sehr abgenutzt werden. Wenn auch anfangs nach diesem oder jenem Romane, auf den man die Aufmerksamkeit zu lenken gewußt hat, starke Nachfrage ist, so bedingt dies doch keineswegs immer, daß er auf die Dauer auch ebenso stark gelesen wird. Sehr häufig begnügt sich bei deutschen Romanen von irgend literarischem Charakter das große Publicum vorsichtsweise mit der Lectüre oder Ansicht des ersten Bandes, ohne weiter die Fortsetzung zu begehren.

[illegible]

*) Der französische Kritiker meint hier das Werk: „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, von Karl Leo Cholevius. Erster Theil" und den Bericht darüber in Nr. 14 d. Bl.

Einige Bemerkungen und Berichtigungen zu den „Hebräischen Melodien“ in Heine's „Romanzero“.

Dem Dichter ist zwar manche Freiheit gestattet: ein Shakspeare darf Böhmen an die Seeküste verlegen, und die Ausleger bemühen sich noch bis heute die Schwierigkeit zu erklären. Wo es aber so leicht ist, den Irrthum zu berichtigen, warum sollte man da zurückhalten, warum ihn auf sich beruhen lassen? Ist auch Heine kein Sophokles, kein Dante und kein Shakspeare, so glaube ich doch auf den Dank des Mannes der Wissenschaft zählen zu dürfen, wenn ich es hier unternehme, ihm das Verständniß der „Hebräischen Melodien“ zu erleichtern und die wenigen Ungenauigkeiten aus dem Wege zu räumen.

S. 184: „Keinen Kadosch wird man sagen“, sollte heißen „Kadisch“ und bedeutet die jüdische Doxologie, die während des gewöhnlichen Gottesdienstes aber besonders für die Seelen der Abgestorbenen recitirt wird. — S. 208 ist die Autorschaft der mit den Worten „Lecha Dodi Likras Kallah“ [nicht Kalle] (Komm mein Freund entgegen der Braut) anfangenden Synagogenhymne, welche beim Eintritt des Sabbath abgesungen wird, fälschlich dem Don Jehuda ben Halevy (richtiger Jehuda halevi) statt, wie aus den Anfangsbuchstaben der Strophen deutlich zu erkennen, dem Salomon halevy Alkabez, der vor ungefähr 300 Jahren in Frankreich gelebt, zugeschrieben. — S. 210: „Heute sollst Du Schalet essen“, sollte heißen „Schelan“, d. h. welches übernachtet hat. So nämlich wird das hier gefeierte Gericht benannt, weil es, wie die Speisen für den Sabbath überhaupt, den Tag vorher zubereitet werden muß. — S. 212: „Die Prinzessin reicht dem Prinzen ihre güldene Nardenbüchse“ u. s. w. Der hier beschriebene Gebrauch ist symbolischer Art. Nach der jüdischen Vorstellung ist der Israelit am Sabbath mit höhern Seelenkräften (der anima excellens der Scholastiker) begabt; da nun diese mit dem Ausgang des Sabbaths entweichen, so stärkt er sich am Wohlgeruch von Gewürzen. Auch die katholische Kirche versteht es ja so gut, die Wirkung des Geruchssinns auf die Seelenthätigkeit (Ideenassociation), wie die Anthropologien uns lehren, bei ihrem Gottesdienste zu benutzen. — S. 213: Jehuda ben Halevi. Wer Näheres über diesen Dichterfürsten und über die später erwähnten Salomon ben Gabirol, Iben Esra und Alcharisi nachzulesen wünscht, den verweise ich an „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien“ von M. Sachs und an die kleinere Schrift „Zur Kenntniß der neuhebräischen religiösen Poesie“ von Leopold Dukes. — S. 215: «Tropp» geheißen.“ Dies scheint mir eine Corruption des griechischen τρόπος zu sein. Die Bedeutung des Wortes hat Heine selbst angegeben. Ebendaselbst: „Schalscheleth“; das hebräische Wort für Kette. Ein Zeichen von dieser Gestalt (≀) bildet nämlich eine der Noten jenes „Tropps“, nach welchem die Bibel in der Synagoge verlesen wird. — Ebendaselbst: „Auch den Targum Onkelos“, d. h. den Dolmetscher Onkelos; das Wort Targum ist eben selbst aramäisch und kommt schon in den Hagiographen vor. Der Onkelos war ein Proselyt, der etwa zur Zeit des Philo den Pentateuch übersetzte. (Vgl. Zunz, „Gottesdienstliche Vorträge der Juden“, S. 62.) — S. 216: „Babylons und Pumbedithas“ (richtiger Pum-bedita); das ist, als ob einer sagte: Englands und Londons, denn Pum-bedita war eben eine der Schulen Babylons. Als Gegensatz hätte Heine eine der palästinensischen Schulen wählen müssen. Ueber diese Gelehrtenschulen kann man bei Steinschneider in dem Artikel „Jüdische Literatur“ in der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“ von Ersch und Gruber das Nähere erfahren. — Ebendaselbst: „Das Buch Cosari“, gewöhnlich Cusari genannt. Eine polemische Schrift religionsphilosophischen Inhalts, welche mehr gegen Mohammedaner, Aristoteliker und Karäer als gegen Christen überhaupt gerichtet ist. Der Verfasser Jehuda halevi „benutzte die geschichtliche Thatsache, daß ein König der Kasaren oder Chasaren mit einem großen Theile seines Volks in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts zum Judenthume übergetreten war, um seinem Buche die Form eines Gesprächs zwischen einem jüdischen Gelehrten und dem Chasarenkönige zu geben“. Daher der Titel „Cusari“. (Vgl. „Philosophische und philologische Schriftsteller der Juden. Aus dem Französischen des S. Munk von B. Beer“, Leipzig 1852, S. 24.) — S. 217: „Halacha und Hagada“ (Regel, Norm und Erzählung, Legende). Nach den zwei Hauptrubriken der Schrift „Gesetz und Prophetismus“ sondern sich auch in der Schriftforschung Halacha und Hagada. (Vgl. Steinschneider a. a. O. und Zunz a. a. O. S. 44; das letztere Werk ist besonders der Geschichte und Entwickelung der Hagada gewidmet.) — S. 219: „Ueber das fatale Ei, das ein Huhn gelegt am Festtag.“ Ein Tractat des Talmud, Bezah (Ei) genannt, behandelt die Frage und beginnt mit den Worten: „Ob ein Ei, welches am Festtag gelegt, genossen werden dürfe?“ — S. 229: „Und er seufzt: «Jerusalem»!“ Das nachfolgende Klagelied, wovon Heine jedoch nur ein Bruchstück mittheilt, wird noch jetzt am neunten Ab, dem Jahrestage der Zerstörung des Tempels, in der Synagoge recitirt. — S. 256: „Den Schlemihl ben Zuri Schaddey.“ Ich habe bis jetzt noch nicht ermitteln können, ob die hier angeführte Sage wirklich vorhanden; hingegen habe ich eine Stelle im Talmud gefunden („Sanhedrin“, Cap. 9), wo es heißt, daß Simri fünf Namen gehabt und einer derselben Schlumiel ben Zuri Schadai (dies ist die richtige Schreibart) gewesen sei. — S. 278: „Bringt auch aus dem Tausves-Jontof.“ Tosafot, d. h. Additamenta zum Talmud. Die hier erwähnten sind die des Moses ben Jomtob aus Evreux, welche zur Zeit der Talmudverbrennung in Frankreich (1244—46) geschrieben worden und Randglossen zum Talmud bilden. — S. 280: „Jadajim. Jad.“ Hebräische Wörter: Hände, Hand. Jadajim ist die Dualform, welche Heine geschickt zu der vorangegangenen Dualform „Mizrajim“ (für Ober- und Unterägypten) benutzt hat.

Hiermit schließe ich das Sündenregister und die Erläuterungen, wobei ich gewiß sine ira, wenn auch nicht ganz sine studio verfahren bin, eingedenk der Bitte des Othello: „Nothing extenuate, nor set down aught in malice.“

David Asher.

Notiz.

Ritter Gluck.

Es geschieht zuweilen, wenn auch sehr selten, daß deutsche Schriften in der Presse des Auslands eine Beachtung finden, die ihnen von der inländischen versagt wird. So erinnern wir uns nicht, daß von Anton Schmid's Biographie des großen Gluck *) bei uns viel die Rede gewesen wäre, während das londoner „Athenaeum“ einen ausführlichen Bericht darüber gebracht und diesem Berichte in seiner Nummer vom 11. August sogar die erste Stelle angewiesen hat. Ein Mann, der wie Gluck für seine Kunst so epochemachend war und so einzig dastand, daß der vollendete Stil der Oper sich auf ihn zurückführen läßt und daß er in seiner Gattung noch bis zum heutigen Tage unübertroffen geblieben ist, verdient die ausführliche Würdigung, die das londoner Blatt ihm und der Schmid'schen Biographie angedeihen ließ. Zwei Umstände im Leben Gluck's fodern zu besonderer Beachtung auf. Der erste ist sein niederer Ursprung und seine bedrängte Jugend, sodaß er zu Zeiten genöthigt war, von einem Dorfe zum andern und einem Flecken zum andern zu ziehen und den Leuten aufzuspielen, wofür er in manchen Orten nur Eier erhielt, die er an andern Orten gegen Brot

*) Christoph Willibald Ritter von Gluck. Dessen Leben und tonkünstlerisches Wirken. Ein biographisch-ästhetischer Versuch und ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Musik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Anton Schmid. Leipzig, Fr. Fleischer. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

vertauschte. Zwar aus solchen traurigen Lebenslagen haben sich in älterer Zeit viele Componisten und Künstler herausgearbeitet; denn man lebte damals nicht in einer Zeit, wo man wie in einer spätern für Geld Alles, selbst das Talent oder den Erfolg kaufen konnte; das Genie mußte kämpfen und ringen, fand aber, wenn man es erst erkannt hatte, auch Unterstützung in jeder Weise; man fragte nicht nach seiner Geburt, seiner äußern Lebensstellung und seinen Connexionen; es wurde ihm nicht so wie jetzt gefährliche Concurrenz von Denen gemacht, welche die Vortheile des Reichthums, der glänzendsten Erziehung und ausgedehnter Verbindungen für sich haben. Darum treten aber auch die Meister der damaligen Zeit uns mit einem Vollgehalte gegenüber wie keiner der jetzigen. Der zweite Umstand ist der, daß Gluck, der gewöhnlichen Erfahrung entgegen, gerade seine vorzüglichsten Werke in einem Alter componirte, wo bei den Meisten die Fähigkeit oder mindestens die Lust zum Produciren mehr und mehr abzunehmen pflegt. Die „Iphigenia in Aulis", die „Alceste", die „Armida" componirte er, als er schon über sein sechzigstes Lebensjahr hinaus war, ja die „Iphigenia in Tauris" in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre. Das Genie kehrt sich an keine Gesetze, welche die Natur den gewöhnlichen Menschenkindern auferlegt; auch Aeschylus und Sophokles dichteten einige ihrer vorzüglichsten Tragödien im Greisenalter. Der englische Berichterstatter tadelt das Buch Anton Schmid's, der nebenbei gesagt Custos an der k. k. Hofbibliothek in Wien ist, als zu massenhaft und ermüdend, lobt es aber wegen des gesunden Urtheils, das sich darin ausspreche, wie wegen der Gewissenhaftigkeit und des Fleißes, womit das sehr reichhaltige Material zusammengestellt sei, sodaß es sich als Quelle für künftige Biographen empfehle. Noch verdient die Bemerkung des englischen Berichterstatters angeführt zu werden, daß seit dem Tode der Frau Milder Deutschland keine Primadonna gehabt habe, welche geeignet gewesen wäre, die idealen Frauengestalten Gluck's zu ihrer vollen Geltung zu bringen.

H. M.

Bibliographie.

Engelhard, J. D. W. E., Die vier Perioden der Geschichte der Baukunst in Italien. In vier aus „Crelle's Journal für die Baukunst" abgedruckten Abhandlungen über altrömische, byzantinische, Spitzbogengewölbe- und Renaissance-Bauart. Cassel, Bertram. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Flor, G., Nauheimer Eindrücke. Saison von 1855. Cassel, Bertram. 16. 5 Ngr.

Floto, H., Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter. 1ster Band. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 3te unveränderte Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Gans, M., Elisabeth Bathory. Roman. Vier Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1854. 32. 1 Thlr. 18 Ngr.

— — Der Hexe Töchterlein. Roman in drei Bänden. Ebendaselbst. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lustige Geschichten und Schwänke. 1stes Heft. München, Braun u. Schneider. 8. 5 Ngr.

Hahn, M., Das Zoll- und Steuerwesen und die finanziellen Ergebnisse der verschiedenen Zoll- und Steuer-Systeme aller Staaten der Erde zusammen verglichen. 1stes Buch. — A. u. d. T.: Die Zölle von Oesterreich und Frankreich zusammen verglichen. Pesth. 1856. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hahn's, R., Sennora Pepita, mein Name ist Meyer! Schwank in einem Aufzuge mit Gesang und Tanz. Berlin, Faudel. 8. 5 Ngr.

Hallenstein's, C. H. A., Volks-Theater in Frankfurter Mundart. Zwei Bände. Frankfurt a. M. Gr. 16. 2 Thlr.

Hohenhausen, Elise v., geb. v. Ochs, Lies mich in Deinen Leiden und ich werde Dich trösten. Ein Lebens- und Beruhigungsbuch in schweren Tagen. Weimar, Voigt. 12. 17½ Ngr.

Hopf, K., Geschichte der Insel Andros und ihrer Beherrscher in dem Zeitraume von 1207—1566. Aus den Quellen des k. k. geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives und der k. k. Hofbibliothek zu Wien, des Archivio generale und der Biblioteca Marciana zu Venedig und andern öffentlichen und Privat-Sammlungen Oberitaliens. Wien. Lex.-8. 20 Ngr.

Hupfeld, H., Die Psalmen. Uebersetzt und ausgelegt. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Jokai, Türkenwelt in Ungarn. Frei nach dem Ungarischen. Von W. Chézy. Wien, Ludwig u. Zang. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kock, P. de, Ambroisine die Schöne aus dem Badhause, oder: Cavalier und Räuber. Roman in drei Bänden. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1854. 32. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Ein sehr gequälter Herr. Humoristischer Roman. Ebendaselbst. 1854. 32. 10 Ngr.

— — Violette, das schöne Blumenmädchen von Paris. Roman in drei Bänden. Aus dem Französischen. Ebendaselbst. 32. 1 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, L., Erinnerungsblätter an Bad Ohrdruf in Thüringen. Hildburghausen, Kesselring. 24. 3 Ngr.

Köller, E., Vollprecht. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, Huber. Br. 8. 1 Thlr.

Kopstadt, H., Geschichte des preußischen Staates. 1ste Lieferung. Hagen, Butz. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Braun, J. W. J., Die Kammern und das Land. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 12 Ngr.

Günther, F., Von der Liebesthätigkeit des christlichen Glaubens. Gal. 5, 6. Predigt bei der am 24. August 1855 stattgefundenen Jahresversammlung des Altenburger Hauptvereins der Gustav-Adolfs-Stiftung gehalten zu Altenburg. Beigefügt sind ein eröffnendes Gebet von J. E. Huth, sowie ein Schlußgebet von J. G. Höfler. Altenburg, Schnuphase. 8. 2½ Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Aus welcher Quelle fließt die gesegnete Tüchtigkeit zum Werke der Mission? Predigt am Missionsfeste zu Leipzig den 21. August 1855 gehalten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Jouve, E., Nach dem Orient! Reise im Gefolge der alliirten Armeen nach der Türkei, Walachei und Krim. Aus dem Französischen von G. F. v. Jenssen-Tusch. 1stes Heft. 2te verbesserte Auflage. Gotha, Scheube. 8. 18 Ngr.

Die Lage der schweizerischen Fabrikbevölkerung und Vorschläge zu Hebung derselben. Von einem Arbeiter. 2te Auflage. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Lage der Katholiken in Preußen, am Schlusse der III. Legislatur-Periode. Düsseldorf, Engels u. Lensch. Gr. 8. 16 Ngr.

Plitt, T., und K. H. Rau, Die christliche Armenpflege. Zwei Vorträge auf der Versammlung von Aeltesten und Diakonen aus den Kirchen des mittelrheinischen Deutschlands am 30. Mai zu Auerbach gehalten. Nebst Einleitungsworten von K. B. Hundeshagen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Einige Worte über die Statistik im Allgemeinen und über die Statistik von Frankfurt insbesondere von H. L. E. Eine Vorlesung gehalten am 21. März 1855 in dem Hörsaal des Vereins für Geographie und Statistik. Frankfurt a. M. Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Fünfter Artikel.*)

Joseph Friedrich Lentner. Heinrich Näf. Ferdinand Sauter.

1. Novellen von J. F. Lentner. Mit einem Lebensabriß des Verfassers von L. Steub. Erster Band. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Heinrich Näf, von Kappel, Canton Zürich. Ein Dichterleben. Gedichte und Biographie. Zürich, Höhr. 1854. 8. 23 Ngr.
3. Gedichte von Ferdinand Sauter. Mit des Dichters Lebensskizze aus dessen Nachlasse herausgegeben von Julius von der Traun. Wien, Tendler u. Comp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Hamann sagte von dem Genie, es sei „ein Geschenk wie ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt". Etwas Aehnliches kann man auch so ziemlich von jedem Dichtertalent sagen, wenn es auch nicht immer ein geschenkter Purpurmantel, sondern oft nur ein geborgter Flitterstaat zu sein scheint, der des Poeten Rücken deckt — einen Rücken zerfleischt von Wunden, die dem Dichter entweder die Welt im gegenseitigen Kampfe oder er sich selbst als Selbstpeiniger beibrachte. Ein moderner Dichter hat ohne weiteres den Satz aufgestellt, daß die Poesie jederzeit ein „Fluch", ein „Kainsstempel" sei. Das klingt freilich überaus fürchterlich, ist aber doch schwerlich so schlimm gemeint, da die mit diesem Brandmal Gezeichneten nicht daran denken, sich von diesem Fluche in dieser oder jener Weise zu emancipiren, sondern ihren „Kainsstempel" meist recht selbstbewußt und selbstgefällig zur Schau tragen. In einer gesundern Zeit und unter einem gesundern Volke, bei dem alle Lebensfunctionen, welcher Art sie auch seien, in einem richtigen harmonischen Verhältniß zueinander ständen, würde der Poet die ihm verliehene Gabe ohne Zweifel als einen Segen, als eine Erlösung vom innern Fluche ansehen; wie nun aber einmal die Dinge stehen oder liegen, kann man allerdings behaupten, daß der Dichter in unserer modernen Welt zwar nie recht unglücklich, aber auch nie recht glücklich sein könne. Während er sich in diesem Augenblicke über die Welt erhoben fühlt, wird er sich von ihr im nächsten um so tiefer niedergedrückt und gedemüthigt fühlen. Der Poet genießt innerhalb unserer Verhältnisse höchstens ein Schutzbürger-, aber kein Niederlassungs- und Heimatsrecht. Heute zu einer schwelgerischen Tafel geladen und hochgefeiert, mag er morgen zusehen, wo und wie er auch nur seine Existenz fristet. So fühlt er sich nirgends recht heimisch, nirgends unter Seinesgleichen, nirgends einen Boden unter sich. Er wird vielleicht im glücklichsten Falle als ein Ausnahmswesen angestaunt, aber ein Fremdling ist und bleibt er; all die Rechtstitel, auf die er sich etwa berufen kann, kommen seinen bürgerlichen Verhältnissen nicht zugute, beeinträchtigen sie vielmehr. Sein Paß ist in den meisten Fällen ein Laufpaß; bei der Polizei gilt er höchstens nur zur Weiterbeförderung, und bei den Gesandtschaften und Consulaten gilt er gar nichts.

Wir leben in einer ausgemacht prosaischen Zeit, was man auch vorbringen möge, um das Gegentheil zu behaupten und diese Gegenbehauptung plausibel zu machen. Schon Schiller und Goethe klagten über die prosaische Gestaltung des modernen Lebens und fühlten sich vereinsamt, und erst in seinen spätern Lebenstagen suchte Goethe, zum Theil um dieses Einsamkeitsgefühl los zu werden, mit dem immer gewerblicher sich gestaltenden Prosacharakter der Zeit eine Abfindung zu treffen. Trotz Goethe und Schiller und der vielen andern Poeten hat sich der Gesammtcharakter der Zeit seitdem wahrlich nicht poeti-

*) Vgl. den ersten, zweiten, dritten und vierten Artikel in Nr. 18, 22, 29 und 34 d. Bl. D. Red.

scher gestaltet — ist doch die reine Erwerbsfrage bereits diejenige, die sogar von mehren unserer Dichter mit Vorliebe behandelt wird. Man liest unsere Poeten, wie man etwa einmal ein Glas Wein über den Durst trinkt, um sich in eine Stimmung zu versetzen, welche die gemeine Prosa des Lebens für einen Augenblick vergessen läßt. Diese poetische Lectüre ist für die Meisten nur ein bloßes Stimulationsmittel, ein bloßes prickelndes Gewürz, nicht eine Nahrung, die auf dem Wege des in letzter Zeit so bekannt gewordenen Stoffwechsels in Fleisch und Blut übergeht. Die unmäßigste poetische Lectüre hindert die Menschen nicht, in Handel und Wandel gewaltig prosaisch und spießbürgerlich zu sein, wobei wir freilich nicht in Abrede stellen wollen, daß sie ohne dieselbe vielleicht noch prosaischer sein würden. Aber auch unsere Poeten selbst sind, wenn sie die Feder niedergelegt haben, einige überschwängliche Redensarten vielleicht abgerechnet, nur zu oft das gerade Gegentheil der idealen Charaktere, die sie soeben auf dem Papier ins Leben gerufen hatten; sie speculiren an der Literaturbörse auf die Hausse und Baisse, wie es gerade kommt, auf die Constellationen des buchhändlerischen Marktes und auf die Schwankungen des Zeitgeschmacks und der Zeittendenzen; sie beneiden jenen um eine erträgliche oder einflußreiche Stellung, zu der er es nach langjähriger mühevoller Thätigkeit gebracht hat, oder diesen um einen augenblicklichen Erfolg, von dem man sich bei ruhigerer Ueberlegung sehr wohl sagen kann, daß er in wenigen Jahren von den Erfolgen Anderer überholt und von dem Zeitgeschmack in den Hintergrund gedrängt und in Vergessenheit gerathen sein wird.

Wie kommt es nun, daß wir in einer im Ganzen so unpoetischen Zeit doch so viele Dichter haben? Diese Erscheinung ist, bei Lichte besehen, nicht wenig merkwürdig. Keine Sage, keine Legende, kein Märchen sproßt mehr aus der ausgetrockneten Phantasie des Volks auf. Wir haben keine Mythologie, kein Helden- und Reckenthum im alten Sinne. Die Geisterwelt ist ausgestorben. Keine Nymphe beschützt mehr den Baum, die Welle, den Hügel; keine Elfe streift mehr, im Nebel huschend, den Thau von den Spitzen des Grases; kein Gnome hütet mehr goldene Schätze im tiefen Schacht; kein Heinzelmännchen verrichtet für uns Arbeiten, die wir selbst nicht verrichten; es gibt selbst keinen Teufel mehr, dem wir im Nothfall unsere arme Seele verschreiben könnten. Wenn wir dergleichen Gebilde, welche die Phantasie früherer einbildungskräftigerer Generationen schuf, in unsern Dichtungen anwenden, so wissen wir genau, daß Niemand mehr an sie glaubt, ebenso wenig als wir selbst daran glauben. Was um uns, über uns und in uns vorgeht, geht auf dem natürlichsten Wege zu, ist so gut Mechanismus wie die Bewegung an einer Spinnmaschine, an einem Druckwerk. Selbst unsere Gedanken haben eigentlich gar nichts mehr zu bedeuten; sie werden eben vom Gehirn ausgekrempelt wie Wolle auf einer Wollkrempelmaschine; sie sind bloße Secretionen, wie Anderes auch. Wie wir da vor unsern eigenen Gedanken noch Respect haben können, ist schwer einzusehen. Und doch so viele Poeten, die so großen Respect vor sich selbst haben!

Das Poetenthum ist zwar nicht einzig und allein, aber doch hauptsächlich das Product unserer Erziehung, unserer Schulbildung, unserer Lectüre und gewisser gesellschaftlicher Einflüsse und Anregungen. Kaum denkt noch irgend ein Angehöriger der untern Stände, des Bauernstandes, kurz des eigentlichen Volks daran, zu dichten und Dichter genannt zu werden. Wenn aber ein solcher einmal auf den Einfall geräth zu dichten, so quält er sich in die Weisen, die Rhythmen und die Sprache der Kunstpoesie hinein; von dem Athem einer Volkspoesie ist dann in seinen trivialen Producten nichts zu spüren. Das ist doch wol ein unzweifelhafter Beweis, daß eine ursprüngliche poetische Zeugungskraft und Zeugungslust nicht mehr im Volke vorhanden ist. Davon zeugt auch das Aufhören aller poetischen Volksfeste, aller symbolischen Umzüge, Spiele und Gebräuche, das Verschwinden malerischer Volkstrachten und Anderes. Dagegen werden unsere Dichter meist durch das Fegfeuer der classischen Schulbildung für das Paradies des Poetenthums vorbereitet, indem der Schüler gerade gegen die methodische Trockenheit des Unterrichts eine Ausgleichung und Entschädigung in poetischen Phantasmagorien und Sinnentäuschungen zu finden trachtet. Es wird viel declamirt; man liest Ovid, Virgil und Horaz, Homer, Pindar und Sophokles, Klopstock, Goethe und Schiller, die officiell, und im Geheimen eine Menge Romane, Dramen und Dichtungen und belletristische Journale, die nicht officiell sind. Der Name „Dichter“ hat einen so wunderbaren Klang.*) Man schwärmt zwar auch für die Kriegshelden des Alterthums, für Leonidas, der in der Abwehr eines Eroberers fiel, so gut wie für Alexander den Großen, welcher als Eroberer über die asiatischen Reiche hinwegfegte, für Julius Cäsar so gut wie für seine Mörder Brutus und Cassius. Aber der junge Phantast sieht ein, daß es ihm in unserer Zeit und in seinen Verhältnissen nicht gerade leicht werden würde, ein Julius Cäsar zu werden oder wie Brutus einen modernen Julius Cäsar umzubringen. Dagegen scheint ihm der Kranz des Dichterruhms [illegible] hoch zu hängen. Uebung macht ja, wie er weiß, den Meister; er versucht sich also in eigenen Poesien, [illegible] er findet unter seinen Kameraden gewiß einen [illegible] Hof von Schmeichlern, welche ihn als ein [illegible] Genie bewundern. Seitens der Lehrer wäre es [illegible] ein ganz falscher Weg, ihm seine Befähigung [illegible] und ihm die unglücklichen Folgen, welche diese [illegible] für ihn später haben könnte, vorstellen und ihn [illegible] abschrecken zu wollen. Damit ist nichts [illegible]

*) Natürlich nur in abstracto, nicht im gewöhnlichen [illegible] lichen Verkehr. Man wird Goethe, Platen, Tieck, [illegible] in Gesellschaften nicht als Dichter, sondern als den [illegible] von Goethe, Graf von Platen, Hofrath Tieck und [illegible] rath Immermann vorgestellt haben, und diese Dichter werden [illegible] auch ganz einverstanden gewesen sein.

denn das junge Genie betrachtet Jeden, der ihm seine poe-
tische Befähigung ausreden wollte, als seinen geschworenen
Feind. Das sicherste Heilmittel gegen diese Krankheit würde
dagegen sein, wenn der Unterricht mehr darauf zielte,
den jungen Gemüthern klar zu machen, welche poetische
Befriedigung auch in der treuen Erfüllung bürgerlicher
Pflichten liegt, und sie von ihrer Phantasterei abzuleiten,
indem man ihnen das kosmische und tellurische Leben,
die Geschichte der Arbeit und Cultur, den erhebenden Ein-
fluß, welchen die sittliche und bildende Einwirkung des
Einzelnen auf das menschliche Geschlecht auch auf das
eigene Gemüth hat, und Aehnliches von einer poetischen,
das junge Gemüth gewinnenden Seite darstellte; wenn dem
stillen bürgerlichen Verdienst mindestens ebenso viel Ehre
angethan würde als dem glänzenden Ruhm; wenn es ge-
länge, die Jugend für die Männer in älterer und neuerer
Zeit, welche sich durch redliches, uneigennütziges Streben
auszeichneten und in irgend einer Hinsicht Wohlthäter
der Menschheit wurden, mindestens ebenso zu begeistern
als für die Männer des Schwerts, des Scepters oder
des Revolutionsdolchs.

Für Das, was wir oben sagten, ist auch dies ein
Beweis, daß unsere bedeutendern Poeten und Schrift-
steller meist aus solchen Landstrichen und Städten hervor-
gegangen sind oder an solchen Punkten sich häufen, wo der
Unterricht auf einer hohen Stufe steht und es an Bildungs-
anstalten aller Art nicht fehlt, die es auch dem Autodidakten
erlauben, sich literarisch auszubilden. Wo dies nicht oder nur
in geringem Grade der Fall ist, da sehen wir oft weite Ge-
biete, die für die Literatur fast ein leeres Blatt sind, und es
gibt noch jetzt ganze Landstriche in Deutschland, wo das
Volk kaum eine andere deutsche Anthologie kennt als das
Gesangbuch, bei dessen Lectüre sich diese einfachen Leute
übrigens in ihrer Weise auch ganz wohl befinden mögen.

Freilich wird nicht die bloße Lectüre, die bloße Uebung
und der bloße Wunsch, ein Poet zu sein oder zu heißen,
hinreichen, Jemand zu einem wirklichen Poeten zu ma-
chen; es gehören dazu noch ganz besondere Eigenschaften
des Leibes und der Seele, des Temperaments und Cha-
rakters. Eine Prädisposition zur Poeterei liegt ohne
Zweifel in einer gewissen nervösen Reizbarkeit, welche
gerade heutzutage infolge des hochentwickelten Cultur-
lebens überaus häufig ist, und in einem Hange zur me-
lancholischen Träumerei, die zu einem Dichter viel mehr
qualificirt als sanguinische Lustigkeit, welche die Dinge
ausschließlich von der heitern Seite nimmt und sich den
augenblicklichen Impulsen des muntern Lebensgenusses
ohne weitere Reflexion hingibt. Wenigstens scheint es
sich so bei den germanischen Nationen zu verhalten, und
besonders hervorstechend ist der Hang zu melancholischer
Betrachtung, die überall im Irdischen das Vergängliche
und Hinfällige zuerst zu erkennen geneigt ist, unter den
englischen Dichtern, obschon sie doch der sonst thätigsten,
gewerbfleißigsten und praktischsten Nation angehören. Ge-
rade die erhabensten Stellen in Shakspeare's Dramen
sind aus dieser Melancholie hervorgegangen, und selbst
der englische Humor ist von ihr durchtränkt. Bei den
deutschen Dichtern pflegt sich hiermit noch eine gewisse
Unruhe des Gemüths, ein Ungenügen an den gesellschaft-
lichen Verhältnissen, eine fortdauernde Unzufriedenheit
und Erbitterung zu paaren, die bei Manchen zur innern
Zerrissenheit, zum Zwiespalt mit dem Leben, wie es ist,
und dann mit sich selbst führt. Wir nahmen jene bit-
tere polemische Stimmung gegen die gesellschaftlichen Ver-
hälnisse bei Ernst Schulze, diese innere Zerrissenheit, die-
sen totalen Zerfall mit sich selbst bei Grabbe wahr,
dem wir noch viele Andere in dieser Hinsicht beigesellen
könnten. (Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 18
und Nr. 22). Die Frau von Paalzow (die wir in Nr. 30
charakterisirten) fühlte sich in ihrem ehelichen Verhältnisse
unglücklich, und Freiherr von Knigge (vgl. Nr. 29),
der freilich nicht im eigentlichen Sinne Dichter war,
verbitterte sich das Leben durch fortdauernden literarischen
Hader. Gries (der von anderer Hand in Nr. 34 ge-
schildert wurde) wollte sich nirgends behagen; Jena mis-
fiel ihm, und er versuchte es mehrfach an andern Or-
ten, kehrte aber nach Jena wieder zurück, weil es ihm
anderwärts noch weniger behagte. Ebenso ging es Schil-
ler, welcher nirgends Menschen fand, deren Wesen er
mit seiner idealen Ansicht zusammenreimen konnte, und
auch in Goethe's „Werther" sehen wir die Polemik ge-
gen die gesellschaftlichen Verhältnisse zu außerordentlicher
Schärfe ausgeprägt. Ein gewisser oft schon früh her-
vortretender Hang zur Sinnlichkeit, der sich aber niemals
befriedigt, oft auch nicht einmal Befriedigung sucht,
während er freilich Andere wieder zu Excessen mancher-
lei und oft aufreibender Art verleitet, kommt hinzu;
kurz die meisten Dichter können von sich sagen, was
schon Andreas Gryphius von sich sagte: „Ich theilte
meine Zeit in Seufzer, Noth und Pein."

Wir haben in Folgendem die Lebensläufe und Cha-
raktereigenthümlichkeiten einiger der neuesten Zeit ange-
hörigen, erst in den letzten Jahren verstorbenen Poeten
zu schildern, und wir wollen sehen, inwieweit sich unsere
eben mitgetheilten Beobachtungen auch an ihnen bewäh-
ren. Daß sie nicht Poeten vom ersten Range sind,
thut hierbei nichts zur Sache.

Zuerst begegnet uns Joseph Friedrich Lentner, der
sich namentlich durch sein „Tiroler Bauernspiel", durch
„Ritter und Bauer", durch sein „Novellenbuch" und
seine „Geschichten aus den Bergen" bekannt gemacht
hat. Er arbeitete vorzugsweise im dorfgeschichtlichen
Genre und pflegte sich viel darauf zugute zu thun, daß
seine ländlichen Geschichten noch vor den Auerbach'schen
Dorfgeschichten entstanden seien. Sein münchner Freund,
Ludwig Steub, hat es unternommen, seine bisher noch
in Zeitschriften zerstreuten Novellen gesammelt heraus-
zugeben, zugleich mit einer in des Verstorbenen Nach-
lasse aufgefundenen ungedruckten größern Novelle „Der
Plattebner und seine Kinder", welche den ersten Band
dieser Sammlung bildet und welcher eine biographische
Mittheilung über Lentner vorangestellt ist. Wir sind
dem Herausgeber für diese mit einer gewissen sich gehen

lassenden süddeutschen Frische und stellenweise schalkhaften Keckheit geschriebene Biographie dankbar, obschon sie eines eigentlich literarischen Stils und Charakters entbehrt und sich mehr mit dem Menschen als dem Schriftsteller Lentner beschäftigt.

Lentner hat zwar allerdings nicht die höhere Universitäts- und selbst nicht die Gymnasialbildung vollständig durchgemacht, aber doch so viel Schulbildung erhalten, daß man ihn nicht wol einen eigentlichen Autodidakten nennen kann. Im Jahre 1814 zu München geboren, trat er, noch ehe er das Gymnasium ganz absolvirt, auf den Wunsch seines Vaters in dessen Buchhandlung ein, setzte diese Laufbahn seit 1835 in Innsbruck fort, ging dann nach Wien und kehrte von hier, nachdem er anderthalb Jahre in Diensten der Wimmer'schen Buchhandlung gewesen war, wieder nach München zurück. Sein Biograph erzählt weiter:

Um diese Zeit war ihm aber die Handelschaft mit Koch- und Gebetbüchern, diesen bojoarischen Hauptartikeln, widerwärtig geworden und er ward des Willens, sich einen andern Beruf zu wählen. Auf dem Felde der Musen schien ihm manche Blume blühen zu wollen, namentlich redigirte er mit Franz Trautmann längere Zeit rüstig die „Münchner Lesefrüchte", ein jugendliches Paar Autoren, die miteinander nicht 40 Jahre zählten. Seinen wahren Beruf jedoch glaubte er in der Kunst zu finden. Nachdem er sich in München fleißig geübt und selbst Manches, wie z. B. eine Sammlung illustrirter Sprichwörter, veröffentlicht hatte, ging er mit Engelbert Seibertz, dem bekannten Maler aus Westfalen, nach Prag, wo sie Director Ruben anzog, dem sie von München her befreundet waren. Vorher noch, im Herbste, lagen sie aber manchen schönen Tag auf der stillen, grünen, lieblichen Insel zu Frauen-Chiemsee, wo damals ein großer Zusammenlauf von frohen, poetisch erregbaren Männer und Frauen war, die auf das kleine Eiland ein so reiches, heiteres Leben brachten, daß es jetzt noch in der Erinnerung der friedliebenden Insulaner fortlebt. Damals ward auch in Herrn Dumser's preiswürdigem Gasthaus zu Frauenwörth die Malerherberge als dankbare Tochter der großen Mutterkneipe beim „Stubenvoll" zu München gestiftet und aufgebracht. In denselben Tagen entstand nicht minder die „Chronik von Frauen-Chiemsee", welche Lentner im muntern Stil der ältern Zeitbücher als lustige Dichtung zusammenschrieb und mit allerlei Randzeichnungen und dergleichen verschönerte.

Wir theilten diese Stelle mit, weil sie uns Lentner als einen Repräsentanten der jovialen echt münchnerischen Künstlergeselligkeit zeigt, womit wir übrigens nicht behaupten wollen, daß dieser Geselligkeit gerade tiefere humoristische Elemente zugrunde lägen. An Neid und Intrigue fehlt es bei aller oberflächlichen „Gemüthlichkeit" auch in diesen Kreisen nicht. Lentner selbst zwar scheint uns jeder versteckten neidischen Gesinnung fern gewesen zu sein, und wir haben Grund zu der Annahme, daß er von Charakter ebenso jovial als wirklich treuherzig und gutmüthig gewesen sein müsse.

Lentner machte in Prag unter Leitung Ruben's in der Kunst recht erfreuliche Fortschritte; aber doch scheint sie nicht sein Wesen so ausgefüllt zu haben, wie es nöthig ist, um es in ihr zu etwas Fertigem und zur Meisterschaft zu bringen; ohnehin hatte er sich schon als Dilettant und Gelegenheitspoet in der Schriftstellerei und Journalistik versucht; er sah ein, daß man nicht zweien Herrinnen dienen könne, es schien ihm selbst so — wie es auch wol der Fall gewesen sein mag — daß er größere Anlage zum Dichten als zum Malen habe, und so faßte er den Entschluß, als Schriftsteller zu leben, der wenigstens deshalb kein gewagter war, weil er von Hause aus einiges Vermögen besaß, das ihn für alle Nothfälle sicherstellte. Hierzu kam, daß sich in dieser Zeit ein Lungenleiden bei ihm entwickelte, welches für den Winter einen Aufenthalt in einem mildern Himmelsstrich rathsam machte. Er wählte also das warme Thal von Meran zu seinem Aufenthalt und vertirolerte, nicht ohne einige Koketterie und Ostentation, bald so, daß er sich fortan im Gespräche des meraner Dialekts bediente, selbst bei seinen spätern Besuchen in seiner Vaterstadt. Diese Einbildung auf seine neue Landsmannschaft trat auch in einem im „Morgenblatt" 1843 erschienenen Aufsatz: „Das Fremdenbuch im Sandwirthshause in Passeyr", mit solcher „Gespreiztheit" hervor, daß der Herausgeber selbst bemerkt, der Aufsatz habe ihm mehr als ein mal ein heimliches Lächeln abgewonnen.

Später verlegte Lentner seinen Wohnsitz nach Piting am Lechrain, wo sein Vater inzwischen ein niedliches Häuschen gekauft hatte. Ludwig Steub erzählt:

Erinnerungsselig beschloß er auch für diese Gegend zu thun, was ein Dichter seiner Heimat schuldig ist: er wollte der Walter Scott des Lechrains werden. Freilich wenn man ein Land poetisch verherrlichen will, soll man nicht nach Altbaiern gehen; denn ich glaube kaum, daß von den gebildeten Licatiern der Gegenwart nur ihrer drei die schöne für sie geschriebene Geschichte vom „Ritter und Bauer" gelesen haben, und noch viel weniger kann ich finden, daß, wie in Hochschottland, die Stellwagenkutscher ihr von alten Tagen nacherzählen, von dem reichen Herrn Welf, von Berthold von Dornau und der schönen Richlindis von Schwangau.

Steub meint übrigens, daß der Dichter selbst hieran nicht ohne Schuld gewesen sei, denn die erste Hälfte des Romans leide an schweren Ueberladungen, an weitläufigen, pastösen, salbungsvollen Beschreibungen und Reflexionen.

Es ist in der That eigenthümlich, daß unsere Dorfgeschichten sehr wahrscheinlich nirgends weniger gelesen werden als in den Gauen, deren Bevölkerungen sie schildern. Die Geschilderten selbst halten diese Geschichten gemeinhin für dummes Zeug; sie verstehen sie nicht; sie erkennen sich in ihnen nicht wieder. Unterdessen machen und erleben sie selbst Dorfgeschichten, die ihnen viel amüsanter sind. Wenn ein talentvoller chinesischer Schriftsteller plötzlich auf den Einfall geriethe, Geschichten aus der gebildeten deutschen Welt zu schreiben, so würde es uns ungefähr ebenso mit diesen Erzählungen des Chinesen gehen. Lentner war ein münchner Kind, großgewachsen mit hauptstädtischen Neigungen, Liebhabereien und [illegible]; er hatte sogar schon ein Journal mitredigiren helfen und ohne Zweifel sehr viele Bücher, namentlich [illegible] gelesen und hieraus ungefähr gelernt, was man für Ingredienzen brauche, um eine Erzählung für das „gebildete" Publicum zurechtzumachen; er hatte ganz ge-

wiß auch Liebe zum Volke, eine gewisse Hinneigung zu natürlichern Verhältnissen, als diejenigen sind, die ihm in der Hauptstadt entgegentraten; er brauchte Stoff, und das münchner Kind ging nun in die Berge, um Stoff zu suchen, wie ein Knabe, der kleine naturhistorische Sammlungen anlegen will, auf die Schmetterlings- und Käferjagd; mit dem Salon war es zu jener Zeit nichts mehr, den kannte er auch vielleicht gar nicht, also: Volk her! Er zog mit der Schmetterlingsklappe und der Botanisirbüchse auf die Volksjagd aus und steckte die Exemplare, die sich fangen ließen, an die Stecknadeln seiner Phantasie, oder er preßte und trocknete sie für sein Herbarium. Darum kannte er aber immer das Volk noch nicht — denn nichts, was man schildern will, muß so erlebt werden als Volkszustände, — ebenso wenig als ein Gymnasialschüler, der sich eine Schmetterlings- oder Pflanzensammlung anlegt, darum ein Schmetterlingskundiger oder Botaniker ist.

Wir werfen noch einen Blick auf Lentner's literarische Thätigkeit in dieser Zeit. Im „Morgenblatt" erschienen 1842 seine „Sagen aus dem Lechrain", 1844 seine Geschichte vom „Ritter und Bauer", 1848 sein „Novellenbuch", worin sich eine Erzählung „Die Traubencuren" befindet, welche die liebenswürdigen Zopfereien der Meraner persiflirt und von Steub zu den heitersten Novellen gezählt wird, welche überhaupt in deutscher Sprache erschienen sind. Auch stammen aus dieser Zeit seine „Geschichten aus den Bergen", welche jedoch erst 1851 erschienen. Von einer Reise nach Oberitalien, die er 1844 unternahm, brachte er seinen „Stentorello" mit heim, worin er den damaligen Studenten von Padua, nach Steub's Worten, „ein bleibendes Denkmal" aufgerichtet hat. Er begab sich nun wieder nach dem ihm so liebgewordenen Tirol.

Lentner hätte jedoch kein deutscher Schriftsteller sein müssen, wenn ihm das Loos, in irgendwelche Conflicte zu gerathen, erspart worden wäre. Von Innsbruck aus gelangte an ihn der Befehl, Tirol schleunigst zu verlassen. Das Motiv hierzu war so deutsch oder vielmehr vormärzlich-östreichisch als möglich. Lentner hatte in der „Allgemeinen Zeitung" einen Artikel über die Etschregulirung erscheinen lassen, welcher gewissen vielvermögenden Herren nicht gefiel. Vielfache Verwendungen und ein ärztliches Zeugniß bewirkten, daß er die Erlaubniß erhielt, noch bis zum April in Tirol zu bleiben. Nachmals wurde das Decret von Wien selbst aus zurückgenommen in Berücksichtigung seiner zerrütteten Gesundheitszustände. Auch Erzherzog Johann ließ dem Schriftsteller seine Opposition in der Etschregulirungsfrage nicht entgelten. Als 1844 der Erzherzog mit seiner Gemahlin und dem Grafen von Meran, den der Vater persönlich den Tirolern vorstellen wollte, auf seiner Festreise auch nach Meran kam, nahm er Anlaß, Lentner persönlich für die Mühe und den Geschmack zu danken, womit derselbe im hochromantischen Stile die Empfangsfestlichkeiten angeordnet hatte. Eine andere Genugthuung wurde ihm 1846 zutheil, indem ihm der damalige Kronprinz Maximilian von Baiern den Auftrag ertheilte, Alles was sich in bairischen Städten und Dörfern, in allen Ortschaften zu Berg und Thal noch an altem deutschen Herkommen finden ließe, aufzuzeichnen, zusammenzutragen und zu erläutern. Lentner ging mit ungemeiner Freude an das Werk, durchwanderte alle Gaue des Baiernlandes und überreichte seinem königlichen Herrn eine Unzahl von Heften des reichsten und anziehendsten Inhalts. Bis zum letzten Tage seines Lebens war er dieser Pflicht mit Treue und Beständigkeit obgelegen, doch grämte es ihn manchmal, daß sich der Herausgabe Hindernisse entgegenstellten. Die Sommermonate reiste er und die Wintermonate verbrachte er in Meran, wo er unter Anderm den „Juschroa", ein ländliches Drama, schrieb, welches in Leutasch spielt und nach Steub's Versicherung auf mancher deutschen Bühne gern gesehen wird; auch an einem Operntexte für Franz Lachner dichtete er.

Je friedfertigerer Art diese Arbeiten waren, umsomehr mußte sich Lentner überrascht fühlen, als er plötzlich am 3. April 1847 zum Landgerichte beschieden und ihm hier zu Protokoll eröffnet wurde, daß er sich im Mai dieses Jahres in seine Heimat zu begeben und nie wieder zurückzukehren habe. „Da in den jüngsten Monaten keine Etschüberschwemmung vor sich gegangen", meint Steub, „so waren die Ursachen diesmal nicht so klar wie früher." Lentner petitionirte und remonstrirte; aber das Gubernium in Innsbruck ließ ihm eröffnen, daß es bei dem frühern Erlaß sein Bewenden habe, und drohte ihm, falls er sich wieder in Tirol betreffen lasse, „mit drei bis sechs Monaten Gefängniß nebst Schub". Wahrscheinlich wollte ihm das innsbrucker Gubernium den Goethe'schen Spruch klar machen: „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben!" Lentner war zwar kein Luther, sondern nur ein harmloser Dorfgeschichtenschreiber, aber er hatte doch dasselbe Schicksal; wie sich Luther in der Wartburg verbarg, so versteckte sich Lentner vor den gestrengen innsbrucker Herren auf der Burg zu Löwenberg, einem Besitzthum Herrn Kirchlechner's. Hier schuf er zwar nicht gleich Luther ein so gewaltiges Werk wie die Bibelübersetzung; dafür legte er eine Chronik der Burg an, ein ungemein witziges Buch, und schmückte die Chronik mit Malereien, die, wie Lentner's Biograph versichert, mit „unübertrefflichem Humor" ausgeführt sind. Indeß waren ihm die nahgelegenen Landgerichte stark auf der Fährte, und um nicht per Schub aus seinem lieben Tirol hinausbefördert zu werden, ging er in Gesellschaft Franz Dingelstedt's, der sich damals gerade als Curgast in Meran befand, in seine Heimat zurück. „Man darf nicht ungestraft ein Greizer werden wollen, wenn man zum Schleizer geboren ist", sagt Steub. In München erfuhr jedoch Lentner zu seiner Genugthuung, daß die wiener Hofkanzlei den Vollzug des Banns eingestellt habe, wahrscheinlich auf ein vom Erzherzoge Johann eingelegtes Fürwort und eine nachdrückliche Remonstration des Herrn von Mauern. Lentner ging nun wieder nach seinem lieben Meran zurück.

Hier erlebte Lentner im nächstfolgenden Jahre (1848) die Märzbotschaften aus Wien, und mit der Lebhaftigkeit, die ihm eigen war, wo es Festlichkeiten anzuordnen oder dabei mitzuwirken galt, betheiligte er sich an einer Constitutionsfeier, welche der Rath der Stadt Meran beschlossen hatte. Lentner schritt hoffnungsvoll mitten im Zuge. Sein Biograph erzählt weiter:

So war man in fröhlichster Stimmung vor das kaiserlich königliche Landgericht gekommen, wo Herr Bürgermeister Haller die Proclamation Wort für Wort ablas, als plötzlich der Ruf erscholl: „Pereat Lentner!" Die so schrien, waren die Gymnasiasten, die an den Errungenschaften, ohne zu wissen, warum, noch weniger Vergnügen hatten als an den unregelmäßigen Verben der griechischen Grammatik, dieselben „blühenden tüchtigen Knaben", die Nobelgarde des Grafen von Meran, denen er ein Jahr vorher Höslein und Wamms zurechtgemacht, die er in allen Handgriffen frommer Landsknechte eingeübt und zur Vaterlandsliebe begeistert hatte. Hinter ihnen stand verbunden zu Schutz und Trutz eine damalige meraner Celebrität, die gleichwol späterhin aus den deutschen Errungenschaften ihre besten Pfeifen zu schneiden gewußt hat. Die lärmenden Buben zogen dann in Scharen durch die Stadt und riefen, so oft sie an seinen Fenstern vorbeikamen: „Pereat Lentner!" Auch viele Bauern waren mit Prügeln in der Stadt und fragten: „Welles ist denn der Lentner?" Am andern Tage fand man an allen Gassenecken denselben Talisman angeschrieben. In diesen Tagen kneipten die Gymnasiasten bei den Weinbauern auf dem Lande herum und kamen besoffen wieder in die Stadt, immer schreiend: „Pereat Lentner!" Lentner sagte in jener Zeit einmal, mit dem Kopfe an die Wand gelehnt, schmerzlich zu einem Freunde: „Das habe ich um diese Jungen nicht verdient!"

Um sich diesem wüsten Treiben zu entziehen, ging Lentner wieder nach Peiting, wo er das Schriftchen „Tirol vor und nach dem 13. März" verfaßte. Später verarbeitete er seine gewonnenen Revolutionsanschauungen in der Novelle „Einer wie Alle", von welcher der Biograph versichert, sie sei das Beste, was man über deutsche Anlage zum Staatsumwälzen schreiben könne. Im folgenden Winter, als jene Aufschriften an den Straßenecken von Meran verwischt waren, lebte er wieder in seinem geliebten Etschlande, machte sich um die Badegäste verdient, indem er einem Ausschusse bei seinen Bemühungen, für ein besseres Comfort derselben zu sorgen, mit Rath und That zur Hand ging, und zog sich durch einen von ihm erdachten Mummenschanz neuerdings den Haß der tiroler Dunkelmänner und der Partei des „Tiroler Boten" zu. Die Bürger von Meran zeigten sich ihm auch, als er 1850 wieder seinen Zug ins heimische Baierland antreten wollte, sehr dankbar und gaben ihm ein Abschiedsfest von 50 Gedecken, ja als er sich im Herbst mit einer Meranerin verheirathete, verlieh ihm der Rath von Meran das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Er schrieb darüber an einen Freund: „Ich setze einen besondern Werth darauf und bin so stolz über die Anerkennung einer Gemeinde, als wäre mir Orden oder Adelsbrief von einem Könige zugewendet."

Zufällig oder auch nicht zufällig schlug wenige Monate später, als Lentner sich eben tief im Bairischen Walde befand, der k. k. Bezirkshauptmann Kopp die hohe Ministerialverfügung vom 7. März 1850 auf und fand hier „mit großem Vergnügen", daß nur östreichische Staatsbürger Gemeindeangehörige eines Orts im östreichischen Kaiserstaate sein könnten. Er sah sich daher veranlaßt, den ungesetzlichen Gemeindebeschluß wieder aufzuheben und den Magistrat mit Nachdruck anzuweisen, er habe die ausgestellte Urkunde von Lentner wieder zurückzufodern. Lentner schickte nun die Urkunde freiwillig zurück, in Begleitung eines „schönen" Briefs. Der Biograph erzählt weiter:

Allmälig fühlte Lentner jetzt — was eine andere minder edle Seele vielleicht schon zehn Jahre früher gefühlt hätte —, nämlich daß sein Leben zu Meran zu Ende sei. Er freute sich nur noch an dem schönen Himmel und seinem häuslichen Glücke. Im Uebrigen schien er traurigen Muths sein stilles Leben fortzuspinnen. Noch sah er wol etliche meraner Freunde, die seit zehn Jahren in Freud und Leid mit ihm ausgehalten, aber sonst war die Geselligkeit gebrochen. Manche gingen ihm als Verfemtem aus dem Wege, die sich früher freundlich gezeigt, und es war ein übler Trost, wenn er bemerkte, daß viele Leute ganz schweigsam geworden und daß Keiner mehr dem Andern traue.

Auch producirte Lentner während dieses letzten Abschnitts seines Lebens nicht mehr viel; doch arbeitete er an der Ethnographie des Baierlandes, schrieb die kleine Novelle „Die drei Eichen", welche den Preis des „Familienbuch des Oestreichischen Lloyd" erhielt, und lieferte etliche Schilderungen zu den in Salzburg herauskommenden „Tirolischen Landschaften", das Letzte, was er hienieden fertig machte.

Inzwischen brach sein Lungenleiden wieder heftiger los, und Lentner verschied zu Meran am 23. April 1852 in den Armen seiner Gattin und an der Wiege seines Töchterleins, das nach seinem letzten Willen in Baiern erzogen werden soll. Nach seinem Wunsche zog ihm sein Annele heimlich ein schwarzrothgoldenes Bändchen um den Hals und auf die Brust, und mit diesem symbolischen Schmucke ist er auch begraben worden. Stadt und Land beeilten sich, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und man erinnert sich nicht, seit Menschengedenken in Meran einen solchen Zug von Leidtragenden gesehen zu haben. „Sein Andenken", sagt Steub, „wird in jenen Gegenden noch lange blühen, wenn schon Alle vergessen und verschollen sind, die ihm das Leben unnützerweise sauer gemacht haben"; und weiter: „Wenn man ausgeht, ein deutsches Dichterleben zu schildern, so wird leicht ein Bild der deutschen Misère daraus. Wie es unserm Freunde erging, dem Harmlosen und Milden, ist es vielen Andern auch gegangen und im Ganzen trifft Jeden sein Mannestheil an der kümmerlichen Kleinlichkeit der Zustände" — der Menschen, hätte Steub vielleicht richtiger sagen sollen, denn die „Kleinlichkeit der Zustände" schreibt sich wol von nichts Anderm als von der Kleinlichkeit der Menschen her.

Beim Schlusse der Biographie angelangt, fühlen wir nicht mehr die Neigung, den Charakter, die literarischen Leistungen und den jedenfalls lehrreichen Lebenslauf eines so liebenswürdigen, deutsch-ehrlichen und harmlosen Mannes zu kritisiren; wir bemerken nur, daß die Erregbarkeit, die bald sanguinische, bald melancholische Unruhe und die phantastischen, meist trügerischen Ansichten vom Leben, wie sie den Dichtern eigenthümlich und oft ihr



bösen Engel sind, sich auch bei Lentner wahrnehmen lassen. Wir brauchen sie nicht erst namhaft zu machen; sie liegen klar und deutlich in Dem vor, was wir über Lentner mitgetheilt haben.

Seine nachgelassene Novelle ist einfach und anspruchslos geschrieben und hat wenigstens das Verdienst, daß ihr Interesse wächst, und zwar eigentlich erst etwa von der Hälfte des Buchs an, während die erste Hälfte auf das Folgende wenig gespannt macht und außerdem zu breit gehalten ist. Ihre Bedeutsamkeit liegt in der Gegeneinanderstellung der Geradheit, Ehrlichkeit und Schlichtheit des Volks gegen die bis zum Herzlosen egoistische Falschheit und Schlauheit und das zugleich gewundene und brüske Wesen von Hof- und Regierungsmenschen. Der Hofcommissar und Hofrath Ritter von Rechwalt, diese „Gnadensonne aus der Staatskanzlei", und seine Kinder bringen durch eigenthümliche Conflicte die Kinder des Plattebners, eines alten tiroler Patrioten, an den Rand des Verderbens; zuletzt aber gräbt sich Ritter von Rechwalt, der von Lentner gut gezeichnet ist, selbst das Grab, er fällt in Ungnade. Seine Tochter Ludmilla, welcher die Tochter des Plattebners ein fast beispielloses Opfer bringt, das von der egoistischen und hoffärtigen Wienerin wie etwas sich von selbst Verstehendes auch angenommen wird, soll als Schauspielerin ihr Glück gemacht haben.

Der Pfarrer Robert Weber hat den lyrischen Nachlaß eines früh vollendeten schweizerischen Dichters, Heinrich Näf, herausgegeben und mit einer warmgefühlten biographischen Skizze begleitet. In dem Wesen und Charakter Näf's findet man alle jene bezeichnenden Eigenthümlichkeiten wieder, welche die Prädisposition zu einem Dichter bilden, aber auch nichts weiter als die Prädisposition; denn die wesentlichsten Eigenschaften, die dazu nöthig sind, um die immerhin erfreuliche Dichterblüte zur nährenden Frucht zu reifen, vermissen wir an ihm. Wir wissen zwar, wie mislich es ist, darüber ein Urtheil abzugeben, was ein früh geknicktes Talent bei längerm Leben hätte werden können und was nicht; aber nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, glauben wir uns zu der Annahme berechtigt, daß Näf niemals in seinen Leistungen die beschränkten Grenzen einer hübschen Mittelmäßigkeit überschritten haben würde. Dichter zu sein und zu heißen war zwar auch ihm wie so vielen Andern das verlockende Ideal, dem er unter Unruhe und Schmerzen und unter mancherlei Opfern, welche er seinem innern und äußern Glück brachte, nachstrebte und nachrang; wir glauben aber, daß er, zur Selbsterkenntniß gelangt und durch die Schule bitterer Erfahrungen und Enttäuschungen gegangen, später sich ausschließlicher seinem bürgerlichen Berufe gewidmet und die Poesie nur noch als einen Nebenberuf, zur Erheiterung sorgenvoller Stunden, betrieben haben würde. Das war wenigstens der Lebensgang so mancher Gleichgestimmten und Gleichorganisirten, die später noch zur rechten Zeit resignirten oder, wenn sie hierzu nicht die rechte Kraft und Einsicht besaßen, verkümmerten und untergingen. Das tägliche Brot gewährt die Poesie nicht, und den Fonds, der dazu gehört, um von der Schriftstellerei zu leben, scheint uns Näf nicht besessen zu haben. Näf's Biograph sagt:

> Es ist ein erhabener Genuß, die Meisterwerke großer Menschen, wie sie dieselben vollendet aus sich entlassen hatten, in sich aufzunehmen, und wir thun dies mit einer Art von stummer Bewunderung, weil wir selten nur einigermaßen die äußern und innern Hebel und Ursachen kennen, welche jene ans Licht gefördert haben. Eben darum stellt uns die Vorsehung bisweilen ein Menschenleben vor die Augen, das in seiner schönsten Kraft oder gar im Beginn seiner Entwickelung gebrochen wird, damit wir in den wunderbaren Gang alles geistigen Werdens hineinsehen und auf die Bedingungen alles Großen aufmerksam und desto mehr zur Nacheiferung angeregt werden können. Ein solches Bild bietet uns das früh geknickte Leben Näf's.

Wie uns jedoch der Lebenslauf Näf's auf die Bedingungen alles „Großen" aufmerksam machen oder uns gar zur „Nacheiferung" anregen könne, sehen wir nicht wohl ein; eher dürften darin warnende Fingerzeige für Diejenigen liegen, die sich in ähnlichen Jugendillusionen wie Näf herumtreiben und sich durch täuschende Irrlichter vom festen Lebensgrund ab auf einen Boden verlocken lassen, der unter den Füßen schlappt und weicht. Der Biograph Näf's fand in den Lebensschicksalen des Verstorbenen wie in seinen Anschauungen einen großen Theil seines eigenen frühern Jugendlebens zurückgespiegelt, und so wird es auch manchem Andern gehen, der diese Biographie lesen sollte. Denn die Illusionen und Hallucinationen, an denen Näf litt, sind ein unter unserer Jugend sehr weit verbreitetes Leiden, das, da es aus einer gemeinsamen Quelle entspringt, viel eher Mitleid und Theilnahme als Tadel und Spott verdient.

Heinrich Näf wurde in dem lieblich gelegenen Kappel, Canton Zürich, am 5. März 1826 geboren. Ein Vorfahr, Adam Näf, hatte aus der Schlacht bei Kappel, in welcher Zwingli den Tod fand, das Banner seines Standes und seiner wenn auch unterliegenden Partei gerettet und damit sich und seinen sämmtlichen Nachkommen das Ehrenbürgerrecht der dankbaren Stadt Zürich erworben. Das Schwert, mit dessen Hülfe sich der Ahne in jenem Treffen einen geschichtlichen Namen erwarb, wird noch jetzt in der Familie aufbewahrt und mit dem Gefühle des Stolzes gezeigt. Solche Familienerinnerungen und Familienreliquien sind auf die Nachkommen selten ohne Einfluß, und auch unser Heinrich mag als Knabe dieses historische Schwert nicht angesehen haben, ohne dem Wunsche Raum zu geben, sich des Namens seines Vorfahren würdig zu zeigen. Auf der Secundärschule zeichnete sich Heinrich Näf keineswegs aus, trotzdem aber glaubte er schon damals zu fühlen, daß er zu etwas Höherm bestimmt sei, als den Beruf seiner Aeltern, die Landökonomie zu treiben. Mit Einwilligung der Aeltern faßte er den Entschluß, sich zum Lehrer heranzubilden, und trat 1841 ins Seminarium zu Küßnacht ein, zeichnete sich aber auch hier in keinem Fache besonders aus. Dagegen quälte er seinem jugend-

lichen Geiste allerlei poetische Versuche ab, aus deren einem eine wenigstens von metrischer Gewandtheit zeugende Stelle vom Biographen mitgetheilt ist. Im April 1844 bestand er die Concursprüfung, wurde in den zürcherischen Lehrerstand aufgenommen und blieb fernerhin als Verweser in Sennhof, wo er seiner Schule zu Aller Zufriedenheit vorstand. Aber sein Geist strebte nach weiterer Ausbildung und nach kurzem Schulmeisterleben regte sich in ihm der Wunsch, Theologie zu studiren. Es hat nun ohne Zweifel etwas Rührendes, wie Näf durch fleißigen Privatunterricht sich bemühte, Griechisch und Hebräisch in seinen Kopf zu bringen, der, wie es poetischen Gemüthern gewöhnlich geht, sich grammatikalischen Studien nicht gerade sehr willig herlieh. Trotz aller Abmahnung arbeitete er oft bis 1 Uhr Nachts, und Morgens um 4 Uhr brannte die Lampe schon wieder. Aber die alten Sprachen, deren Anfangsgründe selbst ihm bis zum Jahre 1844 gefehlt hatten, waren für ihn eine zu harte Aufgabe. Wenn er durch äußere Umstände genöthigt war, seinen Privatunterricht zu unterbrechen, so hatte er nach kurzer Zeit wieder sein τύπτω vergessen und mußte wieder von vorn anfangen. Er fiel auch zwei mal im Examen durch. Es war dies eine Zeit der Angst und Noth, die wol auch den Grund zu seinem frühen Lebensende legte. Wäre Näf Landwirth geworden — und ein Landwirth, der sein Leben recht anfaßt und außerdem noch die Fähigkeit besitzt, es poetisch zu verschönern, führt im Grunde ein poetischeres Dasein als ein Büchergelehrter — so würde sein Geist sich nicht in die Verdüsterung hineingearbeitet haben, welche seine Briefe aus jener Zeit charakterisirt, und sein Körper würde vielleicht nicht durch nervöse Erschütterungen von innen heraus gebrochen worden sein. Wer aber in Deutschland etwas Rechtes werden will (und zu Deutschland ist ethnographisch und ihrer geistigen Bildung nach auch die deutsche Schweiz zu rechnen), der hat nichts Eiligeres zu thun, als zur Büchergelehrsamkeit und dem gelehrten Stande seine Zuflucht zu nehmen, selbst wenn er dazu die nöthigen Anlagen nicht besitzen und sich genöthigt sehen sollte, unter Schmerzen und qualvollen Arbeiten mühsam zu erwerben, was ein Anderer sich spielend zueigen macht.

Näf sattelte nun zum zweiten male um und beschloß, sich dem medicinischen Studium zu widmen; auch ging diesmal, im Herbste 1848, die Maturitätsprüfung glücklich von statten. Aber die Medicin sagte seinem Wesen nicht zu; Näf stand auf dem Standpunkte des Glaubens an ein seelisches Leben des Menschen, und mit diesem mochten die materialistischen Anschauungen, denen das Studium der Medicin so leicht zutreibt, oft genug collidiren. Als er in der Anatomie nackte Menschen, Cadaver, zum ersten male in seinem Leben sah, schrieb er an einen Freund:

Der Anblick ist entsetzlich, gräßlich. Hier gelangte ich erst zur Erkenntniß der hohen Würde des Menschen; hier erkannte ich zuerst, welchen Werth die Seele haben muß; denn der entseelte Leib, der im belebten Zustande so edel, ist als entseelter so gräßlich, so entsetzlich.

Mit der Medicin war es also auch nichts, und Näf, der keinen festen Boden unter sich und nur den blauen Himmel der Poesie über sich hatte, änderte seinen Lebensplan zum dritten male und ließ sich im Frühjahre 1849 als stud. jur. einschreiben. Er hörte neben seiner Hauslehrerstelle nur zu viele Collegia (weil Näf, wie es in unserer Zeit vielen jungen Leuten geht, vollkommen unklar über sich selbst war), arbeitete übrigens mit wahrem „Riesenfleiße" seinem neuen Ziele entgegen, das er jedoch nicht mehr erreichen sollte. Der durch so vieles ungeregelte Arbeiten, so viele innere Unruhe abgemattete Körper erlag einem Nervenfieber am 20. September 1849. Wir bedauern solche Opfer vollkommener Unklarheit und einer verfehlten rathlosen Lebensrichtung, und doch wissen wir nicht, ob wir es andererseits nicht ebenso sehr beklagen würden, wenn je eine Zeit käme, wo solche dem Idealen zugewandte Geister dem rein praktischen Geschlecht gänzlich das Feld geräumt hätten. Von seiner Unklarheit auch in andern Dingen zeugt wol Näf's einmal in der Form der Gewißheit ausgesprochene Ansicht, daß sich mit der Zeit aus dem geläuterten Protestantismus und dem geläuterten Katholicismus ein dritter Cultus herausbilden werde, ein Cultus, gleich weit entfernt von der abstoßenden Nüchternheit und Langweiligkeit des Protestantismus und dem verwirrenden Prunk und Gelärm des Katholicismus. Die Weltgeschichte schreitet aber in allen ihren Richtungen immer nur in Gegensätzen vor, nicht in Vermittelungen, welche wol vorübergehend versucht werden können, dann aber in ihre ursprünglichen, nur anders und noch schroffer gestalteten Gegensätze wieder zerfallen, bis freilich zuletzt aus diesem Kampfe etwas ganz Neues hervorgeht, das jedoch sehr bald wieder seinen nothwendigen Gegensatz aus sich heraus erzeugen wird. Das Neue ist dann schon wieder alt, dem noch neuern Gegensatze gegenüber.

Näf's in diesem Bande abgedruckter Nachlaß besteht aus lyrischen Gedichten, in denen sich ein einfaches, warmfühlendes, reines und keusches Gemüth offenbart, ohne daß in Form und Gedanken etwas wesentlich Neues und Besonderes sich bemerkbar machte. Der Dichter liebt vorzugsweise die Landschaftsmalerei und hat sich in dieser Hinsicht ohne Zweifel zumeist durch die Lectüre der Salis'schen und Matthisson'schen Lieder gebildet. Auch ein schwermüthiger Zug, der durch Näf's Gedichte hindurchgeht, erinnert an diese Vorbilder. In dem Gedichte „Dulders Muth" ruft der Dichter aus:

Und reißt ein Strom von Muthgefühle
Dich noch zum letzten heißen Streit,
Schwirrt durch das Herz im Kampfgewühle
Der herbe Pfeil: Unmöglichkeit —

Dann sinke hin! Des Schicksals Nächte
Sind stumm und kalt und fürchterlich,
Und seines Dunkels heil'ge Mächte,
Sie kommen schrecklich über dich!

Das ist fast energischer, als man dergleichen Ergüsse

dungen bei Matthisson ausgedrückt findet. Zwei patriotische Gedichte: „Schlacht am Morgarten" und „Prolog zu Schiller's «Wilhelm Tell», gesprochen bei dessen Aufführung auf dem Theater in Zürich 1848", sind nachträglich in der Biographie mitgetheilt. Auch fand man in seinem Nachlasse Fragmente von dramatischen Dichtungen: „Das Fischermädchen von Florida", ein Trauerspiel, „Maria Visconti", ein bürgerliches Schauspiel, und „Die Befreiung Schottlands unter William Wallace und Robert Bruce".

Auf den an der Cholera in Wien verstorbenen Dichter Ferdinand Sauter sind die Leser d. Bl. schon in Nr. 23 von Wien aus aufmerksam gemacht worden. Es wurde in dieser Mittheilung als eine seltene Eigenschaft des Dichters hervorgehoben, daß weder Freunde noch selbst zahlungsbereite Verleger ihn zur Sammlung seiner Gedichte hätten vermögen können. Dieser Fall ist allerdings einzig in seiner Art in Deutschland, und man müßte, um etwas Aehnliches zu finden, vielleicht bis auf Ernst Schulze zurückgehen, der während seines Lebens sehr wenig drucken ließ und sein großes Epos „Cäcilie" ursprünglich nicht für den Druck, sondern nur zu einem gewissermaßen in den Archiven der Tychsen'schen Familie niederzulegenden Familienstück bestimmt hatte.

Sauter's Gedichte sind nun erschienen, aus seinem Nachlaß herausgegeben und zugleich mit einer Lebensskizze des Dichters begleitet von Julius von der Traun. An diese letztere wenden wir uns zuerst.

Ferdinand Sauter war am 6. Mai 1804 in dem Marktflecken Werfen geboren, wo sein Vater, welcher sich ebenfalls in der Dichterei versuchte, fürsterzbischöflicher Rath, Kämmerer und Pfleger war. Jene Erregbarkeit des Gemüths, welche ein Hauptsymptom aller poetisch begabten Naturen ist, sprach sich bei Ferdinand Sauter schon früh in einem ungewöhnlichen Grade aus. Seine Mutter, an der er bis in seine späten Lebensjahre, ebenfalls nach Art dichterischer Naturen, mit unbeschreiblicher Liebe hing, zog nach dem zeitig erfolgten Tode des Vaters mit ihren Kindern nach Salzburg und verwaltete von 1810—12 in Salzburgs herrlicher Umgebung ein Landgut, welches ihrem Schwager gehörte und wo Sauter unvergeßliche Tage lieblichster Kindheit verlebte. Auf dem salzburger Gymnasium zeichnete sich Sauter in keiner Weise vor den andern Schülern aus, wie das bei Kindern von poetischen Anlagen überhaupt sehr häufig wahrgenommen wird, ja er wurde des Gymnasiums sehr bald so überdrüssig, sodaß man sich bewogen sah, ihn auf seinen Wunsch bei einem Kaufmann in die Lehre zu geben. Im Jahre 1819 übersiedelte Sauter zu einem Kaufmann nach Wels im Hausruckviertel, und hier fing Sauter's Geist durch belletristische Lectüre und den Umgang mit einer gebildeten, bei ihm Mutterstelle vertretenden Frau sich mehr zu entwickeln an. Damit kam aber auch ein großes Ungenügen in sein bis dahin friedliches Gemüth; er sehnte sich in größere Lebenskreise, weil ihn die bisherigen zu langweilen anfingen, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, nach Wien zu gehen, wo er eine Stelle in einer Papierhandlung erhielt. Daß er diese von 1825—39 ununterbrochen innehatte, ist doch wol ein Beweis, „daß er sich (wie sein Biograph bemerkt) bis dahin den Anfoderungen der praktischen Welt — wenn auch mit vielem Widerwillen — doch äußerlich fügte". Der Tod seiner Mutter und der bald darauf erfolgende eines Bruders versenkten ihn in tiefe Schwermuth, seine Gedanken spielten mit Wahnsinn und Selbstmord; auch wird erzählt, daß er schon früher einmal versucht habe, sich durch Einschnitte in seinen Arm die Adern zu öffnen. Nur die verschwiegene Liebe zu der von ihm hochgeachteten Braut seines ältesten Bruders hielt ihn aufrecht, und er liebte es, sein Herz gegen diese in den furchtbarsten Selbstanklagen zu entladen. Als sie die Gattin seines Bruders wurde, wäre ihm das Leben vielleicht unerträglich gewesen, wenn sich nicht gerade von jetzt an ihm eine Trösterin beigesellt hätte — die Poesie.

An ein leichtes Leben gewöhnt, hatte er sein kleines Erbvermögen schon Anfang der dreißiger Jahre gänzlich aufgezehrt. Im Jahre 1839 verlor er auch seine Stellung in jener Papierhandlung, und auf einer Reise zu seinen Verwandten verletzte er sich bei einem unglücklichen Sturze über eine Mauer zu Hallstadt so schwer, daß er bis an sein Lebensende hinkte. Es verdient bemerkt zu werden, daß Lenau, der durch einzelne in die Oeffentlichkeit gelangte Gedichte Sauter's auf ihn aufmerksam gemacht worden, auf die Kunde von diesem Unfall sofort mit Trost und Hülfe an sein Lager eilte. Wiederhergestellt, kehrte Sauter nach Wien zurück, lebte eine zeitlang von der geringen Beschäftigung, welche ihm Witthauer bei der „Wiener Zeitschrift" und August Schmidt bei der „Musikzeitung" geben konnten, und erhielt später eine Stelle bei der niederöstreichischen Assecuranzgesellschaft, mit einer Besoldung von 300 Fl., die später auf 500 Fl. erhöht wurde.

Alle seine freie Zeit, welche ihm die Kanzleiarbeit übrig ließ, verbrachte er in wiener Kaffeehäusern und namentlich in einem Bierhause in Neulerchenfeld, der „Blauen Flasche", wo man ihn alltäglich von 5 Uhr Abends an treffen konnte. In diesem Betreff erinnert Sauter an Grabbe und andere untergegangene „Genies", zum Theil auch an Schubart. Sein Biograph erzählt über diese hervortretende Wirthshausseite seines Lebens:

> Der Stamm der Gesellschaft, die ihn täglich umgab, bestand glücklicherweise aus achtbaren Bürgern; es waren wißbegierige Männer, die den höhern Flug, den Sauter's Geist auch oft am Schenktische nahm, achteten, die sich an seinen poetischen Producten, die er auch hier oft vortragen mußte, ergötzten. Freilich fehlte es auch nicht an Schmeißfliegen, denen der „burleske cynische Sonderling" lieber war als der Dichter Sauter. Doch redliche Achtung der Bessern des Kreises schützte ihn und heilte schnell die Wunden, die muthwillige und übermüthige Buben seinem leicht versöhnlichen Herzen geschlagen hatten. Oft aber preßten ihm solche Beleidigungen bittere Thränen aus. In solchem Augenblicke fühlte er schmerzlich, daß nur seine selbstverschuldete Lebensstellung ihn diesen Angriffen bloßstellte. In Sommertagen besuchte er gern den

schattigen Gastgarten des Klosterhofs zu Weinhaus, wo damals ein trefflicher wiener Bürger die Wirthschaft hielt. Er muß in diesen beiden Schankgärten auch manche Stunde einsam zugebracht haben, denn ich fand in seinem Nachlasse viele Lieder auf die Rückseite von Speisekarten des Klosterhofs und der „Blauen Flasche“ geschrieben.

Ueber seinen Tod schreibt Julius von der Traun:

Am 29. October desselben Jahres (1854) begleitete Sauter die Leiche des bekannten Jugendschriftstellers Ebersberg, der an der Cholera gestorben war. Am Abend desselben Tages erkrankte er an derselben Seuche. Er wurde in das improvisirte Choleraspital gebracht, das sich in dem letzten Hause des Orts (Herrnals) gegen Dornbach zu befand. Schon am andern Tage starb Sauter.... Eine Schar erlesener Freunde begleitete Sauter's Leiche zu Grabe und der dramatische Schriftsteller Friedrich Kaiser sprach dort Worte der Erinnerung, die seinem Herzen und seinem Talente gleiche Ehre machten. Ein sinniger Freund hatte für einen Lorberkranz gesorgt, der des Dichters Bahre schmückte.

Sauter blieb bei all seinem ungebundenen Leben im Grunde des Herzens ein weicher, gutmüthiger, fast kindlicher Mensch; er durfte mit Recht von sich rühmen, daß er in seinen schlechtesten Tagen mit Manchem seinen letzten Groschen, ja sein Hemd getheilt habe. Seine Anhänglichkeit an die Mutter, deren Tod er in einem warm gefühlten Gedicht beklagte, theilte er mit manchem verwüsteten Genie, z. B. mit Grabbe, der bis zuletzt an seiner Mutter mit kindlicher Hingebung hing.

Wir kommen nun zu seinen Gedichten, bei denen wir uns jedoch nicht zu lange aufhalten wollen, wenigstens nicht länger, als dies zu einer möglichst gedrängten Charakteristik des Dichters durchaus nothwendig ist. Wir hatten geglaubt, hier einmal auf etwas Originelles und Geniales, mindestens auf etwas besonders Frisches und Volksthümliches, also etwa auf einen modernen Bürger oder Schubart zu stoßen. Dies wäre uns deshalb schon erwünscht gewesen, weil wir nicht einsehen, wie gerade immer die durch Gymnasial- und Universitätsbildung Geschulten und Geschulmeisterten dazu kommen, in Poesie und Kritik die erste Geige zu spielen. Das autodidaktische Element hat es doch bei manchen Frauen zu etwas Originellem gebracht, z. B. bei der Freiin Annette von Droste-Hülshoff, deren Dichtungen immer noch nicht die volle Anerkennung gefunden haben, auf die sie uns Anspruch zu haben scheinen; warum nicht auch bei den Männern? Wenn aber ein Autodidakt männlichen Geschlechts den Pegasus besteigt, so reitet er ihn sofort auch nach allen Regeln der Kunst als echter Schulreiter. Auch Sauter's Ehrgeiz richtete sich weniger darauf, unserer Kunstpoesie wieder einmal ein volksthümliches Element zuzuführen, als vielmehr darauf, in Bezug auf kunstvolle Reime und Rhythmen mit Platen, Rückert, Freiligrath u. A. zu wetteifern. Man lese Folgendes aus dem Sonett „Henriette“:

Als jüngst mein Aug' erblickte Henrietten,
Da wurden locker der Besinnung Quadern,
Glutströme quollen rings durch meine Adern,
Sowie sie qualmen in des Aetna Betten.

Oder:

Da liegst du auf das Sopha hingegossen,
Die Lilienkeime sprengen schier das Mieder;
Die Demantpfeile deiner Augenlider,
Sie haben meiner Ruhe Rest erschossen.

Ein verliebter Dichter des vorigen Jahrhunderts würde wenigstens seine Schöne auf ein Rasen- oder Blumenlager gebettet haben, unsere Culturpoeten halten aber ein Sopha mit Roßhaaren und Springfedern für viel comfortabler.

Wo Sauter sich von dieser Kunstpoesie entfernt, verfällt er meistens sofort auch in Schalheit und Trivialität, z. B. in dem Gedichte „Mein Sonntagsmorgen“:

Will mich tummeln, will mich sputen
Durch die schatt'gen Laubengänge,
Bis dahin, wo heit're Menge
Kostet den Kaffee, den guten.
Schnell Melange mir und Kipfel,
Und 'ne Pfeife, eine reine,
Ruf' ich, und die „Allgemeine“!
Und mein Glück, es steht am Gipfel.

Oder in einem andern Gedicht:

Was ist der herrlichste Tag, wenn schwindsüchtig schlottert der Beutel?

Das ist allerdings ein sehr allgemeinmenschliches Gefühl, ohne Ansehung der Religion unter Christen, Juden und Mohammedanern gültig, aber poetisch ist es nicht und auch von Sauter nicht gerade sehr poetisch ausgedrückt.

In Sauter's „Gassenlied“ mit dem immer wiederkehrenden Refrain „Auf der Gassen, auf der Gassen“ begegnen wir folgender läppischen Strophe:

Auf der Gassen lärmen Buben,
Purzelnd aus den Schulenstuben,
Ob der Weisheit, die sie fraßen,
Auf der Gassen, auf der Gassen.

Das ist wiener Gassenhumor!

Wir wollen damit durchaus nicht in Abrede stellen, daß sich in dieser Sammlung manche sehr hübsche Sachen befinden, in denen sich ein wahres und inniges oder energisches poetisches Gefühl ausspricht, und zwar in einer gerundeten Form, die einem Dichter von dem Bildungsgange Sauter's alle Ehre macht, obschon auch seine besten Gedichte selten von Incorrectheiten ganz frei sind. Wir führen zum Beweise wirklichen dichterischen Talents aus dem Gedichte „Irdische Qualen“ folgende kräftige Strophen an:

O Schmach, zu schauen tausend Sonnen,
Zur höchsten Ahnung hingestreckt,
Und trocken legen jenen Bronnen,
D'raus Labung quillt für eine Welt!

Magst du in alle Räume rufen:
Gebt dieser Brust ein Herz, ein Herz!
Gelächter schallt dir von den Stufen,
Es schließt sich schnell das Thor von Erz.

Sie treiben Schacher mit Gesinnung
Und schlagen Münzen aus Gefühl,
Vergällt wird — schwörst du nicht zur Innung —
Dein Wachen und zum Stein dein Pfühl.

Den Geist misbrauchen sie zur Fessel —
Besitz ihr Gott, Begeist'rung Trug, —
Sieh' hin, dort dampft und qualmt der Kessel:
Geh' in den Wald, du hast genug!

Auch unter den Xenien, wiewol sie ebenfalls vieles Platte enthalten, befinden sich manche treffende und beißende, z. B. folgende Xenien an einen Dichter:

Sprichst du von fremdem Gedicht, so scheinst du der größte der Dichter,
Liest du nur Eigenes vor, glauben das Gegentheil wir.

Dichter nennst du dich gern und foderst den Titel von uns auch;
Dichtung ist Alles an dir, Freundschaft und Wahrheit und Wort.

Tapferer Männer Geschick besingst du in prunkenden Versen,
Doch in der eigenen Brust bist du ein zagender Schelm.

Plastische Gestaltungsgabe besaß Sauter gar nicht, doch stoßen wir in seiner Sammlung auf ein balladenähnliches Gedicht „Todtenreigen", das einen ziemlich originellen Gang hat. Eine Schar Todtengerippe steigt um Mitternacht aus den Gräbern; Verwandte, Freunde, Verlobte erkennen einander und wandeln paarweise; dann beginnen sie einen Tanz aufzuführen:

Sie dreh'n sich im Reigen,
Sie wiegen und neigen
Sich schwindelgepackt;
Und Hände von Knochen,
Sie klimpern und pochen
Den seltsamsten Takt u. s. w.

Einen eigenthümlichen, aber charakteristischen Eindruck macht das lustig trippelnde Versmaß, das sich eher zu einem Lanner'schen Walzer als zu einem so schauerlichen Gegenstande zu eignen scheint.

Wir begreifen im Ganzen wohl, wie ein Mann von der Bildung und den Sitten Sauter's, der zugleich eine so bedeutende, in dem Lebenskreise, dem er angehörte, selten anzutreffende poetische Begabung besaß, unter den wiener Literaten und Dichtern so viele Theilnahme finden konnte. Er hat sich dafür auch dankbar gezeigt und Friedrich Halm, Nikolaus Lenau, Grillparzer, Levitschnigg, Vogl und Seidl in Gedichten besungen, die hier abgedruckt sind, aber nicht zu seinen besten gehören. Laut einer wiener Mittheilung (vgl. Nr. 34 d. Bl.) wirft man in Wien dem Herausgeber vor, daß er bei der Auswahl der Sauter'schen Gedichte fast zu streng verfahren sei und daß diesem Umstande der etwas zu monotone Charakter der Sammlung zugeschrieben werden müsse. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß der Herausgeber sich veranlaßt gesehen hat, manchem vielleicht in die Oeffentlichkeit gelangten Gedichte, welches einiges Aufsehen erregte, die Aufnahme zu versagen. Wir finden eher, daß der Herausgeber bei der Auswahl den Grundsatz einer noch größern Strenge hätte walten lassen können. Die Enttäuschung rührt eben davon her, daß die Erwartungen zu hoch gespannt waren. Als Adalbert Stifter den Dichter bei seinen Lebzeiten auffoderte, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, und seine Vermittelung beim Buchhändler Heckenast in Pesth anbot, machte Sauter selbst den Einwand geltend, daß eine Sammlung seiner Gedichte bei der Gleichförmigkeit der Metren, in denen sie geschrieben seien, unfehlbar den Eindruck einer gewissen Monotonie hervorbringen werde; er sei daher seit längerer Zeit bedacht, Gedichte in andern Metren einzuschalten; wie viele Zeit dies „Zwickeln" aber in Anspruch nehmen würde, das wisse er nicht, dies hänge vom Geber alles Guten, von Eingebung, Stimmung und Zeugungskraft ab. Wenn Sauter selbst mit einer Sammlung seiner Gedichte nicht zustande kam, so ist, wie man sieht, das Motiv davon nicht sowol in einer übermäßigen Bescheidenheit als in seiner Trägheit und seiner Lebensweise zu suchen, da ihm der Besuch der Kaffeehäuser zu viel Zeit kostete und die Oeffentlichkeit, deren er sich im Gasthause „Zur blauen Flasche" in Neulerchenfeld erfreute, einem Manne von seinen Neigungen auch vollkommen genügen machte.

Hermann Marggraff.

Lessing-Literatur.

1. Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke von Th. W. Danzel. Zweiter Band. In zwei Abtheilungen. — A. u. d. T.: Gotthold Ephraim Lessing's Leben und Werke in der Periode vollendeter Reife. Von G. E. Guhrauer. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Dyk. 1853—54. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Gotthold Ephraim Lessing's Protestantismus und Nathan der Weise; erläutert von August Wilhelm Bohtz. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1854. 8. 25 Ngr.
3. Gotthold Ephraim Lessing als Theolog dargestellt. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie im 18. Jahrhundert. Von Karl Schwarz. Halle, Pfeffer. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1. Vor bereits fünf Jahren wurde in Nr. 272 u. fg. d. Bl. f. 1850 eine ausführlichere Anzeige des damals in seinem ersten Bande erschienenen Danzel'schen Werks über Lessing gebracht. Leider ist es dem gründlichen Forscher nicht gestattet gewesen, seine gelehrte und mühsame Arbeit selbst zu Ende zu führen, dieselbe hat andern Händen anvertraut werden müssen. Aber gewiß, dem dazu am meisten Befähigten und Vorbereiteten, dem Danzel selbst nach seiner ganzen Geistesart am nächsten Stehenden war die Aufgabe zugefallen, mit Benutzung des hinterlassenen Materials das Ganze des Lebens und Wirkens Lessing's zum Abschluß zu bringen. Guhrauer ist inzwischen bekanntlich ebenfalls gestorben. Es beginnt diese Guhrauer'sche Fortsetzung des Danzel'schen Werks mit dem Jahre 1765, mit der Uebersiedelung Lessing's von Breslau nach Berlin, umfaßt also die 16 letzten und wichtigsten Jahre seines Lebens. Im Wesentlichen gehört dieser zweite Haupttheil Guhrauer als sein geistiges Eigenthum an, denn obgleich er manche Auszüge und Notate aus Büchern, Zeitschriften und Manuscripten der mannichfachsten Art in Danzel's Hinterlassenschaft vorfand, hat er diesem Material doch noch eine sehr bedeutende Nachlese hinzugefügt, außerdem aber die Verarbeitung des Stoffs mit Ausnahme von nur zwei Capiteln (das erste Capitel des sechsten Buchs über Lessing's „Laokoon" und das erste Capitel des neunten Buchs über Lessing's Philosophie) ganz selbständig durchgeführt. Vergleicht man diese Arbeit mit der Danzel's, so übertrifft sie dieselbe ohne Frage durch eine Menge

von formellen Vorzügen, ohne aber damit dem Streben nach Genauigkeit und abschließender Gründlichkeit Abbruch zu thun. Denn das Danzel'sche Werk ist, wie leider eingestanden werden muß, unendlich formlos und wegen seines überreichen Inhalts an Thatsachen wie Reflexionen fast unlesbar. Es fehlt die nothwendige Stoffbeschränkung; die ganze Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts spielt in diese Darstellung des Lessing'schen Lebens hinein, so sehr, daß man an keinem Punkte klar darüber ist, ob Lessing selbst oder seine ganze literarische Zeitgenossenschaft das Thema des Buchs sei. Etwas von diesem Uebelstande unmäßiger Stoffanhäufung, von diesem Mangel an klarer Abgrenzung des zu behandelnden Gegenstandes ist auch bei Guhrauer geblieben, sodaß trotz eines großen Reichthums der eindringendsten Bemerkungen und der interessantesten Notizen, oder vielmehr gerade wegen dieses Uebermaßes das geistige Bild Lessing's nicht in voller Klarheit, nicht in der ganzen Reinheit seiner Linien herausgetreten ist. Und das ist umsomehr zu beklagen, je dringender das Bedürfniß unserer Zeit ist, auf Lessing wieder zurückzugehen, ihn von neuem dem Geiste der Nation vorzuführen und einzuprägen, sich an ihm zu erheben, an ihm wieder zu gesunden. Zu keiner Zeit, seit er dahingegangen, ist das Verlangen, an seiner Geistesgesundheit sich zu laben, bei den Bessern unsers Volks so groß gewesen wie eben jetzt. Das zeigt sich in den von den verschiedensten Punkten ausgehenden Versuchen, ihn wieder zu erwecken, in der nöthig gewordenen neuen Gesammtausgabe seiner Werke, in den fast gleichzeitig erschienenen oben angeführten Schriften. Und dieses Verlangen, ein wie berechtigtes und naturnothwendiges ist es! Denn durch die ganze Romantik wie die nachfolgende speculative Philosophie ist der deutsche Geist in so viel Willkür und Unnatur, in so viel falsche Geistreichigkeit und erlogene Tiefsinnigkeit, in so viel hohle Phantasterei und abstracten Formalismus, in eine solche intellectuelle und sittliche Ueberreizung und darauf folgende Erschlaffung, in eine so gefährliche Ablösung des ästhetischen und speculativen Sinns von dem ethischen gerathen, daß es hohe Zeit ist, von diesem Wege wieder zurückzulenken, uns sittlich aufzuraffen an dem Wahrheitssinn eines Lessing, an der krystallklaren Quelle seines Geistes zu schöpfen, um Das wieder zu gewinnen, was vor allem noththut: Klarheit des Sinns, Schärfe des Verstandes, Gesundheit des Herzens, Einheit des Strebens und des Denkens, Kraft und Muth der innersten Ueberzeugung. Lessing's Stellung in unserm deutschen Geistesleben ist deshalb so außerordentlich und bedeutsam, weil er so viele Gegensätze in sich zur kraftvollsten Synthese verband, in welche später nicht blos einzelne Persönlichkeiten, sondern ganze Zeitrichtungen auseinandergefallen sind, ja in welche das deutsche Wesen überhaupt auf die unheilvollste Weise sich zu zerklüften droht. Es sind dies die Gegensätze: Verstand und Gemüthskraft, Regel und Genialität, conventionelle Form und freie innerste Bewegung, auflösende Kritik und schöpferische Thätigkeit — Gegensätze, welche sich namentlich in den Zeit- und Parteirichtungen der Aufklärer und der Romantiker in aller Schroffheit und Einseitigkeit ausgeprägt haben. Denn steht Lessing auch der einen Seite des Gegensatzes näher als der andern und gehört er ohne Zweifel viel eher auf die Seite der Aufklärer, der Rationalisten, der Kritiker, der Verstandesmenschen, als der Romantiker, der Phantasten, der Genialitätsmänner, der regellos Productiven; so bezeugt er doch eben darin seine Größe, daß er über der Einseitigkeit des Gegensatzes steht und auch von der andern Seite ein gut Theil in sich hat; daß er also nicht in dürres und oberflächliches Verstandeswesen aufgeht, sondern so scharfen Verstand hat, daß er die Grenze des Verstandes wohl erkennt und ihn durch die Zärtlichkeit des Gefühls und die Kraft und Tiefe des sittlichen Willens über sich selbst hinaushebt; daß er nicht in eine blos negative Kritik verfällt, sondern überall durch combinatorische Kraft neue grundlegende Gedanken entwirft, auf Ideale hinweist, Aussichten in die Zukunft eröffnet; daß er nicht einer abstracten und ertödtenden Regel sich unterwirft, sondern überall das Gesetz individualisirt, die Regel belebt durch freie Anwendung auf den Einzelfall. Er ist, das ist eine sehr triviale Wahrheit, aber eine ebenso vollgültige und unbestreitbare, vorzugsweise Kritiker, die Kritik ist das Element seines Lebens, er ihre reinste und vollendetste Verkörperung. Und er hat als Kritiker nach allen Seiten hin, auf die Aesthetik, die Kunstgeschichte, die Philologie, die Philosophie und Theologie den belebendsten Einfluß ausgeübt, unsern großen Dichtern die Wege geebnet, die ganze Nation aufgerüttelt, aus einer schlaffen, seichten und geistlos-conventionellen Periode in eine große productive, in die Blütezeit unserer Poesie und Philosophie hinübergeführt. Als dieser Reiniger, Aufrüttler und Wegebereiter, als der durchdringendste Verstand in dem Jahrhundert des Verstandes, als das unbeirrte kritische Gewissen in einer Zeit des verdorbenen Geschmacks und der falschen Autoritäten, als der Freund der Wahrheit in ihrer Einfachheit und Innerlichkeit, und als der unerbittliche Gegner alles gemachten, gespreizten und leer-conventionellen Wesens, steht Lessing noch immer da wie ein Geistesheros, zu dem wir bewundernd hinaufschauen, an dem wir auch jetzt noch unser Urtheil schärfen und in dem Gewirre der Meinungen uns orientiren.

Wenden wir uns von diesen Betrachtungen zu dem Guhrauer'schen Werke zurück, so begegnen wir hier Lessing gerade in der Zeit seiner höchsten literarischen Blüte, seiner eingreifendsten Wirksamkeit. Bald nach seiner Rückkehr von Breslau 1766 wurde sein „Laokoon" fertig. Guhrauer wirft die Frage auf: Woher nahm Lessing die Sicherheit, mit der er hier auftrat, welches war der feste Punkt, von dem er bei seinen Entscheidungen und Grenzbestimmungen ausging? Und er antwortet — gewiß ganz richtig —: es war der Boden des griechischen Alterthums. Lessing war ein Schüler der Alten, Homer sein Lehrer für das Verständniß der Poesie, die großen Maler und Bildhauer der Griechen auf dem Felde

der bildenden Kunst. Der Grundgedanke jener Schrift ist: Die Schönheit ist das höchste Gesetz der bildenden Kunst, die Poesie dagegen kann das Häßliche mit in ihre Schilderungen aufnehmen und thut es mit Erfolg. Denn die Malerei hat es mit dem Körper, die Poesie mit der Handlung zu thun, jene mit einem fixirten Moment, diese mit einer fortschreitenden Reihe innerlicher Acte. Oder wie Goethe es ausdrückt: Die bildende Kunst arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, die Poesie für die Einbildungskraft, die sich wol auch mit dem Häßlichen noch abfinden mag.

Ebenso wie der „Laokoon“ war auch „Minna von Barnhelm“ in Breslau schon angelegt, ja größtentheils niedergeschrieben. Sie erschien aber erst in Berlin 1767 bei der neuen Herausgabe der Lessing'schen Lustspiele. Und sie war zugleich das letzte seiner Lustspiele. Von welchem Eindruck dies Stück auf die damalige Zeit war, aus der es aufs lebendigste herausgegriffen, wie zündend es überall wirkte, darüber erfahren wir in unserm Werke manches hübsche Detail. Auch hier wieder ist uns das Urtheil Goethe's von besonderm Werth, der die unvergleichliche Exposition des Stücks besonders in den beiden ersten Acten bewunderte und nach diesem Muster seine „Laune des Verliebten“ und seine „Mitschuldigen“ dichtete. Er erkannte auch sehr wohl die außerordentliche Kunst des „Motivirens“, die durch alle Dramen Lessing's hindurchgeht und die seinem fein berechnenden und überlegenden Geiste so eigen war. Was diesem Stück einen so hohen und bleibenden Werth gibt und dasselbe zu einem wirklichen Nationallustspiel gemacht hat, ist der historische Hintergrund des Siebenjährigen Kriegs, wodurch, wie Goethe sagt, „der Blick eröffnet wurde in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen“. Hat doch Goethe selbst in seinem köstlichsten Werke „Hermann und Dorothea“ durch ähnliche Mittel eine ähnliche Wirkung hervorgebracht. In Lessing's „Minna von Barnhelm“ ist außerdem eine der liebenswürdigsten Seiten des Lessing'schen Wesens, die später leider durch Verbitterungen und äußere Noth oft verdunkelt wurde, seine natürliche Munterkeit, Frische und Ungenirtheit, zum vollsten Ausdruck gekommen. Deshalb muthet uns dies Stück noch immer so frisch an wie eine eben erst gepflückte duftige Blume. Und es war gewiß nicht ohne Bedeutung, daß Lessing in einer besonders erhabenen Stimmung, in einem Garten zu Breslau, in schönen Frühlingsmorgenstunden den größten Theil dieses Lustspiels aufschrieb. Er hat leider nie wieder so heiter-sorglose Stunden gehabt.

Mit der Uebersiedelung nach Hamburg (1767—70) und der Anstellung Lessing's als Dramaturg bei dem hamburger Theater beginnt nun auch die „Hamburger Dramaturgie“. Sie war von Anfang an auf ein periodisches Blatt angelegt und wurde Lessing unter der Hand zu einem Buche von zwei Theilen, welches er noch 1768 bandweise fortzusetzen hoffte. Aeußerlich bildete das Werk gerade einen Jahrgang, vom 22. April 1767 bis 19. April 1768, und umfaßte 100 Stücke, welche sich auf die ersten 52 Theaterabende vom 22. April bis 28. Juli 1767 beschränkten. Bekanntlich löste sich die damalige hamburger Gesellschaft, durch allerlei äußerliche Mißgeschicke verfehlt, schon 1768 auf und auch Lessing brach um diese Zeit sein Verhältniß zu dem Theater ab. Der süße Traum, ein Nationaltheater in Hamburg zu gründen, schwand dahin. Die „Dramaturgie“, ursprünglich im Tone einer populären Schrift gehalten, nahm gegen Ende mehr den Charakter ästhetischer Abhandlungen an, auch wandte sich bald die Besprechung von der Aufführung der Stücke zu diesen selbst hin. Und auch diese hatten für Lessing fast nur noch den Werth eines bloßen Vehikels, an dem er seine Betrachtungen über das Drama entwickelte. Die Gesetze der dramatischen Poesie, vorzugsweise der Tragödie, sind Gegenstand der Untersuchung. Inzwischen kann die „Dramaturgie“ als eine Fortsetzung des Fragment gebliebenen „Laokoon“ angesehen werden. Auch hier, wie bei dem „Laokoon“, sind die Alten die unerschütterliche Grundlage, auf welcher das Urtheil Lessing's ruht. Bekannt ist sein Geständniß über die „Poetik“ des Aristoteles, welche er für ein ebenso unfehlbares Werk erklärte, als die Elemente des Euklid nur immer seien. Er fügte hinzu: „Mit dem Ansehen des Aristoteles will ich schon fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte.“ Namentlich commentirte er den Satz des Aristoteles: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer Handlung, welche vermittelst des Mitleids und der Furcht die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt.“ Mit der Aristotelischen „Poetik“ in der Hand begann er nun seinen zerschmetternden Kampf gegen die conventionelle Tragödie der Franzosen, gegen den französirenden Geschmack überhaupt. „Ein Anderes ist es“, sagt er, „sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen, dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben.“ Er zeigt, wie die großen Regeln der Alten bei den Franzosen zu einer kleinlichen Verzerrung und Zierrerei, zu einer lästigen conventionellen Fessel geworden, namentlich in Bezug auf die sogenannten drei Einheiten der Tragödie, die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts. Die Einheit der Handlung stand bei den Alten obenan, und die Einheit der Zeit und die des Orts waren nur von abgeleiteter Bedeutung, wurden nur durch die Verbindung mit dem Chor nothwendig; die Franzosen dagegen gaben die Einheit der Handlung auf, kannten nichts von der griechischen Simplicität und betrachteten dagegen die Einheit von Ort und Zeit als für sich unumgängliche Erfodernisse. Da bei ihnen die Handlung selbst so verwickelt war, wurde die Einheit von Zeit und Ort um so unnatürlicher und deshalb auch im Stillen öfter durch allerhand Mittelchen über die Seite gebracht. In dem Kampf gegen die sogenannte classische Tragödie der Franzosen, an der Lessing eben gar nichts Classisches, sondern nur eine moderne Caricatur der antiken Kunst zu finden vermochte, war es Corneille, den er am unerbittlichsten verfolgte. Noch mehr als Racine; denn von

len, scheint doch Bohtz keine Ahnung davon zu haben, daß der Rationalismus seiner Zeit nur deshalb Lessing so zuwider war, weil er so halb, so feig, so phrasenhaft, so schal war, und daß er selbst in den wichtigsten Fragen viel rationalistischer oder richtiger viel rationaler und radicaler dachte als die gedankenlosen Vernunftprediger. Wenn Bohtz mit besonderer Vorliebe sich über die „speculativen Tiefen" ausläßt, welche den Dogmen des Christenthums einwohnen, und wenn er von Lessing meint, daß er, obgleich er jede äußere Autorität, die der Religion als Stütze dienen solle, aufhebe, andererseits doch die Erkenntniß der vollen religiösen Wahrheit immer in Aussicht stelle, und so die Hoffnung hegt, daß er dem Standpunkt, auf welchem die Theologie, erhaben über das nur historische Wissen, zur wirklich speculativen Theologie werde, sehr nahe käme, so müssen wir gegen diese ganz fremdartige Züge in Lessing hineintragende Charakteristik, gegen diese Hegelisirung des großen Kritikers den entschiedensten Protest einlegen. Lessing stand ohne Zweifel auf dem Boden einer speculativen Weltbetrachtung, wie sein großer Lehrer Leibniz, er war ebenso fern von einem schalen Deismus wie von einem äußerlich-gedankenlosen Supranaturalismus; Natur und Menschengeschichte stand vor seinem Auge als ein innerlich nothwendiger, von Stufe zu Stufe fortschreitender Entwickelungsproceß; aber diese speculative Weltbetrachtung war gar sehr verschieden von unserer Daub-Hegel'schen sogenannten speculativen Theologie, welche in allen Dogmen „Tiefen" findet, die mit logischen Formeln überdeckt werden, und nirgends die Oberflächlichkeiten, die Aeußerlichkeiten und Roheiten sieht, welche doch in so reichem Maße den dogmatischen Vorstellungen eigen sind.

Wenn Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" den Lehren von der Dreieinigkeit, der Erbsünde, der Genugthuung noch eine ideale Wahrheit abzugewinnen weiß, so sieht selbst durch diese kurzen und fast nur spielenden Andeutungen der kritische Genius hindurch; unzweifelhaft würde er aber, wie er dies z. B. in seinem Aufsatz über die Ewigkeit der Höllenstrafen gethan, wenn er eine irgendwie gründlichere Entwickelung jener Dogmen gegeben, es nicht unterlassen haben, den positiven Gedanken eine Fülle von reinigender und auflösender Kritik hinzuzufügen. Das, worauf es uns aber vornehmlich hier ankommt, ist die Bestreitung der völlig verkehrten Auffassung Lessing's, nach welcher sein Hauptverdienst in Bezug auf die Theologie in der speculativen Erfassung ihres Inhalts bestanden. Das ist ganz unrichtig. Vielmehr ist einer seiner Grundgedanken von weitestgreifender Bedeutung der, daß die Religion unabhängig sei von der Theologie, von dem Meinungsstreit der Theologen und ihren Beweismitteln, daß die Wahrheit der Religion eine innere sei, unberührt von den schlechten oder guten Gründen der Theologen, von der Aufrechterhaltung oder Zerstörung ihrer Argumente. Die Religion ist für ihn nicht ein Wissen, sondern eine unmittelbare Gewißheit, ein Gefühl, welches im Innersten ruht und von dem ganzen historischen und dogmatischen Apparat des Christenthums unabhängig ist. Wollte man dies „Gefühl" Lessing's oder seine „innern Wahrheiten der Religion" identificiren mit dem romantischen Gefühl, welches strenggenommen gar nicht Gefühl, sondern Phantasie ist, oder auch nur mit dem Schleiermacher'schen Gefühl, das sich vom Erkennen und Wollen absperrt, so würde man jedenfalls sehr irre gehen; dagegen viel eher das Richtige treffen, wenn man den Inhalt dieses Gefühls in dem praktischen Christenthum, in der Herzensmoral, in der Religion der Liebe, oder, wie Lessing sagt, in dem Testament des Johannes suchte. Daß wir es ganz kurz sagen: Lessing war auch darin Aufklärer, freilich in der höchsten und idealsten Form, daß er vor allem auf das praktische Christenthum drang, daß die Religion für ihn ihre volle Wirklichkeit und Bewährung nur in der Moral hatte, daß er eine Vereinfachung der Religion erstrebte, die in der Unterscheidung ihres ethischen Kerns von ihren historischen und dogmatischen Aeußerlichkeiten bestand. Mag man sich auch jetzt, wo man in der Schule der Romantiker und der speculativen Theologen gelernt hat, achselzuckend auf die Moral herabzusehen, über die Trivialität Lessing's erheben; mag man sich in den scholastischen Constructionen der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Gottes, der beiden Naturen u. s. w. selbstbelügend befriedigen — wir gönnen gern Jedem seine Freude — nur möge man Lessing nicht in diese Confusionen mit hineinziehen, ihn vielmehr auf der Stelle stehen lassen, wo er wirklich stand und mit viel größerer Sicherheit als die sich mit Phrasen und Formeln selbst beschwichtigenden speculativen Hegelianer. Wunderliche Sympathien, welche diese Herren haben! So redet Bohtz mit einer Art von Beängstigung von der „dämonischen Kraft" Lessing's in seinen Streitschriften gegen Göze und mit Theilnahme und stillem Mitleide von dem „gewiß in mancher Hinsicht achtungswerthen Göze". Wozu diese kleinlichen Sentimentalitäten, und jetzt noch, da das Gericht der Weltgeschichte längst das Urtheil gesprochen hat! Von einer „dämonischen Gewalt" des Lessing'schen Genius zu reden, ist überhaupt schon sehr verkehrt, da gerade in diesem Manne so gar nichts Dunkles, Naturgewaltiges war, Alles vielmehr aus dem lichtesten Bewußtsein und der überlegtesten Absicht hervorging. Und wäre es gewiß wichtiger gewesen, wenn in dieser öffentlichen und wahrlich sehr nothwendigen Züchtigung des läppischen, Alles in das Bereich gehässiger Anklage ziehenden Pfaffenthums, wie Lessing sie zum Nutz und Frommen der ganzen Zeit vollzog, mehr auf die frische lebensvolle, humoristische Behandlung der Sache aufmerksam gemacht wäre, in der zugleich wieder eine versöhnende Kraft lag. Daß Göze „ein in mancher Hinsicht achtungswerther Mann war", soll gar nicht geleugnet werden; aber wozu diese triviale Wahrheit, da er doch eben in der Hinsicht, in welcher Lessing ihn bekämpfte, nichts weniger als achtungswerth war, vielmehr der Prototyp einer ewig hassens- und bekämpfenswerthen Theologenclasse?

Auch bei der Beurtheilung des „Nathan" in der

hier hervortretenden Stellung Lessing's zu den positiven Religionen finden wir Bohtz in zu kleinlich-ängstlichen, seines großen Gegenstandes keineswegs würdigen Vorstellungen hängengeblieben. So, wenn er zugibt, es sei gewiß ein einseitiges Verfahren gewesen, daß der Dichter des „Nathan" das christliche Moment nur in derjenigen Gestalt zur Anschauung gebracht, in welcher das von der Religion ausgehende reine Licht schon verdunkelt war, und wenn er noch hinzufügt, „es liege ihm fern, Lessing, weil er dies gethan, rechtfertigen zu wollen". Bedarf es hier aber wirklich noch einer Rechtfertigung? noch einer andern, als welche Lessing selbst schon gegeben, der sich auf die ganze historische Situation seines Gedichts, auf den aus der Geschichte bekannten Charakter des Saladdin u. s. w. beruft, um zu erklären, daß er seine idealen Figuren (Nathan und Saladdin) gerade im Judenthum und Mohammedanismus gesucht? Er will damit sagen, daß es nicht seine Absicht gewesen, das Christenthum als solches, im Ganzen und Großen, in seinen Einwirkungen auf die Sittlichkeit, unter Islam oder Judenthum zu stellen, daß er vielmehr nur den Satz habe bewahrheiten wollen, es könne ein Jude oder Mohammedaner ein besserer Mensch sein als ein Christ. Und liegt nicht gerade in dieser paradoxen Gegenüberstellung das stillschweigende und indirecte Zugeständniß, eigentlich müsse das Christenthum, seinem reinern Wesen nach, auch eine reinere Sittlichkeit herausgestalten, und es bleibe nur dann hinter Islam und Judenthum zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern nur ein dogmatisches Christenthum sei? Allerdings ist in dem „Nathan" der Hauptangriff auf Intoleranz und Glaubensfanatismus gerade auf die Intoleranz des Christenthums gerichtet, aber doch nur deshalb, weil sie hier am wenigsten stattfinden sollte und weil sie sich beim orthodoxen Juden oder Moslem weit eher ertragen läßt.

Nr. 3. Ueber die in letzter Stelle oben angeführte Schrift „Lessing als Theolog" würde Referent sich billigerweise jedes Urtheils, ja jeder Anführung enthalten, wenn er nicht dem Wunsch der Redaction wenigstens insoweit hätte nachkommen wollen, über die Intention seiner eigenen Arbeit und über seine Auffassung der Lessing'schen Theologie ein paar Worte hinzuzufügen. Es ist nicht gerade leicht, über Lessing noch etwas Neues zu sagen. So auch in Bezug auf seine Theologie. Aber möglich ist es doch, wenigstens insofern das Verständniß Lessing's zu fördern, als falsche und oberflächliche Auffassungen zurückgewiesen und die Grundzüge seines Wesens in aller Schärfe und Reinheit festgestellt werden. So durchsichtig-klar Lessing auch in allen seinen Expositionen ist, wird dadurch doch die Erkenntniß seiner positiven Gedanken sehr erschwert, daß er so Vieles, ja das Meiste in polemisch-antithetischer Form ausspricht, daß er überhaupt so flüssig-dialektischer Natur ist, die Gegensätze und Paradoxien liebt, Experimente macht, zu Gedankenläufen ansetzt, nach Wahrheit sucht, ohne gerade jedesmal eine runde, ausgeprägte Wahrheit als einfaches Resultat abzusehen. Wie er selbst von sich sagt, ist gar sehr zu unterscheiden zwischen Dem, was γυμναστικῶς, und Dem, was δογματικῶς gemeint ist. Aber dennoch ruhte bei ihm die unendliche Beweglichkeit des kritisirenden Geistes auf festen und einfachen Grundgedanken, welche überall die Zielpunkte seines Urtheils bildeten. So auch in seinen theologischen Ansichten. Hier ist der feste Kern das praktisch-ethische Christenthum, die Religion der Liebe, der Duldung, der Humanität. Von hier aus unternimmt er seine Streifzüge nach den verschiedensten Punkten eines äußerlichen und engherzigen Christenthums. Seine Hauptgegner sind immer der Dogmatismus und die Intoleranz, beide eng verschwistert, weil diese auf der Grundlage von jenem, auf der Voraussetzung eines privilegirten Wahrheitsbesitzes ruht. So sicher und unumstößlich ihm die praktische Sphäre der Sittlichkeit ist, so frei, individuell und vervollkommnungsfähig will er den theoretischen Proceß der Wahrheitserkenntniß. „Nicht die Wahrheit, sondern das Wahrheitsstreben macht den Werth des Menschen." Der berühmte Fragmentenstreit hatte keinen andern Zweck und Inhalt, als die Unabhängigkeit des sogenannten „innerlichen Christenthums" von der Geschichte, den sogenannten geschichtlichen Grundlagen, mit einem Worte von der Bibel auszusprechen. Jenes „innerliche Christenthum", welches mit der Bibel und ihren äußerlich-historischen Wahrheiten weder steht noch fällt, nennt er auch die Religion Christi im Unterschiede von der christlichen Religion, oder das „ausübende" Christenthum im Gegensatz zum „beschaulichen" mit seinen phantastischen Grillen und willkürlichen menschlichen Speculationen.

Es ist keine Frage, und auf diesen Punkt habe ich mit Absichtlichkeit immer und immer wieder hingewiesen, Lessing steht in alle Dem wesentlich auf dem Boden der Aufklärung. Er ist nichts Anderes als die reinste und idealste Form der Aufklärung. Aber eben deshalb geht er auch über ihre beschränkten und gemeinen Erscheinungsformen weit hinaus. Zum rechten Verständniß der Lessing'schen Theologie scheint uns auch das wesentlich zu gehören, daß sein angeblicher Offenbarungssupranaturalismus auf den wahren Werth zurückgeführt wird. Die meisten Theologen nämlich, welche von Lessing'scher Theologie nichts kennen als seine „Erziehung des Menschengeschlechts" und aus dieser Schrift nichts herausgelesen haben als eine Rechtfertigung übernatürlicher und particularistischer Offenbarung zum Zweck der Erziehung der Menschheit, der leichtern und beschleunigten Introduction von Vernunftwahrheiten — möchten den großen Mann gern auf ihrer Seite behalten und getrösten sich daher seiner als eines Vertheidigers der Offenbarung gegen die Anmaßungen einer selbstgenügsamen Vernunft. Sie sehen in ihm einen gemilderten Rationalisten, einen supranaturalen Rationalisten, kurz einen Mann, der mit ihren Halbheiten sich verträgt und ihren Wünschen zu Hülfe kommt. So unter Andern auch Nitzsch, der sich mehr als die meisten Theologen mit Lessing beschäftigt

hat und ihn zu seiner Vermittelungstheologie verwenden zu können glaubt. Schade nur, daß diese Männer so gar keine Ahnung von der Schärfe und Tiefe des Lessing'schen Geistes haben! Schon aus der „Erziehung des Menschengeschlechts" hätten sie es herauslesen können, daß die formelle Offenbarung, welche hier stehen bleibt, eben nichts als eine leere Form ist, daß der Inhalt der Offenbarung ein durchaus menschlicher, den jedesmaligen Bedürfnissen und Bildungszuständen der Menschheit entsprechender ist. Worauf es Lessing vorzugsweise in dieser Schrift ankommt, das ist die Perfectibilität der Offenbarung und zwar eine solche Perfectibilität, nach welcher nicht allein das Alte Testament dem Neuen Testament gegenüber ein Unvollkommenes und in die höhere Entwickelungsstufe Aufzuhebendes ist, sondern nach welcher auch das Neue Testament wieder nur eine solche untergeordnete Stufe darstellt, deren Aufgabe ist, in das ewige Evangelium des Geistes überzugehen. Bei einer solchen Auffassung ist es doch gewiß mit einer Offenbarung im gewöhnlich theologischen Sinne, mit einer den Charakter der Untrüglichkeit und den Stempel der Göttlichkeit an sich tragenden Offenbarung zu Ende! Nimmt man aber noch den „Nathan" und den in dem theologischen Nachlaß enthaltenen sehr beachtenswerthen Aufsatz „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion" zu Hülfe, so ist es ganz unzweifelhaft, daß jene übernatürliche Offenbarung für Lessing nur eine Vorstellung der Accommodation war. Zeugt doch der ganze „Nathan" von Anfang bis Ende für diese Interpretation! Denn hier wird die Intoleranz der sogenannten positiven Religionen bekämpft, eine Intoleranz, die auf nichts Anderm ruht, als auf dem Particularismus der Offenbarungsvorstellung, und die so lange nothwendig bestehen muß, als die Meinung sich erhält, die eine Religion habe ein göttliches Privilegium vor der andern, beruhe auf besonders göttlichen Kundgebungen, während die andern nur menschlichen Ursprung haben. Noch deutlicher tritt Lessing's wahre Meinung in dem schon genannten Aufsatz „Ueber die geoffenbarten Religionen" hervor. Danach sind die positiven Religionen nichts als verschiedene conventionelle Zusätze zu der Einen natürlichen. „Und die beste positive ist diejenige, welche am wenigsten von derartigen conventionellen Zusätzen enthält." Mit einem Wort, Lessing ist in gewissem Sinne, soweit er auch sonst sich über die Abstractionen des Rationalismus, über die Vorstellung von einer fertigen und zu allen Zeiten selbigen Vernunft erhebt, ein vollendeter, ein consequenter Rationalist. Nämlich in dem Sinne, daß er die Offenbarung nicht für eine äußerliche und übernatürliche Belehrung an die Menschheit, sondern für eine innerliche und allmälig fortschreitende Entwickelung in dem Geistesleben der Menschheit hält. Und damit ist hoffentlich den Sympathien vieler Theologen für Lessing ein mal für alle mal ein Ende gemacht! Wenn Referent für sich irgend ein Verdienst in Anspruch nehmen darf, so möchte es dies sein, den theologischen Verfälschungen und Herabziehungen Lessing's zum Niveau der Massen mit aller Kraft entgegengetreten zu sein. Denn auch das ist bekanntlich eine Art, sich des Einflusses großer Männer zu entledigen, daß man sie zu sich herabzieht und dann ausruft: „Er ist geworden wie unsereiner."

Karl Schwarz.

Berliner literarische Zustände.

IV.

Vor allem stoße ich auf zwei neue literarische Erscheinungen von zwei renommirten Namen: die eine heißt „Krim-Girai", von Theodor Mundt; die andere „Erinnerungsblätter", von A. von Sternberg. Diese beiden Namen stehen beide auf gelbem Umschlag, und wem will man es verargen, seine Reflexionen darüber zu machen? Ich finde, daß der eine noch immer seine Bahn in erhöhter Kreisschwingung durchmißt und der andere vielleicht nur noch ein mal aufflackert, um dann zu verlöschen. Im Uebrigen ist nichts boshafter, als literarische Reflexionen über den Tod zu machen.

Theodor Mundt, dessen historische Darstellungen über den „Kampf um das Schwarze Meer" so verdiente Aufnahme gefunden, bringt im „Krim-Girai" (Berlin, Schindler) ein Vorspiel des russisch-türkischen Kampfes. Krim-Girai ist nämlich jener große und etwas abendländisch-diplomatische Tatarenkhan, der Friedrich dem Großen aus Bewunderung für dessen Ruhm sich zum Bundesgenossen gegen Rußland erbot, und die sehr interessant geschriebene Unterhandlung zwischen ihm und Friedrich durch die preußischen Gesandten in Baktschiserai führt uns zugleich ein fein gemaltes Bild der tatarischen Sitten jener Zeit vor. Bekanntlich machte Rußland bei dem Regierungsantritt Peter's III. Frieden mit Preußen, und der Khan gefiel sich nun darin, Neuserbien aufs tatarenmäßigste zu verwüsten, nachdem die Pforte, ähnlich wie vor zwei Jahren Menschikow mit dem Paletot, Rußland den Krieg erklärt hatte. Damit entstanden jene russisch-türkischen Kriege, die sich wie Stöße eines Erdbebens bis heute fortgesetzt haben. Dies Buch wird stets interessant, immer belehrend und verdienstvoll sein, und Theodor Mundt ist Gott sei Dank! noch nicht alt geworden. Diese immer noch jugendliche Kraft zeigt sich noch deutlicher in einer andern reichen Production, welche jetzt (Leipzig, Voigt und Günther) die Presse verlassen. Es ist dies die Novelle „Ein deutscher Herzog". Dieselbe behandelt poetisch, aber durchaus geschichtstreu denselben Stoff, der merkwürdigerweise in dem gleichzeitig erschienenen Buch „Der [illegible]sungerkrieg zwischen Sachsen-Gotha-Altenburg und Sachsen-Meiningen" von A. von Witzleben (Gotha, Scheube, [illegible]), mit den aus thüringischen Landesarchiven entnommenen historischen Actenstücken belegt, behandelt wird. Es schildert uns darin eine eigenthümliche und höchst interessante Episode der deutschen Nationalgeschichte, in welcher ein freier, origineller und echt deutscher Geist, wie der Herzog Anton Ulrich von Meiningen, mit dem Wirrsal der deutschen Reichsverfassung und des deutschen lieben Reichs- und Nationalelends auf eine durchaus tragische und tragikomische Weise ringt.

Aber A. von Sternberg! Ist er schon so alt, daß er Memoiren schreiben will? Gott behüte ihn davor, denn er darf nicht alt werden! Und seine Erinnerungsblätter sind doch der ganze Sternberg, wie er leibt und lebt — sie kommen wie Alles, was er schreibt, — zu spät! [illegible] Ja, Sternberg pflegt mit seltenem Talent einen [illegible] auf irgend eine Richtung der Literatur zu legen, und ich möchte fast voraussagen, daß nach ihm die Wuth, Memoiren zu schreiben, verschwinden wird. O, Herr von Sternberg [illegible] und er sieht sein Bett nicht! Man hört den [illegible] Cavaliers auf dem Parquet verklingen und der Cavalier [illegible] mit Staunen, daß ihm nicht einmal die [illegible] werden. Seine Erinnerungsblätter werden Sternberg für einen Moment en vogue bringen; aber dann wird er mit dem [illegible] römischen Dichter sagen können:

Inveni portum; spes et fortuna valete;
Nil mihi vobiscum est. Ludite nunc alios.

Sein Hafen wird keinen Himmel wie der von Ischia haben, oder der von Bajä! Weshalb kommt Sternberg aus dem Parfüm der Aristokratie plötzlich in den demokratischen Materialismus hinein? Weshalb sagt er, so stolz sonst, so weinerlich heute: „Ich verwünsche jene Bücher, die ich sonst geschrieben, denn ich weiß, wie man in Deutschland Politik treibt; daß die Partei, zu der man gehört, die Perfidie und die Niederträchtigkeit hat, gerade zuerst die verfolgende Hand gegen Den aufzuheben, der ihr in Zeiten der Gefahr Dienste geleistet." Sternberg wird von nun an keine Partei haben. Ich glaube im Uebrigen, daß Sternberg bessere Memoiren schreiben kann als diese gleichwol sehr interessanten Aphorismen.

Noch zweier Erscheinungen erwähne ich hier, welche die berliner Literatur brachte: „Pariser Stereoskopen" von E. Kossak, dem beliebten Feuilletonisten, und eine neue Art Revue: „Der Lesegarten, neue deutsche Haus- und Familienbibliothek" (Berlin, F. Stage). Das erste Werk mit seinem zungenzerbrechenden Titel zeigt uns pariser Silhouetten von sehr nüchterner Anschauung; Kossak fährt allen Illusionen über die Pariser und ihrem dieu des bons gens mitleidslos in die Haare; aber der berliner Feuilletonist, der berliner Janin ist auch nicht ganz von Stahl; man sieht, ohne daß er es glaubt — qu'il est aussi pris au mollet! — Das zweite Werk empfiehlt sich durch Aufsätze von F. von Raumer, A. Boekh und C. L. Michelet als ein sehr beachtenswerthes, nur scheint mir das Werk zu wenig vielseitig zu sein, ein Mangel, dem aber wol in Zukunft leicht abgeholfen werden kann.*)

Die Kunst steht bekanntlich in Berlin sehr hoch; besonderes Ansehen genießt die Malerei; denn erstens hat Cornelius etwas Nimbus hergebracht und zweitens hat Berlin eine Akademie, und eine Akademie ist bekanntlich nichts Kleines. Aber ich wollte eigentlich von dem kleinen Menzel reden, dem kleinen Adolf Menzel, der den alten großen Fritz wieder lebendig gemacht und allen seinen Generalen wieder gesunde Glieder zu geben bemüht ist. „Aus König Friedrich's Zeit" ist ein Album, von welchem jetzt die dritte Lieferung erschienen ist; sie enthält wie die beiden ersten die Porträts von Generalen aus der Zeit Friedrich's des Großen, die von Menzel gemalt und von Eduard Kretzschmar in Holz geschnitten sind. Da steht Prinz Heinrich, des Königs rechte Hand im Felde, vor einem Feldtische, den eine Landkarte bedeckt; man sieht förmlich, wie er beschäftigt ist, einen Plan zu entwerfen; dann Schwerin mit der Fahne, die sein Leichentuch wurde — so ehrlich und keck auf den Feind schauend, daß es der Kugel leid thun mußte, eine so große Heldenbrust zerschmettert zu haben; endlich Belling, der verwetterte Husarengeneral, der wie ein Luchs in die Ferne sieht. Ich fürchte nur, daß der kleine Menzel, so trefflich er auch malt, am Ende damit einseitig wird; denn man sieht den Zeichnungen an, daß darin Tendenz liegen soll.**) Die königliche Glasmalereianstalt hat ebenfalls etwas Neues geliefert, nämlich die untere Hälfte eines der beiden 85 Fuß hohen Fenster, die der König für die Marienkirche in Stralsund bestimmte. Das ganze Fenster wird die Anbetung der Könige, nach Zwoll, enthalten und zeigt jetzt vorerst nur die Figuren der vier Evangelisten, weiß auf blauem Grunde, inmitten eines architektonischen Ornaments. Der Entwurf des Ganzen ist von J. Glinski. Der König der Locomotiven, der im vorigen Jahre verstorbene Maschinenbauer Borsig, ist als Büstenmodell in dem Atelier Rauch's aufgestellt.

Während die Theuerung es ist, die allen Berlinern den Magen drückt, und morbus Cholera, die gespenstische Furie, ihnen noch das Wenige verleidet, was sie sich zu essen erlauben dürfen, spenden doch die Musen ihr göttliches Manna, und hiervon können die Berliner bekanntlich gute Portionen zu sich nehmen. Unsere Hof-Musterbühne hat seit den wenigen Wochen ihrer neuen Thätigkeit classische Nahrung in Menge vorgesetzt; die Berliner sind entzückt darüber und gehen gar nicht hin! Essen sie nicht Shakspeare, so essen sie Sophokles; essen sie nicht Sophokles, so doch Goethe — die Hofbühne erstickt den Berliner mit guten Speisen, sie ist unerbittlich und — dennoch ist die Cholera in Berlin! Begreifen Sie, welches Opfer unsere Schauspieler bringen, die nur noch classisch declamiren können; sie sind von der vorigen Saison her noch so leidend, daß nicht weniger als 15 Mitglieder dieses Instituts noch nicht durch zweimonatlichen Urlaub wieder erholt sind. Leider bin ich nicht im Stande, von dem Ergebnisse jenes curiosen Processes zu berichten, den Hendrichs dem Redacteur der Theaterzeitung, Schlivian, wegen Verleumdung angehängt hat. Ich berichte aus dem ganz einfachen Grunde nicht darüber, weil er noch nicht verhandelt, sondern bis aufs Unbestimmte vertagt worden ist. Die berliner Claque spielt bekanntlich dabei eine Hauptrolle, wie sie dieselbe im Uebrigen bei gewissen Succès immer gespielt hat; es ist dies eine Geschichte, die ich für wahr halte, obgleich sie mir durch einen Augenzeugen erzählt wurde.

Unsere Oper macht noch keine Anstrengungen, classisch zu erscheinen; sie ist seit lange sehr bescheiden, und die Berliner finden Alles, was bescheiden ist, außerordentlich schön; eine ganz neue Classicität wird aber von ihr ausgehen, wenn Richard Wagner's „Tanhäuser", den man zur Aufführung vorbereitet, den Tempel des märkischen Apollo betreten wird; eine ganz neue Classicität, welche die Berliner vielleicht mit all ihrem classischen Verstande nicht begreifen werden. Haben Sie Berlin — gestatten Sie mir diese Frage ganz à propos — vielleicht schon musiciren gehört, ich meine in den letzten Jahren? Ich versichere Ihnen, daß es nichts Musikalischeres gibt als die Stadt an der Spree! So bin ich z. B. inmitten von fünf Fortepianos im Preise von 200—20 Thlrn. und darunter; alle Fenster stehen auf und von Morgens 8 Uhr bis Abends 11 Uhr höre ich diese herrlichen Präludien, deren Verdienst ich leider nicht zu würdigen vermag. Ach, dieses musikalische Berlin! Nichts ohne Musik! Geht man, von menschlichem Durst befallen, in ein Kaffeehaus — Blechconcert! Sucht man frische Luft zu schöpfen — Blechconcert! Will man einen Garten besuchen — Blechconcert! Die Harmonie darf nirgends fehlen, und ein einziger Rettungsanker ist noch für unharmonische Seelen da — der Winter! Der alte Mann ist fürwahr liebenswürdiger, als er scheint.

Berlin sonst und jetzt — welch ein Unterschied überhaupt! Früher war die preußische Residenz kleinbürgerlich, knickerig, philiströs und kothig; heute hat sie Dandymanieren angenommen, scheint luxuriös und fashionable zu sein und trägt Glacéhandschuh. Man betrachte nur die neuen Bauten seit zehn Jahren — nur Paläste, und diese Pracht steigert sich noch immer fort. Jedes etwas unsaubere Haus in einem Winkel, dem das Schicksal nicht eben Insassen von zweifelhafter Delicatesse verliehen, zieht ein neues Kleid an und läßt seine luftigen Mauern selbst mit Oelfarbe streichen; in den großen und kleinern Handelsadern der Stadt ist eine wahre Wuth, elegante Läden aus dem Parterre zu machen und nach Art der pariser Mode, statt

*) Ueber die meisten dieser literarischen Erscheinungen gedenken wir noch ausführlichere Berichte zu bringen. Was A. von Sternberg's Erinnerungsblätter betrifft, so enthalten sie, außer vielem müßigen und indiscreten Geplauder, jedenfalls auch so manche geistreiche Lebensbeobachtungen und treffende Bemerkungen, zu denen die oben mitgetheilte über die Parteiundankbarkeit ohne Zweifel auch gehört. D. Red.

**) Derselbe Historienzeichner stattet mit Illustrationen im Ganzen an Zahl 400, die neue durchgesehene Auflage von Franz Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen" aus, die im Verlage von Mendelssohn in Leipzig lieferungsweise herauskommt. Ein gleichzeitig erscheinendes, dem Friedrichcultus gewidmetes Werk ist: „Friedrich der Große. Für das deutsche Volk dargestellt von Ludwig Hahn. Mit zehn Porträts und zehn Bildern aus Friedrich's des Großen Leben. Nach Originalzeichnungen von W. Camphausen in Düsseldorf" (Berlin, Hertz, 1855). Letzteres Werk erscheint in zehn Lieferungen à 10 Ngr. und soll im Laufe dieses Jahres vollendet werden. D. Red.

der Wände am Eingange, schlanke eiserne Säulen einzuklemmen, um dem Laden so viel Raum wie möglich zu verleihen. Andererseits haben auch die königlichen Gebäude einen sonst seltenen Charakter von Eleganz angenommen, so z. B. die Säulenhalle des Neuen Museums, die dereinst den Dom und das Museum miteinander verbinden soll; das neue Handelsministerium; das Palais des Prinzen Adalbert und die festungsartigen Kasernen.

Eduard Schmidt.

Zur slawischen Literatur.

Lied vom Heereszuge Igor's gegen die Polowzer. Aeltestes russisches Sprachdenkmal aus dem 12. Jahrhundert im Urtert, mit Commentar, Grammatik, Glossar und einer metrischen Uebersetzung, herausgegeben von **August Boltz.** Berlin, C. Schultze. 1854. Ler.-8. 20 Ngr.

Wie der Verfasser sich in der Einleitung zu dem Werke ausspricht, so hatte er bei seiner langwierigen, mühseligen Arbeit die Absicht, den Urtert des Liedes kritisch gesichtet und mit Commentaren derjenigen Stellen, welche Beleuchtung oder Aufklärung verlangen, zu liefern, daran eine treue metrische Uebersetzung des Gedichts zu knüpfen und mit einem Glossar, in welchem jedes Wort unter Angabe des Gesangs und Verses, in welchem es vorkommt, grammatisch definirt ist, zu schließen.

Die außer Einleitung und Grammatik fünf Bogen starke, sehr splendid ausgestattete Broschüre enthält: 1) das Nöthige in Betreff der Lautlehre, insofern diese von der modernen Sprache abweicht; 2) im grammatischen Theil die Declinationstabellen der Substantiva, Adjectiva und Pronomina, die Conjugationstabelle der Verba und das Wissenwerthe hinsichtlich der Numeralia, Präpositionen, Adverbien, Conjunctionen und Interjectionen, Alles von den dazu gehörigen vollständigen Belegen und Bemerkungen begleitet; 3) die 12 Gesänge mit 97 Notizen; 4) die metrische Uebersetzung derselben und 5) das Glossar mit Zahlenhinweisungen auf Gesang und Vers des Urtertes.

Die Art und Weise, wie sich der Verfasser seiner Aufgabe entledigt hat, verdient jedenfalls große Anerkennung und deutet auf sehr gründliche, umfassende Studien, die demselben um so mehr Mühe gemacht haben müssen, als er, wie er selbst sagt, nur über mangelhafte Quellen zu verfügen hatte und gerade hier von Denjenigen, deren Pflicht es gewesen wäre, die Sache zu fördern — ich meine von den Russen —, im Stiche gelassen worden ist.

Das Werkchen wird, ungeachtet es der Berücksichtigung vollkommen würdig ist, in Deutschland einen nur sehr beschränkten Leserkreis finden können; denn die Zahl Derjenigen unter uns, welche es der Mühe werth halten, der slawischen Literatur einige Aufmerksamkeit zu schenken, ist sehr gering, trotzdem man in anderer Hinsicht auf so manche russische Sympathien stößt. Es wird daher sein Publicum vorzugsweise in Rußland selbst suchen müssen, und dort wird man auch wol entscheiden, ob die Frage der Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur: in welcher Sprache das Gedicht geschrieben sei, in Boltz' Antwort: sie sei das Product des Entwickelungsprocesses der lebendigen, zum ersten mal in der Schrift gebrauchten Volkssprache unter dem Einfluß kirchenslawischer Bildung, ihre Erledigung findet.

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft hat die Ausgabe einer mit deutschen Typen gedruckten polnischen Bibel veranstaltet, welche Anfang dieses Jahres beendigt worden ist. Hat die Officin von Graß, Barth u. Comp. (W. Friedrich) in Breslau einerseits für eine der Würde des Buchs entsprechende Ausstattung gesorgt, so ist andererseits seine musterhafte Correctheit zu rühmen, welche sie weit über die 1846 bei Karl Tauchnitz in Leipzig erschienene Ausgabe stellt. Die starke, vorzugsweise für Schlesien bestimmte Auflage (5000 Eremplare) beweist, wie zahlreich das polnische Element daselbst noch vertreten sein muß und wie verhältnißmäßig gering bisher die Erfolge gewesen sind, die man erzielt hat, indem man sich bestrebte, die Provinz zu germanisiren. Die Oberschlesier sind im Ganzen genommen gute Preußen, ihren Gott und ihre Sprache jedoch lassen sie sich nicht nehmen. Daß es mit der letztern, dem sogenannten Wasserpolnisch, nicht so gar schlimm stehen muß, geht wol schon aus dem Umstande hervor, daß Diejenigen, welche sie sprechen, ein Werk, die Bibel, verstehen, das in reinem Polnisch geschrieben ist.

[illegible]

Notizen.

Die Entartung des menschlichen Geschlechts.

Eine Schrift, die eigentlich nicht in den Kreis d. Bl. zu fallen scheint, erwähnen wir eines merkwürdigen Schlusses wegen, der von dem darin behandelten Gegenstande auf die vermeintliche oder wirkliche physische und moralische Abschwächung und Entartung des menschlichen Geschlechts gemacht wird. Wir meinen die in Paris erschienene Schrift: „De la dégénérence physique et morale de l'espèce humaine determinée par le vaccin", von dem Arzt Verdé-Delisle. Der Verfasser ist nämlich der Ansicht, daß das Schutzpockenimpfen keineswegs dem menschlichen Geschlecht zum Segen gereicht habe, daß vielmehr erst von dem Zeitpunkt seiner Erfindung und Anwendung an die allmälige Entartung des Menschengeschlechts ihren Anfang genommen habe. Er sagt: „Das menschliche Geschlecht geht abwärts; den kraftvollen Geschlechtern vergangener Jahrhunderte ist eine kleine, hagere, schwächliche, verkrüppelte, kahlköpfige und blödsichtige Generation gefolgt, deren Charakter trübsinnig, deren Einbildungskraft ohne Lebhaftigkeit, deren Geist ärmlich ist .... Die gegenwärtige Generation ist neuen Krankheiten unterworfen, und zahlreiche ältere sind häufiger, verderblicher und mörderischer geworden. Die intellectuellen Eigenschaften haben an dieser Entartung theilgenommen .... Der Fortschritt ist gelähmt .... Die einzige Ursache dieses vielfachen Unheils sind die Schutzpocken." Der Verfasser scheint anzunehmen, daß durch die natürlichen Pocken, solange man ihnen freien Lauf ließ, die bösen ungesunden Kräfte aus dem menschlichen Körper fortgeschafft worden seien, jetzt aber durch das künstliche Schutzmittel der Impfung größtentheils im Körper zurückgehalten würden. Es ist dies eine Materie, auf die näher einzugehen wir den Fachkundigen überlassen [illegible]. Nur einen Punkt der Schrift wollen wir noch kurz [illegible]. Der Verfasser führt an, daß es jetzt in Frankreich [illegible] sei, Compagnien von lauter Leuten von 5 Fuß 6 Zoll zu bilden. Auch hieran sei die Impfung schuld. Die Thatsache steht allerdings nach officiellen statistischen Angaben fest. Nun ist es doch ohne Zweifel beachtenswerth, daß sich diese Abnahme der Körperverhältnisse gleich bei derjenigen Generation gezeigt hat, die auf die langjährigen Napoleon'schen Kriege gefolgt ist. [illegible] es nicht vielleicht näher, diese Abnahme, statt der Schutzpockenimpfung und andern Ursachen, vielmehr jenen blutigen Kriegen zuzuschreiben, indem hunderttausende gerade der kräftigsten, gesundesten und in ihrer Jugend- und Mannesblüte stehenden Franzosen jahrelang außer Landes waren oder auf den Schlachtfeldern fielen, und daß währenddessen das Fortpflanzungsgeschäft gerade den schwächern, körperlich untüchtigern oder in höhern Jahren stehenden Männern überlassen blieb? Nach dem verheerenden Siebenjährigen Kriege, welcher die Blüte des preußischen Volks hart mitnahm, ist es, wie auch wol noch jetzt, [illegible] wahrscheinlich schwerer als früher gefallen, noch jene [illegible] ten Grenadierbataillone von Riesen zu bilden, welche [illegible] Siebenjährigen Kriege der Stolz der preußischen Armee [illegible]. Vielleicht ist auch die Verkrüppelung der Römer zur [illegible] zeit zum größten Theil den unablässigen Kriegen und [illegible] kriegen zuzuschreiben, welche gerade immer die kräftigsten und gesundesten Männer vom häuslichen Herde fortführten und

schrieben. Es wäre vielleicht interessant zu untersuchen, ob sich nicht in den Bezirken Deutschlands, die von den frühern Kriegen, namentlich dem Dreißigjährigen, vorzugsweise heimgesucht wurden, eine größere Abnahme der Körpergröße und Körperkraft gegen sonst verspüren läßt, als in den von Kriegen weniger hart mitgenommenen Landstrichen.

Zur Orthographie der Eigennamen.

Die „Quarterly review" enthielt vor einiger Zeit einen Artikel über eine Reihe Wörterbücher und lexikalischer Werke, worin wir auf einige beachtenswerthe Fingerzeige und Bemerkungen stießen. W. Smith, der Verfasser eines „Dictionary of Greek and Roman biography and mythology", eines „New classical dictionary of ancient biography, mythology and geography" u. s. w., hat den Vorschlag gemacht, die Orthographie fremdländischer Eigennamen zu purificiren, d. h. diese Namen so zu schreiben, wie sie von dem betreffenden Volke geschrieben wurden. Der Verfasser des Artikels in der „Quarterly review" gibt zwar die Menge Anomalien zu, die infolge der jetzigen, auf altenglischem Usus beruhenden Orthographie entstanden seien, sagt aber dann: „Wir verwerfen jedoch jede Aenderung und zwar einfach aus dem Grunde, weil solche Anomalien durch den Gebrauch von Jahrhunderten und durch aufeinanderfolgende Generationen von Classikern in einer Sprache, welche seit langem ihr augusteisches Zeitalter erreicht und wir glauben bereits hinter sich hat, sanctionirt sind und mithin zu den stehenden Normen dieser Sprache gehören und zu ihrer Reinheit und Integrität nothwendig sind." Wenn man, fragt der Reviewer, „Makedonia" und „Kaisareia" statt „Macedonia" und „Cesarea" schreiben wolle, müsse man dann nicht folgerecht verlangen, daß man auch „Venezia" und „Firenze" statt „Venice" und „Florence" und „Sachsen, Preussen, Oestreich" statt „Saxony, Prussia, Austria" schreibe? Das deutsche Purificationssystem dürfe für die Engländer nicht maßgebend sein; „denn", fährt er fort, „die classische Sprache Deutschlands begann erst vor weniger als einem Jahrhundert festgestellt zu werden. Sie ist erst halb festgestellt, und was gerade den hier berührten Punkt betrifft, sieht es auch nicht danach aus, daß sie überhaupt je gänzlich festgestellt werden wird... Die Praxis der Deutschen, griechische und lateinische Namen in aller nur immer möglichen und willkürlichsten Weise, nach griechischer, lateinischer, französischer und deutscher Art zu schreiben, ist noch ein Chaos von Cruditäten, das theils nach Barbarismus, theils nach Pedanterie schmeckt und das, wir hoffen es aufs innigste, niemals von unsern kritischen Gelehrten zum Vorbild genommen werden wird." Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir, daß die „Edinburgh review" in ihrem Aprilhefte folgende Werke: „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen", von A. F. Pott, „Essai historique et philosophique sur les nommes d'hommes, de peuples et de lieux", von E. Salvarte, „On the names, surnames and nicknames of the Auglo-Saxons", von J. M. Kemble, und „An essay on family nomenclature", von Mark Anthony Lower, einem umfassenden und interessanten Artikel zugrunde gelegt hat, auf welchen wir hiermit die Liebhaber dieses Themas verwiesen haben wollen.

H. M.

Die Buchdruckerei des Griechen Koromilas in Athen.

Die Buchdruckerei des Griechen Andreas Koromilas ward 1834 in Aegina gegründet, und es erschienen damals in ihr die Werke der Dichter und Schriftsteller des alten Griechenland in der Paraphrase und mit Commentaren des gelehrten Griechen Neophytos Dukas, welche, die Zahl von 85,000 Bänden ausmachend, auf Kosten des Letztern selbst gedruckt und auf seinen Wunsch an die einzelnen Schulbibliotheken, an die Lehrer, sowie an bedürftige Schüler unentgeltlich vertheilt wurden. Im Jahre 1837 verlegte Koromilas seine Anstalt nach Athen und begann daselbst den Druck der Werke zum Unterricht in allen Schulen des Orients. Namentlich unternahm er die Herausgabe von Wörterbüchern, an denen damals ein empfindlicher Mangel in Griechenland war, z. B. des französisch-griechischen Wörterbuchs von Zalikoglu, des „Λεξικὸν ἐπίτομον τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" von Skarlatos Byzantios (1839), des „Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ γαλλικόν" von Demselben (1846) und anderer bemerkenswerther Bücher. Im Jahre 1840 erhielt Koromilas von Seiten des Patriarchats in Konstantinopel die Auffoderung, dorthin zu kommen, um den Druck der Kirchenbücher, zum Theil mit rothen Lettern, zu besorgen. Er entledigte sich mit Eifer dieses Auftrags, worauf er, die Druckerpressen daselbst zurücklassend, deren er sich bedient hatte und welche noch gegenwärtig dort thätig sind, nach Athen zurückkehrte. Hier unternahm er im Jahre 1847 die Anfertigung von Formen zum Druck von ABC-Büchern für den Gebrauch der Schüler in den Elementarschulen, an welchen damals in Griechenland ebenfalls noch großer Mangel war. Sodann ging er zu der Veranstaltung stereotypirter Ausgaben aller Unterrichtsbücher für die Elementar- und für die hellenischen Schulen über, wodurch es ihm möglich ward, diese Bücher zur Hälfte und sogar zum Drittheile des frühern Preises den Schülern zu liefern. In dem kurzen Zeitraume von 1848—54 druckte er für die Gemeindeschulen mehr als 35 Werke in 16., im Ganzen zu 90 Druckbogen, für die hellenischen Schulen zehn Werke in 8., im Ganzen zu 200 Druckbogen, und außerdem namentlich das „Λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" von Skarlatos Byzantios (1852), mit einem besondern Verzeichnisse der griechischen Eigennamen, sowie der Angaben der altgriechischen Gewichte und Maße, im Ganzen mehr als 113 Druckbogen in stereotypirter Ausgabe.*) Gegen Ende des vorigen Jahres war Koromilas mit der Vollendung der stereotypirten Ausgabe des französisch-griechischen und griechisch-französischen Wörterbuchs von Skarlatos Byzantios in 80 Druckbogen beschäftigt. Aus allem Dem kann man wenigstens abnehmen, daß in der kleinen Stadt Athen in kurzer Zeit die Buchdruckerkunst, für welche es dort vor dem Jahre 1833 selbst an allen und jeden Anfängen fehlte, nicht unbedeutende Fortschritte gemacht hat, was zum Theil und im Wesentlichen als das Verdienst des genannten Griechen A. Koromilas, seines aufgeklärten Eifers und seiner Ausdauer anerkannt werden muß und auch auf verschiedene Weise gebührende Anerkennung gefunden hat. Man kann die Zahl der einzelnen Werke, welche Koromilas in jedem Jahre für die Elementar- und die hellenischen Schulen, für die Gymnasien und für die Universität herausgegeben hat, zu 600,000 Exemplaren veranschlagen, die im Allgemeinen zu sehr niedrigen Preisen verkauft werden.

5.

Bibliographie.

Allihn, F. H. T., Die Umkehr der Wissenschaft in Preußen. Mit besonderer Beziehung auf Stahl und auf die Erwiderungen seiner Gegner, Professor Braniß in Breslau und Professor Erdmann in Halle. Ein Beitrag zur neuesten Culturgeschichte. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr.

Baltzer, E., Aus dem Evangelium. Wahrheit und Dichtung. Nordhausen, Förstemann. 16. 22½ Ngr.

Beste, W., Wegweiser zum inneren Frieden. Christliche Meditationen. Leipzig, G. Mayer. 8. 15 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Die narkotischen Genußmittel und der Mensch. Nürnberg, Schmid. Gr. 8. 2 Thlr.

---

*) Dasselbe erschien in erster Ausgabe 1839. Es ist auf Grund der bisher erschienenen griechischen Wörterbücher, namentlich nach H. Stephanus bearbeitet und in der zweiten Ausgabe mit einem Lexikon der in den griechischen Classikern vorkommenden Eigennamen bereichert worden.

Conrad, G., Die letzten Messenier. Trauerspiel in fünf Acten. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dichterkönige. Von J. Scherr. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieterici, K., Joseph. Ein idyllisch-episches Gedicht in fünf Gesängen. 2te Auflage. Tangermünde, Doeger. 8. 15 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Clotilde. Eine Geschichte zweier Herzen. Berlin, Stage. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feldmann, L., Deutsche Original-Lustspiele. 7ter Band. Neue Folge. 1ster Band. Berlin, Stage. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Förstemann, E. G., Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt Nordhausen. I. Mit einer Steindrucktafel. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Grimme, W., Gedichte. Münster, Cazin. 16. 27½ Ngr.

Hesekiel, G., Alexander II. Nicolajewitsch, Kaiser von Rußland. Eine biographische Notiz. Berlin, Rauh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hiemer, K., Briefe eines Gläubigen an die Nichtgläubigen. Spaichingen, Kupferschmid. 8. 14 Ngr.

Jolowicz, H., Polyglotte der orientalischen Poesie. In metrischen Uebersetzungen deutscher Dichter mit Einleitungen und Anmerkungen. 2te veränderte Ausgabe. — A. u. d. T.: Der poetische Orient, enthaltend die vorzüglichsten Dichtungen der Afghanen, Araber, Armenier, Chinesen, Hebräer etc. 2te veränderte Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. 4. 4 Thlr.

Kahlbau, E. G., Napoleon auf Helena. Historisch-romantisches Drama in fünf Aufzügen. Tangermünde, Doeger. 8. 1 Thlr.

Kemmler, G., Liederklänge vom Rigi. Allen Rigifahrern gewidmet. Reutlingen, Kurtz. 16. 8 Ngr.

Kirchhoff, F. C., Israel und die Völker. Ein christlicher Dithyrambus. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 4 Ngr.

Kossak, E., Pariser Stereoskopen. Berlin, Stage. Gr. 16. 1 Thlr.

Dr. Martin Luther. Kurze poetische Schilderung seines Lebens und Wirkens. Weimar, Kühn. Gr. 16. 2½ Ngr.

Menzel's, W., Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. 5te umgearbeitete Ausgabe in fünf Bänden. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Mundt, T., Krim-Girai, ein Bundesgenosse Friedrichs des Großen. Ein Vorspiel der Russisch-Türkischen Kämpfe. Berlin, Schindler. 8. 1 Thlr.

Neumann, W., Regierung. Vorläufer des größern Werkes: „Die Gesellschaft“. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 10 Ngr.

Nicolai, A., Lebensklänge aus der Gemeine. Geistliche Lieder. Berlin, W. Schultze. 16. 20 Ngr.

Niendorf, Emma, Aus London. Dissolving views. Berlin, Stage. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oppenheim, S., Die Natur des Geldes. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 2 Thlr.

Raumer, R. v., Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien, Gerold. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Regenten des ehemaligen deutschen Reiches und der gegenwärtigen größeren und mittleren Staaten Europa's, theils von den frühesten Zeiten, theils vom Mittelalter an bis zum Jahre 1855. In chronologischer Folge, nach den neuesten zuverlässigsten Quellen entworfen. Karlsruhe, Geßner. Gr. 8. 5 Ngr.

Riehl, W. H., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. 3ter Band. 3ter unveränderter Abdruck. — A. u. d. T.: Die Familie. 3ter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rodenberg, J. v., König Haralds Totenfeier. Ein Lied am Meere. 3te Auflage. Marburg, Elwert. 16. 5 Ngr.

Sallmayer, H., Philippine Welser. Original-Schauspiel in fünf Akten. Augsburg. 1854. 8. 16 Ngr.

Scheibe, T., Der Klosterknecht. Historischer Roman in drei Bänden. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Die Rebellen. Historischer Roman in drei Bänden. Ebendaselbst. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. 2te durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr.

Schultz-Schultzenstein, C. H., Neues System der Psychologie. — A. u. d. T.: Die Bildung des menschlichen Geistes durch Kultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 5 Thlr.

Schulz, E. W., Reise in das gelobte Land im Jahre 1851. Mit dem Bildniß des Verfassers, einem diese Reise betreffenden Briefe des Hofraths Dr. v. Schubert an denselben, einer Karte und 18 größtentheils nach der Natur aufgenommenen Abbildungen. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mülheim a. d. Ruhr, Rieten. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Smidt, H., Historisch-romantische Erzählungen aus Schwedens Vorzeit. I.: Der Untergang des Folkunger Königs-Geschlechts. Berlin, Hoevel. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Stein, L., Jakob zu Bethel. Predigt nebst Gebeten, gehalten bei der feierlichen Grundsteinlegung der Hauptsynagoge zu Frankfurt a. M. den 23. Juni 1855. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Teufelselixire! Bilder-Witze und Witz-Bilder aus dem Album eines lachenden Teufels, gesammelt von Mephistopheles dem 99sten und herausgegeben von Satanas Brennecke [illegible]. Mit vielen Karrikaturen, Illustrationen 2c. Berlin, [illegible]. 8. 7½ Ngr.

Thesmar, F. H. J., Die Lage des preußischen Vaterlandes bei dem Schlusse der Legislaturperiode im Jahre [illegible]. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 3 Ngr.

Waldner, W., Die Pilgerin. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weber, H., Die Schlacht bei Laupen! Epische Dichtung in neun Gesängen. Winterthur, Steiner. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Wechsler, B., Die Einweihung des neuen Gotteshauses der israelitischen Gemeinde zu Oldenburg. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3 Ngr.

Willkomm, E., Von Berlin nach Hamburg. Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Wolf, A., Oesterreich unter Maria Theresia. Wien, Gerold. Lex.-8. 4 Thlr.

Tageslitteratur.

Die Hoffnung Polens auf die Wiederherstellung des polnischen Reiches mit Hülfe Frankreichs und des Hauses Napoleon. Eine historische Beleuchtung der Adresse des Generals [illegible] und der emigrirten Polen bei Gelegenheit des Attentats auf Louis Napoleon. Berlin, Rauh. Gr. 8. 10 Ngr.

Klapka, G., Der Krieg im Orient in den Jahren [illegible] und 1854 bis Ende Juli 1855. Eine historisch-kritische [illegible] der Feldzüge an der Donau, in Asien und in der Krim, [illegible] einem Blick auf die mögliche Wendung der künftigen Kriegsereignisse. Deutsche Original-Ausgabe. Genf, Lausser u. [illegible]. Gr. 8. 24 Ngr.

Drei Englische Parlaments-Reden über den Krieg der Westmächte gegen Rußland. Berlin, Rauh. Gr. 8. [illegible]

Die letzte Session der preußischen Kammern. [illegible] Hirzel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Ansprüchen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der **unabhängigen patriotischen Presse** nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen**. Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9⅓ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. October beginnende neue Abonnement** werden in allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und baldigst erbeten.

Leipzig, im September 1855.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Romeo und Julia.

Tragödie des Shakspeare.

Deutsch von Edmund Lobedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone.

Tragödie des Sophokles.

Deutsch von Edmund Lobedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung der „Sakuntala" von Lobedanz ist von der Kritik wie vom Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß seine neuen Uebersetzungen von Shakspeare's „Romeo und Julia" und von der „Antigone" des Sophokles gewiß mit vollem Rechte empfohlen werden können.

Lobedanz hat „Romeo und Julia" — dieses Hohelied der Liebe, das selbst einen so ruhigen und ernsten Kritiker wie Lessing mit Begeisterung erfüllte und zu dem Ausspruche veranlaßte: die Liebe selbst habe es eingegeben und dictirt — mit all seinem Duft und seiner ursprünglichen Glut wiedergegeben. Von der Schlegel'schen Uebersetzung weicht Lobedanz mannichfach ab und hat mehr auf das Lesen als die Aufführung Rücksicht genommen.

Bei der Deutschdichtung der „Antigone" des Sophokles war das Hauptbestreben des Uebersetzers vor allem, gebildeten Lesern und Leserinnen einen neuen, so viel wie möglich ungetrübten Genuß dieses Meisterwerks zu verschaffen. Das Verständniß wird durch zwei als Anhang mitgetheilte Briefe über „Antigone" wesentlich gefördert. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Dichtung sei folgender Ausspruch Hegel's angeführt: „Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt — ich kenne so ziemlich Alles, und man soll und kann es kennen — erscheint mir die «Antigone» als das vortrefflichste, befriedigendste Kunstwerk."

Früher erschien ebendaselbst:

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von Edmund Lobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Sakuntala", dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Lobedanz ist allgemein für eine ausgezeichnete erklärt worden.

Das nützlichste Buch für Jedermann ist:

Die Ausbeute der Natur.

26 Bogen. 8. Geh. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen auf feste Bestellung zu haben, woselbst auch die günstigsten Beurtheilungen gratis auf Verlangen zu erhalten sind.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage umgetauscht. Bei portofreier Einsendung älterer Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. erfolgt frankirte Uebersendung der zehnten Auflage, welche im Subscriptionspreise 20 Thlr. kostet.

Ausführlichere Auskunft wird auf portofreie Anfragen der Verlagshandlung franco ertheilt.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 11. October 1855.

Literaturgeschichtliches von Robert Prutz.

Neue Schriften. Zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte. Von Robert Prutz. Zwei Bände. Halle, Schwetschke. 1854. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Je weniger die Gesammtgeschichte der Literatur im Stande ist, auch die einzelnen Richtungen und vorübergehenden Phasen derselben mit der ihnen gebührenden Sorgfalt zu berücksichtigen, und je wichtiger es für den Literarhistoriker ist, sich nicht blos über die literarischen Erscheinungen selbst, sondern auch über die Aufnahme und Beurtheilung, welche dieselben zu ihrer Zeit bei namhaften Kritikern gefunden haben, Kenntniß zu verschaffen, umsomehr verdienen Sammlungen wie die vorliegende mit Dank aufgenommen zu werden, zumal wenn sie aus der Feder eines so anerkannten Literators und Kritikers, wie Prutz, geflossen sind. Haben auch nicht alle die Aufsätze, welche hier zusammengestellt erscheinen, einen gleichen Anspruch auf Erhaltung für die Nachwelt, so sind sie doch sämmtlich theils durch ihr stoffliches Interesse, theils durch die lebendige und an Lichtblicken reiche Darstellung des Verfassers anziehend. Zu den werthvollsten dieser Gaben gehören unstreitig die drei ersten, in denen ein kurzer historischer Ueberblick zunächst über den Gang des deutschen Journalismus, sodann über die Geschichte der Musenalmanache und Taschenbücher in Deutschland und endlich über die Entwickelung des deutschen Volksliedes gegeben wird. In allen drei Aufsätzen beschränkt sich jedoch der Verfasser nicht blos auf die Mittheilung des Historischen, sondern zieht daraus zugleich Schlüsse und Folgerungen für die Gegenwart, indem er zeigt, daß unter gewissen Verhältnissen ähnliche Kämpfe und Krisen wiederkehren und daß daher die Erscheinungen der Gegenwart am sichersten nach den Entwickelungen der Vergangenheit zu beurtheilen sind.

In Betreff des Journalismus geht die Ansicht des Verfassers dahin, daß die ästhetische Richtung, die denselben bis jetzt beherrscht habe, nun zu ihrem Ziele gelangt sei, denn jenes ästhetische Bewußtsein, auf dessen Höhe noch Schiller und Goethe so einsam und unbegriffen gestanden hätten, habe seitdem als das allgemeine, das wahre Einheitsbewußtsein die ganze Nation durchdrungen, und der classische Geschmack, den unsere beiden großen Dichter zunächst nur auf dem Gebiete der Poesie zur Herrschaft zu bringen gesucht hätten, beherrsche jetzt bildend und verschönernd die gesammte Wissenschaft, die gesammte Literatur. Das Schöne sei bei uns populär und das ästhetische Bewußtsein jetzt die unmittelbare Grundlage alles wissenschaftlichen, alles gebildeten Bewußtseins überhaupt geworden. Damit sei jedoch nur erst die eine Hälfte der Aufgabe gelöst, die jedem Volke, das auf die Ehre einer weltgeschichtlichen Stellung Anspruch mache, gesetzt sei. Die Völker seien beidlebige Geschöpfe, und zum heitern Dienste der Kunst müßten sie auch die ernste und zuweilen rauhe Arbeit politischer Größe hinzufügen. Freiheit und Schönheit seien selbst nur Offenbarungen eines und desselben göttlichen Inhalts, es müßten daher die Völker das Schwert mit der Palme umwinden und auch den friedlichen Werken der Kunst in einem freien und vernünftigen Staatsleben den einzig möglichen und dauerhaften Boden sichern. Das deutsche Volk sei zur Zeit von diesem Ziele zwar noch weit entfernt, aber die Ueberzeugung, daß dies das wahre Ziel sei und daß sich die deutsche Poesie und Wissenschaft nur erhalten, erheben und erweitern könne, wenn sich auch das deutsche Staatsleben verjünge und kräftige, durchdringe bereits mehr und mehr alle Schichten desselben. Das ästhetische Bewußtsein sei schon nicht mehr das ausschließliche der Zeit. Wie das 18. Jahrhundert um die freie Kunst, so ringe das 19. um den freien Staat. Fast ein Jahrhundert habe man um die Schönheit gekämpft; doch sei der Sieg erst da erreicht, als das Schönheitsbewußtsein die Massen ergriffen habe, als es nicht mehr blos das Monopol einzelner bevorzugter Geister geblieben, sondern zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sei und von Jedermann gefodert, verstanden und genossen werde. Und genau denselben Weg müsse auch die Entwickelung des Freiheitsbewußtseins nehmen. Auch die Freiheit werde nicht eher Einkehr bei uns halten, bevor nicht politische Kenntniß und politische

Einsicht aufgehört hätten ein Monopol der Staatsmänner zu sein, sondern vielmehr in breiten Strömungen die ganze Masse des Volks durchfließen, beleben und befruchten. Um aber dies zu erreichen, sei nothwendig, daß auch der Journalismus, diese populärste und zugänglichste Form der Literatur, noch ein mal seine alte centralisirende Kraft bewähre und die zerstreuten, ermatteten, zerbrochenen Geister soweit als möglich versammle auf demselben Boden des politischen und patriotischen Bewußtseins zu demselben gemeinsamen Priesterdienst, dem Dienste der Kunst und des Staats, der Freiheit zugleich mit der Schönheit. Es gebe aber keinen andern Boden für ein gesundes Staatsleben als das Volk, das ganze, ungetheilte Volk, und darum müsse sich auch der Journalismus immer mehr dem Volke zuneigen. Von Seiten der Naturwissenschaften sei dieser Weg bereits betreten. Aber auch die übrigen Disciplinen müßten folgen, auch die Belletristik und selbst die Kritik. Auf diesem unermeßlich erweiterten Schauplatz, in dieser neuen, volksthümlichen Thätigkeit werde dann auch der deutsche Journalismus selbst neue Kraft und neues Leben gewinnen und seiner Bestimmung gemäß ein Hauptbeförderungsmittel nationaler Wohlfahrt und Bildung, ein unentbehrlicher, unzerbrechlicher Baustein der Freiheit werden.

Aus dieser Ansicht über die derzeitige Aufgabe des deutschen Journalismus, der gewiß Alle, die dem deutschen Volke ein freies, großartiges Staatsleben wünschen, beistimmen und nur bedauern werden, daß Prutz nicht etwas näher auch auf die zum Zweck führenden Mittel eingegangen ist, läßt sich schon schließen, wie er im Allgemeinen über die Literatur der Musenalmanache und Taschenbücher denkt. Als hinsiechende, kaum noch ihr Leben fristende Ueberbleisel aus einer exclusiv-ästhetischen Zeit können sie natürlich vor seinen Augen keine Gnade finden, und er bricht daher über sie unnachsichtlich den Stab, indem er das Feld der Taschenbücher den Volkskalendern überantwortet, den Musenalmanachen aber das Recht einer Fortexistenz ganz und gar bestreitet. Er ruft:

Hinweg denn also mit diesen Musenalmanachen, die, während sie auf unwürdige Weise von den Brosamen der fertigen Celebritäten zehren, unsern angehenden Dichtern im Gegentheil nur zur Veranlassung dienen, sich vorzeitig zu zerstreuen und zu zersplittern! Hinweg mit diesen bedeutungslosen Resten einer längst vergangenen Epoche, an denen nur die gedankenlose Liebhaberei unserer Dilettanten sich noch kitzelt und die nur dazu beitragen, das Publicum in seiner Zerstreutheit und seiner Gleichgültigkeit gegen die wahre Aufgabe der Poesie zu bestärken! Hinweg mit diesen Treibhäusern, in denen Renommées gezogen werden, von denen schon nach sechs Monaten kein Mensch mehr weiß und die bei alle Dem doch gerade lange genug währen, um aus unbefangenen, harmlosen jungen Leuten misvergnügte, mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallene Dichterlinge zu machen! u. s. w.

Um so besser denkt und umsomehr hofft er von der Liebe, die man in neuerer Zeit dem Volksliede zugewandt hat. Nachdem er gezeigt, wie das Volkslied zu allen Zeiten erfrischend und belebend gewirkt und das Volk aus traurigen Verhältnissen wieder aufgerichtet hat, verspricht er sich auch gegenwärtig von ihm einen heilbringenden, segensreichen Einfluß. Es werde uns von der vielen unnöthigen und unpoetischen Gelehrsamkeit befreien, die unsere moderne Lyrik mit sich schleppe; es werde den Poeten davon zurückbringen, auf in jedem Liede sein gesammtes politisches und philosophisches Glaubensbekenntniß darzulegen, und ihn im Gegentheil lehren, wieder harmlos und unbefangen zu dichten, sich und Andern zur Freude und so, daß es wirklich gesungen werden könne; ihm also den Muth geben, die Stelzen einer unmusikalischen Rhetorik von sich zu werfen und wieder einfach, natürlich, wahr zu sagen, wie ihm der Schnabel gewachsen sei. Und so werde auch das Publicum vom Volksliede lernen, die einfache, gesunde Kost der überwürzten Speise vorzuziehen und den Unterschied zu merken, der zwischen echter und künstlich nachgemachter Volksthümlichkeit liege; es werde dahinter kommen, daß der poetische Genuß eben im Genuß, in der Hingabe bestehe, nicht blos in der Kritik, und daß nur ein unbefangenes, unverbildetes Publicum unbefangene und unverbildete Dichter zu erzeugen vermöge. Uns thue nichts so noth, als aus der Uebercultur unserer verschrobenen und verzwickten Zustände zur Einfachheit und Wahrheit der Natur zurückzukehren, und dazu werde neben Anderm auch dieser plötzlich (?) erwachte Geschmack am Volksliede das Seine beitragen.

Von ganz anderm Interesse ist der vierte Aufsatz: „Schiller's Lotte.“ Er macht uns mit einem bisher wenig bekannt gewordenen Jugendverhältniß Schiller's und der Persönlichkeit einer Dame bekannt, die um so interessanter ist, als sie auch noch in anderer Beziehung, namentlich durch ihr Verhältniß zu Jean Paul, der nahe daran war, sich für immer von ihr und an sie fesseln zu lassen, in der Geschichte unserer Dichter und in den Kreisen, die damals mit besonderer Wärme die Literatur pflegten, eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Der Leser darf sich daher von der Lectüre dieses Aufsatzes nicht minder Belehrung wie Unterhaltung versprechen.

Die folgende Mittheilung: „Dichter und Modedichter“, bezieht sich insbesondere auf Scherenberg und Redwitz. In dem ersten dieser beiden Poeten, über den er zugleich interessante biographische Nachrichten gibt, erkennt er trotz der starken Schlagschatten, die sein Licht verdunkeln, dennoch den echten Dichter an; nur findet er die echtesten und werthvollsten Erzeugnisse seines Talents nicht in seinen specifisch preußischen Helden- oder Vaterlandsgedichten „Ligny“, „Waterloo“ und „Leuthen“, denen er seinen von der Reactionspartei ihm aufgedrückten Lorberkranz verdankt, sondern vielmehr in seinen früheren, fast unbeachtet gebliebenen „Gedichten“, und Referent kann ihm hierin nur beistimmen, denn er erinnert sich noch deutlich des wüsten Eindrucks, den bei einer Vorlesung des Gedichts „Leuthen“ der Wust von schnurrbärtigen Rodomontaden auf alle Zuhörer machte, statt, daß von einem poetischen Genuß, wie man ihn aus nicht wenigen der Scherenberg'schen Gedichte zu schöpfen vermag, auch nicht im entferntesten die Rede

war. Ist Scherenberg in diesem Aufsatze der „Dichter“, so ist hingegen Redwitz nur der „Modedichter“. Was Prutz damit ausgesprochen haben will, brauchen wir hier nicht näher darzulegen; es geht einfach aus den Worten hervor, mit denen er diese Mittheilung schließt. „Um Scherenberg wäre es schade, wenn er nichts weiter als Modedichter der «Neuen Preußischen Zeitung» würde — denn in ihm stecken wenigstens die Anfänge, wenigstens die Trümmer eines echten Dichters; Herr von Redwitz mag in Gottesnamen noch einige Zeit Modedichter bleiben — an ihm geht weiter nichts verloren.“

Ein Bild von ebenso anziehendem als ergreifendem Charakter rollt uns die folgende Gabe: „Ein deutsches Künstlerleben“, auf. Es bezieht sich auf den Architekten und Dichter Johann Georg Müller und ist dem ausführlichen Lebensgemälde, welches Ernst Förster (1851) über denselben veröffentlicht hat, nachgezeichnet. Es wird damit dem reichbegabten jungen Künstler, den leider der Tod gerade in dem Augenblicke hinwegriß, als er sich nach langen vergeblichen Bemühungen eine Stellung zur Verwirklichung seiner Ideen und Pläne errungen hatte, auch in weitern Kreisen ein Denkmal gesetzt.

Minder angesprochen dürfte man sich durch den nächsten Aufsatz: „Der sterbende Aristophanes“, fühlen. Es ist hiermit der allerdings schon allzu lange mit seinem Tod kokettirende und sich, wie Heinrich Koenig witzig sagt, bereits überstorben habende Heine gemeint, und der Hauptgedanke des etwas gedehnten Artikels besteht darin, daß jenes von verschiedenen Seiten dem kranken Dichter verliehene Epitheton durchaus nicht auf ihn passe, indem Aristophanes und Heine zwei himmelweit voneinander verschiedene Persönlichkeiten seien. Was Prutz hierfür anführt, ist unbestreitbar wahr; aber diese Wahrheit liegt eben so sehr auf der Hand, daß es wol kaum nöthig war, sie so ausführlich zu erhärten, zumal einem Wort gegenüber, das wol kaum von Jemandem so ernstlich ausgesprochen ist, als es hier bekämpft wird. Dazu kommt, daß denn doch der Leidende, wie man auch sonst über ihn denken mag, immer gewisse Sympathien für sich in Anspruch nimmt, zumal wenn man ihm trotz der bösen Streiche, die er uns gespielt, und trotz des Unkrauts, das er selbst in seinen Weizen gesäet hat, doch immerhin recht viel Schönes und einen so anregenden Einfluß, wie Heine auf die stagnirende Literatur ausgeübt, zu verdanken hat. Zwar ist Heine selbst so rücksichtslos und frivol, daß es als keine große Versündigung erscheint, auch ihn rücksichtslos und frivol zu behandeln. Aber bei alle Dem bleibt er doch eine kranke und liebenswürdige Persönlichkeit; und selbst seine schlimmen und verdammenswerthen Seiten sind so eng mit seinen guten Eigenschaften verwachsen und heben sich mit schonungslosem Humor so gründlich selbst auf, daß der moralische Rigorismus, auch wenn er noch so sehr Recht zu haben scheint, ein entrüstetes Pfui über ihn auszurufen, doch keinen rechten Anklang finden will. Hiermit soll einer Entstellung oder Beschönigung der Wahrheit keineswegs das Wort geredet werden, denn Prutz hat vollkommen Recht, wenn er sagt, die Wahrheit sei gegen Gesunde und Kranke, gegen Lebende und Sterbende stets nur eine und dieselbe. Aber trotzdem kann es Momente geben, in denen ein rücksichtsloses Aussprechen der Wahrheit, zumal wenn dazu keine genügende Veranlassung da ist, als nicht am Platze erscheint.

Um so beherzigenswerther ist die folgende Abhandlung: „Deutschlands Einheit und die deutsche Literatur“, allerdings, wie Prutz selbst sagt, ein Thema, vor dem man sich jetzt die Ohren zuhält und davonläuft, aber nichtsdestoweniger eine zeitgemäße Mahnung, welche das deutsche Volk erinnert, mit der Schale nicht auch den Kern wegzuwerfen. Das Endergebniß seiner die Einheitsbestrebungen Deutschlands im Gebiet der Literatur von Ulrich von Hutten bis jetzt verfolgenden Betrachtung ist etwa dieses: Wodurch sich uns in neuester Zeit die Idee der deutschen Einheit als falsch, als ein Phantom erwiesen habe, das sei nur die bestimmte Form, in der sie aufgetreten sei und die allerdings, als ein romantisches Hirngespinnst, sich nicht habe verwirklichen können. Der Gedanke selbst aber sei ein urewiger, schlechthin berechtigter, unvertilgbarer; alle Richtungen des Lebens liefen in ihm als ihrer nothwendigen Spitze zusammen, er sei der richtige göttliche Idealismus, der über all unserm Thun und Denken schwebe und ohne den wir sofort politisch wie geistig zu Heloten herabsinken würden, weil die Einheit einer Nation nichts Anderes sei als das Selbstgefühl ihrer Individualität, und weil eine Nation, die auf ihre Einheit verzichte, ebenso nichtswürdig werden würde wie der einzelne Mensch, der sich selbst aufgebe. Mit dem bloßen Idealismus sei es nun freilich nicht gethan; aber in der That sei gerade das deutsche Volk, seit es nicht mehr poetisch und romantisch für die deutsche Einheit schwärme, auf dem besten Wege, sie praktisch durch die immer weitere Ausbreitung des Zollvereins, durch die Einführung einer allgemeinen deutschen Wechselordnung, durch die Post- und Telegraphenconventionen, durch das ganz Deutschland umspannende Eisenbahnnetz, durch die Versammlungen der wissenschaftlichen und gewerblichen Vereine, durch die großen Industrieausstellungen u. s. w. der Verwirklichung immer näher und näher zu führen. Und in diesem Sinne müsse auch die Literatur für sie thätig sein. Man solle nicht mehr viel von deutscher Einheit sprechen und singen, aber destomehr für sie thun. Die Poesie müsse sich bekannter machen mit der Wirklichkeit unserer öffentlichen und häuslichen Zustände, müsse das Leben der verschiedenen Kreise schildern, wie es sei, müsse sich der eigenen Weisheit ein wenig entschlagen und dafür desto hingebender werden an Dasjenige, was sie im Volke vorfinde. Es gelte, dem Volke in und an den verschiedenen Landschaften unsers Vaterlandes die Fremdartigkeit der Sitten, die Spaltung der Meinungen, den Widerstand der Interessen zu zeigen und wie doch durch dies Alles hindurch ein unwiderstehlicher und unverwüstlicher Drang nach Einheit und Versöhnung gehe. Es gelte, die Wunden zu enthüllen, welche unsere Zwietracht und unsere

Mangel an Thatkraft uns geschlagen, durch eigene nicht minder als durch fremde Hand; aber es gelte auch zu zeigen, welche Heilmittel schon jetzt in der angeborenen Natur des Volks und in dem Zwang gerade derjenigen praktischen Verhältnisse liegen, um die man sich bisher so wenig bekümmert habe. Und dies werde nicht nur der deutschen Einheit, sondern auch der Poesie selbst zugute kommen; denn so werde auf diese Weise aus einer Poesie des Nebelns und Schwebelns eine Poesie der Wirklichkeit, aus einer Poesie der Jünglinge und Weiber eine Poesie der Männer werden.

Die folgende Mittheilung: „Deutsche Flüchtlinge“, beleuchtet den Einfluß, welchen das Flüchtlingsleben in alter und neuer Zeit auf unsere Literatur ausgeübt hat, und führt uns hierbei, sich nur mit den bedeutendern Erscheinungen befassend, an Männern wie Ulrich von Hutten, Paul Gerhard, Thomasius, Günther, Schubart, Schiller, Forster, Arndt, Follen, Börne, Heine, Ruge, Kinkel, Semper, Wagner u. A. vorüber.

Die beiden nächsten Gaben: „Gustav Kombst“ und „Gustav Julius“, sind ein paar durch Stoff und Darstellung interessante Charakteristiken, welche bei der unmittelbaren Beziehung dieser beiden Persönlichkeiten zu den politischen, kirchlichen und socialen Kämpfen der jüngsten Vergangenheit auch über die allgemeinen Zustände und Verhältnisse der neuesten Geschichte manche beachtungswerthe Aufschlüsse und Betrachtungen enthalten.

Wieder mehr im eigentlichen Literaturgebiet, obwol mit fortwährender Bezugnahme auf die politischen und socialen Entwickelungen, bewegen sich die beiden letzten Aufsätze dieser Sammlung: „Epos und Drama in der deutschen Literatur der Gegenwart“ und „Dichter und Schauspieler“. Im ersten derselben führt Prutz den Gedanken aus, daß die deutsche Poesie, wie hoch man sie auch anschlagen möge, bisher doch nur erst im lyrischen Gedicht den Kranz errungen habe, also in der Poesie der Empfindung, der Reflexion, der Innerlichkeit; daß ihr hingegen der höhere Preis, die Palme des Epos, der Kranz des Dramas, bisher versagt geblieben sei. An sich ist diese Ansicht nicht zu bestreiten; gegen die Art und Weise aber, wie sie von Prutz durchgeführt wird, ließe sich Manches sagen. Ein Thema dieser Art scheint uns überhaupt für einen Aufsatz von wenigen Bogen viel zu weitschichtig, als daß nicht seine Behandlung in mehrfachem Betracht das Gepräge der Unvollständigkeit und Willkür tragen sollte. So sind namentlich in der Revue der Leistungen im Epos gar manche Erzeugnisse gänzlich unberücksichtigt geblieben, die denn doch wol einer Erwähnung werth gewesen wären. So vermissen wir z. B., um nur Einiges zu nennen, eine Hinweisung auf die Leistungen Goethe's in diesem Felde; selbst „Hermann und Dorothea“ ist, soviel ich mich erinnere, gänzlich mit Stillschweigen übergangen worden, obschon diese Dichtung gerade denjenigen Weg eingeschlagen hat, von welchem Prutz allein für den Anbau des Epos Heil erwartet. Ebenso hat er die Arbeiten von Voß, Baggesen, Pyrker u. s. w. gänzlich unerwähnt gelassen, und selbst der Leistungen und Versuche der uns näher liegenden Vergangenheit, wie „Der letzte Ritter“ von Anastasius Grün, „Ahasver“ von Mosen, „Rostem und Suhrab“ von Rückert, „Waldfräulein“ von Zedlitz, „Das Wort der Frau“ von Heyden, „Janko“ von Karl Beck u. s. w., die zum Theil zwar stark in das Lyrische hinüberspielen, aber doch immerhin als epische Dichtungen anzusehen sind, hat er mit keinem Wort gedacht, obschon sie neben den halbromantischen Gebilden der allerneuesten Zeit, deren er wenigstens im Allgemeinen gedenkt, wohl eine Berücksichtigung verdient hätten. Viel Schlagendes und Beherzigenswerthes ist dagegen in Dem enthalten, was er über die Zustände und die Entwickelung des neuern Dramas sagt; doch hat Manches davon nur noch eine historische Bedeutung, indem die Zeit seitdem bereits weitergeschritten ist. So wird z. B. mit vielem Scharfsinn darin entwickelt, woher es komme, daß sich die deutschen Dichter in jüngster Zeit wieder vom Anbau des Dramas und von ihrem Eifer, für die Bühne zu arbeiten, abgewandt hätten, während jetzt die Sache bereits wieder eine andere Wendung genommen hat und unter jüngern wie ältern Dichtern eine förmliche Hast nach dem dramatischen Lorbeerkranze eingerissen zu sein scheint. Aber freilich sind seitdem auch die äußern Verhältnisse wesentlich andere geworden, und es ist kein Wunder, wenn sich jetzt, wo ein gewaltiges Drama auf dem großen Welttheater abgespielt wird, auch in den Dichterherzen wieder der Drang einstellt, wenigstens auf dem kleinen Abbilde desselben mitzuspielen.

In der letzten der hier mitgetheilten Gaben: „Dichter und Schauspieler“, gibt uns der Verfasser wiederum zwei lebensvolle und beziehungsreiche Charakteristiken, von denen die eine den Dichter Raupach, die andere den Schauspieler Baison zum Gegenstande hat. Daß er gerade diese beiden Persönlichkeiten zusammengestellt hat, erklärt er selbst aus dem seltsamen Gegensatze, der zwischen dem alten Dichter und dem jungen Schauspieler stattgefunden und der in seinem tiefsten Grunde doch auf einer [illegible] wundersamen Aehnlichkeit Beider beruhe. Prutz sagt:

Beide standen, der Eine als Bühnenkünstler, der Andere als Bühnendichter, dem Publicum näher, und lernten die Eigenthümlichkeiten desselben genauer kennen, als unsere Schriftsteller und Künstler es sonst zu thun pflegen. Beide verbanden mit einer großen und energischen Leidenschaftlichkeit, die darum bei Raupach nicht geringer war, weil er sie [illegible] häufig zutage treten ließ als der heißblütige, [illegible] Schauspieler, eine ungewöhnliche Gabe der Reflexion, einen großen praktischen Verstand und ein wahrhaft [illegible] Talent, auf die Schwächen ihrer Umgebung, am [illegible] des Publicums selbst zu speculiren; Beide wollten das [illegible] Publicum aufrütteln aus seiner Gleichgültigkeit, Beide [illegible] ehrgeizig, Beide dürsteten nach Erfolgen — und Beide [illegible] darüber zugrunde. Und zwar Beide auf dieselbe Weise. [illegible] Dichter gab, um äußerlich zu triumphiren, sein [illegible] tisches Theil dahin; der Schauspieler, zum Schauspielunternehmer geworden und in ungünstiger Zeit mit der Last eines [illegible] wickelten und umfangreichen Geschäfts beladen, opferte [illegible] falls, wenn auch mit blutendem Herzen, die Kunst, um [illegible] Beifall des Publicums und damit das Geschäft zu erhalten. Aber das Schicksal war gnädiger gegen den jungen Schauspieler als gegen den alten Dichter; es ließ Raupach [illegible]

Trümmern seines Ruhms alt und grau werden, aber es riß den Schauspieler mitten in der Kraft seiner Mannesjahre durch einen plötzlichen Tod jählings vom Schauplatz. Raupach starb an Altersschwäche, ein verdrießlicher laudator temporis acti, der sich selbst und seine Zeit überlebt hatte — Baison starb im gebrochenen Herzen. Wer wird nicht unter ähnlichen Umständen das Schicksal des Letztern vorziehen?

Dies sind die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen aus Prutz an die nähere Charakterzeichnung der beiden Männer geht. Auf diese selbst können wir hier nicht weiter eingehen, und wir begnügen uns daher mit der Erklärung, daß sich der Leser des Unterhaltenden und Aufklärenden viel davon versprechen darf.

Und so können wir denn überhaupt diese „Neuen Schriften" von Prutz, obschon wir mit den darin niedergelegten Ansichten nicht in allen Beziehungen übereinstimmen und überhaupt nicht allen Gaben einen gleichen Werth beilegen können, allen Freunden einer denkenden Literaturbetrachtung als eine, ebenso angenehme wie belehrende Lectüre empfehlen und sie mit gutem Grunde als beachtungswerthe Beiträge zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte bezeichnen. Ihr Hauptwerth aber besteht darin, daß der Verfasser die einzelne Erscheinung niemals in ihrer Abgerissenheit, sondern stets in ihrem Zusammenhange mit dem Allgemeinen, namentlich mit den politisch-socialen Zuständen beurtheilt, und daß er nicht nur sie selbst in ihrer Entstehung und historischen Entwickelung verfolgt, sondern zu ihrer gründlichern Erfassung und Würdigung stets auch die analogen Erscheinungen in der Geschichte der Vergangenheit vergleichend und unterscheidend in Erwägung zieht.

Adolf Zeising.

Unterhaltungsliteratur.

Adele. Roman von Fanny Lewald. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1855. 8. 1 Thlr.

Wenn man der Literatur ein recht gutes Buch geschenkt hat, so kann das Publicum auch einmal mit einem weniger guten zufrieden sein. So scheint Fanny Lewald gedacht zu haben, als sie ihren „Wandelungen" diese „Adele" folgen ließ. Während sie sich in jenem dreibändigen Romane zu einer zum Theil tief tendenziösen Haltung und einem fast durchgängig einfach großen, realistisch-historischen Stile erhoben hatte, ist dieses neueste Buch wiederum nichts als ein Frauenroman, der kaum ihren ersten Anfangsnovellen an die Seite gestellt werden darf. Da ist wieder das Frauengemüth der Mittelpunkt der ganzen Welt, die geschildert wird; daß die weibliche Sehnsucht dieser Adele befriedigt werde, ist der Inhalt des ganzen Buchs, alles Uebrige nur Staffage; wie gegen sie die Menschen sich benehmen, davon hängt ihr einziger Werth und Gehalt ab.

Adele ist die Tochter des früher sehr blühenden, jetzt sehr heruntergekommenen buchhändlerischen Hauses Willmar. Der Romanschriftsteller Hellwig, den sie bei den Aeltern kennengelernt hat, ist ihre erste Liebe. Die gefühlvolle Unklarheit dieser Neigung ist mit wahrhaft poetischem Zauber geschildert, und mit ebenso ergreifender Wahrheit die Katastrophe, durch die Adele die Macht ihrer Leidenschaft erst kennenlernt, als sie erfährt, daß Hellwig für sie verloren ist, weil er ihr eine reiche Witwe vorgezogen hat. Sie liebt ihn trotzdem in ihrem Herzen noch immer, schlägt eine andere Partie aus, geht in Verzweiflung unter die Schriftstellerinnen und wird von ihrer unglücklichen Leidenschaft erst befreit, als nach Jahren sie auf der leipziger Buchhändlermesse mit Hellwig wieder zusammentrifft und dieser ihr nicht in verhohlener Weise seine Liebe anzutragen sich vermißt. Da ist sie endlich enttäuscht und heirathet auf ganz verständige Weise einen Vetter, der das Geschäft ihres Vaters übernommen hat. Diese Katastrophe ist die schwächste Partie des Buchs. Der Gegensatz Adelens gegen diesen als prosaisch aufgefaßten Samuel, der sie fast durch das ganze Buch schon geliebt hat, besteht darin, daß er einen alten Mantel und eine unmoderne Mütze trägt, daß er ohne seine Pfeife, seine Dose und seine Vögel nicht leben kann, daß er beim Frühstück die Semmel in den Kaffee taucht u. s. w. Die Lösung wird dadurch herbeigeführt, daß Adele endlich sich selbst „altmodisch" geworden und „verknöchert" findet und somit ohne großen Heroismus sich entschließen kann, „von ihrer Höhe in das Haus eines gewöhnlichen Mannes herabzusteigen!" Der arme Mann, — so treu, so sorgfältig, so unermüdlich thätig, und doch — ein „gewöhnlicher" Mann!

Also immer doch noch das bekannte sublime Frauenbewußtsein, das Fanny Lewald selbst so famos persiflirt hat! Innerlich die Ueberzeugung von der eigenen unermeßlichen Erhabenheit und Vollkommenheit und äußerlich an den Männern nichts erblickend als — „alter Mantel", „alte Mütze" — und „die Semmel in den Kaffee getaucht!" Ein Idyll, in der That etwas „altmodisch", aber sicher vortrefflich für alle Mädchenpensionate! Hat Fanny Lewald das Buch vielleicht gar für Mütter geschrieben, deren Töchter Romanschriftsteller heirathen wollen? Dann mußte sie bei geistvollen Mädchen jedenfalls ihre Aufgabe tiefer erfassen und zeigen, welcher Werth, selbst welche Poesie in einem Charakter wie Vetter Samuel liegt, eben weil er mit solcher Freude und ausschließlichen Energie seinem interessanten, bedeutungsvollen Berufe lebt.

Das Hünengrab. Historische Erzählung von Otto Roquette. Dessau, Gebr. Katz. 1855. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit dieser Novelle betritt Roquette, soviel wir wissen, zum zweiten male das Gebiet der Darstellung in Prosa. Schon seine erste 1850 erschienene Novelle „Orion" hatte nicht in gleicher Weise wie seine vorhergehenden Poesien die Gunst des Publicums sich erringen können; dennoch aber ließ sich nicht leugnen, daß diese anspruchslose, burschikose Erzählung gerade durch das natürlich Heitere und Harmlose ihres Inhalts eine leidlich wohlthuende Gabe war. Nicht einmal das können wir von dem neuen Buche behaupten. Der Verfasser hat sich mit demselben auf ein Gebiet gewagt, auf dem er die eigenthümlich liebenswürdigen Vorzüge seiner Muse nicht geltend machen konnte, oder geltend zu

machen nicht verstand. Er hat mit dem „Hünengrab“ eine „historische“ Dichtung geben wollen. Unserer Ansicht nach läßt die Geschichte sich nur im Drama zum ideal vollkommenen Kunstwerk bewältigen, weil es sich hier nur um die allgemeingültigen Bedingungen des Menschenlebens handelt; der Roman dagegen, der es mit den besondern, individuellen, genreartigen Bezügen des Lebens zu thun hat, kann ja doch die vergangenen Zeiten nicht in ihrer ganzen Originalität heraufbeschwören, sondern sie nur schildern, wie sie nach der zeitweiligen wissenschaftlichen und dichterischen Bildung dem Schriftsteller mehr oder weniger getreu erscheinen. Große Meister haben darin allerdings wissenschaftliche Studien und rückwärtsgekehrtes divinatorisches Talent in der Weise bewährt, daß ihre Bücher für uns Alle und für spätere Zeiten vielleicht auch noch den Schein geschichtlicher Wahrheit besitzen; aber selbst zu diesem Schein, auch nur in geringem Grade, hat Roquette bei seiner Arbeit es nicht gebracht!

„Das Hünengrab“ spielt zu Anfang des 12. Jahrhunderts unter Kaiser Heinrich V. und behandelt den Sieg des Christenthums und der katholischen Kirche über einzelne letzte Reste germanischen Heidenthums in den westfälischen Wäldern. Der Verfasser verbindet recht verständige historische Betrachtungen nach unsern besten Geschichtschreibern mit gewissen überlieferten Figuren, die im Allgemeinen als Repräsentanten mittelalterlicher Romantik gelten; er weiß das Alles auch durch einige recht seltsame Verwandtschaftsverwickelungen, durch heimliche Ehe, heimliche Religionswechsel, endlich entdeckte Vaterschaften u. dgl. in einer für den gewöhnlichen Romanleser gewiß sehr spannenden Weise zusammenzufügen; aber ein abgeschlossenes Kunstwerk, das durch wahrhaft poetischen oder historischen Charakter uns zu fesseln und zu befriedigen im Stande wäre, hat er nicht zu schaffen vermocht.

Vielleicht auch ist das nicht seine Absicht gewesen, und in diesem Falle wäre ihm gar kein Vorwurf zu machen; denn mittelmäßige Novellen für Diejenigen zu schreiben, die mittelmäßige Novellen lesen wollen, kann eben auch ein ganz honetter Beruf sein. Aber Roquette will wol mehr; er sagt im Eingange: „Solchen, die im Romane nur die nüchternen Tendenzen der Gegenwart lesen wollen, rathe ich in unserm beiderseitigen Interesse, die vorliegende Erzählung aus den Händen zu legen.“ Dagegen müssen wir sagen: Solchen, die im historischen Roman wirkliche Historie und wirkliche Romantik finden wollen, rathen wir die vorliegende Erzählung nicht zu lesen! Nicht die Zeit macht den Werth des Kunstwerks, sondern die Darstellung, und es hat wahrlich Mancher schon die „nüchterne“ Gegenwart mit weit mehr Romantik aufzufassen gewußt als Otto Roquette hier das „romantische“ Mittelalter.

Wanderblüten aus dem Gedenkbuche eines Malers. Von Lucian Reich. Mit einem Titelblatt von Rudolf Gleichauf und Bildern vom Verfasser. Karlsruhe, Herder. 1855. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Es enthält diese Schrift Tagebücher auf Ausflügen im badischen Oberlande, mit fleißiger und [illegible] Sammlung localer und historischer Merkwürdigkeiten, Auszüge aus Chroniken von Städten und Dörfern, auch die sehr interessante „Hauschronik einer schwarzwälder Schildmalersfamilie“, ferner biographische Skizzen badischer Persönlichkeiten z. B. des Malers J. B. [illegible] und J. N. Schelble, endlich ein paar sehr niedliche, recht naturwahre Dorfgeschichten, — das Alles begleitet mit einer Anzahl vom Verfasser selbst entworfener recht gemüthvoller Bilder aus dem dortigen Volksleben, — kurz das Buch ist eine geschmackvolle Sammlung [illegible]graphischer Denkwürdigkeiten aus Oberbaden, die allen Landsleuten interessant, im Uebrigen dem Forscher belehrend und zum Theil wichtig sein werden. Zu bedauern ist nur, daß der Titel nicht die localen Bezüge ausdrückt, sodaß der Bibliothekar es danach schon an den Platz zu stellen vermöchte, auf dem der Gelehrte und der Liebhaber alsbald Das darin findet, was ihm von Werth ist. Das sehr stattlich ausgestattete Büchlein ist dem Regenten von Baden gewidmet.

Robert Giseke.

Nachlese lyrischer und epischer Gedichte.

Der Maßstab für einen Dichter liegt in Goethe's [illegible]lichen Worten:

> Wisse, daß die Gunst der Musen
> Unvergängliches verheißt:
> Den Gehalt in deinem Busen
> Und die Form in deinem Geist.

Das heißt, dem Dichter sind Gaben verliehen, die über dieses Leben hinausragen, die unveräußerliche Güter seines geistigen Wesens sind: höhere Erkenntniß des Guten, Wahren und Schönen und die geistige Gestaltungskraft, welche diese Erkenntniß zur objectiven Erscheinung zu bringen versteht. Und diese höhern Erkenntnisse dürfen noch kein Gemeingut aller Gebildeten geworden sein, sie müssen irgendwie die Menschheit [illegible] oder seelisch zu fördern im Stande sein, sie müssen Den, der sie besitzt, in irgendeiner Weise an die Spitze der übrigen Menschen stellen, weil er etwas besitzt, das den andern [illegible] fehlt. Wenn wir aber diese Ansprüche an einen Dichter [illegible]chen, wie schrumpfen da diese Pygmäen vollends zu [illegible] zusammen, die das Wort gar nicht mehr fassen können!

> Es soll der Dichter mit dem König gehen,
> Denn beide stehen auf der Menschheit Höhen.

Was das heißt, verstehen sie freilich nicht, aber [illegible] sie es gern, denn eitel sind sie alle, Ansprüche auf [illegible]keit machen sie alle, denn nichts gleicht der [illegible] überschätzung dieser Poetlein. Und woher kommt diese [illegible]überschätzung? Sie kommt aus dem Mangel an humaner Bildung. Humane Bildung ist das Bewußtsein jedes [illegible] von seinem Verhältnisse zu den andern Menschen, wie [illegible] Bildung das Bewußtsein des Menschen von seinem [illegible] zu Gott ist. Beide lassen sich gar nicht trennen, [illegible] Bewußtsein von meinem Verhältnisse zu Gott wirft [illegible] rechte Licht auf mein Verhältniß zu den Menschen, [illegible] zu Gott, als die Frucht und das Kennzeichen der [illegible] Bildung, ist nach dem Zeugniß der Heiligen Schrift [illegible]bar, wo nicht Liebe zu den Menschen, die Frucht [illegible] Kennzeichen der humanen Bildung, vorhanden ist. [illegible]sten Menschen aber verstehen ihr Verhältniß zu [illegible] ihre kleinen Tugenden scheinen ihnen riesig [illegible] Anderer winzig klein, weil sie ihre Kleinheit in der [illegible] Größe Anderer in der Ferne sehen; sie haben kein [illegible]

von der geistigen Perspective, wie kleine Kinder noch kein Bewußtsein von der körperlichen haben und ihren Finger für größer halten als einen entfernten Kirchthurm. Deshalb kennen auch die meisten Menschen keinen bessern Stoff des Gesprächs als sich selbst; sie reden immer von sich, stellen immer ihre Vorzüge ins Licht, wollen von Andern verstanden, in ihren Eigenthümlichkeiten geschont, in ihren Vorzügen erkannt sein, während sie selbst auf die Eigenthümlichkeit eines Andern, seine Gedanken und Gefühle niemals eingehen, ihm kaum das Recht zugestehen, eine von der ihrigen abweichende Individualität zu haben. Solche Menschen nennen wir subjectiv befangen und sprechen ihnen humane Bildung ab. Was soll man nun aber sagen, wenn Menschen, die so wenig zum allgemeinen Menschenbewußtsein durchgedrungen sind, welche noch dem Thiere und dem Kinde, die sich auch nicht aus sich selbst herausdenken und herausfühlen können, so nahe stehen, den Anspruch erheben, daß sie berufen seien, als Dichter an die Spitze ihres Volks zu treten? Und gleichwol ist die Mehrzahl der zahllosen Poeten, welche alljährlich hervortreten, noch so sehr subjectiv befangen, es fehlt ihnen so sehr der Maßstab, an welchem sie ihren Geist und ihre Bildung messen können, sie fühlen so wenig ihre Kleinheit, die Unbedeutendheit ihrer Leistungen, sie haben so wenig Inhalt, oft selbst so wenig Form, daß wir nur die Verblendung beklagen können, mit der sie ihre Nichtigkeit und Eitelkeit den Blicken der Welt bloßstellen. Solche Dichter haben denn auch gewöhnlich keinen andern Inhalt ihrer Poesie als sich selbst, ihre Liebe und ihr Leid, ihr oft krankhaftes Empfinden und ihr meist unreifes Denken. Aber das hält sie nicht ab, die Welt muß es hören, die Welt muß es wissen, was in ihnen vorgeht, und wenn sie kalt bleibt und keine Notiz von ihnen nimmt, so sind sie verkannte Genies und geben der Welt für Nichtbeachtung Verachtung. So bestraft sich dann diese Eitelkeit, welche so viele recht hübsche Talente, die mit ihren kleinen Gaben sich selbst und ihren Lieben und Freunden frohe Stunden und manche Freude bereiten könnten, zum Heraustreten in die Welt drängt. Aber mit der Größe der Bühne wachsen die Ansprüche an den Schauspieler; ein Mädchen, dem die Natur eine angenehme Stimme zum Vortrag eines kleinen Liedes gegeben hat und die mit ihrem Gesang die Freunde entzückt, mag sich ja hüten, sich deshalb schon für die Oper reif zu halten; ein Knabe, der ein kleines hübsches Bild malen kann und deshalb in seiner Familie für ein Genie gilt, erregt auf der Kunstausstellung wol nur ein Lächeln mit seinen Bildern, wenn man sie ja bemerkt; ein Gefäß oder Geräth, welches in einem Familienzimmer eine Zierde ist, ist werthlos oder gar häßlich in einem Prunksaal; so ist es auch mit der Mehrzahl dieser kleinen Dichtertalente, die gefeiert werden im kleinen Kreise, wo man die Gedichte des Dichters wegen schön findet, bis sie die Eitelkeit zum Heraustreten in die Welt treibt, wo sie unbeachtet vorübergehen oder gar nur ein mitleidiges Lächeln erregen.

Zu diesen Betrachtungen gibt uns ein großer Theil der [illegible] Gedichtsammlungen Veranlassung, in denen zum Theil recht viel Hübsches, aber recht herzlich wenig ist, was [illegible] den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in die Literatur heraustreten, geben meist damit zu erkennen, daß sie [illegible] den Lebensberuf, welchen die Natur den Frauen bestimmt hat, verfehlt haben, oder daß sie sich nicht glücklich und befriedigt in diesem Berufe fühlen, und deshalb ist in den poetischen Schöpfungen der Frauen meist etwas Krankhaftes. Dies gilt besonders von folgendem Werkchen:

Gedichte von Luise von Bornstedt. Berlin, A. Duncker. 1853. 16. 20 Ngr.

Es ist ein recht zerrissenes Frauengemüth, welches uns in den Gedichten einen Blick in sein Inneres thun läßt. Krankhaft [illegible] ist z. B. „Mein Lieben“. Ueber die höchst fehlerhafte Inversion in den Schlußworten dieses Gedichts:

> Ja, wenn selbst geschmäht und gescholten
> Du lieber nur würdest mir — [illegible]

wollen wir mit einer Dame nicht rechten. Bizarr ist auch der Geschmack, der die Verfasserin die Legende der heiligen Katharina von Genua, die einem Pestkranken, der sterbend flucht, den Namen Jesu von der Lippe küßt, zur poetischen Bearbeitung wählen ließ.

Die „Märkischen Sagen“ sind so unbedeutend und so vielfältig in vielen Variationen überall verbreitet, daß sie keine poetische Bearbeitung verdienen. Ueberhaupt muß man Volkssagen nicht poetisch verwässern. „Der kleine Grübler“ soll komisch sein, ist aber läppisch. Ein Knabe, dessen Art und Weise erst breit geschildert wird, kann nicht begreifen: 1) wie man ein Theater auf Actien bauen kann; 2) wie die Masern umgehen können; 3) wie Leonore um das Morgenroth fuhr.

Derselbe Grundton, nur gemildert, herrscht auch in dem kleinen, sehr hübsch ausgestatteten Büchlein:

2. **Aus grünen Zweigen. Gedichte von ***. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1853. 16. 1 Thlr.**

Es sind Gedichte einer Dame, einer Berlinerin, wie es scheint, kleine, ansprechende Sächelchen, recht liebenswerth für Die, welche die Verfasserin kennen, aber ohne Anrecht auf Dichterruhm. Sie werden charakterisirt durch die Strophe:

> Nur über Thränen herrscht mein Lied,
> Mein Reich ist das der Schmerzen,
> Und Rosen haben nie geblüht
> In meinem Dichterherzen.

Die Form ist durchgehends sehr einfach, fast allzu einfach, und die „Märchen und Balladen“ der Verfasserin können in der That nur als lyrische Anklänge an Märchen und Balladen angesehen werden.

Die Grundstimmung der meisten dieser Gedichte ist das trübe Bewußtsein der Vergänglichkeit irdischen Glücks und irdischer Schönheit, und es finden sich in dieser Richtung manche recht hübsche unter ihnen, welche mitzutheilen wir uns nur aus Rücksicht auf den uns gegönnten Raum versagen; aber im Allgemeinen stimmen sie trüb, die Dichterin ist nicht zur Harmonie mit sich und der Welt durchgedrungen, es ist noch gährender Wein, der erst Wohlgeschmack gewinnt, wenn er sich abgeklärt hat. All dieses Leid, das die Dichterin uns vorführt, muß durch eine höhere Lebensanschauung überwunden sein, erst ein Charakter, der hoch über dem kleinen subjectiven Leid steht, darf den Anspruch haben, als Dichter die Menschen zu einer höhern Auffassung der irdischen Dinge erheben zu wollen.

Einen Gegensatz zu diesen und den vorigen Dichtungen bilden:

3. Poetische Kränze. **Gedichte von Emilie Lecerf, geb. B.** Dessau, Gebrüder Katz. 1853. 16. 24 Ngr.

Es ist eine Dame von nicht unbedeutender poetischer Begabung, die hier vor uns tritt, und diese zeigt sich besonders in der Objectivität ihrer Gedichte. Es sind Gedanken, die Empfindungen erwecken, nicht die kranken Gefühle eines kranken Herzens, die uns vorgewinselt werden. Die Form macht der Verfasserin manchmal Schwierigkeiten, besonders in den Distichen, die fast immer vom Uebel sind, wie z. B.:

> Nicht von außen herein, von innen heraus muß der Werth kommen,
> Der uns den sterblichen Mann wahrhaft verehrungswerth macht.

Sprachliche Unrichtigkeiten sind: „die Trümmer“ als Singularis S. 38:

> Richtet auf der wüsten Trümmer
> Einen Altar sich empor,

während S. 58 richtig steht:

> So stürzet er in Trümmer
> Den Bau der Tyrannei,

was den richtigen Nominativ „das Trumm“ voraussetzt. Auch „Hambuttenstrauch“ S. 39 ist nur provinzielle Aussprache statt

Hainbuttstrauch". Ein Fuß zu viel läuft wol auch mit unter, wie S. 90:

> Aten haben lockt es in weißem Glaten,
> Wo ein [illegible] Aug' im Tode bracht
> Thränen fließen, heiße Wunden bluten,
> Und die Seele weint der Seele nach.

Von diesen Mängeln abgesehen, bietet das kleine Buch recht erfreuliche Gaben.

Die beigegebenen Gedichte von Friederike S. und Gustav W. sind wenig bedeutend.

Am letzten von den zu besprechenden poetischen Gaben der Frauen sind folgende:

4. Gedichte von Natalie von Herder. Weimar, Jansen u. Comp. 1853. 8. 18 Ngr.

Daß die Verfasserin Sprache und Vers in der Gewalt hat, beweist zwar ein Gedichtchen nach Byron: „Die Entstehung der Liebe"; was aber die Originalgedichte der Verfasserin betrifft, so wird man uns billig erlassen, etwas Näheres darüber und daraus mitzutheilen; sie sind gar zu unbedeutend.

Indem wir uns nun zu den Poesien der Männer wenden, beginnen wir, um das Unerquicklichste zuerst abzuthun, mit:

5. Dort und Hier. Dichtungen von Alexander Schäffer. Ulm, Sailer. 1853. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

So fromm und katholisch-christlich auch dieses Buch ist, so mußten wir doch bei seinem Lesen häufig lächeln, lächeln über die entsetzliche Trivialität der Gedanken, lächeln über die Trivialität und Ungeschicktheit der Form, lachen über den allerärgsten Misbrauch der Sprache und über den tollsten Gebrauch von Fremdwörtern in deutschen Dichtungen, lachen endlich über die Anmaßung, solche Verse für Gedichte zu halten und drucken zu lassen.

Die Trivialität der Gedanken können wir nicht nachweisen, wir müßten sonst Proben aus den vorliegenden Gedichten mittheilen, und damit wollen wir doch aus christlicher Liebe den Leser verschonen. Aber die Trivialität und Ungeschicktheit der Form mögen einige Beispiele beweisen. Seine Verse sind entweder reimlose Trochäen, wie:

> Da die Schöpfung war vollendet,
> Und in unnennbarer Wonne
> Alles sich des jungen Daseins
> Freute mit der reinsten Freude u. s. w.

oder namenlose Verse, wie folgende:

> Ha! und mich ladet ja
> Jetzt schon der Bote,
> Um zu führen
> Aus dem Gewühl mich
> Nach dem öden, stillen
> Thal der — Vernichtung!

oder auch Reime, wie:

> Da kracht herab
> Mit einem mal
> Des schützenden Gottes
> Vernichtender Strahl.
> Es splittert der Eiche
> Gigantischer Stamm;
> Der Waldmann stürzt
> Zerschmettert zusamm.

oder er reimt auch wol „trägt" und „deckt" u. s. w.

Von der Classicität der Sprache nur einige Beispiele. S. 247:

> Hier, Schicksal, ist mein Herze.

Ebendaselbst:

> Daß nur ein mal, ein mal vom Himmel
> [illegible] mich meiner Fanny Glück.

S. 278:

> Wie die Rebe dem Ulmbaum treu umfaßt,
> [illegible] den [illegible] nimmer läßt.

Was den Gebrauch der Fremdwörter betrifft, so mögen folgende Beispiele genügen. S. 87:

> Das Herz zum Zoolithen erstarrt.

S. 73:

> Bis wiederum der Geist
> Die Herrschaft fasset seines Organons.

S. 106:

> schlüpft die Brut des Raben
> Aus des Eies traulichem Exil.

S. 265:

> Willst du zum Lohne dies Flügelpaar?
> 's hebt dich in ätherische Höh'n.

Nun wir wenigstens fühlen uns von diesem poetischen Flügelschlage nicht in ätherische Höhen erhoben. Wer übrigens etwas recht schauerlich Tragisches lesen und dabei recht herzlich lachen will, dem empfehlen wir S. 86 das Gedicht „Der Tyrann und der Weise", dessen passenderer Titel „Das Schandbild" heißen sollte. Alle neun Musen mögen uns behüten vor solcher Poesie! — Ein ganz sonderbares Buch ist folgendes:

6. Lothar. Zeitarabesken von Adolf Strodtmann. Philadelphia, Strodtmann und [illegible]. 1853. [illegible] 12 Ngr.

Amerika sendet uns dieses Product, wie der Inhalt zeigt, das Werk eines politischen Flüchtlings, der sein politisches und religiöses Glaubensbekenntniß hier vor uns entfaltet. Aber dieses Büchlein ist so verschroben in seinem Inhalte, so unvollendet in seiner Form, die gepredigten Theorien so hohl, daß dieser Apostel wenigstens keine Jünger bei uns machen wird. Im ersten Buche „Vor dem Gewitter" ist das deutsche Studentenleben geschildert. Hier tritt auch Lothar, der Held, vor uns auf, ein unreifer Bursche mit der Miene eines Weltweisen; er thut aber weiter nichts, als daß er von einem Commers „düster, kalt und blaß hinauf zum Bergesgipfel schreitet" und seinem Freunde August, der ihm gefolgt ist, die Tiefe seiner Erkenntniß in den Worten aufschließt:

> O Freund, wie lange mag es währen,
> Bis traumerwacht der Beter steht,
> Daß er vor Trümmern statt Altären,
> Vor inhaltslosen Namen kniet! u. s. w.

Im zweiten Buche: „Nach dem Gewitter", sitzen im Römer zu Bonn sechs Hochverräther beisammen:

> O Polizei! wenn du geseh'n
> Die Jugend so in Waffen steh'n,
> Und jeder Blick ein Drang nach That,
> Und jeder Zoll ein Hochverrath,
> Und jedes Wort ein Blitz der Schlacht,
> Der Nächte Dunkelheit zu kürzen,
> Ein Mitbewußtenverdacht
> die [illegible]
> [illegible] bürgerkampfes[illegible]
> Dir wäre [illegible]
> Proceßacten[illegible]
> Und adlerordenkränzerlich
> Im Traume noch mit bleichen Mienen
> Des Strafgesetzes Geist erschienen,
> Bis dich ein krummer Paragraph
> Erweckte aus dem Ordnungsschlaf.

Da kommt ein Mann: „So einer von den Ewigblauen", der fodert sie auf zum Straßenkampfe. Die Berathung wird von einem Andern unterbrochen, welcher meldet, daß in [illegible] ein neues Heer Soldaten eingezogen, die den Bürgern und Bauern den Muth genommen. Nun Berathung, ob man dennoch losschlagen soll. Der Proletarier besteht auf dem Kampf, wird aber von Lothar vertröstet, und es hat dabei sein Bewenden.

Auf einer Spazierreise den Rhein hinauf unterhalten sich Lothar, „der nie in ein Colleg gekommen, den Gottfried Kinkel's ausgenommen", und Edwin, „der selten ein Colleg versäumt", darüber, wer von ihnen das beste Theil erwählt, und da macht Lothar seinem Herzen Luft über den alten Schlendrian und Wust der Jurisprudenz.

Im folgenden Abschnitt geht August zur Revolutionsarmee, Lothar bleibt auf sein Zureden daheim und macht Verse; dafür wird er schließlich relegirt.

Das dritte Buch heißt „Zwischen Nacht und Tag". Im ersten Abschnitt „Im Vaterland" setzt Lothar seine Weltanschauung auseinander. Hohles, leeres Pathos. Dann geht er nach Paris. Ein Proletarier fällt ihn Nachts auf der Straße an, Lothar gibt sich als Gesinnungsgenossen zu erkennen und declamirt; der Proletarier declamirt auch und entfernt sich dann.

Aus dem letzten Buche „Sonnenaufgang" ist schwer klug zu werden. Der Dichter schildert die Rebellenschlacht der Zukunft, und zwar sehr ins Einzelne gehend. Lothar wird gefangen, zum Tode verurtheilt und singt sein Schwanenlied. Edwin kommt in den Kerker, bietet ihm Amnestie an, wenn er seinen Trotz breche, — vergebens. Der Priester, der nun hereintritt, wird tüchtig abgefertigt und geht auch. Endlich holt ihn der Büttel ab, es geht zum Richtplatz.

> Ein „Halt!" — und lächelnd wie zuvor
> Tritt aus dem Troß der Jüngling vor
> Und ruft mit siegeshellem Blick
> Ein Hoch der deutschen Republik!
> Ein Wink — ein Blitz — die Salve kracht —
> Zur Erde sinkt ein Todter sacht...
> Doch fern die Kampfeswogen schwellen,
> Den Tod zu rächen des Rebellen. — —
>
> O lustig Bild am andern Tag!
> Die Welt im Frühlingsschimmer lag,
> Und auf den Gräsern — stumme Schau! —
> Blinkende Perlen von Blut und Thau,
> Rosen des Kampfes und Thränen der Lust,
> Jubelndes Singen aus Mannesbrust!
> Geschlagen ward die letzte Schlacht,
> Das letzte Schwert zum Pflug geschmiedet,
> Der letzte Haß zu Grab gebracht
> Und von der Liebe Hauch umfriedet.
> Die Völker boten sich die Hand,
> Die junge Republik zu krönen
> Und mit der Freiheit gold'nem Band
> Vergang'ne Schmerzen zu versöhnen,
> Und jauchzend sang ein Friedensklang
> Die weite, weite Welt entlang!

An dieses amerikanische Product mag sich eine poetische Sendung aus der Schweiz anschließen, schon deshalb, weil auch hier der Grundzug ein epischer und die politische Anschauung eine verwandte ist.

7. Heldenbilder und Sagen. Von Hermann Rollet. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1854. 16. 24 Ngr.

Der Dichter bearbeitet hier nordische, deutsche und andere Sagen, plündert sogar den Orient und führt uns endlich in Balladen eine große Zahl Märtyrer und Helden vor. „Kunding's Gesang" kann nicht im entferntesten mit „Des Sänger's Fluch" von Uhland wetteifern. Der „Heldenkampf" bearbeitet den tiefpoetischen nordischen Grundstoff des zweiten der drei Haupttheile der „Gudrun", welcher in der deutschen Bearbeitung „Hagene und Hettel" heißt, und ist im Grunde eine poetische Erklärung des Wogenbrandes an den Orkneyinseln. „Des Wikings Sohn" erzählt, wie Sigurt den Elberich besiegt. Das Gedicht „Wisuna", eine elsasser Sage, ist ganz außerhalb unsers Bewußtseins. Wisuna, deren Bräutigam Orindavist im Kampfe mit den Römern gefallen, lästert die Götter und wird zur Strafe des Frevels vom Blitze erschlagen. Die Sage von „König Watzmann" ist eine der vielen Sagen von Riesen, die in Berge verwandelt sind. Schon viel bekannt ist die in Walses „Karl's Gericht" behandelte Sage. Eine Schlange läutet das Glöcklein vor Karl's Wohnung zu Zürich, der Kaiser geht ihr nach und findet eine Kröte in ihrem Nest, die er in das Feuer wirft, wofür ihm die Schlange einen Edelstein als Dank bringt, der später in die Kaiserkrone gefaßt wurde. Hübsch ist das Lied „Walther von der Vogelweide", „Teufel's Horn" ist unbedeutend, „Die Todtenharfe" grausig, „Die Kirchrose" geht in das Lyrische über; „Die Teufelsbraut" ist tragikomisch. Ein Mädchen will heirathen und will nehmen, wer kommt, und wenn es der Teufel wäre. Der Teufel holt sie, sie ist ihm aber zu schwer, weil sie ein Stückchen Brot, auf dem Gottes Segen ruht, in der Tasche hat, und er läßt sie fallen. Sie fällt in den Zürichersee; ein junger Fischer, auch ein Teufel, aber ein armer, fischt sie heraus und heirathet sie. Komisch, aber leer sind die darauf folgenden „Der Schneider von Uznach", „Der Esel von Zermatt", „Pumpele von Hohenkrähen".

Entschieden die beste Dichtung der Sammlung sind „Die zwei Silberblumen". Den Beschluß der Sagen bildet „Ben Lefgune", welches erzählt, wie ein Thaleb von Tunis, feist, faul und behaglich, durch Zufall zum Ruhme eines Propheten kommt.

Die darauf folgenden „Heldenbilder" führen uns die Gestalten des Sokrates, Tiberius Gracchus, Christus, Arnold von Brescia, Tell u. s. w. bis auf den Schweizer Niklaus Leuenberger (1653) vor, aber leider sind diese zum Theil schönen Stoffe sehr verwässert, und dieser Theil des Buchs ist der unbedeutendste.

Das folgende Werkchen:

8. Gedichte von Adolf Pichler. Innsbruck, Wagner. 1853. 16. 1 Thlr.

ist ein Gruß aus Tirol, den uns ein anerkennenswerthes, aber noch subjectiv befangenes Talent bringt. Es sind sehr viele zarte Kleinigkeiten, die uns hier geboten werden.

Unter den erzählenden Gedichten, denen es meist an plastischer Rundung fehlt, ist zu erwähnen das hübsche Gedicht „Der Maler".

Recht gelungen ist „Der Deserteur", welcher eine Begebenheit aus Seume's Leben erzählt; am vollendetsten und gediegensten in Form und Gedanken „Das Schwanenlied der Sibylle", welches erzählt, wie die Sibylle von Cumä, der die Offenbarungen Apollo's schweigen, im Osten ein Purpurkreuz erblickt und die Offenbarung erhält von dem neuen Glauben, vor welchem der alte Glaube in Nacht verschwindet. Sie eilt nach Rom, um dem Kaiser Augustus die Botschaft zu bringen:

> Das ew'ge Rom, die Götterbilder wanken,
> Ein neu Geschlecht betritt der Erde Schranken.

Dort verhöhnt mit ihrer Kunde, eilt sie zum Capitol. Da sieht sie eine Kinderschar, der sie ihre Botschaft verkündet. Dann sinkt sie sanft in Todesschlummer, die Kinder beweinen sie und bedecken sie mit Palmenzweigen.

Legenden aus Christi Leben beschließen das Buch.

Unbedeutender sind die

9. Lieder und Sprüche von H. Nordheim. Weimar, Kühn. 1854. 32. 15 Ngr.

welche zum Besten der vertriebenen Holsteiner herausgegeben worden sind. Der Verfasser ist wol noch sehr jung; dies läßt wenigstens die jugendliche Lust vermuthen, mit der er die kleinsten poetischen Ideen, die unbedeutendsten Bilder und Gedanken der Darstellung würdig findet.

Die eingestreuten Sprüche sind oft epigrammatisch zugespitzt, so S. 47:

> Bosheit, die mit Lächeln trifft,
> Ist der Hölle feinstes Gift.

10. Gedankenblitze. Von Oswin Anton. Görlitz, Heinze u. Comp. 1853. 12. 7½ Ngr.

Diese kleine Sammlung läßt uns die innere Entwickelung eines jungen Mannes beobachten, was immer interessant ist. Die Mehrzahl sind kleine, leichte, gefällige Lieder. Die letzten Gedichte sind im Tone ganz verändert, sie sind klangreicher, ernster, männlicher. In dem Gedichte „Neujahr

1850" sagt er, daß er die Leier mit dem Schwerte vertauscht, daß er verstummt sei, weil er mit Weltgeschichte getrieben habe und weil jetzt keine Zeit zum Singen sei. Die kleine Sammlung wird vielleicht einst interessant sein, wenn der Verfasser ein großer Mann werden sollte.

Eine etwas ausführlichere Besprechung erheischen die

11. Gedichte von Friedrich Albrecht. Breslau, Trewendt und Granier. 1853. 16. 1 Thlr.

Der Dichter erzählt in der Vorrede, wie er zuerst auf den Gedanken gekommen sei, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, indem er an der polnischen Grenze bei einem Hausirer eines seiner Studentenlieder unter „Vier schöne und vortreffliche Lieder" wiedergefunden habe. Das Manuscript aber kam gerade zu rechter Zeit 1842 nach Hamburg zu Hoffmann und Campe, um ungelesen zu verbrennen. Später, in der kirchlichen Reformbewegung, trat er unter dem Namen Friedrich Siegmund mit 22 Zeitgedichten für die freie Richtung in die Schranken. Diese und andere Parteigedichte haben aber keine Aufnahme in die vorliegende Sammlung gefunden.

Diese Sammlung selbst nun enthält in ihrem lyrischen Theile wenig Bedeutendes, es sind meist hübsche, anspruchslose Kleinigkeiten.

Unter den erzählenden Gedichten ist das erste, „Die Trinkwette", in welchem Georg von Schweinichen mit kannibalischem Trinken einem Polen sechs Pferde abgewinnt, gar zu studentisch-ungemüthlich. Das zweite, „Der seltsame Ritt", erzählt, wie eine Edelfrau in Kärnten durch das Umwerfen eines von den Hexen geweihten Reitgeschirrs einen Knecht zum Pferde macht und auf ihm durch die Luft zum Hexentanze reitet. Nach dem Ball aber macht der Knecht seine Herrin auf dieselbe Weise zur Stute, bindet sie daheim an der Krippe fest und weckt seinen Herrn, der sich über das stattliche Rößlein freut, bis er ihm das Gebiß aus dem Munde nimmt und seine Gattin im Blocksbergcostüm vor sich stehen sieht.

Vier Balladen besingen darauf die Schlacht bei Wimpfen und den Heldentod der 400 Pforzheimer. Bedeutender aber als diese ist das Gedicht „Wineta". Der Inhalt der hier erzählten pommerischen Sage ist kurz folgender: Der Sohn des Wendenkönigs Wittingar vermählt sich mit Olga, der schönen Tochter des Reußenkönigs. In der Nacht überfallen die Sachsen und Wandalen das von Wein und Jubel trunkene Wineta. Nach grausem Morden dringen sie in das Königsschloß und das Brautgemach, Olga sinkt unter ihren Streichen, wüthend stürzt der Königssohn auf die Mörder und füllt das Gemach mit Leichen, bis er von dem Blute erblindet, das ihm in die Augen spritzt; da stößt er sich selbst sein Schlachtschwert in die Brust. Der alte König auch erwacht von dem Mordgetöse, hüllt sich in die Königsgewänder, setzt die Krone auf und nimmt das Schwert. Seine Gemahlin wird als Leiche in sein Gemach geschleudert; er flieht auf den höchsten Thurm und ruft die Rache der Götter auf die Mörder herab. Blitze zünden die Stadt an, und als die Flammen ihr Werk vollbracht, sinkt die Stadt langsam in das Meer, der König nur steht noch auf seinem Thurm, wirft seine Krone und sein Schwert in die Fluten, bis er endlich selbst mit dem Thurme hinabsinkt.

Ebenso bedeutend in Form und Inhalt ist „Die Gruft zu Simmelwitz". Auch die „Hebräischen Poesien": Hagar in der Wüste, Ismael, Simson, eine poetische Bearbeitung des 23. und des 87. Psalms, sind recht gelungen, ohne in der poetischen Wirkung die einfache Größe der biblischen Darstellungen zu erreichen.

Albrecht's Dichtung „Wineta" führt uns auf

12. Sangkönig Hiarne. Ein nordisches Märchen von Adolf Stern. Leipzig, Hinze. 1853. 8. 7½ Ngr.

König Erich von Dänemark ist gestorben, sein Sohn Friedrich ist verschollen; da beschließen auf den Vorschlag des fünischen Skalden Harald die Normannen, den zum König zu wählen, der die andern Skalden im Sange besiege. Schon scheint am Tage des Liederkampfs Harald den Sieg gewonnen zu haben, da wird er ihm noch durch den Skalden Hiarne, den Freund des verschollenen Königssohnes, entrissen, und diesen macht nun das Volk zum König. Nach Jahren vermählt sich König Hiarne mit Bertha, der Tochter des [illegible]. In der Hochzeitnacht aber wird Hiarne durch die Kunde erschreckt, daß Friedrich noch lebe, in Drontheim an das Land gestiegen sei und mit bewaffneter Hand sein Vatererbe fordere. Vor Schrecken stirbt die junge Königin; es kommt zur Schlacht, Hiarne unterliegt im Kampfe mit Friedrich selbst und sinkt vom Pferde, Friedrich ist König. Nach Jahren geräth der König auf der Jagd in Gefahr, ein gewaltiger Bär hat [illegible] sein Pferd umklammert und Friedrich ist waffenlos. Da wird das Thier durch zwei Pfeile getödtet, der König gewinnt einen Retter; es ist Rolf, der von Nova Zembla hierhergekommen. Dieser wird nun des Königs Lieblingsdiener. Nur Einer traut ihm nicht, Gothurm der Alte, der Rolf belauscht hat, wie er am Grabe der Gemahlin Hiarne's kniete und einen Lorbeerzweig pflückte; aber der König mag nichts von Verdacht hören. Einst in stürmischer Nacht steht Rolf — es ist der todtgeglaubte Hiarne — mit dem Dolch vor Friedrich's Lager; da erblickt er sein eigenes Bild in dem blanken Schilde des Königs, wird von Grausen vor sich selbst ergriffen, der den Jugendfreund zu tödten im Begriff stehe, weckt den König, stürzt dann hinaus und sucht den Tod im Meere.

Dies ist der Inhalt eines Cyklus von zehn Liedern, die in dem obgenannten kleinen Büchlein vor uns liegen. Die Dichtung erinnert in den wechselnden Versmaßen sowohl als im Inhalte vielseitig an die Frithiofssage, ist aber nicht ohne poetischen Ausdruck und nicht ohne Gewandtheit im Verse. Das Hauptverdienst aber ist die glückliche Wahl des [illegible] Stoffs.

13. Funfzig Jahre Stillleben im Drange der Zeit und der Geschäfte (1801—50). Poetische Aufzeichnungen eines greisen Hof- und Staatsmannes, der seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen. Berlin, A. Duncker. 1853. 16. 1 Thlr.

Welche Lebenserfahrung tritt uns in dem reichen Inhalte dieses Buchs entgegen und welche Frische der Empfindung welcher Reichthum durch das Leben abgeklärter Gedanken in diesen poetischen Aufzeichnungen eines Greises.

Das erste Buch „Natur und Herz" wird am besten charakterisirt in dem „Lied vom alten Zecher". Das zweite Buch „Leben und Liebe" beginnt unter dem Titel „Trümmer einer schönen Seele" mit 15 Liedern einer Wahnsinnigen. Das sind eigenthümliche Dichtungen, doch scheint die Narrheit hier manchmal gar zu viel Methode zu haben; man liest eine tragische, vielleicht wahre Geschichte aus diesen Bruchstücken heraus. Fröhlicher sind „Des Försters Töchterlein" und die darauffolgenden meist lustigen Kleinigkeiten.

In dem dritten Buch „Welt und Zeit" offenbart sich der Verfasser als deutscher Patriot und freisinniger Mann, der für die politische Situation jeder Zeit seit 1801 ein treffendes Wort hat, und man findet wirklich in diesem Abschnitte des Buchs einen Ueberblick über Alles, was seit dem letzten Halbjahrhundert die Geister bewegt hat: Fichte, Kant, Deutschlands Seufzer 1806, sein Gebet 1807, Deutschlands Groll 1808, der Rheinbund, preußischer Generalmarsch 1813, Lafayette und die Revolution, Börne u. s. w. Schon diese Ueberschriften zeigen die Mannichfaltigkeit des Gebotenen, meist mit epigrammatischer Spitze. Scharf ist die Schilderung der [illegible] Gesellschaft in vier Gedichten, wie überhaupt scharf die Lüge, Schmeichelei und Gleißnerei in jeder Gestalt gegeißelt wird. Trotz seines deutschen Patriotismus ist er aber doch ein Verehrer von Napoleon's Größe, und in seinen „Kaiserliedern" und den darauffolgenden „Geisterstimmen" Friedrich's des Großen, Maria Theresia's und Pitt's hören Franzosen, Engländer und Oestreicher manches strafende Wort. In den „Er-

grammatischen Streifzügen" gibt es manches recht Witzige und Scharfe.

Das vierte Buch enthält unter dem Titel „Gelegenheitsgedichte" meist Reflexionen, die bei mannichfaltigen Gelegenheiten angestellt worden sind, ohne viel Bedeutendes zu bieten. Im letzten Abschnitt endlich, „Kunst und Poesie", zeigt sich der Verfasser auch in der Literatur als ein Mann, der mit der Zeit immer gleichen Schritt gehalten.

Von allen bis jetzt aufgezählten Dichtern weiß die Welt nur wenig, von den meisten wird sie auch wenig erfahren. Da liegt aber auch eine neue Gabe eines schon bedeutenden, theils durch gelungene Uebersetzungen, theils durch eigene Schöpfungen bekannten Dichters vor uns.

14. Gedichte von Adolf Böttger. Neue Sammlung. Leipzig, Wigand. 1854. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

Das Urtheil über Adolf Böttger steht wol so ziemlich fest. Auch in dieser neuen Sammlung von Gedichten bewährt sich eine Formengewandtheit ebenso wol wie die Empfänglichkeit seines schaffenden Dichtergemüths. Freilich macht diese Sammlung auch den Eindruck, als ob das Schaffen dem Dichter sehr leicht würde, und als fehlte es ihm an dem eines Dichters würdigen Ehrgeiz, etwas bringen zu wollen, was wahrhaft groß und des pythischen Lorbers würdig wäre. Es ist sehr viel Schönes in dem Büchlein, aber doch eigentlich nur wenig, was man im höhern Sinne bedeutend nennen könnte. Und von einem Dichter von Adolf Böttger's Ruf erwartet man nun einmal nur Bedeutendes. Das Bedeutendste sind wol die „Wartburglieder", geschrieben, wie es scheint, bei einem Sängerfeste an dieser classischen Stelle Thüringens. In diesen Liedern begegnen uns alle die Sagen und historisch wichtigen Begebenheiten, durch die die Wartburg so berühmt ist. Elisabeth, der Sängerkrieg, Friedrich der Gebissene, Johannes Hilten (der Prophet von Eisenach, Luther's Vorbote) und endlich in einer Reihe trefflicher Gedichte Luther selbst steigen vor uns auf. Kernhaft ist das an Luther's Kraftlied anknüpfende: „Ein' feste Burg ist unser Gott", woraus wir nur den Ausdruck „flott" in der letzten Strophe als zu unedel fortwünschten. Das Lied lautet:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Zusammenstürzt als eitel Spott
Der Lug verredter Pfaffen.
Was Luther sprach, was Luther that,
Steht fest in unsern Tagen,
Und muß besteh'n in Gottes Rath,
So lang' noch Herzen schlagen.

Es mäste Pietisterei
Sich aus erschlich'nen Beuteln,
Mag sie die Schrift, so fromm und frei,
Nach ihren Zwecken deuteln;
Sie falte heuchlerisch die Hand,
Führ' Gott in Aug' und Munde,
Beherrsche selber Meer und Land —
Was hilft's! sie geht zugrunde.

Und mag der Freigeist für das Wohl
Des Volks scheinheilig fechten,
Die Kirch' erniedern zum Symbol,
Geheim das Volk zu knechten:
Es geht nur eine Weile fort,
Und stirbt mit sich im Streite;
Das Wort nur lebt, das heil'ge Wort,
Wie's Luther prophezeite.

Hier schlug er seiner Feinde Schwall,
Die knirschend sich erhoben,
Sein Name klingt noch überall,
Doch ihrer ist zerstoben.
Als stolz geprunkt der Mauern Wall,
Hat er das Lied geschrieben,
Die Mauern liegen im Verfall,
Das Lied ist jung geblieben.

„Das Wort sie müssen lassen stahn!"
Siegreich hat er's gesprochen;
Es wuchs das Wort und hat sich Bahn
Jahrhundert' durch gebrochen.
Und immer weiter fliegt's und kreist
In Schloß und Hüttengiebel:
Die Ueberzeugung ist der Geist,
Der heil'ge Geist der Bibel.

Es stürzt sich selbst die Scheinvernunft,
Ihr Schwindel muß erliegen;
Die Wahrheit bringt, es bringt Vernunft
Freiheit und Licht zum Siegen.
Im Herzen frisch, im Geiste flott,
So wollen wir bau'n und schaffen:
Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen!

Ein sehr schönes Gedicht ist auch folgendes:

Gebet.

Die Berge sind die Festaltäre,
Darauf der Sonne Feuer rollt,
Wo edler Herzen freud'ge Zähre
Das Opfer frommen Dankes zollt.

Ich knie auf deinen stillen Hügeln,
Natur! von dir allein belauscht,
Und betend fühl' ich, daß auf Flügeln
Der Geist der Liebe mich umrauscht:

Wie sich dem Sohn aus Levi's Stamme
Der Herr im Feuerbusch gezeigt:
So in des Waldes grüner Flamme
Seh' ich dein Wesen mir geneigt.

Im Spiegel jener klaren Flüsse
Erkenn' ich deines Auges Licht,
Und in der Blume, die ich küsse,
Küss' ich dein heil'ges Angesicht.

Nicht minder schön sind auch die auf das Fest selbst, dem diese Gedichte ihre Entstehung verdanken, bezüglichen Lieder, wie das „Trinklied", die „Phantasie" u. a. m., die sich durch ihren leichten Schwung, wie die meisten Lieder dieses Bändchens, Componisten empfehlen möchten.

Unter den „Romanzen und Balladen" ist die ergreifendste „Eine Beichte, altenglische Sage".

Die „Distichen" bringen ebenfalls viel Gedankenreiches und Schönes. Hier Einiges zur Probe:

Distichen.

Erkenntniß.

Blindlings schleudert der Fuß des Ungeweihten den Stein fort,
Während der Weisere d'raus helle Demanten sich schlägt.
Schöne Gedanken umdämmern so Manchen wie schimmernde Blüten,
Doch nur der Genius bricht leicht sich die reifende Frucht.

Den Orthodoxen.

Wunder verlangt ihr zu schau'n, wie Wasser in Wein sich verwandelt —
Seht doch das Veilchen im Thal; ist es nicht Wunder genug?

Große Todte.

Mozart, Lessing — wo ruh'n sie? Kein Rasen bezeichnet die Stätte!
Nichts gedenkt des Staubs, Göttern erschließt sich die Welt.

Dichterloos.

Lebend verkümmert als Null, mit Achselgezucke verhöhnt selbst;
Nach dem Verhungern jedoch unter die Sterne versetzt.

[illegible]
Byron und Platen, ihr leuchtet als Dioskuren der Schönheit,
Dieser so klar wie der Tag, jener so hehr wie die Nacht.
Beide Poeten, erscholl euch der Angstruf sterbender Freiheit,
Hellas und Polen verfocht euer begeistertes Lied.
Ein Loos ward euch: im Leben verhöhnt euch der heimische Blödsinn,
Classischer Aether umwob euer verblutendes Herz!

Die „Blätter der Erinnerung", welche die Sammlung beschließen, enthalten außer mehren sonstigen Gelegenheitsgedichten ein Gedicht auf Mendelssohn-Bartholdy's Tod, einen Prolog zu Lessing's Todestag im Theater gesprochen, von allem tiefempfundenen Verse dem Manne Karl Herloßsohn's geweiht, endlich noch einen Prolog zum Schillerfest und ein Festspiel zu Goethe's hundertjährigem Geburtstag. Alle diese Dichtungen, so viel Schönes sie enthalten, würden eigentlich besser ihren Platz erst in einer Gesammtausgabe der Werke des Dichters gefunden haben, als in einer Sammlung, die doch zumeist für den Nipptisch berechnet ist, worauf auch die schöne Ausstattung des brillant gebundenen Büchleins hindeutet.

Wenn wir nun Adolf Böttger's Gedichten, wie einigen der vorhergenannten, unsere gerechte Anerkennung nicht versagen können, so scheint uns doch am bedeutendsten und vielversprechendsten von allen den Sammlungen, die uns diesmal zur Besprechung vorliegen, ein kleines Werkchen von nur 72 Seiten:

15. Musodaren von Friedrich Wilhelm Rogge. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 15 Ngr.

Hier tritt ein Dichter von großer Begabung vor uns. Nur acht Dichtungen sind es, die dieses kleine Büchlein füllen, aber sie enthalten mehr Poesie als mancher dickleibige Band. Denn es ist wirklich ein [illegible], ein Schöpfer, der objectiv zu gestalten weiß, der nicht sich selbst und sein kleines Leben zum unerschöpflichen Inhalte seiner Poesien macht, sondern die größten und schönsten Stoffe der Welt vor sich hinstellt, um seine Gestaltungskraft an ihnen zu versuchen. Und er darf es, denn er hat Kraft und Form dazu. Welche Pracht der Verse, welche Würde des Ausdrucks, welche Fülle der Gedanken! Wie besticht uns gleich im Anfang dieser glänzende trochäische Vers im „Brautlied der Musen".

Sehr schön und noch gedankenreicher ist auch das folgende Gedicht „Götterdämmerung", dessen Hauptgedanke folgender ist: Wir Pilger in der Welt sind göttlicher Natur, und der Geist bleibt auch in der irdischen Form sich seiner Hoheit bewußt.

Doch Alles, was Gestalt annimmt hienieden,
Es mag des Jenseits ewig heitern Frieden,
Unkenntlich wird der Gott im Menschen hier.

Zwar entzückt uns das Glück der Erde, die Pracht des Lenzes, die Unschuld, die Schönheit, die Liebe, aber doch nur, solange süßtrunkener Wahn das Gemüth schwellt, denn es kommt der Tag, wo das Treiben der Erde als nichtig, eitel uns erscheint. „Doch selig Alle", schließt dann das Gedicht,

Doch selig Alle, die hierher verschlagen,
Die sich verirrten an den öden Strand,
Wenn sie die Ahnung mit sich fortgetragen
Von ihrem ewig schönen Heimatland!
Wenn es beginnt zu dämmern und zu tagen
Von all den Räthseln und den Göttersagen,
An die uns knüpft ein weltenaltes Band!

Und was wir Großes denken und vollbringen,
Ragt aus der Welt von drüben [illegible] herein!
[illegible]
Und [illegible] selbst die Schönheit ein:
Die Kunst mit ihrem [illegible] von Gedichten,
[illegible]
[illegible]

O wie [illegible]
Die Seele schmachtet in der Erde Bann!
[illegible]
[illegible]
Ihr Geister droben, o gehorcht den Tönen
[illegible]
Auf des [illegible] Gesanges [illegible]

Das „Gesicht des Herrn" stellt in poetischer Form [illegible] Weissagung von der Zerstörung Jerusalems dar. Aber [illegible] schön abgerundet ist das folgende Gedicht „Die [illegible] des Scipio", welches den Untergang Karthago's, den [illegible] der Gemahlin des Hasdrubal und Scipio's [illegible]:

Es kommt der Tag, da Priamus Burg wird sinken
Sammt Priamos und Priam's Reich

zur poetischen Darstellung bringt.

Unbedeutender, wenn auch in der Form gewandt, ist das Gedicht „Weh um Weh", das die Sehnsucht eines [illegible] Vogels nach Freiheit schildert, der von seinem [illegible] befangenen Herrn die Freiheit erhält, damit er [illegible] künde, was er von seinem Herrn gelernt hat.

Am Boden gebannt, in der Seele den Brand,
Und doch mit den Göttern da droben verwandt!

„Das Standbild des Pompejus" ist ein Gedicht in [illegible] Strophen, welches wegen der oft fehlenden [illegible] Wörtern eintretenden Cäsur in den beiden [illegible] übel klingt; doch hat es große poetische Vorzüge.

„Der letzte Frangipane" erzählt, wie der letzte [illegible] des Verräthers Konradin's von Schwaben, als [illegible] in Ungarn gefangen, 400 Jahre nach Konradin's Tode mit [illegible] Blute seines Ahnherrn Schuld sühnt, da der Name [illegible] und der Finger der Vorsehung es dem Kaiser unmöglich [illegible], das Flehen der schönen Gattin des Unglücklichen zu erhören.

Das letzte Gedicht der Sammlung heißt „Das [illegible] der Musen". Bei Achilles' Leichenfeier erscheinen die [illegible], die sein schönes Geschick, seinen Ruhm und seinen [illegible] preisen:

Selig, wem die Pulse stocken
Lebensmüde läßt der Tod,
Seliger, wem er, blond die Locken,
Von den Wangen küßt das Roth!
Doch am seligsten von Allen,
Wer im Siegesrausch gefallen,
In der Linken noch den Stahl,
Jung und schön, ein Hort der [illegible],
Landend in des Ruhmes Nachen
Im elysischen Gefild!

Sohn der Thetis, ewig leben
Wirst du blühend im Gesang,
In der Sterne Reigen weben
Deines Namens Feierklang;
Bis an deinem Heldenbilde
In dem ilischen Gefilde
Sich die Sehnsucht hat verzehrt:
Wer im eh'rnen Dienst der Tugend
Opfert einen Lenz von Jugend,
Ist des ew'gen Lebens werth!

Wir versagen es uns nur ungern, die schöne Dichtung „Die Thränen des Scipio" mitzutheilen; doch auch so glauben wir den Nachweis geliefert zu haben, daß wir in diesem Dichter ein bedeutendes Talent begrüßen.

Christoph von Carlowitz.

Christoph von Carlowitz. Eine Darstellung aus dem 16. Jahrhundert von Friedrich Albert von Langenn. Leipzig, Hinrichs. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Abermals hat die Muse des Verfassers sowol der Geschichtswissenschaft überhaupt als der Geschichte Sachsens insbesondere eine werthvolle Gabe gebracht. Ein aufmerksamer Leser wird aber auch an diesem Werke bald die Wahrnehmung machen, daß dem Verfasser nicht allein die historische Kunst im Bunde mit hoher geistiger Befähigung die Feder zu führen gewohnt ist, sondern daß ihn selbst die wärmste Liebe zum Vaterlande beseelt und daß er vorzugsweise gern bei der Betrachtung von Männern verweilt, die theils durch ihre Verdienste um das Vaterland ehrwürdig dastehen, theils durch Geist und Wissenschaft in ihrer Zeit hervorragen. Verbindet man damit den tiefen Ernst der Auffassung und Darstellung, den der Verfasser seinem Lieblingshistoriker, dem Tacitus, abgewonnen hat, so wie endlich den Umfang und die Gründlichkeit der Forschung durch die äußere Stellung vortrefflich unterstützt, so erklärt es sich, wie der Verfasser in die erste Reihe der deutschen Biographen gestellt zu werden verdient.

Wer mit der einflußreichen Stellung genauer bekannt ist, welche Sachsen in dem Reformationszeitalter unter Moritz und August einnahm, wem wenigstens im Allgemeinen bekannt geworden mit der diplomatischen Rolle, welche Christoph von Carlowitz im Dienste der beiden sächsischen Kurfürsten spielte: der wird nicht in Zweifel darüber sein können, daß die vorliegende Biographie weit und mannichfaltig über die Grenzen der sächsischen Geschichte hinausgreife, sodaß sie nicht etwa blos für den Historiker des sächsischen Staats, sondern auch für den des Deutschen Reichs in jener denkwürdigen Periode Werth und Bedeutung hat; das ist der Rang, den das Werk des Verfassers in der Geschichtsliteratur Deutschlands umsomehr in Anspruch nehmen darf, je mehr und gerechter behauptet werden muß, daß nunmehr erst Christoph von Carlowitz volle Gerechtigkeit und Anerkennung vor dem Richterstuhle der Geschichte erlangt habe. Uebrigens wird die Biographie des Kurfürsten Moritz durch die des Christoph von Carlowitz mehrfach vervollständigt.

Sehen wir uns jetzt das Ganze, das aus 19 Hauptstücken besteht — einleitende Andeutungen gehen voraus — etwas genauer an. Das alte Geschlecht von Carlowitz führt im 14. Jahrhundert auf die Geschichte der mächtigen Burggrafen von Dohna. Diese, mit den Königen von Böhmen, den Markgrafen von Meißen und den Bischöfen der meißener Mark in Lehnsverband, schauten stolz von ihrer Beste in das Elbthal nieder, wo viele Lehnsleute ihnen treu, hold und gewärtig waren. Das Schloß Wesenstein und selbst die hohe Felsenburg Königstein gehörte den Burggrafen. Unter Denen, welche dem Lehnspaniere der Grafen von Dohna folgten, findet man bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die von Carlowitz. Hans von Carlowitz besaß Bienadorf, Kleinborthen, Burgstädtel, Großborthen und Müglitz und gebot auf diese Weise über das Vasalleneigenthum bedeutender Güter in dem Thale der Elbe zwischen Pirna und Dresden. Der Urenkel jenes ersten geschichtlich zuerst bekannten von Carlowitz, Blasius, lebte um die Zeit, da die Fürsten aus dem Hause Wettin, Ernst und Albrecht, die väterlichen Lande theilten (1485); doch wird im Theilungsvertrage der Familie von Carlowitz nicht besonders Erwähnung gethan. Zu Ende des 15. Jahrhunderts aber und zu Anfange des 16. erscheinen die von Carlowitz in wichtigen Aemtern und ausgezeichnete Männer anderer Adelsfamilien stehen mit ihnen durch Freundschaft oder Verwandtschaft in Verbindung. Ein Nachkomme des erwähnten Blasius, Friedrich von Carlowitz, war 1527 Amtmann zu Lohmen und später zu Dresden. Er wird öfters als Statthalter Georg's des Bärtigen erwähnt und diente später auch unter Moritz.

Vor Allen aber sind ruhmvoll bekannt geworden Georg und Christoph von Carlowitz als sächsische Staatsmänner. Der Erstere war der Oheim des Letztern und stand bereits im kräftigsten Mannesalter, als dieser geboren ward (1507) zu Hermsdorf, an der Straße nach Königsbrück. Sein Vater hieß Friedrich, seine Mutter Anna, wahrscheinlich aus dem in der meißener Geschichte oft vorkommenden Geschlecht von Karras. Bald mochten die nächsten Umgebungen des aufgeweckten Knaben „geschwindes Ingenium" bemerken, das sich durch Physiognomie und schönen runden Kopf sowie durch hohe Stirn ankündigte. Das Wirken seiner Mutter für ihn hat keine Hand aufgezeichnet; das ist aber gewiß, daß der Oheim Georg von Carlowitz thätig in die Erziehung des Knaben eingriff. Sehr jung muß Christoph in die Schule zu Dresden gebracht worden sein; aber ebenfalls noch sehr jugendlichen Alters scheint er seine Studien in Leipzig begonnen zu haben. Die römischen Classiker sind nicht ohne besondern Reiz für den jungen Christoph von Carlowitz gewesen; seine genaue Bekanntschaft mit ihnen und ihrer Sprache legt Zeugniß dafür ab. War er doch auch dem bekannten Mosellanus in Leipzig anvertraut, dem Manne, der seit 1519 die lateinischen und griechischen Classiker mit ebenso viel Geschicklichkeit als warmem Eifer erklärte. Charakteristisch ist die Tagesordnung, welche Mosellanus für seinen jugendlichen Pflegebefohlenen ausarbeitete und die der letztere in spätern Jahren zu Nutz und Frommen für Andere herausgab. Mosellanus wollte die 24 Stunden des Tags in drei Theile getheilt wissen; ein Theil sollte den Studien, ein zweiter der Pflege der Gesundheit und bildsamem Umgange und ein dritter der nächtlichen Ruhe gewidmet sein. Um 9 Uhr möge der junge Herr sich zur Ruhe begeben, um 4 Uhr aber auch aufstehen. Die Art, sich aus dem Bette zu erheben, die Weise, sich zu waschen, das Haar zu ordnen, und andere scheinbar kleinliche Dinge werden von dem besorgten und vorsichtigen Manne geregelt und geordnet, mit Rücksicht auf die für die Erlernung und Betreibung der Wissenschaften so nothwendige Diätetik. Die Thätigkeit sollte dann ferner mit Gebet um den göttlichen Segen für das Tagewerk beginnen, alles Dies jedoch bis 5 Uhr vollendet sein. Die weitern acht Stunden sollten den Studien gewidmet werden, sei es durch Hören der Lehrer oder auch durch fleißiges Arbeiten zu Hause. Auch über Zeit und Maß der einzunehmenden Mahlzeiten werden Andeutungen gegeben. Die Zeit vor Tische sollte zu schwerer, die nach Tische zu leichter Arbeit verwendet werden. Mosellanus warnt vor dem Hören zu vieler Vorlesungen, meinend, daß zwei oder drei des Tags hinreichten; wer seiner eigenen Kraft und seinem Fleiße mistraue und den ganzen Tag den Lehrer höre, werde zu keiner gediegenen Frucht im Lernen gelangen. Selbst den Umgang mit den Studiengenossen will der einsichtsvolle, von eigener Erfahrung geleitete Lehrer durch wissenschaftliche Uebungen auf höhern Standpunkt erheben, und neben der Pflege des Geistes räth er Uebung des Körpers in den Waffen oder im Ringen an. Zuletzt ertheilt der treffliche Mann die Weisung, sich einem gelehrten Freunde anzuschließen und mit ihm ebenso vertrauten als ehrfurchtsvollen Umgang zu pflegen. „Die Vertrautheit", sagt Mosellanus sehr wahr zu seinem Zöglinge, „wird bewirken, daß er dir nichts verschweigt, die Ehrfurcht, daß er nicht glaubt, er werde von dir undankbar vernachlässigt, und somit seine Theilnahme an dir sich nicht mindert". Wir sind absichtlich bei dieser pädagogischen Anordnung etwas ausführlicher gewesen, weil in unsern Tagen die Pädagogen, wie viele andere Leute, die Vergangenheit so oft über die Achsel ansehen oder auch Schulgesetzgeber pädagogische Grundsätze ignoriren, welche schon vor Jahrhunderten in ihrem Werthe erkannt wurden und in der Gegenwart noch von Allen gebilligt werden, die es mit Recht beklagen, daß das Princip des Docirens und des Stundengebens über das der Erziehung und selbständigen Thätigkeit den Sieg davongetragen habe. Schon frühzeitig kam Christoph von Carlowitz mit Erasmus von Rotterdam in nähere Berührung, sowie in späterer Zeit mit Melanchthon, Camerarius, Fabricius, Schwendi und andern hervorragenden gelehrten Zeitgenossen; denn unter der Last

zahlreicher diplomatischer Sendungen und Geschäfte und unter dem Drucke der Sorgen um die eigenen Angelegenheiten, die oft nicht sonderlich standen, vergaß er keineswegs die Wissenschaften und die Männer, die auf ihrem Gebiete eine mehr oder minder glänzende Stellung einnahmen.

Der Glanzpunkt seines Lebens beginnt mit der Berufung in den Rath des Kurfürsten Moritz. Und in dieser Beziehung sagt der Verfasser ganz treffend: „Christoph von Carlowitz ist einer der Ersten, welche mehr den fürstlichen Minister und Staatsmann darstellen als einen zu der Gefolgschaft des Fürsten gehörigen Ritter oder Dienstmann. Seine Thätigkeit gehört in diesem Verhältnisse weitern geschichtlichen Kreisen an als den Grenzen seines Vaterlandes. Sein Wirken war ein politisch folgenreiches und sein Name erscheint in den Annalen der diplomatischen Verhandlungen des 16. Jahrhunderts. Wenn Moritz von Sachsen genannt wird, erinnert man sich auch des Christoph von Carlowitz. Er hat seiner Familie einen Platz in der Geschichte begründet und wird neben den geschichtlichen Gestalten eines Burleigh, Sully, Peter Ore, Oxenstierna immer erwähnt zu werden verdienen.“ An Treue und Anhänglichkeit an die Person seines fürstlichen Herrn und Freundes hat er sie vielleicht alle übertroffen. Mit tiefem Schmerz sah er den thatkräftigen und klugen Kurfürsten, den er in die Schlacht bei Sievershausen begleitet hatte, ins Grab sinken unter Verhältnissen, die für Sachsen und Deutschland zu ernsten Besorgnissen Veranlassung gaben; Camerarius sagte in der Leichenrede auf Moritz nicht ohne Grund, daß das Vaterland im Niedergange begriffen sei. Carlowitz trat sofort in des Kurfürsten August Dienste als Geheimer Rath. Wer mochte auch geeigneter sein zum Rathgeber des neuen sächsischen Fürsten als der Vertraute des Vorgängers? Allerdings war August andern Wesens und Charakters als Moritz, und Carlowitz mußte sich erst, um so zu sagen, an seinen neuen fürstlichen Herrn gewöhnen, und eine Innigkeit des Verhältnisses, wie es zwischen ihm und Moritz stattgefunden, ist niemals eingetreten; allein August war zu einsichtig, um Carlowitz' Tüchtigkeit und Erfahrung nicht zu würdigen, und Letzterer seinem Landesherrn und dem Vaterlande viel zu sehr ergeben, daß er nicht zu jedem Opfer bereit gewesen wäre, weshalb er selbst dem Mistrauen und den Verleumdungen, die sich gegen ihn geltend zu machen suchten — Mordeisen hatte einigen Antheil daran — mit Muth und edler Resignation trotzte. Daher ist er auch niemals aus dem Rathe seines Kurfürsten geschieden. Die letzten Jahre seines Lebens wurden vielfach durch häusliche Sorgen und Unannehmlichkeiten getrübt; doch spürte er keine auffallende Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte und der Verkehr mit wissenschaftlichen Freunden ward möglichst unterhalten. Plötzlich aber in den ersten Tagen des Jahres 1578, „als wir“, schreibt seine Gemahlin Klara von Breitenbach an die Vettern zum Kriebstein, „miteinander zur Nacht gegessen und noch am Tisch gewesen, hat Gott nach seinem göttlichen Rathe meinen herzlieben Mann, euern lieben Vetter, Herrn Christophen von Carlowitz, aus dieser Welt zu sich in sein Reich abgefodert und hinweggenommen“. In der Kirche zu Görkau ward die irdische Hülle des Heimgegangenen beigesetzt.

Nicht ohne Schmerz und Wehmuth nimmt noch nach beinahe drei Jahrhunderten der Geschichtschreiber und der Patriot Abschied von dem ausgezeichneten und hochverdienten Sachsen. „Carlowitz hat“, sagt der Verfasser am Schlusse seines trefflichen biographischen Denkmals, „ein bewegtes, wichtiges Leben geführt, seinen Fürsten treu gedient, die Bedeutung des Kaiserhauses für Deutschland begriffen und als Ziel festgehalten; die Reformation, die er vom Anfange an, von ihrer Jugendblüte bis zu vielfacher Zerklüftung durch erbitterte Parteien gesehen, hat er ruhig beurtheilt; ihm gebührt nächst Moritz der größte Antheil am Passauer Vertrage. Er selbst war aufrichtiger Protestant, ohne Parteisucht und Fanatismus; echte Gottesfurcht lebte in seinem Herzen. An seinem Sarge rühmte der Pfarrer des protestantischen Görkau unter Anderm: er habe für Schule und Kirche möglichst gesorgt; sei seinen Unterthanen ein Vater gewesen, mehr zu gelinde als zu [illegible]. Nachsucht habe er nicht gekannt, sondern sei [illegible] freundlich und sanftmüthig auch gegen Die gewesen, [illegible] denen er doch gewußt, daß sie hinterwärts seine Feinde [illegible] nicht gut mit ihm meinten; alles Gute habe er ihnen [illegible] und nie von ihnen Böses geredet, auch dies von Andern [illegible] wegs leiden und gestatten wollen; nie habe er sich seiner [illegible] Gaben überhoben, gegen arme Leute sich freundlich [illegible] in Worten und in Werken sei er züchtig und schamhaftig [illegible] man habe von ihm kein unzüchtig Wort gehört. Das [illegible] würdige, aus glücklichen Erfolgen und aus Widerwärtig[illegible] bestehende Leben des berühmten Sachsen schmücken die [illegible] schaften als Freude und Trost, und wenn wir Carlowitz [illegible] glänzendsten Versammlungen wirken sehen, wenn er uns [illegible] net in der Nähe Derer, die der Zeit Geschicke lenken, so [illegible] sen wir ihn auch freudig in dem Hörsaale eines [illegible] in der Wohnung des Erasmus, im trauten Briefwechsel [illegible] Joachim Camerarius, im freundlichen Verkehre mit den [illegible] Geistern jener Tage. Einen Beweis seines innern Werthes [illegible] den wir endlich darin, daß er gleich seinem großen Für[illegible] Herrn, Herzog Moritz, vielfach verkannt, verleumdet und [illegible] tig beurtheilt worden ist.“

Zum Schlusse können wir aber folgende Wünsche nicht [illegible] ausgesprochen lassen: erstlich, es möge die schöne Biographie, die wir hiermit den Freunden der Geschichtsliteratur unsers [illegible] landes empfohlen haben, aus Gründen der Wissenschaft [illegible] Patriotismus recht viele Leser finden; ferner, es mögen ins[illegible] dere die jüngern Historiker daran lernen, wie ein reichhaltiger [illegible] auch oft spröder Stoff zu einem lebendigen und wohlget[illegible] Bilde durch die künstlerische Hand eines befähigten und [illegible] ten Historikers verarbeitet werden könne; endlich möge es [illegible] auch der Muse und der Lebenskraft des trefflichen [illegible] vergönnt sein, der Wissenschaft und dem Vaterlande noch [illegible] solche Gaben zu bringen, wie die vorliegende mit Dank [illegible] Empfang genommene ist.

Karl Zim[illegible]

Die Selbstbiographie George Sand's und [illegible] persönliche Element in der Literatur.

Es ist nicht zu leugnen, daß in der Literatur das [illegible] liche Element immer entschiedener in den Vordergrund [illegible] unsere Kritik und Polemik hatten schon längst einen [illegible] chenen und oft sehr garstigen Hang, persönlich zu [illegible] unsern Romanen zeigt sich ebenfalls die Neigung, Personen [illegible] uns irgend einmal in den Weg gelaufen, getreulich ab[illegible] feien, und selbst unsere Geschichtschreibung verliert [illegible] mehr in das Anekdotenmäßige und Genrehafte, [illegible] persönliche Kleinleben der geschilderten Personen. [illegible] cking sagt in der „Allgemeinen Zeitung“ in einem [illegible] Referat über die Selbstbiographie George Sand's [illegible] „Wir analysiren gewöhnlich aus Dem, was der [illegible] sagt, dichtet und bildet, Das, was er ist, heraus. [illegible] tigen uns mit ihm selbst, wir suchen nach seiner [illegible] keit .... Kein anziehendes Buch wird von uns aus der Hand gelegt werden, ohne daß wir uns ein Bild von dem Autor zu entwerfen suchen; hat das Werk uns misfallen, so werden wir, vielleicht nur unbewußt, uns den Verfasser als eine Persönlichkeit aus unanmuthigen und abstoßenden Zügen zusammenconstruiren. «Das Buch ist gut, ist geistreich, aber man muß den Autor nicht kennen», ist ein Urtheil, das wir oft zu hören bekommen. So manche Namen haben uns angezogen, aber wir haben ein plötzliches bedeutendes Erkalten der Theilnahme für die **Schriften** verspürt, nachdem wir den bewunderten **Verfasser** von Angesicht zu Angesicht erblickt.“ Das Factum [illegible] richtig, aber es ist, bei Licht besehen, auch ein sehr trauriges, es zeigt, daß es mit dem reinen Kunstenthusiasmus zu Ende geht, daß uns der Künstler mehr als sein Kunstwerk, der Dichter mehr als seine Dichtung interessirt. Es stand anders [illegible]

lebten zu der Zeit, als unsere Väter und Großväter noch jung waren. Der verstorbene Baumgarten-Crusius erzählt uns aus den Tagen seiner Jugend von dem Enthusiasmus, der damals die jüngern Leute für Schiller's Dichtungen beseelte. „Wir wußten und erfuhren nichts, ob der Dichter und wo er lebe“, schreibt er; „für uns war er gestorben, bis auf die Erinnerung an die mächtigen Eindrücke, die er auf uns gemacht hatte.“ So zeigt sich der reine Enthusiasmus, die ungetrübte Empfänglichkeit für Dicht- und Kunstwerke. Wer weiß, ob unsere Verehrung für Shakspeare oder Homer eine so unbegrenzte und ungetrübte wäre, wenn wir mehr von ihren äußern Lebensumständen wüßten.

Am meisten aber macht sich dies persönliche Element, dieser Hang zur Indiscretion in den modernen Memoiren und Autobiographien geltend, was mit dem etwas weibisch, plauderhaft und dabei unehrerbietig gewordenen Charakter unserer Generation zusammenhängt. Niemals aber sind die heiligen persönlichen Rechte Anderer so wenig geschont worden als von Frau Dudevant in ihrer Selbstbiographie. Sie weiht den Leser in alle Misèren ihres häuslichen Lebens, in alle leidenschaftlichen Scenen mit ihrer Mutter ein, und wo sie auch scheinbar schonend einen Schleier darüber zu ziehen scheint, ist der Schleier so dünn, daß man den ganzen Familienjammer dahinter ausgebreitet liegen sieht. Welche Mutter ist nach diesem Beispiel noch vor ihrer Tochter sicher, wenn diese zufällig eine Schriftstellerin werden sollte! Und dies Alles, damit sich das Ich der Dudevant gegen diesen schmuzigen Hintergrund desto glänzender absetze! Sie handelt nach dem Grundsatz sehr vieler jetzt Lebenden: Thue jedem Andern Alles, was du willst, daß dir nicht geschehe! Ein pariser Correspondent des „Morgenblatt“ sagte in Bezug auf die Verfasserin: „Sie hat von jeher in den meisten und wol in allen größern ihrer Schriften das Ich stark in den Vordergrund gestellt und, was sie je über Schöpfer, Schöpfung und Geschöpf gegrübelt und gefabelt, mit gebieterischer Bestimmtheit ausgekramt. Das thut sie nun wie billig in ihrer Lebensgeschichte noch viel mehr, und da sie so wenig als die Frauen überhaupt die Geduld der Logik und die Gabe der Unterscheidung hat, so kann ich nicht sagen, daß mich diese Betrachtungen erbaut, aufgeklärt, ja selbst nur unterhalten hätten. Trotzdem hat sie noch Legionen von Lesern, und die bisjetzt erschienenen Bände sind schwer zu haben in den Leihbibliotheken. Schmeichelt sie doch so natürlich den erpichtesten Begierden der Selbstsucht, firnißt dieselben mit einem so blendenden Schein von Poesie und redet den Vorurtheilen der Revolution um so hinreißender das Wort, als sie über die Pflichten des Menschen, welche der beste Damm gegen den Drang der Meinung sind, in ihren Schriften wenigstens schon lange sich hinausgesetzt hat.“ Aus der Gedehntheit, der die Sand in ihren letzten Schriften sich hingibt, zieht der Correspondent den boshaften Schluß, daß sie sich, wie Scribe, Dumas, die Rachel u. s. w. gar sehr der Geldaristokratie zuneige, denn eine adelige Ader ist, trotz ihrer schiefen Abstammung von Moritz von Sachsen, nicht in ihr. Die Memoiren der Sand müßten nämlich (meint der Correspondent), wenn die Verfasserin gleich geschwätzig und ausführlich zu sein fortfahre, nach einer mäßigen Berechnung mindestens auf 20 Bände anschwellen.

Wir wollen noch zum Schluß von der liebenswürdigen Art der Frau Dudevant, Persönlichkeiten aus der nächsten Verwandtschaft zu schildern, folgendes Beispiel anführen. Sie porträtirt einen Erzbischof, der zugleich ihr Onkel war, als einen Schlemmer und bedient sich, um seine große Häßlichkeit zu bezeichnen, folgenden Bildes: „Er sah aus wie ein Frosch, der im Verdauen begriffen ist.“ Ein Frosch ist an sich kein liebliches Geschöpf und nun gar ein Frosch, der im Verdauen begriffen ist. Man wird, wie einmal der Geschmack jetzt ist, diesen Vergleich für sehr witzig halten, und doch ist er ein[illegible] unästhetisch und macht einen um so widerwärtigern Eindruck, da er von einer Frau, die so oft als die Priesterin schriftstellerischer Schönheit und Anmuth gepriesen wurde, erfunden und auf ein Individuum angewendet ist, das doch als ihr Oheim wenigstens auf einige Schonung und Berücksichtigung seitens seiner Nichte Anspruch zu machen hatte.

Aehnlich fanden wir jüngst in einem deutschen, vorzugsweise für die mehr fashionable Welt bestimmten Blatt einen verstorbenen Buchhändler von einem seiner frühern literarischen Freunde als einen „gedunsenen Fettklumpen von trägem Aussehen“ geschildert, mit einer „abgeronnenen Unschlittkerze“ verglichen und ihm dann noch andere liebenswürdige Attribute beigelegt, als: „breitmaulige Sprechweise“, „rohe Gefräßigkeit“ u. s. w. Zahlreiche Seitenstücke hierzu finden sich namentlich in Heine's Schriften, wenn auch durch einigen Witz genießbarer gemacht. Das sind Zeichen eines barbarischen Geschmacks, der auf eine sich immer mehr ausbreitende innere Seelenroheit als tiefere Quelle zurückweist. **H. M.**

Aus Paris.

Die „Aventures du Baron de Faeneste“ von Agrippe d'Aubigné. Eine Sammlung von Seltenheiten. Die „Biographie générale“. Eine Kirchhofspromenade. Literarische Miscellen. Bagatell-Journalistik.

Prosper Mérimée, Mitglied der Akademie, hat eine neue Ausgabe von den „Aventures du Baron de Faeneste“ besorgt. Dies Buch war selten geworden, und der Augenblick, es neu abzudrucken ist gut gewählt. Man hat sich in letzter Zeit viel mit dem Verfasser dieses Buchs, Agrippe d'Aubigné, beschäftigt. Léon Feugère, den man den Historiographen des 16. Jahrhunderts nennen könnte, hat uns eine interessante biographische Notiz über ihn gegeben und Lalanne eine gute Ausgabe seiner Mémoiren veröffentlicht. Auch bereitet man Abdrücke zweier seiner Schriften vor: „Les tragiques“ und „Les confessions de Sancy“, die sehr selten geworden sind. Seine „Histoire universelle“ ist zu umfangreich und, einige schöne Stellen ausgenommen, zu schwach, als daß man daran denken könnte, sie wieder neu aufzulegen. Der „Baron de Faeneste“ füllt nur einen Band, und er war ganz geeignet, sich dem skeptischen Geiste, dem cavalièren Stil, der gründlichen Gelehrsamkeit und der „humeur gaillarde“ Mérimée's zu empfehlen. Der Akademiker des 19. Jahrhunderts begleitet den Hugenotten des 16. in einer Einleitung und in fortlaufenden Noten. Er entschuldigt die Kürze der Einleitung durch ein Compliment, das er dem Leser macht: Intelligenti pauca, aber dies ist ein ziemlich schlechter Trost für die mancherlei Mängel des Buchs und für Das, was der Verfasser über das Leben Agrippa's, über Plan, Zweck und Anlage des „Baron de Faeneste“ hätte sagen können und nicht gesagt hat. Er hat die Gelehrsamkeit in den Vordergrund geschoben. Auch hier sind die Sachkundigen nicht mit ihm zufrieden und werfen ihm Irrthümer und Lücken vor; trotzdem wird anerkannt, daß seiner Arbeit tüchtige Forschungen zugrunde liegen und daß sie geistreicher Bemerkungen und Erklärungen nicht entbehrt. Auch wird eine geschickte Benutzung früherer Commentare, namentlich des Duchat'schen, mit Lob anerkannt. Im Ganzen ist also die Mérimée'sche Ausgabe ein allzeit angenehmer, fast immer sicherer Führer für die Benutzung eines der anziehendsten Gemälde der Sitten und Gewohnheiten zur Zeit Heinrich's IV. und zum Theil auch Ludwig's XIII.

Aus dem Titel „Trésor des pièces rares et inédites“ ersieht man den zukünftigen Inhalt der so benannten Sammlung; sie enthält eine kleine Anzahl Seltenheiten, die bisher nur im Besitz von Handschriftensammlungen oder eifersüchtiger Bibliomanen waren. Um den Werken, die auch als typographische Kunstwerke zu betrachten sind, ihren alten Charakter der „Seltenheit“ zu erhalten, werden auch sie nur in höchstens 2—300 Exemplaren gedruckt. Es befindet sich darunter eine Beschreibung von Paris aus dem 15. Jahrhundert, von Leroux de Lincy nach einem Werk der brüsseler Bibliothek herausgegeben, und es dürfte wol überflüssig sein, auf das Interessante

einer Beschreibung von Paris vom Jahre 1430 noch besonders aufmerksam zu machen.

Es macht allezeit Vergnügen, den Schluß eines bedeutenden Unternehmens anzeigen zu können. Vor mehren Jahren erschien das erste Blatt der Sammlung „Les vierges de Raphaël" und jetzt liegt das letzte (zwölfte) Blatt vor uns. Es stellt die berühmte Heilige Familie dar, die der Meister 1518 für Franz I. gemalt hat. Der Stich, von Dien ausgeführt, ist des Bildes würdig. Die Verleger haben einen erklärenden Text und ein Porträt Rafael's beigefügt und so die Rafael'schen Meisterwerke zu einem mäßigen Preise und in der schönsten Gestalt zugänglich gemacht. Auch ein anderes Unternehmen ist soeben beendet: die Herausgabe der Werke F. Bastiat's, worin auch die berühmten „Harmonies économiques" enthalten sind. Ebenso interessant sind seine Briefe, in denen seine edle Natur ins hellste Licht tritt, bemerkenswerth unter denselben besonders die an Cobden, mit welchem gleiche Ideen ihn in innigster Freundschaft verbunden hatten.

Ehe wir die Beendigung der „Nouvelle Biographie générale", die bei Didot erscheint, werden anzeigen können, dürfte lange Zeit vergehen; doch ist vor kurzem der elfte Band erschienen, und das will schon viel sagen. Frankreich besitzt bereits manche derartige Werke, von denen die „Biographie universelle" von Michaud das ausgedehnteste und zugleich tüchtigste ist. Dieses Buch ist gegenwärtig sehr selten, daher sehr theuer und entspricht nicht mehr dem Bedürfniß unserer Zeit, da es bereits unter den Bourbonen abgefaßt ist. Der Plan der neuen „Biographie" ist liberaler als der der alten; sie ist dem Dr. Hoefer (einem Deutschen) anvertraut und wird in 32 Octavbänden (zweispaltig) ungefähr so viel enthalten als 100 gewöhnliche Octavbände. Jeder Band kostet dabei nur 3 Fr. 50 C. Die hauptsächlichsten Veränderungen in dieser neuen „Biographie" gegenüber der alten sind Angabe der Quellen bei jeder einzelnen biographischen Notiz und Aufnahme der noch lebenden Zeitgenossen, während das ältere Werk nur das Leben bereits Verstorbener enthielt. Es sind übrigens diese Biographien der Zeitgenossen mit lobenswerther Discretion gehalten, und ohne auf irgend einen Parteistandpunkt einzugehen, halten sie sich an Thatsachen, und vollkommen sind Verfasser und Redacteur des berühmten Spruchs eingedenk gewesen: „On doit des égards aux vivants, on ne doit aux morts que la verité." Andere Sprichwörter sagen freilich das Gegentheil. Bieuvet hat sich an die bequemere Seite des Spruchs gehalten, er will sich nur mit Todten abgeben, wenigstens in dem Werkchen, das wir jetzt besprechen wollen: „Promenade philosophique au Père-Lachaise." Dieses Büchlein ist eine Neuigkeit und auch wieder keine. Es ist bereits vor 20 Jahren zum ersten mal erschienen, hat aber so bedeutende Veränderungen und Umgestaltungen erfahren, daß es wesentlich als ein ganz neues Werk zu betrachten ist. Der Begräbnißplatz Père-Lachaise verdankt bekanntlich seinen Namen dem Beichtvater Ludwig's XIV. und ist der größte und fashionabelste Begräbnißplatz in der Umgebung von Paris. An einem schönen Maitag wandert nun der Verfasser hinaus, dieser vornehmen Todesgesellschaft einen Besuch abzustatten. Weder der Plan noch die Ausführung sind besonders originell und bedeutend, und die mit Versen untermischte Prosa erinnert allzu sehr an die berühmten „Lettres à Émilie sur la mythologie". Dennoch kann der Leser sich eines halbschmerzlichen Interesses an diesem Werke nicht erwehren, das so viel große Todte aufführt, von Abälard und seiner Heloise, die unter demselben Denkmal schlummern, bis zu Lamennais, der auf dem Armenkirchhof begraben werden wollte. 57.

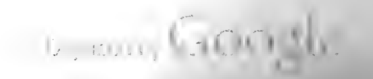
Wir fügen unsern obigen pariser Originalmittheilungen noch einige Notizen über neuere literarische Erscheinungen hinzu, um sie nicht veralten zu lassen. Eine der interessantesten neuern Publicationen auf dem Gebiete der Militärliteratur sind Barthazène's „Souvenirs militaires de la République et de l'Empire", welche die Feldzüge in Italien (1791—1800), gegen Preußen (1806—7), gegen Östreich (1809), gegen Rußland (1812), in Deutschland (1813) und in Belgien (1813) umfassen. Herr Barthazène, der an allen diesen Feldzügen persönlich theilgenommen, deckt in seinem Buche mit großem Freimuth und soldatischer Offenheit die Nebenbuhlereien und Eifersüchteleien der Generale und die Willkür, die Fahrlässigkeit und das [illegible] der französischen Militärverwaltungen auf. Ueberhaupt sind seine Urtheile meist ebenso streng als [illegible]; nur will man finden, daß darin zu einseitig der Soldat und nicht der Politiker spreche.

Henri Richelot, Bureauchef des Departements der auswärtigen Zollangelegenheiten im Handelsministerium, gab heraus: „Histoire de la réforme commerciale en Angleterre." Der Verfasser hat sich schon früher auf demselben Gebiete durch seine Schrift „L'association douanière allemande" sowie die unter dem Titel „Système national d'économie politique de List" erschienene Uebersetzung des List'schen Hauptwerks bekannt gemacht. Aber Richelot ist nicht blos einseitiger Nationalökonom und Handelsschriftsteller; er übersetzte schon im Jahre 1845 die charakteristischsten und interessantesten Partien aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" unter dem Titel „Mémoires de Goethe" *) und begleitete seine Bearbeitung mit einer Einleitung, worin sich die glühendste Bewunderung für den Goethe'schen Genius ausspricht und die innigste Verbindung zwischen der französischen und deutschen Nationalität und den beiderseitigen Literaturen als die Hauptaufgabe unsers Jahrhunderts bezeichnet wird. Von dieser fortschreitenden Annäherung an Deutschland zeugt auch die jüngst erschienene Schrift von A. Véra, Professor an der pariser Universität: „Introduction à la philosophie de Hegel", die in französischen wie in englischen Blättern Allen, welche sich dem Studium der Hegel'schen Philosophie widmen wollen, warm empfohlen wird. Das londoner „Athenaeum" bemerkt, daß, wenn ein deutscher Professor solche Einleitungen zu schreiben versuche, der Leser gewöhnlich in einen Porticus geführt werde, welcher dunkler sei als das sanctum selbst; Véra's Einleitung in die Hegel'sche Philosophie dagegen zeichne sich durch [illegible] Klarheit aus. Es verdient überhaupt hervorgehoben zu werden, wie viel gegenwärtig von französischen Gelehrten geschieht, um der deutschen Philosophie in Frankreich Eingang und Verständniß zu verschaffen, trotz der Gegenbestrebungen der die deutsche Philosophie mit Bann und Interdict belegenden klerikalen Partei. Gerade der gegenwärtige Zustand Frankreichs drängt die wirklich freisinnig Denkenden immer mehr, aus der deutschen Quelle zu schöpfen. Auch Maxime du Camp, der sich durch seine auch in d. Bl. mehrfach besprochenen „Chants modernes" sehr schnell einen Namen gemacht und jetzt auch seine ägyptische Reise unter dem Titel „Le Nil, Égypte et Nubie" beschrieben hat, gehört zu den Anhängern der deutschen Richtung. Ein Bericht von ihm in der „Revue de Paris" über die deutsche Abtheilung der pariser Kunstausstellung steht ganz auf dem Boden modern deutscher Anschauung und Bildung und verräth eine nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit deutscher Philosophie, Kritik und Poesie, weshalb wir uns auch vorbehalten, auf diesen Arikel im Zusammenhange mit den Stimmen anderer Blätter über die deutsche Kunst zurückzukommen.

P. Douhaire gab heraus: „Le Decaméron russe. Histoires et nouvelles, traduites des meilleurs auteurs." Man wirft dem Herausgeber vor, daß er bei der Auswahl mit nicht genügender kritischer Einsicht verfahren sei und die Stücke nur wie zufällig aus dem Vorrath russischer Novellistik herausgegriffen habe. Viel größern Werth haben die „Ballades et chants populaires de la Romanie, recueillis et traduits par V. Alexandri, avec une introduction par A. Ubicini".

---

*) Vollständig ist seitdem „Wahrheit und Dichtung" von der Baronin von Carlowitz übersetzt worden.



derselben „Doinas, poésies moldaves", die von J. E. Voinesco übersetzt und jetzt in zweiter Auflage erschienen sind.

Eine sehr anziehende Lectüre gewährt die Schrift „Voyage d'une femme au Spitzberg, par Mme. Léonie d'Aunet". Die Verfasserin schildert darin, ohne daß man sie der Uebertreibung zeihen könnte, die Gefahren und Leiden, die sie auf dieser Reise bestanden und erduldet hat, in einem einfachen Stil, der freilich hier und da in bequeme Plauderei übergeht und stellenweise mit weiblicher Malice versetzt ist. Das Interesse an der Schrift wird sich noch steigern, wenn man erfährt, daß die pseudonyme Léonie d'Aunet keine Andere ist als die Gattin des berühmten Malers Biard, welche ihren Mann auf seiner gefahrvollen arktischen Künstlerreise begleitete.

Eine höchst wunderliche Schrift von Eugène Huzar trägt den Titel „La fin du monde par la science". Es ist natürlich nicht die Wissenschaft in ihrer Umkehr, sondern die Wissenschaft in ihrem Fortschritt, welche die Welt mit einem traurigen Ende bedroht. Es sind ja schon so viele Menschen bei ihren physikalischen Experimenten verunglückt! Davon macht der Verfasser folgenden Schluß: „Einst wird der Tag kommen, wo der Mensch die schrecklichen Kräfte, mit denen ihm zu spielen beliebt, bis zu dem Grade vervielfältigen wird, daß das Gleichgewicht aufgehoben sein und eine entsetzliche Katastrophe auf einmal die ganze Menschheit vernichten wird, und das wird das Ende der Welt sein." Man sieht hieraus, daß nicht in Deutschland allein wunderliche Bücher geschrieben werden. Aber als ein Zeichen der Zeit hat auch diese Schrift immerhin ihre Bedeutung.

Die „Revue anecdotique des lettres et des arts" bringt ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Verzeichniß einer Anzahl neuentstandener kleinerer Blätter meist belletristischen oder wenigstens nicht politischen Inhalts. Es befinden sich darunter folgende: „La Muselière, journal illustré de la décadence intellectuelle", autographirtes Sonntagsblatt; „La Bohême"; „Le Bohémien"; „Le Cadet-Rousset"; „La Fortune"; „La Fronde"; „L'Original", ein autographirtes Donnerstagsblatt, mit Vignetten, von denen die der zweiten Nummer einen Gähnenden mit der Unterschrift darstellt: „Effet produit par le premier numéro de l'Original"; „Le Sans-le-sou", mit dem Motto: „A tous et pour tous" (war einige Zeit autographirt); „La vie humaine, oeuvre de renaissance universelle et de dévouement social"; „Le Rosier de Marie", von Geistlichen redigirt und bestimmt, durch Mittheilung von Wundern u. s. w. zur Belebung und Verbreitung des Glaubens zu wirken. Ohne Zweifel sehr charakteristisch! **H. M.**

Notizen.

Deutsche Zeitschriften in London.

Man hat in London wieder einmal, ungeschreckt von den vielen verunglückten Experimenten dieser Art, schnell nacheinander den Versuch gemacht, zwei deutsche Journale vom Stapel laufen zu lassen. Das eine nennt sich „Londoner deutsches Journal für Politik, Kunst, Musik, Literatur und öffentliches Leben". Man sieht, daß dieses ein echt deutsches Journal ist, denn das „öffentliche Leben" kommt ganz zuletzt, hinter Kunst, Musik und Literatur. Das „Londoner deutsche Journal" ist übrigens seinem Hauptkörper nach politischen Inhalts. Wenn wir einige Hoffnung für das Fortbestehen dieser Zeitung haben, so beruht diese darin, daß sie schon eine hübsche Anzahl von Inseraten, meist deutschen, hat. Wir glauben nicht, daß ohne diese Beihülfe ein deutsches Journal in London irgend einmal prosperiren kann. Auch ist diese politische Zeitung durchaus nicht vornehm, da sich das Bureau des Journals zugleich als „eine Auskunftskanzlei für alle deutschen Dienstgeber und Dienstsuchenden" ankündigt und die Redaction sich erbietet, „Engagements für Theater und Concerte in England, Frankreich, dem Continent und Amerika zu vermitteln und Commissionen und Uebersetzungen zu besorgen". Das ist wenigstens praktisch. Wenn man uns übrigens von London aus mittheilt, daß diese Zeitung im russischen Interesse geschrieben sei, so muß man gestehen, daß dieses Interesse von ihr in eigenthümlicher Weise wahrgenommen werde, da im Leitartikel z. B. von den „Unterknäsen des sibirischen Großmoguls" und vom „König Bomba" u. s. w. die Rede ist. Das Feuilleton bringt unter Andern einen Artikel über die „Deutschen in Whitechapel". Das zweite Journal nennt sich „Deutsches Athenäum. Zeitschrift für deutsche Literatur und Kunst" (Verlag der deutschen Buchhandlung von Franz Thimm). Wir wissen nicht, ob das Blatt in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, noch besteht; wir wollen es hoffen und wünschen, obgleich wir leider auf eine längere Existenz desselben kaum zu zählen wagen. Es ist ein rein kritisches Blatt, nicht sowol instructiv, wie englische Blätter dieser Art zu sein pflegen, sondern ein echt deutsches Recensirinstitut, obschon wir nicht verkennen, daß sich darin ein kritisches Unabhängigkeitsgefühl ausspricht, wie es in deutschen kritischen Blättern nicht gerade häufig zu finden ist. In der uns gerade vorliegenden Nr. 30 begegnen wir Berichten über Heinrich Brugsch' „Reiseberichte aus Aegypten" (die, beiläufig gesagt, sehr warm empfohlen werden), Schuselka's „Oestreich und Rußland", Bruno Bauer's „Russische Kirche", Heßlein's „Kaiser Nikolaus I.", S. Stern's „Stein und sein Zeitalter", Prutz' „Musikantenthurm", die Biographie Ernst Schulze's u. s. w. Ranke kommt sehr übel weg, es wird behauptet: „Das Ganze ist so widrig zusammenreflectirt, daß kein einziger gesunder Satz darin ist", und der Artikel schließt mit den erbaulichen Worten: „Mit der erbärmlichen Existenz Deutschlands wird auch seine Literatur erbärmlich." Laut einer Redactionsnotiz am Ende der Nummer wünscht übrigens Ohly, der von der Redaction „unser College" genannt wird, ausdrücklich erwähnt zu haben, „daß sein Urtheil über Ranke als Historiker von demjenigen abweicht, das in dieser Nummer über ihn ausgesprochen worden". Aufrichtig wünschen wir dem „Deutschen Athenäum" den besten Fortgang, aber wir müssen leider zweifeln, ob die Redacteure und die Mitarbeiter den richtigen Ton getroffen haben. Das jetzige Publicum will vor allem Nahrung, es will mehr noch wissen, was in den Büchern steht, als was ihr Recensent darüber denkt.

Die Nachkommen der Maria Stuart.

Das „Gentleman's Magazine" brachte kürzlich von einem Anonymus, der sich einen „modern Jacobite" nennt, unter der Ueberschrift: „The descendants of Mary Stuart" einen in mancher Hinsicht wunderlichen Artikel. Man ist einigermaßen erstaunt, unter den Nachkommen der schottischen Maria Stuart sowol Friedrich den Großen als Joseph II. aufgeführt zu finden. Aber Friedrich's Mutter war die hannoversche Prinzessin Sophia Dorothea, und auch Friedrich I. hatte eine hannoversche Prinzessin, die hochgebildete Sophia Charlotte, geheirathet. Von diesen hannoverschen Prinzessinnen führt der Verfasser die Abstammung weiter hinauf bis auf Jakob's I. Tochter Elisabeth, welche mit dem unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, dem „Winterkönig", vermählt war. Durch dieselbe Elisabeth ist auch Joseph II. ein Nachkomme der Maria. Von allen diesen Descendenten der schottischen Königin entwirft der „modern Jacobite" eine Charakteristik, wie sie nicht kürzer und zum Theil auch nicht lustiger sein kann. In Betreff Friedrich's des Großen heißt es z. B.: „Der hervorragendste von den Nachkommen der Maria war Friedrich der Große. Während seiner langen 46jährigen Regierung würde er wol noch gewaltigere Dinge ausgeführt haben, wenn ihm zu ihrer Ausführung wirksamere Werkzeuge zugebote gestanden hätten, als einfältige schwerfällige Deutsche (stolid heavy Germans). In Friedrich's prosaischem und leidenschaftlichem Charakter neh-

men wir von Maria's reicher, üppiger, poetischer Natur nicht wahr. Wie romantisch ihr Lebenslauf! — wie unromantisch der seine! Wir fühlen uns zu ihm nicht so hingezogen, wie zu Alexander, Cäsar oder Napoleon. Er war Franklin auf einem Königsthrone. Seine Philosophie war die zu seiner Zeit gewöhnliche, und niemals erhob er sich in seinen Handlungen über ihr Niveau. Was der klarste und kräftigste Verstand ausrichten konnte, das that Friedrich, aber das ist noch lange keine Genialität, kein Heroismus." Dem Kaiser Joseph II. gesteht unser Geschichtskundiger und Genealog viele edele Eigenschaften zu; nur habe Joseph II. dabei etwas Schulmeisterliches gehabt, und wennschon die Deutschen eine „nation of pedants" seien, und eine gute Dosis Pedanterie bei ihren Regierungen vertragen können, so sei ihnen doch die Dosis zu groß gewesen, die ihnen Joseph gereicht habe. Sehr freundlich klingt dann der Zusatz: „Was hätte freilich selbst ein Mächtigerer in einem Lande ausrichten können, das meist von Mumien bevölkert ist?" Besser als wir erwartet hätten, kommt der Erzherzog Karl weg, der natürlich auch zu den Nachkommen der Maria Stuart gezählt wird. Dieser habe den Krieg wie ein Meister geführt und wie ein Meister über ihn geschrieben; er habe sich fast zu napoleonischem Wagniß, napoleonischer Schnellkraft, napoleonischer „fertility of resources" erhoben. Aber die östreichische Armee sei aus zu heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt und so sei es noch ein Wunder, daß der Erzherzog in einem Kampfe mit einem Halbgott überhaupt so viel ausgerichtet habe. Folgt dann gleich wieder ein Hieb auf die Deutschen: es sei zweifelhaft, ob sie je den Franzosen gewachsen sein würden, obschon der Zusatz richtig ist, daß dies nur dann der Fall sein könnte, wenn sie eine Nation würden. Marie-Antoinette wird gegen Burke's Verleumdungen eifrigst in Schutz genommen, und sie ist unter den Nachkömmlingen der Maria Stuart diejenige Person, welche der Geschichtschreiber des „Gentleman's Magazine" am meisten mit der Aeltermutter, mit Maria Stuart, vergleichen möchte. Auch Marie Antoinette besaß ja wol wie Maria Stuart eine „voluptuous nature", auch sie verlor den Kopf unter dem Henkerbeil, mithin führte sie einen romantischern Lebenslauf als Friedrich der Große, der als Kronprinz ja nur nahe daran war, sein Haupt unter dem Richtschwert zu verlieren. Zum Schluß gesteht der Verfasser sehr naiv: „Diese Memorabilien sind aus «most imperfect materials» gezogen", was wir sehr gern glauben. Seit der französisch-englischen Allianz bemühen sich offenbar sehr viele Engländer, auf uns Deutsche mit süffisanter Verachtung herabzublicken und den französischen Esprit zu copiren, wie zur Zeit der Stuart'schen Reaction, als die englische Literatur am tiefsten stand. Wir können ihnen aber versichern, daß dieses geckenhafte Gewand zu ihren derben germanischen Gliedmaßen sehr wenig paßt.

H. M.

Die zehnte Muse.

Die alten Griechen hatten bekanntlich neun Musen. Sämmtliche Dichter und Künstler der folgenden Zeitrechnung gaben sich mit dieser Neunzahl zufrieden, bis auf Voltaire, welcher, wie er überhaupt ein Oppositionsmann in religiöser und weltgeschichtlicher Hinsicht war, auch gegen den Olymp Fronte machte mit dem vorwurfsvollen Ausrufe: „Nous eûmes longtemps neuf muses, la saine critique est la dixième qui est venue bien tard."*) So zierlich der Satz auch ausgesprochen ist, so scheint er uns doch unwahr zu sein. Untersuchen wir ihn etwas näher. Der charakteristische Grundzug der Musen, als Personificationen der Künste, ist und bleibt doch immer, bei einer mehr, bei der andern weniger, die göttliche Inspiration, der Drang zu poetischem oder künstlerischem S c h a f f e n. Die Kritik, doch wir wollen lieber, um das allerdings schwer in die Wagschale fallende Wort nicht zu überhüpfen, sagen: die gesunde Kritik ist dagegen nur eine Tochter des nüchternen, kalten Verstandes. Die Kritik s c h a f f t n i e, sondern sie zerlegt das Ganze, also Geschaffene, in seine Einzeltheile, sie anatomirt, sie zersetzt, sie löst Alles auf, hat einen durch und durch negativen Charakter.**) Die Kritik ist also geradezu der Gegensatz der poetischen Inspiration. Frage: Wie konnte Voltaire auf den Gedanken kommen, die Kritik die zehnte Muse zu nennen? Wir gestehen offenherzig, daß wir lange vergeblich darüber nachgegrübelt haben, vielleicht löst ein Anderer das Räthsel. Der Beisatz „qui est venue bien tard" paßt natürlich nur auf unsere moderne Kritik, jedoch nicht auf das Gleichniß von der zehnten Muse, weil sie eben keine Muse ist, keinen künstlerischen, sondern einen wissenschaftlichen Ursprung aufzuweisen hat. Diesen wissenschaftlichen Charakter schien Voltaire wenigstens nebenbei durch das Epitheton saine andeuten zu wollen, denn sonst hätte er es füglich weglassen können. Wir wissen also nach reiflicher Ueberlegung zu Gunsten Voltaire's nichts anzugeben, als daß ihm unmittelbar vor dem Niederschreiben des obigen Satzes das beliebte französische Sprichwort „Les extrêmes se touchent" durch den Sinn gefahren sei.

G.

*) Die Leser d. Bl. werden sich aus Nr. [illegible] erinnern, daß Herder ebenfalls eine zehnte Muse creirte, — die Noth. Es ist bezeichnend, daß die Phantasie der Modernen sich die Personification einer zehnten Muse nur unter der Gestalt der Noth oder der Kritik denken konnte.

**) Dies können wir dem Verfasser, der ja selbst zu Zeiten dem Geschäft des Kritisirens obliegt, so unbedingt nicht zugeben. Eine Kritik, welche wirklich „gesund" ist, welche neue Gesichtspunkte für das Verständniß des Kunstwerks eröffnet und der Production neue Bahnen und Richtungen anweist, kann unmöglich blos negirender und zersetzender Natur sein. Zwar erkennt auch Carlyle in der Kritik ein krankhaftes Symptom, das er auf die Neigung der Modernen und mithin auch ihrer Literatur, sich immer nur mit sich selbst zu beschäftigen, zurückführt, aber er erkennt sie unter den gegebenen Zuständen als eine Nothwendigkeit an, indem ja „die ganze Literatur eine einzige, grenzenlose, sich selbst verzehrende Kritik" geworden und von eigentlicher Inspiration überhaupt nicht mehr die Rede sei; er ruft aus: „Fern sei es von uns, unser eigenes Handwerk herabzusetzen, mit welchem wir unser Brot verdienen!" und er beruft sich sodann auf Lord Byron, der den Kritiker und den Dichter auf gleiche Stufen gestellt habe.

D. Red.

Bibliographie.

Brühl, J. A. M., Johann Michael Sailer. Systematische Anthologie aus seinen Schriften, und Lebensbild. Mit Bildniß. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 12. [illegible] Ngr.

Damen-Almanach für 1856. Mit Beiträgen von Gräfin Emma von Hallberg, E. Rittershaus, G. Reinhart u. A. Elberfeld, Friderichs. 32. 15 Ngr.

Hagen, T., Aus Londons Gesellschaft oder die [illegible]. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 185[illegible]. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hoffmeister, P., Philipp des Großmüthigen [illegible]. Als Beitrag zur Geschichte der Reformation. [illegible] Cassel, J. G. Luckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Meyer von Waldeck, F., Poetische Schriften. [illegible] Theil. Mitau, Reyher. 1854. 8. 25 Ngr.

Mörike, E., Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. 2te Auflage. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Novellenbuch des Hannoverschen Couriers. Mit Beiträgen von G. Raimund, R. Geißler, A. Görling u. s. w. [illegible] Band. 1stes Heft. Hannover, Rümpler. 8. 5 Ngr.

Petrarca, F., Gedichte. Uebersetzt von W. Krigar. Berlin, Hubel. Br. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Jungfrau Viola. Ein Frühlingstraum am Ostseestrande. Breslau, Kern. 16. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der unterzeichneten Verlagshandlung gegen die neueste zehnte Auflage unter den nachstehenden Bedingungen umgetauscht:

1) Gegen Einsendung eines Ex. einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler wird ein Ex. der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert.
2) Das Werk kann auch in Terminen bezogen werden: der 1.—5. Band gegen Einsendung von 4 Thlr.
   „ 6.—10. „ „ „ „ 4 „
   „ 11.—15. „ „ „ „ 4 „
   Die ältere Auflage ist den ersten 4 Thlr. beizufügen.
3) Die Einsendung des Ex. der frühern Auflage sowie des Geldbetrags hat stets frankirt zu geschehen, wogegen die zehnte Auflage, insofern solche vollständig **auf einmal** bezogen wird und soweit eine Beförderung durch die Eisenbahn möglich ist, dem Besteller ebenfalls franco zugestellt wird.
4) Ex. früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen, werden zwar auch angenommen, es ist aber für jeden fehlenden Band ½ Thlr. mehr einzusenden.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Leipzig, im October 1855.

F. A. Brockhaus.

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt, — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden soeben das 23. und 24. Bändchen und enthalten:

23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam.
24. **Das Glas**, von J. R. Wagner.

Die früher erschienenen zweiundzwanzig Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Beitzke-Beta. — 19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn. — 20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank. — 21. **Das Planetensystem der Sonne**, von J. H. Mädler. — 22. **Das Kochsalz**, von P. A. Bolley.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im October 1855.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Heinrich Schindler** in **Berlin** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Erinnerungsblätter
von
A. von Sternberg.

Erster Theil. 12. Eleg. geh. 24 Sgr.

Das vielbewegte, an Schöpfungen reiche literarische Leben eines Schriftstellers wie Sternberg setzt eine solche Fülle von Erfahrungen und Erinnerungen voraus, daß es ebenso dem Literaturhistoriker als dem gebildeten Leser, insbesondere aber den zahlreichen Verehrern des Autors ein mannichfaches Interesse bieten wird.

Krim-Girai
ein Bundesgenosse Friedrichs des Grossen.
Ein Vorspiel der russisch-türkischen Kämpfe
von
Theodor Mundt.

8. Geh. Preis 1 Thlr.

Ein eigenthümliches, aus den historischen Quellen lebensvoll gezeichnetes Geschichtsbild, das auf eine bedeutungsvolle Weise in die Kämpfe der Gegenwart hereinragt, indem es die eigentlichen Anfänge der orientalischen Verwickelung darstellt. Zugleich erscheint hier Friedrich der Große, in seinem merkwürdigen Verhältniß zu dem Khan der Krim, als der Urheber des Gedankens, in der Krim einen entscheidenden Incidenzpunkt gegen die Gewalt Rußlands zu entzünden.

Die Umkehr der Wissenschaft in Preußen.

Mit besonderer Beziehung auf Stahl und auf die Erwiderungen seiner Gegner Braniß und Erdmann.

Ein Beitrag zur neuesten Culturgeschichte
von **F. H. Th. Allihn.**

8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Durch alle Buchhändlungen zu beziehen:

BROCKHAUS' REISE-BIBLIOTHEK für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur **Reiselectüre** besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der demnächst erscheinenden Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Bereits erschienen sind:

Preis des Bändchens 10 Sgr.

Im Verlage von **G. P. Diehl** in **Darmstadt** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der englischen Poesie.

Von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Von **Dr. Alexander Büchner.**

50 Bogen in zwei Theilen. Brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Rh.

Der Verfasser, durch seine Uebersetzung von Byron's Childe Harold rühmlichst bekannt, schildert in vorstehend angezeigtem Werke mit ebenso viel Gründlichkeit und Klarheit als zweckmäßiger Kürze den Charakter der einzelnen Epochen, der Dichter und ihrer Werke so lichtvoll, anziehend und belehrend und theilt den Inhalt der Dichtungen so unterhaltend und bezeichnend mit, daß den Lesern sich in frischer Lebendigkeit ein Bild der englischen Poesie darstellt, das Ueberblick und Urtheil in vollem Maße gestattet.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.*** **Dreizehnte Lieferung.** (Taschenbuch — Wahlpredigten.) 4. Preis der Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von O. A. Schulz, und der **zehnte Band**, herausgegeben von A. Schiller — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk und werden **zusammengenommen** für 16 Thlr. erlassen. Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1855.

F. A. Brockhaus.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 18. October 1855.

Griechische Kunst und Religion.

1. Geschichte der griechischen Künstler. Von Heinrich Brunn. Erster Theil. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. Von Adolf Stahr. Erster Theil. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Beschreibung der Vasensammlung König Ludwig's in der Pinakothek zu München. Von Otto Jahn. Mit elf Steintafeln. München, Franz. 1854. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Die Idee des Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen. Von W. Furtwängler. Drei Theile. Mit sechs Steintafeln. Freiburg im Br., Wagner. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.
5. Griechische Mythologie. Von L. Preller. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur. Vierzehn Vorlesungen. Von Julius Braun. Manheim, Bassermann und Mathy. 1854. 8. 2 Thlr.
7. Vorschule der Kunstmythologie. Von Emil Braun. Gotha, J. Perthes. 1854. Fol. 5 Thlr.

Vor 30 Jahren erfreute sich die Alterthumsforschung iner viel größern Theilnahme der gebildeten Volkskreise ls jetzt, wo diese ihre Aufmerksamkeit mehr den Naturwissenschaften zugewandt und dadurch, daß deren Meiler selbst ihre großen Entdeckungen und weitgreifenden ehren allgemein faßlich darstellen, auch eine reiche Geistnahrung gefunden haben. Es war auch allerdings ichter, die auf das große Ganze gerichtete erste Besitzgreifung der Alten Welt zu begleiten, zu beachten und r schönsten und herrlichsten ihrer Werke genießend sich erfreuen, als die auf das Besondere und Einzelne ngehende, nichts für gering haltende und auch das leinste kritisch betrachtende Forschung im Auge zu haben; heilsam und nothwendig dieselbe ist, erst die wieder m Ganzen zusammengefaßte Errungenschaft ihres Sichs und Prüfens kann aufs neue der allgemeinen Bilng als ein Element zugute kommen. Aber wünschenserth ist, daß auch hier allmälig die Meister des Fachs entschließen, solche aus dem Kreis der Schule in die ie Volksluft herausgehende Darstellungen zu schreiben, wie deren eine z. B. Otfried Müller für die griechische Literaturgeschichte begonnen, leider nicht vollendet hat. Auch in mehren der obengenannten Werke finden wir solch ein Streben, während bei andern ein unklarer Drang unreife Gebilde zu Markte bringt.

In Bezug auf das ganze Hellenenthum wird wol in unserer Zeit ein Streit seine Lösung finden, der früher mit großer Erbitterung geführt ward, ob nämlich die Cultur desselben eine originale und selbständige oder eine vom Orient entlehnte sei. Wir lernen den Orient selbst nach und nach kennen. Es beginnt in Aegypten Licht zu werden, die Hieroglyphen werden entziffert, und wo früher nur Denkmalkunde war, entsteht jetzt eine Kunstgeschichte; Assyrien wird uns erschlossen, die altindischen, altpersischen Schriften werden verstanden und übersetzt, und man bemüht sich überall der Entwickelung nachzugehen und nicht die Gedanken oder Werke verschiedener Jahrtausende durcheinander zu werfen. Als ein sehr vortreffliches Buch für die Kunde des Orients nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft darf Duncker's „Geschichte des Alterthums" empfohlen werden; wer sie gelesen, der wird sofort inne werden, wie kritiklos Röth und seine schülermäßig nachsprechenden Schüler Altes und Neues durcheinander mengen und Ideen und Formen, die erst nach Alexander als griechische Erzeugnisse in den Orient gekommen sind, für ursprünglich, für die Quelle griechischer Philosophie, Religion und Kunst halten. Das Buch von Furtwängler gehört dieser Richtung ebenfalls an, der Mangel geschichtlicher Sonderung macht es unklar und für die weitergehende Wissenschaft, die gerade auf die Detailforschung in Bezug auf einzelne wichtige Fragen bauen muß, unbrauchbar, so richtig und anerkennenswerth auch das Suchen nach ewigen Wahrheiten und die Erfassung des religiösen Werths der heidnischen Mythen ist. Man hat bisher den Zusammenhang Griechenlands mit dem Orient zu ausschließlich nur in Aegypten und Babylon oder Phönizien gesucht; man wird einmal die Aufmerksamkeit auf die urverwandten Stammgenossen, auf die Arier wenden und die gemeinsamen Keime im indischen, persischen, germani-

schen Alterthum betrachten müssen; wie die Sprachen, so haben auch Mythologie und Poesie dieser Völker und der Hellenen eine gemeinsame Wurzel, und die Nationen nehmen bei ihrer Scheidung das gemeinsame Gut mit auf die Wanderung und bilden es weiter aus, ohne daß eine von der andern entlehnte. Ich habe in meinem Buch über „Das Wesen und die Formen der Poesie" den Versuch gemacht, einmal das Volksepos der Inder, Perser, Griechen, Germanen nach dieser gemeinsamen Grundlage wie nach der verschiedenen Entwickelung und Ausbildung gemäß der Eigenthümlichkeit der Nationen und ihrer Geschichte darzustellen. Es gilt da überall die ältesten Formen des Glaubens oder der Sage aufzusuchen und zu sehen, ob etwas und was allen oder einigen der genannten Völker gemeinsam ist. Auch in der so gewonnenen Kunde der ursprünglichen arischen Bildung werden sich Berührungspunkte mit den Semiten, mit den Aegyptern ergeben; das Bild des Bel als des Herrn des Himmels, des Lichtgottes, konnten die Perser von den Babyloniern nehmen und mit geringen Modificationen zur Darstellung des Ahuramasda (Ormuzd) verwenden, weil auch sie den im Licht sich offenbarenden Himmelsgott in diesem verehrten, und der Ammon-Ra der Aegypter drückt dieselbe Idee aus. Der Cultus der Menschheit war danach ursprünglich ein monotheistischer, und im allumfassenden Himmel und seinem Lichte war ihnen der allwaltende Gottesgeist offenbar. Polytheistische Religionssysteme entstehen dadurch, daß einzelne göttliche Eigenschaften oder Thätigkeiten für sich hervorgehoben und personificirt werden, oder daß von verschiedenen Stämmen ein jeder in seinem Gott eine Seite der absoluten Idee besonders erkannte und verehrte und dann diese Stämme zu Einem Volk, ihre Gottesgestalten zu einem Göttervereine zusammentreten.

Wir haben für die Griechen die arische Grundlage und deren selbständige Entwickelung durchaus festzuhalten. Aegypten übt seinen Einfluß nicht in der Zeit der Mythenbildung, sondern erst in der Zeit nach Psammetich; erst als das philosophische Denken beginnt, wird Aegypten für Griechenland erschlossen und wirkt die Anschauung des ägyptischen Kunststils auf die dorische Architektur und die attische Sculptur als ein Fortbildungsmoment ein, ebenso wie ägyptische Ideen, z. B. von der Seelenwanderung, durch Pythagoras und Empedokles aufgenommen werden. Das Motiv der dorischen Säule ist ägyptisch, das der ionischen assyrisch, aber die Griechen erfassen es mit ihrem eigenen Kunstsinne, sie geben ihm eine rein ästhetische Ausbildung, sie machen es zum Glied eines organischen Ganzen, und das ist die Hauptsache. Für die althellenische Zeit tritt überhaupt mehr der semitische Einfluß in Griechenland hervor. Die vorhomerischen Griechen waren so wenig rohe Wilde wie die Germanen des Tacitus, sie waren ein gesittetes Naturvolk, mit einer poetisch ausgesprochenen Religion und Heldensage, aber sie standen noch nicht activ in der Culturgeschichte der Menschheit, sie lebten mehr passiv für sich dahin und empfingen durch den Handel und die Colonien der Phönizier, welche selbst wieder nur den Hafen für Babylon und Ninive darstellten, in dem Geräthe des Lebens, in Teppichen und Erzarbeiten eine Fülle von Nachklängen assyrischer Architektur und Sculptur, die ihnen wieder ein vorbereitetes Material für ihre eigene Kunst wurden. Die Homerischen Gesänge sind das Siegeslied des hellenischen Geistes, der seiner Selbständigkeit dadurch inne wird, daß er sich kämpfend vom Orient unterscheidet; in einer Nationalthat erwacht das Nationalbewußtsein und findet im Epos das melodische Wort für sein Wesen und seine Bestimmung. Aber die griechischen Colonien in Kleinasien erhalten den Verkehr mit dem Orient. Die hellenische Kunst ist weder eine aus der Fremde entlehnte, noch eine ganz ohne alle Berührung mit andern Nationen entstandene; sie entfaltet sich als die reife Frucht der einseitigen Bestrebungen der Vorwelt, die Gegensätze des Aegyptischen und Assyrischen werden innerhalb des Hellenenthums als Dorismus und Jonismus wiedergeboren, die hier einander ergänzen und durchdringen; die Griechen nähren ihre Eigenthümlichkeit mit dem Besten des Orients, es ist der Stamm der Menschheit, der in ihrer Kunst im Anschluß an frühere Entfaltungen die erste volle Lebensblüte treibt.

Ueber die griechische Kunst liegen uns zwei Werke vor, die einander vielfach ergänzen, der „Torso" von Stahr und die „Geschichte der griechischen Künstler" von Brunn. Brunn's Schrift ist das Resultat gründlicher Fachgelehrsamkeit und eigenen Quellenstudiums. Stahr strebt die Resultate der großen Archäologen seit Winckelmann und Visconti zu popularisiren und an lebendige Schilderungen der herrlichsten Kunstwerke anzuknüpfen; diese stehen bei ihm im Vordergrunde, nur anhangsweise berührt er die Kunde von verlorenen Schöpfungen; Brunn dagegen will die Nachrichten und Urtheile der griechischen und römischen Schriftsteller über die griechischen Künstler sammeln, sichten, prüfen, nach diesen Quellen ein Blatt der Kunstgeschichte schreiben, und nur zur Erklärung, Berichtigung oder Bestätigung wendet er den Blick auf die erhaltenen Werke, um die eigene Anschauung zu Rathe zu ziehen. Brunn ist ein Gelehrter mit offenem, klarem Kennerauge, Stahr ein Kunstfreund, der durch die Verarbeitung wissenschaftlicher Resultate das größere Publicum zu sinnigem Kunstgenuß einladet. Brunn hält sich nur an das Hellenische und hält an dessen Originalität fest, Stahr gehört zu Denen, welche einen weitgreifenden Einfluß des Orients annehmen, ja einen zu weit greifenden, indem er in ägyptischen Werken der Ptolemäer, den sogenannten Typhonien oder Mammisi, kleinen säulenumgebenen Tempeln neben dem größeren, Vorbilder für die griechische Bauweise findet, deren ägyptisirtes Nachbild sie sind, indem er den phönizischen Einfluß bis weit in die nachhomerische Zeit erstreckt und der ursprünglichen Eigenthümlichkeit der Griechen zu wenig Rechnung trägt, die darin besteht, daß sie bei den Götterstatuen gegenüber der gebundenen Gestalt der Aegypter die Glieder lösen, Arme erheben, Beine schreitend her-

stellen (die Bildsäulen des Dädalus gehen und handeln), daß sie im Unterschied von den semitischen Darstellungen aus dem unmittelbaren Leben, die noch Achilles auf seinem Schilde trägt, ihre Heldensage, ihre Göttersage zum Stoffe der bildenden Kunst nehmen, in dem Mythus das verklärte Abbild des Lebens, die poetische Gestaltung des Allgemeingültigen statt der genremäßigen Auffassung der äußern Wirklichkeit ausprägen und durch die Plastik und Malerei veranschaulichen. Auch sonst läßt sich Stahr manche Versehen und Nachlässigkeiten zu schulden kommen, die ein Mann vermeiden sollte, welcher sich Andern zum Führer anbietet, und es hat sich daran der Tadel der Gelehrten geheftet, der dann das viele Gelungene, namentlich die lebendig anregende Darstellung, die für das Schöne erwärmende Kunstbegeisterung, die Schilderung des Zusammenhangs der Kunst mit dem Leben übersieht. Freilich ist es etwas stark, wenn er den König Sesostris zwei- bis dritthalbtausend Jahre vor den Trojanischen Krieg hinausrückt, oder die von Fellow gefundenen lycischen Sculpturen als Zeugnisse des ägyptischen Stils aufführt und sie mit den sitzenden Statuen unsern von Milet verwechselt, deren Neunzahl auf 60—70 vermehrt und sie von dem heiligen Weg der Branchiden, der dort aus dem Hafen nach dem Tempel des didymäischen Apollo führt, in das Britische Museum versetzt, wo sich allerdings die Reliefs vom sogenannten Harpyienmonument von Xanthus befinden.

Heinrich Brunn ist Schüler von Welcker und führt dessen Ansichten mit Vorliebe wieder vor, indem er sie gegen Einwürfe zu schützen und mit neuen Gründen zu vertheidigen weiß, ja er vergißt die Unbefangenheit des kritischen Forschers, wenn er deren Rechtfertigung gleichsam als die Bewähr der Wahrheit selbst hinstellt. Stahr hat sich am nächsten an Thiersch angeschlossen und dessen Schrift „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" zur Grundlage seiner geschichtlichen Erörterungen genommen. Thiersch hat die Entwickelung der bildenden Kunst bei den Griechen in zwei große Epochen eingetheilt, eine von Dädalus bis Phidias, die andere von Phidias bis Hadrian. In der ersten herrschte der einmal festgestellte ursprüngliche Typus der Götterbilder, der von den Künstlern aus Gebundenheit, aus religiöser Scheu vor Neuerungen bewahrt wurde; in der zweiten finden wir eine Blüte von fünfhundertjähriger Dauer und noch gegen das Ende derselben Schöpfungen, die das Entzücken und die Bewunderung der Welt sind. Dies war nach meiner Ansicht ein mal dadurch möglich, daß die Plastik der Mittelpunkt des hellenischen Lebens war, daß dies in ihr seinen angemessensten Ausdruck fand und in allen seinen Sphären ihr Gepräge trug, weshalb sich auch noch lange die besten Kräfte ihr zuwandten, um in der Kunst eine Befriedigung, eine Darstellung des nationalen Wesens zu finden, die kein anderes Gebiet der Thätigkeit mehr gewährte. Sodann waren die Griechen frei von einer falschen Originalitäts- und Neuerungssucht, die spätere Geschlechter so oft peinigt und verwirrt; das einmal von den Vorgängern Vollendete ward von den Nachfolgern treu bewahrt und beibehalten und das Neue dem Alten angeschlossen; der einmal gefundene ideale Stil ward nicht wieder aufgegeben, sondern auf andere Gegenstände übertragen und nur insoweit modificirt, als diese es verlangten. So groß deshalb auch im Einzelnen die Unterschiede werden, im Ganzen trägt die griechische Kunst ein halbes Jahrtausend lang einen wesentlich gleichen Charakter, der sie von der orientalischen Vorzeit, der sie vom Mittelalter scharf unterscheidet. Der Stil des Phidias und Polyklet ist vorwiegend episch: sie gestalten das Ideal der allgemeinen Volksgötter, sie entfalten in ihren Reliefs das Leben gleich dem volksthümlichen Heldengesang; Skopas und Praxiteles werden mehr lyrisch: die individuellen Götter, die den Regungen des Gemüths vorstehen, Eros, Aphrodite, Apollo, Bacchus, werden diesen gemäß gebildet, und das Anmuthige tritt mehr hervor als das Erhabene, ohne daß man jener ersten Generation die Grazie, dieser zweiten die göttliche Würde absprechen könnte. Mit der Niobe tritt im Anschluß an die tragische Poesie das dramatische Element in die Sculptur, anfangs im Sophokleischen Sinne, dann brechen aber auch heftigere Affecte durch, die Künstler arbeiten nicht mehr so unbefangen, sie wollen Effect machen, ihre Bravour auch zeigen, wie die Schule von Rhodus, sie nehmen ein realistisches Element auf und stellen statt des Mythischen auch Historisches dar, wie die Schule von Pergamus; aber auch dies wird dem auf das Wesenhafte, Allgemeingültige gerichteten Geist der ganzen griechischen Weise untergeordnet, und in Athen erhält sich im Angesicht der großen Vorbilder der ursprüngliche Stil am reinsten, und wenn auch ein malerischer Reiz anklingt, im Apoll von Belvedere zeigt noch die römische Kaiserzeit ein Werk von so poetischer Auffassung, so feiner Durchbildung, daß von einem Verfall der Künste wahrlich keine Rede sein kann.

Brunn legt nun den besondern Nachdruck auf die Unterschiede der einzelnen Schulen und Jahrhunderte innerhalb der griechischen Kunstentwickelung. Stahr sucht ihre fortdauernde Blüte auf eine übertriebene Weise so darzustellen, als ob dieselbe eine völlig gleichmäßige gewesen sei. Er eignet sich die Behauptung an, daß die Werke aus des Phidias Zeit keine Vorzüge gehabt vor denen der römischen Epoche, er läßt die bildende Kunst von allen Veränderungen der Jahrhunderte allein unberührt bleiben, während er mit kaum glaublicher Flüchtigkeit doch gleich daneben die edle Schlichtheit und Naivetät der Perikleischen Kunst in jenen spätern Werken vermißt, ein Ueberhandnehmen des Realismus zugibt, das Bestreben des Künstlers, sein Studium und seine Geschicklichkeit zu zeigen, selbst anführt, als ob dadurch seine obige Behauptung nicht widerlegt, seine Uebertreibung eines wahren Gedankens auf das rechte Maß zurückgeführt würde.

Der Uebergang von dem alterthümlichen überlieferten Göttertypus zum freien Ideal ist der Riesenschritt, den Griechenland in der weltgeschichtlichen Entwickelung der Kunst über den Orient, über Aegypten und Assyrien

hinaus that, und es war der Genius des Phidias, dem dies zuerst gelang. Daß er nur gewagt werden konnte, steht im Zusammenhang der ganzen Culturgeschichte, namentlich im Zusammenhang mit dem Erwachen der Philosophie. In der Zeit der Sieben Weisen fängt auch in der Plastik ein Ringen des Künstlergeistes mit den überlieferten Formen an: dieselbe Wahrheit und Zweckmäßigkeit, die der philosophische Forschungstrieb erkennend sucht, will auch der bildende Künstler an die Stelle des Ueberlieferten setzen, statt des Autoritätsglaubens regt sich der Geist der Freiheit, der prüfenden Forschung auch in der Plastik, und Phidias schafft seine Götterbilder nun nicht nach der Tradition, sondern nach der Idee, indem er den Gedanken in naturwahrer Form verkörpert. Auf dieser Bahn ging die Kunst bis zu Lysippus hin fortschaffend weiter, indem sie zu den aufgestellten Idealen, die sie bewahrte, noch andere neue, zuerst der Götter, dann auch der Heroen und Menschen, gesellte. Diese originale ideale Zeugungskraft erlosch mit der staatlichen Selbständigkeit Griechenlands, aber in nachbildender, leise modificirender Weise erhielt sich die Kunst noch mehre Jahrhunderte lang, indem man die großen Werke der Vorzeit wiederholte, wie wir denn im Jupiter von Otricoli, in der Juno Ludovisi derartige Nachbildungen nach Phidias und Polyklet haben und der Mercur im Belvedere so gut wie die Albanische Pallas, der Apoll von Belvedere so gut wie der Herculestorso die nachbildende, nur im Einzelnen modificirende, das einmal gefundene Ideal bewahrende Fortsetzung der ersten Blütezeit bekunden. Allerdings ist die griechische Sculptur hierin einzig, aber sie sollte ein Muster für alle Zeit sein, indem sie den Weg zeigt, wie eine dauernde Blüte der Kunst möglich ist. Deshalb möchte ich der Gegenwart die Worte in das Gedächtniß rufen, mit welchen Thiersch diese Erscheinung geschildert hat. Sie lauten: „Der Kampf zwischen dem Ungenügenden der überlieferten Form und den Foderungen der Naturgemäßheit war geendigt. Es war gelungen, die ideale Götterbildung als höhere, veredelte Natur darzustellen. Jeder Gott hatte das seiner Idee gemäße Gepräge seiner Glieder, seines Hauptes, die seinem Amt entsprechende Haltung und Handlung erhalten. Selbst die Kennzeichen, die Art und Form der Kleidung waren festgestellt; und wie alles Dieses, so war auch die einem jeden zukommende Majestät oder Sanftmuth, die jugendliche Anmuth oder kriegerische Kraft, der Ausdruck selbst des innern Lebens in den Zügen des Angesichts dem einzelnen Gotte durch große Meister bestimmt und zugewogen. Und was von den Göttern galt, das galt auch von den Menschen; dem Sieger zu Olympia oder auf dem Schlachtfelde, dem Geschichtschreiber, dem Dichter, dem Redner, — allen war das ihnen gebührende Gepräge angewiesen. So fand sich jeder neu hinzukommende Künstler von den frühesten Jahren an umgeben von dieser Welt erhabener und anmuthiger Gestalten, war jeder von ihrer Würde, Schönheit und Bedeutsamkeit gerührt, erregt und erhoben worden. Wie er heranwuchs und theilnahm an der weisen Erziehung, die, Geist und Leib gleichmäßig zu veredeln bemüht, keinen Freigeborenen von ihrer Wohlthat ausschloß, ward ihm die Einsicht eröffnet in das Wesen, in die Bedeutsamkeit des Ganzen und Einzelnen dieser Gestalten. Was seiner Jugend noch verborgen geblieben war, das vollendete der Unterricht des verständigen Meisters, dem er sich übergab, und der Einfluß der Schule, deren Richtung fest und entschieden war. So begann also Jeder die neue Laufbahn mit der Nothwendigkeit, in sich und außer sich Das aufzunehmen und wiederzugeben, was die weisen Meister vor ihm Gutes und Schönes erfunden und geordnet. Seinem eigenen Vermögen blieb übrig, umzuschauen und zu spähen, was in dem Ueberlieferten noch veredelt, an Schönheit und Naturwahrheit gesteigert, was zu dem Vorhandenen Neues in der überlieferten Weise gefügt werden könne. So wiederholen sich also auch jetzt die Werke der Frühern: in den Pallasstatuen nach Phidias, in den Junobildern nach Polyklet die Gestalt, die Haltung, die Züge, welche diese großen Meister ihnen aufgeprägt, in jedem Werke ein früheres Muster. Dieser Geist der Nachahmung war jenem verwandt, welcher in der Periode des symbolisch-heiligen Stils waltete. Beiden lag die Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten zugrunde. Aber die Verschiedenheit bestand darin, daß in jener ältern Periode der Glaube und die Scheu vor dem Heiligen, hier die Einsicht und Achtung vor dem Vollkommenen jenen Geist der Nachahmung nährten."

Wenn noch ein Drittes für die lange Blüte der griechischen Plastik mitgewirkt hat, so war es die innige Verbindung von Kunst und Handwerk; das Handwerk war der gesunde Boden, aus dem sie erwuchs, und nicht blos in Götterstatuen und monumentalen Gemälden, auch in dem Geräth des täglichen Lebens zeigte sich derselbe Stil, der in der Form das Wesen der Sache anzeigt, alles Bedeutende klar hervorhebt und zum harmonischen Ganzen ordnet, zeigte sich dieselbe Lust, mit sinnigen Bildern das Leben zu schmücken und auf Thongefäßen oder geschnittenen Steinen bald einen Anklang an berühmte Werke großer Meister zu geben, bald ihre Darstellungsweise auch in kleinem Maßstab zu wiederholen und innerhalb ihrer Richtung Neues zu gestalten, namentlich mit der Verkörperung immer anderer poetischer Mythen das Auge zu erfreuen und auf das sinnige Gemüth zu wirken. Davon geben uns die Ausgrabungen einer kleinen Provinzialstadt in dem gräcisirten Unteritalien, Pompeji, davon die Thonvasen eine reiche Anschauung. Dies führt uns denn zu der Schrift von Otto Jahn.

Otto Jahn, der als einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und Kunstkenner der Gegenwart allgemein anerkannt zu werden verdient, hat den ehrenvollen Auftrag erhalten, eine gründliche Beschreibung der Vasensammlung König Ludwig's zu entwerfen, die in der Pinakothek zu München aufgestellt ist und durch Zahl und Bedeutung der Gefäße einen hohen Rang einnimmt. Seine Beschreibung ist ein Muster von Präcision, Klar-

heit und sicherm Takt, der das Nothwendige zu erfassen, das Bestimmte und Hypothetische zu sondern und der fortschreitenden Untersuchung eine feste Grundlage zu bereiten versteht; sie erhält noch ein größeres Interesse durch die Einleitung, in welcher Otto Jahn die seitherigen Ansichten über Zweck und Herkommen der Vasen einer eingehenden Kritik unterwirft und die gewonnene große Materialfülle dazu benutzt, mit Entfernung alles blos Muthmaßlichen auf der Basis des Gegebenen durch die Methode einer ruhig vorschreitenden Induction ein einfaches Resultat über die Bedeutung und die Geschichte der alten Vasen zu gewinnen.

Die meisten Vasen sind in Italien in Gräbern gefunden worden; sie hatten nicht für Zwecke des Lebens gedient, ihre Bestimmung war vielmehr, das Haus des Todten so ausstatten zu helfen, daß derselbe seine gewohnte Umgebung, seine Waffen, seinen Schmuck, sein Geräth um sich habe. Da die Sieger an den panathenäischen Spielen den Preis des Oels von den heiligen Oelbäumen in gemalten Thongefäßen erhielten, so schloß man daraus, daß besonders liebe Angedenken und Geschenke mit in das Grab gegeben wurden; es ist dies möglich, glaublich, aber nicht erwiesen. Jene Sitte, das Grab zur Wohnung herzurichten, war in Etrurien und Großgriechenland herrschend, die Gefäße wurden aber aus Hellas durch den Handel eingeführt, und zwar waren in der Blütezeit der Kunst die athenischen Werkstätten ihr Ausgangspunkt, während früher die Töpferwaaren Korinths in Ansehen standen und in der Zeit nach Alexander dem Großen auch in Apulien und Lucanien große Prachtvasen gearbeitet wurden. Die Gemälde stellen Scenen aus der Götter- und Heroenmythe und aus dem täglichen Leben dar; sie entfalten nach beiden Seiten hin einen außerordentlichen Reichthum und lehren in einer früher so nicht geahnten Weise, mit welcher Fülle von poetischen und künstlerischen Anschauungen das griechische Leben selbst bei der dem Handwerk zufallenden Befriedigung der täglichen Bedürfnisse durchdrungen und gesättigt war. Dabei finden wir nicht jene Wiederholungen des Gleichen, die auf die Schablone oder das Pausblatt hinwiesen, deren der Handwerker sich bedient hätte, sondern es sind stets neue Zeichnungen, die eine ebenso bewundernswerthe Sicherheit der Hand als feinen Sinn für die Composition und das große Vermögen bekunden, mit Wenigem viel zu sagen und die Bedeutung des Gegenstandes durch die Darstellung auszusprechen, sodaß uns bei den einzelnen Werken wie bei dem Entwickelungsgang des ganzen Gewerbszweigs der innige Zusammenhang dieser Töpfermaler mit den großen Meistern der bildenden Kunst vor Augen tritt.

Die ältesten Vasen haben schwärzliche, bräunliche Figuren auf blaßgelbem Grund. Ein oder mehre Streifen laufen um das Gefäß als Träger der Bildwerke. Neben Rosetten und phantastischen Blumen stehen Thiergestalten, Löwen, Hirsche, Böcke, Schwäne, Hähne, auch Sphinxe, Sirenen, Greife; sodann geflügelte Frauen, die mit beiden Händen Thiere gefaßt haben, Männer und Frauen, die in einen Schlangenleib ausgehen. Um des alterthümlichen und fremdartigen Gepräges willen hat man sie früher ägyptische genannt, doch eine Aehnlichkeit mit solchen ist gar nicht vorhanden; wohl aber haben die neuerdings bekannt gewordenen Monumente von Babylon und Ninive eine unverkennbare Verwandtschaft mit den Gegenständen und dem Stil der Verzierung, sodaß wol unzweifelhaft ist, daß eine asiatische Sitte und Darstellungsweise zugrunde liegt, die durch die Phönizier in alter Zeit verbreitet und namentlich in Korinth lange beibehalten wurde, auch dann noch, als man Bilder aus der griechischen Heldensage in epischem Stil hinzufügte, der nicht die Handlung in einen Moment, auf den sich Alles bezieht, zusammendrängt, sondern das Einzelne nebeneinanderstellt und durch viele Figuren nach und nach die ganze Begebenheit erzählt.

Hieran reihen sich altattische Vasen mit rothem Grund und schwarzen Figuren, denen aber allerhand Schmuck vielfarbig aufgemalt wird. Auch hier sehen wir neben Darstellungen des täglichen Lebens und Kampfspielen den Mythenkreis des Epos auf Streifen um das Gefäß abgebildet und finden die Einheit der Begebenheit, nicht der Composition. Die Gesichtsformen sind noch unschön und bald bedeutungslos, bald hart, aber die Körperformen werden schlanker und straffer, die Bewegungen sind noch eckig, aber nicht mehr so unbeholfen. Die Composition folgt den Gesetzen des Reliefs. Häufig ist sie nur ein wohlgeordnetes Nebeneinanderstellen der Figuren mit einem genauen Parallelismus in Haltung und Bewegung, der oft so weit geht, daß dieselben Umrißlinien, z. B. bei Pferden, mehrmals wiederholt werden und wir gleichsam Reduplicationen der einen Figur erhalten. Otto Jahn findet hier die Züge wieder, die uns auch bei der sich entwickelnden, nach Freiheit und Schönheit ringenden griechischen Plastik begegnen; ich glaube, man darf hier mit Kugler den Einfluß des bereits fertigen ägyptischen Stils sehen, der dort selbst im 7. Jahrhundert, als das Land den Griechen geöffnet ward, sich mit Glück an die schönen Muster der Vorzeit anschloß und für die innere Gesetzlichkeit der Formation, für Straffheit und keusche Strenge der Bildung und für einen, wenn auch conventionellen Idealismus, gegenüber dem derbern Naturalismus asiatischer Kunst, den Griechen Vorbild werden konnte und für mich wenigstens deutlich genug auch geworden ist.

Athenische Vasen mit rothen Figuren auf schwarzem Grund spiegeln die selbständige freie hellenische Kunst sowol nach ihrem hohen Stil aus des Phidias Zeit, der die epische Darstellungsweise zur Vollendung brachte, als nach ihrer mehr anmuthigen Entwickelung, die nun auch Seelenzustände, Gemüthsregungen auszudrücken, Stimmungsbilder zu geben lernte und damit sich der Blüte der Lyrik anschloß, durch Praxiteles. Sie sind die zahlreichsten und schönsten. Die Fülle der Gestalten wird geringer, der Ausdruck größer; auch das Gesicht wird jetzt edel und lieblich. Am ansprechendsten sind solche Vasen, die nur wenige Gestalten, oft nur zwei, aber in

einer anziehenden Situation und in plastisch klarer Entfaltung zeigen. Mit Vorliebe werden die von den dramatischen Dichtern behandelten Mythen dargestellt, und es finden sich Compositionen aus diesem Kreise, welche wahrhaft dramatisch sind, indem sie die zu einer Entscheidung drängenden Motive zu einer Handlung concentrirt darstellen, an der alle mitwirkenden Personen sich gleichmäßig betheiligen. Die großen in Apulien und Lucanien gefundenen Prachtvasen reihen sich hieran, bekunden aber zugleich den Verfall, der sich überall bemerklich macht, wo die Geschicklichkeit und Gewandtheit zur Flüchtigkeit führt und für äußern Glanz und effectvollen Prunk gearbeitet wird. Die Gefäße erreichen eine außerordentliche Größe, aber auf Kosten der Schönheit und schlichten Formenanmuth, und die umfangreichen Flächen werden statt der in sich klar gerundeten und geschlossenen Composition weniger Figuren wieder mit einer großen Fülle neben- und übereinander geordneter, auch in der Vorderansicht, in Wendungen und Verkürzungen dargestellter Gestalten ersetzt, deren einige gut gedachte und wohlangelegte neben arg verzeichneten oder nicht in den Zusammenhang passenden zu stehen pflegen. Statt des Dramatischen zeigt sich das Theatralische auch in der Rücksicht auf Schmuck der Gewänder und architektonische Decorationen, sowie die Vielfarbigkeit der frühern Malweise sich wieder geltend macht. Der Maler arbeitet mit Leichtigkeit, aber ohne Ernst und Weihe; er ist einer lebhaften Wirkung sicher, aber auch damit zufrieden, ohne Liebe und Treue für das Einzelne und ohne die eigentlich künstlerische Freude am Hervorbringen. Dabei dringen in die Gegenstände und deren Auffassung Elemente einer ungriechischen Nationalität ein, und dadurch „erhält man den Eindruck einer Kunstübung, welche dem Stoff, der Auffassung und der Technik nach von den Griechen ausgebildet, von einer fremden Nation aufgenommen und umgebildet worden ist. Den nationalen Sitten und Gebräuchen dieselben anzupassen und durch den Ausdruck derselben sie zu modificiren war man im Stande, den wesentlichen Kern, die durch Poesie und bildende Kunst fest ausgeprägte Sage hielt man fest, wie man sie überkommen hatte, und auf sie übte die fremde Nationalität in Auffassung und Stil nur einen äußerlichen Einfluß". So sieht denn auch Otto Jahn in diesen apulischen Prachtvasen eine nach Unteritalien verpflanzte Nachbildung und Fortsetzung der griechischen Kunstübung und reiht daran andere etrurische Nachahmungen griechischer Muster. Seine treffliche Abhandlung zeigt uns den Gang der hellenischen Kunstentwickelung im Spiegelbilde eines Zweigs der gewerblichen Thätigkeit, und wie sie auf dem Felde der Wissenschaft aufgeräumt und die Dämmerungs- und Traumgestalten phantastischer Hypothesen durch das einfache Licht einer klaren, besonnenen Forschung verscheucht, so erscheint sie geeignet, für dies Gebiet des Alterthums Sinn und Verständniß auch in größern Kreisen zu wecken und zu verbreiten.

Auf dem Felde der Mythologie haben wir eine umfassende Arbeit von L. Preller zu begrüßen, die sich gerade dadurch auszeichnet und ein Verdienst erwirbt, daß sie danach trachtet, einmal das Ganze der hellenischen Götter- und Heldensage zu umspannen und auf eine übersichtliche Weise die Resultate vielfältiger Untersuchungen zusammenzustellen, die vielen einseitigen Standpunkte der Mythendeutung in ihrem relativen Recht anzuerkennen, die Originalität des griechischen Geistes und seiner Religion zu wahren, ohne die Einwirkung des Auslandes und die Aufnahme mancher orientalischer Motive oder Erzählungen zu leugnen. Die Zusammenhänge der Urideen und Urgestalten der griechischen Religion mit den ältesten Glaubensformen der Inder, Perser und Germanen harren auch hier noch der Untersuchung, mit der unsere Zeit beginnt; einige male hat Preller auch auf sie hingedeutet. So ist der Name des höchsten Gottes der Griechen Ζευς, genannt Διος, identisch mit dem Worte, das im Lateinischen Gott und das Göttliche bedeutet, deus und divus, und wird dadurch auf das griechische Θεος hingeführt, Zeus ist dadurch als der Gott schlechthin legitimirt; das Wort findet sich aber bald als Göttername, bald als Bezeichnung für das Göttliche auch im Altgermanischen, Slawischen, Persischen und Indischen, und die indische Wurzel div (leuchten) belehrt uns, daß das Licht, der Himmel, von all diesen Völkern ursprünglich als das allumfassende, erleuchtend sich offenbarende Göttliche genommen wurde. Preller berührt dies, ohne es auszuführen, ohne bei den Titanenkämpfen des Zeus auf die Dämonenkämpfe des indischen Himmelsgottes Indra, auf den Streit des Ahuramasda mit den Geistern der Finsterniß, auf die Riesenkämpfe des nordischen Donnergottes Thor hinzuweisen, die alle vielfach modificirte Nachklänge einer und derselben Grundidee, des Siegs des Lichts über die Nacht und ihre Schrecken, des Guten über das Unheilvolle und Böse, des ordnenden Götterwillens über rohe Naturkräfte, darstellen. Es ist neuerdings von Kuhn auf die auch wie unabhängig aufgegangene Identität von Dädalus und Wieland dem Schmied, d. h. daß auch diese beiden Künstlersagen auf einem gemeinsamen Grunde ruhen, hingewiesen worden. Mannichfache Berührungspunkte mit dem Orient bieten die Sonnenhelden. Wie in den heiligen Schriften der Perser Ahuramasda, der im Licht sich offenbarende Schöpfer und Geist des Alls, die Sonne als seinen Sohn Mitras, als sein Abbild in der Natur erschafft, so sind bei den Griechen die Sonnenhelden, die Heroen, in denen das Sein und Wirken der Sonne personificirt wird, zumeist Söhne des Zeus, wie Apollo, Herakles, Perseus. Die Sonnengötter einzelner Landschaften werden als Heroen beibehalten und von den andern Griechen angenommen. Und wie die Könige von Lydien zu dem Orakel des delphischen Apollo sandten, weil sie in diesem ihren eigenen bogenbewehrten, Ungeheuer tödtenden Sonnengott wiederzuerkennen glaubten, so nahmen die Griechen den löwenwürgenden Sandon der Syrier für ihren Herakles und bereicherten dessen Mythe mit vielen Sagen der Kleinasiaten. So erklärt

z. B. Duncker in der „Geschichte des Alterthums" die Sage von Herakles und Omphale. Omphale ist die Naturgöttin der Kleinasiaten, die auch Kybele heißt, Omphalos ist der Name für die heiligen Steine, die das Symbol dieser letztern sind; ihr steht der Gott Sardan oder Sandon zur Seite, bogenbewehrt, löwenbezwingend, ein Bild der Sonne, in der die Macht des himmlischen Lichts am entschiedensten sich kundgibt. Nun hatten aber die Semiten den Drang, die beiden göttlichen Principien, die sie als männlich und weiblich nebeneinandergestellt, wieder zur ursprünglichen Einheit zusammenzuziehen und zu einer mann-weiblichen Gestalt zu verbinden, sodaß danach auch die Priesterinnen in Männerrüstung (daher die Amazonen), die Priester in Frauengewändern den Cultus verrichteten und der Gott und die Göttin ihre Attribute tauschten. Sah nun ein Grieche die Omphale in der Löwenhaut und mit dem Bogen bewehrt, den Gott aber im Frauenkleid mit weiblicher Arbeit beschäftigt, und hielt er den Gott für seinen Herakles, so motivirte er dies dadurch, daß derselbe einmal als Knecht nach Kleinasien verkauft und der Omphale dienstbar geworden sei. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob die Selbstverbrennung des Herakles auf dem Oeta eine originalgriechische Dichtung ist, oder ob auch sie aus dem Oriente stammt, wo der Sonnengott in der Gluthitze des Sommers sich selbst den Scheiterhaufen anzündet, um die verzehrende feindselige Gewalt des Feuers an sich selbst zu überwinden und neuverjüngt segenspendend aus den Flammen hervorzugehen. Hier haben wir Anlehnungen und Aufnahme kleinasiatischer Sagen und Gedanken; die Griechen entlehnen die Heraklesmythe nicht von den Semiten oder Aegyptern, sie ist ihre originale Schöpfung, aber sie bereichern und erweitern sie durch ähnliche Motive, die sie bei ihren Nachbarn finden. Dagegen glaube ich im Perseus den griechischen Helden gefunden zu haben, der neben dem Achilles zum hellenischen Träger jener arischen Urgestalt geworden ist, die bei den Persern mit Sijawusch, bei den Indern mit Karna, bei den Deutschen mit Siegfried zusammenwuchs oder in ihnen wiedergeboren ward, wie ich es in Bezug auf das Epos in dem erwähnten Aufsatze nachgewiesen. Die Jugendgeschichte des Karna und des Siegfried wiederholt sich bei Perseus, der auch die Tarnkappe, den Helm des Hades trägt. Hier hat aber nicht ein Volk vom andern etwas aufgenommen, sondern das ursprüngliche Gemeingut ist von jedem eigenthümlich fortgebildet worden. Ich habe an einigen Beispielen andeuten wollen, wie ich mir die Zusammenhänge der griechischen Religion mit andern Nationen denke, bei denen zwischen stammverwandten und fremden unterschieden werden muß. Wenn die Griechen selbst durch einzelne analoge Züge veranlaßt werden, diesen oder jenen ihrer Götter in einem ägyptischen oder kleinasiatischen Gotte wiederzuerkennen, so darf man daraus nicht schließen, daß sie die ganze Lehre, die ganze Gestalt des Gottes von den Aegyptern oder Kleinasiaten überkommen hätten, wie wenn man den Dionysoscultus vom Osirisdienst ableiten wollte; aber sie lieben es, alsdann einzelne solcher Anklänge aufzunehmen. Hin und wieder fügen sie auch eine fremde Göttergestalt dem Kreise ihrer Mythen ein, wie z. B. den lycischen Bellerophon, dessen Name schon auf die Tödtung jener symbolischen Unthiere hindeutet, in welcher sich der Triumph des Licht- und Sonnengottes über das Wüste und Finstere in der griechischen Poesie wie auf den Bildwerken der Assyrier und Perser ausspricht.

Doch wenden wir uns zu näherer Betrachtung des Preller'schen Buchs. Er sieht in der Mythologie die weitere Ausführung des in der Naturreligion angelegten bildlichen Triebs durch Sage, Poesie und Kunst und hat deshalb vornehmlich dies Bildliche hervorgehoben und sich auf den Cultus, auf das religiöse Verhältniß der Menschen zu den Göttern wenig eingelassen, er hat mehr das Dichterische, weniger das eigentlich Religiöse des Glaubens berücksichtigt. Die „Gottesdienstlichen Alterthümer" von Karl Friedrich Hermann, die Untersuchungen von Bötticher über die Einrichtung der Tempel für gottesdienstliche Zwecke in seiner „Tektonik der Hellenen", die tiefsinnigen Abhandlungen von Lasaulx über Opfer, Eid, Orakel müssen da zur Ergänzung des Preller'schen Buchs dienen. Für dies nennt er selbst zwei Umstände als besonders förderliche:

> Ein mal belehrte mich eine, wenngleich kurze Reise in Griechenland über so manches die Natur und die allgemeinen geschichtlichen Bedingungen des Landes Betreffende, was sich auf der Studirstube bei dem besten Willen nun einmal nicht ergründen läßt. Zweitens war es eben die Aufgabe, das Ganze der Mythologie zu durchforschen und zu gestalten, was mich mehr, als ich selbst vermuthen konnte, über vieles Einzelne aufgeklärt und mir oft überraschend neue Gesichtspunkte aufgeschlossen hat. So genau hängt hier Alles zusammen, oft mit sehr feinen und nur dem geübten Auge wahrnehmbaren Fäden.

Indem Preller die griechische Mythologie als Ganzes faßt, bleibt er vor der Einseitigkeit bewahrt, einen und denselben Inhalt überall in den Mythen zu suchen, vielmehr sieht er in ihr bald poetische Bilder des Naturlebens, bald Darstellungen geistiger, sittlicher Mächte und Verhältnisse, und es beruht ja gerade auf dem Ineinanderspielen von Beidem ein Hauptreiz dieser sinnvollen Sagen, die ewige Wahrheiten in das von der Phantasie gewebte Gewand der Dichtung kleiden: die Klarheit des Himmels führt zur Vorstellung von Reinheit und Einsicht oder begleitet dieselbe, die nahrungsprossende Erde erscheint als Mütterlichkeit, und die Göttin des Ackerbaus waltet über Ehe und Familie, die mit ihm zusammenhängen. Preller entwickelt und deutet zuerst die Sagen von der Entwickelung der Welt und der Götter, die Theogonie, wobei er mit Recht vor der Annahme warnt, als ob die hier als ältere Götter aufgeführten einem frühern Glauben angehört hätten und von einem neuen Cultus wären in den Hintergrund gedrängt worden. Der pelasgische Zeus ist die Urgestalt der hellenischen Mythe; wie man sah, daß die jetzige Naturordnung aus frühern Naturrevolutionen hervorgegangen war, so symbolisirte man dies zu Götterkämpfen und ließ auch die Götterwelt sich aus dem Natürlichen in das Geistige, aus

dem Dunkel zum Licht erheben; ich glaube, man darf in der Theogonie mehr das bildlich ausgesprochene Resultat priesterlicher Speculation als einen Gegenstand des lebendigen ursprünglichen Volksglaubens und des Cultus sehen. Zwei Grundgedanken findet Preller in all den verschiedenen Theogonien wieder, wie sie in Andeutungen bei Homer, wie sie ausgebildet von Hesiod, von den Orphikern und in spätern Sagen vorliegen.

Der erste ist, daß die Welt nicht auf einmal geworden, sondern aus dunkeln und elementaren Anfängen durch organische Entwickelung bis zu dieser letzten Gestalt des schönen vollendeten Kosmos gediehen ist, und zwar in mehrfachen Absätzen und Steigerungen, deren endliche Spitze und Vollendung eben Zeus und die von ihm regierte Welt der Götter und der Natur ist. Also das Vollkommene war nicht das Erste, sondern das Letzte, woraus sich von selbst die Götterkämpfe erklären, denn alles Vollkommene ist der natürliche Untergang des weniger Vollkommenen. Der zweite Grundgedanke ist der, daß der lichte Himmel, der Aether, das Vollkommenste in der Natur und deshalb zugleich das Herrschende ist, der funkelnde Thron der Welt, dessen Inhaber jedesmal die Welt regieren in der mythologischen Sprache des Olympos. Zuerst hat ihn Uranos inne, dann Kronos, endlich Zeus, alle drei Götter des Himmels und aller himmlischen Mächte, nur daß der eine immer vollkommener ist als der andere, wie die Welt selbst und die Naturordnung, über welche sie regieren.

Im zweiten Hauptabschnitt betrachtet Preller die Götter, die er wie herkömmlich in solche des Himmels, des Meers und der Erde eintheilt, indem zu den letztern, den chthonischen, besonders auch die Mächte der Unterwelt gehören; ein Dreiverein von Brüdern, Zeus, Poseidon, Pluto, steht ihnen vor. Sein Verfahren ist dabei das passende, daß er bei jedem Gotte vom Localcultus und seinen Sagen ausgeht, und hier wird er der Naturanschauung gerecht, die in die Mythologie hineinragt und die Forchhammer allzu einseitig und ausschließlich geltend machen wollte, was sein Verdienst nicht schmälert, diesen Punkt eindringlich zur Sprache gebracht zu haben. Preller zeigt uns hier oft sehr glücklich und mit eigenem dichterischen Sinne, in welcher Weise Naturerscheinungen und Naturvorgänge als Personificationen und persönliche Thaten aufgefaßt und besungen worden sind. Er betrachtet dann, wie die Dichter, die bildenden Künstler die Götter dargestellt, wie Gesetzgeber und Philosophen sie aufgefaßt, und gibt uns so ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild eines jeden.

Der ganze zweite Band behandelt die Heroen. Hier tritt das wirkliche Leben der Nation und seine früheste Geschichte zutage, in aller seiner Eigenthümlichkeit und mit dem ganzen natürlichen Gerüst seiner landschaftlichen Wohnsitze, seiner Stämme und edeln Geschlechter, seiner Wanderungen und Kriege. Zugleich führen aber die religiösen und mythologischen Anfänge dieser Sagenbildung auf dieselben Götter und Naturmächte des Volks zurück, so durchwachsen sie auch von realen und historischen Verhältnissen ist. Es ist die epische Dichtung, welche die ideale Welt des Glaubens kühn mit den gegenwärtigen Helden und der nationalen Geschichte verschmilzt, welche den Naturmythus mit Zügen der wirklichen Lebenserfahrung schmückt und die symbolische Erzählung von Schicksalen und Thaten der Götter auf Menschen überträgt, deren Begebenheiten, Handlungen und Charaktere an dieselben erinnerten. Mir scheint, daß Preller auf dies letztere zu wenig Gewicht legt, daß er in der Heldensage zu wenig poetische Philosophie der Geschichte und zu viel Natursymbolik findet, zu ausschließlich göttliche, zu wenig menschliche Ausgangspunkte annimmt. Die Sonnenhelden Perseus, Bellerophon, Herakles vollbringen allerdings die Werke des Sonnengottes, sie mögen locale Auffassungen desselben gewesen sein, die man neben dem Cultus der Olympier in der Erinnerung bewahrte; aber sollten hier nicht ebenso gut wie in unserer Nibelungensage historische Elemente Eingang gefunden haben? Am wenigsten mag dies der Fall gewesen sein bei jenen Mythen, die Preller als locale Sagen zuerst behandelt, indem er die Traditionen der verschiedenen griechischen Landschaften durchgeht; mehr schon bei der Heldensage, als deren Träger Herakles und Theseus dastehen, persönliche Mittelpunkte für die Sagenstoffe verschiedener Länder, verschiedener Zeiten; am meisten ist es bei der epischen Heldendichtung der Fall, in den Sagen von Meleager und den Argonauten, wie von Theben und Troja, wo auch Preller zugibt, daß die alten Mythen auf bedeutungsvolle Thatsachen der nationalen Erinnerung bezogen sind. Im Ganzen muß aber auch hier die Bewältigung der Stoffesfülle in einer wohlgelungenen Darstellung rühmend anerkannt werden.

Gleichmäßig über Religion und Kunst der Griechen, wenigstens über einzelne der wichtigsten Theile dieser Gebiete, verbreiten sich zwei Namensvettern, Julius Braun in Heidelberg und Emil Braun in Rom, der Eine mit der Keckheit unreifer Frühjugend, der Andere mit der Begeisterung des erfahrenen Mannes. Ich rede zunächst etwas ausführlicher von den „Skizzen und Studien aus den Ländern der alten Cultur“, indem ich mit Goethe hoffe:

> Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
> Gibt's doch zuletzt noch einen Wein.

Ein wunderliches Buch das, voll jugendfrischer Auffassung der Natur und Kunst, voll geistreich kecker Behandlung der Culturgeschichte und zugleich voll kritiklosen Glaubens an falsche Autorität, voll willkürlicher Hypothesen, die als untrügliche Vordersätze für weitere Schlüsse angenommen werden, voll knabenhafter Halbwisserei, die sich der hergebrachten Gelehrsamkeit mit entledigen zu können, ohne sie je besessen zu haben. Folgen wir dem Verfasser auf seiner Wanderung, und wir werden die Belege für dies vorläufige Urtheil finden.

In den beiden ersten Abschnitten hält Julius Braun zunächst eine „Rundschau in Aegypten“. Dies ist das Beste im Buch; denn noch rückt er mit seinen Hirngespinnsten nicht so heraus, noch gibt er mit großer Anschaulichkeit Schilderungen der Ruinen, von den Pyramiden an, und deren Deutung nach den neuesten Forschungen, namentlich der von Lepsius. Zwar klingt es etwas sonderbar, wenn er, um den Eindruck einer Tempelhalle hervorzuheben, sagt:

„Dort kann man seine Orange oder was Proviant man mithat, ungegessen wieder einstecken, in jener Mittelcolonnade von zwölf Säulen, den gewaltigsten, die sind"; oder wenn er ohne allen Beweis auf einem ägyptischen Bilde „unverkennbar" den Homerischen Okeanos sieht und aus einer Dichterstelle, die mit dem Bilde in einem alten Königsgrabe einige Aehnlichkeit hat, sofort Pindar's ägyptische Weisheit folgert. Dann nimmt er die Hypothese Röth's, daß Osiris ein vergötterter König und seine Mythe ein historischer Skandal sei, und daß Thot an Osiris' Hofe gelebt, für ausgemachte Wahrheit an, was er aber S. 103 völlig vergessen hat, wo er von Göttern spricht, „welche Abstractionen aus einem entwickelten Staatsleben sind, wie Thot". Auch nimmt er jetzt mit Röth schon an, daß die Pelasger jene phönizischen Hyksos gewesen seien, die aus Aegypten vertrieben, durch Kleinasien nach Griechenland und Italien zogen und dorthin die „altmodischen" ägyptischen Ansichten und Künste sowie viel Kleinasiatisches brachten; er nimmt es aber im Fortgang nicht blos an, um ein Räthsel danach zu deuten, sondern er bedient sich dieser ziemlich bodenlosen Behauptung wie eines Prokrustesbettes, um danach viel Anderes zurechtzustrecken, bis es ungefähr hineinpaßt. Doch stehen diese Dinge hier noch ziemlich unschuldig unter recht lebendigen Reiseskizzen, die sich angenehm lesen und auf bequeme Weise eine Reihe von Resultaten der verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen in Aegypten einem größern Publicum vermitteln können.

Nun folgen ein paar Capitel über Homer, einen Mann, der accurat wie ein heutiger Dichter an seinem Schreibtisch sitzt, denkt und studirt, verzweifelt und jubelt und Alles wieder liegen läßt, bis es ihm nach langen Jahren endlich zusammengeht, Alles unter nichts weniger als patriarchalischen Verhältnissen (!!). Er läßt den Homer am Hellespont stehen, die Spur des achäischen Lagers aufsuchen und das Schlachtfeld betrachten, wobei Braun die Ansicht durchführt, daß dasselbe nicht groß gewesen und auch das alte Ilion dort gestanden, wo später das neue erbaut wurde, nicht mehre Meilen weiter, wobei wir freilich wieder allerhand Offenbarungen in Kauf bekommen, z. B.: „Die Tanne, worauf der Schlaf sitzt, um auf Zeus zu lauern, war eine pinus laryx, lichtgrünen Gefieders." Dann läßt er den Plan der „Ilias" einzig nur aus der Beschränktheit jenes Feldes erwachsen, eine Albernheit, die man nicht für möglich halten würde, wenn sie nicht S. 77, Zeile 7 und 8 gedruckt stände. Er läßt dann den Homer den epischen Standpunkt bereits überwunden haben, die alten Sagen ihm zum Ueberdruß geworden sein, er läßt ihn in den Coulissen jenes Feldes sich zurecht finden, es von Geschichten reinigen und mit Anschauungen erfüllen und nicht etwa ein Epos, sondern ein Drama über „die Leiden der Achäer vor Troja" schreiben. „Patroklus ward von Hektor erschlagen und Achill nahm Rache dafür", das ist ihm der ganze überlieferte Kern, dem Homer die Ilias „entspinnt", indem er „weiter speculirt", warum Achill nicht bei Patroklus war, und so auf das Motiv von dessen Zorne kommt. Von Sagentrümmern, die verwerthet wären, findet Braun keine Spur; Alles wird von Homer herausspeculirt. Dann heißt die „Ilias" „keine Geschichte, sondern ein Gemälde", und damit soll die Frage erledigt sein, ob sie ursprünglich geschrieben worden; man könne ja auch aus der „Ilias" nur erzählen, wenn man auswendig lernt, und auswendig lernen könne man nur, wenn eine kalligraphische Behandlung vorliegt. Hat denn Braun nicht von seiner Mutter oder Amme einen Spruch oder ein Lied gelernt, ohne daß dessen kalligraphische Behandlung vorlag? Wenn zu Psammetich's Zeit ionische Kriegsknechte ihre Namen einritzen, folgt daraus, daß man auch schon Bücher von dem Umfang der Homerischen Gesänge geschrieben habe? Ferner weiß Braun, Gott weiß woher, daß der Plan zur „Odyssee" schon gefaßt war, ehe die „Ilias" sich abschloß. „Hier oben auf diesem Aito (einer Anhöhe in Ithaka) stand Homer und nahm diese Insel Ithaka zum Leib seines Gedichts, den festen steinigen Boden, an den er nach rechts und links zwei farbenreiche Flügel anhängt, des Odysseus Fahrt und des Telemachos Fahrt. Nämlich der Leib des Ganzen ist abermals ein straffgespanntes Drama. Es heißt Schuld und Buße der Freier in Odysseus Haus. In der «Ilias» kommt Versöhnung und Rettung vor dem Untergang, sie ist ein Schauspiel, in der «Odyssee» ist keine Rettung, sie ist ein Trauerspiel." Diese wahrhaft entsetzlichen Faseleien richten sich selbst, und wir theilen sie mit, weil des Verfassers Geschreibe auch in diesen Dingen hin und wieder als beherzigenswerthe Weisheit angepriesen wird. In der „Odyssee" soll keine Rettung sein; und dennoch siegt Odysseus, wird aus allen Gefahren befreit und findet seine Penelope wieder, nimmt seine Herrschaft wieder in Besitz. Ithaka ist der Leib des Gedichts, der Leib des Gedichts ist ein Drama, also ist die Insel Ithaka ein Drama. Ja noch mehr: „Die «Odyssee» ist ein Schmetterling, und wer hier oben sitzt, dem kann es vorkommen, als ob er selbst darauf ritte" — und dabei die Riesenzwiebel des Colosseums verspeiste, von der Braun S. 369 redet. Homer's Naturbilder sollen nur auf den Hintergrund des smyrnäischen Golfs passen, behauptet Braun, um zu beweisen, daß der Dichter aus Smyrna gewesen, und setzt, wie wenn er sich selbst widerlegen wollte, hinzu: „z. B. ein weites Saatfeld, das vom Westwind gebeugt wird", — als ob das nicht Jedermann auch in Deutschland sehen könnte!

Ich darf wol auf meine ausführlichen Erörterungen über Volks- und Kunstdichtung und über das Epos in der Schrift über „Das Wesen und die Formen der Poesie" verweisen, die in stetem Bezuge auf Homer geschrieben sind, um hier einer Wiederholung zur Berichtigung der Braun'schen Phantasmen überhoben zu sein. Darum nur ein Wort mit unserm weisen Thebaner, — in der That holt ja Braun seine Weisheit hauptsächlich aus dem ägyptischen Theben — über die Religion in den Homerischen Gesängen. Homer soll nicht blos die griechische Sagenwelt beziehungsweise zerstört, er soll auch die letzten Reste ägyptischer Ideen, wie sie noch spuken

mochten in den bunten Klötzen seiner Götteranschauung, dem reinhellenischen Schönheitstrieb geopfert haben; so löst sich das Räthsel, daß sein Olymp so wenig nach Aegypten passen will, er hat die altväterliche Religion seinem Principe unterworfen und ihr eine neue Form gegeben; kein Wunder also, daß wir Andern nichts davon merkten, was uns jetzt nach Röth erzählt wird, daß die Familie des Zeus aus der Familie des Osiris, eines ägyptischen Königs, geworden. Inhalt sollen wir in der Homerischen Götterlehre nicht suchen dürfen; „was bleibt von einem Apollo, von einer Artemis ohne ihre Gestalt?". — „Homer spielt mit seinem Götterstoff in ziemlich freier Laune, er bildet sie und bildet sie um, wie er es eben braucht; er braucht sie, um seiner Dichtung ein Dach, eine theatralische Perspective zu geben"; — daß er selbst an seine Götter geglaubt, soll nicht wohl möglich sein. Von der innigen Gottesfurcht, die bei aller Heiterkeit in der „Ilias" wie in der „Odyssee" waltet und auf das religiöse Gemüth des Dichters hinweist, scheint Braun eben nichts gemerkt zu haben; er scheint nichts gemerkt zu haben von einem jener Grundgedanken der „Ilias", daß einem gottgeliebten, gottverherrlichten Manne auch Ehre bei den Menschen gebühre; er scheint zu übersehen, daß die Homerischen Helden bei allen Unternehmungen beten, und die schöne Stelle am Anfang des dritten Gesangs der „Odyssee" blieb ihm fremd:

Bete du nun, o Fremdling, zu Poseidaon, dem Herrscher;
Denn sein Festmahl ist es, woran ihr eben uns findet.
Aber nachdem du gesprengt und gefleht hast, wie sich gebühret,
Gib auch diesem den Becher des süßandustenden Weines
Hin zur Spende sodann: auch er wird, hoff' ich, die Götter
Anfleh'n; denn es bedürfen die Sterblichen alle der Götter.

Freilich dem Verfasser ist Homer ein Mann, der „accurat wie heute denkt und studirt" — warum sollte er da die ägyptische Mythologie nicht so zum Schmuck seiner Poesie hereingezogen und gemodelt haben, wie das etwa ein jetziger Dichter mit der griechischen, mit Apoll, Amor und den Musen thut? Daß dann die Griechen dumm genug waren, an solche Einbildungen des Poeten zu glauben, was kann da der Verfasser dazu?

Doch Ein Rest der altägyptischen Lehre soll sich bei Homer finden, seine Ansicht von der Unterwelt. Und der Beweis? Man höre und staune!

Zwar haben wir von den ältern ägyptischen Vorstellungen wenig Spuren, aber die hebräische, die doch gleichfalls daher stammt, stimmt auffallend mit Homer. Wenn im Scheol bei Jesaias die Schatten dem König von Babel entgegenzittern: Ah, bist du nun auch wie wir? Moder dein Lager und Gewürm deine Decke? so ist das die Schattenwelt Homer's:

Fürchterlich dumpf, voll Wustes, wovor selbst grauet den Göttern.

Woher weiß denn dieser heidelberger Doctor Braun, daß die Ansichten des Jesaias aus Aegypten stammen? daß sie identisch sind mit den ägyptischen, von denen er selbst wenig Spuren hat? Und was beweist der ganz allgemein gehaltene Vers?

Noch schlimmer wie dem Homer geht es dem Hesiod. „Rebelhaft, unbeholfen, dürr, in allen Banden örtlichen Aberglaubens befangen", das sind einige der Prädicate, die er bekommt; der ganze Hesiod ist nur eine Corruption des ägyptischen Systems der Mythologie. Ei nun, wenn man Das, was Röth als ägyptisches Religionssystem zurecht gemacht hat, was ihm aber bisjetzt noch kein besonnener Kenner als wahr und ursprünglich zugegeben hat, wenn man den alten Aegyptern erst die spätern alexandrinischen Deutungen in Weiterdeutungen unterschiebt und dies Gebräu nun für die Quelle Hesiod's hält, dann mag seine „Theogonie" allerdings bald trümmerhaft, bald verdorben erscheinen. Zum Glück hat aber der hellenische Sänger seine glänzende Rechtfertigung ohne Rücksicht auf diese thörichte Anklage durch Emil Braun in Rom gefunden, der, als gründlicher Kenner der antiken Kunst berühmt, in seiner jüngst erschienenen griechischen Mythologie gerade die Hesiodische Theogonie zugrunde gelegt und in der zusammenhängenden Entwickelung ihrer Ideen sie als eins der tiefsinnigsten Meisterwerke des menschlichen Geistes dargestellt hat. Der griechische Titanenkrieg soll aus einer großen kosmischen Katastrophe der Aegypter hervorgegangen sein. Dann wol auch die Kämpfe des Ormuzd, des Indra und des Thor in der persischen, indischen und nordischen Mythologie, denn die hängen, wie ich bereits bemerkte, mit denen des Zeus aufs engste zusammen, entspringen aus einer gemeinsamen Anschauung des arischen Stamms, dem Gott sich im Lichte des Himmels und dessen Kampf mit der Finsterniß und den dunkeln Sturmwolken offenbart, was dann später nach Maßgabe der verschiedenen Volksindividualitäten und ihrer Fortbildung seine besondere Ausdrucksweise erhält. Julius Braun erkennt an, daß Zeus ursprünglich ein Himmelsgott der Hellenen war als Wolkensammler und Blitzeschleuderer, vom geistigen Gehalte desselben hat er keine Idee, noch weniger davon, wie er bei Hesiod zum Träger und Gründer einer sittlichen Weltordnung und alles Schönen und Hohen im Leben wird, was eben Emil Braun trefflich entwickelt, sondern Julius Braun sagt, daß die griechische Mythologie ihren ganzen Inhalt aus der Geschichte des Osiris empfangen habe. So wird ihm denn Apollo zum Mitglied einer ägyptischen Regentenfamilie; ein ander mal nennt er ihn Lord Apollo, was wol ein Witz sein soll. Den Rattenkönig von Unsinn in Bezug auf Pallas Athene will ich übergehen.

Die „Rundschau in Asien" betrachtet Jerusalem, Ninive und Persepolis. Daß Assyrien und Persien in Wechselwirkung standen und die Reste ihrer Kunst nahe verwandt sind, ist wahr, aber allgemein bekannt; daß wir aber ohne weiteres die Säulen von Persepolis auch nach Ninive setzen und die Façade des Salomonischen Tempels in den Reliefs der persischen Königsgräber sehen dürfen, ist doch zunächst nur Muthmaßung, die ein Anderer auch wol als solche, nicht aber als Gewißheit und Resultat der Forschung hingestellt hätte. Auch hier, wie in Athen, wohin der Verfasser sich nun wendet, begegnen uns viele lebendige Schilderungen, oft mit Auswüchsen, die besser wegfielen, im Ganzen aber das Anziehende des Buchs. Die Beschreibung der Akro-

polis von Athen ist z. B. vortrefflich. Ebenso finden wir schöne Bilder aus Sicilien; nur daß der Schatten des Aetna, den man bei Sonnenaufgang vom Gipfel aus in der Luft sieht, so gebirgsähnlich massiv wäre, daß wir uns „gewaltsam überzeugen müssen, es sei kein Gebirge“, das muß ich nach eigener Anschauung für eine Münchhausiade erklären. Wenn nun Braun die dorische Architektur für eine ägyptische erklärt, die dort vor der Hyksoszeit geübt worden, später aber aus der Mode gekommen sei, so zeigen allerdings die Gräber von Beni-Hassan, worauf längst Lepsius, Bunsen u. A. hingewiesen, sowol in Säule als Gebälk manches Aehnliche, aber sofort nun den ganzen dorischen Tempel dort zu finden, ist gerade so, wie wenn man die „Ilias“ für eine indische Dichtung erklären wollte, weil die Wurzeln der Wörter so oft dieselben sind wie im „Mahabharata“ und die Karnaksage in so bedeutsamen Zügen an Achilles erinnert. Die nicht unähnliche Form einzelner Bestandstücke und das organische Ganze in seiner geschlossenen idealen Schönheit, das ist noch gar sehr Zweierlei. Braun hätte ein Werk wie das von Böttlicher über die „Tektonik der Hellenen“ ordentlich studiren sollen, statt mit hochfahrendem Spott darüber sich auszulassen, er würde dann verstanden haben, was ein Capitäl ist, es nicht für eine bloße äußere Decoration genommen und vielleicht eingesehen haben, daß, wenn die Dorier, die Jonier auch nur die Blätter und Voluten abwärts gewandt, die sie aufwärts gestellt vorfanden, dies doch eine große künstlerische That war, wodurch der Sinn der Säule plastisch ausgesprochen und ihre Verbindung mit dem auf ihr lastenden Gebälk sichtbar gemacht wurde. Die Bauten in Persepolis aber sind von Darius und Xerxes; damals war die ionische Architektur bereits vorhanden, und die Schneckenwindungen an den persischen Säulen werden deshalb wol vor der Hand als eine äußerlich decorative Entlehnung eines in seinem ursprünglichen Zusammenhang sinnvollen Gliedes der ionischen Bauten anzusehen sein. Indeß das gebe ich dem Verfasser gern zu: „Ganz ebenso wie die dorische Säule aus dem ägyptischen Pfeiler, ist unsere gothische Säule aus dem arabischen vierckigen Pfeiler geworden.“ Ja, ganz ebenso; denn das kann auch ebenso wenig sein! Uebrigens braucht Braun kaum zu bemerken, daß die glänzende Technik der Phidias und Polyklet rein asiatischer und assyrischer Herkunft sei (Braun ist wol Obst und Birnen, oder lag Assyrien in Afrika?), und wenn er dabei Recht hat, daß zu einer Zeit, wo Griechenland noch auf einer tiefen Stufe künstlerischer Entwickelung stand, die lycischen Sculpturen schon „allen Adel, allen Geistes- und Schönheitshauch des Höhestandes griechischer Kunst“ trugen, dann mag er immerhin sagen dürfen: „Wir können wahrhaftig der griechischen Erfindung nicht wenig genug zuschreiben“; oder: „als ob diese Spartaner je einen Moment in Betracht kommen dürften, wo es sich um Culturinteressen handelt!“ Daß diese Spartaner den Musen und dem Eros opferten, ehe sie in die Schlacht zogen, daß ihre Spruchweisheit auch die Bewunderung eines Plato erregte, sind nur ein paar Kleinigkeiten, die aber schon, ganz abgesehen vom Geiste der spartanischen Verfassung und Lebensordnung oder ihres Apollocultus, diese einfältige Tirade widerlegen könnten.

Was der Verfasser zum Schluß über Rom sagt, findet man viel besser in jedem Reisehandbuch; Bemerkenswerthes kommt wenig vor, es müßte denn seine Bemerkung über den Laokoon sein: „Welche Theilnahme sollen wir haben für eine Scene, die ein so äußerst seltener Fall in der Naturgeschichte ist?“

Noch zum Schluß zwei Proben Braun'scher Combinationsweise. Hohe Erdhügel als alte Gräber finden sich überall, ohne daß deshalb sie ein Volk von dem andern abgesehen oder gar ein und dasselbe Wandervolk sie in den verschiedenen Ländern aufgeworfen hätte. Braun sieht in Kleinasien ein großes Grab, in das er nicht eindringen kann, er sieht alsdann bei Vulci die sogenannte Cucumella, einen einsamen Erdhügel, dessen Form ihn an jenes erinnern mochte, und setzt ohne Bedenken hinzu: „Er ist eröffnet worden und zeigt denselben innern Bau, den das Grab des Alyattes, wenn wir ihm beikönnten, ergeben würde.“ Dies anders als in Form einer Muthmaßung zu sagen ist abgeschmackt, da er ja nicht ins Innere des ersten Grabes eingedrungen ist; und auf solchen Hypothesen ruht dann die Behauptung, daß die Hyksos jenes Grab in Kleinasien und dieses in Etrurien gebaut hätten. Ein anderes Beispiel. Wir wissen wenig von den griechischen Mysterien, wenigstens von dem besondern Inhalte derselben. Nun führt Braun aus Herodot an, wie derselbe erklärt, über Dasjenige schweigen zu müssen, was die Aegypter nächtlich auf dem See hinter dem Tempel der Neith aufführten, setzt aber, Gott weiß aus welcher Quelle, ganz versichernd hinzu: „Es waren die Schicksale des Osiris“, und fährt fort: „Osiris ist Dionysos, im Tempel des Dionysos zu Athen gab man ganz Dasselbe.“ (!!)

Möge Julius Braun bei seiner raschen Auffassungsgabe Besonnenheit sich aneignen, möge er nicht mehr glauben, etwas erwiesen zu haben, wenn er die Hypothesen eines Andern als Behauptung aufstellt! Seine Verirrungen mußten um seinetwillen hervorgehoben werden und weil sie auf einem Gebiete der Forschung liegen, das jetzt angebaut zu werden verdient und beginnt und wo er noch einmal ein tüchtiger Mitarbeiter werden kann.

Mit reinem Genuß betrachten wir dagegen die „Vorschule zur Kunstmythologie“ von Emil Braun. Er gibt im schönen Quartformat 100 Umrisse theils von ganzen Statuen, theils von Büsten der olympischen Götter, die uns erkennen lassen, wie der Genius der größten Künstler die Idee des Gottes oder der Göttin mit poetischem Geist erfaßte und so verkörperte, daß das ganze Wesen derselben einen klarharmonischen Ausdruck darin fand, und wie nachfolgende wetteifernde Bildner nicht rasteten, bis sie mit Beibehaltung der Grundzüge des einmal gewonnenen Ideals dasselbe durch immer neue Darstellungsversuche nach all seinen Seiten hin stufenweise entfaltet

hatten, indem sie z. B. bei dem Apollo bald die Situation des weissagenden, bald des sangbegeisterten, bald des mit dem Geschosse siegreichen Götterjünglings zum Motive nahmen. Die Originale sind alle wohl gewählt, die Zeichnungen charakteristisch und stilvoll zugleich, auch mit dem Augenpunkte des Zeichners wird man sich meist einverstanden erklären; nur die Bronzestatue des herculanischen Mercurs in Neapel erscheint durch die Verkürzung zu gedrungen, und würde hier die Profilansicht viel geeigneter gewesen sein.

In der Einleitung stellt Braun den Gegensatz des christlichen und griechischen Gottesbegriffs auf, der vielmehr der des jüdischen und heidnischen sein möchte. Er setzt mit Recht den Irrthum der Heiden darein, daß sie sich zunächst der Schöpfung und nicht dem Schöpfer Himmels und der Erde zuwenden, denn dadurch nehmen sie die geheimnißvolle Lebensregung der Natur für den Geist, der diese ins Dasein gerufen, und den Bildungstrieb, welchen er aller Creatur eingepflanzt, für die Kraft, welche diese ganze Erscheinungswelt gegründet hat. Wenn Braun selbst aber die Welt einer Uhr vergleicht, die Gott einmal gemacht habe und nun laufen lasse, so ist dies ein zu mechanisches und äußerliches Verhältniß; Gott der Allgegenwärtige muß auch als der Welt einwohnend und sie durchdringend gedacht werden; „in ihm leben, weben und sind wir", sagt Paulus; „in seinem Wort sind alle Dinge gegründet und es ist ihr Licht und Leben", sagt Johannes; der christliche Gott ist sowol immanent als transscendent, das Christenthum hat den Wahrheitskern der griechischen Götterlehre bewahrt, aber entfaltet, ergänzt und in höherm Lichte wiedergeboren. Dann leitet Braun seine Erörterungen über die einzelnen Götterbilder sehr richtig dadurch ein, daß er sagt: „Jedes echte Kunstwerk ist keineswegs blos der Sinnenlust zuliebe erschaffen, sondern hat zunächst die Bestimmung, der Träger einer Idee zu sein, die sich in der Natur selbständig nicht zu offenbaren vermag. Die Betrachtung der hellenischen Götterwelt erheischt sittlichen Ernst und ruhige Hingebung, da sich sonst das herrliche Gemälde der Dichter in possenhafte Bilder zersetzt, von denen die moderne Phantasie nur allzu sehr beherrscht und gefoppt zu werden pflegt." So vertieft er sich denn nicht blos bei Zeus in die Nachklänge von Phidias' Meisterwerk, in dem sich Macht und Milde, ehrfurchtgebietende Strenge und heitere Gnade so innig und selig durchdringen, er macht uns auch aufmerksam, wie das Polykletische Bild von des Zeus ebenbürtiger Gemahlin uns das tiefere Verständniß für das Wesen der Here erst erschließt, indem er angesichts der Juno Ludovisi jene Verschmelzung von Anmuth und Würde, von frischer Jugendblüte und Vollreife schildert, die der Göttin eignet, welcher Gesetz und Pflicht selbst zur Natur geworden sind, welche deshalb aber auch über Gesetz und Pflicht unerbittlich wacht. Homer schildert sie in momentanen stürmischen Erregungen, erst die Plastiker zeigen sie uns in der Totalität ihres ewigen Wesens. Braun hätte hierauf näher eingehen können. Die Sagen vom Zank des Zeus und der Here im Epos mögen wol ein dichterisch ausgeführtes Naturbild sein; bei der Nähe des Meeres, der Höhe der Berge, der Enge der Thäler entwickeln sich Wolkenbildung, Sturm und Regen so plötzlich und gewaltig in Griechenland, daß diese Erscheinungen der Atmosphäre gar leicht und ausdrucksvoll als ein Hader und Streit der herrschenden Mächte aufgefaßt und geschildert werden konnten. Wenn dann aber Here gegen Troja zornvoll wirkt, so hat dies den sittlichen Hintergrund, daß sie als Ehegöttin dem Volke abhold sein muß, das die Sache des Ehebrechers Paris vertheidigt, die Männer beschützen muß, welche die Ehre des gekränkten Gatten Menelaos rächen wollen. So mahnt sie auch den Zeus, der seinem gütigen Herzen folgend den Sarpedon in der „Ilias" retten möchte, an die Heiligkeit des Weltgesetzes, das zur Bewähr der sittlichen Ordnung vor Allen die obern Götter aufrecht halten müssen. Besonders schön und eindringlich hebt Braun die idealen Bezüge in der Aphrodite hervor, in der die Griechen nicht den sinnlichen Reiz, sondern das Wesen der Liebe und der in der Hingebung siegreichen Schönheit im Auge hatten. Wenn wir an seinen Erklärungen überhaupt etwas vermissen, so wäre es hier und da ein Wink über die Mittel, über die Behandlung der einzelnen Züge, durch welche nun der bildende Künstler den Eindruck auf unser Gemüth hervorruft, den Braun stets trefflich schildert. Indem wir sein Werk allseitiger Theilnahme der Freunde von Kunst und Alterthum empfehlen, billigen wir zugleich die Worte, mit denen er seine oft dichterisch blühende und schwungvolle Sprache rechtfertigt, die der hohlen Arroganz prosaischer Kritiker vielleicht für unwissenschaftlich gilt, aber hier am Orte ist und die jeder Kenner leicht von anschauungsleerem Phrasengeklingel unterscheiden wird. Braun sagt:

Da es nicht an Solchen fehlen wird, welche uns die bei der Ausdeutung alter Kunstwerke befolgte Vortragsweise als überschwänglich und hochtrabend zum Vorwurf machen werden, so erlauben wir uns schließlich die Bemerkung, daß es für das richtige und eindringliche Verständniß von Kunstwerken, die ja ihrer Natur nach einer rein poetischen Gedankensphäre angehören, weit weniger nachtheilig ist, wenn man die Stimmung etwas zu hoch nimmt, als wenn man sie in eine prosaisch-nüchterne Betrachtungsweise hinabzieht, da die Abkühlung der Einbildungskraft ohnehin bald genug erfolgt, die Rückkehr zu poetischen Gefühlen und Empfindungen aber nach solchen frostigen Auslegungsversuchen selbst Denen unmöglich zu werden pflegt, die sich in jenen höhern Regionen heimisch fühlen.

Moritz Carriere.

Die französische Kritik über die Ausstellung deutscher Kunstwerke in Paris.

Die deutsche Kunst ist bekanntlich auf der großen pariser Ausstellung repräsentirt und zwar in sehr beachtenswerther, wenn auch keineswegs vollständiger, alle Richtungen der deutschen Kunst umfassenden Weise. Viele der ersten Maler Deutschlands: Overbeck, Lessing u. s. w., haben nichts eingesendet, Cornelius und Kaulbach nur Cartons, die bei der Masse keinen Anklang finden konnten; denn der Franzose liebt mehr als ein anderes Volk die glänzende Farbe, die effectvolle Virtuosität, die leichtverständliche, schlagfertig aus dem Rahmen heraus-

tretende Situation; der Franzose will, daß ihm der Künstler das Verständniß seines Werks leicht mache; er hat weder Zeit noch Lust, sich in einen ihm fremdartig entgegentretenden Gedankenkreis einzuleben und einzustudiren. Daher haben die Cartons von Cornelius und Kaulbach bei den Nichtkennern wenig Beachtung gefunden, in den Salons waren sie sogar nicht selten Gegenstand des Gespötts, und auch in den Feuilletons waren darüber, wie überhaupt über die deutsche Kunst, manche wunderliche Betrachtungen zu lesen. Eingehender haben sich mit den ausgestellten Proben deutscher Kunst die Revuen, die „Revue des deux mondes", die „Revue contemporaine", die „Revue de Paris" u. s. w. beschäftigt. Zwar las man auch in ihnen viel Widersprechendes, manches Unhaltbare und Schiefe; aber auch die deutschen Kunsttheoretiker befinden sich nicht selten auf Irr- und Abwegen, auf die ihnen die französischen Kritiker folgten. Wenn man aus der deutschen Kunstkritik selbst häufig nicht klug werden kann, wie wollte man da verlangen, daß uns die französische Kritik die richtige Aufklärung verschaffen sollte? Jedenfalls haben einige der Berichterstatter in den obengenannten Revuen das ernste Bestreben gezeigt, der deutschen Kunst und dem deutschen Geiste gerecht zu werden, und wir zweifeln, ob es zur Zeit viele deutsche Kritiker gibt, welche im Stande wären, über die französische Kunst in gleich eingehender, geistreicher und verständiger Weise zu urtheilen, wie dies Gustave Planche in der „Revue des deux mondes" und Maxime du Camp in der „Revue de Paris" gethan haben.

Gustave Planche sagt in seinem in der „Revue des deux mondes" mitgetheilten und „L'école allemande" überschriebenen Bericht der Hauptsache nach Folgendes: Wie jedes Volk seine Aufgabe habe, so habe das deutsche Volk die, den Proceß des Denkens durchzumachen und bis zu seinen äußersten Consequenzen zu verfolgen, in der Kunst aber dem Idealen und Ideal-Schönen nachzustreben, wenn auch dasselbe vielleicht nicht oder höchstens nur annähernd zu erreichen. Doch sei auch dies Streben allein schon viel werth und stelle das Gleichgewicht wieder her, das von anderer Seite dadurch gestört werde, daß man die Virtuosität und das bloße Metier zur Hauptsache mache. Jenes Streben zeige sich auch in den Cornelius'schen Cartons. Solche apokalyptische Gegenstände ließen sich freilich nicht malen. Starke Einbildungskraft, Einfachheit, wie sie nur Meistern eigen sei, Größe und Energie zeichneten Cornelius aus; aber die Form und die formelle Ausbildung träten bei ihm zurück. Uebrigens geht Gustave Planche auf die Cornelius'schen Cartons ausführlich ein, während er Kaulbach mit etwas auffallender Kürze behandelt; doch spricht er ihm eine große Fülle der Phantasie zu; er sei nicht so erhaben wie Cornelius, aber in seiner Manier freier und unabhängiger. Planche bedauert, daß Overbeck nichts eingeschickt habe, denn in ihm drücke sich der katholische Geist Deutschlands wie in Cornelius der protestantische aus, und er fügt dann hinzu, daß die katholischen Maler, welchem Lande sie auch angehörten, sobald es auf die Behandlung eines religiösen Gegenstandes ankomme, energischer auf die Einbildungskraft zu wirken wüßten als die protestantischen. Sollte sich Gustave Planche hier nicht dadurch haben irreführen lassen, daß Cornelius gegenwärtig zufällig gerade Aufträge eines protestantischen Königs ausführt, da es bisher noch nicht hat gelingen wollen, Historienmaler im Auftrage der deutschen Nation — was einem Manne wie Cornelius unzweifelhaft das Liebste sein würde — zu beschäftigen? Nun ist zwar Cornelius, obschon Katholik von Geburt, keineswegs ein Maler im streng katholischen Sinne; aber ein protestantischer Maler so im Gegensatze zu dem Katholicismus, wie dies Gustave Planche zu meinen scheint, ist Cornelius auch nicht.

Den Vorurtheilen seiner Nation gegenüber fällt es Gustav Planche schwer, die deutsche Kunst unbedingt anzuerkennen, aber offenbar steht er mehr auf Seiten der deutschen als der französischen Kunst, indem er jene wenigstens ihrem Princip nach als die richtige anerkennt. Er meint zwar, daß jenseit des Rhein sowol als der Manche die Dichter größer seien als die Maler und Bildhauer, aber er fährt fort: „Ohne zu fürchten, der Lüge geziehen zu werden, dürfen wir behaupten, daß Deutschland Italien besser kennt als dieses sich selbst; mit Griechenland ist Dasselbe der Fall. Geräth Deutschland auf einen Irrweg, so geschieht dies nie aus Leichtsinn oder Unwissenheit. Jeder Schritt, den es thut, ist vorausbedacht, und schwer wiegen alle Werke Deutschlands in der Discussion." Er sagt ferner: „Eine Nation, welche vor Europa Maler wie Cornelius, Overbeck und Kaulbach und Bildhauer wie Rauch, Dannecker und Schwanthaler ins Feld stellen kann, nimmt einen hervorragenden Platz in der Geschichte der zeitgenössischen Kunst ein. Einzig Das, was wir auf der diesjährigen Kunstausstellung sahen, gestattet uns zu sagen, daß der deutsche Genius nicht im Verfall begriffen ist. Er zeigt sich von einem glühenden Wunsch beseelt, die höchsten Werke der Griechen und Italiener zu erreichen. Nicht immer erwählt er den sichersten Weg, ein so ruhmvolles Ziel zu erringen, aber ein solches Streben ist an sich schon höchst ehrenvoll. Das stete Ringen nach dem Ideal ist es, was mir bei der deutschen Schule so sehr gefällt und mich entzückt.... Deutschland hat eingesehen, daß die buchstäbliche Reproduction der Natur nicht hinreicht, um dauernd zu befriedigen. Daher nimmt Deutschland auch eine ganz eigenthümliche Stelle unter den europäischen Nationen ein.... Bei uns gibt es nur allzu viel Leute, welche geneigt sind, in dem vom Meißel belebten Marmor oder in der vom Pinsel belebten Leinwand nur einen feinschmeckenden Leckerbissen zu erblicken, der den Zweck hat, unsere blasirten Gelüste zu kitzeln. Anders faßt Deutschland das Ziel der Maler- und Bildhauerkunst auf, und in seinem unablässigen Protest spricht sich eine Erhabenheit des Gedankens aus, die mit jedem Tage seltener wird."

A. de Calonne wirft in der „Revue contemporaine"*) nur einen vorüberfliegenden Blick auf die deutsche Kunst, der fast ein wenig nach Mitleid aussieht. Um die deutsche Kunst gerecht zu würdigen, meint er, müsse man nach Deutschland selbst gehen. Cornelius und Kaulbach hätten die Wände, welche sie mit ihren Fresken geschmückt, nicht schicken können, sie hätten also ihre Cartons schicken müssen. Im Allgemeinen wirft er der deutschen Kunst vor, zu symbolisch zu sein, was dem Geschmack der Franzosen nicht zusage; doch rühmt er an Kaulbach im Vergleich zu Cornelius die sicherere Hand und die größere Geschicklichkeit in der Anordnung der Gruppen; er sei der Rafael dieses Giotto, sagt er. Richtiger in chronologischer Hinsicht würde es immer noch sein, wenn er gesagt hätte, Kaulbach sei der Rafael dieses Perugino, obschon auch dieser Vergleich hinken würde. Von den historischen Gemälden Rosenfelder's, Begas', Eybel's, Schrader's, Kupelwieser's u. s. w. sagt er, daß sie viel mehr Verwandtschaft mit der französischen als mit der deutschen Kunst hätten; sie sähen aus, als ob sie unter der Aufsicht einiger Mitglieder der pariser Kunstakademie und den Einflüssen Delaroche's gemalt wären. Unter den deutschen Genrebildern rühmt er vorzüglich die von Knaus, Meyerheim und Waldmüller, weniger die von Karl Hübner, obschon dessen „Auswanderer" und „Jagdrecht" schätzenswerthe Stücke seien. An den deutschen Porträts lobt er die gewissenhafte Treue und Modellirung, vermißt aber daran Feinheit der Ausführung und findet die Färbung kalt. Unter den Landschaften zeichnet er die von Achenbach aus, lobt auch einige von Gauermann, obschon er ihren zu röthlichen Ton nicht mit der Natur in Uebereinstimmung findet. Immer noch sei es Düsseldorf, wohin man ge-

*) Diese Revue, in die zeitweise auch Guizot interessante Selbstbekenntnisse ablagerte, ist gegenwärtig halb und halb Regierungsorgan geworden und hat jetzt auch einen politischen Theil, der im Sinne der Regierung von Latour Dumoulin, einem jungen Mitgliede des Corps législatif, und von dem bekannten Literaten de la Gueronnière geleitet wird. Der erste historisch-politische Artikel ist von dem Senatspräsidenten Troplong und behandelt — bezeichnend genug — den Umsturz der römischen Republik.

hen müsse, um die wahre deutsche Landschaftsmalerei kennen zu lernen.

Am tiefsten in den Charakter und die Entwickelung der deutschen Kunst geht Maxime du Camp, der sich durch seine „Chants modernes“ und seine in der Vorrede dazu ausgesprochenen kritischen Grundsätze rasch einen Namen gemacht hat, in der „Revue de Paris“ ein, und wenn wir schon nicht zu allen seinen Behauptungen und Schlußfolgerungen Ja sagen können, so hat uns doch die vertraute Kenntniß des Verfassers mit der Entwickelung der deutschen Literatur und Kunst und mit den leitenden Principien der modernen deutschen Kritik wahrhaft überrascht. Was uns an seinem Bericht etwa schief erscheint, ist wenigstens nicht schiefer als die Ansichten einer gewissen kritischen Schule in Deutschland selbst, die viel dazu beigetragen hat, auch die Meinungen des Auslands über deutsche Kunst und Poesie zu verwirren. Namentlich scheint uns Maxime du Camp über das Wesen der Romantik sich nicht ganz klar geworden und nicht auf ihre natürlichen Quellen zurückgegangen zu sein. Auch das Urtheil über Goethe, diese „nature égoistement et profondément artiste“, diesen „observateur sans coeur“, der sich zuletzt den „traurigen Ruhm“ erworben habe, für die literarische Reaction das Signal zu geben, scheint uns nur ein Echo deutscher Journalkritik zu sein. Aber Maxime du Camp schlägt einen fruchtbaren Weg kritischer Betrachtung ein, indem er die Entwickelung der deutschen Kunst im Zusammenhange mit der Entwickelung der deutschen Literatur, Philosophie und Kritik erörtert, von Lessing an bis auf Hegel, Heine, der die Romantik bis zum Standpunkt des „nihilisme absolu“ heruntergebracht habe, selbst bis auf Freiligrath, dessen spätere socialistische Anschauungen er mit den socialistischen Tendenzen in den Bildern Karl Hübner's in Zusammenhang bringt. In der Darstellung der deutschen Malerei hält sich Maxime du Camp nicht, wie dies die Franzosen gewöhnlich thun, ausschließlich an die berühmten Namen, er erwähnt auch die Verdienste weniger bekannter Künstler, welche den Spätern den Weg bahnten, z. B. die Verdienste Carstens', Koch's, Schick's, Wächter's. In Cornelius will er, ganz im Gegensatze zu der Ansicht Gustave Planche's, einen ultrakatholischen Maler erkennen, was ebenso falsch ist, als wenn Planche in ihm den Ausdruck protestantischer Tendenzen finden will; dagegen gilt ihm Kaulbach als der „peintre historiosophe“, der auf der Höhe der Zeit stehe und dem die große Aufgabe gelungen sei, die Form mit dem ideellen Zeitgehalt aufs innigste zu durchdringen. Die große Macht des Talents, die sich in Cornelius „Vier apokalyptischen Reitern“ ausdrückt, erkennt du Camp zwar an, aber er findet darin ultrakatholische, also retrograde Tendenzen. Damit ist Cornelius — der, eine reine, große Künstlernatur, in seinem von allen Nebenzwecken freien Kunststreben an die Koryphäen unserer classischen Literaturperiode erinnert und ein ganzer, starker, echt deutscher Mann ist — gewiß nicht abgethan; es geschieht damit diesem eigentlichen Begründer der neuern deutschen Malerei offenbares Unrecht, und man braucht nur an seine Illustrationen des „Faust“ und der „Nibelungen“ und an seine Reproduction der Homerischen Epopöe und der Homerischen Kosmogonie und Mythologie in der münchener Glyptothek zu erinnern, um den Beweis zu führen, daß Cornelius nicht blos biblische oder, wie man zu sagen beliebt, katholische Gegenstände zu malen weiß. Von Kaulbach zeigt sich du Camp so begeistert, daß er räth, einen frühern Vorschlag zur Verleihung einer ganz besondern Medaille an den als ersten Meister der Zeit anerkannten Künstler wieder aufzunehmen und sie Kaulbach zutheil werden zu lassen. Dies sei seine Meinung, die er offen ausspreche, unbekümmert um das Geschrei: „Je suis Français, mon pays avant tout!“

Unter den übrigen deutschen Bildern verbreitet sich Maxime du Camp am ausführlichsten über Knaus' in Frankreich sehr geschätzte Genregemälde und über Karl Hübner's Bilder socialistischen Charakters, denen er, sowol was die Idee als die Ausführung betrifft, ausgezeichnetes Lob spendet. Er nimmt die Februarrevolution in Schutz, sei es auch nur darum, daß in ihrem Gefolge der barbarische Gebrauch des Jagdrechts in Deutschland abgeschafft worden sei, wozu, seiner Meinung nach, Hübner's unter diesem Namen bekanntes Gemälde den Hauptanstoß gegeben habe. Man sieht, du Camp ist ein Mann von Muth und Unabhängigkeitsgefühl, und was sein descriptives Talent betrifft, so zeigt sich dies in der Beschreibung der von ihm besprochenen Bilder aufs glänzendste. Wir Deutschen können mit dem instructiven Bericht du Camp's nur höchlichst zufrieden sein, und mit Freuden begrüßen wir seine Worte: „Die deutsche Ausstellung wird, wie ich hoffe, einen tiefen Eindruck in Frankreich zurücklassen. Wenn Frankreich sich durch einige Künstler, deren Namensverzeichniß nicht gerade lang sein würde, noch eine gewisse Superiorität in der Technik gesichert sieht, so muß man doch freimüthig gestehen, daß es in Betreff der Auffassung und der Verständigkeit der Sujets Deutschland nicht die Wage hält.“ Von der italienischen Kunst sagt dagegen du Camp: sie sei „à peu près nulle“, und von der modernen Sculptur denkt er im Allgemeinen sehr geringschätzig. „Von der ausländischen Sculptur“, sagt er am Schluß, „wollen wir nicht sprechen. Mehr noch als die französische Bildhauerkunst befindet sie sich in einem Zustande der Atonie, die nahe an Tod grenzt. Zu erwähnen haben wir nur das Monument Friedrich's des Großen, von Rauch in sehr moderner Weise concipirt, und den Kampf zweier Hähne von Pelloli in Mailand, der darin eine große technische Geschicklichkeit bewährt. In Betreff des Uebrigen kann man nur sagen, was man von einem unvollständigen Manuscript sagt: Caetera desunt!“ **H. M.**

Bechstein's „Fahrten eines Musikanten“.

Fahrten eines Musikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Zweite verbesserte und mit viertem Band vermehrte Auflage. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine besondere poetische Tiefe, Originalität und künstlerische Anlage kann man diesem Buche nicht zuschreiben, aber es weht durch dasselbe eine so unverwüstlich frische Laune und es wird in demselben eine solche Hülle und Fülle von bald mehr, bald minder abenteuerlichen Erlebnissen und Begebnissen erzählt, daß sich der nach einem mühelosen Zeitvertreib verlangende Leser kaum eine bessere Unterhaltungsquelle wünschen kann, und diese Eigenschaften sind es jedenfalls, die eine zweite Auflage desselben nöthig gemacht haben. Schade, daß der Persönlichkeit, welche das Ganze aus erster Person erzählt, der wirkliche Humor und ein tieferer Blick in die innern Bezüge des Lebens und in die Geheimnisse des Menschenherzens abgeht; es hätte sonst nicht an einer Masse trefflichen Stoffs gefehlt, um daraus ein echt poetisches, mit theils ergötzlichen, theils ergreifenden Zügen ausgestattetes Lebensbild herzustellen, während das Buch so, wie es jetzt ist, gerade an den zur Hebung des eigentlichen Stoffs hinzugefügten Zuthaten, namentlich an den hier und da eingestreuten Reflexionen und Lebensbetrachtungen nicht die vorzüglichsten seiner Elemente be[illegible]. Trotzdem ist die Persönlichkeit des Erzählers immerhin eine solche, an der man gern Interesse nimmt und welcher man auf ihren wunderlichen Kreuz- und Querfahrten gern folgt; denn für den Mangel einer activen Selbstbestimmung und Thatkraft entschädigt er uns durch die passive Zähigkeit und Ausdauer im Ertragen der mancherlei Leiden und Beschwerden, mit denen er theils mit, theils ohne seine Schuld zu kämpfen hat. Zu diesem Interesse für das erzählende Subject gesellen sich auch einige objective Interessen. So gibt uns z. B. der Verfasser in der Erzählung seiner Jugendschicksale ein nicht [illegible]diges Bild von den Schattenseiten des Schul-, Gymnasial- und Studentenlebens, wie es in den ersten Decennien unsers Jahrhunderts bestand und zum Theil noch jetzt besteht; seine [illegible]fahrten durch Holland, England, Frankreich und [illegible]

enthalten auch einige allgemein interessante Mittheilungen über Land und Leute, und ganz besonders sind die Erlebnisse, die er als Philhellene durchgemacht hat, und die über das Treiben der Philhellenen und den Befreiungskrieg der Griechen sich verbreitenden Partien, welche den größern Theil des Buchs einnehmen, wohl geeignet, auch eine Theilnahme an der Sache zu erwecken. Minder stoffhaltig sind die auf sein Leben als Musikdirector bezüglichen Bekenntnisse des in dieser Ausgabe zuerst enthaltenen vierten Buchs; doch enthalten auch sie manches Ergötzliche und Beherzigungswerthe. 17.

Notiz.

Der Chartist Ernst Jones als patriotischer Dichter.

Der bekannte Agitator und Chartistenführer E. Jones hat eine Sammlung Poesien unter dem Titel „The battleday and other poems" herausgegeben, in denen kaum eine Zeile an den frühern Demagogen und Plattformredner erinnert, und selbst da, wo Jones etwa als Advocat der niedern Classen das Wort zu ergreifen scheint, thut er dies in einer so delicaten Weise, daß sie auch bei dem entschiedensten Gegner politischer Agitation keinen Anstoß erregen kann. Der Parteihaß ist eben in England infolge des Kriegs vor dem allgemein patriotischen Gefühle bis auf wenige Spuren verschwunden und somit ohne Zweifel ein Nebenzweck des Kriegs erreicht, welcher den englischen Staatsmännern bewußt oder unbewußt vorschwebte. Englische Blätter wollen in diesen Gedichten auch eine Fülle von Poesie finden; jedenfalls ist viel Patriotismus darin, der sogar den Mund etwas voller nimmt, als es sich schicken möchte. Wir führen als Probe eine Stelle über die Sprachen an, die wir in Nachstehendem zu übertragen versuchen:

> Das Griechische wie eine Harfe schallt,
> Lateinisch wie eine Trompete hallt;
> Hispanisch klingt wie der Orgel Geroll,
> Italienisch wie Glockenton lieblich und voll;
> Französisch so munter und lustig schwirrt,
> Als ob eine Geige gestrichen wird;
> Das Deutsche laut gleich der Trommel dröhnt
> Und Russisch wie die rasselnde Cymbel tönt;
> Doch freue dich, der du ein Brite bist —
> Denn Englisch die menschliche Stimme ist.

Der „Charivari" ist freilich anderer Meinung; denn als jüngst der bekanntlich misglückte Versuch englischer Theatervorstellungen in Paris gemacht wurde, äußerte das französische Spottblatt: die englische Sprache sei ein Gehirnschnupfen.

H. M.

Bibliographie.

Schwaab, W., Das deutsche Gebirgsland in physikalischer Beziehung. Mit einer Karte. Kassel, J. G. Luckhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Schwerin, F., Joachim Wernemann. Eine altmärkische Dorfgeschichte. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Sternberg, A. v., Erinnerungsblätter. 1ster Theil. Berlin, Schindler. 16. 24 Ngr.

Stip, G. C. H., Das Kleinod der evangelischen Religionsfreiheit: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort. Jubelschrift zur 300jährigen Feier des Religionsfriedens. Mit Musikeinlage von C. Dreher und mit Titelkupfern. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters ausgewählt und herausgegeben von Oscar Romaikarg Johannes. 2te vermehrte Auflage. Marienwerder, Jacoby. Gr. 8. 12 Ngr.

Straß, K. F. H., Ueber die Mittel zur bessern, materiellen und körperlichen Heranbildung der künftigen Generationen. Berlin, Moeser. Gr. 8. 20 Ngr.

Taylor, B., Eine Reise nach Centralafrika oder Leben und Landschaften von Egypten bis zu den Negerstaaten am weißen Nil. Uebersetzt von J. Ziethen. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tieck's, L., Nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von R. Köpke. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Trusen, J. P., Die Leichenverbrennung als die geeignetste Art der Todtenbestattung oder Darstellung der verschiedenen Arten und Gebräuche der Todtenbestattung aus älterer und neuerer Zeit, historisch und kritisch bearbeitet. Breslau, Korn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Vogel, J., Egidius Tschudi als Staatsmann und Geschichtschreiber. Ein Beitrag zur Schweizergeschichte des 16. Jahrhunderts. Mit dem lithographirten Bildniß Egidius Tschudi's. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vogt, Marie Louise, Die Grafen von Harten. Roman in zwei Bänden. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Grisette. Ein Pariser Sittenbild. Mit vier Illustrationen. Berlin, Verlags-Comptoir. 32. 5 Ngr.

Wenzig, J., Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur, mit einer reichen Auswahl von Literaturproben. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 18 Ngr.

Werther, C. L., Dramatische Dichtungen: 1. Susanna und Daniel. 2. Liebe und Staatskunst. Berlin, Werther. 16. 1 Thlr.

Wierstraat, C., Reimchronik der Stadt Neuß zur Zeit der Belagerung durch Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Nach dem Original-Druck von 1497, mit Anmerkungen und Wörterbuch, herausgegeben von E. von Groote. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 24 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Aus dem Frauenleben. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Wilkens, C. A., Peter Abälard. Eine Studie in der Kirchengeschichte des Mittelalters. Bremen, Löning & Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Wollheim, A. E., Raphael Sanzio. Romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Vorworte über das romantische Drama. Leipzig, F. Fleischer. 1856. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Czerski, J., Offener Brief an den Bischof von Mainz, Herrn von Ketteler, als Antwort auf seinen Angriff auf die Reformation und das deutsche Volk in seinem Hirtenbriefe. 4te Auflage. Leipzig, Friese. Gr. 8. 3 Ngr.

Fischer, F., Die Ehescheidungsfrage, erwogen vom sittlichen, conservativen und protestantischen Standpunkte. Offenes Sendschreiben eines Protestanten an den Königl. Geh. Justiz-Rath und Ober-Consist.-Rath Herrn Prof. Dr. Stahl. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Frege, L., Das Interim und der Augsburger Religions-Friede. Ein Gedenkblatt zum 26. September 1855. Berlin, Hayn. Gr. 8. 5 Ngr.

Harnack, T., Die lutherische Kirche im Lichte der Geschichte. Ein Conferenz-Vortrag gehalten zu Leipzig am 22. August 1855. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 6 Ngr.

Hundrich, L., Ueber Ehen und Scheidungen in älterer und neuerer Zeit, mit Hinsicht auf die neue Preußische Gesetzgebung. Breslau, Korn. Gr. 8. 15 Ngr.

Kotte, K. F., Brasilien und seine Bedeutung für die deutsche Auswanderung. Mit besonderer Rücksicht auf die Mucury-Colonie in der Provinz Minas Geraës. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Am 1. October dieses Jahres beginnt ein neues Abonnement auf die

Novellen-Zeitung

herausgegeben
von
Robert Giseke.

Diese Zeitschrift brachte in den verflossenen 9 Monaten größere Novellen und Erzählungen von **Leopold Schefer, Bernd v. Guseck, Julie Burow, Leopold Kompert, Gustav Nieritz, Amely Bölte, C. v. Holtei, A. Widmann, Joseph Rank** u. m. A. und ist für die Fortführung in gleicher Weise Sorge getragen. Außerdem werden die naturwissenschaftlichen Artikel, geschrieben von einem Gegner des modernen Materialismus, die so lebhaftes Interesse erregten, ihre Fortsetzung finden, sowie auch die von der Redaction s. Z. ausgeschriebene Preisschrift: „Ueber die ärztlichen Parteiungen der Gegenwart", für welche Herr Geh. Rath Prof. Dr. **Wunderlich** und Herr Prof. **Funke** das Preisrichteramt zu übernehmen die Güte hatten, in kürzester Zeit zum Abdruck gelangen wird.

Das Feuilleton der Novellen-Zeitung wird auch ferner aus kleinern Novellen, Genrebildern und Skizzen, sowie interessanten Schilderungen aus der Geschichte, der Natur, der Länder- und Völkerkunde u. s. w., denen sich Berichte über Kunst und Literatur anreihen, bestehen, und wird sicher von keinem andern Blatte an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit übertroffen werden.

Die Novellen-Zeitung erscheint wöchentlich 1 Mal. — Preis des Quartals **1 Thlr. 10 Ngr.**

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schlachten bei Leipzig.

Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.**

Mit zwei Plänen. 8. 10 Ngr.

Eine anschauliche, interessante Schilderung der Schlachtfelder bei Leipzig, der Schwedenschlachten und endlich der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, aus der Feder des gleichzeitig als Militärschriftsteller und Belletrist (unter dem Pseudonym **Bernd von Guseck**) rühmlich bekannten Verfassers. Zunächst für die Besucher Leipzigs bestimmt — als ein Bändchen von **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe** — verdient die Schrift auch in weitern Kreisen gelesen zu werden, besonders bei der Wiederkehr des Jahrestags der Völkerschlacht bei Leipzig.

In Commission erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Führer in Marienbad und in dessen Umgebungen. Für Kurgäste. Von **Dr. Emil Kratzmann.** Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 10 lithographirten Ansichten und dem Situationsplane des Kurorts. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Die neuere Medicin in Frankreich, nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei **Albert Sacco** in **Berlin** erscheint und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Der ärztliche Volksbote.

Ein Archiv zur Förderung der Gesundheitspflege durch Verbreitung volksthümlich-medicinischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse, mit Einschluß der Thierpflege und Thierheilkunde.

Unter Mitwirkung von Aerzten und gebildeten Nichtärzten herausgegeben von

Dr. Theodor Riedel,

prakt. Arzt in Berlin.

Erster Band in 8 Heften. Lexikonformat. Subscriptionspreis 2 Thlr.

Der ärztliche Volksbote soll belehrend, warnend und rathend in gemeinfaßlicher Weise Alles zur Sprache bringen, was im Familien- und Volksleben, in Wohnung, Nahrung und Kleidung, in Sitten und Gebräuchen, in Arbeitsweise und Erholung, im Handel und Verkehr, in Jahreszeiten, Witterung, Klima und andern kosmischen Verhältnissen des Menschen leibliches und geistiges Wohl und Weh bedingt.

Das erste Heft liegt in allen Buchhandlungen zur Einsicht bereit.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage umgetauscht. Bei portofreier Einsendung einer ältern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. erfolgt die frankirte Uebersendung der zehnten Auflage, welche im Subscriptionspreise 20 Thlr. kostet.

Ausführlichere Auskunft wird auf portofreie Anfragen von der Verlagshandlung franco ertheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 25. October 1855.

Wiener Romane.

Erster Artikel.

Adolf Bäuerle's „Ferdinand Raimund" und „Therese Krones".

Gleich dem Aequator, der eine den Erdball halbirende imaginäre Linie ist, könnte man sich auch eine solche zwischen Nord- und Süddeutschland gezogen denken; denn jeder aufgeklärte, tieferblickende Reisende fühlt sich in eine andere Welt versetzt, wenn er diese imaginäre Grenzlinie der germanischen Mitte überschreitet, was ihn um so seltsamer berührt, da er auf kein fremdes Volk stößt, sein Ohr keine neue Sprache vernimmt, aber dennoch einer ganz andern Lebens- und Denkweise begegnet. Der Süddeutsche, umzingelt von herrlichen Alpenketten, oder wenigstens umgeben von einer formreichern, freundlich lachenden Natur, wird dadurch aufgefodert, den Blick mehr auf die Außenwelt zu richten, sich seiner heitern Stimmung augenblicklich zu überlassen, kurz, mehr aus sich herauszuleben, als sich in seine eigene Gedankenwelt zu versenken. Der Norddeutsche dagegen, inmitten einförmiger Länderstrecken, bedroht von rauhem Herbst und strengem Winter, auf den ein langsam erwachender Frühling und ein flüchtiger Sommer folgt, ist darauf angewiesen, Alles in sich selbst zu finden. Die klimatischen Verhältnisse machen ihn zum ernsten Denker, wenn nicht gar zum kritischen Grübler. Der Geist der Negation herrscht in diesen steilrechteckigen Stirnen des Nordens, die entschiedene Begabung für echt wissenschaftliches Forschen haben, während das mehr rundgewölbte Haupt des Südländers sich mit der Wellenlinie der Kunst verwandter fühlt. Der sich selbst stets als Object betrachtende Sohn des Nordens ist der Wächter seiner eigenen Sinnlichkeit, der sich fortwährend nach Mittheilung, Vergnügen und Geselligkeit sehnende Sohn des Südens läßt sich im Lebensgenusse ungenirt gehen. Es spricht sich in diesen schroffen psychischen Gegensätzen der große Dualismus aus, der, vom philosophischen Standpunkt betrachtet, das Charakteristische des deutschen Volks ausmacht. Im Norden regiert der Kopf, im Süden das Herz. Der Protestantismus zeigte sich bereits versteckt in den ersten weltgeschichtlichen Regungen der Germanen, Luther hat nur die vorgefundenen Elemente zusammengefaßt und systematisch in das Schicksalsbuch der deutschen Volksentwickelung eingereiht. Der Isolirungstrieb des Nordländers, im stolzen Bewußtsein des geistigen Tragens seiner Individualität, fodert für sich etwas Besonderes, stemmt sich heftig dagegen, im Ganzen der großen Völkerfamilie der germanischen Stämme aufzugehen, er will um jeden Preis „Ich selbst" sein, eher negirt er das Ganze, ehe er einen Zoll seiner Persönlichkeit aufgibt. Er nennt den Südländer einen Knecht der Sinne, dieser, um sich zu revangiren, jenen einen blassen Idealisten; mit einem Worte, die Wege beider scheiden sich. Es braucht gelegentlich nur eines geringen Impulses, so tritt offene Feindschaft auf, die Zeitungen liefern alljährlich hierzu die schönsten Beweise, um von dem ununterbrochenen gegenseitigen Bombardement der Witzblätter zu schweigen. Der Norden, sich seiner philosophischen Grundlage, seiner bereits in die Masse gedrungenen Intelligenz bewußt, gibt sich gern dem Gelüste hin, den Süden geistig zu bevormunden; dieser im Gefühle seiner größern Thatkraft, seiner elektrisch aufblitzenden Lebensfülle läßt sich diese Vormundschaft nicht gefallen, wirft die Schattenbilder der Reflexion beiseite. Wer die zwei großen deutschen Residenzen Wien und Berlin genau kennt, dem wird die scharfe Eigenheit jeder nicht entgangen sein, sie verhalten sich zueinander wie die Pole einer Axe, woran Position und Negation eine gleich große Rolle spielen und durch gegenseitiges Schachbieten das deutschgeschichtliche Völkerleben im Zuge erhalten. Jede der beiden Residenzen hat ihrer Stellung nach gewisse Vortheile. Wien hat die Culturformen Oberitaliens und den historischen Gährungsproceß der slawischen Völker in sich aufgenommen, imponirt durch die Centralisirung seiner Vielseitigkeit, hat einen kosmopolitischen Anstrich, der sich in conventioneller Beziehung durch die starke Beimischung französischer Sitte und englischen Comforts in der feinern Gesellschaft sehr bemerkbar macht. Berlin repräsentirt das rein deutsche Element; die streng in sich abgeschlossene

Subjectivität des nordischen Geistes verschmäht die objective Lebensform und den plastischen Bildungsproceß südlicher Nationen; es imponirt durch seine starre Einheit, durch die gemessene Haltung, durch die philosophische Selbstschau, die sich über alle Stirnen lagert. Der Geschmack, der in diesen beiden Residenzen herrscht, ist in ästhetischer Hinsicht ein ganz verschiedener; selten nur gelingt es einem im Süden gedruckten Buche, sich an den Ufern der Spree volle Anerkennung zu verschaffen, selten fühlt sich ein süddeutscher Schriftsteller oder Künstler im Norden wohl. Man gibt ihm mit diplomatischer Kälte ziemlich deutlich Das zu verstehen, was wir bereits über die Vormundschaft gesagt haben. Man betrachtet ihn als einen unreifen Jüngling, der seiner natürlichen Gemüthlichkeit, dem Zug seines Herzens folgt, als einen Phantasie- oder Gefühlsmenschen, der gleichsam nur instinctartig schafft und sich nie selbst über die Art und Weise seines Producirens Rechenschaft zu geben weiß. Diese üble Gewohnheit, Alles zu negiren, geht so weit, daß selbst die hervorragendsten Notabilitäten des Südens nicht ausgenommen werden. Wir haben mit eigenen Ohren mehr als ein mal die lieblosesten Urtheile über Grillparzer und Lenau, über Rottmann und Gauermann im Norden vernommen. Der Südländer läßt viel leichter etwas Gutes gelten; er entzieht Niemandem sein wohlverdientes Lob, doch ist er ein Feind aller Mittelmäßigkeit; er spricht die Namen Kant und Fichte mit der größten Hochachtung aus, er staunt einen Humboldt, einen Ritter ehrfurchtsvoll wie einen Halbgott an, vor dessen unendlichem Wissen ihm sein Ich winzig erscheint. Daß vor einem Jahrzehnd, wo Oestreich durch eine chinesische Mauer von Deutschland abgeschlossen war, diese grelle Dissonanz bestand, konnte Niemand Wunder nehmen; daß sie jedoch jetzt, wo diese Schranken gefallen, in demselben Maße fortbesteht und sich keine totale Versöhnung der nord- und süddeutschen Völkerstämme in Aussicht stellt, dies ist eine sehr bedenkliche Erscheinung. Nun, da der Volksgeist allerorts erwachte, sollte man es doch der Mühe werth finden, von seinen Regungen und Aeußerungen Kenntniß zu nehmen. Die östreichischen Schriftsteller haben in den letzten Jahren eine auffallende Thätigkeit entwickelt, norddeutsche Dichter haben sich in Wien für immer oder doch für längere Zeit niedergelassen und dadurch keinen unbedeutenden Einfluß ausgeübt (wir erinnern beispielsweise nur an Laube und Hebbel); nichtsdestoweniger herrscht im Norden der Aberglaube, von dorther könne nichts Gutes kommen. Nirgends erblickt man an öffentlichen Orten eine östreichische Zeitung, höchstens entdeckt man in größern Lesecabineten nach langem Suchen im abgelegensten Winkel ein wiener Journal, das verlassen wie der verlorene Sohn darüber trauert, daß ihm Niemand die Hand reicht. Wer noch daran zweifelt, daß in Oestreich der Volksgeist flügge geworden sei, der sollte doch wenigstens glauben, es gebe dort ein Volksherz, dessen Pulsschlag mindestens ein ebenso warmes Leben verkündet als das irgend eines deutschen Stammes. Troz aller Vermischung mit fremdartigen Zusätzen ist das deutsche Element doch das vorherrschende geblieben, und der Segen germanischer Bildung wird dankbar an den Ufern der Moldau und Theiß von allen Verständigen gepriesen. Wahrlich, die Lichtfreundin Germania sollte die benachbarte Austria nicht als ihre Stieftochter betrachten und sich an die Glanzperioden des römisch-deutschen Reichs erinnern. Der Volksgeist telegraphirt jezt ununterbrochen — die Büreaus, wo die Gedanken blitzschnell einlaufen, sind die Gehirnkammern gebildeter Männer. Es läßt sich aus der kleinsten dieser telegraphischen Depeschen doch noch etwas herauslesen. Der östreichische Gemüthscharakter, der so aufrichtig ist, sich nie, weder im öffentlichen noch im Privatleben zu verleugnen, hat seine psychische Tiefe. Nur jener, der nicht Lust hat in diese Tiefe einzudringen, oder jener, dessen geistige Fähigkeiten nicht ausreichen, da mit dem Senkblei zu sondiren, belächelt voll aufgeblasenen Eigendünkels an einem ganzen Volke den Zug der Gemüthlichkeit, die sich manchmal sogar mit kindlicher Naivetät Luft macht. Man erinnere sich doch an die bedeutungsvollen Worte Schiller's:

> Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth. *)

Es ist schon mehr als ein mal die Bemerkung gemacht worden, daß sich der Geschmack des Publicums, je ernster die Zeit, desto mehr dem Heitern, dem Komischen zuneige, und umgekehrt, daß in guten Zeiten ernste Lectüre und in Theatern Tragödien den Lustspielen vorgezogen werden. Der Grund davon liegt sehr nahe. Die Wirklichkeit sucht in der Kunstwelt, als ihrem Gegensatz, ihre Ergänzung, in Hauptstädten stellt sich dies am klarsten, am schärfsten heraus. Der Wiener, sich ohnedies seiner physischen Constitution nach einer heitern Lebensanschauung zuneigend, fühlt nach den letzten bittern Jahren doppelt das Bedürfniß, nach den Mühen und Sorgen des Tages seine Lachmuskeln in Bewegung zu setzen, und selbst der bedächtigere Berliner nimmt zu seinem „Kladderadatsch“ die Zuflucht, um die Grillen zu bannen und sich in angenehme Stimmung zu versetzen.

Es lag in einer solchen Zeit, in der Vergnügen emsiger gesucht wird, einem beliebten wiener Schriftsteller der Gedanke nicht fern, die Biographie zweier [illegible] ten Erscheinungen der Volksbühne in Romanform dem Publicum als Erheiterungslectüre zu bieten. Ferdinand Raimund, der leider zu früh verblichene geniale Volksdichter und wahrscheinlich bedeutendste Mime, [illegible]

---

*) Unsere norddeutschen Leser wollen nicht vergessen, daß [illegible] trachtungen von einem geborenen Oestreicher herrühren, [illegible] wir dagegen bemerken könnten, eine Gemüthlichkeit, [illegible] als Gemüthlichkeit bewußt sei, sei keine rechte [illegible] Soweit übrigens unsere persönlichen Erfahrungen in [illegible] deutschlands reichen, fehlt es dort keineswegs an [illegible] theilen über Norddeutschland und Norddeutsche. Das scheint [illegible] deutsche Art zu sein, und in dieser Hinsicht [illegible] ein Stamm dem andern etwas vorzuwerfen.

Der Herausgeber.

eine Localbühne besessen, hat sich durch sein Stück „Alpenkönig und Menschenfeind", das sogar ins Englische übersetzt wurde, auch im Auslande einen großen Ruf erworben. Da er nicht nur als Bühnenkünstler, sondern auch als Mensch ein seltenes Original, gleichsam der personificirte wiener Humor war, so glauben wir unsere Leser zu unterhalten, wenn wir sie mit ihm etwas näher bekannt machen. Die jüngste Generation ausgenommen, dürften sich Viele (um von den stürmischen Huldigungen, die ihm in Oestreich zutheil wurden, ganz zu schweigen) noch sehr gut an die Triumphe erinnern, die er bei seinen Gastrollen in Berlin, München, Hamburg und in den Städten am Rhein gefeiert. Raimund war in jener glücklichen heitern Zeit, welche die jetzt zurückblickenden Wiener die unvergeßliche nennen, eine Hauptperson in der Donauresidenz. Das Publicum verlor nicht nur den Schauspieler aus dem Auge, sondern verfolgte auch den Privatmann Raimund auf jedem Tritt. Seine Popularität war so außerordentlich groß, daß die kleinste seiner Handlungen, an dem entlegensten Orte verübt, mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers in ganz Wien die Runde machte. Er war ein sehr heftiger, energischer, leicht wildaufflammender, jedoch im Grunde des Herzens durch und durch edler Mensch, dessen tragisches Ende weit und breit in der östreichischen Monarchie unerhörte Sensation machte. Wir glauben durch diese theils allgemeinen, theils persönlichen Andeutungen den Leser rasch auf jenen Standpunkt zu heben, den folgendes Buch für sich in Anspruch nimmt, wenn es nicht ganz falsch beurtheilt werden soll.

1. Ferdinand Raimund. Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit. Von Otto Horn (Adolf Bäuerle). Drei Bände. Wien, Jasper's Witwe und Hügel. 1855. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Band beginnt nach kurzer Exposition mit der Schilderung von Raimund's theatralischer Laufbahn, die er gegen den Willen seines Vaters, eines Drechslermeisters von Profession, verfolgte, der ihn dazu bestimmte, Zuckerbäcker zu werden. Wir können uns natürlich hier nicht darauf einlassen, alle Liebeshändel, in die er verwickelt wurde, alle Cabalen, die ihm die bedeutendsten Komiker der Volkstheater spielten, bis ins Detail zu verfolgen. Der Zuckerbäckerlehrling und ein anderer kunstbegeisterter Jüngling, Namens Kindler, gingen mit wenigen Gulden in der Tasche ihren Aeltern in Wien durch, um sich bei der „fliegenden Truppe" in Korneuburg engagiren zu lassen. Das kühne Unternehmen scheiterte gänzlich. Der junge Raimund lief in voller Verzweiflung zu seinem Vater heim, der ihn mit tüchtigen Prügeln empfing. Raimund flehte: „Vater, lassen Sie mich Schauspieler werden, oder lassen Sie mich sterben unter Ihren Händen!" Der Alte rief im höchsten Zorn: „Werde Komödiant, verfluchter Bube!" Raimund eilte zum Grafen Palffy, der damals das Wiedner Theater dirigirte; er ließ sich ganz keck als Schauspieler melden, trug Abends im glänzenden Cirkel des Grafen komische Lieder so gut vor, daß ihm Palffy beim Fortgehen acht Dukaten in die Hand drückte und ihn für Presburg engagirte, wozu er ihm ein Reisegeld von 30 Fl. versprach. Raimund erzählt selbst:

Ich war der glücklichste Mensch auf der Welt. Die Nacht, welche auf das Souper folgte, werde ich nie vergessen. Ich legte mich zu Bette und stand wieder auf; ich legte mich wieder nieder und stand wieder auf. So trieb ich es bis 4 Uhr Morgens. Ich sang alle meine Lieder noch ein mal. Die alte Köchin zu Hause weckte meinen Vater und sagte ihm mit aller Bestimmtheit, ich sei närrisch geworden. Mein Vater kam, horchte eine Weile an meiner Thüre, endlich hörte ich ihn nach einem Gesellen aus der Werkstatt rufen: „Bamberger! suche Er einen Fiaker aufzutreiben, der Ferdinand ist wahnsinnig geworden, ich schicke ihn augenblicklich in den Narrenthurm." Ich öffnete die Thüre und bat meinen Vater, dergleichen Dinge nicht zu glauben, und zeigte ihm die acht Dukaten, die ich meinem kleinen Talente verdankte. Mein Vater antwortete: „Das ist das Handgeld der Hölle!" — Ich will nur schnell auf mein erstes Debüt in Presburg kommen. Ich trat im „Politischen Zinngießer" auf, wurde vom Publicum mit Applaus begrüßt und, als es mich spielen sah — ausgepfiffen!

Tags darauf übersendete ihm Graf Palffy 100 Fl. mit den Worten: „Glückliche Reise!" Raimund wendete sich nun an den lächerlichsten Theaterdirector der Welt, an Scherzer in Wiener-Neustadt. Als Golo in der „Genoveva" wurde er ausgehöhnt und ausgelacht. Er kehrte voll Verzweiflung nach Wien zurück. Als er seines Vaters Haus betrat, trug man ihm diesen als Leiche entgegen. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Daß er damals nicht wahnwitzig wurde, vermochte sich Raimund auch noch später nicht zu erklären. Am 4. März 1809 traf er in Oedenburg ein, um dort sein neues Engagement anzutreten. Er wurde als Köcke in der „Parteiwuth" sechs mal gerufen. Zwei Tage darauf spielte er, als der Komiker plötzlich erkrankte, aus Gefälligkeit für den Director, da er für komische Rollen contractlich nicht engagirt war, den Rochus Pumpernickel. Da nannten ihn die Oedenburger einen Wundermann, der in jeder Rolle excellire. Sein Glück war gemacht.

Erst nach vier Jahren kam Raimund nach Wien zurück und wurde am Josephstädter Theater engagirt. Es ist bemerkenswerth, daß damals Raimund als Franz Moor auftrat, in welcher Rolle er den Schauspieler Ochsenheimer so täuschend copirte, daß Mancher Ochsenheimer selbst zu sehen meinte. Doch bald wendete er sich wieder der Komik zu und gab in der Posse „Die Musikanten am Hohen Markte" den Adam Kratzerl mit solch außerordentlichem Beifall, daß die Bewohner der Josephstadt, wenn sich Raimund auf der Straße blicken ließ, sich einander zuriefen: „Da geht der Adam Kratzerl!" worüber er sich nicht wenig ärgerte. Der Dichter Gleich mußte noch vier Theile zu dieser ungemein beliebten Posse schreiben; in einem derselben spielte Frippon, Raimund's sehr geschickter, trefflich dressirter Pudel mit, der von dem Manne, der ihn zu füttern hatte, hinter dem Rücken seines Herrn oft derb geprügelt wurde. Raimund erfuhr dies zufällig an einem Tage, wo ihm viel Unangenehmes begegnete und ihn der Director dennoch zwang, Abends aufzutreten. Die Worte, womit er den heulenden Hund tröstete, sind merkwürdig, weil sie be-

weisen, in welch hohem Grade er der Selbstironie fähig war. Sie lauten:

Recht hast du! Ich weiß, was du sagen willst: Nichts zu fressen und grausame Schläge, da möchte der Teufel ein Künstler sein! Komödie spielen sollst du, den Leuten Späße vormachen, und hast Thränen in den Augen! Mach' dir nichts daraus; mir ist auch heute mehr zum Weinen als zum Lachen! Kamerad, wenn man Schauspieler ist, so geht das nicht anders. (Der Hund beleckte Raimund's Hände.) Pfui! keine Demüthigung! Ein Künstler muß sich mehr fühlen! Sei nur ruhig, du kommst heute nach dem Theater mit mir ins Wirthshaus, und zwei große Leberwürste, so groß wie die Katz' bei den „drei Hackeln", sollen dein Spielhonorar sein!

Interessant ist auch Raimund's erstes Zusammentreffen mit der vierzehnjährigen Therese Krones, die später nächst ihm die größte Notabilität aller wiener Volksbühnen wurde. Sie wollte schon damals in Wien bleiben, ward aber von ihrem starrsinnigen Vater trotz der wärmsten Fürsprache Raimund's, der in ihr ein bedeutendes Talent entdeckte, nach Ungarn geschleppt. Therese warf sich weinend an die Brust Raimund's und sagte: „Erinnern Sie sich meiner, nehmen Sie mich gnädig auf, wenn ich nächstens durchgehe!" Sie blieb ihm für diese Fürsprache noch in spätern Jahren dankbar, erheiterte ihn, wenn er sich der tiefsten Melancholie hingab, durch ihr allerliebst neckisches, komisch-grazienses Wesen, das einzig in seiner Art war. Die Wiener nannten sie die „unvergleichliche Krones, die alle Herzen erobert", — ja wol unvergleichlich, denn sie rief einst aus: „Ach die Ulanen! die hat der gute Gott nur darum geschaffen, um die Welt noch schöner zu machen!" (III, 119). Wir machten diesen Sprung in den dritten Band nur deshalb, um nicht später diesen originellen, sie ganz charakterisirenden Ausspruch isolirt hinstellen zu müssen, und meinen damit zugleich unsern Lesern einen nicht überflüssigen Wink für den zweiten Roman „Therese Krones", den wir noch in unsern heutigen Bericht hereinziehen, gegeben zu haben. Wir kehren nach diesem Intermezzo zum zweiten Bande zurück. Hier taucht unter dem Namen Isidor Bebe eine drollige Figur auf, die schon allein durch ihren zugespitzten berliner Jargon einen lebendigen Gegensatz mit den sich in schwerem wiener Dialekt bewegenden Gestalten bildet. Dieser närrische Kauz, vom Verfasser gut gezeichnet, hatte die sonderbare Idee, von Stadt zu Stadt zu reisen und überall eines der landesüblichen Gesetze zu übertreten, um dadurch mit Verbrechern in nähere Verbindung zu kommen. Er hatte nämlich die fire Idee, ein Buch zu schreiben, das den Titel führt: „Erlebnisse in 32 deutschen Gefängnissen." Raimund, der wegen einer Liebesaffaire, wobei er sich als der Betrogene in erster Zornaufwallung sehr handgreiflich benommen, drei Tage Arrest bekam, traf zufällig mit diesem Bebe im Gefängniß zusammen; er war froh, diese schnurrige Personnage zu finden, da sie ihm die Langeweile sehr gut vertrieb. Raimund, wie immer nobel, tractirte den Berliner mit den besten Gerichten und Weinen, die der Gefangenwärter herbeiholte. Bebe wurde schon nach dem ersten Glase kreuzfidel und rief:

Ach Herrje! das Ochsenglück, das mich zutheil wird; dem Polizeihause in Wien und Ihnen, Herr Raimund, werde ich eine zweite Auflage meines Buchs verdanken. Gott soll mir strafen! wenn ich von hier weggehe; nicht zwölf gehörnte Bierwagenschimmel bringen mich aus dem Polizeihause, so lange Sie hier sitzen! An Isidor Bebe sollen Sie einen Freund erworben haben, der Ihnen in seinem Buche ein Denkmal setzt!

Raimund wurde hierauf sehr lustig und spielte den ersten Act einer Rolle, die er nächstens in einer Zauberposse zu geben hatte, seinem Stubengenossen vor, und Bebe mußte ihm nicht nur souffliren, sondern auch den „verwunschenen Prinzen" darstellen. So vergingen Beiden die Tage im Gefängniß sehr angenehm; Raimund hatte seine neue Rolle ganz studirt, declamirte und sang so laut, daß ihm die Wache auf dem Gange zurufen mußte: „Nicht zu laut auf Nr. 17!" „Das kommt in mein Buch!" antwortete Bebe. Uebrigens bemerkt der Verfasser in einer Note, daß dieser hier unter fremdem Namen eingeführte Isidor Bebe sich wirklich im Jahre 1818 in Wien befand; sein Bruder war ein geachteter Buchhändler in Leipzig, welcher verhinderte, daß das Buch „Erlebnisse in 32 deutschen Gefängnissen" gedruckt wurde. Raimund sah den wunderlichen Abenteurer in spätern Jahren wieder in Berlin, wo er in einer Irrenanstalt starb. Dieser Bebe warf auch seine Augen auf die Schauspielerin Walla, die damals durch ihre Schönheit ebenso großes Aufsehen erregte als heutzutage die Pepita. Als er erfuhr, daß Raimund mit ihr ein Verhältniß habe, sagte er zu ihm: „In Gottes Namen! aber wenn ihr Liebesverhältniß mit Ferdinand zu Ende geht, soll sie mir secundo loco vorschlagen und dann in ihr Herz einlogiren lassen bis nächsten Michaeli!" Als Raimund ihn nach längerer Zeit wieder traf und ihm seine Vermählung mit der Schauspielerin Luise Gleich, Tochter des Volksdichters gleiches Namens, ankündigte, rief Bebe aus:

Ne, wie sich das trifft! Ich heirathe auch!

Doch nicht Frau Walla? forschte Raimund.

Ne, da müßte meine jute Mutter in einem Jahre Haus und Hof verkaufen. Ich heirathe nicht in Wien, sondern in Königsberg nördlichem Bezirke.

Wer ist denn die Glückliche?

Ich kenne sie nicht, aber sie soll einmal reizend [illegible] sein. Ihr Porträt und sechs pommersche Jänse von ihr liegen bereits auf der Hauptmauth.

Da eilen Sie — in dieser warmen Frühlingsluft könnten sie einen Geruch erhalten.

Meine Braut auch?

Nein, nur die andern Gänse....

Meine Braut soll ein infamiges Vermögen haben.

Zugegriffen!

Ich thue es auch! Hochzeit halte ich in Wien. Die [illegible] soll die Flitterwochen und ihre Thaler hier anbringen. Wir, Herr Raimund, lassen uns dann vier Mann hoch in [illegible] Tage trauen, und will Frau Walla mir noch zu sein — [illegible] bien! Ich bin ohne Rancune.

Bebe erzählte nun, daß Kindler über [illegible] Braut (Kindler's frühere Geliebte) sagte: Fräulein [illegible] habe ein ungeheuer hitziges Gemüthe; sie trage [illegible] einen kleinen Vesuv im Busen; sie walle gleich auf als

siedendes Wasser, und wolle Raimund ihr einmal widersprechen, so würde er die Hölle haben.

O, wenn sie verheirathet sein wird, wird sie sich schon abkühlen, fiel Raimund Bebe ins Wort.

Kindler sagt: Ne! entgegnete Bebe. (Wir bemerken unsern Lesern, daß dieser Kindler derselbe ist, mit dem Raimund seine erste höchst romantische Kunstjüngerfahrt nach Korneuburg machte.)

Weil er ein Hasenfuß ist, erwiderte Raimund, ein Mensch voll Taubenblut und geduldig wie ein Lamm. Ich aber werde „Gaßner der Zweite" sein, ich werde den Teufel austreiben, ich werde den Mann vorstellen, der in Shakspeare's „Bezähmter Widerspenstigen" die Hauptrolle spielt. Sie werden mein Beistand sein, Herr Bebe, und sich überzeugen, was ich für ein zahmes Rothkehlchen zum Altare führe.

Nichtsdestoweniger hatte Kindler sehr richtig prophezeit, Raimund's Ehe war eine unglückliche. Die Vorbereitungen zur Hochzeit, die ersten Dissonanzen und sogar große Excesse im Theater, woran sich das Publicum nicht wenig betheiligte, bilden den Schluß des zweiten Bandes.

Im dritten Band rückt das Mißverhältniß immer vor; es kommt zwar noch ein mal zur Versöhnung zwischen Raimund und seiner Frau, doch bald darauf erfolgte die Scheidung. Es that ihm später leid, sich von Luisen so schnell getrennt zu haben; er versuchte es, sich ihr wieder zu nähern, und spielte seiner eigenen Frau gegenüber die sonderbare Rolle eines Geliebten, was der Verfasser in komischer Beziehung gut auszubeuten wußte. Uebrigens beschäftigten ihn sehr die Proben zu seinem Benefizstück „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", welches mit stürmischem Applaus aufgenommen wurde. Noch höher stieg Raimund's Ruf mit seinem zweiten Stücke: „Der Diamant des Geisterkönigs", wobei ihn die in mehr als einer Hinsicht sehr schwierigen Proben fortwährend in Anspruch nahmen.

Raimund steckte nämlich gegen 50 Buben in „Pudelhäute", ie Schwimmübungen machen mußten in den künstlichen Welen. Diese Buben abzurichten war weit schwerer, als 50 wirkiche Pudel zu dressiren. Endlich rückte der Tag der Aufführung heran, der 17. December 1824. Die Generalprobe mit den Pudeln" begann um 8 Uhr Morgens. Die Knaben wurden i die Pudelfelle eingenäht und so lange in das durch eine iuschende Decoration dargestellte Wasser gehetzt, bis sie veraßen, daß sie Schneider-, Schuster-, Handschuhmacher- und Schlosserjungen seien, und sich vollkommene Pudel dünkten. In ıren Häuten eingezwängt, mußten die armen Knaben von Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags ausharren. Wenn : in der Statistengarderobe winselten, wenn der Theaterfeldebel meldete: „Herr Regisseur Raimund, die «Pudeln» heulen r Hunger!" oder: „Herr Regisseur Raimund, der Pudel Bastel» erklärt, wenn ihn der Theaterschneider nicht aus seir Wollhaut lostrennt, so läuft er auf allen Vieren nach aus"; oder: „Herr Regisseur Raimund, die «Pudeln» machen ien Spectakel nicht zum Aushalten! sie zausen sich bei den ıren, sie beißen sich vor Unwillen, sie raufen" u. s. w. — da it Raimund unter sie und donnerte sie an: „Verwünschte stien! ist das mein Dank, daß ich euch für die Kunst pfänglich machte? daß ich mich mit euch vier Wochen plagte e de Bach mit seinen Hirschen? daß ihr alle Tage Würste, se und Bier bekommt? Wo ist ein Pudel selbst an einem stlichen Hofe, der keine Flöhe hat wie ihr? Ruhig! Wer hig ist, bekommt nach der Probe 4 Groschen und, wer seine Künste ordentlich macht, nach der Production einen halben Gulden! Geld bekommt nicht einmal der Bologneser der reichen Griechin Banduka! Erwägt ihr das? Ruhig, zum letzten male, oder «ich werde nächstens unter euch treten und fürchterliche Musterung halten!»"

Bei der Vorstellung ereignete sich folgender merkwürdiger Fall. Obgleich es Abends außerordentlich schneite und wehte, so zogen sich doch schwere Gewitterwolken zusammen, und gegen halb acht Uhr blitzte es so heftig wie im Hochsommer. Die 50 Knaben befanden sich in ihren Pudelmasken in der Garderobe, jeden Augenblick des Winkes gewärtig, bei der auf dem Theater vorkommenden Ueberschwemmung durch die papierenen Wellen zu schwimmen. Plötzlich fuhr ein entsetzlicher Blitz aus den natürlichen Wolken, nicht aus den Soffiten, und ein Donnerschlag folgte ihm, daß das Publicum im Theater heftig erschrak und allgemein die Meinung herrschte, es habe im Schauspielhause eingeschlagen. Die Acteure auf der Bühne bebten zusammen, es entstand eine Pause, die einige Minuten dauerte. Der Inspicient und die Theaterdiener zerstreuten sich in allen Theilen des Hauses. Ein abscheulicher Schwefelgeruch ließ vermuthen, daß der Blitz in eine der Garderoben geschlagen und gezündet habe, aber nirgends war eine Spur zu sehen; doch in der Statistengarderobe hatte der Donnerschlag den allermeisten Schreck angerichtet; die 50 Pudel lagen auf den Knien und bekreuzten sich nach katholischer Kirchensitte. Erst als ihnen gesagt wurde, daß der Blitz nicht im Theatergebäude, sondern in der nahen Czerningasse in einen Brunnen gefahren sei, vermochten sie ihre knieende Stellung und ihre Todesangst aufzugeben.

Der glänzende Erfolg dieser Zauberposse, die das wiener Publicum elektrisirte, brachte Raimund bald auf den Gedanken, sein drittes Stück zu schreiben: „Der Bauer als Millionär." Seine ununterbrochene geistige Aufregung und viele Kränkungen, die dem ehrgeizigen Raimund zugefügt wurden, erschütterten sein Nervensystem dermaßen, daß er wie eine wandernde Leiche umherging. Sein Arzt drang auf einen Landaufenthalt. Raimund wählte das wunderschöne Thal Gutensteins, nicht fern der steierischen Grenze. Die erste Person, welche Raimund in seinem Sanssouci, wo er sich rasch erholte, aufsuchte, war Therese Krones. Die Liebeserklärung, die sie ihm machte (also wohlverstanden, nicht er ihr), ist so originell, daß wir unsere Leser durch einen Auszug derselben sehr zu amüsiren hoffen.

Therese betrat die Wohnung Raimund's und fand ihn gerade mit der Vollendung eines Gedichts „An Gutenstein" beschäftigt, das später Adolf Bäuerle's „Theaterzeitung" veröffentlichte. Sie schlich sich an den Dichter heran und applicirte den alten Spaß, ihm mit den Händen die Augen zu bedecken und mit verstellter Stimme zu rufen: Wer ist es?

Raimund befühlte Theresens Hände und rief: Landner (ein sehr derber wiener Komiker).

Ei pfui! antwortete Krones, die Hände zurückziehend. Habe ich denn Pfoten wie das Mondkalb, der Landner?

Raimund lachte aus vollem Herzen und entgegnete: Ich erkannte Sie augenblicklich an den vielen Ringen.

Desto schlimmer! versetzte Therese. Da hätten Sie ja Gelegenheit gehabt, mir ein recht hübsches Compliment zu sagen, und etwa ausrufen können: Die „medicinische" Venus! oder: Venus, die „frottirte" (Aphrodite). (Zwei Späße, welche die Krones oft im Munde zu führen pflegte).

Was Venus! erwiderte Raimund. Venus ist eine Hexe gegen Sie, besonders wie Sie heute aussehen!

Wenn man Eroberungen zu machen beabsichtigt, kann man sich nicht genug putzen; ich zog heute den Spiegel schon drei mal zurathe.

Was wollen Sie denn in Gutenstein für Eroberungen machen? Etwa unsern Amtsschreiber Heidig? Der vermag nicht zu heirathen, weil er den „Dampf" hat!

Heirathen! Wer denkt ans Heirathen! entgegnete Krones. Der Mann, den ich erobern will, kann mich, wenn ich auch wollte, ebenso wenig heirathen als der Amtsschreiber.

Hat er vielleicht auch den „Dampf"? (Brustbeklemmung).

Etwas viel Schlimmeres! Er hat eine Frau und keine Frau, ist ein Witwer und kein Witwer, ist ledig und doch nicht ledig!

Dieser Mensch hat also mein Schicksal!

Freilich! weil Sie es selbst sind.

Warum nicht gar!

Auf Ehre!

Mich wollen Sie erobern?

Wäre es vielleicht nicht der Mühe werth?

Dies zu beantworten verbietet mir meine Bescheidenheit. Aber machen Sie keine Späße!

Wenn ich einem Mann mein Herz antrage, spaße ich nie! Was soll denn da herauskommen?

Fragen Sie doch nicht wie Einer, der erst gestern in der Welt anlangte! Ist's Ihnen denn nicht selbst eingefallen, mit mir einen kleinen Techtelmächtel anzufangen? Mir fiel es schon bei der Probe vom „Diamant des Geisterkönigs" ein: Mariandel, sagte ich zu mir, dieser Florian ist wirklich nicht übel! (Raimund lachte laut auf.) Dieser Florian, sagte ich ferner, ist nie treu geliebt worden.

Und dieses Glück, erwiderte Raimund, soll mir durch Sie zutheil werden?

Gewiß!

Wenn Sie mir diese Versicherung in irgend einer Scene auf dem Theater gäben, so lachte das Publicum, daß es nicht zu sich käme.

Das Publicum traut mir weder Treue noch Beständigkeit zu, ich weiß es; aber ich bin besser als mein Ruf!

Ich muß mir unser Gespräch aufschreiben; ich bringe es nächstens auf der Bühne an.

Raimund, wir sind allein! Solange ich diesmal in Gutenstein bleibe, wird mir die Freude nicht mehr zutheil, mit Ihnen unter vier Augen sprechen zu können; daher frage ich Sie und bitte um schnelle Antwort: Wollen Sie mir die Cour machen?

Die Cour mache ich Ihnen gern; Sie gefallen mir schon längst, aber mein Herz wird nicht viel davon wissen; ich fürchte Sie zu sehr! Sie sind ja eine Parodie aller sentimentalen Liebe, und wenn Sie keine Venus sind, so sind Sie doch eine Diana, und zwar jene Jagdgöttin, die nur Hirschgeweihe in ihrem Köcher hat!

Ueberzeugen Sie sich vom Gegentheil!

Ich bin noch Patient und sehr schwach, doch nicht so schwach, daß ich Ihren Scherz nicht erkennen sollte. Ich danke Ihnen. Sie haben mich höchst angenehm zerstreut.

Aber so lassen Sie doch mit sich reden! Was muß ich denn thun, daß Sie mir glauben? Soll denn ein Herz wie das meine nicht auch wahrer Liebe fähig sein?

Sie hätten früher anfangen sollen einer bestimmten Fahne zu folgen; jetzt sind Sie das Desertiren so gewohnt, daß Ihnen kein Werber mehr glaubt und nicht das geringste Handgeld riskiren will! (Raimund lachte.) Ein herrliches Geschöpf, die Krones! geschaffen, um sich bis zum Wahnsinn in sie zu verlieben und —

Und? wiederholte Therese gespannt.

Raimund lachte abermals; endlich sagte er: Ich werde mir's überlegen! Ich muß vorerst meinen Doctor fragen, ob die Liebe der Krones eine homöopathische oder allopathische ist; ob ich in Ihren Banden nicht wieder in tiefe Melancholie verfalle.

Wir rückten dieses höchst bezeichnende Gespräch ein, weil es uns nicht nur über diesen, sondern auch über den nächsten Roman viel zu sagen erspart; denn schwerlich wäre es uns gelungen, in schlichter Prosa diese beiden interessanten Persönlichkeiten dem Leser in so scharfes Licht zu stellen, als sie es hier selbst so treffend charakteristisch gethan haben. Merkwürdig sind Raimund's prophetische Worte; sie sind nur durch die Annahme zu erklären, daß er seinen Tod äußerst lebhaft geahnt habe. Leider kam ihm die geniale Krones noch zuvor. Raimund sprach sich hierüber während seiner Gastrollen in Hamburg, wo seit Iffland kein Schauspieler solches Furore gemacht hatte, gegen Lotz, den erblindeten Redacteur der „Originalien", folgendermaßen aus:

Ich gestehe, daß mir der Tod der Krones sehr nahe gegangen ist. Für das Genre, das sie sich, so zu sagen, selbst geschaffen, kommt schwerlich eine solche Darstellerin mehr! Sie war der personificirte Humor. Leider lebte sie so geschwind, darum starb sie auch so geschwind.

Durch seine letzten Stücke „Die gefesselte Phantasie", „Moisasur's Zauberfluch", „Alpenkönig und Menschenfeind" und „Der Verschwender" wurde Raimund ein reicher Mann. Er kaufte sich in seinem lieben Gutenstein ein schönes Landgut. Dort hatte er das Unglück, von einem bösen Hunde gebissen zu werden. Bei seiner starken Neigung zur Melancholie brachte er den Gedanken, nun werde bei ihm die Wuth ausbrechen, nicht mehr aus dem Gehirn. Während eines fürchterlichen Unwetters fuhr er in der Nacht des 30. August 1836 von Gutenstein über das Gebirge nach Pottenstein und machte im Hirschenwirthshaus durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende. Die Kugel blieb im Hinterhaupte stecken und der Arme verschied erst nach sieben Tagen, trotz aller Anstrengung des berühmten Dr. Rollet, Vater des bekannten Dichters. Raimund hatte Tage, an welchen er sich so erholte, daß er scherzte und lachte. Der k. k. Hofschauspieler Ludwig Löwe wollte, da der Sarg in Gutenstein in die Erde gesenkt wurde, dem Andenken seines Freundes eine Rede der Liebe und Verehrung widmen, allein vom Schmerze so ergriffen, daß er vor Schluchzen kaum sprechen konnte, vermochte er nur zu sagen:

Ferdinand Raimund, den wir Alle so innig geliebt, der als Künstler und Mensch im In- und Auslande die höchste Achtung genossen, du, der du nach dem Kranze der Anerkennung im Leben so oft gestrebt, empfange ihn hier im Tode!

Das Buch wimmelt von interessanten Persönlichkeiten. Die zwei ausgezeichneten Komiker Ignaz Schuster und Korntheuer, die berühmte Johanna Huber, genannt die „Schröder der Localstücke", die Schauspieler [illegible]berg, Lippert, Sartory u. s. w., endlich die Dame Afanasia, Raimund's erste Liebe, Therese Grünthal, Emmi, ein Fräulein aus höherm Stande, Luise [illegible] und endlich Toni, seine letzte, schönste und reinste Liebe, alle diese Charaktere verleihen dem Roman eine solche Frische, daß man darauf schwören möchte, er sei ganz aus dem Leben gegriffen. Von der Episode macht jedoch der Verfasser einen zu freien Gebrauch. Zugestanden, daß sich die Episode nur lose an das Ganze zu knüpfen habe, so ist der Leser dennoch berechtigt, zu

ihr die Fortentwickelung der Handlung zu fodern; sie darf niemals, wie es dem Verfasser oft beliebt, blos als äußeres Bindungsmittel angewendet werden, sondern muß aus innerer Nothwendigkeit der Conception natürlich hervorwachsen. Auch die Diction läßt Manches zu wünschen übrig, man blickt jedoch über alle Schattenseiten des Buchs rasch hinaus, denn die Fülle des unmittelbaren Lebens, das Sprudeln der heitersten Laune, eine immer schlagfertige vis comica nimmt den Leser stromartig mit. Um diesen Ausspruch, ganz abgesehen von unsern Citaten, zu bekräftigen, wollen wir noch einige der köstlichsten Stellen oder tieferntster Episoden blos kurz mit der Ueberschrift anführen: „Frau Fanny Trur, die Lebzelterin, als Schauspielerin"; „Raimund's Entschluß"; „Raimund's Gespräch mit der Walla"; „Raimund's Fiasco"; „Raimund als Rosselenker"; „Wie Raimund den Komiker Landner in die Donauschwemme fährt"; „Raimund in der Aussetzstube des Delinquenten"; „Bei Acks in Baden" u. s. w.

Wir schreiten nun sogleich, da es nach dem bereits Gesagten keiner Vorbemerkung bedarf, zu dem zweiten Roman:

2 Therese Krones. Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit. Von Otto Horn (Adolf Bäuerle.) Fünf Bände. Erste und zweite Auflage. Wien, Jasper's Witwe und Hügel. 1854—55. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Den Faden, der sich durch das Ganze hinzieht, bildet die unerschütterliche Liebe eines jungen Mannes aus Agram, Stephan Oblevits, der die Krones wie närrisch verfolgt, trotzdem daß sie seine glühende Anhänglichkeit beinahe fortwährend belächelt. Nachdem er in Agram seinen wohlhabenden Aeltern durchgegangen war, stürzte er sich bald nach seiner Ankunft in Wien, wo er erfuhr, daß die Krones eine Liaison mit einem Baron habe, aus Verzweiflung in die Donau. Herbeieilende Schifferleute etteten ihn; die Aerzte befürchteten jedoch, die große Gemüthsbewegung und die ausgestandene Todesangst verde ihm ein Nervenfieber zuziehen. Die Krones, die en Armen innig bedauerte, trug sich sogleich an, alle Kosten während seines Aufenthalts zu bezahlen. Die etzten sechs Dukaten, die sie sich von einem Benefiz in lgram erübrigt hatte, schenkte sie den beiden Männern, ie Stephan das Leben gerettet. Sein erster Schritt us dem Hause führte ihn zu Theresen. Er flog in ihre rme. Es gab nichts Räthselhafteres je in der Welt s das Herz der Krones.

Sie äußerte sich, sie liebe ihn nicht, und doch empfing sie n wie Einen, dem sie ihr ganzes Herz zugewendet. Sie bedeckte ihn mit Küssen, sie drückte ihn an ihr lautpochendes erz, sie weinte, sie lachte, sie faßte mit beiden Händen sein aupt und blickte ihn mit so seelenvollen Augen an, wie eine utter ihr heißgeliebtes Kind. In wenigen Augenblicken chte sie wieder anders.

Sie gab sich nämlich dazu her, daß Stephan vom miker Korntheuer, der nun der Geliebte der Krones r (denn ihrem eifersüchtigen Baron hatte sie längst n Laufpaß gegeben) bei einem Souper nach ihrem ersten inzenden Debüt in Wien, den 11. October 1821, arg mystificirt wurde. Zugegen waren unter Andern Raimund und Ignaz Schuster. Korntheuer, ein auffallend großer Mann, war Meister im Improvisiren komischer Trinksprüche. Er machte Stephan nach einigen Gläsern Champagner weiß, daß er sich auch wegen verschmähter Liebe der Krones in die Donau gestürzt habe.

Ist der auch ins Wasser gesprungen? fragte Stephan ungläubig die Gesellschaft.

Gerade neben Ihnen, antwortete Korntheuer. Haben Sie mich denn nicht gesehen?

Mit keinem Blicke!

Ich schrie noch im Herzensschmerz um Hülfe, da ich wegen meiner Größe erst nach drei Viertelstunden unterging. Man rettete Sie zuerst. Mir mußte man bis Kaiser-Ebersdorf nachschwimmen, und auch dort hätten sie mich nicht erwischt, wenn die Donaukarpfen nicht Spalier gemacht hätten!

Korntheuer, noch eifersüchtiger als der Baron, wurde von der schönen Therese ebenfalls bald verabschiedet. Es lag im Blute der Krones; sie lebte immer nur für momentane Eindrücke. Länger als vier bis sechs Wochen konnte sie keinem ihrer zahlreichen Geliebten anhänglich sein. Sie war der Typus conventioneller Ungenirtheit, und da sie, ganz abgesehen von ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit, eine seltene Genialität und eine so feine Grazie zu entfalten wußte, wie wir sie selbst nie an Atricen ersten Rangs der pariser Vaudevilletheater gesehen haben, so verzieh ihr die gebildete Damenwelt Wiens Alles.

Therese Krones, wie wir hier einschalten wollen, erblickte zu Freudenthal in Schlesien am 7. October 1801 das Licht der Welt und zeigte schon in frühester Jugend ein außerordentliches komisches Talent. Es stand der Krones gleichsam auf die Stirne geschrieben: An mich darf man nicht den gewöhnlichen Maßstab des Urtheils anlegen. Sie rief einst aus: „Nur keine Weiber, nur Männer; und wenn sie 100 Jahre alt sind, sind sie mir lieber als ein Weib mit 19 Jahren!"

Stephan blieb blind vor Liebe. Er wurde Commis in der Spezereihandlung nächst dem Theater in der Leopoldstadt, nur um die Krones täglich wenigstens einmal vorübereilen zu sehen. Ein älterer Commis, dem er die Leidensgeschichte seines Herzens erzählte, declamirte ihm, als den besten Rath, den er ihm geben könne, die bekannten Worte Goethe's vor:

Tritt den Weibern keck entgegen,
Und du hast sie auf mein Wort!

Stephan ließ sich dadurch verleiten. Der Verfasser benutzte dies zu einem komischen Intermezzo; er führt ihn mit der sogenannten „falschen Krones" zusammen. Dies hübsche Kind hieß Marie, war äußerst sittsam und häuslich und sah Theresen so ähnlich wie eine Zwillingsschwester. Die Krones benahm sich sehr schön gegen dieses arme Mädchen und beschützte Marien gegen schamlose Angriffe vornehmer Roués wie eine Mutter. Interessiren dürfte den Leser das einundzwanzigste Capitel; es handelt ausführlich über Johanna Huber, die wir bereits bei dem vorigen Roman genannt. Sie gab in der Posse „Die Fiaker in Wien" ein leichtsinniges, doch endlich in Reue versinkendes Fiakerweib mit solch

erschütternder Wahrheit, mit so außerordentlicher Meisterschaft, daß ihr die große Sophie Schröder schrieb:

In einem tragischen Stücke hätte ich die Zerknirschung und Reue, die Sie darstellten, auch nicht anders geben können. Sie haben das Verdienst, nicht einen Augenblick vergessen zu haben, daß Sie doch auch dem komischen Stücke Rechnung tragen müssen; mir würde es unendliches Studium kosten, mit solcher Wahrheit in niederer Sphäre den ergreifenden Eindruck hervorzubringen.

Unterdessen hatte das leichte, flotte Leben, welches die Krones führte, ihre finanzielle Lage sehr peinlich gemacht. Sie fiel schändlichen Wucherern in die Hände. Kaum ein halbes Jahr in Wien, hatte sie schon die Summe von 6000 Fl. auf Wechsel unterschrieben. Es kam zu fürchterlichen Auftritten in Theresens Wohnung, die das zehnte und vierzehnte Capitel des zweiten Bandes sehr lebhaft schildern. Einer der frechsten Gläubiger, ein renommirter Winkeladvocat Wiens, den alle Welt verachtete und der im Roman unter dem Namen Dr. Hühnertritt eingeführt ist, benahm sich gegen die bedrängte Künstlerin auf das unverschämteste. Dr. Manquet und Kaufmann Bohrmann gebührt das Verdienst, die Krones aus dieser entsetzlichen Verlegenheit gerettet zu haben, Ersterer dadurch, daß er den berüchtigten Advocaten Hühnertritt wegen Wucher gerichtlich verklagte, Letzterer durch augenblickliche Geldhülfe. Sie war Beiden sehr dankbar, Bohrmann stand in ihrem Testamente als Universalerbe. Diese Rettungsscene war die Veranlassung zu dem später immer vertrauter gewordenen Verhältnisse zwischen Bohrmann und Therese, das bis an das Lebensende der Künstlerin währte. Originell ist in dieser Beziehung folgende Aeußerung der Krones:

Heirathen werde ich Bohrmann nie. Mein Geliebter mag er sein; für einen Liebhaber ist er gut genug, aber für einen Gatten paßt er nicht. Ein Mann, den man heirathet, und das eigene Leben an das seine setzt, der muß ganz anders aussehen! Er muß ein Mann im Sinne des Worts sein, nicht ein solcher Knirps, dergleichen die Zuckerbäcker stattlichere auf ihre Torten stellen!

Bohrmann glaubte für jenen Dienst das Recht zu haben, eifersüchtig werden zu dürfen. Als er einst wagte, ihr Vorwüfe zu machen, entgegnete ihm die Krones:

Sie haben für mich Geld ausgelegt, das ist wahr, aber Sie lassen sich dies Geld auch wiedergeben, und das muß auch so sein! denn geschenkt von einer solchen Krämerseele möchte ich nicht einen Heller! Ich kann das unaufhörliche Vorrechnen Ihrer Gulden und Kreuzer, die Sie mir vorgeschossen, nicht erdulden, und die Gemeinheit, mir in Ihrem Buche einen Conto wie Ihren Pappendeckelfabrikanten und Buntpapiererzeugern aufzuführen, kann ich nicht über's Herz bringen! Schreiben Sie auch noch in Ihr Buch: Theresen einen Kuß gegeben 24 Kr. und einen Händedruck dafür angenommen 1 Fl. Seien Sie ein Krämer in Ihrem Geschäfte! Es gibt Kaufleute, die ihre eigenen Frauen mit Soll und Haben in ihren Büchern belasten und über das Kindszimmer ein Inventarium führen, wie über ein Waarenmagazin; ich mag aber solche Menschen nicht leiden, ich hasse und verabscheue sie. Sie pedantischer Budelmanipulant! stellen Sie mich auf den „Verlustconto"! Haha! lachte die Krones und eilte in ihr Schlafzimmer, indem sie die Thüre verriegelte.

Stephan ging unterdessen in seiner Verblendung, da er die Krones von reichen Anbetern umschwärmt sah, so weit, ein altes häßliches Weib, das ein enormes Vermögen besaß, zu heirathen. Unmittelbar nach seiner Trauung mit Frau Weichselstamm rannte er zur Krones und erzählte ihr die ganze Sache. Therese war entrüstet, Stephan rief ihr zu: „Ihretwegen habe ich die Alte geheirathet; ich will Ihnen Freude machen, ich bin nun reich." Sie ruhte nicht, bis diese Heirath rückgängig wurde. Dankbarkeit war ein charakteristischer Zug der Krones; sie mußte sich selbst gestehen, daß noch kein Mann auf der Welt sie so geliebt als Stephan, daß er sich ihretwegen ins Wasser gestürzt, den Fluch seiner Aeltern auf sich geladen, seinem Vermögen entsagt und nun sogar ein geiziges Ungeheuer zur Frau genommen habe. „Alles, Alles meinetwegen!" rief sie aus, „er soll aber auch jetzt meine Liebe ernten. Stephan! jetzt will ich dir gehören!" Sie ließ einen Fiaker holen, machte mit Stephan eine Landpartie und überhäufte ihn dabei mit Liebkosungen. Sie brachte es dahin, daß der junge Mann nach Agram reiste und sich mit seinen Aeltern versöhnte. Sie hatte jedoch bald darauf in Marienbad eine Liaison mit einem reichen Engländer, der ihr mit dem Dictionnaire in der Hand eine Liebeserklärung machte. Die Trennung von ihm, der sich ihretwegen zu erschießen drohte, soll herzzerreißend gewesen sein, aber in 24 Stunden schon war Therese wieder getröstet. Bald darauf kam nach Wien ein polnischer Edelmann, Severin von Jarosinsky, der sich überall für einen Grafen ausgab und sehr Vielen dadurch imponirte, daß er ungeheuere Summen verschwendete. Er machte der Krones auffallend den Hof, gab ihr zu Ehren glänzende Festlichkeiten und übersendete ihr die werthvollsten Geschenke. Nachdem er in Hazardspielen die Dukaten tausendweise vergeudet und all seinen Credit bei reichen polnischen Juden erschöpft hatte, verfiel er in der äußersten Geldverlegenheit auf den gräßlichen Gedanken, seinen ehemaligen Lehrer, Abbé Plank, der sein Vermögen in Staatspapieren angelegt hatte, zu ermorden. Er erdolchte den siebzigjährigen Greis am 13. Februar 1827, fand jedoch nur einen Theil des Vermögens, nämlich 6100 Fl. C. M. Er lebte ein paar Tage in Saus und Braus fort, als ob nichts geschehen wäre. Am 17. Februar gab er ein Abschiedsdiner, wozu unter Andern die Krones und Baron Fromann, russischer Staatsrath, der Jarosinsky bei dieser Gelegenheit seinen Paß einzuhändigen versprach, geladen wurden. Therese war in der heitersten Laune; sie parodirte mit dem größten Glück mehre damals in Wien bekannte Damen. Als jedoch das Gespräch auf den Mord des Professor Plank kam, wurde sie sehr ernst und rief:

Wenn sie ihn nur schon entdeckt hätten, den scheußlichen Mörder! Mein bevorstehendes Benefiz wollte ich darum geben, wenn die Gerichte dieses Scheusal ausfindig machten! Und endet er bei der „Spinnerin am Kreuz", wo der Galgen steht, was ihm nicht ausbleiben kann, dann fahre ich bis zur Richtstätte, und wenn ich mich todtkrank fühlen sollte!

Sie haben ein hartes Herz! sprach Jarosinsky und stand von der Tafel auf.

Graferl! (Gräflein) rief ihm Therese zu und zog ihn wie-



der auf seinen Stuhl, Sie werden ja plötzlich ganz verstimmt! Kommen Sie, wir wollen von etwas Anderm sprechen; wir wollen nicht von Mord und Galgen reden! Ich will Ihr Lieblingslied zum Abschied anstimmen. Sie hob ihr Champagnerglas und sang das Lied der „Jugend" aus Raimund's Posse: „Das Mädchen aus der Feenwelt":

Brüderlein fein, Brüderlein fein!
Es muß geschieden sein;
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergeh'n!
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Darfst nicht traurig sein!

Kaum waren die letzten Töne verhallt, so traten die Gerichtsdiener ein, um den Raubmörder zu verhaften. Die Krones erschrak so heftig, daß sie einen Stuhl in ihrer Bestürzung umstieß und ohnmächtig wurde. Wie ein Lauffeuer durchflog Jarosinsky's Verhaftung mit den eben erzählten Nebenumständen die Residenz. Leider wurde die obengenannte Posse diesen Abend gegeben. Man kann sich die Stimmung der Krones denken. Sie ließ sich in der Garderobe wie ein Kind das Costüm der „Jugend" anziehen. Endlich raffte sie sich aus ihrer Agonie und begab sich an die Coulissen, ihr Schlagwort abzuwarten, um die Bühne zu betreten. Der Moment war schrecklich für sie. Das Haus war überfüllt; das Parterre brach in ein stürmisches Zischen und Toben aus. Die Freunde der Krones applaudirten. Es war ein Theaterskandal ohnegleichen. Raimund, der gerade mit der Krones die Scene hatte, flüsterte ihr zu: „Was haben diese Leute? warum zischen und toben sie?" „Mir wird unwohl!" antwortete Therese. „Lassen Sie mich abgehen!" „Warum nicht gar! Nur nicht den Kopf verlieren; wir wollen schnell das beliebte Duett anstimmen", sagte Raimund und gab dem Kapellmeister ein Zeichen. In Todesangst begann die Krones: „Brüderlein fein, Brüderlein fein!" Nun stieg die Wuth des Publikums auf den Gipfelpunkt. „Das auch noch!" rief eine Stimme, und die Gegner der Krones brachen in ein Hohngelächter aus — die Freunde applaudirten. Endlich wurde das Duett zu Ende gesungen, aber wie? das läßt sich denken. Therese stürzte hinter die Coulissen und fiel in Ohnmacht. Sie wurde ganz bewußtlos in ihre Wohnung gebracht. Jarosinsky gestand nach langem Leugnen die That. Am 27. August 1827 wurde ihm das Todesurtheil vorgelesen. Die Krones entfloh in diesen Tagen nach Sparbach und Gutenstein. Ein bemerkenswerther Zug Theresens ist folgender: Stephan's reiche Frau vermachte ihr testamentarisch ihr gesammtes Silbergeschirr im Gewichte von 148 Pfund — die Krones nahm es nicht an. Am 25. Februar 1828 feierte sie im Leopoldstädter Theater ihren größten Triumph in dem höchst komischen Stücke „Sylphide, das Seefräulein"; sie stand auf dem Zettel als Verfasserin des Stücks, das ihr Bruder geschrieben hatte. Raimund spielte darin eine Hauptrolle und setzte das Stück mit einem Fleiße in Scene, als ob es sein eigenes wäre. Ausgezeichnet schön benahm sich die Krones gegen eine arme Frau während der großen Ueberschwemmung am 1. März 1830, welche einige Vorstädte Wiens in einen See verwandelte. Im April desselben Jahres erkrankte sie und starb nach langen, schweren Leiden am 28. December. Bei ihrem Leichenbegängniß zerfloß Raimund in Thränen. „Sie können sich ja gar nicht mäßigen, Sie klagen wie um eine geliebte Schwester!" rief ihm der Theaterarzt zu. „Soll ich nicht weinen, wenn man meine Jugend begräbt?" entgegnete Raimund. Stephan drückte Theresen in der Sterbestunde die Augen zu, auf ihren frisch aufgeworfenen Leichenhügel stürzte er wie todt hin. Später ließ er in seinem Garten zu Agram der Geliebten ein schönes Denkmal errichten; er zeigt es noch heute Jedem, der ihn besucht.

Wir brauchen wol unsern Lesern nicht mehr zu sagen, daß diese zwei Romane sich gegenseitig ergänzen. Wenn auch einzelne Figuren in der Charakterzeichnung verfehlt oder outrirt sind, man da und dort die künstlerische Anordnung vermißt, so wird doch das Interesse fortwährend in Spannung erhalten, besonders von dem Moment an, wo Jarosinsky auftritt. Eine Prachtgestalt ist sein treuer polnischer Diener Jazek. Auch Teofila, die edle Frau des Mörders, imponirt durch ihre Seelengröße. Wir empfehlen beide Romane nicht nur Jenen, welche Raimund und Krones auf den Bretern gesehen haben, sondern auch Allen, welche Wien aus eigener Anschauung kennen und Freunde humoristischer Lectüre sind. Nur bitten wir norddeutsche Leser, bei Beurtheilung dieser Bücher nie den Standpunkt aus dem Auge zu verlieren, den wir in der Einleitung dieses Artikels angedeutet haben. An Localproducte darf man nie den allgemein nationalen Maßstab legen, ein Fehler, der in unsern Tagen, wo die deutschen Sonderinteressen sich wieder mit aller Schärfe herausstellen, häufig begangen wird.

Emanuel Raulf.

Naturwissenschaftliches.

Girard. Büchner.

1. Die norddeutsche Ebene, insbesondere zwischen Elbe und Weichsel, geologisch dargestellt von H. Girard. Nebst einer geologischen Karte der Gegend zwischen Magdeburg und Frankfurt a. d. O. und zwei lithographirten Tafeln Profilen. Berlin, G. Reimer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eine vortreffliche Schrift! Die sichere Hand eines bewährten Meisters hat uns hier ein Werk geschenkt, worauf Deutschland stolz sein kann. Es ist das Resultat sehr specieller, durch und durch gründlicher geologischer Untersuchungen unsers vaterländischen Bodens und vorzugsweise für den Fachmann der Mineralogie von praktischer Wichtigkeit; dabei redet dasselbe eine so allgemein verständliche Sprache und berührt so viele jeden gebildeten Denker lebhaft interessirende Punkte, daß es sich sicher auch einen großen Kreis von allgemein gebildeten Lesern gewinnen wird. Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand, er ist davon begeistert und wenn er den Wunsch ausspricht, daß recht Viele seine Freude theilen möchten, so hoffen wir, daß dies sicher der Fall sein werde. Denn das Meiste von Dem, was das Buch bringt, ist eine Schatzgrube für den deutschen Geographen, für die Männer der deutschen Welt- und Culturgeschichte.

Den größten Theil der geologischen Detailuntersuchungen des Buchs hat der Verfasser im Auftrage der königlich preußischen Oberberghauptmanschaft selbst ausgeführt, Einiges stützt sich auf die Arbeiten seines Freundes und ehemaligen Schülers Plettner und noch Anderes auf eine mit seinem hochverehrten Freunde, dem großen Leopold von Buch, gemeinschaftlich aus-

geführte Forschung. Uebrigens vergißt der Verfasser auch nicht, von den ältern werthvollen seinen Gegenstand betreffenden Werken Kloeden's „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg" mit rühmender Anerkennung namhaft zu machen. Die Verdienste Anderer werden überhaupt nirgends unter den Scheffel gestellt, der Verfasser weist überall darauf hin.

Am Eingange des Buchs steht eine geographisch-orographische Einleitung, die ganz dazu geeignet ist, den denkenden Leser zu fesseln. Daran schließt sich dann erstens eine systematische Uebersicht des Terrains nach den geologischen Formationen und zweitens eine specielle Beschreibung einzelner Gegenden. Kommt nun in diesen beiden letztgenannten Haupttheilen des Buchs auch Manches vor, das nur von dem eigentlichen Fachmann der Geologie ganz gewürdigt werden kann, so enthalten sie daneben auch sehr viele Betrachtungen und Winke, die von allgemeinem Interesse sind. Wir wollen dies nachzuweisen suchen.

In der Triasformation lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit zuerst auf die Insel Helgoland. Er sieht dieselbe als die einzige Insel der Nordsee an, alles Andere sei nur stückweise abgetrennt von dem nahegelegenen Continente, ohne den Charakter einer selbständigen Insel zu haben. Die Düne sei eine Anhäufung des von der eigentlichen Insel losgerissenen Sandes an einer Stelle, wo Klippen, die zum Theil früher über die Oberfläche des Wassers hervorragten, eine solche Anhäufung gestattet und begünstigt haben. „Die Insel selbst bildet ein Dreieck von Felsen, die, oben zusammenhängend und eben, sich im Mittel 200 Fuß über das Meer erheben und so steil und unzugänglich sind, daß man nur an einer Stelle der südöstlichen Seite und auch hier nur vermittelst einer Treppe auf ihre Höhe gelangen kann. An dieser östlichen Seite befindet sich auch ein kleines Vorland, das von der Flut nicht erreicht wird und einen Theil der Wohnungen, die sogenannte Unterstadt trägt; an allen andern Stellen werden die Felsen von jeder Flut bespült und nur die Ebbe gestattet es, auf kurze Zeit ihren Rand zu besuchen. Die Massen, aus denen die Insel besteht, werden beständig vom Wasser benagt, und wunderbare Klippen mit Grotten und Thoren ragen aus dem Uferrande hervor. Das Vorland stand ehemals durch einen Rücken mit der Düne in Verbindung, aber dieser Rücken, der noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Höhe der Flut überragte, sodaß man die Düne jederzeit trockenen Fußes erreichen konnte, wurde durch die Gewalt der besonders von Westen heftig andringenden Wogen allmälig so weit zerstört, daß jetzt eine Untiefe von 16 — 20 Fuß seine Stelle einnimmt. Früher gehörte auch die östliche Klippe zum festen Lande, und noch im Jahre 1570 war die Witteklif fast so hoch als die Insel Helgoland selbst. Sie bestand theils aus Kalkstein, theils aus Gyps; beide Felsarten wurden hier reichlich gebrochen und noch im 17. Jahrhundert nach dem Festlande verkauft. Erst 1711 wurde das letzte hervorragende Stück der Klippe vom Meere zerstört.... Die Insel, so wie sie jetzt ist, besteht allein aus den Schichten des bunten Sandsteins. Es sind hauptsächlich rothe Sandsteine, die an der Luft ins Braune übergehen, durch Zwischenlagen von rothem Thon in einzelne Bänke getrennt. Man hat in ihnen zwei Abtheilungen unterschieden: eine untere, die hauptsächlich, soweit man sie untersuchen konnte, aus thonigen Schichten besteht, und eine obere, die mehr eine Sandbildung ist... Auf Klüften und in kleinen Höhlungen finden sich Krystalle von Kalkspath, sowie kleine Mengen von gediegenem Kupfer, Rothkupfererz, Kupferlasur und Malachit, ja selbst auch, obgleich sehr selten, gediegenes Silber." Am Schlusse bemerkt der Verfasser noch, daß die genauesten Beobachtungen nichts Näheres über die Lagerung der Kreide haben auffinden können. Ihm scheint folgende Ansicht die wahrscheinlichere. „Während die alten Schichten nämlich alle im Streichen des bunten Sandsteins diesem aufgelagert sind und nur auf der östlichen Seite erscheinen, bedeckt die Kreide nicht blos die Schichten der Juraformation, sondern sie umgibt das ganze Riff der ältern Formationen auf allen Seiten. Daraus wird es wahrscheinlich, daß Helgoland entweder schon als Insel oder, was noch wahrscheinlicher ist, als Untiefe im Meere zur Zeit der Kreidebildung existirte, während es zur Zeit der Juraformation noch den ebenen Meeresgrund bildete, auf welchem sich der feine Schlamm absetzte, welcher als Skit oben beschrieben worden ist. Spuren jüngerer Bildung als der Kreide finden sich nirgends. Helgoland hat in geognostischer Beziehung die größte Aehnlichkeit mit der sogleich zu erwähnenden Gegend von Lüneburg und mit den Triasinseln, welche dem nördlichen Rande des Harzes vorliegen."

In Bezug auf die Braunkohle gibt das Werk sehr viele interessante und praktisch nützliche Winke. Die überraschende Ansicht, welche Leopold von Buch 1851 vor der berliner Akademie aussprach, daß in ganz Europa nur eine und dieselbe Braunkohlenformation vorkomme, macht der Verfasser auch zu der seinigen, obgleich ihm dabei einige noch nicht zu beseitigende Zweifel übrig geblieben sind. In den weiten Flächen des norddeutschen Tieflands kommen Reste einer untergegangenen Pflanzenwelt vor, von der bisher noch kein deutliches Blatt, noch keine erkennbare Frucht außer Tannzapfen aufgefunden werden konnte. Offenbar müssen daher diese Kohlenbildungen unter ganz andern Umständen vor sich gegangen sein. Das Bett der Braunkohle hält der Verfasser im Allgemeinen für Sand. „Zwar möchte dieser Ansicht mitunter widersprochen und Thon oder Letten als Begleiter der Braunkohlen angeführt werden, und warum sollte auch nicht einmal eine Ausnahme von der Regel vorkommen; aber es ist den Angaben dieser Art selbst bei bewährten Beobachtern nicht unbedingter Glaube beizumessen, da man bisher fast immer den äußerst feinen Sand der Braunkohlenformation, besonders wenn er mit ein wenig Kohle oder Thon gemischt war, um seiner Plasticität willen für Thon oder Letten angesprochen hat. Nur in den östlichen Gegenden der norddeutschen Ebene, an der Warthe besonders kommt es vor, daß einige kleine Braunkohlenflötze im Thone liegen, diese sind aber doch nur abgetrennte Massen, denn die mächtigen Hauptlager liegen wie sonst überall auch hier im Sande."

Die Irrblöcke hat der Verfasser sowol im Sande als im Lehm angetroffen und zwar in sehr verschiedenen Größen, von einer Linie Ausdehnung bis zu einer Größe von 25 Fuß im Durchmesser, bald in zahlreichen Massen nebeneinander, bald ganz vereinzelt. „Am häufigsten wechseln sie zwischen zwei Zoll und zwei Fuß im Durchmesser, denn sowol die kleinern Stücke, welche, wenn sie häufig sind, Kies oder Grand genannt werden, als auch die größern Blöcke gehören schon zu den Seltenheiten. Wenigstens ist dies jetzt der Fall, obgleich wahrscheinlich früher, ehe der Straßen- und Häuserbau dies Material brauchte hat, auch größere Blöcke in größerer Zahl vorhanden gewesen sein mögen. Vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, wo man einzelne dieser Blöcke, die jetzt noch manchen Acker fast unbrauchbar machen, als Merkwürdigkeit zeigen wird. Mit den allergrößten geschieht dies schon jetzt, und der Markgrafenstein in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde, der, als er noch ganz war, 24 — 25 Fuß im Durchmesser hatte, aus dessen größerm Theile die Schale im Lustgarten zu Berlin gearbeitet ist, war als ein solches Landeswunder von Alters her berühmt."

Durch den See von Werder geht die Potsdam-Magdeburger Eisenbahn, wobei sich herausgestellt hat, daß dies Wasser wenig Tiefe besitzt; diese Ansicht gilt indeß nicht von allen den hier vorkommenden Seen. Zwischen den Dörfern Götz und Jeserig befindet sich ein See von ganz gewaltiger Tiefe. Hier sollte am Rande die Eisenbahn hindurchgeführt werden, welche den See nur in einer Strecke von 150 Schritt berühren. Der Grund dieser Strecke war moorig; man wollte ihn durch Einsenken von Sand zu einem festen Damm machen. „Als man mit der Aufschüttung den schwarzen Grund erreichte, fing dieser an unter der Last des aufgeschütteten Sandes nachzugeben. Er sank in die Tiefe, wich zur Seite aus, quoll über und was am Tage aufgeschüttet war, war regelmäßig in der folgenden Nacht wieder verschwunden. Man hätte an die Arbeit nicht

licher Kobolde glauben mögen. Bei der geringen Ausdehnung der bedenklichen Stelle gab man indeß die Hoffnung nicht auf, die Schwierigkeit sehr bald zu überwinden, man schüttete und schüttete von Tag zu Tag, von Woche zu Woche mit so viel Kräften, als man nur auf einen schmalen Damm verwenden konnte. Die ganze übrige Bahn war beendet, zwei Brücken dicht dabei, die über ein kleines Wasser führen, standen untadelig und fest, aber erst nach mehr als drei Monaten gelang es, den Damm zum Stehen zu bringen. Man hatte in dem höher liegenden Terrain jenseit der Chaussée ein Loch gegraben von mindestens 200 Schritt Länge, mehr als 100 Schritt Breite und 8—12 Fuß Tiefe. Man hat also mehr als eine Million Kubikfuß Sand aufschütten müssen. Die scheinbare Erdlage, welche die Oberfläche des Sumpfes bedeckte, war, als der Damm endlich fest war, zu den Seiten mehre Fuß über ihr früheres Niveau hervorgequollen, zerborsten und zeigte trocken eine graue weiche Masse, die aus verwitterten Pflanzenresten und aus Kalk zu bestehen schien. Eine mikroskopische Untersuchung Ehrenberg's ergab, daß sie zum großen Theil organischen Ursprungs sei und von 75 theilweise ganz neuen Species von Bacillarien gebildet werde. Eine spätere Untersuchung Mettenheimer's ergab in der benutzten Probe, die vielleicht einer andern Schicht angehörte als die von Ehrenberg untersuchte, keine solche Menge von Arten, ja nicht einmal die Anwesenheit zahlreicher Individuen; dagegen zeigte sich in der Materie eine große Menge kohlensauern Kalks, sodaß es wahrscheinlich wird, daß das Vorkommen von Bacillarien hier nicht überall gleich häufig ist."

Ueber das Selbstentzünden der Braunkohlenlager ist auch im Buche die Rede. Die Sache wird nicht blos nicht in Zweifel gestellt, sondern sogar auch mit wirklichen Thatsachen unterstützt. In der chemischen Umwandelung des blosgelegten Schwefelkies in den Kohlen sieht der Verfasser die Hauptveranlassung des Brandes. Die Petersdorfer Gruben im östlichen Theile der Rauenschen Berge haben im Jahre 1844 eine solche Selbstentzündung gezeigt. Man wollte durch Umdämmung des Brandes der Zerstörung eines größern Kohlenfeldes vorbeugen, erreichte aber den Zweck nicht, denn als auf drei Seiten die Umdämmung fertig war, schritt der Brand auf der vierten dem Stollen zugewendeten Seite so rasch fort, daß nur ein überaus rascher Abbau der Kohlen den Stollen gegen die Zerstörung sichern konnte.

Das Werk enthält auch eine interessante Schilderung der „Märkischen Schweiz". „Nähert man sich", sagt der Verfasser, „dieser berühmten Gegend von Müncheberg aus, von wo Buckow (Hauptort der schweizerischen Mark) nur eine kleine Meile entfernt ist, so sucht man natürlich im Horizont umher nach Bergen, welche den romantischen Namen hervorgerufen haben, allein man findet keine. Nur im Süden tauchen die Rauenschen Berge aus weiter Ferne auf, im Norden, wo die Schweiz liegen soll, bemerkt man nur einige waldbedeckte Hügel, die kaum 50—60 Fuß über der Ebene erhaben zu sein scheinen. Voller Erwartung entfernt man sich von Müncheberg. Der Weg führt nach Norden, aber er erhebt sich nicht wie sonst, wenn man ins Gebirge geht, sondern er senkt sich je länger je mehr, bis man endlich Buckow erreicht, das von einigen Seen umgeben in einem Kessel liegt. Auf zwei Seiten sind die Ränder dieser Vertiefung sehr steil, einerseits im Westen, wo das gegenüberliegende Gehänge des großen Schermützelsees die Begrenzung bildet, andererseits im Norden, wo eine Reihe von Höhen, welche schnell gegen den Kessel abfallen, sich ununterbrochen von Bollersdorf bis nach Pritzhagen fortziehen. Diese Höhen liegen nach genauen trigonometrischen Messungen, welche in der ausgezeichneten Karte Eineck's eingetragen sind, zwischen 150—300 Fuß über dem Spiegel des Schermützelsees. Dieser See zeigt noch unter dem Wasserspiegel so schnell abfallendes Terrain, daß bei den Bewohnern der Umgegend der Glaube verbreitet ist, er sei unergründlich. Genaue Messungen haben die Tiefe seines Grundes nachgewiesen.... Seine Tiefe ist in der südlichen Hälfte ziemlich gleichmäßig 40—50 Fuß, nimmt aber von der Mitte gegen Norden mehr und mehr zu, bis sie dicht vor dem Ende des Sees bei dem Fischerhäuschen 142 Fuß erreicht.... Solche schnell zunehmende und so bedeutende Tiefe besitzt, soviel bis jetzt bekannt geworden, kein anderer See in der Mark Brandenburg, denn selbst die großen Havelseen sollen nicht mehr als 30—40 Fuß Tiefe erreichen. Augenscheinlich muß daher dieser See, dessen Boden bis zum Niveau der Ostsee herabgeht, seinen Ursprung durch eine Verkürzung der ehemals gleichförmigen Oberfläche erhalten haben, und da der Unterschied zwischen seinem jetzigen Boden und dem unmittelbar angrenzenden Bollersdorfer Berge 300 Fuß beträgt, so ist es wohl erklärlich, daß eine solche Katastrophe das umgebende Terrain auch weiterhin noch zu bewegen und zu zerreißen vermochte. Daher stammen die steilen, scharf begrenzten Bergformationen dieser Gegend und die schmalen, tief in sie hineinsetzenden Spaltenthäler." So erkennt man, daß die Märkische Schweiz bei Buckow sich weniger auszeichnet durch mächtige Erhebungen als durch eine sehr bedeutende Verkürzung.

2. Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein verständlicher Darstellung von Louis Büchner. Erste und zweite Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr.

Auf dem Boden der Naturphilosophie ist in unsern Tagen ein ganz gewaltiger Kampf. Zwei Parteien stehen einander gegenüber, welche sich recht herzlich hassen und überall zu vertilgen trachten. Diese verdächtigen jene, und dort entstellt und verdreht man Alles, was hier behauptet worden ist. Ein edles, hochherziges Kämpfen, ein Respectiren der wahrhaft guten Seiten des Feindes will sich noch nirgends zeigen. Die Idealisten schlagen sehr materiell plump auf die Materialisten, sowie diese mit sehr speculativen Dolchen auf ihre gehaßten Gegner eindringen. Die Einen wollen nichts von Empirie, die Andern ebenso wenig von speculativer Abstraction wissen. Offenbar gehen beide Parteien zu weit und sollten ja nicht außer Acht lassen, daß eine Erfahrungsnaturlehre ohne geistigen Ueber- und Vorblick, überhaupt ohne ideale Vergeistigung gar nicht denkbar ist, daß eine speculative Naturphilosophie ohne wirklich begründetes Erfahrungswissen ein schwärmerisches Luftgebilde ist, womit man jetzt keinen vernünftigen Denker mehr befriedigen kann. Sie sollten bedenken, daß Dichtung und wissenschaftliche Forschung zwei himmelweit verschiedene Sachen sind, wovon doch jede ein tiefbegründetes Naturrecht zum Leben hat.

Das vorliegende Werk führt seine Leser mitten in diesen Kampfplatz hinein. Es nimmt die hochherzige Miene an, als wollte es mit vorurtheilsfreier Geradheit beiden Parteien Rechnung tragen, weiß aber dabei seiner besondern Vorliebe zum Materialismus nicht lange Herr zu bleiben. Die vielbekämpften Ansichten Vogt's, Moleschott's, Dubois-Reymond's sind auch die des Verfassers und mit ihnen ergreift er kühn die Waffen gegen alle idealen Naturphilosophen. Wir wollen ihn darob nicht tadeln. Er hält meistens den Standpunkt der rationalen Empirie fest, wie das eigentlich alle wahrhaften Naturforscher immer sollten, nur wäre noch zu wünschen gewesen, daß er auch den Standpunkt der rationalen Psychologie gehörig gewürdigt hätte, denn auch von dieser Seite gelangt man zu wirklichen Wahrheiten, die deswegen noch nicht zu Unwahrheiten werden, weil man nicht unmittelbar durch die Erfahrung auch dahin gelangen kann. Uebrigens haben wir uns darüber wahrhaft freuen können, daß der Verfasser mehrfach ganz entschieden auf die eigentliche Quelle des bittern Haders hinweist; wenn nämlich schon die Materialisten zu voreilige Folgerungen aus ihren wissenschaftlichen Anfangsforschungen machten, so thäten dies die Idealisten in noch unendlich viel höherm Grade und das nicht blos in ihrer eigenen Angelegenheit, sondern meistens in der ihrer Feinde. Darin besitzt das Buch in der That ein Verdienst. Nur sieht es zuweilen den eigenen Balken nicht.

In kurzen Abhandlungen redet das Werk über die untrennbare Vereinigung der Kraft und Materie, über die Unsterblichkeit, Unendlichkeit und Würde des Stoffs, über die Unabänderlichkeit und Allgemeinheit der Naturgesetze, über Himmel und Erde, über Urzeugung, über die Zweckmäßigkeit in der Natur, über den Menschen und dessen Gehirn und Seele, über den Gedanken, angeborene Ideen, Gottesidee, persönliche Fortdauer, Lebenskräfte, Thierseele, freien Willen. Man sieht, es hat sich gerade die Punkte herausgewählt, worüber am meisten gestritten wird, und es ist nicht zu leugnen, es fehlt ihm nirgends an der geistigen Kraft und an der Geschicklichkeit, seinen Gegenstand überall recht plan und klar vorzuführen und immer interessant zu bleiben. Nur laufen mitunter Uebereilungen mit durch.

Wir wählen, um etwas specieller in den Inhalt des Buchs einzugehen, zunächst den Aufsatz über Gehirn und Seele. Der Verfasser sieht, wie sich das wol nicht anders erwarten läßt, das Gehirn als das Organ des Denkens an. Die Größe, die Form, die Art der Zusammensetzung des Gehirns stehen in geradem Verhältnisse zur Größe, Kraft der ihm inwohnenden geistigen Function. Die vergleichende Anatomie hat diese Behauptung als unumstößliche Wahrheit festgestellt. Der Verfasser stützt sich dabei auf die berühmten Versuche von Flourens. „Schichtweise trug er (Flourens) die obern Theile des Gehirns eines Thieres nacheinander ab, und man sagt nicht zu viel, wenn man erzählt, daß damit zugleich schichtweise und nacheinander die geistigen Fähigkeiten abnahmen und verschwanden. Flourens war im Stande, Hühner durch diese Art der Behandlung in einen Zustand zu versetzen, in welchem jede seelische Function, jede Fähigkeit, Sinneseindrücke zu empfinden, vollkommen erloschen war und das Leben nichtsdestoweniger dabei fortbestand. Die Thiere blieben unbeweglich auf der Stelle sitzen, auf die man sie hinsetzte, reagirten auf keinen äußern Reiz und wurden durch künstliche Fütterung erhalten; sie führten gewissermaßen das Leben einer Pflanze. Dabei blieben sie Monate und Jahre lang am Leben und nahmen an Gewicht und körperlicher Fülle zu. Welchen stärkern Beweis für die Identität von Seele und Gehirn will man verlangen als denjenigen, den das Messer des Anatomen liefert, indem es stückweise die Seele herunterschneidet?" Eine solche Schlußfolge ist wenigstens sehr übereilt zu nennen. Wir sehen z. B. einen mit Blei beschwerten Kork im Wasser untersinken und haben Recht zu behaupten, daß die das Sinken bewirkende Kraft in dem Bleie liege; denn wenn das Blei schichtweise vom Korke hinweggeschnitten wird, so nimmt auch die zum Sinken treibende Kraft in eben dem Verhältnisse ab und hört zuletzt ganz auf, wenn alles Blei hinweggenommen worden ist. Könnten wir nun hieraus nicht ebenso wie der Verfasser oben den Schluß ziehen: also ist die zum Sinken treibende Kraft und das Blei identisch? Der Verfasser mag die Sache nicht so gemeint haben, wie wir dieselbe auffassen, das wollen wir nicht bestreiten, indeß möchte ihm doch zu rathen sein, nie mehr zu schließen, als die Prämissen ein streng zugemessenes Recht haben zu verlangen. Der Sitz der Seele ist wahrscheinlich im Gehirn, aber deswegen ist die Seele noch nicht das Gehirn selbst; wäre nicht aus eben dem Grunde das Blei auch die Schwerkraft? Wo und wie die Seele und alle andern Kräfte in der Natur wirken, das finden wir allmälig durch eine denkende Empirie heraus, aber damit sind wir noch weit entfernt, das eigentliche Wesen dieser Kräfte selbst erkannt zu haben; so weit reicht unsere denkende Gehirnkraft noch nicht, und sie wird auch wol nie dahin kommen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

In einem andern Aufsatze spricht der Verfasser sehr interessant über angeborene Ideen. Er leugnet geradezu, daß in unserm Geiste irgend etwas vorkommen sollte, was ihm nicht durch unsere Sinne erst zugeführt worden wäre. Diese Ansicht wird jetzt ziemlich allgemein für wahr gehalten. Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, war ein alter Grundsatz, der hauptsächlich von Descartes und mehren neuern, besonders deutschen Philosophen bekämpft und, wie man annahm, besiegt worden ist. Jetzt nehmen Moleschott, Vogt, Spieß u. A. den Menschen als ein Product seiner Sinne, und in der That lehrt eine unbefangene Beobachtung, daß Alles, was wir wissen, denken, empfinden, nur eine geistige Reproduction Dessen ist, was wir oder andere Menschen vor uns auf dem Wege der Sinne zum Bewußtsein gebracht haben. „Das neugeborene Kind denkt so wenig, hat so wenig eine Seele wie das ungeborene; es ist nach unserer Ansicht nur körperlich lebend, aber geistig todt." Hiermit beantwortet der Verfasser zugleich die practisch sehr wichtige Frage, wann eigentlich die Beseelung des Kindes eintrete, dahin, daß das Kind vor seiner Geburt noch gar kein Seelenleben besessen habe. „Die römischen Juristen gingen allein von der richtigen Ansicht aus, indem sie die Frucht überhaupt nicht als ein besonderes Wesen betrachteten, sondern nur als einen Theil des mütterlichen Körpers, welcher der [illegible] und ihrem Belieben angehört. Daher war das Fruchttödten bei den römischen Frauen gesetzlich und sittlich erlaubt, und schon Plato und Aristoteles sprachen sich für diese Sitte aus... In nicht christlichen Ländern weiß man nichts von einer beseelten Frucht. Nach den Berichten von Williams ist das Fruchttödten auf Madagaskar ganz gewöhnlich, ebenso die Kindertödtung. Das Nämliche geschieht auf Otaheiti. In ganz China und auf den Gesellschaftsinseln ist es sehr gewöhnlich. Nur ein mit den Thatsachen in Widerspruch stehender Glaube kann eine wirkliche Beseelung der Frucht im Mutterleibe für nöthig halten; kein einziges Zeichen, keine Aeußerung, keine Erinnerung verräth eine solche." Wir zweifeln nicht daran, daß dies wahr sein kann, halten aber die daraus gezogene Folgerung, daß es daher auch kein Unrecht sei, ein solches ungeborenes Wesen zu tödten, für grundfalsch, ja sogar für verbrecherisch. Auch hier verkennt der Empiriker seinen bescheidenen, überall [illegible] Standpunkt. Die wahrhaft inductive Logik kann solche [illegible] fertige Sprünge nie dulden. Doch wir geben dem Verfasser wieder das Wort. „Ein langer und schwieriger Zeitraum muß vergehen, bis der Mensch zum vollen Selbstbewußtsein erwacht ist. Dieses Allmälige und Sprunglose, zum Theil [illegible] seines geistigen Wachsthums verleitet nachher den im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte Befindlichen, seinen Ursprung zu vergessen, seine Mutter, die Welt zu verachten und sich als den unmittelbaren Sohn des Himmels anzusehen, dem die Erkenntniß als ein geistiges Geschenk von oben [illegible] worden ist. Aber ein unbefangener Blick auf seine Vergangenheit, sowie auf jene Unglücklichen, denen die Natur einen oder mehre Sinne geraubt hat, kann ihn eines Andern belehren. Was weiß ein Blindgeborener von den Farben, von dem Licht, von dem ganzen Schein der glänzenden Welt? Was weiß ein Taubgeborener von den Tönen, von Sprache und [illegible], Musik? Dem bekannten Kaspar Hauser konnte man den Begriff eines Pferdes nicht deutlich machen. Sobald man das Wort aussprach, dachte er an sein kleines hölzernes, ein Pferd vorstellendes Spielzeug, welches er während seiner Gefangenschaft gehabt hatte, und war nicht im Stande, mit diesem Worte eine andere als gerade diese Vorstellung zu verbinden. Man denke sich einen Menschen, dem von Geburt alle Sinne fehlten. Wäre es möglich, daß in ihm irgend eine [illegible] irgend welche Vorstellung oder geistige Fähigkeit zur Entwickelung käme? Gewiß nicht. Er würde, künstlich genährt und auferzogen, nur körperlich vegetiren, ungefähr in derselben Weise wie jene von Flourens des Gehirns beraubten Thiere. [illegible] entsprechende Beobachtungen sind an solchen Menschen gemacht worden, welche seit ihrer frühesten Kindheit fern von der menschlichen Gesellschaft unter Thieren, in Wäldern aufgewachsen sind. Sie lebten und ernährten sich auf thierische Weise, hatten keine andere geistige Empfindung als die der [illegible] dürfnisse, konnten nicht reden und zeigten keine Spur [illegible] göttlichen Funkens, welcher dem Menschen angeboren [illegible] Auch von der Thierwelt wird nachgewiesen, daß ihr [illegible] geborenen Anschauungen fehlt, obgleich man den [illegible]

für gut gelten lassen wollen. Das Buch ist überhaupt sehr interessant und kann zum Lesen bestens empfohlen werden, nur muß der Leser ja vorsichtig sein.

Heinrich Birnbaum.

Estnische Cultur- und Literaturzustände.

1. Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat. Erster, zweiter Band und dritten Bandes erstes Heft. Dorpat, Karow. 1840—54.
2. Die livländischen „Bauerverordnungen" von 1804 und 1819 und die „Agrarverordnung" von 1849.

Vor uns liegen die der Oeffentlichkeit übergebenen Thätigkeitsergebnisse einer gelehrten Gesellschaft, welche sich das Erforschen der estnischen Sprache, Literatur, Geschichte und verwandter Gebiete zum Zweck setzte.

Von 19 Stiftern, welche im Jahre 1839 zusammentraten, im Laufe der Jahre bis auf 100 Mitglieder des In- und Auslandes herangewachsen, trat unsere Gesellschaft die Besorgung eines Feldes an, auf dem bisher nur spärliche Ernte gehalten worden war. Wie die Urgeschichte aller Völkerschaften, so umhüllt sich die Geschichte der Esten vor dem Eintritt der deutschen Kaufleute, Priester und Schwertritter in diese Küstenlandschaften mit tiefstem Dunkel. Schriftliche Denkmäler aus jener vordeutschen Zeit fanden sich keine, und mündliche Ueberlieferung, von der fanatischen katholischen Geistlichkeit des kreuzfahrerlustigen Mittelalters überwacht, ließ nur wenige heidnische Klänge durch das Gesumm der Paternoster und Ave Maria hindurchdringen, mit denen die heiligen Haine und Quellen entzaubert, die Gemüther des Volks zum Glauben an einen gekreuzigten Gott gebannt werden sollten. Mit Messelesen, Tauf- und Weihwasser hanthierten manche jener frommen Herren wie mit Würfeln und Methkannen, oder sie lehrten, den kriegerischen Reihen der Ordensritter angeschlossen, mit zweischneidigem Schwerte das rohe Heidenvolk erkennen, was christliche Liebe, Sanftmuth und Brüderlichkeit heiße. Und dennoch überrascht uns ein romantisches Gelüste nach jenen derben Zeiten, wenn wir durch das überzuckerte Christenthum der Amaranthen, durch die Wassersuppen des vulgären Pietismus die gesunden Säfte unsers Bluts verdünnt fühlen. Aber dort wie hier ist die ursprüngliche Natürlichkeit, Kraft und Poesie in Fäulniß übergegangen. Liederliches Leben, Ausschweifung aller Art fand bei den Brüdern der weltlichen und der geistlichen Orden, wie in andern fernen Ländern, so auch in Livland rasche Verbreitung, und die heiligen Räume, geweiht den Gebeten entsagender Seelen, ertönten von Sauf- und Buhlliedern, die, nach den Berichten eines Zeitgenossen, aus aller Welt sämmtlich in Livland sich vereinigt zu haben schienen. Was Wunder, daß die Bildung der armen Heiden, deren Seelenheil ganz eigentlich bedacht werden sollte, wenig oder nichts gewann, und wo die Unwissenden lernten, wurde für den heidnischen Aberglauben, dem sie abschwören sollten, christlicher Aberglaube in allgemeiner gültiger Münze ausgezahlt. Die Deutschen, welche vorgeblich zur Heidenbekehrung ins Land gekommen waren, hatten den Grund und Boden, das Eigenthum der Urbewohner, für sich in Anspruch genommen und unter sich getheilt, tyrannisirten das Volk und ließen sich für den Schutz, welchen sie ihm gegen benachbarte Feinde aufdrangen, schwere Frohndienste leisten. Es schien fast, als sollten die Bemühungen gelingen, das Volk der Esten und Letten zur vollkommensten Kasparhauserschaft zu erziehen.

Wie in andern sogenannten christlichen Ländergebieten noch heute (z. B. in Centro-Amerika), fanden sich Mitte der dreißiger Jahre in Livland unter einer christlichen Landbevölkerung besuchte heidnische Opferstätten (vgl. „Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft" und das „Inland" 1836). Bis Ende vorigen Jahrhunderts hatten nur einzelne Landgeistliche der Bauernsprache sich befleißigt, und der Este war nicht im Stande, die lateinischen Floskeln, welche der christliche Gottesdienst bot, zu verstehen. — Um die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts regte sich nach 400jährigem Schlummer der Geist unter den Geistlichen. Auch Privatgelehrte nahmen an den Bestrebungen theil. Interesse erwachte für das Volk, unter dem man nun schon so lange gelebt hatte, ohne es auch der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen. Man betrieb das Studium der estnischen Sprache, und die Theilnahme war eine vielseitige, wie aus den Worten eines estnischschreibenden Gelehrten, Reiner Brocmann (1609—47), hervorgeht:

> And're mögen ein And'res treiben.
> Ich hab' wollen estnisch schreiben.
> Estnisch redet man im Lande,
> Estnisch redet man am Strande,
> Estnisch red't man in den Mauern,
> Estnisch reden auch die Bauern,
> Estnisch reden Edelleute,
> Die Gelehrten gleichfalls heute,
> Estnisch reden auch die Damen,
> Estnisch, die aus Deutschland kamen,
> Estnisch reden Jung' und Alte.
> Sieh, was man vom Estnisch halte!
> Estnisch man in Kirchen höret,
> Da Gott selber estnisch lehret.
> Auch die klugen Pierinnen
> Jetzt das Estnisch liebgewinnen.
> Ich hab' wollen estnisch schreiben,
> And're mögen And'res treiben.

Der Anstoß war gegeben, das Interesse wachgerufen. Aus dem Jahre 1637 (Reval) stammt die älteste estnische Grammatik des Magisters Henricus Stahl, welche mit dem angehängten Wörterbuch als erste Bemühung, das Bedürfniß zu befriedigen, trotz der lächerlichsten Misverständnisse große Anerkennung verdient. Im Jahre 1648 folgten aus Dorpat Gutslaf's „Observationes grammaticae circa linguam Oesthonicam"; darauf nach 33jähriger Zwischenzeit in Riga: „Grammatica Esthonica brevi, perspicua tamen methodo ad dialectum Revaliensem ed. a Johanne Hornung." Jenen schloß sich Thor Helle an mit einer „Kurzgefaßten Anweisung zur estnischen Sprache", in welcher mitgetheilt wurden: 1) eine Grammatica, 2) ein Vocabularium, 3) Proverbia, 4) Aenigmata, 5) Colloquia. Von ihren Vorgängern wenig und nur formell unterschieden ist die estnische Grammatik von August Wilhelm Hupel (Leipzig 1780, zweite Auflage, Mitau 1818), welche bis auf den heutigen Tag die weitestverbreitete, fast einzig im Publicum gebrauchte blieb. Von wissenschaftlicher Begründung in all diesen Schriften, welche, wie die alte deutsche Grammatik, nach der Schablone der lateinischen zugeschnitten wurde, ist natürlich keine Rede. Erst in neuerer Zeit haben Männer wie O. W. Masing, der als estnischer Schriftsteller die Schönheiten und den Reichthum der Sprache offenbarte, und J. H. Rosenplänter mit seinen „Beiträgen zur Kenntniß der estnischen Sprache" (Pernau 1813—32, in einigen zwanzig Lieferungen) tiefere Forschung auf diesem Felde eröffnet und in weitesten Kreisen angeregt. Jenen folgten zwei Männer: Dr. Fr. Rob. Fachlmann (gestorben 1850), ein geborener Este, ein Mann von tüchtiger, gründlicher Bildung und schöner geistiger Begabung, in Dorpat als praktischer Arzt allgemein gesucht und beliebt, und der Pastor Eduard Ahrens; dieser mit einer „Grammatik der estnischen Sprache, erster Theil. Formenlehre" (Reval 1843), jener mit seinem „Versuch, die estnischen Verba und Conjugationen zu ordnen" (Dorpat 1842) und einer „Declination der estnischen Nomina" („Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft" 1843). Alle Arbeit war indessen nicht beendet, und die sehr sichtbaren Lücken durch gemeinsamen Fleiß und Ausdauer zu füllen ist der eine Zweck, den die estnische dorpater Gesellschaft verfolgt. Außer Fachlmann waren Hollmann, Reinthal und Heller namentlich mit grammatikalischen Forschungen beschäftigt. Ein anderes großes Unternehmen, welches die Gesellschaft mit möglichstem Eifer

und noch mehr Fleiß und Genauigkeit verfolgt, ist die Bildung eines estnischen erklärenden Wörterbuchs, zu welchem das Hupel'sche, sowie fleißige Arbeiten von Masing und Heller und eine Menge kleinerer Einsendungen aus dem flachen Lande benutzt werden. Da jene Arbeiten wegen ihrer Gründlichkeit nur langsam vorschreiten, scheint vorläufig, um dem dringenden Bedürfnisse nur einigermaßen abzuhelfen, eine ziemlich umfassende wörterbüchliche Arbeit des Pastors Ackermann für die Oeffentlichkeit bestimmt zu sein. Die Acten betreffs der estnischen Rechtschreibung stehen zur Zeit offen, da bisher keine Einigung stattfand und schwerlich auch jemals, so wenig als im Deutschen, erfolgen wird. Ein dritter Zweck der Gesellschaft ist Nachforschung im Gebiete alter Volksgesänge, Märchen, Sagen, Traditionen. In dieser Richtung verdanken wir Dr. Faehlmann, Dr. Kreuzwald und Dr. Waldemar Schulz viel Neues, Schönes und Beachtenswerthes. Die ebenso pikanten als poetischen Sagen und Märchen, die Dr. Faehlmann nach mündlicher Ueberlieferung seines Volks mittheilte, haben ihrer Zeit auch in Deutschland Beifall geerntet und verdienen dem rastlosen Forscher um so lebhaftern Dank, als es nur wenigen, der Sitte, der Sprache, der Gebräuche kundigen Männern gelingt, die geheimen Schätze, welche der Este vor dem gebildeten Deutschen tief verschlossen hält, zu heben. Ich erinnere an Faehlmann's Sagen von Koit und Aemmarik, von Wannemunne, vom Kochen der Sprachen, die leider durch russische Censur verstümmelt wurde, vom Entstehen des Embachs, vom Paradiese, von der Thiere Arbeit und Lohn; an das von Dr. Waldemar Schulz im neuesten — des dritten Bandes ersten — Hefte mitgetheilte Bruchstück aus der Geschichte der Esten, das in seiner schmucklosen Einfachheit mehr Poesie und Tragik enthält als ein ganzes Dutzend moderner deutscher Epen und Tragödien; ich erinnere endlich an die zahlreichen estnischen Volkslieder, welche wir dem Sammlerfleiße des Dr. Kreuzwald, eines geborenen Esten, verdanken. Jenen kleinen Liedern, Sagen und Märchen ein großes Nationalepos beizufügen ist den verdienstlichen Bemühungen endlich gelungen, und es scheint, als sollte der „Kalewi Poëg" („Sohn des Kalew") die verwandte finnische „Kalewala" an origineller Schönheit bei weitem übertreffen. Aus zahlreichen, im ganzen Lande weit verstreuten Bruchstücken, welche unverkennbar den Stempel der Zusammengehörigkeit trugen, ist es Dr. Kreuzwald geglückt, mit einiger Beihülfe bindender, selbst hinzugefügter Glieder ein nationales Epos zusammenzufügen, welches im nächsten Hefte der Estnischen Gesellschaft, begleitet von einer treuen Uebersetzung, der Oeffentlichkeit übergeben werden soll. Wir werden später Gelegenheit finden, ausführlich darüber zu berichten. In archäologischen und historischen Bestrebungen thaten sich aus der Gesellschaft die Herren Professoren Hueck, Kruse, Santo und Hansen hervor. Der Letztere, durch seine Beiträge zur Geschichte der Völkerwanderung („Osteuropa nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates", Dorpat 1844) der gelehrten Welt bekannt, hat sich durch kritische Verdeutschung des ältesten livländischen Chronisten, Heinrich der Lette, und durch seine Vorträge über livländische Geschichte, die er als Privatdocent der dorpater Universität lehrte, in diesen Provinzen ein freundliches Denkmal gesetzt. Ich gestehe ein, daß von zahlreichen Rednern, welche ich hörte, wenige an Schärfe der Beurtheilung, Feuer und Freiheit des Vortrags, Deutlichkeit der Sprache, Bildung und Wohlklang des Organs Hansen gleich kamen.

Seit Begründung der Gesellschaft schieden mehre der thätigsten Mitglieder durch den Tod, und namentlich die letzten Jahre haben die empfindlichsten Verluste herbeigeführt. Heller, Hueck, Hollmann, Hansen, Faehlmann u. A. hinterließen Lücken, die auszufüllen die Gesellschaft nach Kräften bestrebt ist, um so mehr, als namentlich die Sprachforschung unter den Hingeschiedenen hauptsächlich vertreten war.

War es Zweck der Gesellschaft, die Sprache und Geschichte der Esten zu studiren, so hatte sie nicht minder Verbreitung guter und nützlicher Schriften in estnischer Sprache sich zur Aufgabe gemacht. Außer einem estnischen Kalender, um dessen literarischen Anhang die Mitglieder bemüht sind, wurden mehre kleine Schriften zum Druck befördert, wie Kreuzwald's „Winakatk" (nach Zschokke's „Goldmacherdorf"), „Sippelgas" („Die Ameise"), ein lieferungsweise erscheinendes Schriftchen zur Belehrung und Unterhaltung des Volks, u. a. m. Schon bei ihrem Entstehen gründete die Gesellschaft in einigen Provinzialstädten des estnischredenden Livland Büchermagazine, in denen estnische Schriften für das Volk käuflich ausgelegt sind, und wirkt auch in dieser Weise anregend fort.

Als ich vor meiner amerikanischen Reise bei Fellin das väterliche Erbbesitzthum Heimthal bewirthschaftete, gründete ich für die an 1000 Einwohner zählende freie Gutsgemeinde eine estnische unentgeltliche Leihbibliothek, indem ich sämmtliche bis jetzt erschienene, noch verkäufliche estnische Schriften vereinigte und zur fortlaufenden Vermehrung alle mir zukommenden Entschädigungsgelder für Wald- und Feldfrevel aussetzte. Das Unternehmen fand Anklang bei den Bauern, welche mit zunehmendem Eifer die gebotene Gelegenheit sich zunutze machten, ist seit meiner Abreise von meinem Bruder in gleicher Weise gefördert worden und hatte auch bei andern Gutsbesitzern in uneigennützigster Weise Nachahmung gefunden. Unter den Mitgliedern der heimthalschen Gutsgemeinde, welche allerdings zu den bessern im Lande gehört, sind nur die Greise und wenige Männer reifern Alters im Lesen unbewandert, denn schon seit Anfang des Jahrhunderts war für die Besserung des Schulwesens und regelmäßigen Unterrichts gesorgt. Die Kirchspiels- oder Parochialschulen Livlands, sowie die neugegründete Küsterschule sind damit beschäftigt, die alten unfähigen Lehrer durch neue zu ersetzen, die den Ansprüchen der Gegenwart genügen, und eine durch die Bauernverfassung eingesetzte Oberlandschulbehörde beschäftigt sich, gleich den ihr untergeordneten Kreislandschulbehörden, ausschließlich mit dem lettischen und estnischen Unterrichtswesen. Daß die Wirksamkeit jener Schulen und Schulbehörden sich wohlthätig fühlbar mache, kann ich aus meinem dreijährigen Kirchenvorsteheramte bezeugen, das mich zum Mitgliede der Kirchspielsschulverwaltung bestimmte. Im Schreiben, Lesen, kirchlichen Gesang und Religionsunterricht waren unverkennbare Fortschritte gemacht und in den höhern Schulen wissenschaftliche Anfangsgründe mit Erfolg gelehrt worden. Ich habe absichtlich über diese ausschließlich dem Bauernstande gewidmeten Schulen und Bibliotheken einige Worte eingeschaltet, da mir Gelegenheit geboten war, der in Deutschland verbreiteten Meinung zu widersprechen, als lebe der liv-, est- und kurländische Bauer in völlig rohem Zustande und als würde er von den deutschen Gutsbesitzern und dem Adel noch heute in Unwissenheit und Bildungslosigkeit erhalten. Die älteste livländische Bauernverfassung von 1804, welche der Adelslandtag ausgehen ließ, erhob den Bauer endlich zum glebae adscriptus und entriß ihn der Willkür seines Herrn. Durch die von 1819 schenkte der Adel ohne vorbehaltene Entschädigung den Bauern persönliche Freiheit und ein angemessenes neues Gesetzbuch, das endlich durch die 1849 eingeführte Agrarverordnung, welche die Grenze des Bauernlandes feststellte und dem Pächter den Ankauf seines Grundstücks erleichtern sollte, ersetzt ward. Die conservative Partei des livländischen Landtags, so schroff sie auch ab und zu der liberalen entgegentritt, hat doch Einsicht genug, um zu wissen, was und wie viel sie der neuen Zeit Rechnung tragen müsse. Und wenn nach den freisinnigen Beschlüssen von 1848 und 1849 auf den letzten Landtagen von 1852 und 1854 ein entschiedenes Rückschreiten sich zu erkennen gab, sowie im übrigen Europa nach allzu hoher Springflut Ebbe eintreten mußte, kann und wird doch die liberale Grundlage, die Agrarverfassung, unangetastet bleiben. Die Personen, welche bisher über die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands schrieben, waren häufig von Vorurtheilen befangen, die förderndes Einwirken eines bevorzugten Standes nicht zu gestehen mochten, und befanden sich in Verhältnissen, welche keinen Einblick in die politischen und ökonomischen Zustände der Provinz gestatteten. Welch lächerlichen Mißverständnisse ein

des Landes nur halbkundiger Berichterstatter ausgesetzt ist, zeigte vor einigen Jahren die mit tiefster Indignation mitgetheilte Notiz eines sonst wohlunterrichteten, aller Animosität fremden Deutschen: „In Riga besteht noch Sklavenhandel, es gibt noch Bauernhändler!" Allerdings gibt es solche; doch lag ein wörtliches Misverständniß vor, da unter den Bauernhändlern Bauern zu verstehen sind, denen der kaufmännische Handel gestattet wurde.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu der gelehrten Estnischen Gesellschaft wieder zurück. Wir haben über ihr Treiben und Wirken nur im Allgemeinsten berichtet, da hier nicht die Aufgabe gestellt war, einzelne Arbeiten der Reihe nach zu mustern, sondern diejenigen Sprach- und Alterthumsforscher, welche für den Nordosten Europas sich theilnehmend erweisen, sowie die Freunde ausländischer Volksdichtung auf die Verhandlungen der dorpater Gesellschaft angelegentlichst aufmerksam zu machen. Diese Sammelschrift vermochte einen um so reichern Schatz gehaltvoller Mittheilungen anzusammeln, als das Erscheinen der einzelnen Hefte (vier bilden einen Band) kein zwangsweises ist. Von den anderthalbhundert von 1839—44 in monatlichen Sitzungen gehaltenen Vorträgen wurden nur 26 zum Druck befördert, welche den ersten Band füllen. Vom dritten Bande war Anfang 1854 das erste Heft ausgegeben worden. — Als Beispiel für den Wohlklang und die Bildungsfähigkeit der estnischen Sprache möge zum Schluß eine Ode in asklepiadeischem Maße von Faehlmann (dem geborenen Esten) folgen und nebenan die getreue Uebersetzung vom gegenwärtigen Präsidenten der Gesellschaft, Gymnasialoberlehrer Santo.

1. Suur on Jummal so ram, surem so elde meel!
Pikse marrude irm karristab pattuseid,
Agga jummala eldust
Kidab taewas ja mets ja nurm.

2. Rõem on põlganud mind. Üksi ma nuttaksin,
Kui ei mällestus weel, lotus ei tõstaks mind. —
Taewas naeratab lotust,
Agga mällestust mets ja nurm.

3. Terre, mõnnigi paik, armas ja kallis mul,
Kus ma mõnnigi kord õnnega wibisin,
Kulin öpiko laulu,
Kalla mängimist watasin!

4. Tulle taggasi weel — taggasi tulle weel,
Õnnis õnnelik aeg, kõige so rõemuga!
Silma pilkude ette
Ello aea ma annaksin!

5. Lotus, Jummala täht siana, sa kutsud mind,
Kuhhu mõnni jo läks rõemuga õiseates:
„Terre! näen ma sind jälle,
Terre, õnnistud issa-ma!" —

1. Groß ist, Gott, deine Macht, größer dein güt'ger Sinn!
Donners Schrecken und Graus ängstigt die Sündigen,
Aber Gottes Erbarmen
Preist der Himmel und Wald und Flur.

2. Freude hat mich geflohn; weinen nur könnt' ich noch,
Tröstet' Hoffnung mich nicht, süße Erinn'rung nicht. —
Hoffnung lächelt der Himmel
Und Erinnerung Wald und Flur.

3. Seid mir freundlich gegrüßt, Orte so lieb und werth,
Wo die Träume des Glücks oft ich so süß geträumt,
Bald der Nachtigall Lieder,
Bald belauschend der Fische Spiel! —

4. Kehre mir wieder zurück! Kehre noch ein mal nur
Wieder, glückliche Zeit! Selige Stunden, kommt!
Gern, ach! gäbe ich Jahre
Für euch, flücht'ge Minuten, hin!

5. Hoffnung, Botin des Herrn, freundlicher winkst du mir
Dorthin, wo das Gestad' Mancher mit Jauchzen grüßt:
„Sei gegrüßt mir, ich seh' dich
Wieder! dich, o mein Vaterland!" —

Jegór von Sivers.

Von unserm Büchertisch.

Zu den bereits im Jahre 1853 erschienenen zwei Bänden der „Beiträge zur italienischen Geschichte. Von Alfred Reumont" (Berlin, Decker'sche Geheime Oberhofbuchdruckerei) sind jetzt auch der dritte und vierte Band erschienen. Der Verfasser ist als gründlicher Kenner der italienischen Geschichte wie als gewandter Darsteller nicht blos in Deutschland, sondern auch unter den Gelehrten Italiens selbst so anerkannt, daß wir zur Empfehlung der in diesen vier Bänden enthaltenen Detailzeichnungen nichts weiter hinzuzufügen dürfen. Was der Verfasser laut der Vorrede selbst hofft, „daß man Treue und Sorgfalt in der Auffassung und Ausführung nicht vermissen und daß man auch bei abweichenden politischen oder religiösen Meinungen ruhige und leidenschaftslose Begründung der ausgesprochenen Ansichten und Urtheile erkennen werde", können wir ihm nur bestätigen. Als von besonderm Interesse nennen wir in den beiden letzterschienenen Bänden den Artikel: „Gaeta. Erinnerungen aus dem Jahre 1849", mit den Beilagen „Rom nach der Belagerung", worin der Verfasser über die infolge der Belagerung 1849 in Rom angerichteten Verwüstungen berichtet, und „Die Garibaldianer in San-Marino"; ferner die Artikel: „Magliabechi, Muratori und Leibniz"; „Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre"; „Die letzten Zeiten des Johanniterordens"; „Bonapartische Erinnerungen in Toscana". — Der böhmische Gelehrte Joseph Wenzig gab heraus: „Der neue Rath des Smil von Pardubic, eine Thierfabel aus dem 14. Jahrhundert, nebst dessen übrigen Dichtungen und eine Auswahl aus seiner Sprichwörtersammlung. Nach den böhmischen Quellen zum ersten male deutsch bearbeitet" (Leipzig, R. Weigel. 1855). Wir haben bereits in Nr. 39. d. Bl. einen Aufsatz aus Joseph Wenzig's Feder über den Verfasser dieser merkwürdigen, an gesunder, praktischer Moral reichen altböhmischen Thierfabel nebst Auszügen daraus mitgetheilt und glauben dadurch das Interesse für die Dichtung hinlänglich angeregt zu haben. Hinzugefügt sind noch folgende dem Dichter zugeschriebene Producte: „Des Vaters Rath", „Der Streit des Wassers mit dem Weine", „Der Stallmeister und der Schulcandidat" und eine Sammlung altböhmischer Sprüche und Sprichwörter, unter welchen letztern wir folgendes bemerken: „Den Esel führ' bis nach Paris, es wird aus ihm kein Gaul gewiß." Der Einfluß deutscher Spruchweisheit, wie sie sich z. B. im „Winsbeke" findet, auf den altböhmischen Dichter scheint uns unverkennbar; doch lag sie auch wol in der Bildung der Zeit. — Von L. von Lancizolle erschien: „Ueber Goethe's Verhältniß zu Religion und Christenthum" (Berlin, Nicolai. 1855). Der Herausgeber hat in dieser kleinen Schrift unter den Rubriken: Bibel, Religion, Gott, Weltregierung, Unsterblichkeit, Liebe u. s. w. eine Anzahl Goethe'scher Weisheitssprüche zusammengestellt und sie mit Betrachtungen aus eigener Feder versehen, um zu beweisen, daß Goethe der Name eines Christen in Wahrheit zukomme, woran wir wenigstens niemals gezweifelt haben. — Ludwig Bechstein hat eine „Wartburg-Bibliothek" (Halle, Pfeffer) unternommen, welche ein Sammelwerk solcher Stoffe sein soll, die irgendeine geschichtliche oder künstlerische Beziehung zur Burg selbst, zur Stadt Eisenach und den bedeutendern thüringischen Nachbarstaaten, zu Luther bezüglich seiner Aufhebung u. s. w. haben sollen. Die erste uns vorliegende Lieferung enthält „Das große thüringische Mysterium oder das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen". Dieses geistliche Schau- und Singspiel war bisher dem Auge der Welt entzogen, und Bechstein hat sich mit der Herausgabe desselben nach der einzigen bisjetzt aufgefundenen Hand-

schrift wie mit den beigegebenen Anmerkungen ein wirkliches literarhistorisches Verdienst erworben. Dieses Mysterium ist bekanntlich zu Eisenach am 24. April 1322 aufgeführt worden und hatte den tragischen Erfolg, daß der Landesherr Friedrich der Freudige, Landgraf zu Thüringen und Markgraf zu Meißen, von Inhalt und Darstellung erschüttert, in Schwermuth verfiel. Ein Seitenstück dazu, das geistliche Spiel von der heiligen Katharina, ganz gleichzeitig mit dem Spiele der zehn Jungfrauen und vielleicht von demselben Dichter, wird in der vierten Lieferung mitgetheilt werden. — Eine uns aus Amerika zugekommene Broschüre trägt den Titel „Thomas Jefferson, von J. B. Stallo" (Cincinnati, 1855). Die Schrift ist, soviel wir wissen, ein Specialabdruck eines gleichnamigen Artikels, den der Heinzen'sche „Pionier", ehe er noch nach Neuyork verlegt wurde, veröffentlicht hat; sie ist in der ehemaligen Officin des „Pionier" zu Cincinnati gedruckt und gibt die Rede wieder, welche J. B. Stallo zur Geburtsfeier Jefferson's am 2. April 1855 in der Turnhalle zu Cincinnati gehalten hat. — Etymologen vom Fach empfehlen wir zur Beachtung: „Etymologische Studien mit besonderer Rücksicht auf das Polaritätsgesetz der Sprache. In zwanglosen Heften herausgegeben von Voigtmann" (Erstes Heft, Koburg, Riemann. 1855). Der Verfasser führt darin den von ihm unlängst herausgegebenen „Versuch über das Gesetz der Polarität der Sprache" in detaillirterer Beweisführung weiter aus. — Eine sehr gründliche und von tiefer Einsicht in die Gesetze und Functionen der Metrik zeugende Arbeit ist folgende von Johannes Minkwitz: „Ueber die rhythmische Malerei der deutschen Sprache. Zur Habilitation in der philosophischen Facultät der Universität zu Leipzig bearbeitet." (Leipzig, Druck von Giesecke u. Devrient). Die philosophische Facultät hatte dem Verfasser auf sein Ansuchen gestattet, sich für diese Schrift, die übrigens nur die Grundlage der damit begonnenen wissenschaftlichen Untersuchungen umfaßt, der deutschen Sprache zu bedienen. — Eine wegen ihrer mehr als gewöhnlich schönen Ausstattung in die Augen fallende Anthologie ist folgende: „Dichterkönige von Johannes Scherr." (Leipzig, O. Wigand. 1855). Die Sammlung enthält nur ausgewählte Stücke der ersten Meister aller Nationen: Homer, Kalidasa, Firdusi, Hafis, Wolfram von Eschenbach, Ariosto, Tasso, Camoens, Shakspeare, Milton, Burns, Byron, Shelley, Goethe, Schiller, Hölderlin, Béranger, Mickiewicz, Puschkin und Lermontow. Ueber die Auswahl der Dichter könnte man freilich rechten; man vermißt Aeschylus, Sophokles und Pindar; die römische Dichtkunst ist gar nicht vertreten; Calderon durfte nicht fehlen; die Entschuldigung des Verfassers, daß Calderon und andere spanische Poeten zu specifisch spanisch seien und „kein rein menschliches" Interesse böten, reicht nicht hin und kann bestritten werden; neben Shelley, Béranger und Hölderlin verdient auch noch mancher Andere, vielleicht gleich Berechtigte als „Dichterkönig" einen Platz; die skandinavische Poesie ist gar nicht repräsentirt, obschon ein Tegnér oder Runeberg wohl einen Puschkin oder Lermontow aufwiegen. — Wir schließen unsern heutigen Bericht mit der Anzeige, daß es die Keil'sche Buchhandlung in Leipzig unternommen hat, „Ludwig Storch's ausgewählte Schriften" als eine „Volks- und Familienausgabe" erscheinen zu lassen. Der Reinertrag (ohne Abzug) ist bestimmt, dazu angelegt zu werden, um dem beliebten, gegenwärtig der körperlichen und geistigen Ruhe bedürfenden Erzähler ein sorgenfreies Alter zu verschaffen. Wie wir hören, hat das romanlesende Publicum den Erwartungen des Verlegers in erfreulichster Weise entsprochen, sodaß bereits ein höchst zufriedenstellendes Resultat erreicht worden ist.

H. M.

Notizen.

Deutsche Kirchenlieder in England.

Unter dem Titel „Lyra Germanica: hymns for the sundays and chief festivals of the christian year. Translated from the German by Catherine Winkworth" erschien eine gelungene rhythmische Uebertragung einer Auswahl der vorzüglichsten deutschen Kirchenlieder, welche das „Athenaeum" unter Anderm zu folgender Bemerkung veranlaßt: „Der evangelische Kirchengesang — dessen Geschichte eine der glänzendsten Seiten in den Annalen der deutschen Literatur füllt — muß wesentlich als ein Kind des 16. Jahrhunderts betrachtet werden. Von Luther selbst angestimmt und von seinen Freunden und Schülern fortgesetzt, wurde er bald aus einem bloßen Mittel geistlicher und kirchlicher Erbauung eine Trompete und ein Schwert für die protestantische Partei, und Heine hat vollkommen Recht, wenn er Luther's Hymne «Ein' feste Burg ist unser Gott» die Marseillaise der Reformation nennt. Die Wirkung dieser tapfern und glühenden Kirchengesänge auf den öffentlichen Geist kann mit Worten kaum beschrieben werden." Der englische Berichterstatter meint dann weiter, daß gegen das Ende des 17. Jahrhunderts das deutsche Kirchenlied in Verfall kam, und daß im 18. Jahrhundert selbst Männer wie Gellert, Klopstock, Claudius und Jacobi sich vergebens bemüht hätten, es wieder zu beleben. Sicherlich seien noch einzelne herrliche Gesänge gedichtet worden, aber sie hätten, da das ganze Nationalleben eine andere Richtung genommen habe, einsam gestanden und auch des Geistes und der Glut entbehrt, wodurch sich die Hymnen früherer Zeiten auszeichneten. Im Ganzen gelte dies auch von unserm Jahrhundert, doch bewiesen einzelne treffliche Leistungen, daß der Geist der religiösen Poesie niemals im Vaterlande Luther's aussterben könne. „Gewiß, kein anderes Land (setzt der Berichterstatter hinzu) kann sich eines solchen Schatzes schöner geistlicher Gesänge rühmen als Deutschland." Als eine Probe der kräftigen und gedrungenen Uebersetzungsweise von Catherine Winkworth möge die erste Strophe des berühmten Luther'schen „Ein' feste Burg ist unser Gott" mitgetheilt sein:

God is our stronghold firm and sure,
Our trusty shield and weapon,
He shall deliver us, whate'er
Of ill to us may happen.
Our ancient enemy
In earnest now is he,
Much craft and great might
Arm him for the fight,
On earth is not his fellow.

Der Kritiker des „Athenaeum" spricht für eine zweite Auflage, insofern eine solche nöthig werden sollte, den Wunsch aus, daß dann die Uebersetzerin auch die der Gegenwart angehörenden geistlichen Dichter etwas mehr berücksichtigen möge, so Spitta, Knapp und namentlich Luise Hensel, „one of the most gifted female writers of sacred poetry Germany has possessed."

Ungarische Malerei.

Von ungarischen Künstlern hat man außerhalb Ungarns eben noch nicht viel gehört, wenn man (des trefflichen Porträtmalers Kupeczki aus früherer Zeit nicht zu gedenken) etwa den in Florenz wohnhaften Maler Karl Marko und den talentvollen Bildhauer Ferenczi ausnehmen will. Wir waren daher einigermaßen überrascht, als uns eine Schrift zu Händen kam mit dem Titel „Ungarische Malerrevue. Beiträge zum [illegible] Verständniß der bildenden Künste in Ungarn. Herausgegeben und redigirt von K. M. Kertbeny" (erstes Heft, [illegible] 1855). Wir fühlen uns jedesmal zum lebhaftesten Danke verpflichtet, wenn sich ein Autor die Mühe nimmt, uns in ein von ihm neuentdecktes oder wenigstens uns unbekannt gebliebenes Land einzuführen, und so danken wir auch dem Verfasser dieser Schrift, der sich schon so manche Verdienste um das Bekanntwerden ungarischer intellectueller und literarischer Bestrebungen erworben hat, daß er sich die Mühe nahm, das deutsche Publicum wie auch seine Landsleute mit den [illegible] der ungarischen Kunst bekannt zu machen. Unter den [illegible] ungarischen Malern, die der Verfasser aufzählt, befinden sich

viele mit deutschen Namen, andere, die in Italien, Wien und München ihre Studien machten oder noch machen. Daß die ungarische Kunst sich an italienische und deutsche Vorbilder anlehnt, ist nicht zu verwundern, da sie keine Vorgeschichte und keine Traditionen hat. Wir stoßen in dem Buche auf manche sehr treffende Bemerkungen, z. B. wenn der Verfasser sagt: „Es ist mit unserm Jahrhundert eine eigene Sache. Der wirklich gebildeten Menschen gibt es kaum mehr als in früherer Zeit, dagegen dringt die leidige Halbbildung bei allen Poren ein. Dieser Selbstzufriedenheit entspringt dann die Meinung, Wissenschaft und Künste seien nur da, um der lebenslustigen Gesellschaft durch Spiel und Tanz, Ton und Farbe und all die fertigen Resultate schwerer und weihevoller Denkprocesse das Leben materiell recht behaglich und vergnüglich zu machen und sie nie an die unliebsame Moral der Geschichte zu mahnen, daß der Mensch doch eigentlich auf Erden sei, um den Unterschied zwischen edlem und unedlem Genusse aufzufinden und sich durch ersteren immerfort zu läutern, um besser, reicher und weiter an der Seele zu werden, als er es war, da er das Pfund des Daseins in die Hand erhielt." Der Verfasser meint übrigens, die ungarische Race besitze sichtbar und nachweisbar die glückliche bevorzugte Naturbegabung, zu Allem, selbst zu dem Höchsten befähigt zu sein, wenn sie nur wolle; noch nie sei Großes „in der Baumwolle und in den Armen des Philisterthums" geboren worden. Der Zusatz auf dem Titel „herausgegeben und redigirt" läßt übrigens vermuthen, daß Kertbeny nicht der eigentliche Verfasser ist und daß ein Anderer hinter der Schrift steht. Gewisse in der Schrift sich aussprechende Sympathien wie Antipathien bestärken uns in dieser Vermuthung.

H. M.

Bibliographie.

Abel, D., Die Legende vom heiligen Johann von Nepomuk. Eine geschichtliche Abhandlung aus (seinem) Nachlaß. Berlin, Hertz. Gr. 8. 15 Ngr.

Ammer, K., Die Streitfrage über die Lage des Paradieses kritisch erörtert. Straubing, Schorner. Gr. 8. 15 Ngr.

Aus den Papieren einer Verborgenen. 2ter Theil. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr.

Bahn, A., Bühnenspiele für das deutsche Theater bearbeitet und herausgegeben. 3ter Band. — A. u. d. T.: Der dramatische Neuigkeitsbote. 1ster Band. Berlin, Faudel. 8. 1 Thlr.

Belani, H. E. R., Peter der Große. Seine Zeit und sein Hof. Historischer Lebensroman. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1856. 8. 4 Thlr.

Bensen, H. W., Die Kriegsfahrt der Athener nach Syrakus im Jahre 415 v. Chr. Eine neue Geschichte in alter Zeit. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 6 Ngr.

Bernays, J., Joseph Justus Scaliger. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Boden, A., Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte. 2te sehr vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Bonn, F., Schott von Grünstein. Nach einer Rheinsage erzählt. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 16. 15 Ngr.

Böttger, A., Der Fall von Babylon. Ein Gedicht. Leipzig, Herbig. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Braun, Isabella, Lebensbilder. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1856. Gr. 8. 21 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 1stes und 2tes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwickelungsganges der Erde und ihrer Bewohner. Für die Gebildeten aller Stände. 6te Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Mit 228 größtentheils nach Handzeichnungen des Verfassers von J. Allanson in Holz geschnittenen Illustrationen. Leipzig, O. Wigand. 1856. Gr. 8. 4 Thlr.

Byron's, Lord, Sämmtliche Werke. Ins Deutsche übersetzt von Mehreren. In zwölf Theilen mit 11 Stahlstichen. 3te Auflage. Sämmtlich umgearbeitet, verbessert und vervollständigt von F. Kottenkamp. 1ster Theil. Stuttgart, Rieger. 1856. Gr. 16. 6 Ngr.

Curtius, E., Die Ionier vor der ionischen Wanderung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Derwitz, D. G., Antonetta Czerna die Fürstin der Wildniß, Anführerin einer aus Frauen und Mädchen bestehenden Räuberbande, oder: Der Rachegang eines beleidigten Frauenherzens. Erzählung aus der neuesten Zeit. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 8. 2 Ngr.

Droysen, J. G., Geschichte der preußischen Politik. 1ster Theil: Die Gründung. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Enthüllungen über die geheimen Triebfedern zu dem über Jesum Christum durch Pontius Pilatus ausgesprochenen Todesurtheile und das tragische Ende des Letzteren. Aus einem lateinischen Manuscript von neuem zu Tage gefördert, nebst einigen Mittheilungen über die Person Christi, so wie näherer Umstände bei seiner Geburt und Leben, aus Michael Sachsen's Kaiser-Chronik von 1615. Neusalza, Oeser. 1856. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frenkel, F. G., Predigten über das Gebet des Herrn und das Gleichniß vom verlornen Sohn. Saalfeld, Riese. Gr. 8. 10 Ngr.

Girard, H., Geologische Wanderungen. I. Wallis. Vivarais. Velay. Nebst Karten, Profilen und Ansichten. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Glaßbrenner, A., Die verkehrte Welt. Ein komisches Gedicht. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

Heine, H., Gedichte. 1ster Band. — A. u. d. T.: Buch der Lieder. 13te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 2 Thlr.

Heliodé oder Abenteuer auf der Sonne. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hillebrand, J., Lehrbuch der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte mit Ausschluß der Geschichte der Privatrechtsinstitute. Leipzig, F. Fleischer. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hocheder, W., Ueber das kosmische System des Platon mit Bezug auf die neuesten Auffassungen desselben. Programm. Aschaffenburg. Gr. 4. 5 Ngr.

Hoefer, E., Erzählungen eines alten Tambours. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 12 Ngr.

Horst, A., Der geheimnißvolle Weihnachts-Abend. Wien, Wenedikt. 8. 8 Ngr.

Huber, V. A., Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 3 Thlr.

Im Exil. Roman in drei Theilen. Von W. von St. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Kaltner, J. A., Die erste deutsche Pilgerfahrt nach Jerusalem und Palästina. Original-Mittheilungen. Salzburg, Oberer. Gr. 16. 14 Ngr.

Knorrn, K., Johannistag. Episches Gedicht in zwei Gesängen. Paris, Glaeser. 16. 10 Ngr.

— — Herr Ménard. Episches Gedicht in sechs Gesängen. Ebendaselbst. 16. 7½ Ngr.

— — Toni. Episches Gedicht in drei Gesängen. Ebendaselbst. 16. 15 Ngr.

Köpke, R., Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lange, M., Kritik der Eröffnungen. Ein Leitfaden für geübtere Schachspieler. Berlin, Veit & Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Langenstein und Boblingen. Eine Erzählung von der Verfasserin des „Tagebuch eines armen Fräuleins". Halle, Mühlmann. 8. 27 Ngr.

Lenau's, N., Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Das Lied vom Schachspiele, v. J. G., K. L. v. R. Sulzbach, von Seidel. 16. 2 Ngr.

Litzmann, Caroline, Aus dem Leben. Fünf Erzählungen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 12 Ngr.

Lobstein, J. F., Klippen auf dem Heilsweg. Mit einem kurzen Lebensabriß des seligen Verfassers. Basel, Bahnmaier. 1856. 8. 12 Ngr.

Lubojatzky, F., Katharina II. die Semiramis des Nordens. Historischer Roman in drei Theilen. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1856. 8. 3 Thlr.

Lyser, J. P. T., De dree Jungfern und de dree Rathsherrn, oder: dat groote Karkthorn-Knopp-Schüüern to Altona. Een plattdütsches Mährchen. Neu erzählt und illustrirt. Hamburg, B. S. Berendsohn. 8. 3 Ngr.

Manzoni, A., Die Verlobten. Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgefunden und erneut. Aus dem Italienischen übersetzt von E. von Bülow. 3te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 12. 2 Thlr.

Mayer, C., Natur und Geist. Lehrgedicht in fünf Büchern. Bonn, Marcus. Gr. 12. 20 Ngr.

Meichelbeck's Geschichte der Stadt Freising und ihrer Bischöfe. Neu in Druck gegeben und fortgesetzt bis zur Jetztzeit von P. A. Baumgärtner. Freising. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Memoiren der Sennora Pepita. Bekenntnisse und Geständnisse aus dem Leben einer Tänzerin. 1ste Lieferung. Berlin, Hollstein. 8. 5 Ngr.

Mittermüller, R., Das Zeitalter des heiligen Rupert, Apostels der Bajoarier. Programm. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Straubing, Schorner. Gr. 8. 10 Ngr.

Moris, L., Frieden. Paris, Glaeser. 16. 1 Thlr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 2te Auflage. Drei Bände. Berlin, Janke. 16. 22½ Ngr.]

Mundt, T., Ein deutscher Herzog. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 24 Ngr.

Muret, T., Die protestantischen Galeerensträflinge in Frankreich. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 7½ Ngr.

Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidenthume von Dr. *** Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 15 Ngr.

Nedomanský, F., Der Rechtsbegriff. Pest. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

Norden, Marie, Ottokar oder die Reise nach Sebastopol. Historischer Roman aus der Zeit Josefs des Zweiten. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 3 Thlr.

Oetker, F., Helgoland. Schilderungen und Erörterungen. Mit einer Ansicht und zwei Karten. Berlin, Besser. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Perthes, C. T., Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 3ter Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Pilgram, F., Sociale Fragen betrachtet aus dem Prinzip kirchlicher Gemeinschaft. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Pocci, F., Neues Kasperl-Theater. Stuttgart, Gebr. Schritlin. 8. 21 Ngr.

— — und Reding von Biberegg, Altes und Neues. 1stes Bändchen. Ebendaselbst. 8. 15 Ngr.

Prantl, C., Geschichte der Logik im Abendlande. 1ster Band. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 Thlr.

Reinhart, G., Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 20 Ngr.

Rickenmann, X., Geschichte der Stadt Rappersweil, von ihrer Gründung bis zu ihrer Einverleibung in den Kanton St. Gallen. Mit zwei Ansichten. St. Gallen, Köppel. Gr. 8. 28 Ngr.

Ring, M., Verirrt und Erlöst. Roman in zwei Bänden. Gotha, Scheube. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rosmarinkranz. Eine Sammlung böhmischer Dichtungen in deutscher Uebertragung von J. Wenzig. Regensburg, Manz. 16. 22½ Ngr.

Schacht, H., Bilder aus Hamburg's Volksleben. Hamburg, Richter. 8. 15 Ngr.

Schlözer, K. v., Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Baireuth. Berlin, Hertz. Br. 8. 20 Ngr.

Schmid, X., Geist der heiligen Messe. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Das Gefecht am 21. October 1813 bei Baumeroda. Eine Rechtfertigungsschrift für das ehemalige Königl. Sächs. Uhlanen-Regiment. Dresden, Höckner. 8. 6 Ngr.

Schäbler, V., Gold und Getreide oder die Lösung der Goldfrage an der Hand der Erfahrung, der Wissenschaft und der Gesetzgebung. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 1 Thlr.

Tittmann, F. W., Ueber Leben und Stoff. Dresden, Höckner. Gr. 8. 1 Thlr.

Weber, M. M., Freih. v., Die Lebensversicherung der Eisenbahn-Passagiere in Verbindung mit der Unterstützung und Pensionirung der Eisenbahn-Beamten und ihrer Angehörigen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Zedlitz-Neukirch, Freih. v., Aus der vornehmen Welt. Charakterzüge, Miscellen, Biographien und treffende Aussprüche von berühmten Monarchen, Staatsmännern und Gelehrten. Zwei Bände. Berlin, Sacco. Gr. 8. 2 Thlr.

Zimmermann, K., Dr. Martin Luthers Leben. Zum Gedächtniß des Jubelfestes des Augsburger Religionsfriedens. Nebst einem Anhange, die Augsburger Confession, die Schmalkaldischen Artikel und den Augsburger Religionsfrieden enthaltend. 2te Auflage. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Abel, K., Die Kriegssucht oder: das Königsübel mit Zusätzen aus Leibnitz, neu herausgegeben als Beitrag zur Lösung der Zeitfragen mit Vorwort von Troxler. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Drei wichtige Actenstücke aus der Reformationszeit: Die Augsburgische Confession; die Schmalkaldischen Artikel; der Augsburgische Religionsfriede. Zur Feier des 25. Septembers 1855 neu zum Druck befördert von K. Zimmermann. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzenberger, Das Bild des Bösen. Dargestellt im Gesellen-Verein zu Passau. Ein Lesestück für Jedermann. Landshut, Krüll. 8. 4 Ngr.

Fröhlich, A. E., Winfried genannt Bonifacius der Deutschen Apostel. Ein Gesang zu dessen eilfhundertjähriger Todesfeier. Frankfurt a. M., Brönner. 1856. 12. 7½ Ngr.

Geudtner, Vier Monate in Sebastopol. Riese. Gr. 8. 5 Ngr.

Lärmtrommel für die preußischen Wähler. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Zeichen der Zeit.

Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

Erstes und zweites Bändchen. Erstes Zehend. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eine für die weitesten Kreise interessante neue Schrift des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, die in Briefen an Arndt, „den bald neunzigjährigen Seher unsers Volks", die wichtigsten Fragen und Interessen der Menschheit und insbesondere des deutschen Volks in würdigen, leidenschaftslosen, aber warmen, eindringlichen Worten und in humanem, freiem Sinn bespricht.

„Was bedeuten die Zeichen der Zeit? Ist's Ebbe oder Flut? Gehen wir in Deutschland und in Europa rückwärts oder vorwärts? Wer wird siegen, Kirche oder Staat? Geistlichkeit oder Nation? Pfaffenthum oder Volksthum? So haben Tausende und Millionen gefragt seit dem Ende des vorigen und seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts: schwerlich aber ist dieses Fragen je allgemeiner und ängstlicher gewesen als seit 1848, außer seit 1851." Mit diesen Worten beginnen die Briefe und besprechen dann in dem ersten Bändchen: Vereinsgeist und Hierarchie, Gewissensfreiheit und Verfolgung; Bischof von Ketteler's Hirtenbrief; Bonifacius, seine Vorgänger und Nachfolger; die Tiarenpredigt des Bischofs von Strasburg rc.; den badischen Kirchenstreit; den Streit der staatlichen Gesetzgebungen mit dem kanonischen Rechte Roms über Ehe, Erziehung und Vermögen; den Streit der Priesterschaft mit dem Gewissen und die jüngsten Verfolgungen (unter Mittheilung wichtiger Actenstücke über Cecchetti und Borczynski, die neueste östreichische Gesetzgebung über kirchliche Verhältnisse und die jüngste Verfolgung der protestantischen Väter in Frankreich).

Das soeben erschienene zweite Bändchen bespricht in weitern drei Briefen an Arndt besonders die kirchlichen Verhältnisse Preußens.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von K. Steinhart. Erster bis fünfter Band. 8. 1850—55. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht.

Leipzig, im October 1855.

F. A. Brockhaus.

Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter Gutzkow's Leitung zu einer der gediegensten, interessantesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands entwickelt: sie ist ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Mit dem soeben begonnenen vierten Bande (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in größerm Format und eleganterer Ausstattung. In dieser seiner neuen Gestalt wird dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern gewiß viel neue Freunde gewinnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt vierteljährlich 20 Ngr. Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Die beiden ersten Nummern des neuen Quartals, sowie die ersten drei Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (geheftet jeder Band 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im October 1855.

F. A. Brockhaus.

☛ An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon. ☚

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der unterzeichneten Verlagshandlung gegen die neueste zehnte Auflage unter den nachstehenden Bedingungen umgetauscht:

1) Gegen Einsendung eines Ex. einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler wird ein Ex. der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert.
2) Das Werk kann auch in Terminen bezogen werden: der 1.—5. Band gegen Einsendung von 4 Thlr.
   » 6.—10. » » » » 4 »
   » 11.—15. » » » » 4 »
   Die ältere Auflage ist den ersten 4 Thlr. beizufügen.
3) Die Einsendung des Ex. der frühern Auflage sowie des Geldbetrags hat stets frankirt zu geschehen, wogegen die zehnte Auflage, insofern solche vollständig auf einmal bezogen wird und soweit eine Beförderung durch die Eisenbahn möglich ist, dem Besteller ebenfalls franco zugestellt wird.
4) Ex. früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen, werden zwar auch angenommen, es ist aber für jeden fehlenden Band ½ Thlr. mehr einzusenden.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Leipzig, im October 1855.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 44. —— 1. November 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

O. F. Gruppe über Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland.

Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland. Von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Es treten in der Philosophie von Zeit zu Zeit Geister auf, welche, nachdem dieselbe eine Strecke Wegs zurückgelegt hat, Umschau halten und sich fragen: Wo sind wir? Wie weit haben wir uns dem Ziele genähert? Was liegt hinter und was noch vor uns? Sind wir denn überhaupt auf dem rechten Wege?

Diese Geister, die man wol mit Recht kritische nennt, philosophiren nicht sowol über die Welt als vielmehr über die Philosophie; sie suchen das naive Thun der Philosophie zum Selbstbewußtsein zu bringen, sie öffnen den kindlich vertrauenden, sich für die absolute Wahrheit befähigt haltenden Weltweisen die Augen, vertreiben sie aber freilich damit aus dem Paradiese des harmlosen Philosophirens.

Zu diesen kritischen Geistern gehörte im eminentesten Sinne Kant, der den Wolfianern die Augen über ihre Unschuld öffnete und sie aus ihrem Paradiese vertrieb. Aber die Kant'sche Kritik, so zermalmend sie auch war, konnte doch einen Rückfall nicht verhindern. Dem alten Wolf'schen Dogmatismus hatte sie wol ein Ende gemacht, aber dafür erhob sich mit Schelling und Hegel ein neuer Wolfianismus und Dogmatismus. Es mußten also auch wieder neue kritische Geister auftreten, um diesem Schelling'schen und Hegel'schen Dogmatismus ein Ende zu machen.

Unter letztern nun ist einer der hervorragendsten O. F. Gruppe, dessen ältere Schriften, sowie seine obengenannte neueste Schrift nichts Geringeres als eine totale Umwälzung der Philosophie bezwecken. Gruppe, obwol zunächst durch die Schelling'sche und Hegel'sche Speculation zu seinem Kriticismus veranlaßt, begnügt sich doch nicht damit, blos die schwache Seite an dieser aufzudecken, sondern geht darauf aus, die Achillesferse aller und jeder Speculation bloßzulegen; denn die Verirrungen der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie sind ihm nur nothwendige, consequente Folgen der einen großen Verirrung, in der sich die speculative Philosophie überhaupt ihrem Wesen nach herumtreibt.

Gruppe trat mit dem Grundgedanken seiner Kritik aller bisherigen Philosophie schon 1831 in seinem „Antäus, ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache" hervor. In dem Titel „Antäus" war schon die Gruppe'sche Tendenz angedeutet; denn, wie er selbst damals in der Vorrede sagte:

> Antäus durfte nach dem bekannten griechischen Mythus sich das Buch nennen, welches einen riesenhaften Gegner allein dann bekämpft glaubt, wenn der Mensch, ein Sohn der Erde, den Boden nicht unter den Füßen verliert, aus dem er mit seinem Wissen und Denken emporgewachsen. Die speculative Philosophie ist dieser Riese und ihr gilt der gewagte Kampf.

Gruppe wollte durch seinen „Antäus" die Menschheit auf immer von dem Schwindel luftiger Speculationen befreien. Wie Antäus, der Sohn der Erde, so sollte der Mensch mit seiner Wissenschaft und Erkenntniß dadurch fest und unüberwindlich werden, daß er den mütterlichen Boden, dem er angehört, nicht verließ.

Gruppe's „Antäus" wurde noch bei Lebzeiten Hegel's verfaßt und erschien noch vor seinem Tode. Gruppe deutete zunächst auf die Differenz hin, in welcher sich das Hegel'sche System einerseits mit dem Geiste neuerer Wissenschaft, andererseits mit dem Geiste des Christenthums befinde, ferner auf die Gewalt, die es der Geschichte der Philosophie anthue. Aber der Kern seines

Buchs war positiver Art. Die Hegel'sche Methode ins Auge fassend, untersuchte er das Wesen der Begriffe und der Sprache, zeigte, daß sich mit beiden nicht so umgehen lasse, wie es Hegel thue, und beleuchtete von seiner gewonnenen Erkenntniß aus alle bisherige speculative Philosophie. Es gehe, lehrte er, ein gemeinsamer großer Irrthum durch die Geschichte der Philosophie, gerade Das, was die Speculation als ihr stolzes Eigenthum in Anspruch nehme, sei nichts als der falsche Gebrauch, den sie von den Begriffen mache, weil sie ihr wahres Wesen nicht kenne. Das Studium der historischen Sprachforschung, das Studium der Geschichte der Naturwissenschaften führe hier auf ganz andere Bahnen. Gruppe wies besonders auf die Dehnbarkeit und Zweideutigkeit der abstracten Begriffe hin, die in ihrem Wesen liege und ganz untrennbar von ihnen sei. Unter dem Namen der nothwendigen Relativität der Begriffe führte er diesen wichtigen, bisher ganz übersehenen Punkt näher aus. Er wies nach, daß die Sprache entstanden ist durch und für praktischen Gebrauch, daß erst, als sie ausgebildet dastand, die speculative Philosophie sich ihrer bemächtigt und nun aus den sprachlichen Zeichen heraus ergrübeln wollte, was sie ganz wo anders hätte suchen und erforschen müssen. Die abstracten Begriffe seien nur Mittel des praktischen Verständnisses, überhaupt nur Mittel, das sich nach Bequemlichkeit einrichten lasse, aus dem sich aber niemals Folgerungen ziehen lassen. Sie seien nur Zeichen für Werthe, haben in sich keinen wirklichen Werth, keine selbständige Geltung; sie haben nur Bedeutung im Angesicht wirklicher Dinge, nur Verständniß und Inhalt bei klarer Rückbeziehung auf vorhandene Gegenstände. Das Abstracte also habe nur Sinn in der Nähe des Concreten, im Zusammenhange mit demselben, es davon zu scheiden sei im hohen Grade verwirrend und Gefahr bringend, aber das Concrete aus dem Abstracten herleiten, construiren zu wollen, dies erweise sich als ein Unsinn, so sehr, daß man die Möglichkeit eines solchen Bestrebens bezweifeln müßte, falls nicht die Wirklichkeit so laut spräche; die namhaftesten Philosophen seien diesem Irrthum anheimgefallen.

In seiner zweiten Schrift: „Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert", welche Ende 1834 erschien, machte Gruppe auf derselben Bahn einen Fortschritt, sein Augenmerk auf das tieferliegende Problem der Erkenntnißtheorie richtend. Er forschte dem Grunde der Erscheinung nach, warum die Begriffe relativ sein müssen. Er ging auf den eigentlichen Act der Begriffsbildung ein und suchte jene Erscheinung in dem Wesen des Urtheils selbst nachzuweisen.

Im Jahre 1842 fühlte sich Gruppe veranlaßt, sein Votum über Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit in einer Broschüre gleiches Namens abzugeben. Der Umstand, daß Bruno Bauer die Consequenzen der Hegel'schen Philosophie zog und mittels ihres Geistes die Theologie, sowie das Christenthum aufzulösen bemüht war, gab Gruppe von neuem Veranlassung, die Hegel'sche Philosophie zu beleuchten, und hier resumirte er seine schon im „Antäus" ausgesprochene Ansicht folgendermaßen:

Wenn die Sätze Hegel's ebenso viele Irrthümer sind, so gehören sie diesem Philosophen doch nicht allein und ausschließlich; sie stehen nicht einzeln, sie sind nicht blos seinem Denken eigenthümlich, sondern sie haben einen Zusammenhang mit den Irrthümern anderer Philosophen, ja sie sind so alt als die Philosophie selbst und haben bei ihm nur eben ihre schwindeligste Höhe erreicht. Man kann Hegel nicht schlagen, ohne zugleich die Irrthümer anerkannt großer Philosophen, z. B. des Plato, Aristoteles, Kant, eingesehen zu haben. Das sprachliche Mittel, dessen sich das Denken bedient, hat von den Anfängen der Philosophie her eine Täuschung erzeugt, welche bis auf den heutigen Tag noch nicht gründlich überwunden ist. Man glaubte nämlich auf dem Wege der Deduction vom Abstraten zum Concreten fortgehen zu können, uneingedenk, daß die abstracten Begriffe bloße Hülfsausdrücke sind, die nur Bedeutung haben, soweit sie im Angesichte der Gegenstände verbleiben, von denen sie entlehnt sind, die aber ihre Bedeutung verlieren, sobald wir sie isoliren wollen. Aus ihnen selbst läßt sich kein Inhalt entwickeln, geschweige denn ein solcher, welcher von empirischer Erkenntniß durchaus unabhängig wäre und diese an Allgemeinheit und Nothwendigkeit überwiegen könnte. Plato machte die denkwürdige Umkehrung, daß er glaubte, die abstracten Begriffe, welche er Ideen nannte und in die Welt des Ewigen versetzte, theilten den Dingen ihre Eigenschaften mit, während doch die concreten Dinge das Gegebene, also der feste Ausgangspunkt sind, ihre Eigenschaften aber unserer Auffassung angehören, und die abstracten Ausdrücke nur ein bloßes Zeichen dafür sind, welches seiner Natur nach ohnedies veränderliche Werthe hat. Schon Aristoteles sah ein, daß sein großer Lehrer Plato hier in einem umfassenden Irrthum befangen war; er bekämpfte die Platonischen Ideen mit der größten Entschiedenheit und oft mit bittern Sarkasmen. Allein er selbst durchschaute doch diesen Irrthum weder in seinem ganzen Umfange noch in seinem wahren Grunde, fiel vielmehr selbst in ihn zurück und befestigte ihn durch seine logischen Schriften, indem er hier die Methode des Plato auf bestimmte Normen zurückzuführen suchte, die bis auf den heutigen Tag gegolten haben. Die spätere griechische Philosophie hielt sich mehr an praktische Probleme. Das Mittelalter war theils der Autorität des Plato, theils der des Aristoteles unterworfen, und den Inhalt seiner Philosopheme erhielt es von der Offenbarung. Die freie, unabhängige Philosophie, welche alle Autorität abstreift, beginnt erst wieder mit Cartesius; doch machte die philosophische Methode weder durch ihn noch durch eines der aus ihm hervorgegangenen Systeme einen wahren Fortschritt. Dies geschieht um so glänzender durch Bacon von Verulam, der mit überraschender Klarheit und Sicherheit die Ungültigkeit und Verkehrtheit der Methode darlegt, aus dem Abstracten das Concrete deduciren zu wollen. Ebenso sehr tadelt er das Verfahren,

von den speciellsten Erscheinungen gleich bis zu den allgemeinsten aufzusteigen. Es gäbe nur Eine wissenschaftliche Methode, die der Induction, d. h. vom Besondern zum Allgemeinen fortzuschreiten, und sie sei um so wissenschaftlicher, als man behutsam und schrittweise, ohne Sprung zuwerke gehe. Leider standen Bacon's Nachfolger an philosophischem Geist weit hinter ihm zurück und verwirrten bald wieder, was er so klar begonnen. Selbst Locke war der Aufgabe, die Entstehung der abstracten Begriffe näher zu erforschen, wenig gewachsen. So verlor die Philosophie unmerklich wieder den festen Ausgangspunkt, den ihr Bacon gegeben, und verfiel durch Hume in Skepticismus, durch Berkeley in ein Extrem von subjectivem Idealismus. Diese verschiedenen und sich widersprechenden Elemente überkam Kant, glich sie aber nicht sowol durch eine höhere Lösung aus, als er sie vielmehr in dem Fachwerk eines complicirten Systems unterbrachte und dadurch auseinander hielt. Kant zeichnete sich besonders dadurch aus, daß er sich von demselben Gefühl durchdrungen zeigte, welches die größten Philosophen vor ihm, Aristoteles und Bacon, leitete, nämlich daß „sich aus Begriffen nichts herausklauben lasse"; allein der Grund, warum diese Methode, aus abstracten Begriffen zu philosophiren, eine falsche und verwerfliche sei, entging auch ihm, er fand ihn nicht in der bisher verkannten Natur dieser Begriffe selbst, sondern in einer Uebertretung des den einzelnen Erkenntnißkräften zukommenden Gebiets, wobei denn die Annahme so scharf geschiedener Erkenntnißkräfte wieder nur eine sehr gewagte und in sich schwer begreifliche Hypothese ist. Darum fiel die Philosophie nach ihm auch wieder in den alten Irrthum, in die falsche Methode zurück. Man nahm sich nicht die Zeit, Kant's Kritik fortzusetzen; man wollte Inhalt, Philosophie, man wollte das Gebäude ohne das Fundament, und so deducirte denn Fichte wieder dreister, als man es je vorher gethan; ja an die Stelle der Deduction trat bald die sogenannte Construction, welche nur noch eine höhere Potenz davon ist. Hier hat es Keiner Hegel an metaphysischer Kühnheit gleich gethan. Die abstracten Ausdrücke Sein, Werden, Wesen, Quantität, Qualität u. s. w. gelten ihm nicht für Gedanken, sondern es wird ihnen auch ein eigenthümliches Lebensprincip beigelegt, sodaß ein Begriff den andern schöpferisch aus sich hervortreibt, immer reichere Begriffe und zuletzt concrete Dinge, die Natur und Geschichte, die Welt und Gott selbst hervorgehen. Wenn das Unsinn ist, müßte Polonius sagen, so ist doch Methode darin. Hegel selbst ging dem Positiven gegenüber immer noch mit großer Discretion zuwerke; aber seine Nachfolger zeigten nicht dieselbe Behutsamkeit, nicht dasselbe diplomatische Benehmen, und so kamen denn die Anstöße erst recht hart und schneidend zutage, je rücksichtsloser und plumper sie nämlich, wie z. B. Bruno Bauer, mit den Consequenzen herausrückten.

Diese in der Schrift über „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit" dargelegte Ansicht über den ganzen bisherigen Entwickelungsgang der Philosophie finden wir nun in Gruppe's neuester Schrift über „Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland" wiederholt, näher ausgeführt und motivirt. Gruppe bemüht sich, nachzuweisen, daß alle bisherigen speculativen Systeme sowol in Hinsicht ihres Ausgangspunkts als ihrer Methode geirrt und ihr Ziel verfehlt haben. Bacon von Verulam allein habe der Philosophie den richtigen Weg gewiesen; unter den neuesten Philosophen, nächst Gruppe selbst, seien zumeist Beneke und Reinhold Hoppe (in der kleinen lesenswerthen Schrift „Zulänglichkeit des Empirismus in der Philosophie") als diejenigen zu nennen, welche den richtigen Weg erkannt haben. Der Irrthum aller bisherigen speculativen Systeme sei kein zufälliger, sondern er sei nothwendige Folge des Verlassens der Empirie und des Verkennens der Natur der abstracten Begriffe sowie der Sprache.

Was folgt nun aber hieraus für die Zukunft der Philosophie? Gruppe folgert: Es soll fortan keine Speculation, kein System, keine Metaphysik mehr geben, sondern nur Empirie. Ein System kann nur wieder durch ein anderes System gestürzt werden; aber, fragt Gruppe, muß es denn überhaupt eins geben?

Es ist wahr, daß die bisherige Philosophie gerade im System etwas Wesentliches und Unterscheidendes gefunden hat, aber muß denn diese Ansicht für alle Zeit aushalten, kann sie im Fortschritt des menschlichen Denkens nicht vielleicht aufgegeben werden? Allerdings, sie kann es, sie muß es, dieser Punkt ist da. Das System ist nur das Mittel, die Wahrheit ist das Ziel; kann nun die Wahrheit nicht damit bestehen, zeigt sich, daß das System etwas Voreiliges, Nichtphilosophisches ist, so muß es gleichwol aufgegeben werden, eben damit die Philosophie bestehe. In der That, die Zeit der Systeme ist abgelaufen, die Philosophie aber, welche niemals ablaufen kann, soll nun erst wahrhaft beginnen. (S. 257.)

Mit Schelling und Hegel hat sich nach Gruppe die Möglichkeit aller Systeme erschöpft; es kann nach ihnen, über sie hinaus, kein neues mehr geben; aber das sei auch gar nicht zu bedauern. Die Philosophie müsse eine ganz andere Bahn betreten, eine Bahn, in welcher sie stetig und sicher fortschreiten könne.

Auf einem begrenzten Raum hat Bacon von Verulam den Systemen schon vollständig ein Ende gemacht, und dies war der Anfang wahrer Naturforschung, die in weniger Jahrhunderten, als die Philosophie Jahrtausende gehabt hat, zu den imposantesten Resultaten gelangt, während jene, noch bei dem System verbleibend, zugleich auch eine Bettlerin geblieben ist, die nur von den Brosamen jener reichen sich noch dürftig hat fristen können. (S. 259.)

Gruppe hält der inductiven Wissenschaft eine glänzende Lobrede und findet nicht blos in ihrem Reichthum, sondern auch in ihrer Fortschrittsfähigkeit den Grund, warum die Philosophie nicht mit ihr concurriren könne. Die inductive Forschung verzichte auf die Ergründung der letzten Ursachen, noch weniger glaube sie damit anheben zu müssen, und eben diesem Grundsatze danke sie alle ihre Erfolge. Sie sei nach obenhin offen, das System dagegen geschlossen, eben darum bornirt. Die inductive Wissenschaft sei beständiger Rectification fähig, lasse tausend und aber tausend Arbeiter nebeneinander zu; das System dagegen sei ausschließend, von einem

bestimmten Centrum ausgehend, der Berichtigung unfähig, ein jedes von vorn anfangend, nur groß in seinen Hoffnungen und Verheißungen, gering in der Leistung. Das System sei unser Zusammenhang, nicht der Zusammenhang der Natur, ein gemachter, erzwungener Zusammenhang, nicht ein erlernter, es sei etwas ganz Subjectives, oft sogar willkürlich, launenhaft, wo nicht gar unredlich; es schwebe im Reich der Illusionen. Gruppe ruft aus (S. 260):

Sind wir Männer oder Kinder? Wird die Menschheit nicht älter und reifer mit den Jahrhunderten, daß sie sich über ein Gärtlein von Blumen freuen könnte, die abgepflückt und nur mit den Stengeln in die Erde gesteckt sind!

Was bleibt denn nun aber, wird man fragen, der Philosophie Unterscheidendes von den empirischen Wissenschaften übrig, wenn sie kein System sein soll? Es solle kein System mehr geben, heißt das nicht so viel als sagen, es solle überhaupt keine Philosophie mehr geben? Heißt das nicht die Philosophie todtschlagen, wenn man ihr ihre Seele, das Wesen, das sie erst zur Philosophie macht, raubt? Gruppe hat sich auf diese Fragen zum voraus gefaßt gemacht und beantwortet sie am Schluß seines Werks. Er gibt zu, daß die Philosophie noch etwas ganz Anderes als ein Complex von Erfahrungswissenschaften ist.

Der Standpunkt, auf welchem Viele in England sich beruhigen, will uns Deutschen nicht genügend erscheinen, und wenn wir noch so sehr die innere Hohlheit der neuesten speculativen Bestrebungen zugestehen müssen, so will darum ein Werk wie die „Philosophie positive“ von Auguste Comte uns die Lücke keineswegs ausfüllen. Aber das Alte wegräumen und das Neue aufbauen, das kann auch nicht das Werk eines Tages sein. (S. 262.)

Der Philosophie soll nach wie vor ihre centrale Stellung inmitten alles menschlichen Wissens bleiben. Da die einzelnen Wissenschaften immer mehr in das Besondere gehen und sich immer weiter in ihrer peripherischen Erstreckung voneinander entfernen, so werde umsomehr eine geistige Macht im Centrum unerlaßlich. Aber

nicht mehr wie die Spinne im Netz soll hier der Philosoph sitzen, die Philosophie ist vielmehr das Herz des Ganzen, von dem die Bewegung des Blutes ausgeht und auf das sie wieder zurückkehrt, sie hat zu wachen über Einheit und Zusammenhang des Ganzen. Demnächst behält sie aber auch noch ihre besondern Aufgaben, ihre speciellen Fächer.

Diese speciellen Fächer, die in Zukunft der Philosophie noch verbleiben, geht Gruppe der Reihe nach durch. Obenan, weil in unmittelbarem Zusammenhange mit ihrer centralen Stellung, steht ihm hier die Aufgabe, die allgemeine Methode des Erkennens zu überwachen. Das Fach der Logik verbleibt der Philosophie nach wie vor, wenn auch freilich in sehr veränderter Gestalt. Auf diesem Gebiete liegen die Grundlagen für einen Neubau der gesammten Philosophie, und Gruppe hat darum auch der „Reformation der Logik“ ein besonderes Capitel in seinem Buche gewidmet. Nächst der Logik soll der Philosophie das Fach der Psychologie verbleiben. Sodann, als eines der Felder, welche der Psychologie große Dienste leisten, nennt Gruppe die Aesthetik; „sie hat alle Anwartschaft, neben der Logik und Sittenlehre eine philosophische Disciplin zu sein und zu bleiben“. Auch die Naturphilosophie, die Geschichte, namentlich die Geschichte der Philosophie, und die Religionsphilosophie bleiben zukünftige Aufgaben der Philosophie, obwol, wie Gruppe andeutet, Reformen in allen diesen Gebieten vorzunehmen sind. Ausscheiden soll in Zukunft aus der Philosophie nur die Metaphysik, die Aristoteles gerade als den Mittelpunkt der Philosophie, als erste Philosophie darstellte. Hier, in diesem Punkte zeige sich eben der Abstand des Alten von dem Neuen. Die Metaphysik lasse sich nicht halten,

aus dem einfachen Grunde, weil wir Menschen und nicht Gott sind, weil wir nicht im Centrum, sondern außen an der Peripherie der Dinge stehen, weil überdies in den Begriffen auf keine Weise in solcher Art Anker zu werfen ist, daß wir von den Ursachen aus zu den Wirkungen fortschreiten könnten, weil die Ursachen und letzten Principien nicht das Gegebene, sondern das Gesuchte sind.

Durch seine Beschränkung der Philosophie werde, meint Gruppe, dieselbe gesichert und gerettet vor den beiden Hauptgefahren, welche sie immerfort bedroht haben: Skepticismus und Autoritätsglauben. In jenem mußte die Ueberhebung des Wissens nothwendig umschlagen; dieser könne neben der Forschung, mit welcher das Orakelspenden vom pythischen Dreifuß und die Berufung auf intellectuelle Anschauung unverträglich sei, nicht mehr bestehen.

Es ist nun ferner der Friede mit der Wissenschaft hergestellt. Philosophie und Wissenschaft sind nicht mehr zwei streitende Instanzen, sie können nicht mehr miteinander in Conflict kommen, eine hilft der andern, arbeitet der andern in die Hände. Ebenso können nun auch die Philosophen untereinander eine freundliche Stellung haben, ein großes gemeinsames Werk fördern, woran bisher bekanntlich sehr viel gefehlt hat, da der Nachfolger fast ohne Ausnahme einriß, was der Vorgänger gebaut hatte. Die Philosophie hat aufgehört ein babylonischer Thurmbau zu sein, der den Himmel stürmte und mit Sprachverwirrung endete. (S. 275.)

Das Gruppe'sche Werk, dessen wesentlichen Inhalt wir hiermit dargelegt haben, wird ohne Zweifel allen jenen Philosophen nicht behagen, die ihr Liebstes und Theuerstes, ihre Speculation aus Begriffen, ihre apriorische Systemmacherei darin angegriffen finden. Namentlich muß es den noch bestehenden Schellingianern und Hegelianern bitter schmecken. Dessenungeachtet bleibt es unumstößlich gewiß, und aufs neue die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt zu haben ist ein großes Verdienst Gruppe's: aus bloßen Begriffen läßt sich keine Realität herausklauben, die Realität aber ist es, die wir erkennen und ergründen wollen, also müssen wir in Zukunft den Weg vom Abstracten zum Concreten verlassen und den umgekehrten vom Concreten zum Abstracten, vom Anschaulichen zum Begriff einschlagen. Gruppe's Nachweisungen über die Natur der abstracten Begriffe und über den Werth des zu ihrer Bezeichnung dienenden sprachlichen Mittels sind höchst anerkennungswerth und verdienstlich; es wird sie fortan kein Philosoph, dem es

um mehr als hohles Wortgeklingel zu thun ist, ignoriren können; sie sind wirklich geeignet, eine heilsame Reform in der Philosophie hervorzubringen, den philosophischen Luftschlössern und der babylonischen Sprachverwirrung ein Ende zu machen, Bescheidenheit statt Aufgeblasenheit einzuflößen, besonnenes, in das Gegebene sich vertiefendes Forschen an die Stelle des voreiligen, kenntnißlosen, oberflächlichen Räsonnirens über Himmel und Erde zu setzen.

Aber in Einem können wir mit Gruppe nicht übereinstimmen, das ist mit seiner Ausweisung der Metaphysik aus der zukünftigen Philosophie. Es liegt dieser Verbannung der Metaphysik nur der falsche Begriff, den freilich die meisten Philosophen, selbst noch Kant, von ihr hatten, zugrunde, daß sie nämlich apriorische Erkenntniß der Welt, eine Wissenschaft „aus reinem Verstande und reiner Vernunft" (vgl. Kant's „Prolegomena", §. 1) sei. Diesem falschen Begriff der Metaphysik hat Schopenhauer den wahren entgegengesetzt (vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 180 fg.), und es ergibt sich hieraus, daß nur die auf jenem falschen Begriffe beruhende Metaphysik in der Zukunft aus der Philosophie auszuscheiden habe, nicht aber die wahre, welche die Erfahrung als ihr Fundament anerkennt. Wir stimmen mit Gruppe darin überein: die aus abstracten Begriffen deducirende, a priori construirende Metaphysik muß in Zukunft aufhören; aber daß damit alle und jede Metaphysik wegfalle, das können wir nicht zugeben. Die zukünftige Metaphysik wird nur dafür zu sorgen haben, daß sie mit den Thatsachen der Erfahrung übereinstimme, daß die Wirklichkeit ihren Begriffen nicht widerspreche, sie wird also eine andere sein müssen als die der a apriori speculirenden Philosophen; aber anders sein ist nicht gleichbedeutend mit nicht sein. Die Metaphysik kann schon darum niemals aufhören, weil sie dem der menschlichen Natur eingeborenen metaphysischen Bedürfniß, das unausrottbar ist, wie das physische, stets immer wieder von neuem entspringt. Die blos empirischen Wissenschaften füllen die Seele nicht aus; es genügt dem denkenden Menschen nicht, den Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen, sondern er will in das tiefinnere Wesen der Dinge eindringen, womöglich ihren letzten Grund und Zweck ergreifen. Ob ihm dies je gelingen werde, ist freilich eine andere Frage. Aber auch zugegeben, daß wir es nur annäherungsweise zum Ergründen der Welt bringen, daß zwischen dem Ding an sich und unsern Begriffen immer noch eine Kluft bleibt, daß nur relativ, für uns und unser Fassungsvermögen, sowie für den jedesmaligen historischen Standpunkt unserer Erkenntniß, das Letzte ein Letztes ist: so folgt doch daraus nicht, daß wir auf alle metaphysische Forschung verzichten sollen. Die metaphysischen Systeme, selbst die auf Erfahrung gegründeten, werden mit dem Fortschritte der Erfahrung wechseln, aber das Bedürfniß nach ihnen wird nie verschwinden, solange die menschliche Natur dieselbe bleibt. Was sind die Religionen anders als metaphysische Systeme in populärer Form, Volksmethaphysiken? Wird es Gruppe aber einfallen, zu sagen, weil es falsche Religionen gibt, darum solle überhaupt keine Religion in Zukunft mehr sein? Es ist eine große Inconsequenz von Gruppe, der Philosophie zu versagen, was er der Religion gestattet. Gruppe sagt nämlich am Schluß seines Werks, mit dem Ausscheiden der Metaphysik aus der Philosophie höre aller Conflict dieser mit der Religion auf,

> denn die Gebiete berühren sich nicht mehr. Solange man fälschlicherweise die Philosophie innerhalb der Grenzmarken der Theologie sich bewegen ließ, konnte der Streit, der mehr als ein Rangstreit ist, kein Ende finden, allein jetzt stehen die Sachen ganz anders. Die Philosophie hat keine Metaphysik mehr, von den Aristotelikern auch Theologie genannt, sie hat auch keine natürliche Theologie im Sinne Christian Wolf's mehr, sie erhebt sich überhaupt nicht mehr in diese Region; die inductive Forschung, unten auf der Erde fußend, läßt nach oben hin den Schluß offen, sie ist eben kein System, sie hat sich es zum Grundsatz gemacht, über die letzten Ursachen, über die letzten Enden alles Daseins nicht abzusprechen, nicht zu grübeln, weil ihr dazu durchaus die Mittel fehlen; hier nun findet die Religion, welche dazu allerdings die Mittel besitzt, freien Raum, sie stößt hier nirgends mit der Philosophie zusammen und an ihr eben ist es, auf andere Weise die Lücke auszufüllen, welche die inductiv gewordene Philosophie läßt. So ist beiden geholfen, so treten beide in den ungestörten Besitz ihrer vollen Rechte ein. (S. 276.)

Woher weiß Gruppe dies Alles? Ist er etwa ein Philosoph, der mit Rudolf Wagner „Köhlerglauben" neben der Wissenschaft in sich beherbergt? Ist dies nicht der Fall, nun so kann er der Religion nicht mehr die Mittel, über die letzten Ursachen und Enden zu urtheilen, zuschreiben als der Philosophie. Hält er die Religionen für natürliche Erzeugnisse des Gemüths und der Phantasie, so muß er wol die Philosophie für noch befähigter zum Urtheil über die letzten Gründe der Dinge halten als die Religion. Ueber diesen Punkt hat sich Gruppe nicht klar ausgedrückt. Man erfährt nicht, wie er es meint, daß die Religion die Mittel zu Dem besitzt, wozu sie der Philosophie fehlen, zur Erkenntniß der letzten Ursachen und Enden alles Daseins. Hegel stellte die Philosophie um eine Stufe höher als die Religion. Gruppe behauptet, beide Gebiete berührten sich nicht, und glaubt dadurch den Conflict zwischen Religion und Philosophie auszugleichen. Aber diese Behauptung hat die Verbannung der Metaphysik aus der Philosophie zur Voraussetzung, und eben diese Ausweisung der Metaphysik konnten wir nicht als gerechtfertigt erkennen.

Julius Frauenstädt.

Ludwig Rellstab's „Garten und Wald".

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften von Ludwig Rellstab. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der Ruf eines guten Erzählers wurde vordem theils leichter, theils schwerer erworben als jetzt, jedenfalls aber auf andere Art. Früher, wir sprechen von der glücklichen, tendenzlosen Zeit, wo der ästhetische Standpunkt bei Beurtheilung der Kunsterzeugnisse für den allein berechtigten galt, genügte es, eine anmuthig erfundene Ge-

schichte in anziehender Art, mit Geschmack, gut stilisirt und in richtigen Verhältnissen gruppirt, vorzutragen, um eine gute Erzählung zu liefern. Auf dieser Basis gelangten die Horn, Storch, Duller, Rellstab, Blumenhagen, Tromlitz u. s. w. zu dem Namen und dem Ruf guter Erzähler. Heute ist die Kunst doctrinär geworden. Jedes Kunstwerk soll etwas lehren, bedeuten, beweisen, einen Satz belegen, einen Irrthum beseitigen, einen Gedanken, eine Wahrheit versinnlichen, ein Weltgesetz zur Anschauung bringen, und der Himmel weiß, was noch sonst! Das vor 25 Jahren gesprochene Urtheil kehrt sich um, man prüft die zu jener Zeit beliebten und belobten Erzählungen unter den neuen Gesichtspunkten der Tendenz, der Doctrin und findet sie nicht mehr stichhaltig. Ist das die Schuld dieser sonst belobten Autoren oder die der Kritik? Im Interesse unsers Autors müssen wir dies etwas näher betrachten.

Die wahre Kritik ist allerdings nicht der bloße Ausdruck des Zeitgeschmacks; sie ist davon unabhängig und etwas Höheres. Sie ist eine Vernunftregel des Schönen; das Kunstschöne ist ihr Ziel und ihre Basis. Dies Ziel, diese Basis aber scheint in unserer Zeit völlig und gänzlich dem Götzen der Doctrin zum Opfer zu fallen. Unsere heutige deutsche Kritik ist meist von reinem philosophischen Geblüt; sie beweist und motivirt Alles, indem sie dem ästhetischen Naturgefühl, dem Geschmack jede Berechtigung abspricht, ja ihn bis zu völligster Saloperie ignorirt und verleugnet. Diese deutsche Kritik motivirt auch das an sich Häßliche, das Incongruente, das sich selbst Widersprechende, wenn es nur absichtsvoll ist, nur eine Tendenz zum Charakter hat; sie misachtet jedes ästhetische Gesetz, unterbindet jeden Geschmacksnerven, verleugnet alles Bewußtsein des ursprünglich Schönen. Das ästhetische Feingefühl gilt ihr nichts, sie forscht nur nach der Tendenz, verliert sich über die Materie in nebelhafte Phrase und gibt Worte statt des Inhalts.

Auf diesem Wege ist die deutsche Kritik zu jenem völlig unpragmatischen Standpunkt gelangt, den uns zuerst die Engländer heftig zum Vorwurf gemacht haben. Die klarsten und besten Köpfe in Deutschland fangen nun an, das Gewicht und das Recht dieses Vorwurfs zu erkennen. Sie stehen im Begriff, das völlig Unfruchtbare, das Hohle, das Scheinwesen dieser Art hyperphilosophischer Kritik für dem Interesse der Kunst entgegengesetzt zu erkennen, der Kunst, die ohne ein gutes Theil „undefinirbaren Inhalts" gar nicht bestehen kann. Das „Undefinirbare" aber ist eben das ästhetische Feingefühl, oder mit einem alten, aber unentbehrlichen Ausdruck: der Geschmack! Was hülfe es dir in der That, zu beweisen, daß dies oder das gefallen muß, weil es ein Meisterstück innerster Begründung, feinster Charakteristik, strengster Motivirung ist? Hast du den Geschmack verletzt, so hast du für die Kunst nichts gethan!

Wir unsererseits halten an dem alten Paniere fest; das ästhetische Bewußtsein ist unsere Fahne. Wir zerlegen die Kunstwerke nicht mit dem Messer der Doctrin in Atome, wir nehmen ihren ästhetischen Eindruck nicht für unerheblich und indifferent, wir messen sie nach dem Gesetz des Schönen, freilich mit dem Bekenntniß, daß uns dasselbe Verderben, wie auf dem Gebiete der Kritik, dermalen auch auf dem Felde der Production zu herrschen scheint. Es ist schwer zu sagen, von wem die Ansteckung ausgegangen ist, ob die Production die Kritik oder umgekehrt diese die erstere angekränkelt hat. Unsere neuesten Poeten gehen bei der Wahl ihrer Stoffe in der That wahrhaft grausam zuwerke, d. h. grausam gegen sich selbst. Sie wählen, mit Absicht, so scheint es, das Widernatürliche, das Häßliche, das Widersprechende, um daran ihre eigensinnige poetische Kunst, die Macht der Austiefung und der Motivirung zu prüfen und der Welt zu zeigen. Wie soll man es anders erklären, daß beispielsweise selbst der sonst so treffliche Max Waldau sich zu einem Thema, wie das seiner „Rahab" ist, verirren konnte? Und was soll man sagen, als daß eben der theoretische Eigensinn, die vollständigste Verleugnung des guten Geschmacks es ist, die es unternehmen, ein solches Thema, sich selber zum Trotz, poetisch auszubauen? Es ist dieselbe Operation, die in der Plastik den geschundenen Marsyas zuwege brachte und die in der deutschen Kritik, nach Verleugnung jedes Naturgefühls des Schönen, nach Ertödtung alles ästhetischen Instincts, mit kunstvoll gewundenen Phrasen uns beweist, das Häßliche sei vollkommen motivirt und eben um deswillen schön!

Nach dieser Philippika gegen die Aesthetik des Häßlichen, wie sie neuerlichst versucht wird, nach diesem frommen „Animam salvavi", das freilich den Zeitstrom nicht rückläufig machen wird, beruhigen wir uns und treten näher zu unserm Autor heran. Sein Name gehört zu den alten Namen von gutem Ruf in der Novellistik, und er verdiente ihn nicht blos zu jener Zeit, auf welche die heutige Kritik mit vornehmer Geringschätzung zurückblickt, sondern er hat auch jetzt noch — bis auf einen besondern Punkt — vollen Anspruch darauf. Wenn es sich darum handelt, eine anziehende Begebenheit geschickt zu erfinden, wirksam zu gruppiren, in richtigen Proportionen abzugrenzen, befriedigend abzuschließen, Charaktere hinzustellen, richtig zu motiviren und ihnen den entsprechenden Ausdruck zu leihen, da ist Rellstab unser Mann. Auf Versinnlichung großer Lebenswahrheiten geht er nicht gerade aus; seine Reflexionen und Lebensanschauungen sind nicht gerade tief, aber sie sind sicher, durchdacht und bieten sich vor allen Dingen natürlich und ungezwungen dar. Er erzählt Geschichten, die zuvörderst wahr sein könnten, zuweilen poetisch, immer aber anziehend, unterhaltend, angenehm. Die Mehrzahl seiner Gestalten zeigt sich in der That eigenthümlich geistig belebt, seine Diction ist meistens sauber, zusagend, vorsichtig und rein. Mit allen diesen Vorzügen verbindet sich nur ein Fehler, der jedoch bei ihm ganz verzeihlich erscheint. Rellstab begann seine Erzählerlaufbahn in einer starkbewegten, rauhen Zeit. Man war im zweiten Jahrzehnd unsers Jahrhunderts nicht so nervenschwach wie heute. Sein erster

großer Roman schilderte die blutigen, grausamen Schrecknisse des Jahres 1812 in Rußland; er fand den größten Beifall in einer Epoche, die noch ganz jenen blutigen Erinnerungen lebte und die an starke Aufregungen gewöhnt war. Von diesem Beifall her ist dem Verfasser eine gewisse Vorliebe für Scenen des Schreckens, Härte, erschütternde Pein geblieben, in deren Ausmalung er oft über das rechte Maß, ja über die Grenzen der Wirkung, die er selbst erstrebt, hinausgeht. Einen gefesselten Menschen langsam an kleinem Feuer schuldlos verbrennen zu lassen, wie in der „Vergeltung“ geschieht, das geht selbst über Eugen Sue und kann unmöglich eine erstrebenswerthe Kunstwirkung hervorbringen, und auf ähnliche nervenerschütternde Scenen laufen leider viele seiner Erfindungen hinaus. Es erscheint dies seltsam genug bei einem so musikalisch gebildeten und hier so feinfühlenden Autor, wie Rellstab ist, und man möchte aus diesem Widerspruch schließen, daß der Fehler mehr in seiner Zeit als in der Natur des Künstlers wurzelt, der im Uebrigen den Sinn des griechischen Wortes so gut festhält und dem, auch ohne zu Schrecknissen zu greifen, eine belebte Handlung immer zugebote steht. Es ist dies wiederum die Geschichte vom geschundenen Bartholomäus in der Kunst.

Die vorliegenden vier Bände mischen Erfundenes mit Erlebtem, denn, wie der Verfasser richtig sagt, Niemand erfindet ganz rein, wie Niemand ganz rein und ohne alle Zuthat der Phantasie erlebt, was er erlebt. In „Beethoven“ und „Jean Paul“ werden uns Größen der Vergangenheit, nicht „vergangene“ Größen geschildert, für die wir dem Verfasser dankbar sein müssen; „Berger“ und „Mendelssohn-Bartholdy“ sind Lebensbilder von dauerndem Werth, und die erfundenen Erzählungen zeigen neben der dichterischen Anlage einen Geist, der mit iblichem Auge viel Großes gesehen und manches Trugild der Welt durchschaut hat. Doch wir haben den Inhalt der vier Bände nicht mit einigen Phrasen zu erschöpfen, sondern ihn im Einzelnen anzusehen.

Die Novelle „Vergeltung“, in drei Abtheilungen, entickelt eine Schicksalstragödie, die mit der Schlacht von ena beginnt und 20 Jahre später mit der Aussöhnung ller Leiden und dem Lohne für alle bestandenen Prüngen endet. Der Bestand der Erzählung ergibt sich es Geschicken, denen des Romans „1812“ verwandt, durchweg fesselnd und bewegt sich in den gewöhnhen Novelleneffecten. Ueber den Tod des alten Aneas haben wir schon als eine nicht zu rechtfertigende birrung gesprochen. Die folgende Erzählung: „Der eserteur“, in zwei Abtheilungen, behandelt eine ziemh bekannte Anekdote des alten Dessauers mit einem m Soldaten gepreßten Candidaten der Theologie ein mig zu ausführlich und auch nicht frei von unnöthir Grausamkeit. Die Erzählung liest sich aber gut, ot plastische Gestalten in Menge und zeigt namentlich ihrer Exposition, in der Gestalt des Rectors Appellius, t welchem Erfolg der Verfasser sanfte und zarte Scei zu malen versteht. Zwei oder drei Figuren dieser Geschichte, der Fürst — den der Verfasser irrig zum Herzog stempelt —, der Jude Hirsch und der Student Krach sind wahre Cabinetsstücke glücklicher Zeichnung und versöhnen mit dem etwas peinvollen Inhalt der Erzählung. Ein lebhaftes kleines Genrebild: „Die Blume des Gebirgs“, und eine humoristische Erzählung: „Habakuk“, machen den Beschluß des Bandes, ohne uns den Verfasser humoristisch prädestinirt zu zeigen. Zum Humor gehört die Fähigkeit der Selbstverspottung, und diese erlangt nur, wen das Leben lange und arg gerüttelt und geschüttelt hat. Die Laufbahn des Verfassers war zu eben und gleichförmig, um ihn zum Humoristen aufzurütteln, und Gefühl und Enthusiasmus halten bei ihm die humoristische Ader nieder.

Im zweiten Bande macht sich zuerst die Novelle „Das diamantene Kreuz“ geltend, eine italienische Geschichte mit willkürlichen Charakteren und übertriebener Fülle der Handlung, wahrscheinlich eine erste Jugendarbeit, die vom Leben noch wenig weiß und zwar Keime späterer Vorzüge, aber auch alle Fehler einer jugendlich entflammten Phantasie enthält. Weit besser ist die Erzählung „Familienschicksale“, wenngleich uns das Motiv, die Prophezeiung der alten Wlasta, jetzt schon etwas verbraucht erscheint. Es liegt doch ein Sinn und zwar ein tiefer in solcher Fabel, und da die Geschicke der Kinder Werner's und seiner Gertrud mit großer Wirkung erzählt werden, so sind wir dem Erzähler nur gerecht, wenn wir seine Geschichte loben. Auch hier indeß fehlt es wieder nicht an einem Schreckensbilde, wenn dies auch einen Gefangentransport nach Sibirien neu und treu darstellt. „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser“ ist eine anmuthige Erzählung nach einer wahren Begebenheit, die ihren Schluß darin findet, daß auch eine ehrenvolle Gruft ein Segen sei. Auch diese Erzählung widmet sich dem glorreichen Freiheitskampfe Deutschlands, dem Hauptthema des Verfassers, vor welchem mehr als eine unserer heutigen kritischen Notabilitäten eine Art von Grauen empfindet.

In dieser Sammlung ist für viele Leser gesorgt. Wem etwa die novellistischen Leistungen des Verfassers nicht volle Befriedigung gewähren, weil sie etwa allzu kriegerisch sind, oder das reflective Element vernachlässigen, oder in der Charakterzeichnung mehr dem Stile Tieck's als dem mancher Neuern folgen, der wird in den kleinen Genrebildern und Reiseschilderungen und in den vorzüglichen Biographien des vierten Bandes einen genügenden Ersatz für seine Foderungen finden. Die Novelle „Die Geschwister“ versetzt uns allerdings wieder mitten in den Siebenjährigen Krieg, den jedoch eine höchst joviale Beimischung recht erträglich macht, und die Skizze nach dem Leben: „Leichtsinnige Ehe“, nimmt eine sociale Frage zum Gegenstand, die nicht nach Jedermanns Geschmack sein wird, da sie an eine gewisse trübselige Epoche unserer Dramatik erinnert; allein die Künstlernovelle „Nachbar Stalactitius“ und die „Reise durch das Aarthal“, obgleich die erste etwas an Hoffmann mahnt und die letzte ausgeführter sein könnte,

lassen uns doch auch diesen dritten Band mit Befriedigung aus der Hand legen. Der vierte enthält nur Biographisches; er belegt die vorzügliche Begabung des Verfassers für die künstlerische Reproduction künstlerischer Naturen. Die geschilderten Personen erscheinen nicht als Gemälde, nicht als Wandbilder in gleißendem Farbenschmuck; sie nehmen vor unsern Augen Gestalt an, sie leben, sie bewegen sich leiblich vor uns, zeigen uns Gesicht und Rücken, Licht und Schatten ihres Wesens, „form and pressure" ihrer Wirklichkeit.

Es ist ein eigener Reiz in dieser Schilderung Jean Paul's in seinem Hausrocke, im Kreise seiner Familie, zu der der fremde Besucher zu seiner eigenen Verwunderung schnell eingereiht wird, um aus einem Idealisten und Enthusiasten rasch ein beobachtender Realist zu werden; ein eigener Reiz in diesem wandelnden Conterfei des seltenen Mannes zum Häuschen der Frau Rollwenzel, wo er sein Arbeitszimmer hat, die Jagdtasche umgeschnallt, seinen Hund Ponto zur Seite, der mit den merkwürdigsten Kunststücken seinen Herrn erfreut; mit seiner Pfeife, seinen Laubfröschen und Vögeln. Alles ist hier so natürlich, so menschlich, so kindlich, wie wenn St.-Paulus mit seinem Rebhuhn spielt, eine so von Grund aus naive Darstellung, eine solche harmonische Vermittelung zwischen Enthusiasmus, Idealität und reiner Natur, daß wir dem Verfasser für dies Lebensbild nicht dankbar genug sein können. Dabei hält der Autor der lieblichsten kleinen Züge aus dem Leben seines Heroen den ästhetischen Urtheilspunkt unverrückt fest, und wir müssen ihm vollauf zustimmen, wenn er sein Bild des Dichters so schließt: „Wer Sterne für Jean Paul's Vorbild hält, der hat schwerlich irgend ein Maß für einen von Beiden. Sie sind sich nur formell ähnlich; sie gleichen sich wie Bergkrystall und Diamant. Sein dichterisches Uebergewicht ganz außer Acht gelassen, so hat sich Jean Paul auf eine Höhe der sittlichen Erhabenheit gestellt, von der er seine Zeit um so mächtiger überragt, als die Mehrheit des mitlebenden und nachfolgenden Geschlechts im Irrwahn selbstsüchtiger Bestrebungen diese Alles tragende Tempelsäule der Kunst täglich tiefer unterhöhlte. Doch Irrthum ist Sünde und dieser folgt überall eine unabwendbare Nemesis im Gebiete des Schönen unter der Gestalt zerstäubender Nichtigkeit. Wie vielen Gebilden des Tages wird dieses Loos beschieden sein." Wollte Gott, unsere heutige Kritik merkte sich diesen Satz, sie, die dem Wesen des „Unsittlichen" den Schild vorhält, sofern es nur „charaktervoll und motivirt" in die Welt tritt.

Zu dem folgenden Bilde „Beethoven" nehmen wir fast eine noch innigere Stellung mit Nothwendigkeit ein, als zu dem Jean Paul's; mit Nothwendigkeit, sagen wir, weil unser tiefstes und geistigstes Mitgefühl für das wahrhaft Prometheische Loos des großen Tonkünstlers wachgerufen wird, der keinen Ton seiner unvergleichlichen Schöpfungen zu hören vermag und, eine lebendige Tragödie, mit tastenden Fingern auf dem Klavier im Finstern falsche Dreiklänge anschlägt! Fürwahr, dies Bild hat etwas Seelenerschütterndes, das der Mittheilung Rellstab's einen unvergleichbaren Reiz mittheilt. Der Autor ist nach Wien gereist, um mit dem großen Meister über einen oder mehre Operntexte zu berathen, die er vollendet hat. Er tritt ihm nahe; der Meister spendet Beifall und gibt die besten Zusagen; allein die Sache scheitert im Erfolge an Beethoven's Krafterschöpfung und der Unmöglichkeit, sich durch das Höhrrohr und den Griffel genügend zu verständigen. Dagegen componirt er einige Lieder des Verfassers. Beethoven selbst gehört, wie sein Geist, der vergangenen Generation an; der gegenwärtigen, die statt den Göttern den Götzen ihre Huldigung darbringt, wollen wir wenigstens sein liebliches Bild vorführen, wie es unser Autor entwirft, da es scheint, daß die vorhandenen doch gänzlich falsch sind:

> So saß ich denn dem kranken, schwermüthigen Dulder zur Seite. Das fast durchweg graue Haar erhob sich buschig, ungeordnet auf seinem Scheitel, nicht kraus, nicht starr, nicht glatt, ein Gemisch aus Allem. Die Züge erschienen auf den ersten Blick wenig bedeutend, das Gesicht viel kleiner, als ich mir nach den in eine gewaltsam geniale Wildheit gezwängten Bildnissen vorgestellt hatte. Nichts drückte jene Schroffheit, jene stürmische Fessellosigkeit aus, die man seiner Physiognomie geliehen, um sie mit seinen Werken in Uebereinstimmung zu bringen. Weshalb sollte denn auch sein Gesicht aussehen wie seine Partituren? Die Farbe war bräunlich, mit einem gelblich kränkelnden Ton versetzt, die Nase schmal, scharf, der Mund wohlwollend, das Auge klein, blaßgrau, doch sprechend. Wehmuth, Leiden, Güte — nicht ein Zug der Härte, der mächtigen Kühnheit, die den Schwung seines Geistes bezeichnet. Der stumme, schwere Schmerz aber war nicht Folge des augenblicklichen Unwohlseins, sondern das Ergebniß seines ganzen, einzigen Lebensgeschicks, welches die höchste Gewähr der Bestätigung mit der grausamsten Prüfung des Versagens verschmolz. Bevor wir nicht von einem in aller Frische der Lebenskraft erblindeten Rafael zu erzählen haben, wird Beethoven seines Gleichen an Heil und Unheil in der Kunst wie in der Weltgeschichte nicht finden; denn auf solcher Höhe wird die Knnstgeschichte zur Weltgeschichte!

Die treffliche Schilderung schließt mit einem Gedenkblatte „Das Schöne zu dem Guten" von Beethoven's Composition für den Berichterstatter.

Ludwig Berger's ausführliche Lebensgeschichte, zugleich ein Bild der Musikwelt Berlins und vieler ihrer Träger, liefert eine weitere Probe von dem Talent des Verfassers für Arbeiten dieser Art. Unter vielem Wissenswürdigen enthält sie die anziehende Entstehungsgeschichte einer Perle deutscher Poesie, wenigstens für ihre ältern Freunde, der „Wanderlieder" von Wilhelm Müller. Im Hause des Geheimenrath Stägemann hatte sich ein jugendlicher Kreis, zu dem Wilhelm Müller gehörte, mit vertheilten Rollen die dichterische Aufgabe gestellt, durch eine Verkettung von Liedern Rose, „die schöne Müllerin" — die gefeierte Tochter des Hauses selbst — scherzhaft und gemüthvoll zu feiern; der zu früh dahingegangene Dichter übernahm die Rolle des Müllers, Andere die des Jägers, des Gärtnerknaben, und so entstand aus diesem schönen Scherz ein schönerer Ernst.

Die Skizze endlich, welche der Verfasser von der Jugend Felix Mendelssohn's uns gibt, feiert das Ur-

denken eines gleichfalls zu früh verblichenen Sterns. Der geniale Knabe wird uns im Hause des Dichterheroen Goethe, wo er mit seinem Lehrer Zelter ein geliebter Gast ist, geschildert, und es erregt uns nicht geringe Theilnahme, den kecken, aber kindlich unbefangenen Wunderknaben zwischen den Knien Goethe's zu sehen, von ihm geliebkost und abgeküßt, dann, an das Piano gesetzt, den Hörerkreis zur Bewunderung hinreißen, urplötzlich aber kindischen Spielen nachlaufen zu sehen; eine künstlerische Wunderblüte, die sich eben im Morgenstrahl des Lebens unter der Hand des größten deutschen Dichters entfaltet. Niemand wird diese reizvolle Skizze, wie wir meinen, ohne wahre Befriedigung, ohne Dank gegen den Autor aus der Hand legen.

Was wir hier mitgetheilt haben, kann durchweg nur zur Empfehlung der vorliegenden Sammlung gereichen. Wir rechnen den Verfasser zu den Männern, denen es Ernst ist mit der literarischen That und die den Garten wie den Wald unserer Literatur mit Glück und mit Geschick kräftig anbauen. Zu seiner Ehre haben wir namentlich zu bemerken, daß er sich niemals, auch in der geringfügigsten Arbeit nicht, jenen gründlich saloppen Stil, jene Nachlässigkeit der Gedankenbildung und des Ausdrucks zu schulden kommen läßt, gegen welche unsere geistreiche Kritik dermalen völlig blind ist, die sie z. B. bei Stifter, Hackländer u. A. völlig übersieht, und mit der es dahin kommen kann, daß es endlich gar keinen deutschen Stil mehr gibt, so wenig etwa wie in den telegraphischen Depeschen. Quod deus avertat! 2.

Ueber den Festungskrieg.

Der Dienst der Infanterie bei der Vertheidigung der Festungen gegen den gewaltsamen Angriff. Bearbeitet durch W. von Kamptz. Potsdam, Riegel'sche Buchhandlung. 1855. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser nennt das Werkchen in seinem Vorworte eine „Studie", welche er den Standesgenossen vorlegt, weil die Vertheidigung fester Plätze von den Schriftstellern nirgends mit der gleichen Sorgfalt wie der Angriff behandelt und für diesen wichtigen Kriegszweig noch immer die wesentliche Grundlage unerörtert geblieben sei. Im Allgemeinen ist es wahr: fast nur Cormontaigne macht darin eine Ausnahme. Sein „Mémorial pour la défense des places" ist besser als das „Mémorial pour l'attaque" welches Bousmard herausgegeben. Jenes, vom General Fourcroy fortgesetzt, ist von Wentzel benutzt worden, dessen Werk der Verfasser nicht unter seinen Quellen aufgeführt hat. Jedenfalls wird aber die Studie, welche aus der Kriegsgeschichte Erfahrung und Lehren schöpft, willkommen sein, da wir auf so abgeleitete Lehren stets einen größern Werth legen als auf bloße systematisch aufgebaute Theorien.

Die Festungen waren durch Napoleon's Bewegungskrieg eine zeitlang in den Augen Vieler im Werth gesunken; die Wichtigkeit derselben hat sich aber neuerdings wieder glänzend herausgestellt. Sie müssen nur an richtigen Punkten angelegt, zweckmäßig gebaut und — gut vertheidigt werden. Damit letzteres geschehen kann, ist eine genügende Armirung oder Bewaffnung nöthig, welche, sobald die Festung in Belagerungszustand erklärt wird, von der Artillerie und Fortification auszuführen ist. Der Verfasser schickt eine Uebersicht der Armirungsarbeiten seinem eigentlichen Thema sehr passend voran und schildert dann, wie der Feind, wenn es irgend möglich ist, den förmlichen Angriff oder die Belagerung, wozu bei einer starken und wohlvertheidigten Festung ein ungeheuerer Aufwand von Kriegsmaterial, Truppen und Zeit gehört, vermeiden und lieber versuchen wird, leichtern Kaufs zu seinem Ziele zu kommen. Unter den vier Arten des „unregelmäßigen Angriffs": Blockade, Bombardement, Schnellbelagerung und gewaltsamer Angriff, hat der Verfasser nach dem Zwecke seiner Schrift nur den letzten betrachtet.

Gewaltsamer Angriff heißt es, wenn der Angreifer, ohne Laufgräben zu eröffnen, Batterien zu bauen, das Festungsgeschütz zum Schweigen zu bringen und Bresche zu legen, durch die Eingänge oder über die Wälle und Mauern in die Festung einzudringen sucht. Gewöhnlich wird davon noch der Ueberfall unterschieden, der auf heimlichem Wege, durch Ueberraschung oder List seinen Zweck zu erreichen denkt; der Verfasser trennt beide nicht, weil ihnen dieselbe Idee, ohne Vorbereitungen die Festung zu überwältigen, zugrunde liegt, womit man einverstanden sein wird. Er behandelt sie aber doch für sich, erst die Ueberrumpelung oder den Ueberfall und dann den offenbaren gewaltsamen Angriff oder Sturm.

Sehr zu beherzigen ist, was über die Verhältnisse gesagt wird, welche eine Ueberrumpelung begünstigen. Wir heben besonders folgende Stelle hervor und empfehlen sie der Beachtung. „Es hält schwer, die schmale Bahn weiser Vorsicht in der Bewachung eines Platzes zu halten, ohne durch die geäußerte Besorgniß des Kleinmuths bezüchtigt und von dem großen Haufen als ein Leuteplacker verschrien zu werden. Unkenntniß im Gebiet des Festungskriegs mehrt dergleichen einseitige Ansichten, und wo der Dienst zum Nachtheile der Disciplin von den Offizieren mit Indolenz betrieben wird, da gilt es bald als ein besonderer Muth, sorglos zu scheinen, da wird der Wacht- und Rondedienst aus vornehmer Ueberhebung vernachlässigt, was schon oft mit dem Leben, sogar mit der Ehre theuer bezahlt werden mußte." Daran werden kriegsgeschichtliche Thatsachen geknüpft, welche beweisen, daß Ueberfälle meist durch die Nachricht veranlaßt werden, daß die Garnison sich Nachlässigkeiten im Wachtdienst zuschulden kommen lasse. Wir lesen die Darstellung geglückter und misglückter Ueberfälle; unter den erstern die Ueberrumpelung des holländischen Forts Uitermeer 1787 durch 40 Reiter, die der Citadelle von Morella 1838 (aus Rhaden's „Cabrera" entnommen), den Ueberfall von Herzogenbusch 1814, die Leiterersteigung von Schweidnitz 1761 und den Ueberfall von Mannheim 1799. Unter den misglückten Ueberfällen werden diejenigen, welche gleich im Beginn an der Wachsamkeit und Unerschrockenheit der Garnison scheiterten, von denen geschieden, bei welchen es zwar gelang, in das Innere des Platzes einzudringen, dort aber der Widerstand weniger Wachtposten oder Truppen der Garnison Zeit gab, sich zu sammeln und den Feind wieder hinauszuwerfen. Als Beispiele der ersten Kategorie führt der Verfasser die Ueberfälle von Douai 1711, Peenemünde 1758, Kosel 1760, Bitsch 1793, Breslau 1806 und Murviedro 1811 an, für die zweite Kategorie die von Cremona 1702, Kehl 1796, Saragossa 1808 und Bergen-op-Zoom.

Hierauf werden die Anordnungen zur Vertheidigung gegen Ueberfall oder Ueberrumpelung besprochen, deren höhere Bedeutung darin liegt, daß eine Festung zu jeder Zeit, also auch während der Dauer einer förmlichen Belagerung einem auf Ueberraschung basirten Unternehmen des Feindes ausgesetzt ist, wie die Kriegsgeschichte beweist. Diese Anordnungen sind vortrefflich dargestellt und es wäre nur zu wünschen, daß sie überall, wo es nöthig, in solcher Weise vorbereitet und ausgeführt würden. Der Eifer für die gute Sache führt ihn auf das Gebiet der praktischen Uebungen für den Festungskrieg, welches allerdings noch wenig angebaut ist. Nur wird der andächtige Leser, wenn er es wörtlich nimmt, bedenklich werden, zu hören: „Wie in solchen Fällen dem Feinde auf den Kopf geschossen werden müsse, wie mittels Sturmhaken oder Heugabeln die Leitern mit den Heraufkletternden umzuwerfen sind, wie endlich die Sturmsense, der Dreschflegel, Bayonnet und Kolben benutzt werden müssen, um die Brustwehr von kühnen Waghälsen zu

reinigen, das will Alles nicht blos erzählt und instruirt, es will geübt sein." Es wird aber im weitern Texte sehr praktisch erklärt, wie dergleichen Friedensübungen am besten geleitet werden müssen, um das schlummernde Interesse für den Festungsdienst zu wecken und die sogenannten Festungsmanoeuvres reell nützlich zu machen. Die Ansichten über Festungsbesatzungen, welche der Verfasser kund gibt, sind wohl gegründet; er führt Napoleon's Ausspruch an: „Dans la défense des places on a grand tort, de confondre un soldat avec un homme", und tadelt es mit Recht, Recrutenbataillone mit halbinvaliden Offizieren und Unteroffizieren oder ausschließlich die spätern Altersclassen der Landwehr dazu zu bestimmen. Mindestens ein Bataillon vom stehenden Heere als Kern für die Besatzung verlangt er, das aber schon während des Friedens in der Festung in Garnison stehe, um mit den Festungswerken und der Umgegend vertraut zu werden. Die Erfahrung aus der schleswig-holsteinischen Armee, wo sich die ältesten Leute schwächer als die jüngern gezeigt und mit der Pistole auf der Brust zu ihrer Pflicht angehalten werden mußten — wie aus der Schlacht von Idstedt berichtet wird — möchten wir aber nicht auf die preußische Landwehr übertragen, auch wol in andern Ursachen als der Seßhaftigkeit, Verheirathung und Entwöhnung von der Disciplin allein suchen. Selbst wo all diese Mängel nicht vorhanden sind und das Vertrauen in die Führung, welches dort schon schwankte, fest steht, kommen solche Momente nach der Natur des trotzigen und verzagten Menschenherzens vor: war es nicht ebenfalls moralisch den Truppen das Pistol auf die Brust gesetzt, als die 26 französischen Generale beim Sturm des Malakow vor die Fronte der stutzenden Colonnen traten und fragten, ob man sie allein gehen lassen wolle?

Nach der Garnison wird die Bewaffnung der Infanteriebesatzung besprochen und dem Zündnadelgewehr der Vorzug gegeben, nächstdem aber der Gebrauch der Hand- oder Spiegelgranaten, der Sturmsäcke, Handleuchtkugeln und des Sturmgeräths erklärt, wozu auch die sarmatische Sense, der eisenbeschlagene hussitische Dreschflegel, der Spieß und selbst der altschweizerische Morgenstern gerechnet werden, nächst den Sturmwalzen, die von der Krone der Brustwehr den Stürmenden auf die Köpfe fallen, und alle Werkzeuge zum Umstürzen der Leitern. Die Alten hatten zur Vertheidigung noch viel andere und sinnreiche Erfindungen. Die Bewachung der Enceinte des Platzes und ihrer passiven Schutzmittel: der Inundationen und Wassergräben, der Revêtements und Thore, gibt den Inhalt des folgenden Capitels; hiernächst werden die Wachen im Innern der Festung, Haupt- und Bezirkswachen, und deren Functionen, dann die bereit zu haltende Reserve- und Ausfallstruppe, endlich die Bewachung der übrigen Festungswerke und des Vorterrains abgehandelt.

Der vierte Abschnitt enthält die Vertheidigung gegen Ueberfall. Die Grundsätze derselben sind theils aus der Kriegsgeschichte, theils aus den Schriften militärischer Autoritäten geschöpft, unter welchen wir die Feldinstruction des Feldmarschalls Radetzky vermissen, welche auch über die Vertheidigung von Verschanzungen Vortreffliches enthält.

Kürzer gefaßt ist die Abhandlung über den offenbaren gewaltsamen Angriff oder Sturm, die Anordnungen zur Vertheidigung dagegen und die Vertheidigung selbst, weil das Nothwendige zum Theil schon beim Ueberfall zur Sprache kommen mußte. Die Beispiele gelungener Stürme, auf Dorsten 1761 und Kars 1828 beschränkt, hätten natürlich leicht vermehrt werden können, ebenso die der abgeschlagenen. Dann beleuchtet ein Capitel noch die allgemeinen Veranlassungen zu schlechter Vertheidigung der Festungswerke, welche theilweise in dem moralischen Uebergewicht des Angriffs überhaupt, theils in der mangelnden Uebung, theils in der Anlage der ältern Befestigungen gesucht werden, deren Masse von Außenwerken an die Idee eines widerstandslosen successiven Aufgebens gewöhnt. Der Verfasser blickt dabei nach Sebastopol, dessen Vertheidigung, wenn die Verhältnisse sich abgeklärt haben werden, noch manchen Commentar zum Thema liefern dürfte, auch zu den beiden letzten Abhandlungen der vorliegenden Schrift: Anordnungen zur Vertheidigung gegen den in die Festung gedrungenen Feind und diese Vertheidigung selbst. Der Häuserkrieg ist dabei besonders berücksichtigt. Ueber die Consequenz in der Anordnung und Eintheilung des Stoffs, wie sie das Inhaltsverzeichniß gibt, ließe sich rechten; doch ist das, wo ein so überwiegender praktischer Nutzen aus dem Stoffe selbst geschöpft werden kann, unwesentlich und wir empfehlen das Werk mit dem Motto, welches der Verfasser gewählt hat: „So sehet nun zu, daß ihr nicht hinlässig hierinnen seid, damit nicht Schaden entstehe dem Könige." Esra 4, 22.

Karl Gustav von Berneck.

August Boden's Beiträge zur Kenntniß deutscher Zustände während der letzten Jahrzehnde.

In zweiter sehr vermehrter Auflage erschien:

Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnde. Von A. Boden. Frankfurt a. M., Brönner. 1856. Gr. 8. 6 Ngr.

Zweite Auflagen haben zwar in d. Bl. gemeinhin höchstens nur Anspruch auf eine kurze Erwähnung, damit das Publicum wenigstens davon Nachricht erhalte, daß sie da sind, und aus dem Umstande, daß eine zweite Auflage nöthig oder doch rathsam oder möglich geworden, auf eine gewisse Bedeutung, die das Buch haben müsse, schließen könne. In diesem Falle machen wir jedoch eine Ausnahme, da vorliegende zweite Auflage, selbst den Titel mit eingeschlossen, als ein ganz neues Buch anzusehen ist. Der Verfasser hat im Jahre 1849 „Gesammelte kleine Schriften" erscheinen lassen. Hieraus hat der Verfasser nun alles weniger Wichtige entfernt, dafür aber eine große Anzahl früherer sowol als späterer Aufsätze hinzugethan, sodaß unsers Wissens das gegenwärtige Buch etwa doppelt so stark geworden ist als das frühere, und dieses also erneute und vermehrte Ganze mit einem neuen Titel versehen, welcher dem Charakter des Buchs viel entsprechender ist und seinen Inhalt wie seine Tendenz genauer und schärfer präcisirt. Es ist ein Convolut von Aufsätzen, welche politische, staatsrechtliche, literarische und religiöse Fragen der Zeit behandeln und von dem Verfasser seit etwa zwei Jahrzehnden in den verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen, der „Allgemeinen Zeitung", der „Deutschen Zeitung", dem „Herold", den „Blättern für literarische Unterhaltung" (denen der Verfasser den im April und Mai 1854 abgedruckten, jetzt erweiterten Artikel „Ueber Goethe und einige seiner Tadler" entlehnte), im „Altonaer Merkur", im „Frankfurter Journal" u. s. w., dann auch wol in Form besonderer Flugschriften nach und nach veröffentlicht worden sind. Wir haben hier einen fortlaufenden kritischen Commentar zu den Bewegungen, Illusionen, Thorheiten, Irrthümern, gerechten und ungerechten Ansprüchen unserer Zeit vor uns, der als solcher dankbar aufgenommen zu werden verdient, so wenig es auch der Verfasser allen Denen, welche zu der Fahne einer bestimmten Parteirichtung geschworen haben, zu Danke macht. Manche werden auch wol an der losen, bequemen Form des Buchs Anstoß nehmen, aber auch Sammelschriften dieser Art, wenn sie nur überhaupt aus tüchtiger Feder herrühren, haben ihren Werth, ihr Interesse und ihren Nutzen, ja sie sind in ihrer losen, ungebundenen Form sogar lobenswürdiger als so manche Bücher, die mit dem Anspruch auftreten, ein systematisches und pragmatisches Ganzes zu sein, während sie doch ihrer Wesenheit nach ihren ursprünglichen journalistischen Charakter nicht verleugnen können, ihn aber durch nachträgliche künstliche Verklebung und Zusammenleimung zu verdecken trachten und somit gewissermaßen auf eine absichtliche Täuschung des Publicums hinauslaufen, indem sie sich für Das geben, was sie nicht sind. [illegible] die Absicht der bloßen Buchmacherei um äußerer Zwecke [illegible]

müssen wir Boden, soweit wir seinen Charakter kennen, durchaus in Schutz nehmen; ganz gewiß ließ er sich nur durch das bei jedem Schriftsteller so natürliche Verlangen, seinen Ansichten Geltung und Einfluß zu verschaffen und von seinen Journalaufsätzen diejenigen vom Untergange zu retten, welche ihm in dieser oder jener Hinsicht für das Publicum von Werth und Nutzen zu sein schienen, zur Herausgabe dieser seiner gesammelten Schriften bestimmen.

August Boden ist eigentlich ein literarischer Einsiedler, und wenn er auch nicht vor leeren Bänken predigt, so predigt er doch gewissermaßen in der Wildniß; aber einsame Spaziergänger, die nicht dem großen Menschenstrome folgen, werden gern vor seiner literarischen Einsiedelei stehen bleiben und sich Rath von ihm ertheilen lassen. Seine Sprache ist die der innern Ueberzeugung; er trachtet nicht danach, sie in modern elegante Formen zu kleiden; er stellt die Wahrheit nackt oder wenigstens unbemäntelt und ohne Zierath hin; und mit einem bemerkenswerthen Scharfsinn weiß er die Schwächen, Thorenstreiche und Unbesonnenheiten, die von literarischen, religiösen oder politischen Agitatoren begangen worden, aufzudecken und zu kennzeichnen. Es ist in seinen Zeit- und Literaturkritiken etwas Juridisches, auch etwas von der herben Schärfe der theologischen Disputirer älterer Zeit. Sein strenger Gerechtigkeitssinn und sein vielleicht bis zu einiger Schroffheit redlicher und ehrlicher Charakter (den der echte moderne Mensch kaum noch von Andern und am wenigsten von sich selbst verlangt) scheinen es ihm zur Pflicht zu machen, jeder Partei die Wahrheit zu sagen, aber auch an ihr anzuerkennen, was ihm mit den Principien einer gesunden Politik etwa im Einklang zu stehen scheint. Er bekämpfte und bekämpft mit großer Hartnäckigkeit die Gothaische Partei, aber er fand doch mit ihr wieder so viele Berührungspunkte in der kurhessischen Angelegenheit und in der schleswig-holsteinischen Sache, daß es ihm zu Zeiten möglich wurde, sich selbst in der „Deutschen Zeitung" vernehmen zu lassen, und in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung" erkannte er offen an, daß die Gothaische Partei, wie sehr sie auch hier in ihrer Theorie geschadet haben möge, in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit von allen Parteien am ersten den Namen einer deutschen Partei verdiene. Indeß kann er nicht unterlassen, jetzt in einer Anmerkung diesem Artikel hinzuzufügen, daß dieser Eifer freilich nicht viel über große Worte hinausgegangen sei, was er dann weiter durch Thatsachen zu motiviren sucht. *) Alle Parteiwühlerei ist ihm zuwider, und was die Duldsamkeit betrifft, deren sich das 19. Jahrhundert rühmt, so ist er der Ansicht, „daß wir in der Duldsamkeit noch nicht weiter gekommen seien, als sie gegen uns zu verlangen, ohne sie Andern zu leisten", und „daß die Art, Andersdenkende zu verfolgen, nur andere Formen angenommen habe". An die Spitze seines politischen Programms stellte er schon im April 1848 den Grundsatz: Deutschlands Aufgabe sei es, in Frieden und Ordnung die Freiheit zu gewinnen und zu dieser einen Grund zu legen, auf welchem sich ein Gebäude aufführen lasse. Bei dieser allem Parteiwesen abgeneigten Stellung kam Boden freilich in eine Lage, die es gerechtfertigt erscheinen läßt, wenn er im Vorwort bemerkt: er könnte, wenn er bei dieser Gelegenheit von sich selbst reden möchte, ein langes Capitel zu dem Goethe'schen: „Ein deutscher Schriftsteller ist ein Märtyrer!" liefern; er nimmt aber an, daß in einer Zeit wie die unserige Derjenige, dem es nur um die Sache zu thun ist und der ihr in keinem andern als seinem eigenen Sinne dienen will, auf viele und schmerzliche Opfer gefaßt sein und sich wol noch zum Lohne für seine theuer erkaufte und behauptete Selbständigkeit von den unselbständigsten Menschen des Gegentheils beschuldigen lassen müsse. Diese Worte enthalten ohne Zweifel eine tiefe Wahrheit.

Mit einem an einem theologisch gebildeten Manne in der That nicht wenig in Erstaunen setzenden advocatischen Geschick hat Boden die Sache der erbberechtigten gräflich Bentinck'schen Familie verfochten, in Zeitungsartikeln sowol als in selbständigen Broschüren, unter denen namentlich diejenige zu nennen ist, die unter dem Titel erschien: „Die von der ehemaligen deutschen Bundesversammlung und der ehemaligen provisorischen Centralgewalt für Deutschland in dem gräflich Bentinck'schen Erbfolgestreite beschlossene und auszuführende Cabinetsjustiz" (Frankfurt 1850). Auch diese neue Sammlung Boden'scher Schriften enthält einen ausführlichen Artikel über diese Angelegenheit. Obgleich sich mehre der bedeutendsten Staatsrechtsgelehrten Deutschlands an dieser Angelegenheit betheiligt haben, hat sich doch das große Publicum sehr wenig um sie bekümmert, wie es sich überhaupt solchen staatsrechtlichen Fragen gegenüber sehr gleichgültig zu verhalten pflegt, möge dabei durch Acte, welche den Charakter der Cabinetsjustiz tragen, der Rechtszustand auch noch so sehr alterirt werden. Das Ausland dagegen hat davon Notiz genommen, wie unter Anderm ein von P. A. de la Nourais unterzeichneter, vor einiger Zeit in der „Illustration" erschienener Artikel beweist, der die in die Augen fallende Ueberschrift trug: „Un souverain disparu." Wir führen aus diesem Artikel der „Illustration" die Anfangsworte an: „Betäubt von dem Lärm der Tagesfragen, hat man nicht Acht gehabt auf eine Aenderung, welche soeben unter den europäischen Souveränetäten vorgegangen ist; man hat sich nicht darum gekümmert, daß ein unabhängiger Staat, der seine auf den Meeren anerkannte Flagge hatte, die Herrschaft von Kniphausen, jetzt verschwunden ist, verschlungen von einem benachbarten Staat, dem Großherzogthum Oldenburg." Der Franzose fährt dann fort: „Das geringe Aufsehen, welches das Verschwinden der gräflichen Familie Bentinck von der Liste der souveränen Häuser Deutschlands gemacht, würde auch uns ein Anlaß gewesen sein, darüber zu schweigen, wenn nicht zu gleicher Zeit nicht allein eine jener Anomalien, in deren Besitze sich die deutsche Centralbehörde so lange gehalten hat, sondern auch einige sehr seltsame Thatsachen, namentlich in Bezug auf das öffentliche europäische Recht, dabei zutage getreten wären. Daher haben wir es für zweckmäßig gehalten, in dem Augenblicke seines Verschwindens als unabhängiger Staat der Geschichte dieses kleinen Landes einige Zeilen zu widmen." Es ist hier nicht der Ort, auf diese Angelegenheit näher einzugehen, wer sich aber über sie gründlicher zu unterrichten wünscht, wird am besten thun, die lichtvolle Darstellung darüber in Boden's Buche nachzulesen.

Boden's Buch enthält unter den Artikeln literarischer Gattung auch mehre gegen das ehemalige Junge Deutschland gerichtete, die an ziemlich oder ganz vergessene Bücher, z. B. an Laube's „Reisenovellen" und andere flüchtige Arbeiten anknüpfen. Wir hätten dagegen nur zu bemerken, daß sowol Laube als Gutzkow und Mundt sich in ihren spätern Producten auf eine höhere Stufe erhoben haben, von der sie wol selbst auf jene Arbeiten als bloße Stilübungen und Talentproben herabsehen mögen. Vieles haben sie schon damals in geistreicher Weise angeregt, was bei damaliger Zeitstimmung angeregt werden mußte, um es zu überwinden und von diesem überwundenen Standpunkt einen höhern und gültigern zu erreichen. Die Makulatur wurde eingestampft, und die Bücher folgten darauf. Indeß verleugnet sich auch in diesen Aufsätzen wie in einer Kritik der Sand'schen Romane der eigenthümliche dialektische Scharfsinn Boden's nicht. Es sind kritische Begräbnißsermone. Bei einem Manne von der Strenge Boden's dürfte die Vorliebe, die er für Heine ausspricht, einigermaßen befremdend er-

*) Wir finden einmal in dem Buche in Bezug auf uns selbst bemerkt, daß wir bei der „Deutschen Zeitung", dem Hauptorgan der Gothaischen Partei, „als die Ratten das lecke Schiff verließen, auf ehrenhafte Weise bis zuletzt ausgehalten hätten". Uns ist gewiß jede zwecklose und unmotivirte Selbstcitirung verhaßt, aber gewissen journalistischen Manoeuvres gegenüber, die aus einem Bruchtheil der eigenen, freilich zerbröckelten Partei hervorgehen, erheischt es das Gebot persönlicher Nothwehr, sich auf das Zeugniß unbefangener Männer zu berufen und an dies und jenes zu erinnern, worüber sich noch viel sagen ließe.

scheinen; er beruft sich dabei jedoch hauptsächlich auf Heine's politische Urtheile und Anschauungen, in denen sich allerdings oft ein sehr richtiger Instinct, ein bemerkenswerther Vorausblick kundgibt. Auch im poetischen Ausdruck moderner Gefühlsweise steht Heine als Meister obenan. Wenn wir aber dem Humoristen auch die Vollmacht einräumen, selbst über Personen Scherze zu machen, sobald sie nur harmloser Art sind (der echte Humorist wird sogar nicht verschmähen, sich selbst zu ironisiren), so können wir doch niemals zugeben, daß der Humorist mit vergifteten Pfeilen und gehacktem Blei gegen die Person, gegen Leib und Seele Derjenigen schießen dürfe, denen er etwas anhängen möchte. Aller Humor hört von dem Augenblicke an auf, wo man sich seiner als Instrument der Rache gegen diese oder jene Person bedient, wo er injuriös wird. Es ist eines Dichters unwürdig, Skandalgeschichten einzufädeln, wie diejenige, die erst jüngst durch Heine's und seiner Freunde Indiscretion in wiener Blättern aufgerührt wurde.

Noch eine Art Curiosum wollen wir aus dem Boden'schen Buche anführen. Boden erzählt, daß er zum Zwecke einer weiterzuführenden Arbeit über Goethe sich in Frankfurts Bibliotheken nach Material umgesehen habe; aber in Goethe's Vaterstadt sei auch von dem Gewöhnlichsten der ihn betreffenden Literatur das Allerwenigste aufzutreiben, und so habe er sich veranlaßt gesehen, die Arbeit liegen zu lassen. Zu dem sehr Wenigen, was die frankfurter Stadtbibliothek biete, gehörten die vier ersten Bände des Briefwechsels mit Zelter; der fünfte und sechste Band dagegen, Goethe's Briefwechsel mit Lavater, Jacobi, Knebel u. s. w., seien in Frankfurt öffentlich nicht vorhanden. Wir würden dies kaum glauben, wenn es uns nicht von einem so durchaus glaubwürdigen und gewissenhaften Manne wie August Boden versichert würde. **H. M.**

Aus Paris.

Das Institut. Bineau's Tod. Statistischer Congreß. Preisbewerbung in der École des beaux arts. Literarische Neuigkeiten. Reisehandbücher.

Mitte October 1855.

Die letzten öffentlichen Sitzungen des Instituts waren keineswegs uninteressant, obschon weniger besucht als gewöhnlich, da sie in die Reisesaison und in die Ausstellungszeit fielen. Villemain hat in seiner eigenthümlichen geistreichen Weise seinen Bericht erstattet, der Herzog von Noailles ernste und würdige Worte gesprochen, Viennet das Publicum durch einen Angriff auf die Fremdwörtermanie belustigt, der dem potsdamer Verein für deutsche Sprache Ehre gemacht hätte, Walewski endlich die nationalökonomischen Bestrebungen Heinrich's IV. in Betracht gezogen. Von diesen Herren hat der eine seine Zuhörer amüsirt, ohne ihnen etwas besonders Werthvolles zu geben, wie man ihm das in den Journalen zur Genüge gesagt hat; der andere hat nachgewiesen, daß es Herrscher gibt, die ihren Ministern überlegen sind, und daß selbst diese der größten Anstrengung bedürfen, um die blinde Anhänglichkeit an das Hergebrachte zu überwinden, selbst Ministern wie Sully gegenüber.

Die Académie des sciences morales et politiques verlor vor kurzem eines ihrer durch Decret ernannten Mitglieder, Bineau, der unter Napoleon III. erst Minister der öffentlichen Arbeiten und dann Finanzminister war. Es war durchaus nichts Akademisches an Bineau; er hat nie etwas geschrieben und er sprach ohne Beredtsamkeit. Aber die neue Abtheilung erfodert dergleichen nicht, und praktische Leistungen sind für dieselbe ein ebenso zureichender Titel als schriftstellerische Arbeiten. Bineau hat sich durch erstere ausgezeichnet. Ein tüchtiger Schüler der École polytechnique, später einer der fähigsten Civilingenieurs im Corps des mines, wurde er unter Ludwig Philipp in die Deputirtenkammer abgesandt. Er wählte seinen Sitz auf der Linken. Nach dem Jahre 1848 zeichnete er sich in den Versammlungen als Berichterstatter der Finanzcommission aus, trat dann ins Ministerium, das er seiner Gesundheit wegen vor wenigen Monaten verließ. Er wurde durch einen Stuhl im Senat entschädigt, von welchem der Tod ihn abrief. Man bezeichnet als seinen Nachfolger de Parieu, frühern Cultusminister, der seine Laufbahn als Advocat in der Auvergne begonnen hat, 1848 anfing eine politische Rolle zu spielen und jetzt Vicepräsident des Staatsraths ist.

Wegen der Anwesenheit vieler fremder Fachmänner hat man in diesem Jahre den statistischen Congreß hier abgehalten; die Sitzungen haben eine Woche gedauert, und die ausgezeichnetsten Männer aller Länder auf dem Gebiet der Statistik und Nationalökonomie haben an diesem Congreß theilgenommen. Die Regierung hat der Versammlung die größte Aufmerksamkeit erwiesen; der prächtige Saal des Corps législatif ist zur Disposition gestellt worden, ein Minister, Rouher, hat fast in allen Sitzungen präsidirt, der Kaiser hat den ganzen Congreß in den Tuilerien empfangen, und der Sitzungsbericht wird auf Kosten des Staats gedruckt und unentgeltlich vertheilt. Der nächste Congreß soll in Deutschland, vermuthlich in Dresden abgehalten werden.

Wir haben aus mehrfachen Gründen darauf verzichtet, einen kurzen Bericht der Gemäldeausstellung zu geben; um unsere Leser hierfür einigermaßen zu entschädigen, wollen wir einige Worte über die Preisbewerbung sagen, die in der École des beaux arts jüngst stattgefunden hat. Der Gegenstand der Aufgabe war: Cäsar, wie er zum Schiffer während des Sturms die berühmten Worte sagt: „Fürchte Nichts, du trägst Cäsar und sein Glück." Dieser nicht eben glücklich gewählte Gegenstand war keineswegs geeignet, die Concurrenten zu begeistern, und die Hauptperson ist ihnen ganz mislungen. Ihre Bilder haben daher nur durch eine gewisse technische Vollendung einigen Werth. Dies kann uns übrigens seiten der Schüler der französischen Kunstakademie wenig Wunder nehmen, wenn wir die Leistungen der Meister in der Ausstellung betrachten. Von allen, die Bilder dorthin gesandt haben (Delaroche ist nicht unter den Ausstellern), mit der einzigen Ausnahme von Muller, ist ohne allen Zweifel keiner im Stande, jenen Gegenstand würdig darzustellen. Die Akademie hat sich nicht [illegible] befriedigt gezeigt und kein großer Hauptpreis ist ertheilt worden.

Die Herren Akademiker fangen an sich zu regen [illegible] oder wieder herausgegebene Arbeiten der Herren Nizard, [illegible], Villemain, Laboulaye werden nächstens unsern Lesern [illegible] werden. Unter den Werken, die wir heute besprechen wollen, ist eins ganz besonders den materiellen Interessen gewidmet, die hier eine größere Rolle spielen, als man vielleicht glaubt. Das Buch von Courtois: „Des opérations de la bourse", ist dazu bestimmt, Capitalisten über den Geldverkehr an den verschiedenen europäischen Börsen, namentlich aber der hiesigen, aufzuklären. Diese höchst empfehlenswerthe Arbeit enthält eine vollständige und höchst sorgfältige Uebersicht aller großen Actienunternehmen in Europa, nebst anderm wohlgewählten [illegible] wiedergegebenen schätzbaren Material aus demselben Gebiete.

Auch auf dem Gebiete des Völkerrechts begrüßen wir eine sehr willkommene Erscheinung; wir meinen das „Dictionnaire des chancelleries diplomatiques et consulaires", das [illegible] weniger ausführliche und gründliche Arbeit als die bekannten Handbücher von Miltitz, Leclerq und Ballat und [illegible] dafür aber praktischer ist. Der Verfasser [illegible] hat die Form dem „Dictionnaire diplomatique" [illegible] entlehnt, und sie ist in der That die passendste für seine Arbeit. Das Material ist gut gewählt und für [illegible] kommen ausreichend. Consuln und Gesandte können [illegible] obigen ausführlichern Werke bedienen. Es wäre jedoch zu wünschen, daß das letzte derselben, das Handbuch von [illegible]heim, das allein die Bedürfnisse aller Nationen [illegible] rücksichtigt, französisch erschiene und dadurch den [illegible] aller Länder zugänglich würde.

Ein sehr bekanntes und höchst wichtiges Werk ist [illegible]

sam als eine Art Gelegenheitsschrift neu überarbeitet und herausgegeben worden, die „Victoires et revers des Français", die alle Kämpfe der Franzosen von 1792—1815 umfassen. Diese bedeutende Sammlung von Originaldocumenten ist in ihren Grundlagen dieselbe geblieben, selbst die chronologische Ordnung der frühern Ausgabe ist beibehalten worden; man hat jedoch Ueberflüssiges fortgelassen und namentlich eine große Menge neuen Materials hinzugefügt, das man den jüngsten Untersuchungen der Archive, den seit kurzem erschienenen Memoiren aus jener Zeit, den Berichten und Correspondenzen der Generale, die in französischen und fremden Militärzeitschriften und militärischen Werken veröffentlicht worden, verdankt. Die wichtigsten Verbesserungen sind: es ist jedem Bande eine Liste der Quellenschriften für die Geschichte jedes Feldzugs beigegeben, und die Orthographie der geographischen Namen, die in der alten Ausgabe allzu sehr vernachlässigt worden, ist sowol im Werke selbst als auf den Karten einer sorgfältigen Revision unterworfen worden. Die fünf ersten Bände enthalten die Geschichte der zweiten Coalition 1792—99 mit 88 Karten und Planen.

Die Geschichte der letzten Tage der römischen Republik, die soeben von Troplong in der „Revue contemporaine" einem Artikel zugrunde gelegt worden, beschäftigt außerdem auch Lamartine. Wir werden über sein Buch Bericht erstatten, sobald es eben ein Buch geworden sein wird. Bisjetzt erscheint dasselbe noch im Feuilleton der „Presse". Ein dritter Schriftsteller, de Somant, hat ebenfalls jenen Zeiten seine Aufmerksamkeit zugewandt. Schon früher hatte derselbe in einer kurzen Abhandlung die hauptsächlichsten Resultate deutscher Untersuchungen über die römischen Ritter wiedergegeben, nebst einigen eigenen; er veröffentlicht jetzt eine Uebersetzung des Sallust, in der er es sich hat besonders angelegen sein lassen, dem Text mit möglichster Treue zu folgen. Er hat dieser Uebersetzung eine Einleitung über Sallust und seine Zeit beigegeben, die auch von fleißiger Benutzung deutscher Arbeiten zeugt und in mehr als einer Hinsicht empfehlenswerth ist.

Joanne's und du Pays' Reisehandbücher verdienen die Aufmerksamkeit des Lesers nicht nur als Gelegenheitsschriften für die Reisesaisons, sondern auch als ein erfreuliches Zeichen neuen Wachsthums auf Frankreichs literarischem Boden, der etwas öde zu werden anfängt. Seit Jahren besitzen alle europäischen Länder bändereiche Reisewerke, theils Resultate der mühevollen und sorgsamen Wanderungen der Gelehrten, theils flüchtige Bemerkungen, von den Touristen in der Eile gesammelt und noch eiliger niedergeschrieben. Aber alle diese Bücher sind zwar dienlich zum Studium fremder Länder, oder etwa auch als Vorbereitung zu einer Reise und als Rückerinnerung nach derselben; zu Reisegefährten eignen sie sich nicht. Wo findet man nun solche Reisegesellschaft? Bis vor kurzer Zeit bot Frankreich in dieser Beziehung nichts Anderes als Post- und Eisenbahnbücher und Reisekarten. Die wenigen Führer, die man sonst besaß, waren sowol armselige Arbeiten als unzuverlässig in ihren Angaben. Und wären auch diese Angaben genauer gewesen, so ist man doch wenig befriedigt, in einem Reisehandbuch außer den Poststraßen und Wirthshäusern nur einige gar dürftige Nachrichten über öffentliche Gebäude und dergleichen Aehnliches zu finden. Die deutschen Handbücher und die berühmten „Handbooks" von Murray hatten diesen engen Kreis längst überschritten; sie enthielten nebst zuverlässigen Angaben über die Dinge, die das materielle Interesse berühren, eine vollständige Aufzeichnung aller Sehenswürdigkeiten, nebst ausreichenden historischen und statistischen Andeutungen, wo dieselben wünschenswerth sind.

Es fehlte nur eine Sache: ein angenehmer Stil und diejenige wahrhaft literarische Form, die das Reisehandbuch im eigentlichen Sinne des Worts zu einem Buch macht. (Dieser Vorwurf trifft jedoch einige der Murray'schen „Handbooks" nicht.) Diese Form nun ist, wie dies ja auch sonst so häufig geschieht, in Frankreich in hoher Vollendung erreicht worden. Joanne hat in dieser Beziehung Bahn gebrochen, du Pays ist ihm gefolgt; Beider Werke sind auch in materieller Beziehung höchst empfehlenswerth, und dieser doppelte Vorzug gibt ihnen einen gleichen Werth für Reisende und Nichtreisende. Es sind höchst lebendige und wahre Schilderungen der Länder, denen sie gewidmet sind, der Natur, der Kunst, der landschaftlichen Scenerie, der Denkmäler, und die richtigen Verhältnisse aller einzelnen Theile, sowie die Wahrheit und Wärme des Colorits machen diese Arbeiten zu Kunstwerken im besten Sinne des Worts.

Deutschland ist ein wenig willkürlich in zwei Theile zerfällt: Nord- und Süddeutschland — eine Eintheilung, die wol in höherm Grade dem Bedürfniß des Touristen und des Schriftstellers als irgend einer ideellen oder politischen Theilung entspricht. Trotzdem wird Deutschland in diesem Buche als nationales Ganzes behandelt, und es enthält dasselbe sehr gute historische, politische, statistische Notizen über die einzelnen Staaten des Bundes und über die Nation. Auch den Sitten und Gewohnheiten hat der Verfasser seine Aufmerksamkeit zugewandt. Diese beiden Bände empfehlen sich wie gesagt durch eine große Anzahl formeller Vorzüge; was ihren materiellen Werth betrifft, so bürgt für denselben die außerordentliche Sorgfalt, mit der der Verfasser auf seinen Reisen durch Deutschland, die er zu diesem Zweck unternommen, seine Betrachtungen angestellt hat. Er hat außerdem auch bedeutende Werke Anderer, namentlich die „Musées" von Viardot und Victor Hugo benutzt. So ist denn das Reisehandbuch in jeder Hinsicht vollständig. Man findet darin mit großer Genauigkeit die mittelalterlichen Ueberreste früherer Bauwerke und Denkmäler, die sich in Süddeutschland und an dem Rheinufer so zahlreich vorfinden, ferner gute Notizen über die bedeutendsten Bilder der wichtigsten Museen, namentlich in München, Wien, Berlin, Dresden und Prag, sodann für die Freunde der schönen Natur den sorgsamsten Führer durch alle schönen Thäler und über alle weitschauenden Berge von der französischen Grenze bis zum fernen Tirol und den slawischen Provinzen Oestreichs und vor allem längs jenes berühmten Stroms, der uns lebhaft an die folgenden Verse des Abbé Regnier Desmarets erinnert:

Déjà nous avons vu le Danube inconstant
Qui tantôt catholique tantôt protestant
Sert Rome et Luther de son onde,
Et qui comptant après pour rien
Le Romain, le Luthérien,
Finit sa course vagabonde
Par n'être pas même Chretien.
Rarement à courir le monde
On devient plus homme de rien.

Auch berührt er die Sprachverschiedenheiten, die Münzen, die Gewohnheiten des geistigen und gesellschaftlichen Lebens; Alles Dinge, die für Fremde, welche in Deutschland reisen wollen, unentbehrlich sind. Was ferner die eigentlich praktischen Nachrichten betrifft, so sind auch sie höchst vollständig. Wirthshäuser, Speisehäuser, Miethwagen u. dgl. sind mit tüchtiger Sachkenntniß angegeben. Der Zweck dieser Mittheilung war es jedoch hauptsächlich, auf den bedeutenden literarischen Werth dieser Arbeit, die zuerst die Völker französischer Zunge mit den wichtigsten Städten Deutschlands genügend bekannt macht, die Aufmerksamkeit zu leiten.

Von Deutschland zieht Joanne nach der Schweiz hin oder kehrt vielmehr dorthin zurück; denn in dem classischen Alpenland hat er vor etwa zwölf Jahren seine Wanderungen begonnen. Seit dieser Zeit ist das Handbuch in allen Händen und viele Reisende haben es geprüft und gepriesen, und von allen ist Joanne selbst der Einzige, den es nicht ganz befriedigt hat; er hat darum den alten Plan wieder aufgenommen, durch Zusätze, Verbesserungen aller Art, statistische Notizen, durch Anfertigung neuer Karten, durch Vergleichung der überaus zahlreichen Reisehandbücherliteratur der verschiedenen europäi-

schen Länder dem Buche eine neue Gestalt gegeben und auf diese Untersuchung ein volles Jahr verwandt. Man hat Joanne mit Unrecht vorgeworfen, daß er die Gelegenheit nicht benutzt habe, um sein Buch mit dem Farbenreichthum auszustatten, der das eigentlich Charakteristische aller bedeutenden französischen Arbeiten ist. Aber wir glauben, daß Joanne sehr richtig den Zweck seines Buchs vor Augen behalten hat. Ein Reisehandbuch soll nicht ein Führer sein, wie Goethe's Mignon, die uns sagt: „Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg." Und wenn wir auch etwas dabei verlieren mögen, daß der Nebel vor unsern Augen verschwinde, so ist doch Niemand weniger als der Verfasser des Reisehandbuchs berechtigt, ihn heraufzubeschwören. Er soll uns sicher an dem Abgrund vorüberführen und nicht in denselben hinein, wie schauerlich schön er auch sein möge, und es muß auf noch unpoetischere Dinge Rücksicht nehmen, auf den Geldbeutel, auf nasse und trockene Witterung, auf die Matratze in der Herberge und auf Schnupfen und Husten.

In Plan und Ausführung den Joanne'schen Führern verwandt ist „Italien" von du Pays. Du Pays ist der wahrhaft berufene Führer durch dies Land classischer Kunst. Seit mehren Jahren mit dem Artikel „Salon" (Kunstausstellung) in der „Illustration" beauftragt, ist er in der Kunstkritik wohl erfahren; er besitzt außerdem eine ausgebreitete Gelehrsamkeit auf dem Gebiet des classischen Alterthums, wie dies besonders seine Monographie über Pompeji beweist. Sein Werk enthält vier Abtheilungen: „I. Oekonomischer Theil." Allgemeine Nachrichten über Reiseroute, Hôtels, Münzen, Transportmittel u. s. w. „II. Statistischer Theil." „III. Post- und Reisehandbuch"; mit genauen Angaben über jede einzelne Landstraße, Posten und Eisenbahnen u. s. w. „IV. Beschreibender Theil." Hier ist Italien in die einzelnen Länder getheilt und diese werden nacheinander abgehandelt. Dieses neue Reisehandbuch läßt alle übrigen französischen Werke auf diesem Gebiet weit hinter sich zurück, selbst die berühmten Valeri'schen Reisehandbücher, die freilich hier und da unvollständig, für ein Reisehandbuch zu umfangreich, zu verworren und außerdem in vieler Hinsicht bereits veraltet sind. 57.

Zur deutschen Journalistik.

Die gefällige, übersichtliche Form des von F. Pletzer redigirten „Bremer Sonntagsblatt" scheint, was wenigstens das Aeußere und die Vertheilung zwischen dem novellistischen, beschreibenden und lyrischen Bestandtheil und dem Feuilleton betrifft, einem neuen Blatte: „Frankfurter Museum. Aesthetische Wochenschrift", zum Muster gedient zu haben. Redacteur dieser Wochenschrift ist Otto Müller, der bekannte Romandichter, der in seinen Romanen, namentlich in „Bürger" und in „Charlotte Ackermann", den Traditionen des echtdeutschen psychologischen Romans treu geblieben ist. Von ihm enthält die erste uns vorliegende Nummer den Anfang einer frankfurter Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert unter dem Titel: „Kaiser und Stadtschultheiß." In allen Aufsätzen, welcher Art sie auch seien, soll, wie der Redacteur in dem kurzen Prospect bemerkt, einer populären, bildenden und anregenden Darstellung vor dem doctrinären Stil der Vorzug gegeben werden. — Das „Weimarer Sonntagsblatt", ebenfalls von ähnlicher Einrichtung wie das „Bremer Sonntagsblatt", ist seit einiger Zeit von dem Verleger Hermann Böhlau als Redacteur unterzeichnet. Es zeichnet sich namentlich durch ein sehr reichhaltiges Feuilleton aus und bringt auch mitunter Reliquien der weimarer Heroen, z. B. in Nr. 35 und 36 Briefe von Goethe an den Berginspector Mahr zu Ilmenau. — Die „Sonntagsblätter" scheinen überhaupt Mode werden zu sollen. Am 21. October wurde in Hamburg die erste Nummer eines „Hamburger Sonntagsblatt" (Redacteur: C. Spreu) ausgegeben, welche unter Anderm nachgelassene Briefe Max Waldau's an eine Dame und einen Prospect enthält, in welchem gegen eingewanderte, aus und über Hamburg correspondirende Schriftsteller vom hamburger Standpunkt losgezogen wird. — Der zerfahrenen Theaterkritik strebt die in Wien neubegründete „Monatsschrift für Theater und Musik" (verantwortlicher Herausgeber: Joseph Klemm) einen Mittelpunkt und Halt zu geben, während auch in Berlin von L. Toussaint soeben ein Theaterjournal unter dem Titel „Theaterreform" ins Leben gerufen wurde zu dem ausgesprochenen Zweck, die Unabhängigkeit der Theaterkritik wiederherzustellen. Der Zweck ist sehr löblich, ihn zu erreichen aber sehr schwierig, ja, wir fürchten, bei der Corruption des ganzen Theaterwesens und der Theaterkritik für den Augenblick unmöglich. Die sich ebenfalls viel mit Theaterangelegenheiten beschäftigenden und mit einem interessanten und mannichfaltigen Feuilleton ausgestatteten „Hamburger Jahreszeiten" sind inzwischen aus E. Wilkomm's Händen wieder in die ihres frühern Redacteurs Feodor Wehl übergegangen. — Von O. Wigand's „Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst" ist schon eine ganze Reihe von Heften erschienen, und obschon der darin festgehaltene Standpunkt vielfach nicht der d. Bl. ist, so sind wir doch nicht so engherzig, einem andern Standpunkt als dem unserigen sein zeitgemäßes Recht absprechen zu wollen, erkennen vielmehr an, daß wir in den Wigand'schen Jahrbüchern viele Artikel gelesen haben, die uns durch ihre frische und anregende Haltung lebhaft fesselten und nicht selten auch über dies und jenes belehrten oder uns neue Gesichtspunkte eröffneten. — Karl Beck, der einst vielgenannte Dichter, begann im Februar d. J. in Pesth ein Journal: „Frische Quellen. Schönwissenschaftliche Jahrbücher." Die von ihm verfaßte und der ersten Lieferung vorgedruckte Ansprache führt uns Karl Beck vor, wie er leibt und lebt. In schwunghaft poetischem, oft an den altbiblischen Prophetenton anklingendem Stile und stellenweise sogar nicht ohne Anflug von Humor hält Karl Beck darin unserer Zeit eine Strafrede: „Die eherne Sohle des Schicksals habe ich längst von weitem gehört, als ihr noch in den Tag hineinjauchztet, als noch Schauspieler eure Volkstribune waren und Witze euer Theater. Aus ist aus! stöhnt ihr jetzt kläglich und habt euch mit diesen drei Wörtlein sprechend gezeichnet! Das Gold hat euch [illegible] und entwürdigt; nun zieht das Eisen ins Feld, um euch den einst nach herben Prüfungen die verlorene Tugend wiederzugeben"; oder: „Das Glück soll euch demüthig die goldenen Schlüssel entgegenbringen; der Herr soll es den Seinen im Schlafe geben — aber seid ihr noch die Seinen? Ueberall geschändete Heiligthümer, zerbröckelte Tempel, [illegible] Dornröschen in und um euch!" u. s. w. — Zur Begutachtung liegen uns noch vor: Probenummern von Fernbach's „Journal für Leihbibliothekare, Buchhändler und Antiquare" (Berlin), Lieferungen von G. Michaeli's „Zeitschrift für Stenographie" (Berlin) und Nummern von Heinrich Meyer's „Journal für Buchdruckerkunst, Schriftgießerei und die verwandten Fächer" (Braunschweig), das bereits mehr als zwei Decennien besteht, mithin unserer Befürwortung nicht bedarf. Man ersieht übrigens hieraus, wie väterlich der Journalismus auch für das kleinste, wenn auch oft nur scheinbar kleinste Bedürfniß im großen literarisch-buchhändlerischen Haushalt besorgt ist.

H. M.

Notiz.

Reisen nach Algier und Chartum.

Von Max Maria Freiherrn von Weber, Verfasser des durch manche poetische Schönheiten ausgezeichneten [illegible] cyklus „Roland's Graalfahrt" und Sohn des berühmten Componisten gleichen Namens, erschien eine wenig [illegible] Schrift: „Ein Ausflug nach dem französischen Nordafrika" (Leipzig, E. H. Mayer, 1855). Der Verfasser schildert darin in [illegible] modern eleganter als lebendiger Darstellung seine [illegible]nisse und Beobachtungen auf einem Ausfluge, der uns von Paris durch den Süden von Frankreich nach Algier und von hier

nach Ardah, nach Blidah, nach den großartig malerischen Schluchten der Chiffah (Georges de la Chiffah) und dann wieder auf der Dampffregatte Montezuma nach der französischen Küste zurückführt. Da die Darstellungsweise des Verfassers schon aus den zahlreichen Mittheilungen, welche vor dem Erscheinen des Buchs in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" mitgetheilt waren, dem Publicum bekannt ist, so wollen wir uns versagen, auf eine nähere Besprechung der Schrift einzugehen, glauben aber versichern zu dürfen, daß man sie mit Genuß und lebhaftem Vergnügen lesen wird. Des Verfassers Schilderungen sind anschaulich, plastisch, warm, oft fast bis zum Ueppigen farbenreich und verrathen die Hand eines künstlerisch und dichterisch gestimmten Mannes zugleich. Wir verweisen namentlich auf die Schilderungen „Die Moreska", „Abend auf der Place royale" und „Le bain maure". Der Verfasser bezweckt zugleich, „Diejenigen, welche zur Wahl einer neuen Heimat entschlossen sind, auf herrliche Landstriche aufmerksam zu machen, wo die Arbeitskraft im hohen, fruchtbares Land aber noch im niedern Preise steht, wo geordnete Zustände den Besitz sichern und wo vor allem der deutsche Einwanderer, wenn er nicht als Vagabond und Flüchtling, sondern im Besitz der Mittel zur Begründung einer bürgerlichen Existenz erscheint, die zuvorkommendste Rücksichtnahme der Colonialverwaltung empfängt". Es mag sich nun freilich unter der afrikanischen Sonne durch Ortschaften, in denen bereits ein gewisser Comfort besteht, besser reisen als im freien Felde arbeiten lassen; auch besuchte Weber jenen cultivirtern Theil Algeriens nicht zur Zeit höchster Sommerhitze; vielleicht würde seine Empfehlung sonst mit dieser Hitze im umgekehrten Verhältniß stehen. — Hieran fügen wir: „Neueste Briefe aus Chartum in Centralafrika, geschrieben von Martin Hansal" (Wien, Wallishausser, 1855). Der Verfasser ist derzeit Lehrer der Negerjugend und Secretär des Provicars Knoblecher, Chefs der katholischen Mission für Mittelafrika in Chartum. Die Briefe, an einen wiener Freund gerichtet und anspruchslos und einfach geschrieben, enthalten manches Interessante, wie sich erwarten läßt, da sie ein unserer Kenntniß noch so ferngerücktes Gebiet betreffen. Die Leiden und Entbehrungen der Missionare in jenem Himmelsstriche sind groß, der Freuden außer denen, welche sie in der treuen Erfüllung ihres schwierigen und gewiß wenig lohnenden Berufs finden, sehr wenige; das Klima ist begreiflicherweise dem Nordländer höchst verderblich; die neuankommenden Missionare fanden die Stationen Chartum und Gondokoro so gut wie ausgestorben; mehre Amtsbrüder Martin Hansal's wurden rasch nacheinander vom Tode hinweggerafft, und auch die übrigen, unter ihnen Knoblecher und Hansal selbst, befanden sich leidend und hatten gegen die fieberischen Einflüsse des ungewohnten Klimas fortdauernd zu kämpfen. Das abspannende und niederdrückende, die Missionare an Einen und zwar sehr traurigen Ort fesselnde Einerlei des Berufs mag dann noch hinzukommen, die Krankheitsdisposition bei diesen beherzten, aber wenig beneidenswerthen Männern zu vermehren. **H. M.**

Bibliographie.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1856. Herausgegeben von J. G. Seidl. 32ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 8. 2 Thlr.

Baumann, S., Geschichte des Marktes Murnau in Oberbayern aus den betreffenden Quellen geschöpft. Mit 1 kleinen Landkarte und 3 Lithographien. Murnau. Gr. 8. 20 Ngr.

Böhm, C. J. T., Schatten und Licht in dem gegenwärtigen Zustande der Kirche. Neun Abhandlungen über christliche Wahrheiten für unsere Zeit. Mit einem Vorwort von H. W. J. Thiersch. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 24 Ngr.

Briefe über die Günther'sche Philosophie. Von einem katholischen Gottesgelehrten. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 9 Ngr.

Bumüller, J., Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1855. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 20 Ngr.

Burckhardt, J., Die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck des untern Bisthums Basel am Ende des 16. Jahrhunderts. Aus den Akten dargestellt. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 20 Ngr.

Christern, W., Ein Kaufmann. Hamburgisches Sittengemälde. Drei Theile. Altona, Verlags-Bureau. 1856. 8. 2 Thlr.

Delitzsch, F., System der biblischen Psychologie. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Dubois, Geschichte der Abtei Morimond und der vornehmlichsten Ritterorden Spaniens und Portugals. Nach der 2ten Auflage aus dem Französischen übersetzt von Dr. K. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Engelhardt, M. v., Valentin Ernst Löscher nach seinem Leben und Wirken. Ein geschichtlicher Beitrag zu den Streitfragen über Orthodoxie, Pietismus und Union. 2ter durchgesehener Abdruck. Mit dem Bildnisse Löschers. Stuttgart, S. G. Liesching. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Höchst sonderbare Fahrten und Abenteuer des Baron von Schwindelburg aus Hinterpommern. Oder dessen Tagebuch während einer Harzreise, nebst Abdruck einiger auf merkwürdige Weise gefundener Manuscripte. Mit Porträt des Barons und noch anderen 7 Illustrationen. Leipzig, Wengler. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Fischer, K. P., Grundzüge des Systems der Philosophie oder Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. 3ter Band: Die Wissenschaft der Idee des absoluten Geistes oder der speculativen Theologie. — A. u. d. T.: Grundzüge des Systems der speculativen Theologie oder der Religionsphilosophie. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr.

Fischer, L. H., Politischer Martyrthum. Eine Criminalgeschichte mit Actenstücken. Leipzig, R. Hoffmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Das illustrirte Frauenzimmer. Spaß — und das Gegentheil. Mit vielen Bildern. 6te völlig verwandelte Auflage. Leipzig, Wengler. 1856. 16. 10 Ngr.

Friedlieb, J. H., Geschichte des Lebens Jesu Christi mit chronologischen und andern historischen Untersuchungen. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das große Geheimniß der menschlichen Doppelnatur. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 25 Ngr.

Groth, K., Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. Zwei Abtheilungen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 4. 4 Thlr.

Herloßsohn, C., Buch der Lieder. 3te Auflage. Leipzig, Thomas. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoppe, I., Die Nervenwirkungen der Heilmittel. Therapeutisch-physiologische Arbeiten. 1stes Heft. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1856. 36ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Europa und der Orient. Oestreich, die Westmächte und Rußland. Streif- und Schlaglichter zur Würdigung der politischen Verhältnisse der Gegenwart. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Die deutsche Fremdenlegion in England. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Was ist Vegetarianismus? Eine Beleuchtung dieses Universal-Princips. Neustadt O./S., Weitzhäuser. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Romeo und Julia.

Tragödie des Shakspeare.

Deutsch von Edmund Lobedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone.

Tragödie des Sophokles.

Deutsch von Edmund Lobedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung der „Sakuntala" von Lobedanz ist von der Kritik wie vom Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß seine neuen Uebersetzungen von Shakspeare's „Romeo und Julia" und von der „Antigone" des Sophokles gewiß mit vollem Rechte empfohlen werden können.

Lobedanz hat **„Romeo und Julia"** — dieses Hohelied der Liebe, das selbst einen so ruhigen und ernsten Kritiker wie Lessing mit Begeisterung erfüllte und zu dem Ausspruche veranlaßte: die Liebe selbst habe es eingegeben und dictirt — mit all seinem Duft und seiner ursprünglichen Glut wiedergegeben. Von der Schlegel'schen Uebersetzung weicht Lobedanz mannichfach ab und hat mehr auf das Lesen als die Aufführung Rücksicht genommen.

Bei der Deutschdichtung der **„Antigone"** des Sophokles war das Hauptbestreben des Uebersetzers vor allem, gebildeten Lesern und Leserinnen einen neuen, so viel wie möglich ungetrübten Genuß dieses Meisterwerks zu verschaffen. Das Verständniß wird durch zwei als Anhang mitgetheilte Briefe über „Antigone" wesentlich gefördert. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Dichtung sei folgender Ausspruch Hegel's angeführt: „Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt — ich kenne so ziemlich Alles, und man soll und kann es kennen — erscheint mir die «Antigone» als das vortrefflichste, befriedigendste Kunstwerk."

Früher erschien ebendaselbst:

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von Edmund Lobedanz. **Miniatur-Ausgabe.** Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Sakuntala", dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Lobedanz ist allgemein für eine ausgezeichnete erklärt worden.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage umgetauscht. Bei portofreier Einsendung einer ältern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. erfolgt die frankirte Uebersendung der zehnten Auflage, welche im Subscriptionspreise 20 Thlr. kostet.

Ausführlichere Auskunft wird auf portofreie Anfragen von der Verlagshandlung franco ertheilt.

Medicinisch-chirurgische

Encyklopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Zweite Lieferung.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Die Vollendung des Werks bis Ende 1855 kann auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche **Prospecte** und das bereits Erschienene (**Erster Band bis dritten Bandes zweite Lieferung. Abbinden — Typhus**) vorräthig.

Leipzig, im October 1855.

F. A. Brockhaus.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Handbuch der Sanskritsprache.

Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von **Theodor Benfey.** Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besondern Titeln:

Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil: *Text, Anmerkungen, Metra.* 1853. 4 Thlr. Zweiter Theil: *Glossar.* 1854. 5 Thlr.

Ein **vollständiges Handbuch** zum **Erlernen** der **Sanskritsprache** von dem berühmten **Orientalisten.** Die **Grammatik** wird in Reichthum des **Materials** und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen **Vorgänger** übertroffen. Die **Chrestomathie**, nebst **Glossar**, lehrt die Seiten der indischen Literatur durch **zweckmässig** ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk **bildet auch** für den Lernenden wie für den Kenner **gleichmässig** einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der **Sanskritsprache.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 45.** —— 8. November 1855.

Magnetismus und Odmagnetismus.

1. Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode. Eine Reihe experimenteller Untersuchungen über ihre gegenseitigen Kräfte und Eigenschaften mit Rücksicht auf die praktische Bedeutung, welche sie für Physik, Chemie, Mineralogie u. s. w. haben. Von Karl von Reichenbach. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1854—55. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Lebensmagnetismus — Magie. Von Karl Gustav Carus. (In „Die Gegenwart", Band 10. Leipzig, Brockhaus. 1855.)

Die Erfahrungswissenschaften schrauben sich, je weiter sie gelangen, desto mehr in eine schwindelnde Höhe hinauf, wo das Erfahren nicht mehr, wie ehemals, die Sache eines Jeden ist, welcher nur Lust und guten Willen hinzubringt, sondern wo auch noch dazu die Ausbildung ganz besonderer Geschicklichkeiten, wo nicht gar Fähigkeiten erfodert wird. Schon die Handhabung des Mikroskops ist von dieser Art. Wer in ihr nicht zuvor meisterhaft eingeschult ist, hat nicht die mindeste Gewißheit, irgend Zuverlässiges durch dasselbe zu erblicken, und ist also völlig dem guten Glauben und Zutrauen in die Wahrhaftigkeit Derer, welche dasselbe besser zu handhaben wissen, preisgegeben. Bei der Beobachtung des neuen unwägbaren Stoffs, Od genannt, mit welchem Reichenbach gegenwärtig die sich noch sträubende Physik beschenken will, findet das Gesagte in einem noch höhern Grade statt. Denn nur der dritte Theil, höchstens die Hälfte unter allen lebenden Menschen hat überhaupt den Sinn oder vielmehr die Feinfühligkeit sämmtlicher Sinne bekommen, welche dazu gehört, das Od wahrzunehmen, und unter diesen sind wiederum die meisten nur grobempfänglich, die wenigsten, eine ganz kleine Elite, fähig, die feinern Beobachtungen zu machen, die ganz präcisen, um welche es doch zuletzt der Wissenschaft immer einzig und allein zu thun ist. Wo will dies hinaus? Kommen wir da nicht zuletzt ganz in die Region der Sonntagskinder hinein, welche allein unter allen Menschen befähigt sind, zuzusehen, was die Geister und Engel im Himmel treiben, und denen es die Alltagskinder als eine gemachte physikalische Beobachtung glauben müssen?

Diese Besorgniß ist so ganz ungegründet nicht. Und offenbar bewegt das in ihr liegende Gefühl des Unbehagens die größte Anzahl unserer Physiker und Chemiker, nach guten und schlechten Vernunftgründen zu suchen, um sich auch schon die bloße Möglichkeit eines so unheimlichen Gespenstes, wie das Od ist, in Bausch und Bogen vom Leibe zu halten. Vergebens betheuert ihnen Reichenbach, daß er mit der ganzen magnetischen und naturphilosophischen Literatur durchaus keine Gemeinschaft habe, daß seine „Sensitiven" durchaus nur physikalische Stoffe und keine Geister sehen. Die Gegner erwidern ihm, daß sie nur physikalische Stoffe wollen, welche Jedermann wahrnehmen kann; daß ein sensitiver Mensch, welcher etwas sieht, was gewöhnliche Menschen nicht sehen, sich nicht im normalen, folglich auch nicht im gesunden Zustande befinde, und daß die Erlebnisse eines Kranken nicht für physikalische Erfahrungen gelten können. Daher versagte denn auch Liebig in der berühmten Eröffnungsrede seiner chemischen Vorträge in München der neuen Odwissenschaft die Aufnahme in die Naturforschung, weil „Personen, deren Nervensystem nicht im vollkommen gesunden Zustande sich befinde, zum Beobachten sich durchaus nicht eignen". Hiergegen wendet nun zwar Reichenbach ein, die Sensitiven seien durchaus nicht immer kranke oder nervenschwache, sondern häufig höchst gesunde, starke und robuste Personen, und führt S. 7 als Belege einen Reisenden (K.) an, welcher zwei mal im Herzen von Afrika gewesen und jetzt nach Asien abgegangen sei, einen Ingenieur (Ph.), welcher mehrmals den Erdball umschifft habe, einen Gelehrten (Dr. N.), welcher Aegypten bereist, Luftfahrten gemacht und die lebensgefährlichsten Gascondensationen kühn unternommen habe. Die Gegner aber meinen, daß man alle diese Dinge thun und doch ein nervenschwacher Mann sein könne, und daß Hallucinationen nervenschwacher Personen keine physikalischen Experimente seien. Reichenbach erwidert, daß die odischen Erscheinungen, wenn sie bloße Hallucinationen Nervenkranker wären, sich nicht bei allen sensitiven Per-

sonen auf völlig gleiche Weise wiederholen könnten. Die Gegner antworten, daß dieses auch nicht der Fall sei. Denn die Sensitiven seien niemals im Stande, Das, was sie sehen und empfinden, aus sich selbst heraus zu beschreiben, sondern hätten erst immer nöthig, von dem Fragsteller auf die einzelnen Theile der Erscheinungen und ihre Eigenthümlichkeit durch seine Fragen aufmerksam gemacht und geleitet zu werden. Die Antwort auf diesen Einwurf ist nun von Seiten des angegriffenen Theils das vorliegende Werk, welches systematische Zusammenstellungen aus den Tagebüchern des Experimentators in vollständiger und erschöpfender Art gibt und bei jedem Experimente den Namen der sensitiven Person, an welcher es vorzugsweise gelang, zugleich mit der Oeffentlichkeit übergibt. So bekommt das Publicum denn ein glänzendes Register von 162 Personen vor Augen gestellt, welche nach der Auffassung Reichenbach's die ehrwürdigen Zeugen und Gewährsmänner einer neuen Entdeckung von weltgeschichtlicher Bedeutung sind. *)

Riemer, der Verfasser des bekannten griechischen Wörterbuchs, belobte einst die Philologen darin, daß sie mit dem Verstehen unverständlicher Wörter niemals in Verlegenheit wären. Denn sie wüßten das unbekannte Wort jedesmal so lange zu quetschen, bis es einen Laut von sich gäbe, welcher in den Zusammenhang paßte. Ein solches Verfahren nun, meinen Manche, gäbe es nicht nur in der Philologie, sondern auch in andern Gebieten des Wissens, z. B. in der Beobachtung der Bilder, welche im Augennerven erscheinen, nachdem derselbe vier Stunden lang einer vollen Finsterniß ausgesetzt gewesen ist, wodurch er gegen die kleinsten noch etwa dennoch übriggebliebenen Lichtwirkungen so empfindlich wird, daß er sie zuletzt gewahr wird und durch eine von innen her hinzutretende und wissenschaftlich systematisch nach der „Methode der heutigen Naturforschung" sorgfältig geschulte Phantasiethätigkeit mit blauer und rother odischer Polarität überkleidet. Andere denken wol gar an den Pfaffen Amis berühmten Andenkens. Dieser hatte in einem gewissen herzoglichen Palaste ein weißangestrichenes Zimmer bemalt, aber nicht mit Pinsel und Farbentopf, sondern mit wunderschönen und erhabenen Phantasiegestalten, welche er jedem Eintretenden mit der Emphase der begeisterten Conception derselben erklärte und in den ganzen Motiven der künstlerischen Nothwendigkeit, womit sie aus der Phantasie des Schaffenden hervorsprangen, auseinandersetzte. Der Pfaffe Amis zeigte diese wundervollen Schöpfungen aber nur einzelnen Personen und führte Niemand ein, ohne ihn zuvor überzeugt zu haben, daß eine höhere und nicht bei Jedermann vorkommende sittliche Reinheit dazu gehöre, die Umrisse der Gestalten in der völligen tadellosen Klarheit und Sicherheit ihrer Contouren aus der Wand hervorspringen zu sehen. Die meisten der Eingeführten sahen das ihnen Gezeigte mit völliger, fast mikroskopischer Klarheit vor den Blicken ihres erleuchteten und gehobenen Sinns, und nur wenige gaben sich die Blöße, die Gestalten nicht immer genau auf den Fleck hinzuschauen, wo sie der Pfaffe ihnen zeigte.

Nicht immer indessen und nicht von Anfang an betrachteten die Koryphäen der gegenwärtigen Wissenschaft, Liebig an der Spitze, die Wissenschaft des Od mit so verfolgungssüchtigen Blicken als heute; nicht von Anfang an sahen sie darin das unheilschwangere und die Wissenschaft verpestende Gespenst, welches sie gegenwärtig in derselben erblicken. Es müssen Vorgänge inzwischen sich ereignet haben, welche die anfangs so warme Theilnahme des gefeierten Chemikers für die Sache des Od abkühlten und gewaltsam zurückschreckten, Vorgänge, durch deren Bekanntwerden vielleicht ein helleres Licht in der trüben und mystischen Odsache aufgehen würde, als unter den gegenwärtigen Umständen zu erlangen ist. Nur so viel erfahren wir durch den in dieser Beziehung wortkargen Experimentator: Liebig sowol als Berzelius nahmen Beide anfangs selbst den lebhaftesten und wärmsten Antheil an den Oderscheinungen. Denn Liebig verbreitete die in zwei Abhandlungen niedergelegten ersten Beobachtungen Reichenbach's über das Od durch ein besonderes Extrablatt seiner „Chemischen Annalen" und schrieb ihm darüber unterm 7. Januar 1845 die Worte (S. XXIII):

Ich wünsche und hoffe, daß deine (odischen) Abhandlungen Jedermann mit dem Vergnügen lesen wird, mit dem ich sie gelesen habe und Hoffmann und Alle, die sie kennen; und wenn ich auch nicht in allen Stücken mich zu deinen Ansichten bekennen kann, was ich dir mit Aufrichtigkeit sage, so raubte mir dies keineswegs den Genuß, mit dem ich mich in deine geistreichen, glänzenden Versuche, Beobachtungen und Speculationen vertieft habe. In der Art und Weise, wie wir deine Untersuchungen verbreiten (durch die „Annalen"), müssen deine Ansichten sich Bahn brechen. Möge dir das neue Jahr in dieser Beziehung alle deine Wünsche erfüllen, ich zweifle nicht daran.

Und Berzelius schrieb (im „Jahresbericht" 1846), nachdem er mit einigen Zügen Reichenbach's odische Arbeiten von 1845 beifällig skizzirt hatte, folgende Worte (S. 4):

Diese Forschung gehört also zu den schwierigsten, welche ein Naturforscher unternehmen kann, und man muß den Muth anerkennen, daß ein Naturforscher, der bemerkte, daß hier was zu entdecken ist, und welcher einen geachteten Namen in der Wissenschaft zu bewahren hat, den Vorurtheilen, der Kurzsichtigkeit, dem Eigendünkel und selbst dem Hohn Trotz zu bieten wagt, um seinen Zweck zu verfolgen. Ein Forschungsgegenstand muß nicht deshalb verlassen werden, weil er schwierig zu erreichen steht, oder weil er von der Gegenwart mit Unrecht übersehen oder geringschätzig behandelt wird.

Das vorliegende Werk besteht aus fünf Hauptstücken, von denen das erste den ganzen ersten Band umfassend sich mit den odischen Gefühlserscheinungen am [illegible]

*) In vorangegangenen odischen Schriften des Verfassers, namentlich im zweiten Bande der „Physikalisch-physiologischen Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus u. s. w.", S. 3, war schon ein Verzeichniß von 61 sensitiven Personen gegeben, nämlich 31 weiblichen und 30 männlichen, welche ihn bei seinen odischen Forschungen unterstützt hatten. Hier kommen 36 weibliche und 65 männliche hinzu, sodaß sich gegenwärtig die ganze Zahl der Zeugen auf 67 Personen weiblichen und 95 Personen männlichen Geschlechts beläuft. Dabei ist jedoch wohl zu bemerken, daß die Hochsensitiven, auf die es zuletzt immer ganz allein ankommt, wenn die undeutlichen Ahnungen der Mittelsensitiven in deutliche Bilder übersetzt werden sollen, unter jener ganzen imposanten Masse nur ein Häuflein von vielleicht sieben, höchstens zehn Personen bilden.

Leibe beschäftigt, und zwar theils mit den odischen Dauerzuständen, welche in jeder Lebenslage und Stimmung der leiblichen Systeme und Gliedmaßen dieselben bleiben, theils mit den odischen Wandelzuständen, welche entweder durch innere Veränderungen im Leibe oder durch äußere Einflüsse hervorgerufen werden. Das zweite Hauptstück beschäftigt sich mit den Gesichts- und Lichterscheinungen, das dritte mit den Geruchs-, Geschmacks- und Gehörserscheinungen. Das vierte handelt von den allgemeinen Eigenschaften des Odes, und im fünften wird von dem Bisherigen Anwendung auf die allgemeinern und psychischen Eigenschaften der Sensitivität gemacht. Es stützt sich aber dieses Werk mit auf vorangegangene odische Arbeiten, namentlich auf die „Physikalisch-physiologischen Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Elektricität u. s. w.", und kann als eine Fortsetzung derselben betrachtet werden.

Eine nicht blos oberflächliche, sondern ziemlich weit ins Specielle gehende Kenntniß der odischen Erscheinungen ist bei der bei weitem größern Mehrzahl der Leser von vornherein vorauszusetzen. Denn wer sollte nicht die mit hinreißender Darstellungsgabe geschriebenen „Odisch-magnetischen Briefe" gelesen haben, wodurch Reichenbach in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 8. März 1852 an bis zum 4. Mai desselben Jahres so gefällig war, uns in die Mysterien der Dunkelkammer von Schloß Reisenberg einzuweihen und die Empfindungen der Sensitiven in allen Lebenslagen zu enthüllen, von dem Postwagen bis in das Wohnzimmer, vom Schlafgemach bis auf den Kirchhof? Dort bekamen wir die pikanten Resumés; wir wurden wie in einer Montgolfière mit eins auf den höchsten Gipfel des erklommenen Gebirgs gehoben und in den Genuß der reizendsten Aussichten versetzt, bei denen wir mit jenem in der naturforschenden Welt angesehenen Manne (S. XXXV.) ausrufen durften: „Wenn dem so wäre, wie Sie schreiben, so wäre das zu schön, und so was kommt in der Natur nicht vor." Hier nun in dem dickleibigen und gelehrten Werke sind wir aufgefodert, den langen und mühseligen Weg zu Fuße mitzumachen, welchen Reichenbach selbst vor zehn Jahren einschlug, um auf jenen Gipfel der bezaubernden Aussichten zu gelangen. Da sehen wir nun freilich höchst genau mit Namen und Nummer, daß so etwas Schönes wirklich in der Natur vorkomme; es fragt sich nur, was für eine Natur diese Natur ist, worin es vorkommt, ob die gemeine, rohe, äußerliche Natur, welche aus Massen besteht, oder jene innere, feine und schöpferische Natur, aus welcher unsere sämmtlichen Gedanken und Vorstellungen ihren Ursprung nehmen.

Ein großer Theil der odischen Thatsachen besteht in blossen subjectiven Empfindungen. So z. B. wird berichtet (I, 751), daß eine Sensitive, welche ein Gefäß mit krystallisirendem Glaubersalz hielt, nach Beendigung der Krystallisation empfand, wie das Glas in ihrer Hand warm wurde, wobei sie während der steigenden Wärme des Gefäßes eine subjective Gegenempfindung von Kühle in ihrer Hand wahrnahm. „Neben dieser Wärme dauerte die odische Kühle fort und wurde von der sensitiven Hand wohl unterschieden." Dahin gehören auch z. B. die I, 630 fg. mitgetheilten Thatsachen. Acht dort mit Namen angeführte Sensitive fanden alle, wenn sie in die Nähe eines Feuers kamen, statt Wärme vielmehr auffallende Kühle.

Fräulein Z. klagte, daß es sie oftmals, wenn sie sich dem Herdfeuer nähere, durch den ganzen Leib kalt durchschauere, aber immer mehr links als rechts. Fräulein B. sagte mir eines Tags, sie müsse mir eine sonderbare Sache anvertrauen, die sie Niemand gern sage. Ich war ganz Ohr für Das, was da kommen sollte. Da theilte sie mir mit, sie habe die gegen andere Menschen ganz verkehrte Eigenschaft, daß es ihr am Feuer niemals heiß werde, daß sie daran braten könnte, ohne zu erwärmen, während es ihr doch in winterlicher Kälte oftmals so heiß werde, daß sie bisweilen ins Schwitzen gerathe. Herr G. A. erinnerte sich aus dem Soldatenleben, daß es ihm im Offiziersdienst oftmals als eine sehr sonderbare Sache aufgefallen sei, daß er, wenn er Nachts bei großen Signalfeuern selbst in ziemlich geringer Ferne gestanden, allemal Kühle empfunden habe, wenn seine Kameraden alle warm hatten, ja daß dies so weit ging, daß, wenn er vorn auf der der Flamme zugekehrten Seite Kühle fühlte, er gleichzeitig im Rücken, also auf der vom Feuer abgekehrten Seite Wärme empfand. Herr D. machte die hübsche Beobachtung, daß, wenn er mit seinen Fingerspitzen einer Kerzenflamme sich so sehr näherte, daß sie ihn zu brennen anfing, er zwar äußerlich die Hitze des Feuers fühlte, gleichwol gleichzeitig Kühle im Innern der Hand empfand. Die strahlende Wärme vermochte nur auf der Oberfläche sich abzulagern, die Odwirkung der Kerzenflamme aber drang hinein in das Innere, und so konnten beide Temperaturen nebeneinander fühlbar und deutlich unterscheidbar werden.

Ohne Zweifel werden recht viele der geehrten Leser und Leserinnen ähnliche odische Thatsachen von sich selbst zu berichten haben. Schreiber dieses wenigstens gesteht, daß ihm, ganz ähnlich wie Fräulein B., schon öfter das Odische begegnet ist, daß, wenn er im Winter von der kalten Straße ins Zimmer kam und sich dem strahlenden Ofen aussetzte, er nun erst recht die innerliche Kälte mit Gliederschütteln und Zähneklappern zu fühlen begann. Er kennt daher auch, ähnlich wie Herr E. (S. 631), sehr gut die eigenthümliche Kühle eines geheizten Ofens, denn auch ihm gab ein Ofen, dem er sich näherte, nie sogleich warm, sondern zunächst und in subjectiver Empfindung immer kühl, und erst nach einiger Zeit empfand er durchdringende und behagliche Wärme. Es ist ihm sogar einmal begegnet, daß, als er mit Frostbeulen geplagte Füße auf freiem Felde im Winterfrost nicht allein entblößte, sondern sogar mit Schnee rieb, also die Einwirkung der gemeinen oder thermoskopischen Kälte aufs höchste trieb, eine odische Wärmeentwickelung von solcher Stärke sowol in Händen als Füßen nachfolgte, daß er in Beziehung auf diese Erfahrung sich fast mit Fräulein B. zu messen wagt, welcher es in winterlicher Kälte oftmals so odisch heiß wurde, daß sie bisweilen davon ins Schwitzen gerieth.

Und trotzdem kann Schreiber Dieses fest versichern, daß er nicht zu den Sensitiven gehört. Er hat die gelbe und rothe Farbe viel lieber als die blaue, und ein Strich, mit dem Zeigefinger der rechten Hand eines an-

dern Menschen über seine eigene Linke von der Handwurzel bis über die Spitze des Mittelfingers in einem Zoll Entfernung geführt, macht ihm nicht die mindeste Empfindung. Und dieses sind doch nach I, 2 die untrüglichen Kennzeichen einer nichtsensitiven Natur. Woher denn also bei ihm die außerordentliche Fähigkeit, nicht blos einzelne, nein ganze Reihen der wichtigsten und constatirtesten Thatsachen odischer Experimente so täuschend nachzuempfinden, als sei darin sein eigenes Innere aufgedeckt? Er weiß sich über diese doch ebenfalls wichtige Thatsache keine andere Hypothese zu bilden als die, daß auch Reichenbach selbst bei größerer Aufmerksamkeit auf seine eigenen subjectiven Gefühle ganz Dasselbe gelingen müsse. Denn das Wirken dieses höhern Dynamids, welches Reichenbach das Od benennt, welches man aber auch in frühern Zeiten bereits unter andern Namen (z. B. Atma, Ruach, Psyche) kannte, hat das Eigenthümliche, daß es nicht gleich andern physikalischen Dynamiden in seinen Wirkungen sich unter gleichen Umständen vollkommen gleich verhält, sondern angestrengt und herabgespannt werden kann. Es kommt sogar vor, daß innerhalb dieses Dynamids odische Gegenwirkungen der zweiten Potenz erfolgen, indem z. B. bei der Lectüre eines odischen Buchs die Affection des Erstäunens, während sie einerseits fortdauert, auch schon andererseits die Gegenempfindung der Heiterkeit weckt und nun beide Empfindungen aufs angenehmste in eine aus beiden gemischte Resultante des höhern Dynamids zusammenschwingen. Ehemals nannte man dieses das Spiel der Contraste in der subjectiven Empfindung. In der Sprache der „Methode der heutigen Naturforschung" heißt es die odische Polarität, welches ohne Zweifel ein viel edlerer und wohlklingenderer Ausdruck dafür ist.

Um dem Leser nicht den mindesten Zweifel darüber zu lassen, daß die odischen Thätigkeiten ganz Dasselbe sind, was man ehemals unter psychischen Wirkungen verstand, wird uns I, 145 enthüllt, daß das Verhältniß zwischen männlicher und weiblicher Seele und Empfindung ebenfalls ganz von odischer Natur ist. Mann und Weib bilden einen odischen Dualismus, während jedes für sich dennoch als ein einzelnes Individuum besteht. Das Geschlecht wird eine constante odische Unipolarität genannt und daraus die Trennbarkeit jedes einzelnen der Odpole erschlossen. Einige der Thatsachen, auf welche dieser Schluß gebaut ist, dürfen dem Leser ebenfalls nicht vorenthalten werden. Sie finden sich I, 144:

Fräulein M. lobte immer die Kühle von Männerhänden, während sie die der Weiber ohne Ausnahme für kraftlos und unangenehm erklärte. Fräulein B. erklärte, daß sie ganz genau im Finstern, ohne gesehen zu haben, einen Mann von einem Weibe unterscheiden würde, ohne alle andern Merkmale als die des odischen Einflusses. Die Nähe eines Mannes wirke angenehm und kühlend auf sie ein; ein Weib verursache ihr dumpf heiße und peinliche Gefühle.

Dasselbe wurde von Fräulein Z. vollkommen bestätigt.

Selbst verwandte weibliche Personen, denen sie sonst sehr zugeneigt sei, wie Mutter und Schwestern, verursachen ihr solche Peinlichkeiten. Von allem Dem finde nichts statt bei der Annäherung eines Mannes, welche immer kühlig und angenehm sei. Es sei ihr dabei einerlei, ob es junge oder alte Männer seien.

Der Physiker setzt hinzu:

Der Mensch als naturhistorische Einheit, Mann und Weib als Ein Ganzes sprach sich hier aus, wovon das eine Geschlecht den einen odischen Pol in sich trug, das andere den andern. Wo jeder seinen Brennpunkt hat, habe ich vorerst noch nicht ausgemittelt, vielleicht in ...., und dies macht allerdings die wissenschaftliche und experimentelle Erforschung einigermaßen schwierig.

Uebrigens bleiben die hierher schlagenden Thatsachen nicht blos bei diesem Allgemeinen stehen, sondern werden hin und wieder sehr bis ins Feine ausprobirt, z. B. in dem Experiment von Zehen zu Zehen (I, 120):

Fräulein B. empfand die Wirkungen von Zehen auf Zehen alle regelmäßig, jedoch nur eine kurze Zeit, dann gingen sie alle über in mehr oder weniger widrige Läue. Die Ersempfindung gab sie mir folgend zu Papier:

Meine rechten Zehen auf ihren linken ... angenehm kühl.
Meine linken Zehen auf ihren rechten ... kühlig.
Meine rechten Zehen auf ihren rechten ... lau.
Meine linken Zehen auf ihren linken ... widrig lau.

Darauf folgen noch mehre Specialitäten dieser Art, in Beziehung auf welche der Physiker die praktische Bemerkung hinzufügt:

Man kann daraus entnehmen, daß das sogenannte Füßeln geheim verliebter Leute in der That seine eigenen Reize haben mag, wie man es bisweilen preisen hört, und zwar ohne Zweifel um so größere, je sensitiver die beiden Theilnehmer sind. Es müssen dazu ungleichnamige Füße genommen werden; mit gekreuzten Zehen mag es besser sein als mit parallel gehaltenen; der Mannsfuß muß unten bleiben, wenn er angenehm werden will; es darf nicht der mindeste Druck stattfinden, und die Dauer muß abgekürzt werden, wenn der Reiz in seiner Fülle bleiben soll; besser öftere Wiederholungen als zu lange Andauer.

Ob es dem Leser bei dieser Stelle mehr „lauwidrig" oder „wohlkühl" zumuthe wird, kann er sich ebenfalls als Thatsache merken, um daran die Stärke und Beschaffenheit seines eigenen Od zu prüfen.

Sowie in diesem Fall, so ist auch fast in allen übrigen die odische Experimentirkunst belehrend und unterhaltend. Dabei ist sie nicht schwer; denn ihre Terminologie ist so vag, daß auch die unvorhergesehenen Thatsachen nicht leicht in Verlegenheit setzen können, sondern im weiten Sack der Grundgesetze immer leicht ein Unterkommen finden. So z. B. gilt es (I, 588) als eine Grundthatsache, daß jede sensitive Person an ihrer linken Handfläche die freie Spitze des Krystalls (den negativen Pol) kalt und kühl, die angewachsene Basis aber (den positiven Pol) [illegible] oder lauwarm empfindet. Dies wird jedoch S. [illegible] bei Nähern dahin ausgelegt, daß dieses im Allgemeinen ganz so sei, daß es aber im Besondern noch Modificationen gebe, welche aus den Abständen vom Odquell entspringen, und wo negative und positive Nebeneinflüsse subordinirte Varianten in die Gefühle einbringen, [illegible]

daß an einem kühlen Pole minder kühle und relativ laulich erscheinende Stellen, an einem warmen Pole umgekehrte vorkommen können. Der Experimentator legte z. B. Fräulein Z., da sie bei scharfer Auffassungsgabe war, einen trüben Amethystkrystall von beiläufig 8 Pfund Gewicht vor. Sie fand seine negative Polspitze an ihrer linken Handfläche kühl bis auf eine Spanne Abstand ungefähr; dann folgte ein lauliches Zwischenstück von etwa einer schwachen halben Spanne, das ihr schwaches Gruseln verursachte; und von nun an blieb die Empfindung abnehmend kühl, bis dies wieder bei etwa fünf Fuß Entferung verschwand und dem Läuegefühl Platz machte. Umgekehrt fand Herr D. die stärkste Wirkung der Krystallpole nicht unmittelbar in deren Nähe, sondern jedesmal in einem Abstande von einer bis anderthalb Spannen; er meinte, es müsse da eine Art von Brennpunkt der odischen Wirksamkeit liegen. Gesetzt nun z. B., es empfindet in Zukunft eine sensitive Person den negativen Pol eines Krystalls an der linken Handfläche als lauwidrig anstatt angenehm und kühl, so wird es blos darauf ankommen, ob er ihr bei unmittelbarer Berührung oder in einer Entfernung von einer bis anderthalb Spannen lauwidrig erscheint. Ist das erste der Fall, so ist dies ein Zeichen, daß ihre Hand sich noch nicht in dem von Herrn D. ermittelten Brennpunkte der odischen Wirksamkeit befindet. Ist hingegen das letztere der Fall, so ist dies ein Zeichen, daß ihre Hand die durch Fräulein Z. ermittelte odische Zone passirt, innerhalb welcher alle odischen Wirkungen ins Gegentheil umschlagen. Und folglich wird in jedem Fall das odische Grundgesetz gerettet sein.

Aehnlich wie mit den Krystallpolen geht es mit den odischen Polaritäten des Menschenleibes. Wir sind nicht nur nach I, 588 auf unserer linken Seite odpositiv, auf unserer rechten odnegativ, sondern auch nach I, 741 in der Richtung unserer Transversalaxe auf unserer Vorderseite odpositiv, auf unserer Rückseite odnegativ. Legen wir uns nun neben einer Mauerwand nieder, so bieten wir, indem wir in der Regel auf einer Seite liegen, der odnegativen Mauerwand entweder unsere ihr ungleichnamige Vorderseite oder unsern ihr gleichnamigen Rücken zu. „In letzterm Falle fühlten sich die Sensitiven lauwidrig, kopfdrückend, magenübel angewandelt und hielten die Lage nicht ohne wachsende Bangigkeit aus. Wenn sie aber sich umkehrten, sodaß sie das Gesicht mit der Vorderseite der Wand zuwandten, so war die ganze Peinlichkeit fort; an ihrer Statt trat Kühle und Wohlbehagen ein und alle Annehmlichkeit wurde empfunden.“ Sollte nun aber auch einmal das Gegentheil gefunden werden und z. B. eine sensitive Person die zur rechten Seite ihres Bettes gelegene Wand mit ihrer Vorderseite einmal lauwidrig finden, so brauchte dieses den Odiker ebenfalls nicht in Verlegenheit zu setzen. Denn der rechte Arm, welcher odnegativ ist und in dieser Stellung der odnegativen Wand zunächst zu liegen kommt, kann von ihr nur eine lauwidrige Empfindung annehmen, wie es ebenfalls viele Beispiele bestätigen, welche I, 35 ausführlicher nachzulesen sind. Wie demnach auch eine im Bette liegende sensitive Person von der Wand zu ihrer rechten Hand mag afficirt werden, immer wird man darin das odische Grundgesetz bestätigt finden können.

Durch dasselbe Polaritätenspiel der vier Seiten des menschlichen Leibes wird es ebenfalls begriffen, warum die Annäherung Rücken gegen Rücken den Sensitiven so wohlthuend sein muß, wie wir I, 23 erfahren. Denn es kommt hier die rechte Seite der einen Person mit der linken der andern und die linke Seite der einen mit der rechten der andern zusammen. „Diese polaren Seitenpaare sind ungleichnamig und freundlich und folglich kühlig und angenehm gegeneinander.“ Sollte es nun aber auch in Zukunft einmal vorkommen, daß zwei Sensitive ihre Stellung Rücken an Rücken lauwidrig empfänden und sich in entgegengesetzte Körperlagen hineinsehnten, so würde auch dabei immer noch das odische Gesetz gerettet bleiben, indem die Berührung gleichnamiger Pole immer die widriglaue Empfindung zur Folge hat, die Rückenflächen aber beide von odnegativer Natur sind und sich folglich als gleichnamige Pole verhalten.

Je weiter man sich in das Werk hineinliest, desto mehr sieht man, daß, so sehr Reichenbach auch dagegen protestirt, die Sensitivität für eine bloße Form von gesteigerter Nervenschwäche und überhaupt für einen krankhaften Zustand anzusehen, doch als Zeugen für die allerwichtigsten und auffallendsten Thatsachen in der Regel nervenschwache, hysterische, kataleptische, wo nicht gar somnambule Personen aufgerufen werden. Dazu lesen wir II, 703: „Alles, was die Sensitivität steigert, steigert auch Krankheit entweder unmittelbar, oder es führt zu derselben. Menstruen und Schwangerschaft, Krämpfe und Ohnmacht, Affecte, besonders Unlustaffect, und alle unangenehmen Gemüthsbewegungen steigern die Sensitivität.“ Und II, 702 heißt es sogar in §. 2917: „Weiter habe ich dargethan, daß die Sensitivität ein Zustand geringerer oder größerer Nervenverstimmung, also wesentlich ein krankhafter Zustand, zuletzt in seinen höhern Stufen eine wirkliche Krankheit ist.“ Aber eben auf diesen höhern und höchsten Stufen geht immer erst das Deutlichsehen der odischen Phänomene an als der Zustand, in welchem sich Phantasiespiel und dunkle Gefühle wunderbar vermischen und das Psychische dem Physischen seine Gebilde unterschiebt, ein Zustand, von welchem der Experimentator II, 728 schreibt:

> Die Grenzmarken des Psychischen und die des Physischen verwischen sich hier und vermengen sich miteinander. Und zwar ist diese Vermengung so stark, daß sie genau betrachtet möglicher-, ja wahrscheinlicherweise sich als eine Vermischung herausstellen wird, wo nämlich die beiden Elemente nicht blos nebeneinander figuriren, sondern aufeinander wirkend sich ihrem innern Wesen nach durchdringen.

Hierzu gesellt sich noch ein die Phantasie der Kranken stark erregendes Moment von zarter Natur, worauf wir uns z. B. II, 629 hingewiesen sehen, wo es heißt: „Selbst bei kleinen unschuldigen Verletzungen des jungfräulichen Schamgefühls, wie sie unabsichtlich bisweilen bei Strichen vorkommen, sah ich die Sensitiven öfters

schnell in Somnambulismus verfallen." Kurz, der ganze Phantasiespuk des animalischen Magnetismus geht hier seinen alten Gang fort, nur in neue Tonarten übersetzt. Wie die christliche Barmherzigkeit sich gern zu den Lahmen und Krüppeln herabneigt, so hat Reichenbach sein wissenschaftlicher Eifer seit zehn Jahren getrieben, sich mit so vielen hochsensitiven, d. h. mondsüchtigen, nervenzerrütteten, schief und falsch empfindenden Personen zu umgeben, als thunlich war. Kataleptische Anfälle, Opisthotonus, tonische und klonische Krämpfe, Anästhesie und ähnliche an sich zwar höchst bekannte Dinge, welche aber doch im gemeinen Leben auch dem Arzte nur dann häufig begegnen, wenn er sie außer Hause oder in Spitälern aufsucht, gehören auf Schloß Reisenberg zu den unvermeidlichen Alltäglichkeiten des Lebens. Dadurch wird nun allerdings die Lectüre dieses Werks für Den, welcher nicht Gelegenheit hatte, solche Zustände in eigener häufiger Erfahrung zu beobachten, zu einer sehr interessanten, und das Werk muß in jedem Falle in der Sache des animalischen Magnetismus, über welchen die Acten ja noch lange nicht geschlossen sind, als eine beachtungswerthe Beispielsammlung vorgekommener Fälle gelten. Aber diese gestörten Vitalempfindungen armer, unglücklicher, preßhafter, gequälter, manchmal näher am Tode als am Leben stehender Geschöpfe in den Rang physikalischer Experimente erheben zu wollen, in Beziehung auf ein neues Dynamid, welches von Magnetismus und Elektricität gänzlich verschieden, mit dem Princip des Lebensmagnetismus zwar verwandt, demselben aber doch in gewisser Hinsicht auch wieder entgegengesetzt sei, indem es mehr seinem eigenen positiven, der Lebensmagnetismus hingegen seinem negativen Pole entspreche, das ist eine so verkehrte wissenschaftliche Methode, daß man an ihr nur wieder ein neues Beispiel davon hat, wie schlimm Derjenige berathen ist, welcher sich an die Erklärung psychischer Phänomene wagt und keine andere philosophische Vorbereitung dazu besitzt als diejenige, welche ihm das Studium der physikalischen, chemischen und naturbeschreibenden Wissenschaften an die Hand gibt. Nicht allein Reichenbach, sondern auch gar viele andere Physiker und Chemiker hegen noch immer das allen diesen Verirrungen zugrunde liegende Vorurtheil, daß die psychischen Vorgänge unserer Triebe, Gefühle, Neigungen, Anziehungen und Abstoßungen sich so weit, als überhaupt Gesetzlichkeit in ihnen ist, sich auch müssen auf physikalische Gesetze und Principien stützen. Möchten Alle, welche so faseln und träumen, sich in die Labyrinthe des wunderbaren Schlosses zu Reisenberg vertiefen, um recht handgreiflich gewahr zu werden, wohin ihre Denkungsart führt, sobald man sich ihr mit einem Muthe und einer Consequenz überläßt, durch welche sich Reichenbach vor den meisten seiner chemischen Glaubensgenossen allerdings auszeichnet. Soll das Material sogenannter odischer Thatsachen in Zukunft einer wissenschaftlichen Behandlung unterliegen, so kann dies nur durch ein völlig umgekehrtes Verfahren möglich werden. Nicht die Psychologie ist es, welche durch odische Thatsachen die neue Grundlage zu empfangen hat, welche ihr II, 731 angetragen wird, sondern in ihr allein, nämlich in den Gesetzen des Vorstellungsmechanismus und der Phantasiethätigkeit, der psychischen Urvermögen und ihrer Ausbildung, kann eine haltbare Grundlage zur Beurtheilung solcher Phänomene, wie die hier in Frage stehenden sind, gesucht und gefunden werden. Beneke hat in seiner Beobachtung, daß die Seelen der Menschen in ihren Urvermögen sich nach den Kategorien der Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit unterscheiden, für dieses Gebiet bereits eine nicht zu verachtende Leuchte aufgesteckt, welche auch, wie wir mit Vergnügen sehen, Reichenbach II, 726 nicht übersehen hat. Denn er nennt dort die sensitiven Menschen diejenigen, bei denen die Kräftigkeit der psychischen Urvermögen übertroffen wird von ihrer Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit, die unsensitiven aber diejenigen, deren Urvermögen mehr kräftig als lebendig und reizbar sind. Ganz sicher ist in dieser Grundbestimmung ein solideres und gesunderes Fundament gegeben zum Begreifen der hier in Frage stehenden Thatsachen, als in den erträumten Strömungen eines Dynamids, dessen Phänomene zwar nicht nach Willkür, sondern nach Gesetzen strenger Nothwendigkeit erzeugt werden, aber doch immer nirgends anderswo als in der Phantasie der überreizbaren Person selbst.

Diese Phantasiewunder steigen zu einer wahrhaft prachtvollen Höhe empor in der Dunkelkammer beim Tischrücken (II, 121). Sowie die Hände der Sensitiven mit ausgespreizten Fingern auf dem Tische lagen, ging von jedem Finger ein leuchtender Streif aus, doppelt so lang als der Finger selbst. In der Mitte der Tischplatte erschien ein großer heller Fleck, rund und einen Fuß im Durchmesser groß. Dieser Lichtfleck erhob sich über die Fläche, erst so hoch wie eine Melone, dann höher, nach und nach ellenhoch, endlich als leuchtende Säule, die bis zum Plafond des Zimmers aufstieg und da einen leuchtenden Fleck erzeugte, fast so groß als die Tischplatte selbst. Unterdessen waren die Fingerstreifen breiter geworden, sodaß sie zuletzt ineinander flossen und eine vereinte Leuchte über den Tisch hin bildeten, der nun auf seiner ganzen Fläche weiß leuchtete. Auch die Ausläufer der Tischsäule, seine Fußpratzen leuchteten. Und als nun der Tisch zu laufen anfing, da wurde die rauchende Lichtsäule von der Mitte des Tisches immer deutlicher und der lichte Fleck am Plafond immer größer. Aber nicht blos diese todten Körper, sondern auch die Lebendigen wurden leuchtender. Zunächst wurden die Hände heller; dann sahen die Sensitiven alle Köpfe der im Kreise Sitzenden weißer werden; und als sie aufstehend dem Ringgange des Tisches folgten; hatten sie alle das Ansehen von schneeweißen Gespenstern mit Marmorgesichtern, die sich im Kreise wirbelten.

„Graut Liebchen nicht vor Todten?"
„„Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten!""

Nur allein Reichenbach selbst, welcher doch [illegible] mit zugegen war und den ganzen Geisterspuk [illegible] hatte, vermochte nichts zu erkennen und blieb [illegible]

heit verurtheilt. Jedoch kam er nicht allemal so unbeschädigt davon. Als einst Fräulein Z. in der Dunkelkammer durch Balanciren eines fünf Zoll langen Gypskrystalls auf der Spitze des linken Mittelfingers sich einen Fingerkrampf zugezogen hatte, infolge dessen der Finger bei jeder Zuckung ein starkes Odlicht ausstrahlte, wurde auch er mit angesteckt und widerstand nicht länger. Es heißt II, 181:

Zu meinem freudigen Erstaunen erblickte ich in der That das Auftauchen von Licht aus der Finsterniß. Bei jeder Zuckung, welche die Sensitive ergriff, sah ich einen leuchtenden Fleck da entstehen, wo der Krystall auf der Fingerspitze aufstag, und zwar durch den Krystall hindurch. Das Licht erschien wie ein weißlicher, dem Scheinholze ähnlicher Fleck, ziemlich gut begrenzt und gleichförmig licht auf seiner ganzen Fläche. Es verlief mit einer gewissen Milde, kam und verging fast verschmelzend, leuchtete nicht um sich, soweit ich es sah, und hatte nichts von der harten, blitzenden Schnelligkeit des elektrischen Lichts.

Als aber vollends der Finger in Krampf geräth und nun der Physiker herbeispringt, der armen Patientin zu helfen, da steigert sich erst recht das Phänomen, indem nun überall, wo er mit seinen rechten Fingern ihre linken berührt, Feuerflocken erscheinen, etwa 40—50 kleinere und größere innerhalb 20 Secunden.

Solche und ähnliche einer delirirenden und ansteckenden Phantasiethätigkeit angehörende Phänomene werden dann aber in bunter Reihe mit gemeinen Lichterscheinungen vermischt und verwechselt. So z. B. erscheinen die Funken von geriebenem Hutzucker oder geriebenen unglasirten Porzellantiegeln, welche Jedermann im Dunkeln wahrnimmt, den überreizten Sehnerven sensitiver Personen in vergrößerter Gestalt, woraus sogleich gefolgert wird, daß diese Funken gemeinen Lichts in eine Atmosphäre von Odlicht eingeschlossen seien. Nach derselben Art zu schließen dürfte man auch die scheinbare Vergrößerung der Fixsterne im unbewaffneten Auge einer odischen Atmosphäre derselben zuschreiben und die Reduction derselben auf ihre wahre Größe durch das Fernrohr eine Entodung des Auges nennen.

Ferner gehört hierher die Beglaubigung des Od durch die Thatsache, daß hochsensitive Personen einem einfachen chemischen Stoffe sogleich anfühlen, ob er von elektropositiver oder von elektronegativer Natur sei. Das Experiment wurde unter andern zufolge I, 706 im Jahre 1845 zu Karlsbad in Berzelius' Gegenwart gemacht und bestand darin, daß eine Dame von hoher Sensitivität, Freifräulein E. von S., eine Menge in Papier gewickelter und auf dem Tische umhergestreuter chemischer Präparate, indem sie mit der flachen rechten Hand langsam darüber hinschwebte, auf sich wirken ließ. Als man nun alle die, welche nach ihrer Aussage eine ziehende Einwirkung auf die Hand ausgeübt hatten, von denen absonderte, welche dieses nicht gethan hatten, fand sich, daß alle ziehenden Papilloten elektronegative Stoffe (Schwefel, Selen, Antimon, Weinsäure u. s. w.), alle nichtziehenden hingegen elektropositive (Rhodium, Nickel, Irid, Kaffein u. s. w.) enthielten. Diese Thatsache, bei welcher außer Berzelius auch noch Hofrath Hochberger zu Karlsbad als Zeuge genannt wird, beweist aber denn doch auch kein Haarbreit weiter als die Empfindlichkeit hochsensitiver Personen gegen die elektrischen Atmosphären, womit die chemischen Stoffe versehen sind. Das Od, wovon auch bei dieser Gelegenheit immer (man weiß wirklich gar nicht, warum) mitgesprochen wird, bekommt man rein mit in den Kauf.

Dem sei nun, wie ihm wolle, es ist jedenfalls kein schlechtes Zeichen für den Muth und die Kühnheit des Geistes der Gegenwart, daß er sich an so große Aufgaben wagt und für die Ergründung des Geheimnisses der Seele keinerlei Aufwand, weder an Zeit noch an Mühe und Kräften, scheut. Es ist aber nicht die odische Disciplin allein, welche gegenwärtig mit den Mitteln des Experiments zu dem großen Mysterium des innern Lebens den Eingang sucht, sondern es wetteifern mit ihr hierin noch zwei andere gänzlich untereinander verschiedene Richtungen, und es ist daher zuletzt noch von ganz besonderm Interesse zu sehen, wie sich die odische Wissenschaft in der Mitte zwischen diesen beiden Schwesterwissenschaften zu stellen weiß.

Die erste ist die von Dubois-Reymond gegründete Wissenschaft der Nervenphysik, deren Wege und Manipulationen zwar nicht so blendend und in Erstaunen setzend wie die odischen sind, aber dennoch eine gewisse Exclusivität des Beobachters mit ihnen theilen. Denn Dubois experimentirt mit so feinen Multiplicatoren, daß diese unter den physikalischen Instrumenten fast ebenso dastehen wie die hochsensitiven Sinneswerkzeuge unter den gewöhnlichen. Man ist nicht völlig genau unterrichtet, wenn man glaubt, daß die von Dubois entdeckten Gesetze der Nervenelektricität ganz in demselben Sinne Thatsachen der Physik seien, worin es z. B. die Faraday'schen und Oersted'schen Gesetze sind. Denn während ein jeder Physiker im Stande ist, mit gewöhnlichen Apparaten die letztern sich selbst und Andern zu beweisen, beruht die Festigkeit der Dubois'schen Lehre auf den Aussagen der Zeugen, welche Dubois' Experimente mit angesehen haben. Ob alle Multiplicatoren der Welt Dasselbe anzeigen werden, was der Dubois'sche Multiplicator vor seinen zuschauenden Zeugen gezeigt hat, ist noch nicht probirt und läßt sich auch sehr schwer probiren, weil ein Multiplicator von jener sensibeln Feinheit fortwährend so viele nicht voraus zu berechnende Einflüsse aus seiner nähern und fernern Umgebung empfängt, daß der gewöhnliche Experimentator hierbei nicht vor den gröbsten Irrthümern gesichert ist und nur der höchste Virtuose im Experimentiren sich mit Hoffnung auf Erfolg auf dieses Glatteis wagen darf. Seltsam, die Empirie, welche man ehemals für das Festeste hielt, fängt hier an sich zweideutig und verfänglich zu zeigen, und Tag für Tag häufen sich die Beweise, daß das physikalische Experiment, welches im Felde der reinen Naturnothwendigkeit, nämlich der Astronomie, der unorganischen Chemie, der Mechanik, der reinen Physik, der Meteorologie u. s. w., die unerbittlichste Strenge und Consequenz zeigt, anfängt eine wächserne Nase zu bekom-

men, sobald es in das Gebiet der Freiheit als des Lebens der Empfindung und willkürlichen Bewegung hinaufgeschraubt wird. In diesen Gegenden wird der Experimentator von der Natur förmlich gefoppt und zum Besten gehabt. Eine je schulmäßigere und drohendere Miene er annimmt, je inquisitorischer er mit Schraube, Walze und Bügel die ausgedachten Methoden seiner physikalischen Folterkammer ins Werk setzt, mit desto ausweichendern und unentschiedenern Antworten wird er vom schalkhaften Inquisiten abgespeist.

Dies ist jedoch nicht der Gesichtspunkt, von welchem aus die Schriften von Dubois auf Schloß Reisenberg einen Tadel erfahren. Reichenbach gehört keineswegs zu Denen, welche gegen die Sicherheit der Dubois'schen Experimente Zweifel erheben, er klagt nur darüber, daß Dubois und seine Anhänger nur immerfort in dicken mehrbändigen Werken, wo man ein paar neue Sätze wie aus dem Rheinsande ein dürftiges Goldflitter mühselig herauswinden müsse, ihren alten Neufund präconisiren und nicht erkennen, daß durch Stabilisirung elektrischer Ströme in den Nerven Niemand zutreffendere Analogien für das Dasein magnetischer und odischer Bewegungen in denselben an die Hand gebe als gerade sie selbst. Er fährt später fort (I, 774):

Wir besitzen die schönen Arbeiten Dubois-Reymond's, in denen er die Wissenschaft mit dem Beweise bereichert hat, daß bei Anstrengung unserer Muskelkraft Elektricität frei wird. Wenn er so gütig sein wollte, es mir zu erlauben, so würde ich mir die Freiheit nehmen, ihm auf seinem fruchtbaren Wege noch um einige nicht ganz unbedeutende Schritte weiter zu helfen.

Und nun folgt eine Reihe odischer Thatsachen zu Gunsten einer bei Gelegenheit einer jeden Muskelzusammenziehung sich entwickelnden Fülle von Elektricität und Od, wobei der Physiker den Leser schließlich blos um Entschuldigung bittet, daß er die Geschicklichkeit nicht besitze, diese Entdeckung zu drei dickleibigen Bänden aufzublasen; der Leser müsse sich bei ihm schon resigniren, sie auf einem einzigen Octavblatte hinzunehmen.

Man sieht hieraus, daß Reichenbach in der Hoffnung lebt, daß Mikrometer und Od noch einst werden Hand in Hand arbeiten, das sensitive Instrument mit dem sensitiven Nerven. Es thut uns leid, ihn in dieser Hoffnung stören zu müssen. Der von Nobili entdeckte und von Dubois näher beobachtete Muskelstrom nimmt bei der Zusammenziehung des Muskels nicht zu, sondern läßt nach in seiner Stärke und Kräftigkeit, sodaß er am stärksten ist bei gänzlich erschlafftem Muskel, dagegen sich bei der Anspannung des Muskels vermindert oder ganz aufhört. Der von Reichenbach entdeckte Muskelstrom nimmt umgekehrt bei der Zusammenziehung des Muskels nicht ab, sondern zu, sodaß er sich in dem Grade verstärkt, als der Muskel sich anspannt, und in dem Grade, als der Muskel in seiner Anspannung nachläßt, ebenfalls nachläßt. Dieses wird durch eine Reihe von Experimenten (I, 775 und 776) ausführlich bewiesen. Sei nun die Odentwickelung, die sich hierbei kundgibt, Folge der Elektricitätsentwickelung der Muskeln oder Nerven, oder erscheine umgekehrt die Elektricität als Folge der Odentwickelung (welches der Experimentator I, 777 unentschieden läßt), in jedem Falle erfolgt, wenn wir die Thatsachen Reichenbach's in die Sprache Dubois' übersetzen, bei der Anstrengung des Muskels die positive Stromesschwankung und bei der Erschlaffung desselben die negative. Da nun nach dem berlinischen Mikrometer das gerade Gegentheil erfolgt, so entwickelt sich hieraus zwischen dem berlinischen Mikrometer und dem wienerischen Od ein so interessantes Gegenspiel in den Aussagen, daß eine noch etwas mehr als sensitive Beobachtungsgabe dazu gehören möchte, diese Dissonanz in Einklang aufzulösen.

An einer andern Stelle bekommt Dubois eine kleine Zurechtweisung. Er soll einsehen lernen, daß in den Tetanus localis, wie er ihn durch elektrische Mittel erzeugt, noch andere Elemente eingehen als bloße Elektricität, nämlich odische Elemente. Er soll dieses darum, weil Matteucci vermuthet hat, daß bei den auf elektrischem Wege erzeugten Krämpfen der Froschschenkel in den sogenannten secundären Zuckungen noch eine andere unbekannte Kraft mitwirksam sein müsse. Denn was könnte diese von Matteucci vermuthete Kraft wohl anders sein als Od? Da wir aus unabweisbaren Facten ersehen, daß Od ohne alle Elektricität Krämpfe erzeugt und Krämpfe stillt, und da wir aus andern Untersuchungen wissen, daß Elektricität ein gewaltiger Erreger von Od überall ist, wo sie auftritt, so soll damit überhaupt die Wahrscheinlichkeit der Ansicht Dubois', als sei die Elektricität die Ursache des durch sie erregten Krampfes, in den Hintergrund treten gegen die entgegengesetzte Ansicht, daß nicht die Elektricität direct es sei, welche den Tetanus im Frosche erzeuge, sondern das durch die Elektricität activirte Od, und daß der elektrische Strom in seinen Versuchen nur in indirecter Rolle wirke. Dieser Einwurf will jedoch, wenn man ihn genau besieht, nicht viel bedeuten. Er führt uns blos in die berühmte sophistische Streitfrage, wer den getödteten Kämpfer getödtet habe, ob der Wurfspieß, oder die ihn abwerfende Hand, oder der Wille Dessen, der ihn schleuderte. Denn angenommen auch den Fall, daß die Elektricität alle ihre Wirkungen einzig und allein durch Entwickelung von Od hervorbringe, so liegt hierin noch ebenso wenig ein Grund, ihr diese Wirkungen abzusprechen, als ich dadurch aufhöre die Ursache der Schläge zu sein, welche ein Anderer durch mich bekommt, daß ich mich hierbei eines Stocks anstatt der bloßen Faust bediene.

Die zweite experimentirende Doctrin, mit welcher die neue Wissenschaft des Od wetteifernd in die Schranken tritt, ist der Mesmerismus und der arzneiwissenschaftliche Lebensmagnetismus aus der naturphilosophischen Schule. Bekanntlich hat sich diese Richtung etwas bedenklich tief nicht nur mit Speculation, sondern auch mit Geistern eingelassen, und von beiden ist Reichenbach kein Freund. Er schreibt in der Vorrede I, 38 fg.:

Ich habe keine Geister gesehen, niemals hat ein solcher Gast, der mir gewiß willkommen wäre, seinen Besuch mit sei-

len wollen; nicht einmal zu meinen Sensitiven hat sich irgendeiner bemühen mögen; ich weiß von einem allgemeinen Nervengeiste und Nervenäther nichts und habe den Inhalt eines so unklaren, vagen und daher unberechtigten Begriffs nicht nur nirgends als Ausfluß lebender Wesen erkennen, sondern auch niemals in meinen Krystallen, nie in meiner Schallglocke, nie in meinen chemischen Präparaten, nie in Sonnen- und Mondstrahlen, nie in der Reibung, nie in einem chemischen Vorgange wiederfinden können; ich lege mich nicht auf Krankenheilung und habe niemals finden können, daß irgend ein Dynamid den Inbegriff alles Heilwesens umfasse; niemals habe ich einzusehen vermocht, daß in natürlichen Dingen der Glaube das Wissen surrogiren könne. Mit Mystik habe ich nichts zu thun, das Medicinische hat für mich nur untergeordnetes Interesse, von Klopfgeistern aber weiß ich gar nichts; bei mir geht Alles vollkommen natürlich und nach aus der empirischen Naturforschung abgeleiteten Gesetzen her.

Und weiter fügt er hinzu:

Ich bin ebenfalls von somnambulen und kataleptischen Erstaunlichkeiten ausgegangen, habe mich aber nicht von ihnen fortreißen, nicht vom aufgeregten Erstaunen betäuben lassen, sondern indem ich in ihnen sogleich höchst zusammengesetzte Äußerungen der Natur erkannte, habe ich den umgekehrten Weg einzuschlagen für nöthig erachtet; ich habe mich vom Zusammengesetzten in rückgängiger Zergliederung nach dem Einfachern hingewandt. Dies ist es, was man die Methode der heutigen Naturforschung nennt, die gerade den wesentlichen Vorzug meiner Arbeit ausmacht, sie von allen frühern auf diesem Felde unterscheidet und zu den reichen Ergebnissen geführt hat, die in meinem Vortrage auseinandergesetzt sind.

Und was sagt endlich zu dieser fulminanten Strafrede die Naturphilosophie? Sie leugnet die odischen Phänomene nicht in Bausch und Bogen ab. Das darf sie nicht, denn sie hat selbst weit erstaunlichere Proben von Seelenanwirkungen und Seelenzusammenhängen beständig gelehrt und verfochten. Aber sie hat in solchen Erscheinungen immer den Geist, die Idee, die allgemeine göttliche Seele als das Wirkende und Angewirkte angenommen und ist nun befremdet, an der Stelle der Seele, des lebendigen und unsichtbaren Universalgeistes ein todtes und sichtbares, fühlbares, riech- und schmeckbares physikalisches Dynamid, so ein Ding, was nach Apotheke und Homunculus riecht, eintauschen zu sollen, und das ganz allein um der „Methode der heutigen Naturforschung" zu gefallen. Sie kann es nicht begreifen, warum neue Erscheinungen von so überaus schwankendem und unsicherm Gepräge, wie die sensitiven, sogleich sollen einen neuen physikalischen Stoff anzeigen, warum sie sich nicht sollen noch viel besser und einleuchtender durch eine krankhafte Verschärfung der Sinne gegen elektrische und magnetische Ausströmungen einerseits, durch die psychologischen Gesetze des mannichfaltigen Spiels unserer Gefühle, Stimmungen und Einbildungen andererseits erklären lassen. In diesem Sinne spricht sich der thätigste und rüstigste unter den heutigen Vertretern der Naturphilosophie, K. G. Carus in Dresden, in dem oben erwähnten zehnten Bande der „Gegenwart" in dem Artikel „Lebensmagnetismus — Magie" aus. Er behauptet dort mit vollem Rechte, daß es ein Fehlschluß sein würde, wenn man sagen wollte: Dasjenige, was von einem Menschen mit besonders feinfühligen Nerven mehr wahrgenommen wird, als von Menschen, mit gewöhnlich fühlenden Nerven begabt, muß deshalb ein Moment qualitativ anderer Art sein als Das, was auch in gewöhnlicher Weise erkannt werden kann. Er behauptet mit vollem Recht, daß ein solches Raisonnement zur Absurdität führe, weil man dann auch behaupten dürfte, der Ton, den nur ein ganz außerordentlich feinhöriger Mensch noch hört, der Geruch, die Elektricität, die nur ein ganz ausnehmend feinfühlender Mensch gewahr wird, seien Potenzen anderer Art, als was wir überhaupt Ton oder Geruch oder Elektricität nennen. Er behauptet mit unanzweifelbarem Recht, daß man die Möglichkeit einer ungewöhnlichen Feinfühligkeit gegen magnetische und elektrische Ausströmungen vollkommen gelten lassen darf, daß man die Erfahrung nicht zu bezweifeln braucht, daß z. B. starke, 50 oder 100 Pfund ziehende Magnete in einer Entfernung von 6—8 Fuß eigenthümliche schmerzliche und lähmungsartige Einwirkungen zu erregen vermögen; daß man daher auch nicht im mindesten in Abrede zu stellen braucht, daß Menschen vorkommen können, denen diese magnetische Atmosphäre auch auf ihre Sehnerven einen Eindruck macht, denen sie folglich im Dunkeln als ein leuchtender Schein um den Magnetpol erkennbar wird, ohne daß man darum jenen den Sensitiven wahrnehmbaren Lichtschein als etwas vom Magnetismus Verschiedenes, als ein „Od" auffaßt.

Bei den mancherlei unklaren und seltsamen Vorstellungen, welche über die Lehren und Ansichten der Naturphilosophie gegenwärtig im Schwange gehen, wird sich vielleicht dennoch Mancher wundern und den Grund nicht recht herausfinden, warum ein Mann, wie Carus, welcher in dem obengenannten Artikel sich hin und wieder für Thatsachen erklärt, welche sehr tief in das odische Gebiet hineinreichen, welcher z. B. die Möglichkeit eines Fühlens von Metallen und verborgenen Wasserquellen mit Zuhülfenahme der Wünschelruthe bei gewissen sensitiven Personen vollkommen zugibt und auch beim Tischrücken außer dem durch Faraday erwiesenen mechanischen Momente einer unwillkürlichen Muskelbewegung noch einen Einfluß lebensmagnetischer oder Mesmerischer, den Bewegungen eine gemeinsame Richtung ertheilender Innervationsströmungen annimmt, warum ein solcher nicht auch der Lehre vom Od einen rückhaltslosern Beifall zollt.

Der Unterschied ist in der letzten Wurzel dieser: Das Streben der Naturphilosophie und der Magnetisten ist, die Natur in Seele und Geist zu verklären. Wärme, Licht, Elektricität und alle sogenannten Dynamide sind der Naturphilosophie nichts als Manifestationen der Idee im Elemente ihres Andersseins. Die Idee, die Seele, der Geist ist das allein Wahrhafte in allem Dasein, und alles Dasein hat nur so viel Realität, erhebt sich nur so weit über den Rang der bloßen Erscheinung von der Art des perspectivischen Anblicks oder des Regenbogens, als es in sich selbst Leben und Seele oder irgend eine Stufe auf dem Wege des in allen Weltentwickelungen sein eigenes Bewußtsein, Gefühl und Wirken bethätigenden Universalgeistes ist. Alles hingegen, was die wissen-

schaftliche Disciplin des Od in ihrem „consequent durchgeführten theoretischen Gebäude“ erblicken läßt, athmet einen der Naturphilosophie diametral entgegengesetzten Geist. Nicht allein, daß erstere alle Zuhülfenahme speculativer Vorstellungen vornehm ablehnt, sondern sie strebt auch das ganze Spiel unserer Gefühle, Launen und Stimmungen, Sympathien und Antipathien, Aufgelegtheiten und Unaufgelegtheiten, Affecte und Leidenschaften der speculativen Geistwissenschaft aus den Händen zu winden und unversehens mit einem kühnen Griff der Physik einzuverleiben. Die Motive unsers innersten Seelenlebens sollen in Zukunft nicht blos inwendig empfunden, sondern auch von außen durch die Sinnorgane sensitiver Personen in den Strömungen eines physikalischen Dynamids gesehen, gefühlt und mit allen äußern Sinnen beobachtet werden können. Der Gedanke ist kühn und eines Titanen würdig. Auch ist daraus die Indignation des Oderfinders gegen die heutige Physik, welche so stumpf ist, die Größe des ihr angetragenen Geschenks nicht einmal zu merken, recht wohl zu begreifen. Bei weitem die größere Mehrzahl der in dem ersten Bande mitgetheilten Gefühlsthatsachen gehört nicht dem Gefühlssinne in objectiver Bedeutung als dem Sinne des Getastes an, sondern dem Gefühlssinne in jener vagen Bedeutung des Worts, worin er alle Zustände des Wohl- und Uebelbefindens, der guten und schlechten Laune einschließt, wie sie durch gutes oder schlechtes Wetter, Glück oder Verdrießlichkeit in Handel und Geschäft, eine Befolgung alter Gewohnheiten oder einen Kampf gegen dieselben hervorgebracht werden. Diesen Gefühlssinn in weitester und subjectivster Bedeutung, wonach z. B. unter Umständen heiterer Sonnenschein die Düsterkeit unserer Stimmung vermehren, strahlende Wärme uns die Durchkältung unserer Glieder erst zum deutlichen Bewußtsein bringen, widriges Schicksal unsern Lebensmuth höher anfachen kann, hat Reichenbach als der Erste zu physikalischen Experimenten im Interesse eines neuen Dynamids verwandt. Wir bekommen durch die Wissenschaft des Od die Aussicht eröffnet, in allen diesen Schwankungen unserer Stimmung und innern Verfassung, allem diesem „Reigen von Herzen zu Herzen“ und „Mich fliehen alle Freuden“ nichts weiter als die Ströme und Gegenströme eines zum Theil „wohlkühlen“, zum Theil „lauwidrigen“ Dynamids zu erkennen. Wenn daher die Naturphilosophie in allen Schwingungen der Naturkräfte nur die in ihnen verborgene Seele will und ergreift, so will und ergreift die Odwissenschaft in den Schwingungen der Saiten unsers Herzens die Wellen und Ströme eines physikalischen Stoffs. Beide Auffassungsweisen laufen zwar auf eine Art von organischer Identität zwischen der realen und idealen Seite des menschlichen Wesens hinaus, aber sie verhalten sich innerhalb dieses Feldes ihrer Begegnung doch nicht um Vieles anders, als beim Magnet der Nord-gen-Südstrom sich zum Süd-gen-Nordstrome verhält, und es würde der Magnetist zum Odiker selbst auch dann, wenn er den besten Willen einer Verständigung mitbrächte, doch zuletzt immer nur sprechen können, wie jener grundgütige Examinator zum Doctoranden: „Ganz recht zwar, mein Lieber, nur gerade umgekehrt.“

So weit ist bisjetzt die Odsache gediehen. Man hat, wie wir nebenbei erfahren, in Stockholm, in Edinburg, in London, in französischen Städten überall, selbst in Athen nach Reichenbach's Angaben unschwer Sensitive aufgefunden und seine Mittheilungen über solche bestätigt; nur in Deutschland hat es bisjetzt nicht gelingen wollen. Deutschland möge in sich gehen!

Karl Fortlage.

Neue östreichische Poesie.

Gemmen. Erzählende Dichtungen von W. Constant. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 16. 27 Ngr.

Die östreichische Dichtung eines Anastasius Grün und Nikolaus Lenau wies in reformatorischem Drange prophetisch in die Zukunft hinaus und verhielt sich feindlich gegen den bestehenden Staat, wenn sie auch diese Feindlichkeit unter einer Fülle poetischer Blumen verdeckte. Die neue östreichische Lyrik ist loyal geworden, ohne im geistigen Inhalt wesentlich von ihren Vorgängern abzuweichen. Auch sie schwärmt für den „Mai der Menschheit“, nur mit dem Unterschiede, daß jene Sänger der Reform ihn in der Ferne der Zukunft suchten, während der neue Dichter bereits seine unmittelbare Gegenwart, seinen Einzug in die östreichischen Lande verherrlicht. Dort war die Verheißung, hier ist die Erfüllung! Es kommt zunächst darauf an, diese Thatsache zu constatiren, die eine bedeutende Umwälzung, wenn auch vielleicht nicht in den Institutionen und Verhältnissen, doch in den Gemüthern und Auffassungen bekundet. W. Constant feiert am Schusse seiner „Gemmen“ mit patriotisch-loyaler Gesinnung das im humanen Geiste wiedergeborene Oestreich. Wir glaubten diesen geistigen Grund, auf welchem die „frischen Lebensbilder“ aufgeführt sind, von vornherein darlegen zu müssen, da er zum Theil den Charakter der Dichtungen mitbestimmt. Grün und Lenau sind idealistische Poeten; sie haben ein zukunftsvolles Pathos; selbst in ihren epischen Dichtungen spiegelt sich der Gedanke, dessen Inhalt human und kosmopolitisch ist. Hier haben wir eine realistische Poesie, ohne Aengstlichkeit in der Wahl der Stoffe, ohne durchgreifende Gedankenenergie, aber mit Anklängen an humane Tendenzen und mit patriotischem Schwung.

Die realistische Richtung bestätigt der Dichter selbst in der Widmung „An Max Waldau“, den er gleich im ersten Vers als einen etwas verbissenen Idealisten darstellt, der nur im Reich der Träume lebt, während unser Poet sich als einen Mann der Praxis schildert und die Gegenstände dieser Praxis ziemlich unverhohlen kanonisirt:

> Doch wer im Leben selber waltet
> Und mit der Wirklichkeit sich mißt,
> Mit seinem Arm die Wogen spaltet
> Und dichtend nicht das Sein vergißt,

Dem werden heilig tausend Dinge
Und heilig selbst der Dinge Form,
Er denkt vom Alten nie geringe
Und mistraut gern der neuen Norm!

Er will nichts von „Haßgesängen“ und „Geiferflocken“ wissen, seine Dichtungen nicht von der „Zeit“ bestäuben lassen und glaubt an ihren „zauberhaften Sieg“, wenn auch „der Augenblick“ sie verhöhnen sollte. Diese Gesinnung ist gewiß respectabel. Der Haß des Schlechten kann indeß keinem Dichter schlecht stehen, und es sind wahrlich keine schlechten „Gemmen“, auf welche der Haß eines Dante die Köpfe und Gruppen seiner dem Höllengericht überlieferten Gegner für ewige Zeiten eingeschnitten. Max Waldau, „der sanggewalt'ge Dichter“, hat diese Widmung verdient, indem er das Werk mit neuen, bisher ungedruckten poetischen Mottos durchflocht und jeder Erzählung von vornherein gleichsam ein geistiges Siegel aufdrückte. Was die Erzählungen selbst betrifft, so zeigen sie von einem liebenswürdigen Schilderungstalent, das mit objectiver Einfachheit und Sicherheit verfährt, sich nirgends in eine allzu dichte Bilderwildniß verirrt, wenn auch hin und wieder ein Bild schief und eine Wendung gesucht erscheint, und in der poetischen Technik, im Vergleich mit den frühern Schöpfungen dieses Autors, einen nicht unbedeutenden Fortschritt erblicken läßt. Auch ist nicht zu verkennen, daß den meisten Erzählungen ein Gedanke zugrunde liegt, der freilich nicht immer von universeller Bedeutung ist, auch nicht im Verhältniß steht zur breitausgesponnenen Einkleidung, aber ihnen doch eine geistige Berechtigung gibt.

„Der Preis einer Arznei“ wird von Max Waldau mit einem Lied auf „die böse Fee, die schlimmste Fee“, die Armuth, eingeleitet. Die Kindesliebe, welche den Fluch der Armuth durch Aufopferung zu besiegen sucht, wird vom Dichter selbst in folgenden Versen gefeiert:

O Kindesliebe, Zauberwort,
In Särgen Leichen zu erwecken!
Ein Röslein, sprießt sie einsam fort
Inmitten sandbedeckter Strecken.
Brieftaube oft, die müde fiel
Und unterging in Meeresfluten;
Ein Waller, treu im Aug' das Ziel
Und rastlos, sollt' er auch verbluten;
Ein Stern, der durch's Gewölke lacht,
Wenn Blitze rings den Himmel röthen;
Ein Cherub, der beschützend wacht
Und nie verzagt in allen Nöthen.
O Kindesliebe, Felsengrund,
Um einen Riesenbau zu tragen,
Es kann und wird kein Dichtermund
Genug zu deinem Ruhme sagen.

Ein greiser Vater ist krank; drei Söhne umstehen sein Lager; der Arzt verschreibt eine Arznei, deren Kosten für die Verhältnisse der Familie unerschwinglich sind. Da fällt es dem einen ein, daß ein Naturforscher vor kurzer Zeit ihm viel angeboten, wenn er ihm ein hoch am Felsen hängendes Adlernest mit der jungen Brut herunterholen würde. Was er als tollkühnes Wagstück ausgeschlagen, gewinnt jetzt für ihn eine andere Bedeutung. Er will es unternehmen, um das Leben des Vaters zu erretten. Das Wagstück gelingt, aber die Heimkehrenden finden den Vater bereits todt. Das ist eine tragische Ironie, welche zur poetischen Versöhnung wenig beiträgt. Auch ist es offenbar ein Misgriff unsers Autors, daß er den Arzt, der das Recept verschreibt, als einen unwissenden Wunderdoctor schildert. Denn da das Recept das Agens der ganzen Handlung und Dichtung ist, so müssen wir wenigstens an seine Wirksamkeit glauben können, wenn nicht die Handlungsweise der Söhne einen bedenklichen Anstrich von Thorheit und Zwecklosigkeit gewinnen soll. Motive des Gemüths allein genügen nicht, unsere Theilnahme zu erwecken, wenn der Verstand darüber die Achseln zuckt! Oder wollte der Dichter auch in geistiger Beziehung die traurigen Folgen der Armuth schildern? Den Mittelpunkt des Gedichts bildet die vortreffliche, glänzende Darstellung des Wagstücks selbst, die eine dramatische Steigerung enthält und durch ihre Lebendigkeit in die größte Spannung versetzt. Der an der steilen Felswand am Seil heruntergelassene Sohn muß mit den Adlern kämpfen, denen er die Brut geraubt. Das ist Alles bis zum Schwindel anschaulich dargestellt. So z. B. das Herunterlassen des Jünglings:

Das Seil wird um den Baum geknüpft,
Geprobt, daß nicht der Knoten schlüpft,
Dann um der Hüfte schlanken Bau
Schlingt der Erkorene das Tau
Und senkt sich an den glatten Wänden,
Indeß am Baum, das Seil in Händen,
Vorsichtig ernst und wohlbedacht
Das treue Paar der Brüder wacht.
Noch kann er sich in Spalte stützen,
Schlingkraut und Wurzelwerk benützen,
Dann muß er sich in Dorngenisten
Die Bahn mit seinem Säbel fristen; (?)
Dann wieder gleitet Fuß und Hand
An glattgewasch'ner Quaderwand...
So sinkt er langsam in den Schlund,
In dem mit schaumbedecktem Mund (?)
Der Gießbach braust und schießt und grollt,
Daß Donnergroll die Kluft durchhallt
Und von den Schrecken laut erzählt,
Die schauerlich der Abgrund hehlt.
Felseulen flattern, aufgescheucht
Aus ihren Löchern dumpf und feucht,
Um's Ohr dem Klett'rer, leis' beschwingt,
Und wenn die Hand in Ritze dringt,
So hört er in den Felsennischen
Erzürnte Nattern giftig zischen.
Eidechsen rasseln flüchtig scheu
Durch Eppichlaub und Blätterspreu,
Und Fledermäuse taumeln blöde
Hinaus in blauer Lüfte Oede.
Jetzt hat sein Fuß, indem er steuert,
Ein Stück des Felsens losgescheuert,
Das, lange morsch und halb verwittert,
Nun polternd in die Tiefen splittert, —
Aufrast das Echo in den Forsten,
Als ob die Erde selbst geborsten,
Und donnert, kracht und rollt und hallt,
Als risse weiter noch der Spalt.
Doch alle Schauer, alle Schrecken,
Sie wissen nicht die Furcht zu wecken u. s. w.

Der Stoff, den der Dichter hier mit einer großen Fülle descriptiver Poesie und epischer Breite dargestellt,

ließ sich ohne Frage auch mit der Prägnanz des Balladentons in kurzer drastischer Fassung und gewiß zum Vortheil der geistigen Pointen darstellen.

Die zweite Erzählung: „Die Sage vom Thau", gehört in das Gebiet märchenhafter Naturbeseelung oder, wie Waldau in seinen exegetischen Mottos sagt: in das Gebiet der Weltdurchgötterung. Doch es fehlt diesen phantastischen Erfindungen zu sehr jede innere Nothwendigkeit, als daß sie vollkommen befriedigen könnten. Dagegen enthält der Abschnitt „Am Strande gefunden" viele Perlen echter Poesie, zu denen wir auch das Motto von Waldau rechnen:

Bringe nur viel.

Wellen auf Wellen kommen gezogen,
Haschen nach Bildern, spiegeln den Strand,
Bringen zum Danke, schleudern im Bogen
Perlen und Schnecken feucht in den Sand.

All' das Empfang'ne, Spiegelverklärte
Sinket mit ihnen wieder ins Meer;
Nur das Gebrachte, Eigenstgewährte
Rastet am Ufer funkelnd und schwer.

Was du nur spiegelst, flüchtige Welle,
Sterblicher Mensch du, sinket in Nacht,
Sinkt mit des Lebens reißender Schnelle —
Doch der Welt bleibt, was du gebracht.

Die lebendige Meerespoesie von Constant wird fast noch von den südlichen Genrebildern des Strandlebens übertroffen, in denen ein frischer und gesunder Humor herrscht. Das ist auch der Grundton des „Schwank von Oliver", der sich durch volksthümliche Einfachheit auszeichnet, ohne auf die Prüderie ängstliche Rücksicht zu nehmen:

Kein Schwank will kokettiren mit sentimentaler Moral;
Doch Heiliges bleibt ihm heilig, und Scherz ist heilig zumal.

Am bedeutsamsten erscheint das Finale mit seinen ernsten ottave rime, die volltönende Dichtung: „Mai der Menschheit", in welcher der Dichter sich auf die hohe See der großen geschichtlichen Poesie wagt und in kühnen Parallelen die neueste Welt mit der alten vergleicht. Sie behandelt nämlich nichts Anderes als den ersten großen Perserkrieg und das Zerschellen des orientalischen Despotismus an der jugendlichen Freiheitskraft der Hellenen. Trotz der gelungenen Stanzen, welche männliche Kraft nicht unter den weiblichen Reimen ersterben lassen, wirft wol Jeder die Frage auf, welch besonderes Interesse dieser allbekannte Schülerstoff dem Geiste unserer Zeit darbieten kann? So unsterblich Marathon und die Thermopylen sind, so sterblich ist doch die Poesie, die sie heutzutage verherrlicht. Doch auf jene berechtigte Frage läßt die Antwort nicht auf sich warten. Schon früher fühlten wir heraus, daß uns der Dichter einen poetischen Rebus aufgibt, der cum grano salis zu verstehen und zu lösen ist. Auch unser Exeget hat uns mit seinem sinnigen Motto „Gestern und heute" gleich auf die rechte Bahn geführt. Von Xerxes heißt es:

Barbar und feig trotz aller hohen Worte,
An Gründen arm und kaum den Waffen trauend,
Doch auf die Kraft von seinem gold'nen Horte
Als wie auf ein untrüglich Mittel bauend.

Dann heißt es von der Völkerflut der Perser:

Wo mit brutaler Kraft aus ihren Grenzen
Noch Völker strömten und das Recht verhöhnten,
Wo Machtverwalter mit geraubten Kränzen,
Mit Beutegütern ihre Stirnen krönten,
Verrieth die That trotz allem äußern Glänzen,
Daß noch ein Schwall von rohen, unversöhnten,
Barbarisch wilden Kräften jenem Volke
Zu eigen war als wetterschwang're Wolke.

Von Hellas dagegen:

Denn nicht für sich nur kämpften die Hellenen,
Der Geist der Menschheit weihte ihre Waffen,
Er ließ den Muth zur Heldenkraft sich dehnen, (!)
Er ließ die Arme zauberstark sich straffen,
Er wollte sich auf Hellas' Söhne lehnen,
Um Ewigschönes für die Welt zu schaffen.
Die Menschheit kämpfte, siegte, triumphirte,
Als Hellas sich mit Siegerkränzen zierte.

Dann aber folgt die Nutzanwendung:

O schönes Oesterreich, du oft geschmähtes,
Wie stolz begrüß' ich dich auf Maienpfaden!
Du mächtig Schiff voll edelsten Geräthes,
Mit menschenheil'gen Gütern schwerbeladen,
Dein Segel schwillt, die frische Brise bläht es.

Der Dichter feiert Oestreich als das moderne Hellas, dessen Mission es sei, Cultur in die Morgenlande zu tragen und die neuen Perser zu besiegen. Hellas war also nur das Licht, um das Transparent Oesterreich zu erhellen. So kühn diese Parallele ist, so schwer durchführbar in Einzelheiten, so ist dennoch keine Veranlassung, gegen eine loyale Gesinnung zu protestiren, die sich auf eine so hohe geistige Basis stellt. Wir wollen gar den Feldzeugmeister von Heß für einen Miltiades, Halm für einen Sophokles und Saphir für einen Aristophanes halten; auch wird es in Wien an Aspasien und Phrynen nicht fehlen, ebenso wenig an guten Wünschen für ein galizisches Marathon und siebenbürgische Thermopylen! Ist Das nur berechtigt, was der Dichter in die Welt hineinschaut, so kommt es wenig darauf an, ob auch Andere es herauslesen. Oft ist es nur eine prophetische Anticipation der Zukunft. Wo Constant den Mai sieht, sehen vielleicht Andere erst den April — wir aber wünschen den „Mai der Menschheit" nicht blos den östreichischen, sondern allen deutschen Landen.

Rudolf Gottschall.

Zwei Künstlerbiographien.

1. The life and times of Salvator Rosa. By *Lady Morgan*. Neue Ausgabe. London 1855.
2. Velasquez and his works. By *William Stirling*. London 1855.

Zwei Künstlerbiographien liegen vor uns, welche Beachtung in weitern Kreisen verdienen dürften. Der ersteren sichert schon der Name ihrer Verfasserin ein europäisches Interesse. Seit dem Beginn der zwanziger Jahre nimmt Lady Morgan, welche vor einigen Monaten die Sammlung ihrer Werke mit der Wiederauflage ihrer glänzenden Biographie Salvator Rosa's begonnen hat, eine ehrenvolle Stelle in den Reihen der englischen Autorenwelt ein. Lady Morgan ist von irischer Abkunft, die Tochter eines dubliner Schauspielers. Ihre Schriften spiegeln so recht das irische Element in der englischen Literatur ab;

wir meinen jenen aristokratischen Liberalismus, welcher so gern dem Genie lauscht, wenn es den Strom seiner Beredtsamkeit oder Satire gegen geistlichen oder weltlichen Despotismus ergießt, dabei aber im Herzen doch gut aristokratisch, auf Rang- und Standesunterschiede erpicht, Administrativreformern (im Interesse der politischen Freiheit natürlich) aufs tiefste abgeneigt und mit Leidenschaft den edeln Künsten des lion-hunting und tuft-hunting ergeben ist. In der Politik ist der irische Peer Viscount Palmerston Koryphäe dieser Richtung; in der Poesie war es Thomas Moore, in der poetischen Prosa ist es Lady Morgan.

Gleichwol ist ihre Lebensbeschreibung des italienischen Malerpoeten eins der nobelsten Erzeugnisse schriftstellerischer Muse. Mit congenialer Stimmung und glühender Beredtsamkeit, durchwebt mit poetischen Blitzen und scharfer, beißender Satire, folgt sie dieser vulkanischen Künstler- und Patriotennatur auf all den launigen Zickzackfahrten, auf welchen es der Glücksgöttin *) gefiel, ihren Maler zu führen. Ein Leben, in welchem Mensch und Künstler so ganz ineinander aufgehen, wie in dem Salvator Rosa's, bedarf der ausschmückenden Hand des Novellisten und Dramatikers nicht; es spricht poetisch genug zur Phantasie und zum Herzen, wenn man die in ihm liegende Wahrheit nur entwickelt und in angemessener Form darstellt.

Die Verfasserin hat dies gethan; sie hat mit Scharfblick die historische Wahrheit dieses echten Künstlerlebens ans Licht zu stellen gesucht und selbst mit Künstlerhand gezeichnet. Da sehen wir den Sprößling der verarmten Malerfamilie von Renella, wie er, der eingeborene Sohn einer vulkanischen Erde, mit den ersten Kinderträumen des Genius im Kopfe, unter den Ruinen der alten Göttertempel und den Wohnsitzen der alten Sibyllen umherirrt, oder wie ihn eine Klatschbase von Madonna Giulia, der Mutter, auf der Pilgerfahrt nach einer maesta, in den Wüsteneien der Solfatara unter den verbrannten Zweigen eines von der Lava zerstörten Baums findet, auf Lava als Kopfkissen gebettet, und ihr „cosa stupenda" über das Ereigniß ausruft. Dann zeigt ihn uns die Verfasserin wieder, wie er dem Collegium der Congregazione Tomasca, wohin der Vater (denn er hat „Salvatoriello" zum Geistlichen bestimmt) ihn gebracht hat, und seinen düstern Hallen entflieht und in den Wildnissen der Abruzzen, an den öden Meeresgestaden des alten Großgriechenland seinen „giro" macht. Dort geräth er in die Gefangenschaft einer jener Banditenbanden, von welchen damals infolge der Unsicherheit der Verhältnisse der Halbinsel und des unter dem spanischen Vicekönigthum auf seinem „engern Vaterlande" lastenden spanischen Drucks die Gebirge Neapels noch mehr wol als heutzutage schwärmten.

Das 17. Jahrhundert, in welches das Leben unsers Malers fiel, war, wie für Deutschland, so auch für das unglückliche Italien eine Periode nationaler Entwürdigung und einer stets mit dieser Hand in Hand gehenden geistigen décadence. In der Malerei florirten auf den Trümmern der alten Meister und ihrer Schulen die „Manieristen". Anstatt der Raphael, der Tizian und Michel Angelo gaben Geister zweiten Ranges, wie der Chevalier Bernini, die Caracci und in Neapel vorzugsweise der Künstlerbandit Giuseppe Ribera, genannt Lo Spagnoletto, mit seinen „seguaci", den Ton an. Schon begann, inmitten der Auflösung der eigentlich italienischen Malerei, das fremde Element durchzudringen. Die „Oltramontani" fingen an, in Rom den Ton anzugeben; Adam Elzheimer wies auf die Landschaft hin, und durch die Claude und Poussin gewannen die Arbeiten der „paesanti" (Landschaftsmaler) vor denen der „figaristi" (Historienmaler) den Vorsprung.

Auch Salvator Rosa, mit allen Mächten der Zukunft im Bunde, trat in die Fußtapfen der Natur. Er ist der einzige wirklich große Maler, welchen Neapel hervorgebracht hat. Caravaggio hatte den Weg gewiesen, seine „Wahrsagende Zigeunerin", seine „Spieler" u. dgl. Gemälde hatten zauberartig gewirkt. Aber wie dornig war der Pfad, welchen Salvator Rosa zu seinem Ziele zu wandern hatte! Das 17. Jahrhundert war eines jener Zeitalter, wo die Gabe des Genius eine „Krankheit" und das Emporragen über die Mittelmäßigkeit ein Fluch ist. Wol mochte er am Schlusse seiner ergreifenden Cantate „Non a tregua nè fine il duolo mio" ausrufen:

> Ve le diro più chiare,
> *Oggi il saper più non si stima un fico.*
> Da me ciascuno impare
> Che assai meglio è morir ch'esser mendico.
> Non a tregua etc.

Nichts kann so sehr geeignet sein, uns mit der Weltordnung schmollen und an einem das All durchgeistenden Plane göttlicher Weisheit und Güte zweifeln zu machen, als ein Columbus in Ketten oder vor den Räthen von Salamanca, ein Savonarola auf dem Scheiterhaufen, ein Haydon vor lordschaftlichen Baronen mit englischen Kunstbegriffen um eine Unterstützung bettelnd, ein Schiller hungernd und landflüchtig an der Landstraße liegend, ein Salvator Rosa, zu arm, um sich die nöthige Leinwand für seine Gemälde zu beschaffen, und genöthigt, Werke, welche ein Jahrhundert später dem Meister goldene Schätze eingebracht hätten, um einen Hungerpfennig an den jüdischen „rivenditore" zu verkaufen.

Indessen ist es weniger der Schöpfer eines neuen Landschaftsstils, der Maler der Naturscenerien voll Sturm und Drang, bevölkert von Banditengestalten, weniger der Schöpfer des „Prometheus", des „Hiob" und der „Catilinarischen Verschwörung", dessen Bild uns die Verfasserin mit den glühenden Farben des Enthusiasmus zeichnet, als der italienische Patriot, welcher mit Masaniello im Thurme nächtlich conspirirt, als der Satirendichter, welcher die Entwürdigung seiner Zeit und seines Volks geißelt und den Verskünstlern der Crusca-Akademie und ihren Geistesverwandten Opposition macht; der Musiker endlich, dessen Werke in seinem Vaterlande zwar vergessen sind, dem aber die Befreiung der Musik *) von mittelalterlichen Fesseln nicht weniger am Herzen lag, als die der Poesie von den weichlichen Reimspielereien der Marini und der Seicentistenschule.

Lady Morgan hat das Verdienst, das verschüttete und durch die Sorgfalt der heiligen Inquisition verketzerte Bild des großen italienischen Patrioten und Künstlers in strahlender Reinheit wiederhergestellt und der Nachwelt gerettet zu haben. Ein längerer Aufenthalt in Italien hat die Verfasserin befähigt, ihrem Bilde die nöthige Localfarbe zu geben. Seit dem Erscheinen ihres Werkes ist die entstellende und verleumderische Biographie Salvator Rosa's, welche sich im „Parnasso italiano" findet, als gänzlich unbrauchbar zu betrachten. **) Soviel wir

*) In seinem Gemälde der Fortuna nämlich war es, daß Salvator Rosa das in seinem Vaterlande damals noch unerhörte und streng verpönte Wagniß unternahm, „Satire zu malen" (Ausspruch eines der purpurtragenden Besucher seines Ateliers). Er stellte die Fortuna dar als ein üppiges Weib, aus vollem Horne Gaben über ihre thiergestalteten Vasallen ausstreuend. Da ist der Esel dargestellt, wie er Myrten und Lorbern mit Füßen tritt und aus den Händen Fortuna's eine Krone empfängt; das Schwein mit der Mitra auf dem Haupte; der Fuchs, wie er auf ein Kreuz klimmt, um Fortuna's Gaben zu empfangen. Dieses Gemälde, öffentlich ausgestellt, gefährdete Salvator's Sicherheit in Rom; selbst sein Gönner Don Mario Ghigi, Innocenz' X. Bruder, sah sich außer Stande, ihn den Klauen des heiligen Uffiz zu entreißen, und der Künstler nahm deshalb eine Einladung an den Mediceerhof nach Florenz an, wo er mehre der schönsten Jahre seines Lebens zubrachte.

*) Dr. Burney, ein englischer Tourist und musikalischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, kaufte in Rom das bestäubte Manuscript der musikalischen Arbeiten Salvator Rosa's und brachte es nach England.

**) Eine große Anzahl der Werke des italienischen Meisters befin-

wissen, steht ihr Buch auf dem Index librorum prohibitorum und wurde bei seinem Erscheinen (1823) in verschiedenen Staaten des Continents verboten.

Die zweite der uns vorliegenden Malerbiographien, „Velasquez and his works" von dem Parlamentsmitgliede William Stirling, fällt nur unter den Gesichtspunkt einer eleganten Gelehrtenarbeit. Spanien ist seit geraumer Zeit das hobby — das Steckenpferd des britischen Honourable. Seine „Annals of the artists of Spain" wie sein „Cloister-Life of the Emperor Charles the Fifth" (London 1852) *) machen gleich diesem seinem neuesten Werkchen den Eindruck gelehrt-eleganter, aber trockener Liebhabereien eines reichen Mannes. In der Rumpelkammer spanischer Geschichte sucht Stirling nach gelehrtem Spielzeug. Parker, der Verleger, stattet dann die Arbeiten des ehrenwerthen Gentleman ebenso elegant und sorgfältig aus, wie der ehrenwerthe Gentleman selbst sich im Unterhause und in den Drawing-Rooms des Westend producirt.

Indessen haben Stirling's Monographien aus der politischen und Kunstgeschichte Spaniens ihr unbestreitbares Verdienst. Sie tragen nächst den literaturgeschichtlichen Arbeiten von Ticknor und Schack ein Wesentliches dazu bei, uns ein tieferes Verständniß des Genius spanischer Nation und Geschichte zu eröffnen.

Wenn irgendwo, so war in Spanien die Kunst eine Tochter der katholischen Kirche. Die Malerei war dort eine späte Blüte. Während in Italien schon Kirchen, Galerien und Paläste von den Meisterwerken des italienischen Pinsels strahlten, konnte Karl V., der „begeisterte Patron der Kunst", „keinen spanischen Maler finden, der seiner Protection und seiner Aufträge würdig gewesen wäre". Die große Menge der spanischen Granden war ohne Sinn für Kunst; die Mendoza, die Alba und andere Familien bildeten ehrenvolle Ausnahmen. Die ersten spanischen Maler hielten sich in streng kirchlichem Gebiete, ihre Kunst gleichsam nur wie ein Vehikel, ein Mittel für die Zwecke der Kirche betrachtend. So unter andern Francisco Pacheco, aus dessen „Arte de la pintura" (Sevilla 1649) Stirling die charakteristische Stelle anführt: „Der Hauptzweck der Werke christlicher Kunst besteht darin, die Menschen zur Frömmigkeit zu überreden und sie zu Gott hinzuführen." Die Künstler waren selbst oft Mönche oder bekleideten kirchliche Aemter. So gehörte Nikolaus Factor von Valencia dem Dominicanerorden an; so Cespedes, Roelas, Cano. Die Maler glaubten sich unter dem besondern Schutze der Heiligen stehend, deren Bilder sie öfters gemalt, und ihren Werken schrieb der Volksglaube, nicht selten schon vor ihrer Vollendung, Wunder zu.

Herrera und nach ihm Velasquez (früh schon der kirchlichen Conventionalität seines Lehrers Pacheco, des Censors der heiligen Inquisition, entwachsen) waren die Ersten, welche der spanischen Malerei die Schule der Natur eröffneten. Velasquez, der Freund von Rubens, den er im Jahre 1628, als derselbe als Gesandter der Vicekönigin Isabella Madrid besuchte, kennen lernte, hat in seinen Bildern viel von der derben Natürlichkeitsrichtung der Niederländer. Doch verräth der Ausspruch des Verfassers, „daß kein Künstler des 17. Jahrhunderts Velasquez an Mannichfaltigkeit des Talents gleichkomme", und „daß es ihm mit allen Gegenständen geglückt sei, an die er seine Hand gelegt", unverkennbar zu viel Ueberschätzung des spanischen Meisters. Gerade diese „variety of power" ist es, welche uns die Originalität des Genius, die sich erst in Murillo's Schöpfungen so strahlend und göttlich-menschlich entfaltet, vermissen läßt. Bilder wie seine „Eberjagd" in der londoner Nationalgalerie sind geradezu bedeutungslos, und seine Bilder aus der heiligen Geschichte, wie z. B. seine in der verweltlichten, rohen Manier des neapolitanischen [illegible] Hofmalers Spagnoletto gehaltene „Anbetung der Schäfer" (ebenfalls in der londoner Nationalgalerie), haben alle Fehler ohne die Frische und Originalität der großen Niederländer. Velasquez scheint uns mehr als Uebergangsmoment in der Kunstgeschichte bedeutsam, denn als selbständiges Originalgenie. „Er war fast der einzige unter den spanischen Künstlern, der den Muth hatte, die Reize einer nackten Venus zu malen." Diese spanische Venus befand sich früher im Besitze des spanischen Friedensfürsten Godoy, kam im Jahre 1815 nach England und befindet sich jetzt in der Sammlung von Mr. Morritt in [illegible] in Yorkshire — somewhat out of place, dächten wir; doch das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Karl [illegible].

---

der sich in England, so sein „Demokrit", sein „Tod des Regulus", sein „Hiob", sein „Sokrates, wie er den Giftbecher trinkt", nebst mehren feiner Landschaften mit Banditen; allein leider alle in Privathäusern. Die Nationalgalerie in London besitzt nur Einen Salvator Rosa.

*) Letzteres auch ins Deutsche übertragen.

Zur Angelegenheit der Judenemancipation.

Am Pflug. Eine Geschichte von Leopold Kompert. Zwei Bände. Berlin, Franz Duncker. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Erst seit den dreißiger Jahren, seit Börne und Heine sind die Juden zahlreich in der Literatur vertreten. Nicht nur dieser Umstand, auch nicht allein die novellistischen Plaidoyers von Fanny Lewald, noch die Entdeckung jenes jungen Arztes in Heinrich Koenigs „Regina", daß es in der ungekannten [illegible]classe sehr liebenswürdige Schönheiten gebe, die fast allgemeine liberale Stimmung seit jenen Jahren war es, was die Judenemancipation als nothwendiges Erfoderniß des modernen Staats und seiner Gesellschaft hinstellte.

Freilich machen die kategorischen Imperative, die humanistischen Postulate noch immer heutzutage keine Gesetze. Im Grunde kann man es dem Staate auch nicht verdenken, wenn die Pflicht gegen sich selbst ihm das Nächste und die allgemeinen Menschenrechte ihm das Weiterliegende sind. Staat und Menschenrechte sind einmal sehr verschiedene, oft sich widersprechende Dinge. Ebenso wenig wie ein Bankier Jedem zahlen kann, der Geld braucht, selbst wenn das zehn mal die Pflicht des „idealen" Bankiers wäre; ebenso wenig kann der Staat allen humanistischen Foderungen entsprechen, die man im Interesse jedes seiner Mitglieder und von allen [illegible] an ihn stellen könnte.

Es ist einmal eine Thatsache, daß der Zudrang zu den bureaukratischen Carrièren ein so großer ist, daß die [illegible] neuer Kräfte kein Bedürfniß, vielleicht eine Gefahr ist. Es ist ebenfalls eine Thatsache, daß da, wo der jüdischen [illegible] der Grundbesitz eröffnet ist, diese den vorhandenen Kräften sich nicht amalgamirt, sondern hier und da in geschlossener [illegible] den erblich stabilen Besitzerstand verdrängt, daß sie den Boden, das Mark des Staats, nicht immer durch agronomische Production bereichert, auch oft ihn nur durch kaufmännische Experimente den Fluctuationen der Speculation preisgegeben hat.

In Sachen der Politik nur keine Sentimentalitäten! Was hilft es, wenn man von der andern Seite einwendet: Warum seid ihr denn aber der Staat? Wir sind auch Menschen und haben unsere angeborenen Rechte! Der Staat kann mit vollstem Rechte antworten: Wir sind der Staat, weil wir es eben sind. Eurer Zeit wart ihr auch einmal [illegible] euch, das speciell auserwählte Volk, und eure eigene [illegible] rühmt sich dessen, daß ihr die angeborenen Menschenrechte der Ammoniter, Amalekiter, Philister und sonstigen Heiden auch durchaus nicht hoch angeschlagen habt!

Vor allem gilt es: den Thatsachen ehrlich ins Auge geschaut! Dann allein kann der Gesichtspunkt gefunden werden, von dem aus den vorhandenen Uebelständen abzuhelfen. Es [illegible] ein Uebelstand, auch für uns, die wir es nicht sind, ist die gegenwärtige Stellung der Juden ohne Frage. Die [illegible] eben nicht mehr die unterdrückte, ohnmächtige Pariaclasse und da, wo sie politisch in ihren Rechten noch nicht gehoben [illegible] sie mit der christlichen Bevölkerung in einen Kampf um [illegible]

berechtigung getreten; sie sind eine kleine, aber geschlossene und entschlossene, dazu sehr thätige und befähigte Macht, die trotz der ungünstigen Situation dem Gegner mehr und mehr überlegen zu werden beginnt. Wenn nicht humanistische Principien, kann vielleicht diese Thatsache den Staat veranlassen, die Juden zu emancipiren, ihm selbst zum Vortheil? Der Racenkampf des Judenthums um den Besitz von Grund und Boden, den Freytag in „Soll und Haben" in der herbsten Schroffheit, wie sie die Wirklichkeit kaum bietet, geschildert hat, muß dieser nicht gerade zu der Erkenntniß führen, daß das bestehende Verhältniß der beiden Religionspartrien, das der einen zum moralischen, der andern zum materiellen Ruine gereicht, ein für die Dauer unmögliches ist? Dort selbst, wo diese erwähnten Verhältnisse am auffallendsten sich darstellen, kann man von Leuten des praktischen Lebens die Aeußerung vernehmen: „Die Juden werden uns um so früher ruiniren, je langsamer wir sie emancipiren." Wird nicht die rastlos egoistische, unermüdlich zähe Geschäftigkeit des jüdischen Wesens aufhören, uns unbequem und gefährlich zu erscheinen, sobald sie der übrigen Gesellschaft nicht mehr feindlich gegenüber steht? Ja, wäre nicht sogar in der gegenwärtig so auf die Spitze getriebenen Concurrenz der Nationalitäten unserer deutschen Solidität — wo sie überhaupt noch vorhanden ist — der Zuschuß einer neu belebenden Kraft nicht nur eine willkommene, auch eine unentbehrliche Gabe? Freilich wird der deutsche Biedermann in mancher Hinsicht alsdann eine für den Augenblick lästige Rivalität auszuhalten haben, aber sie wird schließlich nur den wohlthätigen Zweck erfüllen, ihn zu erhöhter Thätigkeit angespornt zu haben. Haben wir auf literarischem Gebiete sie doch durchgemacht und müssen sie noch täglich wieder durchmachen. Die kleinen Coterien, von denen Heinrich Laube einmal erzählte, sind in der That vorhanden, nur ist es vielleicht nicht recht, davon zu sprechen, und im Grunde — sie sind auszuhalten!

Zweierlei indeß muß im Interesse der Humanität und zum Vortheil des öffentlichen Verkehrs jedenfalls geschehen. Von der einen Seite muß man abgehen von dem bornirten, brutalen Vorurtheil, das den Namen einer Nationalität zum Scheltwort stempelt; denn gerade Der, welcher die Juden nicht emancipirt wissen will, sollte bedenken, daß er die Opfer ihrer untergeordneten Stellung nur durch das Bewußtsein jener gegenseitigen Achtung der Stände erträglich machen kann, dessen Mangel vielleicht der gefährlichste Wurm im Gebäude unserer Gesellschaftszustände ist; gerade Der wird das Seinige thun müssen, die Juden in Volksleben und Gesellschaft durch die Gleichstellung zu entschädigen, die er ihnen im Staate nicht gewähren will. Von der andern Seite aber soll man nicht vergessen, daß die Emancipation nicht nur Rechte gibt, sondern auch Pflichten verlangt, vor allem die Pflicht, die besondern Stammesinteressen aufzugeben und in Wahrheit in das Allgemeine zu tauchen, der Denk-, Empfindungs-, Lebens- und Erwerbsweise der gesammten Nation nach Möglichkeit sich anzuschließen.

Hier ist der Punkt, wo wir an das obengenannte Buch on Kompert anzuknüpfen haben, denn auf diese Nothwendigit seine Glaubensgenossen aufmerksam zu machen tritt als der hr anerkennenswerthe Zweck desselben hervor. Sein Sujet ist e Uebersiedelung einer jüdischen Handelsfamilie auf das Land, ssen Besitz ihr durch die östreichische Verfassung von 1849 öffnet ist, und ihre allmälige, schwer erkämpfte Eingewöhung in die bäuerliche Lebens- und Berufsart. Der Dichter t mit aller Energie des berufenen Talents die Bedeutung cher Aufgabe in ihrer ganzen Wichtigkeit erfaßt und gezeigt, lcher innern und äußern Arbeit es bedarf, um der Nation h zu assimiliren, die durch ihre Geschichte und ihren Charakter ieht einmal ausschließlich das Recht besitzt, den deutschen den zu beherrschen. Er hat sich und seinen Lesern dabei die hwierigkeit solchen Berufswechsels durchaus nicht verschwie- i, sondern vielmehr all die Hindernisse aufgestellt und überwinden lassen, die dem Juden in seiner eigenen Sinnesweise, in seiner Ungewohntheit anstrengender Arbeit, in seinem scheuen Mistrauen gegen Andersgläubige, in seinen Religionsgebräuchen und in dem Vorurtheil der bisherigen Grundbesitzer bei seiner Niederlassung unter den Bauern entgegentreten müssen. Dieser energische, verschlossene Rebb Schloome Hahn, der Familienvater, der den Entschluß zum Aufgeben seines Kramgeschäfts und Ankauf eines Bauerngutes faßt; dann seine verschüchterte, bis zur Lebensunfähigkeit sorgenvolle Frau Rachime, welche die Unstetigkeit des Erwerbs durch den Handel von jeher gewohnt war, aber die Abhängigkeit des Einkommens und des Familienschicksals von den plötzlich drohenden Naturgewalten nicht ertragen kann; ferner der lebenskräftige Sohn Anschel, der, Mistrauen und Feindseligkeit des braven Knechts Woitech besiegend, rasch und keck nebst seiner anmuthigen, frischen Schwester Tille in die neuen Verhältnisse sich einlebt: das Alles sind Charaktere, die ebenso interessante Blicke in das Wesen jüdischen Volksgemüths thun lassen, als sie von Kompert's Talent für innere Lebenswahrheit und ausdrucksvolle Detaillirung neues Zeugniß geben.

Weniger dagegen können wir unsern Beifall den romantischen Zuthaten des Buchs schenken, in denen der Verfasser, wie uns scheint, mehr als billig der althergebrachten, conventionellen Romantechnik Rechnung getragen hat. Der halbverrückte Vetter Koppel mit seinem Mogen Dovid ist eine jener Staffagen, die man als Staffagen in ihrer incommensurabeln Phantastik sich wol noch gefallen läßt. Der Rabbi Elieh, ein zweiter Sohn des Rebb Hahn, der mit fanatischem Eifer, dem Leben völlig entfremdet, dem Talmudstudium obliegt, hat eine seltsame Aehnlichkeit mit Bernhard Ehrenthal in Freytag's gleichzeitig erschienenem Romane „Soll und Haben" und ist im Eingange vortrefflich charakteristisch und scheinbar in hohem Grade lebenswahr entwickelt, reicht aber am Ende mit seiner wahnsinnigen Leidenschaft zur Tochter des christlichen Richters, sowie in dem Tode Beider an etwas unmotivirt gebrochenen Herzen zu weit in jenes Gebiet des Dämonischen hinüber, das in den Augen der großen Lesewelt den romantischen Reiz der Erzählung vielleicht erhöhen mag, unser eigenes Interesse an innerer Wahrheit und Nothwendigkeit aber nur abzuschwächen im Stande ist. Wenn wir endlich in der Katastrophe die tiefe Auffassung jener eigenthümlichen Weise des Familienbewußtseins hervorheben müssen, die in jüdischen Kreisen sich ausgesprochener als in christlichen erhalten zu haben scheint, so können wir dieses gute Buch dem nachdenkenden Publicum aufs beste empfehlen, wenngleich wir nicht verschweigen können, daß die Composition und Darstellung im Ganzen hier und da einiger Spannung, Leichtigkeit und Uebersicht entbehren, deren Mangel den Schriftsteller erkennen läßt, der bisher nur in engerm Rahmen sein Talent kundzuthun die Uebung erlangte. **Robert Giseke.**

Aus London.

Christopher North's „Noctes Ambrosianae". Deutsche Literatur in England. Neue Schrift über Goethe. Zur Geschichte der Zeitungsannoncen. Die Fortsetzung von Macaulay's „Geschichte Englands". Adel und Kaufmannsstand in Bezug auf Literatur. Neue Publicationen.

John Wilson, dem literarischen Publicum als Journalist vielleicht mehr noch unter seinem angenommenen Namen Christopher North bekannt, veröffentlichte in „Blackwood's magazine" vom Jahre 1822—37 eine Reihe kritischer Monatsberichte in dialogischer Form unter dem Titel „Noctes Ambrosianae", welche infolge ihrer zuweilen geistreichen, mehr noch aber persönlichen Schärfe nicht verfehlten, damals Aufsehen zu erregen. Diese Aufsätze gesammelt herauszugeben hat gegenwärtig Professor Ferrier unternommen. Der erste Band ist erschienen, drei weitere werden nachfolgen. Das „Athenaeum" sagt davon: „Leser, deren Erinnerung nicht 20 oder 30 Jahre

in die Vergangenheit zurückreicht, werden sich von einer Zeit in welcher sich die «Noctes Ambrosianae» ein Publicum verschaffen konnten, keine Vorstellung machen können.... In den schlechtesten Tagen der Controverse hat der Parteieifer doch wenigstens das Heiligthum des Hauses geachtet und harmlose Frauen mit seinen Pfeilen verschont. In jener Gährungsperiode aber, als gewisse Monats- und Wochenblätter der Torypresse sich das Recht anmaßten, die Grundsätze der Loyalität und Religion zu vertheidigen, als Theodor Hook, Professor Wilson und Dr. Maginn sich selbst als Rachefurien aufwarfen, war keines Mannes Ehre und keines Weibes guter Name mehr sicher. Weder hoher noch niedriger Rang schützte das Schlachtopfer vor ihrer Bosheit. Kein Leben war untadelhaft genug, um der Verleumdung zu entgehen, keine Laufbahn war zu edel, um nicht gelästert zu werden. Die Männer dieser Schule erfanden niederträchtige Anekdoten und machten es sich zum Vergnügen, ehrenhafte Charaktere mit Schmuz zu bewerfen.... Wenn ein Bischof ihnen zuwider war, schilderten sie ihn nicht nur als einen jämmerlichen Prediger und Ketzer, sondern auch als einen Trunkenbold und Besucher öffentlicher Häuser. Wenn sie einen Dichter, der nicht zu ihrer Clique gehörte, unter die kritische Scheere nahmen, so sagten sie mit niederträchtiger Schlauheit, seine Verse seien schlecht und seine Sitten noch schlechter; er nehme sich Freiheiten mit den Musen heraus und vernachlässige seine Kinder" u. s. w. Jetzt indeß, meint das „Athenaeum", habe sich der Literaturzustand in dieser Hinsicht gebessert, und Niemand werde jetzt wol Vergnügen daran finden, wenn Lord Brougham mit einem „Fischweib von Billingsgate" verglichen werde, wenn Jeremy Bentham „Grey Jerry, the old shrew", M'Culloch, der berühmte Nationalökonom, ein „obscure and insolent lout" und ein „infuriate dunce", Cobbett ein „old ruffian", Hazlitt ein „loathsome dunce", Paris, jetzt Präsident des medicinischen Collegiums, ein „stick" genannt werde. Kurz, das „Athenaeum" verdenkt es dem Herausgeber, Professor Ferrier, sehr, daß er es über sich gewonnen habe, diese „Noctes Ambrosianae" verdienter Vergessenheit zu entziehen und wieder herauszugeben. Das „Athenaeum" ist zu dem Eifer, womit es gegen diese Erzeugnisse literarischer Malice ankämpft, wol umsomehr berechtigt, da es selbst durch seine unausgesetzt anständige kritische Haltung viel dazu beigetragen haben mag, einen bessern Geist und Geschmack in den betreffenden literarischen Kreisen einzuführen. Auf Deutschland hat jenes böse Beispiel, welches die Kritiker von der Torypartei gaben, sehr übel eingewirkt; denn das Schlechte hat immer am meisten auf Nachahmung zu rechnen. Es wurde, namentlich nach Heine's Vorgang, seitdem auch in Deutschland Brauch, die Persönlichkeit mit in die Kritik hinüberzuziehen, um seine Rachsucht zu befriedigen oder seinen literarischen Nebenbuhler oder principiellen Gegner todtzuschlagen, während es sich dabei nicht einmal, wie meist in England, um politische Parteigrundsätze handelte. Der Geist fehlte dabei oft, aber nicht das schlechte Herz und der böse Wille. Seine Orgien feierte dieser widrige Dämon persönlicher Bosheit namentlich in der politischen Wühlerpresse von 1848 und 1849, und zwar auf beiden extremen Seiten, rechts und links; doch hielt sich auch die sogenannte „gemäßigte" Presse von diesen Unarten leider nicht immer frei. Etwas Gutes kann aber aus dem absolut Verwerflichen niemals hervorgehen. Ein wenig besser ist es seitdem in dieser Hinsicht wol auch in Deutschland geworden, aber wir fürchten, daß das Gelüst dazu noch immer vorhanden ist, wie es sich denn auch in der That in nicht ganz seltenen Fällen Luft zu machen nicht verschmäht. Die Hauptursache dieser beklagenswerthen Erscheinung ist wol darin zu suchen, daß es bei uns so Manche gibt, denen die Literatur nichts weiter ist als eine Tummelstätte, um ihren Privatgewohnheiten und Privatleidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Das „Athenaeum", um auf dessen Bericht wieder zurückzukommen, läßt an Christopher's einst für geistreich gehaltenen Kritiken so gut wie gar nichts gelten; ihr ganzes Interesse beruhe in den darin angehäuften Persönlichkeiten; zum größten Theil seien sie bombastisch, schwerfällig, pomphaft, schimmernd; die humoristischen Partien seien plump und ephemer, die ernstern bereits veraltet.*)

Dasselbe Blatt berichtet in seinen neuesten Nummern über einige deutsche Werke und Schriften. Von des verstorbenen Gieseler's „Kirchengeschichte der neuesten Zeit" heißt es darin: „Der abstoßende Charakter der deutschen Theologie und Kirchengeschichte, der zuweilen von den Sentiments des Autors, immer aber von seinem Stile herrührt, ist in diesem letzten (bekanntlich von Redepenning herausgegebenen) Bande Gieseler's gänzlich vermieden; es ist ein Buch, welches der eigensinnigste und verwöhnteste Brite mit Vergnügen lesen wird, wenn er, ohne gelangweilt zu werden, wissen will, was in der religiösen Welt während der letzten 40 Jahre vorgegangen ist." Die „Historischen Gedichte" von Edwygrau, die bei der deutschen Kritik ziemlich übel wegkamen, werden ebenfalls wenigstens einer Anzeige gewürdigt, ja der Berichterstatter nimmt sich sogar die Mühe, eine Stelle, worin die Verfasserin das erste Zusammentreffen zwischen Heinrich VIII. und Anna von Kleve schildert, als eine Probe ihrer Dichtweise mitzutheilen. In der in Berlin erschienenen Schrift „Unter dem Doppeladler" von Dr. P. findet das „Athenaeum" nicht viel mehr als ein „pleasant gossip", dagegen in Karl Neumann's Werk: „Die Hellenen im Skythenlande", einen reichen, auf tüchtige Studien beruhenden Stoff, der zugleich so gut angeordnet und mit einer so großen Klarheit und Leichtigkeit behandelt sei, wie man dies in deutschen Werken nicht eben häufig finde. Zu den zuletzt aus dem Deutschen übersetzten Werken gehören: „Reformers before the reformation, principally in Germany and the Netherlands. Depicted by *C. Ullmann*. The translation by the Rev. *Robert Menzies*" (erster Band, Edinburg), und „Reynard the Fox. After the German version of Goethe. By *Thomas James Arnold*. With illustrations by J. Wolf." Die Wolf'schen Illustrationen werden als wahre Kunstwerke gerühmt. Auch ist die Uebersetzung einer Schrift vom Baron Harthausen nach dem Originalmanuscripte unter dem Titel „The tribes of the Caucasus" angekündigt. Besonders aufmerksam machen wir auf folgende Erscheinung, welche interessant zu werden verspricht: „The life and works of Goethe. With sketches of his age and contemporaries. (From published and unpublished sources.) By *G. H. Lewes*, author of «The biographical history of philosophy." Dieses Werk wird zwei Bände stark sein und, wenn es inzwischen nicht bereits erschienen ist, in den nächsten Tagen erscheinen. Die Tendenz, die der Verfasser dabei vor Augen hatte, scheint durch ein vorangestelltes, aus Jung-Stilling's Bekenntnissen entlehntes Motto angedeutet zu werden, welches englisch lautet: „Goethe's heart, which few knew, was as great as his intellect, which all knew."

Aus der „Literary gazette" erfährt man, daß von Schnorr's Bilderbibel gegenwärtig auch eine englische Ausgabe („Schnorr's bible pictures. English edition. Printed from the original wood-blocks") erscheint; doch werden ein paar Platten, die dem englischen Gefühl und Geschmack weniger entsprechend sind, von der englischen Ausgabe ausgeschlossen werden. Dasselbe Blatt empfiehlt die „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets from Klopstock to the present time" von Mary Anne Burt allen Freunden deutscher Lyrik und rühmt die rhythmischen Uebertragungen der Herausgeberin als „faithful and spirited". Die beigegebenen biographischen Notizen

*) Sogar der „Punch" nimmt an diesen Lucubrationen Christopher North's Anstoß und meint: „Gewisse Parteimänner hatten in jenen Tagen einen kräftigen Magen und diese ließen sich ohne Zweifel solche Dinge munden, wie sich ja auch der Kaffer eine leckere Mahlzeit von Schweinegedärmen munden läßt" — was freilich weniger geistreich als grob gesagt ist.

bezeichnet die „Literary gazette" als „extremely interesting"; es befänden sich unter den Autoren einige, deren Namen wahrscheinlich manchen Lesern unbekannt seien, doch sei keiner darunter, der nicht um seines persönlichen Charakters oder des Verdienstes seiner Werke willen verdiene gekannt zu werden.

Einen interessanten Artikel zur Geschichte der Zeitungsannoncen in England brachte jüngst die „Quarterly review". Hiernach beträgt die durchschnittliche Einnahme der „Times" für Inserate wöchentlich über 3000 Pf. St. (20,000 Thlr.), und zur Zeit der Eisenbahnactienmanie nahm sie im Laufe einer einzigen Woche nicht weniger als 6700 Pf. St. (45,000 Thlr.) ein. Der Verfasser des Artikels hat ausgerechnet, daß Holloway für Ankündigung seiner abführenden Pillen jährlich 30,000 Pf. St., die Herrengarderobehandlung von Moses und Sohn 10,000 Pf. St., die Macassaröl-Fabrikanten Roland und Sohn 10,000 Pf. St., der Dr. de Jongh für Ankündigung von Leberthran 10,000 Pf. St., der Schneider Nicoll 4500 Pf. St. jährlich blos für Inserate ausgeben. So nimmt in England Alles einen kolossalen Maßstab an, unter Anderm auch der Absatz der Bücher, selbst solcher, welche nicht zur täglichen Nahrung gehören. Die Fortsetzung von Macaulay's „Geschichte Englands" sollte am bevorstehenden 4. December erscheinen; die Zahl der Abonnenten schwillt aber dergestalt an, daß es unmöglich sein würde, bis dahin die nöthige Zahl von Exemplaren herzustellen, weshalb, wie man hört, das Erscheinen der Fortsetzung auf einen spätern Termin verschoben werden soll. Man rechnet auf einen vorläufigen Absatz von etwa 40,000 Exemplaren.

Unter dem reichen englischen Adel gilt es aber auch für eine Ehrensache, die namhaftern literarischen Publicationen zu kaufen, und auch die Gelehrten und Geistlichen sind in England eher als in Deutschland in der Lage, Bücherankäufe zu machen. Ob unter dem eigentlichen Kaufmannsstand derselbe rege literarische Sinn herrscht, wissen wir nicht, möchten es aber, auf das Zeugniß des Reisenden und Seemanns James Silk Buckingham gestützt, fast bezweifeln. Dieser nämlich setzt in seiner vieles Interessante, aber auch manches Abenteuerliche enthaltenden „Autobiography" dem englischen Kaufmannsstande in dieser Hinsicht gerade kein Ehrendenkmal. Er erzählt laut den im „Magazin für die Literatur des Auslands enthaltenen Auszügen: „Wo mich die Kaufherren und Rheder mit einer Einladung zum Diner beehrten, fand ich die untadeligste Gastfreiheit, soweit die Auswahl der Speisen und Weine in Betracht kam; allein der Hauptgenuß sowol des Wirths als der Gäste schien in möglichst starkem Essen und Trinken, in Lobreden auf die Freuden der Tafel und in Anekdoten von glücklichen Handelsoperationen an der Börse und im Contor zu bestehen, während Literatur, Wissenschaft und Kunst niemals berührt und überhaupt kein Gegenstand von historischem, ästhetischem, philanthropischem oder religiösem Interesse je mit einem Worte erwähnt wurde. Das Resultat meiner Einweihung in die mercantilischen Gesellschaften war mithin die Ueberzeugung, daß die tägliche Gewohnheit, so wohlfeil als möglich zu kaufen und so theuer als möglich zu verkaufen, die Wirkung hat, die Triebe des Eigennutzes und der Selbstsucht zu vergrößern und die edlern Regungen des Herzens zu ersticken, und daß der hochsinnige Charakter, den die populäre Tradition dem britischen Handelsstande zuschreibt, auf einer ganz irrigen Auffassung beruht."

Daß dagegen der höhere Adel wenigstens die eine Aufgabe, das Protectorat über Künste und Wissenschaften zu üben und dem Talent in seiner Noth beizuspringen, sehr wohl begriffen hat, dafür sprechen zahlreiche Thatsachen. Wir erwähnen hier eine aus neuester Zeit. Der „Morning Herald" erzählt, daß ein kurzes Gedicht von Miß Frances Browne im „Athenaeum", welches eine rührende Klage über den Druck schwerer Sorgen enthielt, die Aufmerksamkeit des Marquis von Lansdowne so mächtig anzog, daß dieser sich bei dem Herausgeber des Blattes nach der Lage der Dichterin erkundigte. Als ihm hierauf die Nachricht wurde, daß sie eine drückende sei, schickte er ihr die Summe von 100 Pf. St. mit einem artigen Schreiben zu, worin unter Anderm bemerkt war, „er würde sich äußerst glücklich fühlen, wenn die Dame die Gabe in demselben freundlichen Sinne von ihm annehmen möchte, in welchem er sie ihr zugedacht habe". Es würde wol schwerlich viel helfen, wenn wir unserm begüterten deutschen Adel zurufen wollten: „Gehet hin und thut desgleichen!"

Nach längerer Ebbe scheint in der Literatur wieder einige Flut eintreten zu wollen. Außer der Fortsetzung von Macaulay's Geschichtswerke sieht man einem neuen Roman von Charles Dickens: „Little Dorritt" (mit Illustrationen von Hablot K. Browne), einer Sammlung vermischter Schriften von W. M. Thackeray: „Miscellanies", welche vier Bände umfassen werden, einem neuen Romane: „Doctor Antonio", von dem Verfasser des „Lorenzo Benoni", den Memoiren und nachgelassenen Briefen von James Montgomery, die inzwischen vielleicht schon erschienen sind, und einer Schrift: „Passages selected from the writings of Thomas Carlyle; with a biographical memoir" von T. Ballantyne entgegen.

H. M.

Vorschlag zu einem Roman über die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes.

Bekanntlich erschien schon vor längerer Zeit eine Geschichte dieses Freiheitskampfes von dem Dichter des neuen Griechenland, Alexander Sutsos, unter dem Titel „Histoire de la révolution grecque" (Paris 1829), die auch darauf von Förstemann in einer deutschen Uebersetzung (Berlin 1830), sowie italienisch unter dem Titel „Storia della Grecia" (1832) erschien. Auch gewährt diese Geschichte, bei welcher der Verfasser zum Theil besondere Quellen und Mittheilungen von Theilnehmern des Kampfes selbst und von Augenzeugen der Begebenheiten benutzen konnte, Demjenigen, der im Allgemeinen und Einzelnen über den Gang der Kämpfe der Griechen von 1821—27 sich unterrichten will, manche Vortheile, unter denen derjenige nicht der geringste ist, daß die Darstellung den Leser durch ihre Lebendigkeit und Frische und durch eine gewisse Unmittelbarkeit der Anschauung und Theilnahme anspricht und in nicht geringem Grade fesselt. Ausführlicher nach außen und nach innen und dabei mehr objectiv gehalten ist die „Histoire moderne de la Grèce" (Genf und Paris 1828; deutsch von Eisenbach, 1830) von dem gelehrten Griechen, Dichter und Staatsmanne des neuen Griechenland, Jakowakis Risos Nerulos, welche vom Jahre 1453 anhebt und namentlich die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes bis zur Katastrophe von Missolonghi im April 1826 fortführt. Außerdem schrieb der Schotte Thomas Gordon eine „History of the Greek revolution", welche in einer von W. Zinkeisen besorgten Verdeutschung in vier Bänden (Leipzig 1832—40) erschien, wogegen wir nur kurz erwähnen, daß der 1836 verstorbene Grieche Konstantin Kumas im zwölften Bande seines zum Theil nach Becker abgefaßten Geschichtswerks „Ἱστορίαι τῶν ἀνθρωπίνων πράξεων" (Wien 1832) auch eine Darstellung der griechischen Revolution bis October 1831 liefert. In neuerer Zeit ist von der aus der Feder des Griechen Spyridon Trikupis, in politischer Hinsicht ebenfalls eines thätigen Theilnehmers an dem Kampfe, längst erwarteten, auf drei Theile berechneten „Geschichte der griechischen Revolution" der erste Band 1853 in London (wo der Verfasser als griechischer Gesandter sich aufhielt) erschienen, und die Darstellung desselben hat besonders wegen ihrer Unparteilichkeit bei den Griechen selbst die gebührende Anerkennung gefunden. Von deutschen Bearbeitungen dieses Gegenstandes führen wir nur die „Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritt des Königs Otto" von Johann Ludwig Klüber (1835) an und haben nun zunächst zu erwarten, ob die gleichfalls

schon lange angekündigte „Geschichte der griechischen Revolution" von Freiherrn von Prokesch-Osten, deren Druck die wiener Akademie der Wissenschaften übernommen hat, nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Geschichte der griechischen Revolution" von Trikupis nun vielleicht ebenfalls ans Licht der Oeffentlichkeit treten werde. Daß zu einer Geschichte dieses Theils des politischen Lebens der Neugriechen auch die Werke von Thiersch: „De l'état actuel de la Grèce" (zwei Theile, Leipzig 1833), Maurer: „Das griechische Volk" (drei Bände, 1835), und die „Mittheilungen über Griechenland" von Brandis (drei Theile, 1842), namentlich in dem zweiten Theile, welcher die Geschichte des Befreiungskriegs bis zum Jahre 1829 enthält, von Nutzen sein, versteht sich von selbst.

Indeß hat hier von der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes vom Jahre 1821 und von dessen Darstellung in historischer Form eigentlich und zunächst keine Rede sein sollen. Vielmehr hat hier nur darauf hingewiesen werden sollen, daß es aus mehren Gründen ebenso an der Zeit sein dürfte, als es zugleich auch eine interessante und fruchtbare Aufgabe sein würde, die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes in der Form eines Romans zu behandeln und die hauptsächlichsten Thaten, sowie die vornehmsten Helden jenes Kampfes zu dem Gegenstande eines Romans zu machen, welcher im Wesentlichen den Zweck hätte, in vielfach aneinander gereihten, durch ein bestimmtes Interesse untereinander verknüpften Bildern ein lebendiges Gesammtbild des neugriechischen Volkslebens, besonders zur Zeit des Freiheitskampfes, aufzustellen. Es liegt in der Natur der Sache und in den nationalen und localen wie in den historischen und geistig-intellectuellen Verhältnissen und Zuständen des neugriechischen Volks, daß es in einem hohen Grade interessant wäre, mit poetischer Kraft und mit der ganzen Energie der Phantasie aller der wunderbaren Details sich zu bemächtigen, welche eigentlich das Charakteristische dieses Freiheitskampfes ausmachen; es wäre in gleichem Grade interessant wie dankbar, Gruppen und Scenen aus dem Leben an das Leben sprechend darzustellen, in einzelnen Handlungen oder Aeußerungen die einzelnen Kämpfe und die einzelnen Kämpfer nach Art Homer's aufzuführen und verzuführen und durch dies Alles dem Leser der Scenen und Beschauer der Gruppen Gelegenheit und Anlaß zu geben, vor Athen und in den Thermopylen wie in der Bucht von Navarin gleichsam mitzukämpfen, mit Botzaris in das Lager der Feinde einzudringen, mit Miaulis und Kanaris die Flotten des Gegners aufzusuchen und anzuzünden, aus Missolonghi sich herauszuschlagen, zu Epidauros, Argos und Troezene mitzudebattiren. Natürlich dürfte es an der erfoderlichen Staffage nicht fehlen, im Gegentheile würde dieselbe in gewisser Beziehung als die Hauptsache gelten können und müssen, und es würden dabei zu den Farben und Tinten wie zu dem architektonischen Schmucke nicht nur die bunte und in eigenen Widersprüchen interessante Natur und Eigenthümlichkeit des Landes und Volks in physischer Hinsicht, sondern auch das innere geistige Volksleben in Sitten und Gebräuchen, das Volk in seinem häuslichen wie in seinem religiösen und politischen Leben, namentlich auch in seinem reichen, mannichfach charakteristischen und reizenden Volksliede, den erfoderlichen Stoff hergeben müssen. Uebrigens würde als Zweck der Darstellung das Interesse der Unterhaltung mit dem der Belehrung Hand in Hand zu gehen haben, und in letzterer Beziehung wäre die Absicht besonders festzuhalten, daß die Darstellung nicht nur gehässige Vorurtheile gegen die Neugriechen zurückweisen, sondern überhaupt das Interesse an denselben und an der Entwickelung ihrer Zukunft den Deutschen näher rücken solle. Hatte im Jahre 1821 und den folgenden auch in Deutschland ein gewisser Philhellenismus sich überstürzt, während der eigentliche Stoff noch zu wenig erkannt und ergründet war, vielmehr noch unverarbeitet da lag, so ist neuerdings infolge verschiedener Umstände, die wenigstens nicht den Griechen zum Vorwurfe gereichen, eine Kälte und Misachtung der Deutschen gegen die Griechen in einer Weise an die Stelle getreten, deren sich eher die Deutschen als die Griechen zu schämen hätten. In dieser Richtung könnte und müßte die Darstellung, die wir und wie wir sie im Sinne haben, versöhnend und wohlthätig wirken. Wen wir einer solchen Aufgabe für gewachsen halten möchten, wissen wir nicht, und jedenfalls bedarf es, um sie nach allen Seiten hin würdig zu lösen, nicht geringer Studien, deren Gewinn und rechte Ausbeute jedoch Derjenige, der zu der Aufgabe mit der rechten Kraft, mit dem rechten Geschicke und mit dem gebührenden Reichthume der Phantasie ausgerüstet ist, leicht und sicher sich aneignen würde. Es genügt uns zunächst, den Gegenstand hier zur Sprache gebracht zu haben. Doch wollen wir zugleich in Betreff der nothwendigen Vorstudien, ohne hierbei auf die Sache selbst weiter einzugehen, nur bemerken, daß außer der im Eingange erwähnten „Histoire de la révolution grecque" von Alexander Sutsos, sowie außer der Vorrede zu der Sammlung der „Chants populaires de la Grèce moderne" von Fauriel namentlich Pückler's „Griechische Leiden", Andersen's „Eines Dichters Bazar", Theil 3, und Julius von Wickede's „Ein Soldatenleben", Theil 3, von Nutzen sein würden. Es versteht sich von selbst, daß nach der einen wie nach der andern Seite hin, gleichsam nach diplomatischen wie nach poetischen Rücksichten, alles das vorhandene Material cum grano salis geprüft und verwendet werden muß: auf der einen Seite ebenso viel Schärfe der Kritik als auf der andern ein feines und richtiges Gefühl und ein ästhetischer Takt! 3.

Notizen.

Englische und französische Stimmen über Gervinus.

Es war vorauszusehen, daß Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" nicht verfehlen würde, die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu ziehen. Wir führen hier nur einige Stimmen an, die uns im londoner „Athenaeum" und im „Athenaeum français" aufstoßen. Das erstere läßt dem Fleiße wie dem Scharfsinn des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren, theilt auch einige längere Stellen in Uebersetzung mit, gesteht jedoch, daß es ihm am liebsten auf seinem eigentlichen Gebiete, dem literaturhistorischen, begegne. Aber der Stil des Verfassers hat nicht den Beifall des englischen Journals. „Wir können nicht schließen (sagt das „Athenaeum"), ohne uns eine Bemerkung über den Stil des Verfassers zu gestatten. Diesen, wir müssen es leider gestehen, können wir nicht loben. Er verräth zu sehr den deutschen Professor. Er ist weitschweifig und matt, bildet dadurch einen etwas seltsamen Contrast zu dem meist schneidenden und mitleidslosen Urtheil und scheint uns fast noch monotoner und ermüdender zu sein als in des Professors frühern Werken, ein Mangel, durch welchen die Wirkung des Buchs wesentlich beeinträchtigt wird. Etwas mehr Leben, etwas mehr Leidenschaft würde dem großen Publicum diese Blätter angenehmer gemacht haben. Das Gefühl der Professorwürde verleitet ihn sehr oft dazu, schwerfällig zu werden. Alle Ehre seiner Gelehrsamkeit, seiner Ehrenhaftigkeit und seiner hohen [illegible] in der Republik der Wissenschaften; aber in Wahrheit, wir sind nicht mehr erstaunt, daß die Revolution, diese [illegible] feurige Jungfrau, als Herr Gervinus und seine gelehrten [illegible] in der Paulskirche ihr den Hof machten, unter dem Einfluß ihrer Beredtsamkeit in Schlummer sank." Ein Bericht über Gervinus' Werk im „Athenaeum français" enthält dagegen fast nur Anerkennendes. Von dem Abschnitt über die Reactionen von 1818 — 20 sagt der Verfasser der Kritik, Schnell: „Diese Partie ist es, welche Gervinus das Recht auf den Titel eines philosophischen und originellen Geschichtschreibers gibt. Niemals seit Hegel's unsterblicher «Geschichte der Philosophie» haben wir etwas so Vollständiges, etwas so Einschneidendes gelesen über die Bewegung der logischen Ideen in der Geschichte und über den Einfluß, den sie sowol im Bereiche der [illegible]

der Moral ausüben." Das Talent des deutschen Geschichtschreibers wird als ein „talent hors ligne" bezeichnet und selbst der von dem englischen Blatte getadelte Stil wird von dem Kritiker des „Athenaeum français" gelobt: „Einem solchen Werke gebührte ein des Gegenstandes und der Auffassung würdiger Stil, und Gervinus hat ihn unserer Ansicht nach gefunden" u. s. w. In einem interessanten, sehr ausführlichen Artikel desselben Blattes über E. T. A. Hoffmann von Champfleury wird auf eine Stelle der Einleitung Bezug genommen, welche E. Degeorge in Lyon seiner nur in 100 Exemplaren abgezogenen und daher bereits zu äußerster Seltenheit gewordenen Uebersetzung Hoffmann'scher Novellen voranstellte. In dieser Stelle beklagt sich Degeorge, daß der „gelehrte, aber oft zu ernste, zu frostige" Professor Gervinus in seiner Literaturgeschichte Jean Paul, den Begründer des phantastischen Humors in Deutschland, ferner Hoffmann, Chamisso, Arnim u. s. w. mit allzu kühler Antipathie abfertige, und er fügt hinzu: „C'est un peu le critique (der Recensent) qui, au moment où Pégase part à tire d'ailes vers les régions aériennes de la fantaisie et de l'humour, le rappelle pour lui demander s'il ne manque pas un clou à son sabot." Bei Gervinus' bedeutsamer Stellung wird es von Interesse sein, diese verschiedenartigen und zuweilen etwas schiefen Urtheile des Auslandes über ihn kennen zu lernen.

George Sand.

Der „Literary gazette" zufolge soll in den literarischen Cirkeln von Paris nachstehende Geschichte großes Aufsehen erregen. Von Seite der Regierung habe George Sand in Begleitung sehr vortheilhafter Honorarbedingungen die schmeichelhafte Auffoderung erhalten, ein fünfactiges Drama für das Théâtre français zu verfassen. George Sand habe nun die Gegenbedingung gestellt, daß nicht die geringste Aenderung an ihrem Stücke vorgenommen, kein einziges Wort daran gestrichen werde. Die Regierung sei darauf eingegangen, sehe sich aber jetzt in große Verlegenheit versetzt, da sie in Erfahrung gebracht, daß das von George Sand projectirte Stück die Bekehrung des Apostels Paulus behandle, ja daß der heilige Paulus gewissermaßen als Vorläufer des Socialismus und Republikanismus der Hauptheld des Stücks sein solle. Die Geschichte scheine kaum glaublich, aber sie sei richtig, setzt die „Literary gazette" hinzu, die außerdem versichert, die berühmte Schriftstellerin habe sich gegenwärtig ganz besonders der Betrachtung religiöser Gegenstände gewidmet, zeige nicht übel Lust, eine neue Religion zu stiften, und sei jetzt mit einer wunderlichen Arbeit über das Buch der Genesis fertig geworden, die sie im Feuilleton der „Presse" zu veröffentlichen beabsichtige. Diese Mittheilungen sehen freilich etwas unwahrscheinlich aus, und wir würden sie gar nicht berücksichtigt haben, wenn wir nicht Grund zu haben glaubten, die excentrischen Köpfe der Gegenwart auch der seltsamsten Projecte für fähig zu halten. Im Odéon kam vor kurzem ein dreiactiges Drama von George Sand: „Maître Favilla", zur Aufführung, worin neben sehr sentimentalen Elementen auch sehr phantastische à la Hoffmann vorkommen; das Stück spielt daher auch in Deutschland, in irgend einem kleinen Fürstenthume, wo Meister Favilla, der natürlich ein schönes Mädchen, eine „intéressante demoiselle", zur Tochter hat, als Geigenspieler sein Wesen treibt.

H. M.

Bibliographie.

Klencke, Die Nahrungsmittelfrage in Deutschland oder: Welches sind die Naturanforderungen menschlicher Ernährung, wie müssen sie durch die deutsche Küche erfüllt und wie kann dem Unbemittelten eine billige und kräftige Nahrung geboten werden? Vom Standpunkte der praktischen Naturwissenschaft beantwortet. Leipzig, Kummer. 8. 20 Ngr.

Langsfeld, C., Die Verhältnisse der Bergarbeiter bei dem sächsischen Realbergbau. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Lever, C., Sir Jasper Carew. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Löhe, W., Von der weiblichen Einfalt. 3te Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. 1856. 32. 12 Ngr.

Manitius, K., Gedichte. Herausgegeben von H. A. Manitius. Dresden, Adler u. Dietze. 16. 1 Thlr.

Metger, C. H., Die Botschaft des Lebens. Vier Predigten. Emden. Gr. 8. 10 Ngr.

Nadler, K. G., Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Näger, W., Junker Franz unter den Wilddieben oder das Nonnengrab. Romantische Erzählung. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Reber, B., Bilder aus den Burgunderkriegen. Basel, Schweighauser. Gr. 16. 12 Ngr.

Rothe, F., Zur Erinnerung an den am 11. Mai 1855 verstorbenen Director des Königl. Gymnasiums zu Eisleben Dr. Friedrich Ellendt, Prof. ꝛc. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Rüstow, W., Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsars. Mit dem Porträt Cäsars nach einer antiken Büste im königl. Museum in Berlin und 3 lithographirten Tafeln. Gotha, Scheube. Lex.-8. 1 Thlr.

Sadler, Ueber die Macht des ärztlichen Gemüths zur Erleichterung und Heilung von Krankheiten. Mit einem Vorworte von M. F. C. von Markus. Leipzig, Geibel. 1856. 8. 12 Ngr.

Schanz, J. u. E. Kauffer, Die schönsten deutschen Sagen, Volksmärchen und Legenden in Poesie und Prosa. Unter Mitwirkung bekannter Schriftsteller neu bearbeitet und herausgegeben. Mit Bildern. 1ste Lieferung. Dresden, Beyer. 4. 4 Ngr.

Schrader, A., Der Todescandidat. Roman. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Schulz-Bodmer, W., Militärpolitik. Mit besonderer Beziehung auf die Widerstandskraft der Schweiz und den Kampf eines Milizheers gegen stehende Heere. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Schwenke, L., Die Aufgabe der christlichen Volksschule in unserer Zeit. Ein Wort an die Lehrer der Volksschule, deren Freunde und Regenten. Leipzig, Wöller. 1856. 8. 12 Ngr.

Sixt, C. H., Petrus Paulus Vergerius, päpstlicher Nuntius, katholischer Bischof und Vorkämpfer des Evangelium's. Eine reformationsgeschichtliche Monographie. Mit Verger's Brustbild und 44 Originalbriefen aus dem geheimen Archive zu Königsberg in Preußen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Stier, R., Letztes Wort über die Apokryphen in Bezug auf Lic. Keerl's neueste Gegenschrift. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Streuber, W. F., Sinope. Ein historisch-antiquarischer Umriss. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 24 Ngr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1855. Herausgegeben in Verbindung mit mehren Freunden vaterländischer Geschichte von L. Lauterburg. 4ter Jahrgang. Mit 3 Abbildungen. Bern. 8. 1 Thlr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1856. Neue Folge, 7ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Vischer, W., Epigraphische und archäologische Beiträge aus Griechenland. Mit 7 lithographirten Tafeln. Basel, Schweighauser. Gr. 4. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt, — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden soeben das 23. und 24. Bändchen und enthalten:

23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam.
24. **Das Glas**, von J. R. Wagner.

Die früher erschienenen zweiundzwanzig Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. G. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von W. W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta. — 19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn. — 20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank. — 21. **Das Planetensystem der Sonne**, von J. H. Mädler. — 22. **Das Kochsalz**, von P. A. Bolley.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im November 1855.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schlachten bei Leipzig.

Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.**

Mit zwei Plänen. 8. 10 Ngr.

Eine anschauliche, interessante Schilderung der Schlachtfelder bei Leipzig, der Schwedenschlachten und endlich der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, aus der Feder des gleichzeitig als Militärschriftsteller und Belletrist (unter dem Pseudonym **Bernd von Guseck**) rühmlich bekannten Verfassers. Zunächst für die Besucher Leipzigs bestimmt — als ein Bändchen von **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe** — verdient die Schrift auch in weitern Kreisen gelesen zu werden.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der unterzeichneten Verlagshandlung gegen die neueste zehnte Auflage unter den nachstehenden Bedingungen umgetauscht:

1) Gegen Einsendung eines Ex. einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler wird ein Ex. der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert.
2) Das Werk kann auch in **Terminen** bezogen werden: der 1.—5. Band gegen Einsendung von 4 Thlr.
   » 6.—10. » » » » 4 »
   » 11.—15. » » » » 4 »
   Die ältere Auflage ist den ersten 4 Thlr. beizufügen.
3) Die Einsendung des Ex. der frühern Auflage sowie des Geldbetrags hat stets frankirt zu geschehen, wogegen die zehnte Auflage, insofern solche vollständig auf einmal bezogen wird und soweit eine Beförderung durch die Eisenbahn möglich ist, dem Besteller ebenfalls franco zugestellt wird.
4) Ex. früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen, werden zwar auch angenommen, es ist aber für jeden fehlenden Band ½ Thlr. mehr einzusenden.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Leipzig, 1855.

F. A. Brockhaus.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Raphael Sanzio.

Romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Wollheim.**

Preis 1 Thlr.

Dieses bereits auf mehren der ersten Bühnen Deutschlands mit Beifall gegebene Trauerspiel dürfte den Freunden dramatischer Dichtungen wohl eine willkommene Erscheinung sein.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Fünfter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser fünfte Band enthält den „**Staat**" nebst einer ausführlichen (17 Bogen umfassenden) Einleitung und wird auch einzeln abgegeben, was bei dem hohen Interesse dieser Schrift auch für ein größeres Publicum gewiß Vielen erwünscht sein wird. Der erste bis vierte Band (1850—54) haben gleichen Preis.

Leipzig, im November 1855.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 15. November 1855.

Goethe's „Werther" im Auslande.

1. Goethe et Werther. Lettres inédites de Goethe, la plupart de sa jeunesse, accompagnées de documents justificatifs, publiées par Kestner, traduites en français par *Poley*. Paris 1855.
2. Les origines de Werther, par *Armand Baschet*. Paris 1855.
3. Goethe. Werther. Traduction nouvelle et notice biographique et littéraire par *Louis Enault*. Paris 1855.

Nie ist die Handlung eines Romans mit so einfachen Mitteln und einem so geringen Personenaufwande in Scene gesetzt worden als in Goethe's „Werther", und niemals hat, in neuerer Zeit wenigstens, ein Buch von so einfacher Structur eine solche tiefe Wirkung auf das eigene Volk und eine so ausgebreitete auf die ganze civilisirte Welt ausgeübt als diese schlichte Erzählung von den Leiden Werther's. Daß sich ein junger Mensch das Leben nimmt, weil dasjenige Frauenzimmer, welches er liebt, im Besitze eines Glücklichern ist, das ist ja eine hundert mal dagewesene und so häufig sich wiederholende Alltagsgeschichte, daß von Fällen dieser Art selbst die Zeitungen nur noch ausnahmsweise sprechen. Was finge ein moderner Romanschriftsteller mit einem so simpeln Stoffe an?

Man könnte nun freilich sagen, Goethe habe aus den Stimmungen seiner Zeit geschöpft, er habe ihre elektrischen Stoffe zu diesem Donnerkeil verdichtet, er habe mit Einem Worte den Modegeschmack getroffen, und daraus allein erkläre sich die ganz außerordentliche Wirkung dieser einfachen Herzensgeschichte. Aber Andere nach Goethe haben es sich zur ganz besondern Aufgabe gemacht, der Zeit ihre Stimmungen abzulauschen, ihren Gelüsten zu huldigen, ihren Tendenzen Ausdruck zu geben, ihrem Geschmacke zu fröhnen; sie haben zu diesem Zwecke die geistreichsten Combinationen ersonnen, einen ungeheuern Apparat von pikanten Situationen ins Werk gerichtet und eine oft fast unabsehbare Menge der verschiedenartigsten, diese oder jene Richtung repräsentirenden Charaktere damit verflochten, aber ihre Producte haben meist nicht eingeschlagen; man sah den Blitz, man hörte den Donner, aber erlebte keine Wirkung, kein zündendes Feuer; es waren kalte Schläge, die, wenn sie auch vorübergehend in Deutschland gespürt wurden, doch nicht in das Mark des europäischen Culturlebens fuhren. Schon Tieck klagte:

> Die modernen vielbändigen Romane, die jetzt zu Modebüchern geworden sind, sind eine unerquickliche Lectüre. In chaotischen Massen sieht man die neue und bessere Form des Romans. In der Regel werden zahllose Fäden angeknüpft, und immer wieder von einer andern Seite. (Vgl. das jüngst erschienene interessante Werk R. Köpke's: „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen", II, 208.)

Wir acceptiren zwar diese Klage Tieck's, jedoch nur bedingungsweise. Es gibt Stoffe, für die zwei oder drei Bände kaum hinreichen, und wieder Stoffe, für die ein einziger Band schon zu viel ist. Aber daß die jetzt so allgemein gewordene Sucht, mindestens dreibändige Romane zu schreiben, der Literatur in ihrer höhern Bedeutung wenig zugute gekommen ist, möchten wir dreist behaupten. Abspannende Dehnungen, störende Episoden, Ueberwuchern des Dialogs oder des Raisonnements auf Kosten der Handlung wie der Nebenpersonen und Nebenhandlungen auf Kosten der Hauptpersonen und der Haupthandlung sind nur zu oft Folge dieser Sucht, die sich wol nur in den seltensten Fällen auf literarische Motive oder ein Gesetz der Nothwendigkeit zurückführen läßt. Seitdem Tieck das Obige niederschrieb, ist der moderne Roman noch viel complicirter geworden. Kaum hat man sich in eine Situation, in einen Lebenskreis, in eine Intrigue zurechtgefunden, so sieht man sich plötzlich in eine ganz neue Situation, unter ganz andere Personen versetzt; man muß, wie im modernen Leben selbst, immer wieder ganz neue Bekanntschaften machen und sich aus einer Intrigue in die andere geworfen sehen; es ist eine ewige Unruhe, ein ewiges Hin- und Hergeschüttele, ein ewiges Abbrechen alter Verbindungen, Aufsuchen neuer und Wiederanknüpfen der ältern. Insofern sich in dieser Unruhe, dieser Massenhaftigkeit, diesem tumultuarischen Chaos das moderne Leben mit seiner unruhigen Buntheit selbst spiegelt, ist dagegen nichts zu sagen, und es ist allerdings die Frage, ob die complicirten Verhält-

nisse des modernen Lebens in anderer Form erschöpfend behandelt und die maßlosen Ansprüche unsers verwöhnten Publicums, dem der Romandichter auf einer und derselben Tafel nicht genug Speisen und gewürzhafte und pikante Zwischengerichte vorsetzen kann, in anderer als in dieser luxuriösen Weise befriedigt werden können. Was die Mannichfaltigkeit der in ihm zutage tretenden Richtungen und die Hineinarbeitung realer Momente betrifft, so hat also der moderne Roman sehr viele Vorzüge; was er aber an Expansion gewonnen hat, hat er an Intensität verloren. Die Haupthandlung intermittirt alle Augenblicke, um einer neuen Handlung Platz zu machen und dadurch um ihre geschlossene Wirkung zu kommen; Episode thürmt sich auf Episode; ja was erst Episode zu sein schien, drängt im Fortgange sehr oft die anfängliche Haupthandlung beiseite und macht sich auf ihre Kosten ungebührlich breit; die Stimmung wird zerrissen, zertheilt und oft auf sehr hausbackene Gegenstände der allerwerkeltäglichsten Wirklichkeit, auf Finanz-, Schuld-, Pfandbrief- und Hypothekenangelegenheiten abgeleitet; und zuletzt weiß man gar nicht, wer der eigentliche Hauptheld oder die Heldin ist, denn eine Menge Personen stellen sich gleichzeitig an das Proscenium und gesticuliren und räsonniren auf das Publicum los. Eine wirklich dramatische Steigerung ist nur bei einer geschlossenen, auf wenige Hauptcharaktere beschränkten Handlung möglich. Die alten Maler wußten auf ihren Tableaux oft mehre Gruppen und Handlungen zu vereinigen, aber die Nebenfiguren und Episoden traten bei ihnen in den bescheidenen Hintergrund, der ihnen zukommt. An Rafael's Transfiguration tadelt dagegen die Aesthetik mit Recht, daß eine Episode im Vordergrunde steht und die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung abzieht. Je größer die Meisterschaft, womit eine solche Episode ausgeführt ist, umsomehr wird dadurch das Kunstwerk als Ganzes beeinträchtigt.

In Goethe's „Werther" gibt es nur zwei Hauptpersonen, Werther selbst und Lotte; schon Albert tritt in den Mittelgrund; alle übrigen Personen stehen im Hintergrund und sind, wie alles Episodische, nur da, um die Stimmung Werther's fort und fort bis zu der Exaltation zu erhitzen, an der Werther schließlich zugrunde geht. Das ist das Geheimniß des genialen Schaffens, das uns noch kein Professor erklärt hat und auch nicht erklären kann. Mit den einfachsten Mitteln die höchste Wirkung zu erreichen, das ist die Hauptaufgabe alles künstlerischen und poetischen Producirens. Das verstand auch Goldsmith in seinem unvergleichlichen „Vicar von Wakefield". Goethe war in dieser Kunst der erste Meister, und er wird darin wol auch unübertroffen bleiben. Wie einfach sind „Clavigo", „Tasso", „Iphigenie", die „Wahlverwandtschaften" gearbeitet, selbst, bei aller Personenfülle, „Götz von Berlichingen", „Wilhelm Meister", „Egmont" und „Faust". Das Verhältniß zwischen Faust und Mephistopheles, mit Faust's Verhältniß zu Gretchen als nothwendigem Einschlag, schreitet herrschend durch die ganze Faustdichtung hindurch; was sonst noch da ist, ist nicht um seiner selbst willen da, sondern nur um die Hauptcharaktere und deren geistige und sittliche Conflicte daran zu entwickeln. Nebencharakter bleibt Nebencharakter und Episode bleibt Episode.

Doch kommen wir nach diesen Vorbemerkungen auf unsern Hauptgegenstand, auf die Wirkung, die Goethe's „Werther" auf das Ausland ausgeübt hat. Hierüber gewährt uns J. W. Appell's fleißig und sorgfältig zusammengestellte Schrift „Werther und seine Zeit" (vgl. Nr. 29 d. Bl.) manche interessante Aufschlüsse. Die Wirkungen des Goethe'schen Romans auf die Deutschen selbst, die zahlreichen überschwänglichen Apologien und Vergötterungen und die nicht minder zahlreichen, oft sehr possirlichen und burlesken, zuweilen aber auch sehr cynischen Gegenschriften und Parodien, die er bei uns hervorgerufen hat, setzen wir als bekannter voraus, obschon auch hierüber das Appell'sche Buch sehr Vieles enthält, was nicht nur dem großen Publicum, sondern auch den eigentlichen Literaturkennern und Literaturforschern neu sein wird. Appell's Buch ist ebenso wol ein Beitrag zur Literatur- als zur Culturgeschichte, und wenn die Zeit gekommen sein wird, wo man Literaturgeschichte nicht mehr blos vom einseitig kritischen oder ästhetisch philosophirenden Standpunkt, sondern auf wesentlich culturhistorischer Grundlage schreibt, dann wird man sich der Appell'schen Schrift für die betreffende Literatur- und Culturperiode mit großem Nutzen bedienen können.

Goethe's „Werther" schlug zuerst am meisten in Frankreich durch. Die Gründe liegen nahe. Die Franzosen haben seit Rousseau viel Sinn für dieses intime Genre, für dieses Losstürmen gegen unbequeme gesellschaftliche Schranken, für dieses Trumpfausspielen der Leidenschaft im socialen Hazardspiele, für diese vulkanischen Explosionen des Herzens, das, unfähig jene Schranken zu sprengen, zuletzt sich selbst in die Luft sprengt, unbekümmert darum, was sonst mit ihm zugrunde geht. Die höhere Sittlichkeit ist freilich insofern im Goethe'schen „Werther" gerettet, daß der Held durch seine That sich und Lotte den äußersten Schritt auf dem eingeschlagenen Wege des Freundschafts- und Ehebruchs für immer erspart. Goethe selbst handelte freilich praktischer als Werther, indem er durch seine Abreise von Wetzlar jedem weitern Conflicte vorbeugte. Nur hat es immer sein Eigenthümliches, daß das christliche Sittengesetz den Selbstmord verwirft, während unsere gesellschaftliche Moral Keinem verbietet, den Act, womit Werther Hand an sich selbst legt, für poetischer zu halten als Goethe's Flucht.

Französische Uebersetzungen von den „Leiden des jungen Werther" erschienen mehre rasch hintereinander in den Jahren 1776 und 1777, die von letzterm Jahre unter dem den Titel des deutschen Originals falsch wiedergebenden Titel „Les passions (statt souffrances) du jeune Werther". Doch scheint sie in Frankreich vorzugsweise bekannt geworden zu sein, da sie auch 1797 und noch 1822 in Paris aufs neue gedruckt wurde. Die von George Deyverdun aus Lausanne, Gibbon's Freund, ve-

Jahre 1786 besorgte Uebersetzung ist mit einer Vorrede begleitet, in der es unter Anderm heißt:

L'ouvrage dont je présente la traduction au public a eu le plus grand succès et a causé une fermentation générale. On a pleuré, on a écrit, on a imité, on a parodié, on a disserté. on a prêché même etc.

Der zu Neufchâtel 1786 herausgekommene „neue Werther": „Le nouveau Werther imité du l'allemand", ist eigentlich nur ein Wiederabdruck der Deyverdun'schen Uebersetzung; doch ist darin, namentlich im Anfang, Manches weggelassen, der Schauplatz der Handlung ist nach Neufchâtel und der Umgegend verlegt und Lotte hat den vornehmern Namen Lucie erhalten, während der gute Albert in einen Monsieur Dupasquier verwandelt ist. Der Erfolg dieser ersten französischen Bearbeitungen aber war nach Goethe's spätern eigenen Worten „groß wie überall, denn das allgemein Menschliche drang durch". Und im Jahre 1779 schreibt Goethe aus Genf an Frau von Stein:

Daß man bei den Franzosen auch von meinem „Werther" bezaubert ist, hätte ich mir nicht vermuthet. Man macht mir viel Complimente, und ich versichere dagegen, daß es mir unerwartet ist; man fragt mich, ob ich nicht mehr dergleichen schreibe, und ich sage: Gott möge mich behüten, daß ich nicht wieder in den Fall komme, einen zu schreiben und schreiben zu können.

Diesen frühesten Uebersetzungen folgten noch verschiedene, eine zu Basel 1801 gedruckte, eine von de la Bédoère (Paris 1802 und 1809), eine von L. Sevelinges (Paris 1804 und 1825), die zugleich mit dem angeblichen Porträt Werther's versehen ist, endlich eine sehr treffliche von dem bekannten socialistischen Schriftsteller Pierre Leroux, die zuerst 1829 erschien und 1845 in reicher Ausstattung und mit 10 geätzten Blättern von Tony Johannot aufs neue herausgegeben wurde, mit einer warmen Vorrede von George Sand, sowie mit „Considérations sur Werther et en général sur la poésie de notre époque" aus der Feder des Uebersetzers. Leroux bemerkt darin:

Als ich vor einigen Jahren Deutsch lernte, fühlte ich mich von dem klaren Stil dieses „Werther", der mich in meiner Jugend so sehr gerührt hatte, wahrhaft überrascht. Jeden Satz gab ich buchstäblich wieder, und ich fand, daß sich dabei ein sehr correctes Französisch herausstelle. Goethe's Satzbildung, selbst wenn sie noch so poetisch ist, ist doch ebenso klar als die Voltaire's.

Von dieser Uebersetzung erschien 1850 ein neuer Abdruck, jedoch ohne die Vorrede von George Sand, „suivi de Hermann et Dorothée, traduction nouvelle avec une préface par X. Marmier" (in der „Bibliothèque Charpentier).

Zahlreich waren auch die Nachahmungen, welche „Werther" in Frankreich hervorrief: „Les malheurs de l'amour" (Bern 1775) in dramatischer Form, „Wertherie" (Paris 1791) von Perrin, „Praxede", eine jammervolle Geschichte, die 1809 zu Berlin von Saul Ascher unter dem Titel „Praxede, oder der französische Werther" ins Deutsche übersetzt wurde, „Marie, ou les peines d'amour" (1814), deren Verfasser kein Anderer als der Exkönig von Holland war. Für die Bühne wurde „Werther" mehrmals bearbeitet. So brachte das italienische Theater zu Paris bereits 1792 Werther's Geschichte in Gestalt einer Operette unter dem Titel „Werther et Charlotte en un acte, melée d'ariettes". Verfasser des Stückchens war Jean Elie Dujaure, der so menschlich war, Werther nicht sterben zu lassen. Man hört den Schuß. Lotte, die ein Unglück fürchtet, sinkt in Ohnmacht. Indem aber Albert dem Unglücklichen zu Hülfe eilen will, tritt Werther's Bedienter mit der Nachricht herein, daß es ihm gelungen sei, den Schuß glücklich abzuwenden, und daß sein Herr noch lebe. Dieser erscheint auch gleich darauf in eigener Person mit ganz heilen Gliedmaßen und entschuldigt sich höflichst wegen seines Beginnens, zu dem ihn die Verzweiflung getrieben. Des abgeschmackten Ausgangs ungeachtet fand das Stück doch großen Beifall, den es, nach einem gleichzeitigen Bericht, vorzüglich der interessanten Abschiedsscene zwischen Werther und Lotte verdankte. In den vierziger Jahren wurde der Schatten Werther's noch ein mal heraufbeschworen, um sich vom Lampenlicht bescheinen zu lassen, und zwar auf dem Vaudevilletheater. Es ist ein sehr curioses Stück, an dessen Schlusse sich Lotte vergiftet, während Werther am Leben bleibt und auf die Frage, was ihm nun übrigbleibe, sehr gefaßt und naiv antwortet: „Le souvenir!" Karl Rosenkranz berichtet über dieses Fabrikat in seiner Schrift „Goethe und seine Werke". Im Jahre 1809 oder 1810 langte in Weimar ein Packet von Isle-de-France mit der Aufschrift an: „An den Verfasser der «Leiden des jungen Werther» in Ingolstadt." Dasselbe enthielt eine französische Nachahmung des Romans und war lange in der Irre umhergelaufen, da es zu Ingolstadt als unbestellbar abgewiesen worden war. Endlich aber fand sich doch irgendwo ein Postmeister, welcher von dem Herrn von Goethe und seinem gegenwärtigen Aufenthaltsort etwas wußte und das Packet an seine richtige Adresse beförderte. Goethe hing später das mit allen möglichen Postzeichen decorirte Couvert unter Glas und Rahmen eine zeitlang in seinem Besuchzimmer auf. Rechnet man hierzu, daß, wie bekannt, selbst in China die Geschichte Werther's auf Glas gemalt wurde, so hat man wol Beweise genug, in welcher Ausdehnung und mit welcher Schnelligkeit diese einfache deutsche Herzensgeschichte die Reise um die Welt vollendete.

Ebenso bekannt ist es aus Bourrienne's Memoiren, daß der größte Feldherr neuester Zeit diese Dichtung des größten Dichters neuester Zeit auf seiner Expedition nach Aegypten in seiner Feldbibliothek mit sich führte. In seiner spätern Unterredung mit Goethe zu Erfurt 1808 (über welche auch S. Sklower's angeblich nur in 10 Exemplaren abgezogene Schrift „Entrevue de Napoléon et de Goethe, suivie de notes et de commentaires" berichtet) versicherte Napoleon dem Dichter, das Buch sieben mal gelesen zu haben, also wahrscheinlich öfter als so mancher Interpret Goethe's, der über den „Werther" geschrieben hat. Napoleon hatte den Roman, wie Goethe später gegen Eckermann bemerkte, „wie ein Criminalrichter seine Acten studirt" und an dem Buche nur das auszusetzen gefunden, daß an einigen Stellen

eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe stattfinde. Indeß möchten wir den Dichter gegen diesen Vorwurf, obschon er von Napoleon gemacht wurde, in Schutz nehmen. Goethe wurde, wie es uns scheint, von einem ganz richtigen Instinct, wenn nicht von etwas Höherm geleitet. Handlungen von solcher Stärke und Entschiedenheit wie Werther's Selbstmord gehen gewiß sehr selten aus einem einzigen Motive hervor; es wirken dabei sicherlich in den meisten Fällen noch andere Motive mit als dasjenige, welches zuletzt in den Vordergrund tritt. Die Seele des Menschen wird gleichzeitig von verschiedenen Leidenschaften bewegt, und meist ist jedes Seelenleiden ein complicirtes. Ehrgeiz und Liebe sind die bewegenden Factoren bei Werther, und selbst seine Liebe scheint von Ehrgeiz und Eitelkeit nicht ganz frei zu sein. Geschähe Werther's ehrgeizigen Ansprüchen in Bezug auf seine Stellung zur Gesellschaft und auf Beförderung in seiner Laufbahn vollkommen Genüge, so würde vielleicht seine Leidenschaft zu Lotten eine Ableitung erhalten und geschwächt in den Hintergrund treten; da dies nicht geschieht, wirft sich seine ganze Leidenschaft verzehrend auf seine Liebe zu Lotte. Eine Menge vorangegangener Kränkungen und Zurücksetzungen, die er bei seiner sensibeln Natur noch schärfer auffaßt, als sie verdienen, haben seine Stimmung verbittert, seinen Geist gebrochen und sein Nervensystem — so muß man annehmen — aufs tiefste untergraben. Er sieht Unglück und Ungerechtigkeit nach jeder Seite, einen Ausweg nach keiner. Er will untergehen, aber, wie er überhaupt nach dramatischen Motiven hascht, an der idealsten seiner Leidenschaften, an seiner stürmischen Liebe zu Charlotten. Er will als tragischer Held seine Laufbahn schließen. Napoleon hatte den Werther nicht wie ein Psycholog, sondern, wie Goethe sehr richtig bemerkt, wie ein „Criminalrichter seine Acten" studirt. Der Einwurf Napoleon's, da er aus solchem Munde kam, machte den Dichter zwar anfangs stutzig, aber auch nur für einen Augenblick; er ging mit sich und seiner Dichtung zurathe und fand bald, daß er die Entwickelung im „Werther" vor seinem eigenen dichterischen Instinct rechtfertigen könne; er ließ das Buch, wie es war. Napoleon's Einwurf ließ er aber bei alle Dem als die Argumentation eines scharfsinnigen „Criminalrichters" zu Recht bestehen. *)

Der „Werther" fand bald, nicht von Deutschland, sondern von Frankreich aus, den Weg über den Kanal nach England. Im Jahr 1779 erschien zu London „The sorrows of Werter, a German story". Dieser englische „Werther" war nicht nach dem deutschen Original, sondern nach irgend einer der bereits bestehenden französischen Uebersetzungen bearbeitet. Dieser Umstand scheint zu beweisen, daß damals die Kenntniß des Deutschen in England nicht sehr verbreitet war, nicht einmal in dem Grade wie bereits zu jener Zeit in Frankreich. Gegenwärtig würde England nicht mehr nöthig haben, sich die Kenntniß eines deutschen epochemachenden Buchs auf dem Umwege über Paris zu verschaffen. Obschon also diese früheste englische Uebersetzung nicht aus der deutschen Quelle geschöpft war, so scheint Goethe selbst doch durch sie mehr als durch die französische befriedigt worden zu sein. Er schreibt darüber an Frau von Stein 1783:

> Das Englische gefällt mir gar wohl; was ich gelesen habe, ist herzlich, verständig und geschmackvoll. Wenn es aus dem Deutschen übersetzt wäre, könnte ich noch mehr daraus lernen. Mir war es gar anmuthig, meine Gedanken in der Sprache meiner Lehrer zu lesen.

Diese Bemerkung ist deshalb interessant, weil Goethe darin gesteht, bei den Engländern und nicht bei den Franzosen, nicht etwa bei Rousseau, mit dessen „Neuer Héloise" man den „Werther" gern in Verbindung bringt, in die Schule gegangen zu sein, nur daß er seine Lehrer sehr bald einholte und selbst überholte. Die Engländer lernten denn auch später von Goethe; selbst Walter Scott, der den „Götz von Berlichingen" übersetzte und sich an dieser Dichtung zu eigenen Productionen kräftigte, holte sich bei ihm Lehre und Unterricht. Das Wertherfieber fing nun auch in England an zu grassiren. Amalia Pickering brachte Werther's Herzensgeständnisse (London 1788) in Verse; ein Ungenannter ließ ein Gedicht „Werter to Charlotte" und Anna Francis ein Seitenstück dazu: „Charlotte to Werter", erscheinen, und Lady Wallace verfertigte eine jammervolle Dichtung: „The ghost of Werter, in a letter to a friend." Das meiste Aufsehen erregte ein Machwerk, dessen englischer Titel uns nicht gegenwärtig ist, das jedoch 1788 in London auch französisch erschien unter dem Titel: „Lettres de Charlotte pendant sa liaison avec Werther, traduites de l'anglais, avec un extrait d'Eléonore, autre ouvrage anglais, contenant les premières aventures de Werther." Es bestehen hiervon sogar zwei deutsche Uebersetzungen, wovon die eine spätere erst 1826 in Trier unter dem Titel erschien: „Lottens Geständnisse in Briefen an eine vertraute Freundin, vor und nach Werther's Tode geschrieben. Aus dem Englischen, nach der fünften amerikanischen Ausgabe von L. Gall." Beigegeben sind Lottens „höchst ähnliches" Bildniß nach einem Familiengemälde und ein Facsimile ihrer Handschrift nach einem Erinnerungsbuche! So bemächtigte sich auch die gewöhnliche buchhändlerische und literarische Speculation des Werthermysteriums, um die Leichtgläubigkeit des Publicums auszubeuten. In England selbst erschienen gleich nach dem Bekanntwerden des „Werther" verschiedene auf die Wertherdichtung bezügliche Kupferstiche, welche wenigstens von dem ungewöhnlichen Antheil zeugen, den der Roman dort erregt hatte, darunter 1775 eine Ansicht von Wahlheim mit des Schulmeisters Tochter und ihren Kindern, „drawn by Werter". Im Jahre 1800 kam eine neue englische Uebersetzung: „The sorrows of

*) Wenn Wolfgang Menzel, wie J. W. Appell in seiner Schrift bemerkt, in einer frühern Ausgabe seiner „Geschichte der Deutschen" einmal behauptete, Napoleon habe den „Werther" am Fuße der Pyramiden gelesen und eine Nation verachtet, die solche Bücher hervorbringe, so ist dieser Ausspruch wol nur zu jenen etwas keckburschikosen Behauptungen zu rechnen, zu denen sich unsere neuere Kritik zuweilen hinreißen läßt.

Baron Goethe" heraus, laut einer Angabe auf dem Titel die erste, welche nach dem deutschen Original verfaßt wurde, jedoch abermals mit der falschen Titelübersetzung „sorrows" statt sufferings, und 1821 eine Schrift vom Major Bell: „Letters from Wetzlar, written in 1817", mit Goethe's Porträt im Alter von 23 Jahren. Für die Bühne bearbeitete F. Reynolds den Stoff zu einem Rührstücke, dessen Inhalt Alexander Büchner in seiner soeben erschienenen „Geschichte der englischen Poesie" kurz angibt. Lotte bricht am Schlusse über der Leiche Werther's, den sie vom Beginne des ersten Acts an schwärmerisch liebt, in Wahnsinn aus. Die beiden Liebenden sind so exaltirt und so nervenschwach zugleich, daß sie fast durchschnittlich zu Ende jeder Scene, in der sie auftreten, zu Boden fallen. Das Pathos erreicht gleich zu Anfang eine Höhe, die sich kaum überbieten läßt und im Fortgange doch überboten wird. Büchner führt zum Beweise aus dem ersten Act folgenden leidenschaftlichen Ausbruch Werther's an:

> Sag' mir, daß Trug in deinem Lächeln lockt,
> Sag' mir, Verderben wohnt in deinem Auge,
> Sag' mir, Ansteckung hängt auf deiner Zunge,
> Doch werd' ich lieben, werde glücklich sein.
> Doch heißest du mich deine Form vermeiden,
> Ist Todesschrecken, Höllenqual mir nichts. *)

Im Garten des Orfanotrofio zu Verona zeigt man einen steinernen Waschtrog oder etwas dem Aehnliches als den angeblichen Sarkophag der Julia Capuletti und in einem Wirthschaftsgarten des Dorfes Garbenheim einen Erdhaufen als Werther's Grab. Die englischen Touristen, meist bis zur Kindlichkeit leichtgläubig, pflegen zu diesem angeblichen Grabhügel, den nur die Speculation eines Wirths geschaffen hat, zu wallfahrten und ihn mit tiefster Andacht zu betrachten; und es ist bei diesen Besuchen zuweilen zu höchst drolligen Scenen gekommen. Eine solche erzählte der durch seine historischen Forschungen bekannte ehemalige Stadtgerichtsdirector zu Wetzlar, Paul Wigand, in Lewald's „Europa" für 1839. Vier Engländer mit einem deutschen Begleiter ließen sich 1838 den vermeinten Grabhügel zeigen, umgingen ihn schweigend und feierlich und foderten fünf Flaschen Wein mit fünf Gläsern. Diese wurden gefüllt und unter feierlichen, dem Andenken Werther's geweihten Trinksprüchen geleert, der Rest der Flaschen aber auf das Grab gegossen. Hierauf zogen sie fünf blanke Dolche hervor, stellten sich im Kreise um den Hügel und einer hielt eine Rede in englischer Sprache. Im Wirthshause selbst wäre es aber später beinahe zu einer Rauferei gekommen, denn als ein skeptischer Bergmann sich erlaubte, zu äußern, er werde nächstens auf dieser Stelle schürfen und dann sehen, was sich etwa noch vorfände, so zogen die Fünf ihre Dolche und geriethen über diese Barbarei so in Zorn, daß der Bergmann für gerathen hielt, sich schleunig zu entfernen. Man kann diese groteske Geschichte wie auch andere in Appell's Buche ausführlicher nachlesen.

*) Auch in Italien ist die Werthergeschichte dramatisirt und auf die Bühne gebracht worden. Tieck sah 1805 einen Werther auf einer Volksbühne der Arena in Rom unter freiem Himmel spielen und schildert dies Erlebniß mit guter Laune in seinem „Reisegedicht eines Kranken". Wir wissen nicht, ob dies dasselbe Stück war, welches der Advocat Antonio Simoni Sografi unter dem Titel „Carlotta e Werter" verfertigt hat.

Wir übergehen die Uebersetzungen des „Werther" in andere europäische Sprachen wie die zahlreichen Nachbildungen, die er auch im Auslande hervorgerufen hat, da wir unsere Betrachtung nicht allzu sehr mit Titeln und Jahreszahlen beschweren möchten. Daß diese Theilnahme für diesen Roman „sans égal et sans pareil", wie Frau von Staël ihn nannte, noch nicht erloschen ist, zeigt sich an der entgegenkommenden Wärme, womit der Goethe-Kestner'sche Briefwechsel und die darin enthaltenen, den persönlichen Antheil Goethe's betreffenden Enthüllungen auch im Auslande aufgenommen worden sind. Die englischen Journale haben ausführliche Artikel darüber gebracht; Frankreich hat sich auf Journalauszüge nicht beschränkt; Poley hat den Briefwechsel vollständig übersetzt, Armand Baschet ihn einem Buche „Les origines de Werther" zugrunde gelegt und Louis Enault das Wesentlichste daraus für die biographischen Notizen benutzt, womit er seine als trefflich gerühmte Uebersetzung des „Werther" einleitet. Daß eine neue Uebersetzung, so kurz nach der gelungenen von Pierre Leroux, für nicht überflüssig erachtet wurde, zeugt allein schon für die Jugendfrische, die sich das Buch bewahrt hat, wie für die Anziehungskraft, die es noch heutzutage auf die Gemüther ausübt. Und doch leben wir nicht mehr im Zeitalter des Wertherfiebers, und die Sentimentalität der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist eher in ihr Gegentheil umgeschlagen. Wir wollen uns über dieses Räthsel hier für unsere Person nicht weiter auslassen, sondern einigen geistreichen französischen Kritikern das Wort vergönnen.

Der treffliche Emile Montégut sagt in seinem betreffenden, „Types modernes en littérature" überschriebenen Artikel der „Revue des deux mondes":

> Ich habe den „Werther" zu wiederholten malen gelesen, und niemals, ohne tief von ihm ergriffen worden zu sein. Ich habe ihn in einem Alter gelesen, wo man sich von Allem hinreißen läßt, ohne noch etwas erfahren zu haben. Ich habe ihn in einem Alter gelesen, wo man schon zu Vieles durchgefühlt hat, um leicht ergriffen zu werden, und immer hat der Held im blauen Frack und der Nankingweste dieselbe Anziehungskraft auf mich geäußert. Ich habe für viele Gedicht- und Romanhelden geschwärmt, und sie sind wie weggelöscht aus meinem Geiste; ich muß gestehen, daß ich der betrogene Narr vieler poetischer Erfindungen und alter bewunderter Geschichten war; ganz anders aber verhält es sich mit Werther, und jegliches mal, wo ich die Erzählung von seinem beklagenswerthen Geschick wieder vornehme, fühle ich meine Liebe zu ihm von neuem erwachen..... Werther ist unter den poetischen Figuren neuerer Zeit diejenige, die ich am meisten liebe; sie ist nicht die großartigste, aber die rührendste.

Sainte-Beuve beginnt seinen Artikel in der „Revue contemporaine" mit den Worten:

> „Werther" gehört zu der Zahl derjenigen Bücher, welche den größten Einfluß geübt und am meisten, in welchem Lande es auch sei, die Neugier rege gemacht haben.

Edmond Taigny leitet ähnlich seinen Bericht im „Athenaeum français“ folgendergestalt ein:

Es gibt nicht viele Bücher, welche, ohne durch ihren Titel oder ihre Form in der Geschichte der Literatur in erster Reihe zu stehen, doch das so seltene Vorrecht genießen, lange Zeit zu leben, indem sie sich, trotz ihres alten Datums, jenen Zug von Jugend und Neuheit bewahrt haben, welcher nur den wahrhaft schönen Schöpfungen eigen ist. Das sind die Bücher, welche, ganz abgesehen von ihrem eigenthümlichen Werth, das Verdienst haben, daß sie den unverlöschlichen Stempel ihrer Autoren tragen; es sind keine aus der Feder des Autors gleichgültig gefallenen Blätter, keine Werke, die man unpersönliche nennen möchte. Sie sind vielmehr der Ausdruck eines großen Gedankens, meistens der Aufschrei einer Seele, welche ringt unter der Herrschaft mächtiger Leidenschaften und welche den eine ganze Generation bewegenden Herzensbedürfnissen und Gefühlen einen beredten Ausdruck leihen. Daher wird das Andenken Rousseau's, Goethe's, Châteaubriand's, Byron's stets von der „Neuen Héloïse“, von „Werther“, von „René“ oder „Manfred“ (warum nicht lieber „Childe Harold“?) unzertrennbar bleiben.

Taigny meint am Schlusse seines Berichts sehr naiv: als Goethe, nachdem er der große Goethe und Excellenz geworden, seine Lotte als Matrone mit grauen Haaren und als Mutter von 12 Kindern wiedererblickt habe, da hätte er nicht bedauern dürfen, schnell von Wetzlar abgereist zu sein, statt sich wie der arme Jerusalem das Leben zu nehmen, um sich von seinen Herzensqualen zu befreien. Ja, wenn jeder junge Mensch an die zukünftigen grauen Haare seiner Geliebten dächte und noch an so manches Andere, dann würde es mit allem Todtschießen aus unglücklicher Liebe wol überhaupt ein Ende haben.

Emile Montégut spricht davon, wie lieb er den Mann mit dem blauen Frack und der gelben Weste habe. Das bringt uns zum Schluß auf noch ein Capitel, das wir in aller Kürze abthun wollen. Die modernen Romanschriftsteller lieben es, aus Mangel an Phantasie oder weil sie bei ihren Lesern keine Phantasie voraussetzen, ihre Helden und Heldinnen zu beschreiben, nicht nur wie ihr Gesicht vom Ohrläppchen bis zur Nasenspitze aussieht, sondern zugleich wie sie vom Kopfe bis zur Zehe gekleidet sind. Kein Modeschneider, kein Theatercostumier könnte darin mehr Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit an den Tag legen. Goethe, der ein Dichter und kein Romanschreiber war, läßt darin der Phantasie des Lesers freien Spielraum; der Leser kann sich z. B. Lotte denken wie er will, mit einer griechischen Nase oder einem Stumpfnäschen, mit einem länglichen oder runden Gesicht; Goethe deutet ihre Liebenswürdigkeit mit wenigen Strichen nur an, die der Leser ausfüllen mag. Auch auf das Costüm seiner Personen läßt er sich wenig ein; das thut ja zur innern Entwickelung nichts; im Gegentheil, es würde den Leser nur davon abziehen. Ebenso deutet er die landschaftlichen und architektonischen Hintergründe meist nur in allgemeinen großen Zügen an; er rückt uns nicht jeden Balken und jedes zerbrochene Fenster und jeden zerborstenen Dachziegel vor die Augen, womit man eben nur dem Architekturmaler ins Handwerk pfuscht und die von Lessing, den man sonst ja immer im Munde führt, zwischen den verschiedenen Künsten gezogenen Grenzen vermischt und überschreitet. Aber der blaue Frack und die gelbe Weste waren historische Thatsache, und dieses Werthercostüm vergißt man schon darum nicht, weil es uns erst bei der Katastrophe ins Auge fällt, weil es Goethe vermieden hat, seinen Helden im Verlaufe des Romans so und so viel mal an- und umzuziehen. Auch in solchen kleinen Zügen verräth sich der Meister, der wahre Dichter.

Noch bei Lebzeiten Goethe's schrieb Thomas Carlyle die Worte nieder: „Werther“, dieses wundervolle Werk, sei in der That als der Urahn alles Dessen zu betrachten, was seitdem in der Literatur populär geworden, er sei nirgends, ausgenommen in seinem Vaterlande und vor allem in dem Geiste seines berühmten Autors, bis jetzt gänzlich veraltet. Allerdings mag der „Werther“ gerade in seinem Heimatlande in den Hintergrund gedrängt erscheinen, gegen den er sich aber durch seine Farbenglut in einer Weise absetzt, daß andere Werke, die sich seitdem in den Vordergrund zu drängen suchten, vielleicht eine künstlichere Anlage, aber in Betreff des energischen Colorits und der innern Wahrheit diesem Seelengemälde gegenüber doch immer etwas Blasses und Mattes haben.

Hermann Marggraff.

Die Familie. Von W. H. Riehl. Erster und zweiter unveränderter Abdruck. — A. u. d. T.: Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Selten ist wol der Wunsch eines Autors so rasch in Erfüllung gegangen als der von dem genannten Verfasser in der Vorrede ausgesprochene (S. IX):

Abgesehen von den wissenschaftlichen Lesern wünsche ich mir namentlich für die „Familie“ auch noch einen Leserkreis anderer Art. Ich möchte, daß das Buch auch als ein kleines Kunstwerk erfunden würde — nennt es meinetwegen ein Idyll vom deutschen Hause — und so als Hausbuch sich einbürgere in dieser und jener Familie, namentlich auch bei deutschen Frauen.

Es gibt fast kein Organ der Presse bis herab zu dem winzigsten Localblättchen, das nicht in ausführlicher Besprechung Notiz von dem Buche genommen und Bruchstücke aus demselben für das Feuilleton erlehnt hätte. Und daß dies, wenn auch nicht der passendste, so doch der bequemste Weg sei, ein Buch schnell in alle Kreise einzuführen, wird Niemand leugnen. Denn wer in dieser Weise von dem reichen Inhalt nur etwas gekostet hat, der sehnt sich nach Mehr, wem der Finger gereicht ist, der will die ganze Hand. Recensent kann das aus seinem Kreise bestätigen und ähnlich wird es noch Vielen ergehen. Aber wo liegt denn eigentlich der Zauber des Buchs, was hat es denn so Wunderbares an sich, daß wir, wie wir es nur oberflächlich durchblättern, sein und des Verfassers Freund werden? Lassen wir dem Letztern hierauf die Antwort geben. S. IX heißt es:

In bangen Tagen häuslicher Angst und Sorge hat mich die Bearbeitung gerade dieses Gegenstandes, der ja so ganz besonders im deutschen Gemüth anklingt, getröstet und muthig erhalten. Vielleicht fühlen es einige Leser vorab dem zweiten Theile an, daß dieses Buch dem Autor während des Schaffens wie zu einem Trostgedicht wurde, und wol gar unter ähnlichen Umständen eine annähernd ähnliche Wirkung des Buchs.

Darum also, weil in diesem Buche dem deutschen Volk der innerste Kern seines Seins und Werdens, das Geheimniß seiner nationalen Eigenthümlichkeit so meisterhaft erschlossen ist, wie es bisher noch wenig geschehen, muß und wird eben dieser Theil eines umfangreichen Werks eine Art Volksbuch werden; und weil es die wichtigsten Probleme der Gegenwart in concreter Lebendigkeit an der Wurzel faßt und eine Lösung derselben für eine bestimmte Volkspersönlichkeit anstrebt, weil es über Kunst und Wissenschaft, häusliches und sociales Leben sich mit einer Schärfe, Originalität und Wärme verbreitet, die nur von der Belesenheit des Verfassers übertroffen werden kann, fesselt es den Gebildeten und Gelehrten in demselben und wol noch höherm Maße, wie den gewöhnlichen Mann, der es mit seiner Gefühlsinnigkeit fast wie eine Sonntagslectüre zur Hand nehmen kann. Fesselnd durch die Form, hinreißend, ja bestrickend durch den Inhalt, versöhnt es selbst da mit dem Verfasser, wo wir seinen Ansichten entgegentreten zu müssen glauben.

Daß es schwierig ist, von einem in sich künstlerisch so abgerundeten Werke einzelne Partien als Proben aufzutischen, versteht sich von selbst, und dieselbe Verlegenheit entsteht, wenn man es versucht, den Gedankengang des Verfassers so kurz und verständlich, wie es in einer Recension vorausgesetzt wird, darzulegen. Die Quintessenz der Besprechungen des Buchs, die Recensent zu Gesichte gekommen sind, war eben deswegen immer die: Gehet hin und lest. Der Verfasser selbst kann uns hier wieder den besten Aufschluß geben. Es bildet nämlich die vorerwähnte Schrift den Schlußstein, d. h. den dritten Band von des Verfassers „Naturgeschichte des Volks", deren erster, „Land und Leute", die individuellsten Untersuchungen über die einzelnen Stammespersönlichkeiten in den deutschen Gauen enthält, während der zweite Theil, „Die bürgerliche Gesellschaft", zum Allgemeinern übergehend, aus den örtlichen Anschauungen auf die einheitlichen Grundlagen der großen socialen Volksgruppen der ganzen deutschen Nation zu schließen sucht.*) Der Verfasser erläutert:

Nun wird man fragen, warum ich denn bei den vorliegenden drei Bänden den Stil nicht geradezu umgekehrt habe und also der innern Logik der Sache gemäß zuerst die „Familie" geschrieben, dann die „Bürgerliche Gesellschaft" und zuletzt meine Methode in „Land und Leute" gerechtfertigt und auf die bestehenden deutschen Zustände angewandt? Darauf habe ich zu erwidern: Erstlich ist das ganze Werk nicht nach einem vorgefaßten symmetrischen Plane gemacht worden, sondern es ist binnen Jahr und Tag mit dem Verfasser gewachsen. Das System lag in dem Bewußtsein des Verfassers, aber nicht um ein System darzustellen, schrieb er die drei Bücher, sondern um Thatsachen, in denen sein System verborgen steckt, reden zu lassen für die Art der politischen Forschung und Erkenntniß, welche nun einmal mit seiner ganzen Persönlichkeit unauflösbar verwoben ist. So bearbeitete er also die drei großen Stoffe in der Reihenfolge, wie sie ihm durch das persönliche Bedürfniß, sich dieser Dinge quitt zu machen, eingegeben ward, nicht nach einem vorgefaßten systematischen Gesammtplane.

Durch diese Methode, die allerdings an plastischer Anschaulichkeit viel vor der schulmäßigen Systemmacherei voraus hat, ist aber trotz alle Dem etwas Memoirenhaftes, Fragmentarisches in das Buch gekommen, was noch störender für die innere Einheit wäre, wenn sich nicht über dem Ganzen ein gewisser musikalischer Duft lagerte (der Verfasser hat bekanntlich auch ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch: „Musikalische Charakterköpfe", geschrieben). Weniger in dem Stoff als in der Art der Behandlung liegt deshalb das Gewinnende des Buchs, das sich liest wie ein geistreiches Tagebuch. Das Epochemachende desselben liegt aber darin, daß es die Lehre von der Familie, welche bisher nur als Familienrecht in der Staatswissenschaft figurirte, zu einem selbständigen Wissenschaftszweige, einer socialen Disciplin, einem Theile der Volkskunde erhoben und somit für die Staatskunst gewissermaßen erobert hat. Gegenüber jener alten nivellirenden Abstraction, die die Familie lediglich in das Rechtssystem und nur so viel davon aufnahm, als zur Begründung einer äußern Rechtsordnung nöthig war, wird hier der Gegensatz der Geschlechter nach seiner socialpolitischen Seite untersucht und in die Gesammtlehre von den politischen Stoffen als die eine Hälfte aufgenommen. Eine derartige Behandlung führt nothwendig auf den Punkt, wo die Gesellschaftskunde in die Anthropologie hinübergreift, wo der natürliche Gegensatz der menschlichen Geschlechter ein naturwissenschaftlicher wird, wo der Anatom für uns den Beweis antritt, daß die Ungleichartigkeit der ursprünglichen Gliederung des Menschengeschlechts Naturgesetz sei. Die Socialisten, indem sie zu Untersuchungen über das Proletariat zwangen, haben damit freilich auch schon die Bedeutung von Mann und Frau zu einem wissenschaftlichen Vorwurf für die sociale Doctrin erobert, aber blos um die Ungleichheit beider Geschlechter zu leugnen.

Mit derartigen Betrachtungen empfängt uns das erste Capitel des ersten Bandes („Mann und Weib") der Schrift, das auf 22 Seiten „Die sociale Ungleichheit als Naturgesetz" behandelt. Hier beschäftigt den Verfasser der Gegensatz von Mann und Weib noch in seiner Allgemeinheit. Und da erscheint ihm jene doppelte Naturmacht in demselben verborgen, die in der Hauptgliederung der Gesellschaft schon bestimmter zutage tritt: eine Macht des socialen Beharrens und der socialen Bewegung. Der Mann gibt dem Hause und der Familie Namen und äußere Gestaltung, durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses erst lebendig. Darum besteht der nationale Beruf der Frau in der Bewahrung des instinctiven Lebens des Volks; der politische Volkscharakter ruht in seiner letzten Instanz bei dem Weibe, die politische That bei dem Mann. Auf den

*) Vgl. über die ersten beiden Bände von Riehl's „Naturgeschichte des Volks" in Nr. [illegible] d. Bl. f. 1854. D. Red.

untersten Stufen der Gesellschaft ist die Charakterfigur von Mann und Weib noch nicht in ihren vollen, bestimmten Umrissen herausgezeichnet. Das Gegenbild wird erst fertig mit der steigenden Gesittung. Denn die echte Civilisation sondert und gliedert, die schlechte ebnet aus. Darzustellen, wie die Gesittung zu einer immer tiefern Ausprägung des Charakteristischen bei beiden Geschlechtern führen muß, ist die Aufgabe des zweiten Capitels: „Die Scheidung der Geschlechter im Processe des Culturlebens." Die Folgerung daraus, daß das Streben, den Frauen den gleichen Beruf mit den Männern zu überweisen, keine That des Fortschritts, sondern der wahrhaften Reaction, der Rückkehr zur ursprünglichen Roheit wäre, leitet zu dem folgenden Capitel: „Ueber die Emancipirung von den Frauen", der gelungensten Partie des Buchs, an welches sich in einem vierten Capitel „Zur Nutzanwendung", zugleich Schluß des ersten Bandes, reiht.

Der zweite Band „Haus und Familie" entwickelt im ersten Capitel „Die Idee der Familie", im zweiten „Das ganze Haus", im dritten „Die Familie und die bürgerliche Baukunst", im vierten „Verleugnung und Bekenntniß des Hauses", im fünften „Die Familie und der gesellige Kreis" und im letzten Das, was uns nun noththut „zum Wiederaufbau des Hauses".

Wollten wir dem Verfasser referirend und beurtheilend in diesem reichen Gebiete schrittweise folgen, es würde uns weit über die d. Bl. gesteckten Grenzen führen, und wir glauben deshalb dem Charakter derselben, als Blättern für literarische Unterhaltung, am zweckmäßigsten zu entsprechen, wenn wir einzelne beachtenswerthe Partien zur Charakteristik des Verfassers und seiner Tendenz herausheben. Das Buch schildert nicht die Familie, sondern es zeigt ihren Halt und Zusammenhang mit den Sitten, der Kunst, Literatur, Architektur, kurz mit dem ganzen geistigen und materiellen Leben des Volks und die Nothwendigkeit der Regeneration der Familie durch eine Umkehr des Gesammtlebens, durch Abstreifung der fremden Elemente und Wiederaufbau eines specifisch deutschen oder vielmehr germanischen Hauses.

Greifen wir ein Capitel heraus, Denen gewidmet, in deren Hand der Verfasser das Buch so gern sehen möchte. Vorher jedoch noch eine Bemerkung. Wenn in des Verfassers Sinne die gute alte Zeit in Haus und Herd repristinirt würde, er selbst wäre sicher einer der Ersten, der sich den Vorwurf machen müßte, den er den Socialisten ins Gesicht schleudert, den der praktischen Unausführbarkeit. Das Haus und die Sitte des Hauses sind versunken, das ist wahr, aber wie sie nicht die einzigen Bildner des gesellschaftlichen Lebens sind, sondern vielmehr unter dessen Einflüssen werden und vergehen, so darf der Socialpolitiker die Familie allein nicht verantwortlich machen für die geistige und körperliche Noth der Gegenwart, darf sie nicht über die Bedeutung eines Factors der bürgerlichen Gesellschaft hinausdrängen. Und das eben thut der Verfasser zur Ungebühr. Die Zeiten der Blüte des Spießbürgerthums — und das bildet sich immer da, wo die Macht der Familie zur Ungebühr ausgedehnt wird — war den Deutschen zugleich eine Periode der größten Spaltung, und Hunger und Elend gab es vielleicht gerade dann zumeist, wenn der Patriarchalismus des deutschen Hauses im schönsten Flor stand. Darum ist uns auch der Verfasser den Beweis, daß es um das öffentliche Leben Deutschlands noch besser gestanden habe, als das Leben sich auf den häuslichen Herd beschränkte, schuldig geblieben. Er zeigt uns nur die Licht-, nicht die Kehrseite des Bildes. Die Aristokratie des Hauses war nicht möglich ohne ihren Antipoden, die Leibeigenschaft, sie hat den Feudalismus und dieser unsere modernen Zustände ins Leben gerufen. War denn das Leben der Griechen etwa unglücklich, weil ihr Hausleben im Staatsganzen aufging? Beginnen sollen wir allerdings die Besserung mit uns selbst, mit dem eigenen Familienkreis — können wir aber den Fuß über die Schwelle setzen, ohne uns zu bekennen: die Macht, allein fähig die Gesellschaft umzugestalten, ist nicht die Sitte des Hauses und wäre sie noch so keusch und heilig? Die Strömung des Zeitgeistes überflutet die vereinzelten Bestrebungen. Dieser Geist ist zwar im Grunde „der Herren eigener Geist", aber diese Herren bestehen nicht blos aus seßhaften Hausvätern deutscher Nation. Wir wollen den Gedanken nicht weiter fortspinnen, mochten aber diese Andeutungen umsoweniger unterdrücken, als sie — unbeschadet des Werths des Buchs — nur das Misliche, wenn man will, das Gefahrvolle andeuten, das eine Richtung, auf die Spitze der Einseitigkeit getrieben, nothwendig mit sich führen muß. Es würde sich, sollte Alles so ganz nach dem Wunsche des Verfassers ins Leben treten, wahrscheinlich ein Puritanerthum breit machen, das, in seinen Folgen ermessen, nicht den unschuldigen Charakter der Sprachreinigungsversuche haben würde. Möge uns der Verfasser nicht misverstehen oder gar einer oberflächlichen Betrachtung seiner Erörterungen zeihen. Wir wissen wohl, daß er selbst das Unglück der einseitigen Richtungen des öffentlichen und Privatlebens in den deutschen Gauen mit Meisterhand gezeichnet; wir sind mit ihm darüber einverstanden, daß unser Haus und infolge dessen Gesellschaft und Staat an etwas Gemachtem, Uebertünchtem krankt, daß an Stelle der Sitte die Mode getreten, daß wir den Begriff des Hauses als einer socialen Gesammtpersönlichkeit verloren und uns einer jammervollen Vereinzelung hingegeben haben; daß mit dem Familienbewußtsein auch die Familienbande sich gelockert haben; wir finden aber das Heilmittel nicht in der Familie allein, sondern vorzüglich in dem sittlichen Culturbewußtsein, das gewiß bald der einseitig materiellen Entwickelung ein Ziel setzen wird. Hat diese Zeit des Uebergangs, der unversöhnten Gegensätze ihre Geburtswehen hinter sich, so folgt der Wiederaufbau des Hauses von selbst. Die Familienlosigkeit ist das Unglück, nicht, wie der Verfasser glaubt, die Schuld der Individuen von heute; gebt ihnen einen andern Boden, und die Familie und mit der Familie auch der Familiensegen ist da, auch ohne das altdeutsche Haus mit Erker und Spinnstube. Die moderne Wohnungskaserne mit ihren unseligen Anhängseln wird dann — in

den kleinern Städten und auf dem Lande wenigstens — dem behaglichen Asyl zufriedener Menschen Platz machen. Die Voraussetzung ist aber — und da treffen wir mit dem Verfasser zusammen — die Brechung der Staatsomnipotenz durch die freigewordene Persönlichkeit, wie es schon in England, wo die germanische Familie sich in der extremsten Zuspitzung erhalten, der Fall. Und ohne dies — nulla salus! Wo eine äußere Gewalt die Sitte in die Hand nimmt, kann diese sich nicht frei gestalten, kann die Familie nicht in das öffentliche Leben hineinwachsen.

Geben wir nun unsern Lesern einige Goldkörner aus der Schrift, zugleich als Probe des künstlerisch abgerundeten Stils (S. 52):

In unsern Tagen ist es vorwiegend die Kunst und die schöne Literatur, worin eine große Gruppe von Frauen auf die Zeitstimmung Einfluß übt. Immer deutet aber auch hier das massenhafte Hervorströmen geistig productiver Frauen und die Vergötterung der weiblichen Schöngeister auf eine Periode des politischen Stillstandes. Die Geschichte unsers politischen Elends läuft parallel mit unserer Geschichte der Blaustrümpfe. Wo aber das öffentliche Leben einen kräftigen neuen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgetreten. Ein wahnsinniger Cultus der Sängerinnen bezeichnet die Zeit der Karlsbader Beschlüsse. In den schwülen, matten Tagen nach der Julirevolution stoßen wir auf eine ganze Schar von Schriftstellerinnen, welche das Junge Deutschland mit einem Zwiebacksüpplein aufziehen helfen. Bettina's „Schwebereligion" und die „Gedankenatomistik" der Rachel würden zu einer andern Zeit schwerlich so begeisterte Bewunderer, selbst in Berlin nicht, gefunden haben. Nur an dem unheimlichen, nebligen Vorabend der Februarrevolution konnte es noch Lärm erregen, daß etliche Frauen von deutschen Namen und französischer Art mit der „Emancipation" gleichsam auf den Messen hausiren gingen, indem sie dem ganzen deutschen Publicum zeigten, wie eine emancipirte Frau ißt, trinkt, raucht und mit der Polizei Skandal hat.

Die Zeit der sprachgelehrten Frauen im 15. und 16. Jahrhundert ist zugleich eine Zeit der sprachgelehrten Wunderkinder gewesen, gerade so wie jetzt das künstlerische Dilettantenthum bei den Frauen mit den künstlerischen Wunderkindern zusammenfällt. Melanchthon schrieb bekanntlich, als er 15 Jahre alt war, seine griechische Grammatik und hielt im sechzehnten als Magister Vorlesungen über die Philosophie des Aristoteles. Andreas Canter aus Gröningen legte schon vor dem zehnten Jahre die Heilige Schrift öffentlich aus, ward im zehnten Jahre beider Rechte Doctor und disputirte öffentlich vor Kaiser Friedrich III., der ihn nach Wien berief. Das geht noch über die Milanollos. Wie aber heutzutage das künstlerische Virtuosenthum miasmatisch in der Luft der Zeit schwebt, daß ja auch heuer zehnjährige Bübchen schon Verse machen, so schön, so glatt wie Platen und Rückert — so erging es damals mit dem sprachgelehrten Virtuosenthum. Dringt nun ein solches Miasma einmal so gründlich durch, daß die Frauen massenhaft davon berührt werden, dann müssen zuletzt selbst auch noch die Kinder daran, und wo die Blaustrümpfe epidemisch auftreten, da kommen alsbald auch einige Wunderkinder nach. Es ist dann aber auch hohe Zeit, daß man die Luft reinige.

S. 73:

Die feinste Schule der Galanterie an den provenzalischen Liebeshöfen stellte geradezu den Satz auf, daß sich Liebe mit dem Ehestande nicht vertrage. Man schloß dem entsprechend Liebesbündnisse, die keineswegs Ehebündnisse waren oder werden sollten, unter großen Feierlichkeiten und ließ sie selbst vom Priester einsegnen. Das Schauspiel dieser Liebeshöfe, nur in anderm Costüm, wiederholt sich in der Zeit Ludwig's XIV., wo überhaupt in so vielen Stücken ein letztes Aufleuchten mittelalterlichen Gepränges erscheint und nicht bedeutungslos der Brustharnisch immer noch neben der Perücke getragen wird. Aeußerst klar sehen wir in der Geschichte der Frauen dieser Zeit, wie die Ueberweiblichkeit ausgebrütet wird, wie sie sich entwickelt und zuletzt das ganze französische Culturleben umstrickt, das ganze öffentliche Leben verfälscht und verdirbt. Zuerst nehmen wir da wahr, daß die Frauen empfindsam werden, überfein; die Ehe und das Haus sind ihnen zu plumpe Dinge, sie frischen jene Idee mittelalterlicher Liebeshöfe wieder auf, daß die Liebe mit dem Augenblick der Hochzeit aufhöre. Dann werden wirkliche neue Liebeshöfe im Rococogeschmack gegründet. Die feine Dame hält große Cour in ihrem festlich geschmückten Alkoven, wobei allerlei Hofsitten nachgeäfft werden. Der Alkoven wird zu einem förmlichen Tempel des Minnecultus, und der Herr, welcher dort als Hofmarschall die Etikette handhabt, führt den wunderlichen Ehrenamen eines „Alkovisten". Die Unterhaltung muß sich in verfeinerten, überweiblichen Redeweisen bewegen; plumpe Wörter, wie „Ehestand", „sich verheirathen" u. dgl., vermeidet man gänzlich. Man sagt statt des letztern „donner dans l'amour permis", wie man statt „tanzen" sagt: „Liebesrunen mit den Beinen zeichnen" (tracer des chiffres d'amour.) Von solchen verzwickten Redewendungen sind Hunderte in der Schriftsprache sitzen geblieben und haben die kräftige und gesunde volksthümliche Redeweise verdrängt. So wird also schon der Genius der Sprache weibischer durch die überweiblichen Frauen. Bei dieser Sprachverbesserung sind aber die feinen Damen nicht stehen geblieben. Weil sie im Hause nichts mehr zu thun hatten, so warfen sie sich zuerst auf die schöngeistige Literatur. Die ganze marklose Schönheit des 18. Jahrhunderts ist weiblichen Ursprungs. In den Salons des Hôtel Rambouillet wird ein Forum für die schöne Literatur eröffnet, viele Poeten sind schon so gefesselt von den weiblichen Einflüssen, daß sie ihre Werke vor diesen Gerichtshof bringen. Die Frauen selbst werden schöpferisch und übertragen die verzwickte Einsamkeit ihres Minnecultus im Alkoven in die Literatur. Dann werfen sie sich auf wissenschaftlichen und religiösen Dilettantismus. Das ganze Geistesleben des Zeitalters Ludwig's XIV. kommt unter den Pantoffel. Furchtbar rasch geht es nun auf der einmal betretenen abschüssigen Bahn in die Tiefe. Ludwig selbst, der sich anfangs streng gegen weibliche Einflüsse abzuschließen trachtete, erhält nachgerade ein vollständiges Kartenspiel von vier Herzensköniginnen. Das Frauenregiment dringt nun auch zur Politik vor. In der Mitte des 17. Jahrhunderts war die Galanterie der überweiblichen Frauen noch ein harmloses Spiel gewesen. Die Dame des Salons, wie wir sagen würden, oder, wie man damals hätte sagen müssen, die Dame des Alkoven, empfing zwar ihren glänzenden Cirkel nach höfischer Sitte im Bette liegend, allein der „Alkovist" machte dabei nicht nur die Honneurs, er war auch ein Ehrenwächter. Das änderte sich rasch, und der Alkoven sah im Anfang des 18. Jahrhunderts ganz andere Minnecultus. Mit den häuslichen Sitten wird das Weib auch allemal der Sittlichkeit ledig. Und so ist denn die letzte Folge jener Ueberweiblichkeit, jenes Uebergreifens der Frauen in Kunst und Literatur, in religiöses und politisches Volksleben ein Abgrund von sittlicher Fäulniß. Mit der Frivolität geht bald die religiöse Heuchelei, verschwommene pietistische Schönseligkeit Hand in Hand und die Büßerinnen selbst unterwühlen den sittlichen Ernst des religiösen Geistes. Molière, der nur die bessern, unschuldigern Zeiten dieses Weiberregiments erlebte, hat in seinen „Gelehrten Frauen" bereits prophetische Bilder in die Zukunft solchen Treibens geworfen. Die Moral der „Gelehrten Frauen" ist die Emancipirung von den Frauen. Es ist darum ganz zeitgemäß, daß uns unlängst Adolf Laun in Oldenburg diese Warnungskomödie gesondert übersetzt und mit einer lesenswerthen Einleitung „Ueber das Preciosenthum im 17. Jahrhundert" herausgegeben hat. Denn die Einflüsse der Ueberweiblichkeit dringen wieder unmerklich in alle Poren unsers Culturlebens ein. Die Folgen lassen sich bereits leise ver-

spüren. Vor einem weitern Fortschreiten auf dieser Bahn aber möge uns der Himmel bewahren, sowol um der Würde der Frauen wie um der Würde der Männer willen!

Mögen diese Proben, die wir, dem Zweck dieser Blätter entsprechend, für die Gebildetern, namentlich, wie es der Verfasser wünscht, die Frauen, als Beweis der gründlichen und geistreichen Behandlung hervorgehoben, genügen. Aber auch Bürger und Bauer beiderlei Geschlechts finden in dem Buche Belehrung und Unterhaltung in seltener Fülle vereint. 67.

Die Pyrenäen und ihre Bewohner.

Aus den Pyrenäen. Von Claire von Glümer. Zwei Theile. Dessau, Gebr. Katz. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erhabene Gebirgswelt der Pyrenäen war bis zum Jahre 1824 in Deutschland so gut wie unbekannt. In diesem Jahre gab der Verfasser des Nachfolgenden unter dem Titel „Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen" die erste umfassende Schilderung des Gebirgs in deutscher Sprache heraus; er verfolgte hierbei sowol eine wissenschaftliche als eine malerische Tendenz. Seitdem sind mancherlei Gemälde der Pyrenäen oder doch einzelner Partien derselben erschienen*); eine wissenschaftliche Arbeit über diese merkwürdige Bergwelt aber ist, trotz der von Heidelberg unter Anführung eines namhaften Geologen vor 20 Jahren unternommenen Excursion junger Naturkundiger, noch immer im Rückstande.

Auch der Verfasserin des vorliegenden Buchs liegt ein wissenschaftliches Gemälde der Pyrenäen fern; sie hält sich vielmehr nur an das Pittoreske und Sittenschildernde der Aufgabe, folgt nur den großen Heerwegen zu den nächsten Glanzpunkten dieser Natur, die seit dem Jahre 1824 allerdings nicht wenig an Bequemlichkeit gewonnen haben, und läßt den geologischen und naturhistorischen Stoff des Gegenstandes zur Seite liegen. Nichtsdestoweniger hat der Schreiber dieser Zeilen, der die Pyrenäen als sein Taufkind betrachtet und alle Zärtlichkeit eines Pflegevaters für sie hegt, seine Freude an einem Gemälde gehabt, das ihm theuere Jugenderinnerungen wahr und lebendig wieder vor die Seele führte. Die Verfasserin versteht den Reiz dieser alten urschönen Natur und weiß ihn kunstlos und treffend zu schildern. Sie versenkt sich mit Liebe in diese Felsgründe, steht mit staunender Bewunderung vor diesen merkwürdigen Felsamphitheatern (Oulen), die diesem Gebirge eigenthümlich sind, betrachtet mit schauernder Empfindung diese tiefgegrabenen, einsamen Bergseen und läßt sich von dem Reiz uralter Haine und mächtiger Wälder hinreißen. Was kann man mehr von ihr verlangen? Als Frau aber hat sie vorzüglich seinen Sinn für die Sitte der Familie, für das Leben des Hauses und Mitempfindung für seine Geschichten und Sagen und erzählt uns deren von der lieblichsten Art. Auch Lieder und Gesänge dieses einzigen gesangreichen Völkchens in dem liederstummen Frankreich, alte Geschichte, Märchen und Sagen desselben theilt sie in durchaus anmuthiger Form und in Menge mit. So kann ihrem Buche, ist es auch kein studienreiches zu nennen, doch weder unser noch der Beifall eines größern Leserkreises fehlen.

Der erste Theil enthält allerdings wenig mehr als den Bericht über eine Wintervilleggiatur in Pau, wo es an einer zahlreichen Fremdencolonie niemals fehlt; aber auch diese Partie gewährt eine mannichfaltige und gefällige Lectüre. Sinn und Vorliebe für die Eigenthümlichkeiten des béarner Volksstamms, die sich trotz aller Nivellirungsversuche des revolutionären Frankreich noch immer kenntlich machen, befähigen die Verfasserin zu anmuthigster Sittenschilderung, zur effectvollen Darstellung kleiner Bilder und Scenen, die uns fesseln und erfreuen und in welchen der eigenthümliche Frohsinn, die immer rege Gesang-, Tanz- und Lachlust dieser Bevölkerung gefälligen Ausdruck findet. Ein Specialissimum dieses Stamms ist die Spottsucht in ihren Antworten, welche fast immer den Frager aufzuziehen, seine Unwissenheit lächerlich zu machen suchen. Man bemerkt etwas Aehnliches bei den Tirolern, mit welchen die Béarner überhaupt viel verwandte Anlagen zeigen. Das Familienleben stellt sich zwar ziemlich kalt und berechnet dar, da die Ehen meist nach Convenienz geschlossen werden; aber bei der vorherrschenden Lust am Heitern und Frohen fehlt doch weder Anstand noch Wärme des Gefühls. Der Katholicismus, so finster am Südhange dieser Berge, hat auf das aufgeweckte Gemüth dieses Völkchens seine geistbannende Wirkung nicht erstrecken können; kindliche, aber heitere Gläubigkeit ist Alles, was er erlangt hat, sein verdüsternder Einfluß ist nicht über die Berge gedrungen. Der Béarner ist wie der Tiroler ein Naturkind geblieben, und es wiederholt sich auch hier wieder die mehrfach beobachtete Erscheinung, daß auf der Südseite der Gebirge meistens eine Bevölkerung angetroffen wird, die an geistigem Vermögen, intelligenter Auffassung des Lebens und Lebensfrohsinn dem Nachbar auf der Nordseite entschieden nachsteht; ein Unterschied, auf den die Verschiedenheit der Abstammung gewiß weniger als das klimatische Verhältniß von Einfluß ist. So hat der Béarner mit seiner liebenswürdigen Sitte, seinem Sinn für Reinlichkeit und Putz, seiner Märchen- und Gesangslust auch seine alte Sprache sich erhalten, die in festen Formen ausgeprägt einerseits von dem Franzosen, andererseits von dem Aragonier und Navarresen ihn bestimmt unterscheidet. Diese Sprache, vor 100 Jahren noch Gerichts- und Kirchensprache, weich und volltönig, bilderreich und witzig, erinnert an die alte Langue d'oc, ohne mit ihr identisch zu sein, und bewahrt Legenden und Gesänge aus sehr alter Zeit fest und treu. Noch heute singt das Volk alte Lieder vom König Phébus, dem sagen- und sangesreichen Großvater des Béarners, d. h. König Heinrich's IV. Das folgende wird ihm zugeschrieben:

> Acquères montines, que tan hautes soun
> M'empechen de veder loe amoe oun soun.
> Acquères montines que s'abacheran
> Loe mis amoures que parecheran.

Der Gedanke: Die Berge werden sich neigen, daß ich mein Liebchen sehen kann, macht wirklich auf Poesie Anspruch. Noch ältere Lieder, z. B.

> Mai, Mai, Mai, maridan mia gan
> Quo lou sou giu potto battacuya ...

hörte der Referent in allen Thälern und auf allen Höhen singen. Von jenem König Phébus aber — der Sonne von Béarn — erzählt die Verfasserin durch den Mund des alten Schuhflickers von Orthèz köstliche Geschichten, reizende Volkssagen.

Nachdem sie in diesem ersten Theile nur die nächsten Umgebungen von Pau geschildert und ihre anmuthigen Streifzüge bis Cauterets erstreckt hat, dringt sie mit dem zweiten Theile tiefer in die Einschnitte des Gebirgs ein und gelangt nun zu den eigentlichen pittoresken Partien desselben, in das Bastanthal, nach Barège, dem Thal von Campan, dem Port de Benasque, dem Seculejosee, nach Héas und dem unvergleichlichen Circus von Gavarnie. Hier erhebt sich ihr Stil an der Größe ergreifender Schauspiele und ihre Darstellung wächst mit der Höhe der Berge und der Großheit ihrer Scenerie. Den überwältigenden Anblick des Circus von Gavarnie schildert sie gut in folgenden Zügen: „Noch diese letzte Höhe — und vor uns lag das Riesenamphitheater; ein weites trichterförmiges, zur Tiefe sinkendes Becken, zu dem sich die Bergströme durch Schneedecken und Gletscher Bahn brechen. Bewundernd mißt der Blick die großartigen Mauern, Kuppeln, Kegel und Gletscher des Marboré: eine Felswand von 1400 (richtiger 1800) Fuß Höhe schließt halbmondförmig den Circus ein; darüber lagern wie ungeheuere Stufen eines Amphitheaters Schichten von

---

*) Z. B. in der jüngst erschienenen Schrift von K. H. Brandes „Ausflug in die Pyrenäen und Ersteigung des Montperdu im Sommer 1854." (Vgl. Nr. 21 d. Bl.) D. Red.

Schnee und Eis, aus denen wunderbar zerklüftet Thürme, Säulen, Kegel, Würfel sich erheben, und aus den Schneestufen stürzen zehn oder zwölf Ströme in das untere Becken, das sie als Gave von Pau weitersendet. Was thront auf diesen Bergen? Ist es das Schaffen oder das Zerstören der Natur? Wie schrumpft unser Hochmuth hier in Nichts zusammen! Wie arm ist das Wort vor dieser Herrlichkeit, dieser Einfachheit und Majestät! Der graue Fels mit dem Mantel von Schnee und den blinkenden Wasserstrahlen ist schöner bekleidet als Salomo in aller seiner Herrlichkeit u. s. w."*)

Von hier ab wendet sich die Verfasserin dem Baskenlande zu, dem einige ihrer gelungensten Schilderungen gewidmet sind. Die Küstenwanderung im behaglichen Cacolet (dem über das Maulthier gehängten Doppelkorb) unter der schönen fröhlichen Strandbevölkerung, der Besuch von Biaritz, St.-Jean de Luz, der alten Hafenstadt Loetzun, welche die kühnen Seefahrer nach Norden und Westen aussandte, die vor Columbus Amerika und Island sahen, die Wanderung ins Innere nach Ustarritz, Pourgonin und bis an die stille Bidassoa und den spanischen Grenzpaß sind mit allem dem naiven Reiz geschildert, den diese sanfte, alle Erregung der Seele stillende Landschaft vor dem Fremden entfaltet. Ustarritz vollends ist das wahre Valombrosa dieser Gebirgswelt, in stiller Heiligkeit zauberischer Haine vergraben. Der Volksstamm der Basken, dieses trotz aller Mühen ungelöste Räthsel der Ethnographie, dieser undefinirbare Rest einer europäischen Urbevölkerung, älter als die Einwanderung der Pelasger und Celtiberier, dieser letzte blühende Zweig eines völlig abgestorbenen Racenbaums der Menschen, wird in seiner liebenswürdigen und merkwürdigen Eigenthümlichkeit von der Verfasserin richtig gewürdigt. Man weiß, daß A. von Humboldt mitten im Lande der Basken lange und anhaltende Studien darauf verwandte, Anknüpfungspunkte für die Geschichte des Ursprungs der Basken zu entdecken. Er fand nichts Entscheidendes und mußte sich damit genügen lassen, einen sprachlichen Zusammenhang mit Völkerstämmen Amerikas als wahrscheinlich nachzuweisen. Nach ihm hat auch der Schreiber dieses sechs Wochen in dem heimlichen Ustarritz mit gleichen Studien beschäftigt zugebracht, ohne dem Ziele viel näher zu kommen. Das Problem scheint eben unlösbar zu sein. Der Baske selbst sagt nur: die Baskensprache (das Bascienza) hat Gott gemacht; darum nennt sie Alles beim rechten Namen; alle übrigen Sprachen, Französisch, Catalonisch, Spanisch, sind Erfindungen von Menschen, die gesündigt haben und keine Einsicht besitzen, und damit jodelt er seine wilden Töne in langgezogenen Melodien in die Welt hinaus:

> Ena maitia orai nic,
> Nahimeque yaquin çurçe yanic,
> Cere, cerebiljan orrela tristaturic?
>
> Freundin, sprich, warum ist
> Dein Blick nicht hell wie sonst,
> Was ist's, das dich so traurig macht?

Die bekannten Liebesgrotten am Strande von Biaritz und die Geschichte der Zauberin Margot und des Ritters von der versunkenen Orangeninsel füllen ein anmuthiges Capitel: im Lande der Basken erhalten sich sinnvolle Sagen neben dem uralten Muchicotanz und noch ältern mythologischen Namen und Beziehungen; den Dienst des Mondes (Ilarquia) mag das Volk von den Phöniziern (Astarte) angenommen haben. Der Geist der Vorzeit ist tief im Herzen noch nicht erloschen; er hat sich mit dem Katholicismus gemischt, ohne von ihm völlig verdrängt zu sein. Erntefest und Gottesackerfeier enthalten noch heute in Namen und Gesängen mannichfaltige Anklänge an eine uralte Vergangenheit. Der Schleier, der diese bedeckt, scheint nie gelüftet werden zu sollen; alte Schriftstücke hat das Volk nicht bewahrt und seine eigenen Traditionen verlieren sich in einen märchenhaften, poetischen Nebel, der keinen sichern Standpunkt fassen läßt. Eine entfernte Verwandtschaft mit den Iren mag vorhanden sein; allein nachweisbar ist sie weder in der Sprache noch im alten Volksglauben. Cantabrer und Iren (Celten und Celtiberier) waren gewiß verwandt; aber die Basken sind älter als beide und mögen nur bei ihrer allmäligen Verdrängung von ihnen angenommen haben. Und auch dies nur in sehr geringem Maße und ohne Eintrag für den ursprünglichen Geist ihrer räthselhaften, mit keiner andern vergleichbaren und höchst bildsamen Sprache. — Die Verfasserin ergründet dies Räthsel natürlich auch nicht, allein sie hat ein reizendes, überaus gefälliges Buch geschrieben, das wir unserm Leserkreise mit allem Grund empfehlen können.

W. von Lüdemann.

*) Ein genaueres Bild von dieser schönsten Naturscene in den Pyrenäen findet der Leser in dem Buche des Referenten.

Ungarische Poesie.

1. Ungarische Dichtungen von Adolf Dux. Presburg, Krapp. 1854. 18. 16 Ngr.
2. Dichtungen von Garay. Aus dem Ungarischen übersetzt durch Kertbeny. Pest, Emich. 1854. 16. 10 Ngr.
3. Lieder aus Ungarn. Mit einem Nachworte an die Kaiserin Elisabeth von Oestreich. Von Karl Schröter. Berlin, Herbig. 1854. Gr. 16. 7½ Ngr.

Das deutsche Publicum verdankt Dux die erste Bekanntschaft mit dem genialsten und nationalsten ungarischen Dichter der Neuzeit („Petöfi's Gedichte. Deutsch von A. Dux." Wien 1846), dem Kertbeny's rastlose Bemühungen wie die Uebersetzungen von Vassi und Benkö, von Buchheim und Falke, von Szarvady und Hartmann seitdem fast Bürgerrecht in der deutschen Literatur errungen haben. Aus Petöfi's ungedrucktem Nachlaß werden uns hier abermals 15 Gedichte mitgetheilt, welche sich seinen bisher bekannt gewordenen Leistungen würdig anschließen; namentlich tragen „An Michael Tompa" und „Voland Istók" ganz das Gepräge des geist- und gemüthvollen Meisters. Wie weit die „Kürzungen, welche der Kritik das Nachrichteramt an üppigen Auswüchsen ersparen sollen", getrieben wurden, vermögen wir nicht zu beurtheilen, da uns die handschriftlichen Originalien fehlen; wenigstens läßt der innere Zusammenhang der Gedichte keine fühlbare Verstümmelung hervortreten. Die Uebersetzung zeigt von Fleiß und Gewandtheit und vermag selbst ungarische Leser für das mangelnde Original zu entschädigen. Umsomehr müssen wir es bedauern, Dux seine Uebersetzerfertigkeit an Werthlosem vergeuden zu sehen, wie dies in der zweiten Hälfte der vorliegenden Sammlung geschieht. Einer der Hauptvorzüge der ungarischen Sprache und vielleicht der wesentlichste Grund ihrer raschen Entwickelung während der letzten Jahrzehnde besteht eben in ihrer Dialektlosigkeit: von den Karpaten bis zur Drau, vom Eisernen Thore bis zum Waagthal ist sie ein und dieselbe, in den Bauernhütten wie in den Magnatenpalästen, im Alltagsverkehr wie in der Bücherwelt. Lisznyai hat nichtsdestoweniger vor einigen Jahren den unglücklichen Gedanken gehabt, den Jargon einiger Tausend Ungarn, der „Palóczen", zum Volksdialekt zu erheben und Gedichte in dieser Mundart herauszugeben. Dux ist nun auf den noch unglücklichern Einfall gerathen, uns in deutscher Uebersetzung eine Auswahl dieser „Palóczenlieder" aufzutischen. Die Uebersetzung läßt die Werth- und innere Gehaltlosigkeit des Originals nur noch schärfer hervortreten. Diese Lieder dem Deutschen als Musterstücke der ungarischen Poesie zu bieten, scheint uns gerade so taktvoll, als wenn die Franzosen Baron Klesheim's „Schnadahüpfeln" ihrer Literatur einverleibten. Der Werth solcher Jargondichtungen, falls sie überhaupt einen Werth haben, liegt allein in ihrer Sprache, wodurch sie aber geradezu unübersetzbar werden. Noch lieber als die Palóczenlieder hätten wir Dux das an der Spitze seines Buchs befindliche Originalgedicht „Vindobona" erlassen. Zum guten Uebersetzer genügt eine gewisse Anempfindungsfähigkeit und die Formgewandtheit; letztere namentlich hat sich Dux durch fleißiges Studium der Rückert'schen Arbeiten im hinreichenden Maße

angeeignet. Zum guten Dichter gehört außerdem noch Genie und Phantasie; von beiden ist in der „Vindobona" nicht die leiseste Spur zu entdecken.

Kertbeny hat Takt und Selbstkenntniß genug, sich auf das Uebersetzen fremder Gedichte zu beschränken. Nur die Vor- und Nachreden sind sein Geisteseigenthum und seine Originalität. Eine endlose Epistel an W. Hemsen, dem das vorliegende Buch gewidmet, vertritt diesmal die Stelle des Vorworts. Es wird in derselben auf das „Kritikervolk" weidlich losgezogen und ihm nahezu die Thüre vor der Nase zugeschlagen; Kertbeny will die Gedichte nur als eine „Privatsendung" betrachtet wissen, „bei deren Lesung dir (Hemsen) immerhin einige bekannte und unbekannte Freunde mit über die Achsel sehen mögen, über deren Inhalt das «professional people» der Kritik jedoch kein Recht besitzt". Um also keiner Anmaßung oder Aufdringlichkeit schuldig zu werden, wollen wir uns der eingehendern Kritik enthalten und nur kurz bemerken, daß diese neuen Uebersetzungen einen bedeutenden Rückschritt gegen Kertbeny's letztere Arbeiten, wo sich wenigstens Fleiß und Sorgfalt zeigte, bekunden. Wenn das deutsche Publicum aus den (nach J. Erdélyi übersetzten) „Erinnerungen an Johann Garay" erfährt, daß Letzterer an das Pult sich setzte, „zu schweißen am Gedichte", daß er, „Buchstabend ackernd (!) Lieder daraus geerntet", so wird es von dessen Dichtergenie keine hohe Meinung bekommen, ob es auch von den Erzeugnissen der Garay'schen Muse und vom Dichter selbst heißt:

> Dem Sohn (!) der Lieder Solches (!) als schönster Lohn gefällt!
> Wie Vielem (?) noch, wie Vielem (?) wärst du gewesen werth!
> Ein guter Schaffner (!) warst du, der Himmelsgaben ehrt,
> Um, wie du's wurdst (!), zu werden des Ruhmes Fahnenheld!

Von Garay selbst werden uns fünf Balladen und fünf Gedichte mitgetheilt; zwei der erstern und eins der letztern finden sich bereits in Kertbeny's jüngst erschienenem „Album hundert ungarischer Dichter" und sind ziemlich gut übersetzt, der größere Rest ist im Geiste der eben mitgetheilten Probe ausgeführt. Kertbeny meint in seiner Vorredeepistel: „Wenn man mir einen bedeutenden fremden Dichtergeist in einer Uebersetzung in jüdischem oder deutschböhmischem Jargon vorlegte, so würde ich selbst aus diesem vulgären Mischmasch den echten Knoten (!) heraus erkennen." Falls das deutsche Publicum die gleiche Knotenerkennungsgabe besitzt, wird es wol auch aus der Kertbeny'schen Uebersetzung den Werth der Garay'schen Dichtungen herausfühlen, der im ungarischen Original allerdings ein bedeutender ist. Garay (geb. 1812, gest. 5. November 1853) war eine echtpoetische Natur, aber von mehr Gemüth als Phantasie; die Ballade nach Uhland'schem Vorbilde gelang ihm am besten. Sehr populär war er nicht, weil es ihm hierzu an nationaler Ureigenthümlichkeit und an Genie fehlte, aber in den gebildetern Kreisen wurde er gern gelesen und verdiente es auch. Der harte Kampf um die materielle Existenz, durch welchen er zu journalistischen Lohnarbeiten genöthigt wurde, hemmte die volle Entfaltung seiner Fähigkeiten und warf ihn schon 1849 auf das Krankenlager, wo er nach vierjährigem Leiden und Entbehren verschied. Daß der Name unsers Dichters „merkwürdigerweise gleichlautend mit dem des bekannten spanischen Premierministers aus der Zeit des großen Napoleon ist", gehört gewiß zu den interessantesten historischen Entdeckungen. Bisher hatte alle Welt in dem Wahne gelebt, daß der spanische Friedensfürst nicht Garay, sondern Godoy geheißen!

Die „Lieder aus Ungarn" (Nr. 3) bringen nur Eine Uebersetzung (nach Petőfi), sonst durchgehends Originalgedichte des uns bisher unbekannten Verfassers. Das einleitende Lied „Versöhnung" mit dem Refrain:

> Wir haben lang' genug gehaßt
> Und wollen wieder lieben!

wie das „Nachwort an die Kaiserin Elisabeth von Oestreich" ließen uns Tendenzgedichte erwarten, welche die Einigung zwischen den Nationalitäten oder zwischen Ungarn und Oestreich predigten. Wir finden jedoch nur Reiter- und Pustalieder. Die Reiterlieder (zehn) besingen den Husaren, drehen sich aber fast alle um Einen Punkt: den schweren Abschied des ins Feld ziehenden Kämpfers von seiner geliebten Vilma. Eine Versöhnungstendenz konnten wir nicht entdecken, höchstens etwa im Refrain des zehnten Liedes:

> Mein treues Herz gehört dir ganz allein,
> Mein junges Leben aber meinem Kaiser!

Eine Phrase von sehr zweifelhafter Loyalität, da der echte Husar mit ganzem Herzen in den Kampf zieht. Die Pustalieder (gleichfalls zehn) feiern natürlich vor allem den Csikós und überhaupt die „armen Burschen", die echten Söhne der Puszta. Im Vorbeigehen bemerkt, sind diese „szegény legények" (szegehnj legehnjek, aber nicht, wie Schröter angibt, szäjehn lejehnjek, was kein Ungar verstünde) nicht eigentlich „Räuber", sondern Pferdediebe; auch sind nicht die „Karpaten", sondern im Gegentheil die ungarischen Ebenen ihre Heimat. Wie sich die „Wanderlieder" auf die Puszta verirrt, begreifen wir nicht, da diese weder eine „Frau Meisterin" noch einen „Gesellen" kennt. Von diesen kleinen Verstößen abgesehen, verrathen die Schröter'schen „Lieder" eine ziemlich richtige Kenntniß des ungarischen Volkslebens und seiner Eigenthümlichkeiten; der Verfasser ist jedenfalls Ungar. Auch an Phantasie und Formgewandtheit fehlt es ihm nicht. Am wenigsten gelungen ist — wie bei Dux die „Vindobona" — hier das loyalseinwollende Nachwort mit dem ganz hochzeitscarmenartigen Schluß:

> Du gute Kaiserin, hienieden
> Sei dir ein glücklich Loos beschieden,
> Und Freude nun der ganzen Welt!

Das mag höchstens als Persiflage der Hunderte von gereimten Gratulationen hingehen, mit welchen der östreichische Parnaß die kaiserliche Verlobung um die Wette besang. Wenn nur der Verfasser nicht eine so verteufelt ernste Miene dabei machte! Der Ungar scheint uns nun einmal zum Hofdichter absolut verdorben; dieser Zweig der Poesie hat in Ungarn nie absonderlich geblüht.

K. E. Horn.

Zur Kriegsgeschichte.

Les Polonais à Somo-Sierra en 1808 en Espagne. Réfutations et rectifications relatives à l'attaque de Somo-Sierra, décrite dans le IXme volume de l'Histoire du Consulat et de l'Empire par M. A. Thiers. Par le colonel *Niegolewski*, ancien lieutenant des chevauxlégers polonais de la garde imperiale; chevalier, en 1808, pour Somo-Sierra, et officier de la Légion d'honneur en 1813, officier de la croix de Pologne, virtuti militari, député aux États réunis de Prusse à Berlin. Paris, 1854.

Keine Waffenthat der Reiterei hat zu ihrer Zeit größeres Aufsehen gemacht als der Angriff der Somo-Sierra durch die Polen der Napoleon'schen Kaisergarde; man hat sie den unsterblichsten beigezählt und daraus die Folgerung gezogen, daß einer guten Cavalerie nichts unmöglich sei. In allen Geschichtswerken, in allen kriegshistorischen Darstellungen des Feldzugs von 1808 in Spanien ist diese Thatsache erzählt, aber — wie aus dem vorliegenden Berichte eines Theilnehmers jener berühmten Attake hervorgeht — überall falsch. Das ist auch ganz natürlich, denn jene Darstellungen sind aus sehr allgemein gehaltenen französischen Quellen geschöpft.

Thiers in seiner „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs" sagt darüber: „Die erste Escadron empfing eine Salve, welche sie in Unordnung brachte, indem sie 30 oder 40 Reiter in den Reihen niederwarf. Aber die Escadrons, welche folgten, über die Verwundeten hinwegsetzend, kamen bis an die Geschütze, hieben die Kanoniere nieder und nahmen die 16 Feuerschlünde."

Diese Darstellung gab dem Obersten Niegolewski, welcher jene Attake mitgemacht, Anlaß zu einer Reclamation. Er berichtigte sie in einem Briefe an Thiers, stützte sich auf das Zeugniß des noch lebenden Generals Krasinski, welcher das betreffende Regiment damals in Spanien commandirt hatte, und setzte sich noch mit einem andern frühern Kameraden in briefliche Verbindung, den er nur als General Z. bezeichnet, weil er seinen Namen verschweigen muß. „Getrennt durch den Frevel, der Polen zerrissen hat, ist uns nicht einmal vergönnt, von der Vergangenheit zu reden!" Eine weitläufige Correspondenz war die Folge davon, Thiers gestand seinen Irrthum ein, versprach ihn in dem folgenden Theile seines Werks zu berichtigen, aber diese Berichtigung blieb aus und so veröffentlichte Oberst Niegolewski nicht allein jene Correspondenz, sondern gab auch eine selbständige kurze Darstellung der berühmten Waffenthat, für welche wir ihm sehr dankbar sind; die Mittheilung der Correspondenz, trotz einzelner interessanter Stellen, hätten wir ihm der häufigen Wiederholungen wegen gern erlassen.

Der Verlauf des Gefechts in der Somo-Sierra ist nun der Wahrheit gemäß folgender gewesen: Von dem polnischen Chevaurlégersregiment der Kaisergarde (also kein Lancierregiment, wie in allen Geschichtsbüchern bisjetzt zu lesen, weil man sich Polen nur als Lanzenreiter denken konnte!) war am Vorabend des Gefechts, den 29. November 1808, die dritte Escadron zum Dienst beim Kaiser commandirt, escortirte ihn bis Bocequillas, wo sie von den Jägern und Grenadieren abgelöst wurde und zwischen diesem Dorfe und der Somo-Sierra bivouakirte, welche letztere von 13000 Spaniern unter San-Juan Benito besetzt war. Die übrigen drei Escadrons des Regiments waren mit der übrigen Gardecavalerie jenseit Bocequillas geblieben. Ein Infanterieposten bildete am Fuß der Berge die Spitze der Avantgarde.

Am 30. November in aller Morgenfrühe kam der Kaiser zu Pferd in das Bivouac der Vortruppen, recognoscirte das Terrain und saß dann an einem Wachtfeuer ab. Während er sich wärmte, drängte sich ein polnischer Chevaurléger vor, um sich seine Pfeife anzuzünden; die Offiziere wollten ihn abhalten, der Kaiser aber befahl, ihn gewähren zu lassen. Als sie ihm darauf sagten, er möge sich beim Kaiser bedanken, versetzte der Pole, indem er nach der Somo-Sierra zeigte: „Wozu hier? Dort werde ich mich bedanken!"

„Für Diejenigen", sagt Oberst Niegolewski, „die, wie wir, Napoleon's Charakter gut gekannt haben, Alles, was er dem Unvorhergesehenen zugestand, hat es nichts Unmögliches, daß die Antwort des Polen vielleicht in seinem Geiste die Idee geweckt hat, eine so ausströmende Tapferkeit auf die Probe zu stellen."

Die dritte Escadron erhielt Befehl aufzusitzen und stellte sich in Zugcolonne am Fuße der Berge auf der Straße vor dem Graben auf, den die Spanier ausgehoben, um den Zugang zu der Position, die man ohnehin für unbezwinglich hielt, noch mehr zu erschweren. Ein dichter Nebel ließ nicht zwei Schritt weit sehen. Die Escadron hatte fast unter den feindlichen Geschützen Stellung genommen, erhielt eine Kartätschenlage, die keinen Schaden that, und marschirte dann rechts von der Chaussée auf. Bald nachher wurde Lieutenant Niegolewski mit einem Zuge, zu welchem er sich die Leute auswählen konnte, zu einer Patrouille commandirt, deren Erzählung ganz interessant zu lesen ist. Bei seiner Rückkehr war die Infanterie schon im Gefecht, um die Spanier von den Seitenhängen des Défilé zu vertreiben. Dies gelang, aber der Paß mußte genommen werden, um die Hauptmacht des Feindes angreifen zu können. Ein aufsteigender Engweg zwischen Felswänden, deren Kuppen und Vorsprünge mit Infanterie besetzt waren, bildet er durch seine Krümmungen vier Winkel, in deren jedem vier Geschütze Position genommen, sodaß 16 Feuerschlünde, in vier Etagen übereinander, den Paß vertheidigten und Alles niederschmettern konnten, was sich auf dem Wege zeigte.

Die Infanterie, welche zum Angriff der Position bestimmt war, wurde abgewiesen, sie konnte unter dem mörderischen Feuer nicht einmal mit Faschinen den oben erwähnten Graben ausfüllen. Zum Glück war er nicht breit und konnte zu Pferd übersprungen werden. Da erhielt die polnische Escadron Befehl zur Attake; sie ging in Colonne zu Vieren vor, ihren Escadronchef Kozietulski an der Spitze. Im vollen Lauf stürzte sie sich in das Défilé, unaufhaltsam, unter dem Geschrei: „En avant! Vive l'empereur!" Gleich im Anfange der Charge wurde dem Escadronchef das Pferd erschossen, der zweite Rittmeister Dziewanowski stürzte tödtlich verwundet, die Escadron hielt sich nicht auf: in Colonne zu Vieren angeritten, weil der Paß keine breitere Fronte zuließ, vertraute sich Jeder der Schnelligkeit seines Pferdes — das geringste Stutzen nach der ersten Kartätschenladung hätte sie vernichtet, — über die Gestürzten hinweg, unter dem mörderischen Geschütz- und Kleingewehrfeuer jagte Alles bergauf, die taktische Ordnung war natürlich dabei ganz aufgelöst, die Bestberittenen gewannen die Spitze; so wurden alle vier Batterien blitzschnell nacheinander genommen, die Bedienungsmannschaften niedergehauen — der Paß war erstürmt. Nur von einer Escadron, der dritten! Jetzt folgten die übrigen drei, folgte die Infanterie, aber das Gefecht war vorüber, sie hatten keinen einzigen Todten, keinen Verwundeten mehr. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Spanier, das ganze Corps San-Juan Benito's ergriff die Flucht, ohne an Widerstand zu denken, alle Fahnen und Geschütze, 200 Munitionswagen, die Kriegskasse, das Lager und dessen gesammtes Material fielen in die Hände der Sieger. Von allen sieben Offizieren der dritten Escadron erreichte nur Niegolewski unverletzt die vierte Batterie; hier warf er sich mit einigen Reitern auf spanische Infanteristen, welche sich an einem Gebäude noch hielten, dabei wurde sein Pferd erschossen, ihm selbst (so erzählt er) setzten zwei Spanier die Gewehre an den Kopf, er sah das, er hörte die Schüsse krachen, aber sie streiften nur und tödteten ihn nicht, neun Bayonnetstiche erhielt er noch, sein Paß (Leibgurt) mit dem Gelde wurde ihm abgerissen und er blieb unter dem gefallenen Pferde liegen. Daß die Spanier Zeit zu all Dem gehabt, gibt er auch als Beweis an, daß die andern Truppen der siegreichen Escadron nicht, wie es fälschlich angegeben worden, auf dem Fuße gefolgt sind. Ihr allein gebührt also die Ehre des Tages!

Wie Niegolewski von französischen Voltigeurs gefunden worden, wie der Marschall Bessières, der ihn persönlich gekannt, hinzugekommen und einige Momente später der Kaiser, der ihm sogleich das Kreuz der Ehrenlegion verlieh (es war des Verwundeten Namenstag!), wie er dann im Lazareth zu Buytrago und zu Madrid geheilt worden, ebenso die angehängten Notizen über die Entstehung und Formation dieses Chevaurlégersregiments (das erst 1809 nach der Schlacht von Wagram Lanzen erhielt), sowie seine fernern Schicksale, mögen in der kleinen Schrift selbst nachgelesen werden. Daß der Verfasser in der Vorrede sowol als im Text, wo sich irgend Gelegenheit bietet, auf das Unglück seines Vaterlandes zu sprechen kommt, wer wollte ihm das verdenken! Wenn er aber sagt: „An der Wiederherstellung Polens zweifeln, heißt an der Gerechtigkeit Gottes zweifeln", so kann ihm darauf geantwortet werden: „Gott sucht die Sünden der Väter heim bis ins dritte und vierte Glied!" Wir ehren den Schmerz des Patrioten, aber die Geschichte weiß, daß Polen seinen Untergang selbst verschuldet hat. 54.

Notizen.

Heinrich Heine in England und Frankreich.

In Philadelphia bei Weik (London bei Trübner u. Comp.) ist die erste Lieferung einer englischen Uebersetzung von Heinrich Heine's „Reisebildern" unter dem Titel „Pictures of travel" erschienen. Die Uebersetzung ist von Charles G. Leland. Die

„Literary gazette" bemerkt bei diesem Anlaß ziemlich kurz: „Die Deutschen behaupten allgemein, daß kein lebender Dichter seit Goethe einen so großen Einfluß ausgeübt habe als Heinrich Heine. Bei englischen Lesern ist dieser Einfluß weniger wahrzunehmen, und es ist gut, daß es so ist, da Heine's Dichtungen von sehr zweifelhafter Tendenz sind; doch ist er ohne Frage ein Autor von natürlichem Genie und beweglichem Talent, und diese wortgetreue Uebersetzung ist wohl geeignet, Denen, die mit dem deutschen Text nicht bekannt sind, eine Idee von seinen Sujets beizubringen." Einzelne Verehrer, zu denen, früher wenigstens, John Oxenford gehörte, hat Heine wol auch in England, aber zu einer ausgebreitetern Wirkung wird er es unter den Briten zu keiner Zeit bringen, aus Gründen, die Jedem einleuchten, der den literarischen Geschmack und die moralischen Anfoderungen Englands kennt. Aber auch in Frankreich stoßen Heine's „Oeuvres complètes", wovon zwei Bände „De l'Allemagne" und ein Band „Lutèce" erschienen sind, auf vielen Widerspruch, und soviel wir wissen, ist es nur die „Revue des deux mondes", die ihm als ihrem Mitarbeiter fast unbedingten Beifall zollt, obschon auch sie gelegentlich einige in Baumwolle eingewickelte Bedenken nicht zurückhalten konnte. Auch das „Athenaeum français" versagt Heine's Talent die gebührende Achtung nicht, aber es bedauert seine Charakterlosigkeit, oder vielmehr es rechtfertigt ihn von dem Vorwurf, Apostat zu sein, denn er habe nie einen Glauben gehabt. Am meisten beschwert es sich über seinen Hang zu persönlichen Ausfällen, Heine's widerlichste Seite, mit der höchstens die damit verbundene Keckheit und Offenheit einigermaßen versöhnt, indem er, was Andere über ihre Nebenmenschen denken oder sich unter vier Augen über sie mittheilen, sofort zu Papier bringt. „Diese Klatschsucht", heißt es in dem betreffenden, von Leon de Wailly unterzeichneten Artikel des „Athenaeum français", „ist sehr amüsant für die Galerie und würde es noch mehr sein, wenn die Zuschauer nicht befürchteten, daß auch an sie einmal die Reihe kommen möchte; denn nicht blos die Männer der Oeffentlichkeit sind Heine's Hieben ausgesetzt. In Ermangelung eines Bessern verschmäht er es nicht, seine Schlachtopfer bis in das Heiligthum des Privatlebens zu verfolgen. Wir wissen nicht, wie man dies Verfahren auf Deutsch nennt; im Französischen nennt man dies Persönlichkeiten, und man würde, um sie genügend zu charakterisiren, sogar zu sehr kräftigen Ausdrücken seine Zuflucht nehmen müssen." Leon de Wailly sieht sich hiernach veranlaßt zu glauben, daß die Sitten und die Sprache Deutschlands, über die er sich nicht zum Richter aufwerfen wolle, diese Arten von Freiheiten vielleicht gestatteten. Müssen wir uns so etwas ins Gesicht sagen lassen?

Die englische Presse.

Durch eine Regierungsbekanntmachung erfährt man jetzt etwas Genaues über den Absatz der londoner Journale, soweit er durch die gestempelten Exemplare repräsentirt wird. Von den täglich erscheinenden Blättern setzen ab: „Times" 58,806, „Morning Advertiser" 6632, „Daily News" 5288, „Morning Herald" 3551, „Morning Post" 2980, „Morning Chronicle" 2574, „Sun" 2423, „Express" 2879, „Globe" 3462 und „Standard" 1249 Exemplare. Der Absatz aller übrigen Zeitungen zusammengenommen beträgt also etwa nur die Hälfte von dem Absatz der „Times". Dieser Umstand allein schon erklärt den ungeheuern politischen Einfluß dieser Zeitung. Die öffentliche Meinung hat sich diese Tyrannin einmal aufgebürdet, und sie kann nun ihren Despotismus nicht los werden, da er durch ein stehendes Heer von nahe 60,000 Abonnenten gestützt wird. Von den Wochenblättern setzen ab: „Illustrated London News" 130,505, „News of the world" 110,909, „Lloyds Weekly News" 96,828, „Weekly Times" 96,686, „Weekly Dispatch" 40,049, „Examiner" 4884, „Economist" 4173, „Guardian" 4000, „Critic" 3750, „Athenaeum" 3119, „Spectator" 2955, „Leader" 1596, „John Bull" 1557 und „Literary gazette" 500 gestempelte Exemplare. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß mehre dieser Blätter, z. B. das „Athenaeum", der „Critic" und die „Literary gazette", dem „Athenaeum français" zufolge, auch eine sehr große Zahl nicht gestempelter Exemplare absetzen. Die Auflage des „Athenaeum" z. B. soll im Ganzen 15,000 Exemplare betragen. Ueber das Wachsthum der britischen Presse überhaupt theilte Simmonds in einer Sitzung der British association einige interessante Notizen mit. Hiernach bestanden 1841 in ganz Großbritannien 505, 1851 dagegen bereits 1091 Journale. Im Jahre 1801 wurden 16 Millionen, 1811 $24\frac{1}{2}$ Millionen, 1821 25 Millionen, 1831 $38\frac{1}{2}$ Millionen, 1841 $60\frac{3}{4}$ Millionen und 1851 beinahe 90 Millionen Exemplare gestempelt. Bei der „Times" stellt sich verhältnißmäßig eine noch größere Zunahme heraus. Im Jahre 1841 betrug die Zahl der Zeitungen in Schottland 70 und 1851 bereits 117. Die Presse ist für die Autorität und den Einfluß des Parlaments mehr und mehr eine gefährliche Nebenbuhlerin geworden. Die öffentliche Meinung in England wird gegenwärtig vielleicht mehr von den Leitartikelschreibern als von den Parlamentsrednern bearbeitet, geleitet und bestimmt.

H. M.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Predigten an Sonn- und Festtagen gehalten zu Leipzig. 3te Auflage. 1ster Band. — A. u. d. T.: Bausteine zum Aufbau der Gemeinde. 3te Auflage. 1ster Band. Leipzig, F. Fleischer. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Austria. Oesterreichischer Universal-Kalender für das Jahr 1856. 17ter Jahrgang. Mit 20 Bildnissen. Bearbeitet und mit Beiträgen astronomisch-mathematischen Inhalts: von J. Salomon. Nebst Beiträgen vermischten Inhalts von mehreren Andern. Wien, Klang. Lex.-8. 1 Thlr. $3\frac{1}{3}$ Ngr.

Bautain, L., Die Moral des Evangeliums im Vergleich mit den verschiedenen philosophischen Moralsystemen. Vorlesungen, gehalten an der theologischen Fakultät der Sorbonne, als Einleitung zu einem Cursus der Moraltheologie. Aus dem Französischen übersetzt von J. M. Gaißer. Tübingen, Laupp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bazard, A., Ein Abenteuer in Rußland. Aus dem Französischen von P. Uttech. Berlin, Fernbach jun. 1856. 8. 15 Ngr.

Beiträge zur christkatholischen Ikonologie der Bilderlehre von A. F..... Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 15 Ngr.

Biernatzki, K., Die Länder und Völker der Erde. Geschildert in Reisen und Bildern. Mit 16 colorirten Bildern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Boeckh, A., Zur Geschichte der Mondcyclen der Hellenen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Böhmer, E., Ueber Verfasser und Abfassungszeit der Johanneischen Apokalypse und zur biblischen Typik. Halle, Anton. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Böttcher, oder was Traktate wirken. Berlin. [illegible] 3 Ngr.

Bülau, F., Encyklopädie der Staatswissenschaften. [illegible] vielfach umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Bunsen, C. C. J., Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 2tes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. [illegible] 1 Thlr. 10 Ngr.

Dahn, F., Harald und Theano. Gedicht. Berlin, Herbig. 16. 20 Ngr.

Droßbach, M., Das Wesen der Naturdinge und die Naturgesetze der individuellen Unsterblichkeit. Olmütz, Hölzel. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Edda, die ältere und jüngere nebst den mythischen

Erzählungen der Skalda übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von K. Simrock. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Forschungen der Vernunft in Briefen an denkende Leser. Von F. P. Mit 5 Steintafeln. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 2 Thlr.

Franklin, O., Magdeburger Weisthümer für Breslau. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen, insbesondere des Magdeburger Rechts. Breslau, Korn. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Freihold, F., Licht und Schatten. Dichtungen. Frankfurt a. M., Küchler. 1856. 16. 15 Ngr.

Freiligrath, F., Gedichte. 16te der Miniatur-Ausgaben. 7te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Dasselbe. Wohlfeile Ausgabe. 2te Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1856. 25ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Gore, Mammon oder Leiden und Freuden des Reichthums. Aus dem Englischen von O. von Czarnowski. Drei Bände. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hackländer, F. W., Ein Winter in Spanien. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über die ältere Kirchengeschichte. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die christliche Kirche vom 4. bis zum 6. Jahrhundert. Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Handelmann, H., Geschichte der amerikanischen Kolonisation und Unabhängigkeit. 1ster Band: Die Staaten der weissen und schwarzen Race. Vereinigte Staaten, Hayti, Brasilien. 1ste Lieferung. Kiel, Schwers. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hauff, W., Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte. Pracht-Ausgabe mit vielen Illustrationen gezeichnet von J. Risle und J. Schnorr. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 4. 16 Ngr.

Hausmann, J. F. L., Salzbrunner Skizzen. Breslau, Max u. Comp. Gr. 16. 8 Ngr.

Heßlein, B., Der Teufel des Goldes. Sittengemälde aus der höheren und niederen Gesellschaft. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. Gr. 8. à 3½ Ngr.

Hocker, N., Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Horn, J. E., Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Hornbook, A., Die Familienfehde. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Howitt, W., Abenteuer in den Wildnissen von Australien. Aus dem Englischen von H. Sebald. Berlin, Janke. 1856. 8. 15 Ngr.

Altchristliche Hymnen und Lieder. Aus dem Lateinischen übersetzt von H. Stadelmann. Mit dem lateinischen Text zur Seite. Augsburg, Kollmann. 12. 15 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 35ster Jahrgang, für 1856. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Irving, W., Lebensgeschichte Georg Washington's. Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. à 10 Ngr.

Kosegarten, J. G. L., Wörterbuch der Niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit. 1ster Band. 1ste Lieferung. (a—ai.) Greifswald, Koch. 1856. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Körner, F., Die Natur im Dienst des Menschen. Für die erwachsene Jugend und alle Freunde der Natur dargestellt. 1ter Band. — A. u. d. T.: Das Feuer, seine Wirkungen und deren Benutzung. Leipzig, Schlicke. 1856. Gr. 8. 27 Ngr.

Hessische Liederchronik oder Geschichte von Hessen und bei Rhein aus dem Munde der Dichter von H. Künzel. Friedberg, Scriba. Gr. 16. 9 Ngr.

Mangoldt, H. v., Die Lehre vom Unternehmergewinn. Ein Beitrag zur Volkswirthschaftslehre. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Marsh, Die Erbin von Haughton, oder: Das Geheimniß der Mutter. [Fortsetzung von Aubrey.] Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Monod, A., Weibliches Leben. Zwei Vorträge. Aus dem Französischen von H. Sebald. Berlin, T. Enslin. 8. 18 Ngr.

Rank, J., Die Freunde. Roman. 2te durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roßbach, J. J., Vom Geiste der Geschichte der Menschheit. I. — A. u. d. T.: Vier Bücher Geschichte der politischen Oekonomie. Würzburg, Etlinger. 1856. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Rußdorf, E. v., Die Frage der Lebensverlängerung. Drei Vorträge, gehalten vor dem berliner Publikum. Berlin, Schindler. 1856. 16. 10 Ngr.

Schaab, K. A., Diplomatische Geschichte der Juden zu Mainz und dessen Umgebung, mit Berücksichtigung ihres Rechtszustandes in den verschiedenen Epochen. Aus größtentheils ungedruckten Urkunden bearbeitet. Mainz, von Zabern. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schwegler, A., Geschichte der Philosophie im Umriß. Ein Leitfaden zur Uebersicht. 2te verbesserte Auflage. Stuttgart Franckh. Lex.-8. 1 Thlr.

Storm, T., Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten. Berlin, Schindler. 16. 15 Ngr.

Wackernagel, W., Die deutsche Glasmalerei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Winckel, F. W., Ludwig der Aeltere, Graf von Sayn zu Wittgenstein, in Erzählung, Brief und Verordnung sein Selbstbiograph. Aus handschriftlichen Tagebüchern und Urkunden dargestellt. Berleburg. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Wunderblume. Dramatisches Mährchen. Leipzig, O. Wigand. 16. 6 Ngr.

Zitz, Kathinka, Corallen-Zinken. Mainz, Faber. 8. 1 Thlr.

— — Kaiserin Josephine. Nebst einem Anhange anderer Erzählungen. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Schillers Laura, nebst andern Erzählungen und Novellen. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Strohfeuer. Neue Erzählungen. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Weltpantheon. Eine Festgabe. Ebendaselbst. 1856. Gr. 8. 14 Ngr.

Tagesliteratur.

Ginal, J. N., Sendschreiben an Herrn Dekan Lutz in Oberroth über die Gefahren unserer Zeit, die Wiederkunft unsers Herrn und die Ankunft des Antichrist. 2te Auflage. Augsburg, Kollmann. 8. 3 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Welches wird der würdigste Dank der Evangelischen Kirche für die Segnungen des Religionsfriedens sein? Predigt bei der Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens am 16ten nach Trinitatis, den 23. September 1855 zu Dresden gehalten. Dresden, Höckner. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Augsburger Religionsfrieden vom 25. September 1555 zur Erinnerung an den 25. September 1855. Berlin. 8. 4 Ngr.

Die preußische Tribüne. Reden preußischer Staatsmänner. Berlin, Hollstein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Uhlich, Zehn Jahre in Magdeburg. 1845—1855. Magdeburg. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Wichtiges medicinisches Werk.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Watson (Th.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.

Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **Dr. J. H. Steinau.**

Vier Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Watson's berühmtes Werk, das in England rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich dort wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet, liegt mit dem soeben erschienenen vierten Bande nunmehr auch in seiner deutschen Bearbeitung **vollständig** vor. Die competentesten Richter in England wie in Deutschland sind darüber einig, dass von allen in der neuern Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet, wie Watson's Werk, und dass dasselbe in jeder Hinsicht von grossem bleibendem Werthe ist.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Deutscher Liederhort.

Auswahl
der vorzüglicheren **deutschen Volkslieder** der Vorzeit und Gegenwart
mit ihren eigenthümlichen Melodien
herausgegeben
von
Ludwig Erk.

Eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Das obige Werk ist für die Literatur des Volksliedes die wichtigste Erscheinung der Neuzeit. Der Herausgeber, welcher durch seine bisherigen Leistungen die glänzendsten Beweise seiner Befähigung zu einer derartigen Arbeit geliefert hat, übergibt in obigem Werke eine **Blütenlese** der deutschen Volkslieder in Verbindung mit den **ihnen eigenthümlichen Sangweisen.** Je weniger bisher auf diesem Gebiete geleistet ist, um so größer ist das Verdienst, jetzt einen **festen Grund für alle Zeiten** gelegt zu haben.

Zahlreiche Varianten, kritische und bibliographische Notizen werden namentlich dem Literarhistoriker willkommen sein.

Der Verleger hat es sich zur Ehre gerechnet, das Werk in der glänzendsten Weise auszustatten und durch den billigsten Preisansatz zur weitesten Verbreitung des Werks beizutragen.

Im Verlage der **von Ebner'schen Buchhandlung in Nürnberg** sind erschienen:

Die deutsche komische und humoristische Dichtung

seit Beginn des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit Auswahl aus den Quellen. Mit biographisch-literarischen Notizen von **Ignaz Hub.**

Erster Band: Preis 1 Thlr. 18 Ngr., oder 2 Fl. 40 Kr. Rh.
Zweiter Band: „ 2 „ — „ „ 3 „ 30 „ „

Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten

vom Anfang des 16. bis Schluß des 18. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen. Mit biographisch-literarischen Notizen von **Ignaz Hub.**

Erstes Buch, enthaltend die Zeitgenossen der Reformation: Geiler von Kaisersberg, Murner, Brant, Fischart, Luther, Hutten, Franck ꝛc. Preis brosch. 25 Ngr., oder 1 Fl. 24 Kr. Rh.

Gedichte

von **Karl Weichselbaumer.**

Preis brosch. 1 Thlr., elegant geb. 2 Fl. 42 Kr. Rh.

Dichtungen

von **Söltl** (k. Hausarchivar und Universitätsprofessor).

Preis brosch. 12 Ngr., elegant geb. 20 Ngr.

Der Kaiserdom zu Speyer.

Ein deutsches Lied von **L. Wohlmuth.**

Preis brosch. 12 Ngr., elegant geb. 20 Ngr.

Im Verlage von **A. W. Unzer in Königsberg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Form und Geist der biblisch-hebräischen Poesie

von
Dr. Jos. L. Saalschütz,
Professor der orientalischen Alterthumskunde

Geheftet. Preis 20 Sgr.

Alle Beurtheilungen dieser Schrift — deren erste Abhandlung Manches umstösst, was in den hebräischen Grammatiken bisher als keines Beweises bedürfende Gewissheit galt — vereinigen sich dahin, sie als eine bedeutende Erscheinung, sowie die Gewichtigkeit der Gründe, die edle Sprache, die Trefflichkeit der Uebersetzungen anzuerkennen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 22. November 1855.

Zur neuern Geschichte Serbiens.

Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu' à 1850 par *Barthélemy Sylvestre Cunibert*. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Unstreitig ist die serbische Revolution, sowol was ihre Anlässe als ihren Verlauf und ihre seitherigen Resultate anbelangt, neben der griechischen und in mancher Beziehung noch mehr als diese einer der weitausgreifendsten Vorgänge des Jahrhunderts. Ihr mit ist das Verdienst zuzuerkennen, unmittelbar nachdem das Osmanenthum in Europa die ersten erschütternden Stöße von außen durch Rußland und Oestreich erfahren, an den morschen Stamm desselben auch von innen und zwar mit Erfolg Art angelegt zu haben. Seit die Herrschaft des Islam durch Serbien und Griechenland auch in ihren Fugen gelockert ist, kann von einem Wiedererstarken desselben in Europa keine Rede mehr sein. Er ist, diesem Welttheile vom ersten Augenblick an heterogen und durchaus unassimilirbar, nunmehr entschieden dem Untergange geweiht, und wie sehr auch die angestrengten Machtentfaltungen gerade der neuesten Gegenwart das thatsächliche Gegentheil hiervon erstreben zu wollen scheinen, das Unausbleibliche wird dadurch nicht abgewendet werden.

In so innigem Zusammenhange nun die Freiheitskämpfe des serbischen Volks mit den östlichen Interessen unsers Welttheils stehen, so wenig besitzen wir bisjetzt, die Arbeit des trefflichen Ranke etwa ausgenommen, eine genugsam erschöpfende und umfassende, auf der Höhe historischer Auffassung stehende Darstellung dieser Vorgänge. Ohne erhebliche Ausnahme Alles, was uns über diesen Gegenstand bisher geboten worden, bewegt sich auf dem Gebiete entweder kritiklos aufgezählter Ereignisse, oder der tendenziösen Streitschrift, oder wol gar der leichten Touristik.

Der Grund für diese auffallende, uns jedoch vollkommen erklärliche Erscheinung ist ein doppelter. Für's erste hat es den meisten der Schriftsteller, welche diesem Volke und seiner jüngsten Geschichte bisher ihre Aufmerksamkeit zugewandt, an jenen an sich scheinbar geringfügigen, in Wirklichkeit jedoch höchst unerlaßlichen Vorkenntnissen gefehlt, ohne welche es in der That gar nicht möglich ist, die geschichtlichen Ereignisse eines Volks richtig zu verstehen und zu würdigen. Größtentheils mehr durch Zufall oder touristische Neugierde an die Sache geführt, haben die wenigsten von ihnen den rechten Ernst gehabt oder sich die nöthige Mühe genommen, sich vorerst mit der Sprache, mit den Sitten, mit den Anschauungen des Volks, mit den Eigenthümlichkeiten des Schauplatzes bekannt zu machen, dessen Begebenheiten sie zu schildern gedachten. Da jedoch bei dem Dunkel, das über Serbien und seine Bewohner herrscht, dergleichen Studien wirklich nur mit Aufwand an Zeit und Mühe an Ort und Stelle gemacht werden können, und die meisten Schriftsteller großentheils auf den von ihren Vorgängern gemachten, nicht immer ganz richtigen Mittheilungen weiterbauten, so konnten wol wahrheitsgetreue Ergebnisse nicht zu erwarten sein. Die Literatur des Volks selbst hat andererseits noch keineswegs jenen Grad der Ausbildung erreicht, daß eine auf der Höhe historischer Darstellung stehende Geschichte seiner Freiheitskämpfe von einem nationalen Schriftsteller bisher geliefert werden konnte, ganz abgesehen davon, daß immer noch nicht abgeschlossene Parteikämpfe, von denen eine nationale Capacität sich unmöglich fernhalten könnte, eine ruhige, unbefangene Auffassung der Dinge gar nicht zuließen. Für's zweite, und dies dürfte wol der Hauptgrund sein, ist eine Geschichte des serbischen Befreiungskampfs unserer Meinung nach bisher noch gar nicht möglich. Nur um die Aufzeichnung des Geschehenen kann es sich zur Zeit noch handeln. Denn was uns bisher vorliegt, sind nur Anfänge; das Ende ist vorerst noch abzuwarten. Vielleicht daß es eben in unsern Tagen sich abzuspielen angefangen, vielleicht auch noch nicht. Um was es zu thun ist, das ist ein Befreiungskampf des Welttheils von einem fremdartigen, seiner östlichen Entwickelung hinderlichen Elemente, jenem des Osmanenthums. Wenn dieser einmal zu Ende geführt, dann ist das Ganze gegeben, von dem die Freiheitskämpfe in Serbien nur ein Theil,

wiewol ein sehr merkwürdiger und ruhmreicher sind. Dann erst wird ein Ueberblick des Gesammten gestattet, eine historische Auffassung von umfassender Höhe herab gewährt sein, und der berufene Forscher und Darsteller dafür wird nicht ausbleiben.

Cunibert, dessen Buch über Serbien uns in diesem Augenblicke vorliegt und zu diesen Bemerkungen Anlaß gibt, hat diese beiden sehr bedeutenden Gründe, um derenwillen wir zur Stunde noch keine gerechte Geschichte der serbischen Revolutionen besitzen, in seiner Vorrede selbst angedeutet. Was nun den ersten derselben betrifft, so freuen wir uns einmal anerkennen zu dürfen, daß er bei diesem Schriftsteller gänzlich wegfällt. Und es thut dies wahrlich wohl. Serbien ist seit einigen Jahren so zu sagen in die Mode gekommen. Es ist interessant geworden. Der Büchermarkt säumt daher nicht, uns darüber zu unterhalten. Der uneingeweihte Leser, den das Fremdartige anregt, nimmt da auf guten Glauben hin, was ihm vorerzählt wird. Der Sachkundige hingegen weiß wirklich oft nicht, ob er lachen oder sich ärgern soll. Wie viel Irriges, Verkehrtes, geradezu Unwahres macht da seinen Weg durch die Presse in den Ideenkreis der Leser! Cunibert hat Jahre lang in Serbien gelebt und daselbst als Arzt eine Stellung eingenommen, die ihm reichliche Gelegenheit bot, über alles Das gründliche Studien zu machen, was sich den Blicken vieler seiner Vorgänger entzog. Und wie fleißig er diese Gelegenheit benutzt, davon gibt uns fast jede Seite seines Buchs das anerkennenswertheste Zeugniß. Man kann ohne weiteres von ihm sagen, daß er das Land, das Volk, dessen Sprache, Charakter, Sitten, Gedankenkreis und Tendenzen so vollkommen und genau kennt wie wenige Fremde, ein Moment, das ihn allerdings vollkommener berechtigt, uns über alles Dieses Mittheilungen zu machen, als manchen Andern.

Was den zweiten jener oben auseinandergesetzten Gründe betrifft, so ergibt es sich aus dem Gesagten von selbst, wenn wir Cunibert von der Geltung desselben nicht ausnehmen. Auch was sein Buch uns bringt, ist noch keine Geschichte, und zwar ganz einfach, weil es überhaupt noch keine geben kann. Er selbst deutet dies auch an, indem er es nur einen „geschichtlichen" Versuch nennt. Wir hingegen glauben dem Werthe des Buchs keinen Abbruch zu thun, wenn wir es in die Reihe der Memoiren stellen. Als Memoiren betrachtet wird es stets eines der schätzenswerthesten Materiale bleiben, das einer künftigen Geschichte Serbiens zugebote stehen wird, und ist es in der That bisjetzt das umfassendste, reichhaltigste und vielseitigste. Cunibert hat einen großen Theil der Personen, die in den serbischen Befreiungskämpfen eine Rolle spielten, nicht nur persönlich gekannt, er ist den hervorragendsten unter ihnen persönlich nahe gestanden und hatte Gelegenheit, sie in ihrem Thun und Trachten zu studiren. Einen großen Theil der Ereignisse hat er miterlebt; „j'ai pris part quelquefois à la direction de ses affaires politiques et à ses reformes", sagt er in seiner Vorrede. Fügen wir hinzu, daß ihm die Gabe einer klaren, übersichtlichen Auseinandersetzung in nicht geringem Grade eigen, so ergibt sich von selbst, daß wir ihn zu den Darstellungen, die sein Buch uns bietet, als vollkommen berechtigt anerkennen müssen. Daß er sich bei diesen letztern nicht immer von aller Parteifärbung fern zu halten vermocht, wird ihm von unserer Seite, eben weil wir sein Buch blos vom Standpunkte der Memoiren beurtheilen, nicht zum Vorwurfe gereichen. Der Historiker würde es freilich strenger nehmen. Ist ja eben die subjective Beleuchtung der Personen und Ereignisse das eigentliche Wesen der Memoirenliteratur. Was die Geschichte verdammt, in Memoiren darf versucht werden es zu rechtfertigen, sowie auch umgekehrt! Der Sache selbst, dem kolossalen, in allen seinen Theilen interessanten, durch die eigenthümliche Fremdartigkeit der Verhältnisse anziehenden Bilde, das Cunibert vor unsern Augen aufrollt, thut das keinen Abbruch.

Nachdem die Waffen der Zaren und der Kaiser den türkischen Halbmond zu wiederholten malen gedemüthigt, nachdem selbst Belgrad schon ein mal in Oestreichs Hände gefallen, an die Pforte aber wieder zurückgegeben worden war, sehen wir Serbien, vergessen und unbeachtet von den benachbarten Christenfürsten, lange noch unter dem Drucke osmanischer Gewaltherrschaft schmachten. Außer der serbischen Raja sehen wir es von verschiedenen Sorten türkischer Krieger, den Jerli, Spahi und bis 1804 den Janitscharen bewohnt, deren Beruf kein anderer zu sein scheint, als, einem müßigen Schlaraffenleben hingegeben, sich die Zeit mit allerhand nur erdenklichen Bedrückungen der Raja zu vertreiben. Indeß war mit den Jerli und Spahi doch noch auszukommen. Jene, eine Art Landmiliz, bezogen 10 türkische Piaster an monatlichem Sold und ließen sich, da dies keineswegs für sie und ihre Familien ausreichte, zuweilen sogar herbei, bei den Christen gegen Tagelohn Arbeit zu nehmen. Die Spahi, eine Art irreguläre Cavalerie, etwa 900 Mann stark ein Alai bildend, lebten unter den Befehlen eines Alai-Beg zerstreut im Lande. Für die Kriegsdienste, zu denen sie auf eigene Kosten verpflichtet waren, wurden sie mit Grund und Boden belehnt und bezogen von der Raja allerlei Abgaben an Geld sowol wie an Naturalien. Ein Su-Baschi verwaltete ihre Angelegenheiten und ließ sich zu diesem Behufe, wo immer es ihm beliebte, nieder, um da auf Kosten der Raja zu leben, über die er sich gewöhnlich aus eigener Machtvollkommenheit zum Friedensrichter aufwarf, was so viel sagen will, als daß er sich das Recht herausnahm, über ihr Leben und Gut nach unverantwortlichem Ermessen zu verfügen. Indessen muß den Spahi nachgesagt werden, daß sie von ihren Rechten ziemlich selten übermäßigen Misbrauch übten. Im Jahre 1804 sogar hielten sie es mit der Raja. Die schlimmsten Gesellen waren die Janitscharen und nebst ihnen die jeden Augenblick wechselnden Gefolge der Paschas. Vom Blut aus ein unruhiges Völkchen, waren sie schon vorlängst von der Pforte in die entferntesten Paschaliks des Reichs verwiesen worden und so [illegible]

in jenes von Belgrad gekommen. Ihre Eigenmacht ging so weit, daß sie sogar ihre Paschas selbst ernannten.

Wie tief die Raja unter solchen Verhältnissen herabkommen mußte, ist leicht zu ermessen. Elende Hütten, fern den Wegen, in Wäldern und Schluchten sind ihre Wohnung. Ackerbau und Viehzucht wird nicht mehr betrieben, als das unmittelbare leibliche Bedürfniß erheischt. An den Hauptfesten nur sieht man einander. Das Gemeindeleben ist bis zum Schatten erblichen, Kirche und Priesterthum in völligem Verfall. „Was die Türken nicht nehmen, nimmt der Patriarch", sagt ein serbisches Sprichwort aus jener Zeit, „was der Patriarch übrig läßt, nimmt der Pope."

So sieht Serbien aus, als Joseph II. der Pforte den Krieg erklärt. Der Uebermuth der Janitscharen, der sich sogar bis auf östreichisches Gebiet erstreckt, wird in der Kriegserklärung mit als einer der Kriegsanläße genannt. Nichtsdestoweniger läßt der Friede von Sistowa (1791) die Sache beim Alten, und sage man, was man wolle, hier ist es, wo Oestreich es verabsäumt, sich einen dauernden Einfluß zu sichern, und dadurch indirect dem russischen Einflusse den Weg bahnt.

Zwar folgen unter der Verwaltung der Paschas Bekir und Mustapha, der sogenannten „Mutter Serbiens", einige Jahre der Linderung für die Raja. Die Janitscharen sind nach Bosnien und Albanien verwiesen. Allein der Aufstand eines Abenteurers zu Widdin, des berüchtigten Paßwan-Oglu, verleitet die Pforte zu dem Misgriff, sie wieder nach Serbien zu berufen, und die alten Gewaltthätigkeiten beginnen von neuem. Ranko Lazarewitsch, Knes von Tamnawa, wird zu Schabatz auf offenem Markte von dem Janitscharen Bego Novljanin niedergemacht. Vergebens sucht Mustapha-Pascha Gerechtigkeit zu üben und läßt, da der Mörder nach Bosnien entflieht, 36 Türken zu Schabatz hinrichten. Bald sieht er sich in seiner Veste zu Belgrad von den Janitscharen selbst belagert, nach fruchtloser Abwehr gefangengenommen und treulos niedergemetzelt.

Nun theilen die Mörder das Sandjakat unter sich selbst. Vier sogenannte Dahi stehen an ihrer Spitze. Der Sultan, um wenigstens einen Schein seiner Oberherrlichkeit zu retten, sendet ihnen den ehemaligen Janitscharenchef Aga-Hassan, den sie selbst begehren, als Pascha. Außer den bisherigen Abgaben hat die Raja nunmehr auch noch den neunten Theil ihrer Erzeugnisse den Janitscharen abzuliefern.

Ein solcher Zustand mußte wol nachgerade unerträglich werden. Man ermannt sich zur Eingabe einer Vorstellung an den Sultan um Abhülfe. Der Großherr, den Dahi gegenüber vollständig ohnmächtig, begnügt sich mit einer Verwarnung dieser letztern. Die Janitscharen, durch die ausgesprochene Ohnmacht ihres Oberherrn nur noch mehr ermuthigt, beschließen dem Rajathum ein gründliches Ende zu machen und richten in den ersten Februartagen 1804 eine furchtbare Christenniedermetzelung an. Wer sich retten kann, rette sich, ist der Ruf, der in allen serbischen Ortschaften erschallt, und die Waldestiefen füllen sich von verzweifelnden Flüchtlingen. Bald aber treten drei muthige Männer, Kara-Georg, Janko Katitsch und Basil Tscharapitsch, an die Spitze der Flüchtigen, man wagt sich wieder in die Thäler hinab, und die Brandfackel in der Hand nehmen die Repressalien und mit ihnen die serbische Revolution ihren Anfang. Bald ist das ganze Land im Aufstand. Vergebens suchen die Janitscharen, da der Strom sich mit wachsender Uebermacht gegen sie heranwälzt, die Sache in Gutem beizulegen, vergebens rufen sie endlich befreundete Krieger aus Macedonien unter Guschanz-Ali's Anführung zum Beistand herbei. Die Raja organisirt sich, Kara-Georg übernimmt die Oberleitung, und die Gegner sehen sich genöthigt, sich vom flachen Lande in die Festungen zurückzuziehen, um hier von den Serben, denen sich Bekir-Pascha mit seinen Truppen anschließt, belagert zu werden. Ohne andern Ausweg, sehen sich die Dahi veranlaßt, die Veste von Belgrad in Guschanz-Ali's Händen zu lassen und nach Ada-Kaleh (Neu-Orsowa) zu Redscheb-Pascha zu flüchten, jedoch nur, um bald darauf nach kurzem, verzweifeltem Widerstande von Serbenhand den Tod zu finden. Der nächste Anlaß der Erhebung ist beseitigt, die Willkür der Janitscharen in ihren Häuptlingen gezüchtigt. Auf dem Flachlande ist kein Türke mehr zu schauen. Der Friede scheint wiedergekehrt und Bekir-Pascha fodert die Aufständischen auf, auseinander zu gehen. Sie gehorchen; allein die Waffen legen sie nicht wieder ab.

Abermals ist der Augenblick für Oestreich gekommen, die Zügel der Bewegung zu ergreifen. Aber auch diesmal versäumt es dies, um Rußland den Vorrang zu lassen. Am Vorabende eines Bruchs mit der Pforte, weiß man von Petersburg aus den Serben den Wink zukommen zu lassen, sich an den Thron des Zaren zu wenden (1805). Einer Deputation, die dahin abgeht, wird die kaiserliche Versicherung der Unterstützung billiger Wünsche seiten Rußlands bei der Pforte. Diese Unterstützung scheint übrigens nicht sehr nachdrücklich gewesen zu sein, denn Alles, was die Pforte verwilligen zu dürfen glaubt, ist die Herstellung des Statusquo zur Zeit Mustapha-Pascha's.

Indessen die Serben, zur Erkenntniß gelangt, daß ein Serbenarm doch noch etwas vermöge, haben nicht sehr Lust, sich hiermit zufrieden zu geben, und machen Anstalten, den begonnenen Kampf fortzusetzen. Eine Heeresmasse von 25,000 Mann, welche die Pforte gegen sie entsendet, zersplittert an dem Widerstande einer Handvoll entschlossener Helden. Kara-Georg nimmt den Titel eines obersten Heerführers und die Bewegung die Form eines offenen Kampfs gegen die Pforte an (1806). Neue Heere, 80,000 Mann stark, rücken gegen Serbien. Zugleich aber erklärt Rußland den Krieg, und die Pforte zieht es vor, dem Aufstande Concessionen zu machen. Serbien soll 700,000 Piaster jährlichen Tributs zahlen, dafür aber sich selbständig verwalten. In Belgrad soll nur ein Pfortencommissar mit einem Gefolge von 150 Köpfen residiren. Das sind die Serben zufrieden. Die

Pforte zögert jedoch, wie immer, in der Erfüllung ihrer Zusage, und die Feindseligkeiten nehmen neuerdings ihren Fortgang. Noch vor Ende des Jahres sind Belgrad und Schabatz in den Händen der Serben. Ein russischer Staatsrath findet sich in Belgrad ein, und vor den Mauern Negotins kämpfen russische Soldaten an der Seite der serbischen Aufständischen. Von da an datirt Rußlands factisches Protectorat über Serbien.

Ein Jahr des Friedens folgt (1808). Man benutzt die Zeit, um sich im Innern zu organisiren. Ein Senat leitet die Verwaltung, in den einzelnen Bezirken (Nahien) werden Behörden eingesetzt. Schulen werden errichtet, aber es wird auch nicht vergessen, Pulver zu bereiten und Kanonen zu gießen. Inzwischen bricht (1809) der Krieg zwischen Rußland und der Pforte neuerdings aus, und Serbien ist bereit, daraus seine Vortheile zu ziehen. Allein der plötzliche Tod des russischen Feldherrn gebietet der Armee Rußlands Halt, noch ehe sie die Donau überschritten, und die Pforte benutzt den Moment, sich vorerst der Serben zu entledigen, und wendet alle ihre Macht gegen diese. Die Niederlage bei Nissa scheint ein Vorspiel entsetzlichen Gerichts. Da erscheint Fürst Bagration rechtzeitig an der Donau und setzt über den Strom. Serbische Boten eilen zu ihm nach Bukarest, um Beistand bittend. Bald darauf stehen russische Truppen unter General Zuccati auf serbischem Boden und Churschid-Pascha muß bis Nissa zurückweichen.

Inzwischen war es im Innern gleichfalls vorwärts gegangen. Kara-Georg's Glücksstern zwar war nicht ohne Neider geblieben. Der jähzornige Mann, der stets sein Pistol zur Hand hatte, hatte zudem wol auch zu manchem gerechten Misvergnügen Anlaß gegeben. Allein unduldsam gegen jeden Widerspruch, hatte er alle Machinationen gegen seine Person mit harter, oft blutiger Hand niederzuhalten gewußt. Nun sah er sich ohne Rivalen und setzte in der Volksversammlung von 1811 den Beschluß durch, daß Niemand ihm nebengeordnet, Jedermann dagegen ihm und dem Senat untergeordnet sein solle. Ein Ministerium wird errichtet, in das er gerade die einflußreichsten seiner Rivalen beruft, ein Schritt, durch den er, wenn auch Milenko und Dobrinjatz lieber auswanderten, als annahmen, seine Macht erst recht befestigte.

Im Angesichte dieser Vorgänge fand die Pforte für gut, Serbien gegenüber (1811) ein Project wieder aufzunehmen, das schon Napoleon (1807) zur Sprache gebracht hatte. Es sollte, ähnlich der Moldau und Walachei, unter Oberhoheit der Pforte als souveränes Fürstenthum constituirt werden, Kara-Georg der erste Fürst sein. Schon aber war Rußlands Einfluß in Serbien zu mächtig. Kara-Georg, ein Haudegen wie irgendeiner, aber auch ebenso wenig Staatsmann als irgendeiner, fragte im russischen Hauptquartier an, was er thun solle. Die Antwort, wie zu erwarten stand, war: um keinen Preis darauf eingehen! Dafür ward, als (1812) Rußland mit der Pforte Frieden schloß, in die Tractaten ein Artikel (VIII) aufgenommen, der den Serben neben einigen unbedeutenden Privilegien — vollständige Amnestie zusicherte! Wahrlich, man weiß nicht, soll man mehr die Treulosigkeit Rußlands oder die Leichtgläubigkeit und politische Unselbständigkeit Georg's verdammen! Aber auch das Wenige, was stipulirt worden, gedachte die Pforte nicht zu halten, und als man sich bei Rußland darüber beschwerte, erhielt man den guten Rath, die Waffen abzulegen und sich mit der Pforte zu verständigen, und Kara-Georg, auf die Eingebungen Rußlands wie auf ein Orakel hörend, gehorchte auch hierin. Langwierige Unterhandlungen begannen, die zu keinem Resultat führten, als daß Kara-Georg endlich die Ueberzeugung gewann, daß die Pforte ihre Ansichten in Bezug auf Serbien gänzlich geändert und den achten Artikel des Bukarester Friedens vollständig vergessen habe. Kara-Georg, dem wie gesagt alles politische Talent abging, fühlte sich unendlich enttäuscht. Eben zog Napoleon aus Rußland. Die Pforte hatte auf Anregung Frankreichs beschlossen, an Oestreich den Krieg zu erklären, um die Allianz dieser Macht mit Rußland und Preußen zu schwächen. Der Weg an die östreichischen Grenzen sollte durch Serbien gehen, dies Land daher vorher vollständig zur Ruhe gebracht sein. Neuerdings mußten die Waffen erhoben werden. Der Kriegsplan, den Kara-Georg jetzt entwarf, zeugt von den hervorragenden militärischen Talenten, die diesem so durchaus ungeschulten Geiste innewohnten. Die Lager sollte man verlassen, in die am besten befestigten Plätze Besatzungen werfen, im Uebrigen das Land und die Grenzen räumen und sich in die Wälder und unzugänglichen Gebirge zurückziehen. Den Kampf mit den Türken sollte man dem Hunger, der Pest und dem hereinbrechenden Winter überlassen. Der böse Genius Georg's aber, Mladen Milowanowitsch, wußte diesen Plan zu hintertreiben, und setzte den Beschluß durch, den Türken, die sich rüsteten, von drei Seiten ins Land zu fallen, im offenen Felde entgegenzugehen (1813). Ein unheilvoller Beschluß, dessen unmittelbare Folge Niederlage um Niederlage war. Aller Augen suchten Kara-Georg, Aller Stimmen riefen nach dem kriegsgewandten, sieggewohnten. Bei der Reserve, die er zu bilden gehabt hätte, sollte er zu finden sein. Allein er war weder da noch dort. Mismuth über Enttäuschung und Unmuth wegen seines abgelehnten Kriegsplans hatten seine Seele erfüllt, und fast scheint es, als habe er seine Widersacher nun erfahren lassen wollen, was sie ohne ihn auszurichten vermöchten. Allein des Unglücks wurde mehr, als er gewünscht und selbst geahnt haben mochte. Die Niederlage war allgemein, die Auflösung allenthalben, an ein Sichhalten nicht mehr zu denken. Kara-Georg floh nach Oestreich und die Türken zogen in Belgrad ein. Wie glänzend rechtfertigte sich wenige Wochen darauf Kara-Georg's Plan! Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen, von einer Kriegserklärung der Pforte an Oestreich konnte keine Rede mehr sein. Der Großvezier war ganz kleinlaut nach Stambul zurückgereist, die Armee und deren Führer dem Winter, dem Hunger und dem Sumpffieber überlassend! Noch wäre es jetzt vielleicht

Zeit gewesen, einen Hauptschlag zu führen. Auf die Nachricht von Kara-Georg's Flucht wird Milosch Obrenowitsch im Lager vor Schabatz zum Heerführer ausgerufen. Allein dieser folgt die Nachricht vom Falle Belgrads und Semendrias auf der Ferse. Das Lager geht auseinander und Jeder sucht sein Heil, wie er kann, die Einen sich nach Oestreich flüchtend, die Andern in die Gebirge. Milosch Obrenowitsch ist unter den letztern.

Schlimmer vielleicht denn je wäre nun den Serben mitgespielt worden. Allein die Erfolge der Alliirten gegen Frankreich empfahlen der Pforte Mäßigung. Mußte sie nicht fürchten, gelegenheitlich etwas unsanft an den Frieden von Bukarescht erinnert zu werden? Eine kleine Schar von Tapfern hatte Milosch bereits um sich gesammelt, in der Veste Uschitza. Die Türken machten ihm den Antrag, sich zu ergeben, und versprachen dafür die Verwaltung einer Nahia ihm zu übertragen mit der Stellung ungefähr, wie sie Kara-Georg bekleidete, und Milosch nimmt an. Er legt seine Waffen zu den Füßen Ali-Aga's nieder und empfängt aus dessen Hand nicht nur sein Schwert zurück, sondern auch den Titel eines Knes von Rudnik. Zugleich legt er das Versprechen ab, die noch übrigen aufständischen Häupter zur Unterwürfigkeit aufzufodern, und hält darin treulich Wort.

Ueberhaupt tritt mit Milosch Obrenowitsch ein ganz neuer Geist in die serbische Revolution: an die Stelle der Waffe die weitaussehende Schlauheit, an die Stelle der Schlachten das klug berechnende Compromiß. Er unterwirft sich den Türken, und zwar ganz einfach, weil er sieht, daß er zur Zeit nichts Besseres thun kann, und weil es ihm doch gescheiter dünkt, sei es auch aus Türkenhand, ein Stückchen Macht zu behalten, an das sich wieder anknüpfen läßt, als gar nichts und noch obendrein vielleicht geköpft zu werden. Besser ein Stück Brot in der Tasche als ein Braten in der Luft, konnte er zu seinem Wahlspruch nehmen, und wirklich kam er auch damit trefflich fort, wie alle Leute, die so denken. Recht wohl wußte er, daß die Dinge keinen Bestand haben konnten, und ein Stückchen Rechtsboden war dann immer viel werth. In der That auch täuschte er sich nicht. Anfangs zwar behandelte Soliman, der neue Pascha, die Serben mit sehr viel Rücksicht. Bald aber ließ das nach, und die alten Zeiten schienen wiederkehren zu wollen. Man drängt zur neuen Erhebung. Allein Milosch hält die Zeit noch nicht gekommen und hilft sogar den Türken einen Aufstand, der unter Hadschi-Prodan's Leitung gegen seinen Willen ausgebrochen, mit blutiger Hand niederhalten. Die Häupter 15 edler Serben wurden damals auf den Zinnen Belgrads als Warnzeichen aufgesteckt.

Allerdings wuchs das Ansehen Milosch's bei der Pforte dadurch sehr. Aber auch der Uebermuth der Türken nahm überhand, und die angesehensten unter den Serben mit ihrem zahlreichen Anhange drängten um so unaufhaltsamer zum Kampf. Sollen neue erfolglose Putsche vermieden werden, so muß sich Milosch entschließen, die Sache der neuen Erhebung zu der seinigen zu machen, und dies thut er auch; doch läßt er es zugleich seine erste Sorge sein, Alles zu vermeiden, was den Türken den mindesten Verdacht erwecken könnte. Bei Nacht nur dürfen seine Boten reisen, heimlich werden die Berathungen gepflogen. Doch ist der Unmuth der Verschworenen nicht länger zu halten, und in der Passionswoche 1815 zu Jassenitza bricht der Aufstand aus mit der Erschlagung der steuersammelnden Türken auf offener Straße. Wie gern auch Milosch noch gezögert hätte — er hatte seinen Bruder nach Oestreich geschickt, um daselbst sein Borstenvieh zu verkaufen, und dieser war noch immer mit dem Erlös, dessen er zur Kriegführung bedurfte (?), nicht zurückgekehrt — er versammelt auf den Palmsonntag in Takowa das Volk, bespricht hier mit den Knesen die nöthigen Maßnahmen und erklärt die Revolution offen. Das Volk, auf die Kunde, strömt bewaffnet von allen Seiten herbei. Aber auch Soliman-Pascha, von dieser plötzlichen Wendung seines Freundes und Begünstigten nicht wenig überrascht, entsendet seine Truppen, und Rudnik, Milosch's Nahia, wird der Schauplatz einer entsetzenverbreitenden Verheerung. Einen Augenblick hält Milosch Alles verloren. Liubitza, sein Weib, ist es, die ihn ermuthigt und, würdig neben der Mutter der Gracchen genannt zu sein, ihn den Kampf wieder aufzunehmen drängt. Von seinem Bruder und einer Handvoll Tapferer begleitet, behauptet er die wichtige Stellung bei Liubitsch und bietet hier den Zerstreuten einen sichern Sammelpunkt. Bald ist das Saveufer von Belgrad bis Schabatz in seiner Macht und den nach Oestreich Geflüchteten die Rückkehr ins Vaterland offen. Zwei Kanonen machen dazumal seinen ganzen Artilleriepark aus. Mit diesen unternimmt er es, die Türken in Tschatschak, wo sie sich mittlerweile verschanzt, anzugreifen. Freilich wird er furchtbar geschlagen und verliert sogar seine beiden Kanonen. Allein auch theuer war den Türken ihr Sieg zu stehen gekommen. Ihr Führer war unter den Todten, und am Tage nach erfochtenem Siege befanden sie sich im vollsten Rückzuge. Milosch setzt ihnen nach und bringt nicht nur reiche Beute an Waffen und Muniton, sondern außer den zwei wiedereroberten Kanonen auch noch mehre neueroberte zurück. Die Trümmer der türkischen Armee werfen sich nach Bosnien. Der Pforte aber erstattet Milosch mit der Betheuerung seiner unverbrüchlichen Unterwürfigkeit über das Vorgefallene den Bericht; nicht gegen den Sultan, seinen Herrn und Gebieter, habe das serbische Volk die Waffen erhoben, sondern lediglich gegen die Feinde des Sultans, seine tyrannischen Stellvertreter.

Das klang wol in den Ohren der Pforte nicht übel. Allein trauen mochte sie doch nicht. Zwei Heere alsbald setzten sich gegen Serbien in Bewegung, das eine aus Rumelien unter Maraschli-Pascha, das andere aus Bosnien unter Churschid-Pascha. Gegen diese nun galt es. Aber auch hier trug Milosch den Sieg davon, und zwar mehr durch seine persönliche Klugheit als durch die Waffe. Recht wohl wußte er, daß die beiden Paschas von der Pforte den Auftrag hatten, und zwar in An-

betracht des inzwischen erfolgten Sturzes Napoleon's, mit den Serben um jeden Preis fertig zu werden. Ginge es durch Waffengewalt, gut; ginge es nicht so, dann durch mäßige Concessionen. Zuerst also wandte er sich gegen Churschid. Dieser hatte sein Corps getheilt, war mit einem Theile desselben am linken Ufer der Drina geblieben und hatte den andern unter Ali-Pascha von Niksitsch über die Drina nach der Ebene der Matschwa gesandt. Bald nach einem furchbaren Gemetzel war Ali-Pascha Milosch's Gefangener. Ein Sieg, der den Muth der Serben unendlich hob. Man hoffte den Kopf eines Paschas auf einer Lanzenspitze zu schauen. Besser ihn zu verwerthen aber dachte Milosch. Er verstand des Türken Herz durch splendide Gastfreundschaft zu gewinnen, ihn reden zu machen, was er selbst wissen wollte, und sandte ihn schließlich frei mit noch andern Gefangenen in Churschid-Pascha's Lager zurück, jedoch nicht ohne ihm zuvor einen prächtigen Araber, ein reiches Kleid und 500 Piaster Zehrgeld geschenkt zu haben. Die Folge davon war, daß ihn Churschid-Pascha alsbald zu sich ins Lager einlud, um ein friedliches Abkommen zu besprechen. Gleichzeitig aber kam ihm eine gleiche Auffoderung auch von Maraschli-Pascha zn. Nun galt es erst, recht klug zu sein. Mit Beiden beschloß Milosch zu unterhandeln und dem günstigern Antrag sich jedenfalls zuzuwenden, denn wieder so war dann ein Stück weiter gewonnen. Zuerst ging er selbst zu Churschid; zu Maraschli sandte er seinen Bruder, um ihn hinzuhalten und Zeit zu gewinnen. Was Churschid verlangte, war Auslieferung aller Waffen vor allem Andern. Nebenbeigefagt, dem Sieger gegenüber eine ebenso bornirte als anmaßende Foderung. Dafür: einige kleine, unbedeutende Concessionen, z. B. die Erlaubniß sich zu kleiden, wie es ihnen beliebe u. dgl. Zwar stellte sich Milosch nicht sehr erbaut, dennoch nahm er an und versicherte, nichts sehnlicher zu wünschen, als zu den Seinen zurückzukehren und sie zu überreden, sich dieser Bedingung zu fügen. Churschid zweifelte daran keineswegs; nur gab er zu verstehen, daß er es vorziehen würde, wenn Milosch die Bedingungen seinem Volke durch jemand Andern zu wissen gäbe und selbst als Geisel bliebe. Nur der Bürgschaft des dankbaren Ali gelang es, das Damoklesschwert, das in diesem Augenblicke sich über Milosch's Haupte niedersenkte, abzuwenden. Frei zog der Serbenführer von dannen, nachdem er sein Wort gegeben, wiederzukommen. Nun begab er sich zu Maraschli. Das Wesentliche der Bedingungen, die dieser stellte, war: 7—800 Mann Türken sollen vor Belgrad Lager nehmen, an der Drina die Feindseligkeiten aufhören, übrigens ein jeder seine Stellungen behaupten, die Serben aber eine von dem Pascha selbst empfohlene Deputation nach Stambul senden, damit sie daselbst sich unmittelbar an die Pforte wenden. Jedenfalls waren diese Bedingungen die bessern und Milosch seinerseits setzte deren Ausführung sofort ins Werk. Auch Maraschli zögerte nicht Wort zu halten. Nun aber war Churschid weit entfernt, auf Maraschli's Befehle etwas zu geben. Aufgebracht durch Milosch's Wortbruch, ging er über die Drina. Noch gereizter durch den Verlust des Treffens, sandte er der Pforte einen Bericht zu, wenig geeignet, den serbischen Deputirten daselbst einen schönen Empfang zu bereiten. Glücklicherweise traf gleichzeitig mit den letztern bei der Pforte eine Anfrage seitens Rußlands ein, was es denn mit den Truppenansammlungen an der Grenze Serbiens zu bedeuten habe, der sich eine leise Hindeutung auf den Frieden von Bukarescht anschloß. Die Folge war vor allem ein Ferman, der den Serben volle Amnestie zugestand. Maraschli hingegen erhielt Vollmacht, mit den Serben alle jene Punkte zu verabreden, die zur endlichen Beruhigung des Landes nöthig schienen; jedoch solle er so wenig als möglich zugeben, keineswegs über den achten Artikel des Friedens von Bukarescht hinausgehen. Die Nachricht von diesem Erfolge wirkte allgemein günstig. Maraschli ging nach Belgrad und schlug seine Residenz in dem Hause auf, in welchem unter Kara-Georg der Senat tagte. Milosch sollte gleichfalls dahin kommen und in feierlicher Audienz das Friedenswerk begonnen werden. Milosch zögerte zwar lange, endlich aber kam er. Eine interessante Anekdote, die Cunibert bei diesem Anlasse anführt, wollen wir ihm hier nacherzählen. Eine große Anzahl Beglerbegs, Agas und Bim-Baschis war in dem Audienzsaale um Maraschli-Pascha versammelt, um der Audienz ein recht großartiges Ansehen zu geben. Lautlose Stille, da Milosch, aufs prächtigste angethan, eintritt. Aller Augen haften auf dem merkwürdigen Raja. Da hält plötzlich einer der Bege Milosch an seinem Pelze fest. „Dieser Pelz ist mein!" ruft er aus. „Dies ist wol möglich", meint Milosch. „Er ward in einem Kampfe erbeutet, unter andern Habseligkeiten, da die Türken geschlagen die Flucht ergriffen. Würde ich gewußt haben, daß er dir gehört, ich würde dir ihn zurückgeschickt haben, oder wenigstens so aufmerksam gewesen sein, ihn heute nicht umzunehmen." Maraschli, als er dies hörte, lachte erst herzlich, und als der Beg vom Pelze nicht lassen wollte, wandte er sich gegen ihn und sprach: „Edler Beg, lasse ihm den Pelz, wenigstens als ein Andenken an deine tapfere Person!" Und die Audienz nahm in aller Feierlichkeit ihren Fortgang.

Die Bedingungen, über die man übereinkam, waren im Wesentlichen: in allen festen Plätzen und Hauptorten der Nahien sollen ein Musselim türkischer- und ein Knes serbischerseits ihren Sitz haben und gemeinschaftlich in den Streitsachen zwischen Christen und Türken, dann Christen und Christen Recht sprechen; der Pascha im Einvernehmen mit den Knesen bemißt die Steuern, und nur serbische Beamte heben sie ein; in Belgrad hat ein oberstes Gericht, aus serbischen Mitgliedern zusammengesetzt, seinen Sitz, dem Pascha jedoch steht das Recht der Begnadigung oder Vollstreckung bei Todesurtheilen zu. Die Gewalt somit findet sich wesentlich zwischen Serben und Türken getheilt, jedenfalls ein vortheilhaftes Resultat, dessen Erlangung lediglich dem klugen, gemäßigten Vorgehen Milosch's zuzuschreiben ist. Hiermit endigt auch die eigentliche kriegerische Laufbahn dieses

Mannes. Das Feld, auf welchem er fortan der Sache seines Volks immer mehr Boden gewinnt, ist einzig und allein jenes der klugen Benutzung der Umstände und Zeitverhältnisse. Am lautersten geht es dabei freilich nicht immer zu. Aber Milosch hat nur Einen Zweck: die Consolidirung des Erworbenen und dessen möglichste Erweiterung. Jeder Zoll Boden, den er gewinnen kann, ist ihm willkommen. Ein Zoll und noch einer sind zwei, denkt er. Dabei ist sein Sinn, fern von allem Utopischen, stets auf das Praktische gerichtet. Er ist ein guter Staatswirth, aber auch ein guter Hauswirth, der sein Schäfchen ins Trockne zu bringen weiß, sodaß er, als er endlich einer mächtigen Gegenpartei weichen und Land und Fürstensitz verlassen muß, für seine und der Seinigen Existenz weiter keine Sorgen zu haben braucht. — Allein das Alles rathen wir dem Leser lieber in Cunibert's Buche, das die Vorgänge in Serbien bis zum Jahre 1850 verfolgt und uns auch noch mit der Regierung des gegenwärtigen Fürsten, des Sohnes des unglücklichen Kara-Georg, bekannt macht, selbst nachzulesen. Was wir geben könnten, wäre doch nur eine äußerst flüchtige Skizze, der das reiche Farbenspiel, das Interessanteste eben und Anziehendste, abginge.

Siegfried Kapper.

Revue deutscher und ins Deutsche übersetzter Lustspiele.

1. Meister Andrea. Lustspiel in zwei Aufzügen von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1855. 8. 24 Ngr.

Meister Andrea, der wohlgeschickte Bildschnitzer von Florenz, hat zwar für die verschiedenen Weinsorten ein sehr ausgiebiges Gedächtniß, allein im Uebrigen ist er einer der vollendetsten Confusionsräthe, und selbst das Kreidestrichregister auf einem Aermel läßt ihn vergessen, daß er seine Freunde und Bekannten zu einem Schweinkopfschmause in sein Haus geladen hat. Während er nun, statt diese häuslich zu erwarten, in einer Taverne sich zu stärken beflissen ist, fassen die düpirten Gäste den Entschluß, sich gründlich an dem armen Zerstreuten zu rächen, sodaß ihm die Strafe nicht sobald aus dem Gedächtnisse schwinden solle. Einer von ihnen steigt in des ungezogenen Gastgebers Haus und nimmt dessen Stelle ein, indeß die andern sich in der Nähe halten, um dem Confusionarius bei seiner Heimkehr vollends die Phantasie zu verdrehen und ihn glauben zu machen, er sei gar nicht Andrea, sondern der Kapellmeister Matteo. Unser Bildschnitzer hat inzwischen in seiner Taverne einen sehr ärgerlichen Auftritt mit wandernden Musikern gehabt, und da er denn schon an und für sich eine unüberwindliche Abneigung gegen die edle Tonkunst hegt, auch ein gar hypochondrischer, einsam vergrillter Kauz ist, so wandert er mit seinem dicken melancholischen Wänstlein trübselig nach Hause, im weichen Pfühle den gehabten Aerger zu verträumen. Aber da bricht nun die Nemesis über den Armen herein, den lauernden Spaßvögeln gelingt es endlich, den zerstreuten Meister in den Wahn hineinzureden, er sei nicht er selbst, sondern der Kapellmeister Matteo. Des Letztern Bruder Pandolfo führt nun den arg Betrogenen in sein und Matteo's Haus, welcher Letztere sich auf einer musikalischen Reise befindet, lügt dem Pseudo-Matteo ein, daß er an einem langen Fieber krank gewesen und darum noch so geisteswirr sei, und gebietet, damit der Scherz nicht sobald ende, der reizenden Malgherita, der Mündel des wirklichen Matteo, gegen den Signor Andrea durchaus so sich zu betragen wie gegen ihren Vormund. Daraus aber erwächst den Signori Matteo und Pandolfo ein arger Streich; denn Ersterer hat beschlossen, daß Malgherita nie heirathen solle, es sei denn ihn selbst, weil sie das gestrichene G so sänge, daß er sie für seine Compositionen nicht entbehren könne, und nun benutzen Malgherita und ihr Liebhaber Leonetto diesen Umstand aufs klügste. Bruder Cyprianus befindet sich nämlich im Hause, um dem Pseudo-Matteo den bösen Geist auszutreiben, und wie denn die Liebenden den gutmüthigen Andrea mit leichter Mühe beschwatzen, daß er sie einander vermähle, so vollzieht der Kleriker, der seinerseits Andrea für Matteo hält und halten muß, die Trauung, sodaß, als der wirkliche Kapellmeister zurückkehrt, gegen diesen Act nichts mehr einzuwenden ist. Andrea schlüpft natürlich mit Freuden nach einigem Zürnen über die Spaßvögel wieder in seine alte Haut und auch Signor Matteo beruhigt sich, da ihm der tonliebende Herzog von Mantua seine Sängerin Rosina zur Disposition stellt, welche die G-Triller des Maestro gar im dreifach gestrichenen H singt.

Es sind in diesem Schwanke mannichfach ergötzliche Scenen und doch will der Totaleindruck kein rechtes echtes und freies Lustgefühl aufkommen lassen. Wir sollen — so will es Geibel — im Meister Andrea einen Kranken erkennen, welcher von jenen Spaßvögeln gleichsam in die Cur genommen, von seinen hypochondrischen Einseitigkeiten geheilt und so wieder zu seiner ursprünglichen gesunden Natur zurückgeführt werde. Geibel sagt das in seinem dramaturgischen Nachworte zur vorliegenden Dichtung sehr schön und geistreich; aber im Kunstwerke selbst wollen doch alle diese interessanten Momente gar nicht recht zur Geltung kommen; wir sehen darin einen zwar beschränkten, aber doch redlichen und ehrlichen Gesellen auf eine sittlich ganz unverantwortliche, ja geradezu unmenschliche Weise am Narrenseil herumgeführt werden, dessen unböswillige Zerstreutheit durchaus keinen genügenden Grund zu solchem Strafacte bietet, und müssen von vornherein bei dem ganzen gefährlichen Experimente eher eine tragische als eine humoristische Wirkung erwarten, ja uns geradehin — und das wäre das Natürlichste gewesen — auf den völligen Wahnsinn des armen Opfers gefaßt machen. Die Consequenzen, die Geibel aus jenem Experimente zieht, sind rein willkürlicher Art, und wenn auch im Lustspiele der Zufall ein sehr großes Recht hat, so darf das doch namentlich in einer tiefer intendirten Komödie, wie die vorliegende sein will, nur in einer Weise geltendgemacht werden, welche die künstlerische Motivirung nicht aufhebt. Das aber ist hier der Fall und darum hinterläßt das ganze Experiment einen so peinlichen, ängstlichen Eindruck: das ist eine der Intention zulieb gemachte raffinirte Consequenz, und der sittliche Eindruck, welcher damit bezweckt ist, löst sich auf, ja verkehrt sich in sein Gegentheil, weil er nicht aus der Situation und aus den Charakteren selbst herauswächst, sondern vom Dichter blos decretirt wird. Und so bringt eben der an sich heitere Schluß keine Freude ins Gemüth, weil er an die vorausgegangenen Begebenheiten nur angeschraubt ist. Der natürliche Fluß, das ist es, was diesem Lustspiele mangelt, welches nur ein künstliches Wässerlein ist, das durch allerlei Druckwerke und Maschinerien fortgeleitet und in Gang erhalten wird. Im Einzelnen hingegen bringt Geibel so viel Anziehendes, Keckes, Frisches, Geistreiches, steigert seinen Dialog nicht selten zu einem so feinen Schliff und weiß sich in den verschiedenen Charakteren so frisch und lebendig zu halten, daß man wünschen muß, es möge das vorliegende Bändchen nicht die letzte Umarbeitung seiner Fabel sein. Vor allem scheint es nöthig, den Meister Andrea von Anfang an bedeutend weniger an unser Mitleid appelliren, ihn vielmehr irgend etwas verschulden zu lassen, das uns in den Stand setzt, ihm die folgende Strafe zu gönnen und von derselben seine Besserung und Heilung zu erwarten; sodann müßte diese Läuterung selbst in ihren einzelnen Phasen sich thatsächlicher und darum glaubhafter entwickeln, damit wir uns stets im Gefühle der organisch fortschreitenden Dichtung befinden und nicht immerfort den Dichter verspüren,

der, alle poetische Täuschung vernichtend, an seinen Menschen und Begebenheiten zerrt und fädelt. Es mag sein, daß ein künstlerisch gewandtes und geistvoll beflügeltes Spiel das Auditorium über unsere Bedenken im Momente der Darstellung hinwegreißt; allein dann hat eben der Schauspieler den Dichter verbessert und die Schwächen des Kunstwerks mit dem Glanze seines Talents übergossen. Das ist das Gefährliche der meisterhaften Darstellung einer Dichtung für den Dichter, daß sie ihn so leicht blind macht gegen die Gebrechen derselben. *)

2. Bühnenspiele für das deutsche Theater von A. Bahn. Erster bis dritter Band. Berlin, Lassar. 1854. 8. 3 Thlr.
3. Lustspiele von Rudolf Genée. Erstes Bändchen. Berlin, Lassar. 1853. 8. 20 Ngr.

Es ist leider nur zu oft der Fall, daß Stücke, besonders Lustspiele und Possen, von günstigen Stimmungen im Publicum, von einigen gelungenen Couplets, von gerngesehenen Schauspielern und von einem einmal in der Masse beliebten Autornamen getragen, auf der Bühne ein Glück machen, dessen sie sich bei eingehender Prüfung ihres Werths in keiner Art würdig erweisen. Diese eben nicht sehr erfreuliche Erfahrung bestätigen auch die vorliegenden Bändchen Bahn'scher und Genée'scher Schwänke, von welchen sieben Stückchen nur drei einigermaßen vor der Kritik bestehen. Die Bahn'schen Arbeiten: „Wenn Einen der Schuh drückt", „Eine komische Geschichte" und „Ein Mann wie viele", sind eben Artikel wie viele, die, auf den nackten Zeitvertreib und die allergewöhnlichste Lachlust zielend, zur Kategorie der sogenannten Lückenbüßer des Repertoire gehören und kladderadatschmäßig zusammengeflickt sind. Für die Kritik, die kein bloßer Anschlagezettel der Tagesamusements sein will, ist das jedenfalls kein Gegenstand tieferer Besprechung und sie erfüllt vollkommen ihre Pflicht, wenn sie derartige Dinge einfach registrirt und den Verfasser oder Bearbeiter, dessen gleichfalls in dieser Sammlung befindliches Lustspiel „Buch III, Capitel 1" in d. Bl. bereits mit Anerkennung besprochen wurde, wiederholt recht ernstlich ermahnt, dem Leichtsinne und der Oberflächlichkeit seines Producirens, einer Manier, die schließlich zum gewöhnlichsten Handwerke führt, kräftig zu entsagen und sich höhere Ziele zu stellen, als den bloßen Zeitvertreiber für die Gedankenlosigkeit zu spielen. Es mag sein, daß das letztere Geschäft für den Geldbeutel ein sehr lucratives ist; daß aber der innere Mensch dabei seine Persönlichkeit einbüßt und allen innern Halt verliert, lehrt mehr denn eine trübselige Erfahrung.

Nicht viel Besseres läßt sich von den Genée'schen Lustspielen berichten, die derselben Mittelmäßigkeit fröhnen, wiewol der Verfasser mehr wirkliche Productionskraft als der vorige Autor zu haben scheint, was sich in den „Ehestandsexercitien", die, obwol zu lang gedehnt, dennoch wirklich komisch sind, entschieden äußert. Dagegen vermögen wir in seinem Schwanke „Durch", zwar manche ergötzliche Einzelheit, keineswegs aber eine Spur von dem „drastischen, übermüthigen Humore" zu entdecken, den eine gewisse Kritik darin erblicken wollte. Ueberhaupt ist es im höchsten Grade widerlich, was man gegenwärtig nicht Alles mit dem geduldigen Worte „Humor" bezeichnet. Jeder schale Witz, jede frivole Zweideutigkeit, jede abgeschmackte Phrasenbalgerei, kurz Alles, was nur einem für seine Dreier unter allen Umständen sich „ungeheuer" amüsiren wollenden Sonntagsauditorium Spaß macht, das beklatscht eine gewisse theatralische Vergötterungscompagnie als Humor und überschlägt sich ordentlich wie gut abgerichtete Pudel in Beifügung der überschwänglichsten epitotha ornantia. Wenn man das mit anhört, so sollte man glauben, der Humor liefe bei uns auf allen Gassen und die Leute wüßten sich, wie die Schwaben vor den Mäusen, vor lauter Humor gar nicht zu lassen. Und so beliebt ist dies langmüthige Wort, daß nicht wol einer etwas vornimmt und treibt — vom Kammerdeputirten und Kammerjunker bis zum Kammerdiener und Kammerjäger — er will sein Geschäft mit Humor treiben. Armer Humor! dir geht es wie den jungen Hunden, die das Vergnügen haben, den liebkosenden Händen der Kinder anvertraut zu sein, oder wie den jungen Aeffchen in den zärtlichkeitswüthigen Armen ihrer chères mamans: man hätschelt und schmeichelt dich zum Krüppel, „und das ist der Humor davon!" Denn daß der echte Humor nicht die Trivialität, nicht die Prosa des Lustgefühls, sondern die Idealität, die Poesie desselben ist, was kümmern sich unsere dramatischen Affenmütter um solche „längst antiquirte" Ansichten? Was haben sie damit zu schaffen, daß im Gebiete der heitern Muse selbst das wirklich Geistreiche erst dann Humor wird, wenn es auch poetisch und künstlerisch geistreich ist, und daß der Humor trotz aller äußerlichen Verneinung die ideale Welt in seiner durchaus dämonischen Natur nur um so positiver bejaht? Was haben mit dem Allem unsere dramatischen Affenmütter zu schaffen? So viel Studium, so viel Arbeit und Mühe — wobei noch obenein eine sehr starke Dosis Talent höchst unverschämterweise gefodert wird — solche herculische Strapazen verträgt ihre überaus zärtliche Natur in keiner Weise: ihre Schwindsucht geht lieber auf Pump beim gefälligen Nachbar Franzmann und läßt sich ihre Schulden mit deutschen Thalern glänzend bezahlen: „'s Geschäft bringt's mal so mit sich!" In der That, ein sehr rentabler Humor in unserer Zeit der fallenden „Papierchens". Doch wir wollen auch nicht ungerecht sein: so widerwärtig diese moderne Humorparforcejagd immerhin ist, ihr liegt doch jedenfalls der dunkle Trieb der Allgemeinheit zugrunde, sich an der Hand des Dichters und Schauspielers aus der socialen, religiösen und politischen Nebeldüstre und Wolkenfinsterniß der Gegenwart ein wenig in die Sonne führen zu lassen und sich im warmen Scheine derselben von dem krankhaften Frösteln zu befreien, es ist mit einem Worte ein instinctmäßiges Gesundheitsexperiment. Wenn da nun die rechten Aerzte herzhaft zugriffen und die echte Arznei zur Anwendung brächten; wenn man wirklich wahrhaftigen, frischen, kerngesunden Humor den Patienten in kräftigen Dosen reichte; es würde das Medicament sehr bald als treffliches Universalmittel anerkannt und kein Begehrniß mehr getragen werden nach den Latwergen unserer neuesten Possen- und Vaudevilleapotheken. Aber deutsch muß man dabei zuwerke gehen. Wie wäre es z. B. — hinter dieses z. B. verkriecht sich demüthig unser Respect vor gewissen ästhetischen Rhadamanthen mit dem selbstangemaßten Privilegium de non appellando — wie wäre es also z. B., wenn man geradezu wieder zu unserm alten ehrlichen, gutmüthig pfiffigen Hanswurst griffe? War doch der brave Bursche schon ein mal das Gefäß, in welches unser armes gemishandeltes Volk unter und nach den Gräueln des Dreißigjährigen Kriegs bis ins 18. Jahrhundert hinein seinen Unmuth über den Druck, unter welchem es seufzte, ausgießen, in welchem es sich selbst genießen und auch einmal den Richter spielen durfte. Freilich die Narrenjacke muß er ausziehen, von der Maske sich befreien und zur Mannichfaltigkeit des individuellen und nationalen Lebens sich emancipiren. Nun — nichts für ungut, ihr sehr gestrengen Herren Kunstästhetiker — es war nur so eine bescheidene Lessinggrille, die wir unter so entsetzlich vielen andern zum Worte gelassenen Grillen doch auch einmal ganz sacht sanft anbringen wollten. Das aber müssen wir in dieser Sache noch bekennen: wir haben manchmal in den Marionettentheatern und Kasperletheatern Dinge gehört, die, weiß es Gott! ein viel größeres Recht hatten, sich Humor zu nennen, als der „drastische und übermüthige Humor" der meisten unserer modernen sogenannten Lustspieldichter.

Das „Kloster von Kamenz" endlich, mit welchem Genée das in Rede stehende Bändchen seiner Lustspiele beginnt, ist eine ganz werthlose Komödie, wo Friedrich der Große als spiritus

*) Bei den Darstellungen dieses Lustspiels scheinen aber dessen innere Gebrechen erst recht hervorzutreten, worüber man unter Anderm die weiter unten folgenden Mittheilungen aus Berlin vergleichen möge. D. Red.

familiaris einer abgeschmackten Dorfliebelei auftritt und schließlich den gutmüthigen Onkel spielt, der die verliebten Herzen zueinander gibt, nachdem er den misliebigen Störenfried des Idylls tüchtig gefoppt und geprellt und zwischendurch mehre sehr salbungsreiche Regierungsmaximen und philosophische Sentenzen zum Besten gegeben hat. Das ist denn doch wahrlich eine entschiedene Blasphemie, gegen welche sich jedes gesunde historische und patriotische Gefühl mit Empörung auflehnt. Mit einem Genius wie Friedrich ein solch triviales Possenspiel zu treiben, als wenn es der dumme Junge von Meißen wäre, heißt das historische Nationalbewußtsein eines Volks für eine kindische Spielerei erachten, und Wehe dem Poeten, der das thut: er hat seine eigene Würde verloren!

4. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Vierunddreißigster Jahrgang für 1855. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1855. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In dem vorliegenden Bande des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" folgt dem Birch-Pfeiffer'schen Rührstück „Im Walde", dessen Hauptknalleffect in einer ganz gemeinen Prügelscene besteht, das Walther'sche Schauspiel „Die Amerikanerin", eine achtbare Arbeit, welcher zwar der Sonnenglanz schöpferischer Phantasie mangelt, die aber klar, verständig und besonnen wohlgezeichnete Charaktere in Conflict bringt und in ihrem Autor Talent für das Lustspiel offenbar erkennen läßt. Wäre das dritte Stückchen dieser Sammlung: „Verschiedene Wege", von Gubitz weniger sentimental und etwas tiefer fundirt, so dürfte man es ein gutes und wirksames Lustspiel nennen. Der Gedanke, das literarische Buschklepperthum unserer Tage zu geißeln und die Tüchtigkeit eines realpraktischen Wesens und Berufs dieser faulen Lungerei gegenüber zu ehren, ist gerade jetzt mehr denn je berechtigt und bietet einen recht eigentlichen Stoff für eine feine Sitten- und Charakterkomödie; allein es müssen dann die Gestalten und die Begebenheit nicht so obenhin von der glatten Fläche weggegriffen werden, wie hier geschehen, sondern Charaktere und Handlung sind im tiefern Zusammenhange mit den Richtungen und Kämpfen der Zeit aus dem Kerne heraus zu begreifen, und eine ethische Gerechtigkeit muß versöhnend über dem Ganzen walten. Daß der Mephisto dieses Lustspiels, der Journalist Uhlfeldt, ein ganz gemeiner, abgefeimter Schuft, so urplötzlich zu Kreuze kriecht, daß der hohle Dilettant Hildebert wieder Referendarius wird, darin offenbart sich eine Laune des Autors, kein höheres sittliches Gesetz. Und die Persönlichkeit des jungen Naturforschers Arnold, welche den soliden Geist moderner Wissenschaft repräsentiren und der rechte in die Augen springende Gegensatz von Uhlfeldt sein soll, wie schwach und matt ist dieses personificirte pater peccavi! wie philiströs und völlig undramatisch! Aber in seinen Weibern ist der Verfasser recht glücklich gewesen: Agathe und Klara sind warme, liebliche, echt weibliche Gestalten, an welchen einem das Herz aufgeht und erfrischt wird; nicht minder lebendig und charakteristisch ist die Landräthin Drinbach, Florentine, das belletristische Weltdämchen, und die alte ehrliche Martha, die ihren Herren deshalb auszankt, um mit Geld von ihm beschwichtigt zu werden und dieses dann seinem von ihm verstoßenen Schwestersohn, dem Dr. Arnold, in seine leere Börse als geheime Unterstützung seines Ohms fließen zu lassen. Der alte Medicinalrath Theden, der praktische, thätige, derbe Mann mit dem Herzen voll Liebe und Rechtschaffenheit und mit dem leisen Anflug von Sarkasmus, und die höchst komische Gestalt des Armenpflegers Kiesler, welcher so tief in überschwängliche Gefühlsromantik versunken ist, daß er vor lauter Rührungen in sich selbst ein Erzegoist geworden, während er sich für ein Opferlamm der Herzensgüte hält — das sind durchaus tüchtige und glückliche Figuren, die lebhaft bedauern lassen, daß Gubitz sie nicht besser zu verwerthen, sie nicht aus der Tiefe des Gedankens, den er in seinem Stücke nur so antippt, entwickelt hat.

Das vierte Dama des vorliegenden Jahrbuch: „Coligny", von einem Ungenannten, bekundet ein ganz unzweifelhaftes poetisches und dramatisches Talent, das mit warmen und leuchtenden Farben malt und ohne alle Schwächlichkeit kräftig gestaltet und liebevoll schafft. Diese Dichtung quillt aus der Fülle eines echten Dichtergemüths: da ist Leben, Glut, Wahrheit, Poesie. Die hohe und edle Gestalt Coligny's, der da fällt, weil er zu viel und zu sehr vertraute, sodaß sich hier eine Tragödie des allzu rückhaltslosen Vertrauens abspielt, Heinrich IV., der ritterliche Navarresenkönig, Karl IX., das schwache Werkzeug in der Hand des Verhängnisses und seiner Mutter, die unser Poet mit scharfen Zügen als ein dämonisches Wesen, als den Blutengel des Verhängnisses schildert, Guise, der tückische Mörder, und zwischen all diesen wildbewegten, stürmisch unter- und gegeneinander getriebenen Gestalten von dem düstern Hintergrunde des Fanatismus sich lichtvoll abhebend, zu den Füßen des greisen Admirals, der wie ein Stern der Menschheit über dem Gewirre schwebt, das liebliche, hochmenschlich-poetische Paar Teligni und Luise, daneben die milde und sanfte Gestalt des königlichen Leibarztes Dupuis, der auf die Frage, ob er Katholik oder Hugenott sei, erhaben antwortet: „Ich bin ein Christ", ein Bürger der Zeiten, die da kommen, zu dem der unglückselige König Karl, als sein Schuldbewußtsein ihn niederschmettert, sich rettet mit dem Seufzer: „Gott sei Dank, da ist ein Mensch!" — welche Fülle der Gestaltung! welcher Reichthum der Charakteristik! welche dramatische und tragische Entwickelung der Handlung! Die Hand eines geschickten Dramaturgen oder Regisseurs, am besten des Dichters selbst, kann durch besonnene Kürzung dieses schöne Drama mit leichter Mühe bühnengerecht machen, und es wäre lebhaft zu bedauern, wenn der ins Kirchlich-Politische greifende Stoff der Dichtung die Aufführung behinderte.

Die „Gräfin von Rochepierre", eine Lustspielskizze des Grafen Rehbinder, schließt den vorliegenden Band des „Jahrbuch" mit einer zwar nicht neuen, aber immerhin ergötzlichen Situation, deren weitere Ausarbeitung dem Verfasser wol zu rathen wäre.

Das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" von F. W. Gubitz hat in seinen 34 Jahrgängen nun schon so manches treffliche und tüchtige Bühnenstück gebracht und ist eine fast ehrwürdige Tradition geworden, sodaß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, es möchte durch unbeirrteste Verfolgung eines schärfern Princips, einer ganz entschiedenen Tendenz sich einen umfassenden und dauernden Einfluß auf die dramatischen und bühnlichen Verhältnisse Deutschlands erwerben. Dies könnte in dreifacher Weise geschehen, indem das „Jahrbuch" entweder nur das anerkannt Trefflichste neuerer deutscher Dramendichtung brächte, oder lediglich solche Stücke, die allein wegen außerkünstlerischer Bedenken von der öffentlichen Darstellung ausgeschlossen sind, oder endlich Arbeiten talentvoller Anfänger, welche, weil nicht bühnengerecht, unaufgeführt blieben. Ein ähnlicher Vorschlag ist unsers Erinnerns schon früher in den leider eingegangenen, von unserm Rötscher so trefflich und geistvoll geleiteten „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur" ausgesprochen worden, und es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" dieses Vorschlags sich bemächtigen wollte, ihm dadurch ein durchgreifender Einfluß auf die dramatische Production zum Heile derselben erwachsen würde.

5. Kleinigkeiten. Lustspiel in vier Aufzügen von Moritz Giltisch. Jena, Hochhausen. 1854. 8. 20 Ngr.

Ueberall Kleinigkeiten und nichts als Kleinigkeiten, die aber mit einem Zauberschlage zu Großheiten werden, sowie das liebe Ich von ihnen tangirt wird. Dieser praktische Satz soll sich im vorliegenden Lustspielchen dramatisiren, gewiß ein glücklicher und lohnender Komödienstoff; aber Giltisch hat, statt sich an seinen Gedanken zu halten und all die mannichfach komischen Situationen, die aus ihm hervorgehen und die an sich selbst und Andern zu beobachten man tägliche Gelegenheit hat, sich natürlich aus der Hauptsituation entwickeln zu lassen, seinen guten und gesunden Stoff sich verkünstelt und, wo so viel Reales und Wahres sich ihm bot, Entferntes herbei genöthigt,

Seltsames herangezerrt. Um nur ja kein Thema zu erschöpfen, nur ja nichts darin zu vergessen, hat er allerlei abgelegene Möglichkeiten und Verzwicktheiten durchgehechelt und, was rings um ihn wuchs und blühte, übergangen; er hat den Wald vor Bäumen nicht gesehen und mit einer so störenden Angst und Hast, mit einer so indiscreten Absichtlichkeit sein Ziel verfolgt, daß er trotz mancher komischen Einzelheit es bis zum Humor in keiner Art gebracht hat. Darum will kein rechtes Behagen aus diesen Vorgängen und Persönlichkeiten sich entwickeln, weil sie es nicht in sich tragen, weil der Autor mit ihnen nur Schachzüge thut, weil sie kein wirkliches Leben und keine rechte menschliche Wahrheit bethätigen. Dem Verfasser mag das selbst nicht verborgen geblieben sein, denn er versucht manchmal mit einer Art Gewaltsamkeit einen natürlichern und freiern Ton anzuschlagen; aber dann wird er leider roh und ungeschliffen, oder ist die Persönlichkeit des versoffenen und halbverrückten Förstersohnes mehr als ein ungeschlachter Flegel, sind die Scenen, die derselbe in nota bene feiner Gesellschaft spielt und die diese mit ihm spielt und von ihm duldet, etwas Anderes als Kneipenwirthschaft bis zum Ekel? Und welch ein platter, witz- und pointeloser Schluß, der ohne allen Zusammenhang mit der übrigen Handlung nur ebenso draufgepfropft ist, wie der Zapfen ins Faß, nicht wachsend von innen heraus, sondern von außen mit Willkür hineingetrieben. Giltisch ist gewiß nicht ohne Begabung für das leichtere Lustspiel; aber er muß sich in seinem Kreise erst frei und natürlich bewegen lernen.

6. Das Wunder. Eine Komödie in vier Acten von Rudolf Genée. Berlin, Besser. 1854. 8. 20 Ngr.

Dieser Schwank unterliegt insofern demselben Tadel wie der vorige, als auch hier die äußerst günstige Situation keineswegs gründlich und geschickt benutzt worden ist. Der Autor hat jene Charakterlosigkeit dramatisch abstrafen wollen, welche die Wahrheit nicht zu ertragen vermag und aus Feigheit an Schein und Schwindel sich verkauft, sodaß sie der Spielball jedes Schalks wird, der auf diese Schwäche und Erbärmlichkeit zu speculiren versteht. Es ist also eine durchaus sittliche Wirkung mit diesem Stücke erstrebt, aber nicht erreicht; denn der ganze Schwindel des Schalks von Leinweber, der dem Könige ein Tuch zu weben verspricht, das nur Der nicht sähe, der seines vermeintlichen Vaters Sohn nicht sei, wo denn der König und seine Schranzen, welche das gar nicht vorhandene Tuch nicht sehen, aus Furcht, der Leinweber könnte doch ein Zauberer sein und Recht haben, so thun, als ob sie es sähen, und dadurch heillose Verwirrung erzeugen, die endlich die furchtlose Rechtschaffenheit der Königin und des Königssohnes glücklich löst — dieser ganze Schwindel, meinen wir, beruht viel zu sehr auf rein äußerlichen Zufälligkeiten und drückt, so wie er hier auftritt, die Beschwindelten zu tief in Dummheit und Hirnlosigkeit herab, als daß dabei noch etwas Interesse an ihrer Persönlichkeit verbliebe, und das muß doch, mindestens dem Könige gegenüber, einigermaßen vorhanden sein, wenn die dadurch an dieser Gestalt bewirkte sittliche Reinigung unsern Antheil erwecken soll. Das Märchen ist zu plump zur Erscheinung gebracht; die Persönlichkeiten, welche sich durch dasselbe in seinen vom Autor beliebten Manifestationen blenden und einschüchtern lassen, vernichten sich dadurch unwiederherstellbar in unserer Achtung. Genée mußte die Experimente des Leinwebers feiner und schlauer auftreten lassen, sie dem Zuschauer und Leser selbst etwas glaublich darstellen. Das wäre eben eine künstlerische Aufgabe gewesen; aber freilich, Genée hat meist sehr glückliche Einfälle, nur keine rechte liebevolle Ausdauer, sie gründlich auszuarbeiten und auszutiefen; sein glückliches Talent könnte bei ernsterm Fleiße in der Komödie so Tüchtiges leisten — warum steht er sich selbst so im Wege und ist sein eigener Hemmschuh?

7. Ueberall Jesuiten. Schwank in einem Act. Neue Bearbeitung von Joseph Mendelssohn. Hamburg, Berendsohn. 1853. Gr. 16. 6 Ngr.

8. Nr. 23 oder 9, 12, 47. Localvaudeville in einem Aufzuge von J. H. David. Zweite Auflage, vermehrt durch einige bisher ungedruckte Arbeiten. Hamburg, Meyer. 1853. 16. 6 Ngr.

Diese beiden Schwänke, die offenbar eben nur Schwänke sein wollen, sind recht geeignet für Sommertheater und kleine Vorstadtbühnen; in das Gebiet derjenigen Literatur, die künstlerische Ziele mit Bewußtsein verfolgt, gehören sie nicht, wollen sie auch gar nicht gehören, und so haben wir nicht eigentlich über sie zu urtheilen. An den angedeuteten Orten werden sie trotz ihrer Unwahrscheinlichkeiten oder vielleicht gerade um derentwillen gewiß Beifall finden und damit ihren Zweck erreichen.

9. Die gelehrten Frauen. Lustspiel in fünf Aufzügen nach Molière, mit Einleitung und Noten von Adolf Laun. Bremen, Schünemann. 1854. 8. 15 Ngr.

Unter denjenigen Franzosen, die trotz ausgeprägter Nationalität allgemein Gültiges und Dauerndes geschaffen haben, steht Molière unstreitig obenan, und Laun hat ein volles Recht, gerade auf diese urgeniale Persönlichkeit hinzuweisen und dem Studium derselben mit Liebe sich hinzugeben. Allein hier wäre eben zu wünschen, daß der Autor für seine Uebertragungen gerade die Stücke gewählt hätte, welche von ganz besonders allgemein gültigem und dauerndem Gehalte sind, und wenigstens zunächst nicht ein solches, von welchem dies nur bedingungsweise zu sagen ist. Denn wenn auch die Blaustrumpferei unserer Tage aus denselben Quellen fließt als jenes französische „Precieusenthum", so gestalten sich ihre Erscheinungen und ihr ganzer Habitus doch durchaus anders, und die Zustände der in den „Gelehrten Frauen" geschilderten Verhältnisse sind viel zu wenig bekannt, als daß sie auf unserer Bühne — und das Theater scheint Laun besonders vor Augen gehabt zu haben — gewürdigt und verstanden werden würden. Sollen sie das, so müßten die „Femmes savantes" nicht blos übertragen, sie müßten gründlichst und sorgfältigst bearbeitet werden; Laun hat nur das erstere gethan, obwol ihm dies höchst anmuthig und gewandt mit graziöser Ueberwindung fast aller Schwierigkeiten ins Werk zu richten gelungen ist. Die Uebersetzung, die er geliefert, ist trefflich, und wir zweifeln nicht, daß es seine Bearbeitung oder Umarbeitung auch gewesen sein würde. Denn Laun kommt seinem Talente durch das gründlichste Studium seines Meisters zu Hülfe und umfaßt das ganze Jahrhundert dieses glänzenden Genies im Ganzen wie im Detail mit gründlichster Kennerschaft. Sehr interessant sind in dieser Beziehung die Einleitung und die Noten, welche unser Autor seiner Uebertragung beigefügt hat.

10. Freude macht Angst. Lustspiel in einem Act, nach dem Französischen der Frau Emile de Girardin, übertragen von W. Bachmann. Berlin, Decker. 1854. 8. 10 Ngr.

Die Idee zu diesem Stückchen ist aus dem Leben gegriffen und in gewisser Art originell; aber die Behandlung ist gar zu larmoyant, gar zu vorstadttheatralisch und [illegible] und der Schluß des Ganzen durchaus unbefriedigend, eben nur theilweise gelöst. Die Uebertragung kann sorgsam und correct genannt werden.

11. Ein Tag im Gasthofe. Lustspiel in fünf Acten von Friedrich Ruperti. Bremen, Kühtmann u. Comp. [illegible] 16. 20 Ngr.

Der junge Herr von Rosen begibt sich aus Verzweiflung über eine ihm von seiner Geliebten zugefügte scheinbare Kränkung und aus Furcht, wegen demokratischer Studentenstreiche von hoher Polizei beim Ohr genommen zu werden, auf den Weg nach Amerika und wird von seiner trostlosen Braut und deren Freundin nebst Kammerkätzchen verfolgt. Zu Bremerhaven findet denn die Braut nach einigen Capriccios den [illegible] Schläfer, die Freundin einen Schiffscapitän, die Zofe den

Gastwirth und alle drei kommen glücklich unter die Haube. Das ist die sehr einfache und harmlose Fabel dieses Stückchens, die aber allerliebst und — was dem Talente des Autors zu hohem Lobe gereicht — mit sehr wenigen Mitteln spannend und anziehend durchgeführt wird. Ein reines, munteres Behagen, eine meerfrische Heiterkeit belebt das Lustspiel vom ersten bis letzten Verse, und eine ungesuchte und anmuthige Poesie gibt demselben eine eigenthümliche Weihe. Die Charakteristik ist meist vortrefflich, die Sprache klar und, wo es sich eignet, schwungvoll, aber ohne allen leeren Pomp, und gleich die ersten Verse führen kräftig und unmittelbar in die Situation und Zuständlichkeit des Stücks hinein, dessen Gang nie erlahmt, was bei fünf ziemlich umfänglichen Acten und bei der überaus einfachen Fabel gewiß kein kleines Verdienst des Autors herausstelle, der auch in der Form seiner Arbeit alles Lob verdient. Einige Zusammenziehung und einige Schärfung der etwas matten Motive zu Rosen's Flucht wäre für die Aufführung zu rathen, die dem heitern Stückchen aufrichtigst zu wünschen ist. Wir haben wenig poetische Lustspiele: Ruperti scheint ganz angethan, in diesem Fache Tüchtiges zu leisten, und wir wollen ihn darauf ernstlichst und mit gebührender Anerkennung seines schönen Talents hingewiesen haben.

12. Gift. Lustspiel in zwei Acten und in Versen nach Emile Augier von A. Erhard. Leipzig, Wagner. 1855. 8. 16 Ngr.

Die unbedeutende Fabel dieses Stückchens, welche einen jungen griechischen Blasé durch eine weibliche Unschuld vom Verderben retten läßt, ist doch wahrlich nur geschrieben, damit die beiden alten Taugenichtse Paris und Kleon sich gegenseitig lächerlich machen und blamiren können. Und das letztere geschieht eben nicht auf die anziehendste Weise, vielmehr recht plump, recht gemein, recht im Stil der gewöhnlichen Kladderadatschkomik. Dergleichen brauchte Erhard nicht erst zu übersetzen; leider haben wir solches Zeug auch und nicht wenig; aber daß Erhard ein guter und gewandter Uebersetzer ist, darf ihm nachgesagt werden.

13. Irrthum und Liebe. Lustspiel in vier Acten von F. Busse. Bremen, Strack. 1855. 8. 10 Ngr.

Diese nach spanischen Mustern gearbeitete Verkleidungskomödie, welche sich zuweilen zu einer gewinnenden Innigkeit der Empfindung erhebt und auch ab und zu den komischen Ton glücklich zu treffen weiß, ist doch viel zu romanhaft concipirt und behandelt, ergeht sich in viel zu abgebrauchten Motiven und beleidigt das Ohr zu oft durch schlechte, ja ganz falsche Verse, als daß man sich an dem Ganzen poetisch und humoristisch erbauen könnte. Man hat vielmehr davon den Eindruck wie von einer nicht eben gelungenen Uebersetzung, und die Ver- und Entwickelungen des Stücks sind so sehr bloße Maschinerie, daß man unwillkürlich an Puppen- und Automatenkomödien erinnert wird. Busse muß sich freier und selbständiger bewegen lernen und in seine Menschen und Handlungen mehr Wahrheit und Tiefe legen, wenn er nicht sehr bald am Ende seiner Productionen stehen will; alles Gemachte hat keine Zukunft. 19.

Berliner literarische Zustände.

V.

Meine erste Pflicht soll es heute sein, eine Immortelle von Freundeshand auf das in den freien Bergen Helvetiens geschaufelte Grab zu legen, das in sich einen Mann umfängt, den die Presse besonders ehren und beweinen muß. Ich meine Friedrich Paalzow, den Mitarbeiter der „Nationalzeitung", welcher in den letzten Tagen des September zu Aarau dahingeschieden. Sieben Jahre lang hat dieser biedere und edle Geist mit seinen ausgezeichneten Kenntnissen der „Nationalzeitung" gedient, ihm und seinen gediegenen, oft bewunderten Leitartikeln verdankt sie zumeist, was sie ist, was sie gilt. Ich will nicht hoffen, daß die „Nationalzeitung" jetzt kleiner werden sollte, nachdem sie ihn verloren hat; ich glaube, daß sie niemals vergessen wird, wie Paalzow — es ist schwerlich zu viel gesagt — die „Nationalzeitung" gehoben und gerettet und der ganzen demokratischen Partei in Preußen Basis, Princip und Zusammenhang verliehen hat. Die Journalisten in Deutschland theilen fast alle Paalzow's Loos; wie bedeutend sie auch sein mögen — man kennt sie nicht! Die deutschen Journalisten belehren und predigen und bilden jeden Tag; aber man kennt sie nicht und ehrliche Menschen zucken zuweilen noch die Achseln voll Misachtung, wenn man von „Zeitungsschreibern" spricht. Und wie bilden sie durch die Presse, deren Sklaven sie sind! Und doch sind sie es, welche für die Aufklärung des Volks sorgen, wenn ihre Artikel vielleicht auch nur dem Bedürfnisse entsprechen, zu leben an jedem Morgen und zu sterben an jedem Abend: quae lucis miseris tam dira cupido? So wußten es auch nur Wenige, daß Paalzow, ein bescheidener und unermüdlich fleißiger Mann, jene Leitartikel der „Nationalzeitung" schrieb, die trotz ihrer oft ermüdenden Länge gediegenes Gold des Geistes waren und von welchen z. B. die mit der Devise: „Keine Denkschrift, aber eine Schrift zum Denken", die Verdienste Chateaubriand'scher Broschüren besitzen. Jetzt ist dieser unermüdlich thätige Geist todt; er ist wirklich todt, denn er ist schon vergessen, wenn man auch schrieb, er werde unvergeßlich bleiben: er war ja nur ein Journalist! Aber mindestens soll die Presse ihre Zierden ehren, wie sie es vermag; denn sie hat Ursache, diese Wenigen in Gold zu fassen; indem sie ihre vornehmsten Geister ehrt, ehrt sie sich selbst am meisten. Die Journalistik, dies große intelligenteste Schulhaus, die Presse, diese öffentliche und mächtige Lehrerin, bedarf der Energie und Achtung; sie ist es, die belehrt, und Alle, die mit dem Pinsel, dem Griffel oder der Feder malen, macht nur sie berühmt und groß. Um deshalb auch Ehre einem Journalisten, der der ganzen Presse zu früh entrissen wurde! —

Um von diesem tragischen Falle zu etwas Heiterm überzugehen, erlauben Sie mir wol nur drei Urtheile der berliner Kritik über die neueste Aufführung der Mozart'schen Oper „Idomeneus" anzuführen; daraus werden Sie sehen, welchen verschiedenen Begriffen sie in ihrer Aesthetik unterworfen ist. Die „Vossische Zeitung" verehrt diese Oper, nennt das Werk ein edles, erhabenes und dessen Aufführung in Bezug auf das Orchester eine hoch ausgezeichnete. Rellstab sah überdies das Haus voll besetzt. Kossak nennt diese Oper in der „Montagspost" einen antiquarischen Versuch Mozart's, der nur geeignet sei, auf Provinzialbühnen und in Privatconcerten gegeben zu werden. Das Haus war bei ihm schlecht besetzt. Die „Feuerspritze" endlich mit Hans von Bülow, der bei seinem ersten Kritikdebüt gleich versicherte, daß er alle Musikanten zweiten Rangs ersuche, ihn mit Billets zu ihren Concerten zu verschonen, sagt, daß „Idomeneus" über die Bühne „geschlichen" sei, und nennt dabei Rellstab, man weiß nicht weshalb, einen Spontiniverbrecher und sein Lob ein unehrliches Preislied des „Idomeneus"; schließlich ist er sogar so angeekelt von der Execution des Orchesters, daß er gesperrt ausruft: „Ist denn kein Spontini da, um die Opern Gluck's und Mozart's wieder zu Ehren zu bringen und das alte musikalische Drama wieder in seine Würde einzusetzen?" Indessen kann man wol hierbei fragen, wem das vertrauende Publicum glauben und wie man überhaupt da über die Kritik urtheilen soll. Ueberhaupt könnte man einer gewissen Sorte der berliner Tagespresse einen Leichenstein mit der Inschrift setzen, welche sich auf dem Grabmal einer Schriftstellerin befand:

Hier liegt die Frau, die, eh' sie starb,
Zehntausend Ries Papier verdarb.

Ich komme jetzt zu der Aufführung von Emanuel Geibel's „Meister Andrea", dem bedeutendsten dramatischen Ereigniß der Hofbühne. Die berliner Kritik ist — ich will ihre guten Seiten nicht unterschätzen — ausgezeichnet, sobald es sich darum

handelt, ein Theaterstück schlecht zu machen, welches auf der Hofbühne aufgeführt wird. Sie ist entweder so erbittert gegen die Intendanz oder wirklich schon von zu classischem Geiste beseelt, als daß sie umhin könnte, jedesmal entschieden gegen eine Novität auf der königlichen Bühne Fronte zu machen; es ist förmlich, als wenn sie sich voll Hunger darauf stürzte, um sie zu verschlucken. Ich bin überzeugt, daß selbst ausgezeichnete Novitäten von ihr entschieden getadelt würden, weil es einmal so Stil und Sitte gegen die königliche Intendanz geworden ist. Deswegen konnte auch Jeder im voraus wissen, daß Geibel's „Meister Andrea" kein anderes Schicksal aus Princip erleiden würde. In diesem Falle hatte die Kritik jedoch Recht; denn dies Stück unsers modernen Lyrikers ist in der That ein höchst schwaches Product, in welchem sich kaum eine Spur dramatischer Begabung verräth. Emanuel Geibel wird unserer Meinung nach wohlthun, nach dem dramatischen Lorber nicht weiter zu verlangen. Indeß sehe ich mich bewogen, einer in einem auswärtigen Journal aufgestellten Behauptung entgegenzutreten, wonach die ungünstige Aufnahme des Stücks in Berlin nicht blos den Mängeln des Stücks, sondern auch der ungenügenden Aufführung zuzuschreiben sei. Von Seiten des ganzen Personals und namentlich von Seiten Rott's wurde vielmehr mit großer Bravour gespielt, so gut, wie es für ein solches Stück nur immer möglich war. Ich bin demnach auch überzeugt, daß das am Schluß stark vernehmbare Zischen und Pfeifen nur aus Achtung vor den Leistungen Rott's und der übrigen Schauspieler verstummte. Aber einem Publicum wie dem berliner aufreden zu wollen, daß ein vernünftiger Mensch sich durch seine Freunde zu der Ueberzeugung bringen lassen werde, er sei nicht der Bildschnitzer Andrea, sondern der Musiker Matteo — dazu brächte es keine schauspielernde Göttertruppe, viel weniger die gut menschliche des berliner Hoftheaters. Geibel hätte seinem Stücke bei weitem mehr Werth und Erfolg gegeben, wenn er den Bildschnitzer Andrea scheinbar auf den Scherz seiner Freunde eingehen ließ und so am Ende sie selbst prellte; indem er aber etwas Großes und Hohes hineinlegen wollte, hat er daraus etwas Lächerliches gemacht und das muß für einen Dichter, besonders einen Lyriker — furchtbar sein!

Wenn, um noch ein mal auf diese zurückzukommen, sich einerseits die berliner Tagesliteratur in einem ewigen und schiefgelaufenen Kreisgang bewegt, so ist es derselbe Fall mit einem großen Theil des berliner Lesepublicums. Fast nirgends mehr als unter diesem weisen Volke der „nordischen Metropole der Intelligenz" ist jene Ansicht eingebürgert, wonach der Schriftstellerstand von heute, wie der Schauspielerstand von vor hundert Jahren, mit Misachtung beehrt wird. Die allgemeine Ansicht über die Schriftsteller ist folgende und ich rufe sie alle zu Bürgen dieser Behauptung auf: entweder sind die Schriftsteller Gelehrte oder sie sind gewöhnliche Scribenten; die erste Kategorie ist pedantisch, mürrisch und Welt und Menschen positiv feind; die zweite Classe besteht ausschließlich aus zügellosen Leuten, übermüthigen und herzlosen Demagogen, die zu Allem fähig sind. Diese schmeichelhafte Vorstellung quält außer dem intelligenten berliner Lesepublicum auch den größten Theil des deutschen Volks. In England und Frankreich ist die Literatur populär und eine der lieblichsten Blumen, die die Nationen sich zu pflegen zur Aufgabe gemacht; in Deutschland, jenem Lande der höchsten Intelligenz, ist die Literatur ein nothwendiges Uebel, etwa eine Wiese, auf welche man geht, um sich Futter für das liebe Vieh zu holen. In Berlin, wie auch sonst so ziemlich überall in Deutschland, ergötzt sich die Masse meist nur an dem Stadtklatsch und an localen Scandalgeschichten, in deren Fabrikation gewisse berliner Blätter, diese Spiegel der Intelligenz, Unerreichtes leisten und eine Anerkennung verdienen, die ihnen die Mühe ihrer geistigen Anstrengung belohnt. Außer diesem Vergnügen des Lesepublicums sucht es seine geistige Nahrung in den 60 Leihbibliotheken der Residenz, welche mit den Uebersetzungen französischer Romane ausgestattet deutsche Originalromane nicht eher kaufen, als bis sie dieselben für 25—30 Procent beschaffen können. Da nun die berliner Lesewelt Bücher, selbst von Koryphäen der deutschen Literatur verfaßt, zu kaufen für einen Luxus hält, der noch über ein Champagnerfrühstück in irgend einem eleganten Keller geht, so sind ihr die deutschen Romane gänzlich unbekannt, bis sie wegen Mangels übersetzter (und wie übersetzter!) ausländischer Romane vom Leihbibliothekar mit Widerstreben ein Product eines deutschen Schriftstellers erhalten, von welchem sie im voraus die Meinung haben, daß sein Buch nicht mit dem eines französischen Autors, etwa Paul de Kock oder Sue oder Dumas, in Vergleich zu bringen sei. Dies Bild ist allerdings sehr traurig, aber Jeder, der irgendwie Beobachtungen darüber angestellt, wird es leider bestätigt finden.

Eduard Schmidt.

Das arabische Hohe Lied der Liebe.

Das arabische Hohe Lied der Liebe, d. i. Ibnol Fâridh's Täijet, in Text und Uebersetzung zum ersten male zur ersten Säcularfeier der k. k. orientalischen Akademie herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien, Hof- und Staatsdruckerei. 1854. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dies ist eines der glänzendsten Werke, welche aus der berühmten Druckerei hervorgegangen sind, ein wahres Meisterwerk, welches schon durch die äußere Pracht, mit welcher es ausgestattet ist, das Augenmerk auf sich zieht.

Es enthält ein im arabischen Text und in gereimter Uebersetzung mitgetheiltes mystisches Gedicht des größten mystischen Dichters der Araber, des Omar Ibn-el-Fâridh, von dessen Dichtungen dem europäischen Publicum bisher sehr wenige bekannt geworden sind, und so verdient das Buch schon durch die Neuheit seines Inhalts eine größere Beachtung.

Der berühmte Herausgeber macht in der Vorrede auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, mit denen das tiefere Verständniß mohammedanisch-mystischer Werke für Kundige und Nichtkundige verbunden ist. Es bedarf für letzteres einer so gründlichen Kenntniß des ganzen Kreises der religiösen Ideen, wie sie sich innerhalb des Islam ausgebildet haben, daß erläuternde Anmerkungen entweder durch ihre Weitläufigkeit dem ästhetischen Genuß Eintrag thun, oder wegen ihrer Kürze ihren Zweck verfehlen müssen.

Aus diesen Gründen wird wol das Verständniß auch des vorliegenden Werks dem größern Leserkreis mehr oder weniger verschlossen bleiben. Vielleicht aber, daß der Versuch, den Inhalt desselben in allgemeinen Umrissen zu schildern, den oder jenen Leser d. Bl. veranlaßt, sich mit der großen Erscheinung des Mysticismus vertrauter zu machen.

Der Grundgedanke aller Mystik ist der, daß der Mensch, ursprünglich eins mit der Gottheit, als solcher von dem Ganzen losgerissen zu ihm zurückkehren und mit ihm sich wieder vereinen muß. Der einzig mögliche Weg, welcher zu diesem Ziele führt, ist die Liebe, die ihn mit Gewalt zu dem Lichte hinzieht, sodaß er dem Falter gleicht, welchen der Schein des nächtlichen Lichts anlockt. Die Befolgung der göttlichen Gesetze ist hierbei nur eine niedere Stufe der Vervollkommnung, aber sie ist eine nothwendige, von der ein Schritt aufwärts zu dem Glauben führt, aus dem sich wieder jenes mächtigste Gefühl der Sehnsucht und der heißesten Liebe entwickelt, das nur in dem Gedanken an ihren Gegenstand, in dem Schmerz über die Trennung von ihm und der nie sinkenden Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit ihm seine Befriedigung findet.

Daß bei dieser Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott der Phantasie natürlich der freieste Spielraum gelassen ist, läßt sich leicht denken. Je weniger pedantisch sie sich an die Form hält, die für sie ja eben nur Form ist, desto weniger scheut sie sich, dies Verhältniß sich unter den sinnlichsten Formen klarer zu machen, da für sie ja natürlich die Sinnlichkeit

nur ein Symbol oder Abglanz der ätherischen Gottesliebe ist. So wird die Gottheit der Bräutigam der bräutlich sich sehnenden Seele, die keinen andern Wunsch kennt, als mit ihm sich in Eins zu verschmelzen.

Diese Liebe feiert Omar Ibn-el-Fáridh in dem hier vorliegenden Gedicht. Für ihn ist die Gottheit das Urbild aller Schönheit, er denkt sie sich als die Braut der menschlichen Seele, deren Schönheit auch ihn mächtig angezogen hat. Aber er lebt getrennt von ihr, wie ein Bräutigam getrennt von seiner Braut, welche mit ihrem Stamme fortgezogen ist und ihm nur den Schmerz der Trennung und Sehnsucht zurückgelassen hat. Vergebens hat er getrachtet, den innern Kampf seines Herzens zu verbergen, aber

Die Thrän' schwatzt aus die Lust, der Brand des Herzens Weh',
Denn dies die Uebel sind, woran zu Grund ich geh'.
In Thränen ich ertränk', wenn nicht der Seufzer wäre,
Und der verbrennte mich, wenn nicht die Thräne wäre.

Und so bemerkt der Nebenbuhler seinen Kummer:

Er legt sein Ohr ans Herz, wie Maulwurf, der vielhörig,
Und weiß auch ohne Aug', was in demselben störig.

Und durch ihn erfahren die Stammesgenossen das Geheimniß seines innern Schmerzes. Vergeblich wäre es, bei ihnen Trost und Linderung zu suchen, da sie ja die Tiefe seiner Schmerzen nicht verstehen, und so kann er nur auf den Tod, den Bringer der Heilung, warten:

Was du an Gram mir gibst, zähl' ich zu den Geschenken.
An Lösung uns'res Bunds ist nimmermehr zu denken.
Was mir auch widerfährt von dir an Qual und Plagen,
Ich werde danken dir, statt je mich zu beklagen,
Und wenn die Qualen auch die Gnaden übersteigen,
So werd' ich dankbar mich für deine Lieb' erzeigen.
Was mir von dir zukommt an Unglück und an Peinen,
Wird statt Verzweifelung als Kleid der Huld erscheinen;
Was Gutes ich erfuhr, ward mir von Ewigkeit,
Das Böse ist ein Werk des Sklaven in der Zeit.
Wer drob mich tadelt, will zum Irrthum mich verleiten
Und nur aus Eifersucht mir falschen Pfad bereiten.

Mit solchen Betrachtungen tröstet sich der Liebende dem Bösen in der Welt gegenüber, das ihn immer wieder von dem Gegenstande seiner Sehnsucht abzuziehen sucht, dessen Schönheit allein ihm Stärke zum Dulden gibt und dessen Reiz so mächtig ist, daß man nicht etwa blos Freundschaft gegen ihn fühlen kann, sondern daß der Drang heißester Liebe das Herz zu ihm hinzieht.

Wenn anderer Gedank' als du mir wäre werth,
So wäre ich dadurch abtrünnig schon erklärt.
Denn mir ist dies Befehl: thu', was du willst, mit mir,
Denn ich verlange nur nach dir und nichts von dir.
Der letzte Schwur ist der: bei uns'rer festen Liebe!
Nichts mischet und nichts trübt die gegenseit'gen Triebe.

Diese Verbindung der jetzt von der Gottheit getrennten Seele ist eine uranfängliche, darum kann der Schmerz auch nur in der Wiedervereinigung mit ihr seine Heilung finden und der Liebende nichts als den Tod aus Liebe suchen:

Der Tod aus Liebe ist mein einziges Verlangen,
Auch ohne den Genuß sei mir das Sterben werth,
Wenn meine Liebe sich dadurch für dich bewährt.
Gehör' ich dir nicht an, so setz' ich Ruhm darein,
Nur im Verdacht, daß ich dein Liebender, zu sein.
Die Drohung mit dem Tod, sie machet mich nicht zittern,
Sie mag die Anderen mit Furcht und Graus erschüttern.
Wenn mir der Tod, den du verheißen, widerfährt,
So wird erhöhet nur mein Preis und inn'rer Werth.
Ich fodere heraus den längst beschloss'nen Tod,
In Dem, was du bestimmst, thut der Verschub nicht noth.

Je heftiger den Liebenden seine Stammgenossen wegen seiner thörichten Liebe schmähen, je bitterer er deshalb verspottet und verhöhnt wird, desto enger schließt er sich im Geiste an den Gegenstand seiner Sehnsucht an, desto heißer wird die Liebe zu ihm:

Es würde ohne Schmach die Liebe mir nicht schmecken
Und ohne Liebe sich die Ehr' vor mir verstecken.
Der Irrsinn ist mein Schmuck, den die Natur verschmäht,
Und meine Ehre in Erniedrigung besteht.

Ungleich schwerer aber als dieser Kampf gegen den weltlichen Sinn der Umgebungen ist der gegen die eigene Sinnlichkeit, welche irdische Schönheit so leicht mit überirdischer verwechselt und über dem sinnlich Wahrnehmbaren das Unsichtbare vergißt. Jedoch auch aus ihm geht der wahrhaft Liebende siegreich hervor, indem er sich immer des wahren Gegenstandes seiner Liebe bewußt zu bleiben sucht und sich vergegenwärtigt, daß diese höhere Liebe ihm von Ewigkeit an gegeben wurde:

Die Liebe wurde mir geschenkt von Ewigkeit,
Am Tage des Vertrags, vor dem Beginn der Zeit.
Die Liebe kam mir nicht durch's Ohr, nicht durch den Blick,
Nicht durch Erwerb und durch natürliches Geschick.
Mir ward vor meinem Sein die Liebe zugeschworen,
Und trunken war ich schon, eh' als ich noch geboren.

Darum kann und muß er dieser Liebe auch getrost Alles opfern, was ihn an der Wiedervereinigung mit ihrem Gegenstande hindern könnte; zuerst den eigenen Willen, der in dem der Geliebten vollkommen aufgehen muß, dann die Liebe zu äußerm Schmuck, der ja nur ein schwacher Abglanz ihrer Schönheit sein kann, und jede sinnliche Begierde. So unterscheidet sich diese höhere Liebe von allen andern Arten der Liebe, wie heiß und treu sie auch gewesen sein mögen, weil hier doch immer ein sinnliches Element vorgeherrscht hat. Die ersten Bedingungen zu dieser höhern Stufe sind Enthaltsamkeit von allem Bösen, Befolgung aller Gebote der geoffenbarten Religionsbücher und die gewisse Ueberzeugung, daß die ganze sinnlich wahrnehmbare Natur nur der Ausfluß des Wesens Gottes, des Beschreibungslosen, des Allsymbolischen, sei.

Hier schaltet der Dichter ein Gedicht zum Preise der Schönheit ein, welchem er die Weisung, daß Alles, was er von der Schönheit sage, nur allegorisch sei und sich also auf die Gottheit beziehe, vorausschickt. Einige Verse daraus mögen als Beweis dafür dienen, zu welcher Höhe sich Omar Ibn-el-Fáridh hier erhebt:

Zu sterben nur für sie, das ist das wahre Leben,
Und sterb' ich nicht, so leb' dem Kummer ich ergeben
O Herzensblut, das schmelzt durch Sehnsucht und durch Liebe,
O Seelenbrand, der fließt in Gluten meiner Triebe!
Ein jedes Land, worin mein Auge sie erblickt,
Erscheint als Mekka mir gezieret und geschmückt...
Das Haus von ihr bewohnt ist mein Jerusalem,
Erfrischung meinem Herz, die ihm nur angenehm...
Mein Tag ist Abend ganz, an dem es milde weht,
Wenn ich erwidere das Wehen mit Gebet.
Die Nacht ist Zauberei, wann in derselben gehen
Die sanften Düfte, die im Abendwinde wehen:
Und wach' ich eine Nacht, so ist der ganze Mond
Für mich des Schicksals Nacht, weil ihr Besuch mich lohnt.

Alle Freuden und Feste der Welt sind nur Symbole des Genusses, den das Beisammensein mit ihr bringt. So die Freuden des Bechers, des Tanzes u. s. w., wie überhaupt alle Erscheinungen in der Welt nur Abspiegelungen des Wesens der Gottheit sind, welche Alles durchdringt und Alles umfaßt. Wenn das Kleid des Leibes fällt und der Schleier, in den sich die Gottheit gehüllt, gelüftet wird, dann muß der wahre Mystiker eins mit ihr werden:

Was ich bezeuge, ist mein eig'nes Dasein nur,
Was mich bezeuget, ist die eigene Natur.
In dem Gebete hört' ich meinen eig'nen Namen,
Die Sinne abgespannt den Flug, den höchsten, nahmen.

Indem die Glieder ich an ihrem Leib erwarmt,
Hab' ich mein eig'nes Ich an ihrem Ich umarmt.

Wie groß auch die Verschiedenheit der Namen und Eigenschaften ist, in welchen und durch welche die Gottheit sich offenbart, so wird und muß doch für den Mystiker diese Verschiedenheit verschwinden, weil er in allen Verschiedenheiten nur die „Eine" erkennt, gleichwie wie für ihn alle Sinne nur „Einer" sind, nämlich der, durch welchen er das Wesen der Gottheit, d. h. sich selbst erkennt und erfaßt.

Was durch Zusammensetzung hier den Sinn entzückt,
Wird durch die Formen nur der Sinne ausgeschmückt,
Und jeder inn're Sinn, der sich zu äußern strebt,
Wird durch Gestalt des Leib's geformet und belebt.
Das, was der Geist enthüllt durch Scharfsinn und Verstand,
Bleibt dem Erklärenden des Sinnes unbekannt....
Erkenn' den innern Sinn, wenn noch so mannichfalt
Des Aeußeren Figur und Formen und Gestalt....
Glaubst du, daß außer dir der Freund der Wächter sei,
Der dir im Schlafe spricht von Weisen mancherlei?
Die eig'ne Seele ist's, die von sich abgezogen,
Von dieser Welt hinauf in höhere geflogen,
Die aufgeschwungen sich in das geheime Land,
Den wunderselt'nen Sinn herabbringt dem Verstand....
Die Wissenschaft ist dir nicht außer dir gekommen,
Was du davon benutzt, hast aus dir selbst genommen.

So müssen sich alle Thätigkeiten, alle Künste und Handlungen dem Mystiker als Erscheinungsformen eines Wesens erweisen:

Das, was du hier geseh'n, ist Eine Handlung nur,
In mannichfacher Form verdeckt von der Natur.
Ziehst du den Vorhang weg, so siehst du And'res nicht,
Die Formen zeigen sich dir all' in Einem Licht.

Wie hinter all den verschiedenen Erscheinungen in der Welt nur Ein Sinn verborgen ist, so liegt auch in den verschiedenen Arten Gott zu verehren nur Eine Religion:

Nicht alle Völker sind's, die in der Ansicht schwanken,
Nicht jede Sekte irrt im Felde der Gedanken.
Der Sonnanbeter liebt das Licht der Sonn' am Morgen,
Und er verehrt sie, wenn im Westen sie geborgen.
Des Magiers Feuer war (so ist's auf uns gekommen)
Durch mehr als tausend Jahr auf dem Altar entglommen.
Sie wollten doch nur mich und keinen Andern noch,
Und äußerten sie's nicht, so war's die Absicht doch.
Sie sahen nur mein Licht, im Feuer sahen's sie,
Und wurden irregeführt durch Strahlenharmonie.
Ich würde sagen es, wenn nicht des Aeuß'ren Schleier
Gesetzlichen Gebots verböt' zu sprechen freier.

So muß die Betrachtung aller Erscheinungen der Außenwelt sowol als der Welt im Innern des eigenen Herzens den Mystiker auf die Gottheit hinführen, die sich in ihnen deutlich geoffenbart hat. Hat doch Gott selbst auf David's Frage, zu welchem Endzweck er die Welt geschaffen, nach dem Berichte der mohammedanischen Ueberlieferung geantwortet: „Ich war ein verborgener Schatz und wollte erkannt werden, so habe ich die Schöpfung erschaffen, damit ich erkannt würde." Der Dichter hat diesen Zweck zeitig genug erkannt und ist so zu der Erkenntniß gelangt, zu welcher die mystische Betrachtung der Welt führen muß:

Von seinem Lichte wird die Leuchte angefacht,
Die meinen Abend gleich dem hellen Morgen macht.
Es war in ihm mein Sein, ich sah es anders nicht,
Ich sah in ihm mich selbst, mein Antheil ward das Licht.
Ich war im heil'gen Thal, ich zog die Schuhe aus,
Dem Rufer folgte ich mit Ehrenkleid ins Haus.
Ich sah mein eig'nes Licht und ward dadurch geleitet,
Genügend ist der Glanz, den du dir selbst bereitet.

Und im Bewußtsein dieses erreichten Glücks ruft er am Schluß seines Gedichts aus:

Auf! Auf! zur ewigen Versammelung der Geister,
In welcher kleine Kinder sind die grauen Meister!

G.

Iwan Andrejewitsch Krylow.

Neben den russischen Dichtern von Karamsin bis Puschkin nimmt Iwan Andrejewitsch Krylow eine eigenthümliche Stellung ein. Zwar sind seine Lustspiele vergessen und seine Prosa wie seine Verse zeigten nur ein mittelmäßiges Talent an, gleichwol war er ein großer Dichter, dessen Genius sich nur nicht befreien konnte, er war der erste nationale Dichter Rußlands. Die meisten der Dichter, welche vor Krylow wirkten und glänzten, gehörten dem hohen geistlichen und socialen Range an; Murawiew war Geheimrath und Senator, Dmitriew Justizminister, Ozerow Generalmajor. Krylow dagegen war der Sohn eines armen Offiziers, der zeitig starb und ihn, einen elfjährigen Knaben, mit seiner Mutter in der dürftigsten Lage hinterließ. Gleichwol suchte diese eine Gelegenheit, ihn das Französische erlernen zu lassen, und der junge Krylow las alsbald neben dieser Beschäftigung eine alte Kiste Bücher durch, die ihm sein Vater hinterlassen hatte und die ihn für das Theater auf seine Lebenszeit begeisterte. Mit 15 Jahren schrieb er bereits eine Oper. Die Noth zwang ihn, mit dem zwölften Jahre eine Copistenstelle zu suchen, bis seine Mutter mit ihm nach Petersburg zog, wo sie auf mehr Unterstützung hoffte.

Trotz der drückenden Sorgen war dieses Leben für Krylow nur vortheilhaft gewesen, indem es ihn völlig vor ausländischer Berührung bewahrte und ihn zum wahren nationalen Volksdichter befähigte.

Als Krylow nach Petersburg kam, 1792, war man gerade mit der Gründung eines öffentlichen Nationaltheaters beschäftigt. Seine dramatische Neigung erhielt hierdurch noch mehr Stoff, und als er durch eine wohlwollende Hand, durch Knjaschnin, mit dem damaligen berühmten und sehr gebildeten Schauspieler Dmitriewsky bekannt und später, trotz der Verschiedenheit des Alters, eng befreundet ward, so säumte er nicht, diesem eine Tragödie „Kleopatra" vorzulegen. Dmitriewsky rieth ihm, sie zu verbrennen. Nicht besser ging es einer zweiten, „Philomela". Krylow vergaß darüber seine öffentliche Anstellung und widmete sich zwölf Jahre lang nur dem Drama. Einige seiner Stücke wurden aufgeführt, allein ohne sonderlichen Erfolg. Da fiel er auf den Gedanken, eine Buchdruckerei und ein Journal zu gründen. In Gemeinschaft mit einem alten Capitän der Garde gab er die „Geisterpost" heraus. Damals ließ man Geister auftreten, weil diese freier sprechen durften; allein der Gedanke begann bereits zu veralten. Gleichwol erregte die Kühnheit, Leichtigkeit, die tiefe, geistreiche Satire des jungen Publicisten Aufmerksamkeit, besonders als er gegen die „Gallomanie" seine satirische Laune richtete.

Das Journal lebte nur ein Jahr lang, dann folgte ihm ein anderes unter dem Titel „Der Zuschauer". Krylow stellte sich hier die Aufgabe, die Laster seiner Zeit in den gehässigsten Farben zu schildern; auch dies war im 18. Jahrhundert nichts Neues in Rußland, indeß zeichneten sich seine Erzählungen durch ihre Feinheit und ihre politische Tendenz aus. So handelt z. B. „Der Caib" von einem Fürsten, der sich bis in den Tod langweilt und darüber trost- und rathlos ist. Eben sitzt er also wie gewöhnlich in düsterer Laune da, als er vor seiner Angorakatze in einem Anfall von Gutmüthigkeit eine allerliebste Maus rettet. Diese verwandelt sich alsbald in eine schöne Fee, die ihm zum Danke räth, er solle, um seine Langeweile zu vertreiben, heimlich seine Staaten verlassen und ein Wesen suchen, das ihn zugleich liebe und hasse. Die Wanderung des Fürsten gibt zu mancherlei Ergötzlichkeiten Anlaß. Ein Höfling z. B. schlägt ihm vor, er möge statt seiner eine Strohpuppe auf den Thron setzen, da würden seine Unterthanen ver-

ken, er sitze wie gewöhnlich in mürrischer Laune da. Auf der Reise sammelt der Caib mancherlei Erfahrungen, die ihn über seine Regentenpflichten aufklären, bis er sich in ein Mädchen verliebt, das seine Neigung erwidert; aber sie theilt ihm mit, daß sie die Tochter eines Verbannten sei, der ungerecht von den Ministern des Caib verfolgt werde. „Da mußt du also den Caib sehr hassen?“ fragt er sie. „Bis in den Tod“, ist ihre Antwort. „Und mich, mich liebst du“. „Du weißt es, von ganzem Herzen.“ Das Ende ist natürlich. Der Fürst kehrt zurück, die Langeweile ist verschwunden und er regiert fortan als guter Regent. Darin ist nichts Neues, allein man muß erwägen, daß Krylow in Rußland und im vorigen Jahrhundert schrieb.

Nach dem „Zuschauer“ schuf Krylow den „Mercur von Petersburg“, der jedoch auch nur ein Jahr dauerte. Sein unruhiger Geist versuchte sich in Allem. Nach der Tragödie, dem Journal, der Satire, den gereimten Oden Lomonossow's schrieb er Lustspiele, die aber keinen Anklang fanden, und große Oden, wie Derzawin, aber ohne Begeisterung. Gleichwol ward er ausgezeichnet. Er besaß ein bedeutendes Talent auf der Geige, man suchte ihn, er war bei jedem Feste. Zu diesen Zerstreuungen kam endlich noch das Spiel, sodaß Alexander einmal sagte: „Mir ist es nicht leid um das Geld, das Krylow verliert, sondern daß er sein Talent verliert.“

Sechs Jahr verbrachte Krylow in diesem zerstreuten Leben. Endlich raffte er sich zusammen, suchte den Staatsdienst wieder auf und erhielt durch die Protection der Kaiserin Maria Feodorowna, der Mutter des Kaisers Nikolaus, eine Stelle bei dem Militärgouverneur von Riga, dem Fürsten Galitzin. Hier blieb er drei Jahre lang und würzte das Kanzeileben mitunter mit dem Spiel und literarischen Beschäftigungen. Dann trieb ihn sein unruhiger Geist, die Entlassung zu nehmen. Der Fürst Galitzin, der zu gleicher Zeit sich auf seine Güter zurückzog, schlug ihm vor, er möge ihn begleiten, und Krylow's beweglicher und flottirender Kopf zögerte nicht lange, dies Anerbieten anzunehmen.

Diese Epoche ist entscheidend für das Leben Krylow's. Sein Aufenthalt in der Provinz, der dem lärmenden Leben in der Residenz und dem Geschäftsleben in Riga folgte, brachte die volksthümlichen Eindrücke, die in ihm schlummerten, zum Vorschein und machte ihn zu Dem, was er ward.

Die Domänenresidenz des russischen Großen befindet sich gewöhnlich patriarchalisch neben der Kirche, inmitten der Besitzung und in der Nähe des Dorfs. Derselbe residirt daselbst mit einem Troß von Dienern und übt eine unbegrenzte Gastfreundschaft, die in seine „Einsamkeit“ oft 30 Gäste mit mehr als 100 Dienern und noch ein mal so viel Pferden herbeiführt. Ein Fest folgt dem andern, um schon vielleicht am andern Tage wieder einem Balle Platz zu machen. Unter den alten Grundbesitzern gibt es treffliche Originale, die nur ein mal in Petersburg oder in dem Auslande waren; vielleicht haben sie gar die Campagne von 1812 mitgemacht und wissen daheim viel von ihren Abenteuern zu erzählen. Der glänzende Edelmann, der hohe Würdenträger würde eine solche Gesellschaft mit ihren Einförmigkeiten, ihren Lächerlichkeiten, ihrer Ruhe nicht ertragen. Anders der Dichter, den die Annäherung an den Mann des Bodens, den Bauer, interessirte, den es freute, ihn in seiner Isba aufzusuchen, ihm auf das Feld zu folgen, seine Sitten zu studiren, jene naiven und feinen Züge, die die treffliche Natur der „Mujik“ charakterisiren. Krylow verstand es, mit diesen russischen Bauern sich vertraut zu machen, sie zu begreifen, und seine einsamen Wanderungen an der Wolga, durch die etwas melancholischen Ebenen von Saratow offenbarten ihm seine lieben Mujiks. Nebenbei unterrichtete er die Kinder seines Wohlthäters Galitzin.

Dies Landleben dauerte drei Jahre, dann kehrte er wieder in die Hauptstadt zurück; auf der Reise dahin ward er in Moskau von seinen literarischen Freunden herzlich begrüßt. Dmitriew gab ihm zwei Fabeln Lafontaine's: „Das Mädchen“ und „Die Eiche und der Rosenstock“, zum Uebersetzen und ließ dann Krylow's Uebersetzungen im „Zuschauer von Moskau“ abdrucken. Sie hatten einen ungeheuern Erfolg; die Laufbahn Krylow's war endlich gefunden. Er war Fabeldichter und doch packte ihn noch ein mal sein Hang zum Theater, sodaß er drei neue Stücke schrieb, die nicht viel mehr werth waren als die andern.

Die Russen haben von jeher einen Hang zur Satire und zum Epigramm gehabt. Deshalb gab es auch bei ihnen manche Fabeldichter. Allein keiner war ein nationaler Dichter gewesen. Dies war erst Krylow, unter dessen Händen Alles russisch ward: Sitten, Gedanken, Vorurtheile, Charaktere, Physiognomie, Sprache, Tracht, Alles ist russisch bei ihm; die Leute aus dem Volke, der kleine Adel, die Beamten, die Künstler, die höchsten Personen sind mit einer unnachahmlichen Lebendigkeit geschildert.

Krylow erkannte seinen Beruf erst 1808. Zum dritten male trat er in den Staatsdienst, diesmal mit dem Ehrentitel eines Raths. Er ließ seine Fabeln im „Dramatischen Kurier“ erscheinen und sein Ruf wuchs reißend. Der Director der 1812 eröffneten kaiserlichen Bibliothek, Olenin, stellte ihn an und hier machte er die Bekanntschaft des Dichters Gneditsch, mit dem ihn fortan eine unzertrennliche Freundschaft vereinte. Seine etwas zum far niente geneigte Natur fand hier Zeit und Gelegenheit, sich gehen zu lassen, und diese Trägheit ward der Gegenstand zahlloser Anekdoten. Der Kaiser Alexander hatte ihm zu seinem Gehalt als Bibliothekar noch eine Pension von 1000 Thlrn. gegeben und ihn so in den Stand gesetzt, ganz seiner Bequemlichkeit zu leben. Er ward zum Staatsrath und Ritter des St.-Wladimirordens ernannt.

Auf diese Weise alterte der Volksdichter allmälig, geliebt und bewundert von Allen, die ihn und seine Fabeln kannten. Am 2. Februar 1838 hatte er sein siebzigstes Jahr erreicht und sein Geburtstag ward glänzend begangen; Jeder, der nur Anspruch auf den Namen eines Schriftstellers, Dichters, Künstlers machte, nahm theil an dem Banket und im Augenblick der Toaste überreichte ihm der Minister des Innern, Graf Uwarow, den Stanislausorden, begleitet von den Glückwünschen des Kaisers. Krylow lebte hierauf noch sieben Jahre und entschlummerte sanft im Jahre 1845. Sein Tod, der christlich war wie sein Leben, erregte allgemeine Theilnahme. Das Volk nahm in Masse an seinem Leichenbegängnisse theil, und wenn ein Fremder gefragt hätte, woher diese Theilnahme rühre, würde ihm die Antwort gegeben worden sein: „Gott hat Rußland getroffen, eins seiner Kinder ist daheim gegangen.“

Es mögen hier noch einige Fabeln Krylow's, wie sie ihn vollständig charakterisiren, folgen. Vor allem ist es der „Mujik“, der darin auftritt, jene Classe von Landbewohnern, die nur eine kurze Zeit lang in den Städten wohnen, aber den Winter auf dem Dorfe zubringen, wenn es keine Arbeit mehr für sie gibt. Diese zwischen städtischem und ländlichem Leben getheilten Leute glauben noch an übernatürliche Mächte, die gar zu häufig in ihr Leben und Wirken thätig eingreifen. So ist es Gott oder der Teufel, der ihr Glück oder Unglück bereitet, gar nicht zu gedenken des Schutzgeistes der Häuser, des spiritus familiaris u. dgl. Auch liebt der Mujik sehr den starken Branntwein; an Fest- und Sonntagen findet man ihn in der Schenke, im „Kabac“, und immer führt er für sich und seine Gevattern einen kleinen Vorrath von Spirituosen bei sich. Schwerlich kann man diesen Mujik lebenstreuer schildern als in der Fabel „Die beiden Mujiks“.

Thaddäus klagt dem Gregor, wie er großes Unglück gehabt und sein eigenes Haus angezündet habe; auf Befragen gesteht er ihm, daß am Weihnachtsfest er etwas angetrunken gewesen sei und mit einem Licht habe dem Gevattern für ihre Pferde Heu holen wollen. Da wäre ein Funken ins Heu gefallen und das Haus abgebrannt. „Aber dir, wie geht es dir?“ „O Thaddäus“, klagt ihm Gregor, „Gott hat mich sehr gestraft“, und er erzählt ihm seinerseits, wie er am Weihnachtsfest habe in dem Keller Bier holen wollen, da sei er so

etwas angetrunken gewesen und habe, um nichts anzuzünden, das Licht oben gelassen; aber leider habe ihn in der Finsterniß der Teufel die Treppe hinuntergestoßen, sodaß er arg zugerichtet worden sei. „Seht, Gevattern", sagte der Bruder Stephan, „das ist nicht weise von einem Betrunkenen, Licht zu tragen, aber auch nicht weise, im Finstern eine Treppe hinunterzugehen."

In den „Drei Mujiks" kommen die Drei in ein elendes Dorf und treiben für sich nur mit viel Mühe eine karge Mahlzeit auf. Der Eine merkt wol, daß das zu wenig für drei ist, und sagt zu den Andern: „Brüder, kennt ihr den Thomas? Bei der nächsten Recrutirung wird er die Stirn rasirt bekommen." „Ei, bei welcher Recrutirung?" „Nun, man sagt gegen China; unser Vater will einen Tribut an Thee von China haben." Bei diesen Worten verwickeln sich die beiden Andern in ein tiefes politisches Gespräch, und der Mujik versäumt die Zeit nicht, die Mahlzeit allein zu verzehren.

Im „Kaftan Trischka's" bemerkt Trischka, daß sein Kaftan entzweigeht; hurtig nimmt er Scheere und Nadel, schneidet etwas von dem Aermel ab und macht die Löcher zu. Aber die Leute lachen ihn aus wegen so kurzer Aermel und er schneidet jetzt wieder ein Stück von unten ab und näht es an die Aermel an, seelenvergnügt, wennschon sein Kaftan kürzer ist als ein Camisol. „So machen es Viele mit ihrem Vermögen", schließt der Fabulist; „sieht man sie in der Nähe, so brüsten sie sich in Trischka's Kaftan." Krylow meint hiermit jene russischen Großen, die oft, um ein, zwei Winter in Paris zu glänzen, ihre Finanzen zerrütten und die eine Schuld mit der andern tilgen.

Im „Mujik und der Fuchs" hat ersterer mit dem Fuchs einen Vertrag geschlossen, daß dieser ordentlich ernährt wird, dagegen aber des Mujik Hühnerstall verschont. Eine zeitlang geht das und die Hühner mehren sich gar sehr; aber einmal fällt der Fuchs doch über sie her und richtet ein großes Blutbad an. „O Diebe!" ruft der Fabeldichter, „ihr bleibt immer Diebe!"

„Die Ukha Demian's" ist eine treffliche Satire auf jene guten Spießbürger und ihre zudringliche Gastfreundschaft. Die Ukha ist nämlich eine Art Fischsuppe und spielt eine Hauptrolle bei einem Essen, zu dem Demian seinen Nachbar Phokas eingeladen hat. „Nachbar, mein Licht, ich bitte dich, iß." „Nachbar, ich bin voll bis an den Hals." „Was thut das? noch einen kleinen Teller.... Höre, die Ukha ist trefflich gemacht, wahrhaftig." „Aber ich habe schon drei mal davon zugelangt." „Ach, es wird dir ja nicht nachgezählt. Iß nur immer aus. Wie dick die Ukha ist! Komm, thue mir den Gefallen, lieber Freund. Da, hier ist eine Brasse, Kaldaunen, ein Stück Sterlet. Wenigstens noch einen Löffel voll." Endlich nimmt Phokas noch einen vierten Teller Ukha, sammelt alle Kräfte und leert ihn. „Nein, wie ich die Freunde liebe", ruft Demian da aus. „Ich verabscheue die ceremoniösen Leute. Komm, mein Lieber, noch einen ganz kleinen Teller!".... Phokas erbleichte bei diesen Worten, und obwol er die Ukha anbetete, nahm er mit beiden Händen Gürtel und Hut und eilte nach Hause. Seit diesem Tage setzte er nie wieder einen Fuß in das Haus seines Nachbars Demian.

In den „Gottlosen" wird die Gotteslästerung getroffen. Die Götter flüchten sich um Jupiter, da die Gottlosen anrücken. Dieser ermuthigt sie, und siehe da, die Geschosse können den Himmel nicht erreichen, sondern fallen auf die Häupter der Gottlosen zurück.

In den „Blättern und Wurzeln" flüstern die erstern miteinander an einem schönen Frühlingstag und rühmen sich: sie seien die Zierde des Thals und der Schmuck des Baums, den sie krönen; was wäre er ohne sie? Unter ihren Bouquets erholt sich der müde Wanderer an der kühlen Luft, während die Nachtigall beim Beginn des Tags ihre Gesänge im dichten Laube erschallen läßt. Da erhebt sich eine Stimme tief unten an der Erde. „Wer wagt es, uns also zu unterbrechen?" sagen sie brüsk; „wer hat diese Kühnheit, wer ist das da unten, der seine Stimme zu uns erhebt?" Die Stimme spricht: „Wir sind es, die Wurzeln, die hier unten in der Verborgenheit leben, euch zu ernähren; warum seid ihr nicht dankbar gegen uns, da wir euch doch ernähren? glänzet, denn das ist euer Loos, aber vergeßt nicht, daß es ohne uns um den Baum und um euch geschehen wäre." Man sieht, der russische Dichter erzählt in seiner naiven Weise auch schon etwas davon, „was sich der Wald erzählt".

Auch politische Fabeln hat uns Krylow hinterlassen. In „Der Wolf in dem Hundestall" hat er das bekannte Gespräch Napoleon's mit Kutusow angebracht. Der Wolf ist eines Tags statt in den Schafstall in den Hundestall gekommen. Alles wird rebellisch, Alles kommt herbei und der Wolf sieht bald, daß er in einer verzweifelten Lage ist; darum legt er sich auf das Unterhandeln und stellt dem Schäfer vor, daß er es nicht so bös meine, künftig gar mit ihm und für ihn kämpfen wolle. Allein dieser sagt zu ihm: „Wenn du grau bist, bin ich weiß, und ich kenne des Wolfes Natur, deshalb mache ich mit deinesgleichen nur Frieden, indem ich ihm das Fell zerreiße", und er überließ ihn den Hunden. Jene Worte soll Kutusow buchstäblich gebraucht und damit auf Napoleon's grauen Rock und auf seine eigenen weißen Haare angespielt haben.

Krylow glich in seiner Weise dem berühmten Puschkin. Beide waren nationale Dichter. Er schilderte in seinen Fabeln die russische Gesellschaft mit Geist, vielleicht etwas Bosheit, aber immer mit Wahrheit. So gelangte er, obwol ohne Plan, ohne System, ohne bestimmte Partei, zu hohem Ruhme, indem er der Literatur seines Landes die Bahn der Volkspoesie öffnete.*)

4.

General Heß.

In Wien erschien unlängst eine nicht sehr umfangreiche Schrift: General Heß. Im lebensgeschichtlichen Umrisse. Wien, Wallishausser. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Feldzeugmeister Heß, dem man allgemein in Oestreich den größten Antheil an den militärischen Operationen und siegreichen Feldschlachten Radetzky's zuschreibt, verdiente es wol, dem deutschen Publicum in Porträtumriß wie in den hauptsächlichsten Momenten seiner militärischen Laufbahn vorgeführt zu werden; leider ist aber der militärische Bestandtheil der Schrift gar zu dürftig ausgefallen und beschränkt sich meist nur auf einige dem Bedürfnisse einer militärischen Biographie wenig genügende magere Auszüge aus Schlachtberichten, wie sie seiner Zeit in politischen Zeitungen zu lesen waren. Heinrich Freiherr von Heß wurde 1788 zu Wien geboren, wo sein Vater, aus dem Deutschen Reiche stammend, als k. k. Regierungsrath das Amt eines Chefs über das Studienwesen in Oestreich bekleidete. Aus seiner militärischen Jugendperiode führen wir an, daß er im 17. Lebensjahre (1805) zum Fähnrich im sechzigsten [illegible]nieninfanterieregiment ernannt und bald darauf dem Generalquartiermeisterstabe zur Dienstleistung zugetheilt wurde, daß der Bericht des Erzherzogs Karl über die Schlacht bei Wagram den mittlerweile zum Generalstabe versetzten Oberlieutenant Heß unter Denjenigen nennt, die sich durch Tapferkeit und Befähigung besonders auszeichneten, und daß auch der Bericht über die Schlacht von Leipzig, die ihm das Ritterkreuz des

*) Wie die Zeitungen meldeten, ist vor kurzem diesem russischen Nationaldichter in Petersburg ein Kolossalmonument errichtet worden — sein Standbild in der Umgebung allegorischer Thiergruppe — ein Werk des Bildhauers Baron Klodt. Man liebt Rußland als das Land der Barbarei darzustellen, und wir wollen es [illegible] gegen diesen Vorwurf nicht weiter in Schutz nehmen; aber auf den Umstand möchten wir doch aufmerksam machen, daß es große deutsche Hauptstädte gibt, in denen man sich vergebens nach dem Standbilde eines deutschen Dichters oder Schriftstellers umsehen würde.

D. Red.

k. k. Leopoldordens und das k. russische Wladimirkreuz vierter Classe eintrug, des damals bereits zum Hauptmann avancirten Heß rühmend erwähnte. Als Mensch erscheint der Feldzeugmeister, wie uns weiter in der Schrift versichert wird, ebenso liebenswürdig als anspruchslos. „Von einem Adjutanten gefolgt, meist auch ganz allein", sagt der anonyme Verfasser, „schlägt er oft mit einem Buche oder mit Papieren unter dem Arme seinen gewohnten Weg aus der Kärnthnerstraße, in welcher er wohnt, in die k. k. Burg oder zurück ein, und grüßten ihn nicht die Vorübergehenden mit solcher Achtung und Ehrerbietung, ein Fremder würde den berühmten Mann in dieser Einfachheit und Bescheidenheit kaum erkennen." Leider wird der Stil der Schrift durch vielen ungehörigen Schwulst verunstaltet. Stellen wie folgende: „Wir würden ein so großartiges, rührendes und erhabenes Schauspiel, das selbst Unbetheiligte mächtig ergriff, vergebens in der Geschichte suchen", oder: „Ein unvergänglich Denkmal — einzig in seiner Art — richtete Radetzky und Heß dem erstandenen Oestreich auf, und Klio schrieb darauf: Fünf Tage nur bedurften diese Männer zu ihrem Riesenwerke" — solche Stellen machen auf den Leser einen Eindruck, der dem von dem Verfasser beabsichtigten ganz entgegengesetzt ist. Namentlich ist die Einleitung ein wahres Knall- und Rollfeuer solchen Schwulstes. **H. M.**

Notizen.

Noch etwas über Goethe's „Werther".

In dem Aufsatze „Goethe's «Werther» im Auslande" (Nr. 46) haben wir erwähnt, wie ökonomisch der Dichter im Porträtiren der Personen und selbst Lottens verfahren sei. Manchem wird dabei freilich die Schilderung der Geliebten Werther's bei ihrer ersten Begegnung mit diesem einfallen; aber gerade diese Schilderung dient dazu, unsere Ansicht zu bestätigen. „In dem Vorsaale", heißt es an der betreffenden Stelle, „wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte." Später, bei Gelegenheit des Tanzvergnügens, erfahren wir dann noch etwas von ihren „schwarzen Augen", ihren „lebendigen Lippen" und „frischen und muntern Wangen". Das ist Alles, was wir von der äußern Erscheinung Lottens wissen, und auch das Wenige erfahren wir nur gelegentlich bei Anlässen, die für Werther's Gemüthszustand besonders wichtig waren; Goethe setzt sich nicht, wie so mancher moderne Romandichter wol thun würde, sehr überlegt und absichtsvoll hin, um ihre ganze Gestalt, ihr Antlitz, ihr Costüm wie ein Porträtmaler bis aufs kleinste Fältchen und Zwickelchen abzuconterfeien. Lebendige Lippen, frische muntere Wangen, schwarze Haare, das sind ja sehr gewöhnliche Körpereigenschaften, die Tausenden gemeinsam sind; diese Schilderung ist keins jener Steckbriefsignalements, wie man ihnen so häufig in neuern und namentlich auch englischen Romanen begegnet. Lotte zu individualisiren überläßt Goethe der Phantasie des Lesers. Wie Werther ausgesehen hat, davon erfahren wir gar nichts, bis auf den weltberühmten „blauen Frack" und die „gelbe Weste". Werther trug, als er zum ersten male mit Lotte tanzte, einen solchen Frack, der war aber, wie er am 6. September seines Todesjahres schreibt, „gar unscheinbar geworden", und er ließ sich nun, um das Andenken jenes Tanzabends recht festzuhalten, einen neuen machen, „ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag, und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleider dazu". Dieser Zug ist für den schwärmerischen Werther charakteristisch und von psychologischer Bedeutung und darum allein hat ihn Goethe seinem Seelengemälde eingefügt. Aehnlich verhält es sich mit den Naturschilderungen. Zwar schwelgt Werther förmlich in den Schrecken und Reizen der Natur, als wäre er selbst ein Theil von ihr, und die sentimentale Auffassung der Natur schreibt sich namentlich von diesem Romane her; aber in den Schilderungen, die Goethe ihr entnimmt, verfährt er doch immer mit der weisesten Oekonomie, er gibt nie zu wenig, aber auch nie zu viel. „Lieber!" schreibt einmal Werther bei einem solchen Anlaß, „ich mag nicht ins Detail gehen; so reizend es war, so einförmig würde es in der Erzählung werden." Jüngst haben auch die „Fliegenden Blätter für Musik" auf diese Simplicität und künstlerische Oekonomie im „Werther" als Geheimnisse des poetischen Schaffens hingewiesen und sie den neuen Romanschriftstellern zum Muster aufgestellt. Was uns am „Werther" auch jetzt noch entzückt, das ist dieser ununterbrochene einfache, aber stetig anschwellende Strom einer Empfindung, die ebenso voller Geist, wie eines Geistes, der voller Empfindung ist und nichts äußerlich Gemachtes duldet.

Literarische Neuigkeiten und Theaternotizen aus England.

Dem „Londoner deutschen Journal" verdanken wir folgende Notizen: Die zweibändige, zum Theil auch auf ungedruckten Quellen beruhende Biographie Goethe's von G. H. Lewes, (deren Erscheinen wir in Nr. 45 d. Bl. als bevorstehend ankündigten), ist soeben bei Nutt in London herausgekommen. Das „Londoner deutsche Journal" versichert, daß diese Biographie, an welcher Lewes seit zehn Jahren gearbeitet, vollständiger sei als irgend eine selbst in Deutschland bisher erschienene Geschichtschreibung dieser Art; namentlich neu und geistvoll sei, was über Goethe's Beziehungen zu den Frauen gesagt werde; auch lasse sich aus dieser Biographie, bei der auch das Werk von Mrs. Austin: „Goethe and his contemporaries", und John Oxenford's Uebersetzung von Eckermann's „Gesprächen mit Goethe" stark benutzt worden, so recht erkennen, wie groß der Einfluß Goethe's auf den englischen Geist gewesen. Katharina Sinclair ließ einen originellen Roman unter dem Titel „Jane Bouverie and how she became an old maid", Dr. Wylie ein Buch „Influence of romanism on trade, justice and knowledge" und Sheridan Knowles eine Schrift erscheinen, worin er zu beweisen sucht, daß das Evangelium von allen Aposteln gemeinschaftlich verfaßt worden sei. Sheridan Knowles, dieser ehemals so beliebte Lustspieldichter, ist eine eigenthümliche Erscheinung. Ungerührt von der Anerkennung der britischen Regierung, die ihm (wo geschähe das einem deutschen Lustspieldichter?) im Jahre 1849 zum Lohn für seine Verdienste um Hebung des britischen Dramas eine Pension von 200 Pf. St. ausgesetzt hatte, hat Knowles in seinen alten Tagen seine ganze frühere Laufbahn für nichtig erkannt, ist Geistlicher einer Baptistengemeinde geworden und schreibt jetzt über das Neue Testament! Ein merkwürdiges Buch ist das vom Capitän W. Allan, worin er die Möglichkeit zu beweisen sucht, die arabische Wüste in einen schiffbaren Ocean zu verwandeln. Sehr interessant sind Edward Haye's unter dem Titel „Ballades of Ireland" (zwei Bände) gesammelte irische Volkssagen und Volkslieder. Für die meisten derselben ist der gründliche Nationalhaß bezeichnend, den sie gegen England athmen. In Betreff eines Werks von E. N. Hoare: „English roots and the derivation of words from the ancient Anglo-Saxon" meint das „Londoner deutsche Journal", daß es auch deutschen Sprachforschern zu empfehlen sei, da sie Vieles von dem Engländer würden lernen können. Im Astley-Theater macht das Spectakelstück „Der Fall Sewastopols" noch immer volle Häuser, während im Strandtheater eine glückliche Parodie des auf dem Drurylane-Theater aufgeführten Spectakelstücks „Nictoris" so großen Beifall fand, daß der Verfasser dieser Parodie, Collier, mit lebhaftestem Enthusiasmus gerufen wurde. Ein bürgerliches Trauerspiel von der Mrs. Lovel: „The beginning and the end" kam auf dem Haymarket-Theater zur Aufführung und im Olympic-Theater ein neues sehr ergötzliches und auf einer glücklich erfundenen Intrigue beruhendes Stück: „Plot and passion", mit einer Spionin als Hauptperson, die auf Fouché's Befehl einen politischen Flüchtling durch die Anziehungskraft ihrer Reize nach Paris wieder zurückbringen soll. Beide junge

Leute verlieben sich natürlich zuletzt ineinander. Auf dem Adelphi-Theater erregt der berühmte irische Schauspieler Hudson wahre Sensation. Auch spricht das „Londoner deutsche Journal" von der projectirten Errichtung eines deutschen Theaters. Ueberhaupt zeichnet sich diese in London erscheinende deutsche Zeitung durch große Mannichfaltigkeit ihrer kleinern Mittheilungen aus. **H. M.**

Die Memoiren König Joseph's.

Ein interessantes Werk sind die aus den Memoiren des Königs Joseph gezogenen 800 Briefe Napoleon's I. Der Uebersetzer derselben, Adolf Wolff, hat das Verdienst, die nöthigen Erläuterungen dabei gegeben und die Briefe selbst mit Geschick ausgewählt zu haben. Es ist von ungemeinem Interesse, die discretesten Gedanken Napoleon's damit vor sich ausgebreitet zu sehen und erst den zärtlich liebenden Bruder und das besorgte Familienmitglied, dann den ehrgeizigen General, den stolzen Consul, den hartherzigen Kaiser und Autokrat und endlich den weitsehenden Feldherrn in ungezwungener Sprache sich mittheilen zu hören. Das ganze innere Leben und Denken dieses Mannes, der eine zeitlang Europa beherrschte, spiegelt sich darin ab und unstreitig bietet das gut übersetzte Buch einen unentbehrlichen Commentar zum Verständniß der vielen Napoleon'schen Biographien dar. 70.

Bibliographie.

Balmes, J., Vermischte Schriften, religiösen, philosophischen, politischen und literarischen Inhalts. Nach dem Französischen des J. Bareille übersetzt und mit einem Vorwort begleitet von J. Borscht. 1ster Theil. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Beneke, F. W., Physiologische Vorträge. Für Freunde der Naturwissenschaften niedergeschrieben. 1ster Band. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten und 2 Abbildungen in Farbendruck. Oldenburg, Schmidt. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Bernhard, G., Des Dichters Tempel. Dichtungen. Leipzig, Roßberg. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Biedermann, F., Epheuranken. Gedichte. Bremen, Schünemann. 16. 20 Ngr.

Böttger, A., Cameen. Poetische Erzählungen. Leipzig, Falke u. Rößler. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bräm, A., Züge aus Abraham's Hausleben. Solingen, Pfeiffer. Gr. 12. 5 Ngr.

Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800 bis 1831. Leipzig, Hartung. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Criepen, H., Zwei Bücher von der Kunst zu lieben. Alte Weisheit in neuem Kleid. Leipzig, Barth. 1856. 16. 22½ Ngr.

Elze, K., Englischer Liederschatz aus englischen und amerikanischen Dichtern vorzugsweise des XIX. Jahrhunderts. Mit Nachrichten über die Verfasser. 3te unveränderte Auflage. Leipzig, Haynel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erdmann, J. E., Psychologische Briefe. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Geibel. 1856. 8. 2 Thlr.

Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 16. 24 Ngr.

Gottfrid von Straszburg, Auswahl ausz Tristan als Manuscript für Vorlesungen herausgegeben von K. A. Hahn. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Gotthelf's, Jeremias, Gesammelte Schriften. 1ster Halbband. Berlin, Springer. 1856. 8. 10 Ngr.

Kinkel, G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. 17te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 26 Ngr.

Lamey, Johann Reuchlin. Eine biographische Skizze. Pforzheim, Flammer. Gr. 8. 10 Ngr.

Langer, A., Der letzte Fiaker. Ein Roman aus dem Wiener Volksleben. Drei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Lenau, Nicolaus, Gedichte. 1ster Band. 16te Auflage. 2ter Band. 14te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Gedichte. 7te Auflage. Leipzig, Herbig. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Montépin, X. de, Die Perle des Palais Royal. Aus dem Französischen von Dr. Kretzschmar. Zwei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 24 Ngr.

Moritz, K., Lichtbilder. Novellen und Erzählungen. 1stes Bändchen: „An der Grenze." Oppeln, Clar. 1856. 8. 1 Thlr.

Neumann, K. F., Geschichte des englisch-chinesischen Krieges. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schleich, M. E., Bürger und Junker. Altbürgerliches Characterbild in 4 Akten. München. 16. 12 Ngr.

Seibert, C. G., Schleiermacher's Lehre von der Versöhnung. In ihrem Zusammenhang mit der Schleiermacher'schen Christologie überhaupt, sowie in ihrem Verhältnis zur rationalistischen, altorthodoxen und rein biblischen Lehre dargestellt und beleuchtet. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 8 Ngr.

Stolle, F., Palmen des Frieden. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Dichtungen. Leipzig, Magazin für Literatur. 16. 27 Ngr.

Der Sündenfall und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek herausgegeben von O. Schönemann. Hanover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagebuch. 1856. Leipzig, G. Wigand. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wirth, M., Grundzüge der National-Oekonomie. Köln, Du-Mont-Schauberg. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bülau, F., Erörterungen über die Grundsteuerfreiheit und deren Aufhebung im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 20 Ngr.

Hudemann, E. E., Zur Gymnasialreform, besonders mit Bezug auf die Vereinfachung des Gymnasialunterrichts. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 8 Ngr.

Meyer, Grabrede bei der Beerdigung des selig vollendeten kgl. Oberkonsistorialrathes Herrn Dr. Christian Ernst Niklaus von Kaiser, gesprochen auf dem Kirchhofe zu München am 5. Oktober 1855. München, Kaiser. Gr. 8. 1½ Ngr.

Neues Ministerium! Wer wird Minister? Cassel, Bertram. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pelz, E., Die deutsche Sprache gegenüber dem Englischen, besonders in Nord-Amerika. Ein Gutachten. New York. Lex.-8. 2½ Ngr.

Reichenbach, Freih. v., Köhlerglaube und Afterweisheit. Dem Herrn C. Vogt in Genf zur Antwort. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.

Riehm, E., Zeugniß wider die Irrlehre des Herrn Herbert Rau der evangelischen Gemeinde Mannheims vorgelegt. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 3 Ngr.

Seybt, D., Der unschätzbare Friede, der unserer Kirche vor 300 Jahren zu Theil geworden ist. Predigt zur 300jährigen Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens, gehalten am 16ten Trinitatissonntage 1855. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19, 21—24; Nr. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 32, 33 und 35 d. Bl.)

55. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** Zweiter Theil. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil erschien 1852 in zweiter Auflage und hat gleichen Preis. Das vollständige Werk kostet geheftet 4 Thlr., gebunden 4 Thlr. 20 Ngr.

56. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Dreiundzwanzigstes und vierundzwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von **K. Reclam.**
24. **Das Glas**, von **J. R. Wagner.**

Die früher erschienenen Bändchen enthalten:

1. Unsterblichkeit, von H. Ritter.
2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler.
3. Das Mikroskop, von O. Schmidt.
4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck.
5. Die Krankheiten im Kindesalter, von **A. F. Hohl.**
6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin.
7. Deutschland, von H. A. Daniel.
8. Die Lebensversicherungen, von E. S. Unger.
9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler.
10. Das Slawenthum, von M. W. Heffter.
11. Das Gold, von R. F. Marchand.
12. Schutzzoll und Handelsfreiheit, von **O. Hübner.**
13. Die Künstler unter den Thieren, von **A. B. Reichenbach.**
14. Die Telegraphie, von L. Bergmann.
15. Schiller. Eine biographische Schilderung von **J. W. Schaefer.**
16. Die Blumen im Zimmer, von F. Freiherr **von Biedenfeld.**
17. Die deutsche Hansa, von F. W. Barthold.
18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Beitzich-Beta.
19. Der Haushalt der Pflanze, von F. Cohn.
20. Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von **J. Rank.**
21. Das Planetensystem der Sonne, von **J. H. Mädler.**
22. Das Kochsalz, von P. A. Bolley.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Werkes — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von ausgezeichneten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

57. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Neunter Theil. (Schluß.) 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in **Schweden, England** und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und ebenso bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses **Landes** und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

58. **Bunsen (C. C. J.), Die Zeichen der Zeit.** Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Erstes und zweites Bändchen. Erstes Zehend. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eine für die weitesten Kreise interessante neue Schrift des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, die in Briefen an Arndt, „den bald neunzigjährigen Seher unsers Volks", die wichtigsten Fragen und Interessen der Menschheit und insbesondere des deutschen Volks in würdigen, leidenschaftslosen, aber warmen, eindringlichen Worten und in humanem, freiem Sinne bespricht.

„Was bedeuten die Zeichen der Zeit? Ist's Ebbe oder Flut? Gehen wir in Deutschland und in Europa rückwärts oder vorwärts? Wer wird siegen, Kirche oder Staat? Geistlichkeit oder Nation? Pfaffenthum oder Volksthum? So haben Tausende und Millionen gefragt seit dem Ende des vorigen und seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts: schwerlich aber ist dieses Fragen je allgemeiner und ängstlicher gewesen als seit 1848, außer seit 1851." Mit diesen Worten beginnen die Briefe und besprechen dann im ersten Bändchen: Vereinsgeist und Hierarchie; Gewissensfreiheit und Verfolgung; Bischof von Ketteler's Hirtenbrief, Bonifacius, seine Vorgänger und Nachfolger; die Tiarenpredigt des Bischofs von Strasburg 2c.; den badischen Kirchenstreit; den Streit der staatlichen Gesetzgebungen mit dem kanonischen Rechte Roms über Ehe, Erziehung und Vermögen; den Streit der Priesterschaft mit dem Gewissen und die jüngsten Verfolgungen (unter Mittheilung wichtiger Actenstücke über Cecchetti und Borczynski, die neueste östreichische Gesetzgebung über kirchliche Verhältnisse und die jüngste Verfolgung der protestantischen Väter in Frankreich).

Das zweite Bändchen bespricht in weitern drei Briefen an Arndt besonders die kirchlichen Verhältnisse Preußens.

Von demselben Verfasser erschien früher in gleichem Verlage:

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieses Werk ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Für Philologen und Bibliotheken

empfehlen wir folgende, im Laufe dieses Jahres bei uns erschienene Werke:

Scriptorum Graecorum Bibliotheca:

Vol. 40. **Geographi Graeci Minores.** E codicibus recognovit, prolegomenis, annotatione, indicibus instruxit, tabulis aeri incisis illustravit **Carolus Mullerus.** *Volumen primum.* Mit einem Atlas von 29 Karten unter dem Titel: Tabulae in Geographos Graecos Minores e Carolo Mullero instructae. *Pars prima.* Text in 8. Brosch. Atlas cart. 8 Thlr.

Vol. 41. **Plutarchi fragmenta et spuria**, cum codicibus contulit et emendavit **Fr. Dübner.** Cum novo indice nominum et rerum in omnia opera Plutarchi (*Plutarchi opera Volumen quintum.*) 8. Brosch. 3 Thlr.

Vol. 42. **Poetarum Comicorum Graecorum fragmenta** post Augustum Meinecke recognovit et latine transtulit **Fredericus Henricus Bothe.** Accessit index nominum et rerum quem construxit J. Hunzicker. 8. Brosch. 4 Thlr.

Vol. 43. **Plotini Enneades cum Marsilii Ficini** interpretatione castigata, iterum ediderunt **Frid. Creuzer** et **G. H. Moser.** Primum accedunt **Porphyrii** institutiones Plotinianae et **Procli** Platonici institutiones theologicae et **Prisciani** Philosophi solutiones. Ex codice Sangermanensi edidit et annotatione critica instruxit **Fr. Dübner.** 8. Brosch. 4 Thlr.

Catalogue de la Bibliothèque Impériale de Paris.

HISTOIRE DE FRANCE.

8 volumes in-4 de 90 à 100 feuilles. — Chaque volume se vend séparément.

Prix de chaque volume 7 Thlr. 20 Sgr.

Les tomes Ier et II sont en vente. — Ce tome Ier contient, dans le premier chapitre, les *Préliminaires* et *Généralités;* — dans le second, l'*Histoire par époques ou de plusieurs règnes.* — Le troisième chapitre, consacré à l'*Histoire par règnes*, y est conduit jusqu'à la mort de Louis XII. Ce volume contient 13,606 articles. Pour arriver jusqu'à nos jours, il se continuera dans les volumes suivants.

Viendront ensuite, dans les autres volumes, les *Journaux et publications périodiques*, qu'on a dû rapprocher de l'histoire politique, — l'*Histoire religieuse,* — l'*Histoire des institutions politiques ou Histoire constitutionelle*, l'*Histoire administrative, diplomatique, militaire, mœurs et coutumes*, l'*Archéologie*, la *Numismatique*, l'*Histoire locale* (provinces, villes, départements, communes, colonies), l'*Histoire nobiliaire, généalogique*, enfin la *Biographie française.*

La méthode adoptée facilite les recherches, et l'on peut affirmer que désormais, quel que soit le sujet que voudra traiter un écrivain, il se trouvera dans des conditions bien autrement favorables que ses prédécesseurs, alors que cette grande quantité de sources leur était si difficile à consulter et même impossible à connaître.

Les tables les plus complètes et les plus variées termineront le catalogue de l'histoire de France: tables des auteurs, tables des personnages cités dans les titres, tables des villes et lieux, théâtres des événements, enfin le résumé complet de toutes les indications utiles.

Paris, 30. October 1855.

Firmin Didot frères.

Bei **Ed. Anton** in **Halle** ist soeben erschienen:

Bernhardy, G., Grundriß der Griechischen Litteratur. Zweite Bearbeitung. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. Epos, Elegie, Jamben, Melik. 42 Bogen. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Der Verleger hat nur hinzuzufügen, daß die zweite Abtheilung noch im Laufe des Jahres 1856 erscheinen werde.

Leo, Heinr., Lehrbuch der Universalgeschichte. Vierter Band. Das Revolutionszeitalter bis zu Ende des Feldzugs Napoleon's nach Rußland. Dritte zum großen Theile umgearbeitete Auflage. 84 Bogen Gr 8. 4 Thlr. 12½ Sgr.

Durch die Erscheinung vorliegenden Bandes ist das ganze höchst beachtenswerthe Werk wieder vollständig und im Zusammenhange zu haben.

Sack, K. H. (Consist. Rath), **Katechisationen. Nicht für Kinder.** 8. Geh. 5 Sgr.

Dieses Büchelchen gewährt in bündiger, klarer Form die wichtigsten Aufschlüsse über die bedeutendsten Lebensfragen auf kirchlich-religiösem Gebiete als: Bekenntniß, Protestantismus, Union u. s. w.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Bildung des menschlichen Geistes

durch

Kultur der Verjüngung seines Lebens

in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation von

Dr. C. H. Schultz-Schultzenstein,

Professor an der Universität in Berlin.

Auch unter dem Titel:

Neues System der Psychologie.

Gr. 8. Brosch. Preis 5 Thlr.

Ausführliche Ankündigungen mit der vollständigen Inhaltsangabe liegen in jeder Buchhandlung zur Einsicht bereit.

Berlin, im October 1855.

August Hirschwald.

Bei **F. A. Herbig** in **Berlin** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Harald und Theano.

Ein Gedicht

von **Felix Dahn.**

Eleg. Miniaturformat geh. 20 Sgr., geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Der Stoff dieses historischen Gedichts ist einer Zeit entnommen, wo Römer- und Germanenthum, Heidenthum und Christenthum große welthistorische Conflicte hervorriefen; der Verfasser hat ihnen einen ernsten und edlen poetischen Ausdruck zu geben gewußt. Friedrich Rückert, dem der Verfasser dies sein Erstlingswerk widmet, hat dasselbe mit freundlicher Empfehlung eingeführt. Wir können dem Meister von Herzen beistimmen.

(Rec. in der Haude und Spenerschen Zeitung.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 48. —— 29. November 1855.

Heinrich Koenig's neuester Roman und die Gesammtausgabe seiner Schriften.

1. König Jerôme's Carneval. Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile. — A. u. d. T.: Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig. Zweiter bis vierter Band. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 5 Thlr.
2. Regina. Eine Novelle von Heinrich Koenig. Zweite verbesserte Auflage. — A. u. d. T.: Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.

Eins der sichersten Kennzeichen wirklich poetischer Begabung ist, daß sie für einen eigenthümlichen Stoff stets auch eine neue, besondere, dem Stoff entsprechende Form findet, oder vielmehr, daß sie den zur künstlerischen Verarbeitung ergriffenen Stoff sich gleichsam von selbst gerade so gestalten läßt, wie es zur Darstellung seiner ihm eigensten Natur am angemessensten ist. Ein recht schlagender Beleg dieser Wahrheit ist der uns hier in „König Jerôme's Carneval" vorliegende neueste Roman von Heinrich Koenig. Die Hauptaufgabe desselben besteht, wie schon der Titel ausspricht, in einer poetischen Zeichnung jener zwar nur kurzlebigen, aber aus Vorahnung der ihr bevorstehenden Fasten am Fleisch nur umsomehr sich gütlich thuenden und daher einem recht tollen Carneval nicht unähnlichen Zeit am Hofe des Königs Jerôme und in einer Wiedervergegenwärtigung der halb geheimen, halb offenen Stimmungen und Gährungen, die damals das deutsche Vaterland und insbesondere die zum Königreich Westfalen zusammengeschweißten Ländergebiete desselben in Bewegung setzten. Wer diese Episode der deutschen Geschichte und die Persönlichkeit, welche die Hauptrolle darin spielt, auch nur nach ihren Hauptgrundzügen kennt, muß fühlen, welche ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten mit einer Darstellung solcher Verhältnisse verbunden sein mußten, wenn dieselbe zugleich der historischen Wahrheit und der poetischen Schönheit genugthun und außerdem den Charakter der Zeit nicht blos in ihrem Inhalt, sondern auch in ihrer Form abspiegeln sollte.

Schon des eigentlich Thatsächlichen bietet diese Zeit dem Dichter nur wenig. Denn von so weltgeschichtlichem und welterschütterndem Charakter auch die Ereignisse waren, welche sie herbeiführten, ihr zur Seite gingen und ihr ein Ende machten, so gingen doch aus dem eigentlichen Innern ihrer Lebenssphäre keine Bewegungen und Facta von selbständiger Bedeutung, spannendem Verlauf und wesentlichen Erfolgen hervor, sondern wie sie ihre Entstehung nicht sowol sich selbst als vielmehr nur dem äußern Machtwort des Imperators verdankte, so blieb sie auch in ihrer Entwickelung und ihrem Ende von äußern Einflüssen und Anstößen abhängig, und das in ihrem eigenen Schoose sich bethätigende Leben enthält daher nicht so gewichtige Conflicte und Lösungen, daß sie der Dichter unmittelbar zum Fundament und Gerüst eines historischen Romans benutzen könnte. Alles was in jener Sphäre geschah, war nicht sowol ein wirkliches Kämpfen und Handeln, sondern vielmehr ein ziemlich müßiges und resultatloses Reiben und Treiben. Wenn sich überhaupt die Reiche der Napoleoniden als die glücklichen Kinder und Erben der glücklich zu Grabe getragenen Revolution darstellen, die Revolution selbst aber die wenn auch nicht legitime, doch natürliche Tochter der ihr vorangegangenen, in Ludwig XIV. gipfelnden, in Ludwig XV. sich übergipfelnden und in Ludwig XVI. zu Fall kommenden Bourbonenzeit war: so lag am Ende nichts Wunderbares darin, wenn eines jener Enkelreiche in Physiognomie und Lebensweise der lustigen Großmutter nachartete und die Freuden eines königlichen Lebens um so rascher durchzukosten suchte, als ihm mit den gleichen Neigungen auch die Vorausahnung eines ähnlichen Schicksals angeboren war. „Le roi s'amuse" war daher der Hauptinbegriff der dieses Reich charakterisirenden Handlungen, soweit sie von der regierenden Gewalt selbst ausgingen, und was das zusammengewürfelte Volk dieses improvisirten Staats betraf, so machte sich auch hier mehr oder minder das „Qualis rex, talis grex" geltend. Zwar fehlte es nicht an Unzufriedenheit, an Lust zum Widerstande und an schwachen Versuchen, diese Lust zur That werden zu lassen, aber alles Dies kam doch zu keiner kräftigen Entwickelung, man fühlte durch, die Zeit für ein energisches, erfolgreiches Ankämpfen gegen die aufgedrungenen Zustände sei noch nicht da und der Anstoß dazu müsse von

tiefern Motiven und allgemeinern Gesichtspunkten als den specifisch hessischen oder westfälischen ausgehen, und so wußte man denn vor der Hand nichts Besseres zu thun, als das Leben und Treiben, wie es von oben her geboten ward, mitzumachen, d. h. sich mit zu amüsiren und selbst das Misvergnügen sich dadurch in ein Amusement zu verwandeln, daß man, soweit es Ort und Gelegenheit erlaubte, über alles Anstößige nach Herzenslust räsonnirte und persiflirte. Alles was daher in jenen Regionen geschah, lief im Wesentlichen auf eine ununterbrochene Kette wechselnder Vergnügungen und Lustbarkeiten hinaus. Man kommt zusammen, man dejeunirt, man dinirt, man soupirt; man geht ins Theater, macht Promenaden, fliegt auf das Land; man conversirt, musicirt, declamirt, maskirt sich, moquirt sich, bespionirt sich, kurz, genießt das Leben und vor allem die Liebe in allen Formen und Gestalten, dergestalt daß die Mephistophelischen Worte:

Da kannst du seh'n, wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest —

nirgends so treffend wie hier Anwendung leiden, nur daß hier ein solches Leben nicht wie dort „mit wenig Witz und viel Behagen", sondern umgekehrt mit viel Witz und wenig Behagen geführt wird, weil man denn doch inmitten des Strudels einerseits die Trostlosigkeit, andererseits die Unhaltbarkeit solchen Treibens herausfühlt und sich über dies Gefühl nicht besser als mit einem Witzwort hinwegzusetzen weiß.

Daß eine solche Zeit dem Dichter eines historischen Romans keine schon an sich besonders gewichtvollen Facta liefert, ja ihm nicht einmal erlaubt, solche zu erfinden, springt in die Augen. Noch mehr aber wird ihm die poetische Darstellung derselben dadurch erschwert, daß sie, je nachdem man sie von diesem oder jenem Standpunkte aus betrachtet, in so verschiedenem Lichte sich darstellt, daß man nicht weiß, in welchem Grundton, ob in ernstem oder heiterm, tragischem oder komischem, man das Colorit des Gemäldes halten soll. Stellt man sich nämlich auf den Standpunkt der deutschen Nationalität oder den der privaten Sittlichkeit und Züchtigkeit, so liegt in dem Hinblick auf die damaligen Zustände etwas so Deprimirendes und selbst mit Entrüstung Erfüllendes, daß man geneigt sein möchte, das Bild in möglichst düsterm Ton zu halten und das Treiben der Zeit mit dem Maßstabe einer poetisch richtenden Nemesis zu messen. Sieht man hingegen die Sache mit dem Auge eines völlig unparteiischen Historikers, eines kosmopolitischen Philosophen oder gar eines mit Bonhommie erfüllten Menschenfreundes an, so erscheint Alles in weit milderm und freundlicherm Lichte, man erkennt, daß dem deutschen Volke eine solche Züchtigung und Beschämung nicht schaden konnte, ja daß ein solches Spiel der Fremdherrschaft nothwendig aufgeführt werden mußte, wenn es ihr gegenüber sich selbst wiederfinden und seiner eigenen Kraft und Würde erinnern wollte; und man muß einräumen, daß in und mit dieser Fremdherrschaft neben dem Verwerflichen auch viel des Trefflichen und Dankenswerthen zur Geltung gebracht wurde, und daß dieselbe Persönlichkeit, die einerseits so viel Anstoß zu erwecken geeignet war, andererseits wieder so manche Züge der Liebenswürdigkeit und Humanität entfaltete, daß man sich gestimmt fühlt, den Maßstab einer rigorosen Beurtheilung fallen zu lassen, und zwar umsomehr, als schon der außerordentliche Gang ihrer Lebensschicksale geeignet ist, manche ihrer Extravaganzen zu entschuldigen. Zu einer tragischen Auffassung eignet sich also der Stoff nicht, weil er zu viel mildernde Nebenmomente enthält und weil er außerdem nicht großartig, nicht gewaltig genug ist. Zu einer rein komischen Auffassung aber ist er darum nicht angethan, weil die Thorheiten und Widersprüche, die er allerdings in reichem Maße enthält, zu ernste Lebens- und Staatsinteressen berühren, als daß man blos darüber zu lachen vermöchte. Noch weniger aber qualificirt sich der Stoff zu einer Darstellung im Lichte des Reinschönen, weil er weit mehr Erscheinungen bietet, die mit der Idee contrastiren, als solche, die mit ihr im Einklange sind, und weil er uns also das Vollkommene, dessen Erscheinen den Inbegriff alles Schönen ausmacht, nicht auf directem, sondern auf indirectem Wege vergegenwärtigt.

Man könnte nun meinen, ein derartiger Stoff liege überhaupt dem Kreise des Schönen fern, und es sei daher ein Misgriff des Dichters gewesen, ihn zum Object einer Dichtung zu benutzen. Dem ist aber doch nicht so; denn absolut läßt sich dies von keinem Stoffe behaupten und am wenigsten vom gegenwärtigen, der in der großen Anzahl historisch bedeutender oder psychologisch anziehender Persönlichkeiten und in den eigenthümlichen Beziehungen, die hier theils zwischen diesen, theils zwischen den beiden sich in mannichfachster Weise berührenden Nationalitäten bestehen, interessante Elemente genug bietet, welche entweder schon an sich poetisch sind, oder doch von einem Dichter, der es versteht, mit bestem Erfolg in die poetische Beleuchtung gerückt werden können. Es kam also nur darauf an, daß er in die Hände eines solchen Dichters fiel, der all die oben erwähnten Mängel und Misstände glücklich zu überwinden vermochte und es verstand, ihn gerade von der Seite zu fassen, von welcher er allein dem Reich des Schönen angehört, nämlich als ein Schönes, welches zwischen dem Reinschönen und Komischen in der Mitte liegt und welches, wie ich in meinen „Aesthetischen Forschungen" nachgewiesen, im Allgemeinen als das „Reizende" und in seinen besondern Modificationen als das Anmuthige, Interessante und Pikante zu bezeichnen ist. Hierzu war aber von allen mir bekannten Dichtern der Gegenwart kaum einer mehr berufen als Heinrich Koenig, der schon in seinen frühern Werken gerade für die Auffassung anziehender und merkwürdiger Individualitäten, für die Darstellung feiner und intricater Lebensbezüge und für die Handhabung jener graziösen Wendungen und überraschenden Pointen in Worten und Handlungen, auf denen der Hauptreiz des geselligen Verkehrs und der

Conversation beruht, ein wahrhaft bewunderungswürdiges Talent bekundet hat. Daher ist es ihm denn auch gelungen, den in gar vielem Betracht mislichen und schwierigen Stoff gleichsam spielend zu überwältigen und uns das Leben und Treiben am westfälischen Hof gerade in der Form vorzuführen, die uns sein Wesen am treusten und lebendigsten abspiegelt, ja die in gewissem Sinne selbst ein Abbild dieses Lebens und Treibens ist, ebenso lose und locker in ihrem Gefüge, ebenso leicht über die schwerern Kämpfe und tiefern Wehen des Lebens hinwegschlüpfend, ebenso unermüdlich von Amusement zu Amusement, von Intrigue zu Intrigue hüpfend, aber auch ebenso fein, so graziös, so pointenreich und zugleich ebenso clair-obscur, d. h. durch das schillernde, schleierartige Gewebe den ernsten, dunkeln Hintergrund bald mehr, bald minder deutlich durchschimmern lassend.

In diesem Betracht stellt sich Koenig's neuestes Werk nicht als ein bloßer Roman, sondern als ein in formeller und materieller Beziehung gleich treues Zeitbild dar. Als Roman betrachtet ist er von ziemlich eigenthümlichem, neuem Charakter. Wie man im Gebiet des Dramatischen ein Conversationslustspiel unterscheidet, so kann man ihn in gewissem Sinne einen Conversationsroman nennen, weil wirklich die Conversation das Element ist, in welchem die ganze Geschichte lebt und webt und vor unsern Augen vorüberschaukelt. Hieraus erhellt schon, daß die eigentliche Fabel des Romans mehr auf innerlichen als äußerlichen Verwickelungen und Entwickelungen beruht. Der Held und Mittelpunkt derselben ist ein junger Doctor der Philosophie, dessen Namen Hermann Teutleben darauf hinzudeuten scheint, daß ihn der Verfasser als eine Art Repräsentanten des inmitten der Fremdherrschaft sich entwickelnden deutschen Wesens gedacht wissen will. In der That vereinigt er in sich, als er von Halle in Kassel eintrifft, um dort seine Carrière zu machen, manche der Eigenschaften, die den Deutschen von damals und wol auch noch jetzt charakterisiren. Er ist von einem edeln, sittlichen Streben erfüllt, ist im Besitz vielseitiger Kenntnisse, Talente und Fertigkeiten und hat eine philosophische, dem Idealen zugewandte Richtung; dagegen fehlt ihm noch die eigentliche Lebensklugheit, und trotz der Gewandtheit, mit der sich seine liebenswürdige Persönlichkeit in der Gesellschaft bewegt und mit Leichtigkeit Herzen für sich gewinnt, entbehrt er doch der nöthigen Vorsicht und Einsicht, die für jene Verhältnisse nothwendig sind, und seine Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, die bei aller Vaterlandsliebe auch mit einer allzu bereitwilligen Anerkennung und Bewunderung des Fremden verbunden ist, läßt sich mehrfach durch den Schein täuschen, durch die Gelegenheit verführen und selbst in absichtlich ihm gelegte Schlingen verlocken, sodaß er sich in verschiedene Verlegenheiten verwickelt und bei den besten Absichten Gefahr läuft, für schlechte Zwecke und schimpfliche Functionen benutzt zu werden. Zwar steht ihm hierbei stets sein guter Genius und ein wahrhaft unverwüstliches Glück, das ihm überall warnende, helfende und förderude Freunde gewinnt, schützend und rettend zur Seite, ja räumt ihm die Gefahren aus dem Wege, noch ehe sie recht zu solchen geworden; aber gerade dieses Glück wird zur größten Gefahr für ihn und es erweckt in Allen, die mit Ernst an ihm theilnehmen, die Besorgniß, es könne ihn leichtsinnig, eingebildet, träge, blasirt oder übermüthig machen, und erst als er auch diese Probe bestanden, als er sich in seinen Neigungen immer mehr und mehr geläutert, in seinem Charakter immer mehr und mehr befestigt hat, gelangt er zu demjenigen Glücke, in dem er die letzte und höchste Beruhigung findet, zu einem ihm angemessenen Lehramte auf einer deutschen Hochschule und in den Besitz einer durch echt deutsche Sittlichkeit und Treue bewährten Hausfrau.

Die Verknüpfung des Zeitbildes mit dem Roman besteht also darin, daß das Treiben am Hofe Jerôme's als eine Art von Schule für den in seiner Anlage zwar mit vielen Vorzügen ausgestatteten, aber noch der Läuterung, Schleifung und Kräftigung bedürftigen deutschen Charakter hingestellt wird. Der Gedanke, die besorgnißvolle Theilnahme für den Helden und die daraus resultirende Spannung, umgekehrt vom gewöhnlichen Wege, gerade dadurch zu steigern, daß der Held allzu beharrlich von jenem verfänglichen Glück verfolgt wird, von dem sich der Gastfreund des Polykrates mit Grausen abwendet und dem Schiller's Weisheit mit Verachtung den Rücken kehrt, ist unstreitig ebenso fein als originell, obschon Manche, denen das Verständniß hierfür abgeht, gerade hieran Anstoß nehmen und handgreiflichere Gefahren, durch die sich nun einmal die „liebe Albernheit", wie Tieck einmal die Lust an abenteuerlicher Romantik treffend bezeichnet, gern in Angst und Schrecken setzen läßt, vermissen werden. Nicht so einleuchtend ist es, warum der Autor gerade den Repräsentanten des deutschen Wesens von diesem unverwüstlichen und zum großen Theil wirklich unverdienten Glück verfolgt werden läßt; doch dürfte sich vielleicht die feine Ironie dahinter verstecken, daß es die deutsche Natur wirklich mehr dem Glücke als ihrem Verdienste zu verdanken hat, wenn sie aus den ihre Sittlichkeit und Ehre bedrohenden Gefahren jener Fremdherrschaft nicht nur mit heiler Haut, sondern gewitzigt und gekräftigt hervorgegangen ist. Leider ist hierin mehr Wahres als Diejenigen, die an die erst später erfolgende Erhebung des deutschen Volks denken, zugeben werden; trotzdem würde es nach meinem Dafürhalten dem Bilde des Helden wesentlich zum Vortheil gereicht haben, wenn ihn der Verfasser wenigstens gegen den Schluß zum Träger irgend einer bedeutenden, die Würde und Tüchtigkeit seines Charakters recht unzweideutig bekundenden Handlung gemacht hätte. Allerdings läßt es der Dichter an einer solchen keineswegs ganz fehlen, und der bis zur Rücksichtslosigkeit sich steigernde Eifer, mit dem er zuletzt die Befreiung des bei der Dörnberg'schen Empörung betheiligten und standrechtlich zum Tode verurtheilten Heister, des Mannes der von ihm geliebten Lina, betreibt und durchsetzt, zeigt ihn uns in der That als einen Mann, der die heißesten

Wünsche seines Herzens dem Gefühl für Pflicht, Ehre und Freundschaft unterzuordnen weiß. Aber vollständig zufriedenzustellen vermag uns hierdurch Hermann noch nicht; eben weil seine Handlung eine reine Pflichterfüllung ist, deren Unterlassung ihn geradezu als pflichtvergessen und ehrlos zeigen würde; sodann, weil er damit zwar als Sieger über sich selbst, aber nicht zugleich auch über die ihn umgebenden Verhältnisse erscheint, und endlich weil das Mittel, wodurch er die Handlung zustande bringt, ihn nur in der Situation eines Flehenden, statt in der eines Selbstthätigen erscheinen läßt, und weil sogar Das, was er erfleht, wenn auch durch den Moment entschuldigt, doch vor dem Richterstuhl einer höhern Moral nicht ganz gerechtfertigt werden kann.

Unter den übrigen Personen, die dem Roman als solchem und der Erfindung des Dichters angehören, nimmt nächst Hermann die von ihm geliebte und ihn wieder liebende Lina die hervorragendste Stellung ein, die sich wol der Autor als eine Vertreterin der deutschen Züchtigkeit und Treue gegenüber der französischen Sittenlosigkeit und Frivolität gedacht hat. Um sie in desto glänzenderm Lichte zu zeigen, läßt sie der Verfasser einen doppelten Kampf bestehen, einmal mit den Anfechtungen des Königs, denen gegenüber sie ihre sittliche Entrüstung offen und unverhohlen, selbst mit Durchbrechung der Alles beherrschenden Etikette, an den Tag legt, sodann mit den verborgenen Regungen ihres eigenen Herzens, das sich von ihrem Manne, dem rein verständigen, lebensklugen, in praktischer Thätigkeit aufgehenden Heister, mehr und mehr dem gemüthvollen, zwar noch in Irrungen und Schwankungen begriffenen, aber doch immerfort dem Edeln und Schönen nachstrebenden Hermann zuwendet, aber in diesem Verhältniß ihrem Manne gegenüber nie die Pflichten der Selbstbeherrschung, der Treue und Aufrichtigkeit aus dem Auge verliert. Lina ist eine vom Dichter mit ganz besonderer Liebe und mit allen nur denkbaren weiblichen Reizen und Tugenden ausgestattete Erscheinung und reiht sich würdig den schönen edeln Frauengestalten an, die den frühern Romanen Koenig's zu ganz besonderer Zierde gereichen, wenn auch über sie, was ihre Stellung zu der sie umgebenden Sphäre nothwendig bedingte, nicht ganz jener zarte poetische Duft und Zauber ausgebreitet ist, durch den uns unter Andern seine Regina und seine Fides fesseln, und wenn sie auch durch ihre etwas gefährliche, nach zwei Seiten hin Liebe erweckende und Liebe austheilende Stellung hier und da einen mehr peinlichen als rein befriedigenden Eindruck macht.

Alle übrigen im Roman bedeutsam hervortretenden Figuren gehören der Geschichte an oder sind wenigstens zu solchen in so nahe Beziehung gebracht, daß sie sich nur als natürliche, nothwendige Accidenzien derselben darstellen. Die Zahl derselben ist eine fast unübersehbare und kaum dürfte irgend ein Roman eine gleiche Fülle und Mannichfaltigkeit historisch bedeutsamer oder persönlich interessanter Gestalten bieten. Zu den wichtigern oder bekanntern derselben gehören unter andern auf deutscher Seite der Finanzminister Hans von Bülow, der französische Gesandte von Reinhard, der Oberst von Dörnberg, der Staatsrath und berühmte Geschichtschreiber Johannes von Müller, der Kapellmeister Reichardt, die Reichstagsabgeordneten Nathusius, Niemeyer, Leferstein, Jakobson, die Dichterin Philippine Engelhard, die Stiftsdame Mariane von Stein, des berühmten preußischen Ministers Schwester, Luise Reichardt, die Oberhofmeisterin Gräfin Antonie, die Gräfin Boochls u. A. und auf französischer Seite außer dem König und seiner Gemahlin der Kriegsminister Morio, der Justizminister Simeon, der Polizeichef Bercagny, der die Herzensangelegenheiten des Königs verwaltende Kammerherr Marinville, die Generale Salha und Du Coudras, der Dichter Pigault-Lebrun, der Kapellmeister Blangini und so noch viele Andere, namentlich die Gemahlinnen oder Töchter der Genannten, Maitressen des Königs u. s. w.

Alle diese Personen, die zum Roman zum Theil in engerer, zum Theil in loserer Beziehung stehen, sind vom Dichter mit der ihm zugebote stehenden Feinheit und Schärfe gezeichnet und zwar in so mannichfaltigen und charakteristischen Situationen und mit Eingehung in so interessante, zum großen Theil wol bisher unbekannt gebliebene Einzelheiten, daß man überall herausfühlt, wie der Dichter nicht nur die sorgfältigsten und umfassendsten Studien zu dieser Arbeit gemacht, sondern nicht Weniges davon noch selbst beobachtet oder aus besonders ergiebigen, wohlunterrichteten Quellen geschöpft hat. Nimmt die Arbeit des Dichters wegen dieses Inhalts, sowie überhaupt wegen der ebenso lebendigen und anschaulichen als subtilen und geistreichen Ausmalung der damaligen Vorgänge und Zustände als Zeitbild und Beitrag zur Geschichte eine fast noch höhere Bedeutung in Anspruch als von Seiten derjenigen Qualitäten, die dem Roman als solchem angehören, so hat doch der Autor auch diesen historischen Elementen höchst interessante und poetisch wirksame Situationen abzugewinnen gewußt. Ein wahres Meisterstück ist in dieser Beziehung die Zeichnung des Polizeichefs Bercagny und des Kriegsministers Morio in den Scenen, wo Hermann zuerst mit ihnen zusammentrifft, und insbesondere in jener, wo Hermann von Bercagny getäuscht und in die Falle gelockt wird, unbewußt und unwillkürlich dem Polizeichef als Spion oder Verräther zu dienen. Auch die Scene, in welcher Hermann auf diesen Trumpf den Gegentrumpf ausspielt, ist sehr gut; aber schade ist es, daß der Autor diesen Conflict in der Folge fast ganz fallen läßt oder ihn wenigstens in so harmloser Weise fortführt, daß dem Helden kaum Verlegenheiten, geschweige wirkliche Gefahren daraus erwachsen. Höchst effectvoll sind ferner nicht wenige der Scenen, die zur Charakteristik Jérôme's dienen, z. B. die, in denen er mit Marinville verkehrt, in der er die Intriguen gegen Bülow zurückweist, in welchen er die Gräfin Antonie oder Lina für sich zu gewinnen sucht, in welcher er nach einem Cabinetsstücke im Costüm des „wiedergefundenen Paradieses" einen zum Tode verurtheilten Deserteur begnadigt u. s. w.

Sind andere Scenen weniger drastisch und minder auf Spannung und Wirkung berechnet, so zeichnen sie sich hingegen durch einen höchst bedeutenden Gedankengehalt aus. Was Koenig überhaupt hierin zu leisten vermag, wie er sich über alle möglichen Gegenstände der Kunst und der Wissenschaft, der Politik und des Lebens mit ebenso viel Tiefe und Scharfsinn als Leichtigkeit und Grazie zu verbreiten weiß, ist zu bekannt und anerkannt, als daß wir noch ein Wort darüber zu verlieren brauchten; es ist also natürlich, daß dieser Roman in dieser Hinsicht ganz besonders reichhaltig und mannichfaltig ist, da sich ja in demselben, wie bereits erwähnt, dem Charakter der Zeit gemäß die ganze Geschichte auf dem Wege der Conversation entwickelt und in ihm so viel bedeutende und geistreiche Persönlichkeiten vom verschiedensten Charakter in Wechselwirkung treten, daß schon hierdurch ein reicher Ideenaustausch nothwendig bedingt war. Nicht wenig zur Belebung und Würzung der Unterhaltung tragen hierbei die reichlich eingestreuten Witz- und Wortspiele bei, die theils der Wirklichkeit entlehnt, theils mit bewunderungswürdigem Geschick dem damaligen Zeitgeschmack nachgebildet sind; daneben fehlt es aber auch nicht an sehr ernsten und tiefen Betrachtungen nicht nur über die damaligen Zeitverhältnisse, sondern auch über allgemeine Fragen, z. B. über die Liebe, die Ehe, die Freundschaft u. s. w.

Nicht einen so befriedigenden Eindruck wie diese einzelnen Bestandtheile und Elemente des Romans hat die architektonische Construction derselben zu einem Ganzen auf uns gemacht, wenigstens läßt er sich in dieser Hinsicht mit den frühern Werken Koenig's, namentlich mit „Regina", den „Clubisten in Mainz" und „William Shakspeare" nicht vergleichen. Zwar ein einheitlicher Mittelpunkt, um den sich alle Fäden der Geschichte herumwickeln, fehlt dem Roman nicht, denn dieser Mittelpunkt ist eben Hermann; aber einerseits steht dieses Centrum mit der Peripherie in einem zu äußerlichen, zum Theil mehr zufälligen als nothwendigen Verhältnisse, andererseits fehlt den peripherischen Elementen selbst eine wirklich organische Gliederung und übersichtliche Gruppirung. Vom rein ästhetischen Standpunkt erscheint dies allerdings als ein Mangel, für ein Zeitbild aber und in Beziehung zum Stoff betrachtet stellt sich diese Form, wie wir oben näher auseinandergesetzt haben, gerade als sehr charakteristisch dar, und so dürfen wir auch in dieser Beziehung den zahlreichen Freunden Koenig's von diesem seinem neuesten Erzeugniß einen vielseitigen Genuß und einen hohen Grad der Befriedigung versprechen, zumal wenn sie sich im voraus zum Bewußtsein bringen, daß es nur eine natürliche und gesetzmäßige Entwickelung ist, wenn der Dichter und Romanschriftsteller nach und nach dem Historiker und Charakteristiker einen immer größern Platz einräumt.

Indem wir hiermit die Anzeige dieses Romans beschließen, müssen wir noch bemerken, daß er als solcher den zweiten, dritten und vierten Band der „Gesammelten Schriften" von Heinrich Koenig bildet. Den ersten Band dieser Gesammtausgabe nimmt „Regina" ein, die tief empfundene und tief ergreifende Herzensgeschichte, die schon bei ihrem ersten Erscheinen Alle, die echte Poesie zu genießen und zu würdigen verstehen, zu wärmster Bewunderung hingerissen hat und die sich auch in dieser neuen, vom Dichter einer zweiten Feile unterworfenen Auflage sicherlich wieder eine große Anzahl neuer Freunde erringen wird. Eine näher eingehende Besprechung derselben habe ich bereits in Nr. 37 d. Bl. f. 1843 geliefert und kann mich daher hier auf die Andeutung beschränken, daß uns die Dichtung das tragischschöne Ende eines jungen edeln Arztes zeichnet, der nach einer wild verlebten Jugend das Glück einer reinen Liebe und die beseligende Macht eines edeln Frauenherzens erst dann kennen lernt, als seine physische Kraft bereits gebrochen ist und ihm von dem zum Vollgenuß sich ihm darbietenden Wonnebecher nur noch den Duft zu schlürfen erlaubt. Das Frauenherz, das ihm diese letzte Erquickung und Läuterung seines Wesens gewährt, ist Regina Hertz, zwar nur eine Jüdin und nur dem Namen nach eine Königin, aber eine so echte und so unwiderstehliche, daß sich vielleicht selbst ein König geheiligten Namens vor ihr gebeugt hätte und zur Erkenntniß gekommen wäre, daß ein deutsches Herz doch noch etwas Anderes ist als ein französisches Coeur, selbst wenn Coeur Trumpf und des Königs Leibfarbe ist.

Mit welchen Empfindungen der Dichter selbst die zweite Ausgabe von „Regina" und den ersten Band seiner „Gesammelten Schriften" in die Welt sendet, erfahren wir am besten aus dem vom Autor vorausgeschickten Vorwort, welches also lautet:

Es ist eine eigens gemischte Stimmung, in der ich meine „Gesammelten Schriften" hiermit ankündige. Mitten nämlich in der Ausarbeitung eines neuen Romans, der die nächsten Bände dieser Sammlung bilden soll, begriffen, finde ich mich, so zu sagen, beim Tagewerke des Ausstellens durch die Beschäftigung mit vergangenen Ernten unterbrochen, und das Frohgefühl über geborgene Garben mischt sich unter die Erwartungen arbeitsamer Morgen, die über den wachsenden Halmen aufgehen, und nachdenklicher Abende, die auf den sprossenden Aehren entschlummern. Und ebenso eigens verbinden sich Gegenwart und Vergangenheit in der vorliegenden Novelle, die den Anfang der Sammlung macht, indem sie in der neuen Auflage zu denselben Frühlingstagen wiedererscheint, in denen sie selbst spielt und vor zwölf Jahren aus verwandten Empfindungen, wie sie in ihr athmen, niedergeschrieben wurde.

Möge sich mit dem Wiedererscheinen dieser Herzensgeschichte auch die Gunst der Leser erneuern, mit welcher sie zum ersten mal aufgenommen wurde! Nur im Vertrauen auf solche Gunst habe ich mich zu einer Sammlung meiner Schriften entschlossen, bei welcher begreiflicherweise mehr auf die Zukunft fortdauernder, wachsender Theilnahme als auf das augenblickliche Bedürfniß einer neuen Auflage gerechnet wird. Das Bewußtsein Dessen, was ich mit meinen Schriften gewollt und wonach ich mit Ernst getrachtet, würde mir zu einem solchen Unternehmen nicht zureichend erschienen sein. Allerdings galt es mir, ich darf es sagen, um Höheres, als müßigen Lesern über langweilige Stunden hinauszuhelfen, so viel bessere Geschäfte auch gerade mit solcher Gefälligkeit gemacht werden können. Vielmehr habe ich mir allezeit gern vor Augen gehalten, was Tieck mit den treffenden Worten bezeichnet: „Das feste Bestehen auf Wahrheit und Natur, die Freude am großarti-

gen Scherze, die Freiheit der Gesinnung, die sich keinen Convenienzen beugt, ein geläutertes Gefühl, das sich durch keinen Schwulst blenden läßt, dies, mit einem ernsten Streben zu einer echten und tiefsinnigen Kunst, ist, in höchster Bedeutung aufgefaßt, unsere wahre deutsche Natur."

Einem so hochgesteckten Ziele kommt natürlich der Einzelne nur nach dem Maß der ihm verliehenen Kraft und Ausdauer mehr oder weniger nahe. Ich selbst habe mich auf dem mühsamen Wege der Selbstzurechtfindung, der mir durch Lebensverhältnisse bestimmt war, wenigstens in der Richtung nach demselben zu halten gesucht, und seit Heinrich Laube's Trompetenstoß vom 11. Juli 1833 zum ersten Auftreten meiner Schrift „Hohe Braut" (a flourish, enter the King, wie es in den Shakspeare'schen Dramen heißt) haben die öffentlichen Stimmen der Kritik mir vielfach erfreuliche Beweise ihrer Anerkennung meines Bestrebens gegeben. Und was ich dabei besonders in Anschlag bringen darf, so waren es in der Regel die Stimmen der Jüngern, die nicht einem Altersgenossen, sondern dem Sohn einer frühern Generation die Zufriedenheit erweckten, daß er im frischen Schritt der Gegenwart marschire, und obgleich ein Aelterer, auf einsamen Wegen Verspäteter, doch nicht danach aussehe, den Nachzüglern der strebenden Zeit zuzufallen.

Und nun ich daran gehe, meine Schriften zu sammeln und für Altes und Neues die Gunst und Theilnahme der Zukunft zu erwarten: soll ich es mir nicht zur Aufmunterung dienen lassen, daß sogar die dritte und jüngste Generation mich in erster Reihe — wie sie sagen — mit sich fortführt oder freundlich auf ihren Lanzen trägt? Ich beziehe mich hierbei auf eine mit umfassender Kenntniß, mit Kritik und Geist geschriebene Abhandlung: „Der neue deutsche Roman", im neunten Bande des von F. A. Brockhaus herausgegebenen encyklopädischen Werks: „Die Gegenwart", woselbst auch meine bisherigen Productionen ihrer Stellung und ihrem Gehalte nach charakterisirt sind; gedenke hier aber dieses Artikels von einem mir nur seinem ausgezeichneten Namen nach bekannten Verfasser blos des Umstandes wegen, daß gerade das Rühmlichste, was noch von meinen Sachen im Ganzen gesagt worden, von einem unserer Jüngsten herrührt.

Am Ende aber bringt doch ein Autor auch die beifälligsten Stimmen der öffentlichen Kritik weniger um seiner Selbstbefriedigung willen als dafür in Anschlag, daß Urtheile der Kenner vor allem auf das lesende Publicum wirken und schätzbaren Schriften eine Theilnahme erwecken sollen. Auch in dieser Hinsicht darf ich bekennen, daß mir von Wohlwollen des Publicums für meine Schriften und selbst für meine Person die erfreulichsten Beweise von Zeit zu Zeit zugekommen sind. Bin ich nun aber auch nicht so glücklich gewesen, daß meine Romane und Novellen zu den verbreitetsten gehören, so läßt doch auch der Umstand, daß dieselben sich mehr in einem höhern, gebildetern Kreise von Lesern halten sollen, wie man sagt, für eine Sammlung dieser Schriften die gute Erwartung übrig, daß die zuwachsende Bildung der Zeit auch den Kreis der Theilnehmenden erweitern werde; wenn freilich auch in anderm Betracht Autor und Verleger weniger bei Dem gewinnen, wonach man reichen muß, als was der fahrigen Menge zwischen die Füße fällt.

Zu den Beweisen von Theilnahme rechne ich auch, daß mehre meiner Schriften wiederholt aufgelegt worden sind und andern dies bevorsteht. „Regina" selbst, die an die Spitze der „Gesammelten Schriften" tritt, erscheint in neuer Gestalt. Durch Dasjenige, was sich an ihr verjüngt und theilweise umgewandelt leicht entdecken läßt, will sie zugleich nachweisen, wie Ernst es dem Verfasser ist, seinen hochgeschätzten Lesern immer Vollendeteres darzubieten. Indem aber „Regina" in ihrer Verjüngung auf neues Glück ausgeht, wird man ihr nicht verargen, wenn sie sich etwas auf Das weiß, was sie von alter Gunst hinter sich hat. Zu den angenehmsten Erinnerungen aus der Zeit ihres ersten Erscheinens gehört für mich die briefliche Aeußerung eines hochverehrten und in jeder Hinsicht competenten Mannes über den ersten Eindruck, den die Novelle auf ihn gemacht hatte. Nach mehr als zehn Jahren wird es weder gegen den Brieferlasser noch für den Empfänger indiscret erscheinen, wenn die betreffenden Zeilen hier mitgetheilt werden, um Denjenigen, denen das Büchlein neu begegnet, ein freundliches Vertrauen zu demselben zu erwecken.

Varnhagen von Ense schrieb aus Berlin unterm 2. December 1842:

. . . „Lassen Sie mich also nur kurz sagen, daß seit langer Zeit kein Buch mich so bewegt, gereizt und festgehalten hat wie dieses! Ich hätte immer so weiter lesen mögen, durch die von Ihnen geschilderte und aufgeschlossene Welt immer so weiter wandern, zahlreiche Bände hindurch; mir war wohl zumuthe, während ich las; der Lebenskreis, in den Sie mich geführt, hatte mich ganz aufgenommen. Gleich auf den ersten Seiten wehte mich ein Hauch der Wirklichkeit schauerlich an, ich fühlte lebendigen Boden, sah durch die Dichtung den thatsächlichen Grund. Sie sind immer am glücklichsten in Behandlung des von Ihnen Erlebten, des Ihnen Nächsten und Bekanntesten gewesen; aber diesmal, dünkt mich, haben Sie das Höchste geleistet. Wunderbar haben Sie diesen Stoff verarbeitet, die Folge der Scenen, die Gestaltung der Personen, ihre Sprechweise und Costümirung, Alles ist vortrefflich, mit keckem Wurf und mit besonnenem Maß. Was Ihnen am eigensten ist, nach meiner Meinung, ist die sinnvolle Verflechtung des Aeußern und Innern, die glückliche Art, wie Sie dem Bilde und Gleichnisse einen Gedankengehalt zu tragen geben, wie Sie für diesen jenes finden. Die Lebensbewegung in Ihrer Novelle ist meisterhaft; aber höher noch als dieses poetische Verdienst muß ich die Weltbetrachtung schätzen, den ethischen, religiösen, psychologischen Kern, die zwischen jenem Aeußern durchblicken. Genug, ich bin entzückt und von Dank für Ihre herrliche Gabe durchdrungen. Und es Ihnen zu sagen, Ihnen herzlich die Hand dafür zu drücken, ist mir dringendes Bedürfniß!" u. s. w.

Die so gedrückte, so gesegnete Hand sei hiermit allen freundlichen Lesern dargeboten!

Adolf Zeising.

Naturstudien.

Schleiden, Graf von Pfeil, Wigand.

1. Studien. Populäre Vorträge von M. J. Schleiden. Mit einer Ansicht der Porta del Popolo in Rom, einer Karte und drei lithographirten Tafeln. Leipzig, W. Engelmann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Wer dies Buch zur Hand nimmt, wird sogleich dafür gewonnen und stark davon gefesselt. Es bietet seinem Leser eine Fülle von Stoff, worüber er gern nachdenkt. Es erfaßt seinen Gegenstand mit starkem Geiste, redet, wo es sein muß, eine derbe Sprache, weiß aber auch mit sinniger Liebenswürdigkeit zu unterhalten und überall leichtfaßlich zu belehren. Es besitzt dasselbe alle die Eigenschaften, welche das gebildete große Publicum hochschätzt, und es wird ihm an Beifall nicht fehlen. Dies Urtheil paßt übrigens für alle bisher bekannt gewordenen literarischen Leistungen des Verfassers; derselbe hat sich seine Berühmtheit gerade durch die meisterhafte Geschicklichkeit populär zu schreiben erworben. Schleiden's Verdienst um das Einführen der Naturwissenschaften in den großen Kreis der gebildeten Denker ist nicht klein, aber auch allgemein anerkannt und gewürdigt. Die vorliegende Schrift entspricht dieser guten Meinung vollkommen, ja sie erhöht dieselbe hauptsächlich noch dadurch, daß sie mit entschiedenem Muthe die Lanze einlegt gegen die bösen Feinde, welche die Naturwissenschaften in unserer Zeit unter ihrem eigenen Dache zu beklagen und zu bekämpfen haben. Man kennt den Verfasser schon als [illegible]

Kämpen, er hat schon manchen Gegner aus dem Sattel gehoben. So leicht wird es ihm hier nun nicht werden, indeß kommt es hierbei viel weniger auf glänzenden Sieg an, als daß sich die Männer der Wissenschaft nur kampfrüstig auf dem Felde zeigen. Er hat schon eine große Reihe gleichgesinnter neben sich und er kann sich mit gutem Gewissen sagen, daß hier ehrlich für eine gute Sache gestritten wird.

Die in dem Werke zur Sprache gebrachten Gegenstände sind an sich betrachtet nicht gerade neu zu nennen, im Gegentheil kommen sie fast alle schon fleißig von Andern behandelt vor; das schadet ihnen aber gar nichts, weil es sich dabei weniger um die Sache als um die Vorführung und um die richtige Beleuchtung derselben handelt. Und hierin ist der Verfasser gar nicht alt, da zeigt er Lebensfrische und Geistesfeuer wie der jüngste Bursch. Auch weiß er überall die neuesten Früchte der Wissenschaften mit einzuflechten, wenn sie gesund und gut sind, und auszuräumen, wenn sie krank und schlecht sind. Ohnehin besitzt Alles eine so eigenthümliche ansprechende Färbung, daß man gar nicht anders als mit dem lebhaftesten Interesse sich durch das ganze Buch hindurchliest.

Für unsern deutschen Rückert schlägt das Herz des Verfassers in hoher Begeisterung. Ihm widmet er sein Buch, an ihn erinnert er sich, so oft er in seinen Betrachtungen zur Poesie erwärmt wird. In der Einleitung, welche zugleich den Zweck der Dedication mit erfüllen soll, spricht der Verfasser aus, warum er seinem Werke den Titel „Studien" gegeben hat. Das, was hier geboten werde, seien Studien im Sinne eines Malers, welche nicht eigentlich dazu bestimmt wären, zu vollendeten Bildern zu werden. „Freunde", sagt der Verfasser, „werden, ihre Mängel übersehend, sich gern daran ergötzen, und der Gastfreund, mit dem man die Mappe durchblättert, nimmt nachsichtig die Skizzen an als Erinnerung und als Zeichen des Dankes für freundliche Aufnahme. In diesem Sinne biete ich denn auch Ihnen, lieber Rückert, diese Studien an, als Dank für freundlichen Empfang, für schöne bei Ihnen verlebte Tage. Sie dürfen den Maßstab ihres Werths nicht aus ihnen selbst schöpfen wollen, sondern nur aus der Wärme des Herzens, welche sie Ihnen bietet. Wenn Sie bei den meisten denken sollten, daß meine Berechtigung etwa der des Landschafters zum Skizziren einer Madonna gliche, so habe ich versucht, durch kleine Erläuterungen zwar nicht meine Berechtigung zu erweisen, was unmöglich, aber doch zu zeigen, daß ein ernstes Streben und jedenfalls mehr als oberflächliche Tändelei meinen Griffel geführt." Diese Bescheidenheit steht dem Verfasser sehr gut, weil er sich in der That auf Gebieten versucht, von denen man bisher noch nicht wußte, daß sie auch für ihn eine wohlberechtigte Heimat seien.

Die erste der sieben Vorlesungen, woraus das Werk zusammengesetzt ist, führt die Ueberschrift: „Ueber Fremdenpolizei in der Natur, oder über die Wanderungen in der organischen und unorganischen Welt." Der Verfasser macht zunächst auf die wirklichen polizeilichen Beschwerlichkeiten aufmerksam, welche der Naturforscher zu erdulden habe, wenn er seine naturhistorischen Wanderungen etwas über den nächsten Kreis seines Wohnorts hinaus auszudehnen versucht, und sucht dann die Frage zu beantworten, ob eine solche polizeiliche Behinderung des Wanderns auch dem schlichten Gange der freien Natur entspreche, oder ob dieselbe blos eine Erfindung des Menschen unter Menschen sei. Das Resultat der nähern Prüfung ist ein mit einem Seufzer ausgestoßenes „Tout comme chez nous!" Der Naturforscher überzeugt sich, daß ein höheres Gesetz, als Menschenwitz hat aussinnen können, den Kampf der Interessen in der Natur wie im Menschenleben leitet. Und als Naturforscher vergißt der Verfasser seinen Zorn über die polizeilichen Unannehmlichkeiten, schwingt sich hinauf auf die Zinne, welche frei ist von aller parteilichen Engherzigkeit. Er wendet seine Aufmerksamkeit dann dem Mineralreiche, Pflanzenreiche und Thierreiche zu, zeigt, wie überall eine Wanderlust der Natur bestehe, daß dieselbe aber überall auf Hindernisse stoße, wobei der Kampf für und gegen den Schutz der Heimat und des Auslandes eine Hauptrolle spielt. Daß bei dieser Gelegenheit auch von polizeilicher Ausweisung in den Naturstaaten die Rede sein werde, läßt sich leicht denken. „Ein interessantes Beispiel solcher völlig von der Erde ausgewiesenen Pflanzen geben uns die ägyptischen Denkmäler an die Hand. Auf den Sculpturen derselben unterscheidet man drei deutlich verschiedene Arten von Seerosen; zwei davon wachsen noch jetzt in Aegypten und den benachbarten Ländern, die dritte dagegen ist aus jenen Gegenden vollständig verschwunden und überhaupt in irgend einem Winkel unserer Erde zur Zeit noch nicht wieder entdeckt worden." Unsere Cerealien werden als heimatlose Kinder der Natur bezeichnet. Das ist sehr wahr, denn die sorgfältigsten Nachforschungen haben für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais und Reis noch keine Urheimat herausfinden können, überall erkennt man sie als eingeführte Culturpflanzen, und die Sagengeschichte deutet bei allen Völkern darauf hin, daß sie von östlich wohnenden Nachbarn eingeführt worden sind, wobei dann das Plateau von Hochasien der wahrscheinliche erste Ausgangspunkt wird. Mehr als Wahrscheinlichkeit haben wir hierfür aber nicht, denn Das, was man von diesen Kornarten für ursprünglich wild ausgegeben hat, ist blos verwildert gewesen. An den Wandertrieb der Pflanzen knüpft der Verfasser den der Thiere, wobei auch wieder der Zug gen Westen als der vorherrschende bezeichnet wird. Es werden hier die interessantesten Studien zu einem mit Heiterkeit und Ernst sinnig durchwebten Ganzen zusammengestellt. „Nach allen Richtungen", sagt der Verfasser, „durchstreifen die Fische das Meer, bald einzeln, bald in großen Scharen. Die delicate Makrele zieht zum Laichen gen Süden. Die kleine zierliche Sardelle des Mittelländischen Meers reist im Frühjahr von Westen nach Osten und im Herbst wieder von Osten nach Westen. Der Stör der nordischen Meere streift einzeln bis nach Breslau, Berlin und Strasburg. Der Omul oder Wanderlachs des Eismeers geht durch den Jenisei, die Tunguska und Angara bis in den Baikal, eine Reise von mehr als 100 Meilen, und schwimmt hier in großen Zügen abwechselnd längs des südlichen und des nördlichen Ufers. In allen nordischen Flüssen drängen sich, in dreieckige Haufen geschart, zur Laichzeit die Lachse, in Asien und Amerika noch jetzt, früher auch wahrscheinlich in Europa, in solcher Menge, daß fast der Strom des Wassers gehemmt wird. Ehe sie ankommen, verläßt der früher aufgetretene Hering die Küste, der in solchen Mengen schwimmt, daß das Zählen nach Millionen noch als ein ungemessenes erscheint. Der echte Hering kommt nicht ins Mittelmeer, und daher kannten ihn auch die Alten nicht. Wann sein Fang zuerst im Großen versucht wurde, ist unbekannt; wo er zu Hause, weiß Niemand anzugeben; jenseit 67° n. Br. kennt man ihn nicht mehr, aber von April bis Juni erscheinen in den nordischen Meeren zwischen Asien und Amerika so gut, wie zwischen dem letztern Welttheile und Europa, von Norden nach Süden wandernd die Heringsbänke von fünf bis sechs Meilen Länge und zwei bis drei Meilen Breite von unbestimmter Tiefe und oft so dicht gedrängt, daß eingeworfene Lanzen zwischen ihnen stehen bleiben. Was Haifische und Raubvögel verzehren, weiß man nicht; was an den Küstengegenden gefangen und wagenweise als Dünger auf die Felder geführt wird, läßt sich nicht schätzen; was aber jährlich eingesalzen in den Handel kommt, berechnet man auf 1000 Millionen Stück. Auch diese Thiere verändern nicht selten ihre Reiseroute, und manche Heringscompagnie hat schon Bankrott gemacht, weil plötzlich auf ihrer Fischstation die erwarteten nordischen Gäste ausblieben. In ähnlicher Weise, um noch ein Beispiel zu erwähnen, erscheint an den Küsten von Kamtschatka und vorzüglich auf den großen Sandbänken von Neufundland und Neuengland der Kabljau." Bei dem Ziehen der Vögel verweilt der Verfasser mit besonderer Vorliebe. Von der Wachtel wird erzählt, daß sie auf ihrer jährlichen Wanderung gen Süden nur nothgedrungen sich zum Fliegen versteht und dann jedesmal ganz erschöpft auf ihren

Zwischenstationen ankommt. Für die Bewohner Helgolands und Norderneys war der Fang der durchziehenden Wachteln so wichtig, daß selbst der Prediger auf der Kanzel davon Notiz nehmen mußte; er war durch die Sitte des Volks verpflichtet, seine Rede mit den Worten: „Amen, theure Gemeinde! die Wachteln kommen", abzubrechen. So ist der ganze Vortrag eine bunte Zusammenstellung der Wanderlust und der Wandergesetze der ganzen Natur, wobei überall das Walten einer höhern Hand zum Beleben und Schützen des Ganzen zu erkennen ist. „Vor der emporsteigenden Nacht", schließt der Verfasser den Aufsatz, „flieht alles Lebendige in stetem Zuge gen Westen der entweichenden Sonne nach. Unter seinen Füßen wankt der Boden; es zerfallen die alten Säulen des Rechts und der Wahrhaftigkeit; immer tiefer dunkelt es von Osten her, und er fragt sich, soll ich dem allgemeinen Zuge des Lebens folgen? soll ich bleiben? Da fällt sein Blick auf einen kleinen grünen Hügel; dort schlummert die Grosmutter, auf deren Schoose er die ersten Menschenworte lallte, neben ihr das Kind, das ihn zuerst mit süßem Vaternamen begrüßte; tief bewegt sinkt er nieder; — was auch das Schicksal über ihn verhängt, er bleibt und schützt die Asche seiner Lieben."

Die zweite Vorlesung handelt „Ueber die Nordpolexpedition". Ist dieser Gegenstand auch schon recht viel besprochen, so gewinnt derselbe doch ein ganz eigenthümliches Interesse durch die humoristische Färbung, welche ihm der Verfasser bald hier, bald dort einzuflößen weiß. Die Leser werden ganz ohne Vorbereitung gleich mitten in die Sache hineingeführt, durch die Mittheilung eines Gesprächs, welches den 2. Februar 1820 am Bord der Hekla im Winterhafen auf der Melvillesinsel unter Parry und seinen Schicksalsgefährten nach einer aufgeführten Komödie gehalten wurde. Man ersieht daraus, was diese kühnen Reisenden zu ertragen hatten und welche Mittel sie anwandten, um heiter zu bleiben und Ausdauer und Muth zu behalten. Mit kurzen historischen Winken wird dann auf die ganze Reihe misglückter Versuche zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt hingedeutet und zuletzt zur Mittheilung gebracht, daß in unsern Tagen diese Durchfahrt wirklich aufgefunden ist. Hiervon haben in neuester Zeit die öffentlichen Blätter, ganz vorzugsweise aber Gumprecht's „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" schon Einiges mitgetheilt. Die Ehre dieser Entdeckung gehört Capitän M'Clure, der unter dem Obercommando des Capitän Collinson zu der letzten von der Beringsstraße aus nach Franklin suchenden Expedition gehörte. „Da Collinson am weitern Vordringen zweifelte, kehrte er nach Hongkong zum Ueberwintern zurück. Kellet, der Capitän des Herald, überbrachte M'Clure die Ordre zur Rückkehr. Dieser ignorirte den Befehl und verfolgte, die ungeheuere Verantwortung auf sich selbst nehmend, seinen Weg nach Nordost. Unter den unsaglichsten Schwierigkeiten und fast in dreijähriger ununterbrochener Lebensgefahr arbeitete er sich durch die drohenden Eismassen zuerst bis an die von ihm entdeckte Prince-of-Walesstraße. An der nördlichen Mündung derselben mußte er von 1850 auf 1851 überwintern. Durch die von hier aus gemachten Untersuchungen wurde es festgestellt, daß die nordwestliche Durchfahrt hiermit in der That entdeckt sei. In die Barrowstraße vorzudringen blieb auch im Sommer 1851 unmöglich. M'Clure kehrte zurück und fuhr mit endlosen Schwierigkeiten kämpfend an der Westseite der Beringsinsel hinunter, bis er von Nordwesten her das schon von Parry gesehene, die Nordküste der Beringsinsel bildende Banksland erreichte. Hier wurde er abermals vom Eise eingeschlossen und mußte überwintern. Im April 1852 wurde von hieraus eine Expedition nach der Melvillesinsel unternommen und daselbst in Parry's Winterhafen ein Bericht über die bisherige Fahrt des Investigator niedergelegt. Die Hoffnung, die Reise im Sommer 1852 fortsetzen und vollenden zu können, war vergebens; das Schiff blieb unbeweglich im Eise. Die letzte directe Nachricht datirt vom 5. April 1853. M'Clure hatte beschlossen, die Hälfte der Mannschaft durch eine Landexpedition nach England und zwar über den Mackenzie zunächst nach Canada zurückzuschicken, mit den kräftigern seiner Gefährten wollte er noch ein mal überwintern, um wo möglich 1854 noch das Schiff selbst zu retten. Kurz ehe die Expedition abging, kam unerwartete Hülfe. Die auf der Melvillesinsel niedergelegten Depeschen waren durch den von Osten her kommenden Capitän Kellet, denselben, den M'Clure vor drei Jahren auf der Beringsstraße zuletzt gesehen, gefunden worden. Dieser sendete sogleich eine Landexpedition in Begleitung eines Schiffsarztes hinüber, mit dem Befehl, daß M'Clure sein Schiff zu verlassen habe, falls sich nicht 20 völlig gesunde Matrosen freiwillig zu einer abermaligen Ueberwinterung melden sollten. Nach den letzten Berichten des Capitän Inglefield scheint es, daß man diese Anweisung befolgt habe, da man den Intrepid, ein Schleppdampfschiff, mit der Mannschaft des Investigator täglich am südlichen Eingange des Wellingtonkanals erwartete." Die Möglichkeit der so lange in Frage gestellten nordwestlichen Durchfahrt ist hiernach also gar nicht mehr zu bezweifeln, indeß wird sie wenig oder gar keinen praktischen Werth erhalten können, da die Hindernisse zu ihrer wirklichen Benutzung fast immer unübersteiglich groß sind. Der eigentliche Gewinn dieser ewig denkwürdigen Expedition kommt nur der naturwissenschaftlichen Erdkunde zugute.

Die dritte Vorlesung trägt den Titel: „Die Natur der Töne und die Töne der Natur." Auch hier legt der Verfasser an den Tag, daß er tiefe Studien im Gebiete der Akustik gemacht habe, daß er die neuesten Forschungen der Physik und Physiologie in dieser Hinsicht genau kenne und daß er Geschick dazu habe, die interessantesten Anwendungen davon auf seinem Hauptgebiete, der Naturgeschichte, zu machen.

Die vierte Vorlesung besitzt die Ueberschrift: „Die Beseelung der Pflanzen. Gespräch und Rechtfertigung." Diese Arbeit hat einen durchweg humoristisch-polemischen Charakter. Die Gegner, gegen welche der Verfasser vorzugsweise zu Felde zieht, sind von Martius, Fechner und Karl Vogt. Jene Beiden und ihr zahlreicher Anhang gehen dem Verfasser zu weit in der idealen Beseelung der ganzen Natur. Dieser mit seiner ganzen Gemeinschaft geht ihm noch mehr zu weit in dem Herabziehen der Natur zu einem nackten materialistischen Mechanismus. Dort werde die Wissenschaft zur Dichtung, hier eine gemeine Feindin aller höhern Weltanschauung, aller heilig gehaltenen Gesetze der geistigen Natur im Menschen. „Was soll ich von Seele und Unsterblichkeit der Pflanzen sprechen", fragt der Verfasser nach einer im Geiste des ehrwürdigen Fries philosophisch gegebenen Einleitung, „von Dingen, die für mich keinen Sinn haben? Und doch läßt sich die Betrachtung noch weit ausspinnen, wenn wir nach dem Schein fragen, der so viele Menschen verführt, in Dingen, welche für die durchgebildete Vernunft so einfach sind, doch so mannichfach und auseinanderlaufend zu irren. Ich sage für die durchgebildete Vernunft, offenbar mit thörichter Eitelkeit mich meiner philosophischen Schule freuend. Es bedarf nicht der philosophischen Untersuchungen, um uns die Sache selbst zu geben, die mit derselben Macht der Ueberzeugung in dem einfachsten, nicht durch jesuitische Spitzfindigkeiten verdorbenen Gemüthe lebt. Statt des fast ernsthaften Kathedergesichts, mit dem ich dir solcher meine eigene Einkleidung der Sache vorgetragen habe, hätte ich dir auch ganz einfach Schiller's «Wilhelm Tell» zeigen können, wo in den Worten von Stauffacher's hochherziger Gattin: «Ein Sprung von jener Brücke macht mich frei», eigentlich Alles Das gesagt ist, wozu ich oben so viele Worte brauchte. Aber wozu wären die Worte da, wenn sie nicht gebraucht werden sollten?" Ganz besonders ist ihm die bekannte [illegible] Schlußfolge — die Thiere sind beseelt, die Pflanzen sind [illegible]lich nicht schlechter als die meisten Thiere, folglich [illegible] ihnen auch eine Seele zugestehen — ein Dorn im Auge. Dagegen wie gegen die ganze Teleologie nimmt der Verfasser mit der stärksten Entrüstung das Wort. „Die [illegible]

sers kümmerlichen, jeden Augenblick strauchelnden und sich irrenden Verstandes sind wir frech genug dem höchsten, nie irrenden Wesen als die seinigen unterzuschieben. Die eiteln Thoren möchten sich gar zu gern zur Götterhöhe erheben und sich selbst im Glanze der Ewigkeit spiegeln und merken nicht, daß sie das Ewige aus den Augen verlierend nur sein Zerrbild in den Staub ihrer Endlichkeit ziehen." Die ganze Vorlesung ist voll geistiger Würze, die allgemein beherzigt werden sollte.

„Swedenborg und der Aberglaube" ist der Titel der fünften Vorlesung. Sie schließt sich eng an die vorhergehende und bekämpft wie dort mit scharfer Waffe den Aberglauben der Menschen, nimmt entschieden Partei gegen den Hochmuth wissenschaftlicher Anmaßung und leuchtet in das Dunkel der Schlupfwinkel, in denen sich Halbwissen und Betrügerei zu verstecken gewohnt sind. Das ist ein vortrefflicher Hebel zur Dämpfung des immer noch nicht ganz erstickten Unwesens in der Behandlung und Benutzung der Naturwissenschaften. Swedenborg's Leben wird in seinen Grundzügen an die Spitze gestellt, es wird die hohe geistige Begabung dieses wunderbaren Mannes, das Edle und Wahrhafte seines Charakters nicht verschwiegen. Dann deutet der Verfasser auf den innigen Zusammenhang zwischen Nerventhätigkeit und Geistesleben. Die Nerven, sagt er, werden von außen her zur Thätigkeit angeregt und bringen uns die Außenwelt zum innern Bewußtsein. Jede gereizte Nervenfaser zwingt aber auch andere nicht unmittelbar betroffene zur Mitthätigkeit, wodurch wir eine nicht unmittelbar von außen angeregte geistige Thätigkeit entwickelt sehen. Der gesunde Mensch weiß in diesem Wechselverkehr immer die äußere Wirklichkeit von der innern Anregung und Verarbeitung genau zu unterscheiden. Durch krankhafte Zustände wird das Gleichgewicht zwischen Geistes- und Nervenleben oft wunderbar gestört. Es tritt Das ein, was wir Sinnestäuschung nennen. Der Mensch sieht dann Gegenstände außer sich, die gar nicht wirklich vorhanden sind, er hört Stimmen, von denen der Gesunde keine Ahnung hat, und ebenso täuscht ihn auch der Tastsinn. „Dies", sagt der Verfasser, „war der Fall von Swedenborg. Früh schon durch Jugendeindrücke in eine falsche Bahn gedrängt, denn sein Vater selbst hatte einen großen Hang zur mystischen Theopsie, nährte er diese Richtung durch eifriges theologisches Studiren und unvorsichtiges Grübeln. Sein angestrengter Fleiß, sein Nachtwachen, seine beständige geistige Anspannung mußten selbst in seinem eisernen Körper Störungen mancher Art hervorrufen, und die von ihm selbst mit komischer Naivetät erzählte Geschichte seiner ersten Vision läßt uns leicht die Veranlassung zu seiner Geisteskrankheit in Störungen der Unterleibsfunctionen erkennen. Spät Abends in einem Gasthofe zu London seinen starken Hunger befriedigend, bemerkte er gegen Ende der Mahlzeit einen Nebel vor seinen Augen und sah, daß häßliches Gewürm, Schlangen und Kröten im Zimmer herumkrochen. Bald zerstreute sich die Dunkelheit wieder und er sah in der Ecke des Zimmers mitten in einem glänzend hellen Lichte einen Mann, der ihm mit fürchterlicher Stimme zurief: «Iß nicht so viel!» Dieser selbe Mann, welcher so unerwartet diesem großen Gelehrten diätische Vorschriften ertheilte, gab sich in spätern Visionen als Gott selbst zu erkennen." Damit begann nun Swedenborg's Geisteskrankheit, welche ihn 27 Jahre lang nicht verließ und immer höher und höher zur Sinnestäuschung anspornte, bis er zuletzt geistige Wanderungen zu den Himmelskörpern und zu dem Himmel selbst unternahm. Der Anhang gläubiger Schüler fehlte dem großen Seher nicht. Der Verfasser bemüht sich, die charakteristischen Wunderthaten des angestaunten Geistes ganz unparteiisch zur Darstellung und Beurtheilung zu bringen, und verschweigt daher auch die bekannte Geschichte über den in Gothenburg vorhergesagten Brand zu Stockholm nicht, welche Kant die Veranlassung zu einer kleinen Schrift „Träume eines Geistersehers" gegeben hat. Unser Schleiden sieht die ganze Begebenheit als ein Spiel des Zufalls an und theilt ein Beispiel aus seiner eigenen Erfahrung mit, um seiner Behauptung noch mehr Wahrscheinlichkeit zu verleihen. „Nach einigen Tagen rauschender Vergnügungen", erzählt der Verfasser aus seiner Jugend, „die für meine damaligen Jahre besonders durch den Mangel des nöthigen Schlafs zu angestrengt waren, fuhr ich Abends spät nach einem entfernten Orte zu Verwandten. Der Kampf zwischen ungewohnter Aufregung des Nervensystems und der den Aufregungen folgenden allgemeinen Ermüdung versetzte mich in den Zustand der Schlaftrunkenheit oder des Halbwachens, in welchem die Phantasie in wilden ungeregelten Bildern spielt, die oft eine solche Lebhaftigkeit erreichen, daß die Bilder eine objective Wahrheit zu erhalten scheinen. Plötzlich sah ich ganz deutlich vor mir das Haus meiner Tante als einen rauchenden Trümmerhaufen, eine wüste Brandstätte; deutlich erkannte ich die einzelnen beim Löschen beschäftigten Arbeiter, hörte die Befehle der Commandirenden, in allen Einzelheiten vollkommen ausgezeichnet, daß ich mich fast heute noch anheischig machen möchte, die Scene zu malen, wenn mir die technische Fertigkeit dazu eigen wäre. Mit einem lauten Schrei, der mich selbst wieder ermunterte, fuhr ich aus meinem Traumbilde auf und setzte dadurch nicht wenig die mich begleitenden ältern Personen in Angst und Besorgniß. Erwacht indeß, schämte ich mich meiner Phantasiespiele und war nur schwer zur Mittheilung des Grundes meiner Aufregung zu bewegen. Nun brannte zufälligerweise in derselben Nacht und fast in derselben Stunde, in derselben Straße, in welcher meine Tante wohnte, obwol viele Häuser von ihr entfernt, ein bedeutendes Gebäude ab. Wäre aber die Sache etwa dadurch geheimnißvoller oder wunderbarer geworden, was sie doch so in der That nicht war, wenn das abgebrannte Haus zufällig das meiner Tante gewesen wäre? Ich glaube nein, und damit glaube ich mich der Mühe überheben zu können, noch mehr Worte über die Geschichte des stockholmer Brandes zu verlieren. Wer überhaupt viel träumt, warum sollte bei dem nicht auch einmal etwas von den Träumen wahr werden?"

Die sechste Vorlesung bezieht sich auf „Wallenstein und die Astrologie", die siebente auf „Mondscheinschwärmereien". Hiermit legt der Verfasser an den Tag, daß er auch in der Astronomie zu Hause sei. Er hat sogar der Universität Jena für den 1. Januar 1854 das Horoskop gestellt, als wäre er Zeit- und Fachgenoß des Seni. Die Frage, ob der Mond und die Planeten unsers Sonnensystems von Menschen bewohnt sein können, beantwortet er ganz verneinend und führt dafür sehr triftige Gründe an. Damit werden manche der schönsten Phantasien über die Sterne zu Grabe getragen. Können wir dem Verfasser auch nicht in Allem unbedingt beistimmen, so müssen wir uns doch darüber freuen, daß er diesen Gegenstand mit dem klaren Lichte der wissenschaftlichen Gegenwart ganz vorurtheilsfrei beleuchtet hat.

2. Kometen und Meteore, die Hauptursachen der Erdrevolutionen. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Erde von L. Graf von Pfeil. Berlin, Falckenberg u. Comp. 1854. Gr. 8. 20 Ngr.

Schon wieder eine ganz neue Theorie der Erde. Der Kreis der geogonischen Speculationen ist besonders in unsern Tagen sehr rasch erweitert. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob wir darin ein Heil für die rationale Physik der Erde erkennen sollen oder nicht, nur das läßt sich dabei recht ernsthaft wünschen, daß sich die neuen Theoretiker gewissenhafter erst mit Dem bekannt machten, was vor ihnen die gefeiertsten Männer der Wissenschaft, was Leibniz, Buffon, Kant, Laplace, Humboldt, Leopold von Buch, Leonhard, Nöggerath und Burkhardt davon gesagt und darüber gedacht haben. Ein solches Studium würde manchen jugendlichen Gelehrten vor Anmaßung bewahrt, manche unnütze Arbeit verhütet haben.

Die vorliegende literarische Novität ist unserm Alexander von Humboldt gewidmet. Die Worte der Dedication deuten auf eine wahr und tief gefühlte Pietät und auf eine Beschei-

bunheit, die den Verfasser ehrt. Damit ist aber der ganze Beifall, den wir der Schrift gewähren können, zu Ende. Es thut uns sehr leid, dies sagen zu müssen.

Der Hauptinhalt des Büchelchens trägt die Ueberschrift „Wahrheit und Irrthum". Er zerfällt in zwei ganz verschiedene Theile. Der eine macht sich Hoffnung, den Beweis für die kometische Berührung unserer Erde so gründlich und überzeugend gegeben zu haben, daß in Zukunft wol kein Geolog mehr daran zweifeln könne. Der andere betrifft die Art und Weise, wie die Thatsache kometischer Berührung von dem Verfasser zur Erklärung verschiedener Erscheinungen auf der Erde und an den Gestirnen überhaupt benutzt worden ist. Bei diesem zweiten Theile gesteht der Verfasser gern seine Schwäche und ist sehr damit zufrieden, wenn scharfsinnigere und kenntnißreichere Denker das Mangelhafte durch Besseres ersetzen werden. Als Grundlage zu dieser Untersuchung bespricht der Verfasser den wahrscheinlich ursprünglichen Zustand unserer Erde auf folgende Weise: „In Beziehung auf die feste Masse unserer Erde tritt uns zunächst eine Thatsache entgegen, welche seit den ältesten Zeiten beobachtet, vor einem Jahrhundert abgeleugnet und als Aberglauben verlacht, zuletzt in ihrer Wirklichkeit anerkannt und in ihrer Natur so viel als möglich ergründet worden ist. Es fallen nämlich von Zeit zu Zeit größere und kleinere, vornehmlich aus Eisen bestehende Körper aus dem Weltraume auf die Erde nieder und vermehren ihr Gewicht, wenngleich nur um ein sehr Geringes. Wir kennen in der ganzen Natur kein Bewegungsmoment, welches die Lostrennung solcher Massen von irgend einem Planeten zu bewirken vermöchte, darum sind wir genöthigt, die Aërolithen als ursprüngliche Weltkörper zu betrachten. Diese Erwägung führt uns zu einem äußerst sonderbaren Schlusse. Dauert das Herabfallen der Meteormassen auf die Erde während eines sehr langen Zeitraums in gleicher Weise fort, so muß dadurch die Masse der Erde um eine merkbare, dann um eine sehr bedeutende, zuletzt um jede beliebige Größe vermehrt werden. Und umgekehrt, gehen wir in der Dauer der Erde zurück, so sind blos folgende Fälle möglich. Entweder das Fallen der Meteorsteine hat in frühern Erdperioden nicht stattgefunden, oder die Erde ist ganz jung, als daß ihre Masse durch die Meteorsteine erheblich vermehrt worden sein könnte, oder aber, alles Eisen auf der Erde ist aus Meteorsteinen entstanden, welche im Laufe der Jahrtausende nach und nach auf dieselbe herabgestürzt sind." Eine sehr sublime Logik!

Nachdem die Erde im Sinne des Verfassers aus Meteorsteinen entstanden ist, kommt der Besuch der Kometen, welche durch ihren gewaltigen Anstoß die Oberfläche der Erde formen und dem ganzen Weltkörper Luft und Wasser bringen, damit auf ihm Pflanzen wachsen, Thiere und Menschen leben können.

Dem Buche ist auch eine Karte beigefügt, woraus man selbst durch den Augenschein überzeugt werden kann, wie durch das Anprallen von Kometen die Form der Neuen und der Alten Welt entstanden ist. Der Verfasser hat auch in einem besondern Anhange die mathematischen Formeln abgeleitet, wonach der Plan berechnet und gezeichnet worden ist.

3. Der Baum. Betrachtungen über Gestalt und Lebensgeschichte der Holzgewächse. Von Albrecht Wigand. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Eindruck, den dies Buch auf seinen Leser macht, ist gut. Es zeigt die dringend gefühlte Nothwendigkeit zu seinem Entstehen und verspricht viel, aber es befriedigt nicht und ermüdet durch überschwängliche Weitläufigkeit. Der Verfasser hat sehr viel Fleiß an den Tag gelegt, aber er hat das Material noch nicht bis zur geistigen Reife verarbeitet. Das Buch soll zugleich den Männern von Fach und dem denkenden großen Publicum genügen; es fragt sich aber, ob es überhaupt wol die Eigenschaft besitzt, irgendwo mit Beifall aufgenommen zu werden, sobald man sich nicht mit dem guten Willen des Verfassers begnügen will.

Der Verfasser macht den Botanikern in seiner Einleitung den Vorwurf, daß sie bei der Abgrenzung und Charakterisirung der verschiedenen Pflanzen bisher fast ausschließlich auf diejenigen Merkmale sich beschränkt hätten, welche sich bei Betrachtung der einzelnen Glieder der Pflanzengestalt ergeben. „Es blieb dabei etwas zurück, welches man sich scheute in die engen Schranken eines beschreibenden Ausdrucks zu zwingen, sei es, weil es zu schwierig erschien, einen Ausdruck dafür zu finden, oder weil man es von vornherein als etwas über jeden bestimmten Ausdruck Erhabenes, außer dem Gebiet der Beschreibungskunst Liegendes ansah und deshalb der rein subjectiven Auffassung überließ und zugleich auf eine möglichst unbestimmte Weise als den Habitus, die Tracht, das Gesammtgepräge oder die Physiognomie der Pflanze bezeichnete." Das Buch will nun die Möglichkeit an den Tag legen, daß eine solche Pflanzenphysiognomie sich auf absolute Begriffe und mathematische Formen zurückführen lasse. Man findet viele Namen für absolute Begriffe und ebenso viele Namen für mathematische Formen, aber damit ist Alles zu Ende, man müßte sonst noch viele Worte, wo wenige genügt hätten, für etwas nehmen wollen. Auch findet man viel Unklares.

Das ist unser Urtheil über das Buch. Hoffentlich denken Andere günstiger darüber. Dies wünschen wir hauptsächlich aus Rücksicht auf den großen Fleiß, welchen der Verfasser an den Tag gelegt hat, und aus Rücksicht auf den guten Willen, von welchem der Verfasser bei der Abfassung des Buchs offenbar beseelt gewesen ist. 15.

Aus Wien.

Anfang November [illegible].

Wenn auch die Betrachtungen, mit welchen der Artikel über „Wiener Romane" in Nr. 43 d. Bl. eingeleitet wurde, von Seiten der Redaction schon theilweise ihre Berichtigung erfahren haben, so dürfte doch ein ausführlicher Protest gegen dieselben gerade von hier aus umsoweniger überflüssig erscheinen, da jene Betrachtungen in der That einem in Oestreich und besonders in der Poetenwelt sehr verbreiteten Vorurtheile Ausdruck verleihen. Schon gegen die Charakteristik der beiden deutschen Hauptstädte, als Vertreter von Süd- und Norddeutschland, wird Jeder, der dieselben eben „genau kennt", Mancherlei einzuwenden haben. Was ferner die Rivalität und Feindseligkeit der verschiedenen deutschen Stämme angeht, können wir keineswegs den ideellen Aequator als maßgebend betrachten: sie machen sich geltend zwischen allen einzelnen Ländern und Ländchen, Provinzen, Kreisen und Ortschaften, und nicht Deutschland allein krankt daran. Wer in verschiedenen Gegenden Deutschlands gelebt hat, sah gewiß die gleichen Erscheinungen unter allen Verhältnissen sich wiederholen. Die Mehrzahl der „Fremden" wird stets an allem Ungewohnten Anstoß nehmen und geneigt sein, die von der ihrigen abweichende Sprache, Lebensweise, Küche u. s. w. als einen Beweis niederer Cultur hinzustellen. Der Wiener vermißt überall Graben und Prater und Landpartien, der Dresdener Terrasse und Waldschlößchen, der Münchener seinen Bock, der Berliner die Linden und Kroll und die preußischen Uniformen, und wenn der Letztere sich häufig vor Andern unvortheilhaft bemerkbar macht, so liegt das daran, daß er sich verpflichtet fühlt, Jedermann seine Ansicht mitzutheilen, während die Andern mit dem „Raisonniren" zu warten pflegen, bis sie unter sich sind. Die Behauptung, daß es einem im Süden [illegible] selten gelänge, sich an der Spree volle Anerkennung zu verschaffen, entbehrt so sehr des Grundes, daß die stete Wiederholung derselben in der That unbegreiflich wird. Wir brauchen nur die Namen Halm, Grün, Lenau, Beck, Hartmann, [illegible]



ner u. s. w. zu nennen und dann zu fragen, ob sich unsere östreichischen Poeten wirklich über Mangel an Anerkennung „draußen“ zu beklagen haben? Wenn die Norddeutschen nicht Alles goutiren, was hier in Prosa und Versen zur Welt kommt, wenn sie sich einen Maler wie Gauermann z. B. nicht als Künstlergröße aufdisputiren lassen wollen, so darf das ihnen wol kaum zum Vorwurfe gereichen. Ohne von einzelnen Erscheinungen Schlüsse zu ziehen auf die größere oder geringere Empfänglichkeit für fremdes Verdienst, wollen wir nur einige Parallelen uns gestatten. Die Localstücke unserer Nestroy, Baumann u. A. wandern auch im Norden von Bühne zu Bühne, und das Publicum läßt sich keine Anstrengung verdrießen, dem fremdartigen Dialekt zu folgen, sich in wiener Verhältnisse hineinzudenken; eine norddeutsche Posse dagegen, ohne Abänderung und mit Angabe ihres Geburtsorts auf einer wiener Vorstadtbühne zur Aufführung gebracht, wäre rettungslos verloren; ja sogar die Spielereien des Herrn von Klesheim hat man sich überall gefallen lassen, offenbar doch nur, weil sie „niederöstreichisch“ vorgebracht werden, und nun denke man sich — sans comparaison — ein Dichter wie Klaus Groth wollte den Wienern eine plattdeutsche Vorlesung halten! Daß die östreichische Tagespresse in Deutschland so gänzlich ignorirt werden soll, hat uns überrascht. Uebrigens ist das Verhältniß hier wenig anders. Nur in den größten Cafés der östreichischen Hauptstädte findet man neben der ihr altes Bürgerrecht genießenden „Allgemeinen Zeitung“ etwa die Kölnische, eine berliner und höchstens noch eine leipziger, hamburger oder frankfurter Zeitung. Dazu kommt, daß nur sehr wenigen östreichischen Zeitungen eine selbständige Bedeutung zuerkannt werden kann: „Ostdeutsche Post“, „Oestreichische Zeitung“ (früher „Lloyd“), „Wanderer“, „Triester Zeitung“, „Pester Lloyd“. Das außer diesen täglich erscheinende Papier hat wol ohne Ausnahme entweder rein locales oder provinzielles Interesse, oder verdankt seine Existenz den Feuilletonromanen, deren viele hiesige Blätter zwei oder drei nebeneinander laufen lassen. Und diese sind freilich nicht geeignet, das etwa gegen östreichische Literatur bestehende Vorurtheil zu besiegen. Wir stehen nicht an, diesen seit einigen Jahren mit größter Vorliebe gepflegten wiener Romanen eine durchaus geschmackverderbliche, ja demoralisirende Wirkung zuzuschreiben. Ihre Anziehungskraft beruht auf wahren, pikanten Begebenheiten, bekannten Namen und Persönlichkeiten; von einem Tage zum andern geschrieben, entbehren sie ebenso des Kunstwerths als der sittlichen Grundlage, welche gewöhnlich durch banales Moralisiren ersetzt werden soll. Hätte unsere Belletristik keine andern Vertreter aufzuweisen, so sähe es freilich traurig um dieselbe aus; glücklicherweise liegen aus der neuesten Zeit Leistungen von Kompert, Kürnberger, Meißner vor, welche wenigstens von anderm Streben Zeugniß liefern. Und eben dieser Leistungen Aufnahme seitens der Kritik hat abermals bewiesen, daß das wirklich Tüchtige wol die gebührende Anerkennung findet, auch wenn es aus Oestreich stammt.

Eine alte und allgemeine Klage ist, daß dem östreichischen Buchhandel Unternehmungsgeist fehle. Am häufigsten freilich ertönt dieselbe aus dem Munde gewisser mit Dampf arbeitender Literaten, welche allmonatlich ein neues Opus colportiren, und sie darf daher mit einigem Mistrauen aufgenommen werden. Thatsache ist es indessen, daß die Mehrzahl der östreichischen Verleger, und darunter gerade die bedeutendern Geschäfte, eine sehr einseitige Thätigkeit entwickelt. Brotverlag, d. h. Schulbücher, Compendien u. dgl. und die oben erwähnte niedrigste Gattung der Belletristik — was sich nicht unter eine dieser beiden Kategorien einreihen läßt, ist fast regelmäßig auf die Hülfe ausländischer Verleger angewiesen. Der nachtheilige Einfluß dieses Zustandes zeigt sich nach verschiedenen Richtungen, und neben den sich dem ersten Blick darbietenden ist namentlich hervorzuheben, daß im Lesepublicum ein leichterklärliches Vorurtheil gegen die im Lande gedruckten Bücher platzgegriffen hat und dies wieder den Bestrebungen thätigerer, muthigerer Verleger außerordentlich hindernd in den Weg tritt. Hier ist eine Aenderung sehr vonnöthen. Damit jedoch das Bild nicht gar zu schwarz erscheine, wollen wir zum Schluß einige neue Erscheinungen namhaft machen, welche in jeder Beziehung als würdige Repräsentanten der einheimischen Literatur bezeichnet werden dürfen: Wolf's „Oestreich unter Maria Theresia“, Dudik's längst erwartetes „Iter Romanum“ und eine „Physische Geographie“ von Professor Hummel in Gratz. Auch ein Prachtwerk verläßt dieser Tage die Presse, welches in Hinsicht auf luxuriöse Ausstattung kaum seines Gleichen finden möchte. Ein gebundenes Exemplar des mäßig starken Bändchens Gedichte kommt infolge dessen auf 15 Gulden zu stehen, wenn wir nicht irren, und die Gedichte sind von — Saphir!

In keinem Lande der Welt ist die Zahl der ausschließlich theatralischen Interessen gewidmeten Zeitschriften so groß als in Deutschland, doch wird Niemand behaupten, daß die Sache der Kunst durch dieselben wesentlich gefördert würde. Der Umstand, daß fast alle Theaterzeitungen in erster Reihe Organe und Anzeigeblätter der verschiedenen Theatergeschäftsbureaux sind, beweist hinlänglich, wie wenig auf das Urtheil derselben zu geben sei. Das Eingehen des Gall'schen „Centralorgan“ war deswegen sehr zu beklagen, und es bleibt zu wünschen, daß die seit Anfang dieses Jahres in Wien erscheinende „Monatsschrift für Theater und Musik“, welche eine ähnliche Richtung verfolgt, kräftigere Unterstützung finden möge. Ist auch der Hauptzweck derselben freimüthige, unparteiische Beleuchtung der Kunstzustände an der Donau, so bleibt doch immer noch Raum für dramaturgische Abhandlungen, Kritik dramatischer Erscheinungen und eine ziemlich ausgebreitete Correspondenz, und muß der Werth der verschiedenen Beiträge auch sehr verschieden beurtheilt werden, so spricht sich doch in allen ein ernstes Streben aus, welches von Allen, die es mit der dramatischen Kunst wohl meinen, Schriftstellern und Publicum, unterstützt zu werden verdient. 59.

Deutsche Cultur in Rußland.

Deutsche Dichter in Rußland. Studien zur Literaturgeschichte. Von Jegór von Sivers. Berlin, Schroeder. 1855. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

So wenig bekanntlich jemals Rußland der deutschen Politik (soviel von deutscher Politik überhaupt die Rede sein kann) den Hof gemacht hat, außer etwa zu dem Zwecke, sie für sich zu gewinnen und zu seinem eigenen Interesse zu benutzen und abzunutzen, so war der Einfluß deutscher Bildung und Literatur auf Rußland doch zu keiner Zeit ein geringer. Die ältern Dichter Lomonossow und Derschawin, welche der russischen Kunstpoesie Gesetze und Regeln gaben, lehnten sich ganz an deutsche Vorbilder an; Karamsin, der Begründer der russischen Prosa, war mit deutscher Sprache und Literatur aufs intimste vertraut; Joukowsky (von den Deutschen meist Shukowskij geschrieben) führte Schiller und Bürger in vortrefflichen Uebersetzungen ein und wurde dadurch Stifter der romantischen Schule in Rußland, und in den letzten Decennien haben die meisten jüngern Leute, die nach höherer Bildung trachteten, sich auf deutschen Universitäten gebildet oder wenigstens daheim aus literarischen Quellen ihrem Geiste den Nahrungsstoff deutscher Wissenschaft und Philosophie zugeführt. Besonders ist Moskau der Sitz dieser jüngern Schule, die, was auf den ersten Blick auffallen könnte, sich, außer dem Studium deutscher Wissenschaft, namentlich dem Studium der Hegel'schen Philosophie gewidmet hat. Es ist nun eine eigenthümliche Erscheinung, wie in diesem Sitz des Altmoskowiterthums alle dem geistigen und politischen Fortschritt zugethanen jüngern Leute sich im Namen dieses reinen Moskowiterthums der Waffe deutscher Denkfreiheit bedienen, um, wie sie sagen, den zu drückend gewordenen Despotismus des in Petersburg seßhaft gewordenen deutschen Elements und das von ihm angeblich ausgehende, den

Altrussen verhaßte Polizeisystem zu bekämpfen. Die vielen deutschen Namen, denen der Altrusse auf allen Gebieten, auf dem der Diplomatie, des Militär-, Verwaltungs- und höhern Unterrichtswesens begegnet, mögen der Klage über Zurücksetzung des nativistisch russischen Elements wol einen Schein von Berechtigung geben. Auch ist bereits unter der Regierung des vorigen Zaren eine Art Reaction gegen das Ueberwiegen des deutschen Elements in der Verwaltung eingetreten; daß aber diese Reaction jemals dem Einflusse des deutschen Elements auf die leitenden Kreise in Rußland ein Ende machen werde, ist wol schwerlich zu fürchten, da Rußland seinen ganzen Verhältnissen nach die deutsche Intelligenz höchst nothwendig braucht. Zum Theil bezieht es die deutschen Capacitäten, die es verwendet, aus Deutschland selbst, zum größern Theil aus seinen eigenen Ostseeprovinzen, die, mit Riga, Dorpat und Mitau an der Spitze, als Pflegerinnen deutscher Cultur und Sitte und als Vermittlerinnen zwischen Deutschland und Rußland eine höchst bedeutungsvolle Stellung einnehmen.

Ein Kind dieses deutsch-russischen Gaus, Jegór von Sivers, der selbst unter den deutschen Lyrikern einen bevorzugten Platz einnimmt, hat es in seiner obengenannten umfangreichen Schrift und namentlich in der ausführlichen geschichtlichen Einleitung unternommen, den Einfluß deutscher Bildung und Literatur auf Rußland darzustellen und besonders auch die schon bezeichnete Stellung der deutschrussischen Ostseeprovinzen Allen, welche sich um die so höchst wichtigen internationalen geistigen Bezüge und um die Interessen der „Weltliteratur" bekümmern, vor Augen zu führen. Wir können dem Verfasser hierfür nur in hohem Grade dankbar sein.

Die Verwendung deutscher Kräfte für die Cultivirung Rußlands reicht schon in sehr frühe Zeiten hinauf. Bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts hatten bekanntlich deutsche Kaufleute den Handelsweg nach Nowgorod gefunden, und als um 1477 auch das übrige Rußland von dem Joche der Mongolenherrschaft durch Iwan I. Wassiljewitsch befreit war, berief dieser wie später Iwan II. der Grausame zum Bau von Moskau und zur Verbreitung abendländischer Cultur fremde, vornehmlich aber deutsche Baumeister, Handwerker, Manufacturisten, Künstler und Gelehrte, wodurch der erste Schritt deutscher Civilisation in das Herz Rußlands gethan war. Ganz besonders gebührt aber Peter dem Großen das Verdienst, den Einfluß deutscher Cultur innerhalb Rußlands sichergestellt zu haben. Nicht nur eröffnete er durch die Einverleibung der Ostseeprovinzen in den großen Staatskörper, dem sie, wenigstens nach Sivers' Gutachten, durch ihre geographische Lage unbedingt angehörten, dem innern Rußland ungehinderten Zufluß westeuropäischer Bildung, er berief auch direct aus Deutschland in großer Zahl Werkleute, Bildhauer und Maler, um die Metropole des Nordens aus der Einöde unabsehbarer Moräste hervorzuzaubern, er besetzte hohe militärische Posten mit deutschen Offizieren, er zog deutsche Bergleute ins Land, um die Metallschätze des Reichs auszubeuten, und schickte junge Russen nach Reval, um das Deutsche zu erlernen und durch dasselbe Civilisation in seinen Reichen auszubreiten. Auf demselben Wege fuhren spätere Herrscherinnen und Herrscher, namentlich Katharina und Alexander fort und machten so deutsche Bildung zu einem integrirenden Theile russischer Cultur. Als die Aufgabe des Deutschen bezeichnet es Sivers zum Schlusse seiner Einleitung, fremden Stämmen nicht eine fremde Cultur einzupflanzen, aber die vorhandene gesunde, dem Volke innewohnende Kraft in eigenster Entwickelung zu fördern. „Eingedenk solcher Aufgabe", sagt der Verfasser, „erhält und pflegt der Deutsche seine Nationalität und die mit ihr verschwisterte Bildung, hängt mit Zähigkeit an seiner Volksthümlichkeit und Sprache. Politische Selbständigkeit und Herrschaft, nach der die Deutschen strebten, ward ihnen nicht, aber sie genießen den Ruhm, in humaner Bildung auf erster Stufe zu stehen. Mag der Verlust jener noch so tief uns schmerzen, dieser Besitz ehrt und mächtigt uns." Der Deutsche findet sich mit diesem Troste überhaupt sehr leicht ab, zumal wenn er, wie der Livländer und Elsasser, einem mächtigen, wenn auch der Sprache nach fremden Staatsgebiete angehört.

Den Hauptbestandtheil des Buchs bilden die von Dichtproben begleiteten Biographien und Charakteristiken derjenigen Dichter, welche in Rußland geboren wurden oder einen dauernden oder, sei es auch nur auf Reisen, einen zeitweiligen Aufenthalt darin nahmen. Es befinden sich darunter Namen wie Paul Flemming, Willamow, J. M. R. Lenz, Hamann, Hippel, Herder (der von 1764—69 als Lehrer an der Domschule, dann als Inspector der Petersschule und als Geistlicher in Riga weilte), Friedrich Maximilian von Klinger, Elisabeth von der Recke, Aurelius Feßler, L. H. von Nicolay, August von Kotzebue, Seume, Juliane von Krüdener, Garlieb Merkel, Sophie von Knorring, Ernst Raupach, Wilhelm Smets, Fanny Tarnow, Alexander Freiherr von Sternberg, Minna von Mädler, Elisabeth Kulmann, Alexander Fischer, Verfasser der dramatischen Dichtungen „Masaniello" und „Nausikaa", der sich 1843 in Freiberg in Sachsen das Leben nahm, Richard Wagner, Karl von Holtei, Bodenstedt — eine Versammlung von Dichtern, von denen einige in der Geschichte der deutschen Literatur in erster Reihe stehen, während die Namen der andern doch einen sehr guten Klang oder doch wenigstens überhaupt Klang in Deutschland haben. Auch an originellen und eigenthümlichen Erscheinungen fehlt es unter ihnen nicht.

Namentlich dankbar sind wir dem Verfasser für seine freilich der Anthologie von Ignaz Hub „Die deutschen Dichter der Neuzeit" entlehnten Notizen über die wunderbare, in zarter Jugendblüte verstorbene Elisabeth Kulmann, die fast sämmtliche europäische Hauptsprachen, selbst die altclassischen verstand und in mehren derselben gleichzeitig dichtete, der „kleine hellstrahlende Nordstern", wie Jean Paul sie nannte, für die über Garlieb Merkel, in welchem der Verfasser einen Vorkämpfer der Aufklärung, des Rechts und der Wahrheit verehrt, während in Deutschland selbst sein Name nicht gerade große Sympathie erweckt, für die über Sternberg und über Bodenstedt, die Beide sehr ausführlich behandelt sind. Von Werth sind auch die Reminiscenzen an den genialen Lenz, und es war uns neu, aus der Schrift von Sivers zu erfahren, daß aus Lenz' Feder, nachdem er von seinem Irrsinn bis zu einem gewissen Grade wiederhergestellt war, in Moskau, wo er bekanntlich in tiefstem innern und äußern Elend starb, eine kleine Sammlung poetischer Erzählungen in frivolem Wieland'schen Geschmack gedruckt worden ist, die Sivers jedoch nicht auftreiben konnte. Hier wie an andern Stellen polemisirt Sivers gegen Gervinus und nennt ihn „einer Würdigung genialen Schaffens und Treibens unfähig". Wenigstens hat Lenz für die Unregelmäßigkeiten seines Charakters und die Extravaganzen seines ganz außergewöhnlichen Talents durch sein späteres Schicksal schwer gebüßt. Die Literaturgeschichte kennt seinen Namen, sein Grab kennt Niemand. Sehr beachtungswerth scheint uns bei Sivers die Charakteristik Klinger's, der, wenn auch nicht als Dichter, doch als eigenthümlicher Denker der jetzigen Generation bekannter zu sein verdiente, als er es ist. Klinger's Anschauungsweise hat etwas fast schreckhaft Düsteres, und gerade dieser Zug ist es auch wol, der ihn geeignet machte, sich den eisernen russischen Verhältnissen anzupassen. Seine Grundansicht war, „daß etwas Teuflisches in der menschlichen Natur ist und sich der Oberherrschaft bemächtigt, sobald es nur kann". Oder wie er es ein ander mal poetischer ausdrückte: „Zwei ganz entgegengesetzte Dinge hausen im Menschen, ein Gott und ein Thier, die sich wechselsweise ausspannen und ablösen; zweispännig fährt doch der Mensch in den Hauptmomenten nicht; denn wenn der Gott den Zügel ergreift, steigt das Thier [illegible]rend hinten auf; faßt ihn das Thier, so muß sich der Gott ohnehin gefallen lassen, hinten aufzutreten." In den meisten seiner nachtdüstern Dichtungen sehen wir das Gute im Kampf gegen das Böse unterliegen, ja das Treffliche selbst Quell des Verderbens werden. Man sieht daraus, daß alle Richtungen

der modernen französischen Literatur schon früher bei den Deutschen dagewesen sind. Ein Mann von so eigenthümlicher Auffassung, ein Charakter, dem Goethe selbst seine Achtung zollte, ein Dichter, der mit seinem „Sturm und Drang" gegen Leisewitz' „Julius von Tarent" den Preis gewann und dessen Drama „Der Spieler" das Vorbild war, welches Schiller zu seinen „Räubern" begeisterte, verdiente in der That unserer Generation einmal in einer ausführlichern Darstellung, wir meinen in einer literarhistorischen Monographie, nähergerückt zu werden.

Auch sind wir dem Verfasser dankbar für die Mittheilungen von Notizen aus dem Leben und von Proben der Dichtweise vieler bisher weniger bekannter kur- und livländischer Dichter älterer und jetziger Zeit, da sich unter ihnen oft ganz beachtenswerthe Talente und originelle Charaktere befinden. Unter denen aus früherer Zeit verdient namentlich Karl Gotthard Graß genannt zu werden, der Sohn eines livländischen Landpredigers, der anfangs selbst Landprediger war, aber seinem Berufe und seiner Neigung zur Kunst folgte, seine Heimat verließ und sich in Paris, in der Schweiz, später aber namentlich in Rom dem Studium der Landschaftsmalerei widmete. Er brachte es hierin auch so weit, daß einige Landschaftsbilder von ihm auf der Ausstellung im Capitol (1809) allgemeine Aufmerksamkeit erregten, ja daß der französische Minister Dugerands Auftrag erhielt, einige derselben für den König von Neapel, Joachim Murat, zu erstehen. Graß aber, eine uneigennützige echte Künstlernatur, schlug die dargebotene Summe aus und überließ seine Bilder seinem Landsmanne G. W. von Schroeder für einen weit geringern Preis, weil er sie in seinem Vaterlande aufgestellt wünschte. Sie befinden sich gegenwärtig in dem auf der rigaischen Stadtbibliothek errichteten Kunstmuseum. Graß, der 1814 starb, stand auch mit Schiller in Briefwechsel. Es war uns interessant, aus der Sivers'schen Schrift in Erfahrung zu bringen, daß das allbekannte, zu einem echten Volksliede gewordene und bei Sivers in seinem ursprünglichen Text wieder abgedruckte humoristische Gedicht „Bauer und Maler" (mit dem Anfange „Mein Herr Maler, will er wol" u. s. w.) von Graß verfaßt worden ist.

Einige kleine Berichtigungen möchten wir uns noch erlauben. Schon im „Frankfurter Museum" ist hervorgehoben, daß das bekannte Uhland'sche Frühlingslied mit dem Anfange: „O blaue Luft nach trüben Tagen" in Jegór von Sivers' Schrift als ein Gedicht des kurländischen Liederdichters und Liedercomponisten August Heinrich von Weyrauch abgedruckt worden ist. Mit der in der Einleitung genannten mittelalterlichen Universitätsstadt „Boulogne" ist ohne Zweifel Bologna gemeint. Die in letzter Zeit vielgenannten und namentlich von Eduard Devrient beschriebenen oberbairischen Passionsspiele finden nicht in „Mittenwalden im Oberammergau", sondern in dem im Ammergau gelegenen Dorfe Oberammergau statt. Unter den kurländischen Dichtern fehlt unter andern Karl Hesselberg, dessen poetischer Nachlaß, von dem Pastor Seeberg herausgegeben, 1853 in Mitau erschienen ist. Mit der Ansicht, daß Flemming's Gedichte für unsern Geschmack schon etwas veraltet seien, werden sich wol Wenige einverstanden erklären. Wir fürchten sehr, daß manche gefeierte Lyriker der Gegenwart nicht so lange Farbe halten werden als Paul Flemming.

H. M.

Notizen.

Uhland'sche Balladen in Nordamerika.

Indem wir zu einem literarischen Zwecke mehre nordamerikanische Journale durchblätterten, stießen wir in der „Democratic review" für 1846 auf einen Cyklus ins Englische übersetzter Uhland'scher Lieder und Balladen. Da diese von William Allen Butler verfaßten rhythmischen Bearbeitungen uns sehr gelungen zu sein scheinen, schwerlich aber in Deutschland bekannt geworden sind, so gestatten wir uns folgende Uebertragung von der Ballade „Der Wirthin Töchterlein" als einen Beweis von der innigen Verwandschaft beider Idiome vollständig mitzutheilen:

The Landlady's Daughter.

There rode through the country three gallants so fine,
They came to Frau Wirthin's, who lived by the Rhine.

„Frau Wirthin, and hast thou good ale and good wine?
And how is that beautiful daughter of thine?"

„My ale and my wine are fresh and clear,
But my dear little daughter lies dead on her bier."

And when they were come to the chamber within,
All cold in her coffin the maiden was seen.

The first, from her face the death-veil he took,
And looked at her long with a sorrowful look;

„Oh would thou wert living, wert living" — he said,
„Henceforth I had loved thee, thou beautiful maid."

But the second, he covers the face once more,
Then turns from the sight and weepeth sore;

„Ah! cold as thou liest there on thy bier,
I have loved thee, fair maiden, for many a year."

But quickly the third, he raises the veil,
And kisses her mouth so pale, so pale;

„I always have loved thee, I love thee to-day,
And I swear I will love thee for ever and aye!"

Die Schlußstrophe von der schönen Ballade „Des Sängers Fluch" lautet:

Where once the gardens smiled a dreary desert lies, —
No tree with grateful shadows, no sparkling fountains rise,
No Legend tells the monarch's name, his fame no lofty verse,
Forsaken and Forgotten, — this was the Minstrel's Curse!

Voran geht ein Widmungsgedicht Butler's an Uhland worin die Dichtweise des deutschen Poeten unter Anderm in folgenden Strophen charakterisirt wird:

His is the poetry of sweet expression,
Of clear unfaltering tone, serene and strong;
Where gentlest thoughts and words in soft procession,
Move to the even measures of his song.

Delighting ever in his own calm fancies,
He sees much beauty where most men see nought,
Looking at Nature with familiar glances,
And weaving garlands in the groves of Thought.

He sings of Youth, and Hope, and high Endeavor,
He sings of Love (oh crown of Poesie!)*),
Of Fate, and Sorrow, and the Grave, forever
The end of strife, the goal of Destiny.

He sings of Fatherland, the minstrel's glory,
High theme of memory and hope divine,
Twining its fame with gems of antique story,
In Suabian songs and legends of the Rhine etc.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß Miß Mary Anne Burt von ihren „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets", die erst jüngst in der „Literary gazette" sehr warm empfohlen wurden, im nächsten Frühjahr einen zweiten Band erscheinen lassen wird. So schreibt uns ein literarischer Freund aus Zürich, dem jetzigen Aufenthaltsort der englischen Dame. **H. M.**

*) Wol Anspielung auf Uhland's eigene Worte:
Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.

Berichtigung zu den „Bemerkungen und Berichtigungen zu den «Hebräischen Melodien» in Heine's «Romanzero»" in Nr. 39 d. Bl.

Heinrich Heine hat bei seinen Lebzeiten einen Scholiasten gefunden. Da nun das Publicum einmal mit diesen Glossen bekannt gemacht worden ist, so ist es jedenfalls Pflicht, ihm das Richtige darüber zu geben. Daher folgender Nachtrag: Salomo Halevi Alkabez, Verfasser des Sabbathliedes Lecha Dodi lebte nicht in Frankreich, wo gegen 1500 (richtiger 1550) gar keine Juden wohnten, sondern in Palästina. — Ueber Juda Halevi findet man die ausführlichste Auskunft in Abraham Geiger's „Divan des Castiliers Abul-Hassan Juda ha-Levi" (Breslau, Kern. 1851). — Der „Tausves-Jontof" ist nicht das Werk eines Franzosen aus Evreux im 14. Jahrhundert, sondern es sind die Glossen zur Mischnah von Jomtob Lipmann Halevi Heller aus Wellerstein, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Prag und dann an mehren Orten Polens Rabbiner war, zuletzt in Krakau, an ersterm Orte aber dieses seinen Ruf begründende Werk ausarbeitete. Daß der spanische Disputant unter Peter dem Grausamen aus diesem Buche Beweise bringt, ist ein Anachronismus, der dem Aristarch eine Gelegenheit zur Kritik geboten hätte, die ihm nun leider durch seinen Anachronismus entgangen ist. *)

71.

*) Der Verfasser des betreffenden Artikels in Nr. 39 sandte uns selbst schon früher nachträglich einige Berichtigungen ein, die wir nicht früher mitgetheilt zu haben umsomehr bedauern, da dadurch eine oder die andere der obigen eingesandten im Wesentlichen unnöthig gemacht worden wäre, wie namentlich die erste. Die Berichtigungen des Verfassers lauteten: S. 717, erste Spalte, Zeile 24 von oben, lies: „Palästina" statt „Frankreich". Ebendaselbst zweite Spalte, Zeile 28 von oben, lies: „des Jomtob Lipmann Heller in Prag, welcher nach Steinschneider um 1600 gelebt", statt „des Moses ben Jomtob" u. s. w. bis „bilden".

Bibliographie.

Gotthelf, J., Die Frau Pfarrerin. Ein Lebensbild. Berlin, Springer. 8r. 8. $27\frac{1}{2}$ Ngr.

Hagenberg, J. H., Johanna Sebus. Ein Cultur- und Sittengemälde in Folge des Goethe'schen Heldengedichts. Merseburg, Garcke. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, J. L., Ludwig Tieck. Eine literarhistorische Skizze. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Holtei, K. v., Gedichte. 4te Auflage. Hannover, Lohse. 1856. 8r. 8. 2 Thlr.

Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin. 6te Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Ille, E., Gedichte. Weimar, Jansen u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Kalender und Tagebuch für das Jahr 1856. Leipzig, G. Wigand. 12. 15 Ngr.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von C. W. Hufeland. 7te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 1856. 8. 12 Ngr.

Keller, Henriette Baronin v., Waldemar Wernow, oder: Die Schwestern. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kobell, F. v., Gedichte in oberbayerischer Mundart. 5te Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Köppen, F. v., Wrangel. Gedicht. Berlin, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr.

Kruger, J., Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13. bis zum 5. Jahrhundert vor Christus. Frankfurt a. M., Briner. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Leoprechting, K., Freih. v., Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Maier, Elisa, Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Meyers, A., Der Jude. Nach der 5ten Auflage des englischen Originals. Allen Freunden des Reiches Gottes dargeboten. Frankfurt a. M., Brönner. 1856. Gr. 12. 24 Ngr.

Pfaff, F., Schöpfungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichtes. Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rau, H., Natur, Welt und Leben. Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8r. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reichmann, C., Die Philosophie des wahren Glaubens im Gegensatz der Lüge und des Wahnglaubens. Gedenkschrift der biblischen Wahrheit den Wirren der Zeit gegenüber. Allen evangelischen Christen dargeboten. 1ster Theil. Cassel, Bertram. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Reinbeck, E., Wir sind unsterblich! Unumstößliche Beweise für die Fortdauer des Menschen nach dem Tode und für ein Wiedersehen der vorausgegangenen Lieben im Jenseits. Zum Trost und Beruhigung für Zweifelnde und Trauernde herausgegeben. Leipzig, Friese. 1856. 8. 20 Ngr.

Reineke der Fuchs. 5te Auflage. Mit 12 Illustrationen nach Zeichnungen von L. Richter. Leipzig, Graul. Gr. 16. 1 Thlr.

Ruckdeschel, Die menschlichen Verhältnisse im Lichte des Christenthums und durch Erzählungen dargestellt. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 10 Ngr.

Schaefer, J. W., Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. 2te verbesserte und zum Theil umgearbeitete Auflage. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Albrecht, F., Das Fischerstechen in Ulm zu Ehren der Versammlung der deutschen Alterthumsforscher abgehalten am 20. September 1855. Eine poetische Schilderung. Ulm, Gebr. Rübling. Gr. 8. 3 Ngr.

Amtlicher Bericht über die am 11., 12. und 13. September 1855 zu Heidelberg abgehaltene 13te Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, erstattet von der hierzu ernannten Commission. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Bombardement von Sebastopol am 5., 6. und 7. September. Die Erstürmung des Malakoff und die Besetzung Sebastopols am 8. und 9. September 1855. Dargestellt nach officiellen authentischen Berichten. Hoyerswerda, Erbe. Gr. 8. 5 Ngr.

Hagenberg, J. H., Ob Christ, ob Türke. Eine sympathetische Parallele, als Gegenstück der Sanderschen Schrift „Die Katastrophe im Orient". Merseburg, Garcke. Gr. 8. 10 Ngr.

Leuzinger, F., Die Mitwirkung der Landeskirche zur Besserung der Verbrecher. Ein Vortrag gehalten in der ascetischen Gesellschaft zu Zürich am 7. Juni 1855. Zürich, Höhr. Gr. 8. 9 Ngr.

Marlo, K., Ueber Maaßsysteme und Geld. Kassel, Appel. Gr. 8. 3 Ngr.

Pescheck, C. A., König Ottokar II. und die Begründung der Stadt Zittau 1255. Ein historischer Vortrag beim siebenhundertjährigen Jubiläum der Stadt Zittau, am 20. August 1855 gehalten. Görlitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

59. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden. Siebenter bis funfzehnter Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai 1855 an, sodaß sie bis Ende 1856 vollendet ist.

Das bereits Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

60. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Siebente bis funfzehnte Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

61. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Dreißigstes bis zweiunddreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

62. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertvierundzwanzigstes bis hundertachtundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Nach Vollendung des zehnten Bandes werden nun noch zwei Bände erfoderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen zwölf Bände umfassen und ungefähr binnen Jahresfrist in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

63. **Liebe, Wein und Mancherlei.** Persische Lieder nach **Dschami's** Text zum ersten mal deutsch gegeben von **Moriz Wickerhauser.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

64. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Zweite Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung.

Das bisher Erschienene (Erster Band bis Dritten Bandes zweite Lieferung, Abbinden — Typhus) ist nebst ausführlichen Prospecten in allen Buchhandlungen zu erhalten.

65. **Fortlage (K.), System der Psychologie** als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Zweiter Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht blos die Philosophen von Fach,

sondern auch weitere Kreise interessiren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist. Das vollständige Werk kostet 5 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. 1852. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen dringend nothwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größern Publicum gelesen und studirt zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zwecke vollständig entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **R. L. Friderichs** in Elberfeld ist soeben erschienen:

SHAKSPERE'S WERKE.

Herausgegeben und erklärt von **Dr. Nic. Delius.** Lex.-Format. II. Band. 1. Stück: **Romeo and Juliet.** 16 Sgr.

Mit diesem Stücke beginnt der 2. Band dieses bedeutenden Werkes, der einzigen Shakspere-Ausgabe, die dem Deutschen die Lectüre des großen Britten in der **Originalsprache** möglich macht. Der 1. Band, 54 Bogen gr. Lex.-Form. in elegantester Ausstattung, kostet 4 Thlr. und enthält: Hamlet (24 Sgr.), Othello (22 Sgr.), King Lear (20 Sgr.), Macbeth (18 Sgr.), Timon of Athens (18 Sgr.) und Titus Andronicus (18 Sgr.) **Für die Folge wird jedes Stück nur 16 Sgr. kosten und wie bisher auch einzeln zu haben sein.**

Bunsen's „Die Zeichen der Zeit" in zweiter Auflage.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Zeichen der Zeit.

Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

Erstes Zehend. Briefe an **Ernst Moritz Arndt** über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart.

Zwei Bändchen.

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Briefe Bunsen's, des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, haben in den verschiedensten Kreisen Deutschlands solches Aufsehen erregt, daß bereits wenige Wochen nach ihrem ersten Erscheinen eine **zweite Auflage** nöthig wurde. Sie werden von Freund und Feind als ein Ereigniß betrachtet und verdienen deshalb von Jedem gelesen zu werden, der an den wichtigsten Fragen der Gegenwart irgend Antheil nimmt.

Gottschall's deutsche Nationalliteratur. 2 Bände.

Soeben ist im Verlage von **Trewendt & Granier** in **Breslau** vollständig erschienen:

Die deutsche Nationalliteratur

in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt

von **Rudolph Gottschall.**

Zwei Bände. Gr. 8. 74 Bog. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr.

Gottschall's Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts übergeben wir hiermit vollständig dem literarischen Publicum. Das scharfsinnige Urtheil des Verfassers, seine geistreiche, oft eigenthümliche Auffassung literarischer Erscheinungen ist allgemein schon bei dem Erscheinen des ersten Bandes anerkannt worden. Der zweite Band, welcher uns in die Mitte der Gegenwart führt, wird dieses günstige Urtheil bekräftigen. Scharfe Zeichnung und herrliches Colorit verschmelzen in einer kräftigen, glänzenden Sprache. Man wird durch das Buch erwärmt und belehrt; es ist eine köstliche geistige Unterhaltung. — Das dem zweiten Bande angefügte alphabetische Register über das ganze Werk erleichtert die schnelle Uebersicht des reichhaltigen Stoffs ungemein und liefert den Beweis, daß kaum eine Leistung der Neuzeit auf dem Gebiete der schönen Literatur und Philosophie übergangen ist.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Transkaukasia.

Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.** Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen von

August Freiherrn von Harthausen.

Erster Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neueste Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands" ist bereits von demselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigsten Kritiken gefunden (z. B. in der „Times", „Edinburgh Review", „Examiner" etc.). Auch eine französische Bearbeitung wird vorbereitet. Aus dem vorliegenden deutschen Originale hat das „Ausland" bereits einige Bruchstücke mitgetheilt.

Harthausen's „Transkaukasia" ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen ꝛc., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebensowol die hochwichtige Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus ꝛc. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zunächst mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das sociale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des Patriarchen Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Elborus. Mit dem baldigst erscheinenden **zweiten Theile** ist das Werk abgeschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 49. —— 6. December 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Kritisches Kaleidoskop.

Wir sind mit Lessing überzeugt, daß nur aus einer scharfen Sonderung der poetischen Gattungen der Literatur wahres Heil erblühen kann. Nicht blos Drama, Epos und Lyrik, sondern auch Lied, Ballade, Ode im reinen Stile zu halten, scheint uns die Aufgabe für alle dichterischen Bestrebungen der Gegenwart, denen eine moderne Classicität als Ideal vorschwebt. Nichtsdestoweniger gewährt es der Kritik eine anmuthige Abwechselung, wenn sie einmal ihre strengern Kategorien zu Hause läßt und in die Fülle der Erscheinungen untertaucht, ohne sie nach Gruppen zu sondern und gattungsweise zu analysiren. Dies kritische „Flaniren", dies Herumschlendern auf dem Büchermarkte, wie auf einem bunten Jahrmarkte, hat den Vorzug, daß man rasch ein Bild gewinnt von der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Stoffe, Formen, Tendenzen, die in der Literatur feilgeboten werden. Man wirft sich einmal ziellos in die Flut, welche aus den geöffneten Schleußen der deutschen Meßkataloge einherbraust; eine Flut, welche durch die Schuld der deutschen Verleger eine gefahrdrohende Höhe erreicht hat. Wie schwer bricht sich das Gute Bahn durch die Masse des Werthlosen, das ihm den Markt verengt, umsomehr, als dem zahlreichen Angebote die Nachfrage nicht entspricht, indem die Deutschen zwar eine viellesende Nation sind, aber wenig Bücher kaufen und von dem Ehrgeize, auch die moderne Nationalliteratur zu fördern, fast ganz verlassen scheinen. Solange es nicht, wie in England, Frankreich, Schweden, Ehrensache jedes gebildeten Deutschen ist, die Werke aller namhaften Zeitgenossen in seinem Bücherschranke zu haben; solange die Vornehmsten und Reichsten sich mit beschmuzten Leihbibliothekexemplaren begnügen; solange zu den Weihnachtsgeschenken aufs Gerathewohl, höchstens nach dem Maßstab geschmackvoller Einbände und auf die beliebige Empfehlung des Buchhändlers hin eingekauft wird — solange werden der deutsche Buchhandel und die deutsche Literatur nicht durch ihre eigene Kraft floriren, und es wird vieler Stiftungen und Sammlungen bedürfen, um wieder gut zu machen, was durch die deutsche Lässigkeit im Ankaufe von Büchern verdorben ist. Die deutsche Literatur hat eine allzu ätherische Existenz; sie lebt im Munde des Volks und der Gebildeten, aber nicht in ihren Bücherschränken, und man hört eher hundert Citate, ehe ein mal das citirte Werk selbst als redlich erworbenes Privateigenthum zum Vorschein kommt. Eine geschmackvolle und gewählte Privatbibliothek muß zur Zierde jedes gebildeten Hausstandes gehören, das ist der einzige Weg, den Buchhandel und die Literatur in materieller Weise zu heben. Doch wir wollen uns hier nicht weiter auf das praktische Gebiet einlassen, sondern beliebig hineingreifen in die aufgestapelte Büchermasse, wobei uns Manches in die Hände fällt, das aus Mangel an einer ästhetischen Etikette oder aus andern Gründen schon allzu lange im Untersuchungsarrest des kritischen Urtheilsspruchs harrt.

Da begrüßen wir zunächst eine altdeutsche Göttersage: „Der Hort der Dichtung" *), deren Held Wodan selbst ist, der das heilige Blut des hohen Quasir, den Meth des Gesangs, die ewige Quelle der Dichtung erobern will und auch wirklich durch List zum Ziele gelangt. Wir bewegen uns hier in der altgermanischen Götter- und Mythenwelt, in welcher unser modernes Bewußtsein sich schwer heimisch fühlen wird, so glänzend auch gerade die Resultate der Wissenschaft auf diesem

*) Der Hort der Dichtung. Eine Göttersage in 16 Gesängen. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 20 Ngr.

Gebiete sein mögen. Doch die altdeutsche Symbolik hat etwas Unklares, Trübes, Wüstes; wir können aus diesen Mythen keinen heitern Sinn herausschälen, es bleibt immer ein unerquicklicher Rest phantastischer Bildung. Der griechische „Hort der Dichtung", Apoll, seine Musen und der kastalische Quell, ist jedem unbefangenen Sinne klar; das sind heitere Gestalten und Bilder, die sich selbst erläutern. Doch dieser nordische „Meth des Gesangs", das heilige Blut des hohen Quasir, der von Fjalar und Galar erschlagen worden, das der Riese Suttung in tiefster Kluft vermauert hat und bei welchem Gunlöda, seine blonde Tochter, wacht und trauert, dieser Liedertrank, der in drei Gefäßen, Odhrörir, Bode und Son, steht, in einem Kessel und zwei Fässern, macht einen wenig poetischen Eindruck. Wozu die drei Gefäße? Wozu der Kessel und die Fässer? Wozu Zahlen und Formen, wenn sie nichts bedeuten? denn als poetisches Bild hat dieser Apparat des Bierbrauers doch geringen Reiz. Daß Wodan den Kessel und jedes Faß, zum Schrecken der blonden Gunlöda, mit einem Zuge leert, zeugt von seiner göttlichen Kraft, wie es von seiner List zeugt, mit dem trefflichen Bohrer Rati ein Loch in den Felsen zu bohren und als Wurm in die Fuge zu schlüpfen. Wir wollen indeß den Sympathien keines Lesers vorgreifen und bemerken nur, daß die Dichtung selbst in einer außerordentlich gefälligen und gewandten Form abgefaßt ist und im Einzelnen anmuthige Schönheiten darbietet. Schon die Ouverture in Walhalla: „Wodan's Gelübde", ist voll Schwung und Kraft, lieblich Gunlöda's Arie im Felsenkerker, ihr Duett mit Wodan: „Der Betrug", hat einen in kühnen Daktylen anmuthig schwebenden Schwung, und die Stanzen in „Der Nornen Trost" sind schön gebaut und in klaren Reimen austönend. Das Ganze macht den Eindruck einer poetischen Studie, die als solche gelungen ist; doch sollten unsere Dichter die altdeutsche Götterwelt den germanistischen Gelehrten überlassen. Die unreifen Gestalten der nordischen Volksphantasie in ihrer wilden Kraft und Roheit lassen sich einmal schwer auf den Horizont unserer modernen Bildung visiren; und das ist eine der ersten Anfoderungen, die man an einen Dichter unserer Zeit machen muß.

Was M. A. Niendorf mit seiner thüringischen Sage „Liebenstein"*) gewollt hat, ist uns nicht recht klar geworden. Der Dichter der „Hegler Mühle", einer märkischen Idylle, hat sich hier zur Unzeit auf das romantische Gebiet verirrt. In der etwas herben, uncorrecten Form dieses Dichters will die mittelalterliche Nachdichtung mit Kapellanen, Feen und Falken nicht recht ansprechen. Das ist Alles hundert mal dagewesen, und wenn es einem wieder aufgetischt wird, verlangt man wenigstens eine ansprechende Form. Der affectirt minnigliche Ton, der besonders an einzelnen Stellen durchbricht, macht ebenso wenig einen wohlthuenden Eindruck. Z. B. der Held, ein Jüngling mit dem Falken, geht in den Wald zu jagen; doch vergißt er des Jagens bald in des Lenzen erster Freude:

> Und bei des Finken frohen Schlägen
> Thät' auch des Jünglings Lust sich regen:
> „O habe, Holde meiner Seelen,
> In deinen Hulden mich allein!
> Es zog der Lenz mit süßem Quälen
> In meinem Herzen wieder ein.
> Frau Minne, Minne, hilf du mir,
> Ich will's, Frau Minne, danken dir,
> Ich will von deiner Macht erzählen."
>
> So sang er fröhlich durch den Tann,
> Der Strophen zweite hub er an:
> „Du süßer Lenz, was wirst du klagen,
> Wenn gnädig mir kein rother Mund,
> Der du in diesen Wundertagen
> Den ganzen Hagen machst gesund?
> Frau Minne, Minne, hilf du mir,
> Ich will's, Frau Minne, danken dir,
> Ich will von deinen Gnaden sagen!
>
> Zum Dritten hob er seinen Sang,
> Daß all der holde Wald erklang:
> „Frau Minne, wollst du die mir senden,
> Die recht zu Wunsch ist angethan!
> An rothem Mund und weißen Händen,
> Da liegt mein' Herznoth selig an.
> Frau Minne, Minne, hilf du mir,
> Ich will's, Frau Minne, danken dir,
> Ahi, wie wollt' ich nimmer enden!

Wer dieser Poesie, dieser Nachbildung der Minnelieder Geschmack abgewinnen kann, der wird auch vielleicht die Frau Hulda, die ihn „[illegible]" fortzieht, und den guten Falken, welcher seinen Ritter auf die sonderbaren Eigenthümlichkeiten der geliebten Frau Hulda aufmerksam macht, bis dieser, betrunken von ihrer nackten Schönheit, ins Wasser nachspringt und, nachdem ihm der Leib „durch Wollen" „weich und warm" gerieben ist, so weit zum Bewußtsein kommt, daß er mit seiner ewigen Sehnsucht bis zum Tode den Klausner spielt, der wird auch den Prolog und Epilog, dessen Held der Schloßkaplan ist, vielleicht mit günstigern Augen ansehen, als wir es im Stande sind, die wir diesen mittelalterlichen Jargon für keine Bereicherung des deutschen Stils halten können und überdies von der Ansicht ausgehen, daß die Zeit Fouqué's vorüber ist und daß seine verspäteten Epigonen lange nicht den Reiz und die Anmuth erreichen, welche z. B. seine „Undine" auszeichnet. Auch scheint es uns ungehörig, einen einfachen Balladenstoff, der sich, trotz seiner [illegible] — denn die Tanhäuserei ist jetzt im Schwange — in einer lakonischen, gefeilten Form erträglich ausnehmen würde, zu einer poetischen Erzählung breitzuschlagen, deren Fäden überhaupt so ungewandt geschlungen sind, daß man den Zusammenhang des Ganzen fast [illegible].

Da ziehen wir einen Minnesänger wie Hoffmann von Fallersleben *) vor, der nicht in affectirter [illegible] Weise radebrecht, sondern nur die alte Weisheit und

*) Liebenstein. Eine thüringische Sage von M. A. Niendorf. Berlin, A. Duncker. 1853. 16. 12 Ngr.

*) Lieder aus Weimar von Hoffmann von Fallersleben. Hannover, Rümpler. 1856. 16. 15 Ngr.

Keuschheit des Empfindens zu treffen sucht. Es ist wahr, der einfache, schlichte Ton der „Lieder aus Weimar" streift hier und dort an das Triviale; diese Gefühle, so hübsch sie ausgedrückt sind, kommen uns so bekannt vor; wie schwer ist es, Liebes- und Frühlingsempfindungen in der ausgebeuteten Liederform einen neuen Reiz und Schimmer zu verleihen! Dennoch gelingt es dem Verfasser oft, einen Ton anzuschlagen, der unmittelbar und voll aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht, und die Erinnerung an den großen weimarer Liederfürsten Goethe wachzurufen, der auf diesem Gebiete unerreicht dasteht:

Meine Freude war die Rose,
Aber ach! sie blüht nicht mehr:
Meine Hoffnung ist verschwunden,
Meine Welt ist freudenleer.

Für die Freuden fand ich Schmerzen,
Leiden fand ich für das Glück.
Meine Rose schwand und ließ mir
Nichts als Dornen nur zurück.

Rosen bringt der Frühling wieder,
Aber meine Rose nie.
Blüht, ihr Mädchen, wie die Rosen!
Nimmals blühet ihr, wie sie.

Dies ist ein liebenswürdiges Lied von musikalischem Schmelz. Ein unbefangener, fröhlicher Sinn, ein heiterer Lebensmuth spricht sich auch in den meisten andern aus. Wie zartgefühlt ist das Lied:

Eine Blum' ist aufgegangen
In dem öden Erdenreich,
Und mein Sehnen und Verlangen
Kreist um sie dem Falter gleich.

Und es hüpfet wie zum Reigen
Meine Hoffnung wonniglich:
Glück und Leben ist mein eigen,
Denn die Blume blüht für mich.

Welche Horazische Lebensweisheit athmet uns aus dem Gedicht „Zeitvertreib" entgegen:

Weil sich nicht halten läßt,
Was uns der Himmel beut,
Haltet die Stunde fest,
Wo sich das Herz erfreut.

Sorgt, wenn ihr fröhlich seid,
Daß ihr es lange bleibt!
Heisa! vertreibt die Zeit,
Ehe sie euch vertreibt! u. s. w.

Solche heitere niedliche Pointen sind überall durch diese weimarer Lieder und auch durch die plauderhaften Hoffmann'schen Makamen zerstreut, welche den Schluß des Bändchens bilden. Wir können daher den alten Minnesänger nur willkommen heißen, wenn auch seine Empfindung sich hin und wieder in ausgefahrenen Gleisen bewegt, und empfehlen besonders den deutschen Componisten diese Sammlung von Liedern, deren einschmeichelnder Tonfall die musikalische Begleitung herausfodert.

Indem wir unser kritisches Kaleidoskop schütteln, tritt uns jetzt eine mit dem wandernden Sänger der heitern Minne und Lebenslust seltsam contrastirende Erscheinung entgegen. Uns fällt der Roman „Laura" von George Sand *) in die Hände. George Sand und Hoffmann von Fallersleben, welche Gegensätze! Hier die schlichte, einfältige Liebe, die von keinen Vermittelungen des Lebens, von keinen Problemen der Gesellschaft etwas weiß, die wie die Vögel im Walde ihr einfach Empfinden in die Welt hinaussingt; dort die Anatomie der Liebe, die schärfste Analyse der socialen Verhältnisse, welche sich auf sie beziehen, ein verwegenes Eindringen in die verborgensten Mysterien des Herzens! Hier der deutsch-biedere Sinn, die Ergebung in das verhängte Lebensloos; dort ein Rütteln und Schütteln an den vorhandenen Institutionen, eine skeptische Auffassung der Welt und doch wieder eine so lebendige Religiosität der Leidenschaft! Bei jedem neuen Werke der George Sand müssen wir die planvolle Einfachheit der Anlage, die künstlerische Durchführung bewundern. Sie besitzt eine große Meisterschaft in der feinsten Dialektik des Herzens und weiß daher durch die einfachsten Entwickelungen eine anhaltende Spannung hervorzurufen. Oettinger sagt in der Vorrede zu diesem Roman:

Die Grundfarbe aller ihrer Werke ist wahre, große, uneigennützige Liebe und ein unversiegbarer Haß gegen den ewigen Feind der wahren, freien, fessellosen Liebe, gegen die Ehe, in der sie, leider nur mit allzu großem Rechte, das Grundübel, den Krebsschaden, die heimlich versteckte Psora der menschlichen Gesellschaft erkennt.

Diesen unversiegbaren Haß gegen die Ehe können wir gerade in „Laura" nicht finden. Die Verfasserin schildert zwar eine frühere, wenig glückliche Ehe ihrer Heldin nicht ohne jene aus ihren eigenen Erfahrungen fließende Vorliebe für schroffe Darlegung der Disharmonie, aber sie führt am Schlusse doch ihre Laura in den Hafen einer glücklichen Ehe. Laura ist eine trauernde Witwe, die fast bis zum Irrsinn trauert über den wenig geliebten Gatten. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich durch die feinschattirte Zeichnung des Charakters, auf welchem der Druck der socialen Verhältnisse lastet, dessen unendliche Liebesbedürftigkeit, unterdrückt und unbefriedigt, gleichsam in einen Starrkrampf des Gemüths ausartet. Mit eigenthümlicher Magie weiß George Sand uns eine solche moderne verzauberte Prinzessin zu schildern, die des Erlösers harrt, gefesselt und behütet von Riesen und Drachen, die, wie es einmal in der modernen Welt nicht anders ist, nur Gebilde des eigenen Gemüths sind. Doch unsere Andromeda findet ihren Perseus. In ihrer einsamen Villa, wohin sie sich vom älterlichen Schlosse vor den Belästigungen der Gesellschaft und einer altadelig gesinnten Mutter gerettet, lernt sie ein junger Edelmann kennen, um den ebenfalls ein gewisses Geheimniß schwebt. Von vermögenden Aeltern stammend, ist er dennoch durch seine Liebe zur Kunst bewogen worden, mehrmals öffentlich aufzutreten, ohne indeß auf einen

*) Laura. Ein Roman von George Sand. Nach der Handschrift des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von August Scheler. Mit einer Einleitung von E. M. Oettinger. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Brüssel, Schnée. 1864. 8. 1 Thlr.

pecuniären Gewinn Anspruch zu machen. Dieser Edelmann entflammt die Liebe und Leidenschaft in Laura's Herzen, deren Entstehung und Wachsthum mit psychologischer Meisterschaft geschildert ist. Während bisjetzt der Hauptaccent auf der innern Entwickelung ruht, greifen nun auf einmal die Mächte der äußern Welt in den Fortgang der Handlung ein. Laura's Mutter, die Marquisin, tritt mit aller Entschiedenheit dieser Verbindung entgegen, weil der Edelmann sein Wappenschild durch sein öffentliches Auftreten vor dem Publicum befleckt habe. Laura selbst ist noch so weit im Vorurtheile befangen, daß sie dies künstlerische Debüt nur damit entschuldigen kann, daß d'Argères — dies ist der Name des Edelmanns — aufgetreten ist, ohne ein Honorar zu verlangen, und der Kunst gleichsam mit reinen Händen gedient hat. Laura bedarf daher, im Geiste der Verfasserin, noch eines Läuterungsprocesses, um des Geliebten würdig zu werden. Es werden zwei große Hebel der modernen Gesellschaft eingesetzt: die Börse und das Theater. Die Börse, unter Ludwig Napoleon wie unter Ludwig Philipp das Alles verschlingende Ungeheuer des neuen Frankreich, nicht blos das Barometer der Weltgeschichte, sondern selbst ein nicht unblutiges Schlachtfeld derselben, verschlingt auch das ganze bedeutende Vermögen unsers Helden, das dieser in den Händen eines befreundeten Börsenspeculanten zurückgelassen. Der Zufall will, daß er, um einem Wunsch der Geliebten zu genügen, Tags vorher von einem Freunde ein Nachbargut an sich gekauft und durch den Verlust seines Vermögens unfähig gemacht wird, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Was bleibt ihm übrig, als jetzt seine Begabung für die Kunst auch im Interesse des Gelderwerbs auszubeuten, als sich bei der pariser Oper als Tenorist engagiren zu lassen? Ein deutscher Tenorist würde freilich etwas längere Zeit brauchen, um sich ein Rittergut zu ersingen, d'Argères bringt es in drei Jahren dazu. Doch der Haupterfolg ist die rasche Bekehrung seiner Geliebten, welche nach Paris geeilt ist, um den ersten glänzenden Triumph des Künstlers im Theater durch ihre feurige Huldigung zu krönen. So ist die Polemik der Dichterin in diesem Werke weniger gegen die Ehe gerichtet, wie es am Anfang scheinen mag, als gegen sociale Vorurtheile, welche von der Kunst und der Liebe überwunden werden.

Wenden wir uns aus dieser Welt gesellschaftlicher Krisen, aus dieser unruhigen Dialektik des französischen Lebens wieder den friedlichen Gebilden deutscher Phantasie zu, so stoßen wir zunächst auf die beliebten Märchendichtungen, die bald mit größerm, bald mit geringerm Anspruche auf poetischen Werth auftreten. Oft weiß man nicht, für welches Publicum diese Märchen geschrieben sind. So ergeht es uns mit den „Märchen" von Moringen *), selbsterfundenen Prosamärchen, die für ein Publicum von Erwachsenen zu kindlich sind und für Kinder wieder etwas zu weitschweifig, zu ausgemalt. Der naive Ton ist wol meistens gewahrt; aber die Erfindung z. B. in der „Geschichte vom blinden Kathrinchen" zu willkürlich, in der „Engelsharfe" zu sentimental. Am besten entworfen und ausgeführt erscheint uns noch das Märchen „In dem Berge", in welchem wir durch ein lebendig gewordenes Edelsteincabinet geführt werden und die Diamantprinzessinnen, die Saphirkönige, die Rubinkönige, die Erdmännchen, den Eiskönig und viele andere unterirdische Würdenträger kennen lernen. Auch erfahren wir einiges Nähere über die Entstehung des Silbers, des Goldes, z. B.:

> Neben dem großen Silberthor war eine Felsenspalte, da brausete das Wasser herab, zwischen Mühlrädern durch, die gegeneinandergingen, sodaß das Wasser ganz in glänzenden Schaum verwandelt wurde. Den Schaum fingen die Silbermännchen auf, ehe er vergehen konnte, und thaten ein weißes Pulver dazu und kneteten ihn in Hast und Eile und hämmerten darauf und warfen ihn von Hand zu Hand, und es war ein Klopfen und Recken und Strecken, wunderlich zu sehen, und endlich war das Silber fertig und wurde weggefahren in den Berg.

Oder im Reiche der Goldmännchen:

> Es war da ein großer Spiegel in dem Gestein eingefügt, der war voller Glanz. Das sind Sonnenstrahlen, sagte der König, die werden hoch oben auf dem Berge, wo eine Spalte ist, mit einem andern Spiegel aufgefangen und werden herabgeleitet in die Erde, von Spiegel zu Spiegel, bis sie in diesen Spiegel fallen; das ist der Hauptspiegel, der ist vom feinsten Bergkrystall, und die Strahlen brennen darin wie Feuer und sind schon ganz dick. Die Goldmännchen standen bereit, und wie die Strahlen aus dem Hauptspiegel hervorstrahlten, wurden sie in kleinen Spiegeln aufgefangen und wurden darin gerüttelt und geschüttelt und ein gelbes Pulver dazu gethan, und dann wurden sie herausgenommen und geknetet und gereckt und gestreckt und gingen von Hand zu Hand und kamen in das Hammerwerk, wo sie gehämmert wurden, und endlich war das Gold fertig und wurde fortgefahren in den Berg.

Diese etwas gesuchten Spielereien der Phantasie haben einen schweren Stand in einer Zeit, in welcher die Naturwissenschaften so große volksthümliche Geltung gewonnen und man allgemein darauf bedacht ist, einen klaren Einblick in den Haushalt der Natur und in das Wesen des Bergbaus und aller Gewerbe zu gewinnen. Auf der andern Seite haben diese Märchen in ihrer alttreuherzigen Darstellungsweise nicht die Eleganz, welche erfoderlich ist, um auf den Toilettentischen ästhetisirender Damen zu prangen.

Hierzu gehört heutzutage ein poetisches Festkleid, wie es z. B. die „Liande" von Julius Schanz *) besitzt. Diese „Liande" ist eine neue Metamorphose der Fouqué'schen „Undine", ohne die schalkhafte Naivetät und reizvolle Sinnigkeit, die Fouqué dieser Gestalt zu geben wußte. Liande, die schönste Nymphe, das Lieblingskind des Wasserfürsten, belauscht ein Liebespaar am Ufer des Sees, und vom Anblick seiner Seligkeit begeistert, tritt sie vor ihren Vater hin:

> Laß, Vater, laß mich ziehen,
> Mich treibt es erdenwärts,
> Nimm mir mein ewig Leben,
> Gib mir ein Menschenherz!

---

*) Märchen von F. von Moringen. Berlin, Decker. 1854. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

*) Liande. Eine Märchendichtung von Julius Schanz. Zwickau, Richter. 1855. 16. 1 Thlr.



Trotz der Warnung des Vaters besteht sie auf ihrer Bitte und erhält auch die Erlaubniß, „ins Reich der Sonne zu ziehen“. Sie geräth zuerst in ein Kloster, wo sie natürlich nichts von Dem findet, was ihre Sehnsucht nach der Erde erweckt hat. Glücklicherweise wird ein schiffbrüchiger Prinz Azor an den Strand geworfen, von einem Fischer gerettet und von der Klosternovize gepflegt. Liande liebt ihn; sie verläßt das Kloster; er entführt sie nach dem Süden in sein Fürstenschloß. Sie leben glücklich und in Freuden, bis der Fürst in den Krieg zieht und dort anderweitige Eroberungen macht. Er nimmt zu einer List seine Zuflucht, indem er als Sterbender an seine Gattin einen wehmüthigen Scheidebrief sendet, während er, wie der Papa Wasserfürst seiner menschgewordenen Tochter enthüllt, in den Armen anderer Geliebten in fremden Landen schwelgt. Darüber läßt uns der Dichter indeß im Unklaren, ob er auch sein Land im Stich läßt und in seinem Leichtsinne so weit geht, über Regierung, Succession u. dgl. nichts zu bestimmen. Doch Politik gehört ein für alle mal nicht in eine Märchendichtung, und auch ein scheintodter Fürst kann in Märchenlanden ruhig fortregieren. So büßt die Wasserfee den thörichten Wunsch nach einem „Menschenherzen“; sie stirbt aus Gram über die Untreue und den Verrath. Der Papa Wasserfürst aber rächt sie an dem Verräther, indem er ihn in seinen Fluten begräbt. Wir sehen, die Erfindung der Dichtung ist nicht gerade neu und beruht auf beliebten und verbrauchten Combinationen. Desto geschmackvoller ist die Form, die sprachliche Einkleidung. Die Reime und Verse sind tadellos, die Schilderung erhebt sich an einigen Stellen zu dichterischer Schönheit, und es ist nur zu bedauern, daß der Stoff selbst so verbraucht ist.

Der Dichter der „Liande“ macht uns in den „Gedichten von James Henry“ *) mit einem englischen Poeten bekannt, der sich mit folgenden Versen dem Publicum vorführt:

> Du willst, o Leser, gewiß mir gerecht sein;
> Du stellst, ich hoffe, meinen Sang
> Nicht mit Longfellow oder Byron,
> Pope oder Dryden in einen Rang.
>
> Ich mag den zweiten Lorber nicht ernten,
> Mir ist die Herzogswürde kein Lohn,
> Diese Hand ist für ein Scepter geschaffen
> Und diese Stirn' für eine Kron'.
>
> Die Bühne hat der Könige vier,
> Das Epos auch hat deren drei,
> Zwei Throne haben der Lyra Meister —
> Zu besteigen den zehnten bin ich so frei.

Dagegen verschwindet freilich Horaz, August Wilhelm Schlegel und Platen, welche doch alle eine starke Ueberzeugung von ihrem dichterischen Werthe in sich trugen. James Henry setzt sich selbst die Krone auf; doch ist er freilich bisjetzt ein König ohne Land; und weder in England noch in Deutschland hat ihm der „beschränkte Unterthanenverstand“ eine begeisterte Huldigung gestammelt. Wir erfahren, daß die Hälfte der übersetzten Gedichte bisjetzt noch nicht in der Originalsprache erschienen und also dem englischen Volke noch nicht die vollkommene Gelegenheit geboten ist, einen so secundären Dichter wie Lord Byron gegen James Henry gebührend herabzusetzen.

> Trink', o Flieg', in vollen Zügen,
> Ich vergönn' dir dein Vergnügen —

singt unser Dichter (S. 12), und wir stimmen ihm gern bei, auch wenn er singt:

> Eins ist groß, das And're kleiner,
> Doch uns Alle schuf nur Einer.

Dagegen sind wir doch anderer Ansicht, wenn er fortfährt:

> Und in seinem Auge wiegen
> Menschen schwerer nicht als Fliegen.

Eine gewisse Rangordnung unter den Geschöpfen wird wol auch vor dem Schöpfer gelten. Die Kritik aber muß Unterschiede machen und rechnet z. B. Lord Byron zu den „Menschen“, vor denen sie den Hut abnimmt und James Henry zu den „Fliegen“, denen sie mit der Fliegenklatsche naht. Sie würde diesen ephemeren Dichtungen vielleicht hin und wieder einiges billige Lob zutheil werden lassen, wenn nicht die Jubelouverture mit den Pauken und Trompeten des Selbstlobes zu herausfodernd erklungen wäre, als daß man sich nicht gedrungen fühlte, den strengsten Maßstab anzulegen. Julius Schanz bemüht sich in der Vorrede, die verschiedenen Gründe darzulegen, warum James Henry bisjetzt weder in Deutschland noch in England sehr bekannt geworden. Seine Werke sind nicht um des Gewinns willen geschrieben, sondern nur als Geschenke zu erhalten; er hat sich nie herabgelassen, durch Schmeicheleien die Gunst einflußreicher Literaten zu suchen; er hat sich niemals einer politischen Partei angeschlossen, und vierter Grund ist endlich der: „daß seine Schreibweise durchaus original ist und er in der Literaturgeschichte der civilisirten Völker mit keinem einzigen Dichter oder Schriftsteller eine Aehnlichkeit hat.“ Dieser letzte Grund würde wol eher dazu dienen, einen Autor berühmt zu machen. Alle diese Gründe sind „wohlfeil wie Brombeeren“, und Schanz hätte sich nicht die Mühe nehmen sollen, sie abzupflücken; denn der Hauptgrund der Unberühmtheit Henry's ist einfach der, daß seine Gedichte zu mittelmäßig sind, um dem Autor Renommée zu verschaffen, selbst wenn er sie für Geld verfaßt, allen einflußreichen Literaten der Erde geschmeichelt und allen politischen Parteien der Reihe nach angehört hätte. Sonderbarkeiten eines poetischen Spleen genügen dazu nicht, ebenso wenig einzelne glückliche Wendungen und gelungene realistische Genrebildchen. Wir wenigstens schenken ihm gern alle Lerchenlieder: „Ptsit, ptsit, pteril“, alle melancholischen Reflexionen über Schlaf und Wachen, Gewißheit und Ungewißheit, über die „Marionette“ Mensch, alle Romanzen und Epigramme, wenn wir auch nicht verkennen, daß sich hier und dort mancher originelle Ausdruck einer einsiedlerisch brütenden Stimmung findet, und wenden uns mit Vor-

*) Gedichte von James Henry. Deutsch von Julius Schanz. Mit dem Porträt des Verfassers. Dresden, Meinhold und Söhne. 1864. 16. 21 Ngr.

liebe jenen kleinen technischen oder, nach englischem Ausdrucke, philosophischen „Gedichtchen" zu, in denen der Autor Gegenstände des häuslichen Comfort feiert, wie z. B. die „Stearinkerze":

Der dritte in dem Bunde meiner Götter
Sollt' der Erfinder des Stearinlichts sein,
Der mir vergönnt, die langen Winternächte
Dem Studium zu weih'n, bei einem Licht,
Das weder flackert, den Geruch beleidigt,
Noch auch, wenn tausend Meilen oder Jahre
Entfernt ich schweife, mich von Zeit zu Zeit
Als wie ein wildes Kind der Mutter Hand
Zum Putzen oder Reinigen herbeiruft;
Das hell, geruchlos und beständig brennend,
Civilisirter als der Talg und wen'ger
Kostspielig als das Wachs mir just gewährt,
Was ich bedarf, und nichts dagegen fodert.

Welche praktische Poesie! Man höre das Loblied auf den Kaffee, das wie eine poetische Illustration zu Moleschott's „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" aussieht.

Kaffee, Kaffee sei dein Trank,
Wenn dir Herz und Seele krank,
Kaffee stark und unvermischt,
Der in heißer Kanne zischt.

Gieß' ihn aus — wie schön zu schau'n
Dieser Springquell hell und braun,
Wenn er bogenförmig quillt
Und die weiße Tasse füllt.

Obertass' und Untertass'
Fülle reich ohn' Unterlaß,
Nicht beim Weine herrscht mein Wink
So, als wenn ich Kaffee trink'.

Ist der Kaffee schlecht, so thu'
Rahm und Zucker reich hinzu,
Wenn er rein und gut dir schien,
Laß in seiner Reinheit ihn. — —

Jetzt ist Herz und Geist gesund
Und es fliegt um's Erdenrund
Meine Phantasie und kehrt
Gleich der Biene süß beschwert u. s. w.

Schlecht ergeht es dagegen dem Thee:

Willst du werden schwach und blaß,
Trinke Thee ohn' Unterlaß,
Ob er stark sei oder leicht,
Bald er dir die Wange bleicht. — —

Trinkst du schon am Morgen Thee,
Ist den ganzen Tag dir weh,
Schwach im Magen, windig, schwer
Und wie voll, obschon er leer u. s. w.

Diese diätetischen Gedichte sind sonderbar genug und athmen an einzelnen Stellen einen ganz gesunden Humor, sodaß man fast auf den Gedanken kommt, James Henry habe sich mit seiner poetischen Königswürde nur einen Spaß gemacht, um das Publicum zu verblüffen. Doch das ist in Deutschland nicht so leicht, und die Kritik antwortet auf „Puffs" mit „Püffen".

Wenn James Henry zu praktisch ist, so ist ein anderer Dichter, F. M. Hessemer*), dagegen zu abstract, wie dies schon im Titel seiner Liedersammlung ausgedrückt ist. Es ist für die Poesie gleich unvortheilhaft, zu solchen hauswirthschaftlichen Details herabzusteigen, wie Henry, als sich zu den Allgemeinheiten eines wenn auch geläuterten Glaubens zu erheben und rationalistische Reflexionen in Verse zu bringen. Dies gilt indeß nur von der ersten Sammlung: „Gott, Welt und Mensch", in welcher das concrete poetische Leben zu sehr in allgemeine Gedankenbestimmungen verflüchtigt ist, wenn auch einzelne Stellen an Sallet's Kraft und priesterlichen Ernst erinnern. Es ist dem lyrischen Prediger der unbekannten Gemeinde Ernst mit dem Streben des Menschen nach Wahrheit, nach Vollendung, mit dem Vertrauen auf die eigene Kraft:

Sich in seiner Kraft beweisen
Ist vor Gott das reinste Glück —

mit einer vernünftigen Weltanschauung; aber wenn auch die Verse:

Forschung nur erhebt zur Klarheit
Uns'res Sehnens irren Lauf,
Und ein kleinstes Körnchen Wahrheit
Wiegt den Reichthum aller Bilder auf.

als Worte eines Denkers volle Geltung haben, so ist doch diese Bilderstürmerei im Munde eines Dichters, dem das Bild, wenn auch in anderer Weise, zum Ausdrucke des Gedankens wird, von zweifelhaftem Werthe. Es ist über die erste Sammlung eine gewisse Nüchternheit und Farblosigkeit verbreitet, welche, trotz der fließenden Verse und des gewandten sprachlichen Ausdrucks, doch zu sehr des Schwungs und der dichterischen Anschauung entbehrt. Daß dem Dichter indeß auch frische Farben zugebote stehen, beweisen viele Gedichte der dritten Sammlung: „Natur, Leben und Bewußtsein", in denen der Dichter sich dem Reize der Welt und ihren wechselnden Bildern hingibt, z. B. „Waldesrauschen":

Wie mag ich gern den Wald durchschreiten,
Wo festgebannt die Stämme steh'n,
Wenn über mir aus fernen Weiten
Des Sturmes Flügelschläge weh'n,
Der Bäume Gipfel schwanken rauschend,
Die Zweige schlagen dröhnend an —
Ich aber wandle friedlich lauschend
Und still geborgen meine Bahn —

oder: „Novemberlied":

Wie fremd ist uns die Welt geworden,
Verödet liegen Feld und Wald,
Was nicht die nächt'gen Fröste morden,
Erstickt des Tages Nebel bald.
Sind gelb die Zweige dort zum Verenden?
Sind roth die Blätter hier vor Scham?
O Todtenkranz, da schlummertrunken
Schon alles Leben Abschied nahm.

Im Ganzen durchweht das Buch ein kräftiger, sittlicher Geist, und auch das moderne Bewußtsein, ohne welches sich kein bedeutender Dichter der Gegenwart denken läßt, ist in dem Verfasser lebendig:

Wem die Vergangenheit Genüge,
Befriedigung der Seele bringt,
In frommer Täuschung oder Lüge —
Er freue sich, wenn es gelingt;

*) Lieder der unbekannten Gemeinde. Von F. M. Hessemer. Leipzig, Brockhaus. 1854. 16. 24 Ngr.

Wir aber seh'n in diesen Tagen
Des Menschengeistes Wunder an,
Und nicht beschämt, nein, freudig wagen
Wir auch im Glauben uns voran.

Die Welt ist Gottes und die Zeiten,
Und jede Zeit ist seine Zeit;
Schon seh'n wir in der Erde Weiten
Ein höh'res Maß der Frömmigkeit,
Und immer wächst es fort im Ganzen,
Nach Gottes Willen, reich und voll,
Daß wir lebendig weiter pflanzen,
Was weiter sich gestalten soll.

Dies Bewußtsein scheint auch den Dichter des Romans in Bildern: „Volkmar" *), zu beseelen, einer dithyrambischen, fragmentarischen Faustiade; denn sein Held spricht als Maler die Tendenz aus, die neue Zeit mit ihren mächtigen Gedanken und Thaten zu erfassen und zu gestalten, und die Dichtung selbst, mag sie nun in Deutschland, Algier oder Nordamerika spielen, bewegt sich auf dem Boden und in den Kämpfen dieses Jahrhunderts. Doch ist der künstlerische Zusammenhang des Ganzen allzu locker und auch die Form zu zerrissen, um einen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen. Die Dichtung beginnt mit einer Knabenidylle, an welche sich die Darstellung einer jugendlichen Leidenschaft anschließt. Hierauf stürzt sich der Held in den Krieg, als dessen Scene „Algier" gewählt ist, widmet sich der Kunst, ein Streben, das ihn nebenbei in die Schlingen sinnlicher Leidenschaft verstrickt, sucht in der Neuen Welt Freiheit und Glück und kehrt amerikamüde heim, um nun seine treugebliebene, aber etwas altgewordene Jugendliebe zu freien. In das Ganze sind Reflexionen eingewebt, in denen wie in den Schilderungen oft eine jugendlich stürmische Begeisterung waltet:

Was bist du Glück? Nicht was wir also nennen,
Konnt' ich im Herzensgrund dafür erkennen.
Wie Duft und Thau hat dich des Herrn Barmherzigkeit
Unsichtbar durch die Schöpfung ausgestreut.

Glück ist — Genuß mit Maß, rechtzeitiges Versagen,
Glück ist — zum fremden Bau den eig'nen Stein zu tragen,
Glück ist ein zart Gewissen frei und rein,
Glück ist, gebunden doch kein Knecht zu sein.

Glück ist ein starkes Wollen, rasches Nützen,
Geduldig Harren bald, bald rasches Geistesblitzen,
Glück ist ein Renner, der ans Ziel uns trägt,
Wenn meisternd uns're Hand die Zügel regt!

Glück ist, des Augenblicks tiefinnerste Bedeutung
Erkennen, fesseln, unterwerfen uns'rer Leitung!
In Liebe, Schmerz, Beruf, dem Wink des Herrn
Vertrauend, von dem Staub sich heben kühn zum Stern.

Ja Glück, du lebst uns im zerstreuten Guten,
In süßen Augenblicken, die vorüberfluten,
Im Großen, das wir ach! zu oft verkannt,
Im Schönen, dem wir blind vorbeigerannt!

Diese wenig beschnittenen Reflexionen, die durch ihre Breite an Kraft verlieren, noch dazu in einer geschmacklosen Form — denn der fast regelmäßig wiederkehrende Sechsfüßler in der zweiten Zeile der Strophe macht einen unnöthigerweise schleppenden Seitenpas — zeigen deutlich, daß es dem Autor bei einer lebendigen Phantasie noch an künstlerischer Beschränkung fehlt. Freilich, mit der geglätteten Form allein ist wenig erreicht, so sehr auch eine nicht unbedeutende Zahl von Musensängern mit so äußerlichen Verdiensten sich reif hält für die Walhalla.

Hierin müssen wir einem jungen Lyriker, Karl Heinrich Preller *), Recht geben, der in seinen „Polemischen Episteln" ausruft:

Wisse, Gesell, Poesie ist ein Geist, und im Geist und in Wahrheit
Uebe sie aus, wer's kann. Dichten ist Seher zu sein.
Geist ist Geburt und Gehalt, Form, Zweck und Beruf des Gedichtes;
Lahmst du am Geist? windschnell fliehe zum Tempel hinaus!
Fegt ihn rein von den drastischen Stümpern, den kleckenden Pinseln!
Fegt ihn rein! in (?) den Thron hebt den Gedanken allein!
Dichtung ist Geist. Werth gibt dem Gedicht nur Geist — der Gedanke
Groß und gewaltig gedacht, schön und erhaben gesagt.

Preller ist ein Lyriker, der mit lauter Fehdebriefen gegen die neue Lyrik auftritt:

In der Zeit der Epigonen
Auf dem Ladentisch zu thronen,
Schön gedruckt, im Bücherstoß,
Unter andern Herrn Autoren
Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeboren —
Welch beneidenswerthes Loos!

Groß ist uns're Zeit. Die Lichter
Junger hoffnungsvoller Dichter,
Wie pompös gestirnt sie steh'n!
Schwer hält's, etwas zu bedeuten,
Denn vor lauter großen Leuten,
Fürcht' ich, wird man überseh'n.

Das ist ein etwas starker Anlauf für ein Talent, das sich erst legitimiren soll, und die Kritik hat wohl ein Recht, seine Legitimation auf das strengste zu prüfen. Indeß fährt der Dichter nicht schlecht dabei; das Concentrirte, die kräftigen Striche seiner Poesie auch auf dem Gebiete der Empfindung verdienen alle Anerkennung, wenn auch die Form hin und wieder der künstlerischen Feile ermangelt. Preller gehört zu den poetischen Kraftgeistern, welche glauben, daß das künstlerische Maß ihnen angeboren ist, und die deshalb formschöpferisch auftreten können. Seine „Lieder" erinnern an Heine oder vielmehr an die wenigen Gedichte Heine's, welche nicht mit einer ironischen Dissonanz austönen. Es gelingen dem Dichter die schlagenden Lakonismen der Empfindung, die rasche, innige Vermählung des Bildes und der Stimmung, z. B.:

O sieh', die grauen Wolken
Schweben am Himmelszelt!
Wie hüllt sich da in schweigend
Trauern die ganze Welt!
Die Sonne ist verschwunden,
Die Freude wich von hier:
Dämm'rige Nebelstunden
Wie lang, wie lang seid ihr!

*) Volkmar, ein Roman in Bildern. Leipzig, C. H. Mayer. 1851. 8. 24 Ngr.

*) Neunzig Lieder und neun polemische Episteln von Karl Heinrich Preller. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1854. 8. 15 Ngr.

> O trägst du diese Trübe,
> Seele, die lange Nacht,
> Wenn du nicht wüßtest, es käme
> Schönerer Tage Pracht?
> O trägst du dieses Leben,
> Dies Wechseln von Schmerz und Leid —
> Ohne hineinzuweben
> Gedanken der Ewigkeit?

Oder:

> Voll glühender Liebeswonne,
> Träumend von Küssen allein,
> Stürmt' ich über die Fluren
> Im gold'nen Morgenschein.
> Da rauschten so lustig die Blüten,
> Die Vögelein hatten nicht Ruh',
> Mitsingen mußt' ich und jauchzen:
> Mein ewiges Lied bist du!
>
> Schwarz hingen Wolken am Himmel,
> Donner murmelten fern,
> Trüb in dem Spätroth barg sich
> Der flimmernde Abendstern.
> Welkende Blüten wehte
> Ein kalter Sturm mir zu,
> Heimlich und stille sang ich:
> Mein ewiges Lied bist du!

Ohne Frage spricht aus dieser Lyrik ein originell kräftiges Talent, das ohne gesuchte Zierlichkeit doch über einen melodischen Tonfall gebietet. Dennoch bricht das Herbe, Scharfe, Polemische oft schon in den Liedern durch, und wir zögern nicht, die Begabung des Dichters für die Satire noch hervorstechender zu finden. Die kleine Ars poetica, die der Dichter in neun polemischen Episteln seinen lyrischen Ergüssen angehängt, beweist dies durch schlagende Kraft und schneidende Schärfe. Freilich scheut sich der Dichter ebenso wenig vor paradoxen Behauptungen wie vor „paradoxen" Hexametern, und wenn er an einer Stelle ausruft:

> Metrik, Freund, Quartanern gereicht sie zum nützlichen Spielwerk,
> Aber der echte Poet brachte sie mit auf die Welt!

so ist zu entgegnen, daß wir Manches mit auf die Welt bringen, was dennoch sehr der künstlerischen Ausbildung bedarf, und daß uns in seinen eigenen Dichtungen der heinesirende saloppe Ton oft störend vorkommt. Im Ganzen aber ist die Polemik Preller's gegen die elegante Miniaturlyrik und nichtssagende Formenspielerei gerade in der heutigen Zeit vollkommen berechtigt; denn nur die geistige Bedeutung schafft bedeutende Dichter und unterscheidet die Könige des Parnasses von den Zaunkönigen.

Wir beschließen die bunte Reihe literarischer Erscheinungen, die wir dem Leser vorgeführt, mit den anspruchslosen Novellen einer deutschen Schriftstellerin, welche das keineswegs geringe Verdienst besitzt, in allen ihren Productionen ein gesundes Urtheil zur Geltung zu bringen. Amely Bölte*) zeichnet uns Männer- und Frauencharaktere in ihren gegenseitigen Beziehungen, nicht ohne eine gewisse Schadenfreude in Bezug auf das „eheliche Glück", von dem sie uns einige zweideutige Proben vorführt. Schon der „Herr Professor" in ihrer ersten Novelle ist ein solcher unglücklicher Ehemann, dessen Frau alle erdenklichen Vorzüge und Tugenden besitzt und nur den einen Fehler, daß sie sein geistiges Streben nicht theilt und seine wissenschaftlichen Ergüsse durch allzu genaue wirthschaftliche Berichte zur Unzeit unterbricht. Die Langeweile seiner Häuslichkeit macht den Professor krank, sehr krank; er reist ins Seebad und macht dort die Bekanntschaft geistreicher Damen, die sein „anderes Ich" in bedenklicher Weise in Schatten stellen. Die psychologischen Streiflichter, die auf den Zustand des Professors fallen, sind nicht uninteressant; er hat nicht übel Lust, seine Frau und sein Häufchen Kinder im Stich zu lassen und Meriam, die schöngeistige Badebekanntschaft, zu ehelichen. Diese aber besitzt soviel Achtung vor den Banden der Familie und soviel Edelsinn, auf dies Glück zu verzichten und die „aus den Fugen gegangene Ehe wieder einzurenken". Sie schließt Freundschaft mit der Frau Professorin und bekehrt diese „gute Hausfrau", welche bisher alle ihre Pflichten treulich zu erfüllen glaubte, indem sie ihr einen Einblick in die geistigen Feinheiten des ehelichen Zusammenlebens eröffnet. Die Frau Professorin fängt auf einmal an, sich für die ägyptischen Pyramiden zu interessiren, die ihren Mann beschäftigen; er ist beglückt durch den unverhofften Antheil an seinen geistigen Bestrebungen; nach nicht langer Zeit gilt die Frau Professorin für eine geistreiche Frau, und der Herr Professor braucht nicht mehr ins Seebad zu reisen, während Meriam's edle Resignation uns auch vor „schöngeistigen Frauen" und „Badebekanntschaften" Achtung einflößt. Nicht so glücklich fügt es sich in einer andern Ehe, welche uns die Verfasserin in der Novelle „Das Kind des Proletariers" schildert. Hier wird ein junges, für die praktische Wohlthätigkeit begeistertes Mädchen durch einen Vertrauten der Innern Mission, einen argen Tartufe, einen Mann der schönen Phrasen und nichtsnutzigen Handlungen, so bethört, daß sie ihm ihre Hand reicht. Zu spät erkennt sie die ausnehmende Unliebenswürdigkeit und Schlechtigkeit, die sich unter dieser Maske verbirgt. Hier weiß die Verfasserin nur durch den Hinweis auf das Glück der Mutter zu trösten. Die Erzählungsweise der Verfasserin ist schlicht, einfach und verständig und wirkt oft durch glücklich angeschlagene Töne des Gemüths. „Der [illegible]" und „Rosa Harrack" sind sauber gezeichnete englische Genrebilder; das „Verlorene Taschenbuch" ist mit [illegible] Geschick entworfen, und nur „Die Ahnfrau" scheint uns auf allzu unwahrscheinlichen romantischen Motiven zu beruhen, gegen welche sich die Verfasserin zwar polemisch verhält, die aber in dieser Weise wol nirgends mehr zur Erscheinung kommen.

Ein kurzer Rückblick auf die Figurationen [illegible] Kaleidoskops zeigt uns Romane in Prosa und Versen, Märchen für Kindertische und Toilettentische, [illegible]der und religiöse Meditationen, altdeutsche Mythen und mittelalterliche Sagen, Poeten, die den Thee und [illegible]

---

*) Männer und Frauen. Novellen von Amely Bölte. Zwei Bände. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

und sich selbst besingen, und andere, die mit polemischen Tendenzepisteln debütiren, kurz, ein bunt durcheinanderschreiendes Tongewirre, zu dem man keinen rechten Schlüssel finden kann. Nach den Jahren 1830 und 1840 war eine Einheit des Stils und der Richtung, ein Nerv des literargeschichtlichen Fortschritts sichtbarer als in jüngster Zeit, in welcher ein bahnloser Dilettantismus die Oberhand zu gewinnen oder mindestens die Werke der wahrhaft berufenen Stammhalter der Literatur zu überwuchern droht. **Rudolf Gottschall.**

Religiöse Charaktere neuerer Zeit.

Es ist in den heutigen Zeiten sehr schwierig, über Personen von religiöser Gesinnung ein billiges Urtheil zu fällen. Denn während die Einen die Welt als einen Sündenpfuhl und ein Jammerthal betrachten, für dessen nächste Zwecke zu leben nicht des Lebens werth sei, lehren und behaupten die Andern, daß nur das Diesseits Anrechte an den Menschen und der Mensch nur Anrechte an das Diesseits habe — eine Lehre, die bei der rohen Masse freilich zu ganz andern Consequenzen führt, als sich ihre Verkündiger träumen lassen mögen. Man nimmt von dieser Seite an, daß jeder religiöse Mensch entweder ein Ignorant oder ein Heuchler, ein Betrüger oder Betrogener sei. Man scheint aber dabei zu vergessen, daß es selbst noch in unserer Zeit Menschen gibt, die fast mit einem besondern Organ für ein religiöses Leben ausgestattet zu sein scheinen. Wahrscheinlich wird jeder unter unsern Lesern einmal, wenn nicht öfters, eine Familie kennengelernt haben, deren übrige Mitglieder durchaus weltlichen Charakters waren und ausschließlich weltliche Zwecke verfolgten, während sich ein oder das andere Mitglied dieser Familie religiösen Schwärmereien geneigt zeigte und unbekümmert um Zurücksetzung und selbst Hohn und Spott ein rein innerliches und erbauliches Leben führte, ebenso wie oft in sonst sehr prosaischen Familien irgendein Mitglied von Kindheit an Spuren einer höchst entschiedenen künstlerischen oder poetischen Anlage verräth und, je nachdem, bald als ein Wunderkind angestaunt und gehätschelt, bald als ein unnützer und beschwerlicher Träumer und Sonderling zurückgesetzt und verspottet wird.

Wir leben in einer Zeit einer gründlichen geistigen und moralischen Umwälzung, und nur der Frivole und Egoist werden diese Umwälzung leicht nehmen. Wir treiben einem Ziele zu, das uns Allen noch unbekannt ist; denn wir leben erst in dem Anfange einer Epoche, in der es sich um die Frage handelt, ob das gar nicht mehr allmälige Verschwinden alles religiösen Bedürfnisses aus den Massen dem Menschengeschlecht zuletzt zum Segen oder zum Unsegen gereichen wird. Dies Experiment soll erst gemacht werden; sein Endresultat entzieht sich unsern Blicken, die nur den Horizont der Gegenwart und auch von diesem immer nur einen Ausschnitt beherrschen. Daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, wissen wir Alle. Es war freilich niemals so auf Erden, wie es hätte sein sollen, und man könnte einwenden, die Welt sei bisher voll von Göttern und doch gottlos gewesen, jetzt sei sie leer von Göttern und sie werde nun gottvoll werden. Wir erklären, uns hierüber kein Urtheil, keine Voraussicht anmaßen zu wollen. Denn erst künftige Geschlechter, unsere Enkel und Urenkel werden die Früchte ernten von Dem, was wir gesäet haben, und unserm Andenken entweder fluchen oder es segnen.

Das Eine ist aber nicht zu verkennen, daß die Religion, so oft sie auch als Instrument zu unmoralischen und egoistischen Zwecken gemisbraucht wurde, doch wenigstens ein allgemeines Bindemittel zwischen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering war. Jemehr man Gottesfurcht hatte, umsoweniger hatte man vielleicht Menschenfurcht. Man hoffte auf ein Jenseits, das alle Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten dieser Erde zum Austrag bringen werde. Hierin lag wenigstens ein Trost für die Leidenden, Verfolgten und Unterdrückten, die jetzt ihrem Geschick und ihren wirklichen oder vermeintlichen Unterdrückern nur noch grollen können. Noch Goethe ließ seinen Werther sagen: „Ich ehre die Religion, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist." Gab es auch Augenblicke, wo der Niedere vor dem Höhern die Augen niederschlagen mußte, so gab es auch Augenblicke, wo dieser Höhere selbst sich gedrungen sah, vor einem Höchsten das Auge niederzuschlagen. Die Religion verlieh doch den Menschen einen gemeinsamen idealen Inhalt und erfüllte sie mit symbolischen und daher poetischen Vorstellungen; es gibt aber jetzt in gewissen Landstrichen unter hundert Familien vielleicht neunzig, die jedes Bild und jedes Symbol, welche an Gegenstände der Religion und des religiösen Cultus erinnern, wie etwas Beängstigendes fernhalten und sich ihrer schämen. Der Glaube ersetzte früher bei den Massen bis zu einem gewissen Grade das Wissen, das ihnen bisher nur in seinen Abfällen und in vertrackter Gestalt zutheil werden konnte. Ein verunstalteter Glaube ist schlimm, vielleicht ist ein verunstaltetes Wissen noch schlimmer. Der Glaube als Herzenssache ist mehr demokratischer, das Wissen als Sache der Intelligenz mehr aristokratischer Natur. Der Höchstgestellte kann nicht mehr glauben als der gemeinste Mann, dieser wird aber niemals soviel wissen können als jener. Wir sprechen hiermit beileibe nicht gegen die gemeinnützigen Anstalten, Wissen unter dem Volke zu verbreiten; das Volk kann in jetziger Zeit nicht genug wissen: aber die ideale Seite, die Angelegenheiten des Herzens und Gemüths dürfen dabei nicht versäumt werden. Soweit wir uns aber im Volk umzusehen Anlaß gehabt haben, stießen wir auf ein sehr rohes, weniger als halbes Wissen und auf einen bedenklichen Mangel an idealer Anschauung und gemüthlicher Bildung, auf manche garstige Leidenschaften, die mehr auf einen geheimen Zersetzungs- als auf einen Amalgamirungsproceß der Gesellschaft hinzudeuten scheinen. Die Vaterlandsliebe könnte vielleicht das jetzt der Menschheit fehlende ideale Centrum ersetzen; aber bei der Richtung, welche die noch immer machiavellistische Politik und der Charakter und das Streben der Menschen überhaupt genommen haben, glauben wir auch für sie ernstlich besorgt sein zu müssen. Jede politische Partei glaubt jetzt so gut wie jede religiöse im Alleinbesitz der Wahrheit zu sein (oder stellt sich doch so an) und beschuldigt die andere der Niederträchtigkeit, der Ignoranz oder des schnödesten Egoismus. Eine ideale, allgemeine Vaterlandsliebe kann damit auf die Dauer schwerlich bestehen. Die Politik ist nur zu sehr ein Feld der Speculation, der Berechnung geworden und die Staaten sind zum größten Theil in Finanzanstalten und statistische Handelsbureaux ausgeartet. Für den Augenblick können vielleicht noch Völker, bei denen ein Rest des alten Patriotismus vorhanden ist, durch außergewöhnliche Mittel zu Opferungen und zu gemeinsamem Wirken aufgestachelt werden; aber es ist die Frage, wie lange dies bei der atomistischen Richtung des modernen Geistes noch möglich sein wird. Jedenfalls fehlt es unserm Geschlecht auch nach dieser Seite an einem idealen Mittelpunkte, über dessen Mangel uns gewisse stehend gewordene Phrasen unmöglich täuschen können. „Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit", hieß es jüngst in einem „Der Materialismus unserer Zeit" überschriebenen Aufsatz, den die „Deutsche Vierteljahrsschrift" mittheilte, „daß, während das Leben in seinem Centrum, dem Religiös-Sittlichen, schwächer wurde, sich die einzelnen Lebensäußerungen zu einer wunderbaren Vollendung ausgebildet haben. Wir könnten sagen, die Peripherie des Lebens sei vollkommen ausgebildet worden und der Mittelpunkt sei leer geblieben. Je mehr die einzelne Aeußerung mit der Erde unmittelbar zusammenhing, im desto größern Grade trat jene Ausbildung und Emancipation von dem Centrum ein." Etwas Aehnliches meinte wol auch Thomas Carlyle, als er schon vor einigen Decennien schrieb: „Der

Gipfelpunkt des menschlichen Elends ist der, wenn man sich unter den Rädern des Dschagarnatkarrens zermalmt fühlt und weiß, daß Dschagarnat keine Gottheit, sondern ein todtes mechanisches Götzenbild ist. Nun ist dies Elend speciell gerade das, welches sich des Menschen in unsern Tagen bemächtigt hat. In der That kann man sagen, die Gottheit habe sich von der Erde zurückgezogen, oder sich in den brausenden Staubwirbel einer scheidenden Aera gehüllt, worin die Wenigsten noch ihr Walten zu erkennen vermögen."

Wie es dahin kam, das zu erörtern würde einer langen Auseinandersetzung bedürfen. Ohne Zweifel haben Diejenigen, welche die kirchlichen Angelegenheiten verwalteten, selbst das Meiste dazu beigetragen; sie haben nach und nach aus dem Christenthum etwas gemacht, was mit den Lehren seines Stifters in vielen, vielleicht den meisten Punkten in geradem Widerspruch steht. Nach der Idee des Stifters sollte diese Religion eine allgemein menschliche, eine Religion der Liebe und Barmherzigkeit sein; die Priester haben sie in eine Religion des Hasses, der Verfolgung, der Grausamkeit verwandelt. Wenn wir die Annalen der katholischen Kirchengeschichte durchblättern, so schlägt uns daraus ein Blut- und Brandgeruch betäubend entgegen. Der Protestantismus war ein unermeßlicher Fortschritt. Aber die spätern protestantischen Theologen verknöcherten, sie hielten sich nicht an den Geist, nicht einmal an das Wort, sie klaubten am Buchstaben und zankten sich um Buchstaben, die christliche Lehre wurde dogmatisch und hatte die Kraft nicht mehr, das Gemüth zu erheben und zu erbauen; die Kirchenverwaltung nahm bureaukratische Formen an und aller gemeindliche Geist entwich ihr. Die protestantische Kirche zeigte sich im Bunde mit dem von den ersten Christengemeinden verworfenen römischen Recht in manchen deutschen Ländern fortan als eine Hauptstütze der absoluten Fürstengewalt. Von den Kanzeln wurde gegen die Sünden des Volks geeifert; die Großen und Mächtigen aber wurden als solche geschont, welche von den Foderungen christlicher Moral eximirt seien. Daher auch das Selbstbewußtsein, womit die Vorkämpfer des modernen Ultramontanismus darauf hinweisen, wie die katholischen Priester ihre Unabhängigkeit viel mehr gewahrt und sich nicht gleicher Schmeicheleien gegen die weltliche Gewalt schuldig gemacht hätten. Die Staaten selbst ruhten auf keinem christlichen Grundsatz mehr; die Lehre Christi, daß man auch dem Feinde vergeben müsse, wurde dahin abgeändert, daß man selbst jeden Andersmeinenden bis aufs äußerste verfolgen müsse. Der Stifter der christlichen Religion beabsichtigte keine Völker in Waffenröcken, während die meisten modernen Großstaaten hauptsächlich auf das blos maschinenmäßige Soldatenthum gegründet sind und Anstalten, die auf gegenseitigen Mord und gegenseitige Zerstörung abzwecken, fast überall im Vordergrunde stehen. Wer sein Neues Testament kannte und dessen Lehren mit den Grundsätzen und Triebfedern verglich, wonach das staatliche und sociale Leben disciplinirt war, stieß somit überall auf die schreiendsten Widersprüche zwischen beiden, und Zunahme des religiösen Indifferentismus nach allen Richtungen hin war die nothwendige Folge davon. Der Geist der Religion verflüchtigte sich; nur einige Formen blieben übrig. Einzelne begeisterte Menschen, wie Herder, später Kosegarten und Krummacher, faßten das Christenthum wieder nicht nur von seiner rein menschlichen, sondern auch von seiner so ansprechenden poetischen Seite auf; aber ihr Beispiel fand nur eine geringe Zahl von Nachfolgern; Exegese und Dogmatik, von der auch der trockene Rationalismus nicht loskam, blieben das Hauptziel fast aller Geistlichen, und mit ihrem sonntäglichen Pensum von Kanzelreden glaubten sie ihre Aufgabe vollkommen erfüllt zu haben. Wir hatten eine gelehrte Theologie, eine Theologie der von Christus selbst bekämpften „Schriftgelehrten", keine Volkstheologie.

Wir beschäftigten uns mit dieser Frage, soweit sie uns zugänglich war, nicht zu Tendenzzwecken, nicht um zu lehren und zu warnen, sondern nur um ein culturhistorisch wichtiges Moment hervorzuheben und zu zeigen, wie es etwa kam, daß ein tieferes religiöses Bedürfniß nur noch in verhältnißmäßig Wenigen vorhanden ist. Wir haben nur ein Factum feststellen wollen, und wir können dabei unsere Befürchtung nicht unterdrücken, daß die Mittel, die man von jener oder dieser Seite anwendet, um dieses religiöse Bedürfniß wieder hervorzurufen, nicht die rechten sind und, zumal da sie mit dem bis in die leitenden Kreise etwas leichtfertigen und der Selbstverleugnung und Hingabe an ein Göttliches nicht sehr fähigen Charakter unsers Geschlechts wie mit den gewonnenen wissenschaftlichen Resultaten nur zu häufig collidiren, schwerlich zu dem gewünschten Ziele führen werden. Die Gewissens- und Denkfreiheit, mögen ihre Quellen sein, welche sie wollen, sträubt sich gegen alle Vorschriften und Einengung von außen her. Denjenigen aber, die sich einem erbaulichen und religiösen Leben in der Urtiefe ihres Gemüths zuneigen, sollten wir — insofern sie selbst gegen Andersgesinnte tolerant und inoffensiv sind — die Toleranz nicht versagen, die wir ja selbst wol Alle in so manchen Punkten, der Eine in diesem, der Andere in jenem, für uns in Anspruch zu nehmen nur zu sehr in der Lage sind. Auch bei den wirklich Religiösen, die es nicht um äußerer und exclusiver Zwecke willen sind, hat sich, soviel wir wahrnehmen können, jetzt ein tieferes Christenthum entwickelt, das von äußerm Schematismus nichts wissen will.

Zu den innerlich Religiösen unserer Zeit gehört ein sehr jung verstorbener Kurländer, Karl Hesselberg, dessen nachgelassene Schriften nebst Biographie Paul Seeberg, früher Pastor zu Schlock in Livland, gegenwärtig in Petersburg, herausgegeben hat.*) Karl Hesselberg wurde am 1. Februar 1826 im Pastorat Sackenhausen im südlichen Kurland geboren, wo sein Vater Prediger war. Als er etwas über drei Jahre alt war, überfiel ihn ein langwieriges Drüsenleiden; er war unfähig zu gehen oder zu stehen; das Köpfchen hing ihm zur Seite herab, der Körper war so abgezehrt, daß man ihn nicht ohne das tiefste Mitleid ansehen konnte; seine Mutter setzte ihn bald auf das Sopha und umhüllte ihn mit Kissen, bald zog sie ihn im Wägelchen umher und sang dabei fromme Lieder. Wie dies häufig bei kränklichen Kindern der Fall ist, entwickelten sich auch bei Karl Hesselberg die geistigen Fähigkeiten sehr rasch, doch blieb die Neigung zu einem innern religiösen Leben bei ihm überwiegend, auch nach seiner allmäligen Genesung. So traf man ihn wol vor seinem Stuhle knieend und hielt ihn für eingeschlafen; er betete aber. Doch hatte er dabei auch Sinn und Blick für das Historische; Schiller's Tragödien begeisterten ihn und schon früh versuchte er sich im historischen Drama. Später nahm sein poetisches Talent mehr die Richtung nach dem geistlichen Liede und der religiösen Reflexion. Karl Hesselberg studirte zu Dorpat, zeichnete sich durch ein sittlich reines Leben aus, bewies einen eisernen Fleiß, gewann theologische [illegible] und bestand sein theologisches Examen in so ausgezeichneter Weise, daß der weltliche Präsident selbst darüber ganz erstaunt war und dem Vater Hesselberg zu solch einem Sohne Glück wünschte. Ein eigenthümliches Geschick wollte es, daß Vater und Sohn bei einem Besuche im Hause des Pastors [illegible] in Schlock an einem und demselben Tage, den 21. [illegible] an der Cholera starben. Karl Hesselberg's literarischer Nachlaß besteht aus Fragmenten des historischen Trauerspiels „Rudolf Stüssi", einer Reihe tiefgefühlter und fließender [illegible] Gedichte religiösen Charakters, worunter sich das „[illegible]" durch kräftigen Ton besonders auszeichnet, und seinen nachgelassenen Briefen. Sein inneres Leben bezeichnet [illegible] das Gedicht „Gärtnerin Seele" mit dem Anfange:

*) Karl Hesselberg's, eines jungen Theologen, nachgelassene Schriften nebst seiner Biographie. Herausgegeben von Paul Seeberg. Neue Ausgabe. (Neuer Titel zur Ausgabe von [illegible].) [illegible] 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.



[illegible]
Auch der Blumen im Garten,
Der Gefühle warten;
Wahret sie sorgsam darin.
Niemand im stillen Haus
Gehet ein und aus,
Glücklich ist sie allein in der Stille
Durch die eigne unendliche Fülle.

Zu derselben Gattung nach innen lebender Menschen gehörte Karl Barthel, der Verfasser einer bereits in vierter Auflage erschienenen „Geschichte der deutschen Nationalliteratur", Herausgeber der geistlichen Lieder Tersteegen's wie einer Biographie desselben, des lyrischen Jahrbuchs „Harfe und Leier" (in Gemeinschaft mit Grote) und anderer Schriften. Seinen Nachlaß hat J. W. Hanne, Verfasser der „Zeitspiegelungen", in Begleitung einer biographischen Einleitung herausgegeben.*). Karl Barthel's Lebenslauf ist sehr einfach, wie sich eben für solche stille Leute geziemt, die innerhalb ihres Kreises „irenische" Gemüther oder auch „Johannesnaturen" genannt werden. Barthel's Vater, Friedrich Barthel, ein geschickter Maler und Kupferstecher, wohnte ursprünglich in seiner Vaterstadt Leipzig, übersiedelte sich aber nachher auf einen Ruf des Buchhändlers Friedrich Vieweg nach Braunschweig, wo er später die beiden Prinzen Karl und Wilhelm in den zeichnenden Künsten unterrichtete. Hier wurde ihm am 21. Februar 1817 sein Sohn Karl geboren, den er anfangs selbst in den ihm geläufigen Elementen der alten Sprachen unterrichtete. Karl Barthel kam dann auf das Gymnasium, wo er sich durch Fleiß und stilles, sinniges Wesen auszeichnete, von hier auf das Collegium Carolinum, und im Jahre 1836 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Bis dahin war Karl Barthel ziemlich rationalistisch gebildet gewesen, in Göttingen aber erfuhr er einen völligen Umschwung seiner innersten Denkweise, hauptsächlich durch Lücke dazu angeregt, der ihn auch zu seinen ersten literarischen Versuchen ermunterte, welche für Barthel die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig zur Folge hatten. Seine Liebe zur Literatur und zum Studium des Althochdeutschen brachte ihn auch mit den Gebrüdern Grimm und mit Gervinus in Verbindung, doch entfernte er sich von der Richtung dieser Literaturforscher mehr und mehr, indem sich ihm immer lebendiger das Gefühl aufdrang, „daß (um mit Hanne's Worten zu sprechen) in den Schöpfungen der Kunst und Poesie, wie klar und herrlich sich auch ein höheres Geistesleben darin abspiegele, doch nur symbolische Abschattungen jenes tiefern Mysteriums zu finden seien, dessen volle Entfaltung und Verwirklichung allein in der Sphäre des christlichen Glaubens liege". Nachdem er mehre Jahre als Lehrer an einem Erziehungsinstitute in Weinheim und dann als Hauslehrer in Weferlingen zugebracht hatte, kehrte er 1845 als Candidat der Theologie in seine Vaterstadt Braunschweig zurück, wo er Bibelstunden hielt, einen Lesecirkel für christlich-erbauliche Volksschriften stiftete, für die Gründung eines dem Gebiete der Innern Mission angehörigen Rettungshauses thätig war und dann später (1850) vor einem zahlreichen Publicum gebildeter Leser Vorlesungen über deutsche Nationalliteratur in seinem Sinne hielt. Seine erschütterte Gesundheit hinderte ihn daran, als Lehrer oder Prediger wirksam zu sein, und bereits am 22. März 1852 erlag er seinem Brustleiden. Sein literarischer Nachlaß enthält „Gleichnißandachten", Gedichte religiösen Charakters, Aphorismen, eine biographische Skizze über Thomas von Kempen, Briefe über das Vaterunser und Pauli Epistel an Philemon und eine Anzahl von Predigten. Unter seinen Aphorismen befinden sich einzelne bemerkenswerthe, z. B.: „Man hat mehr Muth nöthig zur Demuth als zum Hochmuth. Hochmüthig sind wir von selbst, aber Demuth kostet unausgesetzten tapfern Kampf mit unserer selbstgerechten Natur"; oder: „Wir meinen wol, daß es großer und in die Augen fallender Werke bedürfe, um unsere Frömmigkeit an den Tag zu legen. O nein! Der wahren Frömmigkeit sind alle Dinge gleich groß und bedeutend." Nicht selten scheint uns das Spiel mit Worten und Gleichklängen zu weit getrieben, z. B.: „Wer warmherzig ist, der ist barmherzig"; „Wer Buße thut, der thut dazu, daß es baß oder besser mit ihm wird"; „Wer betet, der bettet sich in Gottes Vaterschoos"; „Das Laster ist eine Last" u. s. w.

An Martin Boos, der seines geistlichen Wirkens in Gallneukirchen wie wegen seiner religiösen Richtung und seines Verkehrs mit Protestanten, wiewol Sailer selbst seine Sache als eine gerechte anerkannte, in Oestreich und Baiern vielfach verfolgt wurde und zwischen 1810 und 1816 im Gefängniß zu Linz schmachtete, erinnert ein von dem Pastor zu Schnackenburg an der Elbe, Friedrich Wilhelm Bodemann, herausgegebenes Schriftchen*), dessen Ertrag zum Besten der vertriebenen schleswigschen Geistlichen und Lehrer bestimmt ist. Das Büchlein bezeichnet sich selbst als einen Nachtrag zu der ebenfalls von Bodemann im Jahre 1854 herausgegebenen Biographie des Mannes. Wiederholt wurden Martin Boos in Baiern und in Oestreich alle seine Papiere weggenommen, doch entgingen viele derselben den Nachstellungen der Inquisition und wurden von Johannes Goßner im Jahre 1826 in einem größern Werke gesammelt. Aus diesem enthält vorliegendes Schriftchen im Auszuge das Wesentlichste und Lehrreichste, außerdem einige Briefe an und über Boos und einige Stellen aus seinen Tagebüchern. Auch Boos wollte nichts von der Hoffärtigkeit des Priesterstandes wissen; wenn ein Theolog bei seiner Theologie hoffärtig sei, meint er an einer Stelle, so lege er dadurch an den Tag, daß er Christum noch nicht kenne; auch war seine Ansicht, daß der Mensch seinen Verstand verstudiren könne und daß die meisten Gelehrten „Narren" seien und nichts für das bürgerliche Leben taugten, weil sie immer in die Bücher blickten und nie in die Welt, „besonders in die nicht, die in ihnen ist". Der hochgelehrte und überfromme Pharisäer, meint er, wolle sich vom Zimmermann Jesus nicht belehren lassen; darum bleibe ihm die ganze Weisheit verborgen. Manches ist bei Boos recht treffend empfunden und ausgedrückt, z. B. folgender Gedanke: „Die Sünde macht scheu. Ein fehlendes Kind hielt heute einen grünen Ast vor das Gesicht, als ich es im Vorbeigehen fehlend traf. Ich sehe dich doch hinter deinem grünen Ast, sagte ich, du versteckst dich, du kleiner Adam!"

Wir führen bei dieser Gelegenheit noch beiläufig an, daß der Herausgeber des Boos'schen Nachlasses neuerdings auch das schon oft behandelte Wirken des Pfarrers Oberlin in einer Schrift beschrieben hat, welche mit Oberlin's Bildniß und einer Ansicht seines Pfarrhauses ausgestattet ist.**)

Auch an Klaus Harms werden wir durch eine Schrift erinnert, die wir dem Doctor und Professor der Theologie in Rostock, M. Baumgarten, verdanken.***) Alle Verehrer und Schüler von Klaus Harms, der nicht blos Theolog, der vor allem auch Mensch, Bürger und Patriot war, wollen wir hiermit auf diese Schrift aufmerksam gemacht haben. Die Richtung des Verfassers und seine Stellung zur Theologie und den theologischen Parteien spricht sich am deutlichsten in folgenden Stel-

*) Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Karl Barthel. Mit einer biographischen Charakteristik des Verfassers von J. W. Hanne. Halle, Mühlmann. 1853. 8. 28 Ngr.

*) Gesammelte Briefe von, an und über Martin Boos nebst Auszügen aus seinen Tagebüchern und sonstigem schriftlichen Nachlaß. Ein Nachtrag zu seiner Lebensgeschichte von Friedrich Wilhelm Bodemann. Hannover, Hahn. 1854. 8. 10 Ngr.

**) Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer im Steinthal. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Friedrich Wilhelm Bodemann. Stuttgart, Steinkopf. 1855. 8. 15 Ngr.

***) Ein Denkmal für Klaus Harms. Von M. Baumgarten. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

len aus: „Allenthalben Parteiungen, die sich gegeneinander unabhängig genug halten, indem immer die eine nur Augen zu haben scheint für die Fehler der andern; aber wie steht es innerhalb der Parteien selbst? Wie blind, selbstgefällig und cliquenartig zeigt sich hier meistens das Leben der Gemeinschaft! Ein wie ungebührliches Uebergewicht pflegen die Führer und Leiter zu üben! Wie fast alle individuelle Freiheit und Bewegung erdrückend und tödtend ist in der Regel die Autorität der angegebenen Stichwörter, der gegebenen Parolen! Hat nicht in unsern kirchlichen und theologischen Parteien die Menschenherrschaft ihren Thron stolzer aufgeschlagen als sonst in dem Leben der Gegenwart? Und trägt nicht die Menschenknechtschaft eben hier einen schmählichern Stempel, als wir es anderswo finden?" Er sagt ein ander mal: „Die socialen und politischen Gegensätze verwunden und zerklüften das Leben der Welt an allen Enden, die materiellen und geistigen Nothstände lähmen und drücken allenthalben den festen und fröhlichen Fortgang der menschlichen Dinge, und das Alles angesichts großer unabsehbarer Verwickelungen und Umwälzungen unter den Staaten und Völkern. Außerdem aber ist über die ungeheuere Verlegenheit und Noth des gegenwärtigen Weltzustandes in weiten und bedeutenden Kreisen ein klares Bewußtsein und zum Theil ein schmerzliches Gefühl vorhanden. Wie groß ist hier die Ernte und wie herrlich! Aber es wird auch hier wieder wahr das Wort: «Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.» Denn das erkennt das gegenwärtige Weltbewußtsein sehr scharf und bestimmt, daß dies abstracte und doctrinäre Wesen, dies vorurtheilsvolle und bornirte Absprechen, dies gefühllose und unlebendige Verhalten, dieses dreiste und unpraktische Zufahren, welches die lautesten und einflußreichsten Vertreter der Kirche den großen Erscheinungen und Bewegungen in der Menschheit und Völkerwelt gegenüber an den Tag zu legen pflegen, in keiner Weise geeignet sei, die tiefen Schäden, an denen das Leben der Gegenwart sich verzehrt, zu heilen und zu bessern, sondern im Gegentheil das Uebel nur immer noch ärger zu machen. Und darin hat das Weltbewußtsein in aller Weise Recht."

Mehr didaktischen und pastoraltheologischen Charakters, aber ersichtlich aus wirklichen Lebensbeobachtungen hervorgegangen ist eine Schrift, welche die Erfahrungen des „Pfarrers von Reichenau" beschreibt und seine Ansichten über das praktische Christenthum, wie wir es jetzt brauchen, entwickelt.*) Auch diese Schrift ist im Dienste jenes mehr inwendigen Christenthums geschrieben, das nichts mit der „todten" Orthodoxie gemein haben will. Für die Laien wird darin Theilnahme am Lehramt in Anspruch genommen, jedoch mit der Clausel, daß ihr Feld dem Hausstand näher als der Gemeinde liege und daß die Lehrthätigkeit der Laien abseiten des Amts Ueberwachung bedürfe.

Mehr einer frühern theologischen Richtung gehört **Wilhelm Nikolaus Freudentheil** an, dessen poetischen Nachlaß Johannes Geffcken, Prediger zu St.-Michaelis in Hamburg, herausgegeben hat.**) Freudentheil, der als Prediger zu St.-Nikolai und als Pastor am Heiligen Geist und Gasthause am 7. März 1853 in Hamburg starb, war Sohn eines Kaufmanns zu Stade und am 5. Juni 1771 geboren. Noch im September 1851 begrüßte er die Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins mit einem Feiergesange und sprach darin seinen Segen über das ihm so theure Hamburg aus. Diese letzte Sammlung seiner Gedichte, wie sie vor uns liegt, hat der Verewigte selbst angeordnet und vorbereitet, und die gegen seine frühere Sammlung (Hamburg 1831) abweichenden Lesarten rühren von der bessernden Hand des Verstorbenen selbst her. Die religiösen Lieder und Cantaten, die früher einzeln oder in verschiedenen Büchern zerstreut gedruckt wurden, erscheinen hier zum ersten mal gesammelt. Freudentheil's warmen, aber etwas specifisch hamburgischen Patriotismus bekundet diejenige Partie seiner Gedichte, die, meist an besondere Gelegenheiten anknüpfend, hier unter der Rubrik „Hamburg in Freud und Leid" zu einem poetischen Denkbuche für Hamburg vereinigt sind. „Humanität in dem Sinne, in welchem Herder dieses Wort ausgeprägt hat (heißt es in der biographischen Vorrede), war der eigentliche Stempel seines Wesens und trat in allen Beziehungen seines Lebens unverkennbar hervor."

Man kann nicht verkennen, daß auf dem Gebiete des innern Christenthums gegenwärtig eine große und bedeutungsvolle Bewegung herrscht, die zwar in den überwiegenden materiellen Elementen der Zeit ein starkes Hinderniß hat, während dieselben Elemente doch wieder vornehmlich der Boden sind, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Denn ein Extrem ruft das andere hervor, und gerade in Zeiten wie die unserige pflegt sich die Zahl Derjenigen zu vermehren, welche sich vor dem betäubenden Lärm der Außenwelt in ihr Inneres zurückziehen. Bei Manchen ist dieser Quietismus freilich nur eine andere Form des allgemeinen Egoismus, der sich eben in seiner Weise befriedigt. Auch liegt die Gefahr nahe, daß diese Richtung eine zu exclusive bleibt, die mit den Hauptfactoren des National- und des allgemeinen Weltlebens gar keinen Zusammenhang mehr hat oder, um zur Herrschaft zu gelangen, im starren Absolutismus ihre Stütze sucht und ihm wieder zur Stütze wird. Die für sie charakteristische, wenn auch vielleicht nur scheinbare Demuth gibt ihr außerdem etwas Schleichendes, ein etwas markloses und weichliches Gepräge, und es ist sehr die Frage, ob starkmüthige Glaubenshelden, wie die Vorkämpfer der Reformation waren, jemals aus ihrem Schoose hervorgehen werden und hervorgehen können.

Hermann Marggraff.

Johann Matthäus Bechstein.

Wie es gewisse Physiognomien gibt, in denen das Bewußtsein göttlicher Entstammung und höhern Berufs sich so unverkennbar ausspricht, daß es nur der Hand des treuen und gewissenhaften Nachbildners bedarf, um in jedem Beschauenden ein Gefühl ästhetischer Befriedigung hervorzurufen, so verhält es sich auch mit diesem oder jenem Menschenleben, welches das Gepräge sittlicher Schönheit und Würde in so deutlichen Zügen an sich trägt, daß es sich, sozusagen, von selbst unter der Hand des Biographen zu einem Kunstwerke gestaltet. Allein was wir in dem einen wie in dem andern Falle bewundern, das ist nicht sowol die Hand des producirenden Künstlers als vielmehr die der schaffenden Natur. In der Regel findet aber das umgekehrte Verhältniß statt: der ideale Kern und Gehalt, der allerdings jeder individuellen Erscheinung ohne Ausnahme zugrunde liegt, verbirgt sich hinter der äußern Schale, welche nur das geniale Auge des Künstlers zu durchdringen vermag. Dieser geniale Blick ist es daher, welcher den Porträtmaler wie den Biographen erst in die geweihte Sphäre der Kunst emporhebt und ihm jene Zauberkraft verleiht, welche selbst dem anscheinend Stummen eine Sprache gibt und dem scheinbar Seelenlosen Athem und Begeisterung einhaucht. So oft ich daher eine Biographie zur Hand nehme, bin ich in vollem Rechte, wenn ich den Verfasser für das größere oder geringere Maß ästhetischen Genusses, welches mir dieselbe gewährt, verantwortlich mache, und meine Enttäuschung wird um so unangenehmer, meine Unzufriedenheit um so begründeter sein, je größer die Erwartungen gewesen sind, die der bloße Name des Autors im voraus rege zu machen geeignet war.

Diese Betrachtungen und Gefühle mußten sich mir bei der Lectüre des Werks:

---

*) Aus den Lehrjahren des Pfarrers von Reichenau. Erfahrungen und Studien. Leipzig, Reclam sen. 1855. 8. 15 Ngr.

) **Wilhelm Nikolaus Freudentheil's Gedichte. Letzte Sammlung mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von **Johannes Geffcken**. Hamburg, Herold. 1854. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dr. Johann Matthäus Bechstein und die Forstakademie Dreißigacker. Ein Doppeldenkmal von Ludwig Bechstein. Meiningen, Brückner u. Renner. 1855. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

unwillkürlich aufdrängen. Es ist wahrhaft wunderbar, wie wenig der sonst auf dem Gebiete der schönen Literatur so vortheilhaft bekannte Verfasser seinem Gegenstande ein allgemeineres Interesse abzugewinnen verstanden hat. Man kann freilich nicht in Abrede stellen, daß der behandelte Stoff eigenthümliche Schwierigkeiten darbietet. Johann Matthäus Bechstein, dessen Lebensbild uns der Autor gibt, gehört allerdings zu denjenigen Charakteren, die sich am meisten gegen eine ideale Auffassung sträuben. Er ist trotz seines unermüdeten Schaffens und Strebens auf dem Grund und Boden segensreicher praktischer Lebensthätigkeit doch mehr Mann der Wissenschaft als Mann der That, und selbst seine großen und bewundernswerthen wissenschaftlichen Leistungen verharren stets innerhalb gewisser selbstgezogener Schranken, wo er mit stiller, freundlicher, ämsiger Liebe waltet, aber auch selten das Bedürfniß eines Ausblicks zu höhern und geistigern Sphären zu fühlen scheint, eine Wahrnehmung, wie man sie oft an den Jüngern der Naturwissenschaft, deren ganzes Interesse in dem schlechthin Wirklichen, in der einzelnen Erscheinung als solcher aufgeht, zu machen Veranlassung hat. Man würde indeß sehr irren, wenn man dem Charakter Bechstein's jeden idealen Gehalt absprechen wollte. Sein Leben als Familienvater, Freund, Lehrer und Beamter bietet vielmehr immer noch eine reiche Fülle von Anknüpfungspunkten dar, welche der Verfasser hätte benutzen können, um das Ganze zu einem wahrhaft lebendigen und geisterfrischenden Bilde zu gestalten. Welcher schöne Stoff liegt nicht schon in seinem Verhältnisse zu Salzmann und in seinem Leben und Wirken in Schnepfenthal, das uns der Biograph nur ganz kurz und mehr nach seinen äußern Erscheinungen als nach seinen tiefern, gemüthlichen Interessen schildert! Wie nahe lag nicht die Auffoderung, den Leser genauer in die eigentliche lebensvolle Thätigkeit der Forstakademie Dreißigacker, in die tiefern sittlichen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler einzuführen, ihm ein anschauliches Bild von der Organisation des Instituts zu geben und dadurch zur Beleuchtung der Grund- und Kernfrage der Pädagogik, nämlich der Bedingungen zu einer innigen Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis, wesentlich beizutragen! Dies konnte der Leser umsomehr erwarten, da das Werk ja auch die Entwickelungsgeschichte der Akademie geben will. Hätte der Autor diese Aufgabe nach ihrer vollen Bedeutung scharf ins Auge gefaßt, so würde er jedenfalls auch Veranlassung gefunden haben, uns einen tiefern Blick in das Hofleben und in die Verwaltung des kleinen Staats mit ihren mannichfaltigen und zum Theil widerstreitenden Interessen werfen zu lassen und dadurch den eigentlichen Grund von dem endlichen Untergange des Instituts zu enträthseln. Statt dessen peinigt uns der Verfasser mit einer langen und langweiligen Chronik trivialer Thatsachen, unter denen sogar abgerissene Wetterbeobachtungen ihren Platz finden müssen, sowie mit endlosen Auszügen aus einer Correspondenz, die sich meistens um ganz speciell wissenschaftliche Gegenstände oder interesselose Privatverhältnisse dreht. Diese geistlose Behandlungsweise hat sogar auf das sittliche Urtheil über einzelne Erscheinungen Einfluß gehabt, wie denn der Verfasser offen sein Bedauern darüber ausspricht, daß die patriotische Begeisterung des Jahres 1813 der Akademie viele ihrer Zöglinge geraubt habe. Unter solchen Umständen ist es daher auch kein Wunder, daß das Ganze wie eine echte Chronik angelegt ist und selbst der Stil des sonst so gewandten Bechstein häufig schleppend und pedantisch erscheint.

Im Uebrigen ist nicht zu verkennen, daß das Buch für den verhältnißmäßig sehr kleinen Kreis eigentlicher Fachmänner, für den Naturhistoriker und insbesondere für den Ornithologen und Entomologen, sowie für den Jäger und Forstmann von großem, wenn auch nicht rein wissenschaftlichem, so doch bibliographischem und antiquarischem Interesse sein kann, und daß einzelne kleine Partien, wie namentlich die Mittheilungen über den damaligen Stand des Buchhandels und das Verhältniß zwischen Verleger und Schriftsteller, recht unterhaltend sind. Ueberhaupt scheint das Buch zunächst für Diejenigen bestimmt zu sein, die zu Matthäus Bechstein und der Forstakademie in einem unmittelbaren und persönlichen Verhältnisse gestanden haben; allein das Wunderbare bleibt nur, daß ein Mann wie Bechstein, dem die deutsche Literatur soviel wirklich Schönes und Anziehendes verdankt, sich selbst eine so enge Schranke hat ziehen können, ohne von dem Stoffe dazu genöthigt zu werden. 72.

Die Arbeiten der gelehrten und literarischen Gesellschaften in Böhmen.

Böhmen hat zwei Hauptgesellschaften gelehrter Tendenz, nämlich die sogenannte Böhmische Mutter (Matice česká) und das Böhmische Museum (Ceské Museum), welche, wenn auch jede besonders auftretend, doch in ihrer heutigen Organisation aufs engste verbunden sind. Wir wollen in nachfolgenden Zeilen versuchen, die Verhältnisse der beiden näher zu beleuchten und speciell über die Thätigkeit der erstern Auskunft zu geben. Böhmen, wenn auch gewissermaßen vom germanischen Elemente umschlungen, ist in seiner nationalen, d. h. der slawischen geistigen Entwickelung, sowie deren Träger und Stellvertreter, den literarischen Schöpfungen, dem Deutschen, im Allgemeinen wenigstens, fremd, und hierauf bezügliche Erläuterungen dürften deshalb für den Leser, welcher dem Slawenthum sowie dessen Bestrebungen Aufmerksamkeit schenkt, nicht ohne Interesse sein.

Es ist nothwendig zu bemerken, daß außer den eben erwähnten beiden Gesellschaften in Prag seit 1771 noch die Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften besteht, welche als eine Stiftung der Regierung von dieser auch mit den nöthigen Mitteln versehen wird, besondere Privilegien genießt, und deren Mitglieder fast dieselben Rechte haben wie Diejenigen, welche der 1846 gegründeten Akademie der Wissenschaften in Wien angehören. Die Matice und das Museum sind reine Privatinstitute und unter folgenden Umständen ins Leben getreten.

Die seit 1818 bestehende Gesellschaft des Böhmischen Museum trat in Folge einer Auffoderung des damaligen Oberstburggrafen Kolowrat-Liebenstein und zwar zu dem Zweck zusammen, alle in besonderer Beziehung zu Böhmen stehenden historischen und sonstigen Denkmäler zu sammeln, zu untersuchen und zu ordnen. Sie erlangte 1820 die Bestätigung des Monarchen und entwarf darauf ihre Statuten, welche 1822 die kaiserliche Genehmigung erhielten. Von diesem Zeitpunkte an entwickelte sie eine Thätigkeit, welche von den heilsamsten Folgen in Bezug auf den Bildungszustand des Landes begleitet war. Analog den Sammlungen zerfällt sie in mehre Abtheilungen, als: Archiv, Bibliothek, Münzensammlung, Alterthums- und Kunstcabinet, desgleichen in die naturhistorischen Fächer: Zoologie, Botanik, Mineralogie und Paläontologie; die Mitglieder gehören theils der archäologischen, theils der naturwissenschaftlichen Section an, theils beschäftigen sie sich mit Veröffentlichung und Verbreitung guter böhmischer Bücher, und diese Abtheilung eben bildet die sogenannte Matice. Der Gedanke zu ihrer Bildung tauchte schon 1821 auf, kam indessen nur langsam zur Reife, und erst als 1830 die Behörde ihre Genehmigung ertheilt hatte, traten mehre Mitglieder des Museum zusammen, welche sich die Hebung der böhmischen Sprache und deren Literatur zur Aufgabe stellten. Unter den Auspicien des Museum erließen sie 1831 eine Ansprache an alle Freunde der böhmischen Literatur, welche sich der Gesellschaft noch nicht angeschlossen hatten, und foderten darin auf, durch freiwillige Beiträge ein Capital zusammenzubringen, das unter dem Namen Matice česká zur Herausgabe wissenschaftlicher, ästhetischer, im Allgemeinen nützlicher Bücher verwendet werden sollte.

Die Matice gehört also theilweise mit in das Bereich des Museum, steht jedoch andererseits auch wieder unabhängig da und kann über eigene Geldmittel verfügen. Ihre Mitglieder gehören nicht zur Museumsgesellschaft, und umgekehrt bedingt das Museum nicht den Beitritt zur Matice; nur die Verwaltung der letztern unterliegt in gewisser Hinsicht der Hauptsection des Museum.

Im ersten Jahre ihres Bestehens zählte die Matice nur 15 Mitglieder, deren eins, der Fürst Rudolf Kinsky, die Summe von 1000 Fl. C.-M. zubrachte. Im Jahre 1835 betrug deren Anzahl schon 102 mit 14,954 Thlrn. Capital, 1840 371 mit 20,416 Thlrn., 1853 2053 mit 75,682 Thlrn., und in dem letzten Jahre nahm sie so bedeutend zu, daß jedes durch das Institut gedruckte Buch eine Auflage von 4000 Exemplaren erfodert.

Die Mitglieder selbst gehören den verschiedensten Schichten der Gesellschaften an; man findet darunter die höchsten Beamten sowie den ärmsten Studenten und den Dorfbewohner. In Betreff der literarischen Thätigkeit verfolgt die Matice dreifache Richtung. Sie besorgt: 1) die Herausgabe des „Böhmischen Museum", einer seit 1827 in der Landessprache erscheinenden Zeitschrift, deren Kosten bis 1832 von der Museumsgesellschaft, von da an aber von der Matice bestritten wurden. Sie erscheint nun schon 29 Jahre in ununterbrochener Reihenfolge. 2) Sie druckt auf ihre Kosten die ihr von böhmischen Schriftstellern zugesandten und für gut anerkannten Werke, honorirt die Arbeiten und vertheilt sie gleichwie das Museum kostenfrei unter die Mitglieder, welche gegen Erlegung von 50 Thlrn., zahlbar in fünfjährigen Raten, auf Lebenszeit Anspruchsrechte auf die durch die Matice herausgegebenen Werke erlangen. 3) Sie unterstützt die böhmischen Schriftsteller, wenn diese ihre Arbeiten auf eigene Kosten drucken lassen wollen, theils dadurch, daß sie unter der Bedingung, den Mitgliedern der Gesellschaft das herauszugebende Buch für den halben Ladenpreis abzulassen, die Hälfte der Auslagen trägt, theils dadurch, daß sie den Autoren den Absatz einer gewissen Anzahl von Exemplaren sichert oder ihnen mit Geldmitteln zu Hülfe kommt. Auf diese Art erschien unter Anderm Jungmann's großes Werk, das fünf Bände starke böhmische Wörterbuch, das jedes Wort mit aus der alten und neuen Literatur geschöpften Beispielen begleitet, Šafařík's „Slawische Alterthümer" und Palacky's „Geschichte Böhmens".

In Bezug auf die literarische Thätigkeit der Matice muß noch bemerkt werden, daß das „Böhmische Museum" nicht die einzige Zeitschrift ist, welche unter ihren Auspicien erscheint; sie gibt seit 1853 unter Redaction der Professoren Purkinje und Kreitsch noch außerdem die die Naturwissenschaften vertretende „Ziwa" und seit 1854 durch Professor Zap die „Archäologischen Denkwürdigkeiten" heraus. Beide Blätter gehören in die oben angeführte dritte Rubrik, denn die Mitglieder der Gesellschaft erhalten sie zum halben Ladenpreis.

Aus der kurz und nur in den allgemeinsten Umrissen entworfenen Skizze geht wol zur Genüge hervor, daß die Gesellschaft des Böhmischen Museum und hier wiederum die die böhmische Sprache und Literatur pflegende Matice eine der großartigsten literarischen Privatverbindungen ist, welche die östreichische Monarchie aufzuweisen hat. Es ist bekannt, daß bis zur Auffindung der Königshofer Handschrift, also bis zum Jahre 1817, die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen die Landessprache und die in ihr auftretenden geistigen Erzeugnisse herrschte; man schrieb und las deutsch. Erst nachdem man den kostbaren Schatz ans Licht gefördert, den goldenen Faden gefunden hatte, der in eine große Vergangenheit führte, von da an erst erregte das böhmische Element im Lande selbst sowol wie auch über dessen Grenzen hinaus Aufmerksamkeit, und denkende Köpfe fühlten sich angeregt, die über alle Gebühr verwahrloste czechische Sprache zum Gegenstande ernster Studien zu machen. Man schritt mit Eifer zum Werke, und es bedurfte neben der thätigen Unterstützung seiten der Matice nur weniger Jahre, um dem Landesidiom die ihm schuldige Geltung zu erringen und in ihm Werke zu schaffen, welche die heimische Cultur mächtig fördern mußten. Wahrlich, es ist dies ein in unserm Jahrhundert erstaunenswerthes Phänomen, denn es gibt Zeugniß von Dem, was ein von ausdauernder Arbeitsamkeit getragener ernster, fester Wille zu leisten vermag!

Um dem Leser einen Beweis zu geben, wie viel die Gesellschaft der Matice in einem Zeitraume von 20 Jahren geliefert hat, möge hier eine kurze Aufzählung der bedeutendern Werke, welche unter ihrer Aegide in die Oeffentlichkeit getreten sind, eine Stelle finden.

Geschichte. „Synchronistisches Verzeichniß der höchsten Würdenträger des Königreichs Böhmen von den frühesten Zeiten bis auf die heutige", von Palacky; Šafařík's geschichtliche Abtheilung der „Slawischen Alterthümer"; Tomek's „Geschichte Böhmens"; Tomicek's „Erste Epoche des Menschengeschlechts"; Smetana's „Allgemeine Geschichte"; Palacky's nach Quellen bearbeitete „Geschichte der czechischen Nation in Böhmen und Mähren"; Tomek's „Geschichte der Universität Prag" u. s. w.

Geographie. Zap's „Allgemeine Geographie"; Rorow's „Reise ins Gelobte Land"; Haranec's „Reise nach Palästina"; mehre Karten des Königreichs Böhmen.

Poesie. Jungmann's Schriften in Poesie und Prosa, sowie dessen „Slowesnost" und die Uebersetzung von Milton's „Paradise lost"; Douch's Uebersetzung von „Romeo und Julie"; Celakowsky's poetische Werke in sechs Bänden; Winarycky's Uebersetzung des Virgil; Stur's „Ueber die slawischen Schriften und Klechden" (Traditionen).

Philologie und Literaturgeschichte. Jungmann's bereits oben erwähntes Wörterbuch, dessen „Geschichte der böhmischen Literatur" und Auswahl aus derselben von den ältesten Zeiten bis zum 15. Jahrhundert; Celakowsky's „Vorlesungen über vergleichende Grammatik der slawischen Sprachen".

Nicht minder sind im Gebiete der Naturwissenschaften, der Rechtsgelehrsamkeit und der Philosophie viele wichtige und anerkannt gute Werke erschienen.

Das eigentliche Organ der Matice ist das seit 1831 unter dem Titel „Zeitschrift des Böhmischen Museum" herauskommende gelehrte Journal. Die Redactoren desselben waren anfangs Šafařík und Palacky, dann Wocel und endlich Rebesch. Eigentlich sollte es nicht ausschließlich der Wissenschaft im strengen Sinne dienen, verschaffte sich jedoch deshalb, weil es dem ganzen Lande eine gewisse geistige Richtung zu geben wußte, einen bedeutenden Einfluß. Unter solchen Umständen mußte die vergangenen Herbst verbreitete Nachricht, man wolle ihm mit dem Eintritt des laufenden Jahres eine populäre Tendenz geben, allerdings auffallen und war eben nur darin begründet, die Zeitschrift auch in den Kreis solcher Leser einzuführen, welche an eigentlich gelehrten Abhandlungen kein Interesse nehmen. Wie es scheint, war der Plan nicht so leicht durchzuführen, denn wir finden bis heute deren Richtung in nichts geändert.

Ein Haupthinderniß mochte sich wol darin herausgestellt haben, daß es mit guten populären Schriften schwieriger ist als mit strengwissenschaftlichen, und daß ja, finden sich jene, die Matice solche immer noch nebenbei veröffentlichen kann, wie sie dies beispielsweise mit Kodypy's populärer Physik und Diätetik gemacht hat. Man trifft übrigens im „Böhmischen Museum" nicht selten auf Artikel, die in Bezug auf ihren wissenschaftlichen Werth in den anerkannt besten europäischen Zeitschriften einen ehrenvollen Platz einnehmen könnten.

Es würde für den Leser zu ermüdend sein, wollten wir hier auch nur die bedeutendern Beiträge aufzählen, welche das „Museum" nach und nach der Oeffentlichkeit übergeben hat; es möge genügen, nur Dasjenige anzuführen, was es [illegible] Redactoren, dem in der gelehrten Welt mit Achtung genannten Šafařík verdankt, der, nachdem er von der Leitung zurückgetreten war, das Organ nichtsdestoweniger [illegible]

Rath und That unterstützte. Ein Hinweis auf seine Beiträge ist um so interessanter, als diese wenig bekannt sind, denn gerade in den Jahren, in welchen er die meisten lieferte, erschien die Zeitschrift noch in einer nur geringen Anzahl von Exemplaren, und diese heute vollständig zu erhalten ist fast ein Ding der Unmöglichkeit.

Šafařík wandte sich zuerst zur Literaturgeschichte. Seine vielseitige Bildung hieß ihn sofort den engen Kreis der Nationalliteratur, die diesen Namen eigentlich noch gar nicht verdiente, überspringen und in die erhabenen Vorbilder des classischen Alterthums hineingreifen. Im Jahre 1830 schrieb er etwas über Aristophanes und übersetzte dann dessen „Wolken".

Im Gebiete des Slawenthums stellte er sozusagen eine Geschichte von dessen Literatur zusammen, und es erschienen in dem Zeitraume von 1830 — 48: „Uebersicht der neuesten Literatur der illyrischen Slawen"; „Die polnischen Zeitschriften und chorwatischen (kroatischen?) Journale"; „Besonderes über die russische Literatur"; „Literarische Bemerkungen aus Slawonien"; „Neue russische Werke"; „Sechs Artikel über die polnische und illyrische Literatur"; „Aufblühen der slawischen Literatur in Bulgarien". Hierzu kommen noch außerdem Ansichten über die wichtigsten historischen Werke, als Palacky's „Böhmische Geschichte", Boček's „Diplomatischen Codex", Professor Röppell's „Polnische Geschichte" u. s. w.

Ein zweites Feld seiner Thätigkeit sind umfangreiche Analysen einzelner Werke, die man genau genommen für selbständige Arbeiten halten muß, weil sie gewöhnlich die Originale ergänzen. Hier sind zu erwähnen: die Analysen von Berlić's illyrischer Grammatik, des ältesten böhmischen Psalters, des berühmten Evangeliencodex zu Rheims, sowie des glagolitischen des Grafen Cloz, des Wörterbuchs der altslawischen Stammwörter von Miklosič u. dgl. m.

Endlich beschäftigte sich Šafařík auch noch mit der Archäologie und zwar im weitesten Sinne des Worts. Er suchte die slawischen Alterthümer nicht blos in den Gräbern und bei den Todten, sondern zog auch das Leben in den Bereich seiner Forschungen und lieh besonders den Volksliedern ein aufmerksames Ohr. Er war der Erste, welcher die Weisen der Slowaken sammelte und veröffentlichte, die von Stefanowič herausgegebenen serbischen, sowie Milutynowič's montenegrinische, Wenzel von Oleško's polnische und russische, ferner diejenigen von Wójcicki u. A. der Kritik unterwarf. In der alten Geographie und Geschichte begegnen wir gleichfalls manchem genialen Gedanken über das Vorhandensein der Slawen in Europa, sowie er auch über die Wojker, den Namen und die Lage von Vineta, auch Jumin, Julin und Jomsburg genannt, und über noch manches Andere schrieb. Die slawische Mythologie bereicherte er durch den ausgezeichneten Artikel über die Rusalki (gewisse untergeordnete Göttinnen) und schrieb außerdem noch über Swatob, eine Gottheit der heidnischen Slawen, und über die Statue Czernobog's (des schwarzen Gottes) in Bamberg.

Es versteht sich wol von selbst, daß ein Mann wie Šafařík auch das altslawische Recht in den Kreis seiner Forschungen ziehen mußte, und wirklich hat er auch hier manchen wichtigen Beitrag geliefert. Zuletzt richtete er seine ganze Thätigkeit vornehmlich auf die slawische Philologie, welche in der neuesten Zeit besonders eifrig und in großem Maßstabe betrieben worden ist, und die Frucht seiner Arbeiten legte er in den Schriften: „Ueber die böhmische Rechtschreibung"; „Ueber die lithauische Sprache"; „Blick auf die ersten Anfänge der glagolitischen Literatur" u. s. w. nieder.

Was wir bisher genannt haben, ist kaum die Hälfte Dessen, was ein einziger Mann der Zeitschrift des Böhmischen Museum zugebracht hat; man kann sich einen Begriff von dem in Wahrheit erstaunlich reichlichen und gediegenen Inhalt derselben machen, wenn man erwägt, daß außerdem noch Gelehrte wie Čelakowsky, Dobrowsky, Jungmann, Kollar, Palacky, Presl, Purkinje, Wacek, Winiařycky, Erben, Tomek und so manche Andere noch mit gleicher Liebe, mit dem regsten Eifer, der größten Ausdauer für dieselbe und dadurch für die Belebung, das Gedeihen vaterländischen Aufschwungs und dessen Träger und Spiegel, für die Nationalliteratur wirkten.

Das schöne Beispiel der czechischen Matice fand in andern Theilen des großen Slawenlandes vielfach Anklang und Nachahmung; überall tauchten literarische Verbindungen auf, welche ein dem Vorbilde gleiches Ziel anstrebten. Wir nennen hier die südslawische Matice in Agram, die serbische in Pesth, die lausitzer in Görlitz, die mährische in Brünn und finden in allen reges, jugendfrisches Leben, nicht zu verkennenden geistigen Fortschritt. Nur eine Gesellschaft scheint sich der Thätigkeit vollkommen entschlagen zu haben und keine Lebenszeichen mehr von sich geben zu wollen; es ist diejenige, welche vor langen Jahren dort zusammengetreten ist, wo einst unter dem Schutze mächtiger Könige die Wissenschaften blühten und ihnen im 14. Jahrhunderte bereits einer der größten Monarchen aller Zeiten, Kasimir, der Bauernkönig, eine bleibende, reich dotirte Stätte erbaute, nämlich die gelehrte Gesellschaft zu Krakau! 40.

Nordamerikanische Touristen.

Das wunderliche Völkchen der Yankees sucht gerade nicht in der Tugend der Bescheidenheit seine moralische Hauptzierde, wie dies wol auch allgemein bekannt ist. Neue Beweise davon findet man in der Schrift „Doll Smith abroad", welche einer Dame zugeschrieben wird, deren Gatte einen diplomatischen Posten bekleidet. Es sind Reiseschilderungen, die namentlich ihren Aufenthalt in Paris betreffen und in denen sie mit Frankreich und den Franzosen ganz unbarmherzig umspringt. Sie sagt z. B.: „Frankreich ist aus lauter kleinen Gärten verfertigt, und sein Handel und seine Fabriken beschäftigen sich nur mit Bagatellen. Die Geschäfte sind in Frankreich Scheingeschäfte; die französische Religion ist nur das Scheinbild einer Religion, ja das französische Volk ist nur ein Scheinvolk, welches zwischen Barrikaden und Despotismus hin und wieder vibrirt." Solche Behauptungen würden von der Mehrheit der englischen Presse früher, selbst zur Zeit der „entente cordiale" unter Ludwig Philipp, vielleicht beifällig aufgenommen worden sein, doch jetzt sind England und Frankreich bis auf Weiteres ein Herz und eine Seele, und so hat es denn ein londoner Blatt, der „Critic", übernommen, für Frankreich den von der nordamerikanischen Dame hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Das sei, sagt das londoner Blatt, eine ziemlich ärmliche Weise, über ein Volk abzusprechen, das zwei mal zahlreicher sei als das Nordamerikas. Nun, was diesen Unterschied betrifft, so dürfte er sich in nicht gar vielen Decennien vollkommen zu Gunsten Nordamerikas ausgeglichen haben. Die Nordamerikaner fühlen sich eben als ein in riesenhaftem Maßstabe wachsendes Volk, während das französische alle Mühe hat, sich durch künstliche Mittel und selbst nicht ohne die gewaltsamsten Anstrengungen auf seiner jetzigen Höhe zu erhalten. Aber die Nordamerikanerin geht noch weiter, sie spricht den Franzosen und namentlich den Französinnen sogar das ihnen so bereitwillig zugestandene Vorrecht ab, Muster aller Artigkeit und Höflichkeit zu sein. „Wenn man", sagt sie, „unter feinem Benehmen diejenige Herzensgüte versteht, welche sich darin genugthut, Andern Vergnügen zu bereiten, so paßt dies Wort nicht. Die Franzosen als Volk haben sehr wenig Gemüthsinnigkeit. Es gibt allerdings eine gewisse Classe, welche ihren Stolz darein setzt, höflich und wohlerzogen zu erscheinen, und was den Handeltreibenden betrifft, so liegt es in seinem Interesse, fast servil zu sein. Aber außerhalb dieser beiden Kategorien begegnet man in Frankreich den gröbsten Personen, die es auf Erden gibt." Natürlich sind die wahren Muster aller feinen und höflichen Sitte nach der Verfasserin nur in Nordamerika zu finden. Ein keckes selbstbewußtes Volk sind sie jedenfalls, diese Nordamerikaner.

Ein Buch ähnlichen Gepräges ist folgendes, welches in Neuyork erschien: „Memoirs of James Gordon Bennett and his times. By a journalist.“ Bennett, ein geborener, aber längst verankerter Schottländer — war früher Redacteur des „Charleston Courier“, begründete dann den „New York Globe“ und später im Jahre 1835 den „New York Herald“. Der Redacteur eines so bedeutenden Blattes ist in Nordamerika unzweifelhaft ein einflußreicher Mann, ob aber deshalb seine Memoiren auch die seiner Zeit sind, möchte billigerweise zu bezweifeln sein. Hat Bennett übrigens seine Memoiren nicht selbst geschrieben, so hat er doch dem Verfasser die Materialien dazu geliefert. Hier eine Probe seiner Kunstansichten: „Ich muß bekennen, daß ich die neuere Kunst weit mehr als die alte bewundere. Alte Gemälde und alte Statuen hatten zu ihrer Zeit ihr Verdienst. Sie bildeten eine bedeutende Stufe des Fortschritts auf dem Wege, den die Kunst zur Vollkommenheit zurücklegte, aber viele alte Gemälde, welche ich gesehen habe, glichen ganz außerordentlich jenen alten Weinen, von welchen alte Kenner sprechen — alte Humbugs, durch alte Humbugs großgezogen, um die jungen Humbugs zu humbugen.“ Einmal besuchte Bennett auch England und kam auf dieser Reise durch Devonshire, wo er sich unterwegs mit einem feingebildeten Tory über die Vorzüge der beiderseitigen Länder zu unterhalten Gelegenheit hatte. Bennett sagte zu ihm: „Euer Land ist ein schönes Land, es ist vortrefflich angebaut, jedes Thal ist ein Garten, jeder kleine Erdhügel ein Paradies, aber Alles in Miniatur. Es ist mir so, als könnte ich, meine Hände aus dieser Kutsche streckend, diese lieblichen Fluren vor dem Licht der Sonne verbergen. Es ist mir so, als ob ein in die Sonne gehängtes Schnupftuch ganz Devonshire in Finsterniß versenken müßte. Es ist ein liebliches, reiches Land, aber ein Kentuckier könnte es in die Hosentasche stecken und sie darüber zuknöpfen!“ „O“, bemerkte hierauf der gutmüthige Gentleman lachend, „das ist einer von euern Yankeewitzen; denn ihr Amerikaner übertrefft bei weitem noch die Irländer an abenteuerlichen Vorstellungen und Ausdrücken.“ „Das“, erwiderte Bennett, „kommt von unserm extravaganten Lande her. Wir sprengen vor dem Frühstück ein Dampfschiff in die Luft, bringen so ein Hundert Menschen ums Leben und setzen uns dann ganz gemüthlich zum Mittagsessen.“ Der gute Gentleman wußte auf diese Rodomontade nichts zu erwidern als: „Schrecklich, ach schrecklich! welch eine fürchterliche Verwüstung von Menschenleben!“

H. M.

Notizen.

„Une académie de romanciers en Allemagne.“

Unter dieser Ueberschrift widmet St.-René Taillandier der „Deutschen Bibliothek“ in der „Revue des deux mondes“ einen eigenen Artikel, in dessen beachtenswerthen Einleitungsworten es heißt: „Ein beunruhigendes und sich unter allen Literaturen der Gegenwart gleichmäßig zeigendes Symptom ist die Auseinandergefallenheit der intellectuellen Kräfte. Seht euch unter den Völkern, bei denen sich heutzutage die Arbeit des Gedankens concentrirt, seht euch in Deutschland, England und Frankreich um, und ihr werdet demselben Schauspiel begegnen. Wie viel Schriftsteller gibt es wol, die ganz im Besitz ihrer selbst sind und die, ohne nach rechts oder links abzuirren, mit Entschiedenheit einem ihnen bestimmt vorschwebenden Ziele entgegenzustreben wissen.... Hiermit hängt zusammen, daß so viele junge Leute nebeneinander auftauchen, einander Concurrenz machen und rasch einer den andern ablösen; manche darunter nehmen einen fröhlichen, triumphirenden Anlauf, als wären sie im Begriff, die unsterbliche Lorberkrone zu erhaschen; aber plötzlich geht ihnen der Athem aus: der erste Erfolg hat ihre Kräfte erschöpft.“ Diese Klage ist nur zu sehr begründet, und gewiß werden sie die Schriftsteller und Dichter selbst am tiefsten empfinden, nicht das Publicum, das immer nur Neues begehrt, das von dieser Mannichfaltigkeit und diesem Wechsel der Talente sein Vergnügen hat, das aber jetzt sehr wenig danach fragt, ob ein Dichter sich stufenweise und im Zusammenhange seiner Fähigkeiten und Bestrebungen bis zur Vollendung entwickelt. Es muß eine Lust gewesen sein zu dichten, als das literarische Publicum in Deutschland das Erscheinen der einzelnen Gesänge von Klopstock's „Messiade“ kaum erwarten konnte, als jeder Gebildete auf Lessing's oder Herder's Worte wie auf Orakelsprüche lauschte, als jede neue Dichtung Goethe's und Schiller's ein wahrhaft deutsches Ereigniß war! Jetzt fragt das ohnehin in die verschiedensten Coterien zerfallene Publicum kaum noch danach, ob ein deutscher Dichter, und wäre er der namhafteste, plötzlich aufhört, etwas von sich hören zu lassen, es sind ja für ihn zehn andere da. Auch dem alternden Goethe und noch mehr dem alten stand schon ein gleichgültigeres, kritischeres, blasirteres und zerfahreneres Publicum gegenüber als dem jungen. — Am meisten scheinen übrigens dem Franzosen Hermann Kurz' „Sonnenwirth“ („L'aubergiste du Soleil“) und Otto Müller's „Charlotte Ackermann“ gefallen zu haben. Aus Porchat's als treu und elegant gerühmter Uebersetzung der letztern theilt er eine längere Stelle mit und nennt den Roman ein „tableau bien allemand“, ein „oeuvre originale et vraie“, ein Werk ohne Prätensionen und ohne falsche Farben. Es ist das allgemein Menschliche, was bei Otto Müller durchschlägt und dem Franzosen gefallen haben mag, weshalb sogar auch der Roman der Innern Mission „Kritis sicut Deus“, wenigstens was und soweit es die Durchführung des seelischen, also ebenfalls allgemein menschlichen und daher in allen Ländern möglichen Conflicts zwischen den beiden Hauptpersonen betrifft, seinen Beifall findet. Romane, wie sie jetzt so häufig in Deutschland geschrieben werden, in welchen die Verfasser entweder Parteifragen oder die Interessen gewisser Stände und Gesellschaftsclassen behandeln, mögen zwar in Deutschland selbst unter den davon betroffenen Parteien und Gesellschaftsclassen ihre Leser und Liebhaber finden, aber dem Auslande werden sie, mit höchst seltenen Ausnahmen, wol immer unverständlich, fremdartig und vor allem ungenießbar bleiben.

Der gelehrte Stand in Rußland und Deutschland.

In den „Hamburger kritischen Blättern“ begegneten wir vor einiger Zeit den Reisemittheilungen eines Anonymus über Deutschland, wie es scheint, eines Russen oder doch Deutsch-Russen. Der Reisende führt bei dieser Gelegenheit ein russisches Sprichwort an, welches lautet: „Ich empfange dich zwar nach deinem Rocke, aber entlasse dich nach deinem Verstande“, und er meint dann weiter, in den aristokratischen Cirkeln Deutschlands heiße es: „Ich empfange dich zwar nach deinem Rocke, aber entlasse dich nach deinen Ahnen.“ Er wundert sich z. B. über die untergeordnete Rolle, welche die Landgeistlichen in Deutschland in den adeligen Gesellschaften der Gutsherrschaft zu spielen pflegen, während der Pope selbst in den höchstaristokratischen Kreisen Rußlands ein hochverehrter Mann sei. Es sei klar, fährt der Reisende dann fort, daß Jeder in einer Gesellschaft verlegen auftreten werde, wenn er sich sagen müsse, daß er nicht als zu ihr gehörend angesehen werde, daß man ihn nur tolerire und sich zu ihm herablasse. Der gebildete Mann gelte im Osten mehr als in dem für gebildet ausgeschrienen Deutschland; daher werde auch im Osten auf die Erziehung in den höhern Kreisen mehr gewandt und darin auch mehr [illegible] als in Deutschland. In Rußland habe der Gymnasiallehrer den Rang eines Oberstlieutenants und der Universitätsprofessor Generalsrang, um ihm im allgemeinen bürgerlichen Leben Würde und Ansehen zu verleihen. Dies Mittel, Gelehrten in der Gesellschaft zu einer geachteten Stellung zu verhelfen, ist zwar eigenthümlich genug, aber es ist doch eins und würde selbst in Deutschland, wo der Titel soviel gilt, ohne Zweifel wirksam sein.

Zwei Aussprüche von Charlotte von Schiller.

Wir hatten jüngst Gelegenheit, von Charlotte von Schiller zwei bemerkenswerthe Aussprüche zu lesen. „Ich habe immer ein geheimes Grauen", schreibt sie einmal, „wenn ich von Popularität sprechen höre. So weit sind wir noch nicht. Bei uns muß der Mensch meistens von den Gelehrten gekannt werden." Das schrieb die Gattin desjenigen deutschen Dichters, von dem, und erst jüngst wieder in einem Blatte, behauptet wird, daß er in alle Classen des Volks gedrungen sei. Wir waren niemals dieser Ansicht, insofern man unter Volk auch das Landvolk, die Bevölkerung sehr vieler kleiner Städte, die größere Zahl des Arbeiterstandes und die untern Gesellschaftsschichten begreift und von den Kennern Schiller's namentlich noch die vielen Gebildeten ausschließt, die ihn nicht in seiner Größe, sondern nur in seinen Schwächen begreifen. Es gehört mehr dazu, um Schiller ganz zu würdigen, als seine Gedichte gelesen und einige seiner Dramen auf der Bühne gesehen zu haben. Im April des Jahres 1813 sprach Charlotte von Schiller ferner ihren Wunsch aus, recht bald einmal Kosacken zu sehen zu bekommen, und sie fügte hinzu: „Ich fange an, die rohe Natur immer mehr zu ehren; zur Roheit kommen die Menschen immer wieder zurück, sobald sie sich ihren Leidenschaften preisgeben." Ein gewiß überaus merkwürdiger Ausspruch von der Gattin eines Dichters, welcher, wenigstens in seiner spätern Periode, auf dem Gebiete der Dichtung und der Aesthetik recht eigentlich als der Verfechter der Idealität betrachtet werden darf! Der Briefwechsel von Charlotte von Schiller mit Knebel wird übrigens, wie wir hören, von Düntzer herausgegeben, demnächst bei F. A. Brockhaus erscheinen, und wir erlauben uns, das Publicum auf diese gewiß im höchsten Grade interessante Publication im voraus aufmerksam zu machen.

H. M.

Bibliographie.

Anakreon und andere lyrische Dichter Griechenlands in deutschen Reimen von E. Bürger. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 15 Ngr.

Arsenjjew, K., Das Kaiserthum Rußland. Nach der 20sten Ausgabe des Russischen Originals. Riga, von Boettticher. Gr. 8. 12 Ngr.

Binder, F., Heldenbilder aus dem dreißigjährigen Krieg. 1stes und 2tes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 1856. 8. à 9 Ngr.

Blumenlese amerikanischer Novellen, Jagd- und Reiseskizzen. 1ster Band. Göttingen, Wigand. 8. 15 Ngr.

Braune, K., Die Bergpredigt unsers Herrn Jesu Christi. In Bibelstunden ausgelegt. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 15 Ngr.

Büchele, C., Australien in der Gegenwart nach seiner historischen Entwickelung und Beschaffenheit, seinen Einwohnern und Producten, seinen socialen, commerciellen und statistischen Verhältnissen geschildert. Stuttgart, Hallberger. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 2te Auflage. 2tes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Buß, F. J., Der heilige Thomas, Erzbischof von Canterbury und Primas von ganz England, und sein Kampf für die Freiheit der Kirche. Mainz, Kupferberg. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Eitel, F., Die Stimmfähigkeit des Menschen und ihre Ausbildung für Kunst und Leben. Wien. 1854. Gr. 4. 2 Thlr.

Enslin, K., Fromm und frei. Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 24 Ngr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Undine. Eine Erzählung. 9te Auflage mit Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Müller, ausgeführt von A. Gaber. Berlin, Dümmler. 4. 2 Thlr.

Frauenleben unter den Mormonen. Vieljährige Erlebnisse der kürzlich aus Utah zurückgekehrten Gattin eines Aeltesten der Mormonen. Deutsch von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gaßmann, T., Eine Schiller-Feier. Scenischer Prolog in einem Akte. Hamburg, Gaßmann. 16. 4 Ngr.

Glaßbrenner, A., Die verkehrte Welt. Ein komisches Gedicht. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

Graffenried, C. W. v., Die Einkommensteuer. Ein staatswissenschaftlicher Versuch. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 16 Ngr.

Grimm, F., Gedichte. Leipzig, Serig. 1856. Gr. 16. 22½ Ngr.

Gutzkow, K., Zopf und Schwert. Lustspiel in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 20 Ngr.

Harthausen, A. Freih. v., Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. 1ster Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hentz, Caroline Lee, Markus Warland oder die Moosquelle. Lebensbild aus dem Süden der Vereinigten Staaten. Aus dem Englischen von F. Arendt. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 18 Ngr.

Hermann der Deutsche. Ein Heldenlied. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 16 Ngr.

Hitzig, F., Die Grabschrift des Eschmunazar; untersucht. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 16 Ngr.

Hoffmann, E. T. A., Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. 3te Auflage. Zwei Bände. Berlin, Dümmler. Gr. 16. 10 Ngr.

Johns, C. A., Ein Sommer-Ausflug. Aus dem Englischen. Mit 25 Abbildungen. Berlin, Decker. Gr. 16. 7½ Ngr.

Irving, W., Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von H. Ritter und W. Camphausen. Mit dem Bildniß Ritter's. Leipzig, Brockhaus. 1856. Hoch 4. 5 Thlr.

Der Jude von Verona. Historischer Roman aus den Jahren 1846 bis 1849. Aus dem Italienischen übersetzt. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Klencke, Graf Stolberg. Historischer Roman. Zwei Bände. Breslau, Kern. 8. 3 Thlr.

Knorrn, K., Der letzte Ritt vor Sebastopol. Episches Gedicht. Paris, Glaeser. Gr. 8. 5 Ngr.

Krause, G., Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachgesellschaften im 17. Jahrhunderte. — A. u. d. T.: Der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke von den Fürsten Ludwig, Christian, August, Johann Casimir und Ernst Gottlieb zu Anhalt; Friedrich Wilhelm Churfürst zu Brandenburg; den Herzögen August, Christian Ludwig und Friedrich Ulrich zu Braunschweig; Wilhelm, Landgraf zu Hessen; Adolph Friedrich, Herzog zu Mecklenburg u. A. Herausgegeben nach den Originalien der Herzoglichen Bibliothek zu Cöthen. Mit Facsimiles. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr.

Krüger, J., Bilder aus der Geschichte Bremens, in zusammenhängender Folge dargestellt, nebst einer kurzen geographischen Beschreibung des bremer Staates. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Kurtz, J. H., Lehrbuch der heiligen Geschichte. Ein Wegweiser zum Verständniß des göttlichen Heilsplanes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. 7te verbesserte Auflage. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 26 Ngr.

Lohmann, P., Dramatische Schriften. 1ster Theil. Hannover, Helwing. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Marggraff, H., Fritz Beutel. Eine Münchhauseniade. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mengersen, J. B. Graf v., Gedichte. Mainz, Kirchheim. 16. 20 Ngr.

Michelsen, A. L. J., Die Rathsverfassung von Erfurt im Mittelalter. Eine urkundliche Mittheilung. Jena, Frommann. Gr. 4. 10 Ngr.

Reigebaur, J. F., Die Heirath des Markgrafen Carl von Brandenburg mit der Markgräfin Catharina von Balbiano. Nach Urkunden in dem Königl. Archive und in Privatarchiven zu Turin zusammengestellt. Breslau, Kern. 1856. 8. 1 Thlr.

Pichler, Louise, Der letzte Hohenstaufe. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Pröhle, H., Unterharzische Sagen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen. Aschersleben, Fokke. 1856. 8. 1 Thlr.

Psyche. Ein Märchen aus dem Alterthum. Göttingen, Wigand. 16. 15 Ngr.

Raven, Mathilde, Hermine. Der Briefträger. Zwei Erzählungen. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 1 Thlr.

Richter, F., Der Messias-Begriff. Christologische Vorträge zur Vermittelung der bezüglichen Gegensätze. Hamburg, J. F. Richter. 1854. 8. 1 Thlr.

Geistliche Sängerinnen der christlichen Kirche deutscher Nation. Nach den Originaltexten in Verbindung mit mehreren Hymnologen herausgegeben von W. Schircks. 1stes Heft. Halle, Fricke. 16. 10 Ngr.

Schaller, J., Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft". Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schmidt, J., Weimar und Jena in den Jahren 1794—1806. Supplement zur 1sten Auflage der Geschichte der deutschen National-Literatur im 19. Jahrhundert. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schultze, Klara, Vorträge der unitarisch-christlichen Deistenlehre, zu Gunsten ihrer gehofften Kirche. Rostock, Leopold. Gr. 8. 15 Ngr.

Seifert, H., Die Verarmung, ihre Ursachen und Heilmittel. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 8 Ngr.

Siegfried, J. K., Erziehung und Unterricht im Leben denkwürdiger Männer. Zürich, Höhr. Gr. 8. 13 Ngr.

Springer, A. H., Handbuch der Kunstgeschichte. Zum Gebrauche für Künstler und Studirende und als Führer auf der Reise. Mit einem Vorwort von F. T. Vischer. Mit 93 Illustrationen, einer chromo-lithographischen Tafel und einem kunsthistorischen Wegweiser auf der Reise durch Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, Niederlande und England. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Stobbe, O., Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts. Drei Abhandlungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strauß, D. F., Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse Frischlins. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 7ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1856. Herausgegeben von C. Drärler-Manfred. Mit 6 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Teich, F., Gedichte. Lobenstein. 8. 15 Ngr.

Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache. Mit gegenüberstehender griechischer und lateinischer Version, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung von H. F. Massmann. Zwei Abtheilungen. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Umbreit, F. W. C., Der Brief an die Römer auf dem Grunde des Alten Testamentes ausgelegt. Gotha, F. A. Perthes. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Unter dem Tannenbaum. Eine Weihnachtsgabe für 1855. — A. u. d. T.: Der Weihnachtfund. Ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben von H. Kurz. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

Vehse, E., Geschichte der kleinen deutschen Höfe. 1ster und 2ter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Verbrecher. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder rc. Fünf Bändchen. Leipzig, H. Schultze. Br. 8. 5 Thlr.

Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen von C. K. 2te Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 32. 16 Ngr.

Vogl, J. N., Neue Gedichte, Epigrammatisches und Sprüchliches. Leipzig, Kollmann. 1856. 16. 25 Ngr.

Wartenburg, K., Eine Verlorene. Roman. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr.

Weihe der Poesie auf dem Altare der Religion. Eine Festgabe für denkende Christen. Gewidmet von H. A. Manitius. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 1 Thlr.

Zofinger-Liederbuch. Herausgegeben von J. H. Tschudi. 3te erweiterte und völlig umgearbeitete Auflage. Zürich, Höhr. 8. 13 Ngr.

Zschokke, H., Familien-Andachtsbuch zum Gebrauche bei häuslicher Erbauung. Zusammengezogen aus den „Stunden der Andacht". 2te neu geordnete Auflage. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Amtliches Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg über die hessische Katechismus- und Bekenntnißfrage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 8 Ngr.

Aub, H., Rede am offenen Grabe des kgl. Rathes und praktischen Arztes Herrn Dr. Herrmann Oettinger, gesprochen am 17. Oktober 1855. München, Kaiser. Gr. 8. 1½ Ngr.

Dumas, A., Das Brautkleid. Deutsch von L. H. 2te Auflage. Stuttgart, Franckh. 16. 6 Ngr.

Kalb, L., So hatte nun die Gemeinde Frieden! Predigt bei der 3ten Säcularfeier des Augsburger Religionsfriedens am 23. September 1855 gehalten. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3 Ngr.

Krummacher, C. W., „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Ihm angenehm". Beleuchtung dieses apostolischen Ausspruchs in einer Predigt, gehalten am 14. Oktober 1855 zu Duisburg. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Lage der Dinge in Kurhessen nach dem Abgang des Ministeriums Hassenpflug. Wer wird nicht Minister? Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 3 Ngr.

Nagel, R., Wie man Freigemeindeprediger wird und wie's Einem als Freigemeindeprediger geht. Remscheid, Nagel. Lex.-8. 5 Ngr.

Der entlarvte Prinz Leo Jacob von Armenien, Prinz von Korikosz, Prinz von Georgien, Fürst von Lusignan und Fürst von Gapan. In Berlin zu finden im Arbeitshause. Angebliche und wahre Biographie, so weit sich dieselbe bis jetzt hat ermitteln lassen. Eine moderne und complette Räubergeschichte. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. Br. 8. 2½ Ngr.

Steinhagen, J. H., Ueber Todesstrafen. Hamburg, Heller. Gr. 8. 2 Ngr.

Tholuck, A., Predigt zum Reformations-Feste 1855 im akademischen Gottesdienste zu Halle gehalten. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

66. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Vierzehnter bis sechszehnter Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer **wohlfeilen Ausgabe** von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte **Werk** auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlicher **Ankündigung** in allen Buchhandlungen zu erhalten.

67. **Die Lieder des Hafis.** Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** Ersten Bandes zweites Heft. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das erste Heft (1854) hat gleichen Preis.

Hafis, der größte Lyriker der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen muhammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Hammer, Goethe, Rückert, Platen u. A. in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlt unserer wissenschaftlichen Literatur noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wird daher gewiß allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen sein. Durch vollständige Vocalisation und Interpunction des Textes wird das unmittelbare Verständniß des Dichters bedeutend gefördert werden; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. In der Vorrede spricht sich der Herausgeber ausführlich hierüber aus. Diese Ausgabe wird in drei Bänden Alles umfassen, was die besten im Oriente selbst gültigen Recensionen des Dichters enthalten. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

In gleichem Verlage erschien früher:

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von **O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch **O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. **K. H. Graf.** 12. 1846. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ-Sarit-Sâgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** 8. 1839. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** Zwei Theile. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit Dr. **Hm. Brockhaus.** 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften **Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad.** Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** 4. 1850. 6 Thlr.

68. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** rc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Dreizehnte Lieferung. (Taschenbuch — Wahlpredigten.) 4. Geh. Jede Lieferung auf **Druckpapier 25 Ngr.**, auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** rc., auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

69. **Koenig (H.), König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. In drei Theilen. Dritter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 5 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertreten die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman bildet zugleich den 2.—4. Band der „**Gesammelten Schriften**" Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina" begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser" (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher" Waldenser. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **Gebrüder Katz** in **Dessau** erschien so-
eben und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des
Auslandes zu beziehen:

Hundert Fabeln.

Nach

P. Lachambeaudie.

Von

Ludwig Pfau.

Eleg. cartonnirt 20 Sgr.

Lachambeaudie, der zwei mal von der pariser Akademie gekrönt wurde und von dessen Fabeln gegenwärtig die zwölfte Auflage erscheint, war bisjetzt in Deutschland nicht einmal dem Namen nach bekannt. In Frankreich sind die ebenso geistreichen als gediegenen Dichtungen dieses Schriftstellers in den Händen von Jung und Alt, und wir glauben daher den Dank des deutschen Publicums zu verdienen, wenn wir es mit diesem Nachfolger Lafontaine's bekannt machen, der seinen Vorgänger in mancher Beziehung übertrifft. Seine Fabeln sind in Stoff und Anwendung neu und originell und beruhen auf jener echten und großartigen Sittlichkeit, welche der Poesie zugrunde liegt. Sie bemächtigen sich der Ideen und Gegensätze, welche unsere Zeit bewegen, und führen diese in sinnreicher Verkleidung, in der mildernden Hülle der Fabel dem Leser vor.

Die deutsche Bearbeitung, welche eher eine Nachdichtung als eine Uebersetzung genannt werden muß, übertrifft noch in vielen Stücken das Original, eine Behauptung, welche die Vergleichung der beiderseitigen Texte rechtfertigen mag. Für geeignete Ausstattung hat die Verlagshandlung das Ihrige gethan.

Soeben wurde von mir versandt und ist in allen Buch- und Antiquarhandlungen des In- und Auslandes gratis zu haben:

Bibliotheca Jo. Chr. G. Richteri. — Verzeichniss der von Herrn Dr. Joh. Chr. G. Richter hier hinterlassenen Bibliothek, enthaltend sehr werthvolle **Bücher** (aus fast allen Fächern der Literatur, namentlich im Gebiete der Literaturwissenschaft, Theologie, Philosophie, Belletristik, vor Allem aber aus dem der classischen Philologie), **Manuscripte, Kupferstiche** und **Autographen**, welche am 4. Februar 1856 u. f. T. hier öffentlich versteigert werden soll.

☞ Diese Bibliothek ist reich an literarischen Seltenheiten, sowie den schönsten und kostbarsten Drucken. Literaturfreunde und Bibliothekvorstände werden umsomehr auf den Katalog aufmerksam gemacht, als in Provinzialstädten dergleichen bedeutende und werthvolle Bibliotheken nur selten zur Auction kommen.

Nordhausen, im November 1855.

Adolph Büchting.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage umgetauscht. Bei portofreier Einsendung einer ältern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. erfolgt die frankirte Uebersendung der zehnten Auflage, welche im Subscriptionspreise 20 Thlr. kostet.

Ausführlichere Auskunft wird auf portofreie Anfragen von der Verlagshandlung franco ertheilt.

Weihnachtsgeschenk.

! II. Auflage gebunden und broschirt. Wurde soeben complet!

Bei **Friedr. Ludw. Herbig** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig

Schmidt, Julian, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Zweite, durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage. Drei Bände. Gr. 8. Eleg. geh. Preis 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. 7 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat sich bemüht, was vom Ausbruch der ersten französischen Revolution bis auf unsere Tage in der deutschen Literatur Bedeutendes geleistet ist, in einem Gesammtbilde und mit einer Ausführlichkeit darzustellen, daß auch der minder Kundige daraus eine Vorstellung gewinnen soll. Daneben hat er mit Ernst und Consequenz den wechselnden Erscheinungen gegenüber das sittlich-religiöse Grundprincip des deutschen Lebens vertreten.

Für die Besitzer der ersten Auflage dieses Werkes sind die ersten 18 Bogen als ganz neu unter dem Titel „**Weimar und Jena in den Jahren 1794—1806**" besonders abgedruckt und können zum Preise von 1½ Thlr. bezogen werden.

Festgeschenke.

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Neunte Auflage. Illustrirte Ausgabe. Mit einer Biographie, Porträt und Facsimile des Dichters. Gr. 8. In eleg. Umschlage 2 Thlr.; in reich vergoldetem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr. 20 Sgr. — Volksausgabe. 8. Geh. 15 Sgr.

„Das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie, durchdrungen von dem Zauber einer vergeistigten Natur."

Schwab und Klüpfel, Wegweiser durch die deutsche Literatur.

Kater Murr. Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Dritte Auflage. Zwei Theile. Gr. 16. Eleg. geh. (zusammen 30 Bogen) 10 Sgr.; in engl. Einbande 17½ Sgr. desgleichen mit Goldschnitt 20 Sgr.

Hoffmann's Meisterwerk zu einem beispiellos niedrigen Preise bei eleganter Ausstattung.

Luise, Königin von Preußen. Zweite Auflage. 1849. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr. — Volksausgabe. 1851. 8. Geh. 20 Sgr. Geb. 1 Thlr., mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Dainos. Littauische Volkslieder, übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Miniaturausgabe. Eleg. cart. mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Berlin.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 13. December 1855.

Thomas Carlyle und seine Schriften.

Unter den Schriftstellern der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart nimmt Carlyle eine ebenso hohe als eigenthümliche Stellung ein. Deutschland ist seinen Verdiensten in der englischen Literatur ganz besondern Dank schuldig, da er es vor Allen war, welcher durch genaue Kenntniß der deutschen Literatur und durch die dauernde Liebe zu ihr, Jahrzehnde erst ohne besondern Erfolg, aber endlich mit Glück, Verständigung und Würdigung derselben in England anbahnte und begründete. Dies hat für uns um so größern Werth, als er von der Literatur die höchsten Begriffe hat und an sie die gediegensten Ansprüche macht.

Schriftsteller sind — wie er sagt — ein ewiges Priesterthum, welches von einem Zeitalter zum andern die Gottheit immer reiner und tiefer offenbart.... In dem wahren literarischen Manne — fügt er hinzu — ist immer etwas Heiliges, mag es anerkannt sein oder nicht: er ist das Licht der Welt, der Priester der Erde, um deren Bewohner wie eine heilige Feuersäule durch ihre dunkle Pilgrimschaft zu führen.

Damit ist im Allgemeinen auch sein Ideal als Schriftsteller gegeben. Es kam ihm durch ein langes Leben und lange unverstandenes und selbst verhöhntes Streben hindurch immer darauf an, öffentlicher Lehrer und Instructor zu sein, die Wahrheit und das Schöne zu erforschen und auszusprechen. Mit naiver, heiliger Ueberzeugung hält er daran fest, daß Alles, was wahr, schön und gut sei, auch gedeihen, gelingen und siegen müsse, daß jeder Mensch, selbst der schlechteste, die Wahrheit liebe und ehre und, willig oder unwillig, sein Leben und seine Handlungen nach ihr richten müsse. Zu lehren, zu zeigen, zu erzwingen, was wahr, gut und schön ist, macht deshalb, nach Carlyle, den eigentlichen Beruf des Schriftstellers aus. Unter Wahrheit versteht er die natürlichen und moralischen Bedingungen, unter welchen Sachen und Personen entstehen, bestehen und vergehen, die Natur- und Gottesgesetze. Die Art und Weise, die Mittel, wie Wahrheit erkannt, gelehrt, gezeigt und lebendig gemacht wird, hat ihre verschiedenen Formen in Sprachen, Künsten und Wissenschaften, aber unter allen Bedingungen bleibt es der Beruf des Schriftstellers, sie für seine Zeit in möglichst verständlicher und schöner Form zu offenbaren, um so den möglichst großen Erfolg in Verwirklichung des Wahren und Schönen zu erzielen. Hier besteht er besonders darauf, daß man sich vor allem des Lebens und der Thaten großer, edler Männer der Geschichte bedienen müsse, um in dem lebenden Geschlechte Thatkraft, Feuer und Begeisterung für das Wahre und Schöne zu entzünden, worin er praktisch mit Macaulay übereinstimmte und zusammenwirkte, so verschieden sonst auch beide Männer sind. Daher seine Doctrin der Heroenverehrung, des „Cultus des Genius", wie sie vor mehren Jahren ein deutscher Schriftsteller foderte. Dabei inspirirt ihn ein fester Glaube an „das Unsichtbare", den er auch von Allen fodert, die Geist haben und geben wollen. „Das Unsichtbare", d. h. die Unendlichkeit des Wahren und Schönen, welches auch die modernen, materiellen Männer der Naturwissenschaften unwillkürlich anerkennen, indem sie Ursachen, die sie nicht kennen und die über ihre „Hebel und Schrauben" hinausliegen, „Kraft" u. s. w. nennen, die Verehrung alles Hohen und Hehren, „die unendliche Bedeutung der Pflicht", die Würde und Gotterfülltheit des menschlichen Lebens, der Fluß der Zeit in das Meer des Ewigen, die ewige Fortentwickelung menschlichen Thuns und Denkens, des guten und bösen, das sind im Allgemeinen die allerdings nicht neuen Kategorien, auf welchen sich Carlyle's schriftstellerische reiche Thätigkeit bewegt. Und darin würde eben kein besonderes Verdienst liegen, wenn es in schriftstellerischer Thätigkeit nur eben auf Sachen, auf neue Sachen ankäme. Die Form, der Stil, die Wärme, die Ehrlichkeit und bis ins Greisenalter fortflammende Begeisterung, das sind die Verdienste, welche Carlyle über ganze Heere neuer und pikanter, ideell productiverer Schriftsteller erheben. Wie er eine ganz von dem englischen conventionellen Schnitt abweichende, „auf eigenem Grunde" stehende Persönlichkeit ist, trat er den Engländern auch seit mehr als 20 Jahren schriftstellerisch als

Original gegenüber. In seiner Häuslichkeit, seinem Studirzimmer, seinem Gespräch, in der Art, wie er zwischen chaotischen Massen von Büchern und Papier und Kleidungsstücken studirt und dazu aus einer langen Pfeife raucht, in seiner musiven Erscheinung erinnert er durchaus an den deutschen Professor und Gelehrten „von Fach", nur daß er in seiner Wärme und Lebhaftigkeit für alles geistige Leben um ihn herum bis in die weiteste Ferne zugleich auch gegen alle weitern Vergleichungen Protest einlegt. Als wesentlich deutsch in seiner Denk-, Dictions- und Dichtungsweise stieß er während der ersten zehn, zwölf Jahre seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf Kälte, Unverstand, schnöde Kritik wegen seiner abstrusen deutschen Tiefe und Ehrlichkeit; oder auf Hohn und Verleumdung, daß gar kein Sinn in seinen unverständlichen Büchern sei. Neuerdings hat man angefangen, ihn ernstlich zu studiren, und versucht, ihn kritisch zu würdigen. Die Bildung, die dazu gehört, ihn zu würdigen, mußte er erst selbst schaffen, wie dies jeder originelle Geist thun muß. Diese Bildung, dieser Geschmack für deutsches Denken und Dichten ist in England von verschiedenen Seiten her angelegt, cultivirt und begünstigt worden, durch nichts und Niemanden aber so gründlich und ehrlich, so ausdauernd und seelenvoll, als durch Carlyle. So sieht man ihn denn auch eine immer anerkanntere Stellung unter den wirklich populären Autoren Englands einnehmen. Die Kritik hat sich öfter Mühe gegeben, ihn zu begreifen und zu würdigen, doch arbeitet sie immer noch daran, ein richtiges Endurtheil herauszubringen. Ein Artikel von John Sterling im „London and Westminster review" kommt unserer Meinung nach einer richtigen Würdigung am nächsten. Doch ist schwerlich zu hoffen, daß eine so umfang- und inhaltreiche selbständige Thätigkeit eher in die rechte Stellung kommen werde als nach dem Tode des Autors, wie dies bisher allen „Größen" in dieser Sphäre passirt ist. Nichtsdestoweniger ist es ganz natürlich und gerecht, daß Zeitgenossen versuchen, Lebende, die in der Breite des Volks anerkannt sind und wirken, zu begreifen und daran zu arbeiten, daß ihnen vor ihrem Tode noch möglichst Gerechtigkeit widerfahre. Wir können uns hier nicht auf die Controversen einlassen, welche in England zwischen seinen Bewunderern und Spöttern lange Zeit lebhaft geführt wurden: unsere Absicht ist nur, von seinen Werken Rechenschaft zu geben und deren Inhalt und Pathos so ehrlich als möglich anzudeuten.

Carlyle fing seine schriftstellerische Thätigkeit 1824 mit Uebertragung von Goethe's „Wilhelm Meister" an. Dann arbeitete er drei Jahre an einer großen Anthologie der deutschen Literatur, welche 1828 in vier Bänden unter dem Titel „German romance" erschien. Sie enthält übersetzte Proben aus den verschiedenen Werken deutscher Dichter mit Commentaren und biographischen Skizzen und ist als der erste würdige Anfang der Vertretung deutscher Poesie in England zu betrachten. Seine ersten Originalarbeiten waren Beiträge für die „Edinburgh review". Später wurde er einer der productivsten Mitarbeiter an „Fraser's magazine", „Foreign review" und gelegentlich „Westminster review". Eine Sammlung der bedeutendsten dieser Beiträge erschien 1839 in fünf Bänden unter dem Titel „Critical and miscellaneous essays", eine zweite, vermehrte Auflage davon 1842 und seit der Zeit eine dritte in vier größern Bänden.

Diese Schriften zusammen bilden vielleicht die bedeutendsten Schätze aus den in England wichtigen Monats- und Vierteljahrsschriften für die Kenntniß der Entwickelung des geistigen Lebens und des Einflusses, den die deutsche Literatur auf dasselbe gewann. Indem wir sie näher betrachten, wollen wir sie der Bequemlichkeit wegen in literarische Kritiken, sociale und moralische Abhandlungen und kritische Biographien eintheilen. Vielleicht überzeugen sie uns, daß das englische Urtheil über dieselben, wie es neuerdings ausgesprochen ward, Carlyle habe in diesem Departement der literarischen Kunst keinen lebenden englischen Schriftsteller über sich, nicht übertrieben sei, obwol hier Jeder an Macaulay denken wird, dem wir aber nur äußerlich, in dem Zauber seiner Form, eine Ueberlegenheit zugestehen können.

Die literarischen Kritiken bewegen sich größtentheils in begeisterter und gründlicher Abhandlung über Werke deutscher Dichter und Schriftsteller. Es ist, wie gesagt, Carlyle's Hauptverdienst, England zuerst mit der deutschen Literatur umfassend, energisch und wirksam bekannt gemacht und die zum Theil ganz albernen Vorurtheile gegen dieselbe zerstört zu haben. Im Jahre 1827 trat er mit seiner ersten Vertheidigung der deutschen Literatur hervor. Er ließ alle größern Schriftsteller, welche in den letzten 50 Jahren sich geltend gemacht, Revue passiren, um an ihren Personen und Schriften nachzuweisen, wie grundlos und albern die englischen Vorstellungen von ihnen, von ihrem „Mysticismus", ihrem „schlechten Geschmack" und ihrer — „Armuth" seien. Es hieß damals in England: die deutschen Schriftsteller haben keinen Geschmack, weil sie „arm" sind. Allerdings haben auch die Engländer viele ihrer besten Dichter verhungern lassen, weil sie „arm" waren, aber ihnen doch hinterher Denkmäler gesetzt. Daß sie in barbarischer Mammonsanbeterei so weit gehen würden, öffentlich den Geldbesitz zu einem Kriterium für den Geist einer ganzen, großen, überlegenen Literatur, zu einem ästhetischen Dogma zu erheben, müßte uns heute unglaublich erscheinen, wenn wir nicht in der edeln Entrüstung Carlyle's gegen dieses Dogma den besten Beweis dafür hätten. Carlyle untersucht dabei das Wesen des Geschmacks selbst und seiner Beziehungen zu Reichthum und Rang, zu poetischer Innerlichkeit und der Gabe, Schönheit und Wahrheit zu empfinden und darzustellen. Wir geben hier einen Theil dieser Stelle theils wegen ihres eigenen Werths, theils als eine Probe des Jugendstils Carlyle's, als er die Eigenthümlichkeiten seiner spätern Jahre noch nicht angenommen. Was die Abhängigkeit des dichterischen Geschmacks von den Zufälligkeiten des Rangs und Reichthums betrifft, so leugnet er die ganze Voraussetzung. Er sagt:

Geschmack muß, wenn er irgendetwas über eine armselige Kennerschaft hinaus bedeuten soll, zunächst eine allgemeine Empfänglichkeit für das Wahre, Schöne und Edle meinen, einen Sinn, zu unterscheiden, ein Herz, zu lieben und zu verehren alle Schönheit, Ordnung und Echtheit, von wo sie auch kommen und in welcher Form und Umgebung sie auch erscheinen mögen. Sicherlich schließt dies als erste Bedingung durchaus keinen bestimmten Rang im Besitz und in Gesellschaftsclassen ein, wol aber einen sorgfältig und fein ausgestatteten Geist, der sich zur Harmonie mit sich selbst geläutert, zur Schärfe und Richtigkeit der Anschauung, entzündet zur Liebe und großherzigen Bewunderung. Ist Cultur dieser Art ausschließlich in höhern, reichern Ständen zu finden? Sie kommt unserer Ansicht nach weniger von außen als von innen — in jedem Lebenskreise. Die Reize der Natur, die Majestät des Menschen, der unendliche Liebreiz der Wahrheit und Tugend verbergen sich nicht dem Auge des Armen, sondern dem Auge des Eiteln, Verdorbenen, Selbstsüchtigen, mag er reich oder arm sein. Das ist unsere Hypothese. Wie steht es mit den Thatsachen? Stehen Eleganz und wahre Empfindung, wie sie der Künstler manifestirt, im Verhältniß zu seinem Reichthume und dem Range seiner Bekanntschaften? Wir meinen nicht. Wessen Geschmack in der Malerei ist z. B. wahrer und feiner als der Claude Lorrain's? Und war er nicht der ärmste Farbenreiber, äußerlich der niedrigste von Dienstboten? Und wo lag Shakspeare's Rentenrolle? Und welcher großmüthige Peer nahm ihn bei der Hand und entfaltete ihm das „offene Geheimniß" des Universums, ihn lehrend, was schön sei und was nicht? Die Wahrheit der Sache wird sein, daß bei der Cultur eines echten Dichters, Denkers oder andern Künstlers Rang und Vermögen keinen exclusiven, nicht einmal besondern Einfluß haben. Für praktische Männer, Senatoren, öffentliche Redner, politische Autoren mag dies von Belang sein, aber von diesen sprechen wir hier nicht. Wir sprechen von Männern, welche mitten aus den verlegenen und widerspruchsvollen Elementen ihres Alltagslebens sich zur Harmonie und Weisheit herausbilden und diese Harmonie und Weisheit ihres Innern Andern offenbaren. Für solch einen Mann sind Vornehmheit und Reichthum nur eine Provinz des menschlichen Lebens, nichts mehr. Er wird sie studiren wie andere Formen menschlichen Daseins, um sie gelegentlich zu behandeln, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Belehrung daraus zu ziehen; aber sein Licht wird kommen von höhern Regionen, oder er wird für immer wandern in Finsterniß. Noch viel weniger können wir auf ihn als einen Miethling blicken und seine Dichter- und Künstlertugend von der Bezahlung abhängig machen. Hinreichend ausgestattet aus seinem Innern, bedarf er von außen nur wenig: Nahrung, Kleidung und eine unverletzte Heimat kann er sich leicht im rohesten Lande verschaffen. Und dazu kann ihm die Welt wenig geben, solange die gütige Erde um ihn und der ewige Himmel über ihm sind. Ist er arm? Nun, so waren auch Homer und Sokrates arm, so war es Samuel Johnson, so war es John Milton. Sollen wir ihm seine Armuth zum Vorwurf machen und schließen, daß, wie er arm an Geld, er auch werthlos sei? Gott bewahre uns vor der Zeit, wenn auch er Reichthum und Dichtergröße, Geld und Güte für Synonyma hält. Der Geist des Mammon hat ein großes Reich, aber er kann nicht und soll nicht angebetet werden im Allerheiligsten. Ja, weist nicht das Herz jedes wahren Jüngers der Literatur, wie beschränkt auch seine Sphäre sei, diesen Grundsatz instinctmäßig ab, als weder auf sich noch Andere seines Gleichen anwendbar? Ist es nicht vielmehr gerade richtig, daß, wie d'Alembert sagt, für jeden literarisch schöpferischen Mann, der diesen Namen verdiene, Motto und Stichwort Freiheit, Wahrheit und Armuth seien, und daß, wenn er die letztere fürchte, er der beiden erstern niemals gewiß sein könne?

Es ist eine Schande für England, daß solche nach unsern Begriffen triviale Wahrheiten gesagt, bewiesen und mit Beispielen belegt werden mußten, daß sie jetzt noch nicht praktische Anwendung finden und Carlyle, der so klar und populär deduciren kann, immer noch bei dem gebildeten Pöbel als „unbegreiflich" ausgeschrien wird.

Unter den deutschen Dichtern, deren Werke und Persönlichkeiten Carlyle durch seine literarischen Kritiken in England eingeführt hat, nehmen Jean Paul, Goethe, Schiller, Werner und Novalis die erste Stelle ein. Sie hat er mit besonderer Ausführlichkeit beleuchtet und mit einer warmen Begeisterung empfohlen. Wir finden wol kaum in der ganzen Sphäre der Kritik etwas Gewaltigeres und Eindringlicheres als diese Carlyle'schen Abhandlungen. Die zwei Artikel über Jean Paul zaubern den leibhaftigen Dichter vor uns hin, die ganze Structur seines Geistes und Charakters, sodaß uns ein klarer, lebendiger, unvertilgbarer Eindruck bleibt. Er kritisirt nicht mit dem Verstande; er ist lebendig, malerisch, beredt in dem ganzen Ernste des Herzens, das Begriffene und Gefühlte auch Andern mitzutheilen.

In allen seinen kritischen Operationen bekundet er stets die tiefste Sympathie mit seinem Objecte; alle Lichter und Schattirungen des Charakters, den er untersucht, alle bedeutenden Facta in seinem Bildungsgange, die einflußreichsten Zufälle von außen werden herausgehoben und Alles zusammen zu einem Gemälde voller Interesse und Schönheit abgerundet. Dabei verliert er sich nie in allgemeine Betrachtungen, wie sie etwa auch auf andere Dichter passen könnten, sondern Alles bezieht sich ursprünglich und speciell nur auf die behandelte Individualität.

Der Dichter, welchen Carlyle mit der höchsten Verehrung am ausführlichsten darzustellen sucht, dem er die erste Stelle unter allen Größen des Jahrhunderts vindicirt, ist Goethe. Er widmet ihm in seinen Miscellaneen nicht weniger als fünf umfangreiche Abhandlungen, größtentheils Darstellungen seines Lebens und Charakters, und nur da mit übersetzten Proben aus seinen Werken, wo sie zur Illustration der Persönlichkeit dienen. England verdankt fast nur diesen Abhandlungen das Maß der Kenntniß und richtigen Beurtheilung Goethe's, so populär auch der „Faust" im Original und in zahlreichen Uebersetzungen seitdem geworden sein mag.

Von der Art und Weise, wie Carlyle Goethe auffaßt und darstellt, finden wir in der Abhandlung, die er über seinen Tod 1832 schrieb, eine charakteristische Probe, die im Allgemeinen und mehr oratorisch enthält, was er anderweitig specificirt und begründet:

Man sagt in der Regel von Goethe, er habe eine neue Epoche in der Literatur hervorgerufen. Das ist richtig: ein neues, poetisches Zeitalter begann mit ihm, dessen Ziel und Tendenz noch immer weit über unsern Gesichtskreis hinausliegt. Das ist richtig und zwar in einem viel tiefern Sinne, als man gemeinhin glauben mag. Wäre der Dichter blos ein angenehmer Sänger, unterhaltend das Ohr des Müßigen, und ein neuer Dichtender, der seinen angenehmen Sang nach neuen Melodien sänge, wir würden ihn und seine Leistungen sehr unbedeutend finden. Aber dieser Mann war, wie Vielen bereits nicht

unbekannt sein wird, ein Dichter in einem Sinne, wie dieses Geschlecht noch keinen erstehen sah; eine Auszeichnung in dieser Generation, an deren Existenz und Möglichkeit man erst glauben lernen muß. Der wahre Poet ist immer, wie in alten Zeiten, der Seher, dessen Auge bevorzugt wird, die göttlichen Geheimnisse des Universums zu erschauen und einige neue Zeilen der himmlischen Schrift zu entziffern. Wir nennen ihn deshalb immer noch mit Recht vates, Seher, denn er sieht in das größte aller Geheimnisse hinein, das „offene Geheimniß"; verborgene Dinge werden ihm klar; wie die Zukunft nur eine Phase der Gegenwart und beide Phasen des Ewigen sind. Dabei sind seine Worte wahrhaft prophetische Wahrheit; was er gesprochen, soll That werden. Als Seher ist er auch Der, welcher die Bedürfnisse und Ideale der Zeit erkennt und zum Worte bringt. Niemand hat dies mit solchem umfassenden, tiefen und weiten Blick und in so dichterischer Weise vermocht als Goethe.

In Darstellung von Goethe's Verhältnisse zur Zeit sagt er:

Er war übervoll von dem Skepticismus, der Bitterkeit, Hohlheit und den tausendfältigen Widersprüchen seiner Umgebung, bis es ihm das Herz brechen wollte; aber er kämpfte und überwand und erhob sich siegreich mannichfaltig in Wort und That, um Andern zu zeigen, die nach ihm kämpfen und leiden, wie sie das Gleiche zu vollbringen haben. Ehre Dem, welchem es zuerst gelang, durch das Unwegsame eine Bahn zu brechen. Das ist in der That das Verdienst jedes großen Mannes, ja jedes edeln Menschen, denn Niemand kann auf den Titel edel und groß Anspruch machen, der nicht wagte, als ein Märtyrer, als spiritueller Heros sich vom Geiste in einen noch nicht erforschten Abgrund treiben zu lassen für unsere Befreiung und Erlösung. Der Abgrund, in welchen sich Goethe wagte, den er bis ins Tiefste untersuchte, zugänglich und bewohnbar machte, war der größte und gefährlichste von allen, der alle andern einschließt: die ganze zerrissene Existenz des Menschen im Bereiche des Abfalls vom Geiste. Wer auch in diesem Bereiche lebt, wer auch mit Ernst und Hingebung sich bemüht, in diesem Elemente des Wahnsinns weise zu leben, wird gewiß nur zu gut wissen, was dies für ein Unternehmen war, und für den auserwählten Mann unserer Zeit, der darin kämpfen und siegen konnte, eine um so höhere Verehrung hegen und eine Dankbarkeit, wie sie keinem Andern zukommen mag.

Goethe's Werke heißen

ein glorreicher Bericht, worin Jeder, der sich und die Welt verstehen lernen will, Jeder, der da ringt, aus der Finsterniß zu entkommen in das Licht, das Jeder zum Leben bedarf, lange mit steigender Dankbarkeit studiren wird. Die ganze chaotische Zeit, was sie gelitten, erreichte und erstrebte, steht hier klar herausgebildet, erläutert, geläutert und veredelt zu poetischer Wahrheit.... Wunderbar, die Ruinen und der zu Asche gewordene Staub der antiken Welt, ihrer Institutionen, Religionen, vergessenen edeln Bestrebungen stehen hier, wieder ins Leben gerufen durch den Athem des Genius, in neuem Zusammenhange und neuer Vereinigung mit der neuen Zeit. Das künstlerische Genie wirkt schöpferisch und bewältigend durch die ganze Masse hindurch. Das Chaos, in welches das 18. Jahrhundert mit seinen wilden Kriegen von Hypokriten und Skeptikern alle Vergangenheit gestürzt hatte, fängt hier wieder an eine neue Welt zu werden. Das Höchste, was von einem geschriebenen Buche jemals gesagt werden konnte, muß von Goethe's Werken gelten: in ihnen athmet eine neue Zeit, die Prophetie und das Beginnen einer neuen Zeit. Der Grundstein eines neuen socialen Gebäudes für die Menschheit ist hier gelegt, fest, wie im Anfange, auf Naturfelsen. Wir sehen die sich weit ausdehnenden Spuren eines Grundplans, welchen künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Diese Sprache mag Manchem seltsam erscheinen; doch sind es keine leeren Uebertreibungen, sondern Ausdruck eines Glaubens, der nicht mehr von gestern ist. Wenn Goethe vielleicht von einer andern Generation durchdacht und studirt worden sein wird, werden sie nicht mehr befremdlich erscheinen.

Wir sehen hier soviel, daß wir ohne weiteres Nachlesen und Citiren uns eine Vorstellung machen können, wie und auf welcher Grundlage Carlyle unsern Goethe verehrt, ihn zu begreifen und den Engländern zugänglich zu machen sucht. Nach unsern kritischen Begriffen ist allerdings viel Phrase und Pathos darin, ohne daß wir die philosophische Grundlage finden, die in Deutschland jeder Privatdocent, welcher über den „Faust" Vorlesungen hielt und schrieb, haarscharf bis ins Hexeneinmaleins durchzuführen sich befleißigte; aber was die praktische Wirkung dieser oratorischen Betrachtungs- und kritischen Weise betrifft, kann man wol kaum eine wirksamere nachweisen: Goethe's „Faust" ist einer der populärsten Schätze des civilisirten England und vielleicht populärer als in Deutschland.

Auf die Kritiken und Charakteristiken anderer deutscher Schriftsteller wollen wir uns hier nicht einlassen, insofern sie nicht ganz wesentlich zur Charakteristik Carlyle's beitragen und nur bestätigen, was wir über ihn im Allgemeinen gesagt haben. Nur in Bezug auf Novalis ein Wort. Man erwähnt ihn in Deutschland heutzutage wol beiläufig mit Achselzucken als einen Schwärmer und Mystiker und rechnet der Bequemlichkeit wegen Carlyle gleich mit dazu, um zu beweisen, welch höhern Standpunkt man jetzt einnehme, obgleich in Deutschland gerade die durchgebildetsten Philosophen bewiesen haben, daß mehr Witz und Wissenschaft dazu gehört, die wirkliche Wahrheit und Weisheit solcher „Mystiker" zu begreifen, als sich Philosophen und Gelehrte „von Fach" träumen lassen. Bei allem Stolze und Ruhme und Reichthume unserer Naturwissenschaften müssen doch gerade die strictesten Männer von Fach auf jeder Seite und in jeder Erklärung zugeben, daß man eigentlich nirgends wisse, wo die Wirkungen, auf welche sie sich als „Gelehrte" beschränken, ihre „Ursache" haben, und daß über den Kreis ihres Wissens hinaus nach allen Seiten hin unermeßliche und unbegrenzte Gebiete des „Nochnichtwissens" liegen. Sie nennen, was sie nicht wissen, „Kraft" u. s. w., sodaß die Kraft der Naturwissenschaften „von Fach" thatsächlich in „Nichtwissen" besteht. Wenn sie nun dessenungeachtet über die Bereiche, die bisjetzt über alles Wissen hinausreichen, Urtheile fällen und behaupten: Alles in der Welt ist materiell, und was die Leute Geist nennen, ist auch nur Materie (wofür einige sagen: Elektricität oder Magnetismus u. s. w.), kann man dies nur eine alberne Anmaßung nennen. Der Kreis und das Bereich Dessen, was wir bereits wissen, verhält sich zu Dem, was wir noch nicht wissen, vielleicht nur wie ein Sandkörnchen zur ganzen Erde (um den Vergleich sehr klein zu lassen), und doch sagen die Männer von sich, die sich auf einzelnen Theilchen dieses Sandkörnchens wichtig machen: Da wir dieses unser Weltchen im Sandkorne genau studirt haben und [illegible] darin sind, muß auch Alles, was über dieses Sandkörnchen hinausliegt, ebenso beschaffen, ebenso materiell sein

und denselben Gesetzen gehorchen, die wir in unserer Sphäre gefunden, d. h. zu unserer Bequemlichkeit gemacht haben. Wenn in unserm Sandkornwinkelchen ebenso wenig Geist ist wie in unserm Kopfe, kann es nirgends anderswo Geist geben. Das ist der Kern des jetzigen naturwissenschaftlichen Materialismus, dem man das Behagen seiner Geistlosigkeit schon gönnen könnte, wenn er sich nicht mit hoffärtiger Anmaßung über Idealisten, Mystiker, Schwärmer, Gläubige u. s. w. zum Richter aufwürfe. Sie können Gott sei Dank nicht ein Stäubchen von der Strahlenkrone entfernen, welche die Geister umgibt, die da erfahren wollten, „was die Welt im Innersten zusammenhält", „schau'n alle Wirksamkeit und Samen, um nicht mehr nur in Worten zu kramen", die sie studiren und zu begreifen suchen und sich in Liebe und Verehrung dem Schwärmer hingeben, der in die tiefsten Tiefen und fernsten Fernen der unendlichen Natur zu schauen versuchte und zu schauen verstand.

Die Carlyle'schen „Social and moral essays" geben sich in zwei Hauptabtheilungen: „Signs of the times" und „Characteristics". Erstere, die „Zeichen der Zeit", wurden schon 1829 geschrieben. Der jugendliche „Idealist" klagt hier in leidenschaftlicher Beredtsamkeit und poetischem Ingrimm über die materielle und utilitarische Richtung der Zeit, zuweilen mit malerischer Wahrheit und im besten Humor.

Unser Zeitalter ist kein heroisches, kein gläubiges, kein philosophisches, kein moralisches. Es ist das Zeitalter der Maschinerie in jedem innerlichen und äußerlichen Sinne des Worts, das Zeitalter, welches mit seiner ganzen ungetheilten Macht die große Kunst, Mittel Zwecken anzupassen, befördert, lehrt und ausübt. Man thut jetzt nichts mehr direct oder mit der Hand, sondern Alles nach Absichten und berechneten Erfindungen und Planen. Hat irgendein Mann oder eine Gesellschaft von Männern eine Wahrheit auszusprechen, so können sie niemals ohne weiteres damit hervortreten und mit den bloßen natürlichen Organen dazu, sondern sie müssen erst ein öffentliches Meeting berufen, Comités ernennen, Prospecte drucken lassen und herausgeben, ein Festessen genießen, kurz, sie müssen eine Maschinerie dazu construiren oder borgen, um vermittels derselben zu sprechen und zu handeln. In ähnlicher Weise hilft dem einzelnen Individuum die natürliche Kraft gar nichts mehr. Kein Mensch bildet sich mehr ein, daß er als einzelnes Individuum und einzelhändig ohne mechanische Hülfe das armseligste Ding machen und durchsetzen könne; er muß eine bestehende Corporation oder Capitalistengesellschaft für sein Interesse gewinnen und sein Feld mit deren Ochsen pflügen. Leben in unserer Zeit heißt, sich mit einer Partei vereinigen oder eine machen. Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Alles hängt von Maschinerie ab. Das Uebel liegt nicht sowol in der Vielfältigkeit und Verwickelung materieller Instrumente, insofern diese als Mittel zu nützlichen und wünschenswerthen Zwecken dienen, sondern in der Thatsache, daß dieselbe mechanische Bequemlichkeit nicht nur unsere Handlungen, sondern auch unsere Gedanken und Gefühle regulirt. Die Menschen sind mechanisch geworden in Haupt und Herz und Hand. Sie haben den Glauben in ihre persönlichen Bestrebungen verloren, in jede natürliche Kraft. Nicht für innere Vervollkommnung, sondern für äußerliche Combinationen und Arrangements, für Institutionen, Constitutionen, für Maschinerie der einen oder der andern Art hoffen und kämpfen sie. Diese Richtung läßt sich in allen großen Manifestationen unserer Zeit nachweisen, in ihrem intellectuellen Aussehen, den Studien, die sie am meisten begünstigt, und in der Art, wie sie dieselben macht und führt; in ihrem praktischen Aussehen, in Politik, Künsten, Religion und Moral; in allen Quellen und Stürmen ihrer geistigen und materiellen Thätigkeit.

Wir sehen, daß er Mechanismen und Maschinerie nicht, insofern sie „nützlichen und wünschenswerthen Zwecken dienen", verdammt, sondern in ihrer Ueberwucherung des persönlichen, moralischen Manneswerths und des geistigen Lebens. Und so besteht er im Verlaufe des Werks immer ernster und edler und eindringlicher auf praktischer und factischer Anerkennung und Geltendmachung der „mechanisch" von allen Kanzeln gepredigten Wahrheit, daß der Mensch in sich selbst nach Veredelung und Vervollkommnung streben, jeder Mann „ein ganzer Mann" sein und sich Schätze sammeln solle, denen die Diebe nicht nachgraben und die weder Motten noch Rost fressen. Carlyle hofft und sieht schon „in andern Ländern" das Morgenroth einer bessern Zeit aufsteigen, wenn Maschinerie nicht mehr unser Meister, sondern unser alleruntertnänigster Diener sei und der Geist und der persönliche Mannes- und Frauenwerth sich mit Ehren und Freuden wieder als solche zeigen können.

Eine Welt zu reformiren — so schließt er —, eine Nation zu reformiren, wird keinem verständigen Manne einfallen, da alle, außer den Narren, wohl wissen, daß die einzige solide, obgleich viel langsamere Reformation nur daraus hervorgeht, daß Jeder in sich selbst männlich zu beginnen, zu arbeiten und zu vollenden weiß.

Die „Charakteristiken" sind vielen Kritikern lange ein Räthsel gewesen. Auch seine Leser und Freunde wußten nicht immer recht, was sie dazu sagen sollten. Sehen wir zu, was wir herausfinden. Er fängt mit einem medicinischen Aphorismus an: „Der Gesunde weiß nichts von seiner Gesundheit, sondern nur der Kranke." Auf Grund dieses Textes kanzelt er die Hauptkrankheit unserer Zeit, die eitle Einbildung auf persönlichen Werth, die „self-consciousness" herunter. Wie man im gesunden Zustande weiter keine Notiz von dem Wirken unsers Systems nimmt, so bildet sich auch der gesunde Geist nichts Besonderes auf seine moralischen, intellectuellen und wol gar körperlichen Vorzüge ein. Alles geht seinen natürlichen Weg ohne unser Zuthun und bringt Ergebnisse, wie sie sich eben von selbst verstehen. Alle großen und guten Thaten sind deshalb freiwillig, naturwüchsig, keine Berechnung. Deshalb sagt auch Goethe ganz bezeichnend: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt." Ja nach Carlyle ist selbst das gesunde Denken unbewußt; das Denken über das Denken, das Reflectiren und „sich Gedanken machen" sicherlich ein krankhaftes Symtom. Das klingt übertrieben, aber ganz richtig sagt er über die Functionen der Intelligenz: „Das Charakteristicum des Richtigen und Rechten ist immer eine gewisse Spontaneität und Unbewußtheit", und geht so weit zu behaupten: „Des Unrechten sind wir uns immer bewußt, des Rechten nimmer." Die Exposition dieser Behauptung ist überraschend, aber confus und voller Widersprüche, wie diese ganze Arbeit, die ihren edeln Inhalt und Zweck gar zu oft durch solche Spitzen, wie

die angegebene, verdirbt. Aber voller Reiz bleibt sie doch. Immer schwebt uns, wie ein lichter Geist, die große Wahrheit voran, die er hier sucht und in ihren Spuren überall hin verfolgt, ohne sie selbst finden und von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.

Das Genie ist ein Geheimniß für sich selbst; es handelt und schafft aus innerer Fülle der Gesundheit, weil es sein Wesen ist, ohne zu fragen, warum? wie? wozu? ohne sich seines unendlichen göttlichen Inhalts wirklich bewußt zu werden, ohne sich darauf etwas einzubilden. Die Eitelkeit dagegen ist der Tod des Genius, der Fluch und die Lächerlichkeit unserer Zeit, umsomehr, als die „Maschinerie" keine Helden fabricirt und die Eitelkeit gerade der Purpurmantel des Eigendünkels über innere Leere und Erbärmlichkeit ist.

Dies möchte etwas von der Wahrheit sein, die Carlyle hier verfolgte, aber nicht trifft. Er führt Shakspeare an, „der sich nicht stolz vornimmt, den «Hamlet» oder den «Sturm» zu schreiben, sondern ihn schreibt und gar nicht daran denkt, daß darin etwas Ungewöhnliches liegen könne". Das ist ganz richtig; aber er vergißt hier wohlweislich, seinen Liebling Goethe anzuführen, „den Bewußten und Großen". Niemand kannte und würdigte sich richtiger als Goethe. Er machte sich nicht selten zum Objecte und studirte und schrieb sich wie einen fremden Helden. Abgesehen von den Spitzen, in welche Carlyle hier seine Verdammung der Eitelkeit und die Ehre des bescheidenen, aus innerer Nothwendigkeit und Naivetät handelnden und schaffenden Genius hinauftreibt, bleibt das Wesentliche ebenso richtig als kräftig und edel.

Die kritischen Biographien gehören zu Carlyle's merkwürdigsten Productionen. Die hauptsächlichsten illustrirten Persönlichkeiten sind Schiller, Heyne (der Gelehrte), Jean Paul, Diderot, Mirabeau, Graf Cagliostro, Burns, Johnson und Sir Walter Scott. Also eine merkwürdige Auswahl, aus welcher schon allein hervorgeht, wie wunderbar reich und umfassend Carlyle in seiner Sphäre ist. Wie hoch er die Kunst der Biographie stellt, geht schon aus seiner Behauptung hervor, daß man in England, wo die Literatur vielleicht Tausende von Biographien aufweisen kann, außer Boswell's „Leben Johnson's" keine einzige verdienstliche Biographie habe. Letztere hat ihre Vorzüge in der Genauigkeit von Erinnerungen und der Lebendigkeit von Eindrücken, in der Treue und Sorgfalt der ganzen Erzählung. Carlyle geht nicht auf Miniaturmalerei aus, er zeichnet und malt das ganze innere und äußere Wesen seines Mannes und dringt in seine innersten Gefühle und Gedanken ein, sodaß uns am Ende die dargestellte Persönlichkeit als ein intim Bekannter vor den Augen des Geistes steht. Er porträtirt Seele und Leib mit breitem Pinsel und lebendigem, warmem Ausdruck; er ist graphisch und malerisch. So sind diese Biographien durchweg schöne, abgerundete Kunstwerke von unendlichem Reiz, der umsomehr fesselt, als sich in keiner irgendetwas wiederholt und in jeder sich ein abgerundetes, originales Kunstwerk geltend macht. In der That gehörten auch zur Darstellung eines Schiller und Cagliostro, eines Mirabeau und Burns, eines Johnson und Jean Paul die allerverschiedensten Mittel und Farben. Ein weiteres Eingehen auf diese Werke würde unsere Darstellung unverhältnißmäßig ausdehnen, sodaß wir uns mit dieser kurzen Hinweisung begnügen müssen, zumal da wir ihm der Sache nach in dieser Sphäre wieder begegnen.

Sein wunderliches Buch unter dem wunderlichen Titel „Sartor resartus; the life aud opinions of Herr Teufelsdröckh"*) hat der englischen Kritik und „Lesewelt" am meisten zu schaffen gemacht und Stoff zu den größten Invectiven gegen den Autor gegeben. Es gab Kritiker, welche darin nichts gefunden als einen „Haufen geronnenen Unsinns" u. s. w. Erstens war der deutsche Transscendentismus, der unter dem Humor und der Poesie der Sache steckt, den Engländern im Allgemeinen ganz unzugänglich, und dann fanden sie es rein närrisch, daß Jemand bei der englischen Art, sich zu kleiden, eine „Philosophie der Kleidung", als welche sich der Inhalt gibt, schreiben könne. Wie Wahnsinn erschien es ihnen, unter der Kleidung und in derselben Geschichte der Religion, der Cultur und Civilisation überhaupt finden zu wollen. Ich weiß nicht, ob „Herr Teufelsdröckh", der Privatdocent auf der berühmten Universität „Weißnichtwo", der gewendete Schneider, ins Deutsche übersetzt worden ist, aber er ist ein Mann aus und für Deutschland. Hier wird es genug Privatdocenten geben, die Zeit und Geist haben, ihn in seiner ganzen Fülle und Tiefe zu begreifen und zu würdigen, und so viel allgemeine Bekanntschaft mit den Transscendentismen der deutschen Denkweise, daß er sogar in Leihbibliotheken Freunde und Kunden finden wird. „Herr Teufelsdröckh" ist in seiner Weise ein „Faust", in welchen ebenfalls eine ganze, reiche, tragische Welt „hineingeheimnisset" ward, doch so, daß man sich leichter zurechtfindet als wenigstens im zweiten Theile des „Faust". Die ganze Zeit mit ihren Verrenkungen, ihren complicirten, modernen Formen von Streben und Thun, ihren wahnsinnigen Zweifeln und dunkeln Idealen, die ganze Confusion und Convulsion des kämpfenden Werde mit dem trotzig und tückisch sich gegen seinen Untergang sträubenden Gewordenen und Verlebten, das Ergebniß dieser Gährung: eine herrliche, in der Geschichte beispiellose Wiedergeburt und Läuterung der menschlichen Gesellschaft, Alles findet man reflectirt, verkörpert und ausgearbeitet mit aller Fülle und Grazie, die Philosophie und Poesie allein dem schaffenden und gestaltenden Künstler gewähren können. Unstreitig ist dieses Buch nicht allein Carlyle's schönste und reichste Production, sondern auch eins der interessanten und gelungensten unsers ganzen Zeitalters. Wer sich die Mühe gegeben, sich genau mit dem Producte bekannt zu machen, ohne durch Mangel an den nöthigen Vorkenntnissen und poetischem Sinne darin behindert worden zu sein, wird diese allgemeinen Worte der Wü-

*) Sartor ist auf Deutsch ein Schneider, resartus = geflickt, ausgebessert, gewendet, sodaß „Sartor resartus" mit „der geflickte" oder „der gewendete Schneider" zu übersetzen wäre.



digung noch ziemlich nüchtern finden. Das Werk verdient eine besondere Kritik, die in einer übersichtlichen Darstellung des ganzen Wirkens unsers Autors keinen Platz finden würde. Wir erwähnen nur noch, daß wir neuerdings ein Loblied auf dieses Buch in einer englischen Sammlung gelesen haben, welche in Wärme und Begeisterung den Carlyle'schen Abhandlungen über Goethe nichts nachgeben mag, sodaß man hoffen darf, man habe auch in England angefangen, „den Haufen geronnenen Unsinns" etwas genauer zu durchgraben und das Gold darin zu schätzen. Dabei bleibt aber für Deutschland immer noch die schöne Pflicht, das wahrhaft deutsch gedachte und empfundene Buch in aller seiner Tiefe und Schönheit würdig und durchaus zu begreifen und zu genießen.

In chronologischer Ordnung folgt jetzt: „Die französische Revolution, eine Geschichte", die in drei Bänden zuerst 1837 erschien. Unter den vielen Darstellungen dieser Revolution nimmt die von Carlyle eine ganz eigenthümliche originelle Stellung ein. Sie ist ein Epos, ein Drama mit dem übermüthigsten dichterischen Reichthum, ohne den Thatsachen selbst jemals Gewalt anzuthun, sodaß sie zugleich als thatsächlich richtig, als ein historisches Werk gelten kann. Insofern kann man sie mit Schiller's „Geschichte des Abfalls der Niederlande" oder dessen „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" vergleichen, nur daß Carlyle seinen Stil und seine Malerei wunderbar den Ereignissen anzupassen weiß, sodaß er tragische Scenen tragisch und komische Episoden mit dem glücklichsten Humor und Spott malt. Das Wilde, Blutige, Leidenschaftliche, Dialektische des ganzen Processes klingt in einem brennenden, leidenschaftlichen, oft unruhigen und zerrissenen Stile wieder, sodaß wir in der eigensinnigen, capriciösen, stark aufgetragenen Malerei gleichwol den ganzen gewaltigen Strom furchtbarer Ereignisse plastisch hervortreten sehen. Seine Passion und sein Talent für Heroismus macht sich hier in Ausmalung und Untersuchung eines Danton, eines Mirabeau auf eine glänzende Weise geltend. Mit Emphase und Begeisterung hebt er jede große und edle That aus dem blutigen Wirrwarr hervor. Manchmal wird er zu phraseologisch, zu poetisch schwülstig, aber nirgends verliert er sich so weit, daß er den Geist der ganzen Tragödie, die Dialektik, welche die Revolution hervortrieb, durcharbeitete und wieder begrub, nicht wiederfinden sollte. Mit prophetischer Feierlichkeit erhebt er sich am Ende seines Werks, um zu richten und zu verkündigen, wie ein Gott, der ganz unparteiisch ist, aber in seinem theologischen Geschmacke sich etwas in seiner Philosophie der Geschichte vergibt. Populär ist das Werk nicht geworden, da es nur Denen genießbar ist, welche mit einer genauen Kenntniß der äußerlichen Facta überhaupt viel sprachliche und ästhetische Bildung und ein Auge „für große, historische Malerei" verbinden.

Populärer, obwol in seiner Weise am excentrischsten, ist das brillante, gedankenreiche Werk: „On heroes, hero-worship and the heroic in history", sechs gedruckte Vorlesungen, die zuerst 1840 in London gehalten wurden. Carlyle bringt hier zur Blüte, was in seinen literarischen Kritiken ausgesäet war, die Heroenverehrung, den „Cultus des Genius". Unter dem Helden versteht er den Mann von großem, originalem Genius, von überlegener Geisteskraft, von schöpferischer Idee und That, der sein höheres Denken und Thun, seine neuen Schöpfungen seiner und künftiger Zeit als ihr verwirklichtes Ideal, als höhere Stufe in der menschheitlichen Entwickelung entweder geistig oder mit äußerlicher Gewalt aufzudringen und so den Fortschritt der Menschheit nöthigenfalls zu erzwingen weiß. Diese Helden sind „die Substanz der Geschichte".

> Wie ich es verstehe — sagt er in der Einleitnng — ist die Weltgeschichte nichts Anderes als Ausarbeitung Dessen, was in den schöpferischen Geistern ihrer Helden arbeitete und schuf. Sie waren die Leiter und Führer, die „Herzoge" „Koennings", Könige der Geschichte. Alle Dinge, die wir in der Welt als geschehene und Gegenwart sehen, sind die äußerlichen, materiellen Ergebnisse, die praktische Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, die zuerst in den Heroen entstanden und wirkten; die Seele der Weltgeschichte war zuerst ihre Seelengeschichte.

Als erstes und rohestes Beispiel des Helden bringt Carlyle die Centralfigur der skandinavischen Mythologie, Odin, um zu zeigen, wie ein rohes, uncultivirtes Volk sich sein Ideal und vermenschlichte Göttlichkeit dachte. Mit psychologischer Schärfe weist er hier nach, wie der wirkliche Held einer Zeit sich zum Mythus und Ideal verflüchtigte, läuterte und vervollkommte, zum Mythus, Halbgott und Gott.

Sein zweiter Musterheros ist Mohammed, „der tiefherzige Sohn der Wüste mit strahlenden schwarzen Augen und schweigender, offener, socialer Seele, voll feuriger Gaben, wilder, innerlichster Beredtsamkeit, voller Licht aus der Erhabenheit der arabischen Wüste und ihres klaren, schweigenden Sternenhimmels". Die Rede über Mohammed ist eine brillante Rhapsodie voll schöner, gedankenreicher Malerei, aber auch schwach im wirklichen Verständniß des Mohammedanismus und seines Schöpfers, den er unter Anderm dadurch gegen den Vorwurf der „Betrügerei" zu schützen sucht, daß er sagt, der Mohammedanismus habe doch solange bestanden und sei jetzt noch die Religion von Millionen; das Werk eines Betrügers könne aber schwerlich von solcher Dauer und feurigen Lebenskraft sein, wie sich der Mohammedanismus bewährt habe. Man muß gestehen, solch ein Beweis ist wunderlich, umsomehr, als es in keiner Cultur weniger Betrüger und mehr edelsinnige Menschen gibt und gab, als in der mohammedanischen, als gerade Mohammed die feige, betrügerische Falschheit, welche das christliche Abendland überall so tief entwürdigt, für die ganze Dauer und den Umfang seines Culturkreises auf das gründlichste gebrandmarkt und vertilgt hat. Hier wäre eine brillante Gelegenheit zu excentrischer Rhapsodie für Carlyle gewesen; aber von seinem christlich „toleranten" Standpunkte, welcher für alle „Andersgläubige" in der Regel schon als die höchste Ehre gilt, sah er hier den Wald vor Bäumen nicht.

Der Heros als Gottheit, Odin, und der Held als Prophet, Mohammed, sind Productionen früherer, uncultivirter Zeiten. In der neuern Zeit tritt vor allem der Dichter als Heros der Culturgeschichte in den Vordergrund.

Als Muster des poetischen Heroenthums werden Dante und Shakspeare geschildert. Außer warmer Beredtsamkeit und Charakteristik im Allgemeinen finden wir hier keine besondern Vorzüge vor andern Charakteristiken beider Dichter, nur daß er von Shakspeare, nach seiner Theorie von der Spontaneität und Unbewußtheit genialen Schaffens und guter That überhaupt, bezeichnend bemerkt:

Shakspeare's Kunst ist nicht Künstlichkeit; die höchsten poetischen Schönheiten gehen nicht aus einem Plane, einem Vorsatze hervor. Alles quillt frei hervor aus der Tiefe seines Genius, durch seine große, aufrichtige Seele, die Stimme der Natur. Die spätesten Generationen werden neue Ideen und Bedeutungen in Shakspeare entdecken, neue Aufklärungen über das Wesen des Menschen, neue Harmonien mit der unendlichen Melodie des Universums, neue Verwandtschaften zu höherer, tiefer entwickelter Cultur späterer Zeiten.

Die zweite Form des neuern Heroenthums findet er in dem Lehrer und Reformator des göttlichen Worts, in dem wahren „Priester", als deren Repräsentanten Luther und John Knox charakterisirt und bewundert werden. Bei seiner enthusiastischen Richtung fand er nicht, daß in der „göttlichen Grobheit" Luther's auch viel mansfeldische war.

In Samuel Johnson, Rousseau und Burns findet Carlyle das Heroenthum des Schriftstellers am großartigsten ausgeprägt und personificirt. Männlichkeit, Ausdauer und Aufrichtigkeit in Herz und That werden als die Seele ihrer Thätigkeit bezeichnet und im Uebrigen ganz allgemeine Schilderungen über die Wirksamkeit von Ideen und ihrer Priester gegeben, da die gewählten Persönlichkeiten allerdings nicht speciell und individuell vor allen andern in dieser Sphäre sich hervorthaten.

Die letzte Form und Personification des Heroismus findet er in dem wahren Könige, nachdem er in den frühern Phasen des Heldenthums ebenfalls und recht eigentlich „Könnings", Männer, die da können und kennen und danach handeln und schaffen, gefunden. Er nimmt den Begriff des Königs natürlich in seiner Ursprünglichkeit und respective Idealität, als den aus dem Volke heraus Gewählten und Erhobenen, weil er am meisten könne, wisse, verstehe und handle, als den Besten, Ehrlichsten, Edelsten. Dieser König von Natur hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, zu herrschen.

Finde mir den wahren Könning und er hat ohne weiteres das Recht von Gottes Gnaden über mich. Wenn wir eine erträgliche Form hätten, wie wir ihn herausfänden und sein göttliches Recht zur Anerkennung brächten, würden wir genau das specielle Heilmittel gegen alle unsere politischen und socialen Krankheiten gefunden haben.

Das ist kühn und eigensinnig, aber man versöhnt sich gern damit, sowie sogar mit Cromwell und Napoleon, welche nach ihm die einzigen Könige von Natur und Bestimmung waren. Er widmet diesen beiden Königsheroen und Heldenidealen seine letzte Vorlesung. Es ist bekannt, daß Carlyle's Hauptverdienst darin besteht, den Charakter Cromwell's, unbekümmert um blinde Königs- und Demokratenrücksichten, zuerst zur Anerkennung und in sein volles historisches Licht gebracht zu haben. Wir werden sehen, daß er ihm noch ein besonderes Buch widmet. In seinen Vorlesungen hier bekundet er die tiefste, enthusiastische Verehrung für ihn. Mit Ernst und Pathos malt er seine Kämpfe, Anstrengungen und Erfolge; parteilos und edel reinigt er das alte, „von der Parteien Haß entstellte Heldenbild" von den Verunglimpfungen der Tages- und Cliquenschreiber und hebt triumphirend die echten Heldenzüge seiner Energie und Aufrichtigkeit hervor.

Daß solch ein Mann mit dem Auge zu sehen, mit dem Herzen zu wagen von Stufe zu Stufe, von Sieg zu Sieg steigen mußte, bis der Farmer von Huntingdon der anerkannt stärkste und mächtigste Mann ward, der wahrhafte König von England, bedarf keiner Magik mehr zur Erklärung.

Wir haben uns länger bei diesem Buche aufgehalten, als das Verhältniß seines Umfangs in dieser Darstellung rechtfertigen würde; aber da es die populärste Exposition der speciellsten Eigenthümlichkeit Carlyle's ist, da in seiner „Heroenverehrung" sein eigentliches politisches und philosophisches System, sofern er überhaupt eins hat, ausgesprochen wird, mußte man um so deutlicher darauf aufmerksam machen, als er in allen seinen spätern Productionen sich darauf bezieht. In der Anerkennung natürlicher und origineller Vorzüge edler und reich ausgestatteter Männer und ihres Berufs von Gottes Gnaden liegt an sich nichts Unvernünftiges. Carlyle wird aber darin eben blos individuell und prokrustesartig, als er namentlich die Wahrheit der Geschichte verkennt, nach welcher sie mit desto mehr Individuen arbeitet, je allgemeiner und verbreiteter die Civilisation wird. Es gibt namentlich jetzt keine Propheten, Helden, Halbgötter und Carlyle'sche Priester und Könige mehr, weil sich deren Aufgaben und Ideale in unabsehbare civilisirte Massen vertheilen. Es ist auch hier eine „cultivirte Vertheilung der Arbeit" eingetreten.

In seinem „Chartism" (1839) und „Past and present" (1843) untersucht Carlyle die socialen Krankheiten der Gegenwart, besonders Englands. Trauernde, tragische, jeremiadische Bücher mit voller, tiefer Klage eines edeln Herzens über den Verfall, die Faulheit und die Hypokrisie der englischen „Gesellschaft", besonders der „guten", über die verscherzte Fähigkeit der grundbesitzenden Aristokratie zu regieren, die Mammonsabgötterei der Fabriklords, den Magencultus und die Geldmacherei der ganzen Nation, die sich in isolirte Häuser und Cliquen abschließt, ohne Glauben, ohne edle Gesinnung, ohne Mannesthum und Aufrichtigkeit, hypokritisch hinter Religion, Wohlthätigkeit, Association und „Compagnie" lauernde Selbstsucht und Feindseligkeit gegen „Mitbrüder". Diese Gemälde sind und waren besonders in England nur zu treffend und wirklich; aber sie haben auch getroffen und haben gewirkt, zumal da die besten Schriftstellerhelden, jeder in seiner Weise, unablässig und

zum Theil viel energischer und populärer durch Spott, Satire und Humor die Heuchelei und den „Humbug“ der englischen Gesellschaft blossstellten und der öffentlichen Schmach und Lächerlichkeit preisgaben. Man machte Carlyle den Vorwurf, daß er keine „Heilmittel“ vorschlage, nachdem er die Diagnose der Krankheiten so tief studirt und enthüllt habe. Er antwortet:

Brüder, ich habe keine Morrison'schen Pillen, die Krankheiten der Gesellschaft zu heilen. O es wäre allerdings viel bequemer, eine Morrison-„Bill“, eine Parlamentsacte als Heilmittel zurechtzudrehen, diese Bill dem Volke einzugeben, sie dadurch ohne weiteres Zuthun zu curiren und sie „ihre alten Wege“ gehen zu lassen. Weder Parlament noch der Himmel selbst in seiner reichen Apotheke haben Heilmittel. Die Gesellschaft muß ihre Consequenzen durchmachen und den Tod sterben, für den kein Kraut gewachsen ist, oder sich selbst, jeder sich selbst, curiren. Redet wie Männer, statt als Heuchler zu schwatzen, unterscheidet ehrlich zwischen Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, zwischen edler Arbeit und Heucheladel, und lerne Jeder namentlich das unendlich Edle, Beseligende und Göttliche der wirklichen That und Arbeit an sich selbst erfahren und an Andern würdigen, so wird Jeder sich selbst curiren lernen, und damit wäre die Gesellschaft curirt.

Das wäre etwa das Positive, die Medicin, die er nicht verschreibt, sondern in jedem einzelnen Individuum als vorhanden nachweist. In „Past and present“ besingt er namentlich mit besonderer, dithyrambischer Begeisterung die Beseligung der Arbeit, da das Gute und die Freiheit nur That sein können.

Wir kommen jetzt zu Carlyle's erfolgreichstem und verdienstvollstem Werke: „Oliver Cromwell's letters and speeches with elucidations“, das zuerst im December 1845 erschien und schon im folgenden Sommer eine zweite Auflage nöthig machte. Ein dritte, bedeutend vermehrte kam 1850 in vier Bänden heraus und kündigte sich immer noch als bloße „Vorarbeit zu etwas Größerm und Vollendeterm“ an, obgleich der Verfasser, seitdem mit Alter, Schwerhörigkeit und einer gewissen Melancholie und Scheu vor Menschen und Oeffentlichkeit ringend, nur schwache Hoffnung gibt, daß er weiter vollenden werde, was er hier begonnen. Uebrigens ist die Hauptarbeit gethan und unter den bedeutendsten Schwierigkeiten und Anstrengungen gelungen. In der Einleitung sagt er:

Diese authentischen Aussprüche und Aeußerungen des Mannes selbst, des wirklichen Oliver, ich habe sie gesammelt von nah und fern, sie herausgefischt aus den faulen Sümpfen der Vergessenheit, worin sie begraben lagen, sie rein gewaschen, oder wenigstens mich bemüht, sie rein zu waschen von den fremden Thorheiten (eine Wäsche mit Lauge, wie ich sie nicht noch ein mal durchmachen möchte); und die Welt soll sie nun sehen in deren eigener Gestalt. Durch meine langjährigen Arbeiten in dieser verpönten Abtheilung der Geschichte, wovon ich dem Leser schon Proben gegeben, wurde es mir immer klarer und klarer, daß dieser Mann Oliver Cromwell ganz so, wie er sich in der Volksvorstellung festgesetzt hat, die wahre Seele der puritanischen Revolution war, ohne welchen dieselbe kaum wirklich historisch geworden wäre, eine Epoche in der Weltgeschichte, daß sie eine wahrhafte Cromwelliade war. Und ganz gegen den gemeinen Glauben stellte sich heraus, daß er kein Mann der Falschheit war, sondern ein Held der Wahrheit, dessen Worte den wirklichen Geist damaliger Zeit bedeuten. Seine Worte und noch mehr sein Schweigen und seine unbewußten Instincte werden, wenn man sie genau zwischen seinen Worten heraus entziffert hat, den Fleiß eines ernsten Mannes belohnen. Ehrlicher und ernster Weise wird man unter Anderm den Beweis finden, daß der Charakter Oliver's und die Thatsachen, in denen er wirkte, sich gerade als das Gegentheil des wahnsinnigen Geredes von „Hypokrisien“ u. s. w., wie das bisher so Mode war, erweisen.

Uebrigens mögen eine solche Masse Documente aufklärend nach den verschiedensten Seiten hin sein. Oliver's Charakter und Oliver's Thaten, hier lesen wir sie, wie sie auch waren. Selbst als falsche müßten diese Worte, als von dem Haupthelden des ganzen Verlaufs der Revolution ausgegangen, am allerersten von Bedeutung für das Verständniß derselben sein. Das sind die Worte, welche jener Mann für die geeignetsten hielt, die Dinge selbst, wie sie sich damals der Vorstellung gaben, darzustellen, die Dinge in ihm und um ihn, deren Geschichte wir kennen lernen wollen. Neue Gedanken und Ereignisse, wie sie sich aus dem Wirbelwinde der Zeit in seine Seele flüchteten, hier sind sie, wie er es für gut befand, sie zu nennen und zu erklären. Seinen Worten und Aussprüchen ins Herz zu sehen, heißt in das wirkliche Herz jener gewaltigen Zeit selbst blicken. Im Ganzen sind wir mit dem geringen Verdienste zufrieden, Cromwell's Briefe und Reden wieder zu etwas leserlichen Zügen herausgewaschen zu haben. Mag das Werk einigen ernsten Lesern nützlich sein. Das Herz jenes großen puritanischen Processes, einmal sichtbar geworden, wenn auch nur im schwachen Zwielichte der Menschheit, muß eine Masse brutaler Finsterniß um sich herum vertreiben und den Historiker nun viel leichter in den Stand setzen, eine Geschichte desselben zu schreiben.

Das große Verdienst des Werks besteht unter allen Umständen darin, daß man daraus authentisch ersieht, was der Puritanismus des 17. Jahrhunderts eigentlich wollte und war, obgleich man freilich gerade von Carlyle sagen kann, daß sein Blick wunderlich verblendet war, wenn er sagt: „Dieser revolutionäre Puritanismus war das letzte Aufglimmen des Göttlichen in England.“ Der englische Puritanismus hat die englische Gesellschaft vielleicht mehr entstellt als aller Materialismus späterer Zeiten.

Im Jahre 1850 erschienen Carlyle's erste „Latter-day pamphlets“, welche die Kritik in Zeitungen und Journalen auf das unbarmherzigste und zum Theil niederträchtig im Herausreißen von Stellen aus dem Zusammenhange verhöhnte und an den Pranger der Lächerlichkeit stellte. „Mit wenig Witz und viel Behagen“ ist nichts leichter, als Pathos, das Erhabene lächerlich zu machen, da beide entgegengesetzte Formen der Poesie nur einen Schritt voneinander liegen. Und Carlyle's Poesie ist hier rhapsodischer, dithyrambischer, wilder und feuriger als je. Logik und Zusammenhang und Beweis sind Sachen des Verstandes: er ist blos Dichter, Prophet, Wahrsager und gibt, was er herausstößt, als volle, geschaute, offenbarte Wahrheit und Warnung als solche. Und als solche ist sie auch Denen, die Carlyle's frühere Werke gelesen, deutlich genug, da er der Sache nach wiederholt, was er früher ausgeführt. „Die gegenwärtige Zeit“, „Downingstreet“, „Der Sitz der englischen Regierung“, „Parlament“, „Jesuitismus“ u. s. w. (Ueberschriften seiner Pamphlets), Alles beweist die Desorganisation der Gesellschaft und des innern Menschen. „Frei-

heit, Gleichheit und Brüderlichkeit", „allgemeines Wahlrecht", „Organisation der Arbeit" und wie sonst die Morrison'schen Universalheilpillen heißen, sind ihm unter den bestehenden Verhältnissen nur leere Marktschreierei von Quacksalbern. Dabei weist er alle Fragen, was er nun eigentlich verschreiben wolle, zürnend zurück, denn jede solche Frage beweist, daß man ihn nicht verstanden. Jeder einzelne Mensch muß ein ganzer Mensch werden, ehrlich und edel in Wort und That, und wenn nicht ein Held, so doch ein treuer Jünger von Helden, woran ihn jetzt seine ekelhafte Eitelkeit und Selbstsucht hindert — dann braucht die Gesellschaft keine Pillen mehr. Das ist nichts Neues, aber auch nichts Unsinniges, und da jeder gebildete und empfängliche Mensch für diese Richtung wol Ermuthigung und Befeuerung von Dichtern und allen Personen, die hier vom tiefsten Grunde eines edeln Herzens etwas zu sagen wissen, brauchen kann, wird er diese Pamphlets mit besonderm Erfolg lesen, um sein Herz zu erweitern, seine Muskeln zu stählen und sein Blut zu erwärmen. Und darauf kommt es in unsern äußerst verständigen Tagen mehr an als auf logische Beweise, daß der Mensch tugendhaft sein müsse, wenn er nicht in seine eigene Hölle kommen wolle.

Wer sich bisher mit dem zürnenden Jesaias und klagenden Jeremias nicht recht befreunden konnte, muß ihn zuletzt wenigstens als edeln, wahren Freund und Menschen liebgewinnen und schätzen. Carlyle's letztes, bisjetzt veröffentlichtes Werk: „Life of John Sterling", das im Herbste 1851 und zwei Monate später schon in zweiter Auflage erschien, zeigt uns nicht nur den edeln, hochherzigen Freund, sondern auch gelegentlich ihn selbst in seiner eigenthümlichen Persönlichkeit und in seinen treuherzigen, aufrichtigen, warmen Beziehungen zu andern Menschen. John Sterling war wegen besserer Ueberzeugungen von den petrificirten Satzungen der Hochkirche abgewichen und zuletzt selbst ausgetreten. Bornirte kirchliche Parteisucht verleumdete ihn deshalb öffentlich dermaßen, daß Carlyle als persönlicher Freund es für seine Pflicht hielt, das wahre Bild des Mannes, der ganz nach seinem Ideale, ohne Rücksicht, männlich, aus eigener, freier Ueberzeugung gehandelt, wiederherzustellen. Und so schrieb er dieses „Leben John Sterling's", eine der schönsten unter allen den zahlreichen Biographien der englischen Literatur. Ob die Welt einer solchen Biographie bedurfte, kann man in Frage stellen, denn Sterling war zwar ein edler, aber unbedeutender Charakter, allein sie hat ihren unschätzbaren Werth für die Biographie Carlyle's, dessen herzige und herzliche Natur sich hier auf das anmuthigste offenbart. Der stürmende Gigant mit seinem leidenschaftlichen Zorn und wilder, vernichtender Verächtlichkeit gegen alles modige, moderne Leben und Treiben, besänftigt und mildert sich hier zur rührendsten Zärtlichkeit und schweigenden Trauer. Gedankenvoll sitzt er am Grabsteine eines edeln Freundes und weht mit der größten Sorgfalt jeden Hauch der Verleumdung von seinem Andenken ab, indem er die Blumen begießt, die er auf den Grabhügel pflanzte, der nun blühend sich erhebt als dauernd geheiligt durch die schöne, edle Freundesthat.

Hiermit sind wir in der Sache zu Ende. Diese spricht wol auch in dieser unausgeführten Form für sich. Für Deutschland zeigt sich Carlyle ganz besonders als der Beachtung und Hochachtung werth, da er sehr lange mit Ausdauer und Muth arbeitete und es durchsetzte, die schönsten und der Welt bestimmten Schätze unserer Literatur nach England einzuführen und deren Anerkennung gleichsam zu erzwingen. Den daraus für Deutschland ersprießenden Vortheil kann man nur im geringsten Theil in Thalern, Groschen und Pfennigen nachweisen; der höhere, nicht statistisch darzustellende bedarf für Männer von Ehre und literarischer Bildung gar keines Nachweises.

Carlyle der Schriftsteller mit seinen Sonderbarkeiten und idealistischen Schwärmereien gibt viel Stoff zu kritischen Aussetzungen, und die „absolute Kritik" wird wenig Schwierigkeit haben, ihn in ihr beliebtes Nichts aufzulösen; aber Carlyle der Mensch, der Lehrer und Prophet ist und bleibt ein ganzer Mann, wie er nach seinem eigenen Ideale sein muß, wahr, warm, edel, großherzig, männlich, energisch im Haß gegen Unwahrheit und Heuchelei aller Art, energisch in Liebe und Verehrung für alles Gute und Schöne, der Enthusiast des neuen erlösenden „Glaubens", der mit dem officiellen „für wahr halten" nichts gemein hat. Der Glaube, den er predigt und den er stürmisch von jedem Menschen verlangt, ist die einzig wahre, wirkliche Freiheit: Denken, Thun und Handeln aus einer innersten Ueberzeugung heraus, ohne sich mechanisch von außen bestimmen zu lassen, die Verwirklichung des wahren, edeln menschlichen „Ich", das seine Freiheit, seinen Selbstgenuß gerade darin findet, daß es sich, gläubig an die Göttlichkeit alles Wahren und Echten, demüthig und zuversichtlich seinem Genius hingibt, ohne sich durch die Maschinerie des Lebens jemals irre oder gar zum Heuchler und Knecht entwürdigen zu lassen. Bei einem solchen Kern seiner Schriften übersieht man gewiß nicht, was er für individuelle Schrullen und Formationen seiner Ideale und Foderungen an die Menschheit mit unterlaufen lassen mag. Solcher heroischen, energischen, edeln und ehrlichen Naturen gibt es wahrlich nicht so viele, als daß man einen Mann und Schriftsteller, wie Carlyle, wegen individueller Eigenheiten dürfte beiseite liegen lassen oder zugeben, daß sich die modige, moderne Mittelmäßigkeit und Maschinerie ungestraft lustig über ihn mache.*)

75.

*) Das deutsche Publicum ist jetzt durch folgendes Unternehmen in Stand gesetzt, sich über Thomas Carlyle näher zu unterrichten: „Thomas Carlyle's ausgewählte Schriften. Deutsch von A. Kretzschmar" (Leipzig, O. Wigand, 1855). Es sind bisjetzt zwei Bände erschienen, wovon der erste, außer einer Einleitung, folgende Aufsätze: „Goethe" (Goethe's Porträt, Goethe's Tod, Goethe's Werke), „Schiller", „Graf Cagliostro", „Das Diamanthalsband", der zweite die Aufsätze: „Voltaire", „Diderot", „Novalis" und „Charakteristiken" enthält. Letztere sind Zeitbetrachtungen aus dem Jahr 1831, denen Carlyle Thomas Hope's dreibändiges Werk über den Ursprung und die Zukunft des Menschen und Friedrich von Schle

Wie ein Theaterdirector Millionär wird.

1. Theaterdirector Carl, sein Leben und sein Wirken. Von Franz Gämmerler. Wien, Wallishausser. 1854. Gr. 8. 13 Ngr.
2. Theaterdirector Carl. Sein Leben und Wirken — in München und Wien, mit einer entwickelten Schilderung seines Charakters und seiner Stellung zur Volksbühne. Von Friedrich Kaiser. Zweite Auflage. Wien, Sallmayer u. Comp. 1854. 8. 15 Ngr.

„Eine Philosophie der Theatergeschichte würde auch eine Philosophie der Weltgeschichte sein; denn jene ist nur Das, was die Weltgeschichte hinter den Ohren hat", sagt Fritz Beutel, eine bisher noch unbekannte Größe, die sich aber fest vorgenommen hat, demnächst wenigstens den Lesern d. Bl. bekannt zu werden. Fritz Beutel scheint nicht ganz Unrecht zu haben. In der modernen Theatergeschichte wenigstens steckt viel mehr von der allgemeinen Geschichte, als man gemeinhin annimmt. Seit die Theaterbreter die Welt bedeuten, ist die Welt selbst mehr und mehr zu einer Bühne geworden, auf welcher es mitunter so hohl pathetisch, noch öfter aber so possenhaft zugeht wie auf einem Vorstadttheater. Decorationen, Brillantflammen, glänzender Flitter bei Lampenbeleuchtung und wüste Oede bei Tagesschein; auf der Bühne selbst vielleicht ein erträgliches Ensemble und hinter den Coulissen Neid, Klatsch und Intrigue; die Würde und das Pathos sind mühsam einstudirt, und ohne die Einflüsterungen eines Souffleurs kommt der Held aus der Rolle; neben den Primadonnen und ersten Actricen, welche im Geheimen die Fäden des Ganzen leiten, sind der Maschinenmeister und der Costumier die wichtigsten Personen; das Publicum amüsirt sich ungeheuer, oder langweilt sich auch, wie es gerade kommt, und der Theaterdirector? — Nun, der Theaterdirector lacht das Publicum aus und wird Millionär.

Der Theaterdirector Carl wenigstens wurde es. In München schrieb er seiner Zeit Rollen ab und würde, wenn ihn der Kassirer des sogenannten Herzog-Gartentheaters, Namens Held, nicht unterstützt hätte, vielleicht öfters hungerig zu Bette gegangen sein; als er aber starb, befand er sich im Besitze von zwei Millionen Gulden, etwas drüber oder drunter. Carl hatte seine Rolle besser gespielt als irgendeines seiner Theatermitglieder, und wenn Franz Gämmerler am Schluß seiner Broschüre bewundernd ausruft: „Sagt Alles nur in Allem, sagt, er war ein Mann"! so versteht es sich im Grunde von selbst, daß man ergänzend hinzufügt: allerdings ein Mann, d. h. ein Mann, der seinen Vortheil verstand und gut zu speculiren wußte, ein Mann von jener Geschäftsschlauheit, die man in Nordamerika mit „smartness" bezeichnet. In dieser Bedeutung kann sich auch Phineas Barnum als Mann sehen lassen, nur daß der wiener Theaterdirector in der That nicht die Bonhommie und den gutmüthigen, mit der Welt spielenden Humor des Nordamerikaners besessen zu haben scheint.

Gämmerler, der Verfasser der erstgenannten Broschüre, ist eine gute Haut und bewundert seinen ehemaligen Principal, weil es dieser so herrlich weit gebracht hatte. Er befand sich unter der Truppe, welche der Director Carl von München nach Wien mit hinübernahm, und da er nicht zu den ersten Lichtern seiner Kunst gehörte, sonst aber ein brauchbarer, dienstwilliger Schauspieler war, ging sein Ehrgeiz nicht höher, als durch Carl seine Existenz zu haben. Er war diesem dafür dankbar, denn Carl hätte ihn ja auch ebenso gut entlassen können, da es noch manchen Gämmerler in der Welt gibt; aber Carl hatte auch seine Brauchbarkeit erkannt und er sah sich gern von Personen umgeben, welche sein Directionstalent bewunderten und dabei keine übermäßigen Ansprüche machten. Gämmerler's Broschüre hat es meist nur mit der Verherrlichung der erhabenen Eigenschaften Carl's zu thun, den er mit Vorliebe den „Napoleon-Carl" nennt, und sie mag, da sie manche lustige Schauspielerschwänke enthält, für das Theatervölkchen größeres Interesse haben als für uns, doch eröffnet sie manche Blicke in das intrigante Treiben, woran das Theaterwesen fast durchschnittlich krankt. In München handelte es sich namentlich um die Rivalität zwischen dem ersten und zweiten Theater. Der Intendant La Motte drang bei dem Könige Max darauf, daß das zweite Theater geschlossen werde; da sagte der König: „Davon schweigen Sie! Ich soll mein liebes Isarthortheater schließen, wo ich meine heitersten Stunden verlebte? I Gott bewahre mich! das Theater brauch' ich zur Verdauung." Carl hatte von jeher, seitdem er sich nur erst einigermaßen in der intriganten Theaterwelt zurechtgefunden hatte, enormes Glück bei fast allen seinen Unternehmungen, obschon er aus Eitelkeit seine Erfolge niemals seinem Glück, sondern immer nur seiner Klugheit und seinem Unternehmungsgeist auf Rechnung schrieb. Er wurde unumschränkter Director des Isarthortheaters mit einem Regierungszuschusse von jährlichen 6000 Fl. und war bald im Stande, sich ein Landhaus in Perlach zu erbauen und prachtvoll zu decoriren. Nach kurzer Zeit seiner Verwaltung berechnete man sein Vermögen schon auf 40,000 Fl. baar, für einen speculativen Kopf wenigstens ein immerhin hübscher Anfang. Indeß fehlte es auch an unangenehmen Begegnungen nicht. Unter andern wurde er von einem gewissen Boulein, pensionirten ehemaligen Rittmeister in der königlichen Garde-du-Corps, in einem von demselben redigirten Schmutzblättchen, welches sonderbar genug die „Grazien" hieß, angegriffen und, als Carl darauf von der Bühne herab mit pikanten Extempores antwortete, von Boulein an einem öffentlichen Vergnügungsort gewaltthätig überfallen. Die deutschen Theaterannalen sind bekanntlich an solchen Skandalen reicher als die irgendeines andern Volks. Indeß trieb es Carl auch danach und hielt sich Alles für erlaubt. So gab es in München damals einen Professor Wilhelmi, als „schmuziger Schmarotzer", wie Gämmerler versichert, ein Stichblatt des Witzes in allen Kaffeehäusern und Restaurationen. In einer Zauberposse von Meisl: „Das Gespenst auf der Bastei", kommt ein Kaffeehaus vor, und um dasselbe mit einer recht pikanten Figur auszustaffiren, fiel Carl noch während der Vorstellung auf den Gedanken, den „Professor der unentdeckten Wissenschaften", wie man Wilhelmi nannte, auf die Bühne zu bringen. Rasch ließ er Wilhelmi aus dem Parterre, wo dieser sich täglich mit seinem Freibillet einfand, herausholen und überredete ihn, ihm zu einem Gange, bei dem er unbekannt bleiben wolle, seinen stadtkundigen gelben Mantel und Hut auf ein Viertelstündchen zu leihen. Hiermit bekleidet, erschien Carl fünf Minuten später auf der Bühne zum nicht enden wollenden Gelächter des Publicums, während Wilhelmi im Parterre wüthend zu schimpfen und zu toben anfing. Man könnte gegen solche Späße im Ganzen weniger einwenden, wenn nicht dieselben Leute, die solchen Schabernack treiben, wieder bei andern Gelegenheiten von der Weihe der Kunst den Mund vollnähmen und ihre Buden vom Publicum als Kunstinstitute betrachtet wissen wollten. Wir können Gämmerler nicht mit seinem Principal nach Wien begleiten und die Glücksfälle und geschickten und schlauen Speculationen alle aufzählen, welche Carl zu einem Millionär machten. Ohnehin dürfen wir wol seine wiener Theaterunternehmungen bei den meisten unserer Leser als bekannt voraussetzen. Erst nachdem er das prachtvolle Carltheater erbaut, schien ihm das Glück weniger zu lächeln, doch

gei's philosophische Vorlesungen zugrunde gelegt hat. Carlyle schildert und behandelt darin unsere Zeit als eine innerlich kranke, läßt aber Hoffnung auf Genesung durch Selbsthülfe und Selbstkraft hindurchblicken. Daß in England einer umfassendern Schrift über Carlyle aus T. Ballantyne's Feder entgegengesehen wurde, haben wir schon in Nr. 45 d. Bl. unter London angeführt. Wir erlauben uns übrigens auf den Artikel „Der Held als Schriftsteller" in Nr. 1 d. Bl. f. 1854 zu verweisen, in welchem wir uns selbst über Carlyle's „Hero worship" (nach der deutschen Bearbeitung von J. Neuberg) und die Art des von ihm proclamirten „Cultus des Genius" ausführlicher ausgesprochen haben. D. Red.

war sein Geschäft damals schon gemacht. Aerger hatte er, wie jeder Theaterdirector, ohnehin vollauf. Besonders war es der bekannte Schauspieler Wilhelm Kunst, der ihm im Anfange seiner wiener Periode manche bittere Stunde bereitete; indem er, wie Gämmerler erzählt, „nicht selten sans prendre congé von Wien verschwand, um sich andern Orts bewundern zu lassen. Dadurch, daß er ihm einst 1000 Fl. Vorschuß gab, um seine trotz seiner namhaften Emolumente zerrütteten Finanzen zu ordnen, ihm ein kostbares Reitpferd schenkte, glaubte Carl den Treulosen durch Dankbarkeit zu fesseln; doch kaum war das Geld verjubelt, das Roß zu Gelde gemacht, so verschwand der Reiter bei stiller Nacht und ließ den verblüfften Creditoren, dem betroffenen Director das Nachsehen." Seitdem verschwor Carl das ernste Drama und wandte sich gänzlich der Posse zu, weil deren Vertreter treuer aushielten als der tragische Held. Die Gämmerler'sche Broschüre ist übrigens in einem sehr curiosen Stil geschrieben, wie man aus folgender Stelle, die von einer Theaterprobe handelt, sehen kann: „Die Leute wurden förmlich schöpsdrehend, schlugen wie blind und toll aufeinander los, und bald war die Bühne ein completes Chaos, kein Mensch konnte sich mehr vom Platze rühren. Einer trat dem Andern auf die Hühneraugen, hier ward gelacht, dort geflucht und vorne riß sich der unglückselige Regisseur die Haare aus."

Von ganz anderm Standpunkt ist das Buch Kaiser's, des bekannten wiener Possendichters, verfaßt. Wir begeben uns sogleich mitten in die Sache. Kaiser behauptet, daß von dem großen Vermögen, welches Carl hinterließ, ihm Nestroy allein mindestens den vierten Theil verdient habe. Nestroy's Volksstück „Der böse Geist Lumpacivagabundus" wurde auf dem Theater an der Wien in ununterbrochener Reihenfolge vierzig mal hintereinander gegeben. Und was für einen Lohn hatte Nestroy dafür? Ein Honorar von 20 Fl. für die erste, siebente, elfte und zwanzigste Aufführung, also im Ganzen 80 Fl.! Erst viel später gelang es Nestroy, sich auch als Dichter vortheilhaftere Bedingungen zu erzwingen. Kein Wunder, wenn es zwischen Beiden eines Abends während der Vorstellung zu einem Wortwechsel kam, der in Thätlichkeiten auszuarten drohte, wenn sich nicht die übrigen Mitglieder zwischen Beide gestellt und sie auseinander gehalten hätten. Für dieselben Bedingungen arbeitete auch anfangs Kaiser selbst, der freilich damals nur erst Anfänger war. Eins seiner Stücke brachte es auch bis zu 19 Vorstellungen, sodaß Kaiser 60 Fl. erhielt; die zwanzigste Vorstellung kam nicht zu Stande, weil Carl ohne Zweifel das für diese Vorstellung ausgesetzte Honorar von weitern 20 Gulden ersparen wollte und das Stück nicht mehr so zog, daß nicht ein anderes Stück in pecuniärer Hinsicht dieselben Dienste zu leisten versprach. Hierauf schloß Kaiser mit Carl einen Vertrag, wornach Ersterer sich verpflichtete, ausschließlich für Carl zu arbeiten, und zwar in jedem Jahre sechs neue, den ganzen Abend ausfüllende Stücke, in dem Zwischenraum von je zwei zu zwei Monaten; diese Stücke mußten dem Director genehm sein, widrigenfalls, oder wenn die Censur eines derselben nicht zuließe, das Stück als nicht geliefert zu betrachten und durch ein neues zu ersetzen war. Im ersten Falle blieb jedoch dem Verfasser das Recht, es einer andern Bühne zu überlassen. Außerdem mußte sich Kaiser verpflichten, alle von Carl angegebenen Aenderungen in seinen Stücken vorzunehmen, auch Umgestaltungen und Veränderungen in andern nicht von ihm verfaßten Stücken, sobald Carl es verlangte, in möglichst kurzer Zeit zu bewerkstelligen. Für alle diese Leistungen erhielt Kaiser, der freilich in diesen Mittheilungen die Offenherzigkeit etwas weit treibt, einen Monatsgehalt von 24 Fl.! Es ist begreiflich, daß Kaiser mit einem solchen Gehalt als Schauspieldichter, der ja zu so manchen Anstandsausgaben gezwungen ist, nicht bestehen konnte, daß er in Schulden und Wucherern in die Hände gerieth, und es schmeckt nach Grausamkeit, wenn Carl von ihm verlangte, in so bedrängten Umständen Possen zu schreiben. Später wurde freilich der Monatsgehalt auf 40 und dann auf 50 Fl. erhöht, was aber zu dem Ertrag, den die Kaiser'schen Stücke abwarfen, wie zu seiner Arbeit und seinen Nebenleistungen überhaupt in gar keinem Verhältniß stand. Dennoch ließ sich Kaiser wieder auf fünf weitere Jahre binden. Noch schlimmer waren die Contracte mit andern Localdichtern, z. B. mit Flamm. Dieser mußte sich verpflichten, für jeden Tag, welcher über den festgesetzten Termin verginge, ohne daß das bedungene Stück abgeliefert wäre, einen Strafbetrag von 10 Fl. Münze zu erlegen, wobei immer noch die Bedingung bestand, daß es auch annehmbar gefunden wurde. Man kann sich denken, welch ein freundschaftliches Verhältniß bei diesen Contracten zwischen Carl und seinen Dichtern bestanden haben muß. Dabei erlaubte er sich die willkürlichsten Aenderungen, verwandelte ernste Partien in possenhafte, strich ganze Scenen und substituirte für männliche Rollen zuweilen weibliche. Aehnliche Verunstaltungen erlaubte er sich freilich auch an ernsten Stücken, die er auf seinem sogenannten „lebendigen Theater" (mit natürlichen Baumgruppen zum Hintergrunde, wobei er noch Decorationen ersparte) aufführte, an der „Jungfrau von Orleans", an „Faust", an Grillparzer's „Der Traum ein Leben" u. s. w. Sehr häufig geschahen diese Aenderungen nur, um diese oder jene Decoration zu sparen. Auch rühmte sich Carl, seit 28 Jahren kein anderes, mithin auch kein classisches Werk gelesen zu haben, als jene Stücke, die ihm zur Aufführung eingereicht worden. Decorationen, die in frühern Stücken als Obstbäume gedient hatten, ließ er aus Sparsamkeit durch Aufmalen einiger Eichenblätter in spätern Stücken in Eichen verwandeln u. s. w. Kurz, es war dies ein Theaterdirector, welchen viele seiner Collegen als ein unübertroffenes Muster verehren und beneiden werden; er hielt sich auch, wie aus einem Paragraphen seines Testaments hervorgeht, für den ersten und nicht zu übertreffenden Theaterdirector. Kaiser gerieth später mit Carl in öffentlichen Hader und in einen Proceß und kam erst dadurch in eine bessere und selbständigere Lage, daß er ein Stück, welches Carl abgewiesen hatte, dem Rivalen Carl's, Pokorny überließ, einem Ehrenmanne, dem auch das Verdienst gebührt, zuerst in Wien die Theatertantième eingeführt zu haben. Dieses Stück brachte Kaiser nicht weniger als 1000 Fl. ein, also einen reichern Gewinn, als ihm zehn von Carl angenommene und auf seinem Theater aufgeführte Stücke eingebracht haben würden.

Carl's Eitelkeit, der übrigens, was nicht zu verschweigen ist, in seiner Jugend gegen die Franzosen gedient hatte, mit Hofer in Mantua saß und wie dieser nahe daran war, erschossen zu werden, zeigte sich auch 1848, wo er in der Uniform eines Nationalgardebezirkschefs herumstolzirte und als Mitglied des Gemeinderaths seine Beredtsamkeit zu politischen Zwecken erprobte: — hatte er doch zwei Millionen Gulden zu vertheidigen. Damals steckten auch Scholz und Nestroy zu militärischen Zwecken im Waffenrock, und Gämmerler erzählt, wie sich ein Menschenknäuel von Tausenden über die Ferdinandsbrücke gewälzt habe, um beide Possenreißer im Waffenschmuck zu erblicken. Das ist echt wienerisch, und wenn Gämmerler meint, daß, wenn man Beide als Parlamentäre in das Lager von Windischgrätz geschickt hätte, Alles mit einem Besuch des Carlstheater geendigt haben würde, so ist auch dieser Gedanke wienerisch.

Das Curioseste ist, daß dies Alles unter der Etikette der vielgerühmten deutschen Gemüthlichkeit geht, sowol die Ausbeutung der Possenschreiber durch Carl als der Angriff Kaiser's gegen Carl, der von seinen zwei Millionen Gulden bereits im Grabe ausruht.

H. M.

Aus Paris.

Zwölfter Band von Thiers' Geschichtswerk. Laboulaye's Geschichte der Vereinigten Staaten. Eine neue „Histoire universelle". Schriften aus Anlaß der Kunstausstellung. Lamennais' nachgelassene Werke. Literarische Miscellen.

Paris, Ende November 1865.

Von Thiers' großem Geschichtswerke „Histoire du Consulat et de l'Empire" ist soeben der zwölfte Band erschienen. Es wäre überflüssige Mühe, die Manier dieses Schriftstellers, seine Vorzüge und Fehler hier zu erörtern; es genügt zu unserm Zweck, den Inhalt des Bandes in Folgendem anzugeben: die Jahre 1810 und 1811, die Continentalsperre, der Streit mit der Kirche, die holländischen Angelegenheiten, der Peninsularkrieg. Es versteht sich von selbst, daß alles Dies mit Klarheit, Sicherheit und mit Hülfe des genauesten Studiums der Documente, von denen eine große Anzahl unbekannt geblieben war, behandelt ist. Beachtenswerth ist besonders die Vorrede. Unter dem Vorwande, Untersuchungen anzustellen über die beste Art Geschichte zu schreiben, vertheidigt Thiers in ihr seine eigene Manier mit großem Geschick und nimmt zugleich die Gelegenheit wahr, seine Stellung als Politiker ins beste Licht zu setzen. Er will nicht, daß man glauben solle, er erhöhe Napoleon, der von der Revolution abfällig wurde, oder er tadle ihn allzu sehr — aus Groll gegen die Regierung. Er versucht es vielmehr, seine Bewunderung für den Kaiser mit seinen politischen Ansichten zu versöhnen, indem er zwischen beiden eine Grenze zieht. Er wiederholt mehrmals, daß die absolute Gewalt dem Kaiser Alles möglich gemacht habe, selbst seinen eigenen Untergang; doch sagt er, es sei dies weniger ein Vorwurf als ein schmerzliches Gefühl seinerseits. Thiers hätte übrigens wissen können, daß es nicht der absoluten Gewalt bedarf, damit ein französischer Monarch sich selbst den Untergang bereite, und daß es andern nicht besser gegangen ist, die nie ohne den Rath ihrer Minister handelten.

Eine ganz ähnliche verdeckte Ermahnung an die gegenwärtige Regierung enthält ein anderes Werk gleichfalls in einer Vorrede, die wie das Thiers'sche Vorwort des Verfassers politische Stellung zu charakterisiren bestimmt ist: Laboulaye's „Histoire politique des États-Unis". Es ist dies eine Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser, durch die damaligen Zeitereignisse veranlaßt, im Jahre 1849 am Collège de France gehalten hat. Diese Vorlesungen fielen in jene denkwürdige Epoche, als die Nationalversammlung soeben ihre Constitution vollendet hatte und viele schwarzsichtige Propheten dieser Schöpfung gleich an der Wiege das Leichenlied anstimmten. Die Lösung der damaligen Schwierigkeiten schien Laboulaye in der amerikanischen Constitution zu liegen, für die er schon früher lebhafte Zuneigung empfunden hatte; er glaubte: „der Augenblick sei gekommen, in welchem man Frankreich mit Amerika bekannt machen müßte, damit dies große Beispiel ihm während des herannahenden Sturms eine willkommene Hülfe sei." Es dürfte erlaubt sein, in dieser Beziehung Laboulaye's Ansicht nicht zu theilen; und wäre selbst, wie Laboulaye glaubt, das System der Vereinigten Staaten das absolute politische Ideal, so sollte man sich doch mehr, als Laboulaye es thut, der von ihm selbst citirten Worte des Sokrates erinnern: „Diejenigen Gesetze sind Athen am zuträglichsten, die Athen ertragen kann." Aber wenn man in dieser Beziehung anderer Meinung ist als Laboulaye, so muß man ihm doch zugestehen, daß sein Werk sich durch geschmackvolle Behandlung, durch gründliche Kenntniß und namentlich durch historische Treue auszeichnet. Es ist leider von den drei Bänden des Werks nur der erste (bis zum Jahr 1776) erschienen; der zweite Band soll die Revolution und der dritte und hauptsächliche die Constitution des Staatenbundes in ihrem Verhältniß zu den Verfassungen der Einzelstaaten wie ihre Beziehungen zu den zahlreichen französischen Constitutionen seit 1791 behandeln. Erst nach Vollendung des Ganzen wird man ein rechtes Urtheil fällen können.

Wir haben noch nicht von der Sammlung von Geschichtswerken gesprochen, die bei Hachette seit einiger Zeit zu erscheinen angefangen haben und deren Leitung dem Professor Duruy anvertraut ist. Diese Sammlung hat den Zweck, das große Publicum mit den neuen Entdeckungen auf dem historischen Gebiet bekannt zu machen, die in den letzten Menschenaltern die bisher für wahr gehaltene „Weltgeschichte" vollständig umgestaltet haben. Diese große Sammlung soll in drei Abtheilungen zerfallen: „Histoires générales" (Alterthum, Mittelalter u. s. w.), „Histoires particulières" (Frankreich, Spanien, Deutschland u. s. w.), „Histoires spéciales" (Religionen, Literatur, Künste, Wissenschaften, Philosophie, Recht). Die deutsche Heeren- und Ukert'sche Sammlung, der belgische „Trésor historique", Lardner's „Encyklopädie" verfolgen ähnliche Zwecke; keine dieser Sammlungen aber ist in einem so großartigen Maßstab und nach einem so regelmäßigen Plane angelegt. Unter den bereits erschienenen Werken zeichnen sich aus: „Römische und griechische Geschichte" von Duruy, „Geschichte der skandinavischen Staaten" von Geffroy, „Geschichte Portugals" von Bouchot, „Geschichte der Araber" von Sedillot, „Geschichte Italiens" von Zeller; ein Werk, welches Metternich's berühmten Ausspruch: „L'italie n'est qu'une expression géographique", Lügen straft. Diese Werke, schön gedruckt, mit Karten und Planen versehen, werden zu 3—4 Francs der Band verkauft; ihr Erfolg entspricht dieser Wohlfeilheit.

Die Ausstellung ist durch eine glänzende Feierlichkeit beschlossen worden. Ganz abgesehen von der überaus glänzenden Decoration von Seiten des Staats, konnte nichts imposanter sein als die Versammlung, die sich bei dieser Gelegenheit einfand: der Kaiser, die Kaiserin, die Mitglieder aller bedeutenden politischen Körperschaften, die Repräsentanten der Kunst und Industrie der ganzen Welt, die ersten Industriellen und Künstler Europas. Die Rede des Kaisers erregte alle die Aufmerksamkeit, die sie als politische Thatsache verdient, und wurde mit fester und kräftiger Stimme gehalten. Ihr Inhalt ist bekannt und liegt außer der Sphäre dieser Betrachtungen. Hier begnügen wir uns nur auszusprechen, daß die den Fremden zutheil gewordenen Auszeichnungen mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden sind. Man hat nirgends eine Spur jener Intriguen zu finden geglaubt, die bei der Preisvertheilung unter den französischen Künstlern vorgewaltet haben. Der Rang, den diesen die officielle Stimme anweist, entspricht keineswegs dem, den sie in der allgemeinen Meinung einnehmen.

Die Jury ist übrigens nicht allein so unglücklich, mit den Ansichten des Publicums nicht übereinzustimmen; der Kritik widerfährt oft ein Gleiches, zumal wenn sie sich mit Gewalt aufdrängen und alle Diejenigen mit ungebührlichem Hochmuth behandeln will, die ihre Ansichten nicht theilen. Man läßt sich schon eher (wenigstens in Frankreich) Paradoxen gefallen, wenn sie amüsant und „spirituels" sind, ja nimmt diese selbst mit Beifall auf. So ist es denn About geglückt, mit seinem „Voyage à travers l'exposition des beaux arts" Erfolg zu ernten. Der Titel, wie das Buch, ist auf Effect berechnet. Man findet in letzterm wenig Eigenes und vollkommenen Mangel an Gründlichkeit. Aber die Manier ist pikant, und aus seinen Unterhaltungen mit Künstlern, aus den Kritiken bekannter Autoritäten hat er mit mehr Geschick als Nachdenken sein Werkchen zusammengestellt. Man würde in demselben vergeblich ein unparteiisches Urtheil suchen; sein Tadel und sein Lob sind gleich wenig begründet und gleich maßlos. Den deutschen Künstlern, namentlich den ausgezeichnetsten unter denselben, ist About sehr wenig hold.

Bedeutender und zuverlässiger, wenn auch als Erscheinung viel weniger glänzend, ist das Buch von Andraud, das gleichfalls unter einem bizarren Titel erschienen ist: „Une dernière annexe au Palais de l'industrie." Es ist dies eine Zusammenstellung und Kritik einiger nützlichen Erfindungen, die in der Ausstellung nicht vertreten sind. Der Vorwand des Titels ist von den verschiedenen „annexes" genommen, die nach und

nach der Ausstellung hinzugefügt worden sind. Dies soll eben der letzte „annexe" sein. Unter den Gegenständen, die hier in gemeinverständlicher Weise besprochen werden, ist eine neue Methode der Straßenpflasterung, Erfindungen, die den Straßentransport erleichtern sollen, daguerreotypische Wegmessung und manches Andere hervorzuheben. Die tüchtigen wissenschaftlichen Betrachtungen des Verfassers geben dem Werke einen nicht geringen Werth; und nützliche Wahrheiten sind unter der Fiction verborgen. 57.

Bekanntlich erscheint bei Paulin in Paris eine Gesammtausgabe der von Lamennais nachgelassenen Werke unter dem Titel: „Oeuvres posthumes de Lamennais", deren Redaction von Forgues besorgt wird. Einen Bestandtheil dieser Ausgabe bildet die soeben herausgekommene Uebersetzung des großen Dante'schen Gedichts, und zwar aller drei Abtheilungen: der „Hölle", des „Fegefeuer" und des „Paradies". Lamennais hat diese schwierige Arbeit erst wenige Tage vor seinem Tode beendigt. Die dem ersten Bande vorangestellte Einleitung über das Leben, die Sitten und Glaubenssätze Dante's soll ebenfalls in hohem Grade interessant sein. Außerdem erwartet man noch folgende von Lamennais nachgelassene Werke: „Mélanges politiques" und seinen Briefwechsel, auf die man allgemein und in nicht gewöhnlichem Grade gespannt ist. — Die Buchhandlung Gebrüder Michel Lévy veranstaltet eine gemischte Bibliothek, die, wie die „Revue des deux mondes" meint, wegen ihrer Wohlfeilheit — jeder Band kostet nur einen Franc — das Signal zu einer allgemeinen Umwälzung im Buchhandel zu werden droht. Vier Werke von unbestreitbarem Werth oder doch Interesse sind bereits gleichzeitig als Bestandtheile dieser Sammlung erschienen: die „Confidences" von Lamartine; „La Bohème galante", letztes Werk des durch sein tragisches Ende bekannten Gérard de Nerval; „Marguerite, ou deux amours" von der verstorbenen Frau von Girardin, und „Les beaux arts en Europe, revue de l'exposition universelle des beaux arts de 1855", von Théophile Gautier. — C. Bartholmès, rühmlichst bekannt durch seine „Histoire de l'académie de Prusse" und ein Werk über Giordano Bruno, gab in zwei Bänden heraus: „Histoire critique des doctrines religieuses de la philosophie moderne." Das Werk ist ein Gemälde der europäischen Philosophie seit Leibniz, auf ihre Hauptfrage, die Existenz und Natur Gottes, basirt. Die französische Kritik bezeichnet als den interessantesten Theil diejenige Partie des Werks, welche über die neuere deutsche Philosophie und zwar ebenso wol über ihre Koryphäen Kant, Fichte, Schelling und Hegel als über die Systeme Baader's und Schleiermacher's, Herbart's und Schopenhauer's handelt. Feuerbach's Materialismus wird darin mit Eifer bekämpft. Kaum minder ausführlich als die deutschen Philosophen werden darin die italienischen Vico, Rosmini, Gioberti und Galuppi gewürdigt. — Eine Schrift von speciellem, aber nicht unbedeutendem Interesse ist: „Le Canada sous la domination française" von L. Dussieux. Der Verfasser, Professor an der Schule von St.-Cyr, hat die Materialien zu seiner Arbeit namentlich in den Archiven des Kriegs- und Marineministeriums gesammelt. — Auch in Frankreich wird es unter den Autoren immer mehr Brauch, zu ihren Productionen Vorreden zu schreiben, in denen sie gegen alles Frühere auf demselben Gebiete zu Felde ziehen, irgendeine angeblich neue, aber bei Licht besehen sehr alte Theorie proclamiren und sich anstellen, als ob von ihrem Product eine neue Aera beginne. Dies thut auch Louis Ulbach zu seinem Romane „Suzanne Duchemin". Er fodert vom Romane Innerlichkeit und Bewegung, Idee und Handlung — wer fodert das vom Romane nicht? Mit Recht eifert er gegen die excentrischen und wahnsinnigen Leidenschaften, welche den Roman seit einigen Decennien erfüllen; aber auch seine Susanne siecht an einer Leidenschaft, die sie sich nicht zu gestehen wagt und die überhaupt etwas krankhafter Art ist.

Wir haben schon bei mehrfachen Gelegenheiten hervorgehoben, wie es in Frankreich viel häufiger vorkomme als bei uns, daß Journalisten nach einiger Zeit ihre kritischen Aufsätze gesammelt herausgeben. Auch die „Impressions littéraires" von Louis Ratisbonne, einem Mitarbeiter der „Revue contemporaine", scheinen zu diesen Sammelschriften zu gehören und enthalten unter Anderm einige kritische Betrachtungen über Heinrich Heine und Béranger, die, wie die „Illustration" bemerkt, sich gleichermaßen den Freunden wie den Gegnern dieser Dichter zur Lectüre empfehlen. — Ein beachtenswerthes und inhaltreiches Werk ist folgendes von Le Play, Obermineninspector und Generalcommissar der allgemeinen Ausstellung: „Les ouvriers européens, études sur les travaux, la vie domestique et la condition morale des populations ouvrières." — Ein gewisser H. A. van Dijk, der sich „docteur ès lettres et en droit" nennt, gab heraus: Considérations sur l'histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1795, principalement concernant les relations extérieures (Utrecht und Paris). Der Verfasser ist der Ansicht und sucht nachzuweisen, daß das republikanische Frankreich in seinem Verhältniß zu den auswärtigen Mächten von Anfang an bis zum Baseler Frieden stets im Unrecht gewesen sei. Dabei widerspricht er aber auch der Ansicht Derjenigen, welche behaupten und ihre Behauptung mit Sophismen zu unterstützen suchen, daß die französische Monarchie schon vor 1789 eine gemäßigte gewesen. Trotz oder vielleicht wegen der das französische Nationalgefühl mehrfach verletzenden Ansichten des Verfassers hat sich die französische Presse veranlaßt gefühlt, der Schrift des Holländers einige Beachtung zu schenken. H. M.

Notizen.

Wolfgang Musculus und die fahrenden Schüler.

Im Verlag des Rauhen Hauses zu Hamburg erschien: „Wolfgang Musculus, ein biographischer Versuch von Ludwig Grote." Wolfgang Musculus, eigentlich Wolfgang Müslin, wurde am 8. September 1497 zu Dieuze geboren, bekannte sich zu Luther's Lehre und starb nach mancherlei Schicksalen als theologischer Professor zu Bern am 30. August 1563. Er hinterließ außer Anderm eine Anzahl lateinischer und deutscher geistlicher Gesänge und ist nicht mit dem brandenburger Theologen Andreas Musculus, dem Mitarbeiter an der Concordienformel, zu verwechseln. Griechisch lernte er erst im vierzigsten Lebensjahre, wo wir Modernen meist nicht mehr den Lebensmuth und die Energie besitzen, zu Dem, was wir etwa erlernt haben, noch etwas Neues hinzuzulernen. Außerdem machte er sich noch das Arabische zueigen, und zwar ohne alle Anleitung. Besonders interessant waren uns in diesem Buche die Mittheilungen aus seiner Jugendzeit, indem er, der arme Küfersohn, als fahrender Schüler für sein Fortkommen selbst sorgen mußte. Diese fahrenden Schüler theilten sich bekanntlich in „Bacchanten" (ältere) und in „Schützen" (jüngere Schüler.) Unterwegs mußten die Schützen für die Bacchanten „heischen" d. h. betteln gehen. In den Städten zogen die Schützen in den Straßen umher, sangen vor den Häusern und „präsentirten" dann Das, was sie erworben, ihren Bacchanten. In manchen größern Städten, z. B. Breslau, wo sich nach Thomas Platter's Selbstbiographie gleichzeitig etliche Tausend Bacchanten und Schützen auf den verschiedenen Schulen aufhielten, lebten sie häufig in Hülle und Fülle, aber unterwegs um so schlechter, oft tagelang nur von gesalzenen Zwiebeln, gebratenen Eicheln, Holzäpfeln und wilden Birnen. Nachts mußten sie oft unter freiem Himmel zubringen, weil Niemand sie aufnehmen wollte. Am schlimmsten kamen dabei die Schützen weg. Wenn man entdeckte, daß sie irgendetwas von dem Gewonnenen für sich behielten, so mußten sie sich auf die unbarmherzigsten Schläge gefaßt machen, und wenn sie, vom langen Wege ermüdet, nicht mehr fortkonnten, so stieß man sie mit [illegible] in die bloßen Beine, denn sehr oft hatten die Schützen [illegible]

Hosen, und mit ihrem Schuhwerk war es traurig genug bestellt. Kehrten die Bacchanten in ein Wirthshaus ein, um sich gütlich zu thun, so schickten sie die Schützen voraus, die, während jene schmausten, sich vielleicht mit einer schimmeligen Brotrinde begnügen mußten. Das ganze Wesen war nach unsern Begriffen roh, wüst und abenteuerlich, hätte aber wenigstens das Gute, daß die jungen Leute nicht verweichlichten und sich eine Charakterstärke, eine Widerstandskraft der Nerven und eine Zähigkeit und Energie im Wollen und Vollbringen aneigneten, die wir an den Männern jener Zeit bewundern, an den Modernen nur zu häufig vermissen. H. M.

Berichtigung.

In dem Artikel „Ungarische Poesie" in Nr. 46 d. Bl. citirt dessen Verfasser, J. E. Horn, eine Stelle aus der an W. Hemsen in Tübingen gerichteten Einleitung zur Kertbeny'schen Uebersetzung von Garay's Dichtungen, welche Seite xxvi des besprochenen Buchs lautet: „so würde ich selbst aus diesem vulgären Mischmasch den ächten Konten herauserkennen." Unser Berichterstatter, um doch einigen Sinn hineinzubringen, machte aus „Konten", freilich etwas willkürlich, „Knoten". Die Herstellung des Sinns hätte unser Berichterstatter allerdings bequemer haben können, wenn er den Schluß des Buchs nachgesehen hätte, wo es heißt: „Sinnstörende Druckfehler: Seite xxvi, Zeile 25 statt Konten zu lesen Poeten" u. s. w.

Bibliographie.

Aguilar, G., Marie Henriquez Morales. Erzählung. Frei bearbeitet und mit einem Vorworte versehen von J. Piza. Oldenburg, Schmidt. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alexis, W., Vaterländische Romane. 1—6ter Band. Berlin, Barthol. 1856. 8. à 7½ Ngr.

— — Nettelbeck. Ebendaselbst. 8. 5 Ngr.

— — Oberpräsident Vincke. Ebendaselbst. 8. 5 Ngr.

— — Friedrich Perthes. Ebendaselbst. 8. 5 Ngr.

Arany, J., Toldi's Abend. Poetische Erzählung in sechs Gesängen. Aus dem Ungarischen, im Versmaß des Originals übersetzt von M. Kolbenheyer. Pesth, Heckenast. 1856. 16. 20 Ngr.

Die Auferweckung des Lazarus. Eine Erzählung von ***. Mit 6 bildlichen Darstellungen im Holzschnitte. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1856. Gr. 16. 15 Ngr.

Barthélemy, Die Tauride oder: Die Eroberung von Sebastopol. Helden-Gedicht in acht Gesängen. — A. u. d. T.: La Tauride ou: la prise de Sébastopol. Poëme militaire. Berlin, Fandel. 1856. 8. 10 Ngr.

Bäuerle, A., Zahlheim. Ein Wiener Criminalroman. 5 Theile. Wien, Hartleben. 1856. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Bessel, A. und E. Kühlwetter, Das preussische Eisenbahnrecht. 1ster Theil. Köln, F. C. Eisen. Gr. 8. 25 Ngr.

Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von F. W. Hoffmann. 2te vermehrte Auflage. Magdeburg, Gebr. Baensch. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bone, H., Sonette. Köln, Du Mont-Schauberg. 12. 24 Ngr.

Bruck, M. R., Chronologische Tabelle der deutschen Literatur. Amsterdam. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 4. 18 Ngr.

Brunner, S., Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk. Regensburg, Manz. 1856. Gr. 16. 13½ Ngr.

Bungener, F., König und Prediger. Deutsche Uebersetzung des Werkes: „Un sermon sous Louis XIV." Bern 1856. Basel, Georg. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Byron, Lord G. Gordon, Childe Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Englischen im Versmaß des Originals übersetzt von A. Büchner. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 16. 18 Ngr.

Christiani, W., Das Oderbruch. Historische Skizze. 2te Auflage. Wriezen, Roeder. Br. 8. 10 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1856. Herausgegeben von J. W. Appell. 41ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Corrodi, A., Waldleben. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1856. 32. 24 Ngr.

Dash, Gräfin, Die Gräfin von Bossut. Roman. Aus dem Französischen von A. Diezmann. Zwei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 18 Ngr.

Decher, C., Die Religion in das Licht der Betrachtung gestellt. Gießen, Ferber. 1856. Gr. 8. 21 Ngr.

Deecke, Die Freie und Hanse-Stadt Lübeck. Für Fremde und Einheimische beschrieben. 2te durchaus verbesserte Auflage. Mit 4 Ansichten, einem Plane der Stadt und einer Karte der Lübeck-Büchener Eisenbahn. Lübeck, 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dietzel, C., Das System der Staatsanleihen im Zusammenhang der Volkswirthschaft betrachtet. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 21 Ngr.

Drobisch, T., Gedichte ernsten und launigen Inhalts. Dresden, Klemm. 1856. 8. 22½ Ngr.

Fachinger, K., Wilhelm II., König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg. Biographische Skizze nach den besten Quellen bearbeitet. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 Thlr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 15te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1856. 12. 20 Ngr.

Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 4te unveränderte Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Genast, W., Dornröschen. Ein Märchen. Weimar, Böhlau. 1856. 16. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Amerikanische Wald- und Strombilder. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Arnold. 1856. 8. 2 Thlr.

Groth's, K., Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Ins Hochdeutsche übertragen von F. A. Hoffmann. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1856. Gr. 16. 1 Thlr.

Hebbel, F., Erzählungen und Novellen. Pesth, Heckenast. 16. 20 Ngr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen übersetzt. 2te Auflage. Oldenburg, Stalling. 1856. 8. 10 Ngr.

Hickel, J. C., Oesterreichische Kaiserlieder. Gedichte. Dresden, R. Schaefer. 32. 15 Ngr.

Höpfner, E. v., Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der Preußischen Armee nach den Quellen des Kriegs-Archivs bearbeitet. Zwei Theile in vier Bänden. Mit Schlacht- und Gefechts-Planen und Beilagen. 2te Auflage. Berlin, Schropp u. Comp. Gr. 8. 8 Thlr.

Horaz, Satiren und Briefe. In's Deutsche übertragen von F. Frölich. Schleswig, Bruhn. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hotho, H. G., Die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen. Öffentliche Vorlesung. 1ster Theil: Geschichte der deutschen Malerei bis 1450. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Hungari, A., Kornähren. Eine Sammlung von Parabeln zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1856. Br. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Jacob, T., Aus der Lehre vom Ganzen. Metaphysische Untersuchungen. Berlin, K. Wiegandt. Gr. 8. 1 Thlr.

Jacobi, D., König Erich von Schweden. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1856. Gr. 16. 15 Ngr.

Jordan, W., Die Liebesleugner. Lyrisches Lustspiel. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 26 Ngr.

Kaiser, S., Geschichte einer konstitutionellen Monarchie, oder Geschichte Frankreichs unter Louis Philipp d. i. 1830 —

1848. Nach den besten Werken und authentischen Aktenstücken dargestellt. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lachambeaudie, P., Hundert Fabeln von L. Pfau. Dessau, Gebr. Katz. 1856. 16. 20 Ngr.

Lang, L., Unserer Lieben Frauen Preis in Erzählungen, Legenden, Sagen und Gedichten. Zum Gedächtniß des 8. Dezembers 1854 herausgegeben. Tübingen, Laupp. 1856. 8. 18 Ngr.

Meier, H., Bilder aus dem Thierreich. Für Schule und Haus. Leipzig, Brandstetter. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meyer, M., Sagen-Kränzlein aus Tirol. Wien, Hartleben. 1856. 8. 1 Thlr.

Müffling, F. C. F. Freih. v., sonst Weiß genannt, Aus meinem Leben. Zwei Theile in einem Band. 2te mit einem Anhange vermehrte Auflage. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, L., Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Kaiser Joseph und Maria Theresia. Vier Bände. Berlin, Janke. 1856. 8. 6 Thlr.

Osterwald, W., König Alfred. Epische Dichtung. Berlin, Besser. 16. 2 Thlr.

Paoli, Betty, Lyrisches und Episches. Pesth, Heckenast. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Perthes, C. T., Das Herbergswesen der Handwerksgesellen. Gotha, F. A. Perthes. 1856. 8. 8 Ngr.

Pfeiffer, Ida, Reise einer Wienerin in das heilige Land, nähmlich: von Wien nach Konstantinopel, Brussa, Beirut, Jaffa, Jerusalem rc. und zurück über Malta, Sicilien, Neapel, Rom rc. Unternommen im März bis Dezember 1842. Nach den Notaten ihrer sorgfältig geführten Tagebücher. 4te verbesserte Auflage. Zwei Bände. Mit einem colorirten Kupfer. Wien, Dirnböck. 1856. 8. 1 Thlr.

Phillips, G., Vermischte Schriften. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1856. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Presber, H., Ideal und Kritik. Ein humoristisches Genrebild aus der Gegenwart. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr.

Pröhle, H., Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr.

Rodenberg, J. v., Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten. Hannover, Rümpler. 1856. 16. 15 Ngr.

Saphir, M. G., Wilde Rosen. Neue Auswahl. Wien, Expedition von Saphir's Kalender. 1856. 16. 2 Thlr.

Schenckel, J., Deutsche Dichterhalle des 19. Jahrhunderts. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage herausgegeben von F. C. Paldamus. Drei Bände. Mainz, Kunze. 1856. 8. 3 Thlr. 27 Ngr.

Schlosser, F. C., Dante. Studien. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmitz, J. H., Sitten und Sagen, Lieder, Sprüchwörter und Räthsel des Eifler Volkes, nebst einem Idiotikon. Mit einer Nachrede von K. Simrock. 1ster Band: Sitten. Trier, Lintz. 1856. 8. 15 Ngr.

Schoemann, G. F., Griechische Alterthümer. 1ster Band: Das Staatswesen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stier, R., Die Worte des Worts. Ein zunächst für Nichttheologen bestimmter Auszug aus des Verfassers größerm Werk: „Die Reden des Herrn Jesu." 1ste Lieferung. Barmen, Langewiesche. 1856. Lex.-8. 15 Ngr.

Stifter, A., Die Narrenburg. Pesth, Heckenast. 16. 24 Ngr.

Strachwitz, M., Graf, Gedichte. Gesammtausgabe. 3te Auflage. Breslau, Trewendt u. Granier. 1856. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Strahlau, B., Klänge aus dem Norden. Gedichte. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. Gr. 16. 15 Ngr.

Classisches Theater des Auslandes von Deinhardstein. Wien, Hartleben. 8. 27 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1856. Herausgegeben von J. N. Vogl. 43ster Jahrgang. Mit 16 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Teich, F., Gedichte. 2te Ausgabe. Gera, Kanitz. 1856. 8. 15 Ngr.

Tholuck, A., Commentar zum Brief an die Römer. 5te neu ausgearbeitete Ausgabe. Halle, Anton. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Trede, P., Klaas vun Brochdörp. Zwei plattdeutsche Gedichte in der Wilstermarsch-Mundart. Nebst einem Anhange hochdeutscher Gedichte. Hamburg, F. Schuberth. 1856. Gr. 12. 18 Ngr.

Trissino's Canzone an Papst Clemens VII. Text und Uebersetzung. Halle, G. Schwetschke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Übersetzung von psalmen, hymnen und kirchengebeten aus dem XIV. jahrhundert. Aus der handschrift herausgegeben von E. Janota. Wien. Lex.-8. 15 Ngr.

Vogl, J. N., Aus der Teufe. Bergmännische Dichtungen. Mit Bildern und Singweisen. 2te vermehrte Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1856. 4. 12 Ngr.

— — Soldaten-Lieder. Mit Bildern und Singweisen. 3te vermehrte Auflage. Ebendaselbst. 1856. 4. 16 Ngr.

Walter, H., Am Kamin. Ein Büchlein für Herbst- und Winter-Abende. Wriezen, Roeder. 16. 20 Ngr.

Zeller, A., Lieder des Leid's. 3te Auflage. Berlin, G. Reimer. 32. 15 Ngr.

Zeller, E., Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 1ster Theil: Allgemeine Einleitung. Vorsokratische Philosophie. 2te völlig umgearbeitete Auflage. 1ste Abtheilung. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Zimmermann, R., Ueber das Tragische und die Tragödie. Vorlesungen gehalten zu Prag im Frühjahre 1855. Wien, Braumüller. 1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Allgemeine Betrachtungen über die bisherige Kriegführung und nächste Operationsfrage in der Krim, vom Standpunkte der Strategie und Geschichte aus dargestellt. Ansbach, Junge. Gr. 8. 4 Ngr.

Allihn, K., Die große Zukunft der Mission. Predigt am Missionsfeste zu Bockerode am 24. Oktober 1855. Dessau, Baumgarten u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Boer, J. van, Der Pforten-Souverainetäts-Kampf vom Ursprunge bis zum Bruch der Wiener Conferenz. Vom historischen Standpunkte aus dargestellt. Berlin, Röhring. 8. 7½ Ngr.

Duttenhofer, Über die Emancipation der Neger. Ein Versuch zur Aufstellung humaner Principien in dieser Frage. Nördlingen, Bock. Gr. 8. 15 Ngr.

Ebrard, A., Die Herrlichkeit des dreieinigen Gottes in dem heiligen Nachtmahle Jesu Christi. Theologisches Sendschreiben an Herrn General-Superintendent und Ober-Hofprediger Dr. theol. Ernst Sartorius als Erwiederung auf dessen „Meditationen". Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Propst, J., Oskar oder die neuen Lichtfreunde. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1856. 16. 6 Ngr.

Ritgen, H. v., Einige Worte über die Geschichte der Kapelle auf der Wartburg. Eine Festgabe zu deren Wiedereinweihung am 7ten Juni 1855. Darmstadt. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Wolf, F., Über wissenschaftliche Akademien mit besonderer Beziehung auf die k. österreichische. Wien, Braumüller. 1856. Lex.-8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 49.)

70. **Irving (Washington), Lebensgeschichte Georg Washington's.** Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Erster Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 10 Ngr.

Eine neue Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird.

71. **Manzoni (Alessandro), Die Verlobten.** Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgefunden und erneut. Aus dem Italienischen übersetzt von **Eduard von Bülow.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 2 Thlr.

Eine Ausgabe auf feinerm Papier kostet geheftet 2 Thlr. 20 Ngr., gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

72. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Sechstes Heft. (Melbourne—Persien.) 8. Geh. 12 Ngr.

Rücksichtlich des verspäteten Erscheinens der Fortsetzung dieses Werks wird auf die auf dem Umschlage des sechsten Hefts befindliche Bemerkung des Verfassers verwiesen.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

73. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreiundzwanzigster Theil. Neue Folge. Elfter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der erste Folge auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

74. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Fünfter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Band 1—4 (1850—54) haben gleichen Preis.

I. Ion, oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere, oder das Schöne. — Hippias der Kleinere, oder die Lüge. — Alkibiades der Erste, oder der angehende Staatsmann. — Lysis, oder die Freunde. — Charmides, oder die Besonnenheit. — Laches, oder die Tapferkeit. — Protagoras, oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite, oder das Gebet.

II. Euthydemos, oder der Silbenstecher. — Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron, oder von der Gottseligkeit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton, oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos, oder die Wortbildung.

III. Theätetos, oder die geistige Entbindungskunst. — Parmenides, oder das Eine. — Der Sophist, oder das Treibjagen. — Der Staatsmann, oder das wahre Königthum.

IV. Phädros, oder die Kunst der Rede. — Das Gastmahl, oder die Lobredner des Eros. — Phädon, oder der sterbende Sokrates. — Philebos, oder das höchste Gut.

V. Der Staat, oder: Was ist Gerechtigkeit?

75. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea.** Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Viertes Heft: Tafel XXXI — XL; Text Bogen 10 — 12. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 50fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüten gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

76. **Brockhaus' Reise-Bibliothek** für Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Bändchen zu 10 Ngr. 8. Cartonnirt.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur **Reiselectüre** besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Erschienen sind:

1. **Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von **Josef Rank.**
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **Levin Schücking.**
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. Gustav Kühne.**
4. **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von **Heinrich Pröhle.**
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schilderein aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.** Mit zwei Plänen.

77. **Romeo und Julia.** Tragödie des **Shakspeare.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

78. **Antigone.** Tragödie des **Sophokles.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung der „Sakuntala" von Lobedanz ist von der Kritik wie vom Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß seine neuen Uebersetzungen von Shakspeare's „Romeo und Julia" und von der „Antigone" des Sophokles gewiß mit vollem Rechte empfohlen werden können.

Lobedanz hat „Romeo und Julia", dieses Höhelied der Liebe — das selbst einen so ruhigen und ernsten Kritiker wie Lessing mit Begeisterung erfüllte und zu dem Ausspruche veranlaßte: die Liebe selbst habe es eingegeben und dictirt — mit all seinem Duft und seiner ursprünglichen Glut wiedergegeben. Von der Schlegel'schen Uebersetzung weicht Lobedanz mannichfach ab und hat mehr auf das Lesen als die Aufführung Rücksicht genommen.

Bei der Deutschdichtung der „Antigone" des Sophokles war das Hauptbestreben des Uebersetzers vor allem, gebildeten Lesern und Leserinnen einen neuen, soviel wie möglich ungetrübten Genuß dieses Meisterwerks zu verschaffen; das Verständniß wird durch zwei als Anhang mitgetheilte Briefe über „Antigone" wesentlich gefördert. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Dichtung sei folgender Ausspruch Hegel's angeführt: „Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt —, ich kenne so ziemlich Alles, und man soll und kann es kennen — erscheint mir die „Antigone" als das vortrefflichste befriedigendste Kunstwerk.

Früher erschien ebendaselbst:

Sakuntala. Nach dem Indischen des Kalidasa von Edmund Lobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Sakuntala", dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Lobedanz ist abgemein für eine ausgezeichnete erklärt worden.

79. **Staël (Mme. de), Corinne ou l'Italie.** 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit diesem berühmten Romane hat die Verlagshandlung den Neudruck einer größern Reihe classischer Werke der französischen Literatur eröffnet. Die neuen Ausgaben sollen sich durch correcten Druck, elegante Ausstattung und handliches Format auszeichnen, und vermöge ihrer Billigkeit sich besonders dazu eignen, jene großen Geistesproducte immer weitern Kreisen zugänglich zu machen.

In Format und Ausstattung mit ihnen übereinstimmend, werden sich den französischen Ausgaben Neudrucke englischer und italienischer classischer Werke anschließen, und damit eine Bibliothek der Classiker des Auslandes begründet werden, die in jeder Hinsicht den gesteigerten Anfoderungen der Gegenwart an ähnliche Unternehmen entspricht.

80. **Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften.** Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von **Rudolf Köpke.** Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der dichterische und literarische Nachlaß Ludwig Tieck's erscheint hier in einer von Prof. Rudolf Köpke, einem vertrauten Freunde des verstorbenen Dichters, veranstalteten Auswahl. Er enthält: I. Dramatisches (drei abgeschlossene Dichtungen und zwei Bruchstücke), II. Lyrisches, III. Novellistisches, IV. Kritisches (darunter namentlich wichtige Bruchstücke des von Tieck beabsichtigten Werks über Shakspeare). Mit Recht sagt der Herausgeber in dem Vorwort u. A.: „Wer an der Entwickelung dieses reichen und eigenthümlichen Geistes wahren Antheil nimmt, wer die Geschichte unserer Literatur eingehend betrachtet, der wird in diesen Jugenddichtungen voll Pietät den Dichter ehren, welcher das deutsche Siebengestirn abschließt."

81. **Ludwig Tieck.** Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von **Rudolf Köpke.** Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine liebevolle biographische Schilderung des verstorbenen Dichters, gleichsam ein biographischer Commentar seiner Werke, von Rudolf Köpke, der namentlich während der letzten Lebensjahre Ludwig Tieck's sein vertrauter Freund war und auch seinen literarischen Nachlaß herausgegeben hat.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Bresnier, Cours pratique et théorique de Langue arabe. Alger. 1855. In-8. 4 Thlr.

— **Eléments de Calligraphie orientale.** Alger. 1855. In-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Bourgade (M. l'abbé **F.**), **Passage du Coran** à l'Évangile faisant suite aux Soirées de Carthage, et à la clef du Coran. Paris. 1855. In-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mgr. Pallegoix, Description du royaume Thai ou Siam, comprenant la topographie, histoire naturelle, moeurs et coutumes etc. 2 vol. Paris. 1855. In-8. 3 Thlr.

Carte du royaume de Siam, dressée, sous la direction de Mgr. Pallegoix, d'après ses itinéraires et divers documents, par Charle. 1854. In plano, noire 15 Ngr., coloriée 1 Thlr. 5 Ngr.

Pitzipios (Jacques G.), L'Église Orientale. Exposé historique de sa séparation et de sa réunion avec celle de Rome. Accord perpétuel de ces deux Églises dans les dogmes de la Foi. La continuation de leur union. L'apostasie du Clergé de Constantinople de l'Église de Rome, sa violation des institutions de l'Église orientale, et ses vexations contre les chrétiens de ce rite. Seuls moyens practicables pour rétablir l'ordre dans l'Église orientale, et arriver par là à l'union générale et à la restauration sociale de tous les chrétiens. Rome. Imprimerie de la Propagande. 1855. In-8. 4 Thlr.

Ring (M. de), Essai sur la Rigsmaal-Saga et sur les trois classes de la société germanique. Paris. 1854. In-12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Antoniewicza (Karola), Wspomnienia Misyjne z roku 1846. Poznań. 1855. 8. 6 Ngr.

Monumenti, Annali e Bullettini pubblicati dall' instituto di corrispondenza archeologica nel 1854. Volume unico. Roma. 14 Thlr.

Ticknor (M. G.), Historia de la literatura española. Traducida al castellano con adiciones y notas criticas, por D. Pascual de Gayangos y D. Enrique de Vedia. Tomo III. Madrid. 1855. En-8. 3 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias. En-8. (In gespaltenen Columnen.) Madrid. 1855. Preis des Bandes 5 Thlr.

- T. XXX. XXXI. Obras del Padre Juan de Mariana. T. I. II.
- T. XXXII. Poetas líricos de los siglos XVI y XVII, coleccion ordenada por Don Adolfo de Castro. Tomo I.
- T. XXXIII. Novelistas posteriores a Cervantes. Tomo segundo, con un Bosquejo historico sobre la Novela española, escrito por D. Eustaquio Fernandez de Navarrete.
- T. XXXIV. Comedias escogidas de Frey Lope Félix de Vega Carpio. T. II.
- T. XXXV. Romancero y Cancionero sagrados. Coleccion de Poesias cristianas, morales y divinas, sacadas por D. Justo de Sancha.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch einen dritten Nachtrag bis Ende 1854.
2. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von F. A. Brockhaus in Leipzig. Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

Casanova's Memoiren,

französisch und deutsch, zu bedeutend ermäßigten Preisen

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui-même. Edition originale. 12 vols. 12. 12 Thlr. (Früher 21 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. Zwölf Bände. 12. 12 Thlr. (Früher 31 Thlr. 15 Ngr.)

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraff.** Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Biographie **Ernst Schulze's**, der ein Lieblingsdichter des deutschen Volks geworden ist. Dem Verfasser stand ein reichhaltiges Material zu Gebote: das eigene Tagebuch des Dichters, aus dem bisher noch nie etwas veröffentlicht wurde, sowie zahlreiche Briefe desselben und werthvolle Mittheilungen seiner Freunde. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hierdurch ganz neue Aufschlüsse über den Dichter, namentlich auch über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid.

Diese Biographie Ernst Schulze's bildet zugleich den fünften Theil der **dritten Auflage** seiner **„Sämmtlichen poetischen Werke"** (5 Theile, geheftet 6 Thlr., gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.).

Töpffer (Rudolf). **Gesammelte Schriften.** Vollständige deutsche Ausgabe. Erstes bis siebentes Bändchen. 8.

I.—III. Genfer Novellen. 1 Thlr. 15 Ngr.
IV.—VII. Das Pfarrhaus. 3 Thlr.

Einzeln sind unter besondern Titeln zu erhalten:

Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe, mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Prachtausgabe. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

———— Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers (ohne Illustrationen). Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 23 Ngr.

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe, mit 137 Bildern, in Holzschnitt, von der Hand des Verfassers. 16. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Töpffer's Novellen sind, wie Zschokke von ihnen sagt, „zarte Abspiegelungen des innersten Seelenlebens, in denen man nicht selten, überrascht und lächelnd, sich selbst wieder erblickt mit seinen eigenen träumerischen Zuständen, Stimmungen, Verstimmungen und geheimen Selbsttäuschungen, die man Niemand gestehen mag, und für die das Geständniß auch nicht leicht das richtige Wort findet".

Saintine (X. B.), **Picciola.** Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine elegante Ausgabe der berühmten lieblichen Dichtung, die von der pariser Akademie als ein für die Sittenbildung nützliches Buch gekrönt wurde.

Staël (Mme. de), **Corinne, ou l'Italie.** 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine neue Ausgabe dieses weltbekannten Romans, des glänzendsten Werks der berühmtesten Schriftstellerin der neuern Zeit. Die Verlagshandlung hat mit demselben den Neudruck einer grössern Reihe classischer Werke der ausländischen Literatur eröffnet. Die neuen Ausgaben sollen sich durch correcten Druck, elegante Ausstattung und handliches Format auszeichnen, und vermöge ihrer Billigkeit sich besonders dazu eignen, jene grossen Geistesproducte immer weitern Kreisen zugänglich zu machen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Wöchentlich ein Bogen. 8. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter **Gutzkow's** Leitung zu einer der gediegensten, interessantesten und gelesensten **Zeitschriften Deutschlands** entwickelt: sie ist ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publikums Deutschlands** geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Mit dem begonnenen vierten **Bande** (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in **grösserm Format** und **eleganterer Ausstattung.** In dieser seiner neuen Gestalt wird dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern gewiß viel neue Freunde gewinnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich 20 Ngr.** Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die **ersten drei Bände** der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (geheftet jeder Band 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.), sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten und empfehlen sich trefflich zu Festgeschenken.

Ludwig Tieck's Biographie.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Tieck.

Erinnerungen aus dem Leben des Dichters

nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen

von

Rudolf Köpke.

Zwei Theile.

12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine liebevolle biographische Schilderung des verstorbenen Dichters, gleichsam ein biographischer Commentar seiner Werke, von **Rudolf Köpke**, der namentlich während der letzten Lebensjahre **Ludwig Tieck's** sein vertrauter Freund war und auch soeben seinen literarischen Nachlaß herausgegeben hat.

Letzterer erschien unter dem Titel:

Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von **Rudolf Köpke.** Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Kinderbuch mit Illustrationen von Ludwig Richter.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kinderleben.

In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. J. E. Volbeding. Mit Illustrationen von Ludwig Richter.

Zweite Auflage. 8. 20 Ngr.

Eine bereits in **zweiter Auflage** erscheinende Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künstlers **Ludwig Richter** geschmückt: eine Jugendschrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann. Der **Preis** der zweiten Auflage hat trotz der noch elegantern Ausstattung (in festem Einband mit verziertem Umschlag und Goldschnitt) **billiger** gestellt werden können, nämlich statt 1 Thlr. auf **20 Ngr.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eslin (K.), Fromm und frei.

Gedichte. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Gedichte meist religiösen Anklangs von dem in vielen Kreisen schon bekannten und beliebten Dichter **Karl Enslin**, eine Sammlung, die sich den Dichtungen **Leopold Schefer's**, **Julius Hammer's**, **Heffemer's** u. A. würdig anreiht, indem sie in friedlicher, versöhnlicher Weise alle religiösen Gemüther, ohne Rücksicht auf eine besondere Confession, zu erbauen und zu erheben sucht.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 51. —— 20. December 1855.

Bunsen's „Die Zeichen der Zeit".

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Von Karl Christian Josias Bunsen. Erstes Zehend. Zwei Bändchen. Erste, zweite und dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn in einer Zeit, wie die gegenwärtige ist, ein Mann wie Bunsen, ausgezeichnet in den Staats- wie in den religiösen Wissenschaften, es unternimmt, die Zeichen dieser Zeit zu deuten; wenn er dabei besonders sein Vaterland Deutschland ins Auge faßt und sich darüber gegen einen Mann wie Arndt ausspricht, den man den Altvater der Deutschen nennen kann: so liegt es auf der Hand, daß ein solches Werk die Aufmerksamkeit aller Denker Europas, besonders Deutschlands auf sich ziehen muß. Zwar sind es vorzugsweise religiöse Fragen, welche Bunsen in seinem Buche seiner Betrachtung unterzieht; aber wer wüßte es nicht, daß die gegenwärtige Weltkrisis ihre Quelle und ihren Ausgangspunkt vornehmlich auf dem religiösen Gebiete hat? Nennt wenigstens der Zar nicht den Krieg gegen die Türken und gegen die Westmächte einen heiligen Krieg? Streiten die Mohammedaner Europas, Asiens und Afrikas nicht an der Seite der katholischen Franzosen und der protestantischen Engländer gegen die griechischen Russen? Soll nicht der Siegespreis dieses Kriegs die Religionsfreiheit der Türken und Christen des Orients und Abwendung der Gefahr politischer und religiöser Unterdrückung von Europa durch den Despotismus und Fanatismus Rußlands sein? Doch gehen wir bei der Reichhaltigkeit unsers Buchs alsbald mediam in rem!

Bunsen richtet in den vorliegenden zwei Bändchen zehn Briefe über den christlichen Vereinsgeist und die kirchlichen Richtungen der Gegenwart an E. M. Arndt. Er geht von der Behauptung aus, daß das deutsche Volk gläubiger an die sittliche Weltordnung sei als irgendein anderes ihm bekanntes,

> daß unsere namhaften Männer der Wissenschaft und des Glaubens auch heute noch in den Thatsachen des menschlichen Bewußtseins wie in denen der vor uns liegenden Weltgeschichte die Bestätigung eines Glaubens der Menschheit an eine sittliche Weltordnung und in den Aussprüchen des Evangeliums die Lehre aller ernsten und besonnenen Weltbetrachtungen finden.

Als Ausnahme nur betrachtet er die Meinungen Derer, welche an gar keine Weltordnung, sondern nur ans Ungefähr glauben, oder diese nur vom Mittelpunkte ihrer eigenen persönlichen oder Standesbelänge betrachten. In dieser Ansicht begegnet Bunsen auch unserm Arndt, den ein hohes Greisenalter von nahe an 90 Jahren unter den mannichfachsten, zum Theil bekanntlich sehr trüben Erfahrungen darin nicht irre gemacht hat. Bunsen schreibt nun den vorliegenden Brief im Reflex der Eindrücke, welche die Erscheinungen im deutschen Vaterlande bei seiner Rückkehr in dasselbe nach einer fast vierzehnjährigen Abwesenheit in England auf ihn machten. Hier traten ihm nämlich besonders zwei Erscheinungen als allgemeine und bedeutende Zeichen der Zeit entgegen: die naturwüchsige Kraft des Vereinsgeistes und die offenbar sehr gesteigerte Macht der Geistlichkeit oder Hierarchie. Das Vaterland des Vereinswesens ist allerdings England; allein dasselbe ist auch auf das protestantische Deutschland übergegangen; später von Frankreich auch auf das katholische Deutschland. Aber die katholischen Vereine, wo die Laien blos die geldsteuernden, die Geistlichen aber die leitenden Mitglieder sind, stehen immer noch im Schatten gegen die protestantischen, von denen die Missionsvereine allein jährlich 30 Millionen Thaler zusammenbringen und Millionen Menschen vereinigen. Ebenso unverkennbar ist aber auch die Herrschsucht der Hierarchie, sei es nun im Ultramontanismus oder im Lutheranismus. Zwei andere Zeichen der Zeit erblickte Bunsen in dem immer steigenden Verlangen der Völker nach Gewissensfreiheit und dem der Geistlichkeit nach dem Gegentheil. Die Gewissensfreiheit ist ihm mit Recht der Grund und die Bürgschaft aller Freiheit, weil diese nicht auf Verstandesbegriffen und in der auf sie gegründeten Aufklärung, sondern auf der sittlichen Bildung ruht. Aus dem Fanatismus des Volks kommt religiöse Verfolgung und Unduldsamkeit nicht; denn das Volk, das katholische wie das evangelische, ver-

langt Gewissensfreiheit. Daher ist die Erscheinung von Religionsverfolgungen die räthselhafteste des Jahrhunderts. Wer hätte am Anfange des 19. Jahrhunderts geglaubt, daß in Frankreich und Tirol, neulichst in Florenz und Prag Religionsverfolgungen vorkommen könnten, daß in dem auf allgemeine Duldung gegründeten russischen Reiche Tausende von Protestanten und Millionen unirter Griechen durch Trug und Gewalt zur griechischen Kirche würden verführt werden! Unter dem Eindrucke dieser trüben Erfahrungen nahm Bunsen den Hirtenbrief des Bischofs von Mainz, von Ketteler, und die Rede Stahl's über christliche Toleranz zur Hand. Wie fand er sich aber in seinen Erwartungen getäuscht!

Im zweiten Briefe bespricht er daher zur Vorfeier des Bonifacius-Jubelfestes den von Ketteler'schen Hirtenbrief. Die Extravaganzen und Irrthümer desselben hat Niemand schärfer hervorgehoben als Bunsen dies hier thut. In der That, wie schrecklich sind die Ketteler'schen Beschuldigungen des deutschen Volks! Durch die Reformation soll es seinen Beruf für das Reich Gottes verscherzt, eine heidnische Weltanschauung hervorgerufen, die alte deutsche Treue und das Gewissen verloren haben, seinem Untergange entgegengehen, ja sogar an der Entsittlichung der katholischen Welt schuld sein. Bunsen sagt:

Wenn also tausend Stimmen in Italien und Spanien schreien über den elenden Zustand dieser einst so blühenden Länder; wenn tausend Seufzer diesseit und jenseit der Pyrenäen sich erheben über den Verfall der Religion und Sittlichkeit; wenn (nach den neuesten amtlichen Veröffentlichungen, die gerade jetzt ganz Europa mit Entsetzen erfüllen) die Kerker des Kirchenstaats in einem Alles bisher unter Christen und Türken übersteigenden Maße sich mit den gräßlichsten und scheußlichsten Verbrechern füllen — 21 Vatermördern unter andern — wer anders ist daran schuld als wir, das deutsche Volk?

Dazu kommt, daß derselbe mainzer Bischof Frankreich und Rußland als Garanten des Westfälischen Friedens und des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 gegen Deutschland gleichsam zu den Waffen, wenigstens zum Einschreiten aufruft. Solche Aeußerungen erregen mit Recht Bunsen's und aller wahren Deutschen gerechten Unwillen und rechtfertigen es, wenn derselbe sagt:

Wir überlassen den Freiherrn seiner Ehre, den Bischof seinem Gewissen, den Patrioten seiner deutschen Gesinnung: ich weiß nicht, ob ich sagen darf, den Unterthan seinem Eide, da es heißt, derselbe habe ihn nie geleistet.

Eine tröstlichere Vorfeier suchte Bunsen in der freien Himmelsluft von Gottes Weltgeschichte, in der Geschichte des Volks, aus welchem Bonifacius hervorging. Die Westfriesen in Holland, die Angelsachsen in England und später in Nordamerika erhoben religiöse Duldsamkeit zum Grundgesetze ihrer Staaten.

Im dritten Briefe betrachtet Bunsen nun Bonifacius selbst, seine Vorgänger und Nachfolger. Er weist nach, daß Bonifacius nicht der Apostel der Deutschen war, denn diese hatten das Christenthum bereits vor ihm, sondern ein Prediger des Kirchenthums, ein Sendbote Roms. Mit Bonifacius begann die Unterwerfung Deutschlands unter die römische Hierarchie in Ehe und Schule, Erziehung der Geistlichkeit und Verwaltung des Gemeindevermögens. Bonifacius fand die Bischofswahl schon dem Klerus und den Gemeinden genommen und den Fürsten übergeben. Statt sie nun an die erstern zurückzugeben, überlieferte er sie der Hierarchie und dem Papste. In dieser Einrichtung liegt der Grund aller falschen Decretalen der westlichen Kirche, und dennoch glorificirt (incredibile dictu) der protestantische (!) Professor Leo zu Halle den Bonifacius als den Vater der Deutschen und seine Einrichtung der Hierarchie; „und die Universität, wo er lehrt, wird besonders von künftigen protestantischen Theologen besucht"! Bonifacius schwur dem Papste den Vasalleneid und ließ sich von ihm senden, wenn er auch sonst ihn ernstlich ermahnte, Roms Laster zu entfernen. Dessenungeachtet wurden damals nicht, wie von Ketteler und die römischen Bischöfe jetzt verlangen, die kirchlichen Verordnungen vom Papste und den Bischöfen, sondern von den Fürsten auf Reichsversammlungen festgesetzt und dann bekannt gemacht. Dasselbe Verhältniß zwischen Staat und Kirche stellten das englische Parlament, die ältere gallikanische Kirche, Joseph II. und Napoleon im Concordat von 1801, noch besser aber in dem von Fontainebleau (1813) wieder her.

Im vierten Briefe kommt Bunsen auf die Tiarenpredigt des strasburger Bischofs und auf das Manifest der deutschen Bischofsversammlung zu Würzburg 1848 zu sprechen. Das Bonifaciusfest war beendet; weder in Fulda noch in Mainz hatte sich im geringsten eine Theilnahme des deutschen Volks verspüren lassen. Da wurde die Welt durch die „Neue preußische Zeitung" auf den Schluß der Predigt des Bischofs von Strasburg zu Mainz aufmerksam gemacht, in welchem derselbe die Versammlung auffodert, für die baldige Bekehrung der Engländer zum Papstthum zu beten, und von der Königin Victoria verlangt, die Tiara, welche mit Unrecht auf ihrem Haupte sitze, Dem zurückzugeben, dem sie mit Recht gebühre, dem Papste. Bunsen weist nun dem irrenden Prälaten nach, daß die Königin von England ein Tiarenrecht gar nicht besitze, sondern mit dem Parlament, worin die Bischöfe sitzen, vereint kirchliche Verordnungen erlasse. Zugleich zeigt er, wie das päpstliche Tiarenrecht entstanden. Da nämlich der Papst durch Bonifacius die alten Rechte der Gemeinden beseitigt, auch die Staatsgewalt zur Anerkennung des obersten Rechts der Kirche gebracht, sah er sich nach einer gesetzlichen Basis seiner Oberherrschaft um, und da er diese in den alten Kanonen nicht fand, schmiedete man die falschen Kanonen und Decretalen Isidor's. Merkwürdigerweise bethätigte sich das mainzer Erzstift besonders dabei durch einen Nachfolger des Bonifacius. Mit Recht sagt Bunsen deshalb:

Da haben wir also als Lügenstifter dasselbe Erzstift, auf welchem nach des halleschen Professors (Leo) Urtheil ein solcher Segen erblicher Weisheit ruhte, daß wir seine Fürsten-Reichskanzler bis zum Ende des Heiligen römischen Reichs Deutschland vorzugsweise mit weisen Rathschlägen leiten und seinem glorreichen Ende zuführen sehen!

Der Betrug der westlichen Kirche war das bewußte Werk jenes Bonifacischen Erzstifts von der „erblichen Weisheit"; für Rom ausgedacht, ward es jedenfalls von Rom beglaubigt. Und nun folgen Worte, welche man jetzt beim badischen Kirchenstreit mit großen Buchstaben an alle Kirchthüren der oberrheinischen Kirchenprovinz schreiben sollte: „Es ist das Recht dieser falschen Decretalen, welches die Nachfolger und Lobredner des Bonifacius jetzt vorbringen als das göttliche Recht der Bischöfe!" Niemand darf ungelesen lassen, was Bunsen darüber sagt.

Der Verfasser macht nun die vier Foderungen von Ketteler's namhaft. Er verlangt: 1) das Recht, die Priester zu erziehen und frei anzustellen und über Priester und Laien die kirchliche Disciplin zu üben; 2) katholische Schulen zu besitzen und zu errichten; 3) das religiöse Leben zu leiten, namentlich auch die zu dessen Pflege dienenden Institute und Genossenschaften zu errichten und zu besitzen; 4) das der katholischen Kirche gehörende, durch den Westfälischen Frieden und im Reichsdeputationshauptschluß ausdrücklich garantirte Vermögen auch selbst verwalten zu dürfen. Diese Foderungen sind nur die Quintessenz der Foderungen des deutschen Episkopats auf dem Vorconcil zu Würzburg 1848. Gemäß der damaligen Verkündigung des Associationsrechtes und der Selbständigkeit jeder Religionsgesellschaft im Ordnen ihrer Angelegenheiten verlangten die Bischöfe unbeschränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichts, Einrichtung und Leitung eigener Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, d. h. Beseitigung der Universitäten, an deren Stelle sie die bischöflichen Seminare setzen, der Gymnasien, an deren Stelle die Knabenseminare treten sollen, um den abgerichteten Zögling an erstere abliefern zu können. Vom praktischen Hauptpunkte, dem Kirchenvermögen, sagt das Manifest der Bischöfe: Kirchenvermögen ist das Stiftungsvermögen; einziges Rechtssubject ist die Eine katholische Kirche, unbeschränkter Verwalter der Bischof! Den Beweis dafür will von Ketteler aus dem Reichsdeputationshauptschluß ziehen. Allein dieser sichert nicht den Bischöfen, sondern den Religionen, d. h. den Religionsgesellschaften ihre Fonds und die Domänen der Bischöfe den neuen Landesherren! Und dennoch verlangt von Ketteler die Intervention der Russen und Franzosen in Deutschland und die „Deutsche Volkshalle" fodert den östreichischen Kaiser zum Einschreiten in Baden auf.

Im fünften Briefe bildet der seit drei Jahren entbrannte badische Kirchenstreit den Gegenstand der Betrachtung. Der Verlauf desselben ist dem Publicum aus den öffentlichen Blättern bekannt. Interessant aber ist es, Bunsen darüber zu hören, und Niemand, der sich darüber ein competentes Urtheil verschaffen will, darf diesen fünften Brief ungelesen lassen. Noch interessanter indeß ist Das, was dieser berühmte Staatsmann und Theolog darüber sagt, wie der Streit ohne Schaden für Staat und Kirche beizulegen sei. Die Widersetzlichkeit des Erzbischofs gegen die Staatsgesetze, seinen Aufruf zum offenen Widerstande der katholischen Einwohner Badens gegen die Regierung mußte den ordentlichen Gerichten des Landes zur Bestrafung übergeben, überhaupt der constitutionelle Gang eingeschlagen und den Kammern ein Gesetz zur offenen Regulirung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat vorgelegt, von diesen berathen und beschlossen werden. Dies Gesetz mußte sich an Das anschließen, was bisher der römischen Kirche gegenüber in Frankreich und Belgien Rechtens gewesen. Dort, wo das Kirchenvermögen längst eingezogen und die Geistlichkeit auf ein sehr spärliches Einkommen gesetzt ist, wäre der Erzbischof des Hochverraths schuldig befunden worden. Nach Rom aber durfte sich die badische Regierung nicht wenden, denn der Papst konnte den Erzbischof nicht verdammen, der ganz auf dem Boden des kanonischen Rechts steht. Das Ende des Streits, in welchem die badische Regierung die Vorkämpferin nicht blos aller protestantischen Regierungen Deutschlands, sonder aller Staaten ist, die ihre Selbständigkeit und die Rechte ihrer Bürger nicht dem kanonischen Rechte zum Opfer bringen wollen, wird nach Bunsen's Voraussicht allen Regierungen und der Geistlichkeit im Lande selbst ersprießlich sein. Anderes erwartet allerdings die Hierarchie, die in 240 römischen Bischöfen dem freiburger Erzbischofe condolirte. Sie meint, der Papst habe für ihn entschieden, für die Garanten der Friedensschlüsse liege völkerrechtlich eine Verletzung der Verträge vor, folglich müssen, natürlich nach dem orientalischen Kriege, Russen und Franzosen in Deutschland einfallen, wenn die badische Regierung nicht vorher nachgibt oder der östreichische Kaiser seine Pflicht thut.

Der sechste Brief behandelt den Streit der staatlichen Gesetzgebung mit dem kanonischen Rechte Roms über Ehe, Erziehung und Kirchenvermögen. Nach dem vorher Betrachteten ist es bitterer Ernst mit der Erhebung des absoluten Kirchenthums wider den Staat. „Es handelt sich ohne Uebertreibung um die Gesittung und Freiheit der Welt." Bunsen weist dies zuvörderst rücksichtlich der Ehe nach. Nach der ultramontanen Lehre ist es reine Gottlosigkeit des Staats, wenn er die Gültigkeit der Ehe in ihren rechtlichen Folgen, also die Rechtmäßigkeit der Kinder und das Vermögens- und Erbrecht (d. h. die Stetigkeit des ganzen Staatslebens) von einem Gelöbniß oder einer Erklärung der Brautleute vor staatlichen Behörden und von der Eintragung in staatliche Register abhängig macht. Dagegen erhebt sich das gebildete Bewußtsein der Völker seit drei Jahrhunderten. Die freien Niederländer führten die bürgerliche Trauung für die Nichtreformirten ein; dazu suchte auch Preußen durch das Allgemeine Landrecht zu gelangen, nur daß dieses in dem Irrthume der Reformatoren befangen blieb, daß die geistliche Handlung die Schließung der Ehe mache, statt daß sie diese blos segnet, da doch die römischen Rechtslehrer selbst zugeben, daß das Mysterium der Ehe erst in der Vollziehung der gelobten Ehe liege. Joseph II. war hierin weniger befangen; Napoleon I. aber führte dies Alles folgerichtig durch. Auch der größte englische Staatsmann unserer Zeit, Peel, bahnte der Ein-

führung dieser weisen Einrichtung in England den Weg. Dieselbe ist ganz christlich, denn sie gibt einer religiösen Handlung den Charakter der Freiheit. Die Hierarchie haßt die Civilehe als das Mittel, wodurch der Staat sich und die Gewissen dem Zwange der Geistlichkeit entzieht. Auch hinsichtlich der Erziehung der katholischen Geistlichkeit war man vor der neuesten Schilderhebung derselben zu einer praktischen Verständigung gelangt. Die katholischen Geistlichen wurden auf Gymnasien und Universitäten national gebildet und das bischöfliche Seminar bildete sie dann klerikal aus. Die Folge davon war, daß die katholischen Studenten, welche unmittelbar nach der französischen Zeit am Niederrhein zum größern Theile den Text der lateinischen Messe kaum lesen, geschweige denn erklären konnten, jetzt mit den evangelischen Studenten in Bonn erfolgreich bei der Bearbeitung wissenschaftlicher Preisaufgaben wetteifern. „Warum soll das nun auf einmal gottlos sein?" Weil die ultramontane Partei sonst verzweifelt, die Völker noch länger regieren zu können! Frankreich gibt hierin ein lehrreiches Beispiel. Dort findet man unter den ältern Geistlichen kaum einen des Lateinischen, keinen aber des Griechischen kundigen! In einer bedeutenden Stadt Burgunds mußte die Obrigkeit zur Cholerazeit den sechs oder sieben dort ansässigen protestantischen Familien anrathen, aufs Land zu ziehen, weil der 1848 über und über rothe Pöbel dazu aufgereizt war, sie in der nächsten Nacht als angenehme Opfer für die Heilige Jungfrau in ihren Häusern zu verbrennen! Solche Thatsachen, welche übrigens Bunsen aus dem Schatze seines reichen Wissens überall in seiner Schrift als Belege der von ihm verkündeten Wahrheiten anführt, widerlegen am besten die hohlen Phrasen der ultramontanen Dunkelmänner. Die ausschließliche Verwaltung des Kirchenvermögens kann der Staat den Bischöfen auch nicht lassen, wie sie denn in Frankreich und Belgien dieselbe auch nicht haben. Man wird auf Verwaltung durch Laienausschüsse dringen müssen, welche unter der Leitung der Bischöfe mit den Pfarrern die Stiftungsgelder verwalten und Rechnung legen.

Der siebente Brief beschäftigt sich mit dem Streite der Priesterschaft mit dem Gewissen und mit den jüngsten Verfolgungen. Die Weihe zu den diesfallsigen Betrachtungen sucht Bunsen in den Aussprüchen der Apostel Petrus und Paulus über die brüderliche Liebe und die christliche Freiheit. Die Verfolgungssucht liegt demnach nicht in der christlichen Religion, sondern in dem selbstsüchtigen Naturprincip der Menschen. Bunsen weist dies aus der Geschichte nach. Wenn namentlich das deutsche Volk verfolgte, so lag die Ursache davon in der Priesterschaft:

Nach langen Kriegen hatte Gewalt der Umstände, theils durch Friedensschlüsse, theils durch absolute Fürstengewalt, theils durch das gesetzliche Recht des freien Staats, das Werk der Gesittung geheiligt, die religiöse Duldung. Eine große katholische Nation hatte die volle Gewissensfreiheit mit denselben Worten verkündigt wie die Männer der Freiheit jenseit des Meers. Da erhebt sich plötzlich in unsern Tagen wie aus dem Abgrunde der Dämon hierarchischer Verfolgung — nicht in einer Kirche, sondern fast in allen, aber doch besonders in der Kirche des Bonifacius, und verkündigt Gewissensdruck als Beweis des Glaubens, gegenüber der Duldung, dem Kinde des Verderbens, welche der Unglaube dem Volke gepredigt habe... Ich will Thatsachen erwähnen, welche den Befürchtungen von Millionen entgegenkommen und Religionskrieg und allgemeinen Untergang in Aussicht stellen. Es ist die Luft, wenn auch nicht die Weltzeit von 1611. Nicht die Völker sind unduldsam. Das spanische verlangt nicht nach der Inquisition; der Fanatismus der Altrussen ist naturwüchsig nicht gegen die Kirche des Abendlandes, sondern gegen die Staatskirche Peter's des Großen und gegen die militärische Synode, welche an die Stelle des Patriarchen getreten. Auch die absoluten Herrscher Europas und ihre Fürstenhäuser sind nicht verfolgungssüchtig. Selbst Niclaus hatte nicht die grausamen Bekehrungsbefehle gegeben, wegen deren ihn Myriaden vor ihrem Gewissen und vor Gottes Thron anklagen. Es ist die Hierarchie.

Und nun zeigt Bunsen an den neuesten Verfolgungen der Madiai, Cecchetti und Massai in Florenz, wie Rom sich seinen Beistand bezahlen läßt. Leider ist dazu nach der Verfolgung vor 20 Jahren in Tirol eine neueste in Deutschland getreten, die des zur evangelischen Kirche übergetretenen Laienbruders Borczinsky in Prag, welchen die dortigen Barmherzigen Brüder in den grausamsten Kerker geworfen haben, wo überdies noch ein anderer Bruder dieses Ordens seit 22 Jahren schmachtet, weil er Neigung zum Protestantismus hat blicken lassen. Die Wärme, der heilige Eifer, mit welchem Bunsen diese neuesten Verfolgungen bespricht, müssen ihm alle edeln Herzen gewinnen. Niemand wird diese Zeilen daher ungelesen lassen.

Das zweite Bändchen der Bunsen'schen Schrift beginnt mit einem weltgeschichtlichen Rückblick von Bonifacius bis auf unsere Tage. Bonifacius verfolgt seinen Mitapostel Clemens, welcher nicht ganz seine scholastischen Ansichten theilte. Seine Nachfolger finden im Laufe der Jahrhunderte für ihren Eifer keinen entsprechenden Ausdruck als den Scheiterhaufen. Dominicus wird ein Heiliger, weil er die Ketzer zu verbrennen räth. Achthundert Jahre später ruft dieselbe Geistlichkeit spanische Truppen nach Deutschland, um deutsche Gemeinden zu verfolgen. Die Lutheraner thun Aehnliches gegen die Reformirten. Dann kämpft der Protestantismus im Dreißigjährigen Kriege mit dem alten Kirchenthum, weil Spanien und Rom den erstern ausrotten will. In unsern Tagen tritt die römische Hierarchie nach tiefer Demüthigung wieder als Weltmacht auf. Sie fodert Verfolgung. Die Bevölkerungen verlangen sie nicht; aber fast alle katholischen Fürstenhäuser schließen sich an diese hierarchische Macht an, müssen aber die Ausführung ihrer Concordate an Verwahrungen knüpfen. Bayonnete schützen den Thron des geistlichen Herrn der Christenheit und doch sehen Fürsten in diesem Kirchenthume eine schützende Macht.

Mit noch größerm Interesse, weil es im Allgemeinen als das Weiterliegende das Minderbekannte ist, wird die gebildete Welt Dasjenige lesen, was Bunsen von dem Zustande der griechischen Kirche, namentlich Rußlands sagt. Auch dort erhebt sich der hierarchische Sinn gegen alle Duldung, Erziehung des Volks und

der Geistlichkeit. Kaiser und Papst in Einer Person schreitet dort mit den härtesten Kirchengesetzen gegen die Geistlichkeit vor. Nur die Schätze der reichen Altgläubigen in Moskau retteten diese in diesem Jahre. Die Gegenströmung ist nicht allein der Haß der Völker, sondern auch im Innern der bis zum Wahnsinn gesteigerte Haß der Altgläubigen gegen die Staatskirche Peter's des Großen. Die biblische Richtung in der russischen Kirche unterliegt; seit 1826 ist nicht Eine slawonische Bibel mehr in Rußland gedruckt worden, obgleich die morgenländische Kirche dies erlaubt. Die fremden Missionen, selbst die herrnhutischen unter den Tataren, sind verjagt worden. Nikolaus hat zwar die Schulen von 1400 bis auf 4000 (im ganzen Reiche) vermehrt; aber es sind nur militärische Abrichtungsanstalten und nur die höhern Classen haben in den sehr eingeengten Gymnasien Zutritt. Dasselbe System der Unterdrückung der Bibel geht unter russischem Einflusse durch alle byzantinischen Kirchen des Morgenlandes, wo indeß das evangelische Bisthum zu Jerusalem und die amerikanischen Missionen segensreich wirken. Auch in Griechenland regt sich ein freierer Geist, seitdem sich dies Land von der Herrschaft des Patriarchen von Konstantinopel, dieser Spielpuppe zweier Despoten, frei gemacht hat.

Im Protestantismus zeigt uns Bunsen zuvörderst den Puseyismus in England nur als einen matten Abdruck der römisch-hierarchischen Bestrebungen. Der englische Nationalgeist in Volk und Geistlichkeit läßt ihn nicht zur Kraft kommen. „Alles, was in England rettend auftritt, fehlt in Deutschland bei der lutheranisch-klerikalen Strömung. Erbin des gemüthlichen Pietismus, hat sich diese Partei zum Organ der absoluten Fürstengewalt und der Privilegien des Adels gemacht. Im Volke ist nichts davon, weder in Mecklenburg noch in Pommern und Brandenburg; was so scheint, ist künstlich erregt von Pfarrern." Aus dieser übersichtlichen Betrachtung abstrahirt Bunsen sechs einfache Sätze:

1) Der Absolutismus des Staats hat den Absolutismus der Kirche gestärkt, mehr durch dessen Bekämpfung als durch dessen Begünstigung. 2) Der Protestantismus hat sich nirgends kräftig und volksbildend erwiesen, als wo aus der kirchlichen Reformation sich die bürgerliche Freiheit entwickelte; und zwar nur bei den Reformirten, nirgends bei den Lutheranern. 3) Die bürgerliche Freiheit hat sich nur neben der Gewissensfreiheit lebenskräftig erzeigt. 4) Die Hierarchie verlangt die Gewissensfreiheit nur für sich und bekämpft sie instinctmäßig sich gegenüber. 5) Die Religionsfreiheit hat noch nirgends zur politischen Umwälzung geführt, wol aber ihre Unterdrückung. 6) Unduldsamkeit und Verfolgung haben weder Regierungen noch Völkern Segen gebracht: der größte Fluch aber sind sie für protestantische Regierungen, weil sie einen innern Widerspruch einschließen.

Folgende Fragen treffen den Ultramontanismus vernichtend: Wurzelte das Kirchenthum so tief in den Gemüthern der katholischen Völker, weshalb kann es nur durch unmögliche Concordate und unausführbare Bevorzugungen bestehen? weshalb sich nur halten durch die Macht der Bayonnete und die Beseitigung aller geschichtlichen Wissenschaft und die Unterdrückung aller freien Rede und Schrift? Der Ultramontanismus kann sich nicht halten, weil er aus Selbstsucht entsprungen, die Freiheit der Gewissen nicht achtet, ebenso wie sich nicht halten konnten: der Polizeistaat des 18. Jahrhunderts, weil er auf dynastischer Selbstsucht ruhte; die Republik, weil sie aus derselben Selbstsucht hervorging; die Toleranz der Philosophen und Revolutionärs, weil sie des sittlichen Ernstes ermangelte; das Metropolitansystem der gallikanischen Kirche, weil es sich auf Kosten der Gemeinden erhoben hatte; ebenso stand die Reformation still, weil sie die Gemeinde ausbeutete und ihr wahres Princip verleugnete. Daher ist Eins noth: die Gewissensfreiheit! Nicht mehr als stolze Duldung des Irrthums, sondern als gleiche Berechtigung im Gebiete des Gewissens. Das ist die Lehre der neuern und neuesten Geschichte. Ferner heißt es:

Den theologischen Streit der Religionsbekenntnisse kann man getrost der Wissenschaft, dem Glauben und der Weltgeschichte überlassen. Die Entfremdung der Bevölkerung nach den Bekenntnissen hört auf mit den Reibungen. Die Anhänglichkeit an den Staat wird eine allgemeine auf dem Grunde gleichen Rechts. Steigender Wohlstand, Wissenschaft und Kunst bilden die Sitte auch auf diesem Gebiete menschheitlich und national. Jedes Bekenntniß fühlt sich geehrt in der Achtung vor dem Gewissen des Andern. Ein solcher Staat ist wahrhaft ein christlicher, denn er ist auf christlicher Liebe und auf Ehrfurcht vor der göttlichen Gerechtigkeit gegründet.

Goldene Worte; möchten sie, von unsern Staatsmännern und Theologen beherzigt, sich bald in immer weitern Kreisen erfüllen! „Welch ein Befremden, welch ein Schmerz muß also den Freund des Evangeliums, des Vaterlandes, der Freiheit, der Menschheit ergreifen, wenn eine nicht unbedeutende Anzahl besonders jüngerer lutheranischer Pastoren, in Gemeinschaft mit politischen Parteien, den Jesuiten in die Hände arbeitend, auf ganz entgegengesetztem Wege einhergeht." Bunsen will über unbedeutende knabenhafte Erscheinungen in Mecklenburg, Hessen und Lippe schweigen; aber schmerzlich sieht er in diesen Reihen einen Mann, von dem er sich früher Besseres versprach, als anerkanntes Organ der rückläufigen, aber mächtigen politischen und kirchlichen Partei, Stahl; und dies führt ihn im neunten Briefe zur Veröffentlichung seiner Bedenken über die Stahl'sche Lehre von der Toleranz in dessen Rede vom 29. März d. J. Je mehr Stahl in vielen Kreisen als eine Autorität gilt, je mehr seine Diction im Stande ist, die Einen durch mystische Dunkelheiten, die Andern durch glänzende Phrasen zu täuschen, um so mehr thut es noth, daß ein Mann wie Bunsen diese Nebel mit dem Schwerte haarscharfer Consequenz durchhaue und nebelhafter Dialektik das Gewicht unleugbarer Thatsachen entgegensetze. Es auseinanderzusetzen, wie Bunsen dies gethan, würde bei der classischen Schreibart desselben einen Raum verlangen, wie er uns hier nicht vergönnt ist. Wir begnügen uns daher nur darauf aufmerksam zu machen, daß Niemand, der sich über die Lage der evangelischen Kirche in Preußen gründlich unterrichten will, Bunsen's „Zeichen der Zeit" ungelesen lassen darf, ebenso wenig wie Derjenige, der über die ultramontanen Bestrebungen in Deutschland klar sehen will.

Wie Stahl über Toleranz denkt, kann man daraus schließen, daß er sie ein Kind des Unglaubens, ihre Ahnen die französischen Philosophen und die Revolution nennt. Er meint, sie bestände darin, daß ein Mensch, der nicht an Gott und Christus glaubt, das Recht hätte, ebenso in der Gemeinde zu predigen wie ein gläubiger Geistlicher. Aber er verwechselt den Glauben an Gott und das Heil in Christo mit jenem System der lutheranischen Theologen, nach welchem die Calvinisten Molochs- und Isisdiener sind. Stahl unterscheidet auch zwischen Toleranz und christlicher Toleranz, zwischen persönlicher Gewissensfreiheit und Freiheit der religiösen Vereinigung. Peinlich soll gegen die Sekten nicht eingeschritten werden, aber polizeilich. Bunsen züchtigt diese haarspaltenden Distinctionen und führt Stahl ad absurdum. Und doch ist ihm dieser noch „einer der gemäßigtsten Männer seiner Partei, die ihn vielleicht bald wie eine ausgepreßte Citrone wegwerfen wird“. Im zehnten Briefe legt Bunsen seine Bedenken über Stahl's Lehre von der Kirche, von der Union und von der freien Schriftforschung dar. Dessen Lehre von der Kirche ist ganz katholisch. Anders kann sie uns nicht erscheinen, wenn er sagt: „Die Kirche ist der Schatz aller göttlichen Segnungen, eine Handreichung der Heiligthümer von Geschlecht zu Geschlecht. Sie umschloß daher das Verständniß des Wortes Gottes, wie es der Glaube der Christenheit und eine tiefe gläubige theologische Wissenschaft in der Kette der Jahrhunderte herausgebildet hat, und die schönen Gottesdienste, welche andächtiger Sinn von den apostolischen Zeiten her gegründet“ u. s. w. In der That, eine solche Auffassung der Kirche würde in München wol, aber nicht in Erlangen Gnade finden. Darin fanden auch die Verfolgten in Florenz und Prag ihren Heldensinn nicht.

Von der Stahl'schen Scholastik steigt Bunsen in die Wirklichkeit und geht an die Betrachtung der brennenden Frage des Tages über die Union in Preußen. Stahl's Lehre ist als Verneinung des Protestantismus eigentlich an sich schon eine Verneinung der Union, also der unirten Landeskirche Preußens. Denn eine Union ist nicht denkbar, wenn das Wesen der Kirche in der Einheit des geschichtlichen Bekenntnisses und der scholastischen Lehre besteht. Denn da jede protestantische Kirchengemeinschaft, die Lutheraner wie die Reformirten, besondere geschichtliche Bekenntnisse haben, so können sie nach dieser Voraussetzung nicht Eine Kirche bilden. Stahl's Union oder Toleranz besteht daher „in der Anerkennung der christlichen Gemeinschaft mit den Abweichenden und in der Treue gegen die Kirche“. Unter den Abweichenden versteht er aber die römische und die reformirte Kirche. Nach Stahl ist die Bekenntnißunion nur eine Ausnahme in Preußen und von Toleranz kann dabei keine Rede sein, denn diese besteht nur unter wirklichen Kirchengemeinschaften; „jene Union aber hebt diese Gemeinschaften auf, tödtet sie“. Hier ist Alles verdreht! Die Union nimmt grundsätzlich keiner Gemeinde ihr Bekenntniß; weder die lutherische noch die reformirte soll ihren Lehrtypus aufgeben, sondern die Union erklärt nur, daß sie in den wenigen Unterscheidungslehren keinen Grund der gemeindlichen Trennung finde hinsichtlich der Anbetung und Verfassung. Allerdings wird dies am Ende zu einer völligen Vereinigung führen. „Wer will das wehren? Der Papst und Stahl, welche theologische Systeme als geoffenbarte Wahrheiten der Kirche ansehen.“ Stahl's Union ist blos eine Verständigung der Lutheraner mit den Katholiken und Reformirten auf Grund der Anerkennung der „besondern providentiellen Mission der drei großen Confessionen“. Daß dies nicht die Union Friedrich Wilhelm's III. noch die Friedrich Wilhelm's IV. ist, der die seines Vaters geschützt wissen will, ebenso wenig als die aller wahrhaft religiösen aufgeklärten Protestanten Preußens und ganz Deutschlands, ist klar. Ebenso klar aber ist es, daß der Papst solch Stahl'sche Union ebenfalls nicht will, außer wenn Stahl mit seiner ganzen dem Papstthum verwandten Partei zu demselben übergeht.

Bunsen spricht dann über die Freiheit der Schriftforschung, wie sie die Reformation bekanntlich der Christenheit vindicirte, die aber Rom und neulich Rußland verdammt hat. Sie soll nach Stahl's Ansicht nur „geübt werden in der Gebundenheit durch die Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte und vor dem Zeugniß der besonders erleuchteten Männer und Zeiten“. Jener Männer also, welche in den Jahrhunderten des Römerthums schrieben, und jener, welche Spener zu Tode ärgerten.

Vom Standpunkte der Wissenschaft wendet sich Bunsen zum Standpunkte des Rechts. Er fragt: Wer ist im Besitze des Rechts? Die Eine unirte Landeskirche Preußens oder der Sonderlutheranismus? Haben wir wirklich Eine Kirche oder drei, und wie verhält sich das Verwaltungssystem des Oberkirchenraths zu Stahl's Grundsätzen? Oder kürzer: Setzen wir zum Ziel Bibelglauben und evangelisches Leben in Einer diesen Glauben bekennenden und dieses Leben übenden Landeskirche, oder scholastischen Bekenntnißglauben und kirchliche Formen in dreien? Diese Frage entscheidet Bunsen nach den Urkunden, zwei Erlassen Friedrich Wilhelm's III. und zwei Erlassen Friedrich Wilhelm's IV. Wer einen richtigen Begriff von dem wahren Wesen und von den Zwecken der Union haben will, wie sie Preußens Könige wollten und noch wollen, wie sie auch von den aufgeklärten gläubigen Protestanten aller Orten verstanden und angenommen wurde, und wer über das Treiben der Unionsfeinde in Preußen gründlich und klar unterrichtet werden will, der muß das von Bunsen in dieser Schrift S. 179 fg. Gesagte lesen. Klarer und offener hat sich darüber öffentlich noch Niemand ausgesprochen und Bunsen verdient dafür den Dank der protestantischen Welt, welche mit Aufmerksamkeit und Schmerz den Schritten folgt, welche die retrograde Partei in Preußen thut. Zwar hat die letzte Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's IV. vom 12. Juli 1853 das Zerstörungswerk der Union durch die an Zahl zwar kleine, aber mächtige und

unternehmende Partei seitdem ostensibel gehemmt; aber solange die Zusammensetzung der Oberbehörden die jetzige bleibt, wo die sonderlutherische Fraction überall überwiegt, solange im Oberkirchenrathe, wie Bunsen nachweist, neben einer großen Anzahl Lutheraner und einer mindern von Reformirten nur der einzige ehrwürdige Nitzsch die Union, den Consensus repräsentirte, mußte man Sturm ernten, weil man Wind säete. Der Grundgedanke des Königs war, die Union des Vaters aufrechtzuerhalten und eine einheitliche Kirche anzubahnen. Er nahm aber Rücksicht auf die lutherische Beschränktheit, indem er die Bekenntnisse beider Kirchen zu achten befahl. Von einer Conföderation, wie sie die Sonderlutheraner als Ziel aufstellen, war nicht die Rede; auch die Gemeinde dachte nicht daran, daß beide Kirchen sich einiger zanksüchtigen Pastoren und Theologen wegen befehden könnten. Uebrigens wird diese Lebensfrage in Preußen, da König und Volk auf der Seite des Lichts, der Gewissensfreiheit und des Rechts stehen, im Sinne des Friedens und des Lichts entschieden werden, wenn die Dunkelmänner auch noch einige Zeit fortfahren könnten, die unirte Kirche zu unterwühlen.

Am Schlusse des Briefs spricht Bunsen seine Hoffnungen hinsichtlich der Zukunft aus. Er weissagt dem Lichte und der Religionsfreiheit bei Katholiken und Protestanten den endlichen Sieg, Untergang aber den Jesuiten durch sich selbst, da ihr Princip, Tödtung der persönlichen Freiheit, des göttlichen Ebenbildes im Menschen, den Keim des Todes bereits in sich trägt. Wir schließen unsere Besprechung des Bunsen'schen Werks mit der Erklärung, daß seit langer Zeit kein Buch erschienen ist, welches die Zustände der Gegenwart geistreicher, tiefer und klarer in wahrhaft religiösem, christlichem Geiste dargestellt hätte, welches daher der Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt, nicht blos Deutschlands, würdiger wäre, wie sie denn auch demselben in der That zutheil wird. Beigegeben sind mehre wichtige Actenstücke und Belege, wodurch das Buch einen noch höhern Werth erhält, als: eine kirchenrechtlich-geschichtliche Darstellung des badischen Kirchenstreits und der „Vorschlag des Professors Warnkönig zum Entwurf eines Gesetzes über die äußern Verhältnisse der Kirche in der oberrheinischen Kirchenprovinz"; ferner die Actenstücke über die Verfolgungen der Protestanten in Florenz, Prag und Frankreich, die neueste östreichische Gesetzgebung über kirchliche Verhältnisse. Im zweiten Bändchen die diesfallsigen Artikel der preußischen Verfassung von 1850; ein Auszug aus den Verhandlungen des berliner Kirchentags von 1853; vier königliche Cabinetsschreiben über die Union; endlich der evangelische Consensus der Generalsynode von 1846. 74.

Eine Gruppe Lyriker.

1. Gedichte von Hermann Kette. Berlin, Schneider und Comp. 1854. 16. 20 Ngr.

Wir sind gewohnt, an die täglich neu aufschießenden lyrischen Producte einen nur geringen Maßstab zu legen. Leider ist auch dieser Maßstab häufig noch zu groß, indem die Mehrzahl jener Producte von einer kaum glaublichen Nichtigkeit ist. Bei diesem traurigen Zustande der lyrischen Production ihrer Gesammtmasse nach freut man sich, wenn man nur mitunter auf eine Gabe stößt, die man wenigstens zu den erfreulichen Erscheinungen rechnen kann, wie die vorliegende. Große poetische Schönheiten und Tiefe findet man freilich nicht darin, dagegen doch aber ein frisches, naturwüchsiges Wesen, was durch Empfindungsfähigkeit für das Schöne sich vor dem ganz Alltäglichen bewahrt und durch Form und Sprachgewandtheit unterstützt wird. Ist es nicht traurig-komisch, etwas, was man als die ersten nothdürftigsten Erfodernisse für den Lyriker hinzustellen gewohnt ist, jetzt als einen Vorzug rühmen zu müssen? Hätte Kette diese seine Gedichte ruhig liegen lassen und sie einer längern, reifern Selbstkritik und einer schärfern Feile unterworfen, anstatt sie so in die Welt hinauszuschleudern, so würde er sich manchen Kummer erspart und später manches gewichtige Lob eingeerntet haben. Unter den recht ansprechenden Liedern, durch die hier und da auch ein gesunder Humor weht, ist manches, was einer bessern Umgebung werth wäre und unverdient durch eine Anzahl weniger gelungener in den Schatten gestellt wird. Als einen großen Vorzug rühmen wir es noch, daß Kette sich frei von der larmoyanten Liebespoesie gehalten hat, durch die so viele neuere Lyriker unausstehlich werden. Er scheint ein noch ganz gesundes, kerniges Gemüth zu besitzen, was er sich hoffentlich bewahren wird. Sein eigentliches Feld ist das Lied. Wir geben eins zur Probe, welches zu der Zahl der bessern gehört.

Lied für reitende Artilleristen.

Früh Morgens beim Trompetenschall,
Wir lustigen Reiter bei den Geschützen,
Zieh'n wir die Pferde aus dem Stall,
Das Lederzeug glänzt und die Schnallen blitzen,
Die Thiere grüßen den jungen Tag
Mit lautem Gewieher und Hufesschlag,
In den Bügel ein Sprung,
In den Sattel ein Schwung,
Und oben sitzt der Artillerist,
Als ob er festgewachsen ist.

Zum Abschied grüßt manch feines Kind
Uns lustige Reiter bei den Geschützen.
Wir zieh'n vondannen mit dem Wind,
Im Morgenstrahl ferne die Helme blitzen.
Und bläst den jungen Reitersmann
Der Winter mit vollen Backen an,
Aus der Flechse ein Hieb
Und ein Lied an sein Lieb
Macht Leib und Seele wieder warm,
Fest gegen Wetter und Herzensharm.

Ins ernste Leben gucken wir,
Wie in einen Kasten mit tausend Bildern,
In Herbergen nehmen wir Quartier
Mit freundlichen bald, bald traurigen Schildern,
Die freundlichen halten den Tisch gedeckt
Und freuen sich, wenn's dem Soldaten schmeckt.
Bald rufen wir barsch:
„Aufgetrogen, marsch, marsch!"
Bald strahlende Dirnen, bald runzlige Alten,
So lebts sich's und liebt sich's in tausend Gestalten.

Und lieg' ich auf der Scheunenflur,
Wo das Korn des Lebens wird gedroschen,
Ist im Guckkasten der Natur
Die Lampe des Lebens auf immer erloschen,
Ist nach der Laterna magica
Der alte Schatten wieder da,
Kameraden vom Geschütz,
Mir nach einen Blitz,
Einen Donner mir nach aus sämmtlichen Röhren,
Den man zwischen Himmel und Hölle kann hören!

Wir sprechen es nochmals aus, daß wir das Talent Kette's vollkommen anerkennen. Möge er es wahren und zurathe halten und vor allem es durch tüchtige Studien zu einem höhern Grade von Ausbildung bringen, dann werden seine spätern Leistungen auf einer ganz andern Stufe stehen.

2. Album aus dem Wupperthale. Herausgegeben von J. Richard Seel. Barmen, Langewiesche. 1854. 8. 22½ Ngr.

Die Musenalmanache kommen wieder ziemlich in Aufnahme. Mehre derselben sind schon in d. Bl. besprochen, und von vorjährigen wird nur der hier genannte noch zurückgeblieben sein.

Es sind sieben Dichter, die sich daran betheiligt haben, und der Herausgeber hat einen Cyklus von sechs Liedern eigener Composition für Gesang und Pianoforte hinzugefügt. Die componirten Lieder sind von Goethe, Reinick und einigen Andern.

Bieten die lyrischen Producte, die den Inhalt des Albums bilden und deren größte Anzahl von H. Reinhart, Emil Ritterhaus, Karl Georg, Karl Siebel und L. Wiese geliefert ist, auch gerade nichts Hervorragendes und besonders Bemerkenswerthes, so findet sich in allen doch ein anerkennungswerthes Streben. Georg möchten wir warnen, sich allzu sehr den Sprüngen seiner Phantasie zu überlassen. Er gibt Proben von Dichtungen, die sich stark an die Freiligrath'schen Phantasiegemälde anlehnen, ohne aber deren üppige Glut zu erreichen, und deshalb nicht so wirksam sein können. Siebel huldigt einer gewissen tendenziösen Poesie, die auch nicht erquicklich ist und die leicht verführt, über das Maß poetischer Schönheit hinauszugehen.

Adolf Schults theilt zwei Bruchstücke eines größern Gedichts mit: „Der Huß in Genf." Sie sind wol die schwächsten Producte der Sammlung. Schults, ein mehr lyrisches Talent, besitzt nicht genug Gestaltungskraft, um zu einer größern Dichtung auszureichen, wie sie der „Huß" zu sein scheint. In den Bruchstücken stößt eine breite Geschwätzigkeit auf, hinter der ein Mangel an prägnanter Fassung und Reichthum im Ausdruck versteckt ist. Häufige Wiederholung ein und desselben Wortes oder Satzes ist unschön und ermüdet. Z. B. in wenig Versen folgt kurz hintereinander: „Der Klang, der Klang mir fast bekannt"; „Auch dort, auch dort ist Gott gekommen"; „Sie lispelt, lispelt fort in Lüften". Und solche Wiederholungen, oft ganze Verse mehre male hintereinander, sind zahlreich durch die ganze Dichtung verbreitet.

Friedrich Roeber erzählt einige Märchen in kleiner dramatischer Fassung, theils in Prosa, theils in gereimten Knittelversen, welche lebhaft an die Puppenspiele erinnert. Eine reiche Begabung und Originalität spricht sich in diesen kleinen Sachen aus und wir möchten ihnen den Preis zuerkennen. Die Märchen sind so frisch, in einem so naiven, natürlichen Tone erzählt, und es weht ein so zarter, lieblicher Duft durch sie hindurch, daß man sich ihrer innig erfreuen kann. Ueber die Compositionen, die der Herausgeber dem Album zugesellt, steht uns freilich kein Urtheil zu, indeß scheinen sie uns das Maß des gewöhnlichen Dilettantismus nicht zu überschreiten. Am allerwenigsten hat wol das Flohlied aus dem Faust seinen Zweck erreicht.

3. Uferblumen. Gedichte von P. J. Willatzen. Kiel, Schröder u. Comp. 1853. 16. 27½ Ngr.

Liebeslieder, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterlieder, nicht besser, aber auch eben nicht schlechter wie Hunderte gleichartiger Producte. Wirklichen poetischen Werth suchen wir vergebens, ebenso Originalität, wol aber viele, viele fremde Federn finden wir. In dieser Beziehung besitzen unsere jungen Lyriker überhaupt eine bewunderungswürdige Naivetät. Ob aber in manchen Fällen anstatt dieses Worts ein anderes schärferes nicht an der Stelle wäre, wollen wir dem Leser zur Erwägung überlassen, indem wir ihm aus diesem Buche folgende Probe geben.

So viel Lüftlein, als da spielen.

So viel Lüftlein, als da spielen
Um dein fernes, fernes Haus,
Als dir Wang' und Busen kühlen,
Sandt' ich liebend nach dir aus.

Kosten sie auf deinen Wangen
Und in deinem Lockenhaar:
Meiner Seele Glutverlangen
Und mein Liebesgruß es war.

Wir geben den Vers des allgemein gesungenen Volksliedes aus der Erinnerung hinzu, um dem Leser augenblicklich die Werthlosigkeit jenes Machwerks vor die Augen zu führen.

Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Wenn ich dein gedenke.

Ein Cyklus von Balladen sticht vortheilhaft gegen jene Lieder ab, und einige davon geben Zeugniß, daß der Dichter Besseres zu leisten vermag. Es fehlt ihnen nur eine tüchtige Durcharbeitung und sorgfältigere Feile. Das sind aber in der Meinung unserer Tageslyriker unnütze Dinge. Wenn es nur geschrieben und gedruckt ist, alles Andere ist gleichgültig.

4. Neuere Gedichte von Vincenz Zusner. Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers. Wien, Beck. 1853. Gr. 8. 24 Ngr.

Die poetischen Empfindungen und Anschauungen des Dichters tragen durchaus die Physiognomie der Lyriker der letzten classischen Periode und sind sicher in der Schule jener gebildet. Die Gedichte haben dadurch ein von der heutigen modernen Lyrik ganz verschiedenes Gepräge gewonnen, was sie über die größere Mehrzahl dieser neuern Producte erhebt. Es ist dieselbe Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit in den Gedanken und der Sprache, wie z. B. bei Hölty u. s. w., auch ist die Wahl der Bilder, überhaupt der Stoff ganz in der Art jener rein lyrischen Schöpfungen. Geht den vorliegenden Gedichten auch strenggenommen die Originalität jener ab und stehen sie an Mannichfaltigkeit und poetischer Fülle denselben nach, so gewinnen sie doch ebenso durch die Lieblichkeit und Anspruchslosigkeit den Leser. Auch ist der Versbau gewandt und ungezwungen, der Reim rein und natürlich.

5. Schwanengesänge berühmter Dichter von Karl Ludwig Kannegießer. Tübingen, Osiander. 1853. 16. 10 Ngr.

Auch dieses Büchlein gehört zu denen, die in einem höhern Grade die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und dem Geiste bei einer Reise durch das Gefilde der heutigen Lyrik als freundliche Oase einen Ruhepunkt gewähren. Die Idee zu den vorliegenden Gedichten ist kühn und setzt ein völliges Hineinleben in die gewählten Dichter, in deren Geiste Kannegießer zu dichten versuchte, voraus. Es sind Pindar, Anakreon, Ossian,

Hafis, Dante, Camoens, Ulrich von Hutten. In dem Motto zu „Pindar" erfahren wir die Absicht des Dichters.

Pindaros, deine Gesänge, womit du die Sieger belohnend
Selber als Sänger gesiegt, schallten die Zeiten hindurch.
Doch manch anderes Lied noch schufst du; verhallt sind sie alle!
So wehklagt' ich und sank sinnend in Schlaf und in Traum.
Alsbald hört' ich Getön, hinsterbendes! Was ich erlauschte,
Lallte vermessen ich nach: Pindaros Schwanengesang.

Kannegießer ist schon seit lange als geistreicher und gewandter Uebersetzer bekannt. Seine bedeutende Formgewandtheit bekundet er auch in diesen Gedichten, und die lange Beschäftigung mit den Heroen ausländischer Dichtung hat ihm die Möglichkeit an die Hand gegeben, sich so ganz in den Geist jener zu versetzen. Daß diese Producte als Nachahmungen immer ein Stück hinter den Originalen zurückbleiben, bedarf kaum der Bemerkung; indeß erhalten sie durch ihren innern Werth, der an manchen Stellen sich schlagend hervordrängt, doch das Interesse, worauf wir oben schon aufmerksam machten.

Wir fügen noch zwei Bücher hinzu, die theils Prosa, theils Poesie enthalten, in beiden aber sich über das Niveau großer Mittelmäßigkeit nicht erheben:

6. Im Grünen. Naturbilder, Märchen und Arabesken von Wilhelm Osterwald. Berlin, Besser. 1853. 16. 27 Ngr.
7. Tagebuchbemerkungen in Reim und Prosa von Amalie Dietrich. Berlin, Hoevel. 1854. 8. 1 Thlr.

von denen jedoch das erstgenannte wiederum über dem letzten steht, vorzüglich soweit die Poesie in beiden reicht.

Osterwald besingt in den Naturbildern: „Aus der Pflanzenwelt", „Federzeichnungen nach der Natur", sämmtliche einheimische Bäume und viele Straucharten. Die Form ist das Distichon. Manche niedliche Schilderung darin entschädigt indeß nicht für den Mangel an Interesse, den das Ganze erweckt. Es bleibt doch nur eine Spielerei, die etwas sehr Gemachtes hat. In den prosaischen Stücken: „Schönblümchen, ein Waldmärchen"; „Im Sandberge, ein Dorfmärchen"; „Das weiße Reh, Arabeske", fehlt auch das Beste, was solchen Sachen, die sich ganz auf das Gebiet phantastischer Romantik begeben haben, einzig und allein noch Reiz verleihen kann, nämlich die Poesie mit ihrem Reichthum und Duft. Die genannten Stücke sind in Erfindung und Ausführung sehr matt und breit erzählt.

Die „Tagebuchbemerkungen" haben eine Dame zum Verfasser. Trotz aller Rücksicht, die das starke dem schönen Geschlecht schuldig ist, müssen wir doch offen gestehen, daß die verehrte Dame unserer Literatur einen größern Dienst geleistet hätte, wenn sie diese Bemerkungen auf dem Altare ihres Hauses hätte ruhen lassen, denn die Literatur hat keine Bereicherung zum Bessern dadurch erhalten. Lobenswerth ist die Bescheidenheit der Dame, die sich in der Bezeichnung „in Reim und Prosa" ausspricht. Sie scheint also selbst schon auf die „Poesie" Verzicht geleistet zu haben, und ihre Selbstkritik ist nicht allzu scharf, denn die Poesien sind wirklich nicht viel mehr als gereimte Prosa, der über dem Reim freilich sehr häufig der Sinn und das Verständniß verlorengegangen ist. Indeß es reimt sich doch! Anstatt weiterer Kritik eine Probe. Ein großes Gedicht „Deutschland und die Deutschen" beginnt:

Du schönes Land im Mittelpunkt der Erde,
Du Land der Kraft, die auf sich selbst beruht,
Fruchtboden du, der stets noch spricht sein Werde!
Ihr Lüfte frisch, die ihr das Eure thut

Auf diese größern Stücke „in Reim" folgt eine Menge „Aphorismen", von denen die Mehrzahl „in Prosa" ist, zum Schluß dann auch noch eine Anzahl gereimter. Den Aphorismen fehlen die Gedanken, oder sie sind wenigstens auf Frauenmanier unklar, unvollständig und falsch zutage gefördert. Einige Proben ersetzen auch hier die weitere Kritik und werden völlig genügen zur nähern Kenntniß der ganzen Sammlung, da sie ohne Wahl herausgegriffen sind, nachdem das Suchen nach bessern vergeblich war: „Seinen ersten Himmel verschläft der Mensch, seinen zweiten verträumt er, seinen dritten versäumt er; Gott allein kann ihn zum Ziele bringen." „Verleumdung brennt wie Höllenstein, bringt aber auch schadhafte Stellen an uns fort." „Freundschaft ist eine Rose ohne Dornen, aber auch ohne Geruch."

Man sagt, ein Glück kommt nie allein,
Es mag wol leicht gelangweilt sein?

Der Unterschied.

Wenn prüde eine Frau — das ist wol schwer zu tragen,
Mit einem prüden Mann — da kann es jede wagen.

Bettina.

Bettina ist ein Kind, das Männer oft nicht fassen,
Kein Wunder, wenn die Frau'n das Kind leicht fallen lassen u. s. w.

Adolf zum Berge.

Zur Militärliteratur.

Die Cavalerie in der Schlacht an der Moskwa (von den Russen Schlacht bei Borodino genannt) am 7. September 1812. Nebst einigen ausführlichern Nachrichten über die Leistungen des vierten Cavaleriecorps unter der Anführung des Generals Latour-Maubourg. Von Roth von Schreckenstein. Mit einem Plane. Münster, Regensberg. 1855.

Mit wahrer Freude begrüßen wir hier eine Schrift, welche nicht zeitgemäßer erscheinen konnte. In militärischen Kreisen ist bei den technischen Fortschritten der Feuerwaffen mehrfach die Frage aufgetaucht: Welcher Zukunft geht die Reiterei entgegen? Einseitige Theoretiker, irregeführt durch die Resultate der Friedensschießplätze, welche im Felde nirgends Stich halten, haben der Cavalerie für die Zukunft alle Lebensfähigkeit abgesprochen; berauscht vom Dampf der weittragenden Gewehre vergessen sie, andere Elemente, welche aus der unwandelbaren Natur des Kriegs hervorgegangen ebenso unwandelbar wiederkehren, in Rechnung zu ziehen, und betäuben sich selbst gegen die Stimme der erfahrensten, vorurtheilsfreisten Autoritäten — wozu wir unbedenklich Pz. zählen — welche ihnen sagen, daß der Gebrauch der Reiterei gerade durch die neuen Erscheinungen im Kriegswesen, selbst durch die Eisenbahnen, ein noch vielseitigerer werden müsse, an eine Entbehrlichkeit oder Verminderung derselben ohne den erheblichsten Nachtheil aber gar nicht zu denken sei. Federkriege sind darüber entstanden, sie führen indessen wie immer zu keinem Resultate. Da ist es denn allein die Erfahrung, welche in höchster Instanz entscheiden wird, und ehe sie gesprochen, müssen wir uns an die Thatsachen früherer Kriege halten, um aus ihnen Schlüsse zu ziehen, wie sich unter den neuen Einflüssen die Verhältnisse gegenwärtig etwa gestalten würden.

Ueber den Gebrauch der Reiterei im Großen haben uns leider die letzten Kriege gegen Napoleon auf Seiten der Alliirten keine glänzenden Beispiele gegeben; wollen wir darüber aus jener Zeit Belehrung suchen, so müssen wir uns zum Feinde wenden, auf seinen Schlachtfeldern werden wir sie finden. In der erwähnten Streitfrage dürfen wir aber die Belege nicht aus frühern Zeiten nehmen, wo die ganze Taktik eine andere war. In den Kriegen des 18. Jahrhunderts kämpfte die Infanterie in dünnen Linien, statt, wie jetzt, in Colonnen, deren Masse an sich schon materiellen Widerstand leistet; sie hatte mangelhafte Gewehre und schoß sehr schlecht; die Gefechtsfelder wurden stets in freier Ebene gewählt: Alles vom ungeheuersten Vortheil für eine angreifende Cavalerie. Nun fragen wir: wird die jetzige Verbesserung der Feuerwaffen allein derselben so viel Vortheile rauben, als ihr in den Kriegen seit der Französischen Revolution schon gegen frühere Bei-

ten durch die Massenformation der Infanterie und das völlig veränderte Terrain der Gefechtsfelder verlorengegangen waren. Und wenn sie dessenungeachtet seitdem noch so großartige Resultate errungen hat, möchten wir daraus eine Bürgschaft für die Zukunft schöpfen, daß sie deren — wenn sie richtig gebraucht wird — noch immer erreichen kann und muß.

Auf den Schlachtfeldern Napoleon's hat der Verfasser der vorliegenden Schrift, damals in königlich sächsischen Diensten, seine Erfahrungen gesammelt; er ist gegenwärtig commandirender General des königlich preußischen siebenten Armeecorps und einer der ausgezeichnetsten Reiterführer des Heers. Was er in jüngster verhängnißvollster Zeit als Befehlshaber in Trier und dann als Kriegsminister bewirkt, gehört nicht hierher: wir haben es nicht mit der Politik zu thun. Das Motto, welches der Schrift an die Stirn gesetzt worden ist: „Errando discimus", macht dem Verfasser alle Ehre; ihm ist es selbst um die Wahrheit Ernst, er wünscht die Irrthümer, welche noch immer über die einfachsten Verhältnisse des Kriegs walten und durch gewisse Liebhabereien eine Art Nimbus gewonnen haben, aufzuklären. Die Darstellung einer so gewaltigen Kriegsscene als der gewählten bietet dazu die vollkommenste Gelegenheit; in dieser Beziehung sind die hinzugefügten Anmerkungen vom interessantesten Detail, aus eigener Anschauung geschöpft, sehr wichtig; seine Stellung beim Stab der Brigade gab ihm dazu den erfoderlichen Gesichtskreis.

Eine kurze Einleitung führt den Leser durch einige Betrachtungen über den russischen Feldzug in die Mitte der Begebenheiten und sucht die verschiedenen Angaben über die Streitkräfte, mit welchen Napoleon gegen Rußland gezogen ist, zu vermitteln und, soweit es möglich, zu berichtigen, namentlich was die Cavalerie betrifft. Es wird nachgewiesen, daß 534 Escadrons vorhanden gewesen sind, wovon 247 zur französischen Armee, 287 den Alliirten gehörten; das Großherzogthum Warschau oder vielmehr Polen habe allein 11,200 Mann Cavalerie (so vortreffliche, als sie wol nur selten zu sehen) ins Feld gestellt, die Contingente des Rheinbundes haben 14,700 Mann betragen, und wenn man die preußische Cavalerie mit 3360 Pferden hinzurechne, seien 18,060 deutsche Reiter (ohne die Oestreicher) in Rußland eingerückt. Ueberhaupt aber werden die Angaben Chambray's über die französischen Truppen dahin berichtigt, daß etwa ein Drittheil davon aus den seit der Revolution dem Reiche incorporirten Landschaften genommen, also nicht Franzosen, sondern Italiener, Holländer, Deutsche gewesen sind. Einschließlich der Ersatztruppen und Reservecorps, lautet das Resultat, sind über 600,000 Mann aufgeboten worden, denen die Russen etwa 480,000 Mann entgegenzustellen hatten, und der Verlust in dem riesenhaften Kampfe hat über 800,000 Menschen das Leben gekostet, im Verhältniß der beiden Parteien wie 5 : 3

Seiner Aufgabe gemäß geht das Werk über die Cavalerie am meisten ins Detail; es weist die Vertheilung der 83, bereits von 47,000 auf 29,000 Pferde zusammengeschmolzenen Regimenter nach, welche am 7. September vor der Schlacht von Borodino bei der Großen Armee vorhanden waren, und schildert deren Zustand, gegen welche der der russischen vortrefflich zu nennen war, besonders auch, weil dieser stets die Kosacken den beschwerlichsten Dienst abnehmen. Von jenen 83 Regimentern gehörten zur Garde, die gar nicht in das Gefecht kam, 5; waren bei den Corps vertheilt 29, bildeten 51 die Reservecavalerie, dem Namen nach unter Murat, in vier Corps, wovon das erste (Nansouty) 13, das zweite (Montbrun) 13, das dritte (Grouchy) 11, das vierte (Latour-Maubourg) 12 Regimenter zählte. Zu dem letztern gehörte die sächsische Kürassierbrigade (unter General von Thielmann), bei welcher der Verfasser stand, daher er sich vorzüglich mit diesem als Augenzeuge beschäftigt.

Die russische Cavalerie war der französischen ähnlich in vier Corps unter Uwarow, Korff, Kreutz und Sievers getheilt, wozu noch zwei Kürassierdivisionen unter Depreradowitsch und Duca kamen; sie bildete also sechs größere Cavaleriemassen. Diese waren jedoch abgesondert und ziemlich gleichmäßig hinter den Infanteriecorps aufgestellt, sodaß die vier Corps in erster Linie, die beiden Kürassierdivisionen als eine Art Reserve, ebenfalls getrennt, dahinter standen; es fand sich keine Spur von irgendeiner Vorkehrung, um eine gehörige Einheit im Commando herbeizuführen, sodaß im glücklichsten Falle jede dieser Cavalerieabtheilungen nur eben noch zu rechter Zeit dem zunächst stehenden Infanteriecorps zu Hülfe kommen konnte.

Napoleon hatte im Gegensatze seine Cavalerie anfangs nur in drei größern Massen verwendet und überall auf ein kräftiges Zusammenwirken im voraus Bedacht genommen, wie uns hier durch einen trefflichen Vergleich der beiderseitigen Aufstellungen bewiesen wird. Der Erfolg rechtfertigte die Erwartung: General Sievers mußte nach dem linken Flügel detachiren und rettete nur, als Latour-Maubourg angriff, die bedrängte Infanterie (bei Semenowskoi); Kreutz unterstützte die bei der Stajewskyschanze und kam ihr später beim Rückzuge zu Hülfe; Duca war oberhalb Semenowskoi der Uebermacht nicht gewachsen; drei Regimenter von Depreradowitsch, schon Vormittags zur Unterstützung dahin detachirt, langten erst ganz am Schlusse des Gefechts an, das mit dem Verluste des Dorfs endigte; Uwarow, im Verein mit dem Hetman Platow, brachte die kostbare Zeit mit einer Umgehung und einem Flankenangriffe zu, welcher der Vertheidigungsschlacht keine bessere Wendung zu geben vermochte, und war in dem wichtigsten Augenblicke, als die Stajewsky-Schanze erobert wurde, nicht zur Hand; Korff endlich kam ebenfalls erst um Mittag vom rechten Flügel an, zu spät, als daß er die Ueberlegenheit der französischen Cavalerie noch hätte ausgleichen können.

In ebenso klaren Zügen, wie hier die Mangelhaftigkeit der Verwendung, wird uns das Zusammenhalten der französischen Reiterei dargestellt, von welcher dem Kaiser noch um 9 Uhr 13,350 Pferde als Reserve zur Disposition standen, obgleich das vierte Corps (Latour-Maubourg) der Bewegung von Davoust bereits langsam gefolgt war.

Der in vieler Hinsicht meisterlichen Darstellung, wie diese Reiterei in den verschiedenen Momenten der mörderischen Schlacht gebraucht worden ist, können wir hier nicht folgen, wir verweisen unsere Leser auf das Werk und empfehlen es auch den jüngern Kameraden von der Cavalerie auf das dringendste, da sie wol selten eine so vollkommene Belehrung über das Wesen und die Bedingungen eines Reitergefechts, von welchem oft noch so dunkle, in romantischen Nebel gehüllte Vorstellungen herrschen, gewinnen dürften und manchen praktischen Wink zu persönlichem Nutz und Frommen darin finden. Nur Einiges, was besondere Beachtung verdient, muß noch hervorgehoben werden. So ist die Vereinigung der vier reitenden Batterien des vierten Cavaleriecorps (24 Geschütze), welche bisher den einzelnen Brigaden zugetheilt waren, unter den Befehl eines Stabsoffiziers, um ein kräftiges Zusammenwirken hervorzubringen, gewiß eine Maßregel, welche Anerkennung finden wird; sie ging hier wahrscheinlich von Napoleon selbst aus. Was der Verfasser dabei über Zersplitterung der reitenden Artillerie, deren voreilige Verwendung und die Unbequemlichkeit derselben für die Cavaleriereqimenter bei nöthigem schnellen Rückzuge spricht, möchte nur recht beherzigt werden. Daß Napoleon seiner Reiterei bei Borodino die allerschwierigste Aufgabe gestellt, nämlich in der Schlachtordnung viele Stunden lang und vor den gefährlichsten Attaken im wirksamen Geschützfeuer auszuharren, ist bekannt —, der Verfasser nennt ein Reitergefecht für Leute, welche gut beritten, gesund und kräftig sind, ein wahres Kinderspiel dagegen. Der Verlust der sächsischen Brigade in der Schlacht beweist das; von 60 Offizieren wurden 42 getödtet oder verwundet, von 1930 Mann, die am Morgen noch in Reihe und Glied gehalten, blieben kaum 60 dienstfähige Reiter und Pferde übrig, und bei den wiederholten Attaken auf Infanterie und Cavalerie ist doch nur eine geringe Anzahl in Abgang gekommen. Die gute Führung des Cavaleriecorps bei dem endlichen Ueberschreiten der Semenowka

der Entwickelung jenseit des Bachs und den nun folgenden Attaken von Seiten des Generals Latour-Maubourg (dessen Charakteristik höchst gelungen ist) gibt dem Verfasser Gelegenheit zu gediegenen Bemerkungen, die bei spätern Punkten weiter ausgeführt werden und die volle Kraft der Wahrheit in sich tragen. „Das Lenken und Aufhalten eines Regiments", heißt es unter Anderm, „bei der Verfolgung gehört unter die frommen Wünsche; Leute, welche der rechte Reitermuth beseelt, verfolgen und attakiren den Feind, solange sie können, und Friedrich der Große fand diese Art, den Vortheil wahrzunehmen, ganz in der Ordnung. Wer sich also einbildet, daß man Cavalerieregimenter mit der Stimme oder Trompete stets nach Lust und Belieben, wie bei den Friedensmanoeuvres, lenken und regieren könne, der hat noch keine Gefechte mitgemacht, bei denen alle Waffengattungen in der Nähe mitwirkten." In vielen Schriften ist der Angriff der sächsischen Brigade bei Semenowskoi mit dem von ihr ausgeführten auf die Stajewsky-Schanze verwechselt worden, dieser fand aber, wie hier berichtigt wird, erst drei Stunden später statt, während welcher Zeit Latour's Cavalerie dem Feuer der Redoute ausgesetzt blieb und nur ihre Stellung mit Hülfe der vereinigten 24 reitenden Geschütze, welche vorgezogen wurden, behauptete. Zwischen 12 und 3 Uhr ist dann keine größere Unternehmung der Cavalerie vorgefallen; Murat benutzte die letztere vielmehr, gegen alle Regel, zur Ausfüllung des Raums zwischen Semenowskoi und der Kalotscha. Ueber die Vereinigung einer Artilleriemasse von 85 Geschützen links vom Dorfe und die Aufstellung der Cavalerie, die jetzt nur dem Namen nach unter dem Könige von Neapel stand, lesen wir genaue Ermittelungen, durch welche manche oberflächliche und irrige Angaben selbst der sonst besten Werke (Chambray's z. B.) berichtigt werden. Napoleon hatte nun das Letzte, was er außer den Garden noch zur Verfügung zurückgehalten, die Division Claparède und das zweite Cavaleriecorps (Montbrun), zur Eroberung der Stajewsky-Schanze vorrücken lassen. Der Kampf um dieselbe wird lebhaft geschildert und den sächsischen Kürassieren ihre Ehrenthat, die Eroberung der Redoute, durch überzeugende Gründe gewahrt. Die Brigade führte die Attake in deployirten Regimentern hintereinander aus, wobei sich die Garde-du-Corps links zog und das Regiment Zastrow allmälig demaskirte; ihnen folgte das polnische Kürassierregiment Malachowski zur Unterstützung und auf einige Distanz die westfälische Brigade. Trotz des Kartätschen- und Flintenfeuers drang der rechte Flügel der Garde-du-Corps, welchem der Adjutant des Generals von Thielmann, Lieutenant von Minckwitz (später Generallieutenant und Gesandter in Berlin) voraussprengte, durch den flachen Graben über die zerschossene Brustwehr in die Schanze, deren Besatzung theils durch die Kehle flüchtete, theils an den Geschützen niedergemacht wurde. Französische Kürassiere attakirten von Borodino her die russische Infanterie der äußern Reserve und drangen dann, auch Polen und Westfalen, durch die Kehle mit in das Werk, aber später als die Sachsen. „Suum cuique!" sagt der Verfasser. Die weitern Attaken der übrigen Cavalerie auf diesem Punkte des Schlachtfelds und wie weit dabei das gewöhnliche Maß der Anforderungen längst überschritten war, sind höchst interessant dargestellt. Die russischen Grenadiere gaben ihr Feuer auf 20 Schritt ab, dessenungeachtet sprengten die Offiziere und ein Theil der Mannschaft durch die Quarrés, aber die größere Masse jagte rechts und links vorbei, sodaß, was umgeritten und nicht niedergehauen worden, bald wieder in geschlossenen, wenn auch ungeordneten Haufen stand und hinter jenen herschoß. Hier wurde die siegreiche Cavalerie plötzlich und überraschend durch die bis dahin intact gehaltene russische Chevaliergarde und Garde zu Pferd attakirt, und der Strom ging nun, Freund und Feind gemischt, fast wieder bis auf den Punkt zurück, von wo Latour-Maubourg seine Regimenter in Bewegung gesetzt hatte und wo nun die Russen ihrerseits Kehrt machen mußten. Diesem Hin- und Herwogen folgte, bei äußerster Erschöpfung, wieder Unthätigkeit, auch das Artilleriefeuer hörte allmälig auf, es fing an zu dunkeln und die Schlacht war zu Ende.

Der Verfasser unterwirft noch den Bericht des Königs von Neapel vom 9. September über den Antheil, welchen die Reservecavalerie an der Schlacht genommen hat, einer genauen Kritik und weist nach, wie dieser Bericht zu einer Menge von Unrichtigkeiten in dem Bulletin vom 10. September Anlaß gegeben hat, aus welchem dieselben in das Werk des Marquis von Chambray und viele spätere Erzählungen übergegangen sind. Möchten doch alle noch lebenden Theilnehmer der großen Kriegsbegebenheiten jener Zeit, welche Mittheilungen als Augenzeugen zu geben haben, nicht damit zurückhalten, um die Kriegsgeschichte — deren Schriftsteller mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen haben als die der Staaten- und Regentengeschichte — allmälig ihrem Ideale zu nähern, das noch immer auch den besten unter ihnen unerreicht vorschwebt. Sei es vergönnt, zum Schlusse noch folgenden Ausspruch des Verfassers, der den Geist seiner Ansichten am reinsten bekundet, wiederzugeben:

„Das richtige Maß im Aufsparen und Aufopfern der Cavalerie ist wol überhaupt schwer zu treffen; die Untergebenen haben hierin selten ein ganz richtiges Urtheil. Die Verluste bei der Cavalerie sind allerdings, wegen der Schwierigkeit des Ersatzes, äußerst empfindlich für eine Armee, und die Erhaltung der eingeübten Reiter und Pferde ist unbedingt von der höchsten Wichtigkeit; wer aber Das, was er mit großer Sorgfalt dem Kampfplatze zuführte und sogar noch auf dem Schlachtfelde (während des Kampfs der Infanterie und Artillerie) eine gewisse Zeit aufsparte, nicht auch zu rechter Zeit, mit vollen Händen, ja mit einer anscheinenden Art von Verschwendung, zur Erreichung großer Zwecke, auf eine großartige und hochherzige Weise aufs Spiel zu setzen und aufzuopfern versteht, der verkennt ganz den Werth der Cavalerie." Das sind Worte, wie sie den Genius der Reitertaktik nicht klarer bezeichnen können! „Dies Verkennen des Werths", fährt der Verfasser fort, „und die kleinliche Art, mit der man sich mehrfach zum Ausgeben und Aufopfern entschlossen hat, trug jedenfalls viel dazu bei, daß Napoleon bei vielen Gelegenheiten mit seiner Cavalerie mehr ausrichtete als die Alliirten mit der ihrigen, obgleich ihre Münzen (die Regimenter) von sehr gutem Schrot und Korn waren und es nicht an sehr unternehmenden Regiments- und Brigadecommandeuren fehlte."

Eine willkommene Zugabe bildet die detaillirte Schilderung der Organisation der beiden sächsischen Regimenter, wobei manche bezeichnende, mit frischem Soldatenhumor vorgetragene Züge (wie schon vorher im Verlauf des Textes) mitgetheilt werden. Der dem Werke beigefügte Plan gibt die verschiedenen Gefechtsmomente der Schlacht auf die anschaulichste Weise zu erkennen. Das Werk selbst wird von allen Militärs mit dem größten Antheil gelesen werden und ist unbedingt als eine werthvolle Bereicherung kriegsgeschichtlicher Monographien zu bezeichnen.

Karl Gustav von Berneck.

Die czechische Bühne zu Prag.

Prag, Ende October 1855.

Die Errichtung eines böhmischen Nationaltheaters zu Prag ist bekanntermaßen seit Jahren der Wunsch der gesammten czechischen Bevölkerung Böhmens. Ein für diesen Zweck zusammengesetztes Comité hat nun in der That durch Subscriptionen, Concerte, Bälle und andere Mittel eine Summe zusammengebracht, die bald zur Realisirung des Projects hinreicht. Eine im vorigen Jahre erfolgte Preisausschreibung für den besten Bauplan des Theaters führte zwar, da fast durchweg unbrauchbare Plane eingesandt wurden, zu keinem völligen Resultate, dennoch soll der Bau bereits im nächsten Frühjahr in Angriff genommen werden, nachdem der Bauplatz bereits seit längerer Zeit angekauft wurde. Wir zweifeln keinen Augenblick

daran, daß Prag binnen kurzer Zeit das für die böhmische Bühne erfoderliche Gebäude besitzen wird, ein Gebäude, das gewiß in prachtvollem Stile errichtet, mit allen äußern Erfodernissen eines Thaliatempels; mit allem Comfort eines Schauplatzes für Unterhaltung ausgestattet sein wird, ja wir sind überzeugt, daß die Theilnahme des Publicums eine gefahrlose Erhaltung des Instituts ermöglichen wird; allein gegen die innere Lebensfähigkeit einer czechischen Bühne, wir meinen gegen die Möglichkeit ihrer künstlerischen Existenz, lassen sich denn doch noch bescheidene Zweifel erheben. Ein Blick in die Verhältnisse der gegenwärtigen czechischen Bühne wird dies näher verdeutlichen. Bisjetzt werden in Prag nur an Sonn- und Feiertagen zwischen 4 und 6 Uhr Nachmittags böhmische Vorstellungen zu niedrigern Eintrittspreisen als an den Theaterabenden gegeben. Daß in der czechischen Bevölkerung das Bedürfniß einer nationalen Bühne merklich vorhanden ist, beweist der jedesmalige Andrang. Wir finden dieses Bedürfniß um so erklärlicher, als das Theater der einzige Ort ist, in dem sich die slawische Bevölkerung Prags als Nationalität versammelt, der einzige Centralisationspunkt der Nation und zugleich für den Staat ein sehr erwünschter Abzugskanal mancher slawistischer Gelüste, die sonst vielleicht eine andere Richtung bekommen könnten. Allein welcher Kunstgenuß erwartet den Czechen, wir meinen den gebildeten und sehen von der rohen Menge ab, wenn er ins böhmische Theater geht? Zuerst, was wird gespielt? Den größten Theil des Repertoire bilden Uebersetzungen und den größten Theil der Uebersetzungen jene übelberüchtigten, die deutschen Sommerbühnen bevölkernden wiener Localpossen. Von bessern deutschen Dramen können wir uns nur der „Griseldis" von Friedrich Halm und einiger Stücke von Mosenthal erinnern. Schiller's Dramen sind zwar übersetzt, werden aber mit Ausnahme der „Räuber", die auf der czechischen Bühne den Dienst eines Spectakelstücks thun, nicht gegeben. Goethe haben wir noch nicht auf dem Theaterzettel gesehen*), und von Shakspeare'schen Stücken lebt nur „Hamlet" in unserm Gedächtnisse. Originaldramen laufen bei der Direction nur in sehr spärlicher Anzahl ein. Im Laufe des heurigen Jahres wurde nur ein bedeutenderes, der „Demetrius" von Mikovetz, eine sechsactige Bearbeitung der Schiller'schen Fragmente, gegeben. Ein neues Stück des bedeutendsten czechischen Dramatikers, des bekannten Klitschpera, steht noch in Aussicht. Ueber die Opernvorstellungen können wir schweigen, da diese gewöhnlich nur unter Mitwirkung der deutschen Opernmitglieder stattfinden. Soviel über das Was der Vorstellungen auf der czechischen Bühne! Fragen wir nun, wie wird gespielt? Da können wir nur eine noch traurigere Antwort geben. So oft ein Schauspieler von der czechischen Bühne in einem deutschen Stücke beschäftigt ist, herrscht die heiterste Stimmung im Publicum. Es ist aber nicht die undeutsche Aussprache dieser Leute allein, die zum Lachen reizt. Wir wollen es der böhmischen Bühne nicht zum Vorwurf machen, daß der Güldenstern des deutschen Theaters den Hamlet im böhmischen, die Soubrette des deutschen die Ophelia, Maria Stuart und wer weiß was noch im böhmischen Theater geben, denn wir können es von diesen Leuten nicht verlangen, daß sie sich in zwei Sprachen gleich künstlerisch bewegen; aber das darf man doch von ihnen als czechischen Künstlern verlangen, daß sie den Bedürfnissen einer modernen Bühne nur einigermaßen zu genügen suchen, was aber keineswegs der Fall ist, und wollten wir an ihre Leistungen auch nur die bescheidensten Ansprüche machen.

Unter solchen Umständen dürften sich der innern Einrichtung des böhmischen Nationaltheaters größere Schwierigkeiten in den Weg stellen als der Einrichtung desselben, denn mit den gegenwärtigen Kräften könnte das neue Institut durchaus nicht jenen künstlerischen Geist in seinen Räumen erwecken, der einer so prunkvollen Hülle, wie das projectirte Gebäude werden soll, würdig sein dürfte. Ob aber ein bedeutenderer Künstler in Zukunft Lust haben wird ein czechischer Schauspieler zu werden, ist eine Frage, deren Antwort uns die nächste Zukunft geben wird.

75.

*) Der Goethe'sche „Faust" kam jedoch in einer böhmischen Uebersetzung von J. G. Koler, die in jeder Hinsicht als ausgezeichnet gerühmt wird, noch im Laufe des November vor gedrängt vollem Hause zur Aufführung. D. Red.

Ein Wort über französische und deutsche schöne Literatur.

Es ist offenkundige Thatsache, daß die französische Literatur über die deutsche in Deutschland selbst gesiegt hat, wenn man den Sieg und die Niederlage nach der Mehrheit oder Minderzahl Derjenigen beurtheilen will, die sich als Leser der einen oder der andern mit Vorliebe oder ausschließlich zuneigen. Wer daran zweifeln wollte, dürfte nur den Katalog der ersten besten Leihbibliothek oder meinetwegen auch nicht der ersten besten, sondern einer wirklich guten zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, in welchem beschämenden Verhältniß die Producte eines Eugen Sue, Paul de Kock, Balzac, Alexander Dumas und wie sie Alle heißen mögen, die freilich unter sich sehr verschiedenen Vertreter der modernen Literatur Frankreichs, die einheimisch deutschen überwuchert haben.

Schmeichelte sich Jemand mit der Annahme, dieses Verhältniß habe einfach in dem Umstand seinen Grund, daß die deutsche Unterhaltungsliteratur nothwendig theuerer und daher schwerer für die Bibliotheken zu beschaffen sei als Uebersetzungen aus dem Französischen, die bei der ungeheuern Concurrenz in diesem Handwerk der Bogen zu vielleicht 10 Sgr. (?) geliefert werden, den könnte eine einfache Anfrage in solchen Bibliotheken, welche auch der Anschaffung deutscher Unterhaltungsschriften sich befleißigen, leicht des Bessern oder vielmehr des Schlechtern belehren. Er würde erfahren, daß von drei Lesern durchschnittlich zwei den französischen Uebersetzungen vor den deutschen Originalen den Vorzug geben.

Und woher nun diese unpatriotische Verleugnung und Hintansetzung des Einheimischen vor dem Fremden? Es ist nicht glaublich, daß die angestammte Verehrung, die der Deutsche vor dem Ausländischen zu empfinden pflegt, so weit gehen sollte, dieses Fremde dem näherliegenden Deutschen auch dann vorzuziehen, wenn es sich um das Amusement auf einsamem Zimmer handelt. Auf einsamem Zimmer. Denn das soll nicht geleugnet werden, daß im öffentlichen Leben, im Verkehr mit Andern jene thörichte Vergötterung des Fremdländischen auch heutzutage noch öfter zutage tritt, als man es bei dem erfreulichen Wachsthum nationalen Sinnes erwarten sollte.

Woher also jene ebenso betrübende als auffallende Erscheinung? Oder sollen wir diese Frage durch die vornehme Bemerkung erledigen, daß es gleichgültig sei, was die regelmäßigen und zeitweiligen Leser von Unterhaltungsschriften an geistiger Nahrung zu sich nehmen? Gewiß nicht. Denn abgesehen von der Frage, ob es besser sei, daß ein großer Theil des Volks sich an fremden statt an inländischen Quellen den Durst stillt (einer Frage, die dem Deutschgesinnten keine Frage sein kann): wer könnte sich der Wahrnehmung verschließen, daß eine Fülle sittlichen oder unsittlichen, bildenden oder verbildenden Einflusses auf einen großen Theil unsers Volks durch diese Lectüre einströmt, dessen Beschaffenheit auf die Gesinnung, den Willen, die Thatkraft und also die Zukunft der Nation von unberechenbarem Einfluß ist?

Ehe ich auf nähere Untersuchung jener in nationaler und allgemein menschlicher Beziehung nicht bedeutungslosen Frage eingehe, nur noch eine Bemerkung. Ich beschränke die Frage auf die französische Literatur, obgleich vielleicht ebenso viel englische Uebersetzungen in den Händen deutscher Leser sind, weil jenes die auffallendere Erscheinung ist. Denn mit der englischen Literatur verknüpfen die deutsche beinahe ebenso viele Bande, als sich in diesen stammverwandten Völkern nationale Berührungspunkte finden. Sind doch, um nur Eins herauszugreifen,

Engländer und Deutsche die Einzigen, die einen Begriff von und ein Gefühl für Humor haben! Sind sie doch, wie durch Abstammung, so durch Sitte, Religion und jenen Sinn für Häuslichkeit, der das englische und deutsche Herz für die Heimat schlagen macht, einander geistig eng verbunden! Nichts von alle Dem verknüpft uns mit den Franzosen. Und wenn es daher wol geschehen mag, daß hier und da eine englische Uebersetzung in uns mit heimatlichem Zauber anklingt, so behalten wir dem Französischen gegenüber stets das Bewußtsein des Fremden und Fremdartigen.

Woher dann dennoch diese Bevorzugung französischer Erzeugnisse vor den einheimischen? Es scheint kaum ein Grund übrigzubleiben, als die vollendete Vortrefflichkeit jener Werke. Und doch wird Jedem, der sich etwas eingehender mit französischer Literatur beschäftigt hat und im Stande ist, Vergleiche zwischen der heutigen Entwickelungsstufe und den frühern anzustellen, der Gedanke sich aufdrängen, daß dieselbe nie weiter von dem Ideal, was man sich bilden kann, nie weiter von absoluter Vollendung entfernt war als gegenwärtig. Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß diese und die folgenden Behauptungen zunächst einzig auf die französischen Originale sich beziehen. Dennoch wird das Meiste, was tadelnd gegen die Originale angeführt wird, in demselben oder noch höherm Grade von den Uebersetzungen gelten. Denn wenn ich diese auch weniger kenne, so glaube ich doch schon aus der fabrikartigen Schnelligkeit, mit der sie entstehen und entstehen müssen, da ein Verleger dem andern den Rang abzulaufen strebt, den Schluß machen zu dürfen, daß sie neben den meisten Fehlern der Originale noch ein bedeutendes Contingent eigener zutage fördern werden.

Was zunächst die Sprache betrifft, so gibt sich auch dem Ausländer der Verfall und Abfall von dem reinen Französisch der frühern Zeit kund. Nicht genug, daß aus dem Englischen und Deutschen eine Menge einzelner Wörter und Redewendungen eingedrungen sind oder vielmehr mit einer unausstehlichen Koketterie herbeigezogen werden, auch dem Patois und der pariser Volkssprache hat man einen solchen Einfluß gestattet, daß ein wunderliches Gemisch eleganter Phrasen, volksmäßiger Wendungen und ausländischer Eigenthümlichkeiten unser Ohr betäubt und verwirrt. Gewiß hatte die alte classische Sprache mit ihrer akademischen Abgeschlossenheit in eine beschränkte Unbeweglichkeit sich versteift und die Gefahr lag nicht fern, es werde dieselbe in todte Stagnation versinken, wenn nicht irgendwohin ein Ausweg geöffnet werde. Statt aber allmälig die Schranken zu erweitern, hat die romantische Schule auf einmal alle Schleußen aufgezogen: man nimmt die Worte, wo man sie findet, und so ist zwar die alte Tyrannei der Akademie und ihres Wörterbuchs gestürzt, aber an ihre Stelle ist allgemeine Anarchie getreten.

Dagegen sind die französischen Unterhaltungsschriftsteller in dem Ton und der ganzen Haltung ihrer Producte durch und durch die alten Franzosen geblieben, die sich einbilden, noch immer à la tête de la civilisation zu marschiren, denen Paris noch immer la capitale du monde ist und alles außerhalb Paris Liegende barbarisch erscheint. Noch immer ist der Deutsche das Stichblatt wohlfeiler Witze; läßt doch der sonst so feine Balzac sich die Geschmacklosigkeit zuschulden kommen, in seinem „Cousin Pons" drei Theile hindurch dadurch komisch und zugleich charakteristisch wirken zu wollen, daß der arme Deutsche stets das b mit dem p u. s. w. verwechseln muß. Diese französische Suffisance und Windbeutelei spricht sich noch in einem andern Zug sehr deutlich aus. Es ist nämlich bei allem Selbstbewußtsein dennoch durch die Romantiker Mode geworden, sich anzustellen, als ob man Deutsch verstände; ja in Dumas' „Monte Christo" wird neben dem Deutschen und Englischen sogar griechisch gesprochen. Natürlich aber haben diese Herren keine Zeit, sich mit einer ausländischen Sprache ernstlich zu beschäftigen, sie begnügen sich daher, irgendwo aufgeschnappte Worte und Redensarten pure in ihre Werke aufzunehmen, wobei denn manches ergötzliche quid pro quo mitunterläuft und die nominativische Bezeichnung eines Mannes als meinherr Bonnstadt de Brème noch zu den leichtern Sünden gehört. In Bezug auf die deutsche Literatur, mit deren Kenntniß ebenfalls kokettirt wird, gilt den meisten noch unser guter Callot-Hoffmann als Hauptrepräsentant, und wie selbst dieser verballhornt wird, dafür geben die „Mille et un fantômes", die ordinär prosaischsten Gespenstergeschichten, die man sich denken kann, Aufschluß. Die von nationaler Eitelkeit verblendete Naivetät ist in der That ohne Grenzen; setzt doch in der famosen Vorrede zu „Cromwell", in welcher bewiesen wird, daß das Häßliche das Schöne ist, Victor Hugo ganz unbefangen Boileau und Laharpe neben Aristoteles wie gleichberechtigte Größen und ignorirt Aristophanes, wo es sich um historische Entwickelung der Begriffe Tragisch und Komisch handelt. Aber auch in Frankreich selbst, möchte ich behaupten, wird die Schilderung und Charakteristik in dem Maße schwächer, als sie sich von dem diesem neufranzösischen Roman eigenthümlichen Terrain, von der haute volée und dem großstädtischen Proletariat, d. h. mit andern Worten von Paris entfernt. Nach meinem Gefühl wenigstens ist z. B. selbst George Sand's sein sollende Dorfgeschichte „La mare du diable" von allem Duft und Reiz, der für uns Deutsche in solchen Stoffen liegt, entblößt, eine Dorfgeschichte nach pariser Zuschnitt.

Und die Idee, die mit wenigen Ausnahmen durch alle diese modernen französischen Geschichten sich hindurchzieht? oder, wie man sonst sagte, die Moral daraus? Wahrlich, wenn man hieraus auf die sittliche Lage des französischen Volks einen Schluß machen wollte, man müßte an seiner Zukunft verzweifeln. Ich denke dabei nicht zunächst an die lüsternen Schilderungen eines Paul de Kock, die französische Literatur hat dergleichen in ihren frühern Zeiten bei Crébillon u. A. bei weitem stärker gehabt und bei weitem nicht so gutmüthig. Was ich meine, ist der durchgehende Zug der Opposition nicht nur gegen alles Religiöse, sondern gegen die Sittlichkeit selbst, eine Opposition, die um so gefährlicher und unheilverkündender ist, als ihre Vertreter theilweise schon das Bewußtsein ihres Gegensatzes gegen das Sittengesetz vollständig verloren haben. So ist, um nur eine und freilich eine sehr hervortretende Seite dieses Zwiespalts aufzudecken, der Glaube an die Heiligkeit der Ehe durch allabendlich gegebene Komödien und immer wieder dieses Thema anschlagende Novellen und Romane dergestalt verschwunden, daß ich wette, neun Zehntel seiner französischen Leser finden es vollständig in der Ordnung, wenn in „Les trois mousquetaires" der Eine von seiner pure et sincère amour für die Frau eines Andern spricht. Diese Polemik gegen die Ehe, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, ist so vollständig durchgedrungen, daß die Abweichung von der in dieser Beziehung durch die sittliche Idee vorgeschriebenen Regel gar nicht mehr als Abweichung empfunden wird, sondern beinahe für den normalen Zustand gilt. Noch viel vergiftender wirkt die Hypokrisie einzelner Autoren, die sich in ihren Producten heuchlerisch auf die Seite der Tugend nur deshalb stellen, um sie um so ungescheuter mit scheinbarem Bedauern der Lächerlichkeit preisgeben zu können.

Demnach scheint allerdings die französische Unterhaltungsliteratur von absoluter Vollkommenheit weit entfernt zu sein. Aber einen Vorzug hat sie doch entschieden vor der deutschen voraus und dieser sichert ihr den Vorzug in den Augen der meisten Leser: sie unterhält durch Thatsachen, die deutsche verliert sich in Speculationen und Reflexionen. Ich bin weit entfernt, unsere Belletristen der Mehrzahl nach für große Philosophen zu halten; aber daß beinahe alle mehr oder weniger dem gedanklichen Element, wie man sich ja wol jetzt ausdrückt, huldigen und darüber Erfindung und Thatsachen vernachlässigen, läßt sich gewiß nicht verkennen. Zuerst kommt dem Deutschen die Idee, die er darstellen will und für die er in der zu erzählenden Fabel das verhältnißmäßig ziemlich gleichgültige Gewand sieht. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Manier des

Componirens sich bis auf Tieck, ja auf Goethe selbst zurückführen läßt, wobei sich von selbst versteht, daß ein Goethe und auch ein Tieck andere Ideen zur Darstellung wählt und dann auch anders darstellt als die meisten unserer Epigonen; die Bevorzugung aber der Idee vor der Fabel bleibt mutatis mutandis dieselbe. Dadurch entstehen nun je nach dem Grade des Geistes und der Bildung des Dichtenden mehr oder minder geistreiche psychologische und objectiv philosophische Betrachtungen, Entwickelungen, Gedankenverbindungen. Aber ist es denn Das, was der Leser solcher Schriften sucht? Ja, ist es nur Das, was das ästhetische Gesetz vorschreibt? Der eine wie das andere verlangt von dem Roman Interesse und Spannung, bewirkt durch thätige Entwickelung von Charakteren, die unsere Theilnahme erwecken, und Vorführung ergreifender, packender Ereignisse. Wie viel finden wir denn hiervon in unsern deutschen Romanen, die es auf Darstellung einer Idee angelegt haben? Wie ganz anders bei den Franzosen! Der französische Roman — einzelne Ausnahmen abgerechnet — kümmert sich den Kukuk um Ideen und dergleichen Firlefanz; ich glaube, in den 300 Bänden von Alexandre Dumas, oder wie viel es ihrer sind, ist keine einzige Idee enthalten. Aber welch eine Fülle von Personen, Charakteren, Ereignissen, Thatsachen! Man mag von A. Dumas denken wie man will, aber wahrhaftig, man muß erstaunen, wenn man die unendliche Reihenfolge halb und halb zusammenhängender Erzählungen überschaut, von der „Les trois mousquetaires“, „Joseph Balsamo“, „Le collier de la reine“, „Le vicomte de Bragelone“, „Le chevalier de Maison-Rouge“ u. s. w. nur einzelne Glieder sind. Welch ein Reichthum der Erfindung! Die stete Neuheit packt auch den widerwilligen Leser immer wieder von neuem. Freilich sind die Erfindungen oft der abenteuerlichsten Art! Aber wenn wir in dem alten Schloß am Mittelmeer den jungen Gefangenen, der sich todt stellt, um in einem Sack ins Meer geworfen zu werden und so die Freiheit zu erlangen, in dem Moment, wo er einige Hundert Fuß in einem Sack hinunterfliegt, die Geistesgegenwart bewahren sehen, mit einem mitgebrachten Messer das Gewicht vom Sack abzuschneiden und sich so zu retten, so ist das zwar unaussprechlich komisch, aber wir kommen zu dieser Empfindung erst, nachdem Alles vorüber ist, da uns vorher der Schriftsteller durch die Anschaulichkeit und Lebendigkeit seiner Darstellung fesselte. So groß ist die Macht der Neuheit, selbst wo sie an Unsinn streift! Andere von diesen modernen französischen Schriftstellern, wie Eugen Sue, verirren sich mit ihren Erfindungen in das Gebiet des Gräßlichen. Diebe und Loretten sind die Helden der „Mystères de Paris“; in dem „Ewigen Juden“ wüthet der Dichter nach einem von vornherein feststehenden Mordsystem, und trotz der immer neuen Variationen der Todesarten ermüdet zuletzt diese unaufhörliche Schlächterei. Aber wenn man auch die Erfindung übertreiben kann, so folgt daraus nicht, daß sie nicht an sich ein sehr schönes Ding sei und wol werth des Schweißes der Edlen. Thatsachen, Beobachtungen der Wirklichkeit, Charakterentwickelung im Handeln — diese drei mögen unsere deutschen Romanschreiber mehr, als sie bisher gethan, erstreben und den nebelnden und schwebelnden Speculationen Valet sagen. Auch hier ist die Theilung der Arbeit gut: Erfindung von schönen Gestalten und ergreifenden Verhältnissen dem Dichter, aber Erfindung speculativer Wahrheit dem Philosophen.

August Henneberger.

Zur Armuths- und Arbeitsfrage.

Wenn man den Versicherungen mancher Jünger der neunationalökonomischen Schule Glauben beimessen wollte, so würde alles Gerede von Nothstand, Armuth und Proletariat nur in das Gebiet der Sage und des Märchens zu verweisen sein, trotz des in manchen Landstrichen permanent gewordenen haarsträubenden Nothstands und selbst Hungertyphus, trotz der häufigen Hungermorde, trotz der sich auf einer empfindlichen Höhe haltenden Preise der nothwendigsten Lebensmittel, trotz der unaufhörlichen Nothrufe in den Zeitungen, trotz der in manchen Gegenden sichtlich hervortretenden physischen Verkümmerung der Bewohner, deren Anblick wol schwerlich jenes Entsetzen einflößen dürfte, welches die alten Römer bei dem bloßen Anblick der Cimbern, Teutonen und Germanen empfanden, trotz der Sammlungen, welche die Börsen der Wohlhabenden unablässig in Anspruch nehmen, trotz der Beängstigungen, von denen die Regierungen und Behörden in Betreff dieser Frage fortdauernd gequält werden. Was eine gewisse Bevölkerungsclasse betrifft, so behauptet man zwar wol nicht mit Unrecht, daß sie, äußerlich genommen, um Vieles comfortabler lebe als die entsprechende Classe in frühern Zeiten, aber man sollte auch nicht vergessen, unter welchen fortwährenden, oft aufreibenden Kämpfen und mit welchen Mitteln dieser äußere Schein von Bequemlichkeit und Wohlsein häufig aufrechterhalten wird und wie viel Procente die Gerichtsdiener, Executoren, Advocaten, Geldverleiher und Leihhäuser von diesen Existenzen ziehen, die vielleicht eine glänzende Decke über sich, aber einen hohlen Boden unter sich haben. Wäre es aber auch wirklich der Fall, daß in frühern Zeiten die Noth noch furchtbarer gewesen, so könnte uns dieser Gedanke über den jetzt herrschenden Nothstand doch ebenso wenig trösten, als die Furcht vor der Cholera dadurch gestillt werden könnte, wenn man den Leuten sagt, der Schwarze Tod und die pestartigen Epidemien in frühern Jahrhunderten seien ja noch unendlich mörderischer gewesen. Das Uebel, woran ich heute leide, bleibt ein Uebel, mögen früher auch Millionen noch härter daran gelitten haben. Jedenfalls glauben wir, daß Armenpfleger, Armenärzte und Armenadvocaten uns über diese Frage genügendere Aufklärung verschaffen können als solche nationalökonomische Gelehrte, die mit den nothleidenden Classen gar nicht in Berührung kommen und ihre Kenntniß der Zeit vorzugsweise aus statistischen immer unvollkommen bleibenden Tabellen schöpfen, welche in mancher Hinsicht wol ausgezeichnete Dienste leisten, aber auch nur zu oft zu bedenklichen Trugschlüssen verleiten. In dieser Hinsicht hat auch Gutzkow in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ schon manches treffende und beachtenswerthe Wort gesprochen.

Wir wurden zu diesen Bemerkungen durch eine Schrift veranlaßt, welche unter dem Titel erschien: „Das Evangelium an die Armen. Funfzehn Reden von Heinrich Weber“ (Winterthur 1854). Der Verfasser ist Pfarrer in der Schweiz und hielt diese Predigten vom Herbste des Jahres 1852 bis zum Sommer 1853 vor einer Gemeinde, die fast blos aus Armen, oft „unglaublich Armen“ bestand. Weber wendet sich darin nur an Herz und Gemüth und hält sich grundsätzlich von jeder theologischen Gelehrtheit, dogmatischen Subtilität und aller kunstvollen Rhetorik fern. Er sucht in seinen Vorträgen seine Gemeinde auf die Hülfsmittel oder doch die Linderungsmittel hinzuweisen, welche im Bereiche des Armen selbst liegen. Aber da nirgends der einzelne Mensch für sich bestehen könne, und da alle Classen in der menschlichen Gesellschaft innig miteinander verbunden seien, so begehrt er auch von den Reichen, daß sie die Armuth kennenzulernen suchen, um ihr kundige Hülfe bieten zu können. „Ungerecht müßte es sein“, sagt er in der Vorrede, „nur den sonst schon Bedrückten mahnen zu wollen, nur ihn zu tadeln als Den, der einzig Schuld an seinem Elende sei — ungerecht und unweise. Wem es Ernst ist, mitzubauen an der Brücke zwischen Reich und Arm, welche die Zeit bald gebieterisch fodert, der muß wissen, daß Alle an der trennenden Kluft, die schon zahllose Opfer verschlungen hat, schuld sind, und daß Alle sie müssen schließen und überwölben helfen.“ Als Seitenstück seines „Evangelium an die Armen“ stellt uns der Pfarrer Weber bereits auch ein „Evangelium an die Reichen“ in Aussicht.

Eine dieselbe düstere Frage betreffende Schrift von dem praktischen Arzt Leopold Besser: „Armuth und [illegible]“ (vgl. Nr. 38 d. Bl.), die von den volkswirthschaftlichen Gelehrten Deutschlands im Allgemeinen ziemlich wegwerfend [illegible]

worden ist, hat inzwischen in ausländischen Blättern und namentlich im „Journal des économistes" Beachtung gefunden. Das genannte Journal sagt: „Besser gehört zu der humoristischen Schule, zu jenem Jean Paul Richter'schen Kreise, welcher die originellsten, aber auch dunkelsten Schriften des gelehrten Deutschland hervorgebracht hat .... Im Ganzen, und obschon wir die praktischen Folgerungen Besser's für unanwendbar halten, müssen wir doch anerkennen, daß er seinen Gegenstand unter einem neuen, der Beachtung würdigen Gesichtspunkt aufgefaßt hat. Er begnügt sich nicht damit, das Uebel, für das er Hülfe bringen möchte, zu analysiren, er spürt auch mit einem seltenen Scharfblick dessen wahre Ursachen auf und zeigt, wie es sich von Stufe zu Stufe entwickelt hat; er gibt im Vorbeigehen Rechenschaft von allen Gemeinplätzen, womit sich im Betreff des Pauperismus die officielle und nicht officielle Philanthropie unserer Zeit begnügt, wie von allen Illusionen, denen sie sich gefangen gibt; endlich erörtert er die Resultate seiner Untersuchungen und Studien mit einer Aufrichtigkeit und einer Originalität der Sprache, welche die Lectüre zu einer sehr fesselnden machen würden, wäre nur die Art seiner Beweisführung eine natürlichere und weniger geschraubte und gedrechselte, hätte er, der so originell zu denken und sich auszudrücken weiß, zu gleicher Zeit nur verstanden, seine leitenden Principien mehr logisch und einfach anzuordnen und zu verbinden." Mit den praktischen Vorschlägen Besser's ist der Verfasser des Artikels im „Journal des économistes", wie schon oben bemerkt, nicht einverstanden; sie scheinen ihm mit dem mehr demokratischen Geiste unserer Zeit zu sehr im Widerspruche zu stehen.

H. M.

Notizen.

George Sand und die französische Kritik.

Die französische Kritik sucht jetzt augenscheinlich nach andern Gesetzen, als diejenigen waren, auf denen sie vor dem Jahre 1848 beruhte. Man will nicht mehr den blendenden Schein, man will die Wahrheit. Die geistreich schillernde Phrase hat aufgehört zu herrschen; solide Grundsätze, die auch für das praktische Leben Frucht abwerfen, treten immer mehr an die Stelle des bloßen Esprit, der mit sich selbst kokettirte. Es ist aber auch nicht die bloße Geschäftsmoral, die blos bürgerliche Solidität im Handel und Wandel, im Verdienen und Erwerben, welche man an die Spitze stellt, sondern eine höhere, idealere Moral, ohne die es mit jener immer kümmerlich und windig aussehen wird. Dieses Streben zeigt sich jetzt in allen ehrenhaftern französischen Journalen, im „Athenaeum français" wie in der „Revue de Paris", in der „Revue contemporaine" wie in der „Revue des deux mondes". Die letztere brachte jüngst über das neueste Drama von George Sand: „Maître Favilla", einige Bemerkungen aus Mazède's Feder, die angeführt zu werden verdienen. „Wenn die obersten Gesetze (Mazède versteht darunter die Gesetze der Moral, des gesunden Menschenverstandes und selbst des gesunden Geschmacks) in unserer Zeit bis zu dem Grade geherrscht hätten, um ein genügender Zügel zu sein, so würde George Sand ohne Zweifel nicht Das geschrieben haben, was sie die «Geschichte meines Lebens» genannt hat, sie würde alle jene berechneten und wohlausstaffirten Bekenntnisse, die weder Geschichte noch Roman sind und eine der traurigsten Verirrungen unserer Literatur bleiben, in anständigem Dunkel gelassen haben. Wenn der Geschmack, ein ernster und gerechter Geschmack, bei ihr Gehör fände, so würde sie die Zahl ihrer dramatischen Producte nicht so vermehren und sie noch weniger in Vorreden commentiren, in denen sie zu gleicher Zeit sich selbst als Verfasserin und die Komödianten, die ihre Gebilde verkörpern, bis zum Himmel erhebt. Das Drama von George Sand erscheint vielleicht durch das Vorwort noch curioser als an sich selbst. Es kommt heutzutage häufig vor, daß gewisse Talente dahin gelangen, mit der Richtigkeit ihrer Werke ein Uebermaß von Anmaßung zu verbinden. Ebenso oft kommt es vor, daß in manchen Geistern die seltsamste Verwirrung aller Ideen und Begriffe sich bemerkbar macht. «Maître Favilla» und das Vorwort dazu leisten in dieser Beziehung Alles, was man sich als möglich immer nur einbilden kann." Wie viel Worte und verclausulirte Umschreibungen würde man zu der Zeit, als in Frankreich noch die Espritphrase vorherrschte, gemacht haben, um ungefähr Das zu sagen, was Mazède in dieser Stelle klar und einfach gesagt hat! Damals wäre es freilich ein unverzeihliches Verbrechen gewesen, über eine Schriftstellerin von den Tendenzen von George Sand ein solches Urtheil zu fällen.

Die ungarischen Dichter Vörösmarty und Gaal.

Der von seinen Landsleuten hochgefeierte, jüngst verstorbene ungarische Dichter Vörösmarty wird uns durch eine im Feuilleton des „Pesther Lloyd" enthaltene Notiz abermals in Erinnerung gebracht.*) Der Verfasser derselben, Adolf Dux, erblickt etwas Eigenthümliches in dem Zufall „daß eben in den Tagen, in welchen der sterbliche Theil des Dichters seinem Ende nahte, an zwei verschiedenen fernen Punkten von Ungarns poetischen Schöpfungen und Federn die Rede war: in Paris im „Athenaeum français" und in Leipzig in den „Blättern für literarische Unterhaltung". (Der Verfasser der Notiz meint hier den Artikel „Ungarische Poesie" von J. E. Horn in Nr. 46.) Es ist, wie weiter bemerkt wird, an Adolf Dux in der „Magyar Sajto" die Auffoderung gerichtet worden, die Vörösmarty'schen Dichtungen deutsch zu bearbeiten, und Adolf Dux erklärt, daß diese Auffoderung mit seinen schon früher gefaßten Absichten völlig übereinstimme. Er gedenke diese Absicht auch auszuführen, „mit der Eile, zu der das Interesse dränge, und mit der Weile, die das Gelingen erheische". Der Notiz geht ein von Adolf Dux sehr gut deutsch wiedergegebenes Liedchen von Vörösmarty: „Das treue Liebchen", voran, aus dem wir zu erkennen glauben, daß Vörösmarty sich ohne Zweifel auch an der Weise des deutschen Liedes gebildet hat; das Lied erinnert an diejenige Gattung, welche durch Körner's „Der Ritter zieht zum blut'gen Kampf hinaus" oder durch F. Löwe's „Fahnenwacht" vertreten ist, und A. Dux hat ganz Recht darauf aufmerksam zu machen, wie dieses Lied Vörösmarty's sich Tondichtern ganz besonders empfehle. Gewisse deutsche Dichter, und nicht blos ungarische, könnten sich übrigens gesagt sein lassen, was Vörösmarty ihnen in einem andern Gedichte zuruft:

> Und gibt es einen Sünder
> Auf dieser weiten Erde,
> Der mehr den Tod verdiente,
> Als wer in blöden, schlechten
> Und hinkefüß'gen Versen
> Von Liebe wagt zu singen?

Die ungarische Literatur hat übrigens im Laufe des November noch einen andern empfindlichen Verlust erlitten durch den Tod Gaal's, der zu den Forschungen im Gebiete der ungarischen Märchendichtung die erste Anregung gab, und zwar durch seine bereits 1822 in Wien erschienenen „Märchen der Magyaren". Im Jahre 1820 gab er deutsche Uebersetzungen von ungarischen Dramen in Brünn unter dem Titel „Theater der Magyaren" und im Jahre 1830 ein „Sprichwörterbuch in sechs Sprachen" heraus. Er schrieb sowol in deutscher als ungarischer Sprache. Gaal wurde 1783 in Presburg geboren und verbrachte den größten Theil seines Lebens in Wien, wo er auch am 6. November starb.

H. M.

*) Wer sich über Vörösmarty's Schriften und Leben näher unterrichten will, findet die nothwendigen Notizen über ihn im 15. Bande des „Conversations-Lexikon" und soeben erst einiges Nähere in der „Illustrirten Zeitung", Nr. 49, die zugleich sein Porträt brachte.

Bibliographie.

Arnold's, G., sämmtliche geistliche Lieder mit einer reichen Auswahl aus den freieren Dichtungen und einem Lebens-Abriß desselben, ein Beitrag zur christlichen Hymnologie und Mystik, herausgegeben von K. C. E. Ehmann. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1856. 8. 1 Thlr.

Baltzer, F., Aus den Bergen. Lieder. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bernhardi, T. v., Denkwürdigkeiten des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. 1ster und 2ter Band. Leipzig, O. Wigand. 1856. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Blumenkranz religiöser Poesien aus Sprachen des Südens Uebersetzt im Versmaße der Originale von C. B. Schlüter. Paderborn, Schöningh. 8. 21 Ngr.

Brehm, A. E., Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter egyptischer Herrschaft stehenden Ländern Egypten, Nubien, Sennahr, Rosseeres und Kordofahn gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen. Drei Theile. Jena, Mauke. Gr. 8. 4 Thlr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. 3te vermehrte und mit einem zweiten Vorwort versehene Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr.

Buddeus, T., Der Stern der Wartburg oder Junker Jörg auf Wartburg und sein Schützling. Historische Erzählung aus Thüringen. Gotha, Müller. 1856. 8. 22½ Ngr.

Bumüller, J., Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1855. 2te Auflage. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 20 Ngr.

Buse, A., Paulin, Bischof von Nola, und seine Zeit [350—450]. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 25⅓ Ngr.

Carriere, M., Wilhelm von Kaulbach's Shakspere-Gallerie erläutert. 1stes Heft: Allgemeine Einleitung, Macbeth. Berlin, Nicolai. 1856. Gr. 4. 10 Ngr.

Carus, A. G., Sicilien und Neapel. Tagebuch einer Reise während des Winters 1853—1854 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen. Wurzen, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von K. Streckfuß. 3te Ausgabe letzter Hand. 4te Auflage. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1856. 8. 2 Thlr.

Denkwürdigkeiten eines Conspiranten (Lorenzo Benoni). Mit merkwürdigen Aufschlüssen über die geheimen Bündnisse der Carbonari, des jungen Italiens, über Mazzini, Cesare, Giovanni und Camillo Rufini, Prinz Urbino ꝛc. Nach dem Französischen von F. Freih. v. Biedenfeld. Zwei Bände. Weimar, Voigt. 1856. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dové, A., Neue Original-Fabeln und erzählende Dichtungen. Berlin, J. Abelsdorff. 1856. 8. 10 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Lieder aus Toskana. Dresden, R. Schaefer. 32. 15 Ngr.

Dr. Carl Einert, namentlich in seinen Beziehungen zu der jüngsten Entwickelung des deutschen Wechselrechts dargestellt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 18 Ngr.

Erter, K. A., Das ewige Leben. Wahrheit in Dichtung. Zerbst, Römer. 8. 7½ Ngr.

Forster, C. v., Die Rückkehr zur Ordnung. Vom Königthum zum Kaiserthum. Politische und philosophische Studien. Aus dem Französischen von C. Gräfe. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich der Große und sein Heer. Cyclus von Kriegs- und Siegs-Bildern in bequemer Dichtung von einem Preußischen Husaren der Jahre 1813 und 1814. Herausgegeben von L. Fliß. Magdeburg, Quednow. 8. 15 Ngr.

Gatty, Mrs. A., Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen. Leipzig, Arnold. 1856. 16. 10 Ngr.

Gaudy, F. v., Aus dem Oberland. Miniaturen. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 16. 15 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 39ste und 40ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Geiger, A., Leon da Modena, Rabbiner zu Venedig [1571—1648], und seine Stellung zur Kabbalah, zum Thalmud und zum Christenthume. Breslau, Kern. 1856. Gr. 8. 18 Ngr.

Kannegießer, K. L., Schwänke in Knittelversen. Berlin. 1856. 8. 7½ Ngr.

Klein, Pauline, Aus der Blumenwelt. 2te Auflage. Leipzig, Brandstetter. 1856. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Körner, F., Charaktergemälde aus dem Geschichts- und Kulturleben des deutschen Volkes. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Die Gründung des deutschen Reiches durch die Merovinger und Karolinger. Leipzig, Brandstetter. 1856. Gr. 8. 21 Ngr.

Regges, J. F., Sultan Selim der Dritte oder: Der Janitscharen-Aufstand. Ein historisches Schauspiel in fünf Akten. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 15 Ngr

Olshausen, T., Geschichte der Mormonen oder Jüngsten-Tages-Heiligen in Nordamerika. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Perthes, C. T., Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 1ster und 2ter Band. 3te Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Schirges, G., Die zweite Welt-Ausstellung, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Industrie. Briefe aus Paris. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 1 Thlr.

Simon, L., Aus dem Exil. Zwei Bände. Gießen, Ricker. Gr. 8. 3 Thlr.

Schmidt, F., Reinecke Fuchs. Erzählt für Alt und Jung. Mit 64 Illustrationen von G. Bartsch. Berlin, Mohr u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Wachenhusen, H., Byzantinische Nächte. Türkische Lager- und Reisegeschichten. Mit Illustrationen von C. Wachenhusen. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 10 Ngr.

Wiseman, Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung. Zwölf Vorträge, gehalten zu Rom. In deutscher Uebersetzung herausgegeben von D. Haneberg. Nach der neuesten Auflage des Originals verbessert und vermehrt von B. Weinhart. Mit einer illuminirten ethnographischen Karte der alten Welt und 4 Tafeln. Regensburg, Manz. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Arndt, F., Die vier Temperamente. Betrachtungen über Evangelium Lucä Kapitel IX., Vers 51—62 in der Trinitatiszeit 1839 gehalten. 2te Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Crusius, F., Der Selbstmord eine Thorheit und ein Verbrechen. Zwei Predigten vor der Militairgemeinde zu Magdeburg am 3. und 5. Sonntage nach Epiphanias 1854 gehalten und mit einem Nachwort zur Warnung und zum Trost für Jedermann herausgegeben. 2te Auflage. Erfurt. 8. 3 Ngr.

Deinhardt, J. H., Der Begriff der Bildung mit besonderer Rücksicht auf die höhere Schulbildung der Gegenwart. Bromberg, Mittler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Getreid-Magazine und Ewiggelder für das Land. Donauwörth, Veith. 8. 2 Ngr.

Hansen, E., Ueber die Anlage eines Seehafens an der Westküste als Ausgangspunkt für die Eisenbahnlinien der dänischen Halbinsel. Mit Karten und Plänen. Flensburg. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Gedichte in eleganten Ausgaben,

zu Festgeschenken geeignet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig,

in allen Buchhandlungen vorräthig.

Album der neuern deutschen Lyrik. Zwei Theile. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1856. Gebunden 2 Thlr.

Bauernfeld, Gedichte. 8. 1852. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Béranger, Chansons. Nouvelle édition. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Bobrik, Gedichte. 8. 1851. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Byron, Der Korsar. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geb. 20 Ngr.

—— Der Giaur. — Hebräische Gesänge. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

—— Kain. Ein Mysterium. — Mazeppa. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Dichtungen von Moore und Byron. In deutscher Uebersetzung mit gegenübergedrucktem Original. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geb. 20 Ngr. Geh. 24 Ngr.

Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder nach Dschami's Text zum ersten mal deutsch gegeben von Moritz Wickerhauser. 8. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Enslin, Fromm und frei. Gedichte. Miniatur-Ausgabe. 1856. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ernst Förster, Gedichte. 8. 1854. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Übersetzt von Karl Simrock. Zwei Theile. 8. 1855. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

Gutzkow, Uriel Acosta. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geh. 24 Ngr.

—— Zopf und Schwert. Lustspiel in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. 1856. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Hammer, Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. 1856. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

—— Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hessemer, Lieder der unbekannten Gemeinde. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Horn, Die Pilgerfahrt der Rose. Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. 1852. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

—— Die Lilie vom See. Dichtung. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

—— Magdala. Dichtung. 8. 1855. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Hort der Dichtung. Eine Göttersage in sechzehn Gesängen. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von Dr. C. A. Kortum. Siebente Auflage. 8. 1854. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Jordan, Demiurgos. Ein Mysterium. Drei Theile. 8. 1854. Geh. 6 Thlr.

Kalidasa, Sakuntala. Nach dem Indischen von Edmund Lobedanz. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Wilhelm Müller, Gedichte. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. 1850. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 16 Ngr.

Racine's Phädra deutsch von Adolf Böttger. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geh. 16 Ngr. Geb. 22 Ngr.

Schults, Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus. 8. 1853. Geh. 18 Ngr. Geb. 28 Ngr.

Schulze, Sämmtliche poetische Werke. Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. 1855. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr. 20 Ngr.

—— Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. 1854. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage. 1852.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

—— Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Zwei Theile. 1849. Geb. 3 Thlr.

—— Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. 1852. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.



Illustrirte Prachtausgaben,

zu Festgeschenken geeignet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig,

in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Bilder-Atlas
zum
Conversations-Lexikon.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet
von

J. G. Heck.

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.)

Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen zu 12 Ngr.

Preis des ganzen Werks 24 Thlr., cartonnirt 26 Thlr., **Prachtausgabe**, gebunden 32 Thlr. 10 Ngr.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, ein ganz selbständiges, höchst lehrreiches und schönes Werk, kann fortwährend auf einmal vollständig oder allmälig bezogen werden. Jede der dasselbe bildenden **zehn Abtheilungen** ist nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln einzeln zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Pracht-Einbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

Ernst Schulze.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht.

Pracht-Ausgabe mit Kupfern, in Kalbleder gebunden, mit Goldschnitt, 3 Thlr.

Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Geb. 1 Thlr.

Octav-Ausgabe. Achte Auflage. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr., Ausgabe mit Kupfern, geb. 2 Thlr.

Von Ernst Schulze erschienen ferner in demselben Verlage:

Sämmtliche poetische Werke. Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.

Der fünfte Theil auch unter dem Titel:

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraff.** Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Cäcilie. Romantisches Gedicht in 20 Gesängen. **Miniatur-Ausgabe.** Dritte Auflage. Zwei Theile. Gebunden 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste bis dritte Folge. Mit 56 Stahlstichen. 4. Jede Folge geheftet 5 Thlr.; cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 22½ Ngr.

Erste Folge:

Eva; Hagar; Rebekka; Rahel; Potiphar's Frau; Pharao's Tochter; Ruth; Debora; Jephtha's Tochter; Delila; Hanna; Samuel's Mutter; Abigail; Die Königin von Saba; Isebel; Athalia; Sara, des jungen Tobias Frau; Judith; Susanne; Esther; Die Mutter der sieben Söhne.

Zweite Folge:

Sarah; Zippora; Mirjam (Maria), die Schwester Mosis; Rahab; Das Weib des Leviten von Ephraim; Die Hexe von Endor; Michal; Bathseba; Die Sunamitin; Anna, Mutter Maria's; Elisabeth; Salome, Tochter der Herodias; Die Samariterin; Das kananäische Weib; Die Ehebrecherin; Martha; Maria Magdalena; Maria, die Mutter des Herrn.

Dritte Folge unter dem Titel:

Die heiligen Frauen.

Die heilige Agnes; Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen; Genoveva, die Schutzheilige von Paris; Die heilige Paula; Die heilige Bathilde, Königin von Frankreich; Die heilige Felicitas; Die heilige Maria aus Aegypten; Die heilige Monika; Die heilige Klothilde, Königin von Frankreich; Die heilige Margaretha; Die heilige Clara; Die heilige Johanna von Chantal; Die heilige Rosa; Die heilige Justina; Die heilige Therese; Die heilige Cäcilia; Die heilige Katharina; Die heilige Adelheid.

Bei Bearbeitung des **Textes** war es die Aufgabe des Herausgebers, in möglichst ursprünglicher, an die Bibel sich anschließender Darstellung die Charakterbilder biblischer Frauen zu zeichnen, Nichts hineinzutragen und Nichts hinwegzunehmen. Die Stahlstiche, welche zu den **ausgezeichnetsten Leistungen moderner Kunst** gehören, liefern dazu einen lebendigen Commentar und werden jeden Beschauer für die lieblichen sinnigen Frauengestalten einer alten ehrwürdigen Zeit begeistern.

Washington Irving.

Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von **Henry Ritter** und **Wilhelm Camphausen.** Mit dem Bildniß **Henry Ritter's.** 4. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr.

Selections from the Works of

Washington Irving.

Illustrated by **Henry Ritter** and **William Camphausen.** With the Portrait of **Henry Ritter.** 4. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr.

Eine Auswahl der geistvollsten Skizzen **Washington Irving's** mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen der beiden trefflichen düsseldorfer Künstler **Henry Ritter** und **William Camphausen**, von denen der Erstere das Unternehmen begründete, aber vor der Beendigung leider der Kunst entrissen wurde, der Zweite nach dem Wunsche seines Freundes das Werk beendete: ein auch typographisch und xylographisch (in der Xylographischen Anstalt von E. Kretzschmar) geschmackvoll und reich ausgestattetes **Prachtwerk**, das eine Zierde jedes Salons bilden wird.

Das Werk erschien gleichzeitig in einer deutschen und einer englischen Ausgabe.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 52. —— 27. December 1855.

Inhalt: Wiener Romane. Zweiter und letzter Artikel. Von **Emanuel Raulf**. — Königin Luise von Preußen. — Gedanken die sich eine walachische Prinzessin über Europa macht. — Londoner Curiositäten. — Zur Kritik der Kritik. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Wiener Romane.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Mehr als bei jeder andern Dichtung handelt es sich beim Roman um Wahrheit. Im letzten Hintergrund dieser speciellen Foderung liegt es versteckt, weshalb Hauff so leichtes Spiel hatte, den faselnden H. Clauren, den Typus so vieler Romanfabrikanten, zu persifliren. Schade, daß der talentvolle Hauff in erster Mannesreife verblich! er hätte heute viel zu thun. Es gibt zur Stunde nicht nur einen H. Clauren II. und H. Clauren III. sondern vielleicht sogar einen H. Clauren LX.; denn fast jede größere deutsche Stadt besitzt in Proteusgestalt den ihrigen. Der Büchermarkt wird überschwemmt von Romanlieferanten, die es sich vorgenommen zu haben scheinen, die zahllosen Lyriker, diese Wucherer mit den Gefühlen, an Thätigkeit noch zu übertreffen. Die allgemeine Annahme, der Roman habe es mit der Wirklichkeit zu thun, habe die Menschheit zu charakterisiren oder wenigstens doch Menschen, Charaktere zu schildern, verführt junge Männer, die den ersten Flaum auf der Lippe sitzen haben, aber nach ihrer höchsteigenen Meinung sehr reich an Weltkenntniß sind, sich auf diesem Felde zu versuchen. Was soll da zutage kommen? Wenn wir nicht irren, so hat Jean Paul den treffenden Ausspruch gethan: Es sollte Niemand vor dem dreißigsten Jahre einen Roman schreiben; das genirt jedoch unsere frühreifen Literaturhelden nicht; es wird keck darauf losgeschrieben, und erblicken ein paar dickleibige Wälzer nach schwerer Zangengeburt das Licht der Welt, so müssen die Leihbibliotheken Gevatter stehen mit 50 Procent Nachlaß der Taufkosten. Die Wirklichkeit copiren heißt noch lange nicht einen Roman machen, der, soll er halbweg etwas taugen, eine Darstellung fingirter Begebenheiten sein muß, und dieser Fiction die höchste Wahrscheinlichkeit zu verleihen, darin eben besteht die Kunst. Ein Vedutenmaler ist noch kein Landschafter; der letztere adelt die Natur im Bilde noch ein mal auf. Mag auch dem Materialismus von einer Partei jetzt noch so sehr das Wort geredet werden, er ist so gut einseitig als mondscheinblasser Idealismus; doch mitten durch geht die goldene Straße der Kunst, deren Macht allein in ihrer Allseitigkeit ruht — in ihrem Ἑν και Παν! Die Schriftsteller der Jetztzeit huldigen einem Extrem, wie jene der Vorperiode sich dem andern in die Arme stürzten; beide zu verknüpfen und verschmelzend zu versöhnen, gelang nur einigen bevorzugten Geistern. Man hat sich über die spätern Goethe'schen Romane, insbesondere über „Wilhelm Meister's Lehrjahre" sehr scharf, ja sogar geringschätzend ausgesprochen, und man käme doch in Verlegenheit, unsern jungen Scribenten bessere Muster zu empfehlen, man wollte sie denn à tout prix zu Walter Scott, dem Vater des modernen Romans, in die Schule schicken. Welche außerordentliche Kenntniß der menschlichen Natur, vorzüglich des weiblichen Herzens, von der halb kindlichen Mignon bis hinauf zur männlich-ernsten Therese, hat Goethe in diesen Büchern niedergelegt! Sie sind ein immerfort lebendig quellender Schatz, wogegen die materialistische Dürre und praktische Trockenheit unserer Romanautoren sehr grell absticht; die Herren haben Goethe nicht einmal „abgeguckt, wie er sich räuspert und wie er spuckt". Nichtsdestoweniger glaubt jeder auch mit seinem Buche einen „Wilhelm Meister" geliefert zu haben, wenn er dem Publicum einen „Wilhelm Schüler" vorführt. Dieses verlangt, durch französische Lectüre verwöhnt, meist blos Nervenkitzel, momentane Aufregung, Spannung, ob auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, darauf kommt es ihm nicht an. Die Zeit soll mit so einem Roman todtgeschlagen werden; erfüllt er diese Bedingung, so ist das große Publicum befriedigt. Die engen, trauten Verhältnisse zwischen Schriftstellern und ihren Lesekreisen, die in verrauschten Perioden selbst einen Anstrich von Pietät hatten, lockern sich in unsern frivolen Tagen immer mehr und mehr auf. Die Mehrzahl der Autoren betrachtet das Publicum als seine Melkkuh, die egoistisch so lange benutzt wird, als sie Milch gibt; einige verstehen es sogar recht gut, Butter zu machen. Auf keinem Gebiete zeigt sich dies so deutlich wie auf dem des Romans; jede Hauptstadt und jedes Residenzchen weist

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 43 d. Bl. D. Red.

in dieser Beziehung ihre Speculanten auf, die den dort herrschenden Localgeschmack fabrikmäßig ausbeuten. Ihre Börsenhallen sind die Luftschlösser der durch falsche Erziehung in die Irre gelockten weiblichen Phantasie, ihren Curszettel machen die blasirten Gemüther; je mehr Langeweile in gepolsterten Sophaecken, desto höher steigen die Actien. Es wird nächstens eine Sündflut von Romanen losbrechen; der Himmel gebe es, daß dann keine Arche Noah bei der Hand ist! denn wenn von jeder Gattung nur ein einziges Exemplar auf die Nachwelt kommt und sich polypenartig fortpflanzt, so müssen die spätern Generationen einen matten Begriff von ihren Vorfahren bekommen. Wir belächeln die langen Cramer- und Spieß-Zöpfe und bedenken nicht, daß man über die Eugène Sue-Manie und über die Mystères-Passionen vielleicht einst noch mehr spötteln wird — und nicht ohne Ursache. Der Stil der Renaissance, der sich seiner Zeit bei den Völkern Westeuropas einbürgerte, war doch noch wenigstens bei allen Mängeln ein Stil; blicken wir in den Spiegel der Gegenwart, wer nimmt den literarischen Thron ein? Jetzt regiert die absolute Stillosigkeit, denn die Tifteleien in der Form, welche in der jüngsten Zeit in der Prosa Mode geworden, können nicht in Anbetracht kommen. Wo findet man heutzutage eine männliche, kerngesunde Prosa, wie sie ein Goethe, ein Lessing, ein Heinrich von Kleist geschrieben? In der Prosa zeigt sich der Charakter eines Mannes weit mehr als in versificirten Producten. Unsere prosaischen Schriftsteller scheinen dies nicht zu berücksichtigen; sie beten meist die modernen französischen Vorbilder götzenhaft an. Von den Ufern der Seine ist nur selten etwas Gutes gekommen. Wenn ihr durchaus nachahmen wollt, so geht lieber bei der englischen Romanliteratur in die Lehre, der man ihre treffliche Seite nicht absprechen kann; das Gerathenste wäre freilich, sich auf die eigene deutsche Zunge zu verlassen. Zehn mal besser, ein Localschriftsteller ergeht sich in Provinzialismen, als er zwängt seine Redeweise halb in einen pariser Frack, halb in einen Mackintosh. Die menschliche Sprache ist etwas so einfach Natürliches und doch auch so complicirt Wunderbares, daß sich jeder männliche Geist schämen sollte, damit unästhetischen Frevel zu treiben. Man sollte sich hüten, den Genius seiner Muttersprache zu beleidigen. Die Novellisten von heute schlagen ihm täglich ins Gesicht. Doch genug! Setzen wir die Besprechung jener Reihe von Romanen fort, die wir unlängst in unserm ersten Artikel begonnen. Wir knüpfen mit folgendem an:

1. Aus den Geheimnissen eines wiener Advocaten. Wahrheit und Dichtung von Otto Horn (Adolf Bäuerle). Drei Bände. Wien, Jasper's Witwe und Hügel. 1854. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine Historie à la Kaspar Hauser. Diese wenigen Worte genügen, um dem Leser die Haupthandlung zu bezeichnen; vier andere Criminalgeschichten sind darin verflochten; es wird gestohlen, geraubt und gemordet, kurz, die Nachtseite der modernen Gesellschaft mit grellen Fackeln theatralisch beleuchtet. Die Brutalität der Familie Krarmann überschreitet alle ästhetische Grenze; das Laster muß mit einer gewissen Größe, mit satanischem Nimbus auftreten, wenn es den Leser fesseln soll. Gemeine, niedrige Creaturen ekeln blos an. Uebrigens ist Frau Krarmann vom Verfasser in der Hauptscene, mit der das Skelet der ganzen Erzählung steht oder fällt, höchst fehlerhaft hingestellt worden. Sie durfte um keinen Preis zugeben, daß man im „Schreibzimmer“, wo der unglückliche Knabe wie ein wildes Thier in dunkeln Kasten gefangengehalten wurde, mit dem fremden Gaste das Souper einnehme. Die Tafel mit wenigen Gedecken durch die flinken Garçons des Hôtels in einem andern Gemache rangiren zu lassen, wäre das Werk von zehn Minuten gewesen, also eine sehr geringe Mühe für den Gewinn der Sicherheit, das große Verbrechen werde dadurch unentdeckt bleiben. Frauen benehmen sich gelegentlich unter peinlichen, drohenden Umständen weit schlauer als Männer. Wie wollte es der Verfasser also entschuldigen, daß ein Weib, das wie diese Krarmann mit allen Salben geschmiert ist, um uns eines volksthümlichen Ausdrucks zu bedienen, sich so einfältig benimmt? Die ganze Situation ist an den Haaren herbeigezogen, ist gemacht, es fehlt ihr alle innere Wahrheit. Krarmann in seiner genußsüchtigen Gemeinheit spielt dabei noch die beste Figur; seine Lieblingssentenz: „Da geh' ich auch mit!“ als seine geliebte „Mali“ ins Zuchthaus kommt, macht gute Wirkung; jedoch derlei Kleinigkeiten entschädigen nicht für grobe Misgriffe. Auch Arthur, der arme Knabe, ist verzeichnet, der kindliche Ton nicht getroffen; er sagt, um nur ein einziges Beispiel zu geben, als ihn Albert reichlich mit Spielzeug beschenkt: „Ach, so Vieles und so Schönes! Dazu benöthige ich ja einen ganzen Tag, nur um Alles zu betrachten!“ Wo stellt ein Kind in der ersten Freude solche Reflexionen an? Das kommt ihm gewiß nicht in den Sinn, sondern es fängt mit den Reitern und Kanonen zu spielen an. Ueberhaupt ist die Charakterzeichnung, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchgehends sehr schwach. Die langen Verhandlungen über das gestohlene Testament sind ermüdend; die beiden Hallunken Hanf und Klagebaum geriren sich als zu alberne Tröpfe, als daß sich der Leser für sie interessiren könnte. Der Gang der Erzählung ist nicht einfach genug, man wird immer in neue häßliche Geschichten verwickelt, ohne mit den frühern zum Abschlusse gekommen zu sein. Diesen verwickelten Stoff hätte nur eine [illegible] energische Entfaltung der Leidenschaft retten können, aber in dieser Hinsicht ist der Verfasser lahm. Daß mit dem Grafen Walewsky in derselben Viertelstunde auch jene zwei Spitzbuben, die sich an dem Raube betheiligen, bei Otto aus verschiedenen Weltgegenden eintreffen, ist eine große Unwahrscheinlichkeit, die sehr gut motivirt sein müßte, wenn ihr der Leser volle Berechtigung zugestehen sollte. Der Verfasser läßt sehr gern jene Personen, die er just braucht, sans gêne durch die nächste Thür eintreten — dies mahnt stark an gewisse schlechte [illegible]

wo der Rothnagel stets in der rechten Minute erscheint. Ueberblicken wir das Ganze, so drängen sich uns viele Wiederholungen auf, welche die Haupthandlung schleppend machen; wir vermissen die künstlerische Anordnung; häufig gleichen diese Capitel flüchtig aneinander gereihten Skizzenbildern. Die Moralpredigt am Schlusse ist geradezu läppisch, weil sie dem Leser nicht soviel Verstand zutraut, aus den criminalschwangern Prämissen selbst die ominösen Consequenzen zu ziehen.

2. Wien vor zwanzig Jahren, oder: Baron Rothschild und die Tischlerstochter. Roman von Adolf Bäuerle. Zwei Theile. Pesth, Hartleben. 1855. 8. 1 Thlr.

Der an sich nicht uninteressante Stoff hätte sich für ein Lustspiel geeignet, jedoch für einen Roman paßt er nicht. Der Grundgedanke ist folgender: Marie Schindler, die Tochter eines reichen Tischlermeisters in Wien, ist in den armen, jedoch äußerst geschickten Gesellen Georg verliebt, welche Neigung der Vater misbilligt. Marie wendet sich auf feine Weise an Baron Rothschild, der sich des hübschen Kindes annimmt und die Rolle des Vermittlers spielt. Der starrköpfige Alte, ganz jene stereotyp gewordene Figur, die Schauspieler unter sich den „Polterer" nennen, gibt nach Verwickelungen und Interventionen endlich nach, und das „sie kriegen sich" rechtfertigt wol unsere Meinung, die ganze Sache auf die Breter verwiesen zu haben. Der Verfasser, selbst fühlend, daß der Stoff zu leer sei für einen zweibändigen Roman, verflocht eine Mordgeschichte mit abenteuerlicher Zugabe darein, die der Leser, er weiß nicht wie, warum und weshalb, mit in den Kauf bekommt. Von einem solchen Manne, wie dieser Mörder, ist es sehr kleinlich, sich so oft von der Kartenschlägerin seine Zukunft prophezeien zu lassen. Ein mal möchte es hingehen, denn Jeder hat seine Augenblicke, wo ihn das Räthsel seines Geschicks zu lüften gelüstet; aber in dieser Art dürfte nur ein abergläubisches Weib zuwerke gehen. Der plötzliche Abbruch des Capitels, worin ihm ein ungünstiges Horoskop gestellt wird, ist ein armseliger Nothbehelf des Verfassers, die Neugierde des Lesers zu spannen; weshalb ließ Bäuerle auf I, 29 nicht gleich I, 79 folgen, die den Schluß dazu bildet? Er wird uns schwerlich auf diese Gewissensfrage Rede stehen können; denn es ist kein vernünftiger Grund denkbar, eine mitten im Zuge laufende Handlung plötzlich zu unterbrechen — ein französischer Theatercoup, aber leider mangelt ihm selbst der Knalleffect. Im weitern Verlaufe verliert der Roman plötzlich seine Haltung, die bis dahin eine ganz ernste ist und nun in eine burlesk-komische überschnappt; denn obgleich früher schon Therese in ihrer Verkleidung an eine Localpossenfigur erinnert, so fehlt ihr doch die Beimischung des komischen Elements. Wie also der Dichter Castelli hier plötzlich zu der Ehre kommt, den Hanswurst zu spielen, darüber hat sich wol der Verfasser keine Rechenschaft gegeben. Daß sich Graf Pahlmann, gleich Rothschild, des armen Tischlergesellen annimmt, ist eine jener Wiederholungen, die zur Monotonie des Ganzen das Ihrige beitragen. So hätte sich auch der Autor die oftmalige Versicherung, Baron Rothschild sei ein edler Mensch, ersparen können, der Leser erkennt dies ja zur Genüge aus seinen Thaten; übrigens ist es weltbekannt, daß der Chef des wiener Hauses an Generosität seine sämmtlichen Verwandten weit übertraf. Den possierlichsten Witz des ganzen Werkes macht jener Jude, der sich zudringlich bei Rothschild unter dem Namen „der Schwager von unserm Herrgott" durch den Kammerdiener anmelden ließ. Rothschild stutzte natürlich, gab jedoch zur Antwort: „Den Schwager von unserm Herrgott darf ich nicht warten lassen", und stellte den Eintretenden zur Rede, wie er dazu komme, sich diesen sonderbaren Titel beizulegen. Der Sohn Abraham's entgegnete: „Wie so ich der Schwager bin, Herr Baron, das werde ich Ihnen erklären. Es waren zwei Schwestern; die eine hab' ich genommen, die andere hat Gott genommen, daher bin ich sein Schwager!" Baron Rothschild war entrüstet über dieses Bonmot und wies das Geschäft, das ihm der Jude antrug, zurück. Dieser Roman dürfte sich seiner starken Localfärbung wegen kaum über die Mauern Wiens hinaus verbreiten.

3. Die Enkelin des Freimanns. Roman aus dem Jahre 1772 in Wien von Adolf Bäuerle. Drei Theile. Pesth, Hartleben. 1855. 8. 1 Thlr.

Diese Galgenvogelhistorie, an die Schauergeschichten Delarosa's erinnernd, spielt in den letzten finstern Zeiten kurz vor Abschaffung der Tortur in Wien, die in Berlin bereits 20 Jahre eher aus dem Gerichtswesen verbannt wurde. Die Leserin bringe daher starke Nerven mit. Es wird einem ganz mittelalterlich zumuthe, wenn der Verfasser die Folterknechte agiren läßt, obwol keineswegs der historische Geist des Mittelalters über diesen spießbürgerlichen Gestalten und hartherzigen Gerichtsräthen schwebt. Der Held dieser Geschichte, ein Dieb, Gauner, Fälscher und Bandit, ein zweiter Cartouche, Namens Zeininger, ist der Bräutigam der schönen, sanften und tugendhaften Agnes, des Freimanns Enkelin, die sich mit Abscheu von ihm wendet, als sie zufällig entdeckt, daß er ein Verbrecher ist. Sie wird auf den Verdacht hin, mit dem Berüchtigten in Verbindung zu stehen, gefänglich eingezogen; man ist ihr zur Flucht behülflich. Agnes erkrankt nach allen Schrecken, die sie überkommen, und verliebt sich in den jungen hübschen Arzt. Als der Freimann seine Enkelin hierüber zur Rede stellt, läßt sie der Verfasser wie die feinste Salondame lächerlich genug antworten: „Dann muß ich seine Delicatesse bewundern, da er nicht mit einer Silbe von Liebe mit mir sprach." Wenn die Henkerstöchter 1772 so fein und zierlich gesprochen haben, dann ist es nicht zu begreifen, daß es in jener Zeit noch keine Blaustrümpfe gab. Der Verfasser ergeht sich in Tiraden über den Aberglauben, der die Tochter brandmarkte wegen des verächtlichen Gewerbes, was Vater und Vorfahren betrieben; daß dies Alles rein überflüssig ist, brauchen wir wol nicht zu sagen, denn jeder Leser würde einen Eid darauf ablegen, daß der Doctor am Schlusse die Enkelin des Freimanns heirathet. Zeininger, hart verfolgt in der

Stadt, sieht sich genöthigt, den Schauplatz seiner Thaten in die Umgegend Wiens zu verlegen. Es umscharte ihn da bald eine Horde von Gesindel, welche die Landstraße unsicher machte, was die Justiz bewog, den Thurm von Mödling 1771 zu einem großen Gefängniß einzurichten. Die Scenen darin und Fluchtschilderungen nebst der cynischen, jedoch originellen Figur des Schergen am Schlusse des zweiten Theils sind das Beste des ganzen Romans, dessen wichtigste Daten aus Schweighofer's Schriften entlehnt worden sind, was der Verfasser selbst anzugeben für nöthig erachtete. Dieser Schweighofer spielt nächst Zeininger die bedeutendste Rolle. Selbst Verbrecher, wurde er vom Kaiser Joseph II. begnadigt, welchen Herrscher der Verfasser gelegentlich in Episoden auftreten läßt, wovon jedoch jene im „Gatterhölzl", unsern des Lustschlosses Schönbrunn, auch nicht im geringsten mit der Handlung des Romans im Zusammenhange steht und daher hier nicht am Platze ist. So bezeichnend diese Anekdote ist, so fällt sie doch auch für Joseph's edeln Charakter wie aus den Wolken, abgesehen davon, daß sie, fünf Druckseiten lang, vom Verfasser viel zu weitschweifig erzählt wurde. Zeininger ging endlich in die Falle und seine Hinrichtung erfolgte in Wien am 5. December 1772. Also auch hier, wie in den vorigen Romanen, dieselben Hebel: Diebstahl, Mord und Todtschlag, Fluchtversuche und Criminalarrest. Der Verfasser hat wenig Erfindungsgabe. Die Dialoge haben häufig denselben ordinären Zuschnitt, wie ihn nur die Localposse der niedrigsten Sorte erträgt — wohin man blickt, Stillosigkeit! Der Stoff wankt gleichsam dem Verfasser unter der Feder, er wird vom Stoffe fortgetrieben, er treibt ihn nicht. Daher weiß er sich oft nicht anders zu helfen, als sich hinter Unwahrscheinlichkeiten zu verschanzen. Er hat mit seinem „Ferdinand Raimund" und seiner „Therese Krones", wenigstens dem wiener Publicum gegenüber, ein paar glückliche Würfe gethan und ließ sich dadurch zu sehr rascher neuer Production verleiten, jedoch dreibändige Romane schüttelt man nicht aus dem Aermel. Die Nemesis ereilte ihn bald: es spricht sich in diesen drei Romanen, die wir heute beurtheilt, eine große Geistesarmuth aus; sie dürften kaum von den untern Schichten der wiener Bourgeoisie als Lectüre acceptirt werden. Diese Bücher müßte der Verfasser durchweg erst zu einer höhern, klarern Einheit verarbeiten, in dieser Gestalt sind sie unreif, Rohproducten gleichend. Sollte der Verfasser diese kritischen Andeutungen in der Zukunft nicht beherzigen wollen, so rathen wir ihm, sich das Geschäft en gros zu erleichtern und in den Umgebungen Wiens eine Romanfabrik zu errichten und à la Dumas mit Zuziehung jugendlicher Kräfte unter seiner Firma die Waare ballenweise in die Donauresidenz hineinzuschleudern.

4. Die beiden Grasel. Roman von **Eduard Breier**. Zwei Bände. Wien, Jasper's Witwe und Hügel. 1855. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wenn nicht alle Spuren trügen, so ist dieser Roman aus einer noch jugendlichen Feder geflossen; es ist uns zwar bekannt, daß der Verfasser bereits mehre Werke publicirte — immerhin, „Die beiden Grasel" können vielleicht ein paar Jahre, wenigstens ihr erster Entwurf, im Pulte geschlummert haben. Wir sagten aus einer jugendlichen Feder, weil so Manches vorkommt, was ein Mann von reiferer Erfahrung gewiß nicht niedergeschrieben hätte. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Die lächerliche Apostrophe an den Leser im 15. Capitel des zweiten Bandes verräth, auch hinweggesehen über den plötzlich flügge werdenden Eigendünkel des Autors, der sich darin nicht wenig in den Vordergrund drängt, eine Taktlosigkeit, die einzig in ihrer Art ist. Wenn Jemand im Kinderkreise ein Märchen erzählt und die Kleinen ganz Ohr, wie versteinert vor Erstaunen ob der unglaublichen Dinge, dasitzen, dürfte man sich den Scherz erlauben, plötzlich innezuhalten und auszurufen: „Paßt einmal auf! Was jetzt kommt, das erwartet sich Keiner unter euch!" Wie aber Jemand einen Leserkreis, also erwachsene Personen, so kindisch zu behandeln wagen kann, das, gestehen wir offen, ist uns in einem Roman, außer bei Eduard Breier, noch nicht vorgekommen. Die Stelle: „Ich bedauere, diese Vermuthung von 90000 Lesern mit Einem Federstreiche zerstören zu müssen", ist der Gipfelpunkt dieser unvergleichlichen Anrede. Das liebe Ich kann in der Lyrik genug glänzen und mit sich selbst liebäugeln im Spiegel der Waldquelle, in der epischen Dichtung macht sich der Prinz Ego stets lächerlich. Was die zumeist hervorragende Gestalt, den Räuberhauptmann Grasel, anbelangt, so hat der Verfasser mit ihm einen argen Misgriff gethan; denn wenn er dem Leser erzählt, daß der jüngere Grasel der „Karl Moor Oestreichs" seiner Zeit genannt wurde, so erwartet man auch, ihn etwas Ungewöhnliches, etwas Großes an der Spitze seiner Bande thun zu sehen. Dieser Grasel hat aber auch nicht eine Ader von Karl Moor an sich. Reichen Leuten Geld abnehmen und es an Arme vertheilen beweist zwar an einem Räuber einen gewissen Edelmuth, eine noble Uneigennützigkeit, jedoch eine große That ist dies noch lange nicht — es erinnert an den heiligen Crispinus, der den Reichen Geld stahl, dafür Leder kaufte und daraus armen Leuten Stiefel verfertigte. Gewöhnlich spricht der Verfasser sehr civilisirt für seinen Räuberhauptmann; so legt er ihm z. B. folgende Worte in den Mund: „Wenn ich das Unglück haben sollte, in die Hände der Justiz zu kommen"; ist dies die Sprache eines Räubers? Das wird uns Breier doch nicht weismachen wollen. Es wimmelt von solchen psychologischen Unrichtigkeiten. Der Verfasser entschuldige sich nicht mit ähnlichen Stellen bei Schiller und Grillparzer; sowol „Die Räuber" des Erstern als auch „Die Ahnfrau" des Letztern sind jugendlich unreife Producte; wenn Jaromir noch zehn mal ausriefe: „Ich bin der Räuber Jaromir!" kein Mensch würde ihm das glauben, weil er eben der Charakterzeichnung nach kein Räuber ist. Das wilde Leben in Wäldern und Schluchten bildet seine Leute anders, und das Risico, stets nur für den Augenblick zu leben, macht die Zunge ebenso keck als die Hand die den Dolch zückt. Man ist bei diesem Misgriff des Ver-

fassers hinsichtlich seines Helden umsomehr überrascht, da er den richtigen Ton bei einigen Nebengestalten sehr glücklich zu treffen wußte; der „Mottinger Micherl" und der alte „Gfähler" sind darunter die besten; wir können aber nach dem bereits Gesagten kaum den Verdacht unterdrücken, der Verfasser habe sie in den guten Quellen, die ihm zugebote standen, schon so fertig gefunden; denn sie bilden mit den übrigen Freiburschen einen in die Augen springenden Contrast. Das hinterlistige, schleichende Wesen des alten Grasel ist dem Verfasser weit besser gelungen als die kühne, männliche Offenheit des jungen. Diesem Räuberhauptmann fehlt es an plastischer Gestaltung, es concentrirt sich nicht die Macht der agirenden Rotte in ihm, er tritt zu oft blos als Held einer Anekdote auf, die in dem Werke zu stark vertreten ist. Ein zweiter großer Fehler, in welchen der Autor verfiel, ist die zwecklose Einführung eines Abenteurers, der sich für Ludwig XVII. von Frankreich hält, eine Persönlichkeit, die in diesen Roman paßt wie die Faust aufs Auge. Die Breite und Ausführlichkeit des Details dabei gibt dem Werke eine historische Färbung, die ebenso schnell wieder verduftet; es nimmt da einen größern Anlauf, um die Maske des historischen Romans fallen zu lassen, worüber sich der Leser umsomehr getäuscht fühlt, als der Verfasser plötzlich seinen Pseudoprätendenten taschenspielerartig verschwinden läßt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nicht weiß, wie er ihn weiter führen könnte. Die Note hierüber ist nicht genügend; der Schluß derselben lautet (II, 166):

Die Gründe, welche mich zur Einführung der Episode von Ludwig XVII. veranlaßten, waren erstens: um eine bisjetzt wenig bekannte gleichzeitige Thatsache in die Handlung meines Buchs zu verweben, und zweitens, um durch diese Episode einen Frauencharakter einzuführen, der, wie durch die mündliche Tradition hinlänglich bekannt ist, das Netz stricken half, welches über Grasel's Haupt zusammenschlagen sollte.

Der erste dieser Gründe ist sehr schwach; da wäre sicherlich noch manche pikante „gleichzeitige Thatsache" zu finden gewesen, die man nach der Ansicht des Verfassers auch in diesen Räuberroman einflechten durfte. Und was den zweiten Grund betrifft, so unterschreibt sich damit der Verfasser selbst das Zeugniß der Unbehülflichkeit; wenn es solcher Umschweife bedarf, um eine Dame, die nur als Nebenperson figurirt — denn sie ist an der Gefangennehmung Grasel's blos durch zweite Hand betheiligt — in einer Erzählung auftreten zu lassen, da müßten alle Novellisten mit der reichsten Phantasie Bankrott machen.

Wir wollen nun nach dieser strengen Rüge auch die guten Seiten des Buchs aufdecken. Gleich die Exposition ist sehr spannend. Der Knabe Grasel im Gegensatze zum spätern Manne, seine Schlauheit während des Diebstahls der Brieftasche, das Erwachen seiner Neugierde, der Eindruck den die Erlebnisse dieser Probenacht auf seine ganze Zukunft machen, die Unterschlagung des Frauenporträts: alle diese Momente sind gradatim gut skizzirt und mitunter vorzüglich ausgemalt. Um die „Teichmühle" verbreitet sich ganz einfach ein geheimnißvoller Nimbus, der für den Leser einen eigenen Reiz hat. Die Episode I, 98—101 zeichnet sich durch Originalität aus. In dem Capitel „Beim Höhriegel in Unter-Ravelsbach" wird in frisch lebendiger Weise der volksthümliche Ton dieser muntern, kräftigen Gebirgsburschen vortrefflich angeschlagen. „Der Marquis Gabriel L'Espine und der alte Grasel" und die folgenden Capitel bis zur wichtigen Entdeckung, daß in der Gruft von Schloß Hohenstein in dem Doppelsarge nicht Gabriel's Mutter, sondern eine Wachspuppe beerdigt liegt, gehören zu den besten des ganzen trotz aller Mängel noch fesselnden Romans. Nicht minder gelungen ist die Schilderung „Der Ueberfall" bis zur Rettung des alten Räubers durch den Wolfshund Motz, die so köstlich ist, daß sie aus dem Leben gegriffen zu sein scheint. Im Allgemeinen ist der erste Band viel besser als der zweite, obwol auch hier vereinzelt noch Schönes auftaucht, z. B. das Capitel „Liebe in der Hirtenhütte" und „Wo steckt der Grasel?", worin der absichtslose Selbstmord des rachgierigen Jägers die seltsame Situation des Helden durch einen ausgezeichneten, unerwarteten Knalleffect, nämlich durch das gut motivirte Losgehen der Büchse zur Befriedigung des Lesers abschließt. Der Gerichtsdiener Fabian Brennthaler, der in seinem Amtseifer in Jedem einen verkappten Grasel entdeckt, ist eine gute humoristische Silhouette, auch gehört Mayer, der durch eine in der That ganz außerordentliche List den Räuberhauptmann ins Netz lockt, zu den gelungenern Gestalten. Der Augenblick selbst, wie ihm der überwundene Grasel mit dem Ausdruck der höchsten Verachtung für seine dem Räuber bewiesene Treulosigkeit ins Gesicht speit, könnte nicht charakteristischer wiedergegeben werden. Der ganze Stoff ist sehr dankbar für den Autor; es lohnte sich der Mühe, daß er mit Berücksichtigung der aufgedeckten Mängel zu einer Umarbeitung schritte, wobei er zu gleicher Zeit die zahlreichen Unebenheiten des Stils zu glätten die beste Gelegenheit hätte. Es ist dem Verfasser durchaus nicht Talent abzusprechen; nur die Anerkennung desselben bestimmte uns, sein Werk einer etwas ausführlichern Beurtheilung zu unterziehen. Wir wünschen und hoffen, daß die Lehre gute Früchte trage.

5. Die Industriellen. Roman von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zwei Theile. Zwickau, Gebrüder Thost. 1854. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, den Kampf zwischen den Besitzenden und dem Proletariat, zwischen Capital und Arbeit zu beleuchten. Allen socialen Fragen gegenüber ist das Papier besonders geduldig; es ist auf diesem Gebiete mitunter der größte Unsinn zutage gefördert worden, den Männer vom Fach, Nationalökonomen, Fabrikdirectoren u. s. w., achselzuckend belächeln. Diese Beglückungstheorien scheitern stets am menschlichen Egoismus, der älter ist als alle Culturinstitute, dessen Wurzeln noch kein Religionssystem vom Ganges an bis zum Amazonenstrom zu heben vermochte. Die Leidenschaften sind die Erzfeinde des Socialismus. Daß die praktische Anwendung der Dampfkraft, welche so viele Menschenhände entbehrlich macht, die Schwierigkeit der Lösung

erhöht, daß alle jene von der Hand in den Mund Lebenden dennoch täglich um Brot schreien, das ist schon hundert und hundert mal gesagt worden; der Verfasser erzählt es jedoch im seligen Vollbewußtsein seiner Autorschaft in klafterlangen, endlosen Tiraden, als ob er der Erste wäre, dem der glückliche Gedanke gekommen, über dieses Thema zu schreiben. Was kümmert uns das, ob dort oder da ein Fabrikherr dieses oder jenes menschliche oder unmenschliche Princip verfolgt! Das ändert an der Sache gar nichts. Die Lösung der Frage wird nie von einem Privatmann ausgehen, denn sie ist die Aufgabe des modernen Staats. Jeder Autor, der diesen wichtigen Gegenstand nicht aus dem eben angedeuteten Gesichtspunkte betrachtet und schriftstellerisch behandelt, drischt leeres Stroh. Der Verfasser scheint die Werke Wilhelm von Humboldt's nicht zu kennen, nicht zu wissen, daß er in seiner geistreichen Schrift: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen", „die Energie die erste und einzige Tugend des Menschen" nennt und hiermit „die Trägheit als das eigentlich böse Princip in der menschlichen Natur" bezeichnet. Wäre dem Verfasser diese einzige inhaltschwere Sentenz des berühmten Mannes bekannt gewesen, so, glauben wir, hätte er nicht die Courage gehabt, seine „Industriellen" zu veröffentlichen. Sein Roman ist ein werthloses Machwerk, wie die sociale Literatur Deutschlands leider genug aufzuweisen hat, saft- und kraftlos, schal, nichtssagend. Diese Personen ziehen an uns vorüber wie steifbeinige Marionetten, welche die Finger Tschabuschnigg's in Bewegung setzen; da ist kein Fleisch und kein Blut, nur hohles Puppenwesen. „Oho, schöne Furie!" oder: „Willst du hinaus, alte Metze!" kann man auch einer Marionette zurufen, die der Leser deshalb noch für keine Furie halten wird. Die Introduction ist so über allen Begriff langweilig, daß eine Promenade durch die Lüneburger Haide dagegen für paradiesisches Lustwandeln gelten könnte; die Fortentwickelung und das eingeschachtelte Liebesverhältniß entschädigt dafür nicht im geringsten und der Schluß ist widrig für Männer, ekelhaft für Frauen; beinahe durchweg dominirt die hohle Phrase. Wir empfehlen diesen Roman allen Denen, deren Gesundheitszustand durch schlaflose Nächte getrübt wird, als unfehlbares Heilmittel.

Wir beschließen die Reihe östreichischer Romane, deren Lectüre diesmal wenig Erquickliches bot, mit dem sehr pikant betitelten:

6. Satan in Wien. Ein Roman von Theodor Scheibe. Drei Theile. Pesth, Hartleben. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Titel, der so manches junge Gemüth locken wird, das Buch in die Hand zu nehmen, um es grob enttäuscht beiseite zu legen; denn der alte Fürst der Finsterniß zeigt sich nicht einmal incognito darin. Selbst der Teufel wird heutzutage bequem — er läßt sich durch eine Bande Gauner, Hallunken und Mörder repräsentiren, die ihm just nicht viel Ehre machen. Das dämonische Element hat für den Autor selbst stets eine Falle in Bereitschaft; mangelt ihm die Kraft, die heraufbeschworenen Dämonen im Kreise der Wahrscheinlichkeit zu erhalten, so wachsen ihm die Schwarzfühler über den Kopf und vexiren ihn solange, bis er in der Tinte sitzt. Der einzige Richard III. von Shakspeare genügt, um alle jene bestienartigen Phantasieungeheuer Victor Hugo's und seiner Schule ins Bockshorn zu jagen, weil Richard ein menschlicher Teufel ist ohne Hörner und Klauen. Die erste Hälfte von Scheibe's Roman ist eine Colonie von Unwahrscheinlichkeiten. Der Leser wird wol nicht das Bedürfniß fühlen, sich in dieser Colonie förmlich anzusiedeln, daher wollen wir, nur um unsern Ausspruch zu rechtfertigen, ein paar Streifzüge machen. Die „Sechsschimmelkathi", ein leichtsinniges, ausgelassenes Weibsbild, dem dieser Spitzname beigelegt wurde, „weil sie sich einmal scherzhaft geäußert, daß sie keinen andern Liebhaber annehmen würde als einen solchen, der mit sechs Schimmeln gefahren käme", weist mit schallendem Gelächter alle Vorstellungen, die ihr Fritz macht, um sie dem Wege der Besserung zuzuführen, in der Exposition des Romans in einer Weise ab, daß sie der Leser für eine tiefgesunkene, verworfene Creatur halten muß. Der Verfasser jedoch genirt sich nicht, seine „Sechsschimmelkathi" im dritten Theile als edeln Charakter hinzustellen und sie als intime Freundin eines sehr sittsamen, in jeder Beziehung vortrefflichen Mädchens einzuführen. Daß die Baronesse „Welle" mit einem Henker fortwährend auf vertrautem Fuße lebe, mögen Andere glauben als wir. Hat sie sich auch mit ihm zur Hinwegräumung von Kindern, deren Dasein ihr eine bedeutende Erbschaft entziehen würde, verbrecherischerweise verbündet, so meinen wir doch, sie sollte so viel Klugheit besitzen, mit diesem Ausbund von Gemeinheit keine nähere Bekanntschaft zu schließen. Wären jene Kinder ihre eigenen, so hätte sich vielleicht mit der größten Vorsicht die Sache motiviren lassen; dies jedoch ist nicht der Fall. Eine ganze Kette von Unwahrscheinlichkeiten umgibt den jugendlichen Helden des Romans, „Gustl"; er ist das Haupt einer jener weitverzweigten Gaunerbanden, die man in Wien „Hackerbuben" nennt. Seine Leute geben ihm den Spitznamen „der Werfer". Der Verfasser bemerkt ausdrücklich von ihm, daß er weder lesen noch schreiben könne. Nach allen Hallunkereien, die er bereits verübt, erscheint er in Baron Kader's Salon. Wenn der Verfasser auch so vorsichtig war, Gustl sich linkisch benehmen zu lassen und sich durch eine extemporirte Kaspar-Hauseriade vor der Gesellschaft zu entschuldigen, so verwickelt Scheibe doch höchst unbedachtsam seinen Helden in ein Liebesverhältniß mit der Gräfin Coralie, welche, wie sich später offenbart, in politische Intriguen 1848 stark verwickelt war. Alle sich auf dieses cavaliermäßige Auftreten des Hackerbuben beziehenden Capitel entbehren total der psychologischen Wahrheit; denn ein Mensch, der gar keine Bildung hat, kann unmöglich inmitten der feinen Welt eine so schwierige Rolle durchführen wie die ihm vom Verfasser zugedachte; dazu gehört ein sehr routinirter Schauspieler. Der „Werfer" ist,

mit Ausnahme jener Scenen, wo er im Kreise der Hackerbuben agirt, eine gänzlich verzeichnete Gestalt. Uebrigens ist es albern, daß sich dieser abgefeimte Spitzbube von der Gräfin Corallie eine so plumpe Nase drehen läßt, und wieder von ihrer Seite höchst unwahrscheinlich, daß sie nicht wissen sollte, sich vor einem Blinden, der einen Mordversuch gegen sie beabsichtigt, zu rechter Zeit zu flüchten, oder wenigstens eine Klingelschnur zu ziehen, um den Beistand ihrer Dienerschaft in Anspruch zu nehmen. Nicht minder unwahr ist bei der Schilderung des Kasseneinbruchs die Stelle: „Als sich die Einbrecher wieder im äußern Zimmer befanden, setzten sie sich mit größter Kaltblütigkeit zu dem Tisch und zählten die gestohlenen Banknoten." Diebe sind schlau und machen sich aus dem Staube; der Ort der That ist für sie immer der gefährlichste — dem Verfasser jedoch beliebt es, die Gauner ein drei Seiten langes Gespräch halten zu lassen, bis es endlich einem durch den Sinn fährt, in nachlässiger Prosa auszurufen: „Kommt doch ums Himmelswillen von dem unseligen Orte fort! Der Teufel könnte sein Spiel treiben und wir hier ertappt werden!" Der Verfasser ist nicht einmal im Stande, Nebenfiguren in seinem localen Sittengemälde zu skizziren, daher nimmt es uns nicht Wunder, wenn seine Hauptpersonen Fiasco machen. Das Buch wimmelt von östreichischen Provinzialismen, mitunter der gemeinsten Sorte. Scheibe sollte überhaupt erst Deutsch lernen, ehe er sich wieder mit dem Gedanken trägt, einen Roman zu schreiben. Z. B. sagt er: „mit deinem Herz von Marzipan"; „wegen so einem ordinären Mehlsack." „Ober" ist kein legitimes deutsches Wort; nur Dichter dürfen sich statt „über" „ob" zu sagen erlauben; Scheibe erzählt mit einer Gelassenheit, die Adelung mindestens ein dreitägiges Fieber zugezogen hätte: „Dieser Keller stammt aus alter Zeit; soviel ich hörte, hat sich dereinst ober demselben ein Schloß befunden, das bei der Belagerung der Türken verbrannt wurde." Genug! Das fehlte noch, daß die Kritik das Amt des Schullehrers übernehmen müßte. Die einzige gute Seite, die wir an diesem Werke entdeckten, ist die, daß der Verfasser einen gewissen Sinn für Oertlichkeit hat: — die Phrenologen nennen ihn bekanntlich geradezu den „Ortssinn". Nicht nur bei der Ueberrumpelung der Diebsbande in ihrer Kneipe durch die Polizei und in dem Capitel „Der Werfer in der Klemme", wo die Flucht des Gaunerhäuptlings über Leiter und Dachgiebel u. s. w. gelungen geschildert wird, weiß Scheibe den Leser mit der Localität sehr vertraut zu machen, auch in den Capiteln „Der Verrath" und „Im Keller" tritt diese Begabung des Verfassers vortheilhaft ans Licht. Ueberhaupt scheint er sich die schwächern Romane Adolf Bäuerle's zum Vorbild genommen zu haben, denn auch bei ihm dominirt, wie in allen von uns besprochenen wiener Romanen, Gift und Dolch. Es hat seine bedenkliche Seite, die tieferstehenden Volksclassen mit solcher Lectüre zu füttern; da es jedoch jetzt ein Factum ist, daß jene Schichten der wiener Gesellschaft dieser Geschmacksrichtung huldigen, so bleibt es für ernstere Denker keine uninteressante Aufgabe, den Elementen nachzuspüren, in denen nach und nach das punctum saliens der dämonischen Lebensanschauung sich zum Embryo heranbildete. Die Zeiten scheinen vorüber zu sein, „als man glaubte, der Himmel müss' haben ein Loch bekommen, wodurch die Freuden metzenweis' in die Wienstadt gefallen!" — wie der originelle Abraham a Santa Clara in seinem „Merk's Wien!" sagt; freilich rief er auch seiner Zeit von der Kanzel zu: „Was ist die Welt anderst als ein verguldeter Misthaufen!" — vielleicht ließ er, wenn er jetzt eine Predigt zu halten hätte, das Epitheton weg. Es ist kein Zeichen der Zeit so klein, daß man nicht darüber ein Buch machen könnte; vermuthlich stellen sich deshalb die Leute das Büchermachen so leicht vor und gehen damit — aufs Eis!

Wir benutzen noch die günstige Gelegenheit, die sich wie von selbst darbietet, auf einen gegen uns gerichteten Angriff des wiener Correspondenten in Nr. 48 d. Bl. ein paar Gegenhiebe zu machen. Was wir in unserm frühern Artikel über die theilweise Nichtanerkennung östreichischer Dichtererzeugnisse im deutschen Norden bemerkten, beruht nach ihm auf „einem in der Poetenwelt sehr verbreiteten Vorurtheil"; er scheint nicht zu wissen, daß diese häufig wahrnehmbare Nichtanerkennung zumeist aus der gänzlich verschiedenen Weltanschauung des Protestantismus consequent hervorwächst. Es gibt genug junge östreichische Springinsfeld, die vierzehn Tage oder drei Wochen mit extrafeiner Nase über die Grenze „schmecken" und dann in der Donauresidenz über ganz Norddeutschland aufs absprechendste bramarbasiren. Wer sich über ein ganzes Land ein Urtheil zu fällen erlaubt, der muß jahrelang der Streif- und Querzüge darin viele gemacht haben, wenn er nicht ins Blaue schießen will. Die meisten Bewohner katholischer Bezirke kennen den Protestantismus in seiner vollen weltgeschichtlichen Bedeutung beinahe gar nicht. Ohne hier eine Lanze für denselben einlegen zu wollen, glauben wir, jeder Unparteiische werde ihm nicht das Verdienst bestreiten, daß auf seinem Gebiete in der Masse die Zahl lichter Köpfe bedeutend größer sei als in katholischen Ländern. Dies nicht zuzugeben, ist eine jener östreichischen Grillen oder „Mucken", die aus verblendeter Vaterlandsliebe hervorgehen. Oestreich hat seine Vorzüge, Deutschland wieder andere, wie eben jedes Land die seinen. Wer nicht durch die Brille nationaler Befangenheit sieht, der allein sieht das Wahre. Jeder hat sein Vaterland am liebsten, das ist eine uralte Erfahrung; deshalb darf man jedoch nie so weit gehen, die Lichtseite eines andern Volkszweigs zu verkennen. Wir sind nicht so stolz zu glauben, daß unsere Wenigkeit nicht auch, gleich allen Sterblichen, dem errare humanum est zuweilen den schuldigen Tribut zolle; doch wer uns eines Irrthums überweisen will, der muß mit stichhaltigen Vernunftgründen den Angriff einleiten, muß uns überzeugen, daß unsere zehnjährigen Erlebnisse im Norden uns dennoch getäuscht haben. Wir sprachen uns in der

Einleitung des ersten Artikels unsers Aufsatzes „Wiener Romane" nicht so allgemein, nicht so unbestimmt aus, als es der Anonymus darzuthun versucht, im Gegentheile, wir drückten uns stellenweise sehr speciell aus und zogen jene vier Namen nicht zufällig, sondern absichtlich als der Urne süddeutscher Notabilitäten. Um den dort gefällten Ausspruch zu bekräftigen, ersuchen wir den Unbekannten, nur beispielsweise Solger's Urtheil über Grillparzer in den „Nachgelassenen Schriften" zu lesen; hoffentlich wird er dann einen Vorgeschmack bekommen, wie über östreichische Dichter so häufig in Norddeutschland geurtheilt wird, wenn man dem Dichterkönig der Donauresidenz so arg mitspielt. Wenn uns der Anonymus dagegen die Namen Friedrich Halm, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Beck, Hartmann und Meißner mit der Bemerkung anführt, daß sie „sich an der Spree volle Anerkennung verschafften", so muß hierbei, unserer Ansicht nach, mit Ausnahme Friedrich Halm's, der just auch nicht im Norden sich des größten Rufs erfreut, bei den übrigen genannten Poeten in einer und derselben Person der Lyriker vom politischen Dichter scharf unterschieden werden. Es ist jeder als Sänger der Freiheit und des Fortschritts in Norddeutschland hoch angesehen; sein Ruhm als Lyriker aber ohne diesen politischen Nimbus würde wahrscheinlich an der Spree zu einem Rühmchen zusammenschrumpfen. Hätte selbst der von jedem Oestreicher mit vollem Rechte gefeierte Nikolaus Lenau nicht seine „Polenlieder" und seine „Albigenser" geschrieben, er hätte wahrscheinlich Kritiken à la Solger wie Grillparzer erlebt. Auf die Bemerkung des wiener Correspondenten über Gauermann diene als Antwort, daß Landseer, eine der größten Kunstnotabilitäten Englands, Gauermann's seltenes Talent in ungewöhnlich glänzender Weise anerkannt hat. Was die Note der Redaction in Nr. 43 betrifft, auf die sich der wiener Correspondent beruft, so erlauben wir uns auf die Bemerkung: „eine Gemüthlichkeit, die sich ihrer als Gemüthlichkeit bewußt sei, sei keine rechte Gemüthlichkeit", zu entgegnen, daß sich der Oestreicher dieser Gemüthlichkeit nicht in der Heimat, sondern erst in der Fremde bewußt wird. Man vermißt erst dann etwas Gewohntes und stellt darüber Reflexionen an, wenn man aus dem Kreise der Gewohnheiten herausgerissen wird. Mit unserer Bemerkung in Betreff des „idealen Aequators" haben wir bildlich nichts Anderes andeuten wollen, als daß Jedermann, wenn er nicht wie ein Kaffer durch die Welt reist, beim Ueberschritt der Grenze aus einem katholischen Land in ein protestantisches nicht blos auf dem Gebiete der Religion, sondern auch der Politik, Wissenschaft und Kunst viel Fremdartiges erblickt. Wer nicht blind ist, findet den Schlüssel dazu vornehmlich in der Differenz zwischen der katholischen und protestantischen Weltanschauung. Wir glauben dies deutlich und klar genug ausgedrückt zu haben durch jene Worte in der Einleitung, die sich auf Luther beziehen.

Emanuel Raulf.

Königin Luise von Preußen.

1. Luise, Königin von Preußen. Eine Biographie. Mit Porträt. Kassel, Balde. 1853. Gr. 8. 22½ Ngr.
2. Königin Luise. Ein Preußenbuch. Langensalza, Klinghammer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr 7½ Ngr.

Wenn wir der beiden Schriften, deren Titel wir soeben verzeichnet haben, hier Erwähnung thun, und zwar der ersten biographischen in ausführlicher Weise, so geschieht dies, weil es sich bei der Nennung des Namens der Königin Luise für den echten Preußen nicht blos um das Andenken an eine Frau und Königin handelt, die er in beiden Eigenschaften als Musterbild verehrt, sondern die ihm auch zu einem förmlichen Symbol preußischer Vaterlandsliebe sowol als deutscher Nationalgesinnung geworden ist. Wir lassen zuvörderst einen Berichterstatter über das erstgenannte Buch das Wort ergreifen.

Es bedarf eigentlich keines neuen Buchs, um die Erinnerung an die Königin Luise in Preußen von neuem zu erwecken. Das Volk, dem diese seltene Fürstin ihre Liebe zuwendete, ist von ungemein treuem Gedächtniß, ja es wäre wol der Mühe einer nähern Untersuchung werth, die Ursachen zu erforschen, warum gerade in Preußen das Andenken treuer Fürsten länger als irgendwo sonst im Volke fortlebt, in dem Volke, dem man oft den Vorwurf der Gemüthlosigkeit machen hört und bei dem man eine überwiegende Herrschaft des kalten Verstandes anzunehmen geneigt ist. Während in dem heißblütigen Spanien, in Frankreich, zum Theil selbst Süddeutschland, ja in England selbst eine oder zwei Generationen hinreichen, das Gedächtniß der besten Herrscher in volle Vergessenheit zu versenken, gedenkt der Bewohner der Mark, der Preuße, der Pommer noch immer seines Großen Kurfürsten in lebhafter, bildlicher Vorstellung, hängt sein Porträt an einem Ehrenplatz im Hause auf und spricht von seinem Regimente. Die Frauen vollends, die Königinnen, behaupten, wenn wir die jungfräuliche Elisabeth von England etwa ausnehmen, im Gedächtniß der Völker nur selten eine Stelle, indeß man in Preußen der klugen Kurfürstin Sophie Charlotte und Dorothea, der Gemahlin des großen Königs und der „engelgleichen" Königin Luise noch lebendig gedenkt. Wir haben das Wort ausgesprochen! Engelgleich ist in der That der richtige Ausdruck zur Bezeichnung des Lebens der Königin Luise, engelgleich in den Tagen des Glücks durch den reichen Schatz ihres Gemüths an Liebe und Mitgefühl, und engelgleich in den Tagen schwerster Prüfung durch frommes Dulden, Gottergebenheit und mildes Verzeihen fremder Schuld. Ein so zarter Sinn wie der ihrige, wie unendlich viel muß er in den Leidensjahren 1806 und 1807 zu tragen gehabt haben? Wie muß ihr Gottvertrauen versucht worden sein! Wer kann dessen ohne Wehmuth und Mitgefühl gedenken! Dies ist es, die Mitleidenheit der Fürstin und des Volks, was ihr Andenken bei dem letztern so lange in frischer Lebendigkeit erhält.

Doch kehren wir zu unserm Buche zurück. Der Verfasser ist ein warmer Patriot, der von sich selbst sagt, daß ihm die Erkenntniß des deutschen Werths im Auslande gekommen sei, wie Heine denn versicherte, daß der deutsche Patriotismus stets an der Landesgrenze anfange. Genug, die Gabe des Verfassers ist dankenswerth, obgleich sie weder schwer noch sehr neu ist. Besondere Quellen für die Lebensdarstellung der Königin Luise scheinen ihm nicht eröffnet worden zu sein, und wer Eylert's „Leben Friedrich Wilhelm's III." kennt, findet nicht eben viel Neues und Unbekanntes in der vorliegenden Biographie. Ein schönes Bildniß der Fürstin, die zu ihrer Zeit für eine der Schönsten ihres Geschlechts galt, schmückt den Band. Sodann sind für die Jugendjahre und die Erziehungsgeschichte der Königin allerdings einige neue, doch nicht eben erhebliche

Thatsachen beigebracht. Luise verdankte hiernach der trefflichen Erziehung ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, einer für ihre Zeit hochgebildeten Frau, unendlich viel, vor allem ihre volle Weiblichkeit und ihr Genüge in kleinen, beschränkten Verhältnissen. Mit dieser würdigen Stellvertreterin ihrer Mutter, die sie schon in ihrem sechsten Jahre verlor, brachte sie einen Theil ihrer Kindheit in Darmstadt und Strasburg zu, wuchs zu so glänzender Erscheinung auf, daß sie mit ihren beiden nicht minder reizenden Schwestern die Grazientrias bildete, welcher Jean Paul den „Titan" widmete, lernte in Frankfurt 1793 ihren nachherigen Gemahl, den Kronprinzen von Preußen, kennen und vermählte sich demselben am 24. October 1793 in Berlin, wohin der König und die Prinzen aus dem Feldzuge von 1793 zurückgekehrt waren. Goethe gedenkt der beiden fürstlichen Bräute, denn auch die Schwester Luisens war dem Prinzen Louis von Preußen verlobt, im Lager von Bodenheim, im Tagebuch der Belagerung von Mainz und sagt, daß der Eindruck dieser „himmlischen Erscheinungen" ihm nie verlöschen werde. Wir übergehen die drei Jahre hohen Glücks in der Zurückgezogenheit des jungen Paares zu Oranienburg; die Züge unendlicher Güte und Milde, durch welche Luise schnell alle Herzen gewann; die Scherze, die Neckereien und den kleinen Krieg mit ihrer Oberhofmeisterin von Voß, deren strenge Etikettenbefehle täglich in lieblichster Weise durchbrochen wurden; die Feste der Thronbesteigung, die soviel stilles Glück unterbrachen; die Züge voll Milde und Wohlwollen auf den Huldigungsreisen nach Königsberg, Warschau und Breslau; die vermittelnde Güte Luisens gegen die Träger des gestürzten Systems; ihre Freude über den Gatten, den Erwählten ihres Herzens, der sich als ein so treuer und begabter Fürst ankündigte; den heitern Aufenthalt in Schlesien, die hohe Mutterfreude an ihren Kindern — um zu den Jahren der Prüfung zu eilen, wo sich die hohe Seele der Königin voll und ganz entfalten sollte.

Der Verfasser gibt zunächst ein anziehendes Gemälde der wahrhaft fatalistischen Verwickelungen, welche Preußen 1806, allein und ohne Allirten, mit dem übermüthigen Sieger von Austerlitz in Kampf auf Tod und Leben verwickelten, malt uns den Unglückstag von Auerstädt und Jena und dessen beispiellose Folgen, den Verrath, den Fall der Festungen, die Flucht des Königs nach Preußen. Wir setzen alle diese Dinge, obwol sie uns in jeder neuen Darstellung immer wieder mit tragischem Schrecken erfüllen, als bekannt voraus und halten uns nur an die persönlichen Erlebnisse der Frau, die ein Tag um alle ihre Hoffnungen brachte und die uns hier, einer zweiten Niobe gleich, mit Bewunderung erfüllt. Bekanntlich war die Königin ihrem Gemahl in das Feldlager gefolgt; hier schon ergriff eine bange Vorahnung ihre Seele, sie sah das Unglück kommen! Man zwang sie, sich von ihrem Gemahl zu trennen, und sie sah ihn erst in Küstrin wieder, nachdem der Schlag geschehen war. Ihr Herz litt unsäglich unter den Trauerbotschaften, die sich hier und in Graudenz Stunde für Stunde folgten; der Fall von Magdeburg, wo sich 22,000 Mann mit 20 Generalen an Murat's Husaren ergaben, sodaß Napoleon ihm schreiben konnte: „Da Ihre Plänkerer Festungen erobern, so habe ich nichts zu thun, als mein Geniecorps abzuschaffen und meine Geschütze einzuschmelzen"; die Uebergabe von Stettin und Küstrin an die Vorposten Davoust's würden ihre starke Seele erdrückt haben, hätte diese nicht in frommer Ergebung und in einzelnen Zügen treuer Volksliebe Kraft gefunden, dem unerhörten Schlage zu widerstehen. In Graudenz trat ein solcher erhebender Strahl in ihre Seele. Zwei Bauersleute, Mann und Frau, wurden auf ihr Verlangen dem Königspaar gemeldet. Der Mann brachte ein Geschenk von 5000 Stück Friedrichsdor, die Frau einen Korb mit frischer Butter. Der Mann, Abraham Nickel, sagte zum König: „Deine getreuen mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz gehört, wie groß die Noth ist, die Gott über dein Haus verhängt hat. Darum sind unsere Gemeinden zusammengetreten und haben willig diese Kleinigkeit zusammengebracht. Nimm diese Gabe wohlwollend auf, indeß wir für dich beten." Die Frau aber sprach zur Königin: „Man sagt uns, daß unsere gnädige Frau Königin und ihre jungen Prinzen gute frische Butter sehr lieben, und da bringe ich denn solche aus meiner eigenen Wirthschaft." Mit thränendem Auge nahm die Königin ihr Umschlagetuch ab und gab es der Bäuerin, indeß der König über den Empfang des Geldes quittirte.

Es ist bekannt, daß Napoleon in dem Wahn stand, die Königin von Preußen hasse ihn und stehe an der Spitze der Partei, die den Krieg gegen ihn sich zum Ziel gesetzt habe, und es ist nicht minder bekannt, zu welchen gehässigen Verleumdungen dieser Wahn ihn herabsteigen ließ. In Graudenz wurde Luise von diesen unwürdigen Angriffen auf ihre Ehre unterrichtet; sie ertrug auch dies, aber hier war es, wo sie Goethe's tief empfundene Worte in ihr Tagebuch schrieb:

> Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Mit diesem Hasse der Königin gegen den Zertrümmerer ihres Lebensglücks hing es indeß so zusammen, daß sie sich allerdings des Widerspruchs zwischen ihm und sich selbst bewußt war, daß jedoch in einer Seele, wie die Luisens war, der Haß keinen Raum findet. Sie selbst schrieb darüber ungefähr Folgendes: „Ich bewundere das Genie dieses Mannes, allein lieben kann ich ihn nicht; Alles, was er unternimmt, scheint mir gar zu sehr nur um seiner selbst willen zu geschehen" u. s. w. Und nach diesem Allem vergegenwärtige sich der Leser die Situation der Königin, als sie nun, von den Anfoderungen ihrer Umgebung überwältigt, sich nach hartem Kampfe entschloß, diesen Mann zu sehen, der ihr in Allem, was ein Weib erdulden kann, so unsäglich wehegethan hatte. „Welche Ueberwindung es mich kostet", schrieb sie in ihr Tagebuch, „das weiß mein Gott", und fürwahr, es liegt etwas von antik-tragischem Schmerz in dieser Ueberwindung. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser psychologisch und historisch anziehenden Zusammenkunft der reinsten, königlichsten Frau mit dem Ueberwinder der Welt, der, falsch und eigensüchtig, wie er war, in sittlicher Beziehung offenbar tief unter diesem seinem Opfer stand und, wie man aus seinem Verhalten annehmen muß, offenbar ein inneres Bewußtsein dieser tiefen Stellung hatte. Die Königin kam am 4. Juli Abends in Pietupöhnen, einem Dorfe jenseit Tilsit, an, wo der König wohnte. Sobald die Königin in Tilsit eintraf, empfing sie den Besuch Napoleon's. Trotz der tiefen Wunde, welche er dem Herzen der Königin geschlagen, wußte sie auch hier die Würde der Fürstin wie die der Frau zu wahren. Thiers schreibt davon: „Die Stärke des Geistes dieser Frau machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, sodaß Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde, obwol er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte." Als Napoleon die taktlose Frage that — wir wissen, daß er gegen Frauen fast immer taktlos sprach —: „Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir nur anfangen?" wies Luise diese Frage mit den schönen Worten zurück: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." Hatte Napoleon beim Beginn der Unterredung zu dem Könige gesagt: „Ich bewundere die Größe und Stärke ihrer Seele, Sire, bei so vielem und großem Unglück", so konnte er jetzt in Bezug auf die Königin eingestehen: „Ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde, aber ich habe zugleich die interessanteste Frau gefunden." Bei Tische wollte Napoleon den König über die Aufopferung alter, ihm lange angehöriger Provinzen trösten. Friedrich Wilhelm entgegnete ihm: Ihm sei das leicht zu sagen, denn er wisse nicht, was es heiße, angestammte Länder ver-

lieren, in denen die theuersten Jugenderinnerungen wurzelten, die man wie seine Wiege nie vergessen könne. „Was Wiege", rief Napoleon spöttisch. „Wenn das Kind ein Mann ist, hat es keine Zeit, an seine Wiege zu denken." Der König antwortete ernst und offen: „Doch, Sire, doch; ein Mann von Herz erinnert sich seiner Wiege dankbar." — „Der Kaiser Alexander hat ein Mittel, Sie zu entschädigen", sagte Napoleon; „er kann Ihnen ja seine Verwandten von Mecklenburg und Oldenburg opfern, Ihnen den König von Schweden überlassen, der von Pommern einen so schlechten Gebrauch macht — ich werde nichts dagegen haben." Allein Friedrich Wilhelm trug kein Gelüste nach fremdem Gut; er wies alle solche Anfoderungen zurück. Bei der ganzen Zusammenkunft in Tilsit ist es sichtbar, daß die ruhige Würde des Unglücks, wie sie der König festhielt, dem übermüthigen Sieger peinlich war, ihm imponirte, ihn ärgerte und zu um so härtern Bedingungen des Friedens aufreizte. Auch Thiers räumt dies ein, und gewiß ist, daß, während deutsche Regenten dem Sieger die Hand geküßt und ein deutscher Herzog sogar auf die Frage Napoleon's, wie groß sein Herzogthum sei, die jammervolle Antwort gegeben hatte: „So groß als Ew. Kaiserliche Majestät befehlen", Friedrich Wilhelm seine Fürstenwürde auch im tiefsten Machtverfall behauptete und keine Erniedrigung an sich herantreten ließ, sodaß Napoleon mit scheuem Auge zu dem unglücklichen, aber im Unglück erhabenen Fürsten und mit innerm Aerger zugleich emporsah.

Am 8. Juli, drei Tage nach der ersten Zusammenkunft, verließ die Königin Tilsit und es wurde beschlossen, nachdem die Königin noch die Einladung zur Abendtafel bei Napoleon mit höchstem Widerstreben angenommen und Duroc in Napoleon's Namen bei ihr Abschied genommen, daß sich die beiden Gegner nicht wiedersehen sollten. Bald zeigte sich nun auch, daß Alles, was Napoleon der Königin gesagt, nur höfliche Phrasen waren, die ihn zu nichts verpflichteten. Das Opfer war umsonst gebracht, und mehr als die Hälfte des Reichs ging im Frieden von Tilsit (9. Juli) verloren. Nicht für immer! Aber freilich, den Tag der Erstattung sollte die edle Dulderin nicht erleben!

Aus der nächstfolgenden Zeit erhalten wir eine Reihe anziehender Briefe der Königin an ihren Vater, die ihre tiefe Trauer über das Unglück des Landes, aber auch ihre feste Hoffnung besserer Tage und vor allem die Größe ihres Herzens und die Klarheit ihres Geistes bekunden. Ein mal nur schreibt sie: „Ach, mein Gott, warum hast du uns verlassen!" Dann aber meldet sie sogleich: „Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder das Licht auf." Und sie fand die gehoffte Stütze in ihm. „Ich beschwöre Sie", schrieb sie ihm, „haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort. Beyme kommt fort, wenn auch erst in Berlin. So lange geben Sie nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie, um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen — Geduld!" Später bricht ihre Hoffnung den vernichtenden Foderungen des Gegners gegenüber abermals zusammen. „Meine Zukunft", schreibt sie, „ist die allertrübste. Wenn wir nur Berlin behalten — Ach Gott, wohin ist es mit uns gekommen? Verlassen aus Schwachheit, verfolgt durch Uebermuth, geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen!" Das königliche Paar veräußerte seine Kostbarkeiten. In Königsberg waltete ein streng bürgerlicher Haushalt; das Ersparte wurde zu Wohlthaten verwendet — was Wunder, daß Luisens Andenken im Volke fortlebt! In Königsberg las und schrieb sie viel; ihr Umgang setzte sich meist aus Denkern und Gelehrten zusammen. Borowsky, Süvern, Scheffner leiteten ihre ernsten Geschichtsstudien und vor Allen stand der Letzte, ein rauher, aber scharfsinniger und gerader Denker, ihr nahe. Ihre Freude war die treue Liebe des Königs, von dem sie schreibt: „Der König ist herzlicher und besser als je für mich: ein großes Glück, eine große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe." Ueber die Charaktere ihrer Kinder, die Erziehungsprincipien, die sie anwendet, und die Hoffnungen für die Zukunft, die sie auf Beides baut, ergeht sie sich in einem langen Schreiben an ihren Vater, und dieser Brief ist köstlich durch die Tiefe, die Wahrheit, die Reinheit des Gemüths, in dem er entstand, wie durch die Schärfe der Einsicht, die in den jungen Seelen ihrer Kinder ihre ganze Zukunft wie in einem Spiegel voraus erkannte. Der Ernst ihrer Studien hatte sie sehr wesentlich gefördert; ihre Frömmigkeit war dieselbe geblieben, der Grundlage nach, nur entwickelter, freimüthiger war sie geworden. Sie selbst schrieb davon: „Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel. Wie deutlich sind mir nun meine Gefühle, meine Begriffe geworden. Es ist Gottes Segen!"

In diesem Bewußtsein, daß auch das Unglück ein Segen Gottes sei, riß sich Luise von dem ihr liebgewordenen Aufenthalt in der Hippel'schen kleinen Villa bei Königsberg und aus dem ihr theuern Umgang, dem alle königliche Etikette fremd war, los. An einem schönen Wintertage kehrte sie nach Berlin zurück, von endlosem Volksjubel begrüßt. „Es ist ordentlich ein Heimweh, was mich hierher trieb", schrieb sie. Aber die Trennung sollte bald eine noch längere werden. Die lange Pein der vergangenen Epoche hatte ihre Gesundheit geknickt: sie kränkelte viel. Die Pflege ihrer kranken Tochter Luise warf sie auf ein Krankenlager; Brustkrampf stellte sich ein. In Potsdam und Paretz genas sie zwar scheinbar; allein die Reise nach Strelitz (im Januar 1810) und eine bald darauf folgende Erkältung warfen sie nieder. Im väterlichen Hause erklärte sie sich noch ein mal für ganz glücklich und schrieb am 28. Juni ihre letzten Worte: „Mon cher père! Je suis bien heureuse comme votre fille et l'épouse du meilleur des époux!" Dann nahm ihre Krankheit einen bedenklichern Lauf. Die Leibärzte, der König, die Prinzen kamen an; die Leidende hatte noch die Freude, sie zu sehen, ihre Liebe zu empfinden — dann entschlief sie am 19. Juli, mit den Worten: „Jesus, mach' es kurz!"

Schon die Griechen wußten, daß die Größe des Mannes in Thaten, die Größe des Weibes im Dulden sich offenbart; in der Geschichte seltener Frauen nimmt daher Luise von Preußen einen der ersten Plätze ein. Spricht dies Buch nun auch mehr zu dem Mitgefühl der Frauen und setzt es in seinen Lesern auch die Sympathie für die Gefühle des preußischen Volks in den Leidensjahren 1806—10 voraus, so ist es uns doch, sowol als historischer Beitrag für diese Epoche der Prüfung und Umwandelung eines Volks, wie als biographisches Denkmal für eine der edelsten Frauen unserer Zeit, der Empfehlung und ausführlichern Besprechung würdig erschienen.

2.

Wir haben dem ältern Buche und der Prosa den Vortritt gelassen, wir lassen die Muse jüngern Datums folgen. Der Verfasser des Buchs „Königin Luise" hat sich nicht genannt; jedenfalls ist er ein Preuße von sehr reinem Wasser; ob er in manchen Kreisen als Preuße von allerreinstem Wasser angesehen werden dürfte, möchten wir nicht bejahen, da er wenigstens nicht auf die Rehabilitation vergangener Zustände dringt und die Ursache zu dem Falle Preußens im Jahre 1806 in den damaligen verrotteten Staats- und Militäreinrichtungen erblickt. Dies geht wenigstens aus dem Gedichte „Preußens Sündenfall" hervor, in welchem der Verfasser einen „Mann im heiligen Gewande", unter dem man sich wol den ehrwürdigen Borowsky denken darf, so zum König sprechen läßt:

Mein König, gib dem Herrn die Ehre!
Du sahst das Bild von deinem Heere.
Sein Haupt von reiner Goldesader
Das bist du selbst, mein Landesvater.
Und Arm und Brust im Silberstrahle
Sind deine stolzen Generale.

Die Lenden und das Leib von Erz;
Das sind die Junker ohne Herz.
Zuletzt des Heeres Bein und Fuß,
Von Thon zumal und Eisenguß,
Ist dein gedung'ner Kriegerstand
Aus eig'nem und aus fremdem Land.

Mein König, all dein Heergetümmel
Das hatte keinen Gott im Himmel,
D'rum war's wie Wüstensand zerstoben,
Als sich ein Sturm darob erhoben;
D'rum ist der Feind in deinen Landen
Und wurdest du so tief zuschanden.

Sonst aber weht die glühendste Begeisterung für Preußen und sein Königshaus, namentlich aber für die Königin Luise, und ein ebenso glühender Haß gegen Napoleon und die Werkzeuge seines Uebermuths durch seine Verse; dabei steht er auf dem Boden der Religion und predigt das Kreuz gegen die glaubenslosen Poeten der Gegenwart:

Die Harfen sind verstummt in diesen Tagen.
Die Dichter steh'n am Saitenspiel der Heiden
Vor Babels Thron bei Balsazargelagen.
Da nehme ich die Harfe aus den Weiden
Und will die Saiten Zions wieder schlagen.
Mich ruft zum Liede meines Volkes Leiden
Und uns'rer babeltrunk'nen Dichtermenge
Sing' ich ein Bußlied in die Baalsgesänge.

Der Dichter feiert das Leben Luisens in seinen einzelnen Phasen und Momenten und hat seine meist balladenähnlichen Gedichte unter folgende, sich durch ihren Titel selbst erklärende Abtheilungen gebracht: „Myrtenkranz", „Rosenkranz", „Dornenkranz", „Palmenkranz". Durch gemüthvoll genreartige Darstellung weiß er uns oft in recht glücklicher Weise das häusliche Leben des Königspaars menschlich näherzurücken, wie in den Gedichten „Vaterfreude", „Die Kinderstube" u. s. w., hier und da, wie in dem Gedichte „Der Leichenkaiser", erhebt er sich stellenweise zu energischer Malerei, während er in manchen episodischen Gedichten, wie in dem über Neumann, den Commandanten von Kosel, mit dem wiederkehrenden Refrain „Der alte Preuße Neumann" recht gut den eigentlichen Volkston trifft. Diese nicht durchweg mit genügender Sorgfalt durchgearbeiteten Gedichte bieten freilich, namentlich wo sie einen zu salbungsvollen und überschwänglichen Ton anstimmen, auch manche schwache Seiten, die sich leicht angreifen ließen; wir verzichten jedoch darauf, da uns des Verfassers Begeisterung ungekünstelt zu sein scheint und es gegenwärtig nicht eben Viele gibt, die einer ungetrübten Begeisterung fähig wären, freilich vielleicht noch weniger Persönlichkeiten und Zustände, für die man sich aufrichtig und *sans phrase* zu begeistern vermöchte. *)

H. M.

*) In einer andern Offenbarung des preußisch-lyrischen Patriotismus: „Preußens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor Köppen" (Berlin 1855), wird begreiflicherweise ebenfalls der Königin Luise als hehren Vorbilds der deutschen Frauen gedacht, nebenbei auch des Friedenscongresses, von dem es in dieser übrigens nicht ohne Frische geschriebenen Dichtung heißt:

Dort auch am grünen Tische hinter Tintefässern sitzt
Das Corps der Federhelden, erhitzt sich, schwitzt und spitzt
Die stumpf geschrieb'nen Federn, womit man just nicht eilt;
Der Erisapfel Deutschland wird wieder einmal getheilt u. s. w.

Gedanken die sich eine walachische Prinzessin über Europa macht.

Die Erinnerung unsers berliner Correspondenten an den verstorbenen F. Paalzow in Nr. 47 d. Bl. bringt uns eine Schrift ins Gedächtniß, die ein Document seines Geistes enthält; es sind die

Denkerbriefe vom walachischen Donauufer von Prinzessin Aurelie Ghika. In deutscher Sprache herausgegeben, nebst einem ungesiegelten Briefe an die Verfasserin von Friedrich Paalzow. Berlin, Besser. 1854. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Verfasserin dieser Briefe, deren französischer Titel „Lettres d'un penseur des bords du Danube" lautet, ist bekanntlich die Gemahlin des Prinzen (Beizade) Gregor Ghika, Neffen jenes Alexander Ghika, welcher bis 1842 die Walachei als Hospodar regierte. Sie ist eine geborene Französin, Tochter des Obersten de Soubiran aus Lectoure in der Gascogne. Ihre Briefe sind deshalb von einiger Bedeutung, weil sie uns zeigen, wie diese halb orientalisirte Französin über die Lage Europas denkt, und hieraus geschlossen werden darf, daß auch die halb französirten orientalischen Großen, mit denen sie verkehrt, ohne Zweifel gerade ebenso denken. Hiernach ist das ganze Europa in seinem gegenwärtigen Zustande etwa weiter nichts als ein verfaulender Leichnam in einem verfaulten Sarge. Das Ende der jetzt beginnenden gesellschaftlichen Erneuerung, meint sie, würden wir nicht erblicken, und sie fährt fort: „Wir werden sie in ihrem Zerstörungswerk Trümmer auf Trümmer häufen und auf das Chaos losgehen sehen, aus dem vielleicht der Lichtstrahl einer neuen Welt hervorbrechen wird, um dann im Glanze der Unschuld den Rasen unserer Gräber zu umspielen.... Familie, Religion und Kunst werden fallen wie die Tempelsäulen der Gesellschaft, aber sie werden diese selbst in ihrem Sturze begraben und man wird auf diesen Ruinen umherschweifen sehen jene verirrten Banden von Menschen, die weder Bande noch Pflichten kennen" u. s. w. Den Socialismus, den die Verfasserin noch mehr verabscheut als fürchtet, legt sie, wunderlich genug, bald deutschen Träumereien, bald der französischen Bourgeoisie zur Last; sie nennt diese Bourgeoisie „schmuzig, geizig unter der Maske schlauer Barmherzigkeit, aufgeblasen", nennt sie als Bindemittel eine Schutzwehr der Staaten, dagegen deren Untergang, wenn sie zur Regierung komme, sie stehe vom Volke noch weiter ab als der Adel u. s. w. Unsere jungen Leute haben nach ihrer Ansicht mit 18 Jahren alle Symptome des Greisenalters; „sie leugnen Alles, was sie nicht mit der Hand begreifen, und sie brandmarken mit der Verachtung der Unwissenheit Alles, was nicht die Form, ja ich möchte sagen die Grazie ihres Lasters hat." „Von unsern Werken", meint sie, „wird wenig übrigbleiben; Vieles ist schon veraltet, das Uebrige werden die Veränderungen unsers gesellschaftlichen Zustandes hinwegspülen." Sie erblickt nämlich in der modernen Literatur nichts als eine ungeheuere Oede und Leere. Eine wahrhafte Vaterlandsliebe gibt es nicht mehr, „nur unbärtige Rhetoren besingen sie noch, eine andere Liebe ist an ihre Stelle getreten, eine höchst persönliche und die ihre Wurzeln in dem frischen Fleisch der Gegenwart hat, die Selbstliebe". Das sind freilich trübe Ansichten und Aussichten! Aber es lebt und quillt doch von Geist, Frische, Kraft und Muth in ihren Briefen; wie wird nun die Dame über den zwar gut gemeinten, aber mit blasirter Weisheit erfüllten, gezierten und gekünstelten „unversiegelten Brief" des Uebersetzers gelächelt haben, falls ihr Jemand dieses verzuckerte und dabei anspruchsvolle berliner Biscuitdeutsch verständlich gemacht haben sollte, wie wird sie gelächelt haben über die Stelle: „Wir Preußen haben einen entschiedenen Charaktertypus; wir sind bündige, rasche, offene, frische Menschen, ohne recht geschmeidige Liebenswürdigkeit, zu steifnackig, um kriechend unterthänig zu sein, gesund genug, um froh die Lebensfreuden zu genießen, zu ernst, um reine Vergnüglinge zu werden, so etwas geradezu und ge-

radebrechen und darum keine Feindschaft nichts. Wir scheuen nicht das Studium und entbehren nicht der Ira. Wir haben so eine Ajarnatur, wie Horaz sie beschreibt" u. s. w. Wie wird sie gelächelt haben über diese Bravade, die sie nicht einmal provocirt hat, denn sie läßt gerade Preußen, „das republikanisch sei trotz seines Königthums", Preußen, in welchem Friedrich's des Großen „fruchtbare Männlichkeit einen Keim lebensvoller Kräfte hinterlassen habe, welcher der gegenwärtigen Generation keine Ruhe gönne", in ihren Briefen Gerechtigkeit vollauf widerfahren. **H. M.**

Curiositäten von London.

Curiosities of London. By *J. Timbs*. London 1855.

In dem Titel dieses Buchs liegt eigentlich ein Pleonasmus. London ist selbst „Curiosität" unter den Hauptstädten der Welt. Es ist, wie England selbst, das uns von der deutschen Kathederweisheit so oft als Norm und nachahmungswerthes Muster hingestellt worden ist, Ausnahme, nicht Regel. Die größte Stadt der Welt, entbehrt es doch der gewöhnlichsten Vorzüge anderer großer Städte. Es ist nur quantitativ, nicht intensiv groß. Emma Niendorf in ihren geistreichen Reiseskizzen „Aus London" (Berlin 1855) hat Recht: es liegt etwas Stupendes, „Verdummendes" in diesem Anwachsen von London. Trotz aller seiner Größe ist es doch keine „große Stadt" im continentalen Sinne.

Um dies zu sein, dazu fehlt ihm vor allem der Mittelpunkt. Wie es in Städten aussieht, deren Verwaltung eine Municipalfreiheit leitet, welche sich überlebt hat, davon legt die immer unerträglicher und gefährlicher werdende Beschaffenheit der Themse und das Aussehen der Straßen der londoner Altstadt („City") genügendes Zeugniß ab.

Wenn wir deshalb einen so sorgfältigen und mit dem Material einer so reichen Erfahrung zusammengestellten Guide wie die vorliegenden „Curiosities of London" von J. Timbs (dem Subeditor der „Illustrated London News") zur Hand nehmen, so darf es uns zunächst nicht Wunder nehmen, wenn wir in diesen londoner „Wundern" nicht die geringste Spur von Gruppirung finden, wenn die Ordnung nur eine alphabetische ist und nach der Willkür des Buchstabenregiments (wie charakteristisch ist dies nicht für englische Zustände überhaupt!) die „alms houses" (Spitäler für alte, invalide Personen) fast in erster Reihe aufmarschiren. Aber wenn anders die toryistisch-protectionistische Presse nicht übertreibt, so bestimmt sich jedes Anwachsen Londons, wie das aller europäischen Hauptstädte, nach der zunehmenden Verarmung und Demoralisation des Landes, und da London von dergleichen Instituten, als da sind: Spitäler von allen Arten, Besserungs-, Zucht-, Findel- und Rettungshäuser, wie von einem Kranze von Forts umzogen ist, so hat die alphabetische Ordnung unstreitig hier den wahren Sinn der Stadt getroffen.

Timbs hat kein Buch für die Unterhaltung, sondern ein brauchbares Buch für Notizen und zum Nachschlagen, so zu sagen ein Dictionnaire von London geschrieben. Vor Knight's großer „Encyklopädie" hat es den Vorzug größerer Bequemlichkeit und Uebersichtlichkeit, theilweise auch sorgfältigerer Studien und einer interessantern Auswahl voraus. Da ist kein Platz, keine alte Kirche von Bedeutung, kein Club- oder Kaffeehaus von einigermaßen bekanntem Namen, dessen Geschichte nicht erzählt wäre. Das Dichterwort

> Steine, redet ein Wort, o sprecht, ihr hohen Paläste!

ist hier zur Wahrheit geworden. Unter Anderm weiß uns der Verfasser die Geschichte von etwa 36 londoner Clubs zu erzählen. Der Verfasser sagt in den einleitenden Bemerkungen zu diesem Capitel: „Man hat bemerkt, daß der «Club» eine ebenso große Revolution in der Constitution unserer Gesellschaft bewirkt, wie er bereits eine in der architektonischen Erscheinung unserer Straßen hervorgebracht. Im Jahre 1800 existirten nur folgende: White's, dessen Entstehung in Hogarth's Zeit zurückdatirt; Brooks', Boodle's, der Cocoa-Tree, Graham's Club u. a.; zur Zeit zählt London über 30 Clubs, deren jeder ein stattliches, wohleingerichtetes Haus besitzt. Durch diese Clubs hat sich die Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Lebens in wunderbarer Weise vermehrt, während die Ausgaben sich beträchtlich vermindert haben, und Mitglieder dieser Gesellschaften können für ein paar Pfund Sterling des Jahres Annehmlichkeiten genießen, welche sonst kaum für das größte Vermögen erreichbar sind.*) Die Zahl der Mitglieder in diesen Clubs beschränkt sich auf 500—1500; das Eintrittsgeld besteht in der Summe von 9 Pf. St. 9 Sh. bis 32 Pf. St. 11 Sh., jährliche Beiträge von 5 Pf. St. 5 Sh. bis 12 Pf. St. 12 Sh." **R.**

Zur Kritik der Kritik.

Wir stießen — es ist freilich schon über ein halbes Jahr her — in Prutz' „Deutschem Museum" auf folgende sehr richtige Bemerkung: „Die deutsche Journalistik ist desorganisirt; unsere Journale — wir reden von Journalen, nicht von politischen Zeitungen, die schon durch den Widerspruch der politischen Principien theilweise genöthigt sind, voneinander Notiz zu nehmen — ignoriren einander; jedes geberdet sich, als wär es allein auf der Welt, und vermeidet ängstlich, seiner Collegen zu erwähnen; Austausch der Ansichten, gegenseitiges Beobachten und Anregen, Rede und Gegenrede sind antiquirte Dinge, über die sich unsere Journalistik weit erhaben fühlt. Ist das blos eine Folge des verminderten literarischen Interesses überhaupt? Liegt es daran, daß der andrängenden Praxis gegenüber die theoretischen Gegensätze ihre Bedeutung überhaupt verloren haben? Sind diese Blätter so schrecklich ehrbar, nehmen sie es so schwer mit ihrer Aufgabe, daß sie für Das, was neben ihnen geschieht, gar kein Auge mehr haben? Oder ist es vielleicht der leidige Fluch der Concurrenz, ignorirt man die Mitstrebenden absichtlich, um die Handvoll Leser ja nicht daran zu erinnern, daß hinter dem Berge auch noch Leute wohnen und daß man nicht das einzige Blatt ist, welches allwöchentlich seine Orakel verkündigt?" Dies stimmt ganz zu unsern eigenen Ansichten, wenn wir in dem Aufsatze „Die Kritik und die producirenden Talente" (Nr. 1 d. Bl.) gelegentlich bemerkten: „Freilich würden die Leiter der Kritik in Deutschland eine ganz andere Stellung einnehmen, wenn sie mehr zueinander hielten, wenn sie weniger einander ignorirten und mehr einer auf den andern Bezug nähmen, wenn sie sich als Außenwerke an einer gemeinsam zu vertheidigenden Festung betrachteten, die so construirt sind, daß jedes das andere mit vertheidigt. Aber mit dem den Deutschen eigenen individuellen Hochmuth und der Sucht, allein Recht zu haben, sucht man seinen Stolz in einer isolirten Stellung, inmitten seines kleinen Publicums" u. s. w. Freilich könnte man sagen, dieser Zustand beweise wenigstens, daß die Cliquen- und Coteriewirthschaft aufgehört habe, und sei dem frühern, wo diese oder jene Journale wie ein Rattenkönig mit vielen Schwänzen und nur Einem Kopf zusammenhingen, bei weitem vorzuziehen. Indeß ist diese Bekehrung nur scheinbar. Das Cliquentreiben, das Propagandemachen für diesen oder jenen Autor hat sich namentlich in die Feuilletons und Correspondenzen gewisser politischer Zeitungen zurückgezogen. Es gibt Zeitungen, in welchen man immer und zwar bei jedem kleinsten Anlaß gewisse Namen gefeiert, alle übrigen systematisch ignorirt sieht, und mancher Autor, der vielleicht früher in einer Zeitung beachtet wurde, mag sich mit Recht verwundern, wenn plötzlich, nachdem eine Veränderung in der Redaction oder auch in den allgemeinen literarischen Stellungen vorgegangen, sein Name für immer aus den Spal-

---

*) Dieses ist sehr cum grano salis zu verstehen. Einmal ist es namentlich für den Fremden, so leicht nicht, Mitglied eines Club zu werden. Dann ist es auch mit den paar Pfunden nicht gethan.

ten dieser Zeitung verschwunden zu sein scheint. Uebrigens schmeckt auch dies schon bei gewissen kritischen Organen nach Coterie, wenn diese oder jene Schriftsteller mit nie täuschender Sicherheit darauf rechnen können, von ihnen aufs herbste getadelt oder grob und hämisch abgefertigt zu werden, mögen sie thun und leisten, was sie wollen.

Jedenfalls hat es mit der von Prutz ausgesprochenen Klage seine vollkommene Richtigkeit. Die literarische Kritik würde ohne Zweifel geachteter und einflußreicher dastehen, wenn sich die Journale wenigstens über einige der Hauptprincipien verständigen lernten, aufeinander mehr Bezug nähmen und, wo es zu einem nicht immer zu vermeidenden „Aufeinanderplatzen der Geister" kommt, sich nicht sofort zu einer gehässigen, bösartigen und persönlichen Polemik erniedrigten. Zu diesem Zwecke müßte freilich, damit mehr Uebereinstimmung erzielt werde, die Kritik, wo es sich nicht um das Zurückweisen nachweisbar schlechter und verderblicher Tendenzen und Principien und gallenhafter maßloser Prätensionen handelt, mehr im Geiste wahrer und billiger Humanität geübt werden und sich weniger darin gefallen, entweder mit absichtlicher Blindheit gegen vorhandene Mängel dieses oder jenes Werk bis zum Himmel zu erheben oder mit absichtlicher Verkennung des Bessern einfach „todtzuschlagen", „schlechtzumachen", „herunterzureißen", oder wie sonst diese gemüthlichen deutschen Ausdrücke heißen mögen; sie sollte mit einem Worte mehr den ernsten Richter als den blutigen Nachrichter spielen. Freilich hat sich sogar ein Theil des Publicums daran gewöhnt, nur das inhumane, Scandal machende Urtheil für Kritik zu halten. Als ob die wirkliche Kritik ohne Humanität gedacht werden könnte! Die Kritik ist leider oft genug in dem Fall, nothgedrungenerweise den Stab Wehe schwingen zu müssen — möge sie ihn wenigstens nicht zum Corporalstock werden lassen! H. M.

Notizen.

National-Literatur und Volk.

Wir erhielten von einem preußischen Gymnasiallehrer, der, wie er schreibt, „seine dreißig Primaner schon ein Vierteljahrhundert mit »National-Literaturgeschichte« quält", eine Zuschrift, worin derselbe, an unsern Artikel „Literatur und Volk" in Nr. 39 d. Bl. anknüpfend und ihm seine Zustimmung gebend, sein Herz in einigen halb humoristischen Bemerkungen zu erleichtern sucht. Einige Bemerkungen des Schulmanns scheinen uns immerhin werth, mitgetheilt zu werden.

Also „Literatur und Volk", ja „Volk", „Volk" und „Literatur"! oder gar „National"-Literatur! Da kann ich schon die erste Stunde nicht über dieses Wort weg. Heißt die „Barbarei" von „Nation" und „National" Volk und volksthümlich oder nicht? Was in aller Welt soll es denn sonst heißen? Ich werde dabei immer unwillkürlich an „Nationalgarde", „Nationalcocarde", „Nationalversammlung" und anderes „Nationales" erinnert. Und wer ist denn das „Volk"? Etwa Die, welche alle Mythologien der Welt und dazu alle terminos technicos auswendiggelernt haben? Und ist Das „volksthümlich", zu dessen Verständniß man die Wörterbücher aller lebenden und aller todten Sprachen und obendrein alle Conversations-Lexika nachschlagen muß? O wunderliches Volk, das einige Hunderte zählt und die Hunderttausende Nullen sein läßt! Ja, ich erlaube mir das „Volk", die „Nation", auf den Gassen und Straßen, in Wachtstuben, auf Feldern und in Wäldern, ja in Kohlengruben (ich bin hier denselben sehr nahe!) zu suchen; ich weise hin auf das Volk in Kirchen und noch mehr auf Jahrmärkten und nun: was heißt das „National-Literatur"? etwa:

> Der Harley, welchen Swift und Pop' und Prior loben,
> Ward in den Grafenstand durch Annens Wahl erhoben.
> „Wie, Harley?" fragt erstaunt Britanniens Bathyll u. s. w.

oder:

> Ich sehe dich beim Schwarmen;
> Ich sehe dich in Iphis Garten;
> In Hatvischade land' ich an u. s. w.

Das war Hagedorn (wahrlich keiner der Schlimmsten aus der „National"-Literatur), und ich wollte schon den Anfang der „Alpen" von Haller mit „Korinths Gesez" (4. B.), „Persische Tapeten" (5. B.) „Junkin's Nest" und „Perlen aus Smaragd" (6. B.) herschreiben*), als mir noch rechtzeitig einfiel, daß ich Sie ja nicht quälen wollte. Hoffentlich werden Sie mich ja nicht misverstehen, wenn auch vielleicht nicht ganz verstehen. Ebenso wenig kann ich aus gegentheiligem Grunde über „Tyll Eulenspiegel", „Robinson" und Gellert's „Fabeln" (z. B.) wegkommen; da drängen sich mir die unzähligen „Ausgaben" unabweisbar auf.

Bis hierher der Schulmann. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß, wenn man für „deutsche National-Literatur" etwa deutsche „Volks"- oder gar „volksthümliche" Literatur setzen wollte, dies eben ein ganz anderer Begriff wäre, aus dessen Sphäre gerade unsere berühmtesten Dichter und Schriftsteller herausfallen würden — ein Umstand, der allerdings zu denken gibt.

Die Augusteisch-cäsarische Aera in Frankreich.

Die Anhänger des jetzigen Regierungssystems in Frankreich haben bekanntlich die Marotte, Parallelen zwischen Frankreich und dem alten Rom zu ziehen und zu dem Schlusse zu kommen, daß nach den jahrelangen innern Zerwürfnissen, Parteikämpfen, Schlächtereien und tumultuarischen Zänkereien in Raths- und Volksversammlungen hier wie dort ein cäsarisches Regiment nöthig geworden sei. Wir wollen dies zugeben, obschon wir um die Folgerungen, die aus diesem Vordersatz fließen würden, die Franzosen wahrlich nicht beneiden; denn wir könnten, bei Licht besehen, darin doch nur ein Eingeständniß eigener Ohnmacht, Rathlosigkeit, ja Abgelebtheit erblicken. Es gehört etwas dazu, sich für den jedenfalls klugen und gewandten Kaiser Octavianus Augustus in Begeisterung zu setzen, namentlich wenn man sich der Zeiten erinnert, die unmittelbar dem allerdings glänzenden Augusteischen Zeitalter folgten. Und ob gerade jetzt Frankreich in einer Augusteischen Aera lebt, dürfte von Manchen bezweifelt werden, zumal da nach der Versicherung Anderer Frankreich diese Aera bereits unter Ludwig XIV., nach Andern unter dem ersten Napoleon gehabt hat, obschon die Horaz, Virgil u. s. w. dieser Aera fehlten und außer der Erinnerung an eine Reihe glorreicher Feldzüge, die aber mit allgemeiner Niederlage endeten, von der neurömischen Herrschaft der Franzosen nichts übriggeblieben ist. Zu diesen Bemerkungen veranlaßten uns zwei Artikel in der jetzt Regierungsorgan gewordenen „Revue contemporaine", von denen der eine, vom Staatsrath Troplong verfaßt, die Ueberschrift „De la chute de la république romaine" trug, der andere: „Le siècle d'Auguste", von Evariste Bavoux, Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, erst in einer der letztern Nummern begonnen hat. Diese latinisirende und romanisirende Tendenz, die unter den Verfechtern des jetzigen Systems vorwaltet, ist der germanisch-englischen mit ihren Principien freiester Entwickelung, welcher die meisten wirklich Freisinnigen anhängen, sehr entgegengesetzt und wir würden in der That üble Folgen für Frankreich fürchten, wenn sie für die Dauer herrschend würde. Wenn Bavoux sagt, nur an das Alterthum müsse man sich wenden, um eine Grundlage fester, sicherer, gesunder, der Mode nicht unterworfener Ideen zu gewinnen, so ist dies bis zu einem gewissen Grade allerdings richtig, nur müssen wir diesen Rath sehr bedenklich finden, wenn wir zu diesem Zweck gerade an das Cäsarische Zeitalter verwiesen werden. Es hilft dem Verfasser auch nichts, wenn er sich nachzuweisen bemüht, wie Napoleon I. gerade die Wissen-

---

*) Die Freiligrath'sche Schule würde unserm „National-Literaturhistorie-Gymnasiallehrer" noch eine ganz andere Ausbeute zu seinem Zwecke gewährt haben.

schaften zu einem Hauptattribut des Kaiserreichs proclamirt habe. Gesetze, wie weit sie zu gehen hätten, schrieb er ihnen allerdings vor; er disciplinirte sie militärisch und polizeilich. Manche Parallele Bavour' dürfte übrigens an gewisser Stelle vielleicht in nicht ganz freundlichem Sinne gedeutet werden, z. B. wenn er in Octavian dem Kaiser zwar einen gerechten, milden, versöhnlichen, großmüthigen Wiederhersteller der Ruhe und der Reichswohlfahrt, einen Bändiger der Aufstände, der Verschwörungen, der tumultuarischen Rednerbühne und sogar, was gewiß alles Mögliche sagen will, den Wiederbringer einer wahren und allein fruchtbringenden Freiheit erblickt, aber in dem Triumvir Octavian einen ehrgeizigen, leidenschaftlichen, erbarmungslosen Menschen erkennt, dem jedes Mittel recht gewesen, das ihm zur Befriedigung seines Ergeizes gedient habe.

H. M.

Bibliographie.

Album der neueren deutschen Lyrik. 2te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 2 Thlr.

Apel, T., Gesammelte dramatische Werke. 1ster Band: Nähkäthchen. Junge Männer und alte Weiber. Der Hausarzt. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr.

Auswahl geistlicher Lieder für Privaterbauung. Herausgegeben von M. Jacobi. Bonn, Marcus. 1856. 8. 20 Ngr.

Besser, W. F., Martinus von Tours. Ein Lebensbild aus der alten Kirche. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1856. 32. 4½ Ngr.

Bibliothek der Gegenwart. 1ster Band. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein Blumenstrauß. Gebunden für Frauen und Jungfrauen von Frauenhand. Jena, Mauke. 1856. 16. 18 Ngr.

Boas, E., Schiller's Jugendjahre. Herausgegeben von W. v. Maltzahn. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse Schiller's nach einer Originalsilhouette. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 2 Thlr.

Boz, Klein Dorrit. Aus dem Englischen von J. Seybt. 1ster Band. Fünf Lieferungen. Leipzig, Wiedemann. 1856. 8. 1 Thlr.

Caroline Louise, Baruch von Spinoza. Drama in fünf Aufzügen. Berlin, Schneider u. Comp. Br. 8. 20 Ngr.

Cruickshank, B., Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrika's. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Curt Oswalt, Aus voller Seele. Gedichte. Dresden, Adler u. Dietze. 1856. Br. 8. 20 Ngr.

Deslys, C., Ein Zuave. Deutsch von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Döll, A., Die gewerbliche Assoziation. Ein Beitrag zur Lösung der Arbeitsfrage. Gekrönte Preisschrift. Dresden, Klemm. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Dramen aus und nach dem Spanischen. Von L. Braunfels. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dudumi, D., Pester Briefe über Literatur, Kunst, Theater und gesellschaftliches Leben. 1ste Lieferung. Pest, Edelmann. 1856. Gr. 12. 15 Ngr.

Durch Welschland. Reisegedanken und Gedankenreisen aus der Brieftasche eines Candidaten. Stuttgart, S. G. Liesching. 1856. Br. 8. 15 Ngr.

Fechner, G. T., Professor Schleiden und der Mond. Leipzig, Gumprecht. 1856. 8. 2 Thlr.

Feuerbach, A., Der vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Frohschammer, J., Menschenseele und Physiologie. Eine Streitschrift gegen Professor Carl Vogt in Genf. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 22 Ngr.

Geffcken, J., Der Bildercatechismus des 15. Jahrhunderts und die catechetischen Hauptstücke in dieser Zeit bis auf Luther, mitgetheilt und erläutert. I. Die zehn Gebote, mit 12 Bildtafeln nach Cod. Heidelb. 438. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 4. 2 Thlr.

Göler, Freih. A. v., Treffen bei Ruspina nebst Beleuchtung einiger andern Stellen in Rüstows Heerwesen und Kriegführung Cäsars. Ein Nachtrag zu „die Kämpfe bei Dyrrhachium und Pharsalus". Mit einer Tafel. Karlsruhe, Müller. Lex.-8. 8 Ngr.

Groth's, K., Quickborn. Aus dem Plattdeutschen übertragen von G. Z. Gotha, Scheube. 1856. 16. 1 Thlr.

Hebbel, F., Gyges und sein Ring. Eine Tragödie in fünf Acten. Wien, Tendler u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hurter, F. v., Aus dem Leben des hochwürdigen Herrn Aristaces Azaria, Doctors der Theologie, Generalabtes der Mechitharisten-Congregation, Erzbischofs von Cäsarea, S. k. k. apost. Maj. wirkl. Geh. Rathes etc. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Lex.-8. 1 Thlr.

In einsamen Stunden. Erbauliches und Beschauliches in Liedern. 2te Auflage. Berlin, Guttentag. 1856. 16. 1 Thlr.

Klose, C. J., Bruck an der Laitha vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf die gegenwärtige Zeit und seine Merkwürdigkeiten. Wien, Prandel u. Meyer. 8. 12 Ngr.

Kock, C. P. de, Frau von Monflanquin oder wie die That so der Lohn. Aus dem Französischen von L. Fort. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ludwig, F., Aus dem Mutterherzen. Jena, Mauke. 1856. 16. 15 Ngr.

Maurer, K., Die Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christenthume, in ihrem geschichtlichen Verlaufe quellenmäßig geschildert. 1ster Band. München, Kaiser. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Maury, M. F., Die physische Geographie des Meeres. Deutsch bearbeitet von C. Boettger. Mit 5 Holzschnitten und 6 grösseren lithographirten Karten. Leipzig, G. Mayer. 1856. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Zizka. Gesänge. 6te unveränderte Auflage. Leipzig, Herbig. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Meyr, M., Erzählungen aus dem Ries. Berlin, Springer. 1856. Br. 8. 2 Thlr.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit dem Bildniß C. F. Scherenbergs und einer Musikbeilage von F. Liszt. 6ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 1856. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nach Constantinopel und Brussa. Ferien-Reise eines Preußischen Juristen. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neumeister, T., Adam Schwobe und Niklas von Tschirnhausen oder die Erstürmung des Talkensteins. Eine romantische Erzählung aus dem Zeitalter der schlesischen Ritter- und Räuberburgen. 1ste und 2te Lieferung. Neusalza, Oeser. 1856. 8. à 2 Ngr.

Tagesliteratur.

Das gute Recht der reformirten Kirche in Kurhessen. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rein, K., Worte ernster Liebe über den Katechismus der Kirche der Zukunft dargebracht dessen Verfasser und seinen Lesern. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 3 Ngr.

Roth, C. L., Wie die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum der religiösen Jugend-Bildung förderlich seyn könne. Ein Vortrag am Ende des Schuljahrs zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät, des Königs Wilhelm von Württemberg. Stuttgart, F. Steinkopf. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Das Register zum Jahrgang 1855 wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

